Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 604,528

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

AP
30
.G295
v.7

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

UNIV.

Digitized by Google

AP
30
G295
V. 1-

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Siebenter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Die Entwickelungsstufen des Kriegsvölkerrechtes. Von Bluntschli 81
Verhältniß zwischen Deutschland und Belgien. I. II. Von demselben 369. 387
Das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. Von *** . 305
Unser Verhältniß zu Schweden. Von Wilhelm Wackernagel . 353
Der nächste Papst. Von Karl Blind 209
Fürst Bismarck und Graf Cavour. Eine historisch-politische Parallele. Von Moritz Meyer 17
Die Mission Bismarcks nach Petersburg im Jahre 1859. Von demselben 241

Inland.

Deutschland und sein Verhältniß zur religiösen Frage. Von W. Tangermann 113
Das Reichscivilehegesetz und das baierische Concordat. Von Ch. Weber 65
Der letzte Kurhut. Von W. G. 49
Die Hinrichtungen in Braunschweig. Von Ludwig Noiré . . . 129

Ausland.

Franz Josephs I. Reise nach Venedig. Von Austriacus . . . 225
Die Krisis in der englischen Kirche und der Ultramontanismus in England. Von H. Bartling 339. 354
Englands liberaler Führer. I—V. Von Karl Blind. 81. 98. 131
Der americanische „König im Frack". Von demselben 289
Geschichte der neuen Verfassung von Frankreich. Von Leopold Richter 171
Die politische Zukunft Frankreichs. Von demselben 401
Das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871. Von Villanus 307
Die kirchlich-politische Frage in der italienischen Deputirtenkammer Von Patti 337
Die zweite Kammer der holländischen Generalstaaten. Von Th. Wenzelburger 403
König Alphons XII. Von Wilhelm Wackernagel 33
Spanische Zustände. Von Th. Piderit 273

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873. Von Schulze-Delitzsch 3. 19. 44. 53
Zur Orientirung in dem Streite der volkswirthschaftlichen Schulen in Deutschland. Von Johannes Berg 193
Der erste Congreß österreichischer Volkswirthe. Von demselben . . 257
Schmoller contra Treitschke. Von H. B. Oppenheim 211
Die Handelsgerichte. Von Alexander Meyer 371

3. Vermischte Aufsätze.

Politisches und juristisches Urtheil im Hinblick auf den Proceß Arnim von Bluntschli 1
Kant und das Verhältniß von Kirche und Staat. Von Theobald Ziegler 177
Zur Jugendgeschichte Pius IX. Von Karl Blind 321
Die Presse in den Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel
I. Statistik 243
II. Geschichte 275
III. Die deutsch-americanische Presse 291
Die Metercommission in Paris. Von W. 293
Die Campagna di Roma von Karl Braun 97
Ein deutscher Kaufmann. Von demselben 386
Zur Geschichte des Ordens vom goldenen Vließ. Von Nemo 245. 259
Der moderne Spiritismus. Von H. Bartling 145. 164
Ueber Pyramiden-Weisheit. Von Carus Sterne 147. 178

4. Litterarische Aufsätze.

a. Gedichte.

Der Tod des Perikles. Von Emanuel Geibel 55
Perikles. Von Hermann Lingg 22
Die Kämpfer von Eleusis. Von demselben 102
Hymnus der Zeit. Von Adolf Strodtmann. 166
Ein Scherz. (Nach Giacomo Leopardi.) Von Paul Heyse . . . 196
Imperator Caesar G. Aur. Val. Diocletianus Aug. ad Marcum Trebonium 226
Kleine Gedichte. Von C. von Ostini 341

b. Essais.

Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten. Von M. Carriere 10. 28
Zur Lenorensage. Von demselben 405
Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Von Karl Hillebrand. (I—VII.) 36. 58. 86
Ein bis jetzt unbekannt gebliebener Brief Goethes an den Niederländer R. M. van Goens. Von Wilhelm Berg 296
Melchior Meyr und seine Philosophie. Von J. Frohschammer . 167
Theodor Döring. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Von Georg Hiltl 68. 89. 107. 139. 150
Eine österreichischer Dialektdichter. Ludwig Anzengruber. Von Fritz Mauthner 102. 122
Ein deutscher Schulmeister. Von A. Döring 391
Ein Künstlernachlaß (Mintrop). Von Joseph Schrattenholz . 376. 407
Alexander Dumas der Jüngere in der Akademie. Von Paul Lindau 120
Zur Correspondenz Proudhons. Von A. Németyi . . . 248. 262
Aus der Ideenwelt Edgar Quinets. Von Schmidt-Weißenfels . 279
Die drei Turgeniew. Vom Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft" 51. 66. 100. 115. 133. 214
Aus der Mappe eines Journalisten. Von Julius Duboc. . . 137
Ueber historische Dramen. Von Heinrich Kruse 117
Zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters 344
Zur Geschichte der Pariser Oper. Von Medicus 148
Ueber die Form des Sonetts. Von Ernst Eckstein 196
Ein paar Worte über Sprech- und Schreibstil. Von O. Zacharias . 217
Fürwort für ein Fürwort. Von Karl Gutzkow 323
Zur Orientirung in der Philosophie der letzten hundert Jahre. Von Eduard von Hartmann 308. 324
Der moderne französische Liebesroman und die Stellung der Frauen in demselben. Von Adolph Rutenberg 362
Die süditalische „Lenore". Mitgetheilt von Woldemar Kaden . 364
Kleine Briefe. Von D. Spitzer 213
Wie die Franzosen den Reichskanzler heißen. Von Fritz Kilian . 11
Zur Erinnerung an K. E. Bauernschmid. Von M. Herzel . . . 393
Ein römischer Cardinal und ein deutscher protestantischer Professor. Von Joseph Kolkmann 411

Digitized by Google

Autobiographische Skizzen.

Seite
Mein Entwicklungsgang. Von Eduard von Hartmann. . 5. 22. 39
Von meinem Leben und Wirken. Von M. Carriere . . . 226. 250

c. Literarische Kritik.

Die Brüder vom Deutschen Hause. Von Gustav Freytag. Besprochen von Paul Lindau 7
Juschu. Von Hans Hopfen. Von demselben 389
Eine Vorrede zu Manon Lescaut. Von demselben 26
Neue dramatische Dichtungen. „Brutus." Von Heinrich Kruse. Von demselben 42
„Preußens erstes Schwurgericht." Schauspiel in 5 Aufzügen von Hermann Kette. Von demselben 104
„Dame Lucifer." Lustspiel in 5 Aufzügen von Karl Nessel. Von demselben 106
Das Wiener Stadttheater. Von demselben 181
Das neueste patriotische Drama in Frankreich. Von demselben . 406
Ein Mitstreiter im Culturkampfe (Egenter). Von demselben . . 328
Denker und Dichter. Von demselben 379
Das Tagebuch des Königs von Persien. Von H. Bambéry . 56. 70
Psychologie der Liebe. Von Julius Duboc. Besprochen von A. . 233
Deutsche Staatslehre für Gebildete. Von J. C. Bluntschli. Besprochen von Th. Weber 280
„Geistesströmungen." Besprochen von Wilhelm Goldbaum . . 312
Specifisch-schwäbisch. Von Theobald Ziegler 373
Werders Hamlet-Vorlesungen. Von Hans Marbach 357
Erinnerungen eines griechischen Officiers an den deutsch-französischen Krieg 1870 u. 71. Von Daniel Sanders 187
Die Geschichte von einer Mutter in fünfzehn Sprachen. Von Berthold Auerbach 278
„Periander." Eine Trilogie von Ewald Böcker. Besprochen von Ernst Wichert 198
„Kriemhild." Von W. Marr 260
„Columbus." Von Hermann Schmid. Besprochen von R—t. . . 347
Neue Dichtungen. Literarische Plauderei von Albert Träger. . 230
„Allerhand Ungezogenheiten." Besprochen von Wilhelm Buchholz 342
Von den Alpen bis zum Aetna. Von Ludwig Pietsch 263

d. Bühnenkritik.

Die letzten Novitäten. Von Paul Lindau 60
Die „Hermannsschlacht" von Heinrich von Kleist in der Bearbeitung von Rudolf Genée. Von demselben. 72
„Hand und Herz." Trauerspiel in 4 Aufzügen von L. Anzengruber Von demselben 152
„Liebe für Liebe." Schauspiel in 4 Acten von Friedrich Spielhagen Von demselben 234
Das Gastspiel des herzoglich Meiningschen Hoftheaters. Von demselben.
I. „Die Hermannsschlacht." Von Heinrich von Kleist . . . 265
II. „Esther." Von Grillparzer 299
„Die gelehrten Frauen." Von Molière 300
III. „Fiesko." Von Schiller 316
Aus dem Schauspielhause. Von demselben 283
Heines „William Ratcliff" auf dem Teatro Manzoni in Mailand. Von A. Vivanti-Lindau 314
Grillparzers „Bruderzwist" im Wiener Stadttheater. Von Heinrich Laube 135
Hesmerdings Benefiz. Das Gastspiel der Schweriner Hofschauspieler Von F. H. Kugler 332
Die Benefizvorstellung für den Verein „Berliner Presse" im königlichen Schauspielhause. Von demselben 366
Das Meiningensche und das Dresdner Residenztheater. Von demselben 381
„Rabagas." „Der Kaufmann von Venedig." Von demselben . . 397
Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg". Von demselben 413

5. Musik und bildende Künste.

A-ing-fo-hi. Komische Oper in 3 Acten von Ernst Wichert. Musik von Richard Wüerst. Besprochen von A. H. Ehrlich . . . 92
Eduard Hanslick, die moderne Oper. Von demselben 141
Aus dem Concertsaale. Von demselben 171
„Die Maccabäer." Oper von Mosenthal. Musik von Rubinstein. Von demselben 268
Fragmente aus der „Götterdämmerung". Von Richard Wagner. Von demselben 285
„Schicksalslied" von Brahms. Von demselben 333
Jesus Christus. Von Gabriel Max. Besprochen von Fritz Mauthner 298
Verloosung von Kunstwerken für den Bau eines Berliner Künstlerhauses. Von Ludwig Pietsch 110
Die Augsburger Gallerie in Photographie und Lichtdruck. Von Alfred Woltmann 149
Der Pariser Salon von 1875. I. II. III. Von Albertus . 330. 396. 409

6. Aus der Hauptstadt.

Berliner Courier. Von Nemo 77. 93. 124. 155. 204
Aus der philosophischen Facultät. Von Optimus 154
Aus der Aula der Berliner Universität am 22. März 1875. Von F. E. 237. 252
Ein Vortrag im Berliner „wissenschaftlichen Vereine". Von Carus Sterne 62
Die erste Sitzung der neuen Stadtverordnetenversammlung. Von y. 44
Das Pringsheim'sche Haus in der Wilhelmstraße in Berlin von G. Ebe 12
Vom Plötzensee. Von Paul Lindau 201. 218

7. Offene Briefe und Antworten.

Historisches Repetitorium. Von P. W. und P. L. 15
Liebestausch. Von denselben 47
Wilhelm Roschers Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. Von Victor Böhmert 173
Die ungarische Volkspoesie in der „Gegenwart". Von Ludwig Aigner 190
Die Romanze in der Oper „Mignon", Herr Hanslick und Herr Ehrlich. Von Ferdinand Gumbert 206
Erklärung in Bezug auf den eben erwähnten Brief. Von Ferdinand Gumbert 223
Garibaldi und das Papstthum. Von G. Garibaldi an Karl Blind 271
Zu den „geflügelten Worten". Von H. Zeterling 271
Berichtigung in Bezug auf den Artikel in Nr. 10 von Optimus. Von Adolph Wagner 303
Berichtigung in Bezug auf „Kriemhild" von Marr in Nr. 17. Von F. Arnd 319
Erklärung bezüglich der Schrift „über die Geschäftswelt angesichts der Geschäftslage in Deutschland". Von Ludwig Bamberger 335
Berichtigung in Betreff Emanuel Aragos. Von Moritz Brasch 335
In Sachen Hamlets. Von Rudolf Genée 383
Erklärung bezüglich der auf Seite 335 von Ludwig Bamberger festgestellten Thatsache. Von J. Diemer 383

8. Notizen.

S. 14. 31. 45. 62. 79. 95. 111. 126. 142. 157. 175. 190. 207. 222. 239. 253. 270. 286. 302. 318. 334. 348. 367. 381. 398. 414.

9. Bibliographie.

S. 31. 47. 159. 223. 255. 286. 302. 319. 351.

Digitized by Google

№ 1.

AP
30
.G295
v.1
no.1

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Politisches und juristisches Urtheil im Hinblick auf den Prozeß Arnim. Von Bluntschli. — Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873. Von Schulze-Delitzsch. I. — **Literatur und Kunst:** Mein Entwicklungsgang. Von Eduard von Hartmann. — Die Brüder vom deutschen Reiche. Von Gustav Freytag. Besprochen von Paul Lindau. — Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten. Von M. Carriere. — **Verschiedenes:** Wie die Franzosen den Reichskanzler heißen. Von Fritz Kilian. — **Aus der Hauptstadt:** Das Pringsheim'sche Haus in der Wilhelmsstraße in Berlin. Von G. Ebe. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Politisches und juristisches Urtheil im Hinblick auf den Prozeß Arnim.

Der Prozeß Arnim hat den Gegensatz der politischen und der juristischen Bedeutung des Streites zwischen dem Reichskanzler und dem Reichsbotschafter und ebenso den Unterschied der politischen und der juristischen Methode der Beurtheilung in ein so helles Licht gesetzt, daß die Reflexe dieser glänzenden Beleuchtung auf unser Staatsleben und auf unsere Justiz klärend und berichtigend nachwirken werden. Es lassen sich aus diesen Erfahrungen fruchtbare Lehren ziehen.

Was dem Berliner Richter nur als „Staffage und Scenerie des Dramas" erschienen ist, das galt der öffentlichen Meinung von ganz Europa ohne Frage als die Hauptsache, und die politisch denkende Welt betrachtete umgekehrt den gerichtlichen Prozeß nur als die formelle Einfriedigung des großen Zweikampfs, dem sie mit gespannter Aufmerksamkeit zusah. Für die juristische Seite des Streites war das Interesse und das Verständniß vorzugsweise auf den engen Kreis der Juristen beschränkt; die politische Seite dagegen erregte in allen Classen der Bevölkerung, soweit nur einiges staatliches Bewußtsein verbreitet ist, die lebhafteste Theilnahme.

Ein erheblicher Theil des Publicums hegte anfangs einiges Mißtrauen gegen den Reichskanzler. Mehr im Ausland als in Deutschland wurde der Verdacht ausgesprochen, der gewaltige Kanzler mißbrauche seine große Autorität, um einen unbequem gewordenen politischen Gegner und einen lästigen Rivalen zu verfolgen und mit Hülfe der dienstbaren Justiz zu vernichten. Schon die ersten Prozeßverhandlungen widerlegten diesen Verdacht und beseitigten jenes Mißtrauen. Als dann aber im Verfolg des Prozesses die verborgenen Karten offen auf den Tisch gelegt und die diplomatischen Geheimbriefe vor aller Welt rückhaltlos und getreu veröffentlicht wurden, da mußten sogar die Feinde des Deutschen Reiches und die hartnäckigen Hasser des Fürsten Bismarck widerwillig zugestehen, daß der Sieg des Reichskanzlers über den Botschafter ein vollständiger sei. Die Politik des Fürsten Bismarck erschien rein von kleinlichen Intriguen und unwürdigen Gehässigkeiten, von männlichem Stolze beseelt aber ohne verletzenden Hochmuth, vorsichtig ohne Aengstlichkeit, das Wesen der Dinge scharf erkennend, unnahbar für fremde Täuschungen und Einflüsse, die Selbstständigkeit auch des feindlich gesinnten Volkes achtend, keineswegs nach Händeln lüstern, eminent friedlich und doch jeder Zeit bereit den Krieg aufzunehmen, wenn die Feinde dazu nöthigen würden.

In allen diesen Beziehungen zeigte sich das Bild des Grafen Arnim vielfältig getrübt. Es schien kaum begreiflich, wie dieser je den Gedanken hatte fassen können, Bismarck zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen, sogar dann kaum begreiflich, wenn man in Rechnung brachte, daß die eitle Selbstüberschätzung in einer leidenschaftlichen und beschränkten Hof- und Adelspartei einen vertrauenden und vertrauten Rückhalt fand. Bismarck erwies sich ebenso wie durch seine wunderbaren Erfolge so durch seinen Geist und Charakter dem vermeintlichen Rivalen weit überlegen.

Nachdem einmal dieser Eindruck des politischen Sieges erreicht war, trat das Interesse an dem Strafprozeß bescheiden zurück. Ueberall konnte man die Bemerkung hören, es ist nunmehr fast gleichgültig, wie der Prozeß vor dem Strafrichter ausgeht, ob Arnim schuldig oder frei gesprochen wird, ob er eine harte oder eine milde Strafe erleidet. Für den Angeklagten und seine Freunde, für die Criminalisten war das wichtig. Für das große Publicum hatte das nur noch insofern ein Interesse, als man es ungern gesehen hätte, wenn die juristische Beurtheilung dem politischen Urtheil allzu schroff widersprochen hätte.

Bei dem politischen Urtheil war Alles erwogen worden, die Fähigkeit und die Würdigkeit der handelnden Personen, die Wohlfahrt des Vaterlandes, der Friede Europas, die politischen Ziele und die Moralität und Zweckmäßigkeit der politischen Mittel. Auch die Verschuldung des Angeklagten wurde bemessen, allerdings nicht nach dem Maßstabe des Strafgesetzbuchs, aber nach dem Maße der für den Staat unentbehrlichen Unterordnung des Gesandten unter den leitenden Minister und der nothwendigen Geschäftsordnung. Das politische Urtheil fiel entschieden ungünstig aus für den Angeklagten. Seine politische Rolle war ausgespielt.

Auf ganz andern Erwägungen ruht das juristische Urtheil. Der Strafrichter rühmt sich dessen, daß alle jene Rücksichten, welche das sittliche und patriotische Gefühl und den Verstand der politischen Urtheiler bestimmen, für ihn gleichgültig und bedeutungslos seien. Er sieht nur auf die „nackte, trockene Handlung selbst"; der einzige Maßstab, von dem er weiß, ist „das Gesetz". Unbekümmert um die Folgen und unbekümmert um den innern Zusammenhang seines Vorgehens mit dem Leben des Volkes und Staates handhabt er das „kritische Secirmesser". Er deutet sogar an, daß, wenn er durch seine Secirarbeit die Staatsinteressen verwunde, auch das ihn nicht bekümmere.

Man kann der Meinung sein, daß Politik und Justiz

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

zwei verschiedene Dinge seien und daß es überaus gefährlich wäre für die persönliche Rechtssicherheit und Freiheit, wenn der Strafrichter abhängig gemacht würde von der politischen Regierung, und man kann trotzdem ernste Zweifel haben, ob eine Einrichtung der Justiz gerechtfertigt und zweckmäßig sei, welche Vergehen wider die Staatsordnung ohne Rücksicht auf die Sicherheit und das Wohl des Staates zu beurtheilen angewiesen wird. Die völlige Isolirung der Justiz von den dauernden Interessen und der Ordnung des Staats ist schon deshalb gar nicht möglich, weil die Gerichte Staatsinstitutionen sind und im Namen des Staates die Rechtspflege zu handhaben verpflichtet sind. Aus der Unabhängigkeit des Richters von jeder Einwirkung der Regierung oder der politischen Parteien und aus der Selbstständigkeit seiner gewissenhaften Prüfung der Thatsachen und der Rechtsverhältnisse folgt nicht, daß es für ihn gleichgültig sei, ob er durch sein Verfahren und sein Urtheil die Autorität des Staates verwunde, dem er dient, und die Sicherheit des Staates gefährde, von dem er sein Amt ableitet. Wollten die Gerichte den bekannten Juristenspruch: „Wir sprechen Recht, mag darüber die Welt zu Grunde gehen" ernstlich und rücksichtslos durchführen, so würden sie bald erfahren, daß die Welt, d. h. hier das Volk und der Staat ihnen die Macht zu einer solchen verderblichen Rechtspflege entzöge. Das Recht ist die nothwendige Ordnung, Bedingung und Schutzwehr des Gemeinlebens der Menschen; wenn seine Handhabung das Gemeinleben in Verwirrung bringt und schädigt, so ist das Unrecht, nicht Recht.

Gewöhnlich behauptet man, das juristische Urtheil sei weit sicherer als das politische Urtheil, denn leicht werde die Unbefangenheit des letztern durch die politischen Interessen und Parteileidenschaften gestört und verdorben, während die logische Anwendung einer Gesetzesstelle auf eine erwiesene Thatsache, welche das juristische Urtheil bestimme, klar und unzweifelhaft sei. Dieser Unterschied mag in sehr vielen Fällen zutreffen. In dem Arnim'schen Prozeß aber hat sich das Gegentheil gezeigt. Das politische Urtheil aller Völker und aller Parteien war in der Hauptsache dasselbe; die Wenigen, welche widersprachen, wurden wie Sonderlinge angesehen und fanden nirgends Beachtung. Aber während des Prozesses und selbst nach dem richterlichen Urtheil noch zeigte sich unter den Juristen ein lebhafter Widerstreit der Meinungen, und keine Ansicht konnte auf allgemeine Billigung auch nur einer erheblichen Mehrheit von Rechtskundigen rechnen. Es haben in dem Gerichtssaale und außerhalb desselben viele Juristen von anerkannter Befähigung öffentlich ihre Meinung ausgesprochen und wir dürfen wohl annehmen, daß sie alle die Frage gewissenhaft geprüft und aufrichtig ihre rechtliche Ueberzeugung ausgesprochen haben. Dennoch stimmten ihre Meinungen gar nicht zusammen; fast jeder hatte eine andere Ansicht als jeder Andere. Man sieht, die Sicherheit des juristischen Urtheils schwankt bedenklich hin und her.

Als der Prozeß eingeleitet und Graf Arnim verhaftet worden war, spotteten die Berliner über das unsichere Suchen der Juristen nach einem Strafparagraphen des Gesetzbuches mit dem witzigen Worte: „Den Verbrecher haben sie, aber das Verbrechen haben sie noch nicht gefunden".

Ueber ein formelles Bedenken, welches dem §. 4 des deutschen Strafgesetzbuches entnommen wurde, der die Verfolgung wegen eines im Ausland begangenen Verbrechens oder Vergehens untersagte, kam mit einigem Besinnen die große Mehrzahl der Juristen mit Hülfe des Völkerrechts bald hinweg. Die Exterritorialität, welche das Völkerrecht den fremden Gesandten innerhalb des Staatsgebiets zusichert, bedeutet zugleich Interritorialität der eigenen Gesandten bei fremden Staaten. Das deutsche Botschaftshotel in Paris wird demgemäß von den französischen Gerichten wie Ausland und von den deutschen Gerichten als Inland zu betrachten sein. Die Fiction der Exterritorialität, beziehungsweise der Interritorialität im Gegensatze zu dem realen Aufenthalt in fremdem Lande, wurde gerade mit Bezug auf die Sicherheit der diplomatischen Correspondenzen und des Gesandtschaftsarchivs durch die Praxis und die Theorie des Völkerrechts ausgebildet. Zwar sprach das Strafgesetzbuch nicht davon; aber die Beachtung der allgemein anerkannten völkerrechtlichen Regel schien doch den meisten Juristen ebenso nöthig als selbstverständlich, zumal wenn der Angeklagte ein Gesandter war; und die Mißachtung derselben wäre eine so schwere Gefährdung und Verletzung des Staates gewesen, daß jeder staatliche Richter vor der Verantwortlichkeit erschrecken mußte, der er verfallen wäre, wenn er auf dem Isolirschemel seiner logischen Secirübung auch diesen Zusammenhang mit der Ordnung und Sicherheit des Staates zerschnitten hätte.

Dem natürlichen Rechtssinn wurde es bald klar, daß hier eine schwere und für den Staat höchst gefährliche Rechtsverletzung geschehen sei; aber bei näherer Prüfung des Strafgesetzbuches fand sich, daß keine Bestimmung desselben diese Art von Rechtsverletzung in ihrem Wesen klar vorhergesehen und mit Strafe bedroht habe. Das Strafgesetzbuch, wie die hergebrachte Jurisprudenz hatten wohl die oft vorkommenden Verbrechen und Vergehen im Ganzen richtig bestimmt und mit angemessener Strafe bedroht; aber dieser seltenen und ungewöhnlichen Verletzung der Amtspflicht gegenüber erschienen das Gesetz und die Doctrin mangelhaft und lückenhaft. Das Gefühl, daß die Schwere und Gefährlichkeit der Rechtsverletzung größer sei, als das Disciplinarverfahren zu fassen vermöge, und daher das Einschreiten des Strafrichters nöthig mache, war ziemlich allgemein verbreitet und wurde in dem Verhältnisse stärker und dringender, in welchem die Kenntniß der Thatsachen zunahm. Die völlige Straflosigkeit des Angeklagten wäre ohne Zweifel vielfach wie eine Gefährdung der Staats- und Rechtsordnung empfunden worden. Aber, weil das Strafgesetz den Fall nicht eigens und direct vorgesehen hatte, so suchte man in jenem nach, ob derselbe nicht unter irgend eine allgemeine Rubrik unterzubringen und wenigstens einigermaßen mittelbar mit Strafe zu treffen sei. Daher alle die künstlichen und zweifelhaften Vorschläge und Anwendungen der Definitionen des Strafgesetzes.

Ohne Zweifel ist das ausschließliche Recht des Staates an dem Gesandtschaftsarchiv und den diplomatischen Correspondenzen etwas anderes als das Eigenthum oder der Besitz an beweglichen Sachen, z. B. einer Uhr oder eines Buchs; denn jene Gesandtschaftspapiere haben nicht als körperliche Sachgüter einen Werth, ihre Bedeutung liegt in dem geistigen Inhalt der politischen Instructionen und Gedanken, deren Träger sie sind. Aber dem natürlichen Rechtssinn ist es unfaßbar, daß das Recht des Staates an diesen Gegenständen, die für den Staat unendlich werthvoller und wichtiger sind, als das Eigenthum an gedruckten Büchern, weniger geschützt sein solle als dieses, und daß es strafbar sein soll, Bücher zu unterschlagen oder zu entfremden, nicht aber strafbar, solche Acten dem Staate unerlaubter Weise vorzuenthalten. Die Unterschlagung des Strafgesetzes ist ein Vergehen wider das Vermögensrecht; die Unterschlagung, welche dem Grafen Arnim vorgeworfen wurde, war nicht ein Vergehen wider das Vermögensrecht, sondern wider das Staatsrecht, die Staatsordnung und die Staatssicherheit. Aber wir begreifen, daß manche Juristen fanden, es lasse sich die Strafandrohung wider die vermögensrechtliche Unterschlagung wohl analog auf die staatsrechtliche Unterschlagung anwenden, da diese ein ähnliches, nur noch viel schwereres Vergehen sei. Wir finden es aber auch erklärlich, daß andere Juristen eine solche Ausdehnung des Strafgesetzes nicht für zulässig erachteten.

Aehnlich verhält es sich mit dem Amtsvergehen der Beiseiteschaffung von Urkunden, welche einem Beamten anvertraut sind (§. 348). Dem natürlichen Rechtssinn blieb es unverständlich, weshalb es strafbar sei, wenn ein Beamter ein Beweisdocument für eine Forderung von 50 oder 100 Thalern bei Seite schaffe, aber nicht strafbar, wenn derselbe Beamte politische Acten, von deren Sicherheit vielleicht Frieden oder Krieg des Staates abhängen, bei Seite schaffe. Im ersten Fall wird die Vermögenssicherheit eines Privaten einiger-

Digitized by Google

maßen gefährdet, im letztern Fall die Sicherheit des ganzen Staats und damit das Leben von vielen Tausenden und das Vermögen von Millionen in Gefahr gebracht. Trotzdem scheuen wir uns, den Juristen auf seinem Isolirschemel zu tadeln, der auf den Buchstaben des Gesetzes hinweist und demonstrirt, nach dem Sprachgebrauch des Gesetzes seien diplomatische Acten keine Urkunden. Nur freilich hebt dieses Zugeständniß den empfindlichen Mangel in unsrer Strafrechtspflege nicht auf, der durch diese juristische Auslegekunst nicht geheilt, sondern aufgedeckt wird.

Wenn dann schließlich der Angeklagte nicht als Beamter, sondern als „Mensch" in der Schlinge des §. 133 hängen geblieben ist, weil dieser Paragraph neben den Urkunden auch die Acten ausdrücklich erwähnt, so mochte sich das juristische Gewissen bei diesem Ergebniß beruhigt fühlen; dem natürlichen Rechtsgefühl aber erschien das geringfügige Resultat außer Verhältniß zu der Wichtigkeit der geschehenen Rechtsverletzung und keineswegs in Harmonie mit der Würde und dem Ernste wahrer Gerechtigkeit. Es war etwa, wie wenn ein des Mordes oder des Todtschlags Angeklagter schließlich nur wegen Beleidigung verurtheilt würde.

Auch die sogenannte römische Rechtsregel, auf welche das Urtheil verweist: „Mala fides superveniens non nocet" (der anfängliche gute Glaube wird durch späteres Bewußtsein des Unrechts nicht unwirksam gemacht), die bekanntlich bei den Römern nur eine civilistische, nicht eine strafrechtliche Bedeutung hatte, und überdem durch das spätere kanonische Recht auch ihre Hauptanwendung auf die Ersitzung verloren hat, leuchtet in ihrer Andeutung auf den Fall Arnim dem gesunden Verstande der Laien nicht ein und ist auch für Juristen nicht überzeugend. Wenn man auch zugeben kann, daß der Graf anfangs gewisse Gesandtschaftspapiere in gutem Glauben dem Archiv entzogen und sich angeeignet hatte, so änderte doch der ausdrückliche Befehl des ihm vorgesetzten äußern Amtes, die Papiere zurückzugeben, die Sachlage. Diesem Befehl mußte er als Staatsbeamter *Gehorsam leisten*; und der Trotz, mit dem er den Gehorsam verweigerte, war ein Vergehen wider die Staatsordnung und durfte eben so wenig geduldet werden wie die abenteuerliche Einbildung realisirt werden konnte, daß der Beamte mit dem Amt über die Archivurkunden einen Civilprozeß durchführen und inzwischen die Functionen der Diplomatie dadurch hemmen könne.

Jede unbefangene Prüfung wird daher die bedenklichen Mängel der juristischen Methode und des juristischen Urtheils aufdecken. Wie ist hier zu helfen?

Wir sehen nur zwei Mittel: Erstens eine Verbesserung des Gesetzes in dem Sinn, daß auf die Staatsordnung und die Staatssicherheit mehr als bisher Rücksicht genommen werde; und dieselbe nicht minder, sondern noch kräftiger geschützt werde als das Privatvermögen. Dabei wird man sich freilich davor hüten müssen, nur an den Arnim'schen Fall zu denken, der sich schwerlich wiederholen wird; man wird vielmehr die Pflichttreue und den Gehorsam der Beamten im Verhältniß zu ihren Vorgesetzten überhaupt wirksamer als bisher vor gefährlicher Mißachtung bewahren müssen.

Zweitens wird die Organisation der Strafrechtspflege durch Beizug des Laienelementes, seien es Schöffen oder Geschworene, darauf Bedacht nehmen müssen, daß die herkömmliche juristische Methode der Gesetzesauslegung die erforderliche Ergänzung und unter Umständen Berichtigung erhalte durch den Beirath und die Mitwirkung von Männern, die dem natürlichen Rechtsgefühl und dem gesunden Menschenverstand eine Stimme verleihen, welche auch der herkömmlichen Methode der juristischen Doctrin und Praxis zu widersprechen wagt. Erst aus der Versöhnung und Ausgleichung der beiderlei Ansichten und Meinungen ergibt sich die volle Garantie für eine gerechte Rechtspflege.

Bluntschli.

Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873.

Von **Schulze-Delitzsch.**

Zu den Factoren, welche den mächtig aufstrebenden Genossenschaften in Deutschland, noch bevor dieselben sich der gesetzlichen Regelung ihrer privatrechtlichen Stellung erfreuten, den Credit beim Publicum in so entschiedener Weise zuwendeten, gehört die volle Oeffentlichkeit, welche der Verfasser dem Fortschritt in ihrer Entwicklung, ihren Einrichtungen und Resultaten zu geben bemüht war. Die regelmäßig von ihm publicirten Jahresberichte, das von ihm in der Wochenschrift „Blätter für Genossenschaftswesen" gegründete Fachblatt, brachten alle wichtigeren Vorgänge auf dem bez. Gebiete, Gelingen und Mißlingen, die vorgekommenen Schäden und vorhandenen Mängel, wie die unablässigen Bemühungen um die Vervollkommnung der Organisation zur öffentlichen Kenntniß. So redlichen und ernsten Strebungen konnte der Erfolg nicht fehlen, und wie einerseits das immer dringendere wirthschaftliche Bedürfniß zahlreiche Bevölkerungsschichten den neuen Schöpfungen zuführte, kam ihnen andererseits das allgemeine Vertrauen auch von Seiten der außerhalb der Bewegung Stehenden entgegen.

Natürlich war die Möglichkeit solcher Veröffentlichungen, in ihrer allmählichen Ausbildung bis zu einer förmlichen Statistik, wie sie nirgends sonst existirt, von dem Zusammenfassen der gesammten Bewegung in einem bestimmten Mittelpunkte bedingt. Und hier war es die Lage der Dinge in unserem Vaterlande, und die daraus den jungen Vereinen erwachsenden besonderen Schwierigkeiten, welche diese von selbst zur Einigung und zum Schaffen eines solchen Mittelpunktes drängten, der ihnen als Stütze in ihrer Isolirung diente, wo sie bei der Neuheit der Sache jederzeit den nöthigen Rath, die bereite Hülfe fanden. Als dem Gründer und Leiter der ersten Deutschen Genossenschaften in Delitzsch und Umgegend wurde dem Verfasser die Einrichtung eines Central-Correspondenz-Büreau zu solchem Zwecke übertragen. Aus diesem gelang es ihm, im Jahre 1861, den Allgemeinen Verband der auf Selbsthülfe gegründeten Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften zu gründen, dem er als Anwalt vorsteht. Die Darlegung von dessen Einrichtungen behalten wir uns vor, nachdem wir die in dem bez. Jahresberichte nachgewiesenen Resultate besprochen haben.

Daß die auf den genauesten Ermittelungen der revidirten Rechnungsabschlüsse der Genossenschaften beruhenden Mittheilungen hierüber gerade das kritische Jahr 1873 umfassen, verleiht denselben ein doppeltes Interesse, da der Verlauf der Dinge in einer solchen Periode recht eigentlich als Probe für die Gesundheit ihrer wirthschaftlichen Fundamente, für die Tüchtigkeit ihrer geschäftlichen Einrichtungen und Leistungen gelten mag. Daß und wie sie diese Probe bestanden haben, darüber gibt der Bericht in allen Details ein glänzendes Zeugniß. Gewiß konnten dieselben von der Krisis nicht unberührt bleiben, was natürlich zumeist von den Creditgenossenschaften (den Vorschuß-Vereinen, Volks-Gewerbe-Banken u. dergl.) gilt. Aber wenn auch die Verlustsumme dadurch bei dieser Branche sich höher als in früheren Jahren beziffert, so trifft doch das, was der Verfasser in dem vorigen im Herbst 1873 über das Jahr 1872 veröffentlichten Bericht vorhergesagt hat, zu. Bei den 5 bis 6 Vereinen, welche in ihrem Bestande erschüttert sind, ist dies nicht sowohl der Krisis, vielmehr der mangelhaften Controle über betrügerische Vorstands- und Cassenbeamte zuzuschreiben, welche, den bestehenden Instructionen entgegen, sich in Börsenspeculationen und Gründungen, zwar für eigene Rechnung, eingelassen, aber bei deren ungünstigem Verlauf sich Eingriffe in die Vereins-

Digitized by Google

casse erlaubt hatten. Daß diese wenigen vereinzelten Fälle unter den Tausenden solcher Vereine, im Vergleich mit den Verwüstungen, welche die Krisis in den industriellen Unternehmungen, in Actien- und andern solchen Gesellschaften angerichtet hat, gar nicht in Betracht kommen, brauchen wir nicht zu sagen.

In jeder Weise ist denn auch der Fortschritt der Bewegung zu constatiren. So in der wachsenden Zahl der Vereine, wie in ihrem wachsenden Verkehr.

Gegen die 3600 deutschen Genossenschaften, welche der Jahresbericht für 1872 namentlich aufführte, weist der gegenwärtige deren 3936 nach, nämlich nach den einzelnen Hauptbranchen:

2409 Vorschuß- und Creditvereine, Volksbanken u. dgl.;
505 Genossenschaften in einzelnen Erwerbszweigen — Rohstoff-, Magazin- und Productivgenossenschaften;
973 Consumvereine;
49 Baugenossenschaften.

Jedenfalls muß aber die Zahl der bereits bestehenden über 4000 geschätzt werden, da die Existenz neuer Vereine immer erst nach Verlauf kürzerer oder längerer Zeit der Anwaltschaft bekannt wird. Die Gesammtzahl der Mitglieder dieser Genossenschaften übersteigt jedenfalls 1,300,000. Der Jahresbericht weist von nur:

834 — also ca. ⅓ aller bestehenden Creditgenossenschaften schon 399,741; und von nur:
189 — also ca. ⅛ aller bestehenden Consumvereine schon 87,504 Mitglieder nach.

Hierzu treten nun noch nach den nachträglich eingesendeten Rechnungsabschlüssen von 50 Creditgenossenschaften in den „Blättern für Genossenschaftswesen" Nr. 48 (darunter 42 österreichische): 23,396 Mitglieder, so daß von diesem Bruchtheil der bestehenden Vereine beider Branchen zusammen schon 510,641 in Ansatz kommen, die übrigen Genossenschaftsbranchen, wenn auch von durchschnittlich geringerem Mitgliederbestande, ungerechnet.

In demselben Grade hat sich der Verkehr in dem vergangenen Jahre gesteigert, trotz der in dessen zweiter Hälfte so ungünstigen Verhältnisse. Derselbe muß nach dem überaus mäßigen, auf die eingesandten revidirten Rechnungsabschlüsse gestützten Ueberschlag im Ganzen auf mindestens 750—780 Millionen Thaler, die angesammelten eigenen Capitalien in Geschäftsantheilen und Reserven auf 46—48 Millionen, die ihnen anvertrauten fremden Capitalien (Anlehen und Spareinlagen — verzinsliche Depositen —) auf 110—112 Millionen Thaler geschätzt werden, wovon wir die Beläge bei den verschiedenen Arten der Genossenschaften beibringen.

Zum Verständniß des Ganzen schicken wir dabei das Wesentliche über die Organisation voraus, welcher das deutsche Genossenschaftswesen zum großen Theil seine Erfolge und seinen innern Halt verdankt. Durch das im Anhange abgedruckte organische Statut gelang es dem Verfasser 1864 dieselbe in einer Art festzustellen, wie kein anderes Land etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Dem „Allgemeinen Verbande der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften" steht ein besoldeter Anwalt als Geschäftsführer — gegenwärtig der Verfasser — mit einem förmlich eingerichteten Büreau vor. Die dem Verbande beigetretenen Genossenschaften besenden einen alljährlich stattfindenden „Allgemeinen Vereinstag" durch Deputirte, welcher als die oberste Instanz des Verbandes die gemeinsamen Angelegenheiten und Einrichtungen regelt und überwacht, ohne in die selbstständige Ordnung der speciellen Angelegenheiten der einzelnen Vereine einzugreifen. Als Zwischenglieder zwischen den Centralstellen (der Anwaltschaft und dem Allgem. Vereinstage) und den einzelnen Vereinen dienen sogenannte Unterverbände, welche die Genossenschaften einzelner deutscher Länder, einzelner Provinzen von diesen, oder einzelner Gattungen davon umfassen. Dieselben haben in der Zahl von 30 bereits ihr Netz über ganz Deutschland ausgebreitet, und die Wahrnehmung der Sonderinteressen der einbezirkten Vereine, sowie die Vermittlung mit den Centralstellen zur Aufgabe. Indem sie dem Allgemeinen Vereinstage durch besondere Versammlungen einestheils vorarbeiten, anderntheils in ihrem Bereiche dessen Beschlüsse zur Geltung bringen, greifen sie lebendig in das Getriebe ein, und die von ihnen gewählten Vorstände bilden als engerer Ausschuß eine Körperschaft, welche dem Anwalt zur Seite steht, um die Verbandsangelegenheiten in der Zwischenzeit zwischen den Vereinstagen zu leiten. So ist, ohne in die freie Bewegung der einzelnen Vereine einzugreifen, ein Mittelpunkt geschaffen zum Austausch der gemachten Erfahrungen, zur Läuterung und Kritik des sich immer mehr anhäufenden Materials, zu Rath und Hülfe jedem Angriff, jeder Verlegenheit der einzelnen Glieder gegenüber, zu machtvollem Zusammenfassen der Einzelkräfte behufs Verfolgung und Wahrung gemeinsamer Interessen, zu Abwehr und geschlossenem Zusammenstehen endlich drohenden Lagen und Gefahren gegenüber. Daran knüpfen sich die werthvollsten Geschäftsverbindungen zwischen den einzelnen Vereinen, in Besorgung von Commissionen und Incasso, und besonders in gegenseitiger Capitalaushülfe, was wiederum eine gegenseitige Controle in der Geschäftsgebahrung mit sich brachte und auf die solide Fundirung der Vereine nicht ohne Einfluß blieb. Allerdings ist bisher nur die kleinere Hälfte der Vereine dem Verbande beigetreten, und besteht derselbe gegenwärtig aus ca. 1170 Vereinen. Indessen kommt sein Wirken, da er in Schriften und Berathungen öffentlich für die Interessen und Ausbildung des Genossenschaftswesens eintritt, demselben im Ganzen zu gute, und auch die dem Verbande fremden Vereine profitiren von dieser Seite seiner Thätigkeit, wenn sie auch in die Vortheile der dadurch eröffneten Geschäftsverbindungen natürlich nicht eintreten. Den Zwecken des Verbandes dienen ferner:

a) als Organ in der Tagespresse, die erwähnte von dem Verfasser gegründete, und gegenwärtig unter Mitwirkung der Herren Parisius und Dr. Schneider (I. Secretair der Anwaltschaft) herausgegebene Wochenschrift: „Blätter für Genossenschaftswesen" (früher Innung der Zukunft) im Verlage von E. Keil in Leipzig, welche der ganzen Entwickelung die unentbehrliche Stütze bietet;
b) die von den verbündeten Vereinen 1864 gegründete, gegenwärtig mit 3 Millionen Thalern Actiencapital dotirte deutsche Genossenschaftsbank von Sörgel, Parrisius & Co. in Berlin (Commanditgesellschaft auf Actien) mit der Bestimmung, den Genossenschaften die Großbankverbindungen zu vermitteln und als Centralgeldinstitut zu dienen, mit einer Commandite in Frankfurt a. M., welche besonders die Interessen der süddeutschen Genossenschaften wahrzunehmen hat.

In naher Beziehung zu diesem deutschen Verbande steht der in dem verflossenen Jahre nach dem Muster desselben zu Stande gekommene „Allgemeine Verband der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften in Oesterreich", welcher auch bereits 3 Unterverbände zählt und unter der Anwaltschaft des um das dortige Genossenschaftswesen sehr verdienten Herrn H. Ziller steht. Wesentlich aus deutschen Elementen bestehend, hat er seinen deutschen Standpunkt in rechtlicher und wirthschaftlicher Hinsicht wiederholt und öffentlich bekundet. Nicht allein haben sich seine Leiter für die unbeschränkte solidare Haft, als die einzige zutreffende Creditbasis der Genossenschaften erklärt, sondern es ist dieselbe auch mit wenigen Ausnahmen von den einzelnen dazu gehörigen Vereinen acceptirt, obschon ihnen nach dem österreichischen Gesetz*) die Wahl der beschränkten Haft zustand. Sehr

*) Man vergleiche die Aufsätze des Verfassers in den Nrn. 50, 51, 52 der Gegenwart 1873.

Digitized by Google

schritt soweit nach, daß er mich in meinem vierten Lebensjahre beim Spielen mit Pappbuchstaben lesen lehrte, im fünften eine, und im sechsten zwei Stunden täglich durch einen Seminaristen unterrichten ließ. So vorbereitet übersprang ich bei meinem Eintritt in die kgl. Seminarschule zu Berlin zu Ostern 1848 drei Classen, und fand mich von da an stets Classencameraden gegenüber, die im Durchschnitt beträchtlich älter waren als ich. In Folge dessen war auch mein Verkehr außer der Schule fast immer auf etwas ältere Knaben beschränkt, was natürlich auf die Frühreife meiner Entwicklung nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Außer einer tüchtigen Grundlage im Lateinischen erhielt ich in den beiden oberen Classen der Seminarschule wichtige Anregungen einerseits für Naturwissenschaften und Mathematik, andererseits für Religion und deutsche Literatur, in welchen Fächern bereits die Gymnasialtertia anticipirt, ja sogar Physik gelehrt wurde. Den Religionsunterricht gab der Director, nachmalige Stadtschulrath Fürbringer, in einer Klarheit und Schärfe der Begriffsbestimmungen, die ich später nicht wieder gehört, und die meinem bis dahin latenten metaphysischen Bedürfniß den ersten mächtigen Anstoß gaben. Es war diese Zeit (mein zehntes Lebensjahr) die einzige in meinem Leben, wo ich dem christlichen Theismus positiv näher getreten bin, wenngleich ich schon damals den Vorzug der Lutherischen Abendmahlslehre vor der reformirten, die Berechtigung der Kindertaufe, den Ausschluß der todtgeborenen Kinder und der Hausthiere von der Unsterblichkeit und manches andere schlechterdings nicht begreifen konnte, worüber sich zehnjährige Knaben sonst wohl kein Kopfzerbrechen machen. Der Oberlehrer Reinbott ließ uns in der deutschen Stunde die Hauptdichtungen Schillers, Goethes, Lessings und Körners mit vertheilten Rollen lesen, und vereinigte uns Sonnabends Abends zu gleichem Zweck in seiner Wohnung beim Thee. Für den hier gelegten Grund zu meiner Begeisterung für die höchsten idealen Ziele der Menschheit habe ich noch heute Grund, ihm dankbar zu sein. Die Musik wurde auf der Seminarschule unter Leitung des verdienstvollen Musikdirectors Erk, des Wiederbelebers des deutschen Volksliedes für die Volksschule, besonders eifrig gepflegt, und auch hierdurch Keime in mir gepflanzt, welche später sich fortentwickeln sollten, und vorläufig durch einen von meiner Seite sehr träge benutzten häuslichen Clavierunterricht Pflege erhielten. In dieser Schule erwuchs ein Freundschaftskleeblatt, welches, abgesehen von zeitweiliger Trennung durch äußere Verhältnisse, treuen Bestand hatte, bis im Frühjahr 1869 von den drei Freunden der eine während des Assessorexamens, der andere während der Hochzeitsreise vom Tode ereilt wurde.

Vom Gesichtspunkt einer gleichförmig fortschreitenden Schulbildung war das letzte Jahr auf der Seminarschule gewiß vom Uebel gewesen, für die Erweckung tieferen geistigen Strebens nach idealen und wissenschaftlichen Zielen und für die Erweiterung des ganzen Gesichtskreises war es aber von unschätzbarem Werth, um so mehr, als ich jung genug war, um bei einiger Verzögerung des gradlinigen Fortschritts nichts zu versäumen. Die Resultate zeigten sich am deutlichsten darin, daß ich, während ich auf der Seminarschule Mühe gehabt hatte, mitzukommen, seit meinem Eintritt in die Quarta des unter der renommirten Leitung des Director Bonnwell stehenden Friedrich-Werder'schen Gymnasiums (Ostern 1852) zu den besten Schülern gehörte. Die drei Jahre in Tertia und Untersecunda boten mir wenig genug Anregung, und ich suchte für die völlige Unbefriedigung durch den Lernstoff der Schule Entschädigung in heißhungriger Romanlectüre. Die französischen Romane verschmähte ich, die deutschen jener Zeit sprachen mich wenig an, desto gieriger aber verschlang ich auf den Wegen zu und von der Schule, in den Zwischenstunden, in den Lehrstunden selbst und in meiner freien Zeit die Walter Scott, Cooper, Marryat, James, Bulwer und Dickens nebst manchen Anderen.

Mit der Versetzung nach Obersecunda (October 1855)

Digitized by Google

trat hierin ein Umschlag ein. An den Romanen hatte ich mich gründlich und für die Dauer gesättigt, dagegen fingen die Lehrstunden an, mich theilweise zu interessiren, und in der Mußezeit nahm die Musik und bald auch das Zeichnen einen hervorragenden Platz in Anspruch. Als Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften war zu derselben Zeit der jetzige Stadtschulrath Professor Bertram in das Lehrercollegium des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums eingetreten, der seine Aufgabe mit jugendlicher Frische und Eifer ergriff, und, wenn er auch dem Durchschnittsverstande der Classen vielleicht zu viel zumuthete, dafür um so fruchtbringender für die wenigen mit hervorragender Befähigung Begabten wirkte. Der Geometrie sowohl wie den einfachen arithmetischen Rechnungsarten hatte ich niemals irgendwelche Reize abgewinnen können; erst jetzt mit der Einführung in die Trigonometrie, Logarithmen und Gleichungen erwachte in mir ein lebhaftes, ich kann wohl sagen in der ersten Zeit begeistertes Interesse für Mathematik, das später noch einmal bei dem Studium der Differential- und Integralrechnung im obersten Cötus der Artillerieschule zu einer Art von Enthusiasmus aufflammte. Und doch kann ich heute mit Bestimmtheit sagen, daß es nicht das formale Interesse an der Mathematik als solcher war, welches diesen Affect in mir hervorrief, sondern die mehr oder minder deutliche Intuition von der philosophischen Bedeutung der mathematischen Functionen als einfacher und handlicher Formeln für complicirte Begriffe, und der betreffenden Rechnungsarten als einem Zauberschlüssel zur anderweitig unmöglichen Lösung begrifflich gestellter Aufgaben, und es war ein besonderes Verdienst Bertrams sowie seines Schwiegervaters, des Professor Schelbach, der später auf der Artillerieschule mein Lehrer war, daß sie beide diese philosophische Bedeutung der Mathematik geflissentlich hervorkehrten. Aehnlich verfuhr ersterer in dem Physikunterricht, wo er den festen Grund zu meiner heutigen Erkenntnißtheorie legte, und mich zuerst mit Gründen auf den Gedanken hinwies, daß ein Stoff außer und neben der Kraft eine leere Einbildung sei.

In Obersecunda war es ferner das erste und letzte Mal, wo ich einen erträglichen Geschichtsvortrag hörte. Professor Zimmermann, der einzige im Lehrercollegium, dem man Esprit zuschreiben konnte, sprach ganz anregend über römische Geschichte; gleichwohl konnte mir die Geschichte damals noch kein tieferes Interesse einflößen, wie ich denn überhaupt glaube, daß die Jugend im Ganzen unhistorisch denkt und denken muß, und der geschichtliche Sinn sich erst mit reiferen Jahren findet. Durch den Vortrag der deutschen Geschichte in Prima verlor ich auf lange Jahre nach meinem Abgang vom Gymnasium allen Geschmack an Geschichte überhaupt, und erst der Hegel'sche Evolutionismus hat mich von der durch Schopenhauer bestärkten Geschichtsfeindschaft wieder geheilt, als ich aus ihm lernte, daß es der Logos ist, der in den Trägern der Geschichte lebt und wirkt, und durch sie seine fortschreitenden Stufen verwirklicht.

In derselben Classe erhielt ich auch durch Professor Salomon den ersten und letzten gründlichen Aufschluß über die lateinische Grammatik; denn in Prima habe ich im Latein nichts mehr zugelernt, als die werthlose Fertigkeit, hohle Ciceronianische Phrasen zu sogenannten Aufsätzen zusammenzuwürfeln, bei denen jede Satzbildung aus eigenem und eigenartigem Gedankengang als schwerstes Verbrechen verpönt ist.

Was mir dagegen in der Secunda noch gänzlich fehlte, und nach meinen Erfahrungen dort noch 99 Procent aller Schüler fehlt, war ein Interesse an dem Inhalt der gelesenen fremden Classiker, das theils durch diesen Inhalt selbst (insoweit er rein geschichtlich, oder aber so schaal und werthlos ist, wie etwa in Ciceros meisten Schriften), theils durch die philologisch-grammatische Behandlung desselben im Keim erstickt wird. Für die lateinischen Classiker habe ich auch in Prima ein solches Interesse nie erlangt, mit alleiniger Ausnahme des zehnten Buchs von Quinctilians Institutionen, welches mich durch seinen literargeschichtlichen Inhalt anzog.

Selbst die Reden des Demosthenes hatten mich noch gleichgültig gelassen, und das erste, was mich fesselte, war die Apologie des Sokrates. Ganz überwältigend dagegen imponirte mir beim Eintritt in die Prima die einfache Größe des Thukydides, an dem mir zum ersten Mal das Wesen des Classischen aufging, als der natürlichen Kunst, ohne Kunst an jeder Stelle in schlichter Weise das Nöthige zu sagen und das Ganze logisch zu ordnen. Jetzt wußte ich auch, daß es das gewaltsame Haschen nach Effect um jeden Preis gewesen war, was mich am Demosthenes abgestoßen, während zum Classiker nur ein solcher Schriftsteller werden kann, dem die Absicht, es zu sein, beim Schreiben gar nicht in den Sinn kommt. In den Platonischen Dialogen hinwiederum hatte mich nur zu oft die Weitschweifigkeit ermüdet, welche die Präcision des Ausdrucks und die Durchsichtigkeit des logischen Zusammenhangs beeinträchtigt.

Die bisher vermißte Einheit der classischen Form und des entzückenden Inhalts fand ich erst in Sophokles, und habe nur bedauert, daß nicht in jedem der vier Semester eine Tragödie dieses Meisters gelesen worden. Für Homers Schönheit habe ich dagegen auf der Schule niemals das rechte Verständniß gewonnen. Ich glaube, es liegt dies daran, daß Homer so unendlich naiv ist, daß der Schüler in seiner modernen Bildung sich viel zu erhaben über ihn vorkommt, um seine kindliche Einfalt bewundernswerth zu finden. Nicht der Knabe, der alle Hebel daransetzt, sich dem Kindesalter zu entringen, sondern erst der Mann, der nach seiner verlorenen Kindheit sich zurückzusehnen beginnt, kann diesen reinsten Ausdruck der typischen Völkerkindheit nach dem ganzen Zauber seiner Unschuld würdigen. Hiermit soll aber keineswegs gesagt sein, daß man die Lectüre des Homer beschränken solle; im Gegentheil wird dieses Heldengedicht unsern Knaben ebenso dienlich sein als den hellenischen, und die darauf in der Schule verwandte Zeit wird darum nicht verloren sein, wenn auch das rechte Verständniß erst in späteren Jahren nachkommt.

Der mich in das Verständniß der griechischen Classiker einführte, war der schon oben genannte Professor Salomon; er sprach den später von mir ausgeführten Gedanken aus, daß von Rechtswegen das Griechische und das Lateinische ihre Stellung im Gymnasium vertauschen müßten, ein Vorschlag, von dessen rechtzeitiger Ausführung meines Erachtens die Rettung unserer classischen Jugendbildung vor dem Schwall des immer stürmischer andrängenden realistischen Utilitarismus abhängen wird; denn da der lateinische Zopf doch einmal auf die Dauer nicht mehr zu halten ist, so kommt alles auf eine baldige Ersetzung der nachgerade zum Spott werdenden lateinischen Afterclassicität durch die ächte, hellenische Classicität an.

Außer Bertram und Salomon war es noch ein dritter Lehrer, dem ich viel und vielleicht das Meiste auf der Schule verdankte, nämlich Professor Jungk der ältere, welcher in Prima Literaturgeschichte vortrug und die deutschen Aufsätze leitete. Unter schlichten unscheinbaren Formen barg dieser Mann einen soliden Kern prunkloser Tüchtigkeit und edler Geistesbildung. Sein Standpunkt schien ein Gemisch der besseren Elemente der Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts mit der Hegel'schen Atmosphäre der Altenstein'sche Aera, und er war die einzige Persönlichkeit, welche in die dumpfe Schulstubenluft der Fachstudien ganz unvermerkt gelegentlich einen belebenden Lufthauch freien Geistes hineinwehen ließ, der gerade hinreichte, um von einem jugendlichen Geiste verstanden zu werden. Ich war damals schon weit genug, um zu begreifen, daß der Mann gern mehr gesagt hätte, wenn er nur gedurft hätte, und desto eifriger hielt ich mich an seine vorsichtigen Fingerzeige, und verfolgte dieselben durch Nachdenken und Lectüre. Theils war es die Liebe, mit der er sich in den literaturgeschichtlichen Vortrag unserer classischen Zeit vertiefte, theils die Besprechung von Aufsatzthemen mit philosophischem Charakter, welche ihm zum Entrollen weiterer Perspectiven Anlaß boten. Der deutsche Aufsatz hatte mir bis dahin wenig Ehre eingetragen, da ich mich völlig außer Stande fühlte, mich für historische oder descriptive Themata zu erwärmen, oder gar den Leib des

Digitized by Google

Indessen werden auch diese bemerken müssen, daß die Eigenarten des merkwürdigen Werkes durch die Wiederholung nicht gewonnen haben. Die ersten beiden Theile erscheinen im Vergleich zu diesem frischer und lebhafter; der letzte macht mehr den Eindruck der Ermattung. Vielleicht ist dieser Eindruck trügerisch, vielleicht besitzt der dritte Theil neben denselben Nachtheilen auch dieselben Vorzüge wie die ersten; aber er leidet darunter, daß er der Dritte im Reigen ist. Und so erklärt es sich, daß die Vorzüge hier in geringerem Maße hervorstechen.

Aus der rührenden Gleichartigkeit der bis jetzt erschienenen drei Theile erklärt es sich ferner, daß das, was der Kritiker nach seiner Ueberzeugung über diesen dritten Theil zu sagen hätte, bereits bei der Besprechung der früheren gesagt worden ist. Die Wiederholung, die wie Freytag beweist, im Roman allenfalls noch erträglich sein kann, würde in der Kritik sicherlich unerträglich werden. Und deshalb verzichte ich darauf, die Eigenthümlichkeiten des dritten Theiles so ausführlich zu besprechen und durch Beweisstellen aus dem Roman so gewissenhaft zu begründen, wie ich dies bei den früheren Theilen zu thun für richtig und nothwendig hielt. Nur ganz im Allgemeinen, gleichsam als Repetitorium, will ich die charakteristischen Merkmale des Werkes, wie sich dieselben bei der Lectüre des dritten Theils mir wieder vergegenwärtigt haben, bezeichnen und den Eindruck, welchen die Form auch dieses dritten Theiles auf mich gemacht hat, im Stile Gustav Freytags wiederzugeben versuchen.

* * *

Es ist ein arges Beginnen, das Viele nicht loben werden. Denn ganz übel steht dem Kritikgesellen die ernsthafte Sprache des Mannen, der singt und sagt. Die Lerche singt, aber der Bock stößt mit den Hörnern und meckert. Man schelte mich dennoch nicht einen ungefügen Gesellen, der mit umwölkter Miene mahnt, trotzige Art beweist und keineswegs günstigen Sinn zeigt. Nicht gönne man mir strafende Worte. Wohl berühme ich mich, bescheidentlich im Dienste eines stolzen Mannen zu reiten, und ohne zu sorgen um kalten Gruß, preise ich das Hoffen, daß der ehrliche Streit durch gute Gesellen vertragen wird. Nicht beschwert es meinen Sinn, wenn ich nicht alle holde Schönheit dieses Singens und Sagens begreife. Hoffe ich doch, daß auch Gustav Freytag, der ernsthafte Sänger und Sager, sich einer Wohlgesinnung gegen den fröhlichen Recensirgesellen wird berühmen mögen. Er übe Huld. Nicht mißgünstig erweist sich der Aar dem grauen Käuzlein.

Wohl steht es den Helden der „Ahnen", daß ihre Namen mit einem J beginnen und mit einem o schließen. Ingo hieß der Vandale, der sich zu den Bankgenossen des Herrn Answald gesellte, Immo nannte sich der Tapfere, der dem Decan Tutilo übeln Streich spielte, Ivo ist der Name des freien Herrn in Thüringen, der in des Werkes drittem Theile keusche Minne weiht einer edlen Frau. Vielleicht gebietet später auf demselben Boden noch ein edler Herr Indigo.

Unverändert ist die Landschaft. In der Gegend um Erfurt, wo die Altvordern des Ingo rühmlich schalteten und dem fremden Genossen zierlich den Schemel der Gastfreundschaft schwenkten, schaltet nicht minder rühmlich und schwenkt nicht minder zierlich den Schemel der Gastfreundschaft Herr Ivo. Dieselbe neckische Einfalt, die wir früher bewunderten, weist sich auch hier unserm Blicke, dieselbe sorgsame Unbeholfenheit in der Umschreibung, dieselbe ernsthafte Bekümmerniß um Dinge, die uns jetzt gar einfältig erscheinen. Auch zeigen die Mannen Ivos denselben gereizten Muth wie die seiner Ahnen. Bei Geringfügigkeiten beschwert sich ihr Sinn, schaut düster ihr Blick; bei gar harmlosen Scherzen jauchzen sie, rufen Heil, strecken die Hand aus, und gar seltsam benehmen sie sich. Rufen sie nicht Heil so rufen sie Urra wurra, wie auf Seite 42, oder Hui! und Pfui! wie auf Seite 84; aber Rufen ist ihnen traute Gewohnheit, und ungern halten sie sich schweigsam. Verwunderlich ist die Art dieser Leute, so Mannen wie Frauen. Friderun, eine Freie von eigenwilliger Art, des Richters Bernhard Töchterlein, rauft dem Ivo, dessen Locken in Loden wehen, in kindlichem Verdruß einen Haarbüschel aus, oder wie es bei Freytag heißt, „sie faßt ihn

Digitized by Google

feindselig an seinem Kopfe". Setzt doch auch die schmucke pelztragende Imme der wehrhaften Hummel mit scharfem Stachel übel zu. Beim Speerkampf empfängt der siegreiche Ivo so viel Stöße, daß er braun und blau wird, und der Held, als er die Farben seiner Haut mustert, macht die sinnvolle Bemerkung (S. 123): „An den Blumen rühmen wir im Liede die Farben roth, blau und braun, aber auf der Haut bereiten sie nicht das größte Behagen". Sinnig ist diese Bemerkung und wahr ist, was Ivo spricht; auch der Schlag auf die Paucke gefällt dem Ohr, aber der auf den Bauch wird als schmerzhaft ungern empfunden.

Aber auch an Gutgesellen ist kein Mangel, Wohlmeinende gibt es hier, die das Herz erfreuen. So rühme ich die rundliche Bäuerin (S. 31), „die dem Schüler im letzten Winter mit Kesselfleisch und Wurst freundlich gewesen war". Und auch Ivo zeigt trauliche Art. Gutherzig schenkt er als Kind der gemüthsbeschwerten Friderun einen Hampelmann. Da dieses Spielzeug unseren Zeitgenossen jedenfalls ganz unbekannt ist, so will ich die Erklärung des Dichters beigesellen: „Es war eine bunte Holzpuppe, welche ein lustiges Männlein vorstellte. Zog man an einem Faden, so bewegte das Närrchen den Kopf und die Arme". Ich künde es, damit man erfahre, was ein „Gaukelmann" in den alten Zeiten war.

Freundlich oder argen Sinnes traben, springen, hüpfen, fliegen und kriechen auch in diesem Theile Thiere einfacher oder sonderlicher Art über des Buches weißliche Seiten. Nicht vermissen wir das anmuthige Tummeln der genäschigen Ziege noch das Fauchen des leidigen Wurmes.

Gleich wie früher erfreuen sich auch Ivos Genossen an neckischen Spielen gar harmloser Art und sinnigen Liedlein zumal. Sie singen:

„Heia tireilei!
Gelobt sei der Mai!"

oder — gleich wie unsere Mägdlein beim Pfänderspiel Speck oder Schinken schneiden:

„Ich stehe auf der Brücke
Und harre auf einen Tanz;
Ich bin ein tapfer Mägdelein
Und behüte meinen Kranz".

Rhythmisch einfach, in Reimen schlicht, und ächt in der Empfindung. Oder:

„Herr Konze warf mit gutem Glücke,
Er wählte die kleine Grasemücke".

Auch mit hübschen Räthseln übten sie Kurzweil. Z. B.:

„Ich weiß ein festes Haus,
Der dicke Wirth zog aus,
Er aß das Volle leer;
Die Thür steht offen,
Nur Kehricht fliegt umher".

Lösung: Die hohle Nuß. Ich preise die Verschmitztheit.

* * *

Und nun bin ich des trockenen Tones satt und will in meiner Weise ohne künstliche Nachahmung, gerade wie mir der Schnabel gewachsen ist, in meiner Besprechung fortfahren und mit dem Berichte über die Handlung beginnen.

Ivo, ein Nachkomme des großen Ingo, gebietet als freier Herr über den Hof von Ingersleben. Sein Besitzthum ist zwar seit der glorreichen Zeit seiner Vorfahren beträchtlich geschmälert, sein Gebiet ist klein, und er zählt wenige Ritter und Freie. Aber seine Sinnesart ist edel und groß, sein Stolz ungebeugt. Wenn auch der Landgraf als der oberste Herr über Thüringen waltet, Ivo ist sich des Vorrechts seines Geschlechtes wohl bewußt, betrachtet den Landgrafen als seines Gleichen und dient nur einem Herrn: dem Kaiser. Er meistert die wildesten Pferde, und im Speerkampf thut es ihm Keiner gleich. Nach alter Sitte hat ihm der Landgraf im Monat Mai, gleichsam als Anerkennung der Unabhängigkeit des Geschlechts, welches seine Ahnen bis auf Ingo hinauf leitet, in der Wartburg den Ehrentrunk zu bieten. So finden wir ihn beim Beginn des Romanes mitten in den Vorbereitungen zu der großen Festlichkeit. Seine Getreuen haben sich feierlich geschmückt; und an einem herrlichen Frühlingstage reitet Ivo mit seinem Gefolge durch das herrliche Land zur Wartburg hinauf.

Ivo ist aber nicht blos ein tapferer Krieger, sondern als ächtes Kind seiner Zeit auch ein minnender Ritter. Er hat sich einer holden Unbekannten gelobt, welche in der ersten Hälfte des Romans so unbekannt bleibt, daß sie auch das schärfste Auge nicht entdecken kann. Sie hat ihm geboten, während seines Ehrentages auf der Wartburg die Augen nicht aufzuschlagen, und Ivo hält sein Gelübde und trotzt der Versuchung, welche die schöne Gräfin Hedwig von Meran, eine Nichte des Kaisers und die Pathe des Landgrafen, ihm bereitet. Die Gräfin spottet über den Zwang, welchem sich der Held unterwirft; und als die Landgräfin Ivos Tapferkeit rühmt und gelegentlich bemerkt, „wenn Herr Ivo Jedem, den er im Speerkampf besiegt, nur ein Bild aus dem Gewande schneiden ließe, er könnte seiner Herrin einen weiten Mantel machen lassen, der sie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte," äußert Hedwig spöttischen Zweifel. Das Fest verläuft in ungetrübter Fröhlichkeit.

Wenige Tage später verkünden die Boten Ivos durch ganz Thüringen, daß ihr Gebieter alle Edlen und Ritter zum Speerkampf herausfordert. Für den Sieg fordert er nichts Anderes als das Wappenbild aus dem Gewande des Besiegten, während er dem Sieger den üblichen Preis, Roß und Rüstung, darbietet. Ivo besiegt Alle, und jedem Besiegten nimmt er das Wappenbild. Die edlen Frauen auf der Wartburg wundern sich über den seltsamen Siegespreis und schließen daraus, daß ihr Gespräch belauscht sein müsse, und daß die Dame, die er anbetet, in ihrer Nähe weilt. Und in der That, als sie eines Abends von der Burgzinne aus auf das wunderbare Land hinabblicken, wird ihnen von einem Menschen, der sich wie ein Bettler vermummt hat, ein Bündel zugeworfen, in welchem sie, nachdem sie es geöffnet haben, den Siegesmantel Ivos erblicken. Die Landgräfin gebietet, den Mantel zu verbrennen, und bald darauf sieht man aus dem Schornstein den Rauch aufsteigen. — Am späten Abend finden wir Ivo in süßem Liebesgespräch mit der Unbekannten. Sie ist auf der Burg, er vor derselben in einem Versteck am Abhange des Berges.

Inzwischen ziehen die Mönche durch alle Lande und predigen den Kreuzzug. Ivo wird von einem der vornehmsten Geistlichen überredet, mit den Seinigen nach dem gelobten Lande zu ziehen, und er thut dies, nachdem er von seiner Herrin die Erlaubniß dazu erhalten hat. Unterwegs trifft er mit dem Kaiser zusammen, und der Kaiser entdeckt an dem eigenthümlichen Tuche, welches Ivo als Liebeszeichen seiner Gebieterin um den Hals geschlungen, die hohe Dame, welcher der Ritter dient: es ist Hedwig, seine Nichte.

Im heiligen Lande ergeht es den Thüringern herzlich schlecht. Die wildeste Zügellosigkeit herrscht unter dem Heere wie in der Geistlichkeit. In träger Ruhe, in Mangel und Noth verbringen sie ihre Tage. Dort findet Ivo auch den Grafen von Meran, den Gatten seiner Geliebten. Und dieser hat durch eine Unvorsichtigkeit Ivos und durch einen Dritten von der unschädlichen Minne des Helden Kenntniß erhalten. Endlich kommt auch der Kaiser, um sich an die Spitze der Kämpfer gegen die Ungläubigen zu stellen. Von ihm erhält Ivo den Auftrag, einen Gefangenen in Ehren zu den Männern seines Stammes zurückzugeleiten. Als er an den Grenzsteinen angelangt ist, welche mit eingegrabenen Messern, der Lieblingswaffe der „wilden Männer vom Berge", versehen sind, bringt auf sie eine Schaar Vermummter ein, die augenscheinlich auch zu den Ungläubigen gehören. Vergeblich sucht Ivo den ihm anvertrauten Gefangenen mit seinem Leibe zu decken. Der Gefangene wird erschlagen, und plötzlich sieht Ivo vor sich das wohlbekannte Gesicht eines Mannes, der mit einer fürchterlichen Drohung ihm das Messer in die

Digitized by Google

klippen rennt. Ueber der Leiche des Gefangenen stürzt auch Ivo todt zusammen.

Die zurückgebliebenen Thüringer, vor Allem der treffliche Marschall Henner und der lebenslustige junge Herr Lutz wollen an die Trauerkunde nicht glauben; sie behaupten, ihr Herr lebe noch und werde gefangen gehalten. Vergeblich suchen sie ihn. Ihre Baarschaft ist längst ausgegangen, ihre Pferde haben sie verkauft, ihre Knechte zurückgesandt. Sie darben. Da bietet ein deutsches Schiff, welches nach Norden segelt, dem Marschalk die Gelegenheit zur Heimkehr, und Herr Lutz ermuthigt ihn dringend dazu, nach Thüringen zurückzukehren. Herr Lutz bleibt, um seinen Herrn zu suchen.

Ueber Thüringen sind inzwischen schwere Zeiten gekommen. Mißernten und Stürme haben das lachende Land zu einem weinenden gemacht, der Landgraf, der strenge Zucht hielt, ist im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen, die Landgräfin ist in ein Kloster gegangen, und die übermüthigen Herren haben, da sie die feste Hand nicht mehr über sich spüren, ihrer Zügellosigkeit freies Spiel gegönnt. Das herrenlose Gut Ivos ist verkümmert und beraubt. Auch in der Heimat gilt Ivo als todt.

Da bringt ein frommer Bruder, der aus dem Morgenlande kommt, einer Jugendgespielin und treuen Freundin Ivos ein untrügliches Zeichen, daß er noch lebt — eine Haarlocke. Friderun, so heißt diese, und sie ist die Tochter des Richters Bernhard, bricht in lauten Jubel aus; sie erbittet und erlangt von ihrem Vater die Erlaubniß, den Kaiser aufzusuchen, damit dieser von Ivos Leben und Geschick Kenntniß erhalte. Das tapfere Mädchen zieht von dannen. Sie kommt nach Augsburg, wo jetzt die schöne Hedwig von Meran weilt; und aus dem Gespräche, das sie mit der edlen Frau hat, erkennt sie deutlich, daß diese die Dame ist, welcher Ivo seinen Dienst geweiht hat. Durch die Empfehlung Hedwigs gelingt es ihr, bis zum Kaiser zu dringen und ihm Kunde zu geben von des Helden Leben.

Herr Lutz hat seine Zeit auch nicht verloren. Er ist als Pilger in das Land der „wilden Männer vom Berge“ gezogen und auch er hat die Gewißheit erlangt, daß Ivo lebt. Als Gefangener wird Ivo festgehalten, weil er den Namen des Mörders, der einen der Ihrigen getödtet und ihn selbst zu tödten versucht hat, nicht angeben will. Lutz muß geloben, daß er den Frevler ausfindig machen und an ihm Rache nehmen wolle, wie es die Sitte seines Landes gebietet. Das Messer, welches einst in Ivos Brust gebohrt war, ist bei dem tödtlich Verwundeten gefunden worden; es wird Herrn Lutz ausgehändigt und Ivo und seiner Haft entlassen. Das Wiedersehen der Landsleute ist in seiner einfachen Schlichtheit ergreifend. So verlassen denn die beiden Thüringer das gelobte Land und treffen am Hofe des Kaisers mit Friderun zusammen. Durch den Kaiser selbst wird Lutz seiner Rächerpflicht enthoben, denn der Kaiser erkennt in dem Dolche die Waffe seines Neffen, des Grafen von Meran, der aus Eifersucht das tödtliche Eisen gegen Ivo gezückt hatte. Der Graf, der auch gegen den Kaiser verrätherische Pläne geschmiedet und sich auch sonst als hinterlistiger Geselle gezeigt hat, wird erschlagen.

Ivo, Friderun und Lutz ziehen der Heimat zu. Mit wahrer poetischer Empfindung und Zartheit schildert uns der Dichter, wie in Frideruns unschuldigem Gemüthe die Gefühle der Freundschaft für Herrn Ivo allmählich zu einer uneingestandenen Liebe sich steigern. Ivo bemerkt es nicht und hegt für Friderun nur die Gesinnung eines treuen, anhänglichen Bruders, eines wahren Freundes und Berathers. Auf dem heimatlichen Boden angelangt, beschäftigen ihn bald andere Sorgen. Der Todtgeglaubte muß sich die Rechte des Lebenden gleichsam noch einmal erkämpfen. Die Zeiten sind trüber und trüber geworden, fanatisirte Mönche ziehen als unumschränkte Tyrannen durch das Land und schleppen auf den Scheiterhaufen Jedweden, den sie der Ketzerei für schuldig erklären. In diesen traurigen Tagen scheint noch ein heller Festtag für Ivo kommen zu sollen. Hedwig, die Freigewordene, kommt mit fürstlichem Gefolge, um ihrem treuen Minnesänger und Ritter den Lohn zu bringen. Schon winkt dem, der jahrelang in Sittsamkeit und Verschwiegenheit seiner Dame gedient, der höchste Lohn, schon soll Ivo, der ausgeharrt, gekrönt werden und Hedwig als Braut heimführen, als ein Bote die Unglückskunde aus dem nächsten Dorfe bringt, daß der Richter Bernhard und Friderun von den Pfaffen ergriffen und zum Tode auf dem Scheiterhaufen bestimmt sind. Vergeblich beschwört Hedwig ihren Geliebten zu bleiben; sein Gefühl reißt ihn mit Gewalt von der schönen glänzenden Fürstin und treibt ihn zu der bedrängten Magd. Er überfällt die Mönche mit den Seinigen und birgt den Richter und Friderun in seinem Schlosse. Hedwig ist ohne Abschied gegangen. Friderun, die lange mit sich gekämpft, wirft sich in überströmender Liebe Ivo in die Arme, und er küßt sie als seine Braut. Dadurch, daß Ivo der Brüderschaft vom deutschen Hause im Augenblicke der größten Gefahr beigetreten, ist er dem Verderben entgangen. Mit den Brüdern, mit seinem geliebten Weibe zieht er gen Norden zum Kreuzzug wider das heidnische Preußen und siedelt sich an der Weichsel an als einfacher Burgmann von Thorn.

* * *

Die erste Hälfte dieses dritten Theiles ist sehr breit und wegen der gleichmäßigen Färbung in der Darstellung, der unaufhörlichen Würdigkeit im Stile, und der sich beständig wiederholenden alterthümelnden Einfältigkeiten nicht ohne Mühe zu bewältigen. In der zweiten Hälfte schließen sich die Ereignisse schneller an einander an; es verbindet sich wenigstens durch den Stoff einige Bewegung mit der absichtlichen Ruhe der Form. Man kann an Einzelheiten und auch an größeren Bruchtheilen seine volle Freude haben, ohne zu der Reflexion genöthigt zu sein, daß hier auf alle Fälle eine mit rührendem Fleiße, mit einem großen Aufwande von Kenntnissen und einem unleugbaren dichterischen Talente gefertigte Arbeit vorliegt; man kann sich daran freuen, ohne Autoritätsglauben zu besitzen und ohne den spöttischen Anwandlungen, die Manchen bei der Lectüre gewisser Seiten dieser Dichtung überkommen, durch den Vernunftsgrund Einhalt zu gebieten, daß ein so gewissenhaftes, redliches und in einem gewissen Sinne immerhin bedeutendes Werk auf Respect vollen Anspruch hat. Solche Scenen, wie die erste Begegnung Ivos mit Hedwig in der stillen Sommernacht, wie die ergreifende Schilderung des Nothstandes in Thüringen, wie die Scene zwischen Friderun und Hedwig, wie die Audienz des Herrn Lutz beim Scheik, wie das Wiedersehen Ivos mit Lutz und Friderun, wie Hedwigs Besuch auf dem Niederhof und vor Allem die schlichte und geradezu classische Schilderung des sterbenden Marschalks Henner — solche Scenen schreibt nur ein hervorragender Dichter. Dieser brave Henner ist vielleicht eine der gelungensten Figuren des ganzen Romans.

Aber so wenig ich diese und andere Schönheiten verkenne, und so wenig ich den Werth der Arbeit unterschätze, so wenig gelingt es mir, mich mit der anspruchsvollen Alterthümelei des Ganzen zu befreunden. Die Form des Freytag'schen Romans wirkt auf mich befremdend und erkältend; und ich komme niemals über das Gefühl des Bedauerns hinweg, daß mit einer solchen Künstlerschaft ein so hohes Maß von Künstlichkeit und Künstelei verbunden ist. Ich sehe überall die störende Absicht des Verfassers, Würde und Hoheit mit Einfalt und Naivetät zu vereinigen; und nur zu häufig macht auf mich die erstrebte Hoheit den Eindruck des Geschraubten und Gespreizten und die gewollte Naivetät den Eindruck des Blöden und Abgeschmackten.

Gerade weil ich in Gustav Freytag einen der ehrlichsten und wahrsten deutschen Schriftsteller verehre, kann ich die Erklärung für die von ihm gewählte und beibehaltene Form nicht finden; denn diese Form mit der Wahrheit zu verschwistern ist eine Aufgabe, deren Lösung ich mich nicht unterziehen möchte. In den langen Gesprächen, welche die Helden führen, ist kaum ein Satz in demjenigen Ausdrucke gehalten, welcher sich dem Empfinden beim Verlangen nach dem Ausdruck unmittelbar als der erste, einfachste und natürlichste darbietet. Nun mag dieser erste und schlichteste Ausdruck des Empfindens und Gedankens nicht immer der treffendste, und namentlich nicht immer der dichterisch schönste sein; und ich begreife vollkommen und würdige

Digitized by Google

die Berechtigung der gewählten und gehobenen Sprache. Aber nimmermehr kann ich es für einen Vorzug eines dichterischen Werkes erachten, wenn der Verfasser, wie Freytag, jedem einfachen und ungekünstelten Satze mit einer unbegreiflichen Scheu aus dem Wege geht und nicht eher rastet, als bis er einen wunderlich ausstaffirten, oft bis zur Travestirung geschmückten Ersatz dafür gefunden hat. Die deutschwidrige Vorstellung des Eigenschaftswortes vor das Zeitwort und Hauptwort, die als Ausnahme von schöner Wirkung sein kann, ermattet und afficirt die Nerven des Lesers, wenn sie, wie bei Freytag, regelmäßig wiederkehrt. Bei sparsamem Gebrauche können die Archaismen zur Hervorrufung einer bestimmten Stimmung ohne Zweifel mit größtem Gewinn benutzt werden, aber die Ueberladung der Darstellung mit altväterlichem Gerümpel ist unleidlich. Mir leuchtet die Nothwendigkeit nicht ein, einen fernliegenden, veralteten Ausdruck zu wählen, wenn ein naheliegender guter deutscher zur Hand ist; besonders dann nicht, wenn geradezu Mißverständnisse durch die veraltete Ausdrucksweise hervorgerufen werden können, oder wenn man genöthigt ist, nach dem Lexikon zu greifen, um den Satz zu verstehen. Weshalb Freytag sagt, „er will seinen Besitz dem Sohne verlassen," ist mir nicht erfindlich; vererben würde wohl dieselben Dienste leisten. Bei Freytag „verstäubt der Festtag", „wehen die Locken in Loden", „faucht das Roß gegen den Feind", „mahnt man die jungen Herren auf die Pferde", „verliegt man sich träge", „schwingt" man den Rossen das Futter, „erweisen die Bienen Ehrfurcht" ꝛc.

Der Dichter stellt an seine Leser starke Anforderungen, wenn er ihnen zumuthet, daß sie das volle Mitgefühl haben sollen mit dem Empfinden seiner wackern, ehrbaren, ansehnlichen, stolzen, trotzigen, oder argen, üblen, abholden und grimmen Helden, welche alles Mögliche loben, rühmen, preisen, schelten und beständig „sorgen um" irgend eine Nichtigkeit der geringfügigsten Art. Man vernehme eine dieser großen Sorgen. Herr Lutz sorgt, daß er bei der Festlichkeit auf der Wartburg auf der Erde sitzen muß. „Die Edelen und ihre Frauen empfangen dicke Polster oder auch Stühle, wir aber müssen uns im Eisenhemd auf den dünnen Teppich lagern, und von unten dringt die Kälte in den Leib." Bei dieser Rede „umwölkt sich die Miene" des Marschalks Henner, und er „mahnt". Beim Festessen auf der Wartburg sieht nun der Marschalk „mit Entsetzen, daß Herr Lutz plötzlich die Beine unter das Gesäß zog, weil ihn der Erdboden zu sehr kühlte". Und nun wird ganz ausführlich geschildert, was geschieht, um den Marschalk aus der Verlegenheit zu befreien und Herrn Lutz zu einer commentmäßigen Stellung zu veranlassen.

Ich weiß, daß dies auch als Naivetät aufgefaßt und gewürdigt werden kann. Ohne Zweifel ist es auch naiv, wenn Herr Lutz, um sich davon zu überzeugen, ob die Neger wirklich schwarz sind, eine Bürste ergreift und „einem Negerknaben kräftig die Haut reibt" und, als es nicht abfärbt, ausruft: „Lange begehrte ich diese Probe zu machen. Die Schwärze geht über alle Schornsteinfegerei". Man kann sich nichts Naiveres vorstellen.

Die Naivetät hat ja ihre unleugbaren Vorzüge. Man kann mit der unschuldsvollen Miene der unbewußten Harmlosigkeit ungestraft Späße machen, die sonst wohl kaum verstattet werden würden. So darf der Dichter getrost erzählen, zu welchem Mißverständnisse die beabsichtigte Bosheit eines Feindes Ivos führt, ohne besorgen zu müssen, daß diese Naivetät anders als komisch von den Lesern aufgefaßt werde. Um Ivo, der den Raben im Wappen führt, zu kränken, hat nämlich ein Ritter der Mühlburg bei dem Speerkampfe sich und die Seinen ebenfalls mit dem Wappenbilde des Raben geschmückt, als Unterscheidungszeichen aber von den Raben Ivos dem seinigen ein Nest mit Eiern untergelegt. „Aber," heißt es auf S. 84, „da der Schneider den Vogel gewissermaßen in häuslicher Thätigkeit dargestellt hatte, über seinem Neste schwebend, so hatte er ihm den Schwanz gehoben, und was darunter war, als Ei und Nest, war weißlich, undeutlich und erregte Zweifel über die Beschäftigung des Vogels ... Zuerst lachten die Ingersleben, bald aber schrieen sie laut Hui! und Pfui!" Es gibt nichts Naiveres!

Zu einer eingehenden und einigermaßen vollständigen kritischen Besprechung des Freytag'schen Romans würde ein Buch erforderlich sein, welches dem Umfange desselben zum mindesten gleich kommen würde; denn fast jede Seite fordert durch irgend eine Seltsamkeit in gutem oder schlechtem Sinne zu einem kritischen Halt auf. Für unsere Zwecke muß ich es mir genügen lassen, den Eindruck, den ich von diesem Werke empfangen habe, aufrichtig wiederzugeben. Und das ist geschehen. Die eigenthümliche Darstellungsweise hat mir das Behagen an den unzweifelhaft bedeutenden Vorzügen, an der poetischen Zartheit und dichterischen Vollkraft, die sich auch in diesem neuesten Werke bewähren, erschwert — häufig erschwert, bisweilen geradezu verleidet. Ich wiederhole, was ich anläßlich der früheren Besprechungen bereits mit Nachdruck betont hatte, daß ich bei der Besprechung dieses Werkes mich nicht zur Höhe einer rein objectiven Betrachtung erheben kann, sondern mich darauf beschränken muß, meine subjectiven Empfindungen wiederzugeben. Mir erscheint diese Form nicht als der wahre, natürliche Ausdruck des Gedankens und des Gefühls. Für das Bestreben aber, Alles anders zu sagen als man es zu sagen pflegt, besitze ich nicht das erforderliche Verständniß.

Paul Linden.

Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten.

Wir glaubten den ersten Band des Gedenkbuchs, das Ernst Förster von Cornelius' Leben und Wirken veröffentlicht, am besten dadurch anzuzeigen*), daß wir den Meister selbst sprechen ließen und seine Worte mit einigen Bemerkungen begleiteten; es geschah aus Freude an seiner kernhaften, markigen Darstellungsweise, wir meinten auch in der Rede etwas vom Stilgepräge der Gemälde wiederzufinden. In dem nun erschienenen zweiten Bande sehen wir, daß bereits 1843 Alexander von Humboldt dieser Ansicht war; er hat ein Schreiben von Cornelius dem König Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt, und berichtet darüber: „Als ich aus Neid meine Bewunderung äußerte, wie solche Gaben in einem Manne vereinigt sein können, wie Sie meisterhaft in harmonischem Periodenbau sich auszudrücken wüßten, sagte der König: Es scheint, Sie haben schon ganz vergessen, wie herrlich er sein Schild beschrieben hat".

Wie früh Cornelius daran dachte, seine Lebensgeschichte zu erzählen, ersehen wir nun aus einem Schreiben an seine Freundin, die edel- und kunstsinnige Emilie Linder; 1832 äußert er hier, daß er das alte Project in Briefen an diese ausführen möchte. „Helden und Künstler können am besten von einer weiblichen Seele aufgefaßt und verstanden werden. Nur Hebe darf dem Alciden den Nektar reichen, nur Beatrice führt den Sänger in's Paradies. Tassos Wahnsinn ist ein irres Suchen in einem Labyrinth, wo Ariadnes Faden zerrissen. Michel Angelo wäre so groß als Maler wie Dante als Dichter, hätte Beatrice ihm den Himmel gezeigt. Rafaels tausendfach beschwingte Psyche trug ein sinnliches Mädchen in's Gebiet der Sterne; ihr animalisches Blut entzündete das seine und tödtete ihn. Wenn ich einmal meine Memoiren schreibe, so werden Sie erfahren, wie es mir in dieser Sache ergangen. Vor der Hand lasse ich Sie durch ein Schlüsselloch in mein geheimes Cabinet sehen. Es ist ein schlechtes Jugendgedicht, das Sie nun zur Strafe lesen müssen, weil Sie mich spottweis einen Dichter nannten.

Vertrauet nur hab' ich allein,
Dir, Muse, o himmlische Freundin,
Was tief in der Seele mir ruht,
Das Heiligste mir und das Theuerste.
Sage — du darfst es allein —
Sag ihr alles, denn nie
Wird es ihr künden mein Mund!

*) Vergl. V. Band, Nr. 7 u. 8.

Digitized by Google

So hat es beschlossen dies Herz,
Dein bin ich von nun an allein.
Denn dich, warum soll ich's verschweigen,
Dich werd' ich besitzen dereinst!
Doch nie soll — so wills das Geschick —
Nie soll ein irdisches Weib
Mir ruhen an glühender Brust!
Denn ach, die mir theuer vor allen,
Ist ewig für mich ja dahin;
Sonst locket mich nicht das Geschlecht,
Das schwatzhaftig launenvoll eitle,
Zwar reizend, mir dennoch zuwider.

Ich weiß nicht, warum ich Ihnen dies schlechte Gedicht mittheile. Mir scheint, als übten Sie einen Zauber über die Geister meiner Lebensgeschichte und sie müßten Ihnen erscheinen. Vielleicht könnte dieser Brief einst als Zueignung zu benannten Memoiren dienen, weil er wie eine Ouvertüre die Hauptmotive in sich faßt." — Ich bemerke zu den Versen, daß Cornelius dreimal heirathete, zuletzt als 78jähriger Greis eine junge Italienerin, — und zur Prosa, daß Michel Angelo seinen weiblichen Genius in Vittoria Colonna hatte. (S. „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung", IV, S. 144 ff.)

Zunächst sehen wir Cornelius' Arbeit in München. Er entwirft die Compositionen, die Zimmermann in den Loggien der Pinakothek ausführt, ein kunstgeschichtliches Gedicht in Bildern, sinnig und anmuthig, das endlich jetzt durch den Kupferstich Gemeingut wird, er malt die Ludwigskirche. Noch ist die Zeit freudigen Schaffens, noch steht er Anfangs an der Spitze der Unternehmungen König Ludwigs. Damals sang Clemens Brentano nach der Weise des Prinzen Eugenius:

Peter Cornelius, der edle Ritter,
Wollt dem König wieder kriegen
Stadt und Festung am Parnaß;
Er ließ schlagen die Perücken,
Riß die Zöpfe aus den Rücken,
Steckt den Krahen in das Faß.

Die Philister rücken heran zum Kampf, aber die Musen auf der Schanze spielen auf zum Tanze:

Peter Cornelius auf der Rechten
Thät vereint den Lorbeer flechten
Mit General und Corporal,
König Ludwig schritt auf und nieder:
Malet brav ihr deutschen Brüder,
Greift die Kunst recht herzhaft an.

Der Schluß: „König Ludwig, der Peter war dein!" klingt wie ein Orakel.

Zur Composition des jüngsten Gerichts zog sich Cornelius nach Rom zurück. „Ich darf Ihnen sagen, schreibt er an Emilie Linder, daß ich eine selige Zeit, die Hochzeit, die Erfüllung meiner heiligsten Wünsche hier feiere. Wie wenig Menschen erlangen ein solches Glück! O wär' ich ein Salbader, wie würde ich's den Deutschen dann vorsagen können, daß ich tief ergriffen bin und ganz erfüllt von dieser hohen Sendung! O ersprießliches Gethue, warum kann ich dich nicht lernen? Vielleicht weil jede Art von Wind mir um die Nase gestrichen. Die Leute sehen's mir an, daß ich nicht sagen kann: „sauer ist süß und süß ist sauer"; sie sehen mir gleich an, daß ich sagen werde: „Der Gesang der Nachtigall gefällt mir besser als das Gekrächz der Dohlen"." — Zur Künstlerwonne des Schaffens kam bitteres Leid. Cornelius stand am Sterbebette der Gattin, und erfuhr von der Freundin den Tod seiner Schwester. Da schrieb er: „Welch ein Schatz ist ein tiefer, unheilbarer Schmerz! Er bringt uns mehr als die höchste Beseligung, die dieses arme Leben bieten kann, dem Heiligen nahe; er ist treu, unablässig, er führt uns in die Einsamkeit, in uns selbst". So war denn sein Weltgericht ihm Trost im Schmerz, ein Schmerzenskind. Aus eigener Erfahrung zeichnete er den Spruch auf: „Wenn es seltenen Geistern in Poesie und Kunst gegeben war, sich in ihren Werken nach den verschiedensten Richtungen mit Leichtigkeit zu bewegen, so hat das bei Vielen die Meinung erzeugt, als hätten diese Männer zu allen Zeiten alles nach Belieben schaffen können, während es doch — eine gewisse Universalität ihres Geistes zugegeben — Ergebnisse ihrer Entwicklungsmomente und der daraus nothwendig hervorgehenden Stimmungen waren."

Förster berichtet uns, daß während der Ausführung der Bilder in der Ludwigskirche das zischelnde Geflüster über Cornelius' angebliche Ungeschicklichkeit im Malen immer lauter geworden; er verweist auf eine Stelle im Kunstblatt von 1840 über Leo von Klenzes Aphorismen, wo es heißt: „Was Cornelius betrifft, so glauben wir, daß dieser Künstler mit seinen ausgezeichneten Gaben weit Größeres geleistet haben würde, wenn er die Errungenschaft vergangener Zeiten höher geachtet und die sinnlichen Darstellungsmittel sich in der Art angeeignet hätte, wie er die Fähigkeit dazu in den ersten Gemälden im Göttersaale der Glyptothek bewährt hat. In seinen spätern Werken hat sich diese Vernachlässigung gerächt". Förster selbst wird uns zugeben daß das Größte bei Cornelius die dichterische Conception, das Sublime des Gedankens, der architektonische Aufbau der Composition und die Kraft ist, typische Charaktere zeichnend zu schaffen; der Umriß ist das Unübertreffliche, minder schon befriedigt die Modellirung der Gestalten, in dritter Reihe steht erst das Colorit, der Sinn für Farbenharmonie und stimmungsvolle Beleuchtung. Cornelius dachte in Linien, nicht in Farben, darum sind seine Cartons besonders in späterer Zeit das Gewaltigste wie das Erfreulichste. Die Nazarener fürchteten durch Betonung der sinnlichen Erscheinung, durch Kraft und Reiz der Farbe von der idealen Bedeutung der Sache abzuziehen; die großen Meister der Renaissance waren anderer Ansicht, in der Harmonie des Sinnlichen und Geistigen, der Zeichnung und des Colorits fanden sie das Schöne als das in sich Vollendete. Förster erzählt eine Anekdote. Riedel in Rom hatte auf der Schulter eines badenden Mädchens das Sonnenlicht so täuschend gemalt, daß man nach dem Fenster sich umsah, durch das es hereingedrungen sein könnte; Cornelius sagte zu ihm: „Sie haben vollkommen erreicht, was ich mein Leben lang mit größter Anstrengung vermieden habe". Allerdings sind coloristische Kunststücke nicht das Wesen der Kunst, und wer um ihretwillen den Gedanken, die Seele hintansetzt, der ist nicht minder einseitig, als wer das reizend Holde, Sinnerfreuende der farbigen Erscheinung verschmäht. Und warum fesselt uns in Rom vor allem die Sixtinische Capelle und die stanza della segnatura? Weil Michel Angelo die Hülfsarbeiter vom Gerüst jagte und alles selber machte, weil Rafael die Disputa, die Schule von Athen eigenhändig malte, während andere Zimmer und Säle des Vaticans von seinen Schülern nach seinen Entwürfen ausgeführt sind! Die monumentalen Werke von Cornelius, Schnorr, Kaulbach sind leider zum großen Theil als Copien geboren, die originale Kraft der Meister liegt in den Cartons, in dem, was Hülfsmittel sein sollte, statt im vollendeten Gemälde.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Wie die Franzosen den Reichskanzler heißen.

Oderint dum metuant.

In einer Rede vor dem Reichstag dieses Frühjahrs hat Fürst Bismarck geäußert, „er sei von den Ufern der Garonne bis zur Weichsel der bestgehaßte Mann Europas". Die folgenden Zeilen sind vielleicht geeignet, die Beweise für obiges Wort zu liefern, wenigstens was die Hauptfeinde des Reichskanzlers betrifft, die Franzosen. Man kann etwa sagen, um eine geschichtliche Analogie zu Hülfe zu nehmen: Fürst Bismarck nimmt im Gedankenkreise der Franzosen dieselbe Stelle ein, wie Hannibal in

Digitized by Google

dem der Römer. Sie hassen den Reichskanzler, wie die Römer Hannibal und fürchten ihn ebenso. Galt doch der große Punier in Rom als die Incarnation alles dessen, was dem Volk der Quiriten widerwärtig und hinderlich sein konnte. In ähnlicher Weise erblicken die Franzosen in Fürst Bismarck den Unstern Frankreichs. Sein Name ist zum Popanz Frankreichs geworden, wie das Hannibal ante portas der Schrecken Roms war. Nur in einem Punkte hinkt der Vergleich: der Haß zwischen Hannibal und den Römern beruhte auf Gegenseitigkeit. Wir sind aber der Meinung, die Franzosen sind in vollständigem Irrthum, wenn sie sich vom Reichskanzler persönlich gehaßt glauben.

In der französischen Presse kommt die gereizte Stimmung gegen den Reichskanzler vor allem zum Ausdruck in den Beiwörtern, welche sie Bismarck geben und den Wendungen, mit welchen sie seinen Namen umschreiben. Namentlich letztere sind recht bezeichnend. Der Verfasser dieser Notiz hat sich die Mühe gegeben, während einer Reihe von Monaten dieselben zu sammeln. Es wird vielleicht manchen interessiren, sich die Blumenlese zu besehen. Die Bemerkung ist freilich vorauszuschicken: es sind nicht wenige Bezeichnungen aufgeführt, welche auch eine gewisse, manche sogar eine unbedingte Bewunderung für Fürst Bismarck ausdrücken. Das stößt indeß die einleitenden Worte nicht um. Es läge ferner die Versuchung nahe, die Bezeichnungen begrifflich zu gruppiren. Wir widerstehen derselben und beschränken uns auf eine chronologische Wiedergabe, wobei nur die amtlichen Titel eine Ausnahme machen.

Die Bezeichnungen lauten: Monsieur de Bismarck; Prince de Bismarck; le chancelier (schlechtweg sehr häufig); Prince chancelier; illustre chancelier; grand chancelier; archi-chancelier; chancelier Berlinois; chancelier de fer; formidable chancelier; redoutable chancelier; le défenseur des idées aristocratiques; daneben aber auch champion du libéralisme moderne et de la raison humaine; oder auch apôtre du libéralisme; l'illustre diplomate; l'homme de Biarritz; l'habile diplomate; le passe-par-tout; la main-partout; l'implacable chancelier Allemand; l'homme de la force primant le droit (sehr beliebt, namentlich in den klericalen Blättern); l'auteur célèbre de cette politique de fer et de sang; le macchiavélique chancelier; l'élève de Macchiavel; l'homme des nobles moeurs et de la crainte de Dieu; le grand homme Prussien; le grand-Prussien (das erinnert an den Großtürken); ce Beelzebuth (klerical); le pivot de la société; le vainqueur de Sedan; ce Richelieu de la Prusse; Polignac en politique; Polignac réussi; l'audacieux et puissant ministre; l'empire athée de M. de Bismarck; le terrible joueur; le copiste; ce rénard en politique; l'ogre de la Wilhelmsstrasse (eine Leistung des Monde, wie denn die klericalen Blätter in diesem Genre, gleich den deutschen, sich durch eine abenteuerliche Phantasie auszeichnen); ce Dionyse; l'homme de l'Europe le plus universellement détesté; maître de l'Allemagne; ce nouveau tyran (Univers); grand-pontife de la révolution (Union); l'homme du siècle; le créateur de la puissance Allemande; l'artisan de la virginité nouvelle de la Germanie (ein Witz des Univers); l'homme d'une influence presque diabolique; le champion du protestantisme; ce bourreau du catholicisme (wieder von Veuillot); l'homme le plus détesté de ce temps; cet intrépide Teuton; ce majordomus de son souverain; le terrible ministre; l'axe d'un monde nouveau; ce brutal; cette incarnation du mal; le dieu Bismarck (dies vom Moniteur); Jupiter tonnant de la Sprée (vom Monde); ce joueur audacieux, téméraire parfois, mais toujours servi par la fortune; ce Néron; l'insatiable vainqueur; l'honorable prince de Bismarck (so redet Univers öfter vom Reichskanzler, wenn es sich anstrengt ironisch zu sein); ce terrible et bizarre personnage (wieder vom Univers); l'homme d'un humeur tracassière; le duc d'Albe; le grand-directeur de la politique Allemande (Débats); le térrible ermite de Varzin (ein monumentales Epitheton, auf welches sich Paris-Journal etwas zu gut thun kann); redoutable prince de fer; un véritable homme d'état (Gazette de France); le grand homme Allemand; l'homme terrible de Berlin; l'homme épouvantable; le plus redoutable homme d'état du XIXième siècle; l'homme du progrès; le chef de la civilisation moderne; une manière de Louvois, visant au Richelieu, brutal, intolérant, brisant toutes les résistances; l'homme du mauvais destin de l'Allemagne (Union); l'Agamemnon des rois (Républ. Française); la sentinelle sur nos frontières; l'homme de lutte, l'homme de combat.

Es mag damit genug sein. Man sieht, daß Haß, Furcht und Bewunderung im Obigen seltsam gemischt sind. Der Reichskanzler aber kann sowohl auf Lob als auf Tadel von Seiten der Franzosen stolz sein. Denn das Lob der Feinde ist gewiß wahr; und was seine Feinde an ihm tadeln, ist vom deutschen Standpunkt sein höchstes Verdienst.

Straßburg, im December 1874. **Fritz Kilian.**

Aus der Hauptstadt.

Das Pringsheim'sche Haus in der Wilhelmsstraße in Berlin.

Der geringe Farbensinn unseres Jahrhunderts kommt nicht am wenigsten von der lange festgehaltenen Voraussetzung unserer Kunstrichter, als wären die griechischen Bau- und Bildwerke farblos gewesen. Das Verfahren, vermeintliche Thatsachen zu einem System auszuweiten, ist nicht allein auf dem Kunstgebiete üblich, es hat auch seine Wirkung auf die öffentliche Meinung selten verfehlt. Nun ist zwar, etwa seit einem Jahrzehnt, die Frage, welche lange genug die kunstgelehrte Welt in Athem erhielt, zu Gunsten der Bemalung entschieden und wir haben uns bequemen müssen, die griechischen Marmorbauten farbig zu denken; aber dieser Widerspruch mit der kurz vorher geltenden Lehre ist noch nicht ganz überwunden. Das Zeitalter Winckelmanns war so tief in die neuerworbene Kenntniß der abstracten Formenschönheit versunken, daß selbst Goethe einmal äußert, mit der zunehmenden Cultur müsse der Farbensinn schwinden, der gebildete Mensch wolle keine bestimmten Farben um sich sehen. In unserem Norden, wo kostbares Material selten und „Marmorbilder" als höchster Ausdruck des verkörperten Kunstideals mehr in der dichterischen Einbildung, als in der Wirklichkeit existirten, war die Opposition gegen die Annahme der Bemalung besonders lebhaft; man konnte sich schwer an den Gedanken gewöhnen, die in Sachen des Geschmacks unerreichbaren, mustergültigen Alten hätten den edlen weißen Marmor bemalt. Die Griechen hatten aber offenbar keinen übertriebenen Respect vor dem weißen Marmor, als solchem. Dieser galt ihnen zwar als ausgesuchtes Material zu Bauten und Bildwerken, wurde aber nicht selten in großen Massen verwendet und diente dann dem Ausdrucke der Idee, wie jeder andere Baustoff. Die Baukunst forderte aber zur kunstmäßigen Vollendung die Bemalung der einzelnen Bauglieder. Die jetzt unzweifelhafte Erkenntniß dieses Umstandes in Verbindung mit dem durch die Weltausstellungen vermittelten Herandringen des farbenreichen Orients hat dann lebhaft auf unser Kunstgefühl zurückgewirkt, wir haben wieder Freude an der Farbe gewonnen; wenigstens sind die Künstler diesem Antriebe gern gefolgt, die neueren Maler sind wieder gute Coloristen geworden und auch an unseren Bauten tritt die Farbe wieder in ihr altes Recht.

Das Pringsheim'sche Haus in der Wilhelmsstraße verfolgt kein anderes Ziel, nur war es hier statt des Marmors der sehr vaterländische Stoff der Terracotta, welcher zur Verwendung kam und der sich seiner Natur nach ohne entschiedene Farbe gar nicht denken läßt. Es sind so viel schiefe Urtheile über dieses Haus durch Berliner Zeitungen verbreitet, daß es auch wohl den Autoren desselben erlaubt sein mag, sich speciell über die dem Entwurfe des Hauses zu Grunde liegenden Bestrebungen und, was wichtiger ist, über den Terracottabau im Allgemeinen zu erklären. Da es uns weniger um das angegebene Beispiel, als um die ganze Richtung zu thun ist, so hoffen wir auf Nachsicht, wenn wir etwas weiter ausholen. Mit dem Kunstgedanken, der überhaupt eine Scheu vor dem Neuen hat, sowie mit der Menge, die ohne eine Idee von der Farbe zu haben, sich das lauteste Urtheil anmaßt, wollen wir gar nicht rechnen. Wollte sich der Künstler an das halten, was als landläufige Meinung colportirt wird, so wäre es allerdings mit jedem Fortschritte vorbei.

Jede Sache, die in der Kunst etwas bedeuten soll, muß eine historische Folge zeigen, wir wollen deshalb ohne ab ovo zu beginnen, oder mit Polonius zu erörtern, warum Tag Tag, Nacht Nacht sei, doch wenigstens ein Stück Zeit zurückgehen, um uns nach dem früher in dieser Bauweise Geleisteten umzusehen. Es ist vielleicht nicht unnütz zur Orientirung vorauszuschicken, was man unter Terracottabau versteht, nämlich die Herstellung der architektonischen Gliederungen und Ornamente aus

Digitized by Google

anders geformten und hartgebrannten Thonstücken, wobei dann die Fugen gewöhnlich aus besser bereiteten Backsteinen gemauert werden; also im Ganzen eine höhere Stufe des Backsteinbaues. Man kann diese Bauweise immerhin als eigenthümlichen Stil bezeichnen, denn es ist berechtigter diesen von der Natur des verwendeten Materials herzuleiten, wie es uns die Entstehungsgeschichte der historischen Stile lehrt, als aus ästhetischer Speculation, die jedenfalls jünger ist als alle bekannten Stilarten.

Wir haben oben den Terracottabau als „vaterländisch" bezeichnet und das mit Recht, denn er hat sich naturgemäß vom zwölften Jahrhundert ab, gleichzeitig mit der Einführung des Christenthums, in der Mark entwickelt. Die Kunst, den gebrannten Thon zu Bauzwecken zu benutzen, ist zwar so alt wie die älteste Cultur überhaupt; korinthische Befuse, römische Tempel in diesem Material sind uns überliefert, aber wir wollten hier nur betonen, daß die Entwicklung des Terracottabaues in der Mark selbstständig erfolgte, ohne directen Einfluß einer fremden Kunstübung. Wir glauben auch an seine Wichtigkeit für die fernere bauliche Entwicklung Berlins, hauptsächlich deshalb, weil der Mark fast jedes zur Herstellung architektonischer Glieder und Ornamente geeignete natürliche Baumaterial abgeht, während guter Ziegelthon in großer Menge vorhanden ist. Die äußere Gunst der Verhältnisse, die fließenden Geldmittel gestatten jetzt in Berlin eine bessere Lösung der Materialfrage, als vordem. Es wird vielfach in ächtem Material gebaut, und wir sehen deshalb manche mehr oder weniger kostspielige Experimente, um den fehlenden Sandstein mit Hülfe unserer sehr verbesserten Transportmittel von weither heranzuschaffen, wir sehen in neuester Zeit Häuser aus pariser Kalkstein ausführen. Andrerseits versucht man künstliche Sandsteine zu fabriciren und ein architektonischer Freund preist Portland-Cement für das einzig berechtigte Zukunftsmaterial. Wir wollen allen diesen Bestrebungen einen gewissen Erfolg nicht absprechen, aber wir glauben an den endlichen Sieg der Terracotta, als des billigsten und zugleich billigsten, weil in nächster Nähe zu beschaffenden Materials. Bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde fast ausschließlich mit Granitadern gebaut. Dies schwierig zu bearbeitende Material verdrängte natürlich die Anwendung künstlicher Formen aus, von welcher erst der durch Markgraf Albrecht beförderte Zuzug der niederländischen Colonisten und damit zugleich die ersten Anfänge des Backsteinbaues sich allmälig zu einer Meisterschaft steigerten, deren glänzende Reste, unverletzt von den Zerstörungen der Jahrhunderte, noch heute die Mark bedecken. Das Kloster Jerichow bei Tangermünde ist der Ausgangspunkt des Backsteinbaues für die baltischen Provinzen. Auch die heranwachsenden Städte der neuen Kunstweise; Jüterbogk, Tangermünde, Stendal wetteiferten in der Errichtung von Rathhäusern, befestigten Thoren und Kirchen, auch Berlin besitzt in seiner Klosterkirche als seinen Antheil aus dieser Bauperiode den künstlerisch vollendeten Glanzpunkt des märkischen Terracottabaues, die um 1400 von Heinrich Brunsberg erbaute Katharinenkirche. Hier finden wir die denkbar reichste Farbenwirkung mit edelsten Formenbildung verbunden. Das leuchtende Roth ist noch durch die schwarzgrün glasirte Ornamentik gehoben, überdem zur Beseitigung aller Monotonie durch helle Streifen gegliedert. Der lombardische Terracottabau zeigt eine lebhaftere Farbenentwicklung und nur die bald darauf folgende traurige Periode der Kunstübung konnte dies glänzende Denkmal für lange Zeit in Vergessenheit bringen. Indeß vergingen Jahrhunderte, bevor man dazu gelangte, wieder an die oben angeknüpften. Die Renaissance der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bis durch Schlüters Genius Berlin mit charaktervollen Bauten, konnte ihrer Richtung nach die Ausklänge des Backsteinbaues nicht sein, ebensowenig thaten dies die Baumeister der Zeit Friedrich des Großen, obgleich es hier näher gelegen hätte, da bei diesen Bauten der besonderen Neigung entsprechend aus Holland geholt wurden, wo der Backsteinbau in Uebung geblieben war. Erst der gereiften Kunstperiode sollte es vorbehalten sein, den für die Mark bedeutungsvollen wieder aufzunehmen. Es bleibt dies eine der hervorragendsten Thaten Schinkels, hiermit geschah der erste Schritt, um der Architektur wieder Monumentalität der Erscheinung zu verleihen. Das unglückliche Stuck- und Zinkgußbauwesen der Petrikirche und die Bauakademie sind die hierher gehörenden Schinkel'schen Bauten. Uebrigens fanden dieselben, besonders das Gebäude der Bauakademie beim Publicum keine besondere Aufnahme, man konnte sich nicht an die Farbe gewöhnen. Vergleicht man diese Bauten mit älteren Werken desselben Stils, so entdeckt man allerdings einen Mangel in der düstern Einförmigkeit der schweren rothen Ziegelfarbe, die durch keinen anderen Ton belebt und für das Auge gefällig gemacht wird, was für unsere nordische Beleuchtung, welche auf der dunklen Grundfarbe keine kräftigen Schatten hervorbringt und welche die feine Ornamentik für die Gesammtwirkung ganz verloren gehen läßt, um so nothwendiger sein dürfte.

Der Privatbau Berlins war allerdings noch lange Zeit nicht im Stande den gewonnenen Vortheil für sich zu benutzen, es blieb bei den hergebrachten Surrogatbauten. Die dem Gebäude der Bauakademie zunächst folgenden, für öffentliche Zwecke errichteten Backsteinbauten treffen nicht den richtigen Weg, um das Unbehagen zu vermeiden, das dem Auge durch eine durchweg rothe Baumasse zugefügt wird. Man versuchte die Anwendung eines mehr oder weniger gelblichen oder farblosen Backsteines, aber Farblosigkeit erzeugt nicht das Behagen wie die harmonische Zusammenstellung fester Farben und dann hatte man grade auf das verzichtet, was dem Backsteinbau als natürlicher Vortheil zukommt, nämlich die schöne satte Farbe. Bald entstellte der Schmutz die weißlichen Gliederungen und Ornamente, während die ältere Bauakademie immer den reinen Farbenton bewahrte. Als man endlich anfing das Wohnhaus in ächtem Material zu gestalten, glaubte man mit einigen Farbensteinen schon etwas Künstlerisches leisten zu können und gelangte wirklich zum Rohbau, was die Rohheit der Formen anbetrifft. Das Publicum konnte sich aber für diese Backsteinrustica nicht erwärmen, die geputzten Façaden mit ihren immerhin feinen Stuck- und Zinkornamenten mußten diesen Bestrebungen den Rang ablaufen. Jetzt freilich besitzt Berlin eine Reihe von Terracottabauten zu öffentlichen und Privatzwecken, welche den meisten Anforderungen genügen und einen bedeutenden Einfluß auf die Erscheinung der Stadt üben. Wir erwähnen nur Rathhaus, Münze, Generalstabsgebäude, Anatomie, chemisches Laboratorium, Universitätsbibliothek und von Privatgebäuden: Passage, Flora, die Bauten des zoologischen Gartens, das Diebit'sche Haus, Villa Kabrun u. s. w. Allenfalls bleibt für die Ausbildung des Wohnhauses, mit dem wir es hier speciell zu thun haben, noch etwas zu wünschen übrig, dasselbe muß besonders zierlich und anmuthig behandelt werden, um als Ausdruck des verfeinerten modernen Bedürfnisses gelten zu können. Soll der Terracottabau hierin anderen Stilformen das Gleichgewicht halten, so müssen die rohen Backsteinflächen vermieden werden; ein fein modellirtes Ornament muß die Gliederungen beleben und schließlich muß das Feenkleid der Farbe die Schwerfälligkeit der Massen aufheben und für das Auge reizvoll machen.

Die Architekten des Pringsheim'schen Hauses haben nun hiermit den Versuch gemacht, den oben entwickelten Forderungen an das Terracottahaus gerecht zu werden. Der Bauherr hat mit vollem Verständniß für das zu Erreichende die Mittel zu einer solchen Ausbildung zur Verfügung gestellt, die man sich aber nicht als übermäßig hohe, z. B. im Vergleich zu den Kosten einer Sandsteinfaçade vorstellen darf. Eine Beschreibung des Hauses wird nicht nöthig sein, da es einigermaßen bekannt ist, wozu abfällige Kritik nicht am wenigsten beigetragen hat. Dieselbe richtete sich zunächst gegen ein angebliches Zuviel der Farbe. Das ist Sache des Geschmacks, über die sich streiten läßt; wenn aber der Kritiker einer Fachzeitung das Haus als Beispiel des Gründerstils bezeichnet, so kann man in einer solchen unsachgemäßen Behauptung doch nur die Absicht vermuthen, ernsthaftes Kunststreben durch eine Phrase unwirksam zu machen, denn weiter ist diese Angabe nichts, sie gehört in das Capitel der berühmten Reden Pistols von den „hohlgestopften Möhren Asiens". Thatsächlich haben weder Herr Pringsheim, noch die Architekten des Baues mit Gründungen zu schaffen gehabt; vielmehr verkörpert das Haus, eine längst vor der berüchtigten Gründungsepoche geplante Lieblingsidee. Auch die „Vossische Zeitung" hat einigemal zum Organ frommer Seelen gedient, deren Milch der frommen Denkart sich durch den Pringsheim'schen Bau getrübt fühlte. Es wurde den Architekten im Allgemeinen angerathen, nur ganz allmählich der gewohnten Berliner Manier, mit Milchkaffeefarben zu decoriren, entgegenzutreten. Dieser Vorschlag erinnert an die spaßhafte Geschichte, wonach den jungen Pinschern jeden Tag ein Stückchen von Ohr und Schwanz gestutzt wird, um den lieben Thierchen nicht plötzlich so sehr wehe zu thun. Derselbe Kritiker tadelt die Zusammenstellung von hellem Gelb und lebhaftem Grün; aber abgesehen davon,

Digitized by Google

daß am Pringsheim'schen Hause rothgelb und blaugrün zusammenkommen, was einen bedeutenden Unterschied macht, so möchten wir doch rathen die besten lombardischen Terracottabauten zu vergleichen, an denen ganz ähnliche und noch glänzendere Farbenzusammenstellungen die reichste und harmonischste Wirkung hervorbringen. Im Ganzen kennzeichnen die lautgewordenen kritischen Aeußerungen die Voreingenommenheit der alten Berliner Schule, den gänzlichen Mangel an Originalität und eine hieraus folgende Scheu vor Allem, was den Cirkel der vorgeschriebenen Schablone verläßt.

Die Farbenscala der Faïencetechnik stellt, des Einbrennens halber, enge Grenzen in der Auswahl der Farben, die Arbeiten der Lucca della Robbia zeigen die Zusammenstellung von gelb, grün und blau, etwa noch braun und violett, das Roth bleibt unerreichbar; so erscheint auch am Pringsheim'schen Hause ein sattes Braunroth als ruhige Façadenfläche, auf der sich die Fenstereinfassungen gelbroth abheben. Das Ornament ist überall in der natürlichen Thonfarbe belassen, nur Einzelnes ist durch gelbe Lasur leuchtend hervorgehoben, die Hintergründe sind überall mit farbiger Glasur behandelt, ein zartes Blaugrün für die Ornamentik des Hauptgesimses, dann der Fensterbekrönungen und Bogenzwickel. Auch am Halse der Fensterpilaster tritt dasselbe helle Blau noch einmal verbindend auf. Die March'sche Fabrik in Charlottenburg hat manche Probe ausführen müssen, um die Schwierigkeiten, die sich der Herstellung der Farbentöne entgegenstellten, zu besiegen, und dennoch, wir wollen es nicht verhehlen, ist noch manches Wünschenswerthe nicht erreicht, was erst durch längere Kunstübung zu erlangen wäre.

Die Ausbildung der Façade findet consequenten Abschluß und Blüthe in dem Mosaikfries auf Goldgrund, der nach dem genialen Entwurfe A. v. Werners in der Fabrik von Salviati in Venedig ausgeführt wurde. Nach der Meinung eines ängstlichen Kritikers soll mit der Anwendung eines so ausgesuchten Kunstmotivs das Maß des für das Wohnhaus Zulässigen überschritten sein, wir sind aber auch hierin ganz anderer Ansicht. Leider überwiegt bei den meisten Bauten die Erledigung des praktischen Bedürfnisses und ein großer Theil des Publicums möchte den Architekten kaum die Qualität des Künstlers zugestehen. Scherzhaft illustrirt wird diese Auffassung durch die bekannte Anekdote, wonach ein Mitglied unserer Kunstakademie die Aufnahme von Architekten in diese Körperschaft befremdlich findet, weil diese doch keine Künstler seien. Für alle wahrhaft Gebildeten ist selbstverständlich die Baukunst die ernsteste aller bildenden Künste, deren Schöpfungen wie keine anderen die Theilnahme des ganzen Volkes beanspruchen. Uns gilt es überdies für ausgemacht, daß nur die Verbindung der drei bildenden Künste ein vollendetes Monument zu schaffen vermag. Soll das Wohnhaus aus der Schablonenhaftigkeit der gewöhnlichen Dutzendbauten heraustreten, soll es den höchsten Grad der Ausbildung erreichen, der ihm als individuellem Kunstwerke zukommt, so muß Sculptur oder Malerei hinzutreten, um den Gedankenkreis allgemein verständlich zu erfüllen. Was, glaubt man, wird aus den, diesen höheren Schmuck entbehrenden, nur nach den Regeln der Reißkunst mit fein geschnittenen Eierstäben bedeckten, hellenischen Stuckfaçaden Berlins in einem Vierteljahrhundert geworden sein? Sie werden verschwinden wie die neueste Mode von Gerson oder Herzog, denn es ist an denselben Nichts vorhanden, was ein pietätsvolles Interesse erregen und ein späteres Geschlecht zur Erhaltung auffordern könnte. Deshalb muß für das bessere Wohnhaus die ernste architektonische Lösung mit Malerei und Sculptur verbunden werden, um den zeitgemäßen Ideen Ausdruck zu geben, die unser Herz bewegen und unsern Verstand beschäftigen. Das bisher herrschende Griechenthum war für Berlin ein Hinderniß zur Entfaltung volksthümlicher Motive. In den alten Städten sind Beispiele der geschilderten Art zahlreich genug und machen uns die Städte erst eigentlich interessant, leider hat die Neuzeit diese eigenartigen Schöpfungen nur wenig vermehrt.

Die Forderung des dauerhaften Materials ist ebenfalls selbstverständlich und wir kommen nur noch einmal darauf zurück, um dem versteckten Vorwurfe zu begegnen, als sei es bei dem besprochenen Bau darauf angelegt gewesen, durch die Kostbarkeit des Materials den höheren Forderungen an die Kunstformen auszuweichen. Allerdings kann die Verwendung kostbaren Materials ein Zeichen des Kunstverfalls werden, wenn deswegen die künstlerische Erfindung hintangesetzt wird. Vorderhand möchten wir aber doch den Architekten rathen, das kostbare Material nicht von der Verwendung auszuschließen und wenn möglich etwas mehr als nöthig in dieser Richtung zu thun und zwar im Interesse der Erhaltung der Bauten. Der Philister hat doch nun einmal vor Nichts weiter Respect, als vor dem was Geld gekostet hat. Auch wäre es für alle Fälle nützlich, einige Räume recht fest zu überwölben, um das Umbauen zu erschweren, zu dem viele Menschen eine so unüberwindliche Neigung haben.

Wem die in gothischen Formen errichteten märkischen Terracottabauten nicht sympathisch sind, der möge die lombardischen Renaissancebauten in demselben Material als Vorbilder ansehen. Auch ist hier der Vergleichspunkt näher gerückt, da eine große Anzahl Stadthäuser, Villen und Paläste erhalten sind. In der Lombardei war die Entwicklung des Stils unter denselben natürlichen Bedingungen erfolgt, wie in der Mark, denn dort ist der Sandstein ebenfalls selten und mußte von fernher beschafft werden, während guter Ziegelthon vorhanden war. Die vom 11. Jahrhundert ab errichteten Bauten zeigen sogar das große Ziegelformat der Mark, ebenso die Anwendung heller Putzflächen zur Belebung der Massen. Anfangs sind es meist Kirchen: S. Eufemia, S. Pietro, S. Maria del Carmine in Pavia, die Klosterkirche in Chiaravalle, S. Gotardo in Mailand, dann das im 14. Jahrhundert erbaute Schloß der Visconti in Pavia. Es gibt nichts Würdigeres und Einfacheres als z. B. die Façade von S. Francesco in Pavia, wo dunkel und blaßrothe Ziegel in Mustern vorkommen und helle Putzflächen als Grund des Ornaments. Man könnte nichts Besseres wünschen, als daß unsere öffentlichen Gebäude in diesem Sinne projectirt würden. Eine neue Entwicklung des lombardischen Stiles beginnt im 15. Jahrhundert mit dem Bau der Certosa bei Pavia, dem prächtigsten Kloster der Welt. Diese Architekten mußten Maler und Bildhauer zugleich sein, denn zur Erfindung eines solchen Gebäudes reicht Cirkel und Lineal nicht aus. Das Plastische ist hier unübertrefflich reich und durchgebildet. Die poetische Schöpfungskraft des Künstlers hat hier das volle Abbild des heiteren Lebens geschaffen, als einzige Erquickung der düster schweigsamen Karthäusermönche. Eine Reihe von Wohnhäusern und Palästen aus dem 16. Jahrhundert zeigen noch mehr die Umbildung der Formen in's Freie und anmuthig Heitere. Eine glänzende Bemalung in Frescofarben belebt und trennt stets die Gliederungen und Ornamente, die großen Flächen sind meist in Sgraffittomanier behandelt. Beispiele geben Privathäuser in Pavia und Brescia, der Palast der Sforza in Cusago, die Casa Arcimboldi ebenda, eine Villa bei Varese, und verschiedene Landhäuser in der Nähe von Mailand. Oft hat an diesen Bauten die Terracotta den Sandstein überdauert. Wir sind überzeugt, daß die unvergleichliche Anmuth dieser lebensfrischen Schöpfungen, die sich immer zur reizvollen poetischen Wirkung steigern, jeden Unbefangenen für sich gewinnen und selbst in den kältesten Berliner Herzen den puritanischen Haß gegen die Farbe besiegen würde.

H. Ebe.

Notizen.

Eine neue Ministerkrisis steht in nicht ferner Zeit bevor, ernster und nachhaltiger als diejenige war, die uns vor Weihnachten so viel zu schaffen machte. Wann sie eintritt und wer davon betroffen werden soll, das schon jetzt zu verrathen, läßt die von dem journalistischen Gewerbe unzertrennliche Discretion nicht zu. Diese nicht ganz freiwillige Reserve hat den Vortheil, daß, was auch in jener Richtung passiren mag, wir uns kühn darauf berufen können, daß wir es von allen Tages- oder Wochenchronisten des In- und Auslandes zuerst gemeldet. Die mit einer solchen zum Theil aufgezwungenen Zurückhaltung verbundenen Nachtheile sollen deswegen nicht verhehlt werden. Die Folge wird sein, daß die Blätter umherrathen werden, gegen wen sich der Zorn des Olympiers in der Wilhelmsstraße diesmal wohl wenden möchte. Die Minister werden einzeln gewogen und durchweg zu leicht befunden werden. Graf Eulenburg steht schon lange in dem schwarzen Buche und es ist ein Wunder, daß er sich so dauerhaft bewiesen. Sein Verdienst um die Kreisordnung und ein gewisser passiver Gleichmuth, der ihn manche gefährliche Stunde überleben ließ, werden unzulänglich erscheinen, wenn der Wind scharf von oben weht und die Tagespresse unter dem dringenden Impuls der Ankündigung, daß eine neue Krisis im Anzug

Digitized by Google

im Vordergrund, das Theater von Taormina mit dem schneeglänzenden Aetna im Hintergrund, und Scylla und Charybdis mit den prachtvoll anbrandenden Wogen. — Gern möchte ich gleich Rühmliches von der in sogenanntem Lichtdruck (Albertotypie) erschienenen Melusine von Schwind sagen, es sind aber die Blätter etwas trüb gerathen, und die um das doppelte schönere Photographie daher noch vorzuziehen. Möge der Verleger eine Ausgabe wie die der sieben Raben und zu deren billigem Preis veranstalten! — Den Faust von Kreling wollen wir einmal näher betrachten, wenn er fertig vorliegt; bis jetzt finden wir, daß er sich innerhalb der Linie weiter bewegt, welche in der Gestaltung des Typus von Faust und Mephistopheles durch Cornelius begonnen und durch Kaulbach weiter geführt worden. Das Gretchen des Letzteren war mißlungen, Kreling hat es wieder etwas sittig naiver behandelt. Für die bildende Kunst ist es gewiß das Beste, daß er einen ruhigen Moment wählte, um Faust als den unbefriedigten Denker in der ersten Scene darzustellen; er steht mondbeschienen am Fenster und blickt melancholisch auf die Bücher und das Geräthe hin, die sein Zimmer füllen. M. C.

Offene Briefe und Antworten.

Historisches Repetitorium.

Frage:

Sollte wirklich, wie uns in Nr. 52 der Gegenwart S. 411 Sp. 1 Z. 28—32 versichert wird, Kaiser Karl IV. mit den „Wirren seiner Regierung" und der goldenen Bulle in das Ende des 15. Jahrhunderts fallen? Wir glaubten bisher, die goldene Bulle sei 1356 erlassen worden und Karl IV. habe 1346—78 regiert? — Um Aufklärung wird ersucht von

Leipzig, 26. December 1874. P. W.
(Verkannter Dichter.)

Antwort:

Herrn Dr. Paul Wislicenus. Leipzig.

Also wirklich das Ende des vierzehnten Jahrhunderts ist nicht das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts? Was Sie sagen! Und das hat der Kritiker nicht gewußt? Das ist ja eine erschreckliche Unwissenheit oder zum mindesten, ein ganz unverzeihlicher Lapsus!

Aber nun denken Sie sich diese Verstocktheit des Kritikers: er will weder das eine noch das andere zugestehen! Er behauptet steif und fest, sich nicht geirrt, sondern sehr absichtlich daneben gegriffen zu haben, und meint, daß man sich hier weniger über einen kolossalen Fehler, den er begangen haben solle, als vielmehr über das höchst mangelhafte Eingehen auf seine sehr deutlich markirte Absicht von Seiten des verkannten Dichters zu verwundern habe. Der „Lapsus" hatte wirklich keinen andern Zweck, als die Gleichgültigkeit in der Zeitbestimmung und die verwegenen Anachronismen in dem Wislicenus'schen Stücke drastisch zu veranschaulichen; und ebenso unbedenklich wie den incriminirten Passus würde der Recensent geschrieben haben: „nehmen wir also an, daß der „Liebestausch" zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, unmittelbar nach dem Abschluß des Hubertusburger Friedens unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges spielt".

Hoffentlich werden Sie großmüthig genug sein, uns nicht mit der Bitte um Aufklärung über den Zusammenhang des Hubertusburger Friedens mit dem dreißigjährigen Kriege „in drangvoll fürchterliche Enge zu keilen", wie Ihre Helden zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sagen würden.

Berlin, 27. December 1874. P. L.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane

aus dem Verlage von **Eduard Hallberger** in Stuttgart:

Adelbert, „Sibylle". 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Dewall, van, „Vermißt". Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Henkel, „Aus Langeweile". 2 Bde. Preis 2 Thlr.

Rank, „Im Klosterhof". 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Rudorff, „Die Tochter des Nabob". Preis 1 Thlr.

Silberstein, „Deutsche Hochlands-Geschichten". 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Wassermann, „Judah Touro". 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Detlef, „Mußte es sein?" Zweite Aufl. Preis 2 Thlr.

Dewall, van, „Eine große Dame". Zweite Aufl. Preis 2 Thlr.

Raabe, „Deutscher Mondschein". Zweite Aufl. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Archiv für Litteraturgeschichte.

Herausgegeben von

Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld.

IV. Band. 2. Heft.

Inhalt: M. Petrus Sylvius, ein Dominicaner der Reformationszeit. Von *Johann Karl Seidemann.* — Molières geflügelte Worte. Von *Adolf Laun.* I. — Corneille, Le Menteur. La Suite du Menteur. Von *Ernst Schmid.* — Goethe in Regensburg. Von *Carl Woldemar Neumann.* — Einige Bemerkungen über Goethes Leonore Sanvitale. Von *Adolf Brennecke.* — Kritische Beiträge zu Schillers Jugendgeschichte. Von *Wilhelm Fielitz.* — Aus G. Kestners Briefsammlung. V. Heinrich Voss nach Schillers Tod. — Lessings dramatischer Stil in Schillers Nachahmung. Von *Robert Boxberger.* — Scritti inediti di Francesco Petrarca pubblicati ed illustrati da Attilio Hortis. Angezeigt von *Adolf Tobler.* — Deutsche Handschriften im Britischen Museum. Von *Carl Schröder.* — Miscellen: Glosse des Ablass 1521. Von *Seidemann.* — Ermanung an die Kaiserliche Majestät 1546. — Zu Goldsmiths Vicar of Wakefield. Von *Boxberger.* — Das kurze Schwert. Zu Lessings Philotas, Sc. 8. Von demselben. — Zu Goethes Gedicht: Vanitas! vanitatum vanitas. Von demselben. — Zu Schillers Gedicht: „Poesie des Lebens." Von demselben. — Zu Schillers „Punschlied. Im Norden zu singen." Von *Fielitz.* — Ein Druckfehler bei Theodor Körner. Von *Herm. Dunger.*

Preis für den Band von 4 Heften 14 Mk.

Abonnements werden jeder Zeit entgegen genommen.

Abonnements werden jeder Zeit entgegen genommen.

Deutsche Rundschau.

Herausgeber: J. Rodenberg. Verlag: Gebr. Paetel, Berlin.

Erscheint in monatl. Heften von 10—11 Bogen gr. 8. in elegantester Ausstattung.

PREIS: pro Quartal 6 Mark = 2 Thlr.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Probehefte zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Vorläufige Auflage: 8000 Exemplare.

Zur Veröffentlichung in den nächsten Heften liegen ausser Novellen von Wilhelmine von Hillern geb. Birch, R. Lindau, Levin Schücking, Iwan Turgenjew, Adolf Wilbrandt u. A. folgende Beiträge vor:

1. **Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe,** von Prof. *W. Foerster,* Dir. der Berliner Sternwarte.
2. **Petrarca und Boccaccio** als Begründer d. italienischen Renaissancebildung, von Prof. *H. Hettner* in Dresden.
3. **Die Behandlung des Römischen Staatsrechtes bis auf Th. Mommsen,** von Prof. *J. Bernays,* Oberbibliothekar i. Bonn.
4. **Französische Zustände und Englische Beobachter,** von Prof. *Karl Hillebrand* in Florenz.
5. **Ueber Geruch u. Geschmack,** von *A. Fick,* Prof. der Physiologie in Würzburg.
6. **Dalmatien,** von Prof. *Oscar Schmidt* in Strassburg.
7. **Wallenstein,** auf Grund neu aufgefundener eigenhändiger Briefe desselben, von Prof. *Ottokar Lorenz* in Wien.
8. **Ueber das Reisen in Afrika,** von Dr. *Georg Schweinfurth* in Berlin.
9. **Ueber altgermanisches Heidenthum in der christlichen Teufelssage,** von Prof. *Felix Dahn* in Königsberg.
10. **Ernst Haeckel,** von Dr. *Ed. v. Hartmann* in Berlin.
11. **Ferdinand Lassalle,** von Dr. *Georg Brandes.*
12. **Düsseldorfer Lehrjahre,** ein autobiographisches Fragment von Johann Wilhelm Schirmer. Herausgegeben von Prof. *Alfred Woltmann* in Prag.
13. **Volkswirthschaftliche Studien,** von Dr. *Ludwig Bamberger,* Reichstagsmitgl.
14. **Weitere Mittheilungen über H. Heine,** nebst bisher ungedruckten Gedichten desselben, v. Prof. *H. Hüffer* in Bonn.
15. **Die Mutter H. Heine's,** mit bisher ungedruckten Briefen derselben, von *Adolf Strodtmann* in Steglitz.
16. **Militairische Erinnerungen,** von Oberst *J. von Verdy du Vernois,* Generalstabschef.
17. **Die Hypothesen über den Ursprung des Lebens,** von Prof. *W. Preyer* in Jena.
18. **Die Geographie der Locomotiv-Construction,** vom k. k. Hofrath *M. M. v. Weber* in Wien.
19. **Die Entwicklung der Dampfschiffahrt auf hoher See,** von Dr. *A. Lammers* in Bremen.
20. **Mohammedanische Fürsten der Neuzeit,** von Prof. *H. Vambéry* in Pest.
21. **Expedition in die Libysche Wüste,** von Dr. *Gerhard Rohlfs* in Weimar.
22. **„Die Schwerenothskommission".** Ein Stück kurhessischer Geschichte, von *O. H.* Mit einer Einleitung von Prof. *H. von Sybel* in Bonn.
23. **Ferien in England,** von *Julius Rodenberg* in Berlin.
24. **Ueber Sprach-Philosophie,** von Professor *Max Müller* in Oxford.
25. **Shakespeare-Splitter.** Von *Heinrich Laube* in Wien.

Inserate finden durch die **„Deutsche Rundschau"** weiteste Verbreitung mit lohnendstem Erfolg. Preis pro gespalt. Petitzeile 40 Pf. (4 Sgr.)

Abonnements werden jeder Zeit entgegen genommen.

Edm. Gaillard, vorm. Carl Heinr. Gerold in Berlin, W., Krausenstr. 69,

Specialgeschäft für Oelfarbendruck,

Kunstanstalt, Verlag, Export, Debit, Detail, führt grundsätzlich **nur die besten** Erscheinungen des Oelfarbendrucks. — Illustrirte Kataloge etc. gratis und franco.

Einbanddecken zum 6. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage von Faesy & Frick in Wien.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin SW. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin NW. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 9. Januar 1875. Band VII.

AP 30 .G295 v.7 m.r

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Fürst Bismarck und Graf Cavour. Eine historisch-politische Parallele von Moritz Meyer. — Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873. Von Schulze-Delitzsch. II. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Perikles. Von Hermann Lingg. — Mein Entwicklungsgang. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — Eine Vorrede zu „Manon Lescaut". Von Paul Lindau. — Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten. Von M. Carriere. (Fortsetzung und Schluß.) — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Fürst Bismarck und Graf Cavour.

Eine historisch-politische Parallele

von

Moritz Meyer.

Im Leben und Entwicklungsgang der Natur und Menschheit treten nach größeren Zeiträumen Analogien auf, die auf Gesetzen der Geschichte zu beruhen scheinen. Ueberall wo gleiche Bedingungen und Kräfte eines lebendigen Organismus wirken, wo verwandte Ideen herrschen, da tragen die Physiognomien der Völker auch verwandte Züge, so daß sich im Grunde alle Mannichfaltigkeit im geistigen und politischen Leben der Nationen auf einige große Hauptrichtungen zurückführen läßt. Eine der vornehmsten ist der Zug, welcher durch das staatliche Leben der Neuzeit Italiens und Deutschlands geht, das Streben nach einheitlicher nationaler Gestaltung, nach Zusammenfassung der Volkskräfte und öffentlichen Institute, nach Entfernung aller Sondergewalten im staatlichen Leben des Volkes. Dieses Bestreben, das in beiden Staaten unter fast gleichen Voraussetzungen hervortritt, hat denn auch zu ähnlichen staatlichen Bildungen geführt. Wie aber alles im Weltganzen einer festen Form, eines sichtbaren Trägers seines Inhalts bedarf, um in die Erscheinungswelt einzutreten, so zeigt sich auch gewöhnlich die ganze Richtung eines Volkes an einer bestimmten Persönlichkeit: Die großen staatsmännischen Genies sind es, die als der verkörperte Ausdruck des ganzen Staatslebens erscheinen, deren eigenthümliche Individualität der ganzen Zeit ihr besonderes Gepräge aufdrückt.

Zwei Staatsmänner der Neuzeit haben diese individualisirende Kraft für den national-politischen Gedankeninhalt in hohem Grade bekundet, Graf Cavour für die italienische, Fürst Bismarck für die deutsche Nation; beide Persönlichkeiten haben den Gang der neuesten Geschichte Italiens und Deutschlands bestimmt. Dabei ist es eine merkwürdige Erscheinung, die kaum in der Geschichte ihres Gleichen findet, daß wie die Entwicklung der beiden genannten Länder unter fast gleichen Bedingungen erfolgte und nach gleichem Ziele strebte, auch die Führer der Bewegung nach Charakter und äußeren Lebensumständen, nach Persönlichkeit und geistigen Gaben eine Aehnlichkeit bekunden, die lebhaft zu einer Vergleichung herausfordern muß.

Beide Männer haben im Beginne ihrer Wirksamkeit an der Spitze der öffentlichen Geschäfte einen herben Stand gehabt. Beide aber hatten es im Grunde mit ein und demselben Gegner zu thun. Dies war Oesterreich. Insbesondere Italien lag unter dem Drucke der Habsburgischen Macht darnieder, die nicht nur in einem großen Theile des Landes despotisch schaltete, sondern auch im ganzen übrigen Italien einen Einfluß ausübte, der die Nation ihres Schwerpunktes berauben mußte. Von dem Wiener Congreß war vergebens eine einheitliche Gestaltung erhofft. Nach der Restauration kehrten die von Napoleon I. gestürzten Regierungen wieder zurück mit Haß und Rache im Herzen, zurück zu einem unerträglichen Absolutismus. Die Staaten der Halbinsel waren ohne jeden politischen Zusammenhang, jede Regierung auf sich selbst angewiesen, die Unterthanen derselben ohne die gebührende verfassungsmäßige Ordnung ihrer Rechte. Ein tiefer Zwiespalt ging fortan durch die ganze Nation, die zwischen dem Zwange alter, abgelebter Formen und dem aus der Napoleonischen Zeit zurückgebliebenen unwiderstehlichen Zuge nach freierer Gestaltung des politischen Lebens umhergeworfen wurde.

Nur in einem Winkel Italiens, in dem kleinen Piemont, hatte sich ein kräftigeres nationales Bewußtsein entfaltet und während man in den übrigen Staaten der Halbinsel durch Verschwörungen und Geheimbünde die Tage der Freiheit mit idealen Träumereien hinausschob oder in dumpfer Beschränkung die Geister innerhalb der Landesgrenzen gebannt hielt, hatte die savoyische Dynastie das praktisch Erreichbare, die nächsten Ziele und die Gesammtheit der Nation in's Auge gefaßt. Durch die robuste Constitution der Bewohner, durch seine angestammte Dynastie, durch sein tapferes Heer, war Piemont zur Führerschaft in Italien berufen. Welche Bedeutung dieses Land für die Halbinsel hatte, bemißt man am besten an dem Ausspruch Metternichs: „Piemont ist für uns die ganze italienische Frage". Trotz der fast unüberwindlichen Hindernisse sollte dennoch von diesem Gemeinwesen die italienische Einheit geschaffen werden, gleichwie Preußen, das sich in ganz ähnlicher Situation befand, berufen war, die so lang ersehnte Neugestaltung Deutschlands herbeizuführen.

Auch Preußen war auf dem Wiener Congresse durch die Eifersucht der fremden Cabinette territorial so ungünstig gestellt worden, daß es nicht im Stande war, eine selbständige europäische Politik zu treiben. Nur zwei Wege standen ihm offen: Die Unterordnung unter Oesterreich oder die scharfe Betonung seines Gegensatzes zum Hause Habsburg.

Das Letztere, Nothwendige war aber eine schwierige, höchst gefahrvolle Aufgabe. Oesterreich hatte große Chancen vor Preußen voraus: der langjährige Besitz der deutschen Kaiserkrone hatte seinen Besitzstand erheblich erweitert und befestigt, die deutsche Kraft hatte ihm eine mächtige Stimme im Völkerrath gegeben; durch die Bekämpfung der Reformation war es der Sympathien des Papstthums gewiß; die Fürsten Deutschlands schienen an seinen Thron gefesselt, sie glaubten durch den engsten Anschluß an die Politik Oesterreichs ihre souveränen Rechte in Deutschland am besten schützen zu können.

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

Preußen dagegen erscheint in seinem Besitzstande überall bedroht und zersplittert, in seiner innern und äußern Entwicklung beengt, namentlich durch die Verfassung des Bundes wie mit eisernen Klammern umschlossen. Da lag es eingezwängt in eine Menge kleiner Fürstenthümer, die alle im Verhältniß der Gleichberechtigung mit ihm standen, die besondere bürgerliche und militärische Einrichtungen besaßen, die eifersüchtig über ihren Souveränetätsrechten wachten. Selbst die deutsche Nation, deren Ideal das Einheitsprincip stets gewesen ist, hatte sich zum guten Theil unwillig von dem reactionären Preußen abgewandt, das unter einem schwachen Fürsten mit zäher Energie am alten Zopfe festhielt. Ja innerhalb Preußens selbst gab es eine starke Strömung, die keine Mission Preußens für die deutsche Frage anerkennen wollte, die stets betonte, daß man vollauf mit sich selbst zu thun habe und die Pflicht der Selbsterhaltung über Alles gehen müsse.

Und doch war in Preußen, — in der Dynastie der Hohenzollern und im gesunden Theile des Volkes, — stets der Gedanke einer Mission für die deutschen Dinge — man möchte sagen — instinctiv festgehalten worden. Schon der große Kurfürst, noch mehr der große König Friedrich II. haben die deutschen Interessen mit den preußischen vielfach identificirt, später haben Männer wie Stein und Scharnhorst ihre besten Kräfte Deutschlands Entwicklung gewidmet.

Wir sehen somit in Piemont und Preußen die gleichen Aufgaben, die gleichen Schwierigkeiten. Es konnte nicht fehlen, daß diejenigen Staatsmänner, welche jene Aufgaben lösten, nach geistiger Anlage und äußerer Wirksamkeit, Berührungspunkte haben müssen, deren nähere Betrachtung uns tiefer in das Verständniß ihres Wesens und Schaffens einführen kann.

Bismarck und Cavour sind Aristokraten, auf echt feudalem Boden erwachsen, in conservativen Ideen groß gezogen, die nicht im Stande waren, dem freieren Zuge der Neuzeit verständnißvoll zu folgen. Sie mußten das Alte, Ueberlebte überwinden, die gewohnte Form zerbrechen und einen neuen Inhalt, einen neuen Geist in Staatsrecht und Politik hineinbringen. Schon der äußere Gang ihrer Lebensanfänge zeigt keine Stetigkeit im Althergebrachten. Cavour trat zwar nach altadeliger Sitte in die Militärakademie ein, verließ diese aber bald wieder, da ihm der Zwang der Etikette unerträglich erschien. Seine Lebensdevise wurde fortan das Horazische beatus ille qui procul negotiis, er bebaute die väterlichen Aecker seiner Heimat. Seine derbe Anlage zog ihn zur freien Natur hin; grübelnde Studien oder gar die Beschäftigung mit den schönen Künsten stießen ihn ab, er rühmte sich, leichter die Einheit Italiens zu Stande bringen zu können, als ein Sonnett. Auch Bismarck gibt früh die begonnene Staatscarriere im juristischen Fache auf, deren langsames Fortschreiten seinem kräftig vorwärts strebenden Geiste nicht genügte; auch ihn zieht es zur Freiheit des Landlebens hin, zur Selbstbestimmung, die der Besitz mit sich führt. Gleichwohl blieben beide Männer den politischen Tendenzen ihres Standes hold. Später 1848, als Cavour in die Kammer gewählt ward, erschien er der freiheitlichen Opposition der Mazziniſten als das Haupt des Particularismus, gerade so wie Bismarck im „vereinigten Landtage" von 1847 als der Führer des preußischen Junkerthums angesehen wurde. Mit dem Volkshaß behaftet, beginnen beide Männer ihre politische Laufbahn; dort ward der „Mylord" Cavour, hier der jugendliche Heißsporn Bismarck von der großen Menge verhöhnt. Ihre eigentliche Reife erhielten beide Männer im Auslande; Cavour lernte in England den Segen der Selbstverwaltung schätzen; Bismarck erkannte als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. Main die ganze Misere der Kleinstaaterei, die Anmaßung Oesterreichs und die dem entgegenstehenden Aufgaben Preußens in Deutschland. „Wie Schuppen fiel es mir von den Augen," hat er später selbst gesagt; in der That, eine völlige Umbildung seiner ganzen Anschauungen trat damals während seiner achtjährigen Wirksamkeit am alten Bundestag hervor, die für Deutschland die herrlichsten Früchte tragen sollte.

Sobald die beiden Politiker an die Spitze der Geschäfte getreten waren — Cavour schon 1852, Bismarck zehn Jahre später, nachdem er als Botschafter in Petersburg und Paris die wichtigsten Posten bekleidet und reiche Erfahrungen gesammelt hatte —, galt es, das nächste und schwierigste Ziel zu erreichen: die Abschwächung und Verdrängung des österreichischen Einflusses auf Deutschland und Italien. Dazu bedurfte es vor allem der Erhöhung der Wehrkräfte ihrer Staaten, der Versicherung kräftiger Rückhalte, hülfreicher Alliancen. Um Oesterreich, das zuvor in Europa möglichst isolirt werden mußte, zum Kriege zu drängen, bediente sich Cavour der orientalischen, Bismarck der schleswig-holstein'schen Frage, beide Männer unter den heikelsten Verhältnissen mit vollendeter diplomatischer Meisterschaft. Die Mittel, welche Beide wählten, waren nicht die legalen, dort entschloß man sich zur Abtretung von Landestheilen an eine fremde Macht, hier scheute man nicht vor einem herben Verfassungsbruch, einem starken Conflict mit der Volksvertretung zurück. — Dann aber ändern sich diese Anschauungen, welche noch vom alten Geiste erfüllt sind. Die in Italien und Deutschland folgenden Annexionen zeugen von dem Bruche mit den alten Theorien von der göttlichen Souveränetät der Staaten. Insbesondere trägt man dem Liberalismus Rechnung, in Verbindung mit ihm wird an die Lösung der nationalen Aufgabe gegangen. Dies hatte die jetzt eintretende Popularität beider Staatslenker im Gefolge. Niemals in der Geschichte hat ein solch' großartiger Meinungsumschwung über einen Minister sich vollzogen, niemals sich finsterer Haß in solch' lichte Begeisterung gewandelt. Noch kurze Zeit vorher — und beide Männer wären dem politischen Meuchelmorde zum Opfer gefallen.

Mit dem Hinausdrängen Oesterreichs aus Italien und Deutschland waren die Wege für die weitere Entwicklung beider Länder gebahnt. Cavour ist es nicht beschieden gewesen, das Werk, dem er seinen Geist eingehaucht, zur Vollendung zu führen. Bismarck sollte seine ganze Genialität entfalten, den ganzen und vollen Dank seiner Nation erndten, da er nach der Besiegung unseres größten Gegners die Reichseinheit zu gestalten, die Kaiserwürde wiederherzustellen und Deutschland an die Spitze Europas zu bringen berufen war.

Mit der Aehnlichkeit der politischen und staatsmännischen Richtung und des äußeren Erfolges der Wirksamkeit beider Männer verbindet sich die der Gaben, der Charaktere und Persönlichkeiten. Dasjenige Mittel, wodurch große Staatsmänner zu wirken pflegen, ist das Wort, die diplomatische und öffentliche Rede. Bei Cavour wie bei Bismarck zeigt sich ein vollständiger Bruch mit der alten Schule der Diplomatie, wo der Grundsatz galt, daß man durch die Sprache die Gedanken verbergen müsse. Freilich ist eine solche neue Methode auch nur möglich und wirksam, weil eben früher die entgegengesetzte in Blüthe stand. Als öffentliche Redner können beide Staatsmänner sich nicht gerade rühmen, Muster der Rhetorik geliefert zu haben. Aber in Cavours Worten lag, wie Massari schreibt, immer das eigentliche Leben des Gedankens, den sie zum Ausdruck brachten. Er sagte das, was er wollte und was er sagen durfte, ließ sich aber nie dabei von rednerischem Ungestüm hinreißen. Die Rhetorik verabscheute er geradezu: „Sobald Italien vollendet dastehen wird", sagte er einmal, „werde ich ein Gesetz vorschlagen, durch welches alle Lehrstühle der Rhetorik abgeschafft werden". Fürst Bismarck ist ebenfalls kein geborner Redner und doch, wie überzeugend, wie eindringend scharf, wie originell treffend, wie blitzartig zündend sind einzelne seiner Reden.

Als ein besonderes Kennzeichen des staatsmännischen Genies ist es stets angesehen worden, wenn es mit sicherem Blicke die geeigneten mitwirkenden Kräfte, die geschickten Mitarbeiter sich zu wählen versteht. Cavour und Bismarck haben auch in dieser Richtung ihre geniale Intuition bewiesen. Wie aber ihre Ideen neu, ihre Mittel zur Realisirung derselben ungewöhnlich waren, so wandten sie sich auch mit Vorliebe an die Ergebenheit und schnelle Fassungskraft des jüngern Lebensalters.

Digitized by Google

Durch Redegewalt und treffliche Arbeiten haben beide Männer namentlich dem Parlamente gegenüber ihre glänzendsten Erfolge erzielt. Schlugen aber dann und wann auch diese Mittel fehl, so scheuten sie sich nicht die Bedeutung ihrer ganzen Persönlichkeit in die Wagschale zu werfen gegen die Meinung der Majorität und einfach zu erklären, daß es so nicht ginge, daß sie ihre — Entlassung nehmen müßten, wenn ihre Anträge kein Gehör fänden. Leicht kann man eine Mißdeutung dieser Haltung geben; mit Unrecht, es ist die natürliche Consequenz energischer Charaktere, fester Köpfe, die weite Ziele verfolgen, mit systematischer Berechnung einen Schritt nach dem andern zu thun gewohnt sind. Sie sehen sich außer Stande, die Kette ihrer Entschlüsse zu vollenden, wenn ein wichtiges Mittelglied ausfallen soll.

Cavour und Bismarck sind nicht nur die größten Staatsmänner der Neuzeit, sondern sie zählen zu den hervorragendsten Staatsmännern aller Zeiten. Besitzen sie doch alle diejenigen Eigenschaften, welche staatsmännische Größe bedingen: genaueste Kenntniß der politischen Zustände ihrer Staaten, ihrer Bedürfnisse und Richtungen; die Fähigkeit, den günstigen Zeitpunkt zum Handeln zu erfassen, Schnelle und Sicherheit der Action, Einheit und Genialität der Entwürfe, Scharfsinn in Beurtheilung der Menschen, Parteien und Zustände, instinctives Vorahnen kommender Ereignisse, rasche Benutzung der Vortheile einer neu eintretenden Situation. So hat sich Cavour jeder Zeit in Italien, Bismarck in einer noch weit schwierigeren Stellung bewährt.

Es sollte der italienischen Nation nicht vergönnt sein, ihren größten Staatsmann das angefangene Werk vollenden zu sehen. Möge uns die Vorsehung vor einem Aehnlichen bei Bismarck auch in dieser Hinsicht bewahren! Denn noch bedürfen wir seiner bei hohen und schwierigen Aufgaben.

Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Fortsetzung.)

II.

Kommen wir nun zu dem Nachweis der erreichten Resultate, so müssen wir die verschiedenen Hauptarten der Genossenschaften unterscheiden und einzeln behandeln. Natürlich können wir nur das Wesentlichste aus dem Berichte hierüber beibringen und müssen wegen der näheren Details auf diesen selbst verweisen.

a) Bis diesen Augenblick bieten die Vorschuß- oder Credit-Vereine — Volks-, Gewerbe-Banken und dergl. — die hervorragendsten Leistungen des deutschen Genossenschaftswesens, indem sie zugleich die eigenthümlichste Schöpfung desselben bilden, welche von hier aus, als Begründung des Volkscredits, in den Nachbarländern sich einbürgerte. In ihnen wird die Beschaffung von Baarmitteln in Gewerbe und Wirthschaft für solche, denen der Bankverkehr bisher entweder gar nicht oder nur unter den erschwerendsten Bedingungen zugänglich war, auf dem Wege der Selbsthülfe dadurch bewirkt:

1) daß die Vorschußsucher selbst Träger und Leiter des auf Befriedigung ihres Creditbedürfnisses gerichteten Instituts, d. h. Mitglieder des Vorschußvereins, und daher Risico und Gewinn des Geschäfts ihnen gemeinsam sind;

2) daß der durch den Verein vermittelte Geldverkehr überall auf geschäftlichem Fuße (Leistung und Gegenleistung) geordnet ist, so daß den Vereinsgläubigern durch die Vereinscasse ebenso wie der letztern durch die Vorschußnehmer bankmäßige Zinsen und Provisionen nach den Verhältnissen des Geldmarkts, desgleichen den Vorständen, namentlich den Cassenbeamten, angemessene Remunerationen für ihre Mühewaltung gewährt werden;

3) daß entweder durch sofortige Vollzahlung oder meist allmählich durch fortlaufende kleine Beisteuern der Mitglieder Geschäftsantheile (Guthaben) in der Vereinscasse gebildet werden, nach deren Höhe der Geschäftsgewinn vertheilt und ihnen bis zur Erreichung der festgesetzten Normalsumme zugeschrieben wird, wodurch man, wie durch Actien, ein stets wachsendes, eignes Capital für das Vereinsgeschäft erhält;

4) daß außerdem durch Eintrittsgeld der Mitglieder und Gewinnantheile ein Gesammtvermögen des Vereins als Reserve angesammelt wird, welches vorzugsweise zur Deckung von Verlusten dient;

5) daß die außerdem zum vollen Geschäftsbetriebe erforderlichen fremden Gelder anlehensweise auf gemeinschaftlichen Credit und unter solidarischer Haft aller Mitglieder aufgenommen werden;

6) daß endlich die Zahl der Mitglieder unbeschränkt, und der Eintritt Allen, welche den allgemeinen Bedingungen des Statuts genügen, offen steht, ebenso der Austritt, letzterer unter Innehaltung gewisser Kündigungsfristen.

Daß die vorstehenden Erfordernisse sich mit selbstverständlichen Modificationen im Grunde auf alle Gattungen der Genossenschaften beziehen, werden wir kaum zu bemerken brauchen. — Bei allen sind die Mitglieder darauf hingewiesen: zur Befriedigung eines wirthschaftlichen Bedürfnisses ein Geschäft auf eignes Risico zu gründen, welches die Aufbringung eines eignen Fonds in Geschäftsantheilen und Reserven unerläßlich als Grundbedingung seiner geschäftlichen Lebensfähigkeit erfordert. Theils um dieser Forderung in irgend nennenswerthem Maße zu genügen, theils um eine sichere Garantie für das Gedeihen der Unternehmung durch die wesentlich auf der Mitgliedschaft beruhende Kundschaft zu erhalten, hauptsächlich aber um eine für Herbeiziehung des fremden Capitals und Gewährung von Credit ausreichende rechtliche Basis zu gewähren, mußte man an möglichst zahlreiche Betheiligung denken. Wie dies die Gestattung des Beitritts seitens Aller welche den Bedingungen der Vereinignng genügen können und wollen, zur Folge hatte, so auch andererseits das Freigeben des Austritts, selbstverständlich unter den mit dem Bestande des Geschäfts vereinbaren Modalitäten, weil dies wesentlich auf die Geneigtheit zum Beitritt von Einfluß ist. Dadurch nun, daß jedes einzelne, der Genossenschaft beitretende Mitglied die unbeschränkte, solidare Haftung für alle von derselben eingegangenen Verbindlichkeiten übernimmt, ist in der That eine Creditbasis gefunden, deren Wirksamkeit sich in überraschender Weise bewährt und somit die Richtigkeit des Grundgedankens dargethan hat, von welchem der Verfasser bei seinen Organisationen überhaupt ausging, und den er hier, wie im Jahresberichte wiederholt zur Geltung bringt. Dem unbemittelten Arbeiter und Gewerbtreibenden versagt sich, wenn er vereinzelt auftritt, regelmäßig der Credit oder wird ihm nur höchst ungenügend und unter den ungünstigsten Bedingungen zu Theil. Denn die Verwerthung seiner Arbeitskraft, welche so zu sagen seinen ökonomischen Werth ausmacht und das einzige Mittel ist, seinem Gläubiger gerecht zu werden, hängt von zu vielen Zufälligkeiten ab, welche der Arbeiter nicht in der Hand hat, und die sich jeder Controle des Gläubigers entziehen, weshalb sie keine Sicherheit für die Capitalanlage bietet. Dies ändert sich jedoch, sobald größere Gruppen von Arbeitern und Gewerbetreibenden sich verbinden und den Ausfall, den die Gläubiger etwa bei den Einzelnen erleiden könnten, durch Einstehen Aller für Einen und Eines für Alle übertragen, indem die Vertheilung desselben auf Viele die Vertretung weniger lästig macht. So wird der in seiner Vereinzelung Creditlose durch Anschluß an eine größere Gesammtheit creditfähig, sobald er sich nur durch Erfüllung seiner Pflichten als Vereinsmitglied, durch seine sittliche und wirthschaftliche Haltung creditwürdig zeigt. Und in solchem Maße hat sich die auf diese einfachen Principien gegründete Organisation bei unsern Vereinen bewährt, daß dieselben fast ohne Ausnahme sich im Vertrauen des Publicums bald so zu

Digitized by Google

befestigen vermochten, daß sie ihren Geldbedarf in Anlehen und ihnen freiwillig zugebrachten Spareinlagen reichlich zu decken vermochten, und auch die durch das Genossenschaftsgesetz eingeführte Umwandlung der Solidarhaft in eine Solidarbürgschaft ihren Credit in keiner Beziehung schädigte. Vielmehr drängt sich ihnen noch immer, wie wir schon im vorigen Jahresbericht constatiren konnten, und auch für 1873 sogleich zeigen werden, das fremde Capital in größerem Umfange auf, als sie für ihren regelmäßigen Geschäftsbetrieb verwerthen können.

Daß eine kleine Anzahl von Creditvereinen ihren Geschäftsbetrieb, besonders einzelne Branchen desselben, z. B. das Discont- und Commissionsgeschäft auf Nichtmitglieder ausdehnt, wie das Reichsgesetz vom 19. Mai 1871 dies allen Genossenschaften gestattet, alterirt den genossenschaftlichen Charakter derselben weder in wirthschaftlicher noch in rechtlicher Hinsicht. Vielmehr wird derselbe in ersterer Beziehung dadurch gewahrt: daß die Befriedigung des Creditbedürfnisses der Mitglieder stets der Hauptzweck bleibt, welchem durch die Geschäftsverbindung mit Dritten kein Abbruch geschehen darf, — ein Punkt, dessen Ueberwachung die Mitglieder vollständig in den Händen haben. Ebensowenig wird der Rechtsbegriff der Genossenschaft dadurch berührt, welcher wesentlich auf der nicht geschlossenen Mitgliederzahl beruht.

Wir drucken nun die im Jahresbericht gegebene tabellarische Uebersicht der Hauptzahlen aus den Ergebnissen der letzten 15 Jahre hier ab, welche den außerordentlichen Fortschritt in dieser Genossenschaftsbranche am besten ergibt:

Vergleichende Uebersicht der Resultate der Vorschußvereine von 1859—1873.

1. Rechnungsjahr.	2. Zahl der Vereine, welche Abschlüsse eingereicht haben.	Resultate der in Colonne 2 angegebenen Vereine.					
		3. Mitgliederzahl.	4. Gewährte Vorschüsse und Prolongationen.	5. Eigner Fonds. a. Geschäftsantheile der Mitglieder.	5. Eigner Fonds. b. Reserven.	6. Auf Credit entnommene Gelder. a. Anlehen auf längere Fristen.	6. Auf Credit entnommene Gelder. b. Spareinlagen.
			Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
1859	80	18,676	4,131,436	246,001	30,845	501,795	512,350
1860	133	31,603	8,478,489	462,012	66,845	1,069,833	1,322,494
1861	188	48,760	16,876,009	799,375	107,238	1,983,441	2,649,036
1862	243	69,202	23,674,261	1,199,545	132,893	3,441,033	2,747,577
1863	339	99,175	33,917,948	1,803,203	218,047	5,641,820	3,416,220
1864	455	135,013	48,147,495	2,959,296	293,461	7,401,317	5,355,265
1865	498	169,595	67,569,903	4,442,879	409,679	11,154,579	6,502,197
1866	532	193,712	85,010,145	5,773,106	556,398	11,169,011	8,726,518
1867	570	219,358	102,026,152	6,847,031	660,054	13,311,669	11,378,570
1868	666	256,337	139,247,793	9,365,502	865,955	17,487,445	16,221,592
1869	735	304,772	181,602,109	12,078,464	1,175,138	21,648,520	21,053,863
1870	740	314,656	207,618,287	13,449,152	1,214,175	22,496,719	23,502,443
1871	777	340,336	241,331,151	15,530,620	1,505,689	34,193,103	24,610,177
1872	807	372,742	354,519,200	19,515,767	1,857,762	46,031,359	31,157,372
1873	834	399,741	446,733,015	23,250,531	2,281,284	60,528,925	32,891,198

Den hier für das Jahr 1873 verzeichneten Resultaten, welche der Jahresbericht ergibt, müssen wir aber noch die von funfzig Creditgenossenschaften hinzufügen, deren Rechnungsabschlüsse, wie schon erwähnt, verspätet, erst nach Beendigung des Druckes des Berichts bei der Anwaltschaft eingingen. Nach der in Nr. 48 der Blätter für Genossenschaftswesen aus ihnen zusammengestellten Tabelle treten daher den obigen noch folgende Zahlen pro 1873 hinzu:

1. Rechnungsjahr.	2. Zahl der Vereine, welche Abschlüsse eingesendet haben.	3. Mitgliederzahl.	4. Gewährte Credite und Prolongationen.	5. Eigener Fonds. Geschäftsantheile.	5. Eigener Fonds. Reserve.	6. Auf Credit entnommene Gelder. Anlehen auf längere Fristen.	6. Auf Credit entnommene Gelder. Spareinlagen.
			Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
1873	50	23,396	16,187,142	1,585,676	105,998	1,482,255	3,733,504

Die Gesammtsummen in Verkehr und Bilanz der 884 Vereine im Jahre 1873 steigen daher auf:

462,920,157 ℳ gewährte Credite;
27,223,789 ℳ eigner Fonds in Geschäftsantheilen der Mitglieder und Reserven;
98,575,882 ℳ aufgenommene fremde Gelder (verzinsliche Depositen).

War die Hinzufügung dieser ergänzenden Zahlen aus den verspäteten Rechnungsabschlüssen der daraus auf das Gesammtresultat der Genossenschaftsbewegung zu ziehenden Schlüsse von Interesse, so haben wir uns in Bezug auf die Kritik der Zahlen auf die im Jahresbericht enthaltenen zu beschränken, weil nur bei diesen die genaueren Recherchen über das Detail vom Verfasser angestellt werden konnten.

Die Formen, unter denen die Credite ertheilt sind, bezeugen einerseits, daß auch der gewerbliche Mittelstand, mehr und mehr unseren Vereinen sich anschließt; andererseits aber auch, daß die Handwerker und kleinen Gewerbtreibenden sich den neueren Verkehrsbräuchen mehr zuneigen. So treten die auf gewöhnliche Schuldscheine gewährten Credite (32,221,209 ℳ) gegen die eignen (sogen. Vorschuß-*)) Wechsel (165,140,969 ℳ) immer mehr zurück; wogegen das Discontiren gezogener (sogen. Geschäfts-) Wechsel (72,464,047 ℳ) und die Creditirung in laufender Rechnung (174,390,491 ℳ) von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annehmen. Wenn in Bezug auf den letzteren Geschäftszweig, wegen der zu seinem Betriebe erforderlichen größeren Bestände von disponibeln Zahlmitteln und der Maßregeln zur Verhütung fester Capitalanlagen, noch mehrfach den Vereinen größere Vorsicht anzuempfehlen ist, so tritt dagegen bei den Ausleihungen gegen Specialhypothek, welche sich mißbräuchlich bei unsern nur für den Personalcredit organisirten Vereinen eingeschlichen hatten, eine erfreuliche Reduction von Jahr zu Jahr hervor, wonach diese pro 1873 im Ganzen nur noch 2,516,398 ℳ betrugen, von welchen der dritte Theil allein auf die 60 Vereine des Königreichs Sachsen entfiel, deren Abschlüsse der Jahresbericht enthält. Ueber die Gründe,

*) Die mißbräuchliche Bezeichnung der eignen oder trocknen W. als Sola-Wechsel ist so eingerissen im gesammten Publicum, daß die Einführung des obigen, dem Wesen der Sache entsprechenden Namens zweckmäßig erschien.

Digitized by Google

welche bei unsern Vereinen der Gewährung von eigentlichem Realcredit entgegenstehen, welcher trotz der vorbehaltenen Kündigungsfristen stets mehr oder weniger auf eine feste Capitalanlage hinausläuft, haben wir uns bei Besprechung der nach dem sogenannten System Raiffeisen arbeitenden Creditgenossenschaften in den Genossenschaftsblättern für 1874 ausgesprochen. Ein eclatanter Beweis für die Unzuträglichkeit der Zusammenwerfung des Personal- und Real-Credits liegt ganz neuerlich in Leubus (Schlesien) vor. Hier hatte sich der sehr gut situirte Vorschußverein durch Fusion mit dem bereits stark engagirten Hypothekencreditverein in die Gewährung von Realcredit mit hineinziehen lassen, und mußte vor wenigen Monaten nach längerem Kampfe seine Insolvenz anzeigen. Die Nöthigung zur Uebernahme der hypothecirten Grundstücke, welche in solchen Fällen häufig eintritt, hat auch hier den Ruin des sonst gut geleiteten Vereins herbeigeführt, da deren Werthsumme Ende 1873 auf 264,436 ℳ angewachsen war, dem das eigne Vermögen mit ca. 164,000 ℳ gegenüberstand.

Ebenso gestaltet sich von Jahr zu Jahr das Verhältniß der aufgenommenen fremden Gelder, in dem wichtigen Punkte der Befristung, immer günstiger. So übersteigen die auf längere Fristen — mindestens dreimonatliche Kündigung — den Vereinen anvertrauten Capitalien, die auf kürzere Fristen bei ihnen deponirten — sogen. Spareinlagen — fast um das Doppelte (56,145,748 ℳ gegen 32,891,198 ℳ), während die von andern Vereinen und Großbanken entlehnten Summen, welche bei vorkommenden Krisen am ersten zurückgezogen werden, sich nur auf 4,383,177 ℳ belaufen. Wir ersehen daraus, daß die Vereine mehr und mehr ihrer bankmäßigen Aufgabe sich gewachsen zeigen: die innerhalb ihres Umkreises vorhandenen müßigen Geldbestände an sich zu ziehen, um sie der productiven Verwendung zuzuführen.

Kommen wir sodann auf die Geschäftsverluste, so ergibt sich deren Steigerung im Jahre 1873 gegen das Vorjahr, wo sie nur 78,396 ℳ betrugen auf die bedeutende Summe von 465,309 ℳ. Natürlich hat hier der rapide Coursrückgang bei den Werthpapieren, der selbst die solidesten unter diesen nicht verschonte, einen erheblichen Antheil. Ist auch die Speculation in derartigen Effecten für Rechnung der Vereine völlig von deren Geschäftskreis ausgeschlossen, so sind doch geringe Bestände davon bei den größeren, bankmäßig entwickelten Vereinen, als geeignete Unterlage zur Beschaffung von Baarmitteln, nicht ganz zu vermeiden; und daß eine Anzahl der letztern, bei dem übermäßigen Andrange fremder Gelder, hierbei etwas zu weit gegangen war, ist nicht zu leugnen. Indessen hat dies erst neuerlich und nur bei einem einzigen, einem ländlichen Vorschußvereine, zum Ruin geführt, wo Unkenntniß und Gewissenlosigkeit der Vorstände, verbunden mit der Gewissenlosigkeit des von ihnen benutzten Winkelbankiers eine entsetzliche Blumenlese anrüchiger Börsenpapiere zusammengebracht hatte. Dagegen waren die drei Hauptfälle, deren der Jahresbericht gedenkt, in Magdeburg, Posen und Staßfurth, hauptsächlich der mangelhaften Controle der Aufsichtsorgane zuzuschreiben, welche die betrügerischen Manipulationen der Vorstände nicht gehörig überwachten, als diese sich für ihre Privatrechnung in Gründungen und Börsenspiel eingelassen und die Vereinscasse zu diesem Zweck angegriffen hatten. — Daß und wie übrigens den Verlusten an Reingewinn die Summe von:

2,064,419 ℳ gegenübersteht; wovon
1,522,782 ℳ als Dividende auf die Geschäftsantheile der Mitglieder vertheilt,
432,000 ℳ ca. dem Reservefonds überwiesen sind,

beweist, daß selbst in dem kritischen Jahre trotz aller ungünstigen Umstände der Geschäftsverkehr der Vereine nicht zurückgegangen ist.

Ein bemerkenswerthes Resultat ergibt, wie wir schließlich bemerken, die seit den letzten beiden Jahren vom Verfasser eingeführte Statistik der in den Credit- und Consum-Vereinen vertretenen Bevölkerungsschichten nach Berufsclassen. Danach befinden sich unter den Mitgliedern von nur 691 Creditgenossenschaften (wenig über ¼ aller bestehenden), welche die hierauf bezüglichen Tabellen ausgefüllt haben:

32,287 unselbstständige Arbeiter.

Wenn nun bei den blos 140 Consumvereinen (⅐ der bestehenden), von welchen ebenfalls die betr. statistischen Tabellen ausgefüllt sind, wiederum

32,730 Personen, ziemlich die Hälfte aller ihrer Mitglieder, dem Arbeiterstande im engeren Sinne angehören,

so ergibt sich am besten, was von den tendenziösen Phrasen der Socialisten zu halten ist: daß die Genossenschaften nur für die selbstständigen Handwerker und Gewerbtreibenden existirten, nur diesen Nutzen schaffen, nicht aber den eigentlichen Arbeitern. Wenn schon bei einem solchen Bruchtheile der erwähnten Genossenschaften ca. 65,000 solcher Arbeiter nachgewiesen sind, so wird die Gesammtzahl bei sämmtlichen Genossenschaften sicher auf 280—300,000 anzuschlagen sein, und somit die der Socialdemokraten nicht unerheblich übersteigen.

Hiermit schließen wir diesen Abschnitt, um über die Leistungen der übrigen Hauptzweige des Genossenschaftswesen eine gedrängte Uebersicht aus dem Jahresbericht zu geben, welche diese allerdings weniger eingehend behandelt, als die Creditgenossenschaften. Nicht nur, daß wir in den letzteren die in unserm Vaterlande meist entwickelte, ihm eigenthümliche Schöpfung begrüßen, tritt die in ihnen sich vollziehende Organisation des Volkscredits zugleich als wesentliche Stütze der übrigen Genossenschaften, namentlich der in einzelnen Gewerbszweigen, zu gemeinsamer Production, Beziehung der Rohstoffe u. s. w. auf*). In noch weiteren Beziehungen greift diese Demokratisirung von Capital und Credit in die sociale Frage ein, indem sie den arbeitenden Classen die Möglichkeit darthut, mittelst friedlicher Organisation der Segnungen jener großen Hebel des wirthschaftlichen Verkehrs theilhaft zu werden.

Und wie man diese Bedeutung der Volksbanken in Italien auffaßt, wo sie nach der energischen Initiative der Herren Professor F. Vigano in Mailand (des Uebersetzers meiner darauf bezüglichen Schriften), des jetzigen Unterstaatssecretärs im Ministerium für Handel und Gewerbe, Luigi Luzzatti in Florenz u. A. bereits weit verbreitet sind, dafür gibt ein neuerlicher telegraphischer Festgruß wiederholt Zeugniß. Da in dem Schlusse desselben zugleich auf das einträchtige Zusammengehen beider Völker in den großen civilisatorischen Kämpfen hingewiesen wird, so glauben wir diesen Abschnitt nicht besser, als durch die wörtliche Mittheilung des Telegramms zu schließen**).

*) Bereits im Jahre 1869 schrieb ein namhafter Freund der Cooperativbewegung in Frankreich, Herr C. de Balestrier in Paris an den Verfasser: „Ich durchreise in diesem Augenblicke Frankreich, indem ich mich bemühe, überall einschlägige Nachweisungen zu sammeln. Ueberall finde ich nur Genossenschaften, die in Auflösung begriffen sind, es fehlt ihnen das Geld! Banken, nach dem Muster der von Ihnen gegründeten, können allein die Genossenschaften in Frankreich wieder beleben," u. s. w. (Blätter für Genossenschaftswesen, Jahrgang 1869, Seite 180). Aus demselben Grunde ist gegenwärtig Herr B. Rampal in Paris nach Publication der Uebersetzung meines Arbeiterkatechismus mit Uebersetzung meiner darüber veröffentlichten Schriften: „Vorschuß- und Credit-Vereine als Volksbanken" und „Neue vollständige Anweisung für Vorschuß- und Credit-Vereine zur Unterstellung unter das deutsche Genossenschaftsgesetz" — beide Bücher im Verlage von E. Keil in Leipzig — sowie mit Organisation von Volksbanken beschäftigt.

**) Asolo, 11. Ott. 1874. Schulze-Delitzsch, Potsdam. I soci della banca popolare Asolo adunati al banchetto me presidente per festeggiare loro istituzione mandano voi, glorioso maestro iniziatore del credito popolare, saluto riconoscente pegno della concordia dei due popoli alleati nelle battaglie della civiltà. Luzzatti.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Perikles.

Nur wen'ge waren noch am Leben
Von seinen Freunden, ihre Schaar
Hielt treu sein Krankenbett umgeben;
Und als er nah dem Sterben war,
Gedachten sie der Schlachttrophäen,
Der Thaten all, die ihm geglückt,
Der Hallen, Tempel, Propyläen,
Womit er sein Athen geschmückt.

Sie sprachen's, ihren Schmerz beschwichtend,
Und wähnten, er im Fieberwahn
Vernehm' es nicht, doch auf sich richtend
Und sie erkennend, hub er an:
„Habt ihr mich kampfmüd je gesehen? —
O Freunde, die ich schaue hier
Mein Schmerzenslager bang umstehen,
Bezeugt es, treue Seelen, mir!

Hat Hellas' Freiheit, seine Einheit
Nicht jede Kraft in mir geweckt?
Hat Neid, hat Bosheit, hat Gemeinheit
Mich je auf meiner Bahn geschreckt?
Ich sah sie gegen mein Bestreben
Und gegen meine beste That
Den niedrigsten Verdacht erheben;
Sagt, ob ihr mich nur wanken saht?

Nun denn, wofür die Thränen? Eher
Gedenkt, wie ihr mir gleichen wollt,
Der reine Wille steht doch höher
Als all die Menge, die ihm grollt!
Doch ja — ihr sahet mich erliegen,
Als Phidias mir im Kerker starb,
Als ich umsonst mit allen Siegen
Um meines Freundes Rettung warb.

Ihr saht mich weinen, als der letzte
Von meinen Söhnen starb, als ich
Auf's bleiche Haupt den Kranz ihm setzte,
Ja, da war's, daß mein Muth erblich!" —
Er sprach's und sank auf's Polster nieder,
Die Freunde schlichen trauernd fort,
Die tiefste Stille war nun wieder,
Doch Xenophon ergriff das Wort:

„O Perikles! Verzeih den Thränen,
Und laß uns nochmals deines Ruhms
Und deines Siegerglücks erwähnen,
Und unsres größten Heiligthums:
Des Parthenon, zu dem die Sonne,
Ehdem ihr Tag in's Meer versinkt,
Aufleuchtend, strahlend noch voll Wonne
Den Scheidegruß herüberwinkt!

Wenn solch erhab'ner Werke Ragen
Nicht überwände Tod und Nacht,
Dann müßten wir uns trauernd sagen,
Es gäbe keine höh're Macht,
Und jener Geist, der, allumfassend,
Der Schöpfung Glanz und Ordnung gab,
Er wäre, selbst sein Werk verlassend,
Nur selbst ein ungeheures Grab."

Kaum war dies Trostwort ausgesprochen,
Und tiefe Stille folgte nach,
Von leisem Schluchzen unterbrochen,
Da trat Aspasia in's Gemach;
Sie kam mit unhörbarem Schritte
Und trat dem Sterbebette nah,
In ihrem Schmerz so schön, als litte
Ein Götterbild, so stand sie da.

Der Kranke hob das abgezehrte,
Sein fieberbleiches Angesicht,
Und sprach: „Was mich am meisten ehrte,
Und ewig ehrt — ihr wißt es nicht?
Merkt Freunde, denn ich will's euch sagen;
Das Siegsglück gab der Götter Huld,
Doch mein ist, daß nie wer getragen
Ein Trauerkleid durch meine Schuld.

Ja, das ist mehr, als in Gefahren
Der Schlacht zu stehn, wenn ihr bedenkt,
Wie mächtig meine Feinde waren,
Und wie mich tief ihr Haß gekränkt.
Doch, Dank den Grazien, ich bewahrte
Mein Herz von Rachedienſten rein;
Lebt wohl! Aspasia, deine zarte,
Geliebte Hand hüll' nun mich ein".

Hermann Lingg.

Mein Entwicklungsgang.

Von **Eduard von Hartmann.**

(Fortsetzung.)

Im Ganzen empfand ich die Schule als drückende Last, und war weit entfernt davon, diese Last gleich meinen Cameraden reflexionslos und geduldig zu ertragen, sondern rebellirte heftig gegen ein System des Unterrichts, das auf vielen Punkten offenbare Zeitvergeudung war, auf anderen wieder die Bewältigung eines Wissensstoffs verlangte, von dem ich damals nicht den geringsten Nutzen ausfindig zu machen wußte, und welches gar solche empörende Dinge zumuthete, wie das monatliche Erlernen eines Kirchenliedes in Prima. War ich schon immer halbfaul gewesen aus Unlust an den meisten Gegenständen, und weil ich aus Erfahrung wußte, daß ich doch mit den Andern Schritt hielt, so wurde ich von Obersecunda an ganz faul aus systematischer Rebellion gegen den verhaßten Schulzwang, und weil ich meine Mußezeit für das, was mir am Herzen lag, völlig frei haben wollte. Mit Ausnahme der Aufsätze fertigte ich die Schularbeiten während anderer Schulstunden, oder sie wurden mir von Cameraden geliefert, wie z. B. die Präparationen als Gegenleistung für Ueberlassung der mathematischen Aufgaben. Dies erweckte natürlich den Neid fleißigerer Cameraden, denen meine kühne Freidenkerei, meine Pietätslosigkeit gegen alle geheiligten Autoritäten mitunter ein stilles Grauen erregte. Meine Schwärmerei für die Künste erschien ihnen als überspannt, und meine Nichttheilnahme an den Unterhaltungen ihrer Mußezeit uncameradschaftlich. Dies alles wirkte zusammen, mich wenig beliebt und meine Stellung in der Schule zu einer ziemlich isolirten zu machen. So entstand mir eigentlich nur ein näheres Freundschaftsverhältniß auf dem Gymnasium, und das mit einem älteren Knaben, der nur kurze Zeit mein Classencamerad war, aber ganz in meiner Nähe wohnte, und mich in den früheren Jahren in seine

Digitized by Google

Spiele, später in seine musikalischen Bestrebungen mit hineinzog; derselbe ist nach mannichfach wechselnden Schicksalen jetzt Schuldirector in New-York. Außer diesem bestand mein Verkehr in den früher erwähnten Freunden aus der Kinderzeit und in zwei älteren Vettern, von denen der eine die Universität, der andere die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin besuchte, und deren Umgang von bedeutendem Einfluß auf mich war.

In Gesang und Zeichnen war der Unterricht auf dem Gymnasium gleich mangelhaft gewesen. Zwar war der alte Neidhardt, der frühere Director des Domchors, Dirigent der Gesangclasse, aber Lehrmaterial und Schülerkräfte waren gleich unzulänglich, und diese Gesangstunden ebenso wie der obligatorische Zeichenunterricht nach Vorlagen in überfüllten Classenräumen eine wahre Tortur für mich. Der Stimmwechsel erlöste mich endlich von ersterem, und der Nachweis privaten Zeichenunterrichts im Atelier des Professor Brücke verschaffte mir im Frühjahr 55 Dispensation von letzterem.

Den fruchtlosen Clavierunterricht hatte mir bis dahin eine jener bescheidenen Musiklehrerexistenzen ertheilt, welche bei geringen Ansprüchen an das Leben stillvergnügt bis an's Ende ihre einförmige Straße ziehn. So lange er mich „seinen undankbarsten Schüler" nannte, hatte er natürlich wenig Interesse für mich; dies änderte sich aber, als ich nach meinem ungewöhnlich zeitig eingetretenen Stimmwechsel veranlaßt wurde, ihm etwas vorzusingen. Von dem Augenblicke an bestand zwischen uns das intimste Verhältniß; die Stundenzahl wurde vermehrt, und ich genoß bei ihm einen Unterricht im Gesang, dessen Vortrefflichkeit in allen Beziehungen ich lange nachher erst mehr und mehr würdigen lernte. Zugleich nährte er mit kundiger Hand die Flamme idealer Begeisterung für die Kunst und legte durch theoretischen Unterricht und mannichfache Anregung den Grund zu meinem musikalischen Verständniß. Leider verlor ich nur allzufrüh, noch vor meinem Abgang vom Gymnasium, diesen Lehrer durch einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte. Dieser Verlust und die Anregung des erwähnten Schulfreundes bewirkte, was vorher der Zwang verhindert hatte: ich warf mich die nächsten Jahre mit Eifer auf das Clavierspiel, und zwar auf classische Musik und moderne Opern mit Ausschluß aller leichteren Waare. Das Ueben wurde jedoch niemals mein Geschmack; ich spielte nur vom Blatt, sehr viel vierhändig, Begleitung zum Gesang oder Geige, und classiche Claviertrios. Das Clavier war mir immer nur der Vermittler für die Kenntniß der Musik, als musikalisches Instrument dagegen blieb es mir stets in gewissem Grade unerfreulich. Außerdem las ich unendlich viel Musik, namentlich Opern, und erlangte dadurch eine ziemlich umfassende Kenntniß besonders der neueren Musik. 1861 arbeitete ich dann die vierbändige Compositionslehre von Marx gründlich durch, und vervollständigte diese Studien in den Jahren 1862 und 1863 durch Privatunterricht bei dem Musikdirector Richard Wüerst. In der eigenen Production legte ich mich mit Vorliebe auf Gesangscompositionen, zuerst auf Lieder, Duette, Quartette, und begann dann eine dreiactige Oper, deren Libretto ich mir selbst in fünf Tagen nach Lope de Vegas „Stern von Sevilla" verfaßt hatte, die aber nicht von mir vollendet wurde. Der Gesang diente mir mehr zur Verschönerung der Geselligkeit, da meine Stimme, als ein mittelstarker Baryton von künstlich erworbener Höhe und schwacher Tiefe, zu eignen hervorragenderen Leistungen nicht genügte. Zu Anfang der sechziger Jahre wurden häufig Ensemblesätze aus Opern bei mir executirt; später wurde mehr das Männerquartett gepflegt, welches auch heute noch gelegentlich mir einen Abend im Freundeskreise erheitert.

Ein gewisses Talent zum Zeichnen war dadurch kund geworden, daß ich in der Schule Lehrer und Mitschüler in Profilaufrissen wohl getroffen hatte, und als mein Vater diese kleinen Talentproben mit meinen negativen Leistungen im Zeichenunterricht verglich, entschloß er sich kurz, mich in das wenige Häuser von unsrer Wohnung entfernte Brücke'sche Atelier zu schicken. Mein Lehrer, Vater des berühmten Wiener Physiologen, war einer der leutseligsten und liebenswürdigsten alten Herren, die ich je kennen gelernt habe. Das Wohlwollen und der Humor waren die Grundzüge seiner Natur, die immer und gegen Jeden gleichmäßig freundlich erschien. Der Umgangston in seinem von Damen und Herren besuchten Atelier war gut und ungezwungen, und es knüpften sich mir daselbst mancherlei freundschaftliche Beziehungen an, von denen eine sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Hier zeichnete ich nun zuerst einfache Körper, dann zahlreiche Gypsköpfe und Statuen in Contouren, von denen mehrere theils in schraffirter, theils in estampirter Manier ausgeführt wurden; hierauf folgte eine Reihe von Porträts in Kreide und Bleistift, und vom Herbst 1857 an durch eine Reihe von Wintern Actstudien nach männlichen und weiblichen Modellen, zu denen Brücke viermal wöchentlich in den Abendstunden einen Kreis strebsamer Jünglinge vereinigte. Die ernsten Bedenken meiner Eltern über meine Theilnahme an letzteren Studien in so jungen Jahren wußte Brücke durch Hinweis auf meinen Charakter zu zerstreuen, und ich kann wohl sagen, daß die frühe ästhetische Vertiefung in die plastische Form des nackten lebenden Körpers mir für die kommenden Jahre der edelste Schutz gegen Versuchungen geworden ist, denen Andre erliegen, weil sie ihren ästhetischen Sinn nicht gebildet haben, und nur mit dem Auge der Sinnlichkeit zu sehen vermögen.

Die Zeichenstudien fesselten mich bald so lebhaft, daß ich alle Stunden, die ich erübrigen konnte, auf dieselben verwandte, und mein Eifer nahm noch zu, als ich vom Herbst 1859 an für die Zeit der Tagesbeleuchtung die Reißfeder mit dem Pinsel vertauschte. Leider wurde um diese Zeit mein alter Lehrer durch einen Schlaganfall seiner Thätigkeit entzogen, indessen sein Sohn Hermann Brücke, der inzwischen sich einen Ruf als Künstler gegründet, übernahm seines Vaters Schüler als eine Art Erbschaft, und widmete sich auch meiner Ausbildung mit Liebe und Sorgfalt. Auch er ruht jetzt bereits, und zwar in der Erde des gelobten Landes der Künstler, wo er vergeblich Heilung von einem Brustleiden suchte. Nachdem ich an einigen Copien die technischen Elemente der Oelmalerei erlernte, wandte ich mich auch hier mit Vorliebe dem Porträt zu, das ich mehrere Jahre sehr eifrig cultivirte, und zu welchem anziehende Modelle zu werben, ich in meinem Kunstenthusiasmus nicht eben blöde war. Das Actzeichnen des Abends setzte ich dabei nach Möglichkeit fort, und holte auch beiläufig die versäumten Studien im Landschaftszeichnen einigermaßen nach, obwohl ich für die Landschaft nie eine besondere Passion gehabt. Die Staffelei wie das Skizzenbuch begleiteten mich Anfangs der sechziger Jahre auf meinen Reisen und fanden mannichfache Verwendung.

Als ich im Herbst 1858 das Gymnasium verließ, war ich doch schon so weit in Musik und Zeichnen vorgerückt, daß ich dem Director Bonnell meine private Beschäftigung mit beiden durch hinlängliche Proben belegen konnte, und dadurch der Nothwendigkeit überhoben wurde, eine private wissenschaftliche Thätigkeit durch Vorlegung umfangreicher Collectaneen zu erweisen, welche beiläufig bemerkt sich von einer Schülergeneration auf die andre vererbten und nur mechanisch abgeschrieben wurden. Von den gleichzeitig mit mir Entlassenen waren außer mir noch drei unter 17 Jahr alt, und wir vier wurden beim Abiturientenexamen von der mündlichen Prüfung dispensirt. Als ich mit meinem Zeugniß in der Tasche nach Hause ging, feierte ich vielleicht die glücklichste Stunde meines Lebens; es war mir so unendlich leicht und frei zu Muth, daß ich dem immer unerträglicher empfundenen Schulzwang nun entronnen war. Wie oft ist nicht die Bemerkung gemacht, daß unsere quälendsten Träume uns in die Situation des beschämten Schulknaben zurückführen; kann es eine schlagendere Kritik des Schülerbewußtseins geben? Mir war so wohl, als wenn ich aus einem solchen jahrelangen marternden Traume erwachte, oder vielmehr noch tausendmal wohler, denn ich wußte ja, daß es eine ganz reelle Wirklichkeit war, von der ich mich nun auf immer erlöst sah.

Digitized by Google

Bei solcher Stimmung war es kein Wunder, daß ich mich nicht nach dem Universitätsstudium sehnte, da ich vorläufig vom Studiren für eine Weile genug hatte, und zu strebsam und zu ernsthaft veranlagt war, um ein Studium mit der Absicht des Faullenzens zu ergreifen. Ob ich mich ausschließlich einer Kunst zuwenden sollte, ist bei mir damals ernstlich noch nicht in Frage gekommen; ich wollte einen festen Beruf haben, in dem ich völlig sicher war, den höchsten Anforderungen genügen zu können, und das war ich in Betreff der Künste damals noch nicht. Philosophie zum Brodstudium zu machen, dieser Gedanke ist mir niemals gekommen; hätte ein Andrer mir den Vorschlag gemacht, so wäre mir das als eine Entweihung erschienen. Am nächsten von den Studien lag mir noch das der Naturwissenschaften; aber ich war auch hier zu ungewiß, ob es mir gelingen würde, wichtige Entdeckungen zu machen, da ich mit verschiedenen vermeintlichen großen Entdeckungen in der Physik bereits Fiasko gemacht hatte. Ich sehnte mich nach einer bestimmten und zwingenden Berufsthätigkeit, welche hinlängliche Muße frei lassen sollte, um die Künste und Wissenschaften dilettantisch mit Erfolg zu betreiben, aber zugleich die jugendliche Kraft in fest vorgezeichnete Bahnen concentrirte, und vor der Verlotterung des Sichselbstüberlassenseins bewahrte. Es hatte sich diese Ansicht bei mir aus der auch von Anderen oft bestätigten Erfahrung entwickelt, daß man in der Mußezeit neben der Schule (oder dem Beruf) oft mehr leistet als in den Ferien.

Was mir ferner das Universitätsstudium verleidete, war der Widerwille meines bereits ästhetisch geschulten Geschmacks gegen studentische Rohheit und Verwilderung, Kneiperei und Renommisterei. Im Vergleich hierzu erschien mir der Ton in jüngeren Offizierkreisen golden, obwohl ich manche Schattenseiten auch dort schon früh zu erkennen Gelegenheit gehabt. Das soldatische Wesen war mir durch meinen Vater früh vertraut geworden, und der Artillerie-Schießplatz häufig mein Ferienspielplatz gewesen. In dem preußischen Militarismus bewunderte ich einen kunstvollen Organismus, innerhalb dessen die straffste Subordination unerläßliches Mittel zum Zweck ist, und ich war Philosoph genug, um zu wissen, daß die einmal begriffene Nothwendigkeit auch im concreten Falle nicht mehr als äußerer Zwang empfunden wird. Der Offizierstand schien mir bei seiner zeitweilig starken Kräfteanspannung doch im Durchschnitt die wünschenswerthe Muße zu bieten, und speciell der Beruf des Artilleristen meinen mathematisch-naturwissenschaftlichen Anlagen zu entsprechen. Als Soldat glaubte ich mit einem Wort am besten in jeder Hinsicht ein ganzer Mann werden zu können. Mein Vater enthielt sich jeder Einwirkung auf meine Berufswahl, da er die Schattenseiten des eigenen nur zu gut kannte; meine Mutter war eher gegen als für die militärische Laufbahn. Aus eigenem freien Entschluß wurde ich also Soldat, und habe es bis heute nicht bedauert, weil ich dadurch eine andere Charakterbildung empfangen und das menschliche Leben, die Grundlage alles philosophischen Weiterdenkens, weit anschaulicher, unmittelbarer und vielseitiger kennen gelernt habe, als dies für gewöhnlich einem Jüngling möglich ist, der sich von Anfang an für die Laufbahn eines Gelehrten bestimmt.

II. Die Militärzeit.

Nachdem der Entschluß einmal gefaßt, war mir der Eintritt in die Carriere durch Vermittelung meines Vaters erleichtert, zumal das Abiturientenexamen in Preußen als bestandene Fähnrichsprüfung angerechnet wird, und wählte ich von der Artillerie das Garderegiment, weil dieses die Aussicht bot, meistentheils in Berlin garnisoniren zu können. Am 1. October 1858 trat ich ein, und exercirte zunächst mit den zahlreichen einjährig Freiwilligen des Regiments ein Vierteljahr zu Fuß und am Feldgeschütz. Alsdann kam ich nach Spandau, um dort den Festungsdienst kennen zu lernen. Im Frühjahr erklomm ich die erste Staffel des Avancements, indem ich zu der jetzt ausgestorbenen Charge der Bombardiers befördert wurde. Im August folgte mit der Ernennung zum Fähnrich die Rückversetzung zur Feldartillerie nach Berlin behufs Ausbildung im Reiten. Der damals mobile Pferdebestand der Batterien bot mir erwünschte Gelegenheit, um auch nach meinem Eintritt in die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule die Reitübungen noch längere Zeit privatim fortzusetzen. Die dienstfreie Zeit meines ersten Militärjahres benutzte ich fleißig zum Clavierspiel und zur Lectüre philosophischer, kunstwissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Werke aller Art; besonders die epidemische Langweile Spandaus bot zur geistigen Concentration naheliegende Veranlassung.

Der Dienst auf der Artillerieschule nahm mich Vormittags 5—6 Stunden in Anspruch, Nachmittags noch einen Tag um den andern durch Turnen, Fechten und Exerciren, und um durch die Armee die Frömmigkeit des Volkes repräsentiren zu helfen, wurde auch der Fähnrichscötus alle 4 Wochen zur Kirche commandirt. Wenn möglich ging ich um 1 Uhr Mittags von der Schule direct in's Atelier, um 4 zu Tisch, las dann etwas, nahm von 7 bis 9 am Actzeichnen Theil, und fand beim Nachhausekommen wohl noch einen Freund, der einige Stunden mit mir musicirte. Andere Abende widmete ich dem Theater oder der Geselligkeit. Daß dabei für häuslichen Fleiß zu Gunsten der militärischen Wissenschaften keine Zeit übrig blieb, ist begreiflich; davon ließen sich aber die Cameraden auf keine Weise überzeugen, vielmehr galt ich für einen duckmäuserigen dienstlichen „Streber", weil meine Leistungen bei den vierteljährlichen und jährlichen Prüfungen zu den besten gehörten, und meistens durch königliche Belobigung ausgezeichnet wurden. Nachdem ich bei den ersten Versuchen, diesem oder jenem Cameraden in meine idealen Bestrebungen Einblick zu gewähren, nur Spott und Hohn geerntet, ja sogar der Ansicht begegnet war, mit solchem Firlefanz könne man niemals ein forscher und flotter Offizier werden, behielt ich natürlich meine Privatangelegenheiten für mich. Die Cameraden sahen nun nichts weiter, als daß ich an ihren Vergnügungen und Unterhaltungen nicht Theil nahm und von ihren kleinen Liaisons u. dergl. sehr geringschätzig, dachte. So kam ich als philiströser Dienststreber in Verruf, und meine Stellung war eben keine leichte, obwohl man mir stets und von allen Seiten mit Achtung begegnete. Wer die preußischen Offiziercorps nur aus ihren gereiften Vertretern kennt, wird sich über meine Mittheilungen vielleicht wundern; aber er möge bedenken, daß auch aus trübem Most recht guter, klarer Wein herausgähren kann, und daß man auf der Artillerieschule in der Regel nur entweder mit trübe schäumendem Most oder mit wirklichen Philisterseelen zu thun hat. Für den Artilleristen und Ingenieur sind die paar Jahre auf der Artillerieschule ungefähr das, was für andere Jünglinge die Studentenzeit, nur daß die Lebenslust und Genußsucht dort noch durch das Bewußtsein verschärft wird, daß diese Jahre die voraussichtlich erste und letzte Gelegenheit bieten, um die Annehmlichkeiten der Großstadt gründlich zu genießen, während das danach bevorstehende Garnisonleben in kleineren Orten etwaigen guten Vorsätzen für solide Selbstbildung immer noch Spielraum genug läßt. Daß meine Cameraden damals kein Verständniß dafür hatten, wie die von mir bereits erworbene ideale Geistesbildung auf wissenschaftlichem und ästhetischem Gebiete das ächte Gegentheil des Philisterthums war, und mir doch gerade deshalb einen festen sittlichen Halt gegen jugendlichen Leichtsinn und Frivolität bot, das bin ich weit entfernt, ihnen als Vorwurf anzurechnen.

Hätte ich ausschließlich mit Cameraden verkehrt, so würde meine Entwicklung eine gewisse einseitige Richtung eingeschlagen haben; dadurch aber, daß mein geselliger Verkehr sich in den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftskreisen bewegte, behielt ich stets einen freien Ueberblick über das Leben in seiner Gesammtheit. Von unersetzlichem Werthe für einen jungen Mann ist der Verkehr mit edlen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, und Goethe sagt mit Recht:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an".

Digitized by Google

Wenn das Schicksal mir die Schwester versagt hatte, so entschädigte es mich dafür reichlich durch mehrere aus der Knabenzeit stammende Jugendfreundschaften mit Töchtern befreundeter Familien. Wie es hauptsächlich die gemeinsamen künstlerischen Interessen waren, welche das äußere Band dieser Beziehungen bildeten, so war es auch in erster Reihe die ästhetische Bildung des Gemüths und Geistes zu maßvoller und harmonischer Gestaltung, welche von diesen geschwisterlichen Verhältnissen Vortheil zog. Die Rohheit, mit welcher viele höchst gebildete Männer über das weibliche Geschlecht denken, ist oft nur die Folge davon, daß ihnen die Gelegenheit versagt blieb, tiefere Blicke in das Leben edler weiblicher Gemüther zu werfen.

Was die wissenschaftlichen Anregungen auf der Artillerieschule betrifft, so war der Vortrag in der Mathematik sehr gut und ausführlich, desgleichen die von den Professoren Paalzow und Schneider gehaltenen über Physik und Chemie. Eine kleinere Auswahl von Schülern machte unter des letzteren Leitung einen Cursus der Experimentalchemie im Laboratorium durch. Außerdem wurde die französische Sprache unter Professor Chambeau getrieben und das Zeichnen in den verschiedensten Richtungen gepflegt. Im übrigen sei neben der ganz auf logischen Zusammenhängen beruhenden Fortificationswissenschaft noch der von einem Professor der Thierarzneischule gehaltene Vortrag über Pferdekenntniß erwähnt. Im Sommer wurden die Vorlesungen mehrere Monate durch praktische Uebungen, besonders im Terrainaufnehmen, unterbrochen, die ich aber im Jahre 1861 nur noch theilweise mitmachte, weil ich für einige Monate zur Aushülfe zur Artillerieprüfungscommission commandirt wurde. Im Winter 61 zu 62 war mein Besuch der Vorlesungen bereits vielfach durch das Knieleiden unterbrochen, welches sich inzwischen eingestellt hatte, und welches die günstigen Auspicien für meine militärische Laufbahn vollständig zerstören sollte.

Meine Constitution im Allgemeinen und die meines Nervensystems im Besonderen war stets eine kräftige und gesunde gewesen, die geistigen und körperlichen Anstrengungen hatten sich (mit Ausnahme der letzten Zeit auf dem Gymnasium) immer in einem gewissen Gleichgewicht gehalten, und die Arbeitsleistung des Tages war stets durch vorzüglichen Schlaf des Nachts ersetzt worden, so daß an eine nervöse Störung meines Allgemeinbefindens damals so wenig wie zu irgend einer späteren Zeit meines Lebens zu denken war. Dagegen hatte sich schon früher eine rheumatische Disposition in den untern Extremitäten gezeigt, und sich im Sommer 58 in einem so ernstlichen Anfall von längerer Dauer kundgegeben, daß es damals fraglich erschien, ob mein Eintritt in's Militär thunlich und rathsam wäre. Im Juli 1861, also etwas über 19 Jahre alt, hatte ich das Unglück, mir eine heftige Contusion der linken Kniescheibe zuzuziehen, zu der sich durch Kaltwasserbehandlung sofort Rheumatismus gesellte. Von dieser Contusion blieb, vermuthlich durch Exsudate in den peripherischen Nervenscheiden der äußeren Knochenhaut veranlaßt, eine überaus große Empfindlichkeit gegen Stoß und Berührung der Kniescheibe zurück, und jeder im gewöhnlichen Leben unvermeidliche neue Anstoß zerstörte die eingetretene Besserung und verschlimmerte den Zustand des Leidens über das frühere Maß hinaus. Was die Medicin an innerer und äußerer Therapie nur aufzutreiben vermochte, habe ich versucht; das einzige, was symptomatische Besserung, aber causale Verschlimmerung brachte, war die elektrische Behandlung. Jetzt bin ich seit langen Jahren von allen therapeutischen Versuchen zurückgekommen, brauche nur noch jährlich eine Badecur zur allgemeinen Erfrischung, und befinde mich seit dem Culminationspunkt des Uebels im Jahre 1867 in langsam aber stetig fortschreitender Besserung des jederzeit rein local gebliebenen Leidens.*)

Von erwähnenswerthem Einfluß auf meine Entwicklung waren die zum Theil über ganze Sommer sich ausdehnenden Badereisen, zu welchen mein Uebel Anlaß gab; dieselben trugen wesentlich zur Bereicherung meiner Menschenkenntniß und Lebenserfahrung bei und mußten mir in einem gewissen, freilich unvollkommenen Grade durch Bekanntwerden mit mannichfachen charakterologischen und ethnographischen Typen das mir durch die Verhältnisse versagte Bereisen fremder Länder ersetzen. Während der Gymnasialzeit hatten meine Reisen sich auf nähere und fernere Ferienausflüge mit meinen Eltern oder Vettern beschränkt. Im Jahre 1860 hatte ich alsdann als Offizier die großen Belagerungsübungen und Breschversuche bei Jülich mitgemacht. Von 1862 an dagegen bereiste ich unter der treuen und sorgsamen Pflege meiner Mutter verschiedene Bäder, die zum Theil durch ihre Umgebung mir neue Landschaftsbilder und geschichtlich merkwürdige Stätten erschlossen.

In den ersten zwei Jahren des Leidens zweifelte niemand, daß das zwar pathologisch leichte, aber symptomatisch so hinderliche Uebel der Heilkraft des jugendlich kräftigen Körpers oder geeigneter Therapie über kurz oder lang weichen müsse, und die intermittirenden Besserungen und Verschlimmerungen, welche eine theilweise dienstliche Thätigkeit auf begrenzten Gebieten auch noch nach dem Verlassen der Artillerieschule gestatteten, schienen diese Ansicht zu unterstützen; als aber dasselbe nach den wiederholten Verschlimmerungen einen gleichförmig andauernden Charakter annahm, da schwand die Hoffnung auf Genesung mehr und mehr und wurde die Fortsetzung der militärischen Laufbahn immer unwahrscheinlicher. Nach der erfolglosen Badecur von 1864 schien mir der Soldatenstand unhaltbar, und es war nur eine Pflicht gegen mich selbst, wenn ich mir die möglichen Chancen des Weiterdienens auf ein Jahr länger offen hielt, wo dann definitiv meine Verabschiedung mit dem Charakter als Premierlieutenant genehmigt wurde.

Als mir i. J. 1862 der Gedanke an die eventuelle Nothwendigkeit eines Berufswechsels nahe trat, wurde ich zwar sehr peinlich dadurch berührt, aber ich war noch zu jung, und von dem Leiden noch nicht ernstlich genug behindert, um von dieser Aussicht niedergedrückt zu werden. Ich hatte inzwischen in der Malerei solche Fortschritte gemacht, daß der Vorsatz, in diesem Falle Maler zu werden, mir ziemlich feststand. Ein Jahr später fing mir aber mein Beruf zum Maler bereits an, sehr zweifelhaft zu werden, als ich bei dem Versuch größerer selbstständiger Compositionen bemerken mußte, daß es mir denn doch zu sehr an der intuitiven Kraft sinnlicher Gestaltenbildung vor dem geistigen Auge fehle, während mir das Arbeiten nach dem Modell sehr leicht wurde. Dazu kam, daß ich nicht mehr, wie ich gewohnt war, an der Staffelei *stehen* konnte, was bei größeren Bildern fast unentbehrlich ist.

So warf ich mich denn mit verdoppelter Energie auf die musikalische Composition, auf welchem Gebiet ich allerdings über ein weit stärkeres sinnliches Anschauungsvermögen verfügte. Aber wieder ein Jahr später, d. h. im Herbst 1864, begann mir auch zu dieser Kunst mein Beruf fraglich zu werden. Ich fing nämlich an, zu merken, daß alle aus meinem Fühlen und Denken sonst streng verbannte Sentimentalität sich in meine musikalische Production wie in einen geheimen Schlupfwinkel geflüchtet hatte, wo sie ungestört ihr Wesen treiben konnte. Ich sah mehr und mehr ein, daß meine Oper zu einförmig wurde, zu sehr der Höhen und Tiefen entbehrte, daß mir trotz einer dramatisch wirksamen Recitativbildung doch die eigentliche durchschlagende Gewalt des dramatischen Ausdrucks im stilisirten Ensemble abgehe, und daß ich für Harmonik nicht hinreichend begabt sei, um bei den gerade in dieser Richtung hochgespannten Anforderungen unserer Zeit originell und schöpferisch wirken zu können. Ueberhaupt waren die Fort-

*) Wenn ich den Leser mit diesen medicinischen Details behelligt habe, so bin ich dazu lediglich durch die schamlosen Infamien einer gewissen Classe von Gegnern meiner Philosophie veranlaßt, welche in dem Bewußtsein ihrer Unfähigkeit zu einer sachlichen Bekämpfung ihr Gift in persönlichen Schmähungen und Verleumdungen ausspritzen, und das Unglück als willkommene Handhabe ergreifen, um an ihr den verhaßten Gegner in das ihnen allein verständliche Niveau ihrer eigenen seelischen Gemeinheit hinabzuzerren.

Digitized by Google

schritte meines Kunstverständnisses den Fortschritten meiner Leistungen in beiden Künsten über den Kopf gewachsen; ich sah ein, daß ich auf diesen Gebieten immer nur Werke von geschmackvoller und gediegener Mittelmäßigkeit würde produciren können, weil mir für dieselben der Funke des schöpferischen Genies fehle, dessen Bedeutung ich nun erst begriffen hatte, während ich früher glaubte, der combinirende Verstand müsse im Stande sein, auch in der Kunst das Höchste zu erreichen.

So verschenkte ich denn Pinsel und Palette, und verschloß meine Noten, oder wie Fritz Reuter es am Schlusse seiner „Festungstid" so ergreifend schildert, ein Stück Ballast flog nach dem andern über den Bord meines Lebensschiffleins. Mit einem nachgerade hoffnungslosen Leiden behaftet, vom Schicksal betrogen (wie ich damals wähnte) um die Anstrengungen der sechs besten Jahre meiner Jugend, abgeschnitten von der praktischen Wirksamkeit, der ich mein Leben aus freiem Entschlusse bestimmt, verlustig gegangen des beseligenden Glaubens an die eigene künstlerische Gestaltungskraft, — so war ich bankerott an Allem was sonst den Sterblichen groß und begehrenswerth erscheint, — bankerott an Allem, nur an Einem nicht: dem Gedanken. Denn mein Denken war frühzeitig gereift in dieser Schule des Lebens, und hatte mehr Gewinn daraus gezogen, als ich selbst damals ahnte; das aber wußte ich, daß meine philosophische Denkweise es gewesen war, welche mir bis dahin in allen Lebenslagen den philosophischen aequus animus unerschütterlich bewahrt hatte, welche mich gelehrt hatte, die Dinge objectiv und gelassen sub specie aeternitatis zu betrachten, und welche sich nun auch in der härtesten Probe, dem Verlust des Glaubens an meinen Beruf als Maler oder Musiker, bewährt hatte. Denn die erlangte höhere Einsicht war mir so wichtig, daß ich um ihren Preis nimmermehr den verlorenen Glauben hätte zurückerkaufen mögen. Je mehr ich über Bord geworfen, je leichter mein Nachen geworden, desto mehr war er in das rechte Fahrwasser gekommen; das fühlte ich ganz deutlich, daß ich nun erst mit der Rückkehr zur Wissenschaft, und zwar in der Gestalt des freien philosophischen Denkens, zu meinem wahren Beruf zurückgekehrt war, der mir früher nur dunkel vorgeschwebt hatte und von anderen vordringlicheren Neigungen und Talenten zeitweilig überwuchert war. Ich wußte jetzt, daß ich mit 22 Jahren mehr erlebt und erfahren, mehr Irrthümer überwunden, mehr Vorurtheile abgestreift und mehr Illusionen durchschaut hatte, als vielen Gebildeten in ihrem ganzen Leben vergönnt ist, und ohne bestimmtere Pläne für die Zukunft zu entwerfen, ging ich frisch an's Werk, meine Gedanken in größerem Maßstabe zu ordnen und niederzuschreiben, wie ich es in kleinerem schon immer gethan. So begann ich gegen Ende des Jahres 1864 die „Philosophie des Unbewußten", ohne zu ahnen, wie weit die beim Abschnitt A angefangene Arbeit sich mir unter den Händen ausspinnen würde.

(Schluß folgt.)

Eine Vorrede zu „Manon Lescaut".

Ebensowenig wie wir Deutschen jemals auf den Gedanken kommen werden, den „Faust" vom Standpunkt des Sittenrichters aus zu prüfen, ebensowenig bekümmern sich die Franzosen um die Frage der Moral, der Wohlanständigkeit und Sitte in der merkwürdigen Erzählung des Abbé Prevost „Manon Lescaut", die sie mit Recht zu den Meisterwerken ihrer Literatur rechnen. Wir fragen uns nicht: durfte Gretchen denn wirklich für den besten Mann so viel thun, daß ihr schließlich zu thun nichts mehr übrig blieb? war es recht oder unrecht von ihr gehandelt, daß sie in der Nacht den Riegel offen ließ? kann und darf man Mitleid empfinden mit einem ehrvergessenen Mädchen, das Mutter, Bruder und Kind tödtet? Wir fragen uns nicht: ist das Benehmen Heinrichs, der, nachdem er eine holde vertrauende Jungfrau entehrt, sie hülflos der Schande und dem Jammer überläßt und die Elende durch die Verzweiflung und den Wahnsinn in den Tod jagt, erklärlich oder ist das Verhalten unverzeihlich? Alles das kümmert uns nicht. Faust liebt Gretchen, und Gretchen liebt Faust. Goethes dichterischer Genius macht uns diese Liebe so wahr und glaubhaft, daß wir darüber Alles vergessen. Die volle, tiefe Wahrheit der edelsten menschlichen Leidenschaft, wie sie uns im „Faust" im vollendetsten dichterischen Ausdrucke entgegentritt, erfüllt so ganz und gar unser Herz, daß es für die Schicksale der Liebenden keiner andern Regung fähig ist als des Mitgefühls. Was diese als Liebende thun, erscheint uns auf alle Fälle begreiflich und richtig; wir dulden und beschönigen es selbst dann, wenn es sich auflehnt gegen Herkommen und Sitte. So werden wir, durch unsre Duldsamkeit, zu Mitschuldigen und können füglich nicht Richter sein. Der objective Criminalrichter wird Gretchen voraussichtlich dem Henker überliefern und Faust steckbrieflich verfolgen lassen. Wir leiden und weinen mit ihnen — und auf das unerbittliche Verdict der Moral: „Sie ist gerichtet!" antworten wir mit trostreicher Zuversicht: „ist gerettet!"

Es liegt mir fern, Prevosts „Manon" mit Goethes „Faust" auf dieselbe Stufe zu stellen; und selbst der Umstand, daß Alexandre Dumas der Jüngere zu beiden Werken eine Vorrede geschrieben hat, kann einer solchen Parallele noch nicht die genügende Berechtigung verleihen. Indessen in Einem Punkte besteht zwischen diesen im übrigen sehr verschiedenen Dichtungen doch eine innere Verwandtschaft: in beiden triumphirt die gewaltige Wahrheit der dichterischen Erfindung über alle sittlichen Bedenklichkeiten des Stoffes und der Handlung.

Wenn man sich die Sache recht überlegt, sind die Helden der Prevost'schen Dichtung, Manon und der Chevalier Desgrieux, durchaus verwerfliche Subjecte. Zum Glück sorgt der Dichter dafür, daß man sich die Sache nicht überlegt, so lange er uns durch den Bericht über das wechselvolle Leben des reizenden Mädchens und ihres Liebhabers fesselt. Manon ist die geborene Courtisane — etwa in der Weise wie Mozart der geborene Musiker ist. Das sinn- und bewußtlose Genußleben in ausschweifender Lust ist ihre Bestimmung, ihr Beruf; sie weiß nicht, was Schamhaftigkeit, Keuschheit, Reinheit ist — der wilde, lachende Leichtsinn ist die einzige Luft, in der sie athmen kann. Sie ist träge und vergnügungsbedürftig. Das niedrigste aller Motive: das Geld zur Bestreitung der arbeitsscheuen Schwelgerei, verleitet sie wieder und wieder zur Untreue; sie verkauft sich, sie sinkt auf die niedrigste Stufe der weiblichen Verkommenheit — und dennoch ist nicht die Verachtung das Gefühl, welches uns beherrscht; wir können uns der schmerzlichen Theilnahme für dieses frevelhaft leichtsinnige, aber trotz alledem und alledem bezaubernd liebenswürdige Geschöpf nicht erwehren. Denn zürnen wir ihr, so weiß sie uns durch die rührende Aufrichtigkeit ihrer Reue zu erschüttern, und ihre ehrlichen Thränen verwischen den Abscheu, der sich in uns regte. Sie fühlt ihre Schlechtigkeit so tief, und für das Entsetzen, das sie sich selbst einflößt, findet sie in ihrem Schmerze so herzerweichende Accente, daß man dieser zerknirschten Magdalena nicht grollen kann, sondern ihr Leid, ihren Jammer begreift und theilt, ohne zu erwägen, daß die Unglückliche selbstverschuldetes Elend zu beweinen hat. Ich pflichte dem Urtheil Gustave Planches*) vollkommen bei, wenn er sagt: „Es liegt mir fern, Manon mit den idealen Gestalten einer Julie, einer Ophelia, einer Desdemona vergleichen zu wollen; denn Manon kann trotz der Aufrichtigkeit ihrer Liebe, trotz der Tiefe ihres Schmerzes mit der Erhabenheit und Reinheit dieser poetischen Heldinnen nicht wetteifern; aber ich glaube, es würde schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein, mit der Zügellosigkeit und Aus-

*) Portraits littéraires. Paris 1853, Charpentier.

Digitized by Google

schweifung ein wahreres, poetischeres und der Theilnahme würdigeres Wesen herzustellen, als diese Manon es ist".

Manon, die verführerischste und lebenswahrste Vertreterin der sentimentalen Unzucht, die heute in straffer Seide daherrauscht, morgen in Lumpen auf dem Stroh liegt, die die Armuth nicht vertragen kann und den einzigen Menschen, den sie wahrhaft liebt, hintergeht, um den Beutel mit den Erträgnissen des Lasters momentan zu füllen, deren ganzes Leben sich abrollt innerhalb des vitiosen Cirkels: Lieben, Lachen, Sündigen, Bereuen und wieder Lieben und Lachen, hat als der Typus der leichtlebigen Pariserin bezeichnet werden können, welche nichts weiter auf die Welt mitbringt als ein großes Capital von Armuth, Schönheit, Sorglosigkeit, Liebe und Unglauben.

Ist die Zeichnung dieses Mädchens meisterhaft in der Prevost'schen Dichtung, so ist die ihres Geliebten vielleicht noch bewunderungswürdiger. Desgrieux ist ein Lump — es hilft Alles nichts, alle Beschönigungen sind vergeblich. Er vergißt seiner Manon zu Liebe Alles: seinen Stand, seine Familie, die Achtung der Welt, die Achtung vor sich selbst, das Ehrgefühl — Alles! Mit der leichtsinnigen Geliebten sinkt er tiefer und tiefer. Es kommt soweit, daß er vom Profit der Schande des von ihm angebeteten Weibes zehrt, daß er beim Spiele betrügt. Es ist nicht möglich, die Selbsterniedrigung weiter zu treiben.

Nun, dieses ehrlose Subject muß doch jeden anständigen Menschen abstoßen? — Die Unerfahrenheit der Jugend, die Sittenlosigkeit der Zeit können doch unmöglich hinreichen, um eine solche Verworfenheit entschuldbar oder auch nur erklärlich erscheinen zu lassen? —

Erkläre, wer es will — das ist nicht der Fall. Desgrieux liebt, liebt wahrhaft, leidenschaftlich — und man verzeiht ihm, auch seine Verwilderung wirkt nicht abstoßend, sondern fesselt uns, in der Verklärung durch die Liebe, wider Willen und erfüllt uns mit schmerzhaftem Mitleid.

„Manon Lescaut" ist das rührendste und ergreifendste Gedicht der Liebe in Unehren.

Und da gerade dieses Capitel in der zeitgenössischen Literatur Frankreichs des öfteren wieder behandelt wird, war es eine praktische Idee, diesem Roman in unsern Tagen ein neues und prachtvolles Gewand zu geben und denjenigen, der sich hauptsächlich an der Lectüre der „Manon" gebildet, den jüngern Dumas eine Vorrede zu der neuen Prachtausgabe der Prevost'schen Erzählung schreiben zu lassen.*)

Der junge Dumas, der den Mund immer gern etwas voll nimmt, nennt Manon geradezu „den Chef der französischen Schule". So weit möchte ich nicht gehen; aber Dumas hat Recht, wenn er in Manon den Chef derjenigen französischen Schule verehrt, die er selbst besucht und in der er seine Ausbildung erhalten hat. Dumas möchte bei dieser passenden Gelegenheit sich gleich neben den Abbé Prevost stellen, um mit diesem vereint unter den Meistern der französischen Literatur auf die Nachwelt zu kommen. Nichts ist gerechtfertigter als dieses Verlangen. Die Lust ist sicherlich groß, allein die Kraft ist schwach. Ohne Zweifel ist die „Cameliendame" aus dem Geschlechte der Manon. Aber zwischen der Geliebten des Chevalier Desgrieux und der des Armand Duval besteht der große Unterschied, daß wir der einen ihre Liebe glauben, der andern nicht, daß uns Manons Liebe und Reue aufrichtig und wahr erscheinen, während uns die Vermengung des Edlen und Gemeinen in Marguérite unverständlich und unentwirrbar bleibt. Die schöne Sünderin des vorigen Jahrhunderts rührt uns, die larmoyante moderne Lorette macht im günstigsten Falle auf uns den Eindruck einer krankhaften Person, die sich wie über ihr physisches Uebel auch über ihren psychischen Defect in den sporadischen Momenten der Selbsterkenntniß durch die bequeme Täuschung einer eingebildeten Seelengröße hinweglügt. Manon ist wahr, Marguérite ist gekünstelt, Manon liebt, Marguérite gibt sich mit Vorliebe einem Bestimmten hin, Manon bereut, Marguérite schluchzt, Manon ist das Original und Marguérite der Abklatsch. Deshalb ist es doch vielleicht eine kleine Ueberhebung, wenn Dumas von dem merkwürdigen Abbé Prevost, der in seiner mittelmäßigen Vielschreiberei wohl selbst nicht geahnt hat, daß die wenigst umfangreiche seiner Schriften, daß diese einfache, erschütternde Herzensgeschichte auf die Nachwelt kommen würde, wie von einem Collegen spricht.

Aber abgesehen davon enthält die Vorrede, — neben einigen absoluten Geschmacklosigkeiten und überflüssigen Zoten, — wie dies bei Dumas nicht anders zu erwarten ist, manche geistreiche Wendung, manche frappante Kühnheit im Gedanken und in der Form, manche sinnige Bemerkung.

Es versteht sich, daß Dumas es sich bei diesem Anlaß nicht nehmen läßt, wiederum Verwahrung einzulegen gegen die philisterhafte Auffassung, daß die Schilderung unsittlicher Zustände und Persönlichkeiten an sich unsittlich sei. „Nicht die Schilderung der Laster und Leidenschaften gebiert und verbreitet Laster und Leidenschaften. Im Gegentheil, weil diese da sind, findet sich auch ein Schriftsteller, um sie zu schildern. „Constater une chose n'est pas la glorifier." Der Arzt, welcher dem Kranken bestätigt, daß dieser brustkrank ist, hält deswegen noch keine Ruhmrede auf die Schwindsucht. Er thut sogar, was in seinen Kräften steht, um sie zu bekämpfen." Prevost, so führt nun Dumas weiter aus, hat nichts anders thun wollen und nichts anders gethan als das, was er gesehen, empfunden, erlebt hat, zu constatiren. So war's zu Prevosts Zeiten, und Prevost hat gesagt: so ist's. Ja, sagt Dumas an einer andern Stelle, „was sind denn Ludwig XV. und die Dubarry anders, als ein gekrönter Desgrieux und eine triumphirende Manon?"

Zum Schluß gibt Dumas der Manon den guten Rath, früh zu sterben. Sie hat ihn befolgt, ohne auf den Rathgeber zu warten. Aber gleichviel, die Seiten, welche Dumas über die alternde Dirne und über die Manon unserer praktischen Tage geschrieben, sind wahrhaft beredt und bekunden auf's neue die ungewöhnliche Begabung dieses leider zu anspruchsvollen Schriftstellers.

„Wenn du darauf bestehst, Manon, am Leben zu bleiben, so wirst du störend und widerwärtig. Wenn das Reich der Sinnenlust ewiglich währt, das Reich derer, die sie spenden, ist von kurzer Dauer. Die Moral, die du mit Füßen trittst, die Pflichten, die du mißachtest, die Gesetze, denen du trotzest, treten früher oder später in ihre Rechte wieder ein, und du selbst, mit Füßen getreten, verachtet und geächtet, du selbst wirst zerschellen an dem, was auch ewiglich währt: an der Familie, der Arbeit, der Scham und reinen Liebe. Man wirft dich auf einen Karren und du kannst in der Einöde sterben, verzweifelt, da du die Wahrheit verkannt hast ..."

„So war's; aber die Zeiten haben sich geändert," antwortet die moderne Priesterin der Vulgivaga. „Ich weiß schon, wie ich fertig werde. Ich bin mit dem Jahrhunderte fortgeschritten und habe die Wissenschaft auf die Industrie in Anwendung gebracht. Und so habe ich denn bald begriffen, daß ich eine Närrin war, als ich mich dazu herbeiließ, zunächst dem Vergnügen einer Gesellschaft zu dienen und mich hinterher von derselben Gesellschaft beschimpfen zu lassen, die da weder an die Eide, die sie leistet, noch an die Moral, die sie predigt, weder an die Religion, der sie dient, noch an die Institutionen, die sie vertheidigt, glaubt.

*) Manon Lescaut par l'abbé Prévost. Vorrede von Alexandre Dumas fils. 11 Radirungen von Flameng. Porträt des Verfassers. Büste Dumas' (nach Carpeaux von Jacquemart) ꝛc. Paris 1875, Glady frères.

Digitized by Google

Das bischen Herz, das ich noch hatte, und dessen Opfer ich geworden bin, habe ich auf immer erstickt. Sobald ich festgestellt hatte, daß der Mann ebenso undankbar wie leidenschaftlich, ebenso grausam wie schwach ist, bin ich unerbittlich geworden. Die Schönheit war mir nur noch ein Köder und nicht einen Augenblick habe ich meine Kaltblütigkeit verloren ... Das Vergnügen, das du von mir begehrst, sollst du nun nicht blos mit deinem Vermögen, — du sollst es mit deinem Mark, mit deinem Herzblut, mit deiner Ehre, mit deiner Seele erkaufen ... Sieh' her: der Sohn verläßt seine Mutter, der Vater läßt seine Kinder im Stich, der Gatte verjagt sein Weib, um mir zu folgen ... Wenn ich ihm alles abgenommen habe, dann verkauft er mir seinen Namen, um nicht im Spital zu sterben, wo Meinesgleichen dereinst zu sterben pflegten. Ich untergrabe die Ehe, ich verderbe die Familie, ich vernichte das Vaterland. Mit Entsetzen blicken die Mütter auf mich, mit Schrecken die jungen Mädchen, die großen Damen beneiden mich und äffen mir nach ..."

Es sind da wieder viel große und starke Worte — die größten und stärksten habe ich bei der Uebersetzung noch bedeutend vermindert und abgeschwächt — aber daß in dieser Dumas'schen Apostrophe viel Wahrheit steckt, ist unbestreitbar; und sind diese Wahrheiten auch nicht gerade neu, so schadet es doch nichts, wenn sie ab und zu wieder gesagt werden, namentlich dann nicht, wenn ein beredter Mund sie spricht.

Paul Lindau.

Der Maler Cornelius in Briefen und Gedichten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Cornelius mußte gewahren, daß König Ludwig kühl gegen ihn ward; Förster deutet auf die Architekten Klenze und Gärtner hin, und es war in der That eine arge Mißhandlung des großen Meisters, wenn der letztere als Architekt der Ludwigskirche um das jüngste Gericht eine Einfassung mit denselben Farben (Blau, Gelb, Zinnober) machen ließ, die hauptsächlich im Gemälde selbst vertreten sind, so daß sie keinen abschließenden Gegensatz bilden können; es war eine Mißhandlung, wenn ein hemmendes Gerüst nicht weggenommen ward, ehe der König das fertige Werk zu betrachten kam, obwohl Cornelius solches verlangt hatte. Es geschah noch Aergeres: es erinnert daran, wie einmal Michel Angelo zornig von Rom fortging, als ihm ein Stallknecht den Zutritt zum Papst verweigert hatte. Förster erzählt: „Es war an einem der ersten Tage im August 1840, als ich in der Ludwigsstraße mit Cornelius zusammentraf, der sehr aufgeregt war. „Mir ist etwas begegnet, sagte er, worauf ich nicht gefaßt war. Ich sah von fern den König mit Gärtner in die Ludwigskirche gehen und beeilte mich ihnen zu folgen. Aber der Thürsteher, der Thürsteher! verwehrte mir, mir! den Eintritt „auf Befehl des Herrn Oberbauraths und seiner Majestät". Auf meine Bemerkung, daß das Verbot wohl nur dem Publicum gelte, nicht mir, der ich ja die Bilder gemacht, um derentwillen der König gekommen, sagte er: „Nein, ausdrücklich Sie soll ich nicht einlassen". Sie sehen, Förster, die Zeit ist gekommen von der ich Ihnen einst in Düsseldorf gesprochen als ich den Ruf nach München angenommen: Ich bin nicht für immer an Bayern gebunden"." — Cornelius war zum Weggehen entschlossen, er knüpfte mit Preußen an, und schrieb an König Ludwig:

„Gott lenkt die Herzen der Könige! Es war eine schöne Zeit, als er mir das Herz Ew. königl. Maj. mit entschiedener Gnade zuwandte. Aller Anfang ist schwer; aber durch den Strahl der königl. Gnade wurde ein neuer Frühling der Kunst hervorgerufen. Allein Gott lenkt die Herzen der Könige, und es gefiel ihm, das Herz Ew. königl. Maj. gegen mich zu verschließen. Es sei fern von mir, darüber zu murren und mit meinem König und Herrn, meinem größten Wohlthäter, zu rechten. Nur sei mir vergönnt, auszusprechen, daß diese hohe Gnade allein mich hier fesselte, mich begeisterte und antrieb alles das zu schaffen, was nur immer in meinen Kräften lag; daß ohne diese königliche Huld München für mich ein Grab ist. Ohne sie würde ich hier in Schwermuth versinken; ich würde den Glauben an mich selbst und mit ihm alle schöpferische Kraft verlieren, sodaß ich bald von der Mittelmäßigkeit überflügelt, ein Spott, eine Augenweide des Neides würde, der gleißend schon so lange mich zu untergraben bemüht war. Tief fühlte ich schon lange die Wahrheit dieser Betrachtung, und sie führte mich zu der Ueberzeugung, daß meine Mission in München vollkommen erfüllt ist, und daß ich nur meiner Bestimmung Genüge leiste, indem ich jetzt dem Rufe zu einem neuen Wirkungskreise anderwärts folge. Aber nun, da ich scheiden soll, wie tritt da alles, was Ew. königl. Maj. für mich gethan haben, so groß und glanzreich vor meine Seele! Wie segne ich die Stunde, da die Vorsehung mich der erhabenen Person Ew. königl. Maj. entgegenführte! für mich eine ewig heilige Erinnerung. Ich wäre untröstlich ohne das Bewußtsein, daß ich Ew. Maj. und der Kunst alle meine Kräfte, mein Talent, mein ganzes Leben mit Ernst und Liebe geweiht habe. Vielleicht wird die Zeit und die Entfernung mich und meine hiesige Wirksamkeit einmal wieder in diesem Lichte erscheinen lassen. Möchte aber jetzt ein freundlicher Wiederschein der früheren Huld mir das Scheiden erleichtern. Ich würde es als ein segenbringendes, glückliches Augurium deuten und meine neue Bahn mit größerer Freudigkeit und Zuversicht betreten. So würde ein schönes Verhältniß auf eine würdige Weise sich lösen und der Alltäglichkeit das Mittel genommen, es schadenfroh in ihre dunklen Kreise hinabzuziehen".

Diese edelsinnigen Worte, diese Bitten blieben ohne Erwiderung. Vielmehr ward Förster in das Cabinet beschieden. Wir lassen ihn selbst erzählen: „Ohne viel Umwege kam der König auf die Ludwigskirche zu sprechen. „Was sagen Sie zu den Malereien, zum Jüngsten Gericht?" Ich kann nur wiederholen, erwiderte ich, was ich öffentlich ausgesprochen: es ist ein großes, höchst bedeutungsvolles Werk, und was man daran vermissen könnte, ist viel geringer, als was man daran besitzt. — „Aber Sie müssen zugeben, Cornelius ist kein großer Maler!" — Dann, Majestät, ist er mehr als das, er ist ein großer Künstler, ja der größte der lebenden. „Aber ein Maler muß malen können, sonst kann ich ihn nicht brauchen." — Das ist sehr beklagenswerth, und Cornelius geht, und wir werden es schwer empfinden, denn schon seine Gegenwart hält die Kunst auf der Höhe und scheucht vor Irrwegen zurück; wir büßen viel ein, aber Ew. Maj. verlieren eine Perle aus Ihrer Krone! — Das war für des Königs Anschauungen zu viel. Er wurde sehr heftig: „Nicht an Cornelius ist die Kunst in München gebunden! Ich, ich der König bin die Kunst von München!" Und so leidenschaftlich wurde er, daß offenbar erschreckt durch seine laute Stimme und besorgt für ihn die Königin in's Zimmer trat". Als dann auch Schnorr München verließ, Rottmann und Schwanthaler starben, Kaulbach in Berlin arbeitete, da sah der König seufzend ein, daß Förster Recht gehabt. Als dem scheidenden Meister ein Abschiedsfest gegeben ward, da sprach Cornelius über die neue Kunst, die aus dem Staube der Schule wieder in's Leben eingeführt sei. „Alles, was die Menschheit ehrt und erhebt, ihre Beziehungen zu Gott, ihre Thaten, die Zeugniß geben von der Liebe zu Fürst und Vaterland der Aufschwung hoher Dichtung, der tiefe Sinn, die Heiterkeit der hellenischen Mythen, das bunte Spiel der Phantasie, das Wirken hoher Meister der Kunst und ihrer Beschützer — das alles sollte in Tempeln und Palästen, in Museen und Hallen erstehen — und es erstand ... Möchte der Genius der Kunst seine Schwingen über das geliebte München immer herrlicher entfalten und seinen milden Glanz über das gesammte Vaterland verbreiten, auf dessen Gedeihen wir anstoßen. Unsere Losung sei: „das Vaterland!" Dann gab Cornelius noch seinen Denkspruch zum Besten:

Die Kunst hab' ich geliebet,
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Leben lang;

Digitized by Google

Die Künste hab ich verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,
Drum wird mir nicht bang.

Denen, die durch ihre Künste ihm das Wirken schwer gemacht, ihn vertrieben, widmet er den Abschiedsgruß:

Pflügt nur das Feld in langen Zügen!
Ich eile auf dem Hippogryph davon.
Melkt nur die Kuh! Ich laß euch das Vergnügen;
Mir wird ein anderer, ein schön'rer Lohn.
Ihr konntet zwar durch Künste mich besiegen,
Allein die Kunst sie spricht euch Hohn;
Ich trinke Göttertrank in vollen Zügen;
Gönn' euch die Milch im schweren Thon.
Mich zu verderben wird euch nicht gelingen;
Ich schüttle schon den Staub von meinen Füßen;
Und ihr verstrickt euch bald in eigne Schlingen,
Denn jede Schuld sie rächet sich hienieden!
In eigner Grube werdet ihr sie büßen,
Denn schleichend nahen schon die Eumeniden!

Auswärts wußte man nicht, daß der Bruch so herb gewesen; man glaubte, daß König Wilhelm IV. nach seiner Thronbesteigung die Initiative ergriffen und Cornelius, wie Schelling, Tieck, Rückert zu sich berufen, jetzt liegen die Documente vor, daß Cornelius den ersten Schritt gethan; er schrieb am 15. August 1840 an den preußischen König, daß dessen Thronbesteigung mit dem wichtigsten Beschluß seines Lebens so wunderbarer Weise zusammentreffe, um darin einen Wink der Vorsehung erkennen zu lassen. Er sei aus Preußen nach Bayern gegangen, um seinem Schaffensdrange zu genügen; jetzt werde er gern zurückkehren, um sein Talent, seine Erfahrungen in Berlin zu verwerthen. Zugleich empfiehlt er Genelli, einen hochbegabten Mann, der manche Verkehrtheit und jugendliche Ueberschwänglichkeit schwer gebüßt, Schinkel werde Näheres sagen. Das Schreiben sandte er an seinen Freund Bunsen, damals Gesandter in der Schweiz; Bunsen beförderte es weiter mit dem Bemerken: von Cornelius stamme die Blüthe Münchens, er sei der dirigirende Geist einer historischen Malerschule. „Schinkel, Rauch, Cornelius, Mendelssohn! Welch' ein Viergespann!" Humboldt erhielt den Auftrag an Cornelius zu schreiben, der die Bedingungen seiner Uebersiedlung mit Bunsen vereinbaren möge. Cornelius schreibt diesem, seine Antwort sei: „Hier bin ich, mein König, verfüge über mich nach Deinem Wohlgefallen! Meine erste und einzige Bitte ist um Arbeit, eine Arbeit, wo ich aus ganzem Holze schneiden kann". Und da schlägt er denn das christliche Epos vor, das er schon für die Ludwigskirche im Sinne gehabt, das er seitdem im Gemüth bewege; „eine gemalte Commedia divina", wie er schon 1829 geschrieben, als er in einem Brief an König Ludwig mit schwerem Kummer den Gedanken an dies Epos der Malerei aufgab, „jenem Schmerz der verlorenen ersten Liebe nicht mühlich". Das Werk war langsam in seinem Innern gereift, Friedrich Wilhelm ergriff den Plan, ein Campo santo sollte dafür gebaut werden. Seine Stellung in Berlin wünschte Cornelius zunächst gesondert von der Akademie: „Ich möchte auf keine Weise jemand im Wege sein. Je freier mein Einfluß auf diese Anstalt sein wird, je reiner und größer wird er in seiner Wirkung sein. In Werkstätten und auf Gerüsten bin ich zum Manne geworden; mit der Kohle, mit dem Pinsel in der Hand docire ich am besten". Ein Besuch in England, den Cornelius von Berlin aus machte, hatte zwar nicht den Erfolg, daß er und andre deutsche Künstler zum Schmuck des Parlamentshauses herangezogen wurden, aber die Anschauung der Originale der Parthenonsculpturen wie der Cartons zu Rafaels „Teppichen" kam seinem großen neuen Werk zu Gute. Es kam demselben zu Gute, daß er sich der Berliner Kritik gegenüber zusammennehmen und all seine Kraft aufbieten mußte. Denn der Glaubensschild, das Pathengeschenk für den Prinzen von Wales war wohl eine geniale Leistung, aber die Skizzen für lebende Bilder bei einem Hoffeste nach Tassos Befreitem Jerusalem so wenig wie das Oelgemälde von Christi Höllenfahrt entsprachen den Erwartungen und boten Anlaß auch zu gerechtem Tadel. Er ging nach Rom, um dort wieder in der Nähe der alten Meister die Seligkeit des Schaffens zu genießen, er zeichnete den Entwurf der Malereien für das Campo santo; er selber schreibt: „Ich habe mich nie so zusammengenommen, denn nie stand mir die Sache so auf der Kippe, wie jetzt. Es ist nichts leichter, als sich auf's hohe Pferd setzen und mit grundsätzlichen Redensarten und sonstigen Aeußerlichkeiten auch die würdigste Sache über die Säulen des Herkules hinaus zu Schanden zu reiten; aber irgend etwas Tüchtiges und Rechtes in's Menschenleben hinein zu pflanzen und seiner zu pflegen, daß es Wurzel faßt, dazu gehört mehr, dazu gehört virtus, ich habe kein deutsches Wort dafür!" Jener Drang spornte ihn zur höchsten Anstrengung und es ist ihm so wohl und leicht dabei, als athmete er Alpenluft. „Wenn ich an meine Rückkehr nach Berlin denke, so befällt mich oft eine gewisse Schwermuth; es ist, als erwartete mich dort viel Widerwärtiges und ein kalter Empfang. In der Seligkeit des Schaffens werde ich die Waffe finden, die mich gegen alles schützen kann, und im Kampfe habe ich ja von jeher erst meine rechte Kraft gefunden."

Das Werk lobte den Meister. Er hatte seine Jugendkraft bewahrt und zur Reife gebracht. Durch Gedankentiefe, durch phantasievolle Composition, durch Adel und Wahrheit der Formen sind die Entwürfe etwas Neues und Großes, ebenbürtig den erhabenen Arbeiten der Künstler Italiens und Deutschlands zur Zeit der Renaissance; ohne sie nachzuahmen, ihnen sich anschließend. Er nannte sie seine Dissertation, als die Münsterer ihn dafür zum Doctor machten, er war der denkende Künstler und zugleich der gewaltige Dichter darin. Aber das Campo santo ward nicht gebaut. Es kam die Märzrevolution, die Reaction, der neue Aufschwung, und der Meister erlebte nicht, daß die Mauern sich erhoben, welche er schmücken wollte. Er zeichnete Cartons dafür und konnte erst mit Mühe, oft nach Jahren, den geringen Ehrensold dafür empfangen. Aber wo in Deutschland und im Ausland solche Cartons zur Ausstellung kamen, da galten sie für das Höchste, was in religiöser Malerei unser Jahrhundert hervorgebracht. Eine Zeit lang bestimmte ihn Friedrich Wilhelm IV. zu einer neuen Arbeit, der Erwartung des jüngsten Gerichts. Cornelius konnte sich nicht dafür begeistern, er ließ die Sache ruhen; als der König drängte, vertiefte er sich aber mit ganzer Seele in die Aufgabe; der Grundsatz seiner Jugend war noch lebendig, an jedes Werk die ganze Kraft zu setzen. Wir erfahren aus unserm Gedenkbuch, wie der König selbst ein genaues Programm gegeben, wie Cornelius es umbildete, und so viel als möglich über die Ungunst des Stoffes Herr ward; doch nannte er es selbst ein Werk der Reflexion seines Alters gegenüber dem Werk jugendlicher Manneskraft, dem jüngsten Gericht in München. Dann arbeitete er in Rom wie in Berlin an jenen Cartons weiter, und hinterließ in ihnen der Nation einen Schatz, welcher der Zukunft zu Gute kommen wird.

Hören wir, wie der Meister sich bei verschiedenen Gelegenheiten über seine und die deutsche Kunst aussprach. Wie wir uns Shakespeare angeeignet, so reizte ihn der Gedanke, daß deutsche Künstler das Parlamentshaus in England mit Geschichtsbildern schmücken sollten. Er schrieb der Londoner Commission: „Unter den verschiedenen Richtungen der neuen europäischen Kunst ist die deutsche mehr als irgend eine andere geeignet, umfassende epische Werke zu schaffen. Eine 25jährige Erfahrung hat diese Malerei in Deutschland zu einem Ideal von Ausbildung erhoben, welches den englischen Künstlern den Weg zeigen und abkürzen kann. Es ist nicht immer der Fall, daß da, wo dem Künstler großartige Aufgaben gestellt werden, dieselben auch in großartiger Weise ihre Lösung finden. Die tiefere großartige Richtung der Kunst kann nicht durch die Aufgabe allein hervorgerufen, sondern wenn sie bereits in den Gemüthern der Künstler lebendig geworden und mit Eifer verfolgt wird, zur Entwicklung gebracht und in ihrer vollen Entfaltung rascher gefördert werden. So haben die deutschen Künstler ohne alle Veranlassung und blos von begeisterter Liebe für die ächte Kunst getrieben jenen Weg gefunden, sich ihn gebahnt und die entgegentretenden Schwierigkeiten unter den größten Opfern besiegt. Erst dann, als sie auf

Digitized by Google

diesem Weg mit Sicherheit wandelten, wurde ihnen in großen Werken Gelegenheit gegeben, dem Vaterland die Früchte ihres Strebens zu zeigen. . . . Es handelt sich hier nicht blos um die Anwendung einer neuen Technik, sondern es ist die ganze Denk- und Auffassungsweise, der Stil, die Composition, die Entwicklung des Poetischen in der Kunst, worauf es ankommt. Der jetzt in England herrschende Kunstgeschmack würde auf keine Weise geeignet sein, in monumentale Kunstwerke überzugehen und wenn die dazu geeignete Richtung einmal gefunden ist, dann müssen die Künstler das Publicum zu sich erheben, nicht zu demselben herabsteigen und stets den wandelbaren Geschmack der Mode von dem feinen, edlen Geschmack der Kunst unterscheiden".

An Humboldt schreibt Cornelius: „Ich möchte das Aechte und Beste in unserm kernhaften Volk in Anspruch nehmen und selbst davon gehoben werden. Ich halte wenig von dem s. g. Geiste der Zeit, glaube aber an den schaffenden Genius unseres Zeitalters. Irgend ein Ergebniß der Geschichte tale quale wieder hervorrufen zu wollen, halte ich für eine Gespensterbeschwörung, oder vollends das bloße Conserviren für Leicheneinbalsamirung. Wer aber in die ursprünglichste Nothwendigkeit des einst Entstandenen zurückgeht und sie faßt, wird bald zwar nicht gleiche, aber ähnliche Momente finden; und nur dann kann der Genius, entbunden, jene stille Verwandlung beginnen, die proteusartig nur nach außen wechselt, im Innern aber wie die Natur ewig dasselbe bleibt". So sah Machiavelli in der Rückkehr zum Zeichen (ritornar al segno), in der Wiederaufnahme des Ursprünglichen, Anfänglichen die Möglichkeit der Wiedergeburt und einer neuen Blüthe für ein Volk. Das ist kein Wiederholen und Nachahmen, auch kein Stehenbleiben; Cornelius äußert anderwärts: „Auf einem großen Punkte nun seit 30 Jahren angelangt, halte ich es im Allgemeinen für eine bedenkliche Sache auf demselben unbeweglich verweilen zu wollen, wo man unvermeidlich einer Art von Schematismus anheimfallen würde".

Cornelius wie Kaulbach blickten zu den Meistern der Renaissance verehrungsvoll empor. Ersterer schrieb an Hähnel, der seine Statue für die Dresdener Gallerie modellirte: „Meinen Zeitgenossen gegenüber fühle ich mich keineswegs gebeugt; wenn ich aber an die Alten denke, so überfällt mich ein Schrecken, und tief gedemüthigt, ja vernichtet steh ich vor mir selber". Und an Brüggemann: „Es beschämt mich tief, wenn man meinen Namen mit dem des erhabenen Michel Angelo zusammenstellt; ich darf ihm nicht die Schuhriemen lösen. Wenn ich irgend etwas mit ihm gemein habe, so ist es meine glühende Liebe zur Kunst und zum Vaterlande. Auch habe ich so wie er mit den mir von Gott verliehenen Gaben den höchsten Wucher getrieben, und nur der, so Herzen und Nieren prüft, weiß wie ich gerungen". — Aber Cornelius vertrug es nicht, daß nun Kaulbach von solcher Betrachtung aus die Münchner Kunst scherzend behandelte, es der Nachwelt überlassen wollte, sie zu verherrlichen. Ein Mißgriff war es, daß man genremäßig humoristische Compositionen in monumentaler Größe an den Außenwänden der neuen Pinakothek ausführte; im Innern als ein Fries würden sie weniger Anstoß gegeben haben. Cornelius sah mit Entrüstung „die edelsten Männer der Nation dem Spott und Hohn preisgegeben". Sein Verhältniß zu Kaulbach blieb von da an getrübt, trotz einzelner Sonnenblicke. Als König Ludwig 1865 nach Rom kam, wo damals Cornelius lebte, fand eine Aussöhnung statt, Cornelius hatte den Ehrenplatz und hielt die Rede bei einem Festmahl, das die Künstler dem Fürsten gaben. Der Maler erinnerte daran, wie dieser vor einem halben Jahrhundert in Rom sein Herz zur Kunst gewandt, ihre unermeßliche Bedeutung für die Culturentwicklung erkannt habe. Sie soll nicht nur ein Confect für die Tafel der Großen und Reichen, sie soll eine kraftvolle Speise für alle sein; eine zweite Natur gleichsam soll sie wie die Sonne ihren Glanz über Große und Kleine, über Arme und Reiche verbreiten. Dann spricht Cornelius von den ersten Regierungsjahren König Ludwigs: „Hei, wie wurde da gemeißelt, gebaut, gezeichnet, gemalt! Mit welcher Lust, mit welcher Heiterkeit ging Jeder an's Werk! Aber es war eine ernste Heiterkeit, es war nicht so, wie Herr Wilhelm Kaulbach es darzustellen beliebte, auch war München kein Treibhaus der Kunst, wie Wilhelm Schadow in seinem modernen — ja wohl modernen! Vasari sich ausdrückte, es war eine gesunde lebenskräftige Wärme, erzeugt durch die hellauflodernde Flamme der Begeisterung, wodurch jene Werke mit all ihren Mängeln das Zeichen an ihrer Stirn tragen. Jene Männer, die dort in brüderlicher Eintracht wirkten, wissen, worum es sich handelte, sie wußten, daß sie vor dem Richterstuhl der Nachwelt und vor dem der deutschen Nation standen. Es galt hier, daß der deutsche Genius sich auch in der Kunst eine Bahn brach, wie er es in der Poesie, in der Musik, in der Wissenschaft so glorreich gethan. Wie weit auch jene Werke hinter dem Maßstabe liegen, den diese Männer sich selber angelegt und hier im ewigen Rom geholt hatten, sie können getrost die Hand auf die Brust legen und sich sagen: wir haben einen guten Kampf gekämpft, wir hinterlassen dem Vaterlande eine bessere Kunst als wir vorgefunden; und König Ludwig hat mit seinen Künstlern unserer Zeit gezeigt, daß sie nicht blos eine zerstörende, sondern auch eine lebendig schaffende sein kann. Wenn die Phantasmagorien moderner Ostentation und Geistesleere längst von der Erde verschwunden und vergessen sein werden, dann werden die Schöpfungen König Ludwigs noch lange die Seelen der Menschen erquicken, erfreuen und erheben, ihn von Geschlecht zu Geschlecht als ihren Wohlthäter segnen". — Als Cornelius einige Verwunderung äußern hörte, daß er nach allen Kränkungen so über den König geredet, versetzte er: „Was er mir auch zu leide gethan, er ist doch derjenige, der der neueren Kunst eine Heimat bereitet, ohne welche wir in Deutschland kein Künstlerleben hätten; vor solchem Verdienst schweigt jedes persönliche Interesse". Etwas später schreibt er seinem Jugendfreund Keller: „Wie gern versenke ich mich in der Erinnerung an jene Zeit unseres ersten Zusammenlebens! Wie rein und heilig war das Ziel, wonach wir rangen! Unerkannt, ohne Aufmunterung, ohne Hülfe als die des Vaters im Himmel. Und lag darin nicht seine höchste Gnade? Denn so concentrirte sich in tiefinnerster Seele jene glühende Liebe für das Wesenhafte und für Wahrheit, die zwar oft verhüllt und in nebelhafter Ferne, aber groß und herrlich wie die aus dem Meer aufsteigende Sonne vor dem Geiste stand".

In Bezug auf das Verhältniß zu König Ludwig erwähnen wir, daß dieser 1862, auf das Gerücht hin, Cornelius wolle sich in München niederlassen, in einem Sonnett den Meister dazu einlud, indem er sich glücklich preisen würde, „ihn wieder den Unsrigen zu heißen". Nach Cornelius' Tod bemerkte der König in einem Brief an die Wittwe, daß derselbe am Tage einer Sonnenfinsterniß gestorben. Das war ja auch bei Kants Hinscheiden ein artiger Zufall gewesen.

Schon bei der Besprechung des ersten Bandes hob ich die freie Religiosität des katholisch geborenen und erzogenen Mannes im Unterschied von dem engherzigen Dogmatismus der Convertiten in seinem Freundeskreis hervor. Diesem Sinn ist er bis in's höhre Alter treu geblieben. „Die Ludwigskirche, sagte er zu Förster, ist die Kirche der Zukunft! Von meiner Hand wird sie nichts enthalten, wozu nicht ein Protestant, so lang er noch Christ ist, sich mit Ueberzeugung bekennen kann. Ich möchte mich auch nicht einmal in den alten Formen ausdrücken; aber freilich, was ich Neues bringe, muß mit dem Alten naturwüchsig verbunden sein, wie der junge Zweig mit dem Stamm, mit dem Ast, mit der Wurzel." Wie er entschiedene Protestanten, einen Niebuhr, Bunsen, Schnorr zu seinen intimsten Freunden zählte, so kann man sagen, daß er auf seinem Taufschilde gerade dem protestantischen Glauben einen phantasievollen Ausdruck gab, und ein phantasievoller Ausdruck der Kantischen Ideen und Postulate der praktischen Vernunft: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, eine Darstellung der allgemeinen menschlichen Erfahrung von Schuld und Sühne, von der Hoffnung auf eine künftige Lebensvollendung sind seine Entwürfe zum Campo santo, nichts anders! Hatte er doch ursprünglich zu den christlichen Gestalten die Analogien der antiken Mythen herangezogen und nur darum auf den Wunsch Friedrich Wilhelms IV. wieder beseitigt, weil das monu-

Digitized by Google

mentale Werk dem Volke verständlich sein sollte. Als er 1844 in Rom erfuhr, daß seine Freundin Linder katholisch geworden, schrieb er ihr: „Gott bewahre Sie ferner vor geistigem Hochmuth und Liebloſigkeit, — in meinen Augen fast die einzige Sünde. Obschon jetzt katholisch, werden sie nicht aufhören eine Evangelische zu sein und nicht wie einst Brentano das Evangelium einen Wisch Papier nennen und sich mit Ciance e favole (Possen und Märchen) begnügen". Damals hatte er in Overbeck den alten Freund' „den echten Christen" wiedergefunden, aber setzte er hinzu: „das übrige bigotte Volk wird mir immer mehr zuwider". Einen Hirtenbrief Diepenbrocks nennt er ächt katholisch, aber in Bezug auf Rom setzt er hinzu: „Erwartet nichts von hier! Was hier geschieht, ist so, als hätte man keine andere Absicht, als den Karren immer tiefer in den Schlamm zu fahren. Wenn Gott Wunder gethan, um das Werk der Erlösung zu sanctioniren, so wird er dieselben aber nicht wiederholen, um alte Weiber, Lumpen, Schufte, Pharisäer in ihrer Verkehrtheit zu bestärken". 1851 schrieb Cornelius von Berlin aus an Schlotthauer in München: „In Rom bin ich immer ein halber Ketzer, hier werde ich von Tag zu Tag katholischer". Natürlich in jenem Sinn, wie er an Fräulein Linder geschrieben: ohne daß er aufhörte ein Evangelischer zu sein. Und so lehnte er den Antrag des Papstes ab, im Vatican einen Saal mit der Geschichte des Dogmas der unbefleckten Empfängniß Mariä auszumalen, weil er sich nicht für würdig halte neben Rafaels unsterblichen Schöpfungen eine Stelle einzunehmen, wie er es motivirte, ohne zu heucheln; aber im Freundeskreis bekannte er, daß er auch darum abgelehnt, weil er von dem neugebackenen Dogma nichts wissen wolle.

So steht Cornelius im anhebenden Weltalter des Geistes, ein Sohn unserer Zeit, ein Künstler, der in Formen denkt und dichtet, nicht der Abschluß oder der Vollender der neueren Kunst im harmonischen Einklang des Geistigen und Sinnlichen, sondern der Eckstein, der gewaltige Bahnbrecher vom Geiste aus, auf's Erhabene, Heilige gerichtet wie Klopstock in der Literatur, aber ein größerer Epiker als der Sänger des Messias, mit höherer Kraft veranschaulichender Gestaltung begabt, gleich ihm mit Einem Griff das Religiöse, das Deutschnationale, das Antike, diese drei Bildungselemente, kühn und glücklich zusammenfassend. Unsre Malerei geht nun auf andrem Wege; das Coloristische betont sie vor der linearen Composition, das Lebenswirkliche, das Naturstudium vor dem schöpferischen Formensinne; sie stellt ihren Realismus seinem Idealismus gegenüber. Seine Werke treten wie Offenbarungen einer höheren Welt der Menge fremd entgegen; das Volk sollte sie verstehen lernen, sich zu ihnen erheben; ihre Bilder wollen unmittelbar aus dem gegenwärtigen Leben hervorwachsen, den Sinnen gefällig und allverständlich sein. Aber im Hintergrunde steht Cornelius, wie Giotto in Italien, wie Polygnot in Griechenland, als die Florentiner ihr eigenes heiteres Dasein in der Kunst abspiegelten, die Venetianer die Wunder und den Zauber des Colorits walten ließen, oder Zeuxis durch den Ruhm des Pinsels hervorstrahlte. Und weil Hoffen besser doch als Fürchten ist, hoffen wir, daß unsre Apelles, Michel Angelo und Rafael der Zukunft angehören.

M. Carriere.

Notizen.

Die künftige Papstwahl steht wieder auf der Tagesordnung und Jedermann muß Stellung dazu nehmen. Ein neuer Papst kann großen Segen verbreiten, aber auch je nach Temperament, Erziehung und Gemüthslage unberechenbaren Schaden stiften. Von dem kindischen Wahne, als regierte der Weltgeist die irdischen Schicksale, ohne das Medium menschlicher Werkzeuge, sind wir ja wohl längst geheilt. Man denke sich bestimmte Persönlichkeiten hinweg und die Geschichte hat sofort ein anderes Gesicht. Hätte der mehrläufige Revolver eines armen Verrückten am 6. Mai 1866 besser, d. h. schlimmer getroffen oder wäre der Hieb des Soldaten, welchen damals ein behender Offizier mit dem sonoren Ausruf: Rindvieh! zurückschreckte, in verhängnißvollem Irrthum auf den von den historischen drei Haaren überragten Schädel gefallen, so würde sich die Karte Europas anders ausnehmen. In Frankfurt würden sich Preußen und Oesterreich um des Kaisers Bart zanken; Herr v. Beust würde eine lächerlich große Rolle spielen und in den Tuilerien probirte Kaiserin Eugenie jeden Morgen neue Schleppkleider an, ginge bei den Vätern Jesu zur Beichte und erregte die Bewunderung aller bonapartistischen Herzen auf beiden Seiten des Rheines. Und so wird auch die Wahl des Nachfolgers Pius IX. schwer in's Gewicht fallen. Wir können natürlich für unser Theil nur Wünsche hegen und werden uns im Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit jeder Einwirkung auf den bedeutsamen Act enthalten. Die Sehnsucht nach Frieden mit der Curie ist schon wegen des nothwendigen Stoffwechsels der Empfindungen begreiflich. Noch ein paar Jahre des Culturkampfes und das Interesse der Zuschauer stirbt dahin. Dann würde sich im anderen Sinne bewähren, daß, wer vom Papst zu viel ißt, auf eine bedenkliche Indigestion gefaßt sein muß. Jede Besserung indeß setzt voraus, daß man den Ursprung des Uebels scharf und muthig in's Auge fasse. Die Quelle des Streites war das Concil, dessen wirkliche Geschichte noch nicht genugsam studirt ist. Erst ganz vor kurzem wurde gelegentlich der Berliner, immerhin polizeilich übertriebenen Attentatsgerüchte bekannt, wie auch in der Zeit der römischen Kirchenversammlung von 1870 die anfänglich renitenten Bischöfe sich vor Anschlägen auf ihr Leben fürchteten und durchweg nur Eier essen wollten, weil diese nicht vergiftet werden konnten! Man möge das nicht für scherzhaft ersonnen halten; es ist verbürgte Historie. Namentlich Bischof Stroßmeyer hielt sich streng an diese anachronistische Fastenspeise inmitten des italienischen Hochsommers. Die Angst vor treulosen Ingredienzen, von modernen Borgias gemischt, war natürlich nur Ausgeburt einer krankhaften Phantasie, aber daß sie möglich war, bleibt doch charakteristisch. Man kann vermuthen, daß unter so bewandten Umständen der Preis der Eier in Rom mit den Chancen des nachhaltigen Widerstandes der bischöflichen Minorität steigen oder fallen mußte. Reiche Nachfrage nach Eiern und die Vertheuerung derselben mußte die Aussichten der Unfehlbarkeit als gefährdet erscheinen lassen, während die Rückkehr zu normaler und reichlich substantieller Kost, wie Kirchenfürsten daran gewöhnt sind, den Cours jener Producte des Hühnerhofes naturgemäß herabgedrückt haben wird. Wer möchte sogar behaupten, daß die schlauen Jesuiten Gerüchte über den lebensgefährlichen Speisezettel nicht absichtlich verbreitet hatten: sie mochten calculiren, daß die hochwürdigen Herren die frugale Nahrung nicht aushalten würden. Bekanntlich hat sich die Speculation auch richtig erwiesen. Die hungrigen und zu Tode geängstigten Bischöfe haben sich unterworfen. Aber der halberzwungene Sieg sollte den Ultramontanen nur geringe Befriedigung gewähren. Seitdem ist die Christenheit in Parteiungen zerrissen und der Klerus hat an den herrlichsten Lucullusmahlen, welche das Menetekel seiner unausbleiblichen Niederlage verbittert, keine rechte Freude mehr. Auch ihm kann nur ein neuer Papst helfen. Wir wünschen Pius IX. langes Leben. Sollte er jedoch einmal der Natur ihren Tribut zollen, würden wir mit der Anerkennung seines Nachfolgers uns jedenfalls besser vorsehen als das letzte Mal.

Bibliographie.

Das augenblickliche Verhältniß Frankreichs zu Deutschland und die Friedensaussichten. Von einem Deutschen in Paris. Duisburg 1875, M. Mendelssohn.

Geschichte der Stadt Cöln. Von Dr. Ennen. 4 Bd. Cöln, Schwann.

Hermann der Sieger. 1. und 2. Abth. Von Dr. Heinr. Böttger. Hannover, Helwing'sche Hofbuchhandlung.

Italia. Von Karl Hillebrand. Bd. I. Leipzig, Hartung u. Sohn.

Rußland im 19. Jahrhundert. Von Th. v. Lengenfeldt. Berlin 1875, Wedekind u. Schwieger.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In fünfter ergänzter Auflage erscheint eben in 10 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à 1 Mark:

Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine Geschichte der Literatur

aller Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwickelung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Dabei kein Compendium speciell nur für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Schriftstellern,

welche ihre Werke auf eigene Kosten drucken lassen wollen, um aus denselben größeren Gewinn zu erzielen, empfiehlt sich ein **thätiger Buchhändler** zur Uebernahme des **Commissions-Verlages.**

Gefl. Offerten unter **L. M. 30** durch die Expedition d. Bl.

VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Deutsche Roman-Zeitung,

welche im neuen Quartal einen neuen Roman des bekannten Dramatikers Bauernfeld „Die Freigelassenen" und „Des großen Friedrich Adjutant" von A. E. Brachvogel enthält, liefern alle Buchhandlungen und Postanstalten für 3½ Mark.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Lieder-Album.

60 Gesänge verschiedener Componisten für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Für die erwachsene Jugend ausgewählt von J. G. Lehmann.

Cartonnirt. Preis 1 Thlr. netto.

Inhalt: Lieder von Beethoven, Brahms, Bruch, Curschmann, Eckert, Franz, Händel, Haydn, Josephson, Kreutzer, Löwe, Lortzing, Marschner, Mendelssohn, Mozart, Reichardt, Reinecke, Reissiger, Schubert, Schumann, Seidel, Spohr, Streben, Stern, Taubert, Walter, Weber, Zumsteeg.

Bei der Auswahl ist Alles ausgeschieden worden, was der heranwachsenden Jugend nicht angemessen ist.

Verlag von **Eduard Heinrich Mayer** in **Köln** und **Leipzig.**

Vierteljahrs-Revue

der Fortschritte der

Naturwissenschaften

in theoretischer und praktischer Beziehung.

Herausgegeben

von der

Redaction der „Gaea".

(Dr. **Herm. J. Klein.**)

8. Preis pro Band von 4 Heften 6 Mark = 2 Thlr.

Der erste Jahrgang enthält:

Astronomie, Urgeschichte, Meteorologie, Geographie, Transmutationslehre.

Der zweite Jahrgang liegt ebenfalls vollständig vor und enthält:

Physik, Meteorologie, Theoretische Chemie, Geologie, Astronomie.

Die erste Lieferung des 3. Jahrganges erschien im Dezember 1874.

Alle hervorragenden Fachzeitschriften haben sich aufs gütigste über dies Unternehmen ausgesprochen. So sagt u. A. Friedrich von Hellwald im „**Ausland**":

Die Vierteljahrs-Revue von Dr. Klein befriedigt ein lange gefühltes Bedürfniß. Sie liefert das Beste, was uns bisher auf diesem Gebiete vorgekommen ist.

Elegante Einbanddecken werden à 8 Sgr. geliefert.
Elegant gebundene Bände à 2 Thlr. 10 Sgr.
Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postämter an.

Baedeker's Handbuch für Italien.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica,** nebst Reise-Routen durch die Schweiz und Oesterreich. Mit 8 Karten und 23 Plänen. Siebente neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . (2 Thlr.) 6 Mark.

Mittel-Italien und **Rom.** Mit 7 Karten, 2 Plänen und einem Panorama von Rom. Vierte neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . (2 Thlr.) 6 Mark.

Unter-Italien und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Tunis (Carthago), Malta, Sardinien** und **Athen.** Mit 7 Karten und 8 Plänen. Vierte neu bearbeitete Auflage 1874 . . . . . (2 Thlr.) 6 Mark.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.)

beginnt mit dem 1. Januar ihren 23. Jahrgang. Es gelangen in demselben folgende Erzählungen:

„Das Capital" von Levin Schücking,

„Eine namenlose Geschichte" von E. Marlitt,

„Ein kleines Bild", Erzählung von Ernst Wichert (Verf. v. „Schuster Lange")

zur Veröffentlichung. Von den demnächst erscheinenden belehrenden und unterhaltenden Artikeln heben wir vorläufig hervor: Am Grabe eines Märtyrers. Mit Abbildung. — Der Wüstenfuchs und das nächtliche Thierleben in der Oase. Von dem Afrikareisenden **G. Schweinfurth.** Mit Abbildung. — Räuber und Wegelagerer im Pflanzenreiche. Von **Carus Sterne.** Mit Abbildung. — Am Sterbebette eines Kaisers in der Wiener Hofburg. Mit großer Illustration. ꝛc. ꝛc.

Die Verlagshandlung von Ernst Keil in Leipzig.

Postämter nehmen Bestellungen à 1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.) nur bis 1. Januar an, Buchhandlungen zu jeder Zeit.

Einbanddecken zum 6. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 16. Januar 1875. Band VII.

A 30 6295 v. 7 w. 3

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: König Alphons XII. Von Wilhelm Wackernagel. — Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873. Von Schulze-Delitzsch. III. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Von Karl Hillebrand. I. II. — Mein Entwicklungsgang. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Neue dramatische Dichtungen. „Brutus." Von Heinrich Kruse. Besprochen von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Die 1. Sitzung der neuen Stadtverordnetenversammlung. Von y. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

König Alphons XII.

Cosas de España beschäftigen wieder einmal die Welt. Ein König hält wieder seinen Einzug in die „Stadt der Serenaden" und „Pauken und Trompeten huldigen seiner jungen Herrlichkeit". Auf jene Spalte der Zeitung, wo die Nachrichten sich vereinigt finden, die der elektrische Draht von allen Enden der Erde herbeiträgt, lenkt alle Welt Morgens und Abends den Blick, um zu erfahren, wie es dem jungen Könige mit dem so romantisch klingenden, bei unsern Nachbarn leider von etwas haut goût angehauchten Namen ergeht, welche Straßen er gezogen und an welches Schiffes Bord er gestiegen ist, wie sich vor ihm die so lange der Sonne der Hofgunst entbehrende castilische Grandezza huldigend verneigt und welche weisen Entschlüsse ihm der Rath seiner Krone eingegeben hat, auf daß der own correspondent irgend eines Weltblattes an der Themse damit in der City für die nächste spanische Anleihe Reclame mache.

Im Grunde genommen bedeuten diese spanischen Dinge nicht viel für den Gang der großen Politik; wie gering diese Bedeutung aber auch immer sein mag, ein Vorwand kann aus noch weit geringfügigeren Vorgängen auf politischem Gebiete entnommen werden, wenn es darauf ankommt, für irgend welche Handlung einen solchen zu finden. Gebt mir drei Worte, sagte jener große französische Premierminister mit dem Cardinalshute und ich drehe daraus einen Strick, um den Betreffenden zu hängen; und diese Kunst ist mit ihm nicht zu Grabe getragen worden. Haben doch nicht viel mehr Worte, die in der „spanischen Frage von 1870" zu sprechen der König von Preußen mit Entrüstung ablehnte, dem bis dahin mit seinen Fragestellungen im Ganzen ziemlich glücklichen an- und abgekommenen Kaiser Napoleon genügt, um daraus eine Schlinge zu drehen, in welcher der Friede Europas erwürgt wurde, freilich aber auch der am Ende seines Witzes angelangte Fragesteller selber hangen blieb. Gibt es seit dieser Zeit keine „spanische Frage" im technischen Sinne des Wortes mehr, so hat Europa dies dem Umstande zu verdanken, daß in seinem Herzen ein mächtiges Reich erstanden ist, welches in der Pflege des Friedens seine Aufgabe erblickt und durch seine eigene Enthaltsamkeit es dahin gebracht hat, daß eine Politik der Nichtintervention auch andern Mächten trotz aller bösen Lust, in des Nachbars Angelegenheiten sich einzumischen, zur Zeit noch als die gerathenste erscheint. Wenn es auch nach wie vor ein Leichtes wäre, aus irgend einem Vorgange auf spanischem Boden einen Grund zu Verwicklungen zu entnehmen, so scheint es uns unter der gegenwärtigen Constellation der europäischen Machtverhältnisse doch noch sehr viel leichter, die Dinge in Spanien gehen zu lassen, wie sie gehen wollen, wenn man nicht etwa darauf brennt, den Gang der europäischen Politik aus dem kühlen Schatten der Friedenspalmen hinauszulenken in die von sengender Gluth erfüllte Arena der Machtfragen.

Wiederholt ist bei feierlichen Gelegenheiten dem deutschen Volke vom Throne des Kaisers her verkündigt worden, daß das Deutsche Reich gerade in seiner Macht, über Krieg und Frieden in Europa zu entscheiden, die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens sei, und diese Versicherungen haben überall den Glauben gefunden, welchen jeder Ausspruch findet, der durch seine klare Logik für sich selber zeugt. Das Deutsche Reich wird nicht die Macht sein, deren leitender Staatsmann auf die spanischen Dinge in der Absicht seine Blicke richtet, um an ihnen die Verwendbarkeit zu Verwicklungsmotiven zu erspähen; und das wird, meinen wir, genügen, um auch an jeder andern Stelle dieselbe irenische Anschauungsweise den Vorgängen in Spanien gegenüber als die, wenn auch nicht am meisten zusagende, so doch zeitgemäßeste Platz greifen zu lassen.

Es ist zwar eine der müßigsten Beschäftigungen, sich in eine Betrachtung darüber zu vertiefen, welchen Gang die Dinge etwa genommen haben möchten, wenn Etwas, was nicht geschehen ist, eingetreten und dafür eine historische Thatsache ungeschehen geblieben wäre; indessen drängt bei einem durch die neuesten Ereignisse angeregten Rückblick auf die spanischen Angelegenheiten, wie sie seit den letzten fünf Jahren sich gestaltet haben, einem Deutschen unwillkürlich die Frage sich auf: wie wohl die Geschichte dieser Jahre verlaufen wäre, wenn im Sommer 1870 der Erbprinz von Hohenzollern die ihm angebotene Candidatur für den spanischen Thron nicht schließlich ausgeschlagen hätte? Würde nicht auch er gleich dem Könige Amadeus, welcher das gleiche Angebot acceptirte, sich stets als „Fremder im fremden Lande" gefühlt haben? Würde er nicht von denselben Parteiführern, die seine Wahl durch die Cortes betrieben hatten, hinterher verlassen worden sein, wenn er die auf seine Verschwägerung mit dem portugiesischen Königshause sich windschief genug aufbauenden Projecte einer „iberischen Union" hätte von sich weisen müssen? Doch wir unterlassen es in derartige Speculationen einzutreten und begnügen uns aus dieser Hohenzollerncandidatur, wie aus der späteren Wahl des jungen Herzogs von Aosta zum Könige die Moral zu ziehen, daß angesichts der tiefen Erniedrigung des monarchischen Princips in Spanien, welche eine lange Reihe unfähiger und unwürdiger Könige und Königinnen verschuldet hat, es sich dort auch jetzt nur um einen neuen Versuch handelt, durch die Besetzung des Thrones mit einem jungen Prinzen von noch unbeflecktem Namen den Beweis zu führen, daß die

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

Institution des Königthums nicht verantwortlich gemacht werden kann für die tiefe Schädigung der öffentlichen Moral, welche in Spanien seit Generationen vom Königshofe ausgegangen ist.

Daß der Sohn der Isabella, der jetzt als Alphons XII. seinen Namen in die lange Liste der Könige von Castilien — als König von Spanien ist er der erste dieses Namens — einträgt, kaum dem Knabenalter entwachsen ist, gereicht ihm im Punkte der Moral zu einer besonderen Empfehlung; er verließ als Kind den königlichen Palast zu Madrid, wo es aus jedem Winkel von geheimer Sünde und Bruch der Treue flüstert. Königin Isabella hat darauf mit klugem Bedacht den Sohn, als er zu größerem Verständniß heranwuchs, von den Eindrücken ferngehalten, die er in ihrer Umgebung unfehlbar empfangen haben würde; sie ließ ihn auch sorgfältiger erziehen, als wohl jemals zuvor ein Prinz von Asturien erzogen wurde; sie ordnete an, daß er von weltlichen Lehrern unterrichtet wurde, und wies, wie von Wien aus constatirt wird, die Zumuthung zurück, den künftigen König von Spanien der bekannten Jesuitenanstalt zu Kalksburg anzuvertrauen. Er erhielt auf der k. k. theresianischen Akademie zu Wien seine wissenschaftliche Ausbildung, während seine Erziehung ein mit den spanischen Liberalen persönlich befreundeter Señor Murphy leitete, der den jungen König auch jetzt nach Spanien begleitet. Auch auf der englischen Militärschule zu Sandhurst ist der junge Prinz vor klericalen Einflüssen bewahrt geblieben. Alles dieses läßt den Schluß zu, daß König Alphons, wenn ihm auch keine hohe geistige Begabung beiwohnt, doch seinem Bildungsgange und seiner Sittlichkeit nach wohl geeignet erscheint, die Spanier mit dem Königthum, vor welchem ihnen der Respect durch die, welche doch seiner bedürfen, systematisch abgewöhnt worden war, wieder insoweit auszusöhnen, daß sie sich zu dem ernstlichen Versuch entschließen, unter der Regierungsform der constitutionellen Monarchie vor allem einmal erst wieder geordnete staatliche Zustände in dem arg zerrütteten Lande herzustellen.

Auf die Berichte, welche ein und der andere Interviewer über die politischen Ansichten und Absichten des ehemaligen Prinzen und jetzigen Königs Alphons zum Besten gibt, thut man gut, kein zu großes Gewicht zu legen. Es versteht sich von selbst, daß der Erbe eines Thrones bei solchem Anlaß betheuern wird, er besitze den besten Willen, sein Land glücklich zu machen, er wolle König aller Spanier sein, oder wie sonst berichtet wird. Von der Bethätigung eines eigenen Willens in Staatsangelegenheiten wird beim König Alphons für's erste überhaupt noch nicht die Rede sein; er muß ja, um selbstständig regieren zu können, erst von den Cortes mündig erklärt werden, was er heute noch nicht ist, und selbst dann wird er, da er die spanischen Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, dieselben noch lange nur mit den Augen derer ansehen, die ihm als seine Rathgeber sich zugesellen. Die Frage ist also die, ob unter diesen Rathgebern solche Männer sich finden, die mehr Neigung haben, den Interessen ihrer eigenen Person, ihrer Partei, ihres Standes zu dienen, oder aber solche, welche unter Hintansetzung solcher Sonderinteressen einzig und allein die Förderung des Volkswohls zur Befestigung des auf sehr brüchigem Boden errichteten Thrones anstreben. Vorläufig ist es nicht eine besondere Sympathie für das Königthum, noch für die Person des neuen Trägers desselben, sondern die allgemeine Abspannung und die Gleichgültigkeit gegen die Regierungsform überhaupt, welche der Wiederaufrichtung des Bourbonenthums, in negativer Weise, zu Gute kommt. Die große Mehrheit des spanischen Volkes ist noch monarchisch gesinnt; die schlimmen Erfahrungen, welche mit der Republik gemacht worden sind, haben den Wortführern der republicanischen Partei vorläufig den Boden für ihre Bestrebungen entzogen; dieselben würden erst dann wieder zu neuer Thätigkeit Ermunterung verspüren, wenn durch unkluge Maßregeln der neuen Regierung ein genügender Fonds von Unzufriedenheit sich angesammelt haben sollte. Die neue Regierung hat also nach dieser Seite hin die Aufgabe, die verhältnißmäßig breite, wenn auch nicht gerade feste Basis, auf welcher der Bourbonenthron neu errichtet wurde, vor Abbröckelung und Zerklüftung zu bewahren. Da gilt es denn vor allem, daß sie sich das Herz stählt gegen die Lockungen und Drohungen der neokatholischen Partei, welche heute schon in dem „Ministerium der Regentschaft", dem Graf Canovas del Castillo präsidirt, etliche Anhänger zählt.

Diese Klericalen der laxen Observanz, wie man sie wohl nennen kann — die spanischen Vollblutklericalen stehen alle zu Don Carlos — werden nicht ermangeln, dem jungen Könige die Vortheile vorzustellen, welche das bekannte „Bündniß zwischen Thron und Altar" ihm verheiße. In der That, je mehr der Sohn der Isabella sich dem Klerus zu eigen gibt, desto mehr schwindet die Gefahr, welche ihm vom Carlismus droht, zusammen. Indessen wäre dieser Vortheil doch zu theuer erkauft, da eine neokatholische oder verschämt klericale Regierung bei der großen Mehrheit des spanischen Volkes nichts weniger als beliebt ist. Die politische Klugheit muß der neuen Regierung gerade nach dieser Seite hin die größte Vorsicht gerathen erscheinen lassen. Ueber schwächliche Velleitäten hinaus kann es zudem nach dieser Richtung hin nicht kommen und die leitenden Blätter des Ultramontanismus erklären denn auch schon laut, daß das Recht allein bei Don Carlos und daß Don Alfonso nur die Fortsetzung der Revolution sei, die für die Bekenner des Legitimitätsprincips in Spanien bekanntlich seit 1833 herrscht, wo nicht der Bruder, sondern die Tochter König Ferdinands VII. zum Throne gelangte.

Um die Anerkennung von Seiten der auswärtigen Mächte braucht sich König Alphons XII. keine weiteren Sorgen zu machen; nicht eine derselben wird damit im Rückstande bleiben. Wie wenig Erfolge man auch hier und da von dem gegenwärtigen Versuche, in Spanien geordnete Staatszustände herzustellen, erwarten mag, man wird demselben die moralische Unterstützung, welche in einer prompten Anerkennung der neuen Regierung liegt, nicht versagen können. Wenn auch das heutige Spanien bei der Abwägung europäischer Machtverhältnisse winzig genug in's Gewicht fällt, immerhin ist es ein zu großes Land, als daß nicht die längere Fortdauer einer sozusagen staatlichen Agonie, welche die rasche Entwicklung der von außen her angeflogenen Keime socialer Gährung und Zersetzung eminent begünstigt, mit einiger Besorgniß zu betrachten wäre. Jeder Versuch, der zur Wiederbelebung des Staatsbewußtseins in Spanien unternommen wird, ist werth, daß er, soweit dies ohne Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes geschehen kann, unterstützt werde. Tunc tua res agitur, paries cum proxima ardet.

Berlin, Mitte Januar 1875. **Wilhelm Wackernagel.**

Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Fortsetzung.)

III.

Wir kommen sodann zu den Genossenschaften in einzelnen Gewerbszweigen, die uns in zwei Hauptrichtungen entgegentreten. Einerseits können nämlich dieselben auf den Gewerbebetrieb selbst für gemeinsame Rechnung und Gefahr gerichtet, andrerseits auf Beschaffung der Vorbedingungen dazu beschränkt werden. In diesem Falle bleibt der Betrieb selbst isolirt jedem Mitgliede für seine Privatrechnung überlassen, indem die Einigung nur darauf abzielt, hinsichtlich dieser Vorbedingungen dem Einzelnen wenigstens

Digitized by Google

theilweise die Vortheile des Großcapitals und Großbetriebes zu gewähren.

A.

Die Genossenschaften der letztern Art, mit denen wir uns zunächst beschäftigen, zerfallen wiederum in:

1. solche zu gemeinsamer Beziehung von Rohstoffen;
2. solche zur Magazinirung fertiger Waaren in gemeinsamen Läden zum Verkauf;
3. solche zur gemeinsamen Beschaffung von Werkzeugen, Maschinen und Arbeitsvorrichtungen aller Art behufs der Benutzung durch die Mitglieder.

Bei dem Gange der industriellen Entwicklung in Deutschland, vermöge dessen sich das Kleingewerbe länger und zäher dem Fabrikbetriebe gegenüber behauptete, als in England und Frankreich, bilden diese Zweige der gewerblichen Genossenschaften noch immer die Mehrzahl unter denselben Der Natur der Sache nach sind sie am meisten unter den Handwerkern entwickelt. Doch treten seit etwa 10 Jahren auch unsere Landwirthe mit um so größerer Rührigkeit hier ein, als sie, bei der Schwierigkeit des gemeinsamen Betriebs für den ländlichen Grundbesitz, auf die Einigung in den Vorbedingungen zu möglichster Steigerung des Einzelbetriebs recht eigentlich hingewiesen sind. So bestehen gegenwärtig nach Ausweis des Jahresberichts:

144 industrielle (meist in Handwerken) } Rohstoff-
39 landwirthschaftliche } genossenschaften,
46 industrielle } Magazingenossenschaften
6 landwirthschaftliche }
99 landwirthschaftliche Werkgenossenschaften,

334 in Summa,

von denen indessen nur 17 vollständige, revidirte Rechnungsabschlüsse eingesendet sind, und zwar 11 von Rohstoff- und 6 von Magazingenossenschaften, während die von Werkgenossenschaften noch fehlen, weil die meisten neueren Datums sind und sich dem Verbande noch nicht angeschlossen haben.

Was die Organisation aller dieser Genossenschaften anlangt, so ist dieselbe unter Beifügung von Musterstatuten, Instructionen für Buchführung und Cassenwesen, Geschäftsformularen u. s. w. vom Verfasser in dem Buche: „Die Genossenschaften in einzelnen Gewerbszweigen", welches er 1873 bei E. Keil in Leipzig unter Mitwirkung von Dr. Schneider (I. Secretär der Anwaltschaft) herausgegeben hat, auf das genaueste behandelt. Selbstverständlich greifen für dieselben die von uns für die Creditvereine entwickelten Hauptprincipien ebenfalls Platz, in Bezug auf die allmähliche Bildung eines Geschäftscapitals, die solidare Haftpflicht der Mitglieder für die Geschäftsverpflichtungen, die Verwaltung durch Vorstände unter Controle u. s. w., wenn sich auch die Details der Einrichtungen je nach den verschiedenen Zwecken und Bedürfnissen verschieden gestalten. So tritt bei den Rohstoff- und Magazinvereinen der Lagerhalter, der den Verkauf besorgt, und meist mit dem Vorsitzenden und Cassirer den Vorstand bildet, ein, und werden die Besoldungen meist durch Tantièmen vom Verkaufserlös bewirkt.

Was die industriellen Rohstoffvereine betrifft, so kommen diese namentlich bei Holz- und Lederarbeitern wegen der außerordentlichen Vertheuerung dieser Materialien vor; demnächst stellen die Schneider ihr Contingent, von denen in unserer Zeit mehr und mehr die Lieferung der Stoffe bei Bestellungen verlangt wird. Die erste Stelle nehmen jedoch noch immer die Schuhmacher ein, von denen 71 solcher Genossenschaften im Berichte nachgewiesen sind. Bei denselben zeigt sich auch unter den eingesendeten Rechnungsabschlüssen der höchste Umsatz, welchen die I. Berliner Schuhmacher-Rohstoffassociation durch einen Verkaufserlös von ca. 64,000 Thlr. mit 72 Mitgliedern im Jahre 1873 erzielt hat, während zwei andere auf 30—40,000 Thlr. und die Schneider in Magdeburg auf ca. 50,000 Thlr. gekommen sind

Wenn man bedenkt, wie bedeutende Vortheile durch die Betheiligung an diesen Vereinen erzielt werden können, wenn die Sache richtig gehandhabt wird, insofern dem unbemittelten Gewerbtreibenden selbst bei Entnahme der kleinsten Partieen die Vortheile des Großbezugs geboten werden: so muß man gestehen, daß auf diesem Felde unendlich mehr geleistet werden könnte. Aber an was diese Genossenschaften kranken, das ist die Schwerfälligkeit und Verkommenheit nicht weniger unter unseren Handwerkern, welche dieselben hindert, sich aus dem alten bequemen Schlendrian herauszuarbeiten und den Betrieb im Vereinslager den Anforderungen anzubequemen, denen ein solches Geschäft gerecht werden muß, wenn es bestehen will. Namentlich ist es das ungeordnete und übermäßige Creditgeben an die Mitglieder als Kunden, bei Entnahme deren Bedarfs aus dem Lager, welche schon eine Anzahl dieser Vereine ruinirt hat, und trotz aller Warnungen des Anwalts noch immer in nicht wenigen die Entwicklung aufhält und gefährdet.

Günstiger gestaltet sich dies bei den landwirthschaftlichen Vereinen dieser Art, wo es sich hauptsächlich um den Bezug von Dungstoffen und Saatgut handelt.

Da hier Wesen und Zweck der ganzen Einigung dem Fortschritt in dem landwirthschaftlichen Betriebe entspricht, so hat man unter den Beitretenden eben nicht mit alten verrotteten Gebräuchen und Gewohnheiten zu kämpfen und fügt sich exacten Geschäftsformen leichter ein. Die guten Folgen davon zeigen sich bald, wie denn z. B. nach Ausweis der eingesendeten Abschlüsse der erst seit 1871 gegründete ländliche Wirthschaftsverein zu Insterburg im Jahre 1873 bereits für 97,425 Thlr. gemeinsam bezogene Waaren an seine Mitglieder absetzte.

Auch in den Magazingenossenschaften sind die Vortheile im Absatz der Erzeugnisse der Mitglieder durch Herstellung guter, reichlich ausgestatteter Verkaufsläden, wie dies den Einzelnen niemals möglich gewesen wäre, evident. Auch die Landwirthschaft beginnt sich diese Vortheile für die Verwerthung ihrer Production anzueignen, und schon konnte der Jahresbericht sechs solcher Genossenschaften aufführen, welche sich besonders mit dem Verkauf der Milchproducte ihrer Mitglieder beschäftigen. — Theils werden hier die Producte einzelner Gewerbszweige, — z. B. in Möbel- oder Kleidermagazinen u. a. — feil gehalten, theils sind förmliche Gewerbehallen etablirt, wo in einer Reihe von räumlich concentrirten Läden die verschiedenartigsten Erzeugnisse dem kaufenden Publicum dargeboten werden. Unter denselben sind, soweit im Jahresbericht Rechnungsabschlüsse vorliegen, die zu Bremen und Mainz mit Verkaufserlösen von 40,000 Thlr. und darüber für 1873 die bedeutenderen, während auch hier die 1871 errichtete landwirthschaftliche Magazin-Genossenschaft zu Königsberg (Ostpreußen) mit ihrem Verkaufserlös von 107,283 Thlr. für 1873 die industriellen Unternehmungen überflügelt. Daß im Gebiete der letzteren entschieden mehr für den Kleinbetrieb geleistet werden könnte, ist gewiß. Es ist aber damit eben wie bei den Rohstoffgenossenschaften. Die rührigsten und tüchtigsten Elemente der Arbeiter wenden sich lieber gleich der modernen Betriebsweise mittelst Errichtung von Productivassociationen ganz zu, und suchen sich so zum Großbetrieb selbst durch ihre Vereinigung den Weg zu bahnen, anstatt bei dem Kleinbetrieb, wenn auch unter besseren Bedingungen, zu verharren.

An Werkgenossenschaften sind bisher ausschließlich nur landwirthschaftliche dem Verfasser bekannt geworden, welche sich zum Theil mit Anschaffung von Maschinen aller Art (Dresch-, Pflug-, Saat-, Mäh-, Häcksel-, nicht selten mit Dampfgetriebe) zum Gebrauch der Mitglieder oder mit Ent- und Bewässerungsanlagen beschäftigen; zum Theil die Acquisition und Unterhaltung von Zuchtvieh bezwecken. Bei der großen Einfachheit der Verwaltung und der einschlagenden Verkehrsbeziehungen, welche sich wesentlich auf die antheilige Aufbringung des zu den Ankäufen erforderlichen Capitals unter den Mitgliedern und die Erhebung einer Steuer von denjenigen darunter, welche sich der gemeinsamen Stücke bedienen, beschränken, hat sich nur der kleinste Theil dieser Vereine behufs

Digitized by Google

Erlangung der rechtlichen Persönlichkeit unter das Genossenschaftsgesetz gestellt, und operirt in der Form einfacher Privatgesellschaften.

B.

So kommen wir denn auf die Genossenschaften im Geschäftsbetriebe selbst für gemeinsame Rechnung der Mitglieder, auf die Productivgenossenschaften, als die höchste Stufe der Cooperation in einem einzelnen Gewerbszweige, in deren Bereiche sich seit den letzten Jahren ein reges Leben zu entwickeln beginnt. Der Natur der Sache nach geht dies, wie wir schon andeuteten, aus den Kreisen der industriellen Arbeiter hervor und zwar aus deren eigener Initiative. Die tiefe Bewegung, welche unter ihnen seit den letzten beiden Decennien herrscht, hatte die tüchtigsten Elemente unter ihnen immer mehr und mehr von haltlosen Agitationen dem Vereinswesen zugeführt; und so ist man nun so weit gekommen, daß sich größere und kleinere Gruppen zusammenfanden, welche im Ringen nach gewerblicher Selbstständigkeit sich den Schwierigkeiten der ersten Anfänge gewachsen zeigten. Hatte doch der Verfasser in Berücksichtigung der Schwierigkeiten die Gründung dieser Genossenschaften eher zurückgehalten als gefördert. Die in Frankreich und auch in Deutschland 1848 gescheiterten Versuche hatten ergeben, wie sehr es an den zum Gelingen erforderlichen Voraussetzungen bei uns noch gebrach. Dies rief in dem Verfasser die Ueberzeugung hervor: daß man mit dieser schwierigsten Aufgabe bei Einführung des Genossenschaftswesens nicht beginnen, daß dem vielmehr die Gewöhnung an eine genossenschaftliche Disciplin, eine Ansammlung von Fonds in den leichteren Formen vorangehen müsse. Und darin bestärkte ihn der Gang der Dinge in England, wo die Productivassociationen erst, nachdem man in den Consum- und Gewerkvereinen eine gewisse Schule durchgemacht, zu fester Begründung gelangten. Noch jetzt hält es daher der Verfasser für durchaus falsch, zur Errichtung dieser Genossenschaften anzuregen; vielmehr muß der Drang und feste Wille in den Betheiligten selbst vorhanden sein, dazu zu schreiten, weil ohne dies die Mühen, die Opfer und Entbehrungen, welche hier von den Anfängen unzertrennlich sind, kaum überwunden werden würden. Daher prüft im Gegentheil der Verfasser, wenn die Organisationsfrage an ihn herantritt, ob sich die Leute der geschäftlichen Bedingungen ihres Vorhabens bewußt sind, wie weit sie mit der Ansammlung des zum Beginn des Betriebes nöthigen Fonds gekommen sind, läßt sie einen Anschlag über alles dies machen u. s. w. Nicht selten ist es ihm so gelungen, übereilte Unternehmungen in ein Vorbereitungsstadium zurückzuverweisen, und wenn unter den Vereinen, bei deren Constituirung er mitzuwirken berufen war, sich eine ziemliche Zahl lebensfähiger Schöpfungen befindet, so darf er dies zum Theil der von ihm befolgten Methode zuschreiben, über welche wie über die ganze Organisation sein schon erwähntes Buch: „Die Genossenschaften in einzelnen Gewerbszweigen" die genaueste Auskunft gibt.

Nach alledem hat sich denn die Zahl der Productivgenossenschaften von 133 im Vorjahre auf 162 vermehrt, unter denen 6 landwirthschaftliche im Jahresbericht aufgeführt werden, von denen eine die Kaninchenzucht (Augsburg), eine die Käsefabrication (Bitburg), zwei die Hopfen- und zwei die Weinproduction betreiben, wobei die betreffenden Grundstücke im Privateigenthum der Mitglieder verbleiben und nur der Geschäftsbetrieb gegen Entschädigung der Grundbesitzer, gemeinsam ist.

Zu den industriellen Genossenschaften stellen die Tischler und Berufsverwandte nebst den Verfertigern musikalischer Instrumente (Pianos u. dergl.) allein 31, die Schneider und Weber je 24, denen sich die Schuhmacher und die Buch- und Steindrucker mit je 11, endlich die Cigarrenmacher mit 8 Vereinen als die zunächst meist betheiligten anschließen. Auch für Maschinenbau sind schon 5 und neuerlich für Zuckerfabrikation 2 Genossenschaften errichtet, welche letztere insofern den landwirthschaftlichen beigezählt werden können, als die Mitgliedschaft auf eine Anzahl von Oekonomen vertheilt ist, welche gewisse Flächen ihrer Aecker mit Rüben zu bebauen und dadurch das Material zur Zuckerproduction zu liefern übernommen haben. Im Ganzen vertheilen sich die industriellen Vereine hier schon auf 28 verschiedene Gewerbe. — Dem entsprechend hat auch die Einsendung der Rechnungsabschlüsse zugenommen, von denen 30 gegen 18 im Vorjahre im Jahresberichte Aufnahme gefunden haben, welche im Ganzen befriedigende Resultate ergeben. So betrug der Reingewinn dieser 30 Genossenschaften, obschon die Mehrzahl erst in den letzten drei Jahren errichtet ist (5 in 1871, 8 in 1872 und 5 in 1873) für 1873 schon über 57,000 Thaler, wovon im Durchschnitt auf die 2283 Mitglieder 28 Thlr. pro Kopf kamen. Natürlich ist er bei den älteren Genossenschaften weit bedeutender, von denen manche eine ziemliche Anzahl Lohnarbeiter beschäftigten, die nicht selten, obschon sie nicht Mitglieder waren, an der Dividende participirten, insofern diese zu einem Theil auf die Summe der verdienten Arbeitslöhne, zum andern auf die Capitaleinlagen der Mitglieder vertheilt wurde. Insbesondere ist dieses Princip, wonach die Arbeit dem Capital als gleichberechtigt zur Theilnahme an dem Unternehmergewinn an die Seite gesetzt wurde, bei den Genossenschaften jüngern Datums in Uebung. Besonders bemerkenswerth ist das Verhältniß des eignen Capitals in diesen 30 Genossenschaften zum fremden, indem es schon jetzt im Ganzen 154,926 Thlr. — 136,198 Thlr. in Geschäftsantheilen und 18,727 Thlr. in Reserven — beträgt, d. i. 50% der Schulden, welche ihm mit 167,142 Thlr. Anlehen und 141,809 Thlr. Waarenschulden gegenüberstehen. Natürlich stehen auch hier die älteren Vereine den jüngeren weit voran, so daß für dieselben, wollte man hier nach Jahrgängen der Stiftung scheiden, ein weit günstigeres Verhältniß sich herausstellen würde. Daß daneben auch bei den jüngeren die Capitalbildung erfreulich fortschreitet, ergibt der Vergleich mit den Abschlüssen des vorigen Jahresberichts zur Genüge. — Was aber aus allem klar hervorgeht, das ist die schlagende Widerlegung der socialistischen Lehre von der Nothwendigkeit der Staatshülfe, ohne welche den Arbeitern die Errichtung von Productivgenossenschaften unmöglich sein soll. Wirklich dürfen die Dinge nur noch einige Jahre so fort gehen, wie wir bei verhoffentlich günstigen Verkehrsverhältnissen wohl annehmen mögen, so wird es den socialdemokratischen Agitatoren selbst ihren gläubigsten Anhängern gegenüber bald unmöglich werden, solchen klaren Thatsachen, die sich vor aller Augen vollziehen, mit ihren landläufigen Phrasen in das Gesicht zu schlagen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel.

(Bd. I u. II 1808—12. Leipzig 1874, Brockhaus.)

I.

Die Herausgeberin des Varnhagen'schen Nachlasses bietet uns heute das werthvollste Kleinod jenes einzigen Schatzes, der ihrer Obhut anvertraut ist und aus dem sie den zukünftigen Geschichtschreibern der deutschen Gesellschaft und der deutschen Sitten schon so Vieles — nicht gerade im Vertrauen — mitgetheilt hat. Wenig Staatsarchive bergen so interessante Documente, als jene Schränke, in denen der sorgsame und intelligente Sammler die Beute seines unermüdlichen Fleißes wohl geordnet zusammengestellt hat. Wenige enthalten so wenig Unnützes, obschon auch hier, wie's nicht anders sein kann, manches Unwesentliche mit aufbewahrt worden. Die Bedeutung dieses Archives — nach dem noch immer verschlossenen Goethearchiv

Digitized by Google

das bedeutendste Deutschlands — recht zu würdigen braucht man sich nur die Zeit, in der es entstanden, und den Mann, der es angelegt, flüchtig zu vergegenwärtigen: die Zeit Goethes und Napoleons, die Schicksale und die Individualität Varnhagens.

Durch die vierzehn Jahre ältere Rahel ist ihm auch das Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich die Romantik, vermittelt, wie er denn selber vielfach und gern mit Aelteren verkehrt. Kein irgendwie bedeutender Mensch seiner eignen Generation blieb ihm fremd: Arzt und Journalist, Soldat und Diplomat hängt er durch seine Familienbeziehungen mit der größten Handelsstadt Deutschlands zusammen, studiert an einer kleinen Universität, lebt oft in Wien und Paris, meist in Berlin; ficht mit bei Wagram und Saint-Dizier, sieht hinter die Coulissen beim Wiener Congreß, figurirt als persona grata an dem Hofe eines Kleinstaates; den Faust, die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit sieht er erscheinen, und nimmt selber in der Literatur seines Vaterlandes einen hervorragenden Platz ein. Dabei beginnt er früh zu beobachten, zu sammeln, niederzuschreiben. So groß aber die gleichzeitigen Ereignisse und die gleichzeitigen Werke sind, so trefflich er die einen zu erzählen, die anderen zu beurtheilen weiß, sein Hauptinteresse bleibt der Mensch: — und auch darin gehört er so recht seiner Zeit an, die noch ganz im menschlichen, psychologischen Interesse aufging. Die Natur hatte aus ihm einen Psychologen machen wollen, wie sie geborne Botaniker oder Mineralogen hervorbringt; nicht einen philosophischen Psychologen der englischen Art, auch keinen ahnenden, sehenden, dichterischen wie Goethe: sondern einen beobachtenden, sammelnden, beschreibenden. Es gibt keinen Deutschen, der sich in den sechzig Jahren von 1775—1835 irgendwie hervorgethan, über den man in jener einzigen Sammlung nicht gewissenhafteste, genaueste Notizen fände, oft autographische Stücke, oft sicher verbürgte Abschriften oder Mittheilungen. Thäte Jeder von uns dasselbe, welche Fülle von Aufschlüssen würde uns nicht eröffnet über das innerste Getriebe der Dinge und Menschen.

Dabei ist der Sammler nicht nur genau und fleißig, scharfblickend und methodisch: er hat auch eine, keineswegs originelle noch prägnante, aber klare und angenehme Ausdrucksweise. Wo er sich vor dem Publicum zeigt, ist er elegant, à quatre épingles: als Biograph und Memoirist ist er das nicht übertroffene Muster in unserer Literatur. Im Leben mögen sich die Dinge anders dargestellt haben, und, wird der Autor, ohne daß man ihm die Zeit gelassen, Toilette zu machen, vor die Oeffentlichkeit gezogen, wie's mit seinen Tagebüchern geschehen, so zeigt sich die Kehrseite der Medaille sofort. Jeder Sammler wird mit der Zeit Monoman. Die Sache hat aber ihre besondren Bedenken bei einem Sammler von Menschenexemplaren: das psychologische Interesse wird ein so lebhaftes, daß man darüber jedes andere vergißt, auch das der betreffenden Exemplare selber, die man in seinem Museum aufstellt, ehe sie noch ausgeathmet haben. Varnhagen spricht — und Rahel muß es ihm mehrmals entschieden verweisen — mit Jedermann über Jedermann, sogar mit weniger Befreundeten über die nächsten Freunde und Verwandten, eine Gewohnheit, die — im Vorbeigehen sei's gesagt — als Folge jenes einst so allgemein bei uns verbreiteten psychologisch-menschlichen Interesses, sich noch mehr als angenehm in deutschen Kreisen erhalten hat. Dazu kam, daß in späteren Jahren getäuschter Ehrgeiz und die Abwesenheit der stets mildernden, immer auf's höchste hinweisenden Rahel das Auge des Beobachters vielfach trübte. So ist's denn nicht zu verwundern, daß die ersten Veröffentlichungen, welche gerade jene letzten Jahre betrafen, vielfach Anstoß erregten, mißstimmten, oder eine andere, unreinere Art des Interesses erweckten, als es die Aufzeichnungen oder Brief- und Anekdotensammlungen aus früherer Zeit gethan haben würden. Ein Theil jener Mißgunst hat sich dann aber auf alle die werthvollen Veröffentlichungen erstreckt, welche uns seit 1861, wo Rahels Briefwechsel mit Veit erschien, bis heute in unausgesetzter Folge zu Theil geworden.

Man ist vielfach ungerecht und hart gegen die unermüdliche Herausgeberin gewesen, der man doch zu so großem Danke sich verpflichtet fühlen sollte. Wie schon bemerkt, war der Augenblick der Veröffentlichung der Tagebücher nicht eben gut gewählt: man stand der Zeit zu nahe, viele Personen lebten noch, das Werk an sich war das wenigst bedeutende, im Sinne des dauernden, tieferen Interesses, von allen, die der Nachlaß enthielt. Auch die folgenden Bände, welche uns so viel Lehrreiches über die Zustände des ersten Viertels unseres Jahrhunderts brachten, fielen, ohne Schuld der Archivistin, in die Hände einer Generation, die sich mehr für Staatsgeschäfte, als für Herzens- und Geistesangelegenheiten interessirte. Dazu hatte die allzu gewissenhafte Herausgeberin die Spreu nicht hinlänglich vom Weizen geschieden. Der Leser wird manchmal ungeduldig und verdrießlich, wenn er zehn Seiten durcheilen muß, um zu einem historisch oder psychologisch bedeutenden Briefe zu gelangen. Auch folgten sich die verschiedenen Veröffentlichungen, ohne nach Zeitabschnitten, Gegenständen, Gesellschaftskreisen geordnet zu sein; so daß man kein zusammengefaßtes Bild irgend einer Lebenssphäre gewinnen konnte, sondern sich dasselbe selber zusammenstellen mußte. Kurz die Nichte des Sammlers hat eigentlich nur das ganze Archiv, anstatt es einer Bibliothek zum Gebrauche einzelner Forscher zu übermachen, nach und nach dem gesammten Publicum im Druck überliefert. Betroffene mögen wünschen, daß dies ein halbes Jahrhundert später geschehen wäre: wir Zuschauer aber können der Herausgeberin, die uns diesen Schatz noch mitzugenießen gibt, anstatt ihn unsern Enkeln aufzubewahren, wahrlich nicht gram sein.

Die Bände, die uns heute geboten werden, und denen hoffentlich bald die Fortsetzung, vielleicht auch die ungeduldig erwarteten Briefe Rahels an Urquijo folgen werden, enthalten die Correspondenz Rahels und Varnhagens von 1808 bis 1812 einschließlich. Manches fand sich schon in der trefflichen, von Varnhagen selbst besorgten Auswahl von 1834 (Rahel. Ein Buch des Andenkens) und beweist den liebevollen und intelligenten Tact, mit dem der Wittwer wählte. Doch durften natürlich diese bezeichnenden Stellen auch hier, wo das ganze Verhältniß entrollt werden soll, nicht fehlen. Der Briefwechsel ist Anfangs äußerst lebhaft. Die Liebenden, die sich erst kurz vorher verlobt, schreiben einander täglich und ausführlich; von Berlin nach Tübingen, von Tübingen nach Berlin. Mißstimmung und Umstände, namentlich der Krieg von 1809, in den Varnhagen als Freiwilliger gezogen, vereinigen sich die Schreiblust zu dämpfen. Nach dem dreimonatlichen Wiedersehen in Teplitz (1811) belebt sich die Correspondenz von neuem, um indeß bald von neuem in ein langsameres Tempo überzugehen. Ende 1812 bringen die Verlobten zusammen in Berlin zu. Von Personen sind Jean Paul, Justinus Kerner, Uhland, Chamisso, Fouqué, Henriette Herz, Friedrich Schlegel, Gentz, F. Aug. Wolf, Beethoven, Stein, Clemens Brentano, Bettina von den weltbekannten Namen die öfteſt erwähnten und besprochenen: interessanter sind uns die intimen Freunde, der derbe und tiefe Harscher, der hochherzige Marwitz, die anmuthig-muthige Josephine Pachta und ihr genüßlicher Meinert, die drei Schwestern Saaling — Regina, der Blaustrumpf, das muntre Julchen, Paul Heyses witzige Mutter, die schöne Marianne, die noch lange Jahre nachher Varnhagens Gemüth beunruhigen sollte —, und viele Andere von Werth oder Reiz. Die Rückkehr der Preußen in die Hauptstadt nach Tilsit, die Schlacht bei Wagram, die Pariser Begebenheiten nach Marie Louisens Vermählung, der russische Krieg sind die Hauptereignisse, die zur Sprache kommen. Die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, Jean Pauls Dämmerungen — dann aber auch frühere wie fremde literarische Erzeugnisse, namentlich französische — werden oft besprochen.

Das Urtheil so gebildeter, scharfsehender Menschen über Personen, Ereignisse und Werke zu hören, ist natürlich für den Leser ein nicht gewöhnlicher Genuß und die Schilderungen des deutschen Lebens in jenen verhängnißvollen Jahren aus solchen Federn sollten für uns die Bedeutung haben, welche die Briefe Madame de Sévignés und die Mémoiren Saint-Simons in den Augen der

Digitized by Google

Franzosen haben: es ist eine andre, viel bürgerlichere, viel mehr innere Welt, die des Deutschlands von 1808, als das äußerlich aristokratische Leben, das jene schildern; die Talente und die Charaktere der Schreiber sind ebenfalls verschiedene, doch keineswegs untergeordnete: und das anekdotische, stilistische, historische und literarische Interesse erlahmt nie. Indeß bleibt der Hauptgegenstand des Briefwechsels immer das merkwürdige Liebesverhältniß der beiden Schreibenden: eine Art Duell aus der Ferne, bei dem sich Temperament und Anlage der Fechter in ihrer ganzen unbelauschten Natürlichkeit zeigen. Wenn es sich um Einblick in das innerste Leben eines einzigen Wesens wie Rahel handelt, so werden solche Enthüllungen zu Documenten über das Interessanteste, was es für den Menschen geben kann: die Natur des Genius.

II.

Was Varnhagen sechsundzwanzig Jahre später an Fürst Pückler über seine beabsichtigte Verbindung mit Marianne Saaling schrieb, gilt in noch höherem Grade von seiner Verlobung und Ehe mit Rahel: „Was darin uneben und wunderlich erscheinen möchte, gehört nicht uns an, sondern den thörichten Einrichtungen der Welt, denen wir freilich angehören; es ist nicht unsre Schuld, daß es für das Verschiedenartigste in dieser Armenanstalt nur die Eine Form gibt". Die Siebenunddreißigjährige und der Dreiundzwanzigjährige begegneten sich beide in jener Romeostimmung einer noch nicht ganz überwundenen Leidenschaft, welche das Gemüth so ganz besonders für neue und tiefere Neigung empfänglich macht. Rahels Seele vibrirte noch schmerzlich von der brutalen Berührung Urquijos, dessen südliche, rücksichtslose Leidenschaft der Naturdurstigen in einer durchgebildeten, von der Blässe des Gedankens angekränkelten Umgebung imponirt, sie heftig mit fortgerissen hatte, bis die Aermste schauernd erwachte unter der rohen Hand, ihre hingeworfene Würde wieder zusammenraffte, sich selbst wieder fand. Da sandte ihr das gütige Schicksal einen Tröster im Harme, im tobendsten Schmerze ihres schmerzdurchwühlten Lebens und bald fühlte sie, freudig überrascht, die heilende Wärme nordischen Gemüths nach der versengenden Gluth südlicher Leidenschaft. Leicht täuscht sich der Mensch über den Werth der Menschen, die einer fremden Nation, dem andern Geschlechte, einer jüngeren oder älteren Generation, einer verschiednen Lebenssphäre angehören, bis er entdeckt, daß er nur Fehler um Fehler getauscht. — Der junge Varnhagen hatte sich in Hamburg mit der bedeutend älteren Mutter seiner Zöglinge, Fanny Herz, eng verbunden und kam noch unter der Herrschaft dieser Neigung nach Berlin, wo Rahel ihm bald Reicheres und Schöneres bot, ohne zu ahnen, daß sie damit ältere Rechte beeinträchtigte. Varnhagen, bei dem ein gewisser Mangel an frischer Sinnlichkeit nicht zu verkennen ist, scheint eine besondere Anlage zum Anschluß an mütterliche Freundinnen besessen zu haben, doch war die Verbindung mit Rahel nur scheinbar eine unverhältnißmäßige. Rahels unverwüstlicher Jugend, ihrer ewig sprudelnden Geistes- und Herzensfrische, ihrer nicht schönen, aber anmuthvollen und elastischen Erscheinung trat der frühreife, schon vielfach umhergeworfene, fast überbildete, kritischgestimmte, stets urtheilbereite Jüngling fast als ein Gleichaltriger entgegen. Die Einheit und Ganzheit von Rahels Natur überwältigte ihn: die schöne Wahrheitsliebe, der feine Verstand, das Anschmiegebedürfniß Varnhagens waren ihr mehr als wohlthuend. Beide bedurften eines Anhaltes, sie gegen die Welt, er gegen sich. Was dem jungen Menschenforscher am meisten fehlte, wovon er fühlte, daß es ihm fehlte, das schätzte er, wie's zu gehen pflegt, am höchsten: ursprüngliche Persönlichkeit. Was Wunder daß, als er das reinste Exemplar der von ihm durchforschten Flora gefunden, er es sich anzueignen strebte?

Doch war es nicht allein der analytische Verstand des vergleichenden Beobachters, welcher sofort die wunderbare Synthesis der unbefangen Dahinlebenden, Dahinwirkenden, Dahindenkenden erkannte; es war nicht allein das hier einmal dem Manne zu Theil gewordene receptive und reproductive Talent, welches sich von dem zeugungskräftigen Geiste der Freundin befruchten ließ; — ihr biegsam-unzerbrechlicher Stahlcharakter mußte ihm auch die fehlende Energie des Willens ersetzen. Sechs Jahre dauerte das Hin und Her, unter dem die Vielgeprüfte, sicherer Ruhe Bedürftige unendlich litt: kaum weiß der schwankende Clavigo, sobald er nicht mehr unter der Macht der wirklichen Gegenwart steht, sich zu entschließen, zwischen ihr und Fanny zu wählen. Unterwegs versagt er sich nicht, jede Frauenneigung zu erregen, zu ernähren, zu genießen, solange nur die, doch viel leichter verziehene, Sinnlichkeit nicht hineinspielt; und er thut es, kaum aus Gefallen am reizenden koketten Geplänkel, sondern eigentlich nur aus ewigem Bedürfniß intimer Mittheilung und hätschelnder Theilnahme an seinen eigenen Seelenvorgängen und Erlebnissen. In der Lebensführung dieselbe Unsicherheit, dasselbe Nachgeben — Rahel nennt's einmal derb beim Namen „das Nachmachen" — sobald ihn irgend eine Strömung ergreift und fortzieht: gestern studierte er Medicin, heute denkt er an's Lehramt, morgen läuft er in den Krieg, auch nicht eigentlich aus ursprünglicher Begeisterung, sondern dem Reiz nachgebend „etwas Anderes" zu thun. Kurz er unternimmt alles Erdenkbare, und „nebenbei will er auch Rahel heirathen," wie sie es ihm treffend zu Gemüthe führt. Dabei hört er nie auf, nach Art solcher Naturen, Pläne zu machen und zerrt die Geliebte damit wahrlich mehr als nöthig herum: verspricht zu kommen und kommt nicht, hält sie hin mit ganz bestimmten Zusagen; weiß weder mit Geld noch Zeit zu wirthschaften; läßt sich vom Aeußerlichsten bestimmen, indem er es sich als Nothwendigkeit einredet, es mit der ihm eignen Dialektik als Nothwendigkeit darzustellen versteht. Hört man ihn so klug reden und Alles auseinandersetzen, so meint man wohl, er sei im Rechte und beweise in jedem einzelnen Falle, daß er im Rechte sei; und doch, läßt man den Gesammteindruck auf sich wirken, so fühlt man, daß Rahel trotz ihres anscheinend viel verlangenden Egoismus die Berechtigte ist: „denn Recht hat jeder eigene Charakter". Varnhagen hört auf jedes Gerede hin, das er unter die Füße werfen müßte, stiftet selbst unwillentlich allerhand Unheil durch sein Gerede; gibt auch der gesellschaftlichen Eitelkeit mehr als billig Raum und opfert ihr stets das Wesen der Dinge — immer mit dem Bewußtsein, daß dem so ist: denn seiner beispiellosen Offenheit gegen sich selber kommt nur seine Klarsicht in sich selber gleich.

Selten hat sich ein Mensch weniger Illusionen über sich selbst gemacht, die Grenzen seiner geistigen Begabung, wie die Natur seines Charakters richtiger erkannt, nie ist der so Empfindliche beleidigt, wenn seine Rahel ihm die Wahrheit sagt, sogar kaum, wenn sie ungerecht gegen ihn ist; aber alle diese Einsicht in's Moralische weiß er nicht zu verwerthen, wie er die Einsicht in sein geistiges Wesen wohl zu verwerthen wußte. „Sieh, mein Gemüth ist ganz arm auf die Welt gekommen; und muß sich, wenn Andere in der Erdengesellschaft, jeder gleich Anfangs, einen Einsatz gegeben haben, scheu zurückziehen vom Spiel. Leer ist es in mir, wirklich meistens leer; ich erzeuge nicht Gedanken, nicht Gestalten; weder den Zusammenhang kann ich darstellen als System, noch das Einzelste heraussondern in ein individuelles Leben als Witz; es sprudeln keine Quellen in mir . . . Ich bin zum Franzosen geboren, der all diese Abgründe mit leichten Fallbrücken der Conversationssprache zu übergehen weiß. Aber in dieser völligen Leerheit bin ich immer offen; ein Sonnenstrahl, eine Bewegung, eine Gestalt des Schönen, oder auch nur der Kraft, werden mir nicht entgehen; ich erwarte nur, daß etwas vorgehe, ein Bettler am Wege."

So spricht er von sich selbst und mit dieser Erkenntniß ist er ein, in seiner Art vollendeter, ja einziger Schriftsteller unserer Literatur geworden. In Sachen des Charakters aber zieht man eben nicht so leicht Vortheil von der Erkenntniß, wie in Sachen des Geistes; lieber als man es unternimmt sich selbst zu halten, wünscht man von Andern „gehalten zu sein", wie er's ganz unbefangen von Rahel verlangt. Varnhagen hat auch moralisch alle möglichen passiven Tugenden, aber wenig active: er ist anhänglich-treu und läßt sich durch Niemand irre machen an der Geliebten; er erträgt mit liebenswürdigster Gelassenheit die allerderbsten Wahrheiten, die sie ihm zuweilen sagen muß; er ist vor Allem die Nachsicht und Geduld selber mit der nervös Aufge-

Digitized by Google

regten, die oft recht unbillig gegen ihn sein konnte, aber bei alledem ist er doch im Stande, sie öfter als nöthig durch sein Unterlassen, Säumen und Aufschieben in schlimmere Lagen zu versetzen, als er es mit positivem Thun vermocht hätte. Wohl weiß er, was er an ihr hat, was sie ist, ja er übertreibt den Cultus, wenn er sie die dritte Lichtgeburt des jüdischen Volkes, aber größer als die zwei früheren, Christus und Spinoza, nennt; praktisch indeß läßt er sie denn doch einfach sitzen, wenn's ihm nicht in seinen Kram paßt, sie von dem Posten abzulösen, auf dem sie ihn mit peinlicher Ungeduld erharrt. Empfindlich und reizbar im höchsten Grade, dabei ebenso überaufrichtig gegen Andere als gegen sich selber — Rahel ausgenommen, vor der er offenbar ein wenig Angst hatte —, war er immer mit irgend Jemand im Zanke, oft ernstlich überworfen, so mit Marwitz, mit Brentano, mit Neumann. Doch brauchte es bei seinem angebornen Gerechtigkeitsgefühl nur einer kurzen Weile der Ruhe, um der Nachsicht, ja der Langmuth wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Auch kennt er sich so wohl, daß er meist einige Tage wartet, ehe er einen irritirenden Brief beantwortet.

Vor Allem aber vergesse man nicht den Punkt, durch den er ganz seiner großen Zeit angehörte, die tiefe Bildung, die seinem Talente supplirend, seinem Charakter, wenn nicht bestimmend, so doch helfend, reinigend zur Seite stand: die Bildung lief ja damals nicht, wie meist heute, neben dem Menschen her, sie durchdrang und veredelte ihn: „Das ist ein gebildeter Mensch, schreibt ihm einst Rahel, der seine Anlagen bezwingt, wenn Natur nicht gnädig gegen ihn war; der sie nur in sich einsieht; sie ermessend behandeln, ist einen Schritt weiter . . . Du stehst als der Gebildetsten Einer mit deiner Einsicht hoch über deinen Naturfehlern". Und ermahnend fügt sie hinzu: „Hasse sie immer, nenne sie Dir, bekämpfe sie. Du liebst ja das Schöne so in Anderen, bist so gerecht, so tapfer in der Aufweisung und Schätzung ihrer Gaben: mache Dich selbst urbar, wo Dürre gelassen ist . . .". Das hat er denn auch redlich gethan und der Jüngling, dessen Talent schon an so vielen Stellen dieser vertrauten Briefe — in lebendigen Natur- und Sittenschilderungen, in meisterhaften Porträts und sichersten literarischen Urtheilen hervortritt, ist in der That unser ausgezeichnetster Biograph und Memoirist geworden, d. h. das, wozu ihn die Natur berufen hatte. Und auch auf den Menschen hat diese Bildung gewirkt, obschon sie ihm freilich nicht geben konnte, was nicht in ihm war: ein ursprüngliches, naives Handeln: „Dämmerschein des Bewußtseins reicht bei ihm bis in die Tiefen, wo die Gefühle, die Entschlüsse geboren werden, und kränkelt ihnen im ersten Keime Blässe und Unbestimmtheit an" (Victor Hehn über den nordischen Charakter in der schönen Schrift „Italien"); aber immer fester, treuer hat er sich an die Einzige angeschlossen, die ihm sein guter Stern zugeführt; immer entschiedener hat er die anderen Gestalten aus seinem Innern zu vertreiben gesucht, die jener ihren Platz streitig machen wollten. Wohlthuend von vornherein und durchaus ist schon die unbedingte Anerkennung, die der begabte Jüngling der Ueberlegenheit Rahels zollt. Hier wird der so oft der Eitelkeit geziehene Mann die Bescheidenheit selber. Nie fällt es ihm ein, sich mit ihr vergleichen zu wollen: „Du gehst alle Sphären durch, während ich nur in wenigen wandle; aber wenn Du zu meinen kommst, findest Du mich doch stets; und gehst Du in ein Haus, wohin ich Dir nicht folgen kann, wart' ich ruhig an der Thüre". Daß aber eine Rahel unter so vielen ausgezeichneten Menschen den jungen Varnhagen ausgezeichnet und sich ihm angeschlossen, beweist mehr als Alles, was wir sagen könnten, den geistigen und sittlichen Werth des Jünglings.

Es war eine eigenthümliche Liebe, diese Liebe Varnhagens zu Rahel, und wohl mochte er ihr schreiben: „Ich habe Dich so lieb, so grenzenlos lieb und auf die innigste Weise, wie nicht Geliebte und nicht Freund lieb gehabt werden, wie Dein Jünger und Verkündiger, und darin löst sich mir zuletzt jeder Gedanke an Dich auf, wie jeder aus dieser Quelle heraufsteigt . . . . . Du bist mir ja für mein Leben das, was einem frommen Christen die Bibel sein kann; überall denkt er an sie, bezieht auf sie die Begebenheiten und findet ihre Sprüche in Allem; sie umfaßt sein Wissen und den ganzen Kreis seiner Freuden und Leiden, sie wird immer mehr das Licht seines Lebens". So schrieb er ihr als Fünfundzwanzigjähriger und noch zweiundvierzig Jahre später mochte der verwaiste Greis dem fürstlichen Freunde mit derselben vollen Ueberzeugung schreiben: „Vor neunzehn Jahren verlor ich Rahel und fühle seitdem unausgesetzt, daß ich mich ohne sie doch nur mit dem Leben behelfe, hinhalte".

Karl Hillebrand.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Entwicklungsgang.

Von **Eduard von Hartmann.**

(Schluß.)

3. Die Philosophenzeit.

Ich muß hier auf meine früheren philosophischen Orientirungsversuche ein wenig zurückgreifen, welche in meinem 13. und 14. Lebensjahr mit dem Niederschreiben von Gedanken, Einfällen, Fragen, Zweifeln und Aphorismen begannen. Im Herbst 1858, theils noch auf dem Gymnasium, theils im Beginn meiner Dienstzeit schrieb ich meine erste zusammenhängende Arbeit unter dem Titel „Betrachtungen über den Geist". Ich vertrat darin sehr entschieden einen psychologischen Determinismus, und plädirte in der Unsterblichkeitsfrage für die Abstreifung der geistigen Individualität mit dem Tode nnd die Wiederverschmelzung mit dem absoluten Geist als für die wahrscheinlichste Lösung. Im Ganzen bewegte sich dieser Versuch auf dem Boden eines aufklärerischen Deismus, zeigte aber durch seine Leugnung der Willensfreiheit und seine Auffassung des absoluten Geistes immerhin schon eine gewisse Neigung zu einem pantheistischen Monismus.

Der nächste Versuch bewegte sich auf rein psychologischer Basis. Er trug die Ueberschrift: „Die Geistesthätigkeit des Empfindens", und wurde 1859 in Spandau verfaßt. Die Grundtendenz bestand darin, die Annahme des Empfindens als einer elementaren psychischen Grundfunction sowie die darauf gebaute Hypothese eines besonderen Empfindungsvermögens als irrthümlich zu erweisen, und die sinnliche, geistige und ästhetische Empfindung als combinirtes Resultat aus Begehren und Denken (oder Vorstellen) aufzuzeigen. Dieses an sich gerechtfertigte Bestreben konnte freilich bei völliger Unkenntniß des Unbewußten nur von zweifelhaftem Erfolge sein; ich führe es aber an, weil neuerdings die Superklugheit eines Recensenten sonnenklar deducirt hat, daß meine grundverkehrte Tendenz zur Elimination des Gefühls als primärer, psychischer Elementarfunction lediglich eine nachträgliche Consequenz des ergriffenen falschen Princips, des Unbewußten, sei.

Andere Aufsätze desselben Jahres blieben unvollendet, so z. B. ein Versuch über das Denken auf aristotelischer Grundlage, und eine Betrachtung über die Paradoxie der Lust am Tragischen, welche später in meinen „Aphorismen über das Drama" ihre Erneuerung und Lösung fand.

Bis zum Jahre 1863 war alsdann meine Feder anderweitig zu sehr in Thätigkeit gesetzt, um in dieser Weise mit Studienarbeiten fortzufahren; die häufige Nöthigung zu schriftlichen Aufsätzen, insbesondere zu zeitlich knapp bemessenen Clausurarbeiten auf der Artillerieschule wirkte indessen zu der Fortbildung meines Stils mit. Erst im Frühjahr 1863 kehrte ich zu der alten Liebhaberei philosophischer Skizzen zurück, und schrieb in diesem und dem folgenden Jahre eine ganze Menge kleinerer Studien über die verschiedensten Gegenstände, hauptsächlich jedoch über psychologische Probleme, die mein Nachdenken mit Vorliebe beschäftigten (z. B. über Coquetterie, Freundschaft, Phantasie, Gewissen, Ehre, Arbeit, Sauberkeit, Galls Phrenologie und ihre psychologischen Irrthümer, kritische Bemerkungen zur Kritik der reinen Vernunft u. dgl.). In

Digitized by Google

einigen Heften Aphorismen legte ich Gedanken nieder, welche nachher Grundpfeiler meines Systems geworden sind, z. B. die Formel zur Vereinigung des Optimismus und Pessimismus, über den Werth des Lebens, über die Berechtigung der Teleologie, und über die Atomtheorie. Die drei reifsten Vorarbeiten handelten „Ueber den Werth der Vernunft und Erkenntniß für das menschliche Handeln und Glück", „Ueber den Begriff Unendlich (und Null)" und „Ueber die einfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde". In der erstgenannten faßte ich noch einmal die Leistungsfähigkeit des abstracten Rationalismus zusammen, der bis dahin mein Denken und Streben begrifflich beherrscht hatte; gerade indem ich ihn in seinem ganzen Umfang verherrlichen wollte, wurde ich mir seiner Schranken bewußt und empfing eben dadurch den ersten Anstoß über denselben hinauszugehen. Der Aufsatz über das Unendliche war aus einem oppositionellen Bedürfniß gegen den mit diesem Begriff getriebenen dialektischen Unfug erwachsen, und führte in den verschiedensten Variationen das aristotelische Thema durch, daß das Unendliche niemals als Wirkliches gegeben sein, sondern immer nur potentiell in der Unbegrenztheit des Progressus gesucht werden könne. Die letzte der drei Abhandlungen bezieht sich, wie der Titel zeigt, bereits auf die Philosophie Schopenhauers, welche ich im Herbst 1863 kennen gelernt hatte.

Daß ich seit meinem Abgang von der Artillerieschule i. J. 1862 die geistige Fortbildung durch Lectüre nach Maßgabe der vermehrten Muße nicht vernachlässigt hatte, brauche ich wohl kaum besonders hervorzuheben. Wenn ich auch mitunter mir von wichtigeren Werken Excerpte gemacht hatte, so hatten doch im Allgemeinen meine philosophischen Versuche keine unmittelbare Beziehung zu meiner Lectüre; vielmehr liefen beide als unabhängige Bildungsstrebungen neben einander her. Ganz unabsichtlich hatte ich meist über solche Fragen geschrieben, bei denen besondere sachliche Vorstudien weniger nöthig waren, weil der Stoff sich unmittelbar aus der psychologischen Beobachtung seiner selbst und Andrer ergab. Völlig unbekümmert darum, was etwa der oder jener vor mir über den Gegenstand ermittelt habe, hatte ich nur das Bedürfniß, mich in meinem eigenen Denken zurecht zu finden und mir über mich selbst und meine Beobachtungen klar zu werden. Deshalb sind diese Versuche völlig naive Monologe, in keiner Weise für ein fremdes Auge bestimmt, und somit auch nicht zur Veröffentlichung vor dem Forum moderner, kritischer Ansprüche geeignet. Auch die „Philosophie des Unbewußten" ist noch durchaus als Selbstgespräch geschrieben, um dem eignen metaphysischen Bedürfniß Genüge zu thun; zwar schwebte mir bei fortschreitender Arbeit der Gedanke an eine mögliche spätere Veröffentlichung vor, aber ich hatte solche keineswegs in bestimmte oder baldige Aussicht genommen, und nachdem das vollständig druckfertige Manuscript ein reichliches Jahr nach seiner Vollendung unberührt in meinem Pult gelegen hatte, war es nur die zufällige Bekanntschaft mit einem passenden und entgegenkommenden Verleger, welche den Anstoß zur Einleitung des Druckes gab, und das Horazische „nonum prematur in annum" kürzte.

Durch diese völlige Freiheit von jedem Dienst zu äußeren persönlichen oder materiellen Zwecken unterscheidet sich die „Philosophie des Unbewußten" specifisch von den meisten Erzeugnissen des modernen philosophischen Büchermarktes, die entweder als Unterlage für beabsichtigte Habilitirung, oder als Bewerbungsmittel um eine Professur, oder zur Befestigung des im Lehramt erlangten persönlichen Ansehens, oder endlich dem schriftstellerischen Broderwerb dienen. Ich constatire hiemit nur eine meinen Bestrebungen zu gute gekommene Constellation äußerer Verhältnisse, an welcher ich weit entfernt bin, mir ein Verdienst zuzuschreiben. Ihr allein verdanke ich die Unbefangenheit gegenüber den maßgebenden Meinungen des Tages, die Unbekümmertheit um die landläufigen Vorurtheile und conventionell geheiligten Irrthümer, die Mißachtung gegen den werthlosen Plunder einer mumienhaften Gelehrsamkeit, die Gleichgültigkeit gegen Lob und Tadel, gleichviel von welcher Seite sie auch kommen mögen, und die Rücksichtslosigkeit gegen die Entrüstung, welche durch mein ungenirtes Nennen der Dinge beim rechten Namen unausbleiblich hervorgerufen werden mußte, lauter Eigenschaften, die oft genug bald als höchstes Lob, bald als schärfster Tadel gegen mein Buch ausgesprochen worden sind. Wie ich gearbeitet habe, um meinem eigenen Drang nach Erkenntniß zu genügen, so ist auch mein eigenes Urtheil mir allezeit das einzige Richtmaß für den Werth meiner Leistungen geblieben, wie es mir denn für den Begriff des Philosophen, als eines Selbstdenkers selbstverständlich erscheint, daß sein Denken ihm als die höchste inappellable Instanz gelten müsse, die für fremden Beifall oder Mißfallen sich als schlechterdings unbestechlich zu bewähren habe. Ich kann selbst heute nach allen erfahrenen Angriffen mit gutem Gewissen sagen, daß keiner meiner Gegner die wirklichen Mängel meines Systems so klar und bestimmt erkannt hat, wie ich mir derselben, und zwar in den Hauptpunkten schon vor der Veröffentlichung, bewußt geworden bin, und daß ich über die Aporien meines Systems nicht nur ein deutlicheres Bewußtsein besitze, als die meisten meiner Vorgänger über die ihrigen, sondern daß auch niemand sich weniger bemüht hat, diese Aporien zu verschleiern und zu verbergen als ich. Man wird unter solchen Umständen meiner Versicherung glauben dürfen, wenn ich wiederhole, daß ich den Werth von äußerem Lob und Tadel lediglich danach abschätze, wie viel dieselben etwa zur Verbreitung meiner Schriften und dadurch zur Förderung der von mir vertretenen Ideen beitragen mögen. Ich weiß sehr wohl, daß der Zunftphilosophie der Begriff des Selbstdenkens so sehr abhanden gekommen ist, daß sie mir wie jedem wirklichen Selbstdenker seine Selbstständigkeit als frevelhafte und sträfliche Ueberhebung anrechnet; aber ich nehme ihr das nicht übel, weil ich ja einsehe, daß es eine bloße Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes ist, wenn sie ihr Forum als das in philosophischen Fragen allein maßgebende und für Jedermann objectiv entscheidende aufrecht zu erhalten sucht.

Für nichts habe ich mehr Ursache, meinem Schicksal dankbar zu sein, als dafür, daß es meine Jugend vor dieser Zunftphilosophie in Gnaden bewahrt hat. Die Hörsäle der Universität habe ich nur als neugieriger Gymnasiast mit meinen Vettern einigemal besucht, fand mich aber schon damals durch die daselbst gehaltenen philosophischen Vorlesungen wenig angesprochen. Ein glücklicher Instinct drängte mich, bei der Wasserleitung vorüber bis zu den Quellen zu gehen; denn was ich suchte, war das Große, Bedeutende im Reiche des Gedankens, und ich wußte, daß alles Große selten, aber in der Wissenschaft glücklicherweise im Original zugänglich sei. Da ich das Glück hatte, daß mir alle persönlichen Beziehungen zu den Kreisen der Professorenphilosophie zufällig verschlossen blieben, so gab es keine Versuchung für mich, welche mich von den Wegen, die mein Instinct mir vorzeichnete, hätte ablenken können.

Die Zunftphilosophie besteht nämlich einestheils in einer Philologie der philosophischen Classiker, wo, wie in aller Philologie die Buchstabenklauberei den Geist verdrängt, anderntheils in einer ameisenartigen Geschäftigkeit behufs Ausprobirung aller möglichen Permutationen und Combinationen der von Anderen gedachten Gedanken. Dieselbe denkt mit einem Wort nicht über das unmittelbar Gegebene, sondern sie denkt über die Gedanken, welche die Selbstdenker über das Gegebene gedacht haben, kritisirt dieselben, und kritisirt die Kritiken, welche ihre Vorgänger über die Kritiken der Kritiken dieser Originalgedanken geschrieben haben. Um seinen Vortrag über irgend ein specielles Gebiet, z. B. über Ethik oder Aesthetik zu halten, nimmt sich ein Professor ein halbes Dutzend Ethiken oder Aesthetiken seiner Collegen vor, stellt daraus sein Collegienheft zusammen, und läßt es endlich als das siebente desselben Genres drucken. So wird die Professorenphilosophie durch die Anforderungen ihres Berufs unvermeidlich zu einer forcirten Systemmacherei gedrängt, welche natürlich bei dem Mangel eines

Digitized by Google

neuen bahnbrechenden Grundprincips hinter den systematischen Schulformen nur den äußerlichsten Eklekticismus verbergen kann; sie wiegt sich aber in die Selbsttäuschung, so den höchsten Anforderungen genügt zu haben, und durch ihr Wissen um die Gedanken wahrer Philosophen sowie durch ihre kritische Reflexion über dieselben diesen originalen Selbstdenkern überlegen zu sein. Lichtenberg sagt: „Unter den Gelehrten sind gemeiniglich diejenigen die größten Verächter aller übrigen, die aus einer mühsamen Vergleichung unzähliger Schriftsteller endlich eine gewisse Meinung über einen Punkt festgesetzt haben". Und an einer anderen Stelle: „Das viele Lesen ist dem Denken schädlich. Die größten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen Gelehrten die, welche am wenigsten gelesen hatten".

Dazu kommt, daß die Zunftphilosophie ihren Ursprung aus der Schülerbelehrung nicht verleugnen und den ihr daraus anhaftenden schulmeisterlichen Anstrich nicht abstreifen kann. Wenn sich das Wesen des Schulmeisterlichen in einem pedantischen Unfehlbarkeitsdünkel der unantastbaren Superiorität des Meisters gegen die Schüler ausspricht, welche dann, zur Gewohnheit geworden, auf das Verhalten zur ganzen übrigen Welt übertragen wird, so trifft dieses Merkmal kaum irgendwo in höherem Grade zu, als bei der Professorenphilosophie, widerspricht aber keinem Gegenstande so sehr, als der Natur der Philosophie, welche in dem freien, d. h. von keiner Pietät gegen irgend welche Autorität beengten Denken besteht.

So kann die Professorenphilosophie in jeder Beziehung auf einen angehenden Selbstdenker nur erdrückend, verwirrend und kopfverderbend wirken, und es muß eine ganz eminente Begabung sein, welche, durch diese Schule gegangen, sich doch noch zum originellen Denken durcharbeitet. Jedenfalls wird auch ein solches Talent eine unverhältnißmäßige Menge Kraft vergeuden müssen, um nur die Schädigungen wieder zu überwinden, welche es durch den an die Flügel seines himmelanstrebenden Geistes gehängten Ballast von scholastischem Krimskrams erlitten, und um seine Seele nur dem unmittelbaren und intuitiven Denken neu zu erschließen. Darum preise ich mein Geschick, welches mir vergönnte, in jenen Lebensjahren, wo ich andernfalls dieser Danaidenarbeit hätte obliegen müssen, mit frischem, von keinem System befangenem Blick in das reale Leben und in die ideale Welt der Schönheit zu schauen, und mich so durch objective Anschauung zum intuitiven Denken reiferer Jahre vorzubereiten.

Den literarischen Niederschlag der Professorenphilosophie bildet jene massenhafte philosophische Literatur der lebenden Generation, welche mit der nächsten für immer vergessen ist. Außer dem kleinen Kreise der Philosophieprofessoren und Docenten selbst würde sich um diese Literatur niemand bekümmern, wenn nicht anerkennende Besprechungen in kritischen und literarischen Blättern gelegentlich einen Draußenstehenden zur Kenntnißnahme verleiteten. Diese Verführung wäre auch mir schwerlich erspart geblieben, wenn ich nicht in einer so hermetischen Abgeschlossenheit von der wissenschaftlichen Welt gelebt hätte, daß ich in meiner literarischen Unschuld nicht einmal eine Ahnung von der Existenz solcher Blätter hatte. Wenn ich jetzt wieder einmal einige unwiederbringliche Stunden auf das Durchblättern eines angepriesenen neuen philosophischen Werkes verschwendet habe, so sehne ich mich manchmal nach jener idyllischen Unkenntniß zurück, die mir so viele Zeitvergeudung und Langeweile ersparte.

Mein Philosophiren war in jeder Beziehung ein rein monologisirendes, d. h. ich hatte unter meinen Freunden keinen mit dem ich ein irgendwie philosophisch gefärbtes Gespräch führen konnte. Mein Vater ließ mir zwar meinen Willen, erklärte sich aber von seinem realistischen Standpunkt entschieden gegen solchen Zeitverderb, und sprach bei meinem Ausscheiden aus dem Dienst unverhohlen sein Bedauern über meine nebulose Richtung und seinen Wunsch aus, daß ich greifbareren Gegenständen meine Studien und meine Befähigung zuwenden möchte. Der einzige, der meinem Denken Nahrung und Anregung gab, war ein bei meinen Eltern verkehrender Privatgelehrter, der auf Hegel und Schelling fußte, und nur ein dialektisches Denken im Hegel'schen Sinne als philosophisches Denken gelten ließ. Er gab mir Hegel, Schelling, Schopenhauer, Kuno Fischer und manches Andere zu lesen, und hatte von meiner Knabenzeit an erheblichen Einfluß auf meine geistige Entwicklung. Da ich aber gegen seine Dialektik mich stets oppositionell verhielt, und er mein inductives Vorgehen nicht für Philosophie gelten ließ, so entfernten wir uns nur umsomehr von einander, je selbstständiger und entschiedener mein Denken sich entwickelte. Der bestrickende Reiz, in welchem ich durch ihn die dialektische Methode kennen lernte, wurde ein Hauptgrund, daß ich später im Sommer 1867 in Wiesbaden mit dieser formellen Seite des Hegelianismus eine gründliche Abrechnung in einer eigenen Schrift vornahm.

Bis zum Herbst 1864 war meine Lectüre wie meine Schriftstellerei planlos und ohne gegenseitigen Zusammenhang gewesen; von da an, wo ich nach Aufgeben der Künste meine ganze Zeit der Philosophie widmete, trat ich in ein systematisches Studium der philosophischen Classiker ein, und bewältigte außerdem mit Rücksicht auf die begonnene Arbeit eine große Masse naturwissenschaftlicher nnd psychologischer Literatur. Hier dienten mir zum Theil befreundete Mediciner als Rathgeber; insbesondere verdanke ich der Güte des Nestors der deutschen Psychiatriker, Geh. Medicinalrath Flemming, den ich im Bade kennen zu lernen das Glück hatte, die werthvollsten Fingerzeige und Hülfen. Im Uebrigen war ich auf die literarischen Verweisungen beschränkt, welche ich in den gelesenen Werken fand, und auf die zum Theil wie gerufen kommenden Funde, welche mir ein glücklicher Zufall in die Hände spielte. Ohne Zweifel hatte diese Beschränkuug in den Hülfsmitteln ihre großen Mängel, aber ich war mir dieser Mängel damals nicht bewußt, und fand später, daß sie auf den Inhalt meiner Arbeit keinen erheblich beeinträchtigenden Einfluß geübt hatten. Ich verließ mich wesentlich auf einen gewissen natürlichen Instinct betreffs der Unterscheidung bedeutender und unbedeutender Schriftsteller und betreffs der Sonderung des Bedeutenden von dem Unbedeutenden in den einzelnen Büchern, und bin hiermit, wie ich nachträglich wohl constatiren darf, leidlich gut gefahren, — jedenfalls im Ganzen tausendmal besser, als wenn ich mich der Leitung eines Philosophieprofessors anvertraut hätte, wodurch mir freilich vieles erleichtert und manche unnütze Mühe erspart worden wäre.

Im Frühjahr 1865 gelangte ich bis Abschn. B. Cap. II, im Frühjahr 66 bis C. Cap. V, im April 1867 war das Werk vollendet. In den Sommern 65 und 66 lebte ich nur der Erholung und Zerstreuung, freilich auch der Lectüre, und im Herbst 66 verfaßte ich, durch die Lectüre Immermanns angeregt, in fünf Wochen das Drama „Tristan und Isolde", ohne von den früheren dramatischen Bearbeitungen etwas zu wissen, und hauptsächlich in dem Wunsche, daß ein so prächtiger Tragödienstoff nicht unverwerthet bleibe. Wie zu meinem dicken philosophischen Manuscript der leise, so fehlte mir hier bei diesem Eintritt in den Dienst der tragischen Muse der laute Spott nicht.

Und doch war in der eben geschilderten Situation nur meine Fähigkeit und Kraft zur Objectivation meine Rettung vor geistigem Untergange gewesen. In ihr fand ich einen zunächst freilich rein innerlichen Beruf, und die höchste Befriedigung schöpferischer Thätigkeit, in ihr fand ich aber auch das Mittel, mich von demjenigen zu befreien, was unausgesprochen die Seele zernagt. Mit dem Pessimismuscapitel habe ich mir für immer den Weltschmerz als solchen vom Halse geschrieben und ihn in ein objectives affectloses Wissen vom Elend des Daseins geläutert, dadurch aber auch die ungetrübte Heiterkeit des im Aether des reinen Gedankens schwebenden, und von ihm aus die Welt und sein eignes Leid wie ein fremdes Untersuchungsobject betrachtenden Philosophen mir zurückerobert. Daß der Schopenhauer'sche Pessimismus auch da begeisterte Jünger finden, der Weltschmerz auch da sich spontan erzeugen kann, wo die bei mir zusammengetroffenen äußeren Verhält-

Digitized by Google

nisse fehlen, beweisen zahllose Beispiele; es wäre daher logisch ganz ungerechtfertigt, meinen Pessimismus aus meinen äußeren Lebensumständen erklären zu wollen. Vor allem spricht das dagegen, daß nicht der Pessimismus das mir Eigenthümliche ist, sondern seine Verschmelzung mit der optimistischen Entwicklungstheorie und die hieraus sich ergebende Ueberwindung des Schopenhauer'schen Quietismus und seiner Verneinung des Willens zum Leben; diese Ueberwindung aber habe ich mir nicht wegen, sondern gerade trotz der niederdrückenden äußern Umstände errungen. Ich weiß sehr wohl, daß das Werk, welches meinen Namen bekannt gemacht hat, ein Jugendwerk mit den Vorzügen und Fehlern eines solchen ist; ich gestehe offen, daß ich heute manches anders eintheilen, darstellen und ausdrücken würde. Aber ich weiß ebenso gut, daß es schade darum wäre, das Werk umzugestalten, und dem Publicum die weitere Benutzung desselben in seiner ursprünglichen Gestalt zu entziehen, in welcher es nun einmal Eigenthum der Geschichte der Philosophie geworden und als solches eine charakteristische Entwicklungsphase derselben repräsentirt. Deshalb habe ich in den späteren Auflagen von Aenderungen Abstand genommen und mich auf erläuternde und vertiefende Zusätze beschränkt, und habe es vorgezogen, die etwa in Rede kommenden Modificationen in besonderen Schriften und Abhandlungen niederzulegen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich jedoch ausdrücklich hinzufügen, daß die beiden Punkte, welche die heftigsten, sinnlosesten und unfläthigsten Angriffe gegen mich hervorgerufen haben, ich meine meine Ansichten über die Geschlechtsliebe und das Elend des Daseins, von solchen Modificationen nicht betroffen werden, sondern sich mir im Laufe der Zeit nur bestätigt und verschärft haben.

Der Grundirrthum in den betreffenden Angriffen ist die anscheinend durch keine Deutlichkeit meinerseits und durch keine Belehrung und Zurechtweisung von Seiten meiner Vertheidiger*) auszurottende Verwechselung zwischen dem Schopenhauer'schen Standpunkt der Verneinung des Willens zum Leben und dem meinigen der Bejahung desselben. Ihre Anknüpfung findet diese Verwechselung darin, daß ich die Ausrottung des Geschlechtstriebes, beziehungsweise den Selbstmord als die allein folgerichtige Consequenz des Egoismus oder Individual-Eudämonismus aufzeige, und daß die betreffenden Gegner gar nicht begreifen können, wie dieser ihnen allein geläufige Standpunkt des Individual-Eudämonismus als ein schlechthin berechtigungsloser, nothwendig zu überwindender von mir hingestellt wird. Aus meinem philosophischen Gesichtspunkt, insbesondere aus dem meines Monismus, ist nun aber das Ganze das dem Einzelnen unbedingt Ueberlegene, und vom Standpunkte der hingebungsvollen Mitwirkung am Proceß des Ganzen sind demnach alle jene Instincte zu restituiren, welche vom Standpunkt des Individual-Eudämonismus als trügerische Illusionen entlarvt und verurtheilt werden. So wird unter andern auch die Liebe mit ihrer segensreichen unbewußten Wirksamkeit für die Veredelung der Menschheit und den Fortschritt des bewußten Geistes restituirt, und wie Luther dem katholischen Cölibat gegenüber, so habe ich der Schopenhauer'schen Askese und Willensvermeinung gegenüber durch meine Verheirathung vor aller Welt documentirt, daß mein praktisches Verhalten sich mit meinen philosophischen Theorien im völligen Einklang befindet.

Die liebende Gattin, die verständnißvolle Genossin meiner idealen Bestrebungen, waltet in meiner bescheidenen aber freundlichen Häuslichkeit, in einer Wohnung, die dem parkartigen botanischen Garten Berlins gegenüber gelegen die Annehmlichkeiten der Winter- und Sommerwohnung in sich vereinigt. In unserer Ehe vertritt sie das pessimistische Element, indem sie sich dem von mir verfochtenen evolutionistischen Optimismus gegenüber skeptisch verhält. Zu unsern Füßen spielt mit dem treuen vierfüßigen Gefährten ein schönes blühendes Kind, das eben mit der Verbindung von Zeit- und Hauptworten experimentirt, bereits bis zum Fichte'schen Princip des „Ich" vorgedrungen ist, aber dasselbe, wie auch Fichte zu thun pflegt, vorläufig noch mit der dritten Person des Zeitworts verknüpft. Meine Eltern und Schwiegereltern sowie ein erlesener Freundeskreis sorgen für geistige Abwechselung und gemüthliche Anregung, und ein philosophischer Freund äußerte kürzlich: „wenn man wieder einmal zufriedene und heitere Gesichter sehen will, so muß man zu den Pessimisten gehen!"

*) Vergl. Oscar Blumenthal: „Der Begründer einer neuen Weltanschauung" im „Neuen Blatt" 1874 Nr. 46; A. Taubert: „Der Pessimismus und seine Gegner" S. 3, 37—41 und viele andre Stellen; M. Venetianer: „Der Allgeist" S. 64, 72 ff.; K. du Prel: „Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft" S. 75—83, u. s. w.

Neue dramatische Dichtungen.

„Brutus." Von Heinrich Kruse. Leipzig 1874, Hirzel.

Heinrich Kruse hat mit einer wahrhaft erschreckenden Verwegenheit die größte Römertragödie des größten Dramatikers aller Zeiten noch einmal gedichtet. Wenn es möglich wäre, bei der Lectüre des Kruse'schen Dramas vergessen zu können, daß Shakespeare den „Julius Cäsar" geschrieben, so würde man der deutschen Dichtung die wärmste Anerkennung zollen müssen; man würde auf den Dichter des „Brutus" mit freudigem Stolze als auf den in der Gegenwart längst gesuchten Dramatiker im großen Stile hinweisen dürfen und sich herzlich freuen, daß endlich ein Dichter erstanden ist, der mit dem Instincte des Genius den tragischsten Stoff des Alterthums glücklich erfaßt und die letzten Römer als lebenskräftige, gewaltige Gestalten unserem modernen Empfinden nahe gebracht hat. Aber leider können wir beim besten Willen nicht übersehen, daß Shakespeare denselben Stoff und in ganz derselben Weise schon behandelt hat.

Ich will Kruses Verdienste nicht schmälern und die des britischen Dichters nicht übertreiben, aber der Vorzug der Priorität und der Initiative wird Shakespeare wohl nicht bestritten werden können. Nun sagt Kruse allerdings in dem kurzen Vorworte: „Wer in diesem Stücke Reminiscenzen zu finden meint, muß die Quellen nicht kennen, aus welchen der britische Dichter und der deutsche mit gleichem Rechte schöpfte". Der Leser wird dadurch in eine etwas eigenthümliche Lage versetzt; ihm bleibt nicht einmal die Wahl, ob er die Originalität der deutschen Dichtung anerkennen oder in des Dichters Augen als Ignorant gelten will; ihm bleibt, wenn er ehrlich zu Werke geht, nur die Verurtheilung zum Ignoranten übrig. Denn er findet Reminiscenzen überall, auf jeder Seite, in der ganzen Anlage, im Aufbau, in der Verwerthung des historischen Stoffes bis auf den Wortlaut einiger Reden. Daß der deutsche Dichter dasselbe Recht habe die Quellen zu benutzen wie der englische, läßt sich gewiß nicht bestreiten, aber Kruse unterschätzt doch, wie mir scheint, das Verdienst, welches Shakespeare in Betreff der Art und Weise der Quellenbenutzung mit Fug und Recht beanspruchen darf. Der Plutarch liegt allerdings aufgeschlagen vor der ganzen gebildeten Welt und jede Nation und jede Zeit hat das Recht, für ihre dichterischen Zwecke daraus zu entlehnen, was ihr gut scheint. Aber wenn vor 270 Jahren nach einem mehr oder minder historischen Berichte ein Drama gedichtet worden ist, welches mit dem bewundernswerthen Seherblicke des Dichters aus dem geschichtlichen Berichte alle diejenigen Momente entnimmt, die wahrhaft dramatisch sind; wenn zu jener Zeit der größte Dichter, den die Sonne geschaut hat, diesen Stoff durchglüht mit dem Feuer seines Genies und daraus ein Werk schafft, das in seiner dramatischen Wiedergeburt gleichzeitig ein ganz selbstständiges und originales Werk ist, dann, meine ich, hat der jüngere Dichter, der unserer Zeit angehört, wenn er wiederum zu demselben alten Berichte greift und wiederum dasselbe nimmt, was sein Vorgänger genommen, und dasselbe bei Seite läßt, was dieser ausgeschieden hatte, nicht mehr den Anspruch auf

Digitized by Google

dem Forum hat Kruse gestrichen, ebenso die Ermordung des Dichters Cinna.

Mit dem vierten Acte zerfällt wie bei Shakespeare so auch bei Kruse die strenge Geschlossenheit der Composition. Aber alle wichtigeren Scenen des neuen Dramas sind auch im Shakespeare zu finden, wenn auch nicht ganz in der Reihenfolge, die Kruse ihnen gegeben hat. Es würde nicht sehr reizvoll sein, die Parallele in der Weise fortzusetzen, wie ich es für die ersten drei Acte gethan habe, und ich wende mich nun, nachdem ich die Uebereinstimmung in der Composition constatirt habe, zu der Uebereinstimmung in den Einzelheiten der Handlung, welche zwischen den Dichtungen Shakespeares und Kruses besteht.

Die abergläubisch vermeinte Heilung der Unfruchtbarkeit durch Berührung bei den Lupercalienspielen, Cäsars Mißtrauen gegen hagere und bleichwangige Menschen, die dreimalige Zurückweisung des Diadems und der Volksjubel, der Einspruch des Brutus gegen den Eid bei der Verschwörung, die Besorgnisse der Porcia und ihre Klage darüber, daß Brutus der Gattin des Brutus und der Tochter des Cato nicht das volle Vertrauen entgegenbringt, ihre Selbstverwundung als Probe ihrer Entschlossenheit, der Traum der Calpurnia, das herzlose Opferthier, Cäsars Absage, die Mission des Decimus, alle Einzelheiten bei der Ermordung, die aufrührerische Rede des Antonius, die Aufwiegelung des Volkes durch das Testament, die Zusammenkunft von Antonius, Octavianus und Lepidus, die Aechtungen, die heroische Fassung des Brutus bei der Kunde von Porcias Tode, das Erscheinen des bösen Geistes, die tragischen Zufälle bei der Schlacht von Philippi, der Selbstmord des Cassius und des Brutus — alles das haben Kruse und Shakespeare gleichmäßig dem Plutarch entnommen. In beiden Dramen beginnt die Handlung mit den Einleitungen der Verschwörung gegen das Leben Cäsars und endet mit dem Untergange des Cassius und des Brutus. Und da verlangt der moderne Dichter, man solle keine Reminiscenzen an Shakespeare finden! Wie ist das möglich? Wenn ich bei Kruse lese:

„Dem Cassius ist freilich nicht zu trauen,
Ich mag von solchen magern Leuten nicht
Umgeben sein. Sie denken mir zu viel.
Gib mir in meine Nähe wohlbeleibte
Und lustige Gesellen, wie diese da,"

und bei Shakespeare:

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein
Mit glatten Köpfen und die Nachts gut schlafen.
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick,
Er denkt zu viel: Die Leute sind gefährlich" —

so soll mich die Uebereinstimmung nicht frappiren? Kruse irrt ganz entschieden, wenn er glaubt, daß er seine Verse aus dem Plutarch genommen habe. Dort heißt die Aeußerung Cäsars: „Was diese fetten Menschen und glattgekämmten Köpfe betrifft, so kümmern sie mich nicht. Aber die Leute mit den blassen Gesichtern und die Spindeldürren fürchte ich am meisten". Das „Zuvieldenken" ist Shakespearisch und Kruse hat es im guten Glauben mit übernommen. Ebenso ist die außerordentlich dramatische Anführung des Testaments in der Leichenrede eine Shakespeare'sche Erfindung, die Kruse nicht aus dem Plutarch, sondern direct aus dem Shakespeare sich zu eigen gemacht hat. Hier dürfte die Gleichberechtigung, welche Kruse als deutscher Dichter vindicirt, dieselbe Quelle wie Shakespeare zu benutzen, doch nicht als ganz stichhaltig befunden werden können.

Bis in die Einzelheiten hinein, bis in gewisse Redewendungen läßt sich in der Kruse'schen Dichtung die Shakespeare'sche Spur verfolgen. So spricht auch bei Kruse Cäsar gern in der dritten Person Singularis von sich.

„Soll Cäsar nicht mehr sicher sein in Rom?"
„Man sagt, daß ich — daß Julius Cäsar selbst
Sich leiten lasse" . . .

Digitized by Google

gerade wie bei Shakespeare Cäsar sagt:

„Und Cäsar wird doch ausgehn!"
„Hilft Cäsar sich mit Lügen?" . .

Diese Sprechweise hätte vielleicht nicht beibehalten zu werden brauchen. Wenn Rümelin diese Ausdrucksweise als „widerlich" bezeichnet, so ist das wohl etwas übertrieben; aber richtig ist, daß uns diese großsprecherische Manier nicht zusagt.

Die Abweichungen von Shakespeare sind im Verhältniß zum Ganzen geringfügig. Ein moderner Dichter, und wäre er der vornehmste, kann es nicht als eine Kränkung empfinden, wenn ihm gesagt wird, daß seine Leistungen durch die gleichartigen Shakespeares in den Schatten gerückt werden. Es ist also auch nichts Demüthigendes für Kruse, wenn ihm gesagt wird, daß er da, wo er gleichmäßig mit Shakespeare die Quellen benutzt, die Großartigkeit der früheren Dichtung nicht erreicht hat, und daß da, wo er ganz selbstständig und unabhängig von Shakespeare vorging, für diese Unabhängigkeit und Selbstständigkeit in dem dichterischen Inhalte des dramatisch geschilderten Vorganges ein genügender Grund nicht wahrzunehmen ist.

Die hauptsächliche Aenderung und selbstständige dramatische Erfindung im Kruse'schen Drama scheint mir die folgende zu sein. Kruse hat den Versuch gemacht, die Frauen mehr in den Vordergrund zu ziehen, welche Shakespeare in richtiger Erkenntniß, daß in dieser Tragödie die Weiber keine bedeutende Rolle spielen dürfen, in den Hintergrund gedrängt und den Gemahlinnen des Brutus und Cäsar nur je eine Scene — aber was für eine Scene! — gegeben hat. Ich glaube, wie gesagt, die Zurückhaltung Shakespeares in dieser Beziehung ist keineswegs zufällig. Auch Voltaire hat in seiner Tragödie, welche denselben Stoff behandelt (La mort de César), die Weiber ganz ausgeschlossen. Kruse führt im vierten Acte die beiden Weiber Porcia und Calpurnia zusammen. Calpurnias Rachegedanken erhalten in Octavian Fleisch und Blut. Die Scenen sind an sich recht geschickt, aber sie zeigen, wie weise der britische Dichter gehandelt, als er die Frauen ganz aus dem Spiele ließ. Das, was die Frauen sagen und thun, erscheint angesichts der Größe eines Cäsar und Brutus immerhin kleinlich.

Außerdem unterscheidet sich noch wesentlich der Charakter des Marc Anton in dem Kruse'schen Drama von dem des Shakespeare'schen. Kruse hat den gewissenlosen und genialen Schlemmer und Wüstling viel realistischer aufgefaßt als Shakespeare. Bei Shakespeare sind die unangenehmen Charaktereigenthümlichkeiten des Marc Anton nur markirt; in seiner Freundschaft zu Cäsar erscheint er uns so groß, so bewunderungswürdig, daß wir ihm momentan mit dem johlenden Volkshaufen des Forums zujauchzen möchten, daß selbst Brutus uns verdächtig wird. Bei Kruse ist diese Gefahr nicht vorhanden. Die Frivolität, die Genußsucht, die Heuchelei des Antonius sind mit strenger Consequenz überall scharf hervorgehoben. Dadurch gewinnt das Drama an historischer Richtigkeit, aber es verliert erheblich an poetischer Schönheit. Die Rede des Marc Anton auf dem Forum, bei Shakespeare ein unerreichtes Meisterwerk hinreißender Rhetorik, ist bei Kruse nur ein gelungenes Komödiantenstückchen. Es versteht sich, daß Kruse nach seiner Auffassung die zündende Beredtsamkeit, die aufregende demagogische Milde, die Innerlichkeit der Ueberzeugung, die in der Shakespeare'schen Rede so überwältigend wirken, überhaupt nicht anwenden durfte, selbst wenn er die begeisternden Accente eines Shakespeare dafür gefunden hätte.

Das Kruse'sche Drama zeigt allerdings, daß die Geschichtschreibung seit Shakespeares Zeiten erhebliche Fortschritte gemacht hat, daß namentlich durch Mommsen und Friedländer eine Auffassung der römischen Verhältnisse Platz gegriffen hat, welche die früheren Legenden als Ammenmärchen betrachtet und uns über die Analogie des römischen Lebens mit dem modernen Leben überraschende Enthüllungen gebracht hat. Nur zu oft sehe ich mich zur Begründung eines kritischen Ausspruchs genöthigt, meine ganz moderne Auffassungsweise besonders hervorzuheben; aber im Kruse'schen Drama kommen gewisse Gemüthlichkeiten in den Reden vor, die selbst mir für eine Römertragödie zu modern erscheinen. Wendungen wie Calpurnias: „Denke Dir, er hat uns seine Porcia nicht mitgebracht", wie die Worte des Antonius: „Das ist die neuste Mode, alter Freund", wie die Worte des ersten Bürgers: „Es hat sich was mit Freiheit! Redensarten!" und wie viele Stellen in den Reden des Marcus Antonius, z. B. „der ganze Schatz des Ops wird nächstens flöten gegangen sein", „es kostet höllisch", „klein aber niedlich", „ich ließ mich niemals lumpen", „sobald mir etwas über den Spaß geht" — diese und viele andere Redensarten wirken in dem Munde von togaumhüllten Römern wie Anachronismen, ebenso der mehrfach citirte Fasching, der zwar einen römischen, aber römisch-katholischen Eindruck macht.

Die großen Vorzüge Kruses, namentlich die Einfachheit und Kraft seiner Sprache, die gesunde Reife seiner Gedanken und Empfindungen verräth auch dieses Drama in unzweideutiger Weise. In der Einfachheit und Richtigkeit seiner Bilder zeigt sich Kruse als wahrer Dichter. Wie schön ist z. B. Cäsars Ausspruch über Brutus:

„Antonius ist ein lustiger Cumpan,
Doch meines Brutus stille Heiterkeit
Und sanft gelass'ner Ernst erfreut mich mehr.
Er gleicht der Quelle, aus der Tiefe kommend,
Die, immer gleich und unveränderlich,
Im Sommer kühl erscheint, im Winter warm".

Wie treffend und poetisch sagt Octavian:

„Es tobt nach Cäsars Tod der röm'sche Staat,
Wie Polyphem, des Einen Augs beraubt,
Und weiß nicht, wie er seinen Zorn befriedigt!"

Ebenso sind die Sentenzen, die Kruse einstreut, ohne Ausnahme gleich vortrefflich im Gedanken und im Ausdruck; es liegt etwas Goethe'sches darin. Z. B.:

„Die gütige Natur gab allen Thoren
Die Selbstzufriedenheit zum Troste mit".

Kruses Drama ist eine werthvolle Dichtung; sie leidet nur an dem einen Fehler, daß Shakespeare den Stoff bereits behandelt hat, und daß der Leser bei jeder Zeile unwillkürlich daran erinnert wird.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Die 1. Sitzung der neuen Stadtverordnetenversammlung.

Wenn es zu den charakteristischen Kennzeichen der Weltstadt gehört, daß sie ihren glücklichen Bewohnern die möglichste Fülle und Mannichfaltigkeit aufregender Schauspiele darbietet, so ist Berlin unbedenklich an diesem Ziele angelangt. Noch vibrirten die, von den Scenen des Arnim'schen Processes auf's höchste gespannten Nerven in wahrnehmbaren Schwingungen nach, als die unvergeßliche Reichstagsscene diesen Eindruck noch überbot. In wenigen Tagen werden die Freunde parlamentarischer Debatten die Wahl zwischen den beiden, gleichzeitig tagenden großen gesetzgebenden Körperschaften, dem Reichs- und Landtage haben. Aber damit auch hierdurch der Kreis anregender Schauspiele nicht erschöpft sei, hat die neueste Entwicklung unsrer communalen Zustände dahin geführt, daß voraussichtlich an jedem Donnerstag die Tribüne des Rathhaussaales durch die Verhandlungen der Stadtverordneten-Versammlung Gelegenheit zu ähnlichen, vielen Berlinern so überaus angenehmen Emotionen darbieten wird. Wenigstens behaupten diejenigen, welche auf Grund eigener Erfahrungen befähigt sind, praktische Vergleiche anstellen zu können, daß die erste, im neuen Jahre abgehaltene Sitzung unserer Stadtverordneten-Versammlung an ausbündigem Spectakel dem Besten an die Seite zu setzen gewesen sei, was den Amateur an solchen

Digitized by Google

Scenen am meisten entzückt. Da regnete es beleidigende Ausdrücke von jeglichem Caliber, von der Injurie an, die sich in die schüchterne Form der Blumensprache birgt, bis hart an die Schriftform der alten Assyrer; da wurde geschrieen, gebrüllt, mit den Fäusten auf die Tische geschlagen, im Saale und auf der Tribüne mit obligatem Bravo-Rufen in die Hände geklatscht, daß die Hornhaut dröhnend klang; man lief, schrie, tobte durcheinander, warf die Arme in die Höhe — mit einem Worte: der Einfluß der Meininger Schule war unverkennbar!

Und doch handelte es sich um Nichts, was an und für sich geeignet gewesen wäre, solche Ausbrüche leidenschaftlicher Ungeberdigkeit entfernt zu rechtfertigen; es handelte sich um eine einfache Geschäftsordnungsfrage, welche jeder Vorsitzende aus eigener Initiative sofort erledigt haben würde. Hier aber schien es wie ein Verhängniß, daß dieser unscheinbare Zwischenfall dem von jetzt ab herrschenden Tone der Verhandlungen das Gepräge aufdrücken sollte, und deshalb hat der ganze Vorgang eine ernste Bedeutung und keineswegs das blos vorübergehende Interesse eines zufälligen Scandals.

Wer den Erscheinungen auf dem Gebiete des Berliner Communallebens mit Antheil gefolgt ist, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß die radicalen Elemente, welche im politischen Leben nach Geltendmachung ihres Einflusses ringen, unablässig bemüht sind, sich einen entscheidenden Einfluß auch in der städtischen Verwaltung zu sichern. Es ist bekannt, welche Umstände dieser rührigen und wohlorganisirten Partei dabei zu Hülfe kommen: ein anerkannt fehlerhaftes Wahlgesetz, schlecht abgegrenzte Wahlbezirke und — nicht zum geringsten Theile — die Indolenz der sogenannten „anständigen" Bürger, welche dem energischen Gegner das Feld überlassen. Und so ist es thatsächlich dahin gekommen, daß in der Stadtverordnetenversammlung nach dem Ergebniß der letzten Ergänzungswahlen die radicale Linke die entschiedene Majorität besitzt und entschlossen ist, diese ihre Herrschaft zu nutzen, soweit und so lange sie vermag. — Die auf das Credo der Berg-Partei verpflichteten und durch ihren Einfluß gewählten neuen Mitglieder stimmten unmittelbar nach ihrem Eintritt in die Versammlung wie ein Mann mit ihren Führern und so unterlag bei der Vorsteherwahl der bisherige Vorsitzende, Kochhann, gegen den Candidaten des Berges, Dr. Straßmann. — Der Name Kochhann hat in der Bürgerschaft Berlins eine fast typische Bedeutung als die Kennzeichnung alles dessen erlangt, was man als schlichte Bürgertugend zu verehren gewohnt ist. Seit länger als einem Menschenalter gehört Kochhann der Versammlung an, seit zwölf Jahren leitete er die Geschäfte dieser Körperschaft mit einer Pflichttreue, Hingebung und Fachkenntniß, die auch seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte. In seiner äußeren Haltung von einer einfachen und männlichen Würde, fand er in dem sittlichen Ernst, der den Grundzug seines ganzen Wesens bildet, in den gegebenen Momenten stets das rechte Wort, welches die Hörer fesselte, ergriff und nicht selten in gehobene Stimmung versetzte. Seine Rastlosigkeit im Dienste der städtischen Interessen war sprüchwörtlich; er war gleichsam das immer wache Gewissen der Versammlung. Dieser Mann wurde in dem ersten Moment des neuen Verwaltungsjahres beseitigt und sein Nachfolger erklärte, er nehme die auf ihn gefallene Wahl an, weil er die gestörte Harmonie in der Versammlung wiederherzustellen als seine Aufgabe betrachte. Wie diese Aufgabe in Angriff genommen wurde, wird allen denen unvergessen bleiben, welche der erwähnten Sitzung beizuwohnen Gelegenheit hatten.

Es war als wäre man in eine andre Welt versetzt. Niemand hatte mehr das Gefühl von dem Vorhandensein irgend einer Geschäftsleitung. Mit Unterbrechung aller anderen auf der Tagesordnung stehenden Geschäfte schritt der neue Vorsteher sofort zur Verhandlung eines von dem eben in die Versammlung eingetretenen Abgeordneten Eugen Richter eingebrachten Antrages, eine von demselben entworfene Geschäftsordnung, die Niemand kannte, zur Vorberathung an eine zu wählende Commission zu weisen. Das ganze Auftreten dieses neuen Mitgliedes war nicht geeignet gewesen, ihm bei Unbefangenen Sympathieen zu erwerben. In der öffentlichen Erklärung der Annahme der Wahl hatte er zu vernehmen gegeben, daß er sich mit den praktischen Arbeiten der Versammlung wenig werde befassen können; jedoch hatte er in Principienfragen das Gewicht seiner Ansicht und Autorität in Aussicht gestellt und nebenbei die bestehende Geschäftsordnung als eine elende Scharteke bezeichnet. Es war aus dieser Kundgebung deutlich herauszulesen, daß Herr E. Richter gewillt sei, die Berliner Gemeindeangelegenheiten als Versuchsfeld für die praktische Anwendung seiner politischen Doctrinen zu gebrauchen, und daß er, wenn auch außerhalb stehend, gewissermaßen als spiritus rector der Partei fungiren werde. Was war daher natürlicher, als die Kundgebung lebhaften Unmuthes, daß ein Mann, der noch nicht einmal den Platz kannte, welchen er in der Versammlung einnahm, dieser selben Versammlung im ersten Augenblicke seines Eintritts und ihrer Thätigkeit zumuthete, sich mit einer von ihm präsentirten Geschäftsordnung zu befassen, ohne von derselben vorher Kenntniß zu nehmen! Und als er im Verlaufe der Discussion vollends und — seltsamer Weise in der Absicht der Rechtfertigung seines Vorgehens — von der Arbeit der Geschäftsordnungscommission der Versammlung meinte, sie sei nicht das Papier werth, worauf sie gedruckt worden, und der neue Vorsteher in dieser Art der Kritik nichts Unparlamentarisches fand, was schließlich die Angegriffenen nöthigte, sich in persönlichen Bemerkungen ihrer Haut zu wehren, da mußte sich dem ruhigen Beobachter inmitten dieses wüsten Durcheinander die Ueberzeugung aufdrängen, daß eine Versammlung, in welcher die Gegensätze in sachlicher und formeller Auffassung eine derartige Kluft bilden, unmöglich Bestand haben könne.

Es ist bisher genau so gekommen, wie es kommen mußte, als man in thörichter Verblendung meinte, die politische Klopffechterei auf ein Gebiet übertragen zu können, das mit dem politischen Parlamentarismus kaum die äußere Form, mit seinem Wesen aber gar nichts gemein hat. Daß auch ein Communalvertreter eine politische Ansicht hat, ist selbstverständlich, daß sie auf manche seiner Auffassungen und Beschlüsse Einfluß übt, natürlich, daß er aber in eine Körperschaft, die nach endgültig gegebenen Grundsätzen zu verwalten hat, als politischer Parteimann eintritt, ist schlechthin verrückt. Dadurch ist die ganze Grundstimmung der Versammlung von Hause aus verdorben und es wird sich bald genug zeigen, daß das der abschüssige Weg ist, auf dem die neue Herrschaft ihrem Untergange entgegenrollt. p.

Notizen.

Die spanischen Ereignisse sind nun einigermaßen geklärt und es wird sich ein reiflich erwogenes Wort darüber sagen lassen. Ueberraschen konnten sie Niemanden. Sind doch das Unvorhergesehene und die Ueberraschung selber die Lebenselemente jenes hochromantischen Landes. Eine Revolution mehr oder weniger kann da nicht zählen. Der junge Prinz von Asturien erhielt das Telegramm mit der Anzeige, daß er König von Spanien geworden sei, während er bei der Toilette war und in einer für jede dramatische Action nicht sehr vortheilhaften Beschäftigung. Er hat sich indessen allem Anschein nach schnell gefaßt und die zahlreichen ihm entgegengebrachten Glückwünsche mit angemessener Würde empfangen. Auch zwei Correspondenten der Times und eines Newyorker Blattes, die in solchen Fällen heutzutage nicht fehlen dürfen, hat er Stand gehalten. Früher war es Sitte, daß man an gekrönte Häupter keine Fragen richten durfte, sondern deren Anrede abzuwarten und ehrerbietig zu erwidern hatte. Jetzt hat sich das geändert. Ein neuer König, selbst ein spanischer, der vor Zeiten als ein Hort der strengsten Hofetikette angesehen wurde, wird von dem ersten besten Reporter in's Gebet genommen und muß über seine Absichten und Regierungspläne genaue Rechenschaft geben, in dem angenehmen Bewußtsein überdies, daß jedes Wort, was er spricht, sofort nach allen Weltgegenden telegraphirt werde. Doch mag das die geringste Sorge des neuen Herrschers gewesen sein. Journalisten sind mit allgemeinen Formeln, welche sich jeder nach Belieben zurechtlegen kann, leicht abgefunden. Aber Spanien zu regieren wird etwas mehr Mühe kosten. Der Prinz von Asturien war bekanntlich vorigen Spätsommer in Berlin, wo er sich unsere Sehenswürdigkeiten, soviel davon vorhanden, zeigen ließ und auf diejenigen, die sich trotz der politischen Ferien hier befanden und ihn zu Gesicht bekamen, einen nicht ungünstigen Eindruck hervorgebracht haben soll. Hoffentlich war das Wohlgefallen gegenseitig und nicht durch den Anblick des heißen Thiergartens und der stauberfüllten Straßen zum Schaden der deutschen Hauptstadt getrübt. Es war unter solchem Gesichtspunkte und mit Rücksicht auf die künftigen guten Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien vielleicht ein Glück, daß die Revolution nicht später ausbrach und der Prinz von Asturien nicht etwa seine continentale Tour bis um Weihnachten verschieben konnte. Er hätte sonst Berlin im

Digitized by Google

dem Glanze schmutziger Schneehaufen und endloser Pfützen gesehen, während auf weiten Strecken keine Droschke am Horizont auftauchte. Für einen durch den Aufenthalt in Paris und London verwöhnten jungen Mann wäre der Anblick womöglich noch trostloser gewesen, als für die Einwohner. Berlin hat seit langer Zeit, was viel sagen will, nicht so entsetzlich ausgesehen wie in den ersten Tagen dieses päpstlichen Jubeljahres. Was aus den Reformen im öffentlichen Fuhrwerk geworden ist, mit deren Ankündigung man uns vor einigen Monaten in trügerische Hoffnungen gewiegt hatte, mag der Himmel wissen. Das Polizeipräsidium weiß es schwerlich. Richtig ist, daß fünfhundert Hansom-Cabs in London so gut wie bestellt waren. Die Unternehmer hatten wenigstens Verhandlungen deswegen mit englischen Fabrikanten eröffnet, die einen schönen Cab als Probe her schickten. Dabei ist es geblieben. Es soll sogar von London aus eine Anfrage an den mit solchen Fällen gewöhnlich betrauten Berliner Rechtsanwalt Zimmermann ergangen sein. Näheres mögen Leute erkunden, deren Amt es ist. Für uns steht fest, daß in Zeiten des fußhohen Straßenkehrichts, wie wir sie vor kurzem erlebt, Droschken jeder Kategorie zu den Mythen und Fictionen gehören. Der Prinz von Asturien kennt das winterliche Berlin in seiner Glorie nur vom Hörensagen, was seinem Respect vor unserer Metropole sicherlich zu Statten kommt. Es war auch kein Schade, daß er gewisse politische Preßerzeugnisse um die Zeit der Kanzlerkrisis nicht persönlich goutiren konnte. Hätte er beispielsweise gelesen, was damals von Leuten, die in Ermangelung genügender Orthopädik in der Jugend die aufrechte Haltung verlernt zu haben scheinen, gegen einige liberale Abgeordnete wahrheitswidrig vorgebracht wurde, so würde er vielleicht gefunden haben, daß General Pavia, der den Cortez eine unfreiwillige Muße gewährte, aber sie wenigstens nicht anonym verlästern ließ, ein Stümper war und bei deutschen Publicisten, wie sie sich nennen, in die Schule gehen könnte.

* * *

Die vor einigen Wochen bei Carl Rümpler in Hannover in zwei Bänden erschienenen „Mordgeschichten" von Karl Braun haben wieder die bekannten Vorzüge eines unserer populärsten politischen Schriftsteller und bieten mehr, als der etwas seltsame Titel verspricht. Einige der darin enthaltenen Erzählungen und Excurse sind gute Bekannte, die man hier in neuer verbesserter Auflage gern wiedersieht. Das Meiste jedoch ist neu. In dem ersten Theil nimmt eine Darstellung des schmachvollen Menschenhandels der deutschen Fürsten im 18. Jahrhundert, auf welche eine zum Theil überraschende und ergreifende Schilderung des Menschenhandels des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert folgt, einen vorwiegenden Raum ein. Tausende von Knaben und Mädchen wurden im Laufe von wenig mehr als zehn Jahren namentlich aus Hessen und Nassau als weiße Sklaven und Schlimmeres angeworben und in's Ausland, großentheils nach America, geschleppt. Gewisse Details sind gradezu haarsträubend. Mit der preußischen Herrschaft wurde es selbstverständlich besser, trotz des unglaublichen Widerstandes der klerical-reactionär-particularistischen Partei, die jenes elende Treiben früher wenigstens durch ihre Passivität und Connivenz begünstigt hatte. Braun hat sich mit der historischen Fixirung des kleinstädtischen Lebens in seiner lebhaften, drastisch packenden Manier ein wirkliches Verdienst um die Zeitgeschichte erworben und zugleich ein patriotisches Werk gethan. Schon seine früheren Schriften haben dieses Gebiet zeitgenössischer Forschung mit entschiedenem Glück angebaut. Der Deutsche hat für vergangene Leiden ein kurzes Gedächtniß und es ist heilsam, daß ihm von so berufener Seite vor Augen gestellt werde, von welchen unsäglichen Schäden er durch die Gründung des Reiches befreit wurde. Auch der Spionenfang in drei Erzählungen aus dem Nassauischen des zweiten Bandes der „Mordgeschichten" ist in dieser Beziehung sehr lehrreich und hält dem verbissenen Junkerthum, wie es sich in jenen Gegenden noch 1866 breit machte, einen treuen Spiegel vor. Eine hochgeborne Dame im Rheingau, die nichts besitzt als eine Hofpension und einen alten Steinhaufen, den sie ihr Schloß nennt, die sich aber trotzdem zu dem begüterten nassauer Adel rechnete, und für Oesterreich schwärmte, sagte zur Zeit des böhmischen Krieges: Es geschieht dem Herzoge Adolph ganz Recht, daß er seine Krone verliert; warum hat er nicht auf unseren Rath gehört und den Fortschritts-Advocaten Lang, Braun, Raht u. s. w. zeitig mit der Reitpeitsche die Köpfe eingeschlagen? — Als die Weisung an den nassauischen Gesandten nach Frankfurt ergangen war, für den am 14. Juni zum Bundesbeschluß erhobenen Antrag Oesterreichs zu stimmen, telegraphirte die erwähnte hochgeborne Dame an eine Gräfin Zichy, welche sich damals im Bade Creuznach aufhielt: „Hurrah, Nassau geht mit Oesterreich!" Es kam bekanntlich anders. Nassau ging mit Oesterreich unter, um dann mit uns in Deutschland aufzugehen. Ein wahrhaft dramatisches Interesse hat Brauns Erzählung: „Der Untersuchungsrichter". Es ist die Geschichte eines bornirten, boshaften, pedantisch hochmüthigen Büreaukraten, der einen wegen eines verhältnißmäßig kleinen Vergehens in Untersuchungshaft gerathenen Bauer buchstäblich zu Tode quält und zum Selbstmord hetzt. Man sollte glauben, ein Nachtstück aus dem Mittelalter zu lesen und doch trägt die Erzählung das Datum: Nassau 1863. Wenn es sich allerdings um Mißstände des Untersuchungsverfahrens handelt, dürfen wir in Preußen und dem neuen Deutschland nicht zu stolz auf die vergangene Kleinstaaterei herabsehen. Laskers Rede gelegentlich der Justizgesetze im Reichstage ist unvergessen, und es ist hier nicht der Ort die Frage zu prüfen, ob das Verfahren während der Voruntersuchung in einem vielbesprochenen Proceß zu dem spätern Urtheilsspruch des Stadtgerichts in richtigem Verhältniß stand. Dagegen dürfen wir an der Hand der interessanten und lehrreichen Schilderung Karl Brauns, welche wir aus andern fesselnden Partieen seines Buches herausgreifen, ohne pharisäische Ueberhebung dem Himmel danken, daß wir trotz aller notorischen Mängel unseres Strafverfahrens doch besser daran sind, als noch vor kaum einem Jahrzehnt diese armen Nassauer und ihre kleinstaatlichen Schicksalsgenossen in anderen Gegenden Deutschlands.

* * *

Von Karl Gutzkows gesammelten Werken (zweite umgearbeitete Ausgabe, erste Serie) ist der siebente Band unter dem Titel „Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874" erschienen. Wir begegnen in demselben größtentheils älteren Schriften des Verfassers, vornehmlich den zuerst 1842 veröffentlichten Briefen aus Frankreich mit den sich daran schließenden Essays aus den Jahren 1846 und 1852, in denen er die auf seinen Reisen durch Frankreich und während seines Aufenthalts in Paris gemachten Wahrnehmungen aufgezeichnet hat. Aus dieser Reihe trefflicher Schilderungen des gesellschaftlichen, politischen und — last, not least — literarischen Lebens der Franzosen athmet uns eine belebende und anregende Frische entgegen, welche uns auch heute noch mit stets erneutem Vergnügen an den Eindrücken des geistvollen Beobachters theilnehmen läßt. Bekanntlich gehört Gutzkow zu denjenigen deutschen Schriftstellern, denen man die aus eigener Anschauung gewonnene Ueberzeugung von gewissen Vorzügen unserer Nachbarn als Mangel an Patriotismus glaubte auslegen zu müssen. Er nimmt daher in der Vorrede Veranlassung, diese Anschuldigung ausdrücklich zurückzuweisen: „Sie mag auf Heinrich Heine, vielleicht selbst auf Ludwig Börne passen, in Bezug meiner ist sie, wie dies mein Buch Jedem beweisen wird, eine Verleumdung". Eine neue Gabe, welche der siebente Band bringt, ist der kleine, aber liebenswürdige Aufsatz: „Durch Frankreich im Jahre 1874" — Reisebilder, in denen der Verfasser die auf der Rückkehr von seiner italienischen Erholungsreise in Frankreich gemachten Beobachtungen niedergelegt hat. Von dem vielen Interessanten, welches diese Causerie enthält, wollen wir hier nur die Vergleiche hervorheben, welche der Dichter zwischen dem annectirten Nizza „oder vielmehr Nice" und dem wiedergewonnenen Straßburg anstellt: „Die Franzosen haben es bei dieser Annexion anders verstanden, sich in den Vordergrund zu drängen, als wir Deutschen im Elsaß. Den Straßburgern würden die Franzosen (hier paßt der Ausdruck) es anstreichen, ob diese noch länger berechtigt wären, ihre Gewerbe- und Ladenschilder zur Aeffung, zur Irreführung des kleinen deutschen Beamten nur in französischer Sprache auszuhängen. Ein großer Malerpinsel des Gouvernements käme mit einem Detachement Soldaten und übersetzte straßenweise diese Ferblantiers in Klempner ꝛc."

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Liebestausch.

In Bezug auf meine Besprechung des Lustspiels von Paul Wislicenus erhielt ich zwei Schreiben, welche mit den Initialen des Dichters P. W. unterzeichnet waren. Das erste theilte ich mit meiner Antwort in Nr. 1 dieses Bandes mit; das zweite war zur Veröffentlichung nicht geeignet, und ich hielt es für eine collegiale Pflicht, den vermeintlichen Absender, Herrn Dr. Paul Wislicenus, davon in Kenntniß zu setzen. Aus der Antwort ersehe ich nun, daß sich ein unbekannter Dritter den Scherz gemacht hat, für den „verkannten Dichter", wie er sich unterschrieb, in die Schranken zu treten. Da ich die Handschrift des Dr. Paul Wislicenus bisher nicht kannte, so gelang der Spaß.

Herr Dr. P. Wislicenus schickte mir zunächst eine längere Gegenkritik, die sich kürzer in den Satz hätte zusammenfassen lassen: „ich bin zwar mit Ihnen ganz einverstanden, aber ich theile Ihre Ansichten durchaus nicht"; eine zweite weniger umfangreiche Entgegnung folgte, und diese mag hier eine Stätte finden:

Verehrter Herr College!

Sie haben in Nr. 1 der „Gegenwart" eine mit

„P. W. (verkannter Dichter)"

unterzeichnete Frage an *meine* Adresse beantwortet. Die Frage aber ist nicht von mir; ich habe keine Zeile an Sie geschrieben, noch bin ich überhaupt so geistreich, so Etwas zu schreiben. Auch stehe ich zu dieser Mystification in keinerlei Beziehung. Behufs Entdeckung des Thäters bin ich, schon im eigenen Interesse, mit Vergnügen zu jedem Schritte bereit.

Da die betreffende Fälschung öffentlich eine falsche Meinung über die Stellung verbreitet haben dürfte, welche ich zu Ihrer Recension des „Liebes*tausch*" in Nr. 52 der „Gegenwart" einnehme, so gestatten Sie mir auch hierüber einige berichtigende Worte. Ich erkenne Ihren Standpunkt als einen vollkommen natürlichen und durchaus berechtigten an und lasse mir auch den scherzhaften Ton gerne gefallen. Doch dürfte u. A. Ihre Aufzählung meines Personals nicht ganz richtig sein; Sie haben dasselbe nicht unbeträchtlich vermehrt; vor Allem kommt der Hund auf Ihr Conto, nicht auf das meinige. Was Ihre Ausstellungen im Allgemeinen betrifft, so darf ich Sie vielleicht auf den Umstand aufmerksam machen, daß der „Liebestausch" augenscheinlich Ausstattungs- und Compositionsstück ist und die Scenen an dem Bache, „der murmelnd in die Coulissen fließt", z. B. melodramatisch ausgeführt sein wollen. Der „Liebestausch" befindet sich gegenwärtig in den Händen eines ausgezeichneten Componisten; Ihnen selbst habe ich seine musikalische Bearbeitung nicht angetragen, weil ich Sie für Alles eher, als für einen Componisten hielt.

Was die Ausstellungen im Speciellen betrifft, so bin ich allerdings der Meinung, Ihnen gegenüber Recht zu behalten. Sie haben ja selbst zugestanden, daß ich keine dramaturgischen Naivetäten begangen (in der „Stummen", im „Tell" kommen bekanntlich auch Pferde auf die Bühne) und somit wäre diese Sache als ein Zwiespalt von Meinungen abgethan. Trotzdem darf ich Ihre Vermuthung, daß der „Liebestausch" ein „Jugendstück" sei, in gewissem Sinne bestätigen. Er ist 1868 und 69 verfaßt und 1871 gedruckt worden. Demnach habe ich mich nie für einen er- oder verkannten Dichter gehalten, wie Sie zu glauben scheinen.

Endlich noch eine kleine Abwehr. Sie gedenken meiner Stellung als Kritiker mit Achtung, richten jedoch die Aeußerung: Sie hätten neulich gelesen, der Beruf des Dichters sei der, seinen Beruf zu verfehlen, — wenigstens für blödere Augen — scheinbar gegen mich. Allein ich bin auch zu solchen Ansichten nicht geistreich genug. In dem Streite der Kritik gegen Ihren „Erfolg" habe ich bisher kein Wort gesprochen; wenn ich es thäte, so würde es jedenfalls anders ausfallen als dasjenige Ihrer direct beleidigten Collegen.

Im Uebrigen sind Sie ja gewiß mit mir der Meinung, daß der „Liebestausch" nicht daran schuld ist, wenn Sie an ihm *Nebensachen* hervorheben und die *Hauptsachen* verschweigen. Ich will darüber nicht mit Ihnen rechten; die Gesellschaft, die allein die Dichter zu er- oder verkennen hat, mag entscheiden, ob Sie Licht und Schatten in der That gleichmäßig vertheilt haben.

Aufrichtig collegial der Ihrige

Leipzig, den 5. Januar 1875.

Paul Wislicenus.

Geehrter Herr College.

Jetzt fühle ich mich verkannt: Sie halten mich nicht für einen Componisten! Aber Sie unterschätzen mich. Für ihren effectvollen ersten Actschluß, für Frettchens fröhliches: „Bumderrassassa, Tschingderrassassa, Bumderassassa, Tschingderrassassa" habe ich schon eine sehr hübsche Melodie gefunden, die ich Ihnen gelegentlich vorsingen werde. Ihre Bemerkung ist, wie ich argwöhne, etwas spitz — und apropos Spitz will ich gleich hinzufügen, daß ich Ihr Personal durchaus nicht um einen Hund vermehrt habe. Es kommen sogar mehrere in Ihrem Lustspiele vor; auf S. 54 bellt eine ganze Meute.

Ihrer Stellung als Kritiker habe ich weder mit Achtung noch mit Mißachtung gedenken können, da ich Sie in dieser Eigenschaft nicht hinreichend kenne. Ich habe einfach erwähnt, daß Sie ein kritisches Blatt redigiren. Im Uebrigen bin ich durchaus nicht der Meinung, daß der „Liebestausch" nicht daran schuld sein soll, wenn ich „Hauptsachen" verschwiegen habe. Sie haben die Hauptsachen offenbar zu discret behandelt; und die Discretion des Autors erklärt die Verschwiegenheit des Recensenten.

Mit bestem Gruß

Ihr

Berlin, den 7. Januar 1875.

Paul Lindau.

Bibliographie.

Das Dasein Gottes und das Glück des Menschen. Von Prof. Krönig. Berlin, Elwin Staude.

Die Bettelmönche in Bayern. Zürich 1875, Verlagsmagazin.

Ein Opfer geistlicher Corruption. Von L. Zürich 1875, Verlagsmagazin.

Die Lösung der wichtigsten bis jetzt noch unerklärten Probleme in der Natur. Von Joh. Fr. Lochner. Köln und Leipzig, Ed. Heinr. Mayer.

Das Verhältniß der Erdkunde zu den verwandten Wissenschaften. Von Dr. Sophus Ruge. Dresden, G. Schönfeld.

Die letzten Folgerungen aus den Zeitansichten und den heutigen Zuständen. Berlin 1875, Elwin Staude.

Geldmacht und Socialismus. Von Otto v. Dieſt-Daber. Berlin 1875, Puttkammer & Mühlbrecht.

Der alte und der neue Glaube von David Friedrich Strauß. Beleuchtet von Dr. W. Schwarz. Berlin, F. Berggold.

Geschichte der technischen Künste. 1. Lieferung. Email und Glasmalerei. Herausgegeben von Bruno Bucher. Stuttgart 1875, W. Spemann.

Culturgeschichte in der natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich v. Hellwald. Schluß. Augsburg, Lampart u. Co.

Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Von Carl Freih. v. Beaulieu-Marconnay. Weimar, Herm. Böhlau.

Album schlesischer Dichter. Herausgegeben von dem Verein Breslauer Dichterschule. Breslau 1874.

Ungarische Lyriker (die letzten 50 Jahre). Von Gustav Steinacker. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. Pest, Grill vorm. Geibel.

Friedrich der Große in seinen Schriften. Lieferung 1. Von E. Schröder. Leipzig 1875, Joh. Fr. Hartknoch.

Johann Heinrich Voß. Von Wilh. Herbst. I. und II. Band. Leipzig 1874, B. G. Teubner.

Digitized by Google

Inserate.

Redacteur gesucht!

Für eine alte politische Localzeitung in einer Residenzstadt Norddeutschlands wird ein wissenschaftlich gebildeter junger Mann als **Redacteur** gesucht, welcher schon eine ähnliche Stellung eingenommen. Antritt spätestens Mitte März. Politische Richtung national und freisinnig; Protestant. Offerten mit Referenzen befördert unter A. B. 75 die Verlagshandlung dieses Bl., Herr G. Stilke in Berlin.

Hölling & Spangenberg,

Pianofortefabrik, Zeitz-Leipzig.

In Leipzig Lager: Petersstr. 20 „Stadt Wien".

Flügel und Pianinos

sämmtlich in Eisenrahmen.

OTTO SPAMER'S

Illustrirtes

Handels-Lexikon

erscheint in 4 Bänden von etwa je 20 Lieferungen à ½ Mark = 5 Sgr. = 18 Kr. rh. Bis Ende Dezember 1874 wurden 12 Lieferungen ausgegeben. (H 37)

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Mendelssohn's Werke.

Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe.

Bis jetzt sind erschienen:

Sämmtliche **Lieder** für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung					Mk.	13. —
Pianoforte-Werke. Band I.					=	9. —
Pianoforte-Werke. Band II.					=	8. —
Sämmtliche **Pianoforte-Werke** zu 4 Händen					=	3. 30.
Sämmtliche **Pianoforte-Trios.** Partitur und Stimmen					=	9. 30.
Sämmtliche **Pianoforte-Quartette.** Partitur und Stimmen					=	16. —
Sämmtliche **Streich-Quartette**	Partitur Mark	13. —	Stimmen		=	20. —
Sämmtliche **Streich-Quintette**	Partitur =	5. 40.	Stimmen		=	8. 10.
Octett für Streichinstrumente	Partitur =	3. 90.	Stimmen		=	6. 30.
Ouverturen. 1. Hochzeit d. Camacho	Partitur =	3. 30.	Stimmen		=	4. 20.
2. Sommernachtstraum	Partitur =	4. 20.	Stimmen		=	4. 80.

Die vollständigen Bände sind auch elegant gebunden zu haben. Preis der Einbanddecke 2 Mark.

Wir werden mit den Publicationen in rascher gleichmässiger Folge fortfahren, so dass die Ausgabe in 3½ Jahren vollendet sein wird.

Leipzig, 2. Januar 1875.

Breitkopf & Härtel.

Das Romanmagazin des Auslandes

(durch Post, und Buchhandlungen für 3 Mk. 60 Pf. zu beziehen) liefert die neuesten Romane der beliebtesten Schriftsteller des Auslandes in guten Uebersetzungen und bildet ein Supplement zu allen belletristischen deutschen Blättern, insbesondere auch zur „Deutschen Roman-Zeitung".

Verlag von Otto Janke in Berlin, Anhaltstr. 11.

In einer geachteten

Universitäts-Buchhandlung

Mitteldeutschlands ist für einen jungen Mann eine

Lehrlingsstelle

offen, in welcher bei angenehmer Stellung anerkannt gute Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung geboten ist.

Näheres unter M. Nr. 291 durch die Exped. dieses Blattes.

Der Liebestausch.

Lustspiel in 5 Akten

von

Paul Wislicenus.

(Das Recht der Aufführung und der musikalischen Composition vorbehalten.)

Preis 2 Mark.

Verlag: Expedition der „Literatur" (A. Werner) Leipzig.

Verlag von Georg Stilke in Berl

N.W. 32 Louisenstr.

Vor Kurzem erschien und ist durch a Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegen

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpr. 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldsch. 8 Mk. 50

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Frey — Auerbach. — Spielhagen. — Paul H — Fanny Lewald. — Spitzer. — Schef Hamerling. II. Frankreich: Goethe's R in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Ja — Paul de Kock. III. Verschiedenes: Un Klassiker und unsere Universitäten. — E Kritik über Gustav Freytag. — Ein moder Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kri jahren. — Deutsche Poesie in den Vereini Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emer Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. Tartüffe in der Presse.

Einbanddecken

zum 6. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Berlin, den 23. Januar 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

ochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

...end erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Der letzte Kurhut. Von W. G. — Die drei Turgenjew. Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft". — Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873. Von Schulze-Delitzsch. IV. V. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Tod des Perikles. Von Emanuel Geibel. — Das Tagebuch des Königs von Persien. Von H. Vambéry. — Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Von Karl Hillebrand. III. IV. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die letzten Novitäten. Von Paul Lindau. — Ein Vortrag im Berliner „wissenschaftlichen Vereine". Von Carus Sterne. — Notizen. — Inserate.

Der letzte Kurhut.

In die Erde versenkt ist nun auch das letzte Inventarstück der römisch-deutschen Kaiserherrlichkeit. Mit dem letzten ...en modert auf der Wilhelmshöhe auch der letzte von den Kurhüten, an denen das alte Elend des deutschen ...erthums verhängnißvoll haftete.

...nd wie trübselig ging dieser hessische Kurhut zu den ...längst zerflatterten Reliquien ein, welche das Cäsaren... von Papstes Gnaden der Nachwelt hinterließ! ... Kein ...ller Scheidegruß auf Nimmerwiedersehen folgt ihm in Vergessenheit; kein romantischer Schimmer umwebt seine ...unde; keine goldene Sage umstrahlt sein verspätetes ...Er büßt die Sünden derer, denen er zuletzt die wunderlich ...enen Häupter schmückte und die, als sie in die Grube ...nicht eine einzige sterbliche Menschenzunge zu sympa... Gedächtnisse lösten. Der bartdurchwachsene Marmeltisch ...häuser, die Krone im Untersberge, sie hatten ihre ...die Jugend durch die Jahrhunderte fuhr, als finstere ...unheilschwanger über dem deutschen Volke lagerten; aber ...nen hessischen Kurhute singt Niemand ein Todtenlied ...Moder nach; ein mühsam verhaltenes Lachen ist sein ...g und ein Athemzug triumphirender Freiheit und ...de braust über seine letzte Ruhestatt dahin.

...er hat dereinst doch stolze Tage gesehen! Fürsten ...buhlten um sein gnädiges Nicken, als er noch in ...gestirne von Rhense leuchtete; Würdenträger der ...nten und umschwänzelten ihn mit ihren zärtlichsten ...leien, und Kaiser wie Gegenkaiser spähten bang und ...voll, nach welcher Seite das Haupt, auf dem er ...wende.

...Herrlichkeit war freilich längst vorüber. Als das ...thum abgelöst ward von dem Erbkaiserthume, da ...Kurhut von der Höhe seiner Sendung zur historischen ...hernieder; er war mit Einem Schlage zu einem ...Möbelstück degradirt. Aber wenigstens begleitete ...Pietät auf seiner freudlosen Wanderung durch die ...negroßer Serenissimi, die ihn mit wenig Würde, ...hochmüthigem Stolze auf ihre leeren Schädel ...blasser Wiederschein des alten Glanzes war ihm ...lieben; Hofluft umfächelte ihn; sklavische Scheu ..., was in seine Nähe kam, und zitternde Menschen... noch immer zu ihm als dem Symbol ererbter ...empor, die freilich unterdeß zu wunderlichen ...gestaltet und in seltsame Grimassen sich verkehrt ...Einen Ersatz bot ihm diese dürftige Fürstenidylle nicht, die weltverborgen für ihre Armseligkeit mit gespreiztem Ceremoniel und französischem Flitterkram sich gravitätisch schadlos hielt. Nach Worms zu reiten und den Kaiser zu „küren", unter dröhnendem Trompetengeschmetter sich dreimal neigen gegen die neue Majestät, die huldvoll lächelnd den stolzen Gruß zurückgab — wie mochte mit solch erhabenem Augenblicke die ganze steife Herrschaftscaricatur entgötterter Miniatursouveräne sich messen!

Und wäre er noch in diesem grausam verkleinerten Format der alten Herrlichkeit verendet, der arme, ehrwürdige Kurhut von Hessen! So hätte der arge Leumund ihm doch nichts Schlimmeres in die Grube nachzurufen, als daß sein Glanz verblaßt, seine Sendung vollbracht, seine Reputation aber in allen Fährnissen der Weltgeschichte unangetastet geblieben sei. Man stirbt so gerne eines guten Rufes. Doch auch diesen Trost hat sein finsteres Verhängniß ihm versagt; er mußte von hinnen gehen mit Haß und Schimpf beladen, verunglimpft im Exil durch tausend schmachvolle Erinnerungen, die den herrlichen Jugendtag seines Daseins in dem Gedanken der Nachwelt auslöschten. Seine Sünde war, daß er hessische Fürstenhäupter geschmückt und durch mehr denn eines Jahrhunderts Frist den endlosen Jammer eines gequälten Volksstammes, die Rohheiten entarteter Wüstlinge und die Erdrosselung der Freiheit geschaut hatte, ohne zu erbeben und von den Schädeln, denen er zum Schmucke diente, herabzustürzen. Das letzte Säculum der kurhessischen Geschichte ist ein blutiges Chaos von Volksleid und Fürstenschande, von Freiheitsmord und Menschenquälerei, und die kurhessische ist auch seine Geschichte. Das muß er büßen mit dem Verzichte auf einen pietätvollen Nekrolog, wenn er auch freilich nichts dafür kann, daß er eines Tages in den Besitz des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen-Kassel gerieth, des traurigen Erben einer traurigen Berühmtheit, welcher, indem er sich zum Kurfürsten Wilhelm I. hinaufkaufte, ein Privileg auf die ordinärsten Fürstenlaster sich erworben zu haben wähnte.

So systematisch degenerirt, so Stufe für Stufe abwärts geglitten, wie dieses hessische, ist im ganzen Verlaufe der Universalhistorie vielleicht kein zweites Herrschergeschlecht. Jeder Sohn wurde, ganz dem Recepte Homers entsprechend, „schlechter als sein Vater". Ein Trifolium war's von Kurfürsten, dem ein gleichermaßen sauberer Landgraf voranging, für dessen Letzteren exemplarische Sultansstücklein der Kurhut freilich nicht verantwortlich gemacht werden soll.

Diesem landgräflichen Friedrich II. hat ein anderer Friedrich, unser Dichterfürst, einen Pranger aufgestellt, vor dem schaudernd noch unsere Enkel ihr Antlitz verhüllen werden. Sucht sie euch auf, die zweite Scene des zweiten Actes in „Kabale und Liebe";

ihr habt ja gewiß schon Alle den markdurchbohrenden Dialog zwischen der Milford und dem alten Kammerdiener von der Bühne herab gehört, der mit dem Worte „Legt's zu dem Uebrigen" endet. Der diese armen hessischen Landeskinder, die sich noch am Stadtthore umdrehten und: „Gott mit Euch, Weib und Kinder — Es leb' unser Landesvater — am jüngsten Gericht sind wir wieder da!" schrieen, nach America verschacherte, dieser saubere Landesvater, der „so etliche vorlaute Bursch', die vor die Front heraustraten und den Obersten fragten, wie theuer der Fürst das Joch Menschenfleisch verkaufe, wie die Maulaffen niederschießen ließ", war Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel, der Vater des ersten, der Urgroßvater des letzten Kurfürsten von Hessen. Das Geschäft war einträglich, denn es ward schwunghaft betrieben, so schwunghaft, daß die Käufer sich begehrlich an die hessische Firma herandrängten. Einmal sogar geschah es, daß Oesterreich und Baiern, welche mit einander im Kriege standen, gleichzeitig hessische Menschenposten für sich erfeilscht hatten, sodaß die armen Kasseler Kinder einander im offnen Felde massacrirten. Derweil saß Friedrich, der Landgraf, daheim und zählte den Erlös von Einundzwanzig Millionen Thalern, den ihm sein ekelhafter Schacher eingetragen. Um an solchem Blutgelde sich zu mästen, waren freilich sogar die Milfords noch zu gut.

Mit einem Theile dieses Schandsoldes, den Landgraf Friedrich gemüthsruhig eingestrichen hatte, während seine fromme Seele gleichzeitig aus dem Protestantismus in das katholische Bekenntniß hinübergeflüchtet war, wurde fünfzig Jahre später der Kurhut für die Kasseler Dynastie erworben. Als ihn Anno 1803 Serenissimus Wilhelm, Friedrichs Sohn, auf sein bereits ergrautes Haupt setzte, da war des armen Hutes historische Unbescholtenheit für immer dahin, denn Wilhelm war nicht besser, sondern blos um ein Kleines weniger industriell als sein Vater. Achttausend Hessenkinder hat immerhin auch er nach England verkauft, die jenseits des Oceans im wilden Kriegsgewühl ihr armes Leben ließen. Das Schicksal hat ihm diesen Frevel mit baarer Münze heimgezahlt. Der kleine Corse kam und mit ihm die Nemesis. Umsonst hatte Kurfürst Wilhelm sich vertragsmäßig am 3. October 1806 zur Neutralität verpflichtet; Bonaparte traute ihm nicht und jagte ihn kurzer Hand von dannen. Und so versöhnlich-treu, so selbstvergessen waren die biederen Chattenseelen, daß sie ihm, während „König Lustik" auf der Wilhelmshöhe seine Orgien feierte, Zähren der Sehnsucht und der Anhänglichkeit nachweinten. Das arglose, treuherzige Volk! Als der ersehnte „Landesvater" nach sechsjährigem Exil wieder in seine Residenz zurückkehrte, da erwiderte er die Jubelgrüße seiner Getreuen mit einem finsteren Stirnrunzeln und sein erster Gedanke war, seinen Privatschatz, den ihm der wackere Anselm Rothschild unterdessen klug und glücklich verwaltet hatte, mit emsigem Mißtrauen nachzuzählen. Denn der schmutzigste Geiz war das Triebrad seiner Gesinnung. Seine zweite That war die Wiederherstellung der von Jerome abgeschafften Zöpfe und der Prügelstrafe. Zum dritten endlich machte er die Domänenverkäufe rückgängig, welche die französische Zwischenregierung vorgenommen hatte; die Käufer aber, die ihr Geld zurückverlangten, wies er höhnisch lachend von der Thüre, da gingen den armen blinden Hessen endlich die Augen auf, und sie verklagten ihren Fürsten bei dem Bundestage. Die rechte Schmiede!.. Incompetent! zuckten ihnen die Schlafmützen von Frankfurt entgegen. Wir sind machtlos, lispelten sie und duckten gehorsamst in ihre verstaubten Acten unter. An Geduld und auch an der grenzenlosesten Loyalität hatten es die Hessen nicht fehlen lassen; von Pontius zu Pilatus waren sie gewandert, um sich ihr Recht zu erzwingen. Als aber gar nichts mehr verfing, da reckten sie ihre Nacken in die Höhe und forderten durch ihre Ständekammer, daß der Fürst sein privates Gut von demjenigen seines Volkes sondere. Doch die Courage bekam ihnen herzlich schlecht. Wilhelm I. nahm ihnen ihr letztes Bollwerk, die Verfassung, und hieß sie höhnisch den Schutz des Bundestages erbitten. Das war der erste Kurfürst von Hessen-Kassel.

Der zweite war noch schlimmer. Von einundz
Geschwistern war er seines Vaters einziges legitimes
Die Tradition der morganatischen Verhältnisse, die a
Wilhelmshöhe sich nachgerade eingebürgert hatte, hielt
einer Pietät, die einer besseren Sache werth gewesen wä
Aus Berlin holte er sich die Mamsell Emilie Ortle
Goldschmiedstochter, um sie zur Gräfin v. Reichenbach-L
zu erheben und mit ihr Scandale aufzuführen, von de
Bänkelsänger auf der Gasse erbauliche Verse sangen u
Altjungfernchronik mit Behagen sich mästete. Vergebens fo
sein Volk die Entlassung der emporgeschwindelten Donna,
mit schamloser Frechheit der Kurfürstin Auguste, der Schw
des Preußenkönigs, den Weg vertrat; Wilhelm II. lachte
Drohungen, schlug auf der Gasse mit dem Stocke na
Leuten, auf deren Gesichte er eine Miene des Mißvergn
zu erblicken meinte, setzte den Oberpolizeidirector von
in's Gefängniß, weil derselbe despectirlich von „Mamsell O
gesprochen hatte, und geberdete sich bei den Audienzen w
Rasender, den nur seine Maitresse durch Zärtlichkeiten
Einschüchterungen zur Raison zu bringen vermochte. Sie
es, auf deren Betrieb das Duell mit der Todesstrafe be
wurde, weil ihr Bruder von einem Offizier, den er bele
hatte, zum Zweikampfe herausgefordert war, und wenn es
nirgends bewiesen steht, so ist doch hundert gegen eins zu w
daß diese Gräfin von Reichenbach, ci-devant Mamsell Or
auch zu der famosen Vergiftungsscene die Hand geliehen h
deren Kunde den Zeitgenossen einen Schauer durch die G
jagte. Auf einer Redoute hatte der Kurprinz (der jüngst
storbene Fürst) zur Inscenirung eines Maskenscherzes mit sein
Kammerdiener das Costüm gewechselt; nach einer Weile nim
der letztere von einer unbekannten Maske eine Erfrischung
und — verendet nach wenigen Stunden mit allen Symptom
einer Vergiftung. Das war Comment am kurfürstlichen H
zu Kassel; von den Scenen zu schweigen, die, in den inne
Gemächern der Residenz abgespielt, nur vom Hörensagen
Außenwelt zu Ohren drangen. Emilie Ortlep führte e
kräftige Faust, und Wilhelm II. war, wenn nicht bisweil
die Rollen sich umkehrten, ihr sehr geduldiges Experimentirfe

Die biederen Hessen duldeten durch neun volle Ja
diesen Scandal; aber endlich dreist gemacht durch den frisc
Hauch, mit dem die Julirevolution sie anwehte, forderten
mit heftigem Ungestüm die Ablohnung der Mamsell Ort
Zum besseren Verständnisse ihres Willens arrangirten sie ei
Straßentumult und demolirten etliche unschuldige Bäckerläd
Wilhelm I. war nicht daheim; er genoß gemeinsam mit Emil
den heilkräftigen „Sprudel" von Karlsbad. Da kam die Hio
post von Kassel, und stracks eilte er der Heimat zu, Emil
in den böhmischen Wäldern zurücklassend. Und was niem
ihm zugetraut hatte, das geschah; er gewährte seinem Vo
die liberale Verfassung des Jahres 1831. Aber nicht la
währte die Freude. Die Ortlep kam ihm nach und ward
Schimpfworten und Steinwürfen so drastisch empfangen,
sie es vorzog, links nach Frankfurt abzuschwenken. Liebes
folgte ihr Wilhelm. Mit Emilien, das sah er nachgerade
ließ sich das Hessenvolk nicht mehr regieren; so übertrug
denn die Herrschaft seinem Sohne und zog sich dauernd in
Schatten seiner Maitresse zurück. Im Jahre 1843 starb Emi
nachdem ihr wenig früher die Kurfürstin Auguste vorangegan
war; Wilhelm betrauerte sie zwei Jahre hindurch; dann a
wallte sein sechsundsechzigjähriges Herz noch einmal begehr
auf, um sich, das unschuldsvolle, der feurigen Jungfer
Berlepsch zu ergeben.

Das war der zweite Kurfürst von Hessen-Kassel.
dritte war nicht besser in vielen Dingen, in manchen a
zweifelsohne schlechter. Nach Stunden erst zählt die R
die er in der Familiengruft zu Kassel gefunden nach ein
krausen, halb burlesken und halb jämmerlichen Lebensgan
deshalb zaudert mitleidig die Feder, seine Todtenmaske n
Gebühr zu zeichnen. Sie weist lakonisch auf Emilie Ort
hin, und nennt nur, schildert nicht Gertrude Lehmann a

Digitized by Google

Gräfin von Schaumburg, später avancirte Fürstin von Hanau.

Und weiter deutet die Feder auf Ludwig Hassenpflug, den verächtlichsten Fürstenknecht, den Deutschlands Boden jemals getragen. Mit seinem Namen verknüpft sich ein chaotisches Bild von Kammerauflösungen und Steuerverweigerungen, von Beamtenmaßregelungen, Gesetzwidrigkeiten und — Stockschlägen auf offener Straße. Der „Schimmel von Bronzell", dieses nächst dem Bucephalus meistberufene Roß der Welt, taucht aus dem Dämmerdunkel einer finsteren Geschichtsepoche auf, und hinter ihm wachsen die „Strafbaiern" und die „Strafösterreicher" behende aus der Erde. Das bis dato Unerhörte geschieht; der deutsche Bundestag rafft sich aus seinem müden Schlummer zu einer Execution in Kurhessen auf, aber sie ist auch danach; die Raben der pechschwarzen Reaction flattern mit ihr über die deutschen Gaue. Und rückwärts im Hintergrunde erscheint der famose preußische Feldjäger, der erste Vorbote eines neuen Tages, um den Kasseler Großherrn mitsammt seinem „Hessenfluch" an die Vergänglichkeit kleinstaatlicher Herrlichkeit zu mahnen. Das Bild ist bunt und belebt, wie man sieht, und es könnte noch farbenreicher werden, wenn sich der Griffel nicht scheute die intimeren Einzelheiten zu skizziren. Alte Jahrgänge des „Kladderadatsch" ergänzen diese delicate Lücke und sie erklären auch, wieso der Sultan von Wilhelmshöhe zu dem Ehrennamen „Dietrich" gelangte, mit dem man sonst nur das Instrument, das feste Schlösser nachgiebig macht, zu belegen pflegt. Brave Männer sind es, die aus eigener Erfahrung mehr davon zu erzählen wissen; Nebelthau und Oetker vermöchten den Heimgegangenen nach seinem innersten Werthe zu schätzen, aber sie werden der neugierigen Frage schwerlich Rede stehen. Infandum renovare dolorem.

Mit dem Jahre 1866 hört unsere Relation auf; was damals und seitdem geschehen, das ist noch Allen in frischem Gedächtnisse. Es gab keinen Kurfürsten mehr, sondern blos noch einen Ex-Kurfürsten, und dieser dämmerte grollend im Exile seinem Ende zu. Der Kurhut war mit ihm gewandert und blieb ihm treu bis in das Grab. Er und sechs feurige Isabellenschimmel waren die einzigen Zeugen seiner verflossenen Fürstenherrlichkeit, die ihm die gähnende Oede der Verbannung ertragen halfen. Die Schimmel werden weiterleben, der arme Kurhut aber theilt den ruhmlosen Tod seines letzten Herren.

W. S.

Die drei Turgenjew.

Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft".

1. Alexander Turgenjew, der Staatsmann und Historiker.

Dem heute lebenden Geschlecht der Deutschen ist kein russischer Name so geläufig, wie der Name Turgenjew. Den höchstgebildeten unseres Volks ist er gleichbedeutend mit der Achtung vor einem der schönsten und reichsten novellistischen Talente nicht nur der Gegenwart, sondern der gesammten neueren Zeit. In Rußland hat dieser Name von Alters her einen guten Klang: die Thatsache, „daß ein Turgenjew verbannt, ein Kleinmichel aber zu hohen Ehren erhoben wurde", ist nach Alex. Herzens Meinung ausreichend gewesen, um über die gesammte Regierung des Kaisers Nikolaus das Verdammungsurtheil zu fällen, — daß ein anderer Turgenjew im J. 1824 bei Alexander I. in Ungnade fiel, hatte — zwanzig Jahre früher — diesem Herrscher die Herzen der besten seines Volks entfremdet. Was von den gebildeten Russen des Zeitalters der Befreiungskriege gilt, galt zugleich für eine große Zahl ihrer hervorragendsten deutschen Zeitgenossen. Lange bevor die Welt etwas von den „Aufzeichnungen eines Jägers" und von dem „Adligen Nest" wußte, hatte unser großer Stein den Ausspruch gethan, daß der Name Turgenjew gleichbedeutend sei mit Ehrenhaftigkeit und Loyalität". „Le nom que vous portez Monsieur" schrieb Alexander von Humboldt im J. 1854 einem Mitgliede dieser Familie „est environné dans ce pays de souvenirs de respect et de haute estime". Der „kleine gescheidte, brave, hinkende Moskowiter", dem unser alter Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen" ein Denkmal guter Kameradschaft gesetzt hat, ist gleichfalls ein Turgenjew gewesen.

Ein kurzer Bericht über die Männer, die sich zur Zeit unserer Väter so hoher Achtung erfreuten, wird nicht nur an und für sich, sondern auch durch die Rücksicht auf den Dichter gerechtfertigt erscheinen, der den Namen Turgenjew zum zweiten Mal in Deutschland populär gemacht hat. Die eigenthümliche Richtung, welche das Talent des „Meisters der Novelle" genommen, und die in ausgesprochenem Gegensatz steht zu den Vorstellungen, welche bei den deutschen Zeugen und Beurtheilern der Regierung Alexanders II. im Gange sind, steht mit den Traditionen der Familie Turgenjew in einem Zusammenhang, dessen Fäden ziemlich fein gesponnen, für ein geübtes Auge aber nichts desto weniger erkennbar sind. Versuchen wir es, diesen Fäden nachzugehen und uns an ihnen über die Verhältnisse zu orientiren, welche auf den Lebens- und Entwicklungsgang Alexander und Nikolas Turgenjews und ihres Neffen Iwan bestimmend eingewirkt haben.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts lebte zu Moskau ein Edelmann aus altem und begütertem Geschlecht, Herr Iwan Turgenjew, dem drei Söhne, Alexander, Sergey und Nikolai, geboren worden waren. Die entscheidenden Bildungsjahre der beiden ältesten dieser jungen Leute fielen in die Zeiten Kaiser Pauls, zu denen es mit der Ausbildung junger Russen von Stande große und eigenthümliche Schwierigkeiten hatte. Die einheimischen Lehranstalten waren nicht dazu gethan, Vätern, die es mit der Bildung ihrer Kinder ernst nahmen, Vertrauen einzuflößen. Das Ausland, sonst das ultimum refugium aller, die höhere Bildungszwecke verfolgten, war russischen Unterthanen verschlossen. In fanatischem, mit Furcht gepaartem Haß gegen das revolutionäre Frankreich und die von revolutionären Grundsätzen inficirten Länder des westeuropäischen Continents, hatte der Sohn der Freundin Voltaires und Diderots nicht nur alle Reisen in's Ausland verboten, sondern sämmtliche in Deutschland studirende russische Unterthanen nach Hause kommen lassen. Jena und Göttingen verloren an einem Tage hunderte ihrer lebenslustigsten und wohlhabendsten Studenten — in ganzen Schaaren mußten die jungen, meist den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland entstammten jungen Mediciner, Juristen und Theologen in eine Heimat zurückkehren, in welcher sie keinerlei Mittel zur Vollendung ihrer begonnenen Studien finden konnten: Moskau war damals die einzige innerhalb der russischen Reichsgrenze existirende Universität und an diese sich zu wenden, konnte niemand in den Sinn kommen, der die Verkommenheit der an jeder freien Bewegung behinderten russischen Bildungsanstalten des 18. Jahrh. kannte. Und das war nicht Alles. Um seinen Adel in die Armee zu pressen und an jeder ferneren Ausbildung zu hindern, hatte der Kaiser im J. 1799 die Verordnung getroffen, daß niemand zum Eintritt in den Civildienst zugelassen werden sollte, bevor er einen militärischen Rang erworben. Um der kaiserlichen Intention zu entsprechen, die Erlangung juristischer Bildung aber doch nicht ganz auszuschließen, war ein „geistreicher" Kopf auf den Gedanken gekommen, einen Truppenkörper zu bilden, dessen Offiziere sich zugleich dem Mars und der Themis widmen, ihre Zeit zwischen Frontedienst und Gesetzesstudium theilen sollten. Aber auch dieser Plan war nicht von Bestand gewesen. Der Kaiser verlangte, daß seine Edelleute reine Soldaten werden sollten und da es außerdem nur dem Zaren, nicht aber dem Senat zukomme, eine Garde zu haben, wurde das eben gebildete „Senatsregiment" im Januar des J. 1800 wieder aufgelöst und der Ukas von 1799 seinem vollen Umfang noch aufrecht erhalten. — Herr Iwan Turgenjew, dem das Militärwesen einmal unsympathisch war und der zu wissen schien, daß der Dienst in einem Petersburger Garderegiment mit einem Cursus in der Schule des gentilen Lasters gleichbedeutend sei, stand längere Zeit hindurch völlig rathlos da. Es zeigte sich indessen, daß — wie in Rußland gewöhnlich zu geschehen pflegt — der Allerhöchste Wille nicht so strict durchgeführt wurde als ursprünglich beabsichtigt worden.

Digitized by Google

Der damalige Minister des Auswärtigen, Graf Rostopschin (später als Moskauer General-Gouverneur von 1812 zu einer europäischen Berühmtheit geworden), hatte den Kaiser bewogen, zweiundzwanzig Stellen für „Archivjunker", zwölf in Petersburg und zehn in Moskau zu creiren und für diese eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu statuiren. Zwei dieser — natürlich völlig zwecklosen — Stellungen wurden, weil sie eine Art von Vorbereitung für den Civildienst bildeten, für die ältesten Söhne Turgenjews, des Vaters, in Beschlag genommen, die jungen Herren in altfränkische Uniformen und hohe Reiterstiefel gezwängt und mit dem Rang von „Collegienregistratoren" in die Moskauer Abtheilung des Reichsarchivs eingeführt.

Ueber das Treiben dieses Collegiums halbwüchsiger „Decemvirn"*) (wie man sie scherzweise nannte) hat sich in den Memoiren eines derselben, des bekannten Deutschenfressers Wigel**) eine ergötzliche Schilderung gefunden. In einem der abgelegensten Winkel Moskaus lag ein altes, finsteres Haus, dessen kleine Fenster und Thüren und dicken Mauern aussahen, als stammten sie noch aus der Tartarenzeit. Dieser wunderliche Bau beherbergte das Archiv des Collegiums der Auswärtigen Angelegenheiten, eine Sammlung vergilbter Actenstücke, Karten und Pläne, deren Copirung und Registratur bis dazu von ergrauten Popensöhnen und alten Subalternoffizieren mechanisch besorgt worden war. Herr Bantysch-Kamenski, ein vertrockneter, halb tauber Beamter, der sein Leben in diesen Räumen verbracht hatte, herrschte als Gebieter über die plötzlich eingedrungenen, vornehmen und eleganten Archivjunker, deren leichtfüßiges Wesen den Alten ebenso ergrimmte, wie deren französisches, ihm völlig unverständliches Parliren. Die meisten dieser jungen Herren hatten, der Richtung der Zeit gemäß, eine rein französische Bildung erhalten und sahen ihre Hauptaufgabe darin, in den Salons der Aristokratie die Löwen zu spielen und die mit ihnen rivalisirenden Gardeoffiziere bei Damen der Welt und der Halbwelt aus dem Felde zu schlagen. Die beiden Turgenjew und Bludow ausgenommen, hatte keiner dieser Jünglinge etwas von russischer Literatur gehört, obgleich sie in derselben Stadt lebten, in welcher Karamsin und Dmitrijew ihre Werke schrieben und obgleich sie mit diesen, zur vornehmen Gesellschaft gehörigen Schriftstellern häufig in Berührung kamen. — Daß die Beschäftigung der „Decemvirn" eine völlig sinnlose war, versteht sich von selbst: sie schrieben Actenstücke von uraltem Datum ab, deren Bedeutung ihnen eben so räthselhaft blieb, wie dem genius loci, Herrn Bantysch-Kamenski und den übrigen Veteranen des Archivs.

Das ganze Wesen war indessen nur von kurzer Dauer. „Am 15. März des Jahres 1801, dem Donnerstag vor Palmarum," so berichten die Wigel'schen Memoiren, „blieb ich ungewöhnlich lange in den Archivräumen. Die übrigen Beamten hatten sich sämmtlich entfernt, — nur unser alter Chef brütete noch über einem Manuscript, als der jüngere Turgenjew athemlos in das Zimmer stürzte und uns mit vor Erregung stockender Stimme zurief: „Paul ist todt, Alexander ist Kaiser". — „Was sprichst Du da?" schrie der entsetzte Bantysch-Kamensky, indem er ängstlich ein Kreuz schlug. Mit der uns gewordenen Kunde hatte es indessen seine Richtigkeit. Durch den Kremel fahrend war Turgenjew einer Menge Volkes ansichtig geworden, das aufgeregt zur Uspenskikathedrale strömte; näher hinzutretend hatte er den Generalgouverneur Grafen Soltykow (den Feldmarschall und späteren Präsidenten des Reichsraths) und andere vornehme Beamte da stehen sehen, um dem neuen Kaiser zu huldigen. In der Mitte der Huldigenden hatte ein mit dem Annenbande geschmückter Herr dagestanden, dessen Anzug deutliche Spuren einer eilig zurückgelegten Reise zeigte; es war der Fürst Sergey Dolgorukow, der die Kunde von der im Pawlav'schen Palais stattgefundenen Katastrophe nach Moskau gebracht hatte .... Ein Zweifel war nicht weiter möglich und der erste Blick, den ich auf die Straße that, belehrte mich darüber, daß die große Neuigkeit bereits allenthalben bekannt geworden sei. — Ich weiß nicht, wie ich das, was damals geschah, schildern soll; alles fühlte weiteren, freieren Spielraum um sich, jede Brust schien freier zu athmen, jedes Auge freundlicher d'rein zu schauen ... Von Trauer war in Moskau nichts zu sehen, ich erinnere mich nur einer einzigen Person, die die vorschriftsmäßigen Trauerkleider angelegt hatte, einer Generalin Kempen, die in erster Reihe an einen Kaufmann verheirathet gewesen war und sich demgemäß auf ihren neuen Rang außerordentlich viel zu Gute that".

Der große Umschwung, der sich zu Folge der Ermordung des unglücklichen, halbwahnsinnigen Selbstherrschers von sechzig Millionen Menschen in Rußland vollzog, kam auch den Decemvirn des Moskauer Archivs zu Gute. Wenige Wochen nach dem oben geschilderten Auftritt vom März des Jahres 1801 waren dieselben in alle Winde zerstreut, ihre Beschäftigungen wiederum in die Hände zu Schreibern beförderter Popensöhne übergegangen — der Weg in's Ausland und der Eintritt in alle Zweige des Civildienstes war von Alexander I. schon wenige Tage nach seiner Thronbesteigung freigegeben worden. — Der einzige Zögling des alten Bantysch-Kamenski, auf dessen Entwicklungsgang die Beschäftigung im Reichsarchiv bestimmend eingewirkt hatte, war Alexander Turgenjew gewesen, dem hier der Sinn für archivalische Forschung aufgegangen war. Um für diese eine solide Grundlage zu gewinnen, ging der 17jährige Jüngling nach Göttingen, wo er mehrere Jahre lang historischen und juristischen Studien mit Fleiß und Eifer oblag. Gleich hier sei bemerkt, daß diese Studien für die russische Geschichte und Geschichtsschreibung in der Folge von höchster Bedeutung gewesen sind. Obgleich Alexander Turgenjew sich nicht ausschließlich der Wissenschaft zuwandte, sondern in den Staatsdienst trat und diesem seine hauptsächliche Thätigkeit und die besten Jahre des Mannesalters zuwandte, arbeitete er bis an das Ende seines Lebens und namentlich während der zweiten Hälfte desselben an einer Sammlung aller auf die ältere russische Geschichte bezüglichen Quellenwerke, Urkunden u. s. w. Mit einem Eifer und mit einer Consequenz, wie sie allenthalben nur selten gefunden werden, am seltensten aber in Rußland, durchforschte er die Archive sämmtlicher größerer Städte Rußlands, dann des Auslandes. Turgenjews vieljährige Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien, England und Dänemark galten vornehmlich der Durchforschung der Archive dieser Länder, die bezüglich ihrer Bedeutung für die Geschichte Rußlands noch nie untersucht worden waren. Die Veröffentlichung der Früchte dieser unermüdlichen Arbeit erlebte der edle Forscher erst als älterer Mann und auch da nur unvollständig: drei Jahre vor seinem im Jahre 1845 erfolgten Tode publicirte die St. Petersburger archäologische Commission zwei Bände „Historiae Russiae Monumenta", im Jahre 1848 einen stattlichen Band Supplemente. Dieses Sammelwerk, das in der Neuzeit natürlich überholt worden ist, hat nichts desto weniger eine bleibende Stellung in der russischen Geschichtsforschung errungen, weil es die Grundlage für eine wahrhaft wissenschaftliche Zusammenstellung und Benutzung der russischen Geschichtsquellen bildete, den festen Boden gab, auf welchem spätere Forscher ihren Apparat aufstellen konnten; dessen zu geschweigen, daß die Arbeiten der archäologischen Commission zunächst durch Turgenjew angeregt und in Fluß gebracht worden sind.

So schwer diese Verdienste wiegen, ihnen hat Alexander Turgenjew die Popularität nicht zu danken gehabt, deren er sich bei seinen Landsleuten, wie bei zahlreichen seiner deutschen, französischen und englischen Zeitgenossen erfreute. Die eigentliche Bedeutung dieses Mannes bestand in seiner hochherzigen wahrhaft humanen Gesinnung, in dem ächten Freisinn, den er als höherer Beamter im Cultusministerium bewiesen hat, durch welchen er zu einem der frühesten Vorkämpfer bürgerlicher und religiöser Freiheit in Rußland geworden ist.

Alexander Turgenjew war die rechte Hand jenes Fürsten Galyzin, der während der letzten Jahre des freisinnigen Aufschwungs, den Kaiser Alexander I. genommen, das Unterrichts- und Cultusministerium verwaltete und noch viele Jahre lang in dem Gedächtniß der Freunde wahrer Bildung und Aufklärung fortgelebt hat. —

*) In der Zahl derselben finden wir zwei später berühmt gewordene russische Staatsmänner, den Grafen Bludow und den Fürsten Gagarin.

**) Verfasser des in den vierziger Jahren vielbesprochenen Schandbuchs „La Russie envahie par les Allemands".

Digitized by Google

Gleich vielen anderen russischen Liberalen jener Zeit zeigte Turgenjew eine gewisse Hinneigung zu dem deutsch-protestantischen Pietismus, der mit den burschenschaftlichen Tendenzen, die nach Beendigung des Befreiungskrieges im Schwunge waren, ziemlich eng zusammenhing. Wo immer möglich, förderte er den Aufschwung wirklich religiösen Lebens, in welchem er das wichtigste Erziehungsmittel zur politischen Freiheit sah. Als Chef des damals dem Unterrichts-Ministerium unterstellten „Departements der fremden Culte" wußte er den Interessen der protestantischen Kirche in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland und den Bedürfnissen der katholischen Bewohner Litthauens eine Förderung angedeihen zu lassen, die von dem Geiste reinster Humanität dictirt war und zu dem bornirten Fanatismus des russischen officiellen Kirchenthums in ausgesprochenstem Gegensatz stand. Gerade dadurch aber weckte er den Haß der bigotten und reactionären Clique, welche seit der Rückkehr Kaiser Alexanders aus Deutschland nur der Gelegenheit harrte, um die Keime humanen Freisinns zu ersticken, welche die Jahre 1813—16 in der russischen Gesellschaft geweckt hatten. An der Spitze dieser Camarilla stand der wegen seiner Härte und seines Bildungshasses berüchtigte Kriegsminister Graf Araktschejew und der Abt Photi, ein zelotischer Pfaffe, der als Beichtvater der vornehmen Damenwelt großen Einfluß besaß und namentlich Turgenjew, „den Schüler Fenélons", mit wüthendem Hasse verfolgte. Nach Monate langer Wühlerarbeit gelang es dem Triumvirat Araktschejew-Photi-Kutusow, den freisinnigen Unterrichtsminister und dessen Anhang zu beseitigen. Fürst Galyzin, Turgenjew, Labsin, Runitsch, Popow u. s. w. verloren im J. 1822 ihre Aemter, um jenen Schischkow und Magnizki Platz zu machen, die ihre Thätigkeit mit Schließung sämmtlicher Freimaurerlogen, Verbot der Bibelgesellschaften und mit maßloser Verschärfung der Censur inaugurirten und dadurch der Reaction vorarbeiteten, die nach dem Scheitern des Decemberaufstandes vom J. 1825 und nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus dreißig Jahre lang Rußland beherrschte. Der Umschwung, der sich damals in der russischen Gesellschaft vollzog, ist von Alexander Herzen in einer der (kaum bekannt gewordenen) Erzählungen dieses Autors mit unvergleichlicher Wahrheit geschildert worden: „Die Gardeoffiziere, die bei Austerlitz, Eylau und Tilsit gefochten, die Feldzüge von 1812—15 mitgemacht und Paris in Moskau, Moskau in Paris gesehen hatten, waren in den Jahren 1817—19 als siegreiche Generale nach Rußland zurückgekehrt. Die Berührung mit fremden Völkern und Bildungsformen hatte auf diese Männer so bestimmend eingewirkt, daß sie unfähig geworden waten, sich in die gemeine Ruhe des Petersburger Despotismus je wieder zu finden. Während der besseren Zeit Alexauders I. hat dieses Geschlecht Rußland beherrscht: Kühn und zugleich gutmüthig waren diese Leute in Allem von der Generation, die auf sie folgte, verschieden — sie hielten stark auf Disciplin und zugeknöpfte Uniformsröcke, aber sie waren vor Allem der Religion der Ehre ergeben. Ohne die entfernteste Kenntniß von Geschäften unterschrieben sie die Papiere, die ihnen vorgelegt wurden, natürlich ungelesen — sie gaben entsetzlich viel Geld aus, sie nahmen dieses Geld gelegentlich wohl auch aus den Cassen des Staats — aber zu Spionir- und Bütteldiensten waren sie unfähig und stets bereit, für ihre Untergebnen in's Feuer zu gehen. Ihr Typus war jener General Miloradowitsch, der Petersburg mehrere Jahre verwaltete, ohne ein einziges Gesetz zu kennen und der am ersten Tage der Regierung des Kaisers Nikolaus umkam: tapfer, glänzend, sorglos und unsäglich liederlich, zehn Mal durch Alexander I. von seinen Gläubigern losgekauft und doch stets bis an den Hals verschuldet — galant und ritterlich, ein Schwätzer und dabei doch unendlich liebenswürdig war dieser Mann das Idol der Soldaten . . . Leute solcher Art konnte die prosaische, herbstliche Regierung Nikolaus' nicht brauchen. Sie waren für ihn zu laut und zu lärmend, — sie antworteten nicht immer, wenn sie gefragt wurden, sie gaben Urtheile ab, auch ohne um dieselben gefragt zu werden, — sie hatten selbstständige Meinungen und ließen sich, wenn es darauf ankam, für diese ebenso gut todtschlagen, wie für Kaiser und Vaterland. Der Monarch, der auf Alexander I. folgte, wußte mit Männern solchen Schlages nichts anzufangen: man sagt, sein Vertrauter, der Graf Benkendorff, sei jedes Mal, wenn er zum Kaiser gerufen worden (und das geschah wohl zehn Mal täglich) erblaßt — das waren die Leute nach dem Herzen Nikolaus', der Agenten nicht Gehilfen, Executoren nicht Rathgeber, Corporale und Feldjäger, nicht Krieger und Feldherrn haben wollte und der den fähigsten General seiner Zeit, den genialen Jermolow, in Unthätigkeit verkommen ließ. Bei der Nikolaitischen Generation vertrat Pünktlichkeit das Talent, Ehrgeiz die Strebsamkeit, Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel die Productivität".

(Fortsetzung folgt.)

Die Resultate der auf Selbsthülfe beruhenden Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften im Jahre 1873.

Von **Schulze-Delitzsch.**

(Schluß.)

IV.

Wie stark das Einströmen unserer Arbeiterbevölkerung in die Consumvereine ist, zu denen wir nunmehr übergehen, haben wir im Eingange zahlenmäßig angegeben. Natürlich ist diese Form der Genossenschaft für unselbstständige Arbeiter, denen es zumeist darauf ankommt, im Haushalte auskömmlich zu bestehen, die ansprechendste. Seine Lebensbedürfnisse billiger und in besserer Qualität zu erhalten, als sie der Kleinhandel in den meisten Fällen liefert, wirkt um so bestimmender hier ein, je knapper Jemandem die Mittel dazu zugemessen sind. Tritt nun noch überdem die Aussicht auf weitere Ersparnisse hinzu, welche in Gestalt der Dividende allmählich ein kleines Capital für die Betheiligten in der Vereinscasse bilden helfen, so ist für diejenigen, welche nur mit einiger Umsicht wirthschaften, die Sache entschieden. Wie wir daher die Masse der Fabrikarbeiter in England zunächst zu diesen Vereinen ihre Zuflucht nehmen sahen, so ist dies seit dem immer entschiedeneren Einlenken in die Fabrikindustrie und der Anhäufung der Bevölkerung in den Fabrikdistricten auch bei uns immer mehr der Fall.

Indessen sind die angedeuteten augenfälligen Vortheile, welche der gemeinsame Großbezug im eigenen Geschäft den Consumenten gewährt, bei weitem nicht das Einzige und Bedeutendste, was die Consumvereine den Arbeitern leisten.

Vielmehr greifen dieselben in die gesammte wirthschaftliche Erziehung der Leute ein, und stellen bei fernerer Verbreitung die Abhülfe eines großen allgemeinen Uebelstandes im Verkehr in Aussicht, nämlich die Reform des Kleinhandels.

Wie nützlich und nothwendig die Vermittlung zwischen Producenten und Consumenten bis zur Verabreichung der kleinsten Partieen für augenblicklichen Begehr mittelst dieses Geschäftszweiges auch ist, die außerordentliche Uebersetzung darin führt die größten Nachtheile gerade für diejenigen Gesellschaftsclassen herbei, die am meisten darauf angewiesen sind, sich dieser Vermittlung zu bedienen. Man vergleiche nur einmal die Zahl der Kramläden in kleineren und mittleren Landstädten — an größeren Orten ist die Uebersicht zu sehr erschwert — und man wird finden, daß dieselbe meist um das Doppelte, nicht selten um das Dreifache größer ist als das Bedürfniß. Wenn 5—6 solcher Kramläden mit ausreichender Bedienung von 2—4 Verkäufern genügen würden, die gesammte Kundschaft prompt zu bedienen, finden wir deren 12 und mehr, die, um die Kunden einzufangen, kein Mittel scheuen. Anstatt den Unterhalt von etwa 15—20 Personen, deren Dienste zu Aller Versorgung vollkommen ausreichen würden, muß nun das Publicum den Unterhalt der doppelten Zahl von Menschen bei seinen Einkäufen bezahlen, die sämmtlich von ihren Geschäften leben wollen. Da nun die übermäßige

Digitized by Google

Concurrenz an der directen Preissteigerung der Waaren, welche dieser Mehraufwand erfordert, hindert, so muß man der Sache auf indirectem Wege beikommen und hier begegnen wir den verwerflichsten Manipulationen, schlechtem Maß und Gewicht, Lieferung der geringsten Qualität, ja Verfälschung der Waare bis zu einem die Gesundheit gefährdenden Grade, wie dies Alles in England die Arbeiter zu den ersten Versuchen auf diesem Gebiete führte. Das gefährlichste Lockmittel von allen bleibt indessen dabei der ungesunde Borg, welcher die Leute nicht blos zu schlechter Wirthschaft, zu Ankäufen über ihre Kräfte verführt, sondern sie durch die stets wachsende Verpflichtung, die sie je länger je weniger zu tilgen vermögen, geradezu in die Hände des Händlers gibt, dem sie dann durch Entnehmen schlechter Waare um hohen Preis einen greulichen Wucherzins und die Prämie für das Risico zahlen müssen, welches natürlich bei solchem Geschäftsbetriebe sehr in das Gewicht fällt und vielfach die Ladenhalter selbst ruinirt. Demungeachtet ist die Versuchung derartige Geschäfte zu gründen, das Gelüste — so möchte man sagen — einen solchen „Handel" anzufangen so allgemein verbreitet, daß nicht nur die auf solche Weise leer gewordenen Stellen sich sofort wieder besetzen, sondern täglich neue hinzutreten. Es ist so viel amüsanter, am Ladentisch zu stehn und sich in Liebenswürdigkeiten gegen die Kunden zu erschöpfen, als in der Werkstatt bei gleichmäßig angestrengter Thätigkeit auszuharren; und dazu obenein die Möglichkeit, bei Benutzung der Conjuncturen ohne alle Mühe ansehnliche Gewinne zu machen!

Gewiß ein Zug der Zeit, mit dem wir es nicht ernst genug nehmen können. Aber ebenso gewiß gibt es gegen diese Schmarotzerbildungen, die man mit polizeilichen Beschränkungen und Ueberwachungen niemals beseitigt, nur ein durchschlagendes Mittel: daß die Consumenten die Einrichtung und Controle des Betriebs dieser zu ihrer Versorgung dienenden Geschäfte selbst in die Hände nehmen, indem sie sich zu Herren derselben machen, selbst Inhaber der Geschäfte werden, denen sie durch ihre Gründung im Vereinswege gleich ausreichende Kundschaft zuführen. Nur so wird die volle Solidität in Qualität und Preis der Waare gesichert, nur so erreicht, daß für eine Arbeit nicht die drei- und vierfache Zahl der Personen gelohnt zu werden braucht, welche zu deren Verrichtung erforderlich ist. Und kommt dies den Mitgliedern der Vereine als Kunden in ihrem Consum zu gut, so wirkt ihre Qualification als Geschäftsinhaber höchst förderlich auf ihre wirthschaftliche Haltung und Lage zurück. Da müssen sie sich zusammennehmen, durch kleine Ersparnisse erst einen Betriebsfonds zusammenbringen, und weiter als blos auf Befriedigung augenblicklicher Nothdurft, auf Fortführung ihres Geschäfts bedacht sein, alles meiden, was dessen Aufschwung, dessen Bestand gefährdet, und da ist es die Beseitigung des ungesunden Borgs, auf welche sie vor Allem sich hingewiesen sehn. Hatten die indirecten Verwüstungen dieses Borgs im eigenen Haushalt der Leute, durch Verlockung zum Consum über ihre Mittel, Preisgeben ihrer Zukunft um augenblickliche Genüsse, nicht ausgereicht, die Einsicht über dessen Verderblichkeit allgemein zu machen, so tritt ihnen diese Einsicht nun von der entgegengesetzten Seite, in den Folgen directer Verluste im gemeinsamen Geschäft augenfällig entgegen. So macht sich denn die Baarzahlung bei Entnahme der Waaren in den Vereinsläden immer allgemeiner mit ihren wohlthätigen Folgen als Princip geltend. Da finden sich Begehr und Vermögen, das was einer dran setzen und das was er dafür verlangen kann, unmittelbar neben einander in das richtige Verhältniß gesetzt, und außerdem, daß jede Etatüberschreitung vermieden wird, ergibt sich noch die Aussicht auf eine Prämie in der Dividende, auf welche alsdann mit ziemlicher Sicherheit zu rechnen ist.

Wie sich nach dem Vorbemerkten die Entwicklung in dem verflossenen Decennium gestaltet hat, macht die im Jahresbericht enthaltene Tabelle ersichtlich. Bei den 189 Vereinen, welche ihre revidirten Rechnungsabschlüsse für 1873 eingesendet haben, tritt in allen Stücken ein wesentlicher Fortschritt hervor. So hat die Zahl der Vereine, welche nur gegen Baarzahlung verkaufen, gegen das Vorjahr zugenommen; unter der angegebenen Zahl geben nur noch 53 (28%) Waarencredit. Dagegen beginnt bei einer Anzahl von ihnen die Bildung von besonderen Dispositionsfonds zu Bildungszwecken, zu denen ein Theil des Reingewinns geschlagen wird, um zur Errichtung von Volksbibliotheken, Fortbildungsschulen u. drgl. mitzuwirken. Bei 46 meist kleineren Vereinen waren zu diesen Zwecken bereits 3908 Thaler aufgebracht. Besonders wichtig ist das Fortschreiten zu eigner Production in einigen Hauptartikeln, welches bei den bedeutenderen Vereinen seit den letzten Jahren beginnt. So wurden bei 10 Vereinen eigene Bäckereien, bei 2 auch Schlächtereien (Magdeburg und Lörrach) errichtet, während 2 Cigarrenfabrikation in Betrieb setzten. Sehr bemerkenswerth schritt der Erwerb eigener Grundstücke in den zum Geschäftsbetrieb nöthigen Baulichkeiten vor, wovon bereits 56 von den angef. 189 Vereinen zum Theil bedeutende Anlagen gemacht haben, welche beispielsweise bei dem neuen Consumverein zu Magdeburg auf 82,449 Thaler, bei den Consumvereinen zu Mannheim, Pforzheim und dem Waareneinkaufsverein zu Görlitz über 30,000 Thaler, bei den Vereinen in Carlsruhe, München, Neustadt-Magdeburg und Stettin zwischen 20—30,000 Thaler betragen. Ueber die Gestaltung des Umsatzes, der eigenen Capitalbildung im Verhältniß zu den aufgenommenen Crediten, Gewinn und Verlust, geben die folgenden Zahlen der nach den eingesendeten Abschlüssen aufgestellten Tabelle pro 1873 bei den bezeichneten 189 Vereinen Aufschluß:

Verkaufserlös.	Geschäftsantheile der Mitglieder.	Reservefonds.	Aufgenommene Anlehen.	Schulden für Waarencredite.	Ausstände für creditirte Waaren bei Mitgliedern.	Reingewinn.	Verluste.
Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
7,294,136	804,709	117,688	688,593	308,391	23,425	403,719	2,663

Danach beträgt das eigene Vermögen der Vereine an Geschäftsantheilen und Reserven im Durchschnitt bereits über 10 Thaler pro Kopf der Mitgliedschaft, und steht in Summa mit den Schulden in aufgenommenen Anlehen und Waarencrediten (922,397 Thaler : 996,984 Thaler) nahezu gleich. Natürlich ist bei den größeren und älteren Vereinen dieses Verhältniß meist noch günstiger, worauf auch in allen Fällen hingewirkt werden muß, in denen man zur Acquisition von Grundstücken, besonders aber zur eigenen Production wichtiger Verbrauchsartikel übergeht. Da indessen die Geschäftsantheile zum größeren Theile aus Gutschrift von Dividenden gebildet werden, so sind in dieser Hinsicht große Verschiedenheiten wohl zu beachten, je nachdem ein Verein auf möglichst billige Preisstellung oder mehr auf Dividende beim Verkauf arbeitet. Vergleicht man z. B. die Summe der Umsätze mit den davon gezogenen Gewinnen bei den beiden Vereinen, welche die größten Geschäfte gemacht haben, bei Breslau und Görlitz, so erhält man:

bei Breslau:
Verkaufserlös: 518,143 Thlr. — Gewinn 35,701 Thlr.;
bei Görlitz:
Verkaufserlös: 485,109 Thlr. — Gewinn: 10,900 Thlr.,

weil der letztere eine möglichst niedrige Preisstellung, welche doch immer noch 6—8% Dividende auf den Geschäftsantheil ergeben hat, zu seiner Hauptaufgabe macht. Neben diesen beiden Vereinen sind die bedeutendsten in Süddeutschland die Consumvereine zu Stuttgart und München, in Norddeutschland der Neue Consumverein in Magdeburg und der Consumverein Biene in Berlin, deren Verkaufssummen pr. 1873 sich zwischen 160,000—300,000 Thaler be-

Digitized by Google

wegen. Dieselben arbeiten, wie die weitaus größte Zahl aller übrigen Vereine, mehr auf Dividende, wobei indessen noch immer die Preise eher unter, als über das marktgängige Niveau fallen, und die Qualität der Waare besonders in das Auge gefaßt wird. Da der solchergestalt gesteigerte Geschäftsertrag in der Form der Dividende meist an die Mitglieder wieder zurückgelangt und so gleich einer Spareinlage die Capitalbildung für sie selbst, wie für das Geschäft fördert, das letztere aber namentlich dadurch in den Stand setzt, weitere Ziele in das Auge zu fassen, werden wir im Ganzen diese Richtung nicht mißbilligen können.

Zum Schlusse haben wir noch einer weiteren Consequenz der Vergesellschaftung in dieser Genossenschaftsbranche Erwähnung zu thun, daß nämlich eine Anzahl Vereine selbst wieder zum Bezug gewisser Waaren im größten Maßstabe sich verbindet. So gibt es in England für ganze Bezirke gemeinsame Magazine, Großhandlungen, welche von den Vereinen selbst gegründet sind und diese versorgen; eine Einrichtung, welche die Süddeutschen Consumvereine durch Gründung der Waareneinkaufsgesellschaft zu Mannheim (auf Actien) mit Erfolg ebenfalls getroffen haben. Dagegen hat der Neue Consumverein zu Magdeburg dies für Norddeutschland zuerst durch sogenannte Börsentage ersetzt, wo dann die Vertreter der Vereine mit den Vertretern und Agenten der Großhandlungen an den geeigneten Handelsplätzen zusammentreffen und gemeinsam ihre Bestellungen aufgeben: eine Einrichtung, welche ohne jedes Risico mindestens dieselben Vortheile gewährt, als die oben gedachte und die besten Resultate erzielt.

V.

Ueber die erst in den letzten Jahren durch das dringende Wohnungsbedürfniß veranlaßten Baugenossenschaften ist noch wenig zu sagen, da sich die Principien für ihre Organisation erst in der Praxis herausstellen müssen. Da, wenn die Wohnungsbedürftigen die Sache allein anfassen, die Beschaffung der zum energischen Angriff der Bauten erforderlichen Capitalien meist in sehr unzureichendem Grade vor sich gehen dürfte, so kommt es darauf an, irgend wie die Capitalisten selbst in das Unternehmen hereinzuziehen. Da nun diese schwerlich in die Solidarhaft einer solchen Genossenschaft einzutreten geneigt sein werden, so wird entweder eine separate Einigung derselben zur Vorstreckung der nöthigen Gelder außerhalb der Genossenschaft, oder ihr Eintritt in diese als stille Gesellschafter, meist unter hypothekarischer Sicherstellung ihrer Einschüsse, erstrebt, wie das Letztere namentlich mit Erfolg in Neviges (Rhein. Fabrikstadt) geschehen ist und wohl meist da sich empfiehlt, wo eine Classe von Capitalisten als Arbeitgeber selbst an Herstellung gesunder Wohnungen für größere Arbeitermengen interessirt ist. Verhältnißmäßig bedeutende Resultate für die kurze Zeit ihres Bestehens, welche nicht über 1871 hinausgeht, weisen der Wohnungsverein in Halle a/S. (28 kleinere Häuser zu 2 Wohnungen mit Hof, Ställen und Gärtchen); Bauverein zu Insterburg (7 größere Häuser mit Ställen zu je 4—8 Wohnungen, von denen eins verkauft ist); Arbeiterheim in München (7 Häuser mit 44 Wohnungen, Gärtchen) auf. Ihnen schließen sich zunächst Neviges und Rathenow an, welches letztere eine vollständige Ziegelei erbaut und im Betriebe hat. — Da auch diese Genossenschaften ihre Organisation durch den Zusammentritt zu einem Unterverband des Allgemeinen Deutschen Genossenschaftsverbandes (siehe den I. Artikel) zu vervollkommnen im Begriff stehen, so werden wir im nächsten Jahresbericht mehr von ihnen hören.

Potsdam, im December 1874.

Literatur und Kunst.

Der Tod des Perikles.*)

Führt mich hinaus! Versinkend blickt der Tag
Aus goldnen Wimpern über Salamis
Und kühler vom Piräus weht's herauf.
Noch einmal will mein Auge, eh' es sich
Auf immer zuschließt, ruh'n auf dieser Stadt,
Denn über Alles hab' ich sie geliebt
Und liebe sie noch heut in ihrer Noth,
Wiewohl sie mein vergaß.

O mein Athen,
Juwel von Hellas, stolze Herrscherin
Des Meers und aller Götter Liebling einst,
Könnt' ich dich, Kodrus gleich, durch meinen Tod
Vom Fluch erretten, der im fahlen Qualm
Dumpf brütend über deinen Zinnen hängt,
Wie freudig stürb' ich! Doch es ward mir nicht
So schön vergönnt; die bleiche Stirne soll
Kein Kranz mir schmücken. Lautlos hingerafft
Wie eine dunkle Well' im dunkeln Strom
Versink' ich mit im allgemeinen Leid.

Weint nicht, ihr Treuen! Immer war's mein Stolz,
Daß keines Bürgers Thräne jemals floß
Um meinetwillen; laßt mich diesen Ruhm
Bewahren bis an's Ende! Klagt auch nicht,
Daß dies gestählte Herz, bevor es brach,
Noch so viel Leid erfuhr. Es trifft der Gott
Mit schärfstem Pfeile, wen er einst erhöht.
Und wenn mein Phidias im Kerker starb,
Wenn der mit Milch der Weisheit mich genährt**)
Geächtet floh, wenn kleiner Haß sich frech
An sie gewagt, die meine Muse war,
So wißt: ich nehm es hin als meines Glücks
Ausgleichung, und dafern ich allzukühn,
Verführt vom Reize des Gelingens, je
Mich überhob, als Buße meiner Schuld.

Durch meine Seele dunkel mahnend tönt
Das Lied der Eumeniden, das ich nie
Vergessen konnte. Zürnend sang es mir,
Zum Wanderstab schon greisend, Aeschylus,
Als ich die Pfleger fromm erstarrten Brauchs,
Die Alten, von den Richterstühlen warf.
Vielleicht, wenn damals ich mein Herz bezähmt,
Hinausgeschoben hätt' ich diesen Tag
Und seine Noth, vielleicht — vielleicht auch nicht!
Denn viel ist Schicksal, was als That erscheint,
Und wie der Apfel, wenn kein Wind vom Ast

---

*) Lübeck, 10. Jan. 1875.

Verehrter Freund!

Die letzte Nummer der „Gegenwart" bringt eine schöne Ballade meines Freundes Lingg: Perikles. Vielleicht ist es Ihnen und Ihren Lesern nicht uninteressant, eine andere Behandlung desselben Gegenstandes ebenfalls kennen zu lernen und dabei zu beobachten, in wie grundverschiedener Weise, bei aller Aehnlichkeit der Motive, zwei völlig von einander unabhängige Dichter den gleichen Stoff zu bewältigen suchen.

Mit hochachtungsvollstem Gruße

Emanuel Geibel.

**) Anaxagoras.

Digitized by Google

Ihn schüttelt oder keine Hand ihn pflückt,
Unwiderruflich grünt und reift und — fault,
So grünt und reift und fault die Kraft des Volkes,
Im Anfang herbe, dann vom milden Saft
Der Freiheit schwellend, der sie Tag für Tag
In reichrer Füll' und Zierde prangen macht,
Bis endlich dieser Saft, wenn er das Werk
Der Zeitigung vollbracht, zum Gährungsstoff
Ausartend, langsam alles Feste löst.
Wir aber sind zumal in dies Gesetz
Miteingeschlossen, seine stille Macht
Trägt wie ein Strom uns; Alles können wir
Mit ihr verbündet, ihr zuwider nichts.
Wer sie begreift, ist weise, wer sie nutzt,
Ist stark, und wer mit reinem Herzen ihr
Zu dienen weiß, ist glücklich. War ich's doch
Und Alles fiel mir zu, was herrlich heißt,
So lang' ich steuern durfte mit der Flut!
Doch als ich wider ihren Schwall den Kiel
Gerichtet, ward ich machtlos fortgespült.
Denn wer bezwingt das Unabwendliche!
Der Tag der Ueberreife kam, es fällt
Die Pest die Geister wie die Leiber an;
Wir sind am Faulen und das Glück ist hin.

Doch ziemt mir's nicht zu klagen. Eine Welt
Von Schönheit, aufgeblüht in Stein und Erz
Und goldner Rede, bleibt als Zeugin stehn,
Was diese Stadt vermocht und wer ich war.
Denn hätt' ich nicht die flücht'ge Stunde kühn
Am Haar ergriffen, nicht das Farbenspiel
Der jungen Lebenssonne Strahl um Strahl
Versammelt wie in eines Spiegels Rund
Und jeder Kraft ihr höchstes Ziel enthüllt,
Wer weiß, sie hätt' am reichen Einzelwerk
Sich g'nügen lassen und um einen Kranz
Wär' Hellas ärmer, wie zum zweiten Mal
Kein Gott ihn beut. Ich hab', als ich ihn wand,
Im Augenblick Unsterblichkeit gelebt
Und willig steig' ich drum hinab. Lebt wohl!

Emanuel Geibel.

Das Tagebuch des Königs von Persien.*)

Ich bitte nicht zu glauben, daß der König von Persien mit Veröffentlichung des im Titel stehenden Buches das erste Mal unter die Schriftsteller gegangen sei. Nein! Nasreddin Schah hatte schon längst die Gewohnheit — welche übrigens auch orientalischen Fürsten der Vergangenheit eigen war —, daheim und auf Reisen ein Tagebuch zu führen und die Erlebnisse auf großen Jagdausflügen und Reisen auf's Papier zu bringen. — Als er vor Jahren Gilan und Mazendran, diese gebirgigen, romantischen Theile seines Reiches bereiste, als er den schiitischen Heiligen in Kerbela und Nedschef einen Besuch abstattete, da hatte er nach seiner Rückkehr seinen Unterthanen die Schilderung seiner Wanderungen als Reisegeschenk mitgebracht. Einer solchen alten Gepflogenheit huldigte er auch diesmal, indem er die vielen werthvollen Geschenke, welche ihm von den Machthabern Europas präsentirt wurden, für sich selber behielt und seine guten Iranier daheim mit einer Beschreibung des merkwürdigen und sonderbaren Frengistan sammt den persönlichen Erlebnissen seines fürstlichen Ich beglückte, um einerseits darzulegen, daß er die Zeit seiner langen Abwesenheit vom Lande zur Erlernung vieles Schönen und Nützlichen verwerthet hat, andrerseits aber auch um jenen Glanz und jene Herrlichkeit in Relief zu bringen, in welcher die Krone Irans durch die wahrhaft großartigen Empfänge bei allen Höfen des Westens erstrahlte. Dieser Aufgabe nun hat sich der königliche Schriftsteller in vollem Maße, und man erlaube mir hinzuzufügen, mit genug Geschicklichkeit entledigt. Allerdings haben jene, die vom literarischen Producte des Schehinschah eine kritische Beleuchtung abendländischer Zustände, eine judiciöse Besprechung unserer Hofetiketten und unseres politischen Lebens erwarteten, sich bedeutend getäuscht. Werke, wenn auch nur annähernd von dem Geiste der „Persischen Briefe" von Montesquieu, oder des „Hadji Baba" von Morier, dürften dem Kadjaren-Fürsten keinesfalls zugemuthet werden. Fähigkeit und Wille wäre ihm hierzu keineswegs abgegangen, um hie und da den Schleier zu lüften und um seinen auf die altorientalische Cultur eingebildeten Unterthanen auch solche Stellen der europäischen Civilisation zu zeigen, die jedenfalls einer Kritik unterzogen werden könnten. Doch der gute Mann war allzusehr behandschuht, er hat der officiellen und nichtofficiellen Auszeichnungen, Zuvorkommenheiten und Freundlichkeiten allzu viele erhalten, als daß er sich auch nur den Anflug einer spöttischen Bemerkung erlauben dürfte. Man war liebenswürdig, folglich mußte auch er es sein und so ist denn Lobeserhebung und Verherrlichung Europas der herrschende Geist und die Hauptrichtung seines Buches. Ob der Schah hiermit seinen persischen Lesern einen wesentlichen Dienst geleistet, ist daher unter allen Umständen fraglich, auch würde ich es sehr in Zweifel ziehen, ob der Text in der Form, in welcher er vorliegt, selbst den höchsten Spitzen der persischen Gesellschaft vollauf verständlich ist, denn wie einem Stockasiaten die minutiösen Beschreibungen der geschichtlichen, religiösen und Kunstdenkmäler des Westens gänzlich mundgerecht werden können, will mir keineswegs einleuchten. Ich wenigstens kann mir keinen, in orientalischer Bildung auferzogenen Perser vorstellen, der an den chefs d'oeuvre der Gemäldegallerien der Hermitage in Petersburg, des Louvre in Paris oder an den Bildhauerarbeiten unserer großen Meister ein besonderes Interesse fände. Noch weniger aber ist es möglich, einen Vollblutiranier mir zu vergegenwärtigen, für den die geschichtlichen Details unseres classischen Alterthums oder Mittelalters Verständniß, geschweige denn Anziehungskraft besäßen. Was der Schah daher auf diesem Felde leistet, kann so ziemlich als nutzloses Trachten angesehen werden, während es andrerseits einen gewissen Argwohn in uns erregt, daß nämlich der königliche Autor in diesem Theile seines Buches sich sehr häufig fremder Hände bediente, und fällt in erster Reihe der Verdacht auf die an seinem Hofe lebenden Europäer oder auf einige ihn umgebende, mit der westlichen Culturbildung ganz vertraute Perser.

Nur in diesem Punkte allein und nicht mehr kann dieses Buch der Verdacht des Plagiates treffen, keinesfalls aber in solchem Maße, in welchem die bisherigen europäischen Kritiker wähnten. Die in Persien allgemein herrschende Bildung, Bildung in unserm Sinne des Wortes, hat mit der Individualität Nasreddin Schahs nur wenig gemein. Von der Jugend auf mit Europäern in häufigem und stetem Verkehr, hat dieser von Natur nicht unbegabte Fürst über das Leben und Treiben der westlichen Völker, trotzdem die volle Kenntniß einer europäischen Sprache ihm abgeht, gar so vieles gehört. Es ist zur Genüge bekannt, daß er von den an seinem Hofe accreditirten europäischen Gesandten über unsere politischen, socialen und wissenschaftlichen Zustände Erkundigungen einholt. Seine beliebten Hofärzte, einer seiner Adjutanten hatten ihm jahrelang französische Werke des verschiedenartigsten Inhalts übersetzt und vorgelesen; was er nun mit eigenen Augen sah, war ihm alles nicht neu, und wenn wir noch hinzufügen, daß er in der Person seines Großveziers und Malcolm Chans, die ihn auf der Reise begleiteten, wohlgebildete und unterrichtete Ciceronés fand, daß er selbst, dem Drange der Wissenslust folgend, alles gern besichtigte, und den Aufklärungen ein williges Ohr verlieh, wird es uns gar nicht wundern, wenn wir nun in seinen Memoiren eine solche Viel-

*) 1) Ruzname-i-Nasr-ed-din Schah. Teheran 1874. 2) The Diary of H. M. The Shah of Persia. London 1874.

Digitized by Google

seitigkeit und Weitschweifigkeit finden, die bei einem Orientalen, besonders aber bei einem orientalischen Fürsten überraschend scheint, und die ihm von all' denen auch gar nicht zugemuthet wurde, die mit seinem Vorleben, seinen geistigen Fähigkeiten und seiner Sinnesrichtung nicht vertraut waren. Was den ausschließlich individuellen Charakter seiner Anschauungsweise betrifft, so bezieht sich derselbe in erster Reihe auf die Würdigung der Naturschönheiten im ganzen Verlaufe seiner Reisebeschreibung. Der heutige König der Perser war von jeher ein warmer Freund der Natur. In seinem mit poetischem Fluge reizend geschilderten, aber in Wirklichkeit armseligen Lande haben ihn von jeher nur die romantischen Thäler und Schluchten des Elburzgebirges angezogen. Mehr als Zweidrittel des Jahres verlebte er fern vom Geräusche der Hauptstadt, vom Treiben des Hofes, das ihn gründlich anekelt, auf Jagdausflügen in die erwähnten Gegenden. Selbst in der größten Kälte mußten seine verweichlichten Höflinge ihre Bündel schnüren und ihm in die freie Natur folgen. Man stelle sich nun einen solchen Menschen mit einem Male in die von mannichfachem Segen so reich begünstigte Naturwelt Mitteleuropas versetzt vor, der von einem solchen Lande, wo jeder Grashalm nur das Product einer künstlichen Bewässerung ist, kommend, nun inmitten des ununterbrochenen Kranzes von schönen Wiesen und fetten Aeckern Europas umherzieht; der schließlich das Bild reizender Gärten, prachtvoller Blumenbeete, duftiger Lauben und erfrischender Wasserfälle nur aus den Phantasiegebilden der heimatlichen Dichter kennend, — nun die Lustgärten von Sanssouci, Windsor, Versailles und Schönbrunn in Wirklichkeit erblickt!

Zu diesem Gefühle für Naturschönheiten gesellt sich bei Nasreddin ein specielles Interesse für die zoologischen Sammlungen Europas, so zwar, daß die umständliche Beschreibung unserer Thiergärten, ja sogar der Thierarten, denen er auf Jagden begegnete, dem Leser schon etwas langweilig werden kann. Etwas Aehnliches empfinden wir, und wahrscheinlich noch mehr der persische Leser, bei den genealogischen Auseinandersetzungen gekrönter und ungekrönter Fürsten Europas. Wenigstens ist es mir ganz unbegreiflich, was die Nebenzweige der Cousins und Cousines eines längst depossedirten frengischen Potentaten den Leser im Lande der Chosroes wohl angehen mögen. Doch Nasreddin ist um das Schicksal seiner „chers frères" und „chères soeurs" überall bekümmert, wenigstens liest man zwischen den Zeilen das Mitleid für die Familie des Mannes von Sedan, für den König von Hannover und andere. Da wir eben von diesem Gegenstande sprechen, so darf auch nicht jene Aufmerksamkeit außer Acht gelassen werden, die er in Beilegung der Titulaturen hoher Herren und hoher Damen bekundet, und ist es mir unbegreiflich, wie die europäische Presse, besonders aber die deutsche, diesen Mann der Unhöflichkeit zeihen konnte. Vorsätzlich hat der Schah gewiß Niemanden beleidigt, denn so wie er monatelang noch daheim die üblichen Begrüßungsformeln Frengistans einstudirte, so hat er auch auf Reisen bei jedwelchem Empfange sich über Rang und Stand der betreffenden Persönlichkeiten genau erkundigt. — Was schließlich den Stil des Buches anbelangt, so erinnert die trockene Erzählung der Daten sehr lebhaft an die Schreibweise, [redacted] die Ruznames (Tagebücher) in Asien seit Jahrhunderten gefaßt werden, und ist das Ungeschminkte der Sprache [redacted]. Redhouse — nebenbei bemerkt: der größte Kenner [redacted] ranischen Sprache — auch in der englischen Uebersetzung ganz treu wiedergegeben worden.

Doch nun ist es Zeit, daß wir den Leser auch mit dem Inhalte des Buches einigermaßen bekannt machen.

Der Aufbruch von Teheran geschieht in der, orientalischen Fürsten eigenen langsamen und bedachtsamen Weise. Nasreddin Schah erzählt von Beklommenheit seines Herzens am Anfange des großen Unternehmens, berichtet von Vorbereitungen, vergißt aber natürlich absichtlich vom günstigen Horoskop zu sprechen, dessen er beim Verlassen des Stadtthores, nach Angabe des Hofastrologen, gewärtig war. (Man muß ihm in's Ohr geraunt haben, daß Astrologie in Europa schon längst aus der Mode ist.) Auch die Reisegefährten werden nach Rang und Titel uns vorgeführt. Diese Liste hätte eine kleine Revision benöthigt. Wir finden nämlich daselbst die hohen Würdenträger und Prinzen, sodann die Offiziere der Haushaltung, nach diesen die Diener, Köche und Stallknechte. Nach diesen folgt der österreichisch-ungarische Gesandte Graf Dubski und hart an diesen schließen sich die Namen seiner vier Pferde an, von welchen eines „der Schatten des Sultan", ein anderes der „Morgen des Glückes" heißt. — Auf dem Wege durch Gilan haben wir es mit Empfängen persischer Notabilitäten zu thun, alles sendet inbrünstige Gebete für das Glück und die Gesundheit des Herrschers auf der Reise gen Himmel, und diese Gebete scheinen auch gefruchtet zu haben, denn während das ganze Corps der erlauchten Prinzen und Fürsten auf der Fahrt über den Kaspisee von dem heimtückischen Neptun auf's Krankenlager geworfen wurde, und ihr klägliches Stöhnen mit dem Krachen der Schiffsbalken sich mischte, soll sich der Schah standhaft gehalten haben. Für die Strapazen der Seefahrt fand der hohe Reisende die erste Entschädigung im festlichen Empfange und den donnernden Hurrahs beim Landen in Astrachan. Hier bekommt er zum ersten Male ein europäisches Theater zu Gesicht. Drei Mal wird der Vorhang aufgezogen (drei Acte), berichtet er, Menschen und Häuser aus Pappendeckel (sollte heißen Decorationen) kommen zum Vorschein, und der Schah amüsirt sich auf's beste. Auch die Sehenswürdigkeiten des Ortes werden besichtigt, und nur ganz nebenbei wird die Bemerkung hinzugefügt, daß in einer der sunnitischen Moscheen in dem öffentlichen Gebete nach den Namen der ersten Chalifen der Name des Erzungläubigen Alexander Romanow eingeschaltet wird. — Die Weiterfahrt auf der Wolga von hier bis Zarizin, hat nichts Bemerkenswerthes; desto mehr aber die erste Fahrt auf der Eisenbahn bis nach Moskau, wo das Keuchen und Pusten des Dampfrosses, das windschnelle Hingleiten, besonders aber die auf den Zwischenstationen entgegengebrachten Ovationen und Huldigungen den Schah in besondere Verwunderung versetzten. In Moskau will Nasreddin es kaum wagen, die Großartigkeit des Kremlins zu beschreiben, läßt sich aber dennoch in Details ein, und notirt unter anderem einen mit Edelsteinen reich besetzten Thron, den Abbas der Große dem frühern moskovitischen Fürsten geschenkt hatte; um hiermit aber den iranischen Stolz nicht zu beleidigen, wird geradeswegs auch eines von den Sultanen der Türkei dargereichten Geschenkes erwähnt. — In Petersburg ist der Perserkönig selbstverständlich ganz verblendet von der Herrlichkeit der Straßen, der Pracht der Paläste und von der nach Tausenden zählenden seiner Ankunft gewärtigen, schaulustigen Bevölkerung. Nur eines findet er unangenehm, nämlich das heftige Wagengerassel, welches ihn in der Conversation mit dem ihm zur Seite sitzenden Zaren stört. Ob dies auch den Zaren besonders dauerte, möchte ich kaum glauben, da er mit seinem orientalischen cher frère, der der französischen Sprache nicht ganz kundig ist, sich ohnehin nicht besonders gut zu unterhalten vermocht hätte. In der Hauptstadt an der Newa, in diesem ersten Echantillon europäischen Lebens, geht es nun besonders lustig zu. Officielle Besuche und Empfänge, Theater und Bälle, Ballets, Kunstreiter und sumptuose Diners bei den verschiedenen Mitgliedern der kaiserlichen Familie wechseln mit einander ab. Der Schah vergißt nicht zu erzählen, wie der Kaiser Alexander den Pokal schäumenden Franzweines auf seine Gesundheit erhob, worauf er in moslemischer Demuth mit einem bescheidenen Gläschen Scherbet (Limonade) die Höflichkeit erwidert. Sehr schön. Doch ist es leider kein Geheimniß: wie viele volle Kisten Bordeaux jahraus jahrein die Hauptpforte des Palastes am Meidani-selz in Teheran passiren! — Uebrigens zeigt sich unser Autor schon hier freisinnig im strengsten Sinne des Wortes. Besuchte er doch sogar den Helden vom Kaukasus, den Fürsten von Bariatinski, den er aber sonderbarer Weise im Bette krank darniederliegend antraf, und zwar die Decke so tief über die Ohren gezogen, daß er nur einige graue Haare zu sehen bekam. Es werden alle vorhandenen Museen, Arsenale und öffentlichen Bauten besichtigt, am meisten natürlich die Kunstsammlungen der Eremitage. Ein Fasan mit Edelsteinen gespickt, ein krähender Hahn aus Gold, mit Rubinen und Smaragden übersäet, sind Kunststücke, die das in Juwelen

Digitized by Google

bewanderte Auge des Perserkönigs besonders entzücken. Alles schwimmt in Reichthum, in Glanz und Luxus, und als Nasr-eddin diese Stadt mit Palästen, diese Paläste mit langen Fluchten von Sälen, und diese mit allen erdenklichen Schätzen des Erdballes vollgepfropften Säle sah, da konnte er sich wohl einen Begriff von der Größe und Macht seines nordischen Nachbars, in dessen Schatten ihm noch heute eine Existenz gegönnt ist, machen.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel.

(Bd. I u. II 1808—12. Leipzig 1874, Brockhaus.)

(Fortsetzung.)

III.

Die geistige Bedeutung Rahels ist so anerkannt, daß diese neue Veröffentlichung das Urtheil der mitlebenden, wie der nachfolgenden Generation nur bestätigen, nicht noch günstiger stimmen kann. Auch hier in dieser vollständigeren Ausgabe ist es wie in jener Auswahl, die Fülle und Ursprünglichkeit der Gedanken, die Originalität, das Leben, die Schärfe der Sprache, die unbeirrbare Sicherheit des Urtheils über Menschen, Verhältnisse, Bücher, die Kunst der Erzählung, der Gefühlsschilderung, welche uns bezaubern, erfrischen, immer neue Ueberraschung bieten; ist es vor Allem die Tiefe der sittlichen und philosophischen, besser gesagt, der religiösen Weltanschauung, die Totalität einer ewig jungen, einzigen Persönlichkeit, welche uns gefesselt hält: was wir aber damals nur ahnten, oder nur zwischen den Zeilen herauslesen konnten, das ist uns hier durch hundert kleine und große Züge bestätigt: daß der Charakter dem Geiste völlig ebenbürtig war: daß Varnhagen kühnlich und billig von ihr behaupten konnte: „Je wahrer und vollständiger man Rahel kennen wird, desto schöner wird sie dastehen! Ich weiß Alles von ihr, was ein Mensch vom Andern wissen kann und ich sage mit reinster, kräftigster Ueberzeugung: unschuldiger, zarter, reiner, liebevoller, gütiger, aufrichtiger, rechtschaffener, frömmer und keuscher im höchsten Sinne habe ich keinen Menschen gekannt!"

Schreiber dieses hat früher einmal versucht, das Gesammtbild der Unvergleichlichen, der „geliebten Zauberin", zu zeichnen,*) und will hier nicht schon Gesagtes wiederholen, nur an den neuen so unendlich reichen Mittheilungen möchte er zeigen, wie sie auch in der Liebe dieselbe war, als die wir sie in der Freundschaft, im geistigen Verkehr, im Patriotismus und im Menschlichkeitsgefühl kennen gelernt: durchaus eigenthümlich, wahr, ganz; eine der wenigen Erwählten, die Gott von Angesicht zu Angesicht schauen. Wohl mochte ihr Freund an Goethe schreiben: „... all ihr Geist, wie gewaltig er sein möge, verschwindet gegen das quellende Leben ihrer Brust! Ja, lassen Sie mich vergessen, wenn ich von meiner Freundin rede, daß ein hoher Geist in ihr wohnt mit allen seinen reichen Geschlechtern des Scharfsinns, Witzes, der Einbildungskraft und Vernunft, daß ein Urquell reinen, begeisterten Schauens der Natur und Geschichte ihr Gemüth durchströmt, und die Züge der edelsten Wahrhaftigkeit unvertilgbar in ihr aus allen Lügenbildern der Welt alsogleich hervordringen; viele Dichter und Weise bietet die Welt und mancherlei nicht schlechtere Wahl des Lobes und Ausschließens kann man treffen: aber die Unschuld und Kindlichkeit dieses wahrhaften Menschenherzens ist das Schönste, was jemals meinen Augen sich aufgethan hat." So ist ihre Liebe; da ist nichts Ueberspanntes, Krankhaftes, launenhaft Sentimentales: „Sei versichert, ich denke oft, oft, bei jedem Vorfall, Wetter, Schein, Bild, ja bei gutem Essen an Dich. Wie sollte ich nicht! Du hast mich ja gelehrt in einer Atmosphäre von Liebe zu wohnen und alles berührt mich unheimlich und kalt ohne Dich. Ich kenne Dich ganz und liebe Dich und rechne auf Dich und auf Dein Fortschreiten in jedem Sinne. Kannst ja schon lieben. Keine Undankbare!"

Lieblichste Naivetät schwebt über Allem, durchdringt Alles; man müßte jede Seite citiren: ihre „Briefe sind nicht nur kleine köstliche Geschenke, die sich Liebende geben, sie sind ein ganzes Vermögen, befrachtete Schiffe!" Frisch und heiter ist der Ton, aber auch leidenschaftlich: sie setzt „ihren höchsten Lebenspunkt in ihn, kann ohne ihn nicht mehr genießen, hatte nie, was sie in ihm besaß; den Geliebten, der es werth ist. Und hat, trotz der größten Leidenschaft, trotz der Krankheit des stärksten Herzens, nie einen Verlust gemacht, als der wäre, ihn zu verlieren". Sie ist ihm glühende Geliebte, zärtliche Schwester, geistreiche und anregende Freundin, sorgliches Mütterlein, treu helfende Gattin zugleich: mit Rath und That, mit ihrem Sparpfennig und ihrer Hände Arbeit steht sie ihm bei; sie pflegt ihn, wenn er ausruht, beschützt ihn gegen jeden rauhen Wind, wacht über ihn wie über ein liebes zartes Kind. Die Liebebedürftige, der in der eigenen Familie die Liebe nie zu Theil geworden, macht aus ihm ihre Familie: dieser männliche Geist und dieser männliche Charakter entwickelt hier die anmuthigste, rührendste Weiblichkeit; immer hülfreich; nicht nur verkörpertes Mitleiden, jeden fremden Schmerz im Innersten mitempfindend, nein, immer beeilt ihn zu lindern: das selten schöne Schauspiel der mit Geist vereinten Güte: „Sehen, Lieben, Verstehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen, das große Sein verehren, nichts hämmern, erfinden und bessern wollen: und lustig sein, und immer guter" — das war ihre Moral, man zeige uns eine schönere.

Da ist nichts Eckiges, Trockenes, Kaltes, nur Verständiges, und doch auch wieder nichts Dunkles, Ungefähres, Halbes; alles ist Klarheit, so in der Liebe, wie im Urtheil. Nie gefällt sie sich in der Täuschung, nie begeistert sie sich für das Falsche, den Schein, ein Wortgeklingel. Und sie hat den Muth, die Wahrheit nicht allein zu sehen, sondern auch zu sagen: sich selber wie den Andern, selbst dem Geliebten. Unbarmherzig offen, ja streng ist sie mit ihm: zwischen Beiden ist nichts Verborgenes, Nichts, das sie sich selber weis machten: sie fürchtet nicht, ihn zu zanken, wie eine Mutter ihr Söhnchen; aber jedes noch so harte Wort athmet Liebe und kann drum nicht lange schmerzen, wenn's auch im Augenblick verletzt. Wie nichts Schwaches in ihrer Liebe ist, so nichts Weibisches in ihrer Weiblichkeit: sie hat ein großes Bedürfniß der Freiheit, und macht's geltend, sie will sich wohl geben, aber nicht aufgeben: sie will Freiheit lassen, aber auch Freiheit haben: wie Iphigenie die Göttin, so scheint sie den Geliebten zu erinnern:

„Mein Leben sollte
In freiem Dienste dir gewidmet sein."

Sie ist darum nicht minder bereit, sich selbst, ihr eignes Interesse unterzuordnen — hier sind hunderte von Beweisen dafür — nur muß sie sicher sein, daß die Sache der Mühe werth ist, daß sie sich etwas Wirklichem, nicht etwas Eingebildetem opfert. Sie gibt viel, aber sie verlangt auch viel: vor Allem die Wahrheit und Klarheit, die Entschiedenheit, die sie selber an den Tag legt. Wie sie stets weiß, was sie will, so möchte sie, daß auch der Geliebte stets wisse, was er wolle, und wäre es auch etwas minder Gutes. Nie auch [illegible] man die innerlich Bescheidene auf dem Laster der Scheinheiligkeit betreffen: sie hat ein hohes Selbstgefühl und scheut sich nicht es zu zeigen. Mit vornehmem Stolz sieht sie auf die gemeine Masse der Frauen herab: „Sie sind so erstaunlich matt, beinahe unklug aus Zusammenhangslosigkeit. Und nehmen die Parallele von sich zu mir so gewiß an, daß nur aus dem Zimmer laufen mich retten kann. Lügen thun sie auch, weil sie's oft so nöthig haben und weil Verstand zur Wahrheit gehört, und Lügen ennuyirt mich bis zur Krankheit: so ist auch meist ihr Unglück". Man sieht, wie jeder rechte Mensch, wußte sie, was sie werth war; und wollte ihr der Geliebte irgendwie in seiner halben Weise eine unwürdige d. h. unächte Rivalin geben, so nahm sie den Kampf auf gegen solche und ihre „verwickelten Verhältnisse —

*) Der Verfasser hat bekanntlich einen seiner in der „Revue des deux Mondes" veröffentlichten Essays über die Berliner Gesellschaft von 1789—1815 ausschließlich Rahel gewidmet; es ist der in der Nummer vom 1. Mai 1870. D. R.

Digitized by Google

Folge, unumgängliche, einer unreinen Seele, eines dunklen Kopfes, und keines muthigen, immer edlen Herzens. Die, solche scheu' ich nicht mehr: es hülfe ihnen auch nicht einmal. Ich ehre sie nicht und bin tausendmal besser. Rein und ehrlich komme ich jedes Mal; ebenso, aber arm und gekränkt muß ich gehen". Das hat sie aber ein Recht zu sagen, denn sie ist tausendmal besser; ja sie darf sagen, wie sie's einst zu Veit gesagt: „Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde. Der größte Künstler, Philosoph oder Dichter ist nicht über mir. Wir sind vom selben Element, im selben Rang und gehören zusammen ..... Mir aber war das Leben angewiesen".

Man hat wohl Raheln oft um dieses hohen Selbstgefühles willen der Ueberhebung geziehen; und noch vor Kurzem wurde es ihr als ein unerträglicher Hochmuth vorgeworfen, daß sie im Jahre 1831 bei der „gräuelmachenden, dumpfen" Annäherung der „infamirenden Krankheit", die sie nicht nennen will, in das naive Geständniß ausbrach: „sie habe entdeckt, daß sie der größte Aristokrat sei, der lebe". „Ich verlange ein besonderes, persönliches Schicksal. Ich *kann* an keiner Seuche sterben; wie ein Halm unter anderen Aehren auf weitem Felde von Sumpfluft versengt. Ich will *allein* an *meinen* Uebeln sterben; das bin *ich*, mein Charakter, meine Person, mein Physisches, mein Schicksal." Und ein so wahres Gefühl dürfte man aus „Lumpenbescheidenheit" — das Wort ist von Goethe — nicht gegen einen intimen Freund aussprechen, weil es unserem demokratischen Gleichheitsbedürfniß in's Gesicht schlägt! Da sagen und reden die „modernen" Leute so viel von der Geistesaristokratie; *die* ließen sie gelten, nicht aber Geburtsadel u. s. w. — als ob nicht aller Adel Geburtsadel sein müsse, auch der des Charakters und des Geistes, dieser gerade mehr als irgend ein anderer. Oder erwirbt man Talent, Willen, Muth, Liebenswürdigkeit? Verehrt und liebt die Welt das Erworbene etwa mehr als das Angeborne? Den Parvenu mehr als den Nachkommen reicher Voreltern, den gewissenhaften Arbeiter mehr als das Genie? Adel heißt gerade das Angeborene, Ererbte, nicht das Errungene: niemand spricht von einem Adel der Gelehrsamkeit, einem Adel der Sparsamkeit; wohl aber von einem Adel der Gesinnung, des Geistes, des Besitzes. Es scheint wirklich zuweilen unfaßbar, mit welchen leeren Phrasen sich die liberale Welt von scheinheiligen Neidern abspeisen läßt. Kommt dann einmal ein Mensch in unzweifelhaftestem Geistesadel und vindicirt seine Rechte, so tritt der Pharisäismus sofort recht grell zu Tage und man sieht, daß die Berechtigung der Aristokratie keineswegs vom Gerechtigkeitsgefühl bestritten worden, sondern einzig und allein aus instinctivem Haß gegen jede Ueberlegenheit. Nennt aber gar ein solcher Aristokrat das Kind bei seinem Namen, heißt ein Goethe die Mittelmäßigkeit „Pöbel"; erklärt ein Bismarck, daß in diesem Jammerthal Macht mehr vermag als Recht, und daß gewisse Fragen nicht durch Worte, sondern nur durch Blut und Eisen entschieden werden; sagt eine Rahel, daß die große Masse der anständigen Lügenweiber „Canaille" sind, — ja, dann schreit die Welt Zeter über die Cyniker, die Paradoxenjäger, die Hochmüthigen. Und wie mit der „Geistesaristokratie", so stehts mit der „öffentlichen Meinung", der „moralischen Eroberung", der „Selbstregierung", der „Ministerverantwortlichkeit" und hundert anderen, eben so hohlen Schlagwörtern unserer Zeit, die stets nur die Form, nie das Wesen treffen. Doch dies gehört schon in ein andres Capitel, das man mir bei dieser Gelegenheit kurz zu berühren erlauben wolle.

IV.

Wie fremd muthet uns doch die Atmosphäre an, die sittliche und literarische, religiöse und politische, in welche uns dieser Briefwechsel wieder einmal versetzt: man sollte manchmal meinen, Jahrhunderte trennten uns von der Zeit, wo man so dachte und fühlte, so aussprach, was man dachte und fühlte. Wie oft will es uns da bedünken, als ob unser vielgepriesener Fortschritt im höheren Sinne genommen ein nur gar zu bedenklicher Rückschritt sei; unsere sicheren wissenschaftlichen Methoden, unsere feste und selten mehr verletzte Ordnung der Ehe und Familie, unsere klaren Begriffe von Religion, unser mächtiges Staatsgefühl erscheinen uns dann wohl als um allzuhohen Preis erkaufte Güter; und wir fragen uns, ob denn wirklich Alles dabei Fortschritt ist. Jede Zeit schreitet ja rückwärts in einem Sinne. Jede reagirt gegen die Uebertriebenheiten der vorhergegangenen Zeit, übertreibt ihrerseits diese ihre Reaction und ruft eine neue gegen sich selber hervor. Auch jene Epoche der schönen und freien Menschlichkeit war eine Reaction gegen die engen Bande, in denen Schule und Sitte, Glaube und Staat gelegen hatten, wie unsere sich stets verengende Weltanschauung eine Reaction gegen die allzuweite Auffassung und Betrachtung der Dinge ist, die jenen Tagen eigen war. Varnhagen schrieb im Jahre 1835 die merkwürdigen Worte:

„Ich bin gewiß, daß eine Zeit kommen wird, wo der größte Theil unserer jetzigen, conventionellen Sittlichkeit nicht mehr gilt, wo man über Vorstellungen und Regeln, die uns jetzt allgemein beherrschen, lächelt oder die Achseln zuckt. Alle Verhältnisse der Neigung, der Leidenschaft, der Liebe, der Ehe werden einst aus andern Gesichtspunkten angesehen werden, als jetzt. Das Falsche und Heuchlerische, was jetzt in Ehren ist, wird dann verächtlich sein; das Wahre, Aufrichtige dagegen, dessen man sich jetzt schämen muß, wird in Ehren stehen."

Die ganze, an sich nicht unrichtige, Bemerkung hätte nur auf die Vergangenheit, anstatt auf die Zukunft, angewandt werden müssen. Varnhagen war, als er sie niederschrieb, schon zu sehr von der Alles verwirrenden politischen Leidenschaft unserer Zeit ergriffen, um sehen zu können, daß eben diese politische, nationalliberale Anschauungsweise, welche die vorherrschende unseres Jahrhunderts ist, jene goldene Zeit der sittlichen und gesellschaftlichen Freiheit, die er herbeiwünschte, immer weiter hinausschieben mußte. Daß die Vergangenheit diesem Ideale näher gewesen, als die Gegenwart, sah er wohl auch selber in geistesfreien Stunden. „Wer die Zeiten von 1806 mit den jetzigen vergleichend darstellte, welche Klüfte fände der zu überspringen," schrieb er 1831 an Freund Pückler. In solchen Stunden, als Rahels großer Geist noch lebendig auf ihn wirkte, ging ihm dann wohl die wahre Größe jener Zeiten (etwa von 1775—1810) auf, welche durch die geronnenen Formen der Literatur und Sittlichkeit, der Religion und des Staates hindurch das Wesen erschauten und es zu nennen, zu bekennen wagten. Denn sie erkannten die ewige Einheit der Natur und des Menschen in den verschiedenartigsten Erscheinungsweisen, beurtheilten diese ewige immer gleiche Wesenheit nicht nach den unstäten, wechselnden Conventionen, die wir für ewig halten, weil sie oft ein paar elende Jahrhunderte ausdauern, und die wir, gleich allen sich krystallisirenden Gesellschaften, an die Stelle des Wesens zu setzen beginnen, aus Beweggründen, die freilich auch ihre gute Berechtigung haben.

Nicht als ob jene Zeit nicht auch noch ihre Conventionen und Vorurtheile gehabt, welche, schon erstarrt, aus einer andern Zeit in jene hinüberragten; aber sie wurden nicht angebetet, vergöttert, wie wir es mit den unseren thun; recht im Gegentheil trug man sie unwillig, bekämpfte sie mit Schrift und Wort, lehnte sich auf gegen sie durch kecke That: und sie waren altersschwach, wichen jedem Drucke des aufstrebenden Individuums, während unsere, robust und voll frischen Lebens, das Individuum unter ihr Gesetz beugen. Und es waren die Besten jener Zeit, welche sich der gesellschaftlichen Rücksicht nicht unterwarfen, dem inneren Drange zu folgen wagten:

„Immer toller, ruft Rahel, alle Tage wahnsinniger kommt es mir vor, je mehr ich die Welthändel sehe und bedenke, daß man seinem innersten Herzen nicht lebt. Dies zu thun hat solchen schlechten Ruf, weil simulares von ihnen herumlaufen. Ihren elenden verwirrten Sinnen und Einsichten und ihrem Geize nach falscher, hohler, sie bestrafender Ehre folgen die Leute; das betiteln sie ihr innerstes Herz".

Und Rahel dachte keineswegs allein so; mußte sie ja doch selber gestehen, daß, für ihre Bildungskreise wenigstens, kaum noch Vorurtheile bestanden in Deutschland*). Aber eben, weil nicht

*) „Denk Dir, Varnhägeken — oft nennt sie ihn auch Schnäutzke —, ich hatte gleich ein so schnelles, plötzliches, allverhinderndes Vorurtheil, wie man's gegen Juden hat — nicht weil ich eine bin, sondern weil wir in Deutschland doch kein anderes (Vorurtheil) haben."

Digitized by Google

Alle sich mit Rahels wunderbarer Keuschheit und Reinheit über die gesellschaftlichen Vorurtheile hinaussetzten, wurde jene freiere Menschlichkeit der Nation so gefährlich, rief sie eine so scharfe Reaction hervor. Eine Rahel durfte sagen, wie ein Goethe es gedurft hätte: „einer schlechten Ehe würd' ich mich nie fügen; denn wer meinen innersten Beifall und meine Neigung verletzt, behält mich nur als eine Gefangene, und das müßt' ich sagen, weil ich's wüßte und da nicht lügen könnte, wo Nichts als Wahrheit schön sein kann". Aber nicht alle waren Rahels oder Goethes: auch der Eitelkeit und Selbstsucht, der rohen Sinnlichkeit und dem Wankelmuthe waren die Fesseln zu eng und ganz anders gestalteten sich die Dinge, wenn eine Therese Heyne oder eine Sophie Tieck, als wenn eine Caroline von Lengefeld, ja selbst eine leidenschaftlich glühende, aber immer wahre und edle Natur, wie Charlotte von Kalb, sich gegen die socialen Schranken auflehnten und die morschen mit der leisesten Bewegung zertrümmerten. War doch das Ehebett in jener Zeit zu einem wahren Taubenschlag geworden: man flatterte hinein, heraus, nach Belieben. Was bei den edlen Naturen ein Wahrheitsbedürfniß, das diente den niederen als ein Freibrief für die nackte Laune.

Und nicht nur frei und doch edel zu handeln, auch edelfrei über Dinge zu sprechen, welche von Andern verschwiegen werden, muß man es thun wie Rahel: „großartig, — — — über jede Ziererei und eitle Scheinsamkeit erhaben, frei und wahr". Man mußte wie sie, nicht in der Mißachtung der Vorurtheile an sich schon eine große und schöne That sehen, sondern die Motive und Charaktere zu würdigen wissen, welche solche Mißachtung herbeigeführt. Wie streng urtheilt sie gerade über die bewußte freche und anspruchsvolle sittliche Emancipation der meisten Weiber des romantischen Kreises, wie milde und billigend dagegen über Gräfin Pachtas muthigen Schritt, die Rang und Ansehen opferte, um ihrem Meinert zu folgen; wie wenig Anstoß nahm sie an Philine-Paulinens genialen Freiheiten, an Auguste Bredes Verhältniß zu Graf Bentheim, an dem liebenswürdig-natürlichen von Gentz zu Fanny Elßler! Diese waren eben alle wahr, ursprünglich, folgten ihrer eigensten Natur und diese Natur war nicht unedel: das genügte ihr, wie Goethen, wie es jedem wirklich menschlichen Menschen genügt. Rahel schaut eben immer direct die Menschen und die Dinge selber an; ohne je alle möglichen mittelbaren Vorstellungen von Sittlichkeit, Nationalität, Religion, Partei u. s. w. zwischen sich und den Gegenstand kommen zu lassen, und da übersieht sie denn gern und oft einen, nach conventionellen Begriffen recht incorrecten Lebenswandel, wenn nur eine ächte Persönlichkeit diesen Lebenswandel führt. Das ist nun freilich gar selten bei deutschen Frauen, die leicht untergehen, wenn sie über die Sitte hinausspringen; desto häufiger aber bei deutschen Männern: keine Nation kann so viele Männer aufweisen, die bei aller Mißachtung jeder conventionellen Sitte, ja bei vollständigem Verkommen, äußerer Verwilderung und gänzlicher Haltlosigkeit in der Lebensführung sich einen so unverwüstlichen Kern bewahrt haben an geistiger Potenz, an feinem Gefühl und an höheren Interessen: einen Funken des Gemüthes und Geistes, den die Ueberschwemmung des übrigen Menschen nicht zu erlöschen vermocht hat. Jene Zeit zählte manche solche Männer; einigen verdanken wir herrliche Werke der Dichtung und Wissenschaft; auch heute sind sie noch nicht ausgestorben und sie beweisen mehr als unsre tugendhaften Staatsbürger und „tüchtigsten" Professoren für die wunderbare Elasticität und Kraft der deutschen Natur: überall sonst würden solche Menschen ganz untergehen.

Neben solchen, immerhin bedauerlichen, Ausnahmen aber stand der bessere Theil der Generation, wahr und schön, rein und frei, unbedürftig des äußeren Haltes, um im besten Sinne sittlich zu sein: war sie doch stets auf das Höchste gerichtet, unempfindlich, im Reichthum des geistigen Lebens, für die Aermlichkeit des materiellen Lebens, nachsichtig gegen menschliche Schwäche, begeistert für menschliche Größe, überzeugt ohne Intoleranz oder Parteigeist, kühn ohne Frechheit, unbewußt ihres eigenen Werthes.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die letzten Novitäten.

Die Franzosen können sich nicht darüber beklagen, daß ihre dramatischen Arbeiten nicht genügend von unseren Theaterdirectoren und von unserm Publicum berücksichtigt werden. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob die patriotischen Dramatiker jenseits des Rheines eine Art geistiger Sperre über unser unglückseliges Vaterland verhängen wollten. Aber die Tage, da Dumas für sein schlechtestes Stück das Elsaß und Sardou für „Rabagas" fünf Milliarden von den deutschen Directoren forderte, sind längst dahin. Durch die thatkräftige Vermittelung anständiger Tantièmen sind die Schwierigkeiten glücklich beseitigt worden; mehr denn je dominirt die französische Dramatik auf den Bühnen der Hauptstadt und hat sich seitens der Kritik, wenn auch nicht gerade des Wohlwollens, so doch einer Vorurtheilslosigkeit und Unbefangenheit zu erfreuen, welche uns mit gerechtem Stolze erfüllen darf und sogar die heimische Production zu den schönsten Erwartungen berechtigt.

In diesem Augenblicke sind es nicht weniger denn vier, darunter sogar bedeutende Theater, deren tägliches Repertoire französische Stücke bilden. Auf den Zetteln des Stadt-, des Residenz-, des Friedrich-Wilhelmstädtischen und des Wallnertheaters kehren täglich „Onkel Sam" von Victorien Sardou, „Dalila" von Octave Feuillet, „Giroflé-Girofla" von Lecocq und „Schönröschen" (la jolie parfumeuse) von dem französischsten aller Franzosen, von Offenbach, wieder. Der Vergnügungsanzeiger von Paris unterscheidet sich in diesem Augenblick fast gar nicht von dem in Berlin. Und da spricht man noch von Verschiedenartigkeit der Racen; da finden sich noch Autoren, welche dieses Vorurtheil zum Vorwurfe einer Komödie wählen!

Victorien Sardou gehört zu diesen. Das zuletzt von ihm in Berlin aufgeführte Stück „Onkel Sam" hat keine andere Tendenz als die völlige Verschiedenheit des germanischen und des romanischen Volksstammes in das grellste Licht zu rücken und die unendliche Ueberlegenheit des letzteren über den ersteren darzuthun. Die klugen Americaner haben sich die Posse in ihrem Lande vorspielen lassen und den Autor wegen seiner völligen Unkenntniß der Verhältnisse, die er zu persifliren vorgibt, verlacht; natürlich ohne sich im Entferntesten darüber zu ereifern. Das Berliner Publicum hat das Stück ebenfalls richtiger aufgefaßt als die Direction des Stadttheaters, nicht wie diese als „americanisches Zeitgemälde" — eine Bezeichnung, deren Verständniß schon durch die Grammatik erschwert wird; heißt das: americanisches Gemälde der Zeit? oder Gemälde der americanischen Zeit? oder zeitliches Gemälde Americas? oder gemaltes America der Zeit? — die Berliner haben das Stück aufgefaßt als burleske Posse mit einer Lustspielscene, haben die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der geschilderten Vorgänge gänzlich außer Acht gelassen und von dem Unsinn nichts weiter verlangt, als daß er sie amüsiren solle. Trotz der Gutmüthigkeit des germanischen Publicums hätte die Direction doch wohl den schönen Satz des französischen Chauvinisten, in welchem die Gesundheit und Tüchtigkeit der Romanen gegenüber der Fäulniß und dem Schwindel der Germanen glorificirt wird, ohne Bedenken streichen können. Aber die Direction hat so viel zu thun; sie mag das übersehen haben.

Wer americanische Zustände kennen lernen will, wird schwerlich bei Sardou Nachfrage halten. Was er in diesem Stücke an Unkenntniß und an jener Keckheit, welche sich so gern im Bunde mit der Unkenntniß befindet, leistet, grenzt schier an das Unglaubliche. Es wäre unbillig, diese Kritik zu einer Kritik der unwissenden Franzosen zu verallgemeinern. Wie es in Frankreich Gelehrte gibt, welche unsere deutsche Literatur so genau kennen, daß viele unserer Großsprecher von ihnen eine richtige Würdigung unserer Geistesarbeit erlernen könnten, so gibt es auch dort vorzügliche und bedeutende Kenner der americanischen Zustände. Es genüge, an den Namen Tocqueville zu erinnern. Sardou hat seine Weisheit über die neue Welt aber aus irgend einem Anekdotenjäger geholt und jede Schnurre für bittern Ernst gehalten. Er steht auf dem Standpunkte der braven Leute, welche glauben, daß sich jeder rechtschaffene Engländer täglich mehrere Male in Gin berauscht, mit jedem Vorübergehenden boxt und auf jede Frage Goddam! antwortet; daß alle

Digitized by Google

Russen Pommade und Talglichter essen, ihr Beefsteak unter dem Sattel gar reiten und sich gegenseitig mit Knutenhieben bewillkommnen. Daß alle Deutschen ausschließlich von Sauerkraut und Braunbier leben, lange Pfeifen rauchen und beim Mondscheine metaphysische Probleme lösen oder Uhren stehlen. Für ihn ist jungfränliche Sittsamkeit in America ein Wahn, Treue und Wahrheit in Handel und Wandel ein Hirngespinnst, jedes sittliche Princip ein Hohn. Das Gesetz ist ein Buchstabe, welches allein dem gewandtesten Schwindel zu Gute kommt; der Spitzbube wird als Genie betrachtet, die Rohheit und Handgreiflichkeit sind die Vorbedingungen zur Erlangung jedes Ehrenamtes, die Erpressung ist gesetzlich und gesellschaftlich sanctionirt, die kaufmännisch berechnende Herzlosigkeit die vornehmste der weiblichen Tugenden.

In dieser Ansammlung von Lächerlichkeiten, welche lediglich auf Grund ihres lächerlichen Charakters dem Odium der bodenlosen Frechheit entgehen, zeigt sich wiederum das große Talent Sardous überall da, wo es sich um die Technik der Bühne handelt. Eine Scene — die Umkehr der jungen Americanerin von der Männerfängerei zur wirklichen Liebe — ist wirklich schön. Man kann sich mit einiger Phantasie denken, daß diese Scene, wenn die Rolle des Marquis gut gespielt wird, eine bedeutende Wirkung hervorzurufen geeignet ist. —

„Dalila" stammt aus jener Zeit, in welcher die Deutschen in den Augen der Franzosen noch von dem Nimbus der träumerischen Sentimentilität, tiefinnerlichen Poesie umstrahlt waren. Das Stück spielt in Neapel, aber die eigentlichen Helden sind wenigstens zum Theil Deutsche. Andreas Roswein, der als der Typus des deutschen Musikers von Feuillet hingestellt wird, ist freilich Dalmatier, aber das hat wenig zu bedeuten; und ich möchte diese dalmatische Nationalität beinahe für einen Lapsus des Dichters halten, der in seiner Zerstreuung angenommen haben mag, daß Dalmatien in der Nähe von Berlin liegt. Jedenfalls ist dieser Andreas genau der Mensch, den man sich früher in Paris unter einem idealen deutschen Musiker vorstellte. Sein Lehrer Sertorius vereinigt in sich alle diejenigen Eigenschaften, welche die Franzosen dem Vertreter der musique savante beizulegen gewohnt sind. Der Generalbaß ist für ihn das Evangelium der heiligen Tonkunst, und was nicht mindestens eine vierstimmige Fuge ist, gilt ihm als profan. Er hat natürlich ein Meisterwerk componirt, das er vor den Augen der Welt, die nicht auf der Höhe der Situation steht, verborgen hält. Seine Tochter Martha ist ganz Hingabe, ganz Rührung, ganz Schwärmerei, die deutsche blonde Maid der Franzosen vor dem letzten Kriege; sie lebt, liebt, seufzt und stirbt. Es kommt dazu ein schwärmerischer Kunstmäcen, der Cavaliere Carnioli, welcher Roswein protegirt, und die Fürstin Leonore Falconieri, der interessanteste Charakter des Stückes, die Delilah, die diesmal allerdings keinen Simson scheert. Die vornehme Frau hat, man weiß nicht recht welches diabolische Interesse daran, den jugendlichen Künstler an sich zu locken, ihn durch Sinnlichkeit zu erschlaffen und den Genius in ihm zu ersticken. Nachdem sie das gethan, läßt sie ihn laufen — laufen ist nicht das richtige Wort: hat sie nichts dagegen einzuwenden, daß der Invalide von ihr wegschleicht und elend zu Grunde geht. Sie hat den dreifachen Triumph gefeiert, seine Kunst, seine Geliebte Martha, und ihn zu tödten. Als sie diese Heldenthat vollbracht hat, singt sie ein Liedchen. Laube hat diesen Schluß geändert. Wir werden das Stück in dieser Abänderung demnächst zu sehen bekommen, da Fräulein Katharina Franck und Herr Friedmann in demselben zu gastiren beabsichtigen; und wir werden dann Gelegenheit haben, auf das Stück zurückzukommen. —

Die neue Operette von Lecocq läßt sich an Ursprünglichkeit, Frische und wahrhafter Heiterkeit in ihrem musikalischen Theile mit der ersten Oper desselben Componisten „Mamsell Angot" nicht im Entferntesten vergleichen. Die Erfindung ist mühseliger, die Melodien haben nicht jene forsche Knappheit, welche so viele Nummern aus „Mamsell Angot" populär gemacht hat; ihr Charakter ist verschwommener und trivialer zugleich. Aber dessen ungeachtet enthält die Partitur doch einige sehr hübsche Momente und jedenfalls amüsirt man sich, wenn man nicht zu hohe Ansprüche macht, recht gut. Das Libretto bleibt zwar auch hinter der glücklichen Erfindung der „Hallentochter" weit zurück, aber es ist immerhin recht unterhaltend. Ich brauche es nicht zu erzählen, es ist schon oft genug erzählt worden. Der Witz beruht, wie bei dem harmlosen Spaße der „Komödie der Irrungen" und den anstößigeren und bedenklicheren Zweideutigkeiten des „Amphitryon", auf der frappanten Aehnlichkeit zweier Personen. Hier sind es die Zwillingsschwestern, welche sich so ähnlich sehen, daß die eine für die geraubte Andere auch bei der Trauung eintreten kann und muß. In dieser Operette hat es bei der Trauung sein Bewenden; in dem „Amphitryon" des Plautus und Molière geht der Scherz bekanntlich etwas weiter. Da verbringt Alkmene in den Armen des falschen Amphitryon unbeschreibliche Stunden. Aber schon diese decentere Behandlung des heiklen Stoffes, wie sie in Girofle-Girofla beliebt worden ist, scheint bei einigen empfindlichen Leuten ernsthaften Anstoß gegeben zu haben. Man hat gegen diese Operette den Vorwurf der Unsittlichkeit erhoben. Das verstehe ich nicht recht. Mir scheint die Sache blos spaßhaft, und ich habe beim besten Willen nichts daran zu entdecken vermocht, was als unsittlich bezeichnet werden könnte. Mit mehr Recht, meine ich, darf man den Vorwurf erheben, daß die eine Situation zu breit getreten ist. Wenn das Libretto einen Act weniger zählte, so würde es sehr gewinnen. Die Titelrolle spielte Fräulein Meinhardt mit großer Decenz und Liebenswürdigkeit. Die Ausstattung ist prachtvoll. —

Viel bedenklicher vom Standpunkte des Sittenrichters aus erscheint mir „La jolie parfumeuse", wenigstens so, wie es in Paris gegeben wird. Die deutsche Bearbeitung kenne ich noch nicht. Wenn ich mich recht entsinne, so ist die Fabel ungefähr die, daß ein alter Sünder, La Cocardière, die eben angetraute Gattin eines jugendlichen Herrn Bavolet, Namens Rose Michon, anstatt sie dem Gatten zuzuführen in seine Wohnung bringt und dort die Situation zu verwerthen eifrig beflissen ist. Der alte La Cocardière hat aber bereits ein Verhältniß mit einer Tänzerin; und es trifft sich zufällig, daß Rose Michon einer anderen Tänzerin sehr ähnlich sieht. Bavolet, der vergeblich auf seine Frau wartet, die es sich inzwischen so bequem gemacht hat, wie auf der Bühne irgend denkbar — die Pariser Darstellerin erschien im Corset und einer Fortsetzung desselben, welche den Unterrock zu ersetzen bestimmt sein mochte — findet sie schließlich bei Cocardière. Sie rettet sich durch die Lüge, daß sie die Tänzerin sei. Es wird soupirt, man wird zärtlich und der junge Ehemann vergißt seine angebliche Frau, um mit der Tänzerin so zärtlich zu werden, wie es ihm der Frau gegenüber gestattet ist. Cocardière wird geprellt dadurch, daß seine Geliebte die Stelle einnimmt, welche Rose Michon einnehmen sollte. Die Paare gehen rechts und links in Nebenzimmer, die Lichter auf der Bühne werden gelöscht, die transparentgemalten Thüren der Nebenzimmer werden erleuchtet; und man erkennt hinter ihnen die Gruppen, die in Paris nicht mehr zweideutig zu nennen waren; denn auch das Corset hatte weichen müssen. Die Verstimmung und Versöhnung der jungen Ehegatten füllt den letzten Act. In Paris half die unvergleichliche Grazie der sehr schönen Madame Théo das nicht sehr difficile Publicum der „Bouffes" über alle moralischen Bedenken hinweg. Ich kann noch nicht beurtheilen, wie viel die deutsche Bearbeitung hinzugefügt und wie viel sie hinweggenommen hat, um diese Operette in Deutschland möglich zu machen. Ich werde bei Gelegenheit darauf zurückkommen. —

Ich habe noch nachzutragen, daß von den Stücken, mit deren Vorstellung das Königliche Schauspielhaus das alte Jahr beschloß, ein einactiges Lustspiel von Frau Hedwig Dohm einen vollen und verdienten Erfolg gehabt hat. „Vom Stamm der Asra" ist der Titel, und der lustige Grundgedanke ist der, daß die Männer sich noch lange nicht tödten, wenn ihre Liebe nicht erhört wird. Aus den geistvollen, wenn auch nicht ganz richtigen polemischen Schriften der Verfasserin, einer der rührigsten und befähigtsten Vorkämpferinnen „der wissenschaftlichen Emancipation der Frauen" weiß man, daß Frau Dohm nicht der Schwäche geziehen werden darf, mit blindem Vorurtheil die Eigenschaften des männlichen Geschlechts zu überschätzen. Gerade sie hat für die Lächerlichkeiten und Schwächen des starken Geschlechts ein scharfes Auge, und sie besitzt sowohl den Muth, das was sie für die Wahrheit hält, mit voller Freiheit und Rücksichtslosigkeit zu sagen, wie den Geist, auch paradoxe Auffassungen, wenn sie selbst nur von deren Richtigkeit überzeugt ist, glänzend zu vertheidigen. Das Motiv ihres einactigen Lustspiels bot ihr also willkommene Gelegenheit, ihr Müthchen zu kühlen und einige der liebenswürdigsten Unverbindlichkeiten über das Geschlecht, welches sich darauf etwas einbildet, daß unter Anderen auch Homer, Shakespeare, Beethoven und Humboldt ihm angehören, an den Mann zu bringen. Sie hat dies mit feinstem Tacte und so witziger Laune gethan, daß man ihr zu diesem ersten dramatischen Versuche nur ein herzliches Glück auf! zurufen kann. Nach einem Foyergerüchte, welches Dank der glücklichen Communication der kritischen Apparate am anderen Morgen in verschiedenen Blättern wiederhallte, wurde die Originalität der Arbeit angezweifelt und als Vorbild ein französisches Stück genannt, welches die Verfasserin, wie sie öffentlich

Digitized by Google

erklärte, gar nicht gekannt hat. Nur die übertriebene Gewissenhaftigkeit der dramatischen Novize trieb die Verfasserin zu der Angabe, daß sie die Anregung zu ihrem Stücke einem kleinen Lustspiele von José de Larra verdankt. Wenn man deshalb die Originalität der Arbeit anzweifeln wollte, so würde sich in der gesammten Bühnenliteratur sicherlich kaum ein Dutzend Werke aufführen lassen, welche auf den Titel eines Originalstückes Anspruch hätten.

Paul Lindau.

Ein Vortrag im Berliner „wissenschaftlichen Vereine".

Wenn die Mucker irgendwo ein Conventikel halten, so bildet unfehlbar das jüngste Gericht das Ziel ihrer Tagesordnung. Man schwelgt in dem Gedanken, daß man nach demselben so ganz „unter sich" sein werde, um sich zu erquicken an dem Heulen und Zähneklappern der zur Zeit das Leben Genießenden, jetzt höhnisch auf das Muckerthum herabschauenden, dann aber sehnsüchtig zu seiner Glorie aufblickenden Weltkinder. Solche Vorträge über die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Wonne der Seligen sind in einem Vereine gleichgestimmter Seelen gewiß sehr hinreißend; im wissenschaftlichen Vereine Berlins, der des wohlerworbenen Rufes genießt, seinen Mitgliedern nur das Ausgesuchteste zu bieten, vor einem aus Juden, Christen und Heiden, aus Gelehrten, Gebildeten und gewiß sehr wenigen Ungebildeten bestehenden Publicum, zum mindesten sehr sonderbar. Indessen gerade das Unraumgemäße, wenn man so sagen darf, des Themas, hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft am 2. Sonnabend herbeigezogen, begierig der Dinge, die da kommen würden. Warum sollte nicht Jemand eine Stunde lang über das „jüngste Gericht" objectiv wissenschaftlich und fesselnd sprechen können; der Gegenstand hat seine dogmatische, kirchengeschichtliche, culturhistorische, poetische, künstlerische und noch manche andere Seite, die sich in Betracht ziehen ließ.

Es kann uns deshalb auch nicht einfallen, dem Vorstande des wissenschaftlichen Vereins aus der Aufnahme des vielleicht sehr dringend angebotenen Themas einen eigentlichen Vorwurf zu machen, allein er hat diesmal offenbar zu vertrauensvoll auf die Wirkung der Ortstraditionen und den wissenschaftlichen Tact des Redners gebaut. Der Redner wiederum, Probst Dr. Brückner, mag die beste Absicht gehabt haben, aber die Gewohnheit war mächtiger als der gute Wille; unversehens wurde aus dem durch so viele geistvolle Reden geweihten Plätzchen eine Kanzel und meine schöne, andersgläubige Nachbarin hatte von vornherein das richtige Gefühl, als sie ihrem Begleiter entsetzt in's Ohr flüsterte: O weh, Joseph, das wird ja eine Predigt! Man geht allerdings wohl nicht in den wissenschaftlichen Verein, um mit Bibelstellen gewürzte Predigten zu hören, und ich kann der andersgläubigen Nachbarin durchaus nicht Unrecht geben, daß sie in eine Kirche gerathen zu sein fürchtete. Immerhin aber kann eine vom Geiste der Humanität durchwehte interconfessionelle Predigt sogar an einem solchen ungehörigen Orte ihr Verdienstliches haben, und wir würden uns niemals erlauben, eine derartige Predigt zu kritisiren. Aber wenn eine Predigt, die doch ihrer Natur nach sich mehr an das Gefühl als an den Verstand richtet, den Anspruch erhebt, als wissenschaftlicher Vortrag zu gelten, so ist ein kritisches Nähertreten nicht nur erlaubt, sondern geboten. Wahrhaft religiöse Männer in großer Zahl haben seit jeher das Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen, mit welchem sich der Vortragende fast ausschließlich beschäftigte, als ein mit der Güte Gottes unverträgliches, der Religion der Liebe unwürdiges, ja wie Jung Stilling sagte, „verabscheuungswürdiges" Dogma, welches von den Kanzeln besser ganz zu verbannen wäre, bezeichnet. Der gewöhnliche Menschenverstand sagt uns, daß jedes menschliche Vergehen abbüßbar sein müsse, und wenn dazu auch eine Wallfahrt nach Rom, ein ganzes Leben unter Umständen nicht ausreichend gefunden wird, so enthält eine ewige Verdammniß für zeitliche Vergehungen doch einen unlösbaren Widerspruch. Diesen Widerspruch suchte der Kanzelredner nun auf die sonderbare Weise zu lösen, um die ewige Wahrheit des Dogmas darzuthun, indem er das Geschöpf Gottes als ein gänzlich freies Wesen, als den vollkommenen Herrn seines Handelns, als allein verantwortlich für seine Thaten hinstellte. Meine andersgläubige Nachbarin sprach wie zufällig den Namen Kullmann bei dieser Erörterung aus, welche nebenher einen Seitenblick auf den „entwickelten" Menschen der neueren Naturforschung warf, dessen Handeln im Gegensatz zu dem Geschöpfe Gottes gänzlich an Naturnothwendigkeiten gebunden zu denken sein würde. Die geistige Freiheit des gotterschaffenen Menschen sei nun eine so unbeschränkbare, daß Gottes Allmacht, die außer dieser einen keine Grenzen kenne, vor diesem einzigen Problem, ihr eigenes Geschöpf vor dem Sündenfalle zu bewahren, machtlos zurückweiche.

Ich muß gestehen, daß ich mich einer sogenannten Gotteslästerung schuldig glauben würde, wenn ich einen solchen Satz zu einem andern Zwecke nachsprechen wollte, als um seine Verwerflichkeit nachzuweisen. Welche Idee muß ein Theologe von seinem allwissenden Gotte haben, den er Menschen schaffen läßt, von denen er weiß, daß sie zu Tausenden ewiger Qual anheimfallen werden, ohne daß er auch nur im Stande wäre, sie zu erretten oder zu bewahren! Da bliebe ja die Ansicht, zu der sich Stuart Mill in seinem Alter bekehrt hat, daß die Welt nicht von einem grundgütigen, sondern von einem bösen Geiste regiert werde, die nächste Consequenz. Diese wahnwitzigen Voraussetzungen haben keinen andern Zweck, als den, ein selbst in der Bibel nur schwache Stützen findendes Dogma über Wasser zu halten. Schließlich ruht doch die Idee alles Priesterthums und der Kirche selber auf der Voraussetzung, daß sie die Seelen von der Verdammniß retten könne, ein Vermögen, das nach dieser Kanzelweisheit sogar der Allmacht Gottes versagt wäre. Und alles dies, damit die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen bestehen könne, ohne das höchste Wesen in eine schiefe Stellung zu bringen. Denn daß das Strafen an sich, — ganz abgesehen von der dem Christengotte fremden Idee der Rache, — höchstens pädagogische Zwecke haben könne, hatte der Redner vorher zugegeben. Um also das Schreckbild der ewigen Verdammniß dessenungeachtet zu erhalten und den Gott der Liebe zu eliminiren, wird ihm die Macht aberkannt, sein Geschöpf vor oder nach dem Tode zu läutern und auf bessere Wege zu führen. Welch' ein Abgrund ist doch die Theologie! Ganz zuletzt, nachdem er eine ewige Vernichtung der Sünder unzulänglich erklärt, und selbst die ganz in seinem Geiste gefaßte Höllenpforten-Inschrift Dantes getadelt, da sie beim Sünder noch Hoffnungen voraussetze, kam noch ein schwacher Strahl Lessing'scher Milde auf den Redner, und er empfahl, von der Trostlosigkeit seiner eigenen Ansicht durchdrungen, als Hausmittel eine Art doppelter Buchführung, man möge für das eigene sündhafte Herz die ewige Verdammniß, für den strauchelnden Mitmenschen aber die Hoffnung auf Errettung seiner Seele im Auge behalten.

Wir fügen noch den Wunsch hinzu, daß die Höllenstrafen nicht mit derartigen „wissenschaftlichen" Vorträgen verschärft werden mögen. Der alte Berliner Weltphilosoph Engel wußte, was er wollte, als er einst bemerkte, es sei nicht gut, über derartige Geheimnisse Gottes aus der Schule zu schwatzen. Uns aber fiel, als beim Schlusse des von einem solchen Geiste durchwehten Vortrages weder gezischt noch gepfiffen wurde, die Last dieses Attentates gegen eine so rücksichtsvolle Gesellschaft, die zur Anhörung solcher Dinge gepreßt, ihrem gepreßten Herzen doch erst auf den Corridoren und auf der Straße Luft machte, doppelt schwer auf's Herz, und wir können nur den Wunsch aussprechen, daß sich derartige Mißgriffe nicht wiederholen mögen.

Carus Sterne.

Notizen.

Die französische Krisis, an und für sich so unerquicklich wie möglich, hat ihre heitere Seite, insofern die deutschen Bonapartisten die Zeit des französischen Staatsstreiches, der auf den vorläufig geglückten spanischen folgen soll, gar nicht erwarten können. Einige Geduld wird sich indessen noch immer empfehlen. Der künftige Träger dieses französischen Pronunciamento hat erst soeben seine Studien in Woolwich beendet und wenn auch ministerielle Blätter diese hochwichtige Thatsache gesperrt druckten, so ist ein Zeugniß der Reife auf der Schule noch kein solches für den Thron Frankreichs. Es könnte auch den heimischen Anhängern der Napoleoniden, für welche es sich doch bei der ganzen Angelegenheit im Grunde nur um eine hochpolitische Kannegießerei handelt, mit der bonapartischen Restauration wie mit manchen anderen Dingen gehen, die, wenn sie nach langem Hoffen und Harren eintreffen, keine Freude machen. Auch für die allgemeinen Culturinteressen, die heutzutage Jedermann im Munde führt, ohne daß man sich viel dabei zu denken

Digitized by Google

braucht, steht von dem Bonapartismus, der mit dem corrumpirten und auf Corruption angewiesenen Polizeistaat identisch ist, kein Vortheil in Aussicht. Die Wahlverwandtschaft zwischen der Wiederaufrichtung der Monarchie in Spanien und den Chiselhurster Hoffnungen erscheint ohnehin vorerst sehr precär. Ja wenn Exkaiserin Eugenie eine Tochter hätte! In Ermangelung derselben sieht sie der Verlobung des gekrönten jungen Nachbars jenseits der Pyrenäen, zu welcher es doch einmal kommen muß, mit begreiflicher Sorge entgegen. Es geht sie aber bis auf Weiteres nichts an. Die französische Krisis macht Alles in Allem einen höchst verworrenen Eindruck. Die unsrige vor Weihnachten, so sehr die wirklichen Motive derselben noch immer in Dunkel gehüllt sein mögen, stach vortheilhaft dagegen ab. Die Gelehrten mögen darüber streiten, was den Fürsten Bismarck zu seiner Demission veranlaßte, und wenn behauptet wird, der Proceß Arnim und was damit zusammenhängt hätten dabei eine größere Rolle gespielt als die scheinbare Parteinahme des Reichstages für den eingesteckten Redacteur des berliner Moniteurs der Jesuiten, so mag ein kundiger Oedipus die Räthsel lösen, welche der Reichskanzler den Leuten aufgibt. Das greifbare Resultat der Geschichte ist, daß Herr Majunke nach wie vor sitzen muß. Die Frage, ob ein Parlamentsmitglied unter solchen Umständen verhaftet werden darf, bleibt dabei in der Schwebe. Officiöse Blätter haben neulich das englische Recht in dieser Controverse weitläufig dargelegt, unter den angeführten Beispielen aber ein drastisches und lehrreiches anzuführen vergessen, das den Unterschied zwischen der festgefügten öffentlichen Sitte Englands und dem noch in den Kinderschuhen steckenden deutschen Parlamentarismus mit Händen greifen läßt. Es war Ende der vierziger Jahre. Ein irisches Mitglied Smith O'Brien, Schüler O'Connels, hatte in einer Rede das Unterhaus beleidigt und sollte verhaftet werden. Der Sergeant at Arms, Lord Charles Russell, nahm den Gefangenen freundlich unter den Arm und führte ihn hinaus. Dieser Beamte hat nämlich eine Wohnung im Parlamentsgebäude inne und verfügt für solche Fälle über einen daranstoßenden Thurm. In den letzteren werden die renitenten M. P. eingesperrt. Bei der Seltenheit des Vorkommnisses indessen hatte die Familie des Lord Russel über die Räumlichkeiten verfügt. In dem Thurme hatten sich seine Töchter eingerichtet. Da war jetzt guter Rath theuer. Der Sergeant at Arms mußte dem Gefangenen sein eigenes Toilettenzimmer überlassen. Er lud ihn darauf zum Thee ein, welchem auch andere Mitglieder aller Parteien beiwohnten. Die Abendgesellschaft verlief sehr heiter und der Vorgang hatte um so geringere Bedeutung, als die Haft des zungenfertigen impertinenten Irländers nicht lange währte. Der englische Humor hatte sich auch bei dieser Gelegenheit nicht verleugnet. Als der Held des Zwischenfalles wieder im Hause erschien, wurde er von allen Seiten mit herzlichem Lachen begrüßt. Bei uns geht alles anders zu. Aber mit den Jahren wird auch hier zu Lande die Weisheit einkehren und die politischen Geschäfte etwas weniger verdrießlich erledigen lassen. Das allgemeine Wohlbehagen kann nur dadurch gewinnen und von acuten oder chronischen Verstimmungen einflußreicher Personen wird nicht mehr die Rede sein.

* * *

Märchenspiele.

Dichtung von Franz Bann, Musik von Karl v. Perfall.

Höre nun, sagte mein Freund, als wir an einem der Weihnachtsabende nach beendigter Vorstellung der Märchenspiele uns im Café niedergelassen hatten, höre, was ich dir statt aller Kritik über das heutige Theater erzählen will. Es war einmal ein wunderschönes Mädchen, das mit seiner Mutter einsam, ganz einsam im Walde draußen lebte, bei den Köhlern um ihre Feuer saß und mit ihnen ihr schwarzes Brod theilte, mit den Hirten auf die Weide zog und ihnen hüten half. Zuweilen kam es auch in die Stadt und brachte frische duftige Beeren aus den Bergen herunter. Alles freute sich, was das hübsche braune Kind sah und seinen schlichten Anzug, was den einfachen und doch so herzgewinnenden Ton seiner Worte vernahm. Das sahen denn auch die Hofleute des Königs und brachten das Mädchen in den Palast. Sie zogen ihm prächtige Kleider an, setzten es an einen herrlich gedeckten Tisch und hofften, es solle nun den ganzen Hof und besonders das Auge des Königs ergötzen. Aber das Mädchen blickte scheu um sich, es sprach kein Wort und alle seine Bewegungen waren so fremdartig und seltsam, daß die Hofleute sich kaum des Lächelns erwehren konnten. — Die Mutter indessen, welche lange vergeblich auf die Heimkehr ihres Kindes gewartet hatte, und fürchtete, es möchte ihm etwas zugestoßen sein, machte sich auf, um es in der Stadt zu suchen. Hier hörte sie, daß die Kleine in das königliche Schloß gebracht worden sei. Sie drang alsbald dahin und bat dringend eingelassen zu werden. Man öffnete ihr sogleich die Thüren. Als sie aber das schön geputzte Ding so auf prächtigem Stuhle bei Tafelmusik und im Glanz der Lichter sitzen sah, so rief sie aus: das ist mein Kind nicht, die kenne ich nicht! Das arme Mädchen aber weinte bitterlich. — Wenn so ein Märchen anfinge, so hätte es seine eigene Geschichte von der heutigen Darstellung im Hoftheater erzählt. Trotz der hübschen Verse der Dichtung, trotz der reichen, bald wie zartes fließendes Gewand sich anschmiegenden, bald in frohen Lauten auftönenden Musik, trotz der brillanten feenhaften Ausschmückung gewann ich aus der ganzen Aufführnng nur den Eindruck einer lebendig gewordenen Vignette zu Grimms Märchen. Es schien mir die Seele zu fehlen, der Sinn, der in der lieblichen Erzählung so fesselt, der uns dramatisch hätte näher gebracht werden sollen. Aber darüber wäre uns das arme Märchen ganz und gar gestorben, und so lassen wir es am besten wie es ist, vielleicht findet es sich doch wieder heim.

Hiermit schloß mein Freund seine Erzählung nebst Nutzanwendung, und nach einigem Nachdenken glaubte ich ihm Folgendes erwidern zu können. — Altkluger Romantiker, sagte ich, du siehst im Märchen die unantastbare Mondscheingestalt einer volksthümlichen Unschuld und Zartheit, die es niemals gegeben hat, am allerwenigsten da, wo du sie hinverlegst, in dem Wald bei Köhlern und Hirten. Gerade diese Undine, dieses Dornröschen scheint mir erst recht am Hofe zu Hause zu sein, diese beiden hübschen Dinger stammen aus der feinsten Gesellschaft des Mittelalters, sind leibliche Geschwister des höfischen Minnesanges und der höfischen Epik. Die unteren Schichten der deutschen Erzählung haben ganz andere Schnurren und gröbere Stoffe zum Besten gegeben, das sieht man noch aus Hans Sachs. Die Aufnahme zur Darstellung auf der Hofbühne war also eine wahre Rehabilitation, ein wirkliches Erwecken des Märchens Dornröschen und verdient somit allen Dank. Zudem, fügte ich hinzu, liegt es im Geiste unserer Zeit, alles in den Kreis des geistigen Lebens hereinzuziehn und mit größter scenischer Prachtentfaltung auszustatten. Paris geht uns darin längst großartig voran.

Wohl wahr, entgegnete mein Freund, aber ist diese Richtung eine ersprießliche? Alles nur für die sinnliche Erscheinung, für den Pomp, die Comparserie? Was bleibt da noch für dramatische Schöpfungen einer ernsteren Gattung? Die Zukunft, entgegnete ich rasch; ich frage mich, ob nicht Shakespeare die ersten Anregungen zu Dramen, wie z. B. Sommernachtstraum aus ähnlichen märchenhaften Spielen geschöpft habe, ich könnte mir solche sinnige Dichtungen als Episoden in einem größeren Drama recht wohl gefallen lassen. Wer weiß, ob nicht unter diesen Lockenköpfen, die so andächtig zuschauten, nicht schon in einem künftigen Genius die ersten Phantasien einstiger Schöpfungen erwacht sind? Jedenfalls hat es die Kinder, kleine wie große, unterhalten und entzückt, und ich selbst gestehe, daß ich einen so genußreichen Abend erlebt habe, wie ich mir noch manchen wünsche.

München, Januar 1875. **Hermann Lingg.**

* * *

Am 25. d. M. wird Theodor Döring das fünfzigjährige Jubiläum seiner künstlerischen Thätigkeit feiern. In der nächsten Nummer beginnen wir mit der Veröffentlichung eines Aufsatzes über Dörings Leben und Wirken aus der Feder Georg Hiltls, der seit mehr denn drei Jahrzehnten mit Döring an denselben Kunstinstituten — zwei Jahre in Hannover und dann am Berliner Hoftheater — engagirt und seit ebensolange mit dem Jubilar durch innige Freundschaft verbunden ist.

* * *

Berichtigung. In der Besprechung des Kruse'schen „Brutus" ist durch ein Versehen das Wort Plain-Chant (cantus planus) mit einem t in „Plaint-Chant" verwandelt worden. Wir berichtigen dies, weil es zu der irrthümlichen Ableitung von plaindre die Veranlassung geben könnte.

Digitized by Google

Inserate.

Redacteur gesucht!

Für eine alte politische Localzeitung in einer Residenzstadt Norddeutschlands wird ein wissenschaftlich gebildeter junger Mann als **Redacteur** gesucht, welcher schon eine ähnliche Stellung eingenommen. Antritt spätestens Mitte März. Politische Richtung national und freisinnig; Protestant. Offerten mit Referenzen befördert unter A. B. 75 die Verlagshandlung dieses Bl., Herr G. Stilke in Berlin.

Soeben erschien:

Archiv für Litteraturgeschichte.

Herausgegeben von
Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld.
IV. Band. 3. Heft.

Inhalt: Eine brüderliche Klage. Mitgetheilt von *Johann Karl Seidemann.* — Molières kleinere Lustspiele. Von *Adolf Laun I.* — Aus G. Kestners Briefsammlung. VI. Johann Jacob Bodmer. — Ungedruckte Briefe Wielands an Lavater. Mitgetheilt von *Ludwig Hirzel.* — Die Büchse, das Bundesbuch des Halberstädtischen Dichterkreises (W. Heinse, J. G. Jacobi u. s. w.). Aus den Handschriften mitgetheilt von *Heinrich Proehle.* — Theodor Körners Plan zu einem Almanach für Christen und seine und seines Vaters Beziehungen zu Schleiermacher. Von *Fritz Jonas* in Arolsen. — Ein niederdeutsches Gedicht von den sieben Todsünden. Von *Carl Schroeder.* — Miscellen: Zur Hutten-Bibliographie. — Ein Kinderpastorale von Heinr. Leop. Wagner. Mitgetheilt von *Hans* Graf *Yorck.* — Zu Goethe. Von *Heinrich Duentzer.* — Zum Schiller-Körnerschen Briefwechsel. Von *Robert Boxberger.* — Lied von der hölzernen Tasche.

Preis für den Band von 4 Heften 14 Mk.

Leipzig. **B. G. Teubner.**

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In fünfter ergänzter Auflage erscheint eben in 10 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à **10 Sgr. = 1 Mark:**

Dr. Johannes Scherr's Allgemeine Geschichte der Literatur

aller Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwicklung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Dabei kein Compendium speciell nur für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Der Liebestausch.

Lustspiel in 5 Akten
von
Paul Wislicenus.

(Das Recht der Aufführung und der musikalischen Composition vorbehalten.)

Preis 2 Mark.

Verlag: Expedition der „Literatur" (A. Werner) Leipzig.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Einladung zur Subscription auf

Erzählungen und Romane

von

Friedrich Bodenstedt,

Verfasser der in 50 Auflagen erschienenen Mirza-Schaffy-Lieder.

Wohlfeile Ausgabe. In circa 30 Lieferungen 8°. à 7½ Sgr.

Inhalt: **Das Herrenhaus im Eschenwalde,** Roman — **Eine Mönchsliebe — Das Mädchen von Liebenstein — Die letzten Falkenburger — Lady Penelope — Zwei seltsame Ehen — Miß Elisabeth Throgmorton — Sir Walters Ende.**

Lieferung 1 und 2 sind in jeder Buchhandlung vorräthig. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Hölling & Spangenberg,

Pianofortefabrik, Zeitz-Leipzig.

In Leipzig Lager: Petersstr. 20 „Stadt Wien".

Flügel und Pianinos

sämmtlich in Eisenrahmen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Paris und Frankreich

in den Jahren

1834, 1842, 1852 und 1874.

Von
Karl Gutzkow.

8. broch. 2 Thlr. = 6 Mark.

Eine Entwicklungsgeschichte der gegenwärtigen Zustände Frankreichs, Berichte des geistreichen Verfassers über **persönliche Begegnungen mit Louis Philipp, Guizot, Thiers, Louis Napoleon III.** und vielen anderen noch in die Gegenwart eingreifenden Namen.

Die Schilderung einer erst in **diesem Jahre** durch Frankreich unternommenen Reise bildet den Schluß des **hochinteressanten** Buches.

In einer geachteten

Universitäts-Buchhandlung

Mitteldeutschlands ist für einen jungen Mann eine

Lehrlingsstelle

offen, in welcher bei angenehmer Stellung anerkannt gute Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung geboten ist.

Näheres unter M. Nr. 291 durch die Exped. dieses Blattes.

In unserem Verlage ist erschienen:

Traum und Wahrheit.

Roman

von **Helene von Hülsen.**

1874. 20 Bogen. 8. geheftet. Preis 6 Mark.

Früher sind erschienen:

Helene. (von Hülsen.) **Aus Herz und Leben.** Gedichte. 1867. 8. geh. Preis 1 Mk. 80 Pf.

— — **Novellen und Skizzen für ihre Freunde.** 1869. 8. geh. Preis 4 Mk. 50 Pf.

Königl. Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

VICTORIA

ist die **billigste Modezeitung.** Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500 Abbild.** (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin

N.W. 32 Louisenstr.

Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. **Ladenpreis 7 Mk.** Eleg. geb. mit Goldsch. 8 Mk. 50 Pf.

Quickborn.

von
Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen
von
Otto Speckter.

Preis broch. 7 Mk. 50 Pf. eleg. geb. mit Goldschn. 9 Mk

Pracht-Ausgabe

davon

auf feinstem Velinpapier

Preis eleg. gebunden mit Goldschnitt 17 Mark

Miniatur-Ausgabe.

Preis brosch. 3 Mk. 60 Pf., geb. 4 Mk. 80 Pf

Octav-Ausgabe

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis brosch. 2 Mark 25 Pf.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32. Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 30. Januar 1875. Band VII.

HP
30
.G22
v.7
no 5

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Das Reichscivilehegesetz und das baierische Concordat. Von Ch. Weber. — Die drei Turgenjew. Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft". (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: Theodor Döring. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Georg Hiltl. I. — Das Tagebuch des Königs von Persien. Von H. Bambéry. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Die „Hermannsschlacht" von Heinrich v. Kleist in der Bearbeitung von Rudolf Genée. Besprochen von Paul Lindau. — Berliner Courier. Von Nemo. — Notizen. — Inserate.

Das Reichscivilehegesetz und das baierische Concordat.

Wie zu erwarten stand, hat die ultramontane Partei in Baiern die Vorlage des Reichscivilehegesetzes und die Zustimmung der baierischen Regierung zu demselben mit einem förmlichen Wuthgeschrei beantwortet. Ueber die Wichtigkeit eines activen Widerstands täuscht sich die Partei allerdings nicht; sie weiß so gut als irgend Jemand, daß längstens am 1. Januar des kommenden Jahres die Civilehe auch in Baiern Gesetz sein und von der baierischen Regierung, stände auch ein Herr v. Gasser an ihrer Spitze, durchgeführt werden wird. Dagegen beabsichtigt sie in vollem Ernste, dieses Gesetz bei dem noch im Laufe dieses Jahres zu unternehmenden großen Sturmangriff auf die Regierung, über welchen sich die Extremen und die sogenannten „Gemäßigten" jetzt glücklich geeinigt haben, als eine ihrer schärfsten und schneidigsten Waffen zu gebrauchen. Es ist in Baiern ein öffentliches Geheimniß, daß nach dem erhofften ultramontanen Wahlausfall im kommenden Frühjahre die Herren Jörg und Genossen, im Gegensatz zu ihrer bisherigen Taktik, mit den schärfsten Mitteln den Rücktritt des jetzigen Ministeriums zu erzwingen suchen werden, und daß sie auch vor einer förmlichen Anklage des Ministeriums wegen Verfassungsverletzung nicht zurückscheuen.

Den formellen Anlaß zu einem solchen Vorgehen, der ihnen bisher noch fehlte, haben sie nun gefunden; es kann vom rein juristischen Standpunkte aus wohl kaum bestritten werden, daß das Verhalten der baierischen Minister in der Angelegenheit des Civilehegesetzes eine offenbare, und, wenn man will, flagrante Verletzung der baierischen Verfassung involvirt. Das Sachverhältniß liegt so ungemein einfach, daß die bloße Anführung der betreffenden Stelle genügen wird. Art. XII Lit. i. des baierischen Concordats besagt nämlich ausdrücklich: „In Leitung der Diöcesen sind die Erzbischöfe und Bischöfe befugt, geistliche Sachen, und insbesondere Ehesachen, welche nach dem Kanon 12 Sess. 24 des heiligen Conciliums von Trient vor den geistlichen Richter gehören, bei ihrem Gerichte zu verhandeln und zu entscheiden.

Wie man sieht, ist diesem Wortlaute gegenüber ein Versuch, durch künstliche juristische Interpretation das Reichscivilehegesetz und das baierische Concordat in Uebereinstimmung zu bringen, vollständig ausgeschlossen, und was den Sinn und Geist beider Gesetze betrifft, so genügt es, auf die Eingangsformel des baierischen Concordats hinzuweisen, das in Art. I „die römisch-katholisch-apostolische Religion in dem ganzen Umfange des Königreichs unversehrt mit jenen Rechten und Prärogativen, welche sie nach göttlicher Anordnung und den canonischen Satzungen genießt" zu erhalten verspricht, also von vorneherein die Unterordnung des Staates unter die römische Kirche auf allen jenen Gebieten zugesteht, welche ehemals die Concilien, und jetzt der unfehlbare Papst in Anspruch zu nehmen für gut befinden.

Das baierische Concordat ist aber nicht nur ein zwischen zwei Regierungen abgeschlossener Vertrag, sondern integrirender Theil des baierischen Verfassungsrechts, als Beilage zur Verfassung und als Grundgesetz des Königreichs publicirt, so daß vom juristischen Gesichtspunkte seine Verletzung der Nichtbeachtung irgend einer anderen Verfassungsbestimmung vollkommen gleichsteht. Bei dieser Sachlage wird es keiner weiteren Ausführung darüber bedürfen, daß das Verhalten der baierischen Minister und Bundesrathsmitglieder in der Civilehefrage einer rücksichtslosen und zu den äußersten Maßregeln entschlossenen ultramontanen Mehrheit eine günstige Gelegenheit zum Angriffe gewährt, und je nach Umständen recht wohl zu einer Verurtheilung wegen Verfassungsverletzung führen könnte. Jedenfalls scheint dasselbe nicht wohl anders verständlich, als wenn bei der derzeitigen baierischen Staatsregierung der Wille und die Absicht vorausgesetzt wird, das Concordat mit dem römischen Stuhle als nicht mehr vorhanden anzusehen und sich von demselben, namentlich insoweit die Beziehungen Baierns zum Reich in Frage stehen, in ihrem Thun und Handeln nicht mehr beirren zu lassen. Die Berechtigung zu einem solchen Vorgehen fände sie, von den in der Natur dieses Concordats liegenden inneren Gründen und dem Beispiele Oesterreichs ganz abgesehen, in überreichem Maße in der absoluten Unverträglichkeit der dem römischen Stuhle gegenüber eingegangenen Verpflichtungen mit der Reichsverfassung und ihrer nothwendigen Ausbildung und Vervollkommnung, sowie vor allen Dingen in der durch das Unfehlbarkeitsdogma leichten Herzens herbeigeführten Revolutionisirung der katholischen Kirche, durch welche diese letztere selbst den Rechtsboden der alten Verträge und Concordate mit den Staatsgewalten zerstört hat. Geradeso wie Gladstone mit vollem Rechte behaupten konnte, die englische Katholikenemancipation sei nur durch den Verzicht auf jenes Dogma möglich geworden, und müsse bei dem Mangel dieser Voraussetzung eigentlich als hinfällig betrachtet werden, so wäre die baierische Staatsregierung vollauf berechtigt zu sagen, Maximilian I. würde den zu willenlosen Dienern des unfehlbaren Papstes herabgewürdigten Bischöfen und einer das gesammte Rechts- und Verfassungsleben des Staates angreifenden und unterwühlenden Priesterschaft niemals jene exorbitanten Privilegien eingeräumt haben, die sie jetzt besitzen.

Die liberalen Parteien Baierns haben bekanntlich schon längst die Beseitigung dieses Concordats gefordert, das in seinen Bestimmungen einer wahrhaften juristischen Monstrosität vergleichbar, und noch viel schimpflicher und schlimmer

Digitized by Google

als das vielgeschmähte österreichische, nur durch geschraubte Interpretation und theilweise Nichtanwendung überhaupt erträglich gemacht und mit dem in der Verfassung enthaltenen Grundsatze der Glaubens- und Gewissensfreiheit einigermaßen in Uebereinstimmung gebracht werden konnte. Es ist schon längst dahin gekommen, daß die baierischen Ministerien, je nach den in der obersten Staatsleitung vorherrschenden Stimmungen und Strömungen, von diesem Concordate mehr oder weniger zur Anwendung gebracht haben, und zwar unter stillschweigender Zustimmung der römischen Curie, welche sich auch hier ganz ihrem seit Jahrhunderten befolgten System treu gezeigt hat, in den Principien schroff, in der Praxis dagegen je nach den veränderten Umständen mehr oder weniger coulant zu sein, um jede Chance in ihrem unablässigen Kampfe gegen den Staat und die bürgerliche Gesellschaft gehörig ausnützen zu können. Die der älteren Generation Angehörigen wissen noch recht gut aus schmerzlicher Erfahrung, daß unter einem Ludwig I. das baierische Concordat ein ganz anderes Gesicht zeigte als unter einem Maximilian II., und täuschen sich auch nicht darüber, daß sogleich nach dem Gelingen des mit unablässiger Zähigkeit verfolgten Planes, die in dem Staatsleben unseres Königreichs maßgebenden Factoren wieder dem ultramontanen Heerbanne dienstbar zu machen, seine eigentliche Signatur wieder hervortreten würde, auf der nur die Worte zu lesen sind: Intoleranz, Bedrückung der Protestanten, Negirung der bürgerlichen und religiösen Freiheit.

Es ist vielleicht gut, wenn ein plumper Angriff der von Dr. Jörg geführten schwarzen Bataillone auf die baierische Regierung in Gestalt einer Ministeranklage wegen Verfassungsverletzung endlich das Signal zu einem entscheidenden Kampfe gibt, dessen Ausgang nur die Beseitigung des Concordats und die Erlösung Baierns von diesem mit unerträglicher Schwere auf dem Verfassungs- und Rechtsleben lastenden Alp bedeuten kann.

Von sich aus würden unsere Minister, die bisher wenigstens in der religiösen Frage, nach einzelnen Anläufen immer wieder zu der vielberufenen Straußenpolitik zurückgekehrt sind, kaum den nöthigen Muth und an entscheidender Stelle vielleicht auch nicht den nöthigen Rückhalt gefunden haben, mit Offenheit und Entschiedenheit das Concordat über Bord zu werfen; nun, da die ungefüge Last ihr Schifflein immer tiefer sinken macht, wird sie vielleicht der Trieb der Selbsterhaltung zu der rettenden That zwingen; die Civilehe und die geplante Anklage der Minister auf Grund des Concordates wird hoffentlich dem letzteren ein schon längst verdientes Ende bereiten.

Die letzten Ereignisse, die Enthüllungen des Arnim'schen Processes, sowie der Ausgang der Reichskanzlerkrisis haben ohnedies in den deutschen Mittelstaaten die nationale und reichsfreundliche Partei mächtig gestärkt; man beginnt an den Höfen zu München, Stuttgart und Dresden einzusehen, daß der Reichskanzler den Untergang der Einzelstaaten nicht wünscht und daß dieselben, wenn sie nur dem Reiche geben, was des Reiches ist, nicht nöthig haben, sich dem eingestandenermaßen auf die Revolution speculirenden Ultramontanismus in die Arme zu werfen, um ihre Existenz oder auch nur ihre von der Reichsverfassung gewährleisteten Besonderheitem und Privilegien zu retten.

Was speciell Baiern betrifft, so ist nicht unbekannt, daß der reichsfeindliche, auf den Abfall Baierns hinarbeitende Ultramontanismus an entscheidender Stelle niemals schlechter angeschrieben war als gerade jetzt, und daß eine günstigere Zeit und Gelegenheit zu muthigem, durchgreifendem Auftreten nicht leicht gefunden werden könnte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die baierischen Minister über kurz oder lang einen heftigen Sturm auszuhalten haben werden, und daß ihr Verhalten in der Angelegenheit des Reichscivilehegesetzes zum Eckstein des Angriffswerkes dienen wird. Die Ultramontanen werden, wie der Jude von Venedig auf seinem Schein, auf dem Buchstaben ihres Concordates bestehen, und Herr von Lutz wird die Wahl haben, mit gewundenen juristischen Deductionen nachzuweisen, die Civilehe vertrage sich auf eine bisher allerdings noch unbekannte Weise mit dem Tridentinum und dem canonischen Rechte, oder einfach und ehrlich zu erklären, das Concordat Baierns mit dem römischen Stuhle sei wegen des Wegfalls der Voraussetzungen, unter denen es abgeschlossen wurde, null und nichtig.

Herr Dr. v. Lutz hat bekanntlich einmal gesagt: „Schießen Sie her, so schieße ich hin!", und es wird daher gestattet sein ihn zu fragen, ob es nicht besser sein dürfte, dem Gegner das geladene Gewehr aus den Händen zu reißen, als sein „Herschießen" zu erwarten. Bisher ist doch, um bei dem kriegerischen Gleichnisse zu bleiben, zwischen dem baierischen Cultusministerium und den Ultramontanen eigentlich nur blind gefeuert worden; wenn einmal scharf geladen wird, könnte es leicht zum „Hinschießen" zu spät werden!

München, im Januar. **Ch. Weber.**

Die drei Turgenjew.

Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft".

(Fortsetzung.)

Unter einer Regierung, welcher der zahme Liberalismus der Generale Kaiser Alexanders I. für staatsgefährlich galt, konnte für einen Mann von der Bildung und Selbstständigkeit Alexander Turgenjews natürlich kein Platz sein. Der Freund des Fürsten Galyzin zählte nach wie vor im Staatsdienst, war aber von jeder Thätigkeit ausgeschlossen und ging kurz nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus auf mehrere Jahre in's Ausland, um seine für die russische Geschichtsschreibung so ersprießlichen archivalischen Forschungen wieder aufzunehmen. In den Augen des Kaisers war er zwiefach compromittirt: ein Mal wegen seiner früheren „liberalen" Thätigkeit im Unterrichts-Ministerium und zweitens, weil er offen und ungescheut mit seinem Bruder Nikolaus, der ohne jeden genügenden Grund als Theilnehmer des Aufstandes von 1825, resp. der denselben vorbereitenden Verschwörung in contumaciam zum Tode verurtheilt und in's Ausland geflüchtet war, — in Verbindung blieb. Für die Kühnheit dieses Unterfangens fehlt dem heute lebenden Geschlecht der Maßstab. Dem Herrscher, der es noch zwanzig Jahre später für eine persönliche Beleidigung ansah, wenn in seiner Gegenwart Namen politischer Verbrecher vom December 1825 genannt wurden, der selbst die diesen Männern in's Exil folgenden edlen Frauen mit eiserner Härte behandelte — ihm galt jede, auch die entfernteste Beziehung zu den „Decembristen" für ein Zeichen „schlechter Gesinnung". Nur verstohlen und in aller Stille durften die Verwandten dieser Proscribirten Geldunterstützungen nach Tschitä und Petrowsk senden und es galt für einen Beweis hohen Muthes, daß der damalige Thronfolger gelegentlich seiner sibirischen Reise von 1837 Schritte zur Milderung des Looses dieser Unglücklichen wagte. Alexander Turgenjew that das Unerhörte: er sprach nicht nur ungescheut aus, daß er seinen Bruder für unschuldig und das wider denselben gefällte Urtheil für ungerecht halte, sondern er reiste mit der ausgesprochenen Absicht in's Ausland, diesen Bruder zu besuchen und ihm den geretteten Theil seines Vermögens zu überbringen. Das konnte nur ein Mann wagen, der sich durch sein persönliches Gewicht erhaben fühlte über die Rücksichten, welche der Masse seiner Landes- und Standesgenossen für höchste Lebensnormen galten und der, wo es seine Ehre galt, nichts nach der Laune des Mannes fragte, der es für 60 Millionen Russen übernommen, Mensch zu sein. Mit dem Freimuth und dem Unabhängigkeitssinne jener ächten Aristokraten, die es in dem Rußland Alexanders I. noch gegeben, ließ der hochsinnige Mann es darauf ankommen, ob der Kaiser

Digitized by Google

wagen werde, mit ihm, den In- und Ausland als Ehrenmann kannten, Händel anzufangen.

Im Sommer 1826 war Alexander Turgenjew in's Ausland gereist. Nachdem er in England mit dem Bruder zusammengetroffen war und dessen Angelegenheiten geordnet hatte, kehrte er zur Verfolgung seiner archivalischen Zwecke nach Deutschland zurück, dessen Erde Nikolaus Turgenjew aus guten Gründen nicht zu betreten wagte. Aus der Zeit dieser Reise und eines Ausflugs, den er später nach Paris und dann nach Schottland machte, datiren zahlreiche Briefe, welche im J. 1872 zu Leipzig im Druck erschienen sind und in mehrfacher Rücksicht ungewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen. Alexander Turgenjew war mit fast allen ausgezeichneten Männern seiner Zeit, Gelehrten wie Staatsmännern, Deutschen wie Schweizern, Engländern und Franzosen genau bekannt. Seine an den geliebten Bruder gerichteten Briefe berichten über eine große Anzahl denkwürdiger Begegnungen und Unterredungen, die er gehabt und die ausnahmslos den höchsten Interessen gegolten, welche die damalige Gesellschaft bewegten. In Deutschland wurden Stein, Tieck, der Theolog Lindener u. A. aufgesucht, in Genf stand Turgenjew mit Sismondi und Dumont (dem Vertrauten Benthams), in Paris mit Talleyrand, Royer-Collart, Guizot, Augustin Thierry, Capodistrias und der bekannten Mad. Swetschin in enger Beziehung, während seiner Reise durch Schottland brachte er mehrere Tage unter dem gastfreien Dache Walter Scotts zu, der trotz der schweren Schläge, die ihn zwei Jahre früher getroffen, noch auf der Höhe seiner Kraft und seines Schaffens stand. „Am 4. August (1828) Mittags um drei Uhr," so heißt es a. a. O., „traf ich von Melrose zu Fuß in Abbots-Fort ein. Nachdem ich einen mit alten Waffen und Wappenschildern reich geschmückten Saal durchschritten, traf ich auf einen wohlgepuderten Hausdiener, der mich zu dem (eben von einer Beerdigung zurückgekehrten) Herrn des Hauses führte. Sir Walter empfing mich in seinem Cabinet und lud mich nach einigen einleitenden Mittheilungen über seine Familienverhältnisse ein, sein Gast zu sein. Ich wollte eben dankend ablehnen und dem verehrten Manne dafür danken, daß ich seiner Bekanntschaft theilhaft geworden, als die unverheirathete Tochter des Hauses mit der Meldung eintraf, daß bereits zum Essen angerichtet sei. Es war sechs Uhr geworden und wir traten in das Speisezimmer, in welchem sich etwa zehn Personen versammelt hatten. Die Unterhaltung wurde meist französisch geführt und war ungemein heiter und angeregt; nach Tisch setzte der Hausherr sich zu mir, um ein vertrauliches Gespräch zu beginnen, das so liebenswürdig geführt wurde, daß ich ihn wirklich näher kennen lernte. Während der Kaffee gereicht wurde und die Damen zur Harfe und zur Guitarre sangen, ging Sir Walter mit mir in lebhaftem Gespräch auf und nieder; er war auf sein Lieblingsthema, auf die Volkslieder seiner Heimat, gekommen, wußte dieselben unaufhörlich zu recitiren und zu erklären und gerieth so in Feuer, daß er zum Tact wie ein ächter Schotte mit den Fingern schnalzte. Nach dem Abendessen gingen wir zu Bett, — andern Morgens hatte ich das Glück, mit ihm einen größeren Spaziergang durch die Umgegend zu machen. Er erzählte mir, daß diese Gegend vor 15 Jahren eine Einöde gewesen, die erst von ihm civilisirt worden, er führte mich auf alle schönen Aussichtspunkte der Umgegend und wußte all' seine Schilderungen durch Anführungen aus der Geschichte und dem Volksliederschatz des Landes zu beleben. Alles, was mit dem Mittelalter in Beziehung steht, nimmt sein Interesse in Anspruch, seine Bibliothek ist in dieser Rücksicht geradezu unerschöpflich; er bleibt keineswegs bei Schottland stehen, sondern unterrichtet sich über das mittelalterliche Leben aller europäischen Völker. Zur Zeit war er vornehmlich mit Studien über die deutschen Vehmgerichte beschäftigt, die er zum Gegenstande besonderer Darstellung zu machen gedachte*). Unser Spaziergang dauerte bis 5 Uhr, — dann machten wir Mittagstoilette und da sich die übrigen Gäste bald nach Tische zurückzogen, hatte ich das Glück, mit dem verehrten Manne auch noch den Abend zu verbringen. Nachdem er mir Verfassung und Entwicklung des Clanwesens bis in's Einzelste geschildert hatte, ging das Gespräch auf schwedische und isländische Literatur über, mit der er sich lebhaft beschäftigte und bezüglich welcher ich ihn auf neuere Erscheinungen aufmerksam machen mußte. Ich wollte aufbrechen, wurde aber wiederum auf das liebenswürdigste zurückgehalten und mußte eine zweite Nacht unter seinem Dache zubringen. Beim Abschied war er so liebenswürdig, mir für meinen Besuch zu danken und mir zu sagen, daß es ihn besonders gefreut habe, daß ich direct und ohne irgend welche Empfehlungen zu ihm gekommen".

*) 1829 erschien der (in Deutschland spielende) Roman „Anna von Geierstein".

Berichte und Schilderungen solcher und verwandter Art kommen in dem Turgenjew'schen Briefwechsel so zahlreich vor, daß, angesichts der Grenze, welche diesen Blättern gesteckt ist, ihre Aufzählung nicht wohl möglich erscheint. Ganz abgesehen davon, daß dieselben immer wieder von Männern berichten, deren Bedeutung heute ebenso allgemein anerkannt ist, wie zur Zeit der Besuche, welche Alexander Turgenjew ihnen machte, bieten sie dem Freunde und Forscher vergangener Dinge in ihrer Summe ein eigenthümliches Interesse: sie erinnern uns daran, wie ungeheuer der Umschwung gewesen ist, der sich seit den letzten dreißig Jahren in den internationalen Beziehungen der europäischen Culturvölker zufolge der Verschärfung nationaler Gegensätze vollzogen hat. Schon fünfzehn Jahre nach Beendigung der großen gegen Frankreich geführten Kriege fühlten die Höchstgebildeten der europäischen Culturvölker sich wieder als die enggeschlossene Gemeinde, die sie während des philosophischen Jahrhunderts gebildet hatten. Ungleich näher als die eignen Volksgenossen stehen dem gebildeten und freisinnigen Russen, von dessen hinterlassenen Briefen hier die Rede ist, die Denker, Künstler und Staatsmänner des westlichen Europa, einerlei ob sie wärend der J. 1812—16 Bundesgenossen oder Gegner seines Vaterlandes gewesen. Daß Alexander Turgenjew an der Bewegung der protestantischen Theologie seiner Zeit ebenso lebendigen Antheil nimmt, wie an den im Schooße des französischen Constitutionalismus geführten Kämpfen, versteht sich für ihn ganz von selbst. Es bedarf für ihn, den Bekenner der griechischen Kirche und ehemaligen Beamten eines streng absolutistischen Staates schlechterdings keiner Anstrengung, um an den Bestrebungen seiner deutschen, französischen oder englischen Zeitgenossen Theil zu nehmen und denselben gerecht zu werden, denn er fühlt, daß die Substanz der den höheren Schichten der Gesellschaft zu Theil gewordenen Bildung bei allen Völkern Europas dieselbe ist. Nirgend begegnen wir bei ihm, dem eifrigen und bewährten russischen Patrioten, auch nur einer Spur von Voreingenommenheit gegen die specielle Lebensgestaltung, welche auf seine deutschen oder französischen Freunde eingewirkt hat — das Bewußtsein der Gemeinsamkeit dessen, worauf es für gebildete und humane Männer zunächst und vor Allem ankommt, ist so stark, so dominirend entwickelt, daß es die Empfindung der nationalen Verschiedenheit kaum aufkommen läßt. Uns, die wir inmitten von nationalen Gegensätzen herausgekommen sind, die im Westen wie im Osten, im Norden wie im Süden des Welttheils die bestimmenden Lebensmächte bilden, uns kommt es wie ein Märchen vor, daß ein russischer Staatsmann und Aristokrat Deutschland, England und Frankreich durchreisen kann, um jeden freien Augenblick dem freundschaftlichen Verkehr mit Staatsmännern und Gelehrten zu widmen, welche im Dienst den russischen völlig heterogener Anschauungen und Tendenzen stehen, — daß dieser Russe an den Fortschritten des Wohlstandes, der Gesittung und Bildung der westlichen Staaten den wärmsten, menschlichsten Antheil nimmt, ohne sich auch nur darauf zu besinnen, daß die Ueberlegenheit fremdländischer Lebensgestaltungen seinem Vaterlande möglicher Weise zur Gefahr werden könnte! „Homo sum" steht mit Lapidarlettern auf jeder Seite dieser Briefe geschrieben, die den Geist einer Menschenliebe und Bildungsbegeisterung athmen, der auch den modernen Leser wohlthuend und sympathisch berühren muß. Niemand kennt die Kehrseite dieser kosmopolitischen Humanitätsbegeisterung so genau, wie wir Deutsche,

Digitized by Google

— daß sie ihre Sonnenseite gehabt hat, brauchen wir darum nicht zu vergessen.

Die letzten Jahre seines Lebens hat Alexander Turgenjew, ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in Moskau verbracht, wo er — noch nicht sechzigjährig — im December 1845 verstarb, — bis an das Ende des Lebens mit seinem im Exil weilenden Bruder Nikolaus durch zärtliche Freundschaft verbunden.

Von diesem Bruder das nächste Mal.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Theodor Döring.

Eine Skizze seines Lebens und Wirkens

von

Georg Hiltl.

I.

Von Warschau bis Bromberg.

Der treffliche Mensch und Künstler, dessen Leben und Wirken die nachfolgenden Zeilen in allgemeinen Umrissen darzustellen versuchen, — Theodor Döring — ward am 9. Januar 1803 zu Warschau geboren, woselbst sein Vater das Amt eines königl. preußischen Salzinspectors bekleidete.

Der eigentliche, wahre Familienname unseres Künstlers ist: Häring. Er vertauschte ihn später mit dem, für den Darsteller tragischer und Charakterrollen angenehmer klingenden „Döring" — denn da unser Künstler von dem Augenblicke des Beginnens seiner theatralischen Laufbahn an sich hohe Ziele gesteckt hatte, konnte er den Gedanken nicht ertragen, dereinst auf dem Theaterzettel lesen zu müssen: Philipp der Zweite: Herr Häring. Er kannte, als er jenen Namenstausch vollzog, bereits hinlänglich die Malice der großen Masse, welche den Fischnamen in Verbindung mit einem: Shylock, Franz Moor oder Richard III., ungeheuer komisch gefunden haben würde.

Von drei Geschwistern — zwei Brüdern und einer Schwester — war Theodor der Aelteste. Seine ersten Jugendjahre verflossen ziemlich still und einfach in dem bürgerlichen Hause des Vaters und Nichts deutete darauf hin, daß es dem ältesten Sohne beschieden sein sollte, eine hervorragende Stellung in der Kunstwelt einzunehmen. Nach Dörings eigner Aussage war seine Mutter mit lebhafter Phantasie begabt und besaß das Talent: Persönlichkeiten und Ereignisse scharf zu charakterisiren und ihren Schilderungen ein lebendiges Colorit zu verleihen.

Durch die politischen Verhältnisse, welche die bewegte Zeit gestaltete, ward die Familie genöthigt, in der Hauptstadt der Ukermark: Prenzlau — ihren Wohnsitz zu nehmen. Die Versetzung des Vaters dahin hatte wohl zur Zeit des Tilsiter Friedens stattgefunden.

Auch hier, in dem neuen Wohnorte, gestaltete sich die Lebensweise der Familie im Ganzen nicht viel anders als dies ehedem der Fall gewesen. Nur die großartigen Ereignisse, das Erscheinen französischer Truppen, die wechselnden und bunten Bilder, welche Durchmärsche und einzelne Episoden, an denen die erregte Zeit so reich war, boten, brachten Leben in die stille Häuslichkeit des Beamten, dessen Kinder — unter ihnen namentlich der äußerst empfängliche Theodor — dergleichen Vorfälle begierig aufnahmen.

Man versuchte es, unter Anderem, sich in der Phantasie an die Stelle politischer Märtyrer zu setzen, welche wie Schill, Hofer und Palm für die Freiheit des Vaterlandes gefallen waren und Theodor stellte sich oft genug die Frage: Was würdest du thun, wenn du, eine geladene Pistole in der Hand, dem Kaiser Napoleon, dem Unterdrücker Deutschlands, einmal plötzlich gegenüberständest?

Diesen phantastischen Spaziergängen machte der, in jenen Zeiten besonders einförmig betriebene nnd deshalb ernüchternde Schulunterricht ein Ende. Die großen Begebenheiten entwickelten sich schnell und sie hatten kaum Gestalt gewonnen, als unser Theodor auch bereits durch Verwendung eines Oheims, des Predigers zu Bagemihl, in das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin als Alumnus aufgenommen wurde.

Die Persönlichkeit dieses Oheims schildert Döring als eine sehr anziehende. Es war einer jener trefflichen Geistlichen, welche bei gewissenhaftester Ausübung ihres Berufes, dennoch stets sich den Sinn für ein heitres, gesellschaftliches Leben bewahrten, die Geist und angeborne Empfindung nicht in starre Formen pressen mochten.

Dessenungeachtet scheint der wackre Pastor zu Bagemihl doch unsern Theodor ausdrücklich für das Studium der Theologie bestimmt zu haben und seine Gründe mochten auch die Eltern bewegen, den ältesten Sohn für den Stand des Geistlichen vorbereiten zu lassen.

Allein man ersah bald genug, daß der Alumnus sich nicht für die ihm vorgezeichnete Laufbahn eignen dürfe. Theodor trat in den Kaufmannsstand über. Die erste Stätte seines Wirkens als Jünger Merkurs war Stettin. Hier blieb er nicht lange. Bald zog er von Stettin ab und kehrte wieder nach Berlin zurück, um in das damals berühmte Geschäft von Quittel und Engel zu treten. Die Stätte seines Wirkens befand sich in der Werderstraße, hart an der ehemaligen Stechbahn. Dieser ganze Häusercomplex hat der Neuerung weichen müssen und an seiner Stelle erhebt sich heutigen Tages das sogenannte „rothe Schloß".

Theodor war — wie Zeitgenossen versichern, welche ihn in seinen kaufmännischen Functionen thätig sahen — ein vortreffliches Mitglied des Quittel'schen Personals, wenn es darauf ankam, mit dem Publicum in Verbindung zu treten. Seine lebhafte Art und Weise erwarb ihm Zuneigung, allein die schroffere Seite des Kaufmannsstandes, das Sitzen über den Büchern, die innige und nothwendige Bekanntschaft mit Zahlenreihen und Rechnungen wollte ihm nicht zusagen.

Vielleicht hätte er sich dennoch mit der Zeit daran gewöhnt hinter dem Pulte bei dem Scheine der Comtoirlampe zu sitzen und Herrn Quittels Aufträge zur vollkommensten Zufriedenheit nach allen Richtungen hin auszuführen, wäre nicht ein Umstand diesen Bestrebungen hinderlich gewesen.

Der lebhafte junge Mann war — vorläufig noch als Zuschauer — dem Theater nahe gekommen. Das Berliner Hoftheater stand um jene Zeit in dem Zenith seines Ruhmes. Namen wie die eines Ludwig Devrient, des Wolff'schen Ehepaares, der Stichs und mancher andern berühmten Darsteller hatten die ganze gebildete Welt zu Verehrern und Bewunderern.

Das Publicum war ein von dem heutigen ganz verschiednes. Es hatte sich ein sogenannter „Stamm" gebildet. Man fand sich an jedem Abende fast im Parquet oder Parterre zusammen und nicht wie heut wechselte die Zuschauermenge allabendlich, die Darsteller wußten, daß sie vor einem Freundeskreise spielten, der zum großen Theile nicht nur an den theatralischen Erfolgen der Schauspieler, sondern auch an deren Privatverhältnissen innigen Antheil nahm. Das Theater bildete den Mittelpunkt aller Unterhaltungen in den ersten Gesellschaften und Kreisen der Residenz. Man erwartete begierig eine neue Schöpfung Devrients, Wolffs oder der Stichs und es fand zwischen Publicum und Darstellern eine Wechselwirkung statt, welche für beide Theile von den besten Folgen begleitet war.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein phantasiereicher und äußerst lebhafter junger Mann, wie Theodor Döring, von diesem künstlerischen Treiben, welches von der Bühne herab in die Familien der gebildeten Residenzbewohner drang, sich mächtig angezogen fühlte. Lag doch ein Mal das Genie, welches sich später so glänzend entfalten sollte, schlummernd in ihm. — Quittel

Digitized by Google

selbst gehörte obenein zu den enragirtesten Theaterhabitués. Er fehlte selten an wichtigen Abenden im Parquet des Schauspiel- oder Opernhauses, er unterhielt vielfache gesellschaftliche Verbindungen mit den ersten Darstellern und war obenein Mitglied des Vorstandes des ältesten Liebhabertheaters: Urania — eine Stätte, welche den für den Dienst der Muse Bestimmten — oder sich bestimmt Habenden — als das gelobte Land erschien, denn hier konnten sie — wenn sonst einige Protection durch die würdigen Vorsteher stattfand — ihre ersten Versuche auf den Brettern wagen. Hier konnte der Musendienst praktisch geübt werden und in der That sind von jener kleinen Privatbühne aus gar viele tüchtige Darsteller in die weite Welt gegangen.

Theodor Döring hatte sich schon oft genug an den Darstellungen der ausgezeichneten Künstler des Hoftheaters ergötzt. Er hatte verschiedene Versuche — natürlich im Geheimen — gemacht, das was er dort gesehen innerhalb der verschwiegenen Wände seines kleinen Wohnzimmers im Quittel'schen Hause, zu wiederholen und es wollte ihm dünken: als könne er es auch dereinst zu einer gewissen Stufe bringen, als sei ihm die Pforte zum Kunsttempel — mit dieser Redensart beginnen alle Jünger der dramatischen Kunst ihre glückliche oder unglückliche Laufbahn — nicht verschlossen, wenn er nur erst ein Mal recht dreist angeklopft habe. — Wahrscheinlich haben, was bei Dörings offnem Wesen nicht zu bezweifeln ist, die Principale sehr bald von der erwachten Neigung ihres Mitarbeiters für die dramatische Kunst Wind bekommen, denn enthusiastische Kunstjünger oder sogenannte „Kunststreber" vermögen ihre glühende Begeisterung nicht zu ersticken. Sie macht sich entweder durch auffällige Vernachlässigung des ihnen zugewiesenen Berufsgeschäftes oder durch ein starres Hinbrüten bemerkbar, welches dann oftmals plötzlich durch ein mächtig hervorgedonnertes Citat unterbrochen wird, das bei der stillbeobachtenden Umgebung Schrecken erregt. Es ist die Wiedergabe einer Stelle, die der Kunstliebende gestern Abend im Schauspielhause, mit einer von Gram und Bewunderung gemischten Empfindung erfüllt, angehört hatte.

Diese und ähnliche Vorgänge mögen es gewesen sein, welche Dörings Principale zunächst auf die Wandlung aufmerksam machten, die im Innern ihres Zöglings sich vollzog. Höchst wahrscheinlich hatte auch Quittel selbst bei dem jungen Döring gewisse Anlagen zur Schauspielkunst bemerkt, unter denen sicherlich die lebhafte Mimik — ein Geschenk der Gottheit wie es selten einem Sterblichen in so hohem Grade als unserm Döring verliehen wird — obenan stand.

Döring rückte nach einiger Zeit mit der Bitte hervor: Der Chef des Hauses möge ihm gestatten, ein Mal auf der Bühne des Uraniatheaters sich versuchen zu dürfen. Quittel konnte nicht gut „Nein" sagen. War er doch Vorstand des Liebhabertheaters, er, der Kaufmann — der Principal und spielten doch andere junge Kaufleute dort ebenfalls an ihren freien Sonntagen Komödie, was ja die Mitglieder der „Urania" sowohl, wie auch die übrigen „soliden Familien" als ein „gebildetes Vergnügen" bezeichneten.

Der Principal gab seine Erlaubniß und Theodor, berauscht von so vielem, schnell über ihn gekommenem Glücke, eilte in das Local des Gesellschaftstheaters, dessen dramatisches Comité den jungen, mit der Empfehlung seines Chefs versehenen Enthusiasten auf- und als Mitwirkenden annahm.

Der erste Schritt zu der glorreichen Laufbahn unsers Künstlers war geschehen. — Uns Allen, die wir heut schon der älteren Schauspielergeneration angehören, ist das ehemalige Local der Gesellschaft Urania noch gar wohl im Gedächtnisse. Viele von uns haben an derselben Stätte ihre ersten Talentproben abgelegt, wo einst Meister Theodor Döring seine ruhmgekrönte Laufbahn begann. Auch über jene Stätten ist die Hand des Neuerers gekommen und hat sie von dem Boden verschwinden lassen, auf welchem sie einst gestanden, so daß man heutzutage kaum noch die Stellen zu bezeichnen vermag, an welchen sich jene Räume befanden, in denen viel frohes und rühriges Leben herrschte.

Von der Commandanten-Straße aus — jetzt die großen Baulichkeiten des Industrie-Gebäudes — ging man durch das Haus des Glasermeisters Strilach in den langen Hof, an dessen Ende der Gesellschaftsgarten lag. Zur Rechten zogen sich die Räume hin, welche die Zimmer und den Ballsaal der Uranianer enthielten. Ein von dem Garten halb umschlossenes, höheres Gebäude sprang vor. Es war das Theater. Eine Steintreppe führte zu dem Bühnenraume, Weinlauben durchzogen den Garten und überall waren schattige Plätze angelegt, in denen zur Sommerzeit das Publicum — theils aus Mitgliedern der Gesellschaft, theils aus Gästen bestehend — sich versammelte, bis die Glocke das Zeichen zum Beginne der Theatervorstellung gab.

Die lange Kegelbahn der Mitglieder mußte an Vorstellungsabenden ihr Zimmer, den Ort, von wo aus die Spieler ihre Kugeln schnellten, hergeben, um als Garderobe zu dienen. In den Zwischenacten strömten die Zuschauer wieder in den Garten, von den Fenstern der Bühne aus konnte man sie beobachten, wie sie gesticulirten und sich die Eindrücke mittheilten, welche die Darstellung und deren Träger auf sie gemacht hatten. Nach dem Theater folgte das — sehr einfache Souper, ein Ball schloß den Tag, wer von den Liebhaberschauspielern heut glücklich gewesen war, wer gefallen hatte, der gehörte zu den Gefeierten. Diese Darstellungen gaben den Kunstjüngern Gelegenheit sich nicht nur vor dem Publicum Uranias, sondern auch vor Kunstnotabilitäten zu zeigen und — wie schon angeführt — Viele wanderten von hier aus auf die großen Bühnen, nachdem sie sich das einigermaßen auf Uranias Brettern erworben hatten, was man gemeinhin „Routine" nennt.

Die wirklich glücklichen Tage und Stunden, welche man in den längst entschwundenen Räumen genoß, als es galt „die erste Luft zu büßen", werden nie aus dem Gedächtniß weichen.

Hier also trat auch Theodor Döring ein. Die Vorstellungen der Mitglieder der Urania erfreuten sich eines gewissen Rufes. Es waren in der That talentvolle Dilettanten, welche den Schauspielerverband bildeten. Auch fanden sich — bis zur letzten Zeit des Bestehens der alten Gesellschaft — häufig ehemalige Schauspieler daselbst ein, um ihre frühere Beschäftigung, von welcher sie nicht ganz lassen konnten, fortzusetzen. Nicht selten waren diese Herren in andere Berufskreise getreten und es war ihnen zur höchsten Lust geworden, sich hin und wieder in Rollen vor dem Gesellschaftspublicum zeigen zu können, in denen sie einst vor größeren Zuschauermassen gewirkt hatten.

Von denjenigen Personen, welche bei Theodor Dörings erstem Auftreten in Urania zugegen, welche seine Mitspieler waren, lebt meines Wissens heut Keiner mehr, aber der Schreiber dieses ist während seiner Anfängerzeit in Urania noch mit verschiedenen Persönlichkeiten zusammen thätig gewesen, welche bei dem ersten Auftreten unsers Meisters in Urania mit ihm gemeinschaftlich — damals sogar als seine höher gestellten Kunstgenossen — zum Theil selbst als seine Vorgesetzten agirten.

Döring erinnert sich noch heute jener Personen, welche ihn bei seinem ersten Beschreiten der Bretter umgaben. Unter ihnen ist namentlich der alte Lami zu erwähnen, der auch uns Jüngere noch später neben sich sah. Lami — ein höchst ehrenwerther Mann, ein tüchtiger Künstler als Stecher und Graveur — war ehemals Schauspieler gewesen. Es war ihm sogar gelungen, einige Male auf der Berliner Hofbühne spielen zu können und zwar während der Abwesenheit Ludwig Devrients.

Wie hoch oder gering seine Erfolge bei diesem Gastspiele waren, vermag ich nicht anzugeben, das aber kann ich bezeugen, daß Lami mit Stolz seiner Substituirung des großen Devrient gedachte, den er hoch verehrte.

Lami war ein kleiner, beweglicher Mann, mit seltsamem, von Pockennarben ein wenig verunziertem Gesichte. Er besaß für gewisse Chargirte und zweite Charakterrollen Talent und erzählte, als Dörings Ruf bereits fest stand, mit großem Behagen: wie er den Künstler schon bei dessen erstem Auftreten in Urania richtig beurtheilt und ihm seine künftige Bedeutung prophezeit habe. Dabei gab er nicht undeutlich zu verstehen: daß er eigentlich so Etwas von einem Lehrer Dörings gewesen sei, und daß dieser von ihm Rathschläge empfangen habe, deren

Digitized by Google

Benutzung nicht unwesentlich die künstlerische Vollendung des Meisters gefördert hätten.

Mit der ihm eignen Gutmüthigkeit und lebhaften Erinnerung für alle diejenigen, die ihm im Leben nahe gestanden, ist Döring dem seltsamen alten Herrn stets in freundschaftlichster Weise entgegengetreten.

Nach den Berichten der Augenzeugen verlief das erste Auftreten Dörings in Urania recht glücklich. Man fand nur — und des jungen Mannes Naturell mußte zu solcher Ausstellung herausfordern —, daß der Neophyte im Dienste der Muse eine ganz ungewöhnliche Lebendigkeit an den Tag legte. Er schien sich vorgesetzt zu haben, gleich bei diesem ersten Auftreten, dem Publicum Uranias zu zeigen, daß Er der Mann sei, welchem die Schreckniſse eines ersten Debüts fremd geblieben. Er zeigte eine wesentliche Neigung, die Coulissen umspielen zu wollen.

Leider bot seine Auftrittsrolle: Achmet in „Pflicht um Pflicht", von P. A. Wolff, gar keine Gelegenheit zu solchen packenden Effecten und der junge Debütant gerieth mit der Aufgabe selbst in Conflict. Aber es waren doch in der That Leute unter den Zuschauern, welche die bekannte Redensart „Da steckt was drin" anwendeten, als es sich um ein Urtheil über Theodors Leistung handelte.

Die folgenden Aufgaben wurden schon mit größerer Ruhe gelöst, obwohl noch immer genug des Uebermaßes an Lebhaftigkeit blieb.

Während dieser ersten Uebungszeit hatte Döring die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht in seine frühere Laufbahn zurücktreten könne. Er fühlte in sich, daß es ihm gelingen werde, eine achtungswerthe Stellung an der Bühne behaupten zu können. Von dem ganzen Umfange seines großen Talentes hatte er selbst noch keine Ahnung, es ward ihm erst viel später klar, über welche Mittel er gebieten konnte; Beweis dafür ist die ganz unrichtige Wahl des Rollenfaches, in welchem wir ihn bei Beginn seiner künstlerischen Thätigkeit beschäftigt sehen.

Allein ein Mal war es wohl die erwähnte Unkenntniß der eignen Kraft, dann aber begann unsres Meisters Laufbahn zu einer Zeit, wo es noch als eine Art von Gesetz galt: Alles durchmachen zu müssen, wo sogenannte „Sprünge" dem Anfänger selten oder nie gestattet waren. Man ging Stufe für Stufe dem Ziele entgegen und *begann* nicht mit Aufgaben, mit denen man *schließen* sollte.

Das hat vielleicht den Durchbruch manches Talentes verzögert, aber die feste, technische Ausbildung, welche durch jenes schrittweise Vordringen erworben ward, hat die Versäumniß reichlich ausgeglichen und vergolten.

Theodor Döring zögerte nicht länger, seinen Principal mit seinen festen, unwandelbaren Entschlüssen: sich dem Theater widmen zu wollen, bekannt zu machen. Er hatte eine stürmische Scene erwartet, allein Herr Quittel, ein Kunstfreund und Lebemann, hatte bereits eingesehen, daß der Profit, welchen sein Geschäft durch die Ausnutzung der kaufmännischen Fähigkeiten Dörings davontragen könne, ein sehr geringer sein müsse. Er glaubte bereits an die Befähigung Dörings für die Bühne und entließ ihn, wiewohl ungern, da er sich allgemeiner Achtung und Liebe erfreute, im Januar des Jahres 1825 aus dem Geschäfte in der Werder-Straße.

Das erste Ziel Theodors war der Kunsttempel zu Bromberg. Dort hielt Johannes Huray den Scepter der Direction über den Häuptern einer Gesellschaft, welche außer Bromberg noch die Städte Graudenz, Elbing, Thorn, Culm und Marienwerder bereiste. Huray galt mit Recht für einen gebildeten Theaterdirector. Döring konnte unter ihm vor Allem Beschäftigung finden und traf in der letzten Hälfte des Januar zu Bromberg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagebuch des Königs von Persien.

(Schluß.)

Von Rußland wird die Reise nach Berlin fortgesetzt. Schon auf der Eisenbahnfahrt bemerkt der Schah, daß hier die Pflanze der Freiheit etwas besser als in Rußland gedeihe, denn die Menge auf den Eisenbahnstationen ist zudringlicher und die donnernden „Paschols!" (bei Seite) der russischen Polizisten sind nicht mehr hörbar. Auch mehr Licht will er in deutschen Städten entdecken, er findet nämlich die Gasbeleuchtung besser als in St. Petersburg. Daß die Hünengestalten des deutschen Kaisers, des Kronprinzen und des Fürsten Bismarck den Kadscharenfürsten von untersetztem Wuchse, ja die ganze persische Reisegesellschaft, der Mehrzahl nach schmächtige Leute, in Staunen versetzten, braucht kaum gesagt zu werden. Nasreddin Schah wundert sich besonders, wie diese Leute mit den Riesenkörpern noch obendrein so flink und rührig sind, und schon beim ersten Anblick der Hauptspitzen der deutschen Militärwelt wird es ihm einleuchtend, wie das Heer der Franzosen von solchen Goliathen erdrückt werden konnte. — Trotz des imposanten Aeußern sind aber die germanischen Rusteme ganz höfliche und zuvorkommende Menschen. Der Perserkönig wird an der Spree eben so warm und zuvorkommend empfangen, wie an der Newa; auch hier umschließt ihn eine ununterbrochene Kette von Festlichkeiten, Banketten, Theatervorstellungen, Revues und sonstiger Feierlichkeiten, und wird der Kadscharenfürst im Drange seines Dankbarkeitsgefühles gut preußisch gesinnt. Er schwärmt nur für Potsdam und Sanssouci, nähert sich mit tiefer Achtung den Friedrich-Reliquien und ist überaus höflich gegen Damen, wenigstens bemüht er sich es zu sein, soweit es von seinen frühern Gewohnheiten auf diesem Felde zu erwarten ist. Ad vocem Damen sei hier erwähnt, daß in der Liste der Reisegefährten des Schah eine prinzliche Persönlichkeit unter dem Titel „Enis ud dowlet" (Gesellschafterin des Reiches), vorkommt. Es ist dies, wie sich leicht errathen läßt, die fürstliche Ehehälfte des Königs, die aus gewissen delicaten Umständen in Moskau zurückgelassen werden mußte. „Das Reich" reiste daher ohne Gesellschafterin, und all die verfänglichen Episoden, die dem Schah hierauf bezüglich in die Schuhe geschoben werden, sind blos Erfindungen sensationssüchtiger Zeitungsschreiber. So wie überall fühlt sich der Perserkönig in der Hauptstadt des Deutschen Reichs durch Menagerie und Aquarium besonders gefesselt; als Waidmann von Profession zeigt er mit den zoologischen Details sich vollauf vertraut, auch erlaubt er sich hie und da ein Urtheil in militärischen Dingen, natürlich immer mit vollem Lobe gegenüber der Tüchtigkeit der deutschen Armee, und unterläßt es während der Fahrt nach Köln nicht, auch das Krupp'sche Etablissement genau zu besichtigen und den Leser in alle statistische Einzelnheiten dieser Werkstätte des Mars einzuführen. Herr Krupp beschenkte ihn dafür mit einem Canönchen. Welch ein Schade, daß der wegen seiner Canonenliebhaberei bekannte Großvezier seines Vaters in Essen nicht zugegen sein konnte! Der alte Mirza Hadschi Agosi hätte es hier erst eingesehen, welch ein erbärmlicher Stümper er doch wohl in Canonengießerei sei.

Daß die Rheinfahrt und die Rheingegend den Schah auf's höchste entzückten, braucht nach Vorhergesagtem kaum erwähnt zu werden. Ruinen, Schlösser, Sommerpaläste, Anlagen, alles wird von ihm einzeln besprochen, so auch die hervorragenden Städte: Köln, Coblenz, Wiesbaden, Karlsruhe und Heidelberg, in welch letzterem Orte ein deutscher Professor eine persische Ansprache hielt, von welcher die Fama erzählt, daß sie, obwohl große Gelehrsamkeit bekundend, dem Schah dennoch etwas spanisch geklungen haben soll. — Der hohe Gast macht schon hier die Bemerkung, daß alle europäischen Städte sich auf's Haar einander gleichen.

Und so geht es weiter über Aachen und Lüttich nach der belgischen Hauptstadt, auf einer Strecke, auf welcher der König mehrere „Löcher durch die Erde", vulgo Tunnel genannt, passirt. Wenn Preußen freier als Rußland, so wird jetzt Belgien freier

Digitized by Google

als Preußen gefunden, es muß dies nämlich dem Schah jemand in die Ohren geraunt haben, denn andererseits ist er nicht wenig erstaunt, in dem von ihm bewunderten Belgien Dingen zu begegnen, die in Persien ganz in floribus sind. Er findet nämlich in Spaa die Fußspuren des heiligen Marcus in solchem Maße verehrt, wie die zahlreichen Fußspuren Alis in Persien. Auch den Processionen sind die Belgier mit einer Leidenschaft ergeben wie ungefähr jeder gutgesinnte Schiite in seinem Lande; nur daß an den christlichen Religionsprocessionen stattliche Weiber und hübsche Mädchen, mit Blumensträußen geschmückt, sich betheiligen, während in Persien langbärtige Derwische und Frömmler mit verzerrten Gesichtern lärmend und tobend einherziehen. Was hätte erst der gute Nasreddin Schah gesagt, wenn er an gewissen Tagen, wo der dichte Qualm zahlreicher Rauchfässer den Horizont schier verdunkelt, in Brüssel zugegen gewesen wäre! — In Brüssel wird er ebenfalls mit vieler Wärme, vielen Feierlichkeiten und Festgelangen empfangen. Hier trifft er schon die ihm entgegengeschickten Engländer, und nun geht es an Bord des „Vigilant" der Küste Albions zu. — Von der Pracht, der Großartigkeit und den militärischen Schauspielen der Kriegsschiffe verblendet, kann sich der Perserkönig bei seinem Einzuge in die gigantische Metropole vor Erstaunen kaum fassen. Schon die tolle Höllenfahrt von Dover nach London greift seine Nerven auf's äußerste an. Das tausendfache Netz der Schienenstränge von Clapham-Junction und anderer Verbindungshöfe, das ewige Rennen, Fahren, Reiten in dem gewaltig summenden Bienenkorbe, London genannt, reißen den Stockorientalen zur größten Verwunderung hin. Und als er später die mit den Producten unseres Erdballes gefüllten Docks, das Treiben der Männer in Lombard-Street und die Pracht der Paläste in Westend in Augenschein nimmt, da kann er sich mit Recht des Ausrufes nicht enthalten: „Die Briten sind fürwahr ein großes Volk und sind in vollem Maße des Füllhorns des Segens würdig, dessen der gütige Allah sie theilhaftig werden ließ!"

In England, wo die ihm zu Theil gewordene Gastfreundschaft einen starken politischen Hintergrund hatte, konnte der Schah vor den ewigen Festlichkeiten und Empfängen kaum Athem holen. Die Königin, sämmtliche Prinzen, der Lordmayor: alles wetteifert in seiner Bewirthung, und wie mußte dem König der Mund gewässert haben, als er hörte, daß einem Privatmanne, dem Herzoge von Sutherland, ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Gulden, beinahe ein Achtel der sämmtlichen Revenuen seines Reiches, zur Verfügung stehen. Von dem Empfang bei der Königin in Windsor, die ihn jedesmal auf der untersten Treppe empfängt, ist er entzückt und er macht ihr deshalb das Compliment, daß sie trotz der fünfzig Lebensjahre blos das Aussehen einer Vierzigerin habe. Auch hier gibt es natürlich Flotten- und Truppenrevuen in Hülle und Fülle, und bei einer der erstern wäre Nasreddin bald um's Leben gekommen, da das Boot an dem Treppenaustritt des Schiffes vorbeischießend, unter den Räderkasten gerieth, als eben die Räder sich in Bewegung setzten. Auf dieses Intermezzo folgt selbstverständlich eine aus tiefer Brust geholte Danksagung an Allah. Die Engländer sind besonders ängstlich ihrem hohen Gaste alles, alles zu zeigen. Er lernt das Arsenal von Woolwich der ganzen Ausdehnung nach kennen, und als Tags darauf die Feuerwehr der City sich vor ihm producirte, da ruft der Orientale mit einem so ziemlich gerechten Erstaunen: „Ein merkwürdiges Volk doch, diese Frengis, gestern mußte ich mich wundern, welche Kunst und welchen Fleiß sie auf Menschenvernichtungsmaschinen aufwenden, heute sehe ich wieder, welche Mühe sie sich geben, die in Feuersgefahr sich Befindlichen zu retten!" — Wenn uns während des Aufenthaltes des Schah in England seine nie erschlaffende geistige und körperliche Regsamkeit, um alles zu besichtigen, mit Recht auffallen muß, so kann man nicht umhin auch jenem Tacte und dem Anstande, den er überall zeigte, dem mannichfachen Interesse, das er selbst für die außerhalb seiner früheren Begriffswelt fallenden Dinge an den Tag legte, genug Lob zu spenden. Er macht mit den höchsten Spitzen der aristokratischen, literarischen, künstlerischen und politischen Welt Bekanntschaft, empfängt eine Unzahl Vertreter von Religions- und Humanitätsgenossenschaften, sagt überall ein gutes Wörtchen, ja vertröstet selbst den Prinzen Christian von Holstein mit der Hoffnung einer Zurückgabe der Holsteinischen Provinz an Dänemark. In Berlin wäre eine solche Höflichkeit ihm wohl kaum in den Sinn gekommen. — Das Bild seiner bunten Erlebnisse in London wimmelt allerdings auch von kindisch-naiven Bemerkungen. So z. B. die Aeußerung, daß ein ausgestopfter Löwe im Krystallpalast so schön wäre, daß man ihn zehn Tage hintereinander bewundern könnte. Die Guillotine im Wachsfigurencabinet der Madame Tusseaud dünkt ihn höchst praktisch und er erzählt seinen Landsleuten, daß auf derselben schon 20,000 Menschen hingerichtet wurden; welch ein passendes Möbelstück, für die persische Haushaltung zur Zeit der Regierung Aga-Mehemmed-Chans! — Solche Aeußerungen sind ihm natürlich zu verzeihen, ebenso werden auch die Engländer ihm für die schreckliche Verdrehung ihrer Eigennamen keinen Groll wissen. Er schreibt nämlich Laransun für Rawlinson, Dargil für Duc d'Argyl, Drurelam für Drury Lane, Linonge für Leiningen u. s. w., dies alles aber verhindert uns dennoch nicht zu bemerken, daß Nasreddin Schah in England so vieles und alles so gut gesehen habe, wie kein einziger orientalischer Fürst, ja wie wenige abendländische vor ihm.

Wir glauben es dem König von Persien gerne, daß er die englische Küste mit Dankbarkeitsgefühlen verlassen, denn trotz der Freundschaft, der er auf seinen weiten Fahrten begegnete, diese innige Wärme des Empfanges hat er dennoch nirgends so wie in England empfunden. Schon auf den ersten Stationen durch Frankreich macht er die Entdeckung, daß die alte Redensart: „Die Perser sind die Franzosen des Orientes", nicht ganz aus der Luft gegriffen sei. Er entdeckt nämlich in dem schmächtigen Baue der Söhne Galliens eine frappante Aehnlichkeit mit den Iraniern. Auch hinsichtlich der Höflichkeitsbezeugungen muß er auf Analogien gestoßen sein, denn in Paris wird er im Corps législatif einquartirt; und zwar erhält er dieselbe Bettstelle, welche der große Napoleon zur Zeit seiner Verehelichung mit Marie Louise innehatte. Eine galante Zuvorkommenheit, die übrigens nur einem Orientalen auffällt. — Dem Gast der Republik scheint diese Regierungsform nicht besonders zuzusagen, und schließt er auch aus vereinzelten Hurrahs, welche den Söhnen Louis Philipps dargebracht wurden, auf eine tiefgehende Strömung monarchischer Gefühle. Die ausführliche Beschreibung der Kunstsammlungen, Bildergallerien ꝛc. nimmt auch hier einen respectablen Platz ein. Der Schah findet einen Cupido so meistervoll gearbeitet, daß er sich von demselben nur schwer trennen kann. Dabei fehlt es auch mitunter an kleinen Bubenstücken nicht, wie z. B. die Erklimmung eines künstlichen Berges im Bois de Boulogne, ein Kunststückchen, das der wohlbeleibte Marschall von Frankreich und Präsident der Republik aus Höflichkeitsrücksichten nachahmen mußte. — In der nicht enden wollenden Reihe officieller Empfänge fällt uns am meisten die Bemerkung auf, welche der Schah dem Pariser Geldkönig machte. Als ihm nämlich Rothschild das Loos der persischen Juden an's Herz legte, rückte Nasreddin mit einem alten Witze hervor, indem er ihm den Vorschlag machte, für eine Bagatelle von fünfundzwanzig Millionen Ducaten einen kleinen Staat zu kaufen und sich dort mit seinen Glaubensgenossen niederzulassen. Der Schah erzählt uns, er habe selber über diesen Witz herzlich gelacht, ob es wohl auch Rothschild gethan, darüber schweigt die Chronik. Nicht minder verfänglich ist eine Frage, die an die hohe katholische Geistlichkeit bei Besichtigung der Notre-Dame-Kirche gestellt wird. Nasreddin fragte nämlich, ob Jesus Wein zu trinken pflegte, und ob er viel zu trinken pflegte. Die Monseigneurs, in Begeisterung für ihren petit vin, bejahten dies mit Ereiferung, und der mohammedanische Fürst hatte keine Schwierigkeiten zu glauben; denn mit dem Jesus der Christen, welcher der Tochter der Rebe wacker zugesprochen haben mag, hat der Jesus (Isa) der Mohammedaner, dieser vorletzte Gesandte Gottes auf Erden, nichts gemein. Unser Bericht würde sich fürwahr allzusehr in die Länge ziehen, wollten wir aller öffentlichen und privaten Ausflüge Bedenken. Der Schah hatte alles entweder selbst be-

Digitized by Google

sichtigt oder durch andere besichtigen lassen. Selbst die Demimonde entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht, obwohl er betheuert, das Mabile in Paris und die Cremorne-Gardens in London seines Besuches nicht gewürdigt zu haben.

Von Frankreich wird die Rückreise nach dem Osten über die die Schweiz angetreten. So entzückend schön wie Nasreddin Schah das Alpenpanorama findet, eben so abfällig urtheilt er über die Constitution Helvetiens. Schon der Umstand, daß die Stockrepublicaner den König der Könige in Genf in einem Hotel einlogiren, erregt einigermaßen Widerwillen in ihm, und damit seine getreuen Unterthanen daheim hierin keine Verletzung der iranischen Krone erblicken sollen, erklärt er, daß dieses Volk in Ermangelung öffentlicher Regierungsgebäude auch andere großmächtige, gekrönte Häupter in Gasthäusern untergebracht hätte. Der Schah weilt nur einige Tage in der eben von Touristen aus aller Herren Länder überschwemmten Schweiz und zieht durch „das große Loch" des Mont Cenis nach Italien — Victor Emanuel empfängt seinen Gast schon in Turin und thut sich dem Perserkönig gegenüber durch besondere Leutseligkeit hervor. Wenn letzterer es ziemlich auffallend findet, daß sein italienischer cher frère erst um Mitternacht das Mittagsmahl einnimmt, und sich sogleich zu Bette begibt, so ist er andererseits von der Geschmacksanalogie des „Re galantuomo" ganz entzückt. Derselbe erzählt nämlich, er habe nach dem Tode seiner ersten Frau nicht mehr geheirathet, sondern sei mit der Gräfin N. eine Privatehe eingegangen; ganz so wie Nasreddin Schah, der mit Euises-Saltana einen provisorischen Ehecontract geschlossen hat. Auch in einer unbändigen Jagdlust begegnen sich die beiden Herrscher, ja Victor Emanuel unterläßt es nicht zu erzählen, daß seine semiofficielle Ehehälfte, die ihn früher auch in Schlachten begleitete, sich stets an seinen Jagdausflügen betheilige, daß sie selbst eine gute Jägerin sei und bereits zwei Rehböcke geschossen habe. Recht confidentielle Mittheilungen, die Nasreddin in seinen Memoiren schwarz auf weiß wiedergibt. — Uebrigens ist in der ganzen Reise durch Oberitalien alles Sehenswerthe auf dem Gebiete der Architektur und Kunst besichtigt und dem persischen Leser mit ziemlicher Treue geschildert worden.

Die Reise zur Weltausstellung nach Wien führt ihn über Tirol durch Salzkammergut, wo sich der Schah auf's neue von den überwältigenden Schönheiten der Natur hingerissen fühlt und immerwährend nur von phantastischen Berggruppen, reizenden Thälern und wildromantischen Gegenden schwärmt. Schon in Linz macht er die Bemerkung, daß in Oesterreich die schönsten Frauen Europas sind! — Nicht minder entzückt ihn die Leutseligkeit und Jovialität der guten Wiener; denn nur durch diesen allgemeinen Charakterzug der Gutherzigkeit findet er es erklärlich, daß Kaiser Franz Josef bereits 24 Jahre auf dem Throne sitzt, während sein Vater noch am Leben ist; allerdings etwas Unerhörtes in den Augen eines Orientalen! Denn in der Geschichte des mohammedanischen Ostens gibt es fast keinen Fall, wo ein Fürst zu Gunsten seines Sohnes resignirt hätte. Nach alledem, was der Schah von der Kunst und Industrie des Westens einzeln gesehen hatte, konnte die Ausstellung selbstverständlich auf ihn nur wenig überraschend wirken. Nur aus Höflichkeitsrücksichten werden Diners, Jagdausflüge ꝛc. angenommen; sonst aber sehnt sich der verständlicher Weise ganz erschöpfte Orientale mehr nach der lieblichen Einsamkeit im Parke von Laxenburg, noch mehr aber hach der gänzlichen Rückkehr in die Heimat. Eine solche Tour nätte übrigens die Geduld selbst des abgehärtetsten Europäers stark auf die Probe gestellt. — Anstatt den nähern Weg nach der Türkei über Ungarn zu nehmen, ging der Perserkönig auf's neue über den Brenner nach Italien, und zwar nach Brindisi, wo die „Sultanie", ein türkisches Kriegsschiff seiner gewärtig war. Er zog bei schönstem Wetter vor dem classischen Griechenland vorüber, der ehemaligen Heimat des Eflatum (Plato), Bukrat (Hippokrates) und Sakrats (Sokrates). Ja bei der Meeresenge von Zea wird sogar den Wanderungen des Ulysses eine Erinnerung gewidmet. Und so geht es durch die griechischen Gewässer dem Hellespont und den Dardanellen zu. Den Hof des Sultan, dieses alten Rivalen und Feindes der Perserkönige zu besuchen, gilt Nasreddin als bitterster Tropfen im Kelche der bisher genossenen Freuden. Er wurde daher auf ganz zuletzt gelassen, und selbst die Feinde Nasreddin Schahs müssen es gestehen, daß er sich beim letzten Ansatz des Bechers recht wacker gehalten habe. Nur die unvergleichlich schöne Lage Konstantinopels hat auf ihn den größten Eindruck gemacht, im Uebrigen grinsen die Gestalten des Spottes und des Neides überall aus seinen Bemerkungen hervor. Die Benennung: „Hohe Pforte" geht ihm nur schwer über die Lippen, und er fügt gleich hinzu, daß die osmanische Regierung so von den Franken genannt wird. In gleichem Sinne kann das Relief aufgefaßt werden, in welchem die Geschichte der sieben Thürme dargestellt wird, denn nur ein Osmanide kann so rauh sein, einen europäischen Gesandten einzusperren. Wer sich davon überzeugt hat, welch ein Hohn und eine Geringschätzung bei der Teheraner Gesellschaft mit dem Namen „Effendi" verbunden ist, wird leicht begreifen, welche Gewalt der Schah sich anthat, als er so viele Effendis und Paschas empfangen mußte. In Persien wird von den Osmanlis mit der größten Verächtlichkeit gesprochen, und mußte der Schah sammt den Seinigen sich augenscheinlich davon überzeugen, daß ihre Erzfeinde, die Sunniten, mächtige Kriegsschiffe, eine wohlgeregelte Armee, herrliche Paläste und einen großartigen Handelsverkehr haben; ja sie mußten es selber einsehen, daß ihr Teheran, ihr Isfahan im Vergleiche mit der Siebenhügelstadt ein schauerliches Nichts sei. Ungeachtet des Umstandes, daß die Perser hier nach langer Entbehrung das erste Mal wieder an orientalischer Kost, d. h. an butterweich gekochten Fleischgerichten, an Scherbete, Pilawe und Grünzeugen sich ergötzten, ward die Sehnsucht nach einer baldigen, schnellen Rückkehr in die Heimat immer mehr und mehr wach. Die zwei größten Fürsten der mohammedanischen Welt, die sich einander so vieles zu erzählen gehabt hätten, blieben nur eine kurze Zeit beisammen. Nasreddin trat daher nach einem kaum sechstägigen Aufenthalte in Stambul die Reise über das schwarze Meer an. Vater Poseidon will die lange Reihe der Festlichkeiten beschließen nnd gibt in der Form eines Sturmes auf dem Euxinus eine Schlußvorstellung. Das Schiff tanzt, der Donner musicirt und der Blitz beleuchtet. Doch wird der Hafen von Poti glücklich erreicht und der Schah hält in Tiflis, einer Stadt, die sein Ahne 1796 auf die schrecklichste Weise verwüstet hatte, seinen Einzug. Von Tiflis weiter nimmt die Zahl der hohen Pelzmützen, wulstiger Turbane und nackter Landschaftsbilder immer mehr und mehr zu. In Schemachi, Gendsehe und Baku wird der Perserkönig zumeist von Mollas, Seids und Achonden empfangen. Die Gefühle, die sich seiner bemächtigten, als er Transkaukasien, die ehemalige Perle der iranischen Krone, passirte, müssen allerdings nicht sehr erhebend gewesen sein, und über den ehemals iranischen nunmehr aber russischen Kaspi-See eilt er, mit Erfahrungen jeder Art bereichert, seiner persischen Hauptstadt zu.

Wiederholend, was wir am Eingange der Besprechung gesagt, sei schließlich bemerkt, daß Nasreddin Schahs Reisebuch, eine höchst merkwürdige Erscheinung auf diesem Gebiete der Literatur, vieles dazu beitragen wird, so manche über die Individualität dieses orientalischen Fürsten vorgefaßte Meinung zu verändern und ihn als einen Mann von Sinn und gesunder Weltanschauung hinzustellen.

H. Vambéry.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die „Hermannsschlacht"

von Heinrich v. Kleist in der Bearbeitung von Rudolf Genée.

Dem Königlichen Schauspielhause ist am Dienstag, 19. Januar, ein interessanter Versuch gelungen. Die „Hermannsschlacht" von Heinrich von

Digitized by Google

Kleist hat in der neuen Bearbeitung von Rudolf Genée einen vollkommenen Erfolg errungen, und mit vollem Rechte Die poetische Gewalt der Dichtung riß das Publicum bisweilen zu wahrhafter Begeisterung hin. Alle Factoren wirkten einheitlich zusammen, um die dichterische Bedeutung des patriotischen Dramas in voller Wirkung zur Geltung zu bringen: eine geschmackvolle, decente und pietätsvolle Bearbeitung, eine eifrige, im Ganzen wohlgelungene, im Einzelnen bisweilen hervorragende Darstellung, eine treffliche Inscenirung, eine charakteristische und prächtige Ausstattung.

Wir hegten die Besorgniß — und Mancher mochte sie theilen —, daß die Aufführung dieses herrlichen Gelegenheitsstückes vier Jahre zu spät angesetzt worden sei. Und es ist auch nicht zu bestreiten, daß wir heutzutage nach den ungeheueren Errungenschaften des letzten Krieges an unserer Empfänglichkeit für begeisterte Aufrufe zur Einheit, zum Kampfe gegen die Wälschen und zur Abschüttlung der schmählichen Fremdherrschaft nicht unerheblich eingebüßt haben. Wir haben es erlebt, wie die schwungvollsten Tiraden in modernen Dramen, ohne Wiederhall im Herzen des Publicums zu finden, klanglos und traurig in den Theaterräumen verhallten, wie sie wegen ihrer absichtlichen Berechnung auf den Applaus sogar verstimmend und erkältend wirkten. Bei Kleist aber schlugen die von brennender Vaterlandsliebe durchglühten Apostrophen wie der zündende Blitz ein und entflammten die Zuhörer zu lodernder Begeisterung. Instinctiv fühlte man den Unterschied zwischen der vertrauensvollen, gläubig-prophetischen Poesie des Aelteren und der kaufmännisch-berechnenden prosaischen Verwerthung des bereits Vorhandenen von Seiten der Jüngeren. Kleist schrieb die „Hermannsschlacht" zur Zeit von Deutschlands schmählichster Erniedrigung; er schrieb sie mit blutendem Herzen, in heiligem Zorn über die klägliche Gegenwart, mit felsenfestem Vertrauen auf eine rühmlichere Zukunft. Unserem jüngeren Geschlechte sind die Empfindungen der Schmach, die das Herz Heinrich von Kleists mit tiefstem Jammer erfüllten, erspart geblieben. Wir haben die Franzosen nicht anders in unserm Lande gesehen denn als Gefangene. Wir haben zwar trübe Tage durchlebt, aber sie waren nicht tragisch. Wir konnten über unsere Zustände spotten und lachen, und wir haben es gethan; aber die jämmerlichsten Tage der bundestäglerischen Zänkereien, der fruchtlosen Executionen in Cassel, der Chicanen im Innern, — Alles das war nicht dazu angethan, uns heiße Thränen der patriotischen Entrüstung zu erpressen. Zur Hervorbringung so energischer und hehrer Gefühle waren die Dinge und Persönlichkeiten, welche unsern Verdruß erregten, zu schwächlich, zu lächerlich. Was bei Kleist ursprünglich, naturwüchsig, durch die Zeit selbst ihm in's Fleisch geschnitten war: der Haß gegen den Römling, der auf deutschem Boden waltet, die innige Sehnsucht nach der Befreiung und Einigung der Deutschen, — das konnte für unser Geschlecht nur nachempfunden, nur aus einer künstlich gemachten Stimmung heraus gesagt werden. Kleist verkündete mit einer wahrhaften Sehergabe die Ereignisse, die kurz nach seinem Tode durch den Befreiungskrieg nach der einen Seite hin: durch die Säuberung des deutschen Bodens von der Fremdherrschaft — und ein halbes Jahrhundert später nach der andern Seite hin: durch die Vereinigung der deutschen Stämme unter einem Oberhaupte sich erfüllen sollten. Ihm war „der Blick hell in die Zukunft". Dem Dichter unsrer Tage wird die Prophezeiung nach vollbrachter That gar zu leicht gemacht.

Für solche Unterscheidungen besitzt das Publicum ein merkwürdig feinfühliges Verständniß. Daher jubelte es am vergangenen Dienstag mit Recht bei denselben Stellen, über welche es in modernen Dramen mit demselben Rechte spöttisch die Achseln gezuckt hatte.

Der Stoff, der vor und nach Kleist zu unzähligen Malen dramatisch und episch verwerthet worden ist, ist an sich keineswegs geeignet, uns mit patriotischer Leidenschaft zu erfüllen, wie es zunächst den Anschein hat. Zwar ist es richtig, daß Hermann allgemein als der typische Vertreter des siegreichen Germanenthums im Kampfe gegen die romanische Fremdherrschaft betrachtet wird. Aber das bietet noch nicht die mindeste Bürgschaft dafür, daß dieser Hermann sich zum Helden eines packenden vaterländischen Schauspiels eigne. Die Fremdartigkeit des in nebelhafter Ferne liegenden Stoffes ist vielmehr dazu angethan, die Gefahr einer lächerlichen Deutschthümelei heraufzubeschwören*). Die Versuche, welche vor Kleist gemacht waren, hatten diese Gefahr nicht überwunden; und Goethe durfte noch annehmen, daß dieselbe überhaupt nicht zu überwinden sei. „Wir Deutschen," sagt er zu Eckermann, „sind wirklich schlimm daran. Unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkel, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemeines nationales Interesse. Klopstock versuchte sich am Hermann; allein der Gegenstand liegt zu entfernt. Niemand hat dazu ein Verhältniß, Niemand weiß, was er damit machen soll, und seine Darstellung ist daher ohne Wirkung und ohne Popularität geblieben".

Schon früher hatte sich Goethe mit dem Gedanken, den Hermann auf die Bühne zu bringen, beschäftigt, und mit Schiller über die Frage verhandelt, ob der Klopstock'sche Hermann sich nicht etwa zu einer Bühnenbearbeitung eigne. Schiller mißrieth dem auf das entschiedenste, und bezeichnete die Dichtung als für diesen Zweck völlig unbrauchbar. Er nannte das Klopstock'sche Werk ein kaltes, herzloses, fratzenhaftes Product, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit und von einer empörenden Gefühllosigkeit. Von der Richtigkeit dieses Urtheils habe ich mich überzeugt, als ich den vergeblichen Versuch machte, angeregt durch die Kleist'sche Dichtung, eines dieser Klopstock'schen Bardenspiele nachzulesen. Diese Hermanntrilogie, welche ganz aus jener bardenhaften Stimmung herausgeschrieben ist, die „nicht nach dem Lorbeer, sondern nach dem frischen, hellgrünen Eichenblatte geizt", ist so völlig uninteressant und nervlos in der Handlung und so holprig und reizlos in der Sprache, daß nicht einmal der entschlossene Wille, eine Seltenheit kennen zu lernen, ausreicht, um den geistigen Folterqualen, welche die Lectüre dieser Dichtung uns Modernen auferlegt, zu trotzen. Laube sagt irgendwo von der Klopstock'schen Sprache, daß ein sehr junges Volk füglich nicht steinharter und uninteressanter gesprochen haben könnte. Für die Hermanntrilogie ist diese Kritik vollkommen zutreffend.

Vor Klopstock hatte schon Justus Möser seine dramatischen Kräfte am Arminius vergeblich erprobt, und lange vor diesem hatte Lohenstein den „großmächtigen Feldherrn Arminius nebst durchlauchtigster Thusnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in vier Theilen vorgestellet". Ich kenne von diesem dreitausend zweispaltige Folioseiten umfassenden Werke nur die Analyse, welche Menzel in seiner „deutschen Dichtung" (II. Bd. S. 438 ff.) gibt, und ich muß gestehen, daß mich diese trotz der überschwänglichen Lobsprüche, welche Menzel der Lohenstein'schen Curiositätensammlung spendet, nicht hinreichend entzückt hat, um das Werk selbst zu lesen. Ich habe auch in der Beziehung mehr Vertrauen zu Hettner, der dieses Schnitzwerk und diesen Notizenkram für vollkommen ungenießbar erklärt, wenn er auch als rühmlich und erfreulich hervorhebt, „daß Lohenstein inmitten der abscheulichsten Fremdländerei die Deutschen wieder an den Werth des Vaterlandes und der alten Heldengeschichte erinnerte".

Bei dieser Recapitulation mag noch kurz erwähnt werden, daß auch die Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts Arminius mehrfach zum tragischen Helden gemacht haben. Die wenigst unbekannte dieser Tragödien ist von Scudéry. Es versteht sich, daß hier Arminius nicht als Politiker und Befreier der Deutschen, sondern als Gatte der Thusnelda im Kampfe gegen seinen Schwiegervater Segest hingestellt wird. Auch in Italien hat, wie wir aus dem siebenten Bande des „italienischen Dramas" von Klein ersehen, der Cheruskerfürst seinen dramatischen Dichter gefunden. Klein vindicirt dem Trauerspiel „Arminio" von Ippolito Pindemonte, einem Zeitgenossen Kleists, „eine ehrenvolle Stellung unter den besten Tragödien des Jahrhunderts".

Nach Kleist ist derselbe Stoff noch sehr oft in Deutschland bearbeite worden. So in jüngster Zeit von Köster, Kösting und Gustav Wacht — am merkwürdigsten von Grabbe; von diesem in einer so affectirt burlesken Verschrobenheit, daß man an einen beabsichtigten Scherz glauben könnte, wenn man nicht aus den Briefen Grabbes ersähe, wie ernsthaft er die Sache genommen hat*). Die häuslichen Scenen bei Hermann, welche in der Kleist'schen „Hermannsschlacht" von einem wundervollen poetischen Humor durchdrungen sind, sind in dem Grabbe'schen Drama bis in's Possenhafte carikirt. Thumelicus bittet z. B. seine Mutter, ihm

*) Daher hat der Stoff auch parodistisch und satirisch mit Glück verwerthet werden können. Man vergleiche Heines Wintermärchen „Deutschland", Victor Scheffels: „Als die Römer frech geworden" ꝛc. ꝛc.

*) Wir verweisen bei diesem Anlaß auf die vortreffliche erste kritische Ausgabe von Grabbes sämmtlichen Werken, welche Oscar Blumenthal mit guten Einleitungen versehen hat. Detmold 1874, Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

ein Butterbrod zu geben und Thusnelda schickt ihren Jungen „in die Küche“. Einer der Cherusker, welcher beim Prätor Klage führt, heißt Katermaier, was den römischen Schreiber zu dem wohlfeilen Wortspiele Kater major veranlaßt. Der von Varus herbeigerufene Arzt tritt mit den Worten an: „Ich bin allemal derjenige, welcher“ ꝛc.

Von allen Bearbeitern der Hermannsage ist es somit allein dem dichterischen Genius Heinrich von Kleists geglückt, aus dem spröden Stoffe ein markiges Drama von gewaltiger Wirksamkeit zu gestalten. Dies geschah und konnte wohl nur geschehen dadurch, daß Kleist die Cherusker Cherusker sein ließ und sich nicht bekümmerte um das, was vor achtzehnhundert Jahren im Teutoburger Walde vorgegangen war, sondern in sich und um sich blickte, sein Herz von Zorn über den Jammer des Vaterlandes schwellen ließ und in der Dichtung das Mittel ersah, den Schmerz, den er, der besten Patrioten einer, über die Schmach des Vaterlandes duldend mit sich herumtrug, in diesem gellenden Racheschrei auszustoßen. Die Zeitgenossen waren klug genug, um zwischen den Zeilen zu lesen und die Anspielungen zu verstehen. Hermann und Marbod, die zankenden, Thuiskomar, Dagobert und Selgar, der Particularist Aristan, Varus und Ventidius waren für sie, was sie auch heute noch für uns sind: nichts als Pseudonyme. In Wahrheit trugen diese rühmlichen und jämmerlichen Helden ganz andere, weniger barbarische und weniger alterthümlich klingende Namen. Man brauchte nicht in die ferne Vergangenheit zurückzuschauen; die Zeit des Rheinbundes genügte vollauf zum Verständniß der Worte:

„. . . . es bricht der Wolf, o Deutschland,
In deine Hürde ein, und deine Hirten streiten
Um eine Hand voll Wolle sich“.

Daher erklärt es sich auch, daß dieses Drama erst lange Jahre nach dem Tode des Dichters, nämlich erst 1821 im Druck erscheinen durfte, und daher die Klage, welche Kleist als Motto auf die erste Seite des Manuscriptes setzte:

„Weh mein Vaterland dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schooß, mir, deinem Dichter verwehrt“.

Heimlich steckten sich die Zeitgenossen das Manuscript der Kleist'schen Tragödie zu, und es überläuft einen Leser desselben über die radicale Tendenz der Fremdenausrottung, welche Kleist versicht, noch nachträglich die Gänsehaut. Kleist hatte es sich im Verein mit Adam Müller zur Aufgabe gestellt, fortlaufend die Meinung zu beleben und fortzupflanzen, daß zu einer Zeit wie der damaligen „Wissen, Kunst und alles nichts sei gegen die Politik, und zwar allein diejenige Politik, nach welcher Jeder gehalten sei, nicht nur Gut und Blut daran zu setzen, sondern auch das bedenklichste Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes nicht zu verschmähen“. „Von Kleist ist Letzteres in seiner damals im Manuscripte unter dem Siegel des Schweigens von Hand zu Hand umherlaufenden Tragödie „Die Hermannsschlacht“ schauerlich genug ausgesprochen worden“, berichtet Laun in seinen Memoiren.*) Der brave Laun, der das „schauerlich“ findet, hat allerdings Recht. Kleist, der tapfere Flügelmann der patriotischen Romantik, wie ihn Scherr nennt, war in der That für eine gründliche Aufräumung mit den Franzosen, für eine Aufräumung um jeden Preis; von Halbheiten, von Schonung und Duldung berechtigter Eigenthümlichkeiten wußte sich seine Seele frei. Derselbe Gedanke, den er in dem herrlichen Gedichte „Germania an ihre Kinder“ ausspricht:

„Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend und die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!
Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt, das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!“

— ganz derselbe Gedanke beherrscht auch sein vaterländisches Drama. Er beherrscht die „Hermannsschlacht“ so vollkommen, daß der Dichter der Entwicklung desselben nicht nur die historische Wahrheit gänzlich unterordnet, sondern daß er auch den dramatisch sehr dankbaren Familienconflict, das Verhältniß Hermanns und Thusneldas zu Segest, völlig ignorirt.

So erdichtet Kleist ein Bündniß zwischen Marbod und Hermann, welches den Untergang der Legionen des Varus herbeiführt. Und so stellt er Hermann auch in der Familie lediglich als den von Rachegedanken erfüllten Politiker hin, der gar nichts dagegen einzuwenden hat, daß seine Frau mit dem Römer kokettirt, der sie sogar zu vielverheißenden Vertraulichkeiten mit dem Römer anreizt, in der Voraussetzung, daß dadurch der Feind sein Verderben findet. Um zu dem großen Endziele zu gelangen, zur Vernichtung des Fremden, hält Hermann jedes, auch das verwerflichste Mittel für zulässig, ja für berechtigt; der Verrath, gegen den Fremden geübt, gilt ihm als vaterländische Pflicht. Diese Grundtendenz hat der Bearbeiter natürlich nicht abändern können, aber er hat, ohne die Intentionen des energischen Dichters zu fälschen, gehässige Einzelheiten ausscheiden und aus dem Bilde Hermanns gewisse kleine Züge beseitigen dürfen, welche unsrer modernen Empfindung allzu anstößig erscheinen. Dies wie die ganze Bedeutung der neuen Bearbeitung von Genée*) wird sich aus der Vergleichung derselben mit der Kleist'schen Dichtung am leichtesten erkennen lassen.

Der Bearbeiter ist dem Scenengange des Kleist'schen Dramas fast ganz gefolgt; in der Eintheilung der Aufzüge aber hat er wesentliche Aenderungen vorgenommen, welche sich vom Standpunkte des Bühnentechnikers aus durchaus empfehlen und ihre Zweckmäßigkeit bei der Berliner Aufführung bewährt haben. Wie bei Kleist, so beginnt auch die Bühnenbearbeitung mit dem Hadern der germanischen Fürsten. Sie grollen gegen Rom, das ihre Freiheit und Selbstständigkeit vernichtet; aber sie können sich nicht ermannen zu einer einheitlichen That, und der Eigennutz und die Selbstsucht machen sie ohnmächtig. Durch das Auftreten Hermanns, Thusneldas und des Römers Ventidius wird dem nutzlosen Wortgefechte ein Ende gemacht. Dem eiteln Römer wird von Hermann und seiner Gattin geschmeichelt; ihm wird die Ehre des Jagdtages, welche von Rechts wegen Thusnelda gebührt, zugeschrieben, und Hermann fordert mit auffallender Liebenswürdigkeit den Römer auf, seine Gattin nach Teutoburg zu begleiten, während er mit den Fürsten zusammenbleibt. Diese setzen nun in Hermanns Gegenwart ihre Berathung über die traurige Lage des Vaterlandes fort, ohne daß Hermann, der seine Landsleute kennt, ihren Jammer über die Schmach, welche sie zu leiden haben, zu theilen scheint. Weiß er doch, daß bei diesem Geschwätz nichts herauskommt, da es denen, die klagen, an dem Nothwendigsten fehlt: am Opfermuthe. Endlich springt er auf.

„Wollt Ihr
Geschirre, goldn' und silberne, die Ihr
Besitzet, schmelzen, Perlen und Juwelen
Verkaufen oder sie verpfänden,
Verheeren Eure Fluren, Eure Heerden
Erschlagen, Eure Plätze niederbrennen,
So bin ich Euer Mann —:“

Da stutzen sie.

„Die eignen Fluren sollen wir verheeren?“

fragt der Eine, und der Andre:

„Die Heerden tödten?“
„Unsre Plätze niederbrennen?“

ein Dritter versetzt:

„Das eben, Rasender, das ist es ja
Was wir in diesem Krieg vertheid'gen wollen!“

„Nun denn, ich glaubte Eure Freiheit wär's“

entgegnet Hermann. Damit bricht er die Unterhandlungen ab.

Bei Kleist ist hier der Schluß des ersten Actes. Genée hat die folgende Verwandlung noch zu dem ersten Acte hinzugenommen. Im Innern eines Zeltes der Teutoburg unterhandeln Hermann und Ventidius über ein Bündniß, welches der Römer im Auftrage seines Herrn dem Cheruskerfürsten gegen Marbod anbietet. Hermann nimmt dasselbe an. Bei Kleist wird Ventidius verabschiedet und dieser begibt sich in Thus-

*) S. Kobersteins „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“, 5. Aufl. von Karl Bartsch, 4. Bd. S. 925.

*) Dieselbe ist im Druck erschienen bei Franz Lipperheide, Berlin 1871.

Digitized by Google

neldas Gemach. In dem Augenblicke tritt aber Thusnelda auf. Hermann kuppelt nun in einer merkwürdig cynischen Weise. Er bittet seine Frau, rasch in ihr Gemach zurückzukehren, wo Ventidius sie suche. Thusnelda ist darüber durchaus nicht sittlich entrüstet, sondern sie sagt lächelnd:

„Ach, laß mich gehn!
Laß mich mit diesem Römer aus dem Spiel".

Hermann.

„Wie aus dem Spiel? Wie? was? bist Du bei Sinnen?
Warum? Weshalb?

Thusnelda.

Er thut mir leid, der Jüngling."

Da wird dem Hermann gemeldet, daß Ventidius zurückkehrt, und schmunzelnd sagt der Gatte:

„Er riecht die Fährt' ihr ab; ich wußt es wohl".

Diese gewiß sehr charakteristische aber rohe Scene hat der Bearbeiter mit gutem Geschmacke beseitigt. Ventidius und Thusnelda bleiben allein. Der Römer macht der deutschen Frau eine stürmische Liebeserklärung und fleht sie fußfällig um eine Locke. Als er sein leidenschaftliches Verlangen in einer etwas zu dreisten Weise äußert, ruft die geängstete Thusnelda ihre Frauen zum Schutze herbei. Thusnelda ergreift die Laute und singt dazu. Währenddem nähert sich Ventidius der Fürstin und schneidet ihr heimlich eine Locke ab, die er feurig an seine Lippen drückt und mit der er, wie mit einem Siegeszeichen der Liebe, davonstürzt. Während Thusnelda über die Vermessenheit noch äußerst bewegt ist, kommt Hermann in vollster Gemüthsruhe wieder zu ihr und erkundigt sich nach dem Grunde ihrer Erregung. Als er diesen erfahren, lächelt er, lächelt über sein gläubiges Weib, welches die Ueberspanntheiten des Ventidius für Liebe hält, für das

. . . „was ein Deutscher Lieben nennt
Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht",

und belehrt sie, daß Ventidius vielleicht das Verlangen hege, sie zu besitzen, aber jedenfalls nicht das Gefühl der ächten Liebe für sie empfinde. Sie werde sich davon noch überzeugen. Diese gemüthliche Scene ist mit einer unvergleichlichen Innigkeit und im liebenswürdigsten Humor geschrieben. Es berührt freilich seltsam, daß Hermann Thusnelda mit dem Liebesdiminutiv „Thuschen" anredet, aber wenn der erste befremdliche Eindruck überwunden ist, so erhöht dies noch den Reiz der harmlosen Vertraulichkeit, welcher diesen anmuthigen Zwiegesprächen zwischen Hermann und Thusnelda eigen ist. Und wie die schmollende Here den „Herrscher im Donnergewölk" Zeus bisweilen mit den familiärsten Ausdrücken bezeichnet, so darf wohl auch der sagenhafte Cheruskerin seine hehre Gebieterin menschlich und freundlich „sein Thuschen" nennen. Es ist in der That nicht wahrscheinlich, daß Hermann von seiner Frau nie anders als von dem gewaltigen Weibe des deutschen Eichenwaldes gesprochen habe.

Genée macht hier den ersten Actschluß und läßt den zweiten beginnen mit dem Auftrage, welchen Hermann dem Luitgar ertheilt. Bei Kleist folgt diese Scene unmittelbar auf den häuslichen Zwischenfall, über den oben berichtet wurde. Auch in der Scene selbst hat der Bearbeiter eine wesentliche und glückliche Veränderung vorgenommen. Hermann entsendet Luitgar an Marbod und verräth den Schlachtplan. Er fordert Marbod auf, sofort Varus entgegen zu rücken und in der Front anzugreifen, während er mit seinen Cheruskern unverzüglich nachrücken werde und die Römer von hinten anfallen würde. Kleist gibt zur Beglaubigung dieser wichtigen Botschaft Luitgars gleich zum Beginn der Scene dem Boten Hermanns Söhne und Hermanns Dolch mit, mit dem Auftrage, Marbod möge sie tödten, wenn Hermann die Unwahrheit spreche. Genée hat diese Verbürgung der Wahrheit an den Schluß der Scene gelegt als Antwort auf Hermanns Frage an Luitgar: „Weißt du noch sonst was?" Darauf macht Luitgar Hermann darauf aufmerksam, daß Marbod für eine so wichtige Botschaft vielleicht ein beredteres Unterpfand verlange als den einfachen Brief. Und auf dieses richtige Bedenken hin überliefert Hermann dem Boten seine beiden Söhne und seinen Dolch. Die Scene enthält einige wundervolle Stellen. Als Hermann dem Luitgar den Schlachtplan anvertrauen will, sagt Eginhard:

„Jetzt merk wohl auf Luitogar,
Und laß kein Wort Arminius' dir entschlüpfen"

und Luitgar erwidert:

„Mein Vater, meine Brust ist Erz
Und ein Demantengriffel seine Rede".

Kleist schließt mit diesem Auftritte den zweiten Act. Bei Genée schließt sich der dritte Act Kleists an die eben analysirte Scene unmittelbar an, und bildet somit den zweiten der Bearbeitung.

Von allen Seiten kommen Unglücksboten und berichten über die Gräuel, welche die Römer im Lande verüben. Hermann empfängt die Boten mit dämonischer Freude. Er schürt das Feuer und ersucht sie, die Kunde im Lande zu verbreiten und überall zu erzählen, wie die Römer sengen, brennen und plündern; er gibt ihnen sogar nicht undeutlich zu verstehen, daß er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn sie die Wahrheit übertreiben und von noch größeren Schrecken berichten, als in der That schon geschehen. Auch hier hat Genée Einiges gemildert. Kleist läßt Hermann den Befehl geben, daß sich seine Leute in Römerkleider vermummen und als Römer dem Heere folgen sollen.

„Laß sie, ich bitte dich, auf allen Straßen,
Die sie durchwandern, sengen, brennen, plündern;
Wenn sie's geschickt vollziehn, will ich sie lohnen".

Eginhardt versetzt mit breitem Humor:

„Du sollst die Leute haben, laß mich machen".

Da diese Art von Kriegsführung unserem modernen Gefühl doch etwas zu sehr widerspricht, ist der Strich vielleicht nicht ungerechtfertigt.

Es folgt nun wieder eine Scene zwischen Thusnelda und Hermann, welche wiederum die Dichtung eines dramatischen Meisters ist. Thusnelda hat sich geputzt zum Empfange des römischen Feldherrn Varus. Ventidius hat ihr dabei geholfen. Hermann und Thusnelda unterhalten sich nun über die Bräuche in Rom, über die verfeinerten Sitten, und dabei erzählt ihr Hermann, wie prächtig sich die Römerinnen den Kopfschmuck herzustellen wissen, und neckend setzt er hinzu:

„Aber Thuschen! Thuschen!
Wie wirst du aussehn, liebste Frau, wenn Du
Mit einem kahlen Kopf wirst gehn.

Thusnelda.

Wer? Ich?

Hermann.

Du, ja. Wenn Marbod erst geschlagen ist,
So läuft kein Mond in's Land, beim Himmel!
Sie scheeren Dich so kahl wie eine Ratze.

Thusnelda.

Ich glaub' Du träumst, Du schwärmst! Wer wird den Kopf mir —?

Hermann.

Wer? Ei Quintilius Varus und die Römer.

Thusnelda.

Die Römer! Was?

Hermann.

Ja, was zum Henker denkst du?
— Die röm'schen Damen müssen doch,
Wenn sie sich schmücken, hübsche Haare haben?

Thusnelda.

Nun, haben denn die röm'schen Damen keine?

Hermann.

Nein, sag ich! Schwarze! schwarz und fett wie Hexen!
Nicht hübsche, trockne, goldne, so wie Du".

Hermann erzählt Thusnelda, die immer mehr in Erstaunen geräth, daß die Römer einer Frau in Ubien die Zähne ausgerissen, um diese nach Rom zu schicken, wo sie die schlechten Zähne einer Römerin zu ersetzen

Digitized by Google

bestimmt sind. Thusnelda ist wüthend und in ächt weiblicher Weise beschließt sie die Scene mit den Worten:

„Nun meine goldnen Locken kriegt er nicht!
Die Hand, die in den Mund mir käme,
Wie jener Frau, um meine Zähne — --
Ich weiß nicht, Hermann, was ich mit ihr machte!

Hermann (lachend).
Ja, liebe Frau, da hast du Recht! Beiß zu!"

Der Auftritt des Varus und der Aufzug des römischen Heeres, voran die Lictoren,

„Die des Gesetzes heil'ges Richtbeil tragen.

Thusnelda.
Das Beil? Wem? Uns?

Septimius.
Vergib. Dem Heere,
Dem sie in's Lager feierlich voranziehn . ."

— dieser Zug beschließt den dritten Act der Kleist'schen Dichtung, den zweiten der Bearbeitung.

Im folgenden Acte erfüllt Unitgar seine Sendung an Marbod. Marbod überzeugt sich von der Aufrichtigkeit der Hermann'schen Botschaft. Der römische Legat hat sich heimlich von Marbod entfernt und ihm die Freundschaft Roms aufgesagt. Diese Scene machte bei der Berliner Aufführung durch das meisterhafte Spiel Berndals einen großartigen Eindruck. Für die derbe Behaglichkeit, welche Marbod Hermanns Kindern gegenüber zeigt, und für die markige Kraft des Helden, der sich zum Kampfe gegen den treulosen Feind aufrafft, fand Berndal den Accent der erschütternden Wahrheit. Wir haben selten einen solchen Beifallsdonner gehört wie nach dieser Scene.

Der nächste Auftritt spielt wieder in Teutoburg. Es ist Nacht. Hermann ist unwillig, daß sich die Römer gar keine Verbrechen zu Schulden kommen lassen.

„Was brauch' ich Latier, die mir Gutes thun?
Ich rechnete auf Feuer, Raub, Gewalt und Mord
Und alle Gräu'l des fesselosen Krieges!
Verflucht sei diese Zucht mir der Cohorten!
Ich stecke, wenn sich Niemand rührt,
Die ganze Teutoburg an allen Ecken an!"

Und Eginhard, der treue Rath, beruhigt wieder:

„Nun, nun, es wird sich wohl ein Frevel finden".

Und so geschieht es auch. Eine cheruskische Jungfrau wird von einem Römer geschändet. Der Vater ersticht sie, und Hermann benutzt die Volkswuth zur Entflammung des Römerhasses. Er läßt die Leiche zerschneiden und jedem Stamme einen Theil derselben zustellen.

Dieser hochdramatischen und erschütternden Scene folgt das dritte Zwiegespräch zwischen Hermann und Thusnelda, ein dramatisches Meisterstück. Hermann theilt seinem Weibe seinen energischen Kriegsplan mit nüchternen Worten mit.

„Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt wie ein Insectenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben!
Nicht Einer bleibt am Leben!"

Dieser Radicalismus bringt Thusnelda in Entsetzen. Sie bittet, sie beschwert den Unmenschlichen, ihr doch zum Mindesten das Leben des Ventidius zu schenken. Und Hermann willigt lächelnd ein. Aber gelegentlich erzählt er ihr so nebenbei, daß man einen Brief von Ventidius aufgefangen habe, der an die römische Kaiserin gerichtet war; und diesen Brief gibt er als etwas Nebensächliches und wenig Bedeutendes der dankbaren Gattin zu lesen. Da erfährt denn Thusnelda — sie mag ihren Augen kaum trauen —, daß Ventidius ihr die Locke abgeschnitten hat, um sie als Probe nach Rom der Kaiserin zu senden; binnen Kurzem werde er dieser Probe den ganzen Haarschmuck der Cheruskerin folgen lassen. Als ächtes Weib empfindet Thusnelda diese Kränkung schmerzlicher und tragischer als alle Schmach des Vaterlandes. Empört bis zum Wahnsinn, beleidigt von dem Menschen, von dem sie glaubte, daß er sie liebe, und für den sie deshalb vielleicht schon freundlichere Regungen empfunden, als es richtig war, ruft sie aus:

„Ueberlaß ihn mir!
Ich habe mich gefaßt, ich will mich rächen!
Du sollst mit mir zufrieden sein".

Hiermit schließt der vierte Act bei Kleist, der dritte bei Genée.

Der folgende Aufzug beginnt im Teutoburger Wald, in der Nacht bei Donner und Blitz. Das römische Heer irrt bei dem Unwetter durch die unwegsame Wildniß. Varus zürnt seinen Führern, die ihm Hermann beigegeben. Das gespenstische Erscheinen der Alraune verkündet dem stolzen Römer den Untergang. Die Boten verkünden Marbods Anmarsch. Varus merkt, daß er verrathen ist.

„O Hermann, Hermann!
So kann man blondes Haar und blaue Augen haben,
Und doch so falsch sein wie ein Punier!"

Darauf ändert sich die Scene. Wir werden an den Eingang des Teutoburger Waldes versetzt und treffen dort Hermann und die germanischen Fürsten. Diese weigern sich, gegen Marbod zu ziehen. Sie leben noch immer in dem Wahne, daß Hermann ein Verbündeter des Varus sei. Da erst theilt ihnen Hermann die Wahrheit mit, und mit Jubel wird nun der Kampf begrüßt. Bei Kleist ist hier noch eine Scene eingeschoben, in welcher Hermann den römischen Feldherrn Septimius, der ihm zur Führung der Cherusker von Varus beigesellt war, todtschlagen läßt. Diese Scene ist gestrichen. Und mit Recht. Um das Schicksal des Septimius kümmert sich kein Mensch mehr. Die Barden stimmen den Schlachtgesang an zum Beginn des Kampfes. Hier hat der Bearbeiter einen außerordentlich wirksamen Bühneneffect angebracht. Die schönen Worte der Barden werden gesungen und daher nicht allgemein verstanden. Genée läßt deshalb die letzten vier Verse der ersten Strophe durch Hermann wiederholen:

„Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeih'n:
Doch endlich drückt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt will es sein".

Und er wiederholt diese Worte zum zweiten Male am Schlusse der Scene, noch stärker, begeisterter. Der ganze Auftritt erhält dadurch einen ungleich wirksameren und packenderen Abschluß als im Original. Hier schließt Genée den vierten Act; und jetzt beginnen die stärksten Aenderungen in der Bearbeitung. Bei Kleist folgen einige allerdings charakteristische Scenen, die aber auf der Bühne absolut unmöglich sein würden. Ventidius will sich durch ein Mädchen aus dem Gefolge der Thusnelda Zulaß zur Fürstin verschaffen „in der Nacht und im Geheimen", und Thusnelda gibt dem eitlen Römer ein Stelldichein am Eingange eines von Felsen umschlossenen Eichenwaldes, der durch ein Gitter abgesperrt ist: „beim Untergang des Mondes, ehe noch der Hahn gekräht". In diesen abgeschlossenen Park läßt sie eine hungrige Bärin aus dem Zwinger bringen, und von dieser wird Ventidius zerrissen. Alles das ist bei Kleist für die Darstellung bestimmt. Der Bearbeiter hat diese grausige Scene durch einen Bericht ersetzt. Der Schlußact beginnt gleich auf dem Schlachtfelde im Teutoburger Walde. Kleist führt die deutschen Fürsten noch mit dem zum Tode verwundeten Varus zusammen. Sie streiten sich, wer dem Römer den Garaus machen soll, und zwischen Fust und Hermann kommt es zu einer blutigen Auseinandersetzung über diese Frage. Die Ehre, den Schwerverwundeten zu tödten, erwirbt sich Fust durch eine Verwundung Hermanns. Die Scene macht bei der Lectüre den Eindruck einer empörenden Rohheit, und man stimmt vollständig mit Varus überein, der, während sich die Fürsten wie Metzger darüber zanken, wer das Opfer zu schlachten habe, mit wahrem Römerstolze auf die brutalen Barbaren hinblicken und ausrufen darf:

„Ward solche Schmach im Weltkreis schon erlebt?
Als wär' ich ein gefleckter Hirsch,
Der mit zwölf Enden durch die Forsten bricht!"

Auch dies hat der verständige Bearbeiter, der historischen Ueberlieferung folgend, geändert. Er läßt den verwundeten Varus, als der Sieg der Deutschen entschieden ist, sich in sein Schwert stürzen.

Die letzte Verwandlung spielt vor der zertrümmerten Teutoburg.

Digitized by Google

Marbod und Hermann, die Sieger des großen Tages, begrüßen sich und Marbod beugt das Knie vor „seinem würdigen Oberherrn und König". Hermann beginnt sein Herrscheramt damit, daß er dem Particularisten Arißan, der Rechtseinspruch erhebt, das Haupt abschlagen läßt. Die Motivirung dieses energischen Anfangs seiner Regierung ist geradezu meisterhaft. Die Schlußworte Hermanns sind von einer unheimlichen prophetischen Kraft:

„Uns bleibt der Rhein noch schleunig zu ereilen,
Damit vorerst der Römer keiner
Von der Germania heil'gem Grund entschlüpfe:
Und dann — nach Rom selbst muthig aufzubrechen!
Wir oder unsre Enkel, meine Brüder!
Denn eh' doch, seh' ich ein, erschwingt der Kreis der Welt
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
Als bis das Raubnest ganz zerstört,
Und nichts als eine schwarze Fahne
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!"

Auf Einzelheiten in der Bearbeitung, Beseitigung gewisser Härten und Anachronismen, geringfügige Hinzusetzungen ꝛc. brauche ich nicht einzugehen. Die Hexe von Endor, von welcher Hermann spricht, hätte wohl auch beseitigt werden können; denn es ist doch nicht wahrscheinlich, daß der Cheruskerfürst die Bibel gekannt hat.

Das Kleist'sche Drama ist vom Director Hein mit einer Sorgfalt und einem Geschick in Scene gesetzt, welche die lebhafteste Anerkennung verdienen und gefunden haben. Der Regisseur wurde am Schlusse lebhaft gerufen. Als Glanzpunkte der Regie sind hervorzuheben: der Auflauf in Teutoburg bei der Schändung der Cheruskerin, die Aufstellungen der Römer unter Varus und der Deutschen vor dem Beginne der Schlacht. Auch Einzelheiten wirkten vortrefflich, z. B. die Haufen der neugierigen Cherusker, welche das Nahen des Römerheeres verkünden und den Zug der römischen Soldaten beobachten. Dagegen machten die Römer auf mich in ihrem regelrechten Paradeschritt trotz der sorgfältigen und charakteristischen Costümirung einen zu modernen Eindruck. Ich glaube, die stattlichen Haufen würden in weniger geregeltem Durcheinander imposanter und richtiger gewirkt haben, obwohl ich mir die Schwierigkeiten nicht verhehle, welche die Regie überwinden müßte, um unser trefflich eingedrilltes Volk in Waffen, das ihr zum Behufe der Statisterie zur Verfügung steht, dazu zu veranlassen, nicht Schritt zu halten. Zutreffend erscheint mir auch die Bemerkung eines anderen Kritikers, daß das gespenstische Erscheinen der Alraune durch eine unheimlichere Einförmigkeit im Vortrage noch ergreifender wirken könnte. Zu einer nüancirten Declamation bietet diese Rolle schlechterdings keinen Anlaß.

Die Schlotmann'sche Musik (Römermarsch, Bardengesang) hat zwar auch einen modernen Anstrich, und Westphal würde ohne Schwierigkeit den Nachweis führen, daß die alten Römer andere Märsche gehabt haben, daß der Bardengesang unmöglich so gelautet haben kann; und ich selbst erlaube mir als Laie der Vermuthung Ausdruck zu geben, daß die von Kleist vorgeschriebenen Hörnersignale nicht auf Metallhörnern, sondern auf Ochsenhörnern geblasen werden müssen — aber jedenfalls wird in der Schlotmann'schen Musik durch den Rhythmus, durch die Intervalle, durch die seltsame Instrumentirung ein eigenartiger Charakter angestrebt. Und das genügt mir als Zuhörer vollauf. Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß meines Erachtens die Bühne gar nicht die Aufgabe hat, allen archäologischen Spitzfindigkeiten gerecht zu werden. Der Dichter der „Hermannsschlacht" legte darauf noch geringeren Werth. Er spricht von den „Zimmern der Thusnelda" in der Teutoburg, er läßt Hermann klingeln ꝛc. Diese störenden Anachronismen waren vollkommen beseitigt und nirgends wurde die Illusion gestört. Die neuen Decorationen von Lechner waren sehr originell und machten den Eindruck des durchaus Richtigen. Die Hütten der Germanen stimmen genau mit den von Weiß gegebenen Andeutungen überein; ebenso die Trachten und Gefäße.

Von den Trachten weiß man eigentlich nicht viel mehr, als daß die Germanen Felle getragen haben; und in diesem Artikel hatte das Königliche Schauspielhaus einen wahrhaft erstaunlichen Luxus entfaltet. Die Barbaren machten einen großartigen Eindruck. Es ist nun gewiß durchaus richtig, daß sich in jenen Zeiten der Fürst von den Anderen fast gar nicht unterschieden hat, aber ich meine, in diesem Falle hätten dem modernen Verlangen mit Rücksicht auf die Individualität des Darstellers Concessionen gemacht werden dürfen. Ich bin wir wohl bewußt, daß ich wahrscheinlich zu einer Unrichtigkeit rathe; aber man kann sich nun einmal von dem Gefühle nicht los machen, daß Hermann anders, bedeutender, mächtiger aussehen muß, als die Uebrigen. Er muß seine Umgebung überragen. Nun kann man von einem Darsteller billigerweise nicht verlangen, daß er sich ad hoc ein paar Fuß vergrößern solle, und Hünengestalten wie Niemann sind nicht immer zur Stelle. Unser Hermanndarsteller, Herr Ludwig, der die Rolle mit großem Eifer, mit ächt künstlerischer Hingabe und mit Wärme spielte, ist nur mittelgroß. Das zottige, dicke Fell, das auf seine Schultern gepackt ist, drückt den Kopf zwischen die Schultern ein, und dadurch bekommt die ganze Erscheinung etwas Gedrücktes, das sich mit dem freiwaltenden Gebieten des Herrschers nicht recht verträgt. Ich wäre daher für eine freiere Kleidung, vor allem für die Beseitigung der Felle an den Beinen, die wie verunglückte Muffen aussehen. Das große Fell, das jetzt auf seinen Schultern ruht, müßte tiefer angebracht werden, sodaß die Schultern, Arme und die Brust frei bleiben. Man frage einen Maler und kümmere sich nicht darum, ob diese Veränderung archäologisch richtig ist oder nicht. Am Spiele des Herrn Ludwig, das wir rühmend hervorgehoben haben, hätten wir noch die zu scharfe Betonung einzelner Wörter auszusetzen — eine Manier, die bei der gleichartigen Klangfarbe dieser Betonungen etwas ermüdend wirkt. Ueber Herrn Berndals Marbod habe ich schon gesprochen. Die Thusnelda der Frau Erhartt war gleich bedeutend in den gemüthlichen naiven Auseinandersetzungen mit Hermann wie in der dramatischen Ekstase bei dem Beschluß, an Ventidius Rache zu nehmen. Herr Kahle accentuirte in seiner ersten Scene zu sehr die römische Bildung des Varus, dagegen sprach er die Worte vor dem Selbstmorde vortrefflich. Die kleineren Rollen waren zum Theil mit unsern besten Kräften besetzt, und dies zeigte sich an den charakteristischen Zügen, welche einzelne Darsteller denselben zu geben wußten.

Die „Hermannsschlacht" ist für unser Repertoire gewonnen — ein großer, ein dauernder Gewinn. Das mag zur Rechtfertigung der Ausführlichkeit dieses Aufsatzes zum Schluß noch betont werden.

Paul Lindau.

Berliner Courier.*)

Wenn zum herkömmlichen Begriffe einer „Saison" auch die entsprechenden meteorologischen Verhältnisse gehören, so ist es nicht in Abrede zu stellen, daß die „heurige" Saison eine wahrhaft ungeheuerliche zu nennen ist. Freilich sind wir schon seit einer langen Reihe von Jahren daran gewöhnt worden, die Ueberlieferungen des hundertjährigen Kalenders zum alten Eisen zu werfen, und zu den üblichen Klagen über die wachsende Unzuverlässigkeit aller möglichen Verhältnisse gesellt sich seit lange diejenige über das naturwidrige Wetter. Aber so schlimm als in diesem Winter sind die Berechnungen der Holz- und Kohlenlieferanten, der Pelzwaarenhändler und Eisbahnpächter noch nicht zu Schanden gemacht worden. Das von Napoleon I. in Polen entdeckte fünfte Element hat sich in den Berliner Straßen für permanent erklärt, und was fünfzehn Grad unter Null heute zu halsbrechenden Gletscherformationen crystallisirt haben, das löst die vorzeitige Frühlingssonne des folgenden Tages wieder in tropfbar-flüssige Masse auf, die sich ab und zu in grausigen „Urbrei" verdichtet.

Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn diese Verwirrung aller kalendergemäßen Temperaturverhältnisse auch die allgemeine Stimmung der Jahreszeit in Confusion gebracht hat, und niemand recht zu wissen scheint, welche Miene er zu und unter diesem grauen Himmel machen soll?

Denn auch was vom politischen Horizont herab die gesellschaftlichen

*) Unser Blatt wird von jetzt an regelmäßig über Vorgänge in der Berliner Gesellschaft und das öffentliche Leben in der Hauptstadt Berichte bringen. D. Red.

Digitized by Google

Sphären zu beeinflussen pflegt, ist nicht dazu angethan, die Stimmung harmonisch zu machen. Hier ein Fürst, der seinen Regentenberuf verfehlt hat, wie kaum einer, — nach verhängnißvollen Wanderungen und Wandlungen das Zeitliche segnend (das Einzige, was er je gesegnet hat) —: dort eine arme, präsumtiv unschuldige Knabenseele zu schwerer Thronarbeit à discrétion verurtheilt; — hier ein fürstlicher Angeschuldigter von seinen militärischen Standesgenossen unter dem Ausdruck ihrer Incompetenz mit dem Zugeständniß freigesprochen, sein Verdienst sei nicht erwiesen, vielmehr festgestellt, daß er durch das Gründerthum noch Schaden gelitten: dort das schätzbare Material, das die parlamentarische Untersuchungscommission mühsam aufgespeichert, für die Vergessenheit sorgsam einbalsamirt; — und was der Widersprüche mehr sind. Kein hübscher Sensationsproceß à la Ofenheim sammelt das Interesse des geehrten Publicums in einen passenden Brennpunkt, dessen sich jetzt die Wiener erfreuen. Einen guten Theil ihrer Theaterfreude genießen sie jetzt im Gerichtssaal, in welchem der Herr Angeklagte mit dem Präsidenten und Staatsanwalt, mit Zeugen und Geschworenen eine Art forensischer Komödie aufführt, bei der er oft genug die Lacher auf seiner Seite hat und die ihn — glaubwürdigen Nachrichten zufolge — zum Löwen des Tages namentlich in den Augen süßer Damen macht. Was will dagegen der bescheidene Proceß „Silberstein" besagen, den das Berliner Schwurgericht in der vorigen Woche verhandelt und an einem einzigen Tage damit zum Abschlusse gebracht hat, daß es die moralische und finanzielle Unterbilanz der beiden falschen Telegräphlinge durch die Verurtheilung zu einjähriger Gefängnißstrafe und zweijährigem Ehrverlust wieder balancirte! Wie einfach, schlicht und nüchtern ging es dabei zu; und doch hatte man, namentlich in verwandten Kreisen ein lebhaftes Gefühl, daß es nicht schwer sein könnte, den Storchschnabel zu finden, mit welchem das hier aufgerollte kleine Bild in's beliebig Große zu übertragen wäre. Aber man darf an nichts verzweifeln, vielleicht kommt auch dafür die Stunde, und eher als es geahnt wird!

Ein Trost ist uns aber mittlerweile geworden. Das Erkenntniß in Sachen wider Graf Arnim ist endlich „abgesetzt", was in der Uebertragung aus dem Sanskrit des Curialstils in das Prakrit der Umgangssprache heißt: es ist fertig geschrieben und sogar dem Vertheidiger behändigt. Es ist mit der göttlichen Hilfe nur siebenundzwanzig Bogen stark geworden. Ob die stilistischen Arabesken, welche bei der Publication die mannichfachsten kritischen Ausstellungen hervorriefen, sich demnächst „verkrümelt" haben, ist vor der Hand nicht festzustellen. Voraussichtlich wird die Verhandlung vor dem Kammergericht die Affaire alles desjenigen Beiwerks entkleiden, welches in der ersten Instanz einen so unberechtigten Umfang gewonnen hat.

Sieben und zwanzig Bogen! Wenn es wahr ist, daß alle Culturbewegung rückläufig wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrt, — wie wäre es, wenn wir es zur Abwechslung einmal mit den Formen der Rechtsprechung versuchten, die unsere Freunde in Ostasien anwenden? Bekanntlich ist vor einiger Zeit einer unserer Landsleute, der Consulatsverweser zu Hakodate in Japan, Kaufmann Haber aus Brieg in Schlesien, von einem Japanesen aus fanatischem Fremdenhaß ermordet worden. Die dortige Regierung hat mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit alles gethan, was in ihren Kräften stand, um für den ruchlosen Frevel jede zulässige Sühne zu gewähren. Sie hat den Missethäter mit einer Promptheit zum Tode verurtheilen und „justificiren" lassen, welche für die Mehrzahl unserer Civilproceduren ein Ziel „auf's innigste zu wünschen" wäre. Am 11. August v. J. war die Mordthat begangen worden. Die Regierung sandte sofort einen Beamten des Justizministeriums aus Yeddo nach Hakodate zur Ueberwachung des Verfahrens; am 2. September schon konnte derselbe mit den Acten über die geschlossene Untersuchung nach Yeddo zurückkehren; am 25. September erfolgte die Verkündigung des Urtheilsspruches und Tags darauf die Vollstreckung desselben. Das Erkenntniß aber lautet wie folgt:

„Du hast in deinem verkehrten und beschränkten Sinne geglaubt, daß der Verfall der alten von dir verehrten vaterländischen Wissenschaft endgültig in dem freundschaftlichen Verkehr mit den fremden Ländern begründet sei, und hast daher den einseitigen Gedanken gehegt, es sei das Beste, einen Fremden zu tödten. Um deinen Vorsatz auszuführen, bist du aus deiner Heimat entlaufen und nach Hakodate gekommen, bist dort in (dem Stadttheile) Yatchigashira dem Verweser des deutschen Consulats, Herrn Haber, begegnet, hast dann sofort dein Schwert gezogen und denselben verfolgt und in roher Weise ermordet. Da dies eine äußerst freche That ist, so bist du unter Berücksichtigung dessen, daß du etwas sehr Entehrendes begangen und nach Maßgabe des Strafgesetzparagraphen über vorsätzlichen Mord verurtheilt worden aus der Sokuclasse (Adelsclasse) ausgestoßen, und dann enthauptet zu werden".

Kann etwas kürzer und eindringlicher sein, als eine solche Fassung? Und muß man bei unbefangener Würdigung dessen, worauf es schließlich doch ankommt, nicht zugeben, daß diese Form der directen Anrede unendlich eindringlicher zum Gemüthe des Verurtheilten spricht, als der kalte historische Stil, dessen Objectivität die Sentenz ihrer eigentlichen unmittelbaren und persönlichen Beziehung zu demjenigen zu entkleiden scheint, den die Sache doch zunächst angeht? Wenn man das Amt der Rechtsprechung als die Ausübung eines weltlichen Hohenpriesteramts anzusehen pflegt, warum soll der Richter nicht dieselben Formen anwenden, welche von den Dienern des göttlichen Wortes bei Spendung der Sacramente angewendet werden? Man versuche es einmal mit der Uebertragung der Formen des japanischen Urtels auf Fälle unserer Criminalpraxis und man wird finden, daß die Anwendung dieser Schreibweise ein wahrer Fortschritt zu derjenigen Natürlichkeit ist, die hier mehr als irgendwo am Platze scheint.

Und da einmal von Natürlichkeiten die Rede ist, wie sollte man nicht mit Genugthuung registriren, daß selbst in den ausschließlich gelehrten Kreisen ihre Anwendung immer mehr das Bürgerrecht erlangt? Es kann nichts Frischeres geben, als die Positivität und Deutlichkeit, mit der in den jüngsten Tagen zwei Berliner Universitätslehrer, welche verschiedenen Secten der Nationalökonomie angehören, ihren Meinungsaustausch bewerkstelligt haben, oder, um mit den Worten Kalischs zu reden, „sich mit Redensarten beschädigten". Der formelle Urtelsspruch, den die Facultät demnächst zu fällen haben wird, kann leicht dahin führen, dem einen der streitenden Theile den Lehrstuhl an der Berliner Hochschule zu entziehen, würde aber nichts zu Gunsten des Siegers beweisen, namentlich nichts für die größere Atticität seines Stils oder die intensivere Ethik seiner Haltung in diesem Zwiespalt. Ich kannte in meiner Jugend einen Mann, welcher beim Ausbruch eines Streites seinen Gegner mit den liebreichen Worten zu warnen pflegte: „Fangen Sie mit mir nicht an, ich gehöre zum Pöbel!" Wie gut wäre es, wenn diese Sitte allgemein würde. Der Klügere könnte sich bei Zeiten resolviren und der Gewarnte sich außerhalb der Schußweite bringen. Es könnte Niemandem passiren, was eben jetzt in Freising dem liberalen Professor Braungart auf einem dort abgehaltenen Turnerballe begegnet ist, wo von der Gallerie herab ein Maßkrug mit solcher Wucht auf ihn geschleudert wurde, daß er mehrere schwere Schädelverletzungen davon trug. Gewiß wird Jedermann beflissen sein, einem Meinungsaustausch aus dem Wege zu gehen, in welchem uns die Argumente nicht blos figürlich an den Kopf geworfen werden.

„Und dennoch dreht sie sich!" muß ich am Schlusse meiner Plauderei mit Galilei sagen — ich meine, die Saison. Wer es ernstlich bezweifelte, mochte sich auf dem Subscriptionsballe des Opernhauses am vergangenen Freitag davon überzeugen, wenn er anders zu dem auserwählten Regimente Derer gehörte, denen „ou par droit de conquête ou par droit de naissance" das Recht des Eintritts zu Theil geworden war. Freilich war bis Mitternacht die Temperatur dieser Drehung, welche sich in den beiden mit Mühe gebildeten excentrischen Kreisen des wundervollen Ballsaales vollzog, nichts weniger als excentrisch.

Als Ballfeste im eigentlichen Sinne rangiren diese Subscriptionsbälle bekanntlich von jeher unter die Schaugerichte. Eine unendlich winzige, aber muthige Minorität der Besucher nimmt an der eigentlichen Tanzbelustigung Theil. Denn nur für die erprobtesten Habitués bietet dieses glänzende und glatte Parket den entsprechenden Raum für die Rotation um die eigene Axe und diejenige des sich in jedem Augenblicke verschiebenden Kreises. Für die große Mehrzahl bleibt in der peinlichen Enge und überangenehmen Temperatur nicht einmal hinlänglicher Raum für den „Flügelschlag einer freien Seele". Und dennoch, — wer, der zur „Gesellschaft" zu zählen wünscht, möchte an diesem, dem ersten Subscriptionsballe fehlen? Es verbirgt sich hinter der positiven Seite dieses Lichtbildes eine unbeschreibliche Tragik in dem Geschicke derer, welche ihre Hoffnung haben scheitern sehen, diesen Glanz und diese Hitze, diese Pracht und Enge mitgenießen zu dürfen. Und man muß zugeben, daß, abgesehen von allen oft gerügten Ausstellungen in kleinen Einzelheiten, diese Feste ganz einzig in ihrer Art sind, und daß jene Dame Recht hatte, welche die Bemerkung machte, sie beneide

Digitized by Google

jeden, der diesen zauberhaften Eindruck zum ersten Male auf sich wirken lasse. —

Nach dem allgemeinen Eindrucke zu schließen, war dieser Vereinigungspunkt, in welchem der Berliner Carneval seinen wohltemperirten Ausdruck findet, eben so belebt, wie die früheren. Ich habe einige Abweichungen wahrgenommen, welche trotzdem mit den zu Eingang von mir berührten Verhältnissen zusammenhängen. Die verminderte Harmlosigkeit in der gesammten Stimmung der Gesellschaft warf ihre erkennbaren Reflexe auch auf dieses Fest. Zahlreiche Erscheinungen, die sonst jeden der ersten Subscriptionsbälle zu beleben pflegten, wurden vermißt, namentlich aus der hohen Magistratur, aus der Finanzwelt, aus den wissenschaftlichen Kreisen.

Aber dafür fehlten sie nicht, meine wackeren alten Freunde, die mir jedes dieser Feste zu einem besonderen Freudenfeste machen —: sie, die Ritter fremdländischer Orden, die uns immer nur die Knopflochseite zuwenden, und sie, die glückseligen Mitglieder des diplomatischen Corps Litera C vierte Emission, welche an diesem Abend mit Recht die ursprünglichen Racen vertreten, die in den Tropen ihr zum Theil menschenfresserisches Dasein fristen. Es liegt etwas Geheimnißvolles in der Erscheinung dieser Herren Consuln und Generalconsuln, die in der Regel mit Streichgarn oder Erdpech handeln und nur so nebenbei als Diplomaten diejenigen Länder und Völkerschaften repräsentiren, von denen ein in der Geographie nicht besonders Bewanderter zu sagen pflegt: „Nichts Gewisses weiß man nicht". Diese Wackeren steigern meine Stimmung jedes Mal zu einem besonderen Grade von Befriedigung; sie beweisen mir, wie wenig dazu gehört, den Menschen glücklich zu machen! — Und auch im Uebrigen konnte ich mich überzeugen, daß Alles schön, Alles vollkommen war. Ich sah es an den Mienen des gleichfalls anwesenden Hof-Friseurs und Hof-Tailleurs und fand es vollkommen gerechtfertigt, daß sie am Balle Theil nahmen, — war doch der beste Theil des Gesammteindruckes auf ihre schöpferischen Hände zurückzuführen!

Nemo.

Notizen.

Die Thronbesteigung Alphons XII. ist ohne Hindernisse vor sich gegangen und der junge König hat die Hoffnungen, die auf ihn gebaut waren, bis jetzt leidlich erfüllt. Seine Stellung zwischen den Jesuiten oder avancirten Ultramontanen und den gemäßigten Katholiken ist allerdings schwierig genug. Hoffentlich wird es ihm besser ergehen als seinem Vorfahren Carl III. in den sechziger Jahren des achtzehnten Säculums, der auch auf Reformen bedacht war und dem der fanatische Klerus viel zu schaffen machte. Dieser hetzte sogar einmal den Pöbel auf. Es entstand eine Emeute in Madrid und der König mußte nach Aranjuez fliehen, wo er keine schönen Tage zubrachte. Er entließ seinen Lieblingsminister, ertheilte Amnestie für die während des Aufstandes vollzogene Lynchjustiz und Niedermetzelung seiner Leibwache und wurde dann im Triumph nach Madrid zurückgeführt. Man spannte ihm sogar die Pferde vor dem Wagen aus. Aber der König sah mit unverhehlter Verachtung auf die wandelbaren Unterthanen herab und sagte laut: Es sind dieselben Hunde, nur mit veränderten Halsbändern! Die Erwartung ist berechtigt, daß Alphons XII. ein besseres Schicksal haben werde. Er ist jung und die Welt kommt der Jugend gern mit günstiger Meinung entgegen. Bei seinem Regierungsantritt fand er die Gustavaffaire vor, welche die Carlisten eingebrockt hatten und dafür jetzt zahlen und büßen sollen. Zu der vollen Zahlung werden sie sich indessen nur schwer verstehen. Die ritterlichen Carlisten, welche für Gott, Vaterland und König kämpfen, haben ein verunglücktes Schiff beschossen, zum Stranden gebracht und dann bestohlen. Das Verfahren war grausam und niederträchtig, also dem carlistischen Charakter ganz entsprechend. Aber an einen Ersatz für das geplünderte Gut seitens der von Rom beschützten Wegelagerer werden wir erst glauben, wenn derselbe geleistet ist. Der klericale Heerbann, dessen letzter Vorkämpfer Don Carlos mit seinen Paladinen und Getreuen aus aller Herren Ländern ist, hat von jeher stets lieber Geld eingenommen als Schulden bezahlt oder sich auf Schadenersatz eingelassen. Solche naive Ehrlichkeit überläßt der ultramontane Adel dem bürgerlich ketzerischen Pack. Von der Schwierigkeit, die römische Casse zu einer Entschädigung zu bewegen, wissen alle diejenigen zu erzählen, die jemals mit ihr zu thun hatten. Ein bekannter talentvoller Timescorrespondent, geborener Italiener, aber als Engländer naturalisirt, wollte von Rom aus unter der päpstlichen Herrschaft Berichte an sein Blatt liefern. Die Polizei wies ihn trotz des großbritannischen Bürgerbriefes aus. Reclamationen der englischen ohnehin nur officiösen Gesandtschaft blieben fruchtlos und diese konnte nur erlangen, daß eine Entschädigung für den vertriebenen Journalisten im Princip zugestanden wurde. Herr G. wurde ersucht, seine Rechnung einzuliefern. Er stellte eine Liste in vier Punkten auf und verlangte Deckung für seine Reise nach Rom, für die Quartalsmiethe eines Hauses, für ein ebenfalls auf drei Monate gemiethetes Piano, endlich für einen Gärtner. Der päpstliche Fiscus wollte Reise und Hausmiethe wohl vergüten, sträubte sich aber längere Zeit gegen das Clavier, dessen der Correspondent für seine Thätigkeit nicht bedurft hätte und wollte vom Gärtner gar nichts wissen, unter dem Vorwande, daß das Haus keinen Garten habe. Herr G. machte indessen geltend, daß sich dort wenigstens eine Terrasse mit Blumentöpfen befände. Er verweigerte die Annahme jeder Entschädigung, so lange sie nicht vollständig geleistet werde. Die Unterhandlung zog sich Monate lang hin und endete mit einem Vergleich, in welchem die Curie das Piano zugestand und der naturalisirte Engländer den Gärtner fallen ließ. Vor Zarauz war jetzt von vornherein ein ähnliches Markten und Feilschen der päpstlichen Carlisten die günstigste Voraussetzung. Doch sind von Schiffscanonen unterstützte Vorstellungen in der Regel eindringlicher als sogenannte diplomatische Argumente. Die Carlisten werden früh oder spät zu Kreuze kriechen, gleichviel ob sie jetzt jeden Vergleich mit den Alphonsisten in affectirter Vornehmheit abweisen oder nicht. Die Straßenräuber und Strandpiraten von Guipuzcoa pfeifen, um die Sache einfach auszudrücken, offenbar auf dem letzten Loch und die Rodomontaden ihrer journalistischen Schildknappen an den Ufern der Spree und anderer europäischer Flüsse werden ihren Bankrott nicht verhindern.

* * *

Wir erwähnten in unsrer Besprechung der „Hermannsschlacht" die neue Dichtung „Hermann der Cherusker". (Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Gustav Wacht. Leipzig 1875, Oswald Mutze.)

Wir erhalten darüber folgende Besprechung von befreundeter Seite: Der neue Dichter unsers Nationalbefreiers, Gustav Wacht, unterscheidet sich von seinen berühmten Vorgängern durch die schwierige Aufgabe, die er sich gesetzt und im Allgemeinen glücklich gelöst hat: das ganze Leben seines Helden von den vorbereitenden Schritten zur Varusschlacht bis zu seinem Tode in Einem Drama von mäßigem Umfange zusammenzudrängen. Ein geschichtlicher und künstlerischer Ernst, der seine Kräfte gewissenhaft und unermüdlich nach dem Ziele der Vollendung anspannt, ist auf allen Blättern zu erkennen. Der Dichter hat sich in unser deutsches Alterthum eingelebt, die Sitten und die Religion desselben in einem frischen und kräftigen Bilde veranschaulicht und sich von der blos stofflichen Benutzung der geschichtlichen Ueberlieferungen freigehalten. Er hat es namentlich verstanden, die deutsche Mythologie als ein lebendiges Moment in unsere gegenwärtige Weltanschauung, die natürlich seinem Fühlen, Glauben und Denken zu Grunde liegt, aufzunehmen. Die Sprache hat noch mit sich selbst und ihrem Inhalt zu kämpfen, erreicht aber bisweilen den Vorzug der Kernhaftigkeit und Anmuth und in einzelnen Stellen ist sie sogar schwunghaft. Wachts National- und Freiheitsgefühl ist fern von Prätension und Effecthascherei, in Schlagwörtern sparsam, und sucht durch die objectiv-dramatische Entwicklung des Stoffes selbst zu wirken.

* * *

Der Schluß des Hillebrand'schen Aufsatzes über Rahel und Varnhagen erscheint in der nächsten Nummer.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In fünfter ergänzter Auflage erscheint eben in 10 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à 10 Sgr. = 1 Mark:

Dr. Johannes Scherr's Allgemeine Geschichte der Literatur aller Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwicklung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Dabei kein Compendium speciell nur für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

VICTORIA ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlage von H. Hartung & Sohn in Leipzig erschien soeben:

ITALIA. Herausgegeben von **KARL HILLEBRAND.**

BAND II. PREIS: 8 Mark.

Vorräthig bei

F. Schneider & Co. (Goldschmidt & Wilhelmi)

U. d. Linden 21.

Verlag von Georg Stilke in Berlin

N.W. 32 Louisenstr.

Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldsch. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. Frankreich: Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. Verschiedenes: Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Den dieser Nummer beiliegenden Prospect und Einladung zum Abonnement auf „Ueber Land und Meer" empfehlen wir der besondern Beachtung unserer Leser.

H. Laupp'sche Buchhandlung in Tübingen.

Verlagsbericht vom Jahre 1874.

I. Medicin, Chirurgie und Naturwissenschaften.

Gerhardt, Dr. C., Prof. in Würzburg, **Lehrbuch der Kinderkrankheiten.** 3. verb. u. vermehrte Aufl. gr. 8. Rthlr. 4. 10.

Jahresbericht über die Fortschritte auf dem Gebiete der Reinen Chemie herausgegeben von Dr. **W. Staedel,** Professor in Tübingen. Erster Jahrgang. Bericht für das Jahr 1873. 37 Bog. gr. 8. Rthlr. 3. 15.

Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte im Gebiete der Ophthalmologie herausgegeben von Dr. **A. Nagel,** ord. Professor in Tübingen. **Dritter Jahrgang.** Bericht für das Jahr 1872. gr. 8. Rthlr. 3. 6.

Lebert, Dr **H.,** Prof. in Breslau, **Klinik der Brustkrankheiten.** 2 Bände (111 Bog.) gr. 8. Rthlr. 10. —

Oesterlen, Dr. **Fr.,** Handbuch der **medizin. Statistik.** 2 Abthlgn. Zweite Ausg. gr. 8. Rthlr. 5. 10.

Oesterlen, Dr. **Otto,** pract. Arzt und Docent an der Universität Tübingen, **Das menschliche Haar und seine gerichtsärztliche Bedeutung.** gr. 8. broch. Rthlr. 1. —

Roser, Dr. **H.,** Prof. in Marburg, Handbuch der **anatomischen Chirurgie.** 7. umgearbeitete Aufl. Mit zahlreichen Holzschnitten. gr. 8. Rthlr. 5. —

Schmidt, C., Prof. an d. Kunstschule in Stuttgart, **Wegweiser für das Verständniss der Anatomie** beim Zeichnen nach der Natur und der Antike, sowie für die Studirenden der Medicin bei der Präparation der Muskeln. Mit 28 Abbildungen. Lex. 8. Rthlr. — 16 Sgr.

II. Verschiedenes.

Baur, Dr. **Ferd.,** Prof. u. Gymnasialrector in Tübingen, **Sprachwissenschaftliche Einleitung in das Griechische und Lateinische** für obere Gymnasialklassen. gr. 8. Rthlr. — 20 Sgr.

Class, Dr. **Gust.,** Privatdoc. d. Philosophie an der Universität Tübingen, **Die metaphysischen Voraussetzungen des Leibnitzischen Determinismus.** 8. broch. Rthlr. — 20 Sgr.

Fritz, J. A., Katechetisches Handbüchlein für die ersten Schuljahre. 3. verb. u. vermehrte Aufl. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Rottenburg. kl. 8. Rthlr. — 20 Sgr.

Geistliche Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Gesammelt und christlichen Familien gewidmet von Pfr. **Ehmann.** Rthlr. 1. 15.

Mohl, R. v., Kritische Bemerkungen über die **Wahlen zum deutschen Reichstage.** 8. Rthlr. — 28 Sgr.

Palmer, Christ. v., Dr. d. Theol. u. Prof. an d. Univ. Tübingen, **Predigten aus neuerer Zeit.** gr. 8. Rthlr. 1. 15.

Theologische Quartalschrift. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. **v. Kuhn,** Dr. **Zukrigl,** Dr. v. **Aberle,** Dr. v. **Himpel,** Dr. **Kober** u. Dr. **Linsenmann,** Professoren der kathol. Theologie an der K. Universität Tübingen. **56.** Jahrg. **1874.** complet. 8. broch. Rthlr. 2. 25.

☞ Das 1. Heft des Jahrgs. 1875 erscheint demnächst.

Sevin, Herm., Lic., Docent der Theol. an der Univers. Heidelberg, **Chronologie des Lebens Jesu.** Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8. broch. Thlr. — 25 Sgr.

— do. — — Die **Verwerthung des deutschen Sagenstoffs** im Geschichtsunterricht der Volksschule. Ein pädagog. Versuch. 10 Sgr.

Das Neue Testament. Uebersetzt von **Carl Weizsäcker,** D. th., Prof. der Univ. Tübingen. Gr. 8. broch. Preis Rthlr. 1. 6. Ausgabe Nro. 2. auf feinst Velin Rthlr. 1. 16.

Treu, A., Seminarlehrer, **Die deutsche Sprachlehre als Grundlage zur Stilistik,** zugleich ein Aufgabenschatz zu Sprach- und Aufsatzübungen für Gymnasien, Real-, Handels- und höhere Bürgerschulen, Seminarien und zum Privatstudium. **Zweite,** vermehrte u. verbesserte **Auflage.** gr. 8. broch. Rthlr. — 25 Sgr.

Zeitschrift für Kirchenrecht. Unter Mitwirkung von Dr. **E. R. Bierling,** Dr. **E. Herrmann,** Dr. **P. Hinschius,** Dr. **B. Hübler,** Dr. **F. Maas,** Dr. **O. Mejer,** Dr. **A. v. Scheurl,** Dr. **J. F. v. Schulte,** Dr. **H. Wasserschleben** u. A. herausgegeben von Prof. Dr. **Richard Dove** in Göttingen und Prof. Dr. **Emil Friedberg** zu Leipzig. XII. Band 1—2. Heft. pro Bd. v. 4 Heften. gr. 8. broch. Rthlr. 3. — Heft 3 u. 4 erscheinen demnächst.

Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. In Verbindung mit Prof. **G. Hanssen,** Prof. **Helferich, R. v. Mohl,** Prof. **Roscher,** Dr. **F. Hack** und Dr. **A. E. F. Schäffle,** herausgegeben von den Mitgliedern der staatswirthschaftlichen Fakultät in Tübingen, **v. Schüz, Weber, Fricker** und **Schönberg. 30.** Bd. Jahrg. 1874. compl. gr. 8. Rthlr. 4. 20. Dieselbe 31. Bd. 1. Heft erschien soeben.

Silcher, Fr., XII Volkslieder für 4 Männerstimmen gesetzt. III. Heft. 4. Aufl. quer fol. Rthlr. — 20 Sgr.

— do. — — do. VII. Heft. 2. Aufl. Rthlr. — 20 Sgr.

— do. — Partitur zu den XII Volksliedern Heft I—XII. 2. Aufl. Rthlr. 2. —

Die „Deutsche Roman-Zeitung"

beginnt das neue Quartal des **zwölften Jahrganges** mit zwei großen Romanen:

Die Freigelassenen von Bauernfeld. 2 Bände.

Des grossen Friedrich Adjutant von A. E. Brachvogel. 4 Bände. (Das I. Quartal enthielt: „Meine Schwester" von August Becker — „Mein, Dein, Sein" von Maurus Jókai.) **Achttäglich ein Heft von fünf Bogen! — Preis vierteljährlich 3 Mk. 50 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von Otto Janke in Berlin, Anhaltstr. 11.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32. Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 6. Februar 1875. Band VII.

AP 30 .G295 Bd. 7 m.6

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Entwicklungsstufen des Kriegsvölkerrechts. Von Bluntschli. — Englands liberaler Führer. Von Karl Blind. I—III. — Literatur und Kunst: Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Von Karl Hillebrand. V—VII. (Schluß.) — Theodor Döring. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Georg Hiltl. II. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: A-ing-fo-hi. Komische Oper in 3 Acten von Ernst Wichert. Musik von Richard Wüerst. Besprochen von H. Ehrlich. — Berliner Courier. Von Nemo. — Notizen. — Inserate.

Die Entwicklungsstufen des Kriegsvölkerrechts.

Von Bluntschli.

Die Fortschritte, welche die heutigen Kriegsgebräuche und das moderne Kriegsvölkerrecht gemacht haben, werden durch die Vergleichung mit den Kriegssitten früherer Zeiten in das günstigste Licht gesetzt. Indem wir an die früheren Perioden der Weltgeschichte erinnern, machen wir die tröstliche Erfahrung, daß die Menschheit langsam freilich aber stetig aus dem Zustande der Brutalität zur Humanität fortschreitet.

Der Zusammenhang der Menschenwelt mit der Thierwelt wird durch die natürliche Verwandtschaft des menschlichen Körpers mit dem thierischen Körper begründet und erhalten. Eben deshalb werden sich alle Zeit in den Menschen auch thierische Triebe und Begierden regen. Wie der einzelne Mensch fortwährend an sich zu arbeiten und mit sich zu ringen hat, daß die thierischen Leidenschaften durch edlere Menschensitte gebändigt und gezähmt werden, so wird auch den Völkern und der Menschheit im Großen dieser innere Kampf zwischen den brutalen Neigungen der Menschen und den idealen Anforderungen des Menschengeistes nicht erspart. Religion und Sitte, Erziehung und Bildung, Recht und Staatsautorität wirken zusammen, um das Thier im Menschen zu zähmen und das Reich der Humanität zu verwirklichen. Jeder Fortschritt der Civilisation ist ein Fortschritt edler Menschlichkeit und ein Sieg über die thierische Seite in der Menschennatur.

Aber so wenig der einzelne Mensch gesichert ist gegen ein Ueberstürzen und Uebersluthen seiner Leidenschaften, so wenig sind die Völker gesichert gegen den Rückfall in ihre frühere Barbarei. In den gebildetsten Nationen und unter den civilisirtesten Völkern erscheinen zuweilen neben den schönsten Blüthen hochgebildeter Cultur die grinsenden Züge einer wilden Brutalität. Gerade die Centren der modernen Bildung und Civilisation, die großen Hauptstädte, offenbaren diese Gefahr in dringendster und schreckenhaftester Gestalt. Jenes furchtbare Bild, das Auguste Barnier von Paris gezeichnet hat:

„Ein Höllenkessel ist auf diesem Erdenrunde,
Er heißt Paris und dampft und qualmt zu jeder Stunde,
Ein wannenförm'ger Kreis, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt;
Ein brodelnder Vulcan, der nimmermüden Hauches
Die Menschenmasse wälzt im Abgrund seines Bauches,
Ein Schlund, der allem Schmutz des Lasters aufgethan,
Den Auswurf jedes Volks bestimmt scheint zu empfah'n,
Und der von Zeit zu Zeit, erhitzt von trüben Gluthen
Aufkocht, mit seinem Schlamm die Welt zu überfluthen".

— dieses Bild paßt, wenn auch in minderem Grade, auf alle großen Hauptstädte. Die Septembermorde von 1793 und die Brandstiftungen der Petroleusen von 1871 beweisen freilich einen ungewöhnlich tiefen Grad thierischer Wildheit, welche in dem Pariser Pöbel heute noch fortlebt. Aber wir werden durch den Beifall, welchen die Schandthaten der Commune in gewissen Kreisen der Berliner Bevölkerung gefunden haben, daran gemahnt, daß auch die deutsche Cultur vor solchen Gräueln nicht sicher ist.

Außer den Zeiten der Revolution sind keine Zeiten gefährlicher für solche Ausbrüche wilder Rohheit und Grausamkeit der Menschen als die Zeiten des Kriegs, der nothwendig die Leidenschaften der Massen reizt und steigert, und in dem die physische Gewalt als entscheidende Macht die Zügel der Herrschaft in eiserner Faust hält.

Deshalb ist es so wichtig für die civilisirte Menschheit, daß auch im Kriege die Gewalt durch das Recht gezähmt werde, daß auch in Kriegszeiten die Menschen- und Volksrechte geachtet werden.

Wenn wir nun an einigen geschichtlichen Beispielen die Entwicklungsstufen uns in Erinnerung bringen, welche der Kriegsgebrauch und das Kriegsvölkerrecht vom Alterthume her zurückgelegt hat, so wählen wir nur solche Beispiele, welche Culturvölkern angehören, die mit unserer Civilisation in Verbindung sind und auf dieselbe eingewirkt haben.

Wir lassen dabei die Kriegsführung der Wilden, welche die besiegten Feinde martern, bevor sie dieselben tödten, ganz bei Seite. Wir beschränken uns auf drei große Perioden und drei wesentlich verschiedene Ansichten und Methoden: 1. Die orientalische altjüdische, 2. die antike römische, 3. die mittelalterliche germanische.

1. Altjüdische Kriegsführung.

Der Krieg, welchen das von Moses disciplinirte und von Josua geführte jüdische Volksheer zur Eroberung des heiligen Landes unternahm, hatte noch ganz den Charakter eines Vernichtungs- und Ausrottungskrieges, welchen das heutige Völkerrecht entschieden als barbarisch und unerlaubt verwirft. Ein einzelnes von den Juden selber bezeugtes Beispiel gibt eine deutliche Vorstellung von der entsetzlichen Wildheit und der blutigen Grausamkeit dieser Kriegsführung. In der Absicht, die Stadt Ai zu erobern, lockte Josua die streitbaren Männer aus der Stadt heraus, indem er scheinbar mit seinen Truppen gegen die Wüste hin floh. Dann brach plötzlich der gelegte Hinterhalt der israelitischen Truppen hervor und bemächtigte sich der wenig vertheidigten Stadt. Die Krieger von Ai geriethen nun in die Klemme zwischen den beiden israelitischen Heeresabtheilungen und wurden geschlagen.

Digitized by Google

Der Sieg der Juden war entschieden und der Besitz der Stadt gesichert. Nach heutigem Völkerrecht ist damit die Gefahr für Leben, Freiheit, Vermögen der Besiegten beseitigt. Damals war es anders. Die ganze Stadt, welche einer Bevölkerung von 12,000 Menschen Wohnung gewährt hatte, wurde vollständig niedergebrannt und der Boden der Stadt in eine Wüste verwandelt. Alle Bewohner der Stadt, nicht blos die Krieger, auch die wehrlosen Greise, auch die unschuldigen Kinder, auch die nicht wehrhaften Frauen, überhaupt „Alles was Athem hat" wurde mit der Schärfe des Schwertes geschlagen. Der König der Stadt, obwohl nun ein Kriegsgefangener, wurde an einen Baum gehängt.

Diese Gräuel wurden mit der Religion gerechtfertigt. Jehovah, der Gott Israels, so lehrten die Priester, hat das verheißene Land seinem Volke Israel gegeben; Jehovah gebietet, daß alle bisherigen Einwohner des Landes vertilgt, daß alle Feinde getödtet werden. Die Menschen lieben es, die Verantwortlichkeit für ihre eigenen Leidenschaften und für ihre eigenen Missethaten von sich ab auf Gott zu wälzen, dem sie zu dienen vorgeben.

Ebenso ließ Josua die gefangenen fünf Könige von Jerusalem zu Boden werfen und gebot seinen Obersten, ihnen mit dem Fuße auf die Hälse zu treten. Dann ließ er die gefangenen Könige wieder an die Bäume hängen.

Allerdings gehören diese Ereignisse einer sehr frühen und noch sehr barbarischen Periode an. Aber ihre Grundzüge dauern noch lange fort. Jahrhunderte später noch verkündete der Hohepriester Samuel dem Könige Saul, als dieser wider die Amalekiter zu Felde zog, „das Gebot Jehovas": „Schlage die Amalekiter und verbanne sie mit Allem, was sie haben. Schone ihrer nicht, sondern tödte beide, Männer und Weiber, Kinder und Säuglinge". Saul hatte gewüthet, wie der Priester es im Namen Gottes geboten hatte. Aber es regte sich in ihm doch ein menschliches Mitleid. Er wünschte den gefangenen König der Amalekiter, Agag, am Leben zu erhalten. Diese menschliche Regung in dem Könige reizte und entflammte den heftigen Zorn des Priesters. Er bedrohte jenen mit dem Zorn Jehovahs und erklärte ihm, er verdiene deshalb seine Krone zu verlieren. Dann schlug der fanatische Priester eigenhändig im Angesichte des Königs Saul den wehrlosen König Agag todt.

Wir würden den Juden Unrecht thun, wenn wir ihnen allein oder ihnen vorzugsweise eine so blutdürstige Grausamkeit zuschrieben. Die gemalten Bilder der egyptischen Grabdenkmäler und die Sculpturen der alten assyrischen Könige bezeugen fast noch ärgere Dinge aus den Kriegsgebräuchen dieser orientalischen Reiche. Aber es verdient doch erinnert zu werden, daß neben dieser Brutalität, freilich damals noch ausnahmsweise und selten, sich Spuren zeigen von einer humaneren Kriegssitte und Rechtsansicht einzelner anderer altasiatischer Nationen. Das alte Gesetzbuch Manus sprach schon den humanen Rechtssatz aus, den unser heutiges Völkerrecht verkündet, daß der besiegte Feind, der sich ergibt, nicht getödtet werden darf. Es gereicht den arischen Indiern zur Ehre, zuerst diesen menschlichen Rechtssatz erkannt und ausgesprochen zu haben. Diese mildere Kriegspraxis wurde aber auch von den Indiern nur bei Kriegern der verschiedenen Fürsten und Stämme der arisch-indischen Nation geübt, nicht aber in Kriegen mit fremden Völkern und kastenlosen Ungläubigen oder Irrgläubigen.

Die jüdische Grausamkeit ist uns näher als die indische Menschlichkeit; denn schon in der Volksschule wird die Phantasie unserer Kinder mit den biblischen Geschichten aufgeregt und viele Tausende von erwachsenen Bauern und Bürgern entnehmen heute noch der Bibel ihre Kenntniß von der Natur und den Uebungen des Krieges. Nicht immer macht der Volksschullehrer oder der Geistliche die Kinder aufmerksam auf den Unterschied der Zeiten; beide versäumen oft ihre Pflicht, die Volksjugend zu belehren, daß sie in den jüdischen Vorgängen, selbst wenn sie als göttliches Gebot dargestellt werden, keine Vorbilder für unser Leben erkennen dürfen.

2. Römisches Kriegsrecht und römische Kriegspraxis.

Die staatsklugen Römer schonten die besiegten Völker. Sie breiteten ihre Herrschaft über die eroberten Lande aus; sie vertilgten daher die unterworfenen Feinde nicht, sondern machten sie zu Unterthanen des römischen Staats. Sie zerstörten die eingenommenen Städte nicht, sie gestatteten unbedenklich die Fortdauer des hergebrachten religiösen Cultus, sie ließen sehr oft die Einrichtungen des zur römischen Provinz gewordenen fremden Landes fortbestehen. Sie verlangten nur, daß die Provinzialen nun die Hoheit des römischen Senats ehren und den römischen Gesetzen und den römischen Magistraten Gehorsam leisten.

Aber das römische Kriegsrecht war noch immer barbarisch. Der Grundgedanke war noch der, „daß im Kriege das römische Volk allein berechtigt, der Feind in der Hauptsache rechtlos sei". Nur wenn jenes durch Verträge mit dem Feinde sich selber verpflichtet hatte, dann blieb es durch den Vertrag gebunden. Im Uebrigen hielten sich die Römer für berechtigt, dem Feinde jeden Schaden zuzufügen und jede Gewaltthat wider ihn zu üben. Sie bezweifelten keineswegs ihr Recht, die Feinde zu tödten, auch nach der Schlacht und nach dem Siege. Sie hielten es nur für thöricht, von diesem Rechte einen unmäßigen Gebrauch zu machen. Gewöhnlich ließen sie nun die besiegten Kriegsgefangenen am Leben, aber oft machten sie die so Erhaltenen (servati) zu Sklaven (servi). Die Sklaverei wurde als eine Milderung betrachtet der älteren Tödtung der Feinde. Rücksichtslos nimmt das römische Heer in feindlichem Lande alles weg, was ihm dienlich ist. Es wird kein Recht der Privatpersonen auf ihr Vermögen geachtet. Der römische Feldherr gestattet seinen Truppen, beliebig Beute zu machen; nur sorgt er im Interesse des Staatsschatzes und der Disciplin dafür, daß die Beute gesammelt und ihm zur Vertheilung überliefert werde. Er hält sich für befugt, die Plünderung von Städten und Dörfern zu befehlen. Kein Rechtsverbot hindert ihn, alle Habe der Privaten wegzunehmen, auch wenn sie nicht für die Kriegsführung nöthig ist. Das Grundeigenthum der Völker, die sich ergeben haben, fällt von Rechtswegen dem römischen Staate zu; und nur die Rücksicht auf politische Zweckmäßigkeit, nicht eine Rechtspflicht, veranlaßt den Staat, den früheren Grundeigenthümern ihre Häuser und ihre landwirthschaftlichen Güter wieder in Form eines vom römischen Staate abgeleiteten Besitzrechtes zu verleihen. Die besiegten Fürsten werden oft als Gefangene verwahrt, damit sie den Prunk eines römischen Triumphes erhöhen und nach dieser Schaustellung hingerichtet. Nicht blos die gefangenen feindlichen Soldaten, auch die Weiber und die Kinder der feindlichen Nation können zu Sklaven vertheilt oder als Sklaven verkauft werden, ohne ein rechtliches Hinderniß.

Das römische Recht ist härter und grausamer als die römische Praxis; aber auch diese ist noch barbarisch in hohem Grade.

Erinnern wir uns an die Thaten von Julius Cäsar, von denen er selber berichtet. Cäsar war unter seinen Zeitgenossen durch den Ruf humaner Gesinnung, wohlwollender Milde und seltener Großmuth ausgezeichnet, und gewiß nach römischem Maßstab mit gutem Grund. Trotzdem hat der humane, milde, großmüthige Cäsar Handlungen im Kriege verübt, welche, heute von einem modernen Feldherrn begangen, diesen der Entrüstung und dem Abscheu der gesammten gebildeten Welt preisgeben würden.

Es war damals die gar nicht auffällige, von niemandem beanstandete Uebung, daß die zum Fouragiren ausgesendeten Streifzüge ohne jede Rücksicht auf Privateigenthum das Vieh aus den Ställen, das Getreide, Heu und Stroh aus den Scheunen wegnahmen und bei solcher Gelegenheit ohne allen Grund die Häuser anzündeten und ganze Dörfer einäscherten. Wie mörderisch die damalige Kriegführung war, dafür mögen zwei Beispiele Zeugniß geben. Der gallische Stamm der Helvetier war ausgezogen, 368,000 Personen an Zahl,

Digitized by Google

schon sorgfältig bestimmt wurde, daß ein Krieg nur aus gerechter Ursache begonnen werden dürfe, nur wenn die Räthe auf ihren Eid erkennen, daß ihrer Stadt oder ihrem Lande ein Unrecht angethan worden sei, in solcher Zeit hatten die Gemeinden kein Bedenken, „Raub und Brand" als erlaubtes Kriegsmittel, als ihre Kriegsübung zu bekennen.

Es mußte schon als eine Milderung der roheren Kriegspraxis angesehen werden, als ein Jahrhundert später die von den Eidgenossen beschlossene Kriegsordnung des Sempacher Briefes vom 10. Juli 1393 das Verbot erließ, Kirchen und Klöster mit Brand zu verwüsten und die zu denselben gehörige Habe zu rauben, während die Plünderung im Uebrigen noch ausdrücklich erlaubt und nur besser disciplinirt wurde. Auch verdient es angemerkt zu werden, daß in derselben Kriegsordnung geboten wurde, daß kein eidgenössischer Krieger „eine Frau oder Tochter mit gewaffneter Hand stechen, schlagen oder ungewöhnlich an ihr handeln solle", es wäre denn, „daß eine Frau oder Tochter zu viel Geschreies machte, was uns Schaden bringen möchte, oder sich zur Wehr stellte oder einen Mann anfiele oder anwürfe". Aber auch diese Schonung der Frauen wird noch nicht als natürliches Menschenrecht erkannt, sondern lediglich mit religiösen Motiven empfohlen. Es wird das „Unsrer lieben Frauen (der Gottesmutter) zu Ehren" so geordnet.

Wie verderblich Raub und Brand noch im siebzehnten Jahrhundert, dem Ausläufer der mittelalterlichen Weltperiode gewüthet haben, davon hat Deutschland noch ein lebhaftes Gedächtniß bewahrt. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges sind in dem Simplicissimus mit grellen aber wahren Zügen geschildert, und die Verwüstungen, welche die Pfalz und in ihr Heidelberg von den räuberischen und mordbrennerischen Truppen des „allerchristlichsten Königs" erduldeten, noch heute wahrnehmbar.

* * *

Erst die neue Weltperiode der menschlichen Gesittung und Rechtsbildung und des modernen Staates brachte eine Wendung zum Besseren und führte ein humaneres Kriegsvölkerrecht ein.

Die Grundgedanken dieses modernen Rechtes sind:

1. Auch in dem Feinde ist die Menschennatur und das Menschenrecht allezeit zu achten.

2. Der Krieg ist ein gewaltsamer Streit der Völker (Staaten) um ihr Recht, ihre Entwicklung, und für einen gesicherten Frieden; daher durchbricht wohl der Krieg, soweit es nöthig ist, die friedliche Rechtsordnung mit Gewalt, aber er bestreitet nicht die natürliche Rechtsordnung, sondern will sie vertheidigen oder verbessern.

3. Der Krieg ist ein Streit der Staaten (wirklicher oder werdender) mit den Staaten, nicht ein Streit mit den Privatpersonen. Daher besteht das Privatrecht auch im Kriege fort und muß sich nur solche Störungen und Einschränkungen gefallen lassen, welche für die Kriegsführung unvermeidlich sind.

4. Man darf auch im Kriege dem Feinde kein Uebel und keine Schädigung zufügen, welche nicht durch das Bedürfniß der Kriegsführung gefordert und nicht durch die erlaubten Kriegsmittel gerechtfertigt werden. Jede unnöthige Grausamkeit, alle Plünderung, jede zwecklose und rachsüchtige Brandstiftung ist völkerrechtswidrig.

Nach und nach sind diese Grundsätze von dem Rechtsgefühl der civilisirten Völker gutgeheißen und von dem modernen Rechtsbewußtsein im Einzelnen und in ihren Folgerungen durchgebildet worden. Die heutigen Feldherrn und Offiziere denken darüber menschlicher und civilisirter als der große Cäsar und die mittelalterlichen Fürsten und Hauptleute. Die moderne Wissenschaft vom Völkerrecht arbeitet in humanem Geiste fleißig mit an der Reinigung des Kriegsvölkerrechts von der herkömmlichen Barbarei. Nun kommt auch die hohe Autorität der modernen Staaten durch gesetzliche und gesetzähnliche Darstellung und Sanction des civilisirten Kriegsvölkerrechts

Digitized by Google

der civilisirten Sitte zu Hülfe, kräftigt diese und tritt barbarischen Mißbräuchen entgegen.

Die „Declaration" der Brüsseler Conferenz von 1874 entspricht zwar nicht den idealen Wünschen der Philanthropen, die freilich nur durch Abschaffung des Kriegs, nicht durch irgend ein Kriegsvölkerrecht befriedigt werden könnten. Ihre elastischen und oft auf einem Compromiß verschiedener Meinungen und Strebungen beruhenden Sätze entbehren zuweilen der schneidigen Schärfe des Ausdrucks, den der Jurist liebt. Aber die Brüsseler Rechtserklärung entspricht sicher dem Rechtsgefühle und dem Rechtsbewußtsein der heutigen civilisirten Staatenwelt und es ist die Dehnbarkeit ihres Ausdrucks eher ein Vorzug als ein Gebrechen, weil dieselbe die Anwendbarkeit des Statuts und die Beachtung desselben erleichtert und sichert. Die Ausführbarkeit dieses Gesetzes, zu welchem die Vertreter aller europäischen Staaten sich geeinigt haben und an dessen Feststellung Diplomaten und Generale, Rechtsgelehrte und Philanthropen einträchtig gearbeitet haben, ist zweifellos. Wer sich die Mühe nimmt, ihren Inhalt mit den neuesten und vorgeschrittensten Darstellungen der Wissenschaft und der Gesetzgebung zu vergleichen, der wird zugestehen müssen, daß die Declaration im Großen und Ganzen hinter keinem andern Werke zurücksteht, in einigen Beziehungen sogar alle übertrifft und dennoch niemals die Grenze des Erreichbaren und praktisch Zweckmäßigen überschreitet.

Englands liberaler Führer.

Von **Karl Blind.**

I.

Man sagt von Frankreich, nichts treffe dort so sicher ein, als das Unvorhergesehene. In hohem Grade gilt dies auch von Englands liberalem Führer, einem Manne, dessen Vielseitigkeit ihn schon die wunderbarsten Entwicklungen hat durchmachen lassen.

Gewöhnlich faßt man die Engländer als das stetigste, ganz aus einem Gusse geschaffene Volk auf — eine Meinung, die wenigstens durch die bunte Reihe von Umwälzungen, Rückfällen und abermaligen Umwälzungen nicht erhärtet wird, welche sie fast während eines Jahrhunderts durchmachten, ehe sie sich von der Stuart'schen Ueberlieferung ganz losrissen und sich politisch wieder festsetzten. Im Geiste dieser Nation sind die Züge der Beständigkeit und des beweglichen Treibens auffallend gemischt. An einem und demselben Menschen kann man in England öfter, als anderswo, die Zwiespältigkeit des Charakters studiren. Etwas Mosaikartiges, etwas vom Januswesen haftet vielen Mitgliedern dieses Volkes an, das uns doch im Ganzen so germanisch verwandt anmuthet.

Gewiß wäre es eine schnöde Verlästerung, an den Heine'schen Bankier erinnern zu wollen, der, wenn er mit der Hand in die rechte Hosentasche fuhr, wo ihm das Geld klang, sich als Conservativer fühlte, dagegen eine demokratische Umwandlung empfand, wenn er in die andere, leere Tasche mit der Linken griff. Zur Ehre der Engländer sei es nämlich gesagt, daß ihr Freisinn keineswegs mit dem Geldbesitze steigt und fällt. Mit dem liberalen Kronprinzenthum der jüngeren Adeligen ist es freilich auch hier nicht weit her. Die zwei letzten Stammhalter des Hauses Derby, die Beide als Liberale oder „philosophisch Radicale" begannen, sind ein sprechender Beweis dafür. Plötzliche Wendung der Ansicht gilt indessen bei den Engländern als eine von jenen Wahrscheinlichkeiten, die, wenn auch nicht gerade vorhergesehen, bei ihrem Eintreten jedenfalls kein allzu großes Erstaunen erregen. Daß ein Staatsmann der öffentlichen Meinung von Zeit zu Zeit eine Ueberraschung bereitet, ist von vorn herein unter die zu erwartenden Möglichkeiten aufgenommen.

Von den zwei bedeutendsten Parteiführern Englands ist ein solches „Chassez! Croisez!", ein gänzliches Ueberschwenken von der einen auf die andere Seite, in vollkommenster Weise vollzogen worden. Disraeli trat zuerst als Radicaler auf, ja sang sogar das Lob des Brutus und Tell. Gladstone begann seine Laufbahn als Tory, als Schutzzöllner, als Verfechter der Staatskirche. Später ergriff Disraeli die Lanze für den alten Adel, für das theure Brot, für das geistliche Bonzenthum, für alle alten Mißbräuche. Gladstone dagegen fiel vom Torythum ab; wandte sich zum Freihandel; trat zur liberalen Partei über; machte gemeinsame Sache mit der Bewegung für Wahlreform; stürzte die anglicanische Staatskirche in Irland und gab der unruhigen Schwesterinsel ein Landgesetz, dessen England noch heute entbehrt.

In all' den Kämpfen, mit welchen Gladstones Name seit Jahren verflochten war, haftete stets ein auffälliger Makel an ihm: er schmeichelte den Ultramontanen; er war zu mancherlei Zugeständnissen an sie bereit. Oder war es etwa nöthig, daß er, um die protestantische Staatskirche in Irland abzuschaffen, dieselbe als einen „Upasbaum" bezeichnete, während der viel gefährlichere Baum, der zu Rom wuchs, seinen Todesschatten an's britische Ufer herüberwarf? War es gerechtfertigt, daß er in seiner Hochschulbill der ultramontanen Geistlichkeit eine Handhabe des Einflusses bot, die glücklicherweise von der allzu gierigen, nimmer zufrieden zu stellenden jesuitischen Propaganda als ungenügend verschmäht ward?

So sehr hatte sich Gladstone in dieser Richtung verfahren, daß man seine Umkehr beinahe für undenkbar hielt. Gleich einem freiwilligen Laokoon, ließ er sich von den römischen Nattern umwinden. Alle Versuche, ihn zur klaren Trennung von dem ultramontanen Schweif zu bewegen, der ihn auf Schritt und Tritt umringelte, waren vergeblich gewesen. Mehr als einmal tauchte sogar die Anklage gegen ihn auf, er sei heimlich zum katholischen Glauben übergetreten — versteckter Jesuit, politischer Guy Fawkes unter ministerieller Maske. Unter den mancherlei Ursachen, welche sein Cabinet zu Falle brachten, war nicht die geringste der stets wachsende Widerwille des Landes gegen das römelnde Treiben. Man war froh, an dem Manne mit dem unchristlichen Namen, der ihm als Premier folgte, endlich wieder einen kirchlichen Rettungsanker erlangt zu haben.

Aber siehe — da bereitet Gladstone der öffentlichen Meinung eine neue Ueberraschung! Mit zwei kurzen, raschen Anläufen stellte er sich auf einmal an die Spitze der romfeindlichen Bewegung! Die Tories fallen wie entsetzt zurück, vermuthen fast einen Hinterhalt — und so sind die Rollen plötzlich vertauscht! Solche dramatische Verschiebungen gehören in England beinahe schon zum gewöhnlichen Handgriff.

II.

Die zwiefältige Mischung des Charakters hat Gladstone mit vielen seiner Landsleute gemein. Im Uebrigen unterscheidet er sich auffallend von der überwiegenden Mehrzahl der Streiter in der politischen Kampfbahn des Landes.

Die Rede um der Rede willen macht ihm, trotz langjähriger verantwortlicher Stellung, noch immer eine sichtbare geistige Freude. Er ist nicht glücklich, wenn er sich nicht einen Gegenstand von den verschiedensten Seiten betrachten und den Hörer durch ein Labyrinth von Gründen und Gegengründen und von zwielichtelirenden Doppelgängen führen kann, bis zuletzt der Leitfaden verloren scheint. Der Stil der Beredtsamkeit, den er dabei anwendet, ist ein merkwürdig gewundener, hoch aufgestapelter. Aeußerst selten ist sein Rede durch ein scharfes oder launiges Wort durchschossen. Disraeli spricht meist trocken; aber kaustische Anspielungen fehlen bei ihm selten. Die getragenere Sprache der Leidenschaft gelingt ihm kaum; sucht er sie anzuwenden, so verfällt er leicht in Schwulst. John Bright, Englands größter, obwohl seltenster Redner, geht in kurzen, markigen Sätzen einher, durch welche ab und zu ein gewaltigerer Satzbau, gleich einem unaufhaltsam aus der Schleuse hervorbrechenden Strome, dahinschießt. Das

Digitized by Google

knappere, kraftvollere angel-sächsische Wort wird von Bright mit Vorliebe gebraucht.

Anders Gladstone, dessen Rede sich in vielverflochtenem, lateinischem Satzgefüge dahinwindet, und der auch in der Wahl der Worte mehr römelt, als klar Sächsisch spricht. Keine Behauptung stellt er hin, ohne sie mit dreifachen Schutzwehren zu umringen und überdies noch Schlupflöcher darunter anzulegen. Schillernde Ungewißheit ist daher häufig der Eindruck, den seine sorgfältigsten Ausführungen hinterlassen. Man geht ungesättigt von dem überreichen rednerischen Mahl — trotz all' der Nachtigallenzungen und aufgelösten Perlen, die uns vorgesetzt waren.

Gladstone kann indessen anders sprechen, wenn er will. Angenehm erstaunt war ich, ihn eines Tages, auf dem Anger zu Blackheath, vor versammelter Menge so geschickt und bündig, so frisch und gewandt, so schlagfertig und entschlossen reden zu hören, wie es nur der gewitzigste Volksführer zu Athen verstanden haben mag. Gladstone ist schon ein starker Sechziger. Die Kampfesbereitschaft vor allem Volke ist aber den bejahrtesten englischen Staatsmännern in erstaunlichem Maße eigen. Mit sechzig Jahren ist man hier in einem „grünen Alter" (green old age). Mit siebzig Jahren wird man reif. Mit achtzig trägt man die Lorbeeren mit großem Anstand, und setzt dies gelegentlich bis in und über das neunzigste Lebensjahr fort, wie Lord Lyndhurst dies that. Es ist ein zählebiger Menschenschlag, der sich dabei gar nicht auf Alter, lange Erfahrung u. dgl. etwas zu gute thut, sogar im höchsten Alter sich nicht gern alt heißen läßt. Die englische Sprache, darin allen andern unähnlich, hat nicht einmal ein Wort für „Greis".

Mit dieser einzigen Ausnahme zu Blackheath, wo der liberale Führer unter freiem Himmel — von einer Rednerbühne herab, deren Erstürmung durch die Tories angedroht war — gegen die verschiedenartigsten Widersacher zu kämpfen hatte und tapfer stritt, habe ich ihn immer nur in der latinisirenden Wickelwackelweise reden hören. Er scheint sich vorzugsweise darin zu gefallen. Er liebt das Helldunkel, das Spitzfindige und künstlich Verschlungene, das Scholastische, das Orakelhafte: und am Ende ist der Stil allerdings der Mensch — wenn auch nicht der ganze.

Wäre William Ewart Gladstone nicht englischer Staatsmann geworden, er hätte sich, bei rückläufiger Seelenwanderung, zum ägyptischen Priester geeignet. „Ewart" (Gesetzwart) hieß bei alten Germanenstämmen der Priester. Dieser Vorname sah bei Gladstone bisher wie eine Schicksalsfügung aus. Alle kirchlichen Fragen hatten für ihn eine merkwürdige Anziehungskraft. Noch in der letzten Parlamentssession hielt er eine geistliche Rede trotz einem Schwarzrock, um das gegen die römelnden Ritualisten drohende Ungewitter abzuwenden!

Kunstsinn und Neigung zu classischen Studien sind bei ihm sonderbar gemengt mit mystischen Vorurtheilen. Ein hohes Verständniß für die Bildwerke des Alterthums; eine genaue Kenntniß des Homer; ein wiederholtes Eingehen in allerhand Glaubenssysteme — verbunden mit Bemeisterung der drei Hauptsprachen des Festlandes, deren Literatur er verfolgt — haben ihm den Kopf nicht von Schrullen zu befreien vermocht. Er war vielleicht der erste Engländer, der den „alten und neuen Glauben" von David Friedrich Strauß in der Urschrift las. Er konnte sich auch nicht enthalten, vor einer Versammlung von Studierenden zu Liverpool sofort über das gefährliche Buch zu sprechen, in welchem das Mysterium vom Ursprung und Zusammenhang der Welt gleich einem Spinngewebe weggestäubt, dafür aber ein neues Mysterium zu Gunsten des Königthums eingesetzt wird. Den religionsphilosophischen Inhalt des Werkes von Strauß verwarf Gladstone natürlich mit Heftigkeit, wenn auch ohne ketzerrichterlichen Zorn. Sieht er ja doch sogar in den Religionen, welche dem Christenthum vorangingen, die Herankunft des Messias prophetisch vorgedeutet!

Diese geistliche Zeichendeuterei ist seine schwache Seite. Durch sie wurde er ohne Zweifel eine Zeitlang verführt, mit dem römischen Priesterthum mehr zu liebäugeln, als der Partei, an deren Spitze er stand, zuträglich war.

III.

Ein irriges Bild würde sich überhaupt von Gladstone machen, wer da annähme, daß er sich wenigstens in den großen Hauptfragen, wo für den heller Denkenden kaum ein Zweifel möglich ist, leicht der freisinnigen Ansicht zugeneigt habe. Gegenüber der culturfeindlichen russischen Staatskunst hat er sich entweder gar nicht ausgesprochen, oder auffallend nachgiebig gezeigt. Rußlands Vordringen in Europa und Asien greift an den Lebensnerv der Bildung und an den Bestand des englischen Reiches in Indien. Ein englischer Staatsmann hätte da wohl feste Stellung zu nehmen! Gladstone hat es nie gethan. Seine Haltung nach dieser Richtung hin war immer eine dunkle oder willfährige.

Während des americanischen Unionskrieges, wo die englischen Arbeitermassen auf Seite des Nordens standen, während Adel und Geldprotzenthum die Zerreißung der Republik zu fördern suchten, ging Gladstone mit dem Süden! Auch Palmerston und Russell wandelten auf dem gleichen Abwege. Doch bei diesen alten Whigs ließ sich die Eifersucht gegen den Freistaat jenseits des Weltmeeres schon eher aus den Ueberlieferungen einer engherzigen Adelsherrschaft erklären. Russell rief damals aus: „nichts Schlimmeres könne für den Fortschritt der Menschheit, nichts Verderblicheres für den schwarzen Menschenschlag geschehen, als die Niederzwingung des Südens durch den Norden". Gladstone seinerseits jubelte darüber, daß „Jefferson Davis ein Heer und eine Nation geschaffen!"

Gegen den räuberischen Anfall auf die mexicanische Republik legte Gladstone keine Verwahrung ein. Den Tuilerienhof behandelte er mit einer übertriebenen Rücksicht, selbst zu einer Zeit, wo sich die Anzeichen des nahenden Umschwunges in Frankreich schon stark mehrten. Gladstones ganzer liberaler Ruf, was auswärtige Politik betrifft, gründete sich auf seine bekannten Briefe über das Schicksal Poerios.

In innerer Politik schwankte er lange umher. Man kannte ihn wesentlich nur als einen geschickten Finanzmann. Denn das ist wieder eine der Eigenthümlichkeiten dieses vielseitigen Mannes, bei dem die Phantasie so stark entwickelt ist, daß wenige, wie er, ein Budget herzustellen und genau kaufmännisch die Ziffern darzulegen vermögen. Seine Redegabe vor Allem machte ihn den toryistischen Gegnern gefürchtet. Der Inhalt seiner Reden entsprach indessen viele Jahre hindurch keineswegs dem Begriff eines entschieden liberalen Parteimannes. Ob Gladstone in einem conservativen oder einem whiggistischen Cabinete am besten Platz habe, schien daher oft eine streitige Frage.

Der eigentliche Hergang der Bekehrung Gladstones zu politisch-radicalen Grundsätzen ist öffentlich wenig bekannt. Es war zur Zeit, als Garibaldi seinen Triumpheinzug in London hielt. Entrüstet über den großartigen Empfang des Revolutionsmannes, der den pariser Decemberhelden kurz vorher auf italienischen Volksversammlungen als einen „Schurken" bezeichnet hatte, drang die französische Regierung bei der englischen darauf, daß den Kundgebungen, bei denen sogar Adel und Hof sich betheiligt hatten, endlich Einhalt gethan werde. Die Aristokratie hatte Garibaldi anfänglich umzingelt, um ihn von seinen wirklichen Gesinnungsgenossen fernzuhalten. Mazzini traf indessen mit ihm zusammen; bei einem Gastmahl nannte der Befreier Süditaliens den vielverleumdeten Verbannten seinen „Meister" (il mio maestro). Aus dem Palaste des Herzogs von Sutherland fuhr Garibaldi mit mir zu Ledru Rollin und Louis Blanc und erklärte sich bei ersterem, auf Befragen, offen als Republicaner. Nun stand die Reise in die Provinzialstädte bevor; dort, befürchteten seine unfreiwilligen Londoner Gönner, würde er alle ihre Berechnungen zunichte machen.

Digitized by Google

In dieser Noth begaben sich Earl Shaftesbury (Palmerstons Schwiegersohn) und Gladstone zu Garibaldi. Als der einzige, der Italienisch sprechen konnte — (Garibaldi spricht nur wenig Englisch und mit dem Französisch der anderen Minister haperte es stark). —, war Gladstone dazu ersehen, den unliebsamen Auftrag auszuführen. Er that es, indem er zuerst um den Busch herumschlug; von angeblichem Unwohlsein Garibaldis sprach; ihm empfahl, sich deshalb auszuruhen, seine Reise zu beschränken, u. dgl. m. Das englische Ministerium liebedienerte damals noch stark vor Napoleon; und Gladstone that, was eines freien Engländers nicht würdig war. Garibaldi, der anfänglich die Andeutungen seines Besuchers kaum begriff, war schließlich von Unwillen erfüllt und erklärte sich zur sofortigen Abreise entschlossen. Mit Mühe hielt man ihn noch etwas zurück, um Scandal zu vermeiden. Er selbst theilte mir den ganzen Vorfall damals umgehend mit.

Als der wahre Zusammenhang in der Oeffentlichkeit bekannt wurde, erhob sich in Volkskreisen ein Sturm des Unwillens gegen den Vermittler der napoleonischen Botschaft. Massenversammlungen wurden angesagt. Gladstones Namen fiel plötzlich tief in der Achtung. Eine Abordnung radicaler Führer trat bei ihm vor; er wußte sich schwer zu rechtfertigen. In jenen Tagen schien seine politische Zukunft auf dem Spiele zu stehen.

Da entschloß er sich mit der Raschheit, die eine andere Seite seines innerlich widerspruchsvollen Charakters bildet, zu einer Aeußerung, welche als Zukunftspfand für die Weiterstrebenden galt. Er erklärte sich vor den Männern, die bis dahin bereits für allgemeines Stimmrecht gewirkt hatten, zu Gunsten der Berechtigung des Arbeiterstandes, das Wahlrecht im Staate zu üben. Er ließ das später oft angeführte Wort fallen: die Volksclassen seien „unser eigenes Fleisch und Blut".

Stets geneigt, wie auch die demokratischsten Engländer es sind, Männer von hohem Rang oder gesicherter Stellung zu Führern zu erkiesen, ließen jene Radicalen es sich nicht zweimal sagen. Ein paar Kundgebungen für Garibaldi, der mittlerweile abreiste, fanden wohl noch statt. Gladstone aber hatte jetzt Ruhe vor Angriffen aus dem radicalen Lager; betrachtete man ihn doch von da an als der weitergehenden Richtung verschrieben! In einem Nu hatte er den auf seinem Schilde haftenden Flecken getilgt. Ein Anstoß war durch diesen Vorgang gegeben, der die bemerkenswerthesten Folgen nach sich zog.

Ob willig oder nicht, Gladstone mußte sich nunmehr an eine Bundesgenossenschaft halten, durch deren Hülfe allein das stockige Torythum und die neuerungsfeindliche Classe der Liberalconservativen besiegt werden konnte. Ob im Amte oder in der Opposition: er vermochte sich nicht mehr einem Bündnisse zu entwinden, das seinen Namen zuletzt sogar mit Arbeitergesellschaften verflocht, in welchen der Glaube an das Recht der Purpurgeborenen als ein Aberglaube betrachtet und bezeichnet wird. So allein — unter Zuckungen, die manchmal an's Revolutionäre streiften — wurde in England (1866—68) eine Reform errungen, welche einer, sonst wohl kaum ausgebliebenen heftigeren Erschütterung vorbeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel.

(Bd. I u. II 1808—12. Leipzig 1874, Brockhaus.)

(Schluß.)

V.

Nicht anders steht jene Zeit der höchsten Blüthe deutscher Wissenschaft und Dichtung unserer heutigen Gelehrten- und Literatenwelt gegenüber: etwa wie die freien Reichsstädte des XVI. Jahrhunderts denen des XVIII. Welche Rolle spielte noch das Individuum in der Zeit Fr. A. Wolfs, Savignys, W. von Humboldts; wie ist dagegen Alles collectiv geworden in unseren wissenschaftlichen Bienenkörben, mit unseren vervollkommneten Methoden, unserer Arbeitstheilung, unserem literarischen Zunftwesen. Wie weit entfernt war die freie Bildung jener Tage von der heutigen Vergötterung der Fachgelehrsamkeit und der heutigen Mißachtung der unzünftigen Studiums*). Der drückenden Atmosphäre der Polyhistorie entronnen, athmete jenes Geschlecht wieder aus voller Brust: ein frischer Luftzug origineller, persönlicher Gedanken ging durch die deutsche Wissenschaft, belebte das todte Wissen, kehrte die Systeme, Schulen, Parteien auf eine Zeit hinaus aus dem geistigen Leben der Nation: man gab wieder einmal zu in Deutschland, daß „nicht alle Menschen Handlangergeister haben und in Büchern stöbern können im ganzen langen Tag ..... eine Art Ruhm zusammenzutragen, von dem sie sich nachher nähren können, wie Würmer vom Staub". Wohl reichen die Wurzeln unserer Gelehrtenvegetation, wie die unserer Feuilletonsparasiten, zwischen welchen beiden ein zugleich freies und gediegenes Schriftthum so viel Mühe hat aufzukommen, bis hinauf in jene Zeiten und, während ein Friedrich Schlegel mit genialem Blicke neue Gebiete entdeckte, mit kühner Hand neue Horizonte eröffnete, saß sein „stumpfer, kranker" Bruder schon da und kramte im Detail, für Rahel „ein complettes Räthsel: das Gehirn muß ihm ja dabei austrocknen, verbrennen; es muß ja alle Functionen des ganzen Kerls verrichten". Auch die Anfänge jener historisch-kritischen Orgie, der sich unser Jahrhundert hingegeben, reichen bis zu jener Zeit hinauf uud Rahel erkannte sie sofort, zeichnete ihre Priester für immer in jenen Kunsthistorikern: „Die stimmen sich erst katholisch, katalogisch, chronologisch, papstmittelalterlich-geschichtlich; und dann legen sie los; zeigen unsern Augen und den Griechen den Platz an und zeigen dem der Sinne hat, welche ihnen fehlen. Sinne, Sinne, die fünf Sinne!"

Allein dies waren eben nur Anfänge, Ausnahmen: das Charakteristische jener Generation war, im Literarischen, wie im Sittlichen, das Vorherrschen des Individuellen: heute ist's das Allgemeine, was bestimmt. Auch hier galten weder Regeln noch Gesetze, sondern nur „dem innersten, süßesten Hange" folgte man: und durfte man folgen, da es, Alles in Allem genommen, ein edler Hang war.

„Laß Dich ganz gehen, wenn du arbeitest, schreibt Rahel dem jungen Geliebten; denk an keinen Freund, an kein Muster, an die großen Meister nicht — als um zu vermeiden — an kein Drucken, an Nichts! ... Stelle Dich dar, Alles was Du siehst und so wie Du's siehst ... Nur dies ehrst, vergötterst Du, die Welt und ich, in Goethe, Shakespeare, Cervantes und in allem Großen, daß es sich darstellt; noch Einmal, wie es die Natur that. — — Schwache Nachahmer vergessen aber sich und wollen eine Welt ohne sich darstellen. Solche gibt es nicht!"

Mehr oder weniger war dies der Sinn Aller unserer Größen in Wissenschaft, wie in Dichtung: heute sind wir Alle Schüler, Nachfolger, und thun uns noch was darauf zu Gute, rühmen uns recht laut, dieser oder jener Schule anzugehören. Wer nennt noch, wer kennt noch die Namen der Schüler Lionardos, Michel Angelos, Tizians? Was hat die Kunst durch sie gewonnen? Freilich auch die Meister waren Schüler gewesen, hatten nicht

*) Man höre nur, wie man in deutschen Hörsälen von den Forschungen eines Augustin Thierry oder Grote spricht, denke an den Hohn, mit dem die gelehrten Zeitschriften Schliemanns Hypothese empfingen, an die vornehme Weise, in der man von Varnhagen selber spricht, der freilich, so wenig wie Sainte-Beuve, einer Universität angehörte, dagegen, wie der große französische Kritiker und Biograph, die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in Person war, zu schreiben verstand und weltmännischen Blick hatte. Man verwechselt eben diese Art Literatur in unsern maßgebenden Kreisen noch immer mit „Dilettantismus"; es wäre gut, man läse von Zeit zu Zeit Goethes schöne Skizze über den Dilettantismus nach, um zu lernen, wo der wirkliche Unterschied zwischen dem Künstler (auch der Geschichtsschreiber und Biograph ist Künstler) und dem Dilettanten liegt.

Digitized by Google

ganz von vorne angefangen — Niemand thut's —: aber das Beste, was sie der Welt gaben, war eben nicht das von der Schule Erhaltene, sondern das in sich Gefundene; man vergaß über dem Meister den Schüler; wir werden aber alle keine Weber mehr. Wehe der Persönlichkeit, die in neueren Zeiten trotz der Schule gegen die Schule sich geltend machen wollte, wie einst Herder: man denke an Schopenhauers Schicksal, und wenn der ein Menschenalter früher geschrieben hätte.

Heute hat Jeder seinen Platz angewiesen, sein bestimmtes Rad in der Maschine zu bewegen; daher denn die unwiderstehliche Gewalt dieser Maschine; aber auch die Verminderung des Einzelnen und seiner Unabhängigkeit. Damals ging der Schriftsteller im Menschen auf, heute geht der Mensch im Professor auf — denn unsre Schriftsteller sind ja alle mit wenig Ausnahmen Professoren. Dasselbe gilt freilich vom Heere, dem Staate, der Kirche — nicht von der Religion —; aber diese menschlichen Thätigkeiten sind eben ihrem Wesen nach collectiv, während das Schriftthum vornehmlich auf dem Individuellen beruhen sollte. Heute aber ist auch hier die Beschränkung und Unterordnung des Individuums zu einer Art von Gesetz geworden: nicht mehr die eigne Ausbildung scheint seine Aufgabe, sondern der Dienst im Interesse eines Allgemeinen, am öftesten des Staates und der Schule.

Darum hat unsere Generation noch keineswegs allen Tugenden der deutschen Natur entsagt: noch lebt auch in unserer Gelehrtenwelt jene Tiefe und Allgemeinheit der geistigen Interessen, jenes liebevolle Aufgehen in der Sache, jener uneigennützige Fleiß, welche die eigentliche und eigenthümliche Größe des deutschen Geistes ausmacht, wenn ihnen auch nicht mehr jenes allezeit offene Verständniß des Fremden und jenes freudige Anerkennen der Persönlichkeit, wie damals zur Seite stehen. Auch die wahre sittliche Größe des deutschen Charakters hat der moderne Parteigeist nicht zu ersticken vermocht: noch lebt in vielen Gemüthern, nur ohne sich gegen die lauten Mächte des Tages hervorzuwagen, jener alte deutsche Idealismus, jene tolerante Vorurtheilslosigkeit, jenes lebhafte und wahre Naturgefühl, jene innere Anmuth und Freiheit des Gefühls unter der rohen Außenseite, welche sich vor siebzig Jahren noch unbefangen zeigten und die Fremden — wie Campan, Madame de Staël, Custine — unwiderstehlich bezauberten. Freilich besser und angenehmer wäre es gewesen, wenn auch die allzuschlichte und ungefüge Außenseite jener inneren Grazie etwas entsprochen, sie sofort den Blicken verrathen hätte und man begreift die Klagen Rahels über das Berliner „Krop" — das Grob war ihr nicht genug; sie mußte es gleichsam onomatopöiiren. Sie hätte ihren Landsleuten gar gerne die Sicherheit und Unbefangenheit der alten Culturnationen gewünscht, die Schnelligkeit, mit der bei solchen, ganz in Uebereinstimmung mit dem Darwin'schen Physiognomiegesetz, die Gemüthsbewegung sofort ihren bestimmten angemessensten Ausdruck findet. Sie war im Auslande gewesen, hatte viel mit Ausländern verkehrt, wußte wohl, worin sie uns nachstehen, verlangte auch gar nicht die nur conventionelle Politur. Aber doch seufzte sie und selbst Varnhagen, der Patriot, „nach Franzosen und ihren feinen Sitten", vergötterte „die gute Lebensart, die schützt und besänftigt und gleichsam die vorläufige weitpoussirte Grenzoccupation vorstellt, innerhalb deren nun die Cultur des neuen Bewohners anfangen kann". „Hier," sagt er von Schwaben, hätte es aber auch von andern Provinzen des Vaterlandes sagen dürfen, „ist weder Bildung, noch Sein, noch die Kraft roher Natur, sie haben in ihren Gemüthern die alten Wälder ausgerodet, ohne noch Aecker und Gärten an die Stelle gesetzt zu haben; und überall ist feuchte, unentschiedene, halbwilde Fläche".

Man sieht, was sie mißten, war etwas Anderes als bloße Formen. Sowie der von den Fremden so lebhaft empfundene und so scharf gerügte Mangel an Comfort in Deutschland weniger in den mikroskopischen Verhältnissen deutscher Waschbecken und Betten bestand, als in der ganzen Geschmacklosigkeit und Aermlichkeit des materiellen Lebens, so war es nicht irgend ein zufälliger Ausbruch der Rohheit, der sie verletzte, sondern die ganze Linkischkeit des Auftretens, bald dreist, bald demüthig, selten ganz unbefangen. Der Deutsche war und ist noch vielfach in der Kunst der Geselligkeit, was in der Musik ein unerfahrener Sänger mit schöner Stimme. Entweder gibt er sie ganz, ohne sie zu modelliren, oder er ist so sehr mit den rhythmischen Zeichen, Noten und Schlüsseln beschäftigt, daß er nicht mehr er selber ist. Der Deutsche hatte und hat wohl schon das Zeug dazu, ein sehr interessanter Gesellschafter zu werden; aber er besitzt die nöthige Technik nicht. Daher die Affectation der deutschen Frauen, welche keine Natürlichkeit des Verkehrs aufkommen läßt, die „Gemüthlichkeit" der Männer, welche nicht den leisesten Zwang ertragen kann. Das anregende Gespräch zwischen verschieden Gesinnten, welches so recht eigentlich das Wesen der Geselligkeit ausmachte und welches Rahels Lebenselement war, ein wirkliches Bedürfniß, artete hier beinahe stets in heftigen Zank oder trotziges Schweigen aus, wie wir's selbst bei einem so gebildeten Menschen wie Varnhagen sehen; während dort die Abwesenheit eines wahren und empfundenen Interesses an dem Gegenstand der Unterhaltung dieselbe zu einem kalten Austausch leerer Formeln machte, worüber sich die arme Rahel, die immer ganz in der Sache aufging, die sie beschäftigte, ob's nun die Fichte'sche Philosophie war oder ein Kartenspiel oder eine Stickerei, nicht genug ärgern konnte.

Darin war sie eben durchaus nicht deutsch; wie sie's auch in der Sprache nicht war. Die war nie pedantisch, noch nachlässig; nie rhetorisch noch unschön: ihre Briefe geben uns ein reines Bild ihres Gesprächs: die schöne leserliche fließende Handschrift ohne irgend eine Correctur verräth dem Beschauer, wie Alles voll vorwärtsströmte, ohne sich je zu überstürzen. Wir haben außer ihr eigentlich nur einen Schriftsteller, der schreibt wie man spricht: Lessing, und der gibt uns eher das discutive Gespräch, als die einfache Causerie, wie Sainte-Beuve treffend seine herrlichen Essays nannte. Rahel thut's; sie erzählt, urtheilt, gibt ihre Empfindung wieder, als säße sie allein mit dem theilnehmenden, gebildeten, intelligenten Freunde; oder auch mit mehreren, die sie anregen ohne ein Auditorium auszumachen. Dieser conversationelle Stil, an dem unsere Literatur so arm ist, der auch vielfach bei uns als unerlaubt, weil cavalier, betrachtet wird, während er doch mehr als jeder andere Tact und Geschmack in der Wahl des Ausdruckes erfordert, ist freilich nicht überall am Platze; wo er's aber ist, da hat er einen einzigen Reiz: denn er athmet Leben und erweckt Leben.

VI.

Auch in der Religion war jene Zeit, war Rahel, die uns als der höchste weibliche Ausdruck jener Zeit gelten kann, wie Goethe der höchste männliche Ausdruck derselben war, — auch in der Religion waren jene Erwählten auf einem weit höheren, freieren Standpunkt, als wir es sind. Wie sprach Rahel, die Jüdin, von Christus; wie aber auch wiederum von „Paradies und Engeln; ihren Feinden!" Wie stehen diese Menschen über aller Orthodoxie und allem Pfaffenthum, und wie himmelweit sind sie doch entfernt von dem Cultus der Göttin Raison und der fünf Göttlein Sinne, der im entgegengesetzten Lager herrscht und für welchen das Nichtbegriffene und Nichtbetastete auch das Nichtexistirende ist! Sie brauchten keinen Namen „umnebelnd Himmelsgluth", um andächtig und brünstig zu beten zum „Allumfasser, Allerhalter". Religion haben im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist für Rahel eine „Schule bei den Menschen, die das nächste, von Gott Gegebene nicht zu fassen wissen mit ihren Sinnen, zu halten mit einem gottgekräftigten Herzen". Sie war weder Pietistin, noch Unitarierin, ging in keine Kirche; aber überall im Leben ahnte, fühlte, wußte sie höheren Zusammenhang und das ist wahre Religiosität, in des Wortes etymologischer wie philosophischer Bedeutung. „Ich schiebe Nichts auf Menschen. Ein höheres Gebiet regiert dies. Dies ist meine ganze Religion. Darin leb' ich." Und wiederum: „Ich dachte über die ganze Masse der Menschenbildung und ob wohl alle Essenz davon, das höchste Entzücken edler, reichbegabter Menschen aneinander und jeder andre erhellte, erhobene Moment im Leben, das Placken und den Jammer Aller werth ist, den es zum Dünger Jahrhunderte lang erfordert?" Man werfe dieser Religiosität nur immer Fatalismus, Pessimismus vor: alle wahre, tiefe Religion ist Beides: Buddhismus,

Digitized by Google

Mohamedanismus, Christenthum, das wahre, nicht das zu modernem Gefallen zugestutzte. Die Unfreiheit und die Schuld, „der Menschheit ganzen Jammer" wie der Menschheit ganze Sünde zu fühlen, das ist Religion und in diesem Gefühle auf Augenblicke zu verzagen, wie Christus selber auf dem Oelberg, ist auch Religion. Verzweiflung aber wie Rebellion gegen die höheren Mächte waren bei Rahel und ihren Gesinnungsgenossen nur vorübergehend: weder die Prometheus- noch die Wertherstimmung behielt lange die Oberhand, die „Entsagung", die der große Sprecher jener Zeit gepredigt und geübt, die fromme Unterwerfung unter jene unbekannten Mächte, das sich Fügen in's Unvermeidliche, das sich Bescheiden bei der Unzulänglichkeit der menschlichen Verstandes- und Sinneswerkzeuge, das Genießen und Gebrauchen des uns Verliehenen, das stumme Anerkennen jenes „höheren Gebietes", nicht das laute, das ihm gleich einen Namen gibt — das war die religiöse Grundstimmung der Zeit. Aber auch die andre Seite der Religion, die thätige, das „Edel sein, hülfreich und gut", hat Rahel, wie ihr Meister, unser Aller Meister, geübt, täglich und stündlich, ihr ganzes gequältes Leben über, immer wie Dorothea, „auch ohne Hülfe noch hülfreich". Aber eine Jüdin, eine Katholikin, eine Protestantin ist sie nie gewesen, noch weniger eine „Freidenkerin" und dafür sei sie gelobt und gepriesen, als das verkörperte weibliche Ideal deutschen Glaubens und deutscher Frömmigkeit.

Nicht minder als der Religion standen Rahel wie die Besten ihrer Generation dem Staate unbefangener gegenüber als wir es thun: ebenso den Lehren von bürgerlicher Gleichheit, Gemeinsinn, Nationalität, Fortschritt, was Alles wohl für sie existirte, aber nicht als Schranke, wie es heute der Fall zu sein pflegt, auch nicht als das nothwendige Medium, das sich immer und überall zwischen den Menschen und die Dinge, den Menschen und sein Handeln schieben müsse. So war Rahel zum Beispiel nicht immer mit ihrer Bürgerwürde beschäftigt, ängstlich sich was zu vergeben, mißtrauisch gegen Höherstehende. Wie Goethe, wie jede Künstlernatur, liebte sie den Verkehr mit reicher, gebildeter Aristokratie; war mit Josephine Pachta, mit Fürstin Carolath, mit Prinz Louis Ferdinand, mit dem Prinzen de Ligne, mit Fürst Pückler — nur Wenige zu nennen — enge befreundet, gefiel sich in diesem Umgange, wo sie feinen, ererbten, folglich natürlichen, Formen begegnete, wo man sich in der Sicherheit der Stellung freier bewegte, — allein sie wußte wohl, mit wem und wie weit sie sich gehen lassen durfte: als einst eine Gräfin Goltz nach adliger Art ihr schreibt, sie möge doch um die und die Zeit zu ihr kommen, sagt sie: „Ich habe keinen Fuß wieder hingesetzt. Sie muß höflicher mit mir sein als mit einer Gräfin, weil ich keine bin". Wie viele unserer heutigen Republicanerinnen — nicht nur aus America — hätten so etwas willig hingenommen, wenn die Frau Gräfin sie dafür nur einmal im Jahre in ihrem Salon hätte beehren wollen?

Wohl wußten Rahel und ihre Freunde den Werth des Staates zu schätzen und es ist ein immer wiederholter, aber nie genügend controlirter Gemeinplatz heutzutage, der sagt, jene Generation hätte das Gefühl der Pflicht gegen den Staat nicht gekannt, weil die Menschen in erster Linie ihre besonderen Pflichten erfüllten, weil sie die Menschheit über die Nationalität setzten und ihren Gemeinsinn nicht durch continuirliches Zeitungslesen documentirten. Als man Rahel, der Beschränkten, schwere Einquartierung auferlegt, murrt sie nicht: „Schützt und hegt mich mein Staat," meint sie, „so muß ich auch thun, was er für gut findet". Aber ihr Staatsgefühl verdunkelt ihren Sinn nicht für andere Interessen, vor Allem nicht für Menschengröße. Hierin liegt die Superiorität jener Zeit und bis zu einem gewissen Punkte des deutschen Volkes über andere Zeiten und Völker. Wo würde sich heute ein Franzose — und sei's der Gebildetste, Freieste — zu einer menschlichen Bewunderung Bismarcks aufschwingen können, wie Goethe und Wieland, Rahel und Varnhagen sie für Napoleon empfanden? Wer ihnen aber ein Verbrechen daraus macht, jenen großen Landesfeind bewundert zu haben, der ist kein wahrer Patriot, er ist ein Abtrünniger von deutschem Geiste und deutscher Ueberlieferung. Man vergleiche, in welchen Gefühlen Deutschland und Frankreich von einander geschieden sind im Jahre 1871 und im Jahre 1808 und man wage noch von „Fortschritt" zu sprechen. „Die Zeitungen sind voll der Zufriedenheit und des Dankes der Franzosen gegen unsere Stadt und Nation; und umgekehrt .... kurz wir scheiden von einander wie zwei gebildete Nationen." Und das nach Tilsit, das doch selbst der verstockteste Franzose nicht mit dem Frieden von Frankfurt auf eine Linie wird stellen wollen, wie auch wohl kein vernünftiger Mensch Fürst Bismarcks „Härte" gegen die Besiegten je mit der Napoleons vergleichen wird.

Niemand fühlt lebhafter als Rahel die Bedeutung der Vaterlandsliebe. Alle ihre Verehrer erinnern sich noch aus dem Buche von 1834 der herrlichen Stellen über Friedrich und über die heimkehrenden Truppen:

„Sonst konnte Preußen stolz sein: und Friedrich II. wog uns in die Höhe in Europa. Wir hatten Alle einen Theil von seinen Siegen; von und an seiner Einsicht; ich auch! Nichts wäre ich, bei meiner Geburt, ohne ihn; er gab jeder Pflanze Raum in seinem sonnezugelassenen Lande. Und eine Ehre war's sich daher zu nennen; und wirklicher Vortheil für Leib und Geist ..... Oh, ich hab' es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe: Wie Einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt: wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen".

Hier stehen sie alle diese schönen Stellen, die uns im Gedächtniß geblieben, als hätten wir sie gestern gelesen, und ausführlicher und hundert neue dazu, die Einem Herz und Seele erwärmen und die innersten Fasern, mit denen wir im Vaterlande wurzeln, straffer anziehen. Das ist kein erworbener, systematischer Patriotismus, den man sich macht und anerzieht, weil's doch schön und nützlich ist, ihn zu haben: es ist der unmittelbare, natürliche, der zu Einem gehört wie Athmen und Fühlen.

„Die berühmten Römerinnen sind es recht umsonst. Gerechter Gott! was ist es leicht und natürlich sein Vaterland zu lieben, wenn es Einen nur ein bischen wiederliebt; man thut es ja schon ohne Gegenliebe .... Könnt' ich doch nur nach meinem Tode mein Land glücklich sehen! Das wäre Existenz genug!"

Und Varnhagen nach den Stein'schen Reformen:

„Wie sollte mich's freuen, jetzt die Preußen wiederzusehen mit den überall knospenden Trefflichkeiten! Wenn dieses Geschlecht nur den Baum der Bildung glücklich hinüberschafft zu anderen, so sind seine Bemühungen schon gesegnet, daß ihn zukünftige große Männer in dieser Nation wenigstens nicht wieder als junges Pflänzchen an einen Pfahl zu binden brauchen".

Aber weder Rahels, noch Varnhagens, noch auch Marwitzens Patriotismus — jener blutete, dieser starb für's Vaterland — bedingten irgendwie rohen Haß der Feinde, wie wir gesehen; noch weniger blinde Eingenommenheit für alles Deutsche. „Borniren thut mich mein Land doch nicht," durfte Rahel sagen, „was Närrisches drin vorgeht, ärgert und frappirt mich genug". Sie wußten eben, was sie an Deutschland zu lieben hatten, was liebenswerth war, was nicht. „Napoleon und die Franzosen haßt er," sagt Varnhagen von dem halbdeutschen Baggesen, „auf ganz widerwärtige Weise, zum Ekel heftig und grundlos; denn alles Gute der Deutschen, weshalb wir diese höher schätzen, ist ihm auch ein Greuel: er hofft es mit Kant, Jacobi, Voß und Klopstock zu zwingen"*). Dabei fühlt er sich aber doch inniger mit seinen deutschen Brüdern verknüpft, seit sie so furchtbar zerrüttet worden ...:

„O, mein armes Deutschland. Ueberall, überall Feinde, daß keiner weiß, wohin zuerst die Spitze wenden ..... Ich kenne mein Volk mehr als je und lieb' es ganz; was ich von ihm erwarte, tröstet mich über meinen Tod hinaus".

*) Kant fällt hier auf im ersten Augenblick; aber das Gefühl des jungen Varnhagen ist doch richtig: er denkt eben nicht an den urdeutschen Kritiker der reinen Vernunft, sondern an den Prediger des undeutschen kategorischen Imperativs.

Digitized by Google

VII.

Es war der unvergängliche Ruhm jener Zeiten, daß man den gesellschaftlichen, literarischen, religiösen, politischen und nationalen Vorurtheilen entgegenzutreten den Muth hatte: freilich auch ihre schwache Seite, in anderem Sinne. Man kann geradezu sagen: Vorurtheilslosigkeit macht überlegene Menschen und untergeordnete Bürger. Nur durch die strengste gesellschaftliche Disciplin, mit allen ihren Kleinlichkeiten und Engherzigkeiten, mit ihrer Intoleranz und Heuchelei, wird der starke Staat möglich, und nur durch den starken Staat gewinnt eine Nation — und mittelbar selbst der geringste Bürger — Achtung, Ansehen und Würde. Feste Formen sind immer nothwendig zur Dauer und nur in der Dauerbarkeit ist Stärke zu Hause. So scheinen wir in einem circulus vitiosus befangen, und doch ist dem nicht so: Jene dauernde, feste Form beherbergt das Verschiedenste; die Masse wird immer nur die eine, Alles umfassende Form sehen: den Gebildeten aber kommt es zu das Wesen von der Form zu scheiden; nicht diese, die der Masse als alleinige Realität erscheint, sondern jenes, als die höhere berechtigte Realität, die ideale Wahrheit, zu erkennen. Das Schlimme unserer Zeit ist nicht, daß die große Mehrheit der Nation sich zur Anerkennung und Werthhaltung fester Formen bekehrt hat, sondern daß die Höchstgebildeten selber auf die Freiheit des Geistes verzichten, sich freiwillig unter nationale und sociale Vorurtheile beugen, und nicht einmal mit jener pietätvollen Achtung der Alten, die frühere Zeiten charakterisirt und sich als Loyalität, Furcht vor Neuerung, Familientradition u. s. w. ausspricht; daß sie sich noch überdies den neuen Vorurtheilen liberaler Mache, wie Gleichheit, Gemeinsinn, Staatsgefühl und andren mehr gegen besseres Wissen oder aus Beschränktheit beugen. Die einzigen *alten* Formen aber, die wir noch anerkennen, sind ja eigentlich nur Ehe, Eigenthum, Monarchie, auch diese nur aus Nützlichkeitsrücksichten, nicht aus Pietät.

Wir sind heute sehr geneigt, gleich den älteren Gesellschaften Europas, Jeden sofort zu verdammen, der sich nicht in den gesellschaftlichen Rubriken zu halten gewillt ist, was denn gar Manchen zum Heuchler wider Willen macht. Wir vergessen so nur allzuleicht, daß auch außerhalb jener Rubriken schöne Tugenden, wie Herzensgüte, Uneigennützigkeit, Muth, Wahrheitsliebe gedeihen, ja oft besser gedeihen als in den abgegrenzten Beeten ehrsamer Regel. Nun macht sich freilich der zu erreichende Collectivzweck (heute der Staat) wenig aus diesen liebenswürdigen Tugenden und fordert nur eine, die aber befehlerisch: die Zucht. Die Aufgabe bleibt also dieselbe wie seit Beginn aller Bildung: das Individuum innerhalb der socialen Schranken auszubilden und so die Erreichung des Gesammtzweckes zu ermöglichen, nur soll es ihnen nicht geopfert werden, wie bei gewissen alten Culturvölkern geschieht. Die Schranken sollen von den Bessern nicht als göttliches, ewiges, ungeschriebenes Sittengesetz dargestellt werden, wie man's wohl thut, sondern als was sie wirklich sind: brutale Thatsache, dumme, undiscutirbare Nothwendigkeit, der sich auch die edelsten Menschen fügen müssen, weil sonst die Masse sie mißachten möchte, die ihrer bedarf, um nicht zu verwildern. Nun sind aber selbst die Besten auf dem Wege, die höchsten Tugenden des Menschen — Adel der Gesinnung, Liebe, Wahrheit — weniger hoch zu schätzen, als eine correcte Aufführung und stricte Observanz der gesellschaftlichen Gesetze, Religiosität weniger als Religion, Menschenliebe — ich sage nicht Menschenachtung — weniger als Nationalsinn, und Alles das — um eine große Nation zu werden. Sollte es um den Preis sein, daß wir, wie Engländer oder Franzosen, den Standpunkt unserer großen, freien Persönlichkeiten als einen unsittlichen perhorrescirten, so müßte entschieden gesagt werden: der Preis ist zu theuer. Wohl dürfen wir, müssen wir zugeben: so freie Ansichten über Staat, Nationalität, Ehe, Religion, wie sie am Anfange dieses Jahrhunderts herrschten, sind nur Höchstgebildeten und Edelgebornen erlaubt; bei der Masse würden sie zum staatlichen, nationalen, moralischen Ruin führen: aber erkennen und unterscheiden sollen wir, wer zu jener Aristokratie gehört; sie nicht in den Koth ziehen, weil sie unsere Zäunchen übersprungen; nicht einen Goethe, eine Rahel, die stets gestrebt und folglich auch geirrt, mit den ersten besten Egoisten oder Sündern zusammenwerfen; ja demüthig zugeben, daß für solche Menschenfürsten wohl das ewige absolute Moralgesetz, nicht aber das relative gesellschaftliche, Geltung hat, das wir an Gevatter Schneider und Handschuhmacher legen; einsehen endlich, daß jene Moral des ewig Menschlichen, nicht die des bürgerlich Nützlichen, die höhere ist. Dazu ist man gebildet: oder sollte die Bildung etwa nicht mehr bilden?

Rahel beklagt sich einmal über ihre Freunde und Bekannten (an Veit): „Keiner beherbergt den Menschen in mir, wo sie doch Alle untertreten". Das ist's, darum berührt uns Alles, was jenes Geschlecht uns vermacht, so wohlthuend. Andere Zeiten und andere Völker haben gleich große oder größere Kunstwerke, Philosopheme, Entdeckungen hinterlassen; in keinem war der *Mensch* so groß, daß er uns, auch nachdem er längst ausgeathmet, noch beherbergt und uns einlädt, bei ihm unterzutreten.

Karl Hillebrand.

Theodor Döring.

Eine Skizze seines Lebens und Wirkens

von

Georg Hiltl.

II.

Von Bromberg bis Breslau.

In Bromberg angekommen fand Döring eine verhältnißmäßig gute Aufnahme bei Huray. Der Prinzipal hatte außer Döring noch einige andere, jüngere Kräfte engagirt, um die Schaar seiner Darsteller vollzählig zu machen. Von Gagen im eigentlichen Sinne des Wortes und nach heutigen Begriffen war nicht die Rede.

Man hatte freilich sogenannte „Contracte", aber die Mitglieder der Wanderbühnen wußten schon recht gut, was dergleichen Verträge zu bedeuten hatten. Die Erfüllung derselben hing zum größten Theil nur von den mehr oder minder guten Geschäften ab, welche der Prinzipal mit seinen Vorstellungen und seinen Darstellern machte.

Letztere waren ganz und gar in „seines Glückes Schiff mit ihm gestiegen". Einmal zur Gesellschaft gehörig, mußten sie die Wechselfälle des Geschickes mit dem Vorstande der Bühne vereint tragen. Das Loskommen wurde ihnen nicht leicht und vielleicht fand gerade deshalb eine um so innigere Verbindung zwischen beiden Parteien statt.

Außerdem übte der Prinzipal ein unumschränktes Regiment aus, d. h. er verfügte über seine Mitglieder nach Gutdünken und hatte über das, was in der Theatersprache ein „*Fach*" genannt wird, nur sehr unvollkommene Begriffe.

Es kam hinzu, daß die älteren Herren von der Zunft der Theaterdirectoren jenen schon vorher erwähnten Anschauungen huldigten, nach denen ein junger Schauspieler „*Alles durchmachen müsse*". Huray wollte seine Neuengagirten kennen lernen. Er machte mit ihnen Experimente. Daß diese gefährlicher Art waren, davon überzeugte sich unser Döring sehr bald, denn zu seinem nicht geringen Staunen und wahrscheinlich auch Schrecken wurde ihm von Seiten des Prinzipals eröffnet: daß seine erste Auftrittsrolle der Liebhaber Julius in Kotzebues „Armem Poeten" sein werde.

Rollen dieser Art sind von jeher der Schrecken aller Darsteller gewesen, die sich hohe Ziele gesteckt hatten. In hundert Fällen läßt sich fast immer mit Bestimmtheit annehmen, daß mindestens achtzig Mal die Darstellung hart an der Klippe des Ausgelachtwerdens vorübersegelt und bei den übrigen zwanzig Malen hat der Darsteller einen Triumph gefeiert, wenn er sieht, wie das Publicum seine Leistung mit achtungsvollem Schweigen hinnimmt, wenn sein Ohr nicht jene unheimlichen, dem Ge-

Digitized by Google

murmel sanft rollender Meereswogen vergleichbaren Töne vernimmt, welche den mühsam unterdrückten Ausbruch einer der ernsten Situation hochgefährlichen Heiterkeit anzeigen. Wer so glücklich ist, jenes Riff der Verhöhnung auf geschickte Weise zu umkreisen, von dem sagt man in der Theatersprache: „Er ist anständig durchgekommen".

Allen dem Theater nicht Angehörigen mag das vielleicht übertrieben scheinen, aber jeder Darsteller, dem es beschieden war, Rollen wie: Julius im „Armen Poeten", Rudolph in „Der Verstorbene", Wilhelm in „Die buchstäbliche Auslegung der Gesetze", endlich den Lieutenant von Silberhorst in „Dienstpflicht" — eine der fruchtbarsten Rollen dieser Gattung — u. s. w. durchführen zu müssen, wird mir beistimmen und sicher noch mit leisem Frösteln an die angsterfüllten Momente denken, welche dergleichen Aufgaben ihm bereiteten.

Das Gefährlichste bei der Lösung solcher Aufgaben wird aber durch die den meisten Anfängern innewohnende Begierde, „sich zeigen zu wollen", herbeigeführt. Es ist dieser Wunsch so begreiflich und erklärlich. Wer sagt es sich selbst: daß er nicht gern gesehen, daß seine Scene eine das Publicum langweilende sei? es gehört eine Theatererfahrung dazu, um das begreifen zu lernen, und der von seiner Aufgabe durchdrungene Anfänger kann noch nicht den Gedanken fassen, daß man den larmoyanten Carl, Julius oder Wilhelm so bald als möglich verschwinden sehen möchte. Im Gegentheil glaubt der Kunstjünger vielmehr, so deutlich und gewichtig als es nur irgend in seiner Kraft steht sein zu müssen und er erachtet es als Pflicht nicht schnell über die Situation hinwegzugehen, was ihm außerdem bei der noch mangelnden Routine auch unmöglich sein würde.

Kommt zu diesem Allen noch gar das Bestreben, etwaige mimische oder organische Mittel in ihrer ganzen Gewalt zeigen zu wollen, so ist in den meisten Fällen die fröhliche Stimmung des Publicums da, und „Julius" oder „Rudolph" gehen um eine traurige Erfahrung reicher, mit der herben Gewißheit belastet, daß sie ausgelacht wurden, in die Coulisse oder durch die Mittelthür ab.

Das zuletzt erwähnte Bestreben hatte sich nun auch in unseres Döring Brust geregt, als er die verhängnißvolle Rolle des „Julius" durchblätterte. Sie war freilich nicht die Rolle, welche er sich für sein erstes Auftreten gewünscht hatte, er hatte von andern Aufgaben geträumt, aber weshalb sollte sich ein berufener Darsteller nicht auch als „Poetenjulius" zeigen, weshalb sollte er nicht auch in dieser Rolle Triumphe erringen können? Es war wohl Gelegenheit gegeben, Kummer oder treue Hingebung mimisch ausdrücken zu können und durch einige recht wohlangebrachte „Drucker" mittels starken Stimmaufwandes mußte, nach Theodors Ansicht, ein Erfolg erzielt werden.

Er hatte seine Rolle bald genug inne und war mit sich über die Darstellung vollkommen einig. Auf den Proben scheint er sich sehr gemäßigt zu haben, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der immerhin erfahrene Prinzipal andernfalls das Uebermaß der Gluth, welches Döring am Abend der Vorstellung entwickelte, auf ein sehr bescheidenes Minimum zurückgeführt hätte. Außerdem wollte Döring auch noch überraschen. Er hatte die Absicht, plötzlich mit einer ungewöhnlichen Leistung vor das Publicum und zwischen seine Collegen zu treten und hielt deshalb auf der Probe an sich.

Der Abend kam heran. Daß Döring trotz innerer Unruhe sehr glücklich war, ist wohl erklärlich, war es doch der erste Schritt zur künftigen Laufbahn, dem Ziele entgegen, denn heute sollte er wirklich, d. h. gegen Honorirung, Komödie spielen. Der Vorhang hob sich. Dem Kunstnovizen imponirte das Bromberger Publicum nicht. Einer Masse gegenüberzustehen, daran war er durch die Versuche in Urania gewöhnt; er vermochte es, sich ganz mit seiner Aufgabe zu beschäftigen und „ging in's Zeug". Er hatte sich so nett, als seine damals verhältnißmäßig nicht ärmlichen Mittel es gestatteten, herausstaffirt. Der Rock saß recht gut auf seinem schlanken Körper und die Nankingbeinkleider sahen so frisch und fast lächelnd aus. — Mit diesen äußeren Hülfsmitteln begann er das gefahrvolle Spiel, er that wirklich sein Bestes — nein — mehr noch und das war das Unglück. Inmitten seiner mit hypersentimentalischem Ausdrucke, dann wieder in wildtragischer Weise hervorgebrachten Liebesrede bemerkte er verdächtige Bewegungen im Parterre und Parquet des Hauses — vielleicht eine Aeußerung der Bewunderung? ein Gemurmel des Entzückens? — weiter geht das Spiel — die Scene ist schnell zu Ende; dann muß der Lohn ja in Form rauschenden Beifalls auf den Darsteller niederschweben — aber jetzt! Himmel was ist das? — in der ernsten, sentimentalen Scene ein Kichern von unten herauf? es wird lauter, immer heller, schneidender, es ist nicht mehr Lachen, Gekicher, es ist Gelächter, helles, boshaftes Gelächter, durch dessen diabolisches Getöne hindurch einige Parterrenattern ihr Gezisch fahren lassen.

Das ist zu viel; verworren, stammelnd bringt der Debütant seine Rolle zu Ende, kalter Schweiß bedeckt seine Stirne, seine Augen sind umflort, was ihm sonst noch passirte, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit, er stürzt ab, zerknirscht, vernichtet. Der Vorhang fällt. Jetzt der zweite Act des Dramas, das sich hinter den Coulissen abspielt. Huray und die bei dem Abfall der Scene betheiligten Mitglieder stürzen über Theodor her, eine Fluth von Vorwürfen, albernen Rathschlägen und Beschuldigungen ergießt sich über das Haupt des Märtyrers, aber er hat keinen Sinn, keine Empfindung dafür, ihn beschäftigt nur das schreckliche Factum: ein Abfall — er ist durchgefallen! Einsam, gemieden von den Collegen schleicht der Trauernde durch die stille, von leichtem Schneefall bedeckte Gasse zu seinem bescheidenen Kämmerchen, um dort allein für sich, von der hämischen Menge unbelauscht den tiefen Schmerz auszuhauchen, der ihn nach dieser ersten Niederlage erfaßte.

Heute auf der höchsten Staffel des Ruhmes stehend, lächelt unser Künstler wohl über diesen verunglückten Abend, aber in dieses Lächeln mischt sich doch die wehmüthige Erinnerung an jene Stunden herben Schmerzes, der das Sinken einer Hoffnung begleitete, der so gewaltig auf das jugendliche Gemüth einwirkte, daß in jener trüben Nacht Zweifel an der eignen Kraft rege wurden. Daß Döring diese Zweifel überwand, daß er sich von dem ersten Mißlingen nicht schrecken ließ, ist ein Beweis mehr für seine höhere Berufung, welche er in sich fühlte, die einem Künstler von „Gottes Gnaden" zu Theil wird. Aber gelitten hat er viel und schwer in diesem Kampfe, und diejenigen, welche nach der Aufführung des armen Poeten in das einsame Kämmerchen unseres Debütanten hätten blicken können, die würden vielleicht stiller und nachdenkender geworden sein, als sie zu der Stunde, wo sie das Bromberger Theater verließen, waren, als sie es vielleicht für eine Art von Heldenthat ansahen, den Julius ausgelacht und ausgezischt zu haben.

Zum Glücke für Döring war Huray — wie schon bemerkt — einer der gebildeten Theaterprinzipale, welche nicht nach dem ersten Eindrucke urtheilen. Huray besaß dabei Erfahrung genug, um sich zu sagen, daß ein junger Mann, der als zweiter Liebhaber nicht verwendbar sei, gar wohl auf anderem Gebiete gut verwendet werden könne, außerdem experimentirte Huray — wie wir ebenfalls schon erwähnten — sehr gern. Nach der Ebbe, welche sich auf die Zornesfluth einstellte, trat Huray dem Geknickten freundlicher und ruhiger entgegen. Er wies darauf hin, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle, daß Döring ja eben deshalb zu ihm gekommen sei, um Etwas zu lernen, und daß man es in andern Rollen versuchen müsse.

Diese Zusprache hob den Kunstjünger wieder empor. Er war also doch nicht ganz unbrauchbar. Er hatte angsterfüllt die Straßen der Stadt nach jenem Unglücksabende betreten, scheu durchwandelte er sie, jeden Blick glaubte er eigens auf sich gerichtet, für sich zugespitzt zu sehen. Wie Valentin im „Faust", so schwitzte auch er bei jedem Zufallswörtchen.

Döring selbst schildert die Wonne, welche er empfunden, als er zum ersten Male seinen Namen gedruckt auf einem Theaterzettel „an der Straßenecke" oder auf einer Brunnenumkleidung prangen sah. Jetzt schlich er wohl, als er zum zweiten Male auf dem Zettel stand, verstohlen hinzu, um ein Wörtchen zu erlauschen, welches die den Zettel Lesenden etwa in Bezug auf

Digitized by Google

die Personen, die verzeichneten Darsteller gebrauchen möchten. Er athmete hoch auf, er ging mit erleichterter Brust weiter, man hatte bei Lesung seines Namens keine bösartige Bemerkung gemacht, man trug den Mißerfolg ihm nicht nach. Allmählich kam Theodor denn doch zu der Ueberzeugung, daß sein verunglückter Julius nicht das Einzige sei, womit alle Welt sich beschäftige, daß die Ereignisse trotz seines Malheurs in ihrem Laufe nicht stockten, sondern über dasselbe hinweggingen. Er war ruhig geworden und als bei seinem zweiten Auftreten das Publicum durch seine abwartende, sehr maßvolle Haltung ihm bewies, daß die Juliusaffaire schon halb vergessen sei, da stieg sein Muth wieder bedeutend. Huray hatte für Rollen gesorgt, welche dem jungen Manne besser zusagten, ja, Theodor konnte bald schon starke Beifallsbezeugungen in seinem Tagebuche notiren und die Mienen des Directors waren freundlicher geworden. Er verstieg sich sogar zu einer Einladung Theodors und verlangte auch nicht mehr, daß derselbe im Chor mitsinge, zu welcher Dispensation möglicherweise auch die Berichte des Chorinspicienten, in Bromberg damals nur Chorführer oder Vater genannt, beigetragen haben mögen, der in Döring keine Stütze für den Massengesang erblickte, denn die musikalische Begabung unsres Künstlers würde ihm wahrscheinlich nicht einen Lorbeer auf die Stirn gedrückt haben.

Das, was Döring sehnlichst gewünscht hatte, ward ihm zu Theil: Beschäftigung. Er versuchte sich nach allen Richtungen hin und fast immer mit Glück. Blieb auch für den erfahrenen Director noch mancherlei an Dörings Leistungen auszusetzen, so erkannte doch Huray die Begabung sehr wohl und suchte den jungen Darsteller zu fesseln.

Durch die oben erwähnten Umstände war Döring wiederum an Huray gebunden. Die Geschäfte gingen nicht immer brillant, oft blieb die Gage aus, aber die Mitglieder waren eben deshalb gezwungen zu bleiben und sie thaten es auch willig, da Hurays Rechtlichkeit bekannt, da es gewiß war, daß er zahlte, sobald ihm ein günstiges Geschick die Casse füllte.

Das Leben mußte nun freilich demgemäß eingerichtet werden. Döring und seine Collegen brachten sich durch, je nachdem die Gagen vorhanden oder nicht vorhanden waren. Man mußte sich winden; die Schüssel voll Kartoffeln, welche der Hauswirth mit den dramatischen Künstlern, seinen Miethern, theilte, wurde schnell genug von jenen geleert, die noch eine Stunde zuvor Prinzen oder Marquis agirt hatten.

Huray sparte ebenfalls, wo er konnte. So mußten einige der jüngsten Schauspieler abwechselnd das Geschäft der Zettelankleber verrichten. Unter solchen Auserwählten befand sich auch Döring. Vergebens hatte sein erwachender Künstlerstolz gegen diese Zumuthung gekämpft; es war nothwendig, das Publicum in das Theater zu locken, und das ging doch hauptsächlich nur durch die Zettel.

So schlich unser Theodor denn mit ein oder zwei Collegen in der Dämmerung durch die Gassen. Auf dem linken Arme trugen sie ein Packet Zettel, welches gleich dem Behang eines Heroldsärmels zu beiden Seiten herniederhing. Die Linke hielt ein Papier, in welchem sich Mehlkleister befand, den die Musenjünger in freien Momenten kochten, die Rechte war mit einer selbstgeschnitzten Kelle bewehrt, so rückte die Schaar aus nach den nächsten, besonders den Marktecken.

Ein anderer sehr schwieriger Moment war der Gang zum „Invitiren". Director Huray hatte nämlich Benefize bewilligt, und es war Sitte, daß der Benefiziant den Honoratioren der Stadt seine Aufwartung machte, um die Patrizier zu seiner Vorstellung einzuladen. Döring mußte sich — in seinem eignen Interesse — in dieses Herkommen fügen. Er hatte dabei Glück. Indessen kamen auch unliebsame Scenen vor, wenn der Benefiziant an Thüren klopfte, hinter welchen theaterfeindliche Bürger hausten.

Auch fremdes Publicum kennen zu lernen, dazu bot die Direction Hurays Gelegenheit genug und zwar durch die von der Gesellschaft nach Graudenz, Marienwerder, Culm unternommenen Gastspielreisen. Dergleichen Fahrten haben stets einen besonderen Reiz gehabt, welchen die neuere Generation nur in seltenen Fällen noch empfinden lernt. Man fuhr mit der Post, und Huray suchte es gewöhnlich so einzurichten, daß ihm und seinem Personale große Beiwagen geliefert wurden.

In den genannten Städten wurden die Schauspieler mit Freuden erwartet und aufgenommen; ein großer Theil derselben stand in jugendlichem Alter, die Sorgen wurden nicht schwer empfunden und ein oder zwei gute Rollen wogen alle Entbehrungen auf. Freigebige Bürger regalirten oft unsern Theodor, die Welt lag vor ihm offen, er hatte bereits seiner Kraft trauen gelernt — das Leben mit all seinen kleinen Sorgen erschien daher doch im hellen Sonnenglanze. Aus jener Wanderzeit Dörings stammt noch ein würdiger College, der ebenfalls nicht „unten" blieb, sondern sich eine hervorragende Stellung in der deutschen Bühnenwelt errungen hat. Es ist Carl Grabowsky. Heute herzoglicher Intendanzrath, am Hoftheater zu Meiningen als Oberregisseur thätig. Er traf in Marienwerder mit Döring zusammen und am 25. Januar 1875 standen sich Beide am Jubiläumstage Dörings auf der Berliner Hofbühne gegenüber. Grabowsky reichte dem ehemaligen Collegen einen Lorbeerkranz und einen Orden, und er gedachte der Tage zu Marienwerder anno 1825.

Das collegialische Verhältniß der Huray'schen Gesellschaft war ein gutes. Man half sich gegenseitig. Selbst nothwendige Dinge, wie Kleider ausbessern und stricken, Wäsche waschen ꝛc., wurden von gewissen Mitgliedern für die Gesammtheit besorgt.

Aus der Zahl der Hülfeleistenden hat namentlich die erste jugendliche Liebhaberin sich in Dörings Erinnerung frisch und lebendig erhalten. Sie war es, welche neben ihrer künstlerischen Beschäftigung auch das Hauswesen der Gesellschaft zum Theil wenigstens führte, indem sie die Wäsche besorgte.

Noch oft in später Nacht stand die, welche vor wenig Stunden als Johanna von Montfaucon geglänzt hatte, am Waschfasse und später vor dem Plättbrette, um die Halskrausen und Jabots der Darsteller, ihre Chemisets und Manschetten zu bügeln, zu glätten oder zu kräuseln. Diese liebenswürdige und talentvolle Person ist im Laufe der Jahre verschollen, dahingeschwunden, wahrscheinlich verkommen, wie so Viele. Das männliche Personal der Huray'schen Gesellschaft besaß nicht pecuniäre Mittel genug, der Wäscherin mit klingender Münze ihre Anstrengungen lohnen zu können, man vergalt ihr die Bemühungen durch die größte Aufmerksamkeit, durch das galanteste Entgegenkommen, sobald es galt, ihr Dienste zu erweisen, waren Alle bereit; ob unser Döring oder einer seiner damaligen Collegen andere Empfindungen als nur die der Dankbarkeit für die uneigennützige Liebhaberin hegten, darüber verlautet nichts, die Memoiren haben hier zuerst eine Lücke aufzuweisen.

Die schlimme Stunde des ersten Debüts war längst vergessen, in dem Beifalle, der unserem Döring zu Theil ward, war die Erinnerung daran fast erstickt, und sie tauchte nur hin und wieder lebhafter empor, wenn Döring Gelegenheit hatte, das Mißglücken des Debüts eines anderen Collegen zu beobachten.

Dazu hatte er verschiedene Male Gelegenheit, Dank der Experimentirsucht des Prinzipals. Einige dieser mißglückten Versuche hatten allerdings einen vorherrschend komischen Eindruck hinterlassen, weil den Debütanten zum Theil Alles mangelte, was nothwendig ist, um beim ersten Erscheinen das Publicum mit dem Gedanken vertraut machen zu können, daß der vor ihnen Erscheinende die Absicht habe, als Liebhaber oder Held sich zu präsentiren — Andere, weil ihnen ersichtlich das Talent fehlte, obwohl sie mit einer gewissen Prätension auftraten.

Zur ersten Kategorie gehörte ein junger Mann, Namens Rebbert. Er war ehemals Friseur gewesen und fühlte den Drang in sich, das Publicum durch dramatische Leistungen entzücken zu wollen. Unbegreiflicher Weise durfte der schielende, mit anstoßender Zunge sprechende und dabei skelettartig magere Mensch einen Versuch auf der Bromberger Bühne in dem damals berühmten Stücke: Johanna von Montfaucon — machen. Es war aber nur eine Zeile, nur ein Erscheinen auf den Brettern,

Digitized by Google

welche Herr Rebbert dem Publicum zu hören gab, durch welches er sich der Masse der Zuschauer producirte.

Er hatte freilich ein sehr schweres Manöver — auf die Bühne zu stürzen und die Worte hervorzustoßen: „Angelt Herzen schöne Dirne — — ꝛc.“ Er kam nicht weiter. Sein Hervorsturz war auch der Sturz aller seiner Hoffnungen, ein donnerndes Gelächter erstickte jeden weiteren Versuch, und die schielenden Augen, welche voll Entsetzen in das Parquet hinabstarrten, vermehrten noch den Tumult. Rebbert erschien nie wieder in dem Theatergebäude.

In die zweite Kategorie gehörte ein Sängercollege Dörings, Gambert. Er war Chorist bei der königlichen Oper in Berlin gewesen und trat daher, in Bromberg für größere Partieen engagirt, den Mitgliedern der kleinen Bühne mit jener Arroganz entgegen, welche gewisse Classen der Theaterbevölkerung auszeichnet.

Diese Ueberhebung sollte ihm theuer zu stehen kommen. Gambert wurde, um kurz zu sein, total ausgezischt, weil er wirklich schlecht sang. Der Abfall wirkte aber mächtig auf den ehemaligen Choristen, an die Stelle seiner Aufgeblasenheit trat eine vollständige Zerschmetterung, so daß man Mitleid empfand. Vor Allen war es Döring, dem sein einstiges Mißlingen vor die Seele trat und der deshalb den Verunglückten in dessen Wohnung aufsuchte, um ihm einen collegialischen Trost zu spenden. Er fand Gambert im Zimmer sitzen, tiefsinnig den Boden anstarrend. Als der tröstende College sich nahte, reichte ihm auf seine beruhigenden Worte hin Gambert die Rechte und sagte, sich trotz aller Niedergeschlagenheit in's Zeug werfend: „Wat mache ick mir aus dem Beifalle der Bromberger — aber“, setzte er mit tragischem Tone hinzu, „in Berlin — Himmel wat wird Spontini dazu sagen un nu erst Möser“.

Gambert war beiden kaum dem Namen nach bekannt. Der alte Chordirector Seidel hatte ihn wahrscheinlich angenommen und wieder fortgeschickt.

Die Huray'sche Gesellschaft recrutirte sich bald wieder nach solchen nicht schwer zu ersetzenden Verlusten. Döring arbeitete fleißig weiter und seine Erfolge wuchsen. Mit diesen Erfolgen aber zugleich auch das Sehnen in die Weite. Er empfand das Verlangen — es schien ihm nothwendig, einen größern Wirkungskreis zu gewinnen. Dazu kamen ernstliche Verlegenheiten, welche Huray ohne seine Schuld trafen; die Gagen blieben aus, der sonst pünktliche Mann konnte nicht seinen Verpflichtungen nachkommen. Die Mitglieder litten dabei schwer. Es traten jene schlimmen Zustände ein, welche den Menschen zwingen, gewisse dunkle Gassen aufzusuchen, in denen es von alten Stiefeln, Röcken, Kleidern, Gerümpel aller Art wimmelt. Auch unser Theodor sah sich genöthigt, dahin zu wandern und kehrte um so und so viel Garderobestücke, die er versetzt hatte, leichter heim. Aber er sagte sich, daß diese Lage geeignet sei, sein Talent zu untergraben. Er forderte von Huray seine Entlassung, er erhielt sie. Wohin sich wenden? Breslau war damals eines der Ziele, welches jüngere Schauspieler zu gewinnen suchten.

Auch Döring beschloß, seinen Lauf dahin zu richten, aber wie dies bewerkstelligen? Döring besaß factisch Nichts, als die Kleider, welche er auf dem Leibe trug, seine Jugend und — sein Talent, dazu einige Geldstücke, mit deren Hülfe er seine Zehrungskosten bis Breslau allenfalls bei großer Oekonomie bestreiten konnte. Von Beförderung durch die Post konnte nicht die Rede sein. Der courageuse junge Mann trat also eines Morgens seine Wanderung an. Das Reisebündel drückte ihn nicht sehr, das was er „Garderobe“ nennen konnte, war im Besitze der Bromberger Ebräer geblieben; der Fußmarsch unsres Künstlers nach Breslau fand also mit „leichtem Gepäck“ statt. Er frequentirte die Dorfkrüge, seine Baarschaft sorgsam zusammenhaltend. Es fror ihn gewaltig, als er über die offne Landstraße dahin schritt, als der Wind ihm eisig um Kopf und Schultern sauste und den feuchten Morgennebel ihm in's Antlitz trieb. Als er nach neuntägigem Fußmarsche in Breslau anlangte, war seine Casse fast erschöpft, seine Kräfte begannen zu schwinden, nur die Ueberzeugung, von hier ab wird es dir besser gehen, die beim Anblicke der Stadt Breslau sich ihm förmlich aufgedrängt hatte, hielt ihn aufrecht und festigte seine Schritte, als er zum Geschäftszimmer des Breslauer Theaterdirectors Birey emporstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

A-ing-so-hi.

Komische Oper in 3 Acten. Mit Benutzung einer Novelle des Barrili. Von Ernst Wichert. Musik von Richard Wüerst. — Drei Clavierviruosen. Kiels neues Quartett. Aufführung der 9. Symphonie Beethovens durch den Stern'schen Gesangverein.

Der geneigte Leser, der meinen Artikeln einige Aufmerksamkeit schenkt, wird wohl schon bemerkt haben, daß ich eine große Schwäche für anständige Operntexte hege. Dieser Fehler liegt wohl in meiner Erziehung. Sie fiel in eine Zeit, in welcher alles, was aus Frankreich kam, noch, und zwar mit Recht, als gleichbedeutend galt mit Eleganz, Anmuth, Zierlichkeit; wo die Texte der französischen komischen Opern höchstens hie und da schlüpfrig, nie unanständig oder gemein waren. Der Schriftsteller, der zu jener Zeit die Prophezeiung gewagt hätte, es werde auf irgend einer Hofbühne Cancan getanzt werden, wäre unfehlbar dem Interdicte der Censur verfallen, wo nicht eingesperrt worden. Nun, die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Operntexte und die Tänze auf den Hofbühnen; ich aber genieße zwar die größere Preßfreiheit mit vollen Zügen, stecke jedoch mit meinen Meinungen, besonders über die komische Oper, noch ganz in den alten zopfigen Traditionen; der freundliche Leser muß daher entschuldigen, wenn ich die neue Oper Wüersts sowohl im Text als in der Musik reizend und eines bedeutenden Erfolges würdig finde. Das ist doch einmal ein Text, geistreich und lustig, ohne Gemeinheiten, und eine Handlung, in welcher die Damen nicht blos anziehend, sondern auch angezogen erscheinen (wie ich höre, wird Offenbach seine nächste Oper in einer Badewanne spielen lassen); da ist feine und lebhafte Musik, nicht blos gesungener Cancan, und künstlerische Arbeit, die allerdings den älteren besten Mustern folgt, und all des Gewürzes moderner Rhythmen und moderner Instrumentation entbehrt. Der Text ist, wie schon bemerkt, einer italienischen Novelle nachgebildet. Die sehr geistreich erfundene Handlung spielt in Genua, und beginnt auf einem Maskenballe, welchen der Held, ein sehr reicher, liebenswürdiger aber blasirter Advocat, Fenoglio, in seinem Hause veranstaltet, und auf welchem er selbst als Chinese, A-ing-so-hi, aber sehr gelangweilt, erscheint. Nach einem Gespräche mit seinem Freunde Magnasco (der sich als der letzte Gast um 4 Uhr Morgens entfernt) beschließt er dessen Rath zu befolgen, keine Zerstreuung mehr zu suchen, sondern zu warten, daß der Zufall sie ihm bringe; und mit diesem Entschlusse legt er sich noch im Maskenanzuge auf das nächststehende Sopha, anstatt zu Bett zu gehen. Und siehe! von dem Augenblicke bescheert ihm der Zufall eine Zerstreuung nach der andern. Zuerst erscheint eine schöne Dame, die reiche, ihm ganz unbekannte Wittwe Laura Moneglio; sie wollte eine Freundin, die von der Polizei emsig gesuchte Tochter eines Mazziniſten, der sie ein sicheres Asyl gefunden, in der Nacht besuchen, wurde von den lauernden Polizeisoldaten überrascht, verfolgt und flüchtete sich in das Haus Fenoglios; diesen zu wecken, um seinen Schutz zu erflehen, gelingt ihr nicht, sie setzt sich ruhig neben ihn, stellt sich schlafend, und weiß nach dem Eintritt der Verfolger den Zwischenfall so geschickt zu führen, daß der Advocat sie den Polizisten (die ihn genau kennen) als seine Frau vorstellt. Er ist bezaubert von der liebenswürdigen Erscheinung, die in so seltsamer Weise vor ihm aufgetaucht ist; er erklärt ihr seine Liebe — doch die schöne Unbekannte scheidet von ihm, ohne sich zu nennen, mit dem Bedeuten, er möge dem „Zufall“, der den Knoten schürzte, auch die Lösung überlassen. So ganz ernst muß es ihr allerdings nicht sein mit dieser Entscheidung, denn sie sendet ihm nach einigen Stunden einen Blumenstrauß mit einigen Dankesworten für die Rettung, allerdings ohne sich zu nennen, aber immerhin als Zeichen, daß sie seiner gedenkt. In dem Augenblicke, wo diese Botschaft ihn beglückt, erscheint eine zweite unbekannte Dame, jene verfolgte Tochter des Mazziniſten, um

Digitized by Google

seinen, des geschicktesten Advocaten Beistand für die Revision des Proceſſes ihres Vaters zu erbitten. Und fast unmittelbar nach ihr läßt sich der Polizeidirector anmelden, und nicht abweisen! Die Dame flüchtet in ein Nebenzimmer, der Director erscheint mit einem kolossalen Blumenstrauße, um seinem lieben Freunde zu der bisher so geheim gehaltenen Vermählung — von der die beiden Polizisten Meldung gethan — zu gratuliren und seine Gemahlin kennen zu lernen. Fenoglio kann sich zuletzt nicht anders helfen, als daß er die junge Dame im Nebenzimmer, welche das ganze Gespräch gehört haben mußte, als seine „liebe Frau" herbeiruft und vorstellt. Die zahlreichen Verwicklungen, welche sich nun bilden, finden ihre Lösung in der Vermählung Fenoglios mit der schönen Wittwe, und der seines Freundes Magnasco mit der jungen Dame, die er von jeher geliebt hatte, und von der er sich verrathen wähnte, als er sie als (vermeintliche) Signora Fenoglio wiedersieht!

Die meisterhaft geschriebene Erzählung Barrilis ist in Heyses „Novellenschatz" deutsch erschienen; dort kann der Leser sich die genauere Kenntniß des Ganzen verschaffen: Unsere Andeutungen sollen nur beweisen, wie außerordentlich geschickt Wichert den Stoff in ein kurzes Bild zusammengefaßt hat; kleine Lücken müssen hier und da entstehen, wenn eine Erzählung, in der Alles organisch und bequem sich entwickelt, zu einem Operntexte benutzt wird, der ein bestimmtes Zeitmaß nicht überschreiten darf; aber als Ganzes ist diese neueste Arbeit Wicherts eine sehr glückliche.

Die Musik Wüersts kann nur von dem Standpunkte der älteren, classischen, deutschen komischen Oper beurtheilt werden. Vielen gilt dieser Standpunkt als ein total überwundener, daher fehlerhafter; dem Verfasser dieser Besprechung dagegen als der einzige, von welchem der deutsche Componist einer komischen Oper ausgehen kann. Denn welchen soll er einnehmen? In Frankreich, von wo noch die meiste komische Opernwaare eingeführt wird, ist die Gattung von jeher in immerwährender Thätigkeit gewesen und allerdings in der neuesten Zeit zu einer Entwicklung gelangt, mit welcher der Kunstkritiker nichts zu schaffen hat. In Italien ist die opera buffa auch immer gepflegt worden und hat dennoch in der neuesten Zeit keine Früchte mehr getragen. Wo aber soll nun der deutsche Componist einer komischen Oper seine Anknüpfungspunkte suchen? Bis irgend jemand diese Frage endgültig gelöst hat, wollen wir uns der heiteren, einfach-freundlichen Musik Wüersts erfreuen, und behaupten, daß das Duett zwischen Fenoglio und Laura, welches die ganze Hälfte des ersten Actes füllt, dann die Arie des Dieners im zweiten Acte, das Duett zwischen dem Advocaten und dem Präsidenten, das darauf folgende Terzett ebendaselbst, endlich die sämmtlichen großen Ensemblestücke des letzten Actes eine Fülle heiteren Humors und glücklicher Erfindung enthalten; namentlich das oberwähnte Duett mit dem Polizeidirector bietet eine jener liebenswürdigen Melodien, die sich unwillkürlich dem Gedächtnisse einprägen, auch in der Durchführung und Instrumentation ein kleines Meisterstück. Käme die Oper aus Paris, sie würde als eine gedeihliche Umkehr zu den classischen Mustern ausposaunt werden, aber sie hat den großen Fehler, daß sie erstens von einem Deutschen componirt und zweitens sehr anständig ist; hoffen wir, daß das Publicum diese Fehler um der Vorzüge willen nicht zu hoch anrechnen wird! Die Ausführung war durchweg gelungen. Fräulein Lehmann als Laura Moneglio war eine liebenswürdige Erscheinung im Spiel wie im Gesang, Frau Kupfer-Berger gab und sang die Rolle der Tochter des Verbannten mit feinstem Gefühle, Meister Betz als Advocat und unser trefflicher Salomon als Polizeidirector wetteiferten als Mimen wie als Sänger. Herr Sachse als sentimentaler Tenor gab sich alle Mühe, doch scheint ihm diese Gattung Rollen weniger gut zu passen als das Komische. Die Herren Fricke und Schleich waren sehr ergötzliche Polizisten. Das Publicum nahm die Vorstellung freundlich auf, doch nicht so freundlich, wie das Werk und die Ausführung unserem Ermessen nach es verdiente.

Die „kritische" Pflicht gebietet an dieser Stelle noch einiger Erscheinungen in unserer Musikwelt zu gedenken. Zuerst dreier Clavierconcerte: eines sehr unterhaltenden, eines weniger amüsanten, und eines Antheil erregenden. Ein Herr Meier, der lange Jahre in America gelebt hat, wollte uns zeigen, wie man dort Beethovens F-moll Sonate spielt, wie man dort, wo jener (wohl schon etwas veraltete) Componist ausdrücklich drei des als Triolen anzeigt, 4 Sechzehntel spielt, und wie man in den Variationen des zweiten Satzes dort, wo die linke Hand zwischen Accorden im Violinschlüssel das ges im Basse zwischen der 4. und 5. Linie anzuschlagen hat, das es des Violins spielt (wahrscheinlich hat der Concertgeber die Sonate in einer Ausgabe studirt, in welcher der Baßschlüssel bei diesem einen Ton nicht angezeigt war). Ich verdanke Herrn Meier eine der heitersten Stunden; seit dem Katzenkanon in „Was ihr wollt", den Hiltl und Genossen so unvergleichlich ausführen, habe ich nicht mehr so herzlich gelacht, wie bei den obenerwähnten Productionen nach transatlantischer Manier.

Nach Herrn Meier ließ sich Hr. Wieniawski aus Petersburg zweimal hören; er gebietet über eine sehr bedeutende Technik — aber damit ist Alles gesagt. Sein Vortrag, sein Anschlag und seine Tonfärbungen lassen überall nur mühsames Studiren ohne geistiges Erfassen erkennen. Die letztere Eigenschaft beurkundet Frau Rappoldi, die noch vor zwei Jahren als sehr junges Fräulein Kahrer aufgetreten ist, in hohem Maße. Wenn auch Manches in ihrem Vortrage vergriffen und überhastig erschien, wenn in dem Schumann'schen „Kreisleriana" das g-moll-Stück fast zweitheilig statt dreitheilig, wie es der Componist geschrieben, erklang, so zeigten die beiden letzten Sätze der großen Sonate von Beethoven op. 106, das Adagio eine Tiefe der Empfindung, die kolossal schwere Fuge eine Beherrschung der Technik und ein Erfassen der combinirtesten Formen, von der man nur mit Achtung reden kann; es wird heute wohl keine Pianistin diese beiden Sätze so spielen wie die sehr junge Frau Rappoldi.

In einem Quartettabende Joachims wurde ein Quartett von Kiel zum ersten Male vorgeführt; es vereinigt die heiterste Liebenswürdigkeit mit der vollendeten Kunst der Arbeit, namentlich das Adagio und der letzte Satz gewannen die rascheste und allgemeinste Anerkennung.

Schließlich sei hier noch der im Ganzen vorzüglichen Aufführung der neunten Symphonie durch den Stern'schen Gesangverein gedacht, dessen Director, Professor Stockhausen, eine immer energischere und umfassendere und gedeihlichere Thätigkeit entfaltet, und dem wir die besten, wohlverdienten Erfolge wünschen. **H. Ehrlich.**

Berliner Courier.

Geehrter Herr Redacteur!

Sie haben mich in keine geringe Verlegenheit gesetzt, als Sie für meine Um- und Ueberschau der Wochenereignisse die Bezeichnung „Berliner Courier" in Anwendung brachten. Sie meinten, da sich diese flüchtige Plauderei an das gesammte Publicum als Adressaten wende, so kennzeichne die Ueberschrift zutreffend die Unbestimmtheit des Inhalts und gleichzeitig seine allgemeine Richtung. Nun ist aber inzwischen unter der Aegide unseres verdienstvollen und rastlosen Generalpostdirectors der „Adressat" nebst vielen andern aus fremden Zungen abgeleiteten Wörtern auf den Aussterbeetat gesetzt und sogar ein Preis für die Auffindung eines passenden deutschen Ausdrucks in Aussicht gestellt. Hinter so löblichen Bestrebungen ist es unmöglich zurückzubleiben. Ich habe mir daher zunächst den Kopf zerbrochen, für die obige Anrede „Redacteur" — (Herausgeber ist bekanntlich etwas Anderes) — einen deutschen Ausdruck zu finden. Aber mein Wörterbuch gibt mir wenig Trost; es enthält nur fünf Uebersetzungen: Abfasser, Verfasser, Ausarbeiter, Stilist und — „Redacteur". Ich finde die letzte Uebersetzung am passendsten und muß sie bis auf bessere Einsicht beibehalten. Was aber fange ich mit dem „Courier" an, für den ich trotz des heftigsten Nachdenkens gleichfalls keinen zweckmäßigen Ersatz finde, als „Courier"? Soll ich mich bei dem sprüchwörtlich gewordenen miserablen Pflaster der Reichshauptstadt in einen „Berliner Läufer" umwandeln, oder in einen „Eilboten", trotzdem ich eben so wenig Eile habe wie der nachsichtige Leser? Wenn daher der „Courier" seinen ursprünglichen Namen beibehält, so werden Sie doch billiger Weise nicht anstehen, die sprachliche Verantwortlichkeit für diesen Frevel zu decken. — Die Geschichte erinnert mich nebenbei an jenen Puristen des vorigen Jahrhunderts, der ähnliche Tendenzen mit Eifer verfolgte, und dabei die Mahnung aussprach: „Der Styl muß par sein und frei von alienis vocabulis". Derselbe Schwärmer schrieb in einem Geschichtswerke u. A. „Caligula hatte einen so intriguanten Character, daß er sich hazardirte die Republique zu spoliiren".

So löblich indessen diese Bestrebungen an sich auch sind, sie führen leicht zu Wunderlichkeiten und Verwirrungen der schlimmsten Art. War irgend Jemand (wie er selbst in seiner Abhandlung „über das Pedantische

Digitized by Google

in der deutschen Sprache"*) sagt), „von Jugend an auf die Ehre unserer Sprache beflissen —", so war es Jacob Grimm. Aber er kann nicht umhin, das Uebertriebene und Falschverstandene in dieser Richtung mit scharfen Worten abzuweisen: „Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten. Gienge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Worte wimmeln; das wohllautende Omnibus muß ihnen jetzt unerträglich scheinen, und statt auf die nahliegende Verdeutschung durch den Dativ Pl. „Allen" zu gerathen, wird ein steifstelliges Allwagen, Gemeinwagen, Allheitfuhrwerk oder was weiß ich sonst für ein geradbrechtes Wort vorgefahren werden"**).

Aber auch im Namen aller Freunde erquicklichen Humors möchte ich eine Schutzrede für die mit der Ausrottung bedachten Fremdwörter halten. Was soll aus so manchem ergötzlichen Spaß werden, wenn uns durch den sacramental gewordenen Nichtgebrauch das Verständniß für so manches köstliche Quiproquo gänzlich abhanden gekommen ist? Jener Wohlthäter der Berliner Gesellschaft, der durch die freie Wahl des Gebrauches ausländischer Wörter eine so erheiternde Wirkung übt, würde den besten Theil seiner Bedeutung verlieren. Man würde sich nicht mehr an der von ihm geflissentlich verbreiteten Kunde erfreuen, daß er sein Haus völlig umbauen lasse, und zwar im „gothaischen" Stil, mit „Lawendel"-Treppen und kleinen „Stricturen", die Treppen-„Proteste" mit Marmor-„Statuten" besetzt. Man würde kein Interesse mehr daran nehmen, daß er mit seinem eng verbundenen Geschäftsfreunde gebrochen habe, weil er nicht ferner sein „Versailles" sein wolle; daß er seinen Sohn, obschon derselbe kein großes „Volumen" sei, für die diplomatische Laufbahn bestimmt habe, daß es ihm aber jederzeit freistehe, eine andere „Barrière" einzuschlagen, und hunderterlei mehr.

Indessen es ist Zeit, daß ich zu den Ereignissen der Woche zurückkehre. Sie konnte nicht festlicher eingeleitet und eingeläutet werden, als durch die Jubelfeier zu Ehren des Seniors der dramatischen Kunst, Theodor Dörings. Hier erweist sich der „Eilbote" als hinkender Bote; denn was bleibt dem späten Aehrenleser noch übrig, nachdem die Berichterstatter des Tages unter dem unmittelbaren Eindrucke des Ereignisses ihre reiche Ernte eingebracht und den ganzen Superlativstil der Theilnahme und Anerkennung gründlich erschöpft haben? Nun schelte einer unsre Berliner noch kalt, nüchtern und ablehnend. Gerade die Döringfeier bewies deutlich, wie wohl es dem Berliner thut, zur rechten Zeit seinem Gefühle einen herzlichen und gemüthlichen Ausdruck geben zu können, auf die Gefahr hin, dabei über die Stränge zu schlagen, was sonst nur eine unberechtigte Eigenthümlichkeit hufbeschlagener Gattungen der Naturgeschichte zu sein pflegt. Jedenfalls gehört es zu den seltensten Vorkommnissen in unserm öffentlichen Leben, daß einem, wenn auch noch so gefeierten Helden des Tages die Pferde ausgespannt werden, und so weit mein Gedächtniß reicht, hat sich seit länger als einem Menschenalter dies Schauspiel nur einmal wiederholt; das ähnliche Ereigniß dieser Art fällt in die Zeit des ersten Aufenthaltes von Franz Liszt. — Bedeutungsvoller ist die Verleihung des rothen Adlerordens an den verdienten Künstler; es ist damit der bureaukratische Bann gebrochen, der selbst die hervorragendsten Mitglieder der königlichen Hofbühne bisher von dieser Auszeichnung grundsätzlich ausschloß.

Wie anders vollzieht sich die zweite Jubelfeier, die den darauf folgenden Sonntag illustrirt, die des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der preußischen Verfassung! Es ist von symbolischer Bedeutung, daß am Abend vorher, nach angestrengter Arbeit, das Parlament des Deutschen Reiches, unter Worten des lebhaftesten Dankes und der Anerkennung seitens des deutschen Kaisers, geschlossen worden ist. Welche Welt von Ereignissen und Umgestaltungen schließt dieser Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren ein und wie eindringlich wiederholt die Geschichte dieser fünfundzwanzig Jahre die Mahnung, daß es für die thätige und fruchtbringende Theilnahme am Staate keinen besseren Lehrmeister gibt, als die Geschichte! Alle Staatsweisheit kommt schließlich nicht über den Satz Dahlmanns hinaus, daß die „Politik" die „Kunst des Möglichen sei" und wer es nicht, nach dem Goethe'schen Worte, vorzieht, „ein Narr auf eigne Hand" zu sein, wird Macaulay Recht geben, daß praktische Politik niemals eine logische Folgerung, sondern nur das Ergebniß von Vergleichen sein könne. Der „standhafte Zinnsoldat" der überwundenen Conflictsepoche hat längst aufgehört, auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens einen Einfluß zu üben. — Die politischen Zeitungen feiern den Gedenktag mit ernsten Betrachtungen in gewichtigen Leitartikeln. Die große Mehrzahl von ihnen ist aus eigensten bittern Erfahrungen der schweren Zeiten eingedenk, a s das Bestreben, die mühsam gewonnene Grundlage unseres Staatsrechts als Ausgangspunkt unserer politischen Entwicklung zu verwerthen, die Axt an die Wurzeln ihrer Existenz legte. Es war ein schlimmes geflügeltes Wort, das damals in Umlauf gesetzt wurde: daß diejenigen, die solchen Bestrebungen nachgingen, die Verfassung zum „Deckel ihrer Bosheit" machten!

Die Mannichfaltigkeit unseres parlamentarischen Lebens hat inzwischen durch die Eröffnung der Provinzialsynoden eine neue Bereicherung erfahren. Aber trotzdem sie mit Gesang und Erbauung einer jeden Sitzung eröffnet werden, sind sie für den unbefangenen Beobachter dennoch wenig erbaulich. Die grundsätzliche Ausschließung eigentlicher Bekenntnißfragen verhindert nicht, daß die strenggläubige Majorität immer wieder nach diesen Richtungen hin gravitirt und selbst die ernste Mahnung von einflußreichster Stelle wird die Gegensätze nicht auszugleichen vermögen, welche in der Zusammensetzung dieser Körperschaften und bei dem Vorwiegen der orthodoxen Elemente nothwendig jede ersprießliche Thätigkeit gefährden müssen. Und wenngleich der Vorgang kaum zu einer ernsthaften Bemerkung Anlaß geben sollte, so ist es immerhin kennzeichnend für die Starrheit, mit der die Orthodoxie an ihrer Auffassung festhält, daß der Präsident des Consistoriums der Provinz Brandenburg sich weigert, den bereits ordinirten Hülfsprediger der St. Marcus-Kirche zu installiren, weil derselbe — einen Schnurrbart trägt! Der so Gemaßregelte bewies aber, zur Freude der Berliner, daß er nicht blos Haare auf der Oberlippe, sondern auch auf den Zähnen habe und verlangte den Nachweis des betreffenden Verbotsgesetzes, beruhigte sich auch nicht dabei, als der Sohn des großen Staatsphilosophen ihm erwiderte, die Sitte sei stärker als das Gesetz und in freier Bearbeitung des Citats aus Goethes Tasso hinzufügte: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur beim Consistorialpräsidenten an!" — Ist es nicht, als läse man ein Capitel aus der Zeit der hessendarmstädtischen Reactionsmisère, wo die Beamten nach einer neu aufgelegten und reinhessisch verschlimmerbesserten byzantinischen Kleider- und Bartordnung jede Naht und jedes Haar einer polizeilichen Staatsdienercontrole unterwerfen mußten? Die Berliner St. Marcus-Gemeinde, die jedenfalls ein Haar in dieser bei den Haaren herbeigezogenen Schnurrbartfrage gefunden hat, wird dem Consistorium einen schweren Stand bereiten und die hohe geistliche Behörde wird zu spät einsehen, daß sie übel berathen war, diesen Streit um des Predigers Bart zu einer ungebührlichen Bedeutung zu steigern.

Von ganz anderer und weittragenderer Bedeutung war die Bankgesetzdebatte, welche die letzte Woche der Verhandlungen des Reichstages ausfüllte. Nicht, als ob das große Publicum dem materiellen Inhalte der Debatten ein besonderes Verständniß entgegengebracht hätte, oder daß die Discussion selbst geeignet gewesen wäre, der Masse klar zu machen, worauf es ankomme, und was dabei für sie herausschaue. Ist es doch leider eine traurige Wahrnehmung, daß man selbst in gebildeten Kreisen an eine „Bank" häufig nur in mißbräuchlicher Verbindung mit jener Gattung weiblicher Verwandten zu denken pflegt, welche den Schwächen jüngerer Familienmitglieder so häufig als Hülfsinstanz dient, während Andere wiederum die „Bank" mit den geheiligten Stätten der Andacht, noch andere mit dem Namen eines nationalen Helden oder der herkömmlichen Bezeichnung altägyptischer Könige in Verbindung bringen. Trotz alledem waren diese Verhandlungen weitaus die interessantesten, welche den Reichstag seit lange in Anspruch genommen haben und es war ein würdiger Klimax, daß die hartgeplagten Abgeordneten ihre Session mit dieser bedeutsamen Arbeit trotz alledem zu einem im Ganzen befriedigenden Abschlusse bringen konnten. Ob die Mahnung in Form eines von der Decke in den Sitzungssaal herabfallenden Verzierungsstückes das Tempo der Debatte wirksam beschleunigt hat, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls findet der Satz von der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen auch auf die als unfehlbar gepriesene Methode der Abstim-

*) Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 21. October 1847.

**) Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm, Berlin 1875. S. 292.

Digitized by Google

mung in der Form des „Hammelsprunges" seine Anwendung. Denn wäre der verehrte Abgeordnete Schulze-Delitzsch im entscheidenden Augenblicke zur richtigen Thür in den Saal getreten, so würde das Siemens'sche Amendement zum § 44 des Gesetzes gefallen und eine kostbare Zeit, welche von den Vergleichsverhandlungen und der nochmaligen Discussion beansprucht wurde, erspart worden sein.

Es wird dem Wochenberichterstatter nicht als ein Mangel an Gründlichkeit vorgeworfen werden, wenn er die „Sinner in der Finanzkunst" nicht durch eine nachträgliche Kritik der eigentlich zur Entscheidung gelangten Principienfragen regalirt. Er muß sich genügen lassen, die Ausbeute, welche die Verhandlung an beachtenswerthen neuen Schlagworten geliefert hat, festzustellen. Da ist zunächst das beherzigenswerthe Dictum des Berichterstatters Bamberger, der im Anschlusse an die Ausführungen des preußischen Finanzministers anerkannte, „daß wir unsere politischen und kriegerischen Erfolge einigermaßen durch ökonomische Niederlagen befleckt haben"; dann seine Kategorisirung der einen Partei in der Bankfrage, als Mitglieder der „Bruderschaft von der stricten Observanz", was mir den Wunsch nahe gelegt hätte, diesen nach Analogie des Freytag'schen Sprachgebrauches „freie Bankgenossen" gegenüberzustellen; da ist endlich der von Lasker, dem Unermüdlichen, dem Gründerthum von neuem angekündigte „Kampf auf's Messer".

Wenn es gestattet wäre, daß ein Wochencourier dem Gefühle des Neides zugänglich sein darf, Niemand dürfte ihm beneidenswerther erscheinen als der Berichterstatter in dieser Debatte. Welche Befriedigung muß es ihm gewähren, an so hervorragender und durch das Gesetz geschützter Stelle frei von jeder Rücksicht auf das Preßgesetz und auf unorthographische, unfrankirte und unverschämte Reclamationen in Bezug auf die Gründerseuche das letzte Wort sagen, wenn auch nicht das letzte Mittel der Heilung angeben zu können! Es wird die Zeit kommen, daß auch die Tagespresse dieses Thema eingehend errörtert: sie wird Anfang, Verlauf und Ende dieser Epidemie historisch, kritisch, physiologisch und analytisch beleuchten, sie wird furchtbar gelehrt werden über Dinge, die Jedermann inzwischen zu seinem Leidweisen auf das gründlichste kennen gelernt hat, — sie wird weislich reden, aber zur Unzeit, — nämlich zu spät und nachdem das Kind in den Brunnen gefallen ist. Als die Wogen des Gründerthums hoch gingen, hatte sie keine Zeit dazu, sie war zu sehr in Anspruch genommen durch den täglichen Abdruck der spaltenlangen Inserate, Prospecte und Rechenschaftsberichte sowie der Referate über den blühenden Stand der Gesellschaften, die ihr Eigenlob in die Welt hinausposaunten. Wen kann es da Wunder nehmen, daß die rasende Gewinnsucht die ganze Gesellschaft wie ein ansteckendes Fieber ergriff und auch die Besonnensten ihre Ruhe verloren? Kaum daß hier und da der sittliche Instinct davor bewahrte, die Gaunerei betrügerischer Schächer durch pecuniäre Erfolge für absolvirt zu erachten. Es war wie in der schlimmsten Zeit der römischen Kaiserherrschaft, von der Tacitus so schneidende Beispiele gibt, und in der die ungezügelte Begierde nach Gold das Verbrechen der Testamentsfälschung und Erbschleicherei gleichsam zur Mode machte. Charakteristisch ist, was er (Annalen, Buch 14, Cap. 40) gelegentlich von Marcellus anführt, der einem gleichen Verhängnisse unterlag: Marcellus stand als Urenkel des Asinius Pollio in allgemeinem Ansehen und galt als kein unebener Mann, bis auf den einen Fehler: daß er die Armuth für das größte aller Uebel hielt" — neque morum quemquam honestiorem habebatur, nisi quod paupertatem praecipuum malorum credebat.

In diese verwandten Kreise hat die Bankgesetzdebatte wiederum einige Alarmschüsse abgefeuert; ob zu ihrem und des mittlerweile ruinirten Privatpublicums Besten — wer will es hoffen? In jedem Falle aber wird es allen besonnenen Freunden einer naturgemäßen Entwicklung unseres wirthschaftlichen Lebens eine Genugthuung sein, daß die Gesetzgebung des Reiches nicht dazu hat gemißbraucht werden können, der Arglist und dem Unfug den Stempel einer gesetzlichen Berechtigung aufzudrücken.

Nemo.

Notizen.

Der Reichstag ist geschlossen und die Mitglieder sind glücklich nach der Heimat zurückgekehrt, soweit sie nämlich nicht sofort von dem Regen der deutschen Parlamentsarbeit in die Traufe der nicht minder absorbirenden Thätigkeit der preußischen Kammern gerathen sind. Der Frieden, welchen die Thronrede bei der Eröffnung der Reichstagssession verkündet hatte, wurde auch während dieser ganzen von den wichtigsten Debatten getragenen Monate nicht unterbrochen. Weder die Gustavaffaire noch der orientalische Spuk hat ein ernstliches Gewitter heraufzuführen vermocht. Der wirkliche Horizont blieb klar und nur Leute von nicht übermäßig ausgedehntem innern Gesichtskreise oder Officiöse, die gelegentlich Wiesel je nach Wunsch für Wolken ansehen, konnten von Kriegsgefahren träumen und sich dadurch den Schlaf stören lassen. Der Nautilus kreuzt ruhig vor Zarauz und die braven Theerjacken seiner Mannschaft mögen halb ärgerlich halb amüsirt von der Rolle gehört haben, welche der Telegraph sie neulich spielen ließ. Von dem Lebenslauf dieser berühmten Ente wären Geschichten zu erzählen, durch welche die von einem hiesigen Blatte unternommene Enquete in unerwarteter Weise ergänzt werden möchte. Militairs wollten von vornherein nichts davon hören, und ein Infanteriemajor, als ihm das ominöse Telegramm gezeigt wurde, rief halb verdrießlich: Ach was, wer wird sich mit einer Handvoll Leute abschneiden lassen! Admiral Stosch zeigte sich seinerseits schon Sonnabend den 16. nach Ankunft der famosen Depesche bei einer Begegnung sehr ungläubig und schien nur einigermaßen verwundert über das Zusammentreffen der Daten bei dem Vorbeisegeln des Schiffes in der Höhe von Zarauz. Gegen Abend desselben Tages wußte man in unserem Marineministerium und daher ohne jeden Zweifel auch im Ministerium des Auswärtigen, was es mit der deutschen kurzer Hand bewirkten Intervention in Spanien für eine Bewandtniß hatte. Wir wollen nicht weiter untersuchen, warum sogenannte informirte Correspondenten trotzdem während vierundzwanzig Stunden umherschrieben und sogar telegraphirten, die Nachricht scheine sich zu bestätigen, wenn auch Einzelheiten noch fehlten und so weiter. Das Besserwissen kann doch manche unliebsame Streiche spielen. Das sind indessen vergangene Dinge, die das große Publicum weniger interessiren als den journalistischen Ameisenhaufen, der nirgends so fleißig arbeitet wie in Berlin, hier auch im Ganzen viel zu sehr uniformirt, disciplinirt und überwacht ist, als daß ihm dergleichen allzu häufig passiren könnte. Die Wiener Publicisten haben viel mehr freie Hand und dürfen sich schon mehr erlauben, namentlich in Sachen des Orients, der von jeher eine Fundgrube der wechselvollsten Münchhausiaden war. Würden jene Correspondenten an der Donau für jede haarsträubende Uebertreibung oder allarmistische Phantasie, welche sie seit Jahr und Tag über die Vorgänge in den türkischen Vasallenstaaten oder auf der Balkanhalbinsel zum Besten gaben, am Tage des jüngsten Gerichts verantwortlich gemacht, so müßte in der Hölle ein ganz besonderer ziemlich umfangreicher Raum für sie eingerichtet werden. Zum Glück weiß jeder erfahrene Zeitungsleser, was die orientalischen Märchen jenes losen Federvolkes auf sich haben. Der Frieden bleibt also gesichert, trotz carlistischer Plündereien, montenegrinischer blutiger Prügelscenen und zahlloser politischer Schnitzer am goldenen Horn. Nur der Krieg mit dem Klerus wird mit unerschöpften Kräften fortgesetzt, bis es dem Papst bei seiner 1870 eingeführten Gottähnlichkeit selbst einmal bange wird. Diese Wendung könnte früher eintreten als man glaubt. Es ist nicht genug bekannt, daß Pius IX. sich nicht ohne längeres Schwanken und erst auf das unausgesetzte Andringen der Jesuiten zur Adoption des verhängnißvollen Dogmas entschlossen hat. Der Papst hat einen Fond gesunden Humors, der ihn längere Zeit vor Ausschreitungen bewahrt hatte. Während des Concils klagte er darüber, daß fünfzig arme Bischöfe aus der päpstlichen Küche gespeist werden mußten und bemerkte, die Leute würden ihn noch ruiniren! Oder wörtlich, mit italienischem Calembourg: Per la furia di rendermi infallibile mi faranno fallire! Solche Aeußerungen werden in der Kirchengeschichte selten aufbewahrt. Und so möge denn dieser päpstliche Stoßseufzer hier für Mit- und Nachwelt authentisch verzeichnet sein.

* * *

Der Verfasser der „Märchenspiele", über welche Hermann Lingg in einer der letzten Nummern der „Gegenwart" berichtet hat, heißt nicht Franz Bann, sondern Franz Bonn.

Digitized by Google

Inserate.

In meinem Commissions-Verlage erschien soeben und ist von mir gegen Baareinsendung von nur 10 Thaler zu beziehen:

Portrait Bismarck's in Civil,

Oeldruck nach der neuesten Photographie gemalt. Größe 66/83 Ctm. incl. prachtvollen echten

Baroque-Rahmen.

Das Bild ist entschieden das beste existirende Portrait Bismarck's und darf als Zierde jedes Salons oder Zimmers gelten.

Ich versende für obigen Betrag **franco** und gut in Kiste verpackt, **nehme das Bild auch, wenn es nicht gefällt und es mir franco retour gesandt wird, zurück.**

Carl Minde in Leipzig.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

Soeben erschien:

Robert Franz

und das

deutsche Volks- und Kirchenlied

von

August Saran.

Mit Notenbeilagen enthaltend:

Sechs Choräle für gemischten Chor u. sechs altdeutsche Lieder für eine Singstimme m. Begleitung des Pianoforte bearbeitet von Robert Franz.

Gross-Octav. Geheftet 5 Mark.

Bei **F. Schmeer & Söhne** in Ratibor erschien soeben:

Vägerle flieg' aus!

Gedichte in schlesischer Mundart

von

Max Heinzel.

gebunden zu 2 Mark 25 Pf., brochirt zu 1 Mark 60 Pf.

Ganz neu!

Kurzer,

Das Buch von der deutschen Flotte.

Preis nur 80 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Bei Einsendung des Betrages franco.

Bültmann & Gerriets Nachf.

in Basel.

Verlag v. **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

DIE DEUTSCHE DICHTUNG

DES 19. JAHRHUNDERTS

in ihren bedeutenderen Erscheinungen.

Populäre Vorlesungen

von

Dr. **K. J. Schröer,**

Professor in Wien.

Preis: 9 Mark.

Edm. Gaillard, vorm. Carl Heinr. Gerold in **Berlin,** W., Krausenstr. 69,

Specialgeschäft für Oelfarbendruck,

Kunstanstalt, Verlag, Export, Debit, Detail, führt grundsätzlich **nur die besten** Erscheinunge des Oelfarbendrucks. — Illustrirte Kataloge etc. gratis und franco.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin N. W.,

32 Louisenstr. 32.

Den Lesern der Gegenwart

als **Ergänzungs- und Beiblatt** besonders empfohlen.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik

herausgegeben

unter Mitwirkung der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller

von

Oscar Blumenthal.

Am Ende jedes Monats erscheint ein Heft im Umfang von 5 bis 6 Bogen Lex. elegant geheftet.

6 Hefte bilden 1 Band.

Preis pro Heft 1 Mark, pro Band 6 Mark, pro Jahrg. 12 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten **Deutschlands und des Auslandes.**

Heft I Januar

erschien soeben und kann von jeder Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden. Dasselbe hat folgenden Inhalt:

I. **Neue Gedichte und Sprüche** von Friedrich Bodenstedt.
II. **Störungen.** Novelle von Ernst Wichert.
III. **Kaiser Karl's Heimgang.** Ein Vorspiel zu der Tragödie „Don Juan d'Austria" von Albert Lindner.
IV. **Klänge d. Schmerzes.** Von Hieron. Lorm.
V. **Ein Märchen vom Ganges.** Von Karl Woermann.
VI. **Ueber musikalische Texte.** Von L. Noiré.
VII. **Antipessimistische Betrachtungen eines Pessimisten.** Von Osc. Blumenthal.
VIII. **Kritische Rundblicke.** Von Ferdin. Kürnberger, Fr. Kreyssig, Klaus Groth und Wilh. Buchholz.
IX. **Zur Kritik der Kritik.** — **Miscellen.** — — **Aus unserer Briefmappe.**

Die nächstfolgenden Hefte bringen unter Anderem:

Poetische Uebertragungen. Von Em. Geibel.
Novellen (in Vers und Prosa) von Wilhelm Jensen, Alfred Meißner, Ferd. von Saar, Sacher-Masoch, Steph. Milow und Rudolf Lindau.
Neue Gedichte. Von Gottfried Kinkel.
Die Reise nach Glück. Eine confuse Comödie von Feodor Wehl.
Kornagast. Von Moriz Carriere.
Der Herrenschlüssel. Ein Lustspiel von Hieronymus Lorm.
Ferner:

Poetische und kritische Beiträge

von Karl Gutzkow, Joh. Scherr, Paul Lindau, Robert Hamerling, Edmund Hoefer, Hermann Lingg, Ed. Grisebach, A. Mels, Murad Effendi, Ferd. Lotheißen, Ada Christen u. A.

Die „**Neuen Monatshefte**" sind keine Fachzeitung, sondern ein **Unterhaltungsblatt im vornehmsten Stil,** und gewähren ein Gesammtbild des gegenwärtigen litterarischen Schaffens, das sich theils in den novellistischen, dramatischen und lyrischen Beiträgen der namhaftesten Dichter, theils in fesselnden Essays und Plaudereien lebensfrisch wiederspiegelt.

VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist ebe erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte

Von

C. Radenhausen.

Erster Band. 10 Mark 50 Pf.

Das Werk enthält eine ausführliche Ko mogenie auf Grund der Wissenschaft de Gegenwart.

Hierzu der Prospect über die „**Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik**" von der Verlagshandlung **Georg Stilke** in Berli

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. **Verlag und Expedition von Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. **Druck von B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 13. Februar 1875. Band VII.

31
39
.629
v.7
m.7

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Campagna di Roma. Von Karl Braun. — Englands liberaler Führer. Von Karl Blind. IV. V. (Fortsetzung.) — Die drei Turgenjew. Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft". (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: Die Kämpfer von Eleusis. Von Hermann Lingg. — Ein österreichischer Dialektdichter. Ludwig Anzengruber. Von Fritz Mauthner. — Neue dramatische Dichtungen. „Preußens erstes Schwurgericht." Schauspiel in 5 Aufzügen von Hermann Kette. „Dame Lucifer." Lustspiel in 4 Aufzügen von Karl Nissel. Besprochen von Paul Lindau. — Theodor Döring. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Georg Hiltl. III. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: Verloosung von Kunstwerken für den Bau eines Berliner Künstlerhauses. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Inserate.

Die Campagna di Roma.

Von Carl Braun.

Um dieselbe Zeit, wo im Kalender der Februar den Januar und in Berlin der preußische Landtag den deutschen Reichstag ablöste, hat in Rom der Held von Caprera den Re Galantuomo und unmittelbar darauf der Principe Torlonia den Helden von Caprera besucht.

Victor Emanuel und Garibaldi haben eine halbe Stunde mit einander im Conclave gesprochen, aber obgleich, vielleicht auch weil Zeugen nicht zugegen waren, kennt doch die italienische Presse ganz genau den Gegenstand der Unterhaltung. Zunächst ist es leicht zu errathen, wovon der Beherrscher der Italia Una und der Mann im rothen Hemde nicht gesprochen haben. Ueber die Aufrichtung des jungen Königreiches wußten sie sich schwerlich etwas Neues zu sagen. Auch fehlte zu diesem Gegenstand der Unterhaltung der dritte Mann, der Graf Camillo Cavour. Von Aspramonte oder Mentana zu sprechen, wäre auch nicht geschmackvoll gewesen; und eben so unangenehm, wie dieser Gesprächsstoff für Garibaldi, war ein anderer für Victor Emanuel. Ich meine damit die „europäische Weltrepublik", deren Ehrenpräsidentschaft von Felix Pyat dem Kolon von Caprera angetragen und von diesem auch, unter Vertröstung auf bessere Glücksumstände, angenommen worden ist. Wir wissen also, wovon sie nicht sprachen; aber wovon sprachen sie denn? Nun, sie sprachen von der Stromcorrectur der Tiber von Rom bis zu ihrer Mündung und von der Cultivirung der Campagna di Roma, die einst ein höchst fruchtbares Land, dermalen eine Mischung von Sumpf und Wildniß ist, für Vieh kaum verwendbar und für Menschen gefährlich. Garibaldi will den Tiberstrom schiffbar, die Hauptstadt zu einem Hafen machen und die Campagna theils entwässern theils bewalden. Eine große und fruchtbare Idee, welche geeignet ist, die ganze Physiognomie einer welthistorischen Stätte zu ändern. Eine Idee größer und fruchtbarer, als jener „beinerne Esel-Wascher", mit welchem Felix Pyat und Genossen unter der Firma „Weltrepublik Europa" vergeblich feil halten. Damit aber der Idee auch die Erscheinungsform nicht fehle, hat, nachdem Garibaldi bei Victor Emanuel Audienz gehabt, der Fürst Torlonia von Rom, der größte Finanzmann Italiens, — man vermuthet, daß sein Finanzzustand blühender sei, als der des jungen Königreichs — unmittelbar danach mit Garibaldi conferirt, und zwar ebenfalls über die Wiedergewinnung der Campagna di Roma für die menschliche Cultur. Was Garibaldi erdacht, was Victor Emanuel genehmigt, das soll Torlonia „finanziiren"; und wenn er will, so sagen die Italiener, dann kann er.

Dadurch tritt denn das Interesse an jener Wildniß wieder einmal hervor, welche Rom umgibt und die „Campagna" genannt wird. Jeder Tourist, welcher Rom besucht, hat ihr ein lebhaftes Gedächtniß bewahrt. Während sich sonst im Laufe der letzten zwanzig Jahre in Italien und namentlich auch in der „ewigen Stadt" so Vieles geändert hat, die Campagna ist unveränderlich dieselbe geblieben; und wer sie vor dreißig Jahren gesehen, der ist auch heute noch im Stande als neuester Beobachter und competenter Beurtheiler darüber mitzusprechen. Nur Etwas hat sich geändert, — das Verhalten der öffentlichen Meinung zur Campagna. Vor zwanzig Jahren, als ich mit einem schon 1866 verstorbenen Freunde dieselbe in Kreuz und Quere durchstreifte, galt die Campagna für eine nicht nur vollendete, sondern auch unabänderliche Thatsache. Wenn wir fragten, warum man denn dagegen nichts thue, warum man die Entwaldung der Berge, von welchen der Tevere und seine Nebenflüsse, namentlich die überschwemmungslustige Nera kommen, und die Versumpfung der Ebene, die Zurückdämmung der Abflüsse des Tiber-Delta, die Inundationen der Tiber, die Malaria und die sonstigen Krankheiten, welche die Menschen aus der Campagna vertrieben, immer weiter vorschreiten lasse, — dann zuckte man lächelnd die Achseln. Man fragte uns, ob wir denn nicht wüßten, daß der Santo Padre ganz andere Dinge zu thun habe; und nur ein höflicher Franzose, welcher mit der römischen Curie in Beziehungen zu stehen schien — wir hatten ihn an der Table d'hôte des Albergo di Minerva kennen gelernt, eines Hotels, das, obgleich es den Jesuiten gehört, doch in oberirdischer und unterirdischer (d. i. kellerhafter) Beziehung das höchste Lob verdient — nur dieser Franzose verwies uns auf den Herrn de Chateaubriand, welcher damals schon aufgehört hatte, Mode zu sein. Chateaubriand deducirt nämlich, daß diese Wüste, in welcher man nichts sieht als altrömische Aquaducte und sonstige Ruinen und langgehörnte Ochsen, die allerpassendste Umgebung für die Residenz des Oberhauptes der katholischen Christenheit sei. Mit Recht bemerkt dagegen der italienische Ingenieur Raffaele Pareto, daß, wenn die Umgebung von Rom eben so heiter und fruchtbar wäre, wie sie steril und düster ist, Schriftsteller à la Chateaubriand Gründe finden würden, auch dies für die passendste Einfassung der Metropole des Katholicismus zu erklären.

Man hat die schlechte Beschaffenheit der Campagna den Päpsten allein zur Last legen wollen. Allein mit Unrecht. Denn schon zur Zeit des alten Rom finden wir Anfänge dieser Verödung. Schon Cicero lobt Romulus u

Digitized by Google

Remus, daß sie sich für ihre Stadt die sieben Hügel ausgesucht hätten, denn diese bildeten eine gesunde Oase mitten in einer sonst ungesunden Gegend. So schlimm wie jetzt kann es aber damals unmöglich schon gewesen sein. Denn der Kaiser Hadrian erbaute sich jene prachtvolle große Villa, zu deren Trümmern man auf dem Wege nach Tivoli einen Abstecher zu machen pflegt, in jenem Theile der Campagna, welcher heute wegen seiner Malaria der verrufenste ist; und Kaiser Claudius legte am rechten Arme des Tiber-Deltas einen berühmten Hafen an einer Stelle an, wo jetzt sich nur noch das giftigste Sumpfland befindet. Die Sache hat sich also doch seit den Zeiten Ciceros und der Imperatoren bedeutend verschlimmert. Den Schlüssel zu dieser Erscheinung gibt uns Plinius. „Latifundia Italiam perdiderunt," sagt er. Das Zusammenballen des Grundeigenthums in wenigen Händen hat Italien zu Grunde gerichtet. Diesen Latifundien fehlte das Capital und die Arbeit. Dadurch daß dieselben unter päpstlicher Herrschaft großen Theils in den Besitz der todten Hand geriethen, wurde die Sache verschlimmert. Man entwaldete die Berge und rief dadurch Ueberschwemmungen hervor. Man vernachlässigte die Mündungen der Tiber. In Folge dessen schritten die Versumpfungen von der Berg- und der Meerseite und von den Ufern des Flusses gleichmäßig vor und bemächtigten sich immer größerer Flächen. Die Sümpfe erzeugten die Malaria, und die Malaria hat die Menschen vertrieben. Pindar singt zwar: „*Τὸ ἄριστον μὲν ὕδωρ*", das Beste ist das Wasser. Aber daß es, wenn es sich am unrechten Orte befindet, auch das Schlechteste sein kann, davon mag man sich hier in dem Agro Romano überzeugen.

Der römische Adel, welchem gegenwärtig die Campagna gehört, hat keinen Sinn für Landwirthschaft. Er sucht aus seinem Grundeigenthum möglichst schnell baar Geld herauszuschlagen, ohne sich sonst irgendwie dafür zu interessiren. Die Campagna verpachtet er an eine schlimme Sorte von Speculanten, welche man die „Mercanti di Campagna" nennt. Noch vor zweihundert Jahren hatten viele Edelleute Landsitze und Villen in der Campagna. Jetzt ist alles das verschwunden. Es ist von Sumpf und Weide verschlungen. Nur der Fürst Torlonia macht eine rühmliche Ausnahme. Er administrirt sein Gut Porto selbst. Auch hat er den Lago di Fucino ausgetrocknet und dessen Umgebung entwässert und dadurch einen großen Erfolg nicht nur für die Landwirthschaft, sondern auch für die öffentliche Gesundheitspflege erzielt.

Im Ganzen besteht die Campagna aus 360 großen Gütern. Jeder der Mercanti pachtet eine Anzahl derselben, so daß der Großgrundbesitz durch die Verpachtuug nicht parcellirt, sondern nur noch mehr condensirt wird. Die Mercanti geben dann die Flächen an kleine Leute in Pacht. Sie dienen in der Regel als Viehweide und werden nur zum Theil mit Weizen bestellt, und auch das nur zeitweise. Die Mercanti, welche sich untereinander zu verständigen wissen und sich weder im Pachten noch im Verpachten Concurrenz machen, haben gar kein Interesse an Meliorationen des Bodens, im Gegentheil. Sie würden dann einen weit höhern Pachtzins zahlen müssen und am Ende überflüssigwerden. Denn eine Verbesserung und Parcellirung des Landes würde für die Eigenthümer, wenn sich dieselben dazu verstehen wollten, die Folge haben, daß sich auf directem Wege, und ohne Vermittelung der Mercanti, Pächter und schließlich auch Käufer fänden.

Es ist wahr, die römische Campagna ist sehr malerisch, malerischer z. B. als ein rheinischer Weinberg mit seinen regelmäßigen Zeilen und seinen senkrechten Stöcken. Aber das Elend, das dort herrscht, ist wahrhaft grenzenlos. Nur die ärmsten Leute verdingen sich hierher; und auch diese entfliehen in der Zeit von Juli bis Mitte October, um sich dem Fieber zu entziehen. Sie haben sich Höhlen in den Tuffstein gewühlt, oder verkriechen sich in irgend einem alten Gemäuer, wo sie zusammenliegen wie die Neger in dem Zwischendeck eines Sklavenschiffes, und wo eine Unsauberkeit herrscht, von welcher ein Nordländer absolut keinen Begriff hat. Außer diesen unglücklichen Menschen sieht man nur ruppige Schafe, von welchen man einen recht schlechten Käse erzielt, und deren Lämmer in Rom als Delicatesse gelten, und schöne großgehörnte Ochsen und Kühe, welche aber weder zur Milch- noch zur Fleischproduction taugen, sondern nur, soweit es ihre große Trägheit erlaubt, zur Arbeit verwendet werden.

Eine vollständige Uebersicht der vielen vergeblichen Versuche, den Agro Romano gesund, bewohnbar und culturfähig zu machen und eine Darlegung und Kritik der gegenwärtig zu diesem Zwecke aufgestellten Projecte findet man in dem Aufsatze von Raffaele Pareto in dem zweiten Band von Hillebrands „Italia". Noch heute sieht man hin und wieder inmitten von Sumpf, Wildniß oder Weide in irgend einem alten Gemäuer eine Marmortafel eingesetzt, welche in stolzem Latein der Mit- und Nachwelt, orbi et urbi, verkündet, der Papst So und So habe dieses Land durch Entsumpfung der Gesundheit und der Cultur mit bestem Erfolge zurückerobert. Allein der Augenschein lehrt uns, daß dieser Erfolg nicht länger gedauert hat, als das Leben des betreffenden Papstes, und daß die Wildniß sich längst wieder in den Besitz des Landes gesetzt hat, das man ihr nur vorübergehend entzogen.

Dies erinnert mich unwillkürlich an eine Erscheinung im Pinzgau, das durch die Salzach gänzlich versumpft ist. In der Nähe des mitten in diesem Sumpfe gelegenen armen Ortes Muttersull, den man mit bitterem Spotte „das Pinzgauer Venedig" nennt, machte mich mein Begleiter auf einen Gedenkstein aufmerksam, welcher die Worte trägt: „Meine Kinder, da muß Euch geholfen werden!" Der Stein steht auf einer kleinen Anhöhe, welche von einer Gruppe von Bäumen verschiedener Art gekrönt wird. Es ist das eine Erinnerung an Kaiser Franz II., welcher 1832 jene Worte sprach und befahl, jenen gräulichen Sumpf auszutrocknen. Natürlich fand der kaiserliche Befehl gehorsame Hände, und ehe noch das Werk vollendet war, setzte man jenen Denkstein und pflanzte man jene fünf Bäume, nämlich eine Fichte, eine Rothbuche, einen Ahorn, einen Nuß- und einen Zirbelnuß-Baum, deren Anfangsbuchstaben das Wort FRANZ bilden.

Heute aber ist der Sumpf wieder da in üppigster Fülle. Der Denkstein ist halb versunken; und der Nußbaum ist abgestorben.

Hoffen wir, daß die unter den Auspicien des Königs Victor Emanuel von Garibaldi und Torlonia geplante Entsumpfung und Cultivirung der römischen Campagna einen bessern Erfolg hat. Denn nichts bedarf das junge hoffnungsvolle Königreich Italien mehr als wirthschaftlichen Aufschwung. Es ist Zeit, daß ihm die Romantik des Verfalles und Untergangs Platz macht. Auch in Rom und vor dessen Thoren.

Englands liberaler Führer.

Von **Karl Blind.**

(Fortsetzung.)

IV.

Durch den Drang der Umstände, keineswegs durch freie innere Entwicklung seines Charakters, wurde Gladstone zum politischen Liberalismus bekehrt. Was ist nun die Ursache seiner neuesten, so auffallenden Wendung?

Noch am Schlusse der letzten Parlamentssitzung sahen wir ihn, im Gegensatz zu Disraeli und der auf Einschränkung der ritualistischen Richtung berechneten Kirchenordnungsbill, eine Stellung einnehmen, welche von seiner heutigen scharf absticht. Sein Cabinet war zu Falle gekommen. Unter den zahlreichen Widersachern, die gegen ihn aufgestanden waren, hoben sich die protestantischen Gegner alles offenen oder verhüllten Römlingsthums klar ab. Dies hätte Gladstone sofort eine Lehre sein können. Gleichwohl machte er, nachdem er eine Weile im Zelte geschmollt, nochmals einen Versuch,

Digitized by Google

sich zugleich die Gunst der hochkirchlichen Partei und der Ultramontanen zu erwerben, indem er vor die römelnden Ritualisten seinen deckenden Schild hielt. Der Versuch mißlang. Conservative und Liberale waren einig darin, daß man dem römischen Unfug innerhalb der aus Staatsmitteln erhaltenen protestantischen Kirche ein Ende machen müsse. Gladstone sah sich gezwungen, seinen Antrag fallen zu lassen.

In der Muße der Parlamentsfeiertage hat er nun Zeit gehabt, über den Sturz der liberalen Partei nachzudenken. Die Frucht seines Nachdenkens ist seine Schrift über: „Die Vaticanischen Beschlüsse in ihrer Beziehung auf die staatsbürgerliche Treue".*)

Schwer läßt sich der Eindruck beschreiben, den diese Flugschrift hervorrief. Man war an mancherlei Wendungen bei Gladstone gewohnt, diese neueste schien jedoch die erstaunlichste. „Steckt keine Täuschung dahinter?" frugen seine unversöhnlichen Feinde. „Erklärt er sich vielleicht gegen die Unfehlbarkeit, um seinen Abfall vom Protestantismus zu einer Art Nationalkatholicismus zu maskiren? Er war ja bei Döllinger gewesen, wer weiß, was dort gebraut wurde! Will er etwa ein allgemeines, gemildertes Kirchenthum katholischer Form herstellen, in welchem das römische, das griechische und das protestantische Bekenntniß zu Einem Brei verrührt würde? Birgt seine Stellung gegenüber den Vaticanischen Beschlüssen vielleicht ein verhülltes Geschütz, das eines Tages gegen die strengere reformirte Lehre gerichtet werden soll?"

Man ist bei Gladstone gewohnt, daß er die Sprache nicht immer zum zweifellosen Ausdruck eines Gedankens benutzt. Man forschte daher auch diesmal, was Talleyrand eigentlich meine.

Liest man die Schrift, die sich durch Klarheit, wenn auch nicht durch gute Anordnung auszeichnet, ganz unbefangen, so scheint ein Zweifel über die Ursache seiner Umkehr kaum erlaubt. Gladstone hat wohl einen starken Zug zum Spintisiren über geistliche Fragen. Schließlich ist er indessen doch ein Politiker; und zwar ein solcher, dem hoher Ehrgeiz nicht fehlt. Von staatsmännischen Arbeiten sucht er gern Erholung, indem er bei den Alten einkehrt. Die Beschäftigung mit den Heldengestalten des homerischen Zeitalters schärft ihm aber andrerseits wieder die Streitlust. Man muß Disraeli gesehen haben, wie er ruhig dem geschlagenen Nebenbuhler wiederholt die in ätzende Lauge getauchte Waffe in die Weiche bohrte, um zu verstehen, daß Gladstone eine erlittene Niederlage schwer verwindet und nach einem Erfolg, nach Rache athmet. Hier liegt wohl das große Geheimniß dieser jüngsten Gladstone'schen Schrift.

„Seit dreißig Jahren" — schreibt er auf Seite 56 — „und unter den verschiedenartigsten Umständen, im Amte, und als unabhängiges Mitglied des Parlamentes, in Mehrheiten oder in kleinen Minderheiten stimmend, und während des größeren Theiles der Zeit, innerhalb welcher ich eine bedeutendere, wesentlich geistliche Wählerschaft vertrat, habe ich, mit andern zusammen, mich bemüht, die bürgerlichen Rechte meiner römisch-katholischen Landesgenossen zu erhalten und auszudehnen. Die liberale Partei, mit der ich gewöhnlich in Verbindung gebracht wurde (with which I have been commonly associated), hat in der öffentlichen Gunst und in ihrem Einflusse gelitten, und manchmal schwer gelitten, weil man sie für zu eifrig in der Befolgung dieser Politik hielt, während sie gleichzeitig bei dem römischen Hofe im schlimmsten Geruche stand infolge ihrer (wie ich hoffe) unabänderlichen Zuneigung zur Freiheit und Unabhängigkeit Italiens. Ich bin manchmal der Sprecher dieser Partei gewesen bei Vorschlägen, welche jene von mir erwähnte Anschuldigung thatsächlich, wenn auch nicht berechtigter und vernünftiger Weise, zu nähren geeignet waren. Die Beschuldigung an sich ist nun einmal vorhanden. Während daher einerseits (wie ich glaube) die allgemeine Gerechtigkeit gegenüber der Staatsgesellschaft es erforderte, daß meine jetzige Auseinandersetzung erfolge, ließ es die besondere Gerechtigkeit gegenüber der Partei, der ich in Treue ergeben bin, und die vielleicht durch mich zum Theil vor unseren Landsleuten zu Schaden gebracht worden ist (and which I may have had a share in thus placing at a disadvantage before our countrymen), zum allermindesten als geziemend erscheinen, daß ich nicht davor zurückschrecken sollte, diese meine Bemerkungen schriftlich niederzulegen."

Von 1847—65 war Gladstone, wie er in Obigem andeutet, der Abgeordnete der Hochschule Oxford gewesen, die allerdings stark nach geistlichem Muster zugeschnitten ist. Die aus ihr hervorgegangenen Gelehrten thaten sich auch namentlich in früheren Jahren sehr viel auf das zu gute, was man scherzhaft die „Oxfordoxie" nannte. Der Ausdruck: „the Liberal party of this country, with which I have been commonly associated" hat etwas Schillerndes. Er kann bedeuten, daß Gladstone gewöhnlich mit dieser Partei stimmte — oder auch, daß man ihn gewöhnlich als ein Mitglied dieser Partei ansah. Die Feinheit dieser letzteren Unterscheidung wäre schon ächt Gladstonisch. Deutlich sind die Hauptsätze. Der gestürzte Minister erkennt an, daß seine Politik gegenüber den Ultramontanen die liberale Partei in der Meinung des Landes geschädigt habe. Von da zu der Annahme, daß er mittelst dieser Flugschrift das Treffen wieder herstellen wolle, ist ein kurzer Schritt.

In der That bemerkt er weiter, auf Seite 59, im Hinblick auf die an Irland gemachten Zugeständnisse:

„Als das Parlament das Kirchengesetz von 1869 und das Landgesetz von 1870 beschlossen hatte, blieb nach dem Begriffe staatsmännischer Billigkeit nur noch Eine wichtige Frage zu erledigen übrig — die Frage des höheren Unterrichtswesens. Ich glaube, die liberale Mehrheit im Hause der Gemeinen und die Regierung, der anzugehören ich die Ehre und Genugthuung hatte, haben förmliche und volle Tilgung dieses Theiles der Schuld durch die Irische Hochschulbill vom Februar 1873 angeboten. Manche glauben sogar, diese Schuld sei über die Maßen bezahlt (overpaid) worden: eine Frage, in die hier einzutreten offenbar nicht der Platz ist. Aber die römisch-katholischen Vorgesetzten Irlands hielten es für passend, die Verwerfung jener Bill herbeizuführen, indem sie ihren unmittelbaren Einfluß auf eine gewisse Zahl irischer Parlamentsmitglieder ausübten und eine Lockspeise dadurch auswarfen — mit anderen Worten (um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen): sich der Toryopposition zum Kaufe anboten. Ihre Bemühungen waren von vollständigem Erfolge begleitet. Von da an fühlte ich, daß die Lage sich verändert hatte, und daß wichtige Dinge durch geziemende Erklärungen aufgehellt werden müssen. Die Schuld an Irland war entrichtet. Eine dem Lande im Großen und Ganzen zu entrichtende Schuld war nun zu tilgen — und das ist die Pflicht, die wir jetzt zu erfüllen haben".

Viele sind geneigt, aus den Worten Gladstones nur das Gegentheil des Gesagten herauszulesen, oder wenigstens eher den Nachdruck auf das zu legen, was er anscheinend in den Hintergrund stellt, dagegen dem von ihm Hervorgehobenen eine verhältnißmäßig geringere Bedeutung zuzuschreiben. Ich halte dies im vorliegenden Falle für ganz ungerechtfertigt. Der liberale Führer hat mit augenfälliger Selbstüberwindung einer dringenden politischen Nothwendigkeit nachgegeben.

Was ihn vielleicht zunächst zu dem Schritte zwang, war der Uebertritt des Marquis von Ripon, des Vorsitzenden im geheimen Staatsrathe unter Gladstones Ministerium und Großmeisters der englischen Freimaurer, zur römisch-katholischen Religion. Das Mißtrauen war infolge dieses Ereignisses auf's höchste gestiegen. Die Handlungsweise Ripons, der augenscheinlich schon lange mit Jesuiten verkehrte und trotz seiner

*) The Vatican Decrees in their bearing on Civil Allegiance: a Political Expostulation. By the Right Hon. W. E. Gladstone, M. P. London, John Murray.

Digitized by Google

Sinneswendung in einer Stellung verblieb, die er längst hätte aufgeben müssen, kommt nach strengeren Begriffen einem Staatsverrathe gleich. In älteren Zeiten hätte er wohl dafür auf dem Towerhügel gebüßt. Heutzutage nimmt man's leichter damit; Staat und Gericht erheben ob solcher Dinge keine förmliche Anklage mehr. Aber unter großen Massen des Volkes erzeugte der unerwartete Abfall der Freimaurerhauptes und hervorragenden Mitgliedes des ehemaligen Gladstone'schen Cabinets einen tiefen Eindruck. „Wer wird der nächste Abtrünnling sein?" frug man sich in grimmem Unwillen.

Da konnte Gladstone, wollte er seine politische Zukunft und die seiner Partei nicht auf's Spiel setzen, nicht länger mehr zögern. Mit eigener Hand mußte er das Tafeltuch zwischen sich und den Römlingen durchschneiden — mit eigener Hand die Axt an den Upasbaum der päpstlichen Unfehlbarkeit legen.

V.

„Eine betrunkene Viper, welche nach dem Schiffe Petri beißt," soll Se. Heiligkeit der Papst Herrn Gladstone nach Veröffentlichung der so unerwarteten Schrift über „Die Vaticanischen Beschlüsse" genannt haben. Trotz der Unfehlbarkeit fällt Pius IX. leicht aus dem Bilde. In den zahlreichen Verwünschungen, welche dieser Großfluchmeister zu Rom so häufig losläßt, herrscht stets derselbe üppige Bilderreichthum, mittels dessen wir auf die ächte Mirakelweise zugleich durch Land und Wasser, durch Himmel und Hölle geführt werden. Die „betrunkene Viper, welche nach einem Schiffe beißt," ist ein Prachtstück aus der fabelhaften Naturgeschichte des Vaticans.

Viel ruhiger haben sich die verschiedenen Hoch- und Ehrwürden der katholischen Kirche in England ausgedrückt. Sie leben auf parlamentarischem Boden, müssen daher schon etwas glattere Saiten aufziehen, wenn sie das Wort ergreifen. An Bannstrahlen lassen sie es zwar auch nicht fehlen. Römische Priester müssen ja heutzutage wie Lampenwärter mit der Zündstange umherfahren, um der immer tiefer in die Nacht der Ketzerei versinkenden Menschheit die nöthigen Lichter aufzustecken. Unter der Zweiflerrotte meint freilich Mancher, diese Priester würden, wenn man ihnen freie Hand ließe, zuletzt eine gar grelle öffentliche Erleuchtung herbeiführen. Louis Veuillots Ausspruch ist noch unvergessen: es sei „bei Huß nur zu bedauern, daß er so spät — bei Luther, daß er gar nicht verbrannt worden". Louis Veuillot, obwohl eifriger Römling, ist offenbar ein Fürsprech der Feuerbestattung — das heißt: von lebendigen Ketzern!

Nicht mit der päpstlichen Rücksichtslosigkeit gegen das Naturreich, aber doch in sehr verständlicher Sprache haben der Erzbischof Manning und Genossen jeden englischen Katholiken, der nicht die persönliche Unfehlbarkeit des ehemaligen Dragoneroffiziers Mastai Ferretti annimmt, als „von selbst dem Banne verfallen" bezeichnet. Im Uebrigen diente die Gladstone'sche Schrift dazu, diesen Herren ein politisches Glaubensbekenntniß zu entlocken, wie es kaum klarer gedacht werden kann. Entschiedene Aeußerungen eines unversöhnlichen Gegners sind immer nützlich. Manning, der schon vor Jahren die päpstliche Weltherrschaft verfocht, hat zwar diesmal, wenn auch nicht talleyrandisirt, doch verhältnißmäßig die vorsichtigere Erklärung abgegeben. Man will wissen, sein Ehrgeiz sei nicht blos auf den Cardinalshut, sondern auf die dreifache Krone gerichtet. Von diesen hohen Zielen seines ehemaligen, zur katholischen Kirche übergetretenen Schulgenossen hatte Gladstone wohl Wind; hielt er doch den persönlichen Verkehr mit ihm bis in die jüngste Zeit aufrecht. Manning aber eines Tages vielleicht als Unfehlbaren vor sich zu haben, war dem bisher so stark katholisirenden Führer der liberalen Partei denn doch eine gar zu unerquickliche Aussicht. In der That ist es Manning gewesen, der einst ganz nackt den Satz hinstellte: die geistlichen und weltlichen Gewalten seien zwar getrennt, liefen jedoch in eine gemeinsame Spitze aus; und diese Spitze sei eben der Stellvertreter Christi. Dies ist die alte mittelalterliche Lehre von der Weltherrschaft des Papstes, der Könige ein- und absetzen und Bürger des Treueides entbinden kann.

Monsignor Capel seinerseits spricht sich mit aller wünschenswerthen Schärfe aus. Gegenüber den zwei katholischen Lords Acton und Camoys, welche die Vaticanischen Beschlüsse von sich weisen, sagt Capel:

„Wenn Lord Camoys ernstlich und hartnäckig sich weigert, die Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes anzunehmen, so leidet er Schiffbruch am Glauben und scheidet damit von selbst aus der Gemeinschaft mit der Kirche und dem Stuhle Sanct Peters. Vor dem Vaticanischen Beschlusse waren alle Katholiken zu der Ansicht verpflichtet, daß die Gabe der Unfehlbarkeit der Kirche gehöre; daß diese Gabe geübt werde durch den mit dem Papste verbundenen, entweder täglichen Unterweis ertheilenden, oder im Generalconcil versammelten Lehrkörper der Kirche; und daß diese Unfehlbarkeit sich über das ganze Gebiet des Glaubens und der Sittenlehre erstrecke. Nach der Vaticanischen Verordnung ist die Unfehlbarkeit weder in ihrer Natur noch in ihrer Tragweite vermehrt worden; man beschloß nur, daß die ex cathedra oder amtlich gethanen Aeußerungen des Hauptes der Kirche so durch den Heiligen Geist geleitet sind, daß sie mit der Mehrheit nicht in Widerspruch stehen können. Damit war nur die keinem Irrthum unterworfene Ausübung der Unfehlbarkeit der Kirche durch ihr Haupt ausgesprochen".

Zur Erklärung setzt Monsignor Capel bei:

„Die Kirche hat zu allen Zeiten gelehrt:

a) daß alle Macht, die bürgerliche wie die geistliche, von Gott ausgeht;

b) daß beide deshalb zu ehren sind und ihnen Gehorsam zu leisten ist;

c) daß die geistliche Macht über der bürgerlichen steht und die Grenze der einen und der anderen festsetzt (that the ecclesiastical power is superior to the civil and defines the limit of one and the other);

d) daß, wo die bürgerliche Macht ihren Wirkungskreis überschreitet, die Kirche das Recht hat, ihre Stimme zu erheben und ein Verdammungsurtheil auszusprechen".

Hier haben wir den reinen Gregor, Innocenz und Bonifaz. Die Kirche steht über dem Staat. Der Papst, und zwar von nun an der unumschränkte, nicht einmal von einem geistlichen Parlamente mehr umgebene Papst ist der oberste Richter der Welt. Wenn ein Licht im Begriff steht auszugehen, flackert es noch einmal recht grell und hoch auf. So auch dies Kirchenlicht zu Rom, auf welchem noch der Wiederschein der Fackeln ruht, die einst manchem Ketzer auf dem Holzstoße zur ewigen Verdammniß hinableuchten sollen.

(Schluß folgt.)

Die drei Turgenjew.

Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft".

(Fortsetzung.)

2. Nikolaus Turgenjew, der Verbannte von 1825.

Nur fünf Jahre jünger als sein im J. 1785 geborener Bruder Alexander, gehörte Nikolaus Turgenjew bereits einer anderen Zeit an als der Begründer der neueren russischen Historiographie. Die entscheidenden Jünglingsjahre dieses Mannes waren in die Anfänge Kaiser Alexanders und der russischen Reformära gefallen, nicht mehr in die finstern Zeiten des Regiments, welches der unglückliche Sohn der zweiten Katharina zu seinem eignen und zu Rußlands Verderben geführt hatte. Während der ältere Bruder unter den Traditionen des 18. Jahrhunderts emporgekommen war und demgemäß seine Bestrebungen in erster Linie auf allgemein humanitäre Zwecke richtete, die das Staatsleben wohl berührten aber doch nicht zum hauptsächlichen

Digitized by Google

Inhalt hatten, bildete Nikolaus Turgenjew sich von Hause aus zum praktischen Staatsmann aus, verfolgte er schon als Jüngling ein ganz bestimmtes, klar erkanntes, consequent im Auge behaltenes Ziel. Alexander Turgenjew hatte, wie die Mehrzahl seiner russischen Zeitgenossen — und nicht diese allein — trotz all' der Tüchtigkeit, die ihn als Beamten auszeichnete, etwas vom politischen Dilettanten an sich gehabt. Zugleich Gelehrter und Administrator, Freund der schönen Literatur und eifriger Forscher auf theologisch-philosophischem Gebiet vermochte er seine Thätigkeit nicht so genau abzugrenzen, wie zur Erreichung der politischen Ideale, denen er nachstrebte, nothwendig gewesen wäre; die Vielgestaltigkeit seiner Interessen und die angeborene Liebenswürdigkeit seines Wesens brachten ihn in so zahlreiche Beziehungen und Verbindungen, daß er nicht selten in Widerspruch mit sich selbst gerieth und Gefahr lief, gleichzeitig einander widersprechende Tendenzen zu unterstützen. Wüßten wir nicht, daß er nur das Geschick seiner widerspruchsvollen Zeit und vieler ihrer hervorragendsten Vertreter theilte, indem er zugleich Vertrauter des Freigeistes Puschkin und Genosse des pietistisch gerichteten Ministers Fürsten Galyzin war, wenn er innerhalb einer und derselben Epoche seines Lebens mit dem hyperloyalen Dichter Shukowski und den Anhängern constitutioneller Ideen Bande vertrauter Freundschaft knüpfte — wir könnten leicht dazu kommen Alexander Turgenjew eines empfindlichen Mangels fester Gesinnung anzuklagen. Die Erwägung, daß Widersprüche solcher Art, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, all' den liberalen Zeugen des Restaurationszeitalters nachzuweisen sind, welche mit dem einen Fuß im 18., mit dem andern im 19. Jahrhundert standen, wird uns von diesem Urtheil zurückhalten: sie wird uns aber zugleich einen Maßstab für die außerordentliche Bedeutung geben, die der anders geartete jüngere Sohn Sergei Turgenjews, die Nikolaus Turgenjew für sein Vaterland und seine Zeit gehabt hat.

Noch als halber Knabe war Nikolaus Turgenjew gemeinsam mit seinen älteren Brüdern nach Göttingen gegangen, wo er mehrere Jahre lang dem Studium der Staatswissenschaften mit außerordentlichem Fleiß oblag. Sein Hauptaugenmerk wandte er der schwierigsten und trockensten der Materien zu, die das damalige „Cameralstudium" bildeten, dem Finanzwesen, das er zum Ausgangspunkt seiner künftigen staatsmännischen Thätigkeit machen wollte: das Ziel aber, das der 17jährige Student sich vorgesteckt, war das höchste, das der russische Patriot überhaupt anstreben konnte, — die Aufhebung der Leibeigenschaft, in welcher er die letzte Ursache der politischen und ganz besonders der wirthschaftlichen Verkommenheit seines Vaterlandes erkannt zu haben glaubte. Die Verhältnisse, unter denen der junge Student lebte, waren für die Ausbildung des künftigen Administrators vielleicht noch ergiebiger, als die Lehrer, zu deren Füßen er saß und deren er noch als Greis dankbar gedachte. „Schlözer, gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Kühnheit, der tiefsinnige Historiker Heeren und der geniale Criminalist Göde" — so heißt es in einer Aufzeichnung Turgenjews vom J. 1872 — „haben in meiner Seele Spuren hinterlassen, welche keine der schweren und widerwärtigen Ereignisse meines Lebens auszutilgen vermochten". Göttingen gehörte während der größeren Hälfte von Nikolaus Turgenjews Studienzeit dem am 18. August 1807 gegründeten Königreich Westphalen an, das von den französischen Ministern des Carneval-Königs Jerôme zur Versuchsstation für all' die „liberalen" Verwaltungseinrichtungen gemacht wurde, welche Frankreich als Früchte der großen Revolution eingeerntet hatte. Obgleich schon damals von heilsamem Mißtrauen gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft und deren Lebensfähigkeit erfüllt, war Nikolaus Turgenjew, der als Russe Deutschen wie Franzosen gegenüber unparteiisch sein konnte, in der Lage, die unleugbaren Vorzüge der Verwaltungspraxis und die Ersprießlichkeit der von dem verdienstvollen Minister Simeon in's Werk gerichteten neuen Einrichtungen unbefangen zu prüfen. „Ich erkannte bald" — so schrieb unser Reisender dreißig Jahre später — „daß Westphalens Position die unerträglichste war und daß die Bewohner ganz Recht hatten, wenn sie die einfache Annexion ihres Landes der Ausbeutung desselben in der Form eines von Frankreich getrennten Staats, vorzuziehen behaupteten. Darum bleibt nicht weniger wahr, daß die französische Verwaltung eine ganze Reihe von monströsen alten Mißbräuchen abschaffte und zahlreiche, sehr nützliche neue Einrichtungen traf. Ich war dem Lande fremd, aber ich sympathisirte bezüglich meiner Denkungs- und Empfindungsart mit den Bewohnern desselben und darum mußte ich den Mann achten, den sie alle verehrten, den Minister Simeon ... Vor Allem brannten die Westphalen freilich darauf, das fremde Joch abzuschütteln". — Ebenso nützlich wie die Studiensemester, wußte der scharfblickende russische Student seine Ferien zu verwenden. Der Reihe nach bereiste er die verschiedensten Theile Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs, um allenthalben Zeuge großer und folgenreicher Ereignisse zu sein. Im September 1808 hatte die Begierde, den großen Soldaten und Staatsmann, der die Welt umgestaltet, leibhaftig zu sehen, den kaum 18jährigen Jüngling nach Erfurt geführt, wo der berühmte Fürstencongreß abgehalten und von einem Lieutenant der Kaisergarde das geschichtlich gewordene „il n'y a qu'un roi" gesprochen wurde. Damals schrieb Turgenjew „Napoleons Größe habe ihm sehr viel weniger Eindruck gemacht als Kaiser Alexanders Inferiorität". — Es war mir, als sähe ich mein Vaterland in der Person dieses seines Herrschers erniedrigt. Man brauchte schlechterdings nicht zu wissen, was sich in den europäischen Cabinetten damals vollzog, — sah man doch mit Augen, welcher der beiden Herrscher, in Erfurt — und in Europa der Herr war." — Auf die gewissenhaft angewendeten Göttinger Studienjahre folgten mehrjährige Reisen durch die sämmtlichen größern Culturländer des Continents. Zunächst ging Turgenjew nach Paris, wo er den Sommer und Herbst des J. 1809 zubrachte und Napoleon auf der Höhe seines Ruhms und seiner Macht, an der Seite Marie Louisens und umgeben von goldstrotzenden Marschällen seinen vierzigsten Geburtstag feiern sah. Dem Zauber, den das damalige Frankreich auf den Fremden übte und üben mußte, konnte auch der junge Russe nicht ganz widerstehen — er gesteht ein, von der Höflichkeit, Liebenswürdigkeit und Offenheit seiner Umgebung begeistert gewesen zu sein und trotz der entschieden antifranzösischen Gesinnung, die er mitgebracht, am 15. August im Park von Versailles in das donnernde „Vive l'empereur" eingestimmt zu haben, mit welchem das Volk seinen ruhmbekränzten Imperator empfing.

Noch bevor der lernbegierige junge Mann seine Reiselust völlig gestillt und den Plan ausgeführt hatte, die übrigen europäischen Culturländer ebenso eingehend zu studiren, wie Deutschland und Frankreich, wurde er durch die Ereignisse, welche den Krieg von 1812 zur Folge hatten, in seine Heimat zurückgerufen. Der gesammte europäische Continent mußte dem gegen die russische Macht heranziehenden Imperator Heeresfolge leisten und demgemäß von den Unterthanen Kaiser Alexanders gemieden werden. Nikolaus Turgenjew hatte von Deutschland indessen nur für kurze Zeit Abschied genommen: im Gefolge der siegreichen Armee, welche die flüchtigen Franzosen verfolgte, kehrte er — jetzt Beamter im Ministerium des Auswärtigen — schon im Januar 1813 nach Deutschland zurück. Der erst 23jährige Mann hatte sich durch genaue Kenntniß der deutschen Zustände, solide Bildung, tüchtige Sprachkenntniß und unabhängige Gesinnung so hervorzuthun gewußt, daß man ihm sofort eine wichtige Stellung anvertraute. Er wurde Rath jener Central-Commission zur Verwaltung der den Verbündeten unterworfenen, herrenlosen deutschen Länder, an deren Spitze Stein stand und in welcher Preußen durch die Geheimräthe Friese und Eichhorn, Oesterreich durch den Hofrath v. Spiegel vertreten war. Diese politisch-administrativen Lehrjahre, die Turgenjew unter der Leitung Steins verbrachte, sind für den gesammten Gang seiner Entwicklung entscheidend gewesen. Mit dem Enthusiasmus eines für die höchsten Interessen der Menschheit begeisterten jungen Gemüths und jener aller nationalen Vorurtheile baren Unbefangenheit, die den Söhnen des kosmopolitischen 18. Jahrhunderts eigenthümlich war, schloß der junge russische Diplomat sich dem größten Deutschen seines Zeitalters an. So warm und voll war seine Hingabe

Digitized by Google

an den Regenerator Preußens, daß die Erinnerungsblätter, die Turgenjew dreißig Jahre später seinem „ersten Chef" widmete, noch von jugendlicher Begeisterung dictirt zu sein scheinen und daß sie den deutschen Leser, der sie zur Hand nimmt, mit wohlthuendster Frische berühren. Zwei eingehende Capitel des bekannten Buchs über Rußland und die Russen*) sind ausschließlich Stein gewidmet und noch am Abend seines Lebens wärmte der 82jährige Greis sich an der Erinnerung, daß „dieser große Mann ihm bis an das Ende seines Lebens seine gute Meinung und seine Freundschaft erhalten habe". Fast drei Jahre lang war der „Collegien-Assessor Turgenjew" Steins beständiger Begleiter, zu Zeiten sein täglicher Gast. Gemeinsam wurde der Weg von Frankfurt nach Chatillon und weiter nach Paris zurückgelegt, gemeinsam daran gearbeitet, die vielfach widerstreitenden Interessen der Alliirten zusammenzuhalten, unverrückt auf das Ziel der Absetzung des corsischen Imperators losgesteuert. Turgenjew war nicht nur in Bezug auf die großen Fragen der europäischen Politik, sondern auch bezüglich der deutschen Dinge Steins warmer Anhänger. Ungleich der Mehrzahl seiner Landsleute besaß er volles Verständniß für die auf Wiederherstellung der deutschen Reichseinheit gerichteten Bestrebungen seiner deutschen Freunde — ganze Passagen seines Werks sind der Vertheidigung der Pläne Steins gewidmet, „dieses Mannes, der allein durch die Größe und Reinheit seines Charakters unberechenbare Wirkungen geübt hat". — Wie mit Stein selbst, so stand Turgenjew auch mit den Freunden dieses seines Meisters auf dem vertrautesten Fuß, namentlich mit Arndt, für den er eine besondere Vorliebe gehabt zu haben scheint: die Behandlung, welche diesem „homme distingué" zur Zeit der Demagogenhetze zu Theil wurde, erfüllte Turgenjews Seele noch viele Jahre später mit dem leidenschaftlichsten Unmuth. Bis in ihr hohes Alter blieben diese nach Entwicklungsgang und Lebensrichtung gründlich verschiedenen Männer durch die Erinnerung an die gemeinsam verlebten großen Zeiten ihres Lebens freundschaftlich verbunden. Als 1847 das mehrerwähnte Turgenjew'sche Buch über Rußland erschien, wurde dem alten Kriegsgefährten ein Widmungsexemplar zugesandt und in ebenso herzlicher Weise gedenkt der greise Verfasser der „Wandlungen und Wandrungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" des „kleinen geschiedten, braven, hinkenden Moskowiters von unermeßlich guter Laune, den Stein so gern mochte". — Als im J. 1816 Turgenjews deutsche Mission zu Ende ging und dieser sich mit schwerem Herzen zur Rückkehr in die Heimat anschickte, redete Stein, „bei dem doch sonst die Pflicht Allem vorging", dem jungen russischen Freundes allen Ernstes zu, in Deutschland zu bleiben. Oft genug hat Turgenjew es in der Folge bedauert, der diplomatischen Thätigkeit für sein Vaterland die administrative vorgezogen und Steins Abschiedsworte „Restez avec nous, vous y serez mieux, que dans votre patrie" unbefolgt gelassen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) La Russie et les Russes. Bruxelles 1847.

Literatur und Kunst.

Die Kämpfer von Eleusis.

Aufgebrochen mit den Schiffen war das Volk Athens zur Schlacht,
Von Gebeten mehr als Waffen war indeß die Stadt bewacht.
Oede lag die Burg und einsam, in der Greise schwacher Hand,
In der Frauen bangem Flehen all ihr Schutz und Widerstand.
Fernher an der Tempel Wölbung hallte dumpf und ungewiß
Kampfgeschrei und Waffendonner von der Bucht bei Salamis;
Doch zwei Hirten im Gebirge sahen da mit einemmal
Mächtige Gestalten schreiten längsher des Kephissos Thal.
Von Eleusis kam gewandelt, kam in Wirbeln Staub ein Zug
Vieler Tausend, deren Jeder Schild und Schwert und Lanze trug.
Und von hellem Schall begleitet wie an einem Bacchustag
Stürmten sie heran mit Rufen, mit der Erze lautem Schlag.
Voll Erstaunen sprach der Jüngling zu dem ältern Mann gewandt:
Weh was naht? und jener: Hörst du's — Hilfe wird gesandt!
Sieh nur, wie sie aus den Tiefen in dem schwarzen Pinienhain
Unablässig aufwärts steigen, schaarend sich zusammenreih'n.
Alle, welche je der Feier in Eleusis beigewohnt,
Alle, die schon unten weilten, wo die heilge Mutter thront,
Alle, die mit Opferfrüchten ihren Altar je geehrt —
Wie sie einst dahingezogen, kommen sie zurückgekehrt.
Aus des Hades finstern Reichen kommen sie heraufgewallt
Ihre Vaterstadt zu retten vor des Perserherrn Gewalt.

Also sprach der Greis und senkte seine Blicke scheu entsetzt,
Denn wie eine Wetterwolke kam es nah und näher jetzt;
Furchtbar waren diese Schatten, wie sie zürnten, anzuschau'n,
Murmelnd wie die styg'schen Fluthen, dräuend wie das Todesgrau'n.
Furchtbar, von erhab'nem Anseh'n, stürzten sie, zum Kampf bereit,
Wie geflügelt nach dem Meere, stürzten jauchzend in den Streit.

In derselben Stunde wandte von den Persern sich das Glück,
Ihre Schiffe wichen zagend vor der Griechen Schwert zurück,
Kiel an Kiel zerbarst im Toben, in des Kampfs empörter Wuth,
Von den Leichen, von den Trümmern war erfüllt die schwarze Fluth,
Und wie bei Eleusis' Festen Jubel einst die Luft durchdrang
So vernahm jetzt Hellas' Ufer seiner Söhne Siegsgesang.

Hermann Lingg.

Ein österreichischer Dialektdichter.

Ludwig Anzengruber.

Von **Fritz Mauthner.**

Sind wir Deutschösterreicher als Volldeutsche anerkannt? Eure Antwort sei Ja oder Nein, was darüber ist, ist von Uebel. Wir selbst fühlen uns gewiß als solche, und werden nur zeitweilig aus der süßen Gewohnheit dieses Glaubens aufgeschreckt, wenn tschechische Landtagsabgeordnete unser Garnichtvorhandensein demonstriren, oder wenn ein mit schwarzgelbem Trauerrand geschmückter Erlaß eines Unterrichtsministers unsre Studenten daran mahnt, die Vorträge der „ausländischen" Professoren mit Vorsicht zu nehmen und womöglich nur österreichische Wissenschaft, z. B. kaiserl. königl. österr. Anatomie, k. k. österr. römisches Recht, k. k. österr. Mathematik ꝛc. zu treiben. Mögen uns aber immerhin die Particularisten schwarzgelb, oder gar die Slaven schwarz malen, unsre deutsche Haut würde darunter nur wenig leiden, wenn wir Eurer, Ihr da draußen im Reich, so unbedingt sicher wären; wenn wir nur wüßten, daß Ihr uns als wirkliche, leibliche Brüder mit gleichem Erbrecht am deutschen Geist, und nicht etwa als inferiore Abart betrachtet, die zwar seltsamer Weise auch deutsch spricht, aber „halt" doch immer österreichisch bleibt. Für Eure Professoren in Berlin und München und Leipzig und Heidelberg habt Ihr den gemeinsamen Ruf „ein deutscher Professor", und auch den Schweizer weigert Ihr Euch nicht, so zu nennen; aber unsre Männer bleiben für Euch „österreichische" Professoren. Der „deutsche Dichter" singt, soweit die deutsche Zunge klingt, von Königsberg bis Basel; wenn aber Hartmann, Meißner, Hamerling, ja selbst Lenau oder Grillparzer genannt werden, so heißen sie die „österreichischen" Dichter.

Ist eine solche Bezeichnung schon für solche Dichter eingebürgert, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ein Dialektdichter, der sich eben durch das frei gewählte Idiom als ge-

Digitized by Google

müthlichen Particularisten offen bekennt, doppelte Mühe hat, sich über den mehr oder weniger beschränkten Horizont seines Dorfkirchthurms hinaus vernehmen zu lassen. So ein Dialektdichter hat gegenüber dem nomadischen Zigeunerdasein eines hochdeutschen Allerweltspoeten etwas Pflanzenhaftes in seinem Werden, seinem Leben und seiner Erscheinung; in die Mutterscholle gräbt er sich ein, aus ihr zieht er seine Nahrung, an ihr haftet er, und ihre Elemente verwandelt er in ein seltsam eigenartiges Geschöpf, den knorrigen Baum, die würzige Blume.

Deutschland ist ein großer Acclimatisirungsgarten für die ganze Welt; ein solcher für sich selber zu werden, daran geht es weit langsamer. Uns Süddeutschen müssen wir das Zeugniß geben, daß wir mit gutem Beispiel vorangehen; der Reutercultus ist hier kein geringerer als dort, wo man das Plattdeutsche unmittelbar versteht. Es gibt kaum einen Gebildeten, der nichts von Onkel Bräsig wüßte, kaum eine Leihbibliothek, die nicht die Ollen Kamellen enthielte; Leute, die nie ein französisches Buch gelesen haben, weil sie die Mühe scheuen mit Hülfe des Dictionnaire ihren versagenden lexikographischen Kenntnissen nachzuhelfen, studiren mit den ernsthaftesten Mienen ihr Reuterlexikon; junge Mädchen, die ihre englischen Romane eilig durchblättern, ohne sich um jedes zehnte unverstandene Wort erst viel zu bekümmern, legen gewissenhaft ein Verzeichniß unklarer Ausdrücke aus „Ut mine Stromtid" an, um sich dieselben später von einem befreundeten Reuterologen „verdeutschen" zu lassen.

Zum Danke für so warme Sympathie oder — wenn man's anders nehmen will — als Gegengeschenk sei diesmal die Aufmerksamkeit auf einen deutschen Poeten gelenkt, dessen Bühnenwerke für das österreichische Volkstheater eine epochemachende Bedeutung erlangt haben und dessen nicht gleich verdaulicher Name — Anzengruber — der deutschen Jugend der folgenden Generationen wohl mit Geburts- und Todesjahr viel zu schaffen geben wird, wenn wir ihm mit Fug einen Platz in der Literaturgeschichte decretiren. Vorläufig ist er freilich nicht persönlich berühmt; kaum ist über ihn zu erfahren, daß er als angehender Vierziger in Wien lebt und Ludwig Anzengruber heißt; denn es ist eine seltsame Erscheinung, daß man unter hundert Leuten, welche für seine Werke schwärmen, kaum ein Dutzend trifft, die auch nur den Namen des Autors wüßten. „Pfarrer von Kirchfeld", „Kreuzelschreiber", „Meineidbauer" und „G'wissenswurm" — das sind für die Meisten eben nur einander ähnliche Naturproducte, die man mit Freude genießt, ohne nach dem Ursprung zu fragen.

Der „Pfarrer von Kirchfeld" war es, der zuerst das österreichische Volksstück nach langer Stagnation zum frischen Strömen brachte; man braucht nur eines der letzten Werke aus der Wiener Possenfabrik zu sehen, um zu merken, was dies bedeutete. Das Berliner Volksstück strotzt just eben auch nicht von lauter attischem Salz, aber es erscheint als das Werk literarischer Bildung gegenüber dem wilden Charivari, das uns häufig von den Wiener „Volksdichtern" als „Kunstwerk" aufgetragen wird. Geschmacklose Couplets, aufgewärmte Kalauer, witzlose Zoten und ab und zu ein wenig verwaschene Sentimentalität — das ist das Schmuckzeug, das sich in Fetzen um einen Zwitter von Melodrama und Leitartikel (nach Umständen auch „Feuilleton" oder „Gerichtssaal" oder neuestens „Börse") herumschwingt, um einem gestrengen Residenzpöbel die werthvolle Zeit von 7 bis 10 Uhr Abends mit etwas Neuem zu vertreiben.

Und auf demselben Wiedener Theater, welches außer Offenbach nur noch diesen „höheren Blödsinn" mit Liebe und — das muß man gestehen — seltenem Talent cultivirt, auf denselben Brettern spielt sich nun die tragische Bauernkomödie ab. Kein Wunder, daß die Wirkung eine übermächtige war.

Von allen Werken Anzengrubers ist dieses Stück am weitesten gedrungen (in tschechischer Uebersetzung ist es sogar Zugstück nationalböhmischer Bühnen) und daher sein Inhalt einigermaßen bekannt. Der Held ist ein liberaler katholischer Pfarrer, der schon seit langer Zeit mit seinen geistlichen und weltlichen Obern auf gespanntem Fuße lebt, und der durch ideale Hingabe an seinen ernst ergriffenen Beruf einen glänzenden Sieg über seine äußern Feinde und über sich selbst davonträgt; sein innerer Feind ist die mühsam gebändigte Liebe zu einem armen Bauernmädchen, welches er, da er sie ja doch nicht heirathen darf, mit einem braven Burschen eigenhändig copulirt. Die äußern Feinde des Pfarrers haben ihr Haupt in einer jener Originalschöpfungen des Dichters, die in ihrer köstlichen Plastik und Waldmenschennatürlichkeit ihres Gleichen nicht haben; der „Wurzelsepp", ein armer Wurzelgräber und Kräutersucher des Gebirgs, haßt den Pfarrer als Pfarrer, denn der Wurzelsepp — wenn man seinen bigotten Dorfgenossen glauben soll — ist Protestant, Ordnungsfeind, Atheist und wer weiß was noch sonst. Diesem Menschen stirbt die Mutter, — nein, es war ein Selbstmord und sie soll nach katholischem Brauch kein ehrliches Begräbniß erhalten; die Sorge um die letzte Ehre für die Todte führt den Wildling zu den Füßen des viel verfolgten Priesters, dieser trotzt dem Herkommen, rührt den Sohn durch das schonendste Entgegenkommen und macht den Atheisten zu seinem treuesten Anhänger.

Also der Kampf um ein Grab bildet die Peripetie des Stücks, gibt eine Scene, bei welcher ein modernes, ironisch gestimmtes Publicum Thränen vergießt. Wer gesehen hat, wie dasselbe Publicum bei jeder ihm aufdisputirten Antigoneaufführung heimlich gähnte, wo doch der Conflict ein ganz ähnlicher ist, den könnte das Wunder nehmen; aber man achte nur darauf, wie lebhaft die Theilnahme aller Schichten der Bevölkerung an der Propaganda für Leichenverbrennung und an allen Friedhofsfragen sich äußert, und man wird den glücklichen Griff in's Volksgemüth bewundern, durch welchen Anzengruber den alten Streit zwischen dem starren Recht des Kreon und dem „ungeschriebenen Gesetz" der Pietät wieder belebt hat.

Uebermächtig, wie gesagt, war die Wirkung; so übermächtig, daß auch sofort die Leiter der Wiener Hoftheater den gefeierten Autor des „Pfarrers von Kirchfeld" veranlaßten, für die gebildeten Abonnenten des Burgtheaters ein hochdeutsches Stück zu schreiben. Wir werden sehen, wie sich der Dichter des Auftrages entledigte, einstweilen sei beiläufig bemerkt, daß in den letzten Wochen die Poesie einen Triumph über das Zopfthum errungen hat; da nämlich der Berg Volksstück nicht zu dem Propheten Burgtheater kam, so sahen die Bretter des Theaters an der Wien jüngst keine geringeren als Sonnenthal und Lewinsky in den Hauptrollen des „Pfarrers" sich selbst und den Dichter ehren.

Eines konnte Bedenken erregen. Der Kampf des Pfarrers mit seinem reactionären Gutsherrn und seinen ultramontanen Vorgesetzten wird natürlich um ideale Güter, Freiheit des Geistes u. s. w., geführt, was aber der Kernpunkt des Streites ist, wird verschwiegen, und so konnte man sich des Verdachtes nicht entschlagen, Anzengruber habe für den Altkatholicismus eine Lanze eingelegt, — des Verdachtes, denn es muthet uns immer seltsam an, wenn ein Tendenzdichter, der schon als Dichter die Extreme liebt, weder zu den Schwarzen noch zu den Weißen, sondern zu den Grauen hält. Der Verdacht, daß der Dichter dem religiösen Verwesungsproceß gegenüber eine dogmatisirende also beschränkte Stellung einnehme, konnte gesteigert werden durch den Ausgang des Stücks, da es ja doch unsrem Gefühl weit näher liegt, einem Pfarrer Beifall zu klatschen, der seine Kutte abwirft und das geliebte und — nota bene — ihn wieder liebende Mädchen frisch heirathet, als einem resignirenden Abälard. Doch hat Anzengruber die reine Höhe seiner Anschauung auf das glänzendste dargethan in seiner köstlichen Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber", nach dem sich hier äußernden subjectiven Urtheile nicht nur der genialsten Schöpfung des Autors, sondern einem der wunderbarsten Späße seit den Tagen des Aristophanes. Die Citirung dieses alten Knaben ist hier nicht blos ein landesübliches Zeugniß für abgelegte Gymnasialstudien des Schreibers, sondern durch die Art der Posse und besonders durch den Umstand herausgefordert, daß die Lysistrata des griechischen Dichters das Hauptmotiv für die Handlung hergeliehen hat.

Hier wie dort (und wie in den „schönen Weibern von Georgien") sind es die Weiber eines Dorfes, die einen zwischen sich und ihren Männern ausgebrochenen Meinungsstreit durch

Digitized by Google

Stellen der — Cabinetsfrage zum Austrag bringen. Die Bauern haben nämlich die Unklugheit begangen, eine Vertrauensadresse an Döllinger zu unterschreiben; — nebenbei bemerkt, kommt weder dieser Name, noch sonst eine conventionelle Parteibezeichnung ausdrücklich in dem Stücke vor, und, wieder nebenbei bemerkt, machen die Meisten in selbstbewußter Erwägung ihrer wenig ausgebildeten Kalligraphie ihre patriarchischen drei Kreuze unter das „Schriftstück", so daß es „vor lauter Kreuzeln bald ausschaut wie a Freithof", woher der Name der Posse — daher große Erbitterung der Geistlichkeit, Benutzung der Beichtstühle in maiorem dei gloriam zur Vermahnung und Höllenbedrohung der Eheweiber; kurz diese letztern fordern von ihren Gatten völlige Unterwerfung unter die Wünsche des Herrn Pfarrers, Widerruf und Buße, widrigenfalls, — ja, widrigenfalls die freiwillig verwittweten Ehemänner ihre Nächte auf dem Dachboden zubringen sollen. Wie hart dies den Männern wird, wie sie gar so gern ihre Unterschrift, welche sie ohnehin in dumpfer Nachäfferei hergegeben haben, wieder zurücknehmen möchten, das ist ein so lascives Thema, daß man es eine wahrhaft Shakespeare'sche Conception nennen muß, wenn der Dichter die keusche Poesie der Situation durch eine tragische Episode hervorbrechen läßt. Der alte Brenninger, ein Greis, der schon über fünfzig Jahre mit seinem Weibe haust, und nach dem Tode aller Kinder in der Pflege seiner hustenden, steinalten Annemirl die letzte Freude findet, kann es nicht verwinden, daß auch er unter dem Dache schlafen und der lieben Lebensgefährtin bei Nacht nicht mehr den labenden Brustthee reichen soll; er findet in den Wellen des Wildbachs einen freiwilligen Tod. Dieses düstere Ereigniß rüttelt die Männlichkeit der „Männer" des Dorfes ein wenig wach, nachdem sie Tags zuvor ihr gewohntes Lager um hohen Preis zurückgewonnen haben: sie haben geloben müssen, ihre Unterschrift zu widerrufen und nach Rom zu wallfahren. In ihrer Noth suchen sie Rath bei dem philosophischen, ewig lustigen, verbummelten, allen überlegenen Steinklopferhanns, einem wenigstens ebenbürtigen Seitenstück zum „Wurzelsepp". Dieses Gebirgsgenie trägt in seinem Schädel das Gehirn eines Spinoza ohne Bildung. Er ist weder Christ noch Türke noch Heide, er hat seine eigene Offenbarung gehabt, die ihn plötzlich zu einem — wie wir es nennen — Pantheisten umgeschaffen hat. Es war nach furchtbar schwerer Krankheit, als er, der Steinklopfer, der Bettler, den man hinausstieß, wie einen Hund und der sich darum auch curiren wollt' wie einen Hund, als der verlassene Hanns unter freiem Himmel aufwachte und — so erzählt er — „da wird mir auf einmal so verwogen, als wär ich von freien Stücken entstanden, und inwendig so wohl, als wär 's hell' Sonnenlicht von vorhin in mein Körper verblieben ... und da kommt's über mich, wie wann Eins zu ein'm Andern redt: Es kann dir nix g'schehn! Selbst die größt' Marter zählt nimmer, wann vorbei is! Ob d' jetzt gleich sechs Schuh tief da unter'm Rasen liegest, oder ob d' das vor dir noch viel tausendmal siehst, — es kann dir nix g'schehn! — Du g'hörst zu dem All'n, und dös All' g'hört zu dir! Es kann dir nix g'schehn! — Und dös war so lustig, daß ich's All andern rund herum zug'jauchzt hab: Es kann dir nix geschehn!" Ein solcher Freigeist kümmert sich natürlich blutwenig um die Balgerei zwischen Klerisei und Altkatholiken; ja, als er aufgefordert wurde, die Adresse gegen das Unfehlbarkeitsdogma zu unterzeichnen, hat er geantwortet: „mich ficht's nix an, und hast du bisher 's ganze Pfund glaubt, werd'n dich die paar Loth Zuwag' a nit umbringen". Dieser lustige alte Mann nun soll den „Kreuzelschreibern" rathen, die weder ihren Weibern noch der Adresse das Wort brechen möchten; der Steinklopferhanns, ganz Gentleman, verlangt von ihnen, ihre Unterschrift unter jeder Bedingung zu vertreten, denn

Kreuzelschreib'n, Kreuzelschreib'n,
Thuft's, so sollst a dabei bleib'n!
Kreuzelschreib'n, Kreuzelschreib'n,
Muß man ehrlich treib'n! —

Durch List sollen sie ihre Frauen dazu bringen, daß sie den Männern die auferlegte Buße wieder nachsehn. Und so geschieht es: der Steinklopferhanns stiftet in der Eile aus den ledigen Dirnen des Dorfes einen Jungfernbund, der die Wallfahrer, während die Frauen bei der Wirthschaft heim bleiben, nach Rom begleiten will; jeder Mann nimmt sich eine Bußschwester mit. Darum furchtbare Eifersucht der Weiber; schon ziehen die Wallfahrer unter Führung des Altlechner, — dieser Mensch ist froh seiner Alten davon- und in die weite Welt laufen zu können —, unter den Klängen des reizend geplärrten Bußliedes heran:

Mir sein schon bereit,
Voll Bußhaftigkeit!
Der Weg ist gar weit,
Voll Bußhaftigkeit!
Dös is 's, was uns g'freut,
Voll Bußhaftigkeit!

Beim Anblick der Bußschwestern geben die Weiber nach und erlauben den Männern daheim zu bleiben; diese aber stellen sich wie versessen auf die Wallfahrt und die von ihrer Pfarrersköchin zu dem ganzen Krakehl angestifteten Weiber müssen nun erst lange bitten und weinen, bevor die Bauern darein willigen, als Herrn im Hause zu bleiben. Der Steinklopferhanns aber glaubt schier sterben zu wollen vor Lachen.

Die zündende Wirkung, welche Anzengrubers Dichtung auf österreichisches Publicum ausübt, ist nur unter einer — äußerlich wenigstens — katholischen Bevölkerung möglich; man könnte beinahe den Rückgang und das zukünftige Verschwinden des Katholicismus aus Kunstinteresse bedauern, wenn man voraussieht, daß dann solcher Humor nicht mehr verfangen wird. Der Kampf dieser Volksstücke gegen bäuerischen Aberglauben und fromme Duckmäuserei ist ein ebenso erbitterter als fruchtbarer, weil sich kein Zuhörer, auch der Widerwillige nicht, dem Eindrucke entziehen kann, den diese Knüttelschläge gegen die pappenste Rüstung der streitbaren Kirche zurücklassen. Versuch's Einer, nicht zu lachen, wenn z. B. Dusterer, ein pietistischer Lump, im Momente, da die erzürnten Bauern ihn durchprügeln wollen, einen Frachtbrief mit ernster Miene aus der Tasche zieht und fragt: „Könnt's lesen?" Natürlich, daß nicht, und Dusterer schreitet unbehelligt mit dem Rufe davon: „Es ist ein Erlaß vom hohen Consistorium, daß ich nicht g'haut werden darf". — Oder geb' Einer eine ernste Antwort auf eine naive Frage; zwei Bauern streiten um eine Bibelstelle, A findet darin einen Widerspruch; „aber es kann doch nix dumm's g'schrieben stehn", ruft B, worauf A mit Ruhe zurückfragt: „Warum nit?" Dieses „warum nit" wiegt einen David Strauß auf.

(Schluß folgt.)

Neue dramatische Dichtungen.

„Preußens erstes Schwurgericht." Schauspiel in 5 Aufzügen von Hermann Kette (Leipzig 1874, Oswald Mutze) und „Dame Lucifer", Lustspiel in 4 Aufzügen von Karl Nissel (Liegnitz 1874, Kaulfuß).

Das Schauspiel von Hermann Kette: „Preußens erstes Schwurgericht" ist bis jetzt unseres Wissens nur auf einer Bühne, auf dem Breslauer Stadttheater, zur Aufführung gebracht worden. Das Stück verdiente auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, denn es bekundet ein entschiedenes dramatisches Talent. Es erhebt sich durch die Führung der Handlung, durch die Charakterisirung der einzelnen Persönlichkeiten und den Dialog weit über die große Mehrzahl jener poetischen Selbstbefriedigungen, welche in der Gestalt von Trauer-, Lust- oder Schauspielen zu erscheinen pflegen.

Die Anregung zu seinem Schauspiele verdankt der Verfasser einer Anekdote, welche in der im Jahre 1817 erschienenen Sammlung interessanter Rechtsfälle mitgetheilt und seitdem mehrfach literarisch ausgebeutet worden ist. Zuerst hat Adolf Mützelburg in seiner Novelle: Sophie Mansfeld, welche 1864 im Ruppius'schen „Sonntagsblatte" erschien und später in den Band: „Gesammelte Novellen" aufgenommen worden ist, diesen Stoff behandelt. Auch Streckfuß erwähnt dieselbe unter specieller Hin-

Digitized by Google

weisung auf die genannte Novelle in seinem „Berlin vom Fischerdorf bis zur Weltstadt". Historisch ist der Stoff nicht. Es ist nachgewiesen worden, daß es sich auch in diesem Falle, wie in so vielen andern, um eine jener angenehmen Legenden handelt, welche als charakteristisch für die Person eines bedeutenden Mannes schnell und leicht Glauben finden, durch die Ueberlieferung sich immer mehr zu einer Thatsächlichkeit consolidiren und sich schließlich als solche, als verkörperte historische Wahrheit, in die Geschichtsschreibung eindrängen, bis ein unbarmherziger Forscher, der auf die Quellen zurückgeht, der holden Täuschung ein Ende bereitet und den siegreichen Beweis führt, daß an der ganzen Geschichte nicht ein wahres Wort ist. Den Novellisten wie den Dramatiker ficht das wenig an, und es wird niemand gegen Kette den Vorwurf erheben, daß die Fabel seines Schauspieles, da unhistorisch, auch unmöglich sei. Die Anekdote könnte wahr sein; den handelnden Personen wird eine Rolle zugeschrieben, welche sich mit ihrem Charakter recht wohl verträgt, und das kann den dramatischen Dichter hinlänglich zur Benutzung des Stoffes legitimiren.

Der Inhalt des Schauspieles ist folgender: Friedrich der Große hat eine Anzahl sächsischer Arbeiterinnen, zum Theil auch Künstlerinnen, aus Dresden und Meißen nach Berlin kommen lassen zur Hebung der neueingerichteten Porzellanmanufactur in Berlin. Die jungen Mädchen fühlen sich in der Fremde zum großen Theil nicht sehr behaglich. Ein Lieutenant des Königs besucht die Anstalt, sieht da eine jener Deportirten, welche sehr traurig und niedergeschlagen zu sein scheint, und erfährt, daß der Rückkehr der Sächsinnen in die Heimat ernsthafte Schwierigkeiten in den Weg gestellt werden. Der junge Lieutenant, ein Graf Arthur Laniski, findet diese Maßregel empörend; er äußert seinen Unwillen in sehr unvorsichtiger Weise und geht so weit, die Persönlichkeit des Monarchen als einen Tyrannen zu bezeichnen. Er wird denuncirt und aufgefordert, vor dem Könige zu erscheinen. Der König kanzelt den unvorsichtigen jungen Mann in der ihm eigenthümlichen Weise ab, gibt ihm aber gleichzeitig einen Beweis seiner allerhöchsten Huld, indem er ihm eine Ordre aushändigt, nach welcher ein Preisausschreiben für die Herstellung der schönsten Vase ausgesetzt wird; diejenige der fremden Künstlerinnen, welche mit ihrer Arbeit den Sieg davonträgt, darf ungehindert in die Heimat zurückkehren oder erhält 500 Thaler, wenn sie in Berlin bleibt. Arthur überbringt diese freudige Botschaft jenem jungen Mädchen, welches zuerst seine Aufmerksamkeit erregt hatte, Sophie Mansfeld geheißen. Er bestimmt diese dazu, ihm in das Haus seiner Mutter zu folgen, wo sie ungestört mit der Preisarbeit sich beschäftigen könne. Die Gräfin muß zum bösen Spiel gute Miene machen und nimmt Sophie so freundlich wie möglich auf. Es versteht sich, daß sie den Preis erhält, Arthur versieht die Vase mit der Unterschrift A l'éternelle gloire de Frédéric le grand. Während der Zeit hat sich das Interesse Arthurs für das junge Mädchen zur Liebe gesteigert. Zum Glück hat sich aber Sophie in ihren Wohlthäter, dem sie nur Dankbarkeit und Achtung entgegenbringt, nicht verliebt; und das Opfer, welches ihr die um eine Mesalliance ihres Sohnes tief bekümmerte Gräfin zumuthet: auf Arthurs Hand zu verzichten, wird ihr daher auch nicht übertrieben schwer gemacht. Sophie dictirt Arthur einen zärtlichen Brief, und als dieser, über die Herzlichkeit der Ausdrücke verwundert, nach dem Adressaten fragt, sagt sie, der Brief sei an ihren Bräutigam gerichtet. Arthur ist außer sich, er glaubt, das Glück seines Lebens sei für immer verloren; aber nach kurzer Zeit der Verzweiflung erwacht in ihm auf's neue die Hoffnung Sophien zu erringen; er erfährt nämlich, daß sie ihn getäuscht und daß jener verfängliche Brief nicht ein Liebesbrief an den Bräutigam sondern eine verwandtschaftliche Vertraulichkeit an die Adresse ihres Bruders war. Ganz unerwartet tritt ein Ereigniß ein, welches auch diesmal Arthurs Pläne durchkreuzt. Er wird auf Befehl des Königs verhaftet. Als Grund dieser außergewöhnlichen Maßregel wird angegeben, daß er die Vase, mit welcher Sophie den Preis errungen, mit einer die Majestät beleidigenden Unterschrift versehen habe. Vergeblich betheuert er seine Unschuld. Ein Freund des Hauses, ein Herr Altenberg, der bisher in dem Stück nur die Bedeutung einer ziemlich wichtigen Episode gehabt hat, ereifert sich über die in Preußen herrschende Willkür, welche ohne Untersuchung, ohne Proceß, ohne Richterspruch einen Ehrenmann der Freiheit berauben könne. Altenberg ist englischer Bürger und rühmt die Vorzüge der freien englischen Verfassung, der dortigen liberalen Rechtsprechung. Der König, welcher verborgener Zeuge dieses Angriffes auf die Institutionen seines Staates und des Rühmens der vortrefflichen Einrichtungen eines fremden Staates gewesen ist, fordert den kecken Engländer heraus, das englische System der Geschworenen in der jungen preußischen Monarchie einmal zu probiren. Wenn sich durch dieses Verfahren herausstelle, daß der junge Graf Laniski unschuldig sei, so werde derselbe in Freiheit gesetzt werden; im andern Falle aber; — was im andern Falle geschehen würde, braucht gar nicht erwähnt zu werden, denn man weiß, daß Arthur unschuldig ist, und die Spannung auf den Ausgang des Processes kann daher nur eine mäßige sein. Arthur wird nach Spandau gebracht. Altenberg führt seine Vertheidigung vor den Geschworenen und weist nach, daß die Unterschrift, welche die Vase jetzt trägt: A l'éternelle gloire de Frédéric le grand tyran durch Hinzusetzung des letzten Wortes gefälscht ist; und zwar ist es der Franzose Duroc, der Leiter der Porzellanmanufactur, welcher den majestätsbeleidigenden Zusatz gemacht hat. Arthur wird freigesprochen, Sophie Mansfeld verbindet sich aber mit Altenberg, der seine Verlobung in England inzwischen aufgehoben und das Herz der Künstlerin gewonnen hat. Das ist in kurzen Worten der Hergang in dem Kette'schen Schauspiel.

Den Hauptfehler in der Handlung habe ich schon bezeichnet. Er beruht darin, daß die Conflicte, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, nicht genügend vertieft sind und den freundlichen Ausgang sofort erkennen lassen. Nicht die Spannung an der Aufklärung der Mißverständnisse wird erregt, es wird nur die Theilnahme des Zuschauers für das Entstehen dieser Mißverständnisse in Anspruch genommen. Das ist meines Erachtens im Drama nicht genügend stark. Man weiß, daß Sophie den Preis erringen wird, man weiß, daß es Altenberg gelingen wird, die Freisprechung des gänzlich unschuldigen Grafen Arthur zu erwirken. Es würde nur der Conflict zwischen Sophie und der Gräfin, welche der Verheirathung ihres Sohnes mit einem armen bürgerlichen Mädchen entschieden widerstrebt, übrig bleiben, wenn der Dichter auch dieser Schwierigkeit nicht dadurch ausgewichen wäre, daß er Sophie von vorn herein als eine äußerst verständige und ruhige Person hinstellt, welche den jungen Grafen nicht liebt und sich mit dessen Mutter sofort auf den freundschaftlichsten Fuß stellt. Auch aus dem Verhältnisse des liebenden Grafen Arthur zu der nicht liebenden Sophie hat der Verfasser vielleicht nicht alle Vortheile gezogen, welche für die dramatische Verkörperung desselben möglich waren. Die Dissonanz in Arthurs Herzen, welche durch den Widerspruch zwischen seiner Liebe und den realen Verhältnissen entsteht, wird nicht aufgelöst, sondern hallt, wenn auch etwas gemildert, nach.

Noch ein anderes Moment erscheint mir befremdlich und stört vielleicht auch bei der Aufführung die behagliche Stimmung. Während man sich nach der Anlage des ganzen Stückes und nach den in der Exposition hervorgehobenen Punkten darauf gefaßt macht, daß der junge Graf der eigentliche Held und Altenberg nur der verständige Freund ist, welcher ähnlich, wie die Figur des Molièrischen homme raisonnable, wie Cleante in „Tartüffe" und Philinte im „Menschenfeind" gleichsam als ein modificirter Chor der Alten die Handlung mit Weisheit, Vernunft und Objectivität begleitet und zu den leidenschaftlichen Aufwallungen der Helden ein heilsames Gegengewicht herstellt, — erfährt man im Verlaufe des Stückes, daß dieser Altenberg der eigentliche Held ist, und daß auf ihn in erster Linie, auf den Grafen aber erst in zweiter Linie das Interesse sich zu concentriren hat. Möglich daß bei der Darstellung dadurch, daß die Rolle des Altenberg einem accreditirten Schauspieler gegeben wird, sich die Gefahr: den Zuschauer zu zerstreuen und irrezuführen, vermindert. Ferner spricht es zu Gunsten des Verfassers, daß Altenberg jedenfalls die interessanteste und sorgfältigst

Digitized by Google

ausgearbeitete Figur des Schauspiels ist. Altenberg ist ein gesetzter, kluger, edler Mensch; seine Vernunft dominirt bei weitem die Leidenschaft. Er charakterisirt sich mit weiser Selbsterkenntniß sehr treffend: „Ich weiß, ich bin nicht liebenswürdig: Einen gewissen Grad von Achtung hat man mir selten verweigert; Liebe habe ich wenig gefunden". Dieser anständige ruhige klarsehende Mensch ist für die ganze Dichtung charakteristisch; so ruhig, klar, vernünftig und anständig wie er, ist auch das ganze Stück. Man kann sich an dem gesunden Menschenverstande, der überall zu uns spricht, sehr erfreuen, aber man wird nicht recht warm dabei. Nicht daß der Verfasser Gefühlsarmuth bekunde, — das ist durchaus nicht der Fall; aber es fehlt, wie mir scheint, an der Jugendfrische, an der liebenswürdigen Unbefangenheit, an der eigentlich dichterischen Naivetät, welche in himmlischer Unkenntniß die Gefahren dadurch überwältigt, daß sie dieselben gar nicht kennt. Hier hat überall ein waches Auge die Gefahr von vornherein auf ein Minimum beschränkt und dieses Minimum wird dann durch Verstand und Ueberlegung leichtlich überwunden. Daher sind dem Verfasser auch die eigentlichen Träger des praktischen gesunden Menschenverstandes, also Altenberg und Sophie — ein weiblicher Altenberg — am besten gelungen, während der leidenschaftlichere übermüthigere junge Graf Arthur mehr einen schablonenartigen Eindruck macht.

Der erste Act ist nicht sehr bedeutend; durch den Scenenwechsel wird das kaum angeregte Interesse wieder gestört. Dagegen enthalten die drei folgenden viel dramatisches Leben und bekunden ein großes Geschick in der dramatischen Zurechtlegung des Stoffes. Der Diener Friedrich ist eine sehr ergötzliche komische Episode; man bedauert nach dieser Probe, daß der Verfasser die Beimischung des komischen Elementes, welches den getragenen Ernst der Handlung sehr belebt haben würde, so knapp bemessen hat. Ueber die Wirkung des letzten Actes, welchen die Schwurgerichtssitzung darstellt, bin ich mit mir nicht im Klaren. Meines Erachtens dürften verschiedene Formfragen, die den Juristen, — der Herr Verfasser ist Regierungsrath, — bekümmern konnten, ohne weiteres beseitigt werden.

Alles in Allem, trotz mancher großer und kleiner Fehler ein interessantes Schauspiel, das bei dem kläglichen Mangel an brauchbaren Bühnenstücken füglich die Direction einer unserer Berliner Bühnen, etwa des Nationaltheaters oder des Residenztheaters, reizen könnte, es zur Aufführung zu bringen. Von der Hofbühne ist es leider schon durch die wunderliche Bestimmung ausgeschlossen, daß ein preußischer König nicht auf den Brettern des Schauspielhauses erscheinen darf. Unsere energische Zeit hat so viele Zöpfe abgeschnitten; — wie wäre es mit diesem? —

Einen ganz andern Charakter hat das Lustspiel „Dame Lucifer" von Karl Nissel. Der Dichter hat bereits mehrere Stücke geschrieben, von denen einige auch mit Erfolg aufgeführt sein sollen. „Dame Lucifer" ist ein Intriguenlustspiel in Versen. Das Stück spielt im Jahre 1717 in Sceaux. Die Personen führen einige der berühmtesten französischen Namen des vorigen Jahrhunderts. Elisabeth-Charlotte, welche Nissel schlechtweg Charlotte nennt, ihr Sohn Philipp der Regent, der Herzog von Maine, der Herzog von Richelieu und seine Gemahlin treten in diesem Lustspiel auf. Offenbar hat der Verfasser nicht großen Werth darauf gelegt, diese berühmten Persönlichkeiten in hervorragender Weise zu charakterisiren, denn aus der derben deutschen Elisabeth-Charlotte, aus dem witzigen Lebemann Richelieu und dem genialliederlichen Regenten hätten sich wohl ohne Mühe interessantere Bühnencharaktere gestalten lassen, als es hier geschehen ist. Die Historie hat der Dichter nicht einmal als Hintergrund benutzen wollen; es handelt sich lediglich um eine Liebesintrigue.

Die Hofdame Hortense de Nesle wird geliebt von dem Herzog von Maine, dem Herzog von Richelieu, einem Abbé Cheaulieu, einem Pagen Gaston de Lagrange und wahrscheinlich auch von einem Grafen Gacé, — ich weiß nicht, weshalb der Verfasser diese absolut unfranzösische Schreibweise genommen hat, das e mit dem accent grave auf der letzten Silbe ohne einen folgenden Consonanten ist selbst in der willkürlichen Orthographie der Eigennamen für ein französisches Auge nicht denkbar. Die noch vacante männliche Persönlichkeit des Stückes, Herzog Philipp, weiht die außereheliche Liebe der Herzogin von Maine. Die Strafe ereilt all' diese Verräther auf einem Gartenfeste; und zwar wird das so gemacht, daß den verschiedenen Herrn von den Damen ihres Herzens im nächtlichen Dunkel ein Rendez-vous gegeben wird. Die Damen wählen schwarze Masken und geben als gemeinsames Losungswort: „Dame Lucifer" aus. Die beiden jungen Frauen, die Herzogin von Maine und die Herzogin von Richelieu, die Hofdame Hortense de Nesle und selbst die verwittwete alte Herzogin Elisabeth-Charlotte erscheinen in der vorgeschriebenen schwarzen Vermummung; und man kann sich denken, welche Confusionen daraus entstehen. Die Spannung wird dadurch noch vermindert, daß das Programm vorher zu deutlich ausgesprochen wird. Diese prospectusartigen Ankündigungen, welche dem üblichen Eröffnungsartikel einer Zeitung gleichen: „Was wir wollen!", sind auf der Bühne immer zu vermeiden.

Hortense empfängt den Herzog von Maine und bringt diesen mit seiner Frau zusammen, dann den alten Abbé Cheaulieu, welcher der alten Orleans zugewiesen wird; der Regent wird von der Herzogin von Maine düpirt und seiner Frau zugeführt und der Herzog von Richelieu endlich geräth an seine Frau. Der Page, der übrig bleibt, heirathet natürlich Hortense.

Das Imbroglio mag bei einer lebhaften Darstellung auf der Bühne ganz wirksam sein; bei der Lectüre ist es nicht geeignet, die beabsichtigte komische Wirkung in vollem Maße hervorzurufen.

In der Charakteristik müßten die einzelnen Figuren noch sehr verfeinert werden. Es ist doch wohl etwas zu wohlfeil, wenn der Dichter, um einen heuchlerischen den weltlichen Lüsten ergebenen Pfaffen zu schildern, den Abbé Cheaulieu gleich bei seinem Auftreten sagen läßt:

„Junger Freund, die Sünde,
Die fürchten Leute meines Standes nicht",

wenn er diesem, der ein geringfügiges Geheimniß zu erfahren wünscht, die Worte in den Mnnd legt:

„Das Allerhöchste, was ich geben kann,
Du sollst es haben, einen ew'gen Ablaß
Für all' die Sünden, die du schon begangen
Und noch begehen wirst in deinem Leben".

Das ist nicht Zeichnung, das ist Caricatur. Ueberhaupt ist es ein Fehler der Dichtung, daß alles zu derb angelegt und ausgeführt ist. Eine Provocationsscene zwischen zwei hohen Herren, zwischen dem Herzog von Richelieu und dem Grafen Gacè, ist, wie sie hier geschildert wird, doch nicht wohl denkbar. Der Graf Gacè erklärt sofort:

„Meint Ihr, ich stände jedem Narren Rede?"

Und als Richelieu versetzt:

„Ich bin der Herzog Richelieu",

antwortet Gacè:

„Ich fragt Euch nach dem Namen nicht".

Darauf beschuldigt Richelieu den Grafen der „Feigheit" und verspricht, „seinen Hochmuth zu züchtigen". Auch die anderen Leute sind merkwürdig deutlich. Dem Abbé Cheaulieu wird bei jedem Anlaß in nicht sehr zarter Weise sein Alter vorgeworfen. Der Page behauptet z. B., daß der „Acheron ihm schon deutlich in die Ohren rauscht". Abgesehen von der Kühnheit des Bildes, ist das auch nicht sehr artig. Die Herzogin von Orleans erinnert den Abbé ebenfalls auf ganz unzweideutige Weise an sein Ende.

„Dann mag der Todtengräber sich bereiten
Auf euren Leichnam . . . ."

und der Abbé antwortet der alten Frau ebenso galant:

„. . . . Denkt daran, daß Ihr
Auch täglich mehr dem Ziele schreitet zu,
Das man nicht gerne nennt".

Digitized by Google

Später wird die Herzogin wenn möglich noch unmißverständlicher:

„Daß Ihr mit Euren morschen Gliedern da,
An die das Leben wenig Anspruch hat,
Noch in den Strom der Luft Euch tauchen wollt,
Als Greis und Priester ist das doppelt sündhaft".

Eine Milderung dieser starken Ausdrücke würde gewiß nichts schaden; aber die Höflichkeit gehört nun einmal nicht zu den Specialitäten der Bewohner des Lustschlosses von Sceaux. So sagt der Page von demselben Abbé:

„Drum wackeln schon dem Asinus die Ohren".

Die Herzogin von Orleans sagt ebenfalls zu dem geistlichen Herrn:

„Ich nehm' an dem zu, was Euch abgegangen,
Was bei mir Lust, ward bei Euch Lüsternheit".

Diese letzten Verse lassen, wie auch manche andere, eine sprachliche Revision wünschenswerth erscheinen. Wendungen wie:

„... wer war die Dame dort,
Der Ihr mit Fuß und Blicke folgt?"

wie:

„... Sie thut
Dem Zwange der Nothwendigkeit gehorchen"

sollten vermieden werden.

Für andere störende Fehler, z. B.

„Die das Entsagen ihm so gut gelehrt"

oder:

„Die Nymphe" (wie Strümpfe geschrieben)

mache ich nicht den Verfasser, soudern den Corrector der Druckerei verantwortlich.

Der Dialog ist recht lebhaft und bewegt; er leidet jedoch an dem Fehler der übertriebenen Schlagfertigkeit. Es ist ein ewiges Fangballspiel theils mit Fragen und Antworten, und zwar scheinen die Fragen erst auf bereit gehaltene Antworten gestellt zu werden —, theils mit allgemeinen Sentenzen, an die sich neue Sentenzen in der Gegenrede mühelos anknüpfen. Als ein Beispiel dafür wollen wir den Anfang des dritten Actes im Auszuge hier wiedergeben: ein Gespräch zwischen Hortense und dem Herzog von Maine.

Hortense.
..... Ei der Männer Augen
Sind leicht getäuscht.
Herzog.
Doch Euer Spiegel nicht.
Hortense.
Ich frage meinen Spiegel nie um Rath.
Herzog.
Ihr wär't die erste, die den Rath verschmäht.
Hortense.
Der Rath ist oft sehr trüglich.
Herzog.
Nicht bei Euch.
Hortense.
Ich bin die Ausnahm' von der Regel nicht.
Herzog.
Ihr gleicht dem leichtbeschwingten Frühlingsfalter.
Hortense.
Wär' ich ein Falter, flög ich hurtig fort.
Herzog.
Ich folgt Euch, bis ich Euch gefangen.
Hortense.
Dann wär mein Reiz dahin. Was soll ich hier?
Herzog.
Erhören sollt Ihr einen Schmachtenden,
Weggaukeln all die Sorgen, die ihn drücken.
Hortense.
Zum Gaukeln hab' ich von der Erdenschwere
Ein viel zugutes Theil.
Herzog.
Das glaubt Ihr nicht,
O wollt nicht scheinen, was Ihr doch nicht seid,
Und reicht von Euren Rosenlippen mir
Die allersüßeste Bestätigung.
Hortense.
O meine Lippen dienen nur dem Herzen!
Und leisten nur Gehorsam, wenn die Liebe
Um eine Gabe fleht.
Herzog.
So werden sie
Der meinen den Gehorsam nicht versagen u. s. w.

Die Ausstellungen, die ich gemacht habe, könnten zu einer Unterschätzung der Nissel'schen Arbeit die Veranlassung geben. Ich möchte daher zum Schlusse noch betonen, daß „Dame Lueifer" trotz alledem und alledem noch immer zu den beachtenswertheren dramatischen Productionen gehört. Die Arbeit zeigt eine sichere Hand, die in der Bühnenarbeit nicht ungeübt ist. Es werden uns nicht scenische Unmöglichkeiten, wie in der großen Mehrheit der täglich entstehenden Dramen zugemuthet. Eine anfmerksame und unnachsichtige Selbstkritik, welche vor allem die Einzelheiten in's Auge fassen und die anstößigen Derbheiten und Härten beseitigen würde, könnte dem Lustspiele den Weg zur Bühne erschließen.

Paul Lindau.

Theodor Döring.

Eine Skizze seines Lebens und Wirkens

von

Georg Hiltl.

III.

Von Breslau bis Stuttgart.

Der Director Birey empfing den jungen Schauspieler mit prüfendem Blicke. Daß er nicht erwartete, einen großartigen Antrag zu erhalten, ist begreiflich, denn Dörings Toilette war in Folge der neuntägigen Reise in einem Zustande, der den Director weit mehr zu der Annahme veranlassen konnte, er habe wohl einen der wandernden Menschendarsteller vor sich, welche nicht die Kunst, sondern das Handwerk grüßen. Döring befand sich in höchst peinlicher Lage, denn nicht nur war seine ganze Erscheinung durch Ermattung, seine Kleidung durch den Marsch höchst unscheinbar geworden — letztere zeigte auch an verschiedenen Stellen sehr bedenkliche Lücken. So war es namentlich der rechte Ellbogen, welcher sich in auffälligster Weise durch die geplatzte Nath des Aermels zu drängen versuchte.

Allein der junge Charakterdarsteller hatte bereits Gewandtheit und Herrschaft über seine Gliedmaßen errungen und wußte den Ellbogen dergestalt mit graziöser Bewegung gegen die Hüfte zu stemmen, daß dem forschenden Auge des Directors der schlimmste Makel an Dörings Reisetoilette entging.

Dieser trug nun Birey sein Anliegen mit kurzen Worten vor: Er wollte gern Engagement haben. Birey war ein Theatermensch durch und durch. Er hatte für dergleichen Persönlichkeiten, wie ihm hier eine vor Augen stand, ganz besonderen Scharfblick. In dem scharfgeschnittnen Gesichte des Petenten, in seiner ganzen, beweglichen Mimik, in den Tonfärbungen seines Organs schien etwas zu sein, das Birey aufforderte, mindestens einen Versuch zu machen. Ging die Sache nicht — so büßte er ja keine große Summe ein, war der Engagementsuchende eines jener noch im Verborgenen befindlichen Talente, so hob Birey einen Schatz, er besaß dann ein Capital, von welchem er gute Zinsen gewinnen konnte, denn die ganze Art und Weise des jungen Mannes zeigte dem Director deutlich genug, daß er einen jener enthusiastischen Kunstjünger vor sich habe, die für einige gute Rollen mit Vergnügen hungern. Birey konnte also möglicher Weise ein treffliches Geschäft machen und einen talentvollen Darsteller mit Roll'n füttern, die Gage auf das Minimum reduciren

Digitized by Google.

— kurz er engagirte Döring mit 5 Thalern wöchentlich. Dieses Uebereinkommen befriedigte beide Theile. Döring konnte jetzt fleißig spielen, er gefiel — gefiel außerordentlich — dem Publicum, der Kritik und — seinem Director, der wohlgefällig auf den Ausgabeposten 20 Thaler monatlich für einen jugendlichen Komiker und Charakterdarsteller blickte.

Für Döring trat während des Breslauer Engagements ein Moment ein, der nach seiner eignen Aussage zu den schönsten seines bewegten und erfolgreichen Wirkens gehört. Ludwig Devrient kam als Gast nach Breslau.

Von der Verehrung, in welcher dieser große Darsteller bei seinen Zeitgenossen stand, berichten uns heut noch diejenigen, welche Zeugen der Ovationen und des Ausdrucks der Bewunderung waren, die man Devrient entgegenbrachte.

Sein Name war ein hochgefeierter, mit ihm zu spielen eine Ehre und Freude, von ihm gelobt zu werden — galt als ein Glücksfall, als eine Bürgschaft für künftige Bedeutung.

Dörings Beschäftigung in komischen und Charakterrollen führte ihn mit Ludwig Devrient zusammen. Der greise Künstler, der sich durch eine seltne Bescheidenheit und durch die lebhafte Anerkennung, welche er jedem Talente zollte — auszeichnete, beobachtete schon während der Vorstellung den jungen Kunstgenossen und ließ manch freundliches Wort fallen, als aber Döring in dem alten, längst vom Repertoire verschwundenen Stücke: „Ein Abenteyer in der polnischen Judenschenke" neben Devrient die Rolle des zweiten polnischen Juden spielte und trotz der Meisterleistung Ludwigs das Publicum zu stürmischem Beifall hinriß, da trat nach dem Schlusse des Actes Devrient auf den reich begabten jungen Darsteller zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit seiner schneidenden, durchdringenden Stimme „Gratulor, junger Mann".

Welche Wirkung diese Worte auf Döring machten, das läßt sich nach dem oben über Devrient Gesagten ermessen. Sein Glück erreichte den Höhepunkt, als Devrient ihn zu Tische lud und bis zur Beendigung seines Gastspiels viel mit ihm verkehrte.

Auch auf Birey hatte dieser Beifall des Meisters Eindruck gemacht. Er gab dieser Anerkennung von Dörings Talent dadurch Ausdruck, daß er dem strebsamen Jünger wöchentlich einen Thaler Gage zulegte.

Die Tage, welche Döring in Breslau zubringen sollte, waren gezählt. Haacke, ein sehr begabter Schauspieler und Director übernahm die Direction des Mainzer Theaters. Er machte Döring den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten und bot ihm eine Gage von 1200 Gulden. Bei diesem Angebote wurde unser Künstler „starr vor Staunen". Er hatte sich nicht so hoch abgeschätzt. Diese Summe schien ihm so ungeheuer, daß er Anfangs glaubte, Haacke habe sich versprochen, erst eine wiederholte Aufforderung des Directors belehrte ihn, daß er, wollte er das Engagement in Mainz annehmen, mit 100 Gulden monatlich besoldet sei. „Ich hielt mich in der That für einen Crösus," bekennt Döring, wenn er von jener Stunde spricht.

Er betrat unter großem Beifall die Bühne des Mainzer Stadttheaters und von da ab entwickelte sich sein Talent mit reißender Schnelligkeit. Es währte nicht lange, so ward sein Name unter denjenigen genannt, welchen man eine große Zukunft voraussagte. Er stand bereits auf dem Punkte, nach welchem jeder — nicht nur der Bühnenkünstler — streben soll und muß: Er wurde gesucht. Während des Engagements in Mainz hatte er sein classisches Repertoire bedeutend vermehrt und unter der Zahl der Charakterrollen nahm damals schon seine noch heute meisterhafte Darstellung des Polonius eine hervorragende Stellung ein.

Inmitten seiner Triumphe hatte er auch Schmerzliches erfahren. Nicht lange nach dem Antritte seines Engagements in Mainz hatte er sich mit einer jungen Dame aus guter Bürgerfamilie verheirathet. Seine Gattin, ein ebenso schönes als gemüthvolles Wesen, wurde ihm nach kurzer Ehe durch den Tod entrissen.

Fast zu derselben Zeit starb in Mannheim der bekannte und hochgeachtete Charakterdarsteller Bachmann. Der damalige Intendant des Mannheimer Theaters Graf Luxburg machte Döring den Antrag, in Bachmanns Stelle zu treten und nach freundlichem Uebereinkommen mit Haacke nahm Döring Abschied von Mainz, um in den Mannheimer Schauspielverband zu treten.

Seine Erfolge waren nicht minder bedeutend. Sie steigerten sich vielmehr noch in kurzer Zeit. Hier war es, wo er eines Tages in dem Bauernfeld'schen Lustspiele: „Das Liebesprotokoll" die Rolle des Banquiers Müller erhielt. Man hatte das Stück als ein ziemlich unbedeutendes behandelt und die in demselben befindliche Partie des „Criminalraths Scharf" als die erste Rolle des Stückes bezeichnet.

Döring überraschte Publicum und Collegen durch jene meisterhafte, unerreichbare Schöpfung des jüdischen Banquiers, eine Leistung, welche allein hinreichen dürfte, den Ruf eines Schauspielers zu begründen. Dörings Darstellung ist eine entschieden volksthümliche geworden — 486 Mal hat er dieses unnachahmliche Bild auf fast allen deutschen Bühnen dem Publicum unter dessen Beifallsspenden vorgeführt.

Trotz der allgemeinen Anerkennung, deren er sich erfreute, blieben die Differenzen zwischen ihm und der Mannheimer Intendantur nicht aus. Es war für Döring bereits die Zeit gekommen, wo gewisse Persönlichkeiten es für gerathen hielten, dem siegreichen Vormarsche seines Talentes einige Hindernisse in den Weg zu legen. Diese Kriegsoperationen sollten sich freilich noch steigern, aber vorläufig machten dem Künstler schon die ersten Plänkeleien genug Verdruß.

Es kam hinzu, daß Graf Luxburg einer der wunderlichsten Herren war, welche jemals an der Spitze eines Kunstinstitutes standen. Er commandirte nicht selten seine Darsteller wie ein Detachement Infanterie zu den Leistungen auf der Bühne und nahm sogar körperliche Musterung vor. So hatte er unter Anderem die seltsame Angewohnheit, den Neuengagirten — Herren oder Damen —, wenn sie ihm die erste Aufwartung machten, zuzurufen „Zeigen Sie mal die Zähne". Wenn diese Ordre befolgt ward, so prüfte er die Gebisse seiner Darsteller mit Kennerblicken — Graf Luxburg war ein großer Pferdeliebhaber und als solcher hatte er natürlich die Beißwerkzeuge jener edlen Thiere bei etwaigen Ankäufen sorgfältig zu mustern — und nicht selten entschieden wohlgeformte Zahnreihen einzig und allein über „Sein oder Nichtsein" eines Schauspielers auf der Mannheimer Bühne.

Daß bei einem so seltsamen Vorgesetzten Conflicte nicht ausbleiben konnten, liegt auf der Hand, aber da Graf Luxburg übrigens ein gutmüthiger Herr war, würde Dörings Verhältniß zu seinem Chef ein ganz leidliches gewesen sein, hätte unser Künstler nicht bereits Anträge von Hamburg aus erhalten. Diese Berufung war zur Zeit eine der ehrenvollsten, welche einem Schauspieler werden konnten. Als Director des berühmten Stadttheaters zu Hamburg fungirte Friedrich Ludwig Schmidt, einer der berühmtesten Bühnenleiter, welche die Theatergeschichte Deutschlands aufzuweisen hat, ein Mann, der mit Eckhof, Iffland, Schröder u. s. w. zugleich genannt werden muß.

Das Hamburger Stadtheater galt mit Recht als eine Musteranstalt, und wen der alte Schmidt zu sich berief, der zögerte nicht, diesem Rufe Folge zu leisten. Daß also Döring mit allen Kräften sein Loskommen von Mannheim betrieb, konnte man ihm ebenso wenig verargen, als dem Grafen Luxburg die Zähigkeit, mit welcher er den Künstler festzuhalten bestrebt war.

Döring hatte schon im Jahre 1834 einige Conflicte wegen Gagenzulage gehabt. Bei den Verhandlungen mit Graf Luxburg ereigneten sich neben manchen ernsten auch verschiedene komische Scenen. So fand eines Tages im Bureau des Intendanten eine Unterredung statt, welche in ihrem Verlaufe ziemlich heftig wurde, da beide Parteien, Döring und sein Chef, nicht mit einem Uebermaße persönlicher Ruhe begnadet waren. Döring kam im Eifer des Gespräches dem eisernen Ofen des Gemaches sehr nahe und bei irgend welchem sehr scharfen, mit erhöhter Stimme und mit äußerst lebhaften Gesticulationen begleiteten Ausfalle schlug der erregte Künstler gegen das ohnehin wacklige Röhrensystem des Luxburgischen Ofens, welches auch sofort diesem Stoße nachgab und mit Donnergekrach in das Zimmer über den Künstler hinweg stürzte.

Graf Luxburg sprang entsetzt empor. Er schlug die Hände

Digitized by Google

über dem Kopf zusammen und rief: „Er reischt mir den Ofe ein". Trotz dieser Katastrophe endete die Unterredung noch ziemlich harmlos und als Döring das Zimmer verließ, sagte Graf Luxburg: „Ich muß ihm die Zulage gebe — der rabbiate Kerl steckt mir sonscht das Haus in Brand".

Obwohl nun die Angelegenheit der Gagenerhöhung sich ordnete, blieb es doch Dörings eifrigstes Bemühen nach Hamburg zu kommen. In den Sommerferien von 1835 hatte er in Hamburg bei Schmidt ein Gastspiel eröffnet. Von dem großartigen Erfolge, den er dort errang, wo Leute wie Lenz, Lebrun ja — Schmidt selbst, der ein Meister in Charakterrollen war — sich dem Publicum als dessen Lieblinge zeigten, — gibt am besten die Thatsache Zeugniß, daß aus den anfänglich abgemachten drei Gastrollen siebenzehn wurden. Schmidt offerirte Döring ein Engagement in Hamburg mit 2500 Thalern. Mit diesem Contracte in der Tasche kehrte er nach Mannheim zurück, und bei dem sehr erregten Naturell unsers Künstlers ist es wohl anzunehmen, daß er der Mannheimer Theaterverwaltung als kein besonders fügsames Mitglied erschien. Die Reibungen steigerten sich. Döring weigerte sich einmal sogar entschieden aufzutreten — Graf Luxburg ergriff das ihm zustehende Rechtsmittel und ließ dem störrigen Künstler 14 Tage Arrest dictiren. In dem zugewiesenen Arrestlocale fand er Karl Gutzkow bereits vor, den man daselbst wegen seines Buches „Vally, die Zweiflerin" eingesperrt hatte. Gutzkow hat in seinen Erinnerungen dieses Zusammentreffen mit Döring so trefflich geschildert, daß eine Wiederholung desselben überflüssig erscheinen dürfte. Ich will hier nur einschalten, daß Döring sich bereits zum zweiten Male und zwar mit der einst berühmten Soubrette Fräulein Auguste Sutorius vermählt hatte. Der Gefangene des Grafen Luxburg hatte während seiner Einschließung die nöthigen Instructionen erhalten, durch welche er sein Loskommen bewerkstelligen könne. Es handelte sich um tausend Gulden Conventionalstrafe, die endlich sein Rechtsanwalt und seine Frau aufbrachten. Döring verließ seine Haft — seine Angelegenheiten wurden geordnet nnd 1836 trat er sein Engagement bei Schmidt in Hamburg an.

Hatte Döring bis dahin den Ruf eines ausgezeichneten Schauspielers genossen, so steigerte er diesen jetzt bis zur Berühmtheit. Seydelmann und Döring, das waren die beiden Namen, welche als die hervorragendsten in der Theaterwelt galten. Seydelmann wirkte in Stuttgart. Beide Künstler hatten sich persönlich kennen gelernt — Beide schätzten einander hoch. Vergleiche zwischen ihnen anstellen zu wollen, ist ein ganz müssiges Beginnen. Seydelmann war eine Erscheinung, welche sich bei ihren Leistungen durch ganz andere künstlerische Mittel in den Vordergrund stellte, als es die waren, deren sich Döring bediente und bei der Ursprünglichkeit seines Talentes bedienen konnte. Beide Künstler sind auf vollständig verschiedenen Wegen zu dem hohen Ziele gelangt, welches sie sich gesteckt hatten. — Beide haben — mit vollem Rechte — die höchste Anerkennung gefunden und werden sie sich für immer erhalten.

In Schmidt hatte Döring einen Vorgesetzten und Künstler gefunden, der auf ihn äußerst wohlthätig und belebend wirken mußte. Schmidts Leistungen im Lustspiel waren oft geradezu bewundernswerth. Seine Handhabung der Direction, der Regie, die geniale und zugleich strenge Art und Weise, mit welcher er seine Darsteller bei Proben und Aufführungen zusammenhielt, der hohe, heilige Eifer, den er für die Sache an den Tag legte, mußten Jedem imponiren.

Schmidts Erscheinung, seine höchst originelle Manier sich begreiflich zu machen — erweckten das Interesse, noch ehe man seine Leistungen kennen gelernt hatte. Vom frühsten Morgen an saß er schon, stets äußerst sauber gekleidet, seine kurze Thonpfeife rauchend, am Schreibpulte, die Geschäfte seines Theaters betreibend. Für ihn war keines seiner Mitglieder gering. Es lassen sich Fälle nachweisen, in denen Schmidt eine Vorstellung absetzte, weil der Darsteller einer ganz unbedeutenden Episode krank geworden oder sonst verhindert war, die scheinbar unwichtige Rolle zu spielen. „Es fehlt mir ein Stein im Bau," pflegte er zu sagen, „ich kann ihn nicht sofort einschieben".

Liebe oder Haß kannte er nicht, wenn es sich um künstlerische Zwecke handelte. „Eine Suppe lasse ich den Patron nicht an meinem Tische essen — denn er ist mir unangenehm — aber die Rolle kriegt er, denn es kann sie Niemand besser spielen." Damit schnitt er alle Discussion ab, wenn ihm Dieser oder Jener etwas zuflüstern wollte. Sein Eifer für die von ihm eingerichteten Vorstellungen war rastlos. Bei der ersten Darstellung eines Stückes war er immer im höchsten Grade erregt. Er musterte alles genau mit ängstlicher Sorgfalt. Ein Fehler, der während des Verlaufes eines Stückes vorkam, brachte ihn zur Verzweiflung und er ließ sich zuweilen, hinter den Coulissen stehend, zu den extravagantesten Dingen hinreißen. Ein Beispiel möge hier statt vieler Platz finden. In einem Sensationsstück sollte an bestimmter Stelle genau auf das Stichwort ein Donnerschlag fallen. Schmidt stand beobachtend im ersten Flügel. Zu seinem Schrecken blieb der Donner aus. „Donner! Donner!" ruft er verzweifelt — aber vergebens. Da — in Hast, in der Gluth des Zornes ergreift er einen zunächst stehenden Tisch, schiebt ihn mit Anwendung aller Kraft hin und her, um doch ein Geräusch hervorzubringen und stößt dabei Töne aus „Brrrr! Brrrr! Brrrr!"

Die Schauspieler achteten diesen künstlerischen Eifer so hoch, daß sie nicht lachten. Ebensowenig erregte Schmidts originelle äußere Erscheinung Heiterkeit, wenn er auf den Proben eine Stellung vormachte oder wenn er in tragischem Tone Verse sprach, wie er sie gesprochen haben wollte. Er traf stets das Rechte.

Selbst die ersten seiner Darsteller mußten sich Rectificirungen gefallen lassen und unterwarfen sich gern seinen Bestimmungen, da sie stets profitirten, wenn Schmidt eine „Lection gab".

Eigentlich ist der alte Schmidt heut noch nicht verschwunden und begraben. Er lebt durch Döring, der in ihm einen Meister verehrt, denn wer Schmidt persönlich gekannt hat, dem tritt er leibhaftig in Ton, Gesicht, Manieren und Ausdrucksweise vor die Augen, wenn Döring bei guter Laune den alten berühmten Herrn copirt. Man vermeint, Schmidt sei aus dem Grabe gestiegen, wenn Döring es unternimmt, den längst Entschlafenen darzustellen.

Daß ein solcher Mann auf Dörings künstlerisches Fortschreiten von gewaltiger Einwirkung sein mußte, bedarf keines Beweises. Hamburg steht bei Döring in der schönsten und dankbarsten Erinnerung. Von dort ging sein Ruhm aus — seine künstlerischen Gebilde erhielten unter Schmidts Meisterhand den nothwendigen Schliff, die feste Gestaltung — und der Schüler — Döring nannte sich dem alten Schmidt gegenüber nicht anders — kam bald oft genug über den Meister.

Indessen trat ein Ereigniß ein, welches Döring bewog, bewegen mußte, einen Versuch zur Lösung des zwischen ihm und Schmidt bestehenden Contractes zu machen. Seydelmann stand auf dem Punkte, Stuttgart zu verlassen, dem Rufe nach Berlin zu folgen. Von Stuttgart aus hatte man Döring Anträge gemacht, die vacante Stellung einzunehmen. Es konnte Döring nicht verdacht werden, daß er sich sehnte, jenen Platz zu erringen. Er rang mit Seydelmann um den Preis. Er mußte zeigen, daß er berufen sei, den ausgezeichneten Darsteller ersetzen zu können. Es galt dem Stuttgarter Publicum gegenüber einen Kampf im edelsten und schönsten Sinne des Wortes — unser Künstler durfte diesem Kampfe nicht ausweichen. Diese Auffassung war es, welche er geltend machte, als er vor Schmidt trat mit der Bitte: ihn seines Contractes zu entbinden.

Schmidt zeigte sich auch hier wieder als eine echt künstlerische Natur, bei welcher der materielle Vortheil in den Hintergrund trat, wenn es sich um höhere Dinge handelte. Nach einigen kurzen Auseinandersetzungen sagte Schmidt gerührt: „Wie ungern ich Sie, mein lieber Freund, scheiden sehe, das bedarf keiner Betheuerung. Aber Ihrer Carriere stehe ich nicht hindernd entgegen. Sie haben zwar noch acht Jahre Contract, aber ich gebe sie Ihnen zurück — gehen Sie mit Gott". Döring trat das Engagement in Stuttgart an.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Verloosung von Kunstwerken für den Bau eines Berliner Künstlerhauses.

Der Verein der Berliner Künstler ist in den 34 Jahren seines Bestehens zu einer kräftig und fröhlich blühenden Genossenschaft herangewachsen. Er zählt die besten Meister aller Künste und einen zahlreichen hoffnungsvollen jüngern Nachwuchs zu seinen ordentlichen, viele der „besten Männer" Berlins und Künstlerfreunde zu seinen außerordentlichen Mitgliedern. Er besitzt Corporationsrechte, hat sich eine, vor jedem Versuch eines Staatsstreichs und einer Schädigung durch Dictatorengelüste seiner Präsidenten gesicherte Verfassung gegeben und sie zur Wahrheit gemacht. Ein ehrlich erworbenes Vermögen ruht im Arnheim seines verehrungswürdigen Säckelmeisters und mehrt sich durch eine weise Finanzpolitik nach gesunden ökonomischen Grundsätzen, ohne Rücksicht darauf, „ob Alles steigt, ob fällt", von Jahr zu Jahr. Er hat seine Sterbe- und Unterstützungs- und Darlehnscassen; eine vortrefflich geleitete permanente Kunstausstellung, seine Lesezimmer, seine Bibliothek, eine Costüm- und Waffensammlung, wöchentliche Geschäfts- und gesellige Vereinssitzungen. In der ersten wird mit Verstand und sachgemäßem Ernst gut parlamentarisch debattirt, Resolutionen, Petitionen, Revisionen von Verfassungsparagraphen werden vorgeschlagen und angenommen oder verworfen; Budgets bewilligt. In den dem geselligen Vergnügen gewidmeten Sitzungen wird bald sehr gediegene, bald sehr aberwitzig lustige Musik gemacht und allerlei „mögliche und unmögliche" theatralische und poetische Kunst und Kurzweil getrieben. — Aber trotz alledem ist der Verein der Berliner Künstler nicht glücklich, nicht ganz zufrieden. Er „hat in sich den Wurm, der niemals schläft", der ihn und seinen Vorstand zu keiner rechten Ruhe kommen läßt. Dieser Wurm ist das Bewußtsein: kein eigenes Künstlerhaus im großen Berlin zu besitzen; wie jeder beliebige capitallose kleine Mann zur Miethe wohnen und sich von den Launen oder Schicksalen eines Hauswirths abhängig fühlen zu müssen, der ihn, wenn sein Contract abläuft oder sein Miether ihm eine Handhabe bietet, um eine Exmissionsklage anhängig zu machen, mit seinem ganzen schönen Besitz von Möbeln, Büchern, Bildern, Büsten, Acten ꝛc. eines schönen Tages auf die Straße setzen und zwingen kann zuzusehen, wo er fortan damit bleibe.

Der Stachel, welchen ein solches Bewußtsein schon in die Brust des einzelnen Privatmenschen, um so vielmehr aber in die einer ganzen respectablen juristischen Person, wie eine solche Genossenschaft, drücken muß, wird noch schmerzlicher durch den Vergleich mit der so viel glücklicheren Lage anderer Künstlervereine, wie des Dresdner, Wiener, Düsseldorfer. Sie alle haben es längst durchgeführt, sich ein eignes Nest nach ihrem Herzen zu gründen, nach Geschmack, Wünschen und Bedürfnissen zu gestalten. Und doch war keine größere Summe von Vermögen, von Ruhm und Talent in jenen vertreten, als in dem Berliner Verein. Den Wiener Genossen allerdings waren Staat, Gemeinde, reiche und hochgeborene Kunstmänner mit einer, bei uns nie zu erhoffenden Bereitwilligkeit, Liberalität und praktischen Unterstützung bei der Verwirklichung solcher Absicht entgegen- und zu Hülfe gekommen. Aber Düsseldorf z. B. bewirkte das ganze Wunder „viribus unitis", einzig durch ein gewisses Opfer von Zeit und künstlerischer Kraft, welches alle Mitglieder freiwillig auf sich nahmen.

Diesem Beispiel ist der Berliner Verein im vorigen Jahr gefolgt, in der Hoffnung, damit auch seinerseits zu einem ähnlich günstigen Resultat zu gelangen. Er erließ einen Aufruf an den Gemeinsinn seiner Genossen, Werke der eignen Hand auf dem Altar des Vereins niederlegen und so eine möglichst stattliche Summe von möglichst vorzüglichen begehrenswürdigen Gemälden, Zeichnungen, Statuen, Statuetten, Büsten, Gravüren, Arbeiten der zierlichen Kleinkunst zusammen bringen zu helfen, deren Nummern die Gewinnste in einer Lotterie zum Besten des Künstlerhaus-Erwerbungs- und Baufonds bilden sollten.

Dieser Appell an die Opferfreudigkeit der Genossen ist nicht resultatlos geblieben, trotzdem dem Vorstand keine verfassungsmäßigen Zwangsmittel zur Verfügung standen. Im letzten Sommer waren bereits nahe an 200 Nummern eingesendet. Nachträglich sind noch immer wieder neue Stiftungen seitens hervorragender Künstler Berlins erfolgt; andre stehen in sicherer Aussicht.

Die gesammte Zahl dieser freiwilligen künstlerischen Beisteuern ward seit dem Juli v. J. in mehreren zu diesem Zweck gemietheten Sälen der ersten Etage des Hauses Unter den Linden 26 ausgestellt, an welchen, dem zum Zeichen, ein auf beiden Seiten von A. v. Werner prächtig und lustig bemaltes Velarium an einer Bannerstange heraushängt. Zwei geistreich erfundene symbolische Gruppen hier und dort deuten dem Vorübergehenden verständlich Wesen, Zweck und Art des Unternehmens. Zu noch größerer Klarheit liest derselbe im Goldgrund des einen Bildes Goethes trefflichen Weisheitsspruch: „Mann mit zugeknöpften Taschen, dir thut Niemand was zu lieb. Hand wird nur von Hand gewaschen, wenn du nehmen willst, so gieb". In dem des rückseitigen: „Wage nur, dich zu erdreisten, wenn die Menge zaudernd schweift; Alles kann der Edle leisten, der den Augenblick ergreift".

Der Preis des Looses ist auf 20 Mark angesetzt, die Zahl der Loose auf vorläufig 6000. Wie in den meisten Fällen bildeten bisher auch in diesem die Männer „mit zugeknöpften Taschen" die Majorität. Jene energische Mahnung erwies sich immer noch viel zu selten als ein: „Sesam öffne dich!" für diese schätzehaltigen Höhlungen und die darin geborgenen Portefeuilles und Portemonnaies: die in diesen Zeiten der magern Kühe grassirende vielverbreitete Leere jener Behälter mag allerdings auch ihren Theil der Schuld daran tragen.

Wenigstens sollte der Ausstellung der Gewinne ein häufigerer und zahlreicherer Besuch gewidmet werden, als es bisher geschehen ist. Sie verdient und belohnt denselben durch eine nicht geringe Menge ganz ausgezeichneter Werke, welche in jeder Hinsicht geeignet sind, das Verlangen ihres Besitzes zur schönen Leidenschaft zu entflammen. Und daß das in möglichst vielen Herzen geschehe, ist des ausstellenden Vereins erster und dringendster Wunsch.

Ich würde auch die weitesten Schranken überschreiten müssen, welche mir die „Gegenwart" für einen Bericht über diese Ausstellung, selbst im günstigsten Falle, gewähren könnte, wenn ich auch nur die bedeutenderen Hauptstücke dieser Gewinnsteausstellung einigermaßen nach ihrem Verdienst besprechen wollte. Nur auf wenige kann hier näher eingegangen werden.

An erster Stelle ist die große, Grau in Grau (für die Vervielfältigung durch Photographie ausgeführte) Composition zu Shakespeares Heinrich VIII. von Adolf Menzel zu nennen. Der berühmte Berliner Meister erscheint in dieser bewundernswerthen Arbeit auf der vollen Höhe seiner schöpferisch poetischen und bildnerischen Kraft. Sein Bild schildert jene prachtvolle Scene auf dem Ball bei dem Cardinal von York, wo der König und zwölf Begleiter, in Schäfertracht, bekränzten Hauptes mit Fackelträgern erscheinen und er, sich im Tanz mit der schönen Anna Boleyn drehend, derselben seine durchaus unverblümten Liebeserklärungen macht. So im Kern seines Wesens ist dieser grausame und wollüstige „Thing-devil" kaum von seinem großen Hofmaler H. Holbein nach der Natur getroffen, wie er hier der Phantasie Menzels aufgegangen ist, von derber Lustigkeit schwerfällig die mächtige Masse seines Körpers im Tanzschritt schwingend, den Blick zärtlicher Begier auf das verschämt und doch schlau lächelnd gesenkte Gesicht seiner jungen Tänzerin geheftet, deren Hände er fest in den seinigen hält. Dieses Paar, wie die andern im Saale Tanzenden, wird durch den plumpen Kronleuchter an der Decke und durch die Flammen der lodernden Fackeln längs der Wände effectvoll beleuchtet und der phantastische flackernde Schein, welchen sie über die Gruppen und durch den Raum hinwerfen, gibt der Scene der Luft zugleich jenen Charakter des Unheimlichen, Drohenden, Ahnungsbangen, der so nothwendig dazu gehört. Man fühlt, daß der Henker immer vor der Thüre dieser Festsäle und der Block in diesen Palasthöfen bereit steht, auf welchen, wenn dem Tyrannen die Laune kommt, das Haupt der Fröhlichen fällt, die er eben noch mit seiner schlimmen verhängnißvollen Gunst beschenkte.

Das zweite Bild ist eins der liebenswürdigsten Werke von Ludwig Knaus, zu dem Kreise jener Einzelfiguren gehörig, wie der „Invalide" und der „Straßensänger", in deren Darstellungen dieser Meister die Feinheit seiner Menschenbeobachtung und Charakterschilderung, die Fähigkeit des intimsten Hineinlebens in die Seele seiner Gestalten vielleicht noch glänzender kundgibt, als in seinen figurenreichen Compositionen. Ein alterndes dünnhaariges Männchen, ein Bote, kleiner Comtoirdiener, Markthelfer oder dergleichen, ist müde von seinen Gängen, vom Straßenkoth beschmutzt, vom Regen des Wintertages durchnäßt, in seinem armen engen einsamen Kämmerchen, seinem Heim, angelangt und,

Digitized by Google

im Stuhl nahe am glühenden Eisenofen sitzend, schickt er sich eben an, den warm gehaltenen Kaffee mit stillseligem Behagen zu schlürfen. Während er die seinen Lippen schon im Vorgefühl des Genusses spitzt, scheint er absichtlich noch zu zögern, die Tasse in seiner Hand an den Mund zu führen, als wollte er diesem idealen Glück des Vorgenusses noch eine möglichst lange Dauer geben. Hohe Vollendung der geistreichen Malerei gesellt sich in diesem Bilde der wahrhaft poetischen, (ganz speciell: echt Jean-Paulisch-poetischen) Erfindung, und stempelt es zu einem der feinsten Cabinetsstücke des Meisters.

Dem Loosinhaber bieten sich ferner die Chancen, ein großes treffliches Wüstenbild von Gentz; das außerordentlich schöne Brustbild eines jungen Weibes von seltenem und berückendem Reiz von G. Gräf; das prächtige Tyroler Genrebild von Dielitz, ein junger „schlanker Sohn" des Gebirges behaglich auf der Bank am grünen Ofen ausruhend und seine Pfeife stopfend; ein noch erst verheißenes meisterliches Werk von G. Richter; Bilder von Riefstahl, Bleibtreu, Knille, Paul Meyerheim, Brendel, K. Becker, A. und O. Begas, G. und L. Spangenberg, Steffeck, Hertel, Plockhorst, Bennewitz, Pape und noch zahlreichen andern bekannten und geschätzten Malern; Statuetten, Reliefs, Gruppen in Bronze, Marmor, Gyps von Künstlern, wie Reinhold Begas, W. Wolff, Schaper, Afinger, Siemering, Seißmann, Wiese, Keil u. A.; Stiche von Mandel, Eilers, Habelmann, ja (eine neue Form!) „Bons" für sein eigenes Bildniß oder seine Büste zu gewinnen, die er sich daraufhin vom betreffenden Maler oder Bildhauer ausführen lassen kann. Und die das verheißen und solche Anweisungen als Beitrag stifteten, führen Künstlernamen vom besten Klange.

Solche günstigen Aussichten bietet diese Lotterie. Mögen sie noch Tausende verlocken, da der Wunsch, dem Künstlervereine behülflich zu sein, sie schwerlich allein dazu bestimmte, Loose zu erwerben und dadurch mit beizutragen, daß diese schätzenswerthe und ruhmvolle Genossenschaft endlich unter das so lang und dringend ersehnte eigene Dach und Fach komme.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Die preußischen Kammern sind in voller Thätigkeit und haben vorerst das Budget in Angriff genommen. Die Beschäftigung mit den heimischen Finanzen muß ihnen im Gegensatz zu den gesetzgebenden Körperschaften anderer Staaten viel Vergnügen bereiten. Das von den Witzblättern oft verwerthete Embonpoint des Herrn Camphausen ist das leibhaftige Ebenbild unseres Staatshaushaltes. Der Ueberschuß ist keine Fiction, kein Resultat geschickter Zahlengruppirung, sondern realistische Wahrheit. Preußen ist wohlhabend und seine geordneten Verhältnisse wirken sogar auf das noch etwas schmale Einkommen des jungen Deutschen Reiches günstig zurück. Auch hier ist Alles im besten Gedeihen, und wo die Gegenwart nicht ausreicht, tröstet man sich mit der rosig ausgemalten Zukunft. Ein relatives Deficit wies fast nur der Telegraphenetat auf, aus dem einfachen und für die Verwaltung im Uebrigen ehrenhaften Grunde, weil die Einnahmen mit den Opfern, welche unausgesetzt angestrebte Reformen zu bringen nöthigten, nicht sofort gleichen Schritt hielten. Der Telegraphendienst mag sonst mancherlei zu wünschen lassen. Aber es wird damit schon besser werden, wenn die Energie und die geniale Umsicht des Herrn Stephan auch diesem Betriebe den Impuls geben kann, der unsern Post- und Briefverkehr auf eine in früheren Zeiten ungeahnte Höhe gebracht hat. Das Postwesen gehörte allerdings von jeher zu den unbestrittenen Vorzügen des preußischen Staates. Die Post war stets prompt und vor Allem zuverlässig. In den schlimmsten Zeiten der Reaction wurde das Briefgeheimniß besser respectirt als in irgend einem andern Lande, selbst Großbritannien nicht ausgenommen. Ein eigenes für Ausspionirung politisch interessanter Privatgeheimnisse organisirtes schwarzes Cabinet wie in Frankreich hat bei uns niemals existirt. Unerhört namentlich wäre in Preußen gewesen, daß Postbeamte den Inhalt der ihnen anvertrauten Briefe zu ihrem Privatvortheil, beispielsweise für journalistische Zwecke, ausgebeutet hätten. Ein solcher Mißbrauch wurde einmal Anfangs der fünfziger Jahre in Madrid unter der Regierung der Königin Isabella entdeckt. Ein Madrider Correspondent des Journal des Debats, Namens Alfaro, von Geburt ein Spanier, der aber vortrefflich französisch schrieb, bemerkte zu seiner Verwunderung, daß Mittheilungen, welche er seinem Blatte zugehen ließ, gleichzeitig in wenig anderer Form in verschiedenen Pariser Blättern erschienen. Er gerieth auf die Vermuthung, daß seine Briefe auf der Post erbrochen und die darin enthaltenen Nachrichten an seine Concurrenten in Madrid verkauft würden. Um der Sache auf den Grund zu kommen, schrieb er eines Tages den Debats das tollste Zeug über den Hof, die tugendhafte Königin, ihre nicht minder reservirte Mutter und deren beiderseitige Liebhaber. Es war die malitiöseste und dreisteste Chronik, welche ein Journalist je dem Publicum zu bieten gewagt hatte. Alfaro hatte wohlverstanden den Chefredacteur des Journal des Debats vorher benachrichtigt, daß, wenn ihm ein Brief mit verstecktem, nur für ihn, den Redacteur erkennbarem Zeichen zugehen würde, die Correspondenz nicht erscheinen dürfe. Herr Alfaro lud zu gleicher Zeit eine Zahl ihm befreundeter Parteimitglieder und Journalisten ein, zeigte ihnen unter dem Siegel des Geheimnisses eine Copie des verfänglichen Opus und ließ sie dieselbe unterzeichnen, damit er seine Autorschaft gerichtlich nachweisen könne. Inzwischen war aber der Brief im Original schon nach Paris expedirt und konnte, auch wenn einer der Gäste das gegebene Ehrenwort verletzen wollte, von Madrid aus nicht mehr für Frankreich benutzt werden. Am andern Tage enthielten mehrere Pariser Zeitungen die Scandalgeschichten aus Madrid. Nur das Journal des Debats hatte keine Correspondenz. Jetzt brachte der bestohlene Alfaro die Sache an die Oeffentlichkeit. Eine Untersuchung wurde unvermeidlich und ließ die Schuld der spanischen Postbeamten feststellen, die cassirt wurden. Der Vorgang war damals in Paris und Madrid das Tagesgespräch, erscheint aber nach unseren Traditionen und Gewohnheiten wie ein Märchen. Ein Proceß wegen Depeschenverraths hat allerdings auch hier früher einmal stattgefunden, ist aber ein monströser Ausnahmefall geblieben, der die Regel der gewissenhaften Amtsführung auch auf diesem Gebiet im eminenten Sinne bestätigt. Im Uebrigen würde sich auch eine solche Industrie in Deutschland schon deswegen wenig lohnen, weil die Correspondenten selten pikante oder gar schlimme Vorfälle aus den höheren Kreisen zu melden haben. Es fehlt dazu das Material. Das Familienleben ist im Ganzen musterhaft und die Gesellschaft bot stets einen scharfen Contrast zu den Salons in Paris und Madrid. Seit 1870 war auch der französischen und spanischen Medisance der Stoff wenigstens in der früheren ergiebigen Weise ausgegangen. Sollten sich indessen die Hoffnungen der Bonapartisten erfüllen, würde die Restauration auch in sittlich socialer Beziehung auf beiden Seiten der Pyrenäen sehr bald wieder die kühnsten Erwartungen übertreffen.

* * *

Der Proceß gegen den Herausgeber der „Gegenwart", welcher zu Anfang des vorigen Jahres eingeleitet wurde, hat im Laufe der vergangenen Woche endlich seinen Abschluß gefunden. Am 3. Januar 1874 veröffentlichte die „Gegenwart" in Nr. 1 des 5. Bandes einen Aufsatz: „Briefe eines Elysionärs von Zacharias Zinnober". Die „Germania" lenkte die Aufmerksamkeit der Staatsanwaltschaft auf diese Veröffentlichung, und einige Wochen darauf wurde in der That der Herausgeber der „Gegenwart" von der Behörde aufgefordert, den Namen des Verfassers zu nennen. Da sich der Herausgeber dazu nicht für berechtigt hielt, verweigerte er die Auskunft, bejahte aber die weitere Frage, ob der Artikel mit seinem Wissen und Willen in das von ihm geleitete Blatt aufgenommen worden sei. Inzwischen nannte sich Professor Dr. Johannes Scherr in Zürich als Verfasser des unter Anklage gestellten Aufsatzes. Doch blieb er als Bewohner eines außerdeutschen Staates unbehelligt; dagegen wurde gegen Paul Lindau die Anklage erhoben, durch Veröffentlichung jenes Aufsatzes gegen § 166 des Str.-G.-B. (Gotteslästerung) verstoßen zu haben. In erster Instanz wurde der Herausgeber der „Gegenwart" zu einer vierwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Er appellirte gegen dieses Urtheil, und sein Vertheidiger Justizrath Primker erwirkte in der zweiten Instanz eine Milderung desselben. Das Kammergericht verurtheilte den Angeklagten wegen Betheiligung an der Gotteslästerung zu 14 Tagen Gefängniß. Gegen dieses Erkenntniß wurde von Seiten des Angeklagten die Nichtigkeitsbeschwerde erhoben und Justizrath Dorn übernahm die Begründung derselben beim Obertribunal. Durch Entscheidung des höchsten Gerichtshofes ist nunmehr die Beschwerde des Angeklagten zurückgewiesen worden; und somit hat das Urtheil zweiter Instanz, durch welches dem Herausgeber der „Gegenwart" eine 14tägige Gefängnißstrafe zuerkannt ist, Rechtskraft erlangt.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung (G. Gerstmann) in Berlin, Unter d. Linden 61.

Paul Lindau.

Eine Charakteristik.

Preis 1 Mark.

Mixed Pickles.

Feuilletonistische Sticheleien

von

Siegmey.

Preis 1 M. 50 Pf.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Werke von David Friedrich Strauß:

David Friedrich Strauß, Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, oder Julian der Abtrünnige. Preis 1 M. 40 Pf.

David Friedrich Strauß, Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Preis 3 M. 60 Pf.

David Friedrich Strauß, Hermann Samuel Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. Pr. 5 M.

David Friedrich Strauß, Ulrich von Hutten. 2. verbesserte Auflage. Preis 6 M.

David Friedrich Strauß, Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts. Preis 6 M.

David Friedrich Strauß, Kleine Schriften. Neue Folge. Preis 6 M.

David Friedrich Strauß, Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu. Preis 3 M.

David Friedrich Strauß, Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die Herren D. D. Schenkel und Hengstenberg. Preis 1 M. 50 Pf.

David Friedrich Strauß, Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß. 7. Auflage. Preis 6 M.

David Friedrich Strauß, Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift „Der alte und der neue Glaube." 5. Auflage. Preis 1 M.

David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften geschildert von **Eduard Zeller.** 2 Auflage. Preis 3 M.

Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß von **Karl Gustav Reuschle.** Pr. 2 M. 50 Pf.

Portrait von David Friedrich Strauß, auf Stein gezeichnet von **F. Rohrbach.** Preis 4 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Wichtige Zeitschrift

für

Gewerbe- und Industrie-Vereine, Vorstände von Kunst-, Industrie- und Gewerbeschulen, sowie für alle Freunde der Kunstindustrie.

Kunst & Gewerbe.

1875 oder 9. Jahrgang

bestehend aus 48 Nummern u. 48 Kunstbeilagen nebst den **Mittheilungen** des bayr. Gewerbemuseums.

Preis 5 Thlr.

Wochenschrift zur Förderung deutscher **Kunst-Industrie.** Herausgegeben vom **Bayr. Gewerbe-Museum zu Nürnberg,** redig. von Dr. Otto v. Schorn. Diese Zeitschrift errang sich während ihres 8jährigen Bestehens durch ihren gediegenen Inhalt mehrere staatsministerielle Empfehlungen und die allgemeine Anerkennung der gesammten Presse.

Jede solide Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen und liefert auf Verlangen Probenummern gratis.

Nürnberg. **Friedrich Korn**'sche Buchhandlung.

Soeben erschien:

Bardengesang

aus Kleist's

Hermannsschlacht

für eine Singstimme (oder Chor unis.) mit Begleitung des Pianoforte componirt von

L. Schlottmann.

Preis 50 Pf.

C. A. Challier & Comp. in Berlin.

VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Carl Scholtze** in **Leipzig.**

Naturwissenschaftliche Werke.

Die Aralo-Kaspi-Niederung und ihre Befunde im Lichte der Lehre von den säkularen Schwankungen des Seespiegels und der Wärmezonen. Von Professor Dr. **J. H. Schmick.** 7 Bgn. in 8° mit Holzstichen und einer lith. Beilage. Preis 4 M. d. W. ord. (1 Thl. 10 Gr.)

Bildet zugleich die Fortsetzung des „Flutphänomens".

Das Flutphänomen und sein Zusammenhang mit den säkularen Schwankungen des Seespiegels. Im Anschluss an des Verfassers frühere Schriften. Untersuchungen, auf Grund neueren und neuesten Materials angestellt. Von Professor Dr. **J. H. Schmick.** 13 Bog. Text in 8°. Mit 13 lith. Beil. u. in den Text gedr. Holzstichen. Preis 8 M. d. W. (2 Thl. 20 Gr.)

Vulkan-Studien. Santorin 1866—1872. Vesuv, Bajae, Stromboli, Aetna 1870. Von Direktor Dr. **J. F. Jul. Schmidt.** 15 Bog. Text in 8° mit Holzstichen und lith. Beilagen in Farbendr. Preis 10 M. d. W. ord. (3 Thl. 10 Gr.)

Studien über Erdbeben. Von Director Dr. **J. F. Jul. Schmidt.** 20 Bgn. Text mit 5 Kupfertaf. Pr. 15 M. d. W. (5 Thl.) (Erscheint April 1875.)

Instinkt und freier Wille.

Von Professor **Friedr. Körner.**

16 Bog. in 8°. 5 M. d. W. (1 Thlr. 20 Gr.)

Erscheint im März 1875.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In fünfter ergänzter Auflage erscheint eben in 10 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à **10 Sgr. = 1 Mark:**

Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine

Geschichte der Literatur

aller Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwicklung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Dabei kein Compendium speciell nur für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin

N.W. 32 Louisenstr.

Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldsch. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. Frankreich: Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. Verschiedenes: Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Hierzu ein Prospect von der Kaulfuß'schen Buchhandlung in Liegnitz.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 20. Februar 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Deutschland und sein Verhältniß zur religiösen Frage. Von W. Tangermann. — Die drei Turgenjew. Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft". (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Ueber historische Dramen. Von Heinrich Kruse. — Alexander Dumas der Jüngere in der Akademie. Von Paul Lindau. — Ein österreichischer Dialektdichter. Ludwig Anzengruber. Von Fritz Mauthner. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Berliner Courier. Von Nemo. — Notizen. — Inserate.

Deutschland und sein Verhältniß zur religiösen Frage.

Von **W. Tangermann,**
Pastor der altkatholischen Gemeinde in Köln.

Für das praktische Leben und seine bewegenden Mächte sind nicht herkömmliche Doctrinen und abstracte Möglichkeiten maßgebend, sondern die erfahrungsmäßigen und thatsächlichen Erscheinungen der Wirklichkeit. Wo man diese in ihrer concreten Bestimmtheit zu erfassen weiß, wird man sich über den muthmaßlichen Entwicklungsgang der Dinge leichter orientiren. Das Buch unserer Zeitgeschichte ist mit Lapidarschrift geschrieben und es bedarf nicht eines bewaffneten, sondern nur eines gesunden Auges, um auch zwischen den Zeilen zu lesen und die geheimen Geisteswege zu erkennen, auf denen prophetische Bürger der Zukunft in immer größerer Zahl heranrücken, um die Fahne der Glaubens- und Gewissensfreiheit, des Rechtes und der freien Forschung hoch empor zu tragen. Es ist die geistige Macht realer zeitgemäßer Principien, welche im Bewußtsein idealer Zweckbegriffe sich der Fesselung des weiterstrebenden Gedankens erwehrend gegen die erstarrten und veralteten Satzungen kirchlicher Systeme kühn in die Schranken tritt, um die wahrhaft religiösen Interessen mit unserer modernen Civilisation zu versehen. Weit mehr als alle widerstrebenden Zeitmächte sind die maßlosen Ansprüche Roms dem Christenthum selbst verhängnißvoll geworden. Und nicht blos dieses. Auch die deutsche Reichseinheit wird fortwährend durch den Romanismus bedroht und das Bestreben, eine ethisch-religiöse Weltanschauung gegenüber den negativen und destructiven Tendenzen zur Geltung zu bringen und dadurch dem öffentlichen Leben eine feste Grundlage zu geben, mannichfach erschwert. Kann man aber eine echt nationale Fortentwicklung unserer Zustände und eine befriedigende Gestaltung unserer ökonomischen und socialen Verhältnisse wohl in sichere Aussicht nehmen, wenn nicht die Nothwendigkeit sittlicher Lebensfactoren dem gesammten Volke zu einem erhöhten Bewußtsein gebracht und eine höhere ethische Ansicht vom Leben und seinen Zwecken gewonnen wird? Das sich immer mehr vordrängende sociale Problem ist im Verlauf der Jahre nur complicirter geworden und in seinen Verzweigungen kaum übersehbar. Es theilt sich in eine Reihe der schwierigsten Aufgaben staatswirthschaftlicher, politischer, pädagogischer und ethischer Natur, die sich sämmtlich in der religiösen Frage concentriren. Keinem Denkenden, der einen klaren Einblick in unsere durch klericale Agitatoren heillos verworrenen Zeitverhältnisse gewonnen, kann somit die Wichtigkeit der religiösen Frage noch zweifelhaft sein. Dieselbe berührt das Fundament der Gesellschaft und greift zugleich in das innerste Heiligthum der Gemüthswelt. Wer nun nach beiden Richtungen hin ihre Bedeutung begreift, und ein eindringendes Verständniß hat für die wahren Bildungsbedürfnisse der Zeit, der wird ohne Zweifel eins der schönsten und preiswürdigsten Ziele gemeinsamer Bestrebungen darin finden, alle Errungenschaften moderner Bildung und fortschreitender Cultur mit einem festen religiösen Standpunkt in harmonischen Einklang zu bringen. Das kann jedoch nur durch Vertiefung des religiösen Bewußtseins und durch entschiedene Lossagung von allen confessionell einseitigen Doctrinen erzielt werden. Auch bezüglich der nationalen Ausgestaltung unserer staatlichen Organisationen bedarf es der Anbahnung gesunder religiöser Verhältnisse, einer entschiedenen Bekämpfung der römisch-jesuitischen Verunstaltung des kirchlichen Lebens, die noch fortwährend mit allen ultramontanen Machtmitteln in ebenso culturfeindlicher als antinationaler Gesinnung betrieben wird. Den maßlosen Uebergriffen der kirchlichen Autorität gegenüber gibt es nur zwei Wege zum Bessern: den der Reform und den des radicalen Bruches. Das ethisch-religiöse Leben innerhalb der christlichen Bekenntnisse ist einer durchgreifenden Erneuerung und Belebung fähig, so lange noch ein gesunder unverwüstlicher Kern vorhanden ist. Dieser liegt auch für die Katholiken in den Wahrheiten, welche das Evangelium in die Welt gebracht, nicht aber in den rechts- und zeitwidrigen Prätensionen der römischen Curie. Aus der petrificirten kirchlichen Dogmatik den lebendigen Geist zu erwecken, aus dem todten Formalismus scholastischer Begriffe die speculative Idee in ihrer ursprünglichen Reinheit hervorzuheben und die religiöse Gemüthswahrheit in ihrer ethischen Bedeutung dem allgemeinen Bewußtsein näher zu bringen, das ist die Aufgabe unserer Zeit. Nur auf diese Weise läßt sich die Romanisirung der gesellschaftlichen Zustände und der katholischen Landestheile mit Erfolg durchbrechen und beseitigen.

Den Weg des radicalen Bruches zu betreten, kann somit nur in Beziehung auf die absolutistische Vergewaltigung Roms und seines curialistischen Systems nothwendig erscheinen. Eine Abstraction von den Wahrheiten der Religion überhaupt und von jedem positiven Bekenntniß, wie solche von den Materialisten befürwortet wird, würde die gesellschaftlichen Zustände einem unvermeidlichen Auflösungsproceß entgegenführen. Die Metaphysik ist und bleibt ein allgemeines Bedürfniß des menschlichen Geistes und die Verleugnung und Abweisung aller positiven Religion könnte nur die Entwürdigung der Menschheit in der rohesten Form zur Erscheinung bringen.

Man behauptet nun zwar und betont es von verschiedenen Seiten, das heutige Geschlecht sei unempfänglich für die christ-

Digitized by Google

liche Wahrheit und es bedürfe derselben nicht für die Ausbildung der Grundsätze humaner Gesittung. Wir möchten das eine wie das andere bestreiten. Die reine unverfälschte Wahrheit des Christenthums steht in einer so innigen Beziehung zu den ethischen Bedürfnissen des Menschen, daß sich die Anknüpfungspunkte für dieselbe bis zur Evidenz aufdecken lassen. Die Verunstaltung des Christenthums ist zunächst und ganz vorzüglich das Werk der Hierarchie, welche die Religion für die egoistischen Zwecke ihrer Herrschsucht Jahrhunderte lang mißbraucht hat. Darin liegt die Quelle so vieler Entwürdigungen sittlicher Begriffe, wodurch ein nicht geringer Theil der Gebildeten gegen Christenthum und Kirche gleichgültig oder abgeneigt geworden. Eine weitere Ursache dieser Gleichgültigkeit und Abneigung liegt auch in der Mißachtung der menschlichen Natur, welche die Orthodoxie einer geist- und herzlosen Theologie durch die Ueberspannung der biblischen Lehre von dem Verderbniß der menschlichen Natur verschuldet hat. Die historische Kritik wirft auch in dieser Beziehung ihre erhellenden Streiflichter über die dunkelsten Partien der Geschichte.

Es ist nun freilich an und für sich ein wehmüthiger Gedanke, daß die berechtigten Ideen unserer modernen Civilisation, deren primitive Lebenswurzeln sich in dem rechtverstandenen Christenthum so klar und bestimmt nachweisen lassen, erst nach vielen welterschütternden Geisteskämpfen und blutigen Katastrophen zu einer allmählichen Anerkennung und positiven Geltung zu gelangen vermochten. Wie konnte die göttliche Vorsehung es geschehen lassen, so möchte man fragen, daß die römische Hierarchie durch grobsinnliche am Buchstaben klebende Bibelauslegung und Geschichtsfälschung die Grundwahrheiten des Evangeliums bis zur Unkenntlichkeit entstellt und das Wesen der Religion durch eitle Menschensatzung so tief geschädigt hat? Warum mußten viele Jahrhunderte unter unsäglichen Irrungen und Verirrungen aufgewendet werden, um die ewigen Wahrheiten des Evangeliums in ein helleres Licht zu setzen? Abgesehen von der unleugbaren Verschuldung, welche der menschlichen Sündhaftigkeit zur Last fällt, dürfen wir freilich nicht übersehen, daß das Christenthum als ein lebendiges Princip dem Gesetz der Fortentwicklung und den Einwirkungen fortschreitender Cultur und Bildung sich nicht entziehen kann. Auch in der Geschichte der Astronomie ist die ptolemäische Periode der kopernicanischen Epoche vorausgegangen. Die dogmatische Philosophie eines Baco und Descartes erscheint als die stufenweise Vorbereitung der kritischen Philosophie des Kant, und mit dieser erst wurden die Wege zu einer speculativen Geistesphilosophie allseitiger angebahnt. Es darf ferner nicht übersehen werden, daß es für den Geist und dessen substanzielles Wesen, die Freiheit, nicht blos in den dogmatischen Lehrbüchern der Kirche, sondern auch in dem Weltmechanismus der früheren Naturphilosophie keine Stelle gegeben. Hatte ja doch die mechanische Physik des achtzehnten Jahrhunderts die Metaphysik gleichsam mediatisirt und ihr aus bloßer Connivenz eine naturphilosophische Sinekure gegeben, um das Speculative nicht ganz zu ignoriren und dem tiefern Denken noch einige Rechnung zu tragen. Dem wirklichen Leben somit entfremdet und in die engsten Grenzen verwiesen, führte die Metaphysik noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein hermetisch abgeschlossenes ziemlich isolirtes Dasein und man überließ ihrer Speculation nur noch wie zum Zeitvertreib die Endursachen und Zweckbegriffe, womit die Physik nichts anzufangen wußte.

Die Fesselung des weiterstrebenden Gedankens durch dogmatisch formulirte Begriffe war jedoch auf die Dauer weder auf dem naturwissenschaftlichen und philosophischen, noch auch auf dem religiösen Gebiete möglich. Die in's Bewußtsein getretene Idee der Freiheit hat das Geistesleben der neuern Zeit befruchtet und sich mit erhöhtem Selbstgefühl über jene früheren Kategorien und über den starren Begriff der Nothwendigkeit erhoben. Die endlichen Kategorien haben bereits den ewigen Ideen Platz gemacht, so daß diese als die höchsten Principien anerkannt werden, denen alle Kräfte der Natur sammt den herkömmlichen Verstandesbegriffen als untergeordnet erscheinen. Und in dem Maße, als durch das wissenschaftliche Streben der edelsten und besten Geister diese ewigen Ideen sich immer mehr Geltung verschafft, mußten sich gar manche dogmatische Ueberlieferungen, Lehren und Meinungen, die mit der Kirchenlehre eng verbunden waren, wie z. B. die von dem Centralstande der Erde und allem, was damit zusammenhängt, als irrig erweisen. Es ist also allerdings zunächst die weltliche Entwicklung gewesen, der bewundernswürdige Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens, dem auch der mit unbeugsamer Zähigkeit festgehaltene Lehrbegriff der Kirche sich nicht zu entziehen vermochte, so daß nunmehr trotz der hierarchischen Gegenstrebungen der tiefere Kern der Glaubenswahrheiten die dogmatische Umhüllung siegreich durchbrochen hat und die geistigen Ideen des Christenthums sich von der vielhundertjährigen menschlichen Entstellung und Verdunkelung frei zu machen suchen. Daß dieses so langsam und erst nach einem beinahe zweitausendjährigen Bestande der christlichen Kirche geschieht, das gereicht freilich der menschlichen Vernunft nicht gerade zur besonderen Ehre; schmachvoll aber ist es für die Repräsentanten und Vertreter des Offenbarungsglaubens, denn diese sind es, welche die Entwicklung der christlichen Ideen aufgehalten, jedem freieren Geistesstreben mit ihrem starren Autoritätsprincip entgegentreten und auch jetzt noch den Fortschritt verbieten, die erweiterte Cultur zurückschrauben und der vom Joche der päpstlichen Geistesknechtschaft sich befreienden Menschheit alle durch die moderne Civilisation errungenen Lebensgüter verkümmern und vorenthalten möchten.

Die Kirche suchte, zunächst im Interesse der Hierarchie, im Diesseits einen Zustand, der nur jenseits möglich ist, und unterdrückte die freie Regsamkeit und Selbstbethätigung der intellectuellen und ethischen Kräfte, welche jenes höhere Ziel in einer irdisch beschränkten Daseinssphäre zwar nicht erreichen können, aber zur Erlangung desselben in einer vollkommeneren Existenzform befähigen und vorbereiten sollen. Die kirchliche Autorität glaubte die Wahrheit abgeschlossen zu besitzen und hinderte dadurch die Forschung nach ihr. Sie beansprucht eine Weltherrschaft im Namen des heiligen Geistes, welche jede freie Staatenbildung und homogene Entwicklung nationaler Eigenthümlichkeit ebenso wohl wie die sittlich-religiöse Selbstständigkeit der Person unmöglich macht, so daß gegen diese dem Geiste des Christenthums widerstrebende irdische Anticipation göttlicher Ordnung die menschliche Vernunft sich mit allen geistigen Machtmitteln zu erheben nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist.

Daß diese Berechtigung und Verpflichtung bis jetzt nur noch wenigen zum vollen klaren Bewußtsein gekommen, kann in Anbetracht des vorwiegenden Materialismus nicht befremden. Jede Zeitperiode hat ihr besonderes Gepräge und ihr Charakterbild zeigt dem betrachtenden Auge eine eigenthümliche Zusammenstellung und Nüancirung der Farben. Das Leben und Streben der Menschheit im Großen und Ganzen bildet den Grundton dieses Gemäldes, während die markirten Einzelstrebungen hervorragender Individualitäten, sowie die ätherisch-sublimen Divinationen ideeller Naturen sich in den abgestuften Localtönen und Luftperspectiven zum Ausdruck bringen. Wo nun durch den überwiegenden Realismus der Zeit die transscendentalen Ideen zurücktreten oder gar durch die materiellen Lebensfactoren aus dem commercium generis humani verdrängt werden, da sind es zunächst die Rechte des säcularisirten Verstandes, die sich überall zur Geltung bringen, rein praktische Strebungen, welche nur die Welt der Realitäten in's Auge fassen und die Mysterien des sittlich-religiösen Lebens in die poetische Traumwelt des verlornen Paradieses verweisen. Eine solche Zeit ist die unsrige. Abgewandt von den himmlischen Constellationen suchen die Menschen fast nur noch eine behagliche Stätte für den äußern Comfort des Lebens. Edlere Naturen jedoch können sich des beengenden Gefühls nicht erwehren, daß zwischen den divinatorischen Weissagungen des Herzens und dem förmlich vermittelnden Geld- und Industrieverstande unserer Zeit eine Kluft befestigt geblieben, welche

Digitized by Google

die Vielgeschäftigkeit des materiellen Lebens nicht zu überbrücken vermag. Es bedarf dazu einer idealen Schwungkraft des Geistes, welche nur aus der Liebe zu Gott und allem Göttlichen hervorgeht, also eine geläuterte wahrhaft religiöse Gesinnung zur Voraussetzung hat. Wo immer nur diese letztere sich findet, da hat sie nicht blos eine irreligiöse, negirende, gegen alles Uebersinnliche gleichgültige Zeitrichtung zu ihrem Gegensatz, sondern sie sieht sich auch einer Fassung des Christenthums gegenüber, welche den Anforderungen der Vernunft, der Natur- und Geschichtskenntniß der Gegenwart widerspricht. Dieser Doppelgegensatz, der seine Zerklüftung aus der äußern Welt in die innere des Gemüths übertragen, ist ohne Zweifel das tiefste Leiden unserer Tage, die größte Schädigung unserer Cultur und Geistesbildung. Wird es nun erst der concentrirten Kraftfülle des deutschen Geistes, den vereinten Bemühungen wahrheitliebender und patriotisch gesinnter Männer gelingen, diesen gefahrdrohendsten aller Uebelstände zu beseitigen und diese in unser nationales Leben tief einschneidenden Gegensätze zu überwinden? Oder müssen wir vielleicht an der glücklichen Lösung des religiösen Problems verzweifeln?

Unsere Zeit trägt trotz ihrer tiefen Zerklüftung und unleugbaren Zerrissenheit doch noch große sittliche Heilkräfte in sich, wenn wir dieselben nur — gleich fern von dem Parteistandpunkte confessioneller Befangenheit wie von der zerstörenden und zersetzenden Schärfe des Skepticismus — zu productiver Bethätigung in energischer Weise zu erwecken und anzuregen verstehen. Hat nicht die fortschreitende Cultur mitten im gewaltigsten intellectuellen und mechanischen Schaffen die höchsten geistigen Fragen auf ihr Programm gesetzt? Und hat sie nicht bereits in ihren weitgreifenden humanen Strebungen die praktische Möglichkeit sittlicher Fortschritte, an deren Verwirklichung unsere Väter ebenso wenig geglaubt hätten als an den atlantischen Telegraphen, uns zur Genüge gezeigt? Warum also sollen wir nicht auch die endliche Lösung der religiösen Frage in sichere Aussicht stellen und mit vereinten Kräften *uns* um dieselbe bemühen, das Auge fest auf die Gegenwart aber auch zugleich auf die ewigen Sternbilder göttlicher Wahrheit gerichtet, welche die Staubwirbel menschlicher Leidenschaft zwar zeitweilig zu trüben, jedoch nimmer auszulöschen vermögen?

Soll aber Deutschland, eingedenk seiner universalen Bedeutung für die übrigen Culturländer Europas, in seiner auf den Schlachtfeldern Frankreichs wiedererrungenen activen Weltstellung sich mit Sicherheit behaupten, so wird auch die gesammte Nation im Kampfe für die höchsten und heiligsten Güter des Lebens ihre sittliche Kraftfülle bethätigen müssen. Gegenüber den weitverzweigten Mächten des Aberglaubens und Unglaubens bleibt es der deutschen Geistes- und Gemüthskraft anheimgegeben, das Ewige und Unvergängliche in der Religion klarer und lichtvoller herauszuheben und mit allen Strahlen der Ueberzeugung zu beleuchten. Und während eine nur dem rein Irdischen zugewandte Lebensrichtung den Geist und das höhere Leben der Sinnlichkeit opfern möchte, werden Freunde der Wahrheit und des sittlichen Lebensernstes sich um so mehr angeregt fühlen, und es als ihre höchste Aufgabe erkennen: eine wahrhaft sittliche und echt religiöse Denk- und Gesinnungsweise mit den Errungenschaften moderner Cultur- und Geistesbildung in harmonischen Einklang zu bringen. Nur auf diese Weise gewinnen wir heiterere, lichtvollere Perspective in die Zukunft und werden, unbeirrt durch engherzige Parteistrebungen auf Seiten der Gegner, im Stande sein, die allmähliche Umbildung der Gesellschaft nach den Grundsätzen einer geistveredelten echt christlichen Humanität zu ermöglichen.

Die drei Turgenjew.

Von dem Verfasser der Bilder aus der „Petersburger Gesellschaft".

(Fortsetzung.)

Im December des Jahres 1816 traf Turgenjew nach fast vierjähriger Abwesenheit wieder in Petersburg ein. Rußland hatte sich, — was die gebildeten Schichten seiner Gesellschaft anlangte — während der Jahre, die auf die napoleonische Invasion gefolgt waren, unkenntlich gewandelt und machte dem heimgekehrten Reisenden einen völlig veränderten Eindruck. „Der Anstoß, oder richtiger gesagt, die Bewegung, welche die großen Ereignisse der Zeit in die Gemüther gebracht hatte, — so heißt es in Turgenjews Aufzeichnungen — war auf den verschiedensten Gebieten erkennbar. Von der Rückkehr der russischen Armee aus dem Auslande datirte das, was man das Erwachen der liberalen Ideen in Rußland nannte. Nicht nur die Offiziere und Mannschaften der großen Armee, auch die große Masse der in die Milizen getretenen Leute hatten das Ausland gesehen: diese Landwehrsoldaten hatten sich, sobald sie die Grenze überschritten, in ihre Heimwesen begeben und dort durch Jahre verarbeitet und durchsprochen, was sie in Europa gesehen und gehört. Lauter aber als menschliche Stimmen es irgend vermocht hätten, sprachen die Ereignisse — sie waren es, die die wahre Propaganda für die liberalen Ideen machten. Am deutlichsten manifestirte diese neue Richtung der Geister sich an den Orten, wo die meisten Truppen versammelt waren, vor Allem in Petersburg, dem Mittelpunkt des Staatslebens, dem Garnisonsort der Elite-Truppen." — Die Krisis, welche sich während der Jahre 1816—24 in dem Rußland Alexanders I. vollzog und schließlich in dem Militäraufstande vom 14. December 1825 zum Ausbruch kam, ist zu häufig*) und zu eingehend geschildert worden, als daß weitere Anführungen aus den bezüglichen Passagen des Turgenjew'schen Buchs am Orte sein könnten. Ermuthigt durch Alexanders Vorgehen in dem sich selbst wiedergegebenen, mit constitutionellen Befugnissen ausgestatteten Königreich Polen**) lebten die jüngeren und gebildeteren Elemente der russischen Gesellschaft, insbesondere der Aristokratie und der Garde seit der Mitte des zweiten Jahrzehnts der festen Hoffnung, die Tage des absolutistisch-despotischen Regiments gingen auch in Rußland zu Ende, um einer liberal-constitutionellen Aera Platz zu machen. Die Mittelpunkte der Propaganda für die neuen humanen Zeitideen waren die von den höheren Kreisen des Beamtenthums und des Militärs fleißig besuchten Freimaurerlogen, in der Armee die Lancasterschulen, deren die jüngeren Offiziere sich mit Eifer annahmen — an die Stelle der brutalen Gamaschenwirthschaft und der zügellosen Vergnügungssucht alten Stils war eine dem russischen Leben bis dazu völlig unbekannt gewesene Hingabe an ideale Bestrebungen getreten, welche die Physiognomie der Gesellschaft unkenntlich verändert. — So wenig Nikolaus Turgenjew den Glauben an die Festigkeit der liberalen Entschließungen des Kaisers zu theilen vermochte, der den Ausgangspunkt der Zukunftshoffnungen seiner Landsleute bildete, so fest war er entschlossen, das Seinige zur Verwirklichung der Reformen zu thun, die er für besonders dringend hielt. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr in die Heimath trat er mit einer Schrift hervor, die er bereits als Göttinger Student begonnen und seitdem sorgfältig ausgearbeitet und gefeilt hatte, einer Ab-

*) Eine der beredtesten Schilderungen dieser Zeit enthalten die 1874 bei S. Hirzel in Leipzig zum zweiten Male aufgelegten: „Memoiren eines russischen Dekabristen".

**) In der am 27. März 1818 zu Warschau bei Gelegenheit der Eröffnung der polnischen Ständeversammlung gehaltenen (französischen) Rede hatte der Kaiser mit Bezugnahme auf die neue Constitution wörtlich gesagt: „Vous m'avez offert le moyen de montrer à ma patrie ce que je prépare pour elle depuis longtemps et ce qu'elle obtiendra, lorsque les éléments d'une oeuvre aussi importante auront atteint le développement nécessaire".

Digitized by Google

handlung über die „Theorie des Steuerwesens", welche wegen der Kühnheit und Entschiedenheit ihrer Sprache das größte Aufsehen erregte und ihren Verfasser sofort zum Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit machte. Den Grundgedanken des Buchs bildete der Satz, daß die Beseitigung der Leibeigenschaft die nothwendige Bedingung für jede wirthschaftliche Reform sei, die diesen Namen verdienen wolle. Nicht nur die liberale Jugend, auch der einsichtigere Theil des höheren Beamtenthums nahm dieses Plaidoyer für Umgestaltung der Grundlagen des russischen Staats- und Gesellschaftslebens mit lautem Beifall auf. Von der reactionären Clique abgesehen, die sich um den ersten Vertrauensmann des Kaisers, den Grafen Araktschejew gesammelt hatte, wetteiferte Alles, was auf Bildung und Einfluß Anspruch machte, in Aufmerksamkeiten gegen den jungen Staatsmann, dessen Nüchternheit und Gründlichkeit zu der Unklarheit der liberalen Wünsche seiner Zeitgenossen allerdings im wohlthuendstem Gegensatz stand. Eine Anzahl freisinniger Mitglieder des Reichsraths, insbesondere der ehemalige Reichskanzler Graf Rumänzow, Admiral Mordwinow, Graf Potocki und der Geheimrath Tutolmin wußten zu bewirken, daß der 28jährige Beamte im Ministerium des Innern in die Kanzlei ihres Collegiums gezogen, zum Adlatus eines der Staatssecretäre desselben, später zum Staatssecretär gemacht und mit den wichtigsten Arbeiten betraut wurde. Turgenjew war bald die Seele des vom Admiral Mordwinow, später vom Grafen Golowin geleiteten Reichsrathscomités für financielle Angelegenheiten, das die verkehrte Politik des Finanzministers Gurjew bekämpfte und unermüdlich auf eine Radicalreform des Steuerwesens drängte. Seine Anschauungen wußten sich so zahlreiche Anhänger zu erwerben, daß Gurjew es für das gerathenste hielt, sich einer so ausgezeichneten Kraft zu versichern; er sandte seinen Schwiegersohn, den Grafen Nesselrode, zu Turgenjew und diesem gelang es, den Adlatus des Staatssecretärs zum förmlichen Uebertritt in das Finanzministerium und zur Leitung des Departements für das Creditwesen zu bewegen. Gurjew floß anfangs von Liebenswürdigkeiten gegen seinen neuen Departementsdirector über: die erste Begegnung beider Männer wurde durch eine Umarmung eingeleitet, keine Gelegenheit zur Verlautbarung freisinniger Grundsätze unbenutzt gelassen und so geschickt manipulirt, daß Turgenjew, wenn er das Arbeitszimmer seines Chefs betrat, regelmäßig Benjamin Constants „Minerve" auf dem Schreibtisch desselben vorfand. Nichts desto weniger konnte das Zusammengehen zweier Männer, von denen der eine nur an seine Carriere, der andere lediglich an die Verwirklichung seiner patriotischen Pläne dachte, nicht von Dauer sein. Turgenjew wurde bald gewahr, daß die in der Finanzverwaltung herrschende bodenlose Verwirrung jede gedeihliche Thätigkeit unmöglich machte und daß die Menschenfurcht seines Ministers zu groß sei, als daß an heilsamen Wandel zu denken sei. Weder in die Anleihen, welche mit dem Auslande abgeschlossen wurden, noch in die Organisation des inneren Steuerwesens war Ordnung und System zu bringen; alle Anläufe zu einer gerechteren Steuervertheilung blieben undurchgeführt; kamen einflußreiche große Herren in Betracht, so konnten weder die von der Krone gemachten Vorschüsse noch die fälligen directen Steuern eingetrieben werden, denn die vornehmen Schuldner verschanzten sich hinter die Person des Kaisers und Gurjew war nicht der Mann, diesem reinen Wein einzuschenken. Dem Minister wurde der gewissenhafte und starre Departementsdirector bald so unbequem, daß er denselben nur selten empfing und daß die wichtigsten Angelegenheiten hinter dem Rücken desselben abgemacht wurden. Als Turgenjew eines Tages erfuhr, der Minister habe eine ihm übertragene Arbeit über Veränderung des Modus der Stempel- und Umschreibungssteuer heimlich einem andern Beamten übergeben, stand sein Entschluß fest, das Finanzministerium zu verlassen. Er trat in die Reichsrathskanzlei zurück, wurde indessen bald gewahr, daß Gurjew zu seinem unversöhnlichsten und tödtlichsten Feinde geworden war und daß der Einfluß dieses Mannes weit genug reichte, um des ehemaligen Departementsdirectors Thätigkeit in dem Reichsrathscomité für finanzielle Angelegenheiten völlig lahm zu legen. Eine Niederlage, welche der Finanzminister bei Berathung seiner Stempelsteuer im Reichsrathe erlitt, zu welcher Turgenjew aus Rücksicht gegen sein früheres Verhältniß aber nicht mitgewirkt hatte, führte zu Turgenjews Versetzung aus der finanziellen in die Justizabtheilung des Reichsraths: Gurjew hatte zu bewirken gewußt, daß das Reichsrathsvotum über die erwähnte Steuerfrage cassirt, Turgenjew aber durch Speranski, den ersten Staatssecretär eröffnet wurde, „Se. Majestät seien mit ihm höchst unzufrieden und ließen ihn bedeuten, daß die kaiserliche Geduld sehr groß sei, schließlich aber doch erschöpft werden könne". — Dabei sollte es indessen nicht sein Bewenden behalten: in der Justizabtheilung des Reichsraths kamen die zahlreichen Fälle zur Verhandlung, in denen Gutsbesitzer wegen gegen ihre Leibeigenen begangener Härten zur Rechenschaft gezogen wurden und Turgenjew zog sich wegen seiner unerschrockenen Parteinahme für die Sache der Unterdrückten schon nach kurzer Zeit zahlreiche Feinde zu. Selbst mit seinem früheren Gönner, dem Admiral Mordwinow, zerfiel er bald vollständig: „Sie scheinen zu glauben," hatte dieser dem Bauernanwalt eines Tages in feierlicher Versammlung zugerufen, „Sie scheinen zu glauben, daß alle Leibeigenen Heilige, ihre Herren aber Ungeheuer sind". — Ueberzeugt, daß wenigstens zunächst für die Idee nichts zu thun sei, der er sein Leben gewidmet und zugleich durch den schlechten Zustand seiner Gesundheit gequält, beschloß Turgenjew seine bisherige Stellung aufzugeben; auf den Rath des Staatssecretärs Speranski bewarb er sich in einem direct an die Person des Kaisers gerichteten Schreiben um das eben vacant gewordene Amt eines kaiserlichen Generalconsuls in London, das ihm Gelegenheit bieten sollte, seine Gesundheit zu kräftigen und die britischen Verhältnisse, insbesondere die Geschworenengerichte, zu studiren. Dieses Gesuch wurde abschlägig beschieden, aber in so huldreicher Weise, daß der Bittsteller wieder zu glauben begann, er werde am Ende doch noch in die Lage kommen, seinem Vaterlande nützen zu können. Demselben Manne, den er vor kurzem auf das härteste angefahren hatte, ließ Alexander durch den Grafen Araktschejew eröffnen „daß er seine Dienste im Reichsrathe nicht entbehren könne und daß er bereit sei, des Staatsraths Turgenjew ungenügenden Gehalt zu erhöhen" — ein Anerbieten, das Turgenjew mit dem Selbstgefühl des ächten Aristokraten und zum großen Wohlgefallen des Kaisers ablehnte, indem er Araktschejew schrieb, „er habe um ein Amt, nicht um Geld gebeten, werde aber selbstverständlich die Dienste zu leisten fortfahren, die der Monarch von ihm erwarte". — Auf diesen Beweis kaiserlichen Wohlwollens folgte bald ein zweiter, über dessen Bedeutung sich freilich streiten ließ. Im Sommer des Jahres 1824 mußte Turgenjew seiner Gesundheit wegen in's Ausland gehen. Der nachgesuchte Urlaub wurde ihm bewilligt, indessen von einer Einladung zum Grafen Araktschejew begleitet. Dieser sagte Turgenjew, der Kaiser lasse ihm rathen, einen guten Rath anzunehmen und zwar den, sich im Auslande in Acht zu nehmen. „Sie werden," hatte der Kriegsminister gesagt, „von Leuten umgeben sein, die nichts als Revolution athmen und die den Versuch machen werden, Sie mit fort zu reißen. Trauen Sie diesen Leuten nicht und seien Sie vorsichtig".

Turgenjew hatte diesen ihm im Namen des Kaisers ertheilten Rath, wie er selbst berichtet, nicht ohne Lächeln hinnehmen können. Er hatte zeitweise einer der zahlreichen geheimen Gesellschaften angehört, die in dem damaligen Rußland existirten, und gerade diesen gegenüber seine Abneigung gegen alles, was nach Conspiration und gewaltsamem Umsturz schmeckte, deutlich zu verstehen gegeben. Im Jahre 1817 war eine Anzahl vornehmer jüngerer Männer zu einem „Bunde des Heils" zusammengetreten, dessen vier Classen die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten im Stillen überwachen, auf die sittliche Erziehung der Jugend einwirken, den Gang der Rechtspflege beobachten und die Erhöhung des Nationalreichthums bewirken sollten — Zwecke, die alle Staatsgefährlichkeit ausschlossen und statutarisch alle „nicht an und für sich gerechtfertigten Mitteln" perhorrescirten. In der Hoffnung, für die Aufhebung der Leibeigenschaft wirken zu können, war Turgenjew auf Einladung des Fürsten Trubezkoi und seines Freundes, des General Michel Orlow, dieser „geheimen Gesellschaft" beigetreten.

Digitized by Google

Eine vorgeschrittene Minderheit derselben, an deren Spitze der später so bekannt gewordene Obrist Paul Pestel, Nowikow u. A. standen, wollte es bei dem ursprünglichen Programm nicht bewenden lassen und begann auf den Vereinsversammlungen constitutionelle, später auch republicanische Pläne zu discutiren. Turgenjew und dessen Freunde erklärten sofort, sich auf Unternehmungen solcher Art nicht einlassen zu wollen; unter Berufung darauf, daß ein soeben erlassener kaiserlicher Befehl alle geheimen Gesellschaften verbiete, erklärten sie schon im Herbst des Jahres 1820 den „Bund des Heils für aufgelöst“: der bezügliche Beschluß wurde in einer Ende Februar des Jahres 1821 gehaltenen Versammlung der Bevollmächtigten förmlich gefaßt und Namens derselben durch Nikolai Turgenjew zur Kenntniß aller Vereinsglieder gebracht. Da Turgenjew die Sache für völlig beendet hielt, sein Vorgehen in der höheren Gesellschaft ziemlich bekannt geworden war, er mit Pestel, Juschnewsky und den übrigen Enragés des Bundes immer nur oberflächliche Beziehungen gehabt hatte, war ihm unbekannt geblieben, daß diese seine ehemaligen Genossen eine neue Vereinigung gebildet hatten, welche ganz direct auf eine gewaltsame Umwälzung hinarbeitete.

Dem mit Geschäften und Sorgen überbürdeten, unermüdlich thätigen Manne war während der vier Jahre, welche auf die Auflösung des Bundes gefolgt waren, die Erinnerung an denselben gründlich abhanden gekommen, und als er im Sommer des Jahres 1824 nach Karlsbad reiste, um dort die Cur zu gebrauchen und dann auf längere Zeit nach Italien zu gehen, kam ihm nicht entfernt in den Sinn, daß diese Episode seines Lebens, die dem Kaiser keineswegs unbekannt geblieben war, für ihn und seine Zukunft von Folgen sein könne. Eben so wenig dachte die damalige Regierung daran, dem seiner Thätigkeit und Energie wegen allgemein geschätzten, zum Rang eines „wirklichen Staatsraths“ erhobenen Beamten, der nur gethan, was vor ihm zahlreiche seiner Collegen gethan hatten, zu mißtrauen. Beweis dafür war, daß Turgenjew, als er im Sommer 1825 aus Italien nach Karlsbad zurückkehrte, einen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßten Brief vorfand, in welchem der neue Finanzminister Cancrin ihn zur Uebernahme einer Directorialstellung in seinem Ministerium einlud und hinzufügte, der Kaiser habe gemeint, er (Turgenjew) werde diese neue Stellung wohl mit seinen, einmal unentbehrlich gewordenen Functionen im Reichsrath verbinden können. Diese Stellung sollte nur die Vorstufe zu höheren Würden sein, „denn,“ hatte der Kaiser gesagt, „Speransky (der damalige erste Staatssecretär) fängt an faul zu werden et il n'y a que Tourgenjew, qui soit capable de le remplacer“.*) — Ein günstiges Geschick wollte, daß Turgenjew sich durch diese kaiserlichen Gunstbezeugungen nicht bestimmen ließ, Cancrins Anerbietungen zu folgen. Da er wußte, daß der neu ernannte von ihm als Ehrenmann hochgeachtete Finanzminister entschiedener Schutzzöllner war, hielt er, seiner eigenen freihändlerischen Anschauungen wegen, ein gedeihliches Zusammenwirken für unmöglich, schrieb aus diesem Grunde ab und blieb — da sein Urlaub noch nicht abgelaufen war — im Auslande.

(Schluß folgt.)

*) „Ich weiß, daß er extremen Ansichten huldigt,“ hatte Alexander bei einer anderen Gelegenheit gesagt, „ich weiß aber auch, daß er ein ehrlicher Mann ist — und das genügt mir“.

Literatur und Kunst.

Ueber historische Dramen.

An den Herausgeber der „Gegenwart“.

„Auf Kritiken muß man niemals antworten!“ sagte Goethe. Jean Paul machte Einwendungen und rief zuletzt aus: „Aber wenn ein Recensent uns beschuldigt, silberne Löffel gestohlen zu haben, sollen wir auch dann schweigen?“ Goethe entgegnete lächelnd: „Auch dann!“

Diesem Grundsatze getreu habe ich auch dann geschwiegen, als ich in Nr. 3 der Gegenwart vom 16. Januar in einer Recension meines „Brutus“ von Ihrer geschätzten Hand lesen mußte: „Die außerordentlich dramatische Anführung des Testaments in der Leichenrede ist eine Shakespeare'sche Erfindung, die Kruse nicht aus dem Plutarch, sondern direct aus dem Shakespeare sich zu eigen gemacht hat. Hier dürfte die Gleichberechtigung, welche Kruse als deutscher Dichter vindicirt, dieselbe Quelle wie Shakespeare zu benutzen, doch nicht als ganz stichhaltig befunden werden können“.

Irren ist menschlich, verehrter Freund, und auch Sie sind diesmal dem allgemeinen Schicksale nicht entgangen. Das Testament als Motiv, das Volk bei der Leiche des Cäsar zu entflammen, findet sich in Plutarchs Leben des Cäsar Cap. 66, und nicht blos im Plutarch, sondern auch in Dio Cassius' Römischer Geschichte XLIV, 35*). Und ein dramatischer Autor, der dieses Motiv unbenutzt ließe, müßte Ohren haben, so lang wie die Ohren des Bernini — wie der römische Volkswitz die beiden Thürme nennt, mit denen Bernini das Pantheon nicht verschönert hat. Aber, wie gesagt, ich fühlte mich nicht veranlaßt, das Schweigen zu brechen, das ich bis jetzt über sämmtliche Kritiken meiner Schriften beobachtet habe. Nun kommt aber ein Recensent in Nr. 27 des Hamburgischen Correspondenten, der ohne eigene Prüfung, sich beständig nur auf Sie und Ihre Recension und Ihr Quellenstudium berufend, mich des Plagiates, des vermessensten Plagiates beschuldigt! Da könnte es ja bald zur Tradition werden, daß ich ein überführter literarischer Dieb sei, und so habe ich als ehrlicher Mann wohl die Pflicht gegen mich selbst, mich an das Principiis obsta! zu erinnern.

Der mir unbekannte Recensent des Hamburger Blattes überschüttet nicht blos mein Werk mit Schmähungen, sondern auch mich selbst. Er führt mein ganz kurzes Vorwort unvollständig an, und deutet meine Worte dahin, daß ich mich Shakespeare gleichstelle, obgleich die ausgelassenen, gleich darauf folgenden Worte: „Shakespeare und seine unerreichbaren Vorzüge willig anerkennend“ u. s. w. eine solche Deutung ausschließen. Den von Ihnen erhobenen Vorwurf verstärkt er noch folgendermaßen: „Die Leichenrede schließt wie bei Shakespeare ebenfalls mit der Anführung von Cäsars Testament, ein Motiv, das Kruse nicht dem Plutarch, sondern, wie so vieles Andere, dem Geiste, von dem er sich nicht „gedrückt fühlt“, zu verdanken hat“. So vieles Andere? Mir ist noch keine einzige Entlehnung aus dem Shakespeare nachgewiesen, und der Recensent spricht schon von vielen anderen! Aber wie der kleine Bogenschütze bei Homer, wenn er seinen Pfeil abgeschossen, sich hinter den breiten Schild seines gewaltigen Bruders flüchtet, so versteckt er sich immer hinter Ihre Recension. Und so müssen Sie mir schon gestatten, noch von ein paar Kleinigkeiten zu reden, die Sie außerdem als Shakespearisch glaubten in Anspruch nehmen zu können. Nicht Ihretwegen;

*) Nach meinem Dafürhalten besteht hier doch kein Irrthum meinerseits, sondern nur eine Meinungsverschiedenheit. Es versteht sich von selbst, daß ich gegen den von mir hochverehrten Dichter Heinrich Kruse niemals den Vorwurf des Plagiates habe erheben wollen. Selbst eine einfache Bemerkung über eine jedenfalls unbeabsichtigte Reminiscenz konnte ich nur wagen, nachdem ich die mir zugänglichen Quellen gewissenhaft consultirt hatte; und das habe ich gethan. Ich habe behauptet, daß die sehr dramatische Einführung des Testaments in die Leichenrede des Marc Anton eine Shakespeare'sche Erfindung sei, und dabei muß ich stehen bleiben. Plutarch sagt a. a. O. nicht, daß dem Volke Cäsars letzter Wille bei der Bestattung durch Antonius mitgetheilt worden sei — und das ist das eigentlich dramatische — er constatirt nur, daß die Testamentseröffnung auf das Volk mächtig gewirkt habe. Nach meiner Auffassung ist es also Shakespeares Verdienst und Shakespeares dichterische Erfindung, daß er gerade Marcus Antonius Angesichts der Leiche von dem Testamente sprechen läßt und dadurch das Volk zum Aufruhr gegen Brutus und seine Genossen entflammt.

P. L.

Digitized by Google

denn gegen Sie würde ich die Feder nicht ansetzen. Sie sprechen von meinem Werke mit der größten Anerkennung und sind weit entfernt davon, ehrenrührige Beschuldigungen gegen mich auszustoßen. Und nur diese gilt es zurückzuweisen.

Sie schreiben also: „Bis in die Einzelheiten hinein, bis in gewisse Redewendungen läßt sich in der Kruse'schen Dichtung die Shakespeare'sche Spur verfolgen. So spricht auch bei Kruse Cäsar gern in der dritten Person Singularis von sich.

„Soll Cäsar nicht mehr sicher sein in Rom?"
„Man sagt, daß ich —. daß Julius Cäsar selbst
Sich leiten lasse" . . . .

gerade wie bei Shakespeare u. s. w.".

Wie bei Shakespeare? Ich las einmal, es sei recht bezeichnend für Schiller, daß er seine Personen gern von sich selbst in der dritten Person reden lasse. Carlos sagt:

„Du wußtest,
Daß Carlos ohne Engel war".

Johanna sagt:

„Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!"

Und so unzählige Mal.

Aber kann man wohl als Eigenheit eines einzelnen Schriftstellers bezeichnen, was wir alle Tage im gemeinen Leben zu hören bekommen? Wenn Jemand sich wichtig dünkt, wenn er mit Stolz und Nachdruck reden will, so spricht er von sich, als wäre er ein Dritter. Wie oft hört man einen Kaufmann seinen Namen, welcher zugleich der seiner Firma ist, statt des einfachen Ich gebrauchen? Ja, es gibt Personen, und ich könnte sehr bekannte nennen, bei denen es zur Angewohnheit geworden ist, stets von sich in dieser feierlichen Weise zu reden. Vielleicht hat Shakespeare, der große Menschenkenner, bei seinem Cäsar an solche Erfahrungen gedacht. Wenn ein Kritiker Ihres Scharfsinnes mit demselben Eifer, mit dem er der Uebereinstimmung meines Brutus mit Shakespeares Julius Cäsar nachspürt, die Verschiedenheiten aufgesucht hätte, so würde er vielleicht die Bemerkung gemacht haben, daß ich nur ausnahmsweise und jedesmal aus leicht erkennbaren besonderen Ursachen Cäsar von sich selbst in der dritten Person reden lasse.

Drittens und letztens besprechen Sie die bekannte Aeußerung Cäsars über die fetten und die mageren Leute. Wenn ich Cäsar von den letzteren sagen lasse:

„Sie denken mir zu viel"

so hatte ich, meinen Sie, diesen Gedanken nicht aus dem Plutarch sondern aus dem Shakespeare genommen, der von Cassius sagt: „He thinks too much!" Ich könnte dies bestreiten. Ich könnte, und mit vollem Rechte behaupten, es handle sich keineswegs um einen Originalgedanken Shakespeares; denn die Worte des Plutarch haben schlechterdings keinen andern Sinn. Aber es soll mir nicht darauf ankommen. Nehmen wir an, ich hätte, bewußt oder unbewußt, jene vier Worte aus dem Shakespeare entlehnt. Daß mir in einem ganzen Drama nur vier Worte, nur vier Silben nachgewiesen werden können, die ich möglicherweise Shakespeare verdanke, ist dies nicht die beste Rechtfertigung gegen die Beschuldigung eines literarischen Diebstahls? Der Hamburger Dramaturge — quantum mutatus ab illo! — behauptet freilich, ich hätte noch vieles Andere dem Shakespeare entlehnt. Aber wir wollen ihm alles Andere schenken, wenn er mir vorerst nur Eines nachgewiesen haben wird, nur einen einzigen Vers, nur einen einzigen Zug, den ich meinem großen Vorgänger verdanke. Leicht wird es ihm freilich nicht werden. Denn mein Manuscript ist, ehe es in den Druck ging, von einem der ersten Shakespeare-Kenner Deutschlands, um nicht zu sagen: dem ersten der Welt, darauf durchgesehen, ob sich darin irgend etwas finde, das als Reminiscenz gedeutet werden kann; aber es ist ihm nichts dergleichen aufgestoßen. Indessen entdeckt vielleicht der Hamburger Recensent noch etwas, das wir beide, mein Freund und ich, übersehen haben. Die Mißgunst hat ja scharfe Augen. Wo nicht, wird der Herr Recensent wohl aufhören müssen, mich einen Gänsedieb zu schelten, da er weder die Gans noch auch nur das kleinste Federchen derselben in meinem Besitze zu entdecken vermag. So viel über unsern Plagiarius; denn er, nicht ich, pflügt mit fremdem Kalbe.

Aber nehmen wir einmal an, ich hätte meinem großen Vorgänger nicht blos einzelne Verse und Züge, sondern ganze Scenen entlehnt, ich hätte sein Werk im Ganzen und im Einzelnen auf's freieste benutzt, hätte ich damit schon etwas Unerlaubtes begangen? Nach dem Gebrauche aller Völker und Zeiten keineswegs. Sonst müßte Shakespeare selbst der größte aller Plagiarier genannt werden. Heinrich Laube schrieb neulich: „Bekanntlich hat Shakespeare fast für alle seine Stücke — die römischen ausgenommen — Vorlagen gehabt und benutzt, großentheils getreu benutzt bis auf ganze Scenen und Reden. Er hat ausgewählt und ausgeführt. Heutigen Tages ist man kleinlich streng gegen solche Producirung neuer Stücke". Aber legen wir selbst jenen peinlichsten Maßstab an. Fassen wir einmal den Begriff der Nachahmung im weitesten Sinne. Ist eine solche beim „Brutus" nachzuweisen? Ich sollte meinen: Nein. Meine Meinung kommt allerdings sehr wenig in Betracht, da sie keinen Anspruch darauf hat, für unbefangen zu gelten. Aber nachdem Sie Ihre Ansichten so ausführlich und so beredt dargelegt haben, vergönnen Sie mir immerhin, die meinigen so kurz und so thatsächlich wie möglich daneben zu stellen. Denn es handelt sich um einen wichtigen allgemeinen Grundsatz. Sie nennen die Ermordung Cäsars selbst den tragischsten Stoff des Alterthums und dennoch rathen Sie allen heutigen Tragikern, auf dessen Behandlung zu verzichten. Denn darauf scheint mir Ihre Abhandlung hinauszulaufen. Es kommt mir vor, als hätten Sie kein Wort gegen mich geschrieben, sondern gegen Jeden, der so verwegen sein wollte, an einem Stoff, den Shakespeare meisterhaft behandelt hat, sich abermals zu versuchen. Es ist wahr, die Personen und die Begebenheiten sind die bekanntesten in der ganzen Weltgeschichte und der Stoff läßt also keine wesentliche Umgestaltung zu. Es müßte denn sein, daß Sie historische Dramen billigten, wie sie heut zu Tage gang und gebe sind. Solche Dramen haben mit der Geschichte nichts gemein als eine Anzahl Personennamen; das Uebrige wird frei erfunden. Auf diese Art ist es freilich leicht, sich den Ruhm der Originalität zu verschaffen. Da können wir Brutus einen Liebeshandel mit Calpurnia anspinnen lassen; Cäsar überrascht etwa das Paar, bringt seine bekannten Grundsätze über die Ehre einer Frau in Erinnerung, und zückt das Schwert gegen Brutus; dessen Freund Cassius kommt diesem zu Hülfe, und Beide stoßen Cäsar nieder. Es ergibt sich aber, daß auch Cassius Absichten auf Calpurnia hat. Beide Nebenbuhler kämpfen mit einander und erstechen sich wechselseitig wie die feindlichen Brüder von Theben. Auf diese Art sparten wir die ganze Schlacht von Philippi und brauchten gar keinen Scenenwechsel, was heutigen Tages, wo wir Lessing noch immer im Munde führen, aber fast ganz und gar zu Gottsched und dem französischen Geschmacke zurückgekehrt sind, beinahe zur Hauptsache geworden ist. Solche phantastische Dramen sind gegenwärtig beliebt; aber ihre Verfasser scheinen mir die Ursache zu verkennen, weshalb der Dichter zu historischen Stoffen greift. Dasselbe gilt für die, welche das ganze historische Drama für überlebt erklären und die Frage aufwerfen: „Warum statt Brutus nicht Müller und warum statt Cassius nicht Schulze?" Womit ich, ein eifriger Verehrer Kotzebues und Ifflands, übrigens durchaus nichts gegen die Stücke gesagt haben will, die aus der Mitte unseres bürgerlichen Lebens genommen sind. Bei Cäsar und Brutus aber ist jenes willkürliche Verfahren am wenigsten anwendbar, da ihre Geschichte schon unsern kleinen Schulkindern bekannt ist. Alle die wichtigsten und entscheidendsten Momente der großen geschichtlichen Handlung, die Sie in langer Reihe als Shakespeare und mir gemeinsam aufzählen, muß jeder andere Autor, der sich an dem nämlichen Stoffe versucht, ebenfalls behandeln. Er kann sie weder übergehen, noch abändern. Wenn Sie sagen: „In beiden Dramen beginnt die Handlung mit den Einleitungen der Verschwörung gegen das Leben Cäsars und endet mit dem Untergange des Cassius und des Brutus. Und da verlangt der moderne Dichter,

Digitized by Google

man solle keine Reminiscenzen an Shakespeare finden!" so habe ich keine Vorstellung, nicht die entfernteste, wie eine Tragödie Brutus anders anfangen kann, als damit, daß Cassius ihn in die Verschwörung hineinzieht, und wie sie anders schließen kann, als mit dem Ende der beiden letzten Römer. Deshalb weiß ich mit Ihren Worten kaum einen andern Sinn zu verbinden, als daß Sie allen modernen Dichtern abrathen, eine Ilias nach dem Homer zu schreiben. Gegen mich insbesondere würde es allerdings in's Gewicht fallen, wenn ich wirklich dasselbe genommen und dasselbe bei Seite gelassen hätte wie mein Vorgänger. Aber das glaube ich mit gutem Gewissen in Abrede stellen zu können. Viele, sehr viele Züge, die Shakespeare den Quellen entlehnte, eine ganze Menge Personen und Begebenheiten habe ich gänzlich bei Seite gelassen, zahlreiche, ja zahllose Züge habe ich Quellen entnommen, die Shakespeare vielleicht gar nicht zugänglich waren, die er jedenfalls unbenutzt gelassen hat. Sie machen ferner den Versuch, eine gewisse Uebereinstimmung in dem Scenarium der ersten drei Acte darzuthun. Sehen wir uns die Scenen auch nur des ersten Actes an: Brutus und Titus. Diese Scene fehlt bei Shakespeare. Brutus und Cassius ist die unumgänglichste aller Scenen, sie findet aber im „Brutus" unter Umständen statt, wie sie verschiedener von denen der Scene bei Shakespeare nicht gedacht werden können. Beide Römer treffen sich nicht als Freunde zufällig auf dem Markte; sie sind verfeindet und Cassius geht zu Brutus in's Haus, um sich auszusöhnen. Cassius hat nicht blos allgemeine Ursachen zur Unzufriedenheit, sondern Cäsar hat ihn gekränkt u. s. w. Was beide römische Staatsmänner mit einander verhandeln, hat gewiß keine Aehnlichkeit mit dem wundervollen Wechselgespräch bei Shakespeare. Und das ist die einzige Scene, die im ersten Acte übereinstimmt. Denn die Scene zwischen den beiden Männern und Antonius fehlt bei Shakespeare. Die wichtige Scene zwischen Cäsar und Antonius fehlt ebenso. Die Lupercalien sind eine äußerliche Begebenheit, die weiter nicht mitzählt. Die Scene zwischen Cäsar und dem Senat fehlt bei Shakespeare. Die Rede des Antonius und das Anbieten des Diadems fehlt bei Shakespeare. Umgehen konnte er den Vorgang gar nicht; aber er verlegt ihn hinter die Scene; und das ist gerade die größte Verschiedenheit, die bei einer dramatischen Behandlung denkbar ist. Die letzte Scene zwischen Cassius und Brutus fehlt wiedernm bei Shakespeare, der dafür eine Menge anderer Personen und Scenen hat, die im „Brutus" fehlen. Wie gesagt, die unumgängliche Scene zwischen Brutus und Cassius ist die einzige des ersten Actes, die beiden Dramen gemeinsam ist. Man könnte höchstens sagen, daß ich die Eintheilung der ersten drei Acte Shakespeare verdankte: 1) Exposition, 2) Verschwörung, 3) Ermordung. Diese Eintheilung ist die einfachste und natürlichste und scheint fast von selbst gegeben; doch das mag auf Selbsttäuschung beruhen, und ich in Wirklichkeit diese Anordnung Shakespeares Vorgang verdanken. Möglich ist es; aber es spricht nicht sehr für diese Möglichkeit, daß Shakespeare selbst von jener Eintheilung abgewichen ist: er vertheilt die Iden des März an den zweiten und dritten Act.

Es ist nicht nöthig die Geduld Ihrer Leser weiter auf die Probe zu stellen; auch beim zweiten und dritten Act stimmt nichts überein, als was nothwendig übereinstimmen muß: der überlieferte Stoff. Und vom vierten Acte an weicht, wie eine Recension des Brutus in Nr. 29 der Kreuzzeitung bemerkt, die Handlung fast völlig ab. Ich fürchte, gar Manche werden nicht scharf genug unterscheiden zwischen Gleichheit des Stoffes und Gleichheit der Behandlung. An der Geschichte zu ändern, auf diese Weise Abwechselung zu suchen, verbieten mir meine Grundsätze. Der Dramatiker, däucht mir, muß der Geschichte so treu bleiben, wie seine Kunst irgend gestatten will, und so oft ich konnte, habe ich mich noch näher als Shakespeare an die Geschichte gehalten. Die Gleichheit des Stoffes räume ich also im weitesten Sinne ein; aber daß ich in der Behandlung des Stoffes irgendwo meinem großen Vorgänger nachgeahmt hätte, kann man schwerlich nachweisen. Was die Charaktere betrifft, so deckt sich keiner, kein einziger, völlig mit den gleichnamigen des Shakespeare. Von Cäsar an bis zum Sklaven herab hat jeder seinen eigenen, und das war vielleicht nicht so ganz leicht, da bei den meisten gewisse Grundlinien durch die Geschichte feststehend gegeben sind. Was schließlich Sprache und Stil betrifft, so sind sie von dem Shakespeare'schen sehr verschieden, was Sie selbst einräumen, indem Sie meinen Stil mit dem Goethe'schen vergleichen. Das sind die Ansprüche auf Selbstständigkeit, mit denen ich vor einem billigen Richter zu bestehen glaube, wie denn auch Karl Frenzel in seiner Recension des „Brutus" in der Deutschen Rundschau die Streitfrage kurz dahin entscheidet, daß von Nachahmung keine Rede sein könne.

Will ich mit alledem sagen, daß die mannichfachen Bedenken, die ein feiner Kenner und scharfsinniger Kritiker wie Sie gegen die Wahl des Stoffes ausgesprochen hat, ganz unbegründet wären? Nichts weniger! Unsere Ansichten sind weit minder verschieden als es scheinen könnte. Es ist ja selbstverständlich, daß Shakespeare das Verdienst der Priorität und der Initiative nicht bestritten werden kann. Es ist ja ferner wahr, daß das gewaltige Meisterwerk des britischen Dichters sich allen Gebildeten so eingeprägt hat, daß sie beständig zu Vergleichen aufgefordert werden, die für den jüngeren und schwächeren Dichter oft sehr nachtheilig ausfallen müssen. Es muß seiner Dichtung wie einem Sterne gehen, der an sich vielleicht leuchten würde, aber in der Nähe der Sonne erbleicht. Dies und Anderes, was gegen die Wahl des Stoffes spricht, gebe ich bereitwilligst zu, ja, ich habe alle diese Einwendungen vorausgesehen. Aber dennoch sind sie mir nicht hinreichend erschienen, um ein Verbot für alle Dichter zu rechtfertigen, den Stoff zu behandeln. Wie wenig Stoffe gibt es in der Geschichte, die für eine dramatische Behandlung geeignet sind! Und es gibt gar keine, die nicht viele Bedenken erregen, gewichtig genug, um von einer Bearbeitung wohl zurückzuschrecken. Der höchste und großartigste Vorwurf für eine Tragödie wird stets Cäsars Ermordung sein, und auf ihn sollten wir Verzicht leisten, blos weil er vor dreihundert Jahren auf einer fremden Insel schon vorzüglich, wir alle müßten aber heucheln, wenn wir sagen wollten, völlig fehlerlos behandelt worden ist?

Shakespeare selbst war anderer Meinung. Er läßt den Cassius sagen:

„In wie entfernter Zeit
Wird man dies hohe Schauspiel wiederholen,
In neuen Zungen und mit fremdem Pomp"!

Alle Völker, nimmt Shakespeare an, werden in ihrer Sprache den herrlichsten Stoff zu einer Tragödie behandeln. Und eine große hochaufstrebende Nation wie die deutsche sollte hinter Shakespeares Erwartung feige zurückbleiben? Daß ich der Aufgabe nicht gewachsen gewesen bin, kann ja leicht sein. Wohlan, hier ist der Bogen des Odysseus; wer es besser versteht, der spanne ihn!

Von den alten Dramatikern ist es ja bekannt, daß sie sogar mit Vorliebe denselben Stoff um die Wette behandelten. Sie hatten ganz andere und gewiß richtigere Begriffe von Originalität. Es sei erlaubt, ein Gleichniß von den bildenden Künsten herzunehmen. Wie unzählige Male haben die größten der alten Künstler dieselben Göttergestalten behandelt! Wie oft hat die Venus, die aus dem Meere oder aus dem Bade steigt, oder ein Apollo, der eine Eidechse auf einem Baumstamm tödtet, den Meißel beschäftigt! Wer flüchtig hinblickt, kann sagen: „Das ist ja derselbe Stoff in derselben Weise behandelt!" Aber wer näher und schärfer hinschaut, der findet eine unendliche Mannichfaltigkeit der Gestalt und der Züge, und gerade diese feinen in sich harmonischen Unterschiede gaben dem Kunstwerke in den Augen der feinsinnigen Griechen einen ganz besonderen Reiz.

Doch genug und schon zu viel.

Amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?

Ich, der ich alle Kritiken über mich ergehen lasse, hielt es doch für meine Pflicht, die von einem Hamburger Blatte gegen mich erhobene Anschuldigung des literarischen Diebstahls zurückzuweisen, und im Verlaufe bin ich dahin gekommen, Ansichten über dramatische Kunst aufzustellen. Nun, es ist mir beruhigend, daß ich nicht blos persönliche Angelegenheiten be-

Digitized by Google

sprochen habe, mit denen ein gesitteter Mann nur nothgedrungen und höchst ungern die Oeffentlichkeit behelligt. Was meinen „Brutus" betrifft, so begreife ich vollkommen, daß das Ungewohnte des Unternehmens befremdet und die Fluth der Vorurtheile anfangs hoch aufschäumt. Aber sie werden sich legen und die Wahrheit, wo sie nun auch sein mag, wird zuletzt ihre stille Kraft bewähren.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Heinrich Kruse.

Alexander Dumas der Jüngere in der Akademie.

Die Académie française, welche sich bei ihren Wahlen manche Ungeschicklichkeit und manche Unterlassungssünde hat zu Schulden kommen lassen und lange Zeit hindurch grundsätzlich alle Neuerer, alle verwegenen, ungestümen und lustigen Schriftsteller ausschloß, weil sie es für ihre Aufgabe erachtete, ein Conservatorium zu sein für das, was man in Frankreich Classicität zu nennen pflegt, war seit ihrer Begründung bis in die jüngste Zeit hinein das Stichblatt aller erdenklichen literarischen Witzeleien, der Gegenstand der unausgesetzten Verspottung. Bei jedem Anlaß wurde ihr vorgeworfen, daß sie den größten Dichtern des Vaterlandes: Molière und Lafontaine ihre Pforten verschlossen hatte, daß sie auch in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart über Schriftsteller wie Balzac, Béranger, Lammenais, Dumas Vater, Théophile Gautier und andere hinweggegangen war und anstatt dieser populären und bedeutenden Männer Schriftsteller aufgenommen hatte, die allerdings nicht zu unterschätzende wissenschaftliche Verdienste aufzuweisen vermochten, deren Namen aber bisweilen gar nicht in die Masse gedrungen und deren Werke ohne wahrnehmbare Eindrücke geblieben waren. Von Piron an, der sich die Grabschrift setzte:

„Ci-gît Piron qui ne fut rien
Pas même académicien,"

bis zu den modernen Witzen: „A l'académie ils sont quarante, qui ont de l'esprit comme quatre", bis auf den boshaften Anfang eines Janin'schen Feuilletons über den Tod eines der wenig gekannten Akademiker: „Von Zeit zu Zeit stirbt ein Mitglied der Akademie, um der Welt weiß zu machen, daß er gelebt habe"; — bei jedem Todesfalle und bei jeder Neuwahl wurde die Akademie wegen ihrer Exclusivität, wegen ihrer Pedanterie, wegen ihres classischen Zopfes gehöhnt und verspottet.

Vor 50 Jahren glaubte die Akademie noch mit ihrer ganzen Autorität gegen die neue Richtung in der Literatur, welche sich in den Erstlingswerken von Lamartine, Victor Hugo, Alexander Dumas kundgab, auftreten zu müssen. Der ständige Secretär Auger donnerte in seiner Eröffnungsrede gegen die Romantiker wie gegen den gefährlichsten Feind, den die Verehrer des Echten, Wahren und Schönen in der Literatur zu bekämpfen hätten. Wer damals von der Möglichkeit gesprochen hätte, daß die Häupter der neuen Schule, daß Victor Hugo, Lamartine und Alfred de Musset jemals in die Gesellschaft der „vierzig Unsterblichen" aufgenommen würden, dem hätte man in's Gesicht gelacht.

Aber auch die alte Akademie vermochte nicht, sich vor dem immer stärkeren Rufe: place aux jeunes! die Ohren zu verstopfen und im Einverständniß mit der öffentlichen Meinung nahm sie zuerst Lamartine in ihre hehre Gesellschaft auf — 1829. Aber 12 Jahre mußten verstreichen, bevor es dem Chef, dem kühnsten und genialsten der Romantiker, bevor es Victor Hugo gelang, sich einen der vierzig Sitze zu erobern. Die Ernennung Victor Hugos, welche als ein Bruch mit allen Traditionen betrachtet wurde, erregte das größte Erstaunen. Indessen selbst die entschiedensten Conservativen mußten zugeben, daß ein Dichter von der Bedeutung Victor Hugos mit vollem Rechte auf die höchste Ehre des französischen Schriftstellers, auf den Titel eines Akademikers Anspruch hatte.

Seit jener Zeit hat allerdings eine etwas freisinnigere Auffassung bei der Wahl zur akademischen Mitgliedschaft vorgewaltet. Wenn sich auch die Wahlen mit einer gewissen Vorliebe auf Schriftsteller der ernsten und strengen Richtung lenkten, so ist doch die Engherzigkeit von ehedem gewichen; und auch den Jüngeren und Kühneren, die ihr Talent auf dem heiteren Gebiete der dramatischen Dichtung bewährt hatten, ist der Eintritt gewährt worden. So hatten sich nach und nach die Lust- und Schauspieldichter Legouvé, Ponsard, Emil Augier, Sandeau, Octave Feuillet und Camille Doucet dieser höchsten Auszeichnung, welche dem französischen Schriftsteller gewährt werden kann, zu erfreuen, und wenige Wochen vor seinem Tode wurde sogar Jules Janin, der Feuilletonist, zum Mitgliede der Akademie gewählt. Allerdings wurde die Wahl des Letzteren erst nach jahrelangen Kämpfen durchgesetzt; denn immer sträubten sich die Akademiker dagegen, einen Mann, der als geistreicher Plauderer seine höchste Bedeutung erlangt hatte, in ihrem ernsthaften Kreise als einen der Ihrigen zu begrüßen. Erst die Erwägung, daß Jules Janin trotz seiner federleichten Form mit centnerschwerem Wissen ausgestattet war, und neben seinen unvergleichlichen Feuilletons sehr gelehrte Werke geschrieben hatte, vermochte den Widerstand der Ernsthaften zu überwinden. Die Würdigkeit galt als vornehmste Bedingung des Candidaten zur Akademie. In diesem einen Falle glaubte man in Anbetracht der Gelehrsamkeit des Candidaten über jenes sonst als unerläßlich betrachtete Requisit hinwegsehen zu dürfen.

Mit der Ernennung des jüngeren Dumas zu ihrem Mitgliede hat die Akademie den größten Schritt weiter gethan. Sie hat sowohl Verzicht geleistet auf die Würdigkeit als auf die Gelehrsamkeit des Recipienden. Daß der jüngere Dumas an Talent die meisten seiner neuen Collegen weit überragt, daß der Verfasser der „Cameliendame", der „Demimonde", des „Monsieur Alphonse" ein Recht darauf hat, Mitglied einer Gesellschaft zu sein, welche die vornehmsten Geister des Vaterlandes zu den Ihrigen zählen soll, kann gar nicht in Zweifel gezogen werden. Aber gleichwohl muß diese Ernennung, welche alle Begriffe über die Anforderungen, die man bis jetzt an einen Akademiker zu stellen berechtigt war, zu verwirren geeignet ist, gegründete Bedenken erregen. Bei einem Akademiker, wie er sein soll, setzte man bisher als selbstverständlich voraus entweder eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit oder eine achtunggebietende Würdigkeit in der Form; und nur ein ganz ungewöhnliches Talent, eigentlich nur das Genie, hatte das Vorrecht, dieser beiden unerläßlichen Qualificationen zum Akademiker entbehren zu können. Ich bin der letzte, der das große Talent des jüngeren Dumas verkennen möchte; aber so bedeutend derselbe ist, der Vorrechte eines Genies theilhaftig zu werden, erscheint er mir doch nicht mächtig genug. Dumas findet unter seinen neuen Collegen dramatische Dichter wie Augier und Feuillet, er hat vor den Thoren der Akademie Berufsgenossen wie Sardou und Meilhac, die ihn an ursprünglicher Begabung und an dramatischer Schöpfungskraft erreichen, vielleicht sogar übertreffen. Auf das, was man Gelehrsamkeit nennt, hat er selbst niemals Anspruch erhoben; mit Recht, denn jede seiner geistreichen Vorreden zeigt einen ganz erstaunlichen Mangel an positiven Kenntnissen. Seine Vorrede zum „Faust" ist das trostloseste Zeugniß von Wissensarmuth, welches sich je ein berühmter Schriftsteller gegeben hat. Noch schlimmer ist es um seine Würdigkeit bestellt. Ich persönlich lege darauf gar keinen Werth, aber, wenn ich mich in die Lage eines französischen Akademikers versetzen könnte, so würden mir bei der Lectüre der Dumas'schen Prosa, welche mit den genialsten Barbarismen und den familiärsten Ungezogenheiten gespickt ist, welche Ausdrücke und sprachliche Wendungen, die ihre Heimat in den Schenken und Künstlerwerkstätten haben, in die Schriftsprache vermessen einführt, über die Aufnahmsberechtigung dieses Schriftstellers zum Mitgliede der Akademie, die da wachen soll über die Reinheit und den Adel der Sprache, unüberwindliche Bedenken aufsteigen. Von allen bedeutenden Schriftstellern, die gegenwärtig in Frankreich leben, macht Dumas unstreitig den am wenigsten akademischen Eindruck. Hätte man ihm vor zwei Jahren gesagt, daß er einst Mitglied der Akademie sein würde,

Digitized by Google

er selbst würde über diesen tollen Einfall am lautesten gelacht haben.

Das ist keine Vermuthung, das ist eine nachweisbare Thatsache. Wie vieles Andere, hat Dumas auch die Akademie eigentlich gehänselt, immer in der Voraussetzung, daß er nie Akademiker werden würde. Noch im März 1873 schrieb er in der Vorrede zu seiner „Femme de Claude" an den Akademiker Cuvillier-Fleury, der jetzt sein College ist: „Hier, — lassen Sie diesen Ausdruck durchgehen, mein Herr, einen Ausdruck, den ich mir nicht gestatten würde, wenn ich Mitglied der Akademie wäre oder wenn ich es jemals werden sollte —, hier bekümmeln Sie (vous trichez);" und er höhnt den Gelehrten, „welcher sein Mandat von der Universität und von der Akademie erhalten hat", bezeichnet sich als „Akademiker vor der Thüre" im Gegensatz zu Cuvillier-Fleury, dem „Akademiker im Saale", hebt unter seinen Ehrentiteln hervor, daß er nicht Akademiker ist und sagt auf Seite 13: „Die Akademie ist eine Körperschaft, welche von dem Staate und der Gesellschaft die Aufgabe erhalten hat, das Land zu unterrichten und aufzuklären, talentvolle Leute zu finden und an sich zu ziehen, und das erste, was sie that, war, daß sie Molière zurückwies, der inzwischen, ohne die Autorisation von irgend Jemandem erhalten zu haben, die Functionen eines Genies verrichtete". So schrieb Dumas noch vor zwei Jahren. Er wird ein curioses Gesicht machen, wenn er die Vorrede jetzt wieder liest. —

Nach alter Sitte hat der Recipiend bei seiner Aufnahme eine Lobrede auf seine Vorgänger zu halten und der derzeitige Director hat darauf mit einer Lobrede auf den Candidaten zu antworten. Diese rhetorischen Zweikämpfe der friedfertigsten Art erregen fast ohne Ausnahme die allgemeine Aufmerksamkeit in den literarischen Kreisen von Paris. Bei der Eigenartigkeit des jüngsten Akademikers war die fieberhafte Theilnahme des Pariser Publicums diesmal leicht erklärlich. Man machte sich im Voraus darauf gefaßt, daß Dumas anders sprechen würde, als in den weihevollen Hallen der Akademie gewöhnlich gesprochen wird. Man wußte im Voraus, daß er die Gelegenheit schwerlich vorübergehen lassen würde, ohne irgend eines seiner beliebten Paradoxe an den Mann zu bringen, ohne irgend eine seiner bekannten Reformschrullen mit Witz und Geist zu vertheidigen. Das ist denn auch geschehen, und in dieser Beziehung hat Dumas die Erwartungen nicht getäuscht. Aber man durfte mit Recht mehr von ihm erwarten. Man glaubte, daß sich das Interesse des Auditoriums auf ihn allein concentriren würde und bedauerte im Voraus den Historiker Grafen d' Haussonville, dem die mißliche Aufgabe zugefallen war, Dumas zu antworten. Die Sitzung hat einen andern Verlauf genommen. In der Form, wie im Gehalt ist die d'Haussonville'sche Rede der Dumas'schen weit überlegen. Graf d'Haussonville anerkennt Dumas' Verdienste in der gerechtesten Weise. Da ihm officiell aufgegeben war zu loben, so hat er mit größter Feinheit auch da, wo er offenbar tadeln will, sein Lob in so fein malitiöser Weise zu spenden gewußt, daß es der herbsten Kritik ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Mit größerer Zartheit und in verbindlicherer Form sind wohl nie Bosheiten gesagt worden; es ist ein kritisches Meisterstück. Dumas hingegen, der da glauben mochte, er brauche nur wie College Cäsar zu kommen und zu sehen, um zu siegen, hat sich die Arbeit offenbar zu leicht gemacht. Seine Rede ist nichts als eine der bekannten „Vorreden" mehr, und sie ist bei weitem nicht die beste, die er geschrieben hat.

Ihm war die allerdings nicht leichte Aufgabe zugefallen, den nahezu ganz vergessenen Dichter Pierre Lebrun, dessen hauptsächliches Werk eine Bearbeitung der Schiller'schen „Maria Stuart" ist, zu preisen. Was er über diesen vergessenen Mann zu sagen hat, einen jener Akademiker, auf welche das Janin'sche Wort, daß sie sterben, um der Welt vorzureden, daß sie gelebt haben, bezug hat, interessirt uns weniger als das, was er bei dieser Gelegenheit zu sagen für gut befindet. Nur ganz kurz mag bemerkt werden, daß Dumas auch diesmal bekundet, wie wenig er gelernt hat. Wir wissen zwar schon aus seiner Vorrede zum „Faust", daß er kein Wort Deutsch versteht, wir wissen aus der „Femme de Claude", daß er sich nicht einmal Mühe gibt, sich zu erkundigen, wenn er ein deutsches Wort gebrauchen will. Er spricht da von einem Baron von „Fieradlen, was auf deutsch Vier Adler heißt". („Le baron de Fieradlen ce qui en allemand veut dire des quatre aigles", 1. Act 6. Scene.) Aber wenn man als Akademiker vor der Akademie und vor Europa eine Parallele zieht zwischen „Maria Stuart" von Lebrun und „Maria Stuart" von Schiller, so sollte man sich doch die Mühe geben, sich die letztere Tragödie wenigstens in der Uebersetzung genau anzusehen. Dumas sagt über die Schiller'sche „Maria Stuart" nicht viel, und was er sagt, ist nicht richtig. Als einen wesentlichen Unterschied zwischen der Nachdichtung von Lebrun und der Originaldichtung Schillers hebt er hervor, daß Lebrun den Charakter des Leister gemildert hat, während Schiller denselben in seiner ganzen Verächtlichkeit darstelle. „Schiller, — heißt es wörtlich — hat den gehässigen Charakter Leisters bis auf's äußerste getrieben, er hat nicht gestattet, wie dies Lebrun that, daß Leister unter der Wucht der Gewissensbisse auf der Bühne zusammenbreche." Ich nehme an, daß Dumas die Schiller'sche Tragödie nur durch die Darstellung der Ristori in Paris gekannt habe. In dieser Bearbeitung wurde der große Monolog Leisters gestrichen und er bricht allerdings nicht „auf der Bühne unter der Wucht der Gewissensbisse zusammen"; wenn sich Dumas aber die Tragödie selbst ansieht, so wird er im 10. Auftritt des 5. Actes den großen Monolog Leisters finden: „Umsonst! Umsonst! Mich faßt der Hölle Grauen; Ich kann das Schreckliche nicht schauen ꝛc." mit dem Vermerk des Dichters: „Nachdem er die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen und eine Weile innehält, sieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zusammenfahren und ohnmächtig niedersinken". Also auch bei Schiller bricht Leister unter der Wucht der Gewissensbisse auf der Bühne zusammen. Daß Dumas bei der Citation Schillers sich nicht enthalten kann, eine versuchte Malice über Deutschland auszusprechen, wird Niemand in Erstaunen setzen, der da weiß, daß derselbe Dumas aus dem Goethe'schen „Faust" den Nachweis geführt hat, daß der deutsche Genius überhaupt nicht fähig sei ein dichterisches Werk hervorzubringen; aber die Akademie, welche die Gamin-Schimpfereien der Chauvins ausschließen sollte; ist doch nicht der rechte Ort, um da einen so mittelmäßigen Witz zu machen wie: „da man dem Kaiser geben soll, was des Kaisers ist, selbst wenn dieser dem Vaterlande Schillers angehört" u. s. w. Das ist kleinlich und unwürdig. —

Aber „Art läßt nicht von Art", und Dumas kann in alle Akademien der Welt gewählt werden, er stellt sich doch auf den Kopf und bleibt der talentvolle, mit außerordentlichem dramatischem Geschicke begabte, tactlose, unreife und prätentiöse Spaßvogel. Er braucht eine Scene selbst in seiner akademischen Rede; und er macht da ein Zwiegespräch zwischen Corneille und Richelieu, welches nicht nur in dieser ernsthaften Gesellschaft eine komische Wirkung hervorzubringen geeignet ist. „Bitte, nimm einen Stuhl, Corneille, und höre mich an" beginnt Richelieu und er schließt: „Dein „Cid" ist vom dramatischen Gesichtspunkte aus ein Meisterwerk, vom sittlichen und gesellschaftlichen Standpunkte aber eine Ungeheuerlichkeit". Mir kam diese Kritik nicht ganz unbekannt vor, und ich glaubte dieselbe schon bei Dumas selbst gelesen zu haben. Aber ich konnte doch nicht annehmen, daß Dumas in seiner akademischen Einführungsrede ein Plagiat an sich selbst begehen würde; und doch ist es so geschehen. Der größte Theil desselben ist nichts anderes als eine Wiederholung dessen, was er früher in den „Vorreden" zu seinen Dramen schon gesagt hat, bisweilen übereinstimmend bis auf den Wortlaut. Bei diesem Anlasse hätte man wohl auf eine größere Originalität zählen dürfen. In der That heißt es auf Seite 36 der Vorrede zur „Femme de Claude": „Wenn die Akademie gegen den „Cid" als dramatisches Werk protestirt hat, so hat sie Unrecht gehabt; hat sie gegen denselben protestirt als sittliches Werk, so hat sie Recht gehabt".

Die Uebereinstimmung zwischen seiner neuen Rede und seinen alten Schriften ergibt sich noch klarer aus folgenden Stellen:

Vor der Akademie sagte Dumas: „Wenn die Geliebten glücklich werden und sich verheirathen, so ist das Stück ein Lust-

Digitized by Google

spiel, wenn sie unglücklich sind und daran sterben, so ist das Stück eine Tragödie oder ein Drama". In der Vorrede zur „Femme de Claude" heißt es auf Seite 34: „Wenn das dargestellte Werk ein Lustspiel ist, so ist das Ideal des Helden und seine Belohnung am Schlusse die Heldin zu besitzen; wenn das Werk ein Drama oder eine Tragödie ist, so muß der Held für sie sterben, wenn er sie besessen, durch sie sterben, wenn er sie verlassen hat, mit ihr sterben, wenn nur dieses Mittel übrig bleibt, um sie zu erlangen".

Vor der Akademie sagte Dumas: „Wenn man auf uns Dramatiker hören wollte, so wäre es das Weib, welches die Welt regiert. Das Theater ist der Tempel, wo man das Weib preist, dort beten wir es an, dort beweinen wir es, dort entschuldigen wir es, dort rächt es sich an dem Manne. Das Theater hat der Frau ihre irdische Apotheose gemacht. Alles durch sie; alles für sie". In der Vorrede zur „Femme de Claude" heißt es auf Seite 33 u. f.: „Im Theater geht Nichts über die Liebe, Nichts erreicht sie, sie herrscht als Herrin, sie ist die Göttin dieses Tempels, dessen große Priesterin das Weib ist. Auf dem Theater herrscht das Weib und triumphirt zum Schlusse; dort rächt es sich an dem starken Geschlechte, dort hat es immer Recht; auf dem Theater. Alles durch die Liebe, alles für die Liebe".

Vor der Akademie sagte Dumas: „Wir schreiben Dramen und Komödien. Wir brauchen die Frauen nicht aufzufordern unsere Stücke zu besuchen, denn sie kommen allein; die jungen Mädchen aber bitte ich nicht zu kommen". In der Vorrede zur „Princesse Georges" sagt Dumas auf Seite 6 zum Publicum: „Du hast mein Stück besucht mit deinen Freunden, mit deiner Frau, mit deinem Sohne; du hast deine Tochter nicht mitgebracht und du hast Recht. Man darf die jungen Mädchen überhaupt nicht in's Theater führen".

Vor der Akademie sagte Dumas: „Die Regierungen haben eine Censur eingesetzt, die ausdrücklich für uns dramatische Autoren arbeitet; aber da dieselbe niemals hat etwas hindern können, weder den „Tartüffe" noch „Figaros Hochzeit" noch „Marion de Lorme", so zürnen wir ihr nicht und gehen unseres Weges". In der Vorrede zur „Dame aux camélias" sagt Dumas: „Die Censur hat niemals ein verdienstvolles Werk aufhalten oder entstellen können von „Tartüffe" bis auf „Figaros Hochzeit" und bis auf „Marion de Lorme".

Ich brauche mit dieser Zusammenstellung von Plagiaten, die Dumas in seiner akademischen Rede an sich begangen hat, nicht fortzufahren. Man erwartete von Dumas sehr viel und die geringste Erwartung war die, daß er originell sein würde. Selbst diese geringste hat er getäuscht. Dies verhindert jedoch nicht, daß die Rede einige geistreiche und glänzende Stellen enthält. Die Aufgabe des dramatischen Dichters ist wohl selten schöner definirt worden als in dem einen Satze: „La verité, voilà notre devoir; le bien dire, voilà notre art; l'imposer, voilà notre but".

Selbstverständlich hat Dumas das Recht, das entartete Weib auf die Bühne zu bringen, zum Mittelpunkte seiner Vertheidigung gemacht; aber vielleicht hätte sich dieses Recht, das kaum bestritten werden kann, mit überzeugenderen Argumenten unterstützen lassen, als dies hier geschehen ist. Dumas hat seinem Gegenredner die Antwort etwas gar zu leicht gemacht und in der That die Replik des Grafen d'Haussonville ist nicht nur geistvoll, sie ist siegreich. Haussonville bestreitet Dumas keineswegs das Recht Heldinnen zu wählen, wie er sie für richtig erachtet; „aber", fährt er fort, „sind Ihnen nicht bisweilen Frauen begegnet, die, wenn man ihnen ihre Photographie vorlegt, mit Recht behauptet hätten, daß man sie sehr verhäßlicht habe? Gewöhnlich beklagen sie sich über die ungraciöse Haltung, die ihnen auferlegt worden ist, oder die sie gewählt haben; und darauf gibt es keine Antwort. Denjenigen indessen, welche sich darüber skandalisiren würden, daß man sie in einem allzu ausgeschnittenen Kleide dargestellt habe, dürfte man doch wohl entgegen halten, daß sie selbst die Schuld daran tragen. Und ist das nicht ungefähr die Situation unserer modernen Gesellschaft den Lustspieldichtern gegenüber?" Sehr scharf und fein ist auch der Passus in der d'Haussonville'schen Rede über den Unterschied zwischen den modernen Frauen in den alten Lustspielen Molières und den modernen Dramen Dumas'.

Es würde zu weit führen, darauf einzugehen. Nur noch eine Stelle aus der d'Haussonville'schen Rede will ich hier anführen. Man erinnert sich, daß Dumas die Broschüre L'homme femme, mit der Aufforderung an die Ehegatten geschlossen hat, unheilbar unsittliche Weiber zu tödten („Tue-la"). Man erinnert sich ferner, daß er diese Aufforderung auch dramatisch in der „Femme de Claude" verkörpert hatte. Dieses geflügelte Wort konnte nicht unberücksichtigt bleiben. Haussonville scherzt darüber in der anmuthigsten Weise. Er knüpft an das berühmte Drama „Antony" von Dumas (Vater) an und sagt: „Im letzten Acte des Stückes „Antony" ruft der Geliebte, der, wie ich sehr wohl weiß, vor Allem die Ehre derjenigen, die er liebt, retten will, aus: „„Sie hat mir widerstanden; ich habe sie gemordet!"" und erdolcht sie. Ihrerseits haben Sie in einer Broschüre, welche großes Aufsehen erregt hat, Ihren Fluch gegen den Ehebruch beschlossen mit dem Rathe, welchen sie dem Gemahl der zu unwürdigen Ehegattin geben: „„Schwanke nicht! Tödte sie!"" Was? Wenn das Geschick der Frauen in beiden Fällen dasselbe sein soll, wenn sie zu Grunde gehen sollen, die einen, weil sie Widerstand geleistet haben, die andern, weil sie keinen Widerstand geleistet haben, dann wird die Situation der Frauen doch gar zu bedenklich".

Uns Deutschen kann es ziemlich gleichgültig sein, wen die französische Akademie in ihren Kreis aufnimmt, und wen sie ausschließt. Wir stehen der Sache ganz fern; aber gerade, weil wir fern stehen, ist unser Urtheil vielleicht das richtige. Wir können uns darüber freuen, daß ein moderner Hecht in den Karpfenteich der Romantiker und Classiker gesetzt worden ist; die polemische Natur Dumas' wird vielleicht zu ganz interessanten Debatten die Veranlassung geben. Daß aber Dumas trotz seiner großen und berechtigten Erfolge als dramatischer Dichter auf den Ehrentitel eines Mitgliedes der Akademie nur zweifelhafte Ansprüche hat, das beweisen alle Schriften, in welchen er ein ernsthaftes literarisches, sociales oder philosophisches Problem zu lösen versucht hat, das beweist seine Broschüre L'homme femme, das beweist seine Vorrede zum „Faust", das beweist seine Antrittsrede in der Akademie; und darüber kann wohl auch kein Zweifel sein, daß die Handlung der Akademie, als sie Dumas zu Ehren den Chorus der verzückten Doctores anstimmte:

„Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore"

ebenso wenig classisch war, als das Latein der Molière'schen Aerzte.

Paul Lindau.

Ein österreichischer Dialektdichter.

Ludwig Anzengruber.

Von Fritz Mauthner.

(Schluß.)

Und dennoch liegt die schärfste Schneide, welche Anzengruber gegen das Pfaffenthum kehrt, nicht in solchen handfesten „Schlagern", zu denen in Oesterreich manche klerical angesäuerte Behörde und Intendanz das Haupt geschüttelt hat; deutlicher als in einzelnen Kernworten ist die frische, gesunde Tendenz in der ganzen Atmosphäre der Lieblingsgestalten des Dichters ausgeprägt, in der köstlichen Naivetät seiner moralischen und religiösen Voraussetzungen. Nur im „Pfarrer" kommen geistliche Personen vor, und diese sind prächtige Menschen, ja Ideale; die Frömmler dieser Schauspiele sind nicht Heuchler, sie sind ganz gläubige Seelen; und doch richtet sich die beim Hörer geweckte Entrüstung gegen den Klerus und seine Heuchelei, und doch sehen wir in rohen Bauern den höchsten religiösen Frevel gegeißelt. Die Erreichung dieses Zweckes durch scheinbar harmlose Mittel gelingt dem Dichter

Digitized by Google

in so ungetrübter Weise, weil er sich von dem hergebrachten Pfade der Tendenzpoesie in kühner Weise entfernt. Anstatt den schwarz in Schwarz gezeichneten Gestalten seiner poetischen Opfer, der Heuchler, Erbschleicher und Bauernjesuiten, andere ideale Naturkinder in beliebter Manier — himmelblau auf Goldgrund — zum Pendant zu stellen, anstatt das anatomische Musterbild eines gesunden Organismus einerseits, die möglichen furchtbaren Wirkungen eines zuhöchst potenzirten Giftes andrerseits theoretisch zu schildern, zeigt er uns das Gift der Verdummung und Verdogmatisirung unsres Landvolkes in seiner allgegenwärtigen bald stärkern, bald schwächern Zerstörungswuth im Blute lebendiger, warm pulsirender Individuen. Das eben zeichnet Anzengruber vor den zahlreichen Bauernbreugheln unsrer Tage aus, daß er den Menschen in all seinen besondern Arten als Bauer wiedererkennt, während man sich sonst mit der Vorführung der absonderlichen Menschengattung „Bauer" zufrieden stellt, und das Unterscheidende, Nicht-allgemein-menschliche hervorzuheben liebt. Sein Dusterer und ähnliche Gestalten sind nicht wie die conventionellen Bösewichter geistlichen Standes gemeine Naturen, deren Schurkerei nur ein geistliches Gewand anlegt, sondern gewöhnliche egoistische Menschen, denen ihre kirchliche Mißerziehung eine Gewissensberuhigung bei Ueberschreitung der erlaubten Grenzen gewährt. Während sonst — z. B. beim Tartüffe und seinen Nachkommen — die innere Schurkerei den Frömmler zum Verbrechen treibt, legalisirt bei Anzengruber der Frömmler das bäuerliche Verbrechen — wenigstens pro foro interno.

Besonders wirksam tritt dieser Grundzug in dem bühnensichersten Stücke des Autors, im „Meineidbauer" hervor; es gilt hier weniger den Kampf von Principien als eine individuelle Folge von Pfaffenerziehung zu illustriren. Der fromme Großbauer Ferner hat die Kinder seines Bruders durch einen unter Meineid begangenen Betrug um Vermögen und ehrlichen Namen gebracht, den Knaben systematisch dem Laster in die Arme geführt, das Mädchen von seinem Gut gejagt; durch Auffindung eines Schriftstückes ergibt sich für diese die Möglichkeit einer Wiedergewinnung des Verlorenen, für Ferner die Gefahr einer Ueberführung des Meineids. Der Bauer glaubt seinen eigenen Sohn, welcher jenes Mädchen — eine von Gesundheit strotzende Gestalt — liebt, im Besitze der Urkunde und mit dem Rufe „Höllenteufel" schießt er ihn nieder. Er glaubt zu wissen, daß er den Sohn getödtet hat, er weiß, daß er zum Meineid den Mord hinzugefügt, — aber so sicher ist er der Gunst des Himmels, dem er durch Kirchenbesuch und Kirchenspenden schmeichelt, daß er die Gelegenheit zur Ermordung seines Kindes als Gnade des Himmels ansieht, der ihn vor Entdeckung seines Meineids schützen wollte, daß er nach Abfeuerung des Schusses allen Ernstes zum Dankgebet am Marterkreuze niederstürzt und in die Worte ausbricht: „bös is a Schickung, dös muß a Schickung sein! Ich hab's ja ehnder (ohnehin) gewußt, du (das Kreuz) wurd'st mich nit verlassen in derer Noth!" Und nach des Dichters Intention soll das Orchester, welches die ganze wildromantische Scene melodramatisch begleitet, an dieser Stelle in düsterer Gebetform ertönen.

Aus dem Erzählten lernt man am hellsten das Lieblingsmotiv Anzengrubers kennen; es ist die furchtbare Desorganisation der Bauernsittlichkeit in Folge des hohlen kirchlichen Formenkrams. Variationen über dieses Motiv gibt es genug in dur und in moll; die lustigste aber gibt in demselben Stücke der blödsinnige Kuhjunge Muckerl, welcher sein Weihwasser, anstatt sich damit, wie alle Aelpler thun, fleißig zu besprengen, austrinkt. Da alles ihn auslacht, vertheidigt er sich: „Glaubt's es leicht (vielleicht), i bin a Heid' und hob kein Religion? A Predigt versteh ich net, — Beta (Gebete) d' ermerk i net, — a Betbüchl konn i nit lesen, — so nimm i holt 's Christenthum einwendig!"

Dieses Trifolium von Volksstücken hatte schon das ganze Wiener Publicum zu jenem Vorstadttheater gelockt, als Anzengruber der obenerwähnten Aufforderung nachkam und der Direction des Burgtheaters ein elegantes Salonstück unterbreitete; es heißt „Elfriede", und behandelt mit dem feinsten Tacte die Versöhnung von Ehegatten, welche nicht so sehr durch gegenseitige innere Fremdheit als durch äußeres Fernbleiben einander nach Möglichkeit unglücklich machen. Thema und Durchführung hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den „Vermählten" von Björnson Björnstierne, an dessen ganze Weise überhaupt alles anklingt, was in Anzengrubers Bauernkomödien mit seinen nordischen Hünentragödien Berührungspunkte hat. Unser Autor begab sich mit „Elfriede" auf ein ihm ungewohntes Terrain und büßte das mit einem tadellosen succès d'estime; die Erklärung für den schwächeren Erfolg mag in gewissen Längen liegen, welche beinahe zu der eigenthümlichen Technik des Dichters gehören und in den Dialektdramen häufig zu einer selbstständigen, spannenden Entfaltung der bäuerlichen Seele in höchst originellen Dialogen benutzt werden; im Salonstück fehlt dieses Interesse am Verstehenlernen einer fremdartigen Seele, und solche Längen wirken darum ermüdender, doch liegt der Hauptgegner hinter des Poeten hochdeutscher Prosa verborgen.

Wohl behandelt er diese natürlich vollkommen correct, wohl sprüht sein Geist auch auf hochdeutsch lustige Funken, aber das elegante Costüm und der geistvolle hochdeutsche Dialog correspondiren doch nicht, wie bei einem wirklichen Städter. Es ist, als träfe man auf dem glatten Boden eines Ballsaals einen schönen stattlichen Mann in vorgeschriebenem Ballanzug; der Frack nach neuester Façon, aber aus steierischen Loden zugeschnitten, — die Handschuhe kreidigweiß, aus Gemsleder gefertigt, — glänzend schwarze Lackstiefel, aber diese dreifach gesohlt und mit Bergeisen beschlagen. So unbequem diesem Ballgast das Tanzen würde, so selten trifft der echte Dialektdichter den üblichen Ton der gebildeten Welt; denn er muß sich gewöhnen, will er anders natürlich sein, auf das gesammte Wörterbuch zu verzichten, so weit es Zeichen für bloße Begriffe enthält, muß mit dem Volke sich mit dem kärglichen Stoff concreter Anschauungen begnügen, muß sehen oder hören, was er aussagt, muß die zerstreuende Weite des Professorenhorizontes durch die minutiöse, saubere Klarheit des kleinen Dorfhorizontes ersetzen. Auch der geistvollste Bauer spricht seine tiefsinnigsten Aperçus in seinem stets gegenständlichen, nie abstracten Jargon, und weil diese Härte des Ausdrucks nur aus einem geistigen Mangel — dem an Sprache — hervorgegangen ist, darum erscheint ein Mann mit solchen Reden im Salon höchstens originell; und wenn alle Personen des Stückes in dieser Tonart conversiren, so ergibt sich ein gewisses Unbehagen, wie beim längern Anhören einer, sei's auch noch so reizenden Fistelstimme am Maskenball. Wer nervöse Ohren hat, kann dieselbe Beobachtung auch bei andern Poeten machen, und wird einen seltsamen Tonfall selbst aus den ausgefeiltesten, mustergiltigsten Romanen Berthold Auerbachs heraushorchen.

Als wäre der Zorn des beleidigten Gottes der Dorfpoesie — ernennen wir Pan dazu, wenn Apollo zu vornehm ist! — durch dieses Opfer noch nicht besänftigt, so versagte er dem Dichter seinen höchsten Beistand auch noch bei seinem nächsten Werke, dem Schauspiel „Die Tochter des Wucherers". Die Handlung ist originell und in vielen Einzelheiten packend genug: die Tochter des Wucherers hilft ihrem Vater bei seinem nicht mehr criminellen, aber immer noch schändlichen Gewerbe, indem sie junge Leute durch ihre Liebenswürdigkeit an das Haus des Wucherers zu fesseln weiß, sich für deren Braut erklärt, sie dadurch zu großem Aufwande verführt, welchen das Geld des Vaters gegen Wucherzinsen bestreitet, und am Tage der Hochzeit ihr Jawort zurückzunehmen pflegt. Ein junger Offizier, der Freund des letzten Betrogenen, der zum Selbstmord getrieben worden war, beschließt diesen zu rächen, erwirbt die Liebe des Mädchens, wird Bräutigam und soll gegen den Wunsch des Vaters von der ernstlich verliebten Tochter wirklich zum Manne genommen werden; da verdirbt er ihr seinerseits den Spaß, indem er vor den versammelten Hochzeitsgästen ihre Hand nach unhöflichen Auseinandersetzungen zurückweist. Nicht ohne Sentimentalität geht der letzte Act an die schwierige Aufgabe, die Tochter des Wucherers aus den Kreisen ihres Vaters zu ziehen und sie gebessert und rührend brav in die Arme des Offiziers zurückzuführen.

Die ziemlich bleichsüchtige Sentimentalität war diesem „Schau-

Digitized by Google

spiel" so schädlich, daß der Dichter mit anerkennungswerther Raschheit zu seiner alten Freundin, der kerngesunden Bauernkomödie zurückkehrte, und was sie zusammen fertig brachten, das nannten sie „Der Gewissenswurm" und es war ein prächtiges, ungewaschenes, hübsches, rothbackiges Kerlchen. Die Handlung ist wieder die einfach componirte wie in den „Kreuzelschreibern": der Bauer Höllriegel hat vor zwanzig Jahren seine Dienstmagd sammt gewissen Folgen vom Hofe gejagt und wird nun, alt und vom Schlage gerührt, unaufhörlich vom G'wissenswurm gepeinigt, weil er nicht weiß, was aus dem Mädchen und dem Kinde geworden ist. Sein Schwager Dusterer weiß den frommen alten Sünder durch eine ungemein burleske Ausmalung aller Höllenstrafen so kirre zu machen, daß dieser nahe daran ist, dem gottgefälligen Schmarotzer all sein Hab und Gut zu verschreiben; doch erhält Höllriegel noch rechtzeitig mit unfreiwilliger Hilfe Dusterers Nachricht von den Vermißten: die Magd haust jetzt als reiche Bäuerin und als Mutter von einem Dutzend Buben wenige Stunden vom Dorf, und das Kind ist zu einer hübschen, drallen, pfiffigen Dirn herangewachsen. Dusterer wird geprügelt, gefoppt und heimgeschickt, die Dirne verheirathet, der alte Bauer ist seines G'wissenswurms ledig und wird bei seiner Tochter ein weniger frommes als lustiges Leben führen. Man müßte ganze Scenen abdrucken, wollte man von dem unvergleichlich charakteristischen Dialog einen Begriff geben; der Streit der alten Bauern um die Bibel, die Liebeserklärung der jungen Leute sind Wortmanöver, wie sie selbst Anzengruber kein zweites Mal gelungen sind. Und wieder trifft man jenen originellen Zug, der seine Gestalten nicht zu Typen eines einzelnen Zuges der Bauernseele macht, sondern immer den ganzen Menschen vorführt und ihm die Geheimnisse seines verstecktesten Herzenswinkels ablauscht; dahin gehört, daß Höllriegel durchaus keine Achtung vor dem frommen Dusterer hat, daß er seine Pläne mit vollkommenem Scharfsinn durchschaut, und daß er ihm seinen Hof nur verschreiben will, weil er sich „in der Hölle so gut auskennt"; dahin gehört ganz und gar die Gestalt der ehemaligen Geliebten Höllriegels, der jetzigen Bäuerin „an der kahlen Lehnten", auf deren souverainer Verachtung der Vergangenheit und keck zugreifendem Leben im Gegenwärtigen sich ein ganzes System der natürlichen Menschenmoral aufbauen ließe.

Das neueste Stück Anzengrubers „Hand und Herz", ein Trauerspiel aus Bauernkreisen, jedoch ohne Bauerndialekt, hat es auf der Bühne nicht über einen Achtungserfolg gebracht und im Grunde auch nicht mehr verdient. Zwar, wenn man in Kurzem die Fabel hört, könnte man sich das Drama nicht dramatisch genug denken, welches der Dichter des „Meineidbauer" auf ihr aufzubauen vermöchte. Katharine hat vor fünf Jahren den Tanzbodenkönig Görg Friedner geheirathet, der hat rasch ihr Hab und Gut durchgebracht, hat dann einen reisenden Engländer — die Geschichte spielt, wie man sieht, auf Schweizer Boden — bestohlen und so mit dem Gefängniß Bekanntschaft gemacht. Während er seine Strafe absitzt, sucht sein Weib in ehrlicher Arbeit ihr Brot, und da ihr Brotherr Paul Weller ihr sein Herz und seine Hand anträgt, kann sie der verlockenden Aussicht auf eine heitere Zukunft nicht widerstehen: sie verschweigt ihr Verhältniß zu Görg und nimmt Paul als zweiten Mann. Natürlich sucht und findet sie der entlassene Sträfling, natürlich kann sich dieser Dreibund nicht lange erhalten. Paul ermordet den Görg in einem Anfall rasender Eifersucht, Katharine wird von einem verliebten blöden Burschen in einen Abgrund heruntergestürzt, und Paul will sich den Gerichten überliefern. „Die Stricke kann man sich ersparen, — ich flüchte nicht, — ebenso den Schreiber und Tinte und Papier, — ich sage nichts aus, als ich hab's gethan! Mildern will ich nichts, — der Neugier nicht zu willen sein, — ich hab's gethan! Gott allein will ich Rede stehen, vor seinem Richterstuhl will ich ihn fragen: Was er damit gewollt hat, als er die Welt erschuf."

Der pessimistische Ton dieser Schlußworte wird im Verlaufe des Stücks so vielfach variirt, daß wir auf die Vermuthung gerathen, diese Bauern müßten durch Berliner Touristen mit Schopenhauer Bekanntschaft gemacht haben; durch einen Beisatz von Schopenhauer wird zwar der Anzengruber'sche Dialog nicht eben schlechter, aber in „Hand und Herz" herrscht er so absolut, daß die eigentliche Handlung nur in den weniger geräuschvollen Zwischenacten Raum findet, wie denn namentlich der letzte Act lediglich Boten herbeischafft, welche alles Vorgefallene treu berichten. Die Armuth an Bühnenhandlung mußte die Wirkung des Stückes abschwächen, welches an Kraft der Sprache und Charakteristik — der cynische Vagabund Görg ist ein Prachtkerl und dem „Wurzelsepp" ebenbürtig — den Dichter in seiner Vollkraft zeigt.

Menschennatur und Menschensitte, — das sind die beiden scheinbar so ähnlichen, in Wirklichkeit aber einander widersprechenden Momente, die man in dem fließenden Begriffe „Moral" gerne zusammenfassen möchte; aber die Sitte entwickelt sich fort, während die Natur dieselbe bleibt, und so stehn sich nun schon lange die beiden Mächte in jeder Bildung, in jedem Verhältniß, ja in jedem Einzelnen feindlich gegenüber. Ueberall hat die Natur, das Elementare im Menschen die Aufgabe, ein Correctiv zu werden für die neuerungssüchtige Sitte, die Mode, eine Aufgabe ähnlich der des besonnenen Oberhauses gegenüber einem unruhigen, jugendlichen Unterhause; und wie die Kirche nur da aus Versumpfung zu erretten ist, wo frische Volkskräfte mit innigem Antheile um ihre Wahrheit kämpfen, und im Staatsleben immer wieder aus der Tiefe der Gesellschaft die Hilferufe ertönen, auf welche die obern Schichten hören müssen, wenn jene die Zeichen einer wirklichen natürlichen Noth sind, ebenso wirkt in der Literatur der Volkston, in der Sprache der Dialekt. Die Sprache unsrer gesitteten Gesellschaft ist reich, scharfsinnig, gewandt, — aber altersschwach; es fehlt ihr die Kraft für den unmittelbaren Gefühlsausdruck, weil sie seit Jahrhunderten zum Dienste des Gedankens gepreßt wurde, ihr Pulsschlag ist matt, weil ihr Gehirn überwuchern durfte. Blutmischung mit der kräftigen Race vom Lande ist nöthig! und dieses Bedürfniß hat mit oder ohne Bewußtsein der modernen Dialektdichtung ein so erhöhtes allgemeines Interesse zugewendet und ihre Wirkung zu einer immer wachsenden Höhe gesteigert. In alten Zeiten, in Hanns Sachsens Tagen z. B., war wohl der directe Einfluß der populären Dichtung auf das Volk gleichfalls ein bedeutender — vielleicht sogar ein bedeutenderer —; heute überwiegt aber der indirecte Einfluß der Volksdichtung durch die gesammte moderne Literatur, welche — sie mag es Wort haben oder nicht — beim Volke in die Schule gegangen ist, oder noch in seine Schule geht. Mag man die Werke eines Fritz Reuter, eines Ludwig Anzengruber in den Städtchen und Dörfern ihrer Heimat mit heißerer Liebe pflegen, — für die Gebildeten Deutschlands gibt es die Schranke des Dialektes nicht, und derselbe Hofschauspieler, der heute im eleganten Cirkel Reuters „Läuschen un Rimels" zum Besten gibt, agirt vielleicht morgen in einer österreichischen Bauernkomödie.

Und wer ist der Größere? die Deutschen streiten ja so gerne darüber. Wer ist der Größere? Reuter oder Anzengruber? Norddeutscher oder süddeutscher Humor? Kladderadatsch oder fliegende Blätter? — Ueberlassen wir die Debatte Andern und gestehen wir, daß wir ebenso herzlich mit Reuter über Onkel Bräsig, als bei Anzengruber mit dem Steinklopferhanns lachen, (vielleicht liegt nur in diesen Präpositionen der gewaltige Unterschied) und freuen wir uns, daß den Deutschen im Norden ihre so verwerfliche Klugheit, ihr praktischer Sinn ebensowenig den Humor verdorben hat, als den Deutschen im Süden die obenher gepflegten Verdummungsversuche und das fleißige Kirchengehen.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Courier.

Wenn die Chronik des Tages, ihrem Berufe gemäß, alle Erscheinungen verzeichnet, welche der Wellenschlag der zeitgeschichtlichen Bewegung an die Oberfläche fördert, so darf sie billig auch ein pietätvolles Wort für

Digitized by Google

diejenigen haben, die nach rühmlicher Bewährung im Dienste des geistigen Lebens ihrer Nation vom Schauplatze ihrer Wirksamkeit für immer abberufen worden sind.

In der Mittagsstunde des vergangenen Sonntag wurden die sterblichen Ueberreste Friedrich Zabels bestattet, der sieben und zwanzig Jahre hindurch der Leiter der Nationalzeitung war. Wenn irgend eine Berufsthätigkeit mit der des Krieges verglichen werden kann, so ist es die des Journalisten. Tag und Nacht auf dem Posten stehend, jederzeit zum Angriff und zur Abwehr gerüstet, unbekannt und in der Menge verschwindend, kämpft er in selbstloser Hingebung unausgesetzt denselben Kampf, und wenn er sich aus ihm nicht die Freudigkeit rettet, die das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht gewährt, so ist es um den Lohn seiner Hingebung schlecht genug bestellt. Und so hat der würdige Veteran der Berliner Tagespresse, zählt man die Kriegsjahre doppelt, mehr als das herkömmliche Jubiläum zurückgelegt. Aber er hat in seiner ganzen journalistischen Laufbahn wenig festliche Gedenktage gefeiert, eigentlich nur den seines siebenzigjährigen Geburtstages und auch diesen nur im engen Kreise der Freunde, Mitarbeiter und Genossen seines politischen Wirkens. Die letzte Feier war die, auf welche keine andere folgen kann und welche dem Selbstgefühl des Gefeierten keine weitere Befriedigung zu gewähren vermag. Sie war würdig und schlicht, wie das Leben des Geschiedenen. Ein reicher Schmuck von Palmen, Immortellen und Kränzen weißer Rosen zierte den schwarzen Sarg und vom winterlichen Himmel senkten sich dazu unzählige Ordenskreuze und Sterne in den zarten Gebilden der Schneeflocken herab.

Er war ein „guter Mann" der heimgegangene „Vater Zabel", wie er häufig genannt wurde und sich gern nennen hörte. Wer jemals in der Lage war zu beurtheilen, was dem Redacteur eines großen Blattes alles angesonnen zu werden pflegt, welche Unmöglichkeiten er möglich machen, welche Widersprüche er versöhnen — mit einem Worte, welche Wunder er verrichten soll —, der nur wird es vollkommen zu würdigen wissen, wie sehr Zabel in dieser schwierigsten aller Stellungen mit unverwüstlicher Herzensgüte auch die Ungestümsten zu beschwichtigen, die Gekränkten zu begütigen, die Beleidigten zu versöhnen verstand. Seine ganze Existenz fand ihren Schwerpunkt in der Zeitung, außerhalb dieses Wirkungskreises und getrennt von demselben war ihm das Leben gleichsam ohne Inhalt. Und er hatte ein Recht, sich mit ihr verwachsen zu fühlen, er, der ihr von der ersten Stunde ihrer Geburt angehört. Er ist, als Chefredacteur eines der leitenden politischen Organe Deutschlands, trotz aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit später ein angesehener und vielgesuchter, oftumworbener Mann geworden. Aber ich erinnere mich seiner noch, als er, der Redacteur, abwechselnd mit Rutenberg und Mügge auf der Journalistentribüne der Nationalversammlung saß und über die Verhandlungen referirte. Es galt damals noch nicht für etwas zu Untergeordnetes für einen Redacteur, einen Bericht zu machen. In seinem äußeren Gebaren war er aber seitdem der Alte geblieben. Ab und zu sah ich ihn später in dem bescheidenen Redactionszimmer der Zeitung, erst in der Lindenstraße, dann in der Französischen Straße und immer imponirte mir die mir unbegreifliche Oekonomie des Raumes und Apparates, mit denen er sich zu behelfen wußte. Ein winziges Cylinderbureau, bedeckt mit Manuscripten, Drucksachen und Correspondenzen aller Art war ihm genügend, die ganze Arbeit der letzten Redaction zu bewältigen. Und als ich ihm einmal meine Verwunderung über diese Kunstfertigkeit zu erkennen gab, lehnte er sich behaglich in seinen Sessel zurück und bemerkte: „Ja, lieber Freund, das ist Gewohnheit. In meinem elterlichen Hause gab es noch keine Lampen, sondern nur ein Licht des Abends für Alle, und so mußte Jedes sich auf einem möglichst knappen Raum am Tische mit seiner Arbeit einzurichten suchen, sonst kamen die Andern zu kurz. Aus dieser Zeit ist mir die sparsame Gewohnheit geblieben, mit wenig Platz auszukommen". Ich konnte nicht umhin, diese Gewohnheit und die Einrichtung dieser Arbeitsräume mit dem in den letzten Jahren üblich gewordenen Luxus zu vergleichen, den die Directoren der Actien- und anderen Gesellschaften für einen unerläßlichen Zubehör ihrer ganzen Existenz zu halten pflegten. Aber „Vater Zabel" hatte sein Leben lang wahre Befriedigung in anderen als in solchen Dingen gesucht und er hatte sich durch seine Schlichtheit, Treue und Güte so viele Herzen gewonnen, daß man zweifeln kann, ob er überhaupt einen Feind gehabt und irgend wer ihm den Anspruch streitig machen möchte, daß seinen Grabstein die Worte des alten Dichters zieren:

„Ille vir haud magna cum re sed plenus fidei!"

— Aber so ist das Leben. Der Chronist darf bei diesen Betrachtungen nicht länger verweilen, und wie das militärische Leichengefolge von der Bestattung eines Cameraden mit klingendem Spiel wieder nach Hause zurückkehrt zur Arbeit des Tages, so müssen auch wir uns von der ernsten Stille des Friedhofes wieder dem lauten Treiben zuwenden, welches die Straßen erfüllt und einen guten Theil Berlins mobil gemacht hat.

Das bekannte Wort Goethes bestätigt sich von Neuem: „Die Berliner sind eine verwegene Nation!" Oder ist es nicht eine Verwegenheit sonder Gleichen, unter dem zweiundfünfzigsten Grade nördlicher Breite und dem so und so vielten östlicher Nüchternheit einen Carnevalszug im großen Stil veranstalten zu wollen und zwar sub Jove frigido? Wenn man sich vergegenwärtigt, wie bedenklich der Verlauf aller derartigen Unternehmungen bisher gewesen war, so mußte man auch für das diesmal vorbereitete Project der „Berliner Carnevalsgesellschaft" und sein Gelingen ernstlich besorgt sein. Es sind nicht die anmuthigsten Eindrücke, welche man empfängt, wenn man mit der Berliner Menge in intime Berührung kommt. Denn wo der Berliner eines gewissen Schlages heerdenweise auftritt, pflegt er die schlimmsten Eigenschaften seiner Race zu entwickeln und nach bekannten Erfahrungsgrundsätzen geberdet sich seine elementare Ungeberdigkeit um so rückhaltloser, je befremdlicher der Anreiz ist, der seine schlummernde Leidenschaft zu wecken droht. Seit die gute Stadt Berlin den Anlauf zur Weltstadt genommen hat, ist das „Never go into a crowd!" der Londoner auch für uns eine ernste Mahnung geworden, uns, die wir keine eisernen Nerven und Gliedmaßen haben, in derartige „Strudel" hineinzustürzen. Natürlich hindert das nicht, daß gerade die zarter besaitete Hälfte unserer Mitbürger mit dem obligaten Appendix unmündiger Kleinen von dieser Gefahr am meisten angezogen wird. Es ist unglaublich, welche Anzahl nervenstarker Frauen, die sonst wie Mimosen vor jeder Berührung zusammenschauern, ein solcher Spectakel auf die Beine bringt, eine Redewendung, die ich mir nur in Consequenz des eben erwähnten nervenstärkenden Anreizes gestatte. — Glücklicherweise lief Alles noch glimpflich genug ab, wenngleich das Gedränge und die Unordnung an manchen Stellen bedrohlicher waren, als zu einer Carnevalsbelustigung gerade nöthig ist. Auch die Beflissenheit, mit der ein guter Theil der Zuschauer seinen Dank für das ihm gebotene Schauspiel abstattete, indem er ein energisches Bombardement mit Schneebällen auf die Darsteller eröffnete, war eines besseren Materials würdig, als dasjenige war, welches zu den gebrauchten Projectilen verwendet wurde. Denn das rednerische Bild vom „frisch gefallenen Schnee" ist jedenfalls nicht von dem auf den Berliner Straßen lagernden hergeleitet; auf die Attribute der „Reinheit" und „Unschuld", — so haben es die unbezwinglichen Gewalten geordnet, — kann Nichts Anspruch machen, was je, sei es auch nur im Moment des Niederfallens, das Berliner Pflaster berührt hat. — Wie mag man sich da wundern, daß die Mehrzahl der lustigen Masken bei ihrem Umzuge eine herzlich ernsthafte Miene machten, daß ihnen der zum Costüm gehörige launige Zug im Antlitz gleichsam eingefroren schien und ihre Haltung mehr der Ausdruck gerechter Besorgniß vor dem Unbekannten, als der unbefangener Hingebung an die Lust des Augenblicks war? Denn wer will im Voraus beurtheilen, was ein noch so unschuldig aussehender Schneeball enthalten mag und ob es nicht noch schlimmern Inhalt geben kann als kleine Steine! Habe ich doch selbst vor Kurzem gesehen, mit welchem Vorgeschmack der Freude eine junge liebenswürdige Frau für ihre Fastnachtsgäste appetitliche Pfannkuchen mit Füllung von Kienruß bestellte! Damit aber der Carnevalszug und die Kappenfahrt der Berliner Carnevalsgesellschaft nicht ohne einen wirklichen und echten Zug des Faschingshumors abschließe, hat das Directorium dem Polizeipräsidenten von Madai in officieller Weise seine Anerkennung über die bei diesem Anlaß von der Schutzmannschaft beobachtete musterhafte Haltung ausgesprochen! Scharfblickende Beobachter wollen an diesem Tage auf dem sonst so ernsten und amtsstrengen Antlitz des Schirmherrn unserer Sicherheit ein Lächeln der Befriedigung wahrgenommen haben. — Im Uebrigen werden die Leiter dieses Festes, die sich um das Vergnügen ihrer Mitbürger wohl verdient gemacht haben, in der ihnen gespendeten Anerkennung einen Sporn finden, diesen Anfang eines öffentlichen Faschings weiter zu entwickeln. Sie werden die Steigerung des in Angriff genommenen Spaßes in ernste Erwägung ziehen und bei einer umsichtigen Selbstkritik finden, daß manche, nur dürftig angebaute Strecken des zulässigen Humors sorgfältiger cultivirt werden können, bei anderen

Digitized by Google

dagegen eine kleine Censur geübt werden muß, welche bei öffentlichen Schaustellungen durch ästhetische Rücksichten geboten ist.

Was freilich wollte dieser, wenn auch noch so sorgsam und munter bewerkstelligte Aufzug gegen das glänzende Carnevalsfest besagen, das zuerst in den Räumen des kronprinzlichen Palais und am Fastnachtsabend im königlichen Schlosse die Zuschauer entzückte! Die Liberalität, mit welcher zahlreichen Vertretern der Presse der Eintritt gewährt worden war, verschaffte unsern liebenswürdigen Mitbürgerinnen wenigstens die Befriedigung, in Berichten von urkundlicher Genauigkeit und von einer Ausführlichkeit, welche der Bedeutung des Festes entsprach, studiren zu können, „wie Alles war". Und es muß in Wirklichkeit eine Pracht gewesen sein, die den Neid eines Jeden erwecken durfte, der nicht dabei war, wenn ihm der Classiker unter den Berichterstattern über solche in künstlerisches Volleben getränkte Feste, Meister Ludovico, berichtet, es sei „ein Anblick gewesen, um ein altes Malerherz noch innerlich jauchzen zu machen vor Freude!" Wenn das ein altes Malerherz empfindet, wie schmerzlich tief mögen die Regungen eines jungen Mädchen- oder Frauenherzens sein, das von dieser Herrlichkeit nichts genießen soll als das, was seine Sehnsucht nur in's Ungemessene steigert — die Schilderung des Unvergleichlichen?

Wie temperirt aber auch der Pulsschlag des Berliner Faschings unser öffentliches Leben berührt, er war stark genug, um das von dem Erzherzog Johann Salvator zum Besten gegebene kriegerische Alarmsignal nur als eine lustige Fastnachtsrakete erscheinen zu lassen, die mit lächelndem Kopfschütteln betrachtet wurde. Man muß einem jungen Erzherzog mit depossedirten Stimmungen Manches zu Gute halten. Und wenn ein strebsamer Artillerieoffizier erst damit beginnt, „Betrachtungen über die Organisation der österreichischen Artillerie" nicht allein zu schreiben, sondern auch zu veröffentlichen, so kann man immer auf etwelche politische Excurse gefaßt sein, die etwas Neues zum Ausgangspunkte der Conjecturation haben. Es irrt der Mensch, so lang er schreibt! Du liebe Zeit, was werden sie uns noch Alles nachsagen. Nach den Ländern an der schönen blauen Donau soll es uns gelüsten! Ich vermuthe stark, daß hier eine Verwechselung mit dem gleichnamigen pikanten Walzer von Strauß vorliegt und bedaure, daß der gute Erzherzog um eines Mißverständnisses willen seine geliebten Kanonen einbüßen und abprotzen mußte.

Desto erfreulicher wirken die Anzeichen von der Wiederherstellung der entente cordiale zwischen den beiden Heerlagern im Schooße unserer Stadtverordnetenversammlung. Ein Comité von Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung hat im Bürgersaale des Rathhauses eine Zusammenkunft bei Bier und kaltem Braten vorbereitet, welche nach altdeutscher Sitte Gelegenheit geben soll, persönliche Annäherungen herbeizuführen, Gegensätze auszugleichen und die Schranken zu beseitigen, welche das Fractionswesen aufgerichtet hat. Unsere besten Wünsche begleiten diese Bestrebungen, obgleich es vielleicht praktischer gewesen wäre, sie in den Sitzungssaal der Stadtverordneten zu verlegen. Denn die Debatten über die neue Geschäftsordnung, welche zwei lange Sitzungen in Anspruch genommen haben, bewiesen nichts von jenem entgegenkommenden Sinne, der davon abstrahirt, überall den Parteistandpunkt herauszukehren. Vollends unverständlich ist dies Betonen der Fractionsgegensätze bei Fragen der Geschäftsordnung; denn hier ist jede Partei gleichmäßig dabei interessirt, daß diejenigen Formen der geschäftlichen Behandlung zur Anwendung kommen, welche die beste Gewähr für eine sachgemäße Erledigung der vorliegenden Aufgaben bieten. Die Linke hat ihren Entwurf ohne eine nennenswerthe Aenderung durchgesetzt und damit ihre zeitige Herrschaft besiegelt. Es ist aber glücklicher Weise dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und die Unhaltbarkeit des Fractionswesens in der Communalverwaltung wird immer ersichtlicher, je mehr sich zeigt, daß die logische Voraussetzung jeder Parteigruppirung, die Gegensätzlichkeit der Principien, absolut mangelt.

Einige Details der erwähnten Geschäftsordnungsdebatte dürften auch für weitere parlamentarische Kreise von Interesse und zur Nachahmung geeignet sein. Die Majorität hat die Abschaffung der Referenten und der Rednerliste beschlossen. Es ist Schade, daß man dabei stehen geblieben ist und nicht gleichzeitig auch die Reden abgeschafft hat, wie seiner Zeit schon Herr von Kirchmann vorschlug. Die armen Richter, welche nach wie vor alle gesetzlich gebotene Trübsal des activen und passiven Referententhums aushalten müssen, werden mit Neid auf diese Neuerung blicken.

Inzwischen hat dasselbe Ereigniß, welches sich vor Kurzem am astronomischen Himmel vollzog, eine Wiederholung auf der Berliner Erdoberfläche gefunden: das eines Durchganges, wenn auch gerade keiner Olympierin. Ich weiß nicht, wie viele Cassirer nach den Ermittelungen der Statistik in einer bestimmten Zeit durchgehen müssen; es scheint aber gewiß, daß wir den uns präsumtiv zukommenden Normaletat um ein Erkleckliches überschritten haben. Es erinnert mich das an die Geschichte von jenem Staatsanwalt, der sein Requisitorium sehr hübsch mit dem Satze einleitete: „Meine Herren Geschwornen! Wenn wir uns die große Anzahl von Meineidsprozessen vergegenwärtigen, die in neuerer Zeit hier zur Verhandlung gekommen sind, so können wir uns in der That der Ueberzeugung nicht verschließen, daß gegenwärtig mehr Meineide geschworen werden, als man wünschen sollte!" — Ob der diebische Cassirer Pilz die Halle-Sorau-Gubener Eisenbahngesellschaft nur um die Kleinigkeit von 90000 Thlr. oder noch um weitere 200000 Thlr. gekränkt, ob die Gesellschaft oder die Bank, welche die Zahlung geleistet hat, den Schaden zu tragen haben werde, ob Pilz in Kopenhagen entdeckt worden oder nicht, ob er wieder zum Vorschein kommen werde und wieviel des unterschlagenen Geldes mit ihm —? diese Fragen beschäftigen nicht allein die zunächst betheiligten Kreise, sondern auch das größere Publicum auf das lebhafteste. Und mit vollem Recht. Denn wenn die unglücklichen Actionäre den einen Theil ihres Vermögens bei denjenigen Actiengesellschaften verlieren, die nichts mehr zu verlieren haben, und den Rest bei denjenigen, welche sich das Wenige, was sie noch besitzen, in Folge unordentlicher Aufsicht stehlen lassen, so ist die Frage mehr als gerechtfertigt: „Wo bleibt die Katz?" Unter solchen Umständen ist der neugebildete „Schutzverein für Actionäre" ein schöpferischer Gedanke und eine wahrhaft rettende That. Aber ich würde zum Heil des Unternehmens vorschlagen, daß man bei Zeiten an eine Fusion mit einem Institute denkt, welches gleich humane Tendenzen verfolgt: dem „Asyl für Obdachlose".

Nemo.

Notizen.

Die Presse hat vor kurzem hier am Orte durch das Geleit, womit sie einen ihrer Veteranen auf dem Wege zur letzten Ruhestätte ehrte, einen Beweis von Eintracht und Zusammenhang gegeben, der auch bei minder traurigen Vorkommnissen nicht verloren sein sollte. Welch schöne Erinnerung würde nicht dem dahingeschiedenen Journalisten gewidmet, könnten diese friedlichen Eindrücke in dem gegenseitigen Verkehr auf dem Zeitungspapier irgendwie erhalten werden. Wir beabsichtigen selbstverständlich keine Fastenpredigt. Ein französischer Kanzelredner sagte einmal, wenn die Leute von einem Begräbniß heimkehrten, wo ihnen die Vergänglichkeit alles Irdischen eindringlich vor Augen gestellt würde, denke jeder Einzelne, der und jener unter seinen Freunden und Bekannten habe gar nicht gut ausgesehen und genieße, wie die Belgier sich eigenthümlich genug ausdrücken, keiner besonderen Gesundheit. An sich selbst denkt natürlich niemand. Immerhin war es schön, daß bei Dr. Zabels Heimgang die Vertreter der gesammten hiesigen Presse ihren täglichen Zwist vergaßen und sich für diese gehobene Stunde versöhnt an dem frischen Grabe begegneten. Wer nicht auf Befehl des Arztes das Zimmer hüten mußte, war erschienen. Der aus der Mitte seiner Arbeitsgenossen abberufene Publicist verdiente auch diese Ehrenbezeugung durch sein langes Ausharren auf dem Posten, der oft genug allerlei bösem Wind und Wetter ausgesetzt war. Daß er mit seinem Blatt den zahllosen Schlingen der Manteuffel-Hinckeldey'schen Polizeireaction entgangen war und jene entsetzlich langweiligen fünfziger Jahre überwintert hatte, war an und für sich ein rühmlicher Erfolg. Und doch war es ihm verhältnißmäßig besser ergangen als noch älteren Männern von der Feder, die von den Befreiungskriegen bis zur Julirevolution in der journalistischen Tretmühle beschäftigt waren. Das Feuilleton war damals durch Rellstab repräsentirt und der Leitartikel glänzte entweder durch seine Abwesenheit oder wurde in Gemeinschaft mit dem Herrn Censor unter gegenseitigen Compromissen zu Stand gebracht. Der verstorbene Redacteur der Nationalzeitung trat erst in

Digitized by Google

dem Frühjahr 1848 in die Arena, hatte nur noch mit den Resten der präventiven Polizeicensur zu thun, so ärgerlich diese oft genug sein mochte, und er erlebte die große Zeit der Emancipation Preußens von dem Frankfurter Bundestage, von dem innern Düppel und endlich von der französischen Suprematie. Es war ein glücklicher Griff gewesen, daß er sein Blatt gleich bei der Geburt frischweg national taufte und damit das Ziel seiner Bestrebungen über das Weichbild der Berliner Mahl- und Schlachtsteuer, ja der preußischen Grenzpfähle hinausstreckte. Damit war ein ganzes Programm ausgedrückt, dem er sein langes Leben hindurch treu geblieben ist. Zabel besaß unter anderen trefflichen Eigenschaften einen seltenen Tact für die Art und Weise, wie etwas gesagt werden durfte, und für das, was besser ungesagt blieb. Der Credit einer Zeitung beruht zu zwei Dritteln darauf, daß die Leser an Dinge, die dort nicht erwähnt werden, von vornherein nicht glauben. Dann mag sie, zumal Uebertreibungen dieser negativen Eigenschaft sich nicht immer mit demselben Glück umschiffen lassen, hin und wieder farblos erscheinen, aber ihr Einfluß steigert sich auf die Dauer im Verhältniß zu der Zuversicht, mit welcher das Publicum ihre Meldungen und Urtheile entgegennimmt. Man könnte Jemandem, der die Collection des von Zabel während eines halben Menschenalters geleiteten Organes durchstöbern wollte, eine hohe Wette bieten, daß er keine leichtsinnig aufgenommene Sensationsnachricht entdecken werde. Wären alle Journalisten so enthaltsam und voll Resignation für den augenblicklichen Succeß, der Stand würde bald eine andere Position auch den Regierungen gegenüber erobern und siegreich behaupten. Man wird es sonst nicht zu sehr auf das Verlustconto der Presse setzen dürfen, daß ihre Leute bei uns nicht wie in Frankreich sehr rasch zu wohlbestallten Aemtern emporsteigen oder sich, wie Lamartine zu sagen pflegte, nicht in der goldenen Halle des Budgets eine Nische einzurichten wissen. In England verschafft der Journalismus wenigstens Geld und Einfluß. In Spanien werden gar die diplomatischen Agenten, Consuln und Gesandten oft direct aus den Redactionsbureaux hervorgeholt. Es ist das keineswegs immer ein Vortheil für den öffentlichen Dienst. Die frisch gebackenen Diplomaten sind zuweilen den neuen Aufgaben nichts weniger als gewachsen. Einer derselben, der jetzt wieder zu einem diplomatischen Posten designirt sein soll, war vor elf Jahren zum Gesandten Spaniens in Lissabon ernannt. Er wurde von dem jungen Könige in feierlicher Audienz in Gegenwart der Würdenträger und Minister empfangen und las mit sonorer Stimme die Rede ab, die seiner Beglaubigung durch seine erhabene Souveränin, nämlich die Königin Isabella, Worte lieh. Als die officielle Ceremonie zu Ende war, trat der König von den Stufen der Thronestrade herab und unterhielt sich vertraulich mit dem neuen Gesandten. Jetzt erzählte dieser mit unglaublicher Offenheit, was Spanien von dem Lebenswandel seiner Königin denke und wie das Land nur durch eine iberische Union, die den König von Portugal auch zum König von Spanien proclamire, zur Ruhe kommen könne. Der König trat erstaunt zurück und sagte: Herr Minister, ich habe nichts gehört und will nichts weiter hören! So verhielt sich ein zum Gesandten ohne jede Zwischenstufe beförderter Journalist. Es war freilich ein Spanier und offenbar kein durch Selbstbeherrschung ausgezeichneter Mann. Discrete Publicisten kann man, wie es scheint, an den Ufern des Manzanares mit der Laterne suchen und es gibt Leute, die behaupten, daß sie auch in anderen Weltgegenden spärlich vorhanden sind. So kann es denn auch nicht Wunder nehmen, daß sie unter vorsichtigen Regierungen zu Gesandten oder Botschaftern selten befördert werden.

* * *

Preßproceß.

Aus dem Erkenntniß des Obertribunals vom 20. Januar 1875, welches die Nichtigkeitsbeschwerde des Herausgebers der „Gegenwart" zurückweist, theilen wir Folgendes mit:

„Die Behauptung des Imploranten, die in dem ersten Satze des Reichs-Straf-Gesetz-Buches § 166 bedrohte Gotteslästerung im engeren Sinne erfordere beschimpfende Aeußerungen wider die Gottheit in abstracto gegen einen keiner specifischen Religion angehörigen Gott und treffe deshalb den heiligen Geist nach christlicher Anschauungsweise nicht, ist in dieser Allgemeinheit für irrig zu erachten. Das deutsche Strafgesetzbuch, in dieser Richtung mit dem preußischen Straf-Gesetz-Buch § 135 übereinstimmend, begreift nach Wortlaut und Entstehungsgeschichte unter der Bezeichnung „Gott" das höchste Wesen nicht als Product einer metaphysischen Speculation, nicht als unbestimmbares Gebilde einer s. g. Vernunftreligion, vielmehr als den Urquell der Religiosität, welche in den Bekennern der im Staate anerkannten Confessionen auf der Grundlage ihres positiven Glaubens lebendig ist.

Die Gesetzgebung übt den Beruf, dieses, zugleich für die Interessen des staatlichen Gemeinwesens wesentliche, religiöse Gefühl gegen öffentliche frevelhafte Angriffe zu schützen.

Bei der so motivirten Strafnorm kann und will der Staat nicht von der fundamentalen Anschauung absehen, welche in dem Organismus einer bestimmten anerkannten Religionsgenossenschaft, speciell der christlichen Kirche, durch Gemeinschaft des Glaubens, des Bekenntnisses ihrer Mitglieder sich bildet und ausprägt. Die christliche Kirche aber faßt unleugbar das Wesen Gottes in dem Dogma der Dreieinigkeit und verleiht durch diese, über den Begriff einer s. g. Lehre hinausreichende Grundanschauung dem Erlöser Christus und dem heiligen Geiste die Gottesnatur.

Mithin kann eine den sonstigen Voraussetzungen des Reichs-Straf-Gesetz-Buches § 166 entsprechende Lästerung des heiligen Geistes im Sinne der christlichen Religion den Thatbestand der im ersten Satze des erwähnten Paragraphen vorgesehenen Gotteslästerung erfüllen.

Im vorliegenden Falle hat das Kammergericht seine auf eigene Beweisaufnahme gestützte, dem Wortlaute des Gesetzestextes sich anschließende thatsächliche Feststellung durch die Erwägung gerechtfertigt, daß in der hervorgehobenen Stelle des incriminirten Artikels ein directes Schimpfwort in unmittelbarer Beziehung zu dem heiligen Geiste gebraucht sei, daß der heilige Geist nach dem christlichen Glauben, zu welchem Angeklagter sich selbst bekennt, insbesondere nach der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, welche der ganzen Erzählung gerade zu Grunde liege, Gott selbst sei und daß daher Gott in beschimpfenden Aeußerungen gelästert werde".

* * *

Centripetalkraft.

Wie viele Aepfel waren schon zur Erde gefallen, ehe ein Newton daran das große Naturgesetz der Gravitation entdeckte! Und doch hat schon Einer diese Centripetalkraft der Erde vor Newton gekannt und ausgesprochen: Shakespeare. Denn was anderes ist es, wenn es in Troilus und Cressida Act IV. Sc. 2. heißt: my lowe is as the very centre of the earth, drawing all things to it (Meine Liebe ist wie das wahre Erdcentrum, welches alle Dinge an sich zieht), was anderes, als die Centripetalkraft des 30 Jahre vor Newtons Geburt gestorbenen Shakespeare? — Das ist eine von den wunderbaren Blicken in das Leben, deren man bei jedem Wiederlesen Shakespeares neue entdeckt.

Hat irgend ein Commentator diese merkwürdige Stelle beachtet?

Osnabrück. A. T. Brück.

Die Beobachtung der einfachen Thatsache, daß die Erde alle Gegenstände an sich zieht, ist wohl schon von fast allen bedeutenden Naturforschern und Philosophen vor Newton gemacht worden; Newton gebührt aber das außerordentlich viel höhere Verdienst einer mathematischen Darstellung der ganzen Erscheinung, sowie der Folgerung und exacten Begründung von Consequenzen, die noch heute die Basis der gesammten Astronomie bilden. Bezüglich des Ausdruckes: „the very centre of the earth" ist, sofern derselbe als ein streng mathematischer genommen werden soll, nicht ausgeschlossen, daß Shakespeare das so bedeutungsvoll gewordene Werk von Copernikus: De orbium coelestium revolutionibus libri VI., das 1543 schon gedruckt wurde, gekannt habe.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung (G. Gerstmann) in Berlin, Unter d. Linden 61.

Paul Lindau.

Eine Charakteristik.

Preis 1 Mark.

Mixed Pickles.

Feuilletonistische Sticheleien

von

Siegmey.

Preis 1 M. 50 Pf.

Demnächst wird ausgegeben:

Antiquarischer Katalog

(Richter & Harassowitz, Leipzig), enthaltend den größten Theil der

orientalisch-alttestamentlichen Bibliothek

des verstorbenen

Professor **Roediger** in Berlin.

Für Orientalisten, Bibelkritiker und wissenschaftliche Theologen von großem Interesse. Katalog gratis franco. Besorgungen daraus ohne Aufschlag von Spesen.

Ed. Goetz'sche Buch- u. Antiquarhandlung

(A. Pickert & A. Winkler),

Berlin, Hacke'scher Markt 4.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Komödianten-Fahrten.

Erinnerungen und Studien

von

Karoline Bauer.

Herausgegeben von **Arnold Wellmer.**

Inhalt: Karoline Bauer. I. Mannheim, II. Potsdam, III. Hamburg, IV. Königsberg, V. Memel, VI. Leipzig, VII. Braunschweig, VIII. Lübeck.

30 Bgn. 8°. Mit Portrait. geh. Preis 7,50 Mark.

Früher ist erschienen:

Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline Bauer. Herausgeg. von Arnold Wellmer. 1871. 31 Bgn. 8°. Mit Portrait. geh. Preis 7,50 Mark.

Berlin, Februar 1875.

Königl. Geheime Ober-Hofbuchdruckerei

(R. v. Decker).

200 Mark Reichsmünze

erhält der Verfasser einer guten brauchbaren **einactigen Operndichtung.** Der Handlung darf ein Märchen, eine Sage oder Historie zu Grunde gelegt werden, nur Possenhaftes bleibt ausgeschlossen. Einsender verpflichten sich, ihr Eigenthumsrecht gegen obigen Preis abzutreten. Manuscripte, mit Namen und Adresse versehen, nimmt die **Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Dresden** entgegen.

Hermann Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familienausgabe.

Novellen und Erzählungen.

Zweite Auflage in 69 Heften à 30 Pf. = 10½ kr. rhein.

Band I. **Tannengrün.** Inhalt: Die Huberbäuerin. — Unverhofft. — Der Schütz von der Pertisau.
Band II. **Am Kamin.** Inhalt: Der Jägerwirth von München. — Das Todten-Gesicht.
Band III. **Erzsünden.** Inhalt: Mohrenfranzel. — Die Goldsucher.
Band IV u. V. **Das Schwalberl.** Ein Bauernroman aus dem oberbairischen Gebirg. 2 Bände.
Band VI u. VII. **Mein Eden.** Eine Münchner Geschichte aus den Zeiten Karl Theodors. 2. Bände.
Band VIII. **Alte und neue Geschichten aus Baiern.** 1. Theil. Inhalt: Der Greis. — Eigner Herd. — Ein treuer Mann.
Band IX. **Der bairische Hiesel.** Volkserzählung aus Baiern.
Band X—XIII. **Der Kanzler von Tirol.** Geschichtlicher Roman. 4. Bände.
Band XIV. **Alte und neue Geschichten aus Baiern.** 2. Band. Inhalt: Der Dommeister von Regensburg. — Das Bombardement von Schärding.
Band XV. **Alte und neue Geschichten aus Baiern.** 3. Band. Inhalt: Der Kranz am Marterl'. — Der Dorfcaplan.
Band XVI. **Alte und neue Geschichten aus Baiern.** 4. Band. Inhalt: Sanct Barthelmä. — Die Geschiedenen.
Band XVII. **Der Habermeister.** Ein Volksbild aus den bairischen Bergen.
Band XVIII. **Alte und neue Geschichten aus Baiern.** 5. Band. Inhalt: Die Brautschau. — Die Unsterblichen.
Band XIX. **Süden und Norden.** Eine bairische Dorfgeschichte von 1866.
Band XX. **Almenrausch und Edelweiß.** Erzählung aus dem bairischen Hochgebirge.
Band XXI—XXIII. **Friedel und Oswald.** Roman aus der Tiroler Geschichte. 3 Bände.
Band XXIV—XXV. **Im Morgenroth.** Eine Münchener Geschichte aus der Zeit Max Josephs des Dritten. 2 Bände.
Band XXVI. **Alte und neue Geschichten aus Baiern.** 6. Band. Inhalt: Das Wichtel. — Blut um Blut. — Der Vampyr.
Band XXVII. **Alte und neue Geschichten aus Baiern.** 7. Band. Inhalt: Der Holzgraf. — Die Venediger.
Band XXVIII. **Die Gasselbuben.** Geschichte aus den bairischen Vorbergen.
Band XXIX. **Das Münchener Kindeln.** Erzählung aus der Zeit des Kurfürsten Ferdinand Maria.
Band XXX. **Der Bergwirth.** Geschichte aus den bairischen Bergen.
Band XXXI. **Die Zuwider-Wurzen.** Geschichte aus den bairischen Bergen.
Band XXXII. **Der Loder.** Geschichte aus den bairischen Bergen.

Die zweite in Heften à 3 Ngr. erschienene Auflage bringt im **59. und den folgenden Heften** die in der ersten nicht enthaltenen neueren Erzählungen des beliebten Verfassers:

Die Gasselbuben — Das Münchener Kindeln — Der Bergwirth — Die Zuwider-Wurzen — Der Loder,

und bildet demnach von diesem Abschnitte an ein Supplement zur ersten in 27 Bänden erschienenen Ausgabe, auf welches die Besitzer derselben nicht versäumen wollen, zu subscribiren.

Hermann Schmid ist längst ein Lieblingsschriftsteller des deutschen Volks geworden — im Süden wie im Norden haben die Erzählungen aus den bairischen Bergen, seiner Heimath, sowohl, als die mit geschichtlichem Hintergrunde wegen ihrer spannenden, eigenthümlichen Stoffe und wegen der bei aller Einfachheit kunstvollen Form gleichmäßig großen Beifall gefunden und sich insbesondere durch ihren gemüthvollen, durchaus reinen Inhalt das Bürgerrecht in der Familie erworben.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in Leipzig.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von **Carl Rümpler** in Hannover.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu haben:

Erinnerungen eines deutschen Arztes.

Von

Dr. Georg Friedrich Louis Stromeyer,

früherem Professor und Generalstabsarzt.

Zwei Bände Royal-Octav. (Band I: Leben und Lernen. Band II: Leben und Lehren.) Elegant geheftet 6 Thlr.

Verlag von **Carl Rümpler** in Hannover.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Cäsarenwahnsinn

der

Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie

geschildert an den Kaisern

Tiberius, Caligula, Claudius, Nero.

Von

Dr. **Wiedemeister.**

Octav. Broschirt. 2 Thlr.

Bei **F. Schmeer & Söhne** in Ratibor erschien soeben:

Vägerle flieg' aus!

Gedichte in schlesischer Mundart

von

Max Heinzel.

Gebunden zu 2 Mark 25 Pf., brochirt zu 1 Mark 60 Pf.

Hierzu eine Beilage vom Vorstand des Vereins Berliner Künstler.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 27. Februar 1875. Band VII.

A1
30
.6285
v.7
no 9

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Hinrichtungen in Braunschweig. Von Ludwig Noiré. — Englands liberaler Führer. Von Karl Blind. VI. VII. (Schluß.) — Die drei Turgenjew. Vom Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft". (Schluß.) — Literatur und Kunst: Grillparzers „Bruderzwist" im Wiener Stadttheater. Von Heinrich Laube. — Aus der Mappe eines Journalisten. Von Julius Duboc. — Theodor Döring. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Georg Hiltl. IV. (Fortsetzung.) — Eduard Hanslick, die moderne Oper. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Hinrichtungen in Braunschweig.

Von Ludwig Noiré.

Manchem Ihrer Leser ist es vielleicht aus seinen ersten Jugenderinnerungen noch gegenwärtig, wie er auf dem Markte seines Heimatsortes an einem Holzpfahle mit einem Halseisen befestigt einen Mann ausgestellt sah, um den sich eine höhnende und gaffende Menge drängte, oder wie eine liederliche Weibsperson zu Nutz und ernstlicher Vermahnung der heranwachsenden Jugend öffentlich mit Ruthen gestäupt, wie einem Landstreicher ein kaiserlich Tractament, die berüchtigten Fünfundzwanzig aufgezählt wurden, und was dergleichen gediegene Strafmittel der guten alten Zeit mehr waren, da noch auf öffentliche Zucht und Ordnung gehalten wurde, die jetzt leider immer mehr zu verschwinden droht. Wie ganz anders mußte doch der Gedanke, daß die Obrigkeit an Gottes statt waltet, dem Gemüthe des Volkes sich einprägen, wenn dem Meineidigen die Finger, mit denen er falsch geschworen hatte, abgehackt oder die Zunge, mit welcher er die Gotteslästerung ausgesprochen, mit einem glühenden Eisen durchstochen wurde.

Diese Dinge gehören nach unserem heutigen Bewußtsein einer viel älteren Vergangenheit an, als das Datum ihrer definitiven Abschaffung besagt; wir fühlen uns von ihnen durch eine ungeheure Kluft getrennt, so daß ein Aufschrei der Indignation durch das gebildete Europa geht, wenn zufällig bekannt wird, daß in irgend einem Cantone der freien Schweiz noch more maiorum Justiz geübt wird. Es hat gewiß nicht an Vertheidigern dieser Herrlichkeiten der alten Zeit gefehlt, ja es gibt noch heute rechtschaffene Männer genug, welche meinen, daß die Prügelstrafe an manchen Individuen mit allem Fug und gutem Erfolg angewandt werden dürfte; und dennoch würde schon der Gedanke, auch nur ein Stück der ehemals doch so hartnäckig vertheidigten Praxis wieder einzuführen, einen so allgemeinen und energischen Unwillen erwecken, daß es auch dem Verstocktesten klar werden müßte, wie das Zeitbewußtsein die Idee der Humanität als seinen wesentlichen und ausschließlichen Inhalt anerkennt. Die Menschheit hat begreifen lernen, daß mit dem armen Tropf, der in den Block eingespannt, mit dem Elenden, der an dem Schandpfahl ausgestellt ist — sie selber eingespannt und ausgestellt wird und, was das schlimmste, daß sie hier, als Henker und Opfer, gleichmäßig geschändet wird und sich schändet.

Ein Rest der mittelalterlichen Barbarei ist bisher bei den meisten Culturstaaten mit unbeirrter Consequenz festgehalten worden. Trotz der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich mehrenden Schaar der durch die Autorität ihrer Namen wie durch das Gewicht ihrer Gründe hochansehnlichen Gegner bleibt die Todesstrafe in unseren Gesetzbüchern und wird als die ultima ratio der ihre eigene Existenz vertheidigenden Gesellschaft für unentbehrlich gehalten. Wir müssen aber hinzufügen, daß nirgends die Schwankungen der öffentlichen Meinung größer, nirgends das Einlenken zu der mildesten Praxis augenscheinlicher ist, als in Bezug auf diesen vielbestrittenen Punkt.

Um so peinlicher war die allgemeine Ueberraschung, als in diesen Tagen die Zeitungen die Kunde brachten von einer in einem kleinen deutschen Staate vollzogenen Doppelhinrichtung, die, mit den grausenhaften Einzelheiten berichtet, wohl im Stande war, das Herz des Menschenfreundes mit unsäglicher Pein zusammenzuschnüren und das Gewissen der Menschheit in einer Weise zu beunruhigen, wie es lange kein ähnlicher Fall gethan. Tausend ängstliche Fragen wurden laut und da die Menschheit sich ihres solidarischen Zusammenhangs heute klar bewußt ist, so muß es wohl verstattet sein, einigen dieser Fragen und Gewissenszweifel einen öffentlichen Ausdruck zu geben.

Eine Frau und ihr Zuhälter wurden in Braunschweig wegen an dem Gatten der ersteren verübten Giftmords hingerichtet. Bei der ersten Nachricht von dieser Thatsache fragte eine Braunschweiger Zeitung an, „ob wohl ähnliche Scheußlichkeiten wie bei der zuletzt vollzogenen Hinrichtung, wo eine abergläubische und verthierte Schaar sich auf die Opfer stürzte, um das warme Blut zu trinken, verhindert worden seien!"

Hier dürfen wir wohl die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Menschheit, in deren Mitte Hinrichtungen stattfinden, in zwei Theile zerfällt: einen sehr zahlreichen, rohen, wilden Theil, für welchen eine solche Scene ein Fest, eine Befriedigung niedrigster, gemeinster Schaulust ist und in einen kleineren, welcher der Gemeinschaft den Anspruch auf den Namen: Menschheit verleiht. Dessen Empfindungen mögen die Worte Schopenhauers, der gewiß nicht zu den Sentimentalen gerechnet werden kann, einen Ausdruck geben: „Man sehe das starre Entsetzen, mit welchem ein Todesurtheil vernommen wird, das tiefe Grausen, mit welchem wir die Anstalten zu dessen Vollziehung erblicken, und das herzzerreißende Mitleid, welches uns bei dieser selbst ergreift". Der erstere Theil aber ist es, der durch die Vollstreckung der Todesurtheile gebessert und — veredelt werden soll!

Nun möge der Bericht, welchen das „Braunschweiger Tageblatt" über die Hinrichtung selbst gegeben hat, mit der furchtbaren Beredtsamkeit der Thatsachen folgen:

„Beide Delinquenten waren trotz der eindringlichsten Ermahnungen seitens der ihnen zur Seite stehenden Geistlichen nicht zu bewegen, ein

Digitized by Google UNIV. OF MICH

Geständniß der Schuld abzulegen. Brandes wälzte die Schuld auf seine Mitschuldige und diese verwünschte Jenen als den Urheber ihrer Qualen. Zur letzten Trostspendung fanden sich am Freitag Morgen 6 Uhr abermals die betreffenden Geistlichen bei beiden Delinquenten ein, welche sich in einer fieberhaften Aufregung befanden, die sich ganz besonders bei B. äußerte. Er umfaßte krampfhaft die Knie des ihm in's Gewissen redenden Geistlichen; dann hob er die Hände öfters empor, um Gott als Zeugen seiner Unschuld anzurufen. Auch die Krebs ließ sich trotz der bittenden und flehenden Ermahnungen zu keinem Geständniß herbei. — Inzwischen hatte sich eine große Menschenmenge vor dem Kloster angesammelt, aus Männern, Frauen und Kindern aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung bestehend. Da kein Einlaß zum Richtplatz gewährt wurde, so konnten die Harrenden — die Ordnung wurde durch zahlreiche Polizeisergeanten aufrecht erhalten — nur den Scharfrichter, Meister Reindel, und schließlich die Holzkasten mit den Cadavern sehen wollen. R. ist ein stattlicher Mann mit bleichem Gesicht, aus dem weit eher Gutmüthigkeit als Hartherzigkeit spricht. Kurz vor 8 Uhr betrat er mit seinen Gehilfen und anderen zum Richterstande gehörenden Personen (im Ganzen 12) das Schaffot; dasselbe ist ein gegen 20 Fuß im Gevierte haltendes, aus eichenen schwarz angestrichenen Bohlen bestehendes, drei Fuß hohes Podium, auf welchem der rothe Kasten mit dem Beil und in der Mitte der circa zwei Fuß hohe, festgeschraubte, rothe Richtblock stand; daneben lagen die nöthigen Riemen zum Fesseln. Auf das Schaffot führen von einer Seite her drei Stufen. Die zwölf Zeugen, eine Anzahl Aerzte, Polizeibeamte und Landdragoner umstanden (im Ganzen ca. 40 Personen) das Schaffot. Um 8 Uhr kündigte der Staatsanwalt Koch der Delinquentin an, daß sie nunmehr die Vollziehung des Todesurtheils zu gewärtigen habe. Wenige Minuten nach 8 Uhr wurde dieselbe in den Hof geführt und veranlaßt, auf der untersten Stufe des Schaffots niederzuknieen. Sie trug ein graues (angeblich von Brandes früher verfertigtes) Kleid, sowie ein weißes unter dem Kinn zugeknotetes Tuch über dem Kopfe und war scheinbar gefaßt. Pastor Dettmar, in voller Amtstracht neben ihr, sprach dreimal: „Christe, Du Lamm Gottes, erbarme Dich unser!" dem dritten Male fügte er noch die Worte hinzu: „und gib uns Deinen Frieden!" Daran schloß sich dann das Vaterunser. Mit fester Stimme wandte sich dann Staatsanwalt Koch an den Scharfrichter: „Kraft meines Amtes überweise ich Ihnen diese Frau, welche wegen Giftmordes, verübt an ihrem Gatten, zum Tode verurtheilt ist". Die Henkersknechte führten jetzt die Delinquentin auf das Podium; hier sprach sie ziemlich laut die Worte: „Meine Herren, ich bin ja unschul — — o mein Gott im Himmel" — Schluchzen und Jammer erstickte ihre Stimme; sie wurde (bei fortwährendem Sträuben) gebunden, bis über die Schultern entkleidet und an den Block gefesselt. Neben demselben stand, der Oberkleider entledigt, Reindel — ein Blitzen des blanken Beiles — ein dumpfer Schlag — das Gesetz war gesühnt. Der tödtliche Streich fiel um 8 Uhr 8 Minuten; die Execution wurde rasch und sicher vollzogen und währte kaum — vom Betreten des Schaffots seitens der Delinquentin an gerechnet — 1½ Minuten. — Es wurde nun sofort der Boden vom Blut gereinigt und der Block abgeschraubt, an dessen Stelle ein zweiter gesetzt und befestigt ward. Um 8 Uhr 20 Minuten trat auch Brandes — ebenfalls zuvor vom Staatsanwalt benachrichtigt — seinen letzten Gang an; an sein freiwilliges Fortgehen hatte Brandes die Bedingung geknüpft, daß ihn sein Seelsorger, Herr Moshagen, mit hinausführte, was dieser ihm zugesagt hatte und auch ausführte. Er wurde durch dieselbe Thür in den Hof geführt, die kurz zuvor seine Mitschuldige durchschritten hatte. Dicht neben ihm ging Herr Moshagen, seine Hand auf Brandes' Arm legend. Sein Schritt war zögernd, nur mit dem linken Kniee stützte er sich auf die unterste Stufe des Schaffots, den entsetzten Blick auf den Block geheftet. Herr Moshagen versuchte nun nochmals in Form eines Gebets auf das Gewissen des Mörders einzuwirken und sprach etwa: „Allbarmherziger Gott und Vater! Du allein weißt es, wie es in der Seele dieses Menschen aussieht; erwecke sein Herz noch jetzt im Angesicht des Todes zur Reue und Buße; Herr, Dir befehle ich dies arme Menschenkind — sei Du diesem armen Sünder gnädig!" Es folgte darauf das Vaterunser. Brandes erhob sich zögernd und wandte sich mit folgenden Worten an den Geistlichen: „Leben Sie wohl, Herr Pastor; ich sage Ihnen nochmals, daß hier ein Justizmord begangen". — Der Staatsanwalt schnitt ihm, um weiteren Tiraden vorzubeugen, das Wort ab und wandte sich zum Scharfrichter: „Kraft meines Amtes übergebe ich Ihnen diesen Delinquenten". Mit demselben wurde dann ganz wie mit der Krebs verfahren und es erübrigt nur noch zu bemerken, daß Brandes' letzte und einzige Worte auf dem Podium waren: „Herr Pastor, leben Sie wohl!" Um 8 Uhr 25 Minuten hatte Reindel auch an ihm sein trauriges Amt erfüllt.

Wenn wir die Qual dieser Lectüre überstanden haben, gegen welche Victor Hugos Dernier jour d'un condamné ein bloßer Schatten ist, so fragen wir zunächst: Welches ist der Gesammteindruck, den dieselbe macht und wir gestehen uns: neben unsäglichem Mitleid — tiefe, tiefe Beschämung!

Ein Mensch, ein sich sträubendes Weib, wohl eine Verbrecherin, aber doch ein Mensch! von den furchtbarsten Qualen, die eine menschliche Phantasie ausdenken kann, zerfoltert, mit Gewalt zu dem Todesmesser geschleppt! Und der Jammerruf, der um Hilfe, um Mitleid fleht, schlägt an menschliche Ohren und die Dabeistehenden müssen ihr Herz verschließen! Ich glaube fest und gewiß, wenn dieses nämliche Weib, auch als Verbrecherin bekannt, in den Fluthen eines Stromes mit dem Tode gerungen, keiner, nicht ein einziger von den jetzt thatlos Dastehenden, wäre gewesen, der nicht mit Aufopferung seines eigenen Lebens sie zu retten versucht hätte! Aber — die Majestät des Gesetzes! Des Gesetzes, das schon mehr als einen Unschuldigen dem Tode geweiht! Des Gesetzes, das, wie Schopenhauer sagt, im Dienste der Religion der Liebe mehr Hekatomben geopfert, als alle übrigen Religionen der Welt zusammengerechnet!

Was ist ein Menschenleben, ein Menschenherz! Der Geistliche sagt: „Gott allein weiß, was in diesem Augenblick in der Seele dieses Menschen vorgeht". Wohl, dann wissen wir es nicht, das Eine aber wissen wir, daß wenn wir jetzt den Lebensfaden zerschneiden, dieses Herz in seiner Verstocktheit zu schlagen aufhört, während vielleicht das gefristete Leben tiefe, tiefe Reue in dasselbe eingeführt und der Menschheit eine wahre Sühnung dargebracht hätte! Niemand ist der Regungen seines eigenen Herzens sicher und wir vermessen uns, eines anderen Menschen Herz endgültig zu richten, unwiderruflich zu verdammen?!

Wahr ist es, es gibt Scheusale unter den Menschen, und so lange die Todesstrafe zu Recht besteht, muß sie auf solche ihre Anwendung finden. Ein kalter, gewinnsüchtiger Menschenschlächter wie Dumolard, ein herzloses Ungeheuer wie La Pommerais, der ein liebendes Weib langsam vergiftet, um aus ihrem Tode wie aus falschem Spiele schnöden Reichthum zu gewinnen — sie verdienen getilgt zu werden aus dem Buche des Lebens, denn ihre Existenz schändet die Menschheit. Da fühlt sich das Herz der Menschen erleichtert und wir begreifen, wie die Pariser Menge, als Traupmann das Schaffot betrat, denselben mit dem Wuthgeschrei: A mort, à mort, Trop. mann à mort! begrüßen konnte.

Das von schöner Humanität inspirirte Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich hat die Todesstrafe nur für das eine Verbrechen der prämeditirten Tödtung, des Mordes aufgenommen. Wir finden einen Mörder um so strafbarer, je mehr er im Besitz seiner ungetrübten Geisteskräfte und je geringer das Object war, um dessentwillen er den Mord begangen. Aber — wie viele dunkle Gewalten, wie viele Leidenschaften gibt es nicht, die sich heimlich im Menschenherzen einnisten und dasselbe schließlich ganz umstricken, unentrinnbare Mächte, die der Gesetzgeber nicht anerkennen darf, mit welchen aber der Seelenkundige rechnen darf und rechnen muß. Und ist nicht die Liebesleidenschaft eine der furchtbarsten, der verhängnißvollsten? Ist da nicht oft jeder der beiden Mitschuldigen ein willenloser und darum nicht intellectueller Urheber? Hallt nicht die Mahnung zur Milde in der Beurtheilung durch Jahrtausende zu uns herab in den unvergänglichen Worten: Wer von Euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Mag das Verbrechen, welches hier begangen worden, noch so raffinirt angelegt worden sein, auch die Leidenschaft hat ihre Raffinirtheit, ja sie ist der größte Sophist, wie jeder wohl schon an sich erfahren hat.

Digitized by Google

Es ist das Streben der modernen Menschheit, das so vielen Zufällen preisgegebene Menschenleben über diese Zufälligkeiten zu erheben, seine Heiligkeit anzuerkennen, es überall zu schützen und zu vertheidigen. Nicht nur der Krüppel, der Idiot, der Wahnsinnige — auch der Verbrecher hat Anspruch auf diesen Schutz. Darum verletzt es im tiefsten Innern, wenn wir uns sagen müssen: Hier hat ein Zufall gewaltet, eine Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen hat zwei Menschenleben geopfert, die bei einer geringen Veränderung ihrer Lage erhalten worden wären? Ist es nicht eine Zufälligkeit, daß sie gerade in Braunschweig gerichtet worden sind? Denn in allen anderen Staaten von der Nordsee bis zu den Alpen wären sie wohl begnadigt worden. Hat doch Kaiser Wilhelm seit 1870 kein Todesurtheil mehr bestätigt. Daß die Braunschweiger es mehr als die anderen Deutschen nöthig haben sollten von Verbrechen abgeschreckt zu werden, wird Niemand behaupten; noch weniger aber, daß Braunschweig dazu erkoren sei, die Abschreckungsmethode zu Gunsten des übrigen Deutschland auf sich zu nehmen! Haben also die beiden Schuldigen dadurch das Todeslos gezogen, daß sie gerade auf diesem Fleck Landes zur Welt gekommen sind, welche andere Zufälligkeiten können nicht noch weiter obgewaltet haben! Kann nicht der Berichterstatter, von dessen Referat die Begnadigung abhing, wenn auch ein trefflicher Jurist, doch ein in seinem Berufe vertrockneter Actenmensch sein, der für die unzähligen Triebfedern und Motive, die mit dem menschlichen Herzen ihr Spiel treiben und die bei der Beurtheilung eines so wichtigen Falles mit tiefem Verständnisse abgewogen sein wollen, kein Auge und keinen Sinn mehr hat? Kann nicht das Gnadengesuch des Advocaten so abgefaßt sein, daß eine einzige Wendung, wärmer empfunden oder vorgetragen, von entscheidender Wirkung auf das Herz dessen gewesen wäre, von dem Leben und Tod abhing? Unser Herz zieht sich krampfhaft zusammen, wenn wir bedenken, wie ein einziges Wort im Stande sein soll, so furchtbare, tief erschütternde Menschenschicksale anders zu wenden.

Mag der, in dessen Hand die letzte Entscheidung gegeben war, eine noch so hohe, erhabene Stellung einnehmen, so ist er doch immer nur ein Mensch. Und ein Mensch kann irren. Wahrer und richtiger wird der menschliches Thun und Leiden beurtheilen, dem selbst noch der lebhafte Herzschlag einen innigen Antheil an fremdem Geschicke vermittelt, als der, dem das Blut vom Alter träg und schwer durch die Adern schleicht. Wärmer empfinden und darum zur Gnade geneigter wird der sein, der im Kreise seiner Familie beglückt die Angst um ein Leben hat erfahren lernen, als der, welcher einsam und verwaist über menschliche Angelegenheiten nur nach dem todten Buchstaben hat urtheilen können. Je höher die Stellung, desto fremder und unverständlicher erscheint das Leben. Und von innen heraus, aus dem innigsten Verständnisse fremden Geschicks muß die Gnade fließen, dieses köstlichste und herrlichste Vorrecht des Thrones, sie die zwiefach gesegnet ist, denn sie segnet den der gibt und der empfängt. Unter der Regierung Ludwig Philipps vernahm eines Abends Victor Hugo, daß wieder ein Todesurtheil vollstreckt werden sollte. Er richtete noch in der Nacht folgende Verse an des Königs Herz, das vor Kurzem durch den Tod eines Enkels war in Trauer versetzt worden:

Par votre ange envolé ainsi qu'une colombe,
Par le royal enfant, frêle et doux roseau,
Grâce encore une fois, grâce au nom de la tombe,
Grâce au nom du berceau!

Und der König begnadigte.

Englands liberaler Führer.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

VI.

Pius IX. selbst hat sich vor etwa mehr als einem Jahre, in einer Antwort an die Londoner sog. „Akademie der katholischen Religion", welche unter Mannings Leitung steht, klar für das geschichtliche Recht der Päpste, Könige abzusetzen und Bürger ihres Treueides zu entbinden, ausgesprochen. Mit der Unfehlbarkeit, behauptete er dabei, habe dieses Recht nichts zu thun. Der Ursprung dieses Rechtes liege „nicht in der Unfehlbarkeit, sondern in der Autorität des Papstes"; und alle christlichen Völker hätten einst diese Autorität als öffentliches Recht anerkannt.

Es ist eine feine Unterscheidung dies Auseinanderhalten der „Unfehlbarkeit" und der einfachen „Autorität" des Papstes. Die Unterscheidung erinnert an die Frage, welche der Koch an die Hühner richtete: mit welcher Tunke sie verspeist sein wollten? Als sie erwiderten: „Mit keiner!" wurde er bekanntlich ungeduldig und meinte, sie schweiften von der Frage ab.

Gewiß hat Gladstone guten Grund, daran zu erinnern, daß die Würdenträger der römischen Kirche, als es sich um die politische Gleichstellung der Katholiken in England handelte, die öffentliche Meinung mit Erklärungen zu beschwichtigen suchten, welche jetzt als bloße Jesuitenkniffe erscheinen. England hatte einst seine „blutige Maria" und seine „Pulververschwörung" gehabt. Des Mittags stolze Flotte war zwischendrin mit Kettenklang und einem neuen Gotte und tausend Donnern ihm genaht; und obwohl diese Gefahr abgeschlagen ward, hatte das Land unter Cromwell wieder mit einem in der bigott-katholischen Nachbarinsel ausbrechenden furchtbaren Aufstande zu thun. Wie einen Dorn in der Weiche fühlte es, wenn auch nicht ohne eigne Verschuldung, diese Gefahr stets in nächster Nähe, und sah es seine Herrschaft in Irland sowohl auf politischem Boden, wie vom religiösen Standpunkte aus bestritten. Kann man sich da wundern, daß auch Freigesinnte den Wunsch aussprechen, darüber beruhigt zu werden, daß das Papstthum die alten Ansprüche auf Oberhoheit nicht länger mehr erhebe?

Selbst Sir Robert Peel, dem keine Engherzigkeit vorgeworfen werden konnte, war in jenen Tagen ein Gegner der rechtlichen Gleichstellung der Katholiken. Im Namen der Sicherheit des Staates und der Nation erhoben Viele einen Einwand gegen die Aufnahme von Vertretern in's Parlament, die einen fremden Herrscher als ihren Oberherrn anerkännten. Um diesem Einwande die Spitze abzubrechen, nahm man von Parlamentswegen katholische Zeugen vor einem Ausschusse des Unterhauses in's Verhör. Die Antworten, die man erhielt, waren auch vollkommen befriedigend. Die römische Kirche hat sich unter Umständen zu beugen gewußt. Ihr geistlicher Hinterhalt bleibt darum doch derselbe.

In England wimmelte es damals von katholischen Versicherungen der Treue. Dem mittelalterlichen Papstthum, hieß es, seien die Krallen ausgezogen; die Ansprüche auf das höchste Richteramt seien ganz veraltet; man solle nur den Anhängern dieser Kirche nicht die Schmach anthun, sie zu einer förmlichen Verlängerung des alten Unsinns aufzufordern. Bischof Doyle scheute sich nicht, in einer Abhandlung über das Recht der Katholiken zu sagen: „Man hält uns das Verfahren von Päpsten vor. Was haben wir Katholiken mit dem Verfahren von Päpsten zu thun? oder warum sollte man uns für dasselbe verantwortlich machen?" In einem Hirtenbriefe vom Jahre 1826 wurde es als eine Pflicht bezeichnet, die man sich selbst und den protestantischen Mitbürgern schulde, falsche Eindrücke zu entfernen. In Abschnitt XI dieses Briefes heißt es: „Wir erklären hiermit eidlich unsere feste Ueberzeugung, daß es kein katholischer Glaubensartikel ist und sein kann, den Papst als

Digitized by Google

unfehlbar zu betrachten". Nach verschiedenen ähnlichen schönen Aussprüchen wird bemerkt: „Nach dieser unserer vollen, ausführlichen und beschworenen Erklärung sind wir ganz außer Stand zu begreifen, auf welchen möglichen Grund hin man uns anklagen könnte, daß wir gegenüber unserem gnädigen Herrscher in einem Zustande getheilter Bürgertreue verharren".

Und heute?

Wohl mag Gladstone da sagen: „Es ist zugleich die Eigenthümlichkeit, der Stolz und das Unglück der römischen Kirche unter den christlichen Glaubensgenossenschaften, daß sie sich, soweit ihre Macht reichte, irdischer Werkzeuge für geistliche Zwecke bedient hat. Wir haben gesehen, mit wie reichhaltigen Zusicherungen die Nation und das Parlament im Jahre 1826 gefüttert wurden; wie hübsch und rund man die volle und ungetheilte Berechtigung der bürgerlichen Macht und die Trennung der zwei Gewalten behauptete. Das Alles ist schließlich geändert, so weit Päpste es ändern können, vermittelst des Syllabus und der Encyklika. Es blieb nur noch übrig, den Schlußstein beizufügen durch die unterwürfige Fügsamkeit des Concils. Jetzt ist das Werk vollendet".

An anderer Stelle bemerkt Gladstone: — „Das Rom des Mittelalters machte den Anspruch auf Weltherrschaft. Die neuere römische Kirche hat nichts aufgegeben, nichts von ihren Ansprüchen zurückgezogen. Ist das Alles? Weit entfernt! Indem sie diejenigen verdammt, welche — gleich Bischof Doyle im Jahre 1826 — den mittelalterlichen Päpsten eine Ueberschreitung ihrer Befugnisse vorwerfen, hält sie unbedingt, wenn auch in etwas verdeckter Weise, all das aufrecht, was die mittelalterlichen Päpste aufrecht halten".

Wie wenig verdeckt das Papstthum dabei eigentlich zu Werke geht, sahen wir oben aus der Stelle der Antwort, welche Pius IX. der Londoner „Akademie der katholischen Religion" im Juli 1873 ertheilt. Dr. Manning in einer Reihe von Vorträgen und Schriften, Monsignor Capel in seiner jüngsten Auseinandersetzung, haben sich nicht minder offen ausgesprochen. Die allerneueste, zwar nicht aus geistlicher Feder geflossene, wohl aber von einem Hauptschildträger des Papstthums herrührende Erklärung ist die des katholischen Lords Robert Montagu, eines Abgeordneten für Irland im Unterhause, der jetzt als conservativ-ultramontaner Home-Ruler wüthet, obwohl er früher Regierungsmitglied war und noch zum Geheimen Staatsrathe der Königin gehört!

In einer Erwiderungsschrift gegen Gladstone, betitelt: „Expostulatio in Extremis" leistet Montagu das für unsere Zeiten Menschenmögliche in ultramontaner Frechheit. Ich gestehe, daß ich, von der Literatur des Kirchenstreites ziemlich übersättigt, mir seine Schrift nur deshalb kommen ließ, weil ich gehört, er vertheidige nebenbei die Verbrennung Arnolds von Brescia! Einen englischen Veuillot zu besichtigen, war immerhin anziehend. Offen gesagt, schien mir die Angabe auch beinahe übertrieben; ich wollte deshalb sehen, ob nicht etwa Parteihaß einem Gegner Unrecht gethan.

Doch nein! es verhält sich alles in Richtigkeit. Der edle Lord, der das Wörterbuch der päpstlichen Haupt- und Staatsanreden sehr genau zu studiren scheint, nennt Gladstone einen „Köter" (cur) und einen „unfläthigen Vogel" (obscene bird). Die berüchtigte Bulle Unam Sanctam erklärt er mit Suarez, Bellarmin und anderen Jesuiten für das richtige Gesetzbuch der Welt. Er behauptet, die Päpste hätten durch Absetzung weltlicher Herrscher nicht die Grenzen ihrer Macht überschritten (I assert, and am prepared presently to show that, in doing this, they did not transgress the limits of their own power, nor usurp the rights of princes); nennt den Heiligen Vater die stets lebendige höchste Quelle des Rechtes, welche die Gesetze zu erklären und als Oberhaupt der streitenden Kirche zur Anerkennung zu bringen hat; und ist entschieden der Meinung, daß die Kirche nicht blos das geistliche, sondern auch das weltliche Schwert trägt (that the Church holds not only the spiritual, but also the material sword). So ganz nebenbei, wie eine selbstverständliche Sache, bemerkt er dann fragweise: ob denn etwa Abälard und Arnold von Brescia, der „Republicaner und Revolutionär", nicht in vollkommen gesetzlicher Weise verurtheilt worden seien?

Da riecht es doch bedeutend nach gebratenem Menschenfleisch! Wir fühlen uns plötzlich wieder den Zeiten nahe, wo die Ketzer auf dem Holzstoße oder in der flammenden Grube brüllten, während ein Pfäffchen, mit der Mütze des unfläthigen Fischgottes Dagon auf dem Kopfe, nebenan lustig tafelte. So geschah es ja auch einst in England — z. B. in Norwich, wo man die Ketzergrube noch heute sehen kann.

VII.

Sind diese priesterlichen und aristokratisch-ultramontanen Tollheiten, in denen sich ein Manning, ein Capel, ein Cullen oder Montagu ergehen, wirklich gefährlich?

Einen Fluch auf Eure beiden Häuser! — das ist wohl die Antwort, welche gar viele im englischen Volke schon heute vor sich hinmurmeln. Gladstone, der eben selbst erst vom Irrwege zurückkommt, auf dem er so lange wandelte, drückt sich natürlich vorsichtiger aus. Er hält die Befürchtungen, welche sich wegen der feindseligen Thätigkeit und des eingebildeten Wachsthums der römischen Kirche vielfach kundgaben, im Ganzen für grundlos. Er gesteht, daß er seit den Vaticanischen Beschlüssen nicht länger mehr sagen könne, es sei im Glauben der römischen Katholiken nichts enthalten, was mit dem vollen Staatsbürgerrechte derselben im Widerstreit liege.*) Doch will er keineswegs — und darin sind gewiß alle Freidenkenden mit ihm einverstanden — eine Rückkehr zu den Grundsätzen empfehlen, welche vor dem Gesetze für politische Gleichstellung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse galten.

Indessen bemerkt er in dem Abschnitte über die zukünftige innere Staatskunst:

„Es ist gewiß ein politisches Unglück, daß während der letzten dreißig Jahre eine in ihren Ansichten über Bürgerpflicht so tiefbefleckte Kirche — eine Kirche, die nach erfolgter Gleichstellung ihre Haltung und Sprache so unziemlich geändert hat, gleich einem Schauspieler, der im selben Stück verschiedene Rollen spielen muß — daß, sage ich, diese Kirche im Stande war, ihren Einfluß unter den höchsten Schichten unseres Landes auszubreiten. Ihre Eroberungen sind, wie man's erwarten mochte, hauptsächlich unter den Frauen erfolgt; aber die Zahl der männlichen Bekehrten, oder Gefangenen (wie ich sie lieber nennen möchte), ist nicht unbeträchtlich gewesen. Keinem Zweifel unterliegt es, daß jede dieser Abtrünnigkeiten eine beträchtliche sittliche und gesellschaftliche Trennung nach sich zog. Die Weite des Abgrundes, der sich dabei aufthat, wechselt je nach dem Charakter des Einzelnen, um den es sich handelte. Nur in allzuvielen Fällen ist die Trennung jedoch eine abgrundtiefe gewesen. Fast regelmäßig drückte sich die Sinnesart des Neubekehrten in dem berüchtigt gewordenen Satze aus: „Erst ein Katholik, in zweiter Linie ein Engländer!"

Weiter bemerkt Gladstone:

„Gewöhnlich nimmt man an, daß eine Bewegung innerhalb der höchsten Stände unseres Landes eine ähnliche Bewegung unter den Massen zur Folge hat. Im vorliegenden Falle ist dies jedoch nicht so. Gerüchte sind umgegangen, daß das Verhältniß der Mitglieder der päpstlichen Kirche zur Bevölkerung im Allgemeinen gestiegen sei, besonders im eigentlichen England. Diese Gerüchte scheinen jedoch durch verläßliche Zahlen widerlegt zu werden. Die römisch-katholischen Heirathen, welche einen Prüfstein abgeben und welche im Ganzen

*) I am no longer able to say, as I would have said before 1870, „There is nothing in the necessary belief of the Roman Catholic which can impeach his full civil title; for, whatsoever be the follies of ecclesiastical power in the Church, his Church itself has not required of him, with binding authority, to assent to any principles inconsistent with his civil duty". That ground is now, for the present at least, cut from under my feet.

Digitized by Google

im Jahre 1854: 4,89 Procent und im Jahre 1859: 4,62 Procent ausmachten, bildeten 1869: 4,09 und 1871: 4,02 Procent".

Ich weiß nicht, wie weit diese Ziffern wirklich verläßlich sind. Doch mag hier erwähnt werden, daß, in Ermangelung einer amtlichen Statistik über die Glaubensbekenntnisse in England, die oft gemeldete, anscheinende Zunahme der Katholiken diesseits des St. Georgscanals jedenfalls wesentlich der zunehmenden irischen Einwanderung — nach den Fabrikbezirken und den großen Städten hin — zuzuschreiben ist. Die Masse des englischen Volkes — Bürger, Arbeiter und Bauern — bleibt vom propagandistischen Katholicismus unberührt. Nur unter dem weiblichen Geschlechte der wohlhabenderen Stände finden hie und da Bekehrungen statt. Die sogenannte ritualistische oder römelnde Richtung der englischen Staatskirche hat auch in ihm ihren Haupthalt.

„Es liegt" — sagt Gladstone weiter — „zum Mindesten etwas Ungewöhnliches in diesem theilweisen, lediglich unter den Reichen und Edelgeborenen erfolgenden Wachsthum der katholischen Kirche, während das Volk durch keinerlei Zaubersprüche in's römische Lager hinübergelockt werden kann. Das ursprüngliche Evangelium sollte, wie man annimmt, ganz besonders für die Armen gepredigt sein; aber das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts, das von Rom ausgeht, zielt auf eine andere, weniger bescheidene Bestimmung ab. Wenn der Papst nicht über mehr Seelen unter uns gebietet, so gebietet er sicher über mehr Acker Landes. Diese Trennung einer gewissen Anzahl Grundbesitzer von denen, welche den Boden bauen, ist jedoch zu ertragen".

Man darf billig weiter gehen und sagen, daß, je mehr Mitglieder des hohen Adels zur Papstkirche übertreten, um so schneller der Sturz des englischen Feudalwesens erfolgen wird. Den größeren Theil des Grundes und Bodens in den Händen von Leuten zu sehen, die den Grundsätzen eines Norfolk und Montagu huldigen: das würden die Volksmassen auf die Dauer nicht ertragen.

Um des rascheren Fortschritts willen möchte man daher wünschen, daß recht viele heimliche Anhänger der römischen Kirche unter den hirnlosen Dundrearies von blauem Blute möglichst bald ihren offenen Uebertritt vollziehen: dann würde dem liberalen Führer, der sich endlich mit der öffentlichen Meinung auf religiösem Gebiete etwas besser zurecht gesetzt hat, bald die Nothwendigkeit klar, die Axt an den Upasbaum des aristokratischen Landschadwesens zu legen.

Die drei Turgenjew.

Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft".

(Schluß.)

Sechs Monate später war Alexander I. eine Leiche, der Mann, dem er wiederholt Zeichen seines höchsten Vertrauens gegeben hatte, ein Proscribirter, der dem Strang, im günstigsten Fall der Verbannung nach Sibirien, nur durch den zufälligen Umstand entgangen war, daß er sich außerhalb der Grenzen des Reichs befand, dessen Zügel die erbarmungslose Hand des Kaisers Nikolaus ergriffen hatte. Turgenjew war nach Beendigung seiner zweiten Karlsbader Cur nach Nassau gegangen, um seinen alten Gönner Stein*) aufzusuchen, dann nach Paris, wo er die Nachrichten vom Tode Kaiser Alexanders und vom Ausbruch des Decemberaufstandes erhielt. Daß man ihn wegen seiner einstigen Theilnahme an dem seit Jahren aufgelösten „Bunde des Heils" der Theilnahme am Hochverrath bezichtigen werde, kam dem ahnungslosen Manne nicht in den Sinn, — auch nicht, als er erfuhr, daß er wegen dieses angeblichen „Vergehens" in Anklagezustand versetzt worden sei. Als er im Jahre 1826 die bezügliche Nachricht erhielt, sandte er von London aus ein aufklärendes Memoire nach Petersburg, fest überzeugt, daß die Sache damit abgethan sein werde. Er hatte sich indessen in dem Herrscher, der den Thron des trotz aller Hinterhaltigkeit und Bestimmbarkeit human denkenden Alexander bestiegen, ebenso verrechnet, wie in den Männern, an welche dieser die höchsten Staatsämter ausgeliefert. In den Augen des Kaisers Nikolaus war das Bekenntniß zu liberalen Ideen ein eben so schweres Verbrechen, wie die Theilnahme an der Verschwörung, jede, auch die entfernteste Beziehung zu den Verschworenen eine Todsünde, jeder Vorwand zur Verurtheilung von Männern, die den Muth einer selbstständigen Meinung gehabt, ausreichend. Auf Grund eines Urtheils, das noch dreißig Jahre später denen, die es unterschrieben, die Schamröthe in's Gesicht trieb und mit Hülfe einer Argumentation, die aller menschlichen Logik in's Gesicht schlug, wurde der wirkliche Staatsrath Nikolaus Turgenjew als Hochverräther „der ersten Kategorie" in contumaciam zum Tode, später (gleichfalls in contumaciam) zu „ewiger Zwangsarbeit" in den sibirischen Bergwerken, verurtheilt. Bludow, ein Jugendgenosse Alexander Turgenjews, der bis dazu in den Kreisen des liberalen Adels eine Rolle gespielt hatte und in der Folge zum Grafen, Minister des Innern, Chef der legislativen Abtheilung der kaiserlichen Canzlei, schließlich zum Präsidenten des Reichsraths und des Ministercomités erhoben wurde — Bludow war es gewesen, der seine geschickte Feder zu dem von Unwahrheiten und Parteilichkeiten strotzenden Bericht hergegeben hatte, auf Grund dessen von dem für diese Angelegenheit niedergesetzten Specialgericht das Bluturtheil gefällt worden war. — Von den Nachtretern der Araktschejew'schen Reactionspartei und den unvermeidlichen Schmeichlern der Tagesmeinung abgesehen, waren alle gebildeten Russen — auch die Gegner der von Turgenjew vertretenen Richtung — darüber einig, daß das über diesen gefällte Verdict eine Ausgeburt des schamlosesten Despotismus sei. Der Verurtheilte selbst war wie vom Blitz gerührt — das hatte er, der unter dem humanen Bruder des neuen Selbstherrschers gelebt, nicht für möglich gehalten! Es vergingen Jahre, bevor Turgenjew die Hoffnung ganz aufgab, auf Grund einer neuen Untersuchung freigesprochen und rehabilitirt zu werden; erst nachdem sein Erbieten, sich einer zweiten Untersuchung zu stellen, wenn das Urtheil vom Juni 1826 suspendirt würde, — abschlägig beschieden worden war, entschloß der tief gekränkte Mann sich, alle Gedanken an eine Heimkehr aufzugeben und ein neues Vaterland zu suchen. — Gegen die Folgen des ihm zugedachten Geschickes war er geschützt. Die Rettung seines Vermögens hatte er dem muthigen Vorgehen des geliebten Bruders, die Sicherheit seiner Person dem Schutz der britischen Gesetze zu danken. An Versuchen, den Geächteten seines Asyls zu berauben, ließ es der kurzsichtige petersburger Despotismus freilich nicht fehlen: der damalige russische Geschäftsträger in London hatte die Frechheit, Canning die Auslieferung Turgenjews zuzumuthen, ein Verlangen, welches mit stolzer Berufung darauf beantwortet wurde, daß der Herr Geschäftsträger nicht zu wissen scheine, mit wem er es zu thun habe!

Nachdem unwiderruflich feststand, daß er von dem Lande seiner Jugend für immer geschieden sei, ließ der Verbannte sich in England, später in Paris nieder, wo er in der Folge naturalisirt wurde — das Deutschland der dreißiger und vierziger Jahre war einem Manne, auf welchem der Haß des „Horts der conservativen Interessen" ruhte, selbstverständlich verschlossen. Wenn ihn irgend etwas für das erlittene schwere Unrecht entschädigen konnte, so war es die unverminderte Achtung und Freundschaft aller, die ihn kannten. Besonderes Gewicht legte er darauf, daß sein verehrter Stein „ihn nie auch nur einen Augenblick für schuldig gehalten" und sich bei offener Tafel in Gegenwart verschiedener hochgestellter Russen in Ausdrücken ungeschminkter Verachtung über Nesselrode ausgelassen hatte, der zu diesem unge-

*) Cet homme que j'avais toujours tant aimé, respecté, admiré je le trouvais visiblement affaibli. Il parla peu des affaires du continent de l'Europe, mais il parut fortement préoccupé du sort de l'Angleterre; il entrevoyait des dangers imminents pour l'aristocratie et surtout pour l'église établis. (La Russie et les Russes, t. I, 134.)

Digitized by Google

rechten Urtheil geschwiegen. Den Brief, in welchem Alexander Turgenjew dem Bruder von der bezüglichen Unterredung Bericht erstattet, wird kein Deutscher ohne Rührung aus Händen legen — wärmer, als diese Russen es gethan, kann man sich über den großen, unerreichten Mann überhaupt nicht aussprechen. „Als ich den Baron Stein verließ," schreibt Alexander dem Bruder am 18. Juli 1828 aus Ems, „war ich in einer Geistes- und Gemüthsverfassung, wie sie mir lange nicht vergönnt gewesen ist. Ich dankte Gott von Herzen für die Meinung, die der Baron Stein über Dich geäußert hatte und von der ich wußte, daß sie Dir schwerer wiegen würde, als die all' Deiner Richter und Verleumder". — In demselben Jahre, in welchem ihm der Trost dieses Briefes geworden, ließ Nikolaus Turgenjew sich in Paris nieder, wo er ein Menschenalter lang als Privatmann ausschließlich mit der Erziehung seiner Kinder und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, lebte. Das dreibändige Buch „La Russie et les Russes" (das u. A. eine meisterhafte, wahrhaft vernichtende Kritik des Bludow'schen Berichts enthielt) war unter diesen Arbeiten die hervorragendste; als wichtiger Beitrag zur russischen Cultur- und Staatsgeschichte erregte es auch in solchen Schichten der gebildeten Gesellschaft Antheil, die sich um den Aufstand von 1825 und Turgenjews Verhältniß zu demselben nicht gekümmert, und diese Episode längst vergessen hatten, als die erste wahrheitsgetreue Darstellung derselben erschien (1847). Dem Verf. war an seiner Rechtfertigung indessen noch immer so viel gelegen, daß er diese Schrift an die Mehrzahl seiner alten Freunde (u. A. unserm Arndt) übersandte. Die damals in Rußland herrschende, allen Reminiscenzen an die Tage Alexanders feindliche Strömung und der fast gleichzeitige Ausbruch der Februarrevolution machten die Wirkung, die der Verf. erwartet haben mochte, freilich unmöglich. Nichts desto weniger wurde das fleißige, mit mancherlei interessantem Actenmaterial ausgestattete Buch in's Deutsche übersetzt und noch zu den Zeiten des Krimkrieges als eine der zuverlässigsten Quellenschriften über Rußland und russische Zustände angesehen.

Die große Umwälzung, welche das Zarenreich erfuhr, als der Urheber des letzten orientalischen Krieges gestorben, der Haupttheil seiner „Werke" ihm in das Grab „gefolgt" war, schien auch Nikolaus Turgenjews Lebensschicksalen eine neue Wendung geben zu sollen. Zu der relativ kleinen Zahl der Ueberlebenden, welche von Alexanders II. zu Gunsten der Decembristen erlassener Amnestie Vortheil ziehen konnten, gehörte auch der jetzt 68jährige Staatssecretär Alexanders I. Bei dieser Amnestie blieb es aber nicht: da an eine Revision des verjährten Processes von anno 25 nicht mehr zu denken war, wurde Turgenjew direct aufgefordert, in sein Vaterland zurückzukehren und als er (wenn ich nicht irre im Sommer 1859) in Petersburg eintraf, vom Kaiser empfangen und mit Auszeichnung behandelt: dem Fürsten, der die Leibeigenschaft aufgehoben, war es ein Bedürfniß gewesen, den Mann zu rehabilitiren, der zuerst auszusprechen gewagt hatte, daß die Emancipation des Bauernstandes die Voraussetzung jeder wirklichen russischen Reformpolitik sei. Wie immer war auch dieses Mal das Verhalten des Monarchen ein Wink für entsprechende Haltung seiner Umgebung: nicht nur der junge Hof, auch die überlebenden von Turgenjews ehemaligen Richtern und Verleumdern beeilten sich, das heimgekehrte Opfer des Despotismus mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen. Der wetterfeste Ehrenmann wußte aber auch jetzt die Würde zu wahren, die ihn in den Tagen des Exils umgeben hatte; als bei Gelegenheit einer Abendgesellschaft in den Gemächern der Kaiserin, der Verfasser des schmählichen Berichts von 1825, der zum ersten Würdenträger des Reichs beförderte Graf Bludow die alte Bekanntschaft mit Turgenjew zu erneuern versuchte, wandte der stolze Patriot ihm im Angesicht des gesammten Hofes mit unverhohlener Verachtung den Rücken. — Wenig später kehrte er nach Frankreich zurück. So wohlthuend und versöhnend die Veränderungen, die er in seinem Vaterlande vorgefunden, auch auf Turgenjew einwirken mußten, er fühlte, daß er in dem Lande, das ihn vor 35 Jahren ausgestoßen, völlig heimisch nicht wieder werden konnte. Das Maß bürgerlicher Freiheit und Gesittung, das ihm zum Bedürfniß geworden, vermochte auch das moderne Rußland nicht zu bieten — weder der Radicalismus des jüngeren Geschlechts noch der nach „Allerhöchsten" Auszeichnungen schielende officielle Liberalismus stimmten zu den Anschauungen, die die Resultate seines Lebens geworden waren. Er war französischer Bürger geworden und blieb es, weil er die Empfindung hatte, seinen Antheil an der Neugestaltung des Vaterlandes nachdrucksvoller in der Fremde, wie in der Heimat bethätigen zu können. Daß er Recht gehabt, daß er in dem modernen Rußland (das er übrigens in den 60er Jahren noch wiederholt besuchte) nur um den Preis des Verzichts auf seine theuersten Ueberzeugungen hätte heimisch werden können, ist durch die Erfahrung bestätigt worden. So unerschütterlich sein Glaube an den guten Genius des russischen Volks und die Hochherzigkeit des „befreienden Zaren" feststand, so mußten die Ereignisse, welche dem letzten polnischen Aufstande folgten, den gesinnungstreuen Liberalen doch mit ernsten Besorgnissen vor der Zukunft Rußlands erfüllen. Turgenjews im Jahre 1868 russisch erschienene Schrift „Que faut-il désirer pour la Russie?" gab dieser Besorgniß entschiedenen und ungeschminkten Ausdruck. Gleich energisch verurtheilte derselbe das Polen gegenüber befolgte Vergewaltigungssystem und die von den nationalen Demokraten vertretene Anschauung, daß der sicherste Weg zur Freiheit die Aufrechterhaltung des zarischen Despotismus und die Vernichtung alles aristokratischen Einflusses sei; der Verfasser schloß dieses Bekenntniß mit der Behauptung, der Erlaß einer Constitution sei für die Durchführung der begonnenen Reformen unentbehrlich, der einzige naturgemäße Abschluß der segensreichen Thätigkeit des Bauernbefreiers. Für deutsche Leser dieser — von der Moskauer Nationalpartei todtgeschwiegenen — Schrift sind diejenigen Partieen von besonderem Interesse, die Hinweise auf Steins politisches Programm enthalten, für welches der treue Freund des großen Mannes eine universelle, vom Wechsel der Zeiten unberührte Bedeutung in Anspruch nahm. — Durch ein ganzes Leben bewährte Treue für Menschen und Dinge, die dem Jüngling heilig gewesen, wird allenthalben nur selten gefunden, am seltensten bei Slawen, die ihrer ganzen Natur nach bestimmbarer sind als Romanen und Germanen. Imposanter ist mir der Adel solcher Treue gegen sich selbst (die nur bei wahrhaft ideal angelegten Menschen möglich ist) nie entgegengetreten, als bei einer flüchtigen Begegnung, die ich im J. 1870 (kurz vor Ausbruch des Krieges) mit Nikolaus Turgenjew gehabt. Geschäfte, die ich für einen gemeinsamen Bekannten übernommen, veranlaßten mich bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Paris das schöne, seitdem zerstörte Haus in der rue de Lille zu betreten, welches Turgenjew seit Jahren bewohnte. Auf den Arm seines Sohnes gelehnt und von einem Krückstock unterstützt, trat mir ein untersetzter, trotz seines hohen Alters blond aussehender Mann entgegen, dessen vornehme Zurückhaltung sofort in das Gegentheil übersprang, als der Fremde sich legitimirt und das Gespräch auf die Lage des russischen Bauernstandes gelenkt hatte. Wie männiglich bekannt, waren in den Jahren, welche der Aufhebung der Leibeigenschaft folgten, die bäuerlichen Zustände Rußlands nichts weniger als befriedigend, die durch das Emancipationsgesetz begangenen technischen Fehler vielmehr so grell zu Tage getreten, daß sie für alle Sachkenner Gegenstand ernster Besorgniß wurden. Der alte Herr wollte das nicht recht gelten lassen und verfocht die Richtigkeit der Principien, welche der Gesetzgebung von 1861 zu Grunde gelegen, mit jugendlicher Lebendigkeit. Als ich, im Eifer des Gesprächs, an diesen Grundsätzen zu rütteln und gar zu behaupten wagte, das durch den Emancipationsukas anerkannte Recht jedes Bauern an eine Parcelle Gemeindeland sei die Quelle der Verlegenheiten, welche auf Gutsbesitzern und Bauern Rußlands lasteten, gerieth der alte Vorkämpfer der russischen Bauernfreiheit in ein Feuer, das jede Fortsetzung unseres Disputs überflüssig erscheinen ließ, dessen heilige Gluth mir aber einen Eindruck machte, den ich bis heute nicht los geworden bin. — Während der letzten Jahre seines Lebens arbeitete Nikolaus Turgenjew an der Herausgabe der Briefe seines Bruders, von denen oben die Rede gewesen, deren Erscheinen der Ausbruch des deutsch-

Digitized by Google

französischen Krieges indessen bis zum Herbst des Jahres 1872 hinausschob. Von dem alten Manne, der den größten Theil seines Lebens in Frankreich verbracht hatte und Bürger dieses Staates geworden war, kann uns nicht wundern, daß er in der Vorrede zu diesem Buche sein Bedauern darüber ausspricht, daß die Deutschen nicht bei Sedan stehen geblieben, sondern durch die Abreißung Elsaß-Lothringens die Saat eines Racenhasses ausgestreut hätten, „der den Zugang zu günstigerer Gestaltung der bürgerlichen Zustände unserer Staaten mindestens erschweren wird". Trotz dieser Vorwürfe und trotz der denselben eingefügten Versicherung, „die jüngsten Ereignisse hätten des Verfassers Empfindung für die deutsche Nation, zu seinem eigenen großen Kummer, stark erschüttert", bekunden auch diese letzten für die Oeffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen Turgenjews, daß alte Liebe nicht rostet: sie zählen in langer Reihe die Deutschen auf, denen der Verfasser sich dankbar verpflichtet weiß und die er seine Freunde genannt, — sie können die Bemerkung nicht unterdrücken, die Russen Bludow und Speransky hätten denselben Mann zum Verräther machen wollen, dessen Namen der große Stein als mit „Ehre und Loyalität synonym" bezeichnet hätte, und dem Humboldt geschrieben „le nom que vous portez est environné dans notre pays de souvenirs de respect et de haute estime".

Fast 83 Jahre alt ist Nikolaus Turgenjew im Jahre 1873 auf seinem in der Umgegend von Paris belegenen Landhause gestorben. Trotz der Kurzlebigkeit des russischen Gedächtnisses und trotz der tiefen Kluft, die den Zeitgenossen der Befreiungskriege und der ersten liberalen Aera seines Vaterlandes von seinen heutigen Landesgenossen trennte, erregte sein Tod auch in Rußland warme Theilnahme, ist ihm in dem Lande seiner Geburt ein ehrenvolles Gedächtniß gesichert geblieben. Daß der Name Turgenjew diesseit wie jenseit der Weichsel bereits einen guten Klang hatte, als er durch das bedeutendste novellistische Talent der Gegenwart zu einem berühmten wurde, das hat er vornehmlich dem alten Manne zu danken, dem es bis an das Ende seines Lebens die höchste Anerkennung dünkte, wenn man ihn den „Freund Steins" nannte.

Literatur und Kunst.

Grillparzers „Bruderzwist" im Wiener Stadttheater.*)

Von **Heinrich Laube.**

Es gehörte zu den unerwarteten Schwierigkeiten des neuen Stadttheaters, daß ihm auch die drei nachgelassenen Stücke Grillparzers streitig gemacht und in der Mehrzahl entzogen wurden. Das wäre nicht geschehen, wenn uns der alte Dichter nicht kurz vor der Eröffnung des Theaters durch den Tod entrissen worden wäre. Grillparzer war in seiner zweiten Lebenshälfte überhaupt gegen Aufführung seiner neuen, noch ungedruckten Stücke. Er verbarg sie sogar nach Kräften. Er scheute den Lärm, welcher mit ersten Aufführungen verbunden ist, er scheute den kritischen Streit über sich, und er hielt die drei nachgelassenen Stücke „Libussa" — „Die Jüdin von Toledo" — „Den Bruderzwist in Habsburg" nicht für ganz fertig, also auch nicht für ganz gelungen. Melancholisch schüttelte er das Haupt, wenn man ihn danach fragte, positiv Nein sagte er, wenn man von einer Aufführung sprach. Nur allenfalls auf „Libussa" ginge er einmal näher ein, wenn ich ihm sagen könnte, daß eine gute Besetzung möglich, und daß ein guter Erfolg wahrscheinlich sei. Das ist lange her, als er diese Möglichkeit einräumte. — Ich selbst zögerte damals — ich leitete noch das Burgtheater — aus mehreren Gründen. Zunächst eben der Besetzung wegen. Alsdann fürchtete ich den Schluß des Stücks, die Prophezeiung slawischer Zukunft, so lange die gereizte Stimmung zwischen Deutschen und Slawen im österreichischen Staate täglich scharf hervortrat. Endlich scheute ich mich, den empfindlichen Greis in die Aufregung solch eines Vorgangs zu versetzen. Diese Bedenken hielten mich ab, die unerwartete Einhändigung des Libussa-Manuscriptes zur Inscenesetzung des Stücks zu benutzen. Ich zögerte wenigstens — und plötzlich kam mein Rücktritt vom Burgtheater dazu. — Zur neuen Direction des Burgtheaters hatte Grillparzer kein Zutrauen, weder zu Münch noch zu Dingelstedt; er ließ das Manuscript in meinen Händen. Noch weniger hätte er die zwei anderen Stücke diesen Directoren des Burgtheaters überlassen.

Jetzt nach seinem Tode mischten sich aber doch deferente Vermittler so dringend in die Vertheilung des Nachlasses, daß „Libussa" und „Die Jüdin von Toledo" dem Burgtheater, zufielen. Sie sind denn auch, wie Grillparzer vorausgesehen, den Weg des Fleisches gegangen durch das versengende Fegefeuer einiger Aufführungen, und sind dann tief beschädigt in's Archiv gefallen. Die „Jüdin" namentlich durch ganz falsche Besetzung.

Als der Bau des Stadttheaters begann, lebte Grillparzer noch. Er nahm lebhaften Antheil an dem Wagniß, wie auch er es nannte, und wollte gern zum Gelingen beitragen. „Wenn ich todt bin" — sagte er — „können Sie auch meine letzten Stücke versuchen, falls Sie Lust haben. Dann thut's mir nicht mehr weh, wenn sie durchfallen, und von einem Verstorbenen läßt sich auch das Publicum eher etwas gefallen".

Wir versuchten es denn mit dem „Bruderzwiste". Einen Revers für den Alleinbesitz dieses Stücks hatten wir nicht, und mußten uns also beeilen, sonst kam uns das Burgtheater zuvor, welches jetzt auch gerade dies Stück von den nachgelassenen zuerst geben wollte. — Ein neues Theater und solch ein Stück, und eilig! Das war ein entschiedenes Wagniß.

Dies historische Drama ist nämlich im gewöhnlichen Theatergange schwer zu verwerthen. Die Charakterzeichnung ist ihm die Hauptsache, und der Gang der Handlung ist der Charakteristik dergestalt untergeordnet, daß Kaiser Rudolph, die Hauptperson des Stücks, alles Interesse in Anspruch nimmt für seinen Ideenkreis, und in diesem Ideenkreise herrscht die Scheu vor jeglicher Handlung. Mit dem vorletzten Acte sinkt der Kaiser bereits in den Tod, und nur zweiten Personen bleibt die schließliche Schilderung der Zeitverhältnisse überantwortet.

Letzteres geschieht wohl im Sinne der Composition mit gutem Fuge, aber nicht im Sinne eines herkömmlichen Theaterpublicums.

Der Ausdruck „Charakteristik" ferner bezieht sich in diesem Stücke nicht blos auf die Personen des Stücks, er bezieht sich auf die Schilderung der ganzen Zeit. Wie sich die Zeit gestaltet auch ohne die Hauptperson des Stücks, das gehört zur Absicht des Stücks. Und so muß es passen, daß im letzten Acte nur die Todesanzeige der Hauptperson auftritt.

Es paßt in Wahrheit. Aber der gewöhnliche Theatergänger meint, es fehle ihm etwas an der Erfüllung.

Mancher denkt da wohl an Shakespeares „Historien", und glaubt, Grillparzer habe sie zum Vorbilde genommen. Das ist aber keineswegs der Fall. Grillparzer war gar kein Verehrer der Shakespeare'schen „Historien"; er tadelte ihre Compositionslosigkeit nachdrücklich, und nannte sie nur kräftiges Material, aus welchem erst Stücke zu machen wären. Chronikmäßig angehäufte Scenen ohne einheitlichen Kern waren ihm keine vollen

*) Heinrich Laube hat uns vor der Ausgabe seines neuen Werkes „Das Wiener Stadttheater" einen Einblick in dasselbe gestattet und uns bereitwilligst die Erlaubniß gegeben, oben stehenden Aufsatz vor dem Erscheinen des Buches zu veröffentlichen. Wir werden dem hochinteressanten dramaturgischen Werke, welches in den nächsten Tagen bei J. J. Weber in Leipzig erscheinen wird, selbstverständlich eine eingehende Besprechung widmen. D. R.

Digitized by Google

dramatischen Kunstwerke, auch wenn darunter geniale Scenen. Und wenn man derlei Unfertiges auf die heutige Scene bringen wollte, so nannte er dies immer mit großem Nachdruck einen Mißbrauch des heutigen Theaters. Ein Theaterstück fordre zuerst und zuletzt eine volle Theaterform, eine Form wie zwei Jahrhunderte nach Shakespeare sie ausgebildet haben. Diese werthvolle Ausbildung wegwerfen und compositionslose Arbeiten aufführen hieß für ihn, welcher einen strengen Kunstsinn besaß, dilettantische Barbarei.

Dieser strenge Kunstsinn nun ließ ihn bis zu seinem Tode in Unzufriedenheit beharren mit seinem „Bruderzwiste". Er hielt ihn nicht für fertig zur Aufführung, weil ihm für den vollen Mittelpunkt um Kaiser Rudolph noch etwas fehlte. „Ich hab's gewußt was fehlt" — pflegte er zu sagen —, „ich hab's auch schon beim Zipfel gehabt, aber ich bin gestört worden, und jetzt bin ich ein alter Mann, der es vergessen hat".

Eine Aehnlichkeit seines „Bruderzwistes" mit den Historien Shakespeares wies er dabei ärgerlich weit ab. Er war im Gegentheile, ganz seiner Künstlerschaft gemäß, auf einheitliche Composition bedacht gewesen. Er hatte nur den Rahmen sehr weit gespannt, und einige intime Mittelglieder der Handlung waren ihm nicht stark genug gerathen. Den natürlichen Sohn Cäsar und die Erzherzöge hatte er der Entwicklung des Kaisers näher bringen wollen. Das hatte er sich erschwert durch ausführliche Charakteristik des Kaisers, welche den Raum wegnimmt für ergreifende Handlungsscenen.

So erscheinen alle andern Figuren mehr oder weniger nur episodisch hingestellt, nur zeitweise neben oder hinter dem Kaiser, weil dieser sein Geistesleben vorzugsweise monologisch entwickelt. Ueberschaut man am Ende das Ganze, so erscheint wohl Alles wohlbedacht, und alle Beziehungen werden klar. Theoretisch fehlt also dem Kunstwerke nichts, aber für die Scene liegen die Fäden des Gewebes ein wenig zu weit auseinander.

So ungefähr hatte mich Grillparzer öfters abgefertigt, wenn ich nach dem Stücke fragte, und es für die Aufführung von ihm erbat.

Das Alles mußte ich jetzt zugeben, als ich es nun doch zur Inscenesetzung in die Hand nahm. Denn da liest man mit theatralischem Auge.

Der Kaiser Rudolph also muß ein starker Mann sein! war das Resultat neuer Lectüre, welche immer einen neuen Eindruck macht, wenn man sie unmittelbar vor der Inscenesetzung vornimmt. Der Kaiser Rudolph muß auf der Scene durch geistige Macht darüber täuschen, daß alle Anderen nur episodische Ansprüche machen können.

Woher aber bei einem neuen Theater, dessen Personal ich selbst erst unvollkommen kannte, solch einen Schauspieler nehmen? — Mein Augenmerk war auf Herrn Lobe gerichtet, den ich für erste Charakterrollen engagirt hatte. Aber er war ungeübt im ernsten Fache, er war immer Komiker gewesen, und hatte nur an wenigen ernsten Aufgaben sich versucht, eigentlich nur an Mephisto, welcher in seiner Ironie und Satire dem Komiker einen Uebergang bietet. Er hatte gar kein Repertoire im ernsten Charakterfache, und wollte sich's erst im Stadttheater erwerben.

Welch ein Schlag war's nun für mich, als er mir seine Meinung über den „Bruderzwist" ausdrückte! Ich hatte ihm das Stück zum Lesen gegeben, und ihm angekündigt, daß er den Kaiser Rudolph spielen sollte. — Seine Meinung lautete: das Stück ist gar nicht zu geben, es kann keine Theaterwirkung machen, und ich kann den Kaiser Rudolph nicht spielen.

Er hatte ja Recht vom gewöhnlichen Schauspielerstandpunkte, daß dieser „Bruderzwist" kein leicht wirksames Theaterstück wäre. Ich meinte aber auch Recht zu haben, daß es bei sorgfältigster Einstudirung doch in Wien einen ehrenvollen Erfolg haben könnte. Die Hochachtung des kürzlich erst verstorbenen heimatlichen Dichters werde die Aufmerksamkeit für alle geistigen Reize des Stücks aufrecht erhalten, auch wenn für das oberflächliche Publicum der Vorgang nicht hinlänglich anspreche, und es sei nun eben unsere Aufgabe, all' diese geistigen Reize hervorzuheben durch die Inscenesetzung.

Die Leseprobe war niederschlagend. Herr Lobe las den Kaiser trocken und unmächtig, an vielen Stellen sogar unmächtig des Sinns. Ich muß ihm aber nachrühmen, daß er von da an eifrigst bemüht war, sich der Aufgabe zu bemächtigen. Er ließ sich sogar mehrmaliges Vorlesen der Rolle von mir gefallen, und nahm bei den Proben mein unabläßiges Dreinreden, Corrigiren und Zureden geduldig hin. Und so wuchs der alte Kaiser von Tage zu Tage, und war auf der letzten Probe auch für mich ziemlich fertig.

Ein Beweis, wie viel im Theater erreicht werden kann, wenn Leiter und Schauspieler gemeinschaftlich arbeiten, und Eifer wie Ausdauer daran setzen. Der Schauspieler hat seine Kunstschöpfung ja nicht vor sich wie der Maler und Bildhauer, er ist ja selbst das Kunstwerk, und für ihn ist es geradezu unerläßlich, daß ihn ein Kundiger fortwährend und genau sieht. Nur so erfährt der Schauspieler, wie er beschaffen sei. Deshalb wird ein Theaterdirector nie für die Schöpfungen seines Theaters einstehen, wird sie nie in letzter Instanz fördern können, wenn er nicht die Proben leitet von Anfang bis zu Ende.

Dem Publicum erschien der Kaiser Rudolph des Herrn Lobe so günstig, wie er mir nach all' dem Zusetzen und Abtönen auf der letzten Probe erschienen war, und damit war auch dem schwierigen Stücke die günstige Aufnahme gesichert, denn es steht und fällt mit dem Kaiser.

Die zahlreiche Wiener Gemeinde Grillparzers, unsre besten Kenner, waren alle zugegen, und so fiel nicht das geringste geistige Korn des Stückes unbeachtet zu Boden, ja, es entwickelte sich ein Entgegenkommen, eine warme Stimmung für das nachgelassene Werk des Dichters, als ob man ein leicht verständliches, leicht wirksames Drama vor sich hätte, und ein vollständiger Erfolg war das Resultat dieses Wagnisses.

Wie kann dieser Erfolg aber bestehen in den Wiederholungen, bei denen diese Auserwählten des Publicums fehlen? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Uebertriebene Sorge! Das Publicum respectirt außerordentlich den Stempel, welcher einem neuen Stücke aufgedrückt worden ist. Es ist geradezu froh, nicht selbstständig richten zu müssen, und es ist äußerst bereit zur Anerkennung des gefällten Urtheils, wenn es sich um ein schweres Thema handelt. Jedermann erhebt sich da über sich selbst, und sucht und findet Lobenswerthes, was ihm ohne solchen Vorgang verborgen geblieben wäre. Jedermann fühlt das Bedürfniß in sich, in der Auffassung des Hohen und Edlen nicht zurückzubleiben. Es ist dies ein Gegensatz zur theologischen Erbsünde, es ist eine Erbtugend, welche im Theater sich entwickelt. — Wir konnten den „Bruderzwist" in zahlreichen Wiederholungen bringen, und er fand auch in der spätesten Wiederholung warme Anerkennung.

Zum Gelingen hatte außer Herrn Lobe der Cäsar des Herrn Robert tüchtig beigetragen. Dieser junge Schauspieler hatte unsern Tadel des Demetrius und die Gründe des Tadels gelassen hingenommen. Kein Vorwurf war ihm erspart worden, und er kam wirklich ganz gesäubert von den besprochenen Fehlern auf die erste Probe des „Bruderzwistes". Der herbe, trotzige Bastard Cäsar, eine kraftsprühende Schöpfung des greisen Poeten, mit allen aristokratischen Dreistigkeiten sagte ihm außerdem genau zu, und so lieferte er eine vortreffliche Rolle. — Fräulein Frank, das einzige weibliche Wesen des Stücks, spielte ihre undankbare kleine Rolle ganz angemessen, wurde aber auch hier nicht bemerkt. Herr Salomon hatte den episodischen Wallenstein im letzten Acte ganz interessant dargestellt, und dadurch diesem verwaisten Acte einen Reiz verliehen.

So war denn ein großer Sieg errungen. Ein blutjunges Institut hatte eine historische Dichtung von größtem Umfange des Personals gut dargestellt, ja, es war in den Hauptfiguren vom nachfolgenden Burgtheater nicht erreicht worden, wie zahlreiche Stimmen behaupteten, indem sie Lobe, Robert und Salomon hervorhoben.

Digitized by Google

Aus der Mappe eines Journalisten.

Von Julius Duboc.

Es war ein großer, gewaltiger Mann, unser Chef! Groß an Leibesumfang nach allen Richtungen hin, in welchen ein Ausgedehntsein möglich ist, gewaltig, wenn er mit erhobener Stimme zornmuthige Worte wider die schlechte Welt schleuderte. Er mußte sehr vielen „elenden Buben" auf seinem Lebensweg begegnet sein, denn häufig übermannte ihn die Erinnerung an diese und er entsetzte uns, die wir emsig arbeitend — wenigstens dem Anschein nach — an unseren Pulten saßen, indem er plötzlich, die Rechte drohend erhoben: „elende Buben" ausrief. Als catilinarische Existenz hatte ich anfangs die Vermuthung nicht unterdrücken können, daß wir mit diesem Ehrentitel abgestraft würden, weil wir uns beikommen ließen für eine Tagesarbeit von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends ihn monatlich um 30 Thlr. ärmer zu machen. Aber das war nicht der Fall. Ueber diesen Punkt beruhigten mich meine Collegen. Unser Chef betrachtete uns zu Zeiten wohl mal mit einem Blick herablassenden Erbarmens, aber er schonte unser durch stete knappe Kost reizbar erhaltenes Ehrgefühl. Es mußte eine andere Rotte von Verschwörern sein, die in seinem Gedächtniß immer wieder lebendig wurden, vielleicht war der Ausdruck auch nur eine symbolische Zusammenfassung aller Hindernisse und Verdrießlichkeiten, theils von Personen, theils von Verhältnissen ausgehend, die er zu überwinden hatte. Denn er hatte viel zu überwinden, daran war kein Zweifel. Er war die einzige bedeutende Kraft auf seinem Büreau. Er hatte einen Ueberfluß an Ideen, aber das Geschick versagte ihm gänzlich das Glück ausführende Kräfte zu finden. Was half es ihm, wenn er mit einem ganzen Bogen voll sprühender Gedanken, die er im Schweigen der Nacht, vom Genius getrieben, auf's Papier geworfen hatte, Morgens in das Redactionslocal gedampft kam — er stampfte und dampfte stets —, und er nun unter allen gemietheten Seelen keine fand, welche die Goldbarren seines Geistes in currente Münze auszuprägen wußte. Unter allen keine — nicht College Dr. M., ein junger Mann mit sorgfältig gescheiteltem Haar, elegantem Anzug und feiner Wäsche, von etwas nervösem Aussehen und angegriffener Stimme, der die Zeitung als „verantwortlich" unterzeichnete, nicht College K., in Nachlässigkeit der Haltung und verschabtem Aussehen, mit struppigem Haar und einer Wäsche, die immer „trauerte", wie ein anderer satirischer College bemerkte, das gerade Widerspiel des ersteren, nicht College J., rosenroth und wohl genährt (der einzige unter uns), früh der Börse ergeben, mit Anlage zum „Gründer", nicht College P. ein vielgereister, etwas verhärmter aber keineswegs harmloser Mann im vorgeschrittenen Mittelalter des Lebens, nicht College B., die disponirende Kraft des Büreaus, stets in Zahlen, Rubriken und Tabellen vergraben, die er mit sinnverwirrender Geschwindigkeit durcheinander marschiren ließ, nicht ich endlich, um von mir doch auch, wenn auch erst an letzter Stelle zu reden.

Daß auch ich mit geistiger Unfruchtbarkeit geschlagen war, verursachte unserem Chef gewiß ganz besonderen Kummer. Denn er hatte auf mich, der Himmel weiß warum, große Hoffnungen gesetzt. Eines Tages war ich von einem mir befreundeten Mitarbeiter des Blattes, mit dem ich noch keinerlei Verbindung hatte, jählings überfallen worden. „Kommen Sie mit," hatte dieser zu mir gesagt, „unser Chef will Sie sprechen, Sie sollen ihm einen Artikel schreiben, der nothwendig für die nächste Nummer des Blattes gebraucht wird. Aber es ist keine Zeit zu verlieren". Große Aufregung folgte diesen Worten. Der ersehnte Moment meiner Vorstellung bei Hof — soviel ungefähr galt sie mir — war erschienen, aber mit ihm alle Verlegenheiten eines solchen Augenblicks: Zweifel über den Zustand der Garderobe, Verdruß, daß ein Stück englisch Pflaster in Folge eines beim Rasiren erhaltenen Schnittes mir die eine Wange verunzierte, Mißtrauen in meine geistigen Fähigkeiten, die mir gänzlich gesunken erschienen, verzweiflungsvolle Gewißheit, daß mich ein rigoroses Examen über alle möglichen politischen Materien erwarte und daß ich dasselbe äußerst schlecht bestehen werde. In Wirklichkeit trat nichts Derartiges ein und die ganze Audienz schien sich vielmehr in Nichts auflösen zu wollen, denn der große Mann, dem ich pünktlich um 8 Uhr Abends, nach gewordener Anweisung, aufwartete, war bis um $10\frac{1}{2}$ noch nicht erschienen, so daß ich mehr wie genügend Zeit hatte, eine Reihe anscheinend werthvoller Gemälde und den sonstigen Zimmerschmuck in einem reich ausgestatteten Empfangssalon zu studiren. Aber endlich kam er doch! Ein Rauschen und Wehen und allgemeine Unruhe in den Nebenzimmern ging seinem Eintritt voran und dann war er plötzlich, wie das Gestirn des Tages und kaum weniger feurig erglühend wie dieses, in der Doppelthür erschienen, hatte einige kurze Andeutungen über die ungeheure Anhäufung von Geschäften, die seinem verspäteten Erscheinen zur gerechten Entschuldigung gereichte, fallen lassen, war dann sofort dazu übergegangen, seine und meine Lebensgeister mit ausgezeichnetem Wein, dem vortreffliche Cigarren folgten, zu erfrischen, dann waren Bemerkungen über die politische Lage erfolgt und über die „elenden Buben", welche das Land unsicher machten, welcher Anspielung ich um so beifälliger zustimmte, je weniger ich eine Ahnung hatte, auf wen dieselbe gemünzt war. Diesem Erguß reihte sich plötzlich eine Aufforderung an, seinen „Erard" zu versuchen, welchem Ersuchen ich mit sehr unsicher gewordenen Lebensgeistern nachzukommen eben versuchen wollte, als mein hoher Gönner, sich erinnernd, daß ihn bald nach 11 noch eine dringende Conferenz erwarte, mir die Hand zum Abschied reichte, die Hoffnung ausdrückte, mich später einmal wieder zu sehen und vorläufig einen recht brauchbaren Artikel — Leitartikel, wenn er sich dafür eignete, — über die morgen stattfindende Universitätsjubiläumsfeier von mir zu erhalten. Damit war ich entlassen und befand mich unmittelbar darauf auf der Straße unter dem sternblitzenden Himmel, berauscht von dem ganzen Durcheinander von Eindrücken, von dem genossenen Wein und am meisten von der Aussicht, einen Leitartikel, der gedruckt werden sollte, schreiben zu dürfen. Hat der geneigte Leser jemals einen Leitartikel, also auch einen ersten Artikel von dieser Sorte, geschrieben? Nein, — aber er hat eine erste Liebe gehabt, vielleicht sogar eine zweite, von der Heine behauptet, daß sie den Menschen in Grund und Boden verändere und aus einem Gott einen Narren mache. Er weiß also oder glaubt es erfahrenen Leuten, daß Jeder zu irgend einer Zeit seines Lebens einmal ein Gott sein kann und er kennt damit auch den erhöheten Seelenzustand, die selige Erregung, die dem Journalisten beim Schreiben des ersten Leitartikels den Kopf wirbeln macht. Freilich gehört dazu — nicht zum Schreiben, sondern zum Kopfwirbeln — ein wenig Jugend, wie auch der Verliebte dieselbe braucht, soll ihn der Nachtigallenklang der Liebe unter die seligen Unsterblichen versetzen. Wer zwanzig oder mehr Jahre über den Acten hockte oder hinter dem Ladentisch die Elle schwang, um dann im vierzigsten Jahr sich mit der Liebesgöttin einzulassen, dem wird sie zwar auch eine Flamme anzünden, aber es ist dann meistens nur die Flamme des Heerdes, von der Kinkel singt:

> Ihr, die des Eros heiliges Feuer
> Stets nur als Flamme des Heerdes gekannt
> Wißt nicht, wie sich die Liebe belohnt.

Und so, wer erst als verständiger, ernüchterter Mann seinen ersten Leitartikel schreibt, der wird zwar vermuthlich eine reifere Frucht seines Geistes der journalistischen Muse darbringen, aber er wird nicht mit dem halben Entzücken die Feder niederlegen wie ich, als ich in früher Morgenstunde den letzten Satz meines Manuscriptes niederschrieb, um nun erst die Reinschrift vorzunehmen. Eine solche Reinschrift ist nicht etwa eine Arbeit, sondern der erquickendste Genuß — durch die Reihen wohlgefügter und wohlgefeilter Sätze wandelt man wie in einer stattlichen Platanenallee, in frischer Morgenluft, während die Vögel auf den Zweigen unser Lob singen. Kommt man aber gar zu dem majestätischen „Wir", in dem der ganze imposante Zauber des verschleierten Bildes zu Sais, welches die Zeitung vorstellt, zu wirken scheint,

Digitized by Google

so ist's Einem, als ob man einen Luftballon besteige und ruhig und würdevoll über die Häupter der niederen Menschheit dahinschwebe. So weit der Vorschmack — das Beste sollte freilich erst kommen im Genuß des Genossenwerdens, in der beobachtenden Freude, wie mein Artikel von diesem oder jenem Leser nachlässig angefangen, bald mit steigender Aufmerksamkeit und sichtlich zunehmender Spannung gelesen, nach beendigter Lectüre dem Nachbar eingehändigt und schließlich als Stoff einer längeren, angeregten Debatte zu Grunde gelegt wurde. Diesem Epikureismus ergab ich mich am nächsten Tage in dem besuchtesten Café der Residenz. Auf einem vortrefflichen Beobachterposten im Lesezimmer, mit Café und Cigarre behaglich versorgt, erwartete ich das Aufgehen des Vorhangs, der das ersehnte Schauspiel mir vor Augen bringen sollte: „Kellner, Café und ein Glas Wasser und die Nationalzeitung". „Sie wird eben gelesen, mein Herr." „Können Sie mir nicht die Vossische geben?" „Sie ist auch besetzt, aber ich werde sie Ihnen bestellen." „Was ist denn das für ein Blatt, das dort an der Wand hängt?" „Das ist die D. Ztg. Soll ich sie Ihnen geben?" „Ach so, nein, die lese ich nicht." — Mit Variationen in infinitum. Dreimal legte ich „mein Blatt", nachdem ich es mir von seinem einsamen Stand von der Wand heruntergeholt und zu seiner Ehrenrettung eifrig studirt hatte, auf den Gipfel des Zeitungsberges, von dem sich die anwesenden Gäste ihre Lectüre holten, aber immer wieder verschwand es, von den suchenden Händen unbeachtet bei Seite geschoben und tiefer und tiefer vergraben, bis es schließlich gänzlich die Balance verlor und ruhig und ergeben auf die Erde sank. Die Röthe der Indignation färbte meine Wangen, noch dazu, da das hämische Schicksal es fügte, daß gerade mein Leitartikel den Boden bedeckte. Aber jetzt scheint Rettung kommen zu wollen. Ein offenbar würdiger und wohlwollender Mann, dessen Gesichtszüge mir viel Intelligenz zu verrathen scheinen, hebt das schwer gekränkte Blatt vom Boden auf und zieht sich damit in eine Sophaecke zurück. Sein Blick bekundet Aufmerksamkeit und Befriedigung, er bläst den Staub von der vorderen Seite der Zeitung, ergreift ein Messer und trennt sie von dem übrigen Theil des Blattes, glättet sie — und mit Sorgfalt und Ueberlegung wickelt er ein Stück Kuchen in die Spalten, die meine schwungvoll entwickelten Gedanken zierten. Dann verschwindet das Ganze als Packet in den unterirdischen Gründen seiner Rocktasche. Kurze Zeit darauf erhebt sich der Besitzer des Kuchens und meines Leitartikels und verläßt das Local und ich verlasse es ebenfalls und wandle hinter ihm drein, mit geknickten Flügeln, bis ich, an einer Straßenecke angekommen, Kehrt mache und leise nach Hause schleiche.

Seit diesem Ikarusflug wurzelte ich, einem bald darauf folgenden Anerbieten Folge gebend, auf dem Büreau des Blattes, welches, wie Kladderadatsch ebenso boshaft wie satirisch eines Tages bemerkt hatte, „mit Ausschluß der Oeffentlichkeit" gelesen wurde. Ich machte die praktischen Vorstudien in der Technik des Zeitungsdienstes, lernte mit Scheere und Oblate umgehen und ließ mich in die übrigen eleusinischen Mysterien einweihen, die mir viel bedeutender dem Namen als der That nach zu sein schienen. Freilich die Hauptsache der Mysterien blieb mir wie uns Allen verborgen. In Wahrheit war unser Blatt von lauter Geheimnissen umgeben und selbst ein einziges großes Geheimniß. Wir waren äußerst demokratisch, röthlich angehaucht sogar, wie man zu sagen pflegt, aber es wurden uns auch heimliche Beziehungen zur polnischen Partei und selbst eine gesuchte Anlehnung an das imperialistische Frankreich vorgeworfen. Mit welchem Recht und auf Grund welcher Thatsachen wissen die Götter. Mir ist das Ganze immer als eine Mythenbildung erschienen, erwachsen aus der der argwöhnischen Welt auffälligen Thatsache bedeutender Geldmittel, über welche die Leitung des Blattes zu verfügen schien. Im Uebrigen lag weder in der Haltung der Zeitung, noch in den uns ertheilten Instructionen, noch in den Persönlichkeiten der Mitarbeiter irgend ein Moment, welches diesen Verdacht bestärken konnte. Was speciell uns, die Büreauarbeiter, anging, so waren wir in politischer Hinsicht und vaterländischer Gesinnung von so fleckenloser Reinheit, daß dieser Umstand allein dem Organ, dem unsere Dienste galten, ein gutes Leumundszeugniß hätte verschaffen müssen, wenn die Welt nicht eben hartnäckig darauf erpicht wäre, „das Glänzende zu schwärzen". Und glänzend waren unsere Lebensumstände, das mußte uns der Neid lassen. Glänzend, wenigstens im Vergleich zu dem Intérieur der meisten übrigen hauptstädtischen Blätter, war schon unsere Büreaueinrichtung. Eine Zeit lang erfreuten wir uns sogar eines allerlei aufwartende Dienste besorgenden Livreebedienten, der später mit den knapper werdenden Geldmitteln erst seine Livree ablegte und dann gänzlich verschwand. Und nun unser Chef, — er glänzte für uns Alle, er kam in strahlender Equipage angefahren, strahlend er selbst von der blitzenden Brille bis zu den spiegelblanken Stiefeln. Er war immer außerordentlich geschäftig. Er verweilte meistens nur kurze Zeit auf dem Büreau, um die eingegangenen Briefe sich anzusehen, dann mußte er in irgend eine „Sitzung", deren eigentlicher Sitz uns immer verborgen blieb oder er verließ uns mit der imposanten Vermahnung, in seiner Abwesenheit ruhig weiter zu arbeiten, er fahre „zum Minister". Welcher Ressortminister hierunter zu verstehen war, blieb Geheimniß, ebenso was der Zweck und das etwaige Ergebniß dieser Visiten war. Zwischendurch kamen auch längere Abwesenheiten vor. Unser Chef machte Reisen in's Ausland, welches dadurch die Gelegenheit gewann, „den Führer der deutschen Demokratie" kennen zu lernen. Unter dieser ebenso einfachen wie bedeutungsvollen Adresse ließen sich Verbindungen knüpfen und Combinationen anbahnen, die einem unternehmenden Geist vielleicht eine günstige Perspective zu eröffnen schienen, wenn es gleichzeitig gelingen konnte, dem von ihm vertretenen Zeitungsunternehmen einen raschen Aufschwung zu sichern. Letzteres zu erreichen, wurden ungewöhnliche Anstrengungen unternommen, die hauptsächlich dem Zwecke galten, für den Bezug telegraphischer Nachrichten sich einen Vorsprung vor den übrigen Zeitungen zu versichern. Trotz des mancherlei Abenteuerlichen, welches der Zeitung und ihrer Leitung anhaftete, wäre auf diesem Weg, wenn derselbe sich überhaupt als gangbar erwiesen hätte, ein Erfolg wohl denkbar gewesen. Aber diese Anstrengungen, welche grade auf einem von den eifersüchtigsten Einflüssen mit Argusaugen bewachten Gebiet zu operiren hatten, waren von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen.

In übler Stimmung kehrte unser Chef von einer seiner Reisen in's Ausland zurück. Wie eine Bombe fiel er in unser redactionelles Gemach, in welchem wir, seine Rückkehr nicht im Entferntesten ahnend, eben in gehobener Stimmung bei einem improvisirten Frühstück versammelt waren. Unser Feuilletonist war gerade bei uns eingekehrt und erzählte uns von dem gestrigen Theaterabend eine heitere Schnurre, das Geräusch der Scheere, der knarrenden Feder und des Hin- und Herwendens der Zeitungen war verstummt, an Stelle des Dintenfasses hatten die Vertreter des „deutschen Artikels", des „französischen Artikels"*) und der übrigen Artikel des Blattes Tassen dampfenden Bouillons vor sich stehen. Mit Gepolter öffnete sich in diesem Augenblick die Thür und unser Chef, in eine Zorneswolke gehüllt, fegte durch's Gemach. „Da rast der See und will sein Opfer haben." Das Opfer war zunächst Dr. M., dem der Chef ein erbittertes: „Sie haben die Zeitung ruinirt, zu Grunde gerichtet, Sie haben die Tendenz gefälscht" entgegenschleuderte. Der verantwortliche Unterzeichner des Blattes mit dem eleganten Aussehen und der angegriffenen Stimme wollte eine Auseinandersetzung beginnen, wurde aber von seinem Vorgesetzten mit der Bemerkung zur Ruhe verwiesen: er solle schweigen, wenn er nichts zu reden wisse. „Sie haben unverantwortlich gehandelt," fuhr dieser in den höchsten Fisteltönen fort, „was sind das für Leitartikel in den letzten Nummern des Blattes! Großer Gott, und noch dazu über die Amnestie! Alle Welt sieht auf uns und wartet, was wir zu sagen haben und Sie kommen mit einem solchen Wisch zum Vorschein". „Aber Sie haben die Artikel ja

*) Mit diesem Ausdruck bezeichnet die journalistische Kunstsprache das auf Deutschland, Frankreich ꝛc. Bezug habende, redactioneller Bearbeitung unterliegende Zeitungsmaterial.

Digitized by Google

selbst bestellt und mir den Herrn, der sie lieferte, dringend anempfohlen." „Schweigen Sie, schweigen Sie, schweigen Sie," donnerte und blitzte es von Seiten des Chefs, der diese ihm besonders geläufige Formel mit steigendem Nachdruck noch dreimal wiederholte und dadurch seinen Zorn immer mehr potenzirte. Während Dr. M. mit bewundernswerther Ruhe seinen Büreaurock ab- und seinen Paletot anlegte, dadurch andeutend, daß er sich aus seiner Stellung verabschiede, entlud sich die Zorneswolke, die sich an der leitenden Stelle angesammelt hatte, über unseren Collegen P. Diesem war bisher keine ganz bestimmte Stellung angewiesen gewesen, so daß er mehr aushelfend in die allgemeine Arbeit eingegriffen hatte. Da dies Verhältniß indessen ganz ohne sein Verschulden bestand, so traf ihn der plötzliche Ausbruch des Chefs: was er hier mache und wozu er eigentlich da sei, sehr mit Unrecht. „Ich mache, was mir aufgetragen wird," sagte der also Angeredete, indem er seinen Angreifer mit einem etwas malitiösen Blick fixirte. „Tagedieberei!" schrie dieser in höchstem Aufgebrachtsein, „ich habe mein Geld nicht, um es an Bummler wegzuwerfen". Eine augenblickliche Pause erfolgte, während welcher mir College P., der sich der Thür näherte, seinen kleinen Wuchs zu einer ungewöhnlichen Größe emporzurecken schien. „Ich, mein Herr," sagte er schließlich in scharf accentuirter, langsam betonender Weise, „bummle nicht des ledigen Schwindels halber zwischen Berlin und Paris und Paris und Berlin hin und her". Der Hieb saß und die Verwundung war so schlimm, daß sie das Ende der Scene herbeiführte. Der Chef, mit höchst geröthetem Antlitz, tobte und schrie nach einem Constabler, College P. machte, daß er die Treppe herunterkam, ein allgemeiner Aufbruch erfolgte, und da mittlerweile die Mittagsstunde nahe herangerückt war, zogen wir uns sämmtlich in unsere nah belegene Stammkneipe zurück, um beim Glase Bier über die Vorgänge des Morgens weiter zu verhandeln.

Nicht lange Zeit nach dieser Katastrophe fing es an mit unserer Zeitung zu Ende zu gehen. Die Mittel, welche sie bisher flott erhalten hatten, schienen rasch zu versiegen, die Equipage des Chefs verschwand zuerst, eine größere Knappheit wurde überall bemerkbar, es fielen Andeutungen, daß eine Suspension der Zeitung bis zur Beschaffung einer eigenen Druckerei eintreten dürfte — kurz es traten diejenigen Anzeichen auf, welche einem schärfer geübten Auge als Symptome der herannahenden Auflösung erscheinen mußten. Noch ehe wir diese selbständig mit Anstand in Scene setzen konnten, wurde unser Tod bereits von anderer Seite in höhnischer Weise verkündet. Das stark reactionäre Preußische Volksblatt, welches uns gerade gegenüber erschien, machte sich dies Vergnügen. Es setzte dem demokratischen Blatt, dessen opulentes Auftreten einen verdrießlichen Abstich gegen seine eigenen äußerst bescheidenen Verhältnisse bildete, jetzt, da es das frühzeitige Hinscheiden desselben erlebte, einen satirischen Epitaph in seinen Spalten. Unter einem großen, schwarzen Kreuz befand sich unsere Grabschrift, von der ich mich nur der ersten Worte noch erinnere. Diese lauteten: „Heute starb unsere gute Muhme, die D. Z. Sie starb an ihrem Chefredacteur u. s. w." „Elende Buben, jammervolles Dasein!" rief der gekränkte Chef, als er, des Morgens in den Zeitungen blätternd, auf diese Anzeige, welche alsdann noch eine längere, wenig schmeichelhafte Personalbeschreibung enthielt, gestoßen war. Es war das letzte Mal, daß ich diese dröhnenden Accente von ihm vernahm, wenige Tage darauf wurden unsere Zimmer geräumt, unsere Acten verpackt, die letzte Rate unserer Monatsgage ausgezahlt und wir wanderten auseinander, jeder seinem Stern folgend, mit dem ersten beschriebenen Lebensblatt in der Mappe des Journalisten.

Theodor Döring.

Eine Skizze seines Lebens und Wirkens

von

Georg Hiltl.

IV.

Stuttgart — Dresden — Hannover — Beginn des Gastspiels in Berlin.

An der Spitze des Stuttgarter Hoftheaters stand zur Zeit Graf Leutrum, der an seiner Seite den Schauspieler und Regisseur Moritz hatte. Diese Verbindung war nicht vortheilhaft für die Entwicklung der künstlerischen Verhältnisse des Stuttgarter Theaters, denn der Einfluß des Regisseurs Moritz war nach allen Richtungen hin ein unheilvoller, der in seinen Consequenzen die Stuttgarter Bühne um viele ausgezeichnete Kräfte brachte.

Es war allgemein — im Publicum sowohl als in der Theaterwelt — bekannt, daß Seydelmann den Moritz'schen Intriguen das Feld hatte räumen müssen. Die Gewandtheit des bevorzugten und einflußreichen Regisseurs war eine so große und durch ihre Wirkungen überraschende, daß er in der That als gefürchtete Persönlichkeit galt. Sein Sieg über den äußerst scharfsinnigen, mit der Waffe beißenden Witzes und einer sonst zähen Ausdauer begabten Seydelmann hatte den Ruf Moritzs, ein gefährlicher Gegner zu sein, befestigt.

Selbst der Chef des Hoftheaters war — aus mannichfachen Gründen — nicht im Stande, erfolgreich gegen Moritz auftreten zu können, und es bedurfte längerer Zeit und des Zusammenwirkens verschiedener anderer Umstände, bevor es gelang, das Stuttgarter Hoftheater von dem unheilvollen Manne zu befreien.

Daß Döring nicht vollständig freien Herzens das neue Engagement antrat, in dessen Verlaufe ihn ohne Zweifel allerlei Widerwärtigkeiten, ja Kämpfe, wie sie das wahre Talent immer und immer wieder mit der geschäfts- und streitgewandten Mittelmäßigkeit zu führen hat, erwarteten, ist klar.

Seine Gastrollen in Stuttgart waren: Shylock, Franz Moor, Carlos im Clavigo, Nathan, Mephistopheles, denen sich die von Döring zum Theil selbst geschaffenen Lustspielrollen: Banquier Müller ꝛc. anreihten. Der Erfolg war in allen Darstellungen ein großartiger, und ich habe absichtlich die tragischen Rollen deshalb zuerst genannt, weil der Erfolg, welchen der Künstler in ihnen errang, den besten Beweis dafür lieferte, daß seine Begabung für die Darstellung tragischer Rollen nicht im Geringsten hinter derjenigen zurückstand, welche ihm für Lustspielcharaktere innewohnte.

Döring hatte sich als der einzige Ersatz für Seydelmann erwiesen, dessen Gebilde dem Stuttgarter Publicum noch im besten und frischesten Andenken waren, und der in den meisten der oben genannten Rollen als einer der mustergültigsten Darsteller, als ein Künstler im wahren Sinne des Wortes, dastand.

Hatte man vielleicht zu Anfang die Besorgniß gehegt, daß die Erfolge Dörings nur durch den Reiz der Neuheit, durch seine von der Darstellungsweise Seydelmanns so ganz verschiedene, den Beschauer ergreifende — blendende Wiedergabe der Gastrollen hervorgebracht worden seien, so zeigte sich bald genug, wie voreilig und irrthümlich jene Besorgnisse gewesen waren, denn Döring hatte sich binnen Kurzem in der allgemeinen Gunst des Stuttgarter Publicums festgesetzt. Die ungetheilte Anerkennung seines großen Talentes steigerte sich mit jeder neuen Aufgabe, welche der Künstler zu lösen berufen ward, und er füllte die Lücke vollkommen aus, welche der Abgang seines berühmten Vorgängers in den Personalverband des Stuttgarter Hoftheaters gerissen hatte.

Allein das, was Döring schon vor seinem Auftreten befürchtet hatte, traf ein. Die Differenzen mit der Verwaltung begannen. Sie häuften sich durch die von Moritz genährten Zwistigkeiten, dessen Geschicklichkeit im Zusammenballen der kleinlichsten und empfindlichst berührenden Intriguen die offene Natur Dörings um so weniger zu widerstehen vermochte, als derselbe den fortwährenden Nergeleien und Angriffen nicht die in solchen

Digitized by Google

Fällen nothwendige Ruhe entgegensetzen konnte, vielmehr seinem gerechten Unmuthe oft in sehr energischer und excentrischer Weise Luft machte.

Unter solchen Verhältnissen war an ein freudiges Schaffen nicht mehr zu denken. Die regste Theilnahme des Publicums, welches für unseren Künstler Partei nahm, vermochte nicht die trübe Stimmung zu verscheuchen, welche sich seiner in Erwartung stets neuer Widerwärtigkeiten bemeisterte, und Döring mußte zu dem von seinen heimlichen Gegnern längst gewünschten Entschlusse kommen: seine Entlassung zu erbitten.

Nachdem er diesen Schritt gethan, erkannte er auf's neue, wie groß das Wohlwollen, die Anerkennung waren, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden. Besonders war es der König von Württemberg, der ihm auf jede Weise zu zeigen suchte, wie hoch er den Künstler zu schätzen wußte. Seine nachgesuchte Entlassung ward ihm in der rücksichtsvollsten und verbindlichsten Form — verweigert, und als Döring trotz all dieser Beweise königlicher Anerkennung dennoch die Bitten um Entlassung aus dem Verbande des Stuttgarter Hoftheaters wiederholte, bewilligte der König ihm nach längeren Verhandlungen dieselbe, aber neben der zugestandenen Entlassung lag ein Schreiben des Königs, welches dem Künstler die lebenslängliche Anstellung mit Erhöhung der Gage und die Gewährung alles dessen verhieß, was er für die Sicherstellung seiner künstlerischen Existenz verlangen sollte.

Aber die erwähnten Mißhelligkeiten hatten Döring den Aufenthalt in Stuttgart verleidet. Er nahm die ihm gewährte Entlassung an und schied aus der Zahl der Mitglieder des Stuttgarter Hoftheaters im Jahre 1842.

Ein Gastspiel am Dresdener Hoftheater, welches ein Engagement zur Folge haben sollte, brachte dem Künstler neuen Ruhm, führte jedoch nicht zu dem erwünschten Resultate, da eine Verständigung zwischen Döring und der Intendanz der Dresdener Hofbühne nicht erzielt werden konnte, als die Frage wegen des von Döring geforderten Gehaltes zur Erörterung kam. Der Künstler nahm den von dem Hoftheater zu Hannover ihm gebotenen, mit den glänzendsten Bedingungen ausgestatteten lebenslänglichen Contract an.

Dem Antritt dieses neuen Engagements ging ein Gastspiel voraus, welches von einem fast beispiellosen Erfolge begleitet war. Der Hof, das Publicum und die Kritik waren einstimmig in dem Lobe, welches dem Künstler gezollt ward. Ueberall kam man ihm mit Enthusiasmus für seine Leistungen entgegen, in allen gesellschaftlichen Kreisen galt er als der Löwe des Tages, er war binnen kurzem eine der populärsten Erscheinungen geworden. Selbst König Ernst August legte für die Darstellungen Dörings ein so reges Interesse an den Tag, wie er es selten oder noch nie einem Bühnenkünstler gewidmet hatte.

Das Hoftheater zu Hannover konnte über treffliche Kräfte verfügen. In erster Linie ist hier neben Döring Carl Devrient zu nennen, der älteste der drei Brüder, welche den berühmten Namen führen, dem sie — Jeder in seiner Weise — hohe Ehre gemacht haben. Weidner, der Sohn des renommirten Charakterdarstellers am Theater zu Frankfurt a. M., Pichler, der Liebhaberdarsteller Pohle, die Damen Frau Stein, die Schreiber-Saint Georges, Fräulein Thöne, spätere Frau von Kornberg, u. A. bildeten ein Ensemble, welches sich mit Recht der allgemeinen Anerkennung erfreute. Die meisten der Genannten deckt heute schon das Grab.

An der Spitze der Verwaltung stand der treffliche, wohlwollende Baron von Meding, dem als technischen Director Herr von Perglaß beigegeben war.

Döring, um welchen sich die Mitglieder gruppirten, hatte in Hannover eine seiner Bedeutung als Künstler vollkommen würdige Stellung. Man kann sagen: daß das Repertoire nach seinem Wunsche — ja, zum großen Theile für ihn entworfen wurde. Ueber seine Leistungen hier noch weiter sich verbreiten zu wollen, wäre überflüssig; nur einer Darstellung sei gedacht, welche der Künstler dem Berliner Publicum, vor welchem er bald erscheinen sollte, nicht vorgeführt hat.

Es ist dies seine Darstellung Richards III.

In der vollen Manneskraft stehend, von der höchsten Lust und Begier zum Schaffen erfüllt, führte er die so gigantische Aufgabe in einer Weise durch, welche Zuschauer und Mitwirkende gleich gewaltig ergriff. Man wird sich heutzutage, wo der Künstler in wohlüberlegter Berechnung seiner organischen Mittel dieselben zu schonen weiß und — nachdem sein Ruhm als einer der bedeutendsten Darsteller der deutschen Bühne für immer festgestellt ist — sich von jeder ungewöhnlichen Kraftanstrengung möglichst fern hält, kaum eine Vorstellung von der mächtigen Wirkung machen können, welche er in jener Rolle erzielte.

Allen denen aber, welche sich an dieser großartigen Leistung erfreuen konnten, wird sie mit all ihren Einzelnheiten unvergeßlich bleiben und die Menge der farbenreichen, meisterhaft ausgeführten Bilder, welche Döring im Laufe der Jahre geliefert hat, wird bei jenen Zeugen der Darstellung seines Richard nicht den Eindruck verwischt haben, den die meisterhaft gespielten Scenen am Sarge König Heinrichs, die Unterredung zwischen Gloster und Buckingham, das Erwachen und der Monolog nach der Vision im letzten Acte und der markerschütternde Schrei: „Ein Pferd! Ein Pferd!" — auf jeden machen mußten.

Inmitten seiner vielseitigen künstlerischen Thätigkeit am Hannover'schen Hoftheater traf Döring die Kunde von dem Tode Seydelmanns wie ein elektrischer Schlag. Die Stellung lag offen, unbesetzt vor ihm, welche einzunehmen er von den Tagen an, wo ihm selbst über die Kraft und den Umfang seines Talentes kein Zweifel mehr blieb, sehnsüchtig wünschte.

Es war die Möglichkeit vorhanden, sich in seinen Leistungen an der Stelle zeigen zu können, wo einst Ludwig Devrient gewirkt hatte, zu welcher der ehemalige Lehrling von Quittel und Engel mit ehrfurchtsvollem Staunen emporgeblickt, die ihm bei seinen Träumereien von künftigem Glücke vorgeschwebt hatte — ehe er den gewagten Schritt zur gefährlichen Laufbahn des Schauspielers that.

Fern von jeder Selbstüberschätzung, konnte sich Döring doch sagen, daß man bei einer Wiederbesetzung der durch den Tod des berühmten Künstlers erledigten Stelle auf seine Person reflectiren werde — aber wenn dies geschah — war dann wohl ein Loskommen von Hannover möglich? von dort, wo man ihn mit allen Ehren, Bevorzugungen und Anerkennungen überhäufte, wo man ihn auf Händen trug und eher jede neue Forderung, welche er machte, bewilligt, als seiner Entlassung zugestimmt haben würde?

Vorgesetzte wie weiland Director Schmidt in Hamburg fanden sich nicht oft und der König Ernst August war ein Mann, dessen Hartnäckigkeit sprüchwörtlich geworden war. Noch während all dieser Ueberlegungen kam in der That der Antrag des Berliner Hoftheaterintendanten Herrn von Küstner, welcher Döring zu einem Gastspiel nach Berlin berief.

Dagegen konnte seitens der Hannöver'schen Intendantur kein Einspruch erhoben werden. Döring rüstete sich zu dem — wie er selbst gesteht — schwersten Momente seines künstlerischen Lebens. Die Spannung, mit welcher man in Berlin seinem Gastspiele entgegensah, war eine große und allgemeine.

Es sollte der Darsteller jetzt auf die Scene treten, von dessen Erfolgen und Talenten, genialer Gestaltungsfähigkeit und vielseitiger Begabung bereits seit Jahren geschrieben und gesprochen wurde — der berufen war: der Ersatz für Devrient und Seydelmann zu werden. — Schon vor des Künstlers Auftreten, lange vor seiner Anwesenheit in Berlin, bildeten sich Parteien. Die verschiedensten Ansichten wurden geltend gemacht.

Außerdem trat der Erwartete in einen Kreis von Künstlern, deren Namen zu den gefeiertesten gehörten, welche sich zum großen Theile ein Blatt in der Geschichte des deutschen Theaters erworben hatten — Rott, Hendrichs — der zwar nach Dörings Gastspiel erst wieder zur Berliner Hofbühne kam, aber derselben schon früher angehört hatte, Weiß, Stawinsky, Bauer, Gern, Rüthling, Schneider, Grua, Ed. Devrient; die Damen: Crelinger, Wolff, Charlotte von Hagn, Bertha und Clara Stich — es war nicht leicht, mit allen diesen, den langjährigen Lieblingen des Publicums, zu concurriren.

Digitized by Google

In welcher Aufregung sich der von Natur aus schon zur Excentricität geneigte Döring befand, kann man sich leicht vorstellen. Seine Erregung steigerte sich aber noch bedeutend, als er erfuhr, daß noch vor seinem Gastspiele in Berlin der Schauspieler Grunert aus Stuttgart einen Cyklus von Gastrollen am Berliner Hoftheater geben werde.

Es kam hinzu, daß bei dieser Gelegenheit, mit Grunert zum ersten Male nach langer Pause Schillers Räuber, wieder neu einstudirt, gegeben werden sollten, ein Ereigniß für die ganze Theaterwelt, besonders aber für das Berliner Hoftheater und dessen Publicum, weil das Stück seit dem Brande des Schauspielhauses, der bekanntlich während der Probe zu den „Räubern" ausbrach, nicht mehr dargestellt worden war.

Auch Döring war seitens der Berliner Intendantur versprochen worden, daß seine Auftrittsrolle die des „Franz Moor" sein solle. Durch welche Umstände Grunert es dennoch gelang, vor Döring in der besagten Partie aufzutreten — mag hier unerörtert bleiben, weil eine umständlichere Auseinandersetzung zu weit führen dürfte, genug, Grunert war nach langen Jahren wieder der erste Franz Moor, den die Berliner auf den Brettern sahen und es ließ sich vermuthen, daß der Darsteller des dämonischen Grafensohnes einen großen Erfolg haben werde, schon deshalb, weil die ganze Vorstellung das Interesse der Berliner Kunstwelt im allerhöchsten Grade erweckte. Grunert hatte auch Alles aufgeboten, den Abend zu einem für seine Person erfolgreichen zu gestalten. Er verschmähte es unter anderm nicht, den höchst kleinlichen Kunstgriff der Effecthascher anzuwenden, welche auf einen Empfang, d. h. auf Begrüßung durch Applaus bei ihrem Auftreten hinarbeiten. Er stand nämlich beim Aufziehen des Vorhanges nicht, wie es des Dichters Intention bedingt, neben dem im Sessel ruhenden Vater, mit dem Briefe in der Hand, sondern kam durch die Mittelthür in das Gemach, wobei er noch obenein den Text änderte und das Stück mit den Worten begann: „Hier ein Brief von unserm Correspondenten aus Leipzig — aber ist Euch auch wohl?" — — ꝛc.

Der eintretende Franz konnte oder sollte weit leichter durch Applaus begrüßt werden als der ruhig dastehende. Allein das Manöver mißglückte, das Berliner Publicum blieb ruhig, keine Hand regte sich, überhaupt erhielt Grunerts Darstellung des Franz nur dasselbe, was alle seine andern Darstellungen errungen hatten, einen succès d'estime.

Nunmehr traf Döring zum Gastspiel ein. Auch seine Auftrittsrolle war die des Franz Moor und zwar gab man die Räuber seit ihrer Wiedereinstudirung im Opernhause.

Am 2. August 1843 stieg der Vorhang der Berliner Bühne zum ersten Male vor Theodor Döring empor.

(Schluß folgt.)

Eduard Hanslick, die moderne Oper.

Kritiken und Studien.

Ein Statistiker, der aus der Zahl der Bücher und Artikel, welche ein und denselben Gegenstand behandeln, auf den Stand und die geistige Beschäftigung der Leser schließen wollte, müßte heute annehmen, daß fast zwei Drittheile der Deutschen aus Musikern oder Physiologen bestehen. Unter zwölf Büchern, Broschüren und bemerkenswerthen Artikeln, welche der geistige Tagesmarkt bringt, werden gewiß drei oder vier die organischen Bedingungen der geistigen Vorstellungen, die Mechanik des Bewußtseins, die Grenzen der Naturerkenntniß u. s. w. erörtern; und eben so viele, wenn nicht mehr, werden musikalische Fragen oder Ereignisse besprechen. Ueber die bildenden Künste erscheinen ebenfalls einige Berichte bei Gelegenheit von Ausstellungen; der Poesie schenken die Zeitschriften Aufmerksamkeit, wenn ein neuer Roman oder ein neues Drama beurtheilt werden muß. Aber wie unendlich gering ist die Zahl der selbstständigen Werke, welche dem Wesen der bildenden und der Dichtkunst gründliches Studium weihen, gegenüber all den musikalischen, biographischen, culturhistorischen, ästhetischen Schriften, gegenüber der Unmasse von Studien und Berichten, die fast jeder Tag erzeugt! Eine Prüfung der Ursachen dieser Erscheinung würde zu weitgreifenden Betrachtungen führen und dem eigentlichen Zweck dieses Artikels widersprechen; nur die eine Bemerkung mag hier Platz finden, daß jeder, der über diese Erscheinung folgerichtig nachdenken kann und will, zur Ueberzeugung gelangen muß, wie jene Ursachen viel mehr aus gesellschaftlichen, denn aus idealen Bestrebungen herzuleiten sind.

Es gibt nicht viele Schriftsteller über Tonkunst, welche diese Ursachen klar sehen, und eine scharfe Grenzlinie ziehen zwischen der idealen Auffassung, wie sie aus dem künstlerischen Verständnisse und der richtigen Erkenntniß des Wesens hervorgeht, und jenem wahren oder zur Schau getragenen Enthusiasmus, der vom Verständniß und der Erkenntniß ziemlich (oft auch sehr) weit entfernt liegt; unter ihnen steht Hanslick in erster Linie, und man kann wohl sagen, daß eigentlich seine Broschüre „Vom musikalisch Schönen" die Nothwendigkeit der Grenzlinie zu allererst wissenschaftlich dargelegt hat. Er vereinigt umfassendste Kenntniß der Tonkunst mit gründlicher philosophischer Bildung; er versteht jedem Gegenstande, den er behandelt, eine neue Seite abzugewinnen, so daß seine Aussprüche selbst dann in besserem Sinne anregend wirken, wenn man sie bestreiten muß. Dabei ist sein Stil immer musterhaft und fließend. Gleich die Vorrede seines neuen Werkes „Die moderne Oper" ist ein kleines Meisterstück eleganter Form und geistreicher Bemerkungen. Hanslick hat unternommen, eine Art von „ästhetischer Statistik der Oper" zu schreiben, um darzulegen, welche innere breite Kluft zwischen den Werken liegt, welche die Kunstgeschichte als schön und bedeutend feiert, und jenen, welche noch heute auf die Gesammtheit lebendige Wirkung üben; um zu prüfen, „was von den aufgehäuften Schätzen (des Operngebietes) noch heute als lebendige Kraft wirkt, und zu den ästhetischen Bedürfnissen der Nation gehört". Wenn er hierbei „die letzten 20 Jahre als den zu fixirenden Moment" und Wien als den Ort der Aufnahme bezeichnet, so mag vielleicht einerseits der Zeitraum etwas kurz und bemessen erscheinen, anderseits manchem deutschen Leser die Wahl des Ortes nicht ganz genehm sein, aber da Hanslick keine unbegrenzte Geschichte der Oper schreiben wollte, so that er jedenfalls gut, die Periode, welche so viele Mitlebende vor sich abrollen gesehen, zu wählen, und die Stadt, in welcher hinsichtlich des Wechsels der Erscheinungen immer ein sehr reges Musikleben pulsirte.

Gleich in der Vorrede stellt Hanslick einen Grundsatz auf, der wahrscheinlich in manchen Kreisen heftigem Widerspruche begegnen wird, der aber für uns die einzig richtige Anschauung bezeichnet. Er sagt: „Unter den großen Musikformen ist die Oper die zusammengesetzteste, conventionellste und daher vergänglichste". Und weiter: „Die Bühne repräsentirt das Forum für die thatsächlichen Bedürfnisse des Publicums, im Gegensatze zu der Studirstube des stillen Partiturenlesers". Diesem Satze gegenüber könnte von mancher Seite wohl die Behauptung aufgestellt werden, daß der wahre Künstler nicht den Bedürfnissen des Publicums Rechnung tragen, sondern es bilden, lehren solle, seine Bedürfnisse nach dem Willen des Künstlers zu ordnen. Das klingt sehr schön, während jener Satz Hanslicks recht materiell erscheint, aber bei genauerer Betrachtung muß man eingestehen, daß er das Richtige ausspricht. Die Oper ist weit mehr, als das Drama eine conventionelle Kunstform, sie kann weder die Entwicklung seelischen Zwiespalts und innerer Kämpfe darstellen, noch ein großes, mächtiges Schicksal, das sich durch sich selbst, durch seine zwingende Gewalt erklärt und daher auf alle Zeiten gleichmäßig wirkt; sie kann nur Zustände, „Situationen", Stimmungen musikalisch wiedergeben, durchaus keine Handlungen; und sie würde daher immer mit den Zeitanschauungen, also mit den Bedürfnissen des Publicums zu rechnen haben. Denn was der Held spricht, wird der große Dichter so darstellen, daß es für alle Zeiten gleich geltend bleibt; aber was der Held singt, wird der größte Componist nicht ohne gewisse Melismen darstellen, welche mit seiner Zeit geschaffen sind, mit seiner Zeit vergehen. Händel war gewiß ein großer Operncomponist wie irgend einer; wer aber möchte die Arien seines Herakles, die jetzt im Oratorium wundervoll klingen, auf der Bühne hören? Was würde wohl der berühmte Gervinus, der sich von seinem Händelenthusiasmus zu den einseitigsten, verschrobensten Urtheilen hinreißen ließ, gesagt haben, was würde sein noch lebender Nacheiferer sagen, wenn sie eine Opernarie von Händel hörten, ohne zu wissen, von wem diese war? Zauderten sie wohl einen Augenblick, sie für abgebrauchte schnörkelhafte Figurationen zu erklären, zwischen denen allerdings bedeutende musikalische Gedanken durchleuchteten? Mit nichten! Und was jedem wahren, nicht einseitigen Verehrer der Tonkunst mit Händel und Gluck widerfährt trotz Gervinus und Marx, das dürfte im nächsten Jahrhundert den Tonkunstkundigen mit Wagner widerfahren, trotz seiner

Digitized by Google

jetzigen und künftigen Ruhmverkündiger. Seine singenden Helden und Heldinnen werden dem Publicum der Zukunft fremdartig klingen, sie werden ein archäologisches Interesse bieten, wie die Helden des Nibelungenliedes, nur mit dem Unterschiede, daß diese letzten aus dem Gedichte in ihrer ganzen Rauhheit und Wildheit handelnd und lebend vor uns treten, daß unsere Phantasie sich dieselben sofort lebend und sprechend vorstellen kann, während der singende und hämmernde Siegfried (der übrigens schon heute ein sonderbarer Geselle ist) und der seine Schwester liebende Siegmund der Oper trotz der schönen Musik, die er singt, unseren Nachkommen gerade so ferne stehen werden, wie unserer Zeit Glucks Rinaldo und Achilles. Vielleicht — ich sage vielleicht, denn wer darf prophezeien? — ist Mozarts Don Juan die einzige heroische Oper, die, wenn man die zwei sogenannten Bravourarien ausnimmt, zu allen Zeiten das Entzücken und die Bewunderung des Theaterpublicums (von anderem ist hier nicht die Rede) erregen wird, das sie heute, nach 88 Jahren ihres Erscheinens, erregt.

Unter den „Studien und Kritiken", aus welchen das Buch Hanslicks gebildet ist, erscheinen mir die ersten drei „Gluck", „Mozart", „aus Deutschlands romantischer Schule" die bedeutendsten. Der Abschnitt über Beethovens Fidelio ist ebenso schön poetisch erdacht, als künstlerisch meisterhaft ausgeführt, und die Betrachtungen über Webers Euryanthe und Oberon sind voll geistreicher und anregender Bemerkungen. Nach diesen betrachte ich die Studien über Meyerbeer, dann „Robert Schumann als Operncomponist", endlich die drei Besprechungen der Wagner'schen Opern und Unternehmungen als die gelungensten, die ganz vortreffliche Analyse der Meyerbeer'schen Opern, ihre Bedeutung, ihre Schwächen und Vorzüge wird nach meiner festen Ueberzeugung in späteren Jahren die richtige Grundlage für eine vorurtheilsfreie Beurtheilung dieses viel geschmähten und viel gepriesenen Componisten bilden, den die deutschen Lyriker Schumann und Mendelssohn fast ebenso unbarmherzig angegriffen haben als der Dramatiker Richard Wagner; nur daß jene nicht im Stande waren, jenen durch eine That auf seinem Felde zu bekämpfen, während dieser gleichzeitig mit dem Buche „Oper und Drama" auch den „Lohengrin" veröffentlichte. Hanslick hat in „Robert Schumann als Operncomponist" mit preisenswerther Wahrheitsliebe dargelegt, wie einseitig dieser große und edle Componist gegen Meyerbeer vorgegangen war, und wie doch andrerseits diese Einseitigkeit so ganz mit „der Eigenthümlichkeit des echt und streng deutschen Lieder- und Instrumentalcomponisten" zusammenhing. — In den ausgezeichneten Artikeln über Wagner scheint uns der (zwar gerechtfertigte) Unwille gegen die Bayreuther Schule und deren Gründer manchmal einen zu scharfen Ton anzuschlagen. Dagegen gehört der „Anhang" über den Sänger Niemann zu den glänzendsten und gediegensten Musikartikeln, die je geschrieben worden sind. Als minder gelungen muß ich den Artikel „Rossini", besonders aber die über die neuen französischen Componisten bezeichnen, unter denen Herr Ambroise Thomas sich besonderer Vorliebe Hanslicks erfreut. Der hochgeehrte Musikgelehrte gibt sich alle Mühe zu beweisen, daß Mignon eine vortreffliche Oper sei, natürlich wie er betont nur vom französischen Standpunkte betrachtet. Ich behaupte das Gegentheil, ebenfalls vom französischen Standpunkte. Eine so ordinäre Melodie wie „connais-tu le pays, le pays" (ich citire absichtlich den französischen Text mit der so widerlich klingenden Wiederholung der Worte le pays) einen so ganz ordinären Refrain wie das „Dahin o mein Geliebter" haben die besseren Franzosen Isouard, Auber, Boieldieu zu einem derartigen Texte niemals componirt. Gerade für diese empfindsame Romanzengattung (ich spreche noch immer französisch) besaßen sie besonderes Geschick und feinen, nicht tiefen aber eleganten Ausdruck. Aber der oben angeführten Thomas'schen Melodie wüßte ich nichts Aehnliches entgegenzusetzen als die „Stigelli'sche" zu Heines „Du hast Diamanten und Perlen". Wie der Hamlet, den Hanslick auch mit Glacéhandschuhen angreift, eine ganz verkehrte Auffassung zeigt, (wie es z. B. geradezu lächerlich ist, den Hamlet eine Arie an den Geist seines Vaters singen zu lassen, der ruhig dasteht und zuhört,) wie überall die hohlsten aufgeblasensten Phrasen mit Trivialität abwechseln, und wie Thomas am besten thäte zur komischen Oper zurückzukehren, für welche er wirklich bedeutendes Talent gezeigt hat, wurde in der „Gegenwart" nach der ersten Aufführung der obgenannten Oper ausführlich dargelegt.

Ich habe diese Einzelheiten aus dem Werke Hanslicks hervorgehoben und scharf beleuchtet, um zu zeigen, wie auch ein so klar blickender Geist sich einmal recht gründlich irren kann, und daß ich auch nicht blos Lobreden auf Alles, was aus der Feder des berühmten Wiener Professors kommt, schreiben will. Aber nach Erfüllung dieser kritischen Pflicht kann ich das Werk nur als ein vortreffliches ebenso geistreiches und angenehm zu lesendes als lehrreiches empfehlen, und wünschen, daß auch über eine andere Kunst ein ähnliches recht bald erscheine!

A. S. Ehrlich.

Notizen.

Die diplomatischen Enthüllungen der letzten Wochen, wie man sie euphemistisch genannt hat, sind spurlos vorüber gegangen. Die Radicalen in Florenz thaten sehr wichtig mit allerlei brieflichen Fetzen Mazzinis, Usedoms und Bismarcks, oder doch des hiesigen Foreign-Office, welche sie in alten Papierkörben aufgelesen haben wollten. Die Klericalen zeigten zuerst nicht übel Lust, daraus Capital gegen den Reichskanzler zu schlagen und sie hätten gern dem Publicum zugemuthet, daß man die langathmigen Artikel, welche sie zur Zeit der Lamarmora'schen Denunciationen zum Besten gegeben, nochmals lese. Einige hiesige sogenannte Officiöse, die bekanntlich oft liebedienerische Politik auf eigene Hand treiben, waren ihrerseits darauf und daran, mit gewohnter Objectivität die ganze Affaire dem Grafen Usedom aufzubürden. Er ist nicht mehr im Amte und kann daher schon etwas vertragen. Es zeigte sich aber bald, daß die Operation mißlich war, und auf der ganzen Linie trat ein beredtes Schweigen ein. Das war auch um so angemessener, als das von der bewußten „Epoca" vorgenommene Zusammenfegen einiger staubiger zwischen preußischen Persönlichkeiten und Mitgliedern der italienischen Revolutionspartei gewechselter Billets-doux einen sehr precären Werth hatte. Graf Usedom versicherte, wie seine Freunde erzählen, er habe Mazzini nichts geschrieben. Alle möglichen interlopen Agenten hätten ihn mit Besuchen und Fragen gequält, ihm Mittheilungen über italienisch-französische Einverständnisse gegen Deutschland angeboten und dafür Geld und Waffen von Preußen verlangt. Natürlich hat er nicht geschellt und Johann befohlen, er möge die Herren vor die Thür setzen. Usedom hörte sie an und verhielt sich ausweichend, wie das auch aus seiner von der „Epoca" abgedruckten angeblichen Antwort auf Mazzinis Brief hervorgeht, die in Wirklichkeit nicht existiren, sondern nur ein Resumé der Notizen jener liebenswürdigen Republicaner gewesen sein soll. Andere Leute mögen in Italien hinter seinem Rücken ähnliche Heimsuchungen geldbedürftiger Radicaler erlitten haben und daraus wird auch die Note des auswärtigen Amtes entstanden sein, von welcher die „Epoca" so viel Wesens machte. Das klingt um so glaublicher, als die Sendboten Mazzinis und Genossen nach ihrem eigenen Geständniß sich schließlich auf Umwegen in Berlin sowie auf der preußischen Gesandtschaft in Florenz wohlconditionirte Körbe geholt haben. Diese interessanten Flüchtlinge mit den bekannten Vollbärten und feurigen Augen hatten nichts im Sack, konnten die versprochenen Mittheilungen und Documente nicht beibringen, einfach deshalb, weil diese nur in ihrer Imagination vorhanden waren und Italien und Frankreich eine förmliche Allianz nicht abgeschlossen hatten. So löste sich die Sache in blauen Dunst auf. Wenn Mazzini in einem Schlußbriefe sagt, die preußische Regierung müsse blind sein, wenn sie nicht sehe, daß Napoleon den Krieg beschlossen habe, so war man in Berlin eben so klug, und diese Entdeckung zu bezahlen, konnte von der preußischen sprichwörtlichen Sparsamkeit nicht erwartet werden. Die Sache war damit abgethan. Wer jetzt von den Erfahrungen der „Epoca" schlimme Consequenzen für Bismarcks oder Usedoms Reputation erwarten mochte, hatte das Nachsehen. Pikanter waren die Enthüllungen der Hansen'schen Broschüre über das durch Nordschleswig und den Artikel V des Prager Friedens in den sechziger Jahren veranlaßte Geflüster, wenn man auch daraus nicht viel Neues erfuhr. Die Erinnerung an diese unbezahlte Schuld ist nicht angenehm. Aber Dänemark hat den für die Eincassirung des Wechsels günstigen Augenblick verpaßt und die Götter mögen wissen, ob er jemals eingelöst wird. Die Schrift des rührigen dänischen Agitators, der, weil er eine bestimmte Idee im Interesse seines Landes consequent verfolgt, vielleicht ein besseres Schicksal verdient hätte, enthält im Uebrigen manchen charakteristischen Zug. So erzählt er scheinbar harmlos, Bismarck habe ihm schon eine geraume Zeit vor 1866 zu verstehen gegeben, das mächtige Preußen könne nach der Annexion der Herzogthümer Nordschleswig wohl zurückgeben, während der Herzog von Augustenburg, der Deutschland keinen Ersatz dafür zu bieten habe, nicht dazu im Stande sein würde. Hansen eilte sofort nach Paris zurück und

Digitized by Google

agitirte in der französischen Presse gegen den Augustenburger, der dort bald jeden Boden verlor. Aber als Schleswig-Holstein nun wirklich von Preußen annectirt war und Hansen jene Bismarck'schen Andeutungen, die freilich keine ausdrücklichen Versprechungen gewesen, verwerthen wollte, fand er taube Ohren. Seine Flugschrift liest sich nicht ohne Interesse, ist aber allem Anschein nach nur noch historisches Material. Zugleich mit der „Epoca" und Hansen gelangte in die Oeffentlichkeit ein neues Pamphlet unseres guten Freundes, des Herzogs von Gramont, welchen Bismarck den dümmsten Diplomaten auf Gottes Erdboden genannt haben soll. Gramont hat sich dafür durch Schmähschriften gerächt, ist aber nicht klüger geworden. Er ist das Mundstück der Bonapartisten, die damit ihren Dank für den officiösen Weihrauch entrichten, welchen ihnen deutsche Journalisten bei jeder Gelegenheit, wie neulich bei dem Prozeß Wimpffen, um die Nase schlagen. Bismarcks Depeschen an Arnim hatten ein anderes Verfahren gegen jenes verdächtige Lager empfohlen. Aber vermeintlich officiöse Tagesbefehle haben für gehorsame Naturen von jeher einen größeren Reiz gehabt als publicistischer Anstand und correcte Politik.

* * *

Nachträgliches zum 27. Januar.

Die „Gegenwart" hat den 27. Januar, d. h. den 100jährigen Geburtstag Schellings vorbeigehen lassen, ohne seiner zu gedenken. Weit entfernt zu meinen, es müsse ein Versäumtes nachgeholt werden, möchte ich ganz im Gegentheil hier vielmehr zur Begründung dieses Stillschweigens fragen, ob die Feier dieses Tages eigentlich mit Recht stattgefunden habe. Daß die Universitäten Schellings gedacht, daß Tübingen, wo er studirt, Jena, wo er seine besten Lobeeren erworben, München, wo er so lange gewirkt hat, die Erinnerung an ihn wach gerufen haben, ist am Ende nicht mehr als billig. Allein was sich meine schwäbischen Landsleute in Leonberg dabei gedacht haben, als sie ihren großen „Helfers-sohn" mit einem Fackelzug feierten, darüber bin ich mir ehrlich gestanden nicht ganz klar geworden; und ebensowenig habe ich begriffen, warum fast jedes Local- und Winkelblättchen am 27. Januar von Schelling sprechen zu müssen glaubte. Vom Volk kann doch wohl nur ein Mann gefeiert werden, welcher von zwei Eigenschaften mindestens eine besaß: entweder er imponirte weithin durch seine sittliche Persönlichkeit, oder er wirkte unmittelbar epochemachend und dauernd zugleich, er schuf ein wirkliches κτῆμα ἐς ἀεί. Beides ist bei Schelling offenbar nicht der Fall. Was das erste betrifft, so will ich von seinem maßlosen Auftreten in literarischen Streitigkeiten, z. B. der allgemeinen Literaturzeitung gegenüber, nicht reden, obgleich ihn dasselbe als der σωφροσύνη im höchsten Grade ermangelnd erscheinen läßt. Ich will auch keinen allzugroßen Werth auf sein Verhältniß zu Karoline Schlegel legen, obgleich K. Hillebrand ganz mit Recht wohl mit in Bezug auf ihn und sie gesagt hat, daß die romantische Bande das Ehebett zum Taubenschlag gemacht habe, und obgleich ich stark bezweifle, daß die biederen Leonberger darüber etwas Näheres gewußt haben. Allein — und das ist für mich das Entscheidende — wie will man unserem Volk zumuthen, heute noch einen Mann zu feiern, der sich in den vierziger Jahren als Werkzeug der romantischen Reaction in Berlin hat brauchen lassen? Freilich will ihn Emil Feuerlein in seinem übrigens trefflichen Artikel über Schelling in Nr. 22 des schwäbischen Merkurs damit entschuldigen, daß er nachweist, es sei Schelling selbst nicht wohl gewesen in dieser Atmosphäre; aber dadurch scheint der Vorwurf eher verstärkt und Schelling mit seinem Wirken in Berlin jenem Aeußersten nahe gewesen zu sein, welches die christliche Dogmatik als Sünde gegen den h. Geist gebrandmarkt hat. Und auch das zweite Erforderniß: der unmittelbare und dauernde Einfluß, hier speciell auf die Philosophie, fehlt bei Schelling entschieden. Denn wenn Feuerlein Recht hat, daß es ihm versagt war, selber zu produciren, und daß er nur andere Geister zu Productionen zu befruchten fähig gewesen, so ist eben damit sein Wirken, dessen Bedeutung im einzelnen und dessen Einfluß auf Hegel namentlich ich in gar keiner Weise unterschätze, sowenig als seine Genialität im allgemeinen, — so ist dieses Wirken, sage ich, ein so vermitteltes, daß es in einer Geschichte der Wissenschaft allerdings nicht fehlen, aber vom Volk, weil es ihm nie verständlich gemacht werden kann, nicht gefeiert werden darf. Dazu kommt weiter noch die erschreckliche Dunkelheit dieses Philosophen, welcher — neben seinem Dilettantismus auf naturwissenschaftlichem Gebiet — die Philosophie nicht nur keine Förderung, sondern jenen Haß und jene Verachtung zu danken hat, von welcher sie Jahrzehnte lang von allen Leuten mit und ohne gesunden Menschenverstand heimgesucht war; und Schelling selbst verdankt es jener Eigenschaft, daß seine Werke kaum noch von den Philosophen von Fach gelesen werden. Darum wird aber schließlich auch die Wissenschaft selbst protestiren gegen die widerliche Apotheose des „Helden" Schelling von Dr. Otto Pfleiderer*). Denn ganz abgesehen davon, daß hier schmutzige Wäsche weiß gewaschen wird und daß Pfleiderer, für den Hayms „die romantische Schule" gar nicht zu existiren scheint, durch Verkennung des durch und durch romantischen Geistes, in welchem Schelling und seine Philosophie befangen war, sich das Verständniß für den Entwicklungsgang des Mannes völlig verschließt, möchte er sogar von unserer Zeit die Anknüpfung an Schelling verlangen und die gesammten Resultate der modernen Naturwissenschaft auf ihn zurückführen, als Erfüllung seiner Ideen ihm vindiciren. Wenn er aber vollends in Schelling einen Rettungsanker gegen „die dilettantische Modephilosophie der Gegenwart", gegen „die ungründliche Popularphilosophie" unserer Zeit sieht, so verweisen wir dafür wieder auf K. Hillebrand und seine Aeußerung über den Dilettantismus, und bemerken im übrigen, daß Herr Pfleiderer Kirchenrath ist.

Winterthur, Februar 1875. **Theobald Ziegler.**

* * *

Von den großen deutschen Conversationslexiken erscheinen augenblicklich neue Auflagen, von dem Brockhaus'schen die 12., vom Pierer'schen die 6., vom Meyer'schen die 3. Ein Urtheil läßt sich bis jetzt nur über das letztere (Leipzig, Bibliographisches Institut) fällen. Dasselbe ist bis zur ersten Hälfte des 4. Bandes, bis zum Worte „Chouan", vorgerückt. Wir haben verschiedene Artikel genau geprüft und können dem bedeutenden Unternehmen nur unsere wärmste Anerkennung zollen. Die Redaction arbeitet mit großer Umsicht und strenger Gewissenhaftigkeit. Das lobenswerthe Bestreben möglichst vollständig und correct zu sein und in den einzelnen Artikeln auch die Ereignisse der jüngsten Zeit zu berücksichtigen, tritt überall hervor.

Von der Neubearbeitung des Brockhaus'schen Lexikons sind uns bis jetzt die beiden ersten Hefte zugegangen, deren Inhalt bis zum Zahlworte „acht" reicht. Die Vergleichung mit der letzten Auflage zeigt, mit welchem Fleiße und welchem Verständnisse diese neue Auflage vorbereitet worden ist.

Für den ersten, in neuer Auflage zum Theil zum zweiten Male erscheinenden Band des Pierer'schen Lexikons scheint die harte Lection, die den Bearbeitern des bereits früher neu erschienenen ersten Heftes des Unternehmens von Seiten der Redaction des Meyer'schen Lexikons zu Theil wurde, nicht verloren gewesen zu sein. Die Versicherung der Verlagshandlung, daß von den älteren Aufsätzen des Werkes kaum ein einziger ohne Revision geblieben ist, haben wir, soweit der Vergleich möglich war, als richtig erkannt.

Im Formate der Conversationslexiken erscheint ein großartig angelegtes und von den ersten wissenschaftlichen Kräften unterstütztes bibliographisches Werk. Es ist die „Allgemeine deutsche Biographie" (Leipzig, Verlag von Dunker & Humblot), welche auf Veranlassung des Königs Maximilian II. von Bayern durch die historische Commission bei der Münchener Akademie von Freiherrn von Liliencron und Professor Wegele herausgegeben wird.

Wir erwähnen noch das „Deutsche Dichter-Lexikon", welches über die deutschen Dichter aller Zeit unter besonderer Berücksichtigung der Gegenwart kurze biographische Notizen bringt. Der Herausgeber ist Franz Brümmer, der Verleger H. Hugendubel (Krüll'sche Buchhandlung) in Eichstätt. Ohne näher auf den Inhalt einzugehen, das Unternehmen verdient im Allgemeinen entschiedene Anerkennung, weisen wir nur auf einige Incorrectheiten hin, die wir in dem Werke gefunden. Es heißt z. B. Berthold Auerbach habe seit 1872 auf seiner Villa bei Freiburg im Breisgau seinen dauernden Wohnsitz genommen; — Auerbach lebt bekanntlich in Berlin. — Unter seinen Werken wird auch angeführt: Erlebnisse einer Mannesseele; — zu diesem Werke hat bekanntlich Auerbach nur den Titel und eine ganz kurze Vorrede geschrieben.

---

*) Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Gedächtnißrede zur Feier seines Säcular-Jubiläums am 27. Januar 1875, im akadem. Rosensaal zu Jena gehalten vom derz. Prorector Dr. Otto Pfleiderer. Stuttgart 1875.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Werthvolles Confirmationsgeschenk.

Liederbuch

für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches,

zusammengestellt von

Dr. H. Schleiden.

Octav. In reichvergoldetem Callicoeinbande.

Preis 6 Mark.

Zarncke's Literarisches Centralblatt. 1874. Nr. 7: „Das Buch ist, mit einem Worte, ein Erbauungsbuch im besten Sinne dieses Wortes, und als solches allseitig, wenigstens allen denen zu empfehlen, denen die Religion noch immer eine Wahrheit, aber doch zugleich unendlich viel mehr ist, als die blosse kirchliche Formel bietet."

Bei **Erich Koschny** in Leipzig erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Cursus der Philosophie

als streng wissenschaftlicher

Weltanschauung u. Lebensgestaltung

von Dr. **E. Dühring,**

Docenten der Philosophie u. der Staatswissenschaften an der Berliner Universität.

Preis 9 Mark.

Der durch seine bisherigen Arbeiten rühmlichst bekannte Verfasser hat hiermit ein neues, in Fachkreisen Aufsehen erregendes Werk beendet.

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist eben erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

Erster Band. 10 Mark 50 Pf.

Das Werk enthält eine ausführliche Kosmogenie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart.

Hermann Kurz, Gesammelte Werke.

Herausgegeben von **Paul Heyse.**

Band-Ausgabe.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen auf diese, zehn Bände à 1½ Mark umfassende, schön gedruckte Ausgabe an, welche sämmtliche Werke des Dichters, **seine herrlichen Romane: „Schillers Heimathjahre" und „Sonnenwirth", seine unübertroffenen kleinen Erzählungen, Novellen und Volksgeschichten,** und endlich einen Band **auserlesener Gedichte mit einer Biographie von Paul Heyse** enthält.

Wir machen alle Freunde echter Poesie auf diese werthvolle Ausgabe aufmerksam.

Stuttgart 1875.

Die Verlagshandlung: **A. Kröner.**

Das vornehmste Unterhaltungsblatt

sind die bei **Georg Stilke** in **Berlin** erscheinenden

Neuen Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von Oscar Blumenthal.

Sie sind das **erste Unterhaltungsblatt,** das in lebendiger Verschwisterung und mit Berücksichtigung **aller** Dichtungsformen **Produktion und Kritik** vereint.

Sie sind das **erste Unterhaltungsblatt,** das regelmäßig ein **Lustspiel** oder **Dramolet** veröffentlicht und mit den **Novitäten der Theatersaison** getreu Schritt hält.

Sie geben endlich der bunten Fülle von (abgeschlossenen) **Novellen . . . Gedichten . . . Essays . . . Plaudereien . . . Miscellen,** die unsere berufensten Schriftsteller in jedem Hefte niederlegen, einen originellen Abschluß durch die Rubrik: . . . **„Aus unserer Briefmappe" . . .,** worin den Lesern des Blattes selbst für jede litterarische Meinungsäußerung ein **gastliches Conversationszimmer** aufgethan ist.

Preis:

pro Band 6 Mark, pro Quartal 3 Mark, pro Heft 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Soeben erschien:

Bardengesang

aus Kleist's

Hermannsschlacht

für eine Singstimme (oder Chor unis.) mit Begleitung des Pianoforte

componirt von

L. Schlottmann.

Preis 50 Pf.

C. A. Challier & Comp. in Berlin.

VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Die unterzeichnete Buchhandlung sucht

gediegene Roman-

und

Novellen-Manuscripte

(für Buchausgabe)

von beliebten namhaften Autoren.

Geschätzte Zuschriften erbittet sich baldigst

Leipzig. **Hermann Dege.**

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In fünfter ergänzter Auflage erscheint eben in 10 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à **10 Sgr. = 1 Mark:**

Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine

Geschichte der Literatur

aller Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwicklung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Dabei kein Compendium speciell nur für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Einbanddecken zum 6. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Hierzu ein Prospect der Verlagshandlung von Fr. Bartholomäus in Erfurt.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 6. März 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der moderne Spiritismus. Von H. Bartling. — Ueber Pyramiden-Weisheit. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Die Augsburger Galerie in Photographie und Lichtdruck. Von Alfred Woltmann. — Theodor Döring. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von Georg Hiltl. V. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Hand und Herz. Trauerspiel in 4 Aufzügen von L. Anzengruber. Besprochen von Paul Lindau. — Aus der philosophischen Facultät. Von Optimus. — Berliner Courier. Von Nemo. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Der moderne Spiritismus.

Von H. Bartling.

Die römisch-katholische Kirche krankt an den Erscheinungen der Jungfrau Maria auf Erden, an Stigmatisirten und anderen Wunderthaten; die protestantischen Kirchen und Secten am Spiritualismus, oder richtiger gesagt am Spiritismus. Wie nun die Muttergotteserscheinungen der letzten Jahre in Frankreich und im Elsaß und die neue belgische Stigmatisirte nicht als die ersten ihrer Art die Gemüther der Gläubigen in Wallung setzen, sondern gute alte, nur neu ausstaffirte und anders *costümirte Bekannte* sind auf dem Marionettentheater, wo schlaue Pfaffen die Drähte leiten und die Dummheit und Leichtgläubigkeit die Zuschauer bilden, so ist auch die jetzt namentlich in America und England grassirende Epidemie, „Spiritismus" genannt, keine Krankheitserscheinung der neuesten Zeit, sondern nur eine, wenn auch anders gestaltete in America zuerst wieder auftretende Fortpflanzung jenes Spiritismus, welcher im vorigen Jahrhundert in Deutschland sein Wesen trieb, und als dessen Schöpfer und Apostel Männer wie Jung-Stilling, Görres, Ennemoser, Mesmer, Gaßner u. A. angesehen werden müssen.

Howitt in seinem als Geschichte verdienstlichen Werke „Die Geschichte des Uebernatürlichen", spricht dies ganz klar und deutlich aus, indem er an einer Stelle sagt: „Nachdem der Spiritualismus fast hundert Jahre lang in Deutschland unter den verschiedensten Formen aufgetreten war und für seine Sache einige der ausgezeichnetsten Philosophen (?!) und Gelehrten gewonnen hatte, zeigte er sich auf's neue und auf allgemeinere Weise in der westlichen Hemisphäre. Er entsprang aus dem gewöhnlichen Besuch von Poltergeistern — wie es die Deutschen nennen. Entweder war nun das Temperament des americanischen Publicums seiner raschen Verbreitung günstig, oder es war in dem allgemeinen Plan der Vorsehung die Zeit gekommen für ein volles und entschiedenes Vorherrschen dieser Action, denn der Spiritualismus breitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit aus, nahm neue und überraschende Formen an und befestigte sich als eine große und bedeutende Thatsache in dem Glauben von mehr als drei Millionen Menschen aller Classen, Berufsstände und Glaubensbekenntnisse".

Was will nun eigentlich dieser neue Spiritismus, der so viel Geschrei von sich macht, und was hat er zu bedeuten?

Die Spiritisten behaupten, wie wir dies schon in dem Artikel im „Supplement zum Brockhaus'schen Conversations-Lexikon" anführten, die Kraft und die Fähigkeit zu besitzen, mit den Geistern der Abgeschiedenen zu verkehren und sie nach Belieben rufen und zu einer nicht geistigen Action, wie z. B. Reden, Tumult, Zerbrechen von Gegenständen u. s. w., zwingen zu können. Zweiflern an dieser ihrer Kraft und Fähigkeit werfen sie ein, daß gar kein Grund vorhanden sei, weshalb Geister nicht erscheinen sollten, und daß Ueberfluß specifischer Evidenz, die bei andern wichtigen Gelegenheiten, z. B. in der Rechtspflege, als entscheidend angesehen würde, von der Art vorhanden sei, daß sie wirklich erscheinen. Diese Erscheinungen nun kann man, insofern nicht eine absolute Täuschung vorliegt, ganz einfach durch das Vorwiegen „dominirender Ideen" erklären. Wir alle wissen, welche großartigen Erscheinungen und wunderbaren Truggebilde wir im Schlaf zu sehen vermögen, wir alle wissen, wie argumentativ, wie poetisch, wie musikalisch, wie glänzend wir im Schlaf sein können. Doch alle diese Dinge können im wachen Zustande Besitz von unserm Bewußtsein nehmen, und sie sind alsdann als spectrale oder als wahnsinnige Illusionen bekannt. Und in der That kann es Illusionen eines jeden unserer Sinne geben — nein es gibt sogar solche — nicht spectrale, oder Illusionen des Sehvermögens allein, sondern auch des Gehörs, als ob „luftige Zungen des Menschen Namen flüsterten", oder des Riechorgans, als ob widrige Gerüche den Patienten peinigten, oder des Gefühls, als wenn Ameisen oder andere Insecten über unsere Haut kröchen. Von allen diesen sind die Illusionen des Gesichts und des Gehörs die interessantesten, nicht blos, weil sie am häufigsten vorkommen, sondern weil sie am häufigsten zu falschen Schlüssen und Handlungen führen. Sie bilden den Stapel für alle Erzählungen der Magik und Hexerei, für die Wunder des Odismus, der Elektrobiologie, des Mesmerismus, und haben selbst zu großen religiösen Bewegungen und epidemischen Aufregungen geführt. Der berühmte, vor zwei Jahren verstorbene englische Arzt, Sir Henry Holland, sagt treffend in seinem Werke: „Chapters on Mental Philosophy": „Während sie auf der einen Hand mit den Träumen, dem Delirium und dem Wahnsinn in Verbindung stehen, sind sie auf der anderen, durch eine Reihe von Graduationen, mit den natürlichsten und gesundesten Functionen verwandt. Von den in unser Gedächtniß zurückgerufenen Bildern der Sinnesobjecte, welche die rationell ausgeübte Willenskraft zum Zweck des Denkens vor unser Bewußtsein stellt, und welche die Vernunft gebührend von den uns umgebenden Realitäten trennt, haben wir, unter verschiedenen Zuständen des Sensoriums, einen stufenweisen Uebergang zu jenen gespensterhaften Bildern der Illusionen, welche uns ungebeten in den Sinn kommen, über unsere Sinne sowohl, wie über unsere Vernunft dominiren und entweder durch ihre Intensität oder ihre Dauer Unordnung in den geistigen Functionen und allem davon abhängenden

Digitized by Google

Thun hervorrufen". Als Illustration des wunderbaren und complexen Charakters dieser Phänomene führt Sir Holland eine (häufig von ihm selbst versuchte) Eigenschaft an, welche der Geist zuweilen ausübt, um durch eine Art freiwilliger Anstrengung die spectralen Bilder zu modificiren, welche sich unfreiwillig unserer Vorstellung aufdrängen, wenn wir die Augen geschlossen haben. Ein Schattenumriß oder eine Figur, welche irgend eine Anhänglichkeit mit einem Gesichte hat, kann oft durch eine gewisse Anstrengung noch mehr mit demselben assimilirt werden, und diese supplementarischen Züge treten gleichsam wie auf unser Geheiß hervor. Wir selbst erinnern uns sehr wohl aus einer schweren Krankheit, wie die großen, durch das schwache Licht der Nachtlampe an die gegenüberstehende Wand geworfenen, tanzenden Schatten von Dingen nach und nach die Umrisse grotesker, riesiger Menschengestalten annahmen, welche so lange vollkommen blieben, wie wir unthätig auf sie hinblickten, aber in dem Augenblick, da wir unsere Aufmerksamkeit scharf auf sie lenkten, sich in ihre Elemente auflösten. So nehmen nicht selten die Falten des Bettdecke nach und nach das Aussehen schneeweißer Marmorbüsten an, — wunderbarer, schöner, züchtiger und classischer Frauengestalten, scheinbar herrlicher als die Meisterwerke griechischer Kunst, welche aber in dem Moment sich in nichts auflösen, da wir genauer hinblicken. Zuweilen jedoch findet das Gegentheil statt und diese spectralen Bilder drängen sich uns so gewaltsam auf, daß wir uns ihrer nicht erwehren können, obgleich wir völlig wach und uns der Illusion bewußt sind. Sir Henry Holland hat in seiner langen, ausgedehnten Praxis viele merkwürdige Beispiele dieser Störung angetroffen, welche mehr als einmal den von Dr. Abercombie erzählten Fall bestätigten, in welchem der Patient, obgleich er die Illusion durch eine Willensanstrengung hervorrief, nicht die gleiche Kraft besaß, sie wieder zu verscheuchen. Wohl vermochte er den Geist zu rufen, aber bannen konnte er ihn nicht. Diese Illusionen stehen mit anderen Thatsachen von eigenthümlichem Interesse und großer praktischer Wichtigkeit in Verbindung. In den sogenannten mesmerischen und elektrobiologischen Phänomenen entwickelt die kürzer oder länger andauernde Thätigkeit der Aufmerksamkeit Sensationen, Bewegungen und Functionsveränderungen. Eine ähnlich exaltirte Thätigkeit der Aufregung wird gleichfalls diese Sinnestäuschungen hervorrufen, nur daß der Operateur dem Subject die Gedankenreihe eingibt, auf welche die Illusion basirt werden soll. Zuweilen geschieht diese Eingebung ganz direct, z. B. wenn der Elektrobiologist dem Medium sagt, er könne dies oder jenes nicht thun, oder daß ein gegebenes Object bitter, süß, oder dergleichen sei. Häufiger jedoch entsteht diese Eingebung indirect aus einer consecutiven Kette, aus Associationen von Vorstellungen. Die eigenthümlichen Resultate der Eingebung, wie man sie in den sogenannten elektrobiologischen Phänomenen wahrnimmt, können bei passenden Subjecten auf alle nur mögliche Weise verändert werden.

Die Classe spectraler Illusionen, welche durch associirte Ideen „Sensitiven" eingegeben werden, — d. h. durch Erregbarkeit des Gehirns prädisponirter Personen — wird durch nichts besser illustrirt, als durch die Dolchscene im Macbeth. So bekannt diese Verse auch sein mögen, so rufen sie doch durch ihre staunenswerthe Analyse des subtilsten aller geistigen Phänomene, erneutes Interesse hervor:

„Ist das ein Dolch, was ich da vor mir sehe,
Den Griff nach meiner Hand gekehrt?
Laß dich ergreifen. —
Ich hab' dich nicht und seh' dich immer noch.
Bist du nur sichtbar, Schreckbild, fühlbar nicht?
Du wärest nichts, als ein Gedankendolch,
Ein Wahngeschöpf des glutherdrückten Hirns?
Ich seh' dich noch, du scheinst nicht minder greifbar —
Als dieser Dolch, den ich nun wirklich zücke.
Du schreitest wie ein Marschall mir voran
Den angetretenen Weg, und solch ein Werkzeug
War für den Zweck bestimmt. Die Augen sind
Die Narren unter meinen Sinnen, oder
Mehr werth als alle anderen zusammen.
Ich seh' dich noch, — die Klinge, das Gehölz
Betröpft mit Blut — das war zuvor nicht. —
Dergleichen ist nicht. Die Verkündigung
Des Blutgeschäftes an die Augen war's". —

Dies ist ein herrliches psychologisches Gemälde. Der schlaflose, aufgeregte Mörder denkt an seine Mordwaffe — und das Trugbild des Dolches erscheint; dann an seinen Weg zur That — und er schreitet ihm wie ein Marschall voran; dann an die vollbrachte That — und der Dolch ist betröpft mit Blut.

Freiherr von Reichenbach hat Jahre lang gearbeitet, experimentirt und verschiedene dicke Werke mit Illustrationen veröffentlicht, welche die Resultate langer Forschungen enthalten, aus denen er den Schluß zieht, daß es noch eine bislang unentdeckte Kraft in der Natur gibt, welche er „Od" nennt. Dies Od entspringt aus vielfachen Quellen und um Mißverständnisse zu vermeiden, benennt er ihre Spielarten nach diesen: Krystallod, Thermod, Elektrood, Phytod, Magnetod, Chymod, Heliod, Mondscheinod, und für das gesammte materielle Universum auch noch das — Panod.

Die ganze Basis dieser neuen großen Philosophie ist weiter nichts, als durch Eingebung hervorgerufene visuelle Phantasiegebilde eines phorphorescirenden Lichts bei einigen Dutzend hysterischer Männer und Frauen. Jeder, dem es gefällt, kann die Experimente Reichenbachs für sich selbst wiederholen. Man nehme nur einmal ein erregbares, junges Mädchen, bearbeite Tag für Tag ihre Einbildungskraft und mache sie durch eine beständige Reizung des sensorischen Organs des Gehirns zu einer „Sensitiven", wie Reichenbach, oder zu einem „Medium", wie die Spiritisten es nennen, und es wird gelingen, sie das „odische Licht" in einem leeren Kleiderschrank und eine Welt von strahlenden Lichtern in einer Hutschachtel sehen zu machen.

Der erste, der dem Mesmerismus und dem Odismus durch vielfache Untersuchungen scharf zu Leibe ging, war ein Chirurg zu Manchester, James Braid, der bereits in den vierziger Jahren die Entdeckung machte, daß ein in Somnambulismus übergehender Schlafzustand (welchem er den passenden Namen Hypnotismus gab) in zahllosen Individuen aller Classen, Altersstufen und Temperamente hervorgerufen werden kann, und daß die Phänomene dieses Zustandes so sehr dem des (sogenannten) mesmerischen Somnambulismus gleichen, daß sie die werthvollste Handhabe zu einer Analyse des letzteren bilden. In beiden scheint der Somnambulist unfähig zu sein, seine Ideen, Gefühle und Handlungen zu controliren; er ist ganz und gar dem Willen eines Andern unterworfen, der seinen Gedankengang nach seinem Willen beherrschen und ihn zwingen kann, jeden Befehl auszuführen. Der Schlüssel zu diesem Wunder ward sehr bald von Braid entdeckt, und zwar in der concentrirten Wirkung des schon obengedachten Princips „der Eingebung", das den Psychologen schon lange bekannt war; und geleitet von dieser Idee verfolgte er seine Untersuchungen mit hoher Intelligenz. Im Verlauf seiner Forschungen entdeckte er, daß eine verwandte geistige Bedingung auch gelegentlich im wachen Zustande erregt werden kann, ohne vorher durch das Stadium comatöser Gefühllosigkeit zu gehen und daß es bei einigen empfänglichen Individuen genügt, ihre Aufmerksamkeit nur einige Minuten, ja nur einige Secunden auf irgend ein Object zu lenken. So wird z. B. jemand, der beharrlich oder ängstlich auf das Meer oder eine große Ebene hinschaut, selten verfehlen, den Gegenstand zu erblicken, den er sucht; ein erwartungsvoll Lauschender hört jeden Augenblick das Geräusch von Rädern, Fußtritten oder das Anklopfen, welches die ersehnte oder gefürchtete Ankunft verkündigt; und Schmerzen, Gefühle, Gerüche und selbst Krankheiten können häufig auf diese Weise hervorgerufen werden.

Digitized by Google

Viele der Thatsachen des Spiritismus vermag man auf diese Weise faßlich zu erklären, jedoch muß man dabei etwa folgende Principien nicht aus den Augen verlieren: 1. Ein großer Theil unseres gewöhnlichen Gedankenganges, und consequenter Weise unseres Handelns, wird durch directe Eingebung bestimmt; 2. alle bestimmte Erinnerung involvirt die Ausübung einer Willenscontrole über die Richtung der Gedanken, und folglich, wenn diese Controle unterbrochen und der Geist seiner eigenen automatischen Thätigkeit überlassen ist, so wird die Kraft, sich selbst der bekanntesten Vorstellungen zu erinnern, zerstört; 3. wenn die den Willen leitende Kraft suspendirt ist, dann wird die Fähigkeit, selbst die allerillusorischsten Ideen durch einen Appell an die gesunde Vernunft zu berichtigen, zeitweilig zerstört; 4. die Concentration der gesammten Aufmerksamkeit auf ein Object des Bewußtseins, sei es nun ein sensorischer Eindruck, eine Idee, oder eine Emotion, vermehrt ihre Intensität auf die allerwunderbarste Weise und endlich 5. wenn die ganze Energie auf irgend eine Muskelanstrengung, namentlich unter dem Einfluß einer überwältigenden Aufregung concentrirt wird, dann scheint der Körper mit übermenschlicher Kraft und Geschmeidigkeit begabt zu sein und irgend eine außerordentliche That wird gethan, welche den Thäter selbst, wenn in den normalen Zustand zurückgekehrt, mit Schrecken und Verwunderung erfüllt.

(Schluß folgt.)

Ueber Pyramiden-Weisheit.

Von **Carus Sterne.**

Ungefähr vor einem halben Jahrhundert lebten in der deutschen Forschung eine Reihe jener durch Plato und Pythagoras angeregten Speculationen von einem goldenen Zeitalter nicht nur des Menschendaseins, sondern auch des Wissens, von einer ehemals vorhandenen, seitdem verdunkelten oder untergegangenen Urweisheit der Inder, Egypter, Babylonier u. s. w., die man mit Vorliebe als eine „geoffenbarte Weisheit" betrachtete, von neuem wieder auf. Schelling schrieb damals sein Buch über die Gottheiten von Samothrake, der hallenser Professor Schweigger eine ganze Folge von Abhandlungen über Urphysik, durch welche nachgewiesen werden sollte, daß in den Mysterien der Kabiren, die Gesetze des kaum wieder entdeckten Elektromagnetismus auf das vollkommenste in Lehren und Bilderschrift ausgeprägt worden seien, ja es erschien mehrere Jahre hindurch eine besondere Zeitschrift des Vereins für Verbreitung von Naturerkenntniß und höherer Wahrheit, der sich neben der schönen Aufgabe die Religiosität durch Naturerkenntniß zu fördern, namentlich auch mit jener „geoffenbarten Urweisheit" beschäftigte.

Heute trotz der anscheinend ungünstigsten Richtung der Zeit, in welcher der über alles siegreiche Darwinismus im Gegentheil den Beweis anzutreten sucht, daß der Mensch aus einem unvollkommeneren wilden Zustande sehr allmählich zu einem Stadium höherer wissenschaftlicher Befähigung herangereift sei, daß Adam nichts weniger als der vollkommene, beinahe allwissende Mensch gewesen sein könne, für den ihn Alchymisten, Kabbalisten und Schwärmer aller Art ausgegeben haben, treten ähnliche Speculationen nochmals in die Arena der Wissenschaft, haben bereits zahllose Federn in Bewegung gesetzt und werden es ohne Zweifel auch künftig thun. In dem ältesten ägyptischen Bauwerke, welches wir kennen, dem gewaltigsten Monumente, welches überhaupt jemals gebaut worden ist, dessen Höhe selbst die schlank aufstrebenden Thürme der gothischen Dome des Mittelalters niemals erreicht haben, und hinter welcher auch diejenigen des Kölner Domes zurückbleiben werden, in der Pyramide des Königs Sophis oder Cheops, will man ein rein wissenschaftliches Denkmal erkannt haben, welches uns ohne jede Spur von Hieroglyphen und Inschriften erkennen läßt, daß die ägyptischen Priester in der Astronomie und Meßkunst mindestens ebensoweit vorgeschritten waren wie die Astronomen und Mathematiker unserer Tage, astronomische Bestimmungen gemacht hätten, über welche wir noch zweifelhaft sind, und zu deren Präcisirung die Regierungen aller europäischen Culturstaaten noch kürzlich bedeutende Geldmittel bewilligt haben. Man beginnt von neuem von einer direct geoffenbarten Urweisheit zu sprechen, und in der That, wenn jene Zahlen, die man aus den Dimensionen der großen Pyramide herausgerechnet hat, über alle Anfechtung erhoben werden könnten, würde man in Verlegenheit gerathen, anzunehmen, daß solche Resultate vor 4000 Jahren auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung erreicht sein könnten, man würde genöthigt sein, zum mindesten anzunehmen, daß eine Culturperiode, die an Errungenschaften der unsrigen kaum nachsteht, aller geschriebenen Geschichte voraufgegangen sei, deren letzte Trümmer eben in der großen Pyramide von Gizeh auf unsere Zeit gerettet seien. Zwei anerkannte Autoritäten der Wissenschaft, der jüngere Herschel und der schottische Astronom Piazzi-Smyth haben im Verein mit andern zum Theil nicht weniger klangvollen Namen diesen Zweig der Forschung neu belebt und der letztere namentlich hat durch zwei vor fünf Jahren veröffentlichte Werke*) eine allgemeine Sensation erregt, der gegenüber die Aegyptologen und Astronomen noch keineswegs allgemein eine feste Position gewonnen haben. Trotz mancher Angriffe sind doch von keiner Seite die Grundlagen der höchst sonderbaren Resultate von Piazzi-Smyth vollkommen erschüttert oder widerlegt worden. Im frommen England und noch frömmeren Frankreich ist das neue Theorem von einem handgreiflichen Objecte der göttlichen Offenbarung von vielen Seiten mit außerordentlichem Enthusiasmus aufgenommen worden, der englische Ingenieur Saint-John-Vincent Day in Glasgow ebenso wie der französische Naturgelehrte Abbé Moigno und andere suchen in Memoiren und Abhandlungen die Ansicht zu verbreiten, daß die große Pyramide ein ebenso unmittelbar von Gott inspirirtes Werk sei wie die Bundeslade, die Stiftshütte und der salomonische Tempel. Zu diesen in den letzten beiden Jahren erschienenen Werken kommt noch ein ganz neues von A. Dufeu, Mitglied des ägyptischen Institutes zu Paris**) mit anderen, aber zum Theil nicht weniger abenteuerlichen Resultaten, wie die von Smyth, Day und Moigno vertretenen. Bevor ich mich zu der Darstellung des jedenfalls höchst merkwürdigen Inhaltes dieser Werke wende, will ich eine kurze Andeutung über die ältere Entwicklung der Pyramiden-Weisheit voraus schicken.

Es handelt sich dabei immer um die größte der drei Pyramiden von Gizeh unweit Cairo, welche zugleich die älteste, größte und nördlichste aller ägyptischen Pyramiden ist, wenn man von der unvollendet gebliebenen Pyramide von Abou Roasch absieht, welche noch eine deutsche Meile ungefähr nördlicher liegt. Schon die ältesten Schriftsteller, welche von dieser Pyramide gesprochen haben, munkeln davon, daß in den Dimensionen derselben die Resultate wissenschaftlicher Messungen und mathematischer Forschungen verborgen seien. Herodot der Vater der Geschichte, dem der Bau bereits als ein Werk grauester Vorzeit erschien, erzählt, von den Priestern erfahren zu haben, daß der Inhalt jeder der vier dreieckigen Seitenflächen, dem Quadrate der Höhe gleichkomme, und der alte Geograph Strabo bemerkt, daß die Höhe der großen Pyramide die Länge eines ägyptischen oder olympischen Stadions, von denen 600 auf den Erdgrad gerechnet werden, ausdrücke. Diese Andeutungen geheimer aus den Pyramiden zu holender Weisheit fielen früh auf fruchtbaren Boden. Schon im Jahre 1637 kletterte der Professor John Greaves aus Oxford innen und außen an dem ehrwürdigen Baue herum, um die genauesten Maße desselben zu nehmen, und der große Isaak Newton bemühte sich nachzuweisen, daß die Einheit des heilig gehaltenen, von den Hebräern aus Aegypten mitgenommenen Maßes, mit welchem die Dimensionen des Tabernakels im Allerheiligsten bestimmt wurden, und welches gänzlich verschieden war von dem profanen Maße, aus der Höhe der großen Pyramide abzuleiten sei. Besonders genaue Messungen wurden später von Le Père und Coutelle, Mitgliedern der napoleonischen Expedition in Aegypten genommen und da-

*) Life and Work at the great Pyramid during the months January, February, March and April 1868. 3 Vols. — On the antiquity of intellectual man from a practical and astronomical point of view Edinb. 1868.

**) Découverte de l'âge et la véritable destination des quatres Pyramides de Gizeh, principalement de la Grande Pyramide. Paris 1873.

Digitized by Google

bei Resultate erhalten, die zu einer umfangreichen begeisterten Abhandlung Jomards im 7. Bande der classischen Description de l'Egypte das Material gaben. Es bestätigte sich hierbei nämlich, daß die Seitenkanten eine Länge von 184,722 Meter besaßen, was ziemlich genau dem sechshundertsten Theile eines mittleren ägyptischen Erdgrades entspricht, so daß das alte ägyptische Stadium sich ebensogut wie das französische Meter als eine aus den Dimensionen der Erde selbst abgeleitete Maßeinheit erwies. Die Länge dieses Pyramidenstadiums mit 600 multiplicirt, ergab eine Ausdehnung von 110833,2 Metern, während die mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln und Correcturen damaliger Zeit vorgenommene Bestimmung der Länge eines mittleren ägyptischen Erdgrades 110827,68 Meter ergab, also etwa 5,5 Meter weniger, einen bei dieser Ausdehnung kaum nennenswerthen Unterschied. Mit Recht war Jomard über diesen Fund höchlichst erstaunt und sagte, daß man aus den Dimensionen der großen Pyramide mit eben der Sicherheit erkennen könne, daß die alten Aegypter verstanden hätten, Gradmessungen mit außerordentlicher Genauigkeit auszuführen, wie nach einer Zerstörung unserer gesammten Städte und Wohnungen durch eine Erdumwälzung ein Ueberlebender, der sich darauf verstünde, ähnliche Schlüsse aus einem aufgefundenem Meterstabe, der aus einem schwer schmelzbaren Metalle gefertigt, die Zerstörung überdauert hätte, ziehen könnte. Nebenbei bemerkt, liegt in jenem Theilungsverhältniß vielleicht die Erklärung der 360 Tausend Arbeiter, welche nach Diodor die große Pyramide erbaut haben sollen. Es ist nämlich dies die Fußzahl des ägyptischen Erdgrades (600 Stadien zu 600 Fuß), die durch ein Mißverständniß als Arbeiterzahl verstanden sein mag. In unserem Jahrhundert beschäftigten sich wiederum vorzugsweise die Engländer mit der großen Pyramide, und der Oberst Howard Vyse widmete der Deutung der mit Unterstützung seines Ingenieurs Perring erhaltenen Meßresultate ein dreibändiges Werk. Ihnen folgte der Ingenieur Wild aus Zürich, welcher die große Pyramide als eine architektonische Demonstration des pythagoräischen Lehrsatzes erkannte, während der deutsche Professor Gladisch in seiner Abhandlung über das „Mysterium der Pyramiden" (1846) sie ganz allgemein als Symbolum der vier Elemente, welche die Welt bilden (welches Axiom ägyptischen Ursprung hat), deutete. John Taylor gebührt das Verdienst, zuerst erkannt zu haben, daß die große Pyramide die Lösung des alten Problems von der Quadratur des Cirkels in sich birgt. Die oben erwähnte Angabe des Herodot untersuchend, fand er, daß der hiernach $51^0\,49'$ betragende Winkel zweier Seiten in Wirklichkeit $51^0\,51'$ betrage, woraus unmittelbar das äußerst merkwürdige Verhältniß folgt, daß der Umfang der viereckigen Grundfläche der Pyramide, d. h. die Längensumme der Basiskanten 6,2832 mal die Höhe der Pyramide enthält, d. h. das Verhältniß des Radius zum Kreisumfang repräsentirt. In dieser einfachsten baulichen Lösung des Problems von der Quadratur des Cirkels, wenn man so sagen darf, ward also die Ludolph'sche Zahl zu einer Zeit monumental verewigt, in welcher man in den Schulen der griechischen Mathematiker noch nicht das Geringste über ihre Existenz und Größe ahnte. Allein alles das sind wahre Lappalien gegen die Entdeckungen von Piazzi-Smyth und Petrie, zu denen wir nunmehr gelangen. Das eben erwähnte Verhältniß gab diesen beiden Forschern, welche 4 Monate lang mit den feinsten Werkzeugen der Neuzeit ausgerüstet, Messungen anstellten, Gelegenheit, die wahre ursprüngliche Höhe der Pyramide festzustellen, welche nicht direct gemessen werden werden kann, da die Spitze fehlt und ebenso die gesammte äußere Bekleidung, welche diese Spitze ehemals noch um ein Beträchtliches erhöhen mußte. Nach Erkenntniß jenes Verhältnisses war es nicht schwer, die ehemalige Höhe als die Hälfte der Zahl π aus der Gesammtlänge der vier Basiskanten, deren Restauration vorausgehen mußte, abzuleiten. Sie wurde auf diesem Wege zu 5819 engl Zollen (= 0,09184 engl. Meilen) mit einem möglichen Fehler von 16 Zoll bestimmt. Wenn man diese, die Höhe der Pyramide ausdrückende Zahl tausend Millionen mal nimmt, so erhält man als Rechnungsresultat die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde, den neuesten Messungen entsprechend:

$$5819 \text{ engl. Zoll} \times 10^9 = 91840000 \text{ engl. Meilen.}$$

Ehe ich aber daran gehe, die wahrhaft erstaunliche Bedeutung dieses Multiplicationsproductes genauer darzulegen, muß ich zunächst erwähnen, wie man dazu kommt, die Dimensionen der Pyramide mit Potenzen der Zehnzahl zu multipliciren. Sobald man genauer zusieht, bemerkt man, daß an den Pyramiden die Zahlen 2 und 5 sich auffällig wiederholen. Die Pyramide wird von 5 Flächen, 5 Ecken, 2×2 Dreiecksflächen, 2×2 Seiten- und ebensovielen Basis-Kanten begrenzt, kurz sie ist eine Demonstration des aus 2 und 5 hervorgehenden Decimalsystems, ein Zaunpfahlwink, daß die Dimensionen und Maße der Pyramide mit der Zehn und ihren Potenzen zu multipliciren sind, um die geheime Bedeutung derselben zu entfalten! Außer der 2 und 5 tritt nur noch die durch ihre Addition hervorgehende Siebenzahl in einigen Constructionsdetails hervor, deren geheime Bedeutung wir weiter unten erkennen werden. Die Pyramidenhöhe mit dem Wege des Sonnenstrahls bis zur Erde zu vergleichen, lag nun unmittelbar Veranlassung vor durch die Bemerkung des Plinius, daß die aegyptischen Obelisken — er hat natürlich die Pyramiden gemeint — Bilder des Sonnenstrahls vorstellen sollten.

Die aus der Höhe der großen Pyramide abgeleitete mittlere Sonnenferne stimmt nun in grabezu wunderbarer Weise mit den durch alle Hilfsmittel der modernen Wissenschaft erhaltenen Messungen überein. Eine dieser Messungen aus dem Jahr 1860 gab die Zahl von 91678000 engl. Meilen, eine noch spätere von 1867 ergab 92380000 Meilen. Man sieht, daß die Pyramidenzahl ungefähr die Mitte der beiden neuesten Bestimmungen einhält, und daß dabei der oben angedeutete mögliche Fehler von 16 Zoll mehr oder weniger, der sich durch die Multiplication auf höchstens 260000 Meilen erhöhen kann, gar keine Rolle spielt. Eine im Anfange unseres Jahrhunderts gemachte Messung, nach welcher diese Entfernung 95000000 Meilen betragen sollte, enthielt eine mehr als zehnmal so große Abweichung von der richtigen Zahl. Hundert Jahre früher versuchte Bestimmungen dieser Entfernung bargen noch Fehler von zehn Millionen Meilen, d. h. 10 % der Gesammtsumme, zwei Jahrhunderte früher betrug der Schätzungsfehler 66 % und in der Blüthezeit der griechischen Astronomie, d. h. noch 19 Jahrhunderte früher, sogar 99 %. Die große Schwierigkeit bei der Bestimmung dieser so hoch interessanten und wichtigen Zahl, liegt in der sichern Feststellung einer der wichtigsten astronomischen Constanten, der Parallaxe der Sonne. Die Gelegenheit, dieselbe genauer durch Beobachtung der sogenannten Venus-Durchgänge von weit auseinanderliegenden Orten aus zu bestimmen, ist so selten, daß die gelehrte Welt mit der größten Spannung, dem letzten dieser Vorübergänge (8. December 1874) entgegensah, daß die Regierungen bereitwillig große Summen zur Ausrüstung von Expeditionen nach entfernten Orten des Erdballs hergaben, obwohl ein wenig schlechtes Wetter diese Beobachtungen verhindern konnte. Und das alles, um eine Zahl zu präcisiren, die nach Piazzi-Smyth den alten Aegyptern schon im Jahre 2170 v. Chr. Geb. — denn das ist das von Herschel berechnete und von Smyth bestätigte Gründungsjahr der gr. Pyramide — mit viel größerer Genauigkeit bekannt war, als uns vor kaum 20 Jahren. Wenn die Pyramidenzahl genau ist, muß sich daraus der richtige Werth der Sonnen-Parallaxe ableiten lassen. Dies hat Petrie im Jahre 1867 gethan und dabei den Werth von 8,8755 Secunden für die Parallaxe erhalten. Nun wolle der geneigte Leser aufmerken: Am 22. Juli 1872 legte der berühmte Berechner des Neptun, Leverrier, der pariser Akademie ein Memoire vor, in welchem die Parallaxe der Sonne aus dem Mittel dreier sehr übereinstimmender Schätzungen der Erdmasse, directer Messung der Lichtgeschwindigkeit von Léon Foucault mit Berücksichtigung der Aberrations-Constanten von Struve, d. h. mit aller erdenklichen und erreichbaren Genauigkeit auf 8,866 Secunden berechnet war, d. h. nicht ganz $^1/_{100}$ Secunde kleiner, als sie vor 4000 Jahren die Baumeister der großen Pyramide in Stein ausgedrückt hätten! Aber das ist noch lange nicht das größte Geheimniß, was die Mauern der großen Pyramide einschließen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Augsburger Galerie in Photographie und Lichtdruck.

Die königliche Gemäldegalerie in Augsburg ist eine Sammlung von hervorragendem Werthe, welche schon lange das besondere Interesse der Wissenschaft in Anspruch genommen hat, aber dem reisenden Publicum bei weitem noch nicht so bekannt geworden ist, wie sie es verdient. Zu dem, was die Kirchen mit ihren Denkmälern und Altären, das Rathhaus, die Zunfthäuser, die bürgerlichen Paläste mit ihren reichen Façadenmalereien, die prächtige Maximiliansstraße mit ihren ehernen Brunnen, endlich die Zinnen und Thürme der Stadtmauer von Augsburgs glorreicher Vergangenheit berichten, bilden die Schätze der Galerie eine wesentliche Ergänzung. Hier tritt uns zunächst die einheimische Malerschule entgegen, während auch vortreffliche Bilder anderer Schulen, aus den verschiedensten Epochen, dieser Sammlung aus dem unerschöpflichen Bildervorrath des bayrischen Staates überwiesen worden sind. In einem engen Gäßchen liegt das Local, nämlich das ehemalige Katharinen-Kloster, dessen Nonnen meistens Töchter der reichsten und vornehmsten Geschlechter in Augsburg waren und auch die Mittel zur Bestellung mancher Kunstwerke besaßen. Bilder, welche Hans Holbein der Aeltere und Hans Burckmair für sie gemalt haben, befinden sich noch an Ort und Stelle in der Galerie. Die Räumlichkeiten sind stattlich und gut beleuchtet, besser als gar viele Gemäldegalerien, welche eigens für diesen Zweck gebaut worden sind. Aus der Klosterkirche, die im Polygon schließt und durch eine Reihe schlanker Säulen in zwei Schiffe von gleicher Höhe getheilt wird, sind drei große Säle hergestellt worden, neben denen sich dann eine Reihe kleiner Cabinette entlang zieht, wie die Säle mit einem hoch einfallenden Seitenlicht versehen. Durch eine Umhängung, welche der jetzige sorgsame Conservator, Herr Eduard von Huber, vorgenommen, hat die Sammlung ungemein gewonnen. Die Bilder sind nicht mehr in eine solche Höhe gerückt, wie früher; durch geschickte Ausnutzung des Raumes und zum Theil durch Aufstellung von Zwischenwänden ist es möglich gewesen, jedem Kunstwerke eine Stelle anzuweisen, an der es gesehen und genossen werden kann. Endlich sind auch in letzter Zeit Photographien nach einer Anzahl von Gemälden der Galerie erschienen, welche von den Herren Nöhring und Frisch in Lübeck, die sich auch sonst durch photographische Publication deutscher Denkmäler und Sammlungen verdient gemacht haben, vortrefflich ausgeführt sind. Auch die neuerdings angestellten Versuche in Lichtdruck sind vorzüglich gelungen. Die Vervielfältigung, namentlich die photographische, von Gemälden der bayrischen Staatssammlungen war bisher auf das äußerste erschwert; es bestehen, wie bei der Münchener Pinakothek, gewöhnlich Privilegien, welche einzelnen Firmen auf lange Zeiträume ertheilt worden sind und von diesen nun arg gemißbraucht werden. Dieses ungehörige Treiben, das auch auf dem kunstgeschichtlichen Congresse in Wien im September 1873 den Gegenstand einer besonderen Beschwerde bildete, wird hoffentlich nicht mehr lange währen, seitdem die neuen Vervielfältigungen der Augsburger Bilder so gut ausgefallen sind und so freudig begrüßt werden.

Da finden wir zunächst den größten Theil der zahlreichen Gemälde von Hans Holbein dem Aeltern, die sämmtlich aus dem alten Katharinen-Kloster herrühren. Von den größeren Darstellungen der Basiliken Roms, die in Folge einer päpstlichen Ablaßbulle von verschiedenen Klosterfrauen gestiftet wurden, sind zwei, die Basilica Santa Maria Maggiore von 1499 und die Basilica Sanct Paul vor den Mauern, von 1504, von diesem Meister, die charakteristischen Proben seiner früheren Zeit. Mit vollem Recht sind diese an Einzelvorgängen und gesonderten Gruppen reichen Tafeln in verschiedenen Theilen aufgenommen worden, die sich auf diese Weise in ziemlicher Deutlichkeit präsentiren. Nicht minder interessant sind dann die vier Gemälde von zwei Altarflügeln aus dem Jahre 1512, die man früher für Jugendbilder des jüngeren Hans Holbein halten zu können glaubte, die aber in Wahrheit Schöpfungen aus der reifsten Epoche seines Vaters, die ersten datirten Proben von der Wandlung seines Stiles unter dem Einfluß der Renaissance sind. Der entschiedene Realismus tritt uns bei der Kreuzigung Petri, der Enthauptung der heiligen Katharina in packender Energie und drastischer Lebendigkeit entgegen, aber die Darstellung des Christusknaben zwischen seiner Mutter und Großmutter, das Gemälde, welches durch seine gefälschte Inschrift lange Verwirrung in der Kunstgeschichte angerichtet hatte, verbindet hiermit bereits entwickelten Formensinn, Anmuth der Bewegung und zarte Empfindung, endlich die Fähigkeit, ganz individuell behandelte Charaktere, wie hier die heilige Jungfrau, durch den Ausdruck seelenvoller Milde zu verklären. Von Hans Burckmair, dem Meister einer etwas jüngeren Generation, der die Renaissance Italiens an der Quelle studirt hat, sieht man zwei hervorragende Altäre, jedes aus dem Mittelbilde und zwei Flügeln bestehend. Der frühere Altar, mit der Darstellung Aller Heiligen zu den Seiten der von Christus gekrönten Maria, von 1507, zeigt in den Gestalten noch das Ueberwiegen des heimischen Stils, während in der Architektur und den Verzierungen des Thrones bereits die ausgebildete Renaissance herrscht. Noch stärker ist der Altar mit der Kreuzigung aus dem Jahre 1519 von den italienischen Vorbildern beeinflußt, auch der Vortrag und die Haltung sind andere geworden, von den Gestalten auf den Flügeln mag der heilige Georg etwas eckig ausgefallen sein, aber Kaiser Heinrich offenbart dafür eine Freiheit, eine Größe und einen ruhigen Adel, die ihn unter den besten deutschen Schöpfungen dieser Epoche dastehen lassen.

Die Gemälde, die unter dem Namen Hans Holbeins des Jüngeren herausgegeben worden sind, rühren sämmtlich nicht von diesem her. Unter ihnen befinden sich zwei nicht in der Galerie sondern im Maximiliansmuseum zu Augsburg bewahrte Bildnisse, die zu den authentischen mit voller Sicherheit zu constatirenden Schöpfungen eines andern großen Augsburger Malers, des Christoph Amberger, gehören, die Brustbilder des Wilhelm Mörz aus Lindau und seiner Gattin Afra Rehm (1533). Bartholomäus Zeitblom, der Ulmer Meister, ist durch die vier Bilder aus der Legende des heiligen Valentinian, welche seine charaktervolle Milde, seinen schlichten Adel offenbaren, vorzüglich vertreten. Unter den deutschen Meistern aus anderen Schulen findet man sogar Albrecht Dürer, und zwar in zwei Gemälden von außerordentlich feiner Qualität. Seiner früheren Zeit gehört die Halbfigur der betenden jungen Maria an, ein deutsches Mädchenbild von rührendem Ausdruck der Andacht und Bescheidenheit, mit lang herabwallendem Haar und zartem Schleier. Ein wahres Juwel ist das Brustbild der Maria mit dem Kinde vom Jahre 1516. Wenn auch ganz vaterländisch und individuell, gewinnen die Züge der Madonna hier doch einen Ausdruck von Erhabenheit und Adel, wie ihn Dürer selten erreicht hat. Die plastische Durchbildung der Köpfe wie des Knabenärmchens und der linken Hand Marias mit der Nelke ist außerordentlich.

Einer seiner größten Schüler, Bartholomäus Beham, tritt uns in einem der besten Werke gegenüber, die noch von ihm erhalten sind. Mir war es eine besondere Freude, dasselbe reproducirt zu sehen, da ich mich mit diesem Meister und mit diesem Bilde ganz besonders beschäftigt hatte. Den Spuren des Künstlers war bereits Waagen eifrig nachgegangen. Während man sich bisher über ihn nur als Kupferstecher und als den zartesten und feinsten der sogenannten Kleinmeister orientirt hatte, wußte Waagen sich auch von ihm als Maler einen klaren Begriff zu bilden; nur ein einziges bezeichnetes Gemälde in der Münchener Pinakothek konnte dabei zu Grunde gelegt werden, aber dessen künstlerische Eigenschaften waren so ausgesprochen, daß sich andere Arbeiten hiernach constatiren ließen. Vor mehreren Jahren wurde ich selbst zu specielleren Studien über Barthel Beham veranlaßt durch den Auftrag, den Katalog der fürstlich Fürstenbergischen Gemäldesammlung zu Donaueschingen zu verfassen, in welcher der Künstler besser als irgendwo anders vertreten ist. Hier findet sich der größte Theil der Bilder und

Digitized by Google

Altäre vereinigt, welche Beham für zahlreiche Besitzungen des Grafen Gottfried Werner von Zimmern gemalt hat; vorzüglich erhaltene, höchst sorgfältig durchgeführte Werke, die sich vor so mancher Handwerksarbeit, welche sich sonst von ihm vorfindet, vortheilhaft auszeichnen und zu den besten Leistungen der kirchlichen Malerei in Deutschland aus der Zeit nach Dürer gehören. Im erwähnten Kataloge, dem ich eine biographische Skizze Barthel Behams und ein Verzeichniß seiner sämmtlichen mir damals bekannten Gemälde beigefügt, wies ich auch ein ausgezeichnet schönes Bildniß in der Augsburger Galerie als seine Arbeit nach. Es hing dort unter der Benennung: „Porträt König Heinrichs VIII. von Amberger"; aber mit Ambergers Eigenthümlichkeit hatte es nichts gemein, dieser Maler war ferner nie in Berührung mit Heinrich VIII. gekommen und die Züge des Gesichtes waren diesem auch keineswegs ähnlich; nur eine gewisse Leibesfülle, ein ähnlicher Schnitt des Bartes und der sehr reiche, vornehme Anzug hatten zu dieser Taufe geführt. Auf dem Bilde stand: „Anno 1535 Etatis 33", was auch nicht auf König Heinrich gehen konnte, der schon 1491 geboren war. Der Dargestellte ist vielmehr der Kurfürst und Pfalzgraf Otto Heinrich, geboren 1502, und die Constatirung ist deshalb nicht schwer, weil sein Bildniß in etwas größerem Format sich unter der Sammlung von sechzehn Porträts bayrischer Fürsten und Fürstinnen von Barthel Beham in der Galerie zu Schleißheim befindet. Aber diese Bilder, welche schon durch die Erwähnung in Sandrarts Teutscher Akademie beglaubigt sind, befinden sich in einem Zustande trostloser Uebermalung; das Augsburger Porträt dagegen ist wohlerhalten, zeigt die lebendigste Auffassung der Persönlichkeit verbunden mit einer meisterhaften und breiten Behandlung und alle diejenigen Eigenschaften, welche Barthel Beham als Maler auszeichnen, namentlich das rosige, heitere, aber fast an das Bunte streifende Colorit. Seit der Zeit gelang es mir, noch andere Gemälde des Künstlers zu constatiren, z. B. in der Galerie Nostitz in Prag, unter dem falschen Namen Holbein, die Bildnisse eines bayrischen Fürsten und seiner Gemahlin. Die Zeichnungen zu denselben befinden sich in der Albertina zu Wien.

Ein Hauptwerk unter den deutschen Bildern der Augsburger Galerie ist endlich noch der aus drei Tafeln bestehende Altar der Kreuzigung von Albrecht Altdorfer, im Jahre 1517 von der Familie Rehling in die Dominicanerkirche zu Augsburg gestiftet, mit der Verkündigung Marias auf den Außenseiten der Flügel. Von späteren niederländischen Gemälden seien dann namentlich zwei Brustbilder von M. J. Mierevelt hervorgehoben, von italienischen ein elegantes Damenporträt von Moroni, ein reizendes Madonnenbildchen von Parmigianino, von dem zahlreiche Exemplare in italienischen Galerien vorkommen, aber wohl keines so schön wie das Augsburger.

Eins der merkwürdigsten und wunderbarsten Gemälde dieser Sammlung, dessen Herausgabe als besonders wichtig begrüßt werden muß, ist endlich die Frauenbüste von Lionardo da Vinci. Wir wagen es, diesen Namen zu wiederholen und für ihn einzutreten, obgleich er in den letzten Jahren bestritten worden ist. Das Bild war vor Jahrzehnten in die Augsburger Galerie gelangt, weil man es in der Münchener Pinakothek nicht gewürdigt hatte; den zwei Fabrikbildern, die dort unter Lionardos Namen hingen, sah es freilich nicht gleich. Als das Bild in Augsburg später Aufmerksamkeit erregte, hätte man es von München aus am liebsten unterdrückt; erst seit wenigen Jahren ist erlaubt worden, es öffentlich auszustellen. Waagen trat zuerst, in seinem Buche „Kunstwerke und Künstler in Deutschland", B. II. (1845), für Lionardos Urheberschaft in die Schranken. Erst vor wenigen Jahren widersprach ihm Otto Mündler und schrieb das Gemälde dem ziemlich unbedeutenden Nachfolger Lionardos Giovanni Pedrini zu. Dies war sicher ein Mißgriff, wie er eben auch einem ausgezeichneten Kenner gelegentlich begegnen kann. Crowe und Cavalcaselle, soviel wir wissen, theilen die Ansicht Waagens, ohne sich bisher in ihren Schriften über diesen Punkt ausgesprochen zu haben. Neuerdings hat Herr Dr. Wilhelm Schmidt in München Lionardos Urheberschaft in einer sehr gründlichen Untersuchung vertreten. Nach Kenntniß der Frauenbildnisse und des Täufers Johannes von Lionardo im Louvre, seines schönen weiblichen Profilbildnisses in der Ambrosiana zu Mailand, der Untermalungen in den Uffizien und im Vatican möchte ich ebenfalls aus voller Ueberzeugung dieser Meinung beipflichten. Das Gemälde hat aber um so größeren Werth, als es das einzige Werk des Meisters in deutschen Sammlungen ist. Ein Frauenbild mit entblößter Brust hat der Künstler, den Principien folgend, die schon in der Werkstatt seines Meisters Andrea Verrocchio herrschten und die er dann noch weiter ausbildete, auf solche Weise behandelt, daß es wie ein plastisches Werk, mit einer fast bis zur Illusion getriebenen Modellirung, heraustritt. Beinahe farblos gehalten, steigert die Malerei sich vom tiefen Schatten durch die zartesten Sfumasotöne (der bekannte technische Ausdruck über die zartgrauen Halbschatten bei Lionardo) bis zum weißesten Licht. Von höchster Schönheit sind die Verhältnisse aller Theile des Kopfes zu einander; hier liegt das genaueste Studium antiker Sculptur zu Grunde. Aber zugleich ist der Kopf das Abbild einer wirklichen Persönlichkeit, die mit der feinsten Belauschung des Individuellen festgehalten ist, und der zugleich die edle Schwermuth des Ausdrucks einen geheimnißvollen Zauber verleiht. Aber den Künstler interessirte auch hier, wie so häufig, nur das Experiment als solches, als er in der Hauptsache das, worauf es ihm ankam, erreicht hatte, ließ er das Bild liegen; die Brust, die Haare sind unvollendet geblieben und neuerdings durch den Restaurator übergangen worden, was wohl an der ungünstigen Wirkung auf Mündler Schuld trägt. Auch so ist dieser Kopf noch immer eine Perle.

Noch eine Bemerkung sei zu diesen Publicationen gestattet. So dankenswerth und trefflich sie selbst sind, so ungenügend und fehlerhaft ist der Katalog. Irrthümer und Druckfehler finden wir beinahe Zeile für Zeile, in den Künstlernamen, in der Angabe der Gegenstände. Mazzuola, genannt Parmigianino, heißt hier Marruola, Berettini wird zu Berettoni, die zahlreichen orthographischen Schnitzer gar nicht zu rechnen. Gemälde, die zusammengehören, Theile eines und desselben Werkes werden im Verzeichniß nicht zusammen genannt; unter Burckmairs Gemälden wird auch ein Porträt von Jacob Fugger genannt, das aber nichts anderes ist als der bekannte Holzschnitt mit dessen Bildniß von Burckmair. Ausschnitte aus diesem Katalog sind auf die Cartons der Blätter geklebt und verschleppen die Fehler also auch hieher. Nach dem Kataloge zu bestellen, ist bei seiner Beschaffenheit vielfach erschwert. In diesem Punkte ist eine größere Sorgfalt dringend anzuempfehlen.

Unter anderen neuen Lichtdruckpublicationen von Nöhring und Frisch seien namentlich der Domschatz zu Aachen und das Museum zu Darmstadt, mit wunderbaren Stücken der Kleinkunst aus dem Mittelalter und der Renaissance, hervorgehoben. Zu erwarten ist die Herausgabe vom Skizzenbuche des älteren Hans Holbein im Berliner Museum; Proben, die wir gesehen haben, sind vortrefflich ausgefallen und geben die Wirkung der Silberstiftoriginale täuschend wieder.

Alfred Woltmann.

Theodor Döring.

Eine Skizze seines Lebens und Wirkens

von

Georg Hiltl.

(Schluß.)

V.

Gastspiel zu Berlin — Hannover — Berlin.

Das Berliner Publicum verhielt sich zunächst abwartend. Während der ersten Scenen herrschte eine lautlose Stille. Man betrachtete den viel besprochenen Darsteller mit größter Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit und folgte jeder seiner Bewegungen sorgfältig mit bewaffneten und unbewaffneten Augen.

Aber schon nach dem ersten Abgange brach der Beifall stürmisch hervor. Er steigerte sich von Scene zu Scene und Döring hatte gewonnen. Die nachfolgenden Gastrollen hoben ihn mächtig. Seine Lustspielpartien sowohl als seine Leistungen im Tragischen wurden von ungetheiltem Beifalle, von der regsten Anerkennung begleitet. Die Art und Weise, welche Döring in der Behandlung fein und derb komischer Aufgaben eigen ist, wich von dem, was man bisher auf der Berliner Hofbühne zu sehen gewohnt war, vollständig ab. Es war etwas so ganz Neues und Ursprüngliches, daß auch hier Anfangs eine gewisse Zurückhaltung des Publicums beobachtet werden konnte, aber die Gewalt seines Humors riß Alles bald genug wieder zur lauten Ovation hin und schon nach der vierten Gastrolle machte sich allgemein das Verlangen geltend, den seltenen Künstler dem Verbande des Personals der königlichen Schauspiele einverleibt zu sehen.

Auch die Intendanz des königlichen Hoftheaters theilte diesen Wunsch mit dem großen Publicum. König Friedrich Wilhelm IV., der dem Künstler sein Wohlwollen und die Anerkennung seines großen Talentes durch reichlich gespendeten Beifall und durch die Uebersendung eines kostbaren Geschenkes bezeigt hatte, wünschte lebhaft, Döring an die Berliner Hofbühne zu fesseln. Herr von Küstner bot ihm im Namen des Königs einen lebenslänglichen Contract unter glänzenden Bedingungen.

Allein auch jetzt traten, wie bei den früheren Engagementswechseln, die bereits eingegangenen Verpflichtungen dem von Döring sowohl, als von der Berliner Intendanz gewünschten Abschlusse jenes Contractes hindernd entgegen.

An Hannover band ihn ein Vertrag, der nicht minder glänzende Bedingungen enthielt. Döring mußte sich sagen, daß er in keiner Weise Ursache habe, mit seiner künstlerischen und materiellen Existenz unzufrieden zu sein. Im Gegentheil hatte er in Hannover eine Stellung inne, welche ihm neben bedeutender Gage, der Aussicht auf sorgenfreies Alter auch eine Unabhängigkeit sicherte, auf die er im Falle seines Eintrittes in den Verband des Berliner Hoftheaters vollständig verzichten mußte. Es war während seines Engagements in Hannover beispielsweise oft genug vorgekommen, daß er sich seinen erhaltenen Urlaub eigenmächtig verlängert, man zürnte ihm seitens der Intendantur darüber nicht, brachte die Strafgesetze niemals deswegen in Anwendung und ich erinnere mich noch sehr wohl des Momentes, wo Döring, der ziemlich lange über den bewilligten Urlaub fortgeblieben, zum ersten Male wieder dem Intendanten begegnete, der ihn sehr freundlich begrüßte und ihm, als er sich zu entschuldigen begann, das Wort mit der Bemerkung abschnitt: „Ach reden Sie nicht weiter darüber, wir sind ja zufrieden, daß Sie wieder hier sind".

Von der Rücksicht, welche man auf seine Person bei Besetzung neuer Stücke und Vertheilung der Rollen nahm, ist schon oben gesprochen worden, aber auch der königliche Hof zu Hannover gab dem Künstler stets Beweise der persönlichen Zuneigung und namentlich war es der damalige Kronprinz Georg, welcher Döring gern und öfters in seine Nähe zog und oftmals hat eine Vorlesung, ein ernster oder heiterer Vortrag Dörings Abwechslung in die einförmige Lebensweise des erblindeten Fürsten gebracht. Die Verwaltung und Intendanz des hannöver'schen Hoftheaters war außerdem keineswegs gewillt, das etwaige Entlassungsgesuch eines Künstlers von der Bedeutung Dörings zu unterstützen, sondern vielmehr fest entschlossen, ihm jede Schwierigkeit zu bereiten, welche nur aufgefunden werden konnte, falls er mit einer Bitte um Entlassung aus seinem Contracte hervortreten sollte.

Endlich — und das war wohl das größte Hinderniß — mußte jeder Versuch zur Lösung des Contractes an der bekannten Zähigkeit des Königs Ernst August scheitern, der von einer Verzichtleistung auf seine, oder seiner Intendanz zustehende Rechte nichts wissen wollte. Man hatte wenigstens in ähnlichen Fällen Proben von der Strenge erhalten, mit welcher der alte Herr an den Verträgen festhielt.

Dies Alles war nicht ermuthigend für Döring, dem die Stellung am Hoftheater zu Berlin als das lange angestrebte Ziel winkte. Das Recht war vollständig auf Seite der hannöver'schen Intendantur, ja es konnte ihr Niemand verdenken, daß sie jetzt, nachdem Dörings künstlerische Bedeutung durch das vollständige Gelingen seines Berliner Gastspiels ihren Höhepunkt erreicht hatte, um so eifersüchtiger den Besitz des Künstlers beanspruchte, andererseits ist es begreiflich, daß Döring trotz der angenehmen Verhältnisse seines hannöver'schen Engagements sich darnach sehnte, die Stelle einzunehmen, welche dereinst Ludwig Devrient und Seydelmann ausgefüllt hatten, er konnte nicht höher steigen, seine künstlerische Laufbahn schloß damit in glänzendster Weise ab. Von den beiden Zielpunkten, nach welchen sich die Bestrebungen aller dramatischen Künstler richteten: Wien und Berlin hatte er den einen erreicht, wenn es ihm gelang, die Lösung seines Contractes mit der hannöver'schen Intendantur zu bewerkstelligen.

Die ersten Versuche, welche Döring nach dieser Richtung hin machte, schlugen vollkommen fehl. König Ernst August fertigte die leise anklopfenden Unterhändler kurz mit dem Worte „Dummheiten" ab. Die ganze Angelegenheit sollte todtgeschwiegen werden, aber die Erregung Dörings wuchs nur durch diese Hindernisse, seine Unruhe steigerte sich von Woche zu Woche, und wenn er es schon überhaupt nicht vermochte, etwas auf dem Herzen zu tragen, ohne seinem Unmuthe oder seiner Ansicht über wirkliche oder vermeintliche Härte in Worten Luft zu machen, so war dies jetzt noch weit mehr der Fall, wo so Hochwichtiges für ihn auf dem Spiele stand.

Er brachte sich durch die Offenheit, mit welcher er die — seiner Ansicht nach — große Härte der hannöver'schen Intendanz kritisirte, in allerlei Conflicte, aber seine künstlerische Bedeutung, seine trefflichen Leistungen wurden so hoch geschätzt, daß man dem erregten Künstler gern die Aeußerungen seines Mißmuthes verzieh, ja man suchte vielmehr noch, ihm durch jede Art von Anerkennung zu beweisen, wie großer Werth auf seinen Besitz gelegt wurde. Es ward ihm unmöglich gemacht, irgend einen Vorwand zu finden, mit dessen Hülfe er seine Bitte um Entlassung unterstützen konnte. In dieser peinlichen Lage — sie war äußerst unbehaglich für beide Theile, für Döring sowohl als seine damaligen Vorgesetzten — verlebte er ein Jahr voller Erregung und banger Erwartung. Daß Döring während dieser ganzen Zeit nicht nur allen Anforderungen an seine Künstlerschaft zu genügen, daß er sogar noch stets neu zu schaffen vermochte, ist ein glänzender Beweis mehr für seine hohe Begabung. Seine Besorgniß, daß die ersehnte Stellung in Berlin für ihn verloren gehen werde, ward noch durch eine Thatsache vermehrt.

Es war der Berliner Intendanz nicht zu verargen, daß sie sich bestrebte, die große Lücke, welche in ihrem Personalbestande seit dem Tode Seydelmanns gähnte, auszufüllen. Der Mangel eines Darstellers für Charakterrollen machte sich mehr als je fühlbar und so hatte man denn ein Engagement mit dem Braunschweiger Hofschauspieler Franz Hoppé abgeschlossen, der sich mit Recht eines Rufes als trefflicher Darsteller erfreute.

Allerdings hatte Döring das Engagement für Berlin, wie man zu sagen pflegt, in der Tasche, aber wenn sein Loskommen von Hannover sich noch länger verzögerte oder vielleicht total unmöglich wurde, so lag es auf der Hand, daß der für Berlin gewonnene Ersatzmann, gegenwärtig also Franz Hoppé, in den Besitz aller derjenigen Rollen gelangen mußte, auf welche Döring Anspruch machen konnte, und wie hoch man dessen künstlerische Bedeutung auch stellen mochte, die Verhältnisse traten hier gebieterisch auf, sie forderten eine Besetzung der vacanten Stelle, und hatte der Ersatzmann einmal den Ansprüchen genügt, so war es schwer, wenn nicht ganz unmöglich, ihm die zuertheilten Rollen wieder abzunehmen, selbst dann, wenn später vielleicht Döring nach Lösung seines Contractes mit Hannover das Berliner Engagement antrat.

Diese Schwierigkeiten und künftigen Streitpunkte hemmten jedoch die Thätigkeit Dörings nicht, welche er bei den Versuchen zur Lösung seiner Verbindlichkeiten entfaltete. Er hatte eben

Digitized by Google

nur das Ziel — Berlin — im Auge und arbeitete mit aller Kraft darauf hin. Eine Rivalität Hoppes fürchtete er nicht — es galt nur, von Hannover fortzukommen und von dort eine ehrenvolle Entlassung zu erhalten. Der Kampf, welchen Döring begonnen hatte, war um so schwieriger durchzuführen, als er nur durch Anwendung der zartesten Mittel für Döring glücklich enden konnte; eine noch so leise Hindeutung auf gewaltsame Lösung von Seiten des Künstlers, eine etwaige Renitenz würden nur dazu beigetragen haben, die Mißstimmung des Königs Ernst August, von dessen Entscheidung doch Alles abhing, und der sehr ungehalten über Dörings Entlassungsgesuche war, in bedenklicher Weise zu steigern, jede Lösung des Contractes unmöglich zu machen.

Nach vielfachen Mühen und erneuerten Gesuchen gab der König endlich seine Einwilligung. Er stellte nur die Bedingung, daß Döring noch drei Jahre hintereinander eine gewisse Anzahl von Gastrollen in Hannover zu geben habe, und so wurde denn mit Beginn des Jahres 1845 der bisher zwischen Döring und der Intendanz des hannöver'schen Hoftheaters bestandene Contract aufgehoben.

Am 9. Juli 1845 debütirte Döring in Berlin zum ersten Male in der Rolle des Shylock, eine Leistung, in welcher er bis zur heutigen Stunde noch unerreicht dasteht.

Die ersten Jahre seines Berliner Engagements konnte der Künstler nicht zu den heitersten seines Lebens zählen. Seine Stellung war aus den oben angeführten Gründen keineswegs eine angenehme, in welcher er, ohne kleinliche Behelligungen zu erfahren, frisch und freudig hätte wirken und schaffen können. Es ist nicht zu leugnen, daß Döring über manche Mißhelligkeiten, die ihm entgegentraten, leichter hinweggekommen wäre, hätte er ihnen eine größere Ruhe entgegensetzen können; allein wie er nun einmal in seinem ganzen überaus lebhaften und leidenschaftlichen Wesen von Hause aus veranlagt war, gelang es ihm nicht, sich ohne Weiteres dem zu fügen, was er nicht für recht und billig erkannte oder erkennen wollte. Aber diese Kämpfe haben nur dazu gedient, seiner großen Begabung die allgemeinste Anerkennung zu verschaffen.

Herbeigeführt wurden jene Kämpfe namentlich dadurch, daß die Intendanz des Berliner Hoftheaters seit dem Jahre 1845 die Einrichtung getroffen hatte, die Künstler in vielen Rollen alterniren zu lassen. Diese Einrichtung gehört zu den nachtheiligsten, welche eine Bühnenleitung treffen kann. Die Behauptungen, daß dadurch verborgenen Talenten Gelegenheit gegeben werde, sich geltend machen zu können, daß ein Reiz für das Publicum in dem Wechsel der Darsteller liege, daß der Eifer der Schauspieler für die Aufgabe durch ein Ringen um den Preis der Anerkennung erhöht werde — all diese Anführungen und sogenannten Beweise für die Nützlichkeit des Alternirens sind nicht stichhaltig und werden nur größtentheils von denjenigen beigebracht, welche mit der eigentlichen Aufgabe, die eine große Bühne zu lösen bestimmt ist, nicht vertraut sind. Es muß Jedem einleuchten, daß ein abgerundetes Zusammenspiel, eine einheitliche Darstellung nicht stattfinden kann, wenn zu jeder Zeit neue Figuren in den Rahmen des Bildes treten können, daß dasjenige, welches die Franzosen treffend mit der Benennung „ensemble" bezeichnen, nothwendiger Weise gestört werden muß, wenn heute dieser, morgen jener, in acht oder vierzehn Tagen noch Andere in Vorstellungen hineinspringen, welche von Hause aus mit Sorgfalt einstudirt, deren Darsteller durch Proben aneinander gewöhnt und mit ihren gegenseitigen Intentionen vertraut gemacht wurden. Will man eine Kraft prüfen, so wird sich dazu oft genug Gelegenheit finden, ohne daß ein Ensemble durch steten Wechsel gestört werde, denn gilt einmal das Alterniren, so ist es ein Recht, welches Jeder in Anspruch zu nehmen hat, und da in den meisten Stücken sich mehrere hervortretende Rollen befinden, so kann es leicht vorkommen, daß für drei oder vier gute Partieen doppelt oder dreifach Alternirungen stattfinden müssen, will die Verwaltung gerecht verfahren und somit jedem ihrer Mitglieder eine Forderung zugestehen, welche laut dem bestehenden Gesetze erhoben werden darf. Endlich ist begreiflicher Weise nichts mehr geeignet als das Alterniren die gegenseitige Abneigung, die Coterien, die Reclame auf Kosten Anderer, die Erregung von Factionen im Publicum hervorzurufen und zu befördern.

Dörings und anderer bedeutender Darsteller Freude am Schaffen ist oft genug durch jene Maßregel getrübt worden, welche Dank der noch heute bestehenden Verwaltung Sr. Excellenz des Herrn von Hülsen beseitigt ist.

Ueber unseres Künstlers Wirken und Schaffen seit seinem Engagement am Berliner Hoftheater ließe sich noch allerlei sagen, geböte nicht der zugemessene Raum, diese Skizze zu beenden. Außerdem haben die Freunde und Anhänger des Theaters und der dramatischen Kunst dem Lebensgange des trefflichen Künstlers gewiß einen Theil ihrer Aufmerksamkeit, welche sie bedeutenden Erscheinungen in der Theaterwelt widmen, zugewendet, und Döring ist ja für Berlin obenein eine wahrhaft populäre Gestalt geworden, wurzelt doch seine Kraft zum großen Theil in dem Boden, aus welchem die lebenswahren echt menschlichen und darum so volksthümlichen Gebilde gleich vollen und reifen Früchten emporsprießen. Dörings Gestaltungsfähigkeit hat wie die eines jeden Künstlers ihre Grenzen, und wo Licht ist, da ist auch Schatten; aber er hat niemals danach gestrebt, Aufgaben lösen zu wollen, zu deren Lösung ihm die Mittel fehlten; wo er aber Stoff fand, den er bewältigen konnte, da hat er reichlich und meist in vollendeter Weise geschaffen — und was ihn zum echten begnadeten Künstler stempelt, das ist vor allem die ihm innewohnende eminente Fähigkeit, unbedeutenden Vorwürfen durch die Gestaltungskraft dauernd Geltung und Ansehen zu schaffen. Diese Seite seines Talentes ist es, welche besonders glänzend hervortritt: Schaffen, aus geringen, kaum verwendbar scheinenden Stoffen ein treffliches Gebilde herzustellen — das ist es, was Döring vor so vielen bedeutenden Kunstgenossen auszeichnet, welche ihre Erfolge nur durch die Wiedergabe an sich schon dankbarer und dichterisch reich ausgestatteter Rollen erringen.

Wie hoch, wie allgemein die Anerkennung ist, welche der Künstler sich im Laufe der Jahre erworben — bedürfte dies noch einer besonderen Erwähnung, einer Schilderung? Wer Zeuge der Ovationen war, welche ihm an seinem Jubiläumstage von allen Seiten her gebracht wurden, der wird zugeben müssen, daß sie beispiellos in der Geschichte deutscher Bühnenkünstler dastehen, und wenn wir sagen, daß ein Theil des Lorbeers, welchen der Künstler erhielt, sich auch hinüber zu dem trefflichen Menschen rankte, so werden auch damit alle diejenigen zusammenstimmen, welche unserem Döring in seinem bewegten Leben näher traten.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Hand und Herz.

Trauerspiel in 4 Aufzügen von L. Anzengruber.

Nachdem Fritz Mauthner ganz vor kurzem in diesen Blättern die gesammte Thätigkeit des hochbegabten Anzengruber in sehr eingehender und treffender Weise geschildert hat, ist es keine ganz bequeme Aufgabe, über das zuletzt hier aufgeführte Trauerspiel dieses Dichters an dieser Stelle zu sprechen. Gegen „Hand und Herz" läßt sich gewiß sehr viel sagen; und es ist schon sehr viel dagegen gesagt worden. Es ist mir nicht unbekannt, daß man den Verfasser durch die Frage, was er mit seinem Stücke eigentlich sagen wolle, in eine ernsthafte Verlegenheit bringen könnte; ich weiß, daß der düstere Pessimismus in der Handlung zunächst abstoßend wirken muß, daß die Schlußlosigkeit, das Willkürliche der Lösung befremdet und verstimmt; aber trotz alledem muß ich gestehen,

Digitized by Google

daß mich das Stück im höchsten Grade interessirt und ergriffen hat. Und das genügt mir. Es fällt mir nicht ein bei dieser Gelegenheit den guten Aristoteles wieder einmal aus seiner Ruhe aufzuscheuchen, von der Erweckung des Mitleids und Schreckens und der berühmten Katharsis zu sprechen und auf dem Probiersteine der „Poetik" zu prüfen, ob die Tragik der Anzengruber'schen Dichtung vollhaltig ist oder nicht. Ich meine aber, wenn ein Dichter ein Bühnenstück schreibt, in welchem der Held oder die Heldin den Untergang findet, so kann er das Stück ganz ruhig ein Trauerspiel nennen; und er hat sich weniger darum zu bekümmern, ob diese Bezeichnung streng richtig, als darum, ob sein Stück gut ist.

Nach meiner Ansicht gehört nun aber für die Beurtheilung eines Bühnenwerkes zu den entscheidensten Momenten: die Wirkung. Ich unterscheide zwischen Bühnen- und anderen Dichtungen. Wenn man die Scribe'schen Lustspiele auf ihren rein dichterischen Inhalt ohne Berücksichtigung ihrer Bühnenwirkung prüfen wollte, so würden sie in der kritischen Taxation voraussichtlich eine sehr niedrige Stufe einnehmen. Das verhindert aber nicht, daß sie als Bühnendichtungen mit vollem Rechte die erste Stufe beanspruchen dürfen. Für die Bühnendichtung ist die Wirkung ein ebenso nothwendiges Requisit, wie das Organ für den Sänger. Dieser wesentlichen Forderung genügt das Anzengruber'sche Trauerspiel: es wirkt.

Nun wirft man allerdings die Frage auf: Was beweist denn diese tragische Handlung? Löst sie irgend ein Problem, stimmt sie versöhnlich, erweckt sie, nachdem der Tod den Conflict grausam gelöst hat, einen Hoffnungsschimmer? Die Antwort auf diese Fragen lautet: Nein!

Aber, darf man wohl weiter fragen: Hat sich der Dichter diese Fragen überhaupt vorzulegen? Ich kenne unter andern ein sehr talentvolles Trauerspiel, das allgemein in hohem Ansehen steht, und dessen Inhalt gerade so trostlos ist wie der Stoff, den Anzengruber behandelt; nur noch etwas grausamer und unheimlicher als dieser. Ein junger Mensch, der in der Kindheit von seinen Eltern entfernt worden ist und keine Ahnung von seinen wahren Familienverhältnissen hat, geräth, zum Jüngling herangereift, in Conflict mit einem Herrn, den er im Jähzorn tödtet. Ueber das Grab des Ermordeten ist längst Gras gewachsen und der Mörder lebt seit langen Jahren als ruhiger und angesehener Bürger, als treuer Gatte und glücklicher Familienvater. Da stellt sich auf einmal heraus, daß der junge Mann, — also Oedipus —, seinen Vater erschlagen, dessen Wittwe, seine leibliche Mutter, Jokaste, geheirathet und mit ihr Kinder gezeugt hat. Wenn man bei der sophokleischen Dichtung nach dem sittlichen Werthe forscht und die Frage zu ergründen sucht, was diese Tragödie eigentlich bezwecke, so wird man schwerlich zu einem befriedigenden Resultate gelangen. Ebenso wenig aber, wie „König Oedipus" als ein Plädoyer gegen die Berechtigung, Wittwen zu heirathen, betrachtet werden kann, ebenso wenig ist Anzengrubers „Hand und Herz" eine Apologie der Bigamie. Es ist eine düstere erschütternde Bauerngeschichte, die nach meiner Auffassung keine andere Tendenz hat, als die: den Zuschauer mächtig zu erschüttern. Die alten Aesthetiker würden das Stück unter die Rubrik der „Trauerspiele der Begebenheiten" stellen, welche dazu da sein sollen, die Menschen zu erinnern, daß die Widerwärtigkeiten der irdischen Geschicke unvermeidlich sind, und sie zu lehren, dieselben mit Geduld zu ertragen.

Der Tanzbodenkönig Görg Friedner hat vor Jahren die schöne und reiche Katharina geheirathet; nicht aus Liebe, sondern lediglich, um ihr Geld zu verprassen. Das hat er denn auch in schnellster Weise besorgt, und er hat es sich nicht dabei begnügen lassen. Er hat geschwindelt und gestohlen und ist auf das Zuchthaus gekommen. Anzengruber erklärt, wie Görg, von Haus aus nicht schlecht, zum Lump geworden ist. Seine Schwester ist von einem Fürsten verführt worden, und seine Eltern, die im Rufe der größten Rechtschaffenheit standen, haben das Sündengeld, das ihnen für die Schande ihrer Tochter gezahlt worden ist, ohne Bedenken eingestrichen. Der junge Görg hat das gesehen und alle seine Begriffe über das, was recht und wahr ist, haben sich verwirrt. Seine Eltern sind ohne Gewissensqualen gestorben und die Gemeinde hat sie wie gute Christen betrauert. Seine Schwester hat sich verheirathet und lebt als biedere Gattin im höchsten Ansehen, fern von ihrer Heimat. Da ist denn dem Görg der Gedanke gekommen, daß alles, was man als Ehre, Pflicht u. s. w. zu bezeichnen pflegt, nichtig sei, daß der rechtschaffene Mann ohne Geld ein Lump, und der Lump, der genug Geld hat, ein rechtschaffener Mann sei. Die praktische Anwendung dieser Philosophie hat ihn dem Zuchthause überliefert; er ist verschollen. Katharina hat heimlich in der Nacht das Dorf verlassen und sich als Magd bei einem trefflichen Landmanne, Namens Paul Weller, verdungen. Weller hat die fleißige und ordentliche Magd, deren Vergangenheit er nicht kennt, liebgewonnen und auch sie, die das Leben bisher nur von der traurigen Seite kennen gelernt, hat zum erstenmale das Glück empfunden zu lieben und geliebt zu werden. In der vollsten Unkenntniß dessen, was Rechtens ist, hat sie sich dazu verleiten lassen, das Geheimniß ihrer ersten Ehe auch in dem entscheidenden Momente zu verschweigen, als ihr Weller die Hand zum ewigen Bunde bietet. Nach meinem Dafürhalten beweist gerade diese Einzelheit, welche hart getadelt worden ist, wie richtig Anzengruber das Volk kennt. Es ist allerdings ein poetisches Wagniß, dieses Motiv als genügend für ein so starkes Verbrechen, wie die Bigamie, hinzustellen; aber ich möchte ihn darum nicht tadeln. Es wäre ja dem Dichter ein Leichtes gewesen, viel stärkere Motive anzubringen. Der Verschollene hätte todt gesagt werden können, man hätte die deutlichsten Indicien für seinen Heimgang herbeischaffen, sogar seinen Todtenschein fabriciren können, um Katharinen in dem Glauben zu bestärken, daß ihr erster Gatte todt sei. Viel richtiger und natürlicher erscheint mir aber gerade dieses unmotivirte Handeln der Katharina. Ihr erster Mann ist nicht mehr da, er wird wohl nicht wieder kommen; das genügt ihr. Sie hat keine Ahnung davon, daß eine zweite Heirath vom Standpunkt der Sitte, wie des formalen Gesetzes absolut unstatthaft, und daß die mögliche Wiederkehr des Gatten die unvermeidlichen Conflicte herbeizuführen geeignet ist; sie verläßt sich auf ihr Glück, sie verläßt sich darauf, daß der Störenfried nicht die Ruhe ihrer Seele und ihres Hauses vernichten werde. Sie verläßt sich darauf, daß ihr guter Mann — der zweite — von der ganzen traurigen Geschichte, die sie selbst nahezu vergessen hat, niemals Kenntniß erlangen werde. Nun kommt aber Görg, nachdem er seine Zeit im Zuchthause verbüßt hat. Er hat sich nicht gebessert, er ist noch roher und gemeiner geworden, denn je. Es ist ihm nicht darum zu thun, seine Frau wieder zu finden, er nimmt nur an, daß, während er Wolle gesponnen, sie sich etwas verdient habe; und das will er ihr nehmen. Als er erfährt, daß seine Frau sich verheirathet hat, bricht er in hellen Jubel aus; er weiß, daß er sich nun nicht mehr um sein täglich Brod zu sorgen habe; denn der zweite Mann seiner Frau, den er mit einem wahrhaft diabolischen Cynismus als „Schwager" anredet, ist reich und wird sich die Erhaltung seines Weibes ein schönes Stück Geld kosten lassen. Görg installirt sich also beim „Schwager".

Die Frau merkt nun, welches Unheil ihre Unerfahrenheit angerichtet hat. Als sie diesen Menschen vor sich sieht, von dem sie weiß, daß er Ansprüche an sie hat — und welche Ansprüche! —, da erst regt sich ihr Gewissen. Sie entdeckt ihre fürchterliche Lage einem Priester; und als dieser ihr erklärt, daß sie die Pflicht habe, zu ihrem ersten Gatten zurückzukehren und den zweiten zu verlassen, da schilt sie ihn als unmenschlich und kann es nicht fassen, daß das Gesetz und die Moral eine solche Scheußlichkeit verlangen.

Diese Beichte wird belauscht von einem jungen, halb blödsinnigen Cretin, dem die Bäuerin oft Gutes erweist und der ihr ergeben ist wie ein Hund. Der Junge versteht blos, daß seine Herrin, die er lieb hat, das Gehöft verlassen will; und das will er verhindern. Der Priester hat Katharinen an eine seiner Verwandten gewiesen, bei welcher sie einstweilen bleiben soll. Aber der Junge lauert ihr auf, versperrt ihr den Weg und ringt mit ihr, als sie ihn bei Seite stoßen will. Beide stürzen in den Abgrund und finden ihren Tod.

Währenddem hat Görg bei Weller gut gegessen und zu viel getrunken. Die viehische Natur wird durch den starken Wein entfesselt. Schon vorher läßt Anzengruber Görg andeuten, daß er, wenn er gereizt werde, vor Wellers Augen den Beweis führen wolle, wie er, Görg, der Gatte der Katharina sei. Dieser Gedanke kehrt ihm im Rausch wieder; er lallt nach seiner Käthe und als diese nicht kommt, taumelt er aus dem Zimmer und fragt Weller, wo Käthe, sein Weib, geblieben sei. Auf Wellers Frage, was er wolle, gibt er mit widriger Lüsternheit eine Antwort, die Weller derart zur Eifersucht und zum Zorne reizt, daß er, von Wuth übermannt, auf Görg losstürzt und ihn erwürgt. Weller empfindet keine Gewissensbisse: „Die Stricke kann man sich sparen," sagt er zum Schluß, „ich flüchte nicht, ich sage nichts, als ich hab's gethan. Gott allein will ich Rede stehen, vor seinem Richterstuhle will ich ihn fragen, was er damit gewollt hat, als er die Welt erschuf".

Die Charakteristik, Anzengrubers Hauptstärke, ist auch in diesem Stück

Digitized by Google

ganz vortrefflich. Abgesehen von Görg Friedner und der Bäuerin Katharina sind auch die kleineren Figuren lebendig, wahr und natürlich. Mit Recht darf man Anzengruber den Vorwurf machen, daß seine Leute zu lange reden. Sie sprechen in der That sehr viel, aber was sie sagen hat Hand und Fuß. Das Gefühl ist immer richtig und der Ausdruck oft überraschend glücklich. Trotz der sehr bedeutenden Längen ermattet das Interesse der Zuschauer doch keinen Augenblick.

Die Hauptrolle spielte Herr Siegwart Friedmann, der früher Mitglied des Schauspielhauses war und, seitdem Laube das Stadttheater in Wien begründet hat, zu den bedeutendsten Darstellern dieser Bühne gehört. Daß Herr Friedmann erstaunliche Fortschritte gemacht hat, ist ihm von der gesammten Berliner Kritik attestirt worden. Seine Darstellung dieses verbummelten und verkommenen Dorfnarcisses hielt sich in einigen Momenten zwar von einer gewissen Uebertreibung nicht frei, war jedoch im Großen und Ganzen eine durchaus tüchtige, die wärmste Anerkennung verdienende Leistung. Vor Allem gelingen Herrn Friedmann die Mittelstimmungen, die halbe Ironie, der halbe Humor, die halbe Verzweiflung oder die durch den Rausch gedämpfte Brutalität und Lüsternheit. In den exaltirten Stimmungen, im übermüthigen Galgenhumor, im wilden Zorne thut er, wie mir scheint, des Guten doch etwas zu viel. Herr Friedmann wurde vom Publicum durch wärmsten Beifall geehrt, und kann mit Befriedigung auf sein Berliner Gastspiel zurückblicken. Die Mitglieder des Stadttheaters unterstützten den Gast nach Kräften; besonders bemerkbar machte sich Fräulein Western als Katharina.

Das Behagen an dem Anzengruber'schen Schauspiel wurde durch die unerträgliche Kälte im Saale, gegen welche weder Ueberrock noch Cachenez genügend Schutz gewährten, recht erheblich vermindert.

Paul Lindau.

Aus der philosophischen Facultät.

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio."

Der gute Hamlet! Wäre er, statt dazumal in Wittenberg, etwas später, nämlich im fünften Jahre des neuen Reichs an der alma Friderico-Guilelma zu Berlin immatriculirt gewesen — ich wette darauf, er hätte sein oben angeführtes geflügeltes Wort anders gefaßt, etwa so:

Es gibt mehr Ding' an eurer Weisheit Schulen,
Als Erd' und Himmel wohl sich träumen lassen.

Nur wenige Wochen ist es her, daß durch alle unsere Zeitungen die Mittheilung ging, der Cultusminister Dr. Falk habe, wie mehrfach verlaute, bei Gelegenheit des zu erwartenden neuen Unterrichtsgesetzes eine größere Sicherung der Stellung der Privatdocenten in Aussicht genommen.

Daß die segensreiche Institution der Privatdocenten an unseren Universitäten mancher Verbesserung bedürftig sei, ist eine seit Jahren vielfach anerkannte und gegenwärtig kaum noch bestrittene Sache. Wie dringend aber dieses Bedürfniß, wie brennend namentlich die Frage einer festeren gesicherten Stellung der Privatdocenten gegenüber dem Absolutismus und der Omnipotenz der Facultäten ist, will ich durch ein Beispiel erhärten, dessen thatsächliche Wahrheit lauter und deutlicher spricht, als das beredteste und erschöpfendste Raisonnement jemals zu thun im Stande wäre.

Herr Dühring, ein geborner Berliner, wurde, nachdem ein Augenleiden ihn veranlaßt, die von ihm begonnene Laufbahn des praktischen Juristen aufzugeben, im Jahre 1861 von der philosophischen Facultät zu Berlin zum Doctor der Philosophie promovirt. Nachdem er, trotz inzwischen eingetretener fast gänzlicher Erblindung, mehrere Jahre den gründlichsten und umfassendsten philosophischen, mathematischen und physikalischen Studien obgelegen, gelang es ihm 1863 sich an der hiesigen Universität als Privatdocent für Philosophie und bald darauf auch für Nationalökonomie zu habilitiren. Er stand damals im 31. Jahre; gegenwärtig hat er das dreiundvierzigste erreicht, und während dieses Zeitraums von zwölf Jahren hat er die genannten beiden Disciplinen ohne Unterbrechung, aber auch ohne jede Beförderung, ja selbst ohne die geringste Besoldung gelehrt.

Dr. Dührings Vorlesungen, namentlich seine Publica gehören seit langer Zeit zu den besuchtesten der hiesigen Universität; zu seinen Zuhörern zählen außer den immatriculirten Studenten Männer der verschiedensten Berufsarten und Lebensalter.

Seine umfassende schriftstellerische Thätigkeit ist in wissenschaftlichen Kreisen hinreichend bekannt. Sein reiches und tiefes Wissen, die schneidige Schärfe seines Urtheils, vor allem aber die Selbstständigkeit seiner Auffassungen und die, bei aller Feinheit der Form, rücksichtslos freie und unbeirrt muthvolle Art seines Vortrags haben ihm selbst bei dem größten Theile seiner Gegner eine, nicht immer gern gezollte Anerkennung gewonnen. Unter den Beweisen freiwillig und gern gewährter Anerkennung bei weitem der werthvollste ward ihm vor etwa drei Jahren von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen zu Theil, welche ihm für eine „Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik" den ersten Preis der Beneke-Stiftung zuerkannte, und zwar in so rühmenden Ausdrücken, wie sie bei Gelegenheit solcher Preisertheilungen wohl selten vorkommen mögen. Wir haben ein Interesse, hier zu erwähnen, daß in dem Urtheil der Facultät über diese Schrift u. a. „die warme Anerkennung jedes Verdienstes, die erklärende Entschuldigung des Mißlungenen und die vornehme Schonung, mit der über das Verkehrte hinweggegangen wird", besonders rühmend hervorgehoben wird.

In den meisten Fällen würde die einfache Thatsache einer solchen Anerkennung genügt haben, dem durch sie Ausgezeichneten zu einer Beförderung in seiner Docentenlaufbahn zu verhelfen. Hier war es anders. Für die hiesige Stellung des Dr. Dühring blieb die ihm von Göttingen zu Theil gewordene Auszeichnung ebenso ohne jeden fördernden Erfolg, wie es früher seine eigenen persönlichen Bewerbungen gewesen waren.

Im Jahre 1866 suchte Herr Dühring auf Grund seiner schriftstellerischen wie seiner akademischen Leistungen um die Beförderung zu einer außerordentlichen Professur nach. Eines der damals einflußreichsten Mitglieder der philosophischen Facultät, der inzwischen verstorbene Professor Trendelenburg, hatte ihm gerathen, diese Beförderung speciell für das Fach der Nationalökonomie zu beanspruchen, da für die philosophischen Disciplinen im engeren Sinne des Wortes bereits eine übergroße Anzahl außerordentlicher Professoren vorhanden sei. Dühring befolgte diesen Rath, und sein Gesuch wurde von Seiten der Facultät ein volles halbes Jahr — unerledigt liegen gelassen. Um diese Zeit wurde durch einen Todesfall eine ordentliche Professur vacant. Sofort bewarb Dühring sich darum; und derselbe Herr Trendelenburg, welcher ihm sechs Monate früher den weisen Rath gegeben, erklärte jetzt gegenüber der Regierung, die Professur müsse mit einem „wirklichen Philosophen", nicht mit einem „Cameralisten", wie Dr. Dühring einer sei, besetzt werden.

Mit einem „wirklichen Philosophen"! Und der arme Dühring, welcher ein Jahr zuvor zwei „wirklich philosophische" Werke, seine „Natürliche Dialektik" und seinen „Werth des Lebens" herausgegeben hatte, und der ununterbrochen und überwiegend „wirklich philosophische" Vorlesungen hielt, war, weil er das Unglück hatte, auch nationalökonomische Studien zu treiben, über Nacht plötzlich zu einem für die philosophische Lehrkanzel ungeeigneten „Cameralisten" zusammengeschrumpft!

Die ihm widerfahrene Kränkung wurde noch dadurch gesteigert, daß die Facultät auf Anregung des Herrn Trendelenburg, ohne Herrn Dühring vorher die geringste Mittheilung davon zu machen, bei dem damaligen Cultusminister, Herrn von Mühler, die Erwirkung eines Jahresgehalts aus Königlichen Dispositionsfonds für ihn beantragte, d. h. daß sie einen durch Verdienst gerechtfertigten Anspruch auf Beförderung hinter seinem Rücken in eine Bettelei um ein Gnadengeschenk zu verwandeln suchte. Auch — so wurde dem Facultätsbericht noch besonders hinzugefügt — auch mit der Beförderung zu einer außerordentlichen Professur sei noch zu warten, um die an sich keineswegs oberflächlichen Arbeiten und Ansichten des Bewerbers noch reifen zu lassen und zuzusehen, ob er sich auch fernerhin mit Zuhörern an der Universität würde behaupten können.

Herr von Mühler hatte sich bereit erklärt, dem oben erwähnten Gnadenantrag Folge zu geben. Dr. Dühring aber beeilte sich, sobald er etwas davon erfuhr, dem Minister auf das entschiedenste zu erklären, daß er, was er als verdiente Beförderung beansprucht, als ein Almosen des Facultätsmitleids anzunehmen nicht in der Lage sei. Ob diese Zurückweisung beigetragen, seine Stellung zur Facultät gerade angenehmer zu machen, bleibe dahingestellt; jedenfalls hat der erblindete und mit Glücksgütern nicht eben reich gesegnete Privatdocent sich, wenn auch in

Digitized by Google

anderem Sinne als dem der Facultät, als einen „wirklichen Philosophen" bethätigt.

Bei dieser Gelegenheit darf nicht übersehen werden, daß, hätte die Facultät eine Beförderung beantragt, diesem Antrag von Seiten der Regierung aller Wahrscheinlichkeit nach Folge gegeben worden wäre. Dr. Dühring hatte sich nämlich gerade zu jener Zeit der besonderen Aufmerksamkeit des Staatsministeriums zu erfreuen, indem ihm im Auftrage des Ministerpräsidenten, des Fürsten Bismarck, durch den Staatsministerialrath Herrn Hermann Wagener die Abfassung einer die sociale Frage behandelnden Denkschrift für den Gebrauch des Ministeriums übertragen worden war. Es war erst ein Jahr später, daß die unbefugte Herausgabe dieser Denkschrift unter dem Namen des Herrn Wagener zu einem Aufsehen erregenden und in den beiden höchsten Instanzen zu Gunsten des Herrn Dühring entschiedenen Proceß führte. Nur beiläufig sei bemerkt, daß Herr Dühring den Schadenersatz, zu welchem Herr Wagener wegen einer dem Nachdruck gleichzuachtenden unbefugten Herausgabe des Manuscripts der Denkschrift rechtskräftig verurtheilt wurde, weder eingefordert noch erhalten, überhaupt den ganzen, ihm nichts als Last und Mühe verursachenden Rechtsstreit nur des Princips und seiner moralischen Genugthuung wegen durchgefochten hat.

Der Name Wagner, mit und ohne e, scheint ein fataler für Herrn Dühring zu sein. Wiederum ist es ein Träger desselben, durch den er in einen unangenehmen, das öffentliche Interesse in Anspruch nehmenden Conflict verwickelt worden ist. Und wiederum sind es sociale Ansichten und Büchertitelaffairen, die den Conflict herbeigeführt. Auf jener Dühring'schen Druckschrift fand sich der Name Wagener, und auch gegenwärtig hat eine Hauptvorhaltung des Herrn Dühring gegen den Professor Wagner in der Rüge eines allzu ethischen Buchtitels bestanden.

Herr Wagner ist seit vier Jahren Professor an der hiesigen Universität; Herr Dühring gehört, wie schon oben bemerkt, derselben seit zwölf Jahren als Privatdocent an. Zwischen beiden Universitätslehrern bestand schon mehrere Jahre vor ihrem hiesigen Beisammensein eine literarische Gegnerschaft, die von Seiten des Herrn Wagner auch öffentlich, z. B. in Bluntschlis Staatswörterbuch, kundgegeben worden war. Dr. Dühring hatte in seinen Werken Herrn Wagner niemals angegriffen. Erst in der, im November v. J. erschienenen zweiten Auflage seiner „Geschichte der Nationalökonomie" hatte er unter anderen Katheder-socialisten auch den Professor Wagner kritisirt. Er hatte das, was Herr Wagner seine „ethische Richtung" in der Nationalökonomie nennt, durch einen Hinweis auf das Verhalten desselben erläutert. Er hatte namentlich daran erinnert, daß der Herr Professor im Jahre 1871 die Kanzel der Garnisonkirche bestiegen habe, um über die sociale Frage zu sprechen, und daß dieser Kanzelstandpunkt es sei, der den Ausdruck „ethische Richtung" erst gehörig begreiflich mache. Außerdem hatte er sich tadelnd über ein Buch des Herrn Professors ausgesprochen; und da diese Aeußerung das Vorwurfsvollste in der ganzen Dühring'schen Geschichte ist, so dürfte eine wörtliche Anführung derselben zur Bildung eines Urtheils über alles später Erfolgte dienen: „Der Glaube, der ja auch sonst häufig das Wissen ersetzt, muß auch hier gelegentlich, und zwar unter dem Namen „Ethik" den mangelnden Credit bei dem Publicum ergänzen helfen. So hat z. B. der oben genannte sehr ethische Herr Adolph Wagner seine schwerfällige, eine Art literarischen Rattenkönig bildende Zettelbankcompilation, die zum buchhändlerischen Ladenhüter geworden war, dem Publicum nach einigen Jahren als „zweite, theilweise umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe" aufethisirt. Das Hochethische bestand hier eben darin, daß die Käufer, die kaum auf den buchhändlerischen Unterschied von „Auflage" und „Ausgabe" achten, geschweige den ethischen Bastard einer „zweiten verbesserten Ausgabe" wittern können, falls sie nicht etwa in die Pseudoethik des Herrn Wagner praktisch und intim eingeweiht sind, nothwendig zu dem Irrthum verleitet werden mußten, es liege eine wirkliche zweite Auflage, d. h. ein abgesetztes und nun neu gedrucktes Buch vor, während in der That nur das alte liegengebliebene Stückwerk mit dem, ebenfalls recht ethisch, mehrere Jahre vorenthaltenen Schlußstück und einigem nachträglich zugelegten Flickwerk geliefert wurde".

Kaum war das Dühring'sche Buch erschienen, als Herr Professor Wagner in seinem Universitätscolleg die betreffenden Stellen mit nicht allzu höflichen Glossen zur Kenntniß seiner Zuhörer brachte. „Freche Verleumdung" und „nichtswürdige Infamie" waren die höchst gewählten Ehrentitel, mit welchen die Dühring'sche Kritik von der Antikritik des Herrn Professors belegt wurde. Auch gefiel es dem Herrn Professor einige Tage später, in der Berliner Börsenzeitung (vom 8. December v. J.) das Dühring'sche Buch in einem Inserat zu besprechen, in welchem die oben erwähnten Liebenswürdigkeiten noch durch einige andere, wie „grobe unverschämte Lüge, Größenwahn, Albernheit, Unzurechnungsfähigkeit, Geisteskrankheit" u. dgl. m. auf das angenehmste vervollständigt wurden.

Durch diese Provocation fand Herr Dühring sich zu einer Erwiderung in demselben Organ der Börsenpresse (vom 15. December) veranlaßt, welche, ohne die Redeweise des Gegners nachzuahmen, an Schärfe und Energie demselben nichts schuldig blieb. Mit diesem einmaligen Kugelwechsel war das journalistische Duell der beiden Gegner geschlossen, und schien die Sache abgethan.

Um so überraschender war eine, etwa vier Wochen später von den Zeitungen gebrachte Mittheilung, laut welcher ein Remotionsverfahren gegen Dr. Dühring eingeleitet und demselben zur Einreichung einer Vertheidigungsschrift eine Frist von — achtundvierzig Stunden gewährt sein sollte. Dühring hat die Vertheidigungsschrift in der vorgeschriebenen Zeit geliefert und dann zur Ergänzung derselben noch eine Frist von vierzehn Tagen bewilligt erhalten.

Formell ist das Verfahren auf § 52 der Statuten der philosophischen Facultät vom 29. Januar 1838 begründet, und zwar auf folgende Bestimmung des Paragraphen: „Die Facultät ist befugt, einem Privatdocenten bei leichteren Anstößigkeiten durch den Decan Verwarnung oder Verweis zu ertheilen, und bei wiederholten oder gröberen Verstößen eines Privatdocenten auf seine gänzliche Remotion bei dem Ministerium anzutragen".

Von einem „wiederholten" Verstoß kann hier nicht die Rede sein, da eine Klage gegen Herrn Dühring bisher noch niemals vorgelegen. Es muß also ein „gröberer Verstoß" angenommen worden sein, zumal das Ministerium von vornherein mit der Sache befaßt worden ist und nach eben jenem § 52 von der Facultät bezüglich der Dühring'schen „Erwiderung" in der Börsenzeitung vom 15. December v. J. Bericht eingefordert hat. Zur Sache selbst dürfte, wie mir scheint, wenig darauf ankommen, ob sie formell zuerst bei dem Ministerium oder bei der Facultät anhängig gemacht worden ist.

Adhuc sub judice lis est — ein Streit, in welchem auf der Mensur der Facultätsstatuten Sonne und Wind nicht eben gleich vertheilt sind. So natürlich und menschlich die Theilnahme für den, in seiner äußeren Stellung Schwächeren und Benachtheiligten ist: das größere Interesse an dem vorliegenden Falle liegt in seiner Bedeutung als eines thatsächlichen Arguments für die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Verhältnisse unserer Privatdocenten.

Wir kehren zum Ausgang unserer Betrachtung zurück: der Mittheilung, daß der Cultusminister bei Gelegenheit des neuen Unterrichtsgesetzes eine größere Sicherstellung der Privatdocenten in Aussicht genommen habe. Es wäre eine merkwürdige Illustration zu jener beabsichtigten Verbesserung, wenn Herr Dr. Falk, in dessen Händen die Entscheidung liegt, die Remotion des Herrn Dühring — es wäre die erste eines Privatdocenten in dem Preußen des neuen Reichs — beschließen und damit den thatsächlichen Beweis liefern sollte, daß es nur des Ausspielens injuriöser Trümpfe von Seiten eines zünftigen Professors gegen einen Privatdocenten bedürfe, um Letzteren von der Universität zu beseitigen.

Optimus.

Berliner Courier.

Daß man keinen Tag vor dem Abend und kein Regiment vor seinem Ende loben soll, zeigt uns der diesmalige Ausgang des Winters, der uns, nachdem wir seine Milde hervorgehoben, zum Schlusse seiner Herrschaft die rauhe Seite herauskehrt. Bösartiger als die, für die Jahreszeit ungewöhnliche Kälte, erweist sich der anhaltende Ostwind, der jede, einigermaßen empfindliche Constitution mit üblen Folgen bedroht und in allen Kreisen der Gesellschaft schlimme Krankheitsfälle hervorgerufen hat. Da aber gestrenge Herren nicht lange zu regieren pflegen, so dürfen wir auf einen freundlichen März hoffen, der die berechtigten Erwartungen auf das „Erwachen der Natur" in Erfüllung gehen läßt.

Denn wie bewegt und mannichfach anregend die „Saison" der Haupt-

Digitized by Google

stadt sich auch erwiesen hat, der nie versiegende Zauber der ersten Frühlingstage hat für jedes natürliche Empfinden einen Reiz, der jeden künstlich bereiteten Genuß in den Schatten stellt. Freilich ist das künstlerische Leben noch immer rührig genug, uns mit neuen Gaben zu locken. In der Musik erweist sich Rubinstein als der wahre Magus des Nordens, der, unberührt von allen Einwendungen und Ausstellungen der ernsten Kritik, seine Herrschaft über die Gemüther der Hörer und noch uneingeschränkter über die der Hörerinnen behauptet. Wer wollte wagen, gegen diesen „Stachel zu löken", wenn er jemals einem Kreise entzückter Verehrer des Virtuosen gegenüber gestanden hat?

Inzwischen hat die Serie von jedenfalls interessanten Opernvorstellungen begonnen, welche Frau Artôt im Verein mit ihrem Gatten Signor Padilla und einer eigenen Gesellschaft im Königlichen Theater veranstaltet. Ich habe mit dem Eigenschaftswort „eigen" keinen bedenklichen Nebenbegriff verbinden wollen. Wir sind durch ähnliche Veranstaltungen daran gewöhnt, neben einer Reihe von Namen wie Signor Luigi und Signora Camilla auch ab und zu einen Signor Schultze und eine Signora Knieschke figuriren zu sehen und es ist im Grunde nicht schlimmer, als wenn die berühmten Gastspielreisenden deutscher Zunge die großen Schöpfungen der dramatischen Dichtkunst auf den Vorstadt-Theatern und mit dem Personal derselben vorführen. Besser haben es jetzt allerdings Frau Janisch und Herr Friedmann getroffen, welche sich dem früheren Zuschauerkreise in einer Anzahl neuer Rollen, erstere auf dem Residenztheater, letzterer auf dem Stadttheater, zeigen. Von einer vollen künstlerischen Befriedigung kann aber dabei kaum die Rede sein. Wer die Darstellung der Meininger von Lindners „Bluthochzeit" in Erinnerung hatte, der mußte eine große Fertigkeit besitzen, irgend eine Illusion festzuhalten, wenn er sich diesem Apparat gegenüber befand. Wo die Meininger in Kleinlichkeit ausarteten, blieb die Inscenirung des Stadttheaters hinter dem Nothwendigen zurück und die Schrecken der Bartholomäusnacht verwandelten sich in den harmlosen und gemüthlich wirkenden Spektakel einer Kirmes. Und noch Eins kommt dazu, bei solchen Vorstellungen die Stimmung des Zuschauers auf das bedenklichste zu gefährden und den besten Theil desjenigen, was der Künstler zu leisten vermag, in seiner Wirkung zu beeinträchtigen: das ist ein ungemüthliches Haus, in dem man friert. Es ist schwer, sich für eine poetische Fiction zu erwärmen, wenn man vor Kälte mit den Zähnen klappert, und jede gehobene Stimmung des Gemüths will schließlich sich an gleichartige Regungen Mitfühlender anlehnen. Die Theaterdirectoren thun ihr Möglichstes, diesem Uebel abzuhelfen; aber es liegt nicht in ihrer Macht. Sie sind nicht im Stande immer neue Zugstücke zu beschaffen, die ihnen eine lange Reihe von Wiederholungen sichern, und für die normale Schaulust des Publicums ist durch die Menge der Theater so reichlich gesorgt, daß einzelne derselben nothwendig leiden müssen. Daß das Experiment, welches das Residenztheater mit Mittagsvorstellungen an der Friedrich-Wilhelmstadt macht, von Erfolg sein könne, ist schwerlich anzunehmen.

Wer die Entwicklung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, kann diese Erscheinungen nicht befremdlich finden. Mit der rapiden Steigerung aller Preise der nothwendigen sowohl, wie der angenehmen und überflüssigen Lebensbedürfnisse hat die Vermehrung des allgemeinen und reellen Wohlstandes nicht gleichen Schritt gehalten. Eine Zeit lang konnte der scheinbare Glanz unserer ökonomischen Zustände unter dem Einfluß der Gründungs-Epoche dieser Meinung wohl Vorschub leisten. Aber die Enttäuschung ist nur zu bald gefolgt und die Lösung des Problems aller Philosophie, das Wesen der Dinge von ihrem Schein zu unterscheiden, hat sich auf diesem Gebiete unter dem Beistande der Courszettel weniger schwer bewerkstelligen lassen. Die Werthlosigkeit der Mehrzahl dieser „Scheine" ist durch den gedachten Courszettel unwiderleglich ad oculos demonstrirt. — Den Reigen dieses Hexentanzes eröffnete die Entwerthung der Actien massenhaft gegründeter neuer Banken, deren eine immer nothwendiger war, als die andere, einem dringend gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Ihnen folgten die industriellen Gesellschaften, deren Umwandlung in Actien-Unternehmungen in den meisten Fällen auf so absurden Voraussetzungen und Berechnungen beruhte, daß das Publicum durch die Prospecte der Gründer davon fascinirt werden mußte, wie ein simpler Vogel durch das Geräusch der Klapperschlange. Daß die Montanwerthe einem gleichen Schicksal unterliegen würden, war unschwer abzusehen; daß aber schließlich auch die zu den solidesten Capitalsanlagen benutzten Eisenbahn-Prioritäten von dieser allgemeinen Bewegung des Rückganges im Course ergriffen werden würden, mußte selbst die Bedächtigen außer Fassung bringen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der größte Theil des Privatpublicums, welcher sein Vermögen ausschließlich in Börsenpapieren angelegt hat, verarmt ist, und selbst der besonnene Capitalist, der seine Ersparnisse durch den Ankauf schwerer Eisenbahn-Actien und Prioritäten bei einem mäßigen Zinsertrage gesichert glaubte, sieht seinen Besitz um durchschnittlich ein Drittel vermindert. Was nützt es jetzt den hart Betroffenen der ersten Kategorieen, ihrem Zorn und Haß gegen die Gründer Ausdruck zu geben? Habe ich selbst doch gehört, wie ein namhafter Nationalökonom und Apostel des Zinsmaximums die so Angegriffenen mit dem Ausspruche in Schutz nahm, nicht die Gründer hätten das Publicum betrogen, sondern dieses sei von jenen betrogen worden. Denn die Gründer hätten voraussetzen dürfen, daß das Publicum sein Geld in den gegründeten Unternehmungen belassen würde, statt dessen habe es durch vorzeitigen Verkauf seiner Actien den Cours herabgedrückt, schließlich entwerthet und dadurch Unternehmung und Unternehmer ruinirt! Auf diese Weise war den armen gerupften Actionären nicht einmal das dürftige ideale Recht gelassen worden, das nach altfranzösischem und nach manchen anderen Rechten dem Kläger zustand, der seinen Proceß verloren hatte: nämlich vierundzwanzig Stunden lang auf seinen Richter zu schimpfen. Ein solcher Börsen-Kazike neuesten Stils, der sich zu dem Luxus der Gummiräder, der Rennpferde und eines ausländischen Adelsdiploms auch noch denjenigen eines gewissen politischen Einflusses zu verschaffen gewußt, empfahl mir in diesen Tagen, die Falk'sche Rede über die Verwaltung der katholischen Kirchenvermögen im stenographischen Berichte nachzulesen. Dabei glänzte sein Antlitz von schöner sittlicher Wallung über diese gräuliche Mißwirthschaft und mit dem Brustton der Ueberzeugung schien er hinzufügen zu wollen: „Seht, wir Gründer sind doch bess're Menschen!" Nichts vermag die Anschauungen und Stimmungen in diesen Kreisen besser zu kennzeichnen, als der ganz spontane Applaus, den die Freisprechung des „genialen Ofenheim" innerhalb und außerhalb des Gerichtssaales hervorrief und der der naturgemäße Abschluß dieses ganzen Spektakelstückes war. Die ganze Affaire war wie eine Illustration zu dem biblischen Worte: Necesse est ut veniant scandala.

Mit Genugthuung registriren wir von Zeit zu Zeit die unleugbare Thatsache, daß wir uns zur Zeit noch erheblich gesunderer Zustände erfreuen. Aber wer sich nicht absichtlicher Täuschung hingeben will, für den mehren sich die Zeichen einer zunehmenden Zerrüttung unserer gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse.

Freilich besitzt nach den neuesten Ermittlungen und den Zusammenstellungen der Einschätzung zur classificirten Einkommensteuer Berlin noch immer 71 Glückliche, die sich eines jährlichen Einkommens von mehr als 48000 Thlrn. erfreuen und bei der Unvollkommenheit der Einschätzungsmethode kann man mit Sicherheit annehmen, daß so mancher der vergoldeten Biedermänner sich an der höheren Besteuerungslinie vorbeizudrücken versteht. Aber was will das Gesammtergebniß gegen die Unzulänglichkeit der Vertheilung sagen! Was nützt es, daß wir endlich eine officielle Bezeichnung, die der „Krone" und „Doppelkrone" für die Zehn- und Zwanzigmarkstücke haben, wenn die letzteren selbst für uns immer mehr zu bloßen numismatischen Begriffen werden? Unsre Hausfrauen, welche eine angeborne Skepsis in Bezug auf Bäcker und Fleischer besitzen, wollen sich schwer überzeugen lassen, daß Fleisch und Weißbrod wirklich größer geworden sind und das Mehrgewicht die durch den Fortfall der Mahl- und Schlachtsteuer eingetretene Steuererhöhung auf gerechte Weise ausgleicht. Es ist nicht billig, über die praktischen Versuche des „Hausfrauen-Vereins", seinen Mitgliedern den Bedarf der ersten Lebensmittel wohlfeiler zu verschaffen, abzusprechen, ehe das Unternehmen das Stadium der ersten Entwicklung zurückgelegt hat. Vor der Hand ist fast jeder Haushalt darauf angewiesen, seine Etatsverhältnisse einer gründlichen Revision zu unterwerfen. Am meisten allerdings die der Beamten und kleinen Rentiers, deren Chancen eines Wiedergewinnens im umgekehrten Verhältniß zur Größe der erlittenen Verluste stehen. Bitter rächt sich die unzemessene Sucht nach Gleichstellung mit den höheren Classen der socialen Ordnung bei den Arbeitern, welche sich bei den massenhaften Arbeitseinstellungen genöthigt sehen, in erhebliche Herabsetzungen der Arbeitslöhne zu willigen, wenn sie überhaupt noch existiren wollen. Die Zeit der schwelgerischen Gelage ist für sie vorbei, sie frühstücken keine Lachsforellen mehr, verlernen die Kenntniß der feineren Weinsorten, fahren nicht mehr vom Bauplatze und den Werkstätten nach Hause und der Verkehr zwischen ihnen und dem Arbeitgeber ist wieder zu dem natürlichen Tone zurückgekehrt, der diesem Verhältnisse

Digitized by Google

angemessen ist. Damit wird auch dem verderblichen Einflusse der agitatorischen Bestrebungen in der Arbeiterpartei die Spitze abgebrochen werden, und die thörichte Grandiloquenz ihrer Wortführer aufhören mehr als absurd zu sein. Wo sind in Wirklichkeit die Millionen, welche die Führerschaft in der weiteren culturgeschichtlichen Entwicklung unseres Geschlechtes übernehmen sollen, wenn an der Wahl des actuellen Propheten Herrn Hasenclever nicht mehr als überhaupt etwa 5000 Arbeiter Theil genommen haben. Was ihnen die verbündete Centrumspartei an Beistand gewähren kann, haben die parlamentarischen Verhandlungen der letzten Wochen gezeigt. Ein Pathos, dem im entscheidenden Moment die Stimme umschlägt, hört auf, von Wirkung zu sein und wo der Reiz des Komischen beginnt, da ist es mit der Aussicht auf Einschüchterung vorbei. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das System Tölcke in unserm öffentlichen Leben gründlich abgethan und der Knüppel als Argument der Ueberzeugungen seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben ist, nämlich als ultima ratio für Strolche, Buschklepper und Straßenräuber zu dienen, nicht aber für ehrliche Arbeiter, um damit ihren politischen Gegnern zu beweisen, was gar nichts beweist. Trotz alledem kann man immerhin damit einverstanden sein, wenn Einiges geschieht, die Methode handgreiflicher Discussionen zu veredeln und ihre Formen in System und Regel zu bringen. Deshalb wird man der Einführung des „Boxens" in den Turnunterricht, welche im Laufe der letzten Wochen hier in Angriff genommen ist, principiell nicht entgegen sein, zumal wenn die Harmlosigkeit der Faustschläge, mit denen man sonst einen so unangenehmen Nebenbegriff zu verbinden pflegt, so anschaulich und gewissermaßen mundgerecht gemacht wird. Warum soll, was bei den Engländern für gentil gilt, uns versagt sein, und ist der, die Schranken conventioneller Auseinandersetzung durchbrechende „Holz-Comment" edler als ein geregelter Gang des Boxens? Und wem die Eventualität eingeschlagener Nasenbeine, defectirter Zahnreihen, und regenbogenfarbiger Colorirung des Angesichts keine erwünschte Zugabe scheint, der darf nur bestrebt sein, denjenigen Grad von Virtuosität in der edlen Kunst zu erlangen, der ihn vor solcher Möglichkeit sicher stellt.

Der eben erwähnte „Regenbogen" mag die freundliche und friedliche Brücke bilden, welche mich zu einem kurzen Nachwort über die schöne Schlußscene leitet, mit der die eigentliche Carnevalssaison ihren Abschluß fand. Ich meine das Winterfest des Vereins Berliner Künstler, welches in den Sälen des Reichshallen-Etablissements gefeiert wurde. Denn nachdem der bereits angekündigte zweite Subscriptionsball wegen Mangel an ausreichender Betheiligung widerrufen werden mußte, kann der officielle Fasching als beendigt angesehen werden. Wir dürfen uns über die, auf diese Weise verloren gegangenen Genüsse mit einer andern Thatsache trösten, die uns für die Folge Großes verheißt: das sind die zu Tage getretenen Einheitsbestrebungen im Schooße der verschiedenen Carnevalsvereine. An der Spitze dieser Unificationspolitik marschirt der Verein, der den vielverheißenden Namen „Humor" führt. Seinen Bestrebungen dient die Devise als Leitstern: „Denn aus der Narren schön vereintem Streben — ergibt sich erst ein wahres Narrenleben", — und „was kein Verstand der Verständigen thut, — das bringen die Narren unter einen Hut"; wobei der mangelhafte Vers auf das Generalconto der Carnevalslicenz kommt.

Aber auf das Winterfest der Berliner Künstler zurückzukommen, dessen Besprechung mir die glücklicher situirten Berichterstatter der Tagesblätter vorweg genommen haben, kann ich nur dem Gefühl des Bedauerns Ausdruck geben, daß dieser, um das gesellige Leben der Berliner Gesellschaft so hoch verdiente Verein noch immer ein trauriges Nomadenleben führen muß und nicht hat, „wohin sein Haupt er lege". Es ist erstaunlich, wie unermeßlich die Zahl der Kunstfreunde in Berlin ist, wenn es sich darum handelt, an den von den Berliner Künstlern veranstalteten Festen Theil zu nehmen. Verschwindend klein aber wird ihre Zahl, wenn an sie die Zumuthung eines Opfers herantritt, welches kaum eins ist, sondern nur eine Betheiligung an dem, was Allen und zumeist diesen sparsamen Männern zu Nutz und Frommen gereicht, — ich meine die Herstellung eines würdigen Künstlerhauses. Wie anders würde sich das öffentliche gesellige Leben unserer Hauptstadt gestalten, wenn die Wirthe die Honneurs im eigenen Hause machen könnten, wenn sie ausreichende Muße behielten und die nöthigen Einrichtungen besäßen, um derartige Feste großen Stils so zu arrangiren, daß ungeeignete und räumlich unzureichende Localitäten nicht den besten Theil der mühsam angestrebten Wirkung in Frage stellten! Hier hat die kunstsinnige Bewohnerschaft Berlins eine Schuld abzutragen, an deren Einlösung sie nicht dringend genug gemahnt werden kann. — Noch viel glänzender würden sich der Reiz und die Pracht dieser in ihrer Art einzigen Festversammlung entfaltet haben, wenn ihr ausreichender Raum gewährt worden wäre, sich zu vertheilen, zu zerstreuen, zu sammeln und in Gruppen zu gliedern. — Was man sonst als Mängel empfunden haben mag, verschwand gegen den Gesammteindruck und gegen den Reiz des zwanglosen und behaglichen Verweilens in einem Kreise, der eine Fülle reizender und anziehender Erscheinungen bot. Die angedeuteten Mängel sind wesentlich darauf zurückzuführen, daß die gebotenen Stoffe geistiger Nahrung für die unmittelbare Wirkung zu hoch, die der materiellen in Speise und Trank zu niedrig gegriffen waren. Was aber den Tanz anlangt, der den Festreigen als Ballreigen beschloß, so mußte er Jeden zufriedenstellen, der jemals „mit freiem Fuße die Erde berührt". Aber es war kein Tanz, wie er sonst auf officiellen Bällen geübt zu werden pflegt, der Tanz des Herkommens, der Courtoisie, der gewalzten, gehüpften und geschlichenen Langeweile —: es war der Tanz, der der rhythmische Ausdruck der inneren Lebenslust ist, der Tanz um des Tanzes willen, der Tanz um des Partners und der Partnerin willen, es war der Tanz von Tanzenden.

Als ich um vier Uhr Morgens das Fest verließ, sah es noch nicht aus, als ob dasselbe dem Abschlusse nahe sei, und als ich die Garderobière um ihre gutachtliche Aeußerung ersuchte, wann dasselbe wohl beendet sein würde, erwiderte sie mit Haltung: „Vielleicht um sieben Uhr — es ist aber auch schon vorgekommen, daß es später wurde".

Nemo.

Notizen.

Die Ueberraschung, welche die plötzlich aufgetauchte Bismarck-Frage in weiten Kreisen hervorgerufen hat, wäre geringer gewesen und das drohende Ereigniß würde die Mitlebenden weniger gepackt haben, hätte unsere Ankündigung von vor einigen Wochen, daß eine neue und tiefgreifendere Krisis, als die Majunke'sche war, bevorstehe, größere Beachtung gefunden. Auch das Umhersuchen der Blätter nach den Gegenständen der Verstimmung, nach den bedrohten Collegen des Reichskanzlers, die das eigentliche und wirkliche Angriffsobject bilden sollen, ist für unsere Leser wenigstens nicht neu. Das angebliche Streben Bismarcks nach einer Stellung, die ihm gleichsam die Ernennung der preußischen Minister in die Hand gebe, soll den Kern des Problems bilden und ist nach und nach auch in das größere literarische Publicum gedrungen. Sofort begann der Sturmlauf gegen diesen und jenen Verwaltungschef, dessen Existenz dem gewaltigen Mann den Schlaf störe, dessen Stimme auf seine Nerven denselben Effect hervorbringe, wie das Hahnenkrähen auf den Friedländer. Buchstäblich also, was hier schon vor Neujahr prophezeit war. Woher uns die Wissenschaft kam? Das zu verrathen, werden wir uns wohl hüten, können aber mit derselben Sicherheit und nach derselben zuverlässigen Quelle positiv verkünden, daß die Sache eine von Niemandem geahnte günstige Lösung finden wird. Den sichersten Anhaltspunkt bietet natürlich Bismarcks Gesundheit. Den Zustand derselben zu beobachten, hatten Gäste, die den parlamentarischen und anderen Diners in dem Hotel der Wilhelmstraße beiwohnten, mehrfach Gelegenheit. Es steht fest, daß der Appetit des hohen angeblichen Patienten vortrefflich ist. Von Artischocken und Spickgans, also einem der denkbar schwer verdaulichsten Gerichte, verlangte er dreimal vor dem Tellerwechsel! Diese verbürgte Thatsache erscheint uns ungleich wichtiger als sämmtliche schwankende Conjecturen des Tages. Daß der Reichskanzler mancherlei Verdrießlichkeiten hat, im Zeitungsjargon neuerdings Frictionen genannt, soll nicht geleugnet werden. Aber sie haben bis jetzt seine Kräfte eher in Spannung gehalten. Wer möchte sagen, welche Folgen die relative Unthätigkeit für seinen körperlichen Zustand haben würde. Chateaubriand schrieb einmal über einen anderen großen Staatsmann, mit welchem man Bismarck in etwas gewagter Weise oft verglichen hat, er wäre an der Krankheit der zurückgetretenen Minister und Generale, an der Uner-

Digitized by Google

träglichkeit der Ruhe, gestorben. Bismarck wurde zum Glück soeben wieder durch die päpstliche Encyklica geärgert und wird das dem Jesuitengeneral, der dahinter steht, nicht schenken. Dieser ultramontane Fechterstreich war einmal wieder ein Schlag in's Wasser. Der Papst ist nicht glücklicher mit seinen Argumenten als er es in besseren Tagen mit seiner Armee war. Diese bestand großentheils aus Taugenichtsen der schlimmsten Kategorie, zusammengepreßt aus allen mehr oder weniger bedenklichen Nationalitäten. Einmal war ein Corps Irländer gebildet, die man unter dem harmonisch klingenden Namen der Ritter von St. Patrick gewonnen hatte. Als sie aber auf italienischem Boden eintrafen, war von Ritterschaft keine Rede mehr: sie wurden als gemeine Soldaten in die Armee gesteckt und schlecht behandelt. Wüthend darüber, drangen sie während einer Winternacht in eine von Belgiern besetzte Caserne, warfen diese aus den warmen Betten und legten sich selbst hinein. Die vor die Thür gesetzten Belgier mußten unter freiem Himmel campiren. Zur Strafe dafür wurden die kecken Irländer in das Castell von Spoleto gesperrt, kletterten jedoch über die Mauern und trieben in den Dörfern der Umgegend allerlei Unfug. Der Papst hatte vielen Kummer durch seine tapferen Soldaten. Die schlimmsten Subjecte wurden mit Reisegeld versehen in ihre Heimat zurückgeschickt; die anderen ließen sich später bei Castelfidardo schlagen und wurden dann ebenfalls aufgelöst. Gelegentlich hatte Pius IX. seine Verwunderung ausgedrückt, daß die Irländer so schwer zu disciplíniren wären. Als ihn aber Jemand schalkhaft darauf aufmerksam machte, auch der Feuerbrand Palmerston stamme von einer in Irland seßhaft gewesenen Familie ab, neigte er verständnißvoll das Haupt und rief lächelnd sein: Capisco! Wie ein Mann von so feiner Bildung hochtrabende und geschmacklose Encyklicas schreiben, oder vielmehr die von Jesuiten geschriebenen mit seinem Namen in die Welt schicken kann, ist unbegreiflich. Die letzte ist ein Muster schlechten Stils und geradezu unschicklich. Wenn der preußische Staat daher endlich die Geduld verlieren und seinerseits grob werden sollte, so wird sich Niemand darüber wundern.

* * *

Neue Bücher.

Von bemerkenswerthen wissenschaftlichen Broschüren liegen uns vor: „Religion und Wissenschaft". Rede gehalten vor der British association zu Belfast von John Tyndall. Autorisirte Uebersetzung. Hamburg bei Karl Grädener.

„Akademie oder Universität?" Von Lothar Meyer, Professor der Chemie am Polytechnikum in Carlsruhe. Breslau, Verlag von Mauruschke und Berendt.

Leopold Jakoby veröffentlicht bei H. E. Oliven eine social-philosophische Darstellung: „Die Idee der Entwickelung".

„Ueber die Lage des homerischen Troja" hat Dr. Gustav von Eckenbrecher, der lange Zeit in Griechenland gelebt hat, im Verlage von Julius Buddeus in Düsseldorf eine interessante Abhandlung erscheinen lassen. 2 Karten und eine landschaftliche Ansicht erläutern den Text.

Der religiöse Laienliberalismus der Gegenwart. Eine Schutzschrift für die wahre Freiheit von Ernst Katzer; Dresden, Hofbuchhandlung von Hermann Burdach. Es ist vielleicht nicht richtig, diese Schrift unter die Kategorie der streng wissenschaftlichen zu stellen. Nach einem flüchtigen Durchblick macht auf uns das Opusculum mehr den Eindruck einer reactionär orthodox-protestantischen Tendenzschrift. Wir lesen z. B. auf S. 30: „die bodenloseste Uneinigkeit, die kleinlichste Streitsucht in religiösen wie in staatlichen Angelegenheiten, das ist sonach der Segen, den der Liberalismus der Modernen heraufbeschworen hat". Der Verfasser empfiehlt unter anderm auch, daß sich die protestantischen Pastoren rührig an den Wahlen betheiligen, damit nicht nur die Katholiken den Vorzug haben, durch eine verhältnißmäßig große Anzahl streitbarer Kämpfer im Talar bei der Gesetzgebung vertreten zu sein.

Der zweite Band der von uns bereits erwähnten internationalen Revue „Italia", Leipzig, Verlag von H. Hartung, herausgegeben von Professor Hillebrand in Florenz ist vor kurzem ausgegeben worden. Aus dem reichen Inhalte erwähnen wir nur folgende Aufsätze: Die philosophische Bewegung Italiens seit 1860 von F. T. Fiorentino; Die Malerneste in den Sabinerbergen von Woldemar Kaden; Die Uebersicht der politischen Lage Italiens von Karl Hillebrand und den umfangreichen Aufsatz: das italienische Theater von Yorick, welcher eine vollständige Uebersicht über die dramatische Dichtung Italiens seit dem Jahre 1840 bis auf die Gegenwart gibt.

Professor von Holtzendorff hat seine Vertheidigungsrede für den Grafen Harry von Arnim mit einem Nachtrage von Anmerkungen und Zusätzen in der C. Pfeiffer'schen Buchhandlung, Berlin, herausgegeben. Professor Pfleiderer in Jena hat seine Gedächtnißrede, die er zur Feier des Säcularjubiläum Schellings am 27. Januar gehalten hat, in Stuttgart bei Cotta veröffentlicht.

Wir fügen hier an eine Broschüre von Johannes Huber: „Die religiöse Frage" wider Eduard von Hartmann. München, Theodor Ackermann.

Die Vorlesungen, welche Professor Karl Werder an der Berliner Universität zuletzt im Wintersemester 1871/72 über Shakespeares Hamlet gehalten hat, und die mit Recht wegen ihres großen geistigen Inhaltes und ihrer tadellosen Form weit über die studierenden Kreise hinaus die allseitigste Aufmerksamkeit erregten, sind jetzt im Verlage von Wilhelm Herz, Berlin im Drucke erschienen.

Im Verlage von Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig erscheint eine neue populäre Ausgabe der Schriften Friedrichs des Großen unter dem Titel: Friedrich der Große in seinen Schriften. Das Werk wird die bedeutendsten und populärsten Arbeiten des großen Monarchen enthalten und 3 Bände zu je 20 Bogen umfassen. Die Herausgabe besorgt E. Schröder. Durch die Uebersetzung der Molière'schen Werke und der Gedichte Friedrichs des Großen im Versmaße des Originals hat sich Schröder bereits vortheilhaft bekannt gemacht.

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden 1815—1871 von Oskar Jäger (Oberhausen, Adolph Spaarmann) ist jetzt mit dem Erscheinen des 3. Bandes vollendet. In der That reicht die Geschichte weiter als der Titel ankündigt. So ist der Tod Napoleons, der Sturz des Herrn Thiers (Mai 1873) noch berücksichtigt und für Deutschland geht die Darstellung ebenfalls bis zum Ende des Jahres 1873. Die Ausführung ist überall klar, objectiv und der Stoff ist sehr geschickt vertheilt und gegliedert.

Aus dem Nachlasse des Fürsten Pückler-Muskau sind zwei neue Bände, 5. und 6., bei Wedekind und Schwieger in Berlin erschienen, welche unter anderm den Briefwechsel zwischen dem Fürsten und Alexander von Humboldt, Heinrich Heine, Heinrich Laube, Edwina Viereck enthalten. Von ganz besonderem Interesse ist der Briefwechsel zwischen Pückler und Laube, der außerdem einer der umfangreichsten ist, nämlich 85 verschiedene Nummern trägt. Sehr amüsant sind die Briefe der schönen Viereck, echte Künstlerbriefe.

Zum Capitel der Erinnerungen gehören auch die „Komödiantenfahrten" von Karoline Bauer, herausgegeben von Arnold Wellmer; Berlin, Decker'sche geheime Oberhofbuchdruckerei. Die Schilderungen der Gräfin Platen-Broel, welche einst als Karoline Bauer das deutsche Publicum entzückte, zeichnen sich immer durch liebenswürdigen Humor und herzliche Frische aus. Sie gehören mit zu dem Besten, was die reiche Literatur der Bühnenplaudereien hervorgebracht hat.

Romane und Novellen.

Von Frauenhand empfangen wir folgende Notiz: „Die „Gegenwart" steht mit Recht oder Unrecht in dem Verdachte, den schriftstellernden Frauen mit übertriebenem Mißtrauen, ja sogar mit einer gewissen Verachtung entgegenzutreten*). Wenn dieser Vorwurf auch unbegründet ist, so müssen Sie doch zugeben, daß Sie durch Aufnahme der Artikel des Herrn Dr. Goldbaum über Frauenschriftstellerei, des Herrn von Szeliski über Frauenemancipations-Bestrebungen und durch Ihre eigenen Artikel über Das Epos des Dorfschulmeisters u. s. w. eine gewisse Veranlassung dazu gegeben haben**). Es würde sich Ihnen vielleicht die Gelegenheit darbieten, den Beweis des Gegentheils durch Veröffentlichung dieses Briefes zu geben, denn ich beabsichtige nichts Geringeres als die Aufmerksamkeit der Leserinnen Ihrer Zeitschrift auf ein Buch

*) Mit Unrecht.

**) Um diesen Vorwurf als unberechtigt nachzuweisen, brauchen wir nur daran zu erinnern, in welcher Weise über wahrhaft talentvolle Frauen in der „Gegenwart" gesprochen worden ist, wir brauchen nur zu verweisen auf größere und kleinere Aufsätze über George Sand, Rahel, Fanny Lewald, Frau Hedwig Dohm u. s. w.

Digitized by Google

zu lenken, welches wie wenige den Charakter des Weiblichen und den Stempel des weiblichen Ursprungs an der Stirne trägt, ich meine den Roman: „Traum und Wahrheit" von Helene von Hülsen.

Helene — unter diesem Vornamen erschienen die frühern Arbeiten der Frau von Hülsen, welche meines Wissens jetzt zum ersten Male mit Ihrem vollem Namen hervortritt — hat schon durch ihre ersten Arbeiten eine herzgewinnende Begabung für einfache und innige Schilderungen bekundet. O wie pietätvoll und wahrhaft liebenswerth war der warme Nachruf, den sie ihrem verstorbenen Lehrer, unserm allseitig verehrten Professor Schottmüller widmet.

Für die Trefflichkeit dieser Arbeiten spricht schon der Umstand, daß ein so feingebildeter Schriftsteller wie Julius Rodenberg die ersten schriftstellerischen Versuche Helenens durch Aufnahme derselben in den „Salon" förderte und ermuthigte. Dieselben Eigenschaften, welche ihre frühern Schriften auszeichnen, zeigen sich noch verstärkt in ihrem neuesten bis jetzt umfangreichsten Werke. Wer von dem Romane sinnenreizende Aufregung und frivole Belustigung erwartet, den wird die einfache und ruhige Geschichte, welche uns Helene diesmal erzählt, gewiß nicht befriedigen; für solche Leser, wie für diejenigen, die vor Allem Spannung verlangen, hastig Seite um Seite umschlagen und nicht eher ruhen und rasten, bis sie das Ende erjagt haben, für solche Leser schreibt die Verfasserin nicht. Sie verlangt beschauliche Naturen, die nicht von dem Fieber nach dem Ungewöhnlichen erfaßt sind, sondern denen es eine Erquickung ist, in der besten Gesellschaft einige frohe Stunden zu verbringen. Ueberall spricht zu uns eine verständige, klare und dabei gemüthstiefe, reine Frauennatur. Es werden uns die Leiden und Freuden eines jungen adeligen Mädchens auf dem Lande geschildert. Wir begleiten Dora von Erwinstein, die Tochter eines Landrathes und Gutsbesitzers, von ihrem Confirmationstage bis zu ihrer Verlobung. Wir theilen ihre einfachen Vergnügungen und ihre traurigen Erfahrungen, ihre Freuden und ihre Leiden, bis wir sie endlich als die glückliche Braut des jungen Mannes, den sie zuerst verschmäht, dessen treffliche Herzenseigenschaften sie aber dann kennen lernt, beglückwünschen. Das Parfüm der besten Gesellschaft weht durch das ganze Buch; die Zeichnung der edlen Charaktere gelingt der Verfasserin noch besser als die der fehlerhaften. Die Träger des schlechten Principes sind eigentlich, wenn man ihnen auf den Grund geht, nur mit verzeihlichen Schwächen behaftete aber doch gute Menschen. Jedem jungen Mädchen kann das Buch in die Hände gegeben werden und das ist heutzutage kein geringer Vorzug; selbst die bedenklichste Stelle des Buches, die Entführungsgeschichte der unglücklichen Freundin Elise nehme ich nicht aus. Ich will den Roman nicht eingehender besprechen, sondern möchte nur den allgemeinen Charakter desselben dahin bezeichnet haben, daß „Traum und Wahrheit" das Gesellschafts- und Gemüthsleben eines klugen einfachen und vortrefflichen weiblichen Wesens schildert, von einem solchen für solche geschrieben. Frauen sei also in erster Linie dieses Buch empfohlen, aber es schadet auch gar nichts, wenn auch Männer es lesen und vor Allem sei es Ihnen, Herr Redacteur, und Herrn Dr. Wilhelm Goldbaum an's Herz gelegt."

Um unserer liebenswürdigen Correspondentin ihre irrige Meinung vollends zu nehmen, wollen wir gleich noch andere Frauenromane hier ankündigen.

Von Amely Bölte, einer der energischsten Führerinnen der modernen Frauenbewegung, ist ein neuer Roman erschienen: „Wohin führt es?" Wien, Hartlebens Verlag, welcher die bekannten Tendenzen der Verfasserin in der erzählenden Form ausspricht.

Eine neue Novelle von Ernst von Waldow — unter diesem Namen schreibt die geistreiche Verfasserin der „schwarzen Käthe", Lodoiska von Blum, heißt „Hildegard".

Diese kurzen Ankündigungen schließen nicht aus, daß noch die eine oder andere dieser Dichtungen eine eingehendere Besprechung finden wird.

Mariam Tenger hat einen umfangreichen Roman: Drei Cassetten (in 4 Bänden) geschrieben. Derselbe ist in Prag im Verlag der „Bohemia" erschienen. Friederich Karl Schubert erzählt in seinem neuesten Romane: „Wlasta" die etwas abenteuerliche Geschichte einer Künstlerin. Die Heldin ist von hoher adeliger Abkunft und durch Bosheit um ihr Vermögen und ihren Stand, um die Ehre ihres Namens gekommen; ein junger dramatischer Dichter, in dessen Drama die Künstlerin die Hauptrolle spielt, verliebt sich in sie und es gelingt ihm die Wahrheit zu ermitteln und seiner Geliebten ihren wahren und unbefleckten Namen, ihren Stand und ihren Reichthum wieder zu erringen. Diese reicht ihrem Retter dankbar die Hand zum ewigen Bunde. Der Roman ist sehr reich an Handlung; allerdings hat die Zusammenballung von ungewöhnlichen Ereignissen bisweilen etwas Gewaltsames, aber jedenfalls ist dem Verfasser eine reiche Gabe der Erfindung zuzusprechen. In dem kurzen Vorworte sagt der Dichter: „Fordert nicht die heutige Kritik beinahe einstimmig, daß der Romandichter nach einem vaterländischen Stoffe aus der Gegenwart oder nahen Vergangenheit greife?" Wir glauben, die Kritik verlangt nichts weiter, als daß der Roman gut sein soll. Wenn übrigens der Verfasser glaubt, daß er keinen Tendenzroman geschrieben habe, so irrt er; namentlich in den ersten Capiteln spricht sich das, was wir die Tendenz der Verkannten nennen, sehr deutlich aus. Die alten Klagen gegen die Kurzsichtigkeit, Einseitigkeit, den Unverstand und die Gehässigkeit, gegen die Theaterdirectoren, welche die guten Dramen nicht aufführen und die Theaterkritiker, welche schonungslos die guten Werke mit stereotypen Phrasen vernichten, kehren auch hier wieder und zwar in einer Schroffheit, die nach unserer Ansicht bisweilen über das Ziel hinausgeht.

* * *

Berichtigung.

In dem Artikel „Hanslick, die moderne Oper" habe ich den französischen Text des Mignonliedes irrthümlich angegeben. Die Worte „le pays" werden nicht (wie in der deutschen Uebersetzung „das Land") zweimal gesungen, sondern sie sind in der Weise declamirt, daß die Silbe le ganz lang auf 2 Achteln und einem Sechszehntel ruht, dann pai ganz kurz auf das 2. Sechszehntel des dritten Achtels kommt, und is dann 3 Achtel lang gehalten wird also: le pays. Das klingt allerdings greulich, und ich könnte zur Entschuldigung des Irrthums vorbringen, daß ich die französische Declamation für noch besser gehalten habe, als sie in der That ist.

H. Ehrlich.

Bibliographie.

Gesammelte Schriften und Dichtungen von Richard Wagner. 9 Bde. Leipzig 1871—1873, Fritzsch.

Neue Improvisationen über alte Volkslieder. Für Pianoforte componirt von Alexander Dorn. Nr. 1—12. Cöln, Tonger.

Einbanddecken zum 6. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

In **J. Kühtmann's Verlagsbuchhandlung, Bremen,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Karnäkren der Poesie

von

Otto E. Ehlers.

Prachtband mit Goldschnitt à 4 Mark.

Herr Friedrich Bodenstedt hat dem Verfasser durch freundliche Annahme der Widmung dieser Gedichtsammlung gewiß die schönste Ehre erwiesen und in den Kreis unserer Dichter eingeführt. Das Buch wird allen Seiten den Freunden der Literatur angelegentlichst empfohlen.

Soeben erschien im Verlag von **Beuckert & Radetzki** in **Berlin,** Alte Jakobstr. 20:

Der Reichskanzler

Fürst Bismarck

und sein

künftiger Nachfolger

von

* * *

Preis 75 Pf.

Der Ernst des Gegenstandes, wie die zwar anonyme, aber doch hervorragende Feder des Verfassers machen eine weitere Empfehlung der Verlagshandlung unnöthig.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In fünfter ergänzter Auflage erscheint eben in 10 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à **10 Sgr. = 1 Mark:**

Dr. Johannes Scherr's Allgemeine Geschichte der Literatur

aller Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwicklung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Dabei kein Compendium speciell nur für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Die unterzeichnete Buchhandlung sucht

gediegene Roman-

und

Novellen-Manuscripte

(für Buchausgabe)

von beliebten namhaften Autoren.

Geschätzte Zuschriften erbittet sich baldigst

Leipzig. **Hermann Dege.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin, NW.,** Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Inhalt des soeben erschienenen **zweiten Heftes:**

I. **Vom Stamm der Asra.** Lustspiel von Hedwig Dohm.
II. **Nornagest.** Von Moriz Carriere.
III. **Proben griechischer Lyriker.** Von Emanuel Geibel.
IV. **Thermometer-Studien.** Novelle von Heinrich Bertau.
V. **Neue Gedichte.** Von Gottfried Kinkel.
VI. **Liebeslieder.** Von Wilhelm Jensen, Stephen Milow und Bertram von Overkamp.
VII. **Ueber Anlagen und Erziehung.** Eine Fabel von Hans Hopfen.
VIII. **Satirische Zeitglossen.** Von Hermann Lingg.
IX. **Litterarische Ausblicke.** Von Wilhelm Goldbaum.
X. **Eine Aufgabe für die deutschen Künstler.** Von Ludwig Noiré.
XI. **Aphorismen über Heine.** Von Eduard Grisebach.
XII. **Kritische Rundblicke.** Von Ferd. Kürnberger, Felix Dahn, Albert Lindner, Oscar Blumenthal und Hieronymus Lorm.
XIII. **Zur Kritik der Kritik. — Miscellen. — Aus unserer Briefmappe.**

Die „Neuen Monatshefte" sind **keine Fachzeitung,** sondern ein **Unterhaltungsblatt** im vornehmsten Stil, und gewähren ein **Gesammtbild des gegenwärtigen dichterischen Schaffens,** das sich theils in novellistischen, dramatischen, lyrischen Beiträgen der **namhaftesten Dichter,** theils in fesselnden Essays und Plaudereien lebensfrisch wiederspiegelt.

Am Ende jeden Monats erscheint **ein Heft** von 5—6 Bogen Lex., eleg. geh.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes an.

Das erste Heft kann von jeder Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden.

Preis pro Heft 1 Mark, pro Quartal 3 Mark, pro Band 6 Mark.

Sechs Hefte bilden einen Band.

Edm. Gaillard, vorm. Carl Heinr. Gerold in **Berlin,** W., Krausenstr. 69,

Specialgeschäft für Oelfarbendruck,

Kunstanstalt, Verlag, Export, Debit, Detail, führt grundsätzlich **nur die besten** Erscheinungen des Oelfarbendrucks. — Illustrirte Kataloge etc. gratis und franco.

Neu! Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig. 1874.

Erbauungsbücher.

H 31012

Das Gebet des Herrn, der evangelischen Christenheit dargeboten im Gewande der Dichtung und im Kranze der Kunst. Mit einer Einleitung von Pastor Dr. **Oscar Günther** und einem Vorwort von Pfarrer **G. Steinacker** in Buttelstedt. **Dritte Auflage.** Geh. 20 Sgr. = 2 Mark. In Prachtband mit Goldschnitt 1 Thlr. = 3 Mark.

Stunden der Andacht in poetischem Gewande. Herausgegeben von **Gottfried Schwarz.** Gebunden 1⅔ Thlr. = 5 Mark. In Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr. = 6 Mark.

Beide Bücher halten den christlichen Standpunkt inne und bieten eine Sammlung aus den Werken berühmter religiöser Dichter alter und neuer Zeit. Wer sich sehnt, seine Seele aus dem bewegten Leben zur Ruhe und zur Einkehr in sich selbst zu führen — der greife zu diesen Büchern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

C. A. Koch's Verlag in Leipzig.

Die komischen Mysterien

des

französischen Volkslebens in der Provinz.

Eine Sammlung

von

Sittenstudien, komischen und burlesken Scenen, Volksschwänken ꝛc.

Mit deutschen Anmerkungen und einem Vocabular von 1200 Neologismen ꝛc.

Von Dr. **J. Baumgarten.**

30 Bogen 8°. In eleg. Umschlag geh. Preis 4 Mark.

Höchst ergötzlich und pikant, zugleich aber auch außerordentlich reichhaltig an wenig bekannten Thatsachen zur Beurtheilung der geistigen und sittlichen Zustände Frankreichs.

Verlag von **Georg Stilke,** Berlin, Louisenstr. 32.

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldsch. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. Frankreich: Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. Verschiedenes: Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 18. März 1875. Band VII.

9P
5
S.23
v.7
no.11

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Geschichte der neuen Verfassung von Frankreich. Von Leopold Richter. — Der moderne Spiritismus. Von H. Bartling. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Hymnus der Zeit. Von Adolf Strodtmann. — Melchior Meyr und seine Philosophie. Von J. Frohschammer. — Aus der Hauptstadt: Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten. — Notizen. — Inserate.

Geschichte der neuen Verfassung von Frankreich.

Von Leopold Richter.

Die letzte französische Verfassung, die sogenannte constitution de l'empire, fiel am 4. September 1870, an dem Tage, an dem man in Paris erfuhr, daß die letzte französische Armee bei Sedan geschlagen und gefangen genommen sei und daß Napoleon III. dem König Wilhelm seinen Degen übergeben habe. Seit jenem verhängnißvollen 4. September hatte sich Frankreich ohne Verfassung beholfen. Nach dem Sturze des Kaiserreiches war in Paris die Republik proclamirt worden und die „Regierung der Nationalvertheidigung" hatte die Leitung der Geschicke Frankreichs übernommen. Unter dieser Regierung war der Krieg bis zu Ende geführt, ein Waffenstillstand abgeschlossen, die Nationalversammlung in Bordeaux zusammenberufen, und schließlich der Friede gezeichnet worden. Die Unterdrückung der Commune hatte sodann noch mehrere Monate in Anspruch genommen, und erst im Sommer 1871 war es der souveränen Nationalversammlung möglich geworden, das große Werk der Wiederherstellung der durch den äußeren und inneren Krieg vollständig zerrütteten Zustände vorzunehmen. Die Aufgabe war eine außerordentliche und stieß auf Schwierigkeiten, die anfänglich fast unüberwindlich schienen: Die Armee und die ganze Verwaltung des Landes mußten reorganisirt, die kolossale Kriegsschuld von 5 Milliarden bezahlt werden. Herr Thiers, der damalige Präsident der Republik, entwickelte bei dieser Gelegenheit eine Umsicht und Arbeitskraft und einen vertrauensvollen Muth, die über alles Lob erhaben sind. Dank seiner Energie und dank der patriotischen und bereitwilligen Unterstützung, die er zu der Zeit in der Nationalversammlung fand, gelang es ihm, die starkbeschädigte Staatsmaschine in kurzer Zeit wieder in Bewegung zu setzen. Zu Anfang des Jahres 1872 bereits, wenige Monate nach der Unterdrückung der Commune, herrschten überall in Frankreich geregelte Verhältnisse. Die Armee war genügend reorganisirt, um die Aufrechterhaltung des innern Friedens zu sichern. Dies war Alles, was man in dieser Beziehung verlangen konnte; denn an einen Krieg mit dem Auslande wagte damals Niemand zu denken, obgleich der Schrei der Revanche auf den Lippen Vieler war. — Die großen Anleihen zur Bezahlung der Kriegsschuld waren unter Bedingungen contrahirt worden, die man Angesichts der obwaltenden Umstände als außerordentlich günstig bezeichnen mußte; die Justiz- und Finanzverwaltungen wurden im ganzem Lande, in den entferntesten Departements sowohl, wie in Paris, mit gewohnter strenger Regelmäßigkeit gehandhabt. Während des Jahres, welches dem Kriege folgte, hatte Frankreich eine erstaunliche Lebenskraft entwickelt und hatte die Bewunderung des Auslandes verdient und erworben. Das Land hatte sich mit großer Energie und in unglaublich kurzer Zeit von einer vollständigen Niederlage erholt. Aber von dem Augenblick, wo dies constatirt werden konnte, datirt eine neue Phase der französischen Geschichte, die den Franzosen weit weniger zur Ehre gereicht als die unmittelbar vorhergehende. Es ist dies die Periode, in der die souveräne Nationalversammlung, nachdem sie den Abschluß mit der Vergangenheit zu Stande gebracht hatte, die Zukunft in das Auge faßte, und damit eine lange und ununterbrochene Reihe parlamentarischer Kämpfe über die Herstellung der neuen französischen Verfassung begann.

Die Nationalversammlung in Versailles bestand damals aus vier großen politischen Parteien, von denen die eine, die republicanische, eine starke Minorität bildete, währenddem die Majorität aus den vereinigten Orleanisten, Legitimisten und Bonapartisten zusammengesetzt war. Gegen diese heterogene Kammermehrheit kämpfte der damalige Präsident der Republik, Herr Thiers, Monate lang mit unermüdlicher Energie und wechselndem Glücke. Der greise Staatsmann, den seine ganze politische Vergangenheit zum constitutionellen Monarchisten stempelte, war dank der Logik und Schärfe seines Geistes zu der Schlußfolgerung gelangt, daß die von ihm in früheren Jahren vertheidigte Staatsform, nämlich die constitutionelle Monarchie, unter den obwaltenden Zuständen unmöglich geworden sei. Dieselbe zählte in der Kammer allerhöchstens zweihundert Anhänger: die Mitglieder des rechten Centrums. Die vereinigten Fractionen der Linken, sowie die äußerste Rechte und die kleine Gruppe der Bonapartisten waren entschiedene Gegner des von Herrn Thiers bevorzugten Systems. Auch im Lande besaß die constitutionelle Monarchie damals verhältnißmäßig wenig Anhänger. Der allgemeine Ton der Presse deutete dies bereits an; das Resultat der Ersatzwahlen, die um diese Zeit stattfanden, äußerte den thatsächlichen Beweis, daß Frankreich, vorläufig wenigstens, mit dem Orleanismus nichts zu thun haben wolle. Die republicanische Partei dagegen bildete in der Nationalversammlung sowohl wie im Volke eine compacte starke Minorität. Die logischen Bestrebungen des Präsidenten waren deshalb dahin gerichtet, diese Minorität in eine Majorität umzuwandeln und dem Lande sodann eine von dieser Majorität angenommene Verfassung zu geben.

Die zahlreichen Gegner des Herrn Thiers haben ihm vorgeworfen, daß er, als er zu diesem Entschlusse kam, von seinen persönlichen Interessen beeinflußt war. Sie sagen, Herr

Digitized by Google

Thiers habe die ihm provisorisch anvertraute Machtstellung confisciren und sich auf Lebenszeit zum Präsidenten der Republik machen wollen. Diese Behauptung mag der Begründung bis zu einem gewissen Grade nicht entbehren. Es ist anzunehmen, daß Herr Thiers sich in seiner Stellung an der Spitze der Regierung sehr wohl befand und dieselbe nur höchst ungern aufgeben mochte; aber selbst, wenn dies der Fall war, und er sich dadurch in seiner Politik beeinflussen ließ, so ist zu seiner Rechtfertigung anzuführen, daß er mit einem begründeten Stolze von sich sagen durfte, er sei seinen Rivalen im orleanistischen, bonapartistischen und legitimistischen Lager an weitsehender Staatsklugheit überlegen und sei besser als diese geeignet, die Leitung der Regierung zu überwachen. Seine monarchischen Gegner theilten jedoch diese Ansicht nicht; und als Herr Thiers das Ansuchen an sie stellte, dem Lande eine republicanische Verfassung zu geben, und als Herr Dufaure zu diesem Zwecke der Kammer eine Vorlage der neuen Constitution unterbreitete, erhoben sich die Freunde des Grafen von Chambord, des Grafen von Paris und des kaiserlichen Prinzen wie ein Mann, nöthigten Herrn Dufaure seine Vorlage zurückzuziehen und veranlaßten den durch diese Handlungsweise in seinem Stolze tief gekränkten Präsidenten Thiers am 24. Mai 1873 seine Entlassung einzureichen.

Der Marschall Mac Mahon wurde darauf von derselben Majorität, die Herrn Thiers gestürzt hatte, zu seinem Nachfolger erwählt. Die Monarchisten triumphirten. Sie feierten einen vollständigen Sieg über die Republicaner und vergaßen in der Freude des Erfolgs, daß sie denselben einer Vereinigung verdankten, die unmöglich von langer Dauer sein konnte. Die Gebrechlichkeit der Allianz zwischen Legitimisten, Bonapartisten und Orleanisten sollte sich auch in kürzester Frist zeigen. Die Gewalt war den Republicanern entzogen worden; die Legitimisten waren die ersten, welche den Versuch machten, dieselbe an sich zu reißen. Sie veranlaßten den Grafen von Chambord, ein Manifest an das französische Volk zu richten, und sie bestürmten den Marschall Mac Mahon, dem legitimen Prätendenten den Weg zum Throne zu bahnen. Der Versuch scheiterte an zwei Klippen: an dem kindischen Trotze des Grafen von Chambord, der aus der sogenannten „Fahnenfrage" eine Lebensfrage machte und das blinde Vertrauen, ja die blinde Unterwerfung des französischen Volkes verlangte; — und an dem sehr natürlichen Wunsche des Marschalls Mac Mahon, in einer Machtstellung zu verharren, um die er nicht gebeten hatte, die ihm gewissermaßen octroyirt worden war, aber die nun seinem Ehrgeiz Befriedigungen bot, denen er nur höchst ungern entsagt hätte.

Die Versuche der Bonapartisten, die dem der Legitimisten folgten, und die zum Zwecke hatten die Regierungsgewalt zu Gunsten des kaiserlichen Prinzen mit Beschlag zu belegen, waren bescheidener als die der fanatischen Legitimisten, aber sie genügten, um die Lage noch vollständiger zu charakterisiren und dem Marschall und seiner Umgebung zu zeigen, daß es nur ein Mittel gebe, die von ihm eingenommene Stellung zu consolidiren, nämlich: dieselbe aus dem Provisorium heraustreten und dagegen durch eine gesetzlich gültige Verfassung begründen zu lassen. Von dem Tage an, an dem die Freunde des Marschalls und der Präsident selbst diese Ueberzeugung gewonnen hatten, war die Anerkennung der Republik als der definitiven Staatsform Frankreichs nur eine Zeitfrage geworden. Mac Mahon konnte nur an der Spitze der Regierung bleiben, indem er an der Spitze der Republik blieb. Willig oder unwillig mußte er sich den Republicanern nähern, oder die gemäßigsten seiner monarchischen Freunde zum Republicanismus bekehren. Die ultraconservativen Gesinnungen des Marschalls sträubten sich lange gegen diese Alternativen. Der Herzog von Broglie, der Freund und Rathgeber des Präsidenten, ersann eine Verfassung, welche bezweckte die Machtstellung des Marschalls zu consolidiren, ohne die Anerkennung der Republik zu fördern und ohne die Wiederherstellung der Monarchie zu gefährden. Sein Project erlitt eine vollständige Niederlage. Es erschien den Legitimisten viel zu republicanisch und den Republicanern zu monarchisch. Spätere ähnliche Versuche, die ihren Ursprung ebenfalls dem erfindungsreichen Gehirne des Herzogs von Broglie verdankten und die der Kammer vom Ministerpräsidenten General von Cissey vorgelegt wurden, theilten das Schicksal der ersten Broglie'schen Verfassung. Die Kammer wollte mit derselben nichts zu thun haben, wies sie zurück, verweigerte darüber zu berathen und zeigte taube Ohren für die in zahlreichen Botschaftsreden ausgesprochenen Wünsche des Präsidenten der Republik. — Ministerkrisis folgte auf Ministerkrisis. — Die Lage des Präsidenten der Republik wurde eine äußerst schwierige. Er sah sich von seinen ehemaligen Freunden, den Legitimisten und Bonapartisten, verlassen, er wollte seinen Feinden, den Republicanern, nicht die Hand reichen, und er fand nirgends Unterstützung als bei den kleinmüthigen, vor jeder entschlossenen That zurückbebenden orleanistischen Mitgliedern des rechten Centrums.

Eine unerwartete Abstimmung der Kammer sollte dieser peinlichen Lage gerade in dem Augenblicke ein Ende machen, wo sich bereits eine entmuthigte Resignation der Gemüther der regierungsfreundlichen Partei bemächtigt hatte und wo der Marschall sich dazu bequemen zu wollen schien, in einem unklaren und unsichern Provisorium bis zum Ablauf des Septennats oder bis zu seiner eventuellen Absetzung fortzuleben.

Am 30. Januar d. J. bei Gelegenheit einer neuen Berathung über das vom Dreißiger-Ausschuß vorgelegte Verfassungsproject, einer Berathung, der man im Publicum nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, weil man dort verzweifelte, daß mit derselben irgend ein Resultat erzielt werden würde, und bei der sich auch die Mitglieder der Nationalversammlung ohne jeden Enthusiasmus betheiligten, — erhob sich ein bis dahin nur wenig gekannter Mann, Herr Wallon, der Deputirte für das Departement du Nord, und legte der Nationalversammlung ein Amendement zum ersten Artikel des Verfassungsprojectes vor, welches mit den Worten begann:

„Der Präsident der Republik wird durch Stimmenmehrheit von der aus den Mitgliedern des Senats und der Deputirtenkammer zusammengesetzten Nationalversammlung erwählt".

Dieses Amendement enthielt die von den monarchischen Fractionen bis dahin stets zurückgewiesene Bezeichnung des Staatsoberhauptes als „Präsident der Republik". Es reproducirte auf diese Weise, wenn auch nicht in der Form, so doch dem Inhalte nach den ersten Paragraphen der alten unter der Regierung des Herrn Thiers von Herrn Dufaure ausgearbeiteten Verfassungsvorlage. Sämmtliche Fractionen der Linken erhoben sich für das Amendement Wallon; die Gruppe Wallon-Lavergne, die auf der Grenze des linken und rechten Centrums Stellung eingenommen hat, stimmte selbstverständlich ebenfalls dafür; aber auch im rechten Centrum erhoben sich einige wenige Deputirte zu dessen Gunsten. Diese wenigen Stimmen genügten, um eine überraschende Entscheidung herbeizuführen. Die Abzählung der Stimmzettel ergab, daß sich 353 Deputirte für, 352 gegen das Amendement Wallon ausgesprochen hatten. Dasselbe war in einer Versammlung von mehr als 700 Mitgliedern mit einer Majorität von einer einzigen Stimme angenommen worden. Die Mehrheit der Nationalversammlung hatte sich für die Anerkennung der Republik erklärt.

Die Linke war durch den Sieg, den sie errungen, beinahe ebenso überrascht, wie die Rechte durch das Ereigniß bestürzt. Die der Republik günstige Bewegung gewann nun schnell an Kraft und Bedeutung. Herr Wallon, der Mandatar der neugebildeten Majorität, durch den ersten Erfolg ermuthigt, legte in den folgenden Sitzungen neue Amendements vor, die in schneller Reihenfolge von einer stets wachsenden Majorität angenommen wurden, und die am 3. Februar als ein vollendetes Ganze von 508 gegen 174 Stimmen der dritten definitiven und letzten Lesung überwiesen wurden. Unter den 508 Deputirten, welche bei dieser Gelegenheit für die dritte Lesung der sogenannten Constitution Wallon stimmten, befanden sich auch die legitimistischen Mitglieder der gemäßigten Rechten.

Digitized by Google

Ihre Zustimmung war, wie man allgemein wußte, keine aufrichtige und wohlwollende; sie bezweckten damit, die äußerste Linke, stutzig zu machen. Dies Manöver scheiterte jedoch an der guten Disciplin der republicanischen Fractionen. Dort hatte man bemerkt, daß beinahe sämmtliche Minister, daß der Prinz von Joinville und der Herzog von Broglie consequent mit der Linken gegen die äußerste und gemäßigte Rechte gestimmt hatten, man war versichert, daß die republicanische, Wallon'sche Constitution nun auf eine bedeutende Majorität rechnen konnte, und man ließ die parlamentarischen Intriguen der Legitimisten und Bonapartisten vollständig unberücksichtigt.

Mit der Annahme der neuen Verfassungsgesetze waren jedoch noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden. In der Absicht die gemäßigten Mitglieder des rechten Centrums vollständig zu beruhigen und die Verbindung dieser Partei mit den Fractionen der Linken aufrecht zu erhalten, war der Wallon'schen Verfassung ein letzter Paragraph hinzugefügt worden, in dem es hieß, daß die votirten constitutionellen Gesetze erst nach Annahme des Gesetzes über den Senat in Kraft treten sollen. Dieser Zusatzartikel hatte den Orleanisten gestattet, die republicanische Verfassung anzunehmen, da sie ihre Zustimmung bis zum Abschluß der Discussion über das Senatsgesetz noch als eine provisorische betrachten durften. Sie beabsichtigten nun äußerst conservative Bestimmungen über die Zusammensetzung des Senats zu verlangen. Nahm die Kammer diese an, so bildete das Senatsgesetz ein starkes conservatives Gegengewicht gegen die republicanische Verfassungsvorlage; fand sich dagegen keine Majorität für ein conservatives Senatsgesetz, so konnten die Orleanisten bei der dritten Lesung die Verfassung, die sie nur in der zweiten angenommen hatten, verwerfen. Aber die Strömung war nun einmal zu Gunsten der Republik eingesetzt, und die Vertheidiger der constitutionellen Monarchie wurden in derselben gegen ihren Willen mit fortgerissen.

Die Discussionen über den zweiten Theil der Verfassung, d. h. über das Senatsgesetz, begannen am 11. Februar. Die Parteien kämpften mit abwechselndem Glücke. Die äußerste Linke hatte die Unvorsichtigkeit begangen, durch Herrn Pascal Duprat ein Amendement vorzulegen, wonach die Mitglieder des Senats, wie die der Deputirtenkammer, aus directen allgemeinen Wahlen hervorgehen sollten. Die äußerste Rechte hatte sich bei dieser Frage der Abstimmung enthalten; die Mitglieder des rechten Centrums, die neuen Verbündeten der Republicaner, hatten wie ein Mann dagegen gestimmt; die Bonapartisten endlich unter der geschickten Leitung des Herrn Rouher hatten sich zur Linken gesellt und das radicale Amendement Pascal Duprat war auf diese Weise mit 322 gegen 310 Stimmen angenommen worden; aber die aus den Republicanern und Orleanisten neugebildete Majorität war nun wieder zerstört. Es stand fest, daß das rechte Centrum ein Gesetz verwerfen würde, welches keine der von den Conservativen an dasselbe gestellten Anforderungen erfüllte. Am folgenden Tage bereits, also am 12. Februar, lehnte die Kammer die dritte Lesung des Senatsgesetzes mit 368 gegen 345 Stimmen ab. Die Bonapartisten hatten Volte-face gemacht und waren mit den Legitimisten und Orleanisten vereint gegen die Republicaner aufgetreten. Es hatte den Anschein, als ob das mühsame Werk der letzten Wochen ein vergebliches gewesen war, denn dadurch, daß man das Senatsgesetz zurückgewiesen hatte, war auch das in Kraft Treten der Wallon'schen Verfassung unmöglich geworden. Die Legitimisten glaubten wieder triumphiren zu können; aber die Linke hielt sich noch nicht für geschlagen. Die hervorragendsten Mitglieder der republicanischen Partei stellten sich die Aufgabe, den von der radicalen Linken begangenen Fehler wieder gut zu machen und von neuem eine Vereinigung der Centrumsparteien herbeizuführen. Die Orleanisten liehen der versöhnlichen Sprache, die man ihnen nun hielt, ein williges Ohr. Sie wußten, daß sie die Sympathien der legitimistischen, äußersten Rechten unwiderruflich verloren hatten; mit den Bonapartisten wollten sie nichts zu thun haben, und es blieb ihnen daher nichts weiter übrig, wenn sie nicht vollständig isolirt bleiben wollten, als sich dem linken Centrum wieder zu nähern. Auch auf der äußersten Linken war man inzwischen wieder zur Vernunft gelangt. Man bereute den begangenen Fehler und war zu den weitesten Zugeständnissen bereit, um denselben wieder gut zu machen. Die Versöhnungsversuche stießen auf nur geringe Schwierigkeiten und bereits am 22. Februar konnte man die Discussionen über ein neues Senatsgesetz mit sicherer Hoffnung auf günstigen Erfolg wieder aufnehmen.

In drei langen und stürmischen Sitzungen am 22., 23. und 24. Februar wurden die verschiedenen Artikel der amendirten Vorlage in schneller Reihenfolge, trotz des leidenschaftlichsten Widerspruchs der Legitimisten und Bonapartisten, angenommen; und am 25. Februar, einen Tag nach dem Jahrestag der Gründung der Republik von 1848, ging die Constitution Wallon in der dritten Lesung mit 436 gegen 262 Stimmen siegreich durch.

Ich unterlasse es, die verschiedenen Artikel der neuen französischen Verfassung hier im Wortlaute wiederzugeben, und bemerke nur, daß dieselbe in zwei Hauptabtheilungen zerfällt, von denen die erste den Namen: Gesetz über die Organisation der öffentlichen „Gewalten" führt, und die zweite als das „Senatsgesetz" bezeichnet wird.

Die Bestimmungen über die Organisation der Gewalten sind in acht Artikel zusammengefaßt. Dieselben decretiren im Wesentlichen: Die gesetzgebende Gewalt wird durch die Deputirtenkammer und den Senat ausgeübt — der Präsident der Republik wird von einer aus den Mitgliedern des Senats und der Deputirtenkammer zusammengesetzten Nationalversammlung auf sieben Jahre erwählt. — Der Präsident der Republik hat unter Zustimmung des Senats die Berechtigung, die Kammer der Deputirten aufzulösen — das Ministerium ist ein verantwortliches; der Präsident der Republik kann nur wegen Hochverrath verantwortlich gemacht werden — die Constitution kann auf Antrag der Kammern revidirt werden. Während der Regierung des Marschall Mac Mahon kann jedoch diese Revision nur auf Vorschlag des Präsidenten der Republik stattfinden. — Der Sitz der executiven und legislativen Gewalten ist in Versailles.

Das Senatsgesetz zerfällt in zehn Artikel: Der Senat besteht aus 300 Mitgliedern, von denen 225 durch die Departements und 75 durch die Nationalversammlung erwählt werden; — die von der Nationalversammlung gewählten Senatoren sind unabsetzbar; — die Wahlen für den Senat finden einen Monat vor der Auflösung der Nationalversammlung statt; — der Senat constituirt sich an dem Tage der Auflösung der Nationalversammlung.

Mit dieser Verfassung hofft nun Frankreich das Ende des Septennats, also das Jahr 1880, glücklich erreichen zu können. Das Bestehen der Republik ist durch dieselbe für mehrere Jahre gesichert. Die Hoffnungen der Monarchisten sind auf die in die Verfassung aufgenommene Revisionsclausel gegründet, und außerdem auf die bekannte Geistesrichtung des heutigen Präsidenten der Republik. Man weiß, daß die Sympathien des Marschalls für die Monarchie sind und man hofft deshalb im antirepublicanischen Lager, daß er seine Regierung zu Gunsten der Wiederherstellung der Monarchie ausnützen wird, und daß das Septennat schließlich doch noch als eine Einleitung zur Monarchie bezeichnet werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Herzog von Magenta selbst damit ganz einverstanden sein würde; aber man darf nicht vergessen, daß die ohne jeden Enthusiasmus proclamirte Republik ihre Existenz der unerbittlichen Logik der Ereignisse verdankt. Auf friedlichem, logischem Wege muß sich nun auch die neue republicanische Verfassung täglich kräftigen; und eine Gewaltthat allein, eine Revolution oder ein Staatsstreich, könnte das Werk der Nationalversammlung von Versailles, die neue Verfassung der französischen Republik, wieder zerstören. Solche Gewaltthaten sind nichts Ungewöhnliches in der fran-

Digitized by Google

zösischen Geschichte; jedoch darf man sie heute als höchst unwahrscheinlich bezeichnen. Die Aussichten einer bonapartistischen oder royalistischen Restauration sind, seit dem Abschlusse des Friedens mit Deutschland, niemals schlechter gewesen als heute.

Der moderne Spiritismus.

Von H. Barkley.

(Schluß.)

Engverwandt mit diesem Zustand ist ein anderer, von dem die Geschichte aller Zeiten uns vielfache Beispiele liefert, nämlich der Zustand der Herrschaft einer „dominirenden Idee". Es wird der Geist bisweilen von einer sonderbaren Vorstellung ergriffen, welche ganz von ihm Besitz nimmt, und alles Thun des so „Besessenen" sind Resultate dieses Processes. Diese Vorstellung kann nun eine ungereimte oder vernünftige sein; sie kann sich auf ein einzelnes Individuum beschränken, oder epidemisch über eine Menge ausbreiten; sie kann eine solche sein, welche die Gefühle interessirt, oder eine von rein geistiger Natur.

Ein noch wichtigerer Factor aber für die Production spiritistischer Manifestationen ist das Leger-de-main. Die Vervollkommnung, zu welcher diese Kunst durch geschickte Zauberkünstler gebracht ist, muß in der That Bewunderung erregen, und sie ist jedenfalls bewunderungswürdiger, als wirkliche Geistererscheinungen sein würden. Die für gewisse große Zauberkunststücke nothwendige Kenntniß der menschlichen Natur und der praktischen Wissenschaft ist natürlich sehr groß, und die Manipulationen erfordern oft einen Grad von Geschicklichkeit, der nicht verfehlen kann, Erstaunen hervorzurufen. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß die hier in Frage stehende Kunst, manche der scheinbar übernatürlichen Operationen erklärt und daß die „Mediums" nicht zögern, sich ihrer Hülfsquellen zu bedienen. Sie sind jedoch meistens nur erbärmliche Stümper gegenüber einem Houdin oder Bellachini — Männer, die kein Geheimniß daraus machen, daß ihre Kunst auf Täuschung beruht. Wer sich so recht von der Armseligkeit und stümperhaften Geschicklichkeit überzeugen will, mit der gewisse spiritistische Vorstellungen aufgeführt werden, der braucht dieselben nur mit Houdins Kunststücken zu vergleichen, welche er auf hoch interessante Weise in seinem Werke „Confidences d'un prestidigitateur" beschreibt. Dort werden Räthsel auf die allernatürlichste Weise gelöst und es wird gezeigt, auf welche Weise man selbst die gebildetsten und scharfsinnigsten Menschen durch Kunst und Kunstgriffe zu täuschen vermag.

Eine der interessantesten Stellen im gedachten Werke ist Houdins Bericht über eins seiner besten Kunststücke, nämlich das „Zweite Gesicht" oder die Clairvoyance seines kleinen kaum zwölfjährigen Knaben. Demselben wurden die Augen verbunden und er dann aufgefordert, einen in weiter Entfernung ihm vorgehaltenen Gegenstand zu beschreiben. Zwischen beiden war ein Plan geheimer Telegraphie vereinbart worden, vermittelst dessen der Vater dem Sohne die Information zusenden konnte, welche er aus seiner eigenen Besichtigung des Gegenstandes geschöpft hatte, und der Erfolg der vom Sohn zu gebenden Beschreibung hing ganz und gar von der Schnelligkeit und Gewißheit ab, mit welcher diese unsichtbare Communication aufrecht erhalten werden konnte, und von der Kenntniß, welche beide von den Gegenständen besaßen, die möglicherweise zur Beschreibung dargeboten werden konnten. Die Kraft zur unmittelbaren Wahrnehmung ward auf folgende Weise erprobt und ausgebildet: Zuerst wurde ein Domino genommen, und Houdin ließ seinen Knaben die Anzahl der darin befindlichen Steine nennen, ohne sie zu zählen, was ihm leicht gelang. Nun versuchten sie dasselbe mit zwei Dominos, und in ganz kurzer Zeit konnten sie die Summe der Steine genau nach dem ersten Ueberblick angeben. Am Tage darauf wurde der Unterricht wieder aufgenommen, und es gelang ihnen die Steine in vier Dominos nach dem ersten Ueberblick anzugeben, am nächstfolgenden von sechs, und nach und nach brachten sie es so weit, die Summe der Steine von zwölf Dominos anzugeben, ohne sie zu zählen. Nachdem dies Resultat erreicht war, machten sie sich an eine noch schwierigere Aufgabe, an der sie einen ganzen Monat arbeiteten. Vater und Sohn gingen schnell an einem Spielwaaren- oder irgend einem anderen Laden vorbei, in welchem eine Menge verschiedener Gegenstände ausgestellt war, und jeder warf einen genauen Blick auf dieselben. Einige Schritte weiter nahm jeder Papier und Bleistift und versuchte die größere Zahl der Gegenstände, welche er beim schnellen Vorübergehen wahrgenommen hatte, niederzuschreiben. Der Sohn übertraf den Vater in schneller Auffassung, denn nicht selten gelang es ihm vierzig verschiedene Gegenstände zu nennen, während es der Vater kaum bis auf dreißig bringen konnte, und doch, wenn sie zurückgingen, um seine Angaben zu prüfen, so fanden sie, daß er selten einen Irrthum begangen hatte. Noch bemerkenswerther war die Vorbereitung, welche Vater und Sohn machten, um letzteren in den Stand zu setzen, eine genaue Beschreibung der vielfachen Gegenstände zu geben, welche ersterem von den Zuschauern gereicht wurden, und die natürlich solche wählen würden, welche möglicherweise die größten Schwierigkeiten darboten. Unter den Gegenständen, mit welchen sie sich bekannt machten, befanden sich die Münzen aller Nationen, halbblinde Münzen und Medaillen, Mineralien, Edelsteine, Bücher in verschiedenen (lebenden und todten) Sprachen, Wappen, anatomische und andere Instrumente, und merkwürdige antike und moderne Curiositäten der verschiedensten Art. Alle diese Dinge lernten sie genau kennen, um sie, wenn nöthig, wieder zu erkennen, indem sie sich nicht nur die Namen und den Werth aller currenten Geldsorten einprägten, sondern sich auch in dem Cabinet eines ihnen befreundeten Sammlers mit halbvermischten Antiken bekannt machten, und selbst das russische, türkische und chinesische Alphabet erlernten, um sich dadurch in den Stand zu setzen die Titel von Büchern in dieser Sprache zu lesen; indem sie genugsam Heraldik studirten, um ein Wappen beschreiben zu können u. s. w. Da er die Uhrmacherei erlernt hatte, so war es Houdin möglich, selbst mit einer Hand auf leichte Weise eine Uhr zu öffnen und den Namen des Fabrikanten zu lesen, während er auf geschickte Art die Aufmerksamkeit der Zuschauer ablenkte: ganz ebenso vermochte er Kästchen, Börsen, Notizbücher, oder mit einem Bindfaden zugebundene, ja selbst versiegelte Packete zu öffnen und sich mit dem Inhalt unbemerkt bekannt zu machen, während er mit etwas ganz anderem beschäftigt schien. Das überraschendste Stück von sogenannter Clairvoyance spielte er mit seinem Knaben der Herzogin von Orleans, der letzterer eine werthvolle, in einem Etui verschlossene Busennadel beschrieb, welche die hohe Dame unmittelbar vorher selbst aus ihrem Zimmer geholt hatte; ein anderes ebenfalls scheinbar an's Uebernatürliche grenzende Stück spielten sie dem Könige Louis Philipp.

Durch die hier beschriebene, schnelle und unmittelbare Wahrnehmungsgabe lassen sich gewisse spiritistische Phänomene erklären, welche darin bestehen, daß das Medium, nachdem der Namen eines Verstorbenen, sein Todestag u. s. w. auf ein Stück Papier geschrieben und zusammengefaltet worden, diesen Namen und dies Datum sofort durch das Klopfen eines Geistes reproducirt und zwar einfach infolge der Kenntniß, welche das Medium aus der Bewegung des Bleistifts oder der Feder schöpfte. Dem Leger-de-main und anderen mechanischen Kunstgriffen gehören die Wunder der psychischen Kraft, wie sie der bekannte Home, auf den wir später zurückkommen, und der Physiker Crookes uns vorführten, an. Die musicirenden Geister der „Davenport Boys", und jenes andere Kunststück, bei welchem

Digitized by Google

man eine Person gebunden in einen Kasten mit einer Oeffnung steckt, aus dem alsdann, ein Gepolter gar nicht zu erwähnen, bald Gesichter, Arme und Beine sich hervorstrecken, ohne daß sich die Person scheinbar ihrer Fesseln entledigt hat, sind heute bereits so alltägliche Kunststücke, daß sie den Spiritisten auf ganz gewöhnlichen Schaubühnen von untergeordneten Künstlern nachgemacht werden. Und wer dann gar einmal die im polytechnischen Institut und in der ägyptischen Halle in London auf wahrhaft staunenerregende Weise aufgeführten Geistererscheinungen gesehen hat, der belächelt später das Murmeln, Pochen, Stöhnen und anderen Hokuspokus der Geister in spiritistischen Sitzungen. Wie eine Louise Lateau nur einen Gläubigen, wie Herrn Majunke, zu täuschen vermag, so auch vermögen die Spiritisten nur Personen zu täuschen, wie den über alle Begriffe leichtgläubigen englischen Richter Cox.

Bevor wir nun schließlich einen flüchtigen Ueberblick über die Geschichte des modernen Spiritismus geben, wollen wir uns noch einen Augenblick mit den verschiedenen „Medien" beschäftigen, welche, ihrer Aussage nach, die Kraft besitzen, direct mit der Geisterwelt verkehren zu können.

Um in einem Familienkreise Geistermanifestationen zu erhalten, selbst wenn kein Medium vorhanden ist, so hat man nur genau acht Vorschriften zu befolgen, welche alle auf die Reizung der Nerven und der Phantasie abzielen. Sobald aber einmal Manifestationen erzielt worden sind, so werden diese nach und nach durch jede neue Sitzung an Kraft und Zuverlässlichkeit zunehmen, und irgend eine Persönlichkeit wird wahrscheinlich von den Geistern als ein begünstigtes Medium für ihre höheren Mittheilungen auserwählt werden. Die von diesen Medien besessenen Gaben sind verschiedener Art: einzelne werden, wenn sie sich nur hinsetzen und nach Geisterstimmen aushorchen, solche ohne Frage hören, und lebhafte Unterhaltungen, wie sie z. B. Otto Bernhard in seinem Buche „die Sprache der Verstorbenen" beschrieben hat, werden alsdann zwischen ihnen und ihren Besuchern stattfinden, Besucher, welche jedoch bisweilen so unanständiger Natur sind, daß man sie je eher je lieber aus dem Hause los ist: das sind die bösen Geister. Andere Medien werden von der Gegenwart der Geister verstorbener Freunde durch sanfte Berührung geistiger Hände und durch Küsse von Geisterlippen belehrt, wogegen man aber auch von den ungezogenen Geistern mit Ohrfeigen tractirt werden kann. Dann gibt es schreibende Medien, die nach dem Dictiren ihrer geistigen Lehrer „Warnungen geben von persönlichem und relativem Charakter und Reinheit des Lebens einflößen und Neigung zum Gebet"; die Person, auf welche der Geist einwirkt, gibt sich nur dazu her, ihre Hand gebrauchen zu lassen, jedoch dessen, was geschrieben werden soll, ist sie sich gänzlich unbewußt. Zuweilen jedoch bedient sich das Medium, anstatt den Bleistift mit den Fingern zu halten, einer kleinen auf Rollen laufenden Platte, welche „planchette" heißt; der Bleistift ist an der untern Seite der Platte befestigt und bewegt sich über ein unter dieselbe gelegtes Blatt Papier, während die Hände des Mediums einfach auf der Oberfläche liegen, ohne der Platte, wie behauptet wird, irgend welche Bewegung mitzutheilen. Andere dagegen sind malende Mediums, die zuweilen die Portraits hingeschiedener Freunde in Umrissen auf's Papier werfen, ohne jemals das Original gekannt zu haben. Nicht selten manifestiren sie ihre Kraft durch die Production vielfarbiger Gemälde, welche kein Vorbild haben in irgend einem uns bekannten Gegenstande, „weder im Himmel, noch auf Erden, noch in den Wassern unter der Erde," und nur eine geistige Bedeutung besitzen, welche entweder durch das Individuum, das als Maler fungirte, oder durch irgend einen andern Ausleger erklärt werden kann. Dann dürfen auch die „medicinischen Mediums" nicht vergessen werden, die jedenfalls bei ihren etwaigen Curen durch die Geister verstorbener großer Aerzte unterwiesen und geleitet werden. Kurz die Mediums haben alle nur erdenklichen Gaben und pfuschen vielen Berufsständen in ihr Handwerk: eine gefährliche Concurrenz, auf welche die Socialisten aufmerksam zu machen wir hier nicht verfehlen wollen.

Was nun den Ursprung des modernen Spiritismus anbetrifft, so müssen wir diesen in ländlicher Einsamkeit im fernen America suchen. Dort wohnte um das Jahr 1848 in einem kleinen Dorfe Hydesville bei der Stadt Newmark in der Grafschaft Magne ein ehrsamer Deutscher Namens Voß, und dieser gute Mann hatte zur Ehefrau eine reizbare, nervöse Französin, auf deren Eingeben er seinen Namen Voß in den von Fox anglisirte. Dieses Ehepaar hatte zwei Töchter, von denen die jüngste, „Miß Kate", schon früh bedeutende Anlagen zu ihrem späteren Beruf als Geisterseherin an den Tag legte. Sie war es, die den Vater, als er in einer stürmischen Nacht die Fenster in dem baufälligen von ihnen bewohnten Hause rasseln hörte, auf die rechte Fährte brachte und ihm klar machte, daß es nicht der Wind, sondern Geister seien, welche die Fenster zittern machten. „Dies war der wirkliche wahre Anfang des Spiritismus," so sagt der bekannte Spiritist Owen in seinem Buche „Footfalls on the Boundary of another World". Daß es in dem Fox'schen Hause spukte, daß Geister es besuchten, ward alsbald in der Nachbarschaft, dank den Bemühungen der heimgesuchten Familie, bekannt, denn sie luden alle ihre Bekannten ein zu ihnen zu kommen und die Geister zu befragen. Bei diesen Interrogatorien geschah es denn auch, daß ein Geist behauptete, seiner irdischen Hülle sei einst von einem früheren Bewohner des Hauses, Namens Bell, großes Wehe gethan worden — kurz Bell habe ihn ermordet. Hierauf durchsuchte man das Haus und fand, o Wunder, wirklich menschliche Gebeine in einem Winkel vergraben, worauf denn niemand mehr an dem Mord und der Schuld Bells zweifelte. Dieser jedoch, der aus den Zeitungen die wider ihn erhobene Anschuldigung erfuhr, kam aus weiter Ferne herbei, stellte sich den Gerichten und schwor, daß er von der ganzen Geschichte nichts wisse. Die nun eingeleitete Untersuchung ergab auch nicht den geringsten Anhalt für eine Schuld Bells. Doch dies war gleichgültig; die Eheleute Fox und ihre Töchter waren berühmt und der Mittelpunkt endloser Anfragen und Untersuchungen geworden. Hiedurch wurden die geistigen Manifestationen immer mehr bekannt und vier Jahre nach der ersten Entdeckung zählte man in Philadelphia bereits 300 spiritualistische Cirkel und 1853 bereits 30,000 Mediums in den Vereinigten Staaten. Gleich einer Epidemie breitete sich nun der Spiritismus, trotz aller Bekämpfung durch die Wissenschaft und durch aufgeklärte Männer über den Continent von America aus. Wie es gar nicht anders sein konnte, so ging die spiritistische Epidemie auch bald über's Meer nach Europa und zeigte sich hier zuerst in England. Es war das berühmte americanische Medium, Miß Hayden, welche 1852 in England als Apostel dieser neuen Offenbarung auftrat, und ihr folgte 1855 der abenteuernde David Douglas Home. Die Fahrten und das Auftreten dieses Mannes, bald zu London, bald zu Rom, wo er Katholik wurde, dann wieder zu Paris und St. Petersburg warfen ein recht belehrendes Schlaglicht, was sagen wir! ein belehrendes? nein ein trauriges Schlaglicht auf die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben, der noch in den civilisirten Staaten Europas verbreitet ist — selbst in den höchsten und allerhöchsten Schichten. Nachdem dieser Abenteurer sich in Rom 1858 eine junge russische Gräfin als Frau gekapert hatte, kannte sein Ehrgeiz und seine Unternehmungslust keine Grenzen mehr. Unterstützt von der Aristokratie fast aller Länder machte er große Reisen, rief überall Geister, predigte und bekehrte, und ging alsdann nochmals nach London, wo er sein größtes Kunststück ausführte, das aber am letzten Ende einen üblen Ausgang nahm. Er vermochte nämlich eine Wittwe Namens Lyon, ihm, auf angeblichen Befehl des Geistes ihres verstorbenen Ehemanns, 60,000 Pf. St. auszuhändigen, die er aber, da die englischen Gerichte sich noch nicht um die Befehle von Geistern bekümmern nach einem am 22. Mai 1868 gegen ihn angestrengten Processe wieder herausgeben mußte. Neben diesem Abenteurer bemühten sich um die Verbreitung des Spiritismus noch der Americaner Squire, dann der englische Physiker Crookes, der Telegraphenfabrikant Varley, der Richter Cox und eine Menge anderer kleiner und größerer

Digitized by Google

Geister, die aufzuzählen hier nicht lohnen würde, doch wer begierig ist ihre Namen kennen zu lernen, der darf nur die zur Verbreitung des Spiritismus und seiner Doctrinen in London erscheinende Zeitschrift: „The Spiritualist“ in die Hand nehmen, wo sie alle der Nachwelt aufbewahrt sind.

Schließlich noch eine kurze Bemerkung über den zukünftigen Zustand der Geister. Aus der gesammten, uns bekannten spiritistischen Literatur geht klar hervor, daß die Geister nach ihrem Scheiden aus dieser Welt auf Jahrhunderte hinaus, weder ihren Glauben, noch ihren Charakter, den sie auf Erden hatten, ändern. Gute und böse Geister — die Seelen eines Plato und Luther, sowie die der albernsten Schwätzer — haben scheinbar die Jahrhunderte seit ihrem Scheiden aus der irdischen Hülle demüthig darauf gewartet, von irgend einer Frau oder einem Kinde gerufen zu werden, just als wenn sie Bediente wären. Ja in manchen Fällen sollen die Abgeschiedenen seit Jahren und Zeitalter vergeblich danach gestrebt haben, sich kenntlich zu machen, und dies nun endlich auf eine höchst unbeholfene Weise seit den letzten 25 Jahren erreicht haben. Man stelle sich nur auf einen Augenblick eine große und liebende Seele vor — einen Shakespeare, Goethe oder Schiller —, welche einst unter Menschen frei und edel sprach, und nun an Tischbeinen herumkrabbelt und an der Thür kratzt wie ein Hund und auf das Geheiß eines Mediums, wie z. B. Herr David Douglas Home, dienstfertig herbeieilt und seine ergebenste Aufwartung macht und wir haben sicherlich eine Demüthigung und Bestrafung gefunden, welche alle bis jetzt erfundenen Arten des Fegefeuers weit hinter sich läßt. Wenn die Tugend später auf nichts besseres hoffen kann, als ein solches Geschick, dann ist's besser, daß mit dem Grabe alles endet.

Literatur und Kunst.

Hymnus der Zeit.

Von **Adolf Strodtmann.**

O stolze Erinnrung! o herrliches Jahr, da aus bleierner Todesnacht
Des dreißigjährigen Schlummers wir zum Freiheitsmorgen erwacht!
Von Westen flammte der erste Strahl, und das Licht flog über die Welt,
Und es blinkten die Firnen, es glänzte das Thal, von Rosenschimmer erhellt.
Die Throne bebten, aufstand das Volk, das geknechtete, groß und frei,
Und grüßend von Lande zu Lande scholl ein stürmischer Jubelschrei.
Aufsprangen die Kerker, die Fessel brach, und das heilige Schwarz-Roth-Gold,
Das lange verfehmte, flatterte kühn, vor des Tages Antlitz entrollt.
Wir rieben uns aus den Augen den Schlaf, und den Blicken glaubten wir kaum:
O Wunder! was je wir ersehnt und geträumt, es war uns geschenkt wie im Traum!
Wir nannten uns Brüder und frei und gleich, wir sanken uns Brust an Brust,
Und schwelgten, trunken vom Feuerwein, im Taumelbecher der Lust.

Doch über Nacht, eh' wir's gedacht, ein giftiger Mehlthau fiel,
Hinwelkte die Blüthe der Traumessaat, tückischen Winden zum Spiel.
Die bittere Hefe blieb am Grund des Kelches, den wir geleert,
Und dem tölpischen Riesen wieder stahl der listige Zwerg das Schwert.
Es seufzten die Völker im alten Joch, man gab uns Steine statt Brot,
Und in Strömen färbte das edle Blut der Freien die Erde roth;
Zu Malmö brach der feige Verrath den Schild unsrer Ehre entzwei,
Und das Todesröcheln des Männerzorns erstickten Pulver und Blei.
Unheimlich von der Brigittenau hertönt' ein höhnischer Knall,
Wild lachte der höllischen Geister Chor bei Badens und Ungarns Fall.
Und der Kronengaukler von Straßburg schwang im Westen den Zauberstab,
Und von Osten winkte der Russen-Zar, und Stille ward's wie im Grab.

O traurige Zeit! o schaurige Zeit, da jegliche Hoffnung erstarb,
Da Völkerstumpfsinn und Fürstentrug der Freiheit Knospe verdarb;
Da der deutsche Name ein Spottbild ward für fremder Rüden Gebell,
Und die Schmach von Olmütz als Sühne galt für die Possenschlacht von Bronzell!
Was nicht beugen mochte sein trotzig Haupt, floh fernhin über das Meer,
Denn über Europa hing das Gewölk der Knechtschaft finster und schwer.
Es ballten die Besten die Faust im Sack, und klagten, die Zeit sei schlecht,
Erloschen für immer der Freiheit Stern, und hingemeuchelt das Recht,
Zur Wüste noch wandle mit Feuer und Schwert die Erde Baschkir und Kroat,
Denn es fehle den Völkern an Muth und Kraft zur welterlösenden That. —

Da, horch! im Osten ein dumpfer Fall! Der faule Frieden zerstob;
Die thönernen Füße wies der Koloß, der so dräuend die Pranken erhob.
Zu Boden stürzte das Ungethüm, und der arme leibeigene Knecht,
An die Scholle gekettet jahrtausendlang, erwachte zu Leben und Recht.
Wie Klang gebrochener Fesseln ging es flüsternd von Strand zu Strand,
Wo beim Schwirren der Peitsche der Negersklav die Garben im Reisfeld band,
Und es raunt' ihm in's Ohr, und jagt' ihn empor zu mördrischem Bruderkampf,
Und die Dörfer flammten, es rauchte der Grund von Blut und von Pulverdampf,
Bis der Siegessonne versöhnender Strahl das Leichengefild überfloß,
Und Abraham Lincolns Märtyrertod die Befreiungstragödie schloß.

O völkerweckender Frühlingssturm, von des Weltgeists Odem geschwellt,
Wie Gerichte des Himmels fährst du einher, und brausest von Welt zu Welt!

Digitized by Google

Erst barst auf Welschlands Fluren das Eis, in den Bergen hat es gekracht,
Und dröhnend erscholl, wie Donnergeroll, von Solferino die Schlacht.
Der den Büttel Europas gemacht, er trieb die fremden Schergen hinaus,
Arglistig lächelnd: „Jegliches Volk sei Herr im eigenen Haus!
Frei bis zur Adria!“ — Weiter schießt, der in's Rollen kam, der Ball,
Er wälzt sich hinunter mit wilder Macht, ihn hemmt nicht Mauer noch Wall.
Schon schiffen „die Tausend“ sich ein, schon nimmt Marsalas Ufer sie auf,
Und des Bombenkönigs blutigen Thron zerschmettert ihr Siegeslauf.
Was Aspromonte? Mentana was? Fortrauscht der Geschichte Strom:
Italiens einiges Banner krönt schon heut die Zinnen von Rom.

Und höher und höher steigt die Fluth, die Wehr und Dämme zerspleißt;
Kein Bannspruch zwängt in die Flasche zurück der Zeit entfesselten Geist!
Vergangenes Unrecht wird gesühnt, und verjährter Frevel gerächt;
Auf den Trümmern des Alten baut den Palast der Zukunft ein junges Geschlecht.
Gen Norden fliegt erztönenden Flugs Germaniens Doppelaar,
In der Mutter Arme trägt er zurück das verlassene Brüderpaar.
Dann zerreißt er im Süden mit scharfer Klau' der verbündeten Jäger Netz,
Und wäscht die Schande von Olmütz ab im Blute von Königgrätz.
Es schaaren sich Deutschlands Söhne all' um ihn her mit blitzender Wehr,
Und mächtig brauset ihr Jubelschall hernieder vom Fels zum Meer.

Da schleudert den Brand in's friedliche Land des Franken Tücke hinein,
Die Trommel rasselt, das Horn ergellt — nun wahre dich, Wacht am Rhein!
Aus der Scheide fährt dein funkelndes Schwert, es glüht dein Auge von Zorn,
Die Lanze schwirrt, und im Bügel klirrt beim rasenden Jagen der Sporn.
Die Tigerkatze, der Turko, springt dich an mit fletschendem Zahn,
Ein Stoß — er verröchelt, und weiter brichst du dir über Leichen die Bahn.
Der Festung Thore zerschellt wie Glas der Bombe feurig Geschoß —
Der Kaiser gefangen, gestürzt sein Thron, und zerstoben sein Söldnertroß!
Aufging, die er säte, die Drachensaat — ihre blutigen Früchte wies
Der Commune ruchlose That der Welt im Flammenmeer von Paris.

Ha, grausiges Würgen! — Doch sieh, der lang, verzaubert im Bergesschacht,
Von Raben umflattert, am Steintisch schlief, der alte Rothbart erwacht!
Im Siegespurpur gründet er neu sein strahlendes Kaiserthum,
Und es klingt durch die Lande von Pol zu Pol die Sage von Deutschlands Ruhm.
Wohl umkreist den Berg noch die schwarze Schaar der gierigen Rabenbrut,
Die in Trümmern nistet und faulem Schutt, und die Sonn' ankrächzet voll Wuth;
Doch Rabengekrächz und Dohlengeächz verlöschen nimmer das Licht,
Und wie der Baalspfaff zetert und flucht: nach Canossa gehen wir nicht!
Vor der Wahrheit Zeichen zu Schanden wird der Lüge Geifer und Spott,
Und jegliches Götzenbild zerschlägt der Freiheit ewiger Gott.

O große Zeit, o herrliche Zeit! o blutiger Völkertag,
Da die Stickluftschwüle der Welt gereint der Geschichte Wetterschlag!
Nicht sinkt im Traume die goldne Frucht dem feigen Wicht in den Schooß,
Nur die Hand des Tapferen bricht sie kühn vom Baume der Zukunft los.
So brause denn, Sturm, daß, was morsch und welk, in Staub und Moder zerfällt,
Und die jungen Knospen der Frühlingshauch zu prächtiger Blüthe schwellt!
Wir spüren sein Wehn, ob die Trommeln gehn, ob er Kronen vom Haupte reißt,
Ob mit Eisen und Blut er den störrigen Muth des Volkes zusammenschweißt.
Er schafft den Sklaven zum Helden um in des Kampfes ehernem Spiel,
Und gebeut uns zu ringen mit Todesluft um das letzte heilige Ziel;
Nicht rasten kann er und kann nicht ruhn, bis seine Sendung vollbracht,
Bis er glücklich die Menschheit, und frei die Welt, und neu die Erde gemacht.

Melchior Meyr und seine Philosophie.

Melchior Meyr ist als Dichter auch in weiteren Kreisen bereits bekannt, da wenigstens seine „Erzählungen aus dem Ries“ (vor Kurzem in dritter Auflage erschienen in 4 Bdn., Brockhaus, Leipz.), sowie sein Drama „Agnes Bernauerin“ nicht ohne Theilnahme und Anerkennung geblieben sind. Als Philosoph dagegen hat er wenig Beachtung gefunden, obwohl er auf seine philosophische Weltauffassung das Hauptgewicht legte, darin seine wichtigste Leistung erblickte und seine dichterische Begabung größtentheils im Dienste derselben verwerthete. Er hat diese Nichtbeachtung tief bedauert, schmerzlich beklagt und obwohl er in der Hoffnung, ja Zuversicht einstiger Anerkennung rüstig bis zu seinem Tode fortarbeitete, schied er doch nicht ohne tiefe Verstimmung aus dem Leben. Die Hoffnung indeß, daß sein Tag kommen werde, war so stark, daß er noch in der letzten Zeit vor seinem Ende, unter den Schmerzen seiner Krankheit, eine große Anzahl von Ansichten, Gedanken, Grundsätzen über Menschen und Dinge, die er sich im Laufe seines Lebens aufgezeichnet hatte, ordnete und für die Veröffentlichung zubereitete. Dieselben erschienen nun als erster Band seiner nachgelassenen Schriften*). Professor Moriz Carriere hat eine kurze Vorrede dazu geschrieben, um auf die Bedeutung dieser „Gedanken“ hinzuweisen. Man kann sagen, daß dieselben der Hauptsache nach Meyrs philosophisches System in aufgelöstem Zustand enthalten, vielfach vermischt mit ästhetischen und moralischen Reflexionen und auch wohl manchen Aeußerungen augenblicklicher subjectiver Stimmung ohne allge-

*) Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie. Herausgegeben von Max Graf von Bothmer und Moriz Carriere. Leipzig 1874, Brockhaus.

Digitized by Google

meinere Bedeutung. Manche dieser Aphorismen sind demgemäß nur von denen ganz zu verstehen und zu würdigen, die Meyrs systematische Darstellung seiner Philosophie („Gott und sein Reich") selber kennen, sowie sie hinwiederum vielfach zur Erläuterung von dieser selbst dienen und das Verständniß davon erleichtern. Eine große Anzahl derselben haben auch nur eine Bedeutung, insofern sie die Persönlichkeit und deren Schicksale beleuchten, charakterisiren.

Diesem ersten Band ist nun ein zweiter gefolgt*), dessen Hauptinhalt biographische Mittheilungen bilden, theils von Meyr selbst noch geschrieben, theils vom Herausgeber aus persönlichem Umgang und aus Meyrs Tagebüchern geschöpft. Graf Bothmer, ein leuchtendes Beispiel, wie man der hohen Aristokratie angehören, die höchsten militärischen Würden bekleiden und doch ein warmes Herz für das geistige, insbesondere auch das religiöse Leben seines Volkes haben und sogar der Philosophie hohe Theilnahme widmen kann — Graf Bothmer also hat, sympathisch berührt von Meyrs philosophischen Schriften, den sich vereinsamt fühlenden und verstimmten Verfasser selbst aufgesucht und fast ein Jahrzehnt hindurch in persönlichem Umgang und durch Studium seiner Schriften ihm verständnißinnige Theilnahme gewidmet. Und edle Freundestreue auch über das Grab hinaus bewahrend, hat er nun mit großer Sorgfalt die biographischen Fragmente Meyrs ergänzt, theils aus seinen eigenen Aufzeichnungen, besonders des Inhalts der Gespräche über Religion, Philosophie ꝛc. im täglichen Umgang, theils durch Auszüge aus den Tagebüchern Meyrs selbst. Das Buch gibt allenthalben Zeugniß, wie er den Dichter hochachtete und dem Philosophen sympathische Theilnahme entgegenbrachte, und ist ebenso geeignet, den Charakter des Dichters und Philosophen erkennen zu lassen, wie zur Erläuterung seines philosophischen Systems beizutragen. Und wenn Meyrs Philosophie je populär werden sollte, so möchte dies wohl hauptsächlich auch durch diese Aufzeichnungen geschehen können.

Melchior Meyr wurde geboren 1810 in Ehringen bei Nördlingen (im sog. Ries) als Sohn eines wohlhabenden Landwirths. Seine Jugend war keine unglückliche, keine von Armuth gedrückte und Entbehrungen gequälte. Seine Studienzeit konnte daher in sorgenloser Heiterkeit verfließen, da ihm weder die Möglichkeit der geistigen Bildung durch irgend eine Bedrängniß geschmälert, noch auch die Gelegenheit entzogen war, in geselligem Umgange harmonischer Entwicklung der Seelenkräfte theilhaftig zu werden. Außerdem war er in der Wahl seines Berufes frei, durch äußere Verhältnisse, Einflüsse und Vorurtheile in keiner Weise bestimmt. Glückliche Umstände, welche nur diejenigen nach ihrem vollen Werthe zu schätzen wissen, denen sie versagt waren oder sind! Dazu wurde ihm das Glück zu Theil, schon während der Universitätsstudien in München und Berlin mit bedeutenden Menschen in nähere Beziehung zu kommen, insbesondere mit dem Dichter und Botaniker Schimper als älterem Studiengenossen, mit Schelling als Lehrer der Philosophie, mit Fr. Thiersch, Oken ꝛc. — Da sich seine Neigung zur Dichtkunst immer mehr geltend machte und ihn theils zu literarhistorischen Versuchen, theils zu eigener dichterischer Production drängte, kam er auch bald mit den bedeutendsten Dichtern, selbst mit Goethe, insbesondere aber mit Fr. Rückert in Berührung. Seine Aufzeichnungen: „Aus meinem Leben. Erinnerungen an Friedrich Rückert", mit denen die in Frage stehende Biographie beginnt, sind auch für die Literaturgeschichte zur Charakteristik Rückerts nicht ohne Bedeutung. Durch Schellings Verwendung erhielt Meyr zu Anfang der vierziger Jahre vom Kronprinzen Maximilian ein Stipendium auf zwei Jahr zu dem Zwecke über Goethe Studien zu machen und ein Werk zu schreiben. Er begab sich nach Berlin und kam dadurch wieder in Verkehr mit Schelling, Rückert u. a. In Berlin blieb er nun mehrere Jahre, da er sich keinem bestimmten Studium und Lebensberufe widmen wollte, wie nöthig gewesen wäre, um eine feste gesicherte Lebensstellung zu erhalten. Seine Existenzmittel waren dadurch unsicher, und er mußte sich dieselben größtentheils durch eigene Arbeit erringen. Dies gelang wohl, wenn auch mit großer Anstrengung, in dem bewegten Jahre 1848 und der zunächst darauf folgenden Zeit; wurde aber später fast unmöglich. Als er in den fünfziger Jahren nach München zurückkam, trübten sich in dieser Beziehung seine Verhältnisse. Die journalistische Thätigkeit hatte nicht mehr die große Bedeutung wie vorher und seine Geistesproduction ergab nicht die nöthigen Mittel für das Leben. Durch königliche Unterstützung ward seine Lage wenigstens auf 2 Jahre einigermaßen gebessert. In der Folge aber bis zu seinem Tode hat die Schillerstiftung durch eine jährliche Ehrengabe seine Existenz sorgenfreier gestaltet. So hatte Meyr dem, was er für seinen Beruf hielt, schwere Opfer gebracht. Er vermied es eine feste Stelle anzustreben, ein bestimmtes Amt zu übernehmen, weil er dadurch in seiner poetischen und philosophischen Production gehemmt zu werden fürchtete und setzte sich dadurch dem Mangel aus, da die literarische Thätigkeit, wie er sie übte, nichts weniger als lohnend war. Seine freie Thätigkeit bei kümmerlicher Existenzweise zog er einer gesicherten besoldeten Stelle vor. Selbst auf die Erfüllung seines innigsten Wunsches mußte er deshalb verzichten; er starb unverheirathet, da zweimal seine Werbung abschlägigen Bescheid erhielt, weil seine Lebensstellung zur Erhaltung einer Familie nicht gesichert genug erschien. Bei edelster Gesinnung und rastlosem wohlgemeintem Streben war dennoch wenigstens Meyrs späteres Leben kein glückliches, wie auch aus seinen Schriften allenthalben hervorgeht, um so weniger, da ihm das Einzige versagt blieb, was ihm für alle andere Entsagung hätte Trost und Entschädigung bieten können, der Erfolg und die Anerkennung seiner dichterischen und philosophischen Leistungen. Nur die Hoffnung künftiger Anerkennung hielt ihn aufrecht und belebte seinen Muth bis zu seinem Ende. Doch ist es begreiflich, daß die versagte Anerkennung, der ausbleibende Erfolg insbesondere seiner philosophischen Leistungen ihn mit Bitterkeit erfüllte und ihn zu scharfen Aeußerungen veranlaßte, ja auch sein Selbstgefühl mitunter krankhaft steigerte und zur Ueberschätzung und zum Selbstlob seines Wirkens verleitete, wie besonders seine „Gedanken" und die Auszüge aus seinen Tagebüchern bezeugen.

Indem wir uns zur Betrachtung und Würdigung seiner Werke wenden, müssen wir gleich die poetischen davon ausschließen, ihre Schätzung competenteren Beurtheilern überlassend, obwohl unseres Erachtens in der poetischen Begabung und Leistung Meyrs Hauptstärke und Hauptverdienst liegt. Wir haben es hier nur mit dem Philosophen und seinen Leistungen zu thun. Strenge scheiden läßt sich indeß beides nicht, da die poetische Begabung stets mehr oder weniger der philosophischen Betrachtung und Darstellung sich zur Verfügung stellte und umgekehrt seine dichterischen Productionen vielfach von der philosophischen Untersuchung den Inhalt empfangen. Die meisten seiner poetischen Werke dienen daher irgendwie zur Ergänzung und Erläuterung seiner philosophischen Weltauffassung. Unter seinen philosophischen Schriften ist das Hauptwerk: „Gott und sein Reich" (1860), das eine übersichtliche Darstellung seines ganzen Systems oder wenigstens des eigentlich metaphysischen Theiles oder Fundamentes desselben enthält. Daran schließen sich ergänzend die kleineren Schriften: „Emilie, Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit". Dann: „Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte", — „Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung", vierzig Briefe. Eine Ueberarbeitung des systematischen Werkes „Gott und sein Reich". Endlich die oben erwähnte nachgelassene Schrift: „Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie". Zur Ergänzung dienen dann noch, wie bemerkt, die Aufzeichnungen aus Meyrs Gesprächen durch den Biographen, Grafen v. Bothmer, und die „Gespräche mit einem Grobian"; die Schrift: „Die Fortdauer nach dem Tode" und der größere Roman: „Vier Deutsche".

Es handelt sich in all' diesen Schriften nicht um Aufstellung eines abstracten metaphysischen Systems, das mit Zeit und Volk weiter nichts zu thun haben sollte oder könnte, sondern um die große Frage der Gegenwart, um Reform der Religion selber; darum, wie die bestehende christliche Religion umzugestalten sei,

*) Melchior Meyr. Biographische Briefe. Gedichte. Aus seinem Nachlaß und aus der Erinnerung herausgegeben von Max Graf von Bothmer und Moriz Carriere. Leipzig 1874, Brockhaus.

Digitized by Google

um sie wahr und haltbar zu machen der Wissenschaft gegenüber oder was an deren Stelle gesetzt werden solle. Meyr nun wollte, daß seine Philosophie geradezu an die Stelle der Religion gesetzt werde, also diese ersetze. Er hielt dafür, daß die Zeit des Glaubens (πίστις) vorüber und die Zeit des Wissens (γνῶσις) gekommen sei und seine Philosophie sollte diesem entstandenen Bedürfniß Genüge leisten. Schon in dieser principiellen Beziehung kann man ihn daher mit den sog. Gnostikern der ersten christlichen Jahrhunderte vergleichen, mit denen er auch in Bezug auf den Inhalt seiner Lehre vielfache Verwandtschaft zeigt, insofern er wie jene das göttliche Wesen selbst bis in die innersten Tiefen erkennen und nach allen Momenten und immanenten Processen gleichsam nachconstruiren will. Seine Philosophie ist also in pricipieller und in inhaltlicher Beziehung nicht etwas ganz Neues, wenn es auch nicht an eigenthümlichen Zügen in derselben fehlt. Sie reicht mit ihren historischen Wurzeln tief in das orientalische Alterthum zurück, hat sich bei Neupythagoräern, Gnostikern und Neuplatonikern besondere Modificationen gegeben und selbst bei den Mystikern des Mittelalters vielfach Anklang und Umbildung gefunden, nachdem sie durch die Schriften des Pseudo-Dionysius Areopagita aus dem Neuplatonismus in die christliche Literatur eingeführt worden war. Näher verwandt zeigt sich indeß Meyrs Philosophie mit der eigenthümlichen Gestaltung, welche diese Betrachtungsweise in der Theosophie Jakob Böhmes erhalten hat, die in neuerer Zeit durch Franz Baader und Schelling erneuert und einigermaßen geklärt und modernisirt worden ist.

Meyr beginnt sein System mit dem Beweise für das Dasein Gottes, den er direct und indirect zu führen versucht: die Welt hat nicht wahres Sein, weil sie unbewußt, unpersönlich ist als solche, daher muß ein wahres, bewußtes Sein angenommen werden, das eben die Gottheit ist. Ein Beweisversuch, der, abgesehen von andern Schwächen, zum ganzen System, wie mir scheint, nicht vollkommen paßt, da er mehr einen Dualismus, nämlich die Welt als Ungöttliches, vorauszusetzen scheint, während doch nach Meyr die Welt selbst als von göttlicher Art, zum Wesen oder Organismus Gottes gehörend betrachtet wird, wie schon der Titel des Werkes andeutet: „Philosophische Darlegung der freien göttlichen Selbstentwicklung Gottes zum allumfassenden Organismus" — demzufolge also die Welt ein Moment des göttlichen Wesens und Lebens sein muß. Der directe Beweis müßte demgemäß eher aus der sich offenbarenden Göttlichkeit als aus erkannter Ungöttlichkeit der Welt geführt werden. Und dies führte zu einem unmittelbaren Bewußtsein von der Gottheit, zum factischen Gottesbewußtsein als der eigentlichen Bewährung des Daseins Gottes. Der indirecte Beweis sucht den Materialismus als unhaltbar, als absurd darzuthun und leitet daraus die Nothwendigkeit der Annahme eines geistigen Urgrundes der Welt ab. Es ist dabei viel Treffendes gesagt, obwohl der geistige Urgrund der Welt noch nicht nothwendig der Gott des religiösen Glaubens zu sein brauchte.

Die Eigenthümlichkeit des Systems und der gnostische Charakter desselben beginnt indeß erst mit der Darstellung des Wesens und immanenten Lebensprocesses Gottes selbst nach seinen wesentlichen Momenten. — Gottes Wesen wird als Allheit d. h. als die in Einheit sich zusammenschließende Vielheit aufgefaßt. Sie faßt in sich einen dunklen heiligen Grund, aus dem ein lichtes Moment sich erhebt in Freiheit, und über beiden ein drittes Moment, die beiden ersten vermittelnd. Eigentlich also ist eine Vierheit angenommen, das Ganze und die drei Momente, die Allheit als herrschendes Princip und drei dienende Principien, wie auch in der Menschennatur ein Wesen „Selbst" gefunden wird mit drei Momenten, Natur, Gemüth und Geist, welche aber vom Selbst, dem souveränen Willen, durchdrungen sind. Betont wird dabei, besonders dem spiritualistischen Rationalismus gegenüber, daß Gott nicht als sog. reiner Geist, als abstractes inhaltleeres Wesen aufgefaßt werden dürfe, sondern daß in ihm eine Natur, eine volle Realität, dem Stoffe und Gesetze der Natur entsprechend, angenommen werden müsse. Auch das Weibliche kommt als Princip der Gottheit zu der Sinnlichkeit, dem dunklen Erdhaften der Natur entsprechend, wie der Geist dem männlichen Lichten entspricht. Noch aber ist im göttlichen Wesen, in der göttlichen Immanenz auch das Princip des Bösen verborgen, das also ebenfalls ein Moment Gottes selber bildet. Die Schöpfung nun wird als eine Entfaltung Gottes zu einem vollständigen Organismus aufgefaßt, demnach als Emanation oder eigentlich als Selbstentwicklung Gottes in eine reiche Gliederung in Potenzen und Wesen vollkommenster Art bis zu den unvollkommensten herab. Die Schöpfung mußte ursprünglich verhältnißmäßig gut, vollkommen, wenn auch noch unbewährt sein. Sie wurde böse, verkehrt durch Abfall geschaffener Wesen von Gott, durch Widerspruch, Gegensatz höherer Geister. Auch die Menschheit, die man aus der Thierwelt, d. h. durch Vermittelung dieser entstanden denken kann, ward natürlich in diesen Sündenfall und die Folgen derselben verwickelt. Und allenthalben ist der Mensch der Einwirkung guter und böser Geister ausgesetzt, die ihn bei der Erfüllung seiner Aufgabe hemmen oder fördern. In die Naturordnung greift Gott allerdings nicht durch Wunder ein, aber auf die Seele des Menschen wirkt er fortwährend, und Meyr schreibt seine philosophischen Gedanken selbst allenthalben göttlicher Inspiration zu.

Dies Alles wird ausführlich in schöner anziehender Form, oft detaillirt mit dichterischem Schwung zur Darstellung gebracht; und wer diese eigenthümliche Weltauffassung, die immer wieder auftaucht und selbst für viele bedeutende Geister große Anziehungskraft übte, also jedenfalls ein wichtiges Moment in der geistigen Entwicklung der Menschheit bildet — kennen lernen will, kann kaum eine edlere, klarere Darstellung finden, als sie hier geboten wird. Besser noch wäre es unsers Erachtens gewesen, wenn geradezu die poetische, gebundene Darstellungsweise gewählt worden wäre, um eine Art Divina Commedia zu gestalten. Sie würde dadurch noch mehr Anziehungskraft erhalten haben und die Anforderungen der strengen Wissenschaft hätten weniger Recht oder Veranlassung an dem ganzen Bau zu rütteln. Denn, so sehr auch Meyr überzeugt war, den strengsten Forderungen der Wissenschaft bei seinen philosophischen oder theosophischen Entwicklungen zu entsprechen — es kann nicht zugegeben werden, daß dies der Fall sei und weder die Principien, noch die Folgerungen daraus können eine strenge Kritik bestehen. Wir können dies zwar nicht eingehend zeigen, aber einige Bemerkungen schon werden genügen, um bemerklich zu machen, wie dies gemeint sei.

Das göttliche Wesen mit seinen immanenten Momenten oder Principien ist construirt ganz nach Analogie der Natur, überhaupt und speciell der menschlichen Natur nach Leib und Geist. Es ist dies ein ähnliches Verfahren, wie das der Hegel'schen Philosophie mit ihrer aprioriſchen Dialektik oder Logik, welche das Wesen Gottes darstellen soll, wie es an sich ist, vor Erschaffung der Natur und des endlichen Geistes, — im Grunde aber nur eine allgemeine Construction des äußerlichen Naturprocesses ist. Nur freilich tritt hier das anthropomorphische Moment viel mehr hervor als bei Hegel, ja wird zur Hauptsache und gestaltet den naturalistischen Charakter zu einem vorherrschend intellectuellen und ethischen, ohne jenen ganz aufzuheben. Gegen die wissenschaftliche Geltung dieses Verfahrens bestehen indeß große Bedenken. Es wird von der erfahrbaren Welt, ihrem Sinn und ihrer Beschaffenheit zurückgeschlossen auf Sinn und Beschaffenheit, Wesen und Eigenschaften eines göttlichen Urgrundes. Allein um zu einem solchen Schlusse, von der Wirkung nicht blos auf die Existenz, sondern auch auf das Wesen der Ursache, berechtigt zu sein, ist vor Allem nothwendig, diese Wirkung selbst genau zu kennen; nur dann kann man sie zur festen klaren Basis oder Prämisse (ratio) der Schlußfolgerung machen. Dies ist nun bezüglich der Welt und ihrer Beschaffenheit nicht der Fall, da wir sie intensiv und extensiv nur unvollkommen kennen. Außerdem aber ist die Welt in einem Werdeproceß begriffen, der es noch mehr erschwert, einen sicheren Schluß in Bezug auf ihren Urgrund zu ziehen. Der Ausgangspunkt dieses Weltprocesses war allen erfahrbaren Zeugnissen nach unvollkommen und eignet sich demnach am wenigsten dazu, auf einen göttlichen, absoluten Urgrund zu schließen; die Gegenwart ist unfertig und also ein schwankender Grund für Schlußfolgerung, da man noch nicht genau zu erkennen vermag, was aus diesem

Digitized by Google

Proceß noch hervorgehen werde. Endlich die Zukunft desselben ist unbekannt, daher wieder zu fraglicher Gedankenoperation untauglich. Man kann also unter diesen Umständen nicht von der gegebenen Weltwirklichkeit, von ihrem allgemeinen Zustand oder von einzelnen Stadien ihrer Entwicklung oder von einzelnen Gegenständen ausgehen, um Schlüsse auf ein göttliches Urwesen zu ziehen. Dies wäre nur möglich, wenn man das in der Welt wirkende Grundprincip, das unveränderlich beharrt und alle Entwicklung der Potenz nach in sich schließt, zu erkennen vermöchte, um dann von diesem, das unabhängig wäre von dem jeweiligen Zustande der Welt im Ganzen und Einzelnen, einen Schluß zu ziehen auf das letzte oder höchste Urprincip. Dies war wohl der Grund, warum man speciell vom Geiste, von der Vernuft (der menschlichen) ausging, um davon auf die Gottheit als Vernunft und Geist zu schließen und ihr die höchste Vollkommenheit zuzutheilen trotz der Unvollkommenheit der Welt. Der Geist, die Vernunft (Logos) ward als das eigentliche Grundprincip der Schöpfung betrachtet und danach das göttliche Urwesen selbst bestimmt. Daraus entstand die sog. spiritualistische Theologie, die auch als rationalistisch oder geradezu deistisch bezeichnet und von orthodox Gläubigen und Mystikern oder Theosophen bekämpft zu werden pflegt. Sie hatte indeß früher ihren guten Grund und nach der sonstigen Weltauffassung ihre volle Berechtigung. So lange man nämlich im eigentlich sinnlichen, materiellen Theile der Welt nicht Gesetz und Ordnung, keine Vernunft erblicken konnte, war es selbstverständlich, daß man diese Sphäre des Daseins aus dem göttlichen Urprincip ganz ausschloß und dieses rein geistig, als reine Vernunft auffaßte. Dies hat sich nun geändert, seitdem man in dem materiellen Stoffe selbst Gesetz und rationales Wesen erkannte, demnach auch in ihm Ausdruck und Offenbarung ewiger Wahrheit zu erblicken vermochte. Nun konnte auch die Scheu schwinden, das göttliche Urprincip mit der materiellen Natur in zu nahe Beziehung zu bringen und die Forderung, die auch Meyr so entschieden stellt, die Gottheit nicht naturlos, nicht als abstracte Vernunft oder als bloßen Geist aufzufassen, kann als eine ganz berechtigte anerkannt werden. Wird doch dadurch auch erst begreiflich, warum es überhaupt eine materielle Welt gibt. Indeß sind beide einander entgegen stehende Ansichten, wovon die eine Gott nur als vernünftigen (persönlichen) Geist auffaßt, die andere auch eine göttliche Natur nach Analogie der endlichen sinnlichen Natur, in der wir uns befinden, annimmt, noch zu unvermittelt, sie werden sich vereinigen lassen, wenn sich ein Weltprincip findet, das einerseits Geist (Vernunft) ist, andererseits die Sinnlichkeit und ihr Gesetz in sich birgt, wovon denn auf ein analoges göttliches Urprincip zu schließen wäre. Wir glauben, daß in der That der Weltproceß von einem Princip beherrscht wird, das beide Momente in sich vereinigt. Ein Princip, das wir vorläufig etwa als Imaginationskraft oder Phantasie im ursprünglichen, allgemeinsten Sinne bezeichnen können und auf welches dann die metaphysische Untersuchung des ewigen, absoluten Weltgebäudes sich stützen könnte, wie früher auf die spiritualistische Annahme des Geistes oder Logos in der Schöpfung.

Nach dem Bemerkten ist auch Meyrs Annahme eines ewig Weiblichen, eines weiblichen Princips in der Gottheit zu würdigen. Manche Gnostiker nahmen in der That auch Aeonenpaare im göttlichen Urwesen an (Sizygien), aus männlichen und weiblichen Aeonen gebildet und in die Offenbarung tretend. Und auch die kirchlich-dogmatische Lehre von einer Zeugung der zweiten Person im göttlichen Wesen begünstigt die fragliche Annahme. Denn, wenn einmal von Zeugung in der Immanenz des göttlichen Wesens die Rede sein darf oder muß, scheint auch die Annahme eines weiblichen Princips im Wesen der Gottheit nicht mehr ausgeschlossen werden zu können, denn der Annahme einer Wirkung muß auch die Annahme einer entsprechenden Ursache nach Analogie der menschlichen Natur folgen. Wenn überdies das göttliche Wesen mit all seinen Potenzen ganz nach Analogie des Geschöpflichen construirt werden darf, wenn für alle natürlichen Grundprincipien die entsprechenden Urprincipien oder Wurzeln in der Gottheit selbst zu suchen sind, so erscheint es selbstverständlich, auch den so wichtigen, entscheidenden Geschlechtsgegensatz selbst in irgend einer Weise in der Gottheit begründet sein zu lassen. Und doch zeigt gerade dieser Gegenstand, wie vorsichtig zu Werke zu gehen sei, wenn man von den Factoren und Eigenschaften des Geschöpflichen auf den göttlichen Urgrund oder auf die Beschaffenheit der Gottheit schließen will. Neuerer Naturforschung zufolge erscheint der Geschlechtsgegensatz keineswegs als etwas so ganz Ursprüngliches, das als Gegensatz schon eine ewige Begründung in der Gottheit selbst haben müßte, sondern als etwas Abgeleitetes, erst in der Entzweiung der Endlichkeit aus einem einheitlichen Urprincip Entstandenes, als Gegensatz, in der sich die schöpferische Potenz erst in der Endlichkeit differenzirt habe und auch dazu erst allmählich in einem langen Proceß allmählicher Entwicklung und Ausgestaltung.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Princip des Bösen, welches Meyr als Macht der Negation nach dem Vorgang von Jakob Böhme ebenfalls in die Immanenz des göttlichen Wesens selbst hinein versetzt und dadurch allerdings von den meisten gnostischen Systemen sehr abweicht, denen in streng dualistischer Auffassung die Materie als das eigentlich Ungöttliche und Widergöttliche und als das böse Princip oder als Quelle des Bösen, des physischen und moralischen Uebels, erschien. Gleichwohl ist unschwer zu erkennen, daß um das Böse, das Uebel und Leiden im Dasein zu erklären, es keines besonderen specifischen Princips bedarf, sondern die freie Willenskraft des Menschen und die Gesetze und Zwecke der Natur und des Lebens vollständig dazu genügen; daß eben die Vollkommenheit der Welt und des Menschen auch deren mögliche Unvollkommenheit bedinge, daß die Fähigkeit des Lebens, des Genusses, der Freude die Möglichkeit des Gegentheils voraussetze. Demgemäß bedarf es auch keines besonderen Sündenfalls, um die Beschaffenheit der Natur und des Menschen, wie sie gegenwärtig ist, zu erklären. Eine Schöpfung, die auf einen Werdeproceß, ein selbstständiges Leben und Wirken und eine Entwicklung angelegt war trotz aller nothwendigen, unveränderlichen Grundgesetze in ihr, konnte nie anders sein als mit den Bedingungen dieses Werdeprocesses ausgestattet, konnte also nicht mit einem vollkommenen sog. paradiesischen Zustande beginnen, den ja auch die neuere Geologie als eine Fiction bezeichnen muß. Er ist nichts anderes als die Welt unter dem Gesichtspunkt der göttlichen Idee von ihr betrachtet, die von der Phantasie nach ihrer idealisirenden Tendenz an den Anfang gestellt ward, während die Realisirung jedenfalls erst als Schlußpunkt des ganzen Processes gedacht werden darf. Eine Idee, die jedenfalls als Zielpunkt alles menschlichen Strebens von hoher Wichtigkeit ist für die historische Entwicklung der Menschheit, wenn sie auch thatsächlich niemals erreicht zu werden vermag.

Für die Leiden und Uebel des Daseins hat Meyr ein tiefes Gefühl und er betrachtet dieses Leben im Ganzen genommen pessimistisch. Aber sein Pessimismus gleicht nicht dem modernen, der in den Leiden des Daseins theoretisch wühlt durch breite, beredte Schilderungen, ohne irgend Hülfe zu schaffen, so daß dessen Ende nur Verzweiflung sein kann. Meyr will die erkannten und anerkannten Uebel besiegen, will über sie hinwegkommen durch seinen Idealismus und seine religiös-philosophische Weltauffassung. Sicher ein großes Verdienst und jedenfalls ein edleres und vernünftigeres Streben als das zielloseohnmächtige Aufwühlen und Ausschreien alles Elends des Daseins. Die Leiden des menschlichen Lebens sind in der That so groß, daß sie nicht auch noch durch das größte Uebel, das möglich ist, vermehrt zu werden brauchen, nämlich durch eben diesen hoffnungslosen theoretischen Pessimismus, mit dem man jetzt das Volk heimsucht, d. h. durch zwecklose Zerstörung aller bisherigen Mittel oder Güter, durch welche man über die Leiden hinwegzukommen suchte: durch Vernichtung aller Hoffnung, aller tröstlichen Aussichten, aller idealen Auffassung. Welch ein Beginnen ist es überdies, den immerhin bei unserer so beschränkten Erkenntniß des Daseins nur kurzsichtigen Pessimismus als theoretische Weltauffassung geltend zu machen nnd dadurch den Menschen, insbesondere auch der Jugend einen nagenden Wurm in die Seele zu setzen, der alle frohe, frische Lebensfreudigkeit, alle Hoffnung und Zuversicht für das Leben zerfrißt und alles ideale Gefühl und Streben von

Digitized by Google

Grund aus zerstören muß! Welch eine Jugend würde das wohl werden, der statt Religion und des Ideals nur noch dieser Pessimismus in die Seele gepflanzt würde!

Eigenthümlich ist auch an Meyrs philosophischer Weltauffassung, und ihr allerdings entsprechend, daß er eine unendliche Menge von Zwischenwesen zwischen Gott und den Menschen annimmt, welche die Gottheit selbst, als gute und böse Geister, beständig auf die Menschenseele einwirken läßt. Es ist dies, wie bekannt, eine uralte Lehre, bei den alten Persern heimisch und bei den Juden, in der Folge von den spätern Neuplatonikern breit ausgebildet und in die christliche Kirchenlehre aufgenommen, wenn auch mit manchen Modificationen. Die Wissenschaft nun hat gegen die Annahme, daß außer den Menschen auch andere vernünftige, sogar höhere Wesen existiren, im Grunde nichts Entscheidendes einzuwenden, die neuere Astronomie begünstigt diese Annahme sogar. Aber die Behauptung, daß diese Wesen, gute und böse, fortwährend auf den Menschen einwirken, die menschlichen Seelen gleichsam zum Schauplatz ihrer antagonistischen Thätigkeit machen, läßt sich durch nichts erweisen. Die innere Erfahrung und Beobachtung gibt keinerlei Begründung dafür, denn daß innere Reize und Gegenwirkungen stattfinden, erklärt sich hinreichend aus der complicirten Beschaffenheit der sinnlich-geistigen Natur des Menschen und den complicirten Verhältnissen, in welche er hineingestellt ist. Eine solche beständige Einwirkung von Geistern auf die Seelen der Menschen würde eine philosophische Wissenschaft vollständig unmöglich machen, und, wer sie annimmt, muß auf eine solche verzichten, da nicht auszuscheiden wäre, was an den psychischen Vorgängen Wirkung der Geister und was eigene Seelenthätigkeit wäre. Selbst eine Einwirkung der Gottheit auf die Seele ist nur unter bestimmter Reserve anzuerkennen. Wenn Meyr selbst mit großer Entschiedenheit seine religiösen und philosophischen Gedanken und Ansichten aus göttlicher Inspiration ableitet, so mag man ihm dies zugestehen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er auch anderen, obwohl sie vielleicht sehr verschiedene Ansichten haben, eine ähnliche Inspiration zugestehe. Daraus geht aber dann hervor, daß selbst die Gottheit auf die Menschenseele nur einwirkt in der Form der Gottesidee als Bewußtsein des Menschen von Gott, und daß diese Einwirkung sich gestalte nicht blos nach der Gesinnung, die der Mensch entgegenbringt, sondern auch nach der Höhe und Reinheit der errungenen Gottesidee selbst — ein Umstand, der zeigt, wie thöricht die Ansicht derer ist, die behaupten, es sei ganz gleichgültig, von welcher Art der religiöse Glaube des Volkes und insbesondere die Vorstellung desselben von der Gottheit sei, wenn doch einmal dieser Glaube fortbestehen solle, und die daher es für unnütze Bemühung der Philosophie halten für Läuterung, Veredelung des religiösen Glaubens zu wirken. Eine Ansicht, die auch von der Geschichte der Religionen hinlänglich widerlegt wird, welche zeigt, wie verwildert und grausam Völker werden, wenn ihre Gottesidee verkümmert und verkehrt ist. Selbst das Mittelalter gibt davon hinreichend Zeugniß.

Wir müssen es uns versagen, noch weiter auf die Eigenthümlichkeiten der philosophisch-religiösen Weltauffassung Meyrs einzugehen. In vielen Punkten berührt sie sich mit der christlich-kirchlichen Dogmatik; sicher nicht, weil er sich etwa von dieser nicht geistig befreien konnte, sondern weil sich so seine selbstständige Ueberzeugung gestaltete. Sie ist ohne Zweifel für viele gleichartig angelegte Gemüther sehr ansprechend und erhebend und jedenfalls aller Beachtung würdig als eines der Fermente für das geistige Leben der Gegenwart. Eine eigentliche Lösung des großen Problems der Gegenwart, eine Entscheidung der geistigen insbesondere religiösen Krisis, in welche die Culturvölker Europas eingetreten sind, vermögen wir darin nicht zu erblicken. Sie stellt eines der Momente dar, aus denen das kirchliche Christenthum oder die Dogmatik desselben sich bildete, das gnostische nämlich. Drei besondere Elemente lassen sich unterscheiden, aus denen sich das Dogmensystem und was sich daran knüpft unter manchen Modificationen herausgebildet hat. Es war die Verkündung einfacher religiöser und sittlicher Lehren, die von Jesus selbst ausging und von ihm mit Leben und Kraft durchdrungen zu einem neuen religiösen Princip dem stark gewordenen Judenthum gegenüber sich erhob; es war dann das gnostische Streben, alle Tiefen der Gottheit selbst lehrhaft zu bestimmen, wie es sich in den Dogmen von der göttlichen Dreieinigkeit, der göttlichen Zeugung ꝛc. darstellt, und endlich zugleich die neupythagoräische und neuplatonische Annahme, daß das Wesen Gottes doch ein unerforschliches, unnahbares Mysterium sei, gleichwohl aber auch wieder sich vielfach offenbare und durch Mittelwesen auf die Menschen wirke. Die Dogmen, die das Wesen und Leben Gottes so sehr genau bestimmen sollten, wurden doch zugleich wieder als unerforschliche Mysterien bezeichnet. All dies ward unter heftigen Kämpfen zu dem festen Gefüge des kirchlichen, dogmatischen Christenthums ausgebildet und hat nun, allerdings geschützt durch äußere Gewalt, viele Jahrhunderte hindurch Stand gehalten und der Menschenseele ein höheres, geistiges Reich geboten gegenüber der blos äußerlichen sinnlichen Natur. Jetzt aber hat der Auflösungsproceß längst begonnen und die Elemente scheiden sich wieder. Es gilt, die einfache kindliche Religion Christi für Glauben und Gesinnung der Völker zu retten; die metaphysischen Bestimmungen aber, die man als die eigentlichen Dogmen und als positives Christenthum damit verbunden hat, erweisen sich als nicht mehr haltbar, und in dieser Beziehung kommt die neuplatonische Negation, das wissenschaftliche Nichtwissen in Bezug auf das göttliche Wesen wieder zur Geltung. Indeß kann die strenge Scheidung zwischen der gesetzlichen Wahrheit der Wissenschaft und den Forderungen des Gemüthes nicht lange fortdauern; der Verstand kann mit seiner Erkenntniß dem Gemüthe nicht feindlich bleiben und das Gemüth darf nicht im Gegensatz zur erkannten Wahrheit Befriedigung in unwirklichen, als Unwahrheit erkannten Phantasieschöpfungen suchen. Es muß zu irgend einer Ausgleichung, einer Versöhnung von beiden kommen, die zugleich dem Willen zu ethischer Bethätigung edle, wahre Impulse gewährt, nicht blos durch Fictionen ihn für höheres Streben bestimmt. Hier ist das Problem, dessen Lösung, wie uns scheint, eine Hauptaufgabe für die Philosophie der Gegenwart bildet. Eine neue Religion aber selbst zu schaffen, oder den religiösen Glauben zu ersetzen, ist nicht ihre Aufgabe und liegt nicht in ihrer Macht. Eine religiöse Erneuerung oder eine Neubegründung der Religion kann nicht durch logische Operation, durch Schlußfolgerung von der Wirkung auf die Ursache oder den göttlichen Urgrund gewonnen werden, sondern kann nur, wie auch die Geschichte zeigt, aus der Gemüthstiefe der Menschheit hervorgehen. Sie kann nur kommen aus unmittelbarem Gefühl oder Wahrnehmung des Göttlichen (Offenbarung), wodurch Gemüth und Phantasie der Völker ergriffen und zum Glauben gebracht wird, der sich dann freilich auch wieder eine Theorie schaffen wird — hoffentlich geläutert durch die Resultate der modernen Wissenschaft. Unser Philosoph und Dichter scheint dies selbst gefühlt zu haben, da er so entschieden auf unmittelbare Inspiration für seine Gedanken sich beruft.

J. Frohschammer.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Blumners Oratorium „Der Fall Jerusalems". Rubinsteins „Dramatische Symphonie", Clavierconcert und kleinere Clavierstücke; er selbst. Stockhausens Concerte.

Herr Blumner, der schon seit einiger Zeit den würdigen Director der Singakademie, Herrn Prof. Grell, in gedeihlicher Weise vertritt, hat im zweiten Concert des genannten Vereins ein neues Oratorium, wenn wir nicht sehr irren sein drittes, vorgeführt. — Es ist bemerkenswerth, wie

Digitized by Google

gleichzeitig mit der Zersetzung der traditionellen religiösen Ideen immer mehr das Bestreben der Kunst hervortritt, diese Ideen in neuem Gewande dem modernen Bewußtsein näher zu bringen. Nachdem in der Malerei die romantisch-katholische Richtung — die eine von allem irdisch Sinnlichen abgewandte Askese mit manchmal spitzfindiger Andeutung (Symbolik) vereinigte — eine Zeit lang vorherrschte, ohne je wirklich populär geworden zu sein, trat die empfindsam philosophirende Schule hervor, der endlich die rein subjective Anschauung folgte, welche entweder großartige, idealistisch-symbolische Gebilde schuf, oder in einem weitergehenden Realismus das ganze Evangelium in das Geburtsland des Malers verpflanzte, so daß wir zuletzt Christum und seine Apostel mit altdeutschem Costüm oder lettischen Gesichtszügen zu sehen bekamen. Jede dieser Richtungen hat manches Bewundernswerthe geschaffen; aber immer drängt sich dem Beschauer der Gedanke auf, wie sehr die Künstler selbst das Unzulängliche des Bestrebens gefühlt haben, die religiösen Ideen in menschlichen Gestalten zu verkörpern, in einer Zeit, welche das Christenthum hier als politischen, dort als philosophischen, dann wieder als nationalen Glauben behandelt, und in welcher das wahre Christenthum, die Hingebung des Gemüthes an die Lehre, nur mehr in sehr Wenigen zu finden ist. Man wird hier einwenden, daß alles eben Dargelegte auch in früheren Zeiten vorgekommen war. Zugegeben; aber der schaffende Künstler blieb davon unberührt; er war vielleicht einmal politischer Parteimann, aber die kirchlichen Streitfragen kümmerten ihn nicht; und die Vernunftreligion, die philosophische Auffassung des Christenthums, die Aufklärung sind geistige Erzeugnisse des achtzehnten Jahrhunderts, in welchem die bildende Kunst wenig Hervorragendes leistete, wogegen die Musik ihre mächtigste Entfaltung nach allen Richtungen begann. Ihr, der „Kunst des Gemüthes", in welchem ja der Glaube wurzelt, schien vor allem die Mission zuertheilt, fortan die religiös-kirchlichen Ideen in ihrer vollsten Reinheit zu wahren. Hatte sie doch früher im Vereine mit der Kirche ihre höchsten Triumphe gefeiert; und tritt sie nicht auch heute noch bei allen Feierlichkeiten, bei Sieges-, Dank-, Musikfesten und großen Concerten im vollsten Glanze als Trägerin der kirchlichen Ueberlieferungen im Oratorium und in der Messe hervor? Und doch! auch sie ringt seit Jahrzehnten darnach, fremdartige Elemente zu assimiliren, zwischen neuen Anschauungen und alten Glaubensartikeln zu vermitteln, und neue Formen für alte Traditionen zu finden.

Schon Mendelssohn hat versucht, in seinen Oratorien einen andern Standpunkt einzunehmen, als den Bachs und Händels, der bisher als der maßgebende betrachtet worden war, er wollte nicht mehr das Evangelium nur dramatisch behandeln, sondern auch „symbolisch"*) d. h. subjectiv; und so kommt es, daß seine Oratorien neben wunderbaren, unvergänglichen Schönheiten doch auch Manches enthalten, was mehr der allgemeinen empfindsamen Stimmung seiner Zeit angehört, als dem eigentlichen kirchlichen, festgegliederten Stile. Und doch behauptete er, es gebe keine einzige katholische Messe, die nicht Unpassendes, dem kirchlichen Zwecke geradezu Widersprechendes böte!

Was nun seit Mendelssohn an Kirchenmusik und Oratorien geschaffen wurde, trägt noch in höherem Grade den Stempel jenes Strebens nach Mischung der Stilarten, oder nach Erzeugung einer eigenen Gattung als „Paulus" und „Elias". L. Brahms in seinem „Deutschen Requiem" und „Triumphlied", Rubinstein in seinem „Verlornen Paradiese" und „Thurm von Babel" haben jeder einen neuen Weg für sich eingeschlagen; nur Kiel steht mit seinem „Requiem", seiner „Missa" und seinem „Christus" fest auf dem Boden der alten Größen, und seine Werke ragen in unsere Zeit wie erratische Blöcke, Granitfelsen auf aufgeschwemmtem Erdreiche. Ob nun die neuen Richtungen und Bestrebungen zu einem gedeihlichen Ziele führen, ob es unserem modernen Bewußtsein nicht besser gelingen wird, sich ganz in die alte Welt der Gläubigkeit zurückzuversenken, als irgend eine Musik als Vermittlerin zwischen Glauben und Vernunft anzuerkennen? diese Frage zu erörtern würde hier zu weit führen; freuen wir uns des Schönen und Guten, des wahren Kunstwerks, aus welcher Richtung immer es zu uns kommt.

Das neue Oratorium des Herrn Blumner zeigt in den meisten seiner Theile das Bestreben des Componisten, die alten strengeren Formen mit den Errungenschaften der Neuzeit zu bereichern; die Chöre fußen noch vielfach auf der Contrapunktik, mitunter auf Fugen- und Choralform, die Arien dagegen tragen vielfach ein ganz modernes Gepräge, manchmal selbst ein so eigenthümlich modernes, daß sie selbst auf der Bühne als nicht mehr denn vorübergehende Bravourstücke gelten könnten. Allerdings ist der Text (dessen Verfasser nicht genannt wurde) meistens theatralisch gehalten. Er schildert die letzten Tage des Untergangs des jüdischen Volks, die inneren Kämpfe der Parteien, den Gegensatz der christlichen Gemeinde zum zelotischen Judenthum, ein Gegensatz, den die beiden Töchter des Tempelhauptmanns vertreten, deren eine nur auf ein besseres Jenseits vertraut, während die Andere auf die sichere Rache Jehovas gegen die Heiden hofft. Eine derartige Charakterzeichnung ohne mimische Darstellung wird immer an Unzulänglichkeit kranken, und dem geschicktesten Componisten unübersteigliche Hindernisse bieten. Wir wollen daher auch mit Herrn Blumner nicht zu sehr rechten, wenn ihm manche Arie nicht gelang, und gern hervorheben, daß einige Chöre sehr große Begabung und vortreffliche künstlerische Arbeit bekunden; so die beiden Chöre zur Festesfeier, der christliche (achtstimmig mit Choral) „Der Herr der starke Hirte", und der jüdische „Gedenket an den Tag", Compositionen, welche den besten unserer Zeit angereiht werden können. Die Instrumentation ist überall sehr geschickt gemacht und wohltönend, die Stimmführung zeigt überall die sichere Hand. Die Aufführung — Frau Joachim und Fräulein Breidenstein, die Herren Henschel und Geier hatten die Hauptpartien übernommen — war eine vorzügliche nach allen Richtungen, die Stimmung des Publicums zeigte sich dem Werke günstig.

Wollte man nun die „Stimmung des Publicums" bei den Concerten Rubinsteins beschreiben, so müßten alle Vergleichungsstufen des Prädicates „enthusiastisch" erschöpft werden. Der hochbegabte Künstler ist sowohl durch seine Leistungen als auch durch seine bezaubernde Persönlichkeit ein Liebling des Publicums, dieses gibt schon durch die äußere Erscheinung jedem Concerte des unübertrefflichen Pianisten, des genialen Componisten, den Anstrich einer Festlichkeit; und es nimmt alle Gaben fast unterschiedlos mit der gleichen Wärme auf. Hierüber mit dem Publicum zu rechten wäre nicht nur thöricht, sondern auch sogar kleinlich. Denn die Masse kann zur Anerkennung des Guten nur durch Enthusiasmus bewegt werden, und dieser analysirt nicht. Wo in der Kunst wie im Leben etwas Bedeutendes zum Durchbruche kommen soll, da muß ein starker Wille mit allen Hebeln thätig sein; und so lange der ausübende Künstler nichts Unkünstlerisches anstrebt, darf der aufrichtige Beurtheiler gar nicht berechnen, wie viel von dem Enthusiasmus auf Rechnung der Leistung, und wie viel auf die des persönlichen Interesses und der Mode zu stellen sei. Dagegen besitzt er nicht blos ein Recht, sondern ist auch von der Pflicht angewiesen, gegenüber dem schaffenden Künstler keinen anderen Maßstab gelten zu lassen, als den seiner Ueberzeugung, allerdings nicht der Ueberzeugung, die sich nur von kleinlichem Festhalten an kleinlichen Regeln bestimmen läßt, wohl aber der, welche bei aller Freude am Schönen und Neuen gewisse Kunstgesetze, die sich ewig bewährt haben, als die oberste Richtschnur betrachtet.

Beurtheilt man Rubinsteins Compositionen von diesem Standpunkte, so ist vor allem sicher, daß er eine sehr reich begabte Natur besitzt, die fähig ist, Schönes und Großartiges zu leisten: alles musikalische Urvermögen ist ihm eigen, nur die Verwendung desselben durch den formenden Geist läßt Ungleichheiten in der Gestaltung zu Tage kommen, welche die volle Wirkung der ursprünglichen Ideen beeinträchtigen. Seine rastlose, vulkanartige, künstlerische Thätigkeit erzeugt Feuersäulen, Blitze und Donner, aber auch Schlacken und Asche und düstere, alles umhüllende Wolken. Ob diese Eigenthümlichkeit aus der Natur seiner Anlagen hervorzuleiten ist, oder ob — nach der Meinung des Verfassers dieser Besprechung, der sich zu Rubinsteins wärmsten Verehrern zählt — der kolossale ausführende Künstler den schaffenden nicht zur nöthigen Ruhe, Sammlung und Selbstkritik kommen läßt, das ist jetzt noch nicht endgültig entschieden. Nur eine Thatsache muß festgestellt werden. Nach einem unwandelbaren Kunstgesetze haben nur die Kunstwerke und besonders die instrumentalen, nachhaltige, dauernde Wirkung erzeugt, die in einem gleichartigen Stile geformt sind, in welchem die Ideen sich organisch und thematisch entwickeln. Es gibt kein Kunstwerk, in welchem dieses Gesetz sich nicht nachweisen ließe. Und demzufolge mag es kommen, daß Componisten, die in ihrer Begabung nicht an Rubinsteins Hüfte reichen, manchmal einen dauernderen einheitlicheren Erfolg erlangt haben, nicht weil ihre Werke größeren Gehalt boten, sondern weil deren geringerer Gehalt gleichmäßiger vertheilt war.

*) Die Briefe Mendelssohns an seinen Freund Schubring geben das beste Zeugniß von dem Ringen eines edlen Geistes, sich die Tradition so zurecht zu legen, daß sie auch seinem Vernunftglauben anzupassen wäre.

Digitized by Google

Alles bisher Bemerkte läßt sich auch auf die im ersten Concert vorgeführten Schöpfungen anwenden. Das Clavierconcert ist ein gigantischer Versuch, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu thürmen, um den Himmel zu stürmen; es erweckt Staunen, aber wenig Antheil, obwohl auch aus ihm geniale Blitze hervorleuchten. Die „dramatische Symphonie" dagegen ist bei all ihren bedenklichen Einzelheiten ein höchst interessantes Werk. Die Bezeichnung „dramatische Symphonie" enthält allerdings eine contradictio in adjecto, ebenso als wollte man von einem „symphonischen Drama" reden. Aber was dem Componisten wohl bei dem Entwurfe vorgeschwebt hat: der Wechsel von Empfindungen, wie er bei einer viel bewegten Handlung im Drama erscheint, ist ihm vielfach in hohem Grade geglückt. Die Symphonie bietet bedeutende und effectvolle Momente; namentlich das Hauptmotiv des letzten Satzes ist außerordentlich energisch und ursprünglich; die Instrumentation wenn auch hier und da etwas überladen und manchmal mehr an den Claviersatz erinnernd, enthielt doch auch mehrere glanzvolle Partien. Wäre das Werk etwas straffer zusammengehalten, weniger genial-fragmentarisch und gehorchte es in seinen einzelnen Theilen ein wenig mehr jenem Gesetz der organischen Entwicklung, es würde ein durchweg vollendetes sein und allgemeinen Erfolg erlangen. Aber da es nun einmal da ist, wollen wir uns dessen freuen, sein Verdienst nicht schmälern, und ihm bezeugen, daß es den fest ausgeprägten Stempel einer genialen Natur trägt. Der Componist dirigirte selbst ohne Partitur und mit vollster Sicherheit — und nachdem er diese ebenso physisch anstrengende, als alle geistigen Kräfte anspannende Aufgabe durchgeführt hatte, setzte er sich an das Clavier, und spielte eine ganze Reihe neuer, reizender, kleinerer Musikstücke, unter denen ein Menuett als Cabinetsstück hervorzuheben ist, und zuletzt eine rein virtuose Walzer-Capriee, die das Publicum in förmliche Ekstase versetzte. Was soll, was kann man von Rubinstein als Pianisten sagen? Er macht was er will — er entlockt dem Instrumente Donnertöne und säuselnde Klänge, mag ihm auch hie und da eine Passage mißlingen, der Totaleindruck seiner Leistungen ist immerhin ein geradezu überwältigender. Ich sah vor Jahren bei einem Wettrennen eine steeple-chase; ein Reiter, der immer den Anderen voran war, stürzte plötzlich vom Pferde; aber ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sah er wieder auf, überholte die Nebenbuhler, die ihm inzwischen vorausgeeilt waren, und langte als der erste am Ziele an. So auch Rubinstein. Mit gleicher Kraft und Anmuth setzt er über alle Schwierigkeiten hinweg, und wenn ihm auch ein Sprung mißlingt, er bleibt zuletzt doch immer obenan, der erste, kühnste, genialste. Und deshalb wollen wir die sehr berechtigten Fragen: warum die größten Componisten mit den allerkleinsten Nummern des zweiten Concerts bedacht waren, warum im Finale des vorgetragenen Beethoven'schen Stückes ganz willkürliche Aenderungen vorkamen, und warum das dritte Concert nur Salonstücke brachte, nicht weitläufig erörtern, sondern nur berichten, daß in diesem letzten der Vortrag der Chopin'schen Präludien und Etüden und das g-dur-Notturnos die denkbar glanzvollsten Leistungen im Clavierspiele geboten hat, und versichern, daß der Mann, der solches vermag, ganz gewiß auch noch höheren künstlerischen Ansprüchen volle Rechnung tragen kann. — Den Schluß der reichen Concertabende bildete Stockhausens und der Frau Schulze-Asten Vortrag der ganzen „Winterreise" von Schubert. Der große Gesangskünstler befand sich in bester geistiger und stimmlicher Disposition, und seine Wiedergabe jener unbeschreiblich schönen Lieder wird uns unvergeßlich bleiben. Ihm ebenbürtig zur Seite stand Frau Schulze-Asten, die namentlich im „Frühlingstraume" und in „letzte Hoffnung" hinreißend sang. Die sehr schwierige Aufgabe der Begleitung sämmtlicher (24) Lieder ward von Fräulein Julie von Asten in echt künstlerischer Weise ausgeführt.

L. Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Wilhelm Roschers Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland.

Die „Gegenwart" hat in ihrer Nummer vom 5. December 1874 bei Veröffentlichung eines polemischen Artikels von Herrn Prof. Hermann Rösler gegen Roschers neuestes Werk erklärt: „daß sie damit keineswegs die Debatte über die volkswirthschaftlichen Theorien des Herrn Roscher abgeschlossen habe und auch einer Vertheidigung derselben ihr Blatt nicht verschließen werde". Ich erlaube mir, von dieser indirecten Aufforderung Gebrauch zu machen, da mir seit langer Zeit in der deutschen Presse kein so maßloser und ungerechter Angriff auf einen hochverdienten deutschen Gelehrten vorgekommen ist. Herr Rösler versteigt sich sogar zu dem Vorwurfe: „Es ist vielleicht nicht zufällig, daß in Sachsen, dem unmittelbarsten Wirkungskreise des Herrn Roscher, die Socialdemokratie am meisten verbreitet ist". Man könnte eben so gut die Anklage erheben: es ist vielleicht nicht zufällig, daß in Mecklenburg, dem unmittelbarsten Wirkungskreise des Herrn Rösler, Feudalismus und Verfassungslosigkeit noch am meisten verbreitet sind.

Die Leser der „Gegenwart" haben wahrscheinlich den Schlüssel zu der herben Kritik Röslers schon in seinem Bekenntniß am Schluß des betr. Aufsatzes gefunden: „An mir selbst geht Herr Roscher mit einer einzigen Zeile vorbei d. h. er erwähnt meine Schriften und Bestrebungen so gut wie gar nicht". Dieses Criminalversehen hat Roscher im Schlußcapitel seines Werkes verübt, welches in einer „Uebersicht der neuesten Entwicklungen" die deutschen Nationalökonomen unserer Zeit in fünf Gruppen theilt: „Die Freihändler, die Socialisten, die Reactionäre, die realistische oder historische Schule, wozu dann noch eine besondere Gruppe der schriftstellernden volkswirthschaftlichen Staatsbeamten kommt". Roscher hätte vielleicht noch eine sechste Gruppe mit Herrn H. Rösler hinzufügen können, welcher in seiner Schrift „über die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie" mehr oder weniger die ganze Methode von Adam Smith verwirft und damit überhaupt die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Wirthschaftslehre bestreitet.

Herr Rösler eifert eben so heftig gegen die freihändlerische, wie gegen die historische Schule der Volkswirthschaft, und glaubt, sich das Verdienst „der Ueberleitung der volkswirthschaftlichen Begriffe auf die Bahn des Rechts" zuschreiben zu dürfen. Röslers Grundanschauung leuchtet auch aus seinem neusten Aufsatze in der „Gegenwart" hervor, in dem er behauptet, „daß die Wirthschaftsordnung ein Stück der Rechtsordnung sei und die Wirthschaftsbegriffe sich in der Form von Rechtsbegriffen ausbilden".

Ich halte dies für einen Grundirrthum und bin im Gegentheil der Ansicht, daß das Recht auf dem Fundamente der wirthschaftlichen Ordnung aufgebaut werden muß und erst aus den wirthschaftlichen Verhältnissen zu begreifen ist. Das aus den Verkehrsbedürfnissen herauswachsende Gewohnheitsrecht ist fortdauernd beschäftigt, das sog. Juristenrecht wieder zu modificiren, und die Richter pflegen die kaufmännischen Gewohnheiten zu respectiren, noch ehe sie in wirkliche Rechts- und Gesetzesform übergegangen sind. Das werden die besten Juristen sein, welche das Leben selbst in allen seinen praktischen Beziehungen am besten verstehen, welche dem Bauer und Handwerker, dem Kaufmann und Seefahrer den Eindruck machen, als hätten sie selbst auf dem Felde mit gewirthschaftet, oder in der Werkstatt und Fabrik mit gearbeitet, oder auf dem Comptoir mit Bücher geführt oder auf dem Schiffe Waaren mit ein- und ausgepackt.

Unsere modernen Gesetze würden nicht so kurzlebig und unbefriedigend ausfallen, wenn die Juristen, welche dabei die erste Violine zu spielen pflegen, nicht immer auf wenige möglichst kurze Rechtsregeln hinarbeiteten, anstatt sich mit der Fülle des Stoffes zu durchdringen; wenn sie sich mit der bescheidenen Rolle begnügen würden, die specialisirten, allgemein anerkannten und vom sittlichen Standpunkte aus gerechtfertigten Thatsachen in Rechtsform zu kleiden und nur den unbedingt nothwendigen Vorschriften und menschlichen Verkehrsbeziehungen und Gewohnheiten von Fall zu Fall, von Gewerbe zu Gewerbe die gesetzliche Sanction zu ertheilen, anstatt von oben herab alles über einen Kamm zu scheeren und Gesetzesschablonen oft mehr nach ausländischen Mustern als nach den

Digitized by Google

innern localen und nationalen Bedürfnissen des Wirthschaftslebens zu entwerfen.

Glücklicher Weise wird dies von bedeutenden Juristen der Gegenwart selbst immer mehr anerkannt, und derselbe Prof. Endemann, den Rösler in seinem Aufsatze als eine Autorität für seine Ansicht anführt, bemerkt in seinen neusten „Studien in der romanisch-kanonistischen Wirthschafts- und Rechtslehre bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts" ausdrücklich: „Niemals können die für das Verkehrsleben bestimmten Rechtsnormen wahrhaft erklärt und begründet werden, ohne die in der Praxis des Verkehrs maßgebenden Ansichten zu Rathe zu ziehen, deren Summe, wissenschaftlich begriffen, jene Philosophie der materiellen Güter darstellt, welche als Volkswirthschaftslehre bezeichnet zu werden pflegt. Selbst da, wo die Rechtslehre in schematischem Behagen sich möglichst in sich selbst abschloß, wurde sie unbewußt von den Strömungen dieser Ansichten beeinflußt". — Endemann weist dann speciell in Betreff des Wechsels nach, daß derselbe nicht etwa eine „Erfindung" ist, sondern aus den Verkehrsbedürfnissen allmählich entstanden ist. „Solche Dinge, wie der Wechsel" — sagt er — „haben ihre Wurzeln in den realen Zuständen des Verkehrs. Aus diesen entspringen sie anfangs unscheinbar, von anderen schon existirenden Formen kaum unterschieden, aber insofern sie einem wahren Bedürfniß entsprechen organisch wachsend, sich von den andern Gestaltungen abzweigend und zu einem eigenen Wesen abrundend".

Beiläufig gesagt, gehörte Endemann ebenfalls zu den Besuchern des volkswirthschaftlichen Congresses, welchen Herr Rösler durch die Bemerkung abzuthun sucht: daß daselbst „volkswirthschaftlich angehauchte Deputirte, Journalisten und Handelskammersecretäre die berufsmäßige Wissenschaft abgekanzelt hätten!"

Wie Endemann, denkt wohl die Mehrzahl der mit der Praxis des Lebens vertrauten Juristen, welche bereitwillig anerkennen, wie viel Antheil die wirklichen Kaufleute als Richter und Sachkundige an der Bildung des modernen Handelsrechts haben. Die ganze Krause'sche Staats- und Rechtslehre, hauptsächlich verbreitet und fortentwickelt von H. Ahrens, wird — wie Roscher — hervorhebt „charakterisirt durch ihre Begründung des Rechts weder im Willen, noch Bewußtsein des Menschen, sondern in den objectiv bedingten Lebensverhältnissen... Darum kann das Recht nichts aus sich selbst construiren, sondern muß immer die Persönlichkeits- und Güterverhältnisse, die es formell zu regeln hat, als den eigentlich maßgebenden Inhalt betrachten".

Der entgegengesetzte Standpunkt Röslers ist weder wirthschafts- noch rechtswissenschaftlich. Ich beabsichtige indessen nicht, eine Polemik gegen Herrn Rösler zu schreiben, sondern will vor allem eine abweichende Ansicht über „Roschers Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" hier aussprechen, obwohl ich gewünscht hätte, daß nicht ein Freihändler, sondern ein unmittelbarer Vertreter der sog. historischen Schule die vollständige Würdigung der hohen Verdienste Roschers um die deutsche Wissenschaft übernommen hätte.

Roschers Werk, welches den 14. Band des großen Unternehmens einer „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit" bildet, ist eine monumentale wissenschaftliche Leistung, durchweht vom Geiste echter Wahrheitsforschung und humanster Gesinnung, und gleich unentbehrlich für Volkswirthe und Historiker, wie lehrreich für alle Praktiker und Männer oder Frauen von allgemeiner Bildung. Es waren für die Bearbeitung dieses Theiles der Geschichte der Wissenschaften wohl wenige deutsche Gelehrte so geschaffen und gegeben, wie der Hauptvertreter der historischen Schule der Nationaldkonomie. Roscher hat die ihm gestellte Aufgabe in umfassendster Weise gelöst, indem er nicht nur die innere dogmatische Entwicklung der Hauptlehren, sondern auch ihre allmähliche Durchführung und ihre Consequenzen im Volksleben schildert, so daß der Leser zugleich einen Ueberblick über die bedeutendsten Leistungen der praktischen Staatskunst auf dem wirthschaftspolitischen Gebiete erhält.

Roscher theilt das von ihm behandelte Gebiet in zwei Abtheilungen, deren erste das theologisch-humanistische und das polizeilich-cameralistische Zeitalter umfaßt, während die zweite Abtheilung das eigentliche wissenschaftliche Zeitalter behandelt. Wenn auch die ökonomischen Ansichten der deutschen Denker der früheren Jahrhunderte für die Wirthschafts-Wissenschaft als solche nur geringe Ausbeute liefern, so bieten sie doch ein großes culturhistorisches und psychologisches Interesse, und Roscher verdient sowohl für seine eigenen Forschungen über die Perioden vor und nach Adam Smith, als auch für die Anregung zu wirthschaftsgeschichtlichen Arbeiten und für die seit 1858 von ihm direct veranlaßten Preisschriften der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft die größte Anerkennung, welche ihm keine Rösler'sche Kritik verkümmern kann. Roscher citirt allerdings in seinem Werke viele Stellen älterer Schriftsteller, deren Wiedergabe überflüssig erscheinen mag und das Buch sehr voluminös gemacht hat, allein es sind dafür auch wahre Goldkörner von Gedanken und Beobachtungen und Thatsachen aus den Geschichtsquellen zu Tage gefördert worden. Wir finden überraschende Anklänge an anderen Theorien und überzeugen uns, wie schwer es ist, eine Priorität der Gedanken zu constatiren. Vieles was manche heutigen Gelehrten für eine Erfindung ihres Kopfes halten, ist auch schon von älteren oder gleichzeitigen Schriftstellern gedacht und niedergeschrieben worden.

Obwohl die gelehrte Welt der Roscher'schen Behandlung der beiden Zeitalter vor Ad. Smith den Zoll aufrichtigen Dankes für die daraus zu schöpfende Belehrung und für die Eröffnung ganz neuer historischer Gesichtspunkte schuldet, so wird sich das Hauptinteresse an der Roscher'schen Geschichte doch wohl auf seine Darstellung des wissenschaftlichen Zeitalters hinwenden. Die Darstellung dieser dritten Epoche nimmt den Haupttheil des Werkes von Seite 473 bis 1048 ein, sie beginnt mit der Entwicklung der „Physiokratie in Deutschland" und schließt mit einer Uebersicht der neusten Entwicklungen bis auf das Zusammentreten der Eisenacher Socialconferenz. Roscher versucht es, in diesem Theile auch Stellung zu nehmen zwischen den beiden Hauptparteien der deutschen Volkswirthe, den sog. Freihändlern, welche bisher ihren Vereinigungspunkt im volkswirthschaftlichen Congresse hatten, und den Vertretern der sog. historischen Schule, welche sich vorzugsweise den Bestrebungen der Eisenacher Socialconferenz zuneigen. Roscher glaubt zwar den Freihändlern drei große theoretische Vorwürfe machen zu müssen, daß sie „zu abstract, zu wenig historisch, zu optimistisch" seien; er erkennt jedoch nicht allein die praktische Wirksamkeit des volkswirthschaftlichen Congresses an, sondern warnt auch theoretisch vor der jetzt häufigen Unterschätzung dieser Schule.

Ohne auf eine Vertheidigung des principiellen Standpunktes der freihändlerischen Schule einzugehen, gedenke ich hier der schönen Würdigung, welche Roscher der Größe und wissenschaftlichen Bedeutung von Adam Smiths zu Theil werden läßt. Schon im ersten Theil seines Werkes bemerkt Roscher in dem Capitel über Leibniz mit dem Bedauern, daß sich dieser vielseitig fruchtbare Geist mit der Nationalökonomik verhältnißmäßig so wenig beschäftigt habe, Folgendes: „Die großen Nationalökonomen sind nicht darum so besonders selten, weil so besonders hohe Eigenschaften für sie erfordert würden, sondern weil sie Eigenschaften besitzen müssen, die so besonders selten in Einer Person beisammen gefunden werden. Der Nationalökonom muß die systematische Tiefe des Philosophen, sowie die Klarheit und Begriffsschärfe des Mathematikers oder Juristen mit der breiten Fülle und Lebendigkeit des Historikers vereinigen. Wie selten sich dies schon beisammen findet, zeigt die Seltenheit großer Lehrer des Staatsrechts und der vorzugsweise sog. Politik. Zum Nationalökonomen aber gehört außerdem noch ein liebevolles Verständniß und Interesse für die alltäglichsten Dinge des Lebens. Ihm darf kein Dünger zu schmutzig, kein Abfall zu kleinlich, keine Coursliste zu trocken, keine Buchführung zu unpoetisch sein. Wer aber hierfür Sinn hat, der hat gewöhnlich für welthistorische Combinationen, philosophische Speculationen u. dgl. m. keinen Sinn und umgekehrt; und doch ist das Eine dem Nationalökonomen ebenso unentbehrlich wie das Andere. Fast jedes Capitel von Ad. Smith gibt hierzu Beläge; fast überall werden von diesem Manne die „erhabensten" und „gemeinsten" Dinge dicht neben einander behandelt". (S. 330.)

Die eigentliche Bedeutung Ad. Smith' wird von Roscher mit folgenden scharfen Strichen gezeichnet: „Es dürfte in der Geschichte überhaupt wenig Beispiele geben, wo eine ganze Wissenschaft durch Einen Mann und Ein Buch desselben in so kurzer Zeit einen so großen und nachhaltigen Fortschritt gemacht hätte, wie die Volkswirthschaftslehre durch das Hauptwerk Adam Smith': einen Fortschritt ebenso bedeutsam für den Umfang wie für die Tiefe, für die Methode wie für das System, für das Ganze wie für das Einzelne, für die Theorie wie für die Praxis der Wissenschaft. Man wird noch heutzutage nicht wesentlich fehlgreifen, wenn man die ganze Dogmengeschichte der Nationalökonomik in zwei Hauptmassen theilt: vor und seit Adam Smith; so daß alles Frühere als Vorbereitung auf ihn, alles Spätere als Fortsetzung von ihm oder Gegensatz zu ihm erscheint". (S. 593 und 594.)

An einer andern Stelle seines Werkes (S. 704) spricht Roscher den

Digitized by Google

Ad. Smith auch ausdrücklich „frei von jenem Mammonismus, jener Ueberschätzung der materiellen Güter", den man heutzutage dem großen Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie so vielfach vorwirft. Mit Recht hebt Roscher weiter hervor, daß die bedeutendsten deutschen Nationalökonomen von Kraus und Storch an bis auf Rau und Hermann durchaus auf dem Grunde der Lehren von Ad. Smith stehen und daß Hermann, wohl der schärfste selbstständige Forscher unter den gelehrten Volkswirthen Deutschlands, unumwunden erklärt: „wer irgend etwas von Staatswirthschaft versteht, muß sich in den Hauptlehrsätzen dieser Wissenschaft als Schüler Ad. Smiths ansehen". (S. 861.)

Es war hohe Zeit, daß ein Gelehrter wie Roscher, welcher unter den jetzt lebenden Nationalökonomen wohl die größte Schülerzahl aufzuweisen hat und dessen Lehrbuch wegen der Fülle des darin enthaltenen Stoffes die größte Verbreitung gefunden hat, vom Standpunkte des objectiven culturhistorischen Forschers aus seine Zeitgenossen zu den Quellen der Wirthschaftswissenschaften zurückführte, und mit einer großen wissenschaftlichen That in die Pamphlet- und Broschüren-Literatur unserer Tage und mitten unter die sich streitenden volkswirthschaftlichen Parteien Deutschlands hineintrat, um ihnen zu zeigen, was die deutsche Wissenschaft bisher auf dem Gebiet der Wirthschaftslehre geleistet hat und in Zukunft leisten muß, um das früher bei den Engländern und Franzosen aufgenommene Anlehen des Wissens und der Erfahrung in ökonomischen Dingen durch Abgabe eigener neuer Lehren oder reformirter alter Grundsätze zurückzuzahlen.

Victor Böhmert.

Notizen.

Der ultramontane Krach naht sichtbarlich heran und die übermüthigsten Klericalen haben ein Bewußtsein von der Katastrophe, welche die Encyklica, die ihnen zuerst so viel Freude machte, über ihre mitschuldigen Häupter heraufbeschworen hat. Die Centrumsleute sollen die Ankündigung des famosen Gesetzes durch den Präsidenten in der Sitzung vom 4. mit offenem Munde des Erstaunens vernommen haben. Keiner von ihnen glaubte, daß der Staat so durchgreifend Ernst machen und ihnen den Brodkorb in einer Höhe befestigen würde, wo jede Gemüthlichkeit aufhört. Was helfen die schönsten Leit- und Schimpfartikel in den Jesuitenblättern, wenn man nichts mehr zu essen hat. Das also war der wirkliche Ausgang der Kanzlerkrisis, über welche sich die Officiösen in Lesarten erschöpften, die durchweg neben der Wahrheit blieben. Während das Publicum mit Bülletins über des Fürsten Bismarck Gesundheit und die Art und Weise, wie er gewisse Frictionen ertrüge, abgespeist wurde, traf man hinter den Coulissen die nöthigen Vorbereitungen zu einer concentrischen Attaque gegen die störrigen Schaaren, welche ein auswärtiger verstimmter Exsouverän in dem Ungehorsam gegen die Staatsgesetze befestigen wollte. Von Schwierigkeiten, welche die Maßregel in der oberen Region zuerst hervorgerufen haben mag, hatte die Zeit über wenig verlautet. In solchen Fällen wird hier ein Verfahren beobachtet, das dem in Constantinopel üblichen genau entgegengesetzt ist. Dort versehen bei Ministerberathungen Stumme, die selbstverständlich nicht schreiben können, den Dienst. So dringt von dem, was verhandelt wird, nichts in die Oeffentlichkeit. In unserem indiscreten Berlin und angesichts der allgemeinen Schulbildung wären solche Vorsichtsmaßregeln unmöglich. Man läßt denn auch die Officiösen mancherlei schreiben, aber die Hauptsache, auf welche es ankommt, bleibt verborgen. Unvermeidlich ist auch der Widerspruch zwischen den verschiedenen wohlinformirten Versionen, der zur Folge hat, daß, wenn das Publicum eine Reihe von Zeitungen gelesen hat, es genau so klug ist, wie vorher. In einer früheren Krisis vor zwei Jahren geriethen sogar die von verschiedenen Seiten, aber doch sämmtlich inspirirten Federn, oder die sich dafür ausgeben, in eine mehr oder weniger lebhafte gegenseitige Fehde. Es war die Zeit der Zwei-Seelentheorie. Man konnte oft glauben, daß dieser und jener Journalist gegen sich selbst polemisirte. Aehnliche Beispiele hatte die Publicistik anderer Länder, wenn auch in verschiedener Form, hier und dort aufgewiesen. In Florenz erschien anfangs der sechziger Jahre ein Witzblatt, „Stenterello" geheißen, dessen Name dem Arlequino oder Harlekin in anderen Gegenden Italiens entspricht. Stenterello tritt in der Hauptstadt Toscanas auch oft auf dem Volkstheater auf und dann gewöhnlich mit einem Zopf versehen, als Sinnbild der berufenen Codini oder Stockaristokraten. Stenterello als Punch oder Charivari griff aber eine große Florentiner Zeitung heftig an. Es entstand ein Federkrieg, der schließlich in solche Provocationen ausartete, daß ein Duell unvermeidlich schien. Der Name des Redacteurs, der den Stenterello schrieb, war dabei auffälliger Weise Geheimniß. Er verletzte auch viele andere Leute, und meldete sich Jemand auf dem Büreau, um Genugthuung zu fordern, so war da ein Strohmann, der achselzuckend betheuerte, daß er für Stenterellos Ausfälle nicht verantwortlich sei. Endlich wollte einer der aus dem Hinterhalt Getroffenen der Sache auf den Grund kommen. Er lauerte dem Druckerjungen auf, der einen neuen Schmähartikel zum Satz trug und bemächtigte sich des Manuscripts. Die Untersuchung ergab, daß der Redacteur des Stenterello und der großen Florentiner Zeitung, die in jeder Nummer in blutigem Streit lagen, ein und dieselbe Person war! Um Aufsehen zu machen und sein Blatt durch den Skandal zu pousstren, hatte der Herr sich selbst unausgesetzt angegriffen und beschimpft, daneben aber auch seine Mitbürger und eigenen Parteigenossen mit Sarkasmen überschüttet. Man kann sich die Versteinerung der guten Florentiner über eine solche kolossale Unverschämtheit vorstellen. Soweit haben wir es doch noch nicht gebracht. Aber wer weiß, wohin die Streitsucht der deutschen Zeitungsschreiber noch gelangen wird. Man soll niemals sein eigenes Land auf Kosten der anderen zu sehr loben. Neulich rühmten wir Preußen etwas pharisäisch, daß es selbst in Zeiten der Reaction kein schwarzes Cabinet zur Erbrechung der Briefe gehabt habe. Da signalisirte ein verehrter Freund und aufmerksamer Leser die Vorrede zu des Generalpostmeisters Nagler Briefen an einen Staatsbeamten, wo die Existenz und Thätigkeit jenes Cabinets in dem vormärzlichen Preußen ganz harmlos als eine selbstverständliche Institution erwähnt wird. Wir hatten allerdings von der Aufspürung von Privatgeheimnissen gesprochen, wie sie in Spanien, Frankreich und Rußland bis in die neuere Zeit gewohnheitsmäßig war, während bei uns auch früher nur politischen Vergehen nachgeforscht wurde und überdies die Post im allgemeinen seit langen Jahren durch ihre Integrität glänzt. So ist der Verfasser der Wochennotizen dank einer weisen Vorsicht in der Wahl des Ausdrucks mit einem blauen Auge davon gekommen, und sein Patriotismus wird nach wie vor nur von seiner Zuverlässigkeit übertroffen.

Einbanddecken zum 6. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

Redacteur.

Ein befähigter politischer Redacteur, welcher als solcher bereits bei einer größeren deutschen Zeitung gearbeitet hat, findet sofort dauerndes und gutes Engagement. Derselbe muß selbstständige Artikel zu schreiben im Stande sein und der englischen, womöglich auch der französischen Sprache vollends mächtig sein. Gefl. Offerten sub. H. 01113 befördert die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler in Berlin SW.

Gesucht gegen gutes Honorar ein tüchtiger politisch gebildeter

Correspondent in Berlin,

welchem gute Quellen zur Verfügung stehen. Nur erste Kräfte können Berücksichtigung finden. Gefl. Offerten sub. T. 1266 befördert die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse in Berlin.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Schriften

zur Einführung in das classische Alterthum für das gebildete Publikum und die reifere Jugend.

Die Götter und Heroen

des

classischen Alterthums.

Populäre Mythologie der Griechen u. Römer.

Von **H. W. Stoll.**

4. Aufl. 2 Bde. mit 42 Abbildungen.

Elegant gebunden 6 Mark.

Die

Sagen des classischen Alterthums.

Erzählungen aus der alten Welt.

Von **H. W. Stoll.**

2 Bde. 2. Aufl. Mit 90 Abbildungen.

Elegant gebunden 9 Mark.

Geschichte

der

Griechen und Römer in Biographien.

Von

H. W. Stoll.

2 Bände. 2. Auflage.

I. **Die Helden Griechenlands** in Krieg und Frieden. Geschichte der Griechen in biographischer Form. Mit 1 Stahlstich. 8. Elegant gebunden 5 M. 70 Pf.

II. **Die Helden Roms** in Krieg und Frieden. Geschichte der Römer in biographischer Form. Mit 1 Stahlstich. 8. Elegant gebunden 6 M. 75 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Neue Gedichte in schwäbischer Mundart.

Gau! Stau! Bleiba lau!

von

Hyazinth Wäckerle.

Broschirt 2 Mark. Elegant geb. 3 Mark.

Der Altmeister der mundartlichen Dichtung, Franz von Kobell, hat die Widmung dieser schwäbischen Gedichte, welche nicht nur gemüthreich, sondern auch voll köstlichen Humors und von ächtdeutscher Gesinnung sind, in schmeichelhafter Weise angenommen.

Verlag von Lampart & Comp., Augsburg.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Inhalt des soeben erschienenen zweiten Heftes:

I. Vom Stamm der Asra. Lustspiel von **Hedwig Dohm.**
II. Nornagest. Von **Moriz Carriere.**
III. Proben griechischer Lyriker. Von **Emanuel Geibel.**
IV. Thermometer-Studien. Novelle von **Heinrich Bertau.**
V. Neue Gedichte. Von **Gottfried Kinkel.**
VI. Liebeslieder. Von **Theodor Storm, Stephan Milow, Wilhelm Jensen,** und **B. v. Oberkamp.**
VII. Ueber Erziehung und Anlagen. Eine Fabel von **Hans Hopfen.**
VIII. Satirische Zeitglossen. Von **Hermann Lingg.**
IX. Litterarische Ausblicke. Von **Wilhelm Goldbaum.**
X. Eine Aufgabe für die deutschen Künstler. Von **Ludwig Noiré.**
XI. Aphorismen über Heinrich Heine. Von **Eduard Grisebach.**
XII. Kritische Rundblicke. Von **Hieronymus Lorm, Felix Dahn, Albert Lindner.**
XIII. Zur Kritik der Kritik. — Miscellen. — Aus unserer Briefmappe.

Die „**Neuen Monatshefte**" sind das **vornehmste** und **vielseitigste**

Unterhaltungsblatt.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands und des **Auslandes** an.

Das **erste Heft** kann von jeder Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden.

Preis pro Heft 1 Mark, pro Quartal 3 Mark, pro Band 6 Mark.

Sechs Hefte bilden einen Band.

Im Verlage von **A. Hofmann's Separat-Conto** in **Berlin** ist erschienen:

Ed. Hanslick, Kritiken und Studien.

23 Bogen gr. 8°. Elegant gebunden. **Preis 6 Mark.**

Mit diesem höchst interessanten Buche des geistreichen Musik-Kritikers wurde die 1. Serie der Publikationen des **Vereins für Deutsche Literatur** zum Abschluß gebracht.

Der 1. Band der II. Serie: **Richter, H. W., Geistes-Strömungen,** wird am 15. März an die verehrl. Mitglieder versandt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)

Dritter und vierter Band.

8. Geh. 12 Mark. Geb. 14 Mark.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Die vor kurzem erschienenen ersten beiden Bände dieses Briefwechsels haben vielfach das lebhafteste Interesse erregt. In der That darf der schriftliche Verkehr zwischen Varnhagen und Rahel Levin, seiner nachmaligen Gattin, in der Vollständigkeit, wie er hier zum ersten Mal dargeboten wird, als charakteristische Quelle zur Kenntniß einer ganzen wichtigen Culturepoche gelten und als solche hervorragenden und dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen.

Verlag von **Georg Stilke**, Berlin, Louisenstr. 32.

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldsch. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. Frankreich: Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. Verschiedenes: Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein moderner Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Hierzu eine Beilage von der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 20. März 1875. Band VII.

v. 7
no. 12

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Kant und das Verhältniß von Kirche und Staat. Von Theobald Ziegler. — Ueber Pyramiden-Weisheit. Von Carus Sterne. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Das Wiener Stadttheater. Von Paul Lindau. — Zur Geschichte der Pariser Oper. Von Medicus. — Erinnerungen eines griechischen Officiers an den deutsch-französischen Krieg 1870 u. 71. Von Daniel Sanders. — Offene Briefe und Antworten. — Notizen. — Inserate.

Kant und das Verhältniß von Kirche und Staat.

Von Theobald Ziegler.

Rückkehr zu Kant! Das ist in der letzten Zeit so sehr zum Losungswort, ja fast zum Dogma geworden, daß selbst die Theologie „den Strom der Geschichte an der Stirnlocke fassen" und in diese allgemeine Forderung einstimmen zu müssen glaubt. Freilich, was gerade sie sich darunter denkt, ist mir nicht recht klar: denn daß sie zur Erkenntniß gekommen sein sollte, daß Kant mit dem, was er in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" z. B. vom Beten sagt, Recht habe, und daß sie auf Grund dieser Erkenntniß geneigt sein sollte, einen wesentlichen Theil ihrer Praxis den Manen Kants zulieb preiszugeben, ist doch wohl schwerlich anzunehmen. Allein abgesehen von solchen ungeschickten und vor allem recht unvorsichtigen Versuchen, sich dem Zuge der Zeit anzuschließen, ist es ja wahr, daß man in der Philosophie, vor allem in den Zweigen derselben, welche sich mit den Naturwissenschaften berühren, wohl daran thut, immer wieder auf den philosophischen Altmeister zurückzugehen — nicht etwa nur, um sich in der Kritik der reinen Vernunft von aller Phantasterei gesund zu baden, sondern weil man wirklich bei ihm, wenigstens im Keime, das Meiste von dem finden wird, was noch heute die denkende Welt bewegt und die Geister beschäftigt.*)

Daß aber auch in einer Frage, welche noch weit mehr als alle philosophischen zusammen im gegenwärtigen Augenblick die Welt aufregt und vor allem an Deutschland herangetreten ist, in der Frage nach dem Verhältniß von Kirche und Staat die Rückkehr zu Kant immer mehr als das einzig Richtige erkannt und im Deutschen Reich auch praktisch in Scene gesetzt wird, das kurz nachzuweisen dürfte gerade jetzt nicht ganz ungeeignet sein.

Schon vor Kant hat die Frage nach dem Verhältniß von Kirche und Staat die Philosophie beschäftigt und hat im siebzehnten Jahrhundert in England zugleich eine sehr praktische Seite gehabt. John Milton, bekanntlich ebenso groß als politischer Schriftsteller wie als Dichter, der Verfechter der Freiheit und überhaupt der bedeutendste literarische Repräsentant der englischen Revolution, hat in seiner Schrift: „Das Recht des Staats in kirchlichen Dingen" diese Frage aufgerollt und in einer ziemlich radicalen Weise beantwortet. Wenn er ausführt, daß es jeder besondern Kirche zu überlassen sei, die religiösen Dinge nach ihrem Gutdünken zu ordnen, und daß der Staat ihr nur Schutz zu gewähren habe, keinerlei Zwang gegen sie anwenden dürfe; und wenn er weiter die Pfründen als das Verderben der Kirche bezeichnet und die Besoldung der Geistlichen lediglich der Freiwilligkeit und den milden Gaben der Gläubigen überlassen will, so sehen wir in ihm zunächst einen der ersten und entschiedensten Vertheidiger der absoluten Trennung von Kirche und Staat, sehen aber zugleich auch, namentlich in der Behandlung der finanziellen Frage, das Unhistorische dieser Lösung schon hier bei ihrem ersten Vertreter. Allein Milton ist doch kein reiner Idealpolitiker, kein bloßer Doctrinär; denn während er seine völlige Freiheit für alle protestantischen Secten verlangt, ist er den Papisten gegenüber Independent und Engländer genug, um von keiner Duldung für sie etwas wissen zu wollen, die ja selbst keine Duldung kennen, sondern denen es einzig um die Herrschaft zu thun ist.

Diesen Rest von staatlicher Einmischung in religiöses Gebiet hat John Locke vollends ganz fallen lassen. Er kämpft in seinen Briefen über die Toleranz für völlige Duldung auch den Katholiken, Juden, Muhamedanern und Heiden gegenüber, und spricht der Obrigkeit jedes Recht zur Einmischung, weil jedes Interesse an dem Glauben der Bürger ab. Locke ist so recht eigentlich der Theoretiker der americanischen Praxis, die sich vor zweihundert und noch vor hundert Jahren im neuen weißen Unschuldsgewand recht hübsch ausgenommen haben mag, die aber heute schon zu Erscheinungen geführt hat, welche bedenkliche Schatten auf eine nicht allzuferne Zukunft voraus werfen und unschwer ahnen lassen, daß auch America seinen Culturkampf erst noch wird zu bestehen haben.

Milton und Locke, den Vertretern der freien Kirche im freien Staat, steht Thomas Hobbes, der Zeitgenosse des ersteren, diametral gegenüber. Ihm ist der Staat der große Leviathan, welcher alles verschlingt, darum natürlich auch die Kirche. Sie ist demselben völlig unterworfen, und darum hat der Staat, d. h. der Monarch festzusetzen, was jeder bekennen und welche Cultusübungen er erfüllen muß. Daß Hobbes daneben doch jedem Individuum die Freiheit einräumt, zu glauben, was ihm beliebt, das hängt wohl vor allem mit seinem eigenen persönlichen Glauben oder vielmehr Unglauben zusammen, für den er Raum schaffen möchte.

Ganz in seinen Bahnen wandelt in dieser Frage auch Spinoza. Wie Hobbes legt er das jus circa sacra, die äußere Uebung der Frömmigkeit, den Cultus völlig in die Hände des Staats und unterwirft demselben die Kirche ganz und gar. Dagegen betont er, der freie Niederländer, der die Lehrstelle in Heidelberg zurückwies, nur um mit der venia

*) Vergleiche hierüber besonders die treffliche Schrift von G. Reuschle: Naturwissenschaft und Philosophie.

Digitized by Google

legendi nicht die libertas docendi zu verlieren, noch entschiedener als jener das Recht des Einzelnen, den internus dei cultus nach Gutdünken zu gestalten; nicht nur die animi, auch die linguae werden von ihm der Regierungsgewalt entzogen und neben die Denkfreiheit tritt die Rede- und Lehrfreiheit, freilich nicht ohne einige verfängliche Clauseln.

In dieselbe Reihe endlich gehört auch J. J. Rousseau, dessen Anschauungen über diesen speciellen Punkt, wie er sie im Contrat social niedergelegt hat, allerdings scheinbar eigenthümlich contrastiren zu seinen sonstigen revolutionären Ideen. Der Souverän hat nach Rousseau den Bürgern hinsichtlich ihrer religiösen Stellung nur zu befehlen, soweit ihre Anschauungen dem Wohle des Staates schaden oder nützen können. Nun ist es aber sehr wichtig und nützlich für den Staat, daß jeder Bürger Religion habe, welche ihn seine Pflichten üben und lieben lehrt. Und darum ist es Aufgabe des Souveräns, oder vielmehr im concreten Falle des gottbegeisterten Gesetzgebers, eine solche Religion zu machen, und jeder, der nicht an diese Religion „glaubt", ist wegen unbürgerlicher Gesinnung aus dem Staate zu verbannen. Was das für eine Religion ist, wissen wir aus dem Glaubensbekenntniß des savoyschen Vicars im Emil, aber auch im Contrat social selbst gibt er die Grundlinien derselben: er verlangt die größte Toleranz gegen abweichende Meinungen und Dogmen, sofern sie nur nicht das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit, die Heiligkeit des Staatsvertrags und der Gesetze und die Nothwendigkeit der Toleranz negiren. Es ist dies also etwa die Religion des Protestantenvereins, in welchem ja von Baumgarten bis Schenkel an die hundert Glaubensnüancen Platz haben und daher die äußerste Toleranz Pflicht der Selbsterhaltung ist. Dagegen kommt die katholische Kirche bei Rousseau sehr schlecht weg; denn mit Beziehung auf sie sagt er: wer zu sagen wage: hors de l'Eglise point de salut! müsse aus dem Staate gejagt werden. Welchen Einfluß Rousseau auf die Sturm- und Drangperiode in Deutschland ausgeübt hat, ist bekannt; und daher ist es überaus bezeichnend, daß der junge Goethe für seine verunglückte Doctordissertation in Straßburg das echt Rousseau'sche Thema gewählt hat: jeder Gesetzgeber sei berechtigt und verpflichtet, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürfen.

Während nun die deutsche Philosophie vor Kant zwischen den beiden Extremen — absolute Freiheit der Kirche dem Staate gegenüber auf der einen und absolute Unterordnung der Kirche unter den Staat auf der andern Seite — meist unklar hin- und herschwankt und mit dem späteren Rousseau unter anderem darin übereinstimmt, daß man Atheisten (Wolff meint: auch Pietisten) nicht im Lande dulden dürfe, hat Kant einen Mittelweg eingeschlagen, der aber mehr ist als eine schlechte Vermittlung. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Abhängigkeit von Rousseau, die seiner Rechtslehre mehr als billig anklebt und ihr sicherlich nicht zum Vortheil gereicht, hat er sich in dieser wichtigen Frage nach dem Verhältniß von Kirche und Staat glücklicherweise von diesem irrelichtelirenden Vorbild gänzlich emancipirt, und darum urtheilt er, wie überall, wo er auf eigenen Pfaden wandelt, durchaus verständig und richtig. Kurz und bündig geht seine Meinung über dieses Verhältniß dahin: der Kirche gegenüber hat der Staat kein positives Recht der Einmischung, sondern nur ein negatives: Den Einfluß der Geistlichen, soweit er der öffentlichen Ruhe nachtheilig sein möchte, zu beschränken. Dabei handelt es sich selbstverständlich nicht um die Religion als Gesinnung, sondern um die Kirche nur nach ihrer äußerlichen Seite als Anstalt zum öffentlichen Gottesdienste für das Volk. Die Kosten ihrer Erhaltung fallen dem Theil des Volkes zu, der sich zu dem einen oder andern Glauben bekennt, d. h. der Gemeine.

Rückkehr zu Kant! — ich meine, man sei in Deutschland auch in dieser Frage nach dem Verhältniß von Kirche und Staat auf dem besten Wege dazu. Das Recht der negativen Einmischung des Staats neben aller positiven Enthaltsamkeit, die Unterordnung der Kirche als einer öffentlichen Anstalt unter den Staat neben absoluter Freiheit der Religion als Gesinnung, die Pflicht des Staates, den nachtheiligen Einfluß der Geistlichen möglichst zu beschränken — was bezwecken und bedeuten die Maigesetze und alle die Maßregeln der letzten Monate von Seiten des Staates gegen die Kirche, wenn nicht genau das, was wir eben als Kants Ansicht kennen gelernt haben? Der zweite Theil der Kant'schen Anschauung, die Kosten der Erhaltung der Kirche denen zuzuschieben, welche sich den Luxus einer solchen noch gestatten wollen, ist allerdings noch nicht erfüllt. Allein mit der Einführung der Civilehe im ganzen Deutschen Reich ist doch auch dazu ein mächtiger Schritt vorwärts gethan, und dieselbe bürgt dafür, daß kommen wird der Tag, wo nicht nur Nonne und Mönch civiliter sich trauen lassen, sondern wo man auch in diesem zweiten mächtigeren Punkte zu Kant zurückgekehrt sein wird.

Ueber Pyramiden-Weisheit.

Von **Carus Sterne.**

(Schluß.)

Im Jahre 1865 wurde vermittelst eines ausgezeichneten Meßinstrumentes eine genaue Bestimmung der Lage der großen Pyramide vorgenommen, und es ergab sich, daß der Mittelpunkt ihrer Basis nur um eine Minute und 12 Secunden, von dem 30. Breitengrade, der wie Smyth sagt, in so bemerkenswerther Weise die nördliche Hemisphäre in 2 Hälften theilt, entfernt liegt. Jedenfalls ist diese Wahl des Platzes absichtlich geschehen, aber man konnte diesmal nicht ganz genau verfahren, wenn man den Vortheil des felsigen Baugrundes jenes Hochplateaus am Nil-Delta, auf welchem die Pyramide errichtet ist, nicht wieder aufgeben wollte, und zog es daher vor, in geringer Entfernung vom beabsichtigten Platze zu bauen. Dagegen ist die Richtung der vier Seitenflächen so genau nach den Himmelsgegenden orientirt, daß es das Erstaunen aller Sachverständigen hervorrufen muß. Daß solche Bestimmung keine leichte Aufgabe ist, möge man aus dem Folgenden ersehen. Im Jahre 1577 versuchte Tycho de Brahe mit aller nur erdenklichen Sorgfalt sein Observatorium zu Uranienburg zu orientiren, und war mit dem Erfolge seiner Bemühungen befriedigt, als er bemerkte, daß die Abweichung von der Mittagslinie nur 18 Minuten betrug. Die pariser Sternwarte ist in dieser Richtung viel schlechter daran. Bei der genauesten Untersuchung der Pyramidelage ergab sich, daß hier die Abweichung nur 4' 35" betrug, d. h. den vierten Theil des Fehlers, welchen ein Brahe nicht vermeiden konnte. Diese Genauigkeit ist um so mehr zu bewundern, wenn man sich erinnert, daß erst im Jahre 339 v. Chr. der Astronom Pytheas aus Marseille nachgewiesen hat, daß der Polarstern nicht in die verlängerte Erdachse, sondern ca. 6^0 seitwärts fällt, wonach bei älteren Observatorien ein Orientationsfehler von 6 Graden nicht auffallen könnte, während er bei der 1800 Jahre vor Pytheas erbauten Pyramide nur $^1/_{80}$ des obigen vorauszusetzenden Fehlers betrug.

Auch das Gewicht der Pyramide, welches man natürlich nur schätzen kann, ergab eine bedeutsame Zahl. In genauer Berücksichtigung des dreifach verschiedenen Materiales, aus welchem sie erbaut ist, fanden Smyth und Petrie, daß ihr Gewicht 5273834 Kubikyard (Yard ist die engl. Elle) betragen dürfte, was bei Annahme der sehr wahrscheinlichen mittleren Dichte der Erdmasse von 5,7 genau den hundertbillionsten Theil des Erdballgewichtes betragen würde.

Viel erstaunlicher, weil genauer zu präcisiren, als das eben angegebene Verhältniß der Gewichte, ist dasjenige zwischen den Dimensionen der Pyramide und der Erde. Nimmt man von dem kleinsten Durchmesser der Erde, welcher 500482396 engl. Zoll beträgt, den fünfhundertmillionsten Theil, so erhält man

Digitized by Google

eine Maßeinheit, welche der Pyramidenzoll genannt wird und 1,00101 engl. Zoll entspricht, der also fast den Werth eines „überlieferten" Pyramidenzolls besitzt. Fünfundzwanzig dieser Pyramidenzolle (= 25,025 englischen Zollen) machen die heilige Pyramidenelle aus, und dies ist nach Newton, Smyth, Day u. s. w. jenes heilige Maß, mit welchem in der Bibel alle von Gott unmittelbar inspirirten Werke z. B. die Arche Noah, die Stiftshütte, Bundeslade, salomonische Tempel u. s. w. ausgemessen wurden, und das auch wohl gradezu „Elle des Herrn" genannt wird. Dieser dem zwanzigmillionsten Theile der Polaraxe entsprechende Maßstab ist nicht zu verwechseln mit der profanen aegyptischen Elle, über welche Girard, Anville, Caylus u. s. w. genaue Untersuchungen angestellt haben; sie ist das Maß, mit welchem, wie wir sehen werden, außer jenen Werken, die große Pyramide und das Weltall ausgemessen werden müssen, um zu überraschend einfachen Zahlen zu gelangen. Dividirt man die Länge einer der Basiskanten der Pyramide, welche 9142 engl. Zoll beträgt, durch die Pyramidenelle (= 25,025 engl. Zoll), so erhält man die Zahl 365,30, also die bis auf den Bruchtheil ziemlich genaue Tagezahl des Jahres.

Noch bedeutsamer und merkwürdiger erscheint das Verhältniß des Pyramidenzolls zu dem von der Erde im Laufe eines Tages zurückgelegten Wege, dessen genaue Berechnung sich auf jene Maße stützt, die unsre Astronomen erst aus den Beobachtungen der Venus-Durchgänge in den Jahren 1874 und 1882 zu präcisiren hoffen. Legen wir wiederum die Höhe der Pyramide von 5819 englischen oder 5813,2 Pyramidenzollen und die durch Multiplication dieser Zahl mit einer Milliarde erhaltene mittlere Entfernung der Erde von der Sonne zu Grunde, so können wir daraus leicht die Länge ihres Jahresweges berechnen. Es sind nämlich:

$$5813{,}2 \times 10^9 \times 2\,\pi = 36525430000000.$$

Wird diese Zahl mit 365,25636 d. h. der Jahreslänge in Tagen dividirt, so erhalten wir für jeden einzelnen Tag einen Weg von 99999400000 oder angenähert 10^{11} = Hunderttausend Millionen oder $^1/_{10}$ Billion Pyramidenzolle in runder Summe.

Betritt man das Innere der Pyramide, deren Gänge ebenso wie das Aeußere ohne alle Inschriften sind, so ist es zunächst auffallend, daß in dem sogenannten Königsgemach eine gleichmäßige Temperatur von 20° im ganzen Jahr herrscht. Es ist dies der fünfte Theil unsrer hunderttheiligen Thermometerscala und die mittlere Temperatur der Erde, der Wärmegrad, bei welchem sich der Mensch am wohlsten befindet, so daß also auch eine Einheit für die Temperaturmaße in der Pyramide gefunden wird. Das Königsgemach enthält ein vierseitiges leeres, deckelloses Gefäß aus rothem Granit, der beim Anschlagen einen schönen Klang gibt. Ursprünglich glaubte man den Sarkophag des königlichen Gründers der Pyramide in diesem kofferartigen Behälter zu erkennen, aber der Mangel an Inschriften, die beträchtliche Tiefe, das Fehlen des Deckels sprechen dagegen, und man hat früh gesucht, darin das Urbild der Bundeslade oder ein Gefäß, dessen Inhalt mit Wasser gefüllt, die Maß- und Gewichtseinheit der Pyramide anzeige, nachzuweisen. Der Steinbehälter hat 78 Zoll Länge, 27 Z. Breite, 34 Z. Tiefe und 71250 Pyramidenkubikzoll Inhalt. Der äußere Umfang beträgt grade das Doppelte des Innern. Es wäre ja sehr möglich, daß Moses von diesem heiligen Gefäße das Maß der Bundeslade genommen, nach Taylor fände sich der vierte Theil des Inhaltes dieses Steinkoffers im englischen Getreidemaße (Quarter) erhalten. Wenn man mit Rücksicht auf Wasser von Pyramidenwärme (20° C.) die Erddichte zu 5,7 annimmt, so ist:

$$5{,}7 \times 50^3 = 712500$$

d. h. gleich dem zehnfachen Inhalt des Steinbehälters. Oder, wenn man den Inhalt dieses Behälters mit der mittleren Erddichte (5,7) dividirt, so erhält man 12500 und 12500 Kubikzoll Erdmasse würden grade so schwer sein, als die Menge Wasser von 20°, welche dieser Behälter faßt. Man sieht also, daß in dem Inhalte desselben eine Angabe der erst in unserm Jahrhundert mit einiger Sicherheit geschätzten mittleren Erddichte versteckt liegt. Wie man die Einheit des Grammengewichtes aus dem Gewichte eines Kubikcentimeter Wasser ableitet, so hat nun Smyth ein Pyramidenpfund, mit dem alles zu wägen wäre, abgeleitet, und es gleich dem Gewichte von fünf Pyramidenkubikzoll einer Masse der mittleren Erddichte gesetzt. Wir sehen also Maß-, Gewichts- und Wärmeeinheiten im Innern der Pyramide verborgen, es fragt sich nun, ob nicht auch ein Zeitmesser in derselben gegeben sein sollte, ob nicht die Zeit ihrer Gründung in dem Baue auf sichere Weise ausgedrückt ist. Es müßte befremdlich sein, wenn nach all dem Gesagten eine solche Bestimmung fehlte.

Eine Inschrift findet sich, wie gesagt, an dem ganzen Gebäude nicht, auch nicht einmal mehr die, von welcher Herodot spricht, in der die Menge der Rettige, Zwiebeln und des Knoblauchs angegeben war, welche die 100000 Arbeiter während des zwanzigjährigen Baues verzehrt hatten. Es ist demnach nicht zu verwundern, daß sogar die Angaben der neueren Aegyptologen über das Alter der Pyramide sehr auseinandergehen, und um mehrere Jahrtausende hin und herschwanken. Unter den Neueren verlegen Lesueur, Renan und Mariette die Gründungszeit in die Jahre 5400 bis 4000 v. Chr., Fergusson und Lepsius in 3900 bis 2600, Gardner, Wilkinson und Rawlinson in 2500 bis 2200, William Osburn endlich in die Jahre 2300 bis 1900 v. Chr. Letztere Angabe stimmt am nächsten mit der von John Herschel und Smyth aus astronomischen Betrachtungen, auf die wir nunmehr näher eingehen wollen, gewonnene Zahl. J. Herschel bemerkte zuerst, daß der Eingang der Pyramide sich sehr nahe dem astronomischen Meridian befindet und daß dessen Achse, da er anfangs schräge abwärts führt, wenn man sie in der Meridianebene bis zum Horizonte verlängert, auffallend genau einen Punkt bezeichnet, welcher der Culminationspunkt eines der Circumpolarsterne ist, nämlich des Sternes Alpha in dem sich zwischen dem großen und kleinen Bären hinziehenden Drachenschwanze. Obwohl dies nur ein Stern dritter Größe, tritt er doch in seiner sternarmen Nachbarschaft auffällig genug hervor, um in Combination mit andern Erscheinungen zum Ausgangspunkte einer Zeitbestimmung gewählt zu werden. Im Jahre 2170 v. Chr. culminirte nicht nur α des Drachen in der durch die schräge Eingangsachse der Pyramide bezeichneten Winkelhöhe von 26° 18′ unter dem Pole, sondern in derselben Zeit stand das auffälligste und stets als glückverkündend angesehene Siebengestirn, in demselben Meridiane der Pyramide, jedoch oberhalb des Poles, eine Erscheinung, die sich erst 10000 Jahre vor und nach dieser Constellation wiederholt. Mehr aber als alles Andere wird die Nichtzufälligkeit dieses Zusammentreffens dadurch erwiesen, daß dieser Meridian auch zugleich der Meridian des Punktes der gleichen Tag- und Nachtlänge ist, d. h. der Ausgangspunkt aller astronomischen Rechnungen. Schon Dupuis in seinem berühmten Werke über den Ursprung des Cultus hat auf den Umstand hingedeutet, daß die Sonne zweimal im Jahre bei ihrem Eintritte in die Aequinoctialzeichen dem vor dem Haupteingange am Fuße der Pyramide stehenden Beobachter genau um Mittag über dem Scheitel der Pyramide erschien. Er denkt sich an diesen Tagen die Volksmenge zu einem Osirisfeste am Fuße der Pyramide vor dem Haupteingange versammelt und sagt: „Alsdann schien die majestätische Scheibe der Sonne einige Augenblicke auf diesem unermeßlichen Fußgestelle auszuruhen, während ihre Anbeter auf den Knieen liegend, ihre Blicke längs der geneigten Ebene der nördlichen Fläche der Pyramide hinschweifen ließen, und den großen Osiris betrachteten, wenn er in das Dunkel des Grabes sich senkte, oder triumphirend aus demselben hervorging".

Sei dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist durch die genaueste astronomische Rechnung festgestellt, daß im Jahre 2170 v. Chr. G. die Glück verheißenden Plejaden, das einzige Sternbild, welches auch die Bibel einigemale erwähnt, in jener ausgezeichneten Constellation, die durch den schrägen Eingang der Pyramide so bestimmt bezeichnet ist, sich befanden. Bestimmte Hindeutungen auf das Siebengestirn fanden die Astronomen außerdem in der Fortsetzung jenes in der Mittagslinie laufenden Ganges der Pyramide, deren genauere Auseinandersetzun

Digitized by Google

mich aber hier doch zu weit führen würde. Mit der Andeutung des Gründungsjahres durch den Eingang ist aber zugleich die eines großen wissenschaftlich bestimmbaren Zeitcyklus gegeben, da dieselbe Constellation wie erwähnt nach einer Reihe von Jahrtausenden wiederkehrt. Das Siebengestirn nähert sich jährlich in Folge der Präcession der Nachtgleichen allmählich dem Aequinoctialpunkte, nachdem es ihn verlassen, von neuem und zwar jährlich um 3,5 Secunden. Wir sehen hier in der Pyramide eine große Säcularuhr construirt, deren Zeiger die Eingangsachse der Pyramide ist, deren Zifferblatt aber jener gewaltige Kreis, welchen das Siebengestirn in 25860 Jahren durchläuft. Aus alledem glauben Herschel und Smyth mit Sicherheit schließen zu können, daß vor 4043 Jahren diese Uhr zu gehen anfing, daß damals der Zeiger derselben auf 0^0 0′ 0″ stand, daß mit einem Worte 2170 das Gründungsjahr der Pyramide, des unvergänglichen Gehäuses jenes Zeigers der Jahrtausende ist. Für die Richtigkeit dieser kühnen Rechnung spricht aber noch ein anderer gewichtiger Grund. Die Summe der beiden Diagonalen der Pyramide ergibt die Zahl von 25859 Pyramidenzollen, d. h. also beinahe ganz genau die Zahl der Jahre jenes großen Cyklus, welchen ein beliebiger Fixstern mit der Präcession der Nachtgleichen durchläuft, ehe er wieder auf seine alte Stelle gelangt, oder mit andern Worten die Zahl der Jahre, welche die Sonne zum Durchlaufen der ganzen Ekliptik gebraucht.

Das sind nun, wie jeder Leser zugeben wird, so staunenswerthe Ergebnisse, daß man an ein zufälliges Zusammentreffen kaum mehr denken kann, daß es schwer ist, an eine Berechnung dieser Zahlen zu glauben, und daß es das Einfachste wäre mit Smyth, Day und Moigno ein inspirirtes Werk zu erkennen, in welchem die Gottheit die für den Erdbewohner interessantesten Maße und Maßeinheiten des Weltalls niedergelegt hat, wie man in den Grundstein eines Hauses die auf seine Gründung bezüglichen Documente einschließt. Moigno glaubt, daß die Erbauer jene unter Führung von Cham oder Mezraïm nach der Zerstörung des babylonischen Thurmes herkommenden Schaaren gewesen, welchen letzteren man in neuerer Zeit in seinen Ruinen deutlich als ein ebenfalls astronomisches und zwar den sieben Planeten gewidmetes Denkmal erkannt hat. Ich habe diese Angaben mit dem ganzen Respecte wiederholt, welcher Forschern von der Capacität eines Herschel und Smyth gegenüber gebührt. Wenn man mich aber fragt, wofür ich sie nehme, ob für geoffenbarte Weisheit oder für den Beweis einer untergegangenen Wissenschaft, die uns schamroth zu machen geeignet wäre, so muß ich antworten: vorläufig für keines von beiden, aber für hinreichend interessante Rechenexempel, um ihrer Betrachtung einige müßige Stunden zu widmen. Der geneigte Leser wolle sich erinnern, daß die Zahlen Smyths nicht einem wirklich vorhandenen, sondern einem von ihm construirten Gebäude entnommen sind. Die Pyramide, wie sie vor den Blicken des Reisenden neben ihren beiden majestätischen Schwestern erscheint, zeigt durchweg kleinere Dimensionen, weil ihr die Spitze und die gesammte Bekleidung mangeln. Diese Bekleidung, neuerdings von Dufeu geleugnet, war gewiß vorhanden, aber ihre schön behauenen Steine sind wahrscheinlich in den Bauten von Cairo und anderen benachbarten Ortschaften verwendet, zuweilen aber hat man in den Schutthügeln an der Basis der Seiten noch Fragmente derselben gefunden. Allein das Maß, um welches die vorhandenen Dimensionen unter Zuhülfenahme dieser Bekleidung zu erhöhen sind, bleibt doch mehr oder weniger der Willkür des Forschers überlassen, und es ist ein gefährliches Ding, wenn dieser Forscher bestimmte Zahlen in petto hat, die diese Dimensionen durch gewisse Multiplicationen und Divisionen ergeben sollen. Auch darf ich nicht verschweigen, daß Smyth je nachdem er die eine oder andere Zahl sucht, mit verschiedenen Dimensionen einer und derselben Pyramidenlinie rechnet. So nimmt er, um die Zahl π aus der Summe der Basiskanten (36702,36 Zoll) herauszurechnen, die Höhe der Pyramide zu 5835 engl. Zollen an, um aber die mittlere Entfernuug der Sonne möglichst mit den neuesten Messungen übereinstimmend zu finden, wendet er eine um 16 Zoll kleinere Pyramidenhöhe an. Wenn, wie er sagt, der durch die Multiplication entstehende Unterschied von 260000 Meilen keine Rolle spielt, wäre es doch ehrlicher, in beiden Fällen mit derselben Zahl zu rechnen, und den Irrthum lediglich den Baumeistern zuzuschreiben, um so mehr da der Fehler so klein wäre. Solcher Bedenklichkeiten gibt es in den Rechnungen Smyths mehrere. Ich will aber auch nicht verschweigen, daß in neuerer Zeit mehrere Funde gemacht worden sind, welche die Smyth'sche Theorie wesentlich unterstützen. Zu den Trümmern der ehemaligen äußeren Bekleidung, die er und andere früher gefunden, und die sich meist in englischen Museen befinden, ist neuerdings ein sehr beachtenswerthes Stück gekommen, welches der bei einem Brückenbau zwischen Cairo und Gizeh beschäftigte englische Ingenieur Waynman Dixon aufgefunden und im Jahre 1872 an Smyth eingeschickt hat. Dieses mit fünf wohlerhaltenen Flächen versehene, in den Schuttmassen der Pyramide aufgefundene Stück der Bekleidung, zeigt erstens den genauen Neigungswinkel, aus welchem der verstorbene John Taylor nachgewiesen hatte, daß die Construction der Pyramide die Zahl π versinnliche, zweitens in der unteren und vorderen Basiskante die genaue Länge einer Pyramidenelle, und in seinem Gewichte die halbe Pyramidentonne (= 1250 Pyramidenpfund), so daß es scheint, als wenn die einzelnen Bestandtheile des Mantels die oben abgeleiteten Maß- und Gewichtseinheiten noch besonders wiederholt hätten.

Außer den bisher angeführten, immerhin bis zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit vertretbaren Nachweisungen haben die Herren Smyth, Moigno, Day u. s. w. aber noch andere zu Tage gefördert, die völlig in's Gebiet des Phantastischen überschweifen. Sie glauben z. B., daß man nach der oben beschriebenen Weltenuhr der Pyramide nicht nur ihr eigenes Alter, wofür ja Gründe angeführt werden könnten, sondern auch bibelgeschichtliche Daten bestimmen könne, z. B. die Zeit der Sündfluth, wonach man dann annehmen müßte, daß die Natur sich nach dem Zeigerstande des von Gott inspirirten Werkes gerichtet hätte, um das Strafgericht zu vollziehen. Ihre Bestimmung gründet sich auf astrologische Annahmen. Sie setzten das Jahr der Sündfluth auf das 630te vor Erbauung der Pyramide (2800 v. Chr.) weil damals, während α des Drachens unter dem Pole culminirte, gleichzeitig der Wassermann oberhalb desselben durch den Meridian ging, und weil bei Chinesen, Chaldäern, Aegyptern und Griechen gleichmäßig der Wassermann das Zeichen der Sündfluth ist! Aber am glänzendsten hat Herr Dufeu in seinem kürzlich erschienenen Werke über die Pyramiden von Gizeh, welches zum Theil auf den Forschungen des Hekekyan Bey, eines armenischen jetzt in Cairo wohnenden Offiziers beruht, bewiesen, wohin man auf dem abschüssigen Wege der Conjecturen gelangen kann. Derselbe nimmt die Zahlen Smyths nicht an, setzt die Gründung der Pyramide vielmehr in das Jahr 4862 v. Chr., behauptet aber, daß alle Pyramiden wissenschaftliche Monumente seien, und daß ihre Gründer, die Priester, ganz außerordentliche Kenntnisse besaßen. Es wird hinreichen, aus den neuen Entdeckungen dieses Mitgliedes des aegyptischen Institutes zu Paris nur eine Folgerung mitzutheilen, um selbst Herrn Smyth das Recht zuzugestehen, diese neueste Probe von Pyramidenweisheit, mit gebührendem Spotte abzufertigen. Indem Herr Dufeu mit der in 360 Theile getheilten profanen aegyptischen Elle, die in zahlreichen Exemplaren auf unsere Zeit gekommen ist, das sogenannte unterirdische Gemach und andere Theile des Gebäudes ausgemessen, findet er durch Addiren, Multipliciren und Dividiren dieser mit anderen ebenso willkürlich aus Nilwasserstandsmessungen u. s. w. gefundenen Zahlen, daß die Pyramide in ihren Constructionen das Maß ihrer geographischen Länge enthalte, welche bezogen auf einen Punkt des 44. Breitengrades genau 152^0 38′ 20″ betrage. Leider fehlten bestimmtere Andeutungen, ob dieser Punkt des 44. Breitengrades, auf welchen die Erbauer der Pyramide, statt durch diese selber, den ersten Meridian verlegt hatten, in der nördlichen oder südlichen Hemisphäre, östlich oder westlich von der großen Pyramide zu suchen sei. Glücklicherweise aber fielen von den vier möglichen Punkten drei in's Wasser und es blieb kein Zweifel, daß die Erbauer der Pyramide den ersten Meridian

Digitized by Google

durch einen Ort des Oregongebietes gelegt hatten. Daraus folgt nun mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die Erbauer der großen Pyramide vor 6736 Jahren bereits in America ziemlich genau Bescheid wußten, vielleicht dort ihre Urväter hatten, denn da die Urheber einer Erdeintheilung nach Meridianen in der Regel durch ihre Heimat den ersten Meridian ziehen, so waren die Pyramidenerbauer keineswegs die ersten Astronomen und Mathematiker von Bedeutung, sondern diese wohnten im jetzigen Freistaate Oregon. Wir sehen hieraus, was sich durch Multipliciren und Dividiren mit etwas gutem Willen alles herausrechnen läßt und finden es deshalb geeignet, mit dieser Leistung der höheren Pyramidenweisheit unsern Excurs über dieselbe zu beschließen.

Literatur und Kunst.

Das Wiener Stadttheater.

An Heinrich Laube.

Dem zufälligen Umstande, daß Sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Direction dreier verschiedener, höchst- und hochstehender Bühnen aufgegeben haben, hat unsre spärliche dramaturgische Literatur, welche ungebührlich lange brach gelegen und unter einer kaum zu verantwortenden Vernachlässigung zu leiden gehabt hat, in den letzten Jahren einen außerordentlichen Gewinn zu danken. Ihre Berichte über Ihre Thätigkeit als praktischer Bühnenmann, über die Erfahrungen, welche Sie an der Burg, an den Stadttheatern zu Leipzig und Wien gesammelt haben, gehören zu dem Vorzüglichsten, was seit Lessings „Dramaturgie" über die Verkörperung der dramatischen Dichtung auf der Bühne, über Inscenirung und Darstellung geschrieben worden ist.

Wie Ihre früheren Bühnenschriften „Das Burgtheater" und „Das Norddeutsche Theater", so enthält auch die neueste, welche „Das Wiener Stadttheater" betitelt ist*), einen wahren Schatz von Kenntnissen, Beobachtungen und Erfahrungen, die stets mit der eindringlichsten Schärfe und überlegensten Schlichtheit so knapp und treffend ausgedrückt sind, wie nur möglich.

Als Dramatiker kennen Sie die Wirkung des Contrastes ganz genau; und ich neige daher zu der Ansicht hin, daß Sie, alter und kluger Praktikus, um die glänzenden Vorzüge Ihres Talentes in voller Helle strahlen zu lassen, denselben sehr absichtlich einen dunkleren Hintergrund gegeben und aus diesem Grunde auch den eigensinnigen und rechthaberischen Eigenheiten Ihrer ungewöhnlich festgebildeten und abgerundeten Individualität den Ausdruck nicht versagt haben. Sie reizen oft zum Widerspruch. Sie urtheilen in Theatersachen stets wie ein Obertribunalscollegium, als letzte Instanz, gegen welche es keine Berufung gibt. Hoc volo, sic jubeo! Sie discutiren nicht, Sie lassen nicht die Möglichkeit einer entgegengesetzten Ansicht zu; Sie richten und verlangen Unterwerfung. Daß Sie auf Grund Ihres Talentes, Ihrer Bildung, Ihrer Erfahrungen und Erfolge mit der vollsten Autorität über alle Fragen der Bühnenpraxis zu sprechen durchaus befugt sind — wer wollte das in Abrede stellen? Trotzdem wird man sich auch auf diese Autorität nicht in jedem Falle unbedingt und blindlings verlassen wollen. Man wird angesichts dieses oder jenes kategorischen Ausspruchs sich einer bestimmten, beweiskräftigen Thatsache erinnern, welche diesem Ausspruche ganz entschieden widersteht; und dann wird man sich sagen: was uns hier in der unwiderlegbaren Form eines Grundsatzes, der nicht bewiesen zu werden braucht, entgegentritt, ist schließlich doch nur eine Behauptung; es ist nur die Ansicht eines zwar hochbegabten und tüchtigen Mannes, indessen eines Mannes, der doch irrt und vermöge seines eigenwilligen Wesens sogar sehr stark irren muß; es ist bisweilen kein endgültiges Urtheil, es kann unter Umständen sogar ein absolutes Vorurtheil sein.

Die Vorzüge des Werks, die Tüchtigkeit und Richtigkeit der darin entwickelten Ansichten, die gedankenvollen Bemerkungen über Stücke, Einrichtungen, Inscenirungen, die treffenden Charakteristiken der Schauspieler und Dichter, überwiegen aber die Schwächen desselben, die fast sammt und sonders auf eine an und für sich hochachtbare Eigenschaft: auf Ihre unbeugsame und jedem Einfluß unzugängliche Selbstständigkeit zurückzuführen sind, so vollkommen, daß die entschuldigenden Worte, mit welchen Sie die Geschichte des „Wiener Stadttheaters" einleiten, beinahe einen komischen Eindruck machen.

Fürwahr, ein der Entschuldigung überaus bedürftiges Beginnen, auf zwei vorzügliche dramaturgische Werke noch ein drittes ebenso vorzügliches folgen zu lassen! Und wieder eine Theatergeschichte! Die böse Welt könnte am Ende gar auf den beleidigenden Gedanken kommen, daß Sie von der Theaterpassion befallen seien! Das wäre ja schrecklich!

Gottlob beruhigen Sie uns gleich in der sechsten Zeile: „Die (Theaterpassion) habe ich nun zufällig nicht, obwohl mein Leben seit dreißig Jahren danach aussieht". Ach ja, verehrter Meister, es sieht wirklich danach aus! Aber der Schein trügt, Sie haben die Theaterpassion nicht, Sie sagen es ja selbst. Allerdings sagen Sie gleich darauf: „Das Drama selbst mag meine Passion sein. Eine gute Schauspielvorstellung zuwege zu bringen, das war und ist mein einziges Bestreben am Theater; das Drum und Dran des Theaters ist mir stets Nebensache, oft sehr lästige Nebensache gewesen".

Sehen Sie, das verstehe ich schon besser. Es handelt sich also nur um einen Wortstreit. Von einem Manne, dem es ein unabweisliches Bedürfniß geworden ist, ein Theaterstück, das ihm vorgelegt wird, nach den Forderungen der heutigen Bühne einzurichten, jeden Vormittag drei, vier Stunden auf der Bühne die Probe zu leiten, die Schauspieler zu bilden und sich Abends des gelungenen Werkes mit schmunzelndem Wohlbehagen zu freuen — von einem solchen Manne sage ich: er besitzt die Theaterpassion. Sie stellen das Wort in Abrede, aber das Ding geben Sie zu. Das erinnert mich an den Vater des braven Jourdain in Molières „Bourgeois gentilhomme". „War er nicht Tuchhändler?" fragt eine Person des Stücks. „Beileibe nicht!" antwortet eine andere. „Allerdings kaufte er zu seinem Vergnügen allerhand Stoffe auf, und diese überließ er dann, da sie seinen Bedarf weit überstiegen, gegen eine angemessene Entschädigung für den Werth und den guten Willen an diejenigen seiner Freunde, welche derselben just benöthigt waren." Es ist nicht der Wortlaut, aber der Sinn. Ich habe die Molière'schen Lustspiele hier leider nicht zur Hand und bin augenblicklich außer Stande, mir dieselben zu beschaffen. So haben auch Sie nicht die Theaterpassion, aber die Leidenschaft, für die Bühne tüchtig zu wirken, und das volle Vergnügen an tüchtigen Bühnenaufführungen.

Aber das „Drum und Dran" kümmert Sie nicht? Was ist denn das „Drum und Dran"? Gegen die Verdächtigung, daß Sie sich für irgend einen beliebigen Bühnenspectakel, für den schönen Wuchs einer sogenannten Künstlerin, die für die Kunst eben nichts weiter als den schönen Wuchs mitbringt, für Coulissengeschichten und Theaterklatsch begeistern könnten, brauchen Sie sich wahrlich nicht zu vertheidigen. Diese ordinärste Theaterpassion hat Ihnen nie ein vernünftiger Mensch zugemuthet. Was ist denn also das „Drum und Dran"? Die Stücke? die Schauspieler?

*) Leipzig, Verlag von J. J. Weber 1875.

Digitized by Google

Denken Sie sich, daß ich Ihnen schreibe: „ich habe eben ein modernes Lustspiel eines unbekannten Dichters im Manuscript gelesen, welches nach meiner Auffassung ein ungewöhnliches Talent bekundet, einen packenden Stoff wirksam behandelt und einen vollen Bühnenerfolg verheißt. Manches ist noch ungeschickt. Aber ich zweifle nicht, daß Sie mit geringer Mühe daraus ein Werk gestalten könnten, welches eine glänzende Acquisition für unser deutsches Theater werden würde". Ich gehe jede Wette ein, daß, wenn ich Ihnen heute diese gute Nachricht geben könnte, ich übermorgen Mittag von Ihnen ein Telegramm aus Wien erhalten würde, das in Ihrer bekannten lakonischen Ausdrucksweise ohne Zweifel folgenden Wortlaut haben würde: „Wahrhaftig? Sofort schicken! Gruß. Laube".

Oder: es ist mir vergönnt, Sie zur Kaffeezeit zu besuchen und meinen alten Platz neben Ihrem Lehnstuhl einzunehmen. Ich erzähle Ihnen gelegentlich: Vor kurzem habe ich in Treuenbrietzen eine junge Schauspielerin gesehen, von der ich mir einrede, daß sie Carriere machen wird.

— Wie heißt sie?

— Kunzpeter.

— Kunzpeter? Schlechter Theatername!

Und nun könnte ich die Fortsetzung unserer Unterhaltung beinahe Wort für Wort garantiren.

— Temperament? würden Sie zunächst fragen.

— Noch zu viel! Sie reißt Coulissen.

— Das kann man ihr abgewöhnen. Hier etwas? würden Sie weiter fragen, indem Sie auf das Herz deuten, „oder blos — da?" auf die Stirn weisend.

— Echte Leidenschaft, Doctor!

— Ausdrucksvoller Kopf?

— Sehr schön.

— Auge?

— Dunkel, groß, feurig.

— Mund?

— Nicht zu klein.

— Organ?

— Wundervoll.

— Groß?

— Ueber Mittelgröße.

— So!

Und Sie würden darauf die Cigarre in die große Spitze stecken, die Lippen zusammenkneifen, nach einer Pause sich erheben, Ihr Glas mit Emser Krähnchen füllen, ein paar Schluck trinken, sich behaglich wieder zurecht setzen und nach einer neuen Pause, während welcher Sie mich mit Ihrem sprechenden Auge gemustert hätten, fortfahren:

— Wie alt?

— Blutjung.

— Hm!

Darauf würden Sie sich nach Ihrem Getreuen umsehen.

— Strakosch! kommen Sie einmal her! Der erzählt da Wunderdinge. Ein starkes Talent in Treuenbrietzen. Reisen Sie morgen hin und sehen Sie sich die Kunzpeter an.

Und der Gedanke an diese Kunzpeter würde Sie nicht ruhen und rasten lassen. Es müßten gar seltsame Dinge sich ereignen, wenn sie mächtig genug sein sollten, um Ihre Aufmerksamkeit von dem erspähten Objecte abzulenken.

Sie haben keine Theaterpassion? Sie, dem die Luft an der Darstellung guter Stücke durch gute Schauspieler die höchste ist? Sie, der Sie dulden und leiden, wenn irgendwelche Widerwärtigkeit Sie veranlaßt, der Thätigkeit für das Theater zeitweilig zu entsagen? Die Bühne ist Ihr Element, und Sie bedürfen derselben wie der Fisch des Wassers. Schützen Sie keine Theatermüdigkeit vor! Sprechen Sie nicht von Ihrem Alter! Die Bühne ist für Sie, was die kräftigende Erde für den fabelhaften Riesen; sobald Sie den Fuß wieder auf die Bretter setzen, erstarken und verjüngen Sie. Ich habe Sie ja genügend beobachten können, um mir ein Urtheil zu erlauben. Ich habe Sie in Leipzig und Wien in der Arbeit und im Strike gesehen. In der Arbeit unermüdlich, frisch, unaufhaltsam, ein Draufgänger, ein Ajax, im Strike ein schmollender Achill, der fern vom männertödtenden Kampfe der Myrmidonen einen schlechten Trost in der Kunde findet, daß die Dinge ohne ihn gar schlimm gehen. Sie sind der geborene Theatermann, und wenn Sie auch bisweilen den Ueberdrüssigen machen, der des Treibens müde ist und sich den holden Frieden in die Brust wünscht, Sie werden immer wieder und wieder zur Bühne zurückkehren, getrieben von der mächtigsten Gewalt, von jenem unüberwindlichen Drange, den man eben Beruf zu nennen pflegt. Das Wort Tassos, das Sie citiren:

„Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt"

ist für Sie und Ihre tiefsten Neigungen vollkommen zutreffend. Freilich werden Sie bisweilen nicht willig sein, aber es werden sich hoffentlich immer ein paar vernünftige Menschen finden, die Gewalt brauchen. Und dann werden Sie nachgeben, werden zwar zögern, aber doch kommen. Es ist das eine kleine Koketterie von Ihnen, verehrtester Freund, — eine harmlose, unschädliche Koketterie, die Sie bei Ihrem geraden, jeder Komödianterei abholden Wesen sogar vortrefflich kleidet. Sie lassen sich gern zureden, zu dem, was Ihren innersten Wünschen entspricht. Sie wehren sich mit einem kleinen Hölzchen und weichen der freundlichen Gewalt. Mit unverkennbarer Absichtlichkeit betonen Sie, wie Sie eigentlich blos deshalb nach Wien zurückgegangen sind, um procul negotiis ein stilles, beschauliches Leben zu führen. Sie erzählen uns von der Gründung des Stadttheaters und heben nachdrücklich hervor (S. 10): „ich wurde mehr hineingezogen in das Unternehmen". Wider Ihre Gewohnheit unterstreichen Sie das Verbum „gezogen", damit auch durch den Druck schon äußerlich das Unfreiwillige Ihrer Betheiligung markirt werde. Nun, ich will zugeben: „halb zog man Sie" — machen Sie mir die Concession und gestehen Sie ganz unter uns: „halb sank ich hin" — und wir wollen die Sache als erledigt erachten.

In einem gewissen Sinne haben Sie mit Ihrer Verwahrung gegen die Imputation der Theaterleidenschaft übrigens Recht. Für die Bühnen, an welche Sie nicht selbst die kunstverständige Hand legen können, haben Sie wirklich nur ein geringes Interesse — ein zu geringes, möchte ich behaupten. Sie gehören zu den Goethe'schen Braven, die sich der That freuen, und namentlich der eigenen That. Und Sie dürfen mit Stolz und Freude auf das, was Sie geleistet haben, zurückblicken. Diese Freude, meine ich, könnten Sie noch dadurch erhöhen, daß Sie auch den andern Bühnen, welchen Ihre kräftige Unterstützung versagt ist, dieselbe oder wenigstens eine ähnliche Aufmerksamkeit widmeten, wie dem Institute, welches das Glück hat von Ihrer kundigen und energischen Hand geleitet zu werden. Aber da zeigt sich eine andere Ihrer Eigenthümlichkeiten, die ich hier nur kurz berühren will: Ihre Nichtbeachtung verleitet Sie mitunter zur Nichtachtung. Ich sagte Ihnen das schon in meiner Besprechung des „Norddeutschen Theaters" gelegentlich Ihrer Bemerkungen über das Berliner Hoftheater und über Maurice, den Director des Thalia-Theaters in Hamburg. Auch da veranlaßte Sie das ungenügende Interesse zu einem Urtheil, das mir unbillig erschien. In Ihrer neuesten Schrift zeugen die wenigen Worte, die Sie über das „Burgtheater" sagen, von einer Geringschätzung, die ich mir ebenfalls nur daraus erklären kann,

Digitized by Google

daß Sie das „Burgtheater" jetzt nicht mehr genügend interessirt. Sie besuchen es ja fast nie. Gerade jetzt, glaube ich, ist der Augenblick schlecht gewählt, um vom „Niedergang des Burgtheaters" zu sprechen, denn gerade die beiden erfolgreichen Stücke dieser Saison haben ihre überaus günstige Aufnahme, nach dem einstimmigen Votum der Kritik, zum großen Theil dem vortrefflichen Spiele der Hofburgschauspieler, dem tadellosen Ensemble und der lebendigen Inscenirung zu verdanken.

Nun bin ich allerdings ganz und gar mit Ihnen in dem Punkte einverstanden, daß der hervorragendste Schauspieler der Welt nicht im Stande ist, aus einer Rolle etwas zu machen, wenn der Autor nicht das seinige — und das ist doch auch immerhin etwas — dazu thut. Talma, Mars und Rachel, Kean, Mrs. Smith und Fechter, Rossi und die Ristori, die Devrients, Julie Rettig und die Crelinger haben nicht verhindern können, daß Stücke durchgefallen sind. Sie führen das vortrefflich auf S. 77 u. f. aus. Sie eifern mit Recht gegen die unverständige Redensart, die Nichtswisser bisweilen sogar drucken lassen: „Ja, wenn unsere darstellenden Künstler nicht so außerordentlich gespielt hätten, das Stück wäre verloren gewesen!" — Als ob der beste Schauspieler eine gute Wirkung machen könnte, entgegnen Sie, wenn ihm die vom Dichter vorgeschriebene Situation und Rede nicht wirksame Gelegenheit bietet, insbesondere die Situation, welche ja nur der Dichter schafft.

Aber dessenungeachtet kann die Darstellung für ein Stück sehr viel thun. — Ihr Bestreben ist es eben zu erwirken, daß sie möglichst viel dafür thue; und wenn dies erreicht wird, so ist das Theater gut. Die Hofburg hat dies aber gerade neuerdings mit ihren Aufführungen im höchsten Grade erreicht — von der einen weiß ich es ganz genau und spreche aus Erfahrung, und über das hinreißende und großartige Spiel der Wolter als Messalina in Adolf Wilbrandts Tragödie sind alle Stimmen einig — ergo wollen wir jetzt nicht vom Niedergange des Burgtheaters sprechen.

Was Sie über die eigenen Kräfte, über die Schauspieler am Stadttheater erzählen, hat mich ungemein interessirt. Sie zeigen sich da wieder als Meister in der gedrungenen Knappheit einer vollständig erschöpfenden Charakterisirung. Nur Ihren Bemerkungen über Lobe kann ich nicht beipflichten. Es liegt mir fern, Ihnen den Vorwurf der Ungerechtigkeit zu machen. Aber Sie gehören, um noch einmal ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen, zu den „tapfern Männern, deren Behagen Parteilichkeit ist". Parteilichkeit im guten Sinne des Wortes, versteht sich; unverrückbares Festhalten an dem als richtig erkannten Standpunkte. Das ist fast immer lobenswerth und trefflich. Aber wenn Sie sich einmal täuschen — das kann ja auch Ihnen passiren — dann beharren Sie auch in Ihrer Täuschung, und nur widerwillig verstehen Sie sich dazu, angesichts offenkundiger Thatsachen, die Sie Ihres Irrthums belehren, klein beizugeben. Sie haben starke Sympathieen und starke Antipathieen. In Betreff Theodor Lobes — um Andere nicht zu kränken, will ich bescheidentlich sagen: jedenfalls eines der vorzüglichsten Schauspieler des Stadttheaters — haben Sie nun die Antipathie. Der Himmel weiß, woher — aber sie ist da. Jede Zeile, die Sie über ihn schreiben, spricht dies aus. Sie können so herzlich, so warm loben, — Ihr Lob ist wie Ihr Blick, von dem mir ein Burgschauspieler einmal sagte: er strahlt einen an — wie gequält aber, wie mühsam, wie kalt sind die anerkennenden Worte, die Ihr Gerechtigkeitsgefühl Sie zwingt, den bedeutendsten Leistungen Lobes zu spenden! Und wie brechen Sie die Gelegenheit vom Zaum, um ihm Eins zu versetzen! Wo der Name Lobes steht, da grollt und schmollt es. Ich glaube, Sie thun dem trefflichen Künstler Unrecht, entschiedenes Unrecht.

Gerade weil mir Ihre Schrift so schöne Stunden anregender Belehrung gewährt hat — schöne Stunden, für die ich Ihnen in diesem Augenblicke doppelt dankbar bin — gerade deshalb habe ich auch das, was mir mißfallen, mit derjenigen Offenheit hervorgehoben, zu welcher mich Ihre Freundschaft berechtigt. Was Sie über das deutsche und französische Lustspiel, über die vernünftige und unvernünftige Ausstattung, über die Vorbereitung der Darstellung, über Inscenesetzung u. s. w. sagen, ist geradezu meisterhaft. Da ist jedes Wort das Resultat der reifsten Erfahrungen eines fleißigen, kenntnißreichen, scharfsinnigen und hochbegabten Mannes, da ist jedes Wort zu beherzigen; es steckt in Ihrem Buche ein dramaturgischer Katechismus, den Schauspieler, Regisseure und Bühnendichter auswendig lernen sollten.

Vielleicht auch die Kritiker. Aber diese werden es ohne Zweifel schon wissen, sonst würden sie doch nicht über alle diese zum Theil recht schwierigen Dinge mit leichter Hand zu schreiben vermögen. Sie, Skeptiker, scheinen diesen zuversichtlichen Glauben allerdings nicht ganz zu theilen. Auch der Kritik — unter diesem bequemen Collectivbegriff rechnen wir Alles zusammen, was da über Theater, Stücke, Regie, Darstellung und sonstige Kleinigkeiten schreibt —, auch der Kritik sind Sie nicht sehr grün gesinnt. Es sollte mich daher auch gar nicht wundern, wenn Ihnen dafür von dem einen oder andern vom genus irritabile vatum ordentlich auf die Finger geklopft würde. Aber Sie sagen sich ohne Zweifel mit jenem Neu-Caledonier, der die ihm unbekannte Rose unvorsichtig anfaßte: „Es sticht, aber brennt nicht".

Die Klagen der Production über die Kritik datiren von dem Augenblicke an, da die erste Production zum ersten Male kritisirt wurde. Ich habe eben schon ein Wort des alten Horaz citirt über der „Scribler reizbare Sippe" — Sie wissen, um blos näher liegender Zeiten zu gedenken, wie unbarmherzig Beaumarchais in seinen Vorreden auf die „misérables gazettiers et folliculaires" losschlug, mit welchen kräftigen Ausdrücken der alte Goethe die Recensenten bezeichnete — Hund und Mops —

„So will der Mops aus seinem Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten",

wie Balzac für die Liebhaberei eines absprechenden Kritikers die demüthigende Erklärung abgab: „da er nichts mehr leisten konnte, ging er flugs zur Kritik über", wie Byron in seinem Streite mit den Leuten von der Edinburgher Revue höhnisch ausrief:

„So endet die Kritik, die echt und rein ist:
Du wirst gutmüthig meine Ruthe küssen,
Sonst wirst du sie, bei Gott, noch fühlen müssen".

Es hat mich also gar nicht überrascht, daß Sie, — obwohl das Stadttheater und besonders Ihre Persönlichkeit in vielen und den angesehensten Blättern wirksame Förderung und einsichtige Unterstützung gefunden haben — daß Sie dennoch hier und da Ihren Verdruß über die Schnellfertigkeit des absprechenden Urtheils äußern. Daß Sie etwas damit erreichen und bessern werden, glauben Sie wohl selbst nicht. Die nächste Folge wird, wenn mich nicht Alles täuscht, die sein: daß die Kritiker, von den auf sie bezüglichen Stellen empfindlich verletzt, bei der Beurtheilung Ihrer Schrift gerade diese Stellen besonders, vielleicht gar ausschließlich in's Auge fassen und im Auge behalten, und darüber das andere viel Wesentlichere und Wichtigere übersehen werden.

Sie sprechen oft über die Kritik. Eine Stelle Ihres Buches, wo Sie Ihren Ansichten den unmißverständlichsten Ausdruck geben, will ich mit Ihrer Erlaubniß hier wiederholen — hauptsächlich, weil Ihre eigenen Worte Ihre Ansichten besser aussprechen, als es mir in der Umschreibung möglich wäre, sodann aber auch, weil ich irgend ein Specimen Ihres markigen und gedrungenen Stiles geben möchte, der auf mich immer wie

Digitized by Google

eine Art Armeebefehl eines alten Haudegens wirkt. Sie sagen S. 56 u. f.:

„Die deutsche Theaterkritik hat stets die „beste der Welten" gefordert, und nur die beste. Die gute genügt ihr nicht. Sie hat zu Anfange des Jahrhunderts Schillers Theaterstücke erbarmungslos zerrissen, und zwar in Berlin und in Wien. Wer daran zweifelt, der verschaffe sich die damaligen Zeitschriften, in Berlin den „Freimüthigen", in Wien das Hormayr'sche Sammelblatt, welche unglaubliche Albernheiten über Schillers Stücke auftischten. Vor allen Dingen hat die deutsche Theaterkritik den Standpunkt des Theaters nie beachtet, und sie beachtet ihn auch heute nicht. Ob dieses Theater lauter Meisterwerke bringen könne, danach fragt sie nicht. Es soll sie bringen, wenn nicht, soll es verschwinden. Daher der ewige Refrain vom Sinken und Untergehn des deutschen Theaters. Der „Freimüthige" und Hormayr sagten das auch damals bei Gelegenheit eines gewissen Schiller. Solchen Kritikern liegt der Gedanke fern, daß man die höchste literarische Forderung aufrecht erhalten, und doch ein Theaterstück, welches diese höchste Forderung nicht erfüllt, zulässig finden könne für's Theater.

Wie trefflich verstehen das die Franzosen! Mit unerschöpflichem Wohlwollen behandeln sie ihre Production für's Theater. Jeder Splitter von Talent, welchen ein neues Stück neben eitel Schwächen darbietet, wird gepriesen, wird als Stoff zur Ermunterung für den Autor behandelt. Es fällt ihnen gar nicht ein, daß durch solche Milde die höhere literarische Forderung Einbuße erleiden könne, dem Theater aber, das wissen sie, wird dadurch Unterstützung geleistet, die Production für das Theater wird dadurch ermuntert. Wenn das Jahr um ist, und der neue Autor keine Fortschritte gemacht hat, so versinkt er in der Stille, die höheren Gesetze aber bleiben unbeschädigt aufrecht.

So haben sie stets ein reges Schaffen für ihre Bühne, wir aber haben immerfort über Mangel an Production zu klagen, weil wir alle Autoren beleidigen, verfolgen und am liebsten mit einem Streiche todt machten. Standrecht! ist unsre Losung für Theaterstücke".

Ich habe mir erlaubt, einen Satz durch den Druck hervorzuheben. Sie mißbilligen da die Jeremiaden der Heulhuber. Das nimmt mich bei Ihnen, der Sie das bescheidenste junge Talent durch Zuspruch fördern und heben, durchaus nicht Wunder. Aber woher kommt es, daß auch Sie in dem wehmüthigen Epilog unter die Pessimisten gehen und den Kopf, den Sie stramm aufrecht getragen, entmuthigt sinken lassen?

Offen gestanden, ich traue Ihrem Pessimismus nicht recht, Doctor! Sie sind verdrießlich, weil Sie sich Ihrem Beruf entzogen haben, deshalb sehen Sie jetzt auf einmal schwarz. Sitzen Sie erst wieder auf dem Sorgen- und Freudenstuhl am Regietische, mit Ihrem langen Rocke und Ihrem kleinen Hute, können Sie erst wieder diesen oder jenen Schauspieler zu Ihrem Strakosch beordern, den Sie wie ein Vater lieben und der Ihnen allerdings ebenfalls in treuer Gesinnung bis in den Tod ergeben ist — dann sollen Sie einmal sehen, Meister, wie die Welt wieder rosig vor Ihnen liegt und wie Sie, zu neuer Jugendfrische, zu neuem Frühling erwacht, mit Reinick jauchzen werden: „Wie ist doch die Erde so schön!"

In unwandelbarer Verehrung

Ihr

Am Plötzensee, Mitte März. **Paul Linden.**

Zur Geschichte der Pariser Oper.

Der Kampf um die Priorität zwischen Wissenschaft und Kunst, oder vielmehr zwischen den Repräsentanten dieser beiden Hauptfactoren des Culturfortschritts hat lange genug gedauert, ehe man einzusehen gelernt hat, daß die Bildungselemente beider verwandter Natur sind und in ihren Tendenzen sich gewissermaßen ergänzen. Dieser Streit um den Vortritt ist zwar eben so wenig, wie der zwischen Realismus und Idealismus geschlichtet; die Einsicht von dessen Unfruchtbarkeit hat aber zu einer Art Waffenstillstand geführt, nachdem beide Parteien sich die Gleichberechtigung an dem gemeinschaftlichen Streben, dessen Endziel die möglichst vollkommene Entwicklung der Intelligenz und Ausbildung des Geistes ist, zugestanden hatten. Philosophen, Moralisten und literarische Puritaner haben sich vergebens bemüht, der dramatischen Literatur eine untergeordnete Stellung anzuweisen und die dramatische Kunst beinahe als Frivolität zu bezeichnen. Sie haben mit ihren doctrinären Anschauungen weder Proselyten machen, noch den Geschmack und die Vorliebe des Publicums für's Theater abschwächen können.

Der Architekt des neuen Opernhauses in Paris, Charles Garnier, sagt in seinem technischen Werke über das Theater: „Alles, was in der Gesellschaft vorgeht und verhandelt wird, ist im Grunde genommen nichts als Theater und Vorstellung. Der Palast, die Tribüne, die Kirche, Versammlungen, Plaudereien, alles, was spricht und handelt, ist Theater, wenigstens im allgemeinen Sinne. Sehen und sich sehen lassen, hören und sich hören lassen, das bildet den verhängnißvollen Kreis, in welchem sich die Menschheit bewegt. Die Souveräne mögen verschwinden, die Kirchen einstürzen, die Gesetze in Vergessenheit gerathen; die Gesellschaft mag sich auflösen, so daß nichts übrig bleibt, als die Menschheit allein ohne Könige, ohne Gesetze und ohne Götter, so wird aus allen diesen Ruinen das Theater sich erheben und dauern, so lange noch ein Mensch bleibt, der handelt und Jemand, der ihm zusieht". Man mag diese Anschauung für gewagt halten, es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Schaulust von jeher eine der mächtigsten Neigungen des menschlichen Geschlechts war, und daß das Interesse für's Theater, wenn auch periodenweise von socialen oder politischen Agitationen gedämpft, immer allgemeiner geworden ist. Jede außergewöhnliche Erscheinung auf diesem Gebiete erlangt die Wichtigkeit eines Ereignisses und beschäftigt Schriftsteller und Publicum in gleichem Maße. — Als ein solches wurde auch die Einweihung des neuen Opernhauses in Paris betrachtet, nachdem tausende von Beschreibungen und Abbildungen das Interesse für den großartigen neuen Kunsttempel während der langen Dauer seines Baues wach gehalten hatten.

Ueber die Feier selbst — welche eigentlich in nichts anderem bestand als in einer gewöhnlichen Gallavorstellung mit obligatem Prunke von Uniformen, Ordensbändern, reichen Damentoiletten und Parüren, wie sie auf allen Hofbühnen bei Geburtstagen der Souveräne, oder bei hohem Besuche Statt zu finden pflegen — ist so nüchtern, ohne allen auf die Bedeutung der Festlichkeit Bezug habenden Apparat ausgefallen, daß die Berichterstatter in Verlegenheit geriethen und sich mit der Beschreibung der Localitäten und der Toiletten begnügen mußten. Die Enttäuschung des Publicums war noch vollständiger. Man hatte sich darin gewöhnt, das gelungene Werk des genialen Garnier als einen Triumph der modernen Baukunst von allen Seiten rühmen zu hören; und es war keine geringe Befriedigung für den Nationalstolz der Pariser, sich im Besitze des bedeutendsten Bauwerkes der Neuzeit, sowie des größten und prachtvollsten Opernhauses von Europa zu wissen. Man erwartete deshalb für die Feierlichkeit der Einweihung großartige Vorbereitungen mit einem Programme, welches eine Glorificirung der einheimischen Errungenschaften auf dem Gebiete der dramatischen Musik repräsentiren sollte. Alle Welt hatte gehofft, daß ein mit dem Aufwande von so viel Millionen errichtetes Kunstdenkmal für die Pflege der Musik, das nach seiner stolzen Inschrift: „Nationale Akademie der Musik", als Nationaleigenthum bezeichnet wurde, auch mit einem Meisterwerke eines französischen Componisten eingeweiht werde. Man hätte gewünscht, daß für eine Solennität von solcher Bedeutung ein Concours für das beste Werk einheimischer Künstlerkräfte ausgeschrieben worden wäre.

In der Frist von 12 Jahren seit dem Anfange des Baues konnte etwas geschaffen und geliefert werden, was dem Höhepunkt entspricht, auf welchem die bildenden Künste in Frankreich stehen. Was hat man nicht alles erwartet und gewünscht! Was man geboten hat, erscheint wie eine Ironie auf alle diese von der Nationaleitelkeit gehegten Hoffnungen. Man hatte alles vorbedacht und mit einer keine Kosten und keine Mühe scheuenden

Digitized by Google

Sorgfalt alles vorbereitet, was zum Prachtbaue und dessen Ausschmückung erforderlich erschien. Alle Länder Europas haben ihr kostbarstes Baumaterial, ihre vielfarbigen Marmor- und Steinarten geliefert. Die bedeutendsten Künstler haben für die äußere und innere Decorirung Jahre lang gearbeitet. Baudry allein hat z. B. 10 volle Jahre sich mit der Anfertigung der Gemälde für das große Foyer beschäftigt. Alle bildenden Künste wurden zur Verherrlichung der Kunst in Bewegung gesetzt, an die zu denken Niemandem eingefallen ist. Das Schmuckkästchen ist für den Ehrentag der Braut fertig geworden, man hat aber vergessen, den Schmuck zu bestellen, und hatte in dem Juwelenschrank nichts als getragene, rechts und links aus einer Nachlassenschaft erborgte Kleinodien zu präsentiren. — Das Programm war ein wahres Potpourri. Die französische dramatische Musik figurirte bei der Einweihung mit der Ouvertüre aus der Stummen und mit dem Bruchstück einer französischen Oper, den beiden ersten Acten der „Jüdin" von Halévy. Den größten Erfolg der Vorstellung erreichte die Composition eines Deutschen, die Schwerterweihe aus den „Hugenotten" von Meyerbeer. Darauf folgte von einem italienischen Meister die Ouvertüre zum „Wilhelm Tell" von Rossini. Der Stern erster Größe des französischen Gesanges an diesem Abend war eine Deutsche, Mademoiselle Krauß. Eine Krankheit, oder Intrigue, haben verhindert, daß nicht noch eine Schwedin, Mademoiselle Nilsson zur Verherrlichung der Feierlichkeit zugezogen wurde. Die erste Tänzerin im französischen Ballet war eine Italienerin, Mademoiselle Sangalli. Dies waren die Elemente, mit deren Hülfe die französische National-Akademie der Musik eingeweiht wurde. Der Minister der schönen Künste, Herr Cumont, dem die Leitung der Kunstinstitute Frankreichs anvertraut wurde, nicht auf Grund seiner Befähigung, sondern weil nun einmal diese Function freilich ohne ersichtlichen Grund zum Ressort des Unterrichtsministeriums gehört, war mit den Einladungen und mit der Vertheilung der Plätze vollauf beschäftigt und überließ dem begünstigten Director der Oper, Herrn Halanzier, die artistische Anordnung für die Feier der Eröffnung derselben. Diesen scheint aber nichts so sehr zu interessiren, als starke Einnahmen und möglichst viele Oekonomien in den Ausgaben zu erzielen. So ist es gekommen, daß für die Einweihung keine Ovation für den Architekten, dessen Werk von allen Anwesenden geprüft und bewundert wurde, vorbereitet war, wie man allgemein erwartete; ja nicht einmal eine Cantate oder ein Eröffnungsprolog erinnerte an die Bedeutung des Festes. Das eingeladene Publicum war demnach für sein theures Eintrittsgeld darauf angewiesen, erstens sich selbst, sodann die große Aufgangstreppe, die beiden Foyers und andere Localitäten mit deren verschwenderischen Decorirung, oder allenfalls die Perrücke und den Hermelinmantel des Lord-Maires von London zu bewundern, indem das, was auf der Bühne vorging, kein größeres Interesse, als das einer gewöhnlichen Opernvorstellung in Anspruch nahm. Ebenso getäuscht waren die Erwartungen der draußen harrenden Massen von Neugierigen, welche auf eine glänzende Erleuchtung wenigstens der Façade des Opernhauses gerechnet hatten und sich mit der mageren Beleuchtung einiger umliegender Privathäuser begnügen mußten.

Die allgemeine Entrüstung über die verfehlte Einweihungsfeier, welche nur die Nationaleitelkeit verletzte, ist nicht von großer Bedeutung und wird sich bald legen. Weit wichtiger sind die Besorgnisse, die von allen Seiten laut werden. Man faßt die Zukunft in's Auge und fragt sich: „was soll aus dem Kunstinstitut werden, welches dazu bestimmt war, für die Meisterwerke der Tonkunst eine möglichst vollkommene Interpretation zu bereiten, eine Arena zu bilden für den Wettstreit zwischen den hervorragendsten Künstlertalenten, in welcher so viele Siegespalmen und Unsterblichkeitsdiplome ausgetheilt wurden, wenn es in den Händen seiner gegenwärtigen Leiter zu einer Speculationsanstalt für Gelderwerb, mit Hintansetzung aller ästhetischen Rücksichten herabgewürdigt wird?" So gefährlich sieht es indessen nicht aus. Wenn die große Oper in der letzten Zeit sich auch nicht auf dem Niveau ihrer Tradition erhalten hat, so disponirt sie immer noch über ein so respectables Ensemble von künstlerischen Kräften, daß sie unter einer rationellen Direction, die über den finanziellen Interessen nicht ihre Hauptaufgabe: die Pflege der Kunst vernachlässigt, den alten Glanz ihres Ruhmes wieder auffrischen kann. Dazu ist aber ein Personenwechsel in der obersten Leitung durchaus nothwendig. — Uebrigens lehrt die Geschichte der glorreichen Vergangenheit dieses eminenten Instituts, daß es periodenweise schon öfter von einem Verfalle bedroht war, worauf immer ein neuer Aufschwung gefolgt ist.

Ein soeben erschienenes Werk von einem ehemaligen Director der Oper, Royer, behandelt die verschiedenen Krisen, welche die große Oper seit ihrer Gründung durchzumachen hatte, ehe sie auf den gegenwärtigen Standpunkt gelangte. Es enthält zugleich denkwürdige Notizen über mehrere europäische Berühmtheiten aus der Künstlerwelt, welche geeignet sind, die Verehrer der dramatischen Musik, d. h. die Mehrzahl des Publicums zu interessiren.

Die ersten Opernvorstellungen in Paris datiren vom Jahre 1645 und wurden von einer italienischen Gesellschaft veranstaltet, welche der Cardinal Mazarin von Italien verschrieben hatte. Bald darauf ertheilte der junge König Ludwig XIV. dem Abbé Perin das Privilegium zur Gründung der königlichen Akademie der Musik, der aber bald, wie seine Nachfolger, von dem Günstlinge der Mme. Montespan, dem famosen Lulli verdrängt wurde. Lulli war Küchenjunge, als ihn der Chevalier von Guise von Florenz nach Paris mitbrachte und der Prinzessin, Cousine des Königs, bekannt unter dem Namen „la grande Demoiselle" den jungen Casserolenfeger, der zugleich ein Virtuose auf der Violine war, zum Geschenk machte. Sein außergewöhnliches Talent für Musik hätte ihm wahrscheinlich nicht zu seiner späteren brillanten Carriere verholfen, wenn er nicht damit eine seltene Geschmeidigkeit und Erfindungsgabe für stets neue Zerstreuungen des Königs verbunden hätte. Er tanzte und sang bei den Vorstellungen am Hofe nach der Musik, die er für jede Veranlassung neu improvisirt hatte. Der König fand so großen Gefallen an dem aufgeweckten Burschen, daß er ihn mit 19 Jahren zum Director seiner kleinen Musikbande ernannte. Diese Auszeichnung war nur der kleine Anfang von den nachfolgenden Gunstbezeugungen, womit der König den erkorenen Liebling und Spaßmacher später überhäufte. Nachdem er ihn in den Adelstand erhoben hatte, ernannte er ihn zu seinem Secretär und zum Director der königlichen Oper. Lulli war 40 Jahre alt, als er seine erste Oper zur Aufführung brachte. Von seiner zweiter Oper an, „Cadmus" 1673, datirt sein großer Ruf als dramatischer Componist, der sich mit seinen nachfolgenden Werken immer mehr steigerte. Er hat im ganzen 19 lyrische und Pastoral-Tragödien componirt, außer einer Menge von Tänzen für die königlichen Feste. Er starb im Alter von 54 Jahren und hinterließ ein für die damalige Zeit außergewöhnliches Vermögen von 800,000 Frcs. Unter den darstellenden Künstlern jener Epoche, welche Lulli recrutirte, wie sie ihm der Zufall in die Hand gespielt hatte, war, außer der viel gerühmten Marthe le Rochois, keiner, der seinen Ruf auf die Nachwelt vererbt hat.

Nach dem Tode von Lulli vegetirte die Oper lange Jahre von Reminiscenzen des Lulli'schen Répertoires und von einigen mittelmäßigen Werken von Mauret, Monteclair und Rebel, bis Rameau sich nach unendlichen Bemühungen seiner Freunde mit der Oper „Castor und Pollux" im Jahre 1737 Bahn gebrochen und die welkende Vorliebe für die Oper wieder etwas aufgefrischt hat. Ein wirkliches Aufleben fand jedoch erst statt mit der Ankunft von Gluck in Paris und mit der Aufführung seiner „Iphigenie auf Aulis" im Jahre 1774. Gluck war 60 Jahre alt und hatte schon eine Menge Opern für italienische Bühnen componirt, als er durch die Protection der Kronprinzessin Marie Antoinette, der er in Wien Clavierunterricht ertheilt hatte, nach Paris berufen wurde, um seine französische Oper in Scene zu setzen. Die Oper erregte einen unbeschreiblichen Enthusiasmus im Publicum und eine eben so heftige Eifersucht unter den Anhängern der verschiedenen Schulen gegen den Reformator der dramatischen Musik. Drei Monate nach diesem beispiellosen Erfolge, an dem die berühmte Sängerin Sophie Arnould einen großen Antheil hatte, den 2. August 1774, erschien der „Orpheus"

Digitized by Google

— Diese Oper wurde im Jahre 1859 unter Mitwirkung der Mme. Viardot wieder aufgenommen. Die erste Vorstellung von „Alceste" erfolgte im Jahre 1776 und bildete den Gipfelpunkt von dem stets wachsenden Ruhme des großen Meisters, der in dieser Oper sein neues System der lyrischen Declamation zur vollsten Anerkennung brachte. Unterdessen blieben die zahlreichen Feinde von Gluck, welche aus Anhängern von Lulli, Rameau und den italienischen Componisten komischer Opern bestanden, auch nicht müßig. Da sie in Frankreich keinen Rivalen fanden, den sie Gluck entgegenstellen konnten, veranlaßten sie, nachdem Ludwig XV. mit in's Complott gezogen worden, den damals in Italien berühmt gewordenen Piccinni nach Paris zu kommen, um den verhaßten Neuerer mit einem eclatanten Werke zu verdrängen. Marmontel bearbeitete im Geheimen für ihn den „Roland" von Guinault. Darüber entbrannte der Krieg in den Journalen zwischen Gluckisten und Piccinnisten mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Gluck, der die Feder eben so gut wie den Tactstock zu handhaben verstand, hieb in Zeitschriften unbarmherzig auf seine Gegner los und brachte sie vollends in Wuth. Es bildete sich eine Coalition gegen ihn, die viel Analogie mit der Clique hatte, die im Jahre 1861 gegen Richard Wagner vor der Aufführung des Tannhäuser intriguirte. Die „Armide" sollte bei ihrem Erscheinen am 23. September 1777 ausgepfiffen und die Aufführung der Armide von Lulli reclamirt werden. Gluck, davon unterrichtet, veranlaßte die Königin Marie Antoinette der Vorstellung beizuwohnen. Ihre Gegenwart verhinderte den Ausbruch des Complottes, und die Zischer wurden von den immer zahlreicheren Anhängern Glucks zum Schweigen gebracht. Das eminente Werk hatte den verdienten vollständigen Erfolg. Die Coalition schob ihre Revanche für die Vorstellung des „Roland" von Piccinni auf und bereitete demselben eine stürmische Ovation vor. Berton, der damalige Director der Oper, wollte eine Aussöhnung der Rivalen herbeiführen und lud beide zu einem großen Diner ein. Die Gäste wirkten als Comparsen bei dem verabredeten Versuche; der vortreffliche Wein half mit und beim Dessert lagen beide Componisten sich in den Armen. Gluck war in weinseliger Stimmung und sagte zu Piccinni: „Die Franzosen sind sehr gute Leute, sie bringen mich aber zum Lachen; sie verlangen gute Gesangstücke und verstehen nicht zu singen. Sie, lieber Freund, denken nur an die Erhaltung Ihres Ruhmes und strengen sich an, eine gute Musik für sie zu schreiben, was haben Sie damit gewonnen? Glauben Sie mir, hier ist nichts als Geld zu holen". Piccinni, der neue perfide Freund, benützte später diese Vertraulichkeit, um Gluck in der öffentlichen Meinung zu schaden. Die „Iphigenie in Tauris" war der letzte aber entscheidende Triumph Glucks in Paris. Die Sängerinnen dieser Periode zeichneten sich mehr durch ihre Liebesabenteuer, als durch ihre Kunstleistungen aus. Die schöne Laguerre, welche sehr früh, im 28. Jahre, in Folge ihrer ausschweifenden Lebensweise starb, hinterließ ihren armen Eltern, nachdem sie den Herzog von Bouillon und den Generaleinnehmer Handry de Saucy ruinirt hatte, mehrere Millionen. Sophie Arnould besaß mehr Talent und war weniger geizig als die Laguerre, glich ihr aber in der Lebensweise vollkommen. Als sie ihr Verhältniß mit dem Grafen Lenragnais gebrochen hatte, schickte sie seiner Frau alles, was sie von ihm besaß, Equipage, Schmuck und zwei kleine Kinder. Die Gräfin adoptirte die Kinder, alles Uebrige sandte sie der Sängerin zurück. Eine rühmenswerthe Ausnahme machte die Straßburgerin Madame St. Huberti, die in kurzer Zeit alle Rivalinnen überragte und sich dabei den Ruf einer fleckenlosen Moralität bewahrte. Glucks Prophezeiung, der in ihr einen Gesangsstern erster Größe erkannte, als ihm das dürftig gekleidete Mädchen vorgestellt wurde, ging unter der Direction von Piccinni in Erfüllung. Sie war 10 Jahre lang der Stolz der französischen Oper.

Mit den Werken von Sacchini, Salieri und Grétry schloß das 18. Jahrhundert ohne besonderen Glanz, mit Ausnahme des „Oedip" von Sacchini, dessen Werth heute noch von Musikkennern geschätzt wird. Grétry, der in der komischen Oper große Erfolge erzielt hatte, fiel in der Akademie der Musik mit 4 Opern durch. Nicht besser erging es Cherubini mit seinem „Demophon" und Méhul mit der „Cora". Unter dem Kaiserreiche kam für kurze Zeit der von Napoléon I. protegirte Lesieur auf, ohne einen besonderen Nachklang zu hinterlassen. Erst der „Vestalin" des von der Kaiserin Josephine begünstigten Spontini war es vorbehalten, den seit Glucks Periode erloschenen Enthusiasmus für die Oper wieder zu beleben. Der Erfolg war durchschlagend. Sein „Ferdinand Cortez" erhielt aber nicht die verdiente Anerkennung. Olympia schwächte vollends den Ruhm Spontinis ab; man warf ihm Mangel an Erfindung von Melodien vor und verdächtigte ihn, daß er die melodiösen Motive seiner Vestalin einem unbekannt gebliebenen Componisten entlehnt und abgekauft habe.

Nach diesem kurzen Aufflackern verfällt die Oper in eine wahre Lethargie und lebt ausschließlich vom Ballet bis zur Ankunft von Rossini im Jahre 1823, der zum Director der italienischen Oper und kurz darauf zum Generalinspector des Gesanges ernannt wurde. Anfangs von den Verehrern der lyrischen Tragödie auf's heftigste in der Presse angegriffen, wußte er sich bald die Sympathie des Publicums mit dem „Graf Ory" und der „Belagerung von Corinth" zu gewinnen. Nach und nach machte sich auch sein wohlthuender Einfluß auf die Gesangsweise der Künstler bemerkbar und verwandelte viele seiner Gegner in warme Verehrer. Die Sänger, welche bisher nur geschrieen hatten, fingen an zu singen. Diese Umwandlung war besonders bei dem damals beliebten Nourrit bemerkbar; er gestand selbst, daß er von Rossini in kurzer Zeit mehr gelernt habe, als in seiner ganzen vorhergehenden Künstlerlaufbahn von seinen besten Gesangslehrern, Garcia nicht ausgenommen. Im „Mose", den er umgearbeitet hatte, führte er die durch ihn engagirte Demoiselle Cinti vor, die später als Madame Damoreau-Cinti so viele Triumphe feierte. Am 3. August 1839 erschien „Wilhelm Tell", das letzte und, wie Musikkritiker behaupten, bedeutendste Werk des fruchtbaren Componisten und brachte endlich alle Opposition zum Schweigen; das übertriebene Sparsamkeitssystem Louis Philipps aber, der den mit Rossini abgeschlossenen Contract nicht anerkennen wollte und sich weigerte, ihm die zugesicherte Pension von 6000 Francs zu zahlen, vertrieb ihn von Paris, obwohl er den Proceß gegen die Civilliste gewonnen hatte.

Der speculative Doctor Véron, zum Director der Akademie der Musik mit einem Zuschuß vom Staate von ca. 730000 Frs. per Jahr ernannt, hatte das Glück gleich im Anfange seines Unternehmens seine Goldgrube im „Robert der Teufel" von Meyerbeer zu finden, der dies Werk ursprünglich für die komische Oper bestimmt hatte und dem Dr. Véron nur anbot, weil das Personal der komischen Oper damals gerade sehr mangelhaft war. Bei der großen Oper fand er ein Ensemble von ausgezeichneten Künstlern, wie er es nur wünschen konnte. Am 21. November 1831 hatte die erste Vorstellung mit folgender Besetzung statt: Nourrit, Robert; Levasseur, Bertram; Mad. Damoreau-Cinti, Isabella; Mdlle. Dorus, Alice; Mad. Taglioni, Aebtissin. Es fanden sich selten solche außergewöhnliche Talente an einem Abend vereinigt. Bald darauf übernahm die später so berühmt gewordene Falcon die Rolle der Alice. Vier Jahre nach diesem kolossalen Erfolge, der den Doctor Véron zum Millionär machte, wurden die „Hugenotten" in Scene gesetzt, worin die Falcon als Valentine, Nourrit als Raoul und Levasseur als Marcel unvergängliche Erinnerungen zurückgelassen haben. Erst 13 Jahre später erschien der „Prophet" desselben Meisters, hat aber nie die Popularität seiner beiden Vorgänger erlangen können, trotz des großen Beifalls, welchen Roger und Mad. Viardot in den Hauptrollen geerndtet hatten. Dasselbe gilt von der nach dem Tode Meyerbeers im Jahre 1865 aufgeführten „Afrikanerin".

Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts war die glorreichste Periode für die große Oper. Außer den beiden Matadoren Rossini und Meyerbeer hatten Auber, Halévy und Donizetti das Répertoire mit Meisterwerken, wie die „Stumme", „Die Jüdin" und „Die Favoritin" bereichert, die bestimmt sind, noch lange Zeit neben den neuesten Schöpfungen der Gegenwart, eines Gounod und Verdi, sich zu halten.

Paris, im März. **Medicus.**

Digitized by Google

Erinnerungen eines griechischen Officiers an den deutsch-französischen Krieg 1870 u. 71.

Aus dem Nachlaß des jüngst verstorbenen Emil R. Rhangawis. Athen 1874.*)

In der großen Zahl von Büchern über den jüngsten deutsch-französischen Krieg sind schwerlich viele geeignet, auf den deutschen Leser einen so anmuthigen und liebenswürdigen Eindruck zu machen, wie die in der Ueberschrift genannten wenig mehr als hundert Octavseiten umfassenden Erinnerungen eines griechischen Officiers. Diese Aufzeichnungen des jugendlichen Verfassers waren ursprünglich in keinerlei Weise für die Veröffentlichung bestimmt; vielmehr wollte der Schreiber nur für die eigene Erinnerung seine Kriegserlebnisse und Eindrücke bewahren. Aber gerade in diesen kunstlosen und unbefangenen Aufzeichnungen spiegelt sich in diesem Falle klar und offen ein kindlich reines Gemüth, eine jugendlich frische Begeisterung für den erwählten Beruf des Soldaten, ein tapferer, muthiger und pflichttreuer Sinn, der sich auch durch die Mühen und Strapazen des Krieges hindurch bewährt, und dabei eine seltene Liebenswürdigkeit, die auch in Feindesland ihm persönlich manche Herzen gewinnt. Dazu kommt noch, den liebenswürdigen Eindruck zu erhöhen, für den deutschen Leser — wenigstens, wenn ich von mir auf das Allgemeine schließen darf — als wesentlicher Umstand hinzu, daß uns hier unsere eignen, oder doch verwandte Empfindungen, Gefühle und Gedanken so anmuthig in fremdem Gewande, in griechischer Sprache entgegen treten. Mir ward sofort bei der Lectüre die Erinnerung an das allerliebste Gedicht von Goethe, mit der Ueberschrift: „Ein Gleichniß" rege, worin der Dichter berichtet, wie die von ihm auf der Wiese gepflückten Blumen, die er gedankenvoll nach Hause getragen, von der warmen Hand ihre Kronen alle matt und schlaff niedergesenkt, aber, in ein Glas frischen Wassers gestellt, wunderbar die Köpfchen wieder gehoben, frisch blühend, als ständen sie noch im Muttergrund. „So war mir's," — schließt der Dichter sein Gleichniß — „als ich wundersam, mein Lied in fremder Sprache vernahm" und so wird, füge ich hinzu — in den Aufzeichnungen eines hellenischen Officiers in griechischer Sprache den deutschen Leser manches frisch anmuthen, was vielleicht aus deutschem Munde in deutscher Zunge ihm keinen besonderen Reiz bieten würde.

Der Schreiber dieser Erinnerungsblätter ist der Sohn des jetzigen griechischen Gesandten in Deutschland. Als die Franzosen Deutschland den Krieg erklärten, war er zufällig in Paris und hörte dort auf den Boulevards das tobende Geschrei des Volkes: „à Berlin! à Berlin!" Dieser Ruf aber sollte zunächst nur für ihn, den noch nicht achtzehnjährigen Jüngling, in Erfüllung gehen, da ihm als bisherigem Zögling der Kriegsschule die Ordre zuging, sich sofort zu stellen, um der Selecta eingereiht zu werden. Diesem Befehl kommt er sofort ohne das geringste Schwanken nach, von keiner anderen Furcht erfüllt, als daß an der Grenze die seinen Koffer durchsuchenden Zollbeamten seine darin wohlversteckte preußische Uniform aufstöbern und ihn zum ersten Kriegsgefangenen machen könnten. Er gelangt glücklich nach Berlin und sieht mit seinem Eintritt in's Heer als Portepeefähnrich in einem Artillerieregiment seinen schönsten Jünglingstraum erfüllt. Aber mit dem zunächst ihm beschiedenen Garnisonsleben in einer Provinzialstadt des nördlichen Deutschlands (in Hannover) ist er unzufrieden: ihn zieht des Herzens Verlangen nach dem großen Kriegsschauplatz, wo die deutschen Waffen die Siege des 16. und 18. August bei Vionville und Gravelotte mit den Opfern ganzer Regimenter errungen. „Aber so sind die menschlichen Schicksale," — sagt er — „dieselbe Kunde, welche in die Herzen so vieler Eltern und Verwandten Trauer goß, erklang mir wie Hoffnung, weil nach den letzten beiden Schlachten die decimirten Corps durch frischen Nachschub ersetzt werden mußten und wurden. Aber Tag auf Tag verstrich und für mich kam keine Ordre und als ich meine Trauer darüber einem höhern Officier ausdrückte, der wohlwollend mit mir sprach, erhielt ich die mich zwar demüthigende, aber für die Strenge des preußischen Heeres bezeichnende Antwort, daß ich noch nicht geschickt genug im Artilleriedienst wäre, um „da unten" nützen zu können".

Aber am 28. August, als er mit seinen Cameraden eben am Tische saß, die Suppe erwartend, sah er plötzlich seinen Hauptmann eintreten, der ihm sagte, wenn er in zwei Stunden fertig wäre, so könne er mit auf den Kriegsschauplatz.

Man begreift seine Aufregung; er wird in der kurz zugemessenen Zeit, obgleich noch dazu durch mancherlei unerwartete Hemmnisse aufgehalten, doch fertig und im letzten Augenblick werden die mit dem Eisenbahnzuge in 20 Wagen zu befördernden 52 Mann und 105 Pferde seiner ausschließlichen Obhut übergeben. Die Eisenbahn bringt sie bis nach Remilly, aber, weil hier die Linien gestört sind, müssen sie aussteigen und ihr Glück weiter suchen, wie sie eben können. Jeder Soldat besteigt ein Pferd und führt ein zweites am Halfterstrick, denn dieser allein bildet die ganze Ausrüstung dieser Thiere und auf solchem Pferd muß auch unser jugendlicher Held nach Frankreich hineinreiten. „Und doch hatte mein Traum mir vorgespiegelt" — sagt er — „ich würde als stolzer Reiter auf glänzend geschmücktem Rappen in die Bahn des Ruhmes hineinstürmen und durch einen kurzen, aber staunenerregenden Sieg sofort am ersten Tage mir die Sporen erwerben". Nach manchen Strapazen und mit Verlust von vier Pferden kommen sie endlich an's Ziel und mit einigen Andern wird er der 5. Compagnie der Sechspfünder im 3. Regiment zugewiesen. Es ist Nacht, als er endlich in das Zelt der Officiere seiner Compagnie tritt. „Aber o des Wohldufts!" — so lauten seine Worte — „Auf dem Tisch lag in einer Schüssel ein dampfendes Beefsteak, auf welches ich die Augen gerichtet hatte und welches ich mit solchem Verlangen ansah, daß der Hauptmann mir zurief, ich sollte mich an den Tisch setzen und das Beefsteak als mein Eigenthum ansehen, indem er jedoch hinzufügte, der beste Gebrauch, den ich davon machen könnte, wäre, es stehen zu lassen, denn es sei schlecht und hart. Hart und schlecht, sagte er? Honig und Zucker war es! Kaum konnte ich ihm antworten, daß ich seit acht Tagen nichts genossen und das Beefsteak war verschlungen. Bald aber fingen die Augenlider an, mir den Dienst zu versagen und mich auf die Streu im Zelte hinwerfend, schlief ich angekleidet ein."

In der Weise des Auszugs, wie bis hierher, kann und will ich hier natürlich die ferneren Capitel des Buches nicht mittheilen; ich muß mich vielmehr darauf beschränken, zu erwähnen, daß der jugendliche (später zum Lieutenant avancirte) Verfasser die Belagerung von Metz und dann die Verfolgung der Loirearmee mit durchmacht und mit begeisterter Hingabe und selbst mit heiterem Sinn die furchtbaren Strapazen erträgt, welche den Keim zu der ihn so früh dahinraffenden Brustkrankheit in ihm erzeugt haben. Er erlag derselben in Alexandrien in der Nacht vom 21. auf den 22. April d. J. im Alter von 21 Jahren.

Zu erwähnen bleibt nur noch, daß das Buch in einem Anhange einige dichterische Erzeugnisse des Verfassers enthält. Hieraus theile ich als von besonderem Interesse für den deutschen Leser an dem Schlusse dieses Aufsatzes die Uebersetzung des Anfangs von Gretchens Gebet aus Goethes „Faust" mit (Ach neige, du Schmerzensreiche ꝛc.):

Ἄχ! ὀίφον
Σὺ πικροπονεμένη
Πλεων βλέμμα κ' ἐπ' ἐμοῦ.
Ἐν τῇ καρδίᾳ ξίφος
Καὶ μ' ἔνδακρυ τὸ ὕφος
Τὸν θάνατον ὁρᾷς υἱοῦ.
Πρὸς τὸν πατέρα βλέπεις
Κ' ἐν στεναγμοῖς προτρέπεις
Αὐτὸν νὰ σώσῃ μετὰ σοῦ.
Τίς μαντεύει
Πῶς σαλεύει

*) Ἀναμνήσεις Ἕλληνος ἀξιωματικοῦ ἐν τῷ προυσσογαλλικῷ πολέμῳ τοῦ 1870—1871. Παραλειπόμενα τοῦ ἄρτι ἀποβιώσαντος Αἰμυλίου Ῥ. Ῥαγκαβῆ. Ἐν Ἀθήναις εἰς τὸ βιβλιοπωλεῖον τοῦ Κ. Μιχαλοπούλου. 1874.

Digitized by Google

Ὁ πόνος τὰ ὀστᾶ μοῦ;
Πῶς τὸ πτωχόν μου στῆθος τρέμει,
Κρυφίῳ τίνι πόθῳ γέμει,
Σὺ μόν' ἠξεύρεις, δέσποινά μου.
Ἄχ! μόλις μείνω μόνη,
Τί πόνοι, πόνοι, πόνοι
Σπαράττουν τὰ ἐνθός μου.
Ὅταν σταθῶ, πῶς καίω,
Πῶς κλαίω, κλαίω, κλαίω!
Δὲν παύει ὁ λυγμός μου.

Daniel Sanders.

Offene Briefe und Antworten.

Die ungarische Volkspoesie in der „Gegenwart".

Offene Briefe an G. Kinkel und A. Strodtmann*).

I.

In einer Besprechung meiner „Ungarischen Volksdichtungen" macht Herr Professor Kinkel neben einer anerkennenden Würdigung meiner Uebersetzung zum Schluß die Bemerkung: „Von den Serben als ihren Nachbarn hätten die magyarischen Volksdichter den einen dieser Klänge (die elegische Ballade) vernehmen können. In dem andern Klang (die dramatische, nordische Ballade) aber liegt ein Räthsel, das uns doch am Ende bedenklich macht, ob wir alle diese Balladen als wirkliche Volkspoesie und nicht einzeln als bewußt nachgeahmte Kunstdichtung betrachten müssen. Denn durch welche Mittelglieder hätte der eddische Stil zur Hütte der Pußta vordringen können".

Den hier ausgesprochenen Zweifel würde ich nicht unternommen haben zu widerlegen, wenn nicht Herrn A. Strodtmann in Nr. 45 der „Gegenwart" auf die deutsche Abstammung einer meiner „Ungarischen Volksdichtungen" hingewiesen hätte. Da dieser Umstand jedoch Herrn Kinkel in seinem Zweifel natürlich bestärken und den weniger eingeweihten Leser zu der irrigen Ansicht verleiten möchte, als wimmle meine Sammlung von unechten Volksliedern, so muß ich wohl für meine Uebersetzungen in die Schranken treten.

Unter den gesammten Producten des dichterischen Volksgeistes aller Völker herrscht eine so weitverzweigte, zuweilen geradezu überraschende Verwandtschaft und Aehnlichkeit, daß es wohl sehr schwer hielte, diese Erscheinung dadurch erklären zu wollen, daß ein Volk vom andern seine sämmtlichen ähnlichen Lieder, Märchen ꝛc. sich auf dem Wege der Uebersetzung angeeignet habe. So schmeichle ich mir z. B. nicht im Entferntesten, daß meine Uebersetzungen je vom deutschen Volke gesungen werden, obwohl mir Herr Kinkel das Compliment machte, daß sich dieselben ganz wie Originale lesen. Das Volk läßt sich eben seine Lieder nicht aufoctroyiren, am wenigsten aber übersetzt es sklavisch. Wenn demungeachtet eine Uebernahme einzelner fremder Lieder — jedoch dem Charakter, den Anschauungen und Verhältnissen des entlehnenden Volkes angemessen umgedichtet — zugegeben werden kann, so wird im Allgemeinen doch die Ansicht mehr innere Wahrscheinlichkeit besitzen, daß gleichartige Individuen in gleichgesetzten Verhältnissen, von einander unabhängig, sich ähnlich aussprechen müssen. Bezeichnend ist übrigens diesbezüglich der Ausspruch des gelehrten Forschers auf diesem Gebiete: Herrn Felix Liebrecht in Lüttich, der (in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1874, S. 34) bei Besprechung und Vergleichung meiner „Ungarischen Volksdichtungen" mit ähnlichen Stoffen in den Dichtungen anderer Völker sagt, daß es „dabei jedem überlassen bleibt über innere und äußere Verwandtschaft zu entscheiden".

Bei derselben Gelegenheit erwähnt Herr Liebrecht auch das von Herrn Strodtmann angegriffene Gedicht mit den Worten: „Das treulose Weib ist freilich in mannichfachen Exemplaren überall in Urwüchsigkeit anzutreffen, allein die Einzelheiten des ungarischen Beispiels weisen gleichwohl auf nähere Verwandtschaft mit anderweit vorkommenden Volksliedern hin". Folgt Hinweis auf „Götting. Gelehrten Anzeigen" 1873, S 6, worin Herr Liebrecht Bernonis „Canti popolari veneziani" bespricht und daraus als verwandtes Thema „La sposa colta in fallo" hervorhebt; als fernere Verwandte bezeichnet er gleichzeitig „Olöfar Koaedi" (Islenzk Fornkoaedi ved Svend Grundtoig og Jón Sigurdson, No. 34) und Nachweise dazu, sowie „Il Marito geloso" (Ferraro, Canti popol. monferrini 1870, No. 70) und dessen Nachweise hierzu, wie auch Liebrechts Nachweisung in den „Heidelberger Jahrbüchern" 1870, S. 875; ferner „La chanson de la bergère" (Puymaigre, Chants popul. du pays messin, S. 217 ff.). Hinsichtlich der daselbst angeführten Parallelen bemerkt Puymaigre in seinem Artikel in der „Revue de l'Est" (1869, février): „Ces analogies étaient d'ailleurs assez vagues, mais bientôt je trouvais dans le recueil franc-comtois de M. Buchen, dans „les Chants popul. de la Provence" de Damasa-Arbaud, dans „les Chants de l'Ouest" de Bujeaud, des couplets offrant avec les, nôtres beaucoup de ressemblance. L'année dernière je l'ai rencontrée encore dans le Bearn." Die hierher gehörigen verwandten Lieder bespricht auch Ferd. Wolf in seinem Vorwort zu „Schwedische Lieder der Vorzeit", übertragen von R. Warrens, Leipzig 1857; siehe auch dessen „Beiträge zur sogenannten Volkspoesie", Wien 1859, S. 6 ff.

Obige Nachweise verdanke ich — da ich ein Studium der vergleichenden Volkspoesie nie betrieb — einzig Herrn Liebrecht, der wohl geeignet sein dürfte, die Resultate seiner diesbezüglichen Forschungen mitzutheilen und damit die Frage zu lösen, ob Meyers Gedicht überhaupt Original ist, oder ob noch mehr so nahe Verwandte desselben existiren, wie die angefeindete ungarische „Treulose Wittwe".

Bis dahin kann ich — wie frappant auch die Aehnlichkeit des deutschen mit dem ungarischen Liede sei — den Vorwurf eines Plagiums nicht gelten lassen, um so weniger, als der Herausgeber des ungarischen Textes (dessen Anfangszeile so lautet: „A minap hogy haza mentem, ott vala làtom"), der höchst gewissenhafte Bischof Johann Kriza in seinen „Vadrózsák" (wilde Rosen), Klausenburg 1863, S. 242, Nr. 483) erklärt, für jedes Lied einen Székler Bauern als Gewährsmann stellen zu können.

Immerhin aber ist eine populär gewordene ungarische Uebertragung eines deutschen Liedes wohl denkbar, und angenommen, es sei dem so, so trifft mich der Vorwurf des Herrn Strodtmann, das incriminirte Lied in meine Sammlung aufgenommen zu haben, dennoch nicht allzuhart. Die geschickte Behandlung des kecken Themas, sowie der volksthümliche Ton der jedenfalls sehr geschickten ungarischen Bearbeitung veranlaßten mich, dieselbe in meine Sammlung aufzunehmen. Die ungarische Literatur besitzt allerdings noch keine kritische Ausgabe der ungarischen Volkslieder, und im guten Glauben, ein Original zu bieten, veröffentlichte Kriza das Lied, das ich in demselben guten Glauben (der auch noch nicht ganz erschüttert ist) meiner Sammlung einverleibte. Es konnte übrigens bei einer bloßen Uebersetzung ungarischer Volkslieder auch gar nicht meine Absicht sein, damit gleichzeitig eine kritische Ausgabe derselben zu verbinden. Wenn ich trotzdem im Vorworte auf die Verwandtschaft einiger ungarischer Lieder mit denen anderer Völker hinwies, so waren das einige marquante Themata, bei denen sich die Vergleichung unwillkürlich aufdrängte.

Daß ich die Volksliedersammlung von Hofmann von Fallersleben, Erlach ꝛc., worin jenes Lied enthalten, nicht studirt habe, — da muß ich an die Brust schlagen und „pater peccavi" rufen. Ich habe sie nicht studirt! Dagegen habe ich einige andere Sammlungen deutscher Volkslieder studirt, aber zu einem anderen Zwecke. Bei meiner Uebersetzung hielt ich dies gar nicht für nöthig. — In wie weit die Veröffentlichung des Liedes für Herrn Kriza als Sammler und für mich als Uebersetzer ein „Malheur" sei, bleibe dahingestellt, aber ich glaube, daß es ein entschieden größeres Malheur ist, wenn anerkannte Autoritäten auf dem Felde der Volksliederliteratur wie Hofmann von Fallersleben und Erlach das in Frage stehende Lied als echtes deutsches Volkslied veröffentlichten ohne von der Autorschaft F. L. W. Meyers eine Ahnung zu haben.

Jedenfalls bin ich Herrn Strodtmann für seine Aufklärung verbunden; ebenso wie die deutsche und ungarische Literatur damit einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß ihrer Volkslieder empfingen.

II.

Einen äußerst interessanten Beitrag zur Verwandtschaft der Volksdichtungen unter einander glaube ich in dem nachstehend mitzutheilenden ungarischen Volksmärchen zu bieten.

H. Pröhle erwähnt nämlich in seinem „Leben Bürgers", daß das Original der Leonore englisch sei (die betreffenden englischen Balladen werden auch angeführt), daß aber Bürger die eigentliche Anregung zu

*) Vgl. „Gegenwart" Bd. VI. Nr. 42, 43 u. 45.

Digitized by Google

einer berühmten Ballade durch ein deutsches Volksmärchen empfing, das ein ähnliches Thema behandelte und worin sich drei gereimte Zeilen:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle.
Graut Feinsliebchen vor den Todten?

dreimal wiederholten; übrigens sei dies Märchen verschollen. Ich weiß nicht, ob ich richtig citire, allein ich las Pröhles Buch vor vielen Jahren und habe es jetzt nicht zur Hand.

In den „Briefen von und an G. A. Bürger", herausgegeben von A. Strodtmann, 4 Bde., Berlin 1874, finden sich verschiedene Stellen, die eine abweichende Auffassung enthalten. So sagt Voß: „Die Geschichte der „Lenore" hatte Bürger von einem Hausmädchen erzählen gehört. Die Erzählerin wußte aus dem alten Liede nur die Verse:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle —

und die Worte des Gesprächs: „Graut Liebchen auch?" — „Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir." — Wir haben dem Liede in allen Gegenden von Deutschland umsonst nachgeforscht". — Dagegen sagt Althof: „... die Vermuthung, daß Bürger den Stoff zu seiner Lenore aus einer englischen Ballade genommen, ist gewiß ungegründet, indem Bürger, der so was doch nicht zu verschweigen pflegte, mir unter anderm oft versichert hat, der Gesang eines Landmädchens, den er zufälligerweise mit anhörte, habe bei ihm die erste Idee zu diesem Gedichte veranlaßt". — Bei einer spätern Gelegenheit sagt Althof: „Ich weiß es aus Bürgers Munde, daß der Stoff der Lenore nicht aus englischen Balladen entlehnt ist, sondern daß ein Fragment eines Liedes, welches Bürger einst ein Bauermädchen singen hörte, ihn zur eigenen Erfindung desselben veranlaßt hat". — Boie wieder sagt: „Die Einsamkeit auf dem Lande zündete den Funken, der aus Percys Dichtungen noch bei ihm glomm, als er einmal beim Mondenschein ein Mädchen das:

Der Mond scheint helle,
Die Todten reiten so schnelle,
Fein's Liebchen, graut Dir nicht?

singen hörte" ... — Bürger selbst erwähnt: „Ich habe eine herrliche Romanzengeschichte aus einer uralten Ballade aufgestört. Schade nur! daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann".

Aus all dem scheint hervorzugehen, daß es eigentlich doch ein Märchen war, das Bürger vernommen hatte, dessen gereimte Zeilen zu der Annahme verleiteten, daß er sich um eine Ballade handle. Im Ungarischen existirt nun ein Volksmärchen „Der todte Bräutigam", das jenem Lenoremärchen offenbar sehr ähnlich sein muß; es behandelt denselben Stoff und auch die wiederkehrenden Zeilen fehlen nicht.

Das ungarische Märchen (mitgetheilt von Julius Pap in seinen „Volksdichtungen der Palócen" [Palóc népköltemények] 1865. Die Palócen sind ein ungarischer Volksstamm) lautet folgendermaßen:

„Es war einmal, wo? wo nicht? Vielleicht noch hinterm operenzischen Meer, da war einmal eine Jungfrau. Sie hatte weder Vater, noch Mutter, aber in dem Dorfe, wo sie wohnte, da liebte sie der allerschönste Bursche; sie lebten mit einander, wie die girrenden Tauben im Walde. Nicht lange, so bestimmten sie, wann die Hochzeit sein solle und dazu luden sie ihre Bekannten ein, das Mädchen ihre Pathin, der Bursche seinen unzertrennlichen Busenfreund.

Schon heute über eine Woche hätte die Trauung stattfinden sollen, allein während dieser Zeit kam Krieg in's Land. Der König befahl dem Volke, die Säbel zu schärfen, denn es hieße gegen den Feind ziehen. Wie ein Bienenschwarm drängten sich zur Fahne des Königs die allerschönsten Bursche, auf den schönsten Paradepferden mit Paradegeschirren.

Auch Hanns nahm Abschied von seiner Braut, führte seinen Schimmel vor, setzte sich darauf und sagte zu seiner Braut: „Binnen drei Jahren kehre ich wieder, mein Täubchen, bis dahin harre meiner; besorge nicht, ich bringe Dir meine Liebe wieder, wenn ich auch unter tausend Mädchen wäre".

Das Mädchen begleitete ihn bis zum Hotter, dann gelobte sie unter Schluchzen und Weinen, daß sie um alle Schätze der Welt keinen Andern nähme und wenn sie zehn volle Jahre auf Hanns warten müßte.

Der Krieg dauerte zwei Jahre, hernach geschah der Friedensschluß. Das Mädchen freute sich darob unbändig, denn sie glaubte, daß auch ihr Schatz mit den Uebrigen heimkehren werde; sie harrte seiner und ging ihm täglich wohl zehnmal entgegen, doch umsonst; von Hanns war nichts zu sehen und nichts zu hören. Es vergingen drei, es vergingen vier Jahre und noch immer kam der Bräutigam nicht, da konnte es das Mädchen nicht länger aushalten und ging um Rath zu ihrer Pathin, die, unter uns gesagt, eine Hexe war.

Die Alte empfing sie freundlich und gab ihr diesen Rath: „Morgen Abend ist ohnehin Vollmond, da gehe in den Friedhof, mein liebes Kind! Dort bitte vom Todtengräber einen Menschenkopf, wenn er Dir keinen geben will, sage nur, daß ich Dich geschickt habe — dann bringe den Todtenkopf heim, thue ihn in einen großen Topf und koche ihn mit Brei zusammen, so an zwei Stunden. Sei unbesorgt, der wird Dir schon sagen, ob Dein Bräutigam noch lebt oder ob er gestorben ist und ich glaube, daß er ihn auch herlocken wird."

Das Mädchen dankte für den guten Rath, dann ging sie andern Tags in den Friedhof, — der Todtengräber rauchte grad im Thor.

„Guten Abend, liebes altes Väterchen!" — „Guten Abend, mein Kind, wohin gehst Du denn hier so spät?"

„Zu Euch komm ich, wenn Ihr meine Bitte erhören möchtet." — „Sag mir's nur, mein Kind, wenn möglich, soll's geschehen."

„Nun so gebt mir einen Todtenkopf!" — „Recht gern, aber wozu brauchst Du ihn?"

„Ich weiß es selber nicht recht, aber meine Pathin hat mich geschickt." — „Nun gut, hier ist er."

Das Mädchen wickelte den Todtenkopf hübsch ein und lief nach Hause, dort drückte sie ihn in einen ungeheuren Topf mit Brei und setzte ihn sogleich an's Feuer. Nicht lange da fing der Brei zu kochen an, manchmal spritzte es auf wie meine zwei Fäuste. Das Mädchen wartete nur, was da geschehen würde? Auf einmal nun krachte es so stark, als wenn eine Flinte losgegangen wäre. Das Mädchen schaute hin, da sitzt der Kopf schon ganz am Rand des Topfes und sagt dem Mädchen diese dunkeln Worte: „Jetzt macht er sich auf den Weg".

Wieder harrt das Mädchen eine Weile, da kracht der Topf schon zweimal und der Todtenkopf sagt dem Mädchen dies: „Er ist schon im halben Weg!"

Abermals wartet das Mädchen, da plötzlich kracht der Topf dreimal und der Todtenkopf sagt nun: „Er ist im Hofe!"

Auf das lief das Mädchen hinaus und richtig, da stand ihr Bräutigam an der Schwelle. Sein Pferd, seine Kleider, Alles war weiß, sogar sein Hut und seine Stiefel.

Wie das Mädchen herausläuft, fragt sie der Bursch: „Kommst Du wohl in jenes Reich, wo ich wohne?" — „O ja, mit Dir, mein Hanns gehe ich auch an's End der Welt." — „Nun so setze Dich herauf zu mir!"

Das Mädchen setzte sich auf zum Burschen und da küßten sie sich ein über das andre Mal.

„Und ist denn das Reich gar weit, wo Du wohnst?" — „Freilich, meine Seele, es ist vielleicht noch weiter als Girgancia, doch trotzdem werden wir bald dort sein."

Sie machten sich auf den Weg und wie sie so zogen und aus dem Dorfe hinauskamen, da sahen sie vor sich zehn Bursche zu Pferd hinschweben, die alle so weiß waren, wie der schönste Kuchen vom reinsten Weizen. So wie diese weiterzogen, kamen abermals zehn Andere hervor und man konnte sie ganz gut sehen im Mondenschein. Auf einmal hub Hanns zu reden an:

„Ach wie schön scheint der Mond, das Mondenlicht!
Ach wie schön marschiren die Todten.
Fürchtest Du Dich, Judi, meine Seele?"
„Ich fürchte mich nicht, so lange ich Dich sehe, Hanns!"

Wie sie dann weiter zogen, sah das Mädchen schon hundert Reiter, die zogen schön neben einander an ihnen vorbei, wie die Soldaten; wie diese vorbei waren, folgten ihnen hundert andere nach. Auf einmal sprach ihr Bräutigam:

„Ach wie schön scheint der Mond, des Mondenlicht!
Ach wie schön marschiren die Todten.
Fürchtest Du Dich, Judi, meine Seele?"
„Ich fürchte mich nicht, so lang ich Dich sehe, Hanns" — sprach sie.

Wie sie immer weiter zogen, sah das Mädchen schon so viele Reiter vor sich, daß sie sie weder zählen noch übersehen konnte, — mancher ritt ganz nahe an ihnen vorbei. Auf einmal sagt ihr Bräutigam wieder:

„Ach wie schön scheint der Mond, das Mondenlicht!
Ach wie schön marschiren die Todten.
Fürchtest Du Dich, Judi, meine Seele?"
„Ich fürchte mich nicht, so lang ich Dich sehe, Hanns!"

Digitized by Google

„Du bist ein braves Mädchen, mein Täubchen, ich sehe, Du würdest was immer für mich thun; aber Du wirst es auch gut haben in unserm Reich."

Nun und so zogen und zogen sie hin, auf einmal blieben sie vor einem alten Friedhof stehen, der mit einer schwarzen Mauer umgeben war.

„Das ist unser Reich, meine Judi — sprach der Bursch — gleich wird auch das Haus da sein."

Das Haus war ein offenes Grab, auch der Sarg darin stand offen.

„Da gehe hinein, mein Schatz!" — sprach der Bursch. — „Gehe nur voraus, Hanns, Du weißt besser, wie man hineingehen muß."

Darauf ging der Bursch hinab und legte sich nieder; Judi aber, hast du mich nicht gesehen, lief wie der Wind, schnurstracks in ein Castell, das ungefähr eine halbe Meile von dem Friedhof entfernt war. Im Castell pochte sie an alle Thüren, aber es öffnete sich auf ihr Wort nur die, welche am Ende des langen Ganges war. Da lag ein Todter, schön aufgebahrt. Judi sprang rasch hinter den Ofen und versteckte sich dort.

Sowie Hanns sah, daß seine Braut davonlief, fuhr er aus dem Grabe heraus und ihr nach, aber wie sehr er auch eilte, er vermochte sie nicht einzuholen. Auf einmal lief er hinauf in den Gang und pochte an der Thür:

„Todter, öffne dem Todten die Thür!" — der Todte, der drin lang, schüttelte sich bei diesen Worten.

Und abermals sprach der Andre: „Todter, öffne dem Todten die Thür!" — da setzte sich der schon auf, der drinnen war.

Und nochmals sprach der Andre: „Todter, öffne dem Todten die Thür"! — darauf hin ging er an die Thür und öffnete sie.

„Ist wohl meine Braut hier?" — „Ja wohl, dort sitzt sie hinterm Ofen."

„Komm, zerreißen wir sie!"

Alle Beide gingen hin, um sie zu zerreißen, aber wie sie die Hände nach ihr ausstreckten, da krähte der Hahn auf dem Boden. Die beiden Todten verwandelten sich plötzlich in Pech.

Sowie das geschehen war, trat ein Herr in die Stube, der war so prächtig gekleidet, und sah gerade so aus, als wäre es der König selber. Er ging zu dem Mädchen und küßte sie ein über das andere Mal.

„Dieser Todte, den Du hier auf der Bahre liegen sahest, das war mein Bruder; schon dreihundertfünfundsechzig mal habe ich ihn mit glänzender Pracht begraben lassen, aber immer kam er wieder zurück; doch jetzt hast Du mich von ihm befreit. Darum mein liebes schönes Schätzchen sei Du mein, wie ich Dein; nicht einmal Schaufel und Haue (das Grab) sollen uns von einander trennen!"

Das Mädchen gab seine Zustimmung zu des Herrn Wunsch und noch während desselben Winters hielten sie ihre Trauung und Hochzeit zugleich.

Das war Alles! — Das ist das Ende!"

Auch eine ungarische Variante dieses Märchens ist bekannt, worin jedoch beide Theile der Wechselrede zwischen Braut und Bräutigam versificirt erscheinen. Wörtlich übersetzt lauten sie:

„Schön scheint das Mondenlicht,
Jede Seele schläft bereits,
Fürchtest Du Dich, liebes Schätzchen, nicht?"
„Was sollt ich mich fürchten, lieber Schatz,
Mit mir ist der wahre Gott,
Mit mir bist Du, lieber Schatz."

In den beiden Wiederholungen kommt die kleine Abweichung vor, daß das Mädchen zum zweiten Male Gott den Sohn und zum dritten Male Gott den heiligen Geist statt des „wahren Gottes" (Gott-Vater) erwähnt. Sonst sind beide ziemlich gleich, nur daß in der Variante zum Schluß die Hochzeit wegfällt und das Mädchen einfach befreit wird (siehe „Sammlung ungar. Volksdichtungen" [Magyar nepköltési gyüjtemény] von Ladislaus Arany und Paul Gyulai. Pest 1872. Bd. I., S. 207, 569 ff.).

Die Aehnlichkeit dieser Märchen mit Bürgers Lenore und jenem verschollenen Märchen ist, wie gesagt, groß; aber würde es jemand unternehmen, das in zwei Varianten (und auch im Norwegischen, von Grimm, Märchen, Bd. III., S. 75) vorkommende ungarische Märchen auf das verschwundene deutsche, oder gar auf die Lenore zurückzuführen?

Mit diesem kleinen Beitrage zur Bürger-Literatur glaube ich meine Schuld bei Herrn Strodtmann abgetragen und ihn überzeugt zu haben, daß es nicht räthlich scheint, von zwei ähnlichen Producten der Volkspoesie das eine ohne Weiteres als Plagium zu bezeichnen. Die Begegnung der Geister ist auch in der Kunstdichtung nicht ohne Beispiel und ebenso wird man eine solche im Gebiete der Volksdichtung schließlich gelten lassen müssen; denn es dürfte völlig erfolglos sein, die Ererbung oder Entlehnung der Volksdichtungen unter sich und deren gemeinsame Ableitung und Zurückführung auf eine ursprüngliche Quelle nachweisen zu wollen. Eine Zusammenstellung des kolossalen Materials wäre zwar ein höchst dankenswerthes Unternehmen, allein ein Resultat in der angegebenen Richtung würde sie schwerlich aufzuweisen im Stande sein.

Nach dem bisher Gesagten dürften auch Kinkels Zweifel sich zerstreut haben. Die von ihm hervorgehobene Verschiedenheit der ungarischen Volksballaden in Ton und Form ist allerdings eine beachtenswerthe Erscheinung, die sich übrigens — wenn vielleicht auch nicht so prägnant — unter den deutschen Volksballaden ebenfalls nachweisen ließe. Kinkels Bemerkung würde eine entschiedenere Fassung erhalten haben, wenn ich nicht die Unterlassungssünde begangen hätte, den Fundort der einzelnen Balladen wegzulassen. Im andern Falle wäre ihm sicher aufgefallen, daß im Allgemeinen jene Verschiedenheit zwischen der ungarischen und szeklerischen Ballade herrsche. Die Szekler sind ein ungarischer Volksstamm in Siebenbürgen, der viel früher als die übrigen ungarischen Stämme des eigentlichen Ungarns einwanderte und, von seinen Bergen geschützt, lange nicht in so vielfältige Berührungen mit fremden Elementen gerieth, wie diese. Mag sein, daß sie zufolge ihrer größern Abgeschlossenheit ihren Stammcharakter ursprünglicher beibehielten; es mag auch sein, daß territoriale Verhältnisse (der Szekler als Gebirgsbewohner, der Ungar als Bewohner der Ebene) mitwirkten, die Verschiedenheit im Volkscharakter (insoweit er sich in Balladen ausspricht) herbeizuführen. So viel steht fest, daß die szeklerischen und ungarischen Balladen dem Stoff und der Form nach wesentlich unterschieden sind. Während der Stoff der Letzteren meist dem Leben in den Pußten und Hütten entnommen ist, besitzen jene einigen historischen Hintergrund und behandeln mehr das Leben der Herren in den Burgen. Die Form der ungarischen Ballade ist viel sanglicher als die der szeklerischen, jene kleidet sich in lyrische Strophen und Reime, diese zieht die epische Darstellung vor und verschmäht oft Strophengefuge und Reime, die sie durch Alliteration und Rhythmus zu ersetzen sucht. Kurz die ungarische Ballade ist dramatischer, die szeklerische dagegen epischer, obgleich es dort an epischen und hier an dramatischen Balladen nicht mangelt.

Dies zu meiner und der „Ungarischen Volksdichtungen" Rechtfertigung.

Budapest, im November 1874. **Ludwig Aigner.**

Notizen.

Das Pferdeausfuhrverbot hat während der letzten vierzehn Tage die Phantasie der politischen Auguren vielfach beschäftigt und mancherlei barocke Erklärungen zu Tage gefördert. Von einigen unverbesserlichen Pessimisten abgesehen, war man indessen ziemlich allgemein darin einverstanden, daß die Vorsichtsmaßregel keine kriegerische Wendung andeuten sollte. Allzu feinohrige Leute wollten freilich auch diesmal wieder das Gras wachsen hören und meinten, der Reichskanzler sehe ungern die Befestigung der französischen Republik und halte ein gelegentliches Avis an die Revanchepolitiker für angemessen. Mit dem Avis mag es seine Richtigkeit haben. Man kann die Franzosen nicht genug daran erinnern, daß hinter den vogesischen Bergen, nach deren Wiedergewinn sie in Paris so sehnsüchtig ausschauen, auch noch Leute wohnen und die Fortdauer unserer Organisation mit ihrer Reorganisation Schritt hält. Aber eine friedliche Republik wird uns wenig geniren. Die deutschen Partisanen eines Staatsstreiches und ähnlicher bonapartistischer Liebhabereien müssen

Digitized by Google

ihre freundnachbarlichen Hoffnungen nochmals vertagen. Die Reichspolitik wird ihnen keinen Vorschub leisten, sondern nach wie vor den französischen Dingen gegenüber neutral und wachsam bleiben. Das Jahr wird daher auch weiterhin nach außen und von dem Streit mit Rom abgesehen ruhig verlaufen. Politische Baissiers werden sich an normale Zustände, die Handel und Gewerbe zu Athem kommen lassen, gewöhnen müssen. An interessanten Zwischenfällen, die den Zeitungsleser bei dem Frühstück oder vor der Nachmittagssiesta angenehm beschäftigen, wird darum doch kein Mangel sein. Die Blätter sollten sich nur gewisse pikante Details, die der Tagesgeschichte erst die rechte Würze verleihen, nicht entgehen lassen. So war vor kurzem viel davon die Rede, daß Spanien seinen Vertreter in Wien mit den Schreiben, die König Alphons' Thronbesteigung anzeigten, in wenig correcter Weise an die süddeutschen Höfe und nach Bukarest geschickt habe. Die letztere Mission rief bekanntlich sogar einen türkischen Appell an die europäischen Mächte hervor. Spanien entschuldigte sich dann mit seiner Unerfahrenheit in solchen Dingen und Rumänien entsagte der projectirten feierlichen Gegengesandtschaft nach Madrid. Damit war die Sache beigelegt. Herr del Mazo in Wien, hieß es auch noch in den Madrider Blättern, habe seine Instructionen überschritten. Er hätte die königlichen Schreiben den verschiedenen Gesandten und Agenten in Wien überreichen sollen, ähnlich wie das sein College Rascon in Berlin gethan hatte, und sich die Reise sparen. Das wirkliche Motiv des Herrn del Mazo wurde aber in den öffentlichen Organen nicht erwähnt, sondern nur mündlich geflüstert. Es handelte sich, wie oft bei solchen Gelegenheiten, um die Ordensfrage. Ob Herr del Mazo von den Höfen in München, Stuttgart und Darmstadt, wo er die Notificationsepisteln persönlich übergeben hat, jetzt wirklich die entsprechenden Decorationen erhalten wird, muß die Zeit lehren. In Bukarest jedoch war der Liebe Müh umsonst. Der Fürst von Rumänien darf nämlich bis auf Weiteres keine Orden austheilen, was Herr del Mazo allem Anschein nach vergessen hatte. Es ging einmal ein Gerücht, Rumänien habe schon vor längerer Zeit irgendwo in Deutschland Orden anfertigen lassen. Aber die Türkei erhielt Wind davon und that Einspruch. Seitdem ruhen die schönen Insignien in der Schublade eines Schreibtisches zu Bukarest und warten auf die Zeit, wo sie sich hervorwagen und die Ordenscandidaten beglücken dürfen. Herr del Mazo wird sich gedulden müssen. Während des Verlaufs dieses rumänisch-spanischen Incidenzfalles hat man der Türkei vorgeworfen, daß sie zu viel und zu oft protestire. Und doch hat die Pforte das Erscheinen türkischer Sklavinnen auf dem Maskenball des Kronprinzen, so viel man weiß, ohne Reclamation hingehen lassen. Es wird erzählt, der türkische Botschafter habe im Gegentheil eine der liebenswürdigen Gefangenen, Frau v. W., über ihr gutes Aussehen beglückwünscht und bemerkt, sie werde die Sklaverei am Hofe des Kaisers Wilhelm wohl ertragen können. Weniger befriedigt hatte sich ein anderer Gesandter der Türkei anfangs der vierziger Jahre in Wien gezeigt, als bei einem Carousel hochgestellte Personen als deutsche Ritter im Costüm des dreißigjährigen Krieges phantastischen Türken die Köpfe abschlugen. Der Orientale beklagte sich bei dem Fürsten Metternich und meinte, man hätte doch zu dieser bedenklichen Operation eben so gut Czechen verwenden können. Fürst Metternich aber, wie die malitiösen Wiener wissen wollten, erwiderte lächelnd: Excellenz, die haben zu harte Köpfe! Von solchen Dingen, durch welche die Chronik des Tages besser als durch langathmige Leitartikel illustrirt wird, ist in den Zeitungen gewöhnlich keine Spur vorhanden. Daher denn auch bei der großen Menge ein Mangel an politischem Verständniß, das der nationalen Erziehung nicht zum Vortheil gereicht und die Betheiligung des Bürgerstandes an der Regierung in dem wünschenswerthen Maße auf Jahrzehnte hinausschiebt.

Inserate.

Verlag von **Veit & Comp.** in **Leipzig.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Schiller's Briefwechsel
mit
seiner Schwester Christophine
und
seinem Schwager Reinwald.
Herausgegeben
von
Wendelin von Maltzahn.
Mit dem Portrait der Christophine Reinwald, geb. Schiller.
Groß Octav. XLIII und 354 Seiten.
Preis geh. 8 Mk., geb. in Orig.-Prachtband 10 Mk. 50 Pf.

Der vorstehende Briefwechsel enthält 78 bisher ungedruckte Briefe Schillers, sowie 60 von Reinwald und 19 von Christophine Reinwald, geb. Schiller.

Bei **Erich Koschny** in Leipzig erschien soeben:

Cursus der Philosophie
als streng wissenschaftlicher
Weltanschauung u. Lebensgestaltung
von
Dr. E. Dühring,
Docenten d. Philosophie u. d. Staatswissenschaften an der Berliner Universität.
Preis complet 9 Mark.

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist eben erschienen:

OSIRIS.
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
Erster Band. 10 Mark 50 Pf.
Das Werk enthält eine ausführliche Kosmogenie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart.

Soeben erschien No. 1 von
Der Antikritiker,
Organ für literarische Vertheidigung.
Inhalt: Vorwort (mit Erläuterung des § 11 des Reichs-Preßgesetzes). — Schauenburg, Wider die Jenaer Literat.-Ztg. — Riemeyer, der medizin. Anonymus des liter. Centralbl. — Briefkasten. — Anzeigen.
Gratis zu beziehen von der **Th. Kaulfuß'**schen Verlagsbuchhandlung in **Liegnitz.**

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Briefwechsel
zwischen
Varnhagen und Rahel.
(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)
Dritter und vierter Band.
8. Geh. 12 Mark. Geb. 14 Mark.
(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)
Die vor kurzem erschienenen ersten beiden Bände dieses Briefwechsels haben vielfach das lebhafteste Interesse erregt. In der That darf der schriftliche Verkehr zwischen Varnhagen und Rahel Levin, seiner nachmaligen Gattin, in der Vollständigkeit, wie er hier zum ersten Mal dargeboten wird, als charakteristische Quelle zur Kenntniß einer ganzen wichtigen Culturepoche gelten und als solche hervorragenden und dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen.

Durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:

Theodor Döring.
Vortrefflich gelungene Photographie,
aufgenommen am Tage seiner 50jährigen Jubelfeier in Leipzig, im Atelier des Hofphotographen W. Höffert hier.
In Folio 18 Mark. Cabinet-Format 3 Mark.
Visitenkarten-Format 1 Mark.
Leipzig, Lortzingstr. 13. **H. Hucke.**

VICTORIA
ist die **billigste** Modezeitung. Für nur **2 Mk. 25 Pf.** (22½ Sgr.) vierteljährlich **12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild.** (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Bei **Erich Koschny** (L. Heimann's Verlag) in **Leipzig** erschien soeben:

Neue Studien
von
Karl Rosenkranz,
Professor der Philosophie in Königsberg.
I. Band: **Studien zur Culturgeschichte.** 35 Bogen.
II. Band: **Studien z. Literaturgeschichte.** 37 Bogen.
Preis: Jeder Band 10 Mark.
Durch Vielseitigkeit des Interesses, durch Klarheit der Einsicht und Anschaulichkeit der Darstellung eignet sich dieses Werk für die Lectüre aller gebildeten Leser.

Digitized by Google

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Als eine **„Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt"** erscheint vom 1. Januar 1874 ab die obige Zeitung in jährlich 48 Nummern. Bekanntlich ist die „Modenwelt," die am 1. October 1865 begründet wurde und in elf Sprachen unter allen bestehenden Moden-Zeitungen die grösste Verbreitung gefunden hat, längst in allen Kreisen ein kaum noch entbehrlicher Rathgeber geworden. Wenn sich nun zu derselben ein Unterhaltungsblatt gesellte, dem es gelang, unter unseren Schriftstellern und Künstlern die hervorragendsten Kräfte zu gewinnen, so gestaltete sich daraus ein Journal, das von vornherein des allgemeinsten Beifalls sicher war, um so mehr, als der Preis ein verhältnissmässig niedriger ist.

Neben der **„Illustrirten Frauen-Zeitung"** erscheint im Uebrigen die **„Modenwelt"** nach ihrer bisherigen Weise fort. Indem wir zum Abonnement auf die eine oder andere Zeitung hiermit einladen, verweisen wir zugleich auf nachstehende kurze Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt" mit Unterhaltungsblatt.

Erscheint wöchentlich.

Kleine Ausgabe.

Pro Quartal 25 Sgr.

Jährlich:
- 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, wie bei der „Modenwelt."
- 12 Beilagen mit Schnittmustern etc., wie bei der „Modenwelt."
- 12 Grosse colorirte Modenkupfer.
- 24 Illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Grosse Ausgabe.

Pro Quartal 1 Thlr. 12½ Sgr.

Jährlich, ausser Obigem:
noch 36 grosse colorirte Modenkupfer, darunter 12 Blätter mit etwa 150 historischen und Volks-Trachten.

Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

Erscheint alle vierzehn Tage.

Pro Quartal 12½ Sgr.

Jährlich:
- 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, gegen 2000 Abbildungen enthaltend.
- 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weissstickerei, Soutache etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen; wo der Bezug durch eine Buchhandlung oder Postanstalt Unbequemlichkeiten haben sollte, erbietet sich die Verlags-Expedition in Berlin, W., Potsdamerstrasse 38, zur directen Uebersendung. Eine Probe-Nummer nebst Uebersicht der Preisbedingungen für die verschiedenen Länder liefert die Expedition auf frankirtes Verlangen gratis und franco.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung A. Hofmann & Co. in Berlin.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 27. März 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Zur Orientirung in dem Streite der volkswirthschaftlichen Schulen in Deutschland. Von Johannes Berg. — Literatur und Kunst: Ein Scherz. Von Paul Heyse. — Ueber die Form des Sonetts. Von Ernst Eckstein. — Periander. Eine Trilogie von Ewald Böcker. Besprochen von Ernst Wichert. — Aus der Hauptstadt: Vom Plötzensee. Von Paul Lindau. — Berliner Courier. Von Nemo. — Offene Briefe und Antworten. — Notizen. — Inserate.

Zur Orientirung in dem Streite der volkswirthschaftlichen Schulen in Deutschland.

Von Johannes Berg.

Das neueste Heft der unter dem Titel „Der Arbeiterfreund" erscheinenden Zeitschrift des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen veranlaßt uns, mit wenigen Worten noch einmal zurückzukommen auf den Streit zwischen den sogen. beiden volkswirthschaftlichen Schulen in Deutschland, welcher vor ungefähr 3 Jahren entbrannte und heute im Großen und Ganzen nur noch wenig Beachtung seitens des Publicums findet, während er gleichzeitig in der volkswirthschaftlichen Literatur Italiens ein Nachspiel erfährt, von welchem man es dahingestellt sein lassen kann, ob es eine größere Beachtung verdiene.

Bekanntlich wird „Der Arbeiterfreund" redigirt von dem Professor Dr. Victor Böhmert in Zürich, welcher, seit manchem Lustrum ein eifriger Vorkämpfer für die wirthschaftliche Emancipation des Arbeiter- und Gewerbestandes, in neuester Zeit mit großem Erfolg sich der wirthschaftlichen und statistischen Erforschung einzelner Arbeiterverhältnisse, namentlich der Fabrikgesetzgebung und der Maßregeln der Arbeitgeber, Arbeitnehmer und des Publicums zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse, der Löhne und der Lohnzahlungsmethoden, der Hülfscassen und Maßregeln zur Versicherung der Arbeiter, der Sparcassen, der Arbeitergenossenschaften, der Gewerkvereine, der Arbeitseinstellungen und Schiedsgerichte und der Anstalten zur Fortbildung und Erholung der Arbeiter gewidmet hat. Zeugniß hierfür legt sein gediegenes und umfangreiches Werk ab über „die Arbeiterverhältnisse und die Fabrikeinrichtungen der Schweiz", welches zugleich den im Auftrag der eidgenössischen Generalcommission für die Wiener Ausstellung erstatteten Bericht bildet (Zürich, Cäsar Schmidt, 2 Bände). Herr Böhmert, bisher als Lehrer der National-Oekonomie und Statistik am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich angestellt, wird Ende März einer Berufung als Professor am Polytechnikum in Dresden und als Director des Königl. sächsischen statistischen Bureaus Folge leisten und ohne Zweifel die gemeinnützigen Bestrebungen, welchen er sich auf dem Boden der Schweiz gewidmet hat, in seinem deutschen Vaterlande fortsetzen. Er gehörte bisher zu den eifrigsten Mitgliedern des Congresses deutscher Volkswirthe, den er im Jahre 1858 stiften half. Man würde ihm aber Unrecht thun, wenn man ihn in beliebter Manier als einseitigen „Manchester-Mann" bezeichnen wollte; denn gerade er hat am nachdrücklichsten darauf hingewiesen, daß sich in dem Kampfe für die Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit des Individuums der sittliche Werth des Menschen entwickelt und gerade durch diese Entwickelung am meisten dazu beigetragen werde, die zwangsweise Einmischung des Staats entbehrlich zu machen. Herr Böhmert redigirt in Verbindung mit dem Prof. Dr. Rudolph Gneist in Berlin (in dessen Eigenschaft als Vorsitzender des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen). Herr Gneist, welcher allerdings dem Staat eine sehr weitgehende Mission gegenüber der wirthschaftlichen und bürgerlichen Gesellschaft vindicirt, ist dabei jedoch gleichzeitig weit davon entfernt, die Theorie der wirthschaftlichen Freiheit, wie sie in den Lehren von Adam Smith ihre Grundlage findet, bekämpfen zu wollen. Er hat ebenso häufig an den Versammlungen des volkswirthschaftlichen Congresses wie an denjenigen des Vereins für Socialpolitik theilgenommen und die Stelle eines Vorsitzenden des Vorstandes der letztgenannten Gesellschaft vor etwa einem Jahre niedergelegt, weil ihm seine vielfachen anderweitigen Functionen die Beibehaltung dieses Amtes nicht erlauben.

Das neueste Heft des „Arbeiterfreunds" (Jahrgang 12, Heft 6) bringt einen Bericht des Herrn A. Held, Prof. der Volkswirthschaft in Bonn, über die zweite Jahresversammlung des Vereins für Socialpolitik am 11. und 12. October zu Eisenach. Herr Held ist Secretär des Vereins für Socialpolitik und bekennt sich selbst als einen eifrigen Socialpolitiker. Er hat bei Abfassung seines Berichts sich redlich bemüht, ein getreues Bild der Verhandlungen zu geben und wenn ihm dies nicht gänzlich gelungen ist, so liegt die Schuld nicht am Mangel von Fähigkeit, sondern an der Schwierigkeit der Aufgabe, in objectiver Weise die Verhandlungen einer der Zahl nach kleinen Gesellschaft wiederzugeben, während die Gesellschaft in zwei einander entgegenstehende Hälften getheilt und der Berichterstatter für die eine derselben auf das lebhafteste engagirt war.

Die Verhandlungen der zweiten und letzten Jahresversammlung des Vereins für Socialpolitik können wir im Wesentlichen als bekannt voraussetzen. Die Versammlung bestand ursprünglich aus etwa hundert Theilnehmern; diese Zahl nahm jedoch während der zwei Tage, auf welche die Debatten beschränkt waren, rasch ab, so daß sie allmählich auf ein Drittel der ursprünglichen Ziffer zusammenschmolz und die Entscheidungen über die wichtigsten Fragen bei einer Anzahl von 40—50 Votanten mit einer Majorität von ein paar Stimmen gefällt wurden.

Unter diesen Umständen ist es schwer zu begreifen, wie Herr Prof. Held von einer durch diese Versammlungen repräs-

Digitized by Google

sentirten neuen volkswirthschaftlichen Schule sprechen kann. Eine Schule muß vor allen Dingen in ihren wissenschaftlichen Grundbegriffen mit sich im Reinen sein. Dies ist jedoch hier durchaus nicht der Fall. Die Ansichten, über deren innern Werth wir hier nicht urtheilen wollen, standen in Eisenach einander mit fast gleicher Anzahl der Personen und gleicher Bedeutung der Gründe diametral und geschlossen gegenüber. Wenn man gegenüber dieser Erscheinung sich bemüht, eine höhere Einheit zu suchen, so wäre dieselbe etwa nur darin zu finden, daß diese neue „Schule" und namentlich die an der Spitze derselben stehenden Professoren der Volkswirthschaft dieser Wissenschaft eine selbstständige Berechtigung absprechen und sie nur in einer gewissen Verquickung mit Politik und Moral als existenzfähig betrachten. Wenn diese Auffassung richtig wäre, so würde sie nicht zu einer Fortbildung, sondern zu einer Abschaffung der Wissenschaft der Volkswirthschaft oder zu einer Ueberführung derselben als dienendes Glied in irgend eine andere wissenschaftliche Branche führen. Als der berühmte Adam Smith, welchen heutzutage so Mancher tadelt, ohne ihn jemals gründlich studirt zu haben, sich der Wissenschaft der Volkswirthschaft widmete, legte er die Professur der Moral nieder, die er bis dahin inne hatte. Heutzutage scheint man eher geneigt zu sein, in dem Augenblick, wo man eine Professur der Volkswirthschaft übernimmt, dieser Wissenschaft das Todesurtheil zu sprechen zu Gunsten einer Gemüthsbewegung, welche man, da Begriffe fehlen, mit dem unklaren Worte des „sittlichen Pathos" bezeichnet. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen zu entdecken, was sich hinter diesen Worten verbirgt. Einige wollen hinter die wirthschaftlichen Gestaltungen, wie sie sich unter der Herrschaft der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches gebildet haben, wieder zurück zu Einrichtungen, welche mit dem frühern Zunft-, Prohibitiv- und Zwangssystem eine gewisse Aehnlichkeit haben; Andere wollen weit darüber hinaus einem socialistischen Ziele entgegeneilen, in Betreff dessen bestimmte Vorstellungen fehlen. Einzelne der Professoren, welche sich zu der neuen „Schule", die bis jetzt mehr Lehrer als Schüler zu zählen scheint, zusammengethan haben, sind bekannt als Verfasser werthvoller Monographien. Von Anderen kann man auch das nicht behaupten. Jedenfalls aber hat keiner von ihnen, etwa mit alleiniger Ausnahme des vormaligen Tübinger Professors und spätern österreichischen Handelsministers Schäffle, seine Lehrmeinungen in ein System zusammengefaßt. Schäffle aber nimmt eine eigenthümliche Stellung ein, so daß es zweifelhaft erscheint, ob er zu der neuen „Schule" gehört. Jedenfalls hat die letztere seinem Compendium bis jetzt noch nicht die nöthige kanonische Autorität zugesprochen. Nur Ein akademischer Docent hat in der That ein förmliches und erschöpfendes social-politisches Programm publicirt. Dies ist der Privatdocent Dr. Dühring in Berlin. In einer bereits im Jahre 1867 publicirten Denkschrift entwirft er einen Plan, nach welchem die Staatsgewalt auf ihre Rechnung und Gefahr die Arbeiterassociationen organisiren und damit die ganze bürgerliche Gesellschaft vollständig umgestalten soll. Diese Denkschrift ist damals vielfach erörtert und es ist namentlich seitens hervorragender Mitglieder der deutschen Freihandelspartei nicht ohne Anerkennung der logischen Capacität des Verfassers, welchem nur die praktische Anschauung der Dinge fehlt, dargethan worden, daß dieses Programm an dem Fehler absoluter Unausführbarkeit leidet und daß selbst der geringste Versuch, es zu realisiren, mit Nothwendigkeit zum allgemeinen Ruin führen müsse. Herr Dr. Dühring ist jedoch weit entfernt, sich zu der sogen. neuen „Schule" zu zählen, so sehr er auch Gegner der Freihandelspartei ist. Im Gegentheil ist derselbe dermalen mit einem der Häupter der neuen Schule, dem Professor Dr. Adolph Wagner in Berlin, in eine höchst ärgerliche Fehde verwickelt, welche, auf literarischem Gebiet entstanden, zu einem Disciplinarverfahren geführt hat, in welchem die philosopische Facultät der Universität Berlin Herrn Dühring verantwortlich vernommen und mit einer Aberkennung des Rechts zu akademischen Vorträgen bedroht hat, die, wenn sie wider Erwarten realisirt werden sollte, eine traurige Illustration bilden würde zu jener Appellation an die Lehrfreiheit, welche die Vertreter der sogen. neuen Schule stets eingelegt haben, sobald von irgend Jemandem ein Angriff gegen ihre Lehren erhoben wurde.

An solchen Worten der Abwehr fehlt es denn auch nicht in dem Bericht des Herrn Prof. Dr. Held, namentlich auch gegenüber den Aufsätzen des Herrn von Treitschke in Berlin, welche unter dem Titel „Der Socialismus und seine Gönner" im vorigen Jahre in den preußischen Jahrbüchern erschienen und wie Kartätschen in's Lager der neuen Schule eingeschlagen sind. Der Angriff von dieser Seite war gänzlich unerwartet, da bisher die Eisenacher Herrn von Treitschke als einen der Ihrigen zu betrachten schienen oder wenigstens dessen Namen auf ihren Einladungen und Programmen paradiren ließen. Während Professor Adolph Wagner noch vor zwei Jahren seinen offenen Bannbrief gegen Herrn Dr. H. B. Oppenheim erließ, hat er sich heute gegen Angriffe von anderer Seite zu wehren. Von einer verantwortlichen Vernehmung des Herrn Prof. Treitschke auf Anlaß des Herrn Professor Wagner hat man bis jetzt Nichts vernommen. Ebensowenig ist eine Antwort auf seine Aufsätze seitens der neuen Schule erschienen, wohl aber müssen wir Act davon nehmen, daß Herr Prof. Held in seinem Bericht über die Eisenacher Versammlung, welcher bereits im November v. J. niedergeschrieben worden zu sein scheint, ankündigt, Herr von Treitschke werde an einem andern Orte eine specielle Antwort erhalten, ohne daß bis jetzt etwas Derartiges irgendwo zum Vorschein gekommen wäre.

Herr Prof. Held verwahrt sich sowohl auf der Eisenacher Versammlung in einer Rede, in welcher er zunächst an die Aeußerungen Schmollers auf der Versammlung von 1872 anknüpfte, als auch in seinem Bericht im „Arbeiterfreund" dagegen, daß der ganze Verein für Socialpolitik immer nach den Aeußerungen einzelner Mitglieder beurtheilt werde. Daneben aber versichert er, die ganze Richtung der neuen Schule bestehe auch heute noch unverändert und ungeschwächt fort. Beide Aeußerungen lassen sich schwer mit einander vereinigen. Ist der Verein solidarisch, so hat er auch für die Aeußerungen seiner einzelnen Mitglieder zu haften. Ist er es nicht, so ist schwer zu begreifen, wie er sich trotz der entschiedensten Gegensätze in seinem eigenen Innern als eine bahnbrechende, einheitliche, neue Schule zu bezeichnen vermag. Entweder — oder. In der That wäre es vielleicht besser, wenn der Verein oder seine hervorragendsten Mitglieder und Stifter, statt sich Jahre lang lediglich in Programmen und Ankündigungen zu erschöpfen, sich rüstig an die Arbeit machten, um etwa das System von Adam Smith, welches doch immerhin noch bis zu einem gewissen Grade die Grundlage unserer volkswirthschaftlichen Ueberzeugungen bildet, durch ein neues und besseres zu ersetzen. In diesem Fall würde die Welt, über deren Ungerechtigkeit man gegenwärtig klagt, vielleicht in den Stand gesetzt sein, ein besseres Urtheil über die „neue Schule" zu gewinnen, von welcher uns Herr Held oder Herr Prof. Nasse versichert, „daß sie keine Gönnerin des Socialismus sei, aber sich auch nicht damit begnüge, die Socialdemokratie einfach zu verwerfen" — zwei negative Versicherungen, aus deren Anhäufung und Zusammenstellung eine positive Anschauung von dem Wesen der neuen Schule zu gewinnen schwer sein dürfte für einen Jeden, der nicht in deren eleusinische Geheimnisse eingeweiht ist.

Herr Prof. Böhmert, welcher in dem „Arbeiterfreund" den Bericht des Herrn Prof. Held ohne irgend eine Aenderung abdruckt, kann sich jedoch zum Schluß nicht enthalten, von Redactionswegen die Bemerkung beizufügen, daß seiner Ansicht nach der aus Männern sehr verschiedener Parteien bestehende Verein für Socialpolitik nicht als eine neue Schule, sondern nur als ein neuer Mitarbeiter zu der für die öffentliche Erörterung volkswirthschaftlicher Fragen bereits bestehenden Gesellschaft zu betrachten sei. Der 14 Jahre ältere und stets weit zahlreicher besuchte Congreß deutscher Volkswirthe ist,

Digitized by Google

wie Herr Prof. Böhmert richtig hervorhebt, ein ganz ähnlich zusammengesetzter Verein, welcher ebenfalls auf keine Principien schwört, sondern es gleich in seiner ersten Versammlung zu Gotha im Jahre 1858 ausdrücklich abgelehnt hat, sich auf ein allgemeines Programm von dogmatisch formulirten wissenschaftlichen Grundsätzen, welches man ihm damals vorlegte, festzunageln, sondern sich die jeweilige allseitige Untersuchung einzelner praktischer Fragen vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zum Ziel setzte. Allerdings nahm der volkswirthschaftliche Congreß seinen Ausgangspunkt einerseits von dem Kampf gegen die seitens des Staates angeordneten Zünfte mit ihren Zwangs- und Ausschließungsrechten und andererseits von der Empfehlung freiwillig organisirter Genossenschaften, welche er an deren Stelle zu setzen bestrebt war. Allein er hat von Anfang an auch die sittlichen Anforderungen des wirthschaftlichen Fortschritts und die Pflichten aller Classen der Gesellschaft in dem Kampfe für die Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit des Individuums auf das nachdrücklichste betont. Ihm war die Freiheit und Selbsthülfe niemals ein abstractes Princip, welches die Staatsthätigkeit und das Gesetz absolut ausschließt, sondern vielmehr ein Erziehungsmittel, welches das Pflichtgefühl, d. h. den innern Zwang, immer höher entwickelt, um dadurch den äußern Zwang des Staates und der Gesetzgebung überflüssig zu machen. Die freihändlerische Schule versuchte stets selbst die Lage der Dinge zu bessern, statt in bequemer Weise die Verpflichtung hierzu ausschließlich von der Intervention des Staats zu erwarten, ähnlich wie Herr Ferdinand Lassalle, welcher einfach den „Arbeitern" einen Wechsel über 300 Millionen Thaler auf den „Staat" gab, ein Wechsel, welcher nie honorirt worden ist, weder von dem Trassaten noch von dem Trassanten. Auf Grund dieser Anschauung wendet sich Böhmert an den Verein für Socialpolitik und dessen Berichterstatter mit folgenden Worten:

„Wir halten es für durchaus zweckmäßig und verdienstlich, auch die politische und staatliche Seite der socialen Frage gründlich zu untersuchen; aber wir können die „Socialpolitik" nicht in den Vordergrund stellen. Denn die sociale Frage ist nach unserer Ueberzeugung eine Bildungs- und Gewissensfrage für Arbeitnehmer und Arbeitgeber und eine Frage der öffentlichen Pflicht für das ganze Publicum, die Staats- und Gemeindebeamten natürlich eingeschlossen. Wir erblicken in der socialen Frage ein wirthschaftliches und sittliches Problem von weltbürgerlicher Bedeutung, welches nicht durch irgend ein Universalmittel oder durch eine staatliche Organisation der Arbeit oder durch gesellschaftliche Zwangsmittel, sondern nur auf dem Boden der Freiheit und Selbstthätigkeit eines Jeden an seinem Orte durch eine Reihe von Einzelmitteln unter dem Schutze der Gesetze friedlich gelöst werden kann. Die sociale Frage macht nicht Halt an den Grenzen eines einzelnen Staates. Weltmarktsverhältnisse, Sitten, innere Pflichten und Einsicht sind da viel maßgebender, als Anordnungen eines einzelnen Staates".

Wir freuen uns, daß Böhmert auch hier seine volle Urbanität und Objectivität bewahrt hat, obgleich die bekannten katheder-socialistischen Kritiker in Zarnckes literarischem Centralblatte vor einiger Zeit, als Böhmert von einem socialistischen Knipperdolling mittels einer schimpfreichen Revolverbroschüre meuchlings überfallen wurde, sich auf die Seite des Angreifers und nicht auf die des angegriffenen Collegen schlugen.

Wie richtig Böhmert die Sachlage beurtheilt, beweist der bisherige Verlauf. Als vor drei Jahren die „neue Schule" zuerst von sich sprechen machte, da war so Mancher von uns beunruhigt durch die damals herrschende Aufregung, in welcher der wirkliche oder vermeintliche Capitalreichthum die Speculation erhitzte, die Speculation die Nachfrage nach Arbeit steigerte, die Nachfrage die Löhne erhöhte, die Lohnerhöhung wieder die Ansprüche der Arbeiter vermehrte, die vermehrten Ansprüche zu Arbeitseinstellungen ausarteten, und dieses Alles schließlich zu einer Steigerung der Preise führte, welche die Concurrenz mit dem Auslande unmöglich machte; und es war natürlich, daß die beunruhigten Gemüther sich mit gläubigem Vertrauen der „neuen Schule" zuwandten, von welcher sie hofften, sie werde die sociale Frage lösen, sie werde nicht etwa den Knoten durchhauen oder sonstwie mit Eisen und Blut operiren, sondern lediglich mit „sittlichem Pathos".

Es war etwa so, wie im Herbst 1848, wo in Berlin eine Versammlung von Delegirten verschiedener demokratischer Vereine tagte, oder wenn man lieber will — „nachtete". Es war über all dem Gerede von Politik und Socialismus schöne Mitternacht geworden. Da erhob sich ein verehrliches Mitglied mit den Worten: „Nein, Bürger, nicht schließen! Ich protestire im Namen des Volks. Wir müssen die sociale Frage lösen, und wenn wir die ganze Nacht darüber sitzen sollten".

Ganz ähnlich war die Stimmung eines großen Theils der gebildeten Classe im Jahre 1872, nur ging sie in entgegengesetzter Richtung. Man rief den Männern der „neuen Schule" zu: „Erlöst uns vom Uebel, löst die sociale Frage, oder schafft sie sonstwie aus der Welt!" Aber noch ehe die neue Schule die Lösung gefunden und die Staatsmaschine, welche eine Zeit lang beinahe die Neigung zeigte, sich ihr zur Verfügung stellen zu wollen, zu ihren Zwecken in Bewegung gesetzt hatte, intervenirten die Gesetze der Natur. Der Unterschied zwischen wirklichem und geträumtem Capital, zwischen realen und fingirten Werthen machte sich geltend, die Speculation erlahmte, die Nachfrage nach Arbeit sank und folglich auch der Lohn, die erhitzten Gemüther beruhigten sich, und eine energische Reduction der papierenen Circulationsmittel zu Gunsten metallischen Geldumlaufs scheint die Rückkehr zu gesunden und ruhigen Zuständen zu sichern. Kurz, es zeigte sich auch hier wieder, daß dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, auch wenn man von der gelehrten Baumscheere keinen Gebrauch macht, welche sich überhaupt bisher noch nie als wirksam erwiesen.

Die neue Schule hatte die sociale Frage nicht gelöst, und es wäre eben so ungerecht als thöricht, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Die Wahrheit ist: Es gibt keine eine und untheilbare sociale Frage, keine „question une et indivisible". Die Frage der Verbesserung des Looses der arbeitenden Classe setzt sich aus einer ganzen Reihe einzelner Momente zusammen, welche, wenn man keine unheilbare Confusion stiften will, einzeln erörtert werden wollen. Dies hat der Verein für Socialpolitik richtig erkannt. Er discutirt die Wohnungsfrage, die Arbeiterhülfscassen, einzelne Controversen aus dem Gebiete der Gewerbegesetzgebung u. s. w. Die „sociale Frage" als solche hat er nicht discutirt, und er hat wohl daran gethan, denn es wäre dabei ebenso wenig Etwas herausgekommen, als im Herbst 1848 auf der Demokratenversammlung. Bei der Erörterung jener Einzelfragen aber hat der neue Verein dieselben Wege eingeschlagen, wie lange vor ihm schon der alte. Und diejenigen, welche Wunder von der „neuen Schule" erwarteten, wenden sich enttäuscht ab mit dem Seufzer: „Sie kochen doch Alle mit Wasser".

Weit entfernt, diesen Ausgang als einen Mißerfolg proclamiren zu wollen, freuen wir uns, daß abermals die Wahrheit triumphirt hat. Nur die wachsende Herrschaft der Menschen über die Naturkräfte, der Intelligenz über die Dummheit, der Sittlichkeit über die Leidenschaften, nur die Vermehrung und Ansammlung des Capitals, nur die erhöhte sittliche, wirthschaftliche und technische Tüchtigkeit der Arbeiter, nur die Cooperation beider vermag das Wohl der arbeitenden Classe zu fördern. Diese Förderung ist eine Frage des Culturfortschritts und nicht eine Sache der Gewalt. Der Staat aber ist die Gewalt und er bedarf der Gewalt, im Interesse seiner von allen Seiten bedrohten Existenz, für den Machtschutz nach Außen, für den Rechtschutz im Innern. Will man ihn auch zum alleinigen Regulator der wirthschaftlichen Bewegung der bürgerlichen Gesellschaft machen, so schädigt man den Staat, indem man seine Kraft nach einer falschen Richtung ablenkt, und man schädigt die Gesellschaft, indem man an die Stelle der Naturgesetze Willkür und Gewalt setzt. Wer die

Digitized by Google

Grenze zwischen dem politischen und dem wirthschaftlichen Verband vernichtet, der vernichtet beide Verbände, der macht den Staat zur „Commune". Der feudale Staat ist die erzwungene Ungleichheit, der socialistische Staat ist die erzwungene Gleichheit. Der Rechtsstaat schützt die bürgerliche Gesellschaft, ohne sie zu vergewaltigen. Er kann die Ungleichheit, welche auf Naturgesetzen beruht, nicht beseitigen, und er übernimmt keine Verantwortlichkeit für dieselbe.

Und die „neue Schule"? — Wer kann ihre Verdienste bestreiten? Die Concurrenz fördert die Wirthschaft, die Kritik die Wissenschaft, der Zweifel die Wahrheit. Aber die Auswüchse beeinträchtigen die Verdienste. Wir hoffen, die neue Schule, welche man die „kathedersocialistische" nennt, wird in Zukunft nicht blos den Fabrikanten, sondern auch den Arbeitern und ihren rohen Excessen gegenüber Sittlichkeit predigen und damit factisch bethätigen, daß der Vorwurf der „Begönnerung des Socialismus" ein unbegründeter ist. Denn andernfalls würde sie dem „Socialismus" wenig nützen und dem „Katheder" wesentlich schaden. Und das ist doch nicht ihre Absicht. Wenigstens das Letztere ganz gewiß nicht.

Literatur und Kunst.

Ein Scherz.

(Nach Giacomo Leopardi.)

Als Knabe zu den Musen
Kam ich und wollt' in ihre Lehre gehen.
Und ihrer Eine nahm mich bei der Hand
Und blieb mir als Geleite
Den ganzen Tag zur Seite,
Die Werkstatt zu besehen,
Sammt allen Handgeräthen,
Die zu der Kunst vonnöthen.
Sie zeigte mir vor allen
Den Nutzen und Gebrauch,
Zu Vers und Prosa auch
Zu dienen nach Gefallen.
Ich aber schaut' und fragte:
Muse, wo bleibt die Feile? — Und sie sagte:
Die ist verbraucht; man thut's nun ohne sie.
Und ich: Doch sorgt ihr nicht,
Daß, wenn sie stumpf ward, ihr sie rasch erneut? —
Und sie: Wir sollten wohl; doch fehlt die Zeit.

Paul Heyse.

Ueber die Form des Sonetts.

Von **Ernst Eckstein.**

Die oft ventilirte Frage, ob die Form des Sonetts eine künstlerisch berechtigte sei oder nicht, ist neuerdings wieder vielfach der Gegenstand lebhafter Meinungskämpfe gewesen. Insbesondere hat sich die von Oscar Blumenthal redigirte „Deutsche Dichterhalle" eifrig mit dem Für und dem Wider befaßt, ohne indeß zu einem entscheidenden Resultat zu gelangen. Die nachfolgenden Zeilen setzen es sich zur Aufgabe, die Angelegenheit etwas eingehender zu prüfen.

Zunächst sei auf eine Thatsache hingewiesen, die bisher völlig übersehen oder doch in ihrem eigentlichen Wesen verkannt wurde.

Die Form des Sonetts ist nämlich keineswegs eine willkürliche. Es wäre allerdings lächerlich, eine bestimmte Vers- und Reimgruppirung nur deshalb als stehende Figur gelten zu lassen, weil die Mode ihr günstig ist; wo sich jedoch diese Gruppirung als das organische Erzeugniß ästhetischer Principien ergibt, da liegen die Dinge anders. Das Verhältniß der ersten acht Sonettzeilen zu den letzten sechs und hinwiederum zu den vierzehn Zeilen des Ganzen beruht auf einem tiefempfundenen Gesetz, das den Schöpfern dieser Form freilich nicht zum Bewußtsein kam, aber darum nicht minder entscheidend in den Proceß der Gestaltung eingriff. Auch Rafael und Phidias ahnten nicht, daß man ihre Kunstwerke dereinst auf mathematische Gleichungen zurückführen werde!

Das Gesetz des goldenen Schnittes, von Zeising entdeckt und auf alle Kunstgattungen übertragen, bewährt sich auch in der vielgeschmähten Form des Sonetts. Es lautet: Die künstlerisch wirksamste Trennungslinie, die ein Ganzes in zwei ungleiche Theile scheidet, ist so zu ziehen, daß der kleinere Theil sich zum größeren verhält wie der größere zum Ganzen. Dieses Schönheitsgesetz beherrscht unser ästhetisches Gefühl ebenso zwingend wie die Logik unsere Denkfähigkeit. „Nicht blos der Künstler," sagt Ludwig Eckardt, „selbst der Handwerker, dessen Erzeugniß dem Geschmacke dient, muß es besitzen oder fühlen, und selbst unsere Leserinnen haben es oft befolgt, ohne es in Zahlen vor sich gesehen zu haben. Nehmen Sie den Einband eines Buches, das noch ohne Aufschrift ist; Sie werden dieselbe nicht in die Mitte, Sie werden sie gerade an jene Stelle setzen, welche der goldene Schnitt vorschreibt. Wir finden dieses Gesetz überall wieder, selbst in der Gruppirung eines Bildes, selbst in der Poesie, nämlich im Drama, in welchem der goldene Schnitt in oder nach dem dritten Act eintritt. Zeisings Entdeckung auf die Dichtkunst übertragend, sind wir im Stande, fast mathematisch nachweisen zu können, warum die Eintheilung in fünf Aufzüge so wohl begründet ist, warum der Höhepunkt gegen das Ende des dritten Actes einzutreten hat".

Was Eckardt so von dem Drama behauptet, das beanspruche ich in gleicher Weise für die Form des Sonetts. Das Verhältniß läßt sich hier allerdings nur approximativ nachweisen; aber wer mit den Einzelnheiten des Problems vertraut ist, der weiß, daß selbst Differenzen von einiger Beträchtlichkeit die ideale Wirkung keineswegs aufheben, sondern nur modificiren.

Es liegt überdies klar zu Tage, weshalb diese Abweichung von der stricten Norm hier geboten war.

Einmal bedurfte der Dichter, um harmonisch und symmetrisch zu wirken, einer geraden Anzahl von Versen. Die Frage, ob gerade, ob ungerade, konnte hier nicht, wie bei der Terzine, dem Zufall überlassen bleiben. Dort bleibt die Zahl der Verse in der Regel gleichgültig, weil es für die psychologische Wirkung ohne Belang ist, ob man hundert Verse oder hundert und einen gelesen hat. Ein Ueberblick über das Ganze ist bei der Terzine weder nöthig noch wünschenswerth, sie bedarf nur des üblichen Abschlusses, um völlig befriedigend auszuklingen. Anders verhält sich das bei dem kürzeren Sonett, dessen gepaarte Reime sich lebhaft der Seele einprägen. Sobald man sich dafür entschieden hatte, die Reime zu paaren, sobald war auch die Paarung bis zum Schluß bedingungslos vorgeschrieben. Dieser Umstand legte nunmehr in Beziehung auf den Trennungspunkt gewisse Schranken auf. Es war begreiflicher Weise durchaus unstatthaft, einen Vers im Innern zu zerspalten; überdem verlangt das Gesetz der Reimpaarung auch für die beiden Theile eine gerade Anzahl von Versen. So kommt es denn, daß die mathematische Gleichung 6 : 8 = 8 : 14 eine Unrichtigkeit enthält. Die Probe ergibt, daß die Summe von 8 . 8 (64) fast um ein Viertel kleiner ist, als die Summe von 6. 14 (84). Bei genauerer Prüfung werden wir indeß finden, daß dieses Resultat unter allen vorliegenden Möglichkeiten immer noch bei weitem das günstigste war, da ein Verhältniß wie 5 : 9 und 9 : 14,

Digitized by Google

das allerdings dem Ideal um eine Kleinigkeit näher gekommen wäre, aus den oben entwickelten Gründen von der Liste der Bewerber ausgeschlossen werden mußte.

Der Leser wundert sich vielleicht, eine so trockne Rechnung auf Probleme der Lyrik angewendet zu sehen, Probleme, die dem abstracten Begriffe der Zahl von Urbeginn fern zu liegen scheinen. Es wurde jedoch zu Anfang dieser Skizze ausdrücklich hervorgehoben, daß der Schöpfer eines Kunstwerkes von den Gesetzen, die sich später aus seinem vollendeten Werk abstrahiren lassen, durchaus keine Vorstellung zu haben braucht. — Dem Erfinder der Sonettform ist, wir wiederholen es, die Thatsächlichkeit der oben mitgetheilten Gleichung ebensowenig zum Bewußtsein gekommen, wie dem Naturmenschen diese Functionen seiner Organe. Erst die Wissenschaft entdeckt die ästhetischen und physiologischen Gesetze: das Genie und der Organismus arbeiten unbewußt.

Wenn nun die Form des Sonettes eine tief innerlich begründete ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß ein bedeutsamer Gedanke, dessen Wesen eine künstlerische Zweitheilung gestattet, in der Form des Sonettes besonders wirkungsvoll auftritt. Die Zulässigkeit des goldenen Schnittes ist jedoch, wie gesagt, Voraussbedingung. Gerade in dem Verkennen dieser Nothwendigkeit erblicken wir eine der vornehmsten Ursachen, die das Sonett in Mißcredit gebracht haben. Ein Dichter, der den Charakter dieser Form nicht begreift, kann hier nur die erbärmlichste Flickarbeit liefern. Er setzt seine „Idee" beim ersten Wort der ersten Strophe ein und componirt dann darauf los, bis der letzte Vers ihn zum Abbruch zwingt. Anders der wahre Poet. Er wird das, was er zu sagen hat, von vorn herein in Sonettform concipiren. Das erscheint dem Laien und dem Dilettanten vielleicht unerhört, aber es entspricht gleichwohl dem factischen Sachverhalte und muthet dem gestaltenden Genius durchaus nichts Ungebührliches zu, da die Form des Sonettes, wie oben erhärtet, einem künstlerischen Bedürfniß entsprungen ist und also die Willkür ausschließt. Die acht Zeilen der ersten Strophe eignen sich in wunderbarer Weise für die Prämissen, während die letzten sechs Verse dem Ziehen der poetischen Consequenz zufallen. Auch für den dichterischen Gedanken muß am Schluß der ersten acht Zeilen der künstlerische Ruhepunkt eintreten. Ein Hinübergreifen in die folgenden sechs Zeilen ist hier geradezu Barbarei; wer sich ihrer schuldig macht, der beweist, daß ihm der ästhetische Kern der Sonettform ein Buch mit sieben Siegeln ist! Nach Allem erscheint das Sonett als eine im besten Sinne geistvolle Form und ganz besonders geeignet, für epigrammatische Scherze und graziöse Einfälle, die sich nicht in der kürzeren Fassung des Distichons abmachen lassen.

Oscar Blumenthal hat das Epigramm gelegentlich einmal mit dem Akrostichon verglichen, eine Parallele, deren Oberflächlichkeit und Incorrectheit kaum des Nachweises bedarf. Das Akrostichon setzt mit den Anfangsbuchstaben seiner Verszeilen ein Wort zusammen, das von dem Inhalt der Verse grammatikalisch unabhängig ist. Um sich überhaupt als Akrostichon zu kennzeichnen, bedarf es gewisser äußerlicher Mittel, wie z. B. des Fettdruckes; ohne dieselben tritt es dem Leser gar nicht als solches in's Bewußtsein. Die Schwierigkeit, die sich der Compositeur auferlegt, ist also eine absolut zweck- und wirkungslose; das Ganze läuft im besten Falle auf eine Spielerei oder auf eine knabenhafte Renommage mit der technischen Fertigkeit hinaus. Die Schwierigkeiten, die das Sonett bietet, werden dagegen durch eminente geistige und musikalische Wirkungen belohnt; insbesondere erzielt die dem Sonett eigene Behandlung des Reimes bedeutsame Effecte. Niemand wird leugnen, daß gerade die Reimtechnik ungewöhnlich hohe Anforderungen an die Gewandtheit des Dichters stellt, aber dieser Umstand reicht nicht aus, um ein Verdammungsurtheil zu motiviren. Kein Stümper ist ja verpflichtet, sich an eine Form heran zu wagen, die nur der vollendete Meister in freier Anmuth zu beherrschen vermag. Es erscheint absolut nicht begreiflich, weshalb gerade der viermal wiederkehrende Reim die Lebensfähigkeit des poetischen Gedankens untergraben sollte. Der Unterschied, der in dieser Beziehung das Sonett von der Stanze und der vierzeiligen, verschränkt gereimten Strophe trennt, ist nur ein quantitativer; schließlich errichtet ja die gebundene Rede überhaupt in gewissem Sinn „hemmende Schranken", deren Unbarmherzigkeit gar mancher seufzende Dilettant schmerzlich empfunden hat; aber auch nur der Dilettant empfindet sie!

Von der Reimtechnik abstrahirend, hat man andrerseits behauptet, der Umstand, daß der zu verkörpernde Gedanke sich im Sonett auf vierzehn Zeilen beschränken müsse, lege dem schöpferischen Geist einen unerträglichen Zwang auf.

Die Phrase bekundet einen geradezu naiven Mangel an Verständniß.

Ist der Einwand berechtigt, dann finde ich es ebenso unerhört, daß ein Distichon nur aus zwei Zeilen und ein Hexameter nur aus sechs Versfüßen besteht; dann ist es die schnödeste Tyrannei, wenn die Aesthetik verbietet, dem Trauerspiel einen sechsten Act anzuflicken und die Exposition in die Mitte zu verlegen. Jedes noch so einfache Gedicht besteht doch aus Strophen, die im Kleinen das repräsentiren, was das Sonett im Großen; nämlich eine Form, die genau durch den gedanklichen und sprachlichen Inhalt ausgefüllt werden muß. Ist es etwa erlaubt, bei einem Poem, das aus vierzeiligen Strophen besteht, plötzlich einmal eine fünfzeilige einzuschmuggeln, weil die dichterische Gedankenfülle zu reichhaltig gefluthet hat? Dieser Gebrauch wäre jedenfalls neu! Nein, es liegt, wie gesagt, bei jedem metrischen Schema eine „Beschränkung" vor, die zur „Dehnung" oder „Verstümmelung" des Gedankens zwingen könnte, wenn diese Auffassung nicht eben durch und durch laienhaft wäre.

„Es hat Einer einen Gedanken," (so schrieb einmal Kurt Mook im „Offenen Sprechsaal" der „Deutschen Dichterhalle",) „den will er in eine dichterische Form gießen" u. s. w. u. s. w.

Da haben wir die Manier der Halbdichter in optima forma! Es kommt ihnen ein Gedanke, und da sehen sie sich denn nach einer dichterischen Form um! Bei den echten Poeten verhält sich die Sache jedoch anders. Der Poet erlebt keine „Gedanken", die er nachher mit bewußter Auswahl des Metrums verkörpert; er erlebt vielmehr die fertigen Gedichte. Das ist freilich nicht so zu verstehen, als ob bei einer solchen dichterischen Eingebung jede Silbe oder nur jeder Vers sofort die endgültige Gestalt hätte, vielmehr wissen wir von unsern größten und schöpfungsmächtigsten Sängern, daß sie der Feile ein umfassendes Recht zugestanden; wohl aber ist es so zu verstehen, daß der Grundton, die Stimmung, die Melodie, der Tact, kurz das Wesentliche der Form gleichzeitig mit der Idee entsteht und nicht etwa durch nachträgliches Ueberlegen angekünstelt wird. Witzige Köpfe, die über eine Anzahl guter Einfälle verfügen und eine gewisse Formgewandheit besitzen, bringen zuweilen auch auf dem Wege, den wir hier als den undichterischen bezeichnen, ganz hübsche Dinge zu Wege, aber das ist eben Verstandespoesie, keine echte, ergreifende Dichtung des Herzens. Solche Leute mögen sich hüten, den Maßstab ihres dilettantischen Ichs an die großen Principien der Kunst zu legen. Auch in Treibhäusern erzielt man mitunter sehr duftige Rosen; die Methode der Natur erscheint darum doch ungleich berechtigter.

Auf einen sehr gewichtigen Einwurf sind mir die Gegner bis zur Stunde die Antwort schuldig geblieben. Wäre das Sonett in der That die willkürliche und sinnlose Form, die ein Theil unserer Kritiker darin zu erblicken glaubt, wie begriffe sich alsdann die erfahrungsgemäße Thatsache, daß die hervorragendsten und gemüthvollsten Dichter aller Völker diese Form wiederholt und mit Vorliebe benutzt haben? Shakespeare, Lord Byron, Camoens, Cervantes, Petrarca, Dante, Michel Angelo, Alfred de Musset, Uhland, Goethe, Rückert, Emanuel Geibel und viele andere sind Meister des Sonettes. Sollen alle diese Poeten weniger echten Geschmack und weniger wahres Kunstgefühl besessen haben, als die verneinenden Geister, die heutzutage das Sonett für eine „simple Macherei" erklären? Bis zum Beweise des Gegentheils erlaube ich mir an dieser Annahme zu zweifeln.

Es ist überhaupt wunderbar, wie leicht man dem Dichter den Vorwurf macht, seinen schöpferischen Gedanken einer äußeren

Digitized by Google

Rücksicht untergeordnet zu haben! Man findet es ganz selbstverständlich, daß ein Maler wie Rafael und Michel Angelo eine lediglich durch den Zufall gegebene Wand- oder Deckenfläche als Hintergrund für seine Gemälde benutzt; man bewundert die farnesinischen Fresken, deren Gestaltung in jeder Beziehung durch die obwaltenden Raumverhältnisse bedingt war; aber wenn der Poet eine Form wählt, die nicht jedem Commis-voyageur mundgerecht ist, so spricht man von „müßiger Spielerei", ohne zu prüfen, ob hier wirklich ein wichtiger Zufall, oder nicht vielmehr ein bedeutsames künstlerisches Gesetz das entscheidende Wort gesprochen hat.

Die vorstehenden Auseinandersetzungen hindern mich nicht, auf's unumwundenste einzugestehen, daß sich in der That nur wenig dichterische Conceptionen für die Form des Sonetts eignen. Die Halbdichter haben in diesem Punkte Unendliches gefrevelt, weil bei ihnen factisch zuerst ein halbwegs verwendbarer Gedanke vorliegt, dem dann das poetische Kleid angezogen wird. Der echte Poet dürfte jedoch hier nur ausnahmsweise fehlgreifen. Daher finden wir denn das Sonett in ungleich geringerer Anzahl bei den Meistern als bei den Stümpern. Dies beruht, wie gesagt, nicht darauf, daß jene die Form des Sonettes weniger häufig gewählt hätten als ihre Pseudocollegen, sondern darauf, daß man die Form des Sonetts nicht so häufig erlebt wie die des gewöhnlichen Quatrains. Auch bei unsern großen Tondichtern kehren gewisse Tonarten sehr oft und gewisse andere sehr selten wieder. Brod und Fleisch verzehren wir täglich und fühlen uns wohl dabei, gewürzte Delicatessen läßt sich der Weise nur von Zeit zu Zeit auf den Tisch setzen. Wie würde man eine Logik beurtheilen, die da behaupten wollte, der Genuß des Malaga schädige den Organismus, weil man allerdings den Malaga nicht so wegkneipen kann wie leichten Ingelheimer?

Periander.

Eine Trilogie von Ewald Böcker. Brandenburg 1874, J. Wiesike.

Es gehört heutzutage, das wird man zugeben, einiger Muth dazu, eine Tragödien-Trilogie zu schreiben, ein größerer, sie drucken zu lassen, ein mehr an Tollkühnheit grenzender, sie den Theatern zur Aufführung anzubieten. Aber es gibt — sagen wir: glücklicherweise — unter den deutschen Poeten immer noch kühne Leute und manchmal wird die tröstende Sentenz ja wirklich wahr, daß das Glück dem Tapferen beistehe.

Es ist unendlich billig, über ein dichterisches Unternehmen dieser Art in spöttischer Weise abzusprechen. Wer weiß nicht, wie schwer es selbst den renommirtesten Bühnenschriftstellern gelingt, die Directionen zur Inscenirung einer Tragödie willig zu stimmen, die ihre regulären fünf Acte hat und ihren Stoff der Gegenwart möglichst nahe bringt. Und nun drei Tragödien, die drei Theaterabende fordern, und ein „Periander", dessen Schicksale sie füllen sollen! „Wer ist Periander? Der Name klingt griechisch — vielleicht weiß mein Vetter, der Professor, etwas von ihm, oder das Conversationslexikon. Ah! ein Tyrann von Korinth im siebenten Jahrhundert vor Christi Geburt! Himmel, was geht uns dieser Mann an, der einundeinhalb Jahrtausende vor uns gelebt hat, über den die Blüthe Griechenlands hingegangen ist, die römische Weltherrschaft, die Völkerwanderung, die Reformation, die Revolution und der Krieg von 1870? Haben wir noch nicht genug Schuldramen in unseren Bibliotheken? Staub zum Staube!"

Aber damit ist nichts gesagt. Wie nach der Bibel dem Herrn tausend Jahre ein Tag sind, so hat auch der Dichter die Macht, sie uns wie einen Tag entschwinden zu lassen, die entlegenste Zeit wie gegenwärtig uns vor Augen zu führen. Alles Vergangene ist uns an sich gleich räthselhaft; auch das Selbsterlebte will erst wieder in unsere Vorstellung zurückgeführt und zu diesem Zweck neu geformt sein. Was uns auf der Bühne interessirt, ist immer nur das Menschenschicksal und dies wechselt nicht mit dem Zeitgewande. Nur wenn es Wesen betrifft, die in Folge besonderer Culturverhältnisse außerhalb des Sittengesetzes standen, das wir als der Menschheit gegeben betrachten, wird es unserem Gefühl unfaßlich. So wie uns nun aber Homer näher steht als irgend ein mittelalterlicher Dichter, so fühlen wir uns auch heimischer im griechischen Hause als in der Ritterburg. Je mehr gelehrter historischer Apparat hinzugetragen werden muß, um uns die Handlungsweise der bei der dramatischen Handlung betheiligten Personen verständlich zu machen, um so kühler stehen wir der Dichtung gegenüber; je elementarer die Verhältnisse sind, die äußerlich einwirken, um so lebhaftere Theilnahme wenden wir dem dichterischen Stoff selbst zu. Nur wenn die Geschichte als solche uns im Drama ganz in Vergessenheit kommt, dürfen wir sie für dasselbe gelten lassen, weil sie dann nicht mehr die Vergegenwärtigung der Handlung hindert, sondern letztere nur in einen bestimmten Rahmen setzt. Wie nun die Mythengeschichte den alten Tragikern ganz besonders fruchtbar für Tragödienstoffe erschien, weil sie gleichsam schon die Fabel vorarbeitete und in der möglichst einfachen Formel überlieferte, so bieten unseren Dichtern, wenn sie nicht völlig freie Erfindung geben wollen, aus ähnlichem Grunde die Anfänge der Völker- und Staatengeschichte günstige Gelegenheiten zur Stoffwahl. Es ist da aufgezeichnet, was in seiner Art zum ersten Mal in der Welt passirte, und auch die Darstellung erscheint oft novellenartig; nur die Thatsachen und die nothwendigsten Motive sind mitgetheilt und die Verhältnisse, unter denen der Vorgang erfolgt, sind so wenig complicirt, daß der schlichteste Verstand sie leicht fassen kann. Der Dichter kann seine volle Kraft darauf wenden, dem Zwecke der Tragödie gemäß Fabel, Charaktere und Motive dichterisch auszugestalten.

Das Korinth des siebenten Jahrhunderts v. Chr. ist nur ein kleiner seemächtiger Staat. Die Aristokratie in demselben bilden die eingewanderten dorischen Geschlechter, Bacchiaden genannt. Ueber dieselben hat sich Perianders Vater Kypselos, zum Herrscher, Tyrannen, aufgeschwungen. Der Sohn ist einer der berühmtesten Gewaltherrscher des alten Griechenlands, Korinth verdankt ihm seine Blüthe. Verheirathet ist Periander mit Melissa, der Tochter des Königs Prokles von Epidaurus, dessen Vorfahr in den Kriegen gegen Messenien Verrath an dem dortigen Königshause geübt hat. Diese knappe historische Grundlage genügt zum Verständniß unserer Tragödien-Trilogie, deren dramatische Fabel auf einer geschichtlichen Ueberlieferung aus der Familiengeschichte des Periander fußt: er liebte seine Frau zärtlich, fügte ihr aber in der Leidenschaft eine Mißhandlung zu, an der sie starb. Sein Sohn Lykophron erfuhr von seinem Großvater Prokles, wer der Mörder seiner Mutter sei, und diese Mittheilung machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er seitdem mit dem Vater kein Wort mehr redete, ihm keinen Gruß, keinen Blick gönnte. Darüber gerieth Periander in solchen Zorn, daß er den über alles geliebten Sohn ächtete und nach vergeblichem Versuch einer Aussöhnung zu Schiff nach Korcyra schickte, Prokles aber mit Krieg überzog. Nur kurze Zeit trug er die Trennung von dem Sohne; dann schickte er die Tochter zu ihm, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Lykophron aber weigerte dieselbe, so lange der Mörder seiner Mutter in Korinth lebe. Erst als der gebeugte Vater sich entschloß, ihm die Herrschaft abzutreten und selbst seine Tage in Korcyra zu beschließen, gab er nach. Die Korcyräer jedoch, den Aufenthalt des strengen Gebieters auf ihrer Insel fürchtend, hinderten die Ausführung, indem sie den Jüngling tödteten.

Wer sieht nicht, daß hier die Keime zu mehr als einer Tragödie liegen? Die engsten Beziehungen, die zwischen Menschen möglich sind, werden gewaltsam zerrissen, und die Motive wie die Folgen sind tragischer Natur. Der Mann, der in der Leidenschaft sein geliebtes Weib erschlägt — da ist ein Tragödienstoff; der Sohn, der den Vater haßt, weil er in ihm den Mörder seiner Mutter erkennt — da ist wieder ein Tragödienstoff; der Vater, der sich seines Sohnes entäußern muß, weil er in demselben den Rächer seines in der Leidenschaft erschlagenen Weibes zu bekämpfen hat — auch daraus ergibt sich eine Tragödie. Der Dichter hat zunächst die Wahl, und wie er wählt legt das wichtigste Zeugniß ab für seine Befähigung zum Tragiker.

In dem geschichtlichen Vorgang ausgebildet ist nur die Tragödie „Lykophron". Sie wird schon deshalb zur dichterischen Behandlung neigen. Der Sohn haßt den Vater, und der Grund des Hasses ist kein geringerer als Mutterliebe! Die mächtigste Wirkung dieses Conflicts scheint bei der Darstellung auf der Bühne nicht ausbleiben zu können. Und doch ist diese Tragödie sehr bedenklich; der Held wird ganz unverschuldet in den Conflict hineingezogen; sein Leiden ist dann freilich der Art, daß ihm unser tiefstes Mitgefühl nicht fehlen kann; sobald er aber in Action tritt, steht immer der Vater ihm gegenüber, der seine Schuld

Digitized by Google

tief bereut, und wir folgen, wenn wir ihn der Verzeihung werth erachten müssen, nicht mehr dem Sohne, der unversöhnlich gegen ihn die Hand erhebt. Es ist nur zu loben, daß Böcker sich von der so nahe liegenden Versuchung, aus diesem Material sein Drama zu bilden, fern gehalten hat.

Für Böcker ist Periander der Mittelpunkt, von dem aus der Stoff zur Tragödie zu gestalten ist, und es muß gleich hier die Energie anerkannt werden, mit der er die Handlung nach diesem einmal für richtig erkannten Princip formt, die Familienaction mit der Staatsaction combinirt, um ihr zugleich Größe und Tiefe zu geben. Periander ist ihm der starke, gute, weise und gerechte Herrscher, der sich berufen fühlt, sein Volk glücklich und den Staat mächtig zu machen, der aber freilich auch weiß, daß seine Herrschaft keine legitime ist, daß die Aristokratie der Bacchiaden ihn haßt, weil er sie ihres Einflusses beraubte. So gewöhnt sich frühe schon der Argwohn seinem sonst so edlen Charakter ein und weckt trübe Leidenschaften. Politische Motive dieser Art verstärkten wesentlich seine Erbitterung gegen die geliebte Melissa. Daß er sie in blinder Wuth tödtet, ist eine Verschuldung, die er selbst sofort nach der That in ihrem ganzen sittlichen Ernst empfindet. Er hat keinen Richter über sich, aber er selbst ist sich der strengste Richter. Doch nicht so, daß er sich selbst das Leben nimmt, sondern daß er sich zu einem Leben in Reue und Buße verurtheilt, um Sühne seiner Schuld zu finden.

„Kein Sterblicher vermag
Auch nur ein Hunderttheil von meiner Schuld
Mir wegzulöschen. Riesengroß steht sie
Vor meiner Seele; unabänderlich
Wie das Geschick, wird jede Stunde sie,
So lang' ich lebe, immer wieder bringen."

Und weiter:

„Ich will nicht feige mich dem Fluch des Mordes
Durch neuen Mord, an mir verübt, entziehn!
Ich will die Reue kosten! Ew'ge Selbstqual
Soll Sühne bringen, wenn noch Sühne möglich".

So gliedert sich der Stoff zu der Trilogie: Schuld — Buße — Sühne. Die Bußtragödie ist dem Verfasser am besten gelungen und auch nicht nur relativ ein sehr beachtenswerthes, vielversprechendes Werk. Ich unterziehe dieselbe daher einer näheren Betrachtung. Periander hat in der Leidenschaft sein geliebtes und unschuldiges Weib ermordet — das zu wissen genügt für sie. Die That ist nur Wenigen bekannt geworden, und diese Wenigen sind zum Schweigen verpflichtet. Der Herrscher und der Vater Periander — es sind ihm von seiner Frau zwei Kinder, ein Sohn Lykophron und eine Tochter Melissa, hinterblieben — sind einig in dem Wunsch, daß das traurige Geheimniß bewahrt bleiben möge. In diesem Rückhalt, so natürlich er ist, liegt aber schon das Bemühen, die Buße zu verringern, auf das subjective Reue-Empfinden einzuschränken. Der Herrscher will durch die Schuld von seinem persönlichen Ansehen, von seinem moralischen Einflusse dem Volke gegenüber, der Vater will nicht die Liebe seiner Kinder einbüßen. Und doch ist der Schuldbelastete ein ganz anderer Mensch geworden, ohne sich dessen voll bewußt zu werden: seine Schwermuth entfremdet ihn dem Volke, sein Schuldbewußtsein läßt ihn argwöhnisch den Sohn beobachten und hält die zärtliche Neigung zu ihm in Schranken. Lykophron klagt selbst:

„Argwöhnisch stets . . . . . .
Bewacht er meine Blicke, jedes Gliedes
Aufzuckende Bewegung; jedes Wort
Belauschte er, das unbefangen floh
Aus meiner Knabenbrust: sein finstrer Blick
Lag wie ein Wetter, Unheil brütend stets,
So lang ich denke, über meinem Leben!"

Das Verhältniß zur Tochter, die in den fünfzehn Jahren seit jener Unglücksthat ganz der Mutter Ebenbild geworden, ist inniger, aber um so fürchterlicher ist ihm der Gedanke, ihre Liebe, die nun sein ganzes Glück ist, zu verlieren. Und doch ist keine Sühne denkbar ohne Vergebung derjenigen, die durch seine Schuld eines hohen Gutes, der mütterlichen Erziehung, beraubt sind, ohne die Erkenntniß seiner Unwürdigkeit, dem Volke ein höchster Richter zu sein. Dies ist der Gedanke, der den Dichter leitet, wenn er ihn seinen schweren Bußgang antreten läßt, der mit strenger Consequenz bis zum Schluß durchgeführt ist.

Der Sänger Arion ist in Korinth eingekehrt; ihm, dem Freunde, eröffnet sich Periander, von seiner Kunst Linderung seines schweren Leidens erhoffend. Kaum hat er die Besorgniß ausgesprochen:

„Wie! wenn einst der Tag
Erscheint — und kommen wird er! — wo den Kindern
Des Vaters ungeheure That verkündet? — "

so langt auch schon die Nachricht an, daß Lykophron, den er auf Reisen geschickt hatte, von seinem Großvater Prokles nach Epidaurus gelockt sei Er ahnt die Folgen:

„Soll ich noch ringen mit der Hoffnung Trug?
An meiner That muß sie doch stets zerschellen".

Mit der Entsendung eines Boten an Prokles, der sofort den Sohn herausgeben oder einen Krieg gewärtigen solle, schließt der erste Act.

Zu Anfang des zweiten wird Lykophron in Korinth erwartet; Melissa bittet den Vater zärtlich, er möge dem Sohn verzeihen. Sie versteht nicht, was er mit den Worten meint:

„So lieb und freundlich sprichst du für den Bruder —
Und weißt doch nichts, und ahnest nicht, wie bald
Du für den Vater bei dem Sohn mußt bitten!"

Er entschließt sich, seinem Sohn zuvorzukommen und der Tochter selbst das Schreckliche zu enthüllen. Arion wehrt ab, aber Melissa, in der Hoffnung den Gram des Tiefbetrübten zu lindern, drängt selbst zur Entscheidung.

„Denn wie eine schwere Last
Liegt auf der Seele ein Geheimniß dir,
Das sich mit deiner Trauer um die Mutter
Wetteifernd paarte zu erhöhter Qual.
O sprich, mein Vater! Ich kann Alles hören!

Periander.

O bittersüße Wonne der Erinnerung! —
Komm dorthin auf die Bank mit mir. Hier saß
Ich einst in traulichen Gesprächen mit
Mit deiner Mutter.

Melissa.

Ach! Wenn sie noch lebte!
Ihr würdest du gewißlich Alles sagen,
Was dich bedrückt . . . . . .
O bitte, red' es dir nur einmal ein,
Ich sei die Mutter! — Sieh, so legte sie
Den Kopf in sel'ger Lust an deine Schulter
. . . . . Weh mir! Wehe!
Was siehst du mir so starr nun in die Augen?

Periander (entsetzt aufspringend).
Mein Weib! Mein Weib! O all ihr großen Götter!
Das war mein Weib!"

Die Scene ist von tief erschütternder Tragik und kann auch eine sehr bedeutende Bühnenwirkung nicht verfehlen. Arion hat Recht:

„Es hat sich niemals noch
Der Eumeniden scharfer Geißelhieb
So gleißnerisch versteckt".

Es kommt nun nicht zur Aussprache. Gleich darauf findet die Begegnung zwischen Vater und Sohn statt. Lykophron bleibt auf Perianders freundliche und gütige Anrede starr und stumm. Auf seine Beschwörung:

— „bei deiner Mutter,
Die dir das Leben gab! Erkläre dich!"

fährt er auf:

„Bei meiner Mutter, sagst du? — Periander,
Du hast die Mutter mir ermordet!"

Ein großartiger Actschluß, den tragischen Conflict scharf fixirend und den Zuschauer für die weitere Entwickelung spannend.

Digitized by Google

Leider fällt der dritte Act dagegen stark ab; er ist wieder nur Exposition zum Folgenden. Die Liebesscene zwischen Arion und Melissa, die nun auch um das Geheimniß weiß, aber aus Liebe zum Vater die Schauer desselben überwindet, ist an sich nothwendig, aber zu breit gerathen. Die Intrigue des Polyanth, eines schurkischen Bacchiaden, der Periander aus politischen Motiven haßt, Melissa liebt und Lykophron Freundschaft heuchelt, verwirrt mehr, als sie die Handlung fördert. Dann langt das von Delphi erbetene Orakel an und wird so gedeutet, daß Periander Ruhe finden werde, wenn Melissa als Jungfrau sich den Göttern weihe.

Erst der vierte Act führt uns wieder in den im zweiten mächtig aufgeregten Strom der Handlung zurück. Polyanthes sucht Lykophron zum Vatermorde zu überreden; nur so könne ja auch die Herrschaft ihm zufallen. Lykophron weigert sich, Orests Schicksal fürchtend, beschließt aber den Vater vor Gericht zu fordern. Der Charakter ist nicht ganz klar. Böcker hat ihn, offenbar in der Befürchtung, sonst seinem Helden ein zu starkes Gegengewicht zu geben, nicht so edel gehalten, als die Situation an sich es zuließ. Daß die Liebe zur Mutter das treibende Motiv ist, tritt nicht stark genug hervor; Lykophron verliert zu sehr unsere Sympathie, indem er sich von dem erbärmlichen Polyanth, den er doch selbst für einen Schurken hält, leiten läßt, statt allein aus einem unbezwinglichen Drange seines Herzens zu handeln. Die Intrigue wirkt in der Tragödie immer kleinlich, wo nur eine dämonische Leidenschaft die Berechtigung zu einem außerordentlichen Handeln geben kann. Und ein solches ist die Herausforderung des Vaters durch den Sohn vor ein Volksgericht, wie sie nun vor unseren Augen erfolgt. Diese Ausstellung abgerechnet gehört die Scene, in der Lykophron als öffentlicher Ankläger gegen den König in die Schranken tritt und denselben zwingt, seine Schuld nun auch vor allem Volk zu gestehen, zu den großartigsten des Dramas. Es ist hier von dem Dichter recht fein empfunden, daß der Sohn für sein jeder Pietät gegen den Vater Hohn sprechendes Vorgehen eine menschlichere Motivirung braucht, als sie durch das Pflichtgebot, die Mutter zu rächen, gegeben ist: Periander ist ihm nie ein Vater nach seinem innersten Bedürfniß gewesen, und Prokles hat ihn dem Sohne giftig als einen Lüstling dargestellt, dem „gemeine Lust der Preis des Mordes war". Diese Anklage verfehlt nun in den Augen der Zuschauer gänzlich das Ziel, und so müssen dieselben sich schließlich auf Seiten Perianders stellen, wenn er den Sohn, der ihn in maßloser Heftigkeit am Purpur zerrt und das Schwert aus der Scheide reißt, in der berechtigten Meinung bisher zu milde verfahren zu sein, ächtet.

Lykophron, von Allen gemieden in den Säulenhallen Korinths umherirrend, verfällt in Wahnsinn. Arion beschäftigt sich liebevoll mit ihm und bringt den Ermatteten zu Anfang des fünften Actes nach der Königsburg zurück. Er spricht irre und entschläft dann erschöpft. Arion hofft von diesem Schlaf Genesung; es werde dann eine Versöhnung mit dem Vater, eine Entsühnung desselben von seiner Schuld erfolgen. Er überredet auch Periander daran zu glauben und bittet selbst um seine Entlassung, weil er seine Liebe zu Melissa übermächtig werden fühlt. Der Freund, der diesen Grund nicht ahnt, sucht ihn zu halten und ruft die Tochter herbei, damit sie ihm beistehe. Die Situation ist wieder von großer dramatischer Spannung, da das unglückliche Mädchen den Gastfreund liebt und doch ihre Liebe der Kindespflicht glaubt opfern zu müssen. Eine Steigerung tritt ein, da sich die Neigung der Beiden nun doch nicht ganz verbergen kann und Periander selbst sie erräth. „Ihr liebt euch!" ruft er beglückt, „und darum willst du fort". Er will den Bund der Herzen segnen; endlich scheint der Friede über ihn gekommen zu sein — da erwacht Lykophron; sein Wahnsinn ist *nicht* gebrochen; in gräßlicher Sinnesverwirrung stößt er den Vater zurück, der ihn mit offenen Armen an die Brust ziehen will. Arion beschließt, ihn in seine Obhut zu nehmen, in die Fremde zu führen. Er nimmt kummervollen Abschied und weist Periander an Melissa. Der aber fühlt schmerzlich, daß er nun auch dieses geliebten Kindes Schicksal zu verantworten hat:

„Melissa! O du armes Kind!
Und ich bin's, der durch seines Frevels Fluch
Dir aus dem Busen stiehlt das Süßeste,
Der Liebe Glück!"

Er will nun alle Hoffnung aufgeben, aber Melissa tröstet mit dem Orakel: „Einst wird lösen die Schuld Zeus, der olympische Gott!"

Damit fällt der Vorhang zum letzten Mal über dieser Bußtragödie, die großartig gedacht und mit nicht gewöhnlichen dichterischen Mitteln durchgeführt ist. Nicht das eiserne Schicksal waltet, das den Menschen schuldig werden läßt, um dann die Schuld zu rächen: der Mensch macht sich selbst schuldig, und auch der dem irdischen Gesetz nicht verantwortliche straft sich selbst durch die Leiden, die sich aus den unabwendbaren Folgen der Schuld ergeben. Unser Mitleid wird auf's tiefste geweckt, aber freisprechen können auch wir ihn nicht. Eine furchtbare Gerechtigkeit wird geübt, aber sie drückt uns nicht nieder, sondern sie kräftigt unser sittliches Gefühl, und — Periander selbst steht auf unserer Seite; er weiß, daß mit den Mächten, gegen die er kämpft, ein Compromiß nicht zu schließen ist. Er kann sie nur besiegen, indem er sich selbst besiegt.

Diesen letzten Sieg über sich erringt er im dritten Theil der Trilogie, in der Sühnetragödie. Noch ist er der Herrscher:

„Einsam geworden auf dem Fürstenthron,
Ist mir die Herrschaft einziger Besitz
Und meines Strebens einziger Gedanke".

Und doch entschließt er sich zuletzt, der Herrschaft zu entsagen, um seinen Sohn, „den hassenden Geliebten", zu versöhnen. Die Versöhnung, und damit die Entsühnung, erfolgt, aber — in der Todesstunde des Sohnes. Wie es dazu kommt, kann hier nicht des Weiteren ausgeführt werden. Nur so viel sei noch angedeutet, daß wieder die Wahl des Mittels, durch welches bei Lykophron eine Wandelung der Gesinnung bewirkt wird, von der schönen dichterischen Begabung des Autors Zeugniß gibt.

„Nur die Natur vermochte,
Sie selbst, die Unnatur zu überwinden."

Die Liebe schafft dieses Wunder. Lykophron hat sich heimlich vermählt, sein Weib gebar ihm einen Knaben, und die eigene Vaterfreude stimmt ihn nun gegen den Vater versöhnlich.

„Wenn mich dereinst dies theure Kind
So haßte, wie ich selbst den eignen Vater?!"

Aber auch er darf nicht Glück ernten. Seine Frau ist die Tochter eines verbannten Bacchiaden, der ihm den Untergang bereitet. Tief ergreifend ist an der Leiche der bis zu Wahnvorstellungen gesteigerte Schmerz des Vaters:

„Todt sagst du? todt? Nein, nein!
Sei stille du! — Er *schläft*! — Eia, mein Sohn!
Horch auf im Schlafe! Süße Träume weiß ich!
Und wenn du, groß geworden — wenn du einst
Als König sitzest auf dem goldnen Thron —
Weh! weh! Das war ein Stich in's Herz! — Was thut's?
Es muß doch Alles wieder besser werden —
Und deine Mutter läßt im neuen Lenz
Wie hoch die Lerche ihren Jubel schallen —
Und ich — und du — wir singen all' und tanzen".

Den eigenen Tod fühlt er als die Erlösung:

„Was ich auch that — im bangen, blut'gen Irrsal:
Ich habe — mehr — und Schwereres — erlitten!
Frei bin ich nun — frei! — frei von allen Banden!
Gesühnt ist alles! — Alles — überstanden! —"

Ich habe bisher den *ersten* Theil der Trilogie ganz unberücksichtigt gelassen. Absichtlich! Es kam mir darauf an zu zeigen, daß er der Tragödie „Periander", so weit sie wirklich originell genannt werden darf, nicht unbedingt nothwendig ist, daß man sie verstehen kann auf die bloße in der Exposition zu gebende Mittheilung hin, der König habe in der Leidenschaft sein unschuldiges und geliebtes Weib ermordet. Es soll jedoch hiermit noch kein Tadel ausgesprochen werden, wenn der Dichter, um sein Problem der Schuld-, Buß- und Sühnetragödie vollständig durchzuführen, den Helden meinte auch vor unseren Augen schuldig werden lassen zu müssen. Nur sind wir dann berechtigt zu verlangen, daß diese Schuldtragödie auch für sich selbst befriedige, in sich selbst ihre Nothwendigkeit beweise. Ist die Verschuldung nur Exposition, so wird es auf die Originalität des Motivs zu derselben nicht sonderlich ankommen; anders, wenn sie den Raum eines ganzen Dramas füllt, wie in diesem Falle. Die Geschichte läßt uns über die Veranlassung des Zornausbruchs, der Melissa das Leben kostete, im Dunkeln; der Dichter hat also unbeirrt

Digitized by Google

freie Wahl. Böcker entschied sich für die Leidenschaft der Eifersucht und übernahm damit die Aufgabe, nicht nur eine originelle Fabel zu erfinden, die das Feststehen dieser Leidenschaft und den tragischen Verlauf der Handlung vergegenwärtigen kann, sondern auch den Charakter des Eifersüchtigen originell zu gestalten. Diese Aufgabe war übergroß zu nennen, da der Vergleich mit dem größten Eifersuchtsdrama aller Zeiten, mit Shakespeares Othello, gar nicht bei der Beurtheilung übersehen werden kann. Es kommt dazu, daß in beiden Fällen die Leidenschaft im Manne gegen seine Frau erregt und daß die Frau völlig schuldlos ist. Diese Gleichartigkeit der wesentlichsten Elemente muß dann den ganzen Bau des Stückes beeinflussen. Periander kehrt von einem Kriegszuge zurück und findet seine geliebte Melissa nicht zu Hause. Sie hat eine Reise zu ihrer erkrankten Mutter unternommen, leider zu einer Zeit, wo gerade ungünstige Gerüchte über eine verlorene Schlacht ihres Mannes umliefen, so daß man in Korinth ihre Entfernung als Flucht deutet. Das ist der erste Grund der Verstimmung gegen sie. Korinna baut darauf ihren Plan, Melissa zu verderben. Sie, die Tochter des letzten Königs von Messenien, haßt Periandors Weib glühend, da deren Vater Prokles Verrath an ihren Eltern geübt hat; sie liebt aber auch den König selbst und erkennt in dessen Frau eine Nebenbuhlerin. Sie ist der weibliche Jago, der den einander liebenden Gatten eine Falle stellt. Dazu muß Chersias helfen, ein Bacchiade von Geburt und als solcher ein politischer Gegner Periandors, was ihn jedoch als Dichter nicht hinderte, Melissa anzusingen, obgleich er wieder Korinna liebt. Seine Gedichte werden sein Verderben. Als er die heimkehrende Melissa bei einem Schiffbruch rettet (Periander selbst hat während der Gefahr Zeit, sich mit Korinna über die angeblich ihm selbst drohende Gefahr zu unterhalten), ist schon der Argwohn des Tyrannen gestachelt. Er zürnt Chersias, angeblich wegen dessen politischer Umtriebe, und gibt sich alle erdenkliche Mühe, seiner nichts Böses ahnenden Frau durch verfängliche Reden ein Zugeständniß ihrer sträflichen Neigung abzuzwingen. Ihre unschuldigsten Antworten erhalten bei ihm eine Deutung zu ihren Ungunsten. Nun räth Korinna-Jago der Melissa-Desdemona, bei dem erzürnten Periander-Othello für den bei ihm verschwärzten Chersias-Cassio um Verzeihung zu bitten. Es geschieht, und die beabsichtigte Wirkung auf den Eifersüchtigen bleibt nicht aus. Er hält die Schuld für erwiesen und beschließt, Melissa von einem Gericht der Aeltesten richten zu lassen. Im letzten Act läßt er sie in einem Gefängniß durch Korinna bewachen. Zur rechten Zeit findet sich Chersias mit der Frage ein, ob er nicht zur Rettung Melissas etwas thun könne. Korinna schickt ihn zur Königin hinein, um sie zu trösten. Periander kehrt zurück und findet, was seine Leidenschaft zur Wuth stachelt: die vermeinten Geliebten bei einander. Ohne weiter zu prüfen und ohne auch nur zu bedenken, daß Chersias nur mit Hülfe Korinnas, deren Haß gegen Melissa er sehr wohl kennt, zu Melissa hat gelangen können, erschlägt er beide. Das Gewebe der Intrigue ist, wie man merkt, so fadenscheinig, daß wirklich nur ein Blinder es nicht durchschauen könnte. Periander hat aber keineswegs dieselbe Entschuldigung, blind zu sein, wie Othello. Weder aus seiner Persönlichkeit, noch aus der Genesis seines ehelichen Verhältnisses erklärt sich die Empfänglichkeit für eifersüchtige Regungen. Er ist ein Grieche, liebt eine Griechin und hat mit derselben bereits eine Reihe von Jahren in der glücklichsten Ehe gelebt, der zwei Kinder entsprossen sind. Unter solchen Umständen sind die hier vorgebrachten Verdachtsmomente gegen Melissa viel zu schwach, um einen Mord zu begründen; der Dichter fordert Concessionen, die wir auch dem Bühnenspiel nicht machen können, selbst wenn wir demselben seine eigene Wahrscheinlichkeitsrechnung zugeben. Erst wenn die That vollbracht ist und nun Periander in einer Reihe ergreifender Scenen allmählich zum Bewußtsein kommt, was er verloren und durch seine Schuld verloren, fangen wir an vollen Antheil an seinem tragischen Schicksal zu nehmen. Hier erhebt sich die Dichtung zuletzt noch zu der Höhe, auf der größtentheils die Bußtragödie steht.

Böckers Schwäche ist nach alledem die Erfindung der Fabel, die Motivirung der äußeren Begebenheiten, die Intrigue. Hat er einmal die Situation, so weiß er sie stets trefflich auszunutzen und zu echt dramatischer Spannung zu vertiefen. Geht man so von einer großen Situation zur andern weiter, ohne sich durch das Gewirr von Gassen und Gäßchen beirren zu lassen, die inzwischen liegen, so wird man überrascht durch die Mächtigkeit der mit bewußter Consequenz durchgeführten Idee, durch die Tiefe des ethischen Inhalts, durch die Kraft und Zukömmlichkeit des Ausdrucks. Hier ist jede Rede an ihrem Platz, hat jedes Wort seine Bedeutung; hier zeigt der Tragiker, was er zu leisten vermag, und seiner Leistung kann der Beifall nicht fehlen. Auf den Wegen zu diesen Hauptstationen aber läßt er sich oft ungebührlich Zeit, geht bald rechts bald links, findet dabei natürlich überall selbstgeschaffene Hindernisse und hält sich bei ihrer Forträumung auf. Nebenpersonen ohne dramatisches Interesse, wie z. B. die Halbbrüder des Königs, behandelt er mit einer Breite, zu der auch nicht einmal die Fabel, wie er sie nun einmal gestaltet hat, zwingt, und nebensächliche Begebenheiten, die nur vermitteln sollen, werden oft mit der Ausführlichkeit, als ob sie sich selbst Zweck wären und sein könnten, zur Anschauung gebracht. Zum Glück bedarf es meist nur des Rothstifts eines geschickten Regisseurs, um hier aufzuräumen, wenigstens im zweiten und dritten Theil.

Hiermit stoße ich an die Frage nach der Aufführbarkeit der Trilogie — eine wichtige Frage, da das Werk unzweifelhaft für die Aufführung bestimmt ist. Sie läßt sich dahin beantworten, daß durchweg keine Anforderungen an die Bühne gestellt sind, die von derselben nicht leicht erfüllt werden könnten. Die drei Dramen, wie sie da sind und lediglich mit den Nachhilfen, die der Regisseur ihnen zu geben vermag, sind spielbar. Nur daß sie auch drei Abende in Beschlag nehmen! Die Bühne, die sie dem Dichter zur Verfügung stellte, würde sich einer schönen That rühmen können, wäre auch der Lohn nicht entsprechend der Anstrengung. Ein solches Werk rechnet nicht auf vielfache Wiederholungen, wird aber einem Elitepublicum nachhaltigen Genuß gewähren und ist zugleich eine treffliche Schule für den Schauspieler, der hier einmal wieder mit einer edlen Sprache und mit großen Empfindungen zu wirken die ideale Aufgabe hat. Dem Dichter aber möchte ich gleichwohl zu bedenken geben, ob es, nachdem nun die vollständige Trilogie als Buch vorgelegt ist, nicht möglich und gerathen wäre, den Bühnen eine Einrichtung anzubieten, die sich den Bedürfnissen der meisten derselben und ihres breiteren Publicums praktischer anpaßt. Ich bin überzeugt, daß sich diese elf Acte in fünf zusammenfassen lassen, die dann eine einzige Tragödie von sehr mächtiger Wirkung geben müßten. Der jetzige erste Theil könnte ganz fortbleiben; der Hauptinhalt desselben ließe sich kurz in der Exposition zur Kenntniß des Zuschauers bringen. Der erste und zweite Act des zweiten Theils lassen sich in einen zusammenfassen, der dritte Act wäre bis auf eine Scene zu streichen, die anderweitig eine Stelle finden könnte. Act vier und fünf des zweiten Theils werden dann Act zwei und drei der Gesammttragödie, der dritte Theil der Trilogie (daß die Handlung hier zwanzig Jahre später spielt, ist durchaus nicht nöthig!) würde die beiden letzten füllen. Es kostet sicher einige Ueberwindung, in so radicaler Weise zu reformiren. Wenn aber bei einer solchen Umgestaltung alle Scenen von wirklich dichterischem und dramatischem Werth erhalten bleiben und der deutschen Bühne, nicht nur dem einzelnen Kunstinstitut, ein Werk geboten werden kann, das auf allseitige Beachtung Anspruch hat, erscheint der Versuch vielleicht doch lohnend. Möge der Wunsch, es zu fördern, denn auch den Kritiker entschuldigen, der sich hier auf den Standpunkt des Dramaturgen zu stellen veranlaßt sah.

Ernst Wichert.

Aus der Hauptstadt.

Vom Plötzensee.

An Dr. A. R. in Str.

„Wie steht es denn eigentlich um Plötzensee? Ist es ein gemüthliches Seitenstück zu jenem „fidelen Gefängniß", von welchem wir in der „Fledermaus" ein so ergötzliches Exemplar zu sehen bekommen? Hat es mit den lustigen Clausuren, von denen uns die früheren „politischen Verbrecher" zu berichten wissen, wo man sich ein anständiges Zimmer selbst möbliren, mit Clavier, Canarienvögeln und sonstigen Luxusgegenständen ausstatten konnte, und in demselben bei guter Speise und gutem Tranke seine Freunde versammeln durfte, einige Aehnlichkeit? Oder ist es, wie es nach den neuesten Verhandlungen im Reichstage beinahe aussieht, ein etwas von der Cultur beleckes Seitenstück zu den sibirischen

Digitized by Google

Marteranstalten? Wie lebst Du, mit einem Worte? Du würdest gut thun, in Deinem Blatte einen Bericht darüber zu geben, denn wir haben von der Lage, welche einem wegen Preßvergehen durch das Erkenntniß des höchsten Gerichtshofes zu Gefängnißstrafe Verurtheilten bereitet wird, nur eine sehr dunkle oder richtiger gar keine Vorstellung; von uns in der Provinz kann ich das wenigstens mit vollem Rechte behaupten."

Du wirst es mir nicht übel nehmen, lieber Freund, wenn ich diesen Passus aus Deinem Briefe, den ich heute vor 8 Tagen am Plötzensee empfing, wörtlich hier wiedergegeben habe. Du siehst, ich benutze ihn als ein meinen Bericht bevor- und befürwortendes Einführungsschreiben. Ich möchte von vornherein dem Verdachte wehren, als beabsichtige ich aus einer verhältnißmäßig geringfügigen Sache großes Capital zu schlagen, und meine Person, welche in dieser Beziehung ungleich weniger hart getroffen ist, als die vieler anderer, ungebührlich in den Vordergrund zu schieben. Nichts liegt mir ferner als das. Mein Streben geht vielmehr einzig und allein darauf hinaus, die sehr verworrenen und unklaren Ansichten des Publicums über das Wesen der Gefängnißstrafe, wie sie auch wegen nicht ehrenrühriger Vergehen vollzogen wird, zu fixiren und zu der allseitig anerkannten Nothwendigkeit der Verwandlung dieser Strafe namentlich bei politischen und Preßvergehen und der gesetzlichen Regulirung des Strafvollzuges einen, wenn auch noch so bescheidenen Beitrag zu geben.

Am 3. März erhielt ich vom Stadtgerichte die Aufforderung, zu Abbüßung der mir zuerkannten vierzehntägigen Gefängnißstrafe mich der Direction des neuen Strafgefängnisses zu stellen. Gleich am folgenden Tage fuhr ich nach dem mir bis dahin unbekannten Plötzensee hinaus, zunächst um eine Ocularinspection vorzunehmen. Das flüssige Element, welches dem Gefängnisse am Plötzensee den Namen gegeben hat, ist, ich weiß nicht auf welche Weise, verschwunden; ich habe mich wenigstens vergeblich nach irgend einem See umgesehen. Plötzensee liegt nordwestlich von Berlin. Wir fuhren durch Moabit über den Schienenstrang der Lehrter Bahn und nach 10 Minuten hinter Moabit sah ich die rothe Häusermasse vor mir, in welcher ich auf 14 Tage ein unfreiwilliges Unterkommen finden sollte. Plötzensee ist schon jetzt eine kleine Stadt, und es wird noch rüstig daran weiter gebaut. Vorn liegt eine Reihe freundlicher Villen, welche von den Beamten bewohnt werden. Das Hauptgebäude in der Mitte ist die Kirche, mit zwei hübschen im einfachsten gothischen Stile gehaltenen Thürmen. Im ersten Stock wird auch der Gottesdienst abgehalten, während das Erdgeschoß für die Büreaus der Oberbeamten reservirt geblieben ist. Ich stellte mich Herrn Oberinspector Gennat vor, welcher in der Abwesenheit des Herrn Directors Wirth diesen vertritt, und kündigte ihm meinen bevorstehenden Besuch für den folgenden Tag an. Er war bereits davon unterrichtet. Ich hatte natürlich tausend Fragen an ihn zu stellen, und der Herr Oberinspector beantwortete mir dieselben mit der größten Liebenswürdigkeit und Geduld. Vergünstigungen, welche, als mit der Hausordnung zu vereinbaren, mir von vorneherein gewährt werden konnten, waren die, daß ich eine bestimmte Anzahl Bücher, Schreibmaterial, Schlafrock, Hausschuhe und Lampe mitnehmen durfte, und daß die Communication mit außen in Anbetracht meiner kurzen Strafzeit mir fast unbeschränkt eingeräumt werden konnte. Ich durfte Briefe, eine Zeitung und Besuche empfangen und Briefe schreiben. Meine weitere Bitte, mich selbst verköstigen und rauchen zu dürfen, konnte indessen nicht berücksichtigt werden. Der Oberinspector ging mit mir durch die hellen und saubern Corridore und zeigte mir eine der Zellen, wie sie mir am andern Tage angeboten werden sollte.

Ich traf mit Herrn Caplan Paul Majunke zusammen und unterhielt mich wohl eine halbe Stunde lang mit ihm. Er sah sehr wohl und vergnügt aus und sprach sich über seine augenblicklichen Verhältnisse mit größter Befriedigung aus. Den im Kloster Erzogenen drückt die Entziehung der Freiheit, die unglaubliche Dürftigkeit der äußern Verhältnisse, die mir entsetzliche Gleichmäßigkeit und Gleichartigkeit der Verpflegung augenscheinlich sehr wenig. „Abends, wenn das Glöcklein tönt," sagte mir Majunke, „ist mir noch heute so zu Muthe, als ob ich im Kloster wäre". Majunke erkundigte sich angelegentlich nach dem Gesundheitszustande Laskers, für den er das Gefühl größter persönlicher Verehrung zu hegen scheint. Wir schwatzten noch Allerhand und drückten uns schließlich in collegialischer Freundlichkeit auf baldiges, wenn auch nicht fröhliches Wiedersehen die Hände. Majunke treibt jetzt ernsthafte juristische Studien, er scheint damit umzugehen, sich von irgend einer Universität den Titel eines Doctors des römischen Rechts, vielleicht auch beider Rechte holen zu wollen.

So hatte ich denn von meinem ersten Besuche in Plötzensee einen ganz angenehmen Eindruck mitgenommen. Der Beamte, der mich empfangen hatte, hatte mich mit einer Theilnahme und Schonung behandelt, die ich schon in diesem Augenblicke zu schätzen wußte, die ich aber später noch mehr schätzen lernen sollte. Ich hatte eine vortrefflich eingerichtete, saubere und helle Anstalt gesehen, einen Gefangenen gesprochen, der mit seiner Lage ganz zufrieden war — die 14 Tage, dachte ich mir, werden bald vorüber sein!

Am Nachmittag des folgenden Tages — 5. März — trat ich meine zweite Wanderung an. Mein Reisegepäck bestand in dem Koffer, der die gestatteten Bücher und meine Wäsche enthielt, und in einer Lampe. Ich wurde wieder in das Büreau des Oberinspectors geführt und dort wurde zunächst meine Identität festgestellt. Für die Eventualität eines etwa zu erlassenden Steckbriefes wurde auch mein genaues Signalement aufgenommen. Die paar Thaler, die ich in meinem Portemonnaie hatte, wurden in Verwahrung genommen, und damit hatten die Präliminarien ihr Ende erreicht. Der Oberinspector hatte die Freundlichkeit mich persönlich auf meine Zelle zu begleiten — XI. Station Nr. 175.

Bis dahin hatte die Sache auf mich einen mehr scherzhaften Eindruck gemacht. Ueber den ersten unangenehmen Moment, der dann eintreten soll, wenn die Thüre zum erstenmal hinter dem Gefangenen geschlossen wird, kam ich dadurch hinweg, daß ich mich sofort an das Auspacken meiner Bücher machte. Aber nun waren sie ausgepackt und ich hatte eigentlich nichts mehr zu thun. Nun kam mir zum erstenmale das Bewußtsein: Du bist vorläufig deiner Freiheit beraubt; es ist dir nicht möglich Freund X u. Y) zu besuchen, in diese oder jene Restauration zu gehen, du kannst überhaupt gar nicht ausgehen; du bist, was man Gefangener nennt. Das ist heiter! Nun! Es sind ja blos 14 Tage! Aber so ein Tag hat 24 Stunden und jede Stunde hat 60 Minuten, und du bist seit genau 22 Minuten eingesperrt, die Sache wird doch länger dauern als du eigentlich glaubtest.

Ich sah mir die Zelle, mit der ich so genaue Bekanntschaft machen sollte, im Einzelnen an. Zunächst muß ich da gleich einer Auffassung entgegentreten, der ich vielfach begegnet bin, nämlich, daß für die politischen Gefangenen besondere Zellen hergerichtet werden. Für den strafvollziehenden Beamten gibt es in der That keine politischen Gefangenen. Für ihn ist Gefangener Gefangener. Er hat ihn genau nach den Bestimmungen der Hausordnung zu behandeln. Diese Hausordnung setzt ganz genau fest, wie die durch richterliches Urtheil verhängte Gefängnißstrafe an dem Individuum zu vollziehen ist. Er hat nicht die Befugniß zu Gunsten dieses oder jenes eine Ausnahme zu machen. Eine willkürliche Erleichterung der Strafe, welche das Gesetz verhängt hat, durch den Vollzugsbeamten bringt diesen in ernsthafte Collision mit dem Strafgesetze und eröffnet für ihn die angenehme Perspective des Zuchthauses. Wenn das Gesetz ohne Unterscheidung den Spitzbuben, den von einer Dirne ausgehaltenen Lump, welcher die geschäftliche Benachtheiligung der von ihm beschützten Dame mit Faust und Messer rächt, den notorischen Verbrecher mit derselben „Gefängnißstrafe" belegt, wie den Bischof, der die Maigesetze nicht anerkennt, wie den socialdemokratischen und ultramontanen Abgeordneten, der gegen die Regierung in unerlaubt erscheinender Weise opponirt, wie den Redacteur, der über den strafbaren Inhalt eines Artikels andere Ansichten hat als ein Richtercollegium, dann ist der Beamte, welcher die gleichmäßig verhängte Strafe vollzieht, verpflichtet dem Einen wie dem Andern gegenüber dieselben ihm vorgeschriebenen Strafmittel gleichmäßig in Anwendung zu bringen. Aber es wäre unmenschlich und geradezu unmöglich, für diese verschiedenartigen Vergehen die Gleichmäßigkeit der Bestrafung in der vollsten Strenge durchzuführen. In dem Verkehre mit Gefangenen der einen und der andern Kategorie muß sich eine ganz erhebliche Verschiedenheit geltend machen. Ich will gleich hier die Bemerkung anschließen, daß ich nicht genug Worte der Dankbarkeit finden kann für die schonungsvolle Zuvorkommenheit, für die wahrhaft menschenfreundliche Theilnahme, welche ich bei den sämmtlichen Oberbeamten vom ersten bis zum letzten Augenblick meiner Haftzeit gefunden habe. Aber bei aller Theilnahme und bei aller Liebenswürdigkeit war es ihnen doch nicht möglich, die Bedingungen, denen ich mich nach dem Urtheile des Gerichtshofes zeitweilig zu fügen hatte, im Großen und Ganzen abzuändern. Sie konnten mir keine andere Zelle anweisen, als die, welche zur Verfügung steht; sie konnten mir keine andere Matraze geben, als die, welche vorhanden ist; sie konnten mir kein anderes Essen verschaffen, als das, welches in der allgemeinen Küche gekocht

Digitized by Google

wird. Ich bekam also eine Zelle, welche ganz genau in allen Einzelnheiten denen glich, in welchen Spitzbuben, Gauner, Messerhelden und sonstiges Gesindel eingesperrt werden. Mein Nachbar rechts war, wie ich später erfuhr, einer der gefährlichsten Einbrecher, der bereits mehrfach im Zuchthaus gesessen hatte, mein Nachbar links ein wegen schweren Betruges Bestrafter. Die nächste Nachbarschaft der anständigen Menschen mit den schlimmsten Verbrechern ist hier keine zufällige, sondern eine sehr erklärliche. Was sich der anständige Mensch als eine Gunst erbittet, die strenge Isolirung, ist für den gemeinen Verbrecher eine Strafe.

Die Zelle ist sechs Schritt lang und drei Schritt breit. Das Fenster, welches mit Traljen versehen, ist durch eine sinnreiche Vorkehrung so hoch angebracht, daß man nicht hinaussehen kann. Man muß auf den Schemel steigen, um es zu öffnen. Die Thüre enthält ein Guckloch, durch welches der Gefangene beobachtet werden kann, ohne daß er dessen gewahr wird, und eine Klappe, durch welche ihm das Essen gereicht wird. Beide Vorkehrungen sind wie das Schloß natürlich nur von außen zu öffnen. Das Mobiliar ist so einfach wie nur irgend möglich. Links von der Thüre ist die eiserne Bettstelle, welche am Tage, um mehr Raum zu schaffen, umgeklappt und an der Wand befestigt wird. Ueber dem Bette als einziger Wandschmuck, welcher entbehrt werden könnte, ein Thermometer. An derselben Wand, mehr gegen das Fenster zu, ist ein Wandschränkchen befestigt, welches folgende Gegenstände enthält: Schippe und Handfeger zur Reinigung der Zelle, eine Blechschachtel mit Putzpulver, eine andere mit Wichse, einen Trinkbecher aus dem gleichen Metall, ein Salzfaß aus Pappe, Messer, Gabel und Löffel, ein neues Testament und ein Gesangbuch. An der Wand rechts von der Thüre ist in der Mitte der Gasarm, darunter ein kleiner Tisch und ein Schemel. Einige Fuß hoch über dem Tische, so daß man stehend hinaufreichen kann, befindet sich ein Brett mit Krug und Eßnapf von Steingut und einem Waschbecken von Blech. Rechts von der Thüre ist ein Spucknapf und jener Gegenstand, den Heine sogar in die Dichtkunst eingeführt hat, obgleich man nicht gern davon spricht:

„Ein Möbel von scheinlosem Aeußern,
Und böte mir Rothschild all sein Geld,
Ich würde es nicht veräußern".

Durch den allerdings ungeheuren Wasserconsum, pro Kopf täglich 120 Liter, welche lediglich zur Spülung dieses Möbels verwendet werden, hat man es glücklich erreicht, daß man der Anwesenheit desselben nicht gewahr wird. An den Wänden befinden sich noch zwei Anschläge, der eine führt das Inventar der Zelle auf, der andere ist eine Bekanntmachung vom 27. December 1872. Außerdem hängt da ein blaues Büchelchen mit den „Verhaltungsregeln für die Gefangenen im Strafgefängniß in Berlin". §. 1 lautet: „Jeder Gefangene ist dem Director und allen Beamten unbedingten Gehorsam schuldig". Die folgenden §§. führen dieses einfache Thema weiter aus. Die Bekanntmachung betrifft die Beköstigung, Arbeitszeit u. s. w.

Für die Beköstigung gelten folgende Bestimmungen: Jeder Gefangene erhält, wenn der Director nicht anders bestimmt, Morgens $^3/_4$ Liter Suppe, Mittags $1^1/_4$ Liter Suppe, Abends 1 Liter Suppe. An 3 Tagen in der Woche wird die Suppe mit Fleisch gekocht, das klein verschnitten zugleich mit der Suppe ausgegeben wird. Der Gefangene hat an dem Verdienste, welches er durch seine Arbeit aufbringt, einen Antheil, der im höchsten Falle täglich 2 Sgr. betragen kann. Dafür kann er sich die sogenannte „Zubuße" anschaffen, d. h. Brod, Butter oder Schmalz, leichtes Bier, Speck, Schnupftabak. Im höchsten Falle darf die Ausgabe 5 Sgr. in der Woche betragen.

Bei dieser Feststellung ist als Norm angenommen der Preis von 6 Sgr., welchen der Fabricant für die Arbeit des Strafgefangenen pro Tag bezahlt. Von diesen 6 Sgr. sollen $^2/_3$ der Anstalt und $^1/_3$ dem fleißigen Arbeiter zufallen. Da ich nicht von einem Fabricanten zum Tütenkleben oder Blumenmachen angestellt war, sondern ein Verleger mich während der vierzehn Tage schriftstellerisch beschäftigte, so wurde für meine Arbeit eine höhere Entschädigung als 6 Sgr. gefordert. Der Verleger zahlte für mich 10 Sgr. pro Tag und von diesen 10 Sgr. empfing ich als fleißiger und ordentlicher Arbeiter $^1/_3$ also 3 Sgr. 3 Pf. Dafür erhielt ich Morgens Kaffee. 15 Pfennige, $^1/_2$ Flasche Weißbier: 10 Pfennige und für den Rest Butter. Außerdem wurde mir, wie den Herren Majunke und Most, und allen andern Gefangenen, deren Constitution die derbe Gefängnißkost nicht verträgt, von dem vortrefflichen Gefängnißarzte Dr. Baer die sogenannte „Mittelkost" verschrieben, welche darin besteht, daß ich Vormittags um 11 Uhr Bouillon mit einem Stücke, allerdings gründlich ausgekochtem Rindfleisch und Abends einen Kübel Milch erhielt.

Um 6 Uhr Abends wurde mir meine erste Abendsuppe gereicht, ein unsinniges Quantum. Es war etwas fuselige Buchweizengrütze. Sie war sehr heiß. Ich hatte wirklich Hunger, und sie schmeckte mir ganz gut. Natürlich vermochte ich nicht über die Anfangsgründe hinwegzukommen, und ich begreife nicht, wie es überhaupt einem menschlichen Wesen möglich ist, da auf den Grund zu dringen. Und doch wurde mir gesagt, daß der Appetit einiger Gefangener durch das vorschriftsmäßige Quantum noch nicht annähernd befriedigt würde, und daß man ihnen 2, 3 mal den „gefüllten Napf schwänge", wie Freytag sagt. Die Suppe hatte einen eigenthümlichen und mir doch so wohlbekannten Geruch. Sie sah so merkwürdig aus, wie ein alter Bekannter. Wo hatte ich sie doch gesehen und gerochen? Und auf einmal sah ich in den Dampfwolken, die sich da vor mir erhoben, mit einer merkwürdigen Frische der Vergegenwärtigung eine Schaar längst vergessener Gesichter wieder — meine alten Schulfreunde der Latina in den Franke'schen Stiftungen zu Halle. Es war dieselbe Suppe, die ich in Halle so oft gegessen und noch viel öfter hatte stehen lassen. Sie sah genau so aus, sie schmeckte genau so, sie hatte genau denselben unheimlichen Geruch. Ich muß hieran gleich eine Betrachtung anschließen über die Suppen im Allgemeinen. Ich habe alle möglichen Suppen probirt: Sauerkraut und Erbsen, — es wird Alles in Suppenform verabreicht —, Reis-, Brod-, Kartoffel-, Mehl- und andere Suppen. Alle sehen egal aus, alle haben denselben Geschmack und denselben Geruch. Welche Kochkunst dazu gehört, um diese rührende Gleichartigkeit herzustellen, weiß ich nicht, aber es ist ein Factum. An sich sind die Suppen übrigens gar nicht schlecht; ich muß nur gestehen, daß ich wirklich zu verwöhnt war, um daran Geschmack zu finden. Schon am vierten Tage konnte ich sie nicht mehr sehen, mir wurde ganz übel, wenn der Geruch zu mir drang; und vom fünften Tage an ließ ich sie mir schon gar nicht mehr in die Zelle reichen. Ich nährte mich ausschließlich mit der sogenannten Mittelkost und dem Frühkaffee, der durch Quantität die Qualität zu ersetzen bestrebt war. Der Mühe, sich denselben zurecht zu machen, war man überhoben: er wurde mir gleich mit Milch und etwas Zucker angerichtet gebracht, als „Capuziner" oder „Melange", um die Wiener Bezeichnung zu gebrauchen, je nach der mehr oder minder leichten Handbewegung der freundlichen Spenderin. Warm aß ich also nur einmal des Tages: um 11 Uhr Vormittag die Bouillon und das bewußte Rindfleisch, beides reichlich genug und in guter Qualität. Die Wahrheit zu gestehen vermißte man bei der Bouillon allerdings die Abfettung und bei dem Rindfleische die rechte Kraft; aber es ließ sich, wie gesagt, essen und da es die einzige warme Mahlzeit war, die ich zu mir nahm, und Hunger der beste Koch ist, so war ich ganz zufrieden damit. Ich stellte während meiner vierzehn Tage oft sehr lehrreiche Betrachtungen an über die niedern Triebe des Menschen und bekenne ganz offen, daß ich jedes mal mit einer gewissen Gier aus der Suppe das Stück Rindfleisch herausfischte und, je nachdem das Stück größer oder kleiner ausgefallen war, eine gewisse Genugthuung oder auch eine gewisse Kränkung verspürte,

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme".

Am Abend unternahm ich oft vergebliche Kämpfe gegen die Milch. Nur selten ist es mir gelungen, die mir zugemessene Rate zu bewältigen. Von dem ungeheuren Quantum Brod habe ich nie mehr als die Hälfte bemeistert.

Inzwischen hatte es draußen gedunkelt und das Gas war angezündet worden. Bis $^1/_2$9 Uhr Abends wird den Gefangenen das Licht gestattet. Um $^1/_2$9 Uhr wird der Haupthahn abgedreht, und wer nicht wie ich die Vergünstigung der Lampe hat, bleibt von da ab im Finstern. Nach 7 Uhr Abends beginnt der Nachtdienst für die Beamten. Während der Tageszeit wird die Thüre nicht durch den Schlüssel besonders geschlossen; sie fällt in's Schloß, und da sie nicht von innen geöffnet werden kann, genügt diese Absperrung in der That vollständig. Für die Nachtzeit, während welcher die Beaufsichtigung natürlich in Folge des verringerten Beamtenpersonals nicht so streng geübt werden kann, und etwaige Fluchtversuche durch die Dunkelheit noch begünstigt werden würden, wird die Thür mit dem Schlüssel doppelt verschlossen. Dieses Schließen war mir

Digitized by Google

schon am ersten Abend sehr unangenehm und hat mich jeden der vierzehn Abende genirt.

Eine halbe Stunde nach der Abschließung hörte ich auf einmal ein seltsames und beharrliches Pochen in der Nebenzelle, das nach einer kurzen Pause von der anderen Zelle erwidert wurde. Ich hörte die einen Schläge ganz deutlich, die anderen weniger scharf. Dieses Klopfen wiederholte sich jeden Abend regelmäßig Es gibt keine Isolirung, die so streng wäre, daß sie den unüberwindlichen Drang der Communication, welche in dem Gesellschaftsthiere Mensch einmal vorhanden ist, besiegen könnte. Das einfachste Mittel der Communication ist eben das Klopfen an der Wand. Alle Beamten wissen, daß die Isolirten auf diese Weise verkehren, aber es ist sehr schwer von außen festzustellen, in welcher Zelle geklopft wird; überdies ist diese Art des Verkehrs eine so schwerfällige, daß es kaum der Mühe verlohnt dagegen anzukämpfen, um so mehr, als man von vornherein weiß, daß man den Verkehr völlig aufzuheben doch außer Stande ist. In den Zuchthäusern, wo die Gefangenen jahrelang zusammensitzen, ist die Reproduction der einzelnen Buchstaben des Alphabets durch mehrere kürzere oder längere Schläge sehr vereinfacht. Die Leute haben ein ähnliches Alphabet wie bei dem Morse'schen Telegraphen z. B. a .— b —... c —.—. ꝛc. ꝛc. Bei der gewöhnlich kürzeren Dauer der Gefängnißhaft hat sich ein so sinnreiches System nicht ausbilden können. Die Gefangenen am Plötzensee klopfen a einmal (.) b zweimal (..) c dreimal (...) ꝛc. bis z fünfundzwanzigmal. Aber gewisse Abkürzungen und Vereinfachungen haben sich doch schnell ergeben. Zunächst in der Orthographie. Es versteht sich, daß die Worte nicht nach ihrer üblichen Rechtschreibung, sondern rein phonetisch abgeklopft und daß häufig wiederkehrende Endungen wie „heit", „keit", „ung", „schaft" und „haft" nur durch einige Buchstaben markirt werden. So wird für das Wort „Gotteslästerung" zum Verständniß in der Klopfsprache die Schreibweise „G o z l e s t r g" vollständig genügen. Außerdem vereinfachen sich die Klopfer die Sache dadurch sehr, daß sie, wenn der zweite Buchstabe in der alphabetischen Reihenfolge hinter dem ersten steht, nicht wieder von vorn anfangen, sondern nach einer kurzen Pause von dem ersteren Buchstaben bis zum zweiten weiterzählen. Fangen sie wieder mit a an, so wird die Pause länger. Ferner machen sie keinen Unterschied zwischen b und p; g und k; d und t; ü und i u. s. w. Auf diese Weise würde z. B. der Herr Staatsanwalt bei der VII. Deputation des Stadtgerichts von den Gefangenen am Plötzensee, wie folgt, abgeklopft werden:

a b c D E f g h i k l m n o p q u r S
. . . . . .

a b c d E f g h i k l m R
. . . . . .

a b c D e f g h i k l m n O p q R
. . . . . .

a b c d e F
. . . . .

Für den nicht Eingeweihten ist es bei der angespanntesten Aufmerksamkeit sehr schwer zu folgen. Ich habe alle möglichen Versuche gemacht nachzuzählen, Striche zu machen, mit zu buchstabiren, und nur ein einziges Mal ist es mir gelungen ein mehrfach vorkommendes Wort zu entziffern; ich las noch dazu falsch, indem ich immer „gar" bekam. Am andern Morgen erzählte mir der Aufseher, daß unten in der Station tiefer ein Unfug mit dem Gas getrieben worden sei. Ein Gefangener hatte sich den Scherz erlaubt, den Hahn in seiner Zelle zuzudrehen, den Brenner abkühlen zu lassen, dann den Hahn wieder zu öffnen und mit aller Gewalt hineinzublasen. Dadurch war das Gas in vier Zellen rechts und links ausgeblasen worden. Das war offenbar von unten heraufgetelegraphirt worden, mein Nachbar erzählte es dem seinigen. Ich hatte also r anstatt s gezählt. Wie schwerfällig diese Art des Verkehres auch sein mag, sie genügt doch vollkommen. Ich entsinne mich vom Polenprocesse her, daß damals festgestellt wurde, wie zwei Isolirte, von denen der eine unter dem andern wohnte, in der langen Dauer ihrer Untersuchungshaft auf diese Weise eine Partie Schach mit einander gespielt hatten. Einfacher ist natürlich der Verkehr, sobald einige der auch strengst Isolirten zusammengebracht werden, auf den Spaziergängen, in der Kirche u. s. w. Es ist da der komische Fall constatirt worden, daß streng Isolirte alles, was sie sich zu sagen hatten, in der Kirche sich als Choral zugesungen haben.

Wider meine Gewohnheit befiel mich schon gegen zehn Uhr Abends eine gewisse Müdigkeit. Man hatte die Aufmerksamkeit gehabt, mir eine ganz neue Matraze und ebenso noch völlig ungebrauchte Ueberzüge zu geben; ich hatte also wenigstens die Beruhigung, zum erstenmale in diesem Bette zu liegen, und ich bedurfte dieser Beruhigung, um für die Härte des Lagers selbst eine Entschädigung zu haben. Ich habe nicht die Absicht der India-Faser-Company Unverbindlichkeiten sagen zu wollen; aber daß ich das infame Product, welches mir als India-Faser gleich die erste Nacht so gründlich verdarb, mehr als hundertmal verwünscht habe, das ist freilich nicht schön, aber es ist sehr wahr. Starr und unbiegsam in seinen Grundsätzen wie ein Socialdemokrat, trotzt es zunächst den gewaltsamsten Anstrengungen des Körpers, der Ruhe sucht. Und das ist noch die schönste Zeit der India-Faser! Denn nach wenigen Tagen fällt sie zusammen und bringt den Armen, der darauf liegt, in immer nähere Berührung mit dem eisernen Stab, welcher die beiden Langseiten in der Mitte der Bettstelle unten zusammenhält. Es ist eine schöne Erfindung diese India-Faser: — wohlfeil und dauerhaft!

Was ich an den folgenden Tagen gesehen und erfahren, die Notizen, welche ich mir über die Gefangenen und die Anstalt gesammelt habe, will ich Dir in einem zweiten Briefe mittheilen. Du wirst in meiner Darstellung jedenfalls den poetischen Schwung, der Silvio Pellicos „Le mie prigioni" auszeichnet, vermissen, aber ich hoffe mir auch keine sachlichen Ungenauigkeiten zu Schulden kommen zu lassen.

Paul Lindau.

Berliner Courier.

An Paul Lindau.

Eingeschrieben. Am Plötzensee.

Verehrter Freund!

Wenn Sie in ihrer gegenwärtigen Lage eines Trostes bedürften für die unfreiwillige Zurückgezogenheit von dem Lärm und unruhvollen Treiben des Tages, so möchte ich Ihnen in freier Variation des geflügelten Wortes, daß nicht Jeder frei ist, der seiner Ketten spottet, zurufen, daß nicht Jeder eingesperrt ist, der wenigstens zu sich selbst zu kommen vermag. Vollends ein armer Berliner Courier möchte bei diesen Zeitläuften am ehesten versucht sein, Sie um Ihr gesichertes Daheim zu beneiden, während Unsereins alle Beine voll zu thun hat, um die Genüsse zu erdulden, die an den entgegengesetzten Endpunkten unserer kunststrotzenden Metropole seiner harren. Ich weiß nicht, ob in der Mythologie der Griechen außer den hundertarmigen Riesen auch Kraftgenies mit ebensoviel Füßen vorkommen. Jedenfalls scheint es einem natürlich gearteten Menschenkinde, ohne eine angemessene Augmentirung des angebornen Piedestals, schlechterdings nicht mehr möglich zu sein, alle Merkwürdigkeiten der Weltstadt mit eigenen Füßen abzulaufen.

Ich habe es redlich versucht, meine Schuldigkeit zu thun, ich habe mir in meinem Kalender alle Sehenswürdigkeiten eingetragen, welche gerechten Anspruch auf Beachtung haben: die Lappländische Familie und den Rumpfmenschen, die fetten Russenkinder und den Skelettmann, die Hundemenschen und den „Menschenfreund", — aber ich brachte es nur bis zur Absolvirung der Nummer Eins meines Programms, denn ehe ich bei dem rücksichtslosen Unwetter des diesjährigen Vorfrühlings auf dem in chronischer Auflösung begriffenen Straßenpflaster von dem Ostende der Stadt bis zur Weidendammer Brücke gelangte, war die Nacht hereingebrochen, die keines Menschen, namentlich nicht des Rumpfmenschen, Freund ist. Und als ich am Abend meiner Pflicht zu fehlen glaubte, durft' ich mich nicht im Dienste der dramatischen Muse quälen, und voll Feuereifers nach dem Schauspielhause eilte, war der Girndt'sche „Menschenfreund" einem vorzeitigen, erbarmungslosen Schicksal verfallen: er war vom Tode ereilt worden, ohne gelebt zu haben, der Kampf um's Dasein war für ihn nur ein Kampf um's Geborenwerden geblieben und das Grab des Frühverblichenen umstanden in Wehmuth die vergeblich angeschafften Toiletten der weiblichen Rolleninhaber. Die Generalintendanz aber tröstete sich, den Vater und die Leidtragenden mit dem tiefsinnigen indischen Spruch: Schlafen ist besser als Wachen, Sterben besser als Schlafen, Nichtgeborenwerden aber das Allerbeste.

Desto reichlicher strömt die Quelle des Genusses in den mannichfachen Gastspielen hervorragender dramatischer Künstler und Künstlerinnen,

Digitized by Google

…che sich gegen Ende der Saison gleichsam bei uns Rendez-vous gegeben …ben. Leider gar zu sehr a tempo, so daß es auch dem ausdauerndsten …nteresse nicht möglich ist, die künstlerische Eigenthümlichkeit des einzelnen …ates in einer Folge von Leistungen aufmerksam kennen zu lernen. Es …t bei der Mangelhaftigkeit des menschlichen Organismus eine schwere …ufgabe, zu gleicher Zeit Frau Janisch im Residenztheater als unschuldigen …ausch, Herrn Barnay in der Weinbergstraße als antiken Römer und …räulein Kathi Frank im Stadttheater als moderne Dalila zu bewundern.

Ich habe geglaubt, daß es Ihnen wichtig sein wird, zu hören, …chen Erfolg das längere Gastspiel der letztgenannten Künstlerin bisher …abt hat, da die übrigen Gäste dem Berliner Publicum bei mannich…chen andern Anlässen bekannt und hinlänglich gewürdigt worden sind, …rend Fräulein Frank sich, meines Wissens, diesmal zuerst in ihrem …ern Rollenfach vorstellt. Die Wandlung, welche sich mit ihr vollzogen …t, seit sie zuerst am Victoriatheater auftrat, ist eine höchst merk…rdige. Sie verräth die sichere Hand des Meisters, dem es wie keinem …ngt, alle Keime der vorhandenen Begabung zu voller Reife zu ent…lten und den ganzen technischen Apparat zu einer Fertigkeit zu ent…keln, daß jeder künstlerischen Intention die entsprechende Wirkung …f dem Fuße folgt. Selten vereinigen sich bei einer Künstlerin alle …mmensetzungen einer fesselnden Darstellung in gleichem Maße, wie bei …räulein Frank. Eine schöne Gestalt, welche in ihren Bewegungen …chen Impuls der Action willig gehorcht, ein lebhaftes und sprechendes …ge voll Feuer, ein beredtes Mienenspiel und ein Organ, welches …sentlich den höchsten Affecten der Leidenschaft, des Hasses und des …rnes einen mächtigen Ausdruck gibt. Daß Fräulein Frank den …ftigen Gehalt ihrer Rollen auf das genaueste zu erfassen strebt, daß …den darzustellenden Charakter psychologisch zu vertiefen trachtet, da…n legt jede ihrer Darstellungen vollgültiges Zeugniß ab. Ich hatte …legenheit, sie als Maria Stuart, als Dalila und in der Neuen …gdalena zu sehen. In keiner dieser Rollen hat sie mich voll und …z befriedigt, aber in jeder derselben war sie durchaus interessant und …cht das Verlangen, ihr großes Talent an weiteren Aufgaben die …rde machen zu sehen. Ihre Maria Stuart bot eine Fülle der wirk…nden Momente, aber die Auffassung des Charakters gravitirte in …r Weise nach der realistischen Richtung hin, daß die Idealgestalt des …ichts und zum Theil auch die königliche Dulderin dagegen auf …ndliche Weise zurücktraten. Die leidenschaftlichen Scenen gelangen …gen vortrefflich und übten eine große Wirkung. — Die beiden …dern Rollen, die der Dalila und der Neuen Magdalena, bieten einen …r unzulänglichen Maßstab für ein eingehendes Urtheil. Es ist schwer, …en Charakter zu voller Lebenswahrheit zu gestalten, den der Dichter …ur mit groben und willkürlichen Strichen gezeichnet hat. Nament…h bietet das letztgedachte Stück, nach dem bekannten Roman von Wilkie …ins mit der Holzaxt zurecht gehauen, Schwierigkeiten dar, die jeder …stlerischen Anstrengung zu spotten scheinen.

Das Publicum hat die Leistungen der Künstlerin mit lebhaftem …teresse verfolgt und ihr seine Anerkennung durch reiche Beifallsspenden …wiesen. Die Fortsetzung des Gastspiels wird Fräulein Frank Gelegen…it geben, sich in einer ganzen Folge weiterer Rollen zu zeigen und so …s möglich werden, das Urtheil über sie zu vervollständigen.

Wenn ich im Anschlusse an diese meine unmaßgebliche Auffassung …nunmehr auch über das neueste theatralische Ereigniß der Woche …ten soll, so kann ich dies nur unter der Bedingung thun, daß Sie …n Urtheil nicht drucken lassen. Denn um es offen zu bekennen, ich …he mich, zwischen zwei Feuer zu gerathen. Sie wissen, ich bin kein …nd vereideter Theaterkritiker, ich will auch — und wenn es …, mit vierzehn Eideshelfern — beschwören, daß meine Hände …von jedem dramatischen Frevel, daß ich keinen meiner literarischen …den Auswüchsen einer ungezügelten dramaturgischen Phantasie …ner Theaterdirection mit fünfactigen Manuscripten torquirt, …mit verificirten oder ungereimten Komödien meuchlings über…e. Ich stehe also in dem Gefühl einer ganz idealen Neutralität …Dichter und Kritiker, ich achte sie, wie die wohlerzogene …gende Eltern im gegebenen Falle sagen würde, beide, …Herz neigt sich keinem von beiden Theilen in unbedingter …be.

…er leider hat mich die Erfahrung der jüngsten Zeit belehrt, daß …großer Theil des Publicums von einer so objectiven Auffassung weit …t. Nicht selten begegnet man der Anschauung, daß Dichtkunst und Kritik sich nicht zu einander verhalten wie gleichberechtigte Factoren in der großen Werkstatt des schaffenden Menschengeistes, die eine jede an ihrem Theile und in natürlicher Wechselwirkung auf einander die Culturarbeit ihrer Zeit zu fördern haben, sondern daß sie in dem Verhältniß zu einander stehen, wie auf dem wirthschaftlichen Gebiete Production und Consumtion, oder auf dem kriegspolitischen Schwert und Feder. Was aber sollte die schaffende Thätigkeit des Geistes beginnen, wenn es keine Kritik gäbe? Sie würde in der nämlichen Lage sein, wie das constitutionelle System ohne Opposition, und müßte sich zuletzt eine Kritik kaufen, wenn auch nur, wie im altrömischen Proceßverfahren: ad audiendum se condemnari.

In Wirklichkeit liegt die Sache doch aber wohl so, daß die Einwendungen beider streitenden Theile sich nicht direct gegen einander wenden, sie schlagen beide den Sack und meinen den Esel, die Opposition beider richtet sich gegen den Dilettantismus sowohl in der Dichtkunst wie in der Kritik, in der Sache selbst sind sie beide einig, nämlich in der Anerkennung der wahren Dichtkunst wie der wahren Kritik. Was aber ist Wahrheit? sagt schon Pilatus und hier muß der praktische Sinn aushelfen, wenn auch nicht in der Weise, die Louis Ehlert an einer andern Stelle (in dem Aufsatze: Das Musiklehrerthum und das Publicum. Ein Wort an den Cultusminister) vorschlug, nämlich zum Schutze des Publicums vor schlechtem Musikunterricht eine Prüfung der Musiklehrer von Staatswegen einzuführen und den Geprüften eine Approbation als „Doctoren der Musik" zu ertheilen. An sich wäre es vielleicht keine ganz unebene Sache, wenn der kritische Areopag in Zukunft aus graduirten Recensenten, einem Collegium von „Doctoren der Kritik" bestände. Aber ohne Zunftzwang würde eine solche Einrichtung ohne praktische Consequenz sein und das kritische Bönhasenthum desto zügelloser dem dichterischen Genius in's Fleisch schneiden.

Ich bin daher der Meinung, daß es sich im Großen und Ganzen, wie bei den meisten Conflicten, um ein Mißverständniß handelt, welches nur aufgeklärt zu werden braucht, um, wenn auch nicht zu einem ewigen Frieden, doch zu einer leidlichen Vernunftheirath zwischen den streitenden Theilen zu führen. Beide Theile haben Recht und Unrecht zugleich. Die Kritik, welche einen zu abstracten Maßstab an die Production des Tages anlegt, geht von einer idealen Auffassung der Schaubühne aus, welche seit geraumer Zeit, und schon sehr bald nach Schiller der Wirklichkeit nicht mehr entspricht, die Production, die an den strengen Anforderungen Anstoß nimmt, welche die Kritik an ihr Schaffen stellt, verkennt ihrerseits, daß ihr nicht zu nahe getreten wird, wenn man ihrem Streben die höchsten Ziele zuweist. Will man sich trotz alledem einander nicht accommodiren, so sehe ich keinen Grund ein, weshalb deswegen die Welt nicht weiter gehen soll. Der ernste Kritiker mag getrost fortfahren, seine idealen Gesichtspunkte zu vertreten und der rüstige Schaffensdrang mag sich an der Anerkennung genügen lassen, welche ihm die unmittelbare Wirkung seines Hervorbringens gewährt. Nach welchem Recept er seine Effecte zu präpariren hat, das wird ihn die Erfahrung lehren, wenn es ihm um nichts Weiteres als die momentane Wirkung zu thun ist. Sonst lernt er aus allen Theorien der dramatischen Technik nichts Mehreres, als etwa aus Opitzens Buch von der Poeterei, der u. A. das Wesen der Tragödie dahin definirt, daß sie „von königlichen Willen, Todtschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermorden" handle.

Diese überlange Einleitung ist leider nur die Einleitung zu meinem Bericht über Hugo Bürgers vieractiges Schauspiel: „Die Modelle des Sheridan", welches am vergangenen Mittwoch zum erstenmale im Königlichen Schauspielhause mit entschiedenem Erfolge zur Aufführung gelangte.

Aber — so verleitet die Form vertraulicher Plauderei zu den ärgsten Ausschreitungen gegen jede regelrechte Disposition — ich sehe eben, daß ich meinen vorbehaltenen Bericht damit bereits erstattet habe und mir sowohl diesen wie die eigentliche Einleitung ersparen könnte. Nur weil ich annehme, daß Sie augenblicklich mehr Muße haben, als Ihnen sonst gegönnt ist, verweile ich noch einige Zeit bei dem angeregten Gegenstande.

Herr Hugo Bürger ist ein Pseudonymus. Er ist nicht Schriftsteller von Beruf, sondern Fabrikant, und hat sich bereits durch ein, in Wien aufgeführtes Stück „Der Frauenadvocat" bekannt gemacht. Viel mehr war von dem Autor der Novität nicht bekannt, als dieselbe zur Aufführung gelangte, von der letztern selbst so gut wie gar nichts. Das Wenige, was darüber in die Oeffentlichkeit gelangte, war nicht

Digitized by Google

geeignet große Erwartungen zu erregen. Die Stimmung des Publicums der ersten Aufführung kam dem Verfasser nicht eben entgegen, sie war ihm aber auch nicht abhold. Ich möchte sagen, daß ich diese Stimmung für die, dem dramatischen Dichter günstigste halte.

Das Stück gibt sich schlechtweg als „Schauspiel" und als Ort und Zeit: London im vorigen Jahrhundert, während des americanischen Freiheitskrieges — an. Der Autor hat schwerlich den Anspruch erheben wollen, ein historisches Schauspiel zu schreiben. Dazu ist die Verwendung der geschichtlichen Momente in vielen Punkten zu willkürlich, der Hintergrund der großen politischen Ereignisse, ja selbst der Kampf der Parteien in England zu lose und locker in die eigentliche Action verwebt. Auch die letztere selbst leidet an mancherlei Unklarheiten und die Zeichnung der Charaktere, Sheridans an der Spitze und nächst ihm des der Lady Harriet, ist geeignet, den Eindruck zu verwirren. Nicht minder bedenklich ist, daß die bewegenden Triebfedern der Handlung uns nicht sichtbar werden, wir müssen das Meiste auf guten Glauben als richtig annehmen, was uns erzählt wird, anstatt daß es vor unsern Augen geschieht. Auf der andern Seite bekundet der Autor nicht wenig Geschick den einmal angeknüpften Faden weiter zu spinnen und ohne merkbare Schwierigkeit glücklich zu Ende zu führen. Dazu kommt eine anmuthende Sauberkeit in der Diction, etwas Unanstößiges, das den Zuschauer sicher macht und ihn in eine behagliche Stimmung versetzt. Ich meine, daß hier eine glückliche Anlage vorhanden ist, die nur der sorgsamen Pflege bedarf, um dem deutschen Theater mit der Zeit noch Besseres zu gewähren. Das Publicum, welches sich erst abwartend verhalten hatte, erwärmte sich im Laufe der Darstellung zusehends und zeichnete den Verfasser durch wiederholten Hervorruf aus. Es wird nur darauf ankommen, daß der Autor diese ihm zu Theil gewordene Anerkennung als einen Sporn betrachtet, seine Aufgabe immer ernster zu fassen und seine Vorwürfe zu vertiefen. Dann wird er sowohl das Publicum wie die ernste Kritik auf seiner Seite haben.

Darf schließlich in die Stille und Einsamkeit ihres buen retiro auch ein Laut aus dem bewegten Treiben des politischen Kampfes dringen, der als ein weiterer Act des Culturkampfes alle Gemüther bewegt? Was werden Sie dazu sagen, daß der Abgeordnete Reichensperger, der wie ein pater seraphicus auch inmitten des tobenden Kampfes noch eine schöne Haltung zu bewahren wußte, nach siebenundzwanzigjährigem parlamentarischem Wohlverhalten zur Ordnung gerufen ist? Und wie meinen Sie, werden die Dramatiker der Zukunft die unvergleichliche Scene verwenden, welche während der Sybel'schen Rede bei dem plötzlichen Eintreten des Reichskanzlers die Debatte unterbrach? Darf ich Ihnen zur Verkürzung der Zeit des pseudonymen Konrad von Bolanden Schandbuch von den Reichsfeinden schicken, oder fürchten Sie, daß Sie bei Ihrer gegenwärtigen Diät solche Kost nicht zu verdauen vermöchten? Ich kann es Ihnen nicht verargen, denn mich selbst hat ein bloßer Auszug dieses antiquarisch-jesuitischen Gebräus so heruntergebracht, daß ich, um mich zu erholen, zu einem alten Romane aus dem siebzehnten Jahrhundert griff, welcher seiner Zeit in großem Ansehn stand und der den schönen Titel führt: „Der insularische Mandorell, das ist eine geographisch-historische und politische Beschreibung aller und jeder Inseln auf dem ganzen Erdboden, vorgestellet in einer anmuthigen und wohl erfundenen Liebes- und Heldengeschichte, wobei auch sonsten allerhand schöne Discurse und Materien, insonderheit der Ursprung der sogenannten Romanen gründlich und in einer guten deutschen Redensart an- und ausgeführt werden. Alles genommen aus den bewährtesten so neuen als alten Scribenten, aufgesetzet von Eberhardo Guernero Happelo. 1682".

Vielleicht verwenden Sie einen Bruchtheil Ihrer Zeit und einen Blitz Ihres kritischen Scharfsinnes, um die Geistesverwandtschaft Konrads des Scribifax mit Eberhardo Guernero festzustellen. In Einem wird der pfäffische Pamphletist aber dem ehrlichen Eberhard nicht gleichen: in der Ehrlichkeit der Quellenangabe und noch weniger in der unschuldigen Tendenz seines Buches.

Nemo.

Offene Briefe und Antworten.

Die Romanze in der Oper „Mignon", Herr Hanslick und Herr Ehrlich.

Hr. Prof. Dr. Hanslick bringt in seinem Buche „die moderne Oper" eine wohlwollende Kritik der Oper „Mignon". Mein Verfahren, der Musik zu der Romanze „Connais-tu le pays" das Goethe'sche „Kennst du das Land" unterzulegen, findet aber daselbst eine scharfe Verurtheilung. Diese trifft mich indessen nicht unerwartet. Wohl war ich, als ich die Oper übersetzte, mir bewußt, daß mit der Romanze ein Fall vorläge, bei welchem es mir sicher so ergehen mußte wie in der Fabel den beiden Bauern (Vater und Sohn), die den Esel zu Markt führen und es mit der Art des Transports keinem der Vorübergehenden zu Dank machen können. Ich war jedoch keinen Moment unschlüssig; ich verfuhr so, wie es der Composition für deutsche Zuhörer voraussichtlich am meisten förderlich sein mußte. Und der Erfolg hat gelehrt, daß ich praktisch gehandelt. Doch davon später.

Hr. Hanslick — wie jeder ehrliche Kritiker es sollte, aber die wenigsten es thun — sucht seine Vorwürfe zu motiviren; er hat aber damit, wie ich sogleich zeigen werde, kein ungetrübtes Glück. H. Hanslick sagt S. 183:

„Der französische Text ist keineswegs eine bloße Uebersetzung, die nur rückübersetzt zu werden brauchte; er ist vielmehr eine freie Umschreibung des Goethe'schen Gedichts, mit theilweise ganz anderen Sätzen, anderem Refrain und vor Allem ganz verschiedenem Metrum. Eine Melodie, componirt auf die Wortee:

Connais-tu le pays
Où fleurit l'oranger,
Le pays des fruits d'or
Des roses vermeilles etc. etc.

kann man unmöglich ohne äußerste Gewalt den Versen unterlegen:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen?"

In der That, wer diese beiden Citate ansieht: oben die kurzen, unten die langen Zeilen; oben männliche und unten weibliche Endreime — der muß sich nur wundern, wie es überhaupt möglich war, diese französischen und diese deutschen Verse unter ein und dieselbe Melodie zu bringen. Aber Hrn. Hanslick ist das Malheur passirt, beide Citate ungenau zu geben; das französische Gedicht (in der Pariser, bei Michel Lévy frères erschienenen Buchausgabe) hat nicht die obigen kurzen Zeilen, sondern zwei der obigen bilden dort eine Zeile; und Goethe hat keine weiblichen Endreime „blühen" und „glühen", sondern männliche „blühn" und „glühn" geschrieben. Stellt man nun die Verse, so wie sie genau lauten, zusammen:

Connais-tu le pays où fleurit l'oranger
Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,

so sieht das freilich nicht mehr so ungeheuerlich aus.

Hr. Hanslick schreibt nun weiter:

„Wessen Ohr sich von diesem declamatorischen Attentate auf Goethe verletzt fühlt, der möge weder den französischen Librettisten, noch den Compositeur anklagen, sondern lediglich den deutschen Bearbeiter, der durch solch pietätlose Pietät Goethe ehren zu müssen glaubte".

Zu dieser Tirade muß ich zweierlei bemerken. Es handelt sich bei meiner Arbeit nimmermehr darum, Goethe zu ehren — er bedarf dessen wahrlich nicht —, sondern von zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Denke sich doch Hr. Hanslick einmal: ich hätte — wie er es wünscht — das französische Gedicht einfach übersetzt; das „connais-tu le pays" und „connais-tu la maison" wäre doch keinesfalls anders als durch „Kennst du das Land" und „Kennst du das Haus" wiederzugeben gewesen; die Reminiscenz an Goethe konnte also nicht vermieden werden; das Gedicht wurde jedenfalls (wie es auch das französische ist) eine Umarbeitung des Goethe'schen, eine Variation. Welch' Arsenal von Schmachworten hätte die Legion entrüsteter deutscher Journalisten mir nicht an den Kopf ge-

Digitized by Google

schleudert? Der Ausdruck „Profanation Goethes" wäre in Permanenz erklärt worden. Dafür kann die schon recht gepfefferte Hanslick'sche Execution mit der „pietätlosen Pietät" mir wie „Milch der frommen Denkungsart" erscheinen.

Was aber das „Wessen Ohr sich verletzt fühlt" betrifft, so scheint mein Verfahren doch nicht allgemein für ein so entsetzliches Attentat gehalten worden zu sein. Ich habe die Romanze oft im Theater gehört; die Damen Lucca, Ehnn, von Bretfeld, Hauck ernteten mit der Nummer stets den rauschendsten Beifall und im deutschen Musikhandel findet sie jährlich einen bedeutenden Absatz. Diese Erfolge sprechen dafür, daß meine — wie ich ja gern zugebe, gezwungene — Verwendung des populären Goethe'schen Gedichtes der Composition wie der ganzen Oper nicht allein nicht geschadet, sondern gewiß wesentlich genützt hat.

So weit Hr. Hanslick. Möge der geistvolle Kritiker, dessen Buch mir eine so große Freude bereitet hat, versichert sein, daß ich Obiges nicht schrieb, um mich zu rechtfertigen, sondern nur um den Standpunkt klar zu legen, der mich in der jedenfalls heikeln Angelegenheit leitete.

Nun aber veröffentlicht Hr. A. H. Ehrlich in Nr. 9 der Lindau'schen „Gegenwart" eine Besprechung des Hanslick'schen Buches; er ist sehr ungehalten darüber, daß Hrn. Hanslick die Oper „Mignon" gefällt; die Romanze namentlich findet er abscheulich. Das wäre nun seine Sache Aber Hr. Ehrlich in seinem Zorne bricht in die Worte aus:

„Eine so ordinäre Melodie wie „Connais-tu le pays, le pays" — ich citire absichtlich den französischen Text mit der so widerlich klingenden Widerholung der Worte „le pays" etc. etc.".

Leider ist auch dieses Citat unrichtig; das „le pays, le pays" findet sich im Clavier-Auszug nirgends. Herr Ehrlich kennt offenbar die Romanze nicht genau. Wohl steht im „Clavier-Auszug" deutsch „das Land, das Land", es ist in Paris gegen meinen Willen hinzugefügt worden. Wenn Hr. Ehrlich aber die Romanze jemals von Frau Lucca gehört, wird ihm auch „das Land, das Land" nicht aufgefallen sein, sie sang eben das Stück nach meinen Intentionen, sie ließ auch den Mittelsatz mit der störenden Wiederholung der Worte „Ein sanfter Wind u. s. w." fort. Habe ich Hrn. Ehrlich hierdurch von einem ärgerlichen Alpdrücken befreit, so soll es mir angenehm sein.

Citate, als Beweismittel gebraucht, müßten stets ohne jede Entstellung angeführt werden. Mit diesem berechtigten Wunsch schließe ich meine antikritische Plauderei.

Ferdinand Gumbert.

Notizen.

Das europäische Einverständniß gegen den Papst steht bevor, wird zum wenigsten von Berlin aus officiös angekündigt und mit dem landesüblichen Beifall aufgenommen. Kurz vorher war auf einen mißverstandenen Wink hin eine allgemeine Attaque gegen das italienische Ministerium ausgeführt von wegen der Encyklika und weil die römische Polizei den Papst nicht sofort ausgewiesen hatte. Auch die vermuthete Absicht dieses Vorgehens hatte vielen Erfolg gehabt. Es ist ja bekannt, daß, während ein blasirter Poet des Alterthums nichts zu bewundern anrieth, unsere begeisterten Patrioten umgekehrt Alles, was von oben geschieht oder so aussieht als ob es geschehen solle, enthusiastisch begrüßen. Daß sie sich dabei zuweilen irren und ihre eigenen Phantasien statt der vermeintlichen Bismarck'schen Ideen anstaunen, kann das Verdienst dieser wohlmeinenden Adoration nicht schmälern. Auch schreckt die Anbetung vor keinem Wechsel der Gefühle zurück. Souvent femme varie, sagt ein loses Sprichwort. Warum sollten die für alle Fälle ergebenen Blätter gegen sich selbst beständiger sein! Nur mit dem Unterschied, daß jene Tochter Eva's die Liebhaber wechselt und eine gewisse Presse im Gegentheil selbst vorübergehende Launen des Gebieters und seine scheinbaren Wünsche stets mit demselben leidenschaftlichen Applaus begleitet. Unwiderstehlich ist aber vor Allem die Neigung zur mürrischen Kritik, zur malitiösesten Nachrede auf Kosten bald dieses bald jenes Opfers oder Sündenbockes für die augenblickliche Verstimmung. Herr Lasker ist krank und man kann ihn nicht wie bei der Majunke-Krisis um Weihnachten für Dinge verantwortlich machen, welche er nicht gethan, eher widerrathen oder doch zu mäßigen versucht hatte. So mußte denn ein italienischer Minister heimgesucht werden. Der arme Mann war in Frieden zu Bett gegangen und stand am anderen Morgen als Object der deutschen Zeitungsangriffe wieder auf. Sein unverhohlenes Erstaunen, daß er die Encyklika verschuldet haben sollte, war gewiß nicht ohne charakteristischen Humor. Groß wird die Verlegenheit des künftigen Geschichtsschreibers sein, der unsere öffentlichen Blätter als Quellen zeitgenössischer Historie verwenden möchte. Er wird sie stets nach dem Ereigniß klug und weise finden, ungefähr so klug wie jener Apotheker in Lissabon, der nach der bekannten Katastrophe um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Pillen gegen das Erdbeben ankündigte. Auch den literarischen Theil und die Welt der Feuilletons wird er mit Kopfschütteln betrachten. Er wird erkennen, daß die Kritiker gewöhnlich die Bücher loben, damit sie sie nicht zu lesen brauchen und der Tadel oft genug den Verdruß widerspiegelt, daß die Lectüre nicht ganz umgangen werden konnte. Der factische Theil der Zeitungen jedoch wird ihm das meiste Kopfzerbrechen kosten. An der Hand der bestinformirten Correspondenten den Ereignissen folgend verwickelt er sich in zahllose Widersprüche und weiß schließlich nicht mehr, wo ein noch aus. Voll Zorn über die undankbare Mühe forscht er nach der Quelle dieses Mangels an Logik, Zusammenhang und sachlicher Bewahrheitung. Feindliche Zeugnisse, radicale und klericale, weisen auf umfassende Corruption hin und, um ein Exempel für alle Zeiten zu statuiren, überschreibt er ein Capitel mit fetter Schrift: Reptilienfonds! Je mehr er indessen auch in diesen Gegenstand eindringt, entdeckt der Historiker zu seiner unsäglichen Ueberraschung, daß die Regierung für die Presse viel weniger ausgegeben hat, als man gewöhnlich voraussetzte. Der größte Theil des vielbesprochenen Fonds wurde ganz im Stillen für Bedürfnisse der Armee verwandt. Die Presse, welche der oberste Verwalter mit angeborener Hochachtung dazu geeignet hielt, wurde nur als Reservoir des verfänglichen Mannah vorgeschützt. Wozu auch die Kosten, wo so viele Reptilien auch ohne Fonds jederzeit zur unbedingten Disposition stehen! Unser gewissenhafter Schriftsteller constatirt, daß es sich auch hier um eine jener abgekarteten gemeingültigen Erfindungen gehandelt hat, fables convenues genannt, mit welchen die Leichtgläubigkeit aller Zeiten genährt wird. Aergerlich und der verlorenen Arbeit müde, schiebt der Geschichtsschreiber kommender Tage den Wust der öffentlichen Organe als wenig schätzbares Material unter den Tisch und will nach dem Vorgange anerkannter Autoritäten nur noch auf Depeschen, officielle Actenstücke und ähnliche Ingredienzen der Archive schwören. Wer beschreibt jedoch seine Verzweiflung, als er sich überzeugt, daß auch diese keinen vollgültigen Maßstab der Wahrheit bieten, sondern wie die ersten besten Leitartikel und officiösen Correspondenzen auf den momentanen Effect berechnet sind! Dann wird der Unglückliche der Aufgabe ganz entsagen und wenn er auch als studirter Mann nicht mit Schuhputzen und Kesselflicken sein Brod verdienen kann, wird er doch ein ehrliches Gewerbe ergreifen und die wissenschaftliche Historie denen überlassen, die dem großen Haufen gedruckten Humbug als Geschichte feilbieten mögen.

Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer zu Ende geht, werden höflichst gebeten, **dasselbe pro II. Quartal zu erneuern,** damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung eintritt.

Berlin NW., Louisenstrasse 32.

Verlag und Expedition der „Gegenwart"
Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Unsere Körperform

und das

physiologische Problem ihrer Entstehung.

Briefe

an einen befreundeten Naturforscher

von

Wilhelm His,

Prof. d. Anatomie a. d. Universität Leipzig.

Mit 104 Holzschnitten.

5 M. 50 Pf.

Ein für die Besitzer der Haeckel'schen Anthropogenie wichtiges Werk.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In fünfter ergänzter Auflage erscheint eben in 10 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à **10 Sgr. = 1 Mark:**

Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine

Geschichte der Literatur

aller Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwicklung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Dabei kein Compendium speciell nur für Fachleute, sondern ein **lesbares Buch**, welches alle wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin

N.W. 32 Louisenstr.

Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Im Verlage von **A. Hofmann's Separat-Conto** in **Berlin** ist erschienen:

Ed. Hanslick, Die moderne Oper.

Kritiken und Studien.

23 Bogen gr. 8°. Elegant gebunden. **Preis 6 Mark.**

Mit diesem höchst interessanten Buche des geistreichen Musik-Kritikers wurde die 1. Serie der Publikationen des **Vereins für Deutsche Literatur** zum Abschluß gebracht.

Der 1. Band der II. Serie: **Richter, H. W., Geistes-Strömungen,** wird am 15. März an die verehrl. Mitglieder versandt.

So eben erschien:

Amerikanisches Skizzebüchelche.

Eine Epistel in Versen, mitgetheilt von

Georg Asmus.

Deutsche vom Verfasser selbst besorgte Originalausgabe. 8°. 6 Bogen elegant geheftet (12 Sgr.) 1 Mk. 20 Pf.

Cöln und Leipzig 1875. Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

In Amerika mit dem **außerordentlichsten Beifall** begrüßt, (in wenigen Tagen wurden allein in New-York tausende von Exemplaren verkauft) wird dieses köstliche Büchlein auch bei uns die allgemeinste Anerkennung finden. Die Verlagshandlung theilt, statt aller weitern Empfehlung, nachstehend die **erste** Besprechung mit, welche ihr von seiten eines inländischen Blattes zuging: Die **Hamburger Reform** vom 29. Dez. 1874 sagt: **Seit langer Zeit ist uns kein Stück Volkspoesie vorgekommen, woran wir uns so weidlich ergötzt hätten,** als an dieser, im oberhessischen Dialekt geschriebenen Epistel eines nach Nordamerika ausgewanderten jungen Darmstädters an seinen daheim gebliebenen Ohm und Vormund. Alle Licht- alle Schattenseiten des nordamerikanischen Lebens und Treibens, vor allem in der Hauptstadt New-York, werden in freimüthigster und zugleich witzigster und jedenfalls leidenschaftslosester Weise durchlichtet und durchmustert. Schon haben die deutschen Blätter der Union nicht umhin gekonnt, gern oder ungern, dem scharfen Beobachtungsblick und der prächtigen humoristischen Darstellungsgabe des Verfassers volle Anerkennung zu zollen. Es ist nicht übertrieben, wenn es in einem derselben heißt: Vier Zeilen des Büchleins, auf's Geradewohl herausgerissen, könnten einem Glaçehandschuh-Feuilletonisten von der gewöhnlichen Sorte Stoff für einen spaltenlangen Artikel liefern.

Verlag von **Eduard Heinrich Mayer** in **Cöln** und **Leipzig.**

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die bürgerliche und die canonische Ehe.

Ein Pendant zu des Bischofs von Paderborn letzter Schrift:

„Die christliche und die Civilehe".

Von

einem deutschen Juristen.

gr. 8. elegant brosch. Preis 1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.).

Diese ca. 8 Bogen starke zeitgemäße Broschüre eines in publizistischen Kreisen durch die Freisinnigkeit seiner Auffassung und Darstellung genügend bekannten Juristen verfolgt den doppelten Zweck: einerseits die Einwürfe zu widerlegen, welche man in jüngster Zeit gegen das Institut der Civilehe mehr denn je angeführt hat, und die in der allegirten Broschüre des ehemaligen Bischofs von Paderborn zum Theil ihren Ausdruck gefunden haben; andererseits versucht sie darzuthun, daß das canonische Eherecht, welches zur Zeit noch in einigen Theilen Deutschlands die ehelichen Verhältnisse regelt, heutzutage ein überlebter und unmöglicher Standpunkt geworden ist. Dabei wird immerdar auf die neuesten Errungenschaften auf diesem Gebiete, namentlich auch auf das neue deutsche Reichs-Ehegesetz vom 6. Februar d. J. Rücksicht genommen und dasselbe hier und da einer sachgemäßen Kritik unterzogen. Die Schrift vereinigt auf das Glücklichste eine faßliche, edle und populäre Darstellung mit einer zum Theil in Anmerkungen niedergelegten umfassenden Belesenheit des Verfassers. Wir sind überzeugt, daß dieselbe sich sowohl in Fachkreisen, wie in der gebildeten Laienwelt zahlreiche und treue Freunde erwerben wird.

In **J. Kühtmann's Buchhandlung, Bremen,** erschien:

Otto E. Ehlers,

Kornähren der Poesie.

Friedrich Bodenstedt gewidmet.

In Original-Einband 4 Reichsmark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Soeben erschien bei **Oswald Mutze** in Leipzig:

Paul Lindau.

Eine Charakteristik

von

E. O. Konrad.

3 Bogen in eleganten Umschlag geheftet.

Preis 1 Mark.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Lieder-Album.

60 Gesänge verschiedener Componisten für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Für die erwachsene Jugend ausgewählt von J. G. Lehmann.

Cartonnirt. Preis 1 Thlr. netto.

Inhalt: Lieder von Beethoven, Brahms, Bruch, Curschmann, Eckert, Franz, Händel, Haydn, Josephson, Kreutzer, Löwe, Lortzing, Marschner, Mendelssohn, Mozart, Reichardt, Reinecke, Reissiger, Schubert, Schumann, Seidel, Spohr, Streben, Stern, Taubert, Walter, Weber, Zumsteeg.

Bei der Auswahl ist Alles ausgeschieden worden, was der heranwachsenden Jugend nicht angemessen ist.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. . Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 8. April 1875. Band VII.

AP 30 .G295 v.7 no.14

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der nächste Papst. Von Karl Blind. — Schmoller contra Treitschke. Von H. B. Oppenheim. — Literatur und Kunst: Kleine Briefe von D. Spitzer. — Iwan Turgenjew. Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft". — Ein paar Worte über den Sprech- und Schreibstil. Von O. Zacharias. — Aus der Hauptstadt: Vom Plötzensee. Von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der nächste Papst.

Von Karl Blind.

Ehe sich Dr. Manning, der sog. Erzbischof von Westminster, auf seine neueste Romfahrt begab, sprach ich in der „Gegenwart" die Meinung aus, es stehe ihm nicht blos der Cardinalshut in Aussicht, sondern sein Ehrgeiz strebe sogar nach der dreifachen Krone. Seitdem verlauteten auffallende Dinge über die mit seiner Erhebung zum Cardinal verknüpften besonderen Feierlichkeiten. Die Erinnerung an Augustin, den Bekehrer der Angelsachsen, wurde höchst bezeichnend wieder aufgefrischt. In der bei allen Priestern so beliebten, sinnbildlichen Weise gab man zu verstehen, daß Manning sozusagen den Augustin Nr. II zu spielen berufen sei.

Ein Engländer auf dem päpstlichen Thron — das könnte in der That, nach jesuitischer Berechnung, die unter dem englischen hohen Adel und der Frauenwelt der wohlhabenderen Stände eingeleitete Römlingsbewegung ganz hübsch fördern. Man würde die nationale Eitelkeit in's Spiel bringen. Man würde den neuen Oberhirten als einen Mann hinstellen, dem bei aller Sorge um das Kirchenwohl doch ein ächt britisches Herz im Busen schlage. Man würde ihm die Rolle eines Verbindungsgliedes zwischen Engländern und Iren zutheilen. Auf diese Weise würde man sanft das römische Joch auf die Hälse eines weiteren Bevölkerungstheiles zu legen und die Reformation mehr und mehr rückgängig zu machen suchen.

Sollte man's glauben, daß die Uebertragung des rothen Quastenhutes an Dr. Manning wirklich einen gewissen sanften Kitzel der Befriedigung in der englischen Presse hervorgerufen hat?

Mit geringer Ausnahme entspricht, glaube ich, die Haltung der großen englischen, namentlich der Londoner, Presse keineswegs der sich immer stärker ausbildenden romfeindlichen Stimmung der mittleren Stände und des gebildeteren Arbeiterstandes. Die Redactionen gehen an der Kirchenfrage entweder vorbei, oder befleißigen sich eines Tones der vornehmen Kühle und Ueberlegenheit, der durchaus nicht das Ergebniß oder das Zeichen eines höher stehenden Freisinnes ist. Bei der rücksichtslosen Schärfe, mit welcher das „Catholic Register" das „Tablet", die „Westminster Gazette", der „Kreuzfahrer" und andere Kämpen der Unfehlbarkeit für den ehemaligen Dragonerofficier Mastai Ferretti in's Zeug gehen, erklärt sich diese sonderbare Milde durchaus nicht aus der Haltung des papistischen Gegners. Klug kann man das Verfahren auch nicht nennen: die liberalen Tagesschriftsteller, die so handeln, arbeiten damit nur für die conservative Reaction. Alle aber, die sich aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht an den immer üppiger heranwachsenden Wurm des Vaticanismus wagen, werden dereinst schon sehen, welche Gefahren es bringt, ihn großziehen zu lassen. Man kann jetzt noch seiner leicht Herr werden. Jetzt ist die Zeit, gegen ihn die Stange in Bewegung zu setzen.

Worauf Manning hinaus will, das hat er uns mit all' der crassen Frechheit gesagt, durch welche sich die meisten Abtrünnlinge von ihrem früheren Glauben kennzeichnen. „Christus" — bemerkte er in einem Vortrage vor etwas mehr als einem Jahre — „theilte die beiden Gewalten, die geistliche und die weltliche, und gab sie in verschiedene Hände, so daß sie nie wieder in Einer Hand sollten vereinigt werden können, ausgenommen in seiner eigenen und in der seines Stellvertreters auf Erden" (Christ divided the two powers, spiritual and civil, and gave them into two different hands, so that they could never again be united in one hand, except Himself and his Vicar upon earth). Hier ist die Oberherrlichkeit des Papstes über alle Völker und Fürsten so nackt wie möglich hingestellt. Der Papst ist nicht blos Hohepriester; er ist auch der König aller Könige. In demselben Vortrage erklärte Manning: „Ultramontanismus und Katholicismus sind gleichbedeutend; so auch sind es Katholicismus und ächtes Christenthum". Ein ächter Christ muß also ein römischer Katholik sein; ein ächter römischer Katholik ist nur denkbar als Ultramontaner; und ein Ultramontaner muß den Papst als einen Gott auf Erden betrachten, dessen geistliche und weltliche Macht über alle Völker reicht. „Wer das leugnet," setzte Dr. Manning mit kostbarer Unschuld hinzu, „der schwört seinen Christennamen ab, oder gibt ein vernünftig zusammenhängendes Denken auf".

Als ob die Vernunft für irgendwen, der an die von Dr. Manning ein paar Minuten vorher gepredigte Unfehlbarkeitslehre glaubt, der Führer sein könnte oder auch nur sein dürfte!

Noch andere geflügelte Worte besitzen wir von diesem Kirchenlichte. So hat Manning unter anderm Thomas a Becket als den gemordeten Blutzeugen und Vorkämpfer der altgeschichtlichen Kirchenfreiheit Englands darzustellen gesucht! Seine Behauptung von der rechtmäßigen Oberherrlichkeit des Papstthums, die mit allen Mitteln wieder aufzurichten sei, hat er aber mit dem kecken Kriegsrufe hinausgeschleudert: „Keinen Frieden! — nein! nicht einmal einen Waffenstillstand!"

Das ist der Mann, dem jetzt theils die Charakterschwäche, theils der versteckte Verrath in der englischen Presse ein Loblied singen. Da hören wir zum Beispiel, daß es für eine

Digitized by Google

ketzerische Nation immerhin ein Compliment ist, ja daß sie sich geradezu darüber freuen kann, wenn „ihr Gegner sie für würdig hält, durch einen Kirchenfürsten wie Manning zum alten Glauben zurückgebracht und von ihm regiert zu werden". Selbst die entschiedensten Protestanten zur Zeit Elisabeths hätten ja eine geheime Genugthuung gefühlt über die beharrlichen Bemühungen Campions und seiner Genossen vom Jesuitenorden, diese Insel wieder zur katholischen Lehre zurückzuführen. Das englische Volk müsse „doch von gutem Stoffe sein, wenn man ihm so hohe Ehre anthue!" Ferner wird uns gesagt, Manning sei der erste englische Cardinal seit der Reformation, der auf englischem Boden wohne. Wiseman, sein Vorgänger, sei nicht in England geboren gewesen, habe auch im Auslande seine Erziehung genossen. Aehnlich habe es sich mit anderen Cardinälen verhalten, die man oft als „Engländer" aufzähle. Bei Manning aber träfen Geburt, Erziehung, ehemalige Stellung, persönliche Neigungen u. s. w. zusammen, um ihn geradezu zum Ausdrucke eines Vollblutengländers zu machen. Selbst daß er ein guter Cricketspieler auf der Schule gewesen, und daß er sich als ehemaliger Geistlicher der anglicanischen Kirche ein Weib genommen, deren zeitgemäßer Tod es ihm jedoch möglich gemacht, schließlich zum Cardinal vorzurücken, wird uns als Empfehlung berichtet! Dann spricht man uns wieder von der Weltklugheit, mit der er, trotz seines Hildebrand'schen Eifertones, die dem Neubekehrten anfänglich nicht günstig gesinnte katholische Aristokratie Englands für sich gewonnen habe. Seiner Geschicklichkeit, die demokratischen Neigungen zu kirren, wird auch gedacht. Man weist auf sein Erscheinen bei einer Volksversammlung im Hydepark, wo mildthätige Zwecke beabsichtigt wurden, und auf sein Eintreten für die armen Heuerlinge hin. Wunderbares vernehmen wir endlich über die Gewalt, welche er auf weibliche Zuhörerschaften übt — wie er in seiner Beredtsamkeit so merkwürdig das Strenge mit dem Zarten zu paaren und durch sein abwechselndes Donnern und süßes Schmeicheln die Frauenherzen geistlich zu erobern weiß. Kurz, er wird uns unwiderstehlich bezeichnet — und das in sogenannten liberalen Blättern, von denen freilich das eine oder das andere stark in höherer Gottesgelehrsamkeit macht.

Auf die Gefahr hin, der Jesuitenriecherei beschuldigt zu werden — ein Vorwurf, der zwar neuerdings schon eher ertragen werden kann — spreche ich es als meine, auf langjährige Beobachtung gegründete Meinung aus, daß es wirklich in England eine Anzahl dem Jesuitenorden nahestehender Persönlichkeiten gibt, welche unter verschiedener Maske die Feder führen und ihre geistigen Kukukseier da und dort abzulagern wissen. In der englischen Hochkirche selbst — aus welcher bekanntlich nicht wenige Abtrünnlinge hervorgehen, die, gleich Manning, später Rom offen dienen — sind diese Persönlichkeiten äußerst thätig. Manche derselben scheinen längere Zeit nach ihrer geheimen Bekehrung absichtlich noch innerhalb der englischen Staatskirche gehalten zu werden, um auf diese Weise dem neuen Oberherrn desto bessere Dienste leisten zu können.

Mir ist es persönlich vorgekommen, daß ein noch in London in Amt und Würden befindlicher Geistlicher dieser Staatskirche vor versammelter Tischgesellschaft rund heraus erklärte: die Reformation sei „eine Lüge" gewesen; „Revolutionäre" hätten dieselbe in's Werk gesetzt. Als ich den geistlichen Herrn unerbittlich zu den Folgerungen seiner Worte trieb, bekannte er sich offen zu der Meinung: man habe einst recht daran gethan, die Ketzer dem flammenden Holzstoße zu überliefern! — Die Zeugen dieses Auftrittes, darunter zwei Universitätsprofessoren, wohnen in London und Cambridge.

Bekanntlich nennt sich die englische Staatskirche: „Die Katholische Kirche von England". An diese Bezeichnung heftet sich solches reactionäre Pfaffengelichter, um Aeußerungen wie die erwähnte zu thun oder doch romanistischen Unfug zu treiben. Ich will hier, der Vollständigkeit halber, gleich ein anderes verbürgtes Wort anführen, das unlängst in London von den Lippen eines katholischen Priesters und Beichtigers kam, der sich viel mit Bekehrungsversuchen beim Frauengeschlechte abgibt. „Es wird," sagte er einem seiner Opfer, „bald zu einem furchtbaren Kriege kommen. Da wird Jeder froh sein können, der zur katholischen Kirche zählt!"

In dieser Drohung guckt der alte Geist der Bartholomäusnacht auf. Mit solchen Mitteln suchen die tückischen Schleicher furchtsame weibliche Gemüther zu ängstigen und mit Gewalt zu sich herüberzuziehen. Gegenüber diesem Otterngezüchte muß wohl auch die Antwort der Freisinnigen lauten: „Keinen Frieden! — nein! nicht einmal einen Waffenstillstand!"

II.

Sollte Dr. Manning eines Tages den päpstlichen Stuhl besteigen — was jetzt auch von dem politisch-liberalen, aber religiös zu den „geistlichen Gewalten" stehenden „Spectator" als eine Möglichkeit betrachtet wird —, so dürfte der wirkliche Erfolg den Berechnungen der Jesuiten vielleicht stark widersprechen. Die Jesuiten haben sich auch mit dem von ihnen geschürten Kriege von 1870 stark verrechnet. Obwohl Urheber der Unfehlbarkeit, sind doch sie selbst keineswegs unfehlbar. Ein Engländer als Papst könnte es zwar möglicherweise dahin bringen, daß unter aristokratischen Gimpeln und Geistlichen der Staatskirche die katholische Bewegung noch weiter um sich griffe. Der nächste Rückschlag wäre dann aber gewiß gegen die Macht des Grundadels gerichtet; und unter dem gleichen Rückschlage dürfte auch die hohe Ilios der Staatskirche hinsinken.

Cardinäle sind, streng genommen, nicht sowohl Geistliche, als vielmehr Fürsten. Nach englischem Gesetze aber kann kein Bürger des Landes ohne Erlaubniß des Staatsoberhauptes einen solchen Titel annehmen und tragen. Ist ja selbst das Tragen fremder Orden ohne besondere Regierungserlaubniß in England gesetzlich verboten. Diese Bestimmung wird freilich gesetzlich umgangen. Aus den Rechtssatzungen, die jeden Augenblick wieder geltend gemacht werden können, ist dieselbe darum nicht gestrichen. Welche Waffen man in England aus der Rüstkammer einer älteren Gesetzgebung hervorholen wird, um sich der päpstlichen Umschlingungsversuche zu erwehren, läßt sich allerdings heute noch nicht ermessen. Doch kann man schon erkennen, daß auch in dieser Beziehung der, ohnedies stets mehr auf's Praktische gerichtete, allgemeinen Formeln abgeneigte Sinn der Engländer sich allmählich zu einer strafferen Handhabung des Staatsrechtes zurückwendet.

Sind die Zeitungsnachrichten verläßlich, so trägt man sich bei Ihnen in Berlin mit dem Gedanken, „eine internationale Verständigung über neue, bei eventueller Papstwahl von Candidaten zu fordernde Garantieen anzuregen, dahin gehend, daß Einmischungsversuche durch päpstliche Kundgebungen in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten fortan nicht wieder vorkommen können. Von dieser vorgängigen Garantieertheilung solle die Anerkennung des künftigen Papstes abhängen". Ich meinerseits halte dies Verfahren bei der Art und Weise, wie Päpste gewählt werden und wie sie sich nachträglich oft plötzlich entwickeln, für kein sonderlich nützliches und preisenswerthes. Richtiger scheint mir, den Papst überhaupt nicht von Staatswegen anzuerkennen, vielmehr alle Fühlung mit dem „Alten" und mit dem hinter ihm stehenden schwarzen Jesuitenpapste ganz aufzugeben.

Die deutsche Gesandtschaft ist gegenwärtig vom Vatican zurückgezogen; doch nur bis auf Weiteres — nämlich bis der Inhaber des Vaticans aufhört, seine feindlichen Bullen nach Deutschland hineinzufeuern. Das Richtige wäre, diese Gesandtschaft als völkerrechtlich erloschen zu erklären. Der Papst ist kein weltlicher Gebieter mehr, und seine Ansprüche kreuzen sich nur mit den Oberhoheitsrechten der italienischen Nation. Will man, wie verlautet, die königliche Regierung zu Rom klagweise darauf aufmerksam machen, daß der Papst durch seine unaufhörliche Bullenbeißerei aus dem Vatican

Digitized by Google

heraus das Völkerrecht gegenüber Deutschland verletzt, indem er sich, scheinbar mit Italiens Erlaubniß, als Souverän geberdet, so möge man vor Allem in Deutschland selbst folgerichtig handeln — das heißt, nicht blos zeitweilig die diplomatischen Beziehungen zum Vatican einstellen, sondern sie auf alle Zeiten hinaus für abgeschafft erklären.

Das ist also die erste Forderung: „Keine deutsche Gesandtschaft mehr beim Papst!"

Eine zweite Forderung, die nicht wir an die Italiener, die aber alle freidenkenden Italiener an ihre eigene Volksvertretung stellen können und, meiner Ansicht nach, ohne Verzug stellen sollten, ist die, daß fortan auf italienischem Boden kein Conclave von Cardinälen mehr einen Papst soll erwählen dürfen. Gegen dies wahnsinnig gewordene Hohepriesterthum ist die Gesundheitssperre zu verhängen. Auf dem Wege der parlamentarischen Staatsgesetzgebung sollte zu Rom bestimmt werden, daß Italien feierlich den Bruch mit seiner theokratischen Vergangenheit vollzieht, daß es nicht mehr mitschuldig sein will an den pfäffischen Versuchen, mittelst eines angeblich von Gott eingesetzten Oberhirtenthums wölfisch unter den Völkern zu wüthen. Welch' gewaltigen Eindruck würde es machen, wenn so der Vatican gründlich ausgeräuchert, wenn sogar die alte Bezeichnung: „Römische Curie" fortan zu einer sinnlosen würde, weil Rom nicht mehr das Lager des nach Weltherrschaft geizenden Oberbonzen sein könnte!

Durch eine fast tragikomische Verkettung von Umständen befinden sich heute der Papst, der König und der alte Vertheidiger der Republik von 1849 gleichzeitig in Roms Mauern — ein sonderbares Triumvirat! Welche Aufgabe nun für Garibaldi, den ersten Anstoß zu ertheilen für den Sturz jenes Hohenpriesterthums, das er selbst vor noch nicht vielen Jahren als die „Cholerakrankheit" seines Vaterlandes bezeichnete! Die schlechte Luft der Campagna zu vertreiben, ist ein verdienstliches Werk. Ein noch größeres wäre es, die giftige Malaria zu entfernen, die vom Vatican ausströmt. Das italienische Parlament hat durch Einziehung von Kirchengütern, durch gesetzliche Aufhebung der Klöster und ähnliche Maßregeln, zu denen man sich sogar in Deutschland noch nicht einmal aufschwang, mehrfach geistige Luftverbesserung geschaffen. Ein Beschluß aber, für die Papstwahlen und für das ganze Treiben des Dalai-Lamathums keinen Sitz und Boden mehr zu gestatten, würde Italien gewaltig in der Achtung aller fortschrittlichen Völker heben. Garibaldi, der uns nicht blos durch seinen, die alte germanische Abkunft verrathenden Namen nahesteht, sondern der auch im Antlitz, wie in der Sinnesart eher deutsche Züge trägt, könnte wahrlich durch einen Antrag in der oben angedeuteten Richtung zu seinem Waffenruhm noch den Ruhm fügen, gleich einem italienischen Luther gehandelt zu haben.

Die Schwierigkeit, des Papstes in Rom und in Italien überhaupt los zu werden, sieht sich, glaube ich, aus der Ferne viel größer an, als sie wirklich ist. „Je näher an Rom, je weniger hält man vom Papste" — so hieß es bereits zu Luthers Zeiten. Ja, im „Freidank" lesen wir schon: —

> Der Papst ist ein irdischer Gott —
> Und ist doch sehr der Römer Spott!
> Zu Rom ist des Papstes Ehre krank —
> In fremde Lande geht sein Gebot und Zwang!
> Sein Hof gar sehr wüste staht,
> So er nicht fremde Thoren hat!

Ich bin überzeugt, daß das Parlament zu Rom mit voller Sicherheit das Verbot aller Wahlconclaves und die Fernhaltung des päpstlichen Allerweltsherrschers vom italienischen Boden durchführen könnte. Man zeige nur Muth — Muth — und nochmals Muth: und ehe der Hahn dreimal gekräht hätte, wäre das Gespenst der päpstlichen Macht in Nichts zerflossen.

Wollten die Herren Cardinäle etwa in Jerusalem zusammenkommen, um sich einen Unfehlbaren zu erwählen, so könnten sie sich schon dies stille Vergnügen machen. Man brauchte blos auf dem Wege der italienischen Staatsgesetzgebung zu bestimmen, daß die Anerkennung des „Stellvertreters Gottes" als eines über allen Gesetzen stehenden höchsten Herrschers für die Bischöfe entsprechende Folgen nach sich ziehen würde. Damit wäre den Donnerkeilen des Pontifex Maximus, die er etwa noch aus seinem wolkigen Versteck nach Italien hinein schleudern wollte, bald die Wirkung genommen. Sollten die Cardinäle nebst ihrem Großfluchmeister den Aufenthalt in Frankreich demjenigen in Jerusalem etwa vorziehen, so mag die Welt ruhig zusehen, wie die Franzosen diesen Besuch des himmlischen Vaters auf Erden aufnehmen werden. Verbessern werden sie ihre Lage dadurch sicherlich nicht — weder nach Innen, noch vor Allem nach Außen. Vielleicht würden sie daher, nach dem Vorgange Italiens, sich bei etwaigem Vorsprechen des Conclaves höflichst abmelden lassen.

Wäre dem Papstthum einmal der Zauber des römischen Namens genommen, so sänke seine Bedeutung unter den heutigen Verhältnissen rasch ganz zusammen. Seine Zersetzung vollzöge sich noch schneller, als zum Beispiel diejenige des mormonischen Hohenpriesterthums am Salzsee. Möge daher Deutschland entschieden vorangehen mit der grundsätzlichen, nicht blos zeitweisen Einziehung der Gesandtschaft beim Vatican! Möge es sich endlich aufraffen zu dem Beschlusse, alle Klöster einfach aufzuheben — wie dies selbst unter katholischen Völkern, in Spanien und Italien, begonnen worden ist! Möge es die Verweltlichung des bisher zu gemeinschädlichen Zwecken verwandten Kirchengutes beschließen! Nur so wird man Herr des „Staates im Staate" werden, mittels dessen die geistlichen Drahtzieher das ganze bürgerliche Gemeinwesen in ein für ihren Spaß eingerichtetes Puppentheater verwandeln möchten.

Die deutsche Entschiedenheit wird den italienischen Muth stärken. Kleine Mäkeleien am römischen Garantiegesetze, schwache Versuche der Verabredung mit anderen europäischen Regierungen treffen das Uebel nicht in der Wurzel. Rom muß aufhören, der Sitz des Papstthums zu sein! Die Zeit bis zur nächsten Papstwahl ist aller Voraussicht nach nur eine kurz gemessene. Sollte ein erfolgreicher Schritt geschehen, so müßte er schnell geschehen. In der Raschheit und der Festigkeit der Handlung liegt das Geheimniß des Sieges. — Ist kein Garibaldi da?

Schmoller contra Treitschke.

Wenn die Bescheidenheit mir zu erwähnen gestattet, daß ich vor drei bis vier Jahren den ersten Feldzug gegen die Kathedersocialisten eröffnet, und zu bekennen, daß ich es nicht bereue, so darf ich auch daran erinnern, daß ich sehr früh den Kampf eingestellt habe. Nicht wegen der bedauerlich maßlosen Heftigkeit der allzu empfindlichen Gegner, welche mir noch heuer rastlos ihre gereizte Stimmung bezeugen; auch nicht, weil mehrere andere, und darunter glänzendere Schriftsteller seitdem den Kampf aufgenommen haben, sondern vielmehr, weil ich von der Strategie literarischer Fehden meine eigene, etwas skeptische Meinung habe. Auf den Schlachtfeldern, wo Blut vergossen wird, siegt bekanntlich in der letzten Schlacht der Fürst, der den letzten Thaler in der Tasche behält. Auf den Schlachtfeldern aber, wo nur Dinte fließt, ist nicht zu erwarten, daß ein Theil sich ausdrücklich für besiegt erklären müßte. An Auswegen, an Ausflüchten fehlt es da niemals, und die Geduld des Zuschauers ermüdet eher als die Kraft des Gladiators. Selbst für die allgemeine Aufklärung haben solche Fehden nur einen bedingten Werth: durch die Hitze des Gefechtes wird der Leser zwischen zwei Extreme gestellt, und geräth in Gefahr, entweder einer abstracten Einseitigkeit zuzu-

Digitized by Google

schwören, oder — im günstigeren Falle — für sich einen faulen Separatfrieden zu schließen und eine unlogische Vermittelung zu acceptiren. Denn was der dialektische Entwicklungsgang der Wissenschaft langsam zeitigen würde, soll hier in der Bruthitze der gesteigerten Erbitterung und einer gewissen Exaltation über Nacht reifen. Das gibt keine gesunden Früchte. Ich schätze die Zeit meiner Leser zu hoch, um für sie die meinige zu vergeuden; überdies war es bei mir keineswegs auf einen Vernichtungskrieg abgesehen, sondern auf eine allgemeine Warnung, bei der ich es gern belassen hätte, wenn nicht jegliche derartige Controverse den Fehler in sich trüge, über die ursprüngliche Absicht hinaus zu führen und aus sich heraus neue Zwistigkeiten zu gebären.

Die Sachlage und meine Absicht waren folgende:

Die Einseitigkeiten gewisser sogenannter Manchestermänner und das mangelhafte dialektische Rüstzeug, mit dem sie operirten, hatten eine doctrinäre Reaction wachgerufen, welche, nach streng wissenschaftlichen Maßstäben, ebenso wenig Fertiges und Vollendetes hervorbrachte. Die Wissenschaft der Nationalökonomie war und ist noch in voller Gährung. Es wäre für einen Menschen, der sich vorzugsweise mit den praktischen Fragen der Politik beschäftigt, eine lächerlich naive Prätention gewesen, wenn er diesen Gegensatz da hätte lösen wollen, wo die Lösung erforderlich ist, nämlich in der Theorie. Dazu hätte man wenigstens zum Anbeginn ein dickleibiges Buch schreiben müssen. Angenommen, daß ich das vermöchte, so wäre darüber die Zeit der Gefahr verstrichen, und das vollendete Buch hätte veränderte Parteirichtungen vorgefunden. Die Gefahr lag in der von einigen jugendlichen Geistern frühzeitig unternommenen Anwendung bestreitbarer Theoreme auf die unmittelbare Wirklichkeit; es ist das, was ich das Schönthun, das Liebängeln mit dem Socialismus nannte, was ich vorher schon als Süßwassersocialismus bezeichnet hatte, wobei ich gern erklären will, daß es mir nicht im Traume einfiel, die Moralität oder die Aufrichtigkeit dieser Herren anzugreifen, daß ich, wie der Abgeordnete Windthorst-Meppen einmal sagte, nicht ein subjectives sondern ein objectives Schnippchen gemeint habe.

Die Herren wehrten sich zu meinem Erstaunen mit einer viel zu leidenschaftlichen sittlichen Entrüstung (das „sittliche Pathos" keimte schon!) gegen die Beschuldigung des Socialismus. Etwas socialistische Beimischung liegt ja doch in allen socialpolitischen Stoffen; wer darauf die chemische Analyse anstellen will, wird keine ganz giftfreie Materie finden. Wenn ich z. B. für den unentgeltlichen Volksschulunterricht eintrete, oder wenn mich vor dem Gedanken einer mäßig progressiven Einkommensteuer keine Gänsehaut überläuft, so fragen meine Freunde mich bei dem ersten Punkte, ob ich denn zu den Kathedersocialisten übergegangen sei, und bei dem zweiten warnen sie mich sogar vor communistischen Gelüsten. Im Staate selbst ist das sogenannte socialistische Element reichlich vertreten: Wo das freie Eigenthum oder der freie Verkehr gemeinschädlich wirken, müssen sie ohne weiteres beschränkt werden zum Besten des Gemeinwesens. So wenig es aber noch freihändlerische Fanatiker gibt, welche das bestreiten, so wenig ist man heutzutage noch berechtigt, das als Socialismus im Sinne der gegenwärtigen Parteirubricirungen zu preisen oder zu verwehmen. Die Professoren, welche ich meine, haben gar nicht nöthig, uns zu beweisen, daß das Eigenthum auch eine historische Kategorie ist, daß es keine absolute Geltung beanspruchen darf, daß seine Formen wie sein Inhalt sich geschichtlich modificiren. Wer leugnet den Inhalt der Rechtsgeschichte? Es gibt überhaupt keine absoluten Rechte, auch für den Staat nicht; aber der Gott, dem man mehr gehorchen soll, als den Menschen, das ist der Kern, der bleibende Inhalt aller wandelbaren Gesetzgebungen. Das sind keine Doctorfragen, es sind Schülerfragen; damit lockt man keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor. Von diesen unschädlichen Expectorationen, welche in den „Einleitenden Theilen" der Compendien sich vortrefflich ausnehmen und wirklich den Studenten der ersten Semester zum Nachdenken reizen, bis zur Parteinahme gegen die „herzlose Bourgeoisie", oder für das „menschenwürdige Dasein von Allem, was Menschenantlitz trägt", oder für „eine gerechtere Vertheilung der Güter", ist noch ein weiter Schritt, ja ein Sprung; aber dieser Sprung wurde gemacht. Eine Reihe von akademischen Schriften erschien damals in populärer Sprache, auf welche sich Tölcke und Hasselmann, Liebknecht und Most hätten berufen können, wenn dieselben nicht zu jener Frist aus verblendetem Machtbewußtsein die allzu anspruchsvollen Bundesgenossen verschmäht hätten. Gegen diese Ausschreitungen, welche vermuthlich in einigen Jahren unserer schnelllebigen Zeit von denen, so sie begangen, als „Jugendsünden" belächelt oder bereut werden, galt mein Weckeruf in einer Zeit, wo die socialistische Partei eine sehr handgreifliche und sehr gefährliche Realität war, in einer Zeit, wo unter sehr kritischen Verhältnissen das noch junge allgemeine Stimmrecht zur entscheidenden Anwendung kam, während ein unerwarteter und unvergleichlicher Aufschwung des industriellen Unternehmungsgeistes den Arbeitern die Köpfe verdrehte und ihnen eine fata Morgana unbegrenzter Lohnsteigerungen vor die benebelten Sinne rückte. Die noch ungelenke deutsche Industrie konnte weder die Kosten dieses Rausches, noch die des Actienschwindels erschwingen, und einige Zeit vor meinem Angriff auf den Kathedersocialismus hatte ich, noch viel eindringlicher, vor dem Actienschwindel gewarnt. Wenn meine Gegner zuweilen aus dem „Gründerthum" die Berechtigung des Socialismus deducirten, so übersahen sie gerade den inneren geschichtlichen und ökonomischen Zusammenhang zwischen dem Gründerthum und den socialistischen Ausschweifungen. —

Als im vorigen Sommer Herr v. Treitschke seinen berühmten Essay: „Der Socialismus und seine Gegner", in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichte, der vor allen Dingen als ein stilistisches Meisterwerk ersten Ranges den Dank der Nation verdient, da wurde er, wie jeder aufmerksame Leser mir ohne weiteres bestätigen wird, von denselben Triebfedern geleitet, welche mich zuerst dazu vermochten, gewisse Persönlichkeiten anzugreifen, für welche ich Alles eher als persönlich feindselige Empfindungen hegte. Herr v. Treitschke hatte selbst zu den ersten Unterzeichnern jenes Aufrufes gehört, der gegen meine volkswirthschaftlichen Genossen eine Gegenpartei bilden sollte; seiner ganzen Natur nach mochte er in den dabei vorangestellten Grundsätzen viel Anziehendes finden. Wenn das „sittliche Pathos" in irgend einem unserer Schriftsteller und Politiker aufrichtig und ehrlich als ein Factor des Bewußtseins und der Leistung zu erkennen ist, so ist es in ihm. Als Historiker und Publicist war er natürlich mit der Geschichte der nationalökonomischen Theorien besser vertraut, als mit deren Bedeutung und Tragweite für die einzelnen wirthschaftlichen Aufgaben der Gegenwart. Wenn er sich trotzdem von der Richtung seiner Freunde mit schöner Offenheit abwandte, so geschah das, weil er die von mir signalisirte Gefahr bei näherer Beobachtung erkannte. Allein er hat nicht blos diese Gefahr bezeichnet, er ging auch tiefer auf die mit den betreffenden Gegensätzen verknüpften Probleme ein; er schildert nicht blos die der staatlichen Sicherheit drohenden Auswüchse des Socialismus, sondern auch die durch einen Sieg des Proletariats über das mittlere Bürgerthum gefährdete Cultur. Er überbot das sittliche Pathos der Programme durch eine reiche ethische Anschauung. Aber ein abgeschlossenes System der Volkswirthschaftslehre hat er nicht geschaffen, und wenn Prof. Schmoller mit ihm über einzelne Punkte streiten will, so ist der Stoff gegeben für hundert Folianten von Controversschriften. Nur daß damit wenig zur Sache geschehen wäre. Prof. Gustav Schmollers interessantes „Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich v. Treitschke" („über einige Grundlagen des Rechts und der Volkswirthschaft") enthält viel Richtiges, das Jedermann unterschreiben kann, das aber eben deshalb ihn nicht zu den besonderen Schlußfolgerungen berechtigt, die er für praktisches Verhalten daraus zieht. Ich würde mich hüten, eine Widerlegung zu versuchen, wo eine

Digitized by Google

Replik aus Treitschkes Feder zu erwarten ist, wenn mich auch nicht noch andere Gründe davon abhielten. Gewisse Verdächtigungen der Freihandelsschule, z. B. daß sie nur auf das Wohl des besitzenden Bürgerstandes bedacht sei, daß sie nur auf die große Quantität der Production sehe und nicht auf deren billige Vertheilung (als ob nicht längst unwiderleglich bewiesen wäre, daß der erhöhte Nationalreichthum verhältnißmäßig den niedersten Classen am meisten zu Gute kommt) sind ja bei gewissen Leuten auch durch die klarste Widerlegung der Thatsachen nicht auszurotten.

Wozu der Lärm? Der Streit ist entschieden: die Herren sind von ihren Truppen verlassen; sämmtliche Abstimmungen der Eisenacher Congresse fielen gegen sie aus; sie selbst haben Wasser in ihren Wein gegossen. Auch die „weltbewegende" Socialistenpartei verliert ihre Anhänger unter den Nachwirkungen des großen Krachs, der die wahren Verhältnisse von Angebot und Nachfrage und die Gesetze des Arbeitslohnes ihnen leider allzu nachdrücklich zu Gemüthe führt. So beklagenswerth diese Zustände sind, so unvermeidlich sind sie. Auch die eigentliche Leibgarde der Eisenacher, die Gewerkvereine, haben ihre drohende Stellung aufgegeben, ihre Führer, ihr Anwalt sind seit dem Waldenburger Strike weitab zu friedlicheren Gesinnungen bekehrt; sie seien uns damit willkommen. Die Arbeiter haben ja, soweit nichts Gemeinschädliches mit unterläuft, das unbestrittene Recht, die Formen ihrer Vergesellschaftungen selbst zu bestimmen. Die Associationsfreiheit muß ihnen unverkürzt bleiben; dann werden sie allmählich schon die nützlichere und heilsamere Anwendung derselben ermitteln. Wenn die Gewerbevereinler, wenn ihre Professoren jetzt mit ruhiger Ueberlegung an den nöthigen Reformen unserer Gewerbeordnung und unseres Gewerberechtes sich betheiligen wollen, so ist kein Grund mehr, „Hie Welf, hie Waiblingen" zu rufen. „Soyons amis, Cinna!"

H. B. Oppenheim.

Literatur und Kunst.

Kleine Briefe

von

D. Spitzer.

Wien, 2. März 1875.

Ich habe der freundlichen Einladung, die Sie vor einiger Zeit an mich gerichtet, Ihnen über den Proceß Ofenheim zu schreiben, keine Folge geleistet.*) Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen offen bekenne, daß ich durchaus kein Fachmann bin, daß ich nichts von Schienen, Dämmen und Tunnels verstehe, ja daß ich fürchten muß, da so viele ausgezeichnete Männer Herrn von Ofenheim einen ehrenwerthen Mann nennen, daß ich nicht einmal weiß, was ein Betrug ist. Der große geniale Director der durch ihre Unfälle so berühmten Lemberg-Czernowitzer Bahn ist ja doch von den Geschworenen frei gesprochen worden! Er baute so vorsichtig, daß jede Brücke, die einstürzte, ihn bereicherte, und daß der Schotter abrutschender Dämme sich für ihn in Gold verwandelte. Man traute ihm die großartigsten Unglücksfälle zu, und hätte man gelesen, die Bahn sei über Nacht verschwunden, man würde es geglaubt haben, denn dem Mann schien nichts unmöglich zu sein.

Wenn der Ritter ohne Furcht und Scrupel aus den Abruzzen, wo er gegenwärtig, nicht Geschäfte halber, sondern zur Erholung weilt, nach Wien zurückkehrt, werden seine Salons hoffentlich bald wieder in dem so schnell erworbenen alten Glanze strahlen. Denn Herr von Ofenheim hat seine Millionen zu erhalten verstanden, und während die Sündfluth des Krachs so viele Millionäre begrub, war er einer der wenigen Gerechten, die verschont blieben. Er wußte ja, wie schwer es sei, ein Vermögen leicht zu verdienen und war kein Spieler wie die Anderen.

Er ging sicher und vertraute nicht dem unberechenbaren Rad der Glücksgöttin, sondern dem weit verläßlicheren der Locomotive, deren Fabrikanten, wie Sie gewiß aus dem Proceß wissen, dem Director die der Gesellschaft gebührende Provision von drei Procent geben mußten. An dieser Provision ist er wahrhaftig nicht reich geworden, denn sie betrug im Ganzen nur 42000 Gulden. Es ist das, um ein Bild aus dem allerdings sehr nahe liegenden Räuberleben zu gebrauchen, als wenn Fra Diavolo, nachdem er eben an einem reichen Lord einen Unternehmergewinn verdient, noch einem Handwerksburschen eine silberne Uhr abprovisionirte. Endlich erreichte ihn die arme Nemesis, die man nur gerufen hatte, wie jene unglückliche Sorte von Tenoristen, um ihr beim Erscheinen faule Aepfel an den Kopf zu werfen. Zwar fand, wer keine zu großen Ansprüche an einen Spitzbuben machte, diese im Proceß befriedigt — aber man ist heute schon so verwöhnt!

Lassen Sie mich also über diesen abwesenden Freigesprochenen schweigen und die hervorragenden Gäste begrüßen, die gegenwärtig theils schon in unseren Gefängnißmauern verweilen, theils noch außerhalb derselben frei umherlaufen. Ich meine den russischen Hofrath und Zolldirector Herrn von Kosakowsky, der wegen eines „unschuldigen Scherzes", wie er es bei der Gerichtsverhandlung nannte, oder wegen grober Unsittlichkeit, wie es in unserer Gerichtssprache heißt, auf zwei Monate eingesperrt wurde, sowie Seine königliche Hoheit den Prinzen Alfons von Bourbon, der wegen theilweiser Erschießung der spanischen Bevölkerung, wegen Hinwegräumung alter Gebäude durch Feuer, sowie wegen des Bestrebens, die Abneigung der Unterthanen gegen das angestammte Herrscherhaus durch Liebkosungen zu besiegen, oder wie die spanischen Behörden sich ausdrücken, wegen Mord, Brandstiftung und Nothzucht, steckbrieflich verfolgt wird.

Während der erlauchte Bruder Karls VII. durch solche Gewaltmaßregeln streng conservativer Natur den alten Glanz der spanischen Krone wiederherzustellen bemüht war, huldigte sein edles Gemahl Doña Blanca dem Fortschritte, indem sie die sonst nur im freien America übliche Sitte des „Theerens und Federns" auf den ehrwürdigen spanischen Boden zu verpflanzen suchte. Bekanntlich wird hierbei derjenige, der auf den rauhen Pfad der Tugend zurückgeführt werden soll, vorerst nackt ausgezogen, sodann in ein Faß Theer getaucht und endlich in einem Haufen Federn hin und hergerollt, nach welchem Verfahren der lockere Zeisig der Schaulust der bildungsbedürftigen Straßenjugend preisgegeben wird. Doch mußte es sich die hohe Frau versagen,

*) D. Spitzer, der berühmte „Wiener Spaziergänger" in der „Neuen Freien Presse", tritt mit diesem Beitrage zum ersten Mal vor ein vorwiegend aus norddeutschen Lesern bestehendes Publicum. Wir zweifeln nicht daran, daß der Witz im Gedanken und Ausdruck ihm die Sympathie unserer Leser ebenso schnell und ebenso vollständig erobern wird, wie es diesem geistreichen Feuilletonisten in seiner Heimat schon längst gelungen ist. Daß wir uns gerade an ihn wandten mit der Bitte, über den Proceß Ofenheim zu schreiben, hat seinen guten Grund. Spitzer hat schon vor Jahren, im tollsten Optimismus der großen Börsenspeculationen, die Gründer auf's unbarmherzigste gegeißelt. Von ihm stammt das schöne Wort her, die Biographie dieser Herren lasse sich gewöhnlich in drei Capitel theilen mit der Aufschrift: „Eiserner Schrank, eiserne Stirn, eiserne Krone." Wir hoffen, daß die freundliche Aufnahme, deren er auch bei uns gewiß ist, ihn dazu veranlassen wird, mit seinen „kleinen Briefen" nicht allzu sparsam zu sein. D. R.

Digitized by Google

Personen männlichen Geschlechts in der geschilderten Weise den Unbilden der Witterung auszusetzen, sondern sich keuschen Sinnes darauf beschränken, nur Frauen, vorausgesetzt, daß diese sich eines ehrbaren Rufes erfreuten, theeren und federn zu lassen, so daß sie selbst das heitere Fest mit ihrer Gegenwart verherrlichen konnte, ohne sich in den weiblichsten ihrer Gefühle verletzt zu finden. Allein dieser Versuch, die Frauen durch sanftes Bestreichen mit einem der hervorragendsten Nebenproducte der Coaksbereitung für die Dynastie des Prätendenten zu gewinnen, erzielte nicht die gewünschte Untherthanengeschmeidigkeit; und die unglückliche Fürstin mußte in allerhöchster Geschwindigkeit die Flucht ergreifen, um nicht selbst den Hermelin mit einem Flügelkleide aus den Bettfedern ihres keuschen Lagers tauschen zu müssen.

Erst als es zu spät war, scheint das unüberlegte spanische Volk die Entfernung seiner Landestante bedauert zu haben, wenigstens wurde an alle europäischen Staaten das dringende Ersuchen gerichtet, das fürstliche Paar, sobald es erscheine, freundlichst packen und den spanischen Behörden gegen Portovergütung gefälligst wieder retourniren zu wollen. Hochdenselben wurde auch für den bei fürstlichen Personen nicht ungewöhnlichen Fall eines Incognito ein Steckbrief nachgesandt, in welchem mit einer, sonst in genealogischen Taschenbüchern nicht vorkommenden Genauigkeit, Dero sämmtliche Verbrechen specificirt wurden. Der aufmerksame Leser des Steckbriefes erhält so, obwohl das hohe Ehepaar nur verhältnißmäßig kurze Zeit im Lande grassirte, ein treues Bild der gesammten epidemischen Wirksamkeit desselben.

Wenngleich Don Alfonso einer der hervorragendsten Carlistengenerale war, sah man ihm trotzdem seine vornehme militärische Rangstufe nicht an und hätte ihm eine weit bescheidenere Charge zugemuthet, die eines einfachen Räuberhauptmanns. Wohlbewaffneten Truppen gegenüber war er sehr nachgiebig, aber gegen Wehrlose kannte er keine Nachsicht. So wurde ein Kranker, der aber allerdings ohnehin die Blattern hatte, in seinem Bette gespießt und ein Greis, der freilich sonst ganz rüstig war und ich glaube sogar ohne Brille noch lesen konnte, zum Fenster hinausgeworfen. Welch grausames Loos unter solchen Umständen die armen Frauen erwartet, weiß jeder Kenner der carlistischen Kriegsgeschichte und werden die Laien aus dem entnommen haben, was ich schon vorhin über die Regierungsmaßregeln Don Alfonsos und seiner hohen Gemahlin mitgetheilt habe. Insbesondere führt der Steckbrief an, wie eine junge Frau, getheert und gefedert, durch die Straßen ziehen mußte, während man den Gatten zwang, ihr zu folgen und fünfzig Ruthenstreiche zu geben, wobei man dem Unglücklichen sein schwieriges Amt nur dadurch zu erleichtern suchte, daß man ihm versprach, ihn, falls er nicht mit aller Kraft dreinhaue, zu erschießen. Wir dürfen allerdings nicht verschweigen, daß der amtliche Bericht ausdrücklich hervorhebt, es seien dem Gatten, nachdem er sich seines Auftrags zur allerhöchsten Zufriedenheit entledigt, die fünfzig Hiebe zurückerstattet worden. Namentlich in Cuenca griff das fürstliche Paar binnen Kurzem so um sich, daß fast keiner dem allerhöchsten Würgengel entrann. Es ist daher in Anbetracht der geringen Anzahl von Einwohnern, die am Leben blieb, eine der gewöhnlichen Uebertreibungen der englischen Zeitungen, wenn sie von einem „Meer von Thränen" sprechen, das in Cuenca vergossen werde.

Weniger glücklich im Entwischen war der russische Hofrath, dessen wir erwähnten, Herr von Kosakowsky. In einem hiesigen Blatte, dessen letzte Seite hauptsächlich einer ehrbaren Annäherung der beiden Geschlechter gewidmet ist, erschien ein Inserat in französischer Sprache, in dem ein vornehmer Fremder, der sich in Wien vereinsamt fühlte, die Bekanntschaft anständiger Damen zu machen suchte, um sich mit ihnen in ebenso unanständiger wie vorsichtiger Weise zu unterhalten. Nach der Fassung des Inserates schien der Einsender der russischen Secte der Skopzen anzugehören, deren Religion zwar angehenden Tenoristen sehr zu Statten kommt, aber nicht den verkannten Lyrikern, die ja, wie man weiß, ausschließlich auf die Nachwelt angewiesen sind. Die Entrüstung unter den Damen war eine so allgemeine, daß die ganze Auflage des Blattes binnen Kurzem vergriffen war. Der freche Einsender erhielt unter der Adresse, die er angegeben hatte, nicht nur einige aufmunternde Zuschriften, sondern auch einige abschreckende Photographien. Doch erklärte demselben wenigstens eine Dame, deren rücksichtsloser Offenheit wir gerne das verdiente Lob spenden, daß er ein sehr unsauberes Thier sei; nur besorgen wir, daß der Anonymus selbst sich in dieser Beziehung keinen Illusionen hingegeben haben dürfte. Bald gelang es glücklicherweise den Gerichten, dem unzüchtigen Unbekannten auf die Spur zu kommen. Wie groß war die allgemeine Ueberraschung, als es sich bei der Gerichtsverhandlung herausstellte, derselbe sei kein aus einem Harem entsprungener Vollbluteunuche, sondern ein russischer Hofrath und Zolldirector, verheirathet und was für den Schuldigen das Beschämendste sein mochte, entlarvter Vater zweier Kinder!

Iwan Turgenjew.

Von dem Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft".*)

Iwan Turgenjew wurde im October 1818 als zweiter Sohn des Obristen Sergei Iwanowitsch T., eines Bruders der beiden ersten berühmt gewordenen Träger dieses Namens, auf einem im Gouvernement Orel belegenen Familiengut geboren. Herr Iwan Sergejewitsch, mit seinen Brüdern durch zärtliche Freundschaft verbunden, hat keine öffentliche Rolle gespielt; ich weiß von ihm nur zu berichten, daß er in seiner Jugend Gardeofficier gewesen, mit dem Rang eines Obristen den Abschied genommen und dann die Verwaltung eines Familiengutes angetreten, um sich der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Daß er die freisinnigen und humanen Grundsätze seiner Brüder getheilt, versteht sich bei dem nahen Verhältniß, in welchem er zu denselben gestanden, von selbst; in den mehrfach erwähnten Briefen Alexanders wird der Name Sergei nur einmal genannt, hier aber erwähnt, daß sein im J. 1827 erfolgter Tod mit dem tiefen Kummer um die Contumacial-Verurtheilung und Verbannung Nikolai Iwanowitschs im Zusammenhang gestanden habe. — Das Geschick dieses Oheims mußte unter den gegebenen Umständen auch auf die Entwicklung des Neffen bestimmend einwirken. Vertiefen sich in Rußland Familienbeziehungen, so gewinnen sie unter dem Einfluß der patriarchalischen Lebensgestaltung, welche vor fünfzig Jahren die Regel bildete und — glücklicherweise — auch heute noch häufig vorkommt, den Charakter eines religiösen Cultus. Enthält jene idyllische Abgeschiedenheit des russischen Landlebens, welche sich in der Regel zu Leblosigkeit und Apathie verzerrt, doch für glücklich geartete Naturen überhaupt viele Bedingungen einer heilsamen Entfaltung geistiger und gemüthlicher Anlagen. Was die Eltern aus der Zeit ihres Lebens in den Centren der Ci-

*) Dieser Essay bildet den Schlußaufsatz der im vorigen Quartal begonnenen Serie „Die drei Turgenjew". Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der große russische Dichter sein nächstes schriftstellerisches Erzeugniß der „Gegenwart" zur ersten Veröffentlichung in Deutschland zugesagt hat. D. Red.

Digitized by Google

vilisation an Schätzen ächter Cultur in die Landeinsamkeit mitgenommen haben, bildet hier die ausschließliche geistige Nahrung der Kinder. Weil die äußere Existenz keine neuen Anregungen bringt, das Dasein sich in einem eng abgeschlossenen Kreise bewegt, ist die Möglichkeit der Ausnutzung des vorhandenen Besitzes in unbeschränktem Maße geboten, wirken die einmal aufgenommenen Eindrücke ungleich stärker und nachhaltiger, als das bei der Versplitterung des großstädtischen Lebens und bei der Abhängigkeit von Zufälligkeiten der Fall ist, welche die Begleiterin der Kleinstädterei zu sein pflegt. Bis zu seinem 12. Lebensjahre empfing Iwan T. keine anderen Eindrücke als die, welche ihm durch den Verkehr mit der Natur und die Tradition des elterlichen Hauses vermittelt wurden. So verstand es sich von selbst, daß der Cultus der humanen und freisinnigen Ideen, welche Herr Sergei Iwanowitsch in seinen Bildungsjahren empfangen hatte, und durch welche er sich seinen Brüdern verbunden fühlte, schon früh in die Seele des Knaben gepflanzt wurde, der im Mschensk'schen Kreise des kornreichen Gouvernements Orel aufwuchs, daß bereits in der Seele des Kindes eine Ahnung von dem tiefen Contrast dämmerte, der zwischen dem Reichthum der ihn umgebenden Natur und der Gebundenheit der leibeigenen Söhne derselben bestand. Die im Jahre 1822 unternommene ausländische Reise der Familie kann auf das kaum znm Selbstbewußsein erwachte Kind keine Wirkungen geübt haben. Desto nachhaltiger mußte der Eindruck sein, den die in die folgenden Jahre fallenden Ereignisse auf die gesammte Familie machten: 1825 traf die Kunde von dem Strafgericht über eine ganze Anzahl bis dazu hochgeachteter, als human und freisinnig bekannter Männer, wenig später die Nachricht von der Contumacial-Verurtheilung und Verbannung des verehrten Oheims ein. — Zwei Jahre später starb Iwan Sergejewitschs Vater, der an seinem Bruder mit ganzer Seele gehangen hatte. Das waren die für den heranwachsenden Knaben und Jüngling maßgebenden Jugendeindrücke. Für ihre Nachhaltigkeit hat des Dichters Lebensgang das deutlichste Zeugniß abgelegt. — In einem Lande, wo bedingungslose Unterwerfung unter den Willen des Alleinherrschers die Regel bildete, bürgerliche Unabhängigkeit und patriotischer Freisinn wie Lichtbilder aus unerreichbarer Ferne erschienen, mußten die ersten von wirklichen Märtyrern ihrer Ueberzeugung gegebenen Beispiele eine Wirkung üben, für welche der Bewohner freier Länder kaum den Maßstab gewinnen kann. In dem kleinen Kreise derer, welche nach der Katastrophe von 1825 den liberalen Traditionen von Alexanders I. besserer Zeit treu blieben, wurden die Opfer des December-Aufstandes wie Heilige verehrt, galten freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen zu den Verbannten von 1825 für Adelsbriefe, die ihren Inhabern das „noblesse oblige" zur höchsten Ehrenpflicht machten. Gerade weil die das westliche Europa bewegenden Ideen in dem Rußland des Kaisers Nikolaus auf die Proscriptionsliste gesetzt waren, wirkten sie auf diejenigen, zu welchen sie drangen, mit verdoppelter Stärke. Gleich der Mehrzahl besserer junger Männer seiner Zeit sah sich auch der Sohn des Obristen Turgenjew von den Verhältnissen, die ihn umgaben und welche das neue Gouvernement zu verewigen beflissen war, durch eine tiefe Kluft geschieden. Der Neffe eines verbannten Decembermannes konnte, wenn er nicht sich selbst und seinen Namen entwürdigen wollte, nichts Anderes als ein Oppositionsmann, ein Geweihter der Ideen sein, für welche ein ganzes Geschlecht in Tod und Verbannung gegangen war. — In herkömmlicher Weise durch französische und deutsche Hauslehrer vorgebildet*), bezog Iwan Sergejewitsch im Anfang der dreißiger Jahre die Moskauer Universität, welche mit einigem Grunde für die selbstständigste und unabhängigste der höheren russischen Bildungsanstalten ihrer Zeit galt, aber gerade darum von der Regierung ängstlich überwacht wurde.*) Nach zwölfmonatlichem Aufenthalt in Moskau, siedelte Iwan Turgenjew nach Petersburg über, wo die begonnenen Studien drei Jahre lang fortgesetzt wurden. Dann folgte eine mehrjährige Bildungsreise in's Ausland, deren Haupttheil in Berlin verbracht wurde. Die philosophische Facultät der Friedrich-Wilhelms-Universität war zum Mekka der strebsamen jungen Russen des vierten Jahrzehnts geworden, seit Stankewitsch die Hegel'sche Philosophie nach Moskau importirt und eine andächtige Gemeinde um dieselbe geschaart hatte. Zu den Füßen Hegels und seiner Schüler saß in den dreißiger Jahren eine ganze Anzahl russischer Studenten, welche in der Folge berühmt geworden sind. Zwei von ihnen haben als Repräsentanten der beiden Richtungen, welche das neuere Rußland beherrschten, besonders viel von sich reden gemacht, Michael Katkow, seit 1863 Redacteur der Moskauischen Zeitung und zehn Jahre lang Spiritus rector der Nationalpartei, damals ein eifriger Verehrer Werders — und Michael Bakunin, Ex-Lieutenant der Garde-Artillerie, dann Mitarbeiter der „Halleschen Jahrbücher", revolutionärer Führer in Prag und Dresden, Verbannter in Sibirien, Mitherausgeber des Herzen'schen Kolokol, heute der verrufenste Demagoge und Communist seiner Zeit. Den Studienjahren dieser Männer lag die Beschäftigung mit praktischer Politik ebenso fern, wie unserem Dichter, der ganz in der Gedankenwelt lebte, die ihm durch seine neuen Lehrer erschlossen worden war und der in der Stille an seinen ersten poetischen Versuchen feilte. Gerade wie in dem Deutschland jener Tage, so bildete auch in dem damaligen Rußland die Beschäftigung mit philosophischen und ästhetischen Problemen den Hauptinhalt des geistigen Lebens; erst in der Folge wurde die unter diesen Einflüssen emporgekommene Generation hüben wie drüben gewahr, daß die Consequenzen ihrer Weltanschauung eine radicale Umgestaltung der Wirklichkeit forderten, von der man sich bis dazu eigensinnig abgewandt hatte. — Turgenjew mag der unversöhnbare Gegensatz zwischen der Welt seiner Gedanken und den Verhältnissen, für welche er sich vorzubereiten beabsichtigt hatte, freilich schon früher aufgegangen sein. Als er aus Deutschland nach Petersburg zurückkehrte, um in den für russische Edelleute damals noch obligatorischen Staatsdienst zu treten, und dem (von Bludow geleiteten) Ministerium des Innern eingereiht zu werden, stand das System der Repression alles freieren geistigen und wirthschaftlichen Lebens in so üppiger Blüthe, daß für einen Mann seines Schlages an eine ersprießliche, in irgend welcher Rücksicht befriedigende Thätigkeit schlechterdings nicht zu denken war. So bald wie irgend thunlich nahm er seinen Abschied, um es mit dem Landleben und der Thätigkeit eines Gutsbesitzers zu versuchen. Aber auch hier konnte er keine bleibende Stätte finden. In seiner herrlichen Erzählung „Das adlige Nest" hat er in ergreifendster Weise die tiefe Schwermuth geschildert, die den aus der westlichen Culturwelt zurückkehrenden, durch ihre Einflüsse der einheimischen Lebensgestaltung entfremdeten, ob auch noch so patriotisch empfindenden Russen umfängt, wenn dieser den Versuch macht, den Reichthum der vielgestaltigen Bildung seiner Zeit an dem verödeten Heerde seiner Väter zu vergessen.

„So bin ich denn auf des Flusses tiefstem Grunde angelangt," läßt er Lawretzky, den Helden der genannten Erzählung ausrufen, „zu jeder Zeit steht hier das Leben still, kennt es keine Eile, keine Bewegung. Wer in diesen Zauberkreis getreten, muß

*) Obgleich die russische Literatur der zwanziger Jahre bereits eine erhebliche Rolle spielte, kam sie für T.s Jugendbildung wenig in Betracht. Seine erste Bekanntschaft mit derselben hatte er einem Leibeigenen zu danken, den die zopfigen russischen Dichter des 18. Jahrh. begeistert hatten und der aus diesen zu declamiren pflegte. Eine lebensvolle Schilderung dieses wunderlichen Declamators ist in T.s letzter Erzählung „Punin und Baburin" enthalten.

*) Mit Herzen, Ogarew, Aksakow und den übrigen in der Folge berühmt gewordenen Moskauer Studenten der dreißiger Jahre scheint T. in näherer Verbindung nicht gestanden zu haben, mindestens wird sein Name in den aus jener Zeit stammenden Aufzeichnungen Herzens, Belinskis u. a. nicht genannt. Er hatte diese Hochschule bereits verlassen, als jene jungen Männer unter dem Einfluß der Systeme Schellings und Hegels eine Rolle zu spielen begannen und den Grund zu den später so bekannt gewordenen Fractionen der „Deutschen" und der „Franzosen" legten.

Digitized by Google

sich seinen Gesetzen blindlings unterwerfen. Und welche Kraft, welche Fülle ist ringsum, wie viel Gesundheit in dieser thatenlosen Stille.... Der Himmel aber, der über ihr liegt, läßt seine Sterne ruhig erglänzen: sie scheinen zu wissen, warum und wohin sie schimmern. Und in demselben Augenblicke stürmt, siedet und eilt das Leben an tausend Orten des Erdballs rastlos dahin — hier nur fließt es unhörbar, wie das Wasser, das im Sumpf zum Stillstande gebracht wird". — Trotz der tiefen und leidenschaftlichen Liebe, die den Dichter an die Heimat band, mußte derselbe sich doch sagen, daß sein fein besaitetes Naturell nicht dazu bestimmt und nicht dazu befähigt sei, dem stockenden Leben dieser Landschaft neue Pulse zu leihen, praktisch in die Verhältnisse seiner Bauern einzugreifen und gleich dem Helden des „adligen Nests" das bewegte Herz durch unermüdliche Pflügerarbeit zur Ruhe zu bringen. Er kehrte nach Petersburg zurück, um in dem jungen Schriftstellerkreise, der sich um den Kritiker Belinski und die Zeitschrift „Sowremennik" sammelte, Ersatz für die reiche Anregung zu suchen, welche die in Westeuropa verlebten Lehr- und Wanderjahre geboten hatten. Belinski war der erste, dem Turgenjew die literarischen Versuche, welche während der letzten Jahre entstanden waren, vorlegte, und der ein Verständniß für das eigenartige Talent seines neuen Freundes zeigte, dessen literarische Erstlinge („Parascha", „Das Gespräch") unbemerkt vorüber gegangen waren. Turgenjew bedurfte der Ermuthigung des bedeutendsten russischen Kritikers seiner Zeit um so mehr, als ihm seine reiche Bildung und seine kritische Anlage zu Hindernissen freien Schaffens geworden waren. Er empfand lebhaft, daß die Stärke seines Talents mehr auf der Seite der Charakteristik als der der Composition lag, und daß die letztere mit der ersteren nicht Schritt hielt — ihm erschien außerdem zweifelhaft, ob ein Pessimist, wie er, zu poetischem Schaffen überhaupt berufen sei und ob Belinskis unaufhörlich wiederholte Doctrin, „daß für die russische Kunst die Stunde erst schlagen werde, wenn die Stunde der politischen Befreiung gekommen," nicht am Ende eine Verurtheilung seines eigenen Schaffens involvire. Nur auf Belinskis lebhaftes Drängen entschloß er sich, einige der später in dem „Jägertagebuch" gesammelten Skizzen erscheinen zu lassen. — Daß diese Bilder nicht nur mit Begeisterung aufgenommen, sondern sofort ihrer wahren Tendenz nach verstanden wurden, hatte der Kritiker des Sowremennik richtig vorausberechnet: der urtheilsfähige Theil des Publicums begriff instinctiv, was der düstere Hintergrund dieser unvergleichlichen Naturschilderungen bedeute und wem die Klage, die sich der Brust des Dichters entrungen, im letzten Grunde gelte. Die von Turgenjew geübte Wirkung war um so mächtiger, als er nicht als Parteimann, sondern blos als Künstler gesprochen, nicht im Namen einer bestimmten Doctrin, sondern als Priester des Schönen, das immer zugleich das ächt Menschliche ist, Protest erhoben hatte gegen die furchtbare Verwahrlosung eines tüchtigen Volks, gegen die trostlose Verwilderung und den Knechtssinn derer, die zu Führern dieses Volks berufen waren.

Als die Skizze „Chor und Kalinitsch" in den Spalten des „Zeitgenossen" erschien (1847) und die Runde durch das gesammte gebildete Rußland machte, weilte der Verfasser bereits wieder außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes. In dem seiner dritten Revolution entgegen treibenden Paris des Julikönigthums wurden die Entwürfe zum „Tagebuch" und „Das adlige Nest" ausgearbeitet und zum Abschluß gebracht — der erste Abdruck dieser Arbeiten, die erst mehrere Jahre später gesammelt erschienen, erfolgte im Sowremennik. Für ihre Wirkung legte die Regierung selbst Zeugniß ab. Kurze Zeit nachdem er aus Frankreich zurückgekehrt, wurde Turgenjew wegen eines Zeitungsartikels über Gogols „Todte Seelen" durch einen kaiserlichen Machtspruch für mehrere Jahre auf seine Güter verbannt. Der Kaiser hatte den Sinn des „Tagebuchs" besser verstanden als seine Beamten, die trotz alles Diensteifers in der Kunst zwischen den Zeilen zu lesen, Neulinge geblieben waren. Der Dichter sollte büßen, daß die argwöhnische Censur jener schlimmsten Periode des Nikolaitischen Zeitalters das „Tagebuch" unbeanstandet gelassen, sich an den Wortlaut ihrer Instructionen gehalten hatte. Politische Anspielungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes ließen sich in diesen Schilderungen freilich ebenso wenig nachweisen, wie directe Angriffe gegen das Institut der Leibeigenschaft, — was bedurfte es aber dieser, wo die Darstellung der russischen Wirklichkeit zugleich die schärfste Anklage gegen dieselbe enthielt! Der Pinsel des Malers, der das Schmerzensgesicht des leibeigenen Bauernstandes in so ergreifender Weise wiederzugeben gewußt, war ein gefährlicherer Hochverräther, als es die Feder eines politischen Pamphletschreibers hätte sein können und der berufene Wächter der Zufriedenheit des russischen Volks glaubte nur seine Pflicht zu erfüllen, wenn er dem Künstler, der für den Zauber der Kirchhofsruhe seines Vaterlandes kein Auge gehabt, das Handwerk für eine Weile legte.

Obgleich das Fürwort des Großfürsten Thronfolger die Jahre der über Turgenjew verhängten Internirung abkürzte und die kaiserliche Censur während der kriegsbewegten letzten Monate der Regierung Nikolaus' wichtigere Dinge zu thun hatte, als die Farbentöpfe russischer Landschaftsmaler chemisch zu analysiren, erhielt der Dichter seine volle Freiheit erst wieder, als mit dem Tode des Kaisers Nikolaus und der Beendigung des Krimkrieges ein neues Zeitalter begann. Die gewaltige Bewegung, welche seit dem Beginn der Arbeiten für die Aufhebung der Leibeigenschaft das gesammte russische Leben ergriff, riß auch ihn mit fort und erweiterte den Kreis seiner Aufgaben. Ungleich der Mehrzahl seiner Landsleute wußte Turgenjew sich aber auch während der Sturm- und Drangperiode, welche auf die Zertrümmerung des alten Jochs folgte, die ruhige Besonnenheit und den Sinn für das richtige Maß zu erhalten, welches zu allen Zeiten das Kriterium ächter Künstlerschaft gewesen ist. Getreu den Traditionen seines Hauses, dem der Zusammenhang der russischen Bildung mit der Civilisation des westlichen Europas stets für die Hauptbedingung einer gesunden und ersprießlichen Entwicklung des Vaterlandes gegolten, erhob er nachdrücklichen und entschiedenen Protest gegen die Selbstüberschätzung und den kurzsichtigen Hochmuth der Moskauer nationalen Partei, die mit der Emancipation des russischen Volks den Zeitpunkt für die Ausrottung aller occidentalen Bildung und die Herstellung einer neuen slavischen Erde und eines neuen slavischen Himmels gekommen wähnte. Ebenso furchtlos und ebenso entschieden ist er im Namen wahrer Menschlichkeit und ächter Bildung gegen den russischen Radicalismus, gegen das junge „nihilistische" Geschlecht in die Schranken getreten, das während der auf die Emancipation folgenden Jahre sein Wesen trieb, und die gesammte überkommene Staats- und Gesellschaftsordnung bedrohte, um auf den Trümmern derselben ein neues, revolutionäres Vandalenreich zu errichten. Die hervorragendsten von Turgenjews neueren Schriften sind gegen die beiden Zeitkrankheiten gerichtet gewesen, welche sich nach Beseitigung des alten Systems der gebildeten und der halbgebildeten Gesellschaft Rußlands bemächtigten und die Resultate des gemachten Fortschritts mehr wie einmal ernstlich in Frage stellten. In Mitten des Fiebertwahnsinns, der sich beim Beginn der sechziger Jahre der russischen Jugend bemächtigt hatte, in den Tagen eines allgemeinen und bedingungslosen Cultus der „neuen Ideen", eines Cultus, der ebenso götzendienerisch betrieben wurde wie weiland die Anbetung des zaarischen Absolutismus, — hielt der Verfasser des „Tagebuchs" in seinem Roman „Väter und Söhne" der wüsten Demagogen- und Nihilistenwirthschaft der russischen „Allerneusten" warnend einen Spiegel vor, der der herrschenden Richtung den hypokratischen Zug ihres verzerrten Gesichtes zeigte: als fünf Jahre später die Niederwerfung des polnischen Aufstandes und der Terrorismus der Moskauer „Patrioten" die nationale Selbstgefälligkeit und Ausschließlichkeit auf den Gipfelpunkt getrieben hatten, im Sommer des J. 1867, erschien die Erzählung „Rauch", die bitterste Satire des Nationalitätsfanatismus, die überhaupt in russischer Sprache geschrieben worden ist, ein Buch, welches dem Verfasser für eine ganze Reihe von Jahren seine Popularität kostete. Selbst Gribojedows berühmtes Lustspiel, jenes „Gore ot umà", das auf den Satz hinauslief, ehrliche und gebildete Leute seien in Rußland dazu bestimmt, für Wahnsinnige zu gelten, — selbst Gribojedow hat seinen Zeitgenossen nicht zu sagen gewagt, was Turgenjew den Be-

Digitized by Google

herrschern der öffentlichen Meinung von 1863—69 zurief, während diese sich eben auf dem Höhepunkt ihres Einflusses befanden: „Alles Russische ist Rauch, Rauch und Dunst, nichts weiter. Unaufhörlich ist Alles in der Umgestaltung begriffen, immer neue Nebelbilder tauchen auf, eine flüchtige Erscheinung vertreibt die andere, — in Wahrheit aber bleibt Alles, wie es vorher war. Schlägt der Wind um, so nimmt Alles eine andere, gegentheilige Richtung, um dasselbe wesen- und inhaltslose Schattenspiel zu beginnen".

Wir verfolgen hier nicht den Zweck, der künstlerischen und ästhetischen Bedeutung Iwan Turgenjews gerecht zu werden. Ein ziemlich beträchtliche Anzahl hervorragender deutscher Kritiker hat sich dieser Aufgabe mit Erfolg unterzogen, die Beliebtheit des „Meisters der Novelle" bei der Lesewelt der drei hervorragendsten Culturvölker des Westens, ist eine ausgemachte, durch eine ganze Reihe von Uebersetzungen bezeugte Thatsache. Mir kam und kommt es nur darauf an, den Zusammenhang der in den Turgenjew'schen Schriften niedergelegten Auffassung des russischen Lebens mit den Anschauungen derjenigen Männer älterer Zeit nachzuweisen, welche Zeitgenossen und Nachkommen für Repräsentanten des guten Gewissens ihrer Nation gegolten und für die Verbreitung wahrer Bildung und Humanität in Rußland den Grund gelegt haben. Die Thatsache, daß den Vertretern der Richtung, welche vor einem halben Jahrhundert in Alexander und Nikolaus T., heute in ihrem Neffen Fleisch und Blut gewonnen, das Loos gefallen ist, ihrem heißgeliebten Vaterlande nur zur Hälfte anzugehören, ist bedeutsamer, als weitere Ausführungen über den hier erörterten Gegenstand es irgend sein könnten. Die Turgenjew sind der Typus jener sittlich und intellectuell höchstgebildeten Schicht des russischen Adels, welche der Masse der Nation zu weit vorausgeeilt ist, um sich mit ihr vollständig amalgamiren zu können, die den Vorzug, den geistigen Vortrab Rußlands zu bilden, mit einer wenigstens halben Heimatslosigkeit bezahlen muß. Der ungeheuere Rückschritt, den die russische Entwicklung von 1825 bis 1855 machte, riß zwischen denen, welche unter Alexander I. an der Spitze des geistigen Lebens standen, und dem zurückgebliebenen Gros der sog. Gebildeten eine Kluft auf, die trotz aller Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre bis heute noch nicht vollständig überbrückt ist. Der trübe Flor, der über den Schilderungen der Turgenjew'schen Muse hängt und, wie es heißt, deutschen Lesern die volle Freude an denselben verkümmert, ist nicht von der Hand des Dichters, sondern von der russischen Geschichte der letzten hundert Jahre gesponnen worden. Ob die ästhetische Kritik ein Recht hat, dem Dichter Turgenjew daraus einen Vorwurf zu machen, daß das Colorit seiner Schöpfungen ein düsteres ist und gerade seine gelungensten Bilder mit den dunkelsten Farben gemalt sind, weiß ich nicht; dem Patrioten gereicht es zum Verdienst, die heitere Ruhe und Siegesgewißheit nicht erlogen zu haben, die der russischen Wirklichkeit bis heute fehlt.

Ein paar Worte über den Sprech- und Schreibstil.

Grazie und Gewandtheit gelten in Deutschland allzu oft noch für das, was sie durchaus nicht sind, nämlich für Koketterie und Oberflächlichkeit.

Dies Vorurtheil erstreckt sich auf Dinge so gut wie auf Menschen. Eine graziöse, anmuthige Frauengestalt ist von vornherein dem Verdachte der Leichtfertigkeit und Unsolidität ausgesetzt. Sie hat bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Beweis zu führen, daß sie im vollsten Sinne des Wortes ehrbar ist. Sie darf beim Lachen ihre schönen Zähne nicht zeigen — sonst ist sie kokett; sie muß immer nur halblaut sprechen — sonst ist sie unverschämt; sie darf nie ihre Hände betrachten — sonst ist sie eitel; kurz sie darf nichts thun, was alle minder anmuthigen Repräsentanten ihres Geschlechtes ungestraft thun dürfen.

Es ist eben ein nationales Vorurtheil, daß die Ehrbarkeit plump und schwerfällig auftreten müsse, und daß sich das Gediegene durch classische Langweiligkeit zu legitimiren habe.

Wer z. B. einen gewandten, klaren und anmuthigen Stil schreibt, ja wer es über sich bringt, so zu schreiben wie er sprechen würde, der legt es förmlich darauf an, sich den Vorwurf der Oberflächlichkeit und übermüthigen Keckheit zuzuziehen. Man hat nun einmal die Antipathie.

In Deutschland liebt man es gar nicht, wenn Jemand das, was er weiß, so sans façon zu Tage fördert, wie eine Quelle ihre Wasserfülle; es imponirt uns vielmehr, wenn eine Art Ziehbrunnensystem zur Anwendung kommt, wo der Eimer erst mit großem Geräusche in die Tiefe geht und dann wieder heraufgewunden wird.

Eher darf man noch geziert und geschraubt in seiner Schreibweise sein — aber Gewandtheit und Anmuth darin zu zeigen, ist streng verpönt. Da ist gleich die Rede von einem Champagnerstile, der, perlend und prickelnd wie er sei, keine solide Belehrung biete, sondern mehr wie ein angenehmer Kitzel wirke. Das kommt aber daher, daß wir uns von Jugend auf daran gewöhnt haben, einen scharfen Unterschied zwischen Schreiben und Sprechen zu machen. Kleine Knaben, die noch keine zehn Sätze aus dem Stegreife herplaudern können, werden schon mit schriftlichen Arbeiten gepeinigt und bringen dann manchmal Dinge zu Papier, worüber Eltern und Lehrer die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Und das ist sehr natürlich. Bevor ein promptes Zusammenspiel der Hirnfunctionen und der Sprachwerkzeuge erzielt worden ist, sollte man eigentlich gar nicht daran denken, Kinder mit dem Niederschreiben längerer Aufsätze zu behelligen; denn damit legt man physiologisch den Grund zur Entstehung eines langsamen und discontinuirlichen Denkprozesses. Dann kommt es allmählich zu jener mangelhaften Innervation der Sprechorgane, welche die Ursache ist, daß Leute von ganz ausgezeichneter Bildung oft nicht im Stande sind, eine längere Gedankenreihe mündlich vorzutragen. Geschieht dies in Folge dessen schriftlich, so wird ein feiner Beobachter den physiologischen Mangel im Stile des Schreibers wiedererkennen: denn bei allem logischen Zusammenhang der Ideen wird der Darlegung die ästhetische Syntax fehlen. Ich meine jene durchaus natürliche und aus der Sache selbst hervorgehende Ueber- und Unterordnng der Satzglieder. Und darin besteht ja eigentlich das Charakteristische eines schönen und doch vollkommen ungekünstelten Stils. Dieser und jener gelehrte Thebaner wird eine solche Betrachtung für allzu spitzfindig halten. Sie mag, wenn sie wie eben, nur in nuce angestellt wird, auch so erscheinen. Aber im Grunde ist sie es nicht! Wer sich ein wenig auf das Sprechen und Schreiben versteht und herauszufühlen versucht hat, worin die Vorzüge dieses oder jenes Stiles bestehen, wird in dem Gesagten seine eigenen Gedanken wiederfinden. Bei sonst guten Rednern und Erzählern hat man es häufig, daß sie sich gelegentlich als ganz miserable Briefschreiber und Stilisten entpuppen. Manchen durchrieselt's gleich, wenn er die Feder ergreifen muß. Wenn der weiße, unbeschriebene Bogen vor ihm liegt, glaubt er ein ganz anderer Kerl sein zu müssen als vorher. Der Augenblick ist gekommen, wo er, das sonst so redefähige Geschöpf, sich verwandeln soll in ein schreibendes. Sein Gesicht wird ernst. Er kommt sich vor wie verzaubert. Die Molecüle seines Hirnes bereiten sich auf einen neuen Schwingungsmodus vor, für das sozunennende Schreibdenken, für eine langsamere und schwerfälligere Gedankenproduction.

„Bedenke wohl die erste Zeile" —

flüstert ihm sein Gewissen zu. Endlich fängt er an zu schreiben. Aber nicht nur die erste, zweite und dritte Zeile wird bedacht — sondern von der ersten bis zur letzten hört das Bedenken nicht auf, bis dann schließlich ein so bedächtiges und

Digitized by Google

bedenkliches Product entstanden ist, daß der Adressat seinen werthen Freund nur aus der beglaubigenden Unterschrift wiederzuerkennen vermag.

Was man so hinplaudert, heißt es nachher, das hat ja nichts weiter auf sich. In der nächsten Minute ist es schon wieder vergessen. Aber was man zu Papier bringt, das muß man sich überlegen. Ein Brief ist immer ein Document.

Schreibt nun gar Jemand einen Aufsatz oder eine Abhandlung, die zum Drucke bestimmt ist — so verschärfen sich alle Bedenken um das Zehn- und Zwanzigfache. Schließlich geht dem Manuscripte jedwedes Colorit des Lebens und der Frische verloren und übrig bleibt nur jene conventionelle Gedankenblässe, die uns wohl manchmal belehren, aber niemals begeistern kann.

Wie selten geschieht es, daß uns aus einem Buche der Hauch des Lebens frisch entgegenweht; und ist dies ja einmal der Fall, so fühlt sich der Leser gleich zur Vergebung von so und sovielen Mängeln aufgelegt, die ihm etwa während der Lectüre bemerkbar werden. Das Mindeste, was wir von einem Schriftsteller fordern können, ist ein guter Stil. Eine frische, klare und gewandte Darstellungsweise ebnet uns wenigstens den Weg, um in die Gedankenwelt eines Buches einzudringen. Ein guter Stil verbannt auch die Langeweile und mit ihr die Ermüdung.

Niemand, der unsere Zeitschriften und Journale einer genauen Musterung unterwirft, wird behaupten wollen, daß die Anzahl der gutstilisirten Aufsätze eine erheblich große sei. Ebensowenig haben wir eine Fülle von wirklich gut geschriebenen Büchern. Die Sprache der meisten Schriftsteller von Beruf ist das Zeitungsdeutsch — d. h. jener farb- und individualitätslose Jargon, der nur in der Vielschreiberei seinen Entstehungsgrund hat. Tausende und Abertausende von Menschen prägen sich tagtäglich die Wendungen und Redeweisen ein, die sie in den Journalen lesen und reproduciren das Gelesene und Eingeprägte, wo sie nur Gelegenheit dazu finden. Auf diese Weise verlernen die Leute zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und halten sich womöglich noch für Gott weiß wie gebildet — eben weil sie das verlernt haben. Und doch läßt sich kein schwerfälligeres, kraft- und schwungloseres Idiom denken als gerade dieses Zeitungsdeutsch.

Ein in ganz Deutschland bekannter und mir befreundeter Germanist hegt die feste Ueberzeugung: daß sich unter dem Einflusse der Tagespresse der deutsche Stil bereits bedeutend verschlechtert habe.

Jedermann gibt sich eben Mühe, seine Gedanken mit den Wendungen und Worten auszudrücken, die er Tag für Tag gedruckt liest.

Es ist eine wichtige pädagogische Aufgabe, die goldene Regel: schreibe wie du sprichst, beim Unterricht zu berücksichtigen. Wer sich gewöhnt anders zu schreiben, als er sprechen würde — gibt damit einen Theil seiner Originalität dahin. Es wird damit sogar der Grund zu dauernder Unklarheit im Denken gelegt, weil jede Gewöhnung nach und nach eine physiologische Basis erhält, von der sie dann so leicht nicht wieder entfernt werden kann. Und Klarheit im Denken ist ganz sicher identisch mit der Bestimmtheit, womit Gedanke und Wort im Geiste einander attrahiren. Und diese Bestimmtheit geht Hand in Hand mit der prompten Innervation der Sprachwerkzeuge, die von Jugend auf vernachlässigt oder geübt werden kann.

O. Zacharias.

Aus der Hauptstadt.

Vom Plötzensee.

Die erste Nacht wollte gar kein Ende nehmen. Die Beschaffenheit des Lagers, die schwere wollene Decke, unter der ich mich kaum bewegen konnte, die ungewohnte Halbhelle der Zelle, welche durch das Fenster vom Hofe und durch ein anderes über der Thür angebrachtes kleines Fenster vom Corridor aus gedämpftes Licht empfing, ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Erst gegen 4 Uhr Morgens schlief ich ein und bald darauf, zwischen 6 und 7 Uhr, wurde ich durch den Aufseher und Calefactor, welcher das Gas anzündete, geweckt. Obgleich die Anstalt theils durch Luft theils durch Wasser geheizt wird, haben diejenigen Gefangenen, welche den Aufsehern für gewisse Dienstleistungen zugeordnet werden, namentlich also für die Verabfolgung des Essens, den ihnen von ihrer früheren Hauptbeschäftigung, vom Einheizen her zuertheilten Titel „Calefactoren" beibehalten. Der Calefactor übernahm auch die Reinigung meiner Zelle und meiner Kleider; von Rechtswegen hätte ich mich selbst darum bekümmern müssen.

Ich kleidete mich an, versuchte zu lesen und zu schreiben; aber es wollte nicht recht gehen. Ich kann mir nicht gut erklären, woher die merkwürdige Unlust zur Arbeit kam, die mich so oft während der vierzehn Tage quälte; war ich doch ungestörter denn je! — ich hatte überdies genügendes Material, um mich beschäftigen zu können; aber die Stimmung fehlte. Trotz aller Willenskraft gelang es mir nicht, das mir beständig gegenwärtige Bewußtsein zu unterdrücken, daß ich nicht frei sei. Vergeblich bemühte ich mich, mich durch Einbildungen und Selbsttäuschungen über die Erkenntniß meiner Lage hinweg zu lügen; vergeblich sagte ich mir: wenn ich von New-York nach San Francisco reisen würde, würde ich auch beinahe ebensolange der Fähigkeit der freien Bewegung beraubt sein — meine Phantasie war nicht stark genug, um mich daran glauben zu machen, daß ich mich auf der Pacific-Bahn befände. Es war mir oft stundenlang nicht möglich, meine Gedanken zu sammeln; sie flatterten unstät und geängstigt umher, wie ein Schwarm Tauben, unter die der Stoßvogel schießt. Und beständig, was immer ich dachte, was immer ich las oder schrieb, hatte ich ein einziges Ziel vor Augen, auf das ich ohne Unterbrechung hinsteuerte: die Stunde, mit welcher meine Haftzeit abgelaufen sein würde. Hundertmal citirte ich den Vers aus Byrons „Don Juan":

„Wie nach dem Pol hin muß die Nadel schwanken,
Verfolgt mein Sinn den einzigen Gedanken".

Vierzehn Tage! Es ist eine Kleinigkeit, kaum der Rede werth! — Mag sein, aber schon vierundzwanzig Stunden der Freiheit beraubt zu sein, ist sehr viel. Bisweilen, ja, — um ehrlich zu sprechen — ziemlich oft konnte ich die unangenehme Wirklichkeit vergessen. Aber dann auf einmal, mitten in der Arbeit, kam es über mich — seltsam und mächtig: ein Drängen, ein Sehnen, eine Unruhe, die sich bei der Geringfügigkeit der über mich verhängten Strafe gar nicht rechtfertigen ließ. Ich hatte ein Verlangen nach dem nicht zu Befriedigenden, das mich mitunter ganz melancholisch machte. Es war wirklich das „thörichte Sehnen", wie es Heine so schön genannt hat. Besonders an trüben Tagen.

Man sollte glauben, daß das helle sonnige Wetter das Verlangen nach freier Bewegung, das Freiheitsweh stärken müsse. In Wahrheit ist aber gerade das Umgekehrte der Fall. Der Einfluß der Sonne auf die Gemüthsstimmung der Gefangenen ist unglaublich. Alle Strafanstaltsbeamte wissen das, und bei der Anlage aller neuen Gefängnisse wird darauf die größte Aufmerksamkeit verwendet: die neuen Anstalten werden sämmtlich so gebaut, daß jede Zelle täglich wenigstens einige Stunden Sonnenlicht hat. Die Physiognomie des Gefängnisses an einem hellen Tage läßt sich nicht vergleichen mit der an einem trüben Tage. Der sackgraue, freudenlose Himmel ist der schlimmste Feind des Gefangenen. An lichten Tagen wird geschwatzt und gescherzt; bei einer trüben Witterung geht Alles gedrückt und mißmuthig daher. Ich hatte mir die vierzehn Tage von Freitag dem 5. bis Freitag den 19. März recht groß aufgeschrieben, um das Vergnügen zu haben, das Datum jedes absolvirten Tages Abends vor dem Schlafengehen recht groß ausstreichen zu können. Wie oft habe ich an so einem unfreundlichen Tage dieses Blatt zur Hand ge-

Digitized by Google

nommen und die noch undurchstrichenen Tage trübe angestiert! Aber glücklicherweise gewann zuguterletzt immer der alte Humor die Oberhand, und der Gedanke an liebe und geliebte Wesen da draußen ersetzte den Sonnenstrahl, den der geizige Himmel uns versagt hatte. Ich hatte während meiner Haftzeit fast ausschließlich schlechtes Wetter. Gleich in der zweiten Nacht brauste ein wahrhafter Sturm um Plötzensee. Das klingt auf dem freien Felde ganz anders als in der Stadt: ein ewiges, mächtiges Rauschen wie das Meer; darüber ab und zu grelle Töne, von Zeit zu Zeit ein Krach, wenn die aufgethauten Schnee- und Eismassen sich vom Dache loslösten und prasselnd auf die Erde fielen. Es war ganz poetisch. Bret Hartes schönes Gedicht ging mir durch den Kopf:

„Zum Winde so die ganze Nacht
Hört' ich des Regens Schlag,
Wie Zapfenstreich an's Fensterlein,
Wie Flintenschüß' auf's Dach.
Querpfeife blies das Schlüsselloch,
Der Rauchfang stieß in's Horn, —
Doch stahl auch sanft'res Tönen sich
Durch alle den Lärm und Zorn".

Mittags 12 Uhr schlug für mich die „Freistunde". Ich wurde auf den sogenannten kleinen Isolirhof geführt, der von zwei Seiten von den Flügeln des Gefängnisses und von den beiden andern Seiten von hohen Mauern umschlossen ist. Dort blieb ich meinem Schicksale überlassen. Auf den Reiz der Aussicht muß der einsame Spaziergänger da verzichten; aber man macht sich Bewegung, man hat frische, gute Luft, und das genügt. Am ersten Tage war mir das Alles noch neu; ich langweilte mich nicht. Von Zeit zu Zeit tauchte der Kopf eines Gefangenen am Fenster auf, der den neuangekommenen Collegen mit Aufmerksamkeit und Theilnahme musterte. In dem einen Flügel befinden sich Isolirzellen, in dem andern Flügel die großen Zellen für gemeinsame Haft. Der Unterschied zwischen dem Verhalten der Isolirten und derer, welche sich in gemeinsamer Haft befinden, ist auffallend. Die Isolirten sind zurückhaltend und bescheiden; sie beschränkten sich darauf, mich durch Kopfnicken zu begrüßen und mir irgend eine unverfängliche Redensart über die Witterung und dergleichen zuzurufen. — Die in gemeinsamer Haft Befindlichen sind zu allerhand Späßen aufgelegt und viel weniger reservirt: sie machten schlechte Witze und höhnische Bemerkungen, sie genirten sich nicht indiscrete Fragen zu stellen und ihren Wünschen nach Schnupftabak, Cigarren u. dergl. Ausdruck zu geben. Einer amüsirte mich; er wunderte sich offenbar darüber, daß ich nicht in den Gefangenenanzug gesteckt war und ganz allein spazieren ging; es interessirte ihn, den Grund meines Hierseins zu erfahren, und er fragte mich, ohne im mindesten eine verletzende Absicht äußern zu wollen, mit dem Ausdruck der einfachen Wißbegierde, gerade wie er mich gefragt haben würde, „bin ich Ihnen nicht neulich im Theater begegnet?" — ohne Hohn und ohne Bosheit, „Bauernfänger?" Ich bedauerte, durch eine Bewegung mit dem Kopf verneinen zu müssen.

Vom dritten oder vierten Tage ab wurde mir der Spaziergang in Gesellschaft des Reichstagsabgeordneten Most gestattet. Von nun 'an wurde mir die „Freistunde" eine wirkliche Erholung, und ich freute mich jedesmal darauf. Most ist ein entschiedener Socialdemokrat. Er ist von der Richtigkeit seiner Ueberzeugungen auf's tiefste durchdrungen, und keine Gefängnißstrafe der Welt wird ihn eines Bessern belehren. Ich lernte in ihm einen liebenswürdigen, reichbegabten Mann kennen, mit dem ich mich vortrefflich über alles Mögliche unterhielt. Most hat durch eigene Studien eine sehr achtungswerthe Bildung erworben; er ist tüchtig, fleißig und ausschließlich damit beschäftigt, seine Kenntnisse zu befestigen und zu erweitern. Mir that es in der Seele leid, daß dieser unpraktische aber vortreffliche Mensch durch seine allerdings auch mir vollkommen verkehrt erscheinenden socialistischen Grundsätze in beständigen Conflict mit den Strafgesetzen kommen muß, doppelt leid, da die Strafe für seinen relativen Irrthum, der meinetwegen auch ein absoluter sein mag, doch eine unverhältnißmäßig strenge ist. Neunzehn Monate hat er in dem Gefängnisse zuzubringen, in welchem mir vierzehn Tage eine wahre Ewigkeit erschienen, neunzehn Monate unter denselben oder wenigstens nahezu denselben Bedingungen, welche dem gemeinen Verbrecher vom Strafrecht auferlegt werden!

Die politischen Gefangenen haben es am Plötzensee zu schlecht, die Verbrecher in der saubern luftigen Zelle, bei jedenfalls nahrhafter und vollkommen ausreichender Kost und verhältnißmäßig geringer Beschäftigung vielleicht zu gut. Denn es ist eine Thatsache, daß viele mit einem wahren Schrecken der Stunde ihrer Entlassung entgegensehen. Als verbürgt ist mir die ziemlich häufig wiederkehrende Thatsache berichtet worden, daß Gefangene, welche ihre Strafzeit abgebüßt haben, geradezu darum bitten, noch länger bleiben zu dürfen, und daß sie, wenn ihnen die Unmöglichkeit, auf ihren Wunsch einzugehen, klar gemacht wird, anfangen zu jammern und zu schreien. „Was soll aus uns werden?" klagen sie. „Wenn die paar Thaler, die wir hier von unserm Gewinnantheile erübrigt haben, verausgabt sind, so wissen wir nicht, was wir anfangen sollen. Ueber den Verbleib während unserer Haftzeit können wir keine Rechenschaft abgeben, und ohne den Nachweis über die dort zugebrachte Zeit finden wir schwerlich eine Stelle. Finden wir sie zufälligerweise und gelingt es uns, für's erste die Thatsache zu vertuschen, daß wir im Gefängniß gewesen sind, so hat es doch keinen Bestand. Durch irgend einen, der am Plötzensee mit uns zusammen gewesen ist und der sich die Bewahrung des Geheimnisses um unser schweres Geld täglich auf's neue erkauft, kommt die Wahrheit doch heraus, wenn wir nicht mehr zahlen können; und mögen wir uns nun auch noch so tadellos geführt, mögen wir noch so tüchtig gearbeitet haben, in hundert Fällen werden wir neunundneunzigmal hinausgeworfen, sobald der Arbeitgeber erfährt, daß wir bestraft sind."

Das ist einer der wundesten Flecke der gesellschaftlichen Einrichtungen; und alle Bemühungen für die Entlassenen nach Abbüßung ihrer Strafzeit ein dauerndes Unterkommen zu finden, das sie in den Schooß der Gesellschaft zurückzuführen im Stande wäre, haben sich im Großen und Ganzen als erfolglos erwiesen. Trotz unserer viel gerühmten Humanität gilt auch heute noch voll und ganz das Goethe'sche Wort:

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein."

Die Prediger der Anstalt, die Herren Jung und Feldhahn, sind unverdrossen thätig, nach dieser Richtung hin Besserung herbeizuführen. Aber nur im Kleinen haben sie günstige Resultate erzielen können; im Großen und Ganzen ist die Lage der entlassenen Gefangenen eine trostlose. Immer wieder und wieder werden sie durch die Gesellschaft selbst, die ihnen einen ehrlichen Lebensunterhalt versagt, in das Gefängniß zurückgejagt. Das wissen die Einen, und die Bessern, ganz gut und deshalb kommt es, wie gesagt, vor, daß sie mit einem wahren Grauen die Thüre des Gefängnisses zum letzten Male hinter sich schließen hören und mit Entsetzen über die verhängnißvolle Schwelle in die traurige Freiheit zurücktreten. Noch vor kurzem hat sich der Fall ereignet, daß ein Entlassener, der sich in der Anstalt musterhaft geführt hatte, am Tage seiner Entlassung in der Schützenstraße ein Fenster einschlug, um sofort eine neue Strafe abbüßen zu können.

Bei andern zeigt sich eine ganz entgegengesetzte Erscheinung, der Befreiungsdrang in der ausgesprochensten Weise. Es ist unbeschreiblich, welchen Gefahren sich die Gefangenen bei ihren Fluchtversuchen aussetzen. Vor kurzem gelang es einem Gefangenen sich der Aufsicht der Beamten zu entziehen und sich auf dem Boden bis „nach Einschluß" verborgen zu halten. Auf dem Boden hatte er verschiedene Bindfaden, welche die Fabrikanten zur Beförderung ihrer Packete gebrauchen, vorgefunden und diese fest aneinandergeknüpft. Er drückte das Fenster, von welchem der Boden das Licht empfängt, ein, kletterte auf's Dach, befestigte den ganz dünnen, ungefähr sechs Millimeter starken Bindfaden um einen der Eckpfeiler und ließ sich an diesem dünnen Seile bis auf die Höhe des zweiten Stockes herunter Weiter reichte der Strick nicht. Er sprang also ab und kam beinahe unversehrt unten an. Einige Wochen darauf wurde er wegen eines neuen Diebstahls eingebracht. Ich habe den Menschen, der dieses Wagestück vollbrachte, wobei er sein Leben auf eine Karte setzte, mehrfach gesehen. — Ein anderer, der Träger eines berühmten Namens, wurde an der Flucht verhindert; man fand in seiner Zelle die Anfänge einer Strickleiter und eine aus Papier geklebte Mütze. Der Director verhängte über ihn die strenge Isolirhaft. Der Gefangene nahm sich das Scheitern seines Fluchtversuches zunächst so zu Herzen, daß er den Entschluß faßte Hungers zu sterben. Es ist eigenthümlich daß dieses selbe Verfahren in allen Strafanstalten mehrfach beobachtet worden ist. Lebensüberdrüssige Gefangene verweigern Speise und Trank; sie erdulden oft lange Tage alle Qualen des Hungers und Durstes. Zu dem Entschlusse, ihrem Leben ein

Digitized by Google

jähes Ende zu bereiten, — dazu sind selbst in der Isolirzelle die Mittel vorhanden, wenn man sie absolut benutzen will —, scheint es ihnen doch an dem erforderlichen Muthe zu fehlen. Selbstmord kommt fast nie vor, aber der Selbstmordversuch durch Verhungerung relativ sehr häufig. Es versteht sich, daß den Gefangenen, welche diese Todesart beschlossen haben, nichtsdestoweniger zu den gewöhnlichen Stunden die Mahlzeit verabfolgt wird; im letzten Augenblicke nehmen sie dann auch immer Besinnung an. Der Gefangene, von dem ich sprach, hat drei Tage keinen Bissen gegessen und keinen Schluck getrunken. Er erzählte später einem Beamten und zwar demjenigen, der ihn wieder zum Essen veranlaßte, daß er am meisten von der Mitte bis zum Ende des zweiten Tages gelitten, am dritten Tage aber fast gar kein Unbehagen mehr gespürt habe.

Wie die Noth die einen, so treibt die andern — und das ist die Mehrzahl — die während der Haft selbst erworbene Kenntniß der Verbrechen in das Gefängniß zurück. Wer als halbverdorbener Mensch zum ersten Male in die gemeinsame Haft kommt, verläßt dieselbe in der Regel ganz verdorben. Es ist ja natürlich. Da sitzen sie zusammen, zum Theil gemeine verbrecherische Individuen und zum geringeren Theil Leute, die aus einem entschuldbareren Motive, aus jugendlichem Leichtsinn oder aus bitterer Noth gegen die Gesetze verstoßen haben. Da wird geschwatzt. Die schüchternen Elemente spielen natürlich keine Rolle, sondern das große Wort führen diejenigen, welche die frechsten Verbrechen begangen haben. Da wird erzählt von diesem gemeinen Streiche und von jenem; da schließen sich Freundschaften, da werden schon auf lange Termine hinaus — für die Tage nach der Entlassung — Complote gegen die Sicherheit und das Eigenthum geschmiedet. Daher denn auch die außerordentlich starke Zahl der Rückfälligen und daher die Kämpfe aller modernen Gefängnißgelehrten gegen die gemeinsame Haft und die energische Befürwortung der Isolirung, namentlich für die Jugendlichen.

Der Gedanke, den Menschen, der wie kein anderes Geschöpf auf die Gesellschaft angewiesen ist, streng zu isoliren, hat zunächst für alle empfindlichen Seelen etwas Grausames, Hartes. Wer aber ein Gefängniß genau gesehen hat, wird doch der Ansicht der Fachmänner beistimmen, daß nur auf diese Weise eine Verminderung der Verbrechen und eine Besserung der Gefangenen herbeizuführen ist.

Einer der eifrigsten Befürworter des Isolirsystems ist der Gefängnißdirector am Plötzensee, Herr Wirth. In einem von den „Blättern für Gefängnißkunde" veröffentlichten Aufsatze über die gesetzliche Regelung des Strafvollzuges spricht sich Director Wirth sehr eingehend und für jeden Verständigen überzeugend in diesem Sinne aus: „Gefängniß und Haft sind Freiheitsstrafen," sagt er*), „sie müssen, wie jede Strafe für den Bestraften ein Leiden enthalten. Darum fragen wir auch bei der Haft zunächst nach dem Raume, wo sie vollzogen werden soll. Dieser Raum muß so beschaffen sein, daß der Aufenthalt in demselben von dem Gefangenen als eine Strafe, als ein Leiden empfunden wird, und ferner muß der Raum so beschaffen sein, daß er die Anwendung der übrigen Straf- und Zuchtmittel begünstigt, sie wirksam macht, daß der Bestrafte und namentlich auch die jugendliche Person sich darin bessern läßt. Der Raum muß natürlich die zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit nöthigen Dinge gewähren: Luft, Licht und Wärme. In welchem Raume werden wir aber am sichersten den Zweck der Strafe erreichen, daß jeder Gefangene, auch der mit kurzer Strafzeit, den Aufenthalt daselbst als ein Leiden empfindet, und sich dadurch abschrecken läßt? Offenbar nur in dem einsamen Raume.

„Wenn der Gefangene in die Zelle tritt, wenn er hinter sich die Thüre in's Schloß fallen hört, wenn er vor sich das vergitterte Fenster sieht, so durchschauert ihn der unabweisbare Gedanke: „Gefangen, in Strafe!" Nichts entzieht ihn diesem Gedanken, er ist allein mit seinem Gott und seiner Schuld, welche der Uebel größtes ist. — Findet dagegen der Gefangene Gesellschaft, so wird wohl eher Ueberraschung und Neugierde als Schrecken sich seiner bemächtigen, seine Gedanken werden sich zerstreuen, sein Leiden wird ihm nicht leicht zur Empfindung kommen, und wenn auch, so ist getheiltes Leid nur halbes Leid. Er wird sich sagen: Da sind ja meine alten Bekannten, gesund und wohlbehalten; sie haben zu essen, Kleidung, warmes Obdach, reinliches Lager, nicht übermäßig zu arbeiten, dazu Ueberfluß an Gesellschaft, ei das ist gut zum Aushalten!" — Auch das Publicum betrachtet die Sache von dieser Seite. Die von draußen an den Gefangenen kommenden Briefe enthalten regelmäßig die Trostworte: „Grämе Dich nicht, nimm es leicht. Du hast ja Kameraden genug!" — nur aus der Zelle tönt die Klage dagegen wider: „ich sehe aber keinen und darf mit keinem sprechen". Aus der gemeinsamen Haft dagegen klingt es lustig: „August ist auch hier, wir unterhalten uns ganz gemüthlich und haben uns schon Pläne für die Zukunft gemacht". Welche wohl?!"

Dies sind einige der Gründe, welche Director Wirth für die Isolirung anführt. In ein Wort zusammengefaßt spricht dafür das allerdings alle Argumente erschöpfende Motiv, daß das Isolirungssystem den jugendlichen und noch nicht ganz verderbten Menschen vor der Ansteckung durch das Laster bei Gewohnheitsverbrechern bewahrt. Uebrigens ist es ein Irrthum anzunehmen, daß bei der strengsten Isolirung der Gefangene Jahr und Tag auf sich allein angewiesen sei, mit Niemandem sprechen, keinem Menschen gegenüber sein Herz ausschütten könne. Es besteht die sehr menschenfreundliche Einrichtung, daß die Oberbeamten die Pflicht haben, in gewissen Zeiträumen sämmtliche Isolirte in ihren Zellen aufzusuchen, sich nach ihren Wünschen zu erkundigen und überhaupt den Verkehr zwischen ihnen und der Menschheit in erlaubtem Maße aufrecht zu erhalten. Der Director, der Oberinspector, der Polizeiinspector, die beiden Prediger, der Arzt, der Schullehrer und Cantor u. s. w. statten den Isolirten regelmäßige Besuche ab, sodaß wohl kaum 24 Stunden vergehen, ohne daß der Gefangene mit dem einen oder andern der genannten Herren hätte sprechen können.

Bis jetzt ist am Plötzensee die Isolirung überhaupt noch nicht in ihrer ganzen Strenge durchgeführt. Ein gemeinsamer Hof besteht noch für die Spaziergänge, und in der Kirche und Schule treffen die Gefangenen ebenfalls zusammen. Für die neuen Baulichkeiten, an denen man jetzt arbeitet, ist das strenge Isolirungssystem, also auch für Schule und Kirche, beobachtet worden. Da wird der Gefangene, wenn er aus der Zelle geht, direct und ohne einen Mitgefangenen zu sehen, in eine der für ihn bestimmten „Boxes" die sich amphitheatralisch in der Kirche und Schule aufbauen, gebracht, sodaß er den Prediger, resp. den Lehrer sieht, ohne zu wissen, wer rechts oder links von ihm steht. Jetzt sitzen die Isolirten in der Kirche ungestört neben einander, und nur diejenigen, welche wegen Fluchtversuches oder sonstiger Vergehen gegen die Hausordnung in besonders strenger Isolirhaft sich befinden, werden von ihren Nachbarn durch einen einige Fuß großen freien Raum getrennt. — Einmal habe ich dem Gottesdienste beigewohnt. Die Kirche macht, trotz ihrer freundlichen Einrichtung und trotz der schönen Orgel, durch die unheimliche Gesellschaft einen traurigen Eindruck, namentlich hat der Anblick der jugendlichen Gefangenen, die vorn sitzen, etwas unbeschreiblich Betrübendes. Einige derselben haben höchst unangenehme Physiognomien. Halberwachsene Bursche mit tiefgefurchten Stirnen, als ob sie, Gott weiß was, gedacht hätten. Andere machen dagegen einen durchaus kindlichen und sympathischen Eindruck. Der Physiognomik ist übrigens nicht sehr zu trauen; und seitdem ein berühmter Physiognomiker Voltaire, Lavater und Kant wegen ihrer Schädelbildung und ihrer sehr entwickelten Kauwerkzeuge zu den unedlen, stupiden und verbrecherischen Typen gezählt hat, habe ich zu dieser Wissenschaft das größte Mißtrauen. Sehr erfreute ich mich über die außerordentlich verständige, klare und tactvolle Predigt des Herrn Predigers Jung, die frei von aller pietistischen Salbung und widerwärtiger Pfäffelei die Aufgabe, die Gefangenen zu interessiren und ihnen vernünftige und gute Dinge zu sagen, in der glücklichsten Weise löste. Die nicht freie Gemeinde hörte auch mit großer Aufmerksamkeit zu. Herr Jung schien es absichtlich zu vermeiden, irgend etwas zu sagen, was seine Zuhörer an ihre jetzige Lage und an die Umstände, welcher sie dieselbe verdanken, hätte erinnern können. Auch der Kirchengesang wird am Plötzensee gepflegt. Ich hörte eine vierstimmige Mottete, die ganz genügend vorgetragen wurde. Der Schullehrer und Cantor Herr Wonnberger läßt sich die Pflege der kirchlichen Musik besonders angelegen sein; er selbst ist ein vortrefflicher Organist.

Aus der ungenügenden Isolirung der Gefangenen, wie sie bisher in den meisten Gefängnissen besteht, erklärt sich, wie ich schon ausführte, zum großen Theil die häufige Wiederkehr derjenigen, die einmal gesessen haben. Noch nicht einmal 40% der Gefangenen am Plötzensee sind ohne Vorstrafen. Wenn man berücksichtigt, daß sehr viele Gefangene verhältnißmäßig nur kurze Gefängnißstrafen zu absolviren haben, Strafen von einem Tage an, also wegen unerheblicher Vergehen, oder wenigstens wegen Vergehen, die nicht entehrend sind, wie z. B. wegen Hausfriedensbruches, dessen sich der anständigste Mensch schuldig zu machen in der Lage ist,

*) Blätter für Gefängnißkunde 8. Band, Seite 41 u. ff.

Digitized by Google

wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, der durch eine einfach unbedachte Aeußerung gegen den ersten besten Schutzmann perfect werden kann, — wenn man dies berücksichtigt, so ist der Satz von noch nicht 40% der bisher Unbestraften wahrhaft erschrecklich niedrig. Von den 60% Vorbestraften haben noch nicht 20% blos eine Vorstrafe erhalten, die Uebrigen mehr bis 23 Vorstrafen. Das Alter spielt bei den Vorstrafen keine Rolle. Der jüngste Gefangene von 12 Jahren war bereits zweimal bestraft, während ein 66jähriger zum ersten Mal bestraft war. Derjenige, welcher 23 Vorstrafen in seinen Personalacten aufzuweisen hat, zählt erst 47 Jahre. Das Durchschnittsalter der Gefangenen ist 27 Jahre. Der jüngste zählt 12 Jahre, der älteste gegen 70. Davon hatten die Elementarschule 91% durchgemacht; eine höhere Gymnasial- oder Realbildung hatten 7%, akademisch gebildet waren 0,66%, also auf den gewöhnlichen Personalbestand, der im Winter gegen 900, im Sommer etwas weniger, im Durchschnitte 840 Mann zählt, 6—7 akademisch Gebildete.

Als mittelbare Ursachen der verbrecherischen Handlung sind vor allem Leichtsinn und Trunk anzuführen, der Leichtsinn mit gegen 30%, der Trunk mit 25%. Die Noth und Unüberlegtheit stehen im Procentsatz als Motive zum Verbrechen zurück — etwa 10%. Nur 2% sind durch Leidenschaft mit dem Gesetze in Collision gerathen. Unschuldig zu sein behaupten 11%.

Die Bibliothek, welche 1500 Bände zählt, darunter 300 religiöse und 1200 profane Schriften, wird sehr stark benutzt. Gegen 60—80% der Gefangenen machen von der Vergünstigung, in den Abendfeierstunden Bibliothekbücher zu lesen, Gebrauch. Am meisten gelesen werden natürlich die illustrirten Zeitungen, und von den Romanschriftstellern Berthold Auerbach.

Die Verpflegung der Gefangenen am Plötzensee verursacht eine Ausgabe von 105000 Mark jährlich. Dazu kommen noch Heizung und Beleuchtung, welche die ungeheure Summe von 60000 Mark ausmachen.

Die Wohnungen sind sehr theuer. Die Zelle, welche ich bereits geschildert habe und die doch nicht an übertriebenem Reichthum in der Ausstattung und zu erheblichen Dimensionen leidet, kostet doch jährlich, incl. Bougis und Service, gegen 300 Mark. Consumirt werden im Jahre an Brod ungefähr 190000 Kilogramm, an Hülsenfrüchten und Kartoffeln ungefähr 355000 Kilogramm, an Fleisch 17000 Kilogramm und an Salz und Gewürz 10000 Kilogramm, außerdem 4000 Liter Milch, 10000 Liter Bier, zu denen noch 9000 Liter Bier kommen, welches sich die Gefangenen aus der Zubuße verschaffen, und 900 Kilogramm Schnupftabak.

Der Anzug eines Gefangenen kostet 25 Mark 60 Pfennige, nämlich:

	Mark	Pf.
Hose, Jacke und Weste	13	—
Mütze	—	65
Hemd	2	23
Taschentuch	—	45
Unterhose	1	50
Wollene Socken	1	60
Schuhe	5	50
Hosenträger	—	33
Halsbinde	—	34
in Summa	25	60

Demnach kostet ein Gefangener im Jahre

Wohnung, Heizung und Beleuchtung ungefähr	300	Mark
Verpflegung „	120	„
Anzug „	26	„
Also im Ganzen ungefähr	450	Mark.

Davon werden durch die Arbeit der Gefangenen baar aufgebracht pro Monat 10500 Mark also im Jahre 126000 Mark oder ungefähr 150 Mark pro Mann und Jahr. Die Hauptbeschäftigung der Gefangenen ist die Buchbinderei, das Düteukleben und die Arbeiten in Steinpappe für allerlei Galanteriewaaren. Für Buchbinderei und Blumenarbeiten werden ungefähr 3000 Mark pro Monat vereinnahmt; für Arbeiten in Steinpappe und für Düteukleben je 1200 Mark.

Durch die große Zahl der Gefangenen erklärt sich von selbst, daß für sie im Allgemeinen der Verkehr mit der Außenwelt auf ein Minimum beschränkt werden muß. In der Regel dürfen sie nur alle drei Monate einmal Besuche empfangen. Wenn man berücksichtigt, daß die Sprechstunden beamtet werden müssen, so ist die Erklärung dafür schon gegeben. Werden täglich 10 Audienzen, jede zu ½ Stunde, bewilligt, so absorbirt dies 5 Stunden der Beamtenthätigkeit und es können in einem Monate dann 300 Gefangene Besuche empfangen; also bleibt bei einer Bevölkerung von 900 Gefangenen, für jeden ½ Stunde alle 3 Monate. Aus demselben Grunde der Arbeitsüberhäufung der Beamten unterliegt auch der briefliche Verkehr, da alle Briefe revidirt werden müssen, einer großen Beschränkung. Das Papier dazu wird den Gefangenen geliefert. Diese officiellen Briefbogen sind mit folgendem Vermerke oben links versehen:

„Adresse
Berlin NW.
P. A. Moabit
Strafgefängniß am Plötzensee".

„Brieflicher Verkehr ist den Gefangenen in der Regel nur mit Familienangehörigen, Vormündern oder sonstigen gesetzlichen Vertretern gestattet. Die für die Gefangenen ankommenden Briefe werden dem Director übergeben und nur dann, wenn deren Inhalt unverfänglich ist, den Gefangenen mitgetheilt. Briefe unzulässigen Inhalts, ohne Namen, oder mit falschem Namen des Schreibers gehen lediglich zu den Personalacten des Gefangenen."

Diesen demüthigenden Bedingungen war ich nicht ausgesetzt. Es wurde mir gestattet, meine Besuche im Büreau des Herrn Directors oder Oberinspectors und in deren Beisein zu empfangen, und sämmtliche Briefe, die an mich adressirt waren, wurden mir ohne weiteres ausgehändigt, wie auch sämmtliche Briefe, die ich schrieb, ohne weiteres befördert wurden.

Aber trotz der mir gewährten Erleichterungen erschien mir die Strafe doch unverhältnißmäßig hart; immer und immer peinigte mich der Gedanke, daß ich wegen einer Meinungsverschiedenheit eine Zeit lang des Rechtes der freien Bewegung, des Rechtes meinen Willen durchzusetzen verlustig gegangen war, daß ich wegen einer Meinungsverschiedenheit behandelt werden konnte wie der erste beste gemeine Verbrecher. Anläßlich der Haft des Herrn Most ist über die mit dem Rechtsgefühl nicht zu vereinbarende Gleichheit der Strafe für politische Vergehen und gemeine Verbrechen im Reichstage soviel gesprochen worden, daß ich darauf nicht zurückzugreifen brauche. Nur halte ich es für meine Pflicht einer schiefen Auffassung, die sich durch jene Debatten festgesetzt haben kann, entschieden entgegen zu treten; nämlich der, daß Most oder ein anderer politischer Gefangener von den Beamten chicanirt würde. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Die Beamten am Plötzensee sind, wie ich schon einmal gesagt habe und nicht oft genug wiederholen kann, die humansten, verständigsten und zuvorkommendsten, die man überhaupt finden kann. Ihr Verhalten ist über alles Lob erhoben. Man muß sich klar machen, was das heißt. Diese Leute erleichtern täglich das Loos von neunhundert mehr oder weniger unglücklichen Menschen. Herr Director Wirth, ein feingebildeter Jurist von den angenehmsten gesellschaftlichen Formen, fühlt empfindlicher als irgend Jemand die harte ihm auferlegte Nothwendigkeit, den anständigen Menschen, der ihm zur Abbüßung einer Gefängnißstrafe überliefert wird, ungefähr ebenso behandeln zu müssen, wie den Spitzbuben. Aber so lange das Uebel nicht mit der Wurzel ausgerottet wird, darf man sich über die Früchte nicht beklagen; so lange unser Strafgesetzbuch für die verschiedenartigsten Vergehen dieselbe Strafe normirt, hat man nicht das Recht zu klagen, daß die Strafe gleichmäßig vollzogen wird. So lange der Strafvollzug auf dem Wege der Gesetzgebung nicht geregelt worden ist, so lange ist der oberste Strafvollzugsbeamte, der Gefängnißdirector, nicht berechtigt und nicht im Stande, die Erleichterungen, welche der wegen einer politischen Meinungsverschiedenheit Bestrafte doch wohl beanspruchen darf, zu gewähren. Die Klagen über das Beamtenpersonal sind nach meiner Erfahrung so grundlos und ungerecht wie möglich, die Klagen über die Härte der Gefängnißstrafe für politische Vergehen aber eben so gerecht wie berechtigt. Reformen auf diesem Gebiete sind eine dringliche Nothwendigkeit, und es ist unmöglich, daß sie noch lange auf sich warten lassen. Für ganz verschiedenartige Vergehen müssen verschiedenartige Strafen verhängt werden. Es kann nicht Absicht des Strafrichters sein, den religiösen oder politischen Fanatiker mit derselben Strafe zu belegen, wie den Verbrecher gegen das Eigenthum und das Leben seiner Mitmenschen. Wenn für diese das Gefängniß ausreicht, so muß für jene ein milderer Modus der Sicherstellung gefunden werden.

Tragen diese Zeilen dazu bei, diese Frage wieder einmal anzuregen und unsern vielbeschäftigten Gesetzgebern in's Gedächtniß zurückzurufen, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Notizen.

Die Abgeordneten haben ihre verhältnißmäßig kurze Osterruhe schon fast ganz hinter sich und nehmen in wenigen Tagen die gewohnte Arbeitslast entschlossenen Muthes wieder auf. Der permanente Ostwind und der Culturkampf hatten sie die ganze Zeit über nicht zu Athem kommen lassen. Hoffentlich wird es auch bei uns nun endlich Frühling werden. Niemand begreift, warum gerade Berlin, das sich in Wissenschaft und Kunst so viele Verdienste um die Menschheit erworben hat, nur alle Nachtheile moderner Hauptstädte ertragen soll, ohne eine Spur des Behagens und Wohlergehens, wie es anderen großen Residenzen beschieden ist. Die Ausländer haben uns schon oft genug deswegen verspottet und sich die malitiöse Bemerkung erlaubt, wenn man von Berlin nach Frankreich oder England komme, so sei es als vertausche man die Schule mit den Ferien. Man hat wirklich oft den Eindruck, als erlebten die Berliner nur einen frohen Tag im Jahre, nämlich den der Abreise im Sommer. Im Verhältniß zu den zweifelhaften Annehmlichkeiten des hiesigen Aufenthalts steht die wachsende Theuerung, die seit geraumer Zeit Wien, Paris, ja selbst London in den Schatten stellt. Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Verzweiflung in den Iffland'schen Melodramen, wie einst Nestroy scherzte, sich um fünfzig Thaler Brief als Cassendefect oder ein ähnliches Minus bewegte. Der Werth des Geldes hat allerdings auch anderswo überraschende Fluctuationen erlitten. Hätte Balzac heutzutage seine Romane zu schreiben, würde er nicht einen jungen Mann mit den famosen zehntausend Franken Rente als einen kleinen Krösus schildern, der seinen Tilbury hält und täglich im Café Anglais seine Freunde beiderlei Geschlechts zu seinen Partien einladet. Noch 1867, während der Pariser Ausstellung, sagte der solide Sohn in des jüngeren Dumas „Verschwenderischem Vater" auf der Bühne des Gymnase, er habe sich ein Einkommen von dreitausend Franken und damit die Unabhängigkeit gesichert. Diese würde in solchen Grenzen der vorhandenen Mittel von jährlich achthundert Thalern hier zu Lande doch Manchem jetzt ziemlich precär erscheinen. An den Summen, mit welchen die Helden und Heldinnen der Novellen und Theaterstücke um sich werfen, kann man oft interessante Studien über die Finanzlage einer bestimmten Periode in einem gegebenen Mittelpunkt machen. In einem bekannten neuen Sensationsroman von Wilkie Collins verzichtet die zeitweilig von ihrem Gatten verlassene Frau auf seine Unterstützung, weil sie, heißt es, eine eigene kleine Jahresrevenue, a little competence, von 800 Pfund, das heißt etwa 5600 Thaler, habe. Trotzdem steht fest, daß man jetzt in London mit denselben Ansprüchen billiger lebt als in Berlin, aber das Meiste der täglichen Bedürfnisse in ungleich besserer Qualität erhält. Vielleicht erklärt indessen dieses Mißverhältniß auch die hohe Entwicklung des Pflichtgefühls, der Ausdauer und der Arbeitsfreude, wie sie dem Norddeutschen vor Allem eigenthümlich sind. Selbst die parlamentarischen und diplomatischen Diners werden wie Sitzungen des Abgeordnetenhauses behandelt und die Zeitungen berichten darüber mit der gewohnten ernsthaften Amtsmiene. Die Empfangsabende bei dem Reichskanzler sollen von heiterer Stimmung beherrscht sein, aber was darüber geschrieben wird, spiegelt den ungezwungenen Ton nicht wieder. Hier und da mag die Zurückhaltung des Fürsten Bismarck, der während des ganzen Jahres bekanntlich die Diplomaten noch viel seltener sieht als die Abgeordneten, auch gelegentlich der unumgänglichen Einladungen bemerkbar sein. Bei dem Galadiner zu des Kaisers Geburtstage fühlten sich einige in der Zwischenzeit angekommene Gesandte und Geschäftsträger etwas fremd und einer der letzteren, der eine amerikanische Republik vertritt, sagte in strammer Haltung einem Beamten des auswärtigen Ministeriums wörtlich: Stellen Sie mich doch vor Allem dem Hausherrn vor! Demselben Herrn war Aehnliches sogar bei der ersten Hofcour dieses Winters begegnet. Er trat dem Kaiser entgegen, und als dieser ihn mit gewohnter Leutseligkeit fragte, wen er das Vergnügen habe, vor sich zu sehen, erwiderte der Angeredete fest: Majestät, es fehlt hier Jemand zum Vorstellen! Bei der zweiten Cour wurde das kleine Versehen reichlich wieder gutgemacht. Solche und ähnliche Vorgänge sind jedoch nur möglich, wo Alles auf rastlose Thätigkeit gerichtet ist, Begegnungen in neutralen Salons fehlen, und der Ernst des Lebens durch frohen Genuß selten unterbrochen wird. Man möchte gern voraussetzen, daß auch dieser Mangel auf Rechnung der Uebergangsperiode kommt, an welcher unsere deutschen Zustände laboriren und wenigstens unsere Enkel nicht nur arbeiten, sondern sich vorkommenden Falles ohne jeden Gewissensbiß auch harmlos amüsiren werden.

* * *

Vom Büchertische.

Die Thiere der indogermanischen Mythologie. Von Angelo da Gubernatis. Aus dem Englischen. Leipzig 1874, Grunow.

Ein in seiner englischen Ausgabe rasch bekannt gewordenes Werk eines italienischen Sanskritprofessors zu Florenz. Ungemein sorgsam und reichhaltig in der Sammlung des vedischen Materials fügt es die wichtigsten europäischen Thiersagen mehr hinzu, als daß es beide gemeinsam zu einem geistigen Ganzen verarbeitet. Wir sind der Meinung, der Mangel liegt nicht sowohl an der Behandlung des gelehrten und einsichtigen Verfassers, als an dem Ziele, das er sich gesteckt. Alt wie die vedischen Sagen auch sein mögen, repräsentiren sie in ihrer wilden Schwülstigkeit doch viel mehr eine Entwicklungsperiode des indischen, als des allgemeinen indogermanischen Geistes. Freilich zeugen viele Spuren unserer eigenen Mythologie dafür, daß die heutigen Europäer an den Grundzügen dieser Sagen einmal theilgenommen haben; aber einerseits ist es schwer, den Grad dieser Theilnahme aus den vorhandenen Fragmenten zu bestimmen, andererseits ist es gewiß, daß, wie groß er auch gewesen sein mag, das erhaltene europäische Material allmählich ernüchtert, und, so zu sagen, rationalisirt worden ist. Ursprünglich beide die Kräfte des Weltalls symbolisirend, hat die europäische Mythologie diese Verkörperlichung ihrer Erkenntnisse immer geistiger gemacht, indem sie dieselbe auf immer wenigere, immer allgemeinere Züge reducirte; der Inder dagegen die ganze Märchensucht und phantastische Redseligkeit des Orientes daran gehängt und die allgemeinen symbolischen Züge durch endloses, hin- und herschweifendes und schwatzendes Detail getilgt. Oftmals kann man aus der indischen Version einer Mythe ihre Bedeutung nur in derselben Weise erkennen, wie man Napoleons Wesen etwa aus den Schilderungen der Großmutter seines Kammerdieners entnehmen würde. Der größere Theil von Hrn. Gubernatis' Buch gibt aber indisches Material — ermüdendes Detail, das immer nur phantastisch, aber niemals geistig gewesen ist, und sich deshalb den knapperen und bedeutsameren Zügen unserer eigenen Mythe nur schwer einverleiben läßt. Für den Forscher wird das reiche Sammelwerk bleibende Wichtigkeit beanspruchen.

Mit dem dritten Bande der willkommenen Biographie des großen englischen Humoristen Charles Dickens von John Forster (übersetzt von Friedr. Althaus, Berlin 1875, Verlag von der Decker'schen Geh. Oberhofbuchdruckerei), hat dieses Werk seinen Abschluß erreicht. Wir wählen die Bezeichnung Biographie, weil sie auf dem Titel beansprucht wird. Im Grunde genommen ist es die gemüthliche und gemüthvolle Erzählung eines alten, treuen Freundes, des ältesten und treuesten des Verblichenen. Wir nehmen daher mit Pietät die Gabe entgegen, drücken über die literarische Form ein Auge zu und lassen es uns Genüge sein, Dickens kennen zu lernen, wie er leibte und lebte, schrieb, berühmt wurde und starb. Wem hieran gelegen ist, dem wird das Buch vortreffliche Dienste leisten. — Die Uebersetzung ist, soweit wir sie prüfen konnten, vortrefflich.

Einen rein wissenschaftlichen Charakter tragen „die Quellen und Erforschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, herausgegeben von Bernhard ten Brink und Wilhelm Scherer", von denen uns Band 3. 4. 5. 6. vorliegen (Straßburg, Karl Trübner 1875). — Für ein größeres Publicum dürften indeß die Bändchen 5 und 6 ebenfalls von Interesse sein, welche „die Vorreden Friedrichs des Großen zur Histoire de mon temps" von W. Wiegand und „Straßburgs Blüthe und die volkswirthschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert", Rede von G. Schmoller, enthalten.

Strengen Fachkreisen und von solchen hochgeschätzt dient auch die „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde", herausgegeben von Professor

Digitized by Google

Dr. Wilhelm Koner. Die Hefte 4 und 5 des IX. Bandes enthalten Beiträge von Kiepert, Remelé, Meinecke, Söchting, Schubring u. A.

Verwandte Züge mit der Geographie trägt das elegant ausgestattete vor uns liegende Handbuch für Reisende von K. Bädeker: London, 5. Aufl.; Italien III. Theil: Unteritalien und Sicilien; 4. verbess. Aufl. Leipzig, Karl Bädeker 1874 und 1875 — der allbekannte „rothe Bädeker". Es würde unnöthig sein, über diesen unentbehrlichen Führer und Rathgeber von europäischem Rufe ein besonders empfehlendes Wort zu sagen, läge uns nicht die Pflicht ob, den Verbesserungen dieser neuen Auflage gegen die früheren unsere Anerkennung zu zollen. Auf Einzelnes einzugehen, verbietet uns der Raum, überdies erprobt man seine Güte am besten durch die Praxis. Nur möge es gestattet sein, auf die selbst dem reisenden Gelehrten willkommene Abhandlung des Prof. Kekulé: „Zur Geschichte der antiken Kunst", ganz besonders aufmerksam zu machen.

Von lyrischen Dichtern liegen uns u. A. folgende Productionen vor:

„Kornähren der Poesie" von Otto E. Ehlers. Bremen, Kühtmann.

„Dichtungen" von Elisabeth Kulmann ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Franz Miltner. Heidelberg, Georg Weiß.

„Gedichte" von Karl Wilhelm Theodor Fischer. Hamburg, Hofmann u. Campe.

„Lieder aus großer Zeit" von Ernst Ranke. 2. Auflage. Marburg, N. G. Elwert.

„Satiren und Glossen eines Weltmannes." Stuttgart, J. B. Metzler.

„Runen und Reime", ein episches Liederbuch von Fritz Pichler. Hamburg, J. F. Richter.

„Byrsopolias." Gedichte aus dem Tagebuche eines Gesellen herausgegeben von Jucundus Klappermund. Basel, Christian Meyri.

„Erwin" von Karl Landsteiner. Wien, Alfred Hölder. (Der Verfasser hat die bekannte Brochüre geschrieben: „Hans Makart u. Robert Hamerling, zwei Repräsentanten moderner Kunst".)

„Emanuel d'Astorga", erzählende Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. 2. Auflage. Heidelberg, Georg Weiß.

„Scherz und Humor." Gedichte von G. Emil Barthel. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

Die Fruchtbarkeit der Production auf dramatischem Gebiete zeigen folgende Werke:

„Spartacus", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Koppel. Dresden, H. B. Schulze.

„König Roderich", Trauerspiel von Felix Dahn. Leipzig, Johann Friedrich Hartknoch.

„Heinrich Wasa", ein Drama in 5 Aufzügen mit Gesängen von Ludwig Spach. Straßburg, Karl J. Trübner.

„Heinrich IV. von Deutschland", ein vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen von Friedrich Pudor

„Zollern und Quitzow", historisches Drama in 4 Aufzügen von Hermann Böhnke. Oldenburg, Ferdinand Schmidt.

„Schill." Drama in 5 Aufzügen von G. C. Hermann. Straßburg, K. J. Trübner.

„Iphigenie in Aulis", ein Schauspiel von Konrad Cosack. Halle a/S., Max Niemeyer.

„Die beiden de Witt." Trauerspiel in 5 Aufzügen von Ferdinand von Saar. Heidelberg. Georg Weiß.

„Die Wahl." Lustspiel in 3 Acten von Felix Rüstau.

„Gott Zufall." Lustspiel in einem Aufzuge nach einer Novelle von G. A. Borelli von August Freudenthal. Bremen, Verlag von Karl Tannen. Es ist das 5. oder 6. Mal, daß diese Novelle dramatisch bearbeitet worden ist. Wir erinnern nur an das Lustspiel „Verfolgt"; an das Lustspiel „eine verhängnißvolle Nacht" von E. Lehmann und an die komische Oper „A-ing-fo-hi" von Ernst Wichert.

Der Regisseur des Münchener Hoftheaters, Ernst Possart, hat eine neue Bühnenbearbeitung des „König Lear", München bei Adolph Ackermann, veröffentlicht.

„Die Handschrift des „Figaro"", Schauspiel in 4 Aufzügen von Albert Häger.

„Im Traum", Lustspiel in 2 Acten nach einem Novellenmotiv frei bearbeitet von Wilhelm Antony.

„Ein Armband", Lustspiel in 3 Aufzügen von Friedrich Rüffer. Verlag der Expedition der „Literatur". Leipzig.

„Sidonia von Bork" Trauerspiel in 5 Aufzügen von Paul Wendt. Stettin.

„Das Telegramm", Schwank in 3 Aufzügen von Maximilian Schmidt. München, Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf u. Sohn.

„Riego", historisches Trauerspiel in 5 Acten von C. Nissel.

„Der Staatsanwalt", Schauspiel in 4 Aufzügen von A. Mels. Wien.

Offene Briefe und Antworten.

Erklärung.

Leider kam mir die Nummer 10, in welcher Herr Ehrlich bereits selbst das von mir gerügte falsche Citat „le pays, le pays" der Mignon-Romanze als irrthümlich bezeichnete, zu spät zu Gesicht. Selbstverständlich würde ich sonst nur das falsche Citat des Hrn. Hanslick erwähnt haben.

Ferdinand Gumbert.

Inserate.

!Novität!

Kaulbach's Nachlass.

II. Serie, 30 Blatt Photographien,

darunter Compositionen von Shakespeare, Homer, Heine etc.

ist soeben in verschiedenen Formaten à 5 Mark u. 1 Mark pro Blatt erschienen und in allen Kunst- und Buchhandlungen vorräthig.

Fr. Bruckmann's Verlag, München u. Berlin.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, N. W. 32 Louisenstrasse.

Demnächst erscheint:

Theater

von

Paul Lindau.

II. Theil.

Inhalt: **„Diana", „Ein Erfolg"**, letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler A. Sonnenthal in Wien.

1 Band 8. von ca. 17 Bogen. Elegant geheftet. Preis 4 M. 50 Pf.

Don Juan d'Austria.

Trauerspiel

von

Albert Lindner.

1 Band 8. von ca. 8 Bogen. Eleg. geh. Preis 2 Mark.

Das Vorspiel hiervon wurde unter dem Titel Kaiser Karl's Heimgang im ersten Hefte der „Neuen Monatshefte" veröffentlicht.

Digitized by Google

Neueste Romane.

Im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart erschien soeben:

Dewall, van, „Graumann". 2 Bde. Eleg. broschirt. Preis 6 M., fein gebunden 7 M.

Müller, O., „Diadem u. Maske". 3 Bde. Eleg. broschirt. Preis 6 M., fein gebunden 10 M.

Vorräthig in den Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag der Fuhr'schen Buchhandlung (G. Gerstmann) in Berlin, Unter d. Linden 61.

Paul Lindau.

Eine Charakteristik.

Preis 1 Mark.

Mixed Pickles.

Feuilletonistische Stichleien

von

Siegmey.

Preis 1 M. 50 Pf.

„Aus allen Welttheilen."

Illustrirte Monatsblätter für Länder- und Völkerkunde und verwandte Fächer.

Redigirt von Professor Otto Delitsch.

Preis jedes Monatsheftes 80 Pf.

Leipzig, Verlag von Veit & Comp.

Inhalt des März-Heftes: Ein Spätherbsttag am Würmsee. Von Emil Auer. — Skizzen aus Neu-Granada. Von Dr. Hermann Zimmermann. — Die Bedeutung der Nordpolar-Expeditionen für die geographische Wissenschaft. Von Prof. Otto Delitsch. — Zwei dahinsiechende Völkerstämme Nordsibiriens. Von Albin Kohn. — Der Puy de Dôme und seine Trabanten, das vulkanische Centrum Südfrankreichs. — Die Makah-Indianer. Aus dem Amerikanischen von Amalie Pfund, geb. Jenßen. — Geographischer Nekrolog 1874. — Von Senegambien zum Niger. Von Otto Krummel. — Die Agrikulturverhältnisse Italiens vom Alterthum bis auf unsere Zeit. Von Eduard Ruffer. — Unter den Schafbaronen Neuseelands. Von Hugo Scheube. — Streifzüge im Kaukasus und in der Asiatischen Türkei. — Miszellen. Briefkasten.

Mit 10 Holzschnitten.

Diese Monatsschrift, reich ausgestattet mit vortrefflichen Holzschnitten und Karten, bringt in allgemein verständlicher, ansprechender und unterhaltender Form interessante, mannigfaltige und gediegene Schilderungen aus allen Theilen der Erde von den bedeutendsten Autoren und bestrebt sich hierdurch geographisches Wissen, das für jeden Gebildeten heutzutage unentbehrlich ist, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Heft III pro März

erschien soeben und hat folgenden Inhalt:

I. Plaudereien aus schweren Tagen. Von **Julius Grosse.**
II. Zu spät. Skizze von **Ada Christen.**
III. Proben aus Giusti's Gedichten. Von **Robert Hamerling.**
IV. Romanzen, Legenden, Sagen und Verwandtes. Von **Bauernfeld.**
V. Der Herzensschlüssel. Lustspiel in einem Aufzuge von **Hieronymus Lorm.**
VI. Am Posilip. Von **Karl Woermann.**
VII. Sprüche. Von **Theodor Aufrecht, Theodor Vatke, Richard Hamel, Agnes Kayser-Langerhanns** und **O. S. Seemann.**
VIII. Börne's politische Ansichten. Von **Adolf Strodtmann.**
IX. Literarischer Winterfrost. Betrachtungen eines Ofenhockers.
X. Kritische Rundblicke. Von **Ferdinand Kürnberger, Murad Effendi, Wilhelm Goldbaum, Wilh. Buchholz, Oscar Blumenthal.**
XI. Zur Kritik der Kritik, Miscellen, Aus unserer Briefmappe.

Mit diesem dritten Hefte liegt nun das erste Quartal der „Neuen Monatshefte" abgeschlossen vor, dessen reicher und vielseitiger Inhalt am besten die wirkliche Ausführung des gegebenen Programms:

„— Die „Neuen Monatshefte" sind „keine Fachzeitung, sondern ein Unterhaltungsblatt im vornehmsten Stil, und „gewähren ein Gesammtbild des gegenwärtigen dichterischen Schaffens, das sich theils „in novellistischen, dramatischen, lyrischen „Beiträgen der namhaftesten Dichter, theils „in fesselnden Essays und Plaudereien lebensfrisch wiederspiegelt." —

bestätigt.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.)

bringt im zweiten Quartal die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Erzählung „Ein kleines Bild" von **Ernst Wichert**, Verfasser von „Schuster Lange", und wird dann mit dem bereits angekündigten Romane von **E. Marlitt** beginnen. Zeit- und Culturbilder wechseln dazu ab mit naturwissenschaftlichen und anderen belehrenden Artikeln.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Postämter nehmen Bestellungen à 1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.) nur bis 1. April an, Buchhandlungen zu jeder Zeit.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien soeben:

Allerhand Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

15 Bogen. In elegantem Buntdruckumschlag. Preis 3 Mark.

Unter der Bodenstedt'schen Devise:

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen.
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann Nichts verächtlich machen,
Was selber nicht verächtlich ist!

hat der Verfasser in dem vorliegenden Werkchen, das er „seinen lieben Gegnern feindschaftlichst" zueignet, seine besten satirischen und polemischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme gesammelt. Ein litterarischer Lenzkranz, der dem Buche mitgeflochten ist, dürfte allseitiges Aufsehen erregen. Vielleicht ist seit Lichtenberg und Börne kein Buch erschienen, das so reich ist an kaustischer Schärfe, an pointenreichem Witz, an gedankenvoller Satire.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (7½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Soeben erschien bei Otto Janke in Leipzig:

Paul Lindau.

Eine Charakteristik

von

E. O. Konrad.

3 Bogen in elegantem Umschlag geheftet.

Preis 1 Mark.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 10. April 1875. Band VII.

AP 30 G295 v.7 no.15

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Franz Josephs I. Reise nach Venedig. Von Austriacus. — **Literatur und Kunst:** Imperator Caesar G. Aur. Val. Diocletianus Aug. ad Marcum Trebonium. — Von meinem Leben und Wirken. Von M. Carriere. — Neue Dichtungen. Literarische Plauderei von Albert Traeger. — Psychologie der Liebe. Von Julius Duboc. Besprochen von A. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Liebe für Liebe. Schauspiel in 4 Acten von Friedrich Spielhagen. Besprochen von Paul Lindau. — Aus der Aula der Berliner Universität am 22. März 1875. Skizzen und Reminiscenzen. I. Von F. E. — Notizen. — Inserate.

Franz Josephs I. Reise nach Venedig.

Als das wichtigste und fast die ganze politische Welt in Athem haltende Ereigniß gilt im Augenblicke die Reise des österreichischen Kaisers nach Venedig. Sie ist in erster Reihe das Resultat der neuesten Weltlage, welche uns die drei Kaiser von Deutschland, Rußland und Oesterreich verbündet und Frankreich isolirt zeigt und auch den Beherrscher von Italien an die Seite der drei Kaiser treten ließ. Dadurch kam Victor Emanuel II. zuerst in Verkehr mit Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich; und Jedermann erinnert sich noch ganz wohl der von der liberalen Partei in Oesterreich dankbar anerkannten guten Dienste des deutschen Reichskanzlers in der Herstellung guter Beziehungen zwischen den beiden Nachbarfürsten. Die „Provinzial-Correspondenz" vindicirte 1873 mit einigem Selbstbewußtsein dem deutschen Kaiser und seinen Räthen das Verdienst dieser Annäherung; und von keiner Seite wurde dieser Behauptung widersprochen. Wien wurde dem Verbündeten von 1866 von Berlin aus als geographische und diplomatische Station bezeichnet; und so kam der König von Italien im September des Ausstellungsjahres nach Wien. Man hatte dieser Entrevue damals von allen Seiten mit der größten Spannung entgegengesehen. Aus leicht begreiflichen Gründen. In manchem italienischen Kopfe war es noch nicht klar, daß in Oesterreichs Politik ein völliger Umschwung eingetreten, noch glaubte man in Italien nicht an das Aufgeben der Rachepolitik; noch glaubte man den alten Gegensatz zwischen Oesterreich und Italien lebendig; noch vermuthete man in Oesterreich den Träger eines Systems, dessen vollständigsten Gegensatz das junge Italien bildet. Man hatte sich in Italien daran gewöhnt, Oesterreich als die letzte Säule jener heiligen Allianz anzusehen, deren Grundsätze ausgesprochen waren in dem Entschlusse, „zur einzigen Richtschnur des Verhaltens der Monarchen sowohl in der Regierung der eigenen Völker, als in ihren Verhältnissen mit fremden Staaten, die Lehren des Christenthums zu nehmen, welche unmittelbaren Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten haben, ihre Schritte leiten müßten". Aus solcher Politik gingen allerdings die Metternich'schen Bestrebungen hervor, eine unbedingte politische Suprematie über die apenninische Halbinsel auszuüben, welche die Staaten Italiens zu Vasallen der Wiener Staatskanzlei machte und die Fernhaltung jeder liberalen Richtung förmlich und vertragsmäßig forderte. Damals rückten Oesterreicher in Neapel und Piemont ein, stützten die Fremdherrschaft in Parma, Modena und Toscana, erhielten die Legationen dem Papste, ordneten in Troppau und Laibach auf Congressen italienische Angelegenheiten.

Es kamen andere Zeiten und Ereignisse. Die revolutionären Erhebungen der Jahre 1848 und 1849, der passive Widerstand der Lombardo-Venetianer, sie blieben ohne Erfolg. Als aber Victor Emanuel und sein genialer Staatsminister Cavour die Leitung der Bewegung in die Hand nahmen und das aufstrebende Italien mit französischer und preußischer Hilfe die österreichisch-italienischen Provinzen losriß, Italien sich constituirte, da mußte Oesterreich die Lage der Dinge anerkennen. Seit Jahren war der Zwist der Völker von Italien und Oesterreich beigelegt, Oesterreich hatte seinen Waffenruhm Italien gegenüber, bei Custozza und Lissa, zu Lande und zu Wasser behauptet; es hatte Frieden gemacht mit seinem Feinde und diesen Frieden sorgfältig bewahrt. Allein so freundnachbarlich die Staatenbeziehungen waren, die Herrscher beider Länder blieben einander fremd. Oft hat seit Sadowa Kaiser Franz Joseph mit Wilhelm I. Händedrücke und Freundschaftsversicherungen getauscht, nicht so mit dem Könige von Italien. Es war eine echt menschliche Empfindung, welche den Kaiser von Oesterreich von seinem italienischen Nachbar fern hielt. In erster Linie die Erinnerung an die Kämpfe von 1859 und 1866. Mit dem Degen in der Faust betheiligte sich Victor Emanuel an den Kämpfen, in deren Folge der österreichischen Dynastie das einst durch einen Ahnherrn Victor Emanuels, den Prinzen Eugen von Savoyen ruhmreich gewonnene Mailand und wenige Jahre später Venedig und das Festungsviereck verloren ging. So tief saß der Groll, daß bei beiden Friedensschlüssen der Kaiser von Oesterreich jede persönliche Berührung mit dem italienischen Herrscher vermied; in Villafranca ausschließlich mit Napoleon III. verhandelte, 1866 Venedig an den unbetheiligten französischen Kaiser abtrat. In zweiter Linie kam für den Kaiser von Oesterreich die Rücksicht auf seine nahen Anverwandten, die durch den glücklichen Nebenbuhler ihrer Herrschaft verlustig gewordenen, in Wien im Exil lebenden österreichischen Prinzen, die ehemaligen Beherrscher von Modena und Toscana in Betracht. War ja auch des Kaisers Schwager, der König von Neapel, durch den glücklichen Ländergewinner von Piemont vom Throne gestoßen. Daß Victor Emanuel die Legationen besetzte, welche jahrzehntelang von österreichischen Soldaten dem Papste erhalten wurden; daß er endlich das Capitol erstieg und neben dem apostolischen Sitze des Nachfolgers Petri seine Residenz in der ewigen Stadt aufschlug — alle diese Umstände waren nicht geeignet, den frommgläubigen Habsburger persönlich freundschaftlich zu stimmen für den König

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

von Italien. Man sprach zwar nicht mehr in der officiösen Presse von einem gekrönten Räuber, man gewöhnte sich endlich auch an den Titel „König von Italien", den man so lange ablehnte, die Beziehungen waren diplomatisch hergestellt, die wichtigen Handelsinteressen machten ihr Recht geltend, die Völker hatten die Erinnerung an die schlimmen Zeiten des Blutvergießens gelöscht — die Fürsten blieben sich gleichwohl fremd.

Erst im Jahre 1873 änderten sich auch diese Umstände, Dank der Mithilfe der deutschen Reichsregierung und Victor Emanuel fand in Wien, im September 1873, den glänzendsten Empfang. Die Italiener hatten für die großen Ehren, welche ihrem Könige in Wien zu Theil wurden, das richtige Gefühl. Sie betrachteten dieselben mit Recht als eine völlige Aussöhnung der österreichischen Herrscherfamilie mit der Gegenwart, mit Italiens jetziger Gestaltung, als eine lautredende Anerkennung von Italiens Unabhängigkeit. Daher die enthusiastischen Dankesschreiben der italienischen Städte, Handelskammern, Corporationen von Ober-, Mittel- und Unteritalien an den Bürgermeister von Wien; daher die Ovationen, welche allenthalben den österreichischen Consuln dargebracht wurden. Die Bewohner des einstmals von Oesterreichern bedrängten Alessandria, die Landsleute des Florestan Pepe, die einstmals österreichischen, von Haß und Rache erfüllten Städte wie Udine, Treviso, Piacenza beeiferten sich in gleicher Weise ihre Sympathien für Oesterreich an den Tag zu legen. Es war der Eindruck eines Vergebens und Vergessens, der aus all' diesen spontanen Kundgebungen sprach. Als dann im August 1874 der Wiener Männergesangverein seine Fahrt nach Venedig antrat, als die Schaar sangeskundiger und sangesfroher Wiener auf dem Marcusplatze von Venedig, dem Zeugen so vieler trauriger Scenen nationalen Hasses, ihre schönen deutschen Lieder erklingen ließ — da fanden die Deutsch-Oesterreicher den begeistertsten Empfang. Man mochte sich seither oft fragen, weshalb der vielfach angekündigte Gegenbesuch des österreichischen Kaisers nicht zu Stande komme? Als um jene Zeit die „Neue freie Presse" zu der Kaiserreise rieth, sie als eine unvermeidliche Pflicht der Courtoisie bezeichnete, dem Kaiser, als dem Träger der höchsten Staatsgewalt, als dem Repräsentanten der Würde und der Hoheit des von den Italienern immer nur mit Achtung genannten Staates, den glänzendsten Empfang in Aussicht stellte: da erhob sich der Chorus der Officiösen wider diese journalistische Aeußerung und setzte des Langen und Breiten auseinander, daß es für den Kaiser von Oesterreich eine baare Unmöglichkeit sei, seinen Gegenbesuch in Italien abzustatten. Jubelnd stimmten die Ultramontanen ein.

Der Besuch des Kaisers von Oesterreich in Venedig zeigt wieder einmal, daß der Kaiser, allen ultramontanen Gegenbestrebungen, allen persönlichen Empfindungen, mit einem Worte: allen Einflüssen, welche unablässig durch anderthalb Jahre arbeiteten, zu Trotze, der Staatsraison Folge leistet, dem Verlangen seines Volkes, welches darauf gerichtet ist, zwei durch geographische und materielle Verhältnisse, durch mächtige Interessen mit einander verbundene und auf einander angewiesene Staaten in guten und aufrichtig freundschaftlichen Beziehungen und diese durch den Bund der Fürsten geweiht zu sehen, mit Freuden gerecht wird. Man begreift, daß der Kaiser von Oesterreich Rom vermeidet, daß er irgend eine der ehemaligen Residenzen seiner Verwandten nicht besuchen mag; daß er Venedig zum Orte der Entrevue gewählt hat, Venedig, das er nach zwei siegreichen Schlachten, noch vor Beendigung des Krieges freiwillig dahingegeben, Venedig, das verfallene, welches während der österreichischen Herrschaft materiell sehr begünstigt war, wo trotz aller Anhänglichkeit an die Dynastie Savoyen eine dankbare Erinnerung an die österreichische Herrscherfamilie nicht erstorben ist. Angesichts der kirchenpolitischen Kämpfe wird man die Erneuerung des Freundschaftsbundes mit dem „Kerkermeister des Gefangenen im Vatican", wie die Ultramontanen Victor Emanuel zu nennen pflegen, nicht für politisch bedeutungslos halten können. In jedem Falle aber wird man zugestehen, daß in dieser Entrevue die merkwürdigste Illustration der neuzeitlichen politischen Veränderungen gegeben ist und damit ein wichtiges Capitel europäischer Geschichte abgeschlossen wird.

Wien, Anfang April 1875. **Austriacus.**

Literatur und Kunst.

Imperator Caesar G. Aur. Val. Diocletianus Aug. ad Marcum Trebonium.

(E palimpsesto saeculi IV. invento a docto viro W. S. artium liberalium peritissimo.)

Regnum nostrum sectatores
Sedis Petri, turbatores
Peraudaces, improbi,
Student funditus stuprare,
Plebem stultam incitare
Contra res imperii.

Tali hosti nunquam parce,
Papam instigantem, Marce,
Pulsa, dele funditus,
Contra servitutem mentis,
Stultificationem gentis
Pugna totis viribus.

Calve, doce tonsos illos,
Possidere te capillos
Dentibus in maximis,
Et non solum te statura
Eminere, sed mensura
Mentis atque literis.

Instar fulguris coelestis,
Instar mortis, instar pestis
Sis vastator perfidis,
Namque regni majestatem,
Caesaris auctoritatem
Servat sola summa vis.

Fracta saeva seditione
Liberata relligione
Tunc triumpho gaudeas
Atque Iovis advocatus,
Regni nostri dux paratus
Crescas atque floreas.

Von meinem Leben und Wirken.

Von **M. Carriere.**

Unsere Familientradition reicht nach Nimes. Von dort war ein junger Mann in Genf gewesen und heimgekommen, um die reine evangelische Lehre zu predigen. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes ward er in einem Volksauflauf einem Pferd an den Schweif gebunden und durch die Straßen geschleift; sein einziges Kind ward von flüchtenden Gemeindegliedern mitgenommen nach Deutschland, in's Dillthal, wo sie sich ansiedelten. Ein Nachkomme des Knaben arbeitete sich

Digitized by Google

zum Kammerrath der Fürsten von Braunfels empor, und sein Sohn, mein Vater, war auch kurze Zeit zu Griede (meinem Geburtsort) ihr Rentbeamter, stand aber mehr auf Seite der Bauern, die damals durch feudale Lasten noch hart bedrückt waren. Die Großeltern mütterlicher Seite in der Post zu Butzbach in der Wetterau gemahnten an den Wirth und die Wirthin in Hermann und Dorothea; noch trinken Freunde bei mir zu festlicher Gelegenheit Dreiundachtziger, der aus ihrem Keller stammt. Nach dem Tod meiner jugendlichen Mutter und der glücklichen Wiederverheirathung meines Vaters warf ein Zerwürfniß zwischen ihm und dem Großvater einen trüben Schatten in meine Knabenzeit, und nöthigte mich früh an eigne Lebensführung zu denken; da sich seine Folgen bis in meine Mannesjahre erstreckten, sah ich allmählich ein, wie eigentlich jeder der mir so nah stehenden und einander feindlich gewordenen Männer auf seinem Standpunkt Recht zu haben glaubte und auch Recht hatte, aber den Andern verkannt hatte; es wäre alles leicht zu ordnen gewesen, wenn Einer auf die Ansicht und den Willen des Andern eingegangen wäre. So prägte sich mir der Grundsatz ein: idealistische Treue für die Principien, aber realistische Wahl der Mittel und Maßregeln; Voraussetzung, daß tüchtige Männer im Leben wie in der Wissenschaft eine Seite des Rechts und der Wahrheit haben, und daß es zum vollen Erfassen und rechten Behandeln der Wirklichkeit nöthig ist, sie von zwei Seiten zu betrachten, aus scheinbar widerstreitenden Ansichten das Gute herauszufinden und dadurch sie zu versöhnen.

In der Schule und im Privatunterricht zu Butzbach übte der Rector Weidig einen entscheidenden Einfluß. Er las die alten Classiker mit uns, er erzählte die vaterländische, die griechische Geschichte, um eine patriotische Gesinnung in uns zu nähren; daß Deutschland eins und frei werden müsse, daß wir dafür wirken wollten, war unser Entschluß. Während ich auf der Universität war, schnitt Weidig sich in qualvoller Untersuchungshaft die Adern auf; sein Tod, durch Welcker und Schulz geschildert, war das Motiv, daß man sich in Deutschland gegen das heimliche Inquisitionsverfahren empörte, daß Oeffentlichkeit der Rechtspflege und Geschworne zu den Volksforderungen gehörten, die wir in den Märztagen 1848 rasch durchsetzten. Ich darf sagen „wir"; denn ich entwarf und vertheidigte auf der ersten Volksversammlung im Februar die Adresse, welche das Verlangen der Bürger und Studenten von Gießen nach Darmstadt trug.

Einige Jahre besuchte ich das damals vorzügliche Gymnasium zu Wetzlar. Die Herrlichkeit der Griechen ging mir auf, ich bildete metrisch nach, was von ihren Dichtern in der Schule gelesen ward, ja ich wollte meinen Homer noch deutscher machen als Voß es gethan, und übersetzte viele Stellen, selbst ganze Gesänge der Ilias in der Nibelungenstrophe; ich glaubte eine Lebensaufgabe gefunden zu haben, ließ aber die Sache fallen, als mir die Untrennbarkeit von Form und Inhalt aufging. Daneben schwärmte ich für Jean Paul. Der Idealismus des Herzens, der von ihm aus in seine Hauptgestalten einströmt, die Fülle von Gedanken und Empfindungen, die hoffnungsfrohe Freiheitsliebe rissen mich hin; um solchen Gehaltes willen übersah ich das Unkünstlerische; wenn in jener gefahrvollen Frühjugend ein Genius mich vor Gemeinem behütete und dem Dienst der Wahrheit weihte, so war's vor andern der seine. „Er war mir wohl noch mehr, er hat meine Seele gerettet," antwortete Gervinus, als ich solch ein Bekenntniß seiner scharfen Kritik des Humoristen entgegenstellte; — „nun so müßte man das aus der Besprechung ahnen können", versetzte ich. Damals waren E. Wiedasch, Herbst, Arx anregende Lehrer, die mir persönliche Theilnahme zuwandten, mich in der Ansicht bestärkten, daß ich es wagen könne auf eine akademische Stellung hin Philosophie zu studiren und mich den schönen Wissenschaften zu widmen. Ich begann das in Gießen unter Joseph Hillebrand, und setzte es fort in Göttingen, wo besonders Gervinus, Otfried Müller und Jakob Grimm mich anzogen, der früh verstorbene Krische in den Aristoteles mich einführte. Bei Herbart hörte ich, kam aber in kein näheres Verhältniß zu ihm, was ich später bedauert habe. Spinoza, den er fortwährend bestritt, war damals der Meister, dem ich folgte; Goethe und Heine, für die wir in jenen jungdeutschen Tagen schwärmten, hatten mich zu ihm, zu Hegel geführt; später sah ich, wie der Gedanke der Einheit alles Seins durch das Princip des Unterschiedes und der Individualität ergänzt werden müsse, Spinoza durch Leibniz, Hegel durch Herbart, wenn eine der Wirklichkeit genügende Weltanschauung gewonnen werden soll. Schon auf dem Gymnasium war ich mit meinen Freunden vom naiven Glauben zum Rationalismus fortgeschritten; während der Sturm- und Drangtage des Fuchsjahres kam ein poetischer Pantheismus zum Durchbruch; eine neue Religion sollte das Sinnenfreudige des Hellenenthums mit der Ethik des Christenthums verschmelzen, die Alleinslehre der Indier aber sollte die Grundlage bilden; wir freuten uns auf- und ablauchende Wellen im Meer des unendlichen Lebens zu sein, in uns genoß und erkannte sich das Weltall und kam das Ewige und Göttliche zum Bewußtsein; kein Diesseits und kein Jenseits mehr, hier in der Gegenwart die Durchdringung von Geist und Natur, die Lebensvollendung, die das Schöne ist; Aesthetik der Gipfel der Wissenschaft und ihre Versöhnung mit der Religion! Es galt den Freunden wie ein Abfall von den neuen Ideen, als ich ein Jahr später durch Hegels Religionsphilosophie, die damals erschien, dahin geführt wurde im Christenthum die pantheistischen Elemente zu betonen, das „In ihm leben, weben und sind wir", das „Gott ist die Liebe", und dies als die bereits verhandene Erfüllung unserer Jugendsehnsucht auszusprechen. Ich selber fühlte, daß ich vollständig von aller Ueberlieferung frei geworden war und in voller Voraussetzungslosigkeit von dem geschichtlich Gegebenen nur das annahm, worin mein Gefühl sich befriedigte, meine Vernunft sich wiederfand.

Die Sympathieen meiner Frühjugend hatten der Burschenschaft gegolten; sie war zu meiner Studentenzeit vom Bundestag geächtet; so mußten wir in kleineren Freundeskreisen den deutschen Gedanken pflegen, und erfreuten uns an der gemeinsamen Lectüre dramatischer Meisterwerke, oder besprachen eigne dichterische Versuche. Ja wir reichten uns von verschiedenen Universitäten die Hand; mein Gymnasialfreund, Carl Grün, dichtete damals einträchtig zu Bonn im Bunde mit Emanuel Geibel und Karl Marx, und eiferte dagegen, daß ich in Göttingen zu viel Philosophie studire; das poetische Interesse war vorwiegend. Zum Jubiläum der Göttinger Universität (1837) erschien von Theodor Creizenach, Karl Bölsche und mir eine poetische Festgabe, die wir Alexander von Humboldt als dem höchsten Gaste der Feier widmeten; er gab sie Varnhagen, und dieser führte durch eine Besprechung derselben mich in die Literatur ein, und ist mir von da an ein fördernder Freund gewesen. Ich setzte meine Studien in Berlin fort, hörte bei Hotho und Kugler, bei Gans und Werder, ward von diesen in ihren Verkehr gezogen, und erwarb mir durch ein Gedicht eine Einladung von Bettina von Arnim. Wenn eine Persönlichkeit sie elektrisch erregte, hatte das Funkensprühen ihres genialen Geistes etwas Entzückendes, Ueberwältigendes; verwunderlich war nur, daß sie manchmal aus Briefen von ihr und der Günderode, deren Herausgabe sie vorbereitete, so ganz Aehnliches vorlas wie unsere Gespräche kurz vorher gewesen waren.

Seydelmann war damals nach Berlin gekommen; er riß uns hin durch die erstaunliche Energie, mit welcher er sogleich bei seinem Auftreten auf der Bühne einen Charakter in scharfer Ausprägung zur Vollerscheinung brachte. Er war mit Gans befreundet, und ich wurde in die Leseabende hineingezogen, in welchen Dramen mit Rollenvertheilung vorgetragen und besprochen wurden: Hotho und Werder als Aesthetiker, Seydelmann und Eduard Devrient als Künstler wirkten zusammen; da las Seydelmann den Jago, Antonio, Alba, Devrient den Cassio, Tasso, Egmont, als diese Werke neu einstudirt wur-

Digitized by Google

den; wir ergänzten die andern Personen, so gut es ging, und erörterten die Auffassung der Schauspieler mit ihnen.

Durch Heinrich Bernhard Oppenheim ward ich mit zwei Russen bekannt, die mit uns in deutscher Poesie und Philosophie, in Goethe und Hegel lebten, beide voll Geist, der eine mehr sinnig phantasiereiche Natur, der andere ein Kraftmensch an Leib und Seele, voll Thatendrang und wildkühnem Radicalismus, — Turgenjew und Bakunin. „Leben und Leben lassen" schrieb mir der eine, „aimez et faites ce que vous voulez" der andere in's Stammbuch.

Ich promovirte mit einer Dissertation über die persönliche und wissenschaftliche Stellung von Aristoteles zu Platon, und ging zum Abschluß meiner Universitätstudien nach Rom. Der Tag war der Anschauung von Kunst und Alterthum, dem Studium von Tacitus, Dante, Macchiavelli geweiht, der Abend ward heiter und mit fruchtbaren Anregungen im Künstlerkreis verlebt; Schirmer, Reinick, Rahl waren in jenem Winter dort, ebenso Vischer, Victor Hehn und Andere neben den Eingebürgerten. Aus Italien heimkehrend wollte ich 1841 mich in Berlin habilitiren: Religionsphilosophie, Aesthetik, Literaturgeschichte sollten die Fächer meines Docirens sein. Trendelenburg und Steffens hatten mich als Studenten gern gesehen, aber es war unter Friedrich Wilhelm IV. ein Umschwung erfolgt. Die an Hegel sich anschließende Geistesrichtung war aus Gunst in Ungnade gefallen. Die negativen Elemente seiner Lehre, das Freiheitliche waren durch die Halle'schen Jahrbücher, durch Strauß und Feuerbach entbunden, Leo hatte bereits seine Anklage auf Altar- und Throngefährlichkeit erhoben, ich hatte in den Streit eingegriffen, über einen Aufsatz von mir hatte Franz Baader in München Vorträge gehalten, und ich ihm mit einem Schwert- und Handschlag geantwortet, der mir freilich bald selbst sehr juvenil erschien; ich hatte eine Schrift über Religion verfaßt, welche Hegelische Ideen theils popularisirte, theils fortbildete, indem sie die Entwicklung des Christenthums zu einem ewigen Evangelium betonte, die Darstellung dieses Christenthums der Vernunft im Sinne Lessings versuchte. Den seitherigen Freunden, wie Ruge, war ich nun zu mystisch, weil ich den Weg zum Atheismus nicht einschlug, sondern den Pantheismus zum Begriff eines alles und sich selbst erfassenden Wesens zu entwickeln in mir den Drang spürte, aber der romantischen Reaction, dem Ministerium Eichhorn, den Facultäten war ich ein Junghegelianer, und so kam ich weder in Berlin, noch im folgenden Jahre in Heidelberg auf's Katheder. Namentlich wie ich hier nicht Privatdocent wurde, das war eine charakteristische und mitunter lustige Geschichte, die ich dem Pubicum erzählen wollte, aber die Censur strich sie an drei Orten. Indeß schrieb ich ein Büchlein: Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche; Gedanken beim Wiederbeginn des Baues. Ich war entschlossen, zunächst von meiner Feder zu leben. Da mahnte mich mein Freund Gustav Baur, der sich in Gießen als Theolog habilitirt hatte, da einen dritten Versuch zu machen, der werde gelingen. So geschah es auch. Hillebrand und Liebig entschädigten mich durch wohlwollende Aufnahme und Förderung für die Unbill, die ich erfahren hatte; mit dem Jahr 1843 eröffnete ich meine Vorlesungen, in denen ich vor kleineren Kreisen das Gebiet der Philosophie lehrend durcharbeitete, vor größeren Schiller, Shakespeare, Goethes Faust besprach. Ich mußte bemerken, daß ich zu den Menschen gehöre, welchen selten etwas auf den ersten Wurf gelingt; was mir Erfreuliches geworden, das habe ich meistens schwer verdienen oder theuer bezahlen müssen; ich lernte früh das Leben ernst nehmen. Wie ich mehrmals ansetzen mußte, um Privatdocent zu werden, wozu man heute junge strebsame Männer einladet, so fand ich oft in meinem Lebensgange bestätigt, was ich das Gesetz der wiederholten Anfänge nannte. Indeß hat es mir wohl nichts geschadet, daß ich, um gebildet zu werden, hin und wieder auch geschunden ward. Wenn man von nihilistischer oder pfäffischer Seite mich literarisch todt geschlagen meinte, trachtete ich durch eine neue bessere That mein Leben zu beweisen. Ich beschäftigte mich mit Naturwissenschaft, ich hielt mich an die sittliche Lebenserfahrung, die mir die Freiheit zur Thatsache des Bewußtseins machte, und von beiden Seiten her überschritt ich die Grenzen des Hegelthums, nach selbstständiger Gestaltung einer mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Ideenwelt ringend.

Aus dem Quellenstudium hervorragender Denker entstand zunächst ein Büchlein: Abälard und Heloise, und das 1846 erschienene Werk über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit; Naturforschung, Wiedererweckung des Alterthums, Politik und religiöse Bewegung bilden die Atmosphäre, in welcher vornehmlich die Italiener Giordano Bruno und Campanella, der Deutsche Jakob Böhme sich erheben.

In der Einleitung zu dieser Schrift trat ich entschieden mit dem Bekenntniß hervor, daß Immanenz und Transscendenz, Pantheismus und Deismus nicht als Widersprüche zu behandeln, sondern als einander ergänzende Halbheiten zu betrachten, zu überwinden und zu versöhnen seien. Was in Spinoza und Leibniz auseinandergegangen, ich sah es in Bruno und Böhme noch in keimkräftiger Totalität verschmolzen; dies Ganze nach der wissenschaftlich heilsamen Scheidung wiederherzustellen, schien mir nun die Aufgabe der Philosophie, nachdem sie durch Kants Kritik hindurchgegangen. Daß die Substanz (das alleinige Wesen aller Dinge bei Spinoza) als Subject gefaßt werde, war ja das Ziel, das Hegel in der Phänomenologie gesteckt; aber er nahm das Absolute nun als das in den endlichen Geistern sich Personificirende, nicht in sich selbst Persönliche; mir kommt es darauf an, das Unendliche zugleich als das in Allem Entfaltete und sich in eigner Einheit Erfassende zu begreifen. Ἓν καὶ πᾶν, Eins und Alles, aber das Eine nicht in der Allheit zersplittert, sondern als Eines in ihr gegenwärtig; darum lieber mit Hamann und einem Spruch der alttestamentlichen Apokryphen πᾶν αὐτός, das All als Selbst, alles in Gott und er über allem bei sich selbst! Man hat das eine Verbindung unvereinbarer Dinge genannt; aber es sind ja keine Dinge, sondern einseitige Lebensansichten, Betrachtungen derselben Wirklichkeit von verschiedenen Gesichtspunkten aus, die wir gar wohl zusammenhalten können, um das Gesammtbild, um die ganze Wahrheit zu bekommen. Ist doch auch unser Bewußtsein nicht außer unserm Lebensgefühl, nicht außer unserm Leibe; so Gott nicht außer der Welt. Unser Körper ist ein Zusammensein von Milliarden von Zellen und ihren Atomen, durchwaltet und gestaltet von der einen Bildungskraft, und durch das mannichfaltige Einzelleben all der besondern Theile erstreckt sich das allgemeine Selbstgefühl des Ganzen. Alle unsre Vorstellungen und Bestrebungen sind getragen von der Einheit unsrer Subjectivität, unser Selbst wirkt in ihnen, sie sind seine Lebensacte; es steht nicht außer ihnen, es wäre todt ohne sie, aber es geht nicht auf oder unter in ihnen, es erhebt sich über sie, indem es sich in seiner Einheit und Ganzheit erfaßt, es schwebt bestimmend, ordnend über ihnen, ihrer und der eigenen Wesenheit inne. So ist der göttliche Geist das Ich des Universums, das Universum die Entfaltung der göttlichen Natur. Die Natur trägt nirgends die Signatur des Gemachten, sie ist Selbstgestaltung, das dünkt mir die Wahrheit des Materialismus; seine Schranke ist, daß er den Geist leugnet, das Ideal, das die äußere Realität und ihren Mechanismus zur Basis, zum Mittel für seine Zwecke hat. Die Naturordnung mit ihrer Nothwendigkeit besteht, aber in ihr bethätigen sich subjective Kräfte mit dem Gesetz der Freiheit zur Verwirklichung des Guten, und die sittliche Weltordnung, das Seinsollende, gilt in der Welt des Geistes. Hegel sah so viel Vernunft in der Welt, daß er sie für einen rein logischen Proceß hielt: was wirklich ist das ist vernünftig, was vernünftig ist das ist wirklich. Schopenhauer sah so viel Elend und Unvernunft in ihr, daß er sie für ein Product des blinden Willens erklärte. Das Vernunftnothwendige können wir aus der Natur der Sache, aus den Principien entwickeln; was ein Werk des Willens ist, das müssen

Digitized by Google

wir durch Erfahrung erkennen; innerhalb vernünftiger Ordnungen und Gesetze eine Fülle selbstständig wirkender Kräfte, blinde und sehende, das ist die Welt in Wirklichkeit; sie aufzufassen, müssen also Speculation und Empirie zusammenwirken; Beobachten und Denken vereint erreichen die Wahrheit; auf der Basis der realen Erkenntnisse fragen wir nach Grund und Zweck des Daseins; aus den gegebenen Größen und Verhältnissen der Natur wie der Geschichte suchen wir das Unbekannte, das x, annähernd zu bestimmen, die Idee des Göttlichen zu bilden; wir fragen: wie muß der allgemeine Lebensgrund beschaffen sein, wenn diese wirkliche Welt der Ordnung und Freiheit, wenn mit der Materie auch das Gute und Schöne, die Vernunft und Liebe aus ihr abgeleitet und erklärt werden soll? Ich antworte: das Princip muß sowohl Naturkraft als Intelligenz, es muß der Wille der Liebe sein.

Zur näheren Darlegung dieser Ideen erwuchsen aus meinen Vorlesungen über Religionsphilosophie: „Religiöse Reden für das deutsche Volk". Die Kritik verglich sie mit ähnlichen Veröffentlichungen Fichtes und Schleiermachers, die Jesuiten brachten sie auf den Index, aber ihre Wirkung war nicht die gehoffte, sie haben keinen Einfluß auf die Theologen geübt. Und doch: wollen die Geistlichen die geistigen Führer der Gemeinden wieder werden oder bleiben, so müssen sie rückhaltslos der Wissenschaft huldigen, die Ergebnisse der Naturforschung, der geschichtlichen Kritik anerkennen, das Miraculöse, Magische, Widernatürliche bei Seite lassen, und es versuchen, die einfachen religiös-sittlichen Wahrheiten des Evangeliums, wie sie in Jesu eignen Worten und in seinem Leben ausgeprägt sind, in Zusammenhang zu bringen mit der Erkenntniß der Welt in unsrer Zeit, so wie die Kirchenväter es in Bezug auf die Weisheit der Griechen gethan. Statt dessen sind Kirche und Wissenschaft immer weiter auseinandergegangen, — ich hätte Christenthum und Bildung so gern verbunden gesehen! Vielleicht stehen wir jetzt an einem Wendepunkt. Der Staat, der damals den Dogmatismus begünstigte, sieht sich jetzt von ihm angefeindet, weil er sich nicht will beherrschen lassen. Mit äußerlichen Mitteln kann der Streit nicht ausgefochten werden, von innen her müssen Kopf und Herz in Einklang gebracht, muß wieder eine gemeinsame Weltanschauung für das Volk und die Gebildeten errungen werden. Und da glaube ich, daß die Betonung unsrer Kindschaft in Gott, der Immanenz Gottes in der Welt, wie sie in Sprüchen von Paulus und Johannes ausgedrückt ist und bei Scotus Erigena, den großen deutschen Mystikern von Eckard und Tauler bis zu Böhme und Angelus Silesius die Grundlage bildet, auch uns das Heilbringende und Versöhnende sein wird.

Gemüthsbewegungen im Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung in den bewegten Jahren 1848 und 1849 mochten dazu beitragen, mir ein leichtes Nervenfieber zuzuziehen; ich hatte die Empfindung, daß ich mich gesund las an letters and speeches von Cromwell, die Carlyle gerade herausgegeben, und ich schrieb ein Charakterbild des Protectors als Zuchtmeisters zur Freiheit, das im historischen Taschenbuch erschien. „Ein Cromwell für Deutschland!" lautet das Schlußwort. Es hat sich uns erfüllt, anders als wir dachten: einer unsrer damaligen Gegner hat unsere Sache zur seinigen gemacht, die Kraft Preußens für Deutschlands Einheit und Freiheit gebraucht, in ähnlicher Weise wie der große Oliver ein Mann der Gottesfurcht, des eisernen Willens, des gesunden klaren Lebensblicks. Kein Einzelner vermag etwas Weltgeschichtliches ohne den dunklen Drang und die kleinen Kräfte der Masse, des Volks; aber auch diese bedürfen des Genius als Leiters: diesen meinen Satz hat die Erfahrung bestätigt.

Gern gedenk' ich der zehn Gießner Jahre. Junge Naturforscher um Liebig, der unsrer kleinen Universität Studenten aus der Ferne heranzog, bildeten mit Docenten andrer Facultäten einen Kreis zu gegenseitiger Anregung und Mittheilung; Freundschaft ward recht eigentlich als ein Gut des jugendlichen Mannesalters erlebt und treu bewahrt. Familien von feiner Bildung und edlem Sinn standen mir offen. Im Winter hielt ich mitunter ästhetische oder literaturgeschichtliche Vorträge Samstag Abends in der Aula der Universität, wo neben den Studenten auch Professoren, neben den Kaufleuten auch holde Mädchen saßen und die Musen waren, wechselnd, bis die schöne Agnes Liebig herangereift war und bei mir wie ich bei ihr den Sieg davontrug. Doch war dies noch unser unausgesprochenes Geheimniß, und ihrem Vater unbekannt, als er den Ruf nach München erhielt. Er äußerte mir neben einigen anderen Collegen, daß er uns gern gleichfalls dort sehen werde. Ich war nach siebenjähriger Privatdocentschaft durch die Märzregierung unbesoldeter Professor geworden, und konnte keine Förderung von dem reactionären Ministerium in Darmstadt hoffen, das kurz vorher den alten geistesfrischen Hillebrand wegen seiner liberalen Haltung in der Ständekammer pensionirt und des Katheders beraubt hatte, dessen Zierde er war. So ergriff ich mit Freuden Liebigs Anerbieten ihn nach München zu begleiten, dort, wenn nicht als Philosoph, dann als Lehrer der Literatur- und Kunstgeschichte eine Stelle an der Universität zu erhalten. Die Fäden wurden angeknüpft, aber eine Entscheidung ließ auf sich warten; ich konnte die Geliebte nicht ohne eine Erklärung ziehen lassen; und nach derselben kam ich mit dem Vater überein, daß er diese Wendung mit dem Bemerken an entscheidender Stelle kundgebe: ich wolle nun einfach ohne Gehalt als Docent dort auftreten und mir meine Stellung erst durch frischen Erfolg erwerben. Einiges Vermögen und meine schriftstellerische Thätigkeit machten mir eine unabhängige Stellung möglich. So siedelte ich 1853 nach München über, heirathete, reiste mit der Gattin nach Italien, und lebte durch ihre Liebe zehn glückliche Jahre, bis zu ihrem frühen Tode. Meine Anstellung im Staatsorganismus ergab sich bald dadurch, daß Kaulbach durch einen Aufsatz Varnhagens in der Allgemeinen Zeitung auf meine Weltanschauung der Reformationszeit aufmerksam geworden, in dem Buch und seiner Gliederung das Grundmotiv für sein Reformationsbild gefunden; so begrüßte er freudig mein Erscheinen, meine Lehrwirksamkeit an der Universität, wo ich Aesthetik und deutsche Nationalliteratur vortrug, und that Schritte, daß ich an die Akademie der Künste, die er dirigirte, als schriftführendes wissenschaftliches Mitglied und Lehrer der Kunstgeschichte berufen ward. Den Vortrag über Aesthetik behielt ich an der Universität bei, und als Lasaulx, der die Nominalprofessur hierfür inne hatte, gestorben, ward sie auf Antrag der Facultät mir zutheil, und ich trat als Ordinarius ein.

Welche Fülle von Anregungen, welche frische Schaffenslust in jenen ersten Münchener Jahren! Dönniges stand dem König Max als Rath zur Seite, zu Dingelstedt, der das Theater leitete, wurden Geibel, Heyse, Bodenstedt in freier Stellung berufen, nach und nach siedelten Melchior Meyr, Zeising, W. Hertz, Grosse u. A. sich an, Lingg ward durch uns in die Oeffentlichkeit eingeführt, Kobell, Steub, Förster, May, Pocci boten als ältere Münchner die Hand. An der Universität, wo schon Bluntschli wirkte, wo Pfeuffer, Siebold, Bischof mit Liebig in die Naturforschung neues Leben brachten, folgten bald Sybel, Riehl, Windscheid, Löher. Die „Fremdenlegion" hatte sich durchzukämpfen, aber es gelang; Männer wie Thiersch, Pettenkofer, Fallmerayer sahen sich in gleichem Streben mit uns verbunden, Lasaulx und Döllinger lösten sich von den römischen Tendenzen, und längst ist der Gegensatz nicht mehr vorhanden. Zu dem geselligen Verkehr bald in größeren, bald in engeren Kreisen kamen die sogenannten Symposien, jene Abende, an welchen König Max eine Tafelrunde von Gelehrten, Dichtern, Künstlern um sich versammelte, um von neuen Geisteserzeugnissen Kunde zu erhalten, Fragen der Kunst und Wissenschaft in lebendiger Wechselrede erörtern zu lassen. Den Münchnern aber boten wir durch Abendvorträge in Liebigs Hörsaal einen Einblick in unser Thun und Treiben. Meine Denkreden auf deutsche Dichter sind so entstanden. — Heute sind viele der Genannten todt, andere leben auswärts.

Digitized by Google

Aber die Ultramontanen datiren von dem Einbruch der „Nordlichter" die Verdeutschung, die Liberalisirung Münchens, Bayerns und verweisen darauf, wie richtig damals ihr Kampf gegen uns gewesen. Jeder Neuankommende war so lange die Zielscheibe ihrer Angriffe, bis ein anderer ihn ablöste. Sybel und ich blieben es immer. Ein Beneficiat verfaßte gleich anfangs ein Buch gegen mich, wo er auf der ersten und auf der letzten Seite fragte: wie man mich in München dulden könne, wenn ein Buch von Gervinus verboten, ein Kuno Fischer in Heidelberg entlassen werde? Und noch jüngst griff ein Wortführer der Römlinge in der Kammer den Minister darüber an: daß ein zum Islam übergegangener Heide wie ich, in Bayern lehren dürfe! Das öde Schimpfen: Atheist und Christusleugner! womit die Lüge auf die Urtheilslosigkeit ihres Publicums speculirt, ist mir so langweilig geworden, daß die Caricaturen, welche Vischer und Speidel von mir gezeichnet, mir selber interessant erscheinen, indem sie doch Eigenthümliches oder Wirkliches zum Ausgangspunkt ihrer Zerrbilder nehmen.

(Schluß folgt.)

Neue Dichtungen.

Literarische Plauderei

von

Albert Traeger.

1. Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied von Julius Wolff. Detmold 1874, Meyer'sche Hofbuchhandlung.
2. Tanhäuser in Rom. Vom Verfasser des „Neuen Tanhäuser". Wien, Verlag von L. Rosner.
3. Gedichte von Ernst Scherenberg. Leipzig 1874, Ernst Keil.

„Weht um den Dorn, der manche Wunde sticht,
Auch wohl der Rose Duft durch mein Gedicht?"

so fragt Julius Wolff in der am Grabe Till Eulenspiegels in Mölln geschriebenen Einleitung zu seinem, Ferdinand Freiligrath gewidmeten, „Schelmenlied". Und ein Schelm müßte sein, wer darauf nicht mit einem volltönenden, herzensfreudigen „Ja!" antworten wollte. Es sind Lieder in diesem Buche verstreut, so morgenfrisch und rosenduftig, daß fast das Bedauern gerechtfertigt, sie nicht in selbstständiger Vereinigung zu erblicken, zumal sie, mit dem Ganzen in nur sehr losem Zusammenhange befindlich, als bloße lyrische Anhängsel erscheinen. Lieder im wahren und besten Sinne des Wortes, darinnen die übermüthigste Lebenslust („Wüchsen mir Flügel.." „O trink' dich müd' und küss' dich satt.." „Wie alt ich bin, ich sag' es euch nicht.."), die tiefste Herzenstrauer („Der Wald war grün, und der Himmel war blau.."), die glühendste Leidenschaft („Der Donner rollt um Berg und Thal..") in neuen eigenartigen Weisen ertönen; die drei kurzen markigen Strophen: „Herrlich auferstanden bist du, Deutsches Reich.." wiegen ganze Bände sogenannter patriotischer Dichtung auf. Aber auch der eigentliche Text ist nicht arm an Stellen von hinreißender Schönheit; der Hymnus auf die Verbrüderung von Wein und Eis (im Kühleimer), „von Sonnenbrand und Winterfroste" im ersten, das Lob des Rheines im dritten, und die Beschreibung des wilden Weines im achten Capitel sind mustergültig, und die letztere namentlich ein liebliches Naturbild, so treu und sinnig, daß man den Poeten vergißt und an Masius und Schleiden gemahnt wird.

Und einen Vorzug haben diese Liederrosen noch — sie blühen nicht an Dornen. Eigentlich wohl ein Mangel, denn aus jener Frage des Dichters ersieht sich, daß ihm zumeist an den Dornen gelegen, er wollte mit der Pritsche des Schalksnarren dareinschlagen, und, siehe da! er fächelt mit einem Rosenstrauß. Auch das ist „des Sängers Fluch", daß ihm häufig die Absicht fehlschlägt und das Unbewußte gelingt. Als Wolff den närrischen Kauz aus dem Grabe heraufbeschwor, geschah es sicher nicht, um ihn das Urtheil des vorliegenden Buches sprechen zu lassen. Dies Urtheil aber, so bündig als schlagend, liegt in den allerersten Worten, mit denen der Geist den Beschwörer begrüßt:

„Du redest wunderbar vernünftig,
Doch in der Kunst, in der ich zünftig,
Darin bist du noch Dilettant"..

Die Schlußzeile: „Bist Laie noch und Ignorant" ist nur des Reimes halber da, und deshalb nicht minder bedeutungslos, als unhöflich.

Welch' glücklicher Gedanke, den alten Eulenspiegel zu citiren, der den Leuten den Spiegel putzt, daß sie ihr wahres Aussehen besser erkennen. Mit der Eule hat er nämlich nichts zu schaffen und leitet vielmehr seinen Namen von dem nieder- und mitteldeutschen Ulen (fegen, putzen) ab, als espiègle hat dieser wackere, urdeutsche Culturkämpfer alsdann auch in Frankreich, dem Vaterlande des Witzes, das Ehrenbürgerrecht erlangt. Gewiß verdient unsere Zeit, die sich mit Vorliebe durch gefärbte oder getrübte Gläser betrachtet, daß ihr der Spiegel recht gründlich geputzt und sie mit der Pritsche zu tiefblickender Selbstschau getrieben wird. Eine aufregende Aussicht, den alten, derben Volkshumoristen, vielleicht etwas modern verfeinert, aber deshalb um so schonungsloser, auf seiner Wanderfahrt durch die neue Welt zu begleiten, und unwillkürlich werden schon beim Lesen des Titelblattes die Schläge parirt, die man selbst zu verdienen meint. Unnöthige Angst, geschlagen wird gar nicht, wie es in anständiger Gesellschaft sich ziemt, und gethan überhaupt blutwenig. Unser Freund, der sehr zahm geworden und „in elegantem Reisekleid" offenbar etwas beengt sich fühlt, äfft die Tischgesellschaft eines Rheindampfers, hetzt ein paar, um einen Teich streitende Ortschaften an und aus einander, verblüfft eine socialdemokratische Versammlung durch eine Rede, wie sie Schulze-Delitzsch oder Max Hirsch auch halten würden, und macht schließlich gut bürgerlich den Brautwerber des Dichters, der ein meisterlicher Minnesänger, in der Ironie aber wirklich nur „Dilettant" ist. Das sind seine ganzen Heldenthaten und die einzige Eulenspiegelei (espièglerie), daß er auf dem Schiffe einmal buchstäblich vor den Anker geht. Dazu brauchte das Grab von Mölln nicht gesprengt zu werden, in diesem Spiegel erscheint kaum ein Schattenbild der Zeit, und für 259 Folioseiten reicht die Handlung offenbar nicht aus.

Womit sind sie aber gefüllt? „Du redest wunderbar vernünftig.." das ist des Buches Signatur. Es werden überwiegend Reden gehalten, ein feiner, aber jedenfalls unbeabsichtigter Hohn auf unsere parlamentarische Gegenwart. Wenn Eulenspiegel einmal unter fünf Seiten redet, dann ist er jedenfalls heiser; schöne, leichtflüssige Verse, allerliebste, wackere Gedanken, aber „wunderbar vernünftig" und ganz gegen die Natur des alten Herrn, dessen Witz bekanntlich rasch zur That, aber kurz von Wort war. Die beste Rede entreißt ihm der Unmuth beim Anblick eines Geistlichen, zu wohlthuender Abwechslung ist es ein evangelischer, kein Wort auf diesen acht Seiten ist zu viel, und weder im Reichstag noch im Landtag ein so vernichtendes Urtheil mit so wuchtigen Gründen und solch tiefsittlichem Ernste verkündet worden. Mit dem Ende:

„Und kommt mir einer in die Quer,
So fall' ich wüthend drüber her
Und rufe: Knüppel aus dem Sack
Auf's Heuchlervolk, auf's Muckerpack!"

hätte der alte Eulenspiegel freilich den Anfang gemacht — ein Lied ohne Worte.

Eine hochpoetische Episode bildet der Abschnitt „Lurlei", den der Dichter für das diesjährige Berliner Künstlerfest dramatisirt hat. Eine Art Sommernachtstraum, ein Hoffest beim alten Vater Rhein. Von feinster Charakteristik ist die Personification der ein-

Digitized by Google

zelnen Flüsse; die Wupper, das Muckernixchen mit dem Hottentotten-Strickzeug, der inneren Mission und der heimlichen Buhlschaft mit dem Neckar ein Cabinetsstück, wunderbar ist die Schönheit der Lieder, zauberhaft der das Ganze vergeistigende Duft. Von diesem Hintergrunde hebt sich das verlockende Bild der Lurlei ab, verhängnißvoll auch für diesen Dichter. Ihre Schönheit, ihr Sang haben auch ihn bezaubert —

„So spann jetzt zwischen mir und ihr
Sich ein geheimnißvolles Walten,
Das mußte sich lebendig hier
Im nächsten Augenblick gestalten".

Dieser Augenblick kommt . . einsamer Platz . . von ferner her Schall von Harfen und Geigen . . unten fließt der Rhein . . Mondschein . . im dunklen Gebüsch schmelzender Nachtigallensang . . die Herrliche erscheint, „das leichte schimmernde Gewand war von den Schultern ihr gefallen," . . und zwischen diesem Weib, das eben noch im Saal gesungen:

„Ich will mich schmiegen wonnevoll,
Dir tief in's Auge seh'n,
In meinen Armen fröhlich soll
Dir Tag und Nacht vergeh'n . . ."

und dem trunkenen Dichter „gestaltet sich das geheimnißvolle Walten" zu — einem sechs Seiten langen Dialog, in dem Beide „wunderbar vernünftig" reden und die Theorie der Liebe entwickeln. Schließlich wagt er doch einen Kuß, sie aber stößt ihn „mit Riesenkraft" zurück, und mit nassen Füßen wacht er auf . . .

Diesen Schnupfen hätte sich der neue Tanhäuser nicht geholt. Der versteht die Art, mit Hexen und Sirenen umzugehen, freilich verschnupft er dadurch Manche und Manchen im lieben Publicum. Seinem neuen Büchlein, das, auf holländischem Papier gedruckt, in Elzevircharakteren, mit Initialen und Vignetten, äußerlich einen so alterthümelnden und vornehmen Eindruck macht, wie geschnitzte Rococomeubles oder Gobelins, und innerlich etwas nach Moschus duftet, hat er als Motto den Spruch des Meister Gotfried von Straßburg:

„Dem Leben hab' ich mich ergeben,
Der Welt will ich ein Weltkind sein;"

und eine Stelle aus Arthur Schopenhauers: „Die Welt als Wille und Vorstellung" vorgesetzt: „Demnach darf Niemand dem Dichter vorschreiben, daß er edel und erhaben, moralisch, fromm, christlich, oder dies oder das sein soll, noch weniger ihm vorwerfen, daß er dies und jenes nicht sei". Eins aber darf und muß man vom Dichter verlangen, daß er nämlich ein Dichter sei, und das ist „der neue Tanhäuser" in jedem, auch im höchsten Sinne. „Der neue Tanhäuser", eine in sich zusammenhängende Reihe von Gedichten, deren ungenannter Verfasser ein großes poetisches Talent besitzt und nicht nur Meister des reinen Verses und des Wohllauts ist, sondern auch durch die Tiefe der Empfindung und Gluth des Ausdrucks den Leser ergreift" . . so leitete der selige Wolfgang Menzel seine Besprechung jenes, bis heute in siebenter Auflage erschienenen Buches ein, und der alte Franzosenfresser verschonte bekanntlich auch Landsleute nicht, wenn sie zwischen seine scharfen Zähne geriethen. Unser unbekannter Freund, der, vielleicht aus aristokratischem Eigensinn, noch immer nicht seinen wahren Namen in das Fremdenbuch des Parnaß, dieses von eben so zahlreicher als gemischter Gesellschaft belagerten Hotels, eingeschrieben, vergleicht sich gelegentlich mit Byron und Musset, zugleich Gott dankend, daß auch er, wie jene ein „Poet des Lasters" sei. Der Vergleich ist, ohne alle Selbstüberhebung, durchaus richtig, und warum sollte man Gott nicht für jede Leistungsfähigkeit, sei sie geistig oder körperlich, dankbar sein? Der Vergleich trifft sogar zu in jener Uebertreibung, der Selbstverleumdung, die den Verglichenen gemeinsam ist. Sie sind alle drei ebensowenig „Poeten des Lasters", als das Laster an sich poetisch ist, nur der Weg zum Laster und zurück, der Fall und die Erhebung, bieten dichterische Anregung, das wissen namentlich die modernen Franzosen sehr gut, welche dieses Feld bebauen; sie vertheidigen und verklären das Laster nur da, wo es tugendhafter oder doch menschlicher als die sogenannte Tugend. Poet des Sinnlichen, des rücksichtslosen Genusses ist der neue Tanhäuser gleich seinen unsterblichen Vorbildern und Genossen. Wie lieblich klingt es:

„Sein Ich fand keine Stunde Ruh',
Wo es nicht sagen konnte: Du!"

friedlich wie ein sanft sich schlängelnder Bach. Aber die arglosen Libellen, die mit schillernden Flügeln darüber hin tändeln, werden gar schnell von dem empörten Gewässer verschlungen. Denn hinter jener anscheinenden Selbstverleugnung verhüllt sich die wildeste Eigensucht:

„Und jedes Weib, das noch nicht sein,
Macht ihm erzittern Mark und Bein,
Es quält ihn, bis er sie besessen,
Es quält ihn, bis er sie vergessen
Und fand an einer neuen Brust
Das süße Leid, die bittre Lust,
Den leiden Tod, das sel'ge Leben,
Dem Leben hatt' er sich ergeben,
Der Welt wollt' er ein Weltkind sein".

Jenes Faust'sche von Begierde zum Genuß Taumeln und im Genuß nach Begierde Verschmachten hat wohl selten ein Dichter klarer und schöner ausgedrückt. Das sind die gewaltigen Naturen, deren Subjectivität so schrankenlos und ungezügelt, daß sie auch im Weibe nur den Gegner erblicken, der im Minnekampfe bezwungen und dem unwiderstehlichen Eigenwillen unterworfen werden muß. Das ist die dämonische Naturkraft des Liebestriebes, der in den eigenen Gluthen sich selbst und seine Opfer verzehrt. So lange er gedankenlos, heißt er Don Juan, hat er sein Wesen erkannt, wird er Faust. Diese beiden vereinigen sich auch in den „Poeten des Lasters", die nicht blos dichteten, nein auch erlebten. Mit unbewaffnetem Auge lassen sich die Ausschweifungen unterscheiden, welche einzig zwischen Tintenfaß und Papier begangen wurden.

„Besitz, nur du bist Poesie,
Du, Poesie, nur Commentar,
Wie göttlich das Besitzen war!"

Das ist nackter Realismus, werden die Schulweisen und Schriftgelehrten sagen, und doch ist es wunderbar poetisch, denn Sehnsucht und Erinnerung sind die Muscheln der dichterischen Perlen, aus diesem Grunde werden die jämmerlichsten Frühlingslieder im holden Lenze selbst verfertigt. Freilich ist in unserem Falle die Erinnerung niemals eine ungetrübte, dem Genusse folgt die Erschlaffung, der Nachgeschmack der Lust ist herbe, und von einer Oase zur andern führt der Weg durch die trostlose Oede des Wüstensandes. „Die Wollust der Creaturen ist gemenget mit Bitterkeit," diesen Erfahrungssatz des Meister Eckhart schrieb der neue Tanhäuser vor sein erstes Buch und hat ihn unendliche Male selbst variirt, allein

„Zurück zur sichern Gegenwart
Führt Essen und Trinken, die Ideale
Erkennt man als Unsinn beim vollen Pokale,
Und vor der Cigarette beim Kaffee
Vergeht jede überspannte Idee,
In ein leichtes Wölkchen Rauch
Schwindet die schrecklichste Zukunft auch,
Und die ganze unendliche Welt
Sammt allen Milchstraßen, die sie enthält,
Vom Chaos bis zum Tag des Gerichts —
Türkischer Tabak verpafft sie zu nichts"

bei dieser Philosophie läßt sich allerdings leben und lieben, und — „brandenken — einziger Trost im Alter!"

Daß aber auch trotz dieser Philosophie das Leben angreift,

Digitized by Google

ist nicht minder glaublich, als daß „vielleicht war seine Minnegluth auch etwas Ursach, daß er krank" und in einer Pension am Golf zu Genua in Ruhe zu genesen sucht. Hier trifft er mit einer Dame zusammen, die, gleichfalls in Ruhe, die Unterhandlungen zwischen ihrem Gatten und dem Geliebten, dem eigentlichen Vater ihres Kindes, abwartet. Daß diese siebenundzwanzigjährige Frau einige Erfahrung hinter sich hat, wird Niemand zu bestreiten wagen, auch der Kurzsichtigste aber sich vorstellen müssen, daß die Ruhe der beiden Weltentflohenen nicht lange anhält, vielmehr die Funken der Leidenschaft sehr bald und sehr heftig herüber und hinüber knistern, bis endlich Tanhäuser auch diese Widerspänstige gezähmt in seinen Armen hält und zur Untreue, nicht an dem Gatten, sondern gegen den Geliebten gezwungen hat. Dieser kommt und unterbricht den Liebesrausch, nach seinem Abgang ein abermaliger kurzer Wonnetraum, bis diesmal sie entflieht, der Vater ihres Kindes hat alle Hindernisse geebnet, und diese Eigenschaft gibt ihm den Vorzug vor dem neuen Tanhäuser.

Auch das ist eine magere Begebenheit, und doch wie reich und bewegt die Handlung, die nach scheinbaren Ruhepunkten in gleichsam vulcanischen Ausbrüchen immer wieder fortarbeitet. Wolffs Lurlei, trotz ihrer sehr mangelhaften Toilette, ist gegen diese, vollständig mit einem „dunkelblauen Kleid von englischem Stoff" bekleidete und Abends sogar noch in „ein Mäntelchen von brennendem Roth, geflockte Wolle, mit Atlas doublirt," gehüllte Baronin ein keusches, frommes Kindermärchen. Auch hier im entscheidenden Augenblick ein stiller Garten, rauschendes Wasser, kurz, die ganze Scenerie wie im Eulenspiegel, aber es wird nicht geredet, am wenigsten wunderbar vernünftig.

Ueberall aber ein wahrer Dichter und ächte Poesie, bestrickende Schilderungen des äußeren und inneren Lebens, der Natur uud des Leblosen, und dabei doch stets die Eigenart in Stimmung und Haltung gewahrt. Ein Bild wie das: „zäher Epheu, die Gardine vor jeder irdischen Ruine," ist so wahr als überraschend und doch nur in solchem Rahmen möglich. Die Meister dieser Gattung sind selten, unter den Gegenwärtigen läßt sich Ernst Eckstein („Schach der Königin"; „Venus Urania"), bei dem jedoch das Komische vorwiegt, dem neuen Tanhäuser an die Seite stellen. Ob die Gattung selbst berechtigt? unnütze Streitfrage, die Schopenhauer zutreffend abgefertigt.

Unser Buch hat aber noch einen ganz besonderen Schluß. Tanhäuser ist zerschmettert. Er wähnt, ein diesen Naturen fein abgelauschter Zug, daß die Verlorene seine erste wahre Liebe, die endliche Verwirklichung des stets gesuchten Ideals. Er verfolgt sie. „Neun Monde war er umhergefahren," und kommt in Rom wieder an, „in tiefer Melancholie," bis endlich der türkische Tabak seine beruhigende und ausgleichende Kraft wieder erlangt. „Das Bild der Göttin ist zerschlagen," und Tanhäuser muß nun „die überall verstreuten Trümmer stückweis zusammentragen". Seine desfallsigen, ebenso umfassenden als staunenswerthen Bemühungen sind summarisch in einem einzigen, dem achtzehnten Capitel zusammengefaßt, nach Art des berühmten Leporello-Magisters.

„So hatt' er beinah zusammengetragen
Das Bild der Göttin, das zerschlagen,
Ein wundervolles Mosaik —
Doch ach, es fehlt noch das beste Stück!
Es fehlt, wie sehr er sich auch quäle,
Die eine, gottgeküßte Seele:
Und Stückwerk nur wie unser Wissen,
Er merkt, daß Stückwerk das Genießen
Für alle Ewigkeiten bliebe —
Zum Ganzen nur ergänzt's die Liebe."

So sitzt er „an Tassos immergrüner Eiche" und sieht auf „das große Rom im Abendroth, die Weltstadt, die der Welt gebot, und die noch heut den Erdenkreis in stummer Angst zu halten weiß". Bei diesem Blick auf Rom liegt der Gedanke an Deutschland und den Kaiser sehr nahe, und dieser Gedanke gipfelt sich bis zu dem Schwure: „wider deutschen Reiches Feind, als Gottes und des Kaisers Freund, wider den Papst und seine Pfaffen mit seines Worts stahlscharfen Waffen zu kämpfen als ein tapfrer Ritter!" „Die alte, weiche Liebeszither" wird „am Felsen Petri zerschmettert", ja, er will gar nicht mehr singen, sondern „in Büchern, Schriften, flüchtigen Blättern wird er in's alte Schlachthorn schmettern wider Papst und Kutten!"

„Und sich ein eig'nes Haus zu gründen
Und seinen Söhnen zu entzünden
Die Flamme für das Vaterland,
Hat sich gen Norden heimgewandt,
Im Herzen Deutschland und den Kaiser,
Sein jüngster Kämpfer, Herr Tanhäuser."

Also heirathen und in den „Culturkampf" eintreten, Glück auf! Gerade dieses letzte Capitel ist dichterisch so schön, von solch gewaltiger Kraft und Schärfe des Gedankens und Wortes, daß ich die zerschmetterte Zither um so aufrichtiger bedaure, als ich die Prosa noch nicht kenne. Es ist gewiß auch recht poetisch, wenn der neue Tanhäuser zu einem neuen thatkräftigen Leben aus Rom hinauszieht, während der alte zum bußfertigen Beschluß des alten dort einzog. Aber das Ganze schmeckt doch allzusehr nach Gewaltspatriotismus, schon weil der Gegensatz fehlt, denn kein Vernünftiger wird ein Sittenzeugniß als Vorbedingung zum Eintritt in die Reihen der Culturkämpfer verlangen, eher noch, nach den bezüglichen Reichstagsverhandlungen, den Impfschein. Der neue Tanhäuser scheint ja mit vor Paris gewesen zu sein, hat also für Deutschland und den Kaiser bereits gekämpft, warum erscheint jetzt sein Patriotismus auf dem Grunde des geleerten Bechers wie die Hefe des verflüchtigten Champagners?!

„Mit dem Panier der Mannespflicht" tritt die blondlockige Johannesgestalt Ernst Scherenbergs dem Culturfreiwilligen begrüßend entgegen. Sein Kampf ist kein Werk der Buße und der Ernüchterung aus einem wüsten Rausche; mit seiner Harfe erstem Ton hat er, ein begeisterter Seher und Apostel, für den Messias und das gelobte Land der neuen Zeit gesungen und gestritten. Die ganze Periode unser Entwicklung aus tiefster Schmach bis zum höchsten Glanze, von 1859—1874, umfassen seine „Zeitgedichte". „Deutschland, Deutschland, meine Braut!" bekannte er mit Mannesmuth, als er zornbebend noch hinzufügen mußte: „Meine Liebe heißt, Verbrechen! Mein Treue heißt, Verrath!" bis er endlich dem allgemeinen Jubel, mit Genehmigung sämmtlicher Behörden, in dem jauchzenden „Hoch Deutschland, herrliche Siegesbraut!" den zündenden Ausdruck geben durfte.

„Nur wer den Wogenschlag der Zeit versteht,
Von dem die Herzen seines Volks erzittern,
Als Sieger leuchtend aus dem Kampfe geht,
Sei er auch rings umbräut von Ungewittern!"

hat er einst den „kühnen Steuermann im Preußenschiff" gemahnt, dessen Fahrt er jetzt als hingebender Lootse geleitet. Rückhaltlos wie fast kein Anderer hat er die Ereignisse von 1866 gefeiert und die Beugung der „Klein- und Mittelstaaten", der „Herren im Deutschen Reich", die Niederwerfung des „tückischen" Habsburg als „Siegesboten des neuen Deutschlands" begrüßt. In einem „Nachwort" (1874) zu diesen zwanzig Liedern bestätigt er sich selbst noch einmal, daß er damals Recht gehabt. Der Erfolg hat ihm wenigstens Recht gegeben. Daß „das Wetter auf Böhmens Au"

„Gefestigt hat's die Deutsche Kraft:
Nur aus dem Bruderkriege
Wuchs sie empor so heldenhaft
Zu göttergleichem Siege",

ist ein Dogma geworden, und der Gegenbeweis läßt sich nicht führen. Ohne aber ein Vaterlandsverräther zu sein, wird man

Digitized by Google

doch bedauern dürfen, daß die deutsche Kraft zu ihrem heldenhaften Wachsthum gerade eines Bruderkrieges bedurfte, und vielleicht würde der Sieg von 1871 ohne den von 1866 noch göttlicher sein. Es sollte uns aber auch das nicht erspart bleiben, sei's darum getragen und — vergessen!

Fünfzehn Jahre des Ringens und Kämpfens spiegeln sich in diesen Zeitgedichten, und wieder lautet des letzten Ueberschrift: „Wem gilt unser Krieg?" Die Antwort ist schon in dem früheren, berühmt gewordenen Liede gegeben: „Hie Papst! — Hie Kaiser!" (October 1873). Von der Unabwendbarkeit dieses Kampfes sind wir Alle durchdrungen, und erhoffen mit ihm, daß des Sängers Seherschaft auch diesmal sich bewähren werde.

Zeitgeschichte sind diese „Zeitgedichte", wenigstens als Material dazu nicht minder werthvoll, denn als Dichtungen, und solche sind es, nicht etwa blos versificirte Leitartikel, denen man leider so häufig begegnet. Das ganz ungerechtfertigte Vorurtheil wider das sogenannte politische Lied ist längst beseitigt, warum sollte der Dichter, der mitten in der Zeit steht und der Mund seines Volkes ist, gerade von dem Höchsten schweigen, was Volk und Zeit bewegt?! Daß es sein Recht, vielleicht sogar seine Pflicht, zu reden, beweist am besten die allgemeine Verbreitung, die freudige Zustimmung, welche diese Lieder Scherenbergs gefunden, alle Zeitungen, mit den selbstgegebenen Ausnahmen natürlich, wetteifern stets, sie abzudrucken, der sangbaren haben sich die Tonsetzer eifrigst bemächtigt, der Name des Dichters ist volksthümlich und den besten eingereiht. Nach Recht und Verdienst, denn treu steht er zum Volke und zur Freiheit, er ist kein knechtischer Götzendiener der Macht und des Erfolges, kein gedankenloser Siegesjubler, er ist ein Mann, um Alles kurz zu sagen, der eigenen Meinung und der unerschütterlichen Ueberzeugung.

Daß er auch ein Dichter von Gottes Gnaden, beweist jede Strophe seiner „Gedichte", deren erste Gesammtausgabe der freudigsten Aufnahme sicher sein darf. Aus dem Politiker den Menschen errathen zu wollen, dürfte nicht immer glücken, hier vereinen sich beide zu einem untrennbaren Ganzen. Derselbe Adel der Gesinnung, die gleiche Hingabe an alles Geliebte und Erwählte, die freudige Selbstverleugnung, der unbeugsame Muth in jedem Kampfe sind auch der Pulsschlag seiner übrigen Lieder, die von Allem singen, was je ein deutsches Herz bewegt, ein deutsches Gemüth ergriffen. Und ein echt deutscher Dichter ist Scherenberg. Darum beginnt er auch mit dem unvermeidlichen Weltschmerz, den unsere jugendlichen Sänger als Zeugniß der Reife dem Publicum zu präsentiren sich verpflichtet halten; „ein sturmverschlagener Nachen" befährt er „des Lebens Meer". Echt deutsch ist seine „Jugendliebe":

„Wir haben nie in Worten
Die Liebe uns gestanden,
Nur unsre Blicke sagten,
Daß sich die Herzen fanden".

Natürlich verräth ihn die Heißgeliebte, die wahrscheinlich, trotz aller Achtung vor seinem Scharfblick, von ihrer günstigen Position niemals eine Ahnung gehabt. Echt deutsch ist auch sein Liebes- und Eheleben mit „Helene", deren früher Tod ihm die tiefste Wunde geschlagen. Das Gedicht „Am Sterbebett":

„Wie groß der Leiden Zahl,
Die auferlegt dem Herzen,
Doch bleibt die größte Qual,
Zu lächeln unter Schmerzen"

zählt zu dem Wunderbarsten und Ergreifendsten, was ich von Poesie kenne, und ich kenne ziemlich viel.

Alle Schönheiten dieses reichen Liederschatzes aufzuzählen, würde so ziemlich einer Abschrift des „Inhalt" gleichkommen. Es genüge daher noch besonders auf den letzten Abschnitt: „Verbannt" aufmerksam zu machen, das Geschick eines im Jahre 1848 wegen Aufruhres Ausgewanderten, der 1870 den einzigen Sohn über's Meer schickt und in den Armen des mit der Siegesbotschaft Zurückkehrenden stirbt. Gewiß ein Vorwurf, eines solchen Dichters würdig! Bin ich recht unterrichtet, bereitet die „Gartenlaube" einen illustrirten Abdruck vor.

Glückliches Schicksal, drei wirkliche Dichter auf einmal anerkennen zu dürfen. Ich will mich daher des leidigen und stets ungerechten gegen einander Abwägens enthalten. Scherenberg ist schon ein erklärter Liebling seines Volkes, Wolff kann es werden, wenn er sich auf die Lyrik beschränkt, der neue Tanhäuser aber, der bisherige nämlich, wird heimlich von denen am meisten geliebt werden, die ihn öffentlich am lautesten verleugnen.

Psychologie der Liebe.

Von Julius Duboc. Hannover 1874, Rümpler.

Ein nüchternes, helles und warmes Buch. Ein Buch, das die Rose zerpflückt, ohne sie ihres Duftes zu berauben. Ein Buch, das diese unschädliche Anatomie zu leisten vermag, weil das Scalpell von fühlender Hand geführt, und die Schönheit, die dem Ganzen zu eigen war, noch an dem Theile nachgewiesen, nur um so eingehender nachgewiesen wird.

Um eine Psychologie der Liebe für möglich zu halten, muß der Verfasser von der Voraussetzung ausgehen, daß trotz der bunten Verschiedenheit, in der sich die Liebe je nach der Individualität ihrer Priester und Priesterinnen differentiirt, gewisse gemeinsame Grundzüge jeder Spielart des Gefühls, so fern es nur noch den Namen verdient, zukommen. Das Buch erweist die Richtigkeit dieser Hypothese, indem es die mannichfachen Hüllen, die die einzelne Erscheinung anziehend oder abstoßend, aber immer verwirrend bedecken, mit gelassener Hand bei Seite schiebt, und immer denselben kleinen Gott aus all dem geistigen und sinnlichen Mummenschanz herausschält.

Gemeinsame Grundzüge einer so wechselvollen Erscheinung können freilich nur allgemeine sein, und daß das Allgemeine in diesem Falle das Interessanteste wäre, werden diejenigen, die die betreffende concrete Erfahrung hinter sich haben, vielleicht zu leugnen geneigt sein. Ohne den allbeliebten Werth solcher Specialstudien an sich, ja ohne ihre Nothwendigkeit für abstracte Erörterungen der vorliegenden Art verneinen zu wollen, möchten wir doch die Behauptung wagen, daß für hinlänglich geübte und bewanderte Personen eines gewissen Alters dieses Buch sich zum Genuß der Leidenschaft fast ebenso sehr empfiehlt, als zu ihrer Erkenntniß. Zum recapitulirenden Genuß, der, was ihm an Gegenständlichkeit fehlt, durch Adel und Klarheit ersetzt.

Wie die Allgemeinheit, die das Element aller philosophischen Untersuchungen ist, immer nur durch ein besonders scharfes, tiefes und inniges Erfassen der Grundzüge unsers Daseins ersprießlich werden kann, so vielleicht am meisten in einer Abhandlung über die Liebe. In ihrer Wirklichkeit so völlig an das gegebene Object gefesselt, daß Reflexion Entweihung wäre, kann sich die Liebe in der Reflexion andererseits nur behaupten, wenn Wahrheit und Wärme sich vereinigen, die Weihe zum Bewußtsein zu bringen, in der ihr Werth und ihre Würde gelegen sind. Ist in der Reflexion ihr berauschendes Detail immer nur papieren, und ein schwacher Abglanz der Realität, so können die Grundtriebe, denen die ganze Episode entspringt, erst in der überschauenden Betrachtung als ein κτῆμα εἰς ἀεί genossen werden, wenn die Täuschungen der Wirklichkeit geschwunden sind und das Ideal an sich um so reiner dasteht, je unerreichbarer es ist.

Hier kommen wir auf die Methode des Verfassers. Philosophische Werke, die sich in unartikulirten Sonoritäten bewegen, oder logische, d. h. unlogische Spitzfindigkeiten zur Verblüffung eines verehrten Publici aufführen, haben unseren vaterländischen Verstand so lange und so fürchterlich gepeinigt, daß ein einfach beobachtendes, geistige Phänomene reich, aber anspruchslos und ernst wiederspiegelndes Buch wie das vorliegende, noch immer

Digitized by Google

nicht zu den häufigen gehört. Fast naturwissenschaftliche Bedachtsamkeit der Analyse, der man es anfühlt, daß sie exact ist, aus Ehrerbietung vor dem Geistigen, nicht aus Freude an der Demonstration, ist der wesentliche Charakterzug der Behandlung. Ein nach vielen Seiten hin empfängliches, aber nach allen systematisch von dem Verstande geleitetes Gefühl; eine nach oben und unten blickende, aber von der Beobachtung straff eingeschirrte und geradaus getriebene Empfindung; eine an die Sachen geheftete Vernünftigkeit, welche schielende Aphorismen eben so sehr verschmäht, als tiefsinnig dreinschauende Unbestimmtheiten, bei denen man sich alles denken kann, nur nichts Faßbares, Erweisbares und Ersprießliches.

Der Verfasser unterscheidet die Liebe von der Begier, der Eitelkeit, dem Don Juanismus, dem geschlechtlich angehauchten Sympathieverhältniß und der Freundschaft. Jede dieser Empfindungen gesondert analysirend, bleibt ihm die Liebe als ein völlig anderes übrig, als ein seelisches Heiligthum, dessen ethische Berechtigung, anderen Heiligthümern gegenüber, er versicht.

Ein seelisches Heiligthum nennt der Verfasser die Liebe, weil sie, den Heiligthümern der sittlichen Pflicht gegenüber, das höchste geistige und sinnliche Glück in sich schließt. Die Definition läßt sich sofort acceptiren, wie auch, was zu ihrer Erläuterung gesagt wird. Aber die Erläuterung selbst ist im Verhältniß zur Höhe, Tiefe und Weite des Gegenstandes an diesem Punkte etwas knapp ausgefallen. Es ist, als ob der Verfasser, den Griechen folgend, in der Zelle des Tempels kurze Gebete für die einzig zulässigen gehalten hätte. Und doch stehen wir hier gerade vor einem Unerschöpflichen. Gemischt aus dem Hang nach dem Reinen, Guten, Großen und Schönen, reizend verschwistert mit der schüchternen Scheu der Jugend gegenüber allem Würdigen und ihrer damit streitenden Sehnsucht nach völliger Identificirung mit der Person, die das Allerwürdigste zu verkörpern scheint, gleich beflügelt dabei durch Blut, Muth und Unerfahrenheit, ist das Keimen der Liebe ein ewiges Wunder. Wenn die Liebe so entsteht — und nur dann ist sie sie selbst —, ist sie ebenso ethisch, als die sittliche Pflicht. Gerathen dann beide in Conflict, so ist es ein Streit zweier Gestalten des Ethos, des Alles auf einmal gewaltig erfliegenden, und des eines nach dem andern gewissenhaft erstrebenden. Die ganze Gesinnung und der einzelne Grundsatz, das strömende Gesammtbewußtsein einer reinen Seele, gesteigert durch das gesehene Ideal, und die nüchterne Mahnung, jedes einzelne Gute mühsam kennen, schonen und üben zu lernen, stoßen auf einander. Seelen, die während der Liebe nicht rein gestimmt sind, lieben eben nicht echt, und werden es wohl zu einer jähen Handlung, aber nie zu einem energischen inneren Conflict bringen. Hier ließen sich weite Betrachtungen anknüpfen, ohne die Gefahr zu laufen, die allgemeinen Contouren des Gefühls durch ein, nur den Einzelfällen zukommendes Detail zu verwirren.

Daran schließt sich ein anderes. Da der naive Glaube, das Ideal könne sich jemals verkörpern, ein Kennzeichen aller wahren und ganzen Liebe ist, so ist eine zweite Liebe in diesem Sinne unmöglich, wenn der Verlauf der ersten zur Kenntniß der Welt und der Menschen geführt hat. Die Gleichberechtigung mit der sittlichen Pflicht, die die erste aus ihrer Naivetät zieht, liegt demnach bei einer zweiten Liebe meist nicht mehr vor und damit fällt, für die größere Anzahl der Fälle, was der Verfasser für eine zweite Liebe sagt, die die Aufgabe der ersten involvirt. Nur eine Neigung, die keine echte Liebe in dem genannten Sinne war, also auch keine allgemein enttäuschende Erkenntniß nach sich zog, kann durch Liebe remplacirt werden. Und auch das nur bei den meisten Menschen bis zu einem wenig vorgeschrittenen Alter.

Ungemein reich ist des Verfassers Beobachtung, wo es sich um die Grenzbestimmung des Gefühls, und um seine Sonderung von den erwähnten Neben- und Afterempfindungen handelt. Hier findet man eine psychologisch erworbene, und in einen ethischen Guß geschweißte Summe des Materials, die, wie sie mehr zu Auszügen als zur Kritik einladet, manchem ein wahrer Ariadnefaden durch ein gewöhnlich lebenslanges Labyrinth werden kann.

Zum Schluß kommt ein Gegenstück — die Liebe und die Gesellschaft. In dieser dunkelen, mit etwas Frauenfrage grau in grau schattirten Partie kommen wir einerseits in's Heirathen, andererseits in die bereits mühsam abgewehrte Gesellschaft weiblicher Maschinentechniker und Zahnärzte hinein, und ziehen es feige vor, den Leser sich selbst zu überlassen.

In einem Appendix erklärt sich der Verfasser gegen gewisse philosophische Anschauungen des Sexuellen, die neuerdings unter uns ausgesprochen worden sind.

A.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Liebe für Liebe.

Schauspiel in 4 Acten von Friedrich Spielhagen.

Vor etwa fünf Jahren, im Frühjahr 1870, trat Friedrich Spielhagen mit der Dramatisirung seiner Dorfgeschichte „Hans und Grete" zum ersten Male als Bühnendichter auf. In der langen Pause, welche er hat eintreten lassen, bevor er den zweiten Versuch wagte, hat er außerordentlich viel gelernt. Der Fortschritt seines neuesten Schauspiels „Liebe für Liebe" gegen „Hans und Grete" ist unermeßlich. Die bühnenwirksame festgeschlossene Handlung, die geschickte und geistvolle Zerlegung derselben in die durch die Bühne bedingten Abschnitte — mit einem Worte: die Sicherheit, mit welcher Spielhagen schon jetzt, bei seinem zweiten Versuche, die dramatische Technik bewältigt, berechtigt zu der zuversichtlichen Annahme, bietet beinahe die Gewähr, daß wir in diesem ausgezeichneten Schriftsteller auch einen neuen dramatischen Dichter gewonnen haben. Angesichts dieser erfreulichen Thatsache und angesichts der nicht minder erfreulichen eines ehrlichen und wahren Erfolges kann man mit dem siegreichen Dichter auch über dasjenige, was bedenklich oder unrichtig erscheint, ganz offen reden, ohne besorgen zu müssen, daß man ihm ernsthafte Hindernisse in den Weg, den er so glücklich betreten, lege, daß man ihm die rechte Lust an der dramatischen Schöpfung vergälle, daß man ihn darum entmuthige. Eine von jeder Gehässigkeit freie Discussion über Verschiedenheiten der Auffassung ist überhaupt nicht dazu angethan, irgend Jemanden zu entmuthigen, am allerwenigsten denjenigen, den ein unbefangenes Publicum durch die wärmste Anerkennung ermuthigt.

Und es war ein prächtiges Publicum, welches das Interesse an dem dramatischen Erstlingswerke, — wenn wir „Hans und Grete" ignoriren —, an der ersten wirklichen Bühnendichtung eines seiner Lieblingsschriftsteller im Schauspielhause vereinigt hatte. Die Meldungen über auf anderen Bühnen errungene Erfolge hatten es nicht verstimmt; kein lästiges und unlauteres Gerede trübte die Reinheit der Stimmung. Unbefangen, empfänglich und wohlwollend, wie man sein soll, trat man an das neue Stück heran und zeigte sich für alles Gute und Schöne, das geboten wurde, dankbar, ohne daß das Interesse durch geflissentliche Störungen abgelenkt oder durch Nebensächlichkeiten, an welchen der Autor unschuldig ist, abgekühlt worden wäre. Während der Acte folgte man mit Aufmerksamkeit und Spannung den Vorgängen auf der Bühne. Diese neue Dichtung ist nun so beschaffen, daß sie bei offener Scene weder zu Beifall noch zum Widerspruch reizt; sie fordert eben nur Aufmerksamkeit. Erst nach den Actschlüssen brach jedesmal warmer und einstimmiger Applaus aus, gleichsam als Generalquittung für alle Annehmlichkeiten, die man während der Acte empfangen hatte, und die, einzeln genommen, vielleicht nicht stark genug waren, um den Zuhörer zu dem im Theater üblichen spontanen Zeichen seiner Befriedigung zu bestimmen. Um so herzhafter wurde nach dem Fallen des Vorhanges geklatscht, da man sich den Beifall während der einzelnen Scenen aufgespart hatte. Der Zuhörer war ungefähr wie ein fleißiger Arbeiter, der die Woche hindurch haushälterisch gelebt hat und dem es nun nicht darauf ankommt, am Feiertage etwas draufgehen zu lassen. Der Dichter wurde nach dem 2. u. 3. Acte gerufen, nach dem letzten Acte sogar zwei-

Digitized by Google

mal, obgleich dieser letzte Act entschieden der wenigst gelungene ist. Trotzdem ist auch hier die gesteigerte Ehrenbezeugung, — als eine solche Generalquittung für den ganzen Abend betrachtet — wohlverdient.

Jedesmal wenn ich, um dem in der Kritik nun einmal eingerissenen Mißbrauche im alten Schlendrian nachzukommen, die Fabel eines Romanes oder Stückes zu erzählen mich anschicke, überkommt mich ein gewisses Unbehagen. Durch die Nacherzählung wird der Dichter immer geschädigt. Ich will daher über die Vorgänge, welche Spielhagen dramatisch veranschaulicht, nur das Allernothwendigste und lediglich das sagen, was zur Orientirung unumgänglich ist.

Das Stück spielt auf einem sächsischen Landgute unweit Leipzig im October 1813. Wir stehen am Vorabende der Verlobung des Pfarramtsverwesers Bernhard Günther mit Charlotte von Elbeck. Diese war bereits früher verlobt mit einem ihrer Anverwandten, Freiherrn Fritz von Elbeck, einem Freunde und Jugendgespielen ihres jetzigen Bräutigams Bernhard. Fritz von Elbeck hat mit Bernhard an dem poetischen und thörichten Zuge Schills theilgenommen. An Bernhards Seite ist Fritz gefallen. Vier Jahre sind seitdem vergangen; die Braut hat den todten Geliebten beweint und dann einen Trost in der Liebe gefunden, welche in ihrem Herzen für Bernhard aufgekeimt ist. Da — am Vorabende der Hochzeit — kommt der Todtgeglaubte wieder. Er fühlt sich in seinen Rechten als Geliebter und Freund gekränkt, und das Unbehagen — es ist kein Schmerz, es ist nur ein Unbehagen —, das er empfindet, steigert sich noch dadurch, daß in ihm unbewußt eine andere Liebe erwacht, eine Liebe, von der er sich zunächst nicht Rechenschaft gibt, die ihn aber plagt und unwirsch macht. Er hat die jüngere Schwester seiner früheren Braut, Elma, gesehen, und das junge Mädchen hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ohne daß er, wie gesagt, sich davon Rechenschaft ablegt, tobt und wüthet es in ihm; und dieser innere Conflict veranlaßt ihn zu Ungerechtigkeiten gegen seine frühere Braut, zu Ungerechtigkeiten gegen seinen Freund. Er weiß kein besseres Mittel, um sich Ruhe zu verschaffen, als den Freund derart zu provociren, daß diesem nichts übrig bleibt, als auf die Herausforderung einzugehen. Beide schicken sich an im tödtlichen Zweikampfe die Sache zum Austrage zu bringen, als Elma, welche die Situation durchschaut, durch eine kühne Gewaltthat das frevle Beginnen ihres Vetters durchkreuzt. Elma denuncirt den Provocanten, der sich unter einem falschen Namen auf Elbeck aufhält, da die französische Regierung gegen den früheren Schill'schen Offizier einen Haftbefehl erlassen hat — auch sie hat in Erfahrung gebracht, daß derselbe noch am Leben ist —, Elma denuncirt ihren Vetter in Gegenwart des französischen Officiers Marquis de Fleurac als Freiherrn Fritz von Elbeck. Fritz wird verhaftet und so der Zweikampf vereitelt. In dem hochgelegenen Thurmgemache, welches dem Gefangenen einstweilen als Gewahrsam angewiesen ist, erlangt Fritz die volle Erkenntniß seiner eigentlichen Seelenstimmung. Elma gesteht ihm, daß sie ihn liebt, und dieses Geständniß erweckt den Widerhall in seinem Herzen. Die Kunde von dem großen Siege bei Leipzig thut zur Versöhnung ein Uebriges, und die noch nicht ganz aufgelösten Dissonanzen verhallen im harmonischen Jubel des Patriotismus.

Für das Bedenklichste des Stückes halte ich die Hauptsache, das Grundmotiv und die sich daraus entwickelnde Handlung. Ich will versuchen, das zu begründen.

Das was man gewöhnlich Moral zu nennen pflegt, ist bekanntlich etwas Conventionelles; ich brauche nicht daran zu erinnern, daß die Muhammedaner es für gestattet halten, mehrere Frauen zu haben, und für unsittlich, wenn eine derselben ohne Schleier geht. Für uns kann es sich also nur darum handeln, was wir als moralisch zu betrachten pflegen. Nach unsern Anschauungen nun ist es mit den strengsten Geboten der Ehrsamkeit und Sitte durchaus vereinbar, wenn ein Wittwer oder eine Wittwe sich wieder verheirathen. Es verletzt keineswegs unser Gefühl, wenn eine Wittwe, die ihren ersten Mann heiß geliebt und in seinen Kindern eine ewige lebendige Vergegenwärtigung ihres früheren Glückes vor sich hat, wenn diese einst liebende und geliebte Frau nach dem Tode ihres Gatten zu einer zweiten Ehe sich entschließt; und da ist doch die volle Intimität vorhanden gewesen; da müssen doch Stunden vergessen werden, die schwer vergeßlich sind. Bei der jungfräulichen Braut muß nun vollends ein jedes Bedenken schwinden. Ein junges zwanzigjähriges Mädchen, das sich nie verheirathen würde, weil es als sechzehnjähriges Kind einen Geliebten durch den Tod verloren hat, wäre nach unseren Begriffen weniger heroisch als unweiblich. Will es nun das Unglück, daß der Todtgeglaubte noch am Leben ist, so bleibt diesem angesichts der Wahrheit, die ja auch ihm einleuchten muß: daß hier eben nur ein Unglück zu beklagen, aber kein Unrecht zu verurtheilen ist, nichts Anderes übrig, als in sein Kämmerlein zu gehen und zu weinen. Es ist eben ein Unglück für ihn und er darf das „Lob der Thränen" singen, weiter nichts. Er darf über sein Mißgeschick klagen, aber er hat durch dasselbe, welches ihn vier Jahre in den Augen der Welt getödtet hat, das Recht verwirkt, an seiner unschuldigen Umgebung seine Verdrießlichkeit — sagen wir, seinen Schmerz — auszulassen. Die Situation ist für ihn gewiß bedauernswerth, peinigend und unversöhnlich; aber er allein kann sie lichten, dadurch daß er sich beseitigt. Die Anderen sind dazu völlig außer Stande. Wir haben kein Verständniß dafür, daß er mit den Prätensionen eines Gekränkten, Verrathenen auftritt; und äußert er seinen Grimm über das an ihm begangene vermeintliche Unrecht durch heftige Worte des Zornes, durch geradezu tactlose Vorwürfe, so bringt er sich um alle Sympathien. Wir können nicht einmal mehr mit ihm Mitleid haben; wir können das besonders dann nicht, wenn wir wahrnehmen, daß all die kränkenden und herben Worte, mit denen er ein armes Mädchen verfolgt, nicht als der Ausbruch der verrathenen Liebe aus der tiefsten Seele unaufhaltsam hervorbrechen, sondern daß es entweder nur conventionelle Phrasen sind, wie sie ihm der Verstand, der die Situation überschaut, eingeben könnte, oder daß sie nichts Anderes sind als ein niederes egoistisches Verlangen, ein unklar empfundenes Mißbehagen dadurch zu befriedigen, daß man seine Umgebung quält.

Wenn Fritz bei seiner Rückkehr die von ihm heißgeliebte Braut in den Armen eines Andern findet, so darf er klagen. Er hat vollen Anspruch auf unsere Theilnahme, wenn er dieses Mißgeschick würdig erträgt; wir verzeihen ihm sogar, wenn er Charlotten, obgleich diese so unschuldig ist wie nur irgend möglich, mit Vorwürfen überhäuft; ja wir begreifen ihn sogar, wenn er sie in der natürlichen Einseitigkeit seines Standpunktes der Treulosigkeit zeiht. Um dieses günstige Resultat für Fritz herbeizuführen, ist eines absolut nothwendig: die Aufrichtigkeit seiner Liebe. Unbegreiflich, ja antipathisch wird aber Fritz, wenn seine Liebe nicht ehrlich ist. Dann werden seine Vorwürfe unverzeihlich, dann die Erinnerungen an die seligen Stunden, die er mit ihr einst verbrachte, grobe Tactlosigkeiten, dann die Beschuldigungen der Untreue, die selbst von einem Untreuen kommen, abstoßend.

Fritz ist aber nicht mehr aufrichtig; er liebt nicht mehr Charlotten. Elma ist es, die sich in dem Augenblicke, da er, um seine Ansprüche geltend zu machen, in die Heimat zurückkehrt, in seinem Herzen festgesetzt hat. Er weiß es freilich noch nicht, und das mildert den gehässigen Eindruck den er sonst unbedingt machen müßte. Aber wahr ist es doch, daß er, dessen Herz sich unter viel erschwerenderen Umständen von seiner früheren Braut abgewandt hat, als sich das ihrige von ihm, daß er, der Schuldige, die Unschuldige peinigt und quält, weil er instinctiv fühlt, daß er dasselbe Vergehen begangen hat, dessen er Charlotten zeiht. Um so unangenehmer sind diese Quälereien, da ihm durch die Umstände Waffen in die Hand gegeben sind, die das arme wehrlose Mädchen tödtlich verwunden, als er wenigstens scheinbar das Recht haben darf, über sein Unglück zu klagen, sich gekränkt zu fühlen. Wir, die wir wissen, daß er Elma liebt, sagen uns: Es ist ja nicht wahr, daß er die Schmerzen der verrathenen Liebe empfindet, es ist ja nicht wahr, daß seine Situation so tragisch ist, wie er sie gestalten will! Ein wahres Glück, daß seine Braut mit einem Andern verlobt ist, denn er liebt ja selbst eine Andere! Wie kann er da die arme Charlotte, die sich nichts, aber auch gar nichts vorzuwerfen hat, wie eine Treulose schmähen? Wie kann er in diesem Augenblicke, da er unbewußt schon danach drängt seine Lippen auf die frischen rosigen Lippen Elmas zu drücken, von den Lippen Charlottens sprechen, die „einst an den meinen hingen"? Welches andere Motiv treibt ihn dazu Charlotten zu foltern, seinen Freund durch demüthigende, grausame und tödtlich beleidigende Worte zum Zweikampf aufzustacheln, als dasjenige, welches dereinst den Ritter veranlaßte sein Dänenroß satteln zu lassen: sich Ruhe zu erreiten? Um den gestörten Frieden seiner Seele wiederherzustellen, erklärt er aller Welt den Krieg. Weil der Abglanz von Elmas lieblichem Bilde in den unruhigen Wogen seines Herzens erzittert, bringt er durch muthwillige Steinwürfe den ruhigen Spiegel in Charlottens sanfter Seele in hastige Bewegung. Er macht es wie die komische Figur in einem französischen Lustspiele, wie der Spieler, der Hund und Diener peitscht, wenn er verloren hat.

Fern sei es von mir, die richtige Beobachtung bestreiten zu wollen. Psychologisch richtig ist das gewiß; aber ebenso gewiß ist, daß dies im höchsten Grade unangenehm berührt, daß es wohl als Episode, aber nich

Digitized by Google

als Hauptmotiv im Drama benutzt werden kann, daß es dankbar ist, eine Nebenfigur mit dieser Schwäche auszustatten, daß aber nie und nimmer der Held dieses schwere Unrecht begehen darf, wenn er liebenswürdig bleiben will. Diese mangelhafte Liebenswürdigkeit des Helden halte ich für den Hauptfehler des Stückes. Die andern Figuren leiden unter dem bleiernen Drucke der peinlichen Situation; durch diese werden sie eingeschüchtert, geängstet und können sich nicht frisch und frei entfalten; das zeigt sich namentlich an Bernhard und Charlotten. Trotz der gütlichen Lösung hat die Lage durch die Rückkehr des früheren Bräutigams etwas Mißliches und Beklemmendes. Wenn Bernhard Fritz ansieht, so ist der Gedanke unabweislich: „Der war es früher". Ob Elma die Thatsache, deren sich Fritz erinnert, daß Charlottens Lippen früher an den seinigen hingen, wird ganz vergessen können, scheint mir auch fraglich. Die jungen Paare werden gut thun, sich recht bald nach ihrer Verheirathung zu trennen.

Eine Folge der gedrückten Stimmung, in welche durch die Umstände alle mitspielenden Persönlichkeiten versetzt werden, ist, daß das Spielhagen'sche Schauspiel nur wenige wirklich dankbare Rollen zählt. Eine Ausnahme macht eigentlich nur Elma, ein frisches, natürliches, gutes und kluges Mädchen, das durch sein resolutes Eingreifen in die Handlung durch die wirksame Denunciation beinahe heldenhaft wirkt. Seltsamer Weise sind die Episoden, die Spielhagen in seinen Romanen mit besonderer Sorgfalt und besonderem Talent zu individualisiren versteht, in seinem Schauspiele wenig charakteristisch. Den Verwalter, den guten Deutschen, der die Franzosen mit Stumpf nnd Stiel ausrotten möchte und der für seinen Herrn durch's Feuer geht, lasse ich mir gefallen, obgleich er nicht gerade zu den originellsten Schöpfungen gerechnet werden kann; aber für den sentimentalen Marquis mit seinem faux air des „Königslieutenant", für den Sergenten Lambert mit seinem gebrochenen Deutsch und gebrochenen Französisch, für die Magd Dörte, die sich allerdings durch ihr blühendes Aussehen vor der Farblosigkeit rettet, kann ich mich nicht recht erwärmen. Von Spielhagen verlange ich mehr. Noch weniger individuell sind die Freifrau von Elbeck und ihr jüngster Sohn Eugen, die, wie ich glaube, ganz beseitigt werden könnten, wenn der Dichter zu einigen geringfügigen Aenderungen im Texte sich entschließen wollte. Man wird ihrer kaum gewahr. Es ist richtig, daß die Darstellung nichts dafür that, diese Rollen aus dem dunkeln Hintergrunde hervorzurücken.

Woher nun, trotz der Peinlichkeit der Situation, trotz der nicht genügend fesselnden Charaktere und trotz der ungenügenden Liebenswürdigkeit des Helden — woher trotz alledem und alledem der wahre und warme Erfolg? Der Titel „Liebe für Liebe" gibt die Antwort darauf. Ich kenne kein Stück, wo so geliebt wird, wie in diesem. „Donnez de l'amour," ruft Jules Janin den jungen Dramatikern zu, „et toujours de l'amour; on ne saurait trop en donner!" Und er hat Recht. Spielhagen wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich bei seinem Stück an Benedix gedacht habe; denn ich bin überzeugt, daß er das große Talent dieses liebenswürdigen Lustspieldichters nicht unterschätzt. Hat ja auch er von ihm gelernt, daß der Dramatiker immer auf eine sympathische Stimmung seines Publicums rechnen darf, wenn er möglichst viel gute Menschen, die dem Zuschauer möglichst wenig Unangenehmes zu sagen haben, auf die Bühne bringt. Benedix ließ es sich genügen, zwei oder drei achtbare Ehen in einem Lustspiele zu stiften. Hier hat es allerdings auch bei drei Ehen sein Bewenden; aber damit ist die Fülle der Liebe noch nicht erschöpft. Man muß sich das einmal klar machen. Für Charlotten und Fritz sind zwei Objecte vorhanden. Charlotte hat Fritz geliebt und liebt und heirathet Bernhard, Fritz hat Charlotten geliebt und liebt und heirathet Elma. Elma liebt Fritz, Bernhard liebt Charlotten, der Verwalter Krüger liebt Dörte und wird von ihr geliebt; trotz der verhältnißmäßig kurzen Zeit der Einquartierung findet der Marquis de Fleurac Gelegenheit sich in Elma ernsthaft zu verlieben, und Lambert die Zeit mit Dörten wenigstens ein schäkerndes Verhältniß einzuleiten. Nehmen wir also diejenige Person, die Alter vor Thorheit schützt, nämlich die Freifrau von Elbeck und den Knaben Eugen aus, welche, wie schon gesagt, für die Handlung entbehrlich sind, so ist für alle Personen des Stückes gesorgt. Die Liebe, der ideale Mittelpunkt des ganzen Weltalls und seines Treibens, übt in der dichterischen Darstellung und namentlich auf der Bühne immer ihre sympathische Gewalt. „Es ist schwerlich irgend ein Stoff aufzufinden," sagt der alte Sulzer schon, „der so viel reitzende Gemählde, so mancherlei entzükende Empfindungen, so liebliche Schwärmerei in einer wollusttrunkenen Seele darbietet, wie dieser. Der Dichter hat hiebei Gelegenheit, die mannichfaltigen schätzbaren Würkungen, die die Zärtlichkeit in gut gearteten Seelen hervorbringt, auf eine reitzende Weise zu entwikkeln".

Wer nun, wie Spielhagen, ein wirklich dichterisches Empfinden besitzt und über das poetische Wort gebietet, der — fabula docet — hat gewonnenes Spiel.

Eine schöne, oft wahrhaft poetische Diction zeichnet das Stück vortheilhaft aus. Nach geistreichen Wendungen, nach witzigen Worten hat der Verfasser kein Verlangen gehabt. Es war ihm offenbar nur darum zu thun, das, was er auf dem Herzen hatte, warm und innig zum Ausdruck zu bringen. Und mit der Zuversicht eines Dichters wagt er auch hier, in der Prosa, in den erregten Scenen gewisse pathetische Ausdrücke, wie sie weniger im wirklichen Leben, als in der schönen Einbildung, in der Poesie und deren conventioneller Form: in den Versen, vorzukommen pflegen. Spielhagen hat die Scheu vieler unserer modernen Theaterdichter vor Liebeserklärungen überwunden. Während diese meist ängstlich darauf bedacht sind, jedes zu starke Wort, das an Ueberschwänglichkeit streifen könnte, zu bannen und aus Angst phrasenhaft zu werden, oft in die unangenehmste Nüchternheit verfallen, geht Spielhagen muthig voran. Er spricht von den „Augen, in die man, wie in einen Himmel schaut", von der „Stimme, die einem das feste Herz erbeben macht". „Und ach, und bebt nicht ihr eigen Herz und Busen?" Er spricht von der Liebe, die über Elma gekommen, „wie das Frührothlicht über die morgenfrische Erde," einer Liebe, „die sich verhüllen möchte unter blitzenden Wolken des Spottes und doch sich nicht, sich kaum bergen kann"; von „Sturmeswolken, aus denen der Blitz zuckt", von einem „Gewitter, das durch Hirn und Herz tobt". — Er wagt mit einem Worte auch heute noch für das Empfinden des Menschen die, wenn auch uralten, doch ewig jungen Bilder zu wählen, welche die Dichtung dafür gefunden hat. Wer hinter dieser Anerkennung, die so aufrichtig ist wie nur möglich, einen spöttischen malitiösen Hintergedanken suchen würde, würde meine Absicht verkennen. Ich halte die Prüderie unserer Schriftsteller vor dem poetischen Pathos für unglücklich; und ich habe mich, als ich die Liebeserklärungen im Spielhagen'schen Stücke wieder hörte und ihre Wirkung auf mich selbst empfand, wieder davon überzeugt, wie unrichtig und thöricht es ist, dem Ausdrucke der Liebe ängstlich auszuweichen, weil dieser Ausdruck tausendmal dagewesen ist. Von Herzen stimme ich Alfred de Musset bei, der über dieses Thema das Beste gesagt hat, was man darüber sagen kann:

„Sie entmuthigen einen armen Teufel dadurch, daß Sie ihm zurufen: Ich weiß ja, was Sie mir zu sagen haben! Aber hat er nicht das Recht, Ihnen zu antworten: Schön, gnädige Frau! Sie wissen es vielleicht, ich weiß auch, was man zu sagen pflegt, wenn man liebt! Nichts ist neu unter der Sonne. Aber was beweist das? — Du lieber Gott! Wenn die Liebe eine Komödie ist, so ist diese Komödie, mag sie auch alt sein wie die Welt, mag sie ausgepfiffen werden oder nicht, am Ende aller Enden doch noch immer das, was man am wenigsten schlecht hienieden gefunden hat. Die Rollen sind abgedroschen, das gebe ich zu; wenn aber das Stück selbst nichts werth wäre, würde es die Welt nicht auswendig wissen. Und ich täusche mich, wenn ich sage, daß das Stück alt sei. Unsterblichkeit ist kein Alter! — All die albernen Redensarten und Possen, die Sie langweilen, diese Complimente, diese Erklärungen, dieser ganze Unsinn, alles das sind eigentlich gute ehrwürdige Dinge, conventionell, wenn Sie wollen, ermüdend, langweilig bisweilen, — meinetwegen! die aber im Gefolge eines andern Dinges sind, welches immer jung bleibt! Die Liebe ist unsterblich, die Art und Weise, sie auszudrücken, ist und wird ewig alt bleiben. Die verbrauchten Formen, die Wiederholungen dieser Romanfetzen, die unwillkürlich man weiß nicht, weshalb, aus dem Herzen kommen, diese ganze Umgebung, dieser ganze Apparat — das ist ein Zeug von alten Kammerherren, von alten Diplomaten, von alten Ministern, das ist das Geschwätz im Vorzimmer eines Königs. Das kommt und geht vorüber; aber der König stirbt nicht. Die Liebe ist todt, es lebe die Liebe!"

Da ich die Sprache des Stückes erwähnt habe, will ich noch zweier Kleinigkeiten gedenken. In dem Stücke kommen zu viele Citate vor. Der alte Homer, für den Spielhagen als den Urvater der Epiker eine begreifliche Schwärmerei hegt, wird mit seinem Hektor und Andromache, mit seinen Myrmidonen u. s. w. drei- oder viermal citirt. Ferner mißfällt mir, daß der französische Lieutenant von sich wie Julius Cäsar mehrmals in der dritten Person mit Nennung seines Namens spricht. Nicht einmal Victor Hugo würde in dieser anspruchsvollen Weise von sich zu reden wagen. Anatole de Fleurac hat gar kein Recht dazu.

Digitized by Google

Der Erfolg erklärt sich nicht nur aus dem dem Herzen des Zuschauers so sympathischen Reichthum an Liebe, sondern auch aus äußeren Gründen. Das Stück ist gut gebaut. Es ist ein Theaterstück, geschrieben unter Berücksichtigung der Bedingungen, welche die moderne Bühne stellt. Den ersten Act halte ich für den besten; der zweite weiß trotz einiger, wenig angenehmer Scenen das Interesse zu erhalten, und der dritte steigert dasselbe bis zu dem guten Theatereffecte am Schlusse, der Denunciation durch Elma und der Verhaftung des Freiherrn Fritz von Elbeck.

Gegen den letzten Act habe ich, wie schon bemerkt, ernstere Bedenken. Abgesehen von der zu brüsken und nicht überzeugungskräftigen Lösung, enthält derselbe auch äußerlich den stärksten Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit. Ich gehöre nicht zu den weisen Leuten, die da verlangen, daß auf der Bühne Alles so zugehen solle, wie es in Wirklichkeit zu geschehen pflegt; der dramatischen Licenz müssen die weitesten Grenzen gesteckt werden; aber ich meine, daß der Dichter, wenn er durch den Zwang der Scene sich willkürliche Abweichungen von dem Verständlichen und Ueblichen gestattet, dafür zu sorgen hat, daß diese Ausnahmen von der Regel wenigstens ungefähr motivirt werden. Spielhagen verlegt den letzten Act in das hochgelegene Thurmzimmer, welches dem gefangenen Fritz angewiesen worden ist. Er betont ausdrücklich, wie schwer es ist, zu diesem Gemache zu gelangen. „Die Thür da braucht nicht verschlossen zu werden, die lange steile Treppe führt nirgends hin, als unten in das alte zerfallene Gartenhaus, wo jetzt der Sergent mit seinen Myrmidonen Wache hält." Das Gemach hat nur diesen einen Ausgang und dann noch einen verborgenen Zugang durch eine Spiegelthür, dessen sich Elma von ihrer Kindheit her noch erinnert und den sie benutzt, um Fritz aufzusuchen. Wenn je ein Gemach ungeeignet war, als Durchgangszimmer vom Dramatiker benutzt zu werden, so ist es dieses. Trotzdem klettern alle, alle die lange steile Treppe herauf und alle, alle finden sich dort zusammen. Dörte verräth dem Sergenten Lambert den geheimen Zugang durch die Spiegelthür. Die Soldaten, die Krüger abgefaßt haben, als er seinen Herrn zu retten versuchte, bringen in dieses Gemach. Auch der Marquis scheut den Weg nicht; die Baronin und Charlotte kommen durch die Spiegelthür, Eugen bringt herauf, um den Sieg zu melden, und ihm folgen nach kurzer Pause Bernhard, Landleute und preußische Soldaten. Ich weiß wohl, daß Spielhagen ursprünglich diese Unmöglichkeit vermieden hatte. Er hatte noch eine Verwandlung angebracht und das Volk strömte im Freien zusammen. Nun ist es allerdings sehr wünschenswerth, daß Verwandlungen, die immer aus der Stimmung reißen, vermieden werden; aber in diesem Falle konnte sie meines Erachtens nicht vermieden werden. Es ist nicht denkbar, daß in ein Gemach, dessen Unzugänglichkeit uns auf das eindringlichste geschildert wird, alle handelnden Personen, das Volk, und die Soldaten zusammenströmen, um den Morgen der Befreiung mit Jubel zu begrüßen. Ich habe bei all dem Jubel die lange steile Treppe nicht vergessen können.

„Hoffen wir," schließt Karl Frenzel seine Besprechung, „daß die Anregung, die dem Dichter aus einem so lebendigen und verständnißvollen Beifall wird, ihn zu neuem Schaffen für die Bühne begeistert. Denn nicht die Kritik, die angeblich alles verwirft und, wenn sie einem mäßigen Talent seine Schranke anweist, gleich einen zukünftigen Shakespeare in der Wiege erwürgt — immer nach der Meinung der gekränkten Autoreneitelkeit — der Mangel an frischer, geistvoller Production verursacht den Niedergang des Theaters. Wenn Talente wie Spielhagen sich der Bühne widmen, ihr Beispiel andere nachzieht, dem Schauspieler Charaktere, dem Publicum wieder Erhebung und geistreiche Unterhaltung geboten werden: wie bald wird sich dann die Theilnahme für das Theater wieder erheben!"

Paul Lindau.

Aus der Aula der Berliner Universität am 22. März 1875.

Skizzen und Reminiscenzen.

(August Boeckh und seine Nachfolger, als Festredner. — Ernst Curtius. — Einst und Jetzt in der Aula. — Arbeit und Muße, vornehmlich bei den Hellenen. — Eine Erinnerung an den Mathematiker Jakobi. — Wie fein und lieblich es ist. — Wandlungen.)

I.

Die Berliner Universität hat dreimal im Jahre Gelegenheit, in gehobener Feierstimmung an die Oeffentlichkeit zu treten. Am 3. August eines jeden Jahres begeht sie das Geburtsfest ihres königlichen Stifters Friedrich Wilhelms III., am 15. October beginnt das neue Rectoratsjahr, während endlich seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs, am 22. März zum dritten Male die festlichen, akademischen Gewande angelegt werden. Mehr als in andern Ländern stehen unsre großen Gelehrten dem Publicum fern. In Paris erregt eine Gesammtsitzung der Institute stets das Interesse der weitesten Kreise. Auch die der Wissenschaft selbst Fernerstehenden suchen Zutritt zu erlangen und die politische Presse sogar gibt der Regel nach ausführliche Berichte. Nicht mit Unrecht hat man sich in Deutschland dem leeren rhetorischen Prunk gegenüber, der bei solchen Gelegenheiten allerdings nur zu oft die Kosten des Tages decken muß, durchaus ablehnend verhalten, vielleicht ist man darin doch ein wenig zu weit gegangen. Namentlich seitdem die stattliche Würde des lateinischen Idioms der Muttersprache hat weichen müssen, sind derartige Feierlichkeiten nicht selten benutzt worden, um in goldenen Worten die Früchte exacter Forschungen auch den Ungelehrten zu Gute kommen zu lassen und letztere dadurch aus dem „banausischen" Treiben des gewöhnlichen Lebens einmal in die lichte Aetherhöhe der reinen Wissenschaft zu erheben. Nicht am wenigsten gereicht es dabei den hervorragendsten deutschen Gelehrten zum Ruhme, daß nur selten Einer von ihnen die der freien Forschung geweihte Stätte benutzt hat, um in wohlgefügten Perioden dem jeweiligen Herrscher ein oft nur zu unverdientes Lob zu spenden, ein Vorwurf, der, abgesehen von den Zeiten Ludwig XIV. und des großen Napoleon nicht einmal der hochragenden Gestalt eines Cuvier erspart werden kann. Viel Zopfiges lag freilich in der Einrichtung, daß ein besonderer Professor der Eloquenz bei feierlichen Gelegenheiten vorzugsweise das Wort zu ergreifen hatte, doch immer haben sich noch Männer gefunden, die es wohl verstanden in urbanster Form und in der von ihnen oft zu größter Feinheit ausgebildeten, classischen Redeweise wahrhaft goldene Worte zu sprechen und unter diesen werden stets an erster Stelle genannt werden die beiden großen Philologen Lobeck in Königsberg und nicht weniger August Boeckh, die zwei Menschenalter ihren Universitäten angehört haben. Die Reden des Letzteren sind unvergleichliche Denkmäler der Freiheit wie der Hoheit seines Geistes. Hat auch oft genug seitdem Boeckhs Schwiegersohn, Rudolph Gneist, die gute Sache des Rechtsstaates an derselben Stelle mit noch entschiedeneren Worten zu führen gewußt, es war doch noch etwas anderes, wenn z. B. schon im Jahre 1842 Boeckh zur Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelms III. in seiner Rede den Begriff der Vaterlandsliebe in einer Weise zu definiren wußte, die mit den legitimistischen Neigungen jenes Romantikers auf dem Throne wenig übereinstimmte. „Wer das Vaterland lieben soll, sagte er damals, der muß zuerst ein Bürger, folglich frei sein. Denn wer über dem Bürger ist, wird die Herrschaft lieben, nicht das Vaterland, wer unter dem Bürger ist, hat kein Vaterland." Und weiterhin: „Wer kein Freier ist, ist auch kein Theil des Volkes, keine Person, sondern eine Sache, und gut hat man gesagt: fünfzehn freie Menschen sind ein Volk, ebenso viele Knechte sind eine Dienerschaft, ebenso viele Gefangene ein Zuchthaus". Bürgertugend und Freiheitsliebe galten Boeckh, dessen ganze Seele von echt hellenischer Denkungsart erfüllt war, fast für dasselbe, denn es ist ihm kein „Wunder, daß wer von echter Vaterlandsliebe durchdrungen ist, auf das innigste die Freiheit liebt, während im Mittelalter „die Treue gegen den Herrn" die Vaterlandsliebe vertreten zu haben scheine. Also in der besten Anwendung der Freiheit, nicht in der besten Knechtschaft besteht die Vaterlandsliebe". „Da aber eine Hauptseite der Knechtschaft kriechende Schmeichelei ist, diese böse Krankheit des Menschengeschlechtes, so wird nicht derjenige, welcher alles, was in seinem Staate geschieht, billigt, lobt und preist, wahrhaft sein Vaterland lieben, sondern der die geheimen Gebrechen des Staates erst enthüllt, dann straft, unkluge oder schlechte Maßregeln bekämpft, wenn es hinreicht, bescheiden und milde, oder sie auch, wenn es Noth thut, rügt mit Ernst und Strenge."

Um den Werth dieser ernsten Mahnung recht zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß sie vor fast einem Vierteljahrhundert gesprochen ist, in einer Zeit „wo das Pythagorische Stillschweigen in den officiellen Kreisen für höchste Tugend, wenigstens für höchstes Gesetz" geachtet wurde. Doch auch die Nachfolger Boeckhs haben, wenn es darauf ankam, nicht vergessen, welch' hohe Pflicht sie mit solcher Erbschaft übernahmen. Gneist, der schon Genannte, wird nicht müde die „Eigenart" des preußischen Staates zu preisen, indem er sie auf Recht und Gesetz basirt, dem Historiker Theodor Mommsen gibt die Geschichte des römischen Volkes die gern ergriffene Veranlassung, für die Freiheit des

Digitized by Google

Deutschen einzutreten, und der große Mathematiker Weierstraß protestirt gegen die pfäffischen Verunstaltungen der katholischen Religion, die auch die seinige ist und die hierarchischen Uebergriffe so vieler ihrer Diener, während endlich, um nur Einige zu nennen, der berühmte Physiologe Du Bois-Reymond die Aufgaben der deutschen Universitäten darlegt, oder, seiner celtischen Abstammung entsprechend, in glänzender Rhetorik die Ziele feiert, die zu erreichen, wie er 1869 schon prophezeit, Deutschland beschieden ist, oder mit noch zündenderen Worten die akademische Jugend zum Kampfe gegen den Feind aufruft. Der jetzige Professor der Eloquenz an der Berliner Universität, Ernst Curtius, ist allerdings keine kriegerische Persönlichkeit, deren der heutige Tag auch nicht bedarf. Seine Bedeutung als Geschichtsschreiber und als Archäolog zu präcisiren, ist hier nicht der Ort. Was ihn aber als Gelehrten, als Lehrer und besonders im populären Vortrage so sympathisch macht, ist die innige Vertrautheit mit all den Stätten, welche dem Volke der Griechen den noch heute frischen Glanz unsterblichen Ruhmes verdanken. Wenn er selbst hervorgehoben hat, es genüge nicht, die Geschichte des Alterthums nur aus den aufbewahrten Schriften kennen zu lernen, da eine solche Kenntniß sehr unvollständig und unlebendig bleiben werde, daß vielmehr der Boden des Landes mit den ihm angehörigen Denkmälern eine zweite Quelle sei, so gab ihm ein glückliches Geschick die Möglichkeit, schon im Jahre 1837 die Wahrheit des Goethe'schen Wortes zu erproben: „Willst des Dichters Wort verstehen, mußt in Dichters Lande gehen". Die damals gewonnenen Anschauungen und Anregungen, die er später durch wiederholte Reisen erweitern und berichtigen konnte, gaben den Studien Curtius' ihre Richtung und seinen Arbeiten das schon oben angedeutete eigenthümliche Gepräge. Die seltenste Vertrautheit mit dem hellenischen Leben tritt bei Curtius nicht allein in denjenigen Arbeiten hervor, durch die er sich in der wissenschaftlichen Forschung einen wohlverdienten Ehrenplatz errungen hat, sondern vor Allem auch in den Vorträgen und Reden, die sich, bei all ihrer vornehmen Haltung, doch an das größere Publicum wenden. So feierte er vor schon mehr als 30 Jahren im Berliner wissenschaftlichen Verein die Akropolis, dann die Insel Naxos, schilderte die Wanderungen der Jonier und sammelte einen Theil seiner anderen Festreden in einem köstlichen kleinen Buche, welches Niemand aus der Hand legen wird, ohne seine Kenntniß des griechischen Lebens erweitert und ohne mit dem liebenswürdigen Verfasser selbst Freundschaft geschlossen zu haben. An manchen Stellen dieser Göttinger Festreden, hat Curtius sein Verhältniß zum Hellenismus in oft poetisch anmuthenden Ausdrücken geschildert. So zieht ihn, den Philologen, auf classischem Boden vor Allem die in dem neugriechischen Volke noch lebende Ueberlieferung aus den Zeiten der Alten an: „Tönen doch um die Küsten des Mittelmeeres schon die Sprachen uns entgegen wie ein fortklingendes Echo des Alterthums, des römischen wie des griechischen". Und nicht nur in der Sprache, auch in der Sitte, im Volksglauben und im Cultus — überall begegnet ihm lebendige Ueberlieferung. Curtius' persönliche, positiv-christliche Ueberzeugung hindert ihn nicht, es „als eine der anziehendsten Aufgaben" zu erklären, mit sorgsamer Forschung sogar selbst den an die Heiligenbilder sich anschließenden Sagen, den priesterlichen Symbolen und Religionsgebräuchen nachzugehen. So erinnern ihn „am Charfreitag, wenn jede Gemeinde ihren Christus bestattet, die Umzüge des Volkes im heutigen Griechenland lebhaft an die Trauerfeste der Alten, wenn sie ihre dem Hades verfallenen Götter bejammerten. Der Sarg ist nach alter Sitte mit Rosen bedeckt. Mit Weihrauchgefäßen sitzen die Frauen vor den Thüren, an denen der Zug mit gellenden Klageliedern vorüberzieht, während an den Freudenfesten der heutigen Kirche der die ganze Stadt erfüllende Lichterglanz uns die Kerzen und Fackelfeste des alten Götterdienstes in das Gedächtniß ruft". „Die alten Namen," sagt er an einer anderen Stelle, „seit der Kinderzeit Allen bekannt, hören auf, ein bloßer Klang zu sein; man hat die Form der Berge, die Lage der Städte, das Ufer der Flüsse vor Augen. Man vergegenwärtigt sich die Wanderungen der Stämme, wenn man die gastlich geöffneten Golfe von Aegina und Attika anschaut, man sieht von den Höhen Cumäs und Tauromeniums aus die ersten Ansiedler griechischer Zunge an den westlichen Gestaden landen, und begreift unter dem Himmel Siciliens und Campaniens die eigenthümliche Entwicklung, welche die griechischen Colonien im Gegensatze zum Mutterlande genommen haben". Die erhöhte Freude, mit welcher Curtius „in den Olivengärten des Kolonos" seinen Sophokles liest, ruft ihm ein innigeres Verständniß dieses Geistes hervor, und erst an der heiligen Bucht von Eleusis kann man sich ihm zufolge die Einflüsse vergegenwärtigen, unter denen der Geist des Aeschylos heranreifte. Man empfängt ja von der eigenthümlichen Schönheit der Landschaft, von Himmel und Meeresbucht dieselben Eindrücke, welche sich den Gemüthern der großen Dichter einprägten, und „wer ein Auge dafür hat, der dankt seinem Schöpfer für den ersten attischen Sommertag, welcher in seine nordischen Bücherstudien hineinleuchtet".

Auch das Thema, welches sich der Professor der Eloquenz für die diesjährige Feier erwählt hatte, ließ voraussetzen, daß er sich wesentlich in demselben ihm zur Heimat gewordenen Gedankenkreise bewegen werde, denn nicht die Muße an sich, sondern die Form derselben, wie sie sich unter den Hellenen ausgebildet hatte, galt es zu schildern. Freilich von dem wechselvollen und thatenreichen Leben gerade des Mannes, dessen Geburtstagman feierte, schien der Inhalt solcher Rede weit ab zu liegen; aber die großen Gelehrten haben anscheinend eine gewisse Freude an paradoxen Zusammenstellungen und Fragen. Die beiden Altmeister Lobeck und Boeckh zeigten für dergleichen kunstvoll bereitete Speisen, die wesentlich für verwöhntere Gaumen bestimmt waren, bei solchen Gelegenheiten eine ganz entschiedene Vorliebe; und Johannes Müller, der Physiologe, konnte fast den Eindruck eines wissenschaftlichen Gourmands machen, wenn er einmal über die singenden Fische, die schon Aristoteles bekannt waren, in den feinsten und scharfsinnigsten Erörterungen sich erging.

Akademische Festlichkeiten gehen in unseren deutschen Universitäten meist ohne großen Prunk vor sich, und besitzen, wie schon erwähnt wurde, nicht allzuviel Anziehungskraft für das größere Publicum, diesmal hatte sich demungeachtet immerhin eine zahlreichere Zuhörerschaft eingefunden. Wie gewöhnlich drängen sich die jüngeren Commilitonen in dem nur spärlich zugemessenen äußeren Raum zusammen, während der innere den in einer leider nur zu winzigen Minorität erschienenen Mitgliedern des schöneren Geschlechtes, den Ehrengästen aus den höchsten Sphären der Bureaukratie und sonstigen Profaneren geöffnet ist. In erster Reihe natürlich Minister Falk, von so kräftigem und muthvollem Aussehen, daß die Ultramontanen offenbar wenig Aussicht haben, den neben dem Kanzler bestgehaßten Mann mürbe zu machen. Seine beiden Mitstreiter, die Directoren des Ministeriums, Sydow und Greiff erscheinen im vollen Schmuck ihrer goldgestickten Uniformen, gegen die sich der einfache Frack des Ministers selbst um so kleidsamer abhebt. Die im guten und weniger guten Sinne recht engen Beziehungen zwischen Polizei und Universität finden ihre Vertretung durch den Polizeipräsidenten v. Madai, dessen Brust obwohl sie zu den breitesten ihrer Art gehören dürfte, dennoch kaum Raum für die zahlreichen Ordenssterne hat, welche sie schmücken. Unter den übrigen Ehrengästen fällt noch der Bürgermeister Duncker mit dem charakteristischen Kopfe auf, und kaum erkennt man in der eigenthümlichen Galla-Uniform des Auswärtigen Ministeriums, den von der frommen „Germania" als Reptilienvater so arg verfolgten Geh.-Rath Aegidi neben dem, in der vollen Würde seines neuen Amtes, Dr. Wolfg. Straßmann Platz genommen hat, das Haupt der demokratischen Fraction unter den Stadtverordneten und von diesen zu ihrem Vorsteher an Stelle des vielbewährten Kochhann ernannt.

Auf welche Wandlungen haben die Marmorbüsten der der Universität einst angehörenden Geistesheroen, die in nicht geringer Zahl die Wände der Aula zieren, schon herabschauen müssen! Wie viele unter den heute Anwesenden mochten noch desselben Tages vor mehr als einem Vierteljahrhundert gedenken! Gott sei Dank, man kann jetzt die Erinnerungen aus dem „tollen Jahr", in welchem doch so manche Keime in den Boden gelegt wurden, die jetzt zu mächtigen Bäumen herangewachsen sind und deren das lebende Geschlecht sich unbefangen freuen darf, berühren, ohne Bitterkeit zu erregen oder anzustoßen. — Die Lorbeeren der Pariser und vor Allem der Wiener Studenten ließen die Berliner damals — vor 27 Jahren — natürlich nicht schlafen; und in den ersten Flitterwochen der Freiheit war diese Aula der Schauplatz unzähliger Studentenversammlungen, bei denen es etwas stürmischer herging als heute. Es war der Tag, an dem das „Extrablatt zur Allgemeinen Preußischen Zeitung" die Verheißungen brachte, die die bekannte Breslauer Deputation, von der sich wohl nur noch Stein und Laßwitz unter den Lebenden befinden, errungen hatte — sieben Verheißungen, von denen manche auch jetzt noch nicht erfüllt sind. Seltsamerweise traf sich's, daß Manche der heute zur loyalen Feier freudig Erschienenen zu denen gehörten, welche auch damals nicht fern zu bleiben vermochten. Wer hätte aber zu prophezeien gewagt, in welch anderem Gewande die knabenhaft kleine, damals so schlanke Gestalt Aegidis, des redegewandten Führers der constitutionellen Partei unter den Musensöhnen, einst an

Digitized by Google

derselben Stelle erscheinen werde? Wer hätte dem Radicalsten der Radicalen, dem blonden Studiosus der Medicin, Wolfg. Straßmann es vorhergesagt, daß er, nachdem der dichte Schmuck des Hauptes gelichtet und grau geworden, zu den vornehmsten Vätern der Haupt- und Residenzstadt, zu den Ehrengästen derselben Universität, die ihn einst recht unsanft behandelt, gehören und mit dem Nachfolger des Polizei-Präsidenten von Minutoli, für welchen letzteren er eine Anziehungskraft ganz anderer Art besaß, die freundlichsten Grüße tauschen würde? Die Namen Anderer, die in jener Sturm- und Drangperiode, „da wir noch die schöne Welt regierten," treulich dabei mithalfen, sollen schon aus Bescheidenheit verschwiegen werden.

Zu gewohnter Stunde verstummt das Summen lebhafter Privatgespräche und in mittelalterlichem Aufzuge mit Baret und im Talar, erscheinen die Mitglieder der vier Facultäten, ihnen voran die beiden Pedelle, deren echt preußische Gardefeldwebel-Gesichter in ihrem Gegensatz zu den rothen Mänteln und den von ihnen getragenen Symbolen akademischer Herrschaft und Gerichtsbarkeit unwiderstehlich komisch wirken. Der moderne Mensch — und auch der moderne Gelehrte — besitzt, anscheinend infolge des nach Darwin'schen Gesetzen überall zur Erscheinung kommenden Einflusses der Anpassung an die gegebenen Verhältnisse im Kampfe um's Dasein, nicht oft mehr die Körperformen, deren der mittelalterliche Apparat bedarf. Doch machten manche der gelehrten Facultätsmitglieder eine rühmliche Ausnahme, so vor Allem der Rector selbst, Mommsen, den man sich mit dem charakteristischen, scharf und fein geschnittenen Gesicht, die schlanke Figur in den reichgestickten Rectoratsmantel eingehüllt, wohl als einen der ebenso gelehrten als in allen Künsten der mittelalterlichen Diplomatie erfahrenen Geheimschreiber eines deutschen Kaisers denken mochte.

Indessen verklingen langsam die letzten Töne des salvum fac regem und auf dem kleinen Katheder, von dem aus oft genug irgend ein jugendlicher Schwärmer mit wenig courfähigen Locken, die Augen blitzend von einer höchst unakademischen Begeisterung, stürmisch das „Recht der Revolution" vertheidigt hat, erscheint, schon dem Aeußeren nach in vollstem Gegensatz zu dieser Reminiscenz aus der Vergangenheit, der Festredner des Tages.

F. E.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Einige unliebsame Vorgänge der letzteren Zeit an der berliner Börse haben selbst die Aufmerksamkeit von Leuten gefesselt, die gewöhnlich an noch anderen Dingen zwischen Himmel und Erde außer dem Courszettel Interesse nehmen. Jene Unglücksfälle haben die Fachblätter hinterher zu tiefsinnigen Betrachtungen über das Börsenspiel im Allgemeinen veranlaßt. Zu einem Spiel ist es allerdings seit geraumer Zeit geworden, und wie die Meisten beim Wettrennen sich wenig um die Pferde kümmern, die unterwegs stürzen mögen, so vorübergehend ist auch die Theilnahme für die Finanziers, die am Roulette der Burgstraße den Kürzeren ziehen. Wenn es wahr ist, daß nichts so sehr reüssirt wie der Erfolg, so weiß man auch wofür, wer den Schaden hat, nicht mehr zu sorgen braucht. Unerfahrene bilden sich ein, daß Börsenverluste durch den Mangel an Information herbeigeführt werden und daß, wer rechtzeitig möglichst viele politische Geheimnisse erfahre, sich mit Sicherheit auf jenem schlüpfrigen Boden engagiren könne. Die Sache verhält sich genau umgekehrt. Die Eindrücke der Börse sind unberechenbar und wer zuviel weiß, speculirt in der Regel falsch. Zur Zeit des französischen Empire hatte Fürst Poniatowski Beziehungen zur Kaiserin Eugenie, die ihm mancherlei zuflüsterte. Er riskirte danach hohe Summen in dem sogenannten Tempel der Rue Vivienne und verlor sein ganzes Vermögen. Die Bonaparte waren von jeher auch politische Spieler und nachdem sie von einer langen Hausse profitirt hatten, setzten sie Alles auf eine Karte und wurden von dem Krach bei Waterloo und Sedan ereilt. Mit den bekannten Gästen in Homburg und Monaco theilten sie auch eine gewisse Abhärtung gegen spießbürgerlich sittliche Gefühle und jenen Aplomb, der in gesellschaftlicher Rücksichtslosigkeit seinen Ausdruck findet. Talleyrand sagte einmal unmuthig von Napoleon I.: Er ist ein großer Mann, aber sehr schlecht erzogen! In dieser Beziehung sticht der altfranzösische Adel, mag er immerhin sonst herabgekommen sein, gegen die Napoleoniden und ihre Trabanten vortheilhaft ab. Höflichkeit und Beobachtung der guten Sitte müssen ihm selbst erbitterte Gegner zuerkennen. In Paris existirte eine legitimistische Gesellschaft sehr junger Leute, club des moutards genannt, deren Mitglieder nicht über fünf und zwanzig Jahre alt sein durften. In den Statuten befand sich der eigenthümliche Artikel, daß kein Mitglied bedeckten Hauptes an eines der Fenster treten dürfe, die auf den Boulevard des Italiens hinausgingen. Der dafür angeführte Grund war, daß die Kaiserin Eugenie vorüberfahren könnte, Niemand sie grüßen, aber die Dame doch auch nicht beleidigen solle. Daher das Verbot der Kopfbedeckung für Jeden, der sich am Fenster sehen ließ. Die Bonapartisten hätten ihren politischen Feinden gegenüber in ähnlichen Fällen das umgekehrte Verfahren beobachtet und sie zu verletzen niemals Bedenken getragen. Auch sonst gefielen sie sich oft in Kundgebungen oder Aeußerungen, die durch Geschmack und guten Ton keineswegs glänzten. Prinz Napoleon Jerome hatte die Tradition seines Hauses in dieser Beziehung am treuesten bewahrt. Bei einem Diner, das er seinen politischen nicht immer sehr eleganten Freunden gab und welchem auch einige besser geartete Künstler und Schauspieler, Herren und Damen, beiwohnten, reichte er Rachel Felix, die ihm bekanntlich sehr nahe stand, den Arm, mit den lautgesprochenen Worten: Viens Rachel! Auch bei seinem Aufenthalt am hiesigen Hofe in den funfziger Jahren hat Prinz Napoleon, wie neulich durch veröffentlichte Aufzeichnungen von preußischer Seite bekannt wurde, manchen argen Verstoß gegen die Etikette begangen, und wenn er sich beklagte, daß die Aufnahme kühl gewesen, so mochte er seinem eigenen Auftreten ein gutes Theil davon zuschreiben. In den Verhandlungen mit der republicanischen Regierung beim Friedensschluß von 1871 hatte Fürst Bismarck, wenn es sich um eine nöthige Pression handelte, zuweilen mit der Begünstigung der bonapartistischen Sippe deutscherseits gedroht. Wir wissen das aus Jules Favres und Anderer seitdem publicirten Berichten. Hielten die französischen Unterhändler aber Stand und weigerten sie sich, die Drohung ernstlich zu nehmen, ließ Bismarck sie fallen und erreichte sein Ziel auf anderem Wege. In der Zwischenzeit war aber die übliche Parole zu Gunsten der Bonapartisten für gewisse deutsche Zeitungen ausgegeben, die dann lange nicht davon loskommen konnten. Jetzt wird wieder aus Paris geschrieben, der junge Prinz Louis Napoleon in Chiselhurst solle bald die europäischen Höfe besuchen, auf den Rath Bismarcks, der damit den revanchelustigen Franzosen Angst machen wolle. Vielleicht ist das nur leeres Gerede. Sollte aber der Besuch wirklich stattfinden, so wird man die überschwänglichen Betrachtungen einer Anzahl von deutschen Blättern über das Ereigniß nicht zu lesen brauchen. Man wird sie auch ungelesen von vornherein auswendig wissen.

* * *

In der Greizer Zeitung v. 21. März finden wir folgende den Freunden des deutschen Alterthums gewiß interessante Buchhändler-Anzeige:

> Im Verlage von Christian Teichs Buchhandlung hier erschien und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: Wilke, J., Lehrer, Die Sagen Reußenlands ä. L.

Also das „Reußenland älterer Linie", d. h. ein durch Zerbröckelungen, Erbtheilungen u. dergl. mehr in verhältnißmäßig neuerer Zeit zusammengewürfeltes, aus den buntesten Ländерläppchen zusammengeflicktes Kleinfürstenthum hat einen eigenen Sagenkreis! Wie die deutsche Sage der Vorwelt doch vorahnend gewesen sein muß!

Digitized by Google

Inserate.

Das neue Jugendwerk!

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Deutsche Jugend.

Illustrirte Monatshefte.

Für Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von
J. Lohmeyer.
Unter künstlerischer Leitung von
Oscar Pletsch.

Preis des Heftes gr. 4. Velinpap. 1 Mark = 10 Sgr. = 36 Kr. rh. 6 Hefte bilden 1 Band.

Das überall freudig begrüßte **Jugendwerk** vereinigt zum ersten Male die gefeiertsten Meister deutscher Kunst und Dichtung und die hervorragendsten Jugendschriftsteller, um unserer Jugend einen Hausschatz von dauerndem und mustergültigem Werthe in Wort und Bild zu schaffen.

Die erschienenen Bände bilden zugleich die reichhaltigsten und schönsten Weihnachtsbücher.

Verlag von **Alphons Dürr** in Leipzig.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

DIE DEUTSCHE DICHTUNG

DES 19. JAHRHUNDERTS

in ihren bedeutenderen Erscheinungen.

Populäre Vorlesungen

von

Dr. **K. J. Schröer,**

Professor in Wien.

Preis: 9 Mark.

Im Verlage von **A. Hofmann's Separat-Conto** in **Berlin** ist erschienen:

Ed. Hanslick, Die moderne Oper.

Kritiken und Studien.

23 Bogen gr. 8°. Eleg. gebunden. Preis 6 M.

Mit diesem höchst interessanten Buche des geistreichen Musik-Kritikers wurde die 1. Serie der Publikationen des **Vereins für Deutsche Litteratur** zum Abschluß gebracht. Der 1. Band der II. Serie: **Richter, H. W., Geistes-Strömungen,** wird am 15. März an die verehrl. Mitglieder versandt.

Die „Deutsche Roman-Zeitung"

(Verlag von Otto Janke in Berlin) enthält im neuen (Frühlings-) Quartal:

Aus der Künstlerwelt von **Fanny Lewald.**

Der Einsiedler von Abendberg. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Von **Philipp Galen.** Ein Seitenstück zum „Irren von St. James".

Man abonnirt für 3½ Mark in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin W.,** (Besser'sche Buchhandlung, 7 Behrenstr.):

Vorlesungen über Shakespeare's Hamlet

gehalten an der Universität zu Berlin

(zuerst im Wintersemester 1859/60, zuletzt 1871/72)

von

Karl Werder.

Sehr elegant geheftet. 252 Seiten. Preis: 4 Mark 60 Pf.

Diese Vorlesungen über Shakespeare's Hamlet sind diejenigen, welche Professor **Werder** mehrfach an der Berliner Universität (zuletzt 1871/72) vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft mit ausnehmendem Beifall vortrug.

J. Kühtmann's Buchhandlung in Bremen.

In unserem Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

„Kornähren der Poesie"

Friedrich Bodenstedt gewidmet von

Otto E. Ehlers.

In Prachtband à 4 Reichsmark.

Componisten werden von allen Seiten besonders auf diese tiefsinnigen Lieder aufmerksam gemacht und wollen sich solche wegen **Freiexemplaren** an die Adresse des Verfassers: Schloß Seegenfelde bei Schneidemühl wenden.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und **Holland.** 12. Aufl. **1873.** 5 Mark. — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 16. Aufl. **1874.** 6 Mark. — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 16. Aufl. **1873.** 6 Mark. — **Deutschland** und **Oesterreich** complet in einem Bande. 15. Aufl. **1872.** 10 Mark. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. **1873.** 5 Mark. — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 16. Aufl. **1874.** 5 Mark. — **Ober-Italien.** 7. Aufl. **1874.** 6 Mark. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. **1874.** 6 Mark. — **Unter-Italien.** 4. Aufl. **1874.** 6 Mark. — **London.** 5. Aufl. **1875.** 5 Mark. — **Paris.** 7. Aufl. **1870.** 4 Mark 80 Pf. — **Rheinlande.** 18. Aufl. **1874.** 4 Mark 80 Pf. — **Schweiz.** 15. Aufl. **1873.** 6 Mark. — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 21. Aufl. 3 Mark.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist eben erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

Erster Band. 10 Mark 50 Pf.

Das Werk enthält eine ausführliche Kosmogenie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart.

Im Verlage von **Erich Koschny** in **Leipzig** erschien soeben:

Ueber das

PRINZIP DES REALISMUS,

nebst einem Anhang

Kritische Bemerkungen

zu

E. v. Hartmann's Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus.

Ein Vortrag

gehalten in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin von **J. H. v. Kirchmann.**

Preis: 1 Mark 20 Pf.

Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen von Joh. Wilh. Krüger und Carl Scholtze in Leipzig.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 17. April 1875. Band VII.

v. 7 no 16

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Mission Bismarcks nach Petersburg im J. 1859. Von Moritz Meyer. — Die Presse in den Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel. I. Statistik. — Zur Geschichte des Ordens vom goldenen Vließ. Von Nemo. — **Literatur und Kunst:** Zur Correspondenz Proudhons. Von A. Reményi. — Von meinem Leben und Wirken. Von M. Carriere. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus der Aula der Berliner Universität am 22. März 1875. Skizzen und Reminiscenzen. II. Von F. E. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die Mission Bismarcks nach Petersburg im J. 1859.

Von **Moritz Meyer.**

Rußland und Preußen sind junge Staaten, beide erst in neuerer Zeit in die politische Geschichte Europas eingeführt. Aber in raschem Wachsthum haben sie ihre Kräfte entfaltet, Rußland hatte seinen Peter den Großen, Catharina die zweite, Preußen seinen großen Kurfürsten und Friedrich den zweiten. Beider Staaten Entwicklungsgang ist durch die Weltherrschaft Napoleons aufgehalten worden. War es nicht natürlich, daß sich beide die Bekämpfung und Niederwerfung des gemeinsamen Feindes zum Ziele setzten? Rußland geht voran; in seinen starren Eis- und Schneefeldern erstarb die Ruhmesblüthe Napoleons, Preußens Heere rissen sie mit Stumpf und Stil aus dem Boden. Seitdem hat das Band einer bald innigeren, bald matteren Freundschaft beide Staaten umschlossen; nicht erst neueren Datums, wie man wohl annehmen möchte, ist die russisch-preußische Allianz.

Neben den angedeuteten politischen Impulsen haben rein menschliche Verhältnisse der beiden Herrscherhäuser das Bündniß schließen und befestigen helfen. Der Königin Louise, dieser so zarten Frauenblüthe auf dem Throne der Hohenzollern, begegnet ein Fürst, ritterlich, für das Hohe und Edle, für Frauenschönheit und weiblichen Sinn begeistert, Alexander I., mit sympathischer Neigung. Nach der Niederwerfung Napoleons geben religiöse, monarchische und politische Ideen den Kitt her, der die heilige Allianz zusammenhalten mußte. So ist zwischen Preußen und Rußland ein Bündniß auf romantischem Boden gekeimt, auf politischem gewachsen. Die letztere Tendenz bleibt, nachdem die Träger der ersteren vom Weltschauplatz abgetreten sind; aber es bleibt ein Bund zur Niederhaltung des modernen Zeitgeistes im Staatsleben, zur Bekämpfung der liberalen Ideen, zur Fesselung des Freiheitstriebes der Völker. Unter Nicolaus I. werden dann weitere verwandtschaftliche Bande geknüpft; eine Tochter Friedrich Wilhelm des dritten, die Schwester unseres Kaisers, besteigt den Zarenthron. Die tiefe, achtungsvolle Neigung Nicolaus' zu Marie Charlotte ist auf die Beziehung der beiden Reiche von großem Einfluß gewesen. Es war eine Musterehe auf dem Throne. Man nehme nur diese beiden Züge! Einmal, in Baden, trug der Kaiser die schwache Gemahlin selbst stark und galant die Treppe hinauf und als der Winterpalast in Flammen stand, das Feuer sich schon dem Cabinette des Kaisers näherte und man ihn fragte, was er zuerst von all' den Kostbarkeiten gerettet wissen wollte, rief er ängstlich: So schafft mir nur das Portefeuille heraus; es enthält die Briefe meiner Frau, die sie mir als Braut geschrieben!

Man schlage den Einfluß der Herzen auf die Politik nur nicht zu gering an. Auch die Weltgeschichte ist zum guten Theil eine Geschichte des Menschenherzens. Unmöglich konnte eine solche Verbindung auf die beiden Höfe von Berlin und Petersburg und weiter auf die beiden Cabinette ohne merkbaren Einfluß bleiben. Das bezeugen schon die häufigen Reisen des Kaisers nach Berlin, die gegenseitigen Aufmerksamkeiten beider Höfe, vor allem der Gang der preußischen Politik selbst.

Ein starker Mißklang tritt in der russisch-preußischen Harmonie erst unter Friedrich Wilhelm IV. ein. Das Verhalten des Königs in den Revolutionstagen von 1848, seine Mißbilligung der orientalischen Politik des Zaren, seine entschiedene, innere Theilnahme für die Westmächte, auch die mehr reservirte Haltung des Prinzen von Preußen in jener Frage, alles dies übt auf den stolzen, eigen- und herrschsüchtigen Nicolaus eine erkältende Wirkung aus. Man weiß von harten Worten des Zaren über seinen königlichen Schwager in Berlin, Worte, die wir nicht wiedergeben wollen. Wer vermag zu sagen, wie die Dinge sich damals zwischen Petersburg und Berlin gewendet hätten, wäre nicht gerade der italienische Krieg ein Dämpfer auf die Heftigkeiten Nicolaus' geworden, hätte nicht der Regierungsantritt Alexander II. bald nachher stattgefunden. Ein paar Jahre später — und dem neuen Beherrscher des Zarenreiches stand in Preußen ebenfalls ein neuer Monarch gegenüber. Es trat nun an Alexander II. und Wilhelm I. die Aufgabe heran, auf dem historischen Boden der alten Freundschaft und der Familientradition neue Keime zu pflegen.

Derjenige Staatsmann, welcher die russisch-preußische Allianz zu neuem, nachhaltigem und thatkräftigem Dasein gerufen hat, ist Fürst Bismarck. Es ist dies ein Verdienst des Verdienstreichen, zwar allgemein anerkannt und gewürdigt, aber in seiner genetischen Entwicklung noch einiger Klarstellung benöthigt. Wie überall, wo Bismarck eingegriffen hat, sich die Erscheinung zeigt, daß vorhandene Kräfte schöpferisch verwerthet und „in den Sattel" gesetzt werden, so war es auch hierbei der Fall: Die Freundschaften zwischen Preußen und Rußland waren alt; aber bis zum Eintreffen des Herrn v. Bismarck in Petersburg hatten sie auf die Entwicklung Preußens und Deutschlands lähmend gewirkt. Nicolaus I. wußte bei aller Freundschaft zum preußischen Hofe eine specifisch russische Politik zu verfolgen. Sein Ziel, das er in Betreff Deutschlands zu erreichen hoffte, war, die Mittel- und Kleinstaaten unter ein russisches Protectorat zu bringen. Keine Gelegenheit

Digitized by Google

wurde verabsäumt zur Kräftigung des russischen Einflusses an den Höfen der Duodezfürsten, am wenigsten in den Zerwürfnissen zwischen den beiden Großstaaten des deutschen Bundes. Der russische Monarch ging eben damals noch von dem Vorurtheil aus, daß eine einheitliche, nationale Gestaltung Deutschlands für die russische Politik von Uebel sei. So war es bis zum Abscheiden des Kaisers in Rußland Tradition geblieben und gewiß mochte auch Alexander II. zunächst an diese Tradition anzuknüpfen geneigt sein. Die Aufgabe aber, welche sich Herr v. Bismarck vorsetzte, war, eine total entgegengesetzte Strömung in den Fluß der russischen Anschauungen über Deutschland zu bringen. In kurzer Zeit, in den Jahren 1859 bis 1862 ward das Werk vollbracht, ein Werk von der allergrößten, nachhaltigsten Bedeutung.

Es ist genugsam bekannt, daß Herr v. Bismarck schon damals mit seinem vollendeten politischen Programm nach Petersburg ging, demselben Programm, das, während seiner 8jährigen hohen Schule am Frankfurter Bundestag gereift, die gewaltige Feuerprobe von 1866 bestehen und eine Welt in Erstaunen setzen sollte. Er hatte mit seinen Entwürfen bis dahin ziemlich vereinsamt dagestanden. Zwar war König Wilhelm von Anfang an fest entschlossen, die Scharte von Ollmütz auszuwetzen, eine politische Wiedergeburt Preußens zu erstreben, die österreichische Schleppe fallen zu lassen und eine neue Aera der deutschen Dinge anzubahnen. Aber damals machte sich noch, selbst bei der günstigen Gelegenheit des italienischen Krieges von 1859 ein gewisses Nachgeben, ein Zögern und Schwanken der preußischen Politik bemerkbar, noch glaubte man, zunächst durch Forderungen und Negociationen mit dem Hause Habsburg in's Reine zu kommen und gerieth dabei unwillkürlich wieder in das „alte Kielwasser" der österreichischen Interessenpolitik.

Eben dieser Krieg sollte aber für Bismarck ein Wendepunkt werden. Zu sehr waren seine antiösterreichischen Anschauungen bekannt, zu entschieden und selbstständig war sein Auftreten am Bundestage, zu scharf und feurig der Ausdruck seiner Willensmeinungen, als daß er für Vereinbarungen, die besten Falls seine Pläne vertagen mußten, ein geeigneter Vermittler gewesen wäre. Man lese nur einmal wieder seine Briefe aus Petersburg, um die Unmöglichkeit seines damaligen Verbleibens in Frankfurt zu begreifen. „Stets haben wir uns," so schreibt er einmal, „derselben compacten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden. In der orientalischen Frage erwies sich die Schwerkraft Oesterreichs der unsrigen so überlegen, daß selbst die Uebereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm entgegenzusetzen vermochte". Und ein anderes Mal schreibt er: „Ich blicke mit Sorge in die Zukunft; wir haben zu früh und zu stark gerüstet und die Schwere der Last, die wir uns aufgebürdet, zieht uns in die schiefe Ebene hinab. Man wird zuletzt losschlagen, um die Landwehr zu beschäftigen, weil man sich genirt, sie einfach wieder nach Hause zu schicken. Wir werden dann nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns geraden Wegs für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht, Oesterreich bekommt Luft und wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Wird es nicht vielmehr dahin streben, uns das Maß und die Richtung unserer Erfolge so zuzuschneiden, wie es dem specifisch österreichischen Interesse entspricht? Und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Winde, und Jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten".

Es liegt auf der Hand — ein Bevollmächtigter Preußens am Bunde mit solch' ketzerischen Gesinnungen mußte dem damaligen Ministerium unbequem sein; noch war die Zeit nicht gekommen, wo man den scharfen Flügelschlag eines Bismarck'schen Geistesfluges ertragen konnte. Nicht einmal den Ruheposten in Petersburg gönnte man ihm. „Man ist hier," so schreibt der Versetzte von Petersburg aus, „sehr gut gegen mich; in Berlin aber intriguirt Oesterreich und alle lieben Bundesgenossen, um mich hier wegzubringen und ich bin doch so artig". Natürlich mußte man in Wien diese Artigkeit in Petersburg, wo der österreichische Haß zum guten Ton gehörte, für gefährlich genug ansehen. So wurde Bismarck einstweilen in Petersburg nach seinem eignen Ausdrucke „kalt gestellt". Wie ein schmerzlicher Hauch der Resignation weht es durch die wenigen Briefe, die wir von ihm kennen; es ist, als habe er mit der Politik abgeschlossen, als sei ihm selbst das Leben fortan gleichgültig geworden. Freilich müssen wir manches Weh auf das Conto seines damaligen Gesundheitszustandes setzen; aber Aeußerungen wie diese: „Ich kann mir nicht einmal einen andern Posten wünschen, da ich nach ärztlicher Vorschrift faul sein soll; das geht nur in Petersburg, wenn ich nicht ganz ausscheiden will" — lassen doch die Leere erkennen, in welche sein Geist sich gebannt fühlte. Aber wie blitzt es auf in diesem Geiste, wenn von Frankfurt Nachrichten kommen, die Preußen in kräftiger Haltung gegen Oesterreich zeigen. „Ich höre," schreibt Bismarck, „immer noch mit Vergnügen und mit einem Anflug von Heimweh alle Nachrichten über Frankfurter Zustände und Personen und beim Zeitungslesen befällt mich oft der Trieb, kampflustig in die Sitzungen zu eilen. Der Zug mit der Kriegsverfassung war vortrefflich, nur weiter so, offen und dreist mit unseren Ansprüchen herausgetreten, sie sind zu berechtigt, um nicht schließlich, wenn auch langsam, sich Anerkennung zu verschaffen und die von des Rheinbundes und der Bundesacte Gnaden souveränen Kleinstaaten können ihren Particularismus auf die Dauer gegen den Strom der Zeit nicht halten". Er verlangte, daß Preußen darlegen solle, daß der Bund bisher nur ein Alp und eine Schlinge um den Hals sei, mit dem Ende in feindlichen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüren warteten. Wie sehr man die Gesinnungen Bismarcks fürchtete, beweist das Schimpfen über ihn und seine russisch-französischen Allianzgelüste. Allein er kümmerte sich wenig darum und hielt es für eine Ehre, von den Feinden Preußens gefürchtet zu werden. Gerade im nationalen Aufschwung — so war seine Meinung — suchte er Abwehr und Kraft zu finden und sei er wirklich einem Teufel verschrieben, so wäre es ein teutonischer und kein gallischer.

Das Programm, welches Bismarck nach Petersburg mitbrachte, ist später, bei seinem Fortgange von dort, aus bestkundiger Feder, so kundig, daß man Bismarck selbst für den Eigenthümer derselben hielt, genau mitgetheilt worden. Es lautete, nach einer Correspondenz der Grenzboten aus dem Jahre 1862, in seinen Grundzügen dahin, daß Preußen mit Hülfe Rußlands und Frankreichs sich über die Bildung eines deutschen Bundesstaates, an dessen Spitze der König von Preußen stehen würde, verständigen sollten. Mit Vertrauen erweckender Präcision — und die nachfolgende Zeit hat ja Alles bestätigt — wird dann berichtet, daß es Herrn v. Bismarck vollständig gelungen sei, den Fürsten Gortschakoff für seinen Plan zu gewinnen. Derselbe sei jetzt — 1862 — im Begriff, sich nach dem Tuilerienhofe zu begeben, wohin ihn sich Napoleon als Gesandten ausdrücklich erbeten habe.

Mit diesem Programm bot sich für Bismarck ein reiches Feld der Thätigkeit dar. Zwar nicht wie bisher im Gewinnen sichtbarer Resultate, sondern im Anbahnen von Sympathien für die Sache Preußens, im Knüpfen und Erhalten politischer Freundschaften, ja selbst persönlicher Neigungen. Sollte bisher und wieder später, nachdem Bismarck leitender Staatsmann geworden war, überall der schöpferische Positivismus seiner Persönlichkeit zur Wirkung gelangen, so hatte jetzt der Mensch Bismarck, die blos negative Form seiner Individualität, die Rolle des Schaffens übernommen. Und diese Individualität war dazu angethan, in raschem Zuge die Sympathie des Kaisers, der Petersburger höheren Gesellschaft zu gewinnen.

Digitized by Google

Wir haben erst vor kurzem ein anziehendes Bild von Bismarcks Privatleben in Petersburg aus der kundigen Feder des Verfassers der „Neuen Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“ erhalten, denen wir zur weiteren Verbreitung einige Züge entlehnen möchten. Was Bismarck zuerst den Schlüssel zu den Herzen der Russen öffnete, war seine allgemein gekannte österreichische Antipathie. Das war die beste Empfehlung, die Herr v. Bismarck mitbringen konnte, denn Haß gegen den „undankbaren“ Schützling von 1849 war damals das Stichwort der Gesellschaft, namentlich des Fürsten Gortschakoff. Dazu kam Bismarcks Liebenswürdigkeit im Privatverkehr; seine gentilen Umgangsformen, seine Ungenirtheit und Offenheit, seine Schlagfertigkeit, seine gute Laune, sein sprühender Witz, die anspruchslose Vornehmheit und das vortreffliche Französisch des Weltmannes. Als Hausfreund des Kaisers war Bismarcks Haushalt gleichwohl einfach und natürlich und statt die Beschränktheit der Mittel der preußischen Legation ängstlich zu maskiren, wie dies früher wohl dem Glanze der französischen und englischen Botschafter gegenüber geschehen war, erklärte Frau von Bismarck, „daß sie nicht in der Lage und nicht in der Laune seien, ein Gericht Spargeln mit 40 Silberrubeln zu bezahlen, den Gehalt ihres Gemahls für ihre Toilette auszugeben und ihre bekannten, für eine Darmstädter Dose eingetauschten Ohrringe allwöchentlich durch neue Diamanten zu ersetzen“. Und trotzdem waren die kleinen Diners und die offenen Abende im Bismarck'schen Hause bald gesuchter, als die langweiligen Feten der übrigen Diplomaten.

Es würde den uns zugemessenen Raum hier zu sehr überschreiten, wollten wir im Einzelnen eine Schilderung der Mittel versuchen, durch welche der ungewöhnliche Mann seine Mission in Petersburg erfüllte. Es kam uns nur darauf an, zu zeigen, unter welchen Gesichtspunkten und nach welchen näheren Motiven die Abberufung Bismarcks von Frankfurt, zu einem so wichtigen Zeitpunkte, wie dem damaligen, erfolgt ist, und welche Bedeutung dieser Mission für die Entwicklung seines Systems und der deutschen Nationalgestaltung zugemessen werden muß. Was Bismarck in Petersburg geschaffen hat, gehört zu den Errungenschaften, durch welche die großen Ereignisse der deutschen Geschichte mit ermöglicht worden sind.

Die Presse in den Vereinigten Staaten*).

Von Ado Brachvogel.

I. Statistik.

„Die Presse ist eine Fundamentalbedingung der Erziehung der Völker zur Freiheit.“

„„Sie macht die Massen befangen, ertödtet in ihnen die Neigung zum selbstständigen Denken und bringt sie um ihr freies Urtheil.““

„Die Reformation selbst hat sie aus der Taufe gehoben. Sie ist der vollkommenste Ausdruck des intellectuellen Lebens der modernen Civilisation, seine Fördererin, sein Spiegel und sein Hort.“

„„Der größte Theil alles Gewaltsamen, Verkehrten und Verderblichen, das im Lauf der neuesten Zeit die Menschheit erschüttert, verwirrt und heimgesucht hat, ist ihr Werk.““

„Der Journalist ist der eigentliche Anwalt, der eigentliche Träger der Ideen und Gebote des Tages. Sein Amt, das Amt eines Priesters und Kriegers. Seine geistige Werkstatt ein Tempel und ein Schlachtfeld zugleich, wo er für das Gemeinheilsame und Schöne Inspirationen empfängt und Waffen schmiedet.“

„„Er ist ein Mensch ohne jede Ueberzeugung, ein Spielball der niedrigsten eigenen, und ein Schmeichler der niedrigsten fremden Leidenschaften, ein Escamoteur des öffentlichen Gewissens und ein Gemeinschade. Außerdem noch in vielen Fällen ein Jude und eine catilinatische Existenz.““

„Sein Beruf ist ein Segen.“
„„Sein Handwerk eine Pest.““

So gehen zwei Stimmungen, zwei Strömungen des öffentlichen Urtheils, wie sie entgegengesetzter nicht gedacht werden können, über die Presse, die eigenartigste unter den geistigen Großmächten unserer Tage, und die unter ihren Bannern angesammelte Heerschaar neben einander her. Keiner fehlt es an eifrigen und überzeugten Vertheidigern. Keiner an Gründen und Schlagworten zu ihrer siegreichen Aufrechterhaltung. Und was das Schlimmste ist — es ist keine geringe Aufgabe den beiderseitigen Beweisführungen zu lauschen und dann selbst in unbedingter Weise Stellung zu nehmen. Zum Glück liegt auch kein absoluter Zwang dazu vor, wie wünschenswerth es immerhin sei, daß sich die ganze Welt rückhaltlos der ersten, schmeichelhafteren jener beiden Strömungen des öffentlichen Urtheils anschließe. Das Ende alles Wägens und Ermessens wird doch immer in dem Geständniß bestehn: daß das Institut da ist, und daß der civilisirte Mensch der Gegenwart sich weder die Welt, wie sie ist, noch sich selber und seine geistige Haushaltführung ohne dieses Heilthum, was es den Einen, ohne dieses Ungeheuer, was es den Andern ist, wird vorstellen können.

Vollends in den Vereinigten Staaten! In dem Lande der ungehemmten Artung und Entartung jeder Art, und schon aus diesem Grunde dem Paradiese der freien und freiesten Presse! In der Heimat der genialsten tagesschriftstellerischen Leistungen, wie des wüstesten Zeitungshumbugs, — des erhabensten journalistischen Vorkämpferthums, wie jenes unsaubersten aller unsaubern Geister, für welchen die deutsche Sprache einstweilen noch des Wortes (leider nicht auch des Begriffs entbehrt), des Blackmail*). Auf jenem Boden, auf dem allein die Lloyd Garrisons und Lovejoys möglich waren, welche angesichts des vor der Thüre heulenden Mobs ihre Philippiken gegen die Sklaverei druckten, um dann umgebracht oder durch die Straßen der Stadt geschleift zu werden — wie auf ihm nur das unverhüllte Metzgerthum Brick Pommeroys oder die nicht minder unverhüllte Hetärenwirthschaft der Woodhull zu einem journalistischen Factum werden konnten! Auf diesem Boden wird vollends jeder Zweifel an der Berechtigung und Nothwendigkeit der Presse und jeder Versuch ihre alle Schichten der Bevölkerung und alle Strömungen des öffentlichen Lebens durchdringende und beherrschende Macht zu leugnen, zu kindischem Thun. Es ist eine einfache Thatsache, mit der gerechnet werden muß, ob man sie nun bejuble, verwünsche oder sich gelassen mit ihr abfinde. Gerechnet muß mit ihr werden — das ethische und philosophische Moment kommt dann von selbst zu seiner Geltung. Sei dann auch hier mit ihr gerechnet und zwar in des Wortes wörtlichster Bedeutung: mit den Zahlen, durch welche ihr Umfang, ihre Organisation und ihre Verbreitung am leichtesten zur Anschauung gebracht werden können.

Der neunte Bundescensus bezifferte die im Sommer des Jahres 1870 innerhalb des gesammten Gebietes der Vereinigten Staaten bestehenden journalistischen Unternehmungen auf 5871, von denen 574 (also nahezu ein Zehntel) täglich, 4295 (gegen sieben Zehntel) wöchentlich erschienen, während sich der Rest auf halbwöchentlich, halbmonatlich und vierteljährlich veröffent-

*) Journalism in the United States from 1690 to 1872, by Frederik Hudson. New York 1873.

American News paper Directory pro 1874, by Geo. P. Rawell. New York 1874.

The Periodical Literature of the United States by E. Steiger. New York 1873.

*) Blackmail, wörtlich „schwarze Post“, — Collectivbegriff für das in allen möglichen Kreisen und in allen möglichen Gestalten blühende Erpressungsgeschäft.

Digitized by Google

lichte Zeitschriften (Periodicals) vertheilte. Ihrem Charakter nach zerfielen diese 5871 Publicationen in 4333 politische, 503 illustrirte und literarische, 407 religiöse, 207 technische und gewerbliche, 142 commercielle und finanzielle, 81 den Interessen wohlthätiger und geheimer Gesellschaften dienende, 20 den Zwecken verschiedener Nationalitäten gewidmete, 93 landwirthschaftliche, 79 Anzeige- und 6 Sportblätter. Wie sich später zeigen wird, hat sich der Census bei seiner Eintheilung mit wenigen großen Gesichtspunkten begnügt, die auf keinen Fall hinreichend sind, ein Bild von der wunderbaren Wechselwirkung zu geben, welche hier zu Lande zwischen der Presse und den verschiedenartigsten Aeußerungen und Strömungen des Lebens der Bevölkerung stattfinden. Es gibt in der That kaum ein Interesse geschäftlicher, wirthschaftlicher, industrieller, socialer, nationaler, geistiger und gemüthlicher Natur, das in den Vereinigten Staaten nicht seine specielle journalistische Vertretung fände — wie es andererseits keinen Staat und kein Territorium, keine große und keine kleine Stadt in ihnen gibt, welche nicht ihre verhältnißmäßigen Contingente zu dem imposanten Preßbann zwischen Atlantic und Pacific stellte. Selbst das von allen Göttern verlassene, dafür von der Dürre und den schlimmsten unter den „rothen Teufeln", den Apache-Indianern, um so zärtlicher geliebte Arizona hatte bereits 1870 sein Wochenblättchen und schloß mit dieser in rührend bescheidener Weise die Liste, welche mit New York und der stolzen Zahl 835 begann. Was die verschiedenen Sprachen anbelangt, in denen die vom letzten Census aufgenommenen — freilich, wie leider nicht verschwiegen werden kann, durchaus nicht vollständig aufgenommen — Zeitschriften erschienen, so entfiel der Löwenantheil von 5515, volle achtzehn Neunzehntel, auf das herrschende englische Idiom, der Rest von 356 auf die verschiedenen Sprachen, aus denen die polyglotte Sonntagsjacke besteht, in welche sich Uncle Sam hüllen mag, wenn er einmal in kosmopolitischer Anwandlung seinen anglosaxonischen Alltagsrock abwerfen will. Da gab es deutsche, französische und französisch-englische, scandinavische, spanische und spanisch-englische, böhmische, holländische, wallisische, italienische und polnische Zeitungen. Wie lückenhaft jedoch diese Aufnahme trotz ihres officiellen Charakters war, konnte am besten aus dem gleichzeitig erschienenen Jahrgang von Rowells jährlichem Zeitungskatalog (News paper Directory) ersehen werden, welcher nicht nur eine ungleich größere Anzahl nichtenglischer Zeitungen, sondern auch von Sprachen (darunter die russische, portugiesische und die der Cherokeeindianer) nachwies, in welchen sie gedruckt wurden.

Rowells Newspaper Directory — damit wäre der Namen jenes Unternehmens genannt, dessen Existenz und Wirksamkeit die beste Illustration für Umfang und Wesen der Presse in den Vereinigten Staaten darbietet. Es ist die Schöpfung einer New Yorker Annoncenagentur, deren Verbindungen und Thätigkeit das ganze Land umfassen, und die seit 1867 ein jährliches, nach den Staaten und Territorien geordnetes Verzeichniß aller in denselben publicirten periodischen Schriften mit Angabe des Erscheinungsmodus, der Herausgeber und Chef-Redacteure, der Circulation und des Gründungsjahres veröffentlicht, welches zur Zeit als die maßgebende Autorität über die Preßverhältnisse in den Vereinigten Staaten zu betrachten ist. Die neueste Ausgabe dieses werthvollen Katalogs nun weist als Summe der 1874 veröffentlichten americanischen Zeitungen die Zahl 7339 — mithin die außerordentliche Zunahme von 1468 über die, durch den Census von 1870 eruirte Anzahl — nach, wobei noch zu bemerken ist, daß die separaten Sonntags- und Wochenausgaben der verschiedenen täglichen Blätter nur in etwa hundert Fällen, in welchen Titel, Format und sonstige Aeußerlichkeiten völlig verschieden sind, auch separat aufgezählt erscheinen. Den Reigen unter den einzelnen Staaten eröffnet New York mit 1055 Blättern — etwa zwei Fünfteln der Gesammtsumme aller den Angaben des Berliner Zeitungscomptoirs für 1872 nach im Deutschen Reich publicirten Zeitschriften. Ihm zunächst steht Pennsylvanien mit 666, diesem wieder Illinois mit 588 und diesem wiederum Ohio mit 505 Zeitungen. Zwischen 200 und 400 Blätter umfassen die Presse von Californien (212), Wisconsin (23), Indiana (273), Michigan (278), Massachusetts (320), Iowa (324) und Missouri (352). Am wenigsten glänzend — wie ja leider mit fast Allem! — steht es in Betreff der Zeitungenanzahl sowohl wie ihres Verhältnisses zu den Bevölkerungen, Texas etwa ausgenommen, im Süden. Noch schlimmer um die Circulation derselben. Außer Texas haben nur noch Süd- und Nordcarolina, Georgia und Virginien 100 Blätter und darüber, steuern aber zu der Gesammtzahl der täglichen Zeitungen nur 44, und unter diesen kaum eine einzige bei, deren Einfluß mehr als ein ganz beschränkt localer sei. In den zehn Territorien hingegen sieht es in Anbetracht ihrer jungen und spärlichen Bevölkerungen um das Zeitungsgeschäft ganz flott aus. Dasselbe — man möchte es die Felsengebirgspresse nennen — umfaßt 136 Blätter, darunter 24 Pioniere täglicher Welterleuchtung, von denen sogar einer in Gestalt des in Prescott erscheinenden „Arizona Miner" nebst zwei nicht minder gut gemeinten Wochenblättchen für das Lesebedürfniß der wackern weißen Bewohner des Apachenparadieses an der äußersten mexikanischen Grenze sorgt. Das Indianerterritorium rühmt sich, wie Arizona, dreier das Erbe Franklins pflegender Unternehmungen, unter diesen des halb englisch, halb in der Sprache der Cherokees seit 1870 in Talequah erscheinenden „Cherokee Advocat" — mit Ausnahme der jüngst in San Francisco gegründeten chinesischen Zeitung sicherlich des eigenartigsten Stückes guttenbergischer Entrepríse im ganzen derzeitigen americanischen Zeitungskatalog. Eigenthümlich sieht es um die Presse bei den Mormonen aus. Brigham Young als ächter Gottesgnadenlandesvater ist offenbar kein allzu großer Freund von einer zu reichlichen Aufklärungsverbreitung durch Zeitungen. Sein von nahezu 150,000 Heiligen und etwa 10,000 Heiden bewohntes Canaan erfreut sich eines Besitzes von nur 10 Blättern (darunter allerdings der vollen Hälfte täglicher), von denen die in dem Mormonen-Rom der Salzseestadt erscheinende Mehrzahl natürlich nur unter des Propheten eigenster Censur das Licht des Tages erblickt.

Das Sprachenverhältniß innerhalb der gegenwärtigen Unionspresse stellt sich nach Rowells neuestem Katalog wie folgt: 6943 Zeitungen erscheinen in englischer Sprache. Der Rest von 396 vertheilt sich in folgender Weise: 311 deutsch, 28 französisch und französisch-englisch, 19 schwedisch und dänisch, 16 spanisch, 6 holländisch, 5 böhmisch, 4 wallisisch, 2 italienisch, 2 polnisch, 1 portugiesisch und je eine chinesisch und in der Cherokeesprache.

Ueber den Veröffentlichungsmodus aller dieser Publicationen belehrt uns dieselbe Autorität in folgender Weise: es erscheinen täglich 678, zwei und drei Mal in der Woche 175, wöchentlich 5554, halbmonatlich 120, monatlich 744, zweimonatlich und vierteljährlich 68.

In Betreff des Alters erfahren wir, daß die nestorische Palme dem seit 1756 bestehenden und in Portsmuth, New Hampshire, erscheinenden „Portsmouth Chronicle und New Hampshire Gazette", einem rüstigen Hundertachtzehnjährigen, gebühre. Außerdem existiren noch sechs Hundertjährige, alle gleichfalls in den Neuenglandstaaten — bekanntlich der Heimat langlebiger Geistesaristokratie in der neuen Welt.

Was endlich die verschiedenen Richtungen anbelangt, welche innerhalb dieses riesigen Aufgebots publicistischer Thätigkeit vertreten sind, so erscheint die Politik breit und in fast ausschließlicher Weise den Vordergrund einnehmend, mit 5283 Blättern, darunter alle täglichen und vier Fünftel sämmtlicher Wochenblätter. Das Unterhaltungsbedürfniß beansprucht 675 Zeitschriften, davon etwa ein Fünftel illustrirt. Dem Himmel oder richtiger gesagt, den, um das Privilegium seines Besitzes hadernden Religionssecten gehören 492 eigene Publicationen, während sich Wissenschaft, Technik und Gewerbe mit 282, und die Erziehung mit 169 Organen begnügen. Finanzen, Handel

Digitized by Google

und Versicherungswesen verfügen über 171 Blätter. 89 dienen den Interessen wohlthätiger und geheimer (Logen-) Gesellschaften, denen der Landwirthschaft 97 und der besonderen Nationalitäten 22. Aber wie schlecht würde man dieses ungeheure das gesammte Leben des americanischen Volkes durchadernde System der Publicistik beurtheilen, wenn man annehmen wollte, daß ein Dutzend Hauptgesichtspunkte genügen, um ihnen, ohne gewaltsam zu werden, alle Hervorbringungen der periodischen Literatur der Vereinigten Staaten unterzuordnen! Die nachstehenden Curiosa, deren Zahl leicht um das Zwei- und Dreifache vermehrt werden könnte, mögen als Beläge für die allumfassende Fürsorge dienen, mit welcher die für das Zeitungsheiligthum prädestinirte Speculation jedwede Richtung und jedes Interesse der geistigen und materiellen Existenz ihrer 40 Millionen Mitbürger unter ihre Fittige zu nehmen, resp. dieselben zum Aufbau eines mehr oder minder erfolgreichen Zeitungsgeschäftes auszubeuten weiß. Sie sind dem Kataloge entnommen, welchen der New Yorker Buchhändler Ernst Steiger als Ergänzung zu seiner, 125 Folianten mit Probenummern von 6000 verschiedenen Zeitungen umfassenden, Sammlung zusammengestellt hat, die auf der Wiener Weltausstellung die americanische Presse in ebenso sinnreicher wie drastischer Weise repräsentirte. Nach dieser Quelle waren im Jahre 1873 unter Anderm der Chronik der Verbrechen, Unglücksfälle und Elementarkatastrophen 6 eigene Organe gewidmet. Mit der Colonisation Afrikas beschäftigte sich das zu Washington erscheinende „African Repository". Im Dienste des Gambrinus wirkten 4, für Bienenzucht 2, für americanische Alterthümer 1, für Bankerottwesen 2, für Bibelkunde 10, für das Billardspiel 4, und im Interesse der Sammler von Vogeleiern und Vogelnestern 1 besondere Zeitung. Mit der Kunst des Bleichens beschäftigte sich 1 Blatt, mit der Schuhmacherkunst gleichfalls 1, mit Botanik 7, mit Wildthätigkeit 2, mit Käsebereitung 1, mit der Ermuthigung christlicher Frauen 1, mit Austernzucht 1, mit dem Fortschritt der äthiopischen Rasse 1, mit Communismus 2, mit gefälschten Banknoten 2 Journale. In Thierschutz machten 2 besondere Blätter, in cubanischer Freiheit 1, in Milchwirthschaft 10, in Taubstummenwesen 8, in Zahnheilkunde 5, in Elektricität 2, in ausgewanderten Canadiern 1, in Erieeisenbahn 1, in Freidenkerei 6, und je eines in Feuerlöschapparaten, in freier Liebe, in Pelzthieren und in Wappenkunde. Ferner hatten besondere Organe die Hopfencultur, das Hotelwesen, die Heilung Trunksüchtiger, die irische Frage, das Reformjudenthum, die Jünger des Crispinus, der Bau von Luftschiffen, Ehe und Heirat, die Phonetik, das Zahnen der kleinen Kinder, die Pflege von Lieblingsthieren, die Traubencultur, die Mutterschaft, die Physiognomik, die Staatsschuld der Vereinigten Staaten, die Versittlichung des öffentlichen Lebens, die Satire, das Sägemühlenwesen, die Nähmaschinen, die Besserung gefallener Frauen, die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, der Spiritismus, die Minstrelbühne, das Briefmarkensammeln, die Zimmerheizung, die Interessen der Leichenbesorger, die Frauenrechte und die Einführung von türkischen Bädern.

Man sieht, daß es der americanischen Presse an Vielseitigkeit wenigstens nicht fehlt. Daß es ihr aber ebenso wenig an Großartigkeit mangelt, darüber mag selbst dem den Verhältnissen völlig fern Stehenden der flüchtigste Gang über die große New Yorker Zeitungenzeile der Park-Row und ihrer Nachbarschaft eine schier überwältigende Belehrung ertheilen. Da ragen sie auf, mitten im Herzen der Geschäftsstadt, auf dem kostbarsten Grund und Boden der Welt angesichts des Stadthauses, des Postamts, des Telegraphencentrums des Landes — da ragen sie auf die Paläste, in denen die großen New Yorker Tageblätter (Herald, Tribune, Times, Evenny, Post, World, Sun, Staatszeitung ꝛc.) ihr stolzes Heim haben, — da ragen sie auf in Marmorsandsteinkunstziegeln und Eisengefüge und in solcher Massenhaftigkeit, wie sie selbst Pariser und Wiener Bauweise auch noch nicht annähernd zu planen gewagt. Daneben die kaum minder umfangreichen Miethshäuser, in deren weiten Stockwerken kleinere Zeitungsunternehmungen und solche Geschäfte neben und übereinander einquartirt sind, die wie die zahlreichen Annoncenagenturen in unmittelbarem Zusammenhang mit der Presse stehen. Die Straße selbst aber ein Haupttummelplatz jener schreienden, drängenden, hin und her huschenden Zeitungsjungen, welche sich von hier aus, eine wilde Jagd moderner Neuigkeitenverbreitung, nach allen Seiten hin ergießen und einen der eigenartigsten Züge des ohnehin so bunten und eigenartigen Straßenlebens der Stadt bilden. Das Ganze schließt sich zu einem Bilde zusammen, dem keine Metropole der alten Welt Aehnliches oder gar Gleiches zur Seite zu stellen hat. Es genügt schon, seinen baulichen Rahmen zu betrachten, um sich vor ihm, als der ausgesprochenen monumentalen Apotheose des berühmten Wortes von der, dem Schwerte an Macht überlegenen Feder zu neigen. Allerdings einer Apotheose, die gelegentlich nicht umhin kann, zum Ungeheuerlichen auszuarten, wie in dem neuen, zehn Stockwerke hohen, von 250 Fuß messendem Thurm überragten Babelbau des „Tribune"! Aber es fehlt nicht an erquicklichem Gegengewicht gegen derartige Ausschreitung, und daß derjenige unter diesen Prachtbauten, welcher dasselbe durch geschmackvolle Bauweise und edles Material in der nachdrücklichsten Weise liefert — der im Granit und Marmor ausgeführte Renaissancebau der „New Yorker Staatszeitung", — zugleich ein Zeugenmal deutschen Erfolges ist, mag immerhin für das gesammte Deutschthum des Landes ein Grund der Anerkennung und des Stolzes sein. Aber nicht nur New York hat seinen Zeitungscorso mit Stein- und Eisenpalästen. Die großen Blätter Chicagos (und auch unter ihnen wieder ein deutsches, die „Illinois Staatszeitung", in vorderster Reihe), die von St. Louis, Cincinnati, Philadelphia, Boston und San Francisco haben es verstanden sich Heimwesen zu gründen, welche kaum minder stattlich und reich sind, als jene ihrer Schwesterunternehmungen der östlichen Metropole auch in ihren geistigen und technischen Werkstätten sind kleine Armeen beschäftigt. Auch ihre Inventarien repräsentiren nach Hunderttausenden zählende Vermögen. Auch ihre Einkünfte übertreffen die Civillisten kleiner Fürsten der alten Welt und ihr Einfluß reicht weiter als das Machtwort gar manches unter ihnen.

Und doch ist das Alles das Werk weniger Jahrzehnte! Noch in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ließ nichts darauf schließen, daß das, was damals als americanische Presse geliebt, gefürchtet, bewundert und gehaßt wurde, je zu solchen Verhältnissen emporwachsen könnte. Erst der Dampf, welcher den Verkehr in so ungeahnter Weise beflügelte, löste auch ihr die Schwingen, welche sie, durch das zweite Wunder des Telegraphen mit weiteren Zauberkräften ausgerüstet, zu ihrer heutigen Höhe emportrugen.

Es ist anziehend genug, und die Mühe, welche es verursacht, hinlänglich lohnend zugleich, von dieser Höhe einen Blick auf den Weg zurückzuwerfen, der zu ihr hinanführte, zurück bis zu jenen frühesten Wagnissen buchdruckerischen Unternehmungsgeistes, in denen man in dem nämlichen Sinn die Anfänge der americanischen Presse erblicken darf, in welchem man die sagenhafte Schneeflocke, welche sich unter dem streifenden Vogelfittig loslöst, als den Beginn einer gewaltigen Alpenlawine betrachten mag.

Zur Geschichte des Ordens vom goldenen Vließ.

Wenn die gegenwärtige Culturepoche an ihrem Endpunkte angelangt sein wird und neue Völkergeschlechter die Erbschaft der untergegangenen angetreten haben werden, um ihrerseits die Aufgabe der culturgeschichtlichen Entwicklung des Menschen-

Digitized by Google

geschlechts weiter zu führen, so werden sie trotz unserer Bibliotheken, ungeachtet aller Infolios, Quartanten, Octavos und Sedeze ihre liebe Noth haben, Manches zu begreifen, was schon jetzt uns, den Zeitgenossen, schwer begreiflich wird. Unter anderm die Lösung des Räthsels, was die hunderte von Ordensdecorationen zu bedeuten hatten, mit denen unsere Zeit gesegnet war, um welcher Tugenden willen sie verliehen zu werden pflegten, und endlich, von welcher Körperbeschaffenheit die mit diesen Kennzeichen hervorragender Tugenden und Verdienste überreichlich begnadeten Menschenkinder gewesen sein mögen, daß sie im Stande waren, alle diese Orden und Ehrenzeichen auf der Oberfläche ihrer Verdienste anzubringen? Freilich machen wir auch hier die tröstliche Wahrnehmung, daß kein Uebelstand bemerkbar werden kann, ohne daß der rastlose Menschenwitz gleichzeitig auch die Mittel zu entsprechender Abhülfe ersänne und so feiert die Cultur auf diesem Gebiete einen neuen Triumph in der Erfindung der Miniatur-Orden, welche wie allerliebste Nippes aufgereiht am Knopfloch prangen und sich zum Gesammtinventar der Verdienste des Trägers verhalten, wie der Index zum Inhalt des Werkes.

Als der jüngste König von Spanien bald nach seiner Thronbesteigung dem Fürsten Bismarck den höchsten Orden der katholischen Christenheit und insbesondere Spaniens, den vom goldnen Vließ, verlieh, regte sich neben der natürlichen Befriedigung über den Tact des Königs Alfons doch zunächst die Sorge: wie wird der große Staatsmann, der nicht allein die Last der europäischen Politik auf seinen Schultern, sondern auch die gesammten Orden der decorirenden Welt an seiner, allerdings kräftig entwickelten Brust zu tragen hat, diesen letzten Orden unterbringen? Aber bald wich diese Sorge vor einer andern gewichtigern: wird der streng protestantische Reichskanzler diesen, gerade behufs Ausbreitung des katholischen Glaubens und zur Bekämpfung der Ketzer gegründeten Ritterorden anlegen dürfen? Ist es doch nicht gar so lange her, daß für die zu creirenden Ritter des rothen Adlerordens, die dem jüdischen Glauben angehörten, besondere Decorationen gefertigt werden mußten, um das anstößige Kreuz durch ein unverfängliches Emblem zu ersetzen. Inzwischen hat die fortschreitende Entwicklung neben vielen andern auch diesen Scrupel überwunden und Orden und Ehrenzeichen jeder Art werden confessionslos erstrebt, verliehen und getragen, ohne die Gewissen zu belasten.

In jedem Falle hat diese neueste Verleihung des hohen Ordens vom goldnen Vließ das Interesse an der Geschichte desselben wieder rege gemacht. Die nachfolgenden Zeilen wollen versuchen, das Wesentlichste darüber zu berichten.

Philipp III., Herzog von Burgund, mit dem Beinamen „der Gütige", war zweimal in kinderloser Ehe verheirathet gewesen, als er im Jahre 1430*) in Brügge zur dritten Ehe mit Isabella, Tochter König Johanns I. von Portugal schritt. Die Feierlichkeiten der Vermählung wurde mit einem, selbst für jene Zeit und die üppigen Gewohnheiten des Landes außerordentlichen Pomp begangen. Die Chroniken jener Epoche und zahlreiche Abhandlungen erwähnen alle Vorkommnisse dieses opulenten Festes mit großer Umständlichkeit. Als besonders merkwürdiger Tafelaufsatz wird eine riesige Pastete erwähnt, in derer Innerm ein lebendiger, schön blau bemalter Hammel mit vergoldeten Hörnern und ein als wildes Thier verkleideter Hanswurst verborgen waren. Die übliche Redefigur von dem in Strömen fließenden Weine gewann hier eine, in ihren Wirkungen bedenkliche Realität, da das Zechen und die öffentlichen Schaustellungen mit Belustigungen der verschiedensten Art sechs Tage lang dauerten. Wie üblich, wurden die Weine durch die Rachen von allerhand wilden Thieren ausgespieen und zwar à discrétion. Ein besonders gründlicher Autor, Pontus Heuterus, hat uns auch die Namen der Weinsorten aufbewahrt: Malvasier, Römischer, Muscateller und ein Gemisch, welches „hippocras" genannt wurde und nach der Vorschrift des Hippokrates mit Zucker und mannichfachem andern Gewürz versetzt war.

*) Neuen Styls.

Die wichtigste Feierlichkeit, welche bei diesem Anlasse stattfand, war jedoch die Verkündigung der durch den Herzog beschlossenen Stiftung eines neuen Ritterordens unter dem Namen „das goldne Vließ". Ueber die Tendenz dieses neuen Ordens äußert sich der Herzog in der der ersten Investitur vorhergehenden Proclamation selbst dahin, daß durch denselben „das edle Ritterthum geehrt und gehoben, der wahre katholische Glaube und die heilige Mutter Kirche gefördert und die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt befestigt werden sollen".

Nichts desto weniger herrscht unter den Gelehrten die größte Meinungsverschiedenheit sowohl über die eigentliche Absicht, welche der Stiftung des Ordens zum Grunde lag, wie über die symbolische Bedeutung desselben.

Der Zusammenhang mit dem goldnen Vließ Jasons und der ritterlichen Genossenschaft der Argonautenfahrer lag wohl am nächsten. Diese Deutung entsprach aber wiederum nicht dem kirchlichen Charakter, der dem Orden aufgeprägt war, und so glaubten spätere Historiographen, namentlich solche geistlichen Standes, das Symbol auf den alttestamentarischen Helden und streitbaren Kämpfer wider die Midianiter, Gideon, zurückführen zu dürfen, über den der bibelkundige Leser das Nähere aus Buch der Richter (VI, 37) zu ergänzen weiß. Diese Conjectur schien ihre Bestätigung in dem Umstande zu finden, daß eines der Schlösser Herzog Philipps mit Tapeten bekleidet war, die eine Darstellung des Lebens und der Thaten Gideons enthielten. Andere wieder meinten, die Anfangsbuchstaben des Namens Jason entsprächen den Anfangsbuchstaben der Monate Juli, August, September, October und November, welche für die Abhaltung der Ordenscapitel bestimmt seien und entnahmen aus dieser Uebereinstimmung einen neuen Grund für den Zusammenhang der schöpferischen Grundidee mit der Argonautenfahrt und deren Symbol. Aus dem unerquicklichen Staube, den der Streit der Gelehrten um diese Frage aufgewirbelt hat, ragt eine Conjectur wenn auch nicht als die annehmbarste, so doch als die pikanteste hervor. Philipp der Gütige hatte, so wird erzählt, vier und zwanzig Freundinnen (ihre Namen sind uns aufbewahrt*). Er pflegte einen sogenannten Liebesknoten zu tragen, der aus den Haaren seiner Lieblinge geknüpft war und dessen Mitte aus einer Rosette von rothen Haaren bestand, welche von Marie van Crombrugge herrührten. Als einige Cavaliere über diesen seltsamen Schmuck spöttische Bemerkungen machten, u. A., daß der Herzog die hübschen Frauen seines Landes zu scheeren liebe und die genannte Dame ihm in Wahrheit ein goldnes Vließ geliefert habe, erwiderte der Herzog, daß diejenigen, welche jetzt dieses Vließes spotteten, es bald genug in hohen Ehren halten würden. Er hielt Wort und da der Hof von Portugal ihm mit Rücksicht auf die bisherigen ausgedehnten Beziehungen zu den Unterthaninnen des Landes Schwierigkeiten machte, erklärte er, die Devise annehmen zu wollen „Aultre n'aray" (q' Dam Isabeau) und bestimmte, daß in Erinnerung an die ehemaligen vier und zwanzig Freundinnen ebenso viele Ritter des neugestifteten Ordens die Investitur erhalten sollten.

Ueber diese leichtfertige Conjectur ist Chifletius**), Rath des Königs von Spanien und Kanzler des Ordens, äußerst ungehalten und belegt deren Urheber mit einer Anzahl von Prädicaten, an denen das Wörterbuch polemisirender Gelehrten so reich ist. Er beruft sich seinerseits auf Georgius Castellanus, einen Zeitgenossen Philipps von Burgund und eine Strophe aus einem, dem Herzoge von Jenem dedicirten Gedichte***),

*) Auch die Namen von 16, aus diesen zärtlichen Verbindungen hervorgegangenen Kindern sind erhalten geblieben. Erwähnter Heuterus begleitet diese Richtung des herzoglichen Geschmackes mit der verbindlichen Glosse: Flore aetatis concubinarum mutatione gaudebat, secunda fortuna ac prospera valetudine illectus.

**) Breviarium historicum inclyti ordinis Velleris Aurei, Auctore Julio Chifletio. Antwerpen 1452.

***) Mais n'est d'oubly le hault eslevement
De la Thoyson, haulte et divine emprise,
Que pour confort, ayde et réparement
De nostre foy, en long proposement

Digitized by Google

sowie auf das Epitaph, mit welchem Philipps des Gütigen Sarg geschmückt ist:

Pour maintenir l'Eglise, qui est de Dieu Maison,
J'ai mis sus le Noble Ordre, qu'on nomme La Toison.

Der würdige Chifletius läßt keinen andern Zweck dieses, unter den besondern Schutz der heiligen Jungfrau und des Apostels Andreas gestellten Ritterordens gelten, als die Ausbreitung des katholischen Glaubens und den Kreuzzug wider die Ungläubigen, namentlich wider die Sarazenen und Türken. Er erwähnt zur Unterstützung seiner Ansicht insbesondere das vom Herzoge im Jahre 1443 zu Ryssel gegebene prachtvolle Bankett, bei Gelegenheit dessen derselbe öffentlich einen solchen Kreuzzug gelobt habe. Bei diesem Bankett habe sich u. A. ein maskirter Cavalier präsentirt, nicht etwa zur Lust und Kurzweil, sondern um in einer jämmerlichen Gestalt und Erscheinung die leidende katholische Kirche des Orients darzustellen und zu dem erwähnten Kreuzzuge um so eindringlicher anzufeuern, zu welchem Zwecke die Maske auch ein entsprechendes, besonders bewegliches Carmen vorgetragen habe*).

Freilich ist das Gelübde des Herzogs ein frommer Vorsatz geblieben. Ein übelwollender französischer Autor ist böswillig genug, es gerade heraus zu sagen, die Verheißung Philipps, die Sarazenen zu bekämpfen, sei nichts als ein Finanzmanonuvre gewesen, eine Art religiöser Steuerschraube, mittelst deren er von seinen gläubigen Unterthanen willkommene Subsidien flüssig machte.

Man wird schwerlich fehlschließen, wenn man annimmt, daß die neue Institution, neben der Absicht, seiner Regierung einen besondern Glanz zu verleihen, wesentlich den politischen Zwecken Herzog Philipps zu dienen bestimmt war. Die enge Genossenschaft, welche die Ordensritter mit einander und dem Oberhaupte des Landes als ihrem Großmeister verband, die nach den Ordensstatuten der Genossenschaft verliehene Pflicht und Befugniß der wechselseitigen Ueberwachung in ihrem öffentlichen und Privatleben, das Recht der Rüge und Strafe, gaben dem Souverän einen Einfluß, welcher zu politischen Zwecken wirksam verwendet werden konnte.

Diesen Absichten entsprach es, der neuen Würde eine hervorragende Bedeutung und ihren Inhabern ein besonderes Ansehen zu verleihen. In manchen Einrichtungen hat offenbar der im Jahre 1350 gestiftete englische Hosenband-Orden zum Vorbilde gedient. Die Ordensritter waren zum unausgesetzten Tragen der Ordenskette verpflichtet, deren ursprüngliche Embleme aus Gliedern von Stahl und Feuerstein gebildet waren. Darauf bezieht sich die Devise: „Ante ferit, quam flamma micat". Auf die Verpflichtung des ununterbrochenen Tragens der Kette deutet die andre Devise: „Aultre n'aray — aliud non habebo". Die spanischen Könige pflegten den Orden nur als „sacrum, antiquissimum et nobilissumum" zu bezeichnen. Und als Kaiser Karl V. der Herrschaft entsagte, um im Kloster St. Just über die Nichtigkeit irdischer Größe nachzudenken, vollzog er am 25. October 1556 in der Schloßkirche zu Brüssel die Verleihung der Großmeisterwürde an seinen Sohn Philipp II. noch mit ganz besonderer Feierlichkeit. In Gegenwart des ganzen Ordens und vieler Zuschauer nahm er tiefbewegt die Kette von seinem Halse und hing sie seinem Nachfolger mit der eindringlichen Ermahnung um, den Orden und seine Satzungen allezeit in Ehren zu halten.

Nach den Ordensregeln mußte jeder Ritter von edler Geburt sein und durfte mit Ausnahme der Kaiser, Könige und souveränen Fürsten, keinem andern Orden angehören. Sie waren dem Großmeister zu unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit verpflichtet und mußten einander unwandelbare Freundschaft halten. Der Großmeister durfte ohne die Zustimmung des Capitels nichts von Bedeutung unternehmen. Jede, einem einzelnen Ordensritter widerfahrene Unbill war als eine der Gesammtheit zugefügte anzusehen, für welche die Genossenschaft Genugthuung zu fordern hatte. Gerieth ein Ritter in Gefangenschaft, so waren die übrigen verpflichtet, das Lösegeld für ihn aufzubringen. Wer mit dem Makel der Ketzerei, des Verrathes, der Feigheit oder einer andern schweren Verschuldung behaftet war, wurde aus dem Orden ausgestoßen.

Die Wichtigkeit des Ordens wurde durch mannichfache Privilegien und Vergünstigungen anerkannt, welche ihm von Päpsten und den Königen von Spanien verliehen wurden. Papst Eugenius IV. hatte dem Orden schon im Jahre 1433 die Bestätigung ertheilt. Leo X. verlieh dem Kanzler die Berechtigung, den Ordensrittern die Absolution zu ertheilen und sie von gewissen Gelübden zu dispensiren. Den Rittern war es gestattet, in ihren eigenen Capellen Messe lesen zu lassen, ihren Frauen und Kindern, jede Art von Klöstern zu besuchen. Endlich war ihnen auch durch die Güte des Papstes die Vergünstigung eingeräumt, während der Fasten Milch und Eier zu genießen. Karl der Kühne, Maximilian I. und Philipp II. gewährten ihnen den Vortritt vor allen andern Personen, mit Ausnahme der Prinzen von Geblüt. Sie waren von jeder Art Abgaben und Steuern befreit. Philipp IV. ertheilte ihnen das Recht, sich in Gegenwart des Königs zu bedecken und alle Gemächer des königlichen Schlosses, das eigene des Königs nicht ausgenommen, zu betreten.

Philipp des Gütigen einziger Sohn, Karl der Kühne, fiel bei Nancy im Jahre 1477 und dieser hinterließ nur eine Erbin: Maria von Burgund, welche sich mit Erzherzog Maximilian von Oesterreich, dem späteren Kaiser Maximilian I., vermählte, auf den die Würde des Ordens-Großmeisters überging. Maximilians Sohn, Erzherzog Philipp, wurde der Gemahl Johannas, welche als Tochter Ferdinands und Isabellas der Katholischen ihm drei Königreiche (Aragon, Neapel und Castilien) und die americanischen Kolonien zubrachte, während er von seiner Mutter Maria die burgundischen Länder, von seinem Vater Maximilian die habsburgischen Besitzungen erbte. So kam es, daß die Nachfolger Philipps des Schönen sich als Beherrscher Spaniens die Großmeister-Würde des Ordens vom goldenen Vließ beilegten, was nicht verhinderte, daß in der Folge auch die habsburgische Linie einen gleichen Anspruch erhob, so daß im Laufe der Zeit die österreichischen wie die spanischen Regenten den Orden selbstständig und unabhängig von einander verliehen.

Wie die strengen Regeln des Ordens, die Beschränkung auf die ursprüngliche Zahl der Ritter, und die ganze Institution selbst im Laufe der Zeit und schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts sich modificirten und nach und nach in Verfall geriethen, dies darzustellen, überschreitet den Rahmen dieser Skizze.

Philipp II. war nicht der Mann, die Institution ihrem ursprünglichen Sinne gemäß zu fördern. Er und sein Nachfolger, Philipp III. erbaten und erhielten von den Päpsten Gregor XIII. und Clemens VIII. „kraft apostolischer Machtvollkommenheit" die Befugniß, die erledigten Stellen aus eigenem Belieben und ohne Zuziehung des Ordenscapitels zu besetzen. Mit dem Wegfall des freien Wahlrechts der Genossenschaft war dieselbe ihrer eigentlichen Bedeutung entkleidet und die Verleihung der Ritterwürde fortan eine bloße Decoration geworden. Wie Philipp II. die Rechte und Privilegien der Ritter vom goldenen Vließ respectirte, bewies er in dem Prozesse gegen die Grafen Egmont und Hoorn und durch die Beachtung, welche er ihren Protesten und Berufungen auf die ihnen als Ordensrittern zustehenden Rechte schenkte. Es verdient übrigens erwähnt zu werden, daß Napoleon der Erste,

---

Tu a mis sus, divulguée et emprise,
Soubs aultre grand religion comprise,
Touchant honneur et publique équité,
Pour estre mieux envers Dieu acquitté.

*) Vous, chevaliers, quy portez la Thoyson,
N'oubliez pas le très divin service;
Et vous aussy, nés de bonne maison,
Gentilshommes, voicy belle ochoison
Pour acquérir de los le bénéfice.
Mon secours est pour jeunes gens propice.
Les noms croistront et l'ame enrichira,
Du service que chascun me fera.

Digitized by Google

welcher alle Machtvollkommenheiten der alten Herzoge von Burgund, der deutschen Kaiser, sowie der österreichischen und spanischen Monarchie in sich zu vereinigen glaubte, mit dem Gedanken umging, den Orden in der Form eines neuen Ordens „der drei Vließe" zu vereinigen. Der Plan blieb jedoch unausgeführt.

Nemo.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Zur Correspondenz Proudhons.

Am 31. Juli 1848, so hatte die Nationalversammlung bestimmt, wolle sie das Exposé des Citoyen S. J. Proudhon anhören, dessen Antrag dahin ging: ein Drittheil aller laufenden Miethen und Renten zu confisciren. Die confiscirte Summe sollte zu gleichen Theilen dem Staate und den Miethern zu Gute kommen. Um aber die Capitalisten zu hindern, die neue Steuer auf ihre Miether überzuwälzen, sollten alle laufenden Verträge als für weitere drei Jahre zu Recht bestehend erklärt werden.

Einen ganz ähnlichen Antrag Mirabeaus hatte schon die Nationalversammlung von 1789 entrüstet zurückgewiesen; auch diesmal dachte kein Mensch an die Annahme des Antrages. Allein sechs Wochen nach der Junirevolte war eine solche Proposition jedenfalls von picantestem Interesse. Ganz Paris wartete mit fieberhafter Neugierde auf die große Vorstellung, während die Bauerndeputirten sich auf die Geschichte freuten, wie man sich eben in der Provinz auf eine unentgeltliche Menagerieproduction freut. Von den dicken, philosophischen Büchern ihres Collegen hatten sie wenig gelesen; doch wußten sie aus bester Quelle, daß das ein höchst verabscheuungswerther Mensch sei, der die heiligsten Güter der Menschheit und den hochwürdigen Erzbischof von Besançon in rücksichtslosester Weise malträtirt habe.

Sechs Tage früher hatte Herr Thiers, in einer ziemlich mittelmäßigen Causerie, den Antrag und den Antragsteller zu Tode gehetzt; Proudhon schwur Rache und das Geringste, was er thun konnte, war, daß er nun seinerseits in einer dreistündigen Rede dem Finanzausschusse und dessen Referenten den Garaus machte.

Proudhon war nie ein Redner. Alle jene, die ihn gehört, bezeichnen seinen Vortrag als schwerfällig, eintönig, unbeholfen, farblos, unangenehm und einschläfernd. So anziehend und pittoresk er zeitweilig in der Schrift zu sein verstand, so matt und langweilig war er auf der Tribüne. Dazu kam, daß er die Gewohnheit hatte, seine gewaltigen Reden aus einem Hefte vorzulesen — aus einem Hefte, das nie weniger als 50—60 Seiten faßte.

Die neugierige Aufmerksamkeit, mit der man den ersten Worten des Redners folgte, wich bald einer allgemeinen, stürmischen Heiterkeit. Der Redner hatte versichert, sein Mittel sei „unfehlbar" und „ohne Beispiel in der Finanzgeschichte".

— „Ich bedaure, Bürger," bemerkt der Redner gravitätisch, „daß das, was ich Euch sage, Euch so sehr zum Lachen reizt; denn das, was ich hier sage, wird Euch tödten!"

Auf die allgemeine Heiterkeit folgt nun ein allgemeines Gejohle. Von da ab kann der Redner nicht einen Satz mehr ohne Unterbrechung vollenden. Von allen Seiten fliegen ihm die Liebenswürdigkeiten zu.

— Die Rede in den Moniteur, den Redner nach Charenton!
— Wo waren Sie im Juni, Citoyen?
— Auf den Barrikaden war er!
— Nein, die Canaille ist zu feig dazu!

Worauf der Redner, nachdem er ruhig seine These und Antithese entwickelt, unter dem ungeheuersten Tumult, den selbst eine französische Nationalversammlung je gesehen, die Synthese zieht:

— Die Republik wird das Capital tödten, oder das Capital wird die Republik unterdrücken. Es existirt weder Recht noch Gesetz, nur mehr die Gewalt, oder wenn Sie wollen, die Nothwendigkeit .... Das Capital wird nicht mehr erscheinen; das Proletariat hat die Augen auf Sie gerichtet....

Damit packt der Redner gewissenhaft seine Schriften zusammen und schreitet stolz und erhobenen Hauptes, wie nach dem glänzendsten parlamentarischen Triumphe, seinem Platze zu, während die Versammlung mit allen gegen zwei Stimmen den Antrag des Citoyen Proudhon, als „unmoralisch, unwürdig und verbrecherisch" erklärt. Die zwei Stimmen waren jene: Proudhons und des radicalen Deputirten Greppo. Der Berg hatte, unter Führung Louis Blancs, mit den „Gutgesinnten" gestimmt.

Als Proudhon seinen Platz erreichte, schritt Herr Greppo auf ihn zu, um ihm die Hand zu drücken.

— Ich bin der Einzige, sagte er freudestrahlend, der für Sie gestimmt hat.

— Sie haben Unrecht gethan, erwiderte Proudhon, denn Sie haben mich nicht verstanden!

Von dem Tage ab standen die beiden Männer unter einer Art von Ostracismus. Niemand näherte sich ihnen; Niemand richtete das Wort an sie; Niemand erwiderte ihren Gruß; Niemand nahm auf ihrer Bank Platz. Nur der brave Herr Greppo ließ sich durch die göttliche Grobheit des Meisters nicht abhalten, für diesen zu stimmen und zu schwärmen. Gerührt von so viel Anhänglichkeit, nahm Proudhon denn eines Tages seine „Partei" mit in die Weinschenke, wo er sein Diner zu nehmen pflegte, und Herr Greppo war auf diese Auszeichnung stolzer, als hätten ihn die vereinigten Potentaten aller Welttheile zu ihrer Hoftafel gezogen.

Der ganze Proudhon liegt in dieser Antwort an den dummen Herrn Greppo.

In der That, wenn es eine böse Affäre war, Proudhon zu widersprechen, so war es noch viel schlimmer, ihm beizustimmen oder gar zu behaupten, man habe ihn verstanden. Seine grausamsten Worte hat er nicht für Gott, nicht für das Christenthum und nicht für das Eigenthum, sondern für den gouvernementalen Socialismus und den autoritären Communismus. Die ganze Armee der socialistischen Gläubigen, die den Namen Proudhons nie ohne ein Gefühl heiliger Ehrfurcht ausspricht, ahnt es kaum, daß die schwersten Hiebe, welche jemals gegen die communistische Albernheit geführt wurden, gerade von Proudhon kommen. Man hat mit Recht von ihm gesagt: er könne keine Paradoxa ertragen, als seine eigenen. Der Luxembourger Wahnsinn ging ihm geradezu an die Kehle. Thiers ist für ihn nur ein Plauderer; Bastiat ein schlechter Oekonom, — Louis Blanc aber ist ihm ein Hermaphrodit und Pierre Leroux etwas noch unübersetzbar Schlimmeres. Der politischen Oekonomie wirft er Unwissenheit vor, dem Socialismus aber Betise.

Keine Idee, keine Erfindung, kein Ereigniß, kein Buch, keine Gesellschaft, kein Project und keine Thorheit im Laufe von 30 Jahren, die er nicht in irgend einer Weise in den Kreis seiner Besprechungen zöge. Er schreibt über Alles: über Philosophie, Philologie, Ontologie, die Unsterblichkeit der Seele, die Nationalgarde, über Arbeitstheilung und Credit, über römische Geschichte, hebräische Grammatik, deutsche Theologie, griechische Mythologie, über schmalspurige Eisenbahnen, Kriegsrecht, Völkerrecht, Heilighaltung des Sonntags, Luxus, Sparcassen, Arbeiterbibliotheken, Steuerwesen, Frauenemancipation, über schöne Literatur selbst, obgleich er in einem Briefe an Marx in London erklärt, was man so „schöne Literatur" nenne, sei ein Spielzeug, gut für kleine Mädchen; über Jesus Christus, Hegel, Homer, Ovid, Thiers, Guizot, Lamennais und Madame Georges Sand — über Madame Georges Sand besonders, arme Madonna!

Digitized by Google

Die „kleinen Leute“ verschmäht er nicht; die großen respectirt er nicht. Er kennt kein Erbarmen und keine Disciplin. In der Kritik erst ist er der eigentliche homme-terreur; bald docirt er mit verstelltem Ernst über die elementarsten Begriffe der politischen Oekonomie; bald wird er zornig, ungeschlacht; urplötzlich wieder gemüthlich, heiter und zuthunlich — im Kriege mit Louis Blanc ist er meist gemüthlich und das ist das Schrecklichste an ihm. Zwischen tiefsinnigen und schwerfälligen metaphysischen Erörterungen, vorgetragen in verzweifeltem Hegelianisch, finden sich mehrere Seiten reizenden, herzerquickenden Humors. Angefangen bei den köstlichen Briefen an den Erzbischof von Besançon, wo Proudhon „seinen“ Bischof noch ganz anders zurichtet als J. J. Rousseau den Erzbischof von Paris — bis zu jener urdrolligen Einleitung zum Buch vom Krieg und Frieden, wo er dem Juppiter vorwirft, er allein sei an allem Unglück schuld, das den Biedermann Vulcanus getroffen, weil ein honetter Familienvater seine Venus nie an einen Schmied hätte verheirathen dürfen — finden sich in seinen Schriften hundert und hundert Seiten, die nur im Rabelais noch ihres Gleichen treffen. Wenn Proudhon den „tugendhaften Autor Rabelais“ und den „ehrwürdigen Heros Pantagruel“ so eifrig gegen Lamartine vertheidigte, so lag darin auch ein Stück Selbstvertheidigung. Man muß sich lange an seine Art zu sprechen und zu scherzen gewöhnt haben, um zu wissen, wo eigentlich bei ihm der Scherz aufhört und der Ernst anfängt?

So viel ist gewiß: durch seine Kritik hat Proudhon allein der politischen Oekonomie so viel genützt, als die ganze hohe Pariser Akademie der politischen Wissenschaften zusammengenommen. Darob natürlich unmenschlich tugendhafte Entrüstung in der zahlreichen, nein: zahllosen Schaar jener süßen Mittelmäßigkeiten, für die der Liberalismns in seinen Flegeljahren eigens die sacramentale Form erfand: „kein Talent, aber ein Charakter“. Die Kritik ist ja eine sehr löbliche Angewohnheit und Niemand mehr als sie wünscht Freiheit, Oeffentlichkeit, Rücksichtslosigkeit, Parteilosigkeit, nur hat natürlich Jeder einige kleine Modificationen ...

„L'un veut la liberté de tenir seul boutique,
Et l'autre de fermer celle de son voisin ...“

„Daniel Stern“ verweist ihm in einem Briefe seine Ungezogenheit, worauf Proudhon heiter erwidert:

„Glauben Sie, daß ich mich von der Anbetung Jesus Christus emancipirt habe, um Herrn Lamennais und Madame Georges Sand anzubeten?“

Arme, arme Madame! In einem nachgelassenen Buche Proudhons, das kaum vor 1876 erscheinen dürfte: La pornocratie, ou les femmes — findet sich ihr Porträt mit haarsträubender Ausführlichkeit. Ich habe Gelegenheit gehabt, ein wenig das Manuscript zu durchblättern — ich sage Ihnen, seit Marie Antoinette ist keine Frau in Frankreich mit so viel Eclat hingerichtet worden!

Es gibt vielleicht zur richtigen Charakteristik der Kritik Proudhons nur Ein Bild, dasselbe findet sich in Mérimées Briefen an seine bekannte Unbekannte. Während der Junirevolution spaziert ein Mann, sein Stöckchen in der Hand, ruhig zwischen den beiden Lagern herum. Plötzlich bemerkt er einen blutjungen Gardisten, der mit unendlichem Eifer seine Flinte ladet und wieder ladet und immer wieder in's Blaue schießt, ohne auch nur einer Menschenseele damit wehe zu thun.

— Sie schießen ja schlecht, mein Freund, sagt unser Mann.

— Das kommt daher, weil ich heute zum ersten Male so ein verteufeltes Ding in Händen halte. Wie muß man's denn eigentlich machen?

Worauf der Spaziergänger die Flinte zur Hand nimmt, dreimal ladet, dreimal anlegt, dreimal zielt, dreimal schießt und drei Männer aus dem andern Lager kampfunfähig macht.

Der junge Gardist ist raisonnable und bietet dem Schützen seine Flinte an.

— Danke, danke, junger Freund. Geht aber nicht. Sie hier gehören nicht zu meiner Partei. War blos Liebhaberei ....

Eine solche harmlose Liebhaberei ist es, wenn Proudhon sich bald da, bald dort seine Opfer holt. Zwischen den Luxembourgern und den Gouvernementalen ist ein Krieg ausgebrochen; während Thiers nnd Bastiat Bücher schreiben und Reden halten, schickt er den Herren ein kleines, spitzes Pamphlet. Das trifft. Herr Thiers und Genossen haben das kaum gesehen, als sie ihm schon ihre Allianz anbieten.

— Bemühen Sie sich nicht, meine Herren. Geschieht blos aus Liebhaberei. Darum ist es auch sehr wahrscheinlich, daß Proudhon es mit der berühmten Definition des Eigenthums ursprünglich gar nicht so ernst gemeint haben mag, wie es die ganze geistreiche Classe jener Leute auffaßte, die nach Ludwig Boernes Recept glauben, Alles gethan zu haben, wenn sie sich nur recht fürchten. Wer weiß, ob dem Pensionäre der Akademie von Besançon nicht der berühmte Pensionär der Akademie von Dijon vorschwebte, den er ja auch in so vielen anderen Dingen glücklich nachahmte? Auf die Frage: ob die Civilisation der Menschheit nützlich gewesen? wollte der große Jean Jacques bekanntlich anfangs bejahend antworten, bis ihn Diderot aufmerksam machte, daß die Civilisation vertheidigen eigentlich keine große Genialität erfordere; viel wirksamer dagegen müsse es sein, die Civilisation anzugreifen. Rousseau ließ sich die Sache gesagt sein und schrieb seinen „Discours sur les arts“.

Etwa 70 Jahre nach Rousseau wurde dieses System von einem unglaublich kleinen Studenten der Hochschule von Aix, Namens Adolf Thiers, zur höchsten Vollkommenheit entwickelt. Um seiner Preisrichter auf alle Fälle sicher zu sein, hatte der hoffnungsvolle Jüngling zwei Arbeiten eingereicht, worin die aufgestellte Frage abwechselnd bejaht und verneint wurde. Es war das die erste Probe jener seither nie verleugneten „Vielseitigkeit“, auf welche das Witzblatt von 1848 anspielte, als es Herrn Thiers vor der Statue des Janus das prächtige Wort sagen ließ:

— Armer Janus, er hat nur zwei Gesichter!

So mochte auch Proudhon gedacht haben: das Eigenthum vertheidigen werde Niemand zu Danke verpflichten, aber das Eigenthum angreifen — vor der Akademie von Besançon angreifen! — müsse von ungeheurer Wirkung sein.

Die französischen Provinzakademien haben ja überhaupt ein ganz eigenthümliches Schicksal.

Eine Provinzakademie hat Robespierre gekrönt und dem Robespierre in Westentaschenformat, Herrn Louis Blanc, zwei Preise zuerkannt.

Die Akademie von Dijon hat ihren Rousseau; die Akademie von Aix ihren Thiers; die Akademie von Besançon endlich hat Proudhon nach Paris geschickt, wofür zum Dank er ihr sein Memoire über das Eigenthum zuschickte.

Die ehrsame Akademie fühlt sich natürlich veranlaßt, die Sache sofort der Polizei anzuzeigen und damit hat Proudhon mehr erreicht, als er zu hoffen wagte. Glücklicher- und unglaublicherweise findet sich in Paris ein vernünftiger Professor der Nationalökonomie, der den Herren von Besançon die Köpfe zurecht setzt. Die Pension ist nun allerdings verloren, allein Proudhon ist der Held des Tages. Die Zeitungen, diese von ihm so tief gehaßten, so gründlich verachteten Zeitungen nehmen für und gegen ihn Partei — er hat seinen Zweck vollkommen erreicht.

Wie denkt er selbst über die berühmte Definition?

Einmal erklärt er allerdings: diese Definition (die sich ja übrigens schon lange vor ihm wörtlich in Brissot de Marvilles: „Recherches philosophiques“ findet) sei sein einziger Besitz, den er nicht hergebe um alle Millionen Rothschilds; einige Jahre später jedoch gesteht er schon: dergleichen lasse sich sagen, aber nicht wiederholen. Es sei eine Kriegsmaschine, gut für die Insurrection. „Wozu damit in friedlichen Zeiten die armen Leute erschrecken?“ In seinen letzten Schriften und Briefen spricht er, so oft auf den famosen Satz die Rede kommt, der (wie er selbst sagt) seine „traurige Celebrität verschuldete“ — nie anders, als

Digitized by Google

mit einem wehmüthigen Lächeln davon, nicht anders als man sonst von den üblichen literarischen Jugendsünden zu sprechen gewohnt ist. Halb im Scherz und halb ernst schreibt er an den Notar Abram in Doubs in einem Briefe, der den dortigen Wählern vorgelegt werden soll:

„Was die berühmte Definition betrifft: »das Eigenthum ist Diebstahl« — so ist das eine Frage der speculativen Oekonomie, welche die Praxis der Geschäfte in keiner Weise berührt. Wenn ich sage: »das Eigenthum ist Diebstahl« — so verstehe ich darunter beispielsweise, daß die Bauern im Allgemeinen zu wenig reich sind, daß sie nicht genug Fleisch essen, nicht genug Wein trinken; daß ihr Brod zu schlecht und ihr Salz zu theuer ist; mit einem Worte, daß ihnen zu wenig Geld durch die Hände geht ....“

Neben der „geflügelten“ Definition des Eigenthums findet sich übrigens im Proudhon noch eine ungeheure Zahl ähnlicher Aussprüche in Bezug auf die verschiedensten Dinge von der Welt:

„Gott ist das Uebel.“

„Die Theologie ist die Wissenschaft des unendlich Absurden.“

„Das Talent ist eine Difformität.“

„Christus ist ein inconsequenter Reformer.“

Und nicht besser als Gott, Christus und das Talent kommt das Volk selbst fort!

„Das Volk ist ein dummer Kerl, der sein Heil aus den Händen eines Commis nicht annähme, wenn er sich nicht zuvor als General maskirte.“

„Die Februarrevolution hatte den einzigen Zweck, zu zeigen, wie viel Bétise es in Frankreich gibt.“

„Der Socialismus ist in der Theorie ein Plagiat und in der Praxis ein Unglück.“

Und im zweiten Bande der Correspondenz schließt ein Brief an seinen Freund Maquet mit dem folgenden, fast unglaublich klingenden Satze:

„Die Republik ist eine Prostituirte, die nicht verdient, daß ich mich für sie hingebe“.

Wahr ist's, daß er als echter Freigrafschäftler seine jeweilige Ansicht in möglichst ungalanter Form zum Ausdruck bringt; allein das macht den Mann nur um so anziehender. Während die ganze Schule der Süßwasser-Atheisten sich in Bücklingen vor Gott erschöpft und höchstens an Tagen, wo der Reformrausch ihnen ganz besonderen Todesmuth eingeflößt, sich an ihn heranwagte, etwa wie Voltaires Jude ...

„... Permettez, lui dit-il, en parlant tout bas,
Mais, entre nous, je crois, que vous n'existez pas ....“

schleudert er frischweg sein Paradox hin, ohne Einleitung und ohne Verclausulirung:

„Gott ist ein Misanthrop; er hat nicht Achtung, noch Sympathie für uns!“

Jede Liebhaberei wird für ihn bald eine Ueberzeugung, jede Ueberzeugung eine Leidenschaft. Er versteht nicht Deutsch; allein er fühlt sich darum nicht, wie Auguste Comte, berechtigt, die ganze deutsche Philosophie mit souveräner Verachtung zu behandeln. Ein deutscher Flüchtling, Karl Grün, hat ihm Kant und Hegel erklärt. Die Idee der Antinomie hat ihn besonders gefesselt. Später verleugnet er die Idee; vorläufig ist Alles Antinomie: Capital, Concurrenz, Arbeitstheilung, Maschinen, Lohn, Credit, Gott und die Republik. **A. Reményi.**

(Schluß folgt.)

Von meinem Leben und Wirken.

Von **M. Carriere.**

(Schluß.)

Wie viel geistesfreier waren doch die phantasiereichen, romantischen Anfänger als ihr doctrinärer Nachwuchs! Dem Verstande des achtzehnten Jahrhunderts, der alles kritisiren und machen wollte, stellten sie den historischen Sinn, der Freude am Naturwüchsigen, die Forderungen des Gemüthes gegenüber; sie wandten sich zum Katholicismus aus Herzensbedürfniß, aber sie, die das französische Joch brechen halfen, hätten sich nicht willenlos unter das römische gebeugt und das Vaterland verleugnet; Görres und Lasaulx hätten zum Kaiser und zum Reich gestanden! Der eben erschienene Briefwechsel des ersteren ruft mir die freundliche Aufnahme in die Erinnerung, die ich am Ende meiner Studentenzeit einst bei ihm, bei Clemens Brentano in München gefunden. Dieser las mir Gedichte seiner Jugendzeit, führte in seinen Kreis mich ein, und als ich vor einer zahlreichen Tischgesellschaft Partei für Strauß ergriff, seine Aufrichtigkeit und den wissenschaftlichen Fortschritt betonte, den er durch die mythische Auffassung der Wundergeschichten über die rationalistische natürliche Auslegung derselben gethan, fiel Brentano mit der Bemerkung ein, ja, Strauß sei ein Werkzeug der Vorsehung, und seine kritische Weise bereite der authentischen Darstellung des Lebens Jesu den Weg, die er nun auch den Visionen der Nonne von Dülmen geben werde; das Interesse sei für die Sache geweckt. Einmal war ich mit Franz Baader und Brentano im Circus; der starke Mann warf eine große metallene Kugel in die Luft und fing sie mit dem Nacken auf. Er müßte zerschmettert werden, wenn es nicht möglich wäre, der Schwerkraft entgegenzuwirken; solche Leute schienen diese Kunst zu besitzen, — philosophirte Baader. Ach was! Der Teufel hält die Hand unter! rief Brentano. Und als ich mit ungläubiger Miene sagte: Die Kugel wird wohl hohl sein! versetzte er lachend: So glauben Sie auch wohl nicht, daß der Teufel die Tänzerin dort auf der großen Zehe balancirt und dreht und dabei ihr anderes Bein hoch in der Luft hält, um damit lüsterne Gimpel zu fangen? Er ließ es gelten, daß ich unter der Bedingung zustimmte, der Teufel sei die Personification des trügerischen Scheines und der Verführung zur Sünde. Es war ihm und seinen Freunden genug, daß ich den Katholicismus wie das Lutherthum historisch auffaßte und mein Christenthum mir selber machen wollte. Da sollte ich denn, meinte er, meine Reise nach Rom so einrichten, daß ich Donnerstags in Botzen ankomme nnd Freitag Nachmittags in Kaltern die Schmerzensekstase der Maria von Mörl sehe. Ich habe auch später nur ungern der psychologischen Verwerthung des Somnambulismus entsagt, weil das Thatsächliche zu unsicher ist, es war mir von Interesse einen ähnlichen Zustand zu sehen, und so schrieb denn Brentano, wie ich jetzt gedruckt lese, an Görres, der in Botzen Ferien hielt: „Auf der Kehrseite steht Bettinens Brief, mit dem sie den Ueberbringer auch Dir empfiehlt. Ich habe ihn tüchtig, unbefangen und billig nach allen Seiten gefunden. Er ist mitten aus dem jungen Deutschland und hat sein philosophisch Brod bei dem Hegel-Beck geholt; er kennt all das Volk, auch Kerner und Strauß; ist auch Poet. Ich halte ihn Deiner Freundlichkeit ganz werth“. Mein Görres war der des rheinischen Mercur, der asiatischen Mythengeschichte; den begrüßte ich in dem bedeutenden Manne, und als ich in Kaltern nicht den Eindruck des Betrügerischen und Gemachten empfangen, ging ich wiederholt zu ihm und sprach mit ihm über Möglichkeit und Ausdehnung der Einwirkung des Idealen auf das Reale durch die Phantasie, in der ich bereits die in der Sphäre des Unbewußten wirkende leibgestaltende Lebenskraft wie das bewußte Kunstvermögen des Geistes erkannte. Görres schrieb nach München: „Der junge Hegelianer sprach ohne alle Eingebildetheit und Hoffahrt über München so vernünftig, und gefiel mir überhaupt so wohl in seinem ganzen Wesen, daß

Digitized by Google

ich kein Bedenken hatte ihn nach Kaltern zu instradiren. Abends kam er zurück mir Bericht zu erstatten, tief ergriffen von dem was er gesehen, ohne Phantasterei und Wortmacherei auf vernünftige Weise in die Sache eingehend und über sie verhandelnd". — Ich habe seitdem nicht die negativen, sondern die positiven Elemente meiner Lebensansicht im Kampf mit dem Nihilismus und Materialismus weiter entwickelt, aber daß ich dabei der Fahne der Freiheit treu geblieben, das beweist mir der Haß jener Römlinge, die sich der Geisteesknechtschaft und der Vaterlandslosigkeit überliefert haben.

Bald nach der Ankunft in München veröffentlichte ich eine Schrift über das Wesen und die Formen der Poesie mit Beilagen, in welchen die Anfänge einer vergleichenden Literaturgeschichte bereits in der Charakteristik des arischen Volksepos gegeben sind. Dann ging ich in dem geschilderten Verkehr mit Gelehrten, Dichtern und Künstlern, in der schönheitfreudigen Stimmung des Familienglücks, an die Bearbeitung der Aesthetik. Sie erschien 1859. Mein Buch rechtfertigte seine Existenz damit, daß es nicht von den Voraussetzungen eines philosophischen Systems ausging, wie Vischer von Hegel, Zimmermann von Herbart, sondern sich wie gleichzeitig Zeising in seinen vorzüglichen ästhetischen Forschungen an die Thatsache der Erfahrung hielt, von ihnen, von unserem Gefühl, von den Künsten aus die Begriffe zu finden und zu erörtern strebte, und dann erst zu den höchsten Ideen und ersten Principien überhaupt aufstieg. Wie ich in dieser Richtung und ihren Ergebnissen vielfältig mit Fichte und Weiße, mit Ulrici und Wirth, mit Sengler, Franz Hofmann und J. Huber zusammentraf, so verknüpft uns ohne Schule zu machen ein Band persönlicher Freundschaft. Auch mir ist am Schönen dies das Specifische, daß es durch seine Form gefällt und die Formverhältnisse werden darum untersucht und dargelegt; aber die Form ist das selbstgesetzte Maß innerer Bildungskraft, der Ausdruck des Stoffes und Gehaltes, der geformte Stoff und Gehalt hat stets eine Größe, und wo diese den ersten und überwältigenden Eindruck des schönen Gegenstandes macht, da haben wir das Erhabene, während das Interessante, Reizende, Rührende auf Seite des Stofflichen liegen. Der Gegensatz des Schönen ist das Häßliche; das Schöne in seiner Ueberwindung, im Processe der Entwicklung erscheint als das Tragische, Komische, Humoristische. So gliedert sich die Ideenlehre; ihr folgt das Schöne im Leben, in Natur und Geschichte, ihr folgt das Schöne in der Kunst, wo die Phantasie und das künstlerische Schaffen besprochen, die allgemeinen Gesetze wie die Stilprincipien der besonderen Künste erörtert werden. Die Künste in ihrer Gesammtheit sind die volle Idealisirung der Wirklichkeit; der bildenden Kunst mit den bleibenden sichtbaren Formen im Raume steht die Musik gegenüber und offenbart die Schönheit der Lebensbewegung und Entwicklung durch die Töne im Flusse der Zeit; die Poesie als Kunst des Geistes spricht seine Gedanken wie das Wesen der Dinge anschaulich und melodisch aus.

Ich wollte zugleich im Unterschiede von der Hegel'schen Dialektik zeigen, daß die Begriffe, die einzelnen Künste nicht umschlagen und in einander übergehen, sondern daß das Eine der Idee wie der Kunst in ihnen gesondert, gegliedert, zum Ganzen zusammengeschlossen wird. Ich wollte zugleich die Vorgänger nicht als überwundene Momente im Processe der Dialektik auf- und untergehen lassen, sondern zeigen, wie unsere noch junge Wissenschaft im Zusammenwirken vieler Kräfte erwachsen ist und fortwächst; indem ich das von Aristoteles oder Kant, von Lessing oder Schiller und so vielen Anderen zuerst Gefundene und richtig Dargestellte am geeigneten Ort einfügte, am liebsten mit den ursprünglichen Worten. So meinen oberflächliche Beurtheiler, das Buch sei blos reproductiv. Aber ich mußte an meinen eigenen Gedanken erst erkennen und ermessen, was ich von Andern brauchen könnte, und der organische Aufbau eines Ganzen aus vorbehauenen Steinen wäre selbst dann eine originale That, wenn ich auch nicht so viele eigenthümliche Bestimmungen im Besonderen heranbrächte als ich glaube, daß es der Fall ist. Strauß hat in seiner Dogmatik die Polemik der Jahrhunderte zu einer verneinenden Kritik zusammengeordnet; warum soll man nicht auch bejahend zeigen wie die Aesthetik nicht das Werk Eines Mannes, sondern Vieler ist? In der Geisteswissenschaft müssen wir lernen, wie in der Naturforschung die einmal gewonnenen Einsichten zu bewahren und damit weiter zu arbeiten, statt in das Einreißen des Bestehenden und das Ersinnen neuer Systeme unsre Kraft zu setzen. Mir war es leid, daß Vischer die gelegentliche Bekämpfung abweichender Ansichten für feindseligen Angriff nahm; ich ward dadurch zu einer polemischen Haltung genöthigt, die indeß, da sie ihren Dienst gethan hatte, in der zweiten Auflage schon großentheils beseitigt werden konnte. In der Vorrede dieser zweiten Auflage heißt es: „Unterschiede in den Standpunkten, der Auffassung, den geistigen Kräften sind nothwendig und heilsam, um die Fülle des Lebens allseitig zu ergründen; sie brauchen einander nicht feindselig zu befehden, sie können selbstbewußt einander ergänzen. Thun wir das auf dem Gebiete des Schönen; sein Wesen ist ja Harmonie! Nur die Leugnung des freien Geistes und des Ideals durch das Dogma des Materialismus und den Materialismus des Dogmas gilt es zu bekämpfen; die sittliche Weltordnung gilt es zu begreifen, die sich uns thatsächlich so glorreich in der Erfahrung der Geschichte bewährt hat, wie sie eine Forderung der Vernunft und des Gewissens ist".

Mein Collegium über Religionsphilosophie hat Ludwig Bamberger zuerst belegt; W. H. Riehl war als alter Student der erste Zuhörer meines andern Collegiums, das ich als junger Docent in Gießen las: es sollte ein Gesammtbild vom Phantasieleben der Menschheit entwerfen, die Künste in ihrer Wechselwirkung und in ihrem Zusammenhange mit der Culturentwicklung schildern. Ich habe damit auch in München debütirt, da waren Huber und Meßmer unter den Hörern. Daraus ist das Buch erwachsen, das voriges Jahr mit dem fünften Bande seinen Abschluß gefunden hat. Durch das Wesen und Werden der Sprache und Mythologie — und mit beiden treten ja die Völker in die Culturgeschichte ein — gibt das Werk der Kunst einen nothwendigen Unterbau. Aus dem Wesen des Menschen, wie er Natur, Gemüth und Geist ist, deducirt es drei Entwicklungsperioden der Menschheit: ein Weltalter der Natur und des Naturideals, das im Orient anhebt und in Hellas und Rom gipfelt; ein Weltalter des Gemüths, das durch Christenthum und Islam begründet wird, durch das Mittelalter bis in die Tage der Reformation und Renaissance sich erstreckt; ein Weltalter des Geistes, in welches wir mit Spinoza, Leibniz, Newton eingetreten, dessen Aufgang das 18. Jahrhundert mit kritisch-philosophischer, das 19. mit historisch-realistischer Tendenz bildet. Das Buch zeigt, wie im Orient, zumal in Aegypten, die Architektur die tonangebende Kunst war, im classischen Alterthum die Plastik, im Mittelalter und in der Renaissance die Malerei; wie dann die Musik großartig und herrlich eintritt, und nun neben ihr die Poesie als die Kunst des Geistes herrschend wird. Das Buch schildert die religiösen wie die philosophischen Gedankenkreise der Völker, und läßt in den Kunstwerken die Ideale derselben wie die Denkmale der menschheitlichen Entwicklung erkennen. Es ist der erste Versuch, einer gemeinsamen Geschichte aller Künste mit dem Bestreben, den organischen Zusammenhang sowohl im gleichzeitigen Nebeneinander als im Nacheinander des Werdens darzulegen. Es ist ein Versuch, bei der Richtung der Gegenwart auf Detailforschung und Sonderung auch das Ganze in's Auge zu fassen, zumal von diesem aus auch das Einzelne Licht erhält. Gar Manchen freilich dünkt eine geschichtsphilosophische und zusammenfassende Arbeit compilatorisch und dilettantisch. Mich hat es besonders gefreut, wenn wohlwollende Beurtheiler fanden: es sei ein Buch in der Art Herders, wie der es jetzt schreiben würde. Ebenso, daß meine Universitätsfreunde sich grade durch den Schluß an unser damaliges Leben und Streben und meine Jugend erinnert sahen. Es war überhaupt von Anfang an mein Wagniß, daß ich nicht nur für Zunft und Schule, sondern für die Gebil-

Digitized by Google

deten der Nation schreiben, zugleich die Wissenschaft fördern und das Volk, die Jugend in sie einführen wollte. Das hat seine Gefahren, seine Schattenseiten, denen auch ich meinen Zoll entrichtete; ich bin zufrieden, wenn es hie und da wohlgerathen ist.

Im Verkehr mit den Poeten las ich manchmal ein Gedicht vor. Es entstand der Gedanke einer Darstellung meiner Weltanschauung durch eine Sammlung, welche das Eigne mit Dichterworten des Orients und Occidents ergänzte und so zeigte, wie diese Lebensansicht zu allen Zeiten, an allen Orten ihre Bekenner gefunden hat. Das Werkchen erschien als ein Erbauungsbuch für Denkende (1858), in zweiter Ausgabe unter dem Titel: Gott, Gemüth und Welt.

In der deutschen Nationalbibliothek von Brockhaus sind Goethes Faust und Schillers Tell mit Einleitungen und Erläuterungen von mir erschienen. Ein Werk der Pietät war die Herausgabe von Liebigs Reden und Abhandlungen in Gemeinschaft mit meinem Schwager, von Melchior Meyrs Nachlaß mit Generalquartiermeister Graf Bothmer. — Bei meiner journalistischen Thätigkeit standen die Aesthetik und das Kunstbuch im Hintergrunde; so waren sie lange vorbereitet und ich konnte vielfach nach bereits behauenen Bausteinen greifen. Ich kann dabei sagen, daß ich meine Bibliothek der Augsburger allgemeinen Zeitung verdanke; das Honorar mußte die Buchhändlerrechnung decken.

Seit dem Herbst 1866 war es unsre Aufgabe die Mainlinie zu überbrücken, die nationale Gesinnung auch im Süden in den Vordergrund zu stellen, die Einigung Deutschlands zu einem parlamentarischen Bundesstaat auf friedlichem Wege zu vollziehen. Ich betheiligte mich an den Wahlkämpfen in München, ich sprach in Volksversammlungen. Einige Reden aus den Jahren 1870 und 1871 (Die sittliche Weltordnung in den Erlebnissen der Gegenwart; deutsche Geisteshelden im Elsaß) sind gedruckt worden. Eine erfrischende Erinnerung bleibt mir neben Seebädern und stärkenden Gebirgsfahrten der Zug nach Lothringen, den wir von München aus unternahmen, Professoren, Studenten, Bürger. Wir waren überzeugt, daß an der Mosel die große Entscheidungsschlacht geschlagen werde, und stellten uns als Nothhelfer theils dem General von der Tann zu Diensten, theils dem Fürsten Pleß; die einen waren bei Sedan, die andern auf dem Schlachtfelde von Gravelotte, und geleiteten dann Verwundete heimwärts. Bei der Stubenluft, die wir allzusehr athmen müssen, thun Durchrüttlungen des physischen und geistigen Organismus um so wohler, je mehr sie uns auf uns selbst und in's Freie stellen.

Vergleichende Literaturgeschichte und ein philosophisches Werk, das die Summe der von mir in andern Schriften vorgetragenen Ideen ziehen und sie im Zusammenhang begründen soll, sind Zielpunkte meiner gegenwärtigen Arbeit. Wie viel oder wenig sie bedeutet und leistet, das weiß ich, daß ich ehrlich und offen den ganzen Menschen einsetze.

M. Carriere.

Aus der Hauptstadt.

Aus der Aula der Berliner Universität am 22. März 1875.

Skizzen und Reminiscenzen.

(Arbeit und Muße, vornehmlich bei den Hellenen. — Eine Erinnerung an den Mathematiker Jakobi. — Wie fein und lieblich ist es. — Wandlungen.)

II.

An Ernst Curtius ist die Zeit mit milder Schonung vorüber gegangen, als solle er dafür belohnt werden, daß er die beste Arbeit seines Lebens dem Volke gewidmet hat, in welchem man nicht mit Unrecht die Jugend des menschlichen Geschlechtes repräsentirt sieht. Der ihm angeborene und stets treu gebliebene Sinn für das Maß, sowie die Scheu vor jeder unbesonnenen Ueberhebung, die er selbst als das erste Kennzeichen des wahren Hellenen preist, haben ihm das klare feine Gesicht mit den klugen sinnenden Augen fast jugendlich frisch erhalten, während seine ruhig dahin fließende Sprache freilich nichts gemein hat mit dem brausenderen Lärm der elementaren Eloquenz seiner Vorredner im Jahre 1848.

Fast allen unseren Gelehrten, die hier in Berlin ihre bleibende Stätte gefunden haben, ist die Sehnsucht gemein nach größerer Sammlung und Ruhe, die in dem aufreibenden Treiben der Weltstadt so selten geboten würden. Mommsen beklagte erst vor wenig Tagen in der Akademie diesen Mangel und Curtius, der früher schon auf Naxos den eigenthümlichen Reiz kennen gelernt hatte, welchen die Insel für die menschliche Seele besitzt, deren „Fluthen das verwirrende Drängen des Lebens von uns entfernt halten, so daß in der Stille einer abgeschlossenen Welt alle reineren Freuden des Gemüthes sicherer zu gedeihen scheinen", widmete demselben Gefühle im Beginne seiner Rede einen fast wehmüthig klingenden Ausdruck.

Zuerst ging er dann zu einer allgemeineren Erörterung über „Arbeit und Muße", von denen das menschliche Leben beherrscht wird, über. Zur Charakterisirung der Völker gehört die Weise, in der sie das Verhältniß zwischen beiden bestimmen. Den Griechen war die Muße der normale Zustand, der schola steht die ascholia gegenüber, wie das negotium der Römer dem allein ehrenvollen otium, während bei uns im Norden das, was wir Erholung nennen, z. B. unsere Geselligkeit zu einer harten Arbeit wird, die der Südländer kaum begreift. Die Muße der Inder wird zur Apathie und im gedankenlosen Sichinsichselbstversenken finden sie endlich die höchste Seeligkeit des Lebens. Diese ist bei den Bergvölkern Irans unmöglich, denen Alles zur Parteisache wurde, selbst die Religion. Aber sie, die sich in Heldenliedern bezeugt, in Bild- und Bauwerken viele bleibende Denkmäler hinterlassen haben, verachten den gewöhnlichen Erwerb, als eines freien Mannes unwürdig und treten unter allen Barbaren den Griechen, die sie in Jonien kennen lernten, am stolzesten und am feindseligsten entgegen. Dort kamen einst Griechen zu Griechen, so daß die alten Bewohner, wie Curtius früher überzeugend dargelegt hat, in leichter und harmonischer Weise miteinander verschmelzen konnten. Die ersten Stämme sind schon früh von Osten weit gegen Abend gewandert, indem sie mit Vorliebe solche Gegenden aufsuchten, wo Meer und Gebirge sich durchdringen. Von den Phöniziern, mit denen sie ebenso in Berührung kamen wie mit den Persern, lernten sie in ihren kleinasiatischen Wohnstätten allerdings den wirthschaftlichen Erwerb hochschätzen, so daß bei ihnen in gewisser Beziehung um Markt- und Kaufhalle das Leben sich bewegte, jedoch blieben sie frei von der semitischen Einseitigkeit und suchten die Mitte zwischen ihr und dem ritterlichen Stolze der Iranier einzunehmen. In diesem Sinne bildeten sie die Muße zu einem Kunstwerke aus, was ihnen freilich nur dadurch möglich wurde, daß sie auch den Menschenhandel von den Phöniziern annahmen und die Sklaverei zu einer dauernden Institution machten. Nun erst sind die Freien in den Stand gesetzt, die eigene Persönlichkeit nach idealen Zielen hin zu formen. Es entsteht ein künstlerisch vollendetes System der Muße, die niemals zur Trägheit, zum leeren Genuß hinabsinken darf, die den Griechen vielmehr die höchst gestellte Thätigkeit, deren Cultus also kein gedankenloser war. In dieser Muße lag nicht die Gefahr der Erschlaffung, sie wird eine öffentliche Angelegenheit, eine streng geordnete Arbeit zur vollkommenen Entfaltung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Auf ihrem Höhepunkte in den Tagen des Perikles wird sie der Mutterschooß all des Großen, was die Griechen uns hinterlassen haben, deren Kunst das „Gepräge jenes höheren Lebens trägt, welches das untrügliche Kennzeichen des hellenischen Völkergeschlechtes diesseits und jenseits des ägäischen Inselmeeres ist", und auch der unsterblichen Geisteswerke, an denen die Menschheit seit Jahrtausenden sich immer wieder aufrichtet. Ihr ideales Bild aber gab Plato nach einer Richtung hin in seinem Gastmahl. Die Muße der Griechen ist kein Spiel, immer muß sie erlernt werden. Nicht Allen ist sie zugänglich, denn der Unfreie hat nach Aristoteles keine Muße und der Unreife bedarf der Vorbereitung, um sie sich für sein Mannesalter zu erwerben. Langsamer tritt die wissenschaftliche Forschung in den Alles bedingenden Kreis der Muße ein. Die grandiose Einseitigkeit, der unsere wissenschaftliche Arbeit ihre größten Erfolge verdankt, war den Griechen nie recht sympathisch, so hoch sie andererseits die Selbstlosigkeit des Forschers schätzten, die Euripides in den schon von ihnen viel bewunder-

Digitized by Google

ten Versen gefeiert hat, die auf Anaxagoras gedeutet werden. Sich einer Wissenschaft, einer Kunst zu widmen trug ihnen das Gepräge des Professionellen, welches ihnen so überaus verhaßt war, und in demselben Sinne sagten ihre Philosophen von sich aus, daß sie die Weisheit „liebten", die Sophisten nur, daß sie sie besäßen. Wie das ganze Leben der Hellenen ein großer Wettkampf genannt werden kann, so erfüllt dieser auch ihre Muße. Als die Zehntausend des Xenophon auf ihrem Rückzuge am Ufer des rettenden Meeres angekommen sind, wissen sie nichts Besseres, um ihre Rettung zu feiern, als eine Rennbahn zu errichten, in der die Helden, der Noth vergessend, im Wettkampfe um den Preis ringen durften. Aehnlich stritten die Griechen am Alpheios um Olivenkränze, während die Heere und Flotten des Großkönigs heranrückten. Die stolzen Feldherren Persiens erschraken, „weil ihnen eine Ahnung aufging von einer ihnen ganz neuen Schätzung des Daseins, von einer Lebensansicht, die nicht im behaglichen Besitze, im ruhigen Genusse, sondern im Ringen und Streben den Werth des menschlichen Daseins suchte". Aber einen so reichen Inhalt die hellenische Muße auch besitzt, so energisch sie selbst die angespannteste Thätigkeit aufruft, ein Kennzeichen bleibt ihr: die ihr gewidmete Arbeit muß ein freie, darf nicht auf die Erlangung eines wirthschaftlichen Zweckes gerichtet sein.

Mit dem Niedergang des griechischen Volkes geht die ideale Form der Muße ebenfalls zu Grunde. Der Wetteifer hört auf, die Spannkraft erlahmt im trägen Wohlbehagen des Genusses. Nachdem der Glanz des schönen Joniens längst verblichen war, nahm Athen auf Atticas dürftigem Felsboden die Geschichte des ganzen Stammes wieder auf. Nach den Bürgerkriegen erlosch nach und nach auch seine Blüthe.

Italien bleibt der alt-arischen Auffassung treuer. Der dort anfänglich vorherrschende Landbau verlangt schon an und für sich den steten Wechsel zwischen harter Arbeit und der durch die Ermüdung gebotenen Ruhe, und die Anhänglichkeit an den Boden selbst führt zur Freude an der Natur. Bald tritt eine strenge Trennung zwischen Land und Stadt ein. Das geräuschvolle Treiben der letzteren gestattet die Muße kaum, die dadurch so räumlich begrenzt erscheint, daß der Römer sie bald nur in den Villegiaturen genießen zu können glaubt. In Rom, der Weltstadt, begegnen sich alsdann die allerverschiedensten Strömungen, nicht ohne Ehrfurcht mochte man die strenge Sabbathfeier der Juden mit ansehen und in diesem Rendezvous der Völker achten lernen, während die Römer die eigene Muße in wüste Schwelgerei veränderten. Damit war der christlichen Sonntagsheiligung der Boden bereitet, durch die die Muße der Willkür entrückt und ein einfacher fester Rhythmus zwischen Arbeit und Ruhe gefunden war, auf dem fortan das Leben der modernen Völker beruhen sollte.

Freilich, die Arbeit des Forschers, des Gelehrten hört niemals auf, der, wenn Alles schon zur Ruhe gegangen ist, noch über seinen Problemen sitzt. Auch aus diesem Grunde besteht für ihn die Gefahr, sich von seinem Volke abzusondern und die Fühlung mit demselben zu verlieren. Glücklicherweise gehört zu seinen Pflichten aber unter anderen die, die Jugend zu lehren und dadurch steht er wieder mitten inne im Leben der Nation, in fester organischer Verbindung mit ihr. So bildet sich auch für den gelehrten Forscher der Rhythmus des Lebens in schöner Form aus und auch seine Erfahrung lehrt ihn, die Weisheit des Dichterspruches erkennen: „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste".

In einfacher, herzlicher Rede wandte sich Curtius nun noch demjenigen zu, welchem ja die ganze Feier galt, dem Kaiser, der in edler Demuth den Siegeslorbeer trage und trotz seines hohen Alters noch jetzt unermüdlich für sein Land wirke. Er habe keinen Feierabend, aber trotzdem werde er schon um deswillen die reichste Befriedigung empfinden, weil er sich sagen könne, daß er niemals etwas für sich selbst erstrebt habe.

Unverkennbar hatte Curtius zu Anfang, als er die Muße pries, ein zustimmendes Lächeln den hohen Beamten abgelockt, die gerade vor ihm Platz genommen hatten. Die unablässige Arbeit des preußischen Bureaukraten bringt mit einer gewissen Naturnothwendigkeit, als Rückschlag, in seiner organisirten Gemüthern die leidenschaftlichste Sehnsucht nach einem vollständigen dolce far niente hervor, wie sie der Regierungsrath Josef v. Eichendorff in seinem köstlichen „Aus dem Leben eines Taugenichts" romantisch verklärt hat, wo der Held sich so unsäglich wohl in dem großgeblumten Schlafrocke des seligen Zolleinnehmers befindet, da er die himmlische Faulheit in vollen Zügen genießen darf.

Keiner wußte einst, auch in den Tagen, „da wir noch die schöne Welt regierten", der Faulheit schöner das Wort zu reden, als der große Mathematiker Jakobi. Unvergeßlich wird die Erinnerung an einen Abend bleiben, an welchem Jakobi, nach heißer Clubbsitzung, in der schrecklich viel thörichtes Zeug geschwatzt war, gegen seinen jüngeren Genossen, Eisenstein, den genialen, aber ungezogenen Liebling der Mathematik, den Satz vertheidigte, die eigentliche Bestimmung des Menschen sei das Nichtsthun. Habe doch alles Arbeiten nur das Ziel, seiner später entrathen zu können. Da man dies Ziel aber nur nach langer Zeit erst zu erringen pflege, so könne man die Arbeit schließlich nicht entbehren, und wie eine schlechte Angewohnheit hefte sie sich Einem an die Ferse. Diesem höchst begabten Manne fehlte freilich, was Curtius bei den Hellenen so schön zu feiern wußte, das classische Gleichmaß, sein Leben wußte nichts von rhythmischem Gange und die Arbeit selbst trieb er mit einer so leidenschaftlichen Energie, daß sie ihn nur zu bald verzehrt hat. „Saure Arbeit," schrieb er schon als Jüngling, „ist es, die ich gethan habe und eine saure Arbeit, in der ich begriffen bin". Welcher Art aber diese Arbeit war, auch darüber hat er Zeugniß gegeben. „Nicht Fleiß und Gedächtniß," meint er, „sind es, die zum Ziele führen, sondern hartnäckiges, hirnzersprengendes Nachdenken". „Saure, saure Arbeit," wiederholt er, „habe ich zu bestehen und die Angst des Nachdenkens hat oft mächtig an meiner Gesundheit gerüttelt". Nach solcher Arbeit gab es allerdings keine hellenische Muße, sondern nur die schweigende Nirwâna.

Inzwischen intonirte der Chor nach altem Gebrauch den Psalm 133: „Siehe wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen". Warum nur die Universität gerade diesen Psalm für solche Gelegenheiten sich mit Vorliebe erkoren hat? Geschieht es vielleicht, weil den streitbaren Geisteshelden der vier Facultäten eine Mahnung zum Frieden stets noth thut? Unwillkürlich wenigstens hat wohl Mancher des Falles Wagner-Dühring dabei gedacht und gemeint, daß es allerdings „fein und lieblich" sei, „wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen".

Damit war die Feier beendet. Hier und da ein Händedruck zwischen den Genossen aus früherer Zeit, hin und wieder Frage und Gegenfrage: „Wer hätte das vor siebenundzwanzig Jahren gedacht?" und die Fluthen des rastlos dahinströmenden Lebens nehmen Alle wieder auf — die Lehrer wie die Lernenden. Diese Fluthen gestalten in verhältnißmäßig so geringer Zeit oft Alles um, daß Chidher, der ewig junge, wahrlich keiner Intervalle von fünfhundert Jahren bedurft hätte, um die Veränderlichkeit aller irdischen Schöpfungen ad oculos demonstrirt zu sehen. Curtius selbst hat vor noch nicht zwanzig Jahren in einer seiner schönsten „Göttinger Festreden" auf die vielfachen Analogien zwischen den Deutschen und den Hellenen hingewiesen. „In Hellas, wie in Deutschland," sagte er damals, „hat sich das lebendige Sonderbewußtsein der Stämme gegen den Abschluß einer ausgleichenden Staatsordnung gesträubt und alle Versuche vereitelt, die gemeinsame Volksthümlichkeit in allgemein gültigen und dauerhaften Staatsformen auszuprägen. Hier wie dort ist die nationale Einheit ein geistiger, ein innerlicher Besitz geblieben, eine über den einzelnen Stämmen und Staaten schwebende Idee". Trost findet er darin, daß, was in dem großen Wettkampfe der einzelnen Stämme Gutes und Schönes gelungen, auch bei den Deutschen des ganzen Volkes Gesammtbesitz geworden sei, und „wer kann verkennen, wie viel unsere Bildung und Literatur diesem Wettkampf verdankt".

Heute feiert Curtius den deutschen Kaiser und das wiedererstandene Deutsche Reich, und zwar ohne Furcht, daß in der Einheit die idealen Güter des Volkes gefährdet sein möchten, die es der Mannichfaltigkeit seines Charakters, wenigstens zum Theil, verdankt — der beste Beweis für den gewaltigen Umschwung, der sich auch in den Anschauungen der Aula während des kurzen Zeitraumes vollzogen hat, der die beiden Festreden von einander trennt. F. E.

Notizen.

Die Ordensfragen, nämlich die der Decorationen, nicht etwa der weniger amüsanten Congregationen, wurden gelegentlich des dem Fürsten Bismarck verliehenen Goldenen Vließes von der deutschen Presse mit gewohnter Gründlichkeit behandelt. Auch wir sind unserer publicistischen

Digitized by Google

Pflicht nachgekommen und haben die Chronik sämmtlicher bekannter Ritterorden und Ehrenzeichen in enormen zwei Quartbänden von dem Artillerielieutenant H. Schulze aufmerksam durchblättert. Man findet da manchen, auch für das größere Publicum interessanten Zug, vermißt aber doch die Angabe gewisser eigenthümlicher Ceremonien, die den Zeitgenossen in Erinnerung zu bringen, um so weniger versäumt werden sollte, als mehrere dieser Bräuche im Laufe der Jahre, Dank der indifferenten Richtung des Jahrhunderts, in Wegfall gekommen sind. So war es bei der Investitur des sardinischen Annunciaten-Ordens, gestiftet zu Ehren der Verkündung an die Jungfrau Maria, traditionelle Sitte, daß der mit der Ueberreichung der Insignien beauftragte Sendbote in das Gemach, wo die Feierlichkeit stattfand, sich mit drei Sprüngen hineinschnellen mußte zur Erinnerung an den Flug des Engels Gabriel, der seiner Zeit die Verkündigung ausgeführt hatte. Auch mußte derselbe Gesandte die frohe Botschaft mit einem lauten Schrei kundgeben. Davon wird jetzt abgesehen, vielleicht deswegen, weil der versammelten hohen Gesellschaft jenen von einem Aufschrei begleiteten Sprüngen mit gebührendem Ernste beizuwohnen, schwer fallen dürfte. Der gleichsam den Engel Gabriel agirende Herr begnügt sich jetzt mit drei Schritten unter einer Anrede in gewöhnlicher Sprechweise. Seltsam waren auch die Ceremonien des Bades, welchen die Ritter des englischen Bathordens sich unterwerfen mußten und die in den neueren Statuten von 1725 sehr genau beschrieben werden. Das Bad war ein Symbol der Reinheit an Leib und Seele, welche die Ritter erstreben sollten, wohl nach dem englischen, in den Statuten nicht erwähnten Spruch: Cleanness is next to holiness, holiness next to godliness. In unserer Zeit wird das Bad erlassen, offenbar mit Rücksicht auf die Fortschritte der Cultur und in der Voraussetzung, daß die Ritter es auch ohnehin an den unter gesitteten Leuten üblichen Ablutionen nicht fehlen lassen werden. Doch müssen sie den Dispens bei der Königin Victoria nachsuchen, die denselben stets bereitwillig ertheilt. Die Engländer sind im Uebrigen hinsichtlich der Orden bekanntlich schlechter gestellt als die Angehörigen anderer Länder. Nicht nur dürfen sie ohne Erlaubniß ihrer Souveränin keinen festländischen Orden annehmen, die Ermächtigung wird ihnen auch nur in seltenen Fällen ertheilt. Manche großbritannische Bürger, von der Ordensmanie so gut besessen wie andere Menschenkinder, tragen trotzdem die verpönten Orden wenigstens auf dem Continent oder selbst in England, wenn sie nicht bei Hofe erscheinen. Einer dieser Decorationslustigen machte einmal hier in Berlin im Schmuck aller seiner von London aus nicht autorisirten Bänder und Sterne mehrere Besuche, erschien dann bei dem früheren hiesigen Gesandten seines Landes und entschuldigte sich im Hereintreten, daß er die Orden nicht vorher abgelegt. Der Gesandte fixirte ihn ruhig und sagte: Ich sehe keine Orden! Die auf ihre gesellschaftliche Gleichheit stolzen Franzosen sehnen sich nach Ordensauszeichnungen, wie man weiß, noch mehr als andere Völker. Auch machen sie daraus gar kein Hehl. Ein Decorirter in Paris, den einer seiner Bekannten etwas neidisch fragte, was er denn gethan habe, um den Orden der Ehrenlegion zu erhalten, antwortete unbefangen: Natürlich die nöthigen Schritte! Auch an den kleinen deutschen Höfen hat die Ordenssucht stets grassirt. Zur Zeit des Wiener Congresses war in der ersten Sitzung Lord Castlereagh fast allein ohne Orden erschienen. Der Gesandte eines deutschen Duodezfürsten fragte den Fürsten Metternich leise, wer denn der Herr da drüben im einfachen schwarzen Frack wäre. Fürst Metternich erwiderte lächelnd: N'est-ce pas, il a l'air distingué? — So viele Orden es indessen auch geben mag, fehlt doch einer, dessen Stiftung nach dem Vorbild der Auszeichnung pour le mérite der Zukunft vorbehalten bleibt. Es ist ein Orden pour la vérité, eigens bestimmt für Journalisten aller Länder, die vier Wochen lang keine falsche Sensationsnachricht unter der Herrschaft irgend eines dunklen Interesses aufgenommen, keiner ministeriellen Parole blindlings und mit Verleugnung ihres männlichen Selbstgefühls gefolgt sind, keinen Collegen wider besseres Wissen und Gewissen verdächtigt oder verlästert haben; kurz für Journalisten, die ihrem Stande Ehre machen und unter Gentlemen sich ebenbürtig sehen lassen dürfen. Heutzutage würde ein solcher Orden in den fünf Welttheilen zwar zahllose Candidaten haben. Ob jedoch Viele berufen wären, darüber wird christliche Nächstenliebe in der Hoffnung auf bessere, freiere und sittlich gehobnere Zeiten die Antwort zurückhalten.

* * *

Der gekrönte Theatervorhang-Entwurf des Dresdener Preisausschreibens.

Viel ist schon hin und her gestritten worden über die Zweckmäßigkeit oder Verwerflichkeit von Concurrenzausschreiben bei technischen oder künstlerischen Entwürfen. Meister von anerkanntem Rufe, hört man sagen, betheiligen sich nicht gerne bei solchen Bewerbungen, wo öfters auch andere als rein sachliche Gründe bei der Entscheidung den Ausschlag geben sollen; besser sei es daher, solchen Wettkampftheorien zu entsagen und von vornherein an die rechte Thüre zu klopfen. — Andere führen dagegen an, daß bei einer Concurrenz die große, einer gut zusammengesetzten Jury vorliegende Anzahl von Entwürfen durch die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Lösungen, durch die Möglichkeit, daß auch jüngere Talente dabei zur Geltung gelangen und neue Bahnen eröffnet werden können, an und für sich schon eine gewisse Garantie biete und jedenfalls für das große Ganze vortheilhafter sei, als eine vielleicht zweifelhaften Autoritäten gebrachte Huldigung. Indem wir uns auf die oben angedeuteten Momente beschränken, möchten wir nur noch anführen, daß, abgesehen von aller Theorie für den praktischen Erfolg eines Concurrenzausschreibens Nichts von größerer Bedeutung sein wird, als die Epoche, in der dasselbe ergeht, d. h. ob diese den „fetten" oder den „mageren" Jahren angehöre.

In letzterem Falle ist stets auf eine große Betheiligung zu rechnen und selbst „vielbeschäftigte" Ateliers verschmähen es alsdann nicht, einen Beitrag zu senden. — Bei der Concurrenz für den Dresdener Theatervorhang waren in dieser Weise, — wir stehen bekanntlich noch mitten in den Hungerjahren — auf die im October vorigen Jahres erlassene Einladung 67 — schreibe siebenundsechzig — Entwürfe eingesandt worden.

Stehe! Stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —

werden die Preisrichter gedacht haben. —

Welch' vielseitige Bedenken drängen bei solcher Auswahl sich auf! — Zunächst bezüglich der allgemeinen Anordnuug und Eintheilung, dann hinsichtlich des Vorwurfes für die „eingewebten" bildlichen Darstellungen, der Farbengebung, und, — last not least, — des harmonischen Einklanges mit der übrigen Ausschmückung des Zuschauerraumes, wozu schließlich noch die größere oder geringere Leichtigkeit der Ausführung kommt.

Wahrhaftig es ist keine kleine Aufgabe, und wir haben alle Ursache uns zu freuen, wenn der schiedsrichterliche Spruch in einer Weise die Ansichten unbetheiligter Kunstkenner, das Urtheil gewiegter Kritiker ratificirt, wie dies mit dem vor wenig Tagen durch den elektrischen Funken bekannt gewordenen der Fall ist.

Professor Ferdinand Keller in Karlsruhe, der auf der letzten Ausstellung mit seinem farbenprächtigen Nero Aufsehen erregt und außerdem durch seine gelungenen Illustrationen zu Operntexten auch in weitern Kreisen bekannt geworden, hat den ersten, Professor Wislicenus in Düsseldorf den zweiten, und Professor Grosse in Dresden den dritten Preis erhalten. — Nur mit dem ersteren wollen wir uns beschäftigen.

Professor Kellers Entwurf zeigt ein großes Mittelbild, auf welchem die allegorische Gestalt der Phantasie, umgeben von denen der Dichtkunst, der Tragödie und Komödie, der Tonkunst und des Gesanges thront. Tanzende Gruppen, die den Hintergrund beleben, vertreten Terpsichorens heitre Kunst und zwar, wie es uns scheinen möchte, in einer deren Wesen angemesseneren Weise, als das auf den Zehenspitzen balancirende Corps de Ballet unsrer Bühnen, während da und dort geschickt vertheilte Amoretten mit Noten, Schellenkappen und andern Emblemen sich schleppen. Umrahmt wird dieser frei gedachte Parnaß von zwei Feldern mit köstlichen, vom zierlichsten Rankenwerk umgebenen Putten, Masken, Fruchtschnüren, Vasen ꝛc., sowie oben und unten von breiten, mit den Medaillons berühmter Dichter und Componisten geschmückten Friesen, zierlichen Mäandern und anderen Ornamenten und somit das Ganze allseitig in passender Weise abgeschlossen.

Es ist eine Composition, in der die üppigste Kraft und Fülle mit jener classischen Eleganz der Form, wie sie uns durch die Meisterwerke

Digitized by Google

der Renaissance überkommen, harmonisch sich vereinigt. Mit Geschick ist eine allzu starre, an architektonisches Gebälk erinnernde Gliederung vermieden: wie ein reicher Gobelin strahlt es uns unter der von Amoretten kokett gelüfteten Purpurdraperie entgegen, in wohlthuender Abwechslung reihen sich Blattwerk und figürliche Darstellungen zum herrlichen Rahmen aneinander.

Unübertroffen steht der Keller'sche Entwurf da hinsichtlich der Farbengebung. Es ist kein colorirter Carton, vor dem man, wie bei so manchem Werke moderner Gedankenreiter, das Gefühl nicht los werden kann, daß es sich im Stahlstich doch „besser machen" würde; — nein! — farbengewaltig ist es dem Gehirn des Meisters entsprungen und farbengewaltig steht es vor unsern Blicken.

Was Wunder, wenn alle Welt es im Anfange für ein Werk Mackarts hielt, bis ein schärfer zusehender Kenner doch herausfand, daß es wohl hinsichtlich des leuchtenden Colorits mit den Bildern des vielgenannten Wiener Künstlers concurriren könne, daß die eigentliche Malweise jedoch, besonders aber Composition und Zeichnung eine wesentlich andere sei.

Möge der noch jugendkräftige Meister, der vor Kurzem von dem Großherzoge von Baden mit einer seiner breiten Pinselführung besonders zusagenden Aufgabe betraut wurde, der Ausschmückung des sogenannten neuen Sammlungsgebäudes (Vereinigte Großherzogl. Sammlungen), mit Frescogemälden culturhistorischen Inhaltes, die ihm gewordene Auszeichnung als neuen Impuls für sein künstlerisches Wirken empfinden und in derselben Richtung, die classische Reinheit der Form, solides künstlerisches Wissen mit kräftigster Farbengebung und wahrhafter Virtuosität der Ausführung zu vereinen, rüstig vorwärtsschreiten. *πν.*

* * *

Theater-Erinnerungen schießen plötzlich als Bücher in's Kraut — von verschiedenen Seiten, von verschiedener Art, von verschiedenem Werth. Da bieten sich für's Erste (um der Chronologie treu zu bleiben) die Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt (1772—1841), nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Uhde, deren erster Theil bis jetzt vorliegt. Wir können dem Herausgeber nur danken für diese Veröffentlichung, welche die Brücke schlägt von den glänzendsten Tagen der deutschen Schauspielkunst bis zu der — vielleicht minder glänzenden Gegenwart. Mit bewährter, geschickter Hand hat Hermann Uhde das reiche Material zum Ganzen verbunden und, wo es wünschenswerth erschien, die Erläuterungen aus eignem Wissen und Forschen hinzugefügt. Wer, dem die deutsche Bühne am Herzen liegt, wüßte nicht längst vom „alten Hamburger Schmidt"? aber das volle Charakterbild des gediegenen Mannes wird er nur um so lieber begrüßen. Gleich in der Einleitung werden die Worte gegeben, welche der „Alte" an seinen Sohn Philipp richtete, als dieser 1820 zur Universität Göttingen abging, und damit ist das Herz des Lesers für den Vater gewonnen. Der kurze erste Abschnitt behandelt „Das Vaterhaus (1772—1792)"; der zweite „Die Wanderjahre — Lehrjahre (1792—1806)"; der dritte bringt „Schauspielerwirksamkeit in Hamburg bis zur Wiederübernahme des Theaters durch F. L. Schröder (1806—1811)" und hier schließt der erste Theil. — Von dem Darsteller Schmidt gewinnen wir, nach den eigenen Notizen des bescheidenen Mannes, das Bild seltener Vielseitigkeit. Schillers geflügeltes Wort, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht, bestätigt sich immer wieder; und schon vor Schiller erklärte Lichtenberg es für unmöglich, „der verschwindenden Kunstleistung des Schauspielers durch seine Schilderung eine Dauer und Unsterblichkeit zu geben". Gleichwohl hat sich Lichtenberg selbst widerlegt in der mustergültigen Schilderung Garricks als Hamlet, welche uns die Darstellung miterleben läßt. In andrer Weise ist von dem Spiele Schmidts eine lebendige Anschauung zu gewinnen — wenigstens für ältere Berliner Theaterfreunde. Sie erinnern sich mit Entzücken so mancher saubern Charakterzeichnung des alten Weiß, insbesondere seines Vansen im Egmont. Aber Weiß wollte sich das Lob dieser Leistung nicht aneignen; er erklärte genügsam: „Ich habe ihn, Schmidt, nachgespielt". — Die zahlreichen beliebten Bühnenwerke des Schauspieldichters Schmidt sind heutzutage fast verklungen, man hört die Titel und kann mit der Prinzessin im Tasso sagen:

„Du nennst da Namen,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn".

Uns darf das am wenigsten wundern, wenn wir mit Augen sehen, wie ein Stück, welches Beifall findet, den Lauf von der Wiege bis zum Grabe in einer Saison vollendet. Damals lebte auch das Theaterpublicum noch langsamer. Aus jugendlichen Schauspieltagen klingt noch lebhaft in mein Ohr „Die Belagerung von Magdeburg", natürlich mit vielem Spectakel, worin mir namentlich der böse Tilly gewaltig imponirte, eine Effectrolle für Charakterspieler, wie ich sie im Gedächtniß habe. Am längsten hielt sich vielleicht auf den Brettern „Der leichtsinnige Lügner", abgesehen von der Bühnenbearbeitung des Kleist'schen Lustspiels „Der zerbrochene Krug", welches, meines Wissens, erst von Schmidt zur Darstellung gebracht wurde. — Die Thätigkeit des Schauspieldirectors und den Lebensabschluß wird der zweite Theil behandeln, welcher bereits im Druck ist; hoffentlich fehlt ihm nicht, was solchem Buche nie fehlen sollte: das ausführliche Register. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß neben der liebenswürdigen Persönlichkeit des Verfassers überall ein ergiebiges Material von dramaturgischen und biographischen Notizen die Aufmerksamkeit fesselt. Ganz besonders erhält die ausführliche Lebensbeschreibung Friedrich Ludwig Schröders von Meyer — welche keinem Schauspieler, keinem Schauspielfreunde unbekannt sein sollte — noch manche dankenswerthe Vervollständigung und Aufklärung.

Ferner sendet der Buchhändler zur Ansicht: Komödiantenfahrten von Caroline Bauer. Ihr ist das Glück lange treu geblieben: der schönen und liebenswürdigen Schauspielerin flogen alle Herzen entgegen; dann betrat sie im wechselvollen Leben die Stufen, auf denen die Bühne sie oft hatte glänzen sehn; jetzt überschaut die Schloßfrau, siebenundsechzigjährig, von ihrer Villa den Züricher See und die rückwärts liegende Bahn mit heitrer Ruhe. Dort ward sie zur Schriftstellerin und sandte ihr erstes Werk in die Welt: „Aus meinem Bühnenleben" — noch im Schleier der Anonymität, allein er war nicht so dicht wie der Schleier des Bildes zu Sais, man durchschaute ihn ohne Schwierigkeit. Das Buch, leicht und anspruchslos hingeworfen, zeigte den glücklichen Geist: es bot reiche, anziehende Erinnerungen, doppelt anziehend durch die eigne Persönlichkeit, welche damit verwebt war, ohne daß diese unwillkommen hervortrat. Und noch einmal erndtete die Feder der Matrone den vollen Beifall der Leser, den die Zuschauer ihr selber einst so oft gespendet. Aber nun ist auch sie dem Loose des Polykrates, der zuletzt an's Kreuz geschlagen wurde, nicht ganz entgangen. Die Schriftstellerin wird es empfunden haben — wie der Appetit mit dem Essen kam und wuchs; es ist kaum zu bezweifeln, daß stofflüsterne Verleger sie reizten, weiter zu schriftstellern. Und Lob verdaut sich schwer. So kann man denn hier nicht behaupten, daß der Werth der Waare mit der steigenden Nachfrage gewachsen wäre — im Gegentheil! Die „Komödiantenfahrten" sind nur ein Abhub von der Tafel des „Bühnenlebens". Nicht, daß auch in ihnen noch Interessantes vorkäme, welches dem ersten Werk immerhin einzureihen gewesen wäre; allein der Redestrom wird breiter, die Ufer verflachen sich, als Staffage, um das mattere Bild zu beleben, tritt die eigene Person ungebührlich in den Vordergrund.

Ph. F.

Bibliographie.

Lessings Werke. Hrsg. v. R. Gosche. Berlin, Grote.

Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung. Von W. E. Frhrrn. v. Ketteler. Mainz, Kirchheim.

Geschichte der Arbeiter-Agitation Ferdinand Lassalles. Von Bernhard Becker. Braunschweig, Bracke.

Josef, Ritter von Führich. Lebensskizze. Wien, Sartoris Verlag.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Otto Gülker & Co. in Berlin.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt):

Der Bär.

Berlinische Blätter für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde.

Unter Mitwirkung von
Dr. Brecht, Stadt-Archivar Fidicin, Th. Fontane, Geh. Regier.-Rath Freiherr Dr. von Ledebur, Geh. Hofrath L. Schneider, Archidiaconus Schwebel in Cüstrin ꝛc., herausgegeben von

George Hiltl und Ferdinand Meyer.

Preis pro Quartal 1 M. 50 Pf.

Die erste Nummer, sowie vollständiger Prospect, ist durch jede Buchhandlung, sowie direct von der Verlagsbuchhandlung gratis u. franco zu beziehen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika.

Ein
Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts
von
Friedrich Kapp.
Zweite vermehrte u. verbesserte Auflage.
Preis 4 Mark 20 Pf. (1 Thlr. 12 Sgr.)
Verlagsbuchhandlung von **Julius Springer** in **Berlin.**

Soeben erschien im Verlage von **Gustav Hempel** in Berlin:

Die Kunst
in ihrer
Beziehung zur Psychologie
und
zur Naturwissenschaft.
Eine philosophische Untersuchung
von
Dr. **Eugen Dreher.**
Preis: 1 Mark 50 Pf.

VICTORIA
ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlage von **A. Hofmann's Separat-Conto** in **Berlin** ist erschienen:

Ed. Hanslick, Die moderne Oper.
Kritiken und Studien.
23 Bogen gr. 8°. Eleg. gebunden. Preis 6 M.

Mit diesem höchst interessanten Buche des geistreichen Musik-Kritikers wurde die 1. Serie der Publikationen des **Vereins für Deutsche Literatur** zum Abschluß gebracht. Der 1. Band der II. Serie: **Richter, H. W., Geistes-Strömungen,** wird am 15. März an die verehrl. Mitglieder versandt.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Das Buch der Natur,

die Lehren der Physik, der Astronomie, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie und Physiologie umfassend. Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den Gymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen gewidmet von

Dr. Friedrich Schoedler,
Director der Grossherzoglich Hessischen Provinzial-Realschule in Mainz.

Zwanzigste verbesserte Auflage. In zwei Theilen. gr. 8. geh.

Erster Theil: **Physik, Astronomie und Chemie.** Mit 407 in den Text eingedruckten Holzstichen, einer Spectraltafel in Farbendruck, Sternkarten und einer Mondkarte. Preis 4 Mark 80 Pf.

Zweiter Theil: **Mineralogie, Geognosie, Geologie, Botanik, Zoologie und Physiologie.** Mit 675 in den Text eingedruckten Holzstichen und einer geognostischen Tafel in Farbendruck. Preis 4 Mark 80 Pf.

Verlag von **Erich Koschny** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Hume, David, Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes.
Uebersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung Hume's versehen von J. H. v. Kirchmann. II. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 1 M. 50 Pf.

Leibniz, G. W. v., Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand.
Uebersetzt und bearbeitet von Prof. C. Schaarschmidt. Preis 5 Mark. Mit der soeben im Druck beendeten Einleitung und Lebensbeschreibung Leibnizens ist dieses Werk erst complet!

Leipzig, den 10. April 1875.

Ein von zwei Mitarbeitern des Spaarmann-Pierer'schen Universal-Lexikons unterzeichnetes Flugblatt:

„Die Unfehlbaren",

welches dieser Tage allgemein an den Buchhandel versandt worden ist, wurde angeblich verfaßt, um „anonymen Angriffen" auf genanntes Werk zu begegnen. Da diese Schrift jedoch in der Hauptsache gegen uns gerichtet ist, verdächtigt sie also uns solcher Anonymität. Wir haben darauf zu erklären,

daß weitere Angriffe weder von uns ausgegangen noch uns überhaupt bekannt sind, als die beim erstmaligen Erscheinen des genannten Werkes von uns geübte und unterschriebene Kritik „Ein literarisches Ereignis", welche vor 1¼ Jahren erschien, die Verurtheilung jenes Machwerkes zur Makulatur zur Folge gehabt und somit das Publikum vor einem buchhändlerischen Frevel bewahrt hat.

Damals lagen uns erst 31 Bogen von der ersten Bearbeitung vor, und auf mehr konnte sich demnach unsere Kritik nicht erstrecken. Dieselbe blieb ohne Erwiderung, weil sie nur Thatsachen bloßgestellt hatte, welche jeden Versuch einer Verneinung oder Beschönigung abweisen. Daß aber jetzt, nach so langer Zeit, eine Erwiderung erfolgt, gleichzeitig mit der Ausgabe einer Neubearbeitung des ersten Bandes des Spaarmann'schen Werkes, daß diese Bearbeitung fortwährend mit Anführungen aus jener Kritik vermischt wird, daß das Krüger'sche Begleitschreiben sogar fortgesetzte Angriffe voraussetzen läßt, welche „eingedämmt" werden sollen, —

diese Winkelzüge in ihrem Zusammenhang verrathen zu deutlich die Absicht, unsere Kritik der ersten auf die zweite Bearbeitung zu beziehen — eine böswillige Unterstellung, gegen welche wir uns hiermit verwahren.

Wir haben mit der zweiten Bearbeitung keine Berührung gesucht.

Der Angriff auf unser eigenes Werk hat seine Stärke in volltönenden, in ihrer Allgemeinheit aber nichtigen Redensarten (z. B. „Hunderte von Artikeln wimmeln von Irrthümern und Schnitzern"; „Eine ganze Reihe von berühmten Männern jeden Berufs oder Fachs fehlen gänzlich"; „Städte von 5—10,000 Einwohnern fehlen in Masse"), außerdem in Verdrehungen und auf den Effekt berechneten Wendungen; an thatsächlichen Nachweisen ist er — zu unserer großen Befriedigung — mehr als dürftig. Außer einigen, meist von uns selbst längst erkannten und verbesserten Versehen, die er nachweist (z. B. „Aarö", die oft vorkommende Verwechselung der beiden Ahausen (Aahausen, Anhausen), das irrthümlich stehen gebliebene Wort „Slawen" im Artikel „Bacs-Bodrog" ꝛc.), macht er uns das Fehlen von Artikeln zum Vorwurf, die principiell von uns ausgeschlossen sind, z. B. die Beschreibung kleinerer Landesabtheilungen (Kreise, Amtsbezirke), bedeutungsloser Orte aus der alten Geographie ꝛc., haftet ferner an Nebensächlichem, wie z. B. daß wir einmal „Neugranada" sagen, statt des jetzt officiellen „Colombia", obschon jener Name selbst noch in Wappäus' Handbuch und anderen Werken, wie auf fast allen Karten gebraucht wird, oder daß gelegentlich von zwei Negerrepubliken auf Haiti (statt einer Neger- und einer Mulattenrepublik) gesprochen wird u. ä., oder er richtet sich mit Emphase gegen Fehler, die jedem Unbefangenen sich sofort als bloße Druckfehler (was beim „Accepisse" nicht der Fall war!) kundgeben, z. B. „Antikyrern" (statt Antikyren) oder „Brienzthal" im Aargau (statt Bünzthal). Die Größe des Kantons Aargau ist allerdings aus Versehen zu 140 QKilom. (statt 1404) angegeben gewesen, aber die richtige Zahl in QMeilen stand doch unmittelbar daneben und regulirte sofort den Irrthum. Wie diese, beruhen auch die übrigen Ausstellungen am genannten Artikel, dessen geographischer Theil eine anerkannte Schweizer-Autorität zum Verfasser hat (bis auf eine oder zwei Jahrzahlen), auf Spitzfindigkeit oder Unwahrheit; auf letzterer entschieden (wie ein einziger Blick in unser Werk zeigt) die Behauptung, daß wir den Verkehrsverhältnissen nicht Rechnung trügen. Interessant ist die Bemerkung der Herren über die Nutzlosigkeit statistischer Angaben und ihre naive Verwunderung darüber, daß Herm. Allmers auch ein Dichter sein soll. Wir begnügen uns damit, die Tendenz der Schmähschrift gekennzeichnet zu haben und glauben des weiteren Eingehens auf ihren Inhalt an dieser Stelle uns enthalten zu dürfen.

Das Bibliographische Institut.

Hierzu Beilagen von der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Detmold und Friedr. Bruckmann's Verlag in München und Berlin.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. **Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W.** **Druck von B. G. Teubner in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 24. April 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der erste Congreß österreichischer Volkswirthe. Von Johannes Berg. — Zur Geschichte des Ordens vom goldenen Vließ. Von Nemo. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** „Kriemhild." Von W. Marr. — Zur Correspondenz Proudhons. Von A. Neményi. (Schluß.) — Von den Alpen bis zum Aetna. Von Ludwig Pietsch. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Gastspiel des herzoglich Meiningschen Hoftheaters. I. Die Hermannsschlacht. Drama in 5 Acten von Heinrich v. Kleist. Mit theilweiser Benutzung der Bearbeitung von Rudolf Genée. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. „Die Maccabäer." Oper in drei Aufzügen nach O. Ludwigs gleichnamigem Drama von Mosenthal. Musik von Rubinstein. Besprochen von A. H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der erste Congreß österreichischer Volkswirthe.

(Wien, 5—7. April 1875.)

Von **Johannes Berg.**

Im Herbst 1873 tagte in Wien der 14. Congreß deutscher Volkswirthe. Er fand dort eine glänzende Aufnahme und zahlreiche Mitglieder aus Oesterreich, welche mit der „alten Garde" aus Deutschland erfolgreich wetteiferten und seitdem Anhänger des Congresses und zum Theil Mitglieder der ständigen Deputation desselben geblieben sind. Wir nennen darunter die Herren Baron Max von Kübeck, Alexander von Dorn, Gustav Leonhardt u. s. w. Im Februar 1875 gelangte von Wien aus die Kunde hierher, daß sich nach unserem Vorbilde, dort eine „Gesellschaft österreichischer Volkswirthe" constituirt habe. Dieselbe bezeichnete als ihren „Zweck, den Bestrebungen für Verbreitung richtiger volkswirthschaftlicher Grundsätze zu lebendigem persönlichem Austausche von Ansichten und Erfahrungen einen Sammelpunkt zu bieten. Als passendstes Mittel hiezu wurde die Veranstaltung periodischer volkswirthschaftlicher Congresse mit einem ständigen Ausschusse als Vollzugsorgan gewählt.

Der Congreß sollte sich vorwiegend mit Fragen beschäftigen, welche für die wirthschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs von unmittelbarer praktischer Bedeutung sind".

So das Programm. Und man ging mit Feuereifer an dessen Verwirklichung. Der Congreß wurde sofort auf den 5. April 1875 nach Wien einberufen. Die Tagesordnung wurde, vielleicht etwas zu reichhaltig, festgesetzt, mit Gegenständen wie Valutafrage, Zoll- und Handelsfrage, Steuerreform, Eisenbahntariffrage, Bankfrage, — Fragen, von welchen jede einzelne eine Welt von Thatsachen, Gedanken und Reformen in sich schließt. Jede dieser Fragen wurde durch sorgfältig ausgearbeitete Gutachten vorbereitet. Wir erwähnen darunter namentlich „Die Valutafrage. Referat von Dr. Theodor Hertzka. Mit zahlreichen Tabellen" (Wien 1875, Manz'sche Buchhandlung) und „Die Zoll-Politik und die zwischen Oesterreich-Ungarn und den anderen Staaten abgeschlossenen Zoll- und Handelsverträge" (Wien, ebenda). Das letztgenannte Heft enthält die, im Wesentlichen freihändlerischen Gutachten von Freiherrn Max von Kübeck und Fr. Buchaczek und die schutzzöllnerischen Anträge von Dr. A. Peez und Dr. Max Menger. Diese Arbeiten verdienen auch in Deutschland mit Sorgfalt studirt zu werden.

Bis dahin ging Alles gut, und die deutschen Volkswirthe sahen mit sympathischer Spannung den Verhandlungen des Wiener Congresses entgegen. Aber man fand sich enttäuscht. Der Congreß sprach sich mit einer wahrhaft erdrückenden Majorität wider das System der westeuropäischen Verträge aus, welches auf den großen Principien des Freihandels, der internationalen Arbeitstheilung, der Beseitigung der Differenzialzölle und Tarifkriege durch die Gewährung der Rechte der „Meistbegünstigten" an die dem neuen handelspolitischen Völkerrechte beitretenden Nationen beruht, und seinerseits wieder die Grundlage der ganzen wirthschaftlichen Entwickelung des modernen Europa bildet. Von da an waren die Sympathien verschwunden, und man sprach entweder gar nicht mehr, oder nur mißlaunig von dem Congreß der österreichischen Volkswirthe. Man vergaß die anregenden Debatten über die Steuerreform, aus welchem auch unsere deutschen Reichseinkommensteuer-Fanatiker etwas lernen können; die den Nagel auf den Kopf treffenden Erörterungen und Beschlüsse über die Valutafrage; die Verhandlungen über die Bankfrage, welche uns deutlich machten, warum der dortige Referent auch über die deutsche Bankreform kein zutreffendes Urtheil hatte. Denn die Schwierigkeiten der deutschen Bankfrage lagen auf ganz anderen Gebieten als die der österreichischen; und nur darin stehen wir beiderseits gleich, daß die Reform bei uns nicht möglich war ohne schonende Berücksichtigung einer ganzen Reihe thatsächlicher und rechtlicher Verhältnisse und ohne Compromisse zwischen einander entgegenstehenden Interessen, in deren Versöhnung der Bundesrath und das Reichskanzler-Amt ein anerkennenswerthes Geschick gezeigt haben, — und daß die Bankreform auch in Oesterreich (das ja ebenfalls, gleich Deutschland, kein streng einheitlicher, sondern ein zusammengesetzter Staat ist) schwerlich auf anderem Wege durchzuführen sein wird.

Man vergaß, daß auch in der Debatte über die Handelspolitik gerade die Stifter der „volkswirthschaftlichen Gesellschaft" mit Muth und Geschick die freihändlerische Fahne hochhielten und daß sie mehr mechanisch erdrückt, als dynamisch überwältigt wurden. Indem wir diesen Ausdruck erläutern, folgen wir der Darstellung einer österreichischen volkswirthschaftlichen Wochenschrift, des „Tresor" von G. Leonhardt, welche gerade in dieser Frage eine vermittelnde Stellung einnimmt. Der „Tresor" erzählt:

„Der Congreß der beiden ersten Tage und jener des dritten Tages hatten zwei wesentlich verschiedene Physiognomien. An den beiden ersten Tagen war es in der That ein Congreß österreichischer Volkswirthe in jener Bedeutung, die man mit dieser Bezeichnung gewöhnlich zu verbinden pflegt; am letzten Tage jedoch war es mehr ein improvisirter Verein von Industriellen, der innerhalb des Con-

Digitized by Google

gresses von Volkswirthen diese zu einer numerisch nahezu verschwindenden Minorität herabdrückte. Wir können indessen in diesem Vorgange nichts finden, was wir zu bedauern Ursache hätten. Der wissenschaftliche Charakter des Congresses könnte möglicherweise, wenn seine Zusammensetzung auch künftighin der des ersten Congresses an dessen letztem Verhandlungstage gliche, beeinträchtigt werden, aber nothwendig ist dies darum noch keineswegs, denn in der Debatte über Freihandel oder Schutzzoll nahm nur ein einziger Industrieller auf wenige Augenblicke das Wort, während sich unter den eigentlichen Wortführern beider Parteien Männer befanden, die zu den Zierden der national-ökonomischen Wissenschaft gehören. Erfreulich war der Massenbeitritt der Industriellen insofern, als er doch wenigstens als ein Anzeichen gelten dürfte, daß sie gewillt sind ihre eigenen Interessen kräftiger zu vertreten, als sie es bis heute gewohnt waren. Die Erscheinung, daß ein Congreß von Volkswirthen durch Hinzutritt neuer ihm eigentlich nicht verwandter Elemente eine ganz andere Färbung erhält, ist übrigens keine neue; auch der deutsche volkswirthschaftliche Congreß machte ähnliche Erfahrungen".

Soweit der „Tresor". Seine Trostgründe sind gut gemeint, aber doch nicht ganz richtig. Allerdings ist der Congreß deutscher Volkswirthe auch einmal von den Schutzzöllnern umgeritten worden. Es war 1861 in Stuttgart. Da kamen die süddeutschen Baumwollenfabrikanten ebenso in Schaaren herangezogen, wie die Bandfabrikanten aus dem „Neubau" es in Wien gethan haben. Allein der deutsche Congreß bestand damals schon vier Jahre und hatte durch Unterverbände, Reiseprediger, Flugblätter und seine Vierteljahrschrift schon großes Terrain gewonnen. Vor allem aber hütete er sich, den Schutzzöllnern ein Recht der Mitregierung zu concediren, während man ihnen in Wien gestattete, in dem Executivorgan, dem „ständigen" Ausschuß, die Hälfte der Sitze zu occupiren und dadurch dieser Vollziehungsbehörde einen Charakter zu geben, welcher an die Verbindung zwischen Cis- und Transleithanien erinnert. Wir wissen nicht, was die österreichischen Volkswirthe hierzu bewogen hat, und sind der unmaßgeblichen Meinung, es wäre besser gewesen, statt diesen Dualismus zu concediren, den ganzen Congreß den Schutzzöllnern preiszugeben, welche ja doch daraus nichts zu machen gewußt hätten, und sich auf sich selbst, d. h. auf die ursprüngliche „Volkswirthschaftliche Gesellschaft", zurückzuziehen, so daß der Gegensatz zwischen dem „Congreß" und der „Gesellschaft" sich auf den zwischen Partei und Richter zugespitzt hätte.

Sei dem aber, wie ihm wolle, wir glauben, der „Gesellschaft österreichischer Volkswirthe" wird die Auswetzung der „Scharte vom dritten Tag" ebenso gut gelingen, wie es den deutschen Volkswirthen hinsichtlich der Niederlage von Stuttgart gelungen, auf welche sofort die glänzendsten Siege, die Abschaffung der „allgemeinen Eingangsabgabe", die Beseitigung der Differenzialzölle und die Ueberwindung der Zollvereinskrisis durch Anschluß an das System der westeuropäischen Handelsverträge, gefolgt sind.

Die deutschen Volkswirthe mußten damals ihr Terrain förmlich erobern, Schritt vor Schritt einem hartnäckigen Feinde abringen, welcher hinter der mangelhaften Organisation des Zollvereins eine starke Deckung für seine protectionistischen Gelüste und seine particularistischen Sonderinteressen fand. Die österreichischen Volkswirthe haben heute nur das bereits Eroberte zu vertheidigen. Wir mußten damals gegen unsere kleinen Regierungen fechten, welche darauf aus waren, sogar den Zollverein zu sprengen; die Oesterreicher sind so glücklich, sich auf ihre Regierung stützen zu können. Diese, wir meinen das jetzige österreichische Ministerium, welches ja gerade im gegenwärtigen Augenblicke mit Italien über einen neuen Handelsvertrag unterhandelt, hat sich stets als aufrichtigen Freund des gegenwärtigen Systems der Handelsverträge erwiesen; der Graf Andrassy hat nicht nur dem Freihandel, sondern ganz Europa, und namentlich auch uns Deutschen einen dankenswerthen Dienst geleistet, als er sich auf das entschiedenste weigerte, den schutzzöllnerischen Velleitäten des Präsidenten Adolphe Thiers Vorschub zu leisten; und Graf Andrassy (das erhöht sein Verdienst) that dies zu einer Zeit, als selbst das damalige „liberale und freihändlerische" englische Ministerium gegenüber jenen senilen Gelüsten eine, zum mindesten unklare und schwachmüthige Haltung einnahm.

Die Desiderien, welche die Wiener Schutzzollinteressenten am 7. April 1875 aufgestellt haben, lauten wörtlich so:

„1) Unbeschadet des Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn, welches auf Basis der vollständigen Einheit des Zoll- und Handelsgebietes zu erneuern ist, sind die bestehenden Zoll- und Handelsverträge, die sämmtlich in den Jahren 1875 und 1876 ablaufen, nicht mehr zu erneuern, resp. alsbald zu kündigen und es werde auf Grund sorgfältiger Ermittelungen der Bedürfnisse des Reiches der künftige Tarif in autonomer Weise festgestellt. 2) Als principielle Basis dieser Tarife diene ein Ausgleichszoll, welcher die Mehrkosten der einheimischen Production zu Ausdruck bringt. Derselbe dürfte in der Regel sich nur von 10—20 Procent des Werthes der Waaren bewegen. 3) Im Großen und Ganzen ist das Gewichtszollsystem beizubehalten. 4) Der in solcher Weise intern und autonom festgestellte Tarif soll im Verkehr mit jenen Staaten gelten, welche uns auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation behandeln, während gegenüber jenen Staaten, welche dies verweigern wollten, der nach Ablauf der Handelsverträge von selbst zur Geltung gelangende jetzige „allgemeine Zolltarif" als Norm zu gelten hat".

In der That ein seltsames mixtum compositum. Ungarn ist ein industriearmes, ackerbautreibendes Land. Der Wiener Industrielle will diesen ungarischen Markt behalten, aber er will Schutzzölle einführen. Wird Ungarn eine Zoll- und Handelseinheit acceptiren, deren Grundlage der Schutzzoll zu Gunsten einer fremden Industrie ist? Wird es einwilligen, sich tractiren zu lassen, wie Holland seine indischen Kolonien behandelt?

Glaubt man die Rechte der meistbegünstigten Nation behalten zu können, während man sich durch Kündigung aller Handelsverträge und Errichtung eines enormen Schutzzolls von der internationalen Gemeinschaft lossagt? Glaubt man den freien Verkehr und die chinesische Mauer mit einander verbinden zu können, wie jener Darmstädter, welcher Anno Acht und vierzig „die Republik mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze" verlangte? Glaubt man durch die äußere Form der Gewichtszölle einen Werthzoll von zwanzig Procent ad valorem maskiren zu können? Und wie will man den Werthzoll vertheidigen, welcher desto mehr „Schutz" oder richtiger „Vertheuerung" eintreten läßt, je theurer ohnedies schon das verarbeitete Material ist? Weiß man nicht, daß der gegenwärtige französische Finanzminister den Uebergang von dem Werthzoll zum Gewichtszoll, d. h. von dem Schutz- zum Finanzzoll, anbahnt?

Gewiß, die Industrie leidet. Sie leidet dort wie hier. Aber warum? Wegen Mangel an Schutz? Nein, wir haben zu viel verschwendet, zu wenig gespart, zu wenig und zu schlecht gearbeitet, die Löhne und die Preise widernatürlich gesteigert und unsere eigene Consumtionskraft geschwächt. Dadurch ist unsere Fähigkeit, mit dem Ausland zu concurriren, vermindert. Wird sie dadurch wieder steigen, daß wir von neuem Schutzzölle machen, d. h. daß wir uns den ausländischen Markt völlig verschließen, daß wir die innere Concurrenz künstlich vermehren und die auswärtige auszuschließen versuchen? Wir fürchten, das Gegentheil. Die Krankheit ist schlimm, aber die Arznei, welche die Schutzzöllner empfehlen, ist noch schlimmer als die Krankheit.

Indessen ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß man die Suppe nicht so heiß ißt, wie sie gekocht wird.

Deshalb rufen wir der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe, trotz des 7. April, ein fröhliches „Glück auf" zu.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Ordens vom goldenen Vließ.

(Schluß.)

Bei weitem lehrreicher, wenn auch mühsam genug ist das Studium der Sitzungsprotokolle, welche über die Ordenscapitel geführt wurden. Sie sind mit großem Fleiße und mit einer Fülle geschichtlicher Anmerkungen versehen, aus den in Wien befindlichen Archiven und den sonstigen geschichtlichen Quellen von dem Baron von Reiffenberg zusammengestellt und im Jahre 1830 zu Brüssel herausgegeben. Das Werk ist nahezu 600 Seiten (in 4°) stark.*) Dasselbe enthält werthvolles Material für die Specialgeschichte wie für die Culturgeschichte des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Einige charakteristische Züge aus diesen Protokollen mögen zum Schlusse hier eine Stelle finden.

In der Sitzung vom 6. Mai 1431 verlangte der Sire de Vauldray die Verleihung der Ordenskette für Louis von Chalon, Prinzen von Orange. Herzog Philipp verweigerte die Bitte, weil der Prinz im vorhergehenden Jahre bei einem Gefechte in der Dauphinée an der Spitze seines Truppencorps „wider die Regeln des Ordens" das Feld geräumt habe. — Im Jahre 1468 wurde ein Graf von Nevers, unter der Anklage der Zauberei, vor das Capitel geladen. Da er nicht erschienen war und seine Kette zurückgeschickt hatte, so wurde sein Wappenschild aus der Kirche entfernt. — Im nämlichen Jahre beschäftigte sich in einer andern Sitzung das Ordenscapitel mit der Censur des Verhaltens seiner Mitglieder. Man beschloß, dem Herzoge selbst in aller Ehrerbietung vorzuhalten: daß er häufig mit seinen Dienern in einem sehr herben Tone spreche, daß er auf seine vorgerückten Jahre nicht gebührende Rücksicht nehme, daß die Kriegsleistungen allzuschwer auf den Unterthanen lasteten, daß er mild und wohlwollend sein und des Rechtes im Lande wahren möge, daß es ihm belieben möge, zu halten, was er versprochen und sich in seinen Reden der Wahrhaftigkeit befleißige, daß er sein Land so spät als möglich und nicht ohne triftigen Grund in Krieg verwickeln möge. — Der Herzog nahm diese Vorstellungen gnädig auf und antwortete auf dieselben zur Befriedigung der Versammlung. — In einer Sitzung des Jahres 1491 wurde das Verhalten des Herrn von Nassau einer ernsten Prüfung unterworfen. Man hielt ihm vor, daß er trotz der ihm wegen seines ungeregelten Lebens zu Theil gewordenen Mahnungen und trotz des von ihm gegebenen Versprechens der Besserung stets auf derselben Bahn beharre; worauf die Versammlung beschloß, daß er seinen Lebenswandel zu ändern und insbesondere abzulassen habe, den Weibern nachzulaufen, zur Vermeidung einer Geldbuße von fünfzig Gulden. Herr von Nassau versprach, sein Möglichstes zu thun, um dem Willen der Versammlung zu entsprechen. — In der nämlichen Sitzung beschäftigte man sich mit dem, damals dreizehn Jahre alten Herzog Philipp. Man lobte seine guten Eigenschaften nach Gebühr, hielt es aber doch für angemessen, ihm vorzuhalten, daß er bisweilen zu leidenschaftlich beim Spiele sei und legte ihm als eine Form der Buße auf, ein Pater noster und ein Ave Maria zu beten, bevor er zu Bett ginge. Herzog Philipp, vom Ergebniß der Prüfung benachrichtigt, antwortete, daß er, wenn einige gute Eigenschaften an ihm gefunden würden, dem Allmächtigen dafür danke, im Uebrigen aber den Rittern für die ihm zu Theil gewordene Ermahnung verpflichtet sei, versprach auch, den Fehler, den man an ihm getadelt, abzulegen und sich der zuerkannten Buße willig zu unterwerfen. — Ein Sitzungsprotokoll des Jahres 1498 enthält einen bemerkenswerthen Hinweis auf die allen Ordensrittern, den Erzherzog nicht ausgeschlossen, obliegende Pflicht, ihren Wandel zu ändern, „damit die edle Genossenschaft, die in einen gewissen Verfall gerathen sei, sich bald wieder zu ihrem frühern Glanz erhebe". — Anno 1500 wird Herr von Cunnengem getadelt, daß er Kneipen und liederliche Orte besuche und dem Grafen von Nassau wirft man vor, daß er sich wenig um seine Gemahlin bekümmere und ein arger Weiberknecht sei. — In derselben Sitzung unterzog man auch das Verhalten des Herrschers einer freimüthigen Censur. Man fand, daß er für sein Alter sehr tugendhaft und geschickt in der Leitung der Geschäfte sei. Nichtsdestoweniger machte man geltend, daß er die Ordensritter nicht mit der ihnen schuldigen Rücksicht behandle, sie nicht zu seinen Berathungen zuziehe, sie auch nicht hinlänglich im Genusse ihrer Privilegien schütze, überdies die Rechtspflege arg vernachlässige, indem er die Sorge für dieselbe notorisch unfähigen Personen anvertraue. Der Ordensmeister und Souverän dankte der Versammlung für die an ihn gerichtete Mahnung, versprach Abstellung der gerügten Uebelstände und bat die Ordensritter, ihm in der Führung der Geschäfte beizustehen, gelobte auch, ihnen jederzeit ein gütiger Chef und Souverän und ein treuer Genosse des Ordens zu sein. — Das verhinderte freilich die Herzogin Margarete von Parma als Statthalterin der Niederlande später nicht, mit den Privilegien der Ritter vom goldnen Vließ sehr kurzen Prozeß zu machen, und die Remonstrationen des Ordens mit schnöden Worten abzufertigen.

Eine im Jahre 1516 über das Verhalten des Grafen Jakob von Horn angestellte Untersuchung ergab, daß derselbe sehr zur Trunksucht neige, was ihm der Kanzler mit ernsten Worten als ein arges und des Genossen einer so angesehenen Gemeinschaft unwürdiges Vergehen verwies. Der Getadelte konnte dabei ein Lächeln nicht unterdrücken, was den Kanzler, der es bemerkt hatte, bewog, ihn mit noch schärfern Worten zurechtzuweisen. Der Graf sah sein Unrecht ein, und bezeigte aufrichtige Reue; der Kanzler aber gewann sich die ganze Anerkennung der Versammlung wegen seiner Festigkeit. — Ein Herr von Balaing ward wegen seiner Unsauberkeit getadelt, Philipp, Bastard von Burgund und Herr von Isaelstein zogen sich wegen ihrer Neigung zum schönen Geschlechte Rügen zu, zumal der erstere außerdem die Gewohnheit hatte, beim Spiele zu „mogeln", der letztere, über den Durst zu trinken. Der Kanzler ermahnte beide, indem er ihnen ernstlich ihre Fehler vorhielt, sich zu bessern. — Zur nämlichen Zeit wurde über die Aufnahme König Christian II. von Dänemark in den Orden berathen, dieselbe jedoch abgelehnt, weil der König beschuldigt ward, im offenkundigen Ehebruch zu leben und die Königin, seine Gemahlin sehr schlecht zu behandeln. — Im Jahre 1531 erwies es sich, daß François von Melun, Graf von Espignoy, dem Wein über die Gebühr ergeben sei, worüber derselbe so beschämt war, daß er geloben wollte, sich demselben für immer zu entsagen. Die Versammlung jedoch verhinderte ihn daran, indem sie ihn bedeutete, daß es genüge, wenn er sich nur des Uebermaßes enthalte.

Aber auch das Oberhaupt des Ordens (Kaiser Karl V.) entging nicht dem Tadel. Der Kanzler, dem der Auftrag ertheilt worden war, dem Kaiser die Ansicht der Versammlung auszusprechen, pries zunächst die Tugenden und großen Thaten des Kaisers und ging sodann zu einzelnen Vorhaltungen über. Man fand, daß er in der Ausführung der Geschäfte langsam sei, daß er sich insbesondere viel mit kleinen Angelegenheiten aufhalte und die großen vernachlässige, daß sein Staatsrath, den er wenig oder gar nicht befrage, nicht zahlreich genug sei, daß er nicht Sorge trage, damit die Gerichtshöfe, wo übrigens die Geschäfte mit großer Langsamkeit behandelt würden, mit geeigneten Personen besetzt seien, daß er endlich seine Leute sehr schlecht bezahle. — Der Kaiser, welcher diese Vorhaltungen mit Güte und Dankbarkeit empfing, schob die Schuld der mangelhaften Rechtspflege auf diejenigen, welche er während seiner Abwesenheit mit deren Verwaltung betraut hatte, sowie auf die großen Unternehmungen, welche ihn unablässig in Anspruch genommen; auch habe er nicht umhin gekonnt, in Ermangelung hinlänglich erfahrener und treuer Rathgeber, über Vieles mit sich allein schlüssig zu werden, was sonst wohl mit Andern zu berathen gewesen wäre. Im Uebrigen versprach er Alles zur Abstellung derjenigen Mißstände anzuwenden, auf welche die Versammlung ihn aufmerksam gemacht hatte.

*) Histoire de l'ordre de la Toison d'or. Depuis son instutition jusqu' à la cessation des chapitres généraux.

Digitized by Google

Das Jahr 1545 gibt eine besonders reiche Ausbeute an Rügeprotokollen, welche sich nicht immer zur Wiedergabe eignen. Der Graf von Buren gab Anlaß zum Tadel, weil er sich bisweilen im Essen und Trinken übernehme, häufig fluche, ungeziemend von der Religion rede, seine religiösen Pflichten gröblich vernachlässige, die Messe versäume, öffentlich ohne Noth die Fastengesetze überschreite und endlich sogar die eheliche Treue verletze, sich dessen auch im Kreise seiner Zechgenossen rühme. — Dem Herrn de Praet warf man vor, daß er hochmüthig, ehrsüchtig, brutal, gottlos und geizig sei und außerdem noch andre Frauen kenne als die seinige. — Der Graf von Lalaing wurde getadelt, daß er hypochondrischen Grillen nachhinge, welche seiner Gesundheit schadeten. — Der Herr von Boussu erregte Mißfallen wegen seiner Neigung zum Trunk und seines Jähzornes. — Der Herr von Brederode zog sich ernsten Tadel wegen seiner scandalösen Beziehungen zum weiblichen Geschlechte zu. Außerdem fand man ihn geizig, zornmüthig, spottsüchtig und respectlos in Beziehung auf die Erfüllung religiöser Pflichten. Außer der Rüge, die ihm zu Theil ward, empfing er die Weisung, sich binnen einer bestimmten Frist von seiner Concubine zu trennen und zwar bei Vermeidung schärfer Ahndung. — Der Graf von Espinoy ward angeklagt, häufig und öffentlich liederliche Orte zu besuchen, sich häufig zu betrinken, und dies sogar zweimal des Tages, voller Schulden zu stecken und auf schimpfliche Weise von seinen Gläubigern bedrängt zu werden, denen er mehrmals seine Kette verpfändet habe. Die Versammlung nahm Rücksicht auf die geringe Urtheilsfähigkeit des Beschuldigten und regelte die Maßnahmen zu seiner Besserung auf sehr umständliche Weise. Ob mit Erfolg, darüber ergeben die weiteren Protokolle nichts. Wie gründlich damals die Sache noch genommen wurde, geht daraus hervor, daß die betreffende Sitzung von zwei Uhr Nachmittags bis eilf Uhr Nachts gedauert hatte.

Am nächsten Tage ging man zur Censur der Abwesenden über und fand, daß Don Philipp von Castilien (nachmaliger König Philipp II.), Sohn des Oberhaupts und Herrn, zu weitschweifig in der Behandlung seiner Geschäfte sei, daß er zu viel Zeit verwende sich anzukleiden und der Einsamkeit zu sehr ergeben sei. Sein Bevollmächtigter, Herr von Bosse, wurde beauftragt, ihn hiervon zu benachrichtigen und auf schonende Weise zur Besserung zu ermahnen. — Endlich wurde dem Kaiser selbst vorgehalten, er habe bei den letzten Verhandlungen mit Frankreich nicht erwogen, daß er nach der etwaigen Abtretung des Herzogthums Burgund füglich nicht hätte Oberhaupt des Ordens bleiben können, daß er ferner im Kriege sich zu sehr preisgebe, daß alle Welt über die Langsamkeit klage, mit der er die Geschäfte führe, daß er schließlich Schulden habe, wegen deren seine Gläubiger laute Klage führten. Der Souverän, sehr befriedigt von dem Eifer der Ritter, seiner Ordensbrüder, antwortete sehr gnädig auf ihre Vorstellungen. Im Einzelnen erklärte er in Beziehung auf den Vorwurf der Langsamkeit seiner Verhandlungen, daß diese Weise für ihn immer die vortheilhafteste gewesen sei. Seine Schulden anlangend, so hätten seine Geschäfte ihn bisher verhindert, sie zu regeln, doch habe er bereits gemessene Weisung ertheilt, genau zu verzeichnen, was er schuldig sei; wenn er gefehlt habe, so sei es mehr aus Unachtsamkeit als aus böser Absicht geschehen. Schließlich versicherte er der Versammlung, daß er in Zukunft besser Sorge tragen werde, seinen Pflichten getreulich nachzukommen.

Das im Jahre 1559 zu Gent abgehaltene Capitel war das letzte allgemeine, welches überhaupt stattgefunden hat.

Nemo.

Literatur und Kunst.

„Kriemhild."

Auch die Poeten müssen sich „die Hörner ablaufen".

Es ist gewiß schön, ein Dichter zu sein; tête-à-tête mit seiner Muse zu kosen; vielleicht zu schwelgen. Die Musen haben den Vortheil vor andern profanen Frauen, daß sie uns nie die Wahrheit sagen, wenn wir mit ihnen ein intimes Verhältniß anknüpfen. Profane Frauen sagen uns zuweilen die Wahrheit; öfter auch zanken sie mit uns; am meisten, wo wir es nicht verdient haben. Aber die Musen flüstern uns beim Stelldichein immer die süßen Worte in's Ohr: „Mon ange, tu es un ange!". Zuletzt glauben wir selbst, daß uns Flügel an den Schultern gewachsen sind. Wir haben auch Flügel, aber oft sind sie mit Wachs befestigt, und das schmilzt in der Sonne.

Wenn ich als wohlbestallter Kunstkritiker der „Weimarischen Zeitung", nachdem ich eine Tragödie eines neuen Dichters, welche den Namen „Kriemhild" führt, mit anerkennender Wärme daselbst kurz besprochen habe, mich hier vor einem größeren Publicum auslasse, so ist mir die Tragödie mehr ein Ausgangspunkt, um einige subjective Reflexionen an den Markt der Oeffentlichkeit zu bringen, als sie mir Hauptobject meiner Auslassungen sein soll. Der Dichter der „Kriemhild" heißt Arnd. Das Stück ist sein Erstlingswerk, wurde im Januar auf der Großherzoglichen Hofbühne zum ersten Male bei großem Beifall gegeben und ließ das Haus bei seiner Wiederholung Anfangs Februar mehr als ziemlich leer. Wären solche Erscheinungen bei der modernen Tragödie Ausnahmen, man könnte sagen, „Requiescat in pace" und damit wäre die Sache abgethan. Allein, obgleich mit dem Dichter in keiner gesellschaftlichen Beziehung stehend, interessire ich mich für sein Talent und, nichts von dem ausgesprochenen Lob und Tadel zurücknehmend, ist mir sein Stück eine „donnée" zu weitergehenden Reflexionen geworden.

Finden wir uns aber zuvörderst, den Lesern dieser Blätter gegenüber, mit dem Stücke selber ab.

Arnd nimmt den letzten Theil der Nibelungendichtung, „Kriemhildens Rache" zum Vorwurf. Ein kühnes Unternehmen nach Hebbel u. A. Aber — auch Poeten müssen sich „die Hörner ablaufen", wie ich oben sagte. Der spröde Stoff läßt keine wesentlichen Varianten zu und der schöne, gerundete Dialog Arnds macht diesen Stoff nicht elastischer.

Der erste Act ist in der That ein großartiges Tragödienfragment. Dramatisch selbst schaffend hat der Dichter in ihm seine Kraft eigentlich erschöpft. Kriemhild, keine Gerechtigkeit von ihren nächsten Verwandten gegen den Mörder ihres Gemahls Siegfried findend, beschließt nach den Niederlanden auszuwandern. Der Markgraf Rüdiger erscheint und wirbt im Namen seines Herrn, des Königs Etzel von Ungarn, um ihre Hand. Ein Korb ist die Antwort. Die Brüder, König Günther an der Spitze, reden ihr zu. Umsonst. Sie will reisen, aber ihr rechtmäßiges Eigenthum, den Nibelungenschatz, mitnehmen. Dem widersetzt sich Hagen. Der Schatz soll nicht in die Hände eines rachesüchtigen Weibes fallen, so lautet die Sentenz des Reichskanzlers von Worms und Umgegend. Von diesem Augenblick an erwacht der Dämon in Kriemhilden. Sie verlangt von ihrem königlichen Bruder Gerechtigkeit gegen Hagen. Die „Majestät" zuckt die Achseln und jetzt entschließt sich Kriemhild zur „Macht" als Königin der Hunnen, wo sie daheim kein „Recht" findet. Sie nimmt König Etzels Werbung an und ladet ihre ganze „Sippe" ein, sie in „Ofen" zu besuchen.

„Sei unbesorgt! was hielt uns ab? Wir kommen!"

spricht Hagen zum Schluß.

Der zweite Act zeigt uns die Nibelungen en route. Geiselher verliebt sich unterwegs in Rüdigers Tochter Swanhild. Das geht zwar Knall und Fall, macht sich aber auf der Bühne poetischer als bei der Lectüre. Die Liebe hat immer die captatio benevolentiae für sich, so unwahrscheinlich sie auch im engen Rahmen der Bühne aussehen mag.

Inzwischen sind die Nibelungen bereits argwöhnisch geworden. Es ziehen sich Truppenmassen zusammen. Sie interpelliren Rüdiger. Dieser verbürgt sich für ihre Sicherheit, vergißt aber, daß er im ersten Act der Königin Kriemhild bereits blinde Treue geschworen hat.

Digitized by Google

Im dritten Act, Schauplatz: König Etzels Residenz, beginnen die Dissonanzen und von hier ab kann sich die dramatische Dichtung nicht von dem Epos emancipiren. Die letzten beiden Acte arten in eine förmliche Fleischhackerei aus. Sechs Menschen werden vor unsern Augen abgeschlachtet; König Günther auf's Schaffott geführt. Es dampft förmlich von Blut, dazu kommt ein Comparsenwesen, wie es wohl eine tüchtige Regie erfreuen kann, das aber dem Verständniß der Dichtung schadet. Wir hören nichts mehr. Wir sehen nur. Säbelgerassel, Evolutionen, Mord und Todschlag. Nachdem Alles „abgemurkst" ist, tödtet sich Kriemhild selbst. Der Vorhang fällt zuletzt über einem Leichenhaufen, von den herzbrechenden „Listen der Gefallenen" hinter der Scene gar nicht zu reden. An dieses Sujet ist eine schöne Sprache verschwendet; eine Metrik, welche, obschon sie sehr frei ist, dennoch gesprochen das Ohr angenehm berührt.

Acht lange Jahre hat Arnd an dieser Tragödie gearbeitet. Zum Glück ist er ein wohlhabender Mann; kein „Lorenz Kindlein", der Grabschriften auf verstorbene Pudel zu machen braucht. Aber acht Jahre! das ist gewiß Lebenskraft! — — Und die kalte Kritik muß eingestehen: es war ein succès d'estime, den er für seine Mühe errungen, den er überall erringen wird. Denn ich zweifle kaum, daß die intelligenten Bühnendirectionen die „Kriemhild" zur Aufführung bringen werden. Repertoirefähig ist das Stück nicht. Die Classicität wird ihm erschwert durch seinen Vorgänger, und vielleicht wird es eine der zahllosen Ephemeriden, in welche sich Talente „verpuffen".

Ich bin hier an dem Punkte angelangt, wo ich meine subjective Ansicht aussprechen darf.

Die moderne Tragödie überhaupt ist lebensunfähig geworden.

Ich will diese Ansicht in pragmatischer Kürze zu motiviren suchen.

Schöpft die moderne Tragödie ihre Vorwürfe, ihre Fabel, ihren Namen aus der Gegenwart, so kann sie nur ein novellistisches Interesse beanspruchen. Sie ist und bleibt für das Publicum ein dialogisirter Feuilletonroman. Die Gegenwart darf auf den Bühnen nicht mehr sententiös werden. Man verlangt die Action, die Handlung im raschen Leben der Gegenwart. Mag man über die Franzosen noch so vornehm die Nase rümpfen, sie haben es verstanden und verstehen es noch, die Realistik des (französischen) Lebens auf den Bühnen darzustellen. Die modernen französischen Dramen und ihre Autoren machen, — was wir Deutschen immer vergessen! — gar keinen Anspruch darauf, mit Corneille, Racine, Molière, selbst nicht mit Casimir Délavigne und Victor Hugo in die Schranken zu treten. Die Stücke sind von Heute auf Morgen gedacht, und reflectiren das rasche, sich täglich verzehrende Leben. Aber eben darum, weil sie mit keiner anderen Prätension vor das Publicum treten, sind sie Ephemeriden. Sie erleben eine Reihe von Repetitionen und damit ist es genug. Natura naturans. Das Leben gebiert Neues. Lebensfähig in der dramatischen Literaturgeschichte sind sie nicht und prätendiren sie nicht zu sein. — Und dennoch, wer wollte, wer könnte leugnen, daß sie meistens bühnen- und zeitgerecht sind? Daß die Signatur unserer Zeit die Raschlebigkeit ist, dafür können die Autoren nicht. Ein Diderot'scher „Père de famille" wäre heute eine Unmöglichkeit. Denn die Leidenschaften haben andere Ausgangs- und Endpunkte gefunden.

Was nun die Tragödie betrifft, welche ihren Stoff der fernen Vergangenheit, der Sage entlehnt, so muß ich die Skepsis und die Bildung unserer Zeit betonen. Wir sind nicht mehr so naiv, nicht mehr so unwissend, wie zu Shakespeares Zeiten, wo wir es ruhig hinnehmen, daß (im „Wintermärchen") z. B. Böhmen mit Seehäfen versehen wurde. Wir sind nicht einmal mehr so naiv, um uns heute auf der Bühne den „elenden Gran Arsenik" in „Kabale und Liebe" von Schiller gefallen zu lassen, ohne ästhetisch die Nase zu rümpfen, da jeder Ellenreiter die medicinischen Wirkungen dieses Giftes kennt. Die Kritik von heute würde mit Recht Carbolsäure verlangen, um zu desinficiren. —

Schmälert das den Werth der Classiker? — Bei Leibe nicht! Man denke sie sich nur stets im Zusammenhange mit ihrer Zeit. Hannibal, Miltiades, Scipio, Alexander waren große Feldherren und bleiben es für ihre Zeit, obschon ein preußischer Unteroffizier sie heutzutage auf's Haupt schlagen würde, ausgerüstet mit den Resultaten der modernen Taktik und Strategie gegenüber der antiken. Aristoteles bleibt ein Classiker, obschon die Korallen heute von jedem Quartaner als Thiere und nicht mehr als Pflanzen erkannt sind. Habe ich noch nöthig, diese Beispiele zu vermehren? — Ich glaube kaum.

Um nun auf unser Thema zurückzukommen, wie verhält es sich mit der modernen Tragödie, welche ihren Stoff der fernliegenden Vergangenheit entlehnt? Oder gar der Sage, wie es der Dichter der „Kriemhild" gethan? —

Unser modernes Bewußtsein, unsere Zeitbildung faßt die uns vorgeführten Personen entweder als Unmenschen oder als Uebermenschen auf. — Bleiben wir bei „Kriemhild" einmal stehen. Für wen können wir uns erwärmen, für wen Partei ergreifen im lebenden und sprechenden Bilde des Bühnenrahmens? Für Kriemhild sicher nicht. Diese Dame wird uns zu unweiblich, zu satanisch. Für die Nibelungen? Der Herr Hagen ist einfach ein Mörder; König Gunther und seine Sippe sind schwachköpfige Lumpe, die nichts gelernt haben, als pour l'honneur du drapeau eines Meuchelmörders, den sie fürchten, mit wenigem Anstand zu sterben. Im Epos, in der Sagendichtung kann man sich diese realistische Darstellung gefallen lassen. Als Bühnenbild, lebend und redend, muß sie unschön werden. Und weil wir nicht Für und Wider Partei ergreifen können, läßt sie das Publicum auf die Dauer indifferent.

In früheren Zeiten war das anders. Da lebten die Menschen in der Gegenwart so gut wie gar nicht. Da suchten sie ihren Idealen in Typen der Vergangenheit Odem einzuhauchen, und diese Typen mußten auf der Bühne sprechen, wie sie bei Lebzeiten schwerlich gesprochen haben. Oder man hielt sich möglichst an die Geschichte und schmückte sich mit fremden Federn. Mit dem Wissensapparat der Jetztzeit ausgerüstet, müssen aber die dichterischen Ideale vorwärts und nicht rückwärts liegen. Früher konnte sich die Vergangenheit der kritischen Controle entziehen; heute nicht mehr. Früher war eine fernliegende Vergangenheit Autorität telle quelle. Heute ist das nicht mehr der Fall. Was sind jene Nibelungenmenschen für uns auf den Bühnen mehr als Curiositäten? fragt man sich instinctiv. Sie haben dramatisch nicht mehr als ein archäologisches Interesse und das moderne Theater ist kein Hörsaal der Archäologie. Es mag hinzugefügt werden: Wo die Archäologie anfängt, da muß die Phantasie (der Poeten) aufhören.

Auch die „Romantik" und ihre Berechtigung ist kein Entschuldigungsgrund. Wir haben nicht nöthig, die Vorwürfe der romantischen Dichtungen rückwärts zu schrauben. Jeder Tagesbericht einer Zeitung, seit die Presse frei ist, gibt uns Romantik und tragische Leidenschaften in Hülle und Fülle. Unsere Gegenwart ist reich an greifbaren Stoffen, die gute alte Zeit war arm. Sie hatte keine Stoffe, kein sociales öffentliches Leben, wie wir es heute haben. Die Gegenwart mit ihren Empfindungen hat aufgehört, im Alterthum den Reflector ihrer Leidenschaften, Wünsche und Ideale zu sehen. Die dramatische Sprachform für die Leidenschaften, Wünsche und Ideale ist die Conversationssprache geworden. „Sans phrase!" das ist ein inhaltschweres Wort.

Ich hatte diesen Artikel bis hierher einem guten Freunde vorgelesen. Der gute Freund nickte wohlgefällig zuweilen mit dem Kopfe. Dann aber legte er den Zeigefinger an die Nase und fragte, woher es denn käme, daß gerade in unserer Zeit auf dem Theater die Classiker wieder en vogue wären?

Der gute Freund wußte nicht, daß Schillers Gedichte erst im Jahre 1805 bei Gerhard Fleischer in Leipzig in dritter Auflage erschienen sind. Und wie winzig war damals die Zahl der Exemplare der Auflage eines Werkes! Er wußte nicht, daß vor noch nicht 25 Jahren die Ränge „hundeleer", wie die Schauspieler sagen, waren, wenn „ein classisches Stück" gegeben wurde. Er kennt tranchons le mot! — die Macht der Mode nicht. Nach den gedankenlosen Offenbachiaden, nach den trivialen Possen mußten die dichterischen Gedanken sich wieder Bahn brechen. Man nimmt mit in den Kauf, was man, wenn es heute geschrieben würde, als unmöglich verwerfen würde. Ich fordre z. B. alle alten Besucher des Hamburger Stadttheaters auf, mich Lügen zu strafen, wenn ich behaupte, daß vor 25 Jahren in den „Räubern", im „Don Carlos", im „Egmont", im „Faust", im „Kaufmann von Venedig", in „Romeo und Julia" nicht mehr als 150—200 Menschen in dem nahe an 2000 Personen fassenden Saale anwesend waren, während Frau Charlotte Birch-Pfeiffer ausverkaufte Häuser erzielte. Diese beiden Gegensätze beweisen, daß die Darstellung nicht Schuld war an den Thatsachen. Warten wir 10 Jahre

Digitized by Google

ab und ich wette, unsere Dichterheroen müssen die Soufflirbücher wieder mit Staub bedeckt in den Theaterbibliotheken sehen!

Nun aber haben auf dem Gebiete des tragischen Pathos Shakespeare, Goethe, Schiller und Lessing uns Alles vorweggenommen. Dieselben Vorwürfe zu wählen, wäre für den modernen Dichter eine „Halsbrecherei". Andere Zeiten, andere Bahnen. Unsere Zeit trägt einen conversationellen Charakter, und wenn der dramatische Dichter Ideale verfolgt, so muß er diese Ideale im — Conversationsstück zu erreichen suchen.

Zu solchen, wenn auch flüchtigen Reflexionen gab mir die an sich schöne Dichtung „Kriemhild" von Arnd Anlaß.

Dixi et salvavi animam meam! **W. Marr.**

Zur Correspondenz Proudhons.

(Schluß.)

In gutgesinnten französischen Kreisen, wo man weder Kant, noch Hegel, noch Proudhon kennt, ist es einer der gangbarsten Gemeinplätze geworden, sowie man von Proudhon spricht, mit heiligem Grauen hinzuzufügen: das sei ein Schüler Kants und besonders Hegels, des Schrecklichen.

In der That gibt es in der gesammten Philosophie nicht zwei Denker, deren Ideen über das Wesen des Staates zu einander in schärferem Gegensatze stünden, als die Ideen Hegels und Proudhons.

Hegel erklärt den Staat als das „Anundfürsichvernünftige"; wenn Proudhon der deutschen philosophischen Sprache mächtig gewesen wäre, er hätte den Staat offenbar als das „Anundfürsichunvernünftige" erklärt.

„Auf die Frage," schreibt er, „welche Regierungsform ich vorzöge, antworten sicherlich viele, der jüngeren Leser besonders: ohne Zweifel die republicanische. — Die Republik, nun ja. Allein das Wort präcisirt nichts. Res publica heißt die öffentliche Sache. Wer also das öffentliche Wohl will, ist ein Republicaner und darum kann auch ein König Republicaner sein. — Gut also, Sie sind ein Demokrat? — Nein. Wie, Sie sind Constitutioneller? — Gott bewahre! — Sie wollen eine gemischte Regierung? — Niemals! — Was sind Sie also? — Ich bin Anarchist!"

Welches Entsetzen, wenn man dem ehrwürdigen Hegel zugemuthet hätte, den Mann als seinen Schüler anzuerkennen.

Am nächsten steht Proudhon den Hegel'schen Ideen im Buch „vom Krieg und Frieden" — das seither in Frankreich eines der unpopulärsten geworden ist. „Droit de la guerre" heißt für ihn nicht: Kriegsrecht, sondern: das Recht auf den Krieg, etwa wie man von einem Recht auf Arbeit spricht. Der Krieg ist göttlich; die Entscheidung des Krieges ist die Entscheidung der höchsten göttlichen und menschlichen Justiz. Und dieses Recht ist nicht eine Fiction des Gesetzgebers; der öffentliche Verstand erklärt es für ein wirkliches, positives, ursprüngliches, historisches Recht, dem also die Fähigkeit innewohnt, als Princip, Motiv und Basis zu dienen für jene richterliche Entscheidung, welche der Krieg zum Ausdruck bringt. Das ist's, warum bei allen Völkern die Eroberung als Preis der Kraft und des Muthes als legitim anerkannt ist, als die legitimste Art des Besitzes, legitimer als der Besitz durch Privatverträge, Usucapien, Erbfolge, Raub u. s. w. Der Krieg, genau wie Religion und Justiz, sind für die Menschheit mehr ein internes als externes Phänomen, die That des moralischen Wesens viel mehr, als des physischen Lebens. Aus diesem Grunde ist der Krieg von der Masse und den Philosophen immer nach dem Scheine beurtheilt, nie verstanden worden, wenn nicht vielleicht in dem heroischen Zeitalter. Der Krieg ist göttlich, das ist primordial, essentiell für das Leben, für die Production selbst der Menschen und der Gesellschaft. Er hat seinen Sitz in den Tiefen des Gewissens und umfaßt in seiner Idee die Gesammtheit der menschlichen Beziehungen. Durch ihn offenbaren sich und drücken sich in den ersten Zeiten aus unsere erhabensten Fähigkeiten, Religion, Justiz, Poesie, schöne Künste, sociale Oekonomie, Politik, Regierung, Adel, Bourgeoisie, Königthum, Eigenthum. Schaffen wir einmal in der Hypothese den Krieg ab und es bleibt nichts von der Gegenwart und Vergangenheit der Menschheit. Man weiß nicht, was sie ist, was sie werden könnte ohne Krieg; die Civilisation fällt in die Meere, ihre vorgängige Bewegung wird eine Mythe, der keine Wirklichkeit entspricht.

Trotzdem schließt der Verfasser gegen den Krieg. Das ist eben der Geist der Antinomie. Der Krieg ist eine Antinomie, wie alles in der Welt, wie die Welt selbst; denn die Summe aller Antinomien ist wieder eine große Antinomie, die sich constituirt, wie wir es im Kleinen in der Buchhaltung sehen: jedem Soll entspricht ein Haben, ohne die Existenz des Einen ist die Existenz des Anderen unmöglich, das Aufhören des Einen bedingt ein Aufhören des Anderen und umgekehrt.

Niemand war brillanter in der Erörterung von These und Antithese, Niemand schwächer in der Synthese. Dieses kritische Universalgenie ermüdet, bevor es zur Synthese gelangt. Die Widersprüche, so großartig angelegt, schließen mit einigen erzwungenen, poetisch unverständlichen, verlogenen, metaphysischen Redensarten; ebenso das Buch von der Justiz und die leitenden Ideen der Revolution; nur an einem Orte finden wir die ehrliche Synthese, welche vielleicht die Synthese alles dessen ist, was aus der Feder und dem Geiste Proudhons hervorgegangen — das sind die Schlußzeilen der Confessionen, das unsterbliche Gebet an „die heilige Göttin Ironie".

„Ironie, wahre Frechheit! Du bist's, die mich fernhält von dem Streben nach der Macht, von der Servilität der Parteien, von dem Respect der Routine, von der Pedanterie der Wissenschaft, von der Verehrung der Großen, von der Mystification der Politik, von dem Fanatismus der Reformatoren, von dem Aberglauben und von der Selbstanbetung. Du offenbartest Dich einst dem Weisen auf dem Throne, als er beim Anblick dieser Welt, wo er als Halbgott regierte, ausrief: Eitelkeit der Eitelkeiten! Du warst der Dämon, der in dem Philosophen waltete, als er mit demselben Streiche Dogmatiker, Sophisten, Hypokriten, Atheisten, Epikureer und Cyniker traf. Du hast seinen Gerechten getröstet, der am Kreuze für seine Henker betete: Verzeihe ihnen, Vater, sie wissen nicht, was sie thun! Süße Ironie! Du allein bist rein, keusch, verschwiegen. Du gibst der Schönheit ihre Anmuth, der Liebe ihre Würze; Du begeisterst zur Milde durch die Duldsamkeit; Du verscheuchst das menschenmordende Vorurtheil; Du erziehst das Weib zur Bescheidenheit, den Krieger zur Selbstaufopferung und den Staatsmann zur Weisheit. Dein Lächeln verscheucht den Unfrieden und den Bürgerkrieg; Du bringst Frieden den Heiligen, dem Fanatiker und dem Sectirer. Du bist die Herrin der Wahrheit, die Vorsehung des Genies und die Tugend, o Göttin, ist Niemand anders als Du. Komm Hoheitsvolle: laß meine Mitbürger einen Strahl Deines Lichtes treffen; zünde in ihrer Seele einen Funken Deines Geistes an, damit meine Geständnisse sie versöhnen und diese unausbleibliche Revolution sich vollziehe in heiterer Freudigkeit!"

* * *

Die Correspondenz Proudhons, die wir in diesen Zeilen nur anzeigen, nicht besprechen wollten*), wird mehr als seine gesammten Werke dazu beitragen, der Oeffentlichkeit das Wesen Proudhons verständlich zu machen.

„Die Leute, die mich zum erstenmale sehen, staunen über nichts so sehr, als darüber, daß ich meine gesunden Sinne beisammen habe" — scherzt Proudhon in einem seiner Briefe. In der That ist Proudhon, über den man so viel geschrieben, unter allen hervorragenden Charakteren unserer Zeit derjenige, den man am wenigsten verstanden, über den das meiste gelogen wurde.

Der größte Theil des Publicums macht sich noch heute von

*) Correspondance de P.-J. Proudhon. Paris, Libr. internationale, A. Lacroix. 8 Bde., wovon 3 erschienen sind.

Digitized by Google

Proudhon dem Schrecklichen einen Begriff eben wie jener brave Bourgeois von Passy, der seinen Concierge wegjagen wollte, als er erfuhr, daß dieser an Proudhon eine Wohnung vermiethet habe.

— Verständigen wir uns, sagte Proudhon dem Manne, ich bin bereit, Ihnen je ein halbes Jahr im Voraus zu bezahlen.

Und sie verständigten sich.

Der scheue Bourgeois wurde später einer der eifrigsten Verehrer seines Miethers, und die Familie Proudhons bewohnt noch heute sein Haus.

In dieser Welt der literarischen Boheme von Paris war Proudhon vielleicht der Einzige, der als armer Mann in geordneten Verhältnissen lebte.

Das war kein Victor Hugo, der als mehrfacher Millionär, zum Frommen der armen Leute ... den „Rappel" gründet; kein Ledru-Rollin, der in England königliche Besitzungen erwirbt und in Frankreich gegen das Grundeigenthum agitirt; kein Eugène Sue, der umgeben von den schönsten Pariser .... Mädchen (sämmtlich in vorurtheilslosestem Costüm) seine Schauerromane über das Elend des Volkes schreibt, nicht ohne nach jeder Seite ein neues Paar weißer Glacéhandschuhe anzuziehen; das war kein Spieler wie Rochefort, kein Lassalle, kein Schweitzer . . .

Proudhon war eine europäische Berühmtheit, als er noch in der Rue Mazarin, im vierten Stock ein Zimmerchen um 27 Francs monatlich bewohnte. An dem Tage, wo er mit 77000 Stimmen zum Abgeordneten von Paris gewählt erschien, wurde seine „Propriétaire" stolz auf ihren Miether und sie ließ seine wenigen Habseligkeiten nach dem prächtigsten Salon bringen, den ihr Hotel faßte — ein „Salon" zu 45 Francs!

Proudhon protestirte.

Allein Mère Borrel war schlau und ließ sich nicht so leicht abschrecken.

— Ah, Citoyen, der Handel geht jetzt so schlecht. Sie sind Deputirter und ich möchte etwas von Ihren 25 Francs täglich gewinnen!

Das Argument wirkte und tiefbetrübt willigte Proudhon ein, das luxuriöse Gemach zu beziehen, das man ihm zugedacht hatte.

„Mein Vater," schreibt er in einem Briefe an Daniel Stern, „war ein armer Gastwirth, dem man es nie beibringen konnte, daß er seine Waare theurer verkaufen müsse, als sie ihn zu stehen komme. Mein Bier, sagte er, kostet mich so viel, meine Arbeit so viel, was darüber geht, ist von Unrecht. So kam es, daß mein Vater arm lebte, arm starb und seine Kinder arm zurückließ. — Auch ich habe stets arm gelebt, werde wahrscheinlich arm sterben und meine Kinder arm zurücklassen".

Die Prophezeiung traf wörtlich ein. Bei Lebzeiten gestattete er nie, daß ein Fremder in seinem Hause auch nur den geringsten bezahlten Dienst leiste; als er starb, mußten seine Freunde eine Collecte veranstalten, um seine Begräbnißkosten zu decken und die Familie vor augenblicklicher Noth zu schützen.

Seither hat sich die Lage der Hinterbliebenen Proudhons in erfreulichster Weise gebessert. Die Correspondenz und die nachgelassenen Werke wurden um den Preis von 60000 Francs verkauft, was zusammen mit dem Erlös der älteren Schriften der kleinen Familie eine behagliche Existenz sichert.

Es ist ein schöner, herzrührender Todtenkultus, der dieses ganze Haus durchzieht. Alles erinnert an den Todten. Beim Eintritt in den Salon gewahrt man, gut bourgeoismäßig, die in Oel gemalten Bilder von Herrn und Madame Proudhon. Madame sagt jedoch, dieses Bild ihres Gatten sei nicht getreu. Das beste seiner Bilder ist wohl dasjenige, das Courbet von Proudhon gemalt hat.

Das Familienleben Proudhons war das ruhigste, das sich nur immer denken läßt.

Niemand hat schöner über den Beruf des Weibes geschrieben; Niemand hat die emancipationslustige Bande kürzer abgefertigt als er. An eine Verehrerin des Narrenhaus-Philosophen Pierre Leroux richtet sich die folgende classische Epistel:

„Madame.

Ich bitte Sie, mich mit ihren Ansichten über die Gebrechen unserer Gesellschaft zu verschonen.

Ganz abgesehen davon, daß ich nicht zugebe, daß eine Frau von solchen Dingen überhaupt etwas verstehe, bin ich zu viel beschäftigt, um mir mein Leben noch durch solche Tollheiten verbittern zu lassen".

Madame Proudhon entsprach auch in dem Punkte dem Ideal ihres Gatten, keine Frau in ganz Frankreich vielleicht hatte weniger Sinn für überspannte Ideen als sie. Die Tochter eines eifrigen Legitimisten, selbst eine gläubige Katholikin, willigte sie ein, daß ihre Kinder ungetauft blieben und ohne jede kirchliche Begleitung bestattet wurden. Von den vier Kindern Proudhons überlebten nur zwei den Vater. Seine dritte Tochter, ein zwanzigjähriges Mädchen, starb im Vorjahr, und so lebt nur noch die jüngste von den Töchtern Proudhons, das leibhaftige Ebenbild des Vaters — so weit eben ein bildhübsches, rosig frisches Kind dem vierschrötigen ernsten Manne mit den herben Zügen ähnlich sehen kann.

Den ersten und einzigen leisen Bekehrungsversuch wagte Madame Proudhon, als ihr Gatte schon auf dem Todtenbette lag. Sie theilte ihm mit, daß der Pfarrer von Passy täglich komme, „um sich nach seinem Befinden zu erkundigen".

— Der Mann thut seine Pflicht, antwortete Proudhon, allein ich habe von Niemand Absolution zu erbitten als von Ihnen.

Paris, März 1875. **A. Reményi.**

Von den Alpen bis zum Aetna.

Seit Jahrhunderten sind die besten Männer, die glänzendsten und tiefsten Geister nicht müde geworden, die Fülle der Herrlichkeit, welche das Land zwischen diesen beiden Grenzpunkten in Nord und Süd und zwischen den beiden Meeren in Ost und West einschließt, in Wort und Bild, durch alle Mittel der Sprache und der Kunst im treuen Abglanz der übrigen Welt zu spiegeln. Aber sie haben den Gegenstand so wenig zu erschöpfen, als das Verlangen, den Durst derselben danach durch ihre Schilderungen jemals ganz zu stillen vermocht. Die jeweiligen Versuche nüchterner und für jene Schönheit unempfänglicher Beobachter, das gepriesene Land dieser Sehnsucht im Gegensatz zu den Andern, von seiner Schattenseite, in seinem Elend, seinem Schmutz, der Verkommenheit seiner Bevölkerung darzustellen, sind dagegen noch immer ziemlich wirkungslos geblieben. Auch das immer allgemeinere durch die zunehmende Leichtigkeit des Reisens herbeigeführte persönliche Bekanntwerden des europäischen Publicums mit der schönen Heimat unserer gesammten Cultur hat die alte Begeisterung desselben für Italien nicht abgekühlt, die Lust daran nicht verringert. Gehören doch die Gaben, welche uns das Land zwischen Alpen und Aetna bietet, zur Gattung jener besten, deren Genuß statt die Begierde zu sättigen, sie nach seiner Wiederholung nur um so stärker erregt. So dürfen denn auch immer noch trotz der Bibliotheken, welche über jenes Volk und Land, die Schätze seiner Natur und Kunst geschrieben, trotz der Gallerien von Bildern, Zeichnungen und Photographien, die danach angefertigt worden, neue Schilderungen von beiderlei Art, welche dieser reichsten Schatzkammer der Schönheit auf Erden gewidmet sind, darauf rechnen, von vielen willkommen geheißen zu werden, vorausgesetzt daß sie ihres Gegenstandes werth seien.

Sie brauchen ja auch keineswegs nur Wiederholungen des unzählige Male schon vordem davon Gesagten und danach Gemalten zu sein. Dafür sorgen einmal die tiefgreifenden Wandlungen, welche gerade die Zustände dieses Landes und Volkes durch seine neuere geschichtliche Entwicklung erfahren haben, Wandlungen, welche auch viele von seinen glorreichsten Kunstdenkmalen in ihrer Erscheinung nicht unberührt gelassen haben. Und andrerseits sorgt dafür der Umstand, daß Jeder die gleichen Dinge doch mit andern Augen ansieht und ein anderes Bild davon entwerfen wird wie seine Vorgänger.

Kaum ein zweites Volk und Land aber ist so lange und so consequent durch die gefärbten Gläser einer conventionellen Auffassung angesehen worden wie das italienische. Ich möchte behaupten, daß vielleicht mit einziger Ausnahme einiger Gemälde Carl Blechers vor der Zeit der

Digitized by Google

ausgebildeten Photographie kein Bild italienischer Landschaften, Monumente und Volksscenen gezeichnet oder gemalt worden ist, bei welchem der Künstler ganz unbefangen von dem Wunsch beseelt und geleitet gewesen wäre, diese Gegenstände treu und schlicht so wieder zu geben, wie er sich wohl bewußt sein mußte, daß sie eigentlich wären und aussähen. Alle italienischen Darstellungen aus dem 17. und 18 Jahrhundert zeugen davon, daß ihre Maler jene Welt durch die classische, alle der ersten Hälfte des 19., daß jene sie durch die romantische Brille gesehen haben. Den Muth, ja die Fähigkeit zur Wahrhaftigkeit der italienischen Wirklichkeit gegenüber scheinen die Künstler, — und keineswegs bereits alle — erst seit wenig länger als 20 Jahren gewonnen zu haben. Und wieviel interessanter ist diese Wahrheit, als jenes falsche Scheinbild, welches die älteren uns ehedem für dieselbe ausgeben wollten!

Die bestimmte Absicht, ein echtes treues und eben dadurch erst recht schönes Gesammtbild des wahren italienischen Gesichts Italiens in all seinen hohen, holden, mannichfachen und originellen Reizen zu geben, habe ich nie zuvor consequenter und glänzender in einem Prachtwerk dieser Gattung verwirklicht gesehen, als in dem seit dem vorigen Jahre zu Stuttgart im Verlage von Engelhorn erscheinenden, welches sich „Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna" betitelt. Der schildernde Text ist von Carl Stieler, Eduard Paulus und Woldemar Kaden geschrieben, die Zeichnungen durchweg Holzschnitte, theils größere Einzelblätter auf Tonpapier, theils kleinere Illustrationen in den Text gedruckt, sind von G. Bauernfeind, A. Böcklin, A. Calame, G. Closs, L. Dill, B. Fiedler, L. Heilbuth, A. Hertel, E. Kanoldt, H. Kaulbach, F. Keller, E. Kirchner, Lindemann-Frommel, A. Metzner, L. Passini, F. Peters, Fr. Preller, R. Schick, G. Schönleber, F. Skarbina, Th. Weber, A. v. Werner gezeichnet; die Holzschnitte in dem berühmten Atelier von Adolf Closs in Stuttgart ausgeführt. Manche Namen in jener stattlichen Künstlerschaar gehören längst zu den ruhmvollsten in Deutschland; andere werden mir wenigstens, ich gestehe es, erst durch diese Zeichnungen bekannt, und einige damit sofort von der glänzendsten Seite. Von diesem in prächtigem Folioformat gedruckten, typographisch in seltener Eleganz und Gediegenheit ausgestatteten Werk ist soeben die zwölfte Lieferung ausgegeben. Damit ist es bis zur Hälfte seiner projectirten Ausdehnung gelangt, gestattet einen Schluß auf das künftige Ganze und ermöglicht eine Beurtheilung des Unternehmens.

Ziemlich klar scheint es aus dem Inhalt dieser 12 Lieferungen hervorzugehen, daß der reiche Bilderschmuck des Werkes (400 Holzschnitte soll es enthalten) nicht als Illustration des Textes, sondern ganz unabhängig von diesem entstanden ist; wie denn auch dieser Text seinerseits keineswegs eine Erläuterung der ihm beigegebenen und eingedruckten Zeichnungen gibt. Der Schwerpunkt des Ganzen aber liegt zweifellos in den letzteren. Der hier den Schriftstellern gewährte Raum in den weit und splendid gedruckten Heften konnte nicht entfernt genügen, etwa Land und Leute, Kunst und Natur, Volksleben, geschichtliche Erinnerungen, Landschaft, Monumente Italiens von den Alpen bis zum Aetna eingehend zu schildern.

Die Verfasser dieses Textes mußten sich begnügen, das Alles nur ganz cursorisch zu berühren, das überreiche Bild in großen allgemeinen Zügen und in möglichst effectvollen leuchtenden Farbentönen hinzuwerfen, wobei ihr Pinsel natürlich über das Detail desselben nicht anders als rücksichtslos hinweggehen konnte. Sie bedienten sich als Material der Darstellung dabei einer Art von poetischer Prosa, die sich, am wenigsten noch bei Karl Stieler, diesem klaren und liebenswürdigen Schriftsteller, am meisten bei W. Kaden zu einem seltsamen dithyrambischen Interjectionsstil steigert, bei welchem jede schlichte unbefangene Darstellung der Wirklichkeit völlig in die Krämpe geht.

Der Erstgenannte schildert zunächst „die großen Wege nach Italien", den Trentino, den Gardasee, Verona, die venetianischen Berge, Venedig, Triest, Mantua, Mailand, die drei Seen, Turin, Genua, die beiden Rivieren, die Emilia. Paulus: Florenz, Pisa, Siena, den Trasimener See, die Wege nach Rom. Kaden beginnt in der 12. Lieferung den Abschnitt: „In den Grenzen Latiums" mit dem Capitel „Roma".

Stieler hat die schwierige Aufgabe dieser Alles nur andeutenden Darstellung vortrefflich gelöst. Eigne Beobachtung und Erfahrung, historische Kenntniß, starke Liebe für Land und Volk, lebhafter Schönheitssinn und Kunstgefühl kommen bei ihm zusammen, um ihn glücklich dazu zu befähigen. Paulus' gedrängter Excurs, besonders über des herrlichen Firenze Kunst, Natur und Geschichte ist lebhaft, schwungvoll, anregend und inhaltsreich. Die Einflechtung eigner mehrstrophiger Gedichte hätte man indeß dem Autor gern erlassen, „weil das erstens sehr gefährlich, zweitens gar nicht nöthig ist", und diese Verse die Schönheit und den Eindruck des Textes jedenfalls nicht steigern. Kadens einleitende Roma-Betrachtungen und Rückblicke in die mythologische Urgeschichte klingen gar zu überschwänglich. Man sieht nicht ab, wie der Athem ausreichen soll, wenn man so beginnt.

Doch, wie gesagt, das Werk ist vor Allem um seiner Zeichnungen willen da; diese sind das Werk. Und die Mehrzahl derselben ist unbedingt ersten Ranges. Im Gegensatz zu den Verfassern des Textes halten sich diese Zeichner meist freier, als ich es bei Italienmalern (mit Ausnahme Passinis und Echtlers) je gesehen, von allen Ueberschwänglichkeiten und verschönernd fälschenden Auffassungen der italienischen Wirklichkeit; bemühten sich, die Dinge dort zu sehen, wie sie sind. Phrasenhafte Darstellungen der Landschaft wie der Menschen Hesperiens kommen nur ganz vereinzelt vor. Die am meisten charakteristischen Menschenbilder, Scenen aus dem Leben in den Städten und auf der Landstraße, Zeichnungen von einer oft an Menzels Weise und Auffassung erinnernden, unbarmherzigen Schärfe lieferte Skarbina. — Die intimsten, reizvollsten und wahrhaft poetisch wirkenden Landschaften, die bei schlichter Wahrheit zugleich graziösesten und liebenswürdigsten, mit ihrer Umgebung in die glücklichste Harmonie gesetzten Volksgestalten und Genregruppen zeichnete Rudolf Schick. Prof. Keller (Karlsruhe) setzt in seinen übrigens sehr effectvollen und bestechenden Bildern italienischen Lebens nur gar zu sehr seine, in bekannter Manier erfundenen und gebildeten, Geschöpfe an die Stelle der dort von der Wirklichkeit gebotenen (siehe z. B. das Bild „Dolce far niente" am Golf von Neapel). Lindemann-Frommel beweist sein altes fertiges Geschick in der Schilderung italischer Landschaft und reizender Beleuchtungswirkungen in mancher vorzüglichen Zeichnung. Schönleber leistet Außerordentliches, besonders in Strand-, Meeres- und Flußbildern von höchst frappantem energischem, glanzvollem Lichteffect. Noch überraschender und von unübertrefflicher Vollendung sind die Architektur- und Straßenbilder, wie die Interieurs, von Bauernfeind. Er erreicht in der Holzschnittzeichnung eine ganz wunderbare Kraft, Tiefe und Wahrheit des Tons bei strengster überzeugendster Richtigkeit der plastischen Form, während er immer durch die Wahl des Standpunkts die betreffenden Objecte in der eigenthümlichsten und günstigsten Ansicht, Verschiebung und Gruppirung zu zeigen versteht. Zeichnungen wie die des Innern des Mailänder Doms, der Ecke am Palazzo Strozzi in Florenz, des Orsanmichele ebendaselbst, mehrerer andrer Florentinischer und Veronesischer Architekturen gehören zu den besten Zierden des Werkes. Manches schöne Blatt von A. Hertel, Metzner, Closs, Kanoldt, Th. Weber, Fiedler wäre noch unter denen dieser 12 Hefte zu erwähnen. Einige der berühmtesten Mitarbeiter, welche der Titel nennt, sind in ihnen noch nicht vertreten.

Die Zeichner haben das Glück gehabt, in dem Closs'schen Atelier Holzschneider zu finden, welche auf sichrer Meisterschaft, ihrem Strich und Ton gerecht zu werden, jeder ihrer Intentionen genau zu entsprechen verstanden. Unter den deutschen illustrirten Prachtwerken können sich nur sehr wenige auch in Bezug auf Schnitt und Druck diesem „Italien" vergleichen.

Aber das Werk birgt gerade in seinen besten Vorzügen die bedrohlichsten Gefahren in sich. Der Anblick seiner Zeichnungen weckt und erregt unwiderstehlich bis zur Pein die seit unsrer germanischen Urväter Tagen in nordischer Menschen Seelen nie erstorbene Sehnsucht, nach den darin so verlockend und überzeugend geschilderten wundervollen Wirklichkeiten auszuziehen hin über die Alpen und immer weiter bis an das blaue Meer, das um die, zum schwarzen Uferfels erstarrte, Lava des Aetna schäumt!

Ludwig Pietsch.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Gastspiel des herzoglich Meiningschen Hoftheaters.

I.

Die Hermannsschlacht. Drama in 5 Acten von Heinrich v. Kleist. Mit theilweiser Benutzung der Bearbeitung von Rudolf Genée.

Bei dem rühmlichen Wettstreite, der zwischen dem Berliner Schauspielhause und den Meiningern im vorigen Jahre eröffnet worden ist und in diesem Jahre seinen Fortgang nimmt, gewinnen alle Theile. Unmittelbar die Mitglieder der beiden betheiligten Theater und mittelbar auch das ganze Publicum und die Kritik. Die Vergleichungen, zu welchen die Vorstellungen im Schauspielhause und im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater beständig herausfordern, erhöhen die Theilnahme am Schauspiele, regen zu interessanten und lehrreichen Debatten an, fördern und reifen das Urtheil. Die beiden friedlichen Wettstreiter kämpfen zwar nicht mit gleichen Waffen; da aber jeder vor dem andern gewisse Vorzüge voraus hat, mithin eine jede Partei der andern in gewissen Dingen unterlegen ist, so sind die Loose doch ziemlich gleich vertheilt. Das Berliner Hoftheater hat den Vorzug eines künstlerisch bedeutenderen Personals; es hat die Autorität und den Credit eines ersten ständigen Kunstinstitutes, ein Publicum, das mit den Eigenarten der verschiedenen künstlerischen Individualitäten wohlvertraut ist, das sich gewisse Lieblinge erkoren und sich daran gewöhnt hat, über die Eigenthümlichkeiten und Schwächen dieses oder jenes Künstlers, die den Fremden frappiren, ein Auge zuzudrücken. Die Meininger kommen mit allen Vorzügen und Nachtheilen des Neuen. Für ein großstädtisches Publicum, welches für alles Neue besonders empfänglich ist, überwiegen die Vorzüge. Man sagt sich mit Recht, daß man an ein Theater, welches schon nach seiner localen Beschaffenheit nicht durch die natürliche Quelle, durch die Steuer des Publicums gespeist werden kann, sondern welches seine Existenz dem opferfreudigen Kunstsinne eines Einzelnen verdankt, in Betreff des Personals nicht diejenigen Ansprüche erheben darf, welche dem königlichen Schauspielhause gegenüber vollberechtigt sind. Von dem Schauspielhause darf man verlangen, daß ihm die besten verfügbaren künstlerischen Kräfte botmäßig gemacht werden. Nur der Unverstand kann den Meiningern gegenüber dieselbe Prätension erheben. Unser Publicum weiß das und legt daher an die Beurtheilung der künstlerischen Leistungen der einzelnen Mitglieder des Meininger Hoftheaters von vornherein einen ganz andern Maßstab als an die unserer Hofschauspieler; außerdem hat es eine gewisse Regung der Galanterie den fremden Gästen gegenüber; — kurz und gut, man tritt den Meiningern wohlwollender, nachsichtiger und freundlicher entgegen als den königlichen Hofschauspielern.

In einem Punkte haben die Meininger vor dem Hoftheater einen gewaltigen, unerreichbaren Vorsprung: Sie haben Zeit. In Berlin hetzt ein neues Stück das andere. Nach dem letzten „statistischen Rückblicke auf die Leistungen des Berliner Hoftheaters" sind im Jahre 1874 16 neue Stücke zum erstenmale gegeben und 12 Stücke neu einstudirt worden, darunter 19 Stücke, welche den Abend füllen. Das macht also für die wirkliche Theatersaison durchschnittlich alle 10—14 Tage ein neues Stück. In Meiningen sind während desselben Zeitraumes, wenn die Angaben des „Deutschen Bühnenalmanachs" von A. Entsch correct sind, 7 Stücke neu aufgeführt worden, darunter 5 große. In Berlin bringt die Arbeitsüberbürdung eine Gleichmäßigkeit der Behandlung der verschiedenen Stücke mit sich. Sieben bis acht Proben sind ungefähr das Maximum, welches einem neuen Stücke bewilligt werden kann. Die Probe kann nur eine bestimmte Anzahl von Stunden währen, da das Theater jeden Abend in Anspruch genommen wird. Das Meininger Theater kann sich den Luxus von Paradestücken gönnen. Es befindet sich Berlin gegenüber in der glücklichen Lage von einem Stücke, auf welches es besonders Werth legt, 20—30 Proben und mehr veranstalten zu können; und die Probe kann die doppelte und dreifache Zeit der Berliner in Anspruch nehmen, da das Haus an mehreren Abenden in der Woche dem Publicum nicht geöffnet ist. Daß unter diesen Bedingungen zu den besonders gepflegten Vorstellungen die Vorbereitungen in Meiningen mit einer Präcision und Gewissenhaftigkeit getroffen werden können, welche dem Berliner Hoftheater geradezu untersagt sind, bedarf kaum der Erwähnung. Der Ruhm des Meininger Theaters ist es nun, daß diese günstigen Bedingungen im vollsten Umfange benutzt werden. Der spiritus rector des Theaters, der Herzog, ist ein vorzüglicher Dramaturg. Durch alle Vorstellungen, — auch durch die wenigstgelungenen, die wir gesehen haben, — geht ein Zug künstlerischen Ernstes und künstlerischer Freude zugleich, der auf's wohlthätigste berührt. Geschmack und Verständniß sind überall bewunderungswürdig. Die Intention ist immer bedeutend, und wenn die Ausführung hinter der Intention zuweilen zurückbleibt, so ist dies eben der Fehler des ungenügenden Materials. Ich spreche zunächst nicht von Aeußerlichkeiten, ich spreche in erster Reihe von dem, was ich für das wichtigste oder eigentlich für das allein wichtige halte: von der dramatischen Verkörperung des dichterischen Werkes.

Bei der Hast, mit welcher die Regisseure in Deutschland fast überall arbeiten müssen, sind viele gewichtige Unterscheidungen, welche bei der Inscenirung wohl zu beachten sind, fast gänzlich verwischt. Es gilt als ziemlich gleichgültig, ob ein Zwiegespräch rechts oder links oder in der Mitte, im ersten oder zweiten Plane oder im Hintergrunde abgehalten wird. Wenn die Architektur des Hauses dem Regisseur nicht schon den Fingerzeig gibt, ob er die Person rechts oder links auftreten oder abgehen lassen soll, so wird auch darauf wenig geachtet. Dasselbe Tempo geht gewöhnlich durch die ganze Vorstellung von der ersten bis zur Schlußscene. Aus allen diesen Nichtbeobachtungen und Vernachlässigungen hat sich auf diese Weise allmählich eine gewisse Monotonie herausgekümmert, die der Todfeind einer jeden Kunst und vor allem der Todfeind der Dramatik ist. Es ist ein unberechenbarer Vortheil des Meininger Gastspieles, daß hier wieder einmal ad oculos demonstrirt wird, wie eine volle Wirkung selbst bei schwachen Kräften durch die kunstverständige Vertheilung von Licht und Schatten, durch die Abtönung des Ensembles, durch die gewissenhafte Pflege von solchen Einzelheiten, die man als Kleinigkeiten betrachtet und mißversteht, erzielt wird. Ich möchte es geradezu als einen Gewinn bezeichnen, daß durch die bisweilen recht ungeschickte Veranschaulichung einiger Meininger Künstler die Intentionen des Regisseurs in aller Verständlichkeit uns klar gemacht werden; es schadet nichts, daß man die Fäden sieht, welche das Ganze regieren; denn man kann dabei sehr viel lernen. Für mich sind die Vorstellungen der Meininger gleichsam ein dramaturgisches Colleg des Herzogs. Je unselbstständiger der Schüler ist, je mehr ich ihm das Erlernte anmerke, desto bequemer wird es mir gemacht, das Wort des Lehrers zu vernehmen.

Mit der „Hermannsschlacht" haben die Meininger ihre zweite Campagne begonnen. Die Bearbeitung von Rudolf Genée, die sich bei der hiesigen Aufführung durchaus bewährt hat, ist nur theilweise benutzt worden. In drei wesentlichen Punkten sind die Meininger zum Original zurückgekehrt, — ich glaube, nicht zum Vortheil des Stückes. Es wäre allerdings eine große Ungerechtigkeit, den Meiningern deshalb einen Vorwurf machen zu wollen. Wer den Bearbeiter verläßt und zum Dichter zurückkehrt, hat immer Recht. Aber praktisch ist es nicht. Die Wirkung, welche die Wiederherstellung des Originales, wie sie von den Meiningern veranstaltet worden ist, bei der Aufführung hervorgebracht hat, ist das glänzendste Lob, welches der Bearbeitung von Rudolf Genée gespendet werden kann. Es hat sich klar gezeigt, wie richtig es war, die Aenderung vorzunehmen und wie sehr das Ganze unter der falsch angebrachten Pietät zu leiden hat.

Genée hat zwei Scenen gestrichen, in welchen der Charakter Hermanns uns in einer geradezu abstoßenden Rohheit sich zeigt. Die erste Scene ist die, in welcher Hermann den römischen Feldherrn Septimius, der ihm zur Führung beigegeben ist, todtschlagen läßt. Septimius kommt arglos zu Hermann, und Hermann nimmt ihm sein Schwert ab. Septimius, der einzige Römer im ganzen Cheruskerhaufen, sieht, daß jeder Widerstand vergeblich ist und stellt sich als Gefangener. Darauf befiehlt Hermann, daß sein Blut das erste sei, welches

„des Vaterlandes dürren Boden trinke".

Der wehrlose Römer kann an eine solche Barbarei nicht glauben.

„Wie Du Barbar? Mein Blut? Das wirst Du nicht . . ."

Hermann:

„Warum nicht?"

Digitized by Google

Septimius (mit Würde):
„Weil ich Dein Gefangener bin,
An Deine Siegerpflicht erinnere ich Dich ...
Mein Haupt, das wehrlos vor Dir steht,
Soll Deiner Rache heilig sein.
Also gebeut Dir das Gefühl des Rechts
In Deines Busens Blättern aufgeschrieben".

Auf diesen, wie mir scheint, sehr richtigen Einwand, weiß Hermann keine andere Antwort als Schmähungen und das Todesurtheil.

Hermann:
„Du weißt, was Recht ist, Du verfluchter Bube!
Und kamst nach Deutschland unbeleidigt,
Um uns zu unterdrücken.
Nehmt eine Keule doppelten Gewichts
Und schlagt ihn todt!"

Der Dichtung eine gewisse rüde Größe im Hasse abzusprechen, liegt mir fern. In der Darstellung aber ist das einfach scheußlich. Die Beseitigung der Scene, wie sie Genée vorgenommen hat, ist um so berechtigter, als das Interesse an dem armseligen Septimius im Publicum gänzlich erloschen ist, als man sich seiner kaum noch erinnert.

Die zweite Scene, welche die Meininger aus dem Original wiederhergestellt haben, betrifft das Ende des Varus. Ich habe gelegentlich der Aufführung des Kleist'schen Dramas auf dem Hoftheater (siehe Nr. 5 der „Gegenwart") schon auf die Abweichung aufmerksam gemacht, welche sich Genée gestattet hat, und mein volles Einverständniß mit derselben ausgesprochen. Genée läßt den verwundeten Varus, als der Sieg der Deutschen entschieden ist, sich in sein Schwert stürzen, wie es die geschichtliche Ueberlieferung uns berichtet hat. Bei Kleist wird Varus geradezu ermordet, nicht im ehrlichen Kampfe erschlagen. Hermann und zwei andere deutsche Fürsten dringen gleichzeitig auf Varus ein, der tödtlich verwundet sich dahinschleppt. Hermann und Varus bereiten sich zum Kampfe, aber Fust, der Fürst der Cimbern, fährt dazwischen und beansprucht die Ehre, den römischen Feldherrn niederzuschlagen. Hermann will sich dies Vorrecht aber nicht entgehen lassen. In Folge dessen bricht Streit aus zwischen Fust und Hermann. Sie dringen mit gezückten Schwertern auf einander ein und Fust bleibt Sieger; Hermann wird an der Hand verwundet; er sieht nun ein, daß es besser ist, das Opfer durch einen heilen Mann abschlachten zu lassen.

„Da nimm ihn hin, man kann ihn Dir vertrauen!"

Während dieses blutigen Streites um die Genugthuung der Mordlust steht der Römer bei Seite und sagt mit der vollen Ueberlegenheit des gebildeten Menschen im Hinblick auf die rohe Sippe:

„Ward solche Schmach im Weltkreis schon erlebt?
Als wär' ich ein gefleckter Hirsch,
Der mit zwölf Enden durch die Forsten bricht".

Darauf besorgt Fust sein Fleischeramt und schlägt Varus todt. Karl Frenzel wünschte in der „Nationalzeitung" die Wiederherstellung dieser Scene, er sah die Streichung ungern. Wenn er die Wirkung der Darstellung dieser Scene hätte beobachten können, würde er seine Meinung geändert haben; sie macht einen geradezu empörenden Eindruck. Daß Kleist mit seinem urgesunden Grimme, mit seinem Principe, daß ein jedes auch das verwerflichste Mittel geheiligt sei durch den Zweck, die Römer aus Deutschland zu verjagen, diese Scene im Jahre 1811 empfinden und schreiben konnte, ist sehr begreiflich; aber ebenso begreiflich ist es, daß sie nach dem Jahre 1871 wieder gestrichen wird. Der Besiegte begreift den radicalen Haß gegen den Unterdrücker, der Sieger darf großmüthig sein.

Noch in einer dritten Scene hat man in Meiningen auf das Original zurückgegriffen, auch hier meines Erachtens ohne Grund. Als Hermann Luitgar mit der Botschaft an Marbod entsendet, läßt Kleist Hermann sofort, als Unterpfand für die Wahrheit des Bündnisses zwischen Hermann und Marbod, seine beiden Söhne dem Boten mitgeben. Am Schluß der Scene antwortet Luitgar auf Hermanns Frage, ob er sonst nach Bedenken habe, es schiene ihm ein Wagestück, daß er allein der Träger einer so wichtigen Mittheilung sein solle; das Schicksal des ganzen Heeres stehe so zu sagen auf zwei Augen; wenn der Bote sein Ziel nicht erreiche und Marbod nicht benachrichtigt würde, so würde der ganze Schlachtplan Hermanns vereitelt werden. Luitgar räth dazu, noch durch mehrere zuverlässige Boten dieselbe Kunde an Marbod bringen zu lassen. Hermann antwortet darauf mit blindem heidnischem Vertrauen auf den Beistand der Götter:

„Du gehst allein! Und trifft Du mit der Botschaft
Zu spät bei Marbod oder gar nicht ein,
Sei's! Mein Geschick ist's, das ich tragen werde".

Genée hat diese Scene verändert. Er ruft das Bedenken, daß Luitgar sein Ziel nicht erreichen werde, gar nicht wach. Bei ihm verläuft die Scene so: Hermann theilt Luitgar den Schlachtplan, den er dem Marbod zu überbringen hat, mit, und dann erst, als Luitgar zögert und Hermann ihn fragt, ob er denn irgend ein Bedenken zu äußern habe, antwortet Luitgar: es wäre doch möglich, daß Marbod der Botschaft nicht traue, daß er sich auf bloße geschriebene Worte nicht verlassen werde. Darauf entgegnet Hermann:

„Nimm diesen Dolch, und mit dem Dolche wirst Du
Zugleich auch meine beiden blonden Jungen
Rinold und Adelhard dem Marbod übergeben,
Damit der Suevenfürst mir Glauben schenke.
Wenn er erkennt, daß ich nicht wahrhaft bin,
So soll er diesen Dolch sofort ergreifen
Und meine beiden Knaben tödten".

Durch diese Aenderung kommt eine wirkliche Steigerung in die Scene; sie ist ungleich dramatischer als das Original, und der Dichter selbst würde derselben seine Zustimmung sicherlich nicht versagt haben.

In andern Punkten sind die Meininger wie Genée vom Original abgewichen, ohne jedoch Genées Vorschläge zu acceptiren. Auch hier sehe ich den Grund, die Genée'sche Bearbeitung preiszugeben, nicht ein. Ich finde die Genée'schen Veränderungen viel besser. Die Wiederholung der Strophen des Bardengesangs durch Hermann nach der ersten Strophe und zum Schlusse, wie sie Genée vorgeschlagen hat, ist von durchgreifender theatralischer Wirkung; die Wiederholung der letzten beiden Zeilen durch den Chor, wie in der Meininger Bearbeitung, ist opernhafter und weniger effectvoll. Wie schon in dem einen erwähnten Punkte, so ist noch in einem andern die Meininger Bearbeitung den Rathschlägen Karl Frenzels gefolgt. Das „Thuschen", das dem Ohr des Kritikers der „Nationalzeitung" gar zu spießbürgerlich klang, ist hier beseitigt; ich glaube, wiederum nicht zum Vortheile der Dichtung. Gewiß befremdet im ersten Augenblicke dieses Zärtlichkeitsdiminutiv für das cheruskische Weib; aber sobald dieser erste befremdliche Eindruck überwunden ist, kommt durch diese familiäre Ausdrucksweise in die Zwiegespräche zwischen Hermann und Thusnelda eine behagliche, gemüthliche, echt deutsche Stimmung, welche mit dem Inhalte dieser Gespräche durchaus harmonirt und zu den übrigen patriotisch erregten und oft im edelsten Pathos gehaltenen Scenen einen durchaus wirksamen Gegensatz herstellt. Nach meinem Dafürhalten würden die Meininger gut gethan haben, wenn sie die Genée'sche Bearbeitung pure acceptirt hätten.

Den Vergleichen zwischen der Darstellung der einzelnen Rollen auf der Hofbühne und auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater weiche ich absichtlich aus.

Das Meininger Gastspiel ist für mich viel zu interessant, als daß ich persönliche Fragen von untergeordnetem Interesse dabei erörtern möchte; der Vergleich würde außerdem bei der Verschiedenartigkeit der künstlerischen Bedeutung der Mitglieder von hüben und drüben kaum statthaft sein. An und für sich betrachtet, war die Meininger Vorstellung in den beiden Hauptrollen: Hermann — Herr Nesper, Marbod — Herr Hellmuth-Bräm, vortrefflich. Herrn Nesper kam noch eine männlich hohe Gestalt für diese Rolle besonders zu statten. Wenn ich vorher sagte, daß die unselbstständige Wiedergabe der Intentionen der Regie für das lernbegierige Auditorium als ein Gewinn zu betrachten sei, da in dieser Unselbstständigkeit des gelehrigen Schülers die Absichten des Meisters am deutlichsten würden, so habe ich mit diesem Worte schon den Haupttadel über die Darstellung ausgesprochen. Das Spiel der meisten Mitglieder des Meininger Hoftheaters wirkt störend durch die Absichtlichkeit, und zwar durch eine Absichtlichkeit, die nicht aus dem eigenen sondern aus einem fremden

Digitized by Google

Willen hervorgegangen ist. Ich habe während der Aufführung bisweilen an das köstliche Bild von Süß denken müssen, — an das erstaunte Gesicht der Henne, die ein untergeschobenes Entenei ausgebrütet hat und zu ihrer unglaublichen Ueberraschung aus der durchbrochenen Schale plötzlich ein ihr wildfremdes und nicht blutsverwandtes Geschöpf hervorkriechen sieht. Was hie und da gesagt wurde, war unzweifelhaft richtig intendirt, aber es machte den Eindruck, als ob die richtige Intention diejenigen, die sie wiederzugeben berufen waren, selbst überraschte. Es war nicht selbstempfunden, bisweilen nicht einmal nachempfunden, sondern auf Treu und Glauben acceptirt. Von den großen Rollen gefiel mir am wenigsten der Varus; hier habe ich auch die Intention nicht fassen können — der fein gesittete hochgebildete Römer steht doch dem Theaterbösewicht in des Wortes vorstädtischer Bedeutung so fern, wie nur irgend möglich — von den kleinen am meisten das von Frau von Moser-Sperner überaus wirkungsvoll dargestellte Weib aus dem Volke. Wie weit es durch unermüdliche, treue und gewissenhafte Arbeit auch bei Wesen von noch nicht völlig entwickeltem Denkvermögen zu bringen ist, „das zeigt sich an den Kinden", wie Richard Wagner sagt. Die Rolle des Rinold, welche der oder die kleine Godeck spielte, war in ihrer Art eine Glanzleistung. Sehr hübsch war übrigens, daß das Kind, als es Marbods Worte wiederholt, auch dessen Gesten und Accente nachzuahmen beflissen ist.

Die Inscenirung läßt sich von der Ausstattung selbst, namentlich bei den Meiningern, wo Beides zur wirklichen Kunst geworden ist, kaum trennen. Wenn ich in den Kritiken lese, daß die Ausstattung geschichtlich so treu wie nur möglich war, so kann ich ein Lächeln kaum unterdrücken. Wer vermag denn festzustellen, ob die Costüme, ob die Geräthschaften, Werkzeuge und Waffen, ob die Räumlichkeiten, wie wir sie hier sehen, denen der Urväter im Teutoburgerwalde genau oder ungefähr genau oder gar nicht entsprochen haben? Ob sich das Studium der kundigen Thebaner wohl weit über die Lectüre der Costümkunde von Hermann Weiß erstreckt hat? Und da ist gerade eine angebliche Statue der Thusnelda abgebildet und eine Beschreibung hinzugefügt, welche mit dem Costüme, das wir auf der Bühne sehen, durchaus nicht übereinstimmt, nicht übereinstimmen kann, da es sich mit unsern heutigen Anschauungen doch wohl nicht vertragen würde, ein Weib in einem Kleide zu sehen, welches längs der Seiten von den Hüften an aufwärts offen ist, und bei dem die eine Brust vollkommen entblößt ist. Die männliche Kleidung, wie sie bei Weiß aus derselben Zeit geschildert wird, ist so entsetzlich häßlich, daß sie, wenn auch wahr, niemals imitirt werden dürfte. Nach dieser Quelle ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die gallischen und germanischen Männer jener Zeit die entsetzlichen Hosen getragen haben, auf die wir nach 1800 Jahren glücklich zurückgekommen sind. Ich frage mich niemals, wenn ich ein Stück sehe, das in unvordenklichen Zeiten spielt, ob die Costüme u. s. w. historisch richtig sind oder nicht. Es kümmert mich nur, ob das, was ich sehe, den richtigen Eindruck macht. Ein Theater ist kein archäologisches Museum, und es ist ganz gleichgültig, ob kleine Verstöße gegen die historische Treue in den Costümen vorkommen oder nicht, vollends gleichgültig bei Kleist. Wenn in der „Hermannsschlacht" von der Hexe von Endor die Rede ist; wenn Kleists Hermann sich selbst vergleicht mit einem Handlungsreisenden:

„Nun bin ich fertig, wie ein Reisender;
Cheruska, wie es steht und liegt,
Kommt mir wie eingepackt in eine Kiste vor;
Um einen Wechsel könnt' ich es verkaufen" —

wenn solche schreiende Anachronismen vom Dichter begangen werden, dann, meine ich, hat es wenig Werth, ob der Garderobier mit pedantischer Genauigkeit darauf achtet, daß die Litze, mit der das Gewand besetzt ist, die historisch richtige Breite hat, und daß die Schuhe nicht etwa anachronistische Nähte haben, sondern aus einem Stücke Filz altgermanisch nahtlos getrieben sind. Ueberlassen wir diese Spitzfindigkeiten den Alterthümlern, den Forschern, den Gelehrten! Wir ungelehrtes, einfaches Publicum brauchen uns darum nicht zu kümmern. Wir haben uns nur zu fragen: Ist es ein Bild? Ja oder nein?

In Beziehung auf die malerische Wirkung sind die Meininger der Meisterschaft aber so nahe wie möglich. Das zeigte sich schon in den Vorstellungen, die wir im vergangenen Jahre sahen und gegen die sich im Uebrigen mancherlei berechtigte Einwendungen erheben ließen. Es hat sich das auch bei der Eröffnungsvorstellung dieses Jahres wiedergeoffenbart. Seltsamerweise haben sich die Meininger aber gerade einige derjenigen Scenen, mit welchen sich vor Allem eine große malerische Wirkung erzielen läßt, entgehen lassen. Vollkommen gelungen und von geradezu bewältigender Schönheit ist der Einzug der Römer in Teutoburg. Die Decoration der Meininger ist ungleich vortheilhafter als die des Hoftheaters. Die Decorationen unserer königlichen Bühne, so schön sie sind, laboriren nach meinem Geschmacke fast alle an einer gewissen übertriebenen lichten Klarheit und farblosen Sauberkeit, welche den Beschauer nicht recht erwärmt. Es kommt dazu die verhältnißmäßig große Bühne. Für die Gruppirung ist der kleine, gemüthliche Raum des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters ungleich günstiger. Die Decoration im zweiten Acte, der Platz an der Ortslinde in Teutoburg, ist in ihrer warmen Färbung und in der Composition, der geschickten Benutzung des Raumes, wunderschön. Rechts das Blockhaus Hermanns, das auf Pfählen erbaut ist und von dem eine Holztreppe herabführt, — als Fürstenwohnung auch äußerlich erkenntlich an den Schnitzereien, mit welchen das Gebälk geziert ist; in der Mitte die riesige Linde, deren üppiges Blätterdach, von schönlinigen Zweigen und Aesten getragen, nahezu den ganzen Platz beschattet; darunter der Brunnen; — im Hintergrunde ein aufgeworfener Hügel mit einem Pfahlgehege, welches das Gehöft des Fürsten von den Nachbargehöften trennt; — links die Landstraße, welche in der Diagonale nach dem Hintergrunde rechts über die Bühne geht; — rechts hinten Hütten des Dorfes. Der ohnehin nicht große Raum der Bühne ist durch die bedeutenden Versetzstücke so in Anspruch genommen, daß der Spielraum auf ein Minimum reducirt wird; die mitspielenden Personen kommen also in gemüthlich nahe Berührung, und das ist gerade für diesen Act, in welchem sich unter anderem das köstliche Zwiegespräch zwischen Hermann und Thusnelda befindet, von großer Wichtigkeit. Außerdem kann bei dieser Beschaffenheit der Scene mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwande von Personal die Massenwirkung hervorgebracht werden, welche bei dem Einzuge der Römer erforderlich ist. So drängen sich denn, sobald die Kunde von dem Einmarsche der Fremden sich verbreitet, die Cherusker im zweiten Plane und weiter hinten dicht zusammen, und als nun die römischen Soldaten in anscheinend unabsehbarer Masse von vorn links nach hinten rechts über die Bühne ziehen, — ohne ihr Gesicht dem Publicum zuzuwenden, halb verdeckt von den herbeigelaufenen neugierigen Deutschen, — als im Vordergrunde Hermann und Thusnelda den römischen Feldherrn Varus und sein Gefolge bewillkommnen, und während dem das Schauspiel hinten seinen ungestörten Fortgang nimmt, da bietet sich dem Auge ein ebenso realistisch richtiges als künstlerisch schönes Bild dar. In dieser Scene haben die Meininger die Leistungen des Schauspielhauses entschieden übertroffen. Ich bemerkte schon in meiner früheren Besprechung der Hermannsschlacht, daß ich den Vorbeimarsch der Römer im Paradeschritte sowohl nicht für richtig als auch für unwirksam hielte. Ferner wurde dort die Wirkung dadurch noch beeinträchtigt, daß die Römer in der Parallellinie mit der Rampe von rechts nach links über die Bühne zogen, während hier — vielleicht in Berücksichtigung von Samsons Observations sur l'art de la mise en scène, der für die Aufzüge immer die Diagonale vorschreibt, — die schräge Richtung gewählt war.

Nach dem imponirenden Schlusse des zweiten Actes, der mit Recht enthusiastischen Beifall hervorrief, waren die Erwartungen des Publicums auf's höchste gespannt. Wußte man doch, daß die für eine stimmungsvolle Wiedergabe bedeutsamsten Scenen noch ausstanden: die Ermordung Hallys, die nächtliche Scene mit dem gespenstischen Erscheinen der Alraune und der Aufbruch der Deutschen zum Kampfe mit den Barden, welche den jungen Tag begrüßen. Mit allen diesen Scenen hatte das Schauspielhaus eine große Wirkung hervorgebracht. Bei der Specialität der Meininger erwartete man von der Bühnenwirkung, soweit sie durch schöne Aeußerlichkeit gehoben und verstärkt werden kann, noch mehr. Diese Erwartung wurde gänzlich getäuscht. Wer ohne Voreingenommenheit über diese drei Scenen spricht, kann nicht anders, als der Wahrheit gemäß bestätigen, daß denselben in der Meininger Aufführung die Stimmung fehlte, und daß der Zuschauer nicht zu dem poetischen Wohlbehagen kam, das er früher bei diesen Scenen empfunden hatte.

Die nächtliche Scene in Teutoburg, die Tödtung der geschändeten Hally durch ihren Vater, wurde von Anfang bis zu Ende im Flüstertone gesprochen. Zu Beginn ist es richtig, am Schlusse ist es falsch. Zunächst gemahnt Hermann das lebhaft erregte Volk zur Ruhe: „Still! Die Luft, Du weißt, hat Ohren". — Wenn ein Volkstumult entsteht

Digitized by Google

müssen ja die römischen Wachen aufmerksam werden. Aber diese Nebensache darf nie und nimmer zur Hauptsache werden. Die Bühne ist nun einmal so beschaffen, daß sie das Recht hat, gegen sehr berechtigte Bedenken des gewöhnlichen Lebens zu verstoßen. Wenn der Dichter die Besorgniß aufgibt, daß die Römer von dem Tumulte geweckt werden, braucht sich der Regisseur keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen. Wer die Dichtung unbefangen liest, wird sich sagen, daß Kleist nicht im entferntesten daran gedacht hat, daß der Schrei der Rache, der am Schlusse der Scene ausgestoßen wird, im pianissimo vorgetragen werden soll. Verse wie:

„Der Sturmwind wird, die Waldungen durchbrausend,
„Empörung!" rufen, und die See,
Des Landes Ribben schlagend: „Freiheit!" brüllen"

lassen sich nicht mit gedämpfter Stimme vortragen; und wenn das Volk darauf einsetzt:

„Empörung! Rache! Freiheit!",

so überwiegt das Gefühl, den Feind aus dem Lande zu schlagen, die ängstliche Besorgniß, daß er es hören könnte. Und außerdem, was ist denn das überhaupt für ein Realismus? Man läßt die Leute aus realistischen Bedenklichkeiten leise sprechen, und gleichzeitig wird darauf geachtet, daß das Volk scharf scandirend nach dem Tacte die einzelnen Wörter zusammenspricht, gleichsam als ob es einen Chor ohne Noten sänge. Wenn die Bühne das Recht hat, hier gegen die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit sich aufzulehnen, so darf sie es auch da. Es ist die Scene dichterisch als Volkstumult gedacht und soll so dargestellt werden. Auch aus äußerlichen Gründen empfiehlt sich, daß das piano, welches zehn Minuten lang anhält, beseitigt werde. Es ist langweilig. Man läßt sich einen Satz mit Sourdinen, der drei Minuten dauert, gefallen, aber einen ganzen Act mit gedämpften Streich- und gestopften Blasinstrumenten anzuhören, würde eine entsetzliche Qual sein.

Die Scene, in welcher dem verirrten Varus die Alraune im Walde begegnet, wurde sowohl durch das Spiel der beiden Hauptbetheiligten als durch die ungünstige Beleuchtung um den Effect gebracht. Unheimlichkeit ist etwas künstlerisch sehr schönes, aber — pas trop n'en faut. Die weise Frau erinnerte an die Zeichnungen von Wilhelm Busch, und die sind bekanntlich nichts weniger als unheimlich. Ebenso nüchtern und stimmungslos war der Aufbruch der Deutschen zur Schlacht. Die Meininger, welche gewöhnlich Beleuchtungseffecte so vorzüglich zu verwerthen wissen, haben in dieser Scene kein Zeugniß ihrer Virtuosität abgelegt. Gerade die Stunde, in welche Kleist diese Scene verlegt — das Ende der Nacht und die erste Dämmerung des Morgens —, eignet sich vorzüglich zu einer pittoresken Wirkung durch die Beleuchtung. Das nächtliche Dunkel, das sich allmählich lichtet und zuerst durch die matten Vorboten der Morgenröthe verscheucht wird, bis es in das rosige Licht der ersten heißfarbigen Strahlen übergeht, — das hätte doch etwas für die Meininger sein sollen; aber es war nichts oder doch sehr wenig. Auch die Composition des Bardengesanges trug nichts dazu bei, die Stimmung zu erhöhen; — kurz und gut das ganze Arrangement war matt. — Sehr schön dagegen war die Decoration im letzten Acte: Teutoburg in Trümmern.

Mit großem Geschicke und großer Sorgfalt waren wiederum die Ensemblescenen inscenirt. Die Meininger haben sich durch die Pflege dieser Einzelheit ein großes Verdienst erworben. Die Apathie der Massen an den wichtigsten Vorgängen auf der Bühne, die so oft einen störenden Eindruck machte, ist jetzt aus allen Berliner Theatern — auch aus den kleinen — verschwunden. Bei den Aufführungen der Meininger nimmt der Zuschauer wahr, wie jede einzelne der auf der Bühne befindlichen Personen an den Vorgängen, welche die Sprecher bewegen, Theilnahme hegt, und so ist es richtig. Daß der Ausdruck dieser Theilnahme bei den Statisten oft ein übertriebener ist, ist freilich ebenso richtig. Die Meininger Regie würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie darauf achten wollte, daß die Bewegungen in den Massen discreter gehalten werden. Dieses ewige Händeringen und Entsetzen, diese beständige Communication der Einzelnen mit einander, dieses Hinweisen auf diesen oder jenen Gegenstand, dieses Sichstoßen, dieser ununterbrochene Ausdruck der Verwunderung, der Freude oder des tiefsten Schmerzes, der jauchzenden Glückseligkeit oder des Grausens, — mit einem Worte: dieses Zuviel des stummen Spieles muß noch sehr bedeutend gemindert werden, um künstlerisch zu sein.

Die Aufnahme, welche die „Hermannsschlacht" bei dem Publicum fand, war nach den ersten beiden Acten stürmisch, nach den letzten drei wohlwollend aber kühler, weil in diesen einige der Hauptscenen eben weniger gelungen waren, als man gehofft hatte. Gleichwohl war die Vorstellung im Ganzen und Großen interessant. Wir können uns, wie ich schon im Anfange sagte, zu dem Zweikampfe, der gleichzeitig die Waffen und Fertigkeit der Kämpfer, wie das Auge des richtenden Publicums schärft, in jeder Beziehung nur Glück wünschen.

Paul Lindau.

Musikalische Aufführungen.

„Die Maccabäer."

Oper in drei Aufzügen nach O. Ludwigs gleichnamigem Drama von Mosenthal. Musik von Rubinstein. Zum erstenmale aufgeführt im Königl. Opernhause am 17. April.

Die Vorführung der Rubinstein'schen Oper an der königlichen Bühne und der glänzende Erfolg, den sie errang, war für den Verfasser dieser Besprechung ein um so freudigeres Ereigniß, als er bereits vor Jahresfrist — bei Gelegenheit des Berichts über A. Thomas' „Hamlet" — auf die Ehrenpflicht der ersten deutschen Bühne hinwies: daß sie dem genialen Componisten ihre Pforten öffne, der, obschon in Rußland geboren, doch der deutschen Tonkunst angehört. Seine Lieder, Oratorien und Opern sind auf deutsche Texte gesetzt, und in ihnen wie in den meisten seiner Instrumentalcompositionen zeigt er sich als Deutscher. Gern verwebt er slawische und orientalische Weisen in seine Tondichtungen, mitunter mehr als künstlerisch und stilistisch zu rechtfertigen ist; allerdings hat gerade dieses eigenthümliche Colorit, diese von ihm erdachte Manier ihm vielfach die Gunst des Publicums und auch der Sänger gewonnen; und die Forderung an einen genialen Künstler, der so manches Schöne und vieles sehr Interessante geschaffen hat, daß er die Effecte, welche er zuerst hervorgebracht, denen er glänzende Erfolge verdankt, weniger hervortreten lasse, mag vielleicht ungerechtfertigt erscheinen; sie ist aber im Gegentheile nicht blos gerecht, sondern von den freundlichsten Gesinnungen geleitet, gegenüber einem Hochbegabten wie Rubinstein; sie geht von dem Grundsatze aus, daß er die reichen Kräfte seines Talentes zu einem Ganzen, Abgeschlossenen zusammenfasse, eingedenk der Lehre Goethes:

Eigenheiten, die werden schon haften,
Cultivire deine Eigenschaften!

In der neuen Oper Rubinsteins treten seine glänzenden Eigenschaften wie seine Eigenheiten in entschiedenerer Weise hervor, als in irgend einem seiner Werke. Eine reiche Phantasie und wirksame Combination, warme Empfindung, die sich bis zur Begeisterung erhebt, bedeutendes technisches Können, geschickte und sichere Handhabung der Mittel entfalten sich neben jenen oben angedeuteten orientalischen Wendungen und eigenthümlichen Melodienbildungen. Viel mag hierzu die Wahl des Stoffes beigetragen haben, der einer der ergreifendsten Episoden der jüdischen Geschichte entnommen, den Componisten noch mehr anregte, altorientalische Weisen aufzunehmen oder nachzuahmen.

Die Handlung ist mit Geschick angelegt und bietet viele wirksame Momente. Sie spielt in Modin und Jerusalem, zur Zeit als der Syrer Antiochus Palästina bedrückte. Leah, die Mutter der Maccabäer, grollt ihrem Sohne Judah, weil er Noemi, eine Tochter aus dem niedrigeren Hause der Simeiten, geehelicht hat, und wendet ihre Zärtlichkeit dem zweitgebornen, Eleazar, zu. Diesen hält sie, im Glauben an einen einstigen Traum, für berufen, den alten Glanz des Hauses David herzustellen. Der Priester Jojakim kommt, um einen der Maccabäer als Hohenpriester nach Jerusalem zu berufen. Judah erklärt, daß er kein Mann des Betens sei; sein Bruder Eleazar dagegen ist bereit, dem Rufe zu folgen. Da erscheinen syrische Heerschaaren unter ihrem Anführer Gorgias mit Priestern und der Statue der Pallas Athene. Dieser wird ein Altar mitten zwischen den erschreckten Juden aufgestellt; Gorgias befiehlt ihnen, den Göttern seines Königs zu opfern, wenn sie nicht Tod

Digitized by Google

und Verderben über ihre Stadt bringen wollen. Vergebens ermahnt Leah den geliebten Sohn Eleazar, der Tyrannei entgegenzutreten; der Feige will nur durch des Syrers Gunst die Herrschaft über Israel gewinnen, Vergebens sträubt sich das wehrlose Volk gegen den Befehl den Götzen zu dienen. Die Gefahr wird immer drohender, und die Simeiten, an ihrer Spitze Boas, der Vater Noemis, erklären ihre Unterwerfung, um sich zu retten. Inzwischen hat Judah seine jüngeren Brüder heimlich weggesandt, um Waffen zu holen und Krieger herbeizurufen, und als Boas vor dem Altar der Athene kniet, um Weihrauch zu opfern, übermannt Jenen Schmerz und Wuth, er tödtet den eignen Schwiegervater, springt auf den Altar und zerschmettert das Bild der Athene. Bestürzt weichen die Syrer zurück, bewaffnete Juden dringen auf sie ein, an ihrer Spitze zieht Judah in den Kampf. Eine Zeit lang begleitet ihn der Sieg; aber an einem Sabbathabende, als das Heer trotz aller Mahnungen und Warnungen Judahs die Ruhefeier beginnt, überfallen es die Syrer und metzeln die frommen Beter nieder, die keinen Widerstand leisten. Judah kämpft verzweifelt, und es gelingt ihm sich durchzuschlagen. Die Simeiten durch die Tödtung ihres Familienhauptes Boas gegen die Maccabäer ergrimmt, gerathen bei der Nachricht von der Niederlage und von dem Herannahen des siegreichen Syrerkönigs vollends in Wuth. Sie überhäufen Leah als die Anstifterin des Widerstandes mit Vorwürfen; sie theilen ihr mit, daß an der Spitze der Syrer ein abtrünniger Jude stehe, Phaon, der Geliebte der Königstochter — und als Leah diesem und seiner Geburt flucht, erklären sie höhnisch, daß Phaon kein Anderer sei, als ihr geliebter Sohn Eleazar. Endlich, als die Maccabäerin noch immer zum Kampfe gegen die Götzendiener ermahnt, ergreifen sie ihre beiden jüngsten Söhne, um sie dem Könige Antiochus als Geißel abzugeben, Leah aber, die Einem das Schwert entreißt, um die Kinder zu retten, binden sie an eine Cypresse und eilen weg. Noemi, die Frau Judahs, die von den Hasmonäern gering geachtete Tochter des Simeitenstammes, rettet die Schwiegermutter, indem sie ihre Bande löst und sie nach dem Lager des Königs Antiochus vor Jerusalem leitet, damit sie von ihm die Freigebung der Kinder erbitte; sie selbst (Noemi) bleibt zurück, um ihren Mann aufzusuchen. Sie findet ihn auch in Jerusalem, in der Nähe des Tempels, wo das Volk um seine Rückkehr zu Gott fleht und sich begeistert um ihn geschaart hat. In der unerwarteten Erscheinung seines geliebten Weibes erblickt Judah das Zeichen sicheren Sieges, das er sich vom Herrn erbat. Er eilt, die Mutter und die Brüder zu befreien. Inzwischen ist Eleazar-Phaon mit dem Syrerkönige und dessen Tochter, seiner Braut, vor Jerusalem gezogen, er allein drängt zum Kampfe, als das Heer, durch die Erinnerung jener Metzelei am Sabbathabend und durch die Nachricht einer Empörung entmuthigt, sich weigert gegen die Juden zu ziehen. Da erscheint Leah, um für ihre Kinder zu bitten; Antiochus, der im Anfange auf den Tod der Knaben drängt, erklärt, nachdem auch die Tochter und Eleazar ihn anflehen, er werde die Gefangenen freigeben, wenn sie zu seinen Göttern schwören, im Weigerungsfalle aber dem Feuertode weihen. Leah ermahnt die Kinder, ihrem Glauben treu zu bleiben, und als der Tyrann sie nun den Martern überliefert, und die Mutter zwingt, anstatt ihr Loos zu theilen, zurückzubleiben und den Gräuel mit anzusehen, da erwacht in Eleazar das Gefühl für seines Hauses und seiner Familie Ehre, er schließt sich den Brüdern an, und geht mit ihnen in den Tod. Antiochus, von düsterem Wahnsinn befallen, entflieht, Leah bleibt allein zurück und stirbt in ekstatischer Vision, während Judah heranstürmt. Als der Sieger in das Zelt tritt, findet er die Mutter todt.

Diese gedrängte Darstellung der Handlung wird dem Leser schon eine Andeutung geben, daß sie vielen Stoff zu Massenwirkungen, sowie zur Entfaltung des alt-jüdischen Elementes in der Musik bietet. Und der Componist hat die Gelegenheit reichlich und mit großem Glücke benutzt. Die Chöre sind fast ohne Ausnahme großartig angelegt und ausgeführt, und die Scenen, in welchen die Melodien auf orientalischen Weisen beruhen, üben einen besonderen Reiz. Gleich im ersten Act zeichnet sich der Anfangschor durch ein einfach liebliches Motiv aus. Die darauffolgende Scene, in welcher Leah ihren Traum erzählt, geht weniger anregend vorüber bis zu dem Ensemble „die Königskrone an dem Priesterhut", das schon sehr bedeutungsvolles Zeugniß gibt von Rubinsteins eminenter Begabung. Das folgende Pastorale ist auch einfach und maßvoll gehalten, und konnte gekürzt werden; dagegen ist ein ganz kleines chorisches Gespräch „Wir sind zu schwach, um uns zu wehren", wo die einzelnen Gruppen sich berathen, hochbedeutend. Das Gebet Leahs „Adonai, Schaddai" ist ganz nach altjüdischer Weise gehalten, der darauf folgende Chor ist vortrefflich. Die Erscheinung des Priesters Jojakim, seine Anrede und die Antworten sind mehr oratorisch als dramatisch gehalten, daher von der Bühne herab weniger wirksam. Aber die große achte Scene — der Schluß des ersten Actes — muß vom Anfange bis zum Ende als ein Meisterwerk ersten Ranges bezeichnet werden. Gleich das Motiv des Syrereinzugs im $^3/_4$-Tacte bringt einen prächtigen Rhythmus zu Gehör; der Preisgesang der Pallas-Priester, der zugleich mit einem Chor der widerstrebenden Juden ertönt, ist sehr geistreich erfunden und ausgeführt — und der Schlußchor Judahs und seiner Krieger wirkt großartig, und begeisterte das Publicum zu stürmischem, lang anhaltendem Beifalle, in welchen der Verfasser freudig einstimmte.

Der Anfang des zweiten Actes mit seinen Judenchören, dem wieder ganz orientalischen Priestergesange „Sabbathruhe", der sehr geistreich mit dem $^3/_4$-Tactmotive der überfallenden Syrer verwebt ist, erhebt sich nicht zu besonderer Bedeutung. Reizend dagegen erklingt das Lied an Eros, das zuerst drei Sklavinnen anstimmen, zu denen dann Kleopatra, die Tochter des Antiochus, Eleazar-Phaons Geliebte sich mit einer außerordentlich wirksamen Melodie gesellt. Das darauf folgende Duett zwischen ihr und Phaon beginnt sehr schön; aber das Hauptmotiv „O welche Wonne" tönt banal. Die fünfte Scene, in welcher Leah die Siege ihres Sohnes in einem Liede feiert, das sie mit der alttestamentarischen Cymbel begleitet, bietet wieder viel orientalisches Colorit, gegen dessen öftere Wiederkehr Referent Bedenken hegt; doch will er nicht verschweigen, daß gerade dieser Gesang vielen Hörern sehr gefallen hat; ihm erscheint das Duett Noemis und Leahs als eine der Glanznummern der Oper.

Im dritten Act tritt ein Duett zwischen Judah und Noemi hervor, dessen bestrickender unmittelbar wirkender Reiz auch das Publicum entzückte und zu erneutem stürmischem Beifalle hinriß. Die Scene, in welcher Leah vor dem Könige erscheint, enthält großartige Momente; damit dieselben aber zu nachhaltiger Wirkung gelangen, müßte die letzte Arie Leahs gestrichen werden; es ist ganz unmöglich, daß nach all den vorhergehenden aufregenden Ereignissen, nach all den Massenwirkungen, die auf den Tod gequälte Mutter eine Soloarie singe, ohne daß der Antheil des Zuhörers ermatte.

Faßt man das Werk als Ganzes in's Auge, so kann es nur als ein sehr bedeutendes bezeichnet werden, das seinem genialen Schöpfer zur Ehre gereicht und ihn auffordert, auf der eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten, und nunmehr festen, sichern Schrittes zu einer noch höheren Stufe emporzusteigen, auf welcher er, jede frembartige äußerliche Form vermeidend, einen ganz einheitlichen Stil wählt und dann erst recht zeigt, was der Rubinstein leistet, wenn er seine mächtigen Gaben concentrirt. — Und so begrüßen wir denn den großen Erfolg der Oper mit Freuden.

Der Aufführung hörte man überall an, daß die Künstler mit Liebe und Weihe studirt hatten. Die Leistung des Fräulein Brandt war in Auffassung, Spiel und Gesang eine der großartigsten, welche die dramatische Darstellung bieten kann, und wir glauben nicht, daß diese außerordentlich schwierige Rolle von irgend einer Sängerin in solcher Weise bewältigt werden wird. Fräulein Grossi in der ebenfalls sehr schweren Partie der Kleopatra und Fräulein Lehmann in der dankbaren der Noemi leisteten Vorzügliches und ernteten vielfachen Beifall. Herr Betz als Judah zeigte alle Eigenschaften, welche diesen trefflichen Künstler kennzeichnen — vielleicht wäre hier und da noch mehr dramatisches Pathos zu entfalten gewesen. Ueber den neu engagirten Tenor Herrn Ernst (Eleazar) läßt sich ein feststehendes Urtheil noch nicht aussprechen; die Rolle stellt große Anforderungen, und er schien ein wenig befangen. Die Herren Fricke als Priester und Salomon als Antiochus trugen ihr Bestes bei zum Gelingen des Werkes; auch die kleineren Partieen waren von Fräulein Horina, Lommert ꝛc. vortrefflich ausgeführt. Chor und Orchester leisteten Ausgezeichnetes — Herr Capellmeister Eckert, der schon zuerst für Annahme der Oper sehr eifrig gewirkt hatte, leitete alle Proben mit aufopferndem Eifer; in der Generalprobe und bei der ersten Aufführung dirigirte der Componist. Das außerordentlich elegante Publicum, das alle Räume des Theaters füllte, zeichnete diesen und die Darstellenden durch stürmischen wiederholten Beifall und Hervorruf aus. Das Werk feierte einen vollständigen Erfolg.

A. L. Ehrlich.

Digitized by Google

Notizen.

Die Allarmnachrichten der letzten Wochen haben viel Tadel erfahren, wie uns scheint mit Unrecht. Ein verdienter Tadel konnte nur diejenigen treffen, die sich dadurch beunruhigen ließen. In solchen Fällen empfiehlt sich ein Hausmittel, das von Personen unserer Bekanntschaft mit Erfolg angewendet wird. Wenn nämlich eine Zeitung oder ein Correspondent eine bedenklich klingende und aufregende Sensationsnachricht publicirt, soll man sich während zweimal vierundzwanzig Stunden gar nicht darum bekümmern, mit Niemandem darüber sprechen, ja womöglich nicht daran denken. Nach zwei Tagen möge man sich erkundigen, was daraus geworden ist. Man kann in der Regel zehn gegen eins wetten, daß das Blatt oder der Reporter die Nachricht schon selbst wiederrufen haben wird. Unterdeß geht man ruhig seinen Geschäften nach. Das Mittel ist erprobt und hat schon Manchen vor Schaden bewahrt. Unglücklicherweise will alle Welt jetzt hohe Diplomatie treiben. Man vergißt gewöhnlich, daß die Politik ein Geschäft mit oft sehr verwickelten Formeln ist, die nicht Jedermann geschickt zu handhaben weiß. Die Lösung ist aber meist einfach und gerade deswegen entgeht sie dem durch die letzten unruhigen Jahre verwöhnten, nach Emotionen lüsternen Sinn. Findet nun gar eine Zusammenkunft von Monarchen statt, dann ist, wenn man sich so ausdrücken darf, der Teufel los. Wir hatten das hier in Berlin vor bald drei Jahren bei der Dreikaiserentrevue selbst erlebt. Zahllose Berichterstatter aus aller Herren Ländern waren eingetroffen und wollten über das Ereigniß telegraphiren und schreiben. Als sich aber zeigte, daß das bekannte immerhin hochwichtige Ergebniß in zehn Zeilen zu fassen war, da geriethen namentlich die fremden Correspondenten in Verzweiflung. Einige gingen in sehr gedrückter Stimmung zu ihren Gesandten oder Botschaftern und beschworen sie, ihnen doch etwas mitzutheilen, wenn es auch nicht ganz wahr wäre, was sie ihren Blättern melden könnten. Dies ist historisch verbürgt, wie die Journalisten zu sagen pflegen. In Venedig wird es nicht anders zugegangen sein. Die politische Ausbeute war gering und die Zeitungsschreiber hatten das Nachsehen. Einer derselben berichtete einem hiesigen Blatte ganz einfach, er habe nicht erfahren, was zwischen den beiden Souveränen etwa Politisches verhandelt worden sei. Man traute seinen Augen nicht. Solch ein offenes Geständniß kann nur einem auf Erden seltenen Vogel entschlüpft sein, selten wie ein schwarzer Schwan oder ein ähnliches naturhistorisches Phänomen. Die Berliner Presse sollte sich übrigens mit gewagten Conjecturen, die viel Geräusch machen, doppelt vorsehen. Bis jetzt genoß sie den Ruf einer gewissen relativen Solidität, die allerdings mit Amüsement und packendem Interesse nicht überall identisch ist. Es wäre schade, wenn sie diese Eigenschaft einbüßen sollte, ohne dadurch den prickelnden Reiz der Pariser Boulevardblätter zu gewinnen, deren Nachahmung ihr auch schlecht zu Gesicht stehen würde. Es ist gerade, als ob eine brave Hausfrau aus dem Bürgerstande die Rolle der Scheherazade spielen und Märchen aus Tausend und einer Nacht erzählen wollte. Das wäre wahrhaftig ein Scheidungsgrund! Berlin ist nun einmal auf Nüchternheit und knappe Wahrheitsliebe angewiesen. General von Moltke, als er diesen Winter erkältet war, soll geäußert haben, es habe ein wilder Muth dazu gehört, eine Hauptstadt gerade da zu gründen, wo früher Wölfe und Bären zu Hause waren. Der wilde Muth ist längst verflogen und ein philisterhaftes Phlegma, wie es zu einer Umgebung von Kiefernadeln und Sandebenen paßt, ist geblieben. Wenn wir aber nicht überaus heiter sind, sollten wir wenigstens die Reputation der Ehrlichkeit sorgsam wahren. Es gibt freilich Personen, die Berlin nur vorläufig als die Residenz und den Mittelpunkt des neuen Deutschen Reiches gelten lassen wollen. Diese ganz verständigen Politiker behaupten, die Donau müsse ein deutscher Fluß werden und prophezeien, die künftige Metropole werde Regensburg sein! Die Vision setzt natürlich voraus, daß die mittleren und kleinen deutschen Souveränetäten verschwinden und auch das deutsche Oesterreich zu uns komme, was ohne einen großen Krieg nicht möglich ist. Aber ein zweiter großer Krieg gilt ja überall für unvermeidlich. Das nimmt sich nun freilich auch wie eine Allarmnachricht aus, und wir sind da unbewußt in den Ton der Darstellungen hineingerathen, welche diese Notiz bescheidentlich zu kritisiren sich herausnehmen wollte. So ansteckend ist das böse Beispiel. Es fehlt nur noch, daß gewisse Berliner Correspondenten uns ihre freundliche Aufmerksamkeit schenken und nach allen Seiten hin telegraphiren, der von der „Gegenwart" angedeutete Plan, die deutsche Hauptstadt nach Regensburg zu verlegen, sei vollkommen unbegründet oder beruhe geradezu auf Erfindung. Das Dementi erscheint uns wirklich unvermeidlich und wir werden es mit angeborener Demuth selbst registriren. Hoffentlich werden die Course in der Zwischenzeit nicht allzu tief fallen. Wir selbst werden unter allen Umständen wenigstens keine massenhafte Verkaufsordres geben, und zwar aus Gründen, welche der scharfsinnige Leser bei einigem Nachdenken sicherlich errathen wird.

* * *

Mastai Feretti

„der ehemalige Dragonerofficier"?

In dem „Der nächste Papst" überschriebenen Artikel Karl Blinds in Nr. 14 der „Gegenwart" wird Mastai Feretti, der jetzige Papst Pius IX. als „ehemaliger Dragoneroffizier" bezeichnet. An und für sich wäre es ja durchaus nicht zu verwundern, wenn Graf Mastai in jüngeren Jahren die bei Söhnen ehrlicher, aber reicher und vornehmer Eltern aller Orten — es sei hier nur an den kürzlich zum Dragonerpremierlieutenant avancirten Sohn des seit den Publicationen der seligen Louise Mühlbach auch weiteren Kreisen zugänglich gemachten Vicekönigs von Aegypten erinnert — so beliebt gewordene Carriere des Cavallerieoffiziers eingeschlagen hätte. Scharfsichtige wollen sogar in der Leichtigkeit, mit welcher der doch immerhin bejahrte Herr sich auf seinen flüchtigen Touren — man gestatte mir diese Anleihe bei dem Wiener Spaziergänger — über die anscheinend unwegsamsten Landes- und Höflichkeitsgrenzen hinwegzusetzen die Gewohnheit hat, das glückliche Ergebniß früherer gründlicher cavalleristischer Studien sehen. Es scheint indessen, als wenn die eben gerühmte Fähigkeit, die übrigens mit dem reiferen Alter des allverehrten Greises zugenommen hat, eine angeborene sei. Wenigstens ist Mastai Feretti nie Dragoneroffizier gewesen, sofern man nämlich einem schon vier Jahre alten, hoffentlich aber von einem wohlorientirten Verfasser herrührenden Schriftchen Glauben schenkt, das den Titel: „Pius IX. Sein Leben und Wirken. Ein Gedenkbüchlein zu Seinem 25jährigen Papstjubiläum. Mit einem Anhange von Piusliedern" führt.

In diesem „Gedenkbüchlein" wird vielmehr erzählt, es habe sich der junge muntere Graf „an einem schönen Octobertage unter Aufsicht des treuen Dieners Dominicus Guido auf der ländlichen Flur voll kindlichen Frohsinns herumgetummelt". — „Er nähert sich," so führt der Verfasser, hier wie mehrfach — aber meist nur satzweise — in die ernsten Tiefen des historischen Präsens tauchend, des Weiteren aus, „einem Weiher. Die munteren Fische, die in demselben spielten, lockten ihn an. Rasch bückt er sich über den Rand des Ufers, um mit dem Händchen eines (sic!) der gewandten Schwimmer zu fangen: doch welch ein Unglück, der arme Knabe gleitet aus und stürzt in das Wasser. Glücklicherweise gelingt es dem eilends herbeispringenden Diener, ihn dem nahen Untergange zu entreißen. So war er zwar dem Tode entronnen, doch empfand er die Folgen dieses Unfalls bis in das zweiundzwanzigste Jahr in oft recht bedenkenerregender Weise." . . . . Seit jenem Sturze in's Wasser „hatte sich bei ihm die schreckliche Krankheit der Fallsucht entwickelt. Bisher war er noch schwankend gewesen, ob er Soldat oder Priester werden wolle. Sein leidender Zustand löste jeden Zweifel. Rasch, unter freudiger Zustimmung seiner Eltern entschloß er sich, in den Dienst des Herrn zu treten und ließ sich im Frühjahre 1809 in Volterra die erste Tonsur geben. So hatte er, wenn auch noch nicht unwiderruflich, die erste Stufe des Priesterthums erstiegen". . . . . Später „beschäftigte ihn die Frage des Berufes, ob Priester, ob Soldat, auf's neue. Schon hatte er sich zum Eintritt in die päpstliche Nobelgarde gemeldet, da plötzlich ward er auch noch von dem letzten Zweifel befreit. Ein neuer heftiger Krampfanfall hatte ihn auf der Straße betroffen und nun versprach es der junge Graf der allerseligsten Jungfrau von Loreto, sich ganz dem Dienste ihres göttlichen Kindes weihen zu wollen, wenn sie ihm durch ihre Fürbitte die Gesundheit erflehen würde". Nach seiner völligen Genesung empfing er demgemäß die niederen Weihen.

Entspricht diese Erzählung den Thatsachen, so ist Pius IX. nie Offizier, weder der Dragoner noch der päpstlichen Nobelgarde, gewesen, son-

Digitized by Google

dern hat nur, um in unserer gereinigten Militärsprache zu reden, „Avantageur" werden wollen.

Es wäre ungerecht und bei dem noch immer nicht behobenen Mangel an sangbaren Tischliedern sogar unverantwortlich, von dem „Gedenkbüchlein" zu scheiden, ohne des Umstandes Erwähnung zu thun, daß die als Anhang beigegebenen Lieder gar nicht übel sind. Zwei von ihnen empfehlen sich besonders dadurch, daß sie, ähnlich wie die duftigen Poesieen unserer cafés chantants, mit Refrains versehen sind, die vom Chor mitgesungen werden können. Hier möge nur die erste Strophe des letzten der erwähnten Lieder folgen, das einen, dem Schreiber dieser Zeilen bislang nicht bekannten, Herrn August Weer zum Verfasser hat:

„Töne, frohe Weise,
Hin zum Tiberstrand
Bring dem Jubelgreise
Unsr'er Liebe Pfand.
Kling, mit gold'nem Klange,
Tief aus Herzensgrund
:|: In dem Jubelsange
Auf dem Weltenrund :|: ".

Um etwaige Zweifel, nach welcher Melodie diese frohe Weise mit „goldenem" Klange zu klingen hat, zu beheben, ist dem Liede vorgedruckt: „Melod.: Freiheit, die ich meine".

G. S.

* * *

Am 17. d. M. wurden in der Singakademie Scenen aus einer Oper „Der Währwolf" aufgeführt, deren Componist (Pseudonym J. H. Franz) zu der hohen Aristokratie Preußens gehört; Graf Hochberg, Bruder des regierenden Fürsten Pleß, ein sehr begabter Dilettant. Seine Musik enthält manche sehr bemerkenswerthe Stellen; die Technik ist überall die einer künstlerisch geübten Hand. Wenn der Componist auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts schreitet, läßt sich Bedeutendes von ihm erwarten. A. H. E.

Offene Briefe und Antworten.

Garibaldi und das Papstthum.

Da die neuliche Abhandlung in der „Gegenwart" (— „Der nächste Papst" —) mit den Worten schloß: „Ist kein Garibaldi da?", und da der Correspondent aus Venedig in der „Allgemeinen Zeitung" behauptet, selbst Garibaldi schreibe nicht mehr gegen den Papst, gegen den er im Gegentheil plötzlich auffallend zahm geworden, so wird der nachstehende Brief in doppelter Hinsicht von Interesse sein: —

Rom, 28. März 75.

Mein lieber Freund,

Ich glaube, auf der ganzen Welt gibt es kein Land, das in Wirklichkeit weniger katholisch ist, als Italien. Die Regierung und die oberen Stände tragen wohl äußerlich eine katholische Andacht zur Schau, die sie aber innerlich nicht fühlen. Was die Masse des Volkes betrifft, so ist auch sie weit entfernt, innerlich katholisch zu sein; man sieht in den Priesterbaden (dans les boutiques prétines) hauptsächlich nur bigotte alte Weiber.

Von der Regierung und der Kammermehrheit einen Beschluß zu erlangen, wodurch das Papstthum vom italienischen Boden entfernt würde, ist augenblicklich außerordentlich schwierig. Nichtsdestoweniger dürfen Sie fest überzeugt sein, daß weitaus die große Mehrzahl der italienischen Nation volle Sympathie für Deutschland in dem Kampfe auf Leben und Tod (dans sa guerre à outrance) empfindet, den dasselbe gegen den Jesuitismus unter allen seinen Formen führt.

Stets Ihr ergebener

Karl Blind, G. Garibaldi.
London.

Wie man sieht, hat Garibaldi jedenfalls den Muth seiner Ueberzeugung — heute wie ehemals. Der Ausdruck „boutiques prétines" ist eigentlich Italienisch-Französisch, aber für die Ansichten des Verfassers nicht weniger bezeichnend.

* * *

Zu den „geflügelten Worten".

Sehr geehrter Herr!

Auf die „geflügelten Worte" findet jene Bestimmung des Code Napoléon: la recherche de la paternité est interdite bekanntlich keine Anwendung. Es wird vielmehr bei ihnen der betreffenden Vaterschaft eifrig nachgespürt, und auch Ihr geschätztes Blatt hat sich mit Erfolg an derartigen Nachforschungen betheiligt. Sie gestatten mir daher wohl, Ihnen in Folgendem einen kleinen Beitrag zu diesem Capitel zu liefern.

Es bezieht sich derselbe auf ein verhältnißmäßig junges Citat, nämlich auf das Bismarck'sche Wort von den „Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben". Büchmann ist eben dieser Jugend des Wortes wegen noch zweifelhaft, ob er demselben Heimatsrecht in seiner Sammlung zugestehen soll. Aber so jugendlich es auch aussieht und so modern es klingt, ich finde eine Aeußerung ganz gleichen Inhalts die einer doch schon über 100 Jahre zurückliegenden Zeit angehört. Und zwar rührt dieselbe her von dem unter dem Namen Bailli von Mirabeau bekannten Oheime des berühmten Gabriel Honoré. Dieser Bailli von Mirabeau war ein Original und ein geistreicher Mann wie alle Mirabeaus; les Mirabeau n'ont jamais été faits comme les autres sagt er selber von seiner Familie; sie hatten Alle etwas Besonderes. Wir besitzen von dem Bailli eine Reihe von Briefen, die er mit seinem Bruder, dem als Nationalökonomen aus der Schule Quesnoys seiner Zeit nicht unangesehenen Victor Riquetti Marquis von Mirabeau, Gabriels Vater, gewechselt hat und die meist das Thun und Treiben des jungen Mirabeau zum Gegenstande haben. In einem dieser Briefe nun (vom 23. August 1773) findet sich die Aeußerung, die ich meine, und die mir weiterer Mittheilung werth erscheint. Er schreibt nämlich:

> Les écrivains sont communément des plébéiens, tirés de la vraie occupation de leurs semblables, espèce de parvenus et presque toujours habitants de grandes villes. En voilà bien plus qu'il n'en faut pour voir les objets bien différents de ce qu'ils sont. (Abgedruckt in den von Mirabeaus Adoptivsohn herausgegebenen Mémoires de Mir. Bd. II S. 42.)

Es ist wohl kaum daran zu denken, daß die „Leute, die ihren Berruf verfehlt haben" in einem näheren Zusammenhange stehen mit den plébéiens tirés de la vraie occupation de leurs semblables. Und so habe ich im Grunde einen eigentlichen Beitrag zu der Frage nach der Herkunft des geflügelten Wortes doch nicht geliefert. Ich bescheide mich dann aber, wenigstens einen neuen Belag für die Richtigkeit jenes anderen — Goethe'schen oder Boerne'schen? — Wortes gegeben zu haben, daß alles Gescheidte, was gesagt wird, schon einmal gesagt worden ist.

Mit Hochachtung

Posen, den 23. März 1875. H. Zeterling.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **August Hirschwald** in Berlin.

Soeben erschien:

LA METTRIE.

Rede

in der öffentlichen Sitzung der k. pr. Akademie der Wissenschaften zur Gedächtnissfeier Friedrich II. gehalten am 28. Januar 1875 von

EMIL DU BOIS-REYMOND,

beständigem Secretair.

1875. gr. 8. 1 Mark 20 Pf.

VICTORIA

ist die **billigste Modezeitung.** Für nur **2 Mk. 25 Pf.** (22½ Sgr.) vierteljährlich **12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild.** (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Neue Humoristica!

Allotria.

Ungeflügelte Worte

aus dem jocosen Citatenschatz des Gymnasial-Directors * * *

1875. Preis 3 Mark.

„Ist die interessanteste und gelehrteste Ergänzung des „Büchmann", der ohne dies Werk nur ein halber ist." Berl. Wespen vom 20. Novbr. 1874.

Veilchen und Meerrettig.

Ein Strauß neuer Humore

von **Richard Schmidt-Cabanis.**

1875. Preis 4 Mark 50 Pfennige.

„Ein lustiges, hochkomisches, allerliebstes Büchlein! Man möge nur einmal darin blättern, so wird die Stirn sich alsbald entrunzeln und es die Mundwinkel unwiderstehlich umzucken." Hamb. Nachr. 8. April 1875.

Junker und Pfaffen

im Gewande des Sprichworts und unter der Geißel des Volkswitzes.

Vom Verfasser der „Allotria".

Zweite Auflage. 1875. Preis 1 Mark.

„Eine köstliche Sammlung Hiebe und Nasenstüber, für die der Verfasser durch den segensreichen Fluch des Papstes belohnt werden möge." Berl. Wespen v. 19. März 1875.

Humoresken und Burlesken.

Von **C. Spitzmann.**

1875. Preis 1 Mark 50 Pf.

Soeben erschienen!

Janke's Verlag in Berlin N. W., Luisenstraße 45.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Felix Dahn, Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8°. Brochirt 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

In dieser ergreifenden Nibelungendichtung bietet der aus dem Vollen schaffende Dichter ein durchaus bühnenfähiges Drama, das mit dem reizvollen Idyll der Burg Bechelaren beginnend, im Conflict des in Vasallentreue zum Kampfe wider das eigene Volksthum gezwungenen Markgraf Rüdeger sich zur tragischen Höhe unseres Nationalepos erhebt.

Der außerordentliche Erfolg, der des Verfassers „König Roderich" geworden ist, wird auch seinem neuesten Nationaldrama nicht fehlen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater von Paul Lindau.

Zweiter Theil.

Inhalt: **Diana.** Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg. Lustspiel in vier Acten.

Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler **Adolf Sonnenthal** in Wien.

Ein Band 8. elegant geheftet. Preis: 4 Mark 50 Pf.

Zum ersten Mal liegen hier diese beiden Stücke, welche über alle bedeutenden Bühnen Deutschlands gingen und bisher nur als Manuscript für diese gedruckt waren, in Buchausgabe vor. Das Aufsehen, welches sie bei ihrem Erscheinen erregten, ist zu bekannt, als dass es eines weiteren Hinweises bedürfte.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

Albert Lindner.

Ein Band 8. eleg. geheftet. Preis 2 Mark.

Diese neueste Arbeit des Verfassers von „Brutus und Collatinus" (preisgekrönt), „Bluthochzeit" u. s. w., dem Herzog von Meiningen gewidmet, ist in Berlin und Wien zur Aufführung angenommen und wird demnächst mit Besetzung der Hauptrolle durch die berühmtesten unserer gastirenden Heldenliebhaber über die übrigen deutschen Bühnen gehen.

Verlag von Karl Aue in Stuttgart.

Hamlet, Prinz von Dänemark. Von William Shakespeare.

In wort- und sinngetreuer Prosaübersetzung von **C. Hackh.**

Mit einleitenden kritischen Studien, der Amleth-Sage nach Saxo Grammaticus, und einer kurzgefaßten Zusammenstellung von Urtheilen über die Tragödie Hamlet, insbesondere über den so räthselhaften Charakter des Prinzen Hamlet, von Johnson, Goethe, Herder, Boerne, Gervinus, Kreyßig, Vischer und Anderen.

Geh. 8. à 4 Mark, eleg. geb. à 5 Mark.

Rud. Gottschall sagt in den Blättern für literar. Unterhaltung über diese Uebersetzung Folgendes: „Die wort- und sinngetreue Prosaübersetzung des Hamlet von C. Hackh zeichnet sich durch ihre Durchsichtigkeit aus, und wird den Lesern, welche Shakespeare nur in deutscher Sprache verstehen, ein klares Bild der Dichtung geben, da diese von den Uebersetzungen in Versen durch allerlei Verzwicktheiten, die sich von einer Uebersetzung zur andern forterben, oft bis zur Unverständlichkeit getrübt wird."

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen **Krankheiten**, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu **stärkendem Aufenthalt** für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- & Badeanstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 9. Mai. [H 21188]

Angezeigt gegen Katarrhe **aller** Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchiektasie, Krankheiten des Blutes, Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauen-Krankheiten, welche daraus entstehen; Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. **Empfohlen** für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 33, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 1. Mai 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Spanische Zustände. Von Th. Piderit. — Die Presse in den Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel. II. Geschichte. — **Literatur und Kunst:** Die Geschichte von einer Mutter in fünfzehn Sprachen. Von Berthold Auerbach. — Aus der Ideenwelt Edgar Quinets. Von Schmidt-Weißenfels. — Deutsche Staatslehre für Gebildete. Von Dr. J. C. Bluntschli. Besprochen von Th. Weber. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Aus dem Schauspielhause. Von P. L. — Musikalische Aufführungen. Fragmente aus der „Götterdämmerung" von Richard Wagner. Besprochen von A. H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Spanische Zustände.

Von Th. Piderit.

Auch dem gewissenhaftesten Zeitungsleser dürfte es manchmal nicht leicht werden, in dem Labyrinthe spanischer Verwicklungen den leitenden Faden zu entdecken. Die Ereignisse scheinen jeder Logik, jeder Wahrscheinlichkeitsberechnung zu spotten, — das Wahrscheinliche ist zur Ausnahme, das Unwahrscheinliche zur Regel geworden, und das politisirende Publicum hat sich gewöhnt, die Cosas de España als ein launenhaftes Spiel des blinden Zufalls anzusehen. Selbstverständlich sind die scheinbar so unberechenbaren Wechselfälle der neueren spanischen Geschichte nur die natürlichen Consequenzen gegebener Verhältnisse; eine richtige Beurtheilung derselben wird aber durch allerlei verkehrte und weit verbreitete Vorurtheile erschwert, welche um so hartnäckiger festgehalten werden, als kaum ein andres Land Europas so selten bereist wird wie Spanien. Wenige haben Land und Leute, haben die unvergleichlichen Kunstschätze in den Galerien von Madrid und Sevilla, die historischen Baudenkmale aus der Zeit der Römer, Gothen und Mauren durch eigne Anschauung kennen gelernt. Einige deutsche Kaufleute sind in den Küstenstädten angesiedelt, einige deutsche Gelehrte forschen nach römischen Inschriften, — dem deutschen Touristen aber ist Spanien eine terra incognita, als läge es nicht jenseits der Pyrenäen, sondern jenseits des Oceans, bei den Antipoden. Das Vaterland des Cid Campeador, das Land „des Weins und der Gesänge" reizt ihn nicht; weiß er doch, daß der stolze Spanier sich mit fremden Sprachen nicht befaßt, daß man in den Hotels wenig Comfort, aber desto mehr Ungeziefer und ölgetränkte Speisen findet, und daß die Landstraßen ebenso unbequem wie unsicher sind. Freilich hat man in letzter Zeit einige Eisenbahnen gebaut (von denen jedoch bis jetzt die Spanier ebenso wenig profitirt haben wie die französischen Actionäre), man reist jetzt rascher und bequemer, aber die ungemüthlichen politischen Zustände in der Nähe kennen zu lernen, werden Wenige sich versucht fühlen.

Da ich Gelegenheit gehabt habe, die pyrenäische Halbinsel zu bereisen, so gestatten Sie mir vielleicht das Wort zu einigen kurzen Bemerkungen. Ein längerer Aufenthalt in den spanischen Republiken von Südamerika machte es mir leichter, als manchem Andern, mich in den Verhältnissen des Mutterlandes zu orientiren. Uebrigens waren zur Zeit meiner Reise die letzten politischen Experimente mit Amadeus, Republik und Commune noch nicht gemacht; die tugendsame Isabella konnte noch ungestört mit Schwester Patrocinio und Bruder Marfori schwärmen, und den Ueberschuß ihrer landesmütterlichen Zärtlichkeit zu stillen Liebeswerken verwenden. Als sie im Park von Aranjuez an mir vorüberrollte, — in ihrem behaglichen Vollmondsgesichte den Ausdruck „weltlichster Natürlichkeit" und derjenigen Gewissensheiterkeit, welche der Besitz einer unfehlbaren päpstlichen Tugendrose zu verleihen vermag, da ahnte sie schwerlich, wie bald das unliebenswürdige Publicum sie und ihr ganzes Geschlecht von der politischen Schaubühne verjagen, und wie bald dasselbe Publicum ihren kleinen Alfons als Retter des bankerotten Vaterlandes wieder bejubeln würde! — Cosas de España!

Eine Beobachtung, die sich auch dem nur flüchtig Durchreisenden in Spanien aufdrängt, ist die außerordentliche Verschiedenartigkeit des Volkscharakters in den einzelnen Provinzen. Sprache, Sitte, Vorurtheile und provinzielle Eifersüchteleien scheiden dort die einzelnen Volksstämme weit schärfer von einander als bei uns. Seit Jahrhunderten war Spanien politisch geeinigt, Deutschland getrennt und zerrissen, aber trotzdem bildet das deutsche Volk eine bei weitem homogenere Masse als das spanische. Für die fortdauernden Unruhen, Umwälzungen und erbitterten Bürgerkriege, welche keine gedeihliche Entwicklung aufkommen lassen, ist man sehr geneigt, das Ungeschick, die Mißregierung und die Sünden der Bourbonen verantwortlich zu machen; wenn man ihnen aber auch getrost manches auf's Kerbholz setzen darf, die eigentlichen Ursachen der Zwietracht liegen tiefer und hauptsächlich in der Verschiedenartigkeit der Bevölkerungselemente.

Diese erklärt sich zum Theil aus der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit des Landes, zum Theil aus der Abstammung seiner Bewohner. Die castilianische Hochebene mit ihrem schroffen Temperaturwechsel, ihrer glühenden Sonnenhitze und schneidenden Winterkälte, mit ihren öden wasserlosen Steppen und ihren kahlen baumlosen Gebirgszügen, muß einen ganz andern Menschenschlag hervorbringen als die üppige Huerta von Valencia oder das gesegnete Thal des Guadalquivir, und in der That ist der stolze, ernste, schweigsame und ungesellige Castilianer von dem leichtlebigen und leichtsinnigen, eitlen und schwatzhaften Andalusier so verschieden wie möglich.

Natürliche Grenzen, — das Meer und die Pyrenäenmauer — geben der iberischen Halbinsel eine so abgeschlossene Lage, daß ihre Bevölkerung zu einer einheitlichen und friedlichen Entwicklung besonders berufen scheint. Aber in alten Zeiten haben die Invasionen der Carthager, Römer, Gothen und Mauren, im Mittelalter äußere Kriege und die Kolonisirung Americas, in diesem Jahrhundert fruchtlose Revolutionen das Volk nicht zur Ruhe kommen lassen. Die Invasionszeit

Digitized by Google UNIV. OF MICH.

brachte fremde Elemente in's Land, deren Eigenartigkeit sich bis auf den heutigen Tag geltend macht. Im Süden tritt der maurische Typus, im Innern der gothische (castilianische), im Norden der baskische (celtiberische) mit großer Schärfe hervor. Der particularistische Baske haßt den herrschsüchtigen Castilianer und dieser verachtet den windbeuteligen Andalusier; — der Andalusierin ist er jedoch schon eher geneigt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in der That findet diese nicht ihres Gleichen, weder in Spanien noch im übrigen Europa. Wer mit den gewöhnlichen phantastischen Vorstellungen von der Schönheit und Grazie spanischer Frauen und Mädchen das Land durchreist, wird sich enttäuscht finden, bis er — nach Andalusien kommt. Die Andalusierin hat einen ausgesprochen orientalischen (aber durchaus nicht semitischen) Typus; brünett, mit reichem Haar und mandelförmigen Augen, ist sie selten über Mittelgröße, mehr voll als schlank aber sehr ebenmäßig gebaut. Ihre elastischen Bewegungen sind von einer angeborenen, unnachahmlichen Grazie und in ihrer kleinen, zierlichen Hand wird der Fächer (für nordische Damen ein allerdings vorschriftsmäßiges, aber gewöhnlich ziemlich unbequemes Toilettenrequisit) zu einer ebenso gefährlichen Angriffs- wie Vertheidigungswaffe. Wenn sie ihre liebenswürdige Geschwätzigkeit mit dem Rauschen ihres Fächers accompagnirt, bald ungeduldig staccato, bald sinnend adagio, bald fröhlich allegro, wenn bald übermüthige Lebenslust aus ihren Augen blitzt, bald die dunklen Wimpern den träumerischen Blick verschleiern, bezaubert sie, wen sie will; und sie will bezaubern, Coquetterie ist ihr Lebenselement, in dem sie sich bewegt mit unbefangenster Naivetät. Man darf sich jedoch bei diesen Liebenswürdigkeiten nichts Arges denken; sie gelten nicht sowohl dem einzelnen Individuum, wie dem andern Geschlecht im Allgemeinen und haben mit der Tugendhaftigkeit wenig zu schaffen. Diese ist bei der Andalusierin allerdings weniger schwerfällig und schüchtern, sonst aber gewiß nicht mehr und nicht weniger solide als bei andern Evastöchtern auch.

Daß sich das maurische Blut im Süden so prononcirt erhalten hat, trotz aller Metzeleien der allerchristlichsten Könige, kann nicht überraschen, wenn man beachtet, daß die Mauren volle 700 Jahre das Land besessen haben, während noch nicht 400 Jahre verflossen sind, seit König Ferdinand Granada eroberte, Ferdinand genannt der Heilige, vielleicht weil unter seiner Regierung anderthalb Millionen Mauren und Juden aus Spanien vertrieben wurden, und die Inquisition so vortrefflich arbeitete, daß während der ersten 28 Jahre ihres Bestehens nicht weniger als 13,460 Ketzer verbrannt und 141,011 gefoltert wurden. So wenigstens berichtet Llorente, ein Geschichtschreiber und Mitglied jenes verdienstvollen Institutes.

Wie wenig im Laufe der Jahrhunderte, trotz des nationalen Zusammenlebens unter einheitlichem Regimente, die ursprünglichen Stammesunterschiede sich verwischt haben, das beweisen die verschiedenen Sprachen, die sich in Spanien erhalten haben, und, charakteristischer Weise, heißt „spanisch sprechen" nicht hablar español, sondern hablar castellano! Der Castilianer hat allerdings dem besiegten Mauren nicht allein seinen Glauben, sondern auch seine Sprache mit Feuer und Schwert ausgetrieben und in den südlichen, specifisch maurischen Provinzen herrscht jetzt allgemein die Sprache des Eroberers, im Norden aber hat sich das Baskische, in Catalonien und Valencia ein provençalischer Dialekt, in Arragon die alte langue d'oc mit großer Zähigkeit behauptet.

Spanien ist, wie Oesterreich, kaum mehr als ein geographischer Begriff und seine Bevölkerung ein loses Conglomerat heterogener Elemente.

Ich will nun versuchen, von den politisch wichtigsten Provinzen eine, wenn auch nur flüchtige Skizze zu entwerfen.

Andalusien, wo unter der Herrschaft der Mauren Industrie, Kunst und Wissenschaft blühten, dessen Hauptstädte Sevilla und Cordoba, zehn Mal so viel Einwohner zählten wie jetzt, ist unglaublich heruntergekommen. Die großartigen Wasserleitungen sind zerfallen, das kunstvolle Netz der Berieselungscanäle längst verschwunden und an die Stelle fruchtbarer Felder sind öde Haiden und kahle Weideflächen getreten; nur der Weinstock und der Oelbaum wird mit leichter Mühe cultivirt und gibt dem Handel von Cadiz seine Nahrung.

Bei dem heißblütigen Valencianer ist die orientalische Abstammung ebenso unverkennbar wie bei dem Andalusier; doch ist er weniger faul, hält das Berieselungssystem seiner maurischen Vorfahren in leidlicher Ordnung und „der Garten von Valencia" gewährt ihm dafür Orangen in unendlicher Fülle und eine lohnende Seidenzucht.

Catalonien ist die industriellste Provinz, was freilich nicht viel sagen will, seinen Bewohnern aber ein, selbst für Spanien, so gewaltiges Selbstgefühl verleiht, daß sie sich nie Spanier, sondern nur Catalanen nennen und ihre Hauptstadt Barcelona — das spanische Manchester!

Die Basken halten sich für die Autochthonen des Landes und pochen dabei auf ihre ganz absonderliche Sprache, deren Ursprung und Verwandtschaft den Linguisten noch immer ein ungelöstes Problem ist; fest steht nur, — wenigstens für jeden gesinnungskräftigen Basken, daß seine Sprache die älteste ist, weil Adam und Eva sich bekanntlich schon im Paradiese ihrer bedient haben. Wie für seine Sprache so beansprucht er auch für sich selbst eine Ausnahmestellung, und für seine sogenannten Freiheiten, seine mittelalterlichen Vorrechte, seine fueros, ist er immer wieder bereit, den Kampf aufzunehmen. Dieser fanatische Particularismus hat die baskischen Provinzen zu der festen Burg des Carlismus und Absolutismus gemacht; geschäftige Priester schüren das Feuer und so haben die Kriege gegen den verhaßten „Spanier" mehr und mehr den Charakter eines wilden, unversöhnlichen Racenkampfes angenommen.

Umgeben von den Küstenprovinzen liegt im Innern das spanische Hochland, das Vaterland des Castilianers und seines unsterblichen Prototyps, des edlen Ritters von der Mancha! — Seit Jahrhunderten hat der Castilianer die dominirende Rolle in der Entwicklung und Geschichte Spaniens gespielt; die hartnäckige Bekriegung und endliche Niederwerfung der Mauren, die abenteuerlichen Raubzüge in das Goldland der Azteken und Inkas, die gewaltige Entfaltung der spanischen Macht unter Karl V. und Philipp II. sind seine mehr oder weniger zweifelhaften Verdienste, und da er, dem Auslande gegenüber, immer als herrschendes und leitendes Princip aufgetreten ist, so hat sich ziemlich allgemein die irrige Ansicht verbreitet, daß die Charaktereigenthümlichkeiten des Castilianers allen Spaniern gemeinsam seien. Er ist überaus stolz auf das „blaue Blut" seiner gothischen Vorfahren (beiläufig haben von ihm alle Spanier in den südamericanischen Republiken den Spottnamen Godos) — ritterlich tapfer, ausdauernd und unerschrocken, nüchtern und anspruchslos in seiner Lebensweise; aber auch herrschsüchtig und grausam, dünkelhaft und arbeitsscheu, finster und ungemüthlich. Sein angeborner Don Quixotismus begeistert ihn leicht zu den verwegensten Thaten und macht ihn blind gegen alle Gefahren, wie denn die spanische Geschichte voll ist von den abenteuerlichsten Unternehmungen. Eine Don Quixotiade z. B. war es, als man 1860 den Krieg gegen Marocco vom Zaune brach, der nichts einbrachte, als den vollständigen Ruin der zerrütteten Finanzen; — ebenso als man 1864 plötzlich den tollen Einfall bekam, die südamericanischen Kolonien wiedererobern zu wollen und dabei auf eine Annexionspartei in jenen Ländern rechnete, die gar nicht existirte. Die wenigen Kriegsschiffe, welche man hingeschickt hatte, konnten selbstverständlich gar nichts ausrichten und ihre Thätigkeit beschränkte sich auf das ebenso zwecklose, wie barbarische Bombardement offener Küstenstädte. Dergleichen Mesaventuren scheinen jedoch das spanische Selbstgefühl durchaus nicht zu stören; wenigstens versicherte mich s. Zt. ein Offizier der zurückkehrenden Expeditionstruppen mit einer ebenso unnachahmlichen wie verblüffenden Großartigkeit: „Endlich, mein Herr, haben wir gezeigt, — que siempre somos los primeros soldados del mundo!" „Stolz lieb ich den

Digitized by Google

Spanier!" — das klang in König Philipps Munde und im 16. Jahrhundert gewiß recht schön; für den heruntergekommenen Spanier des 19. Jahrhunderts würde etwas mehr Bescheidenheit ersprießlicher sein; — aber er hält nun einmal sein Volk für ein auserwähltes, adliges Volk, auf das er nicht weniger stolz ist, als der heruntergekommene Junker auf seine Ahnen.

Wer den eben geschilderten Eigenthümlichkeiten und Sonderinteressen, welche in den verschiedenen Provinzen sich geltend machen, Rechnung trägt, dem werden die Cosas de España schon weniger „spanisch" erscheinen; manche Ereignisse werden ihm weniger überraschend und unverständlich sein, wenn er in dem provinziellen Particularismus eine Hauptquelle der innern Zwistigkeiten sucht.

Ein andrer Grund, daß Aufstände und Bürgerkriege in dem unglücklichen Lande kein Ende nehmen wollen, daß die rathlose Bevölkerung bald der Reaction, bald wieder der Revolution in die Arme treibt, ist mehr allgemeiner Art. Ueberall, und vorzugsweise in den Städten, haben sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts moderne Sitten und Ansichten verbreitet; französische Moden haben allmählich die alten malerischen Trachten verdrängt, so daß z. B. die Hauptstadt Madrid ihren spanischen Charakter fast ganz verloren hat; die aus Frankreich importirten Phrasen und Ideen von Gleichheit und Freiheit haben die Herrschaft der Priester und das Königthum von Gottes Gnaden in ihren Grundfesten erschüttert, und die Anhänger der neuen Zeit, theils enthusiastische Verehrer, theils gedankenlose Nachbeter, sind nach und nach so zahlreich geworden, daß die beiden großen Parteien des Fortschritts und der Reaction sich schon jetzt mit ziemlich gleichen Kräften gegenüberstehen, — daß die eine von der andern wohl momentan zurückgeworfen, aber nicht definitiv besiegt werden kann, und so die Wage immer wieder von einem Extrem zum andern schwankt.

Freilich wird aller Wahrscheinlichkeit nach am Ende die liberale Partei siegen, aber auch dann ist wenig Aussicht auf ruhige Zeiten und friedliche Entwicklung. Der Volksunterricht ist so unglaublich vernachlässigt, die Unwissenheit in allen Bevölkerungsclassen so craß, daß die erste Vorbedingung der Freiheit fehlt und noch lange Zeit fehlen wird. Man glaubt das Ziel erreicht, wenn man sich eine möglichst liberale Constitution erkämpft hat; aber in Spanien geht es eben nicht besser als in den südamericanischen Republiken, wo unter den freisinnigsten Constitutionen die brutalste Säbelherrschaft florirt. Eine arge Verwirrung hat sich der erhitzten Köpfe bemächtigt, — statt in Arbeit und Bildung sucht man sein Heil in republicanischen Chimären, socialistischen Extravaganzen und religiösem Radicalismus!

Dazu kommt die Demoralisation der höheren Gesellschaftsclassen, welche sich gewöhnt haben, die Politik wie eine Speculation zu betreiben und stets bereit sind, Verschwörungen und Revolutionen anzuzetteln, sobald sie erwarten dürfen, dabei ihre Rechnung zu finden.

Unter solchen Umständen sollte man denken, daß die bewaffnete Macht dazu berufen sein müßte, endlich wieder Ordnung im Lande zu schaffen; doch in Spanien versagt auch diese ultima ratio ihren Dienst! Wohl besitzt die Armee in ihren anstelligen, anspruchslosen und abgehärteten Soldaten ein ganz vortreffliches Material; die Offiziere aber huldigen, mit wenigen Ausnahmen, dem schamlosesten Parteigängerthume. Wenn es auch dem jugendlichen Könige Alphons gelingen sollte, seinen schlimmen Vetter durch Waffengewalt oder auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eines faulen „Convenios" unschädlich zu machen, und dem erschöpften Lande eine kurze Ruhezeit zu verschaffen, — die lange Reihe militärischer Pronunciamientos wird damit schwerlich abgeschlossen sein; denn hinter den ca. 100 activen stehen nicht weniger als 500 inactive Generale, welche nur auf die günstige Gelegenheit lauern, im Trüben zu fischen, und ihren Säbel dem Meistbietenden zu verkaufen.

Das Bild, welches ich entworfen habe, ist nicht sehr schmeichelhaft und mag den Erwartungen und Vorstellungen eines deutschen Lesers wenig entsprechen. Wir sind nun einmal gewohnt, alles Spanische in einem phantastischen Lichte zu sehen, und glauben so gern, daß in unsrer nüchternen Zeit Spanien immer noch das Land der Romantik ist und bleibt. Unsre Dichter fabuliren darüber nach Herzenslust, und wir hören ihnen gläubig zu, ohne uns durch kritische Zweifel stören zu lassen. Geibel entzückt nicht blos schwärmerische Backfischherzen, wenn er auf Spanien — „schattige Kastanien" reimt, rauschend an des Ebro Strand! obgleich an den öden Ufern des wüsten Flußbettes dergleichen Herrlichkeiten gar nicht zu finden sind. Solche gereimte Ungereimtheiten läßt man sich von einem Dichter gern gefallen; für den Politiker dürfte es sich empfehlen, die Dinge mit nüchternem Auge und nicht durch den poetischen Schleier romantischer Illusionen zu sehen. Ultra montes — jenseits der Pyrenäen — steht eine schwarze Schaar im Felde, welche, je eher je lieber, die schönen Zeiten Ferdinands des Heiligen zurückführen möchte, und deren letztes Ziel die Vernichtung unsres protestantischen Kaiserthums ist. Wir werden deshalb vielleicht eines Tages die unangenehme Erfahrung machen müssen, daß uns die Cosas de España nicht so fern liegen, wie es jetzt noch den Anschein haben mag.

Die Presse in den Vereinigten Staaten.

Von Ado Brachvogel.

II. Geschichte.

Der erste unter den frühesten Versuchen, America mit einer Hervorbringung Guttenbergischer Kunst zu beglücken, welche man als den Beginn einer periodischen Presse bezeichnen könnte, fällt nur kurze Zeit später als der erste americanische Versuch Guttenbergischer Kunst überhaupt. Er datirt noch in das siebzehnte Jahrhundert zurück, und wurde von Benjamin Harris in Boston gemacht, welcher unter dem Titel „Publick Occurrences" am 25. September 1690 ein handgroßes Blättchen mit dem Versprechen herausgab, damit alle Monate fortzufahren. Aber es scheint, daß in den alten Bostonians schon damals jener Rebellengeist gegen ein stiefmütterliches Mutterland lebendig war, der achtzig Jahre später das Selbstständigkeitsringen der Kolonien im Bostoner Massacre und den Kampf auf Bunker Hill durch das Ordeal seiner ersten Blutaufe führen sollte. Das handgroße Blättchen des guten Meister Benjamin Harris wurde von der Kolonialregierung für gesetzwidrig erklärt und mußte, sofort unterdrückt, sich mit der Sensation eines einmaligen Erscheinens und der Ehre in der Geschichte als erste americanische Zeitung fortzuleben, begnügen. Im darauffolgenden Jahre veranlaßte Gouverneur Fletcher von New York den Abdruck einer Nummer der „Londoner Gazette", mit besonders interessanten Nachrichten über ein Treffen gegen die Franzosen, welcher mit seinen drei Monate alten Neuigkeiten eine Art abergläubischer Furcht vor dem fortschreitenden Zeitgeist in den Gemüthern conservativer Knickerbocker wachrief, während gleichzeitig und kurz danach verschiedene in New York und Boston erscheinende Flugschriften religiös-polemischer Natur auch ihrerseits dazu beitrugen, den Boden für die erfolgreiche Publication eines regelmäßig erscheinenden Blattes zu ebnen. Als solches machte am 24. April 1704 der „Boston News Setter", von John Campbell in Boston herausgegeben, sein erstes Debut und zwar in so loyaler Weise, daß er ungestört das ehrwürdige Alter von zwei und siebzig Jahren erreichen d. h. bis zu jenem Tage des Jahres 1776 bestehen konnte, an welchem die Briten Boston räumten. Während der ersten fünfzehn Jahre seines Bestehens hatte das Blatt — selbstredend überschritt auch sein Format nicht die

Digitized by Google

Größe einer von der Natur freigebig ausgestatteten Männerhand — keinerlei Wettbewerb auf der westlichen Hemisphäre. Erst am 21. December 1719 erhielt es das unliebsame Weihnachtsangebinde eines Concurrenten in der von William Brooker begründeten „Boston Gazette", deren Drucker kein Geringerer als Benjamin Franklin, noch heute der weltliche Schutzpatron der gesammten americanischen Preßzunft, war. Ein anderes journalistisches Christkind empfingen in derselben Woche und nur um einen Tag später die Bewohner der Stadt der Bruderliebe, Philadelphias, in dem von William Bradford (gleich seinen Bostoner Collegen Campbell und Brooker war auch er Postmeister) in's Leben gerufenen „American Weekly Mercurie". Der gute Erfolg seines Philadelphier Unternehmens veranlaßte den speculativen Bradford sechs Jahre später, auch den New Yorkern in der, am 16. October 1725 zum ersten Mal publicirten „New York Gazette" eine eigene Zeitung zu geben, so daß mit Hinzurechnung eines dritten Bostoner, 1721 vom älteren Franklin gegründeten Blattes, des durch Benjamins Feder schnell zu besonderer Bedeutung erhobenen „New England Courant", am Ende des Jahres 1725 fünf Zeitungen, von denen eine oder die andere bereits dem handgroßen Windelnformat zu entwachsen begann, in den englischen Kolonien bestanden. 1740 war diese Zahl auf 10, darunter eine in Virginien und eine in Südcarolina angewachsen. Auf New York entfielen davon zwei Blätter, deren jüngeres, das „Weekly Journal", 1733 von einem deutschen Buchdrucker, Namens Peter Zenger in's Leben gerufen wurde, der durch seine oppositionelle Haltung schon im nächsten Jahre den ersten americanischen Preßprozeß auf sein Haupt beschwor, sich aber so geschickt zu vertheidigen verstand, daß ihn die Klaue des britischen Löwen aus ihrem grimmigen Griff wieder entlassen mußte.

Bei Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges gegen England bestanden im britischen America im Ganzen 37 Zeitungen — alle bis auf eine, die halbwöchentlich erschien, Wochenblätter. Diese eine halbwöchentliche war der in deutscher Sprache gedruckte „Pennsylvanische Staatsbote", wie es denn überhaupt zu jener Zeit (1775) Pennsylvanien war und noch manches Jahr sein sollte, welches den Preßreigen in den Provinzen anführte. Selbstverständlich gaben die Revolution und die ihr vorhergehende Bewegung auch dem Zeitungswesen in den Kolonien einen neuen Inhalt und neue Ziele, drängten es auf neue Tummelplätze und Kampffelder. Denn wie unbarmherzig der Krieg auch sonst den Musen die Kränze entwindet, mit denen sie das Alltagsleben der Menschheit aufschmücken, — die Journalistik hat es leider noch immer nicht, selbst in der neuen Welt nicht, bis zur Musenschaft gebracht, und unter dem Lärme der Waffen gedeiht sie frisch, frei und fröhlich wie das Handwerk des Kriegsgottes selber. So war denn auch die specifisch revolutionäre Presse jener glorreichen Zeit von mächtigster Wirksamkeit, wie gering auch ihre Hülfsmittel, und wie beschränkt auch die Zahl ihrer einzelnen Bannerträger war. Ihre ausgesprochensten und kühnsten Führer waren der von Edes und Gill in Boston herausgegebene „Gazette and Country Gentleman" und die „Connecticut Gazette" in New Haven, beide 1755 gegründet. Die letztere trug als ursprüngliches Titelemblem die mit allen Attributen ihrer transatlantischen Macht angethane Britannia. Aber schon im Herbst 1760 wurde dieselbe zum Entzücken aller unruhigen Köpfe gegen eine Minerva in der Freiheitsmütze vertauscht, welche mit der rechten Hand einen Käfig öffnete, aus dem sich der Vogel der Freiheit auf einen nahen Baum schwang. Unter den Fittigen dieses befreiten Freiheitsvogels war es auch, daß John Adams, der ein Vierteljahrhundert später der zweite Präsident der jungen Republik sein sollte, seine berühmten, Novanglus gezeichneten Oppositionsbriefe veröffentlichte, welche als ein Glaubensbekenntniß aller Derer angesehen werden konnten, die, jeden Versöhnungsversuch mit der britischen Krone für eitel haltend, nichts mehr von, sondern nur noch alles gegen England wollten. Eine durch seine Kühnheit seinem Namen wohl entsprechende Rolle spielte in dem revolutionären Preßbann jener Tage auch der „Massachusetts Spy", den Isaiah Thomas und Zacharias Towle 1770 in Boston in's Leben riefen. Ersterer war der Redacteur des Blattes und gehörte zu Denen, welche seitens ihrer englischen Freunde einer summarischen Execution sicher gewesen wären, wenn man ihrer hätte habhaft werden können. Um dieser Gefahr ein für alle Male zu entgehen und des steten Versteckenspielens in Kellern und Bodenräumen oder unter allerlei Verkleidungen müde, verlegten die Eigenthümer das Blatt 1775 nach Worcester im Staat Massachusetts, wo es, ein wunderbar conservirter Hundertjähriger, noch heute erscheint.

Ebenso befruchtend, wie der Unabhängigkeitskampf für das Entstehen und Gedeihen einer revolutionären, specifisch americanischen Presse war, gerade so vernichtend gestaltete sich sein Verlauf für die, die Schleppe Englands tragende Journalistik. Bis 1783, dem Jahre des thatsächlichen Endes des britischen Regiments, waren in den Kolonien im Ganzen 67 Zeitungen erschienen, von denen am Schluß des Krieges nur noch 43 bestanden. Diese 43 freilich völlig umgewandelt und neue Physiognomien tragend und von einem Geist beseelt, welcher jener äußeren Physiognomie durchaus entsprach. Keine Käfiggitter wehrten mehr dem eingeengten, durch Londoner Ukase brutal niedergehaltenen die freie und volle Entfaltung seiner Schwingen. Keine britische Krone prangte mehr über dem Wappenschilde des jungen Volkes, sondern überall und als einziges Emblem leuchtete die Freiheitsmütze. Das Schwert hatte seine erlösende Pflicht gethan, und mehr und mehr begann die Feder ihres erhaltenden und weiterbauenden Amts gewärtig zu sein. Jene 43 Zeitungen der mittleren achtziger Jahre gebrauchten nur ein und ein halbes Jahrzehnt der veränderten Staatsordnung, um beim Beginne des neuen Jahrhunderts auf nahezu 200 angewachsen zu sein, und auch im Uebrigen das Bild eines dieser numerischen Zunahme entsprechenden Wachsthums darzubieten. Bereits 5täglich erscheinende Blätter befanden sich unter diesen 200 Zeitungen, als deren erstes der 1784 von Benjamin Franklin Bache (Bache) in Philadelphia gegründete „American Daily Advertiser" und der im Jahre danach von Francis Childs und Comp. in New York in's Leben gerufene „New York Daily Advertiser" hier besonders namhaft gemacht seien. Die erste Zeitung westlich von den Aleghanies war die 1786 in Pittsburg, dem früheren an blutigen Erinnerungen so reichen Fort Duquesne, gegründete „Gazette", welche kurz darauf in Lexington, Kentucky, eine noch weiter vorgeschobene Gefährtin im Pionierdienst der westlichen Presse erhielt, während Cincinnati, zu jener Zeit kaum mehr denn ein Hinterwaldslager, im Sommer 1793 durch Maxwells „Centinel" in die Reihe der Zeitungen besitzenden Gemeinwesen eintrat. Indiana und Missouri, letzteres in dem noch heute bestehenden und seitdem zu einer journalistischen Großmacht des Westens herangediehenen „Missouri Republican", erhielten, damals noch westliche Territorialgebiete, 1808 ihre ersten Zeitungen, Illinois, das sich zu jener Zeit freilich noch kein Chicago träumen ließ, 1814. Im Jahre 1815 zählte man in den unterdessen zu einer Bevölkerung von acht und einer Viertelmillion angewachsenen Vereinigten Staaten im Ganzen 420 Zeitschriften, — eine Zahl, welche allerdings auf das deutlichste beweist, daß die Americaner von jeher die Anlage hatten, ein Neuigkeiten consumirendes Volk par excellence zu sein, wie belächelnswerth uns andererseits auch heute die Art und Weise, der Umfang und die Hülfsmittel vorkommen müssen, mit welchen diesem Bedürfniß in jenen Tagen entsprochen wurde. Noch immer war es Pennsylvanien, welches an der Spitze der journalistischen Civilisation der Unionsstaaten marschirte, während New York das sonst tonangebende Massachusetts allerdings schon überholt hatte, aber noch keineswegs Miene zu machen schien, auch seinen mächtigen südlichen Nachbarn mit den unternehmenden Jüngern Franklins von Philadelphia zu erreichen, geschweige denn zu überflügeln.

Digitized by Google

Es wurde schon gesagt: als jener Zeitpunkt, von welchem der eigentliche Aufschwung der Unionspresse zu ihrer gegenwärtigen Höhe datirt, ist das Jahr 1835 zu bezeichnen. Der Dampf erschien auf der Weltbühne, um durch seine Umwälzung aller Verkehrsverhältnisse jedem Zweige des geschäftlichen Lebens Perspectiven einer Entwicklung zu eröffnen, wie sie bis dahin außerhalb aller Berechnung gelegen hatten. Das Neuigkeitengeschäft als solches war das erste, welches naturgemäß von der neuen Weltordnung profitiren mußte. Aber nicht nur als solches, — mit den wachsenden Gliedmaßen wuchs dem jungen Riesen auch das Gehirn. Nicht nur, daß in den nächsten anderthalb Jahrzehnten (1835 bis 1850) die Zahl seiner Organe gerade auf das Doppelte, von 1258 auf 2536, stieg, — es war dies auch die Zeit, in welcher die bedeutendsten und eigenartigsten Persönlichkeiten, welche noch der americanischen Journalistik angehört hatten, in der publicistischen Arena erschienen und, dem ganzen Gewerbe den Stempel ihrer schöpferischen und thatkräftigen Individualitäten aufdrückend, allerdings das schufen, was man den „persönlichen Journalismus" nennen möchte, zugleich aber auch demselben im „New York Herald" dem „New York Tribune", den „New York Times" und der „Evening Post" glänzende Denkmale errichteten. James Gordon Bennett, Horace Greeley, Henry C. Raymond und William Cullen Bryant — wie ganz verschieden auch dasjenige sei, was jeder Einzelne von ihnen in der Geschichte der americanischen Presse und der Presse überhaupt repräsentirt, — sind nicht nur als die talentvollsten, schneidigsten und erfolgreichsten Choragen unter ihren publicistischen Zeitgenossen zu betrachten, sondern auch als diejenigen, welche das große und breite Fundament, auf dem heutigen Tages die Journalistik in den Vereinigten Staaten ruht, überhaupt zu der Höhe hinaufgerückt haben, auf welcher wir es sehen. Daß es zu gleicher Zeit auch mit den Gefahren des persönlichen Journalismus nicht so weit her war, wie man allerdings, so lange jene Männer noch dem gemeinsamen Beruf oblagen, fürchten konnte, hat sich seit dem Scheiden der drei erstgenannten*) genügend herausgestellt, um den Todten keinen Vorwurf mehr aus dem machen zu lassen, was gegen die Wirksamkeit der Lebenden immerhin eingewendet werden konnte. Indem sie vermöge glücklicher Zeitconstellationen und der eigenen Begabung ihren Zeitungsschöpfungen und durch sie dem ganzen Beruf ein neues Niveau und neue Dimensionen gaben, machten sie zugleich eine rein persönliche Nachfolgerschaft unmöglich. „Herald", „Tribune" und „Times" sind in diesem Augenblick um nichts schlechter in ihrer Art oder weniger erfolgreich, als sie es waren, da noch ihre Gründer und Verkörperer die Zügel mit autokratischer Hand führten, und doch wird es Niemandem beifallen, diese Blätter mit jenen Männern, die heutigen Tages an ihrer Spitze stehen, auch nur annähernd in der Weise zu identificiren, wie sie einstens Jedermann mit dem älteren Bennett, mit Horace Greeley und Henry C. Raymond identificirte. Das Epigonenthum, überall ein Unheil und eine Art Verfall, erwies sich in der americanischen Presse ungefährlich und heilsam, weil es nichts Anderes ist, als die natürliche Folge des ungeheuren Umfangs, welchen das Institut im Allgemeinen, und des weitreichenden Einflusses, den eine Anzahl seiner Organe im Besonderen gewonnen haben, und welche, wenn auch von einzelnen Männern angebahnt und begründet, doch nur durch ein corporatives Zusammenwirken aufrecht erhalten und weiter entwickelt werden können. Es werden freilich immer noch einzelne Persönlichkeiten als die maßgebenden Geister in ihren Blättern genannt und gekannt sein und auf den journalistischen Einfluß hin, den sie ausüben, selbst mit hohen Beweisen öffentlichen Vertrauens geehrt werden können, aber die Zeiten, da ein großes Blatt nichts als das Geschöpf und die Kundgebung eines einzigen Mannes sein konnte, sind und bleiben der Vergangenheit angehörig. Die Journalistik der Zukunft wird nur noch große Zeitungen kennen, welche ihre Männer machen werden. Daß es dabei durchaus nicht weniger ursprüngliches Talent, Geschick und Umsicht und sicherlich ein gutes Theil mehr Bildung erfordert, sich heutigen Tages von einer großen Zeitung machen zu lassen, als vor vierzig und dreißig Jahren dazu gehörte, eine große Zeitung zu machen: das ändert an der Thatsache einer derartigen Wandlung der Verhältnisse ebenso wenig, wie es den Besitzstand an wirklich bedeutenden americanischen Journalisten auch nach dem Hingang jener berühmten Trias zu verkleinern vermag.

Nur einige Namen dieses Besitzstandes leitender Journalisten und ihrer Journale, und zwar nur solcher aus dem Kreise der englisch-americanischen Presse (der deutschen Publicistik sind weiterhin einige besondere Worte zu widmen) seien hier aufgeführt: William Cullen Bryant, „New York Evening Post"; H. Connery, „N. Y. Herald"; Whitelaw Reid, „N. Y. Tribune"; Manton Marble, „N. Y. World"; Charles A. Dana, „N. Y. Sun"; John W. Forney, „Philadelphia Preß"; George W. Childs, „Philadelphia Public Ledger"; Charles Groone, „Boston Post"; Samuel Bowles, „Springfield Republican"; Charles W. Fulton, „Baltimore American and Commercial Advertiser"; Don Piatt, „Washington Capitol"; Murat Halstead, „Cincinnati Commercial"; Joseph Madill, „Chicago Tribune"; William Grosvenor, „Missouri Democrat"; M. F. Bigney, „New Orleans Times" und Charles de Younge, „San Francisco Chronicle". Diese Liste des großen Stabes der americanischen Journalistik müßte, um nur einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch machen zu dürfen, auf das Vier- und Fünffache vermehrt werden. Sie begnügt sich mit den bekanntesten und meistgenannten Namen, aber auch so sagt sie genug, um das Bild einer publicistischen Thätigkeit vor uns lebendig werden zu lassen, welche auf Hunderttausende von Abonnenten und Millionen von Lesern berechnet ist. Am reichsten gesegnet mit dieser ersten und unerläßlichsten Bedingung einer Zeitungsexistenz erscheinen nach Rowell's Directory von täglichen Blättern: Die „New York Sun", welche sich einer Abonnentenzahl von 120,000, die „N. Y. News", die sich im Verein mit ihrer deutschen Ausgabe (dem frechsten und zugleich heitersten „Wurst- und Schandblättchen" des ganzen Landes) derselben Anzahl rühmen, der „Public Ledger" in Philadelphia, der seine Subscribenten auf 87,000 und der „New York Herald", der die seinigen auf 70,000 beziffert. Unter den Wochenschriften erfreut sich die in New York erscheinende „Nation" eines besonderen Ansehens als politisch-literarisches Organ. Die am weitesten verbreiteten Wochenblätter sind: der „Ledger" mit einer Circulation von 300,000, das „New York Weekly" mit einer solchen von 200,000, „Harper's Weekly" und die von Henry Ward Beecher redigirte „Christian Union" mit Abonnentenzahlen von mehr als 100,000, „Frank Leslie's Illustrated News-Paper" und der „Chimney Corner" desselben Verlegers, sämmtlich in New York erscheinend, der „Pilot" und die „Police Gazette" in Boston und die „Saturday Night" in Philadelphia. Alle diese Blätter sind illustrirt, wie denn überhaupt die bildliche Darstellung in der periodischen Unterhaltungsliteratur auch auf dem Boden der neuen Welt längst zu einer unumgänglichen Bedingung jedes größeren Erfolges geworden ist. Hat sie doch, Dank den außerordentlichen Hülfs- und Reproductionsmitteln, über welche sie in neuerer Zeit zu verfügen gelernt, ihren Weg, wie das Beispiel des New Yorker „Daily Graphic" darthut, bereits in die tägliche Publicistik gefunden. Besonderer Pflege erfreut sich in der englisch-americanischen Presse die Monatsliteratur. Die besten unter diesen Monatsheften — „Magazines" ist der landläufige Name für sie —, wie das „Atlantic Monthly", „Scribner's M.", die „Galaxy", „Lippincott's M.", „Harper's New Monthly Magazine", sowie das 1868 von Bret Harte in San Francisco in's Leben gerufene „Overland Monthly" u. a. sind nicht nur Muster ihrer Art, sondern erfreuen sich auch unter Zuhülfenahme eines in

*) H. C. Raymond starb 1870, James Gordon Bennett und Horace Greeley 1872. William C. Bryant feierte jüngst seinen 80. Geburtstag.

Digitized by Google

echt americanischer Weise ausgebildeten Colportage- und Vertriebssystems einer Verbreitung, welche es ihren Herausgebern möglich macht, die vornehmsten literarischen Kräfte ihren Unternehmungen zu dauernder Mitarbeiterschaft zu sichern und diese selbst durch dankbarst liberale Subscriptionsbedingungen in allen Häusern und Familien des Landes einzubürgern.

Das sind einige der Zahlen und Thatsachen, wie sie demjenigen, der das Einst und Jetzt der americanischen Presse in aller Schärfe contrastiren will, von allen Seiten auf das reichlichste zuströmen. Sie rechtfertigen das Bild von der zur Lawine gewordenen Schneeflocke, welches oben gebraucht wurde, und enthüllen eine Entwicklung, angesichts deren wir uns vergebens in Speculationen über das „Wohin weiter?“ ergehen. Von den hundert winzigen, auf schwerfälliger Handpresse gedruckten Blättchen der „Publick Occurrences“ des würdigen Benjamin Harris, welche sich in einer einzigen fünf oder sechs große Bogen umfassenden Sonntagsausgabe des heutigen New Yorker Herald verlieren, bis zu den 20,842,475 Exemplaren, auf welche der neunte Bundescensus die Totalcirculation der 1870 in den Ver. Staaten erscheinenden Zeitschriften bezifferte, oder gar den 1528 Millionen, welche nach der nämlichen Quelle erforderlich waren, den gesammten Jahresbedarf derselben Zeitschriften zu decken, — welch' ein Weg! Klingt aus diesen positiven Zahlen nicht Etwas, wie ein Civilisationsmärchen, wie eine rauschende Rhapsodie auf den geistigen und materiellen Fortschritt dieses noch so jungen, kaum erst über die Schwelle seiner Größe geschrittenen Landes? Und ist es nicht, um bei Zahlen zu bleiben, eine durchaus bezeichnende Thatsache: daß es mit der von Rowell für das Jahr 1875 nachgewiesenen, durch besondere Zählung der besondern Ausgaben der meisten täglichen Blätter leicht um 6 bis 800 zu vermehrende Gesammtsumme der americanischen Zeitungen nahezu dieselbe Bewandtniß hat, wie mit der Meilensumme des gegenwärtigen Eisenbahnnetzes der Union — daß nämlich, wie dieses mit seinen 70,000 englischen Meilen dem Schienennetz ganz Europas gleichkommt, so auch die Presse der Ver. Staaten mit ihren 7339 Publicationen auf dem besten Wege erscheint, die Presse sämmtlicher europäischen Völker zusammengenommen zu erreichen und zu überflügeln?

Literatur und Kunst.

Die Geschichte von einer Mutter in fünfzehn Sprachen.*)

Zum 70. Geburtstage Hans Christian Andersens, am 2. April, haben Jean Pio und Vilhelm Thomsen eine Art Polyglotte herausgegeben, indem sie das genannte kleine Märchen in dänischer, schwedischer, isländischer, deutscher, plattdeutscher, holländischer, englischer, französischer, spanischer, neugriechischer, russischer, polnischer, ungarischer und finnischer Sprache zusammenstellten. In einer Anmerkung fügen sie noch hinzu, daß diese kleine Geschichte auch in serbischer, kroatischer, italienischer, portugiesischer und wallachischer, ja sogar in bengalischer Sprache erschienen sei. Ist da nicht der große Ausblick Goethes, den er in das Wort Weltliteratur zusammenfaßte, verwirklicht? Es ist eine der wunderbarsten Thatsachen, daß Goethe, wie in den Gesprächen mit Eckermann zu lesen ist, ganz genau den Suezcanal prophezeite. Und ohne daß ihm die an's Wunderbare grenzende moderne Verbindung aller Völkerschaften klar vor Augen stehen konnte, hat er mit dem Worte Weltliteratur doch das bezeichnet, was sich jetzt vor unserm Blicke aufthut. Er verwirklicht jene treffende Definition, welche Schopenhauer vom Genie gibt, die ungefähr lautet: Das Talent gleicht einem Schützen, der das weitest gesteckte sichtbare Ziel trifft; das Genie einem Schützen, der ein Ziel trifft, das nur ihm allein sichtbar ist.

Hans Christian Andersen hat Dichtungen geschaffen, die etwas Kosmisches haben. Einzelne Märchen sind nicht frei von Willkürlichkeiten. Denn die traumhaft spielende Phantasie ist vom Gesetze der Folgenmäßigkeit losgebunden, und zudem ist es uns modernen Menschen schwer, nicht das Symbolische oder Allegorische durchblicken zu lassen. Eines seiner besten Märchen, in denen diese Thatsache des modernen Geistes sich am geringsten zeigt, ist das Märchen von Mutter und Kind. Und wie diese Beziehung die allgemein menschliche ist, an keine Nationalität und an keine Zeit gebunden, so war es ein sicherer Treffer, daß die Herausgeber eben dieses zur Beurkundung der Weltverbreitung von den Hervorbringungen des Dichters auswählten.

Die ganze Art Andersens zeigt sich hierin besonders charakteristisch. Der Humor des Volksmärchens tritt in der freien Erfindung eines Einzelgeistes weit zurück hinter das Elegische. Die Rührung, die der Dichter hervorbringt, ist eine naturgemäße; und die Löslichkeit, das in einander Schwimmen von Natur- und Menschenleben ist hier mit feinem Tact und großem Geschick im kleinen Rahmen einer Geschichte verwirklicht. Die ganze Eigenart des Dichters zeigt sich sofort, indem er uns das Bild der Mutter an der Wiege des kranken Kindes darstellt. „Da klopft es an die Thür, ein armer alter Mann tritt ein, der in eine große Pferdedecke eingehüllt ist; denn die hält warm, und das hatte er nöthig, es war ja kalter Winter.“ In dieser Verbindung mit „denn“ ist der naive Ton sachlich getroffen; und mit der Wendung „es war ja“ ist die Jahreszeit draußen selbstverständlich und doch wirksam eingefügt. Ein Andrer hätte begonnen: „Es war kalter Winter und die Mutter saß —“. Es ist aber künstlerisch und volksthümlich reiner, uns zuerst in die warme Stube zu versetzen und dann durch den Eintritt des alten Mannes, der der verhüllte Tod ist, den kalten Luftstrom hereinziehen zu lassen. In der Vermeidung jedes superlativen Ausdrucks, wie z. B. hier: „es war ja kalter Winter“ ist die volksthümliche Einfachheit, die zugleich die wirksamste ist, wohl bemessen festgehalten. Und auch das ist zu bemerken, daß der einfache Vortrag, wie er sich eben dem mündlichen nahe hält, nicht ängstlich beflissen ist, die Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden. So kommt z. B. in drei Zeilen dreimal das Wort setzen vor, das ist nicht störend, sondern im Gegentheil natürlich anheimelnd.

Und nun, wie reich, wie hingebend ist die Mutterliebe in all ihren Stadien veranschaulicht? Derweil die Mutter schläft, ist der Tod mit dem Kinde davongeflogen. Sie sucht ihr Kind. Sie kommt zur Nacht, die Nacht will ihr den rechten Weg nur zeigen, wenn sie alle Lieder singt, die sie dem Kinde vorgesungen; die Mutter vollführt das. Sie kommt in den Wald zum Schwarzdornstrauch, er will ihr den weiteren Weg nur zeigen, wenn sie an ihrer warmen Brust ihn aufthaut; die Dornen dringen in ihr Fleisch, Blut fließt, der Dornstrauch blüht. Sie kommt an den See, der See will sie nur hinübertragen, wenn sie ihm ihre glänzenden Augen gibt; sie gibt die Augen hin. Sie kommt in das Todesreich, das ein Treibhaus ist, darin alle Blumen schlagende Herzen haben; dort muß sie der Hüterin ihr schwarzes Haar geben und ihr weißes dafür annehmen. Endlich kommt

*) Hans Christian Andersen. Historien om en Moder i femten sprog udgiven af Jean Pio og Vilh. Thomsen. Kjobenhavn, C. A. Reitzel. London, Williams u. Norgate. Leipzig, F. A. Brockhaus' Sortiment. 1875.

Digitized by Google

der Tod, der fragt, wie sie so schnell hierher gefunden; und sie antwortet einfach: „Ich bin eine Mutter!" Das Folgende ist nun ein beruhigender Ausgleich, was aus dem Kinde hätte werden können, eine mythologische Ausformung des Gedankens von der Fügung in Gottes Willen, wohl bedacht und fein ausgeführt. Aber hier tritt wiederum die Schwierigkeit hervor, daß ein Einzelner aus seiner Phantasie ausgestalte, was nur dem Geiste gegeben ist, der nicht blos quantitativ, sondern qualitativ ein anderer ist als der einzelne Geist, nämlich die Volksseele. Wo das Volksmärchen ähnlich wie die Sangweisen vieler Volkslieder mit einer verklingenden Terz aufgehört hätte, sucht der Dichter durch den allein nachklingenden Grundton die Melodie abzuschließen.

So zeigen sich in dieser kleinen Geschichte die Vorzüge wie die Mangelhaftigkeiten unseres modernen Dichters. Das Tendenziöse, das Moralisirende gibt eine Beschränkung. Die Naturproducte — und das dichterische Product soll dem entsprechen — haben keine Gebrauchsanweisung, sie sind der verschiedenartigsten Verwendung fähig, und nun gar das Märchen duldet keinen Anhauch der Didaktik. Aber melodisch anmuthend und fein bleibt diese Geschichte, und ich möchte hinzufügen, bleibt auch geschichtlich. Man kann die geographische Ferne auch als historische Ferne betrachten. Ein Werk der Dichtung, das von einer fremden Nation — und wie hier von allen Nationen — aufgenommen werden kann, gibt damit die Gewähr, daß es auch in fremden, fernen Zeiten bestehen bleibt. Und so ist diese polyglotte Zusammenstellung der kleinen Geschichte ein Gruß aus anderen Zeiten an den 70jährigen Dichter, daß seine reine Phantasie fort und fort in den Gemüthern eine Heimstätte finden werde.

Berthold Auerbach.

Aus der Ideenwelt Edgar Quinets.

Ein wundersamer Kopf war der jüngst verstorbene französische Schriftsteller Edgar Quinet; die merkwürdigste, wenn auch nicht die glücklichste Mischung von Poesie und Philosophie, von Idealismus und Phantastik, von Humanität und politischen Schrullen, von Universalität und nationaler Befangenheit, von Mystik und Rationalismus, tobte in seinem Innern chaotisch durcheinander. Dem scharfsinnigen Denker schlug immerfort die mächtige Phantasie ein Bein und so viel Schönes und Großes seine Ideen aufweisen, er ist eigentlich niemals dazu gekommen, mit einer derselben etwas Fertiges abgeklärt zu gestalten. Am meisten jedenfalls hat ihm neben Anderem die deutsche Philosophie zu schaffen gemacht. Als junger Mann hat sich Quinet eingehend mit ihr und der deutschen Literatur beschäftigt und in Heidelberg aus der Quelle davon gezapft. Was freilich der selige Creuzer mit seiner Symbolik und Mythologie in ihm angerichtet, hat dieser sich nicht träumen lassen können. Es ging alle Philologie und Philosophie in dem jungen Quinet in poetischen Dämpfen auf und seine französische Geistesnatur schien diesen deutschen Gährungsstoff gar nicht bewältigen zu können. Mit diesem Trank im Leibe sah er die merkwürdigsten Zukunftsbilder Deutschlands erscheinen und es überkamen ihn Visionen, unter deren Eindruck er prophetische Worte sprach, welche heute zu vernehmen namentlich für uns Deutsche wohl interessant sein muß. Kurz vor und nach der Julirevolution war ja Deutschland für die studirende französische Jugend ein wunderbares Land; voll des romantischen Geistes ihrer Literatur, erblickte sie in der deutschen Nation ein urwüchsiges Volk von Heroen, die ihre Kraft noch nicht kännten, etwa wie Tacitus sich die alten Germanen dachte. Die furchtbare Ueberwältigung Frankreichs bei Leipzig und bei Waterloo durch die Deutschen, ihr zweimaliger Heereszug nach Paris mit Russen und Engländern, Magyaren und Kroaten zusammen, lebte in den Vorstellungen der Franzosen wie ein anderer Act der großen Völkerwanderung, die Philosophie, welche unter diesen Barbaren eine Heimstätte genommen hatte, reizte sie wie neue sibyllinische Bücher, und die Literatur der Deutschen erschien ihnen als eine Art geweihten Priesterdienstes, dessen Geheimnisse sie erlauschen mochten. Niemals zeigte sich die geistige Anziehungskraft Deutschlands, namentlich auf die französische Bildung, so stark und bedeutsam wie damals. Es kam ein Wallfahrten französischer Jünglinge in Aufschwung, die alle aus dem heiligen Born in den märchenhaften, düstern, deutschen Wäldern trinken wollten; und eine Reihe von später berühmten Namen der französischen Wissenschaft und Literatur — außer Quinet, Cousin, Ampère, Jourdan, Villemain, St. Marc-Girardin, Lerminier, Marmier, um nur einige zu nennen — hat für die heilsame Wirkung gezeugt, welche dieser „Ritt in's romantische Land" für sie und für eine durch sie vermittelte edle Wechselbeziehung zwischen dem damaligen literarischen Leben Frankreichs und Deutschlands hatte. Das Merkwürdigste aber war, daß dies Gemisch von Furcht nnd Bewunderung, Neugier und Liebe, welches Deutschland der französischen Jugend einflößte, bei ihr eine romantisch-politische Verbindung einging, wodurch sie oft zu ziemlich bizarren, aber auch richtigen Schlüssen über die nächste Zukunft dieses Volkes gelangten, und um so merkwürdiger muß uns dies heut erscheinen, als das deutsche Volk gerade um jene Zeit in dem trostlosesten Katzenjammer lag und ihm nichts unklarer und unerquicklicher erschien als seine Zukunft. Unter diesen Deutern und Sehern ragt nun Edgar Quinet besonders hervor, und daß seine Ideen bezüglich Deutschlands nicht etwa als bloße Ausstrahlungen seiner alleinigen Romantik anzusehen sind, dafür bieten sich in den Schriften auch der jüngeren seiner Landsleute genug Beweise.

Ein Gedanke Hegels schien namentlich in Quinet wie auch in den anderen Franzosen, welche in deutscher Wissenschaft studirten, Wurzel getrieben zu haben, nämlich der von der politischen Bedeutung der Philosophie in Deutschland. So schilderte denn der junge Edgar Quinet schon in einem Aufsatze „de la révolution et de la philosophie" die Entwicklung der deutschen Philosophie als eine Art Theorie der französischen politischen Revolution. Kant ist die Constituante, Fichte der Convent, Schelling das Kaiserreich (durch die Achtung vor der physischen Kraft) und Hegel kommt ihm wie die Restauration und die heilige Allianz vor. „Es war die göttliche Weihe aller Autorität. Hegel entschleierte den Grund und das letzte Mittel der politischen Ordnung, welche wir besiegt haben; aber obwohl er mit einer unerhörten Tiefsinnigkeit den Gedanken unserer Zeit aussprach, so hatte diese Zeit doch eine unbesiegbare Abneigung, ihr Bild in einem so treuen Spiegel zu betrachten." Als er von Heidelberg im Jahre 1831 fortging und sich ein Stück vom anderen Deutschland ansah, war er fest davon überzeugt, daß diese deutsche Philosophie eine politische Mission habe, schöpferisch für ihr Vaterland, verderblich für die anderen Völker, namentlich Frankreich. Unwillkürlich revoltirte in ihm der Franzose, den er ja auch bis zuletzt in allen seinen Neigungen für Völkereinheit und universelle Demokratie nicht los werden konnte. Er fürchtete für das lateinische Element von dem germanischen und in diesem erschien ihm in gespenstiger Ferne Preußen wie die dunkle Wolke, in welcher sich die Wetter langsam sammelten. „Seit dem Niedergang des Mittelalters, schrieb er damals, ist die Kraft und die Initiative der germanischen Staaten wie die ganze Bewegung der Civilisation von Süden nach Norden gegangen. Darum ist es Preußen, aus welchem der Norden jetzt sein Werkzeug zu machen beflissen ist. Ja wohl, und wenn man ihn geschehen ließe, würde er es langsam und von rückwärts dahin drängen, das alte Königreich Frankreich unterzubringen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die durch den westfälischen Frieden geschlagene Wunde und die Abtretung der Provinzen von Elsaß und Lothringen noch heute das Herz Deutschlands bluten machen, gerade so stark wie die Verträge von 1815 das Herz Frankreichs. Bei einem Volke, welches seine Erinnerungen

Digitized by Google

so lange wiederkäut, bildet eine solche Wunde den Grund aller seiner Entwürfe und all seines Grolles. Dieses Gebiet Frankreich wieder zu entreißen, das ist der Gemeinplatz des nationalen Ehrgeizes." Diese Ahnung entsprang bei ihm dem Schluck deutscher Philosophie, die ihre zersetzende Wirkung auf sein katholisches Franzosenthum übte — denn einem solchen konnte er sich auch in seinen Philosophien über Menschheit und Weltreligion nie entziehen. Er begriff, daß die christlich-katholische Welt langsam mit germanischen Grundideen erfüllt wurde und sie fälschte, schwächte, unterwühlte. Und auch andere Lateiner lebten mit denselben Empfindungen dieses Glaubens. „Die Philosophie, die schöne und wissenschaftliche Literatur," hieß es in späteren Jahren z. B. einmal in einem Artikel des „Osservatore Romano", „und die Jurisprudenz — sie sind von germanischen Ideen und rein deutschen Gedanken durchtränkt. Unsere Lyceen und Universitäten sind vom Germanismus beherrscht, und die deutsche Philosophie und Literatur bildeten bisher den Vorzug und das Modell für alle diejenigen, welche man für große Denker hielt. Frankreich zuerst hat den fatalen Einfluß dieser heterodoxen Wissenschaft, dieser sensualistischen, pantheistischen und rationalen Philosophie erlitten; denn der Philosophismus des vergangenen und der Romanticismus des gegenwärtigen Jahrhunderts in Frankreich sind leider nichts als die glänzende Reproduction der finsteren Philosophie und der phantastischen Literatur der Deutschen". Und im Jahre 1867, um andere Citate nicht noch hineinzuziehen, erging sich Eugène Pelletan in folgender Betrachtung derselben Art: „In Königsberg lebte ein Greis, der jeden Tag seinen grauen Rock anzog und um dieselbe Stunde denselben Spaziergang über den Wall machte. Nach dem Spaziergang ging er nach Hause und träumte den Tag über an seinem Fenster, und Abends steckte er die Lampe an und schrieb auf, was er geträumt. Und dieser friedliche Greis, der pünktlich war wie ein Uhrwerk, sollte Napoleon besiegen und sein Vaterland befreien. Kant gab in der That Deutschland eine Seele, und Fichte setzte diese Seele durch das Feuer seines Wortes in Gluth". Man ersieht aus alledem, wie die gelehrten Franzosen eigentlich der deutschen Philosophie die erste Weihe all ihres neueren Unglücks zuzuschreiben lieben; das kommt also doch wieder auf den deutschen Schulmeister heraus, der bei Sadowa siegte und bei Sedan füglich nicht weniger geleistet haben kann.

Auch war es bei Quinet wie bei den anderen französischen Germanisten nichts weniger als Zuneigung, in welcher sie diesem geheimnißvollen revolutionären Dinge, als welches ihnen die deutsche Literatur erschien, nahten. Kaum ein Jahr nach seinem Studienaufenthalt in Deutschland bereiste Quinet Italien und da genügte der Anblick der österreichischen Weißröcke in Bologna und die damit verbundene Thatsache der Herrschaft des österreichischen Kaiserreichs über Italien, ihn mit dem gesundesten Haß gegen das ganze deutsche Wesen zu erfüllen. „In diesem Moment," schreibt er selbst aus Bologna, als er dort die feindlichen Truppen sah, fühlte ich, „daß ich Deutschland für all das Leid haßte, welches es Italien bereitet hat. Ich verstand nunmehr den alten Haß, der sich seit Dante großgezogen, und ich wünschte mit Eifer, eines Tages Italien diesen bleichen Germanen zu Leibe gehen zu sehen.... Früher," fährt er fort, „pries ich ihr Genie. Ich wollte mich bis auf den Grund in dem Chaos dieser Geister der Finsterniß versenken, weil ich glaubte, daß eine andauernde Begeisterung sie zu edlen Unternehmungen treiben würde; aber ihr Aufschwung währte nur einen Moment". Und nun war mit einmal auch die ganze deutsche Literatur ihm schon verdorben und er pries sich glücklich la lèpre tedesque — den deutschen Aussatz — los zu sein.

Aber es war gar nicht der Fall und Edgar Quinet fand in der wachsenden Furcht vor diesem geistigen deutschen Vortrab immer wieder neue Veranlassung, auf die politische und militärische Macht hinzuweisen, welche ihm einst zum Unglück des Lateinerthums nachbrechen werde. Und der Schrecken größter war ihm Preußen als Führer des Germanismus, hinter dem dann womöglich noch der furchtbare Koloß des Panslawismus unter Rußland stand. So sah er denn in seinen letzten Lebensjahren zur Wirklichkeit werden, was er gefürchtet und was er in unverkennbarem Scharfsinn prophezeit hatte. Als Königsgrätz geschlagen und Preußen schon factischer Herr in Deutschland war, da schrieb er: „Was ist der Anspruch oder der Ehrgeiz dieser deutschen Welt, die wie eine Naturkraft aus der Erde sich erhebt? Welche Aufgabe stellt sie sich? Mit welchem Namen schmückt sie sich, um bei den Völkern Eingang zu finden? Was ist ihr Losungswort, der Grund ihres Seins? Niemand wird mir widersprechen, wenn ich sage, dieser Name, diese Aufgabe, dieser Ehrgeiz besteht darin, vor Allem und zunächst den modernen Staat darzustellen. Befragt ihre Bücher, ihre Reden, selbst die Sprache ihrer Kanzleien — Alles kommt darauf zurück: das Deutsche Reich stellt den modernen Staat par excellence, das heißt den von aller Theokratie gesonderten Laienstaat, dar; es allein kann die wahre Cultus- und Gewissensfreiheit gewähren: er ist der philosophische Erbe Friedrichs des Großen und Kants. Die anderen Staaten vermögen nur den Schatten dieser Freiheiten, die das Princip und die Quelle aller übrigen sind, zu gewähren.... Muß ich auch noch näher entwickeln, was klarer als das Sonnenlicht ist, daß wir nämlich selber das Glück Preußens und der deutschen Race machen, daß wir jedesmal zu ihren Gunsten abdanken, wenn wir den heiligen Boden der Unabhängigkeit in religiösen Dingen verlassen, um uns in den Dienst eines Papstes, einer Kongregation, einer Inquisition, einer Theokratie, einer Encyklika, eines Syllabus, einer weltlichen Macht zu begeben, so wie diese vor dem Odem der modernen Welt zu wanderu beginnen?.... Wenn je — was Gott verhüte — der Kampf, den Jedermann vorhersieht, ausbrechen sollte, so setze ich volle Zuversicht in die Kraft meines Landes. Allein wollet auch wohl diese meine Worte bedenken: An jenem Tage wird Alles jenseits des Rheins, Zeitungen, Kanzleien, Parlamente, Fürsten und Völker nur das Eine Wort verkünden: „Preußen und Deutschland, das ist der moderne Staat, Frankreich ist der Syllabus. Ihr Völker kommt und wählt!""

Die Ereignisse gaben ihm Recht. Er erlebte den Kampf, er selbst eilte nach Paris und feuerte es zu muthigem Abwehren der Feinde an — aber er hoffte nichts und täuschte sich nicht über den Ausgang. Das Germanenthum warf mit ungeheurer Wucht Frankreich als Haupt des katholischen Lateinerthums nieder, Elsaß und Lothringen wurden wieder deutsch, Preußen und unter ihm Deutschland wurden der moderne Staat par excellence, welcher mit Rom selbst einen entscheidenden Kampf einging, indessen Frankreich seine Rettung unter der katholischen Fahne suchte. Diese letztere Thatsache muß den greisen Denker noch auf seinem Sterbelager als eine Unglückssaat für die Zukunft seines Vaterlandes gequält haben.

Schmidt-Weißenfels.

Deutsche Staatslehre für Gebildete.

Von Dr. J. C. Bluntschli.

Die Besprechung dieses interessanten und für die weitesten gebildeten Kreise hochwillkommenen Werkes des auf staatsrechtlichem Gebiete geradezu Weltruf genießenden Verfassers kann nicht passender als durch die Darlegung des Grundgedankens begonnen werden, welcher den letzteren zum Schreiben seiner „Staatslehre" veranlaßte und ihm für dieselbe als Ziel und Richtschnur diente.

Der Aufschwung, den das politische Leben des deutschen Volkes seit der Gründung des norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches genommen hat, sowie die Verleihung der wichtigsten politischen Rechte an alle Staatsbürger ohne Ausnahme, machen es nach des Verfassers wohlbegründeter Ansicht zur dringenden Pflicht jedes gebildeten deutschen Mannes, sich über das Wesen des Staates aufzuklären, der voraussichtlich auf viele

Digitized by Google

Menschenalter hinaus die Grundlagen der politischen und wirthschaftlichen Thätigkeit unsers Volkes bilden und dasselbe zum dritten Male, hoffentlich in dauernder Weise, zur vollen Höhe seiner weltgeschichtlichen Mission erheben wird. Auch der Kampf, in welchem wir Deutsche allezeit unter den übrigen Völkern voranstanden, der, zum Heile der ganzen Menschheit, aber zu unserem eignen nationalen Unglück, fast vom Anbeginn unserer Geschichte die besten Kräfte des deutschen Volkes beschäftigt und verzehrt hat, der Kampf mit dem herrschsüchtigen Priesterthum, der heute in Deutschland lebhafter entbrannt ist als zu irgend einer andern Zeit oder bei irgend einem anderen Volke, muß jeden Vaterlandsfreund anregen, sich über die Natur und das Wesen der beiden Mächte, Staat und Kirche, klar zu werden, die heute mit größerem Eifer als jemals um den Besitz der Volksseele ringen. Der moderne Staat hat sich auf gar vielen Gebieten, auf denen einst die Kirche unumschränkt herrschte, an die Stelle der Kirche gesetzt. Jede neue Umbildung der bürgerlichen Gesellschaft, der Fortschritt vom Feudalstaat zum Polizeistaate, vom Polizeistaate zum Rechtsstaate, und von diesem wieder zum Culturstaate, erweiterte das Feld des staatlichen Wirkens und drängte die Kirche auf ihr innerstes, ureigenes Gebiet der Glaubenslehre zurück. Der moderne Culturstaat erhebt den Anspruch, ohne Rücksicht auf das kirchliche Bekenntniß der Leiter und Erzieher des gesammten Volkes zu sein, es durch die Schule, die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Theilnahme am politischen Leben, an Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung zur höchsten für unser Geschlecht erreichbaren Vollendung emporzuheben. Da verlohnt es sich wohl der Mühe, das innerste Wesen dieser „mächtigen Maschine, die den Menschen bei seinem Eintritte in das Leben empfängt und bis zu seinem Austritte nicht mehr von sich läßt", zu ergründen und zu erforschen. Die „Lehre vom Staate" ist in keiner Zeit wichtiger, ja unentbehrlicher, als in der gegenwärtigen.

Aber der deutsche Volksgeist begnügt sich niemals mit der bloßen Erkenntniß dessen, was in der Gegenwart besteht; er forscht nach dem geschichtlichen Werden und sucht den innersten Zusammenhang der Dinge zu ergründen. In diesem Sinne, im Zusammenhange mit den Urgesetzen der Welt und der menschlichen Entwicklung, will er auch das Wesen des modernen Culturstaates, und insbesondere des deutschen Staates erkennen. In diesem Sinne hat auch der Verfasser gedacht und geschrieben, und hierdurch seinem Werke einen ungemein anregenden, scheinbar zwiefältig gespaltenen, und doch grundsätzlich einheitlichen Charakter gegeben, der auch beim flüchtigsten Ueberschauen jedem Leser auffallen wird.

Einerseits ist dasselbe im besten Sinne des Wortes populär geschrieben und wird von dem Verfasser selbst mit vollem Rechte der größte Nachdruck darauf gelegt, daß es allen, und nicht etwa blos den juristisch Gebildeten zugänglich und verständlich sein solle. So wenig als der moderne Culturstaat blos den Juristen angeht, ebensowenig darf auch die moderne Saatslehre sich auf ein rein juristisches Publicum beschränken. Wer in dem Bluntschli'schen Werke etwa nur eine modernisirte Auflage der bekannten „Lehrbücher des Staats- und Verfassungsrechtes" sehen und dasselbe somit unter die Zahl der fachwissenschaftlichen, für ein größeres Publicum nicht geeigneten Bücher verweisen wollte, würde einen großen Irrthum begehen und dem Verfasser wie dem Buche selbst offenbares Unrecht thun. Jeder wirklich Gebildete darf es getrost in die Hand nehmen, und wird schon bei den ersten Anfängen inne werden, daß er mit etwas Anderem, und in vieler Hinsicht Besserem, als einem bloßen Compendium des Staatsrechtes zu thun hat.

Populär geschrieben ist jedoch das Buch durch und durch wissenschaftlich gedacht, und hat mit jener oberflächlichen Vulgarisirung der Wissenschaft, die mit gutem Grunde in Mißcredit gekommen ist, nicht das Geringste gemein. Wie es verkehrt wäre, dasselbe wegen seines abstracten Stoffes als für weitere Kreise ungeeignet zu erklären, so würde es nicht minder ungereimt sein, der populären Form und Tendenz halber es als der Beachtung „gewiegter" Juristen und Staatsmänner unwürdig zu bezeichnen. Wenn der Verfasser mit Bewußtsein und Absicht den gelehrten juristischen Ton vermeidet, so dringt er dafür viel tiefer in die wissenschaftlichen Probleme des Gegenstandes ein, als die große Mehrzahl der „Lehrbücher". Auch der sachlich vollkommen ausgebildete Jurist oder Politiker wird seine geistreichen Erläuterungen und Auseinandersetzungen der Begriffe Staat, Gesellschaft, Volk, Nation, Stand ꝛc., die eingehende Darstellung der verschiedenen Regierungsformen, des Verhältnisses von Staat und Kirche ꝛc. mit um so größerem Interesse verfolgen, je seltener ihm, insbesondere in solcher Form, in den gewöhnlichen technischen Bildungsmitteln dergleichen geboten wird. Ueberhaupt wird man wohl daran thun, keinen zu niedrigen Maßstab an das Buch zu legen. Allerdings braucht man kein Jurist zu sein, um es mit Verständniß und Gewinn zu lesen; allgemeine Bildung reicht dazu hin. Sie darf aber ohne allen Zweifel schon eine ganz respectable Höhe erreichen, und wenn der Verfasser die Ansicht ausspricht, z. B. jeder Einjährig-Freiwillige stehe auf dieser Höhe, so wollen wir dieselbe für die größte Mehrzahl der Fälle zwar nicht bestreiten, können aber nicht umhin im vaterländischen Interesse die ausnahmslose Geltung der Regel noch ganz besonders zu hoffen und zu wünschen.

Wie schon aus dem oben Gesagten ersichtlich ist, begnügt sich der Verfasser keineswegs damit, das geltende Staatsrecht des neuen Deutschen Reiches, wie es die Verträge von Versailles und ihre spätere Fortbildung durch die Reichsgesetzgebung geschaffen haben, zu schildern; er dringt in die Tiefe und bietet dem Leser eine vollständige geschichtliche und philosophische Darlegung des Staatsbegriffs aller Zeiten und aller Nationen, und die Erörterung und klare Versinnlichung des Wesens aller bis jetzt bekannten Staatsformen und öffentlichen Gewalten, sowie der vom classischen Alterthum bis auf die Gegenwart herab auftretenden Anschauungen über das gegenseitige Verhältniß von Staat und Kirche.

Wir stehen nicht an, gerade diesen ersten, die „Allgemeine Staatslehre" umfassenden Theil des Werkes als seine schönste und werthvollste Zierde zu bezeichnen; er enthält eine Einleitung und Einführung in die nun folgende positive Darstellung des deutschen Staatslebens, wie sie nicht freier und wissenschaftlicher gedacht, nicht belehrender und praktischer gestaltet werden konnte. Obschon es natürlich unmöglich ist, einem so inhaltreichen Werke in einer räumlich kurz zu bemessenden Besprechung im Einzelnen zu folgen, so möge es doch gestattet sein, in gedrängter Kürze wenigstens die Anordnung des Stoffes und, namentlich bei dem Abschnitte über das Verhältniß von Staat und Kirche, die Grundanschauungen des Verfassers mitzutheilen. So unendlich viel auch schon über diesen Gegenstand geschrieben und gesprochen worden ist, so unfertig und unklar ist noch immer bei gar Vielen das Urtheil, und es darf als einer der größten Vorzüge des Bluntschli'schen Buches bezeichnet werden, wieder einmal mit aller Schärfe und Klarheit, unbeirrt durch mittelalterliche wie durch moderne Irrlehren, diejenige Theorie entwickelt und wissenschaftlich begründet zu haben, welche dereinst den vielhundertjährigen Streit beenden und wenigstens auf dem Boden des deutschen Volksthums den Frieden zwischen Staat und Kirche, sowie unter allen Religionen und Confessionen herstellen wird.

Im ersten Capitel zeigt der Verfasser wie der Staatsbegriff des Alterthums in den staatlichen Gebilden Griechenlands und dem römischen Weltreiche die schönste für die heidnische Welt erreichbare Blüthe trieb, und wie dann, nach dem Versinken Griechenlands und Roms auf einer durch das Christenthum völlig veränderten Grundlage der staatliche Trieb der Menschheit durch vielhundertjährige Dunkelheit und Barbarei, durch das Zwielicht der mittelalterlichen theokratischen und feudalen Weltordnung, durch die Dämmerung der Renaissancezeit hindurch als neue schönere Blüthe die moderne Staatsidee schuf, die nach verhältnißmäßig kurzer Verdunkelung durch die einseitigen Begriffe des Polizei- und des Rechtsstaates eben jetzt, in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ihre letzte und auf Grund der jetzigen Weltordnung höchste und schönste Entwicklungsstufe zum Culturstaate zu erreichen beginnt. Im Anschlusse an die scheinbar so einfachen, und doch so vielfach mißverstandenen Begriffe „Volk" und „Land" erklärt

Digitized by Google

der Verfasser den Begriff des Staates für die heutige civilisirte Welt dahin: „Der Staat ist die zur Selbstbestimmung organisirte Volksperson eines bestimmten Landes".

Nach einer historischen Darlegung der äußeren Entstehung, der Entwicklung und des Untergangs der einzelnen Staaten, wendet sich der Verfasser zu der philosophisch so hochbedeutenden und so heiß bestrittenen Frage von der inneren Begründung des Staates und dem Umfange des Staatszwecks. Er führt uns an der aus dem Orient stammenden, heute in überraschender Weise auf's neue vorgebrachten Lehre von der unmittelbar auf göttlichem Willen, auf theokratischer Basis und Leitung ruhenden Existenz des Staates, an der brutalen Macht- und Gewalttheorie, die im Staate nur die Herrschaft des Stärkeren über den Schwächeren erkennt, an der Irrlehre vom Contrat social vorüber zu der in der heutigen Staatswissenschaft maßgebenden Grundanschauung, wonach der Staat in gleicher Weise auf dem freien Willen der Menschen, wie auf einer zwingenden, aber rein menschlichen Naturnothwendigkeit, dem staatlichen Triebe der Menschennatur begründet erscheint, und der Staat weder lediglich zum Dienste der Einzelnen, noch die Einzelnen ausschließlich zum Dienste des Staates bestimmt sind, der Staat weder blos „die Sicherheit der Einzelnen" (Polizei- und Rechtsstaat) noch die „allgemeine Glückseligkeit" (socialistischer Staat) anstreben soll, sondern, in richtiger Mitte zwischen kalter, engherziger Beschränkung und schwärmerischer Uebertreibung, die Entwicklung und Offenbarung des gesammten Volkslebens, die Vervollkommnung und Vollendung des Volkes bezweckt.

Im zweiten Capitel werden die in der neueren Geschichte so wichtigen Begriffe „Volk" und „Land" philosophisch zergliedert, und von mannichfachen ihnen anhängenden Entstellungen und Uebertreibungen gereinigt. Der einseitigen, formellen Rechtstheorie und der nicht minder einseitigen modernen Nationalitätstheorie gegenüber gelangt der Verfasser zu folgenden bemerkenswerthen Sätzen (S. 41).

1. Jede selbstständige und fähige Nation ist berechtigt, einen eigenen Staat zu bilden, muß aber hierbei die historische Rechtsordnung achten, wenn sie nicht ihre naturgemäße Entwicklung widerrechtlich hindert.

2. Die Herstellung eines nationalen Staates fordert nicht die Vereinigung aller nationalen Elemente. Das Deutsche Reich z. B. ist der deutsche Nationalstaat, auch wenn die Deutsch-Oesterreicher, die deutschen Schweizer, die Deutschen der Ostseeprovinzen demselben fern bleiben.

3. Die Mischung und Ergänzung mit Bruchstücken anderer Nationalitäten ist principiell nicht unzulässig, sofern nur die Hauptnation so vorwiegt, daß die politische Einheit des Staates gesichert bleibt. Das Deutsche Reich verliert durch die Aufnahme von polnischen, dänischen oder französischen Mitbürgern noch nicht den Charakter eines Nationalstaats.

Ferner wird, im Gegensatz zu der französischen atomistischen Anschauung, bewiesen, daß „Volk" und „Gesellschaft" keineswegs identisch seien, der principielle Unterschied zwischen den freien, fortwährend in einander überfließenden modernen Berufsclassen und den gebundenen mittelalterlichen Ständen erörtert, die Allgemeinheit des modernen Staatsbürgerrechtes (wobei auch die Frage des weiblichen Stimmrechtes behandelt wird) hervorgehoben, und schließlich mit juristischer Schärfe der Begriff der Gebietshoheit von dem des staatsrechtlichen und privatrechtlichen Eigenthums abgegrenzt.

Ueber das dritte, die verschiedenen Staatformen behandelnde und alle Abstufungen der Monarchie und der Republik mit großer Unparteilichkeit erörternde Capitel können wir uns kürzer fassen, und nur bemerken, daß auch derjenige, welcher vermöge seiner allgemeinen Bildung nnd seiner Beschäftigung mit politischen Dingen hierüber bereits genügend unterrichtet zu sein glaubt, in der knappen und präcisen Nebeneinanderstellung der mannichfachsten Regierungsformen mit ihren eigenthümlichen Vorzügen und Fehlern manche Anregung zu eigenem fruchtbaren Denken erhalten und jedenfalls der formell ausgezeichneten Darstellung mit Vergnügen olgen wird. Nur auf den speciell den „zusammengesetzten Staaten" gewidmeten Abschnitt dürfte besonders aufmerksam zu machen sein, in welchem die logische Schwierigkeit einer gespaltenen Souveränetät und Staatsgewalt zwar nicht vollständig überwunden, aber doch in fesselnder Weise dargelegt und die principielle Verschiedenheit des neuen Deutschen Reiches sowohl von älteren deutschen als von ähnlichen fremdländischen Staatsformen erläutert wird.

Auch das vierte Capitel behandelt im Allgemeinen bereits vielfach bekannte Begriffe, die Souveränetät, die Unterscheidung der öffentlichen Gewalten in constituirende, gesetzgebende, richterliche, verwaltende, die Geschichte und principielle Natur des Staatsbeamtenthums, und endlich die provincielle und gemeindliche Selbstverwaltung. Auch hier gilt, was bereits oben bemerkt wurde, nämlich daß selbst der mit diesen Begriffen bereits gänzlich Vertraute aus den Auseinandersetzungen des Verfassers vielfachen Nutzen schöpfen wird, während dieselben für die große Mehrzahl der Leser die erwünschteste Gelegenheit zur Fixirung des Urtheils über zweifelhaft gebliebene und im Laufe der Tagespolitik so häufig wiederkehrende Begriffe gewähren wird, über welche gerade bei der heutigen allgemeinen Theilnahme am politischen Leben möglichst weit verbreitete und gründliche Kenntniß dringend Noth thut.

Einer ganz besonderen Beachtung des Lesers möchten wir aber das letzte, von den Beziehungen zwischen Staat und Kirche handelnde Capitel empfehlen, welches gerade in unserer durch den Streit der beiden mächtigen Gewalten so tief erregten Zeit eine erhöhte Bedeutung beanspruchen darf, und das ohne Uebertreibung als der interessanteste Abschnitt des ganzen Werkes bezeichnet werden kann.

Der Raum erlaubt es allerdings nicht, der Schilderung, die der Verfasser in kräftigen Zügen von den Beziehungen der beiden Gewalten im Laufe der Jahrhunderte bis auf unsre Zeit herab entwirft, auch nur in dürftigen Umrissen zu folgen, und wir müssen uns daher darauf beschränken, dieselbe nochmals dem Leser auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Bluntschli formulirt die „modernen Grundansichten" von dem Verhältnisse der beiden Gewalten in folgender Weise:

1. Der Staat ist das zur Person organisirte Volk, hat selbstständig Geist und Leib, ist ein von der Kirche unabhängiges, getrenntes Wesen. Auf der anderen Seite ist aber auch die Kirche eine Person, deren religiöser Geist einen sichtbaren Leib erlangt hat. Sie ist kein Theil des Staates, auch nicht ein atomistischer Haufen von Menschen, die derselben Religion angehören, keine bloße religiöse Gesellschaft, sondern ein eigenberechtigter Organismus, der auf eine gewisse besondere Geltung neben, aber nicht über der Staatsgewalt Anspruch machen darf. Der Staat kann mit dem selbstbewußten Mann, die Kirche mit der gottergebenen Frau verglichen werden. Nicht ihre gänzliche Trennung, sondern ihr vernunftgemäß geregeltes Zusammenwirken wird das menschliche Geschlecht zur höchsten Stufe der Vollendung erheben.

2. Der Staat ist bei der Verfolgung seiner Ziele von den Lehren einer einzelnen Confession ebenso unabhängig wie die Kirche bei Verfolgung der ihrigen von den Grenzen oder Regierungsformen der einzelnen Staaten. Die Kirche ist international, nicht antinational, der Staat interconfessionell, nicht religionslos. Auch die christliche Religion in ihren verschiedenen Confessionen ist nicht mehr allein für ihn maßgebend, sondern „die gemeinsame Menschen- und Volksnatur, und die gleichartigen, nothwendigen Bedürfnisse Aller".

Es mag nicht uninteressant sein, einige praktische Folgerungen anzuführen, welche Bluntschli aus diesem Princip ableitet. Die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten darf hienach unter keinen Umständen mit kirchlichen Zuchtmitteln bedroht und bestraft werden. (Dieser Satz, den z. B. die katholische Kirche nicht anerkennt, steht in selbstverständlichem Zusammenhange mit dem von ihr angerufenen (und verdammten) Princip der Glaubens- und Gewissensfreiheit, wonach auch die Ausübung religiöser Pflichten staatlicherseits nicht mit Strafe belegt werden darf.) Eine einzelne Religionsgenossenschaft darf mit Rücksicht auf das höhere Recht des Staates, von dem sie geschirmt und geschützt wird, und auf die Meinung andersgläubiger Mitbürger nicht mit Strafe belegen,

Digitized by Google

was die staatliche Gesetzgebung erlaubt oder gebietet. Der Abgeordnete, der ein der Hierarchie mißliebiges Gesetz gutheißt, der Richter, der auf Grund eines solchen Gesetzes einen Priester zur Verantwortung zieht, darf nicht kirchlich verfolgt werden. Die Verletzung der Staatsordnung kann nicht auf einem legitimen Gebrauch, sondern nur auf dem Mißbrauch der kirchlichen Autorität beruhen.

Die Gesammtheit der aus den angeführten Principien für den Staat fließenden Befugnisse (Kirchenhoheit, jus circa sacra) nennt Bluntschli die „Staatshoheit in ihrer Anwendung auf die Rechtsverhältnisse der Kirche", und vindicirt dieselbe für das Staatsoberhaupt ohne Unterschied der Religion oder der Regierungsform. Der Verzicht auf diese Rechte, der mit dem Schlagworte „Trennung von Staat und Kirche" oder „freie Kirche im freien Staate" bezeichnet wird, und bis zu einem gewissen Maße in Nordamerica praktisch durchgeführt ist, erscheint ihm nicht geeignet, zu einem dauernden Frieden zu führen. Namentlich der katholischen Kirche gegenüber kann kein Staat auf die Kirchenhoheit verzichten, ohne praktisch auch die eigene Staatshoheit zu gefährden und aufzugeben.

Der zweite Theil des Buches beschäftigt sich mit dem jetzt geltenden deutschen Staatsrechte.

Aber auch bei dieser positiven, praktischen Aufgabe kann der historische und wissenschaftliche Sinn des Verfassers es sich nicht versagen, das geltende Recht auf der Grundlage des historisch gewordenen zu erläutern. Ehe wir zu der Betrachtung der Reichsverfassung gelangen, werden uns mit großer Vollständigkeit die Urverfassung des deutschen Volkes und das Deutsche Reich im Mittelalter, das Heranwachsen der Großmächte Preußen und Oesterreich, sowie der übrigen deutschen Staaten, das Ende des mittelalterlichen Reiches, der Rheinbund, der Bundestag bis 1848 und von 1850 bis 1866, der Zollverein, die mißlungenen Bundesreformversuche, und endlich der norddeutsche Bund geschildert. Das zweite Capitel enthält die Verfassungsgeschichte sämmtlicher deutscher Staaten und die Darstellung des deutschen Fürstenstaatsrechts.

Die nun (Cap. 3) folgende theoretische Erörterung der staatsrechtlichen Natur des Deutschen Reiches, für welches die Bezeichnung „Bundesreich" als zwischen Bundesstaat und Staatenbund stehend vorgeschlagen wird, zieht mit juristischer Schärfe und Klarheit, aber zugleich mit einer Mäßigung, die manchen politischen Gegner des Verfassers, der ihn als „Gothaer, Nationalvereinler und Einheitsfanatiker" verschrieen, mit Verwunderung erfüllen wird, die theoretisch richtigen und praktisch bereits bewährten Consequenzen aus der Entstehung und politischen Stellung des neuen Staatswesens. Es ist, sagt er, kein bloßes Vertragswerk, kein Conglomerat aus einzelnen Staaten, sondern ein eigener, selbstständiger, mit besonderem Staatswillen, besonderer Staatsmacht und selbstthätigen Organen ausgestatteter Staat, ein lebendiger, von seinen einzelnen Theilen unabhängiger Organismus. Die Staatsverträge zwischen dem norddeutschen Bund und Baiern, Württemberg, Baden und Hessen haben die Gründung des Reiches nur eingeleitet, das nicht auf diesen Verträgen, sondern auf der Annahme der Reichsverfassung durch alle Staaten Deutschlands beruht. Die Fortentwicklung des Reiches geht nicht vertrags- sondern verfassungsmäßig vor sich, und nur die freiwillige Begrenzung dieser Entwicklung (das Veto der 14 Stimmen und die Reservatrechte) erinnern noch an die vertragsmäßige Entstehung des Reiches.

Die nun folgende Darstellung der Reichs- und der Landescompetenz, der vollziehenden Organe des Reiches, des Bundesraths, und des Reichstages schließt sich vollständig an das bestehende Verfassungsrecht an. Wie nicht anders zu erwarten, tritt auch bei diesem Abschnitte infolge der Gleichartigkeit des Stoffes eine Aehnlichkeit des Bluntschli'schen Werkes mit den bisher üblichen Lehrbüchern des Staats- und Verfassungsrechtes hervor, die der Verfasser in dem Bewußtsein, anders und für allgemein gebildete Kreise besser schreiben zu können, im Uebrigen durchweg vermieden hat.

Das folgende Capitel behandelt „deutsche Grundrechte und Pflichten". Es ist hier nicht der Ort, auf den alten Streit über die Grundrechte näher einzugehen; man wird aber dem Verfasser nicht Unrecht geben können, wenn er sagt, daß die Reichsverfassung die Grundrechte nicht ausdrücklich erwähne, die neuere Reichsgesetzgebung sie aber praktisch durchführe und gesetzlich begründe. Die Gesetze über Verehelichungs-, Gewerb-, Aufenthalts- und Niederlassungsfreiheit, über die Gleichberechtigung der Confessionen, über die Presse, und neuerdings über die bürgerliche Eheschließung haben sicherlich für die Freiheit des Volkes mehr und Besseres geleistet, als die 1848er Grundrechte, und es darf zuversichtlich erwartet werden, daß der letzte noch fehlende Theil dieser großartigen Gesetzgebung, die in Raschheit der Aufeinanderfolge und Kühnheit der Gedanken sich jedem fremdländischen Gesetzgebungswerk getrost an die Seite stellen darf, das Gesetz über das Vereins- und Versammlungsrecht auf derselben Höhe und Freiheit des Standpunktes sich halten werde.

Formell als dritten Theil, aber eigentlich als Anhang zu den beiden Haupttheilen des Buches gibt der Verfasser noch einen raschen, mit allerlei statistischen Notizen ausgestatteten Ueberblick über die staatlichen Verhältnisse der nichtdeutschen europäischen und der bedeutendsten außereuropäischen Staaten.

Wir schließen, wie wir begonnen haben, indem wir das inhaltsreiche, für die weitesten Kreise werthvolle Buch von Neuem der Aufmerksamkeit Derer empfehlen, die sich in unserer den größten Aufgaben gewidmeten Zeit über das Größte, was der Menschengeist ersonnen und verwirklicht hat, den Staat, Kenntniß und Wissenschaft erwerben wollen.

Ch. Weber.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Aus dem Schauspielhause.

Das königliche Schauspielhaus hat die Saison mit drei kleineren dramatischen Novitäten beschlossen.

„Was ist eine Plauderei?" ist der Titel einer kleinen dialogisirten Skizze von Otto Franz Gensichen. Gensichen hat sich hier in einem Genre versucht, welches bisher ausschließlich von den Franzosen und auch nur von einer sehr kleinen Anzahl von französischen Dramatikern gepflegt worden ist. Man nennt diese Specialität im Französischen „proverbes". Der Schöpfer derselben, der zugleich das unerreichte Muster geblieben ist, ist Alfred de Musset. Nach ihm hat namentlich Octave Feuillet mit seinen Scenen „L'urne", „L'ermitage", „Le cheveu blanc" u. s. w. eben solche „proverbes" geschrieben. Auch der geistvollen Soubrette des Théâtre français, der leider nahezu erblindeten Augustine Brohan, verdanken wir so eine anmuthige scenische Kleinigkeit „Ce que femme veut". Aber der Natur der Sache nach mußten die bewußtvollen Nachfolger hinter dem unbewußten Schöpfer des Genres, hinter Alfred de Musset zurückbleiben. Denn Musset schrieb diese Scenen lediglich als dialogisirte Skizzen und ohne im mindesten an eine Aufführung derselben zu denken. Gerade durch das nicht Beabsichtigte der Aufführung erhielten dieselben ihren intimen Charakter, und damit ihren eigenthümlichen Reiz. Der Dichter, der in „Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée" und ähnlichen „proverbes" das liebenswürdige Salongeschwätz unter geistvollen Leuten so realistisch wie möglich zu copiren bemüht war, wähnte sich unbelauscht; der einzige Zeuge seiner Arbeit war nach seiner Ansicht der discrete Leser; der Gedanke an ein Theaterpublicum, welches seinen Beifall und sein Mißfallen auf der Stelle und in der allerdeutlichsten Form kundgibt, — dieser Gedanke, der unbewußt der dramatischen Arbeit von vornherein einen andern Charakter gibt, als jeder andern literarischen Production, kümmerte ihn nicht; und das ist eigentlich das Geheimniß des außerordentlich großen Erfolgs dieser Kleinigkeiten.

Digitized by Google

Eine der vorzüglichsten Schauspielerinnen Frankreichs, Madame Allan, machte, als sie in Petersburg engagirt war, den Versuch, ein Musset'sches „proverbe" auf die Bühne zu bringen; und durch das reizend natürliche Spiel, sowie durch die Orginalität der dichterischen Arbeit, welche sich um keine der Forderungen der Bühne bekümmerte, weder nach Effecten suchte, noch nach einem Scenenbau, weder nach der Steigerung, noch nach einem Conflicte, weder nach einer Verwicklung, noch nach einer Lösung, — durch diese Arbeit, die gerade in ihrer Bühnenwidrigkeit und vermöge ihrer Einfachheit und liebenswürdigen Tändelei über die gleichgültigsten Dinge ansprach, gelang der Versuch vollkommen. Sie brachte bei ihrem Wiedereintritt in den Verband des Théâtre français die Musset'schen „proverbes" als eine Novität nach Paris, und auch dort — dort erst recht — wurden sie von den literarischen Feinschmeckern als leichte und pikante Speise außerordentlich goutirt.

Das große Personal des Théâtre français, in welchem die bedeutendsten schauspielerischen Talente der Welt vereinigt sind, zählte doch nur drei bis vier, welche diese „proverbes" spielen, d. h. im Sinne der Dichtung mit der vollsten Absichtslosigkeit spielen konnten. Diese vermochten allerdings die Täuschung, welche uns in einen Pariser Salon versetzt, zu einer vollkommenen zu machen. Wenn Bressant, Madame Allan und Frau Plessy in dem kleinen und behaglich eingerichteten Boudoir ihre liebenswürdigen Ueberflüssigkeiten sich erzählten, über die Farbe einer Robe fünf Minuten debattirten, von Dingen und Vorgängen sprachen, die offenbar nur die beiden Sprecher interessirten, so dachte kein Zuschauer mehr daran, daß er sich im Theater befand; sondern er selbst war im Salon und trat gleichsam an diejenigen, die momentan die Unterhaltung führten, und die ihm soeben flüchtig vorgestellt waren, heran, um an der Anmuth des Gespräches, welche dem gebildeten Franzosen in so hohem Grade eigen ist, an dem Talente, über Nichts reizend zu plaudern, seine helle Freude zu haben. Der Zuschauer hatte gleichsam den prickelnden Reiz, ein Stück intimes Leben, das ihm sonst fern bleiben würde, belauschen zu können. Es war dieselbe sonderbare Freude, die den Neugierigen überkommt, wenn er in einem gefundenen Notizbuche blättert. Die Copie des wirklichen Lebens war eben in dem Spiel der Darsteller auf's äußerste getrieben. Man hätte schwören mögen, sie hätten keine Ahnung, daß sich außer ihnen noch Jemand in dem Salon befände. So waren auch die Stücke inscenirt. Minutenlang wendeten die Darsteller dem Publicum den Rücken. Ein wirkliches Kohlenfeuer glühte im Kamin und reelle Kohlen wurden während der Plauderei auf die Gluth gelegt, um das Feuer zu unterhalten.

Bei den Nachfolgern war, wie ich bereits bemerkte, der Einfluß der beabsichtigten Aufführung dieser allerliebsten Harmlosigkeiten schon deutlich bemerkbar und dadurch kamen sie um einen guten Theil ihrer Wirkung. Es versteht sich daher auch von selbst, daß ein deutscher Nachfolger, dem das Element, aus dem die Stücke hervorgegangen sind: der Pariser Salon mit seinem eigenthümlichen Salongeschwätz fehlt, — einen schweren Stand hat und bei allem Talente, bei aller Feinheit nicht im Stande ist, den richtigen Ton zu treffen.

Gensichen wirft in seiner Plauderei die Frage auf: „Was ist eine Plauderei im dramatischen Sinne?" und er beantwortet diese Frage ungefähr so: Eine dramatische Plauderei ist eine liebenswürdige Unterhaltung zwischen zwei Personen, mit einem scheinbaren Nichts von Handlung und der Zuspitzung derselben auf einer Schlußpointe. Gensichen hat Eines bei dieser Definition nicht beachtet, und diese Nichtbeachtung merkt man seiner im Uebrigen sehr hübschen und frischen Scene an. Zu einer solchen Plauderei gehört noch, daß die betreffenden Personen sich unbelauscht wähnen. Das ist sogar meines Erachtens die Hauptsache. Wenn ich den Dichter vernehme, der den Schauspielern die Worte vorschreibt, den Schauspieler sehe, der die angelernten Worte mit mehr oder minder Verständniß und Geist wiedergibt, dann ist es keine Plauderei, dann ist es eine Scene, wie jede andere, die durch ihre vermeintliche Anspruchslosigkeit sogar recht anspruchsvoll wirken kann.

Ich halte den Versuch, das Genre des „proverbe" auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, nicht für glücklich und glaube, es wird immer bei Versuchen, die mehr oder minder glücken, sein Bewenden haben. Zu einem wirklichen kleinen Kunstwerk, wie es Musset geschrieben hat, werden wir es nie und nimmer bringen. Im Uebrigen ist die Arbeit von Gensichen sauber und reich an hübschen Wendungen, die eine momentan freundliche Stimmung hervorrufen. Der Dialog ist flüssig und frisch, bisweilen sprudelt sogar ein geistreicher Schaum auf, — kurz und gut, man verbringt eine angenehme halbe Stunde. —

Die beiden andern Stücke, welche das Schauspielhaus am vergangenen Sonnabend brachte, gehören zur Rubrik der dramatisirten Anekdoten. — Ich habe gegen keine Specialität der dramatischen Dichtung eine besondere Antipathie und halte auch in Bezug auf das Theater jedes Genre für gut, mit Ausschluß des langweiligen. „Bogadil" von Murad Effendi, — Herrn Werner in Dresden, — scheint mir allerdings an ungenügender Unterhaltungskraft zu laboriren. Die Figur des zerstreuten und vergeßlichen Attachés würde als Episode ganz amüsant sein, aber für den Mittelpunkt des Interesses scheint sie mir doch nicht ausreichend.

Die Fabel ist bald erzählt: Ein französischer Attaché wird mit einer Mission an Wellington gesandt, um Rußlands Pläne zu durchkreuzen. Wellington neigt in diesem Falle zur russischen Politik hin. Talleyrand gibt seinem Delegirten auf, für den Fall, daß alle Mittel der Beredsamkeit erschöpft seien, nur das Wort „Bogadil" im Gespräche anzubringen. Dies würde seinen Sieg entscheiden. Der Attaché hat sich dieses Wort notirt, da er sehr vergeßlich ist, und aus Zerstreutheit den betreffenden Zettel anstatt eines Briefes in ein Couvert gesteckt, welches die Adresse des russischen Gesandten trägt. Dieser kennt Bogadil, eine einst gefeierte schöne Tänzerin, die augenblicklich in London einen zweideutigen Salon für junge Lebemänner und liebenswürdige Damen hält; und der Russe erzählt der Nichte Wellingtons, welche sich für den französischen Attaché sehr interessirt, daß der junge Mann sich angenehme Adressen für London mitgenommen habe. Inzwischen ist die Audienz des Franzosen, — im Nebenzimmer. Er benimmt sich wie ein Tölpel und wird abgespeist. Das Zauberwort ist ihm entfallen. Die Nichte des Herzogs zürnt ihm. Er erzählt ihr, welche Bewandtniß es mit diesem Worte habe und die Nichte des Herzogs erfährt ohne Schwierigkeit von dem Russen den verhängnißvollen Namen. Sie theilt ihn ihrem Protégé mit und in einer zweiten Unterredung mit Wellington bringt der Franzose das Wort „Bogadil" verschiedentlich vor und in der That, Wellington gibt die russische Politik preis und die Franzosen haben gewonnenes Spiel. Mit dem Worte verhält es sich nämlich also. Metternich, Wellington und Talleyrand, — wobei ich in Parentheſe bemerken will, daß der Name dieses französischen Staatsmannes durchweg falsch ausgesprochen wurde, nämlich Talljerand wie tailleur mit dem l mouillé, während der Name ohne l mouillé ausgesprochen wird —, verbrachten lange Jahre vor der Handlung einen fröhlichen Abend. Die berühmte Bogadil trug zur Verschönerung desselben bei. Man war in gemüthlicher Stimmung und die großen Staatsmänner gelobten sich zur Erinnerung an diese vergnügte Stunde, sich gegenseitig bei irgend welchem wichtigen Anlasse einmal einen großen Dienst zu erweisen. Es würde genügen, den Namen Bogadil zu nennen, um die Verpflichteten an ihr Gelöbniß zu ermahnen.

Das ist die Anekdote, welche dem kleinen Lustspiel von Murad Effendi, dem Verfasser einiger vielgenannter Trauerspiele, von denen ich noch keines gesehen habe, zu Grunde liegt. In der technischen Ausführung ist das Stück nicht reich. Mit dem Nothbehelf des Monologes wird ein entschiedener Mißbrauch getrieben. Wir haben in dem einen kleinen Acte nicht weniger denn vier gezählt, — gerade vier zuviel, denn nicht einer ergibt sich aus der Nothwendigkeit einer Stimmungsmalerei. Zu exponirenden Darlegungen darf der Monolog nicht gebraucht werden, zum nothdürftigen Verbindungsgliede zwischen zwei Scenen ist er zu gut.

Das Stück, welches am ersten Abende eine freundliche Aufnahme gefunden haben soll, wurde bei der zweiten Vorstellung, welcher ich beiwohnte, sehr lau aufgenommen. —

Dagegen hatte „Der Hauptmann von Capernaum" von A. von Winterfeld einen großen Erfolg der Heiterkeit. Die Anekdote, daß ein Hauptmann 30 Jahre darauf wartet, bis er eine Compagnie bekommt und dadurch in den Stand gesetzt wird, die treu ausharrende Jungfrau, die, in züchtiger Zurückhaltung nur Blicke mit ihm tauschend, 30 Jahre gewartet hat, zu ehelichen, soll schon einmal dramatisch bearbeitet worden sein. Ich kenne das frühere Stück nicht, und weiß daher auch nicht, wie weit Winterfeld dasselbe für seinen Schwank benutzt hat; aber jedenfalls steckt in diesem neuen ein gut Theil echt Winterfeld'scher Arbeit. Es ist derselbe Humor im Dialoge, den wir aus den lustigen Soldatengeschichten des Verfassers kennen — Wachtstuben- und Casernenhumor, wenn man will, aber auf alle Fälle doch Humor. Die Lustigkeit Winterfelds ist nicht vom allerfeinsten Stoffe, bisweilen sogar recht derb, aber es geht

Digitized by Google

ein frischer und natürlicher Zug durch Alles, was er schreibt, ein gewisser lachender Uebermuth, der Andere mitlachen macht; und das Talent, ein Publicum in eine heitere Stimmung zu versetzen und zum Lachen zu bringen, sollte doch nicht unterschätzt werden. Während der Vorstellung amüsirte man sich augenscheinlich sehr gut und es wurde auch munter gespielt. Die Inscenirung und Ausstattung waren vortrefflich.

F. L.

Musikalische Aufführungen.

Fragmente aus der „Götterdämmerung" von Richard Wagner,

aufgeführt im Concerthause am 24. April, unter persönlicher Leitung des Componisten.

Es sind nun 25 Jahre verflossen, seit Wagner fast zu gleicher Zeit sein polemisches Werk „Oper und Drama" und den „Lohengrin" veröffentlichte. In jener Periode mochte vielleicht gerade der heftig absprechende Schriftsteller die Musikwelt noch viel mehr interessirt und in Bewegung gesetzt haben, als der Componist der Oper, die ja erst nach und nach auf einigen kleineren Bühnen erschien, und nur mit Mühe in das Publicum drang. Seit jener Zeit hat Wagner die „Meistersinger" und die „Nibelungen" geschaffen, Werke, die jedem Unparteiischen, der sich von irgendwelchem doctrinären Standpunkte frei hält, die Pflicht auferlegen, das Große und Schöne, das sie bieten, mit Freuden zu genießen, und von den Schriften und sonstigen Schwächen ihres Schöpfers ganz und gar abzusehen. Wer den Tod Siegfrieds und diese Musik zu dem Trauerzuge der Mannen, die den todten Helden nach der Burg tragen, geschrieben hat, der kann verlangen, daß man sich dem Eindrucke einer solchen gewaltigen Macht willig hingebe, und eingestehe, das ist Er, das ist sein Eigen.

Gar vieles läßt sich für und auch wider die Grundsätze sagen, aus welchen Wagner sein ganzes künstlerisches Dichten und Trachten hergeleitet wissen will. Aber zuletzt entscheidet doch bei jedem Kunstwerke die That und nicht die Tendenz — das Vollbringen und nicht das Wollen — und die That ist wahrlich eine viel gewaltige in diesen Nibelungen, und sichert dem Werke ein Verbleiben in der Kunstgeschichte.

Bei der Prüfung der einzelnen Nummern, welche in dem Concerte vorgeführt wurden, darf das Bedenken gegen die Wahl der letzten nicht verschwiegen werden. Man kann die Vorführung dieses Werkes im Concertsaale nur von dem Standpunkte begreifen, daß der Sängerin Gelegenheit geboten werden sollte, ihre Mittel in vollster Kraft zu entfalten. Von jedem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet — am meisten vom Wagner'schen aus — stellen sich die berechtigtsten Bedenken dem entgegen. Gab es je eine Musik, welche selbst bei der vortrefflichen Ausführung der Frau Materna nur von der Bühne herab wirken, sogar nur von da zum Verständnisse gelangen kann, so war es eine der letzten Scenen aus der „Götterdämmerung". Da liegt Siegfrieds Leiche, neben ihm Gunther, den Hagen soeben im Kampfe um den Ring der Nibelungen erschlug; Guthrun, das Weib Siegfrieds, jammert um den Tod des Gatten und des Bruders; Hagen will den Ring, der seinem Besitze alle Schätze und die große Macht sichert, vom Finger Siegfrieds streifen; drohend hebt sich die Hand gegen den Mörder. — Alles weicht entsetzt zurück — in diesem Augenblicke erscheint Brunhild; „Was wollt Ihr," spricht sie „was klagt Ihr, mir gehörte dieser Mann und sein Ring; mir hat er sich angetraut, durch Euren Trug ward er mir entrissen — jetzt ist er wieder mein"; sie läßt einen mächtigen Holzstoß errichten, die Leiche darauf legen; und nimmt den Ring an sich, darauf schleudert sie selbst die Fackel, die den Brand entflammen soll, ihr Roß Grane wird herbeigeführt, sie schwingt sich hinauf und sprengt in die Flammen — hoch schwillt der Rhein auf, Hagen stürzt sich in den Fluß, um den Ring noch zu erlangen. Die Nixen des Rheins, die ehemaligen Hüterinnen des Goldes, aus welchen die Schätze der Nibelungen entstanden sind, fassen den Mörder und reißen ihn hinab in die Fluthen — die Götterdämmerung bricht an — denn wenn das Rheingold wieder dorthin zurückkehrt, von wo es zuerst geraubt worden, dann schwindet die Macht Wotans und der Götter in Walhalla. So will es das Geschick.

Auch der glühendste Verehrer des Meisters wird nicht behaupten können, daß die hier kaum im schattenhaftesten Umrisse angedeutete Scene im Concertsaale auch nur annähernd so wirken könne, wie auf der Bühne, wo die Musik — nach Wagners unwandelbar fest ausgesprochenem Willen — erst durch das Wort, durch die dramatische Kraft der Darstellung, zur Geltung kommen soll. Man wird vielleicht einwenden: Die Scene kann jetzt noch nicht auf dem Theater dargestellt werden, schätzen wir uns glücklich, daß der Meister sie uns in anderer vollendeter Weise hören läßt und genießen wir das Schöne, ohne zu klügeln und zu mäkeln. Ganz recht, aber sobald dramatische Musik von der dramatischen Darstellung losgelöst im Concertsaale vorgeführt wird, muß sie sich gefallen lassen, daß der vielverdammte Maßstab der „absoluten" Musik an sie gelegt wird. Die Phantasie kann nur gegenüber dem Instrumentalsatze vollkommen thätig sein, hier ruht das Auge, und die Vorstellungen haben freiesten, durch kein Wort, durch keine Handlung vorausbedingten Spielraum. Aber auch die glühendste Phantasie kann sich nicht die oben angedeutete Scene hervorzaubern, keiner vermag zu gleicher Zeit Frau Materna im Spitzenkleide singen und Brunhilde auf dem Geisterrosse in die Flammen springen zu sehen. Was würden wohl die Leute sagen, wenn in irgend einer Stadt, die kein Theater besitzt, die letzte Scene des Don Juan im Concertsaale zur Aufführung käme? Ließen sie irgend eine Entschuldigung gelten? Und wie verschwindend klein ist der scenische Apparat, wie unendlich leicht verständlich ist der dramatische Inhalt dieser letzten Scene im Don Juan gegen die kolossale Entfaltung aller äußeren Mittel, gegen die Zusammenfassung der verschiedenartigsten Momente bei dem Tode Brunhildens!

Der Verfasser dieser Besprechung hat seine berechtigten Bedenken so ausführlich und entschieden dargelegt, um dann ebenso unabhängig und entschieden seine hohe Bewunderung für die anderen Nummern des Programms aussprechen zu können. Der Kaisermarsch mit seinen wuchtigen Rhythmen ist genügend bekannt; hier soll nur bemerkt werden, daß das Tonstück unter Wagners Leitung dem Hörer immer erklingt, als hätte er es vordem nie vernommen. Ihm folgte das Vorspiel und das Duett Siegfrieds und Brunhildens aus der „Götterdämmerung". Schon hier entfaltet sich die ganze Macht der Wagner'schen dramatisch-musikalischen Erfindungskraft; dieser immerwährende Wechsel, und zu gleicher Zeit dieses Ineinandergreifen von melodischen Wendungen und recitativisch gehaltenen Sätzen, die zwischen eigenthümlichster, reichster Instrumentation sich entfalten, diese Steigerung vom Wogen und Wiegen der Empfindungen bis zum höchsten rhythmischen Ausdruck der Leidenschaft übt eine überwältigende Wirkung. Allerdings ist das sinnliche Element der Instrumentation, die Tonfärbung, in höchster Potenz angewendet, und auch die menschliche Stimme ist fast nur als mitwirkendes Instrument behandelt, das jene sinnliche Erregung erhöhen soll, und alle möglichen ästhetischen und ethischen Betrachtungen konnten hier angebracht werden; aber wo solche Kraft und solches Können auftritt, wie in diesem Duett und dem wunderbaren Nachspiele, da hören eben die Discussionen auf und alle Betrachtungen pro und contra führen immer zu dem einen Resultate: daß das Werk, wie es vor uns steht, als ein gewaltiges anerkannt werden muß und daß seinem Schöpfer der Rang neben den Hochmeistern gebührt. Aber noch höher als das Duett steht der „Tod Siegfrieds" uud die unmittelbar darauf folgende Trauermusik, der Zug der Mannen mit der Leiche des gemordeten Helden. Hier tritt die melodische Erfindung, der harmonische Bau, der Stil und der Rhythmus, die Schönheit der Klangwirkung, also das „absolut" Musikalische, in einer Größe uud Reine auf, daß man wohl behaupten darf, seit Beethovens Trauermarsch in der Eroica ist Aehnliches in dieser Kunstgattung nicht geschaffen worden.

Die Aufführung war eine durchwegs außerordentlich gelungene. Die Partien der Brunhilde und des Siegfried wurden von Frau Materna vom Wiener Hoftheater und von Herrn Niemann gesungen. Frau Materna besitzt eine schöne und klangreiche, in allen Lagen gleich starke Stimme; im Vortrage entwickelte sie großes Feuer und unermüdliche Ausdauer. Ueber ihre künstlerische Durchbildung läßt sich ein endgültiges Urtheil nicht feststellen, da die Gesänge, die sie vortrug, vorzugsweise durch die gewiß unmittelbar angeborne dramatische Begabung zur Geltung kommen, welche der eigentlichen Gesangskunst zwar vorgeht, aber sie nicht ganz ersetzt. Doch muß hervorgehoben werden; daß die Wiedergabe der letzten Scene (der Abschied Brunhildens), welche die höchsten Anforderungen an die Sängerin stellt, kaum großartiger gedacht

Digitized by Google

werden kann. Was Niemann als darstellender und denkender Künstler leistet, weiß die ganze musikalische Welt, es braucht also hier nicht neuerdings verkündigt zu werden. Das Orchester hielt sich ausgezeichnet unter des Componisten Leitung. Nur die Stimmung der Bläser erlitt hie und da Schwankungen. Der Erfolg war ein großartiger, allseitig enthusiastischer. Die Bedeutung Wagners ist vielleicht nie so prägnant hervorgetreten als in diesem Concerte.

Während der Verfasser diese Besprechung — am Tage nach dem Concerte — schrieb, und sich manchmal fragte, ob sein Urtheil dem Leser nicht zu überschwänglich oder zu voreilig erscheinen würde, kam ihm die Nationalzeitung vom Sonntag zu Gesicht. In dem Feuilleton derselben veröffentlicht ein anonymer aber offenbar sehr unterrichteter und geistreicher Schriftsteller, der nach seiner Aussage im Auslande lebt, und nach zehnjähriger Abwesenheit Berlin besuchte, einen Artikel über musikgeschichtliche Literatur; darin kommen folgende Worte vor, die hier absichtlich ohne jede Weglassung angeführt werden, damit der Leser sehe, wie ein entschiedener Gegner Wagners urtheilt: „So wenig sympathisch mir der Schriftsteller und der Tondichter Wagner ist, und so manche seiner theoretischen Schrullen ich für eine bloße Maske der Unzulänglichkeit gewisser Seiten seiner künstlerischen Begabung halte — man verzeihe mir die Erinnerung an den Fuchs, der die zu hoch hängenden und unerreichbaren Trauben sauer fand — stehe ich doch nicht an, Wagner für das größte musikalische Talent Deutschlands während der letzten fünfzig Jahre zu halten, und verarge es daher auch Brendel nicht, daß er davon ergriffen wurde und sich in seiner Zeitung und in seinen Vorlesungen zum Apostel des Wagner'schen musikalischen Messianismus machte".

Wenn nun ein Gegner, der gewiß nicht mit Glacéhandschuhen auftritt, dennoch Wagner als „das größte musikalische Talent in Deutschland in den letzten fünfzig Jahren" anerkennt, kann man sich dann noch wundern, wenn dieser Componist bei Unbefangenen, Unparteiischen hohe Anerkennung, bei unbedingten Anhängern Fanatismus erregt? Die Zeit wird noch Manches klären, Principienstreite beseitigen, manche Schriften Wagners der Vergessenheit überliefern. Aber von dem, was der Tondichter geschaffen hat, wird Vieles bleiben und hell glänzen am Kunsthimmel.

A. S. Ehrlich.

Notizen.

Der Streit mit Belgien hat einen gewissen Umfang erreicht, wird aber keinen Krieg herbeiführen und bietet im Uebrigen ein psychologisches Interesse. Das kleine Nachbarland mag allerlei Vorzüge haben, ist aber Manchem nicht sympathisch. Ein Theil seiner Bewohner spricht französisch und kokettirt mit den Parisern; der andere besteht aus Flamändern und hat klericale Anwandlungen. Auch räsonniren sie viel in ihren Blättern über europäische Dinge und interessiren sich oft mehr für ein neues in Paris aufgeführtes Spektakelstück als für eine Kirchendebatte im preußischen Abgeordnetenhause. Mit einem Worte, wären die Belgier anders wie sie sind, so würden sie angenehmere Eindrücke bei uns hervorrufen. Die Wünsche der Menschen sind auch sonst wohl auf Veränderungen gerichtet, die sich nicht immer gleich verwirklichen lassen. Die Petersburger Gesellschaft beispielsweise schillert französisch, die Italiener lernen kein Deutsch, die Engländer sind insularisch abgewandt, der heurige Frühling ist einmal wieder ausgeblieben und scheint die Sonne über Berlin, geschieht es wie in einem Anfall von Zerstreutheit, wobei die blassen halbwinterlichen Strahlen überdies vor himmelhohen Staubwolken kaum erkennbar sind. Philosophen gehen ihren Weg und nehmen die Dinge, wie sie ihnen beschieden werden. Es ist in der Regel das beste Präservativ gegen chronische Verstimmung und Misanthropie. Auch mit absonderlich gearteten Ländern muß man fertig zu werden suchen. Was Belgien angeht, so war die Disciplin der inländischen Stimmen während der letzten Campagne wieder bewundernswerth. Das klericale Ministerium in Brüssel hat allerdings Fehler über Fehler gemacht. Wie Herr von Aspremont-Lynden zu dem Portefeuille des Auswärtigen kam, dieses Räthsel wird nur deswegen den künftigen Geschichtsschreiber nicht lange beschäftigen, weil jener eigenthümliche Minister, wenn er einmal zurücktritt, nach vierundzwanzig Stunden total vergessen sein wird. Hätte er nicht den schlauen Finanzminister Malou zur Seite, der seinen Collegen soufflirt, wäre Herr von Aspremont längst über seine zahllosen Schnitzer gestolpert. Daß jenem pfäffischen Ministerium mit seinen Hintermännern einmal von Berlin aus gründlich der Text gelesen wurde, war daher ganz in der Ordnung. Die künstliche Aufregung einiger Blätter hatte indessen ihre drastische Seite. Vor dem Bekanntwerden der famosen Februarnoten war Niemandem im Traume eingefallen, daß von Belgien aus eine Gefahr für unseren inneren Frieden drohe. Sollte mancher Journalist, der bei dieser Gelegenheit gegen die Belgier loszog, auf der Stelle angeben, welchen Inhalt die bischöflichen Hirtenbriefe von vor zwei Jahren hatten, oder wie die sonstigen neueren Sympathiebezeugungen belgischer Jesuiten für ihre preußischen Freunde gelautet haben, so würde die Verlegenheit groß sein. Dies nur im Vorbeigehen. Hätten wir etwas in der oberen Region zu sagen — si j'étais gouvernement, wie die Franzosen sich ausdrücken — möchten wir es wohl mit einem anderen Mittel versuchen. Man lasse einmal die ganze bornirte Klerisei jenseits der belgischen Grenze ein halbes Jahr in Ruhe, als ob sie nicht existirte. Vielleicht bringt man sie damit am besten zur Raison. Dasselbe gilt wenigstens in gewissen Grenzen von Drohbriefen, mehr oder weniger anonymen Mordanschlägen und dergleichen polizeilichen Schreckgespenstern. In den Collectaneen unseres Gedächtnisses findet sich eine Geschichte, die vor Jahr und Tag in London passirt ist. Der Name der Hauptperson ist unleserlich geworden, thut auch nichts zur Sache. Ein junger Regierungsbeamter, Neffe des leitenden Ministers, erhielt einen unterzeichneten Brief, dessen Schreiber den Oheim zu ermorden drohte. Er übergab den Brief der Polizei. Die Untersuchung wurde eingeleitet und der Beamte zugleich mit dem Verfasser des Schreibens vor den Richter citirt. Er mußte einen ganzen schönen Morgen auf der Zeugenbank ein Kreuzfeuer von Fragen aushalten, das Tags darauf in allen Zeitungen erschien und dem Beamten sehr unangenehm war. Am Schlusse des Verhörs, das mit Freisprechung endete, trat der Richter zu dem gequälten Zeugen und fragte theilnehmend, er sei wohl erst kurze Zeit in den Geschäften? Als der junge Mann dies bejahte, sagte Jener: dann gestatten Sie mir einen Rath. Wenn Sie wieder einen solchen Brief erhalten, werfen Sie ihn in's Feuer. Sie werden sich dadurch viele Unannehmlichkeiten ersparen! Vielleicht wäre die Methode auch an anderen Orten empfehlenswerth. Der Brodkorb hat in Sachen der Geistlichkeit letzthin eine große Rolle gespielt. Aber auch der Papierkorb könnte für gewisse klericale Elucubrationen nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten hin und wieder nützliche Dienste leisten.

* * *

Vom Büchertisch.

Wir lassen der dramatischen Poesie den Vortritt, um so eher, als sie sich diesmal in der Minorität befindet: Zunächst ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Albert Lindner: Don Juan d'Austria, erschienen bei Georg Stilke, Berlin. Das Werk ist dem Herzoge von Sachsen-Meiningen „dem erhabenen Förderer der deutschen Muse" gewidmet.

Ebenfalls der spanischen Geschichte entnimmt seinen Stoff das Trauerspiel: Der Sturz des Hauses Alba von Wallis. (Leipzig, Engelmann.) Wir werden beide Stücke vielleicht später eingehend besprechen und begnügen uns für heute mit der bloßen Anzeige.

Gereimte Poesie bringen die Bilder und Bildchen „Aus der Gegenwart" von J. Mähly. (Basel, Meyri.)

Dania. Eine Auswahl dänischer Gedichte im Versmaße der Originale übersetzt von Emanuel Bendix. II. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung 1875.

Unter den uns vorliegenden Dichtungen in Prosa treffen wir auf einen alten Bekannten im neuen Gewande: Zur guten Stunde von Berthold Auerbach, die gesammelten Volkserzählungen mit Illustrationen von Kaulbach, Schwind, Menzel, Meyerheim u. A. Wir empfehlen dieses Buch, von dem bereits 4 Hefte uns vorliegen, allen denen, welche Volksbücher, Haus- und Familienschätze im besten Sinne,

Digitized by Google

lieben. Uebrigens ist der Name des berühmten Verfassers der Schwarzwälder Dorfgeschichten seine beste Empfehlung.

In neuer Ausgabe, in 12 Lieferungen, erscheinen auch die berühmten arabischen Erzählungen: Tausend und eine Nacht, zu dem billigen Preise von 75 Pf. pro Lieferung, übersetzt von Alexander König und besorgt von Fr. Herrig. (Brandenburg, Müller.)

Einen Strauß neuen Humors oder wie auf dem Titelblatt zu lesen: „Neuer Humore" bringt Richard Schmidt-Cabanis in seinem jüngst erschienenen Werkchen: Veilchen und Meerrettig. Einzelne Veilchen fanden wir recht frisch und duftig, auch den Meerrettig immer ziemlich scharf. (Berlin, Denicke.)

Wir räumen mit den Romanen heute auf:

Mariam Tengers Romane und Erzählungen.

Unsichtbare Mächte von A. Mels, dem bekannten Interviewer und Verfasser von Heinrich Heine, ein 4bändiger historischer Roman.

Tieferen Gehalt und wissenschaftlichen Werth hat die uns vorliegende Rede von Emil du Bois-Reymond über La Mettrie, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften, am 28. Januar 1875. (Berlin, Verlag von August Hirschwald.)

Seitdem sich in Deutschland eine richtigere Würdigung Voltaires, vornehmlich durch die Arbeiten von David Friedrich Strauß, angebahnt hat, gewinnt es in weiteren Kreisen an Interesse, auch über andere hervorragende Männer des um den großen König damals geschaarten Voltaire'schen Kreises die Meinung kundiger Forscher, wie du Bois ist, zu hören. Eine solch bemerkenswerthe Persönlichkeit des Fridericianischen Freundeskreises ist La Mettrie, auf den seit 120 Jahren wie auf ein räudiges Schaf, wie auf eine verfehlte Wahl des sonst so richtig urtheilenden Königs hingewiesen wird. Die Literaturgeschichte, sagt der Verfasser der Rede, wie sie gewöhnlich dargestellt wird, kennt La Mettrie nur als frechsten Vertreter einer verabscheuungswürdigen Zeitrichtung. Rohester Materialismus, dreistester Atheismus, schamloseste Verneinung aller Grundlagen, auf denen Sittenlehre und Gesellschaft ruhen, werden ihm als Schriftsteller vorgeworfen, während man ihn im Leben als einen den gröbsten sinnlichen Genüssen ergebenen Wüstling schildert, dem Völlerei frühen Tod zuzog. (Er soll sich an einem Gericht Fasanen des Guten zuviel gethan haben.)

Da in dieser Schmähung von La Mettries Charakter zugleich eine versteckte Anklage gegen Friedrich den Großen liegt, so erblickt der geistvolle Redner darin eine willkommene Veranlassung, dem Lebensgang La Mettries eine erneute Prüfung zu Theil werden zu lassen, um so eher, als dieser Mann zugleich den Mitgliedern der Berliner Akademie zugehörte. Auf Grund eines sehr reichen Quellenmaterials gelangt der Verfasser über La Mettrie zu einer von der bisherigen sehr abweichenden Ansicht, mit einem Worte: er begeht eine Ehrenrettung.

Wir können an dieser Stelle auf das Einzelne, so interessant es auch ist, nicht eingehen. Wenn Friedrich der Große von seinem Freunde gesagt hat: Die Natur hatte La Mettrie zum Redner und Philosophen geschaffen; aber eine noch köstlichere Gabe, die er ihr verdankte, waren ein reines Herz, ein dienstfertiges Gemüth, so hatte er die Farben damit nicht zu stark aufgetragen, jedoch fehlte hierbei die Würdigung La Mettries als Gelehrter, die nach du Bois nicht sonderlich ausfällt: „Ihm fehlte im Leben Ernst, Haltung, Würde, seinen Schriften, deren mehrere ohne Weiteres preiszugeben sind, methodische Entwicklung, dialektische Schärfe, gründliche Vertiefung. La Mettries Geist wetterleuchtete mehr, als daß er ein bis zu befriedigender Helle stetig wachsendes Licht über die Gegenstände ergoß; höchstens blitzte er einmal". Aber wenn der Ruf seiner Schriften auch nicht viel besser ist, als sie wirklich sind, so ist es doch der Ruf seines Namens. — Es verlohnt sich, die Schrift des geistvollen Akademikers aufmerksam zu lesen. — Wir schließen hieran zugleich die Bemerkung an, daß von La Mettries „berühmtestem und auch am meisten getadeltem" Werke: L'homme machine soeben eine deutsche Uebersetzung von Adolf Ritter (Leipzig, Koschny) erschienen ist. **M.**

Offene Briefe und Antworten.

Anonymus in Berlin: Aus der verbindlichen Form Ihres Monitums ersehen wir, daß Sie die Sache richtig aufgefaßt haben. Selbstverständlich handelt es sich um einen einfachen Schreibfehler. Der Copist hat in dem Aufsatze des Dr. Moritz Meyer über die Mission Bismarcks bei der Constatirung der bekannten Thatsache, daß der Krimkrieg ein Dämpfer für die Heftigkeiten Nikolaus' geworden ist, aus dem orientalischen einen italienischen Krieg gemacht, und der Autor hat das beim Durchlesen des Manuscriptes ebenso übersehen wie jeder Kundige. Das verzeihliche Versehen ist so handgreiflich, daß wir es nicht für der Mühe werth gehalten hätten, es überhaupt zu berichtigen, wenn Sie uns nicht darauf aufmerksam machten, daß thörichte oder gehässige Menschen daraus Capital schlagen könnten.

Maecenas in itinere: Der Aufsatz ist als unbestellbar an uns zurückgekommen. Wir bitten um Ihre Adresse.

Rudolph M. alter Markt 24: In welcher Stadt? Ihr Brief trägt kein Datum.

A. H. Läßt sich nicht mit zwei Worten und namentlich nicht vor der Oeffentlichkeit abmachen. Wir bitten um eine bestimmte Adresse.

L. B. in Leipzig. Das ganze Mitleid erweckende Machwerk ist offenbar nur darauf berechnet, eine Antwort hervorzurufen. Es versteht sich, daß wir dem Verfasser diesen Gefallen nicht bereiten werden.

M-m in Straßburg (?) „Rheinische Localpresse". Der Brief ist als unbestellbar an uns zurückgesandt worden. Genaue Adresse erbeten.

Inserate.

In unserem Verlage ist erschienen:

Charles Dickens' Leben.

Von John Forster.

In's Deutsche übertragen

von

Friedrich Althaus.

(Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.)

3 Bände (90½ Bogen). gr. 8. geh. Preis 27 M, in engl. Einband 31,50 Mark.

I. Band 1812—1842. Mit Portrait.
II. Band 1842—1861. Mit Portrait und 2 besonderen Blättern Abbildungen.
III. Band 1852—1870. Mit Portrait und 8 Abbildungen.

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Ausserordentliche Preisherabsetzung.

Im Verlage von Otto Wigand ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pariser Briefe.

Bilder und Schilderungen

aus der letzten Periode

des Kaiserreichs, der Wahl-, Plebiscit-, Kriegs-, Belagerungs- und Commune-Epoche,

sowie aus der ersten Periode der Republik von

G. Schneider,

einzigem, während jener denkwürdigen Belagerung und Insurrection zu Paris anwesenden deutschen Publicisten.

4 starke Bände gr. 8. 170 Bogen. Statt 39 Mark nur 12 Mark.

Inhalt:

I. Bd. Das liberale Kaiserreich und der französische Parlamentarismus oder Wahlperiode und friedlicher Winter 1869 bis 1870.
II. Bd. Die Krönung des Gebäudes oder die Plebiscit- und Kriegscomödie.
III. Bd. Die Belagerung, der Waffenstillstand und Friedensschluss.
IV. Bd. Die Commune-Insurrection, das Ende der Commune oder die Eroberung von Paris und loyaler Versuch der Republik.

Digitized by Google

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) **Berlin** W. 7. Behrenstraße:

Göttinger Festreden

von

Ernst Curtius.

8° 254 Seiten. Preis geh. 4 M. 20 Pf.

Inhalt: 1. Der Wettkampf. 2. Das Mittleramt der Philologie. 3. Der Weltgang der griechischen Cultur. 4. Wort und Schrift. 5. Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens. 6. Die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten. 7. Das alte und neue Griechenland. 8. Die Freundschaft im Alterthume. 9. Die Kunst der Hellenen. 10. Zum Andenken Schillers.

Im Verlag von **Oskar Leiner** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Judith.
Die Erlenkönigin.

Zwei Operndichtungen

von

Alfred Richter.

Preis: 1 Mark 50 Pfg.

Neues von Constant!

Aus dem

Psalter eines Poeten.

Preis 2 Mark.

Neue reizende Verse des beliebten hochbegabten Dichters, seinen vielen Verehrern sicher eine sehr willkommene Gabe.

Salzburg. **Heinrich Dieter.**

VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur **2 Mk. 25 Pf.** (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500 Abbild.** (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Nachbarn

von

Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Otto Speckter.

Preis broch. 7 M. 50 Pf. eleg. geb. mit Goldschn. 9 M.

Pracht-Ausgabe

davon

auf feinstem Velinpapier

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 17 Mark.

Miniatur-Ausgabe.

Preis br. 4 Mark, geb. 5 Mark 25 Pf.

Octav-Ausgabe

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis brochirt 2 Mark 25 Pf.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Heft IV pro April

erschien soeben und hat folgenden Inhalt:

I. Lieder des Schi-king. Aus dem Chinesischen übersetzt von **Victor Strauß.**
II. Die Sphinx. Eine Charakterstudie von **Albert Lindner.**
III. Kaiser Paul. Tragödie von **Friedrich Bodenstedt.**
IV. Klänge des Schmerzes. Von **Hieronymus Lorm.**
V. Der neue Name. Von **C. Ferdinand Meyer.**
VI. Gedichte. Von **W. Jensen.**
VII. Lessing's Nathan der Weise. Von **Julius Fürst.**
VIII. Hermann Kurz in seinen Hauptschriften. Von **Ferdinand Kürnberger.**
IX. Aus unserer Briefmappe. Miscellen.

Mit diesem Hefte beginnt das II. Quartal.

Die „Neuen Monatshefte" sind **keine Fachzeitung**, sondern ein **Unterhaltungsblatt** im vornehmsten Stil, und gewähren ein **Gesammtbild des gegenwärtigen dichterischen Schaffens**, das sich theils in novellistischen, dramatischen, lyrischen Beiträgen der **namhaftesten Dichter**, theils in fesselnden Essays und Plaudereien lebensfrisch wiederspiegelt.

Am Ende jedes Monats erscheint ein Heft im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.
Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; **pro Quartal 3 Mark**; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien soeben:

Allerhand Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

15 Bogen. In elegantem Buntdruckumschlag. Preis 3 Mark.

Unter der Devise:

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen.
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann Nichts verächtlich machen,
Was selber nicht verächtlich ist!

hat der Verfasser in dem obigen übermüthigen Büchlein, das er „seinen lieben Gegnern feindschaftlichst" zueignet, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme gesammelt. In der Abtheilung: „Bunte Denkzettel" gibt er einen literarischen Xenienkranz, der allseitiges Aufsehen erregen dürfte.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende**, die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Bad Reinerz.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- & Badeanstalt i. d. Grafschaft Glatz, preuss. Schlesien.

Saison-Eröffnung am 9. Mai. [H 21188]

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchiektasie, Krankheiten des Blutes, Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauen-Krankheiten, welche daraus entstehen; Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis. **Empfohlen** für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Hierzu eine Beilage: Beleuchtung der Flugschrift „Die Unfehlbaren" u. s. w.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Beleuchtung

der

Flugschrift „Die Unfehlbaren“

der Herren Professoren Dr. **Otto Henne-Am Rhyn** und **Fr. Körner**

von

Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig.

Die beiden oben genannten Mitarbeiter an der Spaarmann'schen Neuauflage des Pierer'schen Konversations-Lexikons veröffentlichen jetzt, nach Jahr und Tag, eine Entgegnung auf des Bibliographischen Instituts und meine Kritik der ersten Bearbeitung der ersten Hefte dieses Werks, welche Herrn Spaarmann damals veranlaßte, den ganzen ersten Band desselben zu makuliren, um ihn durch eine bessere Leistung zu ersetzen.

Bekanntlich haben aber Publikum und Tagespresse für vorübergehende literarische und buchhändlerische Streitfälle, namentlich wenn diese nur einzelne Kreise der Gesellschaft augenblicklich mit erregten, ein kurzes Gedächtnis, und darauf baute man den unredlichen Plan, welcher mit obigem Schriftstück zur Ausführung gekommen ist.

Eine Unredlichkeit begingen die Herren Spaarmann'schen Schriftsteller auch mit der Wahl des Titels ihres Flugblatts: »Die Unfehlbaren«. Nicht weil wir in einem mit (freilich erst später) eingestandener Eilfertigkeit zusammengestellten Buche die auffälligsten Unrichtigkeiten nachgewiesen haben, sondern weil eine solche Verdächtigung unserer Person dem noch unredlichern Hauptzweck des Flugblatts besonders diensam erscheint, benutzte man gegen uns ein Stichwort des Tages, das geeignet ist, mit marktschreierischer Wirkung die Augen auf sich zu ziehen. — Dem Publikum gegenüber ist man genöthigt, solche Kothwürfe nicht unbeachtet zu lassen.

Der Herausgeber des Meyer'schen Konversations-Lexikons hält es ehrlich mit dem Wort: »Haben wir's noch einmal zu machen, so muß es besser werden«. Gerade durch dieses Bestreben kam er zu der Ueberzeugung, daß es bei einem so umfangreichen Werk trotz der strengsten Leitung und der größten Sorgfalt nicht immer möglich sei, sachliche Irrthümer und Verstöße gegen die Korrektheit ganz zu vermeiden, und eben darum erkannte er endlich in der Erweckung der werkthätigen Theilnahme der Abnehmer seines Buchs selbst die sicherste Hülfe gegen diese Mißlichkeiten. Zu diesem Behuf eröffnete er auf den Umschlägen der Lieferungshefte die Korrespondenz mit dem Publikum.

Ehrliche Leute werden hierin nichts weniger als Anmaßung von »Unfehlbarkeit« sehen. Aber für den unredlichen Hauptzweck der beiden Herren Flugschriftsteller ist nun einmal jener Titel unentbehrlich, und darum finden sie es für praktischer, diese Korrespondenzanknüpfung der Meyer'schen Redaktion mit dem Publikum zu bespötteln und zu verhöhnen.

Den beiden Herren »Verfassern« gegenüber und zur Vermeidung von Mißdeutungen im Publikum halte ich noch die ausdrückliche Erklärung für nothwendig, daß ich selbst an dem Meyer'schen Konversations-Lexikon in keiner Weise betheiligt bin und seit nunmehr fünfzehn Jahren mit dem Bibliographischen Institut überhaupt in keinerlei geschäftlicher Beziehung stehe.

Und nun zur Sache selbst. — Die beiden Herren Professoren erzählen die Veranlassung zu unserem Angriff auf die erste Spaarmann'sche Bearbeitung einer neuen Pierer-Auflage so:

> »Da begab es sich, daß Pierers Universal-Lexikon bei A. Spaarmann in Oberhausen in sechster Auflage erschien und als »Literarisches Ereignis« angezeigt wurde. Sintemalen aber Meyers Konversations-Lexikon erst die dritte Auflage erlebte, so erboste darob das Bibliographische Institut und hing im Zorn den alten Wahlspruch »Leben und Lebenlassen« hinter den Schornstein. Als nun gar über den Pierer »brillante Recensionen« erschienen, da stand der mannhafte Entschluß fest, solche Ungebühr im neuen deutschen Reich nicht aufkommen zu lassen. Flugs sandte das Institut seine »Fachmänner« aus als Visitatoren oder Hauskobolde und gebot ihnen, bei dem Pierer eine »strenge und gewissenhafte Prüfung« oder Haussuchung zu halten und alles genau bis auf jedes Strichelchen über dem a und o, jedes falsche Komma zu untersuchen, so lange bis sie etwas zum Bemergeln fänden«.

Der wahre Hergang ist aber folgender:

1) Im Februar 1873 ertheilte Herr Buchhändler Spaarmann in Oberhausen dem Schriftsteller Ernst Leistner den Auftrag: **ihm ein neues Konversations-Lexikon zu schreiben, welches geeignet wäre, dem Meyer'schen Werk** (dessen 3. Auflage damals in Aussicht war) **erfolgreich Konkurrenz zu machen.**

2) Nach Vollendung der ersten sechs Leistner'schen Druckbogen berechnete Herr Spaarmann, daß auf diesem Weg sein Konversations-Lexikon später zum Erscheinen gelangen werde als das Meyer'sche, und **darum** erwarb er im Juli 1873 käuflich das Verlagsrecht des Pierer'schen Universal-Lexikons.

3) Sofort ließ nun Herr Spaarmann die Leistner'sche Arbeit, um einige Pierer'sche Artikel vermehrt, als erstes Heft einer neuen, 6. Auflage des Pierer'schen Werks erscheinen, und zwar mit der — im Angesicht seines ureinzigen Autors! — ebenfalls einzigen Verkündigung:

> »Allen unseren Mitarbeitern, anerkannten Kräften auf den einzelnen Gebieten (!), war es heiliger Ernst wie begeisterte Freude (!), durch unermüdliches Sammeln und Verarbeiten alles dessen, was die Wissenschaft und ihre Träger in engerem Kreise gelehrt und veröffentlicht, den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, die Wissenschaft ins Leben einzuführen«. — — »Von der Verlagshandlung ist nichts versäumt, keine Mühe, keine Kosten gescheut, um diesem Werk den Vorrang vor allen ähnlichen Encyklopädien zu sichern.« —

Zugleich versandte Herr Spaarmann einen Reklame-Artikel mit der Ueberschrift: »Ein literarisches Ereignis«, welcher alle Lobeserhebungen, die seiner Zeit dem alten Pierer mit Recht gezollt wurden, auf diesen neuen übertrug, an alle Zeitungs-Redaktionen mit der beigedruckten Bitte: »Zur gefälligen Gratisaufnahme«.

4) Erst nachdem dieser »Reklame-Artikel« wirklich im redaktionellen Theil mehrerer, sonst in solchen Fällen vorsichtigeren Zeitungen abgedruckt stand, trat das Bibliographische Institut offen gegen Herrn Spaarmann auf und enthüllte die im Prospekt und Reklame-Artikel desselben enthaltenen Unwahrheiten.

5) Hierauf erließ Herr Spaarmann am 28. Januar 1874 »an den deutschen Buchhandel« eine Gegenschrift: »Zur Charakteristik des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen«.

Nach einer sehr hochfahrenden Polemik gegen das »Hildburghausener Pamphlet« und den »puren Brod- und Konkurrenzneid« des Bibliographischen Instituts, wobei er sein Verhältnis zu Herrn Leistner als »gar nicht hierher gehörend« beseitigt hat, stellt er eine so stattliche Fachredakteur- und Mitarbeiter-Schar ins Treffen, daß wir zur Erklärung unseres Erstaunens darüber noch einmal Herrn Leistner citiren müssen.

Nachdem nämlich Herr Leistner die Forderung des Herrn Spaarmann, ohne Mitarbeiter täglich für zwei Druckbogen Manuskript zu liefern und die Korrekturen zu besorgen, »selbst bei der gewandtesten und oberflächlichsten Mache«, für unmöglich erklärt hatte, ward diesem die Redaktion abgenommen und einem

Digitized by Google

Herrn A. Schroot übertragen. Diesen rühmte Herr Spaarmann ihm als einen Mann, »welcher im Stande und bereit sei, die ganze Arbeit **allein** zu übernehmen und **in der gewünschten Schnelligkeit** wöchentlich bis zu fünf Bogen Manuskript nebst Korrektur zu liefern«.

So großen Werth legte noch im September 1873 Herr Spaarmann darauf, daß nur Ein Mann die ganze Konversations-Lexikons-Arbeit bewältige, und zwar in der zur Ueberflügelung des Meyer'schen Werks gewünschten Schnelligkeit!

Trotz der Abgeneigtheit Spaarmanns gegen jede Mitarbeiterschaft, arbeiteten nun die Herren Schroot und Leistner vereint bis zum 20. Bogen; vom 21. Bogen an besorgte Herr Leistner nur noch die Korrekturen und fand von da an in den Manuskripten auch vier Fachmitarbeiter vertreten und wenige kleine Beiträge von anderen. So war der Stand des gesammten Spaarmann'schen Redaktions-Personals, als am 20. Januar 1874 Herr Leistner Oberhausen verließ. Die Wahrheit dieser Thatsachen hat derselbe vor dem königlichen Gerichtsamt im Bezirksgericht Leipzig eidlich bestärkt.

Und nur **acht Tage** später, am 28. Januar, stellt Herr Spaarmann als **Thatsache** auf, 1) daß seine Hauptredaktion in Oberhausen aus drei wissenschaftlich gebildeten Männern nebst zwei erprobten Korrektoren bestehe, — und führt 2) »als eigentliche Mitredakteure (Fachredakteure) fungirend, außer den zahlreichen Mitarbeitern, denen einzelne Artikel zur Revision eingesandt werden, unter anderen einundzwanzig Gelehrte und Schriftsteller namentlich an, hinter denen noch ein »u. s. w. u. s. w.« steht.

Regte dieses fast ultramontane Wunder einer so großartigen Fachredakteur- und Mitarbeiter-Beschaffung in so kurzer Zeit schon an sich zu einer nähern Untersuchung desselben auf, so schritt Herr Spaarmann im Hochgefühl seines Siegs zur direkten Herausforderung der Kritik seines Werks, und zwar auf Grund der hier zum erstenmal genannten »brillanten Recensionen«. — Er sagt:

> »Den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der neuen, 6. Auflage des Pierer'schen Lexikons zu bemäkeln, fühlt Herr Meyer sich scheinbar wenig veranlaßt, da die brillanten Recensionen über denselben ihn wohl eines Bessern belehren würden«.

So lag denn der Handschuh da; es war Ehrenpflicht, ihn aufzuheben.

6) Infolge des Spaarmann'schen Erlasses vom 28. Januar erschienen:

a) Zur Charakteristik und Geschichte der Spaarmann'schen 6. Auflage von Pierers Konversations-Lexikon, von Ernst Leistner, ehemaligem Redakteur des Spaarmann-Pierer'schen Universal-Lexikons. Leipzig, Mitte Februar 1874.

b) Ein literarisches Ereignis. Zur Kritik der sechsten Auflage von Pierers Konversations-Lexikon. (Als Manuskript gedruckt.) Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Versandt mit Begleitbrief an den deutschen Buchhandel vom 20. Februar 1874.

c) Mein Aufsatz: Ein Werk redlichen deutschen Fleißes, Beilage der Gartenlaube Nr. 10 (erste Märzwoche), 1874.

7) Als Gegenstück zu Nr. 5 folgte nun die **Generalbeichte** der Redaktion und Verlagshandlung von Pierers Universal-Konversations-Lexikon, datirt Oberhausen, den 9. März 1874.

Herr Spaarmann erklärt, daß er durch die Angriffe gegen seine »6. Auflage ꝛc.« bewogen worden sei: »über den im Druck erschienenen ersten Band das Urtheil kompetenter Gelehrten und über die Zukunft des Unternehmens den Rath einsichtsvoller Buchhändler einzuholen«.

So spät erst? Nach Vollendung eines ganzen Bandes? Und nachdem man nur wenige Wochen vorher, pochend auf die »brillanten Recensionen«, in stolzer Siegesgewißheit alle Widersacher mit Hohn überschüttet?

Noch auffälliger ist die weitere Eröffnung, daß die Redaktion »eine bedeutende Anzahl von neuen, tüchtigen Mitarbeitern gewonnen habe«.

Aber was haben denn die mehr als 21 fungirenden Fachredakteure und die zahlreichen Mitarbeiter gethan, dieser bis dahin sorglich verhüllte geistige Schatz, von dem er am 28. Januar triumphirend die Decke hob?

> Antwort: »Die meisten der bisherigen Mitarbeiter konnten sich an dem ausgegebenen ersten Band nur in gewissem Umfang, vereinzelt und mit Unterbrechung betheiligen; sie haben einen weit kleinern Theil von Artikeln revidiren und bearbeiten können, als gewünscht und beabsichtigt war«, — und warum? — »weil wir (Redaktion und Verlagshandlung) nicht immer die Zeit zu erübrigen vermochten, um uns mit den Männern, die ihren Beitritt erklärt hatten, über die von ihnen zu übernehmenden Artikel zu verständigen«.

Diese Phrasenwindungen sind durchsichtig genug, um bis auf den wahren Grund sehen zu lassen.

Da wir indeß über diesen Punkt längst nicht mehr in Zweifel waren, so sahen wir um so leichter darüber hin, als Herr Spaarmann dieses für den deutschen Buchhandel ewig denkwürdige Schriftstück mit dem Versprechen guter Besserung schloß, indem er sagte:

> »Zunächst haben wir mit unseren Mitarbeitern eine sorgfältige Revision und, soweit es im Interesse der Sache liegt, eine förmliche Neugestaltung des ersten Bandes in Angriff genommen. Dieser verbesserte Neudruck des ersten Bandes (Lieferung 1—10) wird unsern sämmtlichen Subskribenten in Umtausch gratis geliefert«.

Das war der von den beiden Herren Professoren in der oben mitgetheilten Weise durch Verschweigungen, Verdrehungen und Verdächtigungen gefälscht dargestellte Hergang dieser Spaarmann-Meyer'schen Hände, die für uns in der Spaarmann'schen Beichte und Besserungserklärung ihren **Abschluß** gefunden hatten; **über die von da an erst begonnene zweite Bearbeitung des ersten neuen Spaarmann'schen Pierer-Bandes ist weder vom Bibliographischen Institut noch von mir je eine Zeile geschrieben worden.**

Und nun — nach mehr als einem Jahr und mitten im schönsten Frieden — wegen dieses selben, von aller Welt fast vergessenen Makulatur-Bandes ein neuer wüthender Revanchekrieg? Zur Ehrenrettung dieses Makulatur-Bandes ein solcher Aufwand fulminanten Phrasengeknatters und moralisirender Kapuzinerpredigten?

Wir schütteln fragend die Köpfe: »Welch neues Entsetzliches haben wir begangen?« Wir lesen weiter und weiter, aus jedem Satz von einem Hagel von Vorwürfen und Grobheiten getroffen, — bis wir auf einmal ihn klar und deutlich vor uns sehen, den wahren Kern dieses mephistopheliſchen Pudels.

Aber wie ungeschickt haben die gelehrten Herren ihr falsches Spiel angefangen! Wie täppisch haben sie es verrathen! Hätten sie diese ganze Arbeit der Feder des Herrn Spaarmann überlassen, sie wäre besser geworden. Unter seinen uns wohlbekannten Veröffentlichungen sind wahre Kabinetsstücke feinsten jesuitischen Stils, deren planfeste Haltung und geistreiche Pointirung einen erfreuen muß, selbst wenn auch hier der Zweck das Mittel durchaus nicht heiligt. Seine Herren Mitarbeiter jedoch sind in der Hast ihres Vernichtungskampfs ein wenig wirr geworden, denn plötzlich stehen sie mit dem Satz da:

> **»Aendert er die Redaktion, unterdrückt einen ganzen fertigen Band, der doch viel kostet, und stellt einen ganz neuen her, so wird er erst recht getadelt. Ein Machwerk soll er nicht liefern, und bringt er nun kein Machwerk, dann schimpft man ihn erst recht aus und warnt vor ihm wie vor dem leibhaftigen Teufel und Volksverderber«.**

Und gleich auf der nächsten Spalte derselben Seite finden wir, falls hier ja eine Täuschung möglich gewesen wäre, dieselbe Angabe wiederholt:

> **»Und überdies ist durch die Vernichtung des so überaus verdächtig gemachten ersten Pierer-Bands die Sache erledigt und die Kritik gegenstandslos geworden«.**

Noch deutlicher kann **die unredliche Absicht** der beiden Herren Professoren nicht ausgesprochen werden: ihr literarisches Duett verfolgt den Zweck, Publikum und Presse zu der Ansicht zu verleiten, **daß das Bibliographische Institut und ich uns nicht mit der Kritik des Makulatur-Bandes begnügt, sondern unsere Angriffe auch gegen die neue Pierer-Bearbeitung fortgesetzt hätten.**

Eine solche Verdächtigung der Verlagshandlung und der Freunde des Meyer'schen Werks, die in der That ganz geeignet ist, in jedem nicht in die wahre Sachlage eingeweihten Leser das Gefühl des Abscheues wider solche unaufhörliche Konkurrenz-Zänkereien zu erregen, wurde jedenfalls als das wirksamste Reklamemittel bei der Versendung eines neuen Bandes des Spaarmann-Pierer'schen Werks erachtet, — und so sehen wir in der That die beiden Herren Professoren mit ihrem Schriftstück als Herolde vor dem soeben versandten Pierer-Band in alle Welt hinausreiten.

Nur diesem Zweck dient der ganze neue Revanchekrieg.

Weil aber von allen in dieser Angelegenheit früher gedruckten Broschüren und Blättern die von Meyer, Leistner und Spaarmann nicht über die buchhändlerischen Kreise hinausgingen, während meine Beilage zur Gartenlaube zuerst dem großen Publikum den Streitfall vorlegte, so wendet sich auch gegen mich der Angriff mit besonderer Erbitterung, wird gegen mich das gröbste Geschütz aufgefahren.

Meine drei schwersten Verbrechen sind: 1) der »patriotische Standpunkt«, auf welchem ich mich bei meiner Vertheidigung des Meyer'schen gegen das Spaarmann'sche Konversations-Lexikon stelle; 2) der Zweifel, den ich über die Mitarbeiterschaft jener 21 Fachredakteure, und 3) der Tadel, den ich über die »brillanten Recensionen« des Makulatur-Bands ausgesprochen. Zur gebührenden Bestrafung für diese und noch viele andere abscheuliche Sünden wird gegen mich ein Schimpfregister von anerkennenswerthem Umfang gezogen, denn es reicht vom »Unfehlbaren« und »Allweisen« bis zum »rohen Menschen« herab.

Wenn ich auch annehmen darf, daß durch diese meine nur auf Thatsachen und veröffentlichte Schriftstücke basirten Darstellung der wahren Sachlage das Urtheil selbst in denjenigen Kreisen des Publikums und der Presse, in welchen es durch die Professoren-Flugschrift beirrt worden war, wieder berichtigt ist, ja, daß durch meine »Beleuchtung« den meisten Lesern jene Flugschrift erst verständlich wird, — so muß ich dennoch an die Verantwortung über meine drei schwersten Verbrechen gehen.

Digitized by Google

1) Der patriotische Standpunkt. Ja, den behaupte ich. Ich bin in meiner mehr als vierzigjährigen Schriftstellerthätigkeit und in allen Wandlungen der Zeit den Grundsätzen treu geblieben, die mich in der Jugend an den Kreis fesselten, dessen Wahlspruch »Freiheit, Ehre, Vaterland« war, und ich fühle, trotz meiner grauen Haare, mich noch heute im Herzen jung genug, um die volle Entrüstung zu verspüren gegen jeden Mißbrauch, den man mit Ehre und Wohl unseres Volks treiben will. Die Absicht eines solchen Mißbrauchs lag bei dem Spaarmann'schen Unternehmen für jeden am Tage, der nicht um seines Mitvortheils willen blind sein wollte oder mußte.

Man beachte, was durch Zahlen bewiesen ist: Herr Meyer hatte auf die Vorbereitung der 3. Auflage seines Werks **drei** Jahre verwendet und in dieser Zeit ein großes Kapital für Schriftsteller- und Künstler-Honorare ausgegeben, ehe ein Heft erscheinen konnte. Wie billig machte dies dagegen Herr Spaarmann: er kaufte Herrn Leistner fünf Bücher und sagte: mache mir das Beste daraus! Herr Leistner klagt in seinen beeideten Angaben ausdrücklich darüber, daß Herr Spaarmann ihm nicht einmal die nothwendigsten neuesten Zeitungen und Blätter dazu beschafft, und als Herr Leistner nur einen Mitarbeiter beizuziehen versuchte, so zerschlug sich dies an der Honorarforderung desselben, die fast das doppelte der Herrn Leistner für den Druckbogen gewährten Summe betragen hätte. Bei solcher wohlfeilen Produktion konnte dann Herr Spaarmann allerdings Sortimentern und Kolporteuren Vergünstigungen bieten, hinter denen Herr Meyer zurückbleiben mußte: und so standen nicht bloß für die Ueberflügelung, sondern für eine bedeutende Schädigung des Meyer'schen Konversations-Lexikons, eines wirklichen »Werks redlichen deutschen Fleißes«, durch ein auf das eilfertigste zusammengestelltes aber durch die »brillanten Recensionen« in der bereitwilligern Presse dem Publikum als »literarisches Ereigniß« bestätigtes Machwerk — alle Aussichten offen.

Es ist darum eine sattsam begründete Annahme: hätte man Herrn Spaarmann in seiner Weise gewähren lassen, so würde der ganze Pierer nach dem Muster des Makulatur-Bandes zu Ende geführt worden sein. Es war »patriotische Pflicht«, dies nicht zu dulden. Nicht gewonnene Einsicht, sondern nur äußerer Druck hat ihn erst zur Aufstellung einer Mitarbeiterliste und dann zur Makulirung der ganzen fertigen Arbeit bewogen. Jetzt rühmen die beiden Herren Professoren dies als einen großartigen Beweis seiner Uneigennützigkeit. Ich hätte Herrn Spaarmanns Gesicht sehen mögen, als er diese Naivität las.

Daß ich Meyers Werk gegen das Spaarmann'sche vertheidigt, hat Herr Spaarmann selbst verschuldet. Hätte er das Brockhaus'sche überflügeln und unterdrücken wollen, so würde ich mit demselben Eifer für dieses eingetreten sein, und zwar von demselben »patriotischen Standpunkt« aus.

2) Die Mitarbeiter. Ich habe in meiner »Beilage« gesagt, daß ich nicht daran glauben könne, daß die von Herrn Spaarmann in seiner Schrift »an den deutschen Buchhandel« vom 28. Januar 1874 namentlich aufgeführten 21 Fachredakteure ꝛc. an dem von uns besprochenen Theil des »neuen« Pierer mitgearbeitet hätten; denn wären diese zum Theil ausgezeichneten Gelehrten und Schriftsteller wirklich an der Herstellung eines solchen Werks betheiligt gewesen, so müßte ich ihnen zurufen: »Meine Herren, Sie haben zu Ihrer Schande gearbeitet!« —

Warum hat keiner der 21 Herren damals sich als Mitarbeiter genannt?

Weil keiner da war! Waren doch einige derselben noch nicht einmal zur Mitarbeiterschaft aufgefordert! Sie glänzten hinter ihrem Rücken auf der Spaarmann'schen Liste. Gerade einer der angesehensten derselben, Robert von Schlagintweit, theilte uns in seiner Entrüstung darüber nachstehenden Brief mit:

»An Herrn Ad. Spaarmann in Oberhausen.

Ich erkläre Ihnen hiermit ein für allemal, **daß Sie sich in vollständigstem Irrthum befinden,** wenn Sie glauben, daß ich mich jemals in irgend einer Weise an der sechsten Auflage des in Ihrem Verlage erscheinenden Pierers Univ.-Konv.-Lexikons betheiligen werde. Jeder Versuch, mich auf eine Art in genanntes Lexikon zu verwickeln, ist fruchtlos; ich weise ihn auf das entschiedenste zurück, da Sie in einem Cirkular, betitelt »An den deutschen Buchhandel« (d. d. Oberhausen, 28. Januar 1874), die in keiner Weise zu rechtfertigende Handlung begingen, als Thatsache hinzustellen, daß ich, der ich nie eine Silbe für besagtes Lexikon geschrieben, der ich nie einen in demselben enthaltenen Artikel revidirt, der ich nie mit Ihnen eine Zeile Korrespondenz wegen Uebernahme einer Mit- oder Fachredaktion für genanntes Lexikon gewechselt habe, als einer der Mitredakteure (Fachredakteure) besagten Lexikons fungire, was ich hiermit als **Mißbrauch meines Namens** erkläre, gegen dessen Abwehr ich mir fernerhin jeden mir geeignet scheinenden Schritt, namentlich öffentliche Erklärungen in deutschen und amerikanischen Blättern, ausdrücklich vorbehalte ꝛc. ꝛc. Ronneburg, 12. März 1874«.

3) Die »brillanten Recensionen«. Man sollte glauben, daß Recensionen welche zur Verherrlichung und Verbreitung eines Buchs gedient, das von seinem eigenen Herausgeber als untauglich vernichtet worden ist, von deren Verfassern selbst wie von den Redaktionen, die sie abgedruckt haben, möglichster Vergessenheit überantwortet würden. Anders denken darüber die beiden Herren Professoren. Ihre Empörung über meine Rüge, daß die betreffenden Herren nicht mit der nöthigen Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis bei der Abfassung derselben verfahren seien, übersteigt alle Grenzen und treibt sie zu dem Ausruf: »bis zum Delirium der summarischen Verdächtigung ist der Unfehlbarkeitswahn bereits gekommen!« Ich bitte die Leser, diese Stellen ja gleich zu suchen; sie stehen auf der 2. Spalte der 2. Seite der »Unfehlbaren«. — Natürlich wird auch hier das Publikum im Unklaren gelassen, ob wir nur Recensionen des Makulatur- oder des »neuen« Bandes angegriffen. Für diesen Fall ist dies übrigens sogar einerlei, denn leider müssen wir die Herren Professoren gerade aus diesem Himmel ihres Autorenhochmuths auf die grausamste Weise reißen, und zwar durch ein geflügeltes Wort aus dem Mund ihres Herrn Spaarmann selbst. In einer Eingabe vom 2. Juni 1874 beim herzoglichen Kreisgericht in Hildburghausen in seiner Klagsache gegen den Chef des Bibliographischen Instituts, Herrn H. Meyer, spricht er über solche »brillante Recensionen« sich folgendermaßen aus:

»Günstige Kritiken jedes beliebigen Werkes werden auf Bestellung heutzutage von unseren Literaten jederzeit geliefert und in der Regel auch gut honorirt; sie sind eine Waare geworden und sind nicht mehr, als der Schuh, welchen auf Bestellung der Schuster, und der Rock, welchen auf Bestellung der Schneider liefert; sie gehören in das Gebiet der Reklame«.

So steht es wörtlich in den Akten, und das ist also der Ursprung und der Werth der »brillanten Recensionen«!

Es ist mir nicht möglich, auf die einzelnen Sätze der Phrasenhetzjagd der Herren Professoren einzugehen. Sie gießen den schmutzigsten Hohn kübelweis über mich aus, aber ohne mir ein Wort zu widerlegen, ja, sie gehen sogar so weit, mich einmal mit für meinen Tagelohn besorgt sein zu lassen und mit Hinschielen auf meine »Beilage« zu sagen: »Statt auf Schmähschriften Geld zu verwenden, benutzt die Verlagshandlung des Pierer'schen Lexikons es zur Verbesserung ihres Werkes«. In dieser Beziehung muß ich die Herren nochmals vor meinen »patriotischen Standpunkt« führen. Ich war stets und bin dermal erst recht in der Lage, mir den Luxus erlauben zu dürfen, für patriotische Zwecke umsonst zu arbeiten und auch Geld auszugeben. Ich war nie auf das Sprichwort angewiesen: »Kein Geld, kein Schweizer«. Und so können die Herren erfahren, daß ich auch für jene »Beilage« von keiner Seite ein Honorar beansprucht habe, noch angenommen haben würde. Wo ich aus eigenem Antrieb einer von mir als gut erkannten Sache mit dem Opfer von Zeit und Kraft beisprang — und das ist nicht so gar selten geschehen — habe ich mich nie dafür bezahlen lassen.

Daß die beiden Herren Professoren übrigens nur eine Reklame für Herrn Spaarmann geleistet, dafür zeugt noch eine Thatsache. Sie schließen ihre Flugschrift zwar mit dem stolzen Satz: »Der vorliegende Neudruck der 6. Auflage findet allenthalben den verdienten Beifall und die kompetentesten Stimmen (— schon wieder »brillante Recensionen?« —) sprechen sich günstig und anerkennend über diese neue Leistung aus«. Dazu würde ich herzlich gern aufrichtig Glück wünschen, denn die Erneuerung des alten Pierer als Nachschlagebuch ist neben den beiden anderen lexikographischen Hauptwerken von Brockhaus und Meyer, von denen jedes wieder einen andern Zweck verfolgt und ein anderes Publikum um sich versammelt, eine Nothwendigkeit; auch ist die deutsche Nation groß genug, um noch zehn solche Werke möglich zu machen. Dennoch ist es kein Wunder, daß der »Pierer« Herrn Spaarmann jetzt, mit den vielen anspruchsvollen Mitarbeitern, nicht mehr so viel Freude macht als damals, wo Herr Schroot mit wenigen Kräften allein fertig wurde, und eben darum **hat er im November vorigen Jahrs das Verlagsrecht des Pierer'schen Universal-Lexikons sammt allen Vorräthen durch zweite Hand Herrn Meyer zum Kauf anbieten lassen.**

Herr Meyer ging auf diesen Handel nicht ein; der Angriff der Herren Professoren gegen ihn und seine Freunde war seit seiner Ablehnung jenes Antrags wieder das erste Lebenszeichen aus jener Richtung.

Publikum und Presse, die an derlei Veröffentlichungen gewiß nicht mehr Freude haben als ich, mögen mir diese »Beleuchtung« verzeihen: hat's doch schon Tell gesagt:

»Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt«.

Digitized by Google

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 8. Mai 1875. Band VII.

v. 7
no. 19

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der americanische „König im Frack". Von Karl Blind. — Die Presse in den Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel. III. Die deutsch-americanische Presse. — Die Metercommission in Paris. Von W. — **Literatur und Kunst:** Ein bis jetzt unbekannt gebliebener Brief Goethes an den Niederländer R. M. van Goens. Von Wilhelm Berg. — Jesus Christus. Von Gabriel Max. Besprochen von Fritz Mauthner. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Gastspiel des herzoglich Meiningischen Hoftheaters. II. „Esther", ein Fragment von Grillparzer. „Die gelehrten Frauen" von Molière. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der americanische „König im Frack".

Von Karl Blind.

I.

Bei dem unlängst vertagten americanischen Congresse legte der Senator Karl Schurz eine Denkschrift von Unionsbürgern vor, welche die Abschaffung des gegenwärtigen Präsidentschaftswesens und die Einführung der betreffenden schweizerischen Einrichtung verlangt. Wer die, von mancherlei Gefahren umringte, gesunde Entwicklung des großen Freistaates jenseits des Weltmeeres zu fördern wünscht, muß hoffen, daß sich der in der Denkschrift enthaltene Gedanke möglichst bald Bahn bricht. Bis jetzt ist es wesentlich eine Anzahl deutscher Bürger der Republik, von denen die Anregung ausgeht. In der That bezeichnen englisch-americanische Blätter jenen Reformvorschlag als einen „Lieblingswunsch der Deutschen".

Es ist damit natürlich nicht gesagt, daß die Masse unserer Volksgenossen drüben bereits von den Nachtheilen des jetzigen Präsidentschaftswesens überzeugt ist. Wäre dies der Fall, so müßte, bei der achtunggebietenden Zahl der deutschen Bevölkerung, die englische Presse des Landes sich jedenfalls schon eingehender mit der Frage beschäftigt haben, als dies bisher der Fall war. Unter dem reifer denkenden, entschieden vorwärts strebenden Theile der deutschen Unionsbürger — ganz besonders unter denjenigen, welche seit 1848—49 aus politischen Gründen nach America übersiedelten — steht aber der Satz jedenfalls fest, daß die gegenwärtige Bildung der Vollzugsgewalt schwere Gefahren in sich birgt, und daß man den sog. „König im Frack" möglichst bald durch einen Beamten der Volksvertretung, nach schweizerischem Muster, ersetzen sollte.

Die Witz- und Stichelworte sind bekanntlich nicht nach dem Buchstaben zu nehmen. Eine demüthig ersterbende Unterthanengesinnung braucht daher über das Vorhandensein eines „Königs im Frack" an der Spitze einer Republik nicht allzu höhnisch zu jubeln. Der Ausdruck ist eben mit einem Korne Salz zu verstehen, oder ist vielmehr selbst sehr gesalzen. Da nun leider viele Menschen der nöthigen Schärfe gar sehr entbehren, so gibt man ihnen manchmal etwas Ueberflüssiges ein, damit sie es überhaupt nur schmecken. Wahr bleibt es immerhin, daß die americanische Verfassung, mit derjenigen der Eidgenossenschaft verglichen, noch einigermaßen die Spur der monarchischen Ueberlieferungen Europas an sich trägt. Nach den Grundsätzen wahrhafter republicanischer Staatssicherheit sollte die vollziehende Gewalt aus der gesetzgebenden hervorgehen, und ihr beständig verantwortlich bleiben. In America jedoch wird der Präsident durch einen außerhalb der Volks- und Staatenvertretung vollzogenen Wahlact ernannt, steht somit der letzteren gleich oder gegenüber, in mancher Beziehung sogar über ihr.

Eine solche Bestimmung ist nur dann nicht gefährlich, wenn der Charakter des Gewählten jede Bürgschaft der Vertrauenswürdigkeit in sich schließt. Die Verfassung eines Freistaates soll aber offenbar so angelegt sein, daß sie jedem Versuche des Uebergriffes von vornherein einen scharfen Zügel anlegt. Will man einmal eine Republik, so muß man sie eben auch so einrichten, daß sie nicht in ihr Gegentheil umschlägt. Eine geringe Abschwächung der Nachtheile der in den Vereinigten Staaten bestehenden Wahlart ist nur insofern vorhanden, als die Ernennung des Oberhauptes der Republik daselbst durch zwei Wahlabstufungen erfolgt. Die Urwähler wählen ein Collegium; das Collegium ernennt den Präsidenten. Die letztere Ernennung ist indessen eine bloße Förmlichkeit; sobald die Namen der Mitglieder des Collegiums bekannt sind, weiß man auch mit Bestimmtheit, welches die Person des Präsidenten sein wird.

Dieser selbst ist auf die lange Zeitdauer von vier Jahren gewählt; und seine Vorrechte sind außerordentlich groß. Er bildet sein eigenes Ministerium. Auch steht seiner fortwährenden Wiederwahl gesetzlich nichts im Wege. Thatsächlich genommen ließe sich seine Amtsdauer durch beständige Wiederwahl auf Lebenszeit verlängern! In den ihm anheim gegebenen Beamtenernennungen besitzt er ein gewaltiges Mittel des Einflusses, durch welches er seine Wiederwahl fördern kann. Dies Alles stimmt nicht mit dem ächten Begriffe der Volksregierung.

Nur der Mangel eines stehenden Heeres und die Stärke des Bürgersinnes mindert die aus solchen Zuständen erfließenden Nachtheile. Mit der Zunahme des Classenunterschiedes aber, mit der allmählichen Bildung einer conservativen Schicht, welche mehr dem Genusse eines rasch erworbenen Reichthumes, als der Ausübung der bürgerlichen Pflichten lebt, steigert sich die Gefahr. Eine Reform in der Zusammensetzung der obersten Vollzugsgewalt erscheint daher dringend geboten.

In der Schweiz hat man seit Niederwerfung des jesuitischen Sonderbundes eine Verfassung (1848) geschaffen, welche jedenfalls im Punkte der Präsidentschaft den Americanern zum Muster dienen könnte. Nach Abschnitt 60 des eidgenössischen Grundgesetzes wird die oberste Macht durch die Volksvertretung — d. h. durch die Bundesversammlung — ausgeübt. In vereinigter Sitzung ernennen Nationalrath und Ständerath, also Abgeordnetenhaus und Senat, den Bundesrath — mit anderen Worten, die Vollzugsbehörde der Eidgenossenschaft. Diese Behörde besteht aus sieben Mitgliedern. Ihre Amts-

Digitized by Google
UNIV. OF MICH

dauer ist drei Jahre. Aus den sieben Mitgliedern des Bundesrathes, der somit lediglich eine Art Parlamentsausschuß*) ist, ernennt die Volksvertretung ein Mitglied zum Vorsitzenden desselben, und ein anderes zu dessen Stellvertreter. Dieser sog. Bundespräsident, der thatsächlich nur ein Vorsitzender des Parlamentsausschusses ist, wird, nebst seinem Stellvertreter auf ein Jahr ernannt. Nach Ablauf desselben können Beide im nächsten Jahre nicht wieder zum gleichen Amte gewählt werden. Tritt eine Erneuerung des Nationalrathes ein, so muß auch eine völlige Neuwahl für die vollziehende Behörde erfolgen. Der Volksvertretung, welche den Bundesrath geschaffen hat, bleibt dieser während seiner Amtsdauer verantwortlich.

Diese Bestimmungen sind — um ein landläufiges Wort zu gebrauchen — radicaler, als die betreffenden der americanischen Verfassung. Ihre Fassung ist gleichwohl eine solche, daß nicht die Leidenschaften der ganzen Masse des Volkes durch die Frage nach der Oberhauptschaft der Republik, also durch eine Frage des Ehrgeizes, aufgewühlt werden. America hat die vierjährige Präsidentschaft und die damit verbundene tiefgehende Aufregung. Die Schweiz läßt nur den einjährigen Vorsitz im Bundesrathe zu; aber vermöge der richtigeren Wahlart geht die Ernennung stets ruhig und glatt ab, während doch sonst unter dem Volke der Eidgenossenschaft die Wogen der Politik sich oft mächtig erheben.

II.

Die Gefahr, welche in dem jetzigen americanischen Präsidentschaftsamte liegt, trat vor einigen Jahren unter der Verwaltung Andrew Johnsons sehr nahe an die Republik heran. Den wesentlichsten Grundsätzen, denen er einst gehuldigt, wurde Johnson bald nach seinem, durch Lincolns Ermordung herbeigeführten Amtsantritte untreu. Auf Grund seiner Präsidentschaftsstellung, in die er aus der Vicepräsidentschaft vorgerückt war, nahm er darauf eine mit den Wünschen und Beschlüssen des Congresses in strackem Widerspruche stehende Haltung ein, die schließlich zu heftigem Zusammenstoße führte.

Einst hatte Johnson sich selbst als den „Moses des farbigen Menschenschlages" bezeichnet und heilig und theuer geschworen, er wolle alle Verräther, vor Allem Jefferson Davis, „wegen des höchsten Verbrechens, dessen man sich schuldig machen könne," zur Aburtheilung bringen. Später paßte es ihm aus selbstsüchtigen Gründen, sich auf die Seite der mit der ehemaligen Sklavenhalterpartei liebäugelnden sog. „Demokraten" (im Gegensatz zu den „Republicanern") zu schlagen. Als die Landesvertretung über diese seine verkehrte Politik hinwegschritt, sagte er wörtlich in einer Mittheilung an den Senat:

„Der Präsident der Vereinigten Staaten nimmt dem Lande gegenüber eine andere Stellung ein, als diejenige, welche irgend ein Congreßmitglied einnehmen kann, das nur von einem einzelnen Bezirk oder Staat gewählt ist. Der Präsident ist von der Bevölkerung aller Staaten der Union gewählt".

Auf Grund dieser seiner erhabenen Stellung legte Präsident Johnson sein Veto gegen das, die ehemaligen Sklaven schützende Gesetz ein, welches im Hause der Abgeordneten und im Senat durchgegangen war. Auf Grund dieser selben erhabenen Stellung empfahl er in ziemlich gebieterischem Tone die sofortige Zulassung von Vertretern jedes Staates zum Congreß, „möge die Bevölkerung eines solchen Staates noch so gesetzlos, aufrührerisch und rebellisch gehandelt haben," wenn nur gewisse Förmlichkeiten erfüllt würden, die eben der Congreß, unter den damaligen kritischen Umständen, vollkommen berechtigt war, nicht als eine genügende Gewähr zu betrachten. Allmählich spitzte sich der Widerstreit zwischen Johnson und dem Congreß dermaßen zu, daß ein Anklageverfahren eingeleitet werden mußte. Endigte dasselbe auch nicht mit einer Verurtheilung, so bot es immerhin ein ärgerliches Schauspiel dar und brachte jedenfalls eine Zeitlang in die Staatsangelegenheiten eine arge Störung.

Die oben erwähnte Johnson'sche Aeußerung war ganz aus napoleonischem Gusse. Nackt und frech stellte er die saubere Lehre von der angeblich im obersten Beamten des Staates verkörperten Nationalsouveränetät hin, vor welcher die Landesvertretung in Nichts zusammensinken müsse, weil ihre Mitglieder jedes „nur einen einzelnen Bezirk oder Staat" verträten! Das republicanische Frankreich ist 1851 an der durch allgemeine, unmittelbare Volkswahl geschaffenen Präsidentschaft zu Grunde gegangen. Auch Ludwig Napoleon erklärte damals in Worten, die mit den späteren Aeußerungen Johnsons eine auffallende Aehnlichkeit haben, daß er, weil vom ganzen Volke gewählt, gewissermaßen in seiner Person die Fleischwerdung des Nationalwillens darstelle — wogegen die gesetzgebende Versammlung aus Leuten bestehe, von denen jeder nur ein Bruchtheilchen der Nation vertrete; außerdem sei die Versammlung ja auch noch in Parteien und Parteisplitter tief gespalten. Auf Grund dieses Verhältnisses machte Bonaparte seinen Staatsstreich und trieb die Versammlung, als er nicht mehr mit ihr auskommen konnte, auseinander.

Von zwei Dingen nur eines. Entweder kannte Johnson die frühere Taktik Bonapartes bis in's Einzelnste. Dann ist es klar, daß er die Verfassung der Vereinigten Staaten für so geartet hielt, um tastende Versuche in ähnlicher Richtung wie sein pariser Vorbild zu machen. Manche, die den Masaniello des Weißen Hauses genauer kennen gelernt hatten, meinten damals in der That, er habe gelegentliche Anfälle von Usurpatorgelüsten, die unter americanischen Verhältnissen, trotz der vorhergegangenen Bürgerkriegswirren, allerdings verrückt erscheinen mochten. Bei der Unbildung Johnsons läßt sich übrigens auch annehmen, daß er nicht mit den Einzelnheiten des Bonaparte'schen Verfahrens vertraut war. In diesem Falle hätte er also den Inhalt der oben angeführten Mittheilung an den Senat ganz aus sich heraus erfunden — womit eben wieder bewiesen wäre, daß die Unionsverfassung ihm zu solcher Erfindung den natürlichen und willkommenen Anhalt gab.

Ist nun aber ein solcher Zustand, der sich bei ähnlicher Charakteranlage eines Präsidenten abermals zur öffentlichen Gefahr zuspitzen kann, eines Freistaates würdig? Oder ist er nicht vielmehr ein unzulässiger Nachklang früherer unfreier Verhältnisse? Kann man in einer Republik, welche doch die Einheit des Volkswillens mit dem Regierungswillen voraussetzt, förmlich den Widerstreit zwischen der gesetzgebenden Gewalt und der Vollzugsbehörde organisiren wollen? Oder ist es nicht vielmehr rathsam, von vornherein die Dinge so anzulegen, daß dieser Widerstreit, dies Verrennen in eine Sackgasse, unmöglich wird?

Auch in Frankreich ist man in der neuen Verfassung von der Ernennung des Präsidenten mittelst allgemeiner Wahlen abgegangen und hat das Recht dieser Ernennung den beiden Zweigen der gesetzgebenden Macht übertragen. Die Versailler Mehrheit hatte dabei freilich nicht sowohl die Sicherheit der „Republik", deren Namen ihr nur als Nothbehelf dient, als vielmehr die Ausschließung der Bonapartes vom Präsidentschaftsamt im Auge. In Freistaaten, wie die Schweiz und die Vereinigten Staaten aber, wo es keine fürstlichen Prätendenten gibt, die etwa durch eine innerlich reactionär gesinnte parlamentarische Versammlung an die Spitze gestellt werden könnten, ist es entschieden von Nutzen und rathsam, die Vollzugsbehörde aus der Wahl der Volksvertreter hervorgehen zu lassen, um auf diese Weise den etwaigen Ehrgeiz eines ge-

*) Gesetzlich kann in den Bundesrath jeder Schweizer gewählt werden, der in den Nationalrath wählbar ist, d. h. der Stimmrecht hat und dem geistlichen Stande nicht angehört. Die Mitglieder der Geistlichkeit sind in den Nationalrath nicht wählbar. Diese Bestimmung dürfte sich auch anderwärts empfehlen. Man kann nicht gleichzeitig die Angelegenheiten Wolkenkuckucksheims und dieser irdischen Welt besorgen.

Digitized by Google

wissenlosen Demagogen niederzuhalten, der auf die Unwissenheit und die wüsten Leidenschaften eines geistig zurückgebliebenen Bevölkerungstheiles in Cäsarenweise speculiren möchte. Die Schweiz, wo eine solche Gefahr am allerwenigsten vorliegt, hat in diesem Punkte die republicanisch richtigen Zustände geschaffen. Die Vereinigten Staaten werden gut thun, sich ein Muster an ihr zu nehmen. Die jüngere, wenn auch mächtigere Republik darf von der älteren, erfahreneren, schon etwas lernen und sollte das Gute nicht zurückweisen, wenn es auch von deutsch redenden Bürgern der Union empfohlen wird.

Man rechnet in den Vereinigten Staaten zwischen sechs bis sieben Millionen Einwohner deutscher Abkunft, die das eigene Volksthum und die eigene Sprache mehr oder weniger bewahrt haben. Weitaus die Mehrzahl dieser deutschen Bevölkerung gehört seit Jahren der unionstreuen, fortschrittlichen Partei an, die man bisher die „republicanische" nannte. Bei der ersten Wahl Lincolns, wo bekanntlich zwei „demokratische" oder sklavenhalterfreundliche Gegenbewerber im Felde standen, gab die deutsche Abstimmung den Ausschlag. Während des Unionskrieges lieferten die Deutschen, wie man annimmt, an die 100,000 Freiwillige. Tapfer und ausdauernd fochten sie für die Sache der Republik. Missouri retteten sie vor den Krallen der Südbündler. Aus ihren Reihen erging unablässig der Ruf für Befreiung der Farbigen, der endlich in Präsident Lincolns Kundmachung seinen amtlichen Ausdruck fand.

Aufgeklärte Americaner erkennen bereitwillig an, daß die deutsche Bevölkerung auch einen heilsamen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben der Massen übt, indem sie dem harten, bigotten, über-puritanischen Geiste Widerstand leistet, der alle Fröhlichkeit, alle kunstsinnigen Neigungen ertödten und das Land mit starr-gläubiger Unduldsamkeit erfüllen möchte. Manchen guten Dienst haben somit die deutschen Bürger ihrem neuen Vaterlande geleistet. Nähme man jetzt den aus ihrer Mitte kommenden Vorschlag in Sachen der Präsidentschaft an, den sie bereits in früheren Jahren wiederholt empfohlen hatten, so würde die Republik dem vorschauenden Sinne ihrer deutschen Bürger dereinst nur Dank wissen.

Die Presse in den Vereinigten Staaten.

Von **Udo Brachvogel.**

III. Die deutsch-americanische Presse.

In dem nämlichen Verhältniß, in welchem von der Gesammtzahl der zur Zeit in den Vereinigten Staaten erscheinenden Blätter — 7339 — der Löwenantheil — 6943 — auf die englische Sprache entfällt, dominirt das deutsche Idiom, was Einfluß, Verbreitung und Menge der in ihm gedruckten Zeitungen anbelangt, innerhalb der Gesammtzahl der nicht englischen Publicationen. Denn während diese 396 beträgt, beläuft sich die der deutschen Blätter allein auf 310, — eine Zahl, die noch mindestens um ein weiteres Hundert anwächst, wenn man die, auch in der deutschen Zeitungswelt üblichen, besonderen Sonntags- und Wochenausgaben der Tageblätter besonders rechnen würde.

In statistischer Beziehung ist über dieses wahrlich nicht wenig stattliche Zeitungenaufgebot des deutsch-americanischen Preßbanns das Folgende zu sagen. Die Gesammtzahl der eingewanderten Deutschen auf zwei Millionen (1870 wurde sie durch den Census officiell auf 1,690,410 festgestellt) und die der deutsch redenden und lesenden Bewohner der Union auf vier Millionen veranschlagt: ergibt die Zahl von je 6450 eingewanderten Deutschen und von je 12,900 des Deutschen überhaupt mächtigen Personen auf je eine deutsche Zeitung. Ein Verhältniß, welches mit der gleichen Proportion im Deutschen Reich verglichen, selbst dann noch zur Genüge darthun würde, wie schnell sich der ausgewanderte Deutsche in americanischer Luft zum Zeitungsconsumenten entpuppt, wenn man ganz von dem mindest eben so starken Verbrauch englischer Blätter seitens der Deutschamericaner absehen würde. Die verschiedenen Staaten und Territorien sind in nachstehender Weise mit deutschen Publicationen versehen. Es kommen auf: Pennsylvanien 58, New York 54, Ohio 33, Wisconsin 25, Illinois 24, New Jersey 16, Indiana 15, Missouri 14, Iova 11, Californien 9, Texas 7, Kentuky, Michigan und Minnesota je 6, Kansas, Maryland und Nebraska je 4, Connecticut, Louisiana, Massachusetts, Virginien und Colorado je 2, und endlich Dalaware, District Columbia, Georgia, Oregon, Süd-Carolina, Tennessee, West-Virginien und Dakota je 1. Es geht aus dieser Zusammenstellung hervor, daß mit Ausnahme der vier Haupt-Yankeestaaten Neu Englands, Maine, Vermont, New Hampshire und Rhode Island, der fünf Südstaaten Nord Carolina, Florida, Alabama, Mississippi und Arkansas, sowie des fernen Nevada und der ihm angrenzenden Felsengebirgs-Paradiese, in diesem Augenblick kein Theil der Vereinigten Staaten ohne Denkmäler Guttenbergischen Unternehmungsgeistes ist. Was den Erscheinungsmodus dieser 310, freilich nicht immer im eigentlichen Sinne des Wortes monumentalen, Denkmäler anbelangt, so zerfielen sie im Sommer 1874: in 67 tägliche, 24 zwei und drei Mal per Woche erscheinende, 208 wöchentliche und 1 vierteljährliches Blatt, wobei noch zu bemerken ist, daß nicht nur die täglichen, sondern auch die meisten der drei Mal in der Woche publicirten Zeitungen separate Wochenausgaben veranstalten. Nach ihrem Charakter endlich gab es neben einer überwältigenden Majorität von 260 politischen Blättern 18 besondere Organe für kirchliche Interessen, 15 belletristische, illustrirte und humoristische Blätter, 5 Blätter für jüdische Interessen, 2 landwirthschaftliche Zeitungen und je ein besonderes Organ für Handel und Finanzen (die von Moritz Meyer gegründete, auch in deutschen Handelskreisen wohlbekannte „New Yorker Handelszeitung"), für Bierbrauerei, für Gewerbe und Industrie, zur Förderung der Freidenkerei, für Schule und Erziehungswesen, für die Interessen des americanischen Turnerbundes, für die der Arbeiter, für jene der in America lebenden Schweizer, für Musik und Theater, und für Sammlung von Erinnerungen aus dem deutschen Pionierleben in den Vereinigten Staaten.

Die größten Circulationen erreicht die deutsch-americanische Presse zur Zeit für New York in der „New Yorker Staatszeitung" (tägliches Blatt 48,000, Sonntagsblatt 56,000 Exemplare), dem New Yorker „Belletristischen Journal", „Frank Leslies Illustrirter Zeitung" und der bereits an anderer Stelle als frechstes und doch zugleich harmlosestes „Schand- und Wurst-Blättchen" des Landes bezeichneten deutschen Penny-Ausgabe der New York Daily News, — für die übrige Union in der zu Chicago erscheinenden „Illinois Staats-Zeitung", der „Westlichen Post" in St. Louis, dem „Cincinnati Volksblatt", dem „Philadelphia Demokrat" und der „New Orleanser Deutschen Zeitung". Es ist naturgemäß, daß sich mit Ausnahme eines oder des andern dieser eben genannten Blätter (vor allen Dingen mit Ausnahme der „New Yorker Staatszeitung", welche nach dem „Herald" überhaupt das reichste Zeitungsunternehmen des Landes ist!) die Verhältnisse deutscher Zeitungen ungleich beschränkter gestalten, als die ihrer englischen Schwesterunternehmungen. Nichts desto weniger sind zahlreiche Fälle zu registriren, in denen ihr materieller Flor ein eben so hoher, wie ihr Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Dinge ein bedeutender und weitgehender ist und als solcher auch in den maßgebenden Kreisen americanischer Politiker geschätzt und gefürchtet wird. Die Revolution, welche beispielsweise die „Illinois Staatszeitung" — allerdings unter der Leitung Hermann Rasters, eines der brillantesten Journalisten des Landes, — erst im vorigen Herbst innerhalb des bis dahin streng republicanischen Deutschthums, von Chicago und ganz Illinois ausführte, und durch welche sie sich

Digitized by Google

an die Spitze der gesammten siegreichen Oppositionsbewegung in jenem Staat setzte, liefert einen schlagenden Beweis dafür, was ein im richtigen Moment und in der richtigen Weise in die allgemeine Action eingreifendes deutsches Organ auch in der Arena der großen americanischen Politik durchzusetzen vermag. Die von Oswald Ottendorfer herausgegebene „New Yorker Staatszeitung" hatte zur Zeit der Tammany-Katastrophe in noch entschiedenerer Weise Gelegenheit darzuthun, wie schwer die Stellung in's Gewicht fallen mag, welche eine leitende deutsche Zeitung in einer brennenden, Alles bewegenden Tagesfrage nimmt. Und um noch ein, freilich in gar bedenklicher Weise der Vergangenheit angehörendes Beispiel anzuführen: die Einhelligkeit, mit welcher bei Ausbruch des Bürgerkrieges die Deutschen von St. Louis für die Union eintraten und dadurch den Anschluß Missouris an die Secession verhinderten, war in nicht geringem Grade das Werk der deutschen St. Louiser Publicistik jener Tage.

Die Wiege der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten stand wie die des americanischen Deutschthums überhaupt in Pennsylvanien. Es war Christoph Sauer von Philadelphia, der am 20. August 1749 — also zu einer Zeit, da die americanischen Kolonien überhaupt nur erst fünf Zeitungen besaßen, — die erste periodische Publication in deutscher Sprache unter dem äußerst gewissenhaften Titel: „Der Hochdeutsche Pennsylvanische Geschichtschreiber, oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenrecht" herausgab. Das Blatt, dessen langathmiger Name — aller Wahrscheinlichkeit nach um die Druckkosten zu reduciren — bald darauf in den kürzeren und bequemeren „Der Berichter" umgewandelt wurde, erschien zuerst halbjährlich, dann monatlich, dann halbmonatlich und endlich seit 1745 wöchentlich als „Germantowner Zeitung". Es bestand bis zur Revolution, während welcher es von den Engländern seiner freiheitlichen Haltung halber unterdrückt wurde. Der erste, der in des wackern und unternehmenden Sauer Fußstapfen trat, war C. Crellius, der 1743 die wöchentliche „Deutsche Zeitung" in's Leben rief, und dessen unmittelbarer Nachfolger war Gotthardt Armbruster mit einem 1744 gegründeten halbwöchentlichen Blatt, dem ersten seiner Art in America überhaupt. 1762 gab es bereits fünf deutsche Blätter in Pennsylvanien: zwei in Philadelphia, eines in Germantown (heute ein Theil Philadelphias), und zwei, davon das eine ein englisch-deutsches, in Lancaster. Diese Zahl und ihr beständiges Wachsthum dürfen um so weniger in Erstaunen setzen, als Pennsylvanien im vorigen Jahrhundert thatsächlich ein deutsches Gemeinwesen war, ja als es in den neunziger Jahren nur an einer Stimme hing, daß sich die Staatsgesetzgebung für Einführung des Deutschen als Gesetzes- und Gerichtssprache im Staat entschieden hätte. Heutigen Tages bestehen von den vor 1800 in Pennsylvanien veröffentlichten Blättern nur noch zwei: der 1797 gegründete „Adler" zu Reading und der um ein Jahr jüngere „Easton Correspondent und Demokrat". Sie gehören zu den Patriarchen der americanischen Presse überhaupt und werden an Alter nur von fünfzehn englischen Blättern, darunter dem allerältesten, um vierzig Jahre, übertroffen.

Indessen, isolirt wie in Entstehung und Entwicklung das pennsylvanische Deutschthum an sich ist, erscheint auch die Presse dieser frühesten germanischen Oase in der neuen Welt isolirt und ohne jede verwandtschaftliche Bestrebung außerhalb ihres unmittelbaren Bereichs. In andern Staaten der Union ist vor den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts kaum von einer deutschen Presse zu reden. Werthvolle Pionierdienste leisteten in New York die „Schnellpost" von Eichthal und Eickhoff und die „Staatszeitung", in Missouri der 1835 gegründete „Anzeiger des Westens", in Ohio die bereits 1826 in's Leben gerufene „Ohio Chronik" und der „Weltbürger". Von den im Vergleich zu jener Kindheit freilich zu Riesen ihres Schlages erwachsenen Tagesblättern, welche in diesem Augenblick an der Spitze der deutsch-americanischen Zeitungswelt stehen, sind die „New Yorker Staatszeitung" 1844, der „Anzeiger des Westens" 1835 und das „Cincinnati Volksblatt" 1836 gegründet, die ältesten. Aber erst das Jahr 1848 sollte der deutschen Presse wie dem Deutschthum in America überhaupt ihren großen Aufschwung bringen. Die verunglückte Volkserhebung in Deutschland führte eine ganze Massenwanderung von Talent, Bildung und Begeisterung nach den Gestaden der neuen Welt. Ihre besten und besseren Namen, — Carl Schurz, Carl Heinzen, Friedrich Hecker, Lorenz Brentano, Oswald Ottendorfer, Hermann Raster, Rudolph Lexow, J. Rittig, Carl Dänzer, Heinrich Börnstein, Gottfried Kellner, Friedrich Hassauret, C. Stiebolt, Heinrich Binder, Emil Prätorius, C. L. Bernays u. A. — haben noch heute denselben Klang in der deutsch-americanischen Presse, wie in den fünfziger Jahren, da sie im Verein mit so manchen anderen, seitdem von der Bühne abberufenen Vorkämpfern ihre ersten Federsträuße auf dem Boden der neuen Erde bestanden. Gar bewegt und wechselvoll sind die Geschicke dieser geistigen Pioniere und Kämpfer gewesen, und Manchem von ihnen wurde vergönnt, stattliche Erfolge seines Strebens und Kämpfens einzuheimsen. Andern wurde es freilich nicht so gut, — ja man würde wohl nicht wenig zu erschrecken haben, wollte man die Gefallenen dieser Armee von Rittern vom Geiste zählen, welche die Wahlstatt im transatlantischen Exil bedecken, das in eine neue transatlantische Heimat zu verwandeln gerade sie so viel gethan haben. Einer oder der andere Name*) hat sich im Lauf der Zeit den ihrigen hinzugesellt, wie derjenige Eduard Wollnys, Paul Lösers, Carl Meinekes, W. Schierachs, C. Cohns, Otto Bretthauers, Max Cohnheims, C. Stürenburgs, L. Franks, J. Auerbachs u. A. Aber die „Achtundvierziger" (und es sind zum Glück Verschiedene darunter, welche in Wirklichkeit noch keine Achtundvierziger sind) bleiben nach wie vor die Führer der deutschen Presse in America, wie sie ihre Schöpfer und Begründer waren. Ihr und ihrer Unverwüstlichkeit Werk ist und bleibt die Erlösung derselben aus den beschränktesten und engsten Verhältnissen einer armseligen Kindheit zu Ansehen, Gediegenheit und einem materiellen Gedeihen, wodurch sie heutigen Tages nicht nur stattlich, Achtung gebietend, eine Macht an sich dasteht, sondern selbst dazu angethan erscheint, zum Vergleich mit der Schwesterpresse des alten Vaterlandes herauszufordern.

In einem Punkt wird dieser Vergleich sogar absolut zum Vortheil der Deutsch-Americaner ausfallen: In Beziehung auf das rein journalistische Element, auf die Schnelligkeit, mit welcher Tagesfragen und Tagesereignisse in entsprechender Weise behandelt, Neuigkeiten mitgetheilt und alle Strömungen des öffentlichen Lebens in den Gesichtskreis des Lesers gerückt werden! Darin stehen die großen deutschen Tageblätter, soweit dies Mittel und guter Wille erlauben, auf dem Boden der anglo-americanischen Zeitungen und ihres keine Grenzen kennenden Unternehmungsgeistes. Sie nehmen an den Veranstaltungen derselben behufs schnellster Erlangung von möglichst vielen und vollständigen Neuigkeiten, wie beispielsweise an den verschiedenen Telegraphen-Associationen, ebenbürtig Theil, und sehen sich durch die unmittelbare, nicht selten zur directen Concurrenz erwachsende Nachbarschaft jener genöthigt, nach Kräften mit ihnen Schritt zu halten. Vor allen Dingen ist die Fähigkeit, „mit des Gedankens Schnelle" Berichte, Leitartikel und polemische Ergüsse in die Welt, d. h. auf das Papier und in die Druckerei zu werfen, ebenso zur Cardinaleigenschaft des deutsch-americanischen Journalisten geworden,

*) Namenaufzählungen haben immer etwas Mißliches, und auch in diesem Falle werden Unterlassungssünden nicht vermieden sein. Es sei im voraus um Absolution für sie ersucht. Zugleich aber sei entschiedene Verwahrung eingelegt: als fände dieses Ersuchen auch auf jene hier nicht genannten, journalistisch wie social der gleichen Pariah-Stellung genießenden „Schandauer" Anwendung, welche mit ihren Tagesstimmen und Tagesnachrichten oder ihren „humoristischen Schmeißfliegen" und sonstigem Eintagsgezieser die deutsch-americanische Presse ebenso unsicher machen, wie diejenige des transatlantischen Deutschlands!

Digitized by Google

wie sie diejenige seines englisch schreibenden Collegen ist. Das Publicum aber, genau vertraut mit dieser Eigenschaft, würde es einem großen deutschen Blatt ebenso wenig wie einem englischen verzeihen, wenn irgend etwas politisch Wichtiges, das als solches am Morgen überhaupt gemeldet wird, nicht auch in der vorhergehenden Nacht noch seine sofortige Besprechung und redactionelle Erledigung gefunden hätte. Ebenso wenig würde dasselbe Publicum, gegen eine deutsche Zeitung nachsichtiger als gegen eine englische, anderthalb Tage auf den Bericht über ein sociales, ein Kunstereigniß oder gar einen Vorfall sensationeller Natur warten, wie es denn überhaupt darauf besteht, nicht nur alles Neue sofort zu erfahren, sondern es auch in einer Weise servirt zu bekommen, welche es möglichst aller eignen Reflexionen und Erwägungen überhebt. Daher die große und allgemeine Macht der Tagespresse in den Vereinigten Staaten! Daher aber auch die außerordentlichen Anforderungen, welche das americanische wie das deutsche Publicum der Union an das Neuigkeiten-Departement ihrer Zeitungen und an Alles, was mit ihm zusammenhängt, zu stellen gewohnt ist, und von deren Erfüllung man, mit der etwaigen Ausnahme von Wiener und Cölner Weltblättern, in der Presse Deutschlands sicherlich Manches lernen könnte.

Ganz anders freilich gestaltet sich die Bilance der deutschen Publicistik in America im Vergleich zu ihrer europäischen Schwester, wenn man das rein Literarische in's Auge faßt. Eigentlich kann von einem Vergleich gar nicht die Rede sein. Selbst dann nicht, wenn man das Bedeutende, was Männer wie Heinzen, Raster, Lexow, Rittig, C. Dilthey und einer oder der andere unserer deutsch-americanischen Poeten, wie Conrad Kratz und C. Butz, auch nach dieser Seite hin leisten, möglichst schwer in die Wage fallen läßt. Und wie sollte es auch? Nicht nur daß die Tagespresse ein Moloch ist, der Alles, was an literarischem Talent je „auf den Markt kommt", in seinen Dienst zwingt, — es erscheint auch jede dahinschlagende selbstständige Thätigkeit überflüssig, da die alte Heimat den Bedarf mit ebenso viel Großmuth deckt, wie ihn die Herren Zeitungseigenthümer und Zeitungsherausgeber unter dem gesegneten Banner eines unbeschränkten Nachdrucks aus dieser Quelle mit Eifer und Anmuth beziehen. Ein besonderes Capitel, und ein nicht wenig satirisches dazu, ließe sich über dieses Thema schreiben, d. h. über das Verhalten der geschäftlichen Mächte der deutsch-americanischen Presse zu Allem, was wie selbstständige literarische Bestrebung aussieht, nach dessen Lectüre der europäische Leser nur über das Eine unschlüssig sein müßte: ob er dem Geschmack oder der Noblesse jener famosen Mächte die größere Huldigung darzubringen hätte. Selbst die „New Yorker Staatszeitung", das größte und neben ihrer Illinoiser Namensschwester auch das vielseitigste deutsche Blatt des Landes, steht in dieser Beziehung noch lange nicht auf der Höhe, auf welcher man es in allem Uebrigen erblickt. Selbst in einem so großartigen und neuerdings auch in so großem Styl geführten Zeitungsunternehmen ist dem rein literarischen und ästhetischen Element noch immer eine Art Aschenbrödelrolle zugewiesen, wie es dieselbe, weil damals eine Lebensfrage in sich schließend, vor zwanzig Jahren spielen mußte. Um so höher erscheint es unter solchen Umständen anzuschlagen, wenn dort, wo die Mittel vorhanden sind, dem Gebot des noblesse oblige auch nach dieser Seite hin Rechnung getragen wird, d. h. wenn durch das Beispiel wenigstens einer Redaction, welche lediglich originale resp. für Honorare direct geschriebene oder zur gleichzeitigen Publication von Europa bezogene Beiträge veröffentlicht, dem transatlantischen Schriftstellerthum der Beweis geliefert wird: daß die deutsch-americanische Leserwelt keineswegs zu Grunde geht, wenn ihr auch solche belletristische Dinge geboten werden, die die geistige Digestion europäischer Lesermassen noch nicht durchgemacht haben. Daß es an einer solchen Redaction nicht fehlt, und daß es diejenige des „New Yorker Belletristischen Journals" durch Rudolph Lexow ist, welcher sein Unternehmen im Lauf der Zeit von dem Niveau eines sensationellen Winkelblattes zu demjenigen einer, im besten Sinn des Wortes tonangebenden, Wochenschrift zu erheben verstanden hat: das ist eine Thatsache, die selbst in den literarischen Kreisen des alten Vaterlandes, wo man sonst so wenig von der deutsch-americanischen Presse und ihren großen Namen weiß, zu vortheilhaft bekannt ist, als daß nicht auch an dieser Stelle mit zwiefacher Genugthuung davon Notiz genommen werden sollte.

Eine Macht wurde oben die deutsch-americanische Presse genannt. Und sie ist es! - Wenngleich nur eine, die im Gesammtstrom des öffentlichen Lebens der americanischen Nation eine indirecte Gewalt ausübt. Aber diese indirecte Gewalt ist stark genug, um sich zu allen Zeiten fühlbar zu machen, zu allen Zeiten berücksichtigt, umworben, umschmeichelt zu werden. Sie ist stark genug, um ihre hervorragenden Träger — wie wir dies erst jüngst an der municipalen Wahlcampagne der Stadt New York sehen durften, in der sich das gesammte unabhängige Element um Oswald Ottendorfer, den Eigenthümer der New Yorker Staatszeitung, als Candidaten für das Bürgermeisteramt schaarte, — mit höchsten und nur beste Männer heischenden Aemtern in Beziehung*) zu bringen. Und sie ist stark genug, dem Deutschthum des Landes gefestigten Halt in sich selbst und stattliche Geschlossenheit nach Außen hin zu verleihen. Wird sie es immer bleiben? Oder haben jene unholden Propheten Recht, welche dem Deutschthum, seiner Sprache und seiner Presse ein unvermeidliches Ende prophezeien, sobald der Zufluß neuer germanischer Lebenselemente nach den Ver. Staaten aufhören wird? Wer wollte diese Frage mit ein paar Worten erledigen?! Aber selbst wenn es pythische Unfehlbarkeit war, die auf ihren Lippen thronte — kann dieser mächtige Bau verschwinden, ohne die ganze Umgebung, in welcher er gestanden, noch im Sinken ebenso zu verwandeln, wie er ihre Physiognomie beeinflußte, so lange er stand? Ein voller Strom deutscher Wesenheit wird für alle Zeiten durch das Blutgefäßsystem dieses americanischen Gigantenleibes pulsiren. Selbst dann pulsiren, wenn sich jene Prophezeiungen erfüllen sollten, und die Deutschen der Union als solche längst in ihren nachgeborenen Geschlechtern untergegangen sein werden. Daß dieser Strom aber jemals mächtig genug anschwellen konnte, um in seiner Eigenart wahrnehmbar zu werden und wahrnehmbar zu bleiben: das ist, wenn auch nicht das ausschließliche, doch in erster Reihe das Verdienst der deutschen Presse in America, welche die große Fluthwelle landsmännischer Einwanderung davor bewahrte, in ihrem gemüthlichen und sprachlichen Leben in Schaumatome zu zerstäuben, welche ihr die Laute der Muttersprache unverfälscht erhielt und doch dieselben mit dem neuen Geiste des Landes der Freiheit zu beseelen wußte!

Die Metercommission in Paris.

Man weiß, daß viele von den Erwartungen, welche das Publicum an die erste Aufstellung der Metereinheit geknüpft hatte, sich als Illusionen erwiesen haben. Zur Zeit, wo Laplace und seine Genossen den Gedanken faßten, ein internationales Maßsystem zu gründen, declamirte man viel über die Größe des Gedankens, die Maßeinheit von den Dimensionen des Erd-

*) Auch der größte und verehrungswürdigste deutsch-americanische Name, der von Carl Schurz, könnte hier genannt werden. Indessen, so stolz auch die deutsch-americanische Presse darauf sein mag, gerade ihn zu den ihrigen rechnen zu dürfen, so waren es doch ganz andere Factoren, als seine Miteigenthümerschaft der „Westlichen Post" in St. Louis, welche ihn im Jahre 1849 die höchste Würde erreichen ließen, welche die Ver. Staaten an den im Auslande gebornen Bürger überhaupt zu vergeben haben.

Digitized by Google

körpers zu entnehmen: Das Meter sollte der 40,000,000. Theil des Erdumfangs sein; ein solches Naturmaß würde, wenn es je verloren ginge, stets durch eine neue Gradmessung wieder aufzufinden sein. Davon ist heute kaum mehr die Rede. Es ist zunächst sehr fraglich, ob der Erdumfang sich nicht innerhalb sehr langer Zeiträume merklich ändert, und wenn solche Aenderungen stattfinden, so kennt zur Zeit Niemand die Art und das Gesetz derselben. Wenn also unsere Urenkel nach hunderttausend Jahren sich noch für unser jetziges Meter interessiren und dasselbe mit Hülfe des Erdumfangs wieder suchen wollten, so würden sie nicht wissen, wie weit sie dieselbe, wie weit sie eine andere Einheit fänden, als die unsrige. Aber wenn auch der Erdumfang eine mit Sicherheit unveränderliche Größe wäre, so würden die Fehler, welche jeder messenden Beobachtung inhäriren, den Vorzug der einfachen Zahlenbeziehung zwischen Meter und Erdumfang illusorisch machen. Jede Messung enthält Fehler; dieselben bleiben stets vorhanden, wenn auch von Jahrhundert zu Jahrhundert die Instrumente und die mathematischen Methoden der Beobachtung an Genauigkeit zunehmen. Es wäre und ist also unmöglich, den 40,000,000. Theil des Erdumfangs mit absoluter Richtigkeit zu bestimmen. Die Größe, welche man dafür hält, ändert sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; sie nähert sich immer mehr dem idealen Werth, es bleibt aber stets eine kleine Unsicherheit über den Grad ihrer Annäherung an das Richtige bestehen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war diese Unsicherheit noch bedeutend größer als jetzt, und wir können dem Leser ganz leise gestehen, daß Laplace und Genossen das sehr wohl gewußt und von ihren Declamationen selbst nicht übermäßig viel geglaubt haben. Die damaligen Gelehrten sagten sich, daß ihre Bestimmung des Meters nicht besonders genau, und daß ihre Gradmessung nach 50 Jahren antiquirt sein würde; aber sie lebten in einer Zeit, wo die wissenschaftlichen Ideen anfingen, sich des Volkes zu bemächtigen, wo alles Neue einen gewaltigen Aufschwung nahm; sie wollten, daß auch die Wissenschaft von der Gunst der neugewonnenen staatlichen Freiheit Nutzen ziehen sollte, und um ihr den zu sichern, verfuhren sie nach einer Methode, die in Frankreich mehr noch als anderswo zieht: sie machten Lärm und klapperten mit hochklingenden Ideen. Die Declamationen von Naturmaß, Gradmessung, Anknüpfung der täglichen Verkehrseinheiten an die von der Natur selbst gegebenen großen Einheiten des Erdkörpers haben die Aufmerksamkeit des Publicums und der Regierenden seiner Zeit in ungeheure Spannung versetzt und haben der Wissenschaft mehr materielle Stellung verschafft, als es die Darlegung wahrhaft wissenschaftlicher Gesichtspunkte je vermocht hätte.

Wir können heutzutage sagen, daß die alte Bestimmung des Urmeters um etwa $\frac{1}{12000}$ falsch ist; der im Pariser Staatsarchiv deponirte Platinstab, welcher nach Angabe der Commission von 1796 den 40,000,000. Theil des Erdumfangs darstellen sollte, ist für den Zweck um eine Haardicke zu kurz. Es wäre aber offenbar nicht viel gewonnen, wenn man ihn auf Grund der neueren Messungen corrigiren wollte; denn spätere Geschlechter würden wieder neue, wenn auch immer kleinere Correctionen, an ihm anzubringen haben; die Ureinheit des Maßsystems wäre also beständigen Veränderungen und Unsicherheiten unterworfen. Die gelehrte Welt hat sich deshalb sehr bald dahin geeinigt, daß der genannte Pariser Platinstab, so wie er da ist, die Einheit des Längenmaßes, das Meter darstellen soll, ganz einerlei, in welcher Beziehung er zum Erdumfang steht.

Mit dieser Bestimmung ist nun dem Meter der Charakter eines Naturmaßes abgestreift; man hätte eben so gut und bequemer eine ganz beliebige Platinstange deponiren und sagen können: die Länge dieses Stabes soll unsere Längeneinheit sein. Dennoch hat sich das französische Maßsystem unaufhaltsam Bahn gebrochen. Der Grund davon liegt einfach in seiner bequemen Eintheilung und in dem zunehmenden Bedürfniß der Vereinfachung menschlichen Verkehrs, welche die universelle Einheit der Maßsysteme verlangt. Das wahrhaft Große in dem Gedanken der Männer von 1790, die die Meterordnung entwarfen, war nicht die Speculation auf ein illusorisches Naturmaß, sondern die Idee, daß ein und dasselbe Maßsystem auf der ganzen Erde herrschen sollte; das wahrhaft Praktische war nicht ihre Gradmessung, sondern die strenge Eintheilung in Jahr und Jahr.

Die Gelehrten, deren Beschäftigung und Denkweise sie vor Andern auf den internationalen Verkehr hinweist, haben den Werth der dekadischen Theilungen alsbald begriffen und demgemäß das französische Maßsystem sich zu eigen gemacht; sie würden ebenso jede andere Einheit ergriffen haben, die ihnen, dekadisch getheilt, von irgend einem wissenschaftlichen Centrum aus geboten worden wäre. Den Männern der Wissenschaft haben sich die der wissenschaftlichen Technik, Mechaniker und Ingenieure, angeschlossen; von diesen aus ist die Kenntniß und der Gebrauch der französischen Einheiten mehr und mehr in's Volk gedrungen. Eine nicht zu verachtende Hülfe bildeten dabei die — Ingenieure der Nadel. Unsere ehrsamen Schneider haben schon lange mit dem Modenjournal die pariser Maße von der französischen Hauptstadt bezogen, und sie haben dasjenige Element, welches sonst den Neuerungen am zähesten widerstrebt, die Frauen, unmerklich zum metrischen System bekehrt. So ist dasselbe weiter und weiter gedrungen; es ist augenblicklich in Belgien, Holland, Deutschland, Oesterreich, Italien, Spanien, Brasilien und anderen südamericanischen Staaten eingeführt; Rußland, Schweden und die vereinigten Staaten von Nordamerica wollen sich seiner Herrschaft unterwerfen; nur das respectable England, in welchem die Macht der Gewohnheit den Perrücken eine beneidenswerthe Unsterblichkeit sichert, bleibt vorläufig noch bei seinem schauderhaften Yard- und seinem noch viel schauderhafteren Gewichtssystem.

Mit dem Meter zugleich hat die wissenschaftliche und nach ihr die Handelswelt von den Franzosen die Einheit ihres Gewichtes, das Gramm übernommen. Auch an diesem hafteten von Anfang an einige Illusionen, die aber hier weniger schroff zerstört worden sind als beim Meter. Ein Gramm sollte ursprünglich das Gewicht eines Kubikcentimeters Wasser von 4° C. sein. Hätte sich diese Bestimmung genau erfüllen lassen, so würden sich aus ihr manche wichtige Bequemlichkeiten für die Herstellung von Maß- und Gewichtsbeziehungen ergeben haben. Denn man kennt für die meisten Substanzen sehr genau die Ziffer, welche ergibt, wie viel mal sie schwerer sind, als Wasser von 4° C., oder man kann sie, wenn es nöthig wird, ziemlich leicht bestimmen. Weiß man demnach, wie viel Cubikcentimeter ein Körper enthält, so kann man daraus leicht berechnen, wie schwer er sein muß, und umgekehrt kann man, wenn man das Gewicht eines Körpers ermittelt hat, leicht angeben, wie groß sein Volumen ist. Aber es geht mit jener Bestimmung, wie mit allen andern, und wie es im Besondern mit der ersten Metermessung ging: sie ist nicht vollkommen genau zu machen, und die erste Messung über das Gewicht des Wassers, welche die französischen Gelehrten am Ende des vorigen Jahrhunderts machten, ist merklich falsch geworden. Sie haben im pariser Staatsarchiv einen Platinblock, das Urkilogramm, deponirt, und dazu erklärt: dieser Block wiegt so viel, wie 1000 Kubikcentimeter Wasser von 4° C. Neuere Wägungen zeigen, daß das nicht genau der Fall ist; wie groß der Fehler sei, wird sich erst mit einiger Sicherheit angeben lassen, wenn binnen kurzem eine mit allen Hülfsmitteln modernster Genauigkeit geführte Untersuchung über den Gegenstand geführt sein wird. Nur ist er glücklicherweise nicht so groß, daß er für gewöhnliche technische und kaufmännische Bestimmungen von Einfluß wäre; selbst bei weniger genauen wissenschaftlichen Wägungen macht er sich noch nicht bemerklich. Für alle diese Zwecke kann man daher nach wie vor die Beziehung, daß ein Kubikcentimeter Wasser gerade ein Gramm wiegt, als praktisch richtig ansehen und die oben erwähnten bequemen Rechnungen darauf gründen. Für ganz feine wissenschaftliche Wägungen geht das aber nicht und da präsentirt sich hier wieder dieselbe Frage, die sich oben beim Meter darbot: Soll man das Kilogramm für die Zukunft corrigiren, so daß es möglichst genau das Gewicht von 1000^{cc} Wasser angibt, oder soll man das alte, etwas falsche Kilogramm conventionell bestehen lassen? Aus denselben Gründen, die beim Meter in Betracht kommen, hat man

Digitized by Google

sich für das Letztere entschieden: Als Einheit des Gewichts für Wägungen genauester Art soll nicht das Gewicht von 1cc Wasser, sondern das Pariser Platingramm, wie es da ist, dienen.

Somit sind die conventionellen Einheiten des internationalen Maß- und Gewichtssystems endgültig festgestellt, und ihre Eintheilung nach dem Zehnersystem ist gleichzeitig überall angenommen. Es bleibt nun übrig, dafür zu sorgen, daß diese Einheiten in ihrem jetzigen Zustand erhalten werden, und daß brauchbare Copien von ihnen in den Verkehr gelangen. Diese Aufgabe ist, so einfach sie scheint, schwierig und wichtig genug, um eine besondere Priesterschaft von Fachmännern nöthig zu machen.

Aller Verkehr und noch mehr alle naturwissenschaftliche Erkenntniß beruht auf Messen und Wägen; der Fortschritt der modernen Wissenschaft ist wesentlich an die Vervollkommnung der messenden Methoden geknüpft. Sollen nun die Resultate der Messungen, welche man in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten erhält, mit einander vergleichbar sein, so muß dafür gesorgt werden, daß irgendwo ein Urmeter und ein Urkilogramm vorhanden sind, auf deren Unveränderlichkeit man sich verlassen kann, und daß ferner in jedem Lande Copien dieser Prototype ausgegeben werden, welche den Originalen völlig gleich sind oder die doch von ihnen um eine genau bekannte Größe abweichen. Man hat nun schon seit lange derartige Copien von den Pariser Urmaßen genommen und vertheilt; die größeren wissenschaftlichen Institute, die Präcisionsmechaniker und die centralen Aichungsstätten der Staaten besitzen solche. Aber da die genaue Vergleichung von Maßen eine schwierige Arbeit ist, sind jene Copien nicht immer mit der ganzen erforderlichen Schärfe controlirt worden, und dadurch hat sich eine sehr bedauerliche Verwirrung in die wissenschaftlichen Maßbestimmungen eingeschlichen: die verschiedenen vorhandenen Meter und Kilogramm weichen z. B. merklich weiter von einander ab, als die Genauigkeit der heutigen Methoden es zuläßt, und es kommt jetzt häufig vor, daß ein Mechaniker das Meter des andern nicht anerkennt. Diese Unsicherheit vermehrt sich noch bei der häufig vorkommenden wiederholten Copirung: eine Centralstelle erhält eine etwas fehlerhafte Copie der Urmaße, sie copirt diese auf's neue und gibt sie mit neuen kleinen Fehlern versehen an die Provinzialaichungsbehörden aus, diese nehmen abermals Copien für das Publicum, und wenn all diese Nachbildungen nicht mit der äußersten Sorgfalt geschehen, häufen sich die kleinen Fehler in den letzten Resultaten der Art, daß sie schließlich sogar auf Handel und Gewerbe störend wirken können. Als Beispiel für die Abweichungen der Art, welche selbst durch ausgezeichnete Gelehrte, die nicht speciell auf Maßvergleichungen eingeübt waren, begangen worden sind, erwähnen wir die Vergleichung des preußischen Pfundes mit dem französischen Kilogramm, welche um 1840 von Humboldt und Arago ausgeführt wurde; die beiden Männer haben einen Fehler von 10 Milligramm begangen, während man mit einer guten Wage genau genug arbeiten kann, um bei Bestimmung einer ganzen Kilogrammes einen Fehler von 0,3 Milligrammen mit Sicherheit zu vermeiden.

Um nun diesem Zustande ein Ende zu machen, hat zuerst der General Baeyer, der Vorstand der europäischen Gradmessung, im Jahre 1867 den Gedanken angeregt, es solle eine internationale Centralstelle geschaffen werden, welche den Auftrag hätte 1) neue Prototype für Maß- und Gewichtseinheiten herzustellen, 2) diese Einheiten zu verwahren, 3) Copien derselben auszugeben, welche allen Anforderungen der wissenschaftlichen Genauigkeit entsprechen, 4) vorhandene Copien von Zeit zu Zeit mit den Urmaßen zu vergleichen und ihre Fehler festzustellen. Ein solches Institut, ausgerüstet mit den besten Instrumenten, verwaltet von einem Gelehrten ersten Ranges und von Assistenten, welche die feinsten Messungen und Wägungen zu ihrer Lebensaufgabe machen, wird offenbar den Zweck erfüllen, die Maße aller Länder in steter Beziehung zu einander zu halten, die Einheit und Universalität der internationalen Maße, welche bisher noch eine Phrase war, zur Wirklichkeit zu erheben. Die Akademien von Berlin und Petersburg gingen daher mit Feuer auf den Vorschlag Baeyers ein; die Diplomaten wurden in Bewegung gesetzt, die französische Regierung wurde mit in die Strömung gezogen, und im Jahre 1870 geschahen die ersten Schritte zur Berufung einer internationalen Conferenz, welche die Angelegenheit regeln sollte. Die deutschen und russischen Staatsmänner gingen dabei von dem Gedanken aus, das zu schaffende Institut müsse, wenn auch vielleicht auf französischem Boden stehend, wirklich international, d. h. neutrales Eigenthum aller betheiligten Staaten sein. Der Krieg von 1870 störte die ersten Berathungen, es wurde aber wenigstens ein comité de recherches préparatoires eingesetzt, welches bis 1872 vorarbeitete, und im Herbst 1872 kam eine aus Gelehrten verschiedener Länder bestehende „commission internationale du mètre" in Paris zusammen, an der auch Deutschland theilnahm. Diese besprach die allgemeinen Grundsätze, welche zu befolgen seien, und ernannte ein permanentes Comité, welches die Entwicklung eines dauernden Bureaus anbahnen sollte. Zugleich wurde die Pariser Section der Commission beauftragt, die technischen Vorbereitungen zur Herstellung der neuen Prototype, die Auswahl des Materials dazu ꝛc. zu betreiben. Das Letztere geschah. Als Stoff für die Urmaße hätte man gern Bergkrystall gewählt, das einzige existirende Material, zu dessen Härte und Unveränderlichkeit man heute absolutes Zutrauen hat; aber es existiren leider keine klaren Bergkrystalle, aus denen man ein ganzes Meter schneiden könnte. Man sah sich daher nach einem metallischen Stoff um, und gerade Paris kam dieser Frage günstig entgegen: dem dortigen Chemiker H. Sainte-Claire-Deville verdankt man die Kenntniß einer Legirung von Platin mit 10% Iridium, welche die werthvollsten Eigenschaften in Bezug auf Härte und Unveränderlichkeit besitzt, und demselben Gelehrten verdankt man auch die Möglichkeit, diese Legirung in größeren Quantitäten zu schmelzen. Für dieses Material entschied sich die französische Section; es wurden nach großen Vorbereitungen im Jahre 1874 ein Dutzend meterlange Barren aus demselben gegossen, auch ihre Brauchbarkeit geprüft und tauglich gefunden. Sie wurden dann in Stabform mit X förmigem Querschnitt gebracht und harren jetzt in dieser Gestalt des feierlichen Augenblicks, wo ihnen durch zwei kleine Striche ihre sacramentale Bedeutung als „Urmeter" gegeben werden soll. Ebenso goß man die Klumpen desselben Materials, aus welchem demnächst die Urkilogramme entstehen sollen.

Das permanente Comité aber kam mit seinen Arbeiten nicht weit, weil ihm die diplomatischen Grundlagen und Vollmachten zur Gründung eines definitiven Instituts fehlten. Es beantragte daher bei den betheiligten Staaten die Einberufung einer neuen diplomatischen Conferenz. Diese tagt nun in Paris seit dem 1. März d. J. Es haben sich daran betheiligt alle europäischen Staaten, England für Ostindien, Nordamerica, Brasilien, Peru und Venezuela. Jeder Staat hat zu der Conferenz einen oder mehrere Diplomaten und als dessen technische Berather einen oder mehrere Gelehrte geschickt. Die Gelehrten hatten sich zunächst über ihre Forderungen zu einigen. Dies geschah nicht ohne gewisse Schwierigkeiten. Auf der einen Seite standen die Vertreter von Deutschland (Förster), der Schweiz (Hirsch), Rußland (Wild), Italien (Govi), Spanien (Ibañez), Oesterreich (Herr) und Nordamerica (Vignaud); diese wollen streng das von Baeyer angeregte und oben bezeichnete Programm durchführen; sie wollen ein internationales Institut gründen, welches dauernd bestehen und arbeiten, d. h. Copien ausgeben und vergleichen soll; dies Institut soll seinen Sitz in oder bei Paris haben, aber völlig neutral und international sein. Den Franzosen wird, indem man es auf ihren Boden verlegt, eine sehr große Concession gemacht, die man ihnen aber gern zugesteht, weil eben ihre Vorfahren den Gedanken des internationalen Maßsystems gefaßt und zuerst verwirklicht haben; mehr als jene Concession sollen sie aber nicht verlangen und insbesondere auf jeden Versuch verzichten, das Institut praktisch durch einen französischen Director, oder durch Abhängigmachen desselben von französischen Observatorien zu gallisiren. (Das letztere Verlangen wird um so mehr betont, da die wissenschaftliche Theorie des Messens und Vergleichens zur Zeit gerade bei den Franzosen einigermaßen in Verfall gerathen ist: eine gewisse Willkürlichkeit hat sich in ihre Beurtheilung der Beobachtungsresultate eingeschlichen, die manche Rechnungen ihrer sonst bedeutendsten Gelehrten,

Digitized by Google

z. B. Leverriers, geradezu unbrauchbar macht.) Das Institut soll etwa 400,000 Frcs. kosten und jährlich 50,000 Frcs. (in den ersten 5 Jahren 75,000 Frcs.) verbrauchen, Summen, von denen jeder einzelne Staat nur eine geringe Quote zu tragen hätte. Sein Director soll ernannt und seine Verwaltung controlirt werden von einem permanenten Ausschuß der technischen Delegirten; alle sechs Jahre soll die internationale Commission auf's neue zu einer kurzen Sitzung zusammentreten und etwa erforderliche Maßregeln treffen, Generalcontrole üben ꝛc. Diesem so einfachen und consequenten Plan stellte sich von Seiten einiger Staaten (z. B. Englands, weil dort das Parlament kein Geld für die Einführung des metrischen Systems bewilligen will) eine passive Indifferenz, von Seiten anderer dagegen active Feindschaft entgegen. Die letztere ging namentlich von einigen französischen Gelehrten aus, welche glaubten, pro patria zu kämpfen, wenn sie engherzig an der Alternative festhielten: entweder ein ganz unter französischem Einfluß stehendes Institut oder gar keins. Ihr Widerstand fing schon an die schlimme Furcht zu tragen, daß einige Staaten sich fragten, ob es nicht besser sei, ohne Rücksicht auf Frankreich zu Werke zu gehen und das internationale Institut etwa in die Schweiz zu verlegen. Indessen, sie waren glücklicherweise unter den französischen Betheiligten selbst nicht in der Majorität; die französische Regierung und die einflußreichsten der französischen Delegirten haben sich schließlich auf die Seite der internationalen Forderungen gestellt. Das oben analysirte Project gilt für angenommen; die Gesammtheit der wissenschaftlichen Delegirten wird es der diplomatischen Conferenz zur Vereinbarung vorschlagen, und diese wird es, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten, in Form eines Vertrages zwischen sämmtlichen betheiligten Staaten verwirklichen. So wird also binnen kurzem das wissenschaftliche wie das gewerbliche Messen eine zuverlässige Centralstelle haben; und wenn diese erst einmal in regelmäßiger Arbeit begriffen ist, wird sie durch den praktischen Werth ihrer Leistungen unzweifelhaft auch die jetzt noch Widerstrebenden zu sich heranziehen. Dann ist der Traum der internationalen Maß- und Gewichtseinheit erfüllt.

Nachschrift.

Die im Vorstehenden ausgesprochene Hoffnung hat sich inzwischen erfüllt; am 12. April hat die Conferenz der vereinigten diplomatischen und wissenschaftlichen Delegirten fast aller civilisirten Länder beschlossen, daß in Paris ein permanentes und neutrales Institut unter dem Titel „Internationales Bureau für Maße und Gewichte" gegründet werden soll, welches die Aufgabe hat, die Prototype zu bewahren, Copien zu liefern, zu vergleichen ꝛc. Das Bureau soll unter der Aufsicht eines permanenten internationalen Comités von Gelehrten stehen; es wird seine Arbeiten voraussichtlich schon im Laufe dieses Sommers beginnen.

—W.—

Literatur und Kunst.

Ein bis jetzt unbekannt gebliebener Brief Goethes an den Niederländer R. M. van Goens.

Hiller bemerkt einmal so geistreich wie wahr, daß die verschiedenen Briefwechsel geliebter Todten den verschiedenen Photographien befreundeter Menschen gleichen, die in jeder neuen Aufnahme uns einen neuen, wenngleich oft nur ganz leise variirenden Zug des bekannten Angesichts zeigen. Wer hat dies nicht bei jedem neuveröffentlichten Briefwechsel unserer Dichterheroen empfunden! Immer neue Streiflichter werfen sie auf oft dunkel gebliebene Partien ihres Charakters, und tragen so zur Vervollständigung des Bildes bei. Wie viel wichtige Documente uns das Goethe'sche Hausarchiv noch zurückhält, wissen wir kaum; wer hoffte aber nicht auf endliche Hebung des betrauerten Bannes? In der Zwischenzeit erfreuen wir uns an jedem Lebenszeichen Goethes aus jener großen Zeit, wie es sich hie und da in Privatbesitz und in öffentlichen Bibliotheken findet. Ein solches wurde durch die Güte des k. Bibliothekars M. Campbell im Haag zu meiner Kenntniß gebracht, ein Brief Goethes an den oben genannten Niederländer R. M. van Goens.

Dieser, ein angesehener Professor der Rechte in Utrecht, der später sein Lehramt aufgegeben, seine reiche Bibliothek verkauft, und eine Stellung bei den Behörden der Stadt Utrecht angenommen hatte, trat sehr bald mit dem Prinzen von Oranien in nähere Verbindung, dessen Rechte er in einem anonymen Artikel „Politiek vertoog der regeering van Amsterdam" und in einer Zeitschrift „De ouderwetsche patriot" (der altmodische Patriot) vertheidigte. Sehr bald wurde er als Parteigänger des Prinzen und als Autor der oben genannten Schriften bekannt; da jedoch die Oranien zu schwach waren, ihn vor den feindlichen Angriffen der Gegenpartei, der sogenannten „Patrioten", zu schützen, so verließ er 1786 sein Vaterland, nahm den Namen seiner Mutter, Cunningham, an, unter welchem er mehrere Jahre lang im sogenannten rothen Hause bei Basel, später in Dresden, Erfurt und Wernigerode lebte und in letzterer Stadt 1810 starb.

Er war befreundet mit Lavater und den beiden Dalberg (dem Coadjutor von Mainz und seinem Bruder). Lavater veröffentlichte Verschiedenes seiner Arbeiten in der „Handbibliothek für Freunde". Seine ausgedehnte Correspondenz, sowie eine Art Tagebuch, in welchem er über Personen und Verhältnisse seiner Zeit sein Urtheil niedergelegt hat, wurde im April d. J. von seinen Verwandten der k. Bibliothek im Haag geschenkt.

Darunter befinden sich, außer obengenanntem Originalbrief Goethes, auch als Nachschrift zu dem „Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken", vom Herrn Geheimen Rath Goethe, mit Anmerkungen par Mgr., le coadjutor (C. von Dalberg), zwei von Goens nach den Originalien copirte Briefe: der erste ist von Goethe an Dalberg gerichtet, datirt Weimar, den 19. März 1794; der zweite v. Humboldt an Dalberg über dessen Anmerkungen zu Goethes Farbenlehre, datirt Jena, den 29. März 1794.

In van Goens' Tagebuch finden wir folgende Notiz, datirt Erfurt, den 6. December 1794:

„Lettre de Mr. Gaul de Weimar, et envoi du *crâne de Raphaël*. Le moule, qu'ils en avaient à Weimar s'étant cassé, M. *Goethe*, qu'il a consulté, lui a cédé pour moi le double d'une empreinte authentique qu'il en a apporté de Rome".

Wir erfahren leider nicht, wie und wo sich die beiden Männer kennen gelernt haben; beider Liebe für die Kunst ist gewiß die Veranlassung zu ihrem gegenseitigen Nahetreten gewesen; denn daß es z. B. ihre religiöse Anschauungsweise nicht war, werden wir von Herrn van Goens sogleich selbst vernehmen.

Goethes Aufmerksamkeit für den kunstliebenden Niederländer verlangte natürlich ein Danksagungsschreiben, veranlaßte aber auch Herrn van Goens, dem Dichter ein Gegengeschenk anzubieten. Im Tagebuch selbst zeichnet van Goens Folgendes an:

„Lettre à Mr. Goethe, avec remercîmens. Je lui envoie en retour la médaille ou gravure unique de Jacques I et Charles I avec le verset du Ps. LXXII pour épigraphe. H. Walpole dans son *Catalogue of R. and Noble Authors*, n'a pas connu ce petit morceau, dont l'idée ou la destination est encore une énigme".

Bald jedoch verwarf er diese Idee, denn unter dem 8. December lesen wir in seinem Journal:

„Changé l'idée du cadeau destiné à Mr. Goethe. Je lui envoie à la place *la bague d'or*, trouvée à Bâle, en creusant à la place St. Pierre, que Mr. Boxtorf m'a donnée, et dont les deux inscriptions restent encore une énigme parfaite. Je les consigne ici:

Inscription du pourtour extérieur

C + S + E + C + + M + B + T + T + G + M +

Digitized by Google

Inscription du pourtour intérieur

+ ANA + NISABTA + N + I + R + I +

Les croix en place de points prouvent que l'inscription est chrétienne: Les caractères sont du 2d ou bien du XVe siècle".

Noch vor Jahresschluß beantwortete Goethe die Aufmerksamkeit des gelehrten Niederländers durch obenerwähnten, jetzt in der k. Bibliothek im Haag sich befindenden interessanten Brief:

Monsieur,

en Vous remerciant bien vivement de la bague intéressante dont vous avez voulu orner ma petite collection, je hazarde une conjecture sur l'inscription intérieure, dont voici les chiffres

6 10
1 2 3 8 9 5 4 7 11 13 12 14 15
+ ANA + NISABTA + N + I + R + I +

Je crois trouver dans cette ligne une anagramme que j'ai taché de déchiffrer par les nombres marqués. On le lirait donc de la manière suivante

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
+ ANA + BABTISTA + I + N + R + I +

ce serait donc un crypto-anabaptiste qui aurait porté cette bague et qui se serait confessé par elle anabaptiste et chrétien.

On pourrait objecter à cette anagramme que l'N reste superflu et que le B à la sixième place devrait être un P. Mais peut-être l'N est l'initiale du nom du possesseur et pour le B au lieu du P il se trouverait bien d'exemples sur d'autres inscriptions.

Pour ne pas paraître, Monsieur, à Vos yeux tout-à-fait *Hardouin**) je n'ose pas toucher à l'inscription extérieure. Mais peut-être trouveroit-on parmi les symboles des anabaptistes un verset de la bible dont ces lettres servirent les initiales.

La bague a été portée fort longtemps, soit par un seul, soit par plusieurs possesseurs, les lettres extérieures, qui paraissent avoir eu au commencement la même profondeur des intérieures, étant très-effacées. Ce serait à un Zadig moderne de compter les années.

Je me tais sur quelques autres réflexions qui se présentent à l'aspect de cette relique intéressante, que je garde avec plaisir et que je porterai en Votre souvenir sans être anabaptiste ni trop chrétien. Monseigneur le Duc souhaite de Vous voir bientôt ici. Pour moi, je me hâterai, si des circonstances pourraient différer Votre tour à Weimar, de faire à Erfort Votre connoissance si longtemps désirée. Car si je ne me trompe fort je trouveroi en Vous la connoissance de plusieurs de mes connoissances et l'ami de mes meilleurs amis.

J'ai l'honneur de me souscrire Monsieur

Votre très-humble et trés-obéissant serviteur

Goethe**).

W., le 31. Dec. 1794.

*) Scherzende Anspielung auf einen in der Münzkunde sehr bewanderten gelehrten Jesuiten, geb. 1646, gest. 1729, dessen Paradoxien beim Erklären von Alterthümern ꝛc. ihn oft in große Unannehmlichkeiten verwickelt hatten.

**) Mein Herr! Indem ich Ihnen für den interessanten Ring, mit dem Sie meine kleine Sammlung gütigst geschmückt haben, bestens danke, wage ich eine Conjectur über die innere Inschrift, welche folgendermaßen lautet:

6 10
1 2 3 8 9 5 4 7 11 13 12 14 15
+ ANA + NISABTA + N + I + R + I

Ich glaube in dieser Zeile ein Anagramm zu finden, welches ich nach den beigefügten Zahlen zu entziffern gesucht habe. Man würde es in folgender Weise lesen:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
+ ANA + BABTISTA + I + N + R + I

Dies würde auf einen heimlichen Anhänger der Wiedertäufer hinweisen, der diesen Ring getragen hat, um sich dadurch als Wiedertäufer und als Christ zu bekennen. Man könnte gegen diese Auslegung einwenden, daß das eine N übrig bliebe, und daß das B an der sechsten Stelle ein P sein sollte. Vielleicht aber ist das N der Anfangsbuchstabe von dem Namen des Besitzers und für das B an Stelle des P könnte man noch manche Beispiele in anderen Inschriften vorfinden. Um in Ihren Augen, mein Herr, nicht ganz und gar als ein Hardouin zu erscheinen, wage ich nicht, an die äußere Umschrift zu rühren. Vielleicht findet sich aber unter den Symbolen der Wiedertäufer ein Bibelvers, dessen Worte mit diesen Buchstaben anfangen. Der Ring ist sehr lange Zeit getragen worden, entweder von einem einzigen oder von mehreren Besitzern, da die außen befindlichen Buchstaben, welche ursprünglich dieselbe Tiefe wie die innern gehabt zu haben scheinen, sehr verwischt sind. Die Jahre zu berechnen, wäre die Aufgabe für einen neuen Zadig. Ich schweige von einigen andern Betrachtungen, die mir beim Anblick dieser interessanten Reliquie aufstiegen; ich werde sie mit Vergnügen aufheben und zu Ihrem Andenken tragen, ohne ein Wiedertäufer, noch auch zu sehr Christ zu sein.

S. H. der Herzog wünscht Sie bald hier zu sehen. Ich, meinestheils, werde mich beeilen, wenn Umstände Ihre Reise nach Weimar aufschieben sollten, Ihre so lange ersehnte Bekanntschaft in Erfurt zu machen. Wenn ich mich nicht sehr täusche, werde ich in Ihnen den Bekannten mehrerer meiner Bekannten und den Freund meiner besten Freunde finden.

Ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen,

mein Herr,

als Ihr ganz unterthäniger und gehorsamer Diener

W., den 31. Dec. 1794. Goethe.

*) Brief von Herrn Goethe über meinen Ring und als Antwort auf den meinigen vom 8. 12. 94. Die Conjectur über den Ring, der nach seiner Ansicht einem heimlichen Anhänger der Wiedertäufer gehörte, ist sehr geistreich. Der Schluß des Briefes hat mir wenig Vergnügen gemacht. Ich nehme mir vor, ihm auf sein Geständniß, daß er nicht zu sehr Christ ist, mit einem andern Geständniß zu antworten, daß ich meinen Ruhm darin setze, es zu sein.

**) Er bemerkte gleich die Phrase „noch zu sehr Christ" und hat sie ebenso anstößig gefunden, wie ich. Wie soll es werden, wenn der Geheimrath eines Fürsten offen bekennt, daß er nicht zu sehr Christ ist. Das Christenthum ist am Ende die Wurzel aller Dinge und alle unsere Institutionen hängen damit zusammen.

Van Goens scheint durch diesen Brief sehr gegen Goethe eingenommen worden zu sein, denn gleich nach dem Empfang desselben, am 1. Jan. 1795, schreibt er in sein Tagebuch:

„Lettre de M. Goethe, au sujet de ma bague et en réponse à la mienne du 8. 12. 94. Sa conjecture sur la bague qu'il croit avoir appartenu à un Crypto-Anabaptiste, est très-ingénieuse. Le reste de sa lettre me fait peu de plaisir. Je me propose bien de répondre à son aveu qu'il n'est pas trop chrétien par un autre aveu, que je mets ma gloire à l'être".*)

Wenige Tage später theilte er den Brief einem hochgestellten Geistlichen mit; dieser „remarqua d'abord la phrase *„et pas trop chrétien"* et en est choqué comme moi. Comment iront les choses quand un conseiller privé d'un Prince professe hautement qu'il n'est pas trop chrétien. Le Christianisme est au bout du compte le pivot de tout, et toutes nos institutions y tiennent".**)

In den Aufzeichnungen des erzürnten Christen findet sich kein Beweis dafür, daß er die beabsichtigte zerschmetternde Strafepistel an Goethe gesandt habe. Dessen Beschäftigung mit der Redaction der venetianischen Epigramme, die in das Jahr 1795 fällt, spricht überdies durchaus nicht von Besserung in van Goens' Sinn.

Der fragliche Ring findet sich in dem von Goethes Secretär Schuchardt sehr sorgfältig ausgearbeiteten Katalog der Goethe'schen Kunstsammlungen nicht verzeichnet. Es ist entweder anzunehmen, daß er ihn seinem Sohn geschenkt, oder ihn gegen irgend eine andere Curiosität vertauscht habe. Vielleicht machen diese Zeilen den jetzigen Besitzer des Ringes auf dessen Antecedenzien aufmerksam, und wir hören durch ihn Näheres über das Schicksal der interessanten Antiquität.

Wir vernehmen noch, daß Goethes geistvolle Conjecturen über die Inschrift des Ringes nicht die rechten gewesen. Auf der vierten, unbeschriebenen Seite des Goethe'schen Briefes lesen wir von van Goens' Hand Folgendes:

Digitized by Google

Plusieurs années après j'ai trouvé de hazard la clé de l'inscription de la bague, sur laquelle tous les sçavans avoient épuisé en vain jusque là leurs conjectures. Elle se trouve dans un passage des Psaumes de Luther, dont j'ai pris note dans le temps. Cette note doit se trouver encore quelque part parmi mes papiers.

La bague tient à une superstition du XVI. siècle, que Luther, qui avoit engagé l'Electeur à organiser une visite de toutes les Paroisses et Ecoles de la Saxe, trouva établie partout parmi les maitres d'école et les paysans du pays. Ananisabta était un terme magique reconnu et repandu parmi tous ces gens.

Il se trouve des details ultérieurs à ce sujet dans un Recueil allemand publié en plusieurs volumes et intitulé"*)....

Den Titel dieses deutschen Buches scheint van Goens vergessen zu haben, denn seine Notiz bricht hier ab — mit ihr auch jede Erwähnung seines kurzen, wenn auch nur brieflichen Verkehrs mit Goethe; der fromme Christ dachte eben nicht christlich und nicht mild genug, um „den großen Heiden" verstehen und fassen, und dessen Ueberzeugung dulden zu können.

Wilhelm Berg.

Jesus Christus.

Von Gabriel Max.

Es wäre der deutschen Gründlichkeit würdig, ein gelehrtes Buch über die Geschichte der Heiligenmalerei als Beitrag zur Culturgeschichte zu besitzen. Wie man anfangs ebenso gut glaubte, als schlecht malte, dann trotz des festen Glaubens schöner und immer schöner malte, wie man endlich vortrefflich malt und den Glauben an seine eigenen Götterbilder dabei verloren hat, — das wären ebenso viele Abschnitte des zukünftigen Buches, und das letzte Capitel müßte vom neuesten „Jesus Christus", dem von Gabriel Max, handeln. Der universell gebildete Verfasser müßte daran erinnern, daß dieses Bild, ein schlichter Christuskopf, zur selben Zeit Modebild zu werden verstand, da Goveans gleichnemige Tragödie in alle Sprachen übersetzt wird, da die oberammergauer Passionsspiele in Surrogatgestalten durch die deutschen Städte wandern, da David Strauß gestorben ist und Rossini Kirchencompositionen schrieb.

Gabriel Max, der „Geistreiche", hat von all diesem Kenntniß, und es stellte sich demnach für ihn die Aufgabe folgendermaßen: Ich will wieder einen Erfolg erzielen. Gut. Aber ich will diesmal mit einem Christuskopf kommen. Also: wie habe ich diesen Kopf zu malen, um die Theilnahmslosigkeit des Publicums zu überwinden und „durchzuschlagen"? Apropos, das Bild muß auch schön sein; denn ich bin ein wirklicher Künstler und kein bloßer Virtuos.

Auf dunklem Grunde ist zwischen den Rahmenleisten eine uralte, vermoderte, geflickte, ausgefaserte Leinwand ausgespannt, das Schweißtuch der heiligen Veronica, welches erst das eigentliche Bildniß trägt. Viele Besucher begnügen sich in lobenswerther Bescheidenheit oder mit dem Kennerstolze eines Schnittwaarenhändlers, diese Unterlage des Kunstwerks zu bewundern und darüber zu staunen, wie dieser zerfallende Byssus mit all seinen Schmutz- und Blutflecken treulich wie im photographischen Apparat nachgeahmt ist. Anspruchsvollere gehen weiter und finden auf diesem mit viel Kunst hergestellten, häßlichen Grunde die Züge eines Mannes von idealer Schönheit; es ist der Typus des Heilandes, wie er sich im Lauf der Jahrhunderte langsam herausgearbeitet hat, vom vernünftigen Begriff zum darstellbaren Inbegriff aller geistigen und körperlichen Vollkommenheit, in umgekehrtem Verhältniß zum Dogma. Der Max'sche Kopf gehört wohl zu den schönsten Exemplaren aus der unzählbaren Menge seiner Gattung; ausgezeichnet ist er durch eine entschiedene Individualität, welche den lebendigen Träger dieses Hauptes recht gut als Haupt jener großen Revolution, als tragischen Helden erscheinen läßt. Vortrefflich ist auch die Miene grenzenlosen Weltschmerzes, zu der sich alle Linien dieses Angesichts vereinigen; diese zusammengepreßten Lippen, diese Farbe des Todes auf den Wangen, die eingerahmt werden von den schlaffen, blutfeuchten Haarlocken, die glänzende Dornenkrone, unter deren Spitzen lebendige Blutstropfen über die hohe Stirn hinunterfließen: Alles fordert zur Trauer auf über den Tod des Aermsten, dessen Antlitz mit gebrochenen Augen vor uns ruht.

Wir sind zur ersten Besichtigung des Werkes, da die Farben kaum getrocknet waren, geladen worden, und können dem gegenwärtigen Besitzer, einem strebsamen Kunsthändler, aufrichtig zustimmen, wenn er in begeisterten Worten den Kunstwerth seines neuen Bildes preist; doch fragen wir erstaunt, von welchen verborgenen Eigenschaften desselben er sich eine so sensationelle Wirkung auf unser irreligiöses Publicum verspricht. Da führt uns der sanguinische Herr mit einem geheimnißvollen Lächeln einige Schritte zurück, mit einem Lächeln, wie es der italienische Pfaffe verbergen mag, wenn er vor dem wundergierigen Volke das Blut des h. Januarius sich verwandeln läßt; nun läßt er uns wieder hinblicken und das Wunder ist vollendet. Mit schönen, weit geöffneten Augen blickt Jesus Christus uns an; nicht mehr die Jammergestalt des Gekreuzigten, ein Salvator Mundi ist er geworden, Siegesgewißheit in den Zügen, die Glorie um das Haupt.

Der Kritiker darf in einem solchen Moment die allgemeine Bewunderung nicht theilen, er darf weder vor dem Blute des h. Januarius, noch vor diesem Lebendig-Todten bestürzt auf die Kniee sinken; er muß wieder näher hinzutreten, und die Erscheinung mit der Unerbittlichkeit eines Gendarmen nach ihrem logischen Paß befragen. Das Hauptwunder, daß nämlich die Augen in der Nähe geöffnet, in einiger Entfernung geschlossen erscheinen, beruht auf einem recht derben, auf die Masse berechneten Kniff; die Augenlider selbst tragen die nöthige Zeichnung und sind daher einfach falsch gezeichnet, da weder die Erklärung, die Zeichnung sei der von oben fallende Schatten, noch die andre, sie sei das durch die transparenten Lider hindurchschimmernde Auge, natürlich genug ist. Das Oeffnen der Augen aber gibt allein schon dem Antlitz die vollständig veränderte Stimmung, und dieser wußte Max durch eine Menge kleiner Nebenwunder, d. h. Nebenkniffe nachzuhelfen; der alte Byssus muß da wo herum einmal gewaschen worden sein und wird so zur Glorie, die Dornenkrone wird zum Diadem, die Blutflecken im Antlitz sind so vortheilhaft vertheilt, daß sie den bleichen Zügen Lebensfarbe verleihen, und unterhalb ziehen sich die Risse und Altersspuren des Gewebes zu Linien zusammen, welche die Fortsetzung des Kopfes an Hals und Schultern andeuten. So wird es der Phantasie des entfernter stehenden Beschauers leicht gemacht, sich das früher todte Haupt des Schweißtuches zu einem vollständigen Weltenheiland zu ergänzen.

Der Künstler Max ist durch die seltene Verbindung von Schönheitssinn und Bizarrerie zu bekannt, dies Kunstwerk oder Kunststück durch Wahl des Stoffes und Behandlung zu eigenthümlich, als daß es nicht einige Aufmerksamkeit auf sich lenken sollte. Und wie so häufig, ist es das Zuviel auf einer Seite, das ein Zuwenig

*) Mehrere Jahre später habe ich zufällig den Schlüssel zu der Inschrift des Ringes gefunden, über welche bisher alle Gelehrten vergeblich sich in Conjecturen erschöpft hatten. Er findet sich in einer Stelle von Luthers Psalmen, von welcher ich einmal Notiz genommen habe. Diese Notiz dürfte sich noch irgendwo unter meinen Papieren vorfinden. Der Ring hängt mit einem Aberglauben des sechzehnten Jahrhunderts zusammen, welchen Luther, der den Kurfürsten zur Organisation einer Kirchen- und Schulvisitation in Sachsen veranlaßt hatte, überall unter den Schullehrern und der Landbevölkerung vorfand. „Ananisabta" war eine Zauberformel, die bei allen diesen Leuten anerkannt und verbreitet war. Weitere Details über diesen Gegenstand finden sich in einer in mehreren Bänden erschienenen deutschen Sammlung, betitelt .....

Digitized by Google

von Seiten der Kritik hervorruft; ohne den immerhin gelungenen Versuch, ein mittelalterliches Wunder- und Gnadenbild vor den Augen eines ironisch dreinblickenden Zeitalters aufzustellen, ohne die fatalen doppelten Augen würde der „Jesus Christus" gewiß den ungetheilten Beifall der Wenigen erhalten, bei denen „stets nur Urtheil gewesen" ist. Max zog allgemeines Staunen, Separatausstellung, Massenbesuch vor; wirklich soll das Bild nun in England ziemliches Aufsehn erregen, aber die obigen „Wenigen" dürften den Kopf in schweren Kunstsorgen schütteln.

Es ist charakteristisch für unsere verfahrene, schwankende und ideallose Halbcultur, mit welchen Mitteln geniale Köpfe den Sinn der Masse bei den alten Göttern zu erhalten suchen. Felice Govean erzielt eine seiner gerühmtesten Scenen, wenn er den Messias die bewunderungswürdige Heilung des Blinden — mit einer Lanzette vollbringen läßt; Gabriel Max sichert einem schönen Christuskopf nur dadurch Zulauf, daß er die Technik eines geschickten Betruges zum Besten und dem gebildeten modernen Beschauer Gelegenheit gibt zu folgendem Monolog: Wie dumm waren doch die Leute, die sich von solchen Wundern täuschen ließen! oh, welch herrliches Jahrhundert, dem ich angehöre! Und wie gescheidt bin ich, der u. s. w. — Der Rationalismus ist Herr und hält große Tafel; was Wunder, daß die Kunst, die ihren Mäcenas sucht, zu seinem Hofstaat schwört.

Am Ende, Max nimmt ja nur seine gerechte Rache an seinen Vettern von den andern Künsten; es gibt so viele Dichter, die mit ihren Worten blos zu malen und zu musiciren suchen, so viele Musiker, die dichten und malen wollen, daß die Maler, die dem Musiker und Dichter in's Handwerk pfuschen, nicht ausbleiben konnten. Gabriel Max hat schon mehr als eine Novelle, mehr als ein lyrisches Gedicht gepinselt; zur Abwechslung ist dies sein letztes Werk eine culturhistorische Monographie: „über das deutsche Christusideal, über frommen Betrug, antiken Byssus und einiges Andre".

Fritz Mauthner.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Gastspiel des herzoglich Meiningschen Hoftheaters.

II.

„Esther", ein Fragment von Grillparzer. — „Die gelehrten Frauen" von Molière.

Die zweite Vorstellung der Meininger bot außer dem Reize der Inscenirung, welcher allen ihren Aufführungen eigen ist, ein wirkliches literarisches Interesse dar. Durch dieselbe wurde dem Berliner Publicum die Bekanntschaft mit zwei sehr bedeutenden und ganz verschiedenartigen Dichtungen vermittelt, die vielleicht noch gar nicht, oder wenigstens sehr lange Zeit nicht in einer sehenswerthen Darstellung hierzulande aufgeführt worden sind.

Grillparzers „Esther" ist glücklicherweise ein Fragment geblieben. Ich glaube, daß eine Fortsetzung dieser wundervollen Dichtung, welche in der jetzigen Schlußscene des Dramas ihren Höhepunkt erreicht, weit hinter dem herrlichen Anfang hätte zurückbleiben müssen, und daß die mißliche Vollendung das schöne Fragment gefährdet haben würde. Vielleicht ist es nicht einmal richtig, Grillparzers „Esther" ein Fragment zu nennen. Nur in der Anlage des ersten minder gelungenen Actes ist die Absicht des Verfassers, ein größeres Drama zu schreiben, wahrzunehmen. Da ist ein Conflict indicirt zwischen den Anhängern der verstoßenen Königin Vasthi und der Partei Hamans, des Kämmerers, der nicht ausgetragen wird. Von dem durch die biblische Geschichte angedeuteten Conflict zwischen Haman und den Juden, der in seinen Consequenzen zu einem tragischen und sehr dramatischen Kampfe in Esther, der Jüdin und Gemahlin des Judenvertilgers Ahasverus, geführt hätte, ist in das Grillparzer'sche Drama auch nicht ein Keim gelegt. Diesen Conflict hat bekanntlich Racine in seinem dreiactigen Trauerspiele „Esther" dichterisch behandelt. Grillparzer hat sich darauf beschränkt, das Erwachen der Liebe in Ahasverus für die schöne Jüdin und die Erwiderung dieser Liebe durch Esther in seinem Drama zu schildern. Der 17. Vers des 2. Capitels im Buche Esther gibt die Handlung des Grillparzer'schen Dramas erschöpfend wieder: „Und der König gewann Esther lieb über alle Weiber, und sie fand Gnade und Barmherzigkeit vor ihm vor allen Jungfrauen. Und er setzte die königliche Krone auf ihr Haupt und machte sie zur Königin an Vasthi statt".

Die Erhebung Esthers zur Königin bildet einen vollkommen befriedigenden Abschluß; wenn der Zuschauer dieser Dichtung gegenüber Wünsche hegt, so richten sich dieselben nicht, wie ich schon sagte, auf die Fortführung dieser abgeschlossenen Liebesgeschichte, sondern sie bezwecken vielmehr noch eine Abkürzung der Dichtung. Die Einleitung im ersten Acte, welche auf Ereignisse berechnet war, deren Schilderung der Dichter unterlassen hat, könnte jetzt sehr erheblich beschränkt werden. Ein einfacher Bericht über die Verstoßung der Königin Vasthi und über den Plan Hamans, unter den schönen Mädchen des Landes eine neue Gemahlin für den verdrießlichen König zu finden, würde ausreichen. Man sehnt sich ungeduldig nach dem Zusammentreffen Esthers mit dem Könige, und das Zwiegespräch zwischen Beiden ist das ganze Stück. Dieses Zwiegespräch ist aber auch so innig empfunden, so einfach und rührend daß diese Dichtung neben dem unvergleichlichen dritten Acte von „Des Meeres und der Liebe Wellen" in ihrer holden Keuschheit als das Meisterwerk Grillparzers, als eine der reinsten Perlen der deutschen Dramatik zu bezeichnen ist.

Die Ausstattung dieses Dramas war prachtvoll und originell. Auf dem Theaterzettel stand — und vom Kritiker wurde es getreulich wiederholt, — daß für die Costüme und Decorationen „assyrische Waldsculpturen" consultirt worden seien. Bei meiner ungenügenden Ausbildung in der Archäologie habe ich das nicht verstanden. Sollten vielleicht Wandsculpturen gemeint sein? Denn soviel ist mir allerdings bekannt, daß die gelehrte Forschung unserer Tage durch die Ausgrabungen am Tigris und bei Ninive und durch die Befreiung der Trümmer von dem Jahrtausende alten Schutte, in den Inschriften und Sculpturen, mit welchen die Wände der alten Paläste bedeckt sind, ein reiches Material gefunden und über die Cultur der Assyrier ganz neue Aufschlüsse gegeben hat. Wenn ich mich irre, bescheide ich mich. — Von den Decorationen verdient namentlich die zweite, die in die Gluth der Abendsonne getauchte ländliche Scene bei Susa besonders hervorgehoben zu werden.

Die Aufführung der „Esther" ist das Beste, was wir von den Meiningern gesehen haben, Herr Nesper hat durch seine Darstellung des Ahasverus die Sympathien des Publicums, die er sich als „Hermann" erworben hatte, mit Recht gefestigt. Man darf nicht gerade an Sonnenthal denken, der diese Rolle zu seinen hervorragendsten Leistungen rechnet; aber innerhalb des Rahmens, den wir hier vor uns sehen, ist das Bild, welches uns Herr Nesper von Ahasverus gibt, in der Zeichnung und Farbe durchaus gelungen und wirkungsvoll. Nur auf eine Einzelheit möchte ich aufmerksam machen. Als der König Haman verabschiedet, um mit Esther allein zu bleiben, versucht Haman dennoch Zeuge der Unterredung zu bleiben.

„Du sollst nicht horchen, geh!"

sagt der König.

Haman.

Allein — . . .

König (milde).

Ich sprach.

Diese letzten Worte donnert Herr Nesper dem Kämmerer entgegen, so daß dieser erschrocken zusammenfährt und wie ein geprügelter Hund davonkriecht. Der Dichter hat ausdrücklich vorgeschrieben, daß der Befehl des Königs „milde", d. h. wahrhaft königlich geschehen soll. Ich vermuthe, daß in der Rolle des Herrn Nesper sich ein Schreibfehler befindet und „wild" steht.

Als Esther haben wir zwei Künstlerinnen gesehen. Frau von

Digitized by Google

Moser-Sperner ist die begabteste und fertigste Schauspielerin des Meiningen'schen Ensembles, und gerade die Rolle der Esther ist ihre Glanzleistung. Sie spielt dieselbe mit einer herzgewinnenden Innigkeit. Der rauschende Beifall, den sie fand, war durchaus verdient. Ebenso freundlich wurde die andere Darstellerin, Fräulein Hedwig Dohm, vom Publicum aufgenommen. Es wäre eine Ungerechtigkeit sonder gleichen, die Leistung einer jugendlichen Anfängerin mit der einer künstlerisch reifen Schauspielerin, die seit Jahren auf den Brettern steht, absolut zu vergleichen. Das Debüt des Fräulein Dohm will an sich betrachtet sein. Es war eine Talentprobe und diese ist durchaus zu Gunsten der anmuthigen Kunstnovize, die vor einigen Wochen zum ersten Male die Bühne betreten hat, ausgefallen. Und wie mußte die an sich schon erklärliche Befangenheit der Debütantin noch erhöht werden durch das Bewußtsein, daß sie in ihrer Heimatsstadt zum ersten Male auftrat, vor einem Parquet, mit dem sie zum größten Theile früher in gesellschaftlichem Verkehr gestanden hatte, und das sich nun plötzlich als befugter Richter ihr gegenüberstellte! Die Darstellung der Esther durch Fräulein Dohm zeigte denn auch einige natürliche Mängel, aber zum Glück Mängel an Dingen, die sich erlernen lassen, die man zwar nicht in einigen Wochen erlernen kann, die eine kluge und talentvolle Künstlerin aber erlernen wird. Ich meine vor allen Dingen den richtigen Gebrauch und die Berechnung der Stimmmittel. Die erste Scene bewies deutlich, daß das melodische Organ, ohne gerade sehr stark zu sein, zur Darstellung naiver und sentimentaler Rollen doch vollkommen genügend ist. In der zweiten Scene, die sie am besten spielte, sprach Fräulein Dohm leider zu leise. Auf das naiv-sentimentale Fach ist die noch blutjunge und schöne Künstlerin durch ihre ganze Erscheinung, durch die zarte mädchenhafte Gestalt und das feingeschnittene Gesicht mit den großen ausdrucksvollen Augen schon von der Natur hingewiesen. Durch stürmischen Applaus dankte das Publicum der jungen Künstlerin für das Gebotene und gab ihr einen ermuthigenden Geleitbrief auf den Weg, den sie so glücklich beschritten. Die Kritik befindet sich in der angenehmen Lage, in beiden Punkten mit dem Publicum übereinzustimmen.

Vor der Darstellung des Haman stehe ich wie vor einer Unbegreiflichkeit. Haman ist „ein hoher Staatsbeamter, ein Musterbild von diplomatischer Vorsicht und Eigennützigkeit. Sich nirgendshin vergeben, Alles einleiten, für gar Nichts die Verantwortlichkeit übernehmen, für Alles aber sich den Lohn sichern, wenn der Erfolg eintritt — das ist sein Wesen, reiflichst vom Dichter gezeichnet". So charakterisirt Laube die Figur des Kämmerers und so erschien sie mir in der meisterhaften Darstellung Lewinskys. Diesen Haman habe ich nicht wiedererkannt.

* * *

Während unser deutsches Theater der modernen Production in Frankreich die größte Aufmerksamkeit schenkt, — zum Theil mit vollem Rechte, denn das blöde Schimpfen auf die sittenlosen Franzosen beweist nichts als die Geschmacklosigkeit oder Unkenntniß derer, die sich ereifern —, scheint man ganz vergessen zu haben, daß in demselben Lande in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein königlicher Tapezierer-Kammerdiener, Namens Hans Poquelin, unter dem Namen Molière verschiedene recht brauchbare Komödien geschrieben hat. Es ist ein großes Verdienst der Meininger, daß sie durch Aufführung einiger Molière'schen Stücke das Publicum daran wieder einmal erinnern.

Zu einer vollen Wirkung werden es die Molière'schen Stücke bei uns allerdings nicht bringen können. Aus zwei Gründen nicht: erstens fehlt dem Deutschen die verständnißvolle Pietät, welche der Franzose seinem Lieblingsdichter entgegenbringt, und zweitens schädigt die Uebersetzung die Molière'sche Dichtung in erschreckender Weise. Von der Tiefe, Leichtigkeit und Anmuth der Molière'schen Verse kann in der deutschen Uebersetzung, namentlich, wenn sie sich darauf capricirt auch Verse machen zu wollen, nahezu Nichts gerettet werden. Molière ist aber ein echter Schriftsteller. Nicht nur in der Charakteristik, nicht nur in der Scenenführung zeigt sich das dramatische Genie, auch in der sprachlichen Form, in dem prächtigen Ausdrucke der Empfindung, im Wohllaute seiner Verse, die sich scheinbar ohne alle Arbeit, wie von selbst aneinanderreihen, offenbart sich der große Dichter. Den Uebersetzern ist der Reiz und die Bedeutung der Molière'schen Verse nicht entgangen; sie sind daher zu dem, wie ich glaube, irrigen Schlusse gekommen, daß sie nun auch reimen müßten. Die Versuche, welche ich kenne, so verdienstvoll sie an sich auch sein mögen, haben mich in der Auffassung immer nur bekräftigen können, daß es unmöglich ist, für den Molière'schen Vers den gereimten deutschen Vers als Ersatzmann zu stellen. Der Uebersetzer kommt durch die Nothwendigkeit, reimen zu müssen, stets in die mißliche Lage, sich helfen zu müssen. Die Nothreimereien führen zu Unklarheiten der Uebersetzung, verwischen das scharfe Gepräge der Molière'schen Form und klecksen häßliche Ueberflüssigkeiten an die schöne Einfachheit. Nichts aber beleidigt ein empfindliches Ohr mehr, als diese Wortanhängsel, welche behufs des Reimens angebracht werden. Der merkliche Reim, auf den schon zu Beginn des Verses sichtbar losgesteuert wird, ist das untrüglichste Zeichen der dilettantenhaften Mittelmäßigkeit in der Dichtung; und daher bilden sich auch aus den großen Dichterwerken Molières in der gereimten Uebersetzung immer ungelenke Stümpereien, welche den Genuß, den das wahre Kunstwerk gewährt, von vornherein ausschließen.

Und nun vollends der Alexandriner im Deutschen! Daß die Uebersetzer sich nicht klarmachen, welcher Unterschied besteht zwischen dem deutschen und dem französischen Alexandriner! Der französische Alexandriner ist diejenige Versform, welche der Prosa am nächsten kommt; der deutsche diejenige, welche der Prosa am fernsten steht. Die neueren Dichter in Frankreich, namentlich Alfred de Musset und Victor Hugo, haben es durch die Verschiebung der Cäsur und durch die sinnliche Verbindung der Endreime mit den Anfangsworten des folgenden Verses, sowie durch die um den Bau des Verses gänzlich unbekümmerte Construction der Satzperioden dahin gebracht, daß man ganze Stellen Alexandriner vorlesen kann, ohne daß der Hörer merkt, ob man Prosa oder Verse vorliest*). Der französische Alexandriner entspricht eben dem Verlangen nach dem natürlichen und ungezwungenen Ausdrucke in der poetischen Form am besten. Beim deutschen ist gerade das Entgegengesetzte der Fall. Sowie ich in deutscher Sprache die langweilige Cäsur nach dem dritten Versfuße und die unglaublich ermüdende Regelmäßigkeit in der Ablösung der männlichen und weiblichen Reimpaare nur fünf Minuten höre, überkommt es mich, als ob ich eine Gelegenheitsdichtung zu einem Polterabende anzuhören verurtheilt wäre. Und das soll Molière sein?!

Unsere dichterische Sprache, welche vor der französischen den unermeßlichen Vorzug hat, ungereimte Verse zu kennen, besitzt in dem fünffüßigen Jambus, den alle dramatischen Dichtungen höheren Stiles angenommen haben, den natürlichen Vertreter des französischen Alexandriners. Mir ist es unbegreiflich, daß man diesem natürlichen Vertreter aus dem Wege geht und immer wieder und wieder zu seiner plumpen Caricatur, zum deutschen Alexandriner zurückgreift. Kleist hat sogar den Versuch gemacht, das einzige Stück Molières, welches in freien Versen geschrieben ist, „Amphitryon", in deutschen Jamben wiederzugeben. Und wie ist ihm das gelungen! Wer nur einmal die von Kleist übersetzten Scenen des „Amphitryon" mit dem Molière'schen Lustspiele verglichen hat, wird sich sagen müssen, daß es nicht möglich ist, die Molière'sche Form treuer, schärfer und poetischer, mit einem Worte Molière'scher wiederzugeben als dies dem deutschen Dichter hier gelungen ist.

„Die Gelehrten Frauen" machen daher in der Uebersetzung einen viel veralteteren und spießbürgerlicheren Eindruck als im Original; und daß sich unter der großen Anzahl gereimter Verse sehr viele befinden, die auf classische Vollendung in der Form keinen Anspruch machen, wird man begreifen. So ist das deutsche Lustspiel, welches wir hier bei den Meiningern gesehen haben ein ganz anderes, als das, über welches wir im théâtre français so oft herzlich gelacht haben.

Auf dem Zettel steht, das Stück sei bearbeitet von Dr. Julius Werther. Von der Bearbeitung habe ich Nichts wahrgenommen. Es sind einige Striche angebracht — für ein deutsches Publicum, das zum größten Theile Molière nicht genügend kennt und deshalb auch nicht genügend liebt, hätte man noch unbarmherziger streichen können —, und der vierte und fünfte Act sind zusammengezogen. Im Uebrigen ist das Stück einfach übersetzt.

*) Um ein Beispiel anzuführen, will ich aus „Namouna" von Alfred de Musset hier einige ganz correcte Alexandriner citiren, ohne dieselben jedoch durch die gewöhnliche Form, in welcher Verse gedruckt werden, zu markiren. Wenn der Leser nicht darauf aufmerksam gemacht wäre, daß es eben Verse sind, würde er ihm schwerlich aufgefallen sein: Considérez aussi que je n'ai rien volé à la bibliothèque; — et bien que cette histoire se passe en Orient, je n'en ai point parlé. Il est vrai que, pour moi, je n'y suis point allé. Mais c'est si grand, si loin! — Avec de la mémoire on se tire de tout: allez voir pour y croire."

Digitized by Google

Die Meininger spielen die übermüthige Komödie mit großer Wärme — mit zu großer, wie mir scheint. Die Wirkung der Dichtung würde durch eine discretere Behandlung sehr gewinnen. Es ist, wie ich aus verschiedenen Zeitungsstimmen vernommen habe, hier der Glaube verbreitet, daß die Schauspieler des théâtre français die Molière'schen Lustspiele ganz possenhaft behandeln. Die Sache hat ihre Richtigkeit für einige Stücke, nämlich für die Possen. Den „médecin malgré lui", den „bourgeois gentilhomme", die „précieuses ridicules", die „fourberies de Scapin", „Monsieur de Pourceaugnac" etc. geben sie allerdings ebenso burlesk, wie sie geschrieben sind, aber die feinen Lustspiele „Misanthrope", „Tartuffe", „L'école des femmes", „Les femmes savantes" werden keineswegs in possenhafter Darstellung zur Aufführung gebracht. Molière hat ja auch so viel für die Komik gethan, daß der Schauspieler nichts hinzuzufügen braucht. Es wirkt ohnehin genug.

Bei der Aufführung der „gelehrten Frauen" tritt die von mir so oft betonte Eigenthümlichkeit der Meininger am störendsten hervor — ich meine die Vielbeschäftigung der Darsteller. Das beabsichtigte Streben, die Natürlichkeit auf der Bühne wiederzugeben, führt zur größten Unnatur. Gleich in der ersten Scene fällt dies auf. Armande und Henriette discutiren über die heikle Frage, ob sich ein junges Mädchen verheirathen solle oder nicht. Jedes der jungen Mädchen äußert seine Ansicht mit großer Klugheit und großer Gewandtheit. Diese Scene wird im théâtre français ganz einfach, ohne alle geistreichen Details gegeben. Wenn Armande spricht, hört Henriette zu, und wenn Henriette spricht, hört Armande zu; und sie müssen zuhören, weil sie gut antworten. Hier aber stürzt Armande sofort über einen großen Folianten her und blättert, während Henriette spricht, in diesem dicken Buche so geschäftig, daß sie offenbar, wenn sie nicht die Vielseitigkeit eines Napoleon besitzt, der gleichzeitig lesen und schreiben konnte, nicht im Stande ist, dem zu folgen, was ihre jüngere Schwester ihr sagt. Ihre gleichwohl treffenden Antworten sind daher überraschend, beinahe unglaublich. Und während Henriette wieder einen Einwurf erhebt, legt Armande das große Buch bei Seite, blättert in einem kleinern, taucht die Feder in die Tinte, kurz und gut, scheint ganz und gar mit ihren gelehrten Schrullen beschäftigt zu sein, anstatt an das zu denken, was ihrem Herzen doch in diesem Augenblicke am nächsten steht, nämlich daran, daß ihre jüngere Schwester ihr ihren frühern Geliebten wegkapert. Es wäre vortheilhafter, wenn alle diese ausgeklügelten Nüancen wegblieben; denn sie sind, wie gesagt, erstens nicht wahr und zweitens zerstreuen sie das Publicum, das in seiner Unbefangenheit annehmen muß, Armande habe in dem großen Buche irgend Etwas zu suchen, das für die Entwicklung von Belang sein könnte; an den bloßen Studiereifer eines überspannten Frauenzimmers glaubt man in diesem Augenblicke nicht.

Im Uebrigen ist das Stück mit großer Lebendigkeit inscenirt und die muntere Darstellung des Ganzen verdient warme Anerkennung. Mit dem Arrangement der beiden Hauptscenen bin ich nicht ganz einverstanden. Als Chrysale seiner Wuth über den gelehrten Unsinn, der in seinem Hause getrieben wird, und den er lange genug schweigsam mit angesehen hat, endlich Ausdruck gibt, als er namentlich gegen seine Frau loswettert, und doch als armer Pantoffelheld mitten in der Wuth immer noch Fassung genug besitzt, um im Augenblicke der Gefahr den Strom seines Zornes auf seine harmlose Schwester hinüberzuleiten — in dieser meisterhaften Scene tritt der Meininger Darsteller einen Rundlauf über die ganze Bühne an. Er wendet sich zuerst zu seiner Frau, die links sitzt, bewegt sich dann langsam, indem er immer weiter spricht, zu seiner Schwester, die rechts sitzt, und kehrt endlich vor den Souffleurkasten zurück. Durch diese Bewegung wird die ganze Scene unruhig, und die Wirkung der prächtigen Rede Chrysales wird beeinträchtigt. Die einfachere und nüchternere Inscenirung, welche Molière selbst vorgeschrieben, und die Tradition des théâtre français auf uns überbracht hat, ist ungleich bühnengerechter. Da steht Chrysale einfach in der Mitte, seine Schwester rechts, seine Frau links, und es genügt für ihn, einfach den Kopf von seiner Frau zu seiner Schwester hinüberzuwenden, um die an seine Frau adressirten Grobheiten scheinbar an seine Schwester zu richten. Das ist einfacher und ungleich komischer.

In der Vorlesungsscene sitzt die verständige Henriette — bei den Meiningern — unmittelbar hinter der Gruppe der überspannten Schöngeister und muß daher an den Vorgängen in ihrer nächsten Nähe auch Antheil nehmen. Sie moquirt sich also pantomimisch über die schlechten Verse, welche Trissotin zum Besten gibt, und über den Enthusiasmus, den diese bei den Ihrigen hervorrufen. Im théâtre français ist Henriette von den Uebrigen durch die größtmögliche Distance getrennt. Die drei verzückten Weiber und Trissotin haben auf der äußersten Rechten der Bühne Platz genommen; auf der äußersten Linken, ganz abgesondert von den Uebrigen, sitzt Henriette, mit dem Ausdrucke der größten Apathie und ohne sich im mindesten um die Vorgänge, welche die Uebrigen in Anspruch nehmen, zu bekümmern. Molière hat das auch durch den Text klar markirt. Nachdem Trissotin die Lectüre seines ersten Gedichtes vollendet hat — das zweite ist verständigerweise gestrichen —, und Henriette während der ganzen Zeit auch nicht ein Wörtchen gesagt hat, sieht sich Trissotin veranlaßt, die Schweigsame zu interpelliren, um aus ihr, wo möglich, ein Compliment herauszuziehen

Trissotin.
Peut être que mes vers importunent Madame?

Henriette.
Point. Je n'écoute pas.

„Ich höre gar nicht zu." Daher wirkt es auch so außerordentlich komisch — die Meininger haben dieses Detail übersehen —, wenn Bélise zu Anfang der Scene, während die drei Frauen beständig schwatzen und Henriette allein theilnahmslos schweigt, dieser Schweigsamen zuruft: „Silence, ma nièce!"

Diese Aufforderung zur Ruhe ist in der Meininger Darstellung irrthümlicherweise von Bélise an Armande, die mitschwatzt, gerichtet; dadurch geht eine komische Pointe verloren.

Auf noch ein anderes Mißverständniß möchte ich die Regie aufmerksam machen. In der zweiten Scene des vierten Actes (im Original) hat Clitandre eine längere Auseinandersetzung mit Armande. Der Darsteller richtet dieselbe anstatt an die frühere Geliebte, an die Mutter Philaminthe. Auch den Zusatz, das Wiederauftreten der Philaminthe am Schlusse des dritten Actes, halte ich für entbehrlich.

Die Decoration war sehr richtig und anheimelnd durch ihren gemüthlichen Charakter. Auch die Costüme waren treu copirt, nur der Kopfputz der Damen übertrieben. Das rosa Stutzercostüm des Dichters Trissotin halte ich nicht für richtig. Trissotin, der dem Gelehrtenstande angehört — man weiß, daß Molière mit dieser lächerlichen Figur den Abbé Cotin copirte; bei der ersten Vorstellung war Trissotin auch als Tricotin bezeichnet —, trägt das schwarze Costüm mit schwarzen Strümpfen, schwarzem Käppchen und schwarzem Mantel. So erscheint er auf der Bühne des théâtre français, das in dieser Beziehung maßgebend ist, und so ist es auch dargestellt auf den verschiedenen Bildern, die von der 5. Scene des III. Actes existiren. Von der bizarren Zusammenstellung des hellrosa Sommercostümes mit einem Muffe, den man doch wohl auch zur Zeit Ludwigs XIV. nur im Winter getragen hat, hatte man am zweiten Abende Abstand genommen.

Von den Darstellern gefiel mir am besten Herr Chronegk-Trissotin, der allerdings auch des Guten zuviel that, aber doch sehr komisch wirkte. Die Darstellerin der Armande sprach viel zu geziert. Gerade, wenn die Ueberspanntheiten einfach und ungeziert vorgetragen werden, merkt man erst recht, wie toll sie sind. Chrysale, den bei der ersten Aufführung Molière selbst gespielt hat, Henriette, die Rolle seiner Frau der schönen, geistvollen und treulosen Armande Béjard, und die Dienstmagd Martine, welche Molières Dienstmagd Martine spielte, gehören zu den dankbarsten Rollen des Lustspielrépertoires. Es gehört mehr Talent dazu, sie zu verderben, als erträglich zu spielen.

Nur eine Scene dieses Lustspiels erinnert an die Zeit, in welcher es entstanden ist, die Gelehrtenzänkerei zwischen Trissotin (Cotin) und Vadius (Ménage). Diese Grobheit der Dichter und Gelehrten existirt bekanntlich nicht mehr. Wenn heutzutage zwei Docenten aneinander gerathen, beschränken sie sich darauf, in der Zeitung sich mit den liebenswürdigsten Wörtern der deutschen Sprache zu tractiren, beschweren und verklagen sich beim Ministerium, verschwinden hinter dem Ministerialfrack und sagen tapfer: Also urtheilt die Behörde! Im Uebrigen hat das Stück an Actualität nichts eingebüßt. Oder sollte wirklich Chrysales Rede über den gelehrten Schnickschnack der Weiber heutzutage antiquirt sein?

Il n'est pas bien honnête, et pour beaucoup de causes,
Qu'une femme étudie et sache tant de choses.
Former aux bonnes moeurs l'esprit de ses enfans,
Faire aller son ménage, avoir l'oeil sur ses gens

Digitized by Google

Et régler la dépense avec économie,
Doit être son étude et sa philosophie.
Nos pères, sur ce point, étoient gens bien sensés,
Qui disoient, qu' une femme en sait toujours assez,
Quand la capacité de son esprit se hausse
A connoître un pourpoint d'avec un haut-de-chausse.
Les leurs ne lisoient point, mais elles vivoient bien;
Leurs ménages étoient tout leur docte entretien;
Et leurs livres, un dé, du fil et des aiguilles,
Dont elles travailloient au trousseau de leurs filles.
Les femmes d'à-présent sont bien loin de ces moeurs;
Elles veulent écrire et devenir auteurs."

Gewiß ein beschränkter Standpunkt! Aber es läßt sich nicht leugnen, daß das Alles zum mindesten recht hübsch gesagt ist. Liebespaare, die so verständig, einfach und natürlich sind wie Clitandre und Henriette, mögen auch nicht zu Dutzenden herumlaufen. „Aber," sagt Auger, „in welchem Jahrhunderte hat es deren viele gegeben? An überspannten Weibern, wie Philaminthe und Armande, leiden wir aber keinen Mangel. Wir haben deren in der Politik, in der Romanliteratur, die gerade so eitel, gerade so stolzbeinig und gerade so ausschließlich wie ihre Vorbilder sind. Trissotins findet man überall. Sie laufen zu Dutzenden herum und geben an Lächerlichkeit ihrem erlauchten Ahnherrn nichts nach". Ist es auch möglich, einen Typus erschöpfender zu charakterisiren, als Molière Trissotin durch den Vers geschildert hat:

On cherche ce qu'il dit après qu'il a parlé?

Wenn man sich recht umsieht, würde man vielleicht heutzutage noch einen Chrysale finden, einen jener gutmüthigen Ehemänner, die sich von der Frau am Gängelbande leiten lassen.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Pessimisten sind wunderliche Leute, werden ihres Daseins nicht froh und möchten auch Anderen gern ihr Leben verleiden. Man begegnet ihnen in jedem Stande, wenn sie auch in der Politik und Publicistik am gefährlichsten sind. Niemand wird sich darüber wundern, daß ein durch die Uebung verwilderter Todtengräber in der Cholerazeit das Anschwellen der Sterbelisten als einen Vortheil für sein Gewerbe ansieht. Schlimmer schon stand es mit jenem pariser Arzt, der bei einer Consultation den Patienten im Widerspruch mit anderen Herren der Facultät für verloren erklärt hatte und als er, am andern Tage vorfahrend, den Tod des armen Kranken vom Portier erfuhr, sich mit dem Ausruf abwandte: Ah le gaillard, je l'avais bien dit! Die Aeußerung war gewiß nicht sehr human, aber auch Doctoren gewöhnen sich, die menschlichen Leiden als ein Object des Studiums zu betrachten, das sie kalt läßt. Am schwierigsten jedoch ist der Versuch, sich in die Gemüthslage derjenigen hineinzudenken, die, weil sie leichtgläubig oder der Himmel weiß unter welchem Impuls eine mehr oder weniger nahe Katastrophe vorhergesagt haben, beispielsweise einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, jede friedlich klingende Nachricht als eine Niederlage empfinden, jedes halbwegs schlimme Symptom dagegen triumphirend hervorheben, beziehentlich übertreiben. Es gehen jetzt zum mindesten 40000 bis 50000 brave Deutsche in der Sonne spazieren, die bei dem Ausbruch eines neuen Völkerkampfes mit ihrem Blut die französische Erde färben werden. Diese Betrachtung erscheint jenen Herren von der kriegerischen Feder untergeordnet und sie trösten sich im besten Fall mit der einem höheren Militär nacherzählten aber wahrscheinlich nur auf seine Rechnung gesetzten Reflexion, daß derselbe Krieg später 100000 Opfer kosten würde. In Wahrheit kommt es für die aus Rand und Band gerathene Journalisterei nur darauf an, daß sie Recht behält. Die sublime Weisheit soll allerdings jetzt darin gipfeln, daß der Krieg ein Vortheil für die Menschheit sei, deren Fortschritte mit diesen unerläßlichen periodischen Aderlässen gleichen Schritt hielten. Man versichert, die Theorie sei wirklich in gewissen Köpfen neuerdings aufgetaucht, aber sie glänzt jedenfalls nicht durch Neuheit. Der Erfinder dieser erhabenen Idee war ein finsterer Jesuitenfreund, der Savoyarde Joseph de Maistre, der in seinen berüchtigten „Petersburger Abenden" die Lehre entwickelte, die ganze Menschheit sei schuldbeladen und schon hinieden einer ewigen Strafe verfallen. Die Erde ist ihm ein ungeheuerer, in Blut getränkter Altar, wo Alles, was lebt, ohne jegliches Erbarmen geopfert werden muß, bis zur Vollendung der Dinge, bis zur Vernichtung des Uebels, ja des Todes durch den Tod. Aber das sichtbare Anathema trifft vor Allem den Menschen selbst. Der Henker ist denn auch eine hervorragende, prädestinirte Figur, durch ein besonderes Fiat! geschaffen. Aber er ist doch nicht der bevorzugte Träger des großen destructiven Weltgeistes. Dieser Ruhm gebührt dem Soldaten, und der göttliche Krieg vollbringt die geheimnißvolle Buße, welcher sich kein irdisches Wesen entziehen kann. Das Alles ist nicht etwa die Ausgeburt eines Fieberparoxysmus, der leere Traum eines Kranken, wie der römische Dichter sagt, sondern der Inhalt harmloser Gespräche zwischen drei guten, wenn auch etwas klericalen Christen, deren einer der mystische Verfasser und hochgeborene Graf de Maistre selber ist. Es versteht sich, daß unsere Kriegsspropheten seine Theoreme als verrückte Einfälle eines ultramontanen Sonderlings abweisen werden. Man sieht aber, wohin der Pessimismus um jeden Preis führen kann. Vielleicht schlägt er indessen bei uns morgen in das Gegentheil um und läßt Alles wieder rosig erscheinen. Spiritus ubi vult spirat, heißt es in der Bibel, was man im Zeitungsdeutsch etwa so wiedergeben kann, daß der publicistische Wind unberechenbar ist. Jedenfalls hat sich wieder gezeigt, daß die Moral nicht einfach ist, sondern beiläufig vier Sittengesetze existiren, ein politisches, ein journalistisches, ein finanzielles und ein gewöhnliches. Das politische schwebt in einer unserem Gesichtskreise entrückten Höhe. Das journalistische kann der Charakteristik entrathen, denn es identificirt sich mit dem ersten. Das finanzielle Sittengesetz endlich findet in den Usancen der Börse seinen Ausdruck. Was in dem einen oder andern dieser drei Kreise geschieht, darf mit der Elle bürgerlicher Moral nicht gemessen werden. Wie viel Raum für die letztere bleibt, ist uns nicht klar ersichtlich. Sollte der Leser Kenntniß davon haben, würde eine freundliche Anzeige in der Expedition dieser Blätter mit Dank empfangen werden.

* * *

Vom Büchertisch.

Von Karl Biedermanns culturhistorischem Werke: **Deutschland im 18. Jahrhundert** liegt uns nunmehr die zweite Hälfte des zweiten Theiles vom zweiten Bande — eine etwas complicirte Eintheilung — vor, welche die Zeit von 1741 bis zum Ende des Jahrhunderts behandelt. (Leipzig, Weber 1875.) Der bekannte Culturhistoriker gibt darin die Fortsetzung der Schilderung der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des 18. Jahrhunderts. In breitem Umriß wird der Einfluß Friedrich des Großen und der seiner Thaten auf die deutsche Literatur, die Wirksamkeit Lessings, die Sturm- und Drangperiode, die Bedeutung Herders gezeichnet. Der Autor bereitet so den Boden vor für eine Darstellung der eigentlich classischen Periode unserer Literatur, für die Wirksamkeit Schillers und Goethes. Ueberall bemüht er sich — und mit Erfolg — die Erscheinungen des literarischen Lebens unserer Nation im vorigen Jahrhundert, unter den culturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu rücken, so daß wir gewiß mit dem nahen Abschluß des Werks eine durchaus verdienstvolle Leistung zu verzeichnen haben werden. —

Einen **rein philosophischen** Charakter trägt das Werkchen von **Hermann Klee** (Redacteur der „Post"): **Grundzüge einer Aesthetik nach Schopenhauer.** (Berlin, Duncker.) Ein wohlgelungener Versuch, die reichen Gedanken und eigenthümlichen Anschauungen Schopenhauers über die Kunst systematisch darzustellen, sie aus dem Ganzen seiner Philosophie herauszuschälen. Da sich bisher die Philosophie Schopenhauers zwar einer die Totalität ihres Systems in's Auge fassenden Aufmerksamkeit erfreute, die speciellen Zweige derselben indessen bis jetzt weniger berücksichtigt wurden, so ist das Unternehmen des Autors gerechtfertigt und dazu angethan, Verständniß für die Schopenhauer'sche Philosophie zu erwecken.

Wir bringen noch einige **philosophische** Schriften zur Anzeige:

Digitized by Google

Eine Untersuchung des menschlichen Verstandes von David Hume, übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. II. Aufl. Der Verfasser schickt dem Buche eine knappe Lebensbeschreibung seines Philosophen voran. Das Werk gehört zu der Sammlung der Hauptwerke der Philosophen alter und neuer Zeit (Bd. 13), welche unter dem Namen „Philosophische Bibliothek" bei Koschny in Leipzig erscheint.

W. Oehlmann, die wissenschaftliche Ueberzeugung, ihre Stufen und Schranken, mit besonderer Bezugnahme auf Helmholtz. (Köthen, Schettler.)

S. Naschér (jüdischer Prediger in Berlin): Wissenschaftliche Vorträge. I. Die moralische Wirkung der Kunst. II. Die Faustdichtung von Goethe und Lenau. III. Der Einfluß der deutschen Philosophie auf die deutsche Volksbildung. (Berlin, Lüderitz.)

Utopistisches humanistisch-realistisches Universal-Gymnasium. Unmaßgebliche Einfälle von K. Städler. (Berlin, Wedekind und Schwieger.)

Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 23. Januar 1875 von Prof. Förster. (Berlin, Dümmler.) Ein Muster von mathematischer Tiefe, Exactheit und Klarheit in Behandlung eines scheinbar so wenig mathematischen Stoffes.

Athenäum. Monatsschrift für Anthropologie, Hygieine, Moralstatistik, Bevölkerungs- und Culturwissenschaft, Pädagogik, höhere Politik und die Lehre von den Krankheitsursachen. Herausgegeben von Ed. Reich. I. Jahrgang, I. Heft. (Jena, Costenoble.) Die Schrift gibt sich als: „Organ des legalen Directoriums der kaiserlichen Leop.-Carol.-Akademie".

Einem durchaus historischen Bedürfnisse dient Karl Schlossers neuester Geschichtskalender (VI. Jahrgang), der die Ereignisse von 1874 in bekannter Weise behandelt. (Frankfurt a. M., Rommel.) In bündiger Kürze und mit gewissenhafter Genauigkeit werden die Thatsachen aller Länder der Erde verzeichnet, auch Auszüge aus wichtigen diplomatischen Correspondenzen und parlamentarischen Verhandlungen gegeben, so daß sich dies Werk als Nachschlagewerk als ganz besonders zweckmäßig empfiehlt.

Eine besondere Form der Geschichtsschreibung bildet die Biographie, auf deren Gebiet wir ein bemerkenswerthes Unternehmen zu verzeichnen haben: die „Badischen Biographien", herausgegeben von Fr. von Weech, Archivrath am großherzoglich badischen Generallandesarchiv, die gewissermaßen eine neuere Geschichte Badens ersetzen sollen. Es liegen die beiden ersten Theile vor. (Heidelberg, Bassermann.) Der als Historiker bewährte Verfasser erhielt die erste Anregung zu seinem Unternehmen durch den ehrenvollen Auftrag der historischen Commission zu München, für die „Allgemeine deutsche Biographie" — eine Idee Rankes — eine Anzahl von Lebensbeschreibungen badischer Staatsmänner zu übernehmen. Wir wünschen dem verdienstvollen Werke rüstigen Fortgang.

M.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Professor Ad. Wagner, der offenbar nur sehr ungern das Publicum mit seinen persönlichen Angelegenheiten behelligt, beehrt uns mit folgender Zuschrift.

Berlin W., 23 Genthiner Str., 28. April 1875.

Geehrte Redaction!

In Bezug auf die Aeußerungen über mich in Ihren Artikeln in Nr. 10 vom 6. März, S. 155, unterzeichnet „Optimus", und in Nr. 13 vom 27. März, unterzeichnet „Johannes Berg", ersuche ich Sie um die Aufnahme folgender thatsächlicher Berichtigungen in die nächste Nummer Ihres Blattes.

1) Die „literarische Gegnerschaft", die ich gegen Herrn Dr. Dühring in Conrads Staats-Wörterbuch kundgegeben haben soll, bestand in einer wenige Zeilen umfassenden rein sachlichen Polemik gegen zwei Aufstellungen dieses Schriftstellers, in einer Anmerkung meiner vor neun Jahren (1866) erschienenen Abhandlung, Statistik, a. a. O. Bd. X S. 487. Man vergleiche hiermit die von mir ganz unprovocirte rein persönliche, auch nach amtlicher Auffassung durchaus gehässige und beleidigende Polemik Dührings in seiner Geschichte der Nationalökonomie, 2. Aufl. S. 552—562.

2) Die in Nr. 10 S. 155 angeführte Stelle dieser Schrift über mein Bankwerk ist nach meiner und nach amtlicher Auffassung durchaus nicht „das Vorwurfsvollste" in dieser Schrift gewesen, sondern dies waren die Aeußerungen über mein Auftreten in der socialen Frage und insbesondere über meine äußere Laufbahn. Die hier gemachten Angriffe des Herrn Dühring verletzten auch nach der Auffassung des k. Cultusministeriums „meine persönliche und wissenschaftliche Ehre so schwer", daß mein Bedürfniß einer Zurückweisung begreiflich gewesen sei und ich „vollsten Grund zur Beschwerde wegen Dührings Provocation" gehabt hätte.

3) Die Titelbezeichnung meines Bankwerkes als „zweite theilweise umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe" war formell und materiell durchaus gerechtfertigt, ja nothwendig. Sie war durch das verspätete Erscheinen der Schlußabtheilung und der Gesammtausgabe veranlaßt, woran der Krieg von 1870 schuld war. Das Verhältniß der neuen und der Gesammtausgabe zur früheren Theilausgabe ist bis in's Einzelne genau in der Vorrede S. XVI dargelegt. Meine Handlungsweise ist nach genauer, von mir gewünschter Prüfung einer Facultätscommission als „dem Publicum gegenüber vollkommen loyal" anerkennt worden. Der von Herrn D. verhöhnte „Ladenhüter", eine monographische Arbeit von 800 engen Seiten, ist in der 1. und 2. Ausgabe zur vollen Zufriedenheit des Verlegers „gegangen" und das von dem competenten Herrn Dühring so verurtheilte Buch hat immerhin einigen Einfluß in der Bankfrage geübt.

4) In Nr. 13, im Artikel des Herrn „J. Berg", wird zunächst angedeutet, daß die Affäre Dühring eine eigene Illustration zum Appell der neuen ökonomischen Schule an die Lehrfreiheit sei. Später kommt der Satz: „von einer verantwortlichen Vernehmung des Herrn Prof. Treitschke auf Anlaß des Herrn Prof. Wagner hat man bis jetzt nichts vernommen". Hierin liegt eine nicht mißzuverstehende Anspielung, ich hätte „eine verantwortliche Vernehmung" des Dr. Dühring veranlaßt, oder, wie es Andere nannten, diesen denuncirt.

Ich habe diese Behauptung bereits am 20. Jan. in der „National-Ztg." als in aller und jeder Hinsicht thatsächlich unrichtig bezeichnet und konnte demnach wohl erwarten, daß sie so wenig Herr „Joh. Berg" als sein Freund, Herr Dr. Alex. Meyer, im deutschen Handelsbl. wiederholen würde, wenn nicht Beweise vorlägen, daß ich unwahr gesprochen.

Die Untersuchung gegen Herrn Dühring, bei der es sich übrigens um Alles andere eher als um Beschränkung der Freiheit der Wissenschaft handelte, ist meines Wissens aus der Initiative des Cultusministeriums hervorgegangen. Jedenfalls habe weder ich noch irgend einer meiner persönlichen oder fachgenössischen Freunde das Geringste mit ihrer Anhängigmachung, ihrer Führung und ihrem Ergebniß zu thun. Letzteres bestand darin, daß Herr Dr. Dühring in der Sache und in der Form vollständig nach der amtlichen Untersuchung Unrecht bekam, während der mir gemachte Vorwurf wesentlich gerade nur darin bestand, daß ich nicht den Weg der Beschwerdeführung eingeschlagen, sondern den einer etwas zu scharfen Selbsthilfe.

5) Die Schlußworte des Herrn „Optimus", daß es traurig wäre, „wenn es nur des Ausspielens injuriöser Trümpfe von Seiten eines zünftigen Professors gegen einen Privatdocenten bedürfe, um Letzteren von der Universität zu beseitigen", zerfallen nach dem Vorausgehenden in Nichts. Das Verhältniß war aber auch gerade das Umgekehrte: der zünftige Professor erdreistete sich, die „injuriösen Trümpfe" des Privatdocenten derb zurückzuweisen und sofort nahm ein großer Theil der Presse, ohne die andere Partei zu hören und ohne die Invectiven des Privatdocenten auch nur näher anzusehen, für diesen letzteren Partei und suchte die „öffentliche Meinung" zu beeinflussen. Das Ministerium hat „Sonne und Wind" nicht ebenso ungerecht vertheilt, als die Presse und demnach auch ganz anders geurtheilt.

Hochachtungsvoll

Prof. Dr. Adolph Wagner.

Herr Prof. Wagner, der mit sichtlicher Genugthuung das Ministerium citirt, hätte die zahlreichen Citate noch um eines vermehren können, — um das des Passus, in welchem die oberste Behörde sich auch über sein Verhalten in nicht gerade verbindlicher Weise ausspricht.

Digitized by Google

Inserate.

Entgegnung.

Das Bibliographische Institut hat in seinem Circular vom 10. d. Mts. gegen die „Unfehlbaren“ sich folgende Unwahrheiten erlaubt:

1) dass weitere Angriffe, als die ein „Literarisches Ereigniss“ betitelte Kritik, weder von ihm ausgegangen noch ihm überhaupt bekannt wären; denn von ihm sind auch a) Nachschrift vom 19. März, b) Circular vom 20. März 1874, c) Begleitworte zu Dr. Hofmann's Erklärung, ausgegangen; ja vom Institut ist auch die Flugschrift des Letztern, u. a. unter der Rubrik: **„Urtheile der Presse“** abgedruckt und unter seiner Firma als Reclame verbreitet worden;
2) dass die Verf. der „Unfehlbaren“ die Absicht verrathen, die Meyer'sche Kritik der ersten auf die zweite Bearbeitung von Pierer's Lexikon 6. Aufl. zu beziehen, während von einer solchen Tendenz auch nicht eine Andeutung in der Flugschrift zu finden ist;
3) dass das „Krüger'sche Begleitschreiben“ von „Eindämmen“ gegen fortgesetzte Angriffe spreche, während es blos den Angriffen „einen Damm entgegensetzen“ wollte, was dem Ganzen einen andern Sinn gibt;
4) dass wir statistische Angaben „nutzlos“ erklärt hätten, während wir dieselben nur **„veränderlich“** nannten.

Mithin bleiben als Wahrheit nur die vom Institut selbst zugestandenen Fehler des Meyer'schen Conversations-Lexikons übrig.

Leipzig u. Dresden, 24. Mai 1875.

Dr. O. Henne-Am Rhyn.
Prof. Friedrich Körner.
Joh. Wilh. Krüger.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

„Hallberger's Illustrated Magazine“, conducted by

Ferdinand Freiligrath

Contents of Nr. 1.
Braddon: Hostages to Fortune.
Clarke: Love's Telegraphy.
Jeannette.
Schütz Wilson: Mountaineering with ladies.
Ward or wife? A Romance.
Miscellanea.

Contents of Nr. 2.
Braddon: Hostages to Fortune.
Longfellow: The Hanging of the Crane.
Hundreds: In the ladies' Gallery.
M. Davies: Love's Appeal.
Bulwer and Dickens: A Contrast.
Ward or wife? — Miscellanea.

Alle Buchhandlungen und **Postämter** nehmen Abonnements auf dieses Journal an. Preis pro Heft **nur ½ Mk.** Das soeben ausgegebene 1. und 2. Heft liefert jede Buchhandlung auf Verlangen gerne zur Durchsicht ins Haus. **Prospect gratis!** — Alle 3 Wochen erscheint 1 Heft.

Soeben erschien bei **J. Bädeker** in **Iserlohn** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fr. A. Lange's

Geschichte des Materialismus

und

Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.

Zweite umgearbeitete Auflage. — Jetzt vollständig in 2 Bänden. Preis 20 Mark.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater von Paul Lindau.

Zweiter Theil.

Inhalt: **Diana.** Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg. Lustspiel in vier Acten.

Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler **Adolf Sonnenthal** in Wien.

Ein Band 8. elegant geheftet. Preis: 4 Mark 50 Pf.

Zum ersten Mal liegen hier diese beiden Stücke, welche über alle bedeutenden Bühnen Deutschlands gingen und bisher nur als Manuscript für diese gedruckt waren, in Buchausgabe vor. Das Aufsehen, welches sie bei ihrem Erscheinen erregten, ist zu bekannt, als dass es eines weiteren Hinweises bedürfte.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.

Ein Band 8. eleg. geheftet. Preis 2 Mark.

Diese neueste Arbeit des Verfassers von „Brutus und Collatinus“ (preisgekrönt), „Bluthochzeit“ u. s. w., dem Herzog von Meiningen gewidmet, ist in Berlin und Wien zur Aufführung angenommen und wird demnächst mit Besetzung der Hauptrolle durch die berühmtesten unserer gastirenden Heldenliebhaber über die übrigen deutschen Bühnen gehen.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

ATHENÆUM. Monatsschrift für **Anthropologie, Hygieine, Moralstatistik, Bevölkerungs- und Culturwissenschaft, Pädagogik, höhere Politik und die Lehre von den Krankheitsursachen.** Unter Mitwirkung von Geh. Rath Dr. **Fr. Frerichs** zu Berlin, Staatsrath Dr. **O. Heyfelder** zu St. Petersburg, Prof. Dr. **Vanderkindere** zu Brüssel, Prof. Dr. **P. Mantegazza** zu Florenz, Dr. **E. v. Hartmann** zu Berlin, Dr. **C. Schauenburg** zu Quedlinburg, Dr. **F. v. Hartsen** zu Cannes, Dr. **Friedr. v. Hellwald** zu Canstatt, und Anderer, herausg. von **Dr. Eduard Reich.** Organ des legalen Directoriums der kaiserl. Leop.-Carol. Academie. 1875. 9 Monatshefte in gr. 8. Preis 12 Mark = 4 Thlr.

Für alle höher Gebildeten, besonders Staatsmänner, Geistliche, Richter, Verwaltungsbeamte, Erzieher, Historiker, Aerzte, Hygieiniker, Naturforscher und Philosophen von hohem Interesse.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt an. Probeheft mit Prospect gratis.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die **günstige** Lage im **Mittelpunkte** Europas, ½ Stunde von **Frankfurt** a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Redaction, Sindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 15. Mai 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. Von ***. — Das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871. Von Villanus. — **Literatur und Kunst:** Zur Orientirung in der Philosophie der letzten hundert Jahre. Von Eduard von Hartmann. — „Geistesströmungen." Besprochen von Wilhelm Goldbaum. — Heines „William Ratcliff" auf dem Teatro Manzoni in Mailand. Von A. Bivanti-Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Das Gastspiel des herzoglich Meiningschen Hoftheaters. III. „Fiesco" von Schiller. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sind noch immer unbefriedigender Natur. Der Friedensschluß von 1871 hat dem Kriege ein Ende gemacht; ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden Nachbarstaaten hat er nicht hergestellt. Die Franzosen können und wollen die erlittenen bittern Verluste nicht verschmerzen, und die Art und Weise, wie sie ihren Gefühlen in dieser Beziehung Ausdruck geben, rechtfertigt das Mißtrauen der Deutschen und legt den Führern unserer Politik die Verpflichtung auf, die Ereignisse jenseits der Vogesen mit argwöhnischer Aufmerksamkeit zu beobachten.

Jedermann, der während der letzten Jahre in Frankreich gelebt oder der aus der Ferne die Strömung der öffentlichen Meinung dort beobachtet hat, muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das große Ziel, wonach alle Franzosen streben, das ist, Frankreich seine alte Stellung an der Spitze der europäischen Staaten wiederzuerobern. Unmittelbar nach dem Abschluß des Frankfurter Friedens, in der zweiten Hälfte des Jahres 1871, hat sich dieser Wunsch bei zahlreichen Gelegenheiten in schroffster Form geäußert. In den Zeitungen, Broschüren und Romanen, die zu jener Zeit erschienen sind, wird die Revanche mit leidenschaftlichen Worten gepredigt, wird der Haß gegen Deutschland allen Franzosen als eine heilige Pflicht auferlegt. Im Laufe der vier Jahre, die seitdem vorübergegangen sind, hat sich der heiße Zorn wohl etwas abgekühlt, der Haß aber, der denselben erzeugt hatte, ist unzweifelhaft derselbe geblieben. Die Deutschen sind noch heute aus der französischen Gesellschaft verbannt; deutsche Zustände werden dort noch immer mit der größten Gehässigkeit kritisirt; ein jeder Feind des Deutschen Reiches trifft allezeit auf lebhafte und wohlwollendste Theilnahme in Frankreich; und wo immer sich eine Stimme oder eine Klage gegen Deutschland erhebe: in Rom, in Belgien, in Oesterreich, Rußland oder England, — sie findet sicher ein tausendfaches sympathisches Echo in der französischen Presse und in der öffentlichen Meinung in Frankreich. Diese Thatsachen werden von Niemand, der mit den französischen Zuständen vertraut ist, bestritten werden. Der Umstand, daß Frankreich den Krieg gegen Deutschland augenblicklich nicht wolle, beseitigt sie nicht, bekräftigt sie im Gegentheil. Frankreich ist heute nicht in der Lage, den Kampf gegen Deutschland mit Aussichten auf Erfolg aufzunehmen. Die französische Armee ist noch nicht reorganisirt; die finanzielle Lage des Landes ist noch nicht wieder so blühend geworden, wie man dies im Auslande vielleicht annimmt. Jeder französische Staatsmann, Politiker, Soldat oder Journalist von gewöhnlichem Menschenverstande weiß, daß Deutschland heute noch stark genug ist, um Frankreich zu Boden zu schlagen, wenn es sich von neuem gegen Deutschland erheben sollte. Aber dies verhindert nicht, daß jeder französische Staatsmann, Politiker, Soldat und Journalist von gewöhnlichem Patriotismus sich zur Hauptaufgabe seines politischen Strebens stellt, Frankreich in möglichst kurzer Frist stark genug zu machen, um den Kampf gegen Deutschland aufnehmen zu können. Die Franzosen verdienen deswegen keinen Tadel. Die Zähigkeit, mit der sie sich an die Hoffnung klammern, die Geschichte der letzten fünf Jahre ungeschehen zu machen, hat sogar etwas Achtunggebietendes. Es ist zu bemerken, daß Frankreich das große patriotische Ziel, welches es sich gesteckt hat, vielleicht mit mehr Ruhe und Würde verfolgen sollte, als es gethan hat. Das laute und doch so ohnmächtige Revanchegeschrei, die Zügellosigkeit der Presse, die Schimpfereien auf hohe deutsche Persönlichkeiten, die gehässigen und verleumderischen Kritiken deutscher Zustände und Institutionen, die kleinlichen Verfolgungen gegen vereinzelte Individuen, welche nach dem Kriege nach Frankreich zurückgekehrt waren — alles dies hat dem Rufe von Frankreich geschadet und hat sein Ansehen im Auslande in verdienter Weise vermindert. Das große stolze Land hat die Gelegenheit, ein nationales Unglück mit Würde zu tragen, nicht zu benutzen gewußt; aber uns, den Siegreichen, steht es nicht zu, die Franzosen deswegen zu tadeln. Wir haben eben nur zu constatiren, daß Frankreich seine Verluste noch nicht verschmerzt hat, daß es im Gegentheil, weit entfernt sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben, mit Aufwand aller Kräfte dahin arbeitet, dasselbe zu wenden. Es gibt nicht eine politische Partei, nicht einen Staatsmann oder Politiker, nicht eine Zeitung in Frankreich, die auszusprechen wagte, daß die Aufrechterhaltung des status quo mit der Würde des Landes verträglich ist. Wo immer in französischen Kreisen die Zukunft des Landes besprochen wird, da hört man die Worte Reorganisation, Regeneration, Rehabilitation, und es bedarf in der That keines außerordentlichen Scharfsinnes, um diese drei Worte mit einem einzigen richtigen zu übersetzen: mit dem Wort Revanche!

Frankreich will die Revanche. Es will die ihm entrissenen Provinzen wiedererobern, es will seine Stellung an der Spitze der europäischen Staaten wiedergewinnen, es will die erlittenen Demüthigungen durch neue Triumphe vergessen machen, und es glaubt alles das nur durch einen siegreichen Feldzug gegen Deutschland erreichen zu können. Gebe man Frankreich Elsaß und Lothringen und die als Kriegsschuld gezahlten fünf Milliarden zurück, — Frankreich würde doch nicht zufrieden sein. Die seiner Eitelkeit geschlagene Wunde kann nicht durch Ländereien

Digitized by Google

und Schätze, kann nur durch den Balsam eines kriegerischen Triumphes über Deutschland geheilt werden. Diejenigen, welche behaupten, Frankreich sei vollständig friedfertig gesinnt, sind kurzsichtig, begehen einen Irrthum oder geben sich einer sophistischen Wortspielerei hin. Es ist in der That ganz richtig, daß die Franzosen den Krieg gegen Deutschland heute mehr fürchten, als die Deutschen einen Krieg gegen Frankreich. Es ist ebenso richtig, daß die französische Regierung im Gefühl der Schwäche Frankreichs heute stets bereit ist, Zugeständnisse zu machen, die im Sinne ihres Wunsches für die Aufrechterhaltung des Friedens gedeutet werden müssen. Kein Land der Erde wünscht augenblicklich den Frieden aufrichtiger und hat mehr Grund dazu als Frankreich; aber auch kein Land der Erde hofft mehr als Frankreich, daß es früher oder später in der Lage sein werde, den ihm verhaßten, durch Waffengewalt aufgezwungenen Frieden zu brechen, und durch einen siegreichen Feldzug gegen Deutschland seine alte Macht und Größe wiederzugewinnen. In Deutschland will man den Frieden und bereitet sich deshalb zum Kriege vor; in Frankreich will man den Krieg und will eine zeitweilige Aufrechterhaltung des Friedens, um sich zum Kriege vorzubereiten. Dieser einfache, klare Thatbestand ist von den Franzosen und ihren Freunden, sowie von den Feinden Deutschlands absichtlich in einem falschen Lichte dargestellt worden. Während es ganz natürlich ist und nur vom Böswillen geleugnet oder vom Unverstand verkannt wird, daß alle Interessen Deutschlands die Aufrechterhaltung des status quo, die patriotischen Aspirationen Frankreichs dagegen die Umwälzung der heutigen Lage erheischen, hat die französische Presse die Meinung zu verbreiten gesucht, daß Deutschland die Ruhe Europas zu stören wünsche und daß Frankreich dieselbe nach allen Kräften aufrechtzuerhalten suche. Es ist gradezu unmöglich, eine solche Behauptung logisch zu begründen. Es ist im Gegentheil leicht, sie durch einfache, starke Argumente vollständig zurückzuweisen. Aber sie ist von den Franzosen nun so oft und in so mannichfacher Form wiederholt worden, daß sie schließlich weite Verbreitung und vielfachen Glauben gefunden hat.

Deutschland hat seit Beendigung des großes Krieges zunächst Alles versucht, was mit seiner Würde verträglich war, um sich mit Frankreich auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen. Es hat der Regierung, mit der es Frieden geschlossen hatte, seine Hülfe zur Unterdrückung des innern Feindes, der Commune, angeboten; es hat dem Manne, der an der Spitze dieser Regierung stand und der sich während des Krieges als ein edler muthiger Patriot gezeigt hatte, zahlreiche unverkennbare Zeichen seiner Sympathie gegeben, es hat den Vertreter Frankreichs in Berlin als geehrten Gast bewillkommnet und ihm die Kreise der besten deutschen Gesellschaft eröffnet. Deutschland hätte nach dem Kriege gern einen aufrichtigen Frieden geschlossen. Aber sein Entgegenkommen ist kalt und entschieden zurückgewiesen worden. Zum Dank für die angebotene Hülfe gegen die Pariser Communisten hat man die Deutschen angeklagt, die eigentlichen Urheber der Commune zu sein; die Feinde des Expräsidenten der Republik haben die ihm von der deutschen Regierung erwiesene Achtung als eine Waffe gegen ihn benutzt und haben gesagt, Thiers müsse ein schlechter Franzose sein, da er von den Deutschen, den Feinden Frankreichs, werth gehalten werde; die französische Gesellschaft endlich, mit Ausnahme des engen officiellen Kreises hat durch ihre Haltung eine jede gesellschaftliche Verbindung zwischen Deutschen und Franzosen unmöglich gemacht. Es ziemt sich nicht, dies zu beklagen. Deutschland hält die Freundschaft seiner Freunde hoch und werth; es buhlt nicht um das Wohlwollen seiner Feinde. Aber die Haltung der französischen Presse und der französischen Gesellschaft muß als ein Beweis dafür erwähnt werden, daß die Wiederherstellung eines freundlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich von den Franzosen gewissermaßen mit Entrüstung zurückgewiesen worden ist und daß die Feindschaft, die seit dem Friedensschlusse existirt, einzig und allein das Werk der Franzosen ist.

Deutschland hat sich Frankreich gegenüber unausgesetzt im Vertheidigungszustande halten müssen: die deutschen Diplomaten im Auslande haben häufig gegen französische Einflüsse zu kämpfen gehabt, welche Deutschland zu isoliren versuchten. Die deutsche Presse hat seit 4 Jahren unausgesetzte Angriffe der französischen Presse zurückweisen müssen. Ein jedes politische Ereigniß ist von den Franzosen mit mehr oder weniger Erfolg gegen Deutschland ausgebeutet worden. Die unsinnigsten Verdächtigungen haben in der Presse Ausdruck und im Publicum Glauben gefunden. Zu wiederholten Malen hat man in Frankreich versucht, Deutschland mit andern Großmächten Europas zu entzweien. Die Schwierigkeiten, die die deutsche Regierung im eignen Lande zu bekämpfen hat, sind von den Franzosen triumphirend bekannt gemacht und von vielen böswillig entstellt worden. Die Ultramontanen, die in Deutschland als Feinde des Reiches bezeichnet werden, sind von den Franzosen in ihrem Kampfe gegen die Regierung aufgemuntert worden. Kurz Frankreich hat Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um Deutschland zu schaden, und hat sich nie gescheut, ihm fortwährend Beweise seines unversöhnlichen Hasses zu geben. Niemand kann an dem Dasein dieser feindlichen Gefühle zweifeln und Niemand sollte es den Lenkern der deutschen Politik anders als zur Ehre anrechnen, wenn diese den so unfreundlich gesinnten Nachbarstaat mißtrauisch überwachen und jede Gefahr für die Sicherheit des eignen Landes im Keime zu ersticken versuchen. Unklug und pflichtvergessen wäre es, wollte die deutsche Regierung ein Titelchen ihrer Aufmerksamkeit von Frankreich abwenden und sich dadurch der Gefahr aussetzen, daß Deutschland eines Tages unbewaffnet dem bewaffneten Feinde gegenüberstände.

Deutschland will einen langen Frieden; — Frankreich will den Frieden so lange, bis es stark genug ist, um ihn mit Aussicht auf Erfolg brechen zu können. Nicht deutsche Eroberungsgelüste — französische Revanchegelüste sind es, welche als das störende Element im europäischen Frieden bezeichnet werden müssen. Angesichts dieser Lage der Dinge ist die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf Alles, was in Frankreich vorgeht, gerechtfertigt, und ist der Wunsch der Franzosen, die Aufmersamkeit der Welt von französischen Dingen abzulenken, erklärlich. Den Franzosen wäre es wohl recht, wenn ein dichter Schleier über alle Vorgänge in Frankreich gezogen werden könnte. Sie versuchen häufig, dies zu thun. Die deutsche Regierung aber darf dies nicht gestatten, sie muß den Schleier immer und immer wieder lüften. Das hat zur bedauerlichen Folge, daß sie mit einem gewissen Schein der Berechtigung als zänkisch und händelsüchtig dargestellt werden kann; es hat dafür aber den unverhältnißmäßig großen Vortheil, den Frieden der Welt so lange wie möglich zu wahren.

Nachdem Deutschland auf die Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen verzichtet hat, ist es Pflicht der deutschen Regierung geworden, dem feindlich gesinnten Nachbarn nicht zu gestatten gefährlich zu werden. Auf solche Weise kann die von den Franzosen herbeigewünschte Umwälzung der Lage der Dinge, mit anderen Worten der Krieg, vielleicht noch auf lange Jahre hinausgeschoben werden. Wohl erscheint es ungerechtfertigt, einen baldigen Ausbruch der Feindseligkeiten zu fürchten. Wohl ist es wahrscheinlich, daß, ohne ein Zusammentreffen unvorherzusehender Ereignisse, Frankreich vorerst noch nicht wagen wird, Deutschland den Krieg von neuem zu erklären. Es ist kaum anzunehmen, daß wir während der nächsten Jahre einen offenen Ausbruch der Feindseligkeiten zu fürchten haben. Aber man darf nicht vergessen, daß das Unwahrscheinliche nicht geradezu unmöglich ist, und daß die Männer, denen das Wohl und Wehe des deutschen Volkes anvertraut ist, ihre Verantwortlichkeit verkennen würden, wenn sie nicht mit Aufzebot aller Mittel, die ihnen zur Verfügung stehen, das furchtbarste Uebel, das über Deutschland hereinbrechen könnte, bereits aus weitester Entfernung abzuwehren versuchten. Die deutschen Staatsmänner würden im Auslande beliebter sein als sie es sind, wenn sie

Digitized by Google

in selbstzufriedener Gleichgültigkeit allen Vorgängen in Frankreich als theilnahmlose Zuschauer beiwohnen wollten. Dem Wohle des deutschen Volkes wäre damit nicht gedient. Dieses erheischt mißtrauische Wachsamkeit auf Alles, was den Frieden stören und dadurch Deutschlands Unabhängigkeit und Größe bedrohen könnte.

***

Das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871.

Wer die Wichtigkeit der Tagespresse in internationaler Hinsicht kennt und dessen eingedenk ist, daß Verstimmungen der Völker gegen einander zu einem wichtigen Factor diplomatischer Beziehungen heranwachsen können, kann nicht umhin, mit erheblichen Bedenken auf die Auslassungen zu blicken, welche ein Theil der deutschen Presse neuerdings an das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 knüpft. Es geschieht dies aus Veranlassung der berechtigten Entrüstung, welche die letzte päpstliche Encyklica gegen die preußische Kirchengesetzgebung hervorgerufen hat; aber es geschieht gleichzeitig in sehr mangelhafter Würdigung der Lage, in welcher sich das italienische Volk befindet und unter gänzlicher Verkennung der in Italien herrschenden Anschauungen, welche bei Erörterung völkerrechtlicher Fragen unbedingt dann zu Rathe gezogen werden müssen, wenn es darauf ankommt, über Wohlwollen oder Uebelwollen unserer Nachbarvölker gegen uns abzuurtheilen. Eine einseitige, lediglich vom Standpunkte unsrer eignen Interessen ausgehende Kritik des italienischen Garantiegesetzes könnte daher, falls sie in der national gesinnten Presse Deutschlands allgemeiner würde, sehr leicht schwere Nachtheile im Gefolge haben.

Vergegenwärtigen wir uns in der Kürze zunächst den Inhalt des Garantiegesetzes und alsdann die seine Entstehung begleitenden Umstände. Soweit sich das Garantiegesetz auf die dem Papste zu gewährenden Geldentschädigungen bezieht, kommt es für uns nicht in Betracht. Ebenso wenig interessirt uns die Summe derjenigen Bestimmungen, welche ihrem Zwecke nach sich lediglich auf die Stellung der italienischen Regierung zum Papste und zur katholischen Kirche richten. Dagegen sind solche Sätze von größter Wichtigkeit für alle nichtitalienischen Staaten, welche nach der Absicht der italienischen Regierung eine völkerrechtliche Tragweite haben können oder sollen. Dahin gehört: Die monarchische Unverletzlichkeit der päpstlichen Person (Art. 1), ihre Gleichstellung hinsichtlich persönlicher Angriffe mit der Person des Königs von Italien (Art. 2); die Erweisung königlicher Ehren an den Papst (Art. 3); das Recht, eine bewaffnete Wachmannschaft in üblicher Weise zu halten (il consueto numero di guardie a dette alla sua persona ed alla custodia dei palazzi); die Sperrung der dem Papst belassenen Paläste des Vaticans, des Laterans und des Castell Gandolfo gegenüber sämmtlichen Behörden der italienischen Staatsregierung, welche sich dieselbe Schranke auch in Beziehung auf den Versammlungsort eines Conclave oder eines ökumenischen Concils auferlegt hat (Art. 7); die Freiheit des Papstes, an sämmtlichen Thüren der römischen Kirchen „geistliche Amtserlasse". zum Zwecke der Publication ungehindert anheften zu lassen (Art. 9); das Zugeständniß des activen und passiven Gesandtschaftsrechtes an den Papst, mit der Rechtsfolge, daß sämmtliche von ihm ernannte oder bei ihm beglaubigte Gesandte nichtitalienischer Mächte der gesandtschaftlichen Privilegien (Unverletzlichkeit, Befreiung von der Rechtspflege u. s. w.) theilhaftig sein sollen (Art. 11); ungehinderter und unbeaufsichtigter Verkehr des Papstes mit dem gesammten italienischen und nichtitalienischen Episkopat, uneingeschränkte geistliche Lehrfreiheit in sämmtlichen geistlichen Seminarien, Collegien, Akademien, Anstalten der Stadt Rom und ihrer Vorstädte (Art. 12 und 13).

Nicht ohne einige Besorgnisse hat die italienische Staatsregierung dem Papst eine so völlig anomale Stellung eingeräumt. Sie glaubte sich selbst vor ihrem „Gefangenen" dadurch in schüchterner Weise sichern zu können, daß sie die päpstliche Wachmannschaft ausdrücklich zur Beobachtung der italienischen Staatsgesetze verpflichtet erklärte (Art. 3: sensa preguidizio degli oblighi e doveri risultanti per tali guardie dalle leggi vigenti del Regno) und außerdem dem Papst völlige Freiheit des Thuns und Treibens wie in Beziehung auf seinen geistlichen Beruf zugestand (Art. 9: Il sommo pontefice e pienamente libero di compiere dutte le faccziòni del suo ministero spirituale).

Aus den eben geschilderten Sätzen ergibt sich für die allgemeine Betrachtung des dem Garantiegesetzes zukommenden Rechtscharakters, daß dasselbe an einem inneren Widerspruch leidet und außerdem, an sich genommen, keinerlei Verpflichtung für dritte Mächte schaffen kann, in Gemäßheit des italienischen Garantiegesetzes sich ihrerseits mit dem Papste zu benehmen.

Nachdem das Heer Victor Emanuels gewaltsam in Rom eingerückt war, gab sich außerhalb Italiens unter den Katholiken eine lebhafte Aufregung kund. Zu fest war die Meinung begründet, daß der Papst der weltlichen Herrschaft zu seiner vollen Unabhängigkeit bedürfte. Das nächste Bestreben der italienischen Regierung mußte daher darauf gerichtet sein, jene allgemein verbreiteten Besorgnisse zu beschwichtigen, Bürgschaften zu bieten, daß auch ohne Hinterladungssystem und Spitzkugel der Papst seines Amtes zu segnen und zu fluchen vollkommen warten könne. Unter solchen Umständen entstand das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871. Seine erste Sorge war, die auswärtigen Mächte zu beruhigen. Kein Concordat hat eine weltliche Macht so weit der Kirche gegenüber beschränkt wie das Garantiegesetz die italienische Regierung gegenüber dem Papst, der seit Castelfidardo, ohne Frieden zu schließen, gegen die Einheit Italiens mit allen denkbaren Mitteln angekämpft hatte. Ihrem erklärten Feinde verlieh die italienische Regierung jenes Privilegium der Unverletzlichkeit. Zum ersten Male in der Geschichte ward der an sich unmögliche Begriff geschaffen: ein für souverän erklärter, unverletzlicher und unangreifbarer Gefangner, der aus seinen unzugänglichen Brustwehren der vaticanischen Burg Italien in völlig strafloser Weise straflos angreifen darf.

Die weltlichen Mächte nahmen den so geschaffenen Zustand stillschweigend hin, ohne zu beachten, daß kurz vor seiner Herstellung das Unfehlbarkeitsdogma verkündet worden war. Und eben hierin liegt ihre Mitschuld. Das Papstthum ohne territoriale Gebietsgrundlage ward thatsächlich als souveräne Macht anerkannt, womit weiterhin ausgesprochen ist, daß für den Mißbrauch dieser Souveränetät kein anderer Staat verantwortlich gemacht werden kann. Es wäre ein in sich unhaltbarer Widerspruch, wenn man dem Papste Souveränetätsrechte zubilligen und andrerseits doch Italien für den Mißbrauch dieser Souveränetät verantwortlich machen wollte. Das Grundwesen aller Souveränetät ist, daß sie in völkerrechtlicher Hinsicht für sich selbst einstehen muß; ist dies in Ermangelung eines räumlichen Staatsgebiets nicht mehr möglich, so muß man auch jene zur Fiction gewordene Souveränetät dem Papst aberkennen und ihm höchstens jene Ehrenrechte lassen, welche aus bloßer Höflichkeit depossedirten Monarchen eingeräumt werden: einen Titel und die Hoffnung auf Hoftrauer im Falle des Ablebens!

Selbst in der allerletzten Vergangenheit hat Deutschland mit dem Princip der päpstlichen Souveränetät noch nicht gebrochen. Der Gesandtschaftsposten im Vatican ist auf Löwes Antrag gestrichen, aber unter dem erklärten Vorbehalt, zu gelegener Zeit die diplomatischen Beziehungen mit dem Papstthum wieder aufzunehmen. In München residirt nach wie vor ein päpstlicher Nuntius, als ob Bayern nicht zu Deutschland gehörte und der Krieg vom Vatican aus dem Deutschen Reiche nicht erklärt worden wäre. Wenn aber nicht blos

Digitized by Google

Preußen, sondern ganz Deutschland sich im Kriegszustande mit derjenigen auswärtigen Macht befindet, welche einen winzigen Theil des Bundesgebiets verletzt, wenn ein endgültiger Sieg der Curie über Preußen das ganze Deutsche Reich in allen seinen Fugen erschüttern müßte, wenn Deutschland durch die Austreibung der Jesuiten die ihm drohende Gefahr abzuwenden suchte, so wären wir nicht sowohl zu einer das Garantiegesetz betreffenden Rückfrage in Rom, als umgekehrt die italienische Regierung zu der Anfrage berechtigt: wie es komme, daß der Gesandte eines Monarchen, der ein Massenaufgebot des Klerus zum Ungehorsam gegen die Gesetze deutscher Staaten betreibt, nach dem erklärten Ausbruch des Krieges zwischen Kirche und Staat noch unangefochten in Deutschland bleiben darf, während die kleinere Schweiz den päpstlichen Vertreter seit langer Zeit heimgeschickt hat. Es mag bei solchen Gelegenheiten hervortreten, daß in Bayern besondere Empfindlichkeiten bestehen; aber billigerweise ist anzuerkennen, daß die Schwäche der deutschen Reichsverfassung gegenüber dem Gesandtschaftsrecht einiger Mittelstaaten nicht geringer ist, als die im Garantiegesetz bezeugte Schwäche der italienischen Regierung.

Im Ganzen ist es daher kein glücklicher Gedanke, den König von Italien für den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt irgendwie verantwortlich machen zu wollen, ehe man die letzten Reste der ehemaligen päpstlichen Souveränetät aus dem europäischen Staatsrecht ausgetilgt hat. Der nächste Nutzen der letzten gegen Preußen gerichteten Encyklica würde der sein, zu zeigen, daß sich der Papst durch den Verlust der weltlichen Herrschaft in internationaler Hinsicht verbessert hat. So lange er über den Kirchenstaat herrschte, konnten weltliche Mächte die ihnen widerfahrene Beleidigung dadurch sühnen, daß sie ihre Kriegsschiffe nach Civita Vecchia entsendeten und durch den Mund der Kanonen Genugthuung verlangten, allenfalls auch, wie Napoleon I., den Papst einmal wirkliche, echte und unverfälschte Gefangenschaft ohne Selbstbeköstigungsrecht und ohne Fastenspeisen schmecken lassen. Als Bewohner des Vatican hingegen genießt der Papst des doppelten Vortheils, in einträglicher Weise als armer Gefangener bemitleidet zu werden und als Souverän für ewige Zeiten wegen der von ihm ausgesendeten Brandraketen selbst außer Schußweite bleiben zu können.

Italien sieht diesen Verhältnissen mit größerer Gleichgültigkeit zu, als andere Staaten. Es erblickt, weil die nationale Idee jenseits der Alpen stärker ist, als bei uns, in dem Rundschreiben des Papstes nichts anderes als Werke der Oberfeuerwerkkunst, welche die vaticanische Nacht zuweilen bengalisch erleuchten, ohne daß sie selbst dabei beschädigt würden. Aber es vergißt dabei, daß die Rakete, die von nichts ahnenden Zuschauern wegen ihres ungefährlichen Lichtglanzes des Vergnügens halber beschaut wird, zu Kriegszeiten als ein Signal zum Angriffe oder zu weit reichenden Operationen benutzt werden kann.

Sobald der Papst wirklich durch auswärtige Mächte auf den Standpunkt eines gründlich und endgültig depossedirten Monarchen, der Wirklichkeit entsprechend, herabgesetzt sein wird, ist der Augenblick gekommen, mit der italienischen Regierung wegen eines völkerrechtlichen Garantievertrags zu verhandeln.

Der innere Widerspruch, an welchem das italienische Garantiegesetz leidet, besteht darin, daß trotz aller feierlichen Versicherungen von Seiten des Staates der Unangreifbarkeit des Papstes dennoch eine Schranke gezogen ist, eine volle und unantastbare Souveränetät also nicht in Wahrheit, sondern nur dem Scheine nach besteht. Es liegt auf der Hand, daß der Papst im Vatican nicht unangefochten bleiben würde, wenn es ihm in der Stille gelänge, eine Schaar Bewaffneter anzusammeln, welche das ihm gestattete „übliche Maß" einer Ehrenwache überschritte und der bürgerlichen Ruhe in Rom irgendwie gefährlich werden könnte oder wenn er mit seinen Geldmitteln die Banden ausrüsten wollte, die in Sicilien oder in Neapel die Wiederherstellung der Bourbonischen Herrschaft zu verfechten hätten. Ihrerseits ist die italienische Regierung auch so vorsichtig gewesen, zu bestimmen, daß nur innerhalb seiner geistlichen Amtshandlungen der Papst in Rom völlige Freiheit genießen solle. Gehört es nun aber zur geistlichen Amtssphäre, die in auswärtigen Staaten proclamirten Gesetze für ungültig zu erklären? Oder Unterthanen fremder Mächte des Gehorsams zu entbinden? Fürsten wegen kirchlichen Ungehorsams abgesetzt zu erklären? Den Religionsfrieden der ganzen Welt zu zerstören? Würde man ruhig zusehen, wenn einer der abgesetzten preußischen Bischöfe oder der „Märtyrer", der kürzlich durch den Cardinalsrang geehrt wurde, als päpstlicher Nuntius nach München entsendet würde, oder umgekehrt ein Mitglied des Bourbonischen Fürstenhauses an den päpstlichen Hof in Rom, damit dieser unter dem Deckmantel der gesandtschaftlichen Privilegien ungehindert gegen die italienische Einheit conspiriren könne? Nach dem Garantiegesetz befördert der italienische Staatstelegraph gebührenfrei alle Depeschen, die, mit dem päpstlichen Wappen versehen, an irgend einer Station aufgegeben werden. Würde er aus reiner Gewissenhaftigkeit auch die päpstliche Depesche befördern, welche italienische Soldaten zur Desertion oder fremde Unterthanen zum Aufruhr anstachelt? Getrosten Muthes verneinen wir diese Fragen, welche vom Standpunkt der juristischen Consequenz logischer Interpretationsregeln zu bejahen sein würden, weil jedes Gesetz den möglichen logischen Consequenzen gegenüber den stillschweigenden Vorbehalt in sich trägt, daß der Gesetzgeber nicht durch den Richter oder Staatsmann für unzurechnungsfähig und blödsinnig erklärt sein will.

Die natürliche Antwort auf das vaticanische Concil wäre ein ökumenischer Staatencongreß gewesen, auf welchem Garantien nicht für die Ausschreitungen des Papstthums, sondern vielmehr gegen den Mißbrauch der päpstlichen Amtsgewalt getroffen und Bestimmungen darüber festgesetzt worden wären, was kein Staat, ohne Selbstmord zu begehen, als innerhalb der geistlichen Amtssphäre liegend anerkennen kann. An diesem syllabus errorum juris Pontificii fehlt es aber, und es wird auch nicht dahin kommen, weil es Staaten gibt, die mit Vorliebe das uralte Hazardspiel treiben, dessen Einsatz auf der einen Seite die Unterwürfigkeit des Staates, auf der andern die Benutzbarkeit der Kirche für politische Zwecke gewesen ist.

Für Deutschland bleibt in Beziehung auf das Garantiegesetz vor der Hand keine andre Hoffnung, als daß Italien unsern Kampf gegen die Curie als seine eigene Angelegenheit vorstehen lerne und wir unsrerseits die Verhältnisse klären, indem wir grundsätzlich alle mit dem Papstthum abgeschlossenen Verträge durch den Verlust der weltlichen Herrschaft als hinfällig geworden ansehen und die Anomalie einer gebietlosen Souveränetät des Papstes zuvörderst in Beziehung auf Deutschland beseitigen, ehe wir in Beziehung auf Italien bestimmte Anforderungen erheben.

Pikanus.

Literatur und Kunst.

Zur Orientirung in der Philosophie der letzten hundert Jahre.

Von **Eduard von Hartmann.**

1. Die Geschichte der Philosophie und ihre letzte Epoche.

Die Geschichte der Philosophie ist kein gleichmäßig fortlaufender Strom, sondern eine vorwärtsschreitende Wellenbewegung, deren Berge und Thäler mit der Steigerung und dem Verfall des Culturlebens der geistig begabtesten Völker

Digitized by Google

in engem Zusammenhange stehen. Lassen wir die chinesische und indische Philosophie bei Seite, weil dieselbe mit der abendländischen Entwicklung nicht in unmittelbarer Continuität steht, so haben wir hauptsächlich vier Wellen oder Epochen zu unterscheiden, die griechische, die mittelalterliche, die des Reformationszeitalters und die des letzten Jahrhunderts. Jede dieser Bewegungen steht im Allgemeinen auf den Schultern ihrer Vorgängerinnen, behandelt im Wesentlichen dieselben Grundprobleme, wenn auch in modificirter Gestalt, und führt sie aus neuen Gesichtspunkten zu vollendeterer Verarbeitung. Wenn die Philosophie des Mittelalters noch durch den gemeinsamen Boden der ungetheilten christlichen Kirche und der lateinischen Sprache zur Einheit zusammengehalten war, so macht sich bei der geistigen Völkertrennung im Reformationszeitalter eine Spaltung auch des philosophischen Entwicklungsganges in eine mehr speculative und eine mehr empirische Richtung geltend, deren letztere besonders in England und Frankreich gepflegt wurde. Beide Länder befinden sich noch heute in dieser philosophischen Periode, und die letzte und höchste Epoche, welche die Geschichte der Philosophie zu Tage gefördert hat, ist bis jetzt ganz auf Deutschland beschränkt geblieben. Darum muthen uns die ausländischen philosophischen Schriften der Gegenwart an, als ob sie modernisirte Bearbeitungen von Büchern wären, die aus dem vorigen Jahrhundert stammen.

Das Eigenthümliche dieser neuesten Epoche besteht darin, erstens daß sie in Kant mit einer Synthese der deutschen und englischen Philosophie, d. h. der speculativen und empirischen Richtung der Philosophie des Reformationszeitalters begann, und daß sie mit viel deutlicherem Bewußtsein als eine ihrer Vorgängerinnen die Errungenschaften aller früheren Perioden in sich aufnahm und auf höherer Stufe des Gedankens verarbeitete. Wer daher dasjenige kennen lernen will, was die Menschheit durch ihre gesammte philosophische Geistesarbeit letzten Endes errungen hat, der darf dasselbe nirgends anders suchen als bei der deutschen Philosophie des letzten Jahrhunderts, und das Studium vergangener Perioden kann in Bezug auf die gestellte Aufgabe immer nur einen propädeutischen Werth haben. Da die deutsche Philosophie von Kant an principiell die Synthese der speculativen und empirischen Richtung des Reformationszeitalters ist, so muß insbesondere der bis in die Gegenwart fortdauernde und auch nach Deutschland importirte französisch-englische Empirismus des 18. Jahrhunderts nicht für befugt erachtet werden zum Einspruch gegen die ihm bis jetzt völlig unverständlich gebliebene deutsche Philosophie; nur darum kann der Streit sich drehen, ob bei einer bestimmten Gestalt der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts die empirische Seite eine relativ zu geringe Beachtung gefunden habe. Und da ist denn allerdings zuzugeben, daß gerade die begabtesten unter den Nachfolgern Kants, welche die philosophische Entwicklung am nachdrücklichsten gefördert haben, ein Uebergewicht der speculativen über die empirischen Elemente in ihren Systemen zeigen, während diejenigen, welche sich bemühten, vornehmlich die empirische Seite der Kant'schen Philosophie zu höherer Ausbildung zu führen (Krug, Fries, Benecke), im Ganzen Leistungen von geringerer Bedeutung zu Stande gebracht haben. Es wird daher als eine im historischen Entwicklungsgange der Philosophie begründete Forderung zu bezeichnen sein, daß eine neue Philosophie, welche allen Forderungen der Vergangenheit und Gegenwart gerecht zu werden beabsichtigt, vor allem das rechte Gleichgewicht der empirischen und speculativen Elemente in sich herzustellen habe. Ohne Zweifel ist diese Aufgabe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts leichter erfüllbar als in der ersten, weil die riesigen Fortschritte der empirischen Wissenschaften auf allen Gebieten gegenwärtig der Philosophie ein weit reicheres Material zu gedanklicher Verarbeitung entgegenbringen. Der mangelhafte Zustand der empirischen Wissenschaften im Anfang dieses Jahrhunderts erklärt ebensowohl die Dürftigkeit der Leistungen derjenigen, welche die Philosophie nach der empirischen Seite zu fördern suchten, als die Nothwendigkeit für die hervorragenden Geister, in dem kühnen Fluge der Speculation einen Ersatz für das mangelhafte empirische Material zu suchen. Gegenwärtig, wo die Reaction gegen die speculative Blüthenzeit der neuesten deutschen Philosophie in ersichtlicher Abnahme begriffen, und das mehrere Jahrzehnte gegen dieselbe genährte Vorurtheil im Schwinden ist, thut es noth, den dauernden Kern dieser großen Entwicklungsperiode aus dem ihn umhüllenden Beiwerk herauszuschälen. Von empirischer Seite her bieten sich dagegen der Philosophie so neue und eigenartige Probleme zur Verarbeitung, daß es nach dieser Richtung einer neuen selbstständigen Gedankenarbeit bedarf, und daß der Rückblick auf die genannten Nachfolger Kants, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mehr die empirische Richtung gepflegt haben, nur noch von untergeordnetem Interesse sein und geringe Ausbeute liefern würde.

Wenn demnach die philosophischen Aufgaben der Gegenwart nach empirischer Seite hin eine selbstständige, von den geschichtlichen Vorarbeiten minder beeinflußte Behandlung der Probleme erfordern, so concentrirt sich die Aufgabe des geschichtlichen Rückblicks wesentlich auf die speculativen Systeme des letzten Jahrhunderts, welche selbst wieder untereinander in einem organischen Zusammenhang stehen, und die in den früheren Perioden zum Theil bereits behandelten Probleme auf höherer Stufe neu präcisiren und tiefer und umfassender als je zuvor durcharbeiten. Nur wem alles Verständniß für philosophische Gedankenbildung versagt ist, nur der kann die Thatsache einer, wenn auch nicht geradlinigen, so doch spiraligen, Entwicklung in der Geschichte der Philosophie verkennen, und in derselben ein wüstes Chaos von allerhand Unsinn und einigen guten Gedanken sehen, nur der wird unfähig sein, den positiven Werth unserer nachkantischen Philosophie zu begreifen, und die speculativen Epochen früherer Zeiten zu würdigen. Wenn die, wie bemerkt, in dem aufklärerischen Empirismus des vorigen Jahrhunderts stecken gebliebenen Engländer sich bemühen, die völkerpsychologische und historische Schranke ihres Denkens als eine allgemeine und nothwendige Beschränktheit des menschlichen Geistes zu erweisen*) und alle Blüthezeiten der Speculation als die Zeiten des wissenschaftlichen Verfalls zu enthüllen**), so kann man sich darüber weiter nicht wundern, zumal wenn man die sprachlichen Schwierigkeiten berücksichtigt, welche dem Ausländer das Studium der neueren deutschen Philosophie machen muß. Wenn aber neuerdings sich sogar Deutsche finden, welche unter pietätsloser Preisgebung der unsern höchsten nationalen Ruhmestitel bildenden Geistesschätze die verächtliche deutsche Nachäfferei des Fremdländischen selbst auf das Gebiet der Philosophie übertragen***), so kann man darin nur noch einen selbstherabwürdigenden theoretischen Cynismus erblicken, dessen Motiv in der Effecthascherei durch dreiste Negation (wegen des Bewußtseins der Unfähigkeit zu positiver Production) zu suchen ist. Wer dagegen in der Geschichte der Menschheit einen fortschreitenden Entwicklungsgang und in der Entwicklung der Wissenschaft die höchste Blüthe der menschlichen Culturentwicklung erkennt, der wird sich schwerlich zu dem Glauben an die absurde Behauptung überreden lassen, daß einzig und allein die Geschichte der Philosophie in der Geschichte der Wissenschaft eine solche Ausnahmestellung habe, daß ihr eine eigentliche Entwicklung abgesprochen werden müsse, oder doch nur in negativem Sinne als zum Bewußtsein Kommen ihrer principiellen Berechtigungslosigkeit und Unwissenschaftlichkeit zugestanden werden könne. Wer nicht die geistige Befähigung besitzt, neben den in der Geschichte der Philosophie vertretenen empirischen Elementen

*) Vgl. Herbert Spencers „Grundlagen der Philosophie", erster Theil: „Das Unerkennbare".

**) Vgl. Lewes' „Geschichte der Philosophie".

***) Vgl. Dührings „Krit. Gesch. der Philosophie", und Langes „Gesch. des Materialismus".

Digitized by Google

auch ihre speculativen positiv zu würdigen, der sollte wenigstens soviel Bescheidenheit üben, sich des Mitredens und Urtheilens in philosophischen Dingen zu enthalten, ähnlich wie ein mathematisch Unbegabter sich des Urtheilens über den Werth der höheren Mathematik zu enthalten pflegt. Wer dagegen genug philosophischen Kopf besitzt, um die speculativen Elemente der älteren philosophischen Systeme congenial zu reproduciren, der wird, wenn die deutsche Sprache seine Muttersprache ist, mit etwas redlicher Mühe und Arbeit auch allemal zu der Einsicht gelangen können, daß in keiner früheren Periode die philosophischen Probleme so in ihrer Tiefe erfaßt und so energische und vielseitige Förderung erfahren haben, wie in der deutschen Philosophie seit Kant.

Von der oben erwähnten Classe von Ausnahmen abgesehen besteht auch über diese Thatsache in den philosophischen Kreisen des deutschen Publicums Uebereinstimmung der Ansichten; nur darüber gehen die Meinungen auseinander, wieviel relatives Gewicht dem einen oder dem andern der Systeme des letzten Jahrhunderts beizumessen sei.

2. Kant und seine Nachfolger.

Am wenigsten Widerspruch findet die Schätzung Kants. Fast alle Nachfolger, die großen wie die kleinen, haben auf ihn Bezug genommen und an ihn angeknüpft; seine genialen Andeutungen haben mehr als einer Generation Stoff zur philosophischen Verarbeitung geboten, aber seine Mängel und Irrthümer haben auch als Irrlichter gar manchen dazu verlockt, sich in den Sumpf seiner pedantischen Neoscholastik zu verrennen. Charakteristisch für Kants Stellung in der Geschichte der Philosophie ist jedenfalls schon der Umstand, daß alle selbstständigen Denker nach ihm ihn *nur als Ausgangspunkt* weiterer nothwendiger Entwicklung verehrt haben, und daß es den unproductiven Köpfen der dürftigsten Art überlassen blieb, die Kant'sche Philosophie als das wahre, in der Hauptsache unübertreffliche und nur in nebensächlichen Punkten der Modification bedürftige System anzupreisen. Solche Genügsamen im Geiste reichen dann wohl jenen Feinden aller Speculation die Hand zum Bunde, welche in Kant die empirische Seite hervorkehren, und auf deren unbestreitbare und unbestrittene Verwandtschaft mit dem englisch-französischen Empirismus pochen. Nun ist aber Kant eben nur der *Anfang* jener reichen philosophischen Epoche, ein Anfang, der einen fast unübersehbaren Reichthum an *Keimen* enthält, aber an Stelle innerer gedanklicher Geschlossenheit und reifer Vollendung eine neoscholastische Scheinsystematik setzt, die jedes Werthes entbehrt. Darum ist dieser Anfang weniger als irgend ein anderer geeignet, zugleich als *Ende* und *Abschluß* der von ihm eingeleiteten Epoche in Anspruch genommen zu werden. Wenn also der einzige Kant die Stelle der gesammten philosophischen Entwicklung des letzten Jahrhunderts in Deutschland repräsentiren soll, so ist dagegen im Namen der Wissenschaft und der Geschichte zu protestiren; wenn dagegen die Anpreisung Kants nur soviel bedeuten soll, daß sein Studium die beste Einführung in die Geschichte der neuesten Philosophie bilde, und deshalb von den Gebildeten der Nation niemals über glänzenderen Sternen, die auf ihn folgten, vernachlässigt werden sollte, so ist dem gewiß nur beizupflichten.

Hier, wo es sich wesentlich nur darum handelt, die Resultate der metaphysischen Principienentwicklung festzustellen, kann ein näheres Eingehen auf die Kant'sche Philosophie schon deshalb nicht angezeigt sein, weil dieselbe im Grunde genommen jedes metaphysischen Princips entbehrt. Diese Thatsache, welche sie dem antiphilosophischen Empirismus so sympathisch macht, ist jedoch keineswegs Folge eines Mangels an speculativer Befähigung oder Neigung ihres Urhebers, sondern ausschließlich Folge einer falschen subjectiv-idealistischen Erkenntnißtheorie, mit deren Beseitigung auch ihre Consequenzen hinfällig werden. Diese falsche Erkenntnißtheorie ist aber auch nicht blos eine zufällige und werthlose Verirrung, sondern sie ist eine historisch nothwendige Uebergangsstufe vom naiven, dogmatischen, zum transscendentalen, kritisch vermittelten Realismus. Auf dem Gebiete der Erkenntnißtheorie liegt darum die hervorragendste Bedeutung Kants, und seine Leistungen sind hier um so wichtiger, als diese Disciplin von den bedeutenderen nachkantischen Philosophen keine nennenswerthe Pflege gefunden hat, die Gegenwart also gleichsam gezwungen ist, hier *unmittelbar* an Kant anzuknüpfen*).

Epochemachend ist Kant noch auf einem andern Felde, nämlich dem der Ethik gewesen, aber die Bedeutung dieser Leistungen kann hier ebenso wenig näher erörtert werden wie die wissenschaftliche Neubegründung, welche er der seit Plotin schlummernden Aesthetik geschaffen**), oder wie die Förderung, welche die Naturphilosophie***) und Naturwissenschaft†) durch ihn erfahren haben.

Gerade deshalb aber, weil Kants Philosophie ein streng geschlossenes System nicht darstellt, sondern eine Summe verschiedenartiger Anläufe repräsentirt, welche zum Theil übel genug mit einander harmoniren, gerade deshalb bietet auch seine Philosophie zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitere metaphysische Speculationen. Er selbst besitzt sogar ein gewisses metaphysisches Glaubensbekenntniß, aber einerseits ruht dasselbe auf dem verhängnißvollen Fehler und grundsätzlichen Irrthum, theoretische Behauptungen auf vorgebliche praktische Postulate (des Gemüths) gründen zu wollen, und andrerseits stimmt dasselbe in seiner Ideentrias (Gott, Freiheit und Unsterblichkeit) noch vollständig mit der Metaphysik der vorkantischen Aufklärungsperiode überein, wenngleich der Freiheitsbegriff bei Kant in einer wesentlich modificirten Gestalt auftritt. Da diese Modification selbst wieder als unhaltbar bezeichnet werden muß, so kann der auf die praktischen Postulate gestützten Metaphysik Kants weder in historischer, noch in sachlicher Beziehung ein tieferer Werth zuerkannt werden. Einen wirklichen Werth und eine fortzeugende Fruchtbarkeit haben im Gegentheil gerade diejenigen metaphysischen Andeutungen Kants erwiesen, welche auf theoretischem Grunde im Widerspruch mit den Verboten seiner falschen Erkenntnißtheorie erwachsen sind.

Die Kantische Erkenntnißtheorie hatte es für falsch erklärt, dem transscendentalen Subject des bewußten Denkens ein selbstständiges Sein zu unterstellen, aber Kant selbst hatte trotz dieses Verbots das Ich an sich als ein selbstständig existirendes intelligibles Wesen unter andern intelligibeln Wesen behandelt und auf diese Voraussetzung seine praktische Philosophie begründet, und Fichte verfuhr nur consequent, wenn er neben der strengeren Durchbildung der letzteren das Ich auch in der theoretischen Philosophie zum metaphysischen Princip erhob. — Kants erkenntnißtheoretische Grundsätze ließen das „Ding an sich" lediglich als einen *negativen Grenzbegriff* des Denkens ohne alle positive Bedeutung erscheinen; aber er selbst behandelt auf der anderen Seite die Welt der Dinge an sich als eine Summe vieler an sich seiender Realen, welche von Gott geschaffen sind, und die Herbart'sche Metaphysik mit ihrer Vielheit „einfacher Realen", deren jedes eine „absolute Position" repräsentirt, ist nur die Fortsetzung und Ausführung dieser aus dem subjectiv idealistischen Standpunkt bereits völlig herausfallenden metaphysischen Anschauung. — Sein Idealismus führt Kant zu der Behauptung, daß die teleologische Auffassung des Natur- und Weltprocesses nur eine durch die subjective Form unseres Verstandes veranlaßte Hineintragung

*) Auch ich habe dies in meiner „Kritischen Grundlegung des transscendentalen Realismus" gethan (2. Aufl. Berlin 1875).

**) Vgl. *Schaslers* „Krit. Geschichte der Aesthetik" (Berlin 1872, Nicolai), den Abschnitt über Kant.

***) Vgl. meinen Aufsatz: „Dynamismus und Atomismus" in den „Ges. philos. Abhandlungen" Nr. VII. S. 113—116, so wie auch meine Schrift „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" (Berlin 1875), S. 151—154.

†) Vgl. *Zöllner* „Ueber die Natur der Kometen" und zwar den Abschnitt „Immanuel Kant und seine Verdienste um die Naturwissenschaft", S. 426—482.

Digitized by Google

unserer Denkweise in die Natur sei; auf der andern Seite räumt er ein, daß diese Hineintragung sich nicht willkürlich auf beliebige Objecte erstrecke, sondern daß die ohne unser Hinzuthun uns gegebene Beschaffenheit der Organismen und Naturwesen eine solche sei, welche schlechterdings nicht durch mechanische Causalität zu erschöpfen sei, und uns deshalb zur Anwendung der teleologischen Betrachtungsweise zwinge. Es bedarf nur eines kleinen Schrittes, um von hier zu der metaphysischen Erkenntniß Hegels zu gelangen, daß der Zweck als ideales Princip in den Dingen und ihrem natürlichen Werden und Wachsen wirksam sei, und daß wir nur deshalb empirisch genöthigt seien, die auch in unserm Denken functionirende apriorische Idee des Zweckes auf die Naturdinge anzuwenden. — Seine erkenntnißtheoretischen Grundsätze hatten Kant verwehrt, über die Existenz oder Beschaffenheit eines Dinges an sich irgend etwas zu behaupten; aber er hatte sich dadurch nicht hindern lassen, das Ding an sich als das unsre Sinnlichkeit causal Afficirende (und dadurch unsre Wahrnehmung der an sich seienden Welt Vermittelnde) zu behaupten, und es bedarf nur eines weiteren Ausbaus dieser ganz richtigen Annahme, um zu dem erkenntnißtheoretischen (transscendentalen) Realismus zu gelangen, wie er der modernen Naturwissenschaft als maßgebende Doctrin zu Grunde liegt.

Dem subjectiven Idealismus Kants galten das transscendentale Object und das transscendentale Subject beide nur als negative Grenzbegriffe des Denkens, das positive Ding an sich und Ich an sich aber als falsche Unterstellungen und trügerische Hypostasirungen des Inhalts, beziehungsweise der Form des Bewußtseins; dies hinderte ihn jedoch nicht, die Vermuthung auszusprechen, daß das Ding an sich und das Ich an sich möglicherweise ihrem Wesen nach identisch sein könnten. Hierauf baute die Identitätsphilosophie fort, zu welcher im weiteren Sinne Schopenhauer ebensowohl wie Schelling und Hegel zu zählen sind. In seinem ersten System erweiterte Schelling den Fichte'schen Begriff des Ich = Ich zu dem Begriff des Subject-Object, und bemühte sich, die (unbewußte) Identität von Subject und Object ebensowohl in der Natur als im menschlichen Bewußtsein nachzuweisen. Hegel bestimmte das im Ding an sich und Ich an sich identische Moment formell als die Vernunft oder das Logische, materiell als die Idee oder den Begriff; Schopenhauer bezeichnete es dagegen als den Willen. Der erstere verlor hierbei das Moment der Realität aus den Augen, und der Unterschied des Seins und Denkens zerrann ihm in deren absoluter Identität; der letztere erfaßte zwar das reale Moment des Willens oder der Kraft, welches als Selbstbehauptungsstreben und Widerstandskraft zugleich das entgegensetzende und scheidende ist, aber er büßte jeden angebbaren Inhalt des Dinges an sich und des Ich an sich bei dieser leeren Formalbestimmung ein, und verschloß sich deshalb auch, obwohl er nachträglich einen objectiven Idealismus seiner Willensphilosophie aufklebte, hartnäckig der Einsicht in die inhaltliche Identität des Objectiven und Subjectiven. Erst Schelling in seiner letzten Philosophie faßte beide Seiten, die der realen und idealen Identität, in ein Princip zusammen, und erhob damit die Identitätsphilosophie zu ihrer höchsten Stufe, auf welcher ebensowohl die Identität als der Unterschied zwischen Denken und Sein zu ihrem Rechte gelangt. Er vollzog diesen letzten Schritt, indem er Idee und Wille zu Attributen des Absoluten oder der absoluten Substanz herabsetzte, und griff auch hiermit merkwürdigerweise auf eine von Kant gegebene metaphysische Andeutung zurück.

In der Krit. d. prakt. Vernunft (Werke hrsg. v. Rosenkrantz, Bd. VIII, S. 281) bezeichnet nämlich Kant als die beiden Prädicate Gottes (d. h. des Schöpfers der Welt der Dinge an sich) Verstand und Wille, wobei aber von allem zu abstrahiren ist, was diesen Begriffen psychologisch anhängt (z. B. davon, daß das menschliche Denken discursiv, zeitlich auseinandergezogen und abstract ist, sowie daß der menschliche Wille eudämonologisch motivirbar ist). Wenn Kant auf der folgenden Seite behauptet, daß nach Absonderung alles Anthropomorphischen nur diese bloßen Worte übrig blieben, ohne den mindesten damit verbindbaren Begriff, daß aber trotzdem doch noch ein für die Bedürfnisse der praktischen Philosophie genügender Begriff übrig bliebe, so können diese mit Kants gesammter Denkweise zusammenhängenden irrthümlichen Behauptungen den Werth des obigen Aperçus nicht abschwächen. Blieben wirklich nach Absonderung des Anthropomorphischen keine Begriffe mehr, sondern blos noch die leeren Worte übrig, so wären dieselben für die praktische Philosophie ebenso unanwendbar wie für die theoretische. Daß aber wohl noch Begriffe übrig blieben, hat sogar Kant selbst (auf S. 281) gezeigt, indem er sagt: „wenn wir den Versuch machen, es" (d. h. das angebliche praktische Erkenntniß Gottes) „zu einem theoretischen zu erweitern, [so würden] wir einen Verstand desselben bekommen, der nicht denkt" (d. h. nicht zeitlich, discursiv und abstract denkt), „sondern anschaut, einen Willen, der auf Gegenstände gerichtet ist, von deren Existenz seine Zufriedenheit nicht im mindesten abhängt". Dies mögen nun zwar Begriffe sein, zu denen uns in der unmittelbaren Erfahrung jedes anschauliche Beispiel fehlt, aber es sind doch ganz bestimmte und innerlich widerspruchslose, also keineswegs inhaltlose und sehr wohl mögliche Begriffe, und Kant selbst gibt bei verschiedenen Gelegenheiten nähere Andeutungen darüber, wie ein solcher intuitiver Verstand, oder eine solche intellectuelle Anschauung beschaffen sein müßte. Genauer betrachtet zeigt sich nämlich, daß dieselbe nur als unbewußte Idee verstanden werden kann, daß es diese unbewußte Idee als Inhalt des göttlichen Schöpferwillens sein muß, welche die Welt der Noumena bestimmt, und daß das unbewußt Logische in allen Theilen der Kantischen Philosophie die stillschweigende Voraussetzung ist, unter der allein die Kantischen Lösungen oder Lösungsversuche einen Sinn haben*). Da nun aber dieser intuitive Verstand oder dieses unbewußt Logische unserer unmittelbaren Erfahrung entrückt ist, und in unserer psychologischen Selbstbeobachtung als immanenter Bewußtseinsinhalt selbstverständlich nicht vorkommen kann, so ist auch nach dieser Seite hin eine metaphysische Excursion gegeben, welche dem Kantischen Verbot aller Metaphysik Trotz bietet. Diese Seite wurde zuerst von Schelling in seinem ersten System ausgeführt, und von Hegel in noch umfassenderer und allseitigerer Weise (aber mit geringerer Betonung des Unbewußten in der logischen Idee) durchgearbeitet; auch Schopenhauer lieferte Beiträge zur Entwicklung dieser Seite der Metaphysik, insbesondere auf den Gebieten der Naturphilosophie und der Aesthetik.

Diese Bemerkungen dürften genügen, um zu zeigen, daß einerseits thatsächlich schon in Kant die wichtigsten Keime der weiteren philosophischen Entwicklung nachweisbar sind, daß aber andrerseits dies doch eben auch nur winzige Keime sind, die dem Auge des Lesers wohl nur darum nicht entgehen, weil dasselbe durch die Ausführungen der Nachfolger für ihre Erkennung geschärft ist, und von deren künftiger Bedeutung Kant selbst wohl am wenigsten eine Ahnung gehabt hat. Es wird hierdurch das obige Urtheil bestätigt, daß Kant zwar sehr wichtig ist als Ausgangspunkt für die Entwicklung unserer neuesten Philosophie, daß er aber auch nur als Ausgangspunkt wichtig ist, und daß die bleibenden Resultate der Philosophie des letzten Jahrhunderts anderswo als bei ihm gesucht werden müssen.

3. Fichte.

Der unmittelbarste Nachfolger Kants war Fichte. In seinem ersten System kam der subjective Idealismus zu seinem reinsten, ungetrübtesten Ausdruck, während derselbe bei Kant

*) Vgl. J. Volkelt „Kants Stellung zum unbewußt Logischen" (Phil Monatshefte 1873, Bd. IX., Heft 2 u. 3), so wie dessen Buch: „Das Unbewußte und der Pessimismus" (Berlin 1873, Henschel), S. 44 — 62.

Digitized by Google

einerseits mit Resten eines naiven dogmatischen Realismus behaftet blieb, und andrerseits schon die deutliche Tendenz zeigte, in die höhere Stufe des kritisch vermittelten transscendentalen Realismus überzuschlagen. Fichte allein von allen Philosophen zieht fast die vollen Consequenzen aus den idealistischen Grundsätzen der Kant'schen Erkenntnißtheorie, indem er das „Ding an sich" von der schillernden Zweideutigkeit eines „negativen Grenzbegriffs" befreit, und unzweideutig zu einem bloßen Begriff des denkenden Subjects, zu einer nothwendigen Kategorie herabsetzt, die in keiner Weise auf ein Jenseits des Bewußtseins hindeutet. Die ganze Naturseite der subjectiv-phänomenalen Welt wird hier rein zu einem gesetzmäßig aus dem Ich-Ich entwickelten Vorstellungsgespinnst degradirt, welches nur den subjectiven Zweck hat, die Vorstellung eines pflichtmäßigen Handelns möglich zu machen; ja sogar die Existenz anderer Bewußtseine, Geister oder Menschen wird in keiner Weise im transscendent-realen Sinne behauptet, sondern nur aus dem Begriff des Rechts der Nachweis versucht, daß ich ohne die Vorstellung der Existenz anderer Menschen nicht zu einem juridischen Handeln kommen könnte, und daß demnach diese Vorstellung für mich unerläßlich nothwendig sei. Die letzte Consequenz dieses Standpunktes hat Fichte blos nicht ausgesprochen; sie besteht aber offenbar darin, daß mein Bewußtsein und die in ihm gegebene subjectiv-phänomenale Welt die einzige existirende ist. Die Vorstellung dritter Personen in dieser Bewußtseinswelt ist alsdann ebenso sehr ein falscher Schein wie die Vorstellung einer ersten Person in derselben; nur das Ganze als einmal gegebene Erscheinungswelt ist das Wahre. Und in der That, wenn es doch keine reale Welt des Daseins mehr geben soll, sondern nur noch eine aus dem Selbstbewußtsein herausgesponnene Erscheinungswelt, so ist mit einer numerischen Multiplication dieses Processes wenig mehr gewonnen, da doch jede Möglichkeit einer Communication verschiedener Bewußtseine auf diesem Standpunkte fehlt; es tritt dann aber an Stelle der gewöhnlich angenommenen Einen realen Welt die Eine bewußtseinsphänomenale Welt, an Stelle der vielen realen Personen in der ersteren die ebenso vielen phänomenalen Personen der letzteren. Freilich durfte Fichte diese nahe liegende Consequenz schon darum nicht anerkennen, weil Sittlichkeit dann nur noch von dem reinen Ich dieses absoluten Bewußtseins (welches von der vorgestellten, phänomenalen, empirischen ersten Person dieses Bewußtseins wohl zu unterscheiden ist) geübt werden könnte, also alles Moralpredigen für Andere sinnlos würde. Auf letzteres aber gerade kam es Fichte an; dies war sein Lebenselement, dem er Alles unterordnete.

Fichte selbst hatte später das Bedürfniß, seinen ersten Standpunkt zu modificiren. Offenbar legte der von Schelling gewonnene Standpunkt der Identitätsphilosophie ihm die Dringlichkeit dieser Umwandlung nahe, und auch sein Bestreben ging nunmehr dahin, das absolute Wissen zugleich als das absolute Sein zu erfassen und zu erweisen. Aber indem er diesen Modificationsversuch in gleicher Richtung mit Schelling und Hegel und doch in persönlicher Opposition zu beiden unternahm, um deren willen er von beiden nichts entlehnt zu haben scheinen wollte, verurtheilte er selbst seine späteren Leistungen zu einer relativen Dürftigkeit und drängte sie aus dem geradlinigen Strom der rapide vorwärtstreibenden philosophischen Bewegung hinaus. So anregend daher auch seine späteren Schriften dem philosophischen Forscher sein mögen, so liegt doch Fichtes epochemachende Bedeutung in der Geschichte der Philosophie ausschließlich in seinem ersten Standpunkt, der der Zeit nach noch in das Ende des 18. Jahrhunderts fällt, und dort zwischen dem Erlöschen der Productionskraft des alternden Kant und dem aufblühenden Ruhm des jungen Schelling ziemlich eng eingezwängt ist.

Was die deutsche Nation an Fichtes hundertjährigem Geburtstag gefeiert hat, war nicht sowohl seine philosophische Begabung als sein sittlicher Charakter, seine patriotische Hingebung und Begeisterung, und das oratorische Pathos, mit welchem er in den Zeiten tiefster Erniedrigung unter bedeutender Gefahr für seine Person seinen Enthusiasmus unter die Zuhörer seiner politischen Reden zu verbreiten wußte. Als eine typische Gestalt wird das deutsche Volk ihn immer verehren, nämlich als einen Denker, der die Früchte seines Forschens auf dem Altar des Vaterlands niederlegte und sich selbst als einen Baustein zur Wiedererrichtung seiner Größe mit einsetzte; das Jubiläum des Verfassers der „Wissenschaftslehre" und der „Anweisung zum seligen Leben" hätte die deutsche Nation wohl noch spurloser vorübergehen lassen als die Gedenktage Hegels und Schellings.

Selbst unter den Fachphilosophen, wo man alle möglichen Richtungen, und sogar vereinzelte Schellingianer, vertreten findet, dürfte kaum ein Fichteaner zu entdecken sein. Seine Philosophie ist eben zu allseitig als bloße Uebergangsstufe ohne dauernde selbstständige Bedeutung anerkannt, als daß man auf Fichte zurückweisen könnte, wenn man nach den bleibenden Resultaten der philosophischen Entwicklung gefragt wird. Sein System hat mehr die Aufgabe, eine interessante und nicht wohl zu ersparende Verirrung in ihren allseitigen Folgerungen durchzuarbeiten, als die, eine positiv brauchbare Leistung zu liefern; gerade deshalb aber werden für alle Zeiten diejenigen auf das genauere Studium Fichtes zu verweisen sein, welche in höherem oder geringerem Grade in dem principiellen Irrthum Fichtes, nämlich in dem Glauben an die Richtigkeit und Stichhaltigkeit der erkenntnißtheoretischen Grundsätze des subjectiven Idealismus, noch befangen sind. Es gilt dies für die Gegenwart insbesondere für solche Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie, welche mit dem kritiklos von Kant übernommenen subjectiven Idealismus Schopenhauers noch nicht in jeder Hinsicht gebrochen haben; sie ganz besonders sind darauf hinzuweisen, daß der metaphysische Willensrealismus Schopenhauers nur durch die gröbste Inconsequenz seines aphoristischen Denkens mit dem erkenntnißtheoretischen subjectiven Idealismus zusammengekoppelt werden konnte, und daß, wenn die idealistischen Grundsätze Kants wirklich unumstößlich wären, wie Schopenhauer behauptet, dann nicht er, sondern Fichte die relativ der Wahrheit am nächsten kommende Philosophie geliefert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

„Geistesströmungen."

Unter diesem wenig zutreffenden Titel erschien kürzlich von dem Allgemeinen Verein für deutsche Literatur*) herausgegeben, ein ausgezeichnetes Buch des Wiener Geschichtsprofessors Dr. H. M. Richter, des nämlichen fruchtbaren Gelehrten, dessen Schrift über „die Piccolomini" ich vor etwa Jahresfrist in diesen Blättern zu besprechen Gelegenheit hatte.

Schon damals glaubte ich, und zwar in specieller Hinsicht auf die Form der Darstellung, es als einen besonderen Vorzug Richters bezeichnen zu müssen, daß in ihm der gelehrte historische Schatzgräber mit dem behenden publicistischen Münzschläger glücklich gepaart ist. In den „Geistesströmungen" — welcher nom de guerre, beiläufig gesagt, eine Versündigung gegen den guten Geschmack ist — tritt dieser Vorzug noch evidenter zu Tage. Da haben Publicist und Historiker sichtlich Hand in Hand mit einander gearbeitet; der erstere brachte die Tendenz, der andere schaffte das Material herbei. Und welches ist die Tendenz? Mit geschichtlichen Beweismitteln darzuthun, daß politische Scheidewände, auch wenn sie durch die eherne historische Nothwendigkeit inmitten eines Volkes aufgerichtet wurden, den geistigen Zusammenhang, welcher das Ergebniß der Stammesverwandtschaft ist, nicht zu zerreißen vermögen. Um zur Kräftigung dieses Bewußtseins

*) Berlin 1875, A. Hoffmann & Co.

Digitized by Google

ein Scherflein beizutragen, hat Richter seine „Geistesströmungen" der Oeffentlichkeit übergeben.

In zwei etwa gleich umfänglichen Abschnitten charakterisirt das Buch erstens: das deutsche Geistesleben in Oesterreich von seinen primitivsten Anfängen bis zum Regierungsantritte des Kaisers Karl VI., zweitens: die Rückwirkungen, welche um die Mitte und den Ausgang des verflossenen Jahrhunderts die wiedererwachende deutsche Literatur und Philosophie, vornehmlich die Schriften Lessings und Kants, in Oesterreich zur Folge gehabt haben. Der Zusammenhang dieser beiden Abtheilungen, deren erste sich „Deutsches Geistesleben in Oesterreich" nennt und eine pragmatische Geschichtserzählung darstellt, während für die zweite, aus scheinbar lose an einandergefügten Aufsätzen bestehende die Ueberschrift „Aus dem Zeitalter der Aufklärung" gewählt wurde — ist auf den ersten Blick klar und durchsichtig. Bis zur Gegenreformation und den blutigen Bauernkriegen in Oberösterreich unterschied sich die geistige Lebenscirculation Deutsch-Oesterreichs in nichts von derjenigen Gesammtdeutschlands; ja es war nicht selten an den Ufern der Donau ein rührigeres literarisches und poetisches Leben vorhanden, von welchem Anregungen und Impulse sich nordwärts mittheilten.

Richter hat mit liebevoller Ausführlichkeit die Gallerie berühmter Oesterreicher auf dem Parnaß wie in der Gelehrtenstube behandelt und nirgends verabsäumt, darauf hinzuweisen, welch ein inniger Contact zwischen deutscher Wissenschaft und Dichtung bestand, gleichviel ob dieselbe sich eine Weile glänzender in Wien oder in Thüringen, am Rhein oder an der Donau manifestirte. Von einer Grenze oder einem entfremdenden Unterschiede zwischen Nord und Süd war keine Spur vorhanden; man gab einander und nahm von einander, wie es eben die bald drunten und bald droben im Vaterlande gesteigerte Fruchtbarkeit mit sich brachte. Das dauerte so bis zur Reformation, welche in Nieder- und Oberösterreich nicht minder tief in das Volk drang, als in Sachsen oder Hessen. Aber dann beginnt das geistige Sterben. Der gehässigste Jesuitenzögling, welcher jemals einen Thron verunziert hat, Ferdinand der Zweite aus dem Hause der Habsburger, entfesselt die geschickten Hände seiner schwarzen Lehrer und Beichtväter vom Orden Loyolas, und mit Mord und Brand werden die Gewissen der armen Bauern Oberösterreichs von der lutherischen Lehre zur alleinseligmachenden Kirche zurückgeleitet. Man nennt diese Feuerspur von Pech- und Brandfackeln, rauchenden Bauergehöften und vernichtetem Wohlstande die Gegenreformation — eine sonderbare Bezeichnung für Gewissensmord und Todtschlag von Leibern wie von Seelen. Wie dem aber auch sei, der Bauernkrieg in den „vier Vierteln" bildet eine Scheidewand, die erste, zwischen Deutsch-Oesterreich und dem übrigen Deutschland. Seit dem zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Säculums schütten die Jesuiten alle Verbindungswege zu, welche nach Deutschland führen, ähnlich, wie die Metternich'sche Reaction nach dem Jahre 1815 und die Bach-Thun'sche nach dem Jahre 1848 alle Canäle zu verstopfen trachtete, um Deutsch-Oesterreich von Norddeutschland nach Möglichkeit zu isoliren. Und es entsteht etwa seit 1630 ein Hiatus, eine gähnende Kluft, in welcher alle alten Gemeinsamkeitstraditionen trostlos versinken. Hundert Jahre und darüber währt diese gewaltsame und widernatürliche Scheidung, während welcher man in Oesterreich von staats- und gotteswegen alle denkbaren Mittel aufwendet, um das biedere, lebensfrohe Volk zu romanisiren und der Kirche für immer in den nimmersatten Rachen zu treiben. Aber die Gewalt stumpft sich auf die Dauer an dem Volksgeiste ab.

Die Glaubensverschiedenheit ist überall dort, wo die Bildung Einkehr hält, ein ungleich schwächeres Motiv als die Nationalität. Es steht außer aller Frage, daß das Geschlecht der Habsburger die Mehrzahl der Demüthigungen, welche es erlitt, der Kirche verdankt; ganz besonders aber hat es den Verlust der römisch-deutschen Kaiserkrone von allem Anfang her dem zweiten Ferdinand, dieser Jesuitencreatur sans phrase, zu Lasten zu schreiben. Denn die Aufrichtung der Scheidewand zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden Deutschlands entwöhnt den ersteren des Respectes vor der Kaiserkrone und stimmt ihn zuerst gleichgültig dann sogar feindselig gegen die unvolksthümliche Habsburger Dynastie.

Joseph der Zweite wäre wohl im Stande gewesen, die von seinen Vorfahren zertrümmerte Brücke zwischen Nord und Süd wiederherzustellen; aber er kommt zu spät. Friedrich der Große hat inzwischen unerbittlich die Consequenzen der Ferdinandeischen Jesuitenpolitik gezogen und die anfänglich mit brutaler Gewalt abgesteckte Grenze sozusagen zu einer spontanen gemacht. Der Norden fühlt sich glücklich, dem finsteren Banne entrückt zu sein, in welchem fort und fort Deutsch-Oesterreich von den Jesuiten festgehalten wird.

Das ist die politische Seite der Betrachtung. Nicht ganz so trostlos, aber immerhin trübselig genug verhält es sich im Bereiche des geistigen Lebens. Auch hier ist die schöne Saat zertreten, welche in Jahrhunderten ausgestreut worden. Wie könnte man sich nach dem Jahre 1630 wohl denken, daß ein Walther von der Vogelweide sich aus dem Frankenlande an die Ufer der Donau hinübersehne, daß ein Regiomontanus, ein Feuerbach in Oesterreich das Feld suchen, um auf demselben ihre wissenschaftlichen Triumphe zu feiern? Unter dem breiten Schatten des Schaufelhutes gedeiht nicht die Freiheit des Gedankens, noch die Blüthe der Dichtung. Gleichwohl ist es nur ein Bahrtuch, nicht ein Sargdeckel, darunter die geistigen Regungen eines talentvollen Volksstammes verkerkert liegen. Hie und da schaut doch von der Höhe der Gesellschaft ein vornehmer Geist zu den schattigen Pfaden der Wissenschaft hernieder und nickt den vereinsamten Wanderern wohlwollend zu. Ich meine selbstverständlich nicht den gelehrten Kaiser Leopold I., dessen umfängliches Wissen doch nicht selbstständig genug ist, um sich von dem Dienste der Kirche und dem Leitseil der Jesuiten zu emancipiren. Aber Prinz Eugen, der „edle Ritter", kommt mir zu Sinn, welcher an Leibnitz Gefallen findet und mit dem großen norddeutschen Universalgenie einen innigen Freundschaftsbund schließt, sich auch von demselben die Monadenlehre widmen läßt. Das ist ein Lichtblick in dieser trostlosen Finsterniß. Und Eugen ist nicht einmal ein deutscher, sondern nach Herkunft, Bildung und Lebensart ein Wälscher! Er hat für das Deutschthum als solches kein Herz, und läßt das Huldigungslied des größten deutschen Lyrikers seiner Zeit, des unglücklichen Günther, achtlos zur Seite liegen.

Von dem „edeln Ritter" also ist, wie gern er auch auf den Altären der Wissenschaft opfert, keine Emancipation des geknechtet daniederliegenden deutschen Stammes zu gewärtigen. Das muß deutsche Initiative selbst sein, welche die brutale Schranke niederreißt, die wie eine Ghettomauer dem Deutsch-Oesterreicher Licht und Luft und Wärme und den Zusammenhang mit seinen Stammesgenossen im vaterländischen Norden raubt. Ein wuchtiger Hammerschlag, der erste, erfolgt durch Friedrich den Großen und die beiden schlesischen Kriege. Die Nemesis entreißt den Habsburgern eine der schönsten ihrer deutschen Provinzen, das fruchtbare Schlesien, und wie ferner Morgenrothschein taucht in Wien die Ahnung auf, daß es ein Brudermord war, den Keil des Glaubenshasses zwischen die Söhne der nämlichen Mutter zu treiben.

Joseph der Zweite ist der erste Deutsch-Oesterreicher, welcher das Wehen des neuen Geistes heftig verspürt, und der Josephinismus ist seinem ganzen Wesen nach nichts als das mächtige Rütteln an der Kette, welche seit Ferdinand dem Zweiten den Völkern Oesterreichs angelegt und zugleich als Quarantäne zwischen Deutschen und Deutschen ausgespannt worden ist. Joseph ist ein nationaler Mensch vom Scheitel bis zur Zehe; es verkörpert sich in ihm das innerste Geheimniß des deutschen Wesens, der Drang zur Humanität und Freiheit auf wissenschaftlichem, politischem und socialem Gebiete. Nur sein Temperament treibt ihn über die Linie der kühlen Besonnenheit hinaus, welche das Idol von dem Ideale, den Erfolg von der Absicht scheidet.

Im Norden hat der Protestantismus das Seinige gethan, um dem wissenschaftlichen Streben und der freien, jeglicher finsteren Bigotterie abholden Lebensanschauung die Pfade zu ebnen; nicht so in Oesterreich. Da gilt es vorerst, die ungeheuere Macht der Kirche, welche das Volksthum unter ihren

Digitized by Google

Schemel gezwungen hat, zu zerbrechen; sodann aber muß in diesem Volksthum, das unter dem Drucke apathisch geworden ist, erst wiederum die Lebenslust und die Liebe zur Freiheit erweckt und gekräftigt werden. Joseph wendet sich mit dem edeln Feuereifer der Jugend diesen Aufgaben zu; er bricht mit der Kirche und fegt die schwerfällige, in curialischen Anschauungen großgezogene Beamtenbüreaukratie zur Seite; er beginnt einen weitausschauenden Kampf mit dem frommen Großadel und begründet in Wien eine „deutsche Nationalbühne"; ja, er gibt sogar die Presse frei. Aber da er zuviel auf einmal will, so zerrinnen ihm seine Ideale unter den Händen und sein großes Herz bricht schließlich unter der Wucht der Enttäuschung.

Nichtsdestoweniger ist Joseph der Retter des österreichischen Deutschthums für seine Zeit und für immerdar. Umschläge treten nach seinem frühen Tode ein; die Reaction übt im Vereine mit der Kirche von neuem die alte Praktik, das intelligenteste Volkselement Oesterreichs, das deutsche, zu isoliren und niederzuhalten, damit es aus dem Zusammenhange mit den Stammesgenossen „draußen im Reiche" keine Kraft schöpfe und mit seinem Bildungs- und Freiheitsdrange nicht die übrigen österreichischen Völker anstecke; aber alle diese Knebelungsversuche können es nicht mehr rückgängig machen, daß unter Josephs Regiment ein voller Strahl des neuerwachten deutschen Geisteslebens aus dem Norden über die österreichischen Deutschen sich ergossen und sie für Jahrhunderte hinaus befruchtet hat. Ich lege keinen absonderlichen Werth darauf, daß Klopstock und Lessing sehnsüchtig ihre Blicke nach Wien richteten, um daselbst unter Josephs Scepter in wirkungsreiche Staatsämter zu gelangen; sie vermochten in der engeren Heimat und in den Augen Friedrichs keine Geltung zu erlangen und strebten deshalb, sich in dem deutschen Wien günstigere Lebensbedingungen zu gestalten.

In der That schlug auch während Josephs Herrschaft der Puls Deutschlands weit vernehmlicher in Wien als in Berlin. Allein der Nachdruck ist meines Erachtens darauf zu legen, daß das norddeutsche Schriftthum in Oesterreich Eingang fand und daß Klopstocks, Gellerts und Lessings Werke in Wien sehr bald eine enthusiastische Gemeinde um sich vereinigten, welche nicht blos in unthätiger Bewunderung verharrte, sondern kampfbereit das neue Gut zu vertheidigen, zu verbreiten und einzubürgern geschickt war.

In der Darstellung dieser letzteren Periode liegen die Glanzpunkte des Richter'schen Buches. Sehr unscheinbar sind die Titel und anspruchslos die Feuilletons, welche hinter denselben sich bergen. Aber sie enthalten gleichwohl den Kern des gesammten Werkes, weil sie mancherlei Neues bieten und auch mit Originalmittheilungen nicht kargen, welche, wie die beiden Briefe Klopstocks an Kaiser Joseph, der Autor selbst in österreichischen Bibliotheken entdeckt hat. Andererseits hat sich der Verfasser hier einer mehr als mühsamen Arbeit zu unterziehen gehabt, indem er aus den ältesten Jahrgängen verstaubter journalistischer Ephemeriden Facten und Daten zusammensuchen, verworrene Verhältnisse aufklären und manche mißverstandene Thatsache richtig stellen mußte. Es ist nicht eben leicht, ein Charakterbild wie dasjenige des genialen und vorwärtsstürmenden, aber in seinen Motiven nicht ganz durchsichtigen Sonnenfels mit ein paar lapidaren Strichen plastisch zu gestalten. Und hinwiederum verführt ein Stoff wie die Lebensgeschichte der Jugendgeliebten Lessings, der Schauspielerin Lorenz, späteren Frau Weidner, allzuleicht zu pikanten, aber mit der historischen Thatsächlichkeit collidirenden Dilettanterieen. Von dem ernsten historischen Forscher hat man selbstredend derlei Excesse nicht zu gewärtigen.

Um aber noch einmal auf Zweck und Absicht des vorliegenden Werkes zurückzukommen, versuche ich es, mit wenigen Worten die gegenwärtige Zeitlage, soweit das Verhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich in Betracht kommt, zu charakterisiren. Seit dem Jahre 1866 ist Oesterreich aus Deutschland hinausgerückt; für die strenge politische Betrachtung also sind beide einander fremd. Aber es gestaltete sich zu einem Glücke für den Donaukaiserstaat, daß seine Machtstellung in Deutschland zertrümmert wurde, denn erst seit dieser Zeit ist er in Wahrheit ein moderner und ein constitutioneller Staat, in welchem Cultur, Bildung und Freiheit eine unbestrittene Stelle erlangt haben. Diese Einsicht hat aus den Gemüthern der Deutsch-Oesterreicher den Groll über die böhmischen Niederlagen verscheucht; sie vermochte es um so eher, als die politische Scheidung die geistige Zusammengehörigkeit nicht alteriren konnte, auch wohl nicht zu alteriren bezweckte. Wir haben eine gemeinsame Literatur und Wissenschaft und schöpfen Bildung, Erhebung, Reinigung aus den nämlichen Meisterwerken der Dichtung, aus den gleichen Quellen. Kein Mensch denkt daran, zwischen den Geistesproducten, welche Wien, und denen, welche Berlin zeitigt, einen Unterschied zu machen; sie tragen dort wie hier die Signatur der deutschen Herkunft. Wohl aber gibt es einen Punkt, wo die politische Scheidung zum Verhängnisse werden könnte, und das ist der Kampf gegen die Kirche. Hier ist es ein über jede Frage erhobenes Interesse, daß ausschließlich die geistige Zusammengehörigkeit betont werde und daß, durch keinen Schlagbaum gehindert, die Hände sich fest in einander reihen zur Wahrung und zum Schutze des besten Gutes, was die Deutschen besitzen, der Gewissensfreiheit. Mich dünkt, daß diese Gedankenreihe dem Autor der „Geistesströmungen" nicht fern gewesen ist, als er sein Buch in die Welt hinaussendete. Er wollte, meine ich, sagen: Seht! welche Fährnisse, Todeskämpfe und Herzspaltungen dieses österreichische Deutschthum zu überstehen hatte und überstand, auch als es ohne Hülfe seitens der Stammesgenossen sich gegen Jesuiten und Reactionäre seiner Haut wehren mußte. Es lag röchelnd am Boden, aber es vergaß nicht einen Augenblick, woher es stammte und wem es Treue zu halten hatte. Jubelnd begrüßte es inmitten seines Elends die Boten, welche vom Norden her das Wiedererwachen des deutschen Geistes verkündeten; jubelnd empfing es die Schöpfungen Lessings, Klopstocks, Schillers, um an ihnen seine vaterländischen Gesinnungen zu kräftigen. Und dieses österreichische Deutschthum wird euch nicht verlassen, jetzt, da ihr im heißen Kampfe gegen den alten Feind, gegen die Kirche, steht, sondern treu zu euch halten in Freud und Leid! So habe ich mir den patriotischen Gedanken, in welchem diese „Geistesströmungen" wurzeln, gedeutet. In alle Kreise, wohin es dringt, wird dieses Buch das Gefühl der Versöhnung und Einigung tragen und überall wird es Bahn machen für die Einsicht, daß Deutschland und Oesterreich trotz 1866 nebeneinander gehören als Freunde und Verbündete, als Vorkämpfer der nämlichen Interessen gegenüber den nämlichen Feinden.

Wilhelm Goldbaum.

Heines „William Ratcliff" auf dem Teatro Manzoni in Mailand.

Als vor einigen Jahren Wagners „Lohengrin" in Bologna zur Aufführung kam und allgemein gefiel, war man in Deutschland nicht wenig erstaunt, daß ein Publicum, welches seit Jahren fast ausschließlich Verdis Musik gehört hatte, für Wagners Musik Verständniß gezeigt, ja dieselbe mit enthusiastischem Beifall aufgenommen hatte. Nach diesem Erfolge erwartete man, daß der „Lohengrin" in dem kunstliebenden und kunstverständigen Mailand eine ebenso günstige Aufnahme finden würde, und war überrascht, als derselbe hier eine vollständige Niederlage erlitt. Wer mit den hiesigen Verhältnissen etwas genauer bekannt ist, kann sich dies jedoch leicht erklären. Es ist unzweifelhaft, daß diese Niederlage nicht der Musik, sondern dem Componisten zuzuschreiben ist, der den Mailänder Musikern und einem Theil des durch sie beeinflußten Publicums gründlich verhaßt ist. Die Herren Maestri kennen Wagners Ansichten über italienische Musik, und ihr Nationalgefühl wird durch dieselben auf's tiefste verletzt. Man braucht nur das Gespräch auf ihn zu lenken, um überall der erbittertsten Opposition zu begegnen. — „Sprechen wir nicht von Wagner," ruft der Eine, „ein Mensch, der Diabelli verachtet und

Digitized by Google

gar Bellini herunterreißt, kann kein Gefühl für Musik besitzen, ich mag nichts von ihm hören". Ein Anderer sagt: „Es ist möglich, daß wir die classische Musik der Deutschen etwas vernachlässigt haben; sie ist ohne Zweifel verdienstvoll, obgleich sie doch oft mehr einem Rechenexempel als einem Gefühlsausdruck gleicht. Gott beschütze uns aber, daß wir zur Strafe dafür verdammt werden sollen, uns die Ohren von Herrn Wagners Musik zerreißen zu lassen. Mögen sich die daran ergötzen, die wie er Verdi und Bellini verachten". — Die jetzige Generation wird schwerlich die persönliche Abneigung gegen Wagner überwinden, und seine Compositionen werden deshalb hier nicht so bald Eingang finden. Die Italiener sind in Bezug auf ihre bedeutenden Männer außerordentlich empfindlich, wie sich dies vor einiger Zeit auf eclatante Weise gezeigt hat. Zur Todtenfeier Manzonis wurde im vergangenen Mai ein von Verdi für diese Gelegenheit componirtes Requiem aufgeführt. Eine Zeitung erwähnte am folgenden Tage, daß viele auswärtige Künstler sich zu dieser Gelegenheit hier eingefunden hätten und nannte unter Andern Hans von Bülow. Dieser sah sich berufen, den nächsten Tag durch die Zeitungen zu erklären, daß seine Anwesenheit in Mailand mit der Aufführung des Requiems durchaus nichts zu thun habe, er sei einzig nach Mailand gekommen, um Glinkas Oper „Das Leben für den Czar" zu hören, die zu jener Zeit hier gegeben wurde, und er habe es nicht einmal der Mühe werth gehalten, dem Todtenamte in der Marcus-Kirche beizuwohnen. Die Indignation, die diese Erklärung hervorrief, ist unbeschreiblich und Herr von Bülow that sehr wohl, die Stadt bald darauf in aller Stille zu verlassen. Hätte er, seiner früheren Popularität vertrauend, es gewagt sich öffentlich hören zu lassen, er wäre der Beleidigungen beinahe sicher gewesen.

Wie nun die persönliche Antipathie, die hier gegen Wagner herrscht, die Aufführung eines jeden seiner Werke gefährden müßte, so konnte die allgemeine Sympathie, die Heine und der vortreffliche Uebersetzer von Heines „William Ratcliff" in Italien genießen, zu dem gewagten Unternehmen geradezu ermuthigen, diese Tragödie, oder wie Heine „William Ratcliff" bezeichnend nennt, diese dramatisirte Ballade im hiesigen Teatro Manzoni aufzuführen, obgleich diese phantastische, düstere, ganz nordische Schöpfung der Vorstellungs- und Empfindungsweise der Italiener unendlich fern liegt und das Stück so wenig für die Bühne geeignet scheint, daß meines Wissens in Deutschland der Versuch der Darstellung noch gar nicht gemacht worden ist.

Die Popularität Heines in Italien ist überraschend groß und „quel povero Enrico Eine" ist von allen neuern deutschen Dichtern der bekannteste und geschätzteste. Ja die Italiener rühmen sich, ihn mehr als selbst die Deutschen zu lieben und zu würdigen, wie wir uns zuweilen ein ähnliches Vorrecht in Bezug auf Shakespeare den Engländern gegenüber zugeschrieben haben. Massarani, der sich in seinen „literarischen Studien" eingehend mit Heine beschäftigt, klagt die Deutschen an, daß sie, so lange der Dichter gelebt, ihn angefeindet und seine traurigen letzten Lebensjahre durch Schmähungen aller Art verbittert hätten; seit seinem Tode schienen sie sich hingegen verschworen zu haben, vollständig über ihn zu schweigen. Nur einer rühmlichen Ausnahme (er schreibt im Jahre 1857, also nur ein Jahr nach Heines Tode) gedenkt er, Alfred Meißners „Erinnerungen" an H. Heine; doch betrachtet er diese nur als einen Tribut persönlicher Freundschaft, nicht als die Tilgung einer Nationalschuld gegen „einen der gewaltigsten Geister Deutschlands, dessen frühzeitiger Tod zu den größten Verlusten gehört, die sein Vaterland in diesem Jahrhundert betroffen haben".

Heines Werke sind fast vollständig und viele von ihnen zu verschiedenen Malen in's Italienische übersetzt worden. Wenn es auch den Uebersetzern nicht immer gelang, den poetischen Zauber des Originals wiederzugeben, so hat doch z. B. Zendrini „Das Buch der Lieder" und die „Neuen Gedichte" so treu und mit so gutem Geschmack übersetzt, daß der Leser, dem das Original nicht zugänglich ist, sich von der Schönheit desselben doch einen annähernden Begriff machen kann.

Andrea Maffei, der sich durch seine meisterhaften Uebersetzungen von „Wallenstein", „Maria Stuart", „Hermann und Dorothea" ꝛc. ꝛc. so große Verdienste um die Literatur Italiens erworben hat, hat vor kurzem in wahrhaft genialer Weise Heines „William Ratcliff" übersetzt und auf Anrathen einiger seiner und Heines Bewunderer auf die hiesige Bühne gebracht. Die Mailänder waren auf die Aufführung äußerst gespannt. Sie fand am 10. März statt, und schon mehrere Tage vorher war keine Loge, kein numerirter Platz mehr zu bekommen. Alle, die selbst literarisch thätig sind, sich für Literatur interessiren oder vorgeben dies zu thun, waren herbeigeströmt, um der Vorstellung beizuwohnen.

Das italienische Publicum ist, obgleich intelligent, im Theater gewöhnlich weder schweigsam noch aufmerksam. Es betrachtet das Schauspielhaus als einen Rendezvous-Ort, der die beste Gelegenheit bietet, die Cour zu machen oder sich machen zu lassen und Geschäfte, die am Tage nicht beendet werden konnten, zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Der Fremde, der daran gewöhnt ist, daß es während der Aufführung im Theater so still ist, wie in der Kirche während der Predigt, ist anfangs nicht wenig erstaunt und oft verdrießlich über das laute Schwatzen und Lachen in den Logen und das fortwährende Thürenschlagen, das es ihm erschwert, die Schauspieler und Sänger zu hören, die ihrerseits gezwungen sind sich übermäßig anzustrengen, blos um sich hörbar zu machen. Am Abend der Aufführung des „William Ratcliff" machte man aber eine rühmliche Ausnahme von dieser schlechten Regel. Vollkommene Stille herrschte unter den Zuschauern und jedes Gesicht war mit gespannter Aufmerksamkeit der Bühne zugewandt. Während des ersten Actes schien das Publicum sich nicht klar zu werden, was es von der Production zu halten habe; es hörte aufmerksam zu, aber ohne ein Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung zu geben. Im zweiten Acte hingegen steigerte sich die Aufmerksamkeit zu lebhafter Theilnahme, die bis zum Schluß des dritten und letzten Actes immer zunahm und sich wiederholt in lauten und nachhaltigen Beifallsbezeugungen kundgab. Der Erfolg der Aufführung war entschieden und ein glänzender. Zum Theil ist dies wohl der Popularität des Dichters und des Uebersetzers zuzuschreiben. Doch war es keineswegs nur ein „succès d'estime". Der Held der Tragödie, William Ratcliff, der nebenbei gesagt, von Signor Ceresa effectvoll dargestellt wurde, ist dem italienischen Publicum sympathisch, und dies entschied die günstige Aufnahme des Stückes. Ratcliffs wilde, leidenschaftliche Liebe, die ihn, als er von Marie zurückgewiesen wird, zur Verzweiflung treibt, ihn zum liederlichen Cumpan und endlich zum Verbrecher und Mörder macht, erregte die volle Theilnahme der Italiener, und jede Stelle, in der Ratcliff diese an Wahnsinn grenzende Leidenschaft bekundet, rief stürmischen Beifall hervor. Aber auch Ratcliffs Auflehnen gegen die Gesellschaft, gegen die Tyrannei der hartherzigen Reichen, gegen den Stolz der privilegirten Hochgestellten fand hier ein lebhaftes Echo.

Haben die Italiener die Dichtung im Uebrigen aber aufgefaßt und verstanden, wie wir Deutsche sie auffassen und verstehen? Bei der Beantwortung dieser Frage fällt mir der Ausspruch irgend eines Philosophen — ich glaube Hegels — ein: „Nur einer meiner zahlreichen Schüler hat mich verstanden, und der hat mich mißverstanden". Es scheint mir, als könnte man dasselbe von den Italienern in Bezug auf „Ratcliff" sagen. — Die Meisten haben ihn nicht verstanden und gestehen dies offen ein. „Wer kann solche phantastische Erscheinungen wie die Nebelgestalten in „Ratcliff" verstehen? Uns fehlt der Sinn dafür, wir sind eben Italiener. Es geht uns ebenso mit eurem „Erlkönig", den Hexen in „Macbeth", Oberon und Titania mit ihrem Gefolge im „Sommernachtstraum" und was dergleichen mehr ist. — Die mysteriöse Aehnlichkeit zwischen William und Marie, und die Gründe, welche Marie veranlassen, William, den sie liebt, zurückzustoßen, sind uns unerklärlich." — Einige Andere hingegen, der vortreffliche Uebersetzer an der Spitze, erklären, daß sie das Drama vollständig verstanden haben, und diese haben es eben mißverstanden. — Die Nebelgestalten, die Ratcliff und Marie so oft erscheinen, sind ihrer Auffassung nach nichts anderes, als die Geister von

Digitized by Google

Ratcliffs Vater und Mariens Mutter. Solche Geistererscheinungen haben nichts Befremdendes für sie, wie sie deshalb auch gegen Banquos Geist und gegen den Geist in „Hamlet" nichts einzuwenden haben. Die geheimnißvolle Aehnlichkeit in den Zügen Ratcliffs und Mariens ist nicht die Folge des Seelenzustandes, der die beiden Eltern beherrschte, ehe das Kind geboren wurde, sondern die ganz natürliche Folge eines ehebrecherischen Verhältnisses zwischen Ratcliffs Vater und Mariens Mutter. Ratcliff und Marie sind Halbgeschwister, und deshalb, nicht weil die wilde, halb wahnsinnige Leidenschaftlichkeit das „zarte Püppchen" wie die alte Amme Marie nennt, abstößt, sondern weil William ihr Bruder ist, fühlt Marie ein instinctives Grausen vor einer Verbindung mit ihm.

Ob die Italiener nun Ratcliff nicht genügend verstanden oder geradezu mißverstanden haben, so haben sie sich doch an der Darstellung erfreut, erklären aber zu gleicher Zeit, daß ein solches Stück auf die Bühne gebracht zu haben ein Experiment war, das diesmal geglückt ist, aber nicht wiederholt werden darf. Ich fürchte deshalb, daß die Darstellung des „Ratcliff", trotz des glänzenden Erfolges, der so wünschenswerthen Einführung deutscher Dramen hier eher nachtheilig als vortheilhaft gewesen ist. — Die italienischen Theaterdirectoren machen große Anstrengungen und sind stets zu nicht unbedeutenden Opfern bereit, um französische Dramen wie die von Alexander Dumas fils, Sardou u. A. so schnell wie möglich auch dem italienischen Publicum vorzuführen. Gegen deutsche Productionen herrscht hier aber ein unüberwindliches Mißtrauen. Außer einigen Schiller'schen Dramen, von denen besonders „Maria Stuart" in der Maffei'schen Uebersetzung der Ristori eine Lieblingsrolle bietet, habe ich nur die Aufführung des „Sohns der Wildniß" erwähnen hören, den Ernesto Rossi mit Beifall dargestellt hat. — Von den neueren deutschen Dramatikern sind nur wenige selbst dem Namen nach hier bekannt, und auf die Frage, warum ihre Werke nicht übersetzt werden, antwortet man mit Achselzucken und der Bemerkung, daß die Sachen für das hiesige Publicum nicht passen.

Es wäre wünschenswerth, daß diesem Vorurtheil ein Ende gemacht würde und daß die freundschaftlichen politischen Beziehungen, welche seit Jahren zwischen Italien und Deutschland existiren, auch ein gegenseitiges, näheres Bekanntwerden und eine bessere Würdigung der dramatischen Productionen der beiden Nationen zur Folge hätten. Die besten neuern deutschen Dramen brauchen hier nur in guter Uebersetzung aufgeführt zu werden, um eines Erfolgs gewiß zu sein und das Vaterland Goldonis hat auch den deutschen Bühnen manches Ansprechende und Interessante zu bieten.

Mailand. **A. Pivanti-Lindau.**

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Gastspiel des herzoglich Meiningschen Hoftheaters.

III.

„Fiesco" von Schiller.

In der Darstellung des „Fiesco" haben die Meininger den größten Glanz entfaltet und den bedeutendsten Erfolg errungen. Die Aufführung bot in der That schauspielerisch Einzelnes von Bedeutung, in der Inscenirung sehr viel Hervorragendes und in der Ausstattung durchweg Musterhaftes.

Von den schauspielerischen Leistungen gebührt der des Helden durch Herrn Nesper die wärmste Anerkennung. Das wunderbare Gemisch von idealem Heldenthum und staatsmännischer Verschlagenheit wurde von dem reich begabten Künstler in glücklichster Weise zur Anschauung gebracht. Herr Nesper hat seit dem letzten Jahre sehr erhebliche Fortschritte gemacht und sich eine frische Natürlichkeit bewahrt. Er besitzt die besten natürlichen Mittel, deren Schonung und Pflege ihm und der Regie nicht warm genug anempfohlen werden können. Die Anstrengungen, die Herrn Nesper seit dem Beginn des Meininger Gastspieles hier zugemuthet sind — er hat jeden Abend gespielt und zwar die bedeutendsten Rollen: Hermann, Ahasver, Fiesco —, sind, wie ich glaube, zu stark, als daß auch die ausgiebigste Natur denselben auf lange Zeit zu trotzen im Stande wäre.

In der vollen Anerkennung dieser schauspielerischen Leistung, sowie der einzelner überaus geistreicher und künstlerisch feinsinniger Anordnungen der Regie befinde ich mich in vollstem Einverständnisse mit dem jubelnden Publicum. Das Arrangement des letzten Actes ist geradezu unübertrefflich. Es sollte ohne Weiteres von allen Bühnen acceptirt werden, welche den „Fiesco" zur Darstellung bringen. Es folgt ganz genau den Schiller'schen Angaben und ist in der Wirkung großartig.

Die Costüme, Decorationen und Requisiten im „Fiesco" überragen Alles, was wir von den Meiningern gesehen haben; und das will Etwas sagen. Die herrlichen Renaissancezimmer, namentlich das Gemach Fiescos mit der Fernsicht auf das Meer und auf Genua, die Genueser Straßen u. s. w., kurz Alles, was die Mithülfe der Malerei zu dem Drama geliefert hat, ist von wundervoller Wirkung und wohl geeignet, den Enthusiasmus jedes Verehrers der bildenden Künste hervorzurufen. Ebenso prangen die Costüme, bei genauer Beobachtung der geschichtlichen Treue, in einem wahrhaft sinnverwirrenden Glanze. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, ist das Costüm, welches Fiesco im ersten Acte trägt, eine getreue Copie der Tracht Franz I., wie sie auf dem bekannten Brustbilde von Tizian dargestellt ist. Mit dem üppigen Reichthum der Stoffe vereinigt sich der feinste künstlerische Geschmack in der harmonischen Zusammenstellung der Farben. Ein schönes charakteristisches Bild folgt dem andern; und der aufmerksame Zuschauer kommt, namentlich wenn die Scene lang ist, bisweilen sogar dahinter, daß nebenbei auch Schillers „Fiesco" gegeben wurde.

Hier komme ich zu dem Punkte, der nach meinem Erachten von dem Publicum und der Kritik zu wenig beachtet wird. Wir stehen vor der Frage: ob in der Ausstattung, wie sie die Meininger bieten, nicht des Guten zu viel geschieht, ob dadurch die Arbeit des Dichters nicht in den Hintergrund gedrängt und somit das eigentliche Ziel, auf welches die darstellende Kunst hinzustreben hat, nicht verrückt wird. Ich habe schon im vorigen Jahre über diese Streitfrage eingehend gesprochen. Das Publicum hat mir im Großen und Ganzen Unrecht gegeben, und ich bin nicht so unbescheiden, als daß ich das Gewicht des allgemeinen Urtheiles unterschätzen könnte. Mit dem aufrichtigsten Bestreben, mich eines Bessern zu belehren, und mit der wachsamsten Aufmerksamkeit bin ich den Vorstellungen der Meininger gefolgt. Wollte ich indessen sagen, daß ich nun wirklich bekehrt bin, so würde ich die Unwahrheit sprechen.

Gerade die Vorstellung des „Fiesco", die glänzendste in ihrer Art, wie ich wiederhole, hat mich auf's neue in meiner ketzerischen Ansicht bestärkt, daß bei aller Schönheit und bei allem Verdienste doch die Aufführungen der Meininger, wie sie einerseits einen unleugbaren Gewinn uns bringen, uns andererseits mit einer ebenso unleugbaren Gefahr bedrohen. Der Gewinn ist, daß sie zeigen, wie eine künstlerische Pflege des Einzelnen, eine genaue Beachtung der tausend wichtigen Dinge, die man als Nebensachen mißachtet, der Darstellung eines dramatischen Werkes zu Gute kommen, wie wichtig es ist, die äußere Ausstattung dem Charakter der Dichtung anzupassen, den Bühnenraum zweckmäßig für die Gruppirung zu verwerthen, in die auch momentan nicht Beschäftigten Leben und Bewegung zu bringen, die Farben der Decorationen, der Stoffe und Costüme abzustimmen u. s. w. Die Gefahr liegt in der Ueberwucherung aller dieser, wie gesagt, sehr wichtigen, aber nicht ausschließlich, ja nicht einmal verwiegend wichtigen Dinge, — liegt darin, daß durch die übertriebene Pflege der äußerlichen Schönheit die Werke unserer Dichter zu Ausstattungsstücken entarten, daß das Publicum sich den „Fiesco" ansieht wie „Die Reise um die Welt", um sich an der Pracht der Costüme und Decorationen zu erbauen.

Es ist keine Pedanterie der Aesthetiker, wenn sie den Satz aufstellen, daß jeder einzelne Kunstzweig in erster Linie und hauptsächlich durch sich selbst, durch seine Eigenart sich zu entwickeln berufen sei, und daß er an den verschwisterten Kunstzweig sich nur anzulehnen, von ihm tragen und unterstützen zu lassen habe, aber nicht prätendiren dürfe, in die Eigenart dieses andern Kunstzweiges herüberzugreifen und eine seinem

Digitized by Google

innersten Wesen fremde Wirkung hervorzubringen. Die Musik soll vor Allem Musik sein, Tonmalerei ist nicht ihr Endziel; das Streben der Malerei geht nicht darauf hinaus, die Wirkung der Bildhauerkunst hervorzurufen; und die Sculptur, welche malerische Effecte anstrebt, ist eine Verirrung. Ebenso meine ich, ist es ein Niedergang der darstellenden Kunst, wenn sie ihr Hauptaugenmerk darauf richtet, vor dem entzückten Auge die Wirkung der Malerei hervorzuzaubern. Zweck der Schauspielkunst ist und bleibt vornehmlich und unverrückbar der: das dichterische Wort in der richtigsten, d. h. in der dem Charakter der Dichtung und den Absichten des Dichters entsprechendsten Weise zur Anschauung zu bringen. Je einfacher und je decenter die Mittel sind, die sie zu diesem Zwecke anwendet, um so höher wird sie, nach dem durchgehends bewährten Kunstgesetz, als Kunst stehen; sie hat die Macht und das Recht, alle andern befreundeten Künste, die bildenden und die tönenden, sich dienstbar zu machen, aber wohl verstanden: sie, die Schauspielkunst, die verkörpernde Vermittlerin der Dichtung, soll die Herrin bleiben. Tritt sie zurück und räumt sie der Malerei, welche die Wände der Gemächer mit den herrlichsten Zeichnungen und Farben schmückt und den Schnitt und Faltenwurf der Gewänder bestimmt, oder der Bildhauerei, welche Möbel und Geräthe kunstvoll gestaltet, den Vorrang ein, so ist nach meinem Dafürhalten die Schauspielkunst auf dem schönsten Abwege. Und mit ihr leidet der Dichter, der sie als seine Vertreterin der Menge gegenüber bestellt hat.

Das ist der Vorwurf, den ich gegen die Specialität der Meininger erhoben habe, und noch erhebe: daß durch die Uebertreibung in der Ausstattung die Bedeutung der Dichtung und in natürlicher Folge die Freude des Publicums an der Dichtung vermindert wird. Schon Goethe verhöhnt die Schaulust der Menge, die sich hinter dem wirklichen Behagen am Schauspiele heuchlerisch versteckt:

„Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn".

Dieser thörichten Neigung soll aber das Schauspiel nicht willfahren, und es ist ein zweifelhaftes Compliment für einen Dichter, wenn man von seinem Stücke sagt, man müsse es *sehen*. Man soll wo möglich auch hören, und sogar ein bischen empfinden. Nun frage man aber diejenigen, die am lebhaftesten ihren Beifall über den „Fiesco" in der Friedrich-Wilhelmstadt kundgegeben haben, — man frage sie, was sie am meisten entzückt? Antwort: diese prachtvollen Decorationen, diese herrlichen echten treuen Costüme mit ganz richtigen Verzierungen, diese wundervollen Renaissancetische und Stühle! Genua in der Morgendämmerung! Das Grollen des Aufstandes! Die aufrührerischen Bürger! — Alles mögliche, nur nicht Schillers „Fiesco". Der Glanz, die Treue, die malerische Wirkung wirkt hier, anstatt die dichterische Wirkung zu fördern und zu verstärken, bisweilen geradezu verwirrend; sie lenkt ab von der Dichtuug und wendet die Aufmerksamkeit auf Dinge, die mit der Dichtung gar nichts zu thun haben. Nichts ist gleichgültiger als die Chocolade, welche Julia bei Leonore einnimmt. Wird diese Chocolade aber, wie hier, in einem Gefäße servirt, dessen Anblick jeden Liebhaber der Renaissance vor Freude erzittern macht, und das wenigstens einige Secunden lang den Operngucker auf sich zieht, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß die Chocolade doch wohl noch eine Rolle spielen müsse; denn sonst würde eine weniger in's Auge fallende Tasse, vorausgesetzt, daß sie nicht durch anachronistisches Porcellan mit Zwiebelmuster stört, nicht nur hinreichend, sondern sogar besser sein. Der Anblick der schlummernden Stadt vom Fenster des Fiesco aus fesselt den Beschauer nicht nur während einiger Secunden, sondern während des ganzen Monologes des Helden. Wenn Schiller gewußt hätte, daß man über dem Anblicke der schönen Decoration die Worte des Fiesco überhören könnte, er hätte die Sonne nimmer über Genua aufgehen lassen! Und noch eins. Costume oblige. Es ist kein unberechtigter Anspruch, wenn man von einem Gianettino Doria und seinem Vertreter Lomelino, die in den herrlichsten Costümen prangen, verlangt, daß sie anders spielen. In Summa: Ich finde in der Aufführung des „Fiesco" ein bedenkliches Vordrängen der Ausstattung, ein unheimliches Schwanken des Schauspieles zum Schaustücke. Ich weiß, das ist unpraktisch gesprochen. Der praktische Mann sagt mit dem Director im „Faust":

„Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein Jeder, was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospecte nicht und nicht Maschinen!"

Daß *Schiller* eine einfachere und decentere Ausstattung gewünscht hat, kann nicht bezweifelt werden; und auf den Dichter kommt doch schließlich auch noch etwas an, namentlich wenn dieser Dichter Friedrich Schiller heißt. In dem im Jahre 1854 herausgegebenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" befindet sich ein Briefauszug, welcher über Schillers Aufenthalt in Berlin berichtet; es heißt dort wörtlich:

„Bei seiner Anwesenheit in Berlin befand sich Schiller eines Mittags in der Gesellschaft bei der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß. Abends zuvor war die „Jungfrau von Orleans" aufgeführt worden und es wurde hin und her darüber gesprochen. Als nun eine Dame sagte: „Wenn der Vorhang aufgeht, ist leider sehr viel Zug zu bemerken!" rief Schiller lächelnd aus: „Ganz recht, viel Zug, zu viel Zug, er treibt sogar die Handlung auseinander!" — Es ist bekannt, daß Schiller den übrigens prachtvollen Krönungszug auf dem Berliner Theater nicht vortheilhaft, sondern störend erachtete, weil er zu lange von der Dichtung abwendet. Auch von Mad. Unzelmann hörte ich, daß Schiller sich gegen sie in ähnlicher Weise vernehmen ließ und hinzugefügt habe: „*Man muß dem äußeren Auge nie so viel bieten, wenn man der inneren Anschauung bedarf!*" ....."

Der entschiedenste Widersacher der übertriebenen Ausstattung ist *Heinrich Laube*. Er geht darin meines Erachtens zu weit, er fällt in den entgegengesetzten Fehler einer „verletzenden" Aermlichkeit und Gleichgültigkeit gegen das Richtige, Stimmungsvolle; aber immerhin verdienen seine Bemerkungen die vollste Aufmerksamkeit aller ernsten Freunde des Schauspieles.

„Geradezu gedankenlos," sagt er, in seinem „Wiener Stadttheater", „sind die öffentlichen Stimmen im Besprechen und im Preisen der sogenannten Ausstattung. Sie wissen nicht, was sie dem Schauspiele mit dieser Feier der Aeußerlichkeiten anthun; wie sehr sie es von gemeinem Reichthum abhängig machen, wie sehr sie die Aufmerksamkeit auf Wort und Gedanken zerstreuen, ja zerstören, wie sehr sie die poetische Mitthätigkeit des Publicums vernichten. Diese Putzsucht ist ein breiter Weg zum Untergange. Auch das Beispiel Englands geht spurlos an unsern öffentlichen Rednern vorüber. Was hat man da für Ausstattung verschwendet an die Shakespearestücke! Und was hat man erreicht? Schaustücke, die immer wieder verschwunden sind. Die wahre poetische Theilnahme an den Werken des großen Dichters ist keineswegs dadurch geweckt, sondern nur verschüttet worden. Die schönsten Decorationen und Kleider decken sie zu, und man muß jetzt in England darauf denken, zur Einfachheit zurückzukehren, will man den Dichter nicht ganz für die Bühne verlieren. Das Schauspiel wendet sich trotz seines Namens nicht an die Sinne, sondern an Gemüth und Geist."

Noch auf einen Dritten will ich mich berufen, auf *Heinrich Heine*. In der „Harzreise" erzählt Heine*), als er auf dem Brocken mit Studenten aus Halle zusammentrifft: „Ein junger Burschenschafter, der kürzlich in Berlin zur Purification gewesen, sprach viel von dieser Stadt; aber sehr einseitig. Er hatte Wisotzki und das Theater besucht; beide beurtheilte er falsch. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort ꝛc. Er sprach von Garderobeaufwand, Schauspieler- und Schauspielerinnen-Scandal ꝛc. Der junge Mann wußte nicht, daß, da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meisten gilt, was schon die allgemeine Redensart „man so thun" hinlänglich andeutet, dieses Scheinwesen auf den Brettern erst recht floriren muß, und daß daher die Intendanz am meisten zu sorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle gespielt wird", für die Treue der Costüme, die von beeidigten Historikern vorgezeichnet und von wissenschaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und das ist nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die schon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, so würde gewiß der Bankier Christian Gumpel sich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illusion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Versehen die Hosen von Heinrich IV. angezogen, so würde gewiß die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, diesen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen. Solche täuschende Sorgfalt der General-Intendanz erstreckt sich aber nicht blos auf Schürzen und Hosen, sondern auf die darin verwickelten Personen. So soll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren gespielt werden, den Professor Lichtenstein schon zu diesem Behufe aus Afrika verschrieben hat; in „Menschenhaß und Reue" soll künftig die Eulalia von einem wirklich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von

*) Heines Werke. Hoffmann und Campe. 1861. I. Bd. S. 86 u. ff.

Digitized by Google

einem wirklich geheimen Hahnrei gespielt werden, die man alle drei nicht erst aus Afrika zu verschreiben braucht".

Da wir am Schlusse der Theatersaison stehen, so wird man es mir nicht übel nehmen, wenn ich noch einmal den Versuch gemacht habe, die so interessanten Vorstellungen der Meininger allgemeiner und principieller zu besprechen. Ich rede mir nicht ein, daß ich dadurch die Christian Gumpel und das Geschlecht derer von Steinzopf von der Berechtigung meiner Ausstellungen überzeugt hätte. **Paul Lindau.**

Notizen.

Der Krieg mit Frankreich ist also bis zum nächsten Jahr vertagt, wofür man nur dankbar sein kann. Vielleicht kommt es auch gar nicht dazu, was noch viel besser wäre. In diesen beiden tiefsinnigen Sätzen lassen sich sämmtliche Betrachtungen, Präoccupationen, Sorgen und vertraulichen Herzensergüsse der Politiker hohen und niederen Ranges während der letzten vierzehn Tage zusammenfassen. Der russische Besuch hat vorläufig das Gekrächze der finsteren Raben zum Schweigen gebracht, die sich jetzt oft vorlaut vernehmen lassen, seit ihre ungleich mehr poetischen Vorgänger, die um den Kyffhäuser kreisten, mit der Errichtung des Deutschen Reiches überflüssig geworden und auf Halbsold gesetzt sind. Ob es freilich nicht morgen oder übermorgen wieder losgeht, nämlich in den Zeitungen, dafür möchte Niemand einstehen. Seltsam waren die Reden, die gelegentlich der letzten plötzlich unter die Leute geworfenen Kriegsgerüchte in gewissen Kreisen gewechselt wurden. Eine Zusammenstellung derselben würde zeigen, welches krause Zeug die profunden Staatsweisen in solchen Fällen produciren. Die Franzosen versichern, sie dächten an keinen Streit und beschweren sich, daß, wenn sie die Hand in die Tasche stecken, um ihr Schnupftuch zu holen, man sie in Berlin beschuldige, sie wollten nach dem verborgenen Revolver greifen. Dagegen heißt es bei uns: Wir kennen das. Wenn sie sich erst fertig organisirt haben und die Conjuncturen in Europa etwa vortheilhafter für sie sind, werden sie wie 1870 einen Zank vom Zaun brechen und uns viele Leute kosten Besser daher heute als morgen! Nach dem Kriegsfall brauche man nicht zu forschen. Der werde sich finden, sei auch schon sichtbar da, angesichts des Cadresgesetzes und ähnlicher Vorkehrungen. Der unverständige Einwurf, der Krieg werde allerdings leichter sein als der Frieden von wegen der Schwierigkeit, was man den Franzosen, etwa Belfort ausgenommen, wegnehmen solle, wurde kurzweg abgefertigt. Von neuen Milliarden zu schweigen, könne man diesem Frankreich, das sich selbst nach seinen Niederlagen noch zu groß und mächtig erwiesen — etwa Belgien geben! Die Belgier hätten es ohnehin nicht besser verdient. Das Land sei viel zu französisch gesinnt, sehne sich nach Paris weit mehr als nach Berlin. Darum solle es mit der Befriedigung dieser Sehnsucht bestraft werden. Frankreich sei dann allerdings noch stärker, noch mächtiger als zuvor, auch wieder, trotz Metz und Straßburg, noch näher an den Rhein gerückt. Aber man werde doch wissen, woran man sei und die Lage werde an Klarheit gewonnen haben. Der künftige Frieden lasse auch noch andere Combinationen zu. Man könne Belgien theilen, ein Stück den uns so sympathischen Holländern schenken, ein zweites mit gewissen vortheilhaften Häfen (Vliessingen, Antwerpen) Deutschland zuweisen, das dritte endlich mit Frankreich vereinigen. Anderen, die mit angeborener Scheelsucht behaftet sind, wollte es nicht in den Kopf, daß viele deutsche Mütter um ihre Söhne weinen sollen, damit Frankreich noch eine Vergrößerung erhalte. Lieber wollten sie ihm umgekehrt Savoyen und Nizza wegnehmen, ersteres neutralisiren, letzteres Italien wieder zurückgeben. Zwar können wir mit Italien, das über Nacht und ohne sonderliche eigene Kosten eine Großmacht geworden, schon jetzt zuweilen nicht fertig werden, aber der Krieg hat dann doch einen Zweck gehabt. Ganz ähnlich könnte man ein Stück des französischen Nord-Departements zur Stärkung Belgiens verwenden und die Schweiz, es sei mit Savoyen oder mit einem anderen Stück Landes nach Genf zu bedenken. Sollten Belgien und die Schweiz, was doch möglich wäre, um nicht in europäische Händel verwickelt zu werden, höflichst ablehnen, so werde man sehen. Dann rechtfertige sich das gegen sie gehegte Mißtrauen und man werde überlegen, was zu thun sei. So wird von regen durch den angeblich kommenden Pulverdampf berauschten Geistern die Aenderung der europäischen Karte discutirt. Auch sind das Alles in Wahrheit spätere Sorgen. Wenn nur erst der Krieg da ist! Wir haben unter solchen Aspecten unsererseits wenig dagegen einzuwenden, möchten nur unter allen Umständen ganz ergebenst um einen Aufschub bis nach den Ferien bitten. Es fehlte nur noch, daß man, wie vor fünf Jahren, dem in sonnigem Glanz strahlenden Berlin kaum entronnen, aus Tirol oder der Schweiz wie in heller Flucht in die Nähe des Thiergartens wieder zurückgejagt würde. Man tröstete sich damals mit der großen Zeit, der Einigung Deutschlands, der herannahenden Verkündung des Kaiserreiches. Aber den Bonapartisten ist es doch nicht vergessen, daß sie uns um die Erholung jenes Sommers gebracht haben. Die Kaiserin Eugenie hätte mit ihrem kleinen Kriege recht gut bis zum Herbst warten können. Steht aber die Wahl des Zeitpunktes für den Ausbruch des Krieges in unserer Hand, so wird einige Rücksicht auf die von der langen Winterarbeit übermüdeten Abgeordneten und Journalisten doch wohl genommen werden.

* * *

Die „Revue des deux Mondes" bringt in ihrer Nummer vom 1. Mai einen neun Seiten langen Aufsatz über den deutschen Journalismus. Wir ersehen aus demselben, daß Professor Heinrich Wuttke in Leipzig ein Buch über die deutschen Zeitschriften veröffentlicht hat, daß sich die Deutschen verschworen haben, dasselbe mit Stillschweigen zu übergehen, daß aber dennoch die Kraft der Wahrheit auch für diese Veröffentlichung bahnbrechend gewesen ist.

Wir bekennen zunächst in aller Demuth, daß wir, obgleich wir dem Geheimbunde der Todtschweiger nicht angehören, von dem Wuttke'schen Buche bisher wirklich Nichts gewußt haben. Wir fügen als Trost hinzu, daß die Kenntniß dieses Buches wohl auch nicht ein dringliches Erforderniß der allgemeinen Bildung ist, und bemerken schließlich, daß die Auszüge, welche die „Revue" gibt, nicht gerade den Wunsch in uns erregt haben, uns mit dieser melancholischen Elucubration eines verdrießlichen Mannes vertraut zu machen. Herr Professor Wuttke hat Grund, verdrießlich zu sein. Seine großdeutschen Ideale sind grausam zertrümmert worden, sein Versuch, im socialistischen Lager sich Geltung zu verschaffen, ist fehlgeschlagen; es ist ihm nichts recht geglückt. Sein Buch über die deutsche Presse spricht, wenn es von der „Revue" richtig charakterisirt worden ist, und wenn die darin gegebenen Auszüge correct sind, die mißvergnügliche Stimmung des Verfassers recht deutlich aus. Vielleicht ist es ein Sonnenstrahl in das düstere Einerlei des Mißerfolges, unter dem Herr Professor Wuttke schon so lange leidet, wenn er sieht, wie die „Revue" seine Veröffentlichungen zum Anlaß eines außerordentlich geschickten, gehässigen, jesuitisch malitiösen Artikels genommen hat.

Der Verfasser des Revueaufsatzes ist ein vorsichtiger Mann, der sich so leicht nicht compromittirt. Die Bosheiten, deren er sich zu entledigen hat, werden nicht mit der anständigen Brutalität eines Grobians vorgetragen, sondern mit der hypokritischen Feigheit eines Menschen, der sich immer decken will, der da sagt: „ich kann nicht glauben an diese oder jene Niedertracht, die mir über Sie erzählt worden ist," und der bei dieser Gelegenheit die Niedertracht eben doch erzählt. Wir nehmen von dieser Veröffentlichung nur Notiz, um zu zeigen, welche Ansichten über die moralische Bedeutung des deutschen Journalismus in den gebildeten Kreisen Frankreichs verbreitet werden. Der Leipziger Professor wird zu seiner Genugthuung ersehen, daß er durch seine „ehrenwerthen Indiscretionen", — „honnêtes indiscretions" ist ein Ausdruck der „Revue" —, zur Verunglimpfung eines Standes, der allerdings nicht die Ehre beansprucht, Herrn Wuttke zu den Seinigen zu zählen, weidlich beigetragen hat.

Wir erfahren, daß die Feilheit unter den deutschen Journalisten die Regel, und daß Federn, welche nicht käuflich sind, beinahe die Ausnahme bilden, — „les écritoires incorruptibles y sont presque une exception", daß eine große Anzahl von Blättern, — wir vermuthen, daß darunter nur Blätter zu verstehen sind, welche überhaupt der Besprechung werth erscheinen, also nicht die Halsabschneiderorgane, die absolut bedeutungslos sind und zum Gesammtbilde des Journalismus gehören, wie „die Laus zum Walfisch", um ein derbes Goethe'sche Bild zu gebrauchen —, daß nennenswerthe Blätter also es sich zum Princip gemacht haben, jede Mittheilung brevi manu zurückzuweisen, „wenn sie nicht von einer Geldsendung begleitet wird"; daß ein Chefredacteur sich über seinen Beruf wie folgt ausgesprochen hat: „Wir Journalisten sind Dirnen; wem an unserer

Digitized by Google

Kunst gelegen ist, der muß uns bezahlen". Wir erfahren ferner, daß die Schauspieler genöthigt sind, die Kritik — nicht einzelne gewissenlose Subjecte, die in Sudelblättern herumschreiben, — sondern die Kritik — zu bestechen; und ähnliche Sauberkeiten.

Nun wir nehmen an, daß Herr Professor Wuttke, welcher den Franzosen seine Mittheilungen als Material zur Beschimpfung seiner Landsleute zur Verfügung gestellt hat, im Stande ist, diese Mittheilungen auch zu vertreten. Wir wollen Herrn Wuttke durchaus nicht todtschweigen, sondern ihn im Gegentheil zum Sprechen veranlassen und ersuchen ihn, uns nur eine Specialität herauszuheben, diejenigen Kritiker, welche in einem auch nur einigermaßen angesehenen Blatte Deutschlands oder Oesterreichs schreiben und sich nachweislich für ihre Kritiken von Seiten der dramatischen Künstler, deren Leistungen, und von Seiten der Schriftsteller, deren Werke sie zu besprechen haben, bezahlen lassen, namhaft zu machen. Er würde sich ein großes Verdienst erwerben, und wir würden an diesem verdienstvollen Unternehmen gern theilzunehmen suchen dadurch, daß wir ihm die Spalten unseres Blattes für diesen Zweck hiermit zur Verfügung stellen.

* * *

Die ultramontane und legitimistische „Gazette de France" bringt ein zwölf Spalten langes Feuilleton über die „Hermannsschlacht" von Kleist, welche der Berichterstatter in der Darstellung der Meininger auf der Bühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters gesehen haben will. Ueber die Tendenz brauchen wir nicht zu sprechen, der Charakter des Blattes kennzeichnet dieselbe hinlänglich. Der anonyme Correspondent hat aber bei der Vorstellung Dinge gesehen, welche weniger bevorzugten Sterblichen entgangen sind; und es ist wohl nicht mehr als recht und billig, wenn wir diese Entdeckungen unsern Lesern zugänglich machen. Er hat gesehen, daß Thusnelda „ohne Mißbehagen die Liebeserklärung des römischen Legaten Ventidius entgegennimmt und sich schließlich von ihm eine Locke abschneiden läßt, die dieser sorgsam verbirgt". Daß Hermann nach der siegreichen Schlacht „alle diejenigen abschlachten läßt, denen er das Leben versprochen hat, und als Ventidius unter einer Schaar Unglücklicher erscheint, die zum Tode geführt werden, und von Thusnelda erblickt wird, wendet sich diese zu ihrem Gatten und sagt mit einem geradezu tigerhaften Ausdruck: Ueberlaß ihn mir!" Er hat gesehen, daß der verwundete Varus „vom Schlachtfelde fortgetragen" wird, daß Hermann „auf ihn losstürzt und ihn ohne Weiteres durch und durch bohrt". Er hat endlich in der Friedrich-Wilhelmstadt von den Meiningern die von Genée hinzugefügten Schlußverse gehört:

„Wer aber will es wagen, deutsches Land
Auf's neue beutegierig anzutasten,
Wenn Alle wir fortan zusammenstehen, —
Die Hüter Eines Hauses, Eines Friedens?"

Das Unglück will, daß Thusnelda nicht, wie es hier aussieht, sich eine Locke abschneiden läßt, sondern daß ihr diese Locke sehr wider ihren Willen abgeschnitten wird, daß Ventidius niemals unter einer Schaar Unglücklicher, zum Tode Verurtheilter erscheint, daß Varus weder verwundet noch unverwundet vom Schlachtfelde fortgetragen wird, daß nicht Hermann sondern Fust ihn tödtet, und daß die Schlußverse, die der Correspondent gehört hat, gestrichen sind. Außerdem hält er die gut Kleistischen Verse:

„Die Barden! he! wo sind die süßen Alten
Mit ihrem herzerhebenden Gesang?"

für einen Zusatz von Rudolf Genée. Sonst ist Alles in schönster Ordnung.

* * *

Vom Büchertisch.

Wir bringen heute einige Bücher zur Anzeige, die es sich zur Aufgabe machen, in sanitärischer, wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht, Rath und Anleitung zu ertheilen.

Die Krankheiten der Arbeiter. Beiträge zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege. Von Dr. Ludwig Hirt. 2. Theil: Die Gasinhalationskrankheiten. Breslau und Leipzig 1873, Ferd. Hirt & Sohn. Volkswirthschaft und Volkswohl sollen Hand in Hand gehen. Mens sana in corpore sano ist nicht blos ein humaner und ethischer Wahrspruch, es soll auch ein national-ökonomisches Axiom sein. Wir dürfen es an unserer Zeit rühmen, und als ein hocherfreuliches Zeichen der stetig fortschreitenden Humanität betrachten, daß die öffentliche Gesundheitspflege immer mehr ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Interesses, nicht blos für den ärztlichen Fachmann und die Verwaltungsbehörden, sondern auch für jeden denkenden und fühlenden Menschenfreund geworden ist. Obenan steht hier eine sorgfältige Beobachtung der Krankheiten, denen die verschiedenen Arbeiter durch ihre Beschäftigung ausgesetzt sind, eine genaue Ermittelung des ursächlichen Zusammenhanges zwischen den Krankheitserscheinungen und den krankmachenden Einflüssen, und das Unschädlichmachen der letzteren durch eine bestens angelegte Prophylaxis. Diesen drei Richtungen strebt auch in diesem zweiten Theile seiner verdienstvollen Arbeit der Verfasser zu, und wir freuen uns sagen zu können, nicht blos, daß die medicinische Kritik sein Werk mit ungetheiltem Beifall aufnimmt, sondern, daß dasselbe auch, weil in gemeinverständlicher Darstellung abgefaßt, in außerwissenschaftlichen Kreisen Anerkennung findet.

Auf den Inhalt des Buches näher einzugehen erlaubt uns der Raum nicht und bemerken wir nur noch Folgendes: Zwei Tabellen liefern, werthvolles statistisches Material, die eine über die relative Häufigkeit der inneren Erkrankungen, die Sterblichkeitsprocentsätze und die durchschnittliche Lebensdauer der Gasarbeiter; die andere über die irrespirablen Gase in ihrer Wirkung auf die Athmungsorgane der Arbeiter.

Eine Uebersicht der mit der Entwicklung von Gasen 2c. verbundenen Gewerbe und Fabrikbetriebe, nach dem Grade ihrer gefahrbringenden Einwirkung auf die Arbeiter, in höchst gefährliche, in minder gefährliche und ungefährliche eingetheilt, schließt das Ganze.

Sollen wir schließlich noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß bei einer folgenden Auflage, die nicht ausbleiben wird, statt der zwar kurzen, aber nicht allbekannten chemischen Zeichen, lieber die Worte gebraucht würden. Wir sehen der Fortsetzung des Werkes mit Interesse entgegen. —O.

Champfleury, les enfants. 4. Ed. de luxe, avec 90 gravures noires, en couleur, et eaux-fortes. Paris 1873, Rothschild. Das Buch beschäftigt sich in systematischer Weise mit der Beobachtung der Kinder und verbreitet sich über Pflege und Ausbildung und Erziehung derselben.

Nicht minder der Pflege und Aufmerksamkeit bedürfen auch zarter organisirte Thiergattungen, die zur Verschönerung unseres Daseins beitragen, vor allen die Singvögel. Ihnen gewidmet ist das Werk von Karl Ruß, die fremdländischen Singvögel, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht. Hannover, Rümpler.

Aehnliche Ziele verfolgt der Verfasser des folgenden Buches: Le cheval et son cavalier, connaissance, éducation, conversation, amélioration par de Lagondie. Tome 1, 2 avec nombreuses vignettes. Paris, Rothschild.

Allerlei Winke in gesellschaftlicher Hinsicht ertheilt ebenfalls ein französisches Buch:

Le Savoir-vivre en toutes les circonstances de la vie par Md. Louise d'Alq. 3. Ed. Paris, Ebhardt.

Zum Schlusse noch ein französisches Werkchen: La terre végétale par Stanislas Meunier. Paris, Rothschild. Eine hübsch ausgestattete Karte von Frankreich gibt eine agrar-geologische Statistik. — Nebenbei bemerkt, trotz der Jahreszahl 1875 und trotz der Autorität eines Bergwerksoberingenieurs, Geologieprofessors 2c., der diese Karte fertigte, vermissen wir auf derselben eine Grenzlinie, welche sich von Thionville, Metz, Avricourt gegen Belfort herabzieht; und ebenfalls, vermuthlich „aus Versehen" ist das östlich dieser Linie liegende Gebiet als France bezeichnet und colorirt. M.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrtester Herr! die

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie zu der Re ch nach. „Kriemhild" in Nr. 17 Ihres geschätzten Blattes meine wird Einem nehmen wollten, daß die Angabe des Herrn Marr: „Vaticanischen hat Arnd an dieser Tragödie gearbeitet" irrthümli

Mit vorzüglicher Hochacht que,

Weimar, den 2. Mai 1875. einen anderen

ie unbefleckte Empfäng- verläßlich ist. Er schreibt: widmete sich der kriegerischen

Digitized by Google

Inserate.

Soeben wurde vollständig:

Die deutsche Expedition an der Loangoküste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen von **Adolph Bastian.**

2 Bände. gr. 8. Mit 3 lithograph. Tafeln und 1 Karte. Eleganteste Ausstattung. 6⅓ Thlr. = 19 M.

Die Verlagsbuchhandlung
von Hermann Costenoble in Jena.

Von

Lanfrey,

Histoire de Napoléon I

ist soeben der langerwartete **Band V** erschienen und in der unterzeichneten Buchhandlung vorräthig. **Preis 3 M. 50 Pf.**

Band I—IV à 3 M. 50 Pf. sind ebenfalls stets vorräthig.

Berlin W., 52 Markgrafenstraße.

Leo Liepmannssohn.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und in allen guten Leihbibliotheken:

Habicht, Ludwig, Schein und Sein.
Roman. 5 Bände. 8. Eleg. brosch.
18 M. = 6 Thlr.

Ludwig Habicht's Arbeiten zeichnen sich nach Fr. Kreyßig's Urtheil durch **reiche Phantasie, scharfe Charakteristik, Gedankenreichthum** und **künstlerische Abrundung** besonders aus.

Dieser Roman gehört zu seinen vorzüglichsten Leistungen.

VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur **2 Mk. 25 Pf.** (22½ Sgr.) vierteljährlich **12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Neueste Romane.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in Stuttgart ist soeben erschienen:

Dewall, „Ein Frühlingstraum".

Hopfen, „Juschu". Tagebuch eines Kriegsschauspielers.

Stück des elegant broschirt je 4 M. 50 Pf.
wenden und gebunden „ 5 „ 50 „
Stück Landes n[illegible]llen Buchhandlungen des
was doch möglich [illegible] und in jeder guten
werden, höflichst ablehne.
das gegen sie gehegte Mi[illegible]
thun sei. So wird von reg[illegible] S.W.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Heft IV pro April

erschien soeben und hat folgenden Inhalt:

I. Lieder des Schi-king. Aus dem Chinesischen übersetzt von **Victor von Strauß.**
II. Die Sphinx. Eine Charakterstudie von **Albert Lindner.**
III. Kaiser Paul. Tragödie von **Friedrich Bodenstedt.** 4. u. 5. Akt.
IV. Klänge des Schmerzes. Von **Hieronymus Lorm.**
V. Der neue Name. Von **C. Ferdinand Meyer.**
VI. Gedichte. Von **Wilhelm Jensen.**
VII. Lessing's Nathan der Weise. Von **Julius Fürst.**
VIII. Hermann Kurz in seinen Hauptschriften. Von **Ferdinand Kürnberger.**
IX. Aus unserer Briefmappe. Miscellen.

Mit diesem Hefte beginnt das II. Quartal.

Die „Neuen Monatshefte" sind **keine Fachzeitung**, sondern ein **Unterhaltungsblatt** im vornehmsten Stil, und gewähren ein **Gesammtbild des gegenwärtigen dichterischen Schaffens**, das sich theils in novellistischen, dramatischen, lyrischen Beiträgen der **namhaftesten Dichter**, theils in fesselnden Essays und Plaudereien lebensfrisch wiederspiegelt.

Am Ende jedes Monats erscheint ein Heft im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.
Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Im Verlage von **F. Tempsky** in **Prag** ist soeben erschienen und zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Allgemeine Erdkunde.

Ein Leitfaden der

Astronomischen Geographie, Meteorologie, Geologie und Biologie.

Bearbeitet von

Dr. J. Hann, Dr. Ferd. v. Hochstetter und **Dr. A. Pokorny.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Lex. 8°. 393 Seiten. Mit 150 Holzschnitten und 6 Tafeln in Farbendruck.

Preis broch. 6 Mark. eleg. geb. 7 Mark 20 Pf.

Inhalt: I. Theil: Die Erde als Weltkörper und ihre Atmosphäre. Von Prof. Dr. **Jul. Hann.** — II. Theil: Die Erde nach ihrer Zusammensetzung, ihrem Bau und ihrer Bildung. Von Prof. Dr. **Ferd. v. Hochstetter.** — III. Theil: Die Erde als Wohnplatz der Pflanzen, Thiere und Menschen (Pflanzen- und Thiergeographie; Verbreitung und Verschiedenheit der Menschenrassen; Biologie). Von Dir. Dr. **A. Pokorny.**

Nach dem übereinstimmenden Urtheil der gesammten Fachpresse ist diese von namhaften Gelehrten verfasste physikalische Geographie eine meisterhafte und in ihrer Art geradezu einzige, für jeden Gebildeten leicht verständliche und dabei durchaus vertrauenswürdige Darstellung dieses ebenso wichtigen als interessanten Zweiges der geographischen Wissenschaft.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Franco-Einsendung von 1 Mark in Postmarken von uns franco zu beziehen:

Das Sool- und Seebad Colberg.

Zweite revidirte Auflage der **„Summe unseres Wissens vom Sool- und Seebad Colberg"** von **Dr. Hirschfeld,** Kgl. Sanitätsrath und pract. Arzt in Colberg. Preis geh. 1 Mark.

[H. 1504a] **C. F. Post'sche** Buchhandlung in Colberg.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 22. Mai 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Zur Jugendgeschichte von Pius IX. Von Karl Blind. — Literatur und Kunst: Fürwort für ein Fürwort. Von Karl Gutzkow. — Zur Orientirung in der Philosophie der letzten hundert Jahre. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Ein poetischer Mitstreiter im Culturkampfe. Von Paul Lindau. — Der Pariser „Salon" von 1875. Von Albertus. I. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Helmerdings Jubiläums-Benefiz. Das Gastspiel der Schweriner Hofschauspieler. Besprochen von F. H. Kugler. — Musikalische Aufführungen. Schicksalslied. Von Hölderlin, für Chor und Orchester von Brahms. Besprochen von A. H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur Jugendgeschichte von Pius IX.

Von Karl Blind.

Von Freunden, welche vor Jahren den Papst Pius IX. in der Regierung der römischen Staaten einmal ablösten, habe ich diesen Bischof öfters als einen „ehemaligen Dragoneroffizier" bezeichnen hören. Bei der früheren Stellung jener Männer durfte ich auch ohne weiteren Beweis annehmen, daß sie über das Vorleben des Papstes genügend unterrichtet waren. Wo es sich jedoch um einen „Culturkampf" handelt, muß man immer bereit sein, auch Capitel und Vers anzugeben. Ich befleißige mich deshalb stets der wünschenswerthen geschichtlichen Genauigkeit, sogar gegenüber einer Kirche, welche die Lehre von der unbefleckten Empfängniß auf das großmütterliche Gebiet ausdehnt und uns das der Maria Alacoque erschienene Heilige Herz im Jahre 1875 als naturwissenschaftliche Studie darreicht.

Mit vollem Schuld- oder Thatbewußtsein bekenne ich daher, daß ich Mastaï Ferretti (nicht „Mastai Feretti") nur nach reiflicher Ueberlegung als ehemaligen Dragoner-Offizier bezeichnet habe. Es geschah mit Vorbedacht, und nach gebührender Einsichtnahme der darauf bezüglichen heiligen und unheiligen Schriften. Wenn ich „Dragoner-Offizier" sagte, so wollte ich dieser an und für sich gewiß höchst ehrbaren Waffengattung damit keineswegs zu nahe treten. Erklärt sich freilich ein ehemaliger Schwadroneur später für unfehlbar, so gewinnt die Sache schon ein bedenklicheres Ansehen; denn unfehlbare Dragoneroffiziere wären in der soldatischen Naturgeschichte nur unter Aufgebung aller unserer Denkkategorieen zulässig.

Vor mir liegt eine Reihe von Auszügen über das Leben des jetzigen Bischofs und Groß-Fluchmeisters zu Rom. Unrecht wäre es gewiß, zur Lösung der erhobenen Frage (— ob Dragoneroffizier? ob Nobelgardist? oder keines von beiden? —) solche Kinder der Welt wie Petruccelli della Gattina anführen zu wollen, der soeben in der italienischen Kammer die Aufhebung des Garantiegesetzes beantragte — womit Garibaldi, wie die Leser der „Gegenwart" neulich erfuhren, seinerseits ganz einverstanden wäre. Herr Petruccelli schildert den jungen Grafen Mastaï Ferretti als einen Trinker und Spieler (sogar als berüchtigten falschen Spieler!), der sich gern unter Soldaten herumgetrieben und, „um auf der Höhe der Caserne zu sein", sich sehr viel Mühe gegeben habe, die geschickte Anrauchung von Pfeifenköpfen und das Leeren einer Flasche auf Einen Zug zu erlernen. Da indessen weder Petruccelli, noch P. Vesinier und andere Feinde des Papstthums über den fraglichen Punkt ordentlich Auskunft zu geben wissen, so erhole ich mich, wie ich dies in solchen Fällen stets am liebsten thue, gern Raths bei katholischen Schriftstellern, die mit dem Papst, oder vielmehr seinem Pantoffel, auf dem wünschenswerthen guten Fuße, oder vielmehr Fußkusse, stehen.

Da schlage ich denn vor Allem die „Sammlung katholischer Lebensbeschreibungen" (Catholic Biographical Library) auf, in welcher Herr Georg White den Papst Pius IX. bearbeitet. Hr. White ist auf dem Titelblatte als Verfasser der „Legenden von der Gebenedeiten Jungfrau" und und der „Denkschrift über den Cardinal Wiseman" bezeichnet. Wir haben es also mit einem sicheren, nicht von der modernen Teufelscultur beleckten Manne zu thun; Hr. White glaubt an das Heilige Herz mit solcher Bestimmtheit, daß er es mit Händen greifen könnte. Nun denn, dieser Marien-Kämpfer schreibt wörtlich über den jungen Johann Maria Mastaï Ferretti:

„Er blieb im Collegium zu Volterra sechs Jahre. Als er es verließ, erwählte er die kriegerische Laufbahn; und als das päpstliche Heer umgebildet wurde, trat er in die Leibwache von Pius VII. ein. Es ist sein eigenthümliches Amt gewesen, der Vertheidiger des Heiligen Stuhles zu sein als Soldat, als Bischof, als Cardinal und als Papst". Gott habe ihm jedoch — fährt der Verfasser fort — eine schwere Krankheit gesandt, die alle Aussicht für weiteres Fortkommen in seiner kriegerischen Laufbahn verschloß. Pius VII., der große Stücke auf den „jungen Soldaten" hielt, schrieb ihm darauf eines Tages, er habe ihm etwas von Gott auszurichten. Mastaï Ferretti stellte sich sofort ein und wurde nun von dem Papste gefragt: ob ihm die Heiligkeit des geistlichen Berufes nie in den Sinn gekommen sei? — Also vollzog sich der Uebergang des einst lebenslustigen Soldaten zum Priesterstande. (Catholic Biographical Library; Nr. II. London 1867. S. 72.)

Wie man sieht, ist diese Darstellung von keiner blassen Fischgeschichte angekränkelt, aus der die Fallsucht entstanden sein soll, welche Mastaï Ferretti verhindert habe, in die Nobelgarde einzutreten. Indessen man schlägt nicht ungestraft die Werke von Streitern für den wahren Papstglauben nach. Unvermerkt geräth man da in's Legendenhafte. Es wird Einem allmählich zu Muth, als ob man bald für die „Vaticanischen Beschlüsse" reif wäre.

Hören wir indessen Herrn A. Franque, einen anderen katholischen Schriftsteller, der sich für die unbefleckte Empfängniß ereifert, somit gewiß ultramontan verläßlich ist. Er schreibt:

„Der junge Mastaï Ferretti widmete sich der kriegerischen

Digitized by Google

Laufbahn. Kaum neunzehn Jahre alt (die römischen Staaten machten damals einen Theil des französischen Kaiserreichs aus), trat er in die erste Schwadron des ersten Regimentes der Ehrengarden ein, und gehörte zwei Jahre dieser ausgewählten Truppe an. Mehrere unserer höheren Offiziere erinnern sich noch wohl, die Regimentscameraden Pius des Neunten gewesen zu sein. Nach dem Sturze Napoleons diente Mastaï in einem österreichischen Regimente; aber er blieb in demselben nur kurze Zeit". Der Freiheit wiedergegeben, habe er in die päpstliche Nobelgarde eintreten wollen; sein Gesundheitszustand lenkte ihn jedoch von der ferneren kriegerischen Laufbahn ab. (Histoire Populaire de Pie IX. Paris 1856. S. 12, 13.)

Hier haben wir Mastaï Ferretti somit als Reitersmann; zuerst dient er in einer Schwadron französischer Ehrengarden, dann in einem österreichischen Regimente — dagegen nicht in der päpstlichen Leibwache! Die Geschichte verwickelt sich schon. Wir folgen jedoch getrost einem weiteren katholischen Führer, um über das Mirakel klar zu werden, wenn dieser Ausdruck bei einem Wunder überhaupt statthaft ist. Ich öffne also das Buch von M. Marchal, dem Verfasser der „Geschichte von St. Vincent de Paul".

Hr. Marchal wendet sich gegen einige Schriftsteller, welche behauptet haben, Mastaï Ferretti sei in die von Napoleon I. gebildeten Ehrengarden eingetreten. „Dies," sagt der Verfasser, „ist ein Irrthum. Johann Maria Mastaï hat niemals anderen Militärdienst gehabt, als den in der Nobelgarde des Papstes.... Er trat in dieselbe bei der Rückkehr von Pius VII. ein..... Alte Nobelgarden, welche seine Cameraden waren, erinnern sich seiner noch mit Vergnügen; und seine Erhöhung hat bei ihnen kein Erstaunen hervorgerufen.... Die Gräfin, seine Mutter, hätte allerdings gewünscht, daß er in den Priesterstand getreten wäre. Ihre Gebete wurden erhört in Folge einer schmerzlichen Krankheit, welche Johann Maria befiel". (Histoire de Pie IX. Avignon 1857. I, 6, 7, 8).

Hier hätten wir Mastaï Ferretti zwar nicht mehr als Dragoner, aber doch wieder tröstlicherweise als Nobelgardisten! Hr. Marchal bemerkt bei dieser Gelegenheit, trotz oder vielleicht wegen seiner festen katholischen Gesinnung, mit rührender Einfachheit: — „Der Graf Mastaï war fast immer ohne Geld". Dies kommt freilich auch bei anderen Offizieren manchmal vor. Doch ist die Marchal'sche Bemerkung, in Anbetracht der über den jungen Grafen einst verbreiteten, ohne Zweifel böswilligen Gerüchte betreffs seiner Spielsucht einigermaßen bedenklich.

Es liegt mir noch eine Menge katholischer Quellen vor. Wir wollen indessen mit Herrn O. M. de Lernay abschließen. Ich wähle absichtlich nur Franzosen, damit nicht etwa gesagt werden kann, ein reißender alt-katholischer deutscher Wolf habe sich in einen ultramontanen Schafspelz gehüllt. Hr. de Lernay erzählt:

„Nach sechs Jahren glänzender Studien im Collegium zu Volterra wurde er (Mastaï) zuerst zur soldatischen Laufbahn bestimmt. Die französische Regierung gründete damals Ehrengarden, deren Regimenter sich unter einer ausgewählten Jugend recrutirten. Johann-Maria wurde in seinem neunzehnten Jahre diesen Garden einverleibt; und dieser Umstand trug mächtig dazu bei, bei ihm mehr und mehr seine Liebe zu Frankreich zu entwickeln. Er war ein guter Collegiumsschüler gewesen; und ohne Zweifel sind noch alte Gardisten der ersten Schwadron am Leben, welche sagen können, ob er guter Waffencamerad gewesen..... Beim Sturze des Kaiserreiches trat er, da er entschlossen war, die soldatische Laufbahn weiter zu verfolgen, in die Leibwache des Papstes Pius VII. ein. Allein Gott, der sich vorgenommen hatte, ihn Schritt für Schritt zu den höchsten Stufen der Heiligkeit emporzuführen, schickte ihm eine Krankheit zu..... Dieser Umstand änderte seine Neigung. Er empfing das innere Licht, welches ihn bewog, in den geistlichen Stand einzutreten". (Pie IX. Paris 1861. S. 22.)

Hier hätten wir Mastaï Ferretti also wieder sowohl als Dragoner, wie als Nobelgardisten! Einstimmig sind diese katholischen Zeugnisse jedenfalls darin, daß er wirklich längere Zeit Soldat gewesen, und nicht, wie oft behauptet wird, von vornherein durch die Fallsucht verhindert war, sich diesem Stande zu widmen. Obgleich ich nun zögere, Alles zu glauben, was katholische Schriftsteller über den Papst sagen, so fühle ich mich doch gedrungen, gegenüber so vielen Zeugnissen, welche mit der im Eingang erwähnten Mittheilung kundiger Freunde vollkommen stimmen, den Zweifel an der ehemaligen soldatischen Stellung Pius des Neunten für unberechtigt zu halten.

Was den von „G. S." erwähnten Mangel an sangbaren Tischliedern betrifft, so bedarf es, um solchen zu beheben, kaum eines Griffes in das von ihm erwähnte Gedenkbüchlein. Nehmen wir doch nur das schöne geistliche Lied aus dem fünfzehnten Jahrhundert:

In dulci jubilo —
Nun singet und seid froh!
Aller unser Wonne
Liegt in praesepio;
Sie leuchtet mehr als die Sonne
Matris in gremio;
Qui est A et O,
Qui est A et O.

O Jesu parvule,
Nach Dir ist mir so weh!
Tröst' mir mein Gemüthe,
O puer optime,
Durch aller Jungfrau'n Güte,
O princeps gloriae!
Trahe me post te,
Trahe me post te!

Mater et filia
Ist Jungfrau Maria.
Wir waren gar verdorben
Per nostra crimina:
Nun hat sie uns erworben
Coelorum gaudia.
Quanta gratia!
Quanta gratia!

Ubi sunt gaudia?
Wo die Engelein singen
Nova cantica,
Und die Glöcklein klingen
In regis curia.
Eia, qualia!
Eia, qualia!

Oder man könnte auch das Badeliedchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert empfehlen, das mit den Worten anhebt: —

„Wohlauf im Geist gen Baden,
Ihr zarten Fräuelein!
Dahin hat uns geladen
Jesus der Herre mein" —

und welches sich dann weiter zu einem fröhlichen Tanzliede entwickelt. Doch dies nur beiläufig.

Im Uebrigen glaube ich, die fromme Christenheit könnte schon erwarten, daß Pius IX. einmal ex cathedra erkläre, ob er sowohl Dragoner unter Napoleon I., wie auch Nobelgardist unter Pius VII. gewesen. Diesen Ausdruck seiner Unfehlbarkeit wollten wir uns schon gefallen lassen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Fürwort für ein Fürwort.

Von Karl Gutzkow.

Unsere Zeitungspresse hat zweifellos die Berechtigung — „Halt!“ so sprech' ich mit Faust, „hier stock' ich schon!“ „Zweifellos!“ Dies vertracte neue Wort, das ich der Zeitungspresse so übel nehme! Den Buchstaben Z im Grimm'schen Wörterbuch können erst unsere Urenkel aufschlagen. Ich behaupte, daß: „Der Rücktritt des Ministers Banhans ist zweifellos“ — der größte Unsinn sei. Der Rücktritt soll ein Nicht-Zweifler sein! Ein nicht zu bezweifelnder, wird entgegnet, sei gemeint. Aber seit wann wird denn der Zweifel passiv gebraucht? Daniel Sanders führt viele Variationen üblicher Ausdrucksweisen an. Für „zweifellos“ aber, wie es besonders in unserm neuen Telegramm- und Reptilienfondsstil so oft gebraucht wird, finde ich kein Beispiel. Ich bin nämlich der Ansicht, daß die zuversichtliche Sprache der Reptilienfondsschriftsteller Einfluß auf den üblichen deutschen Stil gewonnen hat. Kurz, „zweifellos“ nenne ich den glaubensseligen, von keinem Zweifel geplagten Pastor Knaak. „Zweifellos“ ist mir der Oberconsistorialpräsident von Harleß, dem wir in seinem „Sendschreiben an die deutschen Gemeinden evangelisch-lutherischen Bekenntnisses“ so eben die schöne Entdeckung verdanken, daß die Humanität, diese schönste Blüthe des Christenthums, „eine aus dem Fleisch geborene Liebeseligkeit und faules Menschenthum“ sei (nicht wahr, um noch einmal eine Wendung zu brauchen, die nach der Leichenverbrennung nicht mehr möglich ist, Lessing dreht sich im Grabe um?). — Kurz „zweifellos“ kann keine Sache, kein Verhältniß sein; es kann nichts „zweifellos“ feststehen. „Grundlos“, „spurlos“ kann etwas sein, aber dem Zweifel muß man wie dem Glauben Subjectivität lassen. Nur unsre apodiktische, zuversichtliche, leitartikelnde, moderne Sprechweise wirft den Zweifel so hin wie eine Alltagswaare. „Unzweifelhaft“, „ohne Zweifel“ — darin liegt die Voraussetzung einer Beseelung durch ein Subject und wir fahren demnach fort:

Die Zeitungspresse ist ohne Zweifel berechtigt, ausdrücklich zu betonen —

Halt! Schon wieder stock' ich! Gerathe auch meinerseits in diese verdammte hochfahrende Sprache, in die Sippe der „Betoner“! Wohin ich sehe, in so vielen Artikeln der Presse, vielleicht auch der unabhängigen, jedenfalls aber der bezahlten, wimmelt es jetzt von „Betonung“. Allerdings, „betonen“ ist so recht ein Wort zum Trumpf-Auswerfen. Betonen! Da wächst der kleine literarische Zwerg unter der Hand zum Riesen Goliath! „Wir müssen ausdrücklich betonen —“! Ja, wollten sich alle seit einigen Jahren „betonten“ Worte in Ton verwandeln, in Noten, so müßte schon das Firmament gesprengt sein von so viel Fortissimo. Sonst, ehe diese obige zuversichtliche, immer quasi-officiell auftretende, moderne Sprech- und Schreibweise Mode geworden, „betonte“ man das nur, was Andere, die gerade keine Puristen sein wollten, „accentuiren“ nannten. Aber das alte „Hervorheben“ reicht ja vollkommen aus. „Betonung“ ist eine Erfindung der Wichtigthuerei.

Also endlich:

Die Zeitungspresse ist ohne Zweifel berechtigt, ausdrücklich hervorzuheben, daß sie es gewesen ist, der wir eine schnellere Beherrschung und sozusagen Mobilisirung unserer etwas schwerfälligen Sprache verdanken. Zu gleicher Zeit trägt sie aber auch die Schuld an einer immer mehr um sich greifenden Verwahrlosung unserer uns so theuren Muttersprache. Wer hat im Arnimproceß nicht mit Schaudern die gänzlich unverständlichen, constructionslosen, nur auf ein dunkles Errathenlassen angewiesenen stenographischen Aufzeichnungen mancher Blätter gelesen? Die Zeitungen entschuldigen sich durch die Schnelligkeit, wie sie täglich ihre Spalten zu füllen haben. Daher denn auch die aus den litho- oder chalkographirten ausländischen Berichten einfließenden Gallicismen und Anglicismen, letztere besonders in der Satzbildung. Die ersten Kräfte der Zeitung werden es nicht immer sein, denen man einen Artikel von Lemoinne oder eine Rede Disraelis zu übersetzen gibt. In der That — manchmal glaubt man bei der Lectüre solcher Verdeutschungen uns selbst wieder zu sehen, wie wir, um mit Brackenburg in Egmont zu sprechen, „auf der Schulbank saßen. Wenn da ein Exercitium aufgegeben war: Brutus Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunst, da war doch immer Fritz der Erste und der Rector sagte: Wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles so übereinander gestolpert —“! Das war, lieber Brackenburg, gewiß bei deinen Exercitien an den Stellen, über die ich eben sprechen will! Wenn Cajus Julius Caesar seine Commentarien von uns übersetzt haben wollte, so unterließen wir nie, das auf jeder Seite vorkommende Caesar autem, praemissis exploratoribus etwa Virodunum oder sonst wohin, profectus est, so zu übersetzen: „Caesar aber, nachdem Kundschafter vorausgeschickt worden waren, marschirte —“ während doch die deutsche Regel verbietet, ein Subject isolirt stehen zu lassen. „Nachdem Kundschafter vorausgeschickt waren, marschirte Caesar —“ hätte es heißen müssen oder: „Caesar marschirte, nachdem u. s. w.“ Aber dieser Stolper-, Häsitations- und Zauberstil, der nur die Folge schlechter Präparation war, hat sich bei uns festgesetzt. „Alba, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte —“ oder „Lessing, nachdem ihm Gewißheit geworden —“ findet sich sogar bei Ranke und Gervinus. Aber nun gar erst, um uns unserm Thema zu nähern, wie diente dem Schüler so manches Wort zum Ausruhen bis auf weitere Sammlung! Wie dehnte er die Silben! Wenn wir zu übersetzen hatten: Hostes, qui — so sagten wir gewiß nicht: „Die Feinde, die —“ und sprangen schnell auf das zu suchende Verbum. Nein, wir ruhten uns förmlich auf dem herrlichen breiten Worte „welche“ aus und brachten dasselbe regelmäßig bei jedem qui oder quae oder quod an. Eine Tertie Zeit ist ja bei einem unpräparirten Tertianer der Vorsprung einer Ewigkeit.

Gegen dies in Uebermaß und nur durch die schnellarbeitende Zeitungspresse eingedrungene breite, altfränkische „welcher, welche, welches“ soll unser kleines grammaticalisches Scherzo Einspruch thun und dem leichtbeschwingten „der, die, das“, dem rückbeziehenden „worüber, worunter, woran,“ diesem flüssigen, ganz aus der Mode gekommenen classisch unterstützten Redekitt, wieder mehr den Weg bahnen. Die Brüder Grimm sagten im zweiten Bande ihres Wörterbuches, der noch zu ihren Lebzeiten erschien, S. 971: »welcher« statt »der« zu sagen ist minder üblich und schwerfällig“. Minder üblich! Himmel, da hätten die seligen Dioskuren unsre neueste Literatur abwarten und selbst die beste, gerühmteste Zeitung genauer studiren sollen! „Minder üblich und schwerfällig!“ Die Zeitungen machten mit dem ewigen „welcher“ den Anfang. Dann griff es immer mehr um sich. Ja, das ganz kanzleimäßige alte „als welcher“ findet sich sogar häufig bei einem Altmeister im Vornehmen und Bedeutungsvollen, dem Goethianer Carus in Dresden. Die leichten behenden Wörtchen „der, die, das“ scheinen in das edle Selbstvertrauen, das jetzt die Feder führt, nicht mehr zu passen.

Feine Sprach- und Stillauscherohren werden allerdings zwischen „der“ und „welcher“ Unterschiede machen. Dem sei auch gar nicht gewehrt. Ich sehe von Real- und Oberlehrern

Digitized by Google

die Reclamationen kommen. „Der" ist passender, wenn ein von ihm eingeleiteter Satz wie die reine Umschreibung eines Adjectivs ist; „welcher" dagegen scheint dem Satz, den es einleitet, noch eine weitere Ausführung, eine Explanation, die über das Adjectiv hinausgeht, zu geben. Zwischen „Endlich brachen die Truppen auf, welche eine längere Zeit gerastet hatten," und „Endlich brachen die Truppen auf, die eine längere Zeit gerastet hatten" — bringen feine Ohren, die das Gras wachsen hören können, gewiß einen Unterschied heraus. Aber so verschwenderisch, so stetig, so massenhaft, wie gegenwärtig „welcher, welche, welches" verschleudert wird, war es in deutscher Schreibweise nie. Zu den Wendungen: „Die Mittel, wodurch sich die Parteien zu erhalten hoffen" oder „die Zwecke, wofür sie arbeiteten" — kommt es gar nicht mehr. In den Zeitungen gewiß nicht. Denn wenn es drüben heißt: les moyens, par lesquels — so übersetzt Brakenburg oder Romeo auf dem Zeitungsbüreau bei uns: „Die Mittel, durch welche". Le but, auquel — ist das „Ziel, auf welches" z. B. Mac Mahon zusteuert, keineswegs, wie Goethe gesagt haben würde, „worauf er zusteuert". Das bringt der alte Julius Caesar mit sich.

Um Beispiele für die übermäßige Verbreitung einer von den Grimms für schwerfällig und veraltet erklärten Schreibweise zu geben, brauche ich nicht weit zu greifen. Da liegt mir eine Nummer der „Gegenwart" in der Nähe. Heinrich Laube vertheidigt darin den Wiener Erfolg des „Erfolgs", also ein Thema, worüber sich schon etwas zweimal lesen läßt. Auf Seite 362 finden wir auf der ganzen rechten Spalte das einfache, gefällige, rückbeziehende „der" nur ein einziges Mal, dagegen das breitspurige „welcher" elfmal! Man höre Sätze wie: „Ein Stoff, welcher u. s. w., an welchen man also u. s. w., eine gewandte Führung, welche u. s. w., ein reizendes Mädchen, welches u. s. w. und eine Anzahl scharf gezeichneter Figuren, welche u. s. w.". Gustav Freytag, um ein anderes Beispiel zu wählen, hat seine „Verlorne Handschrift" durchweg in diesem Kanzleistil geschrieben. B. I. S. 130 geht das Vermeiden von „der" und „wo" soweit, daß im Lauf einer heitern Situation der grade dort rapid sein sollende Stil in folgender Art fortläuft: „Sie drang zu dem Hofgebäude, in welchem die Spritze stand", während hier der rasche Fluß der Rede nur sagen konnte: „wo die Spritze stand". B. I. S. 215 heißt es: — — „welches der bleibende Gewinn war, welcher dem Menschengeschlechte durch ihr Leben erhalten wurde. Dann wird der Bericht über ihre Schicksale nur wie eine Hülle, hinter welcher wir die Thätigkeit anderer lebendiger Kräfte erkennen. Und wir erfahren, daß in den Menschen, welche zerbrechen, und in den Völkern, welche gewinnen, noch ein höheres geheimes Leben waltet, welches nach ewigen Gesetzen zerstörend und schaffend dauert. Und einige Gesetze dieses höheren Lebens und den Segen zu empfinden, welchen dies Schaffen und Zerstören in unser Dasein gebracht hat" u. s. w.

Kurzum für die pathetische Rede, den modernen Classikerton mögen sich diese schweren Verbindungen bei empfänglichen Naturen verwerthen, aber für uns gewöhnliche Menschen möchte ich bitten, die leichten und behenden Silbchen „der, die, das" und das altbewährte, bei Goethe starkbeliebte „womit, wodurch, wobei" u. s. w. in freundlichen Schutz zu nehmen. Daß in meinen eigenen Schriften ein starker Verbrauch des steifen Wortes nachweisbar ist, will ich nicht leugnen. Aber bei der Umarbeitung meiner „Ritter vom Geiste", meines „Zauberers von Rom", wie jeder dieser Romane jetzt in vier Bänden vorliegt, und bei den ebenfalls neu überarbeiteten bis jetzt erschienenen acht Bänden meiner Gesammelten Werke bin ich des Grimm'schen Wortes eingedenk geblieben.

Zur Orientirung in der Philosophie der letzten hundert Jahre.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

4. Herbart.

Während Schelling auf Fichte, und Hegel auf Schelling fortbaut, suchen Herbart und Schopenhauer in gemeinsamer Opposition gegen die nachkantischen Philosophen unter unmittelbarer Anlehnung an Kant dessen Philosophie fortzubilden. Beide zählen gegenwärtig zahlreiche Anhänger, ersterer mehr unter der Professorenphilosophie (besonders in Sachsen und Oesterreich), letzterer mehr unter den den Universitäten ferner stehenden Kreisen des auf eigne Hand philosophirenden Publicums. Während aber das Genie Schopenhauers auch innerhalb der verschiedensten Richtungen der Fachphilosophie immer offener und rückhaltloser anerkannt wird, sind sämmtliche übrigen Schulen, mit Ausnahme der Herbart'schen selbst, darin einig, Herbart nicht als einen Stern erster Größe anzuerkennen. Und in der That zeigt die Herbart'sche Philosophie eine erschreckende Dürftigkeit an speculativem Ideengehalt; sie ist recht eigentlich eine Surrogatphilosophie des Katheders für die Zeit des Verfalls der speculativen Richtung im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts gewesen. Es fehlt ihr jeder geniale Tiefsinn, jeder kühne Wurf des Gedankens; alles ist kleinlich, peinlich, ängstlich, und doch launenhaft, sorgfältig und scharfsinnig combinirt und doch mosaikartig. Niemals wagt Herbart die Nuß eines Problems aufzuknacken, er knabbert immer nur an ihr herum; statt ausgedroschener Körner schüttet er mühsam zerschnittenen Hädsel in die Krippe. Die ängstliche Kleinkrämerei will den Schein der Exactheit erwecken, aber wie vorsichtig und minutiös auch die Folgerungen einherschreiten mögen, so liegen doch dem Ansatz ganz willkürliche und oft genug der Erfahrung widersprechende Voraussetzungen zu Grunde, so daß natürlich auch bei der ganzen ermüdenden Arbeit nichts herauskommt. Es fehlt jeder erleuchtende Blitz des Genius, jedes erwärmende Pathos der Begeisterung, das Ganze wirkt frostig, trocken, beengend, mit einem Wort schulmeisterlich im traurigsten Sinne des Worts. Eine endgültige Befriedigung können beim Herbart'schen System nur trockene Schulmeisterseelen finden, auch wenn sie sich auf das akademische Katheder verirren; denn solche finden sich von der ameisenartig kribbelnden Akribie und der scheinbar systematischen Schematik angeheimelt, und würden für etwas Höheres doch kein rechtes Verständniß haben.

Dieses Urtheil, dessen Härte durch die fast unbegreifliche Fortdauer einer maßlosen Ueberschätzung Herbarts entschuldigt werden möge, hindert natürlich nicht die Anerkennung, daß Herbart im Einzelnen gewisse berechtigte Seiten zur Geltung gebracht habe, die vorher vernachlässigt waren, und daß deshalb die Geschichte der Philosophie und ihrer einzelnen Disciplinen denselben zu berücksichtigen habe. Gegenüber der inhaltlichen Aesthetik des Idealismus betonte er die Nothwendigkeit der Betrachtung der auf die rein formalen Verhältnisse bezüglichen ästhetischen Urtheile; aber indem er die gesammte Schönheit der Natur und Kunst zu einem völlig inhaltsleeren Formalen machen wollte, verirrte er sich in eine zehnmal ärgere Einseitigkeit, als die Vernachlässigung der rein formalen Verhältnisse von Seiten der idealistischen Aesthetik gewesen war. Gegenüber der Vernunftmoral Kants und der Gefühlsmoral der Schotten stellte er den ästhetischen Geschmack im weiteren Sinne als ethisches Princip auf; indem er aber die Bedeutung aller übrigen ethischen Principien verkannte, und dem Geschmack anstatt einer relativen eine absolute Berechtigung zuschrieb, schuf er eine Caricatur der Ethik, anstatt dem sittlichen Geschmack die ihm gebührende Stelle in der Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins anzuweisen. In

Digitized by Google

der Psychologie bekämpfte er mit Recht die Vielheit der Kant'schen Seelenvermögen, obwohl er sich sowohl in dieser Einheitstendenz mit Fichte, Schelling und Hegel auf gleichem Wege befand, als auch mit Hegel den Fehler theilte, den Willen in seiner ursprünglichen und der des Vorstellens mindestens coordinirten Bedeutung zu verkennen, und aus dem Proceß der Vorstellungen als Resultat ableiten zu wollen. Schlimmer als dies aber war, daß er ganz in die von Kant überwundene rationale Psychologie und die metaphysische Einfachheit ihres Seelenwesens zurückfiel, und daß er aus dieser Voraussetzung die Einfachheit der psychischen Function in jedem Augenblick folgern zu müssen glaubte, was mit der Erfahrung im augenfälligen Widerspruch steht. Der auf ganz unhaltbaren Voraussetzungen errichtete mathematische Theil seiner Psychologie ist der schlagendste Belag für das vorangestellte allgemeine Urtheil über Herbart.

In der Metaphysik besteht seine positive Leistung ausschließlich in der Wiederbelebung des Leibniz'schen monadologischen Pluralismus, welche dem Monismus Schellings und Hegels gegenüber eine ähnliche historische Berechtigung hatte, wie seine erste Aufstellung durch Leibniz gegenüber dem Monismus Spinozas. Schelling und Hegel hatten so ausschließlich mit dem Absoluten, mit seinen Momenten und seinem Proceß zu thun, daß ihnen für das Individuum gleichsam kein Herz mehr blieb, daß ihnen für die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Individuum und dem Absoluten kein rechtes Bedürfniß vorzuliegen schien, und daß dadurch die relative Bedeutung des Individuums als selbstständigen Einzelnen allzusehr in Schatten trat. Dem gegenüber war Herbart im Recht, die Bedeutung des Einzelwesens zu betonen und hervorzukehren; aber wenn Leibniz die Welt der unendlich vielen Monaden durch eine Centralmonade organisch zu vereinigen und zusammenzuhalten bemüht war, so zerbröckelt in Herbarts Metaphysik das Universum in eine zusammenhangslose Vielheit einfacher Realen oder bedürfnißlos-selbstständiger Substanzen, von denen man nicht einsieht, wie sie es anfangen sollen, sich gegenseitig zu stören, und nur der außerhalb der Wissenschaft stehende Glaube setzt dieser substantiellen Vielheit die unverständliche Krönung eines Gott-Schöpfers auf.

Für die Entwicklung der philosophischen Principien wird also aus Herbarts Philosophie wesentlich nur die eine Lehre zu ziehen sein, daß über der Betrachtung des Absoluten diejenige des Individuums nicht vernachlässigt werden darf — dies ist bei Schopenhauer schon weit mehr beachtet als bei Schelling und Hegel — und daß das Verhältniß beider und ihrer relativen Bedeutung einer besonderen Untersuchung bedürftig ist — diese ist übrigens bei Herbart so wenig wie bei Schopenhauer, Schelling oder Hegel zu finden.

5. Krause und Baader.

Außer den Genannten wären etwa noch Krause und Baader als solche Philosophen zu nennen, die in gewissen engeren Schülerkreisen als Philosophen ersten Ranges und Vollender der philosophischen Entwicklung gepriesen werden. Es ist soviel zuzugestehen, daß, wenn Schelling, Hegel und Schopenhauer nicht gelebt hätten, wir in Krause und Baader dem Ausland immer noch sehr achtungswerthe Proben der speculativen Begabung unseres Volkes entgegenzuhalten hätten. Aber mit jenen Denkern können sie sich doch nicht messen; neben ihnen erscheinen sie als schwächere Nebenschößlinge, welche die gemeinsame Wurzel der deutschen Philosophie in ihrer Ueberkraft neben dem Hauptstammbaum der geradlinigen Entwicklung hervorgetrieben. Keiner von beiden hat auch nur annähernd ähnliche Wirkungen auf den Zeitgeist gehabt, wie Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer, und die Vertröstung auf die Zukunft, mit welcher ihre Vertreter diesen Einwand zu entkräften suchen, erscheint um so grundloser, als bei dem rapiden Fortschritt der modernen Culturgeschichte die uns jetzt schon beinahe veraltet anmuthenden Schriften dieser Philosophen mit jedem Jahrzehnt mehr sich in steigender Progression von den die Gegenwart bewegenden Interessen entfremden. Nur in der Rechtsphilosophie hat Krause einen immerhin sehr bescheidenen Einfluß geübt, der ohnehin mehr im Auslande (Belgien und Spanien) als in Deutschland selbst zur Erscheinung gekommen ist. Baaders ganze Richtung ist derart, daß wohl nur auf dem Gebiet der christlichen Religionsphilosophie, und zwar genauer der katholischen, ein Einfluß von ihr erwartet werden könnte; ein solcher könnte natürlich erst unter der Voraussetzung zu Tage treten, daß der Ultramontanismus im katholischen Deutschland gebrochen wird und sich eine deutsche katholische Wissenschaft bildet.

Franz von Baader ist der Vertreter der deutschen Mystik im 19. Jahrhundert; er kann als Erneuerer der Mystik des Mittelalters und der Reformationszeit in die romantische Schule eingereiht werden. Seine Hauptstütze ist Jacob Böhme, und wenn er denselben auch ein wenig modernisirt und aus seinem Standpunkt vielseitigere Consequenzen gezogen hat, so wird man doch kaum behaupten können, daß er im Princip über denselben wesentlich hinausgekommen sei. Es fehlt ihm überhaupt jedes ruhige systematische Denken, jede zusammenhängende Durcharbeitung eines bestimmt begrenzten Gegenstandes; wie man dies bei Mystikern so häufig findet, irrlichtelirt sein Denken hin und her, gibt lauter abgerissene Brocken, und überläßt dem Leser, sich aus denselben, so gut er mag, ein Ganzes zusammenzusetzen. Dabei ist die Sprache dunkel, alterthümelnd und schwerfällig, und das ganze wissenschaftliche Denken im katholischen Glauben befangen und in das Vorurtheil einer geoffenbarten Wahrheit gefesselt. Ein solcher Standpunkt würde auf wissenschaftliche Beachtung gar keinen Anspruch haben, wenn Baader nicht eine gewisse urwüchsige Kraft und ein ungewöhnlicher Grad von speculativem Tiefsinn zu Gebote ständen, welche ihn für den Philosophen immerhin zu einer interessanten Erscheinung machen.

Krause ist eine ganz anders veranlagte Natur; er hat nächst Hegel von allen neueren deutschen Philosophen vielleicht den stärksten Hang zur Systematik; weil ihm aber ein entsprechender Grad von Tiefsinn abgeht, gelangt er nur zu einem schablonenhaften Schematismus, welcher durch eine absonderliche erkünstelte Terminologie den Schein der Gedankentiefe und Gedankenstrenge vorzuspiegeln sucht, und die Dürftigkeit an philosophischem Ideengehalt unter dem Mantel der Gesinnungstüchtigkeit und trivialen Phrasenhaftigkeit verbirgt*). Von allen nachkantischen Philosophen Deutschlands steht er dem platten Rationalismus der vorkantischen Aufklärungsperiode mit ihrer Ideentrias von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit am nächsten**), und es ist deshalb kein Wunder, daß gerade er, man kann sagen der einzige ist, dessen Philosophie in romanischen Ländern Anklang und Verbreitung gefunden hat.

Ich glaube, daß diese hier in aller Kürze ausgesprochenen Urtheile über Herbart, Baader und Krause im Allgemeinen wohl überall Zustimmung finden dürften, außer bei deren unmittelbaren Schülern oder mittelbaren Anhängern, welche übrigens bei den beiden Letztgenannten nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil des urtheilsfähigen Publicums in Deutschland ausmachen, und ich meine, daß diese Thatsache genügen dürfte, um mich der näheren Begründung jener Urtheile zu überheben.

So sehen wir uns denn mit unsrer Frage nach den bleibenden Resultaten der gesammten philosophischen Entwicklung auf die drei Namen: Schelling, Hegel und Schopenhauer, hingewiesen, welche in der That das glänzendste Sternbild am

*) Wer sich zufällig eines Zeitungsreferats über einen der von den Krauseanern zusammenberufenen und geleiteten „Philosophencongresse" erinnert, der kann sich daraus eine annähernde Vorstellung von dem Gedankenniveau der Krause'schen Philosophie und ihrer Ausdrucksweise bilden.

**) Charakteristisch ist auch die Wahlverwandtschaft der Krause'schen Philosophie mit dem gleichfalls in der vorkantischen Aufklärung wurzelnden Freimaurerthum.

Digitized by Google

philosophischen Himmel des neunzehnten Jahrhunderts bilden, und unsre Aufgabe reducirt sich auf die Untersuchung, welches der haltbare Kern in den Systemen dieser großen Denker sei, und in welchem Verhältniß des Gegensatzes, der Ausschließung oder der ergänzenden Zusammengehörigkeit dieselben zu einander stehen.

6. Hegel und Schopenhauer.

Unter allen neueren Philosophen hat wohl keiner eine so bedeutende Schule hinterlassen wie Hegel, und dies ist keineswegs blos der Unterstützung durch die preußische Regierung zuzuschreiben, sondern der inneren Beschaffenheit seiner Philosophie. Gestützt auf eine großartige und blendende Conception von innerer Wahrheit, bewährte er den Werth seiner metaphysischen Grundgedanken, indem er den verschiedensten Zweigen der Philosophie, und dadurch indirect den verschiedenen mit ihr in Beziehung stehenden Wissenschaften, neue befruchtende Ideenkeime zuführte. Die Menge der Schüler, welche an dieser Arbeit theilnahmen, war nur ein Beweis, daß die Leistungsfähigkeit des Princips weit umfassender war als die Leistungsfähigkeit eines Menschenlebens. Fast alle bedeutenderen Leistungen in der Geschichte der Philosophie rühren von Hegelianern her; die hervorragendsten Aesthetiker der Gegenwart sind Hegelianer; die Rechtswissenschaft und protestantische Theologie haben von Hegel die wichtigste Förderung erfahren, und die letztere kehrt jetzt, nachdem die Schleiermacher'sche Richtung sich abgenutzt hat, von neuem zu Hegel zurück, um aus seinem Geiste frische Lebenskraft zu schöpfen. Für die Culturgeschichte und für das politische Leben der Gegenwart ist die Hegel'sche Auffassung der Philosophie der Geschichte mehr und mehr maßgebend geworden, und man kann wohl sagen, daß der Geist der Hegel'schen Philosophie das gesammte Leben der modernen Wissenschaft durchdrungen und in seine Bahnen gelenkt hat, höchstens mit Ausnahme der Naturwissenschaft, wo übrigens die Einführung des Begriffs der Entwicklung in Gestalt der Descendenztheorie am Ende auch nur als ein von Hegel selbst noch ungeahnter Triumph des Hegelianismus zu bezeichnen ist. Allerdings ist dieser Einfluß im weiteren Sinne ein sehr indirecter gewesen, so daß die Wenigsten, welche von Hegel'schem Geiste beeinflußt sind, davon selbst etwas zu wissen pflegen; der Ideenstrom hat sich in zahlreiche Bäche und Rinnsale vertheilt und durchrieselt so unvermerkt befruchtend unser gesammtes wissenschaftliches Leben. Freilich hat der Hegelianismus bei dieser Vertheilung auch Vieles abstreifen müssen, was seinem Urheber vielleicht als das Wichtigste erschien; so vor allem die Methode der Dialektik mit ihrer unvollziehbaren Forderung der Identität des Widerspruchs, und mit ihrem constructiven Fortschreiten durch abstracte Begriffe ohne eingestandene Rücksicht auf den festen Boden der Erfahrung*). Aber durch diese Abstreifung vergänglicher Hüllen ist der bleibende Kern der Hegel'schen Philosophie erst zu um so hellerem Glanze entblößt worden; er ist Gemeingut der geistig hochstehendsten Kreise des deutschen Volkes geworden, und es handelt sich jetzt wesentlich nur noch darum, den implicite umfaßten Besitz zum Bewußtsein seiner principiellen philosophischen Bedeutung zu bringen. Die Philosophen der Hegel'schen Schule verkennen aber diese Sachlage, und discreditiren den Hegelianismus fortdauernd dadurch, daß sie ihn mit Haut und Haaren, mit seinen principiellen Irrthümern und Verkehrtheiten conserviren zu müssen glauben. Glücklicherweise sind diese Hegelianischen Kathederphilosophen auf den Aussterbeetat gesetzt; sie bilden die Rudera einer vergangenen Zeit, denen jeder Nachwuchs fehlt.

Eine ähnliche, vielleicht minder extensive, aber dafür um so intensivere Wirkung, wie die Hegel'sche Philosophie auf die Wissenschaft und die Gelehrtenwelt, hat die Schopenhauer'sche in den letzten zwei Decennien auf die Literatur und die Schriftstellerwelt geübt. Die ganze Belletristik und Tagesliteratur der Gegenwart, wenigstens so weit sie von jüngeren Schriftstellern ausgeht, ist von Schopenhauer'schem Einfluß berührt, von seiner Schreib-, Empfindungs- und Denkweise durchdrungen, und dieser Geistesströmung vermögen sich selbst diejenigen nicht zu entziehen, welche das Schopenhauer'sche System als solches bekämpfen.

In der That ist das Schopenhauer'sche System als solches auch nicht geeignet, Schule zu machen und unbedingte Anhänger zu gewinnen. Kein anderes System der Neuzeit ist aus so verschiedenartigen Elementen zusammengeschweißt, und läßt die Widersprüche derselben so leicht erkennen. Das Grundprincip (des blinden unbewußten Willens), welches dem System seinen eigenthümlichen Charakter und seine Stellung in der Geschichte der Philosophie anweist, ist seiner Natur nach zu arm und inhaltsleer, um daraus umfassende Consequenzen für die allseitige Ausbildung eines philosophischen Systems ziehen zu können, und so ist es gleichsam durch seine eigene innere Armuth genöthigt, von außen her Ergänzungen an sich zu zu ziehen, die ihm und sich untereinander großentheils widersprechen (z. B. der platonische objective Idealismus dem Willensrealismus, der Materialismus dem subjectiven Idealismus u. s. w.). Die Größe Schopenhauers liegt nicht in seinem System, sondern in der Genialität seiner Aperçus, in deren jedem er ein Columbusei auf die allereinfachste Weise von der Welt auf die Spitze stellt. Wegen dieser stets den Nagel auf den Kopf treffenden Intuition hat er etwas Bezauberndes für jeden Leser, der von der abstracten Begriffsdialektik eines Kant, Fichte, Hegel oder Herbart zu seiner Lectüre kommt; seine natürliche und glänzende Schreibweise reißt während des Lesens so sehr hin, daß man erst nach demselben zur Kritik gelangt, und manch' einer von seinem Zauber umstrickt bleibt, dem die hinlängliche Selbstständigkeit des Denkens zu nachträglicher Kritik fehlt. Schopenhauer hat daher einen großen Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Stils geübt, und ganz besonders auf die Zurückführung der philosophischen Schreibweise zu einer natürlicheren und anschaulicheren Darstellung.

Aber so zahlreiche leidenschaftliche Verehrer er besitzt, so wird doch schwerlich einer sein System als Ganzes acceptiren. Der einzige, der sich öffentlich als reinen und treuen Vertreter der Schopenhauer'schen Philosophie bekennt, Julius Frauenstädt, wandelt doch thatsächlich durch allerlei Interpretationen und Einschränkungen das System seines Meisters so sehr um, daß dieser selbst sich noch bei Lebzeiten von diesem Interpreten abwandte. Wenn er den subjectiven Idealismus Schopenhauers einem transscendentalen Realismus in meinem Sinne des Worts anzunähern sucht, wenn er dessen metaphysischen objectiven Idealismus zu einem rein psychologischen herabzudrücken bemüht ist, wenn er seinen Meister gegen den Vorwurf speculativer Anwandlungen gleichsam beschönigend entschuldigen zu müssen glaubt, wenn er endlich sogar den unabtrennbaren Charakterzug der Schopenhauer'schen Philosophie, den Pessimismus, sammt dessen excentrischen Consequenzen als eine zufällige Verirrung zu eliminiren unternimmt, dann darf man wohl eine gewisse Verwunderung nicht unterdrücken über den Anspruch, Schopenhauerianer im strengsten Sinne heißen zu wollen.

Hegel und Schopenhauer sind unbedingt diejenigen beiden Philosophen, welche den größten Einfluß auf das geistige Leben der letzten beiden Menschenalter (seit 1815) in Deutschland geübt haben, wie Kant und Fichte auf das drittletzte Menschenalter (1781—1815). Aber merkwürdiger Weise findet man bis jetzt fast immer nur entweder Hegel oder Schopenhauer in seiner vollen Bedeutung anerkannt. Die Anhänger Hegels betrachten Schopenhauer als einen talentvollen Schriftsteller, lassen ihn aber durchaus nicht als Philosophen, sondern höchstens als barocken Dilettanten in der Philosophie gelten; die Verehrer Schopenhauers dagegen beten gläubig das Urtheil ihres Meisters über Hegel nach, welcher in letzterem bekanntlich

*) Vgl. meine Schrift: „Ueber die dialektische Methode" (Berlin 1868).

Digitized by Google

nur einen frechen Charlatan und kopfverderbenden Unsinnschmierer sah. In der That sind beide Standpunkte polar entgegengesetzt; sie stoßen einander ab und scheinen sich gegenseitig auszuschließen. Schopenhauer hält sich an die Anschauung und unmittelbare Beobachtung, Hegel an den abstracten Begriff und das speculative Denken; ersterer verwirft Fichtes und Schellings Systeme, auf welche letzterer sich stützt, als sinnlose Windbeuteleien, und sucht selber nur an Kant eine Anlehnung, aber gerade an derjenigen Seite der Kantischen Philosophie, welche von Hegel bereits principiell überwunden war, nämlich dem subjectiven Idealismus. Schopenhauer sieht den Intellect im materialistischen Sinne als ein Hirnproduct an und läßt als metaphysisches Princip allein den Willen gelten; Hegel hält umgekehrt den Begriff für das metaphysische Princip und den Trieb nur für ein aus der dialektischen Selbstbewegung des Begriffs entspringendes Resultat. Schopenhauer ist Pessimist im extremsten Sinne und läßt dem Optimismus gar keine, auch nicht relative Berechtigung; Hegel ist Optimist vom Kopf bis zur Zehe, und die pessimistische Seite der Weltbetrachtung, obwohl sie nicht ganz fehlt*), tritt doch bei ihm so sehr vor der optimistischen zurück, daß diese allein der Beachtung werth erscheint und den Charakter seines Systems bestimmt.

Es ist unter solchen Umständen kein Wunder, daß dem Anhänger eines jeden der beiden Standpunkte die philosophische Sprache und der Sinn des Gegenfüßlers unverständlich bleibt, daß die ausschließliche Hingabe an eines dieser Systeme dem Begreifen des entgegengesetzten eine unübersteigliche Schranke zieht. Sollte da nicht der Gedanke nahe liegen, daß der Hegelianismus und der Schopenhauerianismus in ihren letzten Principien gleichberechtigte Gesichtspunkte sind, von denen aus die Welt in entgegengesetztem Lichte erscheint, und daß es nur darauf ankomme, den höheren Standpunkt zu finden, von dem aus die coordinirte relative Berechtigung beider und ihre gegenseitige Ergänzung zur vollen Wahrheit einleuchtet? Sagt doch Hegel selbst (Werke XV, S. 619): „Wo mehrere Philosophen zugleich auftreten, sind es verschiedene Seiten, die eine Totalität ausmachen, welche ihnen zu Grunde liegt". Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung" und Hegels „Encyklopädie", welche beider Hauptwerke ausmachen, erschienen aber in der That fast gleichzeitig.

In keinem Lehrbuch oder Grundriß der Geschichte der Philosophie findet man das Bedürfniß anerkannt, den gleich bedeutenden Einfluß Hegels und Schopenhauers auf die Geistesbildung der Gegenwart durch Anerkennung der coordinirten Gleichberechtigung ihrer philosophischen Principien zu erklären. Entweder wird über Schopenhauer beiläufig referirt, und tritt die Verlegenheit zu Tage, ihn in die Entwicklung der neuesten Geschichte der Philosophie organisch einzureihen; oder aber Schopenhauer gilt als der einzige nennenswerthe deutsche Philosoph nach Kant, und über Hegel (sammt Fichte und Schelling) wird in Schopenhauer'scher Manier der Stab gebrochen. Noch weniger hat sich bis jetzt ein Verständniß für die Thatsache gezeigt, daß der Schlüssel für die Synthese der Principien Hegels und Schopenhauers nicht mehr erst gesucht zu werden braucht, daß der über beide hinausführende höhere Standpunkt in der Geschichte der Philosophie bereits gegeben ist, wenn auch nur im Princip gegeben ist, und zwar in Schellings letztem System, welches er als „positive Philosophie" bezeichnet hat.

7. Schelling.

Schelling war eine wesentlich anders veranlagte Natur als Hegel und Schopenhauer, als Kant und Fichte, als Herbart und Krause. Wenn dieses systematische Geister waren, welche das Bedürfniß fühlten, einen einmal als höchste Wahrheit ergriffenen principiellen Standpunkt als solche zu erweisen und nach allen Seiten zum möglichst geschlossenen und fertigen System auszuarbeiten, so gehörte Schelling zu jener andern Classe von ewig lernenden, suchenden und forschenden Geistern, denen der errungene Standpunkt nie genügt, weil ihr Blick hinter demselben immer neue unermeßliche Perspectiven ahnt. Die ersteren erfreuen sich jener glücklichen Selbstbeschränkung, welche im Stande ist, die letzterreichte Stufe der Wahrheit für die absolute Wahrheit anzusehen; die letzteren erkennen in jedem errungenen Princip immer nur eine neue Stufe zur Wahrheit, und kommen deshalb über unabläßigem Weiterforschen und Ringen nach noch höheren Stufen niemals zu der Ruhe und dem Genügen, welche zur systematischen Durchführung eines Princips erforderlich ist. Als speculative Denker stehen die letzteren höher als die ersteren, aber sie würden völlig unfruchtbar für die Menschheit sein, wenn sich nicht diese mit ihnen verbündeten, um die von ihnen errungenen Principien durch die Ausführung derselben zu verwerthen. Die schärfsten Typen der ersteren Art sind Aristoteles, Spinoza und Hegel, die der letzteren Plato, Leibniz und Schelling. Beide Classen sind gleich werthvoll und gleich unentbehrlich für die Geschichte der Philosophie, und es wird mehr ein Unterschied der persönlichen Sympathie sein, zu welcher von beiden man sich mehr hingezogen fühlt. So viel liegt auf der Hand, daß eine tiefere, umfassendere und nachhaltigere Wirkung auf das geistige Leben einer Zeit und eines Volkes von den systematischen Geistern zu erwarten ist, während die andern, welche ewig unfertig von Versuch zu Versuch schreiten, nicht so geeignet sind, als Lehrer für die große Masse, wie als geistvolle Anreger für die spärliche Zahl der Selbstdenker zu wirken. So ist es denn auch kein Wunder, daß Schellings unmittelbare Wirkung auf den Zeitgeist der modernen Bildung eine viel geringere ist als die von Hegel und Schopenhauer, daß sogar sein Name und seine Leistungen fast weniger als die von Kant und Fichte bekannt und gefeiert sind. Und doch ist er schon dadurch merkwürdig, daß sein Einfluß in zwei ganz verschiedenen Perioden (1798—1803 in Jena und 1841—1846 in Berlin) epochemachend in die Entwicklung der deutschen Philosophie eingegriffen hat, daß sein erstes System die Grundlage des Hegelianismus geworden ist, und daß sein letztes System, welches erst Mitte der 50er Jahre durch Veröffentlichung seines Nachlasses dem allgemeinen Urtheil zugänglich wurde, noch keineswegs nach Verdienst gewürdigt worden ist.

Verhältnißmäßig am bekanntesten, wenigstens dem Namen nach, sind Schellings naturphilosophische Leistungen, durch welche derselbe den subjectiven oder transscendentalen Idealismus Fichtes zu ergänzen suchte. Es war nach der völligen Subjectivirung der Philosophie durch Fichte der erste Versuch, wieder eine objective Philosophie zu gewinnen, und das von Fichte völlig ignorirte Gebiet der Natur für das philosophische Denken zurückzuerobern. Der starke Drang, die Natur als Einheit, als inneres organisches Leben, als das Ringen des unbewußten Geistes nach seiner Gestaltung und Subjectivirung zu begreifen, verlieh diesen Bestrebungen einen Werth für ihre Zeit, welchen sie nach dem Detail ihrer Resultate nicht beanspruchen können. Der damalige Stand der empirischen Naturwissenschaften gab einer Philosophie der Natur zu wenig festen Boden, so daß der Trieb, ein systematisches Ganze zu schaffen, nur durch willkürliche Phantasiegebilde einer vorgeblich aprioriischen Speculation befriedigt werden konnte. Gleichwohl liefen auch im Einzelnen werthvolle Gedanken mit unter, und der Schelling'sche Drang nach Einheit der Naturauffassung wirkte in der Stille segensreich fort, als im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts die stets wachsende Arbeitstheilung die empirischen Naturwissenschaften mehr und mehr in einzelne zusammenhangslose Zweige zersplitterte. Erst jetzt, wo verschiedene Naturforscher wieder den Drang zu naturphilosophischer Zusammenfassung fühlen, wird dieser principielle Werth der älteren Naturphilosophie Schellings und seiner Schüler (Steffens, Oken) wieder mehr gewürdigt, und dem schärferen Auge zeigen

*) Vgl. J. Volkelt: „Das Unbewußte und der Pessimismus", S. 246—255.

Digitized by Google

sich feine Fäden, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfen (z. B. der Einfluß Johannes Müllers auf Ernst Haeckel).

Schelling selbst hat indessen die Naturphilosophie als solche niemals für einen principiellen philosophischen Standpunkt ausgegeben, sondern dieselbe immer nur als die eine, objective Seite seines ersten Systems bezeichnet, dessen andre subjective Seite der transscendentale Idealismus bildet. Die volle Klarheit über das Verhältniß beider Seiten und über die Art ihrer Syntheſe auf dem Standpunkt der „Identitätsphilosophie" ist ihm übrigens erst im J. 1801 aufgegangen*), und deshalb wird man Schellings erstes System mit Recht in das 19. Jahrhundert setzen und die Schriften aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts als den allmählichen Durchbruch zu der Identitätsphilosophie ansehen dürfen.

Mehr als das Princip der Identität des Subjectiven und Objectiven im Begriffe der Vernunft hat Schelling eigentlich nicht gegeben; ehe er das System aus diesem einheitlichen Princip in einheitlicher Weise durchführen konnte, kam er zu dem Bewußtsein, daß dieses idealistische Princip der absoluten Vernunft selbst einer Ergänzung bedürfe, die er in dem realistischen Princip des Willens fand. Das erstere fand seine Ausführung im Hegel'schen, das letztere im Schopenhauer'schen System. Hieraus wird meine Behauptung erklärlich, daß das spätere System Schellings eine Syntheſe der Hegel'schen und Schopenhauer'schen Philosophie darstellen soll, ohne daß doch Schelling die letztere gekannt zu haben scheint; er hatte aber vor Schopenhauer dessen Princip selbstständig gewonnen.

Auch in formeller Hinsicht nimmt Schelling eine Mittelstellung zwischen Hegel und Schopenhauer ein. Hegel ist das großartigste Denkergenie für abstracte Speculationen, welches die Erde je erzeugt hat. In einer so dünnen Luft, daß Anderen der Athem ausgeht, entfaltet er erst recht kühn und frei seine Schwingen, und schwebt ungeblendet der Sonne entgegen; wie ein jonglirender Athlet läßt er die wuchtigsten Gedankenblöcke mit spielender Leichtigkeit vor dem Blick des erstaunten Lesers auf und nieder tanzen. Aber dafür ist er der unmittelbaren Anschauung entfremdet, und seine dialektischen Gaukeleien haben nur zu oft etwas Willkürliches und Gewaltsames, seine Sprache wegen ihrer durchgängigen Abstractheit etwas Trockenes, Schwerfälliges und Pedantisches, so daß eine besondere Geistesanlage dazu gehört, um den positiven speculativen Gehalt aus seiner oft sophistischen Dialektik herauszulesen. Schopenhauer verhält sich ganz entgegengesetzt; er sucht so sehr als irgend möglich den Boden der Anschauung festzuhalten, und ist deshalb bei seiner ungewöhnlichen schriftstellerischen Begabung die Lectüre seiner geistvollen Schriften ein Genuß und eine Anregung für jeden Gebildeten. Indem er aber das, was nicht aufhören darf, Ausgangspunkt der Untersuchung und Controle derselben zu sein, womöglich während der ganzen Dauer der philosophischen Erörterung nicht verlassen will, beschneidet er sich selbst die Flügel, die ihn von der Erfahrung zu den letzten Principien tragen sollen, verkümmert er sich absichtlich sein nicht unbedeutendes speculatives Talent, das meistens nur gegen seinen Willen durchbricht. Schelling hält in seinen besseren Arbeiten die rechte Mittelstraße inne; er perhorrescirt die rein abstracte Begriffsdialektik Hegels, setzt aber auch nicht, wie Schopenhauer nur zu oft thut, das anschauliche Bild an die Stelle des Gedankens, sondern er weiß, daß es die Aufgabe der Philosophie ist, sich von der Anschauung zum Begriff zu erheben, und daß es oft nützlich ist, schwierige abstracte Gedanken durch nachträglich hinzugefügte Bilder und Vergleiche zu verdeutlichen. Der Stil seiner vollendetsten Vorträge ist gleich fern von der unförmlichen Katheder-pedanterie Hegels wie von dem feuilletonistischen Esprit Schopenhauers; er bietet das Muster einer aristokratischen, harmonischen Durchbildung, deren Schönheit sich freilich nicht aufdrängt, sondern aufgesucht sein will.

Der Zweck dieser Skizze ist erfüllt, wenn sie von der relativen Bedeutung der wichtigsten Philosophen des letzten Jahrhunderts ein annäherndes Bild entrollt hat, wenn es ihr gelungen ist, den verschiedenen Individualitäten gerecht zu werden, und das ergänzende Ineinanderwirken der verschiedenen Begabungen zu der großen Gesammtleistung der deutschen Philosophie des letzten Jahrhunderts anschaulich zu machen. Insbesondere kam es mir darauf an, das Dreigestirn von Schelling, Hegel und Schopenhauer als eine ideelle Einheit verständlich zu machen, die erst in ihrer Zusammengehörigkeit die bisher erreichte höchste Entwicklungsstufe der gesammten Philosophie der Menschheit repräsentirt*); zugleich nahm ich aber auch die Gelegenheit wahr, darauf hinzudeuten, wie diese reifste Frucht der deutschen Speculation einerseits zu einseitig Monismus ist, um nicht eine gewisse Correctur durch den (von Leibniz und Herbart vertretenen) individualistischen Pluralismus zu erheischen, und wie andrerseits die gesammte nachkantische Philosophie von Bedeutung bisher ein zu einseitiges Uebergewicht auf die speculative Richtung gelegt hat, um nicht einer durchgreifenden Erneuerung und Ergänzung auf Grundlage der inzwischen so rapide fortgeschrittenen empirischen Wissenschaften zu bedürfen. So hoffe ich, auch dem Laien in der Philosophie erkennbar gemacht zu haben, daß die deutsche Philosophie seit Kant eine organische Entwicklung bildet, und daß ihre bisher höchste Stufe in Schelling, Hegel und Schopenhauer einerseits eine einheitliche Totalität darstellt und andrerseits der philosophischen Fortbildung fähig und bedürftig ist, um den berechtigten wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart in jeder Richtung zu genügen.

*) Vgl. die „Darstellung meines Systems der Philosophie" (Schellings sämmtl. Werke Abth. I, Bd. 4).

Ein poetischer Mitstreiter im Culturkampfe.

Die Kritik kann gar nicht energisch genug gegen das Vorurtheil Front machen, das die Mehrheit des Publicums den Gedichten entgegenbringt, und namentlich denjenigen Gedichten, welche in der anständigsten Toilette, mit gepreßtem Deckel und Goldschnitt, ihre Aufwartung machen. Man ahnt nicht, wie vieler Stunden seelischer Erhebung und geistiger Erfrischung man sich beraubt durch die zu schroffe Abweisung dieser säuberlich gekleideten Bittsteller, die von uns nichts weiter verlangen, als ein empfängliches Gemüth. Auf mich machen die Leute, die ohne nachweisbare Motive Verse schreiben, immer einen sympathischen Eindruck. Schon die Unverdrossenheit, mit welcher sie dem geheimnißvollen Triebe folgen, in einer kunstvollen Form und in Reimen zu sagen, was sich gewöhnlich in schlichter ungereimter Prosa viel besser, oder doch ebenso gut sagen ließe, — schon die Beharrlichkeit ihrer Anstrengungen, die fast niemals mit Erfolg gekrönt werden, hat etwas Rührendes und regt gleichzeitig zum Nachsinnen über unergründliche Probleme an. Wir leben ja in einem Zeitalter der Forschungen. Wir stellen fest, welche Stoffe in unerreichbaren Sonnen verbrannt werden, und freuen uns des menschlichen Scharfsinns, der, wenn aus unermeßlichen Fernen nur ein vermittelnder Lichtstrahl auf unsern Planeten fällt, das kaum Geahnte bannt, untersucht, analysirt

*) Eine eingehendere Darstellung derselben, als in dieser räumlichen Beschränkung möglich war, habe ich in folgenden Abhandlungen versucht: „Schelling und die Gegenwart" in „Unsere Zeit" 1875, Heft 6 (behandelt die „Identitätsphilosophie" und Schellings weiteren Entwicklungsgang bis zu seinem letzten System); „Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer" (Berlin, Elwin Staude) und Nr. II u. III der „Gesammelten philos. Abhandlungen" (Berlin, C. Duncker), welche sich mit der Hegel'schen, beziehungsweise Schopenhauer'schen Philosophie beschäftigen.

Digitized by Google

und charakterisirt; an dem viel näher Liegenden aber gehen wir gleichgültig vorüber, und niemand scheint sich darum zu kümmern, welche Elemente sich in einem glühenden Herzen verzehren, das seine Empfindungen in Versen auszudrücken den unwiderstehlichen Drang fühlt. Erscheinungen, die sich immer und immer wiederholen, können doch nicht einfach ignorirt werden. Woher kommt es, daß Jahr aus Jahr ein Gedichte gemacht, gedruckt, verlegt werden, welche scheinbar absolut überflüssig sind; die den Verfassern weder irgend welchen materiellen noch moralischen Gewinn bringen? Es muß hier ein bisher noch unermitteltes Naturgesetz verborgen sein, an dessen Feststellung wir alle, die wir lesen und schreiben, mitwirken sollten.

Ich habe es mir daher auch zum Princip gemacht, alljährlich wenigstens zur Zeit der großen Feste, ein Gedichtbuch zu lesen. Bei der nicht zu bewältigenden Masse von poetischen Productionen, die in Deutschland erscheinen, muß ich es dem blinden, aber oft auch gütigen Zufall überlassen, welches Werk er mir in die Hand spielt. Für die heurige Pfingstgabe kann ich ihm nur dankbar sein.

„Geheime Trauerspiele" ist der Titel des hübsch ausgestatteten Werkchens*); der Verfasser nennt sich F. J. Egenter.

Das Buch ist von der ersten Zeile bis zur letzten ein energischer Protest gegen die Mißbräuche des Katholicismus, ein begeisterter Aufruf zum Kampfe gegen Rom. Der Dichter darf daher von vornherein auf die Sympathien aller Gebildeten „ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes" zählen, und das drückt er auch gleich in der „Widmung" an den Pfarrer R. K. in seiner poetischen Weise aus:

„So weih' ich dir das klagende Lied
Aus geistlichen Leiden entsprungen;
Es ist ohne Standesunterschied
Für's menschliche Herz gesungen".

Sehr viele Gedichte sind gegen den Cölibat der Priester gerichtet. Der Dichter schildert, oft mit ganz erstaunlicher Energie, wie unpassend es ist, einem Geistlichen das bischen Heirathen zu untersagen. Er schildert es theils durch den Ausdruck der Empfindungen des Unverehelichten, theils durch poetische Berichte über grausliche Vorfälle, die sich in Folge des Eheverbots ereignen.

Wir erfahren, was sich z. B. ein Priester „beim Anblick eines schönes Weibes" denkt (S. 4 u. ff.):

„Ein Unergründliches geht da vor:
Man hört Musik mit Auge und Ohr".

Gerade wie Goethe „mit sehender Hand fühlt", so hört auch Herr Egenter mit dem Auge Musik; ja:

„Die ganze Erscheinung von Glied zu Glied"

ist ihm

„Ein göttlicher Psalm, ein hohes Lied".

Ferner:

„Es redet sein Mund mit Engelzungen:
O komm an mein Herz und laß uns zusammen,
Ein Doppelherz der Sehnsucht und Liebe,
Melodisch tönen, melodisch flammen!"

Aber man läßt sie nicht zusammen, und in Folge dessen kommt der Priester oft in Verlegenheit. So z. B., als er (auf S. 10) „bei seinem Freund, dem Oberförster" zu Gast geladen wird, und Karl, der kleine Junge des Försters, ihn fragt, ob er, der Priester, auch ein Söhnchen habe; dann solle er ihn doch das nächste Mal mitbringen:

„Er soll ihm werden Spielgenosse,
Ein Kamerad, ein Brüderlein,
Er soll mit ihm an gleichem Tische,
Im gleichen Bett vereinigt sein".

*) Verlag von J. G. Findel. Leipzig 1873.

Man kann die Liebenswürdigkeit nicht weiter treiben. — Aber bei bloßen Verlegenheiten hat es leider sein Bewenden nicht. Der Dichter zeigt uns nicht nur den Priester, der wie der Freund des Oberförsters das Eheverbot dem Verbote der Liebe gleich erachtet und deshalb auf alle Vaterfreuden verzichten muß; er zeigt uns auch den Priester, der in der oben angedeuteten Weise melodisch tönt, melodisch flammt. Und nun hat er also ein Kind. Aber von Vaterfreuden keine Spur. Im Gegentheil. Er versteckt (S. 20) „den Kleinen im letzten Winkel des Hauses". Da liegt der arme kleine Kerl, und wenn die Nacht nicht wäre, bliebe er vermuthlich splitterfasennackt „der allerärmste Menschenwurm"; aber

„Die Nacht ist günstig für die Reise,
Sie sandte den Mantel und auch den Sturm".

Und nun macht sich der Priester mit seinem Kinde also auf die Reise; er setzt das Kind aus, aber er besinnt sich doch eines Besseren und wirft sich mit ihm in den tiefen See. Da er diese höchst traurige Geschichte selbst erzählt und in der Ichform spricht, so wird er muthmaßlich aus dem tiefen See wieder herausgekommen sein. Von seinem Kinde läßt sich dasselbe mit weniger Bestimmtheit behaupten; er läßt sich sogar mit Fug bezweifeln, wenn der Dichter, der zu uns in dem folgenden Gedichte (S. 23) spricht, mit dem früheren identisch ist.

„Man hat aus meiner Gemeinde
Ein Weib vor mich gebracht,
Sie hatte ein Kind getödtet,
Das sie zur Mutter gemacht".

Ein Kind hat sie zur Mutter gemacht — es ist schrecklich! Aber es kommt noch schrecklicher:

„Ich mußte mit Richterworten
Zerfleischen des Weibes Brust,
Und war mir der nämlichen Sünde
In schreiender Seele bewußt".

Aber am schrecklichsten ist die Moral:

„O Larve, geistliche Larve;
Noch mehr als die Sünde schwer! —
Ich wollte, daß ich schamlos,
Ein Straßenverbrecher wär".

Man könnte verzweifeln, wenn nicht in die Traucraccorde der „Geheimen Trauerspiele" bisweilen auch einmal fröhliche Weisen lieblich hineinklängen. Diese vernehmen wir z. B. in dem artigen Gedichte, welches den vielversprechenden Titel: „Zwei Klaviere" führt (S. 56). Zwei Klaviere! Eines reicht gerade aus, um einen ruhigen Menschen rasend zu machen. Aber — das ist wenigstens ein Trost — auf denselben wird zum Glück nicht gleichzeitig gespielt:

„Manchmal sing' ich zum Klaviere —
Meiner Jugend frohe Lieder,
Spiele Walzer, die ich tanzte,
Und Erinnerung tanzt sie wieder".

Nichts ist erklärlicher als das; aber seltsam!

„Ist der Walzer kaum verklungen —
Horch! da wird in meinem Herzen
Auch gespielet und gesungen —"

aber traurig, ganz traurig! Keine Ahnung von Walzern!

„Trauermärsche sind die Walzer —".

Und was wünscht sich der Dichter? Was ersehnt er sich? Nie war ein Mensch bescheidener; er möchte das innere Klavier stimmen lassen:

Digitized by Google

„Das Klavier in meinem Innern
Mit den Tönen, todesblassen,
Könnt' ich es noch einmal heiter,
Ach, noch einmal stimmen lassen!"

Was uns den Dichter vor allem sympathisch macht, ist seine Geradheit. Er berichtet uns über die intimsten Vorgänge seines Privatlebens. Wir erfahren ganz genau, wann er seine schwachen Stunden hat. Wir brauchen nur das Gedicht „Die gefährlichste Zeit" (S. 92) zu lesen:

„Ein junges Weib zur Beichte hören,
Und selbst kein Sechziger zu sein,
Dazu ein Herz im Leibe haben,
Kein Herz von Stein — o welche Pein! . . .

Und sink ich in des Lasters Arme,
Schon mondenlang ein Held im Streit,
So falle ich am Tag der Beichte,
Und meist — zur heil'gen Osterzeit".

Also zu Ostern! Da wäre jetzt, zu Pfingsten, die Gefahr nicht imminent, wenn nicht das vielsagende „meist" doch noch zu einigen Beunruhigungen die Veranlassung bieten könnte.

Ich brauche nicht nach einem künstlichen Uebergange zu suchen, um von Ostern auf das Ei zu kommen, das uns auf S. 74, 75 gereicht wird. Da heißt es:

„Ich bin ein Vogel, brüt' ein Ei,
Dann kriechet aus ein Heer von Schlangen
Und mir am Herzen bleibt es hangen, —
Es heißt das Heer die „späte Reu'".

Ein Sturmgewitter macht' mich frei,
Und hat die Schlangen rasch getödtet; —
Doch wenn ein milder Tag sich röthet,
So sitz ich wieder auf dem Ei".

Da sitzt er wieder auf dem Ei! Man muß sich das klar machen.

„Da sitzt er da mit des Talent
Und kann es nicht verwerthen",

wie Helmerding singt.

Wir haben hier schon ein Beispiel von der Kühnheit der Bilder, welche unsern Dichter auszeichnet. Demnach wird sich Niemand wundern können, wenn auf S. 94 des „alten Pfarrers Seele die leichten Knabenhöslein wieder anzieht" oder, wenn auf S. 137 „Eis" in einer erregten Jungfer Adern „fleußt".

Auf ein hervorragendes Interesse haben die Bekenntnisse der fünf Nonnen (S. 135—143) vollen Anspruch. Die erste Nonne klagt über die Gebete in lateinischer Sprache, die sie nicht versteht:

„Drum ist mein Herz so öde,
Die Worte von Latein,
Sie platzen wie Wasserblasen —
Es sollte nicht so sein!"

Die zweite besitzt ein überaus zärtliches Temperament — sie „seufzt nach Natur", wie Herr Egenter so schön sagt. Die dritte seufzt nicht blos! Sie hat bereits sehr häßliche Thaten vollbracht — darüber kann man nicht einmal berichten — und dann erzählt sie uns als ihren neuesten Streich:

„Ein Kindlein hab' ich geboren
Voll schmerzlicher Mutterluft,
Auch dieses zog der Erzeuger
Verderbend von meiner Brust!
Er hat es im flammenden Ofen
Zu schweigender Asche verbrannt".

Eine etwas voreilige Auffassung der Feuerbestattung. Gemildert wird übrigens das Grausen, wenn man das Gedicht nach der Melodie „Du hast Diamanten und Perlen" singt. — Die vierte Nonne hat mit der zweiten einige Aehnlichkeit. Der heilige Georg in der Kirche imponirt ihr wegen seiner Körperkraft:

„Und wär's eine Sünde des Todes,
Ich liebe den kräftigen Mann".

Die fünfte Nonne ist eingestandermaßen wahnsinnig.

Bei diesen wenigen Citaten, die hoffentlich zur Charakteristik der „Geheimen Tragödien" ausreichen, muß ich es bewenden lassen. Schon nach diesen Blümlein wird man den ganzen Strauß würdigen. „Blümlein" ist eigentlich nicht der rechte Ausdruck; treffender sagt der Dichter selbst auf S. 52:

„Kohl und Kraut, das darf ich pflanzen".

Gewiß darf er das.

Paul Lindau.

Der Pariser „Salon" von 1875.

I.

In der aus allen möglichen Nationalitäten und aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzen Pariser Bevölkerung, die anscheinend ohne inneren Zusammenhang durch einander wogt, unterscheidet der Beobachter leicht die verschiedenen Gruppen, welche gleiche Abstammung, Berufsverwandtschaft oder Uebereinkunft in politischen Gesinnungen nach und nach zu förmlichen Körperschaften zusammengefügt haben. Die am leichtesten erkennbare Kolonie in dem Pariser Menschenarchipel bildet das muntere Völkchen der 3000 jungen Maler, worunter sich auch mehrere Grauköpfe vorfinden, die so lange zu den Jungen gezählt werden, bis es ihnen gelungen ist, in der Ausstellung eine Medaille zu erhaschen. Die Meisten von ihnen haben schon längst diese Hoffnung aufgegeben; sie gefallen sich aber in der Corporation als bemooste Häupter und entschädigen sich mit Schimpfen über die Ungerechtigkeit der Jury, die regelmäßig alle Jahre ihre unsterblichen Kunsterzeugnisse zurückweist.

In den Stadtvierteln von Luxembourg und der Rue des Martyrs wiederholt sich jedes Jahr gegen Ende April dieselbe Erscheinung. Alle Maleratelier sind geschlossen und alle Brasserien voll. Da sitzen die Aspiranten der Unsterblichkeit, stecken die Köpfe mit den spitzen Calabresern zusammen und discutiren im Jargon des Ateliers die Chancen, welche jeder von ihnen zu haben glaubt, sein nach dem Industriepalaste abgesandtes Bild, das sich auf der Staffelei so gut ausnahm, für die Ausstellung durchzubringen. Wenn sich die Köpfe erhitzt haben, wird die Unterhaltung für den unbefangenen Zuhörer sehr interessant. Schlechte Witze, geistreiche Einfälle, besonders aber bissige Kritiken kreuzen sich durcheinander. Dabei kommt die gewählte Jury, dies furchtbare Tribunal, welches oft über „Sein oder Nichtsein" eines jungen Künstlers zu entscheiden hat am schlechtesten weg. Diesmal sind die heftigsten Ausfälle gegen die Direction der schönen Künste gerichtet, die bei der Zusammensetzung der Jury eine Neuerung eingeführt hat. Statt der bisher von den medaillirten Künstlern jedes Jahr gewählten 15 Mitglieder für die Prüfungscommission der eingesandten Kunstwerke, sind diesmal 45 Candidaten gewählt worden. Unter diesen sollte das Loos die 15 bestimmen, welche die Jury repräsentiren.

Die Direction hat sich zu dieser Maßregel durch die vielseitigen Klagen veranlaßt gefunden, denen zufolge aus der Wahlurne regelmäßig dieselben Namen zum Vorschein kamen. Gleich bei dem ersten Versuche der neuen Wahlmethode hat aber der Zufall der guten Absicht einen malitiösen Streich gespielt Unter den 15 Ausgelooften befindet sich nämlich kein einziger Landschaftsmaler. Man kann sich das Wuthgeschrei der jungen Landschaftler denken, deren Phalanx alle Jahre in unerwartetem Verhältnisse zunimmt. Diesem Uebelstande wurde in letzter

Digitized by Google

Stunde dadurch abgeholfen, daß die Direction für diejenigen Mitglieder, welche die Wahl abgelehnt hatten, aus der ursprünglichen Liste der 45 einige renommirte Landschaftsmaler einschob.

Die Stellung eines Mitglieds der Prüfungscommission ist wahrlich nicht beneidenswerth. Sie mögen es machen wie sie wollen, sie stellen Niemanden zufrieden. Abgesehen von den Verwünschungen der jungen Künstler, deren Bilder schon aus Rücksicht für die Beschränkung der Räumlichkeiten zurückgewiesen werden mußten, sind die Anordner der Ausstellung mit Reclamationen der Künstler, deren Bilder zugelassen wurden, gegen die Placirung ihrer Werke förmlich bombardirt. Niemand ist mit dem seinem Bilde angewiesenen Platze zufrieden. Den stört die Nachbarschaft eines Bildes, dessen Farbenspiel den Effect seines Werkes beeinträchtigt; ein Anderer ist untröstlich, weil sein Bild zu hoch, oder in einem der hintersten Salons aufgehängt ist.

Man hat schon im vorigen Jahre über allzu großen Andrang von Bildern geklagt, diesmal ist es noch viel schlimmer geworden. Man mußte in aller Eile einen Theil der äußeren Galerien zu Salons einrichten, um alle Bilder, die nicht gut abgewiesen werden konnten, unterzubringen. Der Katalog weist 2019 ausgestellte Bilder nach, also beinahe 200 mehr als der vorjährige. Dabei hat die Prüfungscommission nahezu an 2000 Bilder zurückweisen müssen. Diese werden jetzt in einer Separatausstellung, wofür geeignete Localitäten in den vereinigten Magazinen am Chateau d'eau gemiethet wurden, dem Publicum vorgeführt, was sich jedoch schwerlich über die Ungerechtigkeit der Jury in demselben Maße entsetzen wird, als die gekränkten Künstler.

Nach der Strenge, mit der die Jury in der Auswahl verfuhr, sollte man schließen können, daß die so gesichtete Ausstellung nichts als Meisterwerke aufzuweisen hat. Leider wimmelt es darin mehr als je von mittelmäßigen Bildern; daran ist die fieberhafte Hast schuld, welche die Kunstjünger treibt, viel zu produciren, um jedes Jahr im Katalog des „Salons" zu paradiren. Wer einmal eine Medaille erhielt, hat damit den Freipaß zu allen nachfolgenden Ausstellungen für seine Bilder erlangt, daher die vielen mittelmäßigen Pinseleien, welche der Censur der Jury entgehen.

Trotzdem ist im Ganzen, namentlich unter der jungen Künstlerwelt, ein merklicher Fortschritt bemerkbar und zwar in Bezug auf das bisher theilweise vernachlässigte Colorit. Das Beispiel von Reignault, Fortuny, Carolus Durand, Nittis u. s. w. scheint gewirkt zu haben. Man widmet eine größere Aufmerksamkeit den Farbeverhältnissen und ist dahinter gekommen, daß die Sonne ein nicht zu verachtender Mitarbeiter in dem Atelier ist. Die in Rembrandts Manier dunkel gehaltenen Bilder fangen an zu verschwinden, und der „Salon" ist im Vergleich zu seinen Vorgängern ordentlich heller geworden. Minder erfreulich ist die wachsende Abnahme der Historienbilder im großen Stil, woran zum Theil die großen Meister schuld sind, die sich vornehm vom „Salon" fern halten, nachdem sie auf diesem Felde ihren Ruhm und mit ihm fabelhafte Reichthümer erworben hatten. Die meisten von ihnen sind mit Bestellungen so überladen, daß sie nicht daran denken können, dem Fluge ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Sie sind gezwungen, gestellte Aufgaben zu lösen, statt ihrer Inspiration zu folgen und ihr Genie walten zu lassen. Dazu kommt noch, daß ihre Leistungen weder zur Bildung des Geschmacks für das Publicum, noch zur Belehrung für die jungen Künstler dienen können, da sie fast nie öffentlich ausgestellt, sondern in den Privatsammlungen reicher Liebhaber vergraben werden, wo sie viel öfter der Eitelkeit, als dem Kunstsinn der Besitzer ihren Platz zu verdanken haben. Man hat im Publicum keinen Begriff, zu welch fabelhafter Höhe die Jagd nach Bildern berühmter Meister die Preise derselben getrieben hat. So hat z. B. Meissonier eine Bestellung von England für 4 Bilder, deren Dimension von 46 Centimeter Breite und 30 Höhe voraus bestimmt ist, erhalten, wofür der Preis mit 200,000 Fr. per Stück bedungen ist. Die Collection von Fortuny, welche nur wenig fertige Bilder, sondern meistentheils nur Skizzen und Aquarellen enthielt, hat vor Kurzem in der Versteigerung 800,000 Fr. eingebracht. Zu diesem Erfolge hat die enthusiastische Lobpreisung dieser Werke von dem allgemein betrauerten Regnault unbedenklich mehr beigetragen als das allerdings ausgezeichnete Talent Fortunys, der so frühzeitig, im 36. Lebensjahre, seiner so glänzend begonnenen Laufbahn entrissen wurde.

Was den diesjährigen „Salon" besonders charakterisirt und was man ihm vielseitig vorwirft, das ist die Abwesenheit der phänomenalen Erscheinungen, der sogenannten Sensationsbilder, welche das gesammte Interesse der Beschauer zu absorbiren pflegen, zu denen Kenner und Laien sich drängen und die in den artistischen Revuen in endlosen Spalten beweihraucht werden. Ich weiß nicht, ob dies so sehr zu bedauern ist. Diese gepriesenen Kunstwunder, von den jungen Malern „Todtschläger" benannt, machen das Urtheil der Besucher befangen; sie fühlen sich leicht geneigt alles Andere, so verdienstvoll es auch sein mag, zu unterschätzen und sie eilen flüchtigen Blickes daran vorüber. Die Debütanten kommen mit ihrem bescheidenen Verdienst gegen den Nimbus eines ausposaunten Namens nur schwer auf. Unter der Schaar junger Künstler findet man aber schon bei der ersten oberflächlichen Musterung des „Salon" mérkwürdige Talente, die den medaillirten Patriciern und selbst den vornehm gewordenen Akademikern ernstlich Concurrenz zu machen anfangen.

Eine andere Klage, die übrigens schon öfter laut geworden ist, erscheint begründeter, wenn man Vergleiche zwischen dem diesjährigen „Salon" und dessen Vorgängern anstellt. Die Veranlassung dazu bieten nämlich die vielen Wiederholungen derselben Stoffe, von denselben Künstlern in derselben Manier ausgeführt; lauter Variationen auf zehnmal vorgeführte Themas. Das Publicum, welches sich an Roberts stets in derselben Fontäne reingewaschenen Kieseln, an den jedes Jahr im Schneegestöber blöckenden Schafe von Schenk, den bretonischen breitfüßigen Bauerndirnen von Breton satt gesehen hat, und unter neuen Werken nach Neuem sucht, protestirt mit Recht dagegen, wenn man es mit Aufgewärmtem regaliren will. Die Ursache davon liegt sehr nahe. Von den ausgestellten 2019 Bildern sind 1194 von medaillirten Künstlern geliefert worden. Wer einmal einen Erfolg erlangt hat, verfolgt die nachfolgenden immer in derselben Richtung. So entstehen die unzähligen Specialitäten, welche in wahre Secten ausarten. Einzelne Künstler wollen nichts als egyptische oder assyrische Denkmäler malen; Andere suchen sich nur Stoffe aus der Renaissance auf; die Einen haben den Norden, die Anderen den Süden zum Schauplatz ihrer Werke gewählt u. s. w. Jeder will sich eine Originalität schaffen und kommt zuletzt dahin, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst zu copiren.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Physiognomie des diesjährigen „Salon" will ich einzelne Kunstwerke nach dem persönlichen Eindrucke schildern, den sie bei den ersten Besuchen theils durch die künstlerische Auffassung des gewählten Stoffes, theils durch technische Gewandtheit und sonstige Vorzüge auf mich gemacht haben. Eine eingehende Kritik derselben kann Ihr Lesepublicum wenig interessiren, da es die Bilder selbst nicht zu sehen bekommt.

Gleich beim Eintritt in den ersten Saal, der seinen Namen als „Ehrensalon" aber nicht seine Bedeutung verloren hat, fällt ein Bild von ungewöhnlichen Dimensionen auf, welches im Verhältniß mäßiger Breite von der Decke des hohen Saales bis zum Boden reicht. Georg Becker, oder der „kleine Becker", wie ihn seine Collegen zum Unterschiede von dem Finnländer Becker benannt haben, ist ein noch ziemlich junger Künstler, deutscher Abkunft obwohl in Paris geboren, ein Schüler Gerômes, der bereits zwei Medaillen im Jahre 1870 und 72 erobert hat. Es gehörte ein gewisser Muth dazu, um nicht Keckheit zu sagen, sich an einen so bizarren Stoff, wie sich ihn Becker gewählt hat, zu wagen und ihn in so kolossalen Verhältnissen, welche unwillkürlich durch ihre Anmaßung die Kritik herausfordern, vorzuführen. Das Wagstück kann als gelungen betrachtet werden. Das Bild macht großes Aufsehen, und wird allgemein für den Ehrenpreis geeignet angesehen. Damit bin ich jedoch nicht einverstanden. Trotz vieler

Digitized by Google

vortrefflichen Einzelheiten macht dies Bild einen düsteren, fast unheimlichen Eindruck. Wenn auch die Kunst den Ernst nicht ausschließt, so sollte sie dennoch die Darstellung körperlicher Leiden und in Verwesung übergehender Leichname so viel als möglich vermeiden. Dies haben competente Kunstrichter bei der Kritik der Bilder von Märtyrern so oft schon wiederholt und das Interesse für derartige Productionen ist im Publicum schon längst erloschen. Um die Handlung des Bildes zu verstehen, muß man die lange Legende im Kataloge nachlesen, welche der Bibel entnommen ist. Der Inhalt läßt sich kurz folgenderweise zusammenfassen: Der König David hat den Gabaoniten sieben Söhne von Saul, der viele von ihnen getödtet hatte, ausgeliefert. Aus Rache und wie es im Text heißt: „Um den Schöpfer zu versöhnen", haben sie alle sieben gekreuzigt. Man sieht deren Leichen an einem kreuzartigen Gerüste in einer dunklen Waldgegend dicht nebeneinander, wie das Schlachtvieh im Fleischerladen, hängen. Die Mutter zweier dieser Söhne, die Gemahlin Sauls, Respha steht unten am Gerüste und schwingt einen knorrigen Baumast gegen einen antediluvianischen Geier, um die Leichen zu beschützen, die sie nach dem biblischen Texte von der Erndte bis zur Regenzeit auf dieselbe Weise bewachte. Die Leichen sind in Lebensgröße und gewähren wahrlich keinen erfreulichen Anblick. Respas Gestalt aber, die über gewöhnliche Menschengröße hinausreicht, ist wahrhaft imposant. Es ist eine echt antike Heldenfigur, an der man höchstens eine etwas theatralische Haltung aussetzen könnte. Der Ausdruck des zornigen Eifers in dem schön geformten Kopfe ist vortrefflich gelungen und erinnert an den Eindruck, den die Bellona auf dem Triumphbogen erzeugt. Wenn Becker auch den Ehrenpreis nicht erhält, so hat er dennoch mit diesem Bilde einen Rang unter den Notabilitäten der Maler sich erworben.

Von noch viel größeren Dimensionen ist das Bild von Gustav Doré, welches in dem größten der Säle eine ganze Wand einnimmt. Doré, der sich als Zeichner, namentlich mit der Illustration der Prachtbibel, einen europäischen Ruf erworben hat, wird von dem unmäßigen Ehrgeiz geplagt, auch für einen großen Maler gelten zu wollen. Alle Jahre liefert er ein paar große Bilder, in denen er allerhand Effecte versucht, ohne sich durch den regelmäßigen Nichterfolg einschüchtern zu lassen. Im vorigen „Salon" hat er ein Dutzend Engel mit Lichtern um Mitternacht in die Arena herunter schweben lassen, um den dort von Löwen zerrissenen Märtyrern die Siegespalme des standhaften Glaubens zu bringen. Die verstümmelten Leichen unter den daran noch nagenden Bestien gewährten einen Anblick, dem man gerne aus dem Wege ging. Das diesjährige Bild verjagt mit einem noch gesteigerten Effecte gleichfalls die Besucher. Der Stoff ist Dantes göttlicher Komödie entlehnt und stellt die siebente Abtheilung der Hölle vor. Ein ganzes Lager von Verdammten büßt die Erdensünden auf eine grausame Weise ab. Jeder von ihnen windet sich in den verschiedenartigsten Verrenkungen auf dem Boden, von einer dicken, häßlich grünen Schlange umschlungen, die an ihm nagt. Man bewundert den ungeheuren Fleiß, den der Künstler an das Bild verwendet hat; der Kenner lobt die anatomischen Studien, die in der correcten Zeichnung der in allen möglichen Lagen vorhandenen nackten Körper erkennbar sind. Jeder eilt aber von dem in dunkeln, fast nebelhaften Farben gehaltenen Bilde hinweg, um den unheimlichen Eindruck los zu werden.

Unter den Akademikern und Professoren hat Cabanel mit seinen früheren Leistungen sich einen bedeutenden Ruf und unter seinen Collegen eine hervorragende Stellung erworben. Er war gewissermaßen der permanente Präsident der Jury, welche die Medaillen zu vertheilen hatte. Seit sich aber der Geschmack des Publicums den modernen Auffassungen zugewendet hat, blieben seine im akademischen Stil gehaltenen Bilder ziemlich unbeachtet, während einige seiner zahlreichen Schüler mit Bildern, in denen die orientalische Phantasie mit üppiger Farbenpracht die wunderlichsten Capriolen beging, immer mehr in der Gunst stiegen. Dies mag den alten Meister gekränkt haben, und er wollte wahrscheinlich zeigen, was er in der beliebt gewordenen Richtung, in der Schilderung des in warmen Farbentönen getränkten Orients und seiner tragischen Leidenschaften zu leisten im Stande sei. Deshalb hat er in dem diesjährigen „Salon" seinen „Thamar" ausgestellt, wozu er den Stoff aus der Bibel entlehnt hat. Wir finden Thamar in dem Hause ihres Bruders Absalom, wo sie sich wegen der ihr von Amnon zugefügten Schmach in Schmerz verzehrt. Sie lehnt sich auf einem mit reichen Kissen bedeckten Divan an ihren Bruder, in dessen Gesichte der Haß gegen Amnon und das Mitleid mit seiner leidenden Schwester auf geniale Weise zum Ausdruck gelangt. Das Gemach ist mit Teppichen und Draperien in den schreiendsten Tönen, die sich aber nicht weh thun, geschmückt. Der Schmuck der Thamar, das Costüm und die Waffen Absaloms sind bis in die kleinsten Details mit großer Sorgfalt und vollendeter technischer Kenntniß ausgeführt. Es ist ein gutes Bild, was eine Menge Abtrünniger mit dem alten Meister versöhnen wird.

Es ist schade, daß man seinem zweiten Bilde, der „Venus", nicht gleiches Lob spenden kann. Formen, Linien und die Haltung sind vortrefflich; es fehlt der porzellanenen Figur nichts als das Leben.

Die Besprechung von einer Menge bemerkenswerther Bilder, wofür ich bereits Notizen gesammelt habe, muß ich mir für einen zweiten Bericht vorbehalten.

Albertus.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Helmerdings Jubiläums-Benefiz. Das Gastspiel der Schweriner Hofschauspieler.

Karl Helmerdings Name ist so eng mit dem Wallnertheater verknüpft, daß der Abschluß der Periode einer zwanzigjährigen Wirksamkeit an diesem Tage wohl die Aufmerksamkeit verdiente, die dieses Benefiz am Freitag, den 14. Mai, gefunden hat. Es ist leicht, über die moderne Posse zu spötteln, und diejenigen thun es am meisten, nach unserer eigenen Erfahrung, die sich während der betreffenden Vorstellung am besten amüsirt haben. Sie wollen dann den „Kritiker" herausbeißen. Die guten Tage der Berliner Posse scheinen übrigens vorüber zu sein; ob es an den Schriftstellern oder an dem Geschmack des Publicums liegt, wollen wir nicht entscheiden, vielleicht an den ersteren. Die Berliner Posse, so wie sie war, hatte von jeher ein durchaus locales Colorit, sie mischte sich nur sehr vorsichtig und ängstlich in politische Controversen. sie war so richtig ein Stadtkind, das nicht weit über das Weichbild hinauskam. Eine politische Komödie (Posse) haben wir eigentlich nie besessen, damals, als David Kalisch noch schrieb, galt der Platen'sche Vers mehr als heute:

„Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes".

In Athen wäre Kalisch vielleicht ein Aristophanes geworden. Aber sein Name wird doch unvergeßlich bleiben, wenn man auf die Geschichte der Berliner Volkskomödien der letzten fünfundzwanzig Jahre zurückkommt. Neben ihm, dem emsig arbeitenden Schriftsteller, dessen graziösen lustigen Versen man es nicht ansah, wie scharf und mühsam die Feile gearbeitet hatte, stand sein Freund Karl Helmerding, der allein von allen alten Wallner'schen Possendarstellern hier ausgehalten hat. Die älteren Berliner unter uns entsinnen sich seiner noch von der Chausseestraße her, wo Callenbach, der jetzt auch Gestorbene, unter Gottes freiem Himmel sein Thaliazelt aufgeschlagen hatte. Helmerdings Name wurde aber erst bekannt in dem kleinen Theater in der Blumenstraße und Kalisch wurde sein Prophet. Die andern sind alle dahingegangen. Amalie Vollrath, Anna Schramm, Marie Stolle, Theodor Reusche, August Neumann, — sie sind verheirathet, sie haben zu anderen Fahnen geschworen; nur Helmerding ist geblieben und mit einer jugendlichen Elasticität, um welche ihn alle beneiden können, ist er der Veteran, der den Jungen zeigt, was die Alten gesehen. Gedenken wir heute auch des

Digitized by Google

Brillen im Bunde, neben Kalisch und Helmerding, August Conradis, des größten Meisters im modernen Possencouplet, den kein Nachfolger übertroffen hat. Freilich haben Kalisch und Helmerding ihm in die Hand gearbeitet. Der Erstere schrieb seine Couplets so, daß die Musik gewissermaßen schon in ihnen lag, er besaß das große Geheimniß des Künstlers, daß das Publicum in seinem Werke die Arbeit vergaß und die Empfindung hatte: das muß so sein, das ist ja ganz leicht. In einem solchen Künstlerverein, wie er vor zwölf Jahren am Wallnertheater noch bestand, mußte allerdings Mustergültiges zu Tage geschafft werden. Helmerdings Jubiläum gestaltete sich am Freitag Abend zu einem Triumph für ihn selber, zu einer wehmüthigen Erinnerung für die beiden gestorbenen Genossen. Das Wilken'sche Festspiel, welches die Vorstellung eröffnete, war gut gemeint und erweckte so etwas wie gemüthliche Familienstimmung zwischen Bühne und Parquet; die dicksten Lorbeerkränze fehlten natürlich nicht. Frau von Girardins „Des Uhrmachers Hut" sollte an die erste Rolle erinnern, den Amadée, den Helmerding unter Franz Wallners Aegide gespielt hat, die beiden ersten Acte des „Actienbadiers" folgten, — einer Posse, die seit zwanzig Jahren sich so lebensfroh und lebensfrisch erhalten hat, wie der August Knötschke, den Helmerding heute wie damals mit unverwüstlichem Humor spielt.

* * *

Gesammtgastspiele sind heuer Modesache geworden; die Lorbeeren des Herzogs von Meiningen lassen den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin so wenig schlafen, wie den Herzog von Sachsen-Altenburg, welcher Letztere sogar in diesen Tagen mit seinen Opernmitgliedern auf der Bühne des Louisenstädtischen Theaters debütirt hat. Die Schweriner haben sich ein etwas vornehmeres Feld ihrer Wirksamkeit ausgesucht: das Nationaltheater am Weinbergswege, das gegenwärtig von der kundigen Hand des Directors Buchholz geleitet wird. Eigentliche Berechtigung zu einem Gesammtgastspiele in der Residenz haben die zwei Damen und zwei Herren, die hier auftraten, wohl kaum, aber sie haben zwei Stücke aufgebracht, über die sich Einiges sagen läßt. Sie debütirten mit Geibels „Brunhilde", einem Drama, das jetzt zum dritten Male dem Berliner Publicum auf der Bühne vorgeführt wurde. Unsere modernen Dichter mühen sich unsäglich ab, den Stoff des Nibelungenliedes dramatisch zu bewältigen; während Wilhelm Jordan, der Rhapsode des neunzehnten Jahrhunderts (eine contradictio in adjecto), episch das Nationallied der Deutschen umzuwandeln unternahm, haben Hebbel und Geibel die Fabel in's Moderne zu übersetzen versucht. Richard Wagner wird in Bayreuth im nächsten Jahre vielleicht den großen Wurf thun, der das Problem entscheidet, ob der Nibelungenschatz, der in den Rhein versenkt ist, zu heben ist; man muß es eben abwarten. Heinrich Dorns Oper „Die Nibelungen" soll darum nicht unvergessen bleiben, wenn sie auch von dem Repertoire unserer königlichen Oper seit dem Abgange Johanna Wagners, die eine heroische, gewaltige Brunhilde war, verschwunden ist. Aber Componisten wie Dichter mühen sich Alle vergeblich ab. Diese elementaren Gestalten der altdeutschen Sage stehen uns zu fern. Siegfried, der die Männin Brunhilde in der Brautnacht statt Günthers bezwingt, Chriemhilde, die der Feindin diese Schmach in's Gesicht schleudert — das sind naive Figuren, die unser Publicum nicht versteht, nicht verstehen kann, und wenn Geibel mit seinem poetischen Instincte die Sache psychologisch menschlich zu motiviren sucht, so bringt er wohl ein recht hübsches Gedicht, aber — kein Nibelungendrama zu Stande.

Geibel stellt die Brunhilde in den Mittelpunkt seiner Tragödie, versetzt die Naturgewalt in das Romantische und läßt [illegible] Siegfried zu Grunde gehen. Mit stolzem Maß berücksichtigt worden. [illegible] Verse auf, manchmal — die Frauen aufgenommen worden; den [illegible]kante — Trimeter, wenn ihre [illegible] Geschlechts haben diese vorzüglichen [illegible]uschen im Ohr und erfüllen [illegible]atsrecht gegönnt. Mozin und Peschier [illegible] Klara Ziegler spielte die [illegible] und der demimonde herab, aber die [illegible] Bethge-Thrun im Vic[illegible] die Cocotte und deren gewöhnlicher Umkehrum die Rolle vor im[illegible]crevé, finden sich nur bei Sachs.

[illegible]ll man niemals sein, desh[illegible] wir die außerordentlich wachsame Sorgfalt, [illegible]r eine Geibel'sche Brunhil[illegible] und seine Mitarbeiter jeder sprachlichen [illegible]eise zu stark und grob, [illegible]tanter Weise bewährt gefunden. Wir fanden [illegible]oulissen des Nationalthea[illegible] für die traurigen Nachäffer der hocharistokra[illegible]r die Zukunft viel ver[illegible]üstlinge, der Mitglieder der jeunesse dorée, [illegible]chneider entdeckt, sein [illegible]nolz, den sich der Feuilletonist ad hoc ge-

ein Recke und dabei ohne zudringliches Pathos. Auch die Chriemhilde der Frl. Hennies war anmuthig und weiblich zart, Herr Bethge spielte den Siegfried senza lode e senza infamia. Das ist ein Citat aus Dantes „Göttlicher Komödie"; der große Florentiner bezeichnete damit die Menschen, die im Leben weder Lob noch Tadel verdient haben, und die stehen im Vorhofe, — sie können nicht in den Himmel, aber auch nicht in die Hölle.

F. H. Kugler.

Musikalische Aufführungen.

Schicksalslied.

Von Hölderlin, für Chor und Orchester von Brahms. Zum ersten Male aufgeführt im Concerte des Herrn Stockhausen am 10. Mai in der Singakademie.

Vor Allem sei hier dem jetzigen Leiter des ehemaligen Stern'schen Gesangvereines der gebührende Dank ausgesprochen, daß er die herrliche Composition dem Publicum vorgeführt hat. Allerdings hätte er vielleicht bedenken können, daß in so vorgerückter Frühlingszeit, in dem Augenblicke, da die Natur ihr so lang ersehntes Concert beginnt, das Publicum nur wenig Lust hegt, Musik in geschlossenen Räumen zu hören, und daß die Wirkung auch der schönsten Tondichtung beeinträchtigt wird, wenn die Leute mit ihren Kalendergewohnheiten in Conflict gerathen. Denn diese spielen im öffentlichen wie im Kunstleben eine große Rolle. Am Niederrhein erträgt auch der gegen Hitze Empfindlichste geduldig die drückendste Temperatur während der Pfingst-Musikfeste, und würde sich wahrscheinlich dem allgemeinen Proteste gegen eine Verlegung der Aufführung in kühlere Jahreszeit anschließen. In London finden die „fashionablesten" Concerte, — d. h. diejenigen, bei welchen die Namen der vornehmsten Billetabnehmerinnen auf dem Zettel zu lesen sind: under the immediate patronage of Her Grace the Duchess, the right honourable etc. etc. etc. „bis herab zur Mistress", in welchem alle möglichen Berühmtheiten mitwirken — das Programm bietet gewöhnlich 20 Nummern, in welchen öfters unmittelbar auf das Engel-Trio aus Elias der Walzer von Signor Guttocarto folgt — während der high-season zwischen 15. Mai und 15. Juni statt; entweder von 1—6, oder seltener Abends mit unberechenbarer Dauer. In Berlin und Wien dagegen, auch in Paris, das einst den deutschen Künstlern gar freundlich entgegenkam, hegt man Abneigung gegen Concerte, sobald das grüne Laub in die Fenster guckt. Und da alle derartigen Gewohnheiten aus der Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens hervorgegangen sind, so haben sie vollkommen Recht auf Berücksichtigung.

Nichtsdestoweniger hat das Maiconcert des Herrn Stockhausen nur den Verdienst nicht das Verdienst geschmälert, das er sich durch die gewissenhafte Einstudirung des Brahms'schen Schicksalsliedes erworben. Dieses steht wohl unter allen Chorcompositionen der [illegible] er in Belgien obenan, in Unmittelbarkeit der Erfindung, [illegible] dem Sturze des Kaisermeisterhafter Stimmführung und [illegible] der Nationalvertheidigung zum Vorspiel versetzt den Hör[illegible]nt, welche Stellung er in Folge der bekannten des herrlichen [illegible] bald niederlegte. Seine Thätigkeit hat er gegenüber den [illegible] vielfachen Angriffen in der Schrift: „L'Hôtel de ville de Paris au 4. septbre. et pendant le siège (Paris 1874) gerechtfertigt. Sein Mandat als Mitglied der Nationalversammlung hat er (19. Febr. 1871) niedergelegt. Dagegen ist Emanuel Arago (geb. 6. Juni 1812 in Paris als Sohn des Astronomen) von ungleich größerer politischer Bedeutung. Er war 4. Sept. 1870 Mitglied der Regierung der National-Vertheidigung und gehört allerdings gegenwärtig zu den einflußreichsten Mitgliedern der republ. Linken (cf. Vapereau: „Diction. univ. des contemporains" 1873).

* * *

Anon. in Angermünde. An Adelheid von S. in Schwerin. Wir bitten um genaue Angabe der Adresse.

Digitized by Google

Aufführung verdienten. Nichtsdestoweniger ließ der Dirigent sich zu einer Wiederholung bewegen. Der Verfasser dieser Besprechung war einer der Wenigen, die für die Wiederholung optirten, aber keiner war wohl erstaunter als er, daß sein so wenig unterstützter Wunsch vom Dirigenten erfüllt ward. — Als Zuhörer freute er sich, als Berichterstatter hat er sich gewundert.

A. S. Ehrlich.

Notizen.

Die europäische Presse hat sich seit einigen Wochen nicht mit sonderlichem Ruhm bedeckt. Unsere collegialischen Gefühle reichen für die Unterdrückung dieser Wahrheit nicht aus. Die allarmistische Neigung der Einen, die von unpraktischer Gelehrsamkeit genährt sein mag, sowie die unsterbliche Leichtgläubigkeit der Anderen haben viel Unheil gestiftet. Und das Alles nicht etwa nur in einigen Gegenden Deutschlands, sondern überall. In London waren die durch ihre Unkenntniß auswärtiger Angelegenheiten berühmten Blätter wie gewöhnlich von jeder Luftströmung des Tages hin und her gestoßen. Die Journalisten werden dort nach altem Parlamentsbrauch auch im Unterhause als „Fremde“ angesehen, und wenn ein irisches Mitglied, weil die Reporters seine anderthalbstündige Rede in ein paar Zeilen als unverständlich abgefertigt hatten, am anderen Tage den Sprecher darauf aufmerksam macht, er sehe Fremde im Hause, so werden die Stenographen und Parlamentscorrespondenten unbarmherzig vor die Thür gesetzt. Dagegen soll jetzt Remedur geschaffen werden, aber der Gesetzentwurf ist noch nicht fertig. So arg geht man mit den Zeitungsschreibern an anderen Orten denn doch nicht um. Man läßt sie im Schweiße ihres Angesichts ungestört ihr Brod sich verdienen. Auch polizeilich ausgewiesen werden sie nicht mehr. Man verwendet gelegentlich ihre Hülfe und desavouirt sie, wenn der gewünschte Effect hervorgebracht ist. Aber von Dementis stirbt man nicht. Immerhin ist es von Interesse, daß das officielle England trotz der großen Macht, welche die Presse als Gesammtheit dort erlangt hat, die Journalisten bis jetzt als Fremde behandelt hatte, das heißt also fremd den gewöhnlichen menschlichen Gefühlen, fremd den sittlichen Voraussetzungen, fremd der Rücksicht auf das Wohl und Wehe von Tausenden, wenn eine vermeintliche Enthüllung winkt, wenn im Steeplechaise des Nachrichtenkrams ein Vorsprung gewonnen, oder endlich die nun einmal unbesonnen eingenommene, wenn auch nicht mehr haltbare Position mit allerlei künstlichen und erkünstelten Mitteln behauptet werden soll. So sehen auf den großbritanischen Inseln die Gentlemen der Presse ihre Aufgabe an. Hier zu Lande ist man über dergleichen notorisch erhaben. Daß auch die Franzosen die Publicisten nicht als einheimische betrachten, ist weltbekannt. Man nennt sie dort declassirt und verweist sie nach dem pariser Böhmen, dem literarischen Zigeunerland, einer Art von intellectuellem und moralischem Ghetto, auf dessen Pforte der Dante'sche Spruch, daß, wer dort eingetreten, sich die [illegible] Verkehrungen auf dem [illegible] auszukommen nur vergehen lassen möge, in faust-Schlange umschlungen, die [illegible] ist. In Belgien steht es allem Anschein ungeheuren Fleiß, den der Künstler d[illegible] nicht besser. Es war da neulich der Kenner lobt die anatomischen Studien, [illegible] zweihundert Franken, Zeichnung der in allen möglichen Lagen vorhandene Blatt bedacht Körper erkennbar sind. Jeder eilt aber von dem in dunkeln, fast nebelhaften Farben gehaltenen Bilde hinweg, um den unheimlichen Eindruck los zu werden.

Unter den Akademikern und Professoren hat Cabanel mit seinen früheren Leistungen sich einen bedeutenden Ruf und unter seinen Collegen eine hervorragende Stellung erworben. Er war gewissermaßen der permanente Präsident der Jury, welche die Medaillen zu vertheilen hatte. Seit sich aber der Geschmack des Publicums den modernen Auffassungen zugewendet hat, blieben seine im akademischen Stil gehaltenen Bilder ziemlich unbeachtet, während einige seiner zahlreichen Schüler mit Bildern, in denen die orientalische Phantasie mit üppiger Farbenpracht die wunderlichsten Capriolen beging, immer mehr in der Gunst stiegen. Dies mag den alten Meister gekränkt haben, und er wollte wahrscheinlich zeigen, was er in der beliebt gewordenen Richtung, in der Schilderung des in warmen Farbentönen gehaltenen Weise, wie der boshafte Artikel der Revue des Deux Mondes, der das Buch besprach und gegen Deutschland verwerthete, an anderen Stellen behandelt wurde. Der Verfasser hatte in malitiöser Vorsicht am Schluß seines Schmähartikels die Popularität eines hochstehenden deutschen Staatsmannes in den Himmel gehoben. Deutsche Zeitungen ignorirten darauf das ganze Buch sowie die perfiden Auszüge der pariser Revue und bemächtigten sich ausschließlich der von der letzteren dem Reichskanzler gespendeten Complimente, die jubelnd abgedruckt wurden. Die Selbstverleugnung war gewiß sehr löblich. Was die seitherigen nunmehr glücklich beseitigten Kriegsgerüchte innerhalb der deutschen Grenzen angeht, so wollte sie die scandalöse Chronik namentlich der Unruhe eines halben Dutzend mehr oder weniger chauvinistischer Professoren zuschreiben. Wir mögen das nicht glauben und sind fest überzeugt, daß Deutschland schon 1848 an der Collaboration der Gelehrten vollkommen genug gehabt hat. Wir haben selbstverständlich die tiefste Ehrfurcht vor der deutschen Wissenschaft, halten aber dafür, daß jeder Schuster bei seinem Leisten bleiben soll. Anderenfalls würde sich eventuell die Methode der Spanier empfehlen, die ihre Professoren nach den canarischen Inseln verbannt haben. Wir haben freilich keine Kolonien. Aber irgend ein gesunder Luftcurort würde sich für die kriegslustigen Kathedermänner doch wohl finden lassen.

* * *

Das Meyer'sche Conversationslexikon schreitet in seiner neuen — der dritten — Auflage rüstig voran. Wir haben einzelne wichtigere Artikel mit denen der frühern Auflage verglichen und überall die sorgsame, verständige und correcte Redaction der neuen Auflage würdigen gelernt. Das Meyer'sche Conversationslexikon ist ein vorzügliches wissenschaftliches Nachschlagewerk, ein nationales Unternehmen, das uns mit freudigem Stolze erfüllen darf. Wir haben es, soweit es uns bis jetzt zugänglich gemacht ist, durchweg bewährt gefunden.

Zwischen den Herausgebern des Meyer'schen Lexikons und der Redaction des jetzt im Verlage von E. Spaarmann in Oberhausen erscheinenden Pierer'schen Conversationslexikons hat sich, wie man aus den verschiedenen Veröffentlichungen in den Inseratenspalten ersehen hat, eine höchst unerquickliche Polemik entsponnen, die an die traurigsten Zeiten der Gelehrtenzänkereien erinnert. Wir stehen nicht an, uns in diesem Streite auf die Seite des Meyer'schen Lexikons zu stellen.

Als dieses das erste Heft der neuen Auflage des Pierer'schen Lexikons mit geradezu erbarmungsloser Schneidigkeit angriff, war es durchaus in seinem Rechte, welches auch immer die Motive gewesen sein mögen, die eine solche Polemik auch buchhändlerisch als opportun erscheinen ließen. Die Mitarbeiter des Meyer'schen Lexikons führten den thatsächlichen Beweis, daß das Concurrenzunternehmen von Spaarmann in ganz leichtfertiger Weise inaugurirt worden war, daß das erste Heft von Ueberflüssigkeiten, Unterlassungen, Unklarheiten, Mißverständnissen und offenbaren Fehlern wimmelte. Der Erfolg dieser herben Kritik, die sachlich, wie gesagt, vollkommen berechtigt war, wenn wir in Bezug auf die Form auch wohl eine Milderung gewünscht hätten, war der, daß der Verleger Spaarmann die unüberlegt in's Publicum geschleuderte erste Lieferung des Lexikons zurückzuziehen sich genöthigt sah, auf eine Reorganisation der redactionellen Kräfte bedacht sein mußte, neue Kräfte heranzog, systematisch die verschiedenen Fächer competenten Mitarbeitern zutheilte, mit einem Worte, daß er nachholte, was er versäumt hatte. In dieser neuen Auflage hat auch das Pierer'sche Lexikon unter den durch die Polemik veränderten Bedingungen reellen Werth bekommen, und Herr Spaarmann Berlin. [illegible] sämt alle Veranlassung seinem Concurrenten Meyer (Hildburghausen, Neben ihm, [illegible] Versen man es nicht ak[illegible] zwar harte aber nicht unverdiente Lection, die ja hatte, stand sein Freund Karl [illegible] sein. Anstatt dessen haben die Herausgeber Wallner'schen Possendarstellern hier [illegible] Spieß herumgedreht und nun mit der liner unter uns entsinnen sich seiner noch [illegible] Lexikons durchforscht und wo Callenbach, der jetzt auch Gestorben[illegible] sie eine gleichgültige kleine Un- Himmel sein Thaliazelt aufgeschlagen hatte. [illegible] in Unternehmen, wie ein Con- aber erst bekannt in dem kleinen Theater [illegible] nschliche Wissen, die gesammte Kalisch wurde sein Prophet. Die andern [illegible] solches Unternehmen kann nicht Amalie Vollrath, Anna Schramm, Marie [illegible] redigirt wird; es werden sich August Neumann, — sie sind verheirathet, sie h[illegible] eine Ausstellungen und sogar geschworen; nur Helmerding ist geblieben und [illegible] usfinden lassen. In diesem Elasticität, um welche ihn alle beneiden können, [illegible] nst, wenn er die Redaction den Jungen zeigt, was die Alten gesehen. Gede[illegible] rial gibt, den Fehler bei [illegible] erichtigen; aber deswegen

Digitized by Google

großes Geschrei zu erheben, ist absolut thöricht. Diejenigen Fehler, die die Herausgeber des Pierer'schen dem Meyer'schen Lexikon aufgepfropft haben, sind fast ohne Ausnahme gänzlich bedeutungslos für das ganze Publicum, an das sich die Conversationslexika wenden. Deshalb ist die Haarspalterei grundlos und nur gehässig, während die Meyer'sche Kritik dem Pierer'schen Lexikon gegenüber, wenn auch gehässig, doch wenigstens berechtigt war; denn hier wurde das ganze System als ein verfehltes klargelegt, hier wurde das Unternehmen im Großen und Ganzen getadelt und an den einzelnen Beispielen gezeigt, daß der Tadel gegründet war.

Wir können den Herausgebern des Pierer'schen Lexikons daher nur raten, die kleinlichen und nicht sehr chevaleresken Scharmützel einzustellen. Man hat kein Interesse an dem Ausgange, und auch der Sieger geht nicht beschädigt aus denselben hervor. Das skeptische Publicum glaubt nicht an die unter dem Vorwande der wissenschaftlichen Gründlichkeit auftretende literarische Controverse und sieht darin nur geschäftliche Machinationen, für die es kein Verständniß hat und keines haben will. Brockhaus geht unbekümmert um seinen sehr gefährlichen Concurrenten Meyer seinen Gang, und er hat Recht. Er weiß, daß die Eigenschaften, die seinem Werke zu der großen Verbreitung und zu dem geradezu unglaublichen buchhändlerischen Erfolge verholfen haben, ihm auch ohne viel Geschrei seine Popularität, seinen Ruf erhalten werden.

* * *

Das „Encyklopädische Französisch-Deutsche Wörterbuch nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt von Professor Dr. Karl Sachs, Berlin 1875, G. Langenscheidts Verlagsbuchhandlung liegt jetzt vollständig vor.

Wir haben, ehe wir dasselbe kurz erwähnen wollten, uns durch längeren Gebrauch eine einigermaßen zuverlässige Ansicht über das Werk zu bilden versucht; wir haben es namentlich auf neuentstandene Ausdrücke, auf ungebräuchliche und incorrecte Wörter, auf sprachliche Wendungen im Jargon der Kaffeehäuser, Künstlerwerkstätten, Boulevardtheater und der Gaunerspelunken geprüft, und wir sind zu dem Urtheil gekommen: es ist vorzüglich. Ausdrücke wie chançard, das Glücksspiel; chantage, Erpressung; enflacquer, einsperren; pif, große Nase; piou-piou, Infanterist; scie, unausstehliche Breittreterei, beständige Wiederholung u. s. w. und ähnliche elegante Ausdrücke, die man vergeblich in irgend einem andern Wörterbuche suchen wird, obgleich man sie in Paris vielfach hört und sie selbst denen bekannt sein müssen, die sie niemals gebrauchen, sind in dem Sachs'schen Wörterbuche sammt und sonders mit guten präcisen Definitionen aufgeführt und übersetzt. Diese Beispiele ließen sich verhundertfachen.

Auch Typen, welche die Franzosen spaßhafter Weise mit Namen und Vornamen benennen, die zum Theil berühmten Dichtungen entnommen sind, (wie auch wir für ein unschuldiges Ding z. B. sagen das reine Gretchen oder für einen liebebedürftigen und liebeglücklichen Jüngling Don Juan, für eine alte Anekdote Meidinger, für eine sinnentstellende Verbesserung Ballhorn,) auch diese Specialitäten der familiären Sprache sind hier berücksichtigt. Daß typische Namen wie Tartuffe, Chauvin und ähnliche nicht fehlen, versteht sich von selbst; aber es hat uns mit wahrer Freude erfüllt, auch weniger gebräuchliche Bezeichnungen dieser Art in richtiger Definition und mit richtiger Angabe des Fundortes hier zu finden, wie z. B. Sganarelle, geprellter alter Hahnrei, aus Molière; Agnès, unschuldiges Ding, ebenfalls aus Molière; Arsinoë, geschwätzige boshafte Alte, aus Molière; Arthur, Zuhalter von leichtlebigen Damen, etwa dem Berliner „Louis" entsprechend.

Auch Neologismen der verwegensten Art sind berücksichtigt worden. Grisette ist von Schuster und Regnier bereits aufgenommen worden; den neueren Gattungen des weiblichen Geschlechts haben diese vorzüglichen Lexikographen noch kein Heimatsrecht gegönnt. Mozin und Peschier steigen schon bis zur Lorette und der demimonde herab, aber die neuesten Arten dieser Letzteren, die Cocotte und deren gewöhnlicher Umgang, der gandin und petit crevé, finden sich nur bei Sachs.

In einem Falle haben wir die außerordentlich wachsame Sorgfalt, die Herr Professor Sachs und seine Mitarbeiter jeder sprachlichen Neuerung zuwenden, in eclatanter Weise bewährt gefunden. Wir fanden neulich im Pariser „Figaro" für die traurigen Nachäffer der hocharistokratischen Lebemänner und Wüstlinge, der Mitglieder der jeunesse dorée, den Ausdruck jeunesse Ruolz, den sich der Feuilletonist ad hoc gebildet hatte. Im Wörterbuche von Sachs finden wir unter „Ruolz" folgende Erklärung, die den feuilletonistischen Ausdruck in vollkommen genügender Weise erläutert:

Ruolz, Erfinder des Neusilbers. (f.) prince en Ruolz, Pseudofürst, Hochstapler.

Für heute haben wir uns begnügt, nur nach einer Richtung hin das Lexikon zu prüfen. Wir behalten uns vor, über das Werk als Ganzes, über das System, nach welchem es gearbeitet ist, später noch eingehender zu berichten. Wir haben nur an einzelnen Beispielen darthun wollen, daß das französisch-deutsche Wörterbuch von Sachs die allerwärmste Empfehlung verdient.

Von dem deutsch-französischen Theile sind die ersten fünf Lieferungen erschienen. Derselbe scheint nach dem bis jetzt Gebotenen hinter dem wissenschaftlichen Ernste, der Vollständigkeit und Treue des französisch-deutschen Theiles nicht zurückzubleiben.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Gestatten Sie mir durch Ihre gütige Vermittlung bekannt zu machen, daß der Abdruck eines am 4. März von mir zu Mainz gehaltenen Vortrags „über die Geschäftswelt angesichts der Geschäftslage in Deutschland" (J. Diemers Commissionsverlag — zu dem ich nicht die geringste Beziehung habe) ohne mein Zuthun und gegen meine Absicht buchhändlerisch vertrieben wird. Der gedruckte Text war nur insoweit von mir durchgesehen, wie dies zu einer Vervielfältigung desselben als Manuscript genügte, aber entfernt nicht so wie dies hätte geschehen müssen, wenn er der großen Leserwelt zum Kauf angeboten werden sollte.

Berlin, 11. Mai 1875. **Ludwig Bamberger.**

* * *

Die nachfolgende Berichtigung ist leider durch ein Versehen nicht zur rechten Zeit in die „Gegenwart" gekommen. Bei den interessanten Angaben, die Herr Dr. Moritz Brasch, Redacteur des Brockhaus'schen Conversationslexikons uns hier macht, halten wir dieselbe gleichwohl noch nicht für antiquirt:

In dem Artikel der Nummer 48, Band VI. der „Gegenwart" „Führer und Redner der franz. Nationalversammlung" wird Emanuel Arago als „Exmaire" von Paris bezeichnet. Es ist hier dem Verfasser eine Verwechselung von Emanuel und Etienne Arago passirt. Letzterer (geb. 9. Febr. 1802 zu Perpignan) ist nicht ein Sohn, sondern Bruder des berühmten Physikers Arago, und hat sich als nicht unbedeutender dramatischer Dichter („Gérard et Marie", „L'anneau de Gyges," „Théophile" u. s. w. bekannt gemacht; später war er Redacteur der radicalen „La Réforme" und gehörte unter Ludwig Philipp zu den Koryphäen der republicanischen Partei. Nach dem Juniaufstand lebte er in Belgien und kehrte erst 1859 nach Paris zurück. Nach dem Sturze des Kaiserreichs wurde er von der Regierung der Nationalvertheidigung zum Maire von Paris ernannt, welche Stellung er in Folge der bekannten Ereignisse aber bald niederlegte. Seine Thätigkeit hat er gegenüber den vielfachen Angriffen in der Schrift: „L'Hôtel de ville de Paris au 4. septbre. et pendant le siège (Paris 1874) gerechtfertigt. Sein Mandat als Mitglied der Nationalversammlung hat er (19. Febr. 1871) niedergelegt. Dagegen ist Emanuel Arago (geb. 6. Juni 1812 in Paris als Sohn des Astronomen) von ungleich größerer politischer Bedeutung. Er war 4. Sept. 1870 Mitglied der Regierung der National-Vertheidigung und gehört allerdings gegenwärtig zu den einflußreichsten Mitgliedern der republ. Linken (cf. Vapereau: „Diction. univ. des contemporains" 1873).

* * *

Anon. in Angermünde. An Adelheid von S. in Schwerin. Wir bitten um genaue Angabe der Adresse.

Digitized by Google

Inserate.

Eine Familie,

welche in England auf dem Lande (Somersetshire) wohnt — unweit Bruton, wo sich eine gute lateinische Schule befindet, welche für beide Universitäten vorbereitet — **wünscht einen gesunden Knaben, 10 Jahr alt, aus guter Familie als Gefährten für ihren Sohn bei sich aufzunehmen.**

Bedingung 65 Guineen (455 Thlr.).

Anmeldung in England **C. N. Philip's post office, Crown-hill, Norwood.**

In Deutschland Auskunft bei Professor **Klaus Groth** in **Kiel.**

Soeben erschien bei **E. Frommann** in **Jena:**

Richardson

Rousseau und Goethe.

Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert.

Von

Erich Schmidt.

Preis 6 Mark.

Soeben erschienen im Verlage von **Robert Oppenheim** in Berlin:

Karl Hillebrand (in Florenz), **Wälsches und Deutsches** (Zeiten, Völker und Menschen. Band II.). 8. **Preis 6 M.**

Emil Naumann, Deutsche Tondichter von Sebast. Bach bis auf die Gegenwart. 2. Auflage. 8. Preis 5 M.

Früher erschienen:

K. Hillebrand, Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts (Zeiten, Völker und Menschen. Band I.). 2. vermehrte Auflage. 8. Preis 5 M.

E. Naumann, Nachklänge. Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8. Preis 4 M. 50 Pf.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen

von

Marie Freiin v. Ebner-Eschenbach.

8°. geh. 5 M. Eleg. geb. 6 M.

Inhalt: Ein Spätgeborner. — Chlodwig. — Die erste Beichte. — Die Großmütter. — Ein Edelmann.

Diese kleine Sammlung sinnig erfundener und künstlerisch durchgeführter Lebens- und Charakterbilder wird in allen gebildeten Familienkreisen sicher freudig begrüßt werden.

Stuttgart, Mai 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserem Verlage erschien soeben:

Norwegen.

Ein praktisches Handbuch für Reisende

herausgegeben von

Yngwar Nielsen,

Assistent am kgl. Norweg. Reichsarchiv.

Mit einer Karte.

Zweite bis zum Frühjahr 1875 ergänzte und berichtigte Ausgabe.

Preis 5 Mark.

Das vorliegende Reisehandbuch ist bereits bei seinem ersten Erscheinen im vorigen Jahre v der Kritik mit allseitigem Beifall gegrüßt worden als ein **praktisch angelegtes Werk**, welc einem fühlbaren Bedürfniß Abhilfe schafft. Alle Veränderungen, welche seit vorigem Jahre e standen, haben in einem Nachtrage gewissenhafteste Berücksichtigung gefunden, so daß das B ein durchaus zuverlässiger Führer sein wird.

Hamburg.

W. Mauke Söhne,
vormals **Perthes-Besser & Mauke.**

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni, Schluss derselben am 16. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage fortwährend bei jeder Wetter, bei jedem Winde **die schönsten Strand-Seebäder und die reinste Seeluft;** wegen letzterer ist sie auch als **climatischer Curort** sehr besucht.

Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit russischem Dampfbad.

Ausgezeichnet gute Verpflegung, billige Preise. Stets interessante Abwechselungen durch Bälle, Concerte, Meerfahrten in Ruder- und Segelschiffen, die gewähltesten Zeitungen, Theater, Jagd, Fischerei und Hummerfang, **sowie durch die so berühmten Felsengrotten Erleuchtungen. Telegraphische Verbindung mit dem Festlande.**

Regelmässige Dampfschiffverbindung von Hamburg aus durch das schnellste Schiff an der Elbe, das der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft gehörende grosse, mit eleganten Salons und jeglichem Comfort ausgestattete See-Dampfschiff

„Cuxhaven“, Capitain Röhrs,

eventuell an dessen Stelle Dampfschiff **„Helgoland“** oder **„Hoboken“.**

Vom 5. bis 26. Juni: Sonnabends. Vom 27. Juni bis 11. September: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. Vom 12. September bis 2. October: Donnerstags und Sonnabends. Vom 3. October bis 16. October: Sonnabends.

Abfahrt von Hamburg: Bis 31. August Morgens 9 Uhr. Vom 1. September bis 16. October Morgens 8 Uhr. — Von Helgoland nach Hamburg jeden folgenden Tag; jedoch Sonntags bei Helgoland verweilend.

Das Schiff wird Cuxhaven anlaufen. Billet-Verkauf an Bord des Schiffes.

Bestellungen auf Logis durch die unterzeichnete Direction; ärztliche Auskunft durch die Bade-Aerzte Landesphysikus Herrn Geh.-Rath Dr. v. Aschen und Herrn Dr. Zimmermann.

Helgoland, Mai 1875. **Die Direction des Seebades.**

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

Soeben erscheint:

Nach den

Victoriafällen des Zambesi

von

Eduard Mohr.

Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt und Farbendruck nebst Karte und einem astronomischen, einem commerciellen Anhang vom Verfasser und einem geognostischen von Adolf Hübner:

Die südafrikanischen Diamantenfelder.

2 Bände. gr. 8. Geh. 20 M. Geb. 24 M.

Es ist dies keine trockene Reisebeschreibung, sondern ein populäres Buch, originell wie der allbekannte Verfasser, der Ausstattung nach ein Prachtwerk.

Früher erschien in unserm Verlage:

Körner, Süd-Afrika. Populäres Prachtwerk (geh. 10 M., geb. 12 M.), zusammengestellt auf Grund der Werke von

Prof. Dr. **Gust. Fritsch, Drei Jahre in Süd-Afrika** (geh. 18 M., geb. 20 M. 50 Pf.).

—— **Die Eingeborenen Süd-Afrikas.** Zwei Bände. 75 M.

Leipzig.

Verlag v. Ferdinand Hirt & Sohn.

Hierzu eine Beilage vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 29. Mai 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die kirchlich-politische Frage in der italienischen Deputirtenkammer. Von Patti. — Die Krisis in der englischen Kirche und der Ultramontanismus in England. Von H. Bartling. — Literatur und Kunst: Kleine Gedichte. Von C. von Ostini. — „Allerhand Ungezogenheiten." Besprochen von Wilhelm Buchholz. — Zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters. — Columbus. Von Hermann Schmid. Besprochen von R—t. — Notizen: Aus einer Literaturgeschichte für jugendliche Katholiken. Besprochen von P. L. ic. — Inserate.

Die kirchlich-politische Frage in der italienischen Deputirtenkammer.

Von Patti.

Es fällt einem Deutschen schwer, sich einen klaren Begriff von dem politischen Leben Italiens zu machen, von dem Werthe und dem Wesen seiner Parteien, von den Vorzügen und Schwächen seiner Staatsmänner. Wollte selbst ein Italiener von der Oberfläche oder aus der historischen Consequenz die jetzige Lage beurtheilen, so würde er sich gewaltig irren. Die politischen Parteien sind nicht mehr, was sie vor zehn Jahren waren; und trotz der allgemeinen Abspannung der Geister, die nicht zu leugnen ist, keimt und bewegt sich in ihnen etwas Neues, obwohl noch verworren und unverständlich für ferner Stehende.

Die Correspondenten der deutschen Zeitungen leisten ihrerseits das Mögliche, um dieses Verständniß zu erschweren, sogar unmöglich zu machen. Sie übersehen mit nicht ganz entschuldbarer Leichtfertigkeit die vielfachen Zeichen einer Veränderung des Parteiwesens im Parlamente und außerhalb desselben, indem sie nur auf eine im Herzen französisch gesinnte Rechte und auf eine sich mehr an Deutschland anschließende Linke hinweisen. Das heißt die italienische Politik in einem schiefen, ja falschen Lichte darstellen und die subjectiven Anschauungen, sowie die specifisch deutschen Interessen an die Stelle der objectiven, ruhigen und feinen Beobachtung der wirklichen Zustände setzen. Tief zu beklagen ist im Interesse der Alliance zwischen den beiden Völkern, daß bedeutende politische Männer, wie Herr Wehrenpfennig, die Unsitte der meistens nicht genug unterrichteten Correspondenten befolgen, wie das z. B. in der politischen Correspondenz des Aprilheftes der preußischen Jahrbücher geschieht. Diese ungerechte Einseitigkeit kann vielleicht den deutschen Sonderinteressen entsprechen: ich vermag aber nicht die Klugheit eines Verfahrens einzusehen, welches die in Italien herrschende und keineswegs Deutschland feindliche Partei erbittert und der andern Partei auch nicht zum Siege verhelfen kann.

Es sei also einem Italiener gestattet, der an die Regierungsfähigkeit der Linken nicht zu glauben vermag und der Rechten angehört, ohne dennoch ihre Schwächen und Irrthümer zu verkennen, und dem noch dazu die dauerhafte Alliance der beiden Völker und Staaten sehr am Herzen liegt, ein kurzes Urtheil über die neuesten Verhandlungen in der italienischen Deputirtenkammer, über die politisch-kirchliche Frage, zu fällen.

Die meisten deutschen Correspondenten sehen in den Verhandlungen die Bestätigung der lange gehegten Ansicht, daß unsere Linke einen tieferen Blick in den großen Kampf des modernen Staates und der mittelalterlichen Kirche gethan hat, und daß die Rechte eine Nachahmung der deutschen kirchlichen Politik verabscheut und sogar von Weitem eine Versöhnung mit der römischen Curie vorbereiten will. Das ist aber absolut falsch. Weder hat die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Linke der Deputirtenkammer eine große wissenschaftliche Bildung und einen klaren Begriff von der großen historischen Frage und den Rechten und Pflichten des freien Staats, noch denkt die Rechte an eine unmögliche Versöhnung und an eine systematische Bekämpfung der deutschen kirchlichen Politik. Beide Parteien in der Kammer leiden an großer Schwäche, das ist nicht zu leugnen, aber sowohl ihre Fehler und Mängel, wie ihre Vorzüge und Verdienste liegen eher in dem Gegentheil von dem, was die oberflächlichen Beobachter ihnen andichten. Außerdem wurden die Fragestellung, die Discussion, die Abstimmung von tausend kleinlichen Motiven beiderseits begleitet und bestimmt, welche von einem höheren Standpunkte kein Interesse bieten können. Der Schwerpunkt der Verhandlungen liegt ganz wo anders.

Die Verhandlungen haben nämlich unwiderleglich bewiesen, daß einzelne bedeutende Mitglieder der rechten Partei sich nach und nach von dem ihr eigenthümlichen Doctrinarismus und von der Cavour'schen Formel losgemacht haben; die Wärme und die Gediegenheit ihrer Reden hat die ministerielle Majorität wenn nicht überzeugt, so doch tief erschüttert. — Man war noch nicht daran gewöhnt, die Rechte des freien Staates und die Pflichten, die ihm der Kampf um's Dasein gegen die römische Curie auferlegt, mit solcher Kraft und Entschiedenheit und ohne oppositionelle Parteiabsichten betonen zu hören. In dieser Hinsicht sind die trefflichen Reden von Guerrieri-Gonzaga und von Villari epochemachend in der Stellung der politischen Parteien der kirchlichen Frage gegenüber. Der Ernst, der den meisten anderen Reden mangelte, ist in denen von Guerrieri-Gonzaga und Villari in seiner ganzen Bedeutung hervorgetreten und hat den schwächeren Geistern der Doctrinäre imponirt.

Guerrieri-Gonzaga hat besonders auf die Gefahren hingewiesen, die dem Staate durch seine Indifferenz gegenüber der Wahlbewegung in den norditalienischen Pfarreien und durch die Nachgiebigkeit in der Exequaturfrage entstehen könnten. — Er hat die Frage in eine höhere Region mit großer Bescheidenheit, aber mit tiefer Ueberzeugung hinübergeleitet, und den Weg gezeigt, auf welchem die Freiheit der Kirche einen positiven Inhalt und eine reformatorische Bedeutung gewinnen

Digitized by Google

kann. — Villari dagegen hat sich mehr auf die Unterrichtsfrage geworfen, und mit dem scharfen Urtheile eines Historikers auf die Zukunft unserer Gesellschaft hingewiesen, auf die Spaltung derselben in Voltairianer und Klericale, wie sie in Belgien und in Frankreich eingetreten, wenn der herrschende Skepticismus gegen die religiöse Frage der Maßstab der Regierungspolitik bleiben sollte. Diese mit Ernst und Talent durchgeführte Deduction hat einen bleibenden Eindruck gemacht und die verhängnißvollen Folgen der freien Kirche auf einem praktischen und richtigen Boden gezeigt. Die Antwort des Unterrichtsministers konnte Etwas in den Details berichtigen, vermochte aber nicht den Eindruck der lichtvollen und energischen Mahnung zu verwischen. — Auch die Rede von Crudeli ist nicht zu vergessen, der, obgleich er die Schuld nicht auf das Ministerium, sondern auf die Gesetze selber, meiner Ansicht nach mit Unrecht, werfen wollte, doch den circulus vitiosus unserer Gesetzgebung und unserer Politik mit klaren und energischen Worten nachwies.

Die Stimmen dieser drei bedeutenden Männer stehen nichts weniger als vereinzelt. Hinter ihnen steht eine nicht unbedeutende Zahl von Abgeordneten der rechten Partei, die nicht zum Worte kamen; man lasse sich nicht durch das definitive Resultat der Abstimmung irre führen. Außerhalb des Parlamentes steht hinter ihnen die jüngere staatsrechtliche Schule Italiens, die gebildete Jugend unserer Universitäten, und ein beträchtlicher Theil des größeren Publicums, zu dessen Organ die unabhängige gemäßigt-liberale Zeitung „La Libertà“ mit Glück und Erfolg sich erhoben hat. Was die jüngere staatsrechtliche Schule Italiens betrifft, so sind ihre wissenschaftlichen Arbeiten dem deutschen Publicum nicht ganz unbekannt. Giuseppe Piola, Guido Padelletti, Anselmo und Carlo Guerrieri-Gonzaga, Filomusi-Guelfi und andere auf dem juristischen und politischen, Vera und Mariano auf dem philosophischen Gebiete sind der Bewegung der öffentlichen Meinung in zahlreichen Schriften vorangegangen und haben die frühere unhaltbare Ansicht der äußeren Freiheit der Kirche mit großer Energie angefochten. Die Zukunft gehört also den von jenen Rednern vertheidigten Ansichten und deren Verbreitung in den Reihen der gemäßigten Partei. Diese Reden haben schon ein gewaltiges Echo gefunden, das die officiöse Presse natürlich zu vermindern sucht, und werden nicht wenig zu der Aufklärung der öffentlichen Meinung beitragen.

Das Resultat der Abstimmung und die verschiedenen Urtheile der Presse sind, wie gesagt, von unserem Standpunkte angesehen ganz secundär und unbedeutend. Das Ministerium, mit Ausnahme Minghettis, der mit seinem bekannten parlamentarischen Tact in Vielem nachzugeben verstand und glücklich zwischen den Klippen seiner eigenen Partei steuerte, war nicht sehr glücklich in seiner Vertheidigung. Der Justizminister Vigliani wollte, wie gewöhnlich, zu viel beweisen und, so gewandt als Redner er auch ist, vermochte er dennoch nicht die Tendenz zu verbergen, die durch das Garantiegesetz dem Staat reservirten Rechte in der Praxis wirkungslos zu machen. Der Unterrichtsminister Bonghi bekam, nachdem er in seinen Schriften viel zu sehr die große moralische Macht des religiösen Fanatismus hervorgehoben hatte, plötzlich in seiner Parlamentsrede ein unbedingtes Vertrauen auf die Macht und den Sieg der Vernunft und der Wissenschaft, und mußte gegen die kräftige Ueberzeugung Villaris den skeptischen Standpunkt der Trennung der Kirche vom Staate vertheidigen. Trotzdem erschrak die ministerielle Majorität davor, der Linken Recht zu geben. Das ist von ihrem Parteistandpunkte selbstverständlich, und zu diesem Resultate haben auch größtentheils die Uebertreibungen Mancinis und anderer Redner der Linken beigetragen, welche die Frage der unpolitischen Anwendung des Garantiegesetzes in eine Frage der Uebertretung desselben verwandelten.

Die Abstimmung beweist demnach gar nichts für das Verständniß der Stellung der Einzelnen in dieser wichtigen Frage. Viele Mitglieder der Linken waren abwesend, entweder weil sie des Klerus ihrer Wahlkreise, mit dessen Hülfe sie ernannt worden waren, klüglich gedachten, oder weil sie noch den alten Standpunkt des religiösen Indifferentismus festhielten. Auf den Bänken der Rechten ist die Furcht vor einer ministeriellen Krisis bestimmend gewesen, und es wurde von Allen bemerkt, daß Quintino Sella, der gewiß in der Frage mit dem Ministerium nicht übereinstimmen konnte, das Wort nicht ergriff, um endlich eine Stimme für das Ministerium oder, besser gesagt, gegen die Linke abzugeben.

Das Bedeutende und das Bleibende in der ganzen Kammerverhandlung ist einmal die Warnung vor einer gefährlichen Nachgiebigkeit gegen die römische Curie, welche das Ministerium trotz des scheinbaren Sieges sich zu Herzen nehmen muß; dann die Verpflichtung, die es feierlich übernommen, ein Gesetz über die Reorganisation des kirchlichen Vermögens nach dem Art. 18 des Garantiegesetzes vorzulegen, — ein Gesetz, das ein gänzliches Verlassen der Cavour'schen Theorie der äußeren Freiheit der Kirche bedeuten und eine innere Reform derselben anbahnen soll; endlich — und das ist der Hauptgewinn — das Hervortreten einer scharfen und männlichen Bekämpfung der schlaffen Politik gegen die römische Curie, nicht mehr aus den Bänken der Linken und aus Oppositionsgelüsten, sondern von gemäßigten, hochgebildeten Mitgliedern der herrschenden Partei. Ihre Reden müssen zwar nicht von deutschem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden, denn die darin vertretenen Grundsätze sind in den deutschen liberalen Parteien herrschend geworden und in größerem Umfange behandelt. Dennoch wird auch in Italien die warme Ueberzeugung, mit welcher diese Männer die höheren Interessen und Pflichten des Staates vertheidigt haben, immer mehr Anhänger finden, denn das entspricht einer langsamen Umbildung der öffentlichen Meinung und dem Andringen der Wissenschaft.

Eins sei zuletzt bemerkt: Alle, die sich in dieser Discussion auszeichneten, haben eine deutsche Bildung genossen und sind in der Geschichte und in der Theorie der kirchlich-politischen Frage in Deutschland genau bewandert. Guerrieri-Gonzaga ist der geniale Kenner der deutschen Literatur, der ausgezeichnete Uebersetzer der Goethe'schen Hauptwerke; Villari hat deutsche Universitäten besucht und in seinen bekannten historischen Arbeiten gezeigt, wie wohl er mit der kritischen Methode vertraut ist; Crudeli hat gleichfalls in Deutschland seine medicinischen Studien vollendet. Ich will damit nicht sagen, daß sie Allem beipflichten, was in Deutschland geschieht und gelehrt wird, und noch weniger, daß sie eine genaue Nachahmung der deutschen kirchlichen Gesetzgebung bezwecken. Es sei auch ferne von mir zu behaupten, daß man in Deutschland gewesen sein muß, um eine richtige Idee von den Rechtsverhältnissen zwischen Staat und Kirche zu haben. Nein! Es gibt nur kein Land, wo alle die Fragen, die historischen, juristischen, politischen, die sich an diese Verhältnisse anknüpfen, mit gleichem Ernst und mit gleicher Tiefe in den Universitäten, in den Parlamenten, in der Presse behandelt worden sind. Derselbe Ernst, dieselbe Gewissenhaftigkeit zeichnet diejenigen italienischen Denker aus, die sich mit der darauf bezüglichen Literatur und überhaupt mit der deutschen Denkweise vertraut machen konnten. Welch großen Fortschritt in Italien die Bekanntschaft mit der deutschen Methode in allen Zweigen der Wissenschaft gemacht hat, das fällt jedem Kenner unseres Landes alle Tage mehr auf. Die kommende Generation wird juristisch und politisch besser geschult werden und damit auch die politische Praxis und Gesetzgebung von dem Ballast der doctrinären Vorurtheile des französischen Liberalismus für immer befreit sein.

Rom, Mitte Mai 1875.

Digitized by Google

Die Krisis in der englischen Kirche und der Ultramontanismus in England.

Von H. Hartling.

„Gott segne Altengland, unsern sichersten Bundesgenossen im Kampfe für bürgerliche und religiöse Freiheit!" Dies waren die Worte des Professor Gneist, mit denen er am 7. Februar v. J. die bekannte, unter den Auspicien des alten Grafen Russell in's Leben gerufene Zustimmungsadresse der englischen Protestanten an die deutschen Kämpfer gegen die Uebergriffe des unfehlbaren Papismus begrüßte. Uns — die wir seit Jahren in England wohnen — sind in letzterer Zeit gar ernstliche Zweifel aufgestiegen an diesem „sichersten Bundesgenossen" in unserem Culturkampfe, und je aufmerksamer wir die auch in England immer mächtiger in den Vordergrund tretende religiöse Frage in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen verfolgen, desto mehr drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß der päpstliche Nuntius Meglia mit seinem Ausspruche über England, als dem einzigen Lande, wo der katholischen Kirche ihr volles Recht werde — und was das in ultramontanem Munde bedeutet, wissen wir —, doch vielleicht auf richtigerer Fährte sein dürfte, als Herr Professor Gneist. Uns liegt es fern, über diesen Punkt in irgend eine Polemik mit dem Herrn Professor treten zu wollen, dazu sind wir weder befähigt noch berufen, sondern unser Zweck ist, durch die nachfolgende Darstellung, so weit es unsere Kräfte gestatten, zur Kenntniß der wirklichen Lage der religiösen Frage in England beizutragen.

Vor ganz kurzer Zeit ward in diesem Blatte die Ansicht ausgesprochen, daß es nur die oberen Classen in England seien, welche sich dem Papismus zuneigten, und daß die Mittelclassen und die große Masse des Volks auf Seiten der Aufklärung und religiösen Freiheit ständen. Wir hegen eine hohe, vielfach ja auch in unseren Schriften bekundete Achtung vor den bürgerlichen und politischen Institutionen Englands, aber was die Fähigkeit der Engländer angeht, uns als Bundesgenossen in unserm Kampfe gegen das unfehlbare Papstthum zu dienen, so zweifeln wir an ihr ganz gewaltig, zumal garnicht mißzuverstehende Zeichen der Zeit diese unsere Zweifel nähren und stärken. Ein Volk, das auf der einen Seite, vom höchsten Lord herab bis zum niedrigsten Tagelöhner, zu den mehr als lächerlichen, nur auf die Aufregung der Sinne gerichteten Predigten der americanischen Erwecker und Schwärmer — Schwindler wollen wir sie nicht gerade nennen —, Moody und Sankey, strömt und sich dadurch ein Armuthszeugniß sonder Gleichen ausstellt, und das andererseits sich wieder zu Tausenden, namentlich in seinen mittleren und unteren Classen, durch einen Menschen wie Kenealy mit der Tichborneaffaire bis zum Fanatismus aufregen läßt, ein solches Volk ist mit seiner grenzenlosen Leichtgläubigkeit, seiner unglaublichen Lenkbarkeit, infolge deren es die Beute eines jeden Charlatans und Schwindlers wird, reif für die Pfaffenherrschaft, und zwar um so mehr, als nebenbei noch in England das ausgebildetste Pantoffelregiment herrscht. Diese Umstände sind den Jesuiten und ihrem ultramontanen Anhange in England sehr wohl bekannt, und sie machen sich dieselben, mit dem Renegaten Manning an der Spitze, gar trefflich zu Nutze. Noch andere, nicht weniger in's Gewicht fallende Umstände begünstigen die Plane des Vaticans in England, und unter diesen steht der Mangel wahrer Religiosität obenan. Wenn man die englische Gesellschaft aufmerksam beobachtet, so gewahrt man bald, daß geistig religiöses Leben und ächte christliche Religion mit wenig Ausnahmen fast gänzlich abhanden gekommen sind: nur ein Götzendienst herrscht, und der Götze, den alle Welt anbetet, das ist die famose altenglische „Respectability", die wie ein Bleigewicht jeden freien, sich aufschwingenden Gedanken, jedes selbstständige, vom gewöhnlichen kirchlichen Wege abweichende Handeln von vorn herein im Keime erstickt.

Ehe wir nun auf die geschichtliche Darstellung der Krisis in der englischen Kirche, aus der sich die vorstehenden Sätze erklären und beweisen lassen, selbst eingehen, wollen wir uns zuvörderst ein wenig den englischen Protestantismus ansehen, um zu erfahren, ob er im Volke so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß er mächtig genug ist, der romanisirenden Tendenz eines großen Theils der anglicanischen Geistlichkeit und der geheimen und offenen Propaganda der schwarzen Internationale widerstehen zu können. Da müssen wir denn leider sagen: auch hier wird England zu leicht befunden werden. So paradox der Ausspruch scheinen mag, so ist es doch vollkommen richtig zu sagen, daß das, was wir in Deutschland unter Protestantismus verstehen, in England niemals bestanden hat. Mit dieser unserer Ansicht stehen wir nicht etwa allein da. Zwei noch lebende Engländer von hoher Gelehrsamkeit und großem Verstande sind — wenn auch auf verschiedenen Wegen — zu demselben Schlusse gelangt: der eine als Theologe, der andere als Staatsmann. Dr. Newman, der bekannte Convertit, sagt in seiner „Apologia pro vita sua": „Nicht eine religiöse Doctrin, sondern ein politisches Princip war die ursprüngliche Idee zu jener Zeit der „Popery"". Und Gladstone, in seinem Buche über Kirche und Staat, bemerkt: „Die britische Regierung forderte von ihren Unterthanen nicht das Aufgeben einer einzigen römischen Doctrin, sondern des kirchlichen Supremats des Papstes". Gladstone und Newman sind beide orthodox und Vertheidiger der apostolischen Succession der Bischöfe und ihr Zeugniß dürfte deshalb möglicherweise als werthlos und parteiisch angesehen werden. Wir wollen deshalb die Meinung eines Schriftstellers anführen, der nicht orthodox ist und nicht an die apostolische Succession glaubt, der aber das Studium der englischen Geschichte zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Der berühmte Historiker Froude nämlich sagt, indem er von Englands Zustand zur Zeit der Reformation spricht: „Die Masse des Volks haßte den Protestantismus noch mehr, als es den Papst und die Confistorialbischöfe haßte". Mit dieser Schätzung der englischen Reformation stimmt im großen Ganzen das Urtheil eines andern großen Meisters der englischen Geschichte überein. „England hatte zu jener Zeit (der Reformation)," so sagt Macaulay, „keine solche Namen aufzuweisen, wie Luther, Calvin, Knox. Anderwärts waren Männer solchen Charakters die Häupter: hier spielten sie eine untergeordnete Rolle. Anderwärts war Weltlichkeit das Werkzeug des Eifers: hier war Eifer das Werkzeug der Weltlichkeit. Ein König, dessen Charakter man personificirten Despotismus nennen kann, principienlose Minister, eine habgierige Aristokratie, ein knechtisches Parlament — das waren die Werkzeuge, durch welche England vom Joche Roms befreit wurde. Das von Heinrich, dem Weibermörder, begonnene Werk ward fortgesetzt von Sommerset, dem Brudermörder, und vollendet von Elisabeth, der Mörderin ihres Gastes. Entsprungen aus brutaler Leidenschaft, genährt durch eine selbstsüchtige Politik, entfaltete die Reformation nur wenig von dem, was sie in andern Ländern ausgezeichnet hatte — nämlich unbeugsame und gänzliche Hingabe, Kühnheit der Rede und Festigkeit des Blicks". „Das Volk," so bemerkt er weiter, „haßte die Politik des römischen Hofs. Sein Geist erhob sich gegen die Einmischung eines fremden Priesters in seine nationalen Angelegenheiten. Doch nicht der zehnte Theil der Nation waren eifrige Protestanten, und theologische Fragen waren mehr Zufälligkeiten der Controverse in ihrem ersten Stadium, als Theile ihres Wesens". Und wie es zur Zeit der Reformation mit dem englischen Protestantismus stand, so steht es noch heute, trotz aller vom Katholicismus abweichenden Secten. Sie alle sind, so sehr sie auch gegen die Oberhoheit des Papstes protestiren mögen, von dem Geist eines Cranmer durchweht, und keine freie Forschung, sondern nur Lippenfrömmigkeit und blinder Glaube an den todten Buchstaben herrscht unter den Massen. Wenn wir diese Zustände stets im Auge behalten, dann ver-

Digitized by Google

mögen wir uns sehr leicht die romanisirenden Tendenzen eines großen Theils der englischen Geistlichkeit und das rapide Anwachsen des ultramontanen Katholicismus in England zu erklären.

Fassen wir nach dieser kurzen Abschweifung die immer acuter werdende Krisis in der englischen Staatskirche selbst in's Auge. In derselben manifestiren sich zwei einander scharf entgegengesetzte Strömungen, von denen die eine dem Katholicismus schnurstracks in die Arme läuft, während sich die andere, bedeutend schwächere, dem Rationalismus nähert. Die erste, welche durch die hochkirchliche Partei repräsentirt wird, rief vor nun fast vierzig Jahren die bekannte tractarianische Bewegung zu Oxford oder den sogenannten Puseyismus hervor, eine Bewegung, welche begleitet von zahlreichen Uebertritten zur katholischen Kirche zu einem chronischen Leiden in England geworden ist. Die zweite, lange Zeit unter dem Namen low church (niedere Kirche) bekannt, erzeugte in letzterer Zeit die broad church (weite Kirche), welche dem Rationalismus huldigt, ohne jedoch besonders energisch für seine Verbreitung zu wirken. Die oxforder Bewegung, welche den offen ausgesprochenen Zweck hatte, dem deutschen Liberalismus, dem deutschen freien Forschungsgeist und dessen Bibelauslegung entgegenzuarbeiten, war unserer Ansicht nach nur eine ganz natürliche Consequenz des engherzigen, antiprotestantischen Geistes, welcher von Anfang an die englische Staatskirche durchwehte. Der ältere Pitt hatte deshalb auch ganz Recht, wenn er von ihr sagte, sie habe calvinistische Glaubensartikel und eine papistische Liturgie. Die Staatsmänner unter Elisabeth, die vor allem politische Einheit und Ruhe anstrebten, bewerkstelligten unter den sich befehdenden kirchlichen Elementen ihrer Zeit das bestmögliche erreichbare Compromiß, und es war ein solches, das ihnen als Staatsmännern alle Ehre macht. Das Unangenehme bei der ganzen Sache aber war, daß, während ein politisches Compromiß, wie z. B. bei der britischen Verfassung, sich als äußerst lebensfähig erweist, ein geistiges dagegen nichts anderes als ein lebloses Ding ist. Ein solches lebloses Ding, um uns eines geistigen Ausdrucks zu bedienen, blieb die englische Kirche unter der Herrschaft Elisabeths. Am letzten Ende jedoch ward dem dürren Gerippe ein gewisses Leben eingeflößt durch die von Bancroft und Laud geleitete Partei, welche, in inniger Uebereinstimmung mit der allgemeinen kirchlichen und politischen Reaction in Europa, das päpstliche und hierarchische Element mit solcher Beharrlichkeit entwickelte, daß sie sich und den Thron als ihren Verbündeten in eine unheilvolle Collision mit dem im starren Puritanismus seinen Ausdruck findenden Protestantismus eines Theiles der Nation brachte. Die erste Bewegung, um den Protestantismus in England zu beseitigen und neben einer geistigen auch eine sichtbare, körperliche Wiedervereinigung mit der römischen Kirche herbeizuführen, fand unter der Regierung Karls I. statt. Es währte nicht lange, so wucherte in allen anglicanischen Kirchen der Sacerdotalismus und Sacramentalismus, wucherte römischer Prunk und römisches Ceremoniell; der Beichtstuhl und die Klöster lebten wieder auf, die apostolische Succession der Bischöfe ward als unverbrüchlicher Glaubensartikel aufgestellt und öffentlich die Trennung von den protestantischen Kirchen des Continents gepredigt. Jesuiten und Benedictiner waren eifrig am Werke, Geistliche und Laien zum wahren Glauben zu bekehren; in der königlichen Kapelle zu Windsor ward, den Gesetzen des Landes zuwider, die Messe gelesen, die Anmaßungen des römischen Klerus und die Intoleranz der anglicanischen Geistlichkeit gegen freidenkende Protestanten kannten weder Maß noch Ziel, kurz es war das wahre Gegenstück des heutigen Ritualismus. Die Geschichte wiederholt sich vielfach, denn gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen, und das sacerdotale und sacramentale Element im Anglicanismus ist heute dasselbe, wie zu den Zeiten Karls I. Von der Restauration bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die englische Kirche geistig wiederum ein lebloses Ding. Jacobitismus und Toryismus, das war ihr Leben. Die Secession der jacobitischen (Unterthanen-)Eidverweigerer (non jurors) war politisch, nicht kirchlich, und nur der Charakter Kens konnte sie, um vom kirchlichen Standpunkt aus zu sprechen, vor der Lächerlichkeit retten. Die Zänkereien der whigistischen Bischöfe mit ihren toryistischen Pfarrern, das Geräusch der vom Bischof Benjamin Hoadley über die Constitution der Kirche (1771) angefachten sogenannten Bangorian Controversy waren für die damaligen Staatsmänner verdrießlich genug, um sie, wie Hallam sagt, zu veranlassen, durch die Unterdrückung des Instituts der Convocation (d. h. Synode der anglicanischen Kirche) ein wenig Staub auf die wüthenden Insecten zu streuen. Doch was auch nur den geringsten Funken geistigen Lebens anbetrifft, so war die Kirche eines Sterne, Prettyman und Cornwallis ebenso traurig bestellt wie die eines Dubois und Talleyrand, obgleich sie weniger schamlos und, da ihr Klerus verheirathet, sittlich weniger verderbt war. Erst mit John Wesley begann wieder ein wenig geistiges Leben. Doch die von diesem Schwärmer wachgerufene Bewegung mußte wegen ihrer Starrheit, ihres Zelotismus, ihrer Intoleranz und der gänzlichen Formenlosigkeit und Askese der Methodisten dem Papismus in die Hände arbeiten, wie sehr sie auch demselben entgegengesetzt war. Aufklärung, geistiger Fortschritt, freie Forschung waren von einer solchen Secte nicht zu erwarten. Auch gerieth sie von dem Augenblicke an, da ihr Palmerston seine Gunst zuwendete und ihre Geistlichkeit mit Pfründen und Reichthümern überschüttete, in Abhängigkeit vom Staat, und mit dieser Abhängigkeit verlor sie ihre Würde und ihren wahren geistigen Charakter. Die Zeit und der Fortschritt des religiösen Gedankens nagen an ihr: ihr besonderer Enthusiasmus kühlt sich ab, ihre besonderen Vorschriften fangen an inhaltslos zu werden, ihre besondere Stellung als die „einzige religiöse Secte" innerhalb der englischen Kirche mit einer kartenspielenden und fuchsjagenden Geistlichkeit gehören der Vergangenheit an; ihre geistlichen Führer lassen sich durch das Anziehende des Sacerdotalismus ködern und neigen sich der ritualistischen Secte zu; einige der berühmtesten Namen in ihrer Geschichte, wie die von Wilberforce und Simeon, finden sich jetzt unter den Ritualisten oder in der katholischen Kirche. Und endlich hat sich der Wesleyianismus den Gnadenstoß durch seine wilde Feindseligkeit gegen Kritik und Wissenschaft gegeben. Als eine große antikatholische Partei in der englischen Kirche wird er gar bald zu den Todten gehören. Mittlerweile aber hat die „papistische Liturgie", dieses zweite und Hauptingredienz der englischen Kirche, ihre Früchte getragen. Die große liberale Bewegung in England von 1815—40 bedrohte nicht blos alte staatliche, sondern auch kirchliche Institutionen; und obgleich die Welle, so weit wie die Stiftungen der Kirche in Frage kamen, nach dem Hinwegspülen einiger irischer Bischofsstellen eingedämmt wurde, so beseitigte sie doch durch die Emancipation der Katholiken und die Aufhebung der Test- und Corporationsacte völlig das Princip, auf welchem die kirchliche Politik Englands gegründet war, und ließ die Kirche nicht blos in einer sehr precären, sondern auch, in den Augen der Hochkirchmänner, in einer unhaltbaren und erniedrigenden Lage. Zu gleicher Zeit aber drohte ein allgemeiner Fortschritt liberaler, ja selbst skeptischer Meinung, die eng mit der politischen Umwälzung zusammenhing, mit der Zerstörung der Achtung vor den letzten Ueberresten kirchlicher Autorität im Lande. Die natürliche Consequenz hiervon war eine Reaction unter der Geistlichkeit, parallel mit der politischen Reaction, welche 1841 die Conservativen wieder an's Ruder brachte und welche tiefe, wenn auch zuerst unbewußte, Sympathie hatte mit der zeitgenössischen kirchlichen und politischen Reaction auf dem Continent gegen die Tendenzen der französischen Revolution.

Um die starke Strömung des Liberalismus aufzuhalten und das alte Princip der Union zwischen Kirche und Staat zu behaupten, bestand das erste Unternehmen der englischen Bewegung, deren Führer in den späteren Stadien Vaticanisirende und zuletzt Vaticanisten wurden, darin, Sir Robert Peel seinen Sitz im Parlamente für Oxford zu entziehen, als

Digitized by Google

Strafe für die von ihm durchgesetzte Emancipation der Katholiken. Ein zweites Unternehmen, das sich sehr bald dominirend in den Vordergrund drängte, war die Wiedererweckung der kirchlichen Autorität als eine Basis, auf welche die Kirche sich stützen könne, wenn ihr der staatliche Schutz entzogen würde. Im innigen Zusammenhange mit diesem zweiten Unternehmen mußte die Bewegung, ehe sie noch weit vorgeschritten war, einen mittelalterlichen Charakter annehmen. Ihr natürlicher Mittelpunkt war das bigotte Oxford, das nicht blos eine klericale und durch kirchliche Studien absorbirte Universität ist, sondern auch eine halb klösterliche, da die Mitglieder (fellows) der Collegien gehalten waren und noch sind, im Cölibat zu leben, als eine Bedingung für die Erlangung und den Genuß der Fellowships. Zudem blieben, mangels einer legalen Gewalt zur Abänderung der Collegiatstatuten, die gesetzlichen vom Geist des Katholicismus durchwobenen Vorschriften mittelalterlicher Stifter ruhig in Kraft, und die Schönheit der mittelalterlichen Gebäude lenkte die Herzen der gar frommen und um ihr Seelenheil bekümmerten Insassen auf die religiöse Vergangenheit, auf die herrliche Zeit des Mittelalters, wo die Herrschaft der Pfaffen in rosiger Blüthe stand. Seit Aufhebung der Convocation zu Westminster hatte die Convocation der Universität Oxford in gewisser Hinsicht den Platz jener Versammlung als das Organ klericalen Gefühls ersetzt, und in derselben gab dann auch die Partei der anglicanischen, vaticanisirenden Finsterlinge das erste öffentliche Zeichen ihres Daseins, indem sie den von den Whigs zum Professor der Theologie ernannten Dr. Hampden vor ihr Ketzergericht lud, weil er gewagt hatte — wenn auch auf recht schüchterne Weise — im Geiste Hegels zu schreiben.

Nachdem nun diese, im Grunde rein hierarchische Bewegung einmal ihren Anfang genommen, eilte sie mit rapider Schnelligkeit ihrem vorgesteckten Ziele zu. Die leibliche Gegenwart Christi im Brot und Wein — die anglicanische Version der Transsubstantiation, mit welcher sie in allen ihren Consequenzen identisch ist — und Wiedergeburt durch die Taufe, als die Zwillingsunterpfänder sacerdotaler Gewalt, waren natürlich die ersten Doctrinen, welche man aufstellte und mit Heftigkeit verfocht. Das ganze Gefolge verwandter Doctrinen und Praktiken, wie das Supremat der kirchlichen Autorität über das Gewissen, die Nothwendigkeit priesterlicher Absolution, Rechtfertigung durch gute Werke, Buße, Asketismus, der Cölibat der Geistlichen, Kloster- und Mönchswesen, Heiligenanbetung, Mariencultus, Gebete für die Todten, Ritualismus, kam unmittelbar hinterher. Der Glaube an kirchliche Wunder ward wieder wachgerufen und ganze Bibliotheken von Biographien englischer Heiligen geschrieben, mit dem, man könnte sagen, offen eingestandenen Princip, daß es heilsam und verdienstlich sei, sich in einen Geisteszustand zu versetzen, in welchem man die religiösen Legenden annehmen kann, ohne sich im Geringsten um ihre Wahrheit zu kümmern. Patristische Literatur und das patristische System mystischer und symbolischer Bibelauslegung wurde gleichfalls wieder aus dem Grabe auferweckt, und Auszüge aus den Kirchenvätern, welche offen deren groteske Vernunftwidrigkeit darstellten, wurden zum Nutzen und Frommen der Gläubigen übersetzt. Eine ganz natürliche Consequenz hiervon war es, daß der papistische Helfershelfer Karls I., Laud, und der zum Katholicismus geneigte Jacobit und Widersacher Wilhelms I., Ken, von vornherein in den Himmel gehoben wurden. Nicht minder wurde bald darauf auch der von Heinrich VIII. unheilig gemachte Thomas à Becket, dem der neugebackene Herr Cardinal Manning vor kurzem eine Kirche geweiht hat, wieder als Heiliger erklärt, und eine Lebensbeschreibung von ihm, voll von frommen Lügen, veröffentlicht. Der Verfasser derselben, Hurrell Froude, ein Heißsporn der neuen Bewegung, stellte den halsstarrigen und anmaßenden Verfechter absoluter Priesterherrschaft dar als den vom Himmel inspirirten und gesegneten Streiter gegen den verfluchten Cäsarismus. Die Stifter der Reformation dagegen wurden Gegenstände der Schmähung und die Union mit den protestantischen Kirchen des Continents ward öffentlich, wie zu Zeiten Lauds, abgeschworen und der Name „Protestant" zuerst bei Seite gelegt und dann verflucht. Stufenweise und nach einer Periode simulirten Zögerns streckte die Partei ihre Fühlhörner mit unverkennbarer Sehnsucht Rom entgegen. Mit den mittelalterlichen Ansichten erwachte auch die Kunst des Mittelalters wieder: die Oxford Architectural Society war das Hauptorgan dieser Renaissance, und England sowohl wie der Continent ward mit neuen oder restaurirten Kirchen im gothischen Stil bedeckt. Das Bündniß mit dem politischen Conservativismus ward, als ein zu modernes und zu verbrauchtes Mittel, aufgehoben. Das Haupt der conservativen Partei, Sir Robert Peel, ein unbeugsamer Protestant, ein Mann, in welchem Pflichtgefühl ohne Enthusiasmus herrschte und der nichts gegen ein politisches Zusammenwirken mit Dissentern einzuwenden hatte, wurde der Gegenstand eines Hasses, den er theilweise erwiderte. Man schlug einen Ton erhabener Superiorität gegen alle politischen Alliancen an, und doch liebäugelte man auf der andern Seite wieder mit den Radicalen, den Unversöhnlichen und den Iren. Indessen gebar die Bewegung eine kleine, allein dastehende, politische Partei, welche, aus vornehmen jungen Leuten zusammengesetzt und Jung-England genannt, die Regeneration der Gesellschaft von ihren Orden, im Verein mit der restaurirten Kirche des Mittelalters, erwartete, weiße Westen trug, große Frühstückspartien gab, wo man über die Lage Alt-Englands schwatzte, sich in mittelalterlichen Raisonnements und Ausdrücken erging und das hochpoetische und erhabene Lied sang:

„Let wealth and commerce, laws and learning, die,
But spare, O spare our old nobility".

Im Parlament bildeten diese Jung-Engländer eine Sir Robert Peel alle Zeit feindliche Front, sie klagten ihn an, nicht mit ihrem mittelalterlichen Ideal übereinzustimmen, und in ihren geheimen und heimtückischen Angriffen zeigten sie, die doch zu Peels Unterstützung von ihren Wählern in's Parlament gesandt waren, wenig von der Natur eines Bayard. In dieser neuen Organisation schwang sich Disraeli sehr bald zum Führer und Hauptdrahtzieher auf und vermochte so das erste Capitel seiner „Kämpfe und Triumphe" zu schreiben. Jetzt sieht der heutige Premierminister, der im vergangenen Jahre als einen Wall gegen das Umsichgreifen des Ritualismus das bekannte Gesetz zur Regelung des öffentlichen Gottesdienstes wenn auch nicht gerade ein- so doch durchbrachte, höchst wahrscheinlich auf Jung-England mit denselben Gefühlen zurück, wie der berühmte Charlatan Barnum in Stunden stiller Einkehr auf die von ihm ausgestellte Amme Washingtons.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Kleine Gedichte.

Im tiefen Schacht
In Grubennacht
Schläft der Demant und weiß es nicht,
Wie schön er strahlt im Sonnenlicht.

In Deiner Brust
Dir unbewußt
Da schläft ein Herz und ahnt es nicht,
Was ihm der Liebe Glück verspricht.

* * *

Digitized by Google

Du bist der Traum, der immer schwindet,
Du bist der Wahn, der immer flieht,
Du bist die Blume auf der Welle,
Die mit der Welle weiterzieht.

Ein heller Sonnenblick von Liebe,
Den mir die Wolke wieder raubt,
Die Hoffnung bist Du, die nur trüget;
Ich bin das Herz, — das an Dich glaubt.

* * *

Trag Scheite zum Feuer, — es ist so der Brauch —,
Daß Kälte Dich nicht überrasche,
Und spiel mit der Flamme, doch nähre sie auch,
Sonst spielest Du bald mit der Asche.

E. v. Ostini.

„Allerhand Ungezogenheiten."

Zu den literarischen Erscheinungen, die den Kritiker einigermaßen in Verlegenheit bringen, gehören die Bücher, in denen wir vorzugsweise eine Menge aphoristisch gehaltener Bemerkungen finden. Ein derartiges Erzeugniß ist das kürzlich erschienene Buch „Allerhand Ungezogenheiten" von Oskar Blumenthal (Verlag von Günther in Leipzig), dem bekannten Herausgeber der „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik". Blumenthal zeigt sich hier als ein behender Gedankenspringer und man weiß nicht recht, wo und wie man ihn greifen soll. Er hält nirgends still; bald ist er hier, bald da, und eine ernstere Betrachtungsweise der Gegenstände entspricht im Allgemeinen gar nicht seiner Natur, für welche die feuilletonistische Form eines Quodlibets von witzig spielenden Bildern und Einfällen am meisten paßt. Manches spitzt sich dabei zu einer übertriebenen Epigrammatik hinauf, und ich erinnerte mich öfter lebhaft eines Ausspruchs von Jean Paul, darin er seine eigenen Sachen ein Epigrammenzeitpack nennt, das uns jede Minute zu einem neuen Anfang und Sprung treibe. Man braucht nur Blumenthals bunte Reflexionen über „Die Vorrechte der Kleinen" zu lesen, um diese Selbstcharakterisirung Jean Pauls auch für ihn zutreffend zu finden. So wenig Blumenthal sonst mit dem genannten Poeten gemein hat, dessen Natur für die eigentliche Satire viel zu naiv und gemüthsinnig war, so machen doch seine humoristisch gefärbten Bemerkungen zu oft den Eindruck, als hätte der Verfasser dieselben nach der bekannten Manier von Jean Paul aus einem seiner Zettelkästen hervorgezogen. Wo die verschiedenen Pointenblüthen allzu dicht beisammen stehen, da können sie nicht mehr den Schein des Unmittelbaren, sondern nur den der künstlichen Aufstellung haben. Zu viel Wirkung hervorbringen zu wollen, ist um so mißlicher, als dabei die Absicht auf der Stelle zu Tage tritt. Vor diesem Sichtbarwerden der Absicht hat sich Blumenthal namentlich zu hüten. Sein Bestreben, auf Alles den glitzernden Schein des Besondern zu werfen, verrathen noch an sich selbst so manche Witze, indem sie deutlich das Zeichen der Gesuchtheit tragen. So heißt es gleich zu Anfang des Buches: „Der Mensch kann im Allgemeinen keine größere Dummheit machen, als — ein Genie zu sein". Mit demselben Recht könnte man sagen: Man kann kein schlechteres Geschäft machen, als im Besitz des großen Looses zu sein. Etwas thun zu können, was schon vor dem Thun eine vollendete Thatsache war, ist entschieden neu und widerlegt den Blumenthal'schen Ausspruch (Seite 128): „Es gibt nichts Neues mehr, und eben dadurch, daß ich dies ausspreche, beweise ich es schon". Ich dächte, dieser Beweis wäre auch nur nach einer Seite hin richtig, denn der Verfasser konnte es ja höchstens seinestheils beweisen.

In dem Feuilletonartikel „Die Vorleser-Epidemie" zieht der Autor gegen die „wissenschaftlichen" Wanderprediger, sowie gegen die dramatischen Vorleser zu Felde; die ersteren zu bekämpfen, war wohl nicht nothwendig, da sie, wie Blumenthal selber sagt, ihr Wesen am längsten getrieben haben. Die Ueberflüssigkeit der dramatischen Vorleser glaubt Blumenthal durch die Erinnerung an die Thatsache einleuchtend zu machen, daß wir erstens Bücher besitzen, worin wir die Werke mit eigenen Augen zu lesen im Stande sind, und daß zweitens Gottlob noch Theater in Deutschland existiren, auf welchen wir die Dramen in mehr oder minder gelungener scenarischer Veranschaulichung genießen können. Es sei mir erlaubt, dem Verfasser auch eine Thatsache in's Gedächtniß zu rufen, die er in seinem Eifer übersehen hat. Die Poesie ist ganz wie die Sprache, deren sie sich als Ausdrucksmittel bedient, ursprünglich für das Ohr und nicht für das Auge geschaffen; eben deswegen meinte der doch wohl competente Goethe (in Wahrheit und Dichtung), das stille Lesen poetischer Schöpfungen sei ein trauriges Surrogat der lebendigen Rede, durch welche jene Schöpfungen erst zu ihrer eigentlichen Wirkung gelangten. Die von Blumenthal angeführte Thatsache, daß wir ja Bücher besäßen, worin wir Alles — natürlich mit sinnendem Geist und feinspüriger Erlauschung der dichterischen Geheimnisse — selber lesen könnten, dürfte also doch wohl nicht geeignet sein, die ganze Ueberflüssigkeit der dramatischen Recitatoren zu beweisen. Blumenthals Berufung auf die Theater in Deutschland will mir auch nicht glücklich erscheinen. Nur diejenigen Recitatoren, die sich in einer declamatorischen Kunststückmacherei gefallen, suchen dem Theater eine gewisse Concurrenz zu bereiten, nicht aber die guten Vorleser, welche, von höheren Gesichtspunkten ausgehend, den Hörer lebendig in den Geist einer dramatischen Dichtung einführen und hinsichtlich des Vortrages selbst bestimmte Grenzen beobachten. Diese Vorleser, die zugleich auf das tiefere Erfassen großer Schöpfungen hinwirken, dienen insofern dem Theater, als ihre Vorträge gewissermaßen Vorschulen zu den Bühnenaufführungen jener Werke sind. Es ist übrigens bekannt, daß die namhaftesten Zeitgenossen von Tieck diesen Romantiker für einen vorzüglichen Vorleser gehalten haben, und wenn daher Blumenthal die dramatischen Recitatoren in Bausch und Bogen verurtheilt, so war er eben auch zu schnell fertig mit dem Wort. Er bemerkt am Ende: „Mögen bald keine dramatischen Vorleser mehr kommen, welche uns die Zeit vertreiben, — möge bald eine Zeit kommen, welche uns die dramatischen Vorleser vertreibt". Witze dieser Art kosten nichts. In einem ähnlichen Witzstil heißt es an einem andern Orte: „Nur weil es den Dramatikern so lange an den Autorenrechten gefehlt hat, fehlt es der Bühne noch heute an den rechten Autoren". Bei derlei öfter vorkommenden Spaßworten, bei denen der ganze Witz in der Umkehrung der Worte beruht, merkt man augenblicklich die Manier und das ist bei Witzen das Schlimmste. Dem wahren Witz liegt nichts ferner als die Schablone, er durchschneidet sozusagen die Atmosphäre wie der Blitz im Zickzack und darum kann er am wenigsten eine bestimmte Richtung verfolgen. Bei jenen Spaßworten ist hingegen der Plan gleich zu erkennen, nach dem sie ihren Weg einschlagen, und bei diesem Erkennen von unserer Seite können sie nicht mehr unerwartet treffen.

Die Geschichte „Das Turnier der Dummen" nimmt einen kecken lustigen Anlauf, endet aber mit einem frivolen Scherz, dem überdies die Spitze fehlt. Der Feldmesser Hans Sorgenfroh (der nebenbei die Sprache eines studirten Kanzelredners führt) empfängt schließlich den Preis der Dummheit und weswegen? Weil er im Jahrhundert des Gründerthums, des Börsenfiebers, der Offenbachiaden, der wandernden Virtuosen, der Effectkomödie, der anhaltischen Eisenbahn, der Hoff'schen Malzextracte, der Werner Grosse'schen Verlagsartikel — kurz, weil er im neunzehnten Jahrhundert „Vernunft" und „Mannesehre" höher schätzt als den Besitz des plumpen Geldes; so möge er vielleicht außerordentlich weise sein, aber an Dummheit sei er unübertrefflich. Alle Wetter! wird vielleicht der Verfasser ausrufen: Will mich etwa Buchholz, der à la Nathan ein weiser und gerechter

Digitized by Google

Richter sein möchte, auf eine und dieselbe Stufe mit jenem Dummheitspreisrichter stellen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt, daß dieser ein dunkler Ehrenmann ist, ein grundsätzlicher Epikureer, dessen Name in Verbindung mit mehreren höchst zweifelhaften Gründungen genannt wird? Allerdings. Nur ist dabei Eins zu bedauern. Der dunkle Ehrenmann, der von der Stadt B. zum Preisrichter bestellt ist, setzt den wirklichen Ehrenmann Hans Sorgenfroh wegen seiner für Dummheit gehaltenen Ehrenhaftigkeit zum Universalerben von Schalkhausens Hinterlassenschaft ein, ohne den lauten Unwillen des Gekrönten noch den eines Andern zu erregen. Hans Sorgenfroh besteigt die Rednerbühne nicht, der Erzähler selber hüllt sich ebenfalls in den hier so zweideutig erscheinenden Mantel des Schweigens, und nur ein plötzlich auftretender Freund des Erzählers, ein angeblicher Optimist, läßt sich zu folgendem, den Schluß der Geschichte bildenden Ausruf hinreißen: „So findet in der Welt der Edelmuth doch immer seine verdiente Anerkennung". Wohl zu merken: seine verdiente Anerkennung! Heißt das nicht die Heiligsprechung der Frivolität durch den Obertribunalsrath bestätigen? Ich sollte meinen. Wegen seiner Ehrlichkeit von einem höchst zweifelhaften Subject für dumm erklärt zu werden, ist gewiß keine Schande; wenn aber ein Dritter, der sich dem Ehrlichen gleich stellen will, diese Dummheitserklärung für eine verdiente Anerkennung ausgibt, so stößt er damit wider Willen in das Horn jenes verdächtigen Menschen. Oder thut er das nicht? Soll die „verdiente Anerkennung" gar ironisch verstanden werden? Dann wäre die Ironie ebenso verkehrt, wie die verkehrte Welt, die hier gegeißelt werden mußte. Und endlich: Wo bleibt die angestrebte Pointe? Was soll eine Preisvertheilung, bei welcher der Gekrönte den Preis mit Verachtung von der Hand weisen muß? Uebrigens erfahre ich, daß mehr als zwanzig Zeitungen die Geschichte nachgedruckt haben; vielleicht waren dieselben im frischen und muntern Auslegen so harmlos, dem Ganzen einen ernsten, sittlichen Gedanken — unterzulegen.

In dem Artikel über die „Irrgärten der Lyrik" zischen sozusagen aus allen Ecken und Enden literarische Feuerfräsche hervor, darunter sich wieder auch solche befinden, die infolge der oben erwähnten Wortumkehrung nicht recht zünden wollen. Der Autor beschäftigt sich hier zunächst mit den dunklen Vätern jener todtgebornen Musenkinder, die man ihm vor Jahr und Tag als dem „Generalbeichtvater des wimmernden Deutschland", d. h. als dem früheren Herausgeber der „Deutschen Dichterhalle" zugesendet hatte, damit er sie öffentlich ausstellen möge, was natürlich unterblieb. Während der Verfasser es einerseits verwerflich und grausam findet, gewissen Dichtern durch eine die Neugierde erregende Kritik den so mühselig erworbenen Lesermangel zu beeinträchtigen (ich dächte, die schlechten Poeten kämen ohne Mühe zu ihrem Lesermangel!), scheint ihm andererseits eine allgemeine Betrachtung dilettantischer Dichtungsraserei nützlich und heilversprechend zu sein. Das Letztere leugne ich geradezu; fiebernde Dilettanten sind am wenigsten durch allgemeine Betrachtungen zu curiren, man muß sie eben im Stillen austoben lassen. Und wenn das völlig Nichtige und Schlechte von uns nicht einmal verlangen darf, daß wir uns mit seiner Vernichtung incommodiren, so dürften wohl sicherlich die Fabrikanten einer Literatur, die wegen totaler Lebensunfähigkeit nie in's Dasein tritt, erst recht keine Erwähnung verdienen. Es macht daher den Eindruck, als ob Blumenthal über die „Verführungskünste" dieser für die Welt nicht vorhandenen Verslieferanten nur deshalb gesprochen habe, um die witzigen Gedankenschnitzel, die er just in der Tasche trug, an den Mann bringen zu können. Was er im Allgemeinen über die Fest- und Prologdichter sagt, ist nicht nur auf diese, sondern auf alle mißlungenen Lyriker überhaupt anzuwenden. Auch scheint es mir gleichgültig zu sein, ob ein schlechter Dichter seine Talentlosigkeit in nüchternen oder schwülstigen, in didaktischen oder reflectirenden Producten an den Tag legt, und in welcher Weise allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen Erscheinungsformen der Wasserpoeten heilversprechend wirken können, ist mir, wie gesagt, nicht erfindbar. Und warum macht der Verfasser bei den naturbeschreibenden Afterpoeten eine Ausnahme, indem er hier plötzlich einen alten Versknaben herausgreift, um an ihm die Folgen einer unglaublichen Traumsucht zu zeigen? Wenn aber Blumenthal unter Anderem auch den Dichtern dieser Art vorwirft, das Meer nicht brausen, sondern Wellenlieder singen, und den Wald nicht rauschen, sondern jubeln oder klagen zu lassen, und dann hinzufügt, wie dieselben hierdurch auf's glänzendste das Unvermögen bewiesen, die Erscheinungen der Natur in ihrer keuschen einfachen Wesenheit dichterisch aufzufassen, so ist darauf zu erwidern, daß auch die hervorragendsten Lyriker es nicht für unpoetisch gehalten haben, das Meer stellenweise Wellenlieder singen und den Wald jubeln oder klagen zu lassen. Dem schlechten Maler helfen allerdings die besten Farben nichts, aber es ist immer thöricht, außer dem Maler die Farbe selbst zu schelten, wo nur ihr verfehlter Gebrauch zu tadeln wäre.

Daß Blumenthal der Kritik empfiehlt, die Beschäftigung mit Gedichten zu unterlassen, die nie lebendig waren, ist jedenfalls nur zu billigen. Gleichwohl hat er es aber selbst für nöthig gehalten, eine kritische Leichenschau hinsichtlich der zahlreichen Musenkinder anzustellen, welche der Welt von Ernst Scherenberg auf einem literarischen Armensünderkarren mit dem Aushängeschild: „Gegen Rom" vorgeführt worden sind. Man soll jedoch nach Blumenthal Unrecht thun, „den beitragenden Dichtern oder etwa der zu geringen kritischen Gewähltheit des Herausgebers die Schuld an der gedanklichen Dürftigkeit seiner Blumenlese beizumessen". Aber wem in aller Welt ist diese Schuld dann beizumessen? Auch bemerkt ja Blumenthal später, wie durch die Vielheit der von Scherenberg aufgenommenen Gedichte der Eindruck des Dürftigen noch verschärft und verdeutlicht werde, also muß doch offenbar die zu geringe kritische Gewähltheit des Herausgebers den dürftigen Inhalt wesentlich verschulden. Die Dichter selbst möchte Blumenthal von der Gedankendürftigkeit ihrer Erzeugnisse insofern freisprechen, als nicht jeder geschichtliche Vorgang, der im Augenblick das Herz der Nation in seinen Tiefen bewege, deswegen auch dem Poeten die Möglichkeit zur Hervorbringung dichterischer Gestalten verschaffe. Grundfalsch. Schon ein geringer geschichtlicher Vorgang kann dem Poeten die Möglichkeit dazu geben, und nach dem treffenden Ausspruch von Schopenhauer ist eine Kunstschöpfung um so größer, je weniger sie ihre Größe dem Stoffe zu danken hat. Es kann aber vornehmlich in der Poesie nichts Verkehrteres geben, als durch den Stoff wirken zu wollen; hier kann die Wirkung nur von der Behandlung, also von der Form ausgehen, und darum sagte auch Goethe, Anfang und Ende der Dichtkunst sei nur in der rechten Eigenthümlichkeit der Ausdrucksweise zu suchen.

Es findet sich in Blumenthals „Ungezogenheiten" noch eine weitere Reihe witziger Feuilletonartikel, von deren Besprechung ich füglich absehen muß. Die Liebhaber starker Gewürze werden wohl ihr Vergnügen daran haben. Mir selbst gefielen sehr „Die Kuhmägde in der Literatur" (wo ich nur den Anfang fortgewünscht hätte) und am besten „Die Aehnlichkeitsjäger"; vielleicht darum, weil beide Skizzen zugleich einen mehr positiven Inhalt bieten.

Zwischen den verschiedenen Artikeln sind noch eine Menge Aphorismen eingestreut, die meistens einen zugespitzten Gedanken enthalten, deren Spitze aber auch bisweilen leicht abzubrechen ist. Wenn es da z. B. heißt: „Es ist klug, seine Fehler zu verbessern; es ist thöricht, sie einzugestehen", so fällt die Pointe mit der Gegenbemerkung fort, daß in dem Verbessern der Fehler ja schon das deutlichste Eingeständniß derselben liegt. Ich gehöre überhaupt nicht zu den Freunden allgemeiner Sentenzen und Randglossen, die in einer losen Prosaform auftreten; fliegen sie aber gar wie ein bunter Maikäferschwarm auf uns zu, so summt es uns schließlich in den Ohren und wir schütteln die kleinen Dinger wieder von uns ab, indem wir nichts Rechtes damit anzufangen wissen.

Bei Blumenthals ausgesprochener Hinneigung zu pointirten Witzen und Wortspielen ist es wohl natürlich, wenn er sich auf dem Gebiet des Epigramms als dem besten Spielplatz seines Talentes am glücklichsten zu bewegen weiß. Hier kann jeder

Digitized by Google

einzelne Gedanke in der bestimmt umschriebenen Versform zu seiner Geltung gelangen*). Nur ein paar Proben aus dem Abschnitt „Bunte Denkzettel“:

Piger.

Nie gab es einen größern Helden
Im Faulsein und im Schlendrian.
Ist Böses auch von ihm zu melden —
Er hat es nicht mit Fleiß gethan.

Einem Vielschreiber.

Daß Du nur schreibst, um Geld zurückzulegen,
Ist noch das Einz'ge, was ich achten kann;
Denn schriebst Du, was Du schreibst, der Sache wegen —
Auf welcher Stufe stünd'st Du dann!

Hans Makart.

Ich bitt' Dich, Deine Bilder zu verändern —
Das Nackte weckt den sittlichen Degout!
„So male doch die Schönheit in Gewändern!“
Ach, Freund, ich habe nicht das Zeug dazu.

Moderne Anthologien.

Spreu unter dem Weizen zu finden — es sei!
Hier aber ist Weizen kaum unter der Spreu.

Weniger witzig sind die „Inschriften für künftige Gräber“, die fast immer auf ein bloßes Wortspiel hinauslaufen. Sehr schwach ist die künftige Grabschrift für Bebel:

Der Mann, der hier begraben ist,
War Drechslermeister und Socialist.
Als Redner hat er Beides oft verwechselt
Und stets nur hölzerne Phrasen gedrechselt.

Von gleichem Werthe erscheint mir die nach der Blumenthal'schen Umkehrungstheorie verfaßte Inschrift auf Herrn J. B. von Schweitzer:

Als Volksmann, als Poet hat er versucht
Des Ruhmes Lorbeerkränze aufzulesen.
Hier sind „Drei Staatsverbrecher“ seine Frucht —
Dort wär' es ein Verbrecherstaat gewesen.

Auf Blumenthals Selbstvertheidigung, die Scherze wohlfeiler Art eben wegen ihrer Wohlfeilheit auch nicht gespart zu haben, möchte ich einfach entgegnen, daß es auch in Bezug auf das geistige Besitzthum nur die Armen sind, denen sich ohne Scheu täglich ein neues Almosengeschenk anbieten läßt.

Ehe ich die Feder aus der Hand lege, habe ich noch der Widmung des Buches zu gedenken. Sie lautet merkwürdig genug: „Meinen lieben Gegnern feindschaftlichst zugeeignet“. Da dürfte sich wohl die Frage aufdrängen: Wen zählt Blumenthal zu seinen Gegnern? Sind es die von ihm Getadelten? Oder die Lober der von ihm Getadelten? Oder die Tadler der von ihm Gelobten? Man weiß es nicht. Aber nach dem alten Spruch: „Der Sache Feind, der Person Freund“ kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Verfasser gegenüber seinen literarischen Meinungs- und Ansichtsgegnern kein Recht hatte, diesen sein Buch feindschaftlichst zu widmen. Es bleiben also nur Blumenthals Gesinnungs- und Grundsatzgegner übrig, welche freilich die feindschaftliche Zuneigung bereitwilligst annehmen werden; diese können sogar eine Auszeichnung darin finden und zwar insofern, als sie sich durch jene Widmung mit einem großen Todten, nämlich mit dem von Blumenthal geschmähten Schopenhauer, auf eine Stufe gestellt sehen. Ich glaube indeß, daß die ganze Zueignung ihren Ursprung lediglich wieder der Wortumkehrungstheorie von Blumenthal zu danken hat, die — nach einem seiner beinknickendsten Wortwitze — „dem Unverständigen Ehrfurcht, dem Verständigen aber eh'r Furcht einflößen wird“.

Wilhelm Buchholtz.

*) Gleich nach dem Erscheinen der „Ungezogenheiten“, wo ich beim Durchblättern zunächst die „Bunten Denkzettel“ und einige Aphorismen las, wurde ich durch eine Bemerkung von Blumenthal veranlaßt, das Buch in einer Theaterkritik beiläufig zu erwähnen. Unter dem Eindruck jener Denkzettel, die mir ein heitres Buch in Aussicht stellten, gab ich dem Blumenthal'schen Opus das Beiwort „frohlaunig“, dessen Anwendung ich allerdings nach der vollständigen Durchlesung im Allgemeinen gar nicht mehr passend finden konnte. Um so mehr hielt ich es für meine Pflicht, eine ausführliche Recension über das Buch zu schreiben. Der Verf.

Zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters.

In dem jüngst erschienenen 5. Bande der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ von Eduard Devrient gelangt der Verfasser bis zu dem Zeitpunkt, wo er die Leitung des Hoftheaters in Karlsruhe übernahm, dort aber hat er bei seiner eigenen Thätigkeit einen Halt gemacht, was der Leser umsomehr bedauern muß, da dieser Abschnitt die Uebertragung seiner Grundsätze in die Wirklichkeit enthalten würde. Er sagt uns, daß im Jahre 1852 der Regent Prinz Friedrich, der seitherige Großherzog, es gewesen, dessen gerades und sicheres Urtheil entschied, daß dem Theater überhaupt eine sachverständige Leitung noththue, der mit der Hoftradition gebrochen, den bürgerlichen Schauspieler Eduard Devrient zur Leitung seines Hoftheaters berief und ihn mit ausgedehnter Vollmacht zu einer Reorganisation nach seinen schriftlich vertretenen Grundsätzen ausstattete. Das Außerordentliche dieser kunstgeschichtlichen Erscheinung mußte, sagt er, dem neuen Director eine weit über seine nächste Amtsverpflichtung hinausreichende Verantwortung auferlegen, umsomehr als mit dieser hochherzig fürstlichen Berufung das Ziel seines Strebens erreicht war, wofür er in Schrift und Wort sein Leben lang gewirkt, die Aufrichtung eines nach künstlerischen Grundsätzen technisch geleiteten Theaters. Er konnte nun bewähren, was er gewollt. Er ging mit froher Hoffnung an sein neues Werk, und ein frischer Hauch des Muthes und der Thatenfreudigkeit der Genossenschaft gab eine Bürgschaft des Gelingens.

Devrient hat ein neues Werk geschaffen, und es 17 Jahre lang geleitet. Die Grundsätze, nach denen dies geschehen, liegen offen zu Tage in seinen Schriften. Devrient ist vom Schauplatze abgetreten; seine Thätigkeit gehört der Geschichte an. Es ist zweifelhaft, ob wir, die Zeitgenossen, sie noch von ihm selbst erfahren; so will ich als unbefangener Beobachter sie zu schildern versuchen.

Da das neue Haus an Stelle des abgebrannten noch erst im Bau begriffen war, so war während der Dauer des Interims- oder Noththeaters im Orangeriegebäude Devrient Zeit und Gelegenheit gegeben, seine Pläne vorzubereiten, selbst auf die Einrichtungen des neuen Theaters zu wirken und das Personal in seinem Sinne zu erneuern. So eröffnete er denn den neuen Kunsttempel nach einem von ihm gedichteten Festspiele, mit drei Meisterwerken als Repräsentanten der verschiedenen Kunstformen: am 17. Mai 1853 mit der „Jungfrau von Orleans“, am 20. mit „Armida“ und am 22. mit „Stille Wasser sind tief“. Und nun ging es an ein emsiges Schaffen und eifriges Arbeiten zur Herstellung des Repertoires, zur Anordnung der Scenerie, zur Leitung des Spiels.

Während auf der Bühne fleißig gearbeitet wurde, wußte er durch geschicktes persönliches Beeinflussen der Gesellschaft ein neues Interesse für das Theater zu wecken. Er benutzte seine große Gewandtheit im Vorlesen von Dramen, um die gebildeten Kreise der Stadt um sich zu versammeln und zu gewinnen, und, getreu seinem Worte, als alter Komödienmeister wirken zu wollen, zog er die Schauspieler in sein Haus, ohne sie mit seiner unnahbaren Freundlichkeit einen Augenblick vergessen zu lassen, daß er der Erste unter den Gleichen sei. Auch der Presse wurde die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, und allmählich erfuhr es die gebildete Welt, daß in Karlsruhe ein neuer Morgen für das Theater aufgehe.

Digitized by Google

Seine Bestrebungen zur Reform des deutschen Schauspiels galten dem Inhalte sowohl als der Form desselben.

Es gereichte seinem Unternehmen zum Vortheil, daß das Theater nach dem Brande eigentlich in seinem ganzen Bestande aufgelöst gewesen, daß es inzwischen nur eine Nothexistenz führte, daß er somit bestehende Verhältnisse nicht umzuwerfen hatte, sondern daß er Alles wie aus dem Rohen neu schaffen durfte. Er faßte auch factisch seine Aufgabe in dieser Weise auf, als ob das Karlsruher Hoftheater jetzt erst beginne.

Das Repertoire wurde ganz neu geschaffen. Es muß dies so verstanden werden, daß sämmtliche obwohl auch hier schon bekannte Stücke erst dann dem Repertoire angehörten, wenn sie technisch durch Devrient einstudirt waren. Da dies mit eingehender Pünktlichkeit geschah und viele Zeit erforderte, so schritt das Repertoire allerdings langsam voran. Der Schwerpunkt desselben lag im classischen Drama; er brachte es dahin, allmählich den ganzen Schatz der classischen Poesie vorzuführen und festzuhalten. Mit großer Vorliebe wurde Shakespeare behandelt, und Devrient darf sich rühmen, daß er zwanzig seiner Dramen auf die Bühne brachte. War das grundsätzliche Repertoire, wie es gerne genannt wurde, hergestellt, so erging er sich auf dem Felde der Poesie zu weiterer Ausbeute, und wie er es mit Diek in Berlin erlebt, gefiel er sich in dramatischen Gestaltungen, welche literarhistorisches Interesse haben konnten. Da das Theater aber allerdings nicht der Platz zu culturgeschichtlichen Studien ist, so war der Erfolg nicht des Opfers der Mühe werth. So gab er Tiecks „Blaubart", Lessings „Schatz", Holbergs „Don Ranudo" nicht, sondern dessen „geschwätzigen Barbier", den „Mann, der keine Zeit hat", Calderons verletzenden „Richter von Zalamea" und dergleichen. Er führte die Wallenstein-Trilogie ein, gestaltete Immermanns „Andreas Hofer", Kleists „Hermannsschlacht", Sophokles' „Antigone" mit Mendelssohns Musik. Er suchte eine ernste poetische Geschmacksrichtung im Publicum zu bilden und zu fesseln, er gab Cyklen auf einander folgender Dramen, welche durch einen bestimmten Gedankengang zusammengestellt waren, zuerst Shakespeares geschichtliche Dramen, seither auch von andern Bühnen nachgeahmt, sodann sämmtliche Dramen von Lessing, Goethe und Schiller, ferner eine Auswahl von Dramen, welche aus der Literargeschichte bestimmte Richtungen der Dichtkunst vertraten. Zu bedauern war bei diesem Unternehmen, daß es nicht wagte, bis auf den Anfang des deutschen Dramas, auf Lessings „Miß Sarah Sampson" zurückzugehen, und daß es die Schicksalstragödien „Schuld" und „Ahnfrau", sowie den Epigonen Schillers, Kerner, ignorirte.

In der Oper huldigte Devrient der gleichen classischen Richtung. Er schreibt sich das Verdienst zu, Gluck von Karlsruhe aus wieder auf die Bühnen gebracht zu haben: fünf seiner Opern waren auf dem Repertoire. Er führte die Recitative in die Mozart'schen Opern ein, gab „Figaros Hochzeit" einen neuen Text, was freilich für „Don Juan" noch nothwendiger gewesen wäre. Auch hier griff er gern auf alte Opern zurück, so nicht nur auf Grétrys „Richard Löwenherz", sondern auch und zwar mit Glück auf seinen „Blaubart", auf Méhul, sogar auf Dittersdorfs „Doctor und Apotheker". Experimente, aus Liebhaberei entsprungen, blieben auch hier nicht aus, nicht allein das Liederspiel eines Dilettantentheaters, Mendelssohns „Heimkehr", sondern auch die dramatische Aufführung der „ersten Walpurgisnacht" von Goethe, mit der Mendelssohn'schen Composition, eine costümirte Cantate ohne dramatisches Element. Von den Neuern fand Richard Wagner sehr erwünschte Aufnahme und mit Vorliebe die deutsche Oper und die allerorts heimischen Heldenopern. Die italienische Oper, als Geschmacksverirrung betrachtet, wurde nur in wenigen Repräsentanten zugelassen. Die Oper selbst aber nicht das Uebergewicht über das Schauspiel gewinnen zu lassen, mußte sein Bestreben sein, da er überzeugt war, welche nachtheilige Einwirkung auf die Entwicklung des Schauspiels auf ihre Rechnung kam.

Zur Auswahl neuer Stücke setzte er ein Lesecomité in Thätigkeit, sich selbst natürlich die letzte Entscheidung vorbehaltend. So liebte er es auch, unbekannten Dichtern, die seine Vermittlung suchten, als Mäcen mit seiner Autorität und geschickten Gestaltung die oft so schwer zu erreichende Bahn zu eröffnen, bald mit, bald ohne Glück (Eckards „Sokrates", Werders „Columbus", Alb. Lindner, Hersch, Nissel, Mecklenburg u. a.). Damit waren die Arbeiten, welche der Markt lieferte, natürlich nicht ausgeschlossen, und was die Runde auf allen Bühnen machte, fand auch hier Eingang. Doch bot das Theater jedenfalls einen vollständigeren Einblick in die Poesie vergangener Zeiten als in die poetische Bewegung der Gegenwart. Ein Theater zwar, welches als einziges der Stadt in drei bis vier Abenden wöchentlich alle Spielgattungen zu vertreten hat, ist naturgemäß auf weise Selbstbeschränkung und das Publicum auf Genügsamkeit angewiesen. Das neue französische Sittendrama, welches durch treffliche Mache und feinen Dialog unnennbare Vorzüge, zumal für die Schauspieler selbst hat, fand bei seinem bedenklichen Inhalte kaum einige und nicht die geschicktesten Vertreter. Der kleinste Spielraum war der heiteren Seite der Kunst zugemessen, der Posse, dem heiteren Singspiel, der Operette: es schien der Sinn für die lustige zwecklos spielende Laune, für Humor und Komik zu fehlen. Die ältere Wiener Posse war zwar noch annehmbar, der neueren ging freilich selbst die ächte Komik ab. Offenbach und die ganze Richtung, selbst Souppé blieb grundsätzlich ausgeschlossen, auch die Berliner Posse bis zu einem gewissen Zeitpunkte. Dieser Inhalt, der, wir erkennen es gerne an, ein für eine Kunstanstalt würdiger war, mußte, und das ist eine weitere Seite der Bestrebung, in einer würdigen, in der künstlerisch richtigen Form erscheinen. Es ist bekannt, daß Devrient den ganzen Nachdruck der Schauspielkunst auf die Gesammtgestaltung legt: diese künstlerisch zu bilden, ist seine Aufgabe, ist sein Werk. Er ist dabei der alte Komödiantenmeister, ist Regisseur und Costümeur. Als geschickter Regisseur versteht er die künstlerisch wirksame Scenirung und Gruppirung, er belebt das scenische Bild durch wohlthuende Unterbrechung der Ebene, durch Aufbau von Treppen und Vorsprüngen, durch Aufsteigen der Spielenden aus der Tiefe, so daß die Scene als ein Höhepunkt erscheint; er versteht die Volksmengen zu beleben, er lehrt den Chor mitzuspielen, und nicht im Halbkreis die Hauptspieler anzugaffen oder anzuschreien, so in Coriolan, Julius Cäsar, Fabier, Maccabäer. Das Bestreben, eine perspectivische Täuschung zu erzielen durch Verwendung von Kindern in den entferntesten Coulissen, beruht auf falscher optischer Berechnung und macht statt einen richtigen nur einen komischen Eindruck. Er führte, vielleicht mit Unrecht den Zwischenvorhang ein, um das Publicum nicht das Werden, sondern nur das Fertige sehen zu lassen. Für das Costüm steht ihm die geschichtliche Richtigkeit obenan, für die Farbe fehlt das malerische Auge, und wie die strenge Durchführung eines Grundsatzes ihn seine Erfolge erzielen läßt, so beachtete er nicht genug, daß die Grenzen der historischen Richtigkeit die der Schönheit sind. Die Uebertragung von Schillers „Räubern" aus dem Mittelalter in die Tracht ihrer Zeit ist ihm als ein Verdienst anzurechnen. Die directoriale Anordnung beschränkte sich aber nicht nur auf das Zusammenspiel, auf das sogenannte Ensemble, sondern sie beschäftigte sich auch angelegentlich mit dem Spiele des Einzelnen, der Gesammtauffassung der Rolle wie der Art ihrer Aeußerungen. Es ist nicht zu leugnen, daß eine derartige Erziehung von kundiger Seite dort, wo es solcher noch bedarf, für viele Theater eine große Wohlthat wäre, daß eine solche Ueberarbeitung der Leistung, ihre Verbindung zu einem gemeinsamen Ziele sehr geeignet ist, dem Ganzen einen einheitlichen Guß zu geben, hier durch Beschränkungen, dort durch Hervorheben eine gewisse Harmonie zu gewinnen und das Stück nach einer durchgehenden Idee einheitlich zu gestalten, statt daß Jeder nach eigenen Eingebungen willkürlich schaltet. Hierin liegt der Schwerpunkt und Inbegriff von Devrients Verwaltung — die Nothwendigkeit eines Schauspielers als Vorstand, das Ausschließen der selbstständigen Virtuosen, der Gäste, die Unterordnung aller Kräfte unter den Director, — damit ist er es, der das Kunstwerk schafft, ihm fällt die Aufgabe zu, es mit seinem Material zu formen, ihm gebührt die Ehre, der Ruhm, er ist der Künstler. Unbestritten gelang es ihm dadurch, eine gewisse

Digitized by Google

wohlthuende Einheit herzustellen und Erfolge zu erzielen. Dies hatte freilich auch schon seine unmittelbaren technischen Nachtheile, indem der Einfluß der Schule, das Bestreben eines scharfen Markirens eine zu gleichmäßige und dadurch eintönige Sprechweise hervorbrachte, — der mittelbaren größern Nachtheile nicht zu gedenken.

Er wurde in seinem Unternehmen von einem schätzenswerthen Personale unterstützt; er hatte tüchtige Kräfte (Hock, Lange, Mayerhofer, Morgenweg, Schneider, die Schönfeld, die Sänger Hauser, Oberhoffer) übernommen und zog weitere herbei (Denk, Rudolf, zwei Wilke, Haase, Thöne, die Scherzer (Frau Lange), in der Oper Grimminger, Schnorr, Brandes, Brulliot, die Garrigues, Horitz, Hauser, die der späteren Zeit nicht zu erwähnen. Trotz seiner Neigung zu Theaterschulen hat er selbst keine Schüler erzogen. Es war ein schönes, einheitliches, künstlerisches Wirken. Die nachtheiligen Folgen des Systems konnten aber nicht ausbleiben.

Der selbstständige Künstler, der subjectiv arbeitende Schauspieler läßt sich nicht gern als Werkzeug gebrauchen; gerade unter den tüchtigeren mußte eine Unbehaglichkeit, eine Verstimmung eintreten, welche ihre Folgsamkeit beeinträchtigte, dadurch aber auch ihre Stellung unleidlich machte und gefährdete. Es ist bekannt, daß die Bevorzugten der Kunst nicht auch die des Directors waren. Damit änderte die Truppe allmählich ihren Charakter nnd eine gefügige Mittelmäßigkeit trat in die Lücken ein. Die Darstellungen wurden dadurch immer gleichmäßiger, aber nicht durch Hebung nach oben, sondern durch Abrundung nach unten. Bei Devrients bekanntem Haß gegen das Virtuosenthum wußte er „die Selbstständigkeit des Theaters durch Entbehren der Kunstmatadore glücklich zu bewahren", und mußte nicht nur „die Fortbildung der Schauspielkunst durch unnatürliche Beiseitelassung ihrer ausgezeichnetsten Talente versuchen", sondern selbst eine über das ordonnanzmäßige Mittelmaß hinausreichende Größe wurde nicht gern gesehen und möglichst beschnitten. So konnte es kommen, daß Tiecks Urtheil über Goethes Theaterdirection auch auf Devrient paßt, wenn er sagt, „daß, so sehr er das Schlechte verabscheue, er fast eine noch größere Furcht vor dem Genialischen zu haben scheine, und daß darum das, was er in der Kunst bewirken möchte, mehr ein Negatives als ein Positives, mehr ein Vermeiden des Unziemlichen als ein Erstreben des Hohen sei, und daß man sich darum nicht wundern dürfe, wenn sein Bemühen keine Begeisterung, keinen eigenthümlichen Schwung je würde hervorbringen können". So konnte auch nicht ausbleiben, was Devrient von Spontini erzählt, „daß seine ungewohnten Anforderungen an das Personal, sein Uebermaß an Proben, (Devrient verzeichnet aus seiner eigenen Leitung jährlich über 400), deren anstrengende endlose Dauer belästigend wirkten, daß sein grimmiger Eifer und sein gänzlicher Mangel an Humor ihn nicht die rechte Behandlung der Leute finden ließ, daß man bald nur zu deutlich gewahr wurde, daß er die Menschen nur als Mittel zu seinen Zwecken achtete, also eigentlich gar nicht, — und so begann eine Verstimmung um sich zu greifen, die ihm nur darum nicht hinderlich wurde, weil man ihn bewaffnet mit der ganzen königlichen Gunst, kurz allmächtig glaubte".

Jeder Charakter hat die Fehler seiner Eigenthümlichkeit und jedes Princip trägt die seiner Consequenz. So mußte es auch hier gehen.

Es ist nicht zu leugnen, das Karlsruher Hoftheater war durch zehn Jahre unter Devrients Leitung eine achtungswerthe Kunstanstalt, sein System hatte ein Ganzes geschaffen, das der Kunst diente, nie Schlechtes, wenn auch nicht Ausgezeichnetes bot, den ganzen Inhalt der dramatischen Poesie in einer würdigen Form gestaltete, und poetisch erziehend und erhebend auf das Publicum wirkte. Die Ausführung, dies sagt sich Devrient selbst, war nur möglich an dem Hoftheater einer kleineren Residenz, von einem ständigen Publicum besucht, durch seine Dotation der gewerblichen Rücksichten enthoben, dessen Leitung so unabhängig gestellt ist, daß der directoriale Gedanken nicht durch andere Einflüsse gekreuzt und alterirt wird. Ein kunstsinniger Fürst hatte dies gewährt, hatte sogar nach der ersten Berufung von Stufe zu Stufe eine immer freiere Selbstständigkeit ihm nach Wunsch geschaffen, hatte die ursprüngliche Stellung unter der Hofdomänen-Intendanz geändert, den künstlerisch hochgebildeten Intendanten beseitigt, die Generaladministration der großh. Kunstanstalten nur mit der Verwaltung beauftragt (1859), und ihm damit vollständige fachmännische Unabhängigkeit gegeben, bis die Stellung im letzten Jahre zu einer Generaldirection des großh. Hoftheaters zugespitzt wurde. Mit bewußter Absicht wurden seine Erfordernisse erkannt, mit fester Hand ergriffen, das starre mienenlose Gesicht verrieth nicht den Gedanken, die immer feine vornehme Form, gestützt durch die Autorität seines Namens, machte ihn unnahbar nnd die überzeugende Sprache, wo er sprechen wollte, einflußreich und mächtig. So gelang ihm die Durchführung seines Systems in Errichtung eines Werkes, das heute noch nicht wieder erreicht wurde.

So hätte es weiter gehen sollen und können. Es erscheint aber wie eine Ironie des Schicksals, daß sein Werk gerade durch diejenigen Eigenschaften seines Schöpfers unterging, die er als die Ursachen des allgemeinen Verfalls der Schauspielkunst bezeichnet: durch die dem Ganzen sich entfremdende persönliche Eitelkeit, durch das Grundübel des Virtuosenthums. Sein System ist auf eine gefügige Mittelmäßigkeit aufgebaut. Wer aber nicht durch seinen eigenen Werth stehen kann, sucht durch andere Stützen sich zu befestigen. Als die Achillesferse des Allmächtigen wurde gar bald das Bedürfniß nach Anerkennung, nach Beifall erkannt, — nicht der Ehrgeiz, welcher in dem Gelingen und der Anerkennung des Werkes die Befriedigung findet, sondern die Eitelkeit, welche eine persönliche Huldigung verlangt —, und als wirksamen Hebel die Schmeichelei. Außer dem täglichen Umgang boten sich hierzu besonders die officiell gewünschten und veranlaßten Ovationen und Feste und Jubiläen, welche bei jeder schicklichen Gelegenheit eingeleitet, mit großer Geschäftigkeit in Scene gesetzt und auf möglichst weite Kreise ausgedehnt wurden, Künstlerfeste für die Genossen, die natürlich im Director gipfelten; ein 40jähriges Jubiläum des Beginns seiner Schauspielerlaufbahn und zuletzt noch im Jahre 1869 ein 50jähriges, das je mühevoller zu Stande gebracht, mit destomehr Lärm ausgeführt werden mußte. Während der echte Künstler diese Schwäche durchschaute und durch seine Lauheit mißliebig wurde, gewann der Talentlose dadurch Boden und Einfluß. Es konnte nicht zum Vortheil für die Werke der Bühne ausschlagen, daß an die Stelle der Kunst die Gunst trat.

Ein weiterer Umstand wurde zur Klippe des Systems. Ein Sohn, der dem berühmten Schauspielernamen den des „Otto" vorsetzt, der hier seine dramatische Laufbahn begonnen hatte und dann nach Leipzig kam, wurde von dorther an der hiesigen Bühne engagirt. Erst nur Vertreter eines geringeren Faches verlangte er bald in großer Strebsamkeit ein bedeutendes Feld der Thätigkeit, auf Kosten und zum Mißmuthe der bisherigen Träger, doch nicht in gleichem Maße vom Beifalle des Publicums unterstützt. Gleichwohl errang er mit mehr Ehrgeiz als Klugheit vom Director Zugeständnisse, welche nur auf Rechnung des Vaters kommen konnten, welche das Ansehen der Leitung schädigten und das System gefährdeten. Wir verzeichnen den Tag, an welchem Otto den „Zigeuner", ein Singspiel von Berla, gab, als die erste Bresche in die Grundsätze des Répertoires (1863). Solche, nur einem Schauspieler zulieb verfaßten Schaustücke, lediglich auf dessen Virtuosität gestützt, ohne jeglichen künstlerischen Werth, waren bisher streng grundsätzlich ferngehalten worden, trotz manchen Begehrens einzelner Darsteller. Der Beifall trieb auf dieser Bahn weiter; was ein Posa und Hamlet nicht erreichen konnte, wurde einem Bauschitz und Juden Stern willig dargebracht, und nun wurde die so schwer verurtheilte „Schmachperiode" der Berliner Posse zugelassen, von Otto mit neuen Couplets bereichert und schließlich selbst um eine neue vermehrt.

Was war das Facit? ein gelockertes Répertoire, gelockertes Ansehen, ein zweiter Director neben dem ersten, eine lückenhafte Gesellschaft, in der Mehrzahl Mittelmäßigkeiten, die classischen

Digitized by Google

Stücke verbraucht, die Besetzung nüchtern, die moderne Bewegung nicht genügend verfolgt, die Oper herabgekommen, nochmals ein größeres Jubiläum, das 50jährige, herbeigezogen, officieller byzantinischer Jubel, innerlich hohl.

In diesem Zustande, es war im Frühjahr 1869, kurz vor dem großen Jubiläum, verbreitete sich die unglaubliche Nachricht, Devrient habe seinen Abschied erbeten, um die oberste Leitung des Hoftheaters in Stuttgart zu übernehmen. Es war die Wahrheit. Man wollte wissen und die Presse sprach es aus, daß Devrient in hohem Auftrage von Stuttgart aus ersucht wurde, eine Persönlichkeit für jene Stelle vorzuschlagen, und daß er dabei auf sich selbst hingewiesen habe. Dies mag nebensächlich sein, die Annahme der Berufung steht fest. Sie kam zwar nicht zur Ausführung, hatte aber wie so manche Berufung für den Berufenen den Vortheil, daß er zum Generaldirector ernannt, zu persönlichem Vortrage beim Großherzog ermächtigt, und von dem letzten Reste der administrativen Einwirkung befreit wurde. Es scheint aber der ganze Vorgang damals noch nicht klar erkannt und die Ausgleichung nur eine oberflächliche gewesen zu sein, denn bald darauf (jedoch erst verkündet am 12. Januar 1870) erhielt Devrient den Abschied aus seinem Dienstverhältniß und trat in den Pensionsstand. Es sah dies allerdings für die Entfernteren einer Ungnade nicht unähnlich. Ein von Nahestehenden ausgehender Artikel vom 27. December 1869 in der Karlsruher Zeitung belehrte aber das Publicum, daß er nur seiner angegriffenen Gesundheit wegen selbst um Versetzung in den Ruhestand gebeten, und daß der Großherzog dieselbe nicht nur mit aller Anerkennung gewährt, sondern ihm noch den Auftrag ertheilt, selbst zur Ermittelung seines Nachfolgers in Rath und Mitwirkung behülflich zu sein.

Das Publicum suchte nach einem Schlüssel zu diesen auffallenden Vorgängen: Devrient will ein Theater verlassen, an dem es ihm durch fürstliche Hochherzigkeit vergönnt war, die Reformbestrebungen, denen er die Thätigkeit seines ganzen Lebens gewidmet, in die Wirklichkeit einzuführen, zu einer Zeit, wo es zu wanken beginnt, um nahe den Siebzigen die gleiche Arbeit an einem andern Orte wieder von vorn anzufangen; — und fand ihn nur in der ihm unterlegten Berechnung, daß während der Vater das Stuttgarter Theater übernahm, der Sohn sein Nachfolger in Karlsruhe werde. Bei der sichtlichen Verstimmung über diesen Schritt geschah dies aber nicht, sondern —. Kaiser wurde Director. Am 1. Februar 1870 übergab ihm Devrient die Direction: er beschloß sein Werk mit „Der letzte Zauberer", Kaiser begann das seinige mit „Unerträglich", beides nomen et omen.

Devrients Thätigkeit war somit zu Ende, nicht so ihre Nachwirkungen.

Nach der öffentlichen Erklärung muß man annehmen, daß die Berufung Kaisers auf den Rath Devrients erfolgte. Bei der aus seinem Geschichtswerke hervorgehenden genauen Kenntniß der Verhältnisse und Personen der deutschen Theater mußte er den Mann kennen; er wählte ihn aus als denjenigen, der am besten seinen Zwecken entsprach. Der Ehrgeiz mußte ihm gebieten, einen Mann an seine Stelle zu bringen, von dem er wußte, von dem er wenigstens hoffen konnte, daß er in seinem Sinne, in seinen Grundsätzen fortarbeitete, damit fortan wenigstens an einem Platze in Deutschland die Reform des Theaters, welche er als die richtige anerkannte, als ein Beispiel, vielleicht als ein Muster fortbestehe. Wenn dies seine Absicht war, woran zu zweifeln kaum erlaubt ist, so scheint der Gang der Thatsachen damit nicht übereinzustimmen. Die Wahl fiel anders aus, und der Verlauf ging, wie er gehen mußte. Das Theater sank unter Kaisers Leitung immer mehr herab: das Repertoire dem Zufall preisgegeben, eine flottirende Truppe, unzuverlässig, ohne Zusammenhang, ohne Leitung, nirgends eine bestimmte Kunstrichtung, nur wechselnde Herrschergelüste. Der weise Politiker, der die Verhältnisse richtig beurtheilt, weiß auch auf Umwegen zum Ziel zu gelangen und versteht zu warten: eine Berechnung, die einem Pater Lamormain alle Ehre machte, aber zu fein war zur Begründung der Dynastie.

Nach zwei Jahren hatte Kaiser ausgespielt. Die Verhältnisse aber waren so verfahren, daß man nach einem Zwischenzustande der Unentschiedenheit, nach einem radicalen Mittel suchend, auf den Verfasser der „Theaterkrisis im Deutschen Reiche", auf Georg Köberle verfiel. Er wurde zum Hoftheater-Director ernannt. Aber noch ehe sein Contract abgelaufen war, noch ehe die künstlerischen Wirkungen seiner Grundsätze auf der Bühne ersichtlich werden konnten, mußte seine Direction wegen persönlicher Unfähigkeit ein klägliches Ende nehmen.

Das ist der Verlauf der neuesten Geschichte des Karlsruher Hoftheaters. Und die Moral?

Ed. Devrient errichtet nach strengen leitenden Grundsätzen mit Kenntniß und Geschick eine achtungswerthe Kunstanstalt, welche die Möglichkeit der Dauer in sich trug, welche aber, nachdem der Aufbau gelungen, an den Uebertreibungen ihres Princips und den persönlichen Eigenschaften ihres Leiters zu Grunde ging. Das trat ein, als die hohe Aufgabe der Reform der Schauspielkunst und einer würdigen Gestaltung des künstlerischen Gesammtwerkes zu persönlicher Befriedigung ausgebeutet wurde, um, was Devrient Seydelmann vorwirft, „statt Hingebung an die Kunst durch sie der eigenen Persönlichkeit Triumphe zu bereiten".

Das eben ist der Grundzug des Virtuosenthums!

Columbus.

Drama in fünf Aufzügen von Herm. Schmid. Leipzig 1875, J. J. Weber.

Vor wenig Tagen ging Hermann Schmids „Columbus" in neuer Bearbeitung über die Münchener Hofbühne und trug dem mit Recht beliebten Dichter die Ehre wiederholten Vorrufs ein.

Habent sua fata libelli, sagt der Dichter. Hermann Schmids Tragödie hatte in und außerhalb München eine für ernste Stücke ungewöhnliche Anzahl von Aufführungen erlebt und war namentlich in des Dichters Heimat ein beliebtes Répertoirestück gewesen; da verschwand es vor einigen Jahren vom Répertoire, ohne daß dem Publicum der Grund bekannt wurde. Nun hat es sich gezeigt, daß es auf des Dichters eigenen Wunsch geschehen: er hatte nach fast zwanzig Jahren sich noch entschlossen, an sein Werk die Feile zu legen. Er hatte das Bedürfniß gefühlt, die etwas complicirte Handlung concifer zu fassen und dadurch wuchtiger und durchgreifender zu gestalten. Es galt ihm den mächtigen Kampf, den die edle Seele seines Helden durchzukämpfen hat, in noch helleres Licht zu stellen, die sittliche Basis desselben zu noch klarerer Erscheinung zu bringen. Daneben wollte er auch noch einen äußerlichen Mißstand beseitigen, der darin bestand, daß der Zuschauer im Verlaufe des vierten Actes sich zuerst in Cordova befand, nach der vierten Scene aber sich mittels einer Verwandlung unmittelbar von da weg nach America versetzt sah, eine Thatsache, welche selbst von denen nicht gebilligt wurde und werden konnte, welche sonst nicht gerade zu den eifrigsten Verfechtern der Nothwendigkeit der Einheit des Ortes und der Zeit für das Drama gehören. Freilich hat der Dichter dieser Maßregel die strenge historische Wahrheit zum Opfer gebracht und bringen müssen, aber das thut der Dichtung keinen Eintrag. Im Gegentheil, die dramatische Wirkung wird dadurch nur gesteigert, daß die Sühne der Schuld in dem Augenblicke eintritt, in welchem wir den Schuldigen auf dem höchsten Gipfel seiner Erfolge angelangt sehen.

Man hat gegen die Wahl des Stoffes vielleicht nicht ohne Grund eingewendet, es sei derselbe mehr für das erzählende, als das dramatische Gedicht brauchbar, da er sich mehr episch ausbreite als dramatisch zuspitze, und hat diese Anschauung dadurch motivirt, daß man auf die Reihenfolge der historischen Thatsachen hinwies, welche der weltbewegenden Entdeckung der neuen Welt vorausgingen, sie begleiteten und ihr nachfolgten. Aber dagegen möchte denn doch zu erinnern sein, daß es nicht des Dichters Absicht war und sein konnte, ein historisch getreues Lebensbild seines Helden zu zeichnen, sondern vor dem Zuschauer oder Leser mit Benutzung aller statthaften Freiheit dichterischer Gestaltung ein farbenreiches Bild aufzurollen, bestimmt zur Anschauung zu bringen, in welcher Weise und

Digitized by Google

unter welchen Eindrücken und Kämpfen der Charakter seines Helden sich mit innerer Nothwendigkeit entwickelt. Die äußeren Begebenheiten kamen für den Dichter dabei nur in so weit in Betracht, als sie bestimmend auf die Charakterentwicklung einwirkten: Schuld und Sühne, die eigentlichen dramatischen Elemente kommen nicht von außen, sie haben ihre Pfahlwurzeln in dem eigenartigen Charakter und innersten Gemüthsleben des Columbus selber ebenso nothwendig, als seine Handlungen nothwendig aus seinem Charakter entspringen.

Hermann Schmid hat in seinem Vorworte den Zweifel, ob wirklich der Verkauf der armen Indianer als Sklaven es gewesen, was die fromme Isabella bestimmte, Columbus ihren mächtigen Schutz zu entziehen, durch den Hinweis auf das Leben des Columbus von Washington Irving widerlegt, der dies ausdrücklich so erzählt, und folgt seiner historischen Quelle selbst so weit, daß er der Königin dieselben Worte in den Mund legt, welche der Geschichtsschreiber als von ihr gesprochen anführt.

Meines Erachtens bedurfte der Dichter einer solchen Rechtfertigung gar nicht. Um dem Charakter seines Helden gerecht zu werden, hätte er diese Art der Verschuldung, wäre sie nicht historisch nachweisbar gegeben gewesen, erfinden müssen.

Es ist ein furchtbarer Kampf, den Columbus kämpft, als er vernimmt, das einzige zur neuen Entdeckungsreise vom kleinen Hispaniola aus brauchbare und zur Abfahrt bereit liegende Schiff sei ihm von seinem Todfeinde geraubt und dieser damit auf dem Wege nach Spanien. Dort sieht der Gefolterte die giftige Saat aufschießen — ihre betäubenden Blüthen ranken an ihm empor und schlagen über seinem Haupte zusammen. Erreicht der Verräther Spanien, während er selber unthätig auf der Insel zu sitzen verurtheilt ist, gelingt es ihm nicht, ihm mit der Nachricht zu folgen, daß er nun auch das Festland gefunden und es der Krone Spanien als werthvollste Perle einverleibt — dann muß er untergehen als ein Abenteurer, der das große Werk, dessen er sich vermessen, nicht zu vollenden vermocht.

Da tritt der Versucher Pinzon zum zweiten Male an ihn heran: er ist bereit, Columbus sein segelfertiges Schiff zur weiteren Entdeckungsfahrt zu leihen und mit dem anderen nach Spanien zurückzukehren, dort für ihn aufzutreten und seine Ankläger vor Scham erröthen zu machen; aber Columbus muß ihm dafür die Indianer als Sklaven überlassen. — Und Columbus thut, was er thun muß. Das Geschick hat ihn hineingestellt in den furchtbaren Widerstreit der Menschenliebe und der unbeugsamen Noth, hat ihn gezwungen zu der herben Wahl. Er fühlt das Unrecht, das er thut, und thut es aus Ueberzeugung, daß er berufen ist die Lage der Welt von Grund aus zu verändern; er erfüllt seinen Beruf, wenn auch auf Kosten des Rechts nnd der Moral, und das fordert Sühne.

Die wesentlichste Umarbeitung haben der dritte und vierte Act erfahren. Im siebenten Auftritt des dritten Actes der ersten Bearbeitung sprach Columbus einen Monolog, der mit dem eisernen Charakter des Helden nur schwer in Einklang zu bringen war. Ein Mann wie er kennt keine Reue, wenn er einmal seine Wahl getroffen, und darum konnte Columbus den Befehl an Pinzon, sich mit den Indianern nach Europa einzuschiffen, nicht mehr widerrufen. Sein Widerruf war eine Schwäche, die wir ihm weit weniger verzeihen konnten als sein Unrecht, ganz abgesehen davon, daß der Gedanke, den Widerruf zu spät erfolgen zu lassen, nicht eben neu genannt werden konnte, und strenge genommen nicht den Helden, sondern den Zufall zum Schuldigen machte. Auch die unerquickliche Scene des achten Auftritts hat der Dichter gestrichen und dadurch sich unsern Dank verdient, denn es bestand keine Nothwendigkeit, die Zahl der Verräther in der Umgebung des Helden in der Person des edel und schwärmerisch angelegten Diaz noch um einen zu vermehren*).

Der entschiedenste Gewinn aber, der dem Columbus durch die Neubearbeitung zuging, liegt darin, daß der Held aus der Königin eigenem Munde seine Anklage und seine Verurtheilung hört, während sich sein alter treuer Freund und Gönner, der Prior von La Rabida, gebrochenen Herzens von ihm abwendet. Um wie viel kräftiger wirkt diese Scene als der neunte Auftritt des vierten Actes der ersten Bearbeitung, in der des Columbus Nebenbuhler Bobadilla den Haftbefehl für ihn nach Hispaniola überbringt.

Und so begrüßen wir denn Hermann Schmids Werk in seiner neuen Gestalt mit jener Achtung, die uns die Mäßigung reiferer Jahre in Verbindung mit reicher Begabung abzwingt.

A—t.

*) Auch das Wiederauftreten Pinzons und seiner Frau im fünften Acte blieb in der Neubearbeitung weg und das mit Recht, denn die Wirkung war eine nahezu peinliche, und es war nicht nothwendig, all die Bitterkeit, welche das Schicksal über des Helden letzte Stunden ausgießt, durch das Erscheinen und Gebahren dieser gewöhnlichen Naturen noch zu steigern.

Notizen.

Die historischen Geheimnisse der letzten zehn Wochen werden nach dem gewöhnlichen Verlauf vielleicht erst in fünfzig Jahren durch die Veröffentlichung einiger Bände Memoiren an das Licht kommen. Ein seltener Zufall ließ Tagebuchblätter einer wohlgestellten Person, die mancherlei Enthüllungen über die jüngste Zeit enthalten, in unrechte Hände gelangen und uns zur Verfügung stellen. Es versteht sich, daß wir sie benutzen, denn die Seele der Presse ist die Indiscretion. Gewisse pikante Details müssen allerdings vorläufig zurückgehalten werden und sollen, wie in solchen Fällen üblich, erst erscheinen, wenn man uns öffentlich dementiren oder auf anderem Wege hinterrücks verlästern sollte. Der Verfasser jener losen Blätter ist ein offenbar leidlich informirter Mann, der sich Objectivität und kaltes Blut genug für eine private Aufzeichnung dessen gewahrt hat, was in der Regel nicht gleich unter die Leute kommt. Wir lassen ihn, vorbehaltlich der bezeichneten Auslassungen, ohne Weiteres sprechen. Ende März 1875: Noch immer Kopfschütteln über die venetianische Entrevue. Herr von X., der davon einigermaßen überrascht war, schreibt verstimmt, Warum haben wir auch mit der Kaiserreise unsererseits so lange gewartet! Diese kleine Ueberflügelung durch Andrassy hat indessen nicht viel auf sich. Die katholische Liga ist Humbug. Wenn nur diese vorübergehende Anwandelung ungünstiger Laune nicht gleich auf den Markt gebracht wird. Es fehlte nur noch, daß man die Franzosen glauben ließe, wir wären unsicher an unseren Allianzen geworden. Die Chauvinisten drüben würden daraus hübsches Capital schlagen ... Anfang April: Die unzufriedenen Eindrücke wurden auf den Markt gebracht. Aus Wien replicirt man natürlich pikirt. Die Zeitungen spitzen die Ohren. Heute früh sechs Leitartikel über das Gespenst der katholischen Liga. Das Journal des Debats stellt sich, als ob es daran glaubte, ist sehr malitiös. Dazu das Gerede über das Cadresgesetz, mit dem es wirklich nicht ganz geheuer. Der militärische Feuilletonist, dem wir ja auch schon in längeren Revue-Artikeln begegnet sind, rechnet nach Soldatenart in lehrreichen Skizzen den Franzosen vor, wie viel Leute sie in so und so viel Jahren mehr als wir haben werden. Der Gelehrtenclub ist natürlich sehr erregt, wittert gleich Krieg. Von Moltke werden allarmistische Aeußerungen colportirt, während seine weiblichen Verwandten versichern, daß er sich jetzt vorzugsweise für Wohlthätigkeitsconcerte interessire. Hoffentlich werden die Officiösen keine kriegerische Parole erhalten, die am Ende die Franzosen auf den Gedanken brächte, das mächtige Deutschland fürchte sich vor ihnen, und sie wären vielleicht doch stärker als sie selbst glaubten und wüßten. Man wird sich mit solchen Uebertreibungen doch wohl vorsehen. Für den Gelehrtenclub, der stets bereit ist, die Hüte zu schwenken und auf dem Schreib- oder Druckpapier man weiß für Wen, in's Feld zu ziehen, kann allerdings Niemand einstehen. Dort ist Alles möglich ... Mitte April: Der Kriegslärm ist los. Alle Welt hält den Artikel für officiös, während er doch nur von unseren guten Freunden stammt. Diese sind ganz stolz darauf, daß sie einen Kanonenschuß abgefeuert haben, und weil man sie gewähren läßt, ja mit einem halbwegs zustimmenden Kopfnicken zu approbiren scheint, halten sie sich selbst für inspirirt und winken sich gegenseitig verständnißinnig zu. Warum läßt man sie gewähren? Ja, da steckt's! Für einen abermaligen Wasserstrahl ist der journalistische Wolkenguß doch zu stark. Sollte man das Mißlingen des Versuches, den Culturkampf international zu gestalten, unter dem fingirten Waffenlärm verhüllen wollen? Will man etwa die Regierungen vor das Dilemma eines collectiven Frontmachens gegen den Papst oder eines particularen deutsch-französischen Duells stellen? Wäre Alles sehr problematisch. Es ist übrigens zehn gegen eins zu wetten, daß man sich einmal wieder über den Effect der Preßmanöver, die man nicht veranlaßt hat, aber die theils in vornehmer Gleichgültig-

Digitized by Google

keit, theils weil sie nach irgend einer Seite hin einen vermeintlichen Nutzen stiften können, tolerirt werden, gründlich verrechnen wird. Man hat so viel Großes geleistet, daß später für die unausbleiblichen Statuen in dem breiten Berlin die Plätze fehlen werden. Aber die Wirkung der Zeitungsartikel versteht man nicht. Da weiß ein Journalist zwölften Ranges besser Bescheid. Niemand jedoch wagt ihm das zu sagen. Wozu nützt die Presse, wenn sie immer, immer, immer wieder das Echo derselben Gedanken ist und im gegebenen Falle nicht ihre eigenen Wege geht? Gibt es, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, noch eine Presse? Wo einmal ein wahres Wort, und wäre es an der kleinsten Stelle, gesagt wird, da sammeln sich die Preßpolicisten und schreien es nieder oder verdächtigen den Schreiber. Gott besser's... Ende April: Das tolle Treiben wird immer ärger. Italien wurde schon für den weltlich restaurirten Papst eingeschlachtet, Belgien der Reihe nach dem Meistbietenden angeboten. Hat überall den denkbar schlechtesten Eindruck und sogar unsere Bundesgenossen an der Friedensliebe der deutschen Politik irre gemacht. Alle Welt hofft jetzt Remedur von dem russischen Besuch. Dahin haben es die hochweisen, geschickten Herren gebracht, daß die Situation sich zu einer Verherrlichung des friedenstiftenden Rußland zuspitzt. Man fühlt offenbar das Bedürfniß eines Piedestals für Gortschakoff und Orloff. Dem simplen Menschenverstand geradezu unbegreiflich!... Mitte Mai: Alles so gekommen, wie es diesen verschwiegenen Blättern anvertraut war. Jetzt wird drauf los dementirt, desavouirt, rectificirt. Der Gelehrtenclub ist verblüfft, rühmt sich aber, nicht Rußland, sondern er, der Club, habe den Frieden gewahrt und das Vaterland gerettet. Prachtvolle Leute! Wollen Realisten sein und fristen ihr Dasein mit Chimären!...

* * *

Der sehr ruhig gehaltene Aufsatz unseres ***-Mitarbeiters über die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in Nr. 20 der „Gegenwart" hat die chauvinistische Presse in Frankreich außerordentlich verdrossen. Wir begreifen das vollkommen. Eine leidenschaftslose und und objective Betrachtung der Sachlage, die nach gewissenhafter Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse zu dem Schlusse kommt: daß die Friedfertigkeit Frankreichs genau so lange währt, wie das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit, den Frieden mit Aussicht auf Erfolg brechen zu können — eine solche Betrachtung kann, eben weil sie leidenschaftslos ist und nur auf unwiderlegbare Thatsachen sich stützt, nicht nach dem Geschmack einer Presse sein, welche die ohnmächtige Wuth über die erlittene Demüthigung um alles Gefühl für Wahrheit, um den Verstand und Anstand gebracht hat. So finden wir denn auch in den Blättern, die sich — wie „Le Français", „Le Moniteur universel" und ähnliche — über den Aufsatz in der „Gegenwart" ereifern, nicht einmal den Versuch einer Widerlegung, sondern eitel Schmähungen, gegen die wir weder unser Blatt noch unseren Mitarbeiter irgendwie in Schutz zu nehmen brauchen. Der hiesige Correspondent des Blattes, das die Livree des Herzogs von Broglie trägt, — des „Français" — benutzt die Gelegenheit, um dem Herausgeber der „Gegenwart" wegen seines angeblichen Judenthums einige Verbindlichkeiten zu sagen. Er schreibt wörtlich: „Die semitischen Publicisten, deren Patriotismus meistens von den jeweiligen Umständen abhängt, sollten sich doch lieber nicht in den internationalen Conflict mischen. Ihre Rathschläge werden immer mit nur allzu gerechtfertigtem Mißtrauen aufgenommen werden; und ich möchte mir die Bemerkung gestatten, daß diejenigen, die der hochherzigen Initiative Frankreichs ihre politische Emancipation verdanken, wohl daran thun würden, Deutschland nicht auf uns zu hetzen. Wenn ich die Macht besäße, würde ich in das moderne Völkerrecht die folgende Variante des Ausspruchs von St. Paul aufnehmen lassen: Taceat Judaeus in ecclesia".

Es fällt uns natürlich nicht ein, mit dem anmuthigen Hep-Hep-Schreier über den tiefsinnigen Gedanken zu disputiren, daß die neueste Errungenschaft der Juden eigentlich in dem Rechte bestehen müsse, grundsätzlich den Mund zu halten; er mag das mit Lasker oder Auerbach oder sonst einem Brunnenvergifter und Kinderschlächter ausmachen. Der Redacteur der „Gegenwart" ist zufälligerweise kein Jude, weder ein geborner, noch ein getaufter, noch ein gelernter; wenn er es auch nicht liebt, von seinem unverdienten Christenthum öffentlichen Gebrauch zu machen. Es ist ein Verhängniß! Hier wie in vielen früheren Fällen wird von unsern publicistischen Gegnern als letzter Trumpf, der unsre Partie unrettbar verloren macht, das Judenthum gegen uns ausgespielt, während in dem Erkenntniß des Obertribunals als Motiv für Strafverschärfung hervorgehoben wurde, daß der Redacteur der „Gegenwart" sich selbst zu dem christlichen Gotte, der in dem von ihm geleiteten Blatte gelästert sein sollte, bekenne! Es ist, wie gesagt, eine verzwickte Geschichte. Als Jude wird der Redacteur verbrannt — und als Christ auch! Was hat man da von seinem Christenthum?

* * *

Wir machten neulich auf einen sehr malitiösen Aufsatz der „Revue des deux Mondes" über die deutsche Presse aufmerksam, dessen anonymen Verfasser wir als boshaft und vorsichtig charakterisirten. Wir haben uns nicht getäuscht; denn jener Aufsatz soll, nach einer Meldung der „Post", aus der Feder des Herzogs von Aumale geflossen sein.

* * *

Aus einer Literaturgeschichte für jugendliche Katholiken.

Durch ein Feuilleton der in Dortmund erscheinenden „Westfälischen Zeitung" ist meine Aufmerksamkeit auf ein Ergebniß „der wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Literatur" gelenkt worden, das ich in weiteren Kreisen bekannt machen möchte. Es ist eine kleine Literaturgeschichte, die in dem „Programm der Rectoratschule in Dortmund für das Schuljahr 1874/75" abgedruckt ist, und als deren Verfasser sich der Rector selbst, ein Herr Reckewerd, bekennt.

Herr Reckewerd leitet seine Arbeit, die 20 Quartseiten — etwa 40 Spalten der „Gegenwart" — füllt, also ein: „In nachstehender kleinen Literaturgeschichte, welche den Schülern der Anstalt in gedrängter Kürze eine klare Uebersicht über die Literaturerzeugnisse unseres Volkes und ihrer Verfasser zu geben bestimmt ist, sind die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Literatur gebührend berücksichtigt werden".

Wir wollen einige Gedanken-, Stil- und Kenntnißproben aus dieser Abhandlung hier mittheilen, um unseren Lesern klar zu machen, was so ein Rector unter einer „gebührenden Berücksichtigung der wissenschaftlichen Forschungen" versteht.

An allgemeinen Definitionen wird in der „Vorbemerkung" Folgendes geleistet: „Die Literatur eines Volkes umfaßt vornehmlich die Erzeugnisse der Poesie desselben". — „Die Poesie beschreibt vornehmlich die Schönheit der Natur in ihrer Einzelheit und ihrer Zusammensetzung, schildert das Maiengrün in Wald und Flur und den Blumenschmelz in Feld und Garten, das Sonnengold der Gestirne, das Silbergewoge" ꝛc. ꝛc. Aber sie schildert auch „die Städte und Burgen, läßt sie sprechen, betrachten und fröhlich sein".

„Treten wir ein in den herrlichen Zaubergarten der Dichtung." „Dichtes Gebüsch umrauscht uns zu beiden Seiten und dichtbelaubte Lauben sind zu lieblichen Lagerstätten geworden." Die „Nymphen laden die Sonne mit ihrem Strahl und uns mit unseren Blicken zur Betrachtung dieser Schönheit ein". „Gehen wir weiter, dem dichten Gebüsch, der nahen Waldung zu, so ertönen über uns die melodischen Töne der Nachtigall, der Kuckuk ruft und der Käfer lacht in seinen muntern Weisen." So steht es gedruckt; in dem mir vorliegenden Exemplare hat wahrscheinlich der Herr Rector selbst „Käfer" in „Häher" verändert. Er hätte seinen Käfer ruhig beibehalten sollen; derselbe paßt vortrefflich zu der ausgelassenen Burg, der belaubten Laube und den tönenden Tönen. Wir sehen in dem Garten der Dichtung übrigens auch Menschen „wie in einem Wunderspiegel auftreten". „Person reiht sich an Person, Held an Held."

Diese „Vorbemerkung" enthält, wie man sieht, nur allgemeine Schönheiten, die in ihrem gefühlvollen Wonnedusel der sachlichen Kritik sich entziehen. Mit dem § 1 der eigentlichen Literaturgeschichte beginnen die positiven Angaben.

Von den „vorchristlichen" Denkmälern unserer Literatur werden z. B. citirt: Das Hildebrandslied und die Bibelübersetzung des Ulfilas! Eine vorchristliche Bibelübersetzung!

§ 2. „Eine heiße Sehnsucht durchdrang seit Eröffnung der Kreuzzüge die Ritterbrust, die nach dem gelobten Lande zog."

Im § 4 „Zeit des Meistergesanges" finden wir folgende anschauliche Schilderung der Bühne im 15. Jahrhundert: „die einzelnen Scenen waren bald neben, bald über einander; unten war die Erde, mitten der

Digitized by Google

Himmel, oben die Hölle". Wir machen die Bekanntschaft mit Geller von Kaiserswerth, der mit dem Kaisersberger vielleicht identisch ist.

Unter „Humanismus" versteht der brave Rector „eine unberechtigte Vorliebe für heidnische Götter- und Tugendlehre".

Von der Reformation erfahren die Zöglinge der Dortmunder Rectoratschule das Folgende: „Zu den vorhandenen Mißständen kam dann der tief zu beklagende Abfall von der Kirche, den Luther veranlaßte".

„Traurigen Andenkens sind die zwei Satiriker Ulrich von Hutten und Joh. Fischart."

§ 5. „Philipp Harsdorfer (soll Harsdörffer heißen) war einer der Urheber der Pegnitzschäfer, machte unter Anderem aus Versen allerlei Figuren, wie Kapseln, Becher und gab auch den poetischen Trichter heraus." „Tiefer Melancholie begegnen wir bei Andreas Gryphius." (Horribilicribrifax!)

§ 7. „Leider kranken viele der Hauptheroen dieser zweiten Blüthe-periode an den Grundübeln ihrer Zeit, indem sie auf völlig rationalischem (mag als Druckfehler ungerügt bleiben) Boden hinübergetreten sind. So strebte Klopstock eine Gefühlsreligion an, der die Glaubenslehre fehlte, Herder eine Humanitätsreligion, Schiller die reine Vernunft, Goethe den verfeinerten Rationalismus."

§ 9. Lessing „war ebenso sehr ein gediegener Gelehrter wie ein scharfblickender Kritiker. Er selbst dichtete Epigramme, Fabeln," ꝛc. ꝛc. „Sein Laokoon kritisirte die Kunst." „In der Theologie nahm Lessing leider keine gegebenen Wahrheiten an, ging vom Zweifeln und Verneinen aus" ꝛc. „Lessing zeigt sich erbittert gegen das Christenthum und schwärmt für das Judenthum."

Nicolai besitzt „einen unklaren, nüchternen Verstand". Gewöhnlich trübt die Trunkenheit den Verstand, während die Nüchternheit ihn klärt. Aber es mag ja vorkommen, daß sich die Nüchternheit auch mit der traurigsten Unklarheit verschwistert; der Herr Rector spricht hier vielleicht mit unantastbarer Competenz.

Wieland „beschreibt alles Wunderbare". „Sein bester Roman war die Abderiten, worin er die verweichlichten Schildbürger geißelt."

§ 10. „Es folgte die Sturm- und Drangperiode, in der man die Menschen fast zu vergöttern strebte."

§ 11. Goethe „war ein geborener Dichter", der „sich aber über seine Zeit und Person kaum hinauswagte". „In dem schönen Charaktergemälde: Die Geschwister, will der Dichter seine Zeitgenossen zurechtweisen, Clavigo und Stella ist dagegen zu sentimental ausgefallen. Unter dem südlichen Himmel Italiens ergoß sich neue Arbeitslust in den (die) Adern unsres Dichters. Die am Weimarer Hofe bereits begonnenen Gedichte reiften hier vollends ihrer Vollendung entgegen."

§ 12. Schiller war u. A. ein „sachverständiger Dichter"... „Zwar sind die Räubergestalten in diesem Stücke alle gelungen, aber dieselben verletzen zu sehr unser sittliches Gefühl. In dem durch die Räuber geschaffenen Staate sollte Fiesco die Veränderung der Verfassung angeben."

„Auch verfaßte Schiller — mehrere philosophische Themata."

§ 13. „Jean Paul, ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller und Vater des Humors."

§ 14. „Arndt ist der Verfasser vieler begeisternder Vaterlands lieder (Was blasen die Trompeten? Wacht am Rhein)" — armer Schneckenburger!

Adalbert von Chamisso schildert „die Wunder fremder Himmelsstriche". Unter diesen fernen Wundern werden aufgeführt u. A. „Die alte Waschfrau", „Böser Markt", „Der rechte Barbier" (die beiden letzteren als Romanzen!).

§ 15. Unter der schwäbischen Dichterschule begegnen wir an der Hand unseres kundigen Führers u. A. auch Wilhelm Müller, Rückert und Friedrich Bodenstedt.

§ 16. „Heine verwandte sein Dichtertalent im Dienste der Unsittlichkeit. Von ihm sind übrigens auch mehrere schöne Lieder."

Immermanns „Tulifäntchen erschließt uns den Reichthum der Märchenwelt".

„Die Spaziergänge eines Wiener Poeten" von Anastasius Grün „sind von lieblicher Hoffnung durchweht".

Ferdinand Freiligrath ist „der beliebte Schilderer der südlichen Himmelsstriche". Zu diesen dichterischen Südfrüchten rechnet Herr Reckewerd u. A. Prinz Eugen, Die Auswanderer, Die irische Wittwe u. s. w., die er außerdem als „sehr anziehend und unterhaltend" bezeichnet!

§ 17. Die neueren Dichter. „Luft- und Trauerspiel haben leider manchmal in der neuesten Zeit glaubens- und sittenfeindlichen Zwecken dienen müssen. Es entstand eine neue Klasse von Schauspielen" — man rathe, welche? die Demimondestücke? bewahre! — „die sogenannten Lesedramen". Der einzige Dramatiker, der der Erwähnung gewürdigt wird, ist — Wilhelm Molitor! — Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube, Freytag, Bauernfeld, Benedix u. s. w. sind Herrn Reckewerd nicht vorgestellt.

Unter den Romanschriftstellern erfreuen sich die folgenden der ehrenvollen Erwähnung: Ida Hahn-Hahn, Bolanden, „der gewandte Romanhistoriker, schrieb die Brautfahrt, den alten und neuen Gott" (und die Geschichte vom bösen Mark!), A. Lewald, Luise Mühlbach. Scheffel und Hackländer sind durch ein Versehen, das den Betroffenen nicht angenehm sein wird, in diese Gesellschaft gekommen. Ferner werden als Specialisten in Stadt- und Dorfgeschichten genannt: Alban Stolz, Adolf Kolping, „der so hoch verdiente Gründer der Gesellenvereine" und — weiter Niemand. Als Dialektdichter sind schließlich noch Zumbrook und Grimme erwähnt.

Daß Gutzkow, Freytag, Paul Heyse, Spielhagen, Auerbach, Keller, Meyr ꝛc. einige Stadt- und Dorfgeschichten geschrieben, daß sich früher Peter Hebel und später Fritz Reuter, Klaus Groth, Kobell, Bornemann ꝛc. in Dialektdichtungen versucht haben, davon hat unser Literarhistoriker keine Ahnung! Alban Stolz, Kolping und Bolanden genügen ihm für seine geistigen Bedürfnisse. Und das ist Rector, das bildet die Jugend!

Die orthographischen Schnitzer: Satyre, Abentheuer, Rythmus ꝛc. hätte der Herr Rector von einem seiner Schüler beseitigen lassen sollen.

Mit den Vornamen der Dichter hat Reckewerd entschieden Unglück. Er hat, wahl der Bequemlichkeit halber, gewöhnlich nur einen Vornamen genannt, leider nicht immer den richtigen. Bei ihm heißt Johann Wolfgang Goethe einfach: Johann, Gotthold Ephraim Lessing: Ephraim, August Wilhelm Schlegel: August, Ernst Moritz Arndt: Ernst, u. s. w. Nennt er aber einmal die beiden Namen, so kann man sich darauf verlassen, daß beide falsch sind. Der brave Johann Christoph Gottsched heißt bei ihm Christian Fürchtegott. — Christian Fürchtegott Gellert, lieber Rector! Nicht Gottsched.

In den biographischen Notizen, die in ihrer gebatenen Kürze eine ganz merkwürdige Sachkenntniß bekunden, überrascht uns Reckewerd durch allerlei Neuigkeiten. So erfahren wir z. B. daß Goethe auf der Schulpforte und Schiller auf der Ritterakademie studirt haben. Von Klopstock heißt es: „...er kam 1750 zu Bodmer in Zürich, wurde endlich vom Könige von Dänemark nach Kopenhagen gerufen und starb zu Hamburg". Endlich! Klopstocks letzter Aufenthalt in Kopenhagen endete 1771; er starb 32 Jahre später!

Der Aufsatz wimmelt von den lustigsten Druckfehlern. Abraham a Santa Clara geboren 1644, 1600 Mönch, stirbt 1709. Gellert geboren 1716, gestorben 1559. Klopstock geboren 1724, gestorben 1703. — Goethe geboren 1340.

Für den schlimmsten Druckfehler halte ich die ganze Arbeit.

Ich habe nur auf einen geringen Theil der in der Reckewerd'schen Literaturgeschichte angehäuften Unglaublichkeiten hinweisen können; an eine gründliche Reinigung dieses Augiasstalles habe ich nicht gedacht. Aber der Hinweis auf diese Abhandlung, welche „den Schülern der Anstalt eine klare Uebersicht über die Literaturgeschichte unseres Volkes zu geben bestimmt ist", erschien mir allerdings geboten.

So sehen also die Leute aus, die an der Spitze westfälischer Rectoratschulen stehen, so die Leute, die die katholische Jugend bilden; und da wundert man sich noch, wenn Rheinland und Westfalen schwarze Schaaren in die Parlamente schicken! F. L.

* * *

Coloritstudien von A. Edler.

Vor kurzem ist im Gerold'schen Verlag zu Wien ein Büchlein erschienen, das diesen Titel trägt. Der Verfasser nennt sich Edler, ein Neulingsname in der Literatur. Unbestochen durch den Namen des Autors wirft man wohl einen raschen, neugierigen Blick in solche Bücher — aber das vor-

Digitized by Google

liegende verdient mehr als eine flüchtige Durchschau. Es ist das Werk eines feinen, vielversprechenden Talentes! Das Buch enthält 2 Novellen, „Wilfrid" und „Gabor". Die letztere dürfte wohl die erstgeschriebene sein, denn sie trägt zumeist das Gepräge der Anfängerschaft, Ueberschwänglichkeit der Empfindung, Mißverhältniß in der Conception, d. h. allzugroße Breite der Exposition und allzuraschen Abschluß der Katastrophe. Aber in den Schilderungen der ungarischen Pußta verräth sich auch in dieser Studie schon ein feiner Blick für das stimmungsvolle, mysteriöse Colorit der Haide. Ganz anders jedoch tritt uns die Erzählung „Wilfrid" entgegen die der Verfasser eine gothische Studie nennt. Gothisch? Ich will nicht um den Namen rechten, obwohl die Zeit, der Anfang des 15ten Jahrhunderts und der Ort — vermuthlich das westliche Oesterreich — ihn nicht rechtfertigen. Der Verfasser hat in einer halbverfallenen Kirche einen Flügelaltar entdeckt, ein Bild, das die Legende des h. Alexius darstellt, und in welchem die deutsche Kunst sich innig und lebenswarm von der byzantinischen emancipirt. Als Künstler ist der Klosterbruder Wilfrid genannt. Aus diesen Daten webt er nun seine Erzählung, die Genesis des Bildes, mit so feiner Empfindung, so innigem Gemüth und mit einer so plastischen Darstellung, daß „Wilfrid" uns unwillkürlich an Scheffels Ekkehart erinnert, den er weder copirt, noch erreicht, sondern dem er nur wie ein jüngerer, noch unerfahrener Bruder in bewundernder Pietät nachfolgt. Edler besitzt nicht Scheffels wohlthuenden Humor, noch dessen klares, reifes Compositionstalent. Auch in dieser Erzählung bricht er überrasch ab, das breit und tief Angelegte wird durch den Dämon ex machina, den schwarzen Tod, rasch und grausam gelöst. Aber die handelnden Figuren sind wie bei Scheffel lebenswarm, individuell, durch das Colorit der Zeit nicht des Reinmenschlichen, uns ewig Nahestehenden beraubt, einzelne Bilder, wie z. B. die Scene am Kamin der Gräfin v. Hohenfichtberg sind so vollendet gezeichnet, Naturschilderungen verrathen oft einen so echten Dichterblick, daß man in dem Verfasser nicht mehr den Anfänger sondern den zukünftigen Meister erblickt.

Das Buch ist der Fürstin zu Hohenlohe gewidmet und die kunstsinnige Frau dürfte wohl in einer der idealsten Gestalten der Novelle, dem frühverklärten Knaben Audemar, ein ihr bekanntes Modell gerührt erkannt haben. **Rosenthal.**

* * *

Vom Büchertisch.

Wir machen die Verehrer Shakespeares auf eine im Verlag von Karl Aue in Stuttgart erschienene Prosaübersetzung des „Hamlet" aufmerksam. Als Einleitung sind derselben kritische Studien über die Amlethsage nach Saxo Grammaticus, sowie eine kurzgefaßte Zusammenstellung von Urtheilen über die Tragödie Hamlet von Johnson, Goethe, Herder, Börne, Gervinus, Kreyßig, Fischer und Anderen beigegeben. Die Hack'sche Uebersetzung verdient wegen ihrer Sorgfalt und Treue besondere Anerkennung. — —x.

Von P. Lanfreys histoire de Napoleon I. ist der 5. Band erschienen (Charpentier & Co., Paris 1875). Aus den zahllosen Werken, die über den ersten Napoleon geschrieben sind, ragt dies Werk an Tiefe der Auffassung, Objectivität der Darstellung und kritischer Behandlung der Quellen himmelhoch empor. Lanfrey kann in Beziehung auf die Auffassung des Charakters seines Helden der französische Fichte genannt werden. Denn mit diesem unserm freiheitsglühenden Philosophen, der schon im Jahre 1813 mit genialem Tiefblick seine bekannte Beurtheilung Napoleons gab, theilt Lanfrey dieselbe Grundanschauung über Wesen und Walten des großen Eroberers. Die sittliche Verurtheilung, zu der der Verfasser in seinem Werke gelangt, das er noch unter den Augen des dritten Napoleon begann, hat dem Bonapartismus lange schon vor dem wirklichen ein — man möchte sagen — geistiges Sedan bereitet, jedenfalls derselbe vorbereitet.

Die beregte Objectivität der Darstellung ist zwar noch immer nicht die eines Ranke, Dahlmann oder Sybel, aber mit welch' ganz anderem historischen Sinn tritt Lanfrey an die Quellen, als z. B. Thiers, der in seinem Werke kein Wort hat gegen den Lügengeist der Napoleonischen Berichte an die französische Nation, dessen verderbliche Wirkungen noch bis in die letzten Zeiten des Bonapartismus verspürt wurden. Thiers ist überall und jederzeit der Bewunderer; Lanfrey läßt dem Genius zwar auch volle Anerkennung zu Theil werden, aber er hat auch für die Schwächen des selbstsüchtigen Despoten und Menschenschlächters die Geißel der Geschichte zur Hand.

Der 5. Band behandelt den Zeitraum von der österreichischen Campagne bis zum Beginne des russischen Krieges. Ein nachfolgender 6. Theil wird das Werk abschließen, das inmitten der großartigen Umwälzungen Frankreichs seine ursprüngliche Tendenz consequent bewahrt. „Ces événements," schreibt der Verfasser, „si propres à faire réfléchir, n'ont modifié en rien mes appréciations premières sur un régime deux fois condamné par une épouvantable expérience". — Möge es Lanfrey vergönnt sein, das Werk, eine Zierde der französischen Geschichtsschreibung, recht bald zu vollenden! —

Eine mehr culturhistorische Aufgabe stellt sich Hermann Vámbéry, Professor an der Universität in Budapest, in seinem Buche über den Islam des 19. Jahrhunderts. Der Kampf des islamitischen Ostens mit der Civilisation des Westens, mit all' den Wehen und Leiden seiner Uebergangsperiode, das ist es, was der Verfasser zu schildern unternimmt. Er legt dabei aber weniger Gewicht auf die philosophische Durchdringung seines Stoffes, als vielmehr darauf, die Thatsachen des öffentlichen Lebens und der Bildung in schlichter und treuer Form wiederzugeben, welche zur Folie seiner Anschauungen dienen sollen. Er gelangt zu dem Resultate, daß wir jenen großen Theil der asiatischen Welt noch nicht dem Untergange preisgeben dürfen, so lange nicht von Europa aus alles zur Belebung versucht und ohne Erfolg geblieben ist. — Das Buch ist aus eigener Anschauung frisch und geistvoll geschrieben. **M.**

Inserate.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Quickborn

von

Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Otto Speckter.

Preis broch. 7 M. 50 Pf. eleg. geb. mit Goldschn. 9 M.

Pracht-Ausgabe

davon

auf feinstem Velinpapier

Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 17 Mark.

Miniatur-Ausgabe.

Preis br. 4 Mark, geb. 5 Mark 25 Pf.

Octav-Ausgabe

mit hochdeutscher Uebersetzung.

Preis brochirt 2 Mark 25 Pf.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater von Paul Lindau.

Zweiter Theil.

Inhalt: **Diana.** Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg. Lustspiel in vier Acten.

Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler **Adolf Sonnenthal** in Wien.

Ein Band 8. elegant geheftet. Preis: 4 Mark 50 Pf.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen

von

Albert Lindner.

Ein Band 8. eleg. geheftet. Preis 2 Mark.

Diese neueste Arbeit des Verfassers von „Brutus und Collatinus" (preisgekrönt), „Bluthochzeit" u. s. w., dem Herzog von Meiningen gewidmet, ist in Berlin und Wien zur Aufführung angenommen und wird demnächst mit Besetzung der Hauptrolle durch die berühmtesten unserer gastirenden Heldenliebhaber über die übrigen deutschen Bühnen gehen.

Digitized by Google

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.

Gesammelte Gedichte
von
HERMANN GRIEBEN.

In 9 Kapiteln:
I. Aus der Burschenzeit (1840—1844). II. Gährung (1844—1847). III. In stürmischen Tagen (1848—1852). IV. Liebfraue (1852—1859). V. Am Grabe (1859—1861). VI. Neues Heim am Rhein. VII. Bildermappe (1867—1874). VIII. Auf der Wacht (1863—1874). IX. Lustige Vagabunden (1868—1875).

22 Bogen kl. 8°. brochirt in feiner Ausstattung 4 M. 50 Pf.

Die „Didaskalia" begrüsst das Erscheinen dieser Sammlung m. folgenden Worten:
„**Hermann Grieben**, einer unserer feinfühligsten u. formgewandtesten Lyriker, von dessen poetischen Gaben wir erst neulich wieder einige Proben mitgetheilt haben, wird demnächst seine gesammelten Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben. Was man leider nur von wenigen modernen Erzeugnissen auf poetischem Gebiete sagen kann, das wird auf das angekündigte Buch in vollem Masse anwendbar sein: es ist eine wahre Bereicherung unseres dichterischen Nationalschatzes, welcher die freundlichste Aufnahme und die weiteste Verbreitung zu wünschen ist."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in **Berlin.**

Soeben erschien:

Wahrheit u. Wahrscheinlichkeit.
Vortrag
im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten am 23. Januar 1875
von
Professor Dr. **W. Förster.**
1875. gr. 8. geh. 1 M.

Verlag von G. van Muyden in Berlin. (105. Königgrätzerstr.)

Molière's Werke.
Herausgegeben von
Professor Dr. **A. Laun.**

Soeben erschienen:		Ordin. M.	Pf.
Band V. **L'Avare**	Preis	2	50
Band VI. **Les Fâcheux** . .	„	1	80
Früher erschienen:			
Bd. I. *Le Misanthrope* . .	„	2	—
„ II. *Les Précieuses ridicules. Les Femmes savantes*	„	3	—
„ III. *Les Tartuffe* . . .	„	2	50
„ IV. *Le Bourgeois gentilhomme*	„	1	80

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grillparzer und seine Werke.
Von **Betty Paoli.**
Preis: 1 Mark 50 Pf.
Liebevolle, von innigstem Verständniß zeugende Studien über die Werke eines Dichters, der in immer größeren Kreisen Würdigung, Anerkennung und Verehrung findet.
Stuttgart, Mai 1875.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Das **Mai-Heft** (I. Band, Nr. 5) erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Inhalt:
I. Elegien des Properz. Verdeutscht von **Emanuel Geibel.**
II. Ein Friedenstifter. Novelle von **Alfred Meißner.**
III. Der Alte vom Berge. Schauspiel in 1 Akt von **Bauernfeld.**
IV. Kaptein Pött. Eine plattdeutsche Geschichte von **Klaus Groth.**
V. Der neue Leander. Novelle von **Sacher-Masoch.**
VI. Balladen. Von **Oskar Welten, G. Reder, Th. Renaud.**
VII. Bogadil. Lustspiel in 1 Akt von **Murad Effendi.**
VIII. **Hermann Schiff.** Ein Beitrag zur deutschen Poetengeschichte.
IX. Die heilige Schablone. Bemerkungen von **Oskar Blumenthal.**
X. Ein Bühnen-Kapitel. Von **Adolf Schwarz.**
XI. Kritische Rundblicke. — Miscellen. — Ein Brief von **Adolf Strodtmann.**

5 Bogen Lex. eleg. brochirt und geheftet Preis 1 Mark.

Die **„Neuen Monatshefte"** erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats.
Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.
Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Archiv für Litteraturgeschichte.
Herausgegeben von
Dr. **Franz Schnorr von Carolsfeld.**
IV. Band. 4. Heft.

Inhalt: „Deutscher Michel". Von Franz Schnorr von Carolsfeld. — Peter Probsts Fastnachtsspiel mit dem Bauern Heinz Wurst. — Aus G. Kestners Briefsammlung. VII. Andreas Tscherning. — Molières kleinere Lustspiele. II. Von Adolf Laun. — Drei Briefe von J. J. Fr. Ewald an Kleist. Mitgetheilt von Heinrich Pröhle. — Erinnerungen an Goethe. Aus dem Nachlass von Friedrich Schubart. Mitgetheilt von Robert Boxberger. — Zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel. Von Wilhelm Fielitz. — Ueber zwei Quellen zu Schillers Jugendgeschichte. Von Wilhelm Fielitz. — Schiller und Siegwart. Von Robert Boxberger. — Zu Schillers „Jesuitenregierung in Paraguai". Von Fritz Jonas. — Die Schwärmerei für Napoleon in der deutschen Dichtung mit besonderer Beziehung auf: „Die Grenadiere" von Heine und „Die nächtliche Heerschau" von Zedlitz. Von Eduard Niemeyer. — Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande von Adolf Ebert. Bd. 1. Angezeigt von Wilhelm S. Teuffel. — Carl Freiherr von Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Angezeigt von Friedrich Strehlke. — Friedrich Rückert, Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser. Neu herausgegeben von W. Pertsch. Angezeigt von Robert Boxberger. — Miscellen (Verse von Opitz; Zu M. Claudius' Biographie, von Wilhelm Herbst; Proben americanischer Uebersetzungskunst, mitgetheilt von Adolf Laun).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

BAD HOMBURG
1/2 Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.
Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**
Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.
Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.
Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

VICTORIA
ist die **billigste** Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Soeben erschien bei **Oswald Mutze** in Leipzig:
Paul Lindau.
Eine Charakteristik
von
E. O. Konrad.
3 Bogen in eleganten Umschlag geheftet.
Preis 1 Mark.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 5. Juni 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Unser Verhältniß zu Schweden. Von Wilhelm Wackernagel. — Die Krisis in der englischen Kirche und der Ultramontanismus in England. Von H. Bartling. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Werders Hamlet-Vorlesungen. Von Hans Marbach. — Der moderne französische Liebesroman und die Stellung der Frauen in demselben. Von Adolph Rutenberg. — Eine süditalische „Lenore". Mitgetheilt von Woldemar Kaden. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Die Benefizvorstellung für den Verein „Berliner Presse" im königlichen Schauspielhause. Von F. H. Kugler. — Notizen. — Inserate.

Unser Verhältniß zu Schweden.

Der König von Schweden und Norwegen hat soeben dem deutschen Kaiserhofe einen Besuch abgestattet und ist von demselben mit der höchsten Auszeichnung empfangen worden. Auch die deutsche Presse hat dem hohen Gaste des deutschen Kaisers eine sehr sympathische Aufnahme angedeihen lassen. Unter der großen Masse der Berliner Bevölkerung dagegen überwog die Schaulust bei Weitem die Wärme der Empfindung. Kaiser Alexander von Rußland wurde bei seiner neulichen Anwesenheit in Berlin mit Herzlichkeit, nicht wie ein geehrter Gast, sondern wie ein lieber Angehöriger des Herrscherhauses von Alt und Jung, Groß und Klein begrüßt. Die schwedischen Majestäten haben auf eine derartige Bewillkommnung von Seiten der Berliner Bevölkerung gewiß selber nicht gerechnet; sie sollen sogar durch die ihnen öffentlich bewiesenen Aufmerksamkeiten freudig überrascht gewesen sein. Und in der That, Deutschland und Preußen in Sonderheit hat bis vor Kurzem noch wenig Grund gehabt, für Schweden und sein das französische Blut nicht verleugnende Dynastie sich sonderlich zu erwärmen. In politischen Kreisen weiß man zwar längst, daß der gegenwärtige König Oskar II., im Gegensatz zu seinem Vorgänger und Bruder, König Karl XV., für deutsches Wesen, weil ihm sinnverwandt, ein klares Verständniß und hohe Verehrung besitzt und daß sein Beispiel auch bereits dahin gewirkt hat, unter den gebildeten Classen Schwedens eine geistige Annäherung an Deutschland anzubahnen; im Großen und Ganzen herrscht jedoch bei uns in Deutschland noch die Anschauung vor, daß der Schwede dem ihm stammverwandten Deutschen sein durch höhere Culturleistungen wohlverdientes Ansehen unter den Völkern Europas mißgönne und daß dieses Gefühl des Neides durch das hinzutretende Bewußtsein der minderen Macht neuerdings nur noch verschärft worden sei.

Die schwedische und die deutsche Presse haben die Aufgabe, die zwischen beiden Nationen bestehenden und sie einander entfremdenden Vorurtheile hinwegzuräumen. Durch eine wohlwollende Behandlung der für das eine und für das andere Reich ein Interesse besitzenden Angelegenheiten, wie sie von den beiden Regierungen seit der Thronbesteigung König Oskars geübt wird, und durch gegenseitige Aufklärung über das innere Wesen und die politischen Ziele der einen und der anderen Nation muß es binnen Kurzem gelingen, hüben und drüben das allgemeine Urtheil dahin zu läutern, daß der Schwede und der Deutsche unter hundert in neunundneunzig Fällen Grund haben gute Freunde zu sein und daß in dem einen oder andern Falle, wo der alte Groll sich etwa aufbäumen möchte, es besser ist, bittere Erinnerungen niederzukämpfen als durch Vertiefung in dieselben sich des freien Ausblicks in die Zukunft zu berauben. Gestehen wir es nur ein, es wird uns Deutschen im Jahre 1875 leichter, geschehene Dinge mild und versöhnlich zu beurtheilen als den Schweden, weil über uns die Sonne des Ruhmes im Zenithe strahlt, während sie bei ihnen nur Trophäen aus längst vergangener Zeit, die über alten Königsgräbern verwittern, mit wehmüthigem Abendroth übergießt.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß, während Schwedens König auf märkischem Boden weilte, dicht neben ihm die Vorbereitungen getroffen wurden, um jene denkwürdige Schlacht zu feiern, die auf dem nämlichen Boden vor genau zweihundert Jahren — am 18. Juni 1675 — Schwedens Macht in Deutschland brach: die Schlacht bei Fehrbellin. Unser „großer Kurfürst" verdankt wesentlich diesem befreienden Siege seinen Namen. Von allen preußischen Herrschern hat er, ebenso durch das Glück seiner Waffen, wie durch die Klugheit seiner Politik, den Schweden am meisten Abbruch gethan; ja, man kann wohl sagen, der große Kurfürst hat an Stelle Schwedens, welches durch das Eintreten seines Heldenkönigs Gustav Adolf für die bedrängten protestantischen Glaubensbrüder in Deutschland, während des dreißigjährigen Krieges den Grund zu seiner dominirenden Macht im Norden Europas gelegt hatte, Preußen gesetzt. Wenn auch der sichtbare Erfolg zunächst ein bescheidener war; die mit politischer Einsicht begabten Staatsmänner der damaligen Zeit, die dem brandenburgisch-preußischen Hause feindlich gesinnten voran, waren darüber nicht in Zweifel, daß das Aufsteigen eines deutschen Fürstenhauses in die Reihe der souveränen Häuser und das gleichzeitige Brechen der schwedischen Macht, welches jenem Hause den Weg zur Bildung eines großen nationalen Staatswesens im Norden Deutschlands eröffnete, von den weittragendsten Folgen für die zukünftige Gestaltung Deutschlands und für den allgemeinen Gang der Dinge in Europa sein mußte. Es mag heute nicht am unrechten Platze sein, daran zu erinnern, daß ein König von Schweden, Karl X. Gustav, es war, welcher den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der im Königsberger Vertrage vom 7. Januar 1656 für das von der Krone Polen zu Lehen gehende Herzogthum Preußen unter Zerreißung dieses Bandes zu ihm in ein neues Lehensverhältniß getreten war, aus Dank für den tapfern Beistand der brandenburgischen Truppen in der Schlacht bei Warschau durch den Labiauer Vergleich vom 10. Nov. 1656 als „souveränen Herzog von Preußen" anerkannte, welche Souveränetät dann auch Polen seinerseits im Vertrage von Wehlau am 19. Sept. 1657 einräumte. So hat Schweden Preußen zur Souveränetät

Digitized by Google

verholfen. Seitdem sind beide Staaten wiederholt in Krieg mit einander verwickelt gewesen. Es war dies eine nothwendige Folge der in dem preußischen Staate als treibende Kraft wirkenden, wenn auch als solche nicht sofort und nicht überall erkannten nationalen Idee, mit der ein fremder Besitzstand auf deutschem Boden unvereinbar war. So lange Schweden von den ihm im Westfälischen Frieden zur Entschädigung für seinen Kriegsaufwand überwiesenen deutschen Ländern noch etwas im Besitz hatte, war auch Anlaß zu kriegerischen Verwickelungen mit Preußen vorhanden. Im Nordischen Kriege entriß Preußen den Schweden den größten Theil ihrer Besitzungen in Pommern (während Bremen und Verden an Hannover fielen). Im siebenjährigen Kriege hoffte Schweden, indem es sich mit den Feinden Friedrichs des Großen alliirte, nicht blos dieses frühere Besitzthum wieder zu erlangen, sondern noch mehr dazu zu gewinnen; es verblieb im Hamburger Frieden vom 22. Mai 1762 jedoch beim status quo. Der Beitritt Schwedens zur Allianz gegen den Kaiser Napoleon führte zu keinen dauernden Beziehungen zwischen Schweden und Preußen, an welches im Wiener Frieden die letzte schwedische Besitzung in Deutschand, Neuvorpommern, durch Dänemarks Zwischenhand gelangte, welches dafür Norwegen geben und Lauenburg nehmen mußte.

Die neuere Geschichte Schwedens und des mit ihm verbundenen Norwegen, welches als vielhundertjähriges Nebenland von Dänemark und zufolge seiner dem übrigen Europa abgewandten Lage den Anreiz zu einer Actionspolitik nicht gekannt hat und nicht kennt, hat sich nach Außen hin zu einem beschaulichen Stillleben gestaltet. Fast rings vom Meere umgeben und mehr noch da, wo es mit dem Festlande zusammenhängt, durch das unwirthlichste Klima geschützt, kann Schweden und Norwegen, sobald es nur will, mit aller Welt in Frieden leben, weil alle Welt ihm gern den Frieden gönnt. Gleich England ist Schweden, nachdem es sich wie dieses seiner festländischen Besitzungen entäußert hat, auf die Deckung seiner Küsten durch eine starke Flotte angewiesen. Von wem aber sollte Schweden Angriffe zu besorgen haben, wenn es, da selber ohne directes Interesse an den politischen Verwickelungen des Continents, sich jeder Parteinahme dabei enthält? Es bliebe also nur die Besorgniß übrig, daß eine fremde Macht, von ruhelosem Ehrgeiz getrieben, Verlangen nach Eroberungen auf der skandinavischen Halbinsel trüge. Diese Besorgniß entbehrt jedoch so ziemlich jeden Grundes, namentlich kann in Schweden — von Norwegen gar nicht erst zu sprechen — doch Niemand so weit von Argwohn angekränkelt sein, daß er der gegenwärtigen oder irgend einer zukünftigen Generation in Deutschland, wie heiß man unseren Thatendrang auch immer veranschlagen mag, Absichten zu Eroberungen auf schwedischem Boden zutraute! Nein, so lange das nationale Princip für die Staatenbildung das maßgebende bleibt, würde am allerwenigsten das deutsche Volk von einer so abenteuerlichen Eroberungspolitik sich berücken lassen.

Was in Schweden die Gemüther so lange gegen uns Deutsche eingenommen und zeitweilig selbst an eine feindselige Parteinahme gegen Deutschland hat denken lassen, das ist jene alteingewurzelte Mißgunst gewesen, die noch immer nicht den Verlust eines weltgeschichtlichen Prozesses verschmerzen kann, wobei auf deutscher Seite doch nur der ursprüngliche nationale Besitzstand wiederhergestellt wurde. Mit dieser Mißgunst paarte sich, durch eifrige Pflege von Oben her begünstigt, die Vorliebe für französisches Wesen, die einer unparteiischen Würdigung der Verdienste Deutschlands um die allgemeine Cultur in den Weg trat. Schließlich schlangen sich noch Sympathieen für Dänemark, das Jahrhunderte hindurch bekämpfte, ein, als dieses wegen Schleswig-Holsteins mit Deutschland in Conflict gerieth. Die zu jener Zeit im Schwunge gewesenen „skandinavischen Ideen" haben sich jedoch für die praktische Verwerthung als zur Zeit noch ungeeignet erwiesen; jedenfalls waren sie nicht mächtig genug, um politischen Zweckmäßigkeitserwägungen gegenüber den Ausschlag für den Abschluß einer „nordischen Allianz" zu geben. In Schweden konnte man sich nicht verhehlen, daß für die zu Gunsten Dänemarks gebrachten Opfer von Gut und Blut, im Falle eines für den Norden vortheilhaften Friedensschlusses, irgend ein entsprechender Ersatz nicht zu erwarten sei; denn Dänemark würde dann gewiß am allerwenigsten bereit gewesen sein, auf seine staatliche Selbstständigkeit zu verzichten und in einer „Skandinavischen Union", hinter Schweden als „Vormacht", mit der zweiten Stelle sich zu begnügen. Was sich im Verlaufe eines unglücklich geführten Krieges aber hätte ereignen können, war vollends unberechenbar. Auch während des deutsch-französischen Krieges wurde Angesichts der Haltung Rußlands jede Parteinahme Schwedens, die über mißgünstige Kundgebungen gegen Deutschland und Sympathiebezeugungen für Frankreich hinausging, durch die Besorgniß, ganz leichtfertig ein nationales Unglück heraufzubeschwören, ferngehalten.

Wenn mit der Thronbesteigung König Oskars II. in der Haltung des schwedischen Volkes zu Deutschland eine Wendung zum Besseren eingetreten ist, so hat dazu das vom Throne herab gegebene Beispiel wesentlich beigetragen. Der Kronprinz des Deutschen Reiches, der bei der Krönung König Oskars zum „Könige von Norwegen" in Drontheim als Zeuge erschienen war, hatte sich im Jahre 1873 auf seiner Reise nach Schweden auch bei der Bevölkerung vielfacher Kundgebungen der Sympathie zu erfreuen und seitdem hat die Würdigung deutschen Wesens in Schweden stetige Fortschritte gemacht. Die gegenwärtige Reise König Oskars verfolgt, wie es heißt und auch glaubhaft erscheint, keine bestimmten politischen Zwecke, unter welchen etwa eine Verwendung für die Abtretung von Theilen Nordschleswigs an Dänemark obenan gestanden haben möchte; sie scheint vielmehr dazu bestimmt, den Wunsch des Königs, daß in den Beziehungen zwischen Schweden-Norwegen und dem Deutschen Reiche statt der früheren Kühle fortan eine innige Herzlichkeit obwalten möge, vor aller Welt kundzuthun. Es ist bemerkt worden, daß König Oskar bei dem Besuche, welchen er zuvor in Kopenhagen dem dänischen Hofe abgestattet hat und der, ohne in Dänemark gradezu Mißtrauen zu erwecken, nicht wohl unterbleiben konnte, zwar auf die „Freundschaft zwischen den Königen des Nordens" einen Trinkspruch ausbrachte, sich aber jeder Wendung enthielt, von der auf dänischer Seite als von einem Anerbieten zur Unterstützung dänischer Ansprüche hätte Besitz ergriffen werden können. König Oskar wird im Laufe des Sommers auch dem russischen Hofe zu St. Petersburg einen Besuch abstatten; es ist dies ein Zeichen, daß Schweden sich auch mit der andern Macht, die ihm seine „Besitzungen" jenseit des baltischen Meeres abgenommen hat, mit Rußland, auf einen freundschaftlicheren Verkehr als bisher einzurichten gedenkt.

Wie im Süden, unter Aussöhnung mit seinem alten Gegner Oesterreich, Italien, so tritt im Norden, mit Rußland sich aussöhnend, Schweden dem auf Sicherung des europäischen Friedens abzielenden Einvernehmen der drei Kaiserreiche bei, welches das Ergebniß der Dreikaiserzusammenkunft im September 1872 gewesen ist. Je größer die Zahl der Staaten ist, welche an diesem Friedenswerke sich betheiligen, um so größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, daß so bald sich keine Hand zur Störung desselben erheben wird.

Berlin, Anfang Juni 1875.

Wilhelm Wackernagel.

Die Krisis in der englischen Kirche und der Ultramontanismus in England.

Von **H. Hartling.**

(Schluß.)

Das reguläre Organ der in Oxford concentrirten hierarchischen Partei waren die in zwangslosen Heften veröffentlichten Tracts of the Time, weshalb ihre Anhänger auch Tractarianer genannt wurden, indem der Titel der Publica-

Digitized by Google

tion den Charakter der Bewegung als eine Reaction gegen den Liberalismus des Tages bezeichnete. Der Führer, dessen Charakter und persönliche Auffassungen der Partei von vornherein aufgedrückt waren, war John Henry Newman, ein Mitglied von Oriel College, der sich auch jüngst als ein Gegner des Gladstone'schen Pamphlets über den Vatican bemerkbar gemacht hat. Daß Newman ein feiner, wenn auch gerade nicht mit einem robusten Geist begabter Kopf ist, läßt sich nicht leugnen, aber seine überschwängliche Phantasie trieben ihn dem Ideal der mittelalterlichen Kirche und von da dem Papismus in die Arme. Seiner ganzen Anlage nach ist Newman ein Mönch, der sich, wenn auch nicht ohne sichtbare Anstrengung, dahin bringen kann, seinen Glauben an den heiligen Rock zu Trier, an das Augenblinzeln und Handwinken von Madonnenbildern und an sonstigen frommen Hocuspocus offen zu bekennen, und der in seinen Lobpreisungen der Glorie der heiligen Jungfrau den ärgsten Ultramontanen noch zu übertreffen versteht. Newmans Genossen waren Dr. Pusey, dem sein akademischer Rang als Regius, Professor des Hebräischen und als Canonicus von Christ Church zu Oxford vielleicht mehr Gewicht verlieh, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre; dann Keble, der Herausgeber des ritualistischen Christian Year und last but not least, der schlaue Kämpe Manning, der in der römischen Kirche bessere Carrière gemacht hat, als sein ehemaliger Führer Newman. Daß mit Ausnahme Puseys, der aber auch täglich seinen nahe bevorstehenden Anschluß an Rom verkündet, der größte Theil der Tractarianer beim geringsten Widerstande der kirchlichen Behörden gegen ihre romanisirenden Tendenzen zum Katholicismus übertrat, das setzen wir als bekannt voraus und halten es deshalb für überflüssig, der Entwicklung des Ritualismus in England in seinen Einzelnheiten bis auf den heutigen Tag zu folgen. Unserem Zweck angemessener scheint es, denselben in seinem jetzigen, den Widerstand gegen den Papismus in England unterhöhlenden Wirken ein wenig näher anzusehen.

Ein hervorstechender, charakteristischer Zug der ritualistischen Partei ist ihr Bestreben, sich mit allen nur möglichen kirchlichen Gewalten zu vereinigen und zu verbünden, mit gänzlicher Zurückstoßung der protestantischen Kirchen des Continents, die nach wie vor als unrein behandelt werden. Die alten Pläne der carolinischen Bischöfe und der diplomatischen Gallicaner der Regence, deren Charakter und Politik der mit einem sehr einfältigen Geist begabte Herr Pusey in einem ganz falschen Lichte sieht, werden wieder aufgenommen. Eine formelle Wiedervereinigung mit Rom wird vorgeschlagen, wenn nur Rom die Unfehlbarkeit nicht gar zu sehr prononciren und den Bauern in Sicilien und Catalonien sagen wollte, daß übertriebener Mariencultus unangemessen und unrichtig sei. Auch an die russische, oder vielmehr griechische Kirche wird ein Appell gerichtet. Diese aber, eingepfercht in dem dicken Eise ihrer Nationalität, ihres Imperialismus, ihrer Unwissenheit und in ihrem antediluvianischen Glauben und System, vernimmt nicht den Ruf, den Pusey und Genossen auf ihrem Zion in Oxford ausstoßen. Und wenn sie ihn auch vernähme, dann würde sie doch niemals das katholische und anglicanische Dogma von der Persönlichkeit des heiligen Geistes in der Trinität wieder annehmen, für dessen Verwerfung sie von den Ritualisten, so oft sie ihr anastasisches Glaubensbekenntniß hersagen, der ewigen Verdammniß anheim gegeben wird. Der Gallicanismus wird auch angerufen, doch da er längst unter dem Joch des Ultramontanismus in Frankreich starb, so schallt keine Antwort zurück. Den Wesleyanern, die in den Tagen ihrer Kraft höchst wahrscheinlich als Schismatiker behandelt und aufgefordert worden wären, durch Buße in den Schooß der anglicanischen Kirche zurückzukehren, ward thatsächlich kund gethan, daß, wenn sie ihren Geistlichen erlauben wollten, von den anglicanischen Bischöfen reordinirt zu werden, und daß, wenn sie ihre Kirchen als Districtscapellen hergeben wollten, sie ohne weitere Demüthigung wieder an den Segnungen der anglicanischen Kirche theilnehmen dürften. Die Antwort auf diese Einladung der vaticanisirenden Anglicaner war ein einfaches, entschiedenes Nein! Die Evangelicaner innerhalb der anglicanischen Kirche, die von den Ritualisten noch vor gar nicht langer Zeit arg verfolgt wurden, werden jetzt als Brüder in Christo von Pusey und Consorten an die Brust gedrückt und aufgefordert, Rationalisten wie Vosey und Bischof Dr. Temple vor das Ketzergericht zu bringen. Die Evangelicaner aber ziehen es vor, theils aus Princip, theils vielleicht auch, weil sie voraussehen, was mit ihnen geschehen würde, wenn sie mit den Ritualisten allein gelassen würden, in christlicher Liebe die Rationalisten allein zu verfolgen. Die Menschheit kann Gott danken, daß eine Vereinigung der großen sacerdotalen und politischen Kirchen zu dem Zwecke, die Gedankenfreiheit zu unterdrücken, in unserer jetzigen Zeit eine höchst schwierige Aufgabe ist.

Pusey, von dem Pio Nono einst gesagt haben soll: „er ist wie die Kirchenglocke, welche das Volk in die Kirche läutet, welche aber selbst nicht hineinkommt", wünscht sich mit Rom zu vereinigen, aber nicht sich zu unterwerfen; er strebt eine Union an, wie eine Macht mit der andern, nach dem Princip von Geben und Nehmen. Die Idee, den Glauben der menschlichen Race zwischen sich und einem Abgesandten Pio Nonos für immer festzustellen, kommt seinem umnebelten Gehirn durchaus nicht als grotesk vor. Eben so wenig sieht er ein, daß seine Stellung in der That ein logisch ganz unverständlicher Halt ist auf dem Wege, auf welchem er, Newman, Manning und Consorten, von dem Protestantismus der englischen Staatskirche ausgehend, letztere in Rom angelangt sind. Noch viel weniger aber faßt er, daß, wenn den Tausenden von Besuchern der anglicanischen Kirche beständig katholische Gebetbücher in die Hand gegeben, beständig rein katholische Gebräuche und Ceremonien vorgemacht werden, diese endlich, wenn sie wahrnehmen, daß das, was ihnen die Ritualisten zum Besten geben, nur Erborgtes ist, sich der Kirche zuwenden werden, in welcher sie das Original finden können.

Die numerische Stärke der ritualistischen Partei in England richtig zu schätzen, ist sehr schwer, da die Mitgliederzahl der derselben anhängenden Gemeinden gewaltig angeschwellt wird durch die große von Pomp und Musik, oder durch Neugier, und zuweilen noch durch weniger religiöse Motive angezogene Menge; denn die ritualistischen Kirchen ersetzen an den bis zum Sterben langweiligen Sonntagen in England die Theater am Abend. Unter der Geistlichkeit ist die Partei viel stärker vertreten, als man gewöhnlich glaubt und Gladstone in seiner Schrift über den Ritualismus die Welt glauben machen will. Auch ist sie täglich im Wachsen begriffen, wie dies klar aus den vor wenigen Wochen veröffentlichten „Ansprachen" der anglicanischen Bischöfe an die Geistlichkeit und die Laien Englands hervorgeht, in denen ganz unverhohlen von den „ernsten Umständen der gegenwärtigen Zeit" gesprochen wird. Unter den Laien wirkt der Ritualismus mit dem größten Erfolg, besonders unter den Reichen, und namentlich unter den Frauen von Rang und Vermögen, von denen bereits eine ziemliche Anzahl durch ihn hindurch ihren Weg nach Rom gefunden hat. Was die Mittelclassen angeht, so hielten sich diese im Großen und Ganzen bislang entfernt von den Ritualisten; doch in jüngster Zeit hat sich auch unter ihnen eine gar nicht zu verkennende Tendenz bemerkbar gemacht, sich aus dem steifen, kühlen, weder Sinne noch Herz ansprechenden Formelwesen ihrer verschiedenen engherzigen Glaubensgenossenschaften loszumachen und, von der Langenweile in ihren Kirchen getrieben, sich des Pomps und der Schaustellungen bei den Ritualisten oder in der römischen Kirche zu erfreuen. Auch ist noch gar nicht abzusehen, welch eine Wirkung auf die Mittelclassen die jetzt in England stattfindenden Erweckungsversuche der beiden Americaner Moody und Sankey haben werden, die man auch ohne Uebertreibung Glocken nennen kann, welche das Volk in die katholische Kirche hineinläuten. Auch unter den Arbeiterclassen haben sich die Ritualisten eine Menge Anhänger zu verschaffen gewußt, und zwar durch die zahlreichen von ihnen in's Leben gerufenen Schwesterschaften. Und wenn diese Anhänger auch meistens

Digitized by Google

mehr Anhänger aus Dankbarkeit und weniger aus Ueberzeugung sind, so muß man doch wieder nicht außer Acht lassen, daß die Masse der ärmeren Classen mit ihrem überaus beschränkten Unterscheidungsvermögen keinen Unterschied zu machen weiß zwischen den anglicanischen und den römisch katholischen Nonnen, und daß es deshalb den Anstrengungen der römischen Sendlinge sehr leicht wird, unter der ärmeren Bevölkerung durch ausgedehnte wohlthätige Werke und häufigen Besuch von Nonnen und Priestern zahlreiche Proselyten zu machen.

Gegen diese, dem wahren Protestantismus so überaus ungünstigen Umstände kämpft vergebens eine kleine, fast verschwindende Schaar bedeutender Köpfe, unter denen Bischof Temple, Decan Stanley und Bischof Colenso von Natal wohl die hervorragendsten sind, und um so vergeblicher, als auch sie vielfach Anbeter des englischen Götzen „Respectability" sind, und es nicht wagen, offen mit der Sprache herauszutreten und muthig den Kampf aufzunehmen gegen Papismus, Verdunkelung und Intoleranz.

In demselben Maße nun, wie die Sachen des Protestantismus in England schlecht stehen, darf sich die Ausbreitung des Katholicismus daselbst bedeutender Erfolge rühmen, denn der Weg zu solchen ward ihm ja, wie wir gesehen, von dem Ritualismus mit größter Sorgfalt gebahnt. Des Massenübertritts der von Newman und Manning geleiteten Puseyisten zur römischen Kirche gar nicht zu gedenken, haben seit dem Jahre 1866, wo die Hauptschrift Puseys, „Cirenicon", von Manning bekämpft und vom Papst auf den Index gesetzt ward, die Conversionen außerordentlich zugenommen. In London beträgt die jährliche Durchschnittszahl der Convertiten gegen 1000 Seelen. Hiervon gehört die Hälfte den gebildeten, der Rest aber den arbeitenden Classen an. In diese Zahl sind aber die Conversionen in den höheren Schichten der Bevölkerung, wie die Sir George Bowyers, des Marquis von Bute, Lord Ripons u. a., nicht mit inbegriffen. Im Uebrigen aber wächst die katholische Bevölkerung Englands in sehr beträchtlicher Weise und fängt bereits an, die Wahlen in gewissen Localitäten zu beeinflussen. Liverpool z. B. zählt eine katholische Bevölkerung von über 100,000 Seelen, wie sich denn überhaupt in der Grafschaft Lancaster die katholische Kirche eines außerordentlichen Gedeihens erfreut. Manchester hat etwa 75,000 Katholiken, und eine fast gleiche Zahl findet man in allen andern großen Fabrik- und Hafenstädten. In London, in der Diöcese Westminster allein, gibt es 180,000 Katholiken, jedoch trägt zu dieser starken Zahl sehr viel das fremde Element bei, das an Deutschen allein 30,000 Seelen zählt. Zur Ueberwachung, Führung und Vermehrung dieser großen katholischen Heerde befinden sich in den 13 Diöcesen, in welche der Papst England eingetheilt, 1728 Priester; Schottland, das in drei Districte unter apostolischen Vicaren eingetheilt ist, hat 238 Priester und 227 Kirchen. Großbritannien ist außerdem mit 21 Erzbischöfen und Bischöfen gesegnet, so wie mit zahlreichen katholischen Vereinen und Bruderschaften, welche allesammt Heerde der rührigsten Agitation sind.

Was nun die katholische Presse angeht, so war dieselbe vor etwa 20 Jahren kaum nennenswerth, dem ist heute nicht mehr so. Außer den älteren Journalen und Zeitungen, wie Dublin Review, Tablet, Weekly Register, Lamp u. a., sind in den letzten Jahren eine Menge anderer Blätter gegründet worden, unter denen der Month, Westminster Gazette (Hauptorgan Mannings), Rock, Catholic Pulpit, Catholic Progress (Organ des londoner katholischen Jünglingsvereins), The Rosarion (Organ der weitverzweigten Bruderschaft des Rosenkranzes) die bedeutendsten sind. Eine Blumenlese von den gegen das neue Deutsche Reich gemachten Ausfällen, Lügen und Verdächtigungen dieser christlichen und frommen Blätter würde ein gar nicht uninteressantes Capitel zu dem von Rom gegen Deutschland entfesselten geistigen, internationalen Kreuzzug abgeben. — Wir dürfen auch der Klöster nicht vergessen, dieser Brutstätten des Ultramontanismus: sie sind in den letzten Jahren in England und Wales wie Pilze aus der Erde geschossen. In 235 Frauenklöstern sind 3000 Nonnen eingeschlossen, während 63 Mönchsklöster eine gleichfalls stattliche Zahl von Mönchen enthalten. Die numerische Stärke der augenblicklich in England hausenden und fast alle bedeutenden Lehrerstellen an den katholischen Schulen und in den reichen katholischen Familien innehabenden Jesuiten auch nur annähernd zu bestimmen, ist unmöglich, doch so viel ist gewiß, daß sich ein nicht geringer Theil der aus Deutschland verjagten Söhne Loyalas nach dem gastlichen Boden Alt-Englands, unter die schützenden Fittige des streitbaren Renegaten Manning geflüchtet hat, um von dort aus nach Kräften mitzuhelfen an der möglichst baldigen Herbeiführung jener Revolution, auf welche, wie der Herr Nuntius Meglia sagt, die Kirche zur Niederwerfung ihrer Gegner wartet.

Es wäre nun wohl auch noch ein Wörtchen zu sagen über die Haltung der nicht-katholischen Presse Englands in Bezug auf die brennende Frage der Zeit. Sie, die sich dem Festlande gegenüber beständig mit ihren freiheitlichen Principien, ihrer Unabhängigkeit, ihrer politischen Fernsicht und ihren historischen Kenntnissen brüstet, scheint alles Verständniß verloren zu haben für Roms Bestrebungen auf universale geistige Herrschaft. Wir glauben nicht, daß es Gleichgültigkeit ist, welche die nicht-katholischen Zeitungen und Journale Englands bestimmt, von einer Discussion der religiösen Frage in ihrem Lande so fern wie möglich zu bleiben, und welche sie bestimmt in ihrer Mehrzahl mehr auf Seiten der Bestrebungen eines Manning zu stehen, als auf Seiten von Männern, wie Graf Russell, sondern wir meinen, daß sie ganz unbewußt jenem antiprotestantischen Geiste nachgeben und folgen, von dem wir im Eingange gesprochen haben. Und dieser Geist ist es auch, der sie mit höchster Superklugheit zu Gericht sitzen läßt über den Kampf, den das junge Deutsche Reich wieder zu führen gezwungen ist gegen den Zauberer von Rom und seine schwarzen Helfershelfer. Sie versteht nichts, oder will nichts verstehen, von jenem Kampfe, den das deutsche Scepter mit der Tiara seit den grauen Zeiten des Mittelalters kämpfen mußte, und der über uns nicht blos das namenlose Elend des dreißigjährigen Krieges brachte, sondern auch Jahrhunderte lange geistige und politische Knechtschaft und Zerrissenheit. Sie weiß nichts davon, daß die Civiltà cattolica nicht ein-, sondern mehreremal rund heraus erklärt hat, der einzige Feind des unfehlbaren Papstthums sei das protestantische Preußen, und mit seinem Fall werde der neue Katholicismus, wie er heute von dem Unfehlbaren und seinen jesuitischen Rathgebern gepredigt wird, triumphiren. Sie ist zufrieden, wenn sie über die kirchliche Lage zu Hause mit der Phrase: bei uns ist die religiöse Frage gelöst, die Augen schließen und sich in absprechenden Kritiken über unsern Kampf um die höchsten Güter der Menschen, um bürgerliche und religiöse Freiheit ergehen kann. Unter den großen Tagesblättern und den zahlreichen Revuen finden sich verschwindend wenige, die es wagen, dem englischen Volke die reine, volle Wahrheit zu sagen über die Gründe und die Ursachen des deutschen Kampfes gegen Rom. Und wenn es denn ja einmal geschieht, das eine periodische Zeitschrift, wie die Forthnightly Review, oder wie Macmillan's oder Fraser's Magazine eine Lanze einlegt für Deutschland gegen Rom, dann macht sich nicht blos die ganze Schaar der Römlinge in England zur Verdrehung der Wahrheit in den meisten ihnen offen stehenden nicht-katholischen Blättern und Revuen auf, sondern die ganze sogenannte protestantische Presse stimmt mit ein in den Römerchor und reibt sich vergnügt die Hände, daß dem auf politischem und kirchlichem Felde sich emancipirenden Deutschland wieder einmal gehörig der Text gelesen wurde. Darum noch einmal: unser Glaube an Alt-England als den sichersten Bundesgenossen in unserm Kampfe gegen Rom steht auf dem Gefrierpunkt*).

*) Kaum hatten wir unsere obigen Bemerkungen über die Haltung der englischen Presse gegenüber dem großen Culturkampfe in Deutschland, gegenüber Deutschland selbst, niedergeschrieben, als in allen Zeitun-

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Werders Hamlet-Vorlesungen.

Die Vorlesungen über Shakespeares Hamlet, welche Geheimrath Karl Werder an der Universität zu Berlin, zuerst im Wintersemester 1859—60, zuletzt in dem von 1871—72 gehalten hat, sind (im Verlage von W. Hertz, Berlin 1875) gedruckt erschienen. Das Buch wird zunächst denen willkommen sein, welche das Glück gehabt haben, sei es den in Rede stehenden Vorlesungen sowie den andern sogenannten Publicis über classische Dramen, die Werder in jedem Winter veranstaltete, selbst beizuwohnen, oder welche in den fachwissenschaftlichen Collegien des gefeierten Lehrers die zur höchsten Vollendung ausgebildete Redegabe desselben bewundern durften. Sie werden sich der Abende erinnern, an denen sie mit beflügelten Schritten dem stattlichen Gebäude der alma mater zueilten, um noch rechtzeitig ihren Platz in dem dichtgeschaarten Häuflein einzunehmen, das sich in dem kalten und kahlen Corridor vor der Thür des betreffenden Auditoriums angesammelt hatte. Nach geduldigem Ausharren, das man sich durch halblaute, witzige Unterhaltung und durch unmerkbares aber stetiges „Vordrängeln" zu verkürzen sucht — denn das Queuemachen, diese von den Welschen überkommene, die individuelle Freiheit beschränkende Einrichtung, welche sich in anderen größeren Städten Deutschlands eingenistet hat, ist in der Reichshauptstadt noch nicht Mode geworden — öffnet sich mit einem Ruck die Thür des Hörsaals, der bis dahin von einem andern Professor mit seiner andächtigen Zuhörerschaar eingenommen worden ist, und nun gilt es, ob die, welche drinnen waren, zuerst herauskommen, oder ob die, welche draußen standen, eher hineingelangen. Jedoch in verhältnißmäßig kurzer Frist ist Alles geschehen, ohne daß Verluste an Menschenleben zu beklagen wären. Alle Bänke in dem weiten Raume sind dichtbesetzt, selbst die Stehplätze zwischen den Seitenwänden und den Bänken in Beschlag genommen, und die zuletzt Eingedrungenen haben auf den Fensterbrettern, auf den Stufen des Katheders, oder, wie einst der Schreiber dieser Zeilen, auf einem Holzstoß neben dem Ofen ein bescheidenes Unterkommen gefunden. Der letztere Platz ist nicht der schlechteste, weil man von ihm aus eine freie Aussicht über das Auditorium genießt; ein nicht uninteressanter Anblick. Zwischen den jugendlich frischen und freien Gesichtern der Musensöhne, welche das Gros bilden, ragt hier und da die schon gefurchte und sichtlich immer höher werdende Denkerstirn eines gelehrten Mannes hervor, der, wie Mephistopheles behauptet, „so fort studirt, weil er nicht anders kann". In den vorderen Reihen haben einige höhere Offiziere Platz genommen. Auch die kinnglatten Vertreter der Schauspielkunst fehlen nicht und es ist eine den grassirenden Theaterpessimismus beschämende Wahrnehmung, daß gerade einige der bevorzugten Künstler, die bei lebenslänglicher Anstellung und hoher Gage spielen könnten, wie sie wollten, sich nicht für zu vollkommen halten, um in ihrem Fache noch Etwas zu lernen. Und was erblicken meine Augen? Dort! ein Damenkopf! und dort noch einer, ein ganz hübscher und junger! — aber nein, es ist nur

---

ohne Ausnahme über das Deutsche Reich, wie auf ein gegebenes Zeichen, ein wahrer Sturm von Anklagen, Verleumdungen und Verdächtigungen losbrach. In den Augen der sogenannten „unparteiischen" Presse Alt-Englands waren das Deutsche Reich und seine Lenker zu allen nur erdenklichen Uebelthaten fähig; das arme, gutmüthige, ruhige, friedfertige, lammfromme Frankreich aber ward als die personificirte Tugend in allen Tonarten gepriesen.

Durch ihr jüngstes Auftreten gegen Deutschland hat sich die englische Presse verrathen; sie hat sich uns gegenüber in ihrer wahren Gestalt gezeigt: parteiisch, heimtückisch, feindlich in nie geahnter Weise. Einige wenige, nur auf's Gerathewohl herausgegriffene Beispiele, werden dies sattsam beweisen.

Sämmtliche größere, nicht katholische Zeitungen, mit nur einer einzigen Ausnahme, die sich täglich darin gefielen, jedes Wort, jede Bewegung des neuen Cardinals Manning von Rom aus zu rapportiren, die täglich sich darin gefielen, aus allen Ecken Europas verleumderische Nachrichten über Deutschland zu sammeln und zu colportiren, die in den Tagen der Kriegsgerüchte mit ächt schulmeisterischen Ermahnungen und Strafpredigten gegen uns Deutsche überflossen, dieselben Zeitungen brachten auch nicht ein sterbend Wörtchen von dem am 9. Mai in allen katholischen Kirchen Englands verlesenen Hirtenbrief. In diesem, einzig in seiner Art dastehenden Schriftstück, preisen der Renegat Manning und die andern Häupter des Katholicismus in Großbritannien das Thun und Treiben unserer ultramontanen Gesetzesbrecher als gerecht und des höchsten Lobes würdig; sie feuern diese Reichsfeinde an zu neuen gesetzwidrigen Thaten. Die ultramontanen Gesetzesbrecher und Aufruhrprediger in Deutschland werden dargestellt im Lichte der Märtyrer des Alterthums, die von den heidnischen Kaisern Roms bis zum Tode verfolgt wurden: zwischen diesen Herrschern und unserem ruhmreichen Kaiser wird ein gar nicht mißzuverstehender Vergleich angestellt. Die Ultramontanen Englands werden von ihren Geistlichen von den Kanzeln herab aufgefordert, für die ultramontanen Gesetzesbrecher — Landesverräther wollen wir sie noch nicht nennen — zu beten, auf daß ihnen Gott Kraft verleihe, auf dem betretenen Wege auszuharren, auf daß ihren „christlichen" Anstrengungen endlich Erfolg werden möchte, in welchem Falle das neue protestantische Reich gebrochen und die päpstliche Oberherrschaft gesichert werden würde. — Wie gesagt, die gesammte, maßgebende englische Presse hatte auch nicht ein Wort des Tadels, nicht ein Wort des Protestes gegen dieses von Manning und den übrigen katholischen Bischöfen Englands unterschriebene, Feuer und Flammen speiende Manifest gegen Deutschland, wohl aber konnte sie Zeit und Raum finden, um die zur selben Zeit gehaltene Rede des deutschen Botschafters im „National-Club" zu kritisiren, zu bemäkeln und zu verhöhnen: in dieser heroischen That stand diesmal die Times oben an.

Was würde wohl die englische Presse sagen, wenn von deutschen Kanzeln herab die Fenier und sonstigen Gesetzesbrecher in Irland, für die fortwährend drakonische Ausnahmegesetze erlassen werden müssen, gepriesen, aufgemuntert, ja mit Geld unterstützt würden?

Weiter fiel es den englischen Zeitungen, die sonst alle möglichen Aeußerungen der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, aus denen Capital gegen Deutschland geschlagen werden kann, abdrucken, durchaus nicht ein, dem englischen Publicum auch nur eine Silbe mitzutheilen aus dem Artikel des gedachten Blattes vom 8. Mai, in welchem durch Auszüge aus zahlreichen Journalen, die von der englischen Presse letzthin so hoch gepriesene „Friedensliebe" unseres westlichen Nachbars in's rechte Licht gesetzt wurde.

Betreffs der neulich vom Grafen Münster im „National-Club" zu London gehaltenen Rede muß man sich gar höchlichst verwundern, daß dieselbe Presse, welche den Fürsten Bismarck mit Vorwürfen überhäuft, weil er es gewagt hat, sich bei der belgischen Regierung über aufreizende Hirtenbriefe der belgischen Bischöfe zu beschweren, jetzt ganz ungeberdig auftritt gegen eine in einer geschlossenen Privatgesellschaft vom deutschen Gesandten als Privatmann gehaltene Tischrede. In einem Punkte, betreffs dieses Falls, haben die englischen Zeitungen Recht, nämlich daß der „National-Club", obgleich er mehrere Mitglieder von hoher gesellschaftlicher wie wissenschaftlicher Bedeutung zählt, ohne irgend welchen Einfluß in England ist, was eben nur ein neuer Beweis dafür ist, daß wir auf England in unserem Ringen mit dem Vatican und der schwarzen Internationale auf keinen Beistand hoffen können.

Solche und ähnliche, wie die angeführten Beispiele von der nicht blos parteiischen, sondern geradezu feindseligen Haltung der englischen Presse gegen Deutschland, ließen sich bis in's Unendliche vermehren — man nehme nur einmal die politischen Witzblätter der letzten Wochen zur Hand —, doch wir glauben, daß die beiden obigen genügen, uns Deutschen zu zeigen: — das bigotte England, Arm in Arm mit dem ultramontanen Frankreich! Der Grund zu diesem sauberen Seelenbündniß, bei dem es uns Deutschen sicherlich nicht in den Sinn kommen kann, „das Aufgebot zu verbieten", liegt klar auf der Hand: das große Bismarck'sche Meisterstück der Herbeiführung engfreundschaftlicher Beziehungen zwischen Rußland, Oesterreich und Deutschland, und die innige Freundschaft des russischen Czaren für unseren Kaiser und das Reich, ist den Engländern nicht blos ein Dorn im Auge, sondern auch ein Dorn im lebendigen Fleisch! — Hinc illae lacrimae!

London, Ende Mai. H. B.

Digitized by Google

Täuschung, wir sind aus dem unwillkürlichen Präsens unversehens wieder in die Vergangenheit gerathen; seit einigen Semestern ist ja dem schönen Geschlecht der Besuch dieser Vorlesungen, ich glaube der einzigen akademischen, die es je mit seiner Gegenwart beehrte, untersagt. Aber trotzdem stände es sich auch heute noch recht unterhaltend auf dem Holzhaufen hier oben, wenn nur der eine große Klotz, gerade der, welcher die Hauptstütze des Körpers bilden soll, nicht von Zeit zu Zeit den bedrohlichsten Schwankungen unterworfen wäre; und dann die Luft! Sie soll zwar sehr gesund sein und dem Einathmen derselben sollen Professoren und andre Lehrer, die genöthigt sind, ihr halbes Leben in solcher Atmosphäre zuzubringen, ihre statistisch beobachtete ungewöhnlich lange Lebensdauer verdanken, — aber angenehm... Doch still! schon überall ein allgemeines ehrfurchtsvolles Verstummen! Er steht schon auf dem Katheder, legt die Uhr vor sich hin, beugt sich etwas über die Brüstung und beginnt. — Wir auf unserem entfernten Standorte verstehen zunächst kein Wort, denn Werder hat, wie viele erfahrene Redner, die höchst fruchtbare Maxime, seinen Vortrag nur mit der Stärke des gewöhnlichen Conversationstones zu beginnen. Aber es dauert nur wenige Augenblicke, dann sprühen einige verständliche Silben, Worte bis zu uns herüber und, ehe wir's uns versehen, befinden wir uns im vollen Flusse der Rede. Und welch ein Fluß! — da wir einmal dieser landläufigen Metapher nicht haben entschlüpfen können — klar wie Krystall, durchsichtig bis auf den Grund, bei aller Tiefe. Doch nur wer diese Vorlesungen gehört hat, vermag sich einen Begriff von der hinreißenden, begeisternden Wirkung derselben zu machen. — Es wäre kein Compliment, wenn man von Werder sagen wollte, er habe seinen Beruf verfehlt, es sei ein großer Schauspieler an ihm verloren gegangen. Aber eine solche voreilige Behauptung, zu welcher man sich durch die Vollkommenheit der gebotenen rhetorischen Leistung leicht könnte verleiten lassen, wäre auch nicht wahr; denn abgesehen davon, daß es vielleicht gar nichts dergleichen, wie verfehlten Beruf, in der Wirklichkeit gibt, würde man speciell Werder, durch Anwendung dieser Phrase auf ihn, Unrecht thun. Nein, er ist nichts weniger als ein verkappter Schauspieler; aber er ist ein Professor, ein Lehrer im eminentesten Sinne gerade deshalb und nur deshalb, weil er die schauspielerische Begabung, die zu jeder Wirkung durch das lebendige Wort, selbst zu der rein belehrenden, nothwendig gehört, weil er diese seltne Begabung im allerhöchsten Maße besitzt. Was die Grundlage der Schauspielkunst ist, das ist auch das Element der Redekunst im Allgemeinen: die Fähigkeit, jeder Silbe, jedem Worte und Satze den ihm zukommenden richtigen Ausdruck im Tone zu geben. Dadurch allein wird das Interesse erregt, dadurch allein das volle Verständniß ermöglicht. — Ich constatire diese bekannten und einfachen Wahrheiten hier nur, weil sie auf den deutschen Universitäten, die zwar eine Menge achtbarer Gelehrter, aber unverhältnißmäßig wenig gute Lehrer aufzuweisen haben, noch lange nicht genug beherzigt werden. Im Gegentheil! — Aus meiner Studentenzeit erinnere ich mich noch, daß ein von mir angestellter Versuch, Botanik zu treiben, daran scheiterte, daß ich von dem Vortrage des in diesem seinem Fache hochberühmten Professors in Tübingen, dessen Collegien ich zu frequentiren begann, des unerträglichen schwäbischen Nasaltones wegen absolut Nichts verstand. Seitdem mögen in der Reinheit der Aussprache, dem Unentbehrlichsten, was man von jedem Sprechenden, selbst wenn er nicht als solcher angestellt ist, verlangen kann, Fortschritte gemacht worden sein, da ja, Dank dem sich immer steigernden Verkehr, die Dialektunterschiede sich mehr und mehr verwischen, — obgleich diese Fortschritte oft nur darin bestehen, daß es Schwaben gibt, die das g wie Jod aussprechen und Berliner, die statt „das ist" „s'ischt" sagen. Im Uebrigen aber mag wohl auch heute noch auf unseren Hochschulen die Milch, welche den Brüsten der Weisheit entquillt, meistens eine ziemlich unschmackhafte Flüssigkeit sein, so daß man es den Studirenden wirklich nicht verdenken kann, wenn sie in der Regel lieber Bier trinken.

Die gedruckten Hamletvorlesungen werden aber dem, der bei Werder gehört hat, nicht nur die Erinnerung und Wiederbelebung eines unvergleichlichen rhetorischen Genusses sein, sie werden ihm auch die Genugthuung verschaffen, die tiefen Einblicke in das Wesen der dramatischen Poesie, die Fülle geistreicher Anmerkungen, die Funken des schlagendsten Witzes und der feinsten Satire, die einst seine innerste geistige Theilnahme erweckten, nun in Ruhe zu recapituliren und als dauernden Besitz festzuhalten.

Nicht mit der gleichen sichern Erwartung natürlich wird das größere Publicum, das Werders Verdienste als akademischen Lehrers nur vom Hörensagen kennt, das Buch zur Hand nehmen. Gar mancher wird zunächst die Frage aufwerfen, welche bei dem zahlreichen Auf- und Untertauchen literarästhetischer Versuche und besonders solcher, die sich mit Shakespeare beschäftigen, nicht fern liegt; eine Frage, die gerade in Bezug auf Shakespeare selbst schon in Buchform gestellt worden ist. Wozu dient, wird es heißen, dies weitläufige Erklären des Dichters, während doch das Specifische jedes ächten Kunstwerkes darin bestehen soll, daß es sich selbst erklärt? Können Gedanken, Empfindungen und Vorstellungen besser, klarer und umfassender ausgedrückt werden, als es der Dichter selbst in der von ihm als zweckentsprechend erkannten Form ausgedrückt hat? Warum legt man dem Dichter so viele Absichten unter, er habe das und das gemeint, ihm, dem ein Gott gegeben hat zu sagen, was er fühlt, und dem es doch gewiß leichter als allen seinen Interpreten gefallen wäre zu sagen, was er sagen wollte? Im Grunde gebt ihr mit allem euren Erklären Nichts als eure subjective Auffassung; da es solcher Auffassungen des Kunstwerks aber genau soviele als Betrachter desselben gibt, so ist nicht einzusehen, warum ihr gerade der eurigen so große Wichtigkeit beilegt, daß ihr sie, um ihr Curs zu verschaffen, dem Dichter selbst in die Schuhe schiebt. Wie wäre es möglich, daß ein Dichter beim Schaffen seines Werkes auch nur den geringsten Bruchtheil von dem hat ausdrücken wollen, was seine Leser, resp. Hörer, aus ihm heraushören oder lesen? Ihr wollt erklären und verwirrt nur. Ihr stört unnützer- und zudringlicherweise das innige tête-à-tête des Dichters mit seinem Hörer, und statt es dem letzteren zu überlassen, das poetische Product seiner Subjectivität einzuverleiben, — denn verstehen, ein Kunstwerk verstehen, heißt ja weiter nichts, als sich darin wiederfinden, die eigne Anschauung bestätigt und vollkommen ausgedrückt zu erhalten, — statt dessen mischt ihr euch ein und vernichtet die Harmonie durch Hinzubringung eines dritten Klangs, weder der Stimmung in des Dichters Brust noch in der des Genießenden entsprechend.

Alle diese Fragen und Einwürfe haben ihre unzweifelhafte Berechtigung gegenüber den unberufenen Schulfüchsen, die, um den Dichter zu erklären, damit anfangen, daß sie von der Poesie abstrahiren. Sie zeigen sich aber durchaus unbegründet und sophistisch, sobald man die Thatsache constatirt, die Jeder, selbst der Gebildetste, unzählige Male an sich selbst erfährt, daß die herrlichsten Offenbarungen des Dichters uns oft in jahrelangem geistigem Verkehre mit demselben verborgen bleiben, und als solche uns erst aufgehen, wenn der Wink eines andern, der genauer hingesehen hatte, uns aufmerksam gemacht hat. Wir haben auch erlebt, daß große Dichtwerke ganze Menschenalter hindurch mißachtet, unbekannt blieben, bis irgend ein Verständiger plötzlich auftrat und bewies, daß sie schön seien. Dann war plötzlich alles voller Bewunderung.

Es kann nicht anders sein, wir müssen es bei jenen Fragen und Einwürfen, deren Allgemeingültigkeit durch Thatsachen widerlegt wird, mit einer falschen Voraussetzung zu thun haben, und als eine solche dürfte sich die Annahme herausstellen, daß es Menschen gebe, die das, was sie ausdrücken möchten, auch wirklich ganz und voll auszudrücken im Stande seien. Ton und Bild, selbst in ihrer höchsten Vollendung, bleiben Versuche, das Unendliche in einer endlichen Form zu versinnlichen. Was den Künstler im Innern bewegte und zum Schaffen drängte, das Unendliche, vermögen wir aus seiner Schöpfung nur zu ahnen; die Zeichen, welche er uns gibt, können in uns den gleichen Zustand geistigen Schauens hervorrufen, welcher seine Seele beim Schaffen erfüllte; aber an und für sich sind sie eben nur

Digitized by Google

Zeichen, Symbole, nicht ein seinem innern Wesen genau entsprechendes Spiegelbild. Die Form, die größere oder geringere Deutlichkeit dieser Zeichen, gibt zwar genau den Umfang des Könnens, über das der Künstler gebietet, an — aber sie begrenzt keineswegs seinen Inhalt. Der unendlich größere Theil desselben liegt verborgen hinter dem, was zur Erscheinung gelangt ist, und der wahre Interpret dieser letzteren wird derjenige sein, der aus seinem eigenen Vorrathe von Können das ergänzt, was jenem an Können mangelte; vorausgesetzt natürlich, daß er mit dem, welcher das Kunstwerk nur zu verstehen vermag, die Fähigkeit theilt, den Inhalt des Kunstwerkes, oder richtiger des Künstlers, in sich zu reproduciren. Auf diesem Wege entstehen zunächst Kunstwerke selbst. Die Behauptung angesehener Gelehrter, daß z. B. an Werken wie dem Nibelungenliede und den Homerischen Epen ganze Nationen gearbeitet haben, ist nicht so albern, wie sie in der paradoxen Form, in der sie uns geboten wird, klingt. Man muß sich nur dieses Miteinanderarbeiten der Nation nicht so vorstellen, wie etwa im vergrößerten Maßstabe das Gesellschaftsspiel, bei welchem man einen Bogen circuliren läßt, auf den jeder einen Vers schreibt. Ohne Dichter keine Dichtung, ebensowenig wie kein Kind ohne Vater; aber nicht nur die Sprache, in welcher der Dichter schafft, auch einen guten Theil seiner übrigen Ausdrucksformen erhält er fix und fertig überliefert. Wenn Schiller jenes oft citirte Wort ausspricht: „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, — die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein" — so charakterisirt er damit, ohne es zu wollen, das Wesen jedes Dichters; denn es läßt sich leicht berechnen, wieviele Verse selbst Schiller zu Stande gebracht hätte, wenn die Sprache ihm nicht geholfen hätte zu dichten und zu denken, nämlich — gar keinen. Ebenso bequem läßt sich der Weg verfolgen, auf welchem dem Künstler die übrigen Baumaterialien zugeführt werden. Es passirt irgend etwas, ein Ereigniß, ein witziger Einfall. Es spricht sich weiter. Der Eine schmückt es phantastisch aus; der Andere knüpft einige weise Betrachtungen daran, der Nächste entdeckt oder erfindet einen Zusammenhang mit andern Ereignissen, ein vierter verdient sich damit schon sein Abendessen, indem er es als Novelle erzählt oder als Ballade absingt; ein fünfter macht daraus ein Meisterwerk — und nun tritt ein scheinbarer Stillstand ein, der Fluß erstarrt, das Kunstwerk ist fertig. Ein scheinbarer Stillstand, weil in der Wirklichkeit kein Kunstwerk fertig ist, da, wie gesagt, die Form nie den Inhalt deckt; die Form ist das Unwesentliche daran. Das klingt wie ein Hohn auf alle Regeln der Aesthetik, aber belauschen wir einmal folgendes Zwiegespräch:

A. Haben Sie den Hamlet gelesen?

B. Welche Frage!

A. Das Stück gefällt Ihnen?

B. Ich schwärme dafür.

A. Kennen Sie es auch?

B. Lächerlich!

A. Bitte, wie lautet doch gleich der berühmte Monolog?

B. (indem er den Kopf senkt, die Brauen zusammenzieht und die Rechte in horizontaler Richtung ausstreckt):

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!
Ob's edler im Gemüth, die Stein' und Schleudern
Des wüthenden Geschickes dulden, oder
Sich wappnen gegen eine See von Plagen
Durch Widerstand sie enden, sterben, — schlafen! —
Nichts weiter! . . . . Nichts weiter! . . . . hm!

A. Nichts weiter?

B. Entschuldigen Sie . . . Es fehlt mir nur ein Wort . . .

A. So können Sie mir vielleicht eine andere längere Rede aus Hamlet fließend vortragen?

B. Mein Herr!

A. Welche Scene Sie wollen.

B. Mein Herr, ich finde Sie sehr sonderbar; ich habe durchaus keine Lust, mich von Ihnen examiniren zu lassen. Glauben Sie, daß ich mir die Mühe gebe, Stücke, für die ich schwärme, auswendig zu lernen, wie ein Schuljunge? Aber darauf können Sie sich verlassen, ich kenne meinen Hamlet, und besser als mancher, der Ihnen vom ersten bis zum letzten Wort das Stück herplappern kann.

Herr B. ist grob, aber möglich ist's, daß er Recht hat; die Form ist Nebensache.

Der bekannte americanische Philosoph Emerson hat diesen Satz auf die Spitze getrieben. Er sagt ungefähr: Es ist möglich, daß die Menschheit einmal aufhören wird, an schönen Statuen Gefallen zu finden, wie es Kinder endlich satt bekommen, mit Puppen zu spielen.

Wer Shakespeares Hamlet liest oder auf der Bühne sieht, der lernt den Hamletstoff kennen in der vollendetsten poetischen Bearbeitung, die sich denken läßt; — armer Mann, wenn er in seinem Geiste diesen Stoff nicht noch tausendmal poetischer bearbeitet, wenn nicht etwas von den harmonischen Schwingungen in seinem Kopfe vibrirt, die Shakespeares Gehirn in Bewegung setzten, als er den Hamlet schuf! Wer keinen Inhalt in das Kunstwerk hineinzulegen vermag, der wird auch nie einen herausfinden.

Worin besteht aber die scheinbare Fertigkeit eines Kunstwerks? Denn außer demjenigen, den es nicht gelüstet, selbst den Versuch zu wagen, wird doch Niemand im Ernste behaupten, daß man z. B. Goethes Faust noch einmal in den Schmelzofen werfen solle, um eine reine, höhere Form zu Stande zu bringen? Nun, das Kunstwerk als solches, d. h. nach der formellen, unwesentlichen Seite hin, ist in der That fertig, denn die Kunst hat ihr Möglichstes geleistet; was noch zu thun ist, um den Inhalt dem Verständnisse näher zu bringen, ist Sache einer anderen Ausdrucksform, als der künstlerischen.

Jedermann kennt das Gemälde Tizians, den Zinsgroschen. Der Maler hat Jesus Christus gemalt, wie er von dem Pharisäer gefragt wird — doch nein, das Alles hat Tizian nicht gemalt; gemalt ist nur der Oberkörper und der von sanfter Schönheit und sieghafter Weisheit verklärte Kopf eines Mannes, zu dem sich das boshaft verschmitzte Gesicht eines Andern hinneigt, und noch vieles andere der höchsten Bewunderung Werthe. Was wir vorher sagten, daß der Maler gemalt habe, das war keine Schilderung seines Werkes, sondern der Anfang einer Erklärung desselben. Wer wollte nun behaupten, daß trotz der großen Schönheit dieses Werkes die Erklärung überflüssig sei? Wenn Jemand eine der ersten Erklärungen nicht fände, z. B. daß der Pharisäer spricht, ganz abgesehen davon, was er spricht, kann man dem zutrauen, daß er überhaupt von dem, was Tizian ausdrücken wollte, eine Ahnung habe? Und doch ist dieses Kunstwerk nach der formellen Seite hin fertig, und nie wird ein Künstler die Geschichte vom Zinsgroschen schöner und auch deutlicher darstellen, als Tizian. Deutlicher? Wäre das Bild nicht entschieden deutlicher, wenn es keiner Erklärung bedürfte? Wie, wenn Tizian Alles, oder wenigstens das Wichtigste, was zur Erklärung gehört, mit in seinem Bilde angebracht hätte? Wenn er etwa die Worte, die der Pharisäer spricht, auf ein Band, das aus dessen Munde geht, geschrieben hätte? — Diese Frage kann nur aufgeworfen werden, um zu zeigen, daß Erklärungen durch und für den Genießenden nothwendig sind, ohne daß es wünschenswerth sei, daß das Kunstwerk selbst diese Erklärung gebe, indem dadurch die ihm eigenthümliche Art der Ausdrucksfähigkeit beeinträchtigt würde. Ein Kunstwerk ist Stückwerk, wird aber nicht besser, wenn man's zum Flickwerk macht.

Nachdem wir uns also überzeugt haben, daß jedes Kunstwerk der Erklärung bedarf, insofern dieselbe nichts ist, als die zum Verständniß des Kunstwerks nothwendige Reproduction seines Inhaltes, ohne welche selbst die vollendetste Schöpfung des Genius ein stummes Symbol bleibt, können wir mit gutem Gewissen an Werders Interpretation des Hamlet gehen. Wir schlagen das Buch auf, und da das, was gesprochen ein rhetorisches Meisterwerk war, sich gedruckt als eine bedeutende stilistische Leistung erweist, so sind wir entschlossen, Seite für Seite zu zu lesen, deshalb mag sich der Referent eine nähere Inhaltsangabe sparen. — Nur ein Resultat der überaus feinsinnigen Untersuchung sei ihm gestattet hervorzuheben, sowohl weil es der

Digitized by Google

Angelpunkt ist, um den sich nicht nur die Werder'sche Erklärung, sondern auch die Auslegung des Hamlet überhaupt dreht, als auch weil sich an dieses Resultat noch eine selbstständige Bemerkung knüpfen läßt, welche für die Auffassung der Tragödie im Allgemeinen vielleicht nicht werthlos ist.

Werder hat das Räthsel gelöst, welches der melancholische Dänenprinz, dessen einzige Zerstreuung es ist, sich über die Schwächen der Menschen lustig zu machen, bis jetzt allen seinen Auslegern zu rathen aufgegeben hat, die große Frage: Warum schlage ich den König nicht schon im zweiten Acte todt? Da es den Herren Auslegern nicht gelang, auf diese verfängliche Frage eine befriedigende Antwort zu finden, so machten sie's wie die durchgefallenen Examinaten, sie schoben die Schuld auf den Frager. Weil sie Hamlets Handlungsweise nicht verstanden, nannten sie dieselbe unverständlich, inconsequent, schwach. Sie verdächtigten den Charakter des unglücklichsten und edelsten Sohnes und Neffen, der je gelebt hat; sie wiederholten mit einer gewissen Genugthuung die bittern Vorwürfe, die stellenweise recht hagebüchenen Schmähungen, die Hamlet in seinem verzweifelten Zustande, da sein höchst gerechter Grimm sich nach außen nicht Luft machen kann, gegen sich selbst erhebt; sie sagten, er verdiene keine höhere Würdigung, auch von ihnen und dem Publicum nicht. — Nun, es ist den Auslegern nicht gelungen, mit allem Scharfsinn und aller Blindheit nicht, Hamlets Credit beim Publicum zu untergraben. Die bleiche, ganz in Trauer gehüllte Gestalt, über deren tiefem Schmerze die holdeste Wehmuth wie Mondlicht ausgegossen liegt, während die Ausbrüche schneidigster Ironie wie Blitze darüber hinzucken, diese Gestalt, die bei der furchtbaren, markerschütternden Wahrheit jeder ihrer Bewegungen doch in zauberhaft reizender Beleuchtung vor uns steht, ist der Lieblingsheld des Publicums geblieben; und dasselbe wird es Werder Dank wissen, daß er auch den Sockel der schönen Statue wieder gesäubert und statt der vielen unleserlichen Kritzeleien eine klare Inschrift in goldenen Lettern angebracht hat.

Werder sagt zur Rehabilitirung seines hohen Clienten etwa Folgendes: Die Vorwürfe, die Hamlet sich macht, gelten viel mehr der Situation, als ihm selbst, denn nicht aus seinem Willen, oder vielmehr aus der Schwäche seines Willens geht die Verzögerung seiner Rache hervor, sondern aus der Lage, in der sich Hamlet sehr wider seinen Willen befindet. Seine Lage ist aber die. Hamlet soll an seinem Oheim den gemordeten Vater rächen, — das heißt aber durchaus nicht, daß er den Mörder kurz und gut umbringen soll, — er soll ihn *richten*. Richten aber kann er ihn nur, wenn er den König seiner Unthat überführt hat, wenn er den gleißnerischen und überaus schlauen Buben gezwungen hat, sich selbst zu verrathen, oder ihn wenigstens unzweifelhaft vor aller Welt als Thäter gekennzeichnet hat. Versäumt er dies, so schlägt er mit dem Schuldigen die Schuld todt, der König fällt wie ein Opfer, nicht wie ein Verbrecher, Hamlet erscheint nicht als der berufene Rächer, sondern als Mörder, dessen Motive Ehrgeiz, Wahnsinn sein mögen. Ja, was das Schlimmste ist, der König selbst stirbt ohne das vernichtende Bewußtsein, daß seine Schuld entdeckt ist und daß die Verachtung, der Fluch seines ganzen Volkes ihm in's Grab folgen. — Gegen diese unzweifelhaft richtige, aber verzweifelt umständliche Methode, seinen Zweck zu erreichen, bäumt sich Hamlets in ihren tiefsten Tiefen aufgewühlte und empörte Natur auf. Der Instinct der Rache, der Haß treiben ihn zuzustoßen, aber immer wieder fällt ihm das Schicksal, sei es als eigne Erwägung, sei es durch Eingreifen äußerer Umstände, in den Arm, entreißt ihm das Opfer und nöthigt ihn, die Rache zu verschieben, um sie gerecht zu vollziehen. Daher die Angst, die Verzweiflung, die Selbstpeinigung Hamlets. Und wüßte er nur, *wie* er auf dem vorgeschriebenen Wege sein Ziel erreichen sollte! Aber er kann fast Nichts thun als warten. Da kommt ihm das Schicksal zu Hülfe, es führt die einzig mögliche Lösung der furchtbaren Spannung herbei und liefert ihm das Opfer würdig vorbereitet an's Messer. Der König selbst, der die Früchte seines Verbrechens nur durch Verbrechen zu sichern wähnt, bringt sich endlich in die Lage, durch welche seine mörderische Bosheit an's Tageslicht kommt, und in diesem Momente fällt auch der tödtliche Streich der Rache von Hamlets Hand.

Diese mit einem Schlage das Hamleträthsel lösende Erklärung, die Werder noch durch eine Anzahl dem Stücke entnommener, beinahe unwiderleglicher Argumente unterstützt, hat auch das Moment in sich, welches für die Erkenntniß des Tragischen überhaupt von der höchsten Wichtigkeit ist. Werder hat wieder einmal vom Schicksale gesprochen, von dem Schicksale, welches moderne Aesthetiker aus der Tragödie verdrängen möchten, um an seine Stelle den menschlichen Willen — oder gar, was das allerfadeste ist, den menschlichen Intellect zu setzen. Diese Verirrung geht, wie viele, aus einem ganz richtigen Bewußtsein hervor, dem nämlich, daß in der Tragödie der Untergang des Menschen durch die Schuld desselben motivirt werden muß. Das hat seine unbezweifelte Richtigkeit. Welche Sorgfalt verwendet Shakespeare in allen seinen Tragödien, um die Schuld seiner dem Untergange geweihten Helden, ja selbst der mit zu Grunde gehenden Nebenpersonen, in's hellste Licht zu stellen! Selbst bei tragischen Charakteren, die uns im höchsten Grade sympathisch sind, deckt er die wunde Stelle schonungslos auf. Das durchaus zu tadelnde Benehmen Cordelias bei der Erbschaftstheilung gegen ihren Vater, den sie doch kennen mußte, Romeos erstes Auftreten, sein Gespräch mit dem Bruder Lorenzo, der aus seines Beichtkindes heftigem und wankelmüthigem Charakter das kommende Unglück prophezeit, Desdemonas Vergehen gegen die Ehre ihres Hauses, alle diese Züge sollen die Schuld beibringen, durch welche der tragische Ausgang gerechtfertigt wird. Wo aber steckt im Hamlet die Schuld? — Sie steckt gar nicht in der Tiefe, sie liegt auf der Oberfläche, ebenso bestimmt und plastisch herausgemeißelt, wie in anderen Tragödien Shakespeares. Nur muß man den Begriff „Schuld" richtig auffassen, und das thun unsere Philosophen nicht alle, sondern einige von ihnen identificiren Schuld ganz naiv mit dem bewußten bösen Willen. Daß die Menschheit sich etwa tausend Jahre mit der Erbsünde und der angeborenen Verdammniß herumgeschlagen hat, daß die Griechen eine Schuld kannten, die geradezu von den Göttern auferlegt wurde, daß jeder denkende Mensch an sich die Erfahrung macht, wie er Vorgänge in seinem Innern als Schuld empfindet, mit denen sein Wille nicht das Geringste zu schaffen hat — das freilich ignoriren diese Herren zu Liebe einer Theorie, welche es auch dem poesielosesten Jambenmacher ermöglicht, Tragödien zu verfertigen. Man braucht einen Spitzbuben nur reflectiren und conversiren zu lassen, so ist der tragische Held fertig, und es fehlt nur noch der Zufall in Gestalt eines Galgens, um ihn mit dem nöthigen Effecte in's Jenseits zu befördern. So entsteht die beliebte Gattung derjenigen Tragödien, die im Grunde weiter nichts sind, als schlechtcolorirte Illustrationen zu den zwölf Geboten. — Daß trotz des beim besten Willen nicht aufzufindenden bösen Willens in Hamlet doch eine Schuld liegt, und zwar ganz auf der Oberfläche, das hat den Herren das Concept verrückt. Aber so werfen Sie doch gefälligst einmal Ihre Papierchen bei Seite und sehen Sie sich die Sache noch einmal genauer an! Kann es Ihnen wirklich entgehen, daß Hamlet, der Däne, doch eine Schuld hat? Thut er Ihnen etwa leid? Ei, Ihr habt ihm schlimmere Dinge angehängt, Ihr wolltet einen Waschlappen aus ihm machen, — ich nur einen unfreiwilligen Verbrecher. Oder ist das kein Verbrechen, daß Hamlet seinen Oheim todtschlagen will? — Allgemeines Oho? — Wieso? Sind wir Christen? Schämen wir uns nicht vor dem Heiden Aeschylos, der auch einen sonst recht hoffnungsvollen Jüngling wegen eines ganz ähnlichen Verbrechens von Furien durch die Länder peitschen läßt und der Fürsprache des halben Olymps bedarf, um seinem Helden endlich Ruhe zu verschaffen? Und das, was alle gesitteten Menschen als das verabscheuungswertheste Verbrechen kennen, das soll eine große That sein, die auf ein schwaches Gefäß gelegt ist? — Nein, es ist ein Verbrechen und wenn zehn Geister statt des einen aus dem Fegefeuer kämen, um es Hamlet auf die Seele zu binden. Armer Hamlet! Er ist edel, friedfertig, liebt die Wissenschaften — und das Ziel seines Lebens und Strebens wird ein Mord, nicht ein frischer, freudiger Mord in

Digitized by Google

der Hitze des Gefechts, im Feuer der Leidenschaft, wie ein anständiger Mensch den andern abthut, sondern ein schleichender, mühsam einstudirter, mit aller List und Schlauheit vorbereiteter, und zum Schluß feierlich in Scene gesetzter Mord. Es ist kein Spaß, Staatsanwalt, Partei, Richter, Geschworener und Henker in einer Person zu sein. Und doch übernimmt er diese complicirte, furchtbare Aufgabe; seiner in Jugend und Schönheit aufblühenden Seele impft er das Gift des Hasses ein und seinen Schauder überwindend schlürft er den bittern, gährenden Trank der tiefsten Verachtung Alles dessen, was ihm bis dahin verehrungs- und begehrenswerth dünkte, der Mutter und der Braut, — bis er trunken davon ist. Das ist seine Schuld, trotzdem daß es sein Schicksal ist, was ihn dazu zwingt. Es ist die Schuld seines Geschlechts, die Schuld der Menschheit, welcher Hamlet unterliegt, die Sünde der Väter, die sich rächt an den Kindern, — denn die Menschheit haftet solidarisch für ihre Gebrechen. Das ist im Leben so, und in der Tragödie soll es zum Vorschein kommen. Im Hamlet offenbart es sich, daß Schicksal und Schuld dasselbe sind, daß es eine Schuld ohne Schicksal nicht gibt. Oder beweist etwa Richard III. das Gegentheil? Wenn der Tyrann anordnet, daß dieser oder jener seiner Feinde aus dem Wege geräumt werde, ist das nicht auch sein Schicksal? Er kann ebensowenig für diesen sogenannten bösen Willen, wie für seinen Höcker. Er thut freilich so, als handle er frei. Er läßt die Federn seines Geistes spielen, aber die führen seine Entschlüsse nicht herbei, die helfen sie nur zur Ausführung bringen, die stehen im Solde seiner Leidenschaft und vollziehen nur den Spruch seines Schicksals. — Hamlet muß den König umbringen, ebensogut wie Orestes seine Mutter und deren Gatten. Das Schicksal fragt nicht danach, ob es diese grausige That einem guten und sanften Menschen dictirt oder einem, der sich für die Henkerrolle paßt; dem Schicksale ist der Charakter seines Helden ganz gleichgültig, und das Interessante an der Sache ist nur, wie sich der betreffende Charakter gegenüber dem Schicksale benimmt. Thun und Lassen des Helden aus seinem Charakter erklären zu wollen ist eine reine Unmöglichkeit. Im Hamlet ist dieselbe ad oculos demonstrirt. Gegenüber dem Schicksale, gegenüber der Summe dessen, was mit ihm und durch ihn geschieht, verhält sich der Mensch immer leidend, — handelnd wird er nur insofern, als er irgendwie zu seinem Schicksale Stellung ergreift, indem er entweder dasselbe absichtlich fördert oder sich dagegen stemmt. Dieser Kampf des Charakters *gegen* das Schicksal, welches die specifische Handlung im Hamlet bildet, ist ein ebenso gewaltiger, ja vielleicht die Kräfte des Helden noch in viel höherem Maße anspannender, als die Versuche eines andern, dem Schicksale Vorschub leisten. Hamlet arbeitet *gegen* den Strom, Richard III. schwimmt *mit* demselben. Daß es Leute gegeben hat und noch gibt, die Hamlet der Schwäche zeihen, läßt sich nur daraus erklären, daß sie nie auf den Gedanken gekommen sind, Hamlets That sei ein Verbrechen. Sie mögen vielleicht denken, weil die Aufgabe von außen an ihn herantritt, ihm anbefohlen wird, könne man ihn in keiner Weise verantwortlich machen. Aber was wäre das für eine Oberflächlichkeit des Räsonnements! In der Orestie der Befehl Apollos, im Hamlet die Mahnung des Geistes, das ist doch nur eine dichterische Versinnlichung des ersten aufkeimenden Gedankens an Rache in den Köpfen der beiden leidenschaftlichen Jünglinge. Und dann, auch in der Dichtung, das Großwerden des Mordgedankens, die vielen vorbereitenden Schritte zur That, die Ausführung, das Alles ist ihr eigenstes, innerstes Werk. Nein, das Schicksal kommt nicht von außen heran, es ist in ihm, es ist das, was Sokrates und Goethe den Dämon nannten, was der erste Napoleon, der auch ein Menschenkenner war, als die passion secrète du moment, réfugiée, cachée dans les derniers replis du coeur (die er ausdrücklich dem Charakter gegenüberstellt) bezeichnet; es ist das Pathos, das Leiden par excellence, die Leidenschaft. Was außer dem Menschen liegt und scheinbar den Gang seines Lebens beeinflußt, ist nicht sein Schicksal, das ist der Zufall. Die Verwechslung dieser beiden Factoren hat — lucus a non lucendo — die Schicksalstragödie erzeugt, in welcher statt des Schicksals der Zufall fungirt, und welche infolge dessen nicht tragisch wirkt, sondern nur traurig — oder komisch. Denn der Zufall ist ein Hanswurst, selbst wenn er — wie Heine von Chateaubriand sagt — eine schwarze Schellenkappe aufsetzt. Nur das Menschenloos, welches an der unerbittlichen Hand des Schicksals seinem Untergange entgegentaumelt, ist tragisch zu nennen. — Auch das alte „Furcht und Mitleiden" des Aristoteles läßt sich nur mit dieser Auffassung des Tragischen vereinigen. Wo blieben diese Empfindungen, wenn Trauerspiele nur bewiesen, daß der Held durch Wille und Reflexion seinen Untergang selbst herbeigeführt, — ihn gewissermaßen verdient habe? Würde durch solche Beweisführung nicht im Gegentheil die Furcht und das Mitleiden, welche wir sonst wohl beim Anblicke eines untergehenden Menschen empfinden würden, vollständig gehoben und träte an ihre Stelle nicht das Gefühl behaglicher Sicherheit, mit dem Bewußtsein: das kann *uns* ja gar nicht passiren, wenn wir nur immer fein klug und tugendhaft zu Werke gehen? In diese vergnügliche Stimmung soll uns aber die Tragödie durchaus nicht versetzen, sie soll uns vielmehr schütteln wie der Sturm und erbeben machen wie der Donner des Himmels und das Brausen des Meeres; sie soll uns die Allmacht predigen und nebenbei die Erbärmlichkeit unseres Wollens und Denkens, und daß wir nicht viel besser sind als das Gras, das heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird. Und wenn sie uns ganz mit diesen niederschmetternden Empfindungen erfüllt hat, dann wird auch die Katharsis nicht ausbleiben, d. h. die Verkehrung dieser Trostlosigkeit in die Lust, von der Aristoteles auch spricht, dem Bewußtsein des Göttlichen in uns, das zwar mit uns schaltet und waltet nach Gutdünken, aber bei näherer Prüfung doch immer mehr Respect einflößt, als unser Tasten und Suchen.

Das ist auch die Wirkung des Hamlet, und wir werden dieselbe um so reiner empfinden, je deutlicher uns das geheimnißvolle und furchtbare Walten des Schicksals in's Bewußtsein tritt und je innigere Sympathie wir mit dem Helden fühlen. Die letztere aber beruht offenbar darauf, daß wir den Kampf Hamlets gegen das Schicksal verstehen; je energischer sich der Complex vortrefflicher Eigenschaften, der Hamlets Wesen bildet, gegen das ihm aufgezwungene Verbrechen wehrt, um so größer und verehrungswürdiger wird er uns erscheinen. So bedurfte es — da das große Publicum dem Hamlet stets seine vollste Sympathie entgegengebracht hat — der Werder'schen Rechtfertigung von Hamlets Handlungsweise hauptsächlich gegenüber den im Irrthum befangenen Auslegern, die von einem falschen Standpunkte ausgehend da eine Schwäche finden, wo die eigentliche Stärke des Helden zu suchen ist. Daher erklärt sich auch wohl der polemische Ton, den Werder häufig anschlägt und der manchen unbefangenen Leser befremden möchte. Den Meisten werden zum ersten Male Namen wie Hebler, Flathe ꝛc. zu Ohren kommen und man wird sich wundern, daß Werder sich die Mühe genommen hat, die belächelnswerthen Absurditäten dieser Herren zu erwähnen und gewissenhaft zu widerlegen. Aber vergessen wir nicht, daß wir es mit akademischen Vorlesungen zu thun haben, gehalten vor jungen Leuten, denen gegenüber diese Herren durch umfangreiche Schriften und sogar durch vom Katheder herab gedonnerte Worte eine gewisse Autorität erlangt haben. Und wenn, wie Buckle behauptet, der Hauptfortschritt in der Gesetzgebung nicht darin besteht, daß neue Gesetze gemacht, sondern daß ältere, schlechte aufgehoben werden, so mag auch der Fortschritt in der Erkenntniß wesentlich darin liegen, daß früher eingepflanzte Irrthümer mit der Wurzel ausgerissen werden. — In einer Hinsicht allerdings ist Werders Polemik einigermaßen zu bedauern. Es wird durch dieselbe gewissen Fachblättern Gelegenheit geboten, für die Angegriffenen in die Schranken zu treten und durch Umgehung des Wesentlichen und gehässige Hervorhebung des Nebensächlichen einen Theil des Publicums über die Bedeutung des Werder'schen Buches irre zu führen. Wovor hiermit gewarnt sein soll. Man lasse sich den Genuß an einer Erklärung und Belehrung in der vollendetsten Form nicht verkümmern. Hoch erhaben über dem gewöhnlichen Professorenstandpunkte, dessen Devise lautet: „Wir wissen mehr,

Digitized by Google

als wir können", steht Werder, der am Schlusse seines Werkes die für ihn als Lehrer so bescheidenen, auf den Geist der Menschheit angewandt aber so stolzen und trostreichen Worte ausspricht: Unser Wissen ist Stückwerk — aber wir können mehr als wir wissen!

Hans Marbach.

Der moderne französische Liebesroman und die Stellung der Frauen in demselben.

Von Adolf Rutenberg.

Die Stellung, welche die französischen Romanschriftsteller unsrer Zeit den Frauen innerhalb der schrankenlosesten Dichtungsart, welche die Literatur kennt, angewiesen haben, charakterisirt sich bei einer auch nur oberflächlichen Prüfung als eine, wennschon epochemachende, so doch einseitige und stereotype. Die Frau ist ihnen entweder die „Taube", mit allen Attributen engelsreiner Unschuld und aufopfernder Tugend versehen; oder sie erscheint unter dem Symbol der Schlange, als die giftig-schöne, in den buntesten Farbenreizen schillernde Verführerin, als das herzlose Weib, welches nur dem Götzen Eitelkeit opfert und das, unter der Maske nachgiebiger Sanftmuth und hülfloser Schwäche, eine stählerne Energie verbirgt, mit einem Wort: die Teufelin Circe, welche mit süßem Zaubertrank die Männer anlockt und sie dann, nach geschehener Metamorphose, erbarmungslos im Staube liegen läßt. Das Mittelding zwischen den beiden Extremen, die gute bürgerliche Ehefrau, die brave Mutter, das liebende Weib, die ebenbürtige Lebensgefährtin, kennt der französische Roman nicht, oder, wenn er dem Bilde derselben einige Züge entlehnt, so geschieht es nur in der Absicht, die tendenziöse Schönheit des Ideals durch die Häßlichkeit der Caricatur zu heben und die Hausfrauenliebe mit einigen ironischen Randbemerkungen unter das Register der alten abgetragenen Sachen zu rubriciren. „La bonne femme" erscheint bei den Franzosen stets nur als ein Schatten, als ein abgeblaßtes Bild in Wasserfarben neben dem leuchtenden, von den Blitzen der Leidenschaft umzuckten Antlitz der „großen Sünderin", oder dem zartduftigen Pastellgemälde des aphroditischen Engels mit dem ewigen Seraphslächeln auf dem frommen Kinderantlitz.

Meine Aufgabe an dieser Stelle besteht nicht darin, die socialen oder nationalen Ursachen zu der eben angegebenen Erscheinung auseinanderzusetzen und zu prüfen, in wiefern das Spiegelbild, welches wir im französischen Roman von der Frau erhalten, nur ein mehr oder minder getreuer Reflex der gegebenen Originalcharaktere ist. Ich beschränke mich darauf, die ästhetische Seite der angeregten Frage zu erörtern und von diesem Gesichtspunkte aus den literarischen oder Kunstwerth des modernen französischen Liebesromans einer näheren Untersuchung zu unterwerfen. Es mag dabei nicht unerwähnt bleiben, daß die von mir mitgetheilte Hypothese über die Stellung der Frauen in den allerneuesten Erscheinungen der französischen Romanliteratur mir noch als ein schwacher Abglanz früherer Leistungen, namentlich aus der Periode der s. g. Decadence erscheint. Schriftsteller wie Cherbuliez, Ernest Daudet, Louis Enault können in Betreff der unbarmherzigen Consequenz, womit die Literatur der 60er Jahre das Sinnbild der beiden Haupttypen der französischen Frauenwelt verfolgte, mit den Hauptvertretern dieser Richtung, einem Feuillet, Arsène Houssaye, Ponson du Terrail, auch nicht im Entferntesten verglichen werden. Es macht sich im Gegentheil bei den Modernsten unter den Modernen eine entschiedene Neigung zu einer deutschrechtlichen Auffassung von der Stellung der Frauen im geistigen Leben der Gegenwart geltend, insofern man sichtlich bemüht ist, die Gegensätze weniger scharf hervorzukehren und auch der Stimme der Versöhnung, welche aus Frauenmund so unwiderstehlich klingt, gewisse Rechte im Romane und seinen psychologischen Verwicklungen einzuräumen. Allein diese Versuche stehen zu vereinzelt da, ermangeln noch zu sehr der rechten publicistischen Weihe, welche nur der Erfolg zu geben vermag, um bei einer allgemeinen Charakterisirung actueller Zustände in erheblichen Betracht zu kommen.

Auch ist die Sache nicht so einfach, wie sie einem optimistischen Universal-Historiker erscheinen möchte. Es ist bekanntlich eine der schwierigsten Aufgaben, einen guten Liebesroman zu schreiben. Im Liebesroman aber ist die einzige competente Stelle, wo sich die Literatur eines Volkes darüber orientirt, welche Stellung die Frau innerhalb ihrer maßgebenden Kreise einzunehmen, welche Wünsche und Hoffnungen man an das Ideal eines Weibes zu knüpfen, mit welchen Mitteln man den feindlichen Einwirkungen der entarteten Frau zu begegnen hat. Im Liebesroman, sage ich, ist für die Erörterung dieser und ähnlicher Themafragen aus der Sphäre der höheren Weiblichkeit der einzig genügende Raum vorhanden. Nur das dialektische Gesetz des Eros, welches aus dem Haß die Goldader der Liebe und aus der treuesten Liebe das bitterste Leid zu Tage fördert, nur diese in der Brust aller Menschen den gleichen Widerhall weckende Tonleiter der Leidenschaft gestattet dem Dichter, uns den ganzen Umfang des weiblichen Gemüths, gleichzeitig aber auch den unerbittlichen Scharfsinn und die furchtbare unnachgiebige Consequenz der weiblichen Intelligenz mit allen begleitenden Umständen bloßzulegen. Im Drama erstirbt das Interesse zu früh, um eine bloße Liebesintrigue mit ihren feinausgesponnenen Seidenfädchen und schleppenden Hintergedanken bis an's Ende zu verfolgen. Im Drama verlangen wir die offene männliche Handlung; das versteckte raubthierähnliche Heranschleichen der Cabale, in welchem das Weib Meister ist, erschreckt uns, erfüllt uns mit unheimlicher Neugier, aber das Interesse erstirbt meistens, ehe der Sprung gewagt wird.

Am ehesten läßt sich noch im Lustspiel der Frau eine hervorragende Stellung anweisen. Der leichte Bau, die etwas frivole Tendenz der Komödie duldet extravagantere Wölbungen der Phantasie, als die schwerere Architektonik des Schauspiels. Und doch läßt sich an einem der besten Lustspiele aller Zeiten, der Moreto'schen „Donna Diana", mit Leichtigkeit zeigen, warum der Zweikampf zwischen Mann uud Weib, dieses in Ewigkeit fortdauernde Ringen des Stolzes gegen den Stolz, auf den Brettern der Schaubühne endgültig nicht zum Austrage gebracht werden kann. Das Spiel, welches Don Cesar in der spanischen Komödie spielt, wäre in einem Roman und besonders in einem Roman der Gegenwart unmöglich. Unmöglich — im ästhetischen Sinne. Der Romanheld darf zu keinen kleinen Mitteln greifen, er darf sich nicht der in der Komödie beliebten Kniffe und Pfiffe bedienen, um die Geliebte zu täuschen, um sie, wie der Nibelungenheld Gunther, durch eine zwischen ihm und ihr stehende höhere Macht — mag diese nun der Recke Siegfried oder der Halbnarr Perin sein — zu erobern. Der Unterschied liegt ausschließlich in der Methode. Das Verfahren des Lustspieldichters, eine fremde Gestalt zwischen die Liebenden zu schieben, ist im höchsten Grade rationell. Denn nur dadurch wird der komische Grundplan geschaffen, daß wir sehen, wie der Humor die Liebesleidenschaft auffaßt und behandelt. Das trotzdem der eigentliche Held empfindet, leidet und auch handelt, erfahren wir ja ohnehin. Nur freilich ist sein Handeln ein inspirirtes, und die schließliche Katastrophe wird auf mechanischem Wege, durch einen Theatercoup, herbeigeführt. Das aber eben ist im Roman unmöglich. Der Romanheld darf seine Thaten nicht unter dem Schutze einer Tarnkappe ausführen. Wir müssen Alles deutlich sehen, was er denkt, fühlt, thut und wie er es thut und warum er es so und nicht anders thut. Das will Alles des Langen und Breiten beschrieben sein. Der unglückliche Romandichter soll uns über Alles Auskunft ertheilen, was auch nur in entfernter Beziehung zu seinem Helden steht. Er soll uns die schwierigsten Probleme lösen, mit denen die menschliche Seele von Gottes und Schicksals wegen begnadet wird; er soll die verwickeltsten Proceßfragen zwischen Sein und Nicht-Sein, welche uns bald die Aussicht nach oben trüben, bald uns den Boden unter den Füßen entziehen, mit der Leichtigkeit der Duelltechnik entscheiden, und Alles ohne Zuhülfenahme einer höhern Macht, Alles ohne Theatermaschinerie und Coulissengeheimnisse.

Im Liebesroman erreicht diese Proteus-Natur-Aufgabe ihren höchsten Grad. Denn der Held des Liebesromans ist die Frau. Das weibliche Herz also die Achse, um welche sich die mit allen

Digitized by Google

möglichen Fragezeichen belastete Seele des Dichters und seiner Leser bewegt. Die Franzosen haben sich diese Aufgabe dadurch wenigstens zu einer sehr dankenswerthen gemacht, daß sie bei allen Erörterungen im Gebiete des Eros von dem Grundsatz ausgehen: „Die Frau ist das Schicksal des Mannes". L'homme propose, la femme dispose. Bei uns gibt es einen derartigen Glaubensartikel nicht, und schon aus diesem Grunde hat der Liebesroman in unserer Literatur niemals tiefere Wurzel fassen können.

Ich will damit keineswegs sagen, daß die Stellung der Frau in der deutschen Literatur und speciell in der deutschen Romanliteratur von geringerer Bedeutung oder weniger maßgebendem Einfluß ist, als in der französischen. Aber die Methode in der Behandlung des Verhältnisses beider Geschlechter zu einander, besonders der erotischen Seite dieses Verhältnisses, ist bei beiden Völkern eine grundsätzlich verschiedene. Die deutschen Autoren, ein Spielhagen, Freytag, Auerbach, betonen selbst in denjenigen Abschnitten ihrer Compositionen, welche specifisch erotische Probleme zum Gegenstande haben, die größere Selbstständigkeit des Mannes. Das Leben und Wirken des Mannes kann auch ohne die Liebe der Frau, ja selbst ohne die Liebe zur Frau, ein volles und großes sein. Die Arbeit, der Beruf, der Kampf mit den socialen und politischen Elementen treten in ihre Rechte. Die Poesie, nicht selten nur als eine Sehnsucht nach dem Idealen ausgedrückt, ist nicht absolut bedingt durch Coincidenz weiblicher Interessen. Das ist der Grundcharakter der Helden in „Soll und Haben", „Hammer und Amboß", „Landhaus am Rhein". Bei Freytag werden die Liebesseufzer des jungen Kaufmanns unterbrochen durch die Wucht, mit welcher ihn das Geschäft in seine Strudel zieht, durch das Geschrei der polnischen Sensenmänner. Die Helden Auerbachs haben fast alle eine Taschenausgabe des Spinoza bei sich, in der sie gelegentlich einige besonders vom Geiste der Entsagung durchglühte Stellen nachschlagen, wenn im Strom der Liebesereignisse ihre philosophischen Principien wankend zu werden drohen. Am klarsten spiegelt sich das Liebesleben der modernen Welt in den Spielhagen'schen Romanen. Aber auch hier welche Fülle heterogener Stoffe, welches kaleidoskopische Durcheinander von Maschinenbau-Anstalten, Schmugglerwesen, Zuchthaus-Directionen und Arbeiter-Aufständen! Wo würde die arme französische Muse bleiben, wenn sie mit ihren eleganten Bottinen, ihrem zarten Figürchen und ihrem noch zarteren, so leicht verletzlichen Herzchen unter die Männer der Arbeit treten wollte, welche den Leo in „Reih und Glied" auf seinem mühseligen Tugendpfad begleiten oder die für den Riesen Georg Hartwig in „Hammer und Amboß" ihre rußigen Fäuste aufheben, gleich bereit seine Feinde zu zerschmettern, wie das zu friedlichem Zweck dienende Eisen zu schmieden. Und auch der vierte im Bunde, Paul Heyse, dessen graciöse Schreibart ihn am ehesten in den Verdacht französischer Sympathien bringen könnte, hat doch in seinem einzigen Roman: „Kinder der Welt" sich mit Entschiedenheit auf die Seite des deutschen Programms gestellt. Ein Romanheld von der Schopenhauer'schen Selbstständigkeit des tapfern Professors ist in einem ächten Liebesroman undenkbar. —

Ein ächter Liebesroman! Das klingt beinah wie: ächte Brüsseler Spitzen oder noch präciser, wie: ächte Diamanten. In der That! Die Toilettenfrage, mit andern Worten also: die Geldfrage nimmt in den sog. ächten Liebesromanen der Pariser Schule eine der hervorragendsten Stellungen ein. Von dem liebenden Hauptpaare ist mindestens der eine Theil mit irdischen Glücksgütern reich gesegnet. Dieses Moment ist zu charakteristisch, um nicht ganz besonders betont zu werden. Zu Zeiten der Romantiker wäre es ein ästhetisches Capitalverbrechen gewesen, überhaupt nur an die Möglichkeit zu denken, daß die Vermögensinsufficienz eines der Liebesleute auf die Gefühle des andern von irgend welchem Einfluß sein könnte. Bei den heutigen Franzosen gilt es als selbstverständlich, daß nur ein finanziell gesichertes Liebesverhältniß einen interessanten Charakter haben kann.

Diamanten! Spitzen! Ein Hotel mit Marmortreppen! Equipage! Betreßte Diener! u. s. w. u. s. w. Es ist eine der größten Seltenheiten, daß einer der modernen Romanciers seine Liebesleute zu Fuß, in einfachen bürgerlichen Kleidern spazieren gehen läßt. Noch seltener läßt er sie zu Bett gehen ohne ein splendides Souper bei Brébant oder im Café anglais, wo der Champagner in Strömen fließt, und wo ein anständiger Romanheld unter einem Napoleond'or Trinkgeld gar nicht geben kann.

Aber die Sache hat zugleich eine ernstere ästhetische Seite. Die technische Vervollkommnung aller Lebensbedingungen ist von wesentlichem Einfluß auch auf den Roman gewesen. Das Publicum der Romantiker war zufrieden, wenn man ihm eine zierliche oder luftige oder üppige schlanke Gestalt in leichter kleidsamer Sommerrobe oder in pelzbesetzter Winterkleidung hinmalte und darunter schrieb: „die schöne Anna, die poetische Lucie, die verständige Aurora". Die heutigen Romanleser sind in dieser Beziehung schwerer zu befriedigen. Sie verlangen, daß der Autor mit der Ausführlichkeit oder doch mit der Sachkenntniß eines Modejournal-Correspondenten sie in die geheimsten Details der weiblichen Toilette einweihe, dabei aber natürlich niemals außer Acht lasse, daß er nicht eine Anleitung zum Selber-Confectioniren, sondern das plastische Bild einer sehr individuellen Persönlichkeit liefern soll. Daß die Franzosen in dieser Kunst Meister sind, wird ihnen Niemand bestreiten wollen. Wer die reizenden kleinen Boudoir-Szenen des von keinem Maler übertroffenen Gustave Droz gelesen hat, der weiß, daß auch die Toilettenfrage ihre poetischen Seiten hat und daß selbst ein so einfaches Verhältniß, wie das zwischen Monsieur, Madame et Bébé, zu sehr feinen und interessanten Erörterungen Veranlassung geben kann.

Fast noch wichtiger als die Toilettenfrage ist im ächten Liebesroman die physiognomische. Wie das Weib aussieht, für welches der Romanheld jeden Augenblick sich in Tod und Verderben zu stürzen bereit ist, ist unter allen Umständen von großer Wichtigkeit. Sehr schwierig aber ist es, bei der Behandlung dieses Themas den richtigen plastischen Accent zu treffen: original zu sein ohne Abstrusität, geistreich und pikant, ohne sich in Widersprüche oder Dunkelheiten zu verlieren. Es ist dies die Feuerprobe des ächten Romanschreibertalentes. Und ich kenne selbst unter den französischen Schriftstellern, die in der Regel tüchtige physiognomische Studien gemacht haben, wenige, welche ein gutes weibliches Porträt derartig zu fixiren vermögen, daß es ihnen durch einen ganzen mehrbändigen Roman treu bleibt. Zu den häufigsten Inconsequenzen gibt die Technik der Augenmalerei Veranlassung. Wie oft selbst die tactfestesten Autoren sich eines unmotivirten Farbenwechsels schuldig machen, daß wir neben grauen, braunen und blauen auch grüne und gelbe Augen mit in den Kauf nehmen müssen, ist jedem Leser und besonders jeder Leserin französischer Romanprosa zur Genüge bekannt. Neuerdings hat man sich wieder viel Mühe gegeben, die alten Balzac'schen Gewohnheiten, betreffend mikroskopische Beschreibung des Mienenspiels, aufzufrischen. Aber die Kunst jener saubern Schraffirungen, welche einst der Verfasser von La physiologie du mariage in höchster Vollendung übte, ist, wie so manches andere künstlerische Arcanum, in unsern Tagen verloren gegangen. Wo wäre in der heutigen Literatur ein Analogon zu finden zu jenem Zaubergespinnst geistreicher Aperçus, mit dem Balzac z. B. in „Madame Firmiani" den Charakter der Hauptrepräsentantin seiner physiognomischen Ideen wie mit einem ewige Jugend verleihenden Geheimmittel belebt!

Und ebenso wie die Kunst der Physiognomik scheint auch die Virtuosität in der Erfindung neuer galanter Propos, die wir z. B. noch bei einer George Sand so sehr bewundern, in der neuesten Generation in bedenkenerregender Abnahme begriffen zu sein. Wenigstens gilt dies von denjenigen Schriftstellern, welche, wie Arsène Houssaye und Ponson du Terrail, als die eigentlichen Repräsentanten der modernen Zeitrichtung betrachtet werden müssen. Der objective Thatbestand des Liebesprocesses ist in den meisten Romanen der beiden genannten Autoren von einer erschreckenden Gemüthsverwandtschaft, und wennschon das Blut, das in den Fehden der Liebesritter vergossen wird, stets von bester blauester Färbung ist, so vermag uns doch diese Emancipation von der Bourgeoisie für den fashionabeln horror vacui,

Digitized by Google

die der aristokratische Nimbus mit sich bringt, keineswegs zu entschädigen. Arsène Houssaye hat in einem vierbändigen Roman: „les grandes Dames“ eine Reihenfolge weiblicher Charaktertypen aus der Pariser Gesellschaft skizzirt, welche weder für den Verfasser noch auch für die „großen Damen“ des Faubourg St. Germain moralische oder auch nur ästhetische Sympathien zu erwecken im Stande sind. Es ist nicht die geniale Lüderlichkeit eines Faublas, nicht die geistreiche Rouerie der „liaisons dangereuses“; noch viel weniger erscheint uns der Eros als tragische Leidenschaft oder als dämonisches Verhängniß. Die Frauen des zweiten Kaiserreichs lieben, um die Mode mitzumachen; sie compromittiren sich, um den Journalen Stoff zu pikanten „faits divers“ zu liefern; genug es ist der banalste Ehrgeiz, die lächerlichste weibliche Eitelkeit, die sie auf den Kriegspfad der Liebe lockt. Und wie sieht dieser Kriegspfad aus? Nichts mehr von romantischen Verkleidungen, von Strickleitern und Schornsteinen, auch Nichts von jenen Entführungen auf ein festes Schloß in der Provinz, Nichts von nächtlichen Spazierritten durch Schaaren heulender Wölfe, Nichts von Geistererscheinungen oder sonstigen interessanten Begegnungen abnormer Schreckfiguren, welche z. B. den Werken Balzacs einen so eigenthümlichen Reiz verleihen. Die Houssaye'sche Erotik spielt sich auf dem glatten Macadam der Pariser Straßen oder auf dem Parquet der Pariser Salons mit steifleinener Gleichmäßigkeit ab. Irgend wo, an einer windigen Straßenecke oder an einem Bijouteriewaarenladen sieht die „große Dame“ ihren Amoroso stehen: ein grünes, blaues oder gelbes Coupé, à stores baissées, wartet in einiger Entfernung; man steigt hinein, macht eine Tour um den lac, darauf eine Promenade im bois de Boulogne und — das ist die Einleitung. Nun entwickelt sich die Correspondenz, bestehend aus süß duftenden, nur den Eingeweihten verständlichen Billets; darauf einige Rendezvous in der Großen Oper, ein Ballvergnügen beim türkischen Gesandten — endlich sehen wir madame la comtesse im Besitze des fameusen „kleinen Ylisses“, welcher ein verstecktes Hinterthürchen zu irgend einem der vielen Liebesschlupfwinkel öffnet, an denen die gute Stadt Paris so reich ist. Wenn die Wände dieser reizenden kleinen Absteigequartiere erzählen könnten! Das ist der Refrain und das Resultat der meisten Houssaye'schen Liebesromane. Und der Held dieser Romane, der „furchtbar schöne“ comte de Paris, der die schönen Frauen gewerbsmäßig verführt, ist das getreueste Abbild der ganzen Periode. Furchtbar schön und furchtbar langweilig.

Wer sich eine recht zutreffende Vorstellung davon verschaffen will, wie ein guter Liebesroman nicht aussehen soll, der lese die Houssaye'schen „grandes Dames“, deren imaginäres Verdienst als Porträttypen wir nicht zu würdigen verstehen, die aber, was ihren literarischen Werth betrifft, neben die ordinärsten Cocottengeschichten eines Féval und Feydeau zu stellen sind und sich nicht einmal mit den immerhin pikanten Scandalgeschichten eines Dumas Fils messen können.

Daß die Freimaurerei der Liebe in den höchsten Kreisen der Pariser Gesellschaft keine Seltenheit ist, mögen wir bon gré mal gré als ein sociales Phänomen von einiger Bedeutung acceptiren, bestreiten dagegen müssen wir, daß die Liebe der großen Damen an und für sich interessanter sei als die der Pariser Nähmädchen oder Grisetten, mit der uns Paul de Kock seiner Zeit zur Genüge bekannt gemacht hat.

Von anderer Seite hat man versucht, die erotische Lyrik eines Gresset oder Grécourt in's Romantische zu übersetzen. Die Gewagtheit eines solchen Unternehmens leuchtet von selbst ein. Ich befinde mich sicherlich auf dem Boden der vollständigsten ästhetischen Gerechtigkeit, wenn ich behaupte, daß nur die entschiedenste Genialität im Stande ist, das Element des Obscönen und Lasciven, welches von einer beschreibenden Darstellung der sinnlichen Liebe unzertrennlich zu sein scheint, durch die Reinheit der künstlerischen Form und die damit verbundene Garantie der höheren geistigen Decenz hinreichend zu paralysiren. Das bloße Talent muß, wenn es nicht im Schmutz der Details versinken will, zu anderen heroischen Mitteln des Interesses greifen, von denen dann freilich sehr oft der Satz gilt: „le rémède pire que le mal“. Der einzige geniale Autor auf diesem Gebiet ist Théophile Gauthier. Er hat in seiner „Mademoiselle Maupin“ den Beweis geliefert, daß und wie es möglich ist, im schmutzigen Fahrwasser der blos sinnlichen Liebe noch den hellen und reinen Quell zu verfolgen, welcher im Menschenherzen seinen Ursprung hat, dem sich aber — wenn wir uns ihm blindlings überlassen — sehr bald die trübende Phantasie hinzugesellt. Aber Gauthier ist, wie gesagt, der Einzige, dem der kühne Wurf, die ars amandi in Romanform erscheinen zu lassen, ohne Sünden wider den heiligen Geist der Dichtkunst geglückt ist. Die ebendahin zielenden Versuche des nächst ihm bedeutendsten Schriftstellers auf diesem Gebiet, Xavier de Montépin, müssen als völlig gescheitert bezeichnet werden. Montépin hat den Houssaye'schen „grandes Dames“ die Pariser Freudenmädchen und dramatischen Künstlerinnen substituirt. Da er aber sehr wohl einsah, daß in dieser Atmosphäre mit der simplen Liebelei und dem Paul de Kock'schen Satze: „c'est une bien jolie chose d'aimer et d'être aimé“ kein erhebliches literarisches Geschäft zu machen sein würde, so hat er statt der „Liebe“ die „Unzucht“ auf seine Tapeten gemalt, statt der Sinnlichkeit die Wollust, statt der freien Pose der natürlichen Hingebung die complicirte Verrenkung und Verrückung der raffinirten Unnatur.

Mit denselben Fehlern sind die meisten erotischen Sensationsromane des jüngeren Dumas behaftet, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei Dumas die ästhetische Corruption sich weniger aus sinnlichem Raffinement, als aus der fatalen Tendenz herschreibt, die Effecte abnormer Erscheinungen, namentlich solcher, welche den Menschen zu einer gewissen socialen Unzurechnungsfähigkeit verurtheilen, durch die Künste der Galanterie zu perhorresciren. Ein Mann mit einem Klumpfuß — Dumas macht daraus natürlich einen Pferdefuß —, der sich in eine Frau von untadelhafter Schönheit verliebt, und der sich, um wenigstens die Eitelkeit seiner Natur zu retten, den Klumpfuß abhacken und durch einen künstlichen ersetzen läßt; ein anderer an Fallsucht Leidender, der in der Ehe mit einer aufopferungsfähigen Jungfrau Heilung von seinen Gebrechen sucht — eine Hochzeitsnacht mit epileptischen Krämpfen — das sind echt Dumas'sche Lieblingsthemata.

Ich beschränke mich auf vorstehende Andeutungen, aus denen wohl unschwer zu ersehen sein dürfte, bis zu welchem Grade krankhafter Verbildung die Phantasie der modernen Erotiker das Sujet des sogenannten „echten Liebesromans“ outrirt hat. Ich glaube auch, daß durch die angeführten Beispiele, sowie durch die ihren Hauptzügen nach charakterisirte Tendenz der neueren französischen Romanschriftstellerei die Unhaltbarkeit der von derselben den Frauen zugewiesenen Stellung zur Genüge dargethan sein dürfte. Eine andere Frage ist es, ob der Verlust dieser Stellung nicht ungefähr gleichbedeutend ist mit dem Untergange des „ächten Liebesromans“. Meiner Meinung nach allerdings. Und auch in Frankreich fehlt es nicht an Stimmen, welche ganz offen das bisherige Programm der galanten Romandichtung für verbraucht erklären. Man fängt an einzusehen, daß die Frauen auch in der Literatur eine höhere Mission beanspruchen dürfen, als sich, einem Bleigewicht gleich, an die Seele und den Geist des Mannes zu hängen und alle bessern Kräfte desselben im Schmarotzerdasein des erotischen Mikrokosmus zu absorbiren.

Von den Folgen dieser Selbsterkenntniß in einem nächsten Artikel!

Eine süditalische „Lenore“.*)

Mitgetheilt von **Woldemar Kaden.**

Das ist wohl ausgemacht, auf Bürger wirkten die englischen Balladen, die damals gesammelt wurden, und ihrem Schauergeiste entsprang seine „Lenore“. Der Stoff jedoch soll der deutschen Sage angehören (vgl. Wackernagel in Haupts Altd. Bl. I, 174 ff. und Müllenhoff, Sagen a. Schlesw.-Holst. Nr. 224). Ob er ihr jedoch ausschließlich angehört, ist eine andere Frage. Ueberraschen dürfte es nicht, wenn wir ihn im

*) S. Nr. 12 d. Jahrg. „Die ungarische Volkspoesie“.

Digitized by Google

Holländischen wiederfinden. Da ist die Sage von den drei Schusterstöchtern, die der Tod in Gestalt eines vornehmen Herrn nach und nach als Bräute heimführt in sein düsteres Reich. Der Letzten ruft er dann die bekannten Worte zu:

't maantje schynt zo hel,
Myn paardtjes lope zo snel,
Sorte liefje, rouwt 't w niet?

und bringt sie auf sein Schloß. Unbehindert geht das Mädchen durch alle Zimmer und findet endlich eine alte Frau, welche Därme schabt, und von der sie erfährt, daß ihr Gemahl alle seine früheren Frauen geschlachtet. Die Alte hilft ihr auch, sich zu verbergen und zu fliehen. Sie kommt auf ein Grafenschloß. Der Graf bestraft den Mörder und heirathet das Mädchen schließlich.

Man sieht, der Grundzug ist derselbe, wie in dem von Ludwig Aigner (Nr. 12 d. Bl.) mitgetheilten ungarischen Volksmärchen: „Der todte Bräutigam". Und dieser Grundzug reiht dieses wie jenes in die Sagen von den leidenden Jungfrauen, deren Vorbild die lichte hehre Gestalt der Gudrun, deren Hintergrund oftmals ein mythologischer ist: der Wintergott raubt die Sommergöttin und führt das blühende Leben in sein unterirdisches Gebiet.

Wie gesagt, überraschen dürfte es nicht, wenn wir diesen Stoff bei den germanischen Völkerstämmen verbreitet finden. Interessanter jedenfalls ist es zu sehen, wie er auch in den Köpfen süditalischer (calabrischer) Sänger und Märchenerzähler spukt und unter welcher Form er daselbst auftritt.

Sicher ist, daß er hierher durch die Albanesen importirt wurde, welche im 15. Jahrhundert in großer Zahl nach Süditalien kamen, um in Calabria Citra, am nächsten den Küsten ihrer Heimat, zu wohnen. Hier, wie in den andern beiden Provinzen Calabriens, auch in Sicilien, gibt es noch albanesische Kolonien, und in deren Schoße wurden die heimatlichen Lieder bewahrt, oder wurde ihnen nach und nach eine italienische Färbung gegeben.

Die hier folgende Ballade findet sich in einer kleinen Sammlung albanesischer Volksgesänge, welche Girolamo de Hada und Niccolò Jeno de' Coronei in den gedachten Gegenden unternahmen. Sie bildet den XVII. des I. Buches und beginnt also:

Ish gn' yym shumv' e miir
Chshí nyynt bilh gadiaar,
E tv' diettv'ten gnv' rash
Cy ja e Dòjin Garantiin etc.

Die Uebertragung macht auf nichts Anspruch als auf Treue, und damit hätte sie ja ihrer Pflicht genügt. Die Sprache ist einfach und gänzlich schmucklos und sticht dadurch vortheilhaft von dem gekünstelten Wortgeklingel der Aigner'schen Ballade ab.

War einst eine edle Mutter
Hatte neun der schönsten Söhne,
Und das zehnte Kind, ein Mädchen,
Hieß mit Namen Garentina.
Viele Söhne der Bulgaren
Und der Edlen, die zum Weib sie
Wollten, kamen in ihr Land.
Ganz zuletzt kam auch ein Jüngling,
Kam aus einem fernen Lande;
Mutter doch und Brüder wiesen
Ab ihn, da zu fern er wohne.
Und ein einz'ger nur war günstig
Ihm: der Bruder Costantine.
Cost.: Gib sie, Mutter, ihm zur Ehe!
Mutt.: Costantin, mein Sohn, wie bist du
Doch so gänzlich unberathen,
Alsoweit sie wegzulassen.
Wollt' ich sie zum Fest, zu meinem
Feste, könnt' ich sie nicht haben;
Wünscht' ich in der Trauer mir sie,
Hätt' sie nimmer in der Trauer.
Cost.: Dann geh ich, sie dir zu holen!
So vermählten sie das Mädchen.
Dann erschien ein schweres Jahr,
Mähend alle neun der Söhne
Der Matrone hin auf's Schlachtfeld.
Und sie kleidet sich in Trauer,
Und verdunkelt ihre Säle.
Da alsdann der Todtensonntag
Anhub für die Christen alle,
Kam hervor sie, ging zur Kirche,
Wo die Gräber ihrer Söhne,
Und auf einem jeden Grabe,
Jedem Grabe ihrer Söhne
Ließ sie eine Kerze zünden,
Weinte eine Todtenklage;
Noch auf Costantini Grabe
Zwei der Kerzen, zwei der Klagen.
— „Costantin, o du mein Sohn,
Wo ist die versproch'ne Treue,
Garentina mir zu bringen,
Deine Schwester Garentina?
Deine Treue ist begraben!"
Als es dunkelt', und die Kirche
Man verschloß, beim Schein der Kerzen:
Costantin steigt aus dem Grabe,
Und der Stein, der es bedeckte
Wird alsbald zu einem wilden
Pferd mit schwarzer Satteldecke,
Und der Ring, der diesen Stein
Hielt, er wird ein Silberzügel.
Er besteigt das Thier und eilend
Reitet er. Nach Sonnenaufgang
Hielt er vor dem Haus der Schwester.
Auf dem Plane vor'm Palaste
Fand die Kinder er der Schwester,
Welche spielend Schwalben haschten.
Cost.: Sagt, wohin ging eure Mutter?
— „Costantin, o edler Onkel,
Zu dem Tanzreih'n in die Stadt".
Trat er zu dem ersten Tanzreih'n:
— (Schön seid ihr, ihr jungen Frauen,
Doch für mich ist nicht die Schönheit!)
Und er nähert sich und fragt sie:
„Heil euch, reine Jungfräulein!
Ist mit euch wohl Garentina,
Garentina, meine Schwester?"
— Weiter vor wirst du sie finden
Mit dem Kamisol von Seide
Und dem Ueberwurf von Sammet.
Da er zu dem andern Chor kam,
Nähert er sich, um zu fragen:
Gar.: Costantini, du mein Bruder!
Cost.: Garentina, lös dich aus,
Um mit mir nach Haus zu kommen.
Gar.: „Aber sage mir, mein Bruder,
Ob ich soll zur Trauer kommen,
Denn da geh' ich, um die schwarzen
Kleider anzulegen; wenn zur
Freude, nehm' ich Festgewande."
Cost.: Komme so, wie du dich findest!
Und er schwingt sie auf das Pferd. —
Ritten eine lange Straße —
Garentina brach das Schweigen:
Gar.: — „Costantini, du mein Bruder,
Hier, welch traurig Zeichen seh' ich,
Deine breiten Schultern sind
Ganz vermodert" — —
Cost.: Garentina, meine Schwester,
's ist der Rauch der Feuerwaffen,
Der die Schultern mir umwittert.
Gar.: — „Aber Costantin, mein Bruder,
Andres Trauerzeichen seh' ich,

Digitized by Google

Seh' die Locken deines Haares
Staubverwandelt" — —
Cost.: Garentina, meine Schwester,
Deine Augen täuschen sich
In dem grauen Staub der Straße.
Gar.: — „Costantini, du mein Bruder,
Warum seh' ich meine Brüder
Und des edlen Onkels Söhne
Nimmer uns entgegenkommen?"
Cost.: Garentina, meine Schwester,
Sind vielleicht beim Discusspiele,
So wir abends angekommen
Und sie uns nicht mehr erwarten.
Gar.: — „Aber noch ein Trauerzeichen:
Seh' die Fenster unsres Hauses
Fest verschlossen, grasbewachsen."
Cost.: Sind verschlossen, weil des Nordwinds
Winterhauch von dorther wüthet. —
Kamen jetzo an die Kirche.
Cost.: Laß hinein mich, um zu beten. —
Und allein steigt sie die Treppe
Nun hinauf zu ihrer Mutter.
Gar.: Oeffne mir die Pforte, Mutter.
Mutt.: — „Wer bist du da vor der Pforte?"
Gar.: Bin, o Mutter, Garentina!
Mutt.: — „Heb dich weg, du nimmersatter
Tod, der mir die Söhne raubte;
Mit der Stimme meiner Tochter
Kommst du jetzt, auch mich zu holen?"
Gar.: Oeffne, oeffne mir, o Mutter,
Niemand ist's als Garentina.
Mutt.: — „Wer hat dich hierhergeführt?"
Gar.: Mich hat Costantin geleitet,
Costantini, er mein Bruder.
Mutt.: — „Costantin? wo ist er jetzt" —
Gar.: Trat zur Kirche, um zu beten.
Da erschließt die Thür die Mutter
Mutt.: — „Costantin ist todt, o Tochter!"
Und die Mutter, sie umarmend,
Und die Tochter an sich pressend
Ihre Mutter, hauchten beide,
Mutter, Tochter aus das Leben.

Zwei Varianten dieser Ballade finden sich auch in den Sammlungen griechischer Poesien von N. Tommaseo und von Fauriel. Das Mädchen heißt da Arete, die Zahl der Brüder ist einmal neun, dann sieben. Auch hier glaubt das Volk, der Verfasser dieser Lieder, daß die Todten schnell reiten, spricht es aber nicht aus; nichts von all dem anmaßenden Hurrah, hopp, hopp u. s. w. Sie fliegen nicht, sie berühren die Erde nicht, die Eilenden nehmen keine bestimmte Gestalt an: wie ein Traum der Nacht huschen sie dahin und kommen an gegen Morgen, wo die Vögel singen.

Wunderbar schön ist die Antwort des Bruders, den die Schwester fragt, ob er sie zur Freude oder zur Trauer hole: „Weder Freude noch Trauer," antwortet er, „komme wie du bist". Der Tod ist eben Geheimniß und läßt keine Zeit zu langen Vorbereitungen. Doch es folge der betreffende Abschnitt jener Variante:

— — — — — — — — — — —

Const.: Komm' Arete, unsre Mutter will dich!
Aret.: „Bruder mein, was gibt's zu dieser Stunde?
Wenn im Hause Freude, werd ich kleiden
Mich in Gold; wenn Trauer, o mein Bruder,
Werd' ich kommen, wie du mich gefunden."
Const.: Weder Freud' noch Trauer! Komme so! —
Auf dem Wege, den sie ziehn und wallen,
Hören Vögel singen sie und sagen:
Sieh, schön Mädchen, sieh, dich führt ein Todter!
Aret.: „Hör', o Bruder, was die Vögel sagen!"
Const.: Vögel sind es, laß sie immer singen,
Vögelein, ach laß sie immer sagen.
Aret.: „Habe Furcht, o Bruder, riechst nach Weihrauch."
Const.: Nächten war ich im Johannisdome,
Räucherte der Priester stark mit Weihrauch ꝛc.

Ein schönes Bild von der gänzlich vereinsamten Mutter findet sich in der andern Variante:

Als vermählet sich Arete
In dem fernen Lande hatte,
Starben ihre sieben Brüder,
Costantini ward ermordet.
Und es blieb allein die Mutter
Wie ein Halm im leeren Felde.

Diesen Proben wird man die Reinheit des poetischen Empfindens nicht absprechen können; es sind durch Einfachheit wirkende, nicht viel Worte machende und dadurch eben gewaltige Schönheiten darin. Das arme Volk sucht sie nicht, es findet sie auf dem Wege. Dem geweihten Dichter, der diesen Weg wandelt, werden sie zu Theil. Der „gebildete" und studirte Poet hängt seiner Phantasie ein Schellengeläute um, fliegt im „sausenden Galopp" dahin und scheucht diese Elementargeister von seinem Pfade.

Neapel, im März 1875.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Benefizvorstellung für den Verein „Berliner Presse" im königlichen Schauspielhause.

Wenn das Theater sich der Presse erkenntlich zeigt, so sind die Gründe nicht weit zu suchen; und speciell manches moderne Theater verdankt der Berliner Presse und Kritik, die in Wahrheit lange nicht so bösartig ist wie ihr Ruf, dessen sie besonders bei süddeutschen und österreichischen Schauspielern genießt, die daheim oft an schlimmere Behandlung gewöhnt sind, Förderung und Aufmunterung. Im Allgemeinen geht die Presse auch mit der Bühne Hand in Hand; beide verfolgen dieselben Interessen dem Publicum gegenüber und fördern sich in ihrer Arbeit gegenseitig. Durch die entgegenkommende Bereitwilligkeit des Generalintendanten v. Hülsen hat das Berliner Hoftheater, wie schon im vorigen Jahre, so auch jetzt wieder in diesen Tagen zum Besten der Unterstützungscasse des Vereins „Berliner Presse" eine Extravorstellung veranstaltet, die einen pecuniären Ertrag von über 700 Thlr. ergeben hat.

Sprechen wir hier nun auch von dem künstlerischen Ertrage. Es wurden zwei Novitäten gegeben, eine dreiactige und eine einactige. Die erstere war: „Der Frauenadvocat" von Hugo Bürger, dem Verfasser der „Modelle des Sheridan". Wer seit einem Vierteljahrhundert die dramatische Production in Deutschland verfolgt und sie, wie sie momentan zu Tage tritt, miterlebt und sich sachgemäß und eingehend mit ihr beschäftigt hat, der wird mir zugestehen müssen, daß die Kritik viel eher den richtigen Weg verfolgt, wenn sie sich entgegenkommend erweist, als wenn sie sich negirend verhält. Ich spreche hier nur vom Lustspiele. Aber wie viele gute deutsche Lustspiele haben wir denn, während doch die Franzosen mit einer recht beträchtlichen Anzahl lebensfähiger aufwarten können? Unser deutsches Lustspiel datirt erst seit „Minna von Barnhelm" und erst die „Journalisten" von Gustav Freytag, die nach 1848 erschienen, werden als das zweite genannt. Was hat im Grunde genommen, seien wir nur ehrlich, die vernichten wollende heftige Kritik der vierziger Jahre, die hauptsächlich gegen Gutzkow und Hebbel gerichtet war, genützt oder geschadet? Hebbel zog sich vom Lustspiele zurück, das allerdings romantisch-literarischer Natur war, da ein politisches Lustspiel jeder nationalen Unterlage entbehrte, aber Gutzkows „Zopf und Schwert", „Urbild des Tartuffe" und „Königslieutenant" hat das Publicum nicht fallen lassen wollen. Die Kritik sollte das bischen Grün, das der spärliche deutsche Lustspielboden aufsprießen läßt, ängstlich pflegen und nicht gleich im Beginne des Aufkeimens mit dem Schnittmesser niedersäbeln.

Digitized by Google

Hugo Bürgers „Modelle des Sheridan" sind arg durchgehechelt worden; es blieb an diesen „Modellen" kein gutes Haar und an dem Verfasser auch nicht. Seinem „Frauenadvocaten" erging es besser. Das Lustspiel ist leider ungleich gearbeitet, ungleich besonders im Stil, nicht in der Sorgfalt der Ausführung. Der erste Act ist einer der besten eines neueren Lustspiels; und man braucht sich dabei auch nicht an der etwas sonderbaren Voraussetzung zu stoßen, daß der exaltirte Doctor Friedrich Hecht am späten Abend die Villa des Commerzienrathes Schneedorf als ein Hotel angesehen und sich ungenirt in demselben einquartirt hat. Am anderen Morgen findet er hier zeitig genug eine ihm ebenbürtige Gegnerin; und die Präliminarien des kleinen Gefechtes, das beide gegen einander zu führen gedenken, verrathen hüben und drüben so viel Witz und Geist, so viel Schalkhaftigkeit und Humor, daß man das Beste erwarten kann. Leider hält die Folge nicht ganz, was die Anlage verspricht. Der gewöhnliche Theaterbösewicht, ein Herr Robert v. d. Dahlen, macht sich sehr breit und seine Entlarvung ebenfalls. Damit wäre eigentlich das Stück aus, wenn der Verfasser nicht die unglückliche Idee gehabt hätte, einen dritten Act zu schreiben, der nichts ist als eine sentimentale Quälerei zwischen zwei Personen, die ganz genau wissen müssen, daß sie sich lieben und die eine unendliche Zeit dazu gebrauchen, um nach tausenderlei Winkelzügen es sich zu gestehen. Uebrigens kommt Pauline schlechter hierbei fort als Friedrich, und das ist nicht galant gegen das schöne Geschlecht vom Autor gedacht, vielleicht auch nicht richtig; sie muß nämlich zuerst von Liebe sprechen, sogar zweimal: im zweiten Act und da wird sie verhöhnt, und dann im dritten Act, — dann wird sie endlich erhört. Fein ist das nicht, aber lustig. Der Dichter hat vielleicht sogar geglaubt: rührend.

Die Theilnahme des Publicums erlahmte in der letzten Hälfte des Stückes. Der erste vorzügliche Lustspielact wurde mit gerechtem Beifall aufgenommen. Was die Darstellung anbelangt, so kann die Presse, resp. die Kritik natürlich den liebenswürdigen Schauspielern, die sich für sie angestrengt haben, nur dankvolle Verneigungen machen, die sie in diesem Falle nicht nur gern und freudig, sondern auch mit bestem Gewissen zu thun in der Lage ist. Allen voran standen Frl. Keßler (Pauline) und Herr Liedtke (Dr. Hecht), aber auch die Damen Frieb-Blumauer, Arndt und Breitbach und die Herren Berndal, Goritz und Dehnicke vereinigten sich zu einem Ensemble, wie es sich der Dichter und wir mit ihm nicht besser wünschen konnten.

Ueber den „Verlorenen Sohn", Lustspiel in 1 Act von Max Ring, das den Abend eröffnete, können wir kurz hinweggehen. Das Stück ist eine Anekdote aus der Literaturgeschichte, wie es viele gibt: eine etwas billige Prophezeiung der Thatsache, daß der junge Lessing später einmal ein großer Reformator des deutschen Theaters, ein classischer Schauspieldichter, ein scharfer Kritiker und Gelehrter werden wird, — was Alles im Jahre 1875 nicht schwer zu prophezeien ist. Im Uebrigen gibt sich das Stückchen harmlos, schlicht und ist auch theatralisch nicht übel aufgebaut. Die Neuberin (Frau Frieb-Blumauer) hätte etwas drastischer aufgefaßt werden können, Herr Ludwig sprach den idealen jungen Gotthold mit Wärme und Empfindung, Herr Kahle war ein würdiger Pastor Lessing und Frl. Reichardt eine Jungfer Lorenzen, der man es zutraute, daß sie einen genialen Pastorssohn, zumal wenn er gerade Gotthold Ephraim Lessing heißt und eben das anakreontische Gedicht „Der Kuß" verfaßt hat, verführen und beinahe in die Gefahr bringen kann, Schauspieler zu werden. Was Schade gewesen wäre! Glücklicherweise hat ihm die Neuberin den Text gelesen und Lessing dichtete Komödien, spielte sie aber nicht. F. H. Kugler.

Notizen.

Zu den interessantesten Figuren der Tragikomödie, die in diesem Frühjahr den Zeitgenossen geboten wurde, gehört der Kesselschmied Duchesne aus Seraing in Belgien. Der Mann ist natürlich unter allen Umständen ein verdächtiger Geselle, wahrscheinlich ein Halunke. Er soll, wie auch aus seinen eigenen in belgischen Blättern veröffentlichten Briefen hervorgeht, nicht ohne Mittel sein, schreibt auch ein leidliches Französisch, falls seine Episteln in den Zeitungen nämlich nicht von Anderen verfaßt waren. Aber er trinkt, und zwar wahrscheinlich nicht immer Wein, sondern gewiß auch mehr als ihm dienlich von jenem in Belgien fabricirten säuerlichen Getränk, welches die Einwohner Faro nennen. Er will bekanntlich im Rausch dem Erzbischof von Paris gegen ein hübsches Sümmchen das Anerbieten, die Jesuiten von ihrem schlimmsten Feinde zu befreien, gemacht haben. Das Interesse an der Sache ist aber, daß dieser Mensch, es mag sich dabei nun um einen sehr schlechten Scherz oder um ein schweres Verbrechen gehandelt haben, von seiner Stube in einem belgischen Flecken aus den Anstoß zu einer bedeutsamen diplomatischen Campagne gegeben hat, die zahlreiche Mittheilungen an die Großmächte und wiederholte Debatten in den belgischen Kammern, officielle Erklärungen und Gegenerklärungen sowie unglaublich viele deutsche Leitartikel veranlaßt hat. Wohlfeiler ist nicht leicht ein dunkler Ehrenmann berühmt geworden. Hat doch ein deutsches Blatt dem Kesselschmied sogar eine denkwürdige Erinnerung noch bei den künftigen Geschlechtern für den Impuls prophezeit, welchen er der Reform der Gesetzgebung in der ganzen civilisirten Welt gegeben habe! Ja noch mehr. Subtile Köpfe wollten die belgische Affaire mit der Kriegs- und Friedensfrage im Allgemeinen in Verbindung bringen, und so hätte Duchesne-Poncelet mit seinem Schreibebrief an den Pariser Prälaten um ein Haar einen Weltbrand von unberechenbaren Dimensionen angefacht. Schließlich sollte sogar die weitere Entwicklung der Dinge eine Katastrophe für die deutsche Presse herbeiführen, die sie in ihrem Lebensnerv bedrohen würde. Es hieß nämlich in drei Zeilen, als ob es sich um die erste beste Zeitungsnachricht handelte, das officiöse Preßbureau im auswärtigen Departement sollte aufgehoben werden! In dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden und nach Leipzig zum Druck gehen müssen, stehen sich die Behauptungen und Dementis wegen dieses Ereignisses noch ungelöst gegenüber. So lange der Reichsanzeiger nicht gesprochen hat, glauben wir trotz aller angeblich gut unterrichteten Meldungen nicht an die Möglichkeit eines solchen Umsturzes der bestehenden Preßverhältnisse, in welchen wir großgezogen sind und die uns in guten wie in bösen Tagen durch das publicistische Leben begleitet haben. Wer der entgegengesetzten Ansicht ist und eine solche vermeintliche Reform wohl gar als heilsam betrachtet, hat sich die Folgen der Maßregel wohl schwerlich vergegenwärtigt. Ganz davon zu schweigen, wie gewisse officiöse Correspondenten dabei bestehen sollen, was am Ende ihre Sache ist, wären wir offen gestanden auch voll schwerer Sorgen wegen einer nicht geringen Zahl von Artikeln und Aufsätzen, die von dort aus eine überaus nützliche Orientirung erhalten. Das vorhandene Maß eigner Ideen wird dadurch in gewiß förderlicher Weise ergänzt. Und wie sollte bei dem Verschwinden jener Institution die Uebereinstimmung der Angriffe heute gegen Italien, morgen gegen Belgiens Neutralität, übermorgen gegen England oder irgend eine andere Macht hergestellt werden? Man weiß aus neuerdings veröffentlichten Kundgebungen, daß diese Uebereinstimmung und Harmonie der verschiedenen Blätter sogar die Bewunderung des Auslandes hervorgerufen hat. Denn Attaquen gegen irgend eine Regierung müssen doch jederzeit stattfinden, und nur ein concentrisches Vorgehen kann Aussichten auf Erfolg haben. Auch für die periodisch nothwendigen Dementis ist ein Mittelpunkt unumgänglich. Der Pfahlbürger bildet sich ein, Jedermann könne dementiren. Er weiß nicht, daß von solchen Communiqués die verschiedensten Kategorien existiren, die eine kundige Handhabung voraussetzen. Es gibt einfache Dementis, auf Schrauben gestellte, im Interesse des öffentlichen Dienstes rücksichtslos kühne, insofern wenigstens eine Reihe von Personen, die sie lesen, aus gewissen Gründen nicht ihren Augen trauen, und noch eine ganze Reihe anderer. Die Presse kann so wenig ohne Dementis bestehen, wie ohne Nachrichten. Erst erscheinen diese, dann ist die Reihe an jenen. Beide werden von dem deutschen Lesermagen vollkommen gut verdaut. Wir möchten diese süße Gewohnheit des officiösen Daseins nicht leichten Kaufes preisgeben und erwarten, daß, sollte sich jenes bedenkliche Gerücht einmal bewahrheiten, die deutschen Journalisten in einer energischen Petition an den Reichstag gegen diese Gefährdung ihrer obersten Interessen remonstriren und für die Erhaltung oder Wiederherstellung der durch böswillige Angriffe in Frage gestellten Staatseinrichtung nachdrücklich eintreten werden.

* * *

A. Heinr. in Berlin. Wiederholt bitten wir Sie, uns eine Adresse anzugeben, an die wir unsere Mittheilungen jederzeit richten können.

Digitized by Google

Inserate.

Andersen's Autobiographie!

Soeben erschien in meinem Verlage:

Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung.

Eine Skizze

von **H. Ch. Andersen.**

Eleg. geb. Preis 3 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig.

Methode Toussaint-Langenscheidt.

In der **Langenscheidt**'schen Verlagsbuchhandlung in **Berlin** soeben erschienen:

SACHS' encyklop. Wörterbuch

der

französischen u. deutschen Sprache.

Von den Autoritäten des Faches, wie Dietz, Tobler, Bartsch etc. als das beste seiner Art empfohlen.

Vgl. Rezens. d. „Gegenw." in Nr. 21.

I. Theil: Französisch-deutsch. — II. Theil: Deutsch-französisch.

Neu und eigenthümlich, namentlich in folgenden Punkten: Besondere Berücksichtigung der deutschen Leserwelt in **beiden** Theilen des Werks. — Durchgängige Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** — Angabe der Orthographie und der schwierigen Anwendung der Versalien (grossen Anfangsbuchstaben) im Französischen. — Besondere Berücksichtigung der **gesprochenen** Sprache neben der Schriftsprache. — Allgemeinverständlichkeit und Erklärung aller im Werke vorkommenden Fremdwörter. — Möglichste Vollständigkeit auch in Bezug auf wissenschaftliche und technische Wörter. — Angabe von Autoritäten in streitigen Punkten.

Zwei Ausgaben:

a) **Grosse Ausgabe,** Theil I, komplet broch. 28 M., geb. 32 M.
Theil II, seit April 1874 vierteljährl. eine Lieferung erscheinend.

b) **Hand- und Schul-Ausgabe,** Theil I, broch. 4½ M., geb. 6 M.

Soeben erschien in fünfter Auflage:

Der Besuch im Carcer.

Humoreske

von **Ernst Eckstein.**

Illustrirt von **G. Sundblad.**

Preis: eleg. geh. 1 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig.

Hermann Kurz, Gesammelte Werke.

Herausgegeben von **Paul Heyse.**

Band-Ausgabe.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen auf diese, zehn Bände à 1½ Mark umfassende, schön gedruckte Ausgabe an, welche sämmtliche Werke des Dichters, **seine herrlichen Romane: „Schillers Heimathjahre" und „Sonnenwirth", seine unübertroffenen kleinen Erzählungen, Novellen und Volksgeschichten,** und endlich einen Band **auserlesener Gedichte mit einer Biographie von Paul Heyse** enthält.

Wir machen alle Freunde echter Poesie auf diese werthvolle Ausgabe aufmerksam.

Stuttgart 1875.

Die Verlagshandlung: **A. Kröner.**

Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig.**

Allerhand Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

15 Bogen. In elegantem Buntdruckumschlag. Preis 3 Mark.

Beurtheilungen:

Ein entzückend boshaftes Büchlein! . . . Seit Börne ist mit der Talentlosigkeit nicht so scharf in's Gericht gegangen worden. Jeder Hieb in den zahlreichen überraschenden Aphorismen und Epigrammen trifft mit unfehlbarer Sicherheit. „Die Vorrechte der Kleinen" sind ein tiefsinniges Meisterstück, — das Ganze eine Art humoristische Taschenbibel, die man stets bei sich führen müßte, um daraus Trost zu schöpfen, wenn sich die Dummheit in der Welt gar zu breit macht. . .

Ueber Land und Meer.

Da Blumenthal über den Witz in seiner wahren Beschaffenheit gebietet, so erhebt sich in den „Ungezogenheiten" der Witz zum Ernste, das Epigramm zur Aphorisme, der rasch verglimmende Blitz zum bleibenden Wahrheitsschimmer, der auf das Menschenthum überhaupt, auf Kunst, Litteratur und Gesellschaft fällt. . . Das Buch birgt die Gewähr seiner Dauer in dem positiven Reichthum an Gedanken, den es der Litteratur, dem Leben, der Weltbetrachtung zuführt. —

Wiener Abendpost.

Das Buch ist ein mit frischem fröhlichem Geist verfaßtes und wird neben dem Heer der Litteraturgeschichten gute Freischärlerdienste thun.

Berliner Wespen.

Bitterer Ernst wechselt mit leichtem Scherz und treffendem Spott. Tiefe Gedanken, denen man gerne nachhängt — drollige Einfälle, über die man lacht — kecke Behauptungen, denen man widerspricht — gediegene Wahrheiten, die man freudig begrüßt, — das Alles auf's Sauberste ausgedrückt, und in glänzender Fassung dargeboten, wirbelt durcheinander. . . . Funkelnder Geist und sprudelnder Witz sind Blumenthals hervorragende Eigenschaften; er zeigt sie auf jedem Blatt, und die Capitel: „Aus Gesellschaft und Leben" und „Literarische Randbemerkungen" führen den Beweis, daß er auch gut beobachtet und scharf denkt. Er ist außerordentlich reich begabt und es kann ihm nur Freude machen, die Münzen, die er so blank geprägt hat, allerwärts umlaufen zu sehen.

Dresdener Anzeiger.

In ähnlichem Sinne haben sich **zahlreiche andere Blätter** ausgesprochen.

Verlag von **August Auerbach** in **Stuttgart.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzenbuch von Karl Braun-Wiesbaden.

2 Bände. 8. Preis pro Band 5 Mark.

Inhalt des ersten Bandes:

Reisebilder.

Auf Wilhelmshöhe. Kriegsfahrten eines Friedfertigen. In Versailles. Im Tokajer-Land. Im Bernsteinland und auf der kurischen Nehrung.

Inhalt des zweiten Bandes:

Reisestudien.

Franken- und Saalwald. Mitteldeutsche Volks- und Dialektstudien. Die Zigeuner. Aus Ungarn und Siebenbürgen. Aus Karlsbad.

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

VICTORIA

ist die **billigste** Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlage v. J. F. Richter in Hamburg erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von Hieronymus Lorm.

Zweite vermehrte Aufl. Pr. 1 M. 50 Pf.

Diese ausgezeichneten Gedichte, von der vornehmsten deutschen Kritik freudig begrüßt, bedürfen keiner weiteren Anpreisung.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 12. Juni 1875. Band VII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Verhältniß zwischen Deutschland und Belgien. Von Bluntschli. I. — Die Handelsgerichte. Von Alexander Meyer. — Literatur und Kunst: Specifisch schwäbisch. Von Theobald Ziegler. — Ein Künstlernachlaß. Von Josef Schrattenholz. I. — Denker und Dichter. Von P. L. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Das Meiningensche und das Dresdner Residenztheater. Von F. H. Kugler. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Verhältniß zwischen Deutschland und Belgien.

Von Bluntschli.

1. Belgisches Volk und Land.

Durch den Depeschenwechsel zwischen dem deutschen Gesandten in Brüssel und dem belgischen Ministerium des Auswärtigen ist die Aufmerksamkeit der politisch denkenden Kreise und der deutschen Presse auf Belgien hingelenkt worden. Mit gespanntem Interesse hat die öffentliche Meinung die Vorgänge in Belgien beobachtet. Die Besorgniß eines ernsten Conflicts, durch die Lärmsignale, welche die Erneuerung eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich verkündeten, momentan gesteigert, ist zugleich mit der größeren Befürchtung für die nächste Zeit verschwunden. Um so unbefangener läßt sich heute das Verhältniß zwischen Deutschland und Belgien besprechen.

Ein dreimaliger Aufenthalt in dem freundlichen Nachbarlande während der letzten Jahre hat mir einige Gelegenheit verschafft, belgische Personen und Zustände aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen. Gründliche Studien habe ich freilich nicht gemacht. Auch habe ich das Land und die Menschen heiteren Sinnes betrachtet, und vorzugsweise ihre guten und liebenswürdigen Eigenschaften erfahren. Dennoch hoffe ich, daß die Mittheilung meiner Ansicht, zu welcher mich die geehrte Redaction der Gegenwart eingeladen hat, Einiges beitragen könne, die Verhältnisse zu klären und das Verständniß der Dinge, auf die es ankommt, zu erhöhen.

Das belgische Volk ist nicht so jung, wie der belgische Staat, der erst durch die Revolution von 1830 eine selbstständige europäische Stellung gefordert und 1831 erlangt hat. Obwohl dasselbe aus zwei sehr verschiedenen Bestandtheilen gemischt ist, den romanischen Wallonen und den germanischen Vlämen, so fühlen sich die Belgier doch schon seit alter Zeit durch die Gemeinschaft ihres Landes und ihrer Geschichte zu einer eigenartigen Nationalität verbunden. Als in der Sitzung des Senats vom 25. Mai der Senator Dolez die Worte sprach: „Wir sind nicht Franzosen, wir sind nicht Deutsche. Unser ganzes Leben und die Natur unsrer Seele haben uns zu Belgiern gemacht, und Belgier wollen wir bleiben", gab er diesem Nationalgefühl einen energischen Ausdruck und fand die lebhafteste Zustimmung beider Parteien. Aehnliche Aeußerungen in der Deputirtenkammer fanden ebenso lauten Wiederhall.

Aber trotz dieses nationalen Gemeingefühls sind innerhalb des belgischen Staates und Volkes die Gegensätze zwischen Wallonen und Vlämen, Katholiken und Liberalen, Städtern und Landleuten sehr bedeutend und bergen mancherlei Gefahren für die Einheit und Sicherheit des Staats.

Der Zahl nach überwiegt der germanisch-vlämische Bestandtheil über den romanisch-wallonischen. Jener wird ungefähr zu 56%, dieser zu 44% der Gesammtbevölkerung von etwas über 5 Millionen gerechnet. Dieses Verhältniß ist wohl zu beachten. Ein guter Theil der belgischen Eigenschaften erklärt sich aus der germanischen Race. Aber das Uebergewicht der Germanen in dem Grundstock der Bevölkerung wird reichlich aufgewogen durch die starke Verbreitung der französischen Sprache und Bildung in den höher gebildeten Classen. Die Cultur nicht blos der Wallonen, sondern ebenso der höheren Gesellschaft unter den Vlämen ist französisch. Die belgischen Beamten und Gelehrten, der belgische Adel und die belgischen Kaufleute sprechen und schreiben durchweg französisch, selbst die, welche zu Hause in der Familie mit den Kindern und Dienstboten noch sich vlämisch unterhalten. Sie lesen französische Zeitungen und Bücher. In den Kammern, in den Gerichten, in der besseren Gesellschaft wird meistens französisch gesprochen. Wohl gibt es belgische Gelehrte, welche auch mit der deutschen Wissenschaft vertraut sind, und ziemlich viele höher Gebildete, die ein wenig Deutsch verstehen, aber die deutsche Sprache und Literatur gilt dennoch als eine fremde, die französische dagegen als die einheimische, Landessprache.

Freilich gibt es in Belgien auch vlämische Zeitungen und vlämische Bücher. Ich habe in Gent eine ganze Bibliothek gesehen, die für vlämische Arbeiter gesammelt und deren Schriften in vlämischer Sprache gedruckt waren. Der berühmte Schriftsteller Conscience hat ursprünglich vlämisch geschrieben. Die vlämische Literatur hat in neuerer Zeit einen beachtenswerthen Aufschwung genommen. Es gibt hochgebildete Vlämen, welche es nicht für einen Makel halten, vlämisch zu sprechen. Eine sehr große Anzahl kleiner Bürger und Bauern kann nur vlämisch reden, nicht auch französisch. Die vlämische Schreibweise ist seit einiger Zeit der holländischen angenähert worden und hat durch diese Verbindung mehr Halt gewonnen.

Aber trotz alledem hat der vlämische Dialekt nur ein kümmerliches Dasein, weil er sich von dem großen Strome der deutschen Sprache, Wissenschaft und Literatur losgetrennt und abgesondert gehalten hat, zu deren Dialekten er ursprünglich ebenso gehört hat, wie das Niederdeutsche, Allemannische, Bayerische. Das Wallonische steht zwar als eine eigenthümliche romanische Sprache der französischen Sprache gegenüber und ist nicht ein bloßer französischer Dialekt: aber die Wallonen haben ihre Cultur der französischen Sprache zu verdanken und deshalb haben die Wallonen und die Belgier

Digitized by Google

überhaupt Mitgenuß an dem Reichthum der französischen Bildung. Die Vlämen sind durch ihren echt-germanischen Particularismus untauglich geworden, den Segen deutscher Geistescultur sich anzueignen. Die holländische Literatur konnte doch nur einen ungenügenden Ersatz dafür bieten. Sie leidet an demselben Grundgebrechen, obwohl sie bedeutender ist, und eher auf eigenen Füßen stehen und gehen kann.

Es ist begreiflich, daß dieser Gegensatz der Sprache und Sitte, des Charakters und Geistes gelegentlich die Hoffnung der französischen Nation aufregt, daß der südliche, wälsche Theil Belgiens schließlich Frankreich zufallen oder von Frankreich angezogen und einverleibt werde, und daß ebenso im Norden sich Neigungen und Triebe zeigen, eine Wiedervereinigung der vlämischen Provinzen mit den Niederlanden zu bewirken. Das Deutsche Reich nur übt keine Anziehung solcher Art aus.

Jener Racegegensatz wird aber merkwürdigerweise durch einen andern religiösen und politischen Gegensatz durchkreuzt. Wir sind gewohnt, die Germanen als die Vorkämpfer der Geistesfreiheit zu betrachten, und die Romanen für Verehrer der römisch-päpstlichen Autorität zu halten. Der römische Katholicismus ist heute noch die herrschende Religion aller romanischen Völker. Die germanischen Völker haben sich entschieden dem Protestantismus zugewendet. Aber in Belgien dreht sich bis jetzt dieser letztere Gegensatz sonderbar um. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die romanischen Wahlbezirke durchweg liberale und die germanischen Wahlkreise ebenso regelmäßig ultramontan gesinnte Abgeordnete in die Deputirtenkammer entsenden. Der belgische Liberalismus hat vorzugsweise romanische Vertreter, die klerical-katholische Partei stützt sich voraus auf die vlämischen Massen. Freilich gibt es auch in den vlämischen Gegenden eine starke liberale Partei. In einigen Städten hat sie sogar die städtischen Aemter besetzt und behauptet sie das Uebergewicht nicht blos des Vermögens und der Bildung, sondern ebenso der Zahl. In den wallonischen Bezirken gibt es auch allenthalben eine erhebliche klericale Minderheit; in den Landgemeinden sind die „Katholiken" gewöhnlich sogar in der Mehrheit. Aber das hebt jene auffallende Verschiebung der Parteien nicht auf.

Zur Zeit der Reformation war es freilich sehr anders. Die reformatorische Bewegung fand damals gerade in Flandern und Brabant unter den Vlämen die eifrigsten Anhänger und allgemeinen Beifall. Dann aber wurde von den Spaniern der belgische Protestantismus mit Feuer und Schwert ausgetilgt und die folgenden Generationen verfielen gänzlich der klericalen Erziehung und der Knechtschaft, welche die Bischöfe, der Klerus, die Jesuiten und die Ordensleute über das unterworfene Land ausbreiteten. Diesem Druck ist der alte germanische Freiheitssinn erlegen und es wird den Massen schwer, sich wieder geistig aufzurichten.

Die belgischen Hauptparteien bezeichnen sich als Liberale und Katholiken. Wir würden sie eher nennen: Liberale und Ultramontane. In der katholischen Statistik wird fast die ganze belgische Bevölkerung der katholischen Kirche zugerechnet. Die protestantische Kirche und die jüdische Synagoge sind in Belgien nur sehr schwach vertreten. Eine andere Religionsgenossenschaft von Bedeutung gibt es nicht; auch nicht alt-katholische Gemeinden. Aber ein sehr großer Theil der belgischen Liberalen macht thatsächlich keinen Gebrauch von der katholischen Religion, deren Glauben er abgestreift hat, und deren Ceremonien ihm nicht mehr zusagen, zu deren Priestern er kein Vertrauen hat, um die er sich nichts kümmert. Diese blos negative Haltung bringt aber die Liberalen in eine schiefe Lage. Sehr oft sind ihre Frauen katholisch geblieben und lassen sich von den Priestern verleiten, auf die nichtkatholischen Männer nach den Wünschen des Klerus einzuwirken. Nicht selten geben liberale Männer dem häuslichen Frieden zu Liebe ihre liberale Ueberzeugung Preis. Die Erziehung der Kinder aus solchen Ehen wird wiederum oft dem Einfluß des Klerus überliefert. Der liberale Vater bekommt zuweilen katholische Kinder. In einer schwachen Stunde fällt er selber wieder der geistlichen Herrschaft anheim, von der er sich eine Weile emancipirt hatte. Die Menschennatur ist auf die Religion angewiesen; sie bedarf der Religion wie der Geistesbildung. Die Vernachlässigung des religiösen Lebens und die Verachtung desselben befriedigt auf die Dauer die Menschen nicht. Deshalb ist es ein Unglück für die belgischen Liberalen, daß sie nicht eine religiöse Genossenschaft bilden, in welcher sie Befriedigung der religiösen Bedürfnisse ihrer Familien in Harmonie mit ihrer freieren und aufgeklärteren Weltansicht finden können. In Deutschland gewähren die protestantische Kirche — allerdings auch nicht die eng-orthodoxe — und der Altkatholicismus diese Möglichkeit. Eine Anzahl belgischer Freidenker (libres penseurs) ist aus der katholischen Kirche formell ausgetreten; aber auch diesen fehlt es an einem kirchlichen Verband. Die Philosophie und die Wissenschaft können wohl einzelnen, besonders begabten Individuen einen Ersatz dafür gewähren, aber nicht dem Durchschnitt der Menschen, nicht den Frauen und den Kindern.

Die Jesuiten und die Bischöfe haben es verstanden, die verfassungsmäßige Cultusfreiheit zu einer absoluten Priesterherrschaft über einen sehr großen Theil der belgischen Bevölkerung auszubeuten. Die abstracte Unterrichtsfreiheit, die ebenso durch die Verfassung garantirt ist, hat die große Mehrzahl der Volksschulen zum Schaden verständiger Erziehung der Leitung des Klerus unterworfen. Die belgische Nation ist infolge dessen in zwei Lager gespalten, die sich mit Mißtrauen und Abneigung betrachten und selbst dann sich schwer verständigen, wenn sie dieselbe französische oder vlämische Sprache reden. Es ist für die Existenz des belgischen Staates ein Glück, daß dieser Gegensatz der Weltanschauung und des Glaubens nicht mit dem Gegensatz der Racen zusammentrifft, sondern wälsche und vlämische Liberale unter einander verbunden sind wie wälsche und vlämische „Katholiken". Würden die beiden Gegensätze sich decken, so würde der Staat ohne Rettung aus einander reißen.

Zu diesen beiden Gegensätzen kommt noch der dritte, von Stadt und Land. Belgien ist bekanntlich der bevölkertste Staat in Europa. Die Durchschnittsbevölkerung der belgischen Quadratmeile beträgt 9511 Seelen, während in Deutschland durchschnittlich nur 4182 Menschen, in Frankreich 3761, in Italien 4985, in den britischen Inseln 5530 auf die Quadratmeile kommen. Belgien ist sehr reich an größeren Städten und die belgischen Städte haben meistens eine bedeutende Geschichte seit dem Mittelalter und viel hergebrachte Bürgerfreiheit und festgewurzelten Bürgersinn. Die belgischen Städte waren und sind noch Sitze der Kunst, der feineren Bildung, arbeitsamer Industrie und des geschäftigen Handels. Die schöne Hauptstadt Brüssel — ein kleines Paris — hat über 300,000 Einwohner, das rasch wachsende Antwerpen nahezu 150,000, Gent und Lüttich, jede Stadt über 100,000 Einwohner. Wenn man damit das ungefähr gleich bevölkerte Königreich Bayern vergleicht, das nur eine Stadt hat mit mehr als 100,000 Einwohnern (München 169,178 Seelen), oder die Schweiz, die ebenfalls reich ist an geschichtlich bedeutenden Städten, aber keine einzige Stadt von 100,000 Seelen hat, so bekommen diese Zahlen einen erhöhten Werth.

Die Städte sind zum Theil reich, wie voraus Brüssel, zum Theil aber auch, wie z. B. Brügge, verkommen. Auf sie vornehmlich ist die belgische Bildung und die belgische Freiheit gestützt. Das Land ist fruchtbar und wird fleißig bewirthschaftet. Aber ein großer Theil der Landbevölkerung ist sehr unwissend und abergläubisch und wird ganz von den Geistlichen beherrscht. Wäre in Belgien das allgemeine und gleiche Stimmrecht eingeführt, so würden die belgischen Kammern sofort tiefer sinken, als sie gegenwärtig stehen, denn das Gewicht der Unwissenden würde dann entscheiden, und da diese großentheils willenlose Diener des Klerus sind, so würde die Herrschaft des Klerus über den Staat vollendet.

Digitized by Google

Die Handelsgerichte.

Es gibt drei Gründe, die den denkenden Menschen veranlassen können, seine Schulden nicht zu bezahlen.

Entweder er hat nichts und kann nicht zahlen. Oder er ist von der Ansicht durchdrungen, daß man durch Bezahlung seiner Schulden nicht seine Güter verbessert, sondern nur sein Geld verläppert, und will nicht zahlen. Oder er meint, dem Gläubiger gegenüber im Rechte zu sein und glaubt nicht, daß er zahlen muß. Die drei Gründe heißen also: Zahlungsunfähigkeit, böser Wille, Irrthum.

Wie groß auch der Unterschied in diesen Motiven sei, dem Gläubiger, welcher sein Geld nicht erhält, ist immer gleich zu Muthe.

Man spricht vergeblich viel, um zu versagen,
Der Andre hört von Allem nur das Nein.

Was thut der Gläubiger, um zu seinem Gelde zu kommen? Die verschiedenen Sprachen haben dafür verschiedene Ausdrücke. Im lateinischen „handelt" er (agit); in den Formeln des römischen Rechts wird er stets Aulus Agerius genannt; er ist der „kühne Mann, der zu handeln wagt" (qui audet agere). Die ganze Schärfe und Entschlossenheit der römischen Rechtsbildung kommt in diesem einen Worte zu Tage. Der französische Ausdruck ist etwas zurückhaltender; der französische Gläubiger handelt nicht, er fordert nur, er ist demandeur. Der Deutsche faßt die Angelegenheit sentimental auf, und „klagt". Er hat Recht, zu klagen, denn die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des deutschen Proceßverfahrens ist weit mehr dazu geeignet, dem schwerbeladenen Busen Gelegenheit zu geben, sich in Worten zu erleichtern, als dazu, eine Befriedigung herbeizuführen.

Das soll nun besser werden. Wir erhalten eine gemeinsame deutsche, zweckmäßige und verständige Proceßordnung und können ein Wort dazu mitreden, sie so einzurichten, wie sie uns zusagt, und von dieser Möglichkeit wollen wir Gebrauch machen, um eine drohende Gefahr abzuwenden, die sich für uns sogleich in dem ersten Beschlusse der Reichsjustizcommission verbirgt. Wir lassen alle bezopfte Gelehrsamkeit bei Seite und fragen, was in den verschiedenen Fällen zu thun sei, um einen Schuldner, der nicht zahlt, zum Zahlen zu bewegen.

Beruht der Grund seiner Weigerung auf einem Irrthum, glaubt er nicht, daß er zu zahlen verpflichtet sei, so ist ein kluger Mann nothwendig, der ihm auseinandersetzt, daß er zahlen muß, der aber auch dem unrechtmäßigen Kläger auseinanderzusetzen hat, daß er nichts fordern darf. Diesen klugen Mann nennen wir den Richter. Beruht der Grund seiner Weigerung auf bösem Willen, so ist ein starker Mann nothwendig, der ihm mit Gewalt das nimmt, was er in Güte zu geben sich weigert. Diesen starken Mann nennen wir den Executor. Beruht der Grund seiner Weigerung auf Zahlungsunfähigkeit, so kann weder der kluge Mann noch der starke Mann, weder der Richter noch der Executor helfen, und es gilt das in Wahrheit eherne Gesetz, daß wo nichts ist, der Kaiser sein Recht verloren hat.

Diese drei Fälle, welche wir im Begriff mit voller Strenge von einander unterscheiden können, sehen sich im wirklichen Leben oft zum Verwechseln ähnlich. Man kann vor Anstellung der Klage nicht übersehen, ob Irrthum oder Chicane oder Armuth den Schuldner zu seiner Weigerung veranlaßt. Auch gehen die drei Fälle häufig in einander über. Wer in bedrängten Verhältnissen lebt, wird eher der Versuchung ausgesetzt sein, durch chicanöse Proceßführung Frist zu suchen, als der Wohlhabende; die Ungunst der Lage trübt ferner häufig den Blick für das, was wirklich recht ist, und es kann vorkommen, daß Jemand leugnet, die liebe Sonne stehe am Himmel, nur weil er so viel Staub aufgewirbelt hat, daß er sie selbst nicht mehr sieht. Jeder Proceß muß darum so begonnen werden, als sei er durch einen Irrthum im Urtheil veranlaßt; das ausgesprochene Erkenntniß stellt die Wahrheit her, so weit dies in menschlichen Kräften steht und der Richter kann zum Executor sagen:

Ich habe
Das Meinige gethan, thut Ihr das Eure.

Und wenn der letztere das Seinige auch vergeblich gethan hat, dann stellt sich heraus, daß die ganze Proceßführung eine nutzlose Manipulation war, die man besser von Anfang an unterlassen hätte.

Zum Schlichten eines Processes braucht man also zwei Personen, einen Richter und einen Executor. Es fragt sich nun: Wer ist klug genug, um Richter sein zu können, und wer ist stark genug, um Executor sein zu können? Hinsichtlich des letzteren ergibt sich die Antwort leicht: Executor darf allein der Staat sein, d. h. der, welchen der Staat für diesen Posten bestellt. Macht zu entfalten ist so recht eigentlich die Aufgabe des Staates, und der böse Wille des Einzelnen, die mißbrauchte Macht desselben, wird durch die überlegene Macht der Gesammtheit gebrochen. Nächst dem Rocke des Soldaten steht dem Staat keine andere Tracht so gut zu Gesicht, als der Rock des Executors. Aber außer dem Staate, ohne die von ihm verliehene Befugniß, darf Niemand Executor sein. Wer das Gewerbe des Soldaten oder des Executors auf eigene Hand und für eigene Rechnung betreibt, ist ein Räuber. Also darüber ist kein Zweifel: der Staat muß der starke Mann sein.

Soll er auch der kluge Mann, soll er auch der Richter sein? Die Gewohnheiten wenigstens der neueren Völker bejahen diese Frage; wir können uns dieser Antwort nur mit Einschränkungen anschließen. Die Macht gehört dem Staate seiner Natur nach; ein Staat, dem es an Macht gebricht, verdient und findet den Untergang. Die Weisheit aber muß der Staat selbst kaufen oder borgen; was er an medicinischen, physikalischen und anderen Kenntnissen zu eignen Zwecken nöthig hat, muß er denen, die diese Kenntnisse besitzen, theuer bezahlen. Warum aber soll der Staat sich die Kenntnisse für sein theures Geld anschaffen, um einen Rechtsstreit, der nicht ihn, sondern zwei Privatpersonen angeht, zu entscheiden?

Es gibt allerdings, um dies vorweg zu nehmen, Rechtsstreitigkeiten, die nicht allein die beiden Personen angehen, welche sie führen. Wenn Antonio und Shylock ein Geschäft von etwas ungewöhnlicher Art mit einander abgeschlossen haben, so wird die Erfüllung nicht ihrem Belieben überlassen, sondern der Staat tritt dazwischen und bemerkt ihnen, daß derartige Geschäfte weder landesüblich seien noch werden dürften. Er verbietet sie und erklärt sie, soweit sie abgeschlossen sind, für schimpflich und darum ungültig.

Allein, um hier eine Entscheidung zu fällen, braucht der Staat keine tiefe Rechtsgelehrsamkeit, sondern er spricht Namens der Millionen, die empfinden, daß hier die Sitte verletzt sei, das unbezweifelte Recht des Landes aus. Der Richter braucht hier nicht der kluge, sondern nur der würdige Mann zu sein, der durch Ansehen, Stellung und Charakter berufen ist, Namens der Millionen das Wort zu führen. Ueberall, wo es sich um Ehre, Freiheit, Unverletzlichkeit der Person, auch wohl um das Grundbuchrecht handelt, hat der Staat den Beruf, als Richter mitzusprechen.

Allein bei der Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten ist dies nicht der Fall. Fast überall, wo es sich um Verträge über mein und dein handelt, hat es nur für Hinz nnd Kunz selbst ein Interesse, ob Hinz dem Kunz etwas schuldig sei, nicht für irgend einen dritten, noch weniger für das gemeine Wohl. Ob es sich dabei um einen Pfennig, oder um eine Million Mark handelt, ist gleichgültig. Die beiden Parteien weichen in ihrem Urtheil über eine Angelegenheit, die nur sie berührt, von einander ab. Es muß also ein Urtheil gefunden werden, welchem jede von beiden ihr eigenes Urtheil unterzuordnen Veranlassung hat. Am geeignetsten dieses Urtheil zu fällen ist diejenige Person, welche im Stande ist, mit Klarheit und Unbefangenheit sich in die Seele beider Parteien zu setzen. Diese Person mögen sie sich selber suchen, und mit einander verabreden, daß sie dieser Person sich unterwerfen wollen. Sie

Digitized by Google

mögen sich an einen Schiedsrichter wenden. Das Naturgemäße ist, daß alle Processe, bei denen eine Rücksicht auf das öffentliche Wohl nicht in Frage kommt, durch Schiedsrichter entschieden werden.

Zugelassen ist es in der That in den Proceßordnungen aller Länder, daß man sich an den Schiedsrichter anstatt an die ordentlichen Gerichte wendet. In England würde der Kaufmann, der sich wegen einer Angelegenheit, die seinen gewöhnlichen Geschäftsverkehr betrifft, an die hohen Höfe des gemeinen Rechts wendet, geradezu Kaste verlieren. Nach englischer Auffassung darf ein Kaufmann sich wohl einmal irren, und seinen Irrthum durch einen guten Freund aufklären lassen, aber er darf nicht chicaniren, und processiren heißt dort ungefähr eben so viel als chicaniren.

Freilich stößt das schiedsrichterliche Verfahren auch wohl auf Schwierigkeiten. Sind zwei Leute erst einmal in Streit gerathen, dann setzt sich zwischen ihnen leicht so viel Mißtrauen und Erbitterung fest, daß sie sich über nichts mehr einigen können, auch nicht über die Person des Schiedsrichters. Ferner kommt es vor, daß der böse Schuldner, d. h. der, der den Willen hat, nicht zu bezahlen, das Urtheil des Schiedsrichters mit der Behauptung angreift, derselbe sei nicht in gehöriger Weise ernannt, und dann tritt an die Stelle des Processes über die Sache selbst ein Proceß darüber, ob der Schiedsrichter gehörig bestellt ist. Die Competenz des Richters ist durch das Gesetz selbst jedem Zweifel entrückt und bietet zu Anfechtungen keine Gelegenheit; die schiedsrichterliche Entscheidung setzt Parteien von Ehrlichkeit und gutem Willen voraus. Hier gäbe es eine Ausweg. Der Richter beschränkt seine Thätigkeit darauf, einen Schiedsrichter zu ernennen. Er sagt den Parteien: „Ich mag und kann nicht untersuchen, wer von euch beiden Recht hat, aber ich will euch einen braven Mann bestellen, der Zeit, Lust und Fähigkeit dazu hat, sich mit euren Angelegenheiten zu befassen". Auch hier ist der Richter wiederum nicht der kluge und gelehrte, sondern nur der würdige Mann, von dem wir keine andere Tugend als Unparteilichkeit verlangen. Und Würdigkeit und Unparteilichkeit zu prästiren ist der Staat eher in der Lage als Einsicht und Gelehrsamkeit. In der That war dies der Standpunkt des römischen Rechts. Bei allen Klagen aus Verträgen hatte der Kläger vor der Behörde nichts weiter zu sprechen als die wenigen Worte: Arbitrum postulo uti des. (Ich beantrage, einen Schiedsrichter zu ernennen.)

Aber wir sind noch nicht über alle Schwierigkeiten hinweg. Zum Processiren gehören zwei Personen; zur schiedsrichterlichen Entscheidung gehören drei. Es genügt nicht, daß Kläger und Verklagter sich über einen Schiedsrichter geeinigt haben; dieser selbst muß sich auch mit ihnen einigen und sein Amt übernehmen wollen. Wer nun jemals auf einer „Bagatellstube" von dem Rechte Gebrauch gemacht hat, das jedem unbescholtenen Staatsbürger zusteht, von dem Rechte, die Oeffentlichkeit des Verfahrens als Zuhörer zu benutzen, wer gesehen hat, welche seltsamen Blasen dort Eigensinn, Querköpfigkeit, Confusion, Eigennutz, Lust an wohlfeilem Zeitvertreib (und in Preußen wenigstens kann man das Processiren um kleine Summen fast als ein unentgeltliches Volksvergnügen betrachten), Streitsucht als Klage und Einrede an die Oberfläche treiben, der wird begreifen, daß für diese Processe sich nicht leicht Jemand zur Uebernahme schiedsrichterlicher Functionen bereit findet. Was nun? So muß denn doch die Hexe dran. — So bleibt nichts übrig, als sich an den staatlich angestellten Richter zu wenden, der dafür bezahlt wird, daß er auch die widerwärtigsten Processe seiner Erörterung und Entscheidung unterziehe.

Nun gut, so weit sind wir einverstanden. Allein der deutsche Handelsstand hat so gut wie einstimmig die Absicht, seine Streitigkeiten aus Handelsgeschäften dem Handelsgericht als einem Schiedsgericht zu unterwerfen; ebenso ist er überall willig, seine Kraft der Thätigkeit als Handelsrichter zu widmen. Wenn man also die Handelsgerichte bestehen läßt, und wo sie fehlen, neu einführt, so schafft man nicht Standesgerichte, sondern man wahrt nur dem Handelsstande das allgemeine staatsbürgerliche Recht, seine Streitigkeiten zur schiedsrichterlichen Entscheidung zu bringen.

Daß „rechtsgelehrte Richter" unter vollständigem Ausschluß des „Laienelements" Recht sprechen, ist ein Zustand, der bei uns seit drei Jahrhunderten besteht, und den als natürlich zu betrachten, uns die Gewohnheit gelehrt hat. Ein solcher Zustand kann aber nur dort eintreten, wo die politische und die wirthschaftliche Entwicklung so vollständig in das Stocken gerathen sind, wie dies bei uns der Fall war. Das Recht, welches aus dem Zusammenwirken politischer und wirthschaftlicher Motoren hervorging, war bei uns nicht mehr ein lebendig dahinrauschender Strom, sondern ein stagnirender Sumpf. Die einzelnen Rechtsstreitigkeiten, welche sich ereigneten, waren Zeugnisse nicht für eine fortschreitende Entwicklung, sondern für pathologische Zustände, an denen der Gesunde keine Freude haben konnte. Die Rechtspflege fiel den Juristen anheim, weil das Volk sich theilnahmlos von derselben zurückhielt.

Man beschönigte diesen traurigen Zustand durch die Ausführung, kraft des Gesetzes der Arbeitstheilung sei der Juristenstand der Träger des nationalen Rechtsbewußtseins geworden. Das ist ungefähr so, als wollte Jemand den Offiziersstand als Träger der nationalen Tapferkeit, die Geistlichkeit als Träger der nationalen Frömmigkeit, die Künstler als Träger des nationalen Schönheitsgefühles bezeichnen. „In's Kloster mit dem, der von uns Künstlern lernen will, was schön ist," sagt Lessing; wir würden auch den gern in das Kloster schicken, der von den Juristen lernen will, was recht ist, wenn wir nicht fürchten müßten, damit gegen die Maigesetze zu verstoßen.

Gleichzeitig mit der Verdrängung des Laienelements erfolgte die Einführung des schriftlichen Processes und das Eindringen des römischen Rechts. Der schriftliche Proceß mit seinem schleppenden Geschäftsgange und den hohen Kosten hatte den Erfolg, daß der Sieger im Processe sachlich ziemlich ebenso schlecht gestellt wurde wie der Besiegte, und daß das Rechtsverfahren wesentlich nur noch dazu diente, dem Eigensinn zu fröhnen, aber nicht die wirthschaftlichen Interessen zu schützen. Das Eindringen des römischen Rechts veränderte die ganze Stellung des Rechts zum Leben. Nach Savignys unübertrefflich schönem Wort ist das Recht kein „Ding an sich, sondern nur das Leben selbst von einer gewissen Seite betrachtet". Jetzt gewöhnte man sich, das Recht als ein Dogma zu betrachten, welches dem Leben aufgedrungen werden soll, nicht als ein Product des Lebens. Die Rechtswissenschaft wurde, wie jede Wissenschaft, die sich nicht mit dem Leben, sondern mit einem Dogma beschäftigt, zur Scholastik. Die Juristen versicherten feierlich, das deutsche Volk habe, kraft gemeinsamer Rechtsüberzeugung, das römische Recht „recipirt"; man könnte mit demselben Rechte sagen, ein Mensch, der sich jeder eigenen Willensäußerung begeben und sklavisch den Geboten eines Anderen folgt, habe dessen Hirn „recipirt".

Alle diese Krankheiten unseres nationalen Lebens sind geheilt oder doch in der Heilung begriffen. Wir sind eine politisch-selbstständige Nation geworden und lassen uns weder von dem heidnischen noch dem heiligen Rom Gesetze vorschreiben. Wir haben ein Handelsgesetzbuch, welches dem Leben keine Vorschriften geben will, sondern das Recht, die Verkehrssitte treu und in klarer Sprache abschreibt. Wir arbeiten an einer Proceßordnung, die von dem Grundsatze geleitet wird, daß Processe zu dem Zweck da sind, um zu Ende geführt zu werden. Wir leben in der Zeit eines — allerdings augenblicklich unterbrochenen — wirthschaftlichen Aufschwunges, der die Entstehung neuer Arten von Rechtsverhältnissen und damit auch Rechtsgeschäften begünstigt. Wir können die Handelsgerichte nicht entbehren.

Das Recht ist, wie die historische Schule uns gelehrt hat, in beständigem Flusse begriffen; je lebhafter die wirthschaftliche Entwicklung vor sich geht, desto schneller ist das Wachsthum des Rechts. Von gestern auf heute sind neue Rechtssätze ent-

Digitized by Google

standen und durch Ausübung offenbar geworden, welche nur der kennen kann, der mitten im geschäftlichen Leben an ihrer Wiege stand, und die in den Büchern nicht enthalten sind.

Die meisten Rechtsstreitigkeiten entstehen dadurch, daß eine Verabredung durchkreuzt wird durch das Eintreten eines unerwarteten Falles. Es entsteht die Frage: Was würde man verabredet haben, wenn man diesen Fall vorausgesehen hätte? Mit mathematischer Genauigkeit läßt sich diese Frage nicht beantworten; beantworten läßt sie sich nur in der Weise, daß ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat und im Stande ist, sich in die Lage beider Contrahenten zu versetzen, ihnen sagt, was sie hätten verabreden sollen.

Der Kaufmann hat die Fähigkeit sich in die Lage eines andern Kaufmanns zu versetzen, wenn er auch einem anderen Geschäftszweige angehört; der Jurist hat sie, so hart dies klingen mag, entschieden nicht. Ihm fehlt die Uebung im geschäftlichen Operiren und Disponiren, welche allein diese Fähigkeit verleiht. Und wenn man uns die Frage vorlegt, ob denn der Mangel an Handelsgerichten bisher einen Nothstand hervorgerufen, so antworten wir nach bester Ueberzeugung mit Ja. Uns ist ein Fall bekannt, in welchem ein Handlungshaus davon Abstand nahm, einen Proceß anzustrengen, weil es sich nach zweitägiger angestrengter Arbeit außer Stande sah, seinem eigenen Anwalt, — und dieser gehört zu den juristisch hochgebildeten Männern — ein richtiges Verständniß für das Wesen des Geschäfts zu eröffnen, welches seinem Anspruche zu Grunde lag. Ich könnte, um die Größe des Nothstandes zu schildern, Einen Fall erzählen, und ich könnte hundert Fälle erzählen. Aber dazu ist hier nicht der Ort. Wenn ich Einen Fall erzählte, so könnte man mir erwidern, Ein Fall, so unglaublich craß er ist, beweise nichts. Und wenn ich hundert Fälle erzählte, würde man mich an dieser Stelle nicht zu Ende lesen.

Die französische Revolution, die Alles nivellirte und centralisirte, machte vor den Handelsgerichten Halt, weil die Erfahrung ihre Unentbehrlichkeit bewiesen hatte. Die deutsche Reichsjustizcommission hat weniger historischen Sinn gezeigt als selbst die Männer des Conwents.

Alexander Meyer.

Literatur und Kunst.

Specifisch schwäbisch.

Von **Theobald Ziegler.**

Der Vorwurf, den die Kritik so oft hören muß: sie solle zuerst selber etwas schaffen und produciren, ehe sie sich unterfange, Fremdes zu kritisiren, ist ungefähr ebenso gerecht, als wenn mein Schneider, dem ich einen schlecht gemachten Rock zurückgebe, verlangen wollte, ich solle ihn selbst besser machen; und überdies ist er von beleidigten Autoren schon allzu häufig erhoben worden. Deshalb wird mir Herr Oscar Jäger denselben kaum entgegenhalten wollen, wenn ich es im Nachstehenden versuche, seine Fortsetzung der Schlosser'schen Weltgeschichte*) etwas näher zu beleuchten; und dies um so weniger, als er selbst nicht den Anspruch erhebt, ein wirklicher Historiker zu sein. Eher bedarf ich der Nachsicht der meisten Leser der „Gegenwart", wenn ich — um es nur zum voraus zu bekennen — eine Kritik vom specifisch schwäbischen Standpunkte aus beabsichtige.

Die Weltgeschichte — vom schwäbischen Standpunkte aus? Da sieht man den Particularisten. Nun ja, ein bischen Particularismus steckt trotz aller Reichstreue in jedem Deutschen, und mit dem meinigen wird es so gar gefährlich just auch nicht werden. Allein da Herr Jäger, soviel ich weiß, Schwabe ist wie ich, sich aber, wie wir sehen werden, mit anerkennenswerther Entschiedenheit von allen Stammeseigenthümlichkeiten seiner engeren Heimat emancipirt hat, so will ich mich umgekehrt in höchst einseitiger Weise auf den particularistisch-schwäbischen Standpunkt stellen und die Geschichte meines Landsmannes nach drei rein schwäbischen Kategorien besprechen.

Wir, d. h. Herr Jäger und ich, haben einen Landsmann mit einander gemein, einen gewissen Fr. Schiller aus Marbach, der in Deutschland der erste war, welcher die Geschichte im besten Sinne des Wortes populärisirt hat und sich dabei eines vielleicht nicht ganz einfachen, aber immerhin classischen Stiles zu bedienen pflegte. Daher stände es gewiß auch den speciellen Landsleuten des besagten Schiller, welche eine populäre Geschichte schreiben wollen, nicht übel an, wenn sie sich eines ähnlichen Stiles befleißigten.

Wir haben zweitens einen Landsmann mit einander gemein, Hegel heißt er und ist aus Stuttgart. Dieser hat allerdings manche sehr gewagte Behauptungen aufgestellt, unter anderen auch die, daß alles Wirkliche vernünftig sei. Immerhin hat er aus diesen Paradoxen eine sehr vernünftige und objective Geschichtsanschauung gewonnen. Sein Vorgang macht es daher jedem folgenden Historiker zur Pflicht, die Vernunft in der Weltgeschichte zu suchen und das Geschehene objectiv darzustellen.

Wir haben endlich noch einen Landsmann mit einander gemein, einen Bürgerssohn aus Tübingen, Namens Uhland, der allerdings als Politiker einen etwas engen Gesichtskreis hatte, aber jedenfalls ein gut deutscher Mann und daneben ein guter Schwabe geblieben ist sein Leben lang; und vielen Württembergern ist es seit der Zeit eigen, gute reichstreue Deutsche und daneben doch gute Schwaben zu sein.

Und aller dieser drei Stammeseigenthümlichkeiten hat sich Herr Jäger gründlich und glücklich entschlagen.

Was zunächst den Stil des Jäger'schen Geschichtswerkes betrifft, so fällt es mir natürlich nicht ein, demselben mit einer Liste von Ausstellungen im Sinn und Geist des eines raschen marasmus senilis verstorbenen classischen Basler Professors in den Weg zu treten.

Das „eintriebige Leben" des Lord Palmerston, das an den πολύτροπος Ὀδυσσεύς erinnert, oder der „inkräftige" Haß mit seinem urgermanischen Klang oder die „undichten Waldungen", die sich im unnahen Amerika finden, mögen als Beläge dienen, daß der Herr Gymnasialdirector in Köln manches besser „dem Plebs überlassen" hätte. Aber wie gesagt, das sind Kleinigkeiten — Herr Jäger würde sagen: Nichtswürdigkeiten. Die feinere Stilistik, der Satzbau und die Bildersprache sind es vielmehr vor allem, in welchen es Herrn Jäger weniger gelungen ist. Mit Recht wollte er wohl den etwas unbeholfenen und trockenen Stil der Schlosser'schen „Weltgeschichte für das deutsche Volk" durch einen moderneren, gewandteren und bilderreicheren ersetzen. Allein zur Gewandtheit gehört vor allem Fluß der Sprache, welcher es dem Leser leicht macht, das Geschriebene zu lesen, und zum Bilderreichthum gehört Phantasie. Fließend kann nun aber einmal Herr Jäger nicht schreiben. Das möge statt aller weiteren Beispiele folgende geradezu haarsträubende Periode erweisen: „Es geschah nichts; als im Hungerjahre 1816 die einzelnen Bundesstaaten durch unsinnige Getreideausfuhrverbote oder hohe Zölle sich gegenseitig aushungerten, und ein Antrag auf Verkehrsfreiheit für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse eingebracht wurde, überließ man es der gütigen Natur, dem Nothstande durch eine neue Ernte ein Ende zu machen". Wer sich aber den Genuß echt Jäger'scher Satzungeheuer, wie sie in den drei Bänden zu Dutzenden uns begegnen, verschaffen will, der findet solche z. B. im zweiten Band auf S. 401, oder im dritten Band auf S. 449 oder S. 523.

Ebensowenig glücklich ist Herr Jäger in der Auswahl der Bilder, die er von Zeit zu Zeit vorbringen zu sollen glaubt: offenbar besitzt seine Phantasie hiefür zu wenig schöpferische Kraft. Vier Bilder sind es, die fast in jedem der vielen Ab-

*) 1815—1871. Versuch einer Darstellung neuester Geschichte. Von Oscar Jäger. 3 Bände. 1874/5.

Digitized by Google

schnitte wiederkehren: Das Bild vom Wiederaufnehmen der am Boden schleifenden Zügel, das Bild vom Schiff, welches keinen Steuermann hat, und das demselben Gebiete entnommene vom Zurechtstellen der Segel, um den Wind einzufangen, und endlich die eherne Stirne, die bald französischen Bischöfen, bald österreichischen Ministern, bald sonst einer mißliebigen Persönlichkeit beigelegt wird. Doch thun wir Herrn Jäger nicht Unrecht: er hat die deutsche Bildersprache auch um etliche originelle Metaphern bereichert, wenn er z. B. aus den „trüben Lachen der Scandalchronik, welche zwar eine historische Landschaft nicht getreu abspiegeln, aber doch im Ganzen zu charakterisiren dienen", zu schöpfen versichert.

Aber nicht nur die Wiederholung desselben Bildes, das ihm einmal gefallen, sondern überhaupt die unermüdliche Anwendung derselben Wendungen und Wörter in möglichster Nähe gehört zu der Schreibweise des Herrn Jäger. Hat er z. B. irgendwo von „untergeordneten Schurken" geredet, so wäre es ja Schade um den herrlichen Ausdruck und überflüssig, noch einen neuen zu suchen (allerdings findet sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Schurken auch noch „der Wicht"): darum stoßen wir auf derselben Seite noch auf ein „Schurkenstück" und auf der folgenden wird uns sogar von „wirklichen Schurken" erzählt. Ja an einer andern Stelle wird dieselbe That in zwei aufeinander folgenden Zeilen zweimal „Bubenstreich" genannt.

Soviel vom Stil: Jäger contra Schiller! Dem Stil folgt der Inhalt: Jäger contra Hegel! Vermißten wir dort Gewandtheit und Phantasie, so läßt es hier Herr Jäger an der nöthigen Objectivität fehlen, an dem Bewußtsein, daß es die erste Pflicht des Historikers ist, sine ira et studio zu schreiben.

Den Erweis dieser Thatsache leiten wir im Anschluß an eben Gehörtes wohl am besten ein durch eine kleine Blumenlese von Schimpfwörtern, die wir, ohne irgend welchen Anspruch auf Vollständigkeit, dem Jäger'schen Geschichtswerk entnommen haben. Schimpfwörter — sage ich, und bedarf für diesen etwas starken Ausdruck keiner Entschuldigung mehr, nachdem ich den „Schurken" (Herr Jäger kennt übrigens eine ziemliche Anzahl von solchen) und den „Wicht" schon reproducirt habe. Weiter gibt es in der Geschichte des Herrn Jäger auch einen „Tropf" und gibt „Tröpfe" im Plural. Auffallender Weise fehlt die zweite Pluralform: Tropfen, die sich vielleicht bei einer späteren Fortsetzung noch anbringen ließe. Auch einen „Dieb und Lügner von unausmeßbarer Gemeinheit" hat er namhaft zu machen sich nicht versagt. Daß es „Schwachköpfe", „unnütze Buben", „dreiste Staatsquacksalber", „Schwärmer und Bösewichter" „Zungendrescher", „unfähige Wolkenwandler", „Schwindler und Schwätzer" in der Welt gibt und zu allen Zeiten gegeben hat, wußte ich zwar wohl; aber daß gerade in den letzten 60 Jahren soviele historische Persönlichkeiten mit derartigen minderen Qualitäten existirt haben, das war mir betrübend und deprimirend. Und ebenso bedenklich erschien mir's für den Zustand unserer Cultur, daß es noch mitten in Europa „Barbarenvölker" gibt, und ebensowenig erfreulich waren mir die vielen „erwachsenen Kinder" oder die — wenn Herr Jäger einmal im Zuge ist, so geht's ihm von der Hand — die „leichtgläubigen, jedem Schellengeläute nachlaufenden, zankenden, hadernden, prahlenden Kinder". Ueberhaupt „kindisch", „knabenhaft" ist vieles Historische in dieser sublunarischen Welt und namentlich „großwortige" Individuen laufen in ihr zu Dutzenden umher. Dagegen habe ich nur einen „dummpfiffigen Frager" gefunden. Daß die „politischen Dilettanten zahllos" sind, versteht sich von selbst; ihnen darf man es aber denn auch nicht so hoch anrechnen, wenn sie als „schellenlaute Thoren" in diesem ihrem „Thorenwahn" recht „unweise Anträge" stellen und recht „kleinliche und thörichte Beschlüsse" fassen. Dagegen ist es schon schlimmer, wenn „einfältige und schamlose Begehren" vorgebracht, und ganz „erbärmlich", wenn „Niederträchtigkeiten" begangen werden. Das ist eben auch „nichtswürdig", wie gar manches Andere; und nichtswürdig ist deswegen so besonders Vieles, weil das Wort von Herrn Jäger doppelsinnig gebraucht wird, und er daher auf derselben Seite sich das „Privat-" oder „Extravergnügen" machen kann, nicht nur den Polizeidruck so zu heißen, sondern auch von einer „ganz nichtswürdigen Form der Nothcivilehe" zu sprechen, wo es offenbar gleichbedeutend mit: werthlos sein soll.

Doch wer sind sie denn nun, alle diese Wichte und Tröpfe und Schurken und Kinder und Buben? Am zahlreichsten allerdings finden sie sich bei unsern Nachbarn, den Franzosen; aber im Grunde genommen bin auch ich es, bist auch du es, ist es jeder Leser des Buchs, der zufällig einmal das Unglück hat, abzuweichen von dem Standpunkt, von dem aus der objective Fortsetzer der Schlosser'schen Weltgeschichte die ganze Historie mit einer an Jenas Theologen erinnernden Höflichkeit meistert. J. Scherr hat unlängst den Deutschen etwas mehr Chauvinismus angewünscht — nun, hier hat er ihn; aber ob ihm diese Dosis nicht zu stark ist? Denn vor allem ist es, wie schon gesagt, Frankreich, über das Herr Jäger das Füllhorn seiner Schimpfwörter ausgießt: der Tropf und die Tröpfe finden sich z. B. einzig dort. Die tieferen Gründe des Verhängnisses aufzuzeigen, welche dieses Land seit 1815 Schritt für Schritt abwärts geführt hat, wird dagegen kaum für nöthig erachtet; zu bedauern, daß ein reichbegabtes Volk durch diese Decadence seine Stelle im europäischen Völkersystem nicht genügend auszufüllen in der Lage ist, würde diesem engen nationalen Haß wie eine Gotteslästerung erscheinen; und wenn wir Andern in den Ereignissen vom 4. September bewundernd den Flügelschlag der Nemesis aus den menschlichen Verhüllungen herausfühlen, so sind dieselben dem Herrn Jäger ein „köstlicher Spaß", und schlecht maskirt wird die Frivolität dieses Urtheils durch den Zusatz: „wenn es nicht so ernsthaft gewesen wäre". Aber selbst oder richtiger — gerade vom nationalen Standpunkte aus: was ist es denn für eine Großthat, wenn das gesunde Preußen diesen „verfaulenden" Staat, wenn die civilisirten Deutschen dieses „nichtswürdige Barbarenvolk" überwunden haben? Ich bin gewöhnt, von franzosenfreundlichen Schweizern mit ähnlichen Argumentationen, nur zu Gunsten Frankreichs in einer milderen und urbaneren Form die Siege Deutschlands verkleinern zu hören, aber Herr Jäger hätte patriotischer geurtheilt, wenn er über unsern besiegten Feind milder und gerechter geurtheilt hätte.

Das gesunde Preußen! — denn „gesund" ist überhaupt nur der preußische Staat: während z. B. in andern Staaten Verfassungsconflicte als Zeichen des Verfalls oder der „Unsinnigkeit" der Verfassung oder des „knabenhaften" Gebahrens der Liberalen verhöhnt werden, ist dagegen in Preußen (Beispiele für solches doppelte Maß und Gewicht finden sich überhaupt nur zu viele!) der große Conflict von 1863 eher ein Zeichen der Gesundheit, der in andern deutschen Staaten „nur deshalb unterblieb, weil dort kein Beamter es wagen könnte, eine andere politische Ansicht zu bethätigen als der Minister". Immerhin ist Herr Jäger diesem Conflicte gegenüber in einer etwas unbequemen Lage: er ist nämlich nicht nur national, sondern soviel er auch an dem kindischen Liberalismus auszusetzen hat, selber ein ganz klein wenig von des Liberalismus Röthe angekränkelt. Offenbar haben sich nun aber Gesinnungsgenossen des Herrn Jäger an jenen „unweisen" Beschlüssen des Abgeordnetenhauses betheiligt, und darum wird die damalige „Deutsche Fortschrittspartei" um ein Gutes glimpflicher behandelt als die gegenwärtig diesen Namen tragende Fraction, von der Herr Jäger frischweg versichert, sie „mache gewöhnlich die Geschäfte der Klericalen". Auf der andern Seite darf natürlich das eine und andere mißliebige Wort namentlich über inzwischen gefallene Minister nicht fehlen; und da man endlich auf die reactionären Ultras seiner Tage unter dem Beifall der Galerien wacker losschlagen kann, so lavirt Herr Jäger glücklich durch dieses Meer von Klippen hindurch. Wenn dabei Herr v. Mühler auffallend ungeschlagen wegkommt, so verdankt er dieses kaum seinem unsterblichen Gedichte; eher kann man es verstehen, wenn man hört, daß die Fortschrittspartei den Erlaß eines Unterrichtsgesetzes fordere, das „übrigens ziemlich unnöthig" sei. „Zum Theil in diesen Zusammenhang" (mit dem Verfassungsconflict, speciell der Bildung

Digitized by Google

des reactionären Volksvereins) „gehört die Agitation, durch welche ein Demagoge von viel Geist und zweideutigem Charakter, F. v. Lassalle, eine neue Partei zu organisiren bemüht war, welcher die Müßiggänger, die seinen Spuren folgten, den anmaßenden Namen der Arbeiterpartei schufen" — gewiß das Erschöpfendste, was je über Lassalle geschrieben wurde: er wird nämlich sonst im ganzen Werke nicht mehr erwähnt.

Die übrigen Völker und Staaten werden — nach dem Bisherigen selbstverständlich — soweit thunlich unter dem preußischen Gesichtspunkt betrachtet und stets erst von dem Augenblick an zuvorkommend und liebenswürdig behandelt, wo sie in ein freundschaftliches Verhältniß zu Preußen traten. Nur über England finden sich Urtheile, die lebhaft an den kürzlich erschienenen Times-Artikel erinnern und darum den Leser wie dieser in die ungetrübteste Kladderadatsch-Stimmung versetzen. Daß Herr Jäger auch in Fragen, die uns lediglich nicht berühren, dieselbe rabies zeigt und sich daher z. B. Russen, die früher als der Historiker es für passend hält, in durchaus legaler Form um Einführung des Parlamentarismus petitioniren, als „hochwohlgeborene Demokraten" um „solcher Thorheiten" willen schulmeistern und höhnen lassen müssen, finden wir nach allem Gesagten ganz in der Ordnung.

„Eine geschichtliche Darstellung wird mit dem Frankfurter Frieden abzuschließen nicht umhin können, wenn sie nicht Gefahr laufen will, in das Gebiet der Tagespolitik hineinzugerathen und in einen erregteren oder polemischen Ton zu verfallen, der ihr nicht geziemt." So schreibt Herr Jäger gegen das Ende seiner objectiven Geschichtserzählung: was für einen Ton hätte er wohl angeschlagen, wenn er in einen noch „erregteren Ton" verfallen wäre?! Uebrigens verstehe man mich recht: ich polemisire durchaus nicht an sich gegen den Inhalt des von Herr Jäger Gesagten, mit dem ich mich im Gegentheil vielfach in Uebereinstimmung befinde, nur daß mir sein Liberalismus doch gar zu platonisch ist. Das Meiste von dem, was Herr Jäger schreibt, konnte gesagt werden — inmitten der Ereignisse, und ein nationalliberales Journal vom rechten Flügel dieser Partei mag etwa so die Ereignisse besprochen haben, die es selbst miterlebt hat; nur natürlich wird jedes höher organisirte Blatt seine Leitartikel in ein besseres Deutsch zu kleiden wissen und zum voraus auf den Versuch verzichten, in homöopathischer Manier die schimpfenden Franzosen durch Schimpfen über ihr Schimpfen curiren zu wollen. Aber ein Historiker, der so schreibt, der auch dem längst Geschehenen mit dem Degen, nein mit dem Studentenrappier entgegentritt und dem von andern erlegten politischen Gegner jubelnd noch einmal den Fechterstreich versetzt, der fast ausnahmslos ex eventu urtheilt: Das Geglückte belobt, für das Mißglückte und seine Vertreter fast nur strafende Worte hat und auch das Berechtigte am Streben des Gegners verkennt und ignorirt, der steht auf dem Standpunkt des gröbsten historischen Materialismus und beweist, daß ihm Hegel und das Beste an dessen großartiger Weltanschauung verborgen ist und ewig verborgen bleibt.

Endlich noch etwas, das hieher gehört: ich spreche zwar nicht gern über den religiösen Standpunkt eines nicht-theologischen Werkes, denn — in religionibus libertas! Und um so weniger gern thue ich es hier, als Herr Jäger die Weltanschauung, welcher auch ich zufälligerweise die meiste Wahrscheinlichkeit zuschreiben zu müssen glaube, als „gespreizten Epikureismus" zu bezeichnen die Güte hat und sie als „Sadduzäerthum" den katholischen „Pharisäern" gleichstellt (einen Heuchler möchte ich zwar den im Fluchen lebhaft an Herrn Jäger erinnernden Pio IX. nicht nennen); auch macht es mir ebensoviel Vergnügen als ihm, wenn er mit einer gewissen Affectation sein Privatchristenthum nie anders als die „Religion Jesu Christi" bezeichnet. Allein da es der Verfasser bedauert „als ein trauriges nicht nothwendiges Geschick, daß in Deutschland kein Mann und keine Partei die politische Freiheit im Namen dessen verlangte, der sein Leben am Kreuze ließ zu einer Erlösung für viele,"*) so möchte ich mir erlauben, ihn auf die Kirchengeschichte seines ehmaligen Lehrers und Landsmanns, des großen Hegel'schen Theologen Baur hinzuweisen: vielleicht schöpft er daraus mit mir die Ueberzeugung, daß dieser sein Rath für Deutschland um beiläufig 300 Jahre zu spät kommt.

Ueberhaupt aber hätte Herr Jäger gewiß besser daran gethan, statt überall ein wunderbares Walten und Weben und Eingreifen höherer Finger und Mächte zu wittern, das Geschehene einfach zu begreifen. Es geht in der Welt ziemlich natürlich zu und eben die letzten 60 Jahre haben uns schlagend gezeigt, daß Hegel Recht hat, wenn er findet, die sittliche Weltordnung mache sich immer und überall auf eine höchst einfache Weise von selbst.

Noch bleibt uns das Dritte und Letzte: Herrn Jägers Verhältniß zu seinem speciellen Heimatland Schwaben. Hören wir, wie dieser ehemalige Schwabe uns lebenslängliche Schwaben charakterisirt. „Reizbar" und „leidenschaftlicher als jeder andere deutsche Stamm", aber auch wieder „geduldig" „verstehen wir in Geldsachen keinen Spaß" (was übrigens auch sonst vorkommen soll). „Kräftig scheltend" sind wir „gewohnt tapfer auf die Regierung zu schmähen, aber ihr doch die Verantwortung für alles was geschieht aufzubürden", weil „selbst zu politischer Arbeit träge und verdrossen". Daß es bei all' unserer „Verstocktheit" und „eigensinnigen Zähigkeit" doch noch so „gemüthlich hergeht in Auffassung der staatlichen Dinge", ist ein gewisser Trost. Das mag vielleicht zusammenhängen mit unserer συγγενὴ γαστήρ, mit unserer Vorliebe für's Bier, die uns freilich auch zu dem abscheulichen „Gelärme in den Trinkstuben" (die man übrigens auch in diesem Barbarenland allmählich Cafés und Restaurants zu nennen pflegt) verführt und, wie jeder weiß, „ist von solchem Räsonniren zu ernster politischer Abeit ein weiter Weg". Zwar hat man uns wegen unserer guten Schulzustände schon wiederholt belobt, allein Herr Jäger weiß das besser: wir wissen vom verstorbenen König Wilhelm bis herab zum letzten Bauernjungen alle mit einander nichts: „fängt ja doch für den richtigen Württemberger Norddeutschland schon in Heidelberg an" (warum nicht lieber in Bruchsal?) und „weiß man hier zu Land weder von Oesterreich noch von Preußen viel". Da wäre am Ende das Schulgesetz „ziemlich nöthig"? Aber wie sieht es weiter aus im Württemberger Lande? Schlimm genug. „Keine deutsche Bevölkerung vergnügt sich mit selbstgefälligerem Behagen an der eigenen Sonderexistenz," obgleich dieselbe seufzt unter „einer heillosen büreaukratischen Centralisation", einem „schamlosen Nepotismus", „Vielregiererei" und „Vielschreiberei", „Servilismus nach oben, Grobheit nach unten".

Doch das alles hätte ich in's tempus praeteritum setzen sollen. Denn plötzlich wie mit Einem Schlag — es ist im Herbst 1866 — avanciren wir zu einem „tüchtigen und strebsamen" Volk, nachdem wir 3 Jahre zuvor noch so gar träge gewesen waren. Am 10. October desselben Jahres war nämlich der Friedensvertrag mit Preußen angenommen worden. Seit dem Juli 1870 aber sind wir gar „ein energischer, an herrlichen Kräften überreicher Volksstamm" — und damit ist der Mantel nationaler Liebe auch über uns arme Sünder gnädig ausgebreitet.

Diese abschätzige Kritik des Herrn Jäger über sein engeres Vaterland hängt offenbar zusammen mit seinem ganz berechtigten Verdammungsurtheil der Kleinstaaterei in politischer Beziehung. Daß dieselbe der größte Jammer war und daß das neue Deutsche Reich eine wahre Erlösung von dieser Misère war, kann niemand voller und dankbarer anerkennen als ich. Aber wer in einem dreibändigen Geschichtswerk für die culturhistorische Mission dieser kleinen Staaten nicht Ein Wort hat und auch über ihre politische Existenz die verständnißvolle Anmerkung machen kann: Das deutsche Volk habe „nicht Throne genug für sein monarchisches Bedürfniß aufrichten können", der sollte über historisch-politische Dinge nicht so gar kühnlich reden und auch abweichenden Meinungen gegenüber Nachsicht üben, damit er in trutina ponatur eadem.

Der Schwabe ist geduldig, sagt Herr Jäger, und ich meine eben eine Probe davon abgelegt zu haben, indem ich alle

*) Vgl. übrigens den ganzen Zusammenhang, dem diese Stelle entnommen ist: Band II. S. 308—311 und S. 278.

Digitized by Google

die Jäger'schen Liebenswürdigkeiten mir zur eigenen Schande wiedererzählte. Doch ich habe einen ziemlichen Vorrath von Geduld, und so möge denn auch noch — wortlos — die Thatsache verzeichnet werden, daß Herr Jäger berichtet, der Attentäter Bismarcks vom 7. Mai 1866 habe zuvor in Württemberg Landwirthschaft studirt und daraus auf Seite 55 des dritten Bandes in nicht mißzuverstehender Weise folgert, daß eigentlich wir Schwaben sammt und sonders Attentäter seien. Dagegen kann ich nicht ganz wortlos den Beweis schwäbischer Lammesgeduld hingehen lassen, daß das Jäger'sche Geschichtswerk Angesichts dieser — Herr Jäger würde sagen: übernichtswürdigen — Verdächtigung von schwäbischen Blättern warm empfohlen wurde. Würde ein preußisches Blatt das auch thun?!

Noch bliebe mir übrig, mich etlicher persönlich von Herrn Jäger angegriffener Landsleute anzunehmen, nicht weil sie mir irgendwie sympathisch wären, sondern theils weil ich es nicht für die Aufgabe eines Historikers halte, volksparteiliche Bonmots eines Karl Mayer der wohlverdienten Vergessenheit zu entziehen, theils weil ich es nicht für anständig halte, einen durch und durch ehrlichen, aber sehr unpraktischen Demokraten als „abgewirthschafteten Pfarrer" dem Haß und der Verachtung aller frömmeren Seelen preiszugeben. Allein ich darf die Leser nicht länger mit meinem Particularismus belästigen und eile zum Schluß.

In Summa: Das Buch ist eine fortlaufende Reihe schlecht geschriebener Leitartikel, nicht aber die Arbeit eines philosophisch-durchgebildeten objectiven Historikers, welcher den seit Schiller und Hegel an jeden Geschichtschreiber zu stellenden Forderungen irgend wie gerecht würde. Wäre der Verfasser kein Schwabe, so wäre damit unsere Kritik erschöpft. So müssen wir hinzufügen: Das Buch ist als das Werk eines Schwaben eine fortgesetzte Beleidigung eines deutsches Volksstamms, der zwar langsam, aber ganz und voll seiner deutschen Pflichten bewußt geworden ist und dieselben, seit sie an ihn herangetreten sind, ehrlich erfüllt. Hiefür hat der Engländer ein derbes Sprüchwort vom Vogel und seinem Nest, das aber nicht salonfähig genug ist, um mit demselben zu schließen.

Ein Künstlernachlaß.

Von **Josef Schrattenholz.**

I.

Hinterlassene Besitzthümer geliebter Todten erzeugen immer schmerzliche Erinnerungen im Menschenherzen und niemals treten wir ihnen ohne einen heiligen horror vacui nahe.

Der Rock, den der verstorbene Sohn einst getragen, wird von der treuen Mutter nur mit zitternden Händen berührt; sie glättet ihn sorgsam, als wäre er ihr von dem entschwundenen Träger nachdrücklich zum Aufheben empfohlen und über dem Glätten tritt vor ihr Innenauge das bleiche, starre Antlitz des theuren Kindes, das kalte, leblose Antlitz und dicke Thränen benetzen den traurigen Nachlaß ihres entschwundenen Glücks.

Den Brautkranz der seligen Frau, der hinter Glas und Rahmen auf des Wittwers Stube hängt, füllt das glückathmende Köpfchen des hochzeitlich geschmückten Mädchens nicht mehr aus. Das Gesicht, das jetzt unter den grünen Blättern hervorschaut, weckt Leid und der Mann blickt trübe lächelnd zu ihm hin.

Die lange, silberbeschlagene Meerschaumpfeife, die auf des bierlustigen Studenten Bude der kriegerischen Rappierdecoration einen so friedvoll-gemüthlichen Abschluß gewährt, erfüllt ihre narkotische Bestimmung nur bei besonders festlichen Gelegenheiten und wenn Bruder Studio einmal in einsamen Stunden seiner Nase des Knasters duftige Rauchwolken aus ihr zum Opfer bringt, zuckt es traurig um seinen bartsprossenbedeckten Mund. Denn aus dem blauen Dampf taucht in verschwommenen Umrissen der greise Kopf des alten Onkels empor, der für des jungen Burschen tolle Streiche immer ein freundlich Wort und ach, für so manche unbezahlte Schneiderrechnung stets einen fleckigen aber nichtsdestoweniger werthvollen Cassenschein besaß. Und der Kopf des guten Onkels wird größer und größer, deutlicher und deutlicher und in dem zahnlosen Munde hält er die Spitze derselben Pfeife, die jetzt von des Neffen Lippen in Thätigkeit gesetzt wird. Bruder Studio wird es trotz seines philosophischen Bewußtseins von Ich und Nichtich schmerzhaft beklommen zu Muthe. Er nimmt kopfschüttelnd die Pfeife aus dem Munde und hängt sie halbausgeraucht wieder an die Wand.

In dieser Weise wirken die Bestandtheile der realen Hinterlassenschaft unserer Lieben. Die Höhe des Werthes, den solche Besitzthümer für unser Herz haben, richtet sich nach dem Grade der Trauer, den sie in uns hervorrufen und letzterer nach dem mehr oder minder intimen Verhältniß, in welchem sie zu der Person des Verstorbenen standen.

Anders bei den idealen, künstlerischen Hinterlassenschaften. Auch sie zaubern uns liebe Scheingestalten hervor, auch sie hängen mit der dahingegangenen Persönlichkeit auf's engste zusammen, enger, als man gemeinhin annimmt, und doch können wir sie nur dann recht werth halten, bilden sie uns nur dann ein würdiges Andenken, wenn wir bei ihrem Anblick Person und Schicksal ihres Schöpfers ganz aus dem Auge verlieren.

Als unser Weimarer Dichterfürst in seinem Faust das berechtigte, selbstbewußt stolze Wort ausrief:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!"

hat er wohl nicht allein an den Doctor Marianus, sondern auch an Herrn Johann Wolfgang von Goethe, den Liebling der Damen und Götter, gedacht. Er würde aber das Manuscript seines Gedichts unfehlbar zerrissen haben, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß der Leser über den Schicksalen des grüblerischen Doctors das Leben des Autors vergessen müsse. Denn gerade in diesem Perhorresciren alles Persönlichen und Festbannen an das dargestellte, kurz in dem Emporheben über die platte Wirklichkeit ruht ja die eigenthümlichste Wirkung des echten Kunstwerks. Wie wir in den Schattengängen eines altersmächtigen Eichenhains eher an alles andere denken, als an die kleinen braunen Samenkapseln, aus denen er emporwuchs*), so werden wir uns beim Genuß der wahren künstlerischen Gebilde nicht bewußt, daß sie nur Auswüchse der schöpferischen Individualität sind. Wir nehmen sie hin und erfreuen uns an ihnen wie an etwas, das seinen Werth und seine Entstehungsursache in sich, in seiner bewältigend wirkenden Schöne trägt.

Von den Wenigen, deren Schöpfungen auf dieser seltenen Stufe der Vollendung stehen, lebte Einer vor drei Jahren noch unter uns. Still, fast unbemerkt, schritt er unter seinen Zeitgenossen einher und — wie gewöhnlich — erst als der arme Firdusi todt war, floß der Mund des stolzen Sultans Publicum von seinem Lob über. Man setzte ihm auf dem Düsseldorfer Kirchhofe ein hübsches Denkmal und hielt viele gesinnungstüchtige Trauerreden dabei. Nachdem das Grab sich über ihm geschlossen, war es plötzlich Allen klar geworden, daß man einen Meister und Menschen ersten Ranges, daß man ein Genie verloren hatte. Der Mann war Maler und hieß Theodor Mintrop. Er war der jetzt so berühmte „nachgeborene Rafaelide", wie ihn ein bekannter Kunstschriftsteller einst nannte.

Worin seine Meisterschaft bestand, was er seiner Zeit und der Nachwelt eigentlich gewesen — das weiß die große Schaar der Dilettanten bisher leider weniger aus eigener Anschauung als vom Hörensagen. Sein Wirken war ein so eigenartiges, daß ihm die Kaufbudenthüren des Tagesruhmes, die nur vor der braven Mittelmäßigkeit bereitwillig auseinander fliegen, stets verschlossen blieben. Dem künstlerischen und menschlichen Charakter seiner Persönlichkeit aber widerstrebte die Geltendmachung des eigenen Ichs. Wie hätte er also auf den vielbelaufenen Schleichgängen der Popularitätshascherei wandeln mögen. Er blieb lieber unbekannt.

---

*) Denjenigen, welche sich im Walde nur der Eicheln erinnern, die auf seinem Boden liegen, darf man wohl eine Ausnahmestellung geben.

Digitized by Google

Erst jetzt legt man Hand an's Werk, um das durch den Indifferentismus der Mitlebenden, durch eigenes Verschulden des Künstlers und noch mehr durch das Intriguiren selbsteitler Neidhardte hervorgerufene Uebel zu heben und die Meistergröße des Dahingeschiedenen den Augen seines ganzen Volkes zu enthüllen. Man hofft dieses Ziel durch Vervielfältigung seines künstlerischen Nachlasses zu erreichen, welche unter Leitung des Malers Geselschap, seines unzertrennlichen Freundes und Führers, vor kurzem in Angriff genommen wurde.

Die Liebenswürdigkeit der Herren Gebr. Spiethoff in Düsseldorf, von denen sämmtliche hinterlassenen Werke des Meisters angekauft wurden, ermöglichte mir einen Einblick in diese Kunstschätze und kann ich, dem dadurch gewonnenen Eindrucke nach zu urtheilen, keinen Augenblick lang zweifeln, daß dem angestrebten Zweck durch das ergriffene Mittel überreich entsprochen wird.

Einen annähernden Begriff von dem Werth und der Mannichfaltigkeit jener opera posthuma zu geben ist fast unmöglich, man müßte denn über die Feder eines Heinse, den Raum eines Buches und die zu seiner Herstellung nöthige Zeit verfügen können. Und selbst dann würde die eigenartige Schönheit dieser Kunstwerke dem Leser noch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Das beste Buch, was über Mintrop zu schreiben ist, der beredteste Herold der Universalität seines Genius wird in den Spiethoff'schen Vervielfältigungen gefunden werden*). Denn wer wollte es mit Aussicht auf Erfolg wagen, diese Unzahl das Erhabenste und Naivste umschlingender Allegorien, diese classisch durchgeistigten Vermenschlichungen biblischer Historie, diese großartigen, mit urwüchsigster, gewaltigster Schöpfungskraft hingegossenen Skizzen dem Kunstfreunde durch das bloße Wort zu vermitteln. Zeichnung und Farbe müssen, wie der flüchtige Ton, für sich sprechen, wenn sie verstanden und genossen werden sollen. Darum umgehe ich auch eine genaue Aufzählung der einzelnen Schatzstücke. Ich sah eine Venus, von deren schönheitsverklärtem Lager der zudringliche Pan durch tapfere Amoretten vertrieben wird, ich sah eine Bergpredigt, ein Muster genialer Conception, künstlerischer Harmonie, treffender Charakteristik und subtilster Detailausführung, ich sah eine Personification des Christenthums, den „Christbaum", die schon Alexander von Humboldt als die bedeutenste Schöpfung des deutschen Geistes auf dem Gebiete der bildenden Kunst bezeichnete, ich sah eine Anzahl Madonnen, Geburten Christi, eine reizende Symbolisirung der Laufbahn Amors, der Kalendermonate und Malereifächer, einen unerschöpflichen Reichthum von Allegorien und Skizzen — doch welches Verdienst würde ich beim Leser erwerben, wenn ich all das Gesehene gewissenhaft katalogisiren wollte? Wenn ich mittheilte, *was* ich sah, ohne zu sagen, *wie* ich es sah? Und dies letztere, die ungeschwächte Vermittlung des dem Kunstwerk immanenten idealen Gehaltes, die Uebertragung der durch ihn erzeugten ästhetischen Befriedigung ist ja überall, besonders aber bei Mintrop unmöglich. Denn es gibt wenig Werke, welche geringere Ursache zum Dociren und größere Veranlassung zum reflexionslosen, unmittelbaren Genuß böten als eben die seinigen. Wir vergessen über ihrem Anblick Alles, die Außenwelt, den Künstler und uns selbst. Erst nachdem sie dem entzückten Auge entrückt sind, regt unser Verstand die Frage nach ihren Existenzgründen, unser menschliches Mitgefühl das Bedürfniß nach Kenntniß der persönlichen Entwicklung ihres Schöpfers an. Sind wir auch keine Künstler, *wissen* wir es auch nicht — wir *fühlen* es doch klar, daß die Keime jeder künstlerischen That immer im irdischen Lebensboden des Künstlers verborgen liegen. Unsichtbarer Mächte Hand streut sie aus auf dieses Erdreich und läßt sie emporsprießen zu zarten, zauberblüthenreichen Schößlingen, zu duftverschwendenden, farbenfrohen Blumen. Der Künstler übt nur das Amt des treuen Gärtners, der die jungen Pflanzen sorglich wartet, sie vor Schaden hütet und im Sonnen- und Regenwetter seines Daseins großzieht.

*) Einzelne Blätter (Die „Maiweinbowle", „Aurora", „Frühlingsankunft" und „Das Christkind, Gaben austheilend") sind inzwischen bereits erschienen.

Die Art und Weise, wie Mintrop dieses Amt erfüllte, wie er die in seine Seele gesäeten Kunstpflanzenkeime zur Blüthe brachte, steht schon in ihrem äußeren Verlauf so originell da, daß es sich wohl der Mühe lohnte, eine ausführliche Darstellung davon zu geben. Der sittlich-hohe, alles Niedrige und Vulgäre entschieden ablehnende Zug, der aus seinen Werken spricht, geht auch durch sein Leben, und wenn es je einen Meister gab, dessen menschliche Existenz mit seiner künstlerischen in vollem, klangbarem Accord austönte, so ist er es. Vergessen wir über seinen Werken sein Leben, so vergessen wir über diesem seine Werke. Eines hängt mit dem andern auf's innigste zusammen. Dennoch muß Jedes für sich allein genossen werden, weil es, wenn auch in anderer Form, denselben großen Inhalt darbietet. Und so wird bei diesem edlen Namen auch sein irdisches Dasein zu einer idealen Hinterlassenschaft, ein Künstlernachlaß, wie er einfacher, rührender wirkend, schöner und größer nicht gedacht werden kann. Denn was wäre schwieriger für den Künstler als seinen geistigen Idealen gemäß auch sein Leben zu gestalten, wo brächte ihn seine Menschlichkeit und die reale Welt leichter zu Falle. Ich weiß nicht, was leichter ist, ihn zu entschuldigen, wenn er dieses übermenschliche Ziel nicht erreichte, oder ihn, wenn er es erreichte, zu bewundern? Eines nur scheint mir zweifellos: Im ersten Falle müssen wir entschuldigen, im andern bewundern.

Als Mintrop durch Vermittelung seines Freundes Geselschap auf die Düsseldorfer Akademie kam, war er im dreißigsten Jahre. Er hatte bis dahin bei seinem Bruder auf dem elterlichen Bauernhofe Barkhofen*) als Ackerknecht gearbeitet. Seine Freistunden füllte er, ohne jemals eine äußere Anregung erhalten zu haben, schon von frühester Jugend an mit malerischen Compositionsversuchen aus, eine Beschäftigung, die selbstverständlich den Kartoffelseelen der ehrlichen Bauersleute als die überflüssigste der Welt erschien, gerade deshalb aber um so eifriger von ihnen besprochen wurde. Denn die Bauern haben ebensowohl ihre Flaneurs und Theeklatschbasen als die Klein- und Großstädter. Wie so häufig, entsprang jedoch auch hier dem scheinbar Unnützen ein Gutes. Das Geschwätz der biederen Landsleute drang nämlich zu den Ohren des in dem reizenden Heimatsländchen Mintrops eben auf einer Studienreise befindlichen Malers Geselschap. Dieser achtete zwar im Anfang nicht darauf, weil er auf seinen Reisen schon häufiger Gelegenheit gehabt hatte, sich von der Unbedeutendheit derartiger bäuerlicher Autodidakten zu überzeugen. Da ihn aber sein Wanderpfad doch an Barkhofen vorbeiführte, beschloß er dem ländlichen Apelles einen Besuch zu machen.

Das elterliche Gut Mintrops liegt auf einer Anhöhe, von wo man einen reizenden Blick in's Ruhrthal und auf das hübsche Städtchen Werden hat. Nahe bei dem Gehöft erblickte Geselschap hinter dem pferdebespannten Pflug gehend einen jungen Mann von kräftigem Körperbau und interessanten Gesichtszügen, den man ihm als den „Mohler" bezeichnete. Geselschap stellte sich ihm vor und knüpfte ein Gespräch an, dessen Endresultat die von Mintrop an seinen nebenan arbeitenden Bruder gestellte Bitte war, eine kleine Pause in der Arbeit machen zu dürfen. Die Pferde wurden ausgespannt und Künstler und Autodidakt wanderten mit einander zu dem Bauernhofe.

War der Düsseldorfer Maler schon erstaunt und sympathisch berührt durch die Wärme und den Geist, womit der Selbstlehrling sich über seine Bestrebungen und die geliebte Kunst äußerte, so wurde er vollends frappirt durch die Kühnheit, Originalität und den Gedankenreichthum der Skizzen, die ihm der junge Mann zu Hause vorlegte. Die beiden Männer begegneten sich als Fremde, beiderseitig auf Enttäuschungen gefaßt, sie trennten sich als Freunde, ein Jeder voll froher, glückathmender Zukunftshoffnungen. Dem ungelehrten, frommen Kunstschwärmer erschien das Zusammentreffen mit dem erfahrenen Fachmann als eine Fügung des Himmels und leicht war er zu bestimmen, Karst und Spaten mit Pinsel und Palette zu vertauschen. Hatte er

*) Unmittelbar bei dem Dorfe Heithausen bei Werden a. d. Ruhr gelegen.

Digitized by Google

doch niemals für das rohe Treiben seiner bäuerlichen Umgebung Neigung und Verständniß gehabt. War er doch von jeher gezwungen gewesen, seinen ungestillten Schaffensdrang und seine verzehrenden Wünsche in sich allein austoben zu lassen. Was ist den Bauern die Malerei?

Geselschap erzählte mir, daß er unter den damals gesehenen Jugendarbeiten des Meisters sich noch deutlich einer Skizze erinnere, auf welcher Mintrop sich selbst dargestellt habe, vor sich den Schutzpatron des Heimatsdorfes. Der Heilige habe auf einer Erhöhung gestanden und einen Vorhang zurückgeschlagen, hinter dem die h. Cäcilia sichtbar geworden sei, zu Füßen des h. Mannes Mintrop in Holzschuhen (der gewöhnlichen Tracht jener Gegend), die begeisterten Blicke mit seliger Freude auf das Antlitz der Orgelerfinderin geheftet. Kann man eine sinnigere, demüthigere Ausdrucksweise für die schmerzliche Sehnsucht des thaten- und schönheitsdurstigen Genies denken?

Nach Düsseldorf zurückgekehrt legte Geselschap einige Skizzen des Autodidakten seinen Kunstgenossen und schließlich Schadow vor. Auch dieser gab seiner Bewunderung über die eigenthümliche, tief und groß angelegte Natur, welche wie ein heller Stern durch dunkle Wolkenwirrniß aus jenen regellosen, phantastischen Versuchen deutlich ausleuchtete, offenen Ausdruck, verhehlte aber gleichzeitig Geselschap seine Bedenken nicht, welche die projectirte Lebensveränderung des neuentdeckten Genies in ihm erregte, Bedenken, die hauptsächlich darin gipfelten, daß der Autodidakt durch Bekanntwerden mit den Werken der Meister seine Originalität einbüßen würde. Geselschap ließ sich aber nicht schwankend machen. Zu tief hatte die durch Kenntniß der Persönlichkeit erlangte Ueberzeugung von der ernsten, nachhaltigen Kunstbegeisterung Mintrops in ihm Wurzel geschlagen, als daß bloße Hypothesen fähig gewesen wären, das Gebäude seiner Erkenntniß zu erschüttern. Mit festen, schützenden Händen führte er Mintrop in seine heiß ersehnte, neue Welt ein und that alles Mögliche, um ihm seine innere und äußere Acclimatisirungsperiode zu erleichtern. Das Verhältniß zwischen den beiden Männern gestaltete sich so nach und nach zu einem der intimsten und edelsten, von denen die Geschichte der Malerei überhaupt zu erzählen weiß. Den Bruder, den der Kunstnovize durch die Entfernung aus der Heimat verloren, er fand ihn in Geselschap ganz und — ohne eines Ueberlobs sich schuldig zu machen, darf man es sagen — besser und edler, weil wahlverwandter wieder. Geselschap blieb ihm ein treuer, aufopferungsvoller, brüderlicher Freund für's ganze Leben, einer der echten, wahren Freunde, die uns das Leben verschönern und erleichtern, indem sie es mit uns durchkämpfen.

Dem naiven, im unverdorbenen Lufthauch der freien Natur großgewordenen Manne that ein solcher selbstloser, erfahrener Berather wahrlich Noth. Die rückhaltslose Ganzheit, womit er die Verwirklichung seiner geistigen Ideale anstrebte, ließ ihm keine Zeit, materiellen Erfolgen nachzujagen, die er bei praktischerem Handeln, auch ohne den ersteren gerade untreu zu werden, sicherlich in genügenderer Weise erreicht haben würde als es geschah. Bei der hohen Meinung, welche er von der Bedeutung und der Würde der Kunst hatte, erschien ihm eine Verbindung derselben mit realen Zwecken selbst in Gedanken schon als eine Entehrung. Das Leben und Streben seiner Idealwelt lag im hellsten Lichte vor seinem Blick; die praktischen Bedürfnisse des Lebens betrachtete er immer als ein Untergeordnetes, zu dessen Vortheil man die heiligen Offenbarungen des gottgeschenkten Genius nicht ohne zu sündigen verwenden dürfe. Den Werth des nervus rerum gerendarum kannte er nicht und hat ihn auch nie erkannt. Hunderterlei Episoden seines Lebens, oft mit tragischem, oft mit tragikomischem Schluß, legen Zeugniß dafür ab.

So sprach er eines schönen Sommermorgens den Wunsch aus, einen kleinen Spaziergang zu machen. Frau Geselschap, welche den kleinen Junggesellenhaushalt des Künstlers mit den Anforderungen der unerbittlichen Tagesbedürfnisse in mütterlicher Vorsorglichkeit so viel als möglich zu versöhnen bestrebt war, füllte seine Börse und Mintrop ging aus. Der Mittag verstrich, ohne daß er zurückkehrte; auch die Kaffeestunde ging vorüber und Mintrop kam nicht. Als es Abend wurde und der kleine Spaziergang auch jetzt sein Ende noch nicht erreicht hatte, wurden die wartenden Freunde unruhig. Man glaubte, es sei ihm ein Unglück zugestoßen. Emsig durchforschte man alle dem Künstler bekannten Locale, jener lief nach dieser Richtung, dieser nach jener. Schließlich fand man den Verlorenen zu nächtlicher Stunde in einer obscuren Kneipe des neuen Stadttheils harmlos hinter einem Glase Bier sitzen. Auf seinem Spaziergang war er von einer armen Frau angebettelt worden, der er ohne langes Nachdenken den ganzen Inhalt seiner Börse in den Schooß geschüttet hatte. Um seinen ermüdeten Leib etwas zu stärken, trat er später in das am Wege gelegene Wirthshaus und begab sich so in unfreiwillige Gefangenschaft. Der Seckel war, wie sich bei einem Berichtigungsversuche der Zeche herausstellte, mit absoluter Leere behaftet, der Wirth aber, der den Maler nicht kannte, bestand hartnäckig auf seinem Schein und ließ den zahlungsunfähigen Gast, da er kein anderes Pfand für seine Schuld erlangen konnte, nicht aus der Schenkstube.

Kam ein guter Bekannter in Mintrops Atelier und bewunderte eines seiner eben vollendeten Bilder, so brauchte er nicht lange zu warten und der gutmüthige Meister fügte der Frage: „Gefällt's Dir?" auch gleich die Antwort: „Nun dann nimm Dir's mit!" hinzu. Viele werthvolle Werke wurden auf diese Weise ohne Nutzen für ihren Schöpfer verzettelt. Die Lust am Verschenken war eben eine der ureigensten Schwächen und doch auch wieder ein Stück des besten Selbst des Meisters. Sie entsproß seiner geistigen Gebensfreude, seiner Schaffensleichtigkeit. So zwanglos wie er seine Werke schuf — die er, wie Augenzeugen sagen, im wahren Sinne „hinschrieb" — so zwanglos wollte er sie auch vertheilen.

Daß eine derartige schnöde Vernachlässigung der Pflichten gegen das eigene liebe Ich auf die Vermögensumstände unseres Künstlers nicht von günstigem Einfluß sein konnte, leuchtet um so mehr ein, wenn man bedenkt, daß er mit seinen künstlerischen Bestrebungen fast ganz allein dastand. Genre und Landschaften lieferten, wie auch heute noch, zu der damaligen malerischen Gesammtproduction das weitaus größte Contingent. Das unmittelbar Ansprechende und Einschmeichelnde hatte vortreffliche Apostel und beifällig klatschten die Zeitgenossen ihm Beifall. Zwar war schon ein paar Jahrzehnte vorher durch Peter von Cornelius eine heilsame Reaction gegen den überwuchernden einseitigen Naturalismus angebahnt worden, aber sie hielt nicht vor. Die Mehrzahl der Künstler blieb bei dem bequemeren und lohnenderen Alltagswirken. Mintrop erkannte klar, welche Gefahr darin für die Kunst lag und klammerte sich darum um so enger an die Fahne seines Ideals. Spöttelte auch der große Chor der Macher und Kunstkenner über seine Werke, weil ihnen das Verständniß für die geistige Vornehmheit und seelenbezwingende Schönheit derselben abging — er wurde seinem Genius keinen Augenblick untreu. Er malte Heilige, Madonnen und Scenen aus der biblischen Geschichte, aber nicht in der monotonen Weise Overbecks; er zeichnete Kindergestalten, aber ohne Schmutz an den Fingern, ohne zerrissene Hosen; er führte Fresken und Allegorien aus, aber diese Allegorien bedurften keines Deuters, sie sprachen für sich. War den andern Künstlern die Natur nur um ihrer selbst willen da, so stand sie bei ihm stets im Dienste der seinem Herzen entwachsenen Schönheitsidee. Die reizenden Geniengestalten, die uns aus seinen Friesen entgegenlachen, leben so kräftig und gesund, daß man sie beneiden könnte, aber sie leben kein irdisches, sie leben ein edleres, höheres, veredelnd und erhebend wirkendes Dasein.

Und so strebte er, mit seinen Idealen isolirt, weiter und weiter, ohne Rast und Ruhe, inmitten einer liliputanischen, eifrig durcheinanderhaftenden, um Geld und Gut sich prügelnden Genossenwelt. Die sinnige Athene war den Leuten schon damals gestorben und sie spöttelten über den Träumer, der sich von ihr beschützt glaubte. Eine andere Gottheit wurde von ihnen auf den Schild gehoben und diese Gottheit hieß Fortuna. Ihr huldigte man durch Antichambriren, durch lächelndes Lügen, Bitten und Bücken, ihr opferten Viele das Beste, was sie besaßen, die Kunst,

Digitized by Google

und nahmen an ihrer Stelle aus den Händen der Glücksgöttin das Handwerk auf. Die Kunst geht bekanntlich nach Brod und Handwerk hat einen goldenen Boden.

Denker und Dichter.

„Gedichte" von K. Bernth. Zweite vielfach vermehrte Auflage. Brüx 1873, Selbstverlag des Verfassers.

Meine Vorliebe für eine bestimmte Gattung von Gedichten, aus der ich nie ein Hehl gemacht habe, hat meine Bibliothek schon um manche werthvolle Gabe bereichert. In der Regel habe ich die poetischen Curiosen, die mir von bekannten oder unbekannten Gönnern der „Gegenwart" mit der bescheidenen Anfrage: „Wäre das nichts für Sie?" zugingen, mit stillem Danke entgegengenommen; nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen habe ich durch eine Besprechung dieser Gedichte quittirt. Und mache ich eine solche Ausnahme, so fühle ich mich jedesmal verpflichtet, wegen der Freiheit, die ich mir nehme, vor den Lesern dieses Blattes mich zu entschuldigen; ich versuche, das Mißverhältniß zwischen der Geringfügigkeit des Objects und dem Raum, den ich seiner Besprechung widme, zwischen der Gleichgültigkeit des Gegenstandes und der Anfmerksamkeit, die ich von den Lesern dafür beanspruche, auf irgend eine sinnige Weise zu erklären; und in den meisten Fällen gipfelt meine Argumentation in dem trefflichen Worte Neumanns: „Spaß muß sein".

Etwas anderes habe ich auch heute zur Rechtfertigung meines Beginnens nicht anzuführen. Wenn ich in dem Nachstehenden aus den Gedichten des Brüxer Poeten K. Bernth einige Proben mittheile, so will ich weder eine Kritik noch eine Satire schreiben, will weder einen Dichter corrigiren noch verspotten. Mein Zweck ist einzig der: guten Menschen eine Freude zu bereiten. Trage ich zur Verbreitung dieser Gedichte bei, um so besser. Der Herr Verfasser scheint mir der Aufmunterung bedürftig und werth zu sein.

In der Vorrede zur zweiten Auflage theilt Herr Bernth mit, daß er die frühere Ordnung und Eintheilung der Gedichte beibehalten hat, nämlich: „a, Gedichte, welche die allerhöchste Kaiserfamilie betreffen; b, die frommen und religiösen; c, verschiedene andere, theils pittoresken, theils humoristischen und sarkastischen Inhalts".

Mit dieser Eintheilung bin ich nicht ganz einverstanden; ich würde der Goethe'schen den Vorzug gegeben haben — natürlich mit Berücksichtigung der durch die Universalität des Brüxer Dichters bedingten Erweiterungen. Also etwa: Lieder, Gesellige Lieder, Antiker Form sich nähernd, Elegien, Balladen, Epigramme, Politica, Erotica oder die Lieder eines kleinen Schwerenöthers, Lieder des fidelen Garkochs u. s. w.

In dieser Anordnung will ich einige derselben den Lesern der „Gegenwart" vorführen.

Unter den Liedern heben wir zunächst einige beschauliche hervor, z. B. Empfindungen des Dichters beim Anblick der Eisenbahn; (S. 113):

„Bezaubernd ist sein Feuerblick
Bei einer dunklen Nacht,
Indem's befördert mit Geschick,
Die Waggons voller Fracht.

Hiebei das Auge sich erquickt,
Rennt imposant es her;
Zudem die Waggons sind geschmückt
Mit vielem Passageur";

oder bei der Betrachtung der Tabaksdose, (S. 115):

„In länglichem Viereck
Sie wird auch gut befunden,
Entspricht so ihrem Zweck
Als Dose, wie die runden.

Obgleich die Damenwelt
Meist' liebt die volle Rose,
Doch Schnupfern mehr gefällt
Die volle Tabakdose".

Von den Geselligen Liedern hat mich namentlich die Dichtung „Die fidelen Brüder" (S. 90) durch die Frische des Humors und die behagliche Weisheit angemuthet:

„Cigarren, die wie Lunden
Gut brennen und sind fein,
Sie werden angezunden
Zum Punsch, Kaffee und Wein".

Auch der Ode auf den Kaffee (S. 42) möchte ich hier noch einen Platz anweisen, obwohl dieselbe vielleicht unter die Specialrubrik „Hygienica" zu stellen wäre:

„Kaffee, du liebe Bohnenfrucht!
Wirst jeden Morgen aufgesucht!
Wirst schwarz gebrannt und fein gemalen,
Gebrüht mit heißen Wasserstrahlen.

Man liebt dich drum von ganzem Herzen,
Weil du vertreibst die Leibesschmerzen".

Unter den Gedichten „Antiker Form sich nähernd" ist mir nur eines aufgefallen: das Wiegenlied für S. k. k. Hoheit den Herrn Kronprinzen Rudolf, geboren in Laxenburg am 21. August 1858. Es beginnt also:

„Sanft schlafe, Rudolf, schlafe!
In himmlisch süßer Ruh,
Die Mutter, die so brave,
Dich schützend, blicket zu.

Sanft schlafe, Rudolf, schlafe!
In himmlisch süßer Ruh,
Dein Vater, der so brave,
Dich schützend, blicket zu.

Sanft schlafe, Rudolf, schlafe!
In himmlisch süßer Ruh,
Die Großmama, die brave,
Dich schützend, blicket zu.

Sanft schlafe, Rudolf, schlafe!
In himmlisch süßer Ruh,
Dein Großpapa, der brave,
Dich schützend, blicket zu".

Und so geht es noch eine ganze Zeit weiter. Nachdem die ganze Familie, die so brave, ihn schützend, zugeblickt, kommen „Das Regiment, das brave", „Dein Stammhaus, das so brave", „Dein Nam'spatron, der brave", „Dein Schutzengel, der brave" und schließlich „Selbst Gott der Herr, der brave", alle in der ausgesprochenen Absicht, zu schützen und zuzublicken. Die Wirkung dieses Wiegenliedes habe ich an mir selbst erprobt, und ich kann versichern, sie war, obwohl ich kein Kronprinz bin, eine vollständige.

Stimmungsvoll und ergreifend sind die Bernth'schen Elegien. Welche düstere Schwermuth spricht z. B. aus dem schönen Liede „An den Lenz" (S. 41) „verfaßt während eines Schneegestöbers am 26. März 1867":

„Und mit deinem Schneegestöber
Wirst du täglich immer gröber,
Wirfst in Massen Schnee heraus.
Mit solch' Wetter laß schon aus.
Darum werde doch gelinder!
Da die Wärme ist gesünder".

Und wie erschütternd tönt die Klage aus dem verzweifelten „Der Verlust des Liebchens" (S. 81):

Digitized by Google

„Mein Liebchen hat verlassen
Mich zwar nicht ohne Grund,
D'rum will ich es nicht hassen,
Seit dieser Scheidestund'.

Denn Krankheit nicht gestatten,
Daß es mein Weibchen wird,
Mit mir als seinem Gatten
Wird drum nicht copulirt".

Aber der wahre Mann läßt sich selbst durch solche Unglücksfälle nicht niederschmettern. Schon aus den Balladen erfahren wir, daß Bernth sich zu neuem Leben und Lieben aufrafft. Eine dieser Balladen, gar neckisch und traut, will ich hier nahezu vollständig mittheilen. Mit der des Collegen Schiller hat sie nur den Titel „Der Handschuh" gemein. Sie steht auf S. 67 und hebt also an:

„Jüngst ging ich am Waldessaum,
Sorgenfrei allein spazieren,
Setzte mich bei einem Baum,
Ahnte nicht was zu verlieren.

Träumend sann ich hin und her,
Was mir könnte arriviren,
Dachte es doch nimmer mehr,
Daß ich könnte was verlieren.

Endlich stand ich wieder auf,
Um hier weiter zu spazieren,
Nicht Gedanken hatt' ich d'rauf,
Daß ich könnte was verlieren.

Kam beim Sauerbrunnen an,
Ließ ein volles Glas mousiren,
Dachte hier auch nicht daran,
Daß ich könnte was verlieren.

Aergerlich deshalb ich war,
Als ich ging auf grüner Matte,
Und von meinem Handschuhpaar
Blos den einen nur noch hatte.

Sogleich eilte ich zurück
An den Ort, wo ich gesessen,
Fand den Handschuh hier zum Glück
Wo ich hatte ihn vergessen.

Auch traf ich an jenem Ort,
Wo gesessen ich gewesen,
Zwei sehr schöne Damen dort,
Wovon eine hat gelesen.

Beide freuten sich mit mir,
Daß den Handschuh ich gefunden,
Auch noch manches sprachen wir,
Und hierauf sind sie verschwunden".

Und er findet sie wirklich nicht wieder. Der Ballade fehlt die Pointe? — Gemach! Sie ist noch nicht aus. Wenn ich sie wiedertreffen könnte, ruft der Dichter, beim blondgelockten Apoll, ich ließe was draufgehen! Selbst auf ein Paar Handschuhe sollte es mir nicht ankommen:

„Zudem möcht ich obendrein,
Um sie nur zu eruiren,
Einen Handschuh nicht allein,
Sondern beide gern verlieren".

Neundreiviertel mit vorgerückten Knöpfen?

Unter den Epigrammen machen sich die folgenden durch ihre tiefe Lebensweisheit bemerkbar (S. 47):

„Armuth bringt kein Glück und Segen,
Nichts was des Lebens Reiz entspricht",

sowie (S. 106) die Verhaltungsregeln für Männer im Verkehr mit den Damen:

„Müsset eifrig euch bestreben,
Immer zärtlich nur zu sein,
Oefters auch Geschenke geben,
Hände küssen obendrein.

Von dem Alter niemals sprechen,
Wenn sie schon bei Jahren sind,
Indem vor den Altersschwächen
Sie besonders haben Wind".

Zu den bedeutendsten Gaben der Bernth'schen Muse zähle ich die Politica. Gleich das erste Gedicht: „Das Attentat" ist in seiner Weise ein Meisterstück. Leider ist es zu lang, um hier in extenso wiedergegeben zu werden, und eine Kürzung würde die Wirkung schädigen. Ich beschränke mich daher auf die Mittheilung der ersten Verse des Gedichtes: „Zur glücklichen Entbindung Ihrer Maj. der Kaiserin Elisabeth am 21. August 1858" (S. 11):

„Heut erscholl die frohe Kunde
Vom Donau- zum Moldaustrand,
Daß in früher Morgenstunde
Schon die Kaiserin entband,
Ja ein Prinz ist doch der Kleine,
Der das Licht der Welt erblickt,
Trotz er kam als Kind alleine,
Sein Erscheinen uns entzückt.

Jubel ist in Oestreichs Auen,
Alles wiegt in Wonne hin,
Da gebar mit Gottvertrauen
Glücklich nun die Kaiserin".

Ich brauche keinen künstlichen Uebergang zu suchen, um von dieser Hymne auf die Erotica zu kommen. Hei, wie da dem Dichter die Pulse schlagen (S. 71) und welche anakreontischen Weisen aus des Herzens Ueberfülle seinem liedersüßen Munde entströmen:

„Deiner feisten Armen Runde,
Und die Fülle deiner Brust,
Mich bezaubern jede Stunde
Wecken meine Lebenslust.

Dein anständig' Körperhalten,
Schöner Gang und kleiner Fuß,
Deiner Reize Glanz entfalten,
Der für mich ein Hochgenuß".

Wenn ich auch das Gedicht „Der Schneider" (S. 49) hier einreihe, so werden die folgenden Verse diese Rubricirung rechtfertigen:

„Das Möck die Schneider Alle kränkt,
Schon mancher hätte sich erhängt;
Wenn er nicht fühlte Lebenslust,
Beim Messen um die Damenbrust.

Die Damen, die er gerne sieht,
Sein Maaß mit Wonne um sie zieht,
Dabei verliebt in's Auge blickt,
Und so als Schneider ist entzückt".

Welche Phantasie und welche Anschaulichkeit!

Auf die gereimten Recepte des „fidelen Garkochs" u. s. w. kann ich hier nur flüchtig hinweisen. Schon fürchte ich des Guten zu viel gethan zu haben. Ich meine aber, und damit will ich schließen, daß das Lachen die gesundeste Gymnastik des Geistes und der Seele ist; ich habe über die Gedichte des Herrn K. Bernth aus Brüx von ganzem Herzen lachen müssen, und ist es mir durch die obigen Auszüge gelungen, Euch an dieser wohlthätigen Motion zu betheiligen, so werdet Ihr mir auch verzeihen! Solventur risu tabulae — tu missus abibis!

F. L.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Das Meiningensche und das Dresdner Residenztheater.

Wanderkomödien! In früheren Zeiten zogen die kleinen Theatergesellschaften auf ihrem Thespiskarren von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf; und der Karren war oft in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes zu nehmen. Jetzt führen die Eisenbahnzüge das Gesammtpersonal der vornehmsten Hof- und Residenztheater nach Berlin, um den Bewohnern der Hauptstadt des Deutschen Reiches einen Begriff von dem zu geben, was in theatralischen Dingen anderswo geleistet wird. Selbst die Gluthsonne heißer Junitage schreckt sie nicht zurück; und wenn das Publicum unten im Parquet vor der Hitze auch Reißaus nimmt, die Acteurs oben müssen Stich halten und im Schweiße ihres Angesichts — erklärlich genug zumeist vor leeren Bänken — arbeiten.

Die „Meininger" freilich haben in diesen Tagen ein volles Haus gehabt, als sie die Liebenswürdigkeit hatten, zum Benefiz des Vereins „Berliner Presse" und zur Freude des Publicums auf das Glanzstück ihres vorjährigen Repertoires zurückzugreifen und „Julius Cäsar" aufzuführen, mit welchem Stück ihre diesjährigen Leistungen in Berlin wohl als abgeschlossen zu betrachten sind. Ueber die Inscenirung entbrannte vor einem Jahre der in hellen Flammen emporflackernde Streit über das Maß des auf der modernen Scene Erlaubten. Von der einen Seite wurde die Ungehörigkeit betont, daß durch den äußerlichen Pomp der Bühne und das Hervorkehren der Massenwirkung die Aufmerksamkeit des Zuschauers von der Dichtung selbst abgezogen würde; andere meinten, die naive Shakespeare'sche Bühne habe auf ganz andern Voraussetzungen beruht und das moderne Theater müsse andere Bedingungen erfüllen. Beide Parteien haben sich inzwischen etwas beruhigt; der Herzog von Meiningen, denn er selbst ist der Schöpfer und die leitende Seele seines Theaters, hat wenigstens insoweit den Sieg davongetragen, als man das Eine, das Wichtigste erreicht hat: die Vorstellungen seiner Gesellschaft haben das künstlerische Interesse des Berliner Theaterpublicums so occupirt, daß es geradezu als eine Lücke herausgefühlt würde, wenn z. B. die „Meininger" im nächsten Jahre nicht wieder auf dem Berliner Schauplatze erscheinen würden.

Ueber die Inscenirung des „Julius Cäsar" ist nichts Neues mehr zu sagen, wenn nicht etwa diese Bemerkung neu wäre, daß Alles, aber auch wirklich Alles und jedes Einzelne genau so war wie früher. Das hat etwas Schablonenhaftes, in der Manier dieser Inscenirung geht die Individualität unter, die complicirte Maschine arbeitet vortrefflich, sie ist eben gut in Stand gesetzt und gut eingeölt. Der letzte Darsteller des Fiesco, Herr Barnay, der noch am Schluß der Fiesco-Aufführungen für seine beiden trefflichen Vorgänger Nesper und Reinau eingetreten war, spielte seine alte berühmte Rolle, den Marc Anton, die beste Partie, die wir von ihm kennen, während wir uns im Winter mit seinen im Nationaltheater gespielten Rollen nur wenig befreunden konnten. Herr Nesper ist ein interessanter Cäsar, Herr Hellmuth ein vorzüglicher, wenn auch vielleicht etwas zu nüchterner Brutus und Frau Resener eine leibliche Porzia.

Elb-Florenz hat uns in diesen Tagen die Mitglieder seines Residenztheaters geschickt; wiederum ein Gesammtgastspiel, dem aber bis jetzt die Gunst des Publicums nicht hold gewesen ist. Das Feld dieser unter der Leitung des Herrn Hugo Müller stehenden Gesellschaft ist das Conversationslustspiel; wenigstens soll nur dieses hier vorgeführt werden, das Drama und die Posse, die beide in Dresden am Residenztheater gepflegt werden, sollen dagegen ausgeschlossen sein. Die Eröffnungsvorstellung war Octave Feuillets „Montjoie"; der Held ist bekanntlich eine geistvolle Mischung der tollsten Gegensätze, roh und egoistisch bis zum Excess, rücksichtslos und frech, und dann wieder sentimental bis zum Weinen. Er läßt sich von seiner Tochter Veilchensträuße in das Knopfloch stecken und stürzt zum Schluß gerührt in die Arme seiner Frau, die er zwanzig Jahre lang als Maitresse und nicht als Gattin neben sich gehabt hat. In dem Stück ist so ziemlich Alles hohle Phrase, die mit einem glänzenden Firniß überzogen ist. Die üblichen Charaktere der französischen Komödiendichter sind fast alle vertreten: der starrköpfige, schließlich windelweich werdende Geschäftsmann und Vater Montjoie, der alte ideale republicanische Phantast, Saladin, die duldende Frau, Henriette, das himmlisch unschuldige und naive Mädchen, Cécile und die zwei edelmüthigen jungen Leute, Roland und Sorel.

Aus dem Ensemble der Darstellung, dem wir exactes und wohl vorbereitetes Spiel nicht absprechen wollen, hoben sich drei Figuren besonders vortheilhaft hervor: Herr Hugo Müller, der zu Anfang als Montjoie etwas zu stark an sein eigentliches Fach, die Bonvivants, erinnerte und erst später in das richtige Fahrwasser gelangte, Frau Clara Müller als leidende Henriette und Herr Freeman als der idealistische Politiker-Dilettant und Gefühlsmensch Saladin.

F. S. Kugler.

Notizen.

Die politische Saison geht zu Ende und alle Welt trifft Vorkehrungen für die herannahenden Sommerferien. Bald werden an die Stelle der Fragen, die Wochen und Monate durch die Gemüther beschäftigt haben, ganz andere treten. Der Barometer wird eine große Rolle spielen, nicht mehr der unsichere, schwankende, jeder ruhigen oder logischen Voraussicht spottende der Politik, sondern der im Großen und Ganzen den Stand des Wetters getreulich anzeigende Torricellis. Eine von unerfahrenen Touristen vor Ende Juli bei wolkenlosem Himmel unternommene Bergpartie kann vor dem Abend ein regnerisches Dementi erhalten. Aber der Regen meint es dann ernst und hat es auf keine schiefe Sophistik abgesehen, die leichtgläubige Gimpel vierundzwanzig Stunden irreführen soll. Der schwülen Atmosphäre des Parteigezänkes und des von halbwahren Nachrichten oder oft sehr bedenklichen Berichtigungen durchschossenen Zeitungsgetriebes entronnen, athmet selbst das gequälte politische Thier, wie schon ein Grieche den Staatsbürger genannt hat, in der freien Natur endlich auf. Vergessen sind die Märchen der Kanzlerkrisis, mit welchen wichtigthuende Tageshistoriker dem Publicum die Weihnachtsfreude ganz unnütz zu verkümmern sich bemüht hatten. Vergessen das leichtfertige Spiel mit Kriegs- und Friedensfragen, wo die Schriftgelehrten mit wunderlichen Uebertreibungen ihrer selbst spotteten und recht gut wußten wie! Vergessen endlich das Schnurren des ganzen der napoleonischen Preßmaschinerie abgesehenen officiösen Apparats, der das behagliche Gefühl unserer nationalen Wiedergeburt nicht aufkommen läßt. Man sieht das Alles vier- oder fünftausend Fuß über dem Meere denn doch etwas gleichmüthiger an. Auch darf man gewisse Auswüchse des öffentlichen Lebens, welche der große Strom der Zeit unaufhaltsam hinwegführt, nicht allzu tragisch nehmen. Jemand bemerkte neulich sarkastisch, die deutsche Presse steuere auf americanische Zustände hin. Die Bezeichnung klingt frappant, mag auch hier und da ihre Berechtigung haben, ist aber doch etwas misanthropisch gefärbt. In den Vereinigten Staaten gibt es erstens keine Officiösen, die einen integrirenden Theil unserer Existenz bilden, und die Indiscretionen der deutschen Journalisten im Allgemeinen sind neben den americanischen nur harmlose Wortspiele. Auf einem Ball bei Lord Napier in Washington hatte die Enge des Raumes die Wirthin genöthigt, ihr Toilettenzimmer in eine Garderobe für die Damen umwandeln zu lassen. Ein Reporter gelangte in das Heiligthum und beschrieb darauf in einer großen americanischen Zeitung nicht nur alle dort befindlichen Nippsachen, sondern auch einige Erbauungsschriften, die auf einem Tischchen vergessen waren. Die Blätter verschiedener Farben bemächtigten sich des Gegenstandes und discutirten eifrig die religiösen Tendenzen der Lady Napier. Man denke sich ein solches Durchhecheln in unseren kleinstädtischen Verhältnissen. Auch die Franzosen sind als Tageschroniken ungleich weniger reservirt als wir am Ende gutmüthige Deutsche. Ein Correspondent des „Journal des Debats" in Rom hatte einmal allerlei discrete Dinge, die ihm von einem wohlunterrichteten Manne erzählt waren, mit Angabe der Quelle seinem Blatte geschrieben. Der Brief machte ein unliebsames Aufsehen. Der Correspondent entschuldigte sich geeigneten Ortes damit, daß er an die „Debats" zu gleicher Zeit ein öffentliches Schreiben und ein anderes vertrauliches gerichtet habe. Durch ein Versehen wären die Details des letzteren mit abgedruckt worden. Er, der Correspondent, habe darauf seine Demission gegeben. Der unglückliche Publicist erhielt indessen die beruhigende Antwort, die Sache habe nicht viel auf sich, und er möge nur seine Demission zurücknehmen. Hier zu Lande wäre ein solcher Vorgang aus verschiedenen Gründen

Digitized by Google

unmöglich. Die Zeitungsschreiber sind besser disciplinirt und die Redactionen hätten Dinge, die irgend ein pikantes Interesse bieten konnken, von selbst unterdrückt, schon damit der harmonische Eindruck der vorherrschenden Monotonie nicht durch geniales Irrlichteliren unterbrochen werde. Je näher die Zeit heranrückt, wo uns die Blätter nicht mehr Morgens und Abends mit ihren Productionen heimsuchen, um so geneigter wird der unfreiwillige Abonnent zu einem Generalpardon für Alles, was den Winter über gegen die Wahrheit und den guten Geschmack gesündigt wurde. Und wenn die Zeitungen halbwegs versprechen, daß sie es nicht wieder thun wollen, sollen sie auch nach der Rückkehr im Herbst wieder in Gnaden zugelassen werden.

* * *

Man schreibt uns aus Paris: „Sie haben der „Post" die Meldung entnommen, daß der malitiöse Aufsatz der „Revue des deux Mondes" über die deutsche Presse aus der Feder des Herzogs von Aumale geflossen sei. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß diese „Meldung" eine „haarsträubende Ungeheuerlichkeit" ist, wie wir sie häufig in französischen Journalen über deutsche Angelegenheiten antreffen. Der Herzog von Aumale kann, abgesehen von allen andern Gründen, unmöglich der Verfasser eines Aufsatzes über das famose Pamphlet der Herrn Wuttke sein, weil er nicht im Stande war, dasselbe zu lesen, alldieweil er auch nicht ein Wort Deutsch versteht. Uebrigens kennt man hier sehr genau den Namen des Autors, der den betreffenden Artikel geschrieben hat; es ist Herr Cherbuliez, der bekannte Schweizer Romanschriftsteller, der Dieu sait pourquoi seit dem Kriege zu den bissigsten Feinden Deutschlands gehört".

Cherbuliez? — Ach so!

* * *

In dem ultramontanen Blatte „Badischer Beobachter" finden wir folgenden zeitgemäßen Vorschlag zu einer gemäßigten Judenhetze, den wir als Stil- und Gesinnungsprobe ohne weitere Bemerkung hier wiedergeben wollen. Der Artikel ist aus Berlin 25. Mai datirt und bezeichnet sich als ein Beitrag „zur Kritik der Zustände in Berlin".

Er beginnt also: „Das Treiben der Juden- und Reptilienpresse wird täglich ekelhafter und gemeiner. Damit auch die Katholiken in der Provinz erfahren, was ihre Brüder in der Reichshauptstadt sich müssen sagen lassen, theile ich folgende Preßergüsse vom heutigen Tage mit. Ein sogenanntes „Witzblatt" (Redacteur: Besitzer einer Knoblauchplantage) kündet einen „Reliquienmarkt zu Plundersweiler" an, unterzeichnet: In nomine sanctae trinitatis „Ledochowsky", „Janiczewsky", „Cybichowsky". Zu Spottpreisen werden da angeboten: „Windeln des bethlemitischen Kindleins mit Spuren des heiligen Gebrauchs". Die „Gegenwart" (Redacteur: Paul Lindau) nennt den Papst einen „Schwadroneur, der sich für unfehlbar erklärt hat", während die „Nationalzeitung" (Redacteur: früherer Professor Dr. Dernburg) den hl. Vater: „Zauberer von Rom" nennt! Die „Montagszeitung", das notorisch verkommenste Organ in Berlin, wagt in einem „Gedicht" zu sagen:

„Zur Tiara steigt empor
Die verfrühte Hundstagshitze".

Das elende Machwerk schließt:

„Stürzt die letzte Neige nieder:
Dieses Glas dem „alten Haus"
Segnet heut er derb sich aus,
Flucht er frischer morgen wieder".

So viel aus vier Blättern, die mir gerade zugänglich waren. Nun erscheinen hier aber 30 Zeitungen, von denen ich manche noch nie zu Gesicht bekam; was mag in diesen erst noch stehen? Wirklich, das Blut kocht in den Adern, wenn man solche Geschichten liest — und weiß, daß Niemand dagegen einschreitet. Wie dem Liberalismus das Verbot der Frohnleichnamsprocession schmeichelt, so ermuthigt den literarischen Pöbel dieses ruhige Gehenlassen. Die hiesigen redigirenden Knoblauchsfarmer und Matzenbäcker haben es nur dem Ordnungssinn der Katholiken zu verdanken, daß ihnen nicht eines schönen Tages vom ergrimmten Volk der Pelz windelweich gehauen wird. Herrn Tessendorffs „Amtsführung" erregt indessen nicht blos den Unwillen der Katholiken — auch andere zwar nicht speciell katholische, aber anständige, sittliche Leute sind mit ihm unzufrieden".

* * *

Pius Soldat.

In Nr. 21 wird von Herrn Karl Blind die Streitfrage ventilirt, ob Papst Pius IX. in seinen Jugendjahren dem Soldatenstande zeitweise angehört habe oder nicht. Ich glaube im Stande zu sein, einen Beweis dafür beibringen zu können, daß der junge Mastaï Ferretti allerdings Soldat gewesen ist. Mein Wohnsitz war von 1852—1869 Barcelona in Spanien; dort habe ich während dieser Periode sehr häufig und von angesehenen und durchaus glaubwürdigen Personen die Behauptung aussprechen gehört — die auch niemals Widerspruch fand —, daß der jetzige Papst unter Napoleon I. in dem Corps der italienischen Ehrengarde als Soldat gedient, und daß er sich als solcher in der Zeit des spanischen Befreiungskrieges in Barcelona befunden habe. Nebenbei gesagt, wurde dem Corps der italienischen Ehrengarde ein wenig rühmliches Zeugniß über Tapferkeit ausgestellt, und in verschiedenen Rencontres mit dem aufständischen spanischen Volke soll dasselbe arg mitgenommen worden sein. Vor nun vielleicht 15 Jahren — ich entsinne mich dieses Vorfalls noch sehr deutlich — empfing Papst Pius IX. in Rom eine Deputation der Geistlichkeit von Barcelona in Audienz, und in den Mittheilungen, die die Mitglieder der Deputation über die gehabte Audienz in den Zeitungen von Barcelona machten, erwähnten sie auch, „daß Sr. Heiligkeit sich angelegentlichst nach der Kirche San Felipe de Neri in Barcelona erkundigt habe, die ihm von seinem derzeitigen Aufenthalte in Barcelona noch bekannt sei".

Ein liberales Blatt in Barcelona, welches die Mittheilungen der Deputation abdruckte, fügte denselben noch die boshafte Frage hinzu, ob Se. Heiligkeit der Papst der Deputation nicht von den Hieben erzählt habe, die er bei seinem derzeitigen Aufenthalt in Spanien als Soldat Napoleon I. bekommen hätte? **v. H.**

* * *

Von Bedeutung für die deutsch-americanische Presse und bei der Bekanntheit der betheiligten Persönlichkeiten auch auf dieser Seite des Oceans von Interesse ist die Transaction, durch welche das von Rudolph Lexow vor vierundzwanzig Jahren geleitete und seitdem von ihm ausschließlich geeignete und zu ungewöhnlichem Gedeihen entwickelte „New-Yorker Belletristische Journal" in der Person unseres americanischen Mitarbeiters Udo Brachvogel einen Geschäftstheilhaber und Mitredacteur erhalten hat. Wie diese Veränderung innerhalb eines der tonangebendsten und zugleich materiell blühendsten Organe der transatlantischen deutschen Presse seitens dieser selbst beurtheilt wird, ersehen wir aus der uns vorliegenden Nummer des täglichen „New-Yorker Journals" (Eduard Wollny) vom 19. Juni, in welcher es heißt:

„Das „New-Yorker Belletristische Journal" ist das angesehenste deutsche Batt in den Ver. Staaten. Es gelangte zu dieser Stellung, aus kleinen Anfängen, durch den politischen Scharfsinn, den Geist, den Verstand und literarischen Geschmack, Stil und Tact seines Gründers und Redacteurs Rudolph Lexow, eines derjenigen deutsch-americanischen Journalisten, die am längsten und wirksamsten deutschen Geist und deutsche Gesittung in der Presse dieses Landes vertreten. Man mag in der Union hinkommen, wohin man will: wo Deutsche wohnen, da ist sicher auch das „Belletristische Journal" zu finden. Es erfüllt seine Aufgabe als deutscher Culturträger von sämmtlichen deutschen Zeitungen und Zeitschriften in den Vereinigten Staaten am vollständigsten und ist in der Reihe derjenigen deutsch-americanischen Journale, welche sich der höchsten geschäftlichen Blüthe erfreuen und deren Werth nach Hunderttausenden zu bemessen ist, eines der ersten. Daß es Herrn Udo Brachvogel gelungen ist, als Geschäftstheilhaber an den Pflichten und Früchten dieses

Digitized by Google

blühenden und angesehenen Zeitungsunternehmens Theil zu nehmen, ist um so erfreulicher, als dadurch der deutsch-americanischen Presse eine ihrer ausgezeichnetsten literarischen Kräfte ständig wiedergeschenkt worden ist. Die gebildeten Deutschen der Union werden jetzt nicht allein auf die ersten Blätter und Zeitschriften Deutschlands, wie „Die Gegenwart", Augsburger „Allgemeine Zeitung", „Kölnische Zeitung", Wiener „Neue freie Presse", Berliner „National-Zeitung", „Ueber Land und Meer", „Gartenlaube", „Westermanns Monatshefte" ꝛc. angewiesen sein, wenn sie in den eleganten und geistreichen Artikeln, Essays und Feuilletons dieses talentvollen Schriftstellers Belehrung und Unterhaltung schöpfen wollen. Wir begrüßen den Eintritt Udo Brachvogels in die Redaction des „Belletristischen Journals" mit herzlicher Freude und gratuliren".

Wir auch.

* * *

Für Bücherliebhaber wird ein Wort des Dr. Martin Luther von Interesse sein, das in dem „Nohtwendiger Vorbericht" zur Nürnberger Ausgabe (1663) der Diana von Monte-Major enthalten ist. Nachdenklich schreibet Herr Dr. Luther seeliger in dem zweiten Jenischen Theil am 463 Blat: Mein Raht ist nicht, daß man, ohne Unterschied, allerley Bücher zu Hauff rasse, und nicht mehr gedencke, als auf derselben Menge. Ich wolte die Wahl darunter haben, und meine Librarey mit rechtschaffenen Büchern versorgen, und gelehrte Leute darüber zu Raht nehmen. — — — Darnach solten solche Bücher seyn, die zu den Sprachen dienen, Poeten, Oratores, nicht angesehen, ob sie Heyden oder Christen wären, Griechisch oder Lateinisch. Weil uns GOtt so gnädiglich berathen hat mit aller Fülle beedes der Kunst, Gelehrter Leute und Bücher, so ist Zeit, daß wir erndten und einschneiden das Beste, das wir können, und Schätze sammeln: damit wir etwas behalten auf das Zukünfftige von diesen guldenen Jahren, und nicht diese reiche Erndte versäumen. Die Teutschen haben vor Jahren nichts geschrieben, wie die Ebreer, Griechen und Lateiner, deswegen müssen sie in aller Welt Bestien heissen, die nichts mehr können als kriegen, fressen und sauffen.

Zürich. **Fritz Kranß.**

Offene Briefe und Antworten.

In Sachen Hamlets.

Einiges zur Geschäftsordnung.

Die in der vorigen Nummer der „Gegenwart" enthaltene Besprechung der jüngst im Druck erschienenen Vorlesungen K. Werders über „Hamlet" ist aus so warmer Begeisterung des Referenten für den verehrten Lehrer hervorgegangen, daß es schwer fällt, derselben mit kritischen Gründen entgegenzutreten. So curios auch die Behauptung des Referenten, Hans Marbach, klingt, daß die populärste aller Shakespeare'schen Tragödien, deren tiefen Sinn und deren echt tragische Bedeutung uns unseres eigenen Volkes größter Dichter erschlossen hat, bis auf Werder von Niemand verstanden worden sei, — so will ich doch hier auf Werders Auffassung nicht näher eingehn. Möge der Leser selbst entscheiden: ob es poetischer sei, den Helden einer Tragödie, wie Hamlet, in dem furchtbaren Kampfe seiner tief geistigen und fein organisirten Persönlichkeit mit der brutalen Forderung eines finstern Geschickes echt tragisch zu Grunde gehen zu lassen, oder ihn, wie Werder will, an dem äußerlichen Motiv mangelnden Eingeständnisses, von Seiten des Verbrechers, scheitern zu sehen.

H. Marbachs Referat über Werders immerhin geistvolles und anregendes Buch fordert aber in zwei andern Punkten eine sachliche Ergänzung resp. Berichtigung.

Werder selbst hatte schon in einem frühern Abdruck seiner Vorlesungen (Preuß. Jahrbücher, 1874 u. 75) angemerkt: Erst nachträglich habe er erfahren, daß er mit seiner Auffassung von Hamlets Charakter sich im Wesentlichen in Uebereinstimmung finde mit einem Aufsatze von J. L. Klein, den dieser vor geraumer Zeit in einer nicht mehr existirenden Modezeitung veröffentlichte. Kleins Auseinandersetzungen sind dann, wie ich erfahre, auch in den Oppenheim'schen „Deutschen Jahrbüchern" erschienen. Bis wie weit die Ansichten beider Kritiker zusammengehen, kann hier nicht erörtert werden. So viel ist aber gewiß und wird von Werder selbst anerkannt, daß in der Hauptsache die Uebereinstimmung vorhanden sei. Beiläufig bemerkt, hatte auch Klein in Shakespeares „Hamlet" eine Schicksals-Tragödie erkennen wollen, ebenso Fr. Th. Vischer, wenn auch dieser von durchaus andern Gesichtspunkten.

Aus Werders wie aus seines Referenten Raisonnements gegen die bisherige Shakespeare- und Hamlet-Kritik müßte man annehmen, der Irrthum fast der gesammten bisherigen Kritik sei der gewesen, daß man Hamlet als einen schwankenden, zum Handeln durchaus unfähigen Charakter, oder wie H. Marbach sich ausdrückt als „Waschlappen" erkannt habe. Dominirend ist aber in der deutschen Kritik diese Ansicht keineswegs, wenigstens habe ich sie in keinem der umfassenden Commentare, welche sich mit Shakespeares gesammten Dichtungen beschäftigen, finden können. Allerdings sind L. Börnes mehr politische als kritische Witzeleien über Hamlet als „deutschen Michel" von Manchem gedankenlos nachgekaut worden; doch ist mir von namhaften Aesthetikern, die den Charakter Hamlets zum Gegenstand besonderer Abhandlungen gemacht haben, eigentlich nur Vischer als solcher bekannt, auf den bezüglich dieses Punktes die erhobenen Anschuldigungen einigermaßen paßten. Aber derartige schiefe Urtheile Einzelner (Vischer selbst nennt Hamlet „schief gewickelt"!) hat nicht die Gesammtheit der deutschen Shakespeare-Kritik zu vertreten — so viel Sonderbares und Verwirrendes sie auch schon geleistet haben mag — und ein schwerwiegender Theil der Werder'schen Anklagen ist daher eigentlich gegenstandslos.

H. Marbach spricht endlich die Vermuthung aus, daß gewissen Fachblättern durch Werders scharfe Polemik Veranlassung gegeben sein werde, die Angegriffenen zu vertheidigen, und durch gehässige Deutung der Werder'schen Auffassung über die wahre Bedeutung derselben das Publicum „irre zu führen".

Unter den von Werder „Angegriffenen" befindet sich aber Einer, der leider kein Fachblatt zu seiner Vertheidigung mehr benutzen kann, und dieser Mann heißt Goethe. Werder und seine Apologeten sprechen von dem Grundirrthum Goethes, der es verschuldete, daß die Hamlet-Kritik seitdem in so trauriger Finsterniß getappt habe. Ich meine aber doch, das Beste, was die Hamlet-Kritik thun kann, wäre, auf den Grundirrthum Goethes wieder getrost zurückzukehren. Es kann zugegeben werden, daß die Erklärung Goethes einer Erweiterung fähig ist, aber sie ist deren kaum bedürftig, und als Ausgangspunkt wird sie allein zur richtigen Erkenntniß führen. Nach Goethes Auffassung sehen wir in dieser Tragödie „einen Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus; das Gefäß wird zertrümmert. Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann". Diese Erklärung läßt uns in die ganze Tiefe der Tragik blicken und erklärt vollkommen die einzige Sympathie, die wir von jeher dieser ergreifenden Gestalt zugewendet haben. In der That konnte doch wohl auch unter allen Sterblichen Keiner mehr berufen sein, diesen tiefen Sinn der Hamlet-Tragödie zu ergründen und seiner Nation darzulegen, als eben der Dichter des „Faust". Es ist zu hoffen, daß die deutsche Nation in dieser Ueberzeugung sich nicht werde „irre führen" lassen, weder durch Werder noch durch sonst einen Andern.

Rudolf Genée.

* * *

Mainz, den 24. Mai 1875.

Geehrte Redaction!

Unter Bezugnahme auf die Veröffentlichung des Herrn Dr. Ludwig Bamberger vom 11. Mai 1875 beehre ich mich hiermit bekannt zu machen, daß ich von dem Verhältnisse zwischen Herrn Dr. Bamberger und dem Herausgeber seines Vortrags keine Kenntniß gehabt, und mich lediglich auf Ersuchen des letzteren darauf beschränkt habe, die mir gedruckt übergebenen Exemplare zu verbreiten. Mir wurde von demselben bei der Uebernahme bemerkt, Herr Bamberger wisse um die Veröffentlichung und habe die Correctur selbst besorgt.

Dieses zur Aufklärung der Sache.

J. Diemer.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Soeben ist erschienen:

Elsbeth.

Eine Erzählung

von **Gottfried Nessel.**

„Verfasser von Leokadie".

Ein Band. 8. eleg. broch. 25 Sgr. = 2 M. 50 Pf.

Diese Erzählung wird das gleiche Aufsehen erregen, wie seiner Zeit „Leokadie".

Neueste Romane.

Im Verlage von **C. F. Simon** in Stuttgart erschienen soeben:

Graf Ulrich Baudissin, Das Damenstift. Roman. 4 Bände. 8. eleg. brosch. Preis 15 M.

Levin Schücking, Feuer und Flamme. Roman. 3 Bände. 8. eleg. brosch. Preis 13½ M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und vorräthig in jeder guten Leihbibliothek.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Erzählungen von Iwan Turgénjew.

Deutsch von **F. Bodenstedt.**

Vom Verfasser autorisirte Ausgabe.

2 Bde. in 8. à **4 Mark 50 Pf.**

Inhalt des 1. Bandes: Faust, — Ein Ausflug in die Waldregion, — Das Wirthshaus an der Heerstraße, — Mumu.

Inhalt des 2. Bandes: Erscheinungen, — Jakob Passinkow, — Erste Liebe.

Verlag der **M. Rieger**'schen Univ.-Buchhandlung (Gustav Himmer) in München.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur **2 Mk. 25 Pf.** (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit **6 colorirten Modebildern, 500** Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

In unserem Verlage ist heute erschienen und zu haben in den Buchläden Deutschlands.

Züge aus Thorwaldsen's Künstler- und Umgangsleben.

Von

F. C. Wilckens (seinem Kammerdiener).

Mit seinem Bilde.

Nach der zweiten dänischen Ausgabe von **Th. Schorn.**

2½ M.

Ausserdem ist heute erschienen:

Kopenhagen 1875.

Handbuch für Reisende, die die dänische Hauptstadt und ihre Umgebungen besuchen.

Mit einer Karte.

Kurz gefasst und genau.

1½ M.

Ist zu haben in den Buchläden Deutschlands.

Kopenhagen, Mai 1875.

„Brödrene Salmonsen"

10 Norgesgade (Bredgade) **10.**

Verlag von **August Auerbach** in **Stuttgart.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzenbuch von Karl Braun-Wiesbaden.

2 Bände. 8. Preis pro Band 5 Mark.

Inhalt des ersten Bandes:

Reisebilder.

Auf Wilhelmshöhe. Kriegsfahrten eines Friedfertigen. In Versailles. Im Tokajer-Land. Im Bernsteinland und auf der kurischen Nehrung.

Inhalt des zweiten Bandes:

Reisestudien.

Franken- und Saalwald. Mitteldeutsche Volks- und Dialektstudien. Die Zigeuner. Aus Ungarn und Siebenbürgen. Aus Karlsbad.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, N.W., Louisenstraße 32.

Tokaj und Jókai.

Bilder aus Ungarn

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8°. brosch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 5 M. 60 Pf.

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod" des Jókai Mor.) — Ein Franzose in Ungarn 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien" des Malers Lancelot.) — Untersuchungen über den Deutschenhaß in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

BAD HOMBURG

½ Stunde von Frankfurt am Main.

Homburg's Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten, welche durch die gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs** erzeugt werden, auch die **chronischen Leiden** der **Drüsen** des **Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** u. s. w.

Mineralbäder, Sool- und **Kiefernadelbäder. Molkenkur.**

Das **Orchester** spielt täglich 3 Mal; ausserdem **Militair-Concerte** im Kurgarten, **Extra-Concerte** bedeutender Künstler, **Theater, Bälle, Réunions, Kinder-** und **Waldfeste. Feuerwerke, Illuminationen** in steter Abwechselung.

Im Kurhause elegante **Conversations-** und **Tanzsäle, Lesezimmer, Café** mit **Billards.** Der bisherige **Restaurant Chevet** unter der früheren Leitung.

Unmittelbar am Kurhause reizende **Anlagen** und **Park** mit **Orangerie** und **Palmenhaus.** Die **Reinheit** der frischen Bergluft empfiehlt Homburg zu stärkendem Aufenthalt für **Nervenleidende,** die günstige Lage im Mittelpunkte Europas, ½ Stunde von Frankfurt a. M. zu angenehmer **Villegiatur.**

A. Michelis,

Reiseschule für Touristen und Curgäste.

2. Auflage. 2 M.

Urtheile der Presse (auszüglich). Petermann's geogr. Mitth.: Ein mit Geist und viel Erfahrung geschriebenes Buch, das wir bestens empfehlen. Andree's Globus: . . . so daß man mit Genuß bis zur letzten Seite liest, auch wenn man nicht daran denkt, Nutzen daraus zu ziehen . . . Rodenberg's Salon: . . . Ton der liebenswürdigsten Conversation, kurz ein nützliches und unterhaltendes Buch. Europa: . . . predigt mit Humor Lebensweisheit vor und auf Reisen. Kreuzztg.: . . . Frucht eminenter Beobachtungsgabe und reicher Erfahrung . . . so werden Behagen und Nutzen selbst Leser schöpfen, die — nicht reisen. Frankf. Ztg.: . . . ein Schatz von Erfahrungen aufgestapelt, noch mehr ausgezeichnet durch eleganten Stil, verständl. Auffassung aller Verhältnisse, Fülle geistreicher Bemerkungen, und kann für ein Musterbuch gelten. National-Ztg.: . . . Scherz und Ernst, Belehrendes und Unterhaltendes, Beschauliches und Praktisches mischend: . . . kürzt die Stunden durch gute Laune und muntere Rede.

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

In den Alpen.

Von **John Tyndall,**

Mitglied der Royal Society, Professor der Physik an der Royal Institution zu London.

Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann.

Zweiter Abdruck. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. gr. 8. geh. Preis 7 M.

Lehrbuch der kosmischen Physik.

Von Dr. **Joh. Müller,**

Professor zu Freiburg im Breisgau.

Ergänzungsband zu sämmtlichen Auflagen von Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 431 in den Text eingedruckten Holzstichen und 25 dem Texte beigegebenen, sowie einem Atlas von 46 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln. gr. 8. geh. Preis 24 M.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 19. Juni 1875. Band VII.

AP 30 .G295 v.7 no 25

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Ein deutscher Kaufmann. Von Karl Braun-Wiesbaden. — Verhältniß zwischen Deutschland und Belgien. Von Bluntschli. II. — **Literatur und Kunst:** Juschu. Von Hans Hopfen. Besprochen von Paul Lindau. — Ein deutscher Schulmeister. Von A. Döring. — Zur Erinnerung an K. E. Bauernschmid. Von M. L. Herzel. — Der Pariser „Salon" von 1875. Von Albertus. II. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Rabagas." „Der Kaufmann von Venedig." Besprochen von F. H. Kugler. — Notizen. — Inserate.

Ein deutscher Kaufmann.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Am Abend des Pfingstmontags starb in Stuttgart ein deutscher Kaufmann, der nie den Ruhm gesucht hat und stets jedem äußeren Glanz geflissentlich aus dem Wege gegangen ist und dessen Tod dennoch im ganzen Deutschen Reich und über dessen Grenzen hinaus eine allgemeine und tiefe Theilnahme und das Gefühl eines schweren und kaum ersetzbaren Verlustes hervorrief. Es war Gustav Müller, Mitglied des Deutschen Reichstags und der württembergischen Deputirten-Kammer, der Stuttgarter Handelskammer und der dortigen Staatscentralstelle für Gewerbe und Handel, des Vorstandes des deutschen Handelstags und der ständigen Deputation des Congresses deutscher Volkswirthe, Ehren-Mitglied der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe und des englischen Cobdenclubs. Zur Ergänzung der Charakteristik, welche sich aus diesen zahlreichen Würden und Ehrenstellen ergibt, muß hinzugefügt werden, daß Gustav Müller nie irgend ein besoldetes Amt bekleidet, den „Commercienrath" und die Orden verschmäht und niemals von irgend einer Regierung irgend eine Auszeichnung oder Vergünstigung begehrt und da, wo er eine solche zurückgewiesen, dies mit eben so discreter als bescheidener Sorgfalt verschwiegen hat.

Ich will hier keine Lobrede auf unseren verstorbenen Freund halten und nicht seine privaten Tugenden preisen. Ich will nur das hervorheben, was der Oeffentlichkeit und was ganz Deutschland angehört, indem ich andeute, was ihn seinen politischen Freunden vor Allem so lieb und werth gemacht hat. Zunächst hat er das Vorurtheil der deutschen Kaufleute, daß sie weder Zeit noch Beruf hätten, in die öffentlichen Angelegenheiten dauernd praktisch einzugreifen, auf das schlagendste durch sein Leben und seine Thaten widerlegt; obgleich das durch Gustav Müller betriebene Farbwaarengeschäft sich über ganz Mitteleuropa ausdehnt, in Wien eine große Commandite hat und jedenfalls eines der bedeutendsten und solidesten kaufmännischen Geschäfte in Deutschland ist, stand doch Gustav Müller stets bereit, jede Last wenn es das öffentliche Interesse von ihm forderte, auf sich zu nehmen; und wenn er Etwas anfaßte, so scheute er weder Arbeit noch Opfer. Er war darin das Gegentheil jener Biedermänner, welche alle Ehrenstellen einnehmen, ohne irgend eine auszufüllen, — ausfüllen zu können oder auch nur ausfüllen zu wollen.

Sodann hat er uns gezeigt, daß ein wahrer „Volksmann" — und das war er wie irgend nur Einer — sich nicht für verpflichtet hält, sich jeder Laune des Publicums zu unterwerfen und vor jeder augenblicklichen Strömung die Segel zu streichen oder gar gegen bessere Ueberzeugung mitzufahren, um nur die süße Popularität zu bewahren. Gustav Müller hatte vor Allem den Muth seiner eignen Meinung und verstand, wo es das öffentliche Wohl erforderte, mit Muth und Ausdauer wider den Strom zu schwimmen. Er wurde dadurch bei seinen schwäbischen Mitbürgern von Zeit zu Zeit recht gründlich mißliebig. Allein es währte eine kurze Frist. Dann begriffen die Leute, daß er doch Recht gehabt hatte, und hoben ihn wieder auf den Schild.

In der Zeit von 1861 bis 1864, wo der Streit um „Schutzzoll oder Freihandel" anhob und sich auf einen Krieg wider den deutsch-französischen Handelsvertrag hinausspielte, welchen eine ganze Anzahl deutscher Mittel- und Kleinstaaten und ein Theil der süddeutschen Bevölkerung bekämpfte, selbst auf die Gefahr hin, den Zollverein zu sprengen, in dieser ganzen Zeit stand Gustav Müller im Gegensatz zu seinen Landsleuten und namentlich zu seinen Berufsgenossen, den Kaufleuten und Fabrikanten, auf der Seite des Freihandels, der Verträge, des Zollvereins und Preußens. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Kilian Steiner war er in dem Organ seiner Partei, einem Blatt, welches ohne die reichliche Unterstützung, die er ihm gewährte, gar nicht hätte existiren können, in einer Reihe vortrefflicher, mit überzeugender praktischer Klarheit geschriebener Flugschriften, in größeren und kleineren Versammlungen, in der Handelskammer, in der Centralstelle für Handel und Gewerbe, in dem deutschen Handelstag unablässig für die Sache der wirthschaftlichen Freiheit und der nationalen Einigung, deren inneren Zusammenhang Niemand klarer damals schon erkannte, thätig, obgleich dies wahrlich zu jener Zeit in Schwaben nicht leicht war, mitten in dem Zwinguri der vereinigten bayerischen und württembergischen Schutzzöllner, deren zahlreiche Schaaren commandirt wurden durch Dr. v. Kerstorff, einen in diesem Kampfe erprobten Taktiker von großer Erfahrung.

Im September 1861 tagte der volkswirthschaftliche Congreß in Stuttgart. Aehnlich wie im April 1875 in Wien, erschienen da die Schutzzöllner in Schaaren und es gelang ihnen unter Anführung des genannten Hofraths von Kerstorff die Majorität zu gewinnen, indem die ad hoc aufgebotenen Myrmidonen, welche seitdem nie wieder auf einem Congresse erschienen sind, die regelmäßigen und ständigen Theilnehmer majorisirten. Müller stand im Widerspruch mit der Mehrheit seiner Landsleute auf der Seite der Minorität. Es gelang

Digitized by Google

den ständigen Mitgliedern des Congresses, welcher bereits seit 1858 existirte und überall in Deutschland schon Verbindungen und Einfluß gewonnen hatte, sich schnell von dieser Niederlage zu erholen; ja, ich möchte sagen, dieselbe wurde schon dadurch wieder aufgewogen, daß der Congreß, damals, 1861, Gustav Müller für sich gewann, der seitdem bis zu seinem Tode als Mitglied des Vorstandes des Congresses mit der Ausdauer und dem Erfolg, der ihn überall auszeichnete, fungirt hat.

Er hat seitdem auf keinem Congresse und in keiner Vorstandssitzung gefehlt, trotz des weiten Wegs von Stuttgart nach Berlin. Oft vertrat er ganz allein den Süden, allein seine speciellen Landsleute hätten sich keine bessere Vertretung wünschen können. Aber doch, einmal hat er gefehlt. Es war Anfangs August 1866 in Braunschweig, wo der Congreß in einer Reihe von Resolutionen die Grundlage feststellte, auf welcher die wirthschaftlichen und finanziellen Bestimmungen der norddeutschen Bundesverfassung erwuchsen und auf der später das Verhältniß zwischen dem norddeutschen Bund und dem Zollverein geregelt wurde. In gewohnter treuer Pflichterfüllung hatte selbst damals Gustav Müller die Reise angetreten, allein er hatte nicht vermocht sich durchzuschlagen durch die zur Zeit noch einander feindselig gegenüber stehenden Armeen im Süden; denn obgleich die Niederlage von Tauberbischofsheim schon Ende Juli stattgefunden hatte, zögerte Württemberg noch — aus bis jetzt noch nicht zur Genüge aufgeklärten Gründen — mit dem Abschluß des Waffenstillstands und Friedens.

Auch auf dem Handelstag bekannte Gustav Müller stets mit Entschiedenheit Farbe. Dies hatte die Folge, daß die Stuttgarter Handelskammer für den Handelstag, welchen 1862 die Großdeutschen nach München einberufen hatten, um dem deutsch-französischen Handelsvertrag den Gnadenstoß zu versetzen (der Erfolg war freilich ein diametral entgegengesetzter!), die Stimmführung nicht, wie üblich, ihrem Präsidenten, Herrn G. Müller, sondern einem Schutzzöllner übertrug. Gustav Müller legte darauf das Präsidium nieder, hatte aber die Genugthuung, daß die Mehrheit, welche bis dahin den Vertrag mit dem „letzten Todesröcheln der württembergischen Industrie" förmlich und feierlich identificirt hatte, schließlich dennoch die Annahme des Handelsvertrags empfahl und man sich innerlich freute, kurz vor Thoresschluß (October 1864) doch noch wieder hineinschlüpfen zu dürfen.

Solcher Satisfactionen hat Gustav Müller manche erlebt. Im Sommer 1859 herrschte in Schwaben ein großdeutscher Paroxysmus, der sich namentlich auch gegen Preußen richtete. Man verlangte von diesem, daß es in dem italienischen Krieg den Oesterreichern vasallitische Heerfolge leiste und sich von dem Frankfurter Bundestag majorisiren lasse. Gustav Müller erließ am 2. Juli 1859 in Gemeinschaft mit seinen Gesinnungsgenossen eine öffentliche Erklärung, worin er die Uebertragung der politischen und militärischen Führung in Deutschland an Preußen als nothwendig bezeichnete und ein deutsches Parlament als Ziel der Bewegung aufstellte. Mitunterzeichner waren nicht nur Adolf und Ludwig Seeger, Duvernoy und Hölder, welche stets dem nationalen Banner treu blieben, sondern auch Schott, Deffner und Probst, von welchen später der erste der „Volkspartei", der zweite den schutzzöllnerischen Particularisten und der dritte dem „Centrum" angehörten.

Die Parteien differenzirten sich erst mit dem Streit um den Zollverein und um Schleswig-Holstein (1862—1865) und kamen dann zu einem harten Zusammenstoß im Jahre 1866, wo Gustav Müller abermals Gelegenheit hatte, seine Unerschrockenheit und seine Ueberzeugungstreue in glänzendster Weise zu bewähren. Die in der Minorität befindliche nationale Partei wurde damals von dem vornehmen und dem geringen Pöbel, welcher großdeutsch gesinnt war, auf das äußerste bedrängt. Die großdeutsche Presse ließ keinen Tag vorübergehen, ohne die Artikel des württembergischen Strafgesetzbuchs, welche von Hoch- und Landesverrath handelten, abzudrucken, mit der Aufforderung an die Regierung, demgemäß „Müller und Genossen" alsbald hinter Schloß und Riegel zu bringen. Zur Abwechslung wurden dann wieder diese Missethäter der „Feigheit und des Verraths" angeklagt und der „Wuth des souveränen Volks" preisgegeben. Es waren schwere Zeiten für die kleine Schar der nationalen Streiter. Aber

„Der brave Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken",

singt Ludwig Uhland, der schwäbische Sänger.

Und so hielt es auch unser Freund Gustav Müller. Mit dem Friedensschluß von 1866 hörte der innere Krieg noch nicht auf. Müller und seine bewährten politischen Freunde hatten noch drei schwere Jahre hindurch für die gemeinsame Wehrverfassung, für die Zoll- und Allianzverträge, für die Gemeinschaft zu Schutz und Trutz und zu Handel und Wandel und gegen den Südbund, die Erneuerung des „Rheinischen Bundes" (von 1806), mit Aufwand aller Kräfte zu streiten; und selbst diese reichten nicht aus, um schwere Niederlagen abzuwenden. Eine solche erfolgte bei den Zollvereinswahlen von 1866, wo die nationale Partei gegen eine mächtige Coalition der Regierung und der Particularisten mit den Radicalen und Klericalen zu kämpfen hatte. Auch Müller unterlag bei der Wahl in Stadt und Amt Stuttgart gegen den Coalitionscandidaten Knosp. Das bethörte Volk folgte damals noch den Vorspiegelungen jener Maulhelden, welche den Krieg gegen Preußen predigten, weil man dann weder Steuern bezahlen noch „Soldat werden" müsse. Zwei Jahre später zeigte es sich in dem Krieg gegen Frankreich, daß die deutsche Wehrkraft und der preußische Staatsschatz doch einigermaßen als nützliche Einrichtungen zu betrachten seien; und Gustav Müller, welcher 1868 wieder einmal sehr „unpopulär und mißliebig" geworden, weil er klüger war als die Andern, welche die Sachlage erst zwei Jahre später begriffen, erlebte 1870 wieder eine jener Genugthuungen, welche ihm so häufig zu Theil wurden, und welche er diesmal um so mehr verdiente, als er in uneigennützigster und thatkräftigster Weise eine drohende wirthschaftliche Krisis durch Errichtung des auf solidarischer Haftbarkeit beruhenden „Cassenvereins Gustav Müller und Gen. in Stuttgart" erfolgreich beschwor. Der Wahlbezirk Stuttgart sandte ihn am 20. Februar 1871 und wiederholt am 18. Januar 1874 zum Deutschen Reichstag nach Berlin. So hat sich auch an ihm der trostreiche Satz bewährt: Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter in Fülle. Noch sein Großvater, welcher dem Befehl, bei einem Begegnen mit dem Herzoge von Württemberg vom Pferde zu steigen und zu Fuß zu salutiren, nicht nachgekommen, weil er ein wildes Pferd und große Eile hatte, hatte sich nur durch schleunige Flucht vor der Entdeckung und der vernichtenden Strafe des Majestätsbeleidigers gerettet. Sein Vater Johann Gottlieb Müller, ein „selbstgemachter Mann" und Gründer des großen Geschäftes, hatte die Opposition gegen den kleinfürstlichen Absolutismus fortgesetzt. Dem Sohne Gustav war es vorbehalten, bei den positiven Schöpfungen mitzuwirken, bei der Erhaltung und Fortbildung des Zollvereins, bei den westeuropäischen Handelsverträgen und bei der Wiederherstellung, der Sicherung und dem Ausbau des Deutschen Reichs. Daneben wird seine schwäbische Heimat das, was er speciell für diese gethan, noch lange in dankbarer Erinnerung behalten.

Gustav Müller war ein echter Schwabe, d. h. er hatte alle Tugenden dieses hochbegabten Stammes und keinen seiner Fehler. Er war ein Feind von Schaustellung und Gepränge. Klar über das, was er wollte, war er zäh und entschlossen in Verfolgung seiner Zwecke und entfaltete hierzu, obgleich sonst stets liebenswürdig und bis zum Uebermaß bescheiden, wenn es noth that, eine wahrhaft göttliche Grobheit. Er war Herr des Wortes, allein er liebte nicht lange Reden, desto mehr leistete er im engeren Rath und in der That. Wenn es galt zu kämpfen und Opfer zu bringen, war er stets Einer der Ersten, sonst ließ er sich oft suchen. In großer Gesellschaft

Digitized by Google

war er wortkarg. Dagegen im Kreis seiner vertrauteren Freunde und im Schoß seiner Familie von seltener Liebenswürdigkeit und einem mittheilsamen gelassenen Humor, der Alle entzückte. Wer einmal seine Gastfreundschaft in dem großen Hause in Stuttgart in der Kanzleistraße (das „Mohl'sche Haus" genannt) und in dem dazu gehörigen geräumigen Garten, welchen Müller, auch hierin Gentleman, allen Lockungen der Terrain- und Bauspeculation gegenüber, vertheidigte und conservirte, genossen, wird die wohlthuende Erinnerung an diese Heimstätte gediegenster deutscher Bildung und echten Patriotismus lange bewahren.

Müller war am 17. Februar 1823 in Stuttgart geboren, besuchte das dortige Gymnasium, wo er stets der Erste war und sich namentlich in den alten Sprachen und den sonstigen Fächern classischer Bildung auszeichnete. Früh in das Geschäft seines Vaters eingetreten, führte er dasselbe seit 1850 selbstständig. Im Frühjahr 1875 aus dem Reichstage zurückgekehrt, zeigte er eine sonst ungewohnte Apathie. Man schrieb dies der Ueberarbeitung zu, welcher er sich, namentlich auch als Mitglied der Bankcommission, unterzogen hatte. Da gestaltete sich das Uebel zu einer Gehirnentzündung, welche den sonst so kräftigen und gesunden Mann in wenig Tagen hinwegraffte.

Wie wir in der Vergangenheit so oft auf unseren Versammlungen dem „tapfern Schwaben mit der Reichssturmfahne", der nie fehlte, wo es galt, zujubelten, so werden wir in Zukunft noch oft bei Rath und That den Mann schmerzlich vermissen, der eine Verkörperung des altwürttembergischen Wahlspruchs war, welcher lautet: „Furchtlos und treu!"

Verhältniß zwischen Deutschland und Belgien.

Von Klunkschi.

2. Die belgische Verfassung und die belgische Neutralität.

Die politische Existenz und die Sicherheit des belgischen Staats beruht wesentlich auf zwei Dingen, I) der belgischen Verfassung, welche die vorhandenen Gegensätze ermäßigt und zu einer Rechts- und Staatsordnung verbindet, II) der belgischen Neutralität, welche Belgien vor den europäischen Kämpfen und Stürmen sichert. I. Die Verfassung. Die belgische Verfassung vom 7. Februar 1831 ist das gemeinsame Werk der liberalen und der katholischen Partei, welche sich in der Absicht verbündet hatten, ihr Vaterland von Holland loszureißen und als selbstständiges Gemeinwesen zu constituiren. Die constitutionellen Ideen, welche in der Pariser Julirevolution von 1830 auch in Frankreich gesiegt hatten und die liberalen Principien, wie sie damals von französischen und deutschen Liberalen verkündet wurden, fanden in derselben einen klaren und entschiedenen Ausdruck. Man betrachtete auch außerhalb Belgiens die belgische Verfassung als ein preiswürdiges, nachzubildendes Muster einer vortrefflichen Staatsordnung. In Belgien selbst genoß die Verfassung großes Ansehen. Die Belgier waren stolz auf ihr Werk. Sie lieben auch heute noch ihre Verfassung. Das prachtvolle Denkmal, welches in Brüssel zu Ehren derselben aufgerichtet ist, entspricht dieser Gesinnung und dieser Verehrung der Belgier.

In der That war Belgien während der vier und vierzig Jahre ihres Bestandes im Großen und Ganzen, trotz innerer Parteikämpfe, zufrieden und glücklich. Der Wohlstand vermehrte sich, es gab und gibt viele Zeichen des Fortschritts und einer fruchtbaren Culturentwicklung. Als im Jahre 1848 fast ganz Europa in revolutionäre Convulsionen gerieth, blieb Belgien vor diesen Erschütterungen und Krisen bewahrt und ruhig.

Aber in einer Hauptsache hatten sich die Liberalen in ihrem naiven Vertrauen auf abstracte Grundrechte und radicale Freiheitsformeln arg getäuscht. Als sie „die Freiheit der Culte" proclamirten (Art. 14), bedachten sie nicht, daß es in Belgien nur einen Cultus, nur eine Kirche gebe, welche eine allgemeine Cultusfreiheit, wie sie die Liberalen wollten, als gottlosen Wahnsinn verdammt, und die ihnen garantirte Cultusfreiheit als Herrschaft des Papstes und der Bischöfe über die ganze Bevölkerung und über den Staat versteht. Als die Liberalen alle staatlichen Aufsichtsrechte gegenüber der Kirche aufgaben, und der römischen Curie die belgische Geistlichkeit vorbehaltlos zur Verfügung stellten (Art. 16), überlegten sie nicht, daß die katholische Kirche nicht eine bloße Gesellschaft sei, gleich andern Gesellschaften und Vereinen, die dem Staate gehorchen, sondern eine selbstbewußte, von dem Geiste römischer und Universalherrschaft erfüllte Großmacht, welche auf den kleinen belgischen Staat von ihrer eingebildeten Höhe herabsehe, wie auf einen dienstpflichtigen Hörigen. Als sie die „Freiheit des Unterrichts" verkündeten (Art. 17), vergaßen sie der Pflicht des Staates, für allgemeine nationale Volksbildung zu sorgen, übersahen sie, daß die von der Kirche geübte Unterrichtsfreiheit Herrschaft des Klerus bedeute über die Erziehung der Massen und eröffneten sie dem verderblichen Zwiespalt in der Erziehung, welcher die ganze Nation in zwei feindliche Lager auseinanderreißt, freie Bahn.

Allerdings hat sich seither und erst unter dem Schirm und Antrieb des Papstes Pius IX. die leidenschaftliche Schroffheit der klericalen Politik zu dem Extreme herausgebildet, das heute den öffentlichen Frieden und mit ihm die Verfassung selber bedroht. Der Nachwuchs des Klerus wurde von Jahr zu Jahr mehr im Geiste des Jesuitenordens erzogen. Die Zahl der religiösen Genossenschaften und ihrer Mitglieder ist fortwährend enorm angewachsen unter allen möglichen Formen und Namen. Professor Laveleye zählte 1873 in Belgien 178 Männerklöster, unter denen 19 Jesuitenklöster und 1138 Frauenklöster. Wir finden da Brüderschaften der Wohlthätigkeit, für Schulen, der unbefleckten Empfängniß, Josephiten, Redemptoristen, Trappisten u. s. f., Damen der heiligen Union, Töchter der Maria, Kreuzschwestern, Schwestern der Vorsehung, der Maria, unsrer lieben Frau (notre Dame), des heiligen Franciscus, des heiligen Vincenz von Paula, Josephinerinnen, schwarze Schwestern, Ursulinerinnen, Schwestern des heiligen Herzens der Maria u. s. f. In fast allen Klöstern herrscht die Zucht der Jesuiten und fanatischer Mönche und Nonnen. Wie furchtbar der Aberglaube und der fromme Betrug in Belgien in Aufschwung gekommen sind, dafür zeugen die angeblichen Erscheinungen der „Mutter Gottes" und der Schwindel der stigmatisirten Louise Lateau. Bei diesen Täuschungen und Ausbeutungen der Gläubigen wirkten Bischöfe mit und deckten durch ihre amtliche Autorität den Betrug. Die belgischen Wahlen zu den Kammern werden zum großen Theile nicht nach staatlichen Gründen und nicht von den staatlichen Parteien, sondern nach kirchlicher Politik von Rom aus geleitet. Bereits fangen die Bischöfe an, Heerschau zu halten über ihre Truppen, die sie im Nothfall wider die verhaßten Liberalen in's Feld führen können. Die massenhaften Wallfahrten, Pilgerzüge, Processionen haben keinen andern Sinn. Die sogenannten Xaverier sind bereits in Regimente und Bataillone geordnet, welche von klericalen Führern commandirt werden. Haben sie vorerst nur Stöcke und Messer zu Waffen, so suchen die Hirten mit diesen streitlustigen Heerden die friedliche Bevölkerung einzuschüchtern. Die Vorbereitung für den Bürgerkrieg ist fertig.

Die eigentliche Leitung der katholischen Partei ist nicht in der Regierung, wenngleich das Ministerium auf ihre Macht sich stützt. Die Minister und die Deputirten sind doch weltliche Politiker, Belgier, Freunde der Verfassung. Schon wurde das leidenschaftliche Vorgehen der Partei auch diesen Ministern bedenklich. Der geistige Führer des Ministeriums, der Finanzminister Malou tadelte öffentlich die bischöfliche Erregung und

Digitized by Google

verhinderte die liberalen Bürgermeister von Lüttich und Brüssel nicht, als sie den bedrohlichen Aufmarsch der klericalen Armee verboten. Die ultramontane Presse greift deshalb den Minister an. Das sei, sagt sie, nicht der echte Malou, sondern der falsche Malou, der sich vor Deutschland fürchte und den Liberalen Zugeständnisse mache.

Die eigentliche Leitung der klericalen Massen wird vom Vatican ausgeübt, mit Hülfe der Bischöfe und nach den Plänen der Jesuiten, welche ihren Verzweiflungskampf um ihr Dasein und ihre Herrschaft mit den äußersten Mitteln führen. Diese Führer der Partei kümmern sich nicht um die belgische Verfassung. Sie sind die erbittertsten Feinde derselben. Sie wollen die Herrschaft über Belgien und wenn sie Herren Belgiens werden, so heben sie die Verfassung auf und ersetzen dieselbe durch eine kirchenstaatliche Theokratie. Bis dahin beuten sie die Freiheiten der Verfassung aus, um diese und die wahre Volksfreiheit zu untergraben. War es der Irrthum der Liberalen, den Principien der Verfassung zu großes Vertrauen zuzuwenden, so ist es der Hauptirrthum der katholischen Belgier, welche ihr Land und ihre Verfassung lieben, daß sie sich der tödtlichen Feindschaft nicht bewußt sind, welche die vaticanische Hierarchie gegen die liberale Verfassung hegt. Pius IX. hat sich in dem Syllabus ganz offen über die Unversöhnlichkeit zwischen der römischen Kirche und der liberalen Civilisation ausgesprochen; und dennoch handeln die katholischen Belgier so, als glaubten sie an die Versöhnung zwischen beiden.

Der Irrthum der Liberalen würde berichtigt, wenn dieselben die moralische Bedeutung der Religion für das Volksleben besser würdigen, die geschichtlichen Mächte richtiger schätzen, und die Brauchbarkeit der Principien an den thatsächlichen Verhältnissen und Kräften bemessen lernten. Der Fehler der Katholiken würde geheilt, wenn sie die blinde Unterwürfigkeit unter die Autorität der Priester aufgeben und sich bemühen würden, weltlich verständig zu denken und staatlich frei zu handeln, vorerst als belgische Staatsbürger, dann erst als katholische Christen. Die Erfahrungen der neuesten Zeit sind wohl geeignet, beide Parteien über ihre Mängel aufzuklären.

Der neue belgische Staat hatte das seltene Glück, eine politisch hochgebildete, dem constitutionellen Königthum und den verfassungsmäßigen Volksfreiheiten zugeneigte, verständige und wohlwollende Dynastie zu erhalten. Wenn der belgische Staat bisher glücklich die inneren Gegensätze und Gefahren überstanden hat, so haben die belgischen Könige ein sehr großes Verdienst an diesen Erfolgen. Die landläufige Vorstellung von dem belgischen Königthum, die man in Belgien selbst und auswärts oft vernimmt, ist sicher falsch und stellt die Dinge auf den Kopf. Diese Vorstellung lautet scharf ausgedrückt so: Der König unterschreibt, was die Minister ihm vorlegen. Die Minister machen ihre Anträge nach den Wünschen und Ansichten der Kammermehrheit. Die Kammermehrheit ist der Ausdruck der Majorität der Wähler. Also herrschen im Grunde diese. Consequent müßte man fortfahren: Die Wählermassen werden in ihrer Majorität von den Bischöfen geleitet, und die Bischöfe erhalten ihre Direction aus dem Vatican, von dem Papst und den Jesuiten. Also würde Belgien von dem Papst und den Jesuiten regiert, wenn die katholische Partei die Mehrheit der Deputirten und Senatoren ernennt. Eine solche Provinz des römischen Kirchenstaats mag das Ideal und Ziel der Jesuiten und des Papstes sein. Ausführbar wäre es aber nur mit Vernichtung des belgischen Staates, völliger Unterdrückung der Liberalen und Unterwerfung des Königthums.

So ist es in Wahrheit doch nicht. Noch hat der belgische Staat in sich Lebenskraft und Freiheit. Noch sind seine Institutionen weltlich, nicht kirchlich. Noch steht an der Spitze des Staats ein König, der ein Verständniß hat für die Würde des Staats und die Freiheit des Volks und den Willen hat, seine Königspflicht zu üben, welche keineswegs die Pflicht eines päpstlichen Präfecten ist.

II. Die Neutralität. Für große Völker und Staaten wäre eine immerwährende Neutralität eine Entwürdigung, denn sie würde jede active Theilnahme an der großen auswärtigen Politik ausschließen. Wie gefährlich es aber für das Ansehen einer europäischen Großmacht ist, wenn sie den Kämpfen, welche die europäische Staatenwelt bewegen, gleichgültig und theilnahmlos zuschaut, das hat England erfahren. Aber für kleine Staaten, welche die Macht nicht haben, ein entscheidendes Wort in den europäischen Streitigkeiten mitzusprechen, welche in sich starke und schroffe Gegensätze zu versöhnen haben, welche zwischen den fremden und je nach Umständen feindlichen Großmächten in der Mitte liegen, wie für die Schweiz und für Belgien, wird die immerwährende Neutralität geradezu zu einer Grundbedingung ihrer Existenz und Sicherheit.

Der belgische Boden war in den letzten Jahrhunderten ganz gewöhnlich der Hauptschauplatz in den europäischen Kriegen zwischen Franzosen und Spaniern, Franzosen und Engländern, Franzosen und Holländern, Franzosen und Deutschen. Die belgische Neutralität bedeutet Einfriedung des belgischen Gebietes, Zurückweisung der fremden Heere. Sie bedeutet Sicherheit, Freiheit, Wohlstand Belgiens. Die Neutralität ist daher ein höchst werthvolles Gut für Belgien.

Der Verzicht auf große active Politik, der allerdings darin liegt, bedeutet wenig gegenüber jenen Vortheilen, die sie gewährt. Wenn Belgien als Friedensland gut regiert und gut verwaltet wird, wenn das belgische Volk seine Freiheit würdig ausübt, wenn es durch Bürgertugend sich auszeichnet, wenn es durch seine Bildung, seine Industrie, seine Wirthschaft, seinen Reichthum andern Völkern Achtung einflößt, so gewinnt es dadurch selbst an europäischer Bedeutung viel mehr, als die Betheiligung an den Gefahren und Stürmen der großen Politik ihm im günstigsten Falle irgend eine Aussicht eröffnen könnte. Solche Betheiligung wäre mit großen Pflichten und Lasten verbunden, zu denen Belgien die Kraft nicht besitzt; und bei jeder Gelegenheit wäre überdem die Existenz des Staates durch den inneren Zwiespalt heterogener Elemente bedroht, welche von außen her gereizt und zum Auseinandergehen gedrängt würden.

Aber auch die Verkündung der Neutralität hat keine Zaubermacht. Die Belgier müssen sie sowohl selber beachten, als im Nothfall mit voller Anstrengung vertheidigen.

Es ist daher für Belgien in hohem Grade gefährlich, daß manche belgische Bischöfe und die Jesuiten, die im Lande Autorität haben, sich um die Neutralitätspflichten eben so wenig kümmern als um die Verfassung. Die vaticanische Politik ist große universelle Politik. Die belgischen Bischöfe, die Jesuiten, die Ordensleute nehmen an dieser Politik theils als Führer, theils als Werkzeuge einen eifrigen Antheil. Dadurch verletzen sie die Grundlage der belgischen Neutralität und gefährden sie den Frieden Belgiens.

Die beiden Nachbarstaaten Frankreich und die Niederlande finden in Belgien stammverwandte und culturverwandte Volkstheile. Würde die Neutralität Belgiens gebrochen, so würde die Anziehung des Südens durch Frankreich, des Nordens durch die Niederlande gewaltig vergrößert. Oft schon hat Frankreich seinen heftigen Appetit nach dem Besitze von Belgien, mindestens von dem südlichen Belgien bis über Brüssel hinauf, verrathen. Schon einmal hatte es Belgien verschlungen. Man kann nicht zweifeln: wenn es der Vatican in seinem Interesse findet, um den Arm Frankreichs zum Dienste der päpstlichen Herrschaft zu bewaffnen, so ist er gern bereit, den Franzosen Belgien als Beute und Preis dafür hinzugeben. Im Angesicht dieser Politik kann die belgische Regierung die Mahnung keinen Augenblick außer Acht lassen: Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica.

Im Westen freilich ist England und im Osten ist das Deutsche Reich geneigt, die belgische Neutralität anzuerkennen und zu schützen. Diese beiden Mächte haben keinen Antrieb und keine Hoffnung, belgisches Gebiet für sich zu erwerben. Die Interessen beider Mächte werden durch den Bestand eines

Digitized by Google

friedlichen Mittelstaates gefördert. Im Jahre 1870 hat Deutschland Belgien gerettet. Das ist auch in der belgischen Kammer neuerlich anerkannt worden. Die Hauptlast der Vertheidigung der belgischen Selbstständigkeit, wenn dieselbe angegriffen werden sollte, ruht auf den starken Schultern des deutschen Volkes. Das darf man in Belgien nicht vergessen. Deshalb nöthigt schon die Politik der Selbsterhaltung die belgische Regierung, mag sie im Uebrigen im Innern sich mehr auf die katholische oder auf die liberale Partei stützen — darüber zu entscheiden, ist lediglich Sache der Belgier, wir mischen uns nicht in ihre innern Angelegenheiten —, gute Freundschaft mit Deutschland zu halten. Deshalb aber darf sie auch nicht zulassen, daß der Fanatismus der Priester das Deutsche Reich beleidige und in dem schweren Kampf, den die römische Curie ihm aufgenöthigt hat, seine Feinde unterstütze.

Literatur und Kunst.

Juschu.

Tagebuch eines Schauspielers, von Hans Hopfen.

Stuttgart 1875, Eduard Hallberger.

Unter den Hopfen'schen Dichtungen, die ich kenne, hat „Juschu" mich am sympathischsten berührt und den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. In dem kleinen Buche steckt eine Fülle tüchtiger Gedanken, feiner Beobachtungen und reicher Erfahrungen. Auch die Form ist künstlerisch abgerundet, und wenn ich auch an Einzelheiten keinen Geschmack finden kann, so sind diese als vollkommen beabsichtigte doch auf alle Fälle respectabel; sie zeigen eben nur die Verschiedenheit des Geschmackes und sind nicht als die Beweise einer leichtsinnigen und gewissenlosen Arbeit anzusehen; sie können wohl den Gegenstand einer Auseinandersetzung bilden, aber nicht den Anlaß zu einem wirklichen Tadel geben.

Dieser Eindruck ist durch den brüsken Abschluß, den Hopfen seiner Erzählung durch das tragische Ende der beiden Helden gegeben hat, in mir nur momentan getrübt, aber keineswegs definitiv verdorben worden. Ich beklage den Schluß, aber ich kritisire ihn nicht. Meines Erachtens ist der Kritik überhaupt nicht das Recht zuzugestehen, den Dichter darüber zu interpelliren: weshalb hast du diesen oder jenen, dessen Untergang mir nicht einleuchtet, dem Tode geweiht? Der Dichter, der seine Helden in's Leben ruft, der ihr Schicksal bestimmt, kann auch ihre Existenz brechen. Wir müssen es uns gefallen lassen, wenn er dieselben uns entfremdet, wenn er sie Handlungen begehen läßt, die uns mißfallen, wenn er sie in Gefahren bringt, vor denen wir sie lieber bewahren möchten; wir können ihnen die Pistole nicht aus der Hand winden, mit der sie übermüthig spielen, wir können die Kugel nicht aufhalten, die ihr Herz durchbohrt. Und ruft der Dichter gar den Zufall zu Hülfe, so sind wir völlig machtlos; wir können dann nicht einmal mehr über die logische Nothwendigkeit dieses oder jenes Vorfalles disputiren, und auf unsere verwunderte Frage: weshalb mußte das geschehen? kann uns der Dichter die allzeit bereite Gegenfrage stellen: Weshalb sollte das nicht geschehen? Ich, Dichter, kenne meine Geschöpfe besser, stehe zu ihnen in einem intimeren Verkehr als du, Leser, sie sind Fleisch von meinem Fleisch und Geist von meinem Geist, ich weiß am besten, was ihnen frommt. Tödte ich sie durch einen Zufall, so ist es für mich kein Zufall.

Um darauf zu antworten, müßte die große ästhetische Streitfrage über die dichterisch berechtigte Verwendbarkeit des Zufalls wieder aufgeworfen und discutirt werden. Von einer solchen Erneuerung der Debatte würde ich mir ebensowenig Nutzen versprechen können, wie die alten Wortstreite gebracht haben. Die Praxis hat diese theoretische Controverse schon entschieden; und das gewaltsame und unmotivirte Eingreifen des rohen Zufalls hat Otto Ludwigs „Erbförster" nicht verhindert, eine der ergreifendsten und großartigsten dramatischen Dichtungen zu sein, welche die Neuzeit hervorgebracht hat.

Daß Juschu untergehen muß — wir ahnen es, sobald wir den ersten Blick in diese arme Seele geworfen haben. Das Leben, das sie lebt — es taugt ihr nichts. Sie kann es auch nicht ändern. Sie wird überflüssig in dem Augenblicke, da es ihr zum Bewußtsein kommt, daß Er sie nicht mehr liebt, daß sie ihm, dem ihr Herz gehört, eine Last ist. Sie stirbt langsam jeden Tag, jede Stunde; der Tod ist ihr ein Befreier, ein Erlöser.

Es ist ein „armes, schlecht berathenes und doch im Grunde ein gutes Menschenkind". Juschu ist nicht verdorben, nicht leichtsinnig und durchaus nicht dumm. Trotzdem behagt ihr, als wir sie kennen lernen, eine Situation, die sie nach den bestehenden Einrichtungen und nach den herrschenden Auffassungen von der Achtung der Gesellschaft ausschließt. Aber was macht sie sich daraus? Sie hat den jungen Doctor Fritz Ellhorn, den sie von Kind auf kennt, lieb. Sie findet es ganz in der Ordnung, daß sie seine Geliebte ist; ebenso findet sie es durchaus richtig und natürlich, daß sie dereinst — später einmal, wenn andere Nebensachen geordnet sein werden — auch sein Weib wird; und darauf freut sie sich. Ohne Quälen und Drängen, aber mit einer gewissen Erwartung sieht sie dem Tage entgegen, an dem ihr der junge Arzt anstatt eines Veilchenstraußes oder eines Fächers den Trauschein mitbringt, um ihr eine kleine Freude zu bereiten. Nicht das Verlangen, ihr Verhältniß gesellschaftlich zu regularisiren, nicht das moralische Unbehagen, sondern nur ein neckischer, fast kindischer Ehrgeiz läßt sie dies wünschen. Fritz Ellhorn ist ihre erste, ist ihre jetzige Liebe. Das genügt ihrer Seelenruhe. Daß Fritz nicht ihre einzige Liebe ist, daß sich in ihr Leben — während der Geliebte fern von ihr war, Jahre lang von sich nichts hatte hören lassen und sie ganz vergessen zu haben schien — von ungefähr und episodenhaft ein anderer eingeschoben hat —, daß sie damals, als sie sich frei wähnte, „eine Bekanntschaft gehabt hat," oder, wie sie sich in ihrer naiven Weise ausdrückt, „mit einem Anderen gegangen ist" — das dünkt sie eine Lappalie, kaum der Rede werth. Hübsch findet sie es freilich auch nicht, und wenn sie es ungeschehen machen könnte, gäbe sie etwas drum; aber es ist nun einmal geschehen, es läßt sich nichts daran ändern, sie hat sich mit Fritz darüber ausgesprochen, er weiß Alles, er hat sie wiedergewonnen, und damit ist für sie die Sache abgethan. Für die Seelenqualen einer larmoyanten Französin hat sie schlechterdings kein Verständniß; die „supplices d'une femme" bleiben ihr erspart, weil sie nichts zu verbergen hat, weil sie nicht zu lügen braucht. „Er weiß ja Alles und die Sache ist nun einmal geschehen" — in diesen beiden Worten erschöpft sich das Raisonnement Juschus, um sich mit der Vergangenheit auszusöhnen, und für ihre Gemüthsruhe in der Gegenwart genügt ihr das Bewußtsein, ihm gut und treu zu sein.

Und Juschu hat Recht — auch in den Augen der peinlichsten Leserinnen. Es ist dem Dichter ganz meisterlich gelungen, dies Mädchen durch die naive Wahrheit zu rehabilitiren. Man denkt nicht anders an ihre Vergangenheit als mit der Empfindung eines flüchtigen Bedauerns: schade, daß es so und nicht anders war! Schade, daß Juschu „mit einem Anderen gegangen ist"; aber weshalb hat Fritz Ellhorn auch in der ganzen langen Zeit nichts von sich hören lassen? Man kann es dem armen Mädchen eigentlich gar nicht übel nehmen! Das macht uns der Dichter durchaus plausibel. Hopfen überzeugt uns von der Schuldlosigkeit seiner Heldin, gerade, weil nirgends bei ihm jene Absichtlichkeit in der Ehrenrettung Gefallener bemerkbar wird, die in den französischen Romanen bei aller Kunst und Feinheit in der Darstellung doch immer so anspruchsvoll hervortritt und deshalb so unleidlich wird.

Juschu gehört keineswegs zur Gesellschaft der Marion Delorme, der Manon Lescaut, der Kameliendame und wie die in Reuethränen zerfließenden schönen Sünderinnen alle heißen, die von uns verlangen, daß wir ihr lustiges Leben als ausgelöscht betrachten sollen, da die Dichter die Freundlichkeit haben, uns

Digitized by Google

diese unglücklichen Dirnen in dem Augenblicke zu zeigen, in dem eine leidenschaftliche, volle, reine Liebe ihr Herz erfaßt hat; die, wie sie bewußtvoll gesündigt haben, nun auch bewußtvoll lieben und aus ihrer Liebe gleichsam einen Rechtsanspruch herleiten auf ihre seelische Reinigung, auf ihre Wiederverjungfräulichung; die zu ihrem letzten Geliebten, in dessen Gesellschaft wir sie kennen lernen, sagen:

„. . . . . Près de toi, rien de moi n'est resté
Et ton amour m'a fait une virginité".

Juschu blickt nicht mit tragischem Schaudern auf ihre Vergangenheit zurück; sie denkt einfach nicht mehr daran.

Dem Dichter ist mit der Zeichnung dieses so wahren Charakters ein großer Wurf gelungen. Das Mädchen lebt. Es ist seltsam, daß es in unserer Zeit, die nach interessanten Frauencharakteren so emsig umherspäht, bisher unbemerkt durch die Gassen unserer großen Städte huschen konnte, ehe es unserm Dichter in den Weg lief. Meines Wissens ist diese Juschu — wäre es gestattet, das Prädicat „deutsch" mit einem specifisch-französischen Begriffe zu verbinden, so würde ich sie die „deutsche Grisette" nennen — in unserer Literatur ganz originell.

Zu der munteren Natürlichkeit des Mädchens, zu der Naivetät, die sich in allen ihren Handlungen kundgibt, wollen, wie mir scheint, ihre bisweilen etwas hochtrabenden Reden, die ihr der Dichter in den Mund legt, nicht recht passen. Mich berührt es jedenfalls seltsam, wenn ich die einfache Juschu also philosophiren höre: „Jeder ist für sich der Repräsentant seiner Gattung. Ich aber kann in der Natur so wenig wie in der Gesellschaft Spuren des Vergebens finden. Das Thörichtste, was man Unmündige lehrt, ist die Wirksamkeit der Reue". . . „Das Gesetzmäßige ist alles". . . „Was ist denn eure Moral anders, als ein Bemühen, die Gesetze von Ursachen und Wirkungen unseres Thuns auszuschnüffeln und, soviel oder sowenig man in Jahrtausenden davon entdeckt zu haben glaubt, in leichtfaßliche Formen zu bringen?" Selbst der Umgang mit halbverstandenen philosophirenden Medicinern macht diese doctorale Redeweise nicht erklärlicher. So spricht nicht Juschu; das ist Frauen-Bildungsverein.

So anziehend und liebenswürdig Juschu, so interessant und fein ist ihr Geliebter geschildert. Wir lernen ihn wie alle Personen des Romans aus den Aufzeichnungen eines Schauspielers kennen; und dieser Schauspieler bekundet von Anfang an wenig Sympathie für den jungen Doctor Ellhorn. Deswegen trauen wir ihm auch nicht recht; wir wissen geraume Zeit hindurch nicht, was wir mit dem Helden anfangen sollen. Auch dem Schauspieler scheint es so zu ergehen. Der Schreiber des Tagebuchs mäkelt an Fritz herum; dies gefällt ihm nicht, und das gefällt ihm nicht; aber er ist kein classischer Zeuge, er hat ein Interesse an der Sache. Erst nach und nach bekehren uns Thatsachen, häßliche Thatsachen zu der Auffassung des Schauspielers, und wir stimmen ihm bei, wenn er endlich für Ellhorn das rechte Wort findet: „er ist ein Schurke".

Hinter der angenehmen Hülle versteckt sich der crasseste Egoismus, eine armselige Selbstvergötterung, eine eisige Theilnahmlosigkeit gegen alles fremde Geschick. Ellhorn ist ein Schurke! Allerdings kein Schurke von der gewöhnlichen Sorte. Er ist gut begabt, wenn er seine Gaben auch überschätzt; er umgibt sich mit Mittelmäßigkeiten, oder zum mindesten mit Leuten, die dulden, daß er vor ihnen glänzt. Unbeachtet fühlt er sich auch unbehaglich; er gefällt sich nur, wenn er sich bewußt ist, anderen zu gefallen. Unbewußt spielt er sich eine Komödie vor und bewußtvoll spielt er sie, wenn er sich beachtet weiß. Er plaudert nicht, er hält Vorträge. Bei der Section einer Leiche ist ihm daran gelegen, daß man sich der eleganten Handbewegung, mit der er das Messer ansetzt, freut. Wenn er seinen Koffer packt, so verlangt er eine Corona, die das bewundert. Trifft ihn ein harter Schicksalsschlag, so ist er auf eine malerische Stellung bedacht, und folgt er dem Sarge seiner Geliebten, so ist es ihm ein tröstlicher Gedanke, daß sein schwarzer Rock gut sitzt und daß er unter den Leidtragenden ob seines interessanten Aussehens bemerkt wird. Er ist ein gefühlloser Komödiant, der die Püppchen nur zu seinem eigenen Vortheile tanzen läßt, ein kalter berechnender Egoist, unfähig jedes selbstlosen Gefühls, unfähig der Theilnahme, der Freundschaft, der Liebe — mit einem Worte ein Schurke.

Aber zugleich ein Blender. Er thut mancherlei, was, von weitem betrachtet, ganz anständig, ja sogar heroisch ausschaut. Das Juschu gegebene Eheversprechen ist ihm ernst gemeint; die Unannehmlichkeiten, die ihm daraus im Verkehr mit seiner Familie erwachsen, nimmt er auf sich, denn er hat Juschu gern, so gern er ein menschliches Wesen überhaupt haben kann. Unannehmlichkeiten, Unbequemlichkeiten — mehr fürchtet er allerdings nicht; weiß er doch, daß die Seinen daheim stolz auf ihn sind, daß er dem Namen seiner Familie den hellsten Glanz verleiht! Er ist der Liebling, was kann ihm passiren?

Die Enterbung! der selbstbewußte Calculator hatte sich diesmal verrechnet. Das geht ihm doch über den Spaß. Als die fürchterliche Kunde ihm gebracht wird, verwerthet er seine Situation natürlich zunächst zu einem Komödiantenstückchen, aber die Sache ist doch zu ernsthaft! Der Dichter vertraut der psychologischen Feinfühligkeit seiner Leser, daß sie, ohne erst besonders darauf aufmerksam gemacht zu werden, den Causalnexus zwischen der Enterbung und den Dingen, die sich nun ereignen, herausfühlen werden. Seltsam! Jetzt erinnert sich Ellhorn auf einmal der „Vergangenheit" Juschus; und ohne daß das arme nichts ahnende Geschöpf ihm die geringste Veranlassung gegeben hätte, an der abgethanen Sache wieder zu rütteln, mißhandelt er sie, macht ihr das Dasein unerträglich! Das ist in dem Hopfen'schen Romane mit wunderbarer Feinheit und großem Talente ausgeführt. Er mißhandelt sie ohne scheinbaren Grund, er stößt sie von sich; sie will versuchen ohne ihn zu leben, wie andere, mit einem dritten, einem vierten, will „es auch eben recht sein —"

„Und wenn sie erst ein Dutzend hat,
So hat sie auch die ganze Stadt";

— nicht aus Verzweiflung, blos weil sie nicht weiß, was sie anders anfangen soll. Aber sie bringt es nicht fertig! Sie kehrt zu ihm zurück, er nimmt sie wieder auf, mißhandelt sie auf's neue, bis sich die arme Juschu, des Treibens müde, gewaltsam den holden Frieden in die Brust feuert. Sie erschießt sich mit einem kleinen Revolver, den sie unter gar seltsamen Bewandtnissen einst von ihm zum Geschenk erhalten hatte.

Mein Verlangen nach Aufklärung über die wundersamen Geschicke dieses Mordinstrumentes ist nicht gestillt worden; ich finde auch, offen gesagt, diese Art der Erregung von Spannung etwas wohlfeil. Was will der Alte, der in seinem Hausirerkorbe unter verwelkten Rosenblättern, die blos unsere Neugier zu reizen haben, einen Revolver versteckt? Weshalb trägt er eine rothe Nelke hinter dem Ohr? Weshalb ist ihm, der alles verkauft, gerade der Revolver nicht feil? Weshalb bezahlt Fritz Ellhorn einen ganz unsinnigen Preis dafür? und weshalb grinst der Alte unzufrieden? Weshalb hält ihn blos die Scheu vor einer Tracht Prügel davon ab, den Kauf rückgängig zu machen? In einem Hoffmann'schen „Phantasiestücke in Callots Manier" lasse ich mir das Wundersame gefallen, in einer realistisch angelegten und durchgeführten Erzählung berührt es mich nicht angenehm. Eine einfachere Inscenirung hätte es auch gethan.

Daß nun gar dieser Revolver, nachdem er dem Selbstmorde der Heldin gedient, noch die fahrlässige Tödtung des Helden herbeiführt, just als der Alte mit der Nelke unten im Hofe auf seiner Drehorgel lustige Weisen dudelt — das will mir gar nicht in den Sinn. Ich gehe nicht so weit, den Zufall als unverwendbar zu perhorresciren; aber seinem blinden Walten möchte ich doch nicht eine gar zu breite Stätte in einem Romane wie diesem angewiesen sehen. Das Schlußwort, das diesem Einwurfe zu begegnen bestimmt ist, überzeugt mich nicht ganz, bekehrt mich nicht. „Zufall?" schließt Hopfen. „Ist denn der Zufall etwas Geringeres als der kleine Finger an der Hand des allmächtigen Gottes?!"

Nicht, daß ich von der dichterischen Erzählung eine nüchterne Wiedergabe blos dessen verlangte, was wahrscheinlich, möglich, denkbar ist — diesem Bedürfniß entsprechen die „ver-

Digitized by Google

mischten Nachrichten" unserer Zeitungen! Der Dichter darf an die mitthätige Phantasie der Leser appelliren, er soll daran appelliren. Wir sollen, müssen und können an Romanscenen glauben, wenn sie auch noch so seltsam, noch so wenig glaubwürdig sind. Aber hier ruft uns das Erzwungene in der Erfindung die Unwahrscheinlichkeit des Vorgangs zu sehr in das Gedächtniß zurück. Ist das Unwahrscheinliche wahrhaft dichterisch empfunden und ausgedrückt, wie z. B. die freilich seltsame aber tief wirkungsvolle Begegnung des Schauspielers mit der verstoßenen Juschu in der herrlich geschilderten Winternacht, so lassen wir uns davon ergreifen, ohne zu fragen, ob das alles seine Richtigkeit hat.

Das Buch ist in der Form eines Tagebuches geschrieben, und ein Schauspieler ist der vermeintliche Verfasser. Durch den Beruf des Chronisten ist manche Abschweifung von der eigentlichen Geschichte nothwendig geworden. Den hastig nach dem Inhalt jagenden Leser mögen diese Abschweifungen verdrießen; ich habe aber das, was uns der Schauspieler über seine Collegen: den sentimentalen Komiker und den Bonvivant, über Dichter und Director, über Applaus und Erfolg zu erzählen weiß, so richtig, so wahr gefunden, daß ich doch meine Freude daran gehabt habe, wenn mir auch die Nothwendigkeit nicht recht klar wurde, all' diese gut beobachteten Dinge gelegentlich der armen Juschu zu vernehmen.

Der Schreiber des Tagebuchs, der die Schwächen anderer so gut beobachtet, scheint sich selbst wenig zu kennen; es kommt mir wenigstens so vor, als ob er sich für einen ausgezeichneten, herzhaften, edlen Menschen hält, im Gegensatz zu dem kalten, selbstischen Ellhorn. Aber die Handlungen, die er von sich verzeichnet, sind nicht gerade schön. Juschu gefällt ihm. Ende Februar constatirt er noch (S. 216), daß er blos Mitleid für sie empfinde; aber gleichzeitig gibt er ihr den vielleicht ganz vernünftigen, aber jedenfalls nicht interesselosen Rath, Ellhorn zu verlassen und es mit ihm zu versuchen (S. 218). Im März nehmen seine Vorschläge eine ganz bestimmte Form an (S. 226). Er verspricht ihr zwar „keine goldenen Ringe", er lügt ihr zwar nicht das Glück der Ehe vor, aber er proponirt ihr mit einer Deutlichkeit, die mir mißfällt, wenigstens bis auf weiteres seine Geliebte zu werden: „Hier meine Hand! Schlagen Sie ein, wir wollen uns lieben, so lange es Gott gefällt, und Sie sollen nicht über mich zu klagen brauchen".

Am 13. März gewinnen die Absichten des Schauspielers einen gerade zu cynischen Ausdruck, er spricht (S. 250) von einer „endgültigen Ablösung Ihres Liebhabers durch meine Wenigkeit". Dieses leidenschaftslose Abjagen der Geliebten eines anderen, dieses Subscribiren und Pränumeriren auf das Herz Juschus, sobald der zeitige Inhaber dasselbe verlassen haben wird, diese kalte Vorausbestellung: „eventuell bin ich derjenige, welcher —", das hat etwas ungemein Verletzendes. Der Schauspieler ist wirklich, was die Franzosen einen vilain monsieur nennen.

Weit besser gefällt mir seine leichtsinnige Collegin Ernestine, die lustig in den Tag hineinlebt, und, nachdem sie der losen „Verhältnisse" überdrüssig geworden ist, schließlich einen Dummkopf von altem Adel heirathet. Sie hat allerdings nicht nur schlechte Sitten, sondern auch recht schlechte Manieren; als sie sich mit dem Schauspieler, einem ihrer früheren Geliebten, gezankt hat, und dieser höflich grüßend sich von ihr verabschiedet, „streckt sie in kindischer Wuth jählings die Zunge heraus, so weit sie nur konnte". Dieses wenn auch vielleicht wahre, doch jedenfalls recht unschöne Detail hätte Hopfen wohl besser unerwähnt gelassen. Von sonstigen Episoden ist namentlich Moritz Hechtel eine prächtige Figur. Nur nimmt der Schauspieler von den Bewegungen der Hechtel'schen Brille, die beständig auf der Stumpfnase balancirt, gar zu oft Notiz.

Der Schauspieler, der das Tagebuch führt, will ein Norddeutscher sein; er betont dies mehrfach mit einem gewissen Selbstgefühl (S. 16, 23, 31 ꝛc.). Es ist gut, daß er's uns sagt, denn seine Schreibweise verräth in keiner Weise die Landsmannschaft. Hopfen hat eine besondere Vorliebe für eine bestimmte Classe von Wörtern, die uns Norddeutschen nur unter erschwerenden Umständen unter die Feder kommen, weil wir sie sehr häßlich finden, — für andere, die uns ganz barock klingen, die wir ni gebrauchen, die wir zuweilen gar nicht verstehen. Ein Norddeutscher der so gewählt schreibt, wie Hopfen als Süddeutscher, würde Anstand nehmen, in einem sauber gearbeiteten Buche, wie es „Juschu" ist, Ausdrücke wie die folgenden zu gebrauchen: „Das großstädtische Durcheinanderwimmeln," „ich patsche behaglich mit beiden Händen," „die annoch bestehende Schwäche meiner Verdauungsmaschine," „ausgebälgte Dogmen," „ein Blick in die strammgefaßte Seele," „das funebre Getrampel und Geschlürfe," „den Dialekt zermantschen," „lammsschwänzige Geduld," „bärbeißige Geistesgegenwart," „aus der Patsche helfen," „durch die Straße stapfen," „Herumstrolchen und Streunen," „zur Thür hinaustorkeln" ꝛc. Wir würden da weniger energischen, aber wohlklingenderen Worten den Vorzug geben. Wörter wie „benamsen," „Teufekinne," (im Singular) „selbdritt," „zimpferlich" und ähnliche würden wir nur anwenden, wenn wir eine komische Wirkung damit verbinden wollten; „die Ladenpudel" (Femininum Singularis), „des Glases Ranft," „das Schaff" werden nur wenigen unter uns verständlich sein. Diese Eigenthümlichkeiten in der Schreibweise fallen hier auf, weil die Form des Ganzen sehr sauber behandelt ist. Eine wirkliche Nachlässigkeit im Stile ist mir nur auf S. 81 aufgefallen: „Eine Bewegung, welche sie wohl zu merken und sich ihrer zu freuen schien" (deren sie sich zu freuen schien).

Es sind Kleinigkeiten, aber sie stören; namentlich die uns Norddeutschen so häßlich klingenden Wörter, wie mantschen, torkeln, patschen, trampeln u. s. w. Aber diese kleinen Störungen sind bald vergessen und sie sind nicht im Stande, den Eindruck, den das Ganze macht, zu schädigen. Juschu und Ellhorn sind zwei wahre, mit großer Kunst und mit großem dichterischen Talent gezeichnete Charaktere, die ein scharf ausgeprägtes Bild in unserer Erinnerung zurücklassen.

Paul Lindau.

Ein deutscher Schulmeister.

Von **A. Döring.**

Das Bücherlesen ist heutzutage, wie jeder Kundige weiß, im Ganzen eine recht lederne und geisttödtende Beschäftigung. Wie selten stößt dem standhaften Leser etwas auf, das ihn gründlich packt, sein Blut lebhafter pulsiren macht und den ganzen Menschen, so zu sagen, auf den Trab bringt! Zu dieser Gattung von Lesefunden, die hinreißend und erhebend wirken, gehören aber nicht nur die großen, glänzenden Gedanken und die neuen Gesichtspunkte, sondern es ist ihnen auf Grund der gleich mächtigen Wirkung auf das Gemüth auch beizuzählen der plötzlich und unerwartet riesengroß, wie ein babylonischer Thurm, vor uns dastehende und die Seele mit der Gewalt einer entfesselten Naturkraft bewegende höhere Blödsinn. Wer eine solche Lesefrucht eingeheimst hat, der soll sie seinen Mitmenschen nicht vorenthalten; und so halte ich es denn für Pflicht, das Juwel, das ich gefunden, auch vor den Lesern der „Gegenwart" funkeln zu lassen. Vielleicht stiftet die Mittheilung außer der Freude noch einigen Nutzen.

Bekanntlich war der Philosoph Herbart groß in der Theorie der Erziehungskunst und hat auf diesem Gebiete Manches geleistet. Es hat sich an ihn eine förmliche Schule von Erziehungskünstlern angeschlossen, die ihren Hauptsitz in Leipzig hat und deren Mittelpunkt der dortige Universitätsprofessor Dr. T. Ziller ist. Dieser läßt alljährlich ein „Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik" erscheinen, von dem der siebente Jahrgang (Langensalza, Verlags-Comptoir von Hermann Beyer 1875) vor Kurzem herausgekommen ist. In diesem Buche befindet sich auf Seite 48—72 ein Aufsatz: „Heimathkunde der Märchenstufe. II. Die drei Faulen. Von Bartholomäi." Es wird in diesem Aufsatz zunächst die bekannte hübsche Märchenschnurre von dem Könige erzählt, der nicht weiß, welchem von seinen drei Söhnen er die Krone hinterlassen soll und daher be-

Digitized by Google

stimmt, der Faulste solle sein Nachfolger werden. Der Aelteste erklärt nun, er sei so faul, daß, wenn er schlafen wolle und es falle ihm ein Tropfen in die Augen, er sie nicht schließen möge, um ungestört zu schlafen. Der Zweite ist so faul, daß, wenn er beim Feuer sitzt, er sich eher die Ferse verbrennen ließe, ehe er den Fuß zurückzöge. Der Dritte würde, wenn er gehenkt werden sollte und schon den Strick um den Hals hätte, und es gäbe ihm Einer ein scharfes Messer in die Hand, ihn zu zerschneiden, sich eher henken lassen, ehe er die Hand aufhöbe zum Strick. Der Dritte erhält das Königreich.

Was soll nun die liebe Jugend mit dieser tollen Ausgeburt der Volksphantasie anfangen? Herzlich lachen, sollte man meinen, soll sie über den urwüchsigen, Jedem zugänglichen Humor! Weit gefehlt! Der lehrhafte Meister setzt sich, nachdem er die kleine Erzählung, die sich in seinem Munde wunderlich genug ausnehmen mag, vorgetragen hat, in Positur, räuspert sich, legt sein Heldenmaul in Falten, runzelt die Stirn und belehrt uns zunächst, daß kein Märchen gerade so wie dieses an der zweiten Stelle am Platze sei, da gerade dieses in jeder Beziehung einen vollkommenen Gegensatz zu dem an erster Stelle behandelten „Die Sternthaler" bilde. Habe nämlich letzteres ein Bild der äußersten Dürftigkeit und hoffnungslosesten Armuth gezeigt, so würden wir hier mit einer Familie bekannt, die unter ganz anderen Verhältnissen lebe. Zwar die Mutter, die Königin, sei anscheinend auch hier, wie in dem Sternthalermärchen, gestorben, denn ihrer geschehe keine Erwähnung; dennoch aber stehe die Königsfamilie am entgegengesetzten Ende der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft. Für dieses horizontale Bild ist, in Parenthese sei es bemerkt, Herr Bartholomäi allein verantwortlich. Während ferner das Sternthalermärchen die unmittelbare Vergeltung der guten Gesinnungen und Thaten veranschauliche, trete in den „Drei Faulen" die Klugheit oder wohl richtiger die Weisheit in einen Wettkampf, aus welchem der jüngste Königssohn als Sieger hervorgehe. Ihren sittlichen Anlagen nach und in ihrem Streben, dem Vater Freude zu machen, seien nämlich die drei Königssöhne offenbar einander gleich, denn jener liebe einen wie den andern. Darum stelle er ihnen die verfängliche Frage nach dem Grade ihrer Faulheit, damit sie selbst entscheiden könnten, wer von ihnen der Klügste und Weiseste sei. — Verewigter Jacob Grimm, das hättest du dir wohl nicht träumen lassen?

Auf diesem so glücklich betretenen Wege der moralischen Betrachtung führt nun unser Pädagoge zunächst das Kind noch ein Stückchen weiter. Das Kind ist nämlich geneigt, sich die Königsfamilie als von Glanz und Pracht umgeben, alle Tage herrlich und in Freuden lebend vorzustellen. Aber in dieser Richtung darf die Phantasie des Kindes nicht fortgehen, vielmehr muß es auf das sittliche Gebiet gelenkt werden; es muß lernen, die Lebensaufgabe des Königs und die Bedeutung des Königthums zu erkennen. Außerdem aber bietet das Märchen noch einige „natürliche und technische Elemente" dar. Es sind deren drei; ich citire wörtlich: „an den Tropfen wird der Aggregatzustand angeschlossen"; das Feuer wird „vorwärts und rückwärts verfolgt; der Strick mit dem Seilergewerbe in Verbindung gebracht". Da nun „auf jeden Fall" das Kind einen Ueberblick über die sociale und politische Gliederung der Gesellschaft erhalten muß, dieser aber ferner als Grundlage die Betrachtung der verschiedenartigen Wohnungen, in welchen sich beide Gliederungen mehr oder weniger genau abspiegeln, zweckmäßig vorangeht, um endlich in einer Betrachtung des Königthums, das „nach Absolvirung dieses Pensums dem Kinde ziemlich nahe gerückt" ist, die Krönung des Gebäudes zu erhalten, so ergibt sich eine Gliederung des gewonnenen reichen Stoffes in sieben Abschnitte, die da handeln: 1. Von den Aggregatzuständen, 2. Vom Feuer, 3. Vom Seilergewerbe, 4. Von den Wohnungen, 5. Von der socialen Gliederung der Gesellschaft, 6. Von der politischen Gliederung der Gesellschaft und 7. Vom Königthum.

Also es geht los! I. Aggregatzustände. § 1. Uebersicht. Mit dem tropfbar Flüssigen soll begonnen werden. § 2. Tropfbar flüssige Körper. 1. Bei einem mäßig starken Regen (I § 50). — Die Verweisungen beziehen sich offenbar auf die pädagogisch-didaktische Verarbeitung der „Sternthaler" — bemerken die Kinder, daß der Regen in Tropfen herabfällt, und auf dem Boden, den Kleidern, dem Dache ꝛc. zerfließt . . . . . Bei dem Zerfließen wird der Erdboden, die Kleidung u. s. w. naß. Um nicht bis auf die Haut naß zu werden, tragen wir Kleider (I § 17) und um überhaupt nicht naß zu werden, tragen wir einen Regenschirm oder gehen unter ein wasserdichtes Dach.

So geht die Sache noch ein Ende weiter; dann geben die Kinder „eine Menge flüssiger und zwar tropfbar flüssiger Körper an und werden hier auf jeden Fall auf die Getränke gerathen". An welchen Abgründen führt die hoffentlich sichere Hand unseres Pädagogen die unschuldige Jugend vorbei! Wir athmen ordentlich auf, wenn wir weiter lesen: „Der Gegensatz dazu sind die Speisen, welche entweder gar nicht flüssig oder dickflüssig sind, oder wenn sie wirklich flüssig sind, eigentlich Getränke sind". Hm! also doch wieder Getränke! Doch getrost! Denn „zum Schluß kehren wir zum Wasser, als dem allgemeinsten, verbreitetsten und wichtigsten flüssigen Körper zurück, zählen seine Eigenschaften auf, suchen seine natürlichen und künstlichen Behälter auf u. s. w. u. s. w.".

Nachdem hierauf noch die „starren" und die „gasförmigen" Körper abgehandelt worden sind, wird unter Nr. 2 das Feuer „vorwärts und rückwärts verfolgt", wobei wir unter Anderem erfahren, daß das Feuer „die Verbindung von Licht und Wärme oder von Flamme und Wärme" ist und schließlich, „da nach den neuesten Forschungen die Sonne ein Feuer ist" — datiren diese „neuesten Forschungen" diesseits oder jenseits des alten Anaxagoras, der schon behauptete, die Sonne sei eine glühende Steinmasse? — werden wir veranlaßt, „den Blick auf sie zu richten". „Sie ist weit weg, denn sie ist hinter dem Hausberge u. s. w., aber, wir fühlen ihre Wärme und sie erleuchtet Alles. Sie muß also ein sehr großes und helles Feuer sein."

Hierauf folgt drittens der Seiler. Die Seilerthätigkeit ist eine doppelte: 1. Production von Gegenständen aus Rohmaterial. 2. Handel mit Gegenständen. Da die Schüler selber beobachten sollen, „hat die Schule die Pflicht, sich unter den verschiedenen Geschäftsleuten Freunde zu erwerben", die dann einmal auf eine Weile dem Pädagogen sein Amt abnehmen. Also geht es zum Seiler! Das gibt ja einen lustigen Gang in's Freie: frische Luft, Bewegung, Allerlei zu sehen — wie athmet die Jugend auf!

Doch das ist ein Mißverständniß der „Methode", wie es nur die absoluteste Laienhaftigkeit entschuldigen kann. Zunächst muß dieser Ausgang benutzt werden, um „an unser bereits festgelegtes Straßennetz anzuknüpfen und dasselbe etwas zu erweitern". Und überhaupt muß der Gang methodisch eingetheilt werden. Er zerfällt nämlich in vier gesonderte Theile. Diese sind a) der Auszug, bei dem zunächst examinando die Richtung (rechts oder links? Himmelsgegend?) festgestellt wird; b) der Laden or das Handelsgeschäft, in dem sich unter Anderem auch Branntwein, Essig, saure Gurken, Backobst, Cigarren und Limburgerkäse befindet, so daß also jedenfalls die Nase auch ihr Theil mitbekommt; c) die Seilerbahn und d) die Erweiterung des Gesichtskreises, die sich aber nicht, wie wir schon hofften, auf das „gelegte Straßennetz" beschränkt, sondern sich auch auf die Bezugsquellen der vorerwähnten Handelsartikel erstreckt. In Beziehung auf diese Orte und den Heimatort werden durch „Parallel- und Polarcoordinaten" Dreiecke gebildet und deren Winkel „nach Neuntel Rechten gemessen", so daß also beispielsweise das Kind von diesem Spaziergange die werthvolle Einsicht mitbringt, wie viel Neuntel Rechte der Winkel zwischen seinem Wohnort und der Heimat des Limburger Käses beträgt.

Wir würden uns der Gefahr aussetzen, den Leser zu ermüden, wollten wir unsern Pädagogen noch auf seiner weiteren Wanderung durch die vier Abschnitte: „Wohnungen", „sociale Gliederung der Gesellschaft", „politische Gliederung der Gesellschaft", „Königthum" begleiten. Erwähnt sei nur noch, daß nachsolvirung dieses „Pensums" als drittes Märchen das von drei Spinnerinnen an die Reihe kommt und daß sich unser Psyph

Digitized by Google

hier als ein Anhänger der dialektischen Fortbewegung der Idee entpuppt. Denn nachdem ad 1 die niedere Gesellschaftsstufe, ad 2 die höchste Gesellschaftsstufe separat zur Erscheinung gekommen sind, werden ad 3 im Märchen von den Spinnerinnen beide entgegengesetzte Stufen in gesellschaftlichem Contacte gezeigt, der sogar bis zu einer von Ihrer Majestät der Königin höchstselbst in unbegreiflicher Verkennung der Verhältnisse arrangirten Mesalliance ihres Sohnes und Erben mit einer ganz nichtsnutzigen Bauerndirne sich steigert. Im Uebrigen wird dieses dritte Märchen hauptsächlich zur Einführung der „Kinder" in alle Branchen der Textilindustrie benutzt.

Doch wir müssen noch einmal zu dem Märchen Nummer 2 zurückkehren, und zwar, um unsern Herrn Methodiker der erheblichsten und auffälligsten Unterlassungssünden hinsichtlich der Gewinnung des Lehrstoffes aus demselben zu zeihen. Die Zahl sieben ist zwar eine heilige, aber das ist doch noch kein ausreichender Grund, um mit ihr willkürlich die Aussicht auf die ergiebigsten Stoffgebiete zu versperren. Indem wir uns anschicken, den Herrn Verfasser auf diese hinzuweisen, legen wir die von ihm selbst begründete Eintheilung in natürliche und technische Elemente einerseits und sittliche Momente andererseits zu Grunde. Hinsichtlich der ersteren nun scheint ihm zunächst entgangen zu sein, daß der erste Königssohn ein Auge, der zweite eine Ferse, der dritte einen Hals und sogar eine Hand besitzt. Also frisch an's Werk zu einem anatomisch-physiologischen Cursus! Ferner ist von einem Messer die Rede; also schleunigst einen viertheiligen Ausflug zu dem der Schule befreundeten Messerschmied gemacht. Da sodann der König unzweifelhaft mit Krone, Scepter und sonstigem Geschmeide versehen ist, so dürfen wir uns die gewiß recht complicirten Studien im Laden und in der Werkstatt des Goldarbeiters und Juweliers nicht verdrießen lassen. Und da die Metalle und Juwelen aus der Erde kommen, stehen wir vor der Nothwendigkeit, die ganze Geologie und Geognosie, so wie die Technik des Bergbaues, natürlich alles nach der Anschauungsmethode, in den Bereich unserer kindlichen Forschungen zu ziehen. Sodann aber wird uns ein bisher noch bei Seite gelassener Zug der Erzählung den Uebergang in das Gebiet der sittlichen Welt vermitteln. Das in hypothesi dem dritten Königssohn überreichte Messer ist scharf: welch ein Gebiet für sittliche Betrachtungen von der Warnung vor Unvorsichtigkeit im Gebrauche gefährlicher Instrumente bis zur „Brutalitätsstatistik" thut sich da auf! Und da unzweifelhaft das Messer auch als Waffe dienen kann, auch das Königthum schon auf die internationalen Beziehungen friedlicher wie kriegerischer Natur deutlich hinweist, so werden wir uns wohl entschließen müssen, unter die „Freunde unter den verschiedenen Geschäftsleuten", die sich zu erwerben Pflicht der Schule ist, auch die Herren Krupp und Dreyse aufzunehmen und dieselben mit unserm Besuche zu beehren, nebenher uns mit der Fabrication und den Eigenschaften des Schießpulvers, der Construction des Revolvers und des neuen Mausergewehrs, den Panzerfregatten und dem neuen Apparat moderner Zerstörungsmaschinen durch Anschauung bekannt zu machen, sowie endlich das Nöthigste über Strategik, Fortificationskunst und dergleichen uns rasch zu vergegenwärtigen. Und so fort in infinitum, bis der zweiundsiebzigjährige Primaner der Gymnasialsage ein blasser Schemen gegen den zu Methusalems Jahren ergrauenden Zögling der „Märchenstufe" geworden ist.

Doch genug! Ich glaube aus der authentischen Leistung des Herrn Bartholomäi einen zur Beurtheilung des Ganzen genügend großen Ausschnitt mitgetheilt zu haben: ex ungue leonem! Wir haben hier den umgekehrten Fall vor uns, den Polonius an dem Prinzen Hamlet constatirte und der ihn zu der Aeußerung veranlaßte: „Ist dies gleich Tollheit, hat es doch Methode!" und müssen daher auch den Satz demgemäß umgestalten: „Dies ist doch Tollheit, hat es gleich Methode". Die Geschichte der Pädagogik hat seit Johannes Sturm, der schon mit den sechsjährigen Knaben seine Dressur zu kleinen Ciceros begann, manche wunderbare Verirrung aufzuweisen, aber es kann kühnlich jede Prämie auf den Nachweis einer pädagogischen Verirrung gesetzt werden, die an Ungeheuerlichkeit die des Herrn Bartholomäi überträfe. Die Anknüpfung dieser Belehrungen an die absolute Harmlosigkeit des Märchens ist den Kindern gegenüber die plumpste pädagogische Bauernfängerei; der Herbart'schen Theorie von der „Märchenstufe" gegenüber liefert sie den Beweis, daß die echte alte Reflexionsaufklärerei und Erziehung zur naseweisen Gemüthlosigkeit sich auch unter dieser Vermummung einzuschleichen weiß, und daß es gewissen Schulmeisternaturen ebenso geht, wie jenem Schildmaler, bei dem immer ein rother Löwe herauskam, auch wenn er einen blauen Engel malen wollte.

Zur Erinnerung an K. E. Bauernschmid.

Von tiefster Wehmuth ergriffen und durchzittert, schloß ich mich vor wenigen Wochen jenem kleinen Häuflein Getreuer an, welche dem dahingeschiedenen K. E. Bauernschmid die letzte Ehre erwiesen und die es sich nicht versagen konnten, eine Handvoll Erde auf seinen Sarg hinabrollen zu lassen. Ueber ein Vierteljahrhundert lang hatte ich mich des Umgangs mit ihm zu erfreuen, war ich ihm nahe gestanden in den so mannichfaltig gestalteten Phasen seines Lebens. Ich sah ihn zuerst, als eine sinnlos und toll gewordene Reaction in Oesterreich jede Regung des Volkslebens mit Pulver und Blei erstickte und auch die Hoffnungen, die Bauernschmid in seinem von heißer Sehnsucht nach Freiheit erfüllten Herzen ein Menschenalter hindurch gehegt hatte, mit eiserner Faust zertrümmerte. Sein Ingrimm kannte damals keine Grenzen und sein hellauflodernder Zorn wurde noch mächtig gesteigert durch das schmachvolle Zusammenbrechen der in Frankfurt und dann in Stuttgart versuchten Einigung Deutschlands. War er doch selbst einer von denen gewesen, die noch in der St. Paulskirche sich bemühten, dem deutschen Volke die Größe und das Glück des Vaterlandes zurückzubringen!

In Frankfurt selbst spielte Bauernschmid keine hervorragende Rolle. Obwohl in seinem Club, dem Donnersberge, der die äußerste Linke repräsentirte, unausgesetzt thätig, bestieg er doch nie die Tribüne, griff er nie in die Debatten des deutschen Parlaments ein. Und doch war er eine in politischer Beziehung hervorragend begabte Natur. Der politische Instinct war in ihm lebhaft wirkend. Den Fragen, welche die Zeit bewegten, brachte er ein tiefes und durchdringendes Verständniß entgegen, das durch eine umfassende und allseitige Bildung wesentlich gehoben wurde. In dem großen Völkergedränge unserer Tage, in dem Gewirre der Fragen, welche unserer Gegenwart ihren Stempel aufdrückten, gab es für ihn kein Schwanken, war er nicht einen Augenblick in Zweifel darüber, auf welche Seite er sich zu stellen habe. Sein Auge war dorthin gerichtet, wo das Banner [wahrer] Cultur wehte, sein Herz kannte keinen anderen Pulsschlag als den der Freiheit.

Wenn es ihm aber trotz alledem nicht gelang, seine politischen Talente im öffentlichen Leben wirksam zu entfalten, so trifft alle Schuld hiefür nur die Verhältnisse, unter deren Eindruck er zum Manne herangereift war. Das vormärzliche Oesterreich in seiner politischen Todähnlichkeit und üppig wuchernden moralischen Lauheit hatte keinen Raum für Begabungen, die zu ihrer positiven Bethätigung einer ausgedehnten öffentlichen Wirksamkeit bedurften. Dem frei emporstrebenden Mannesbewußtsein war die politische Arena geschlossen, die von Eunuchen bewacht wurde und auf welcher sich nur Lakaien tummelten, die stolz darauf waren, die Livree eines verknöcherten und geistlosen Absolutismus zu tragen. Und so wie man nur außerhalb der heimischen Grenzpfähle laut sprechen und die Stimme erheben durfte, so wandte man sich auch von den Interessen des Vaterlandes ab, um sein ganzes Können und Wollen in nicht immer genügend begründeten Sympathien für die Bestrebungen aller möglichen und unmöglichen Nationalitäten zu zerbröckeln und zu zerfasern. So erzählte mir Bauernschmid oft, daß sein politisches Bewußtsein erst durch die Schlacht bei Navarin geweckt worden sei. Und so, wie man damals als guter ehrlicher Deutscher für die Slaven unter dem ewig blauen Himmel Griechenlands schwärmte, so enthusiasmirte man sich später für die Polen, deren viereckige, so Manches verbergende Kopfbedeckung als ein Symbol der Freiheit angesehen wurde; man trank auf das Wohl der Czechen, die nichts anderes sein sollten, als die unglücklichen Nachkommen des tapfern Mannes, den pfäffische Grausamkeit den Scheiterhaufen in Constanz besteigen ließ u. s. w.

Digitized by Google

Wir sind seitdem nüchterner, viel nüchterner geworden. Die Beredsamkeit der Thatsachen hat uns überzeugt, daß nicht Jeder, der mit seiner Kette rasselt, ein Kämpe für die Freiheit ist, die wir meinen, daß nicht unter jedem verschnürten Rocke ein Herz für Völkerglück schlägt, und daß das Sporengeklirr gewisser im Kothe ihrer Geschichte einherschreitenden Nationalitäten noch lange kein an die Menschheit ergangener Weckruf ist. Trotzdem dürfen und wollen wir nicht rechten mit dem politischen Ueberschwang jener Tage. Es war ein prächtiger Idealismus, der die Herzen erfüllte und sie in der herrschenden Stickluft vor Versumpfung bewahrte. Leider aber war die Generation von damals zu lange diesem Idealismus unterworfen gewesen, zu lange mußte sie ihren politischen Träumen nachhängen, und als dann wirklich der Moment gekommen war, wo es galt, rüstig zu schaffen und zu fördern und das in den Revolutionen des Jahres 1848 weißglühend gewordene Eisen zu schmieden, da wich bei Vielen, besonders aber bei Jenen, die bereits im reiferen Mannesalter standen, der Idealismus einem Kriticismus, der kein positives Gebilde aufkommen ließ, und welcher auch den von ihm Beeinflußten das Selbstvertrauen raubte, das nöthig ist, um frisch und herzhaft den Strömungen der Oeffentlichkeit Stand zu halten. Und so kam es auch, daß Bauernschmid im politischen Leben nicht jenen Platz ausfüllte, den einzunehmen er durch Begabung und Bildung zweifellos berufen war. Dem im Jahre des „Völkerfrühlings" bereits siebenundvierzigjährigen Manne fehlte die Kraft, um sich in der Sturmfluth auf der Oberfläche zu erhalten.

Der Freiheit aber war er unentwegt treu geblieben und ein starkes und mächtiges Deutschland war der Gegenstand seiner brennendsten Wünsche. Damals, es war eine trübe Zeit, lautlose Stille herrschte, die nur manchmal in greller Weise durch einen Schritt unterbrochen wurde, welcher einen Volksmann standrechtlich in's Gras streckte, damals versammelte Bauernschmid im Café Griensteidl in der Herrengasse, welches der Polizei bereits verdächtig geworden war, allabendlich eine Schaar von Jünglingen um sich, die mit Verehrung an seinen Lippen hingen und jedem seiner Worte lauschten, wenn er von Freiheit sprach und die Thaten der militärischen und kirchlichen Tyrannei einer zersetzenden und unerbittlichen Kritik unterzog. Wenn damals viele Jünglingsherzen nicht erschlafften, wenn sie es nicht verlernten, der so arg verfolgten Freiheit zu leben und zu dienen, so ist das zum großen Theile Bauernschmids Verdienst, der immer und immer wieder den wankend gewordenen Muth aufrichtete und der Hoffnung auf schönere Zeiten, auf bessere Tage das Wort redete. Und wie beredt konnte er sprechen! Wie wußte er überall die richtigen Lichter aufzusetzen. Die Situation, deren Schilderung er beabsichtigte, trat klar und greifbar hervor. Ein Sprühregen von Geist und Witz ergoß sich über uns und hatte die von ihm in Erörterung gezogene Frage auch seine Leidenschaften erweckt, dann stand ihm einerseits ein ergreifendes Pathos zu Gebote, wie er auch andererseits die in die schärfste und ätzendste Lauge getauchte Geißel der Satire zu schwingen wußte.

Wehe, wen er ein Recht zu haben glaubte hassen zu dürfen! Unerbittlich vollzog er dann an dem Betreffenden die Hinrichtung und nie ließ er Gnade walten. Die lebhaft bewegten Nüstern seiner scharf und fein geschnittenen Nase verriethen dann die Erregung, von der er erfaßt worden war. Namentlich waren es die Czechen, die er gründlich haßte, und ihre Führer, die er gründlich verachtete. Nicht ganz mit Unrecht maß er ihnen und ihrer verrätherischen Haltung einen großen Theil der Schuld zu für das Scheitern der 1848 in Angriff genommenen Regenerirung Oesterreichs auf volksthümlicher Grundlage. Speichelleckend buhlten sie um die Gunst des Hofes, und die in Innsbruck und Olmütz tagende Camarilla fanden ihnen zu jeder Schandthat bereite Helfershelfer. Wie glücklich waren sie, wie jubelten sie hoch auf, als ihnen aus dem Rücken der übrigen zu Boden geworfenen Völker Oesterreichs ein Fetzen von Recht oder vielmehr Berechtigung zugeschnitten und als Dank für ihre Unterwürfigkeit zugeworfen wurde. In überschäumender Erregung schloß Bauernschmid seine Philippiken gegen die Czechen oft mit dem Ausrufe: „Was wollen sie von einer Nation, wo ein Graf .... sky von ..... csel es sich zur Ehre anrechnet seinem Tischnachbarn, dem Grafen ..... rat .... nsky ein blaues Schnupftuch zu ziehen?"

In der Seele zuwider war ihm besonders die aufdringliche Loyalitätshascherei, wie überhaupt in ihm keine Spur von dem zu finden war, was man ehedem in Oesterreich loyal und Loyalität nannte, was doch schließlich nichts anderes war als eine ewig währende und monotone Variation über das alte „Gott erhalte". Die hier bezeichnete Loyalität war vorzugsweise das Erbgut jenes Theils unserer Bureaukratie, die sich czechischen Ursprungs zu erfreuen hatte, und sie drückte sich auch in den Prädicaten aus, welche sich diese Büreaukraten wählten, wenn es ihnen gelungen war, nach vielen Jahren geistlosen Dienens jene Stufe zu erkriechen, auf welcher sie in den Adelsstand erhoben werden konnten. Bauernschmid war ein lebendiger Schematismus für diese Geadelten. Er kannte alle diese Namen, und wußte alle diese oft sehr komischen Prädicate mit einer Grazie aufzuzählen, der nichts widerstehen konnte. Unzählige Male ließ er sie die Revue passiren, diese Soocil von Franzenstreu, Wokurka von Kaisershuld, Krticska von Jaden, Przibram von Fürstenschön, und hatte er einmal dieses Gebiet betreten, dann war er genug gerecht, auch des gemüthlich deutsch klingenden Namens Kölbl von Löwengrimm nicht zu vergessen.

Eine unbeschreibliche Entrüstung bemächtigte sich seiner, als wir einst in der Wohnung des trefflichen Fr. Adolf Fischhof, an dem Bauernschmid mit unerschütterlicher Treue hing, mit einem aus Böhmen stammenden Dichter untergeordneten Ranges zusammentrafen. Dieser Poet, der in vergangenen Tagen sich an gewisse Vorgänge und Familienereignisse des erlauchten Herrscherhauses dichtend herangewagt hatte, und später aller Welt zu beweisen suchte, daß es ein in den Märztagen von ihm verfaßtes Gedicht gewesen sei, welches der Revolution Athem und Leben einhauchte, las uns nämlich ein Gesuch vor, welches er an das Oberstkämmereramt richtete, um den ihm von Kaiser Franz gewährten Freisitz für das Burgtheater, der ihm 1850 entzogen worden war, wieder zu erlangen. Die Freikarte war ihm wahrscheinlich entzogen worden, weil das Oberstkämmereramt die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, den Mann zu dramatischen Versuchen angereizt zu haben, der schon episch und lyrisch Sünden begangen hatte, wie man sie selbst durch Fegefeuer und Hölle abzubüßen nicht immer in der Lage ist. Unser Dichter wollte aber den Grund für die Maßregel, von welcher er betroffen wurde, nur in dem Gedichte sehen, mit welchem er die Märztage begrüßt hatte. Um nun in dieser Beziehung jeden Zweifel schwinden zu lassen, befleißigte er sich einer alle Dämme durchbrechenden Loyalität, und von guter Gesinnung geradezu triefend katzbuckelte er in seinem Gesuche um die Wiedergewährung der Freikarte. Bauernschmid wurde es bei dem Anhören dieses Loyalitätsergusses schwer zu Muthe, es schien ihm den Athem zu benehmen, seine Augen leuchteten in unheimlichem Glanze; endlich aber wurde es ihm zu viel, mit der Sprunghaftigkeit eines gereizten Tigers griff er nach seinem Hute, eilte ohne Abschied zu nehmen hinaus, und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. Unser Dichter war sprachlos vor Entsetzen. Der Zornausbruch Bauernschmids scheint übrigens nicht ohne vortheilhafte Folgen geblieben zu sein, denn die poetische Quelle unseres Dichters sickerte seitdem nur sehr dünn und schwach.

Eine gewisse Vorliebe hegte Bauernschmid für die Israeliten. Weil Börne und Heine israelitischen Ursprungs waren, und weil die Juden, so lange ihnen die ihnen gebührenden Menschenrechte vorenthalten blieben, sich in die Reihen der heftigsten Opposition drängten, sah Bauernschmid in jedem Juden einen Streiter für Freiheit und Recht. Der Druck, unter dem die Juden lange seufzen mußten, regte die edelsten Gefühle seines Innern auf, und nur zu leicht übersah er, daß die Israeliten zum großen Theile nur für ihre Freiheit, nicht aber für die Freiheit aller stritten, die sie auch ganz unbekümmert ließ, als die Emancipation ihnen die entehrenden Fesseln abgenommen hatte. Zuerst unbedingte Gegner alles staatlichen Lebens, dem sie zersetzend und nörgelnd gegenüberstanden, wurden sie dann unbedingte Verehrer aller und jeder Obrigkeit, die ihren Reichthum schützte, ihre Knopflöcher schmückte und auf ihren in irgend einem finstern Ghetto wurzelnden Stammbaum einen eigentlich nichtssagenden Adel pfropfte. Es bedurfte in dieser Richtung vieler laut und vernehmlich sprechender Thatsachen, um Bauernschmids Vorliebe einigermaßen zu mildern, und erst die mit Ekel erregender Ostentation zur Schau getragene Feindseligkeit der übergroßen Mehrzahl der Israeliten gegen alle deutschen Bestrebungen, als Deutschland den schweren und entscheidenden Kampf gegen Frankreich kämpfte, brachte seine desfallsigen Gesinnungen in das richtige Geleise.

Trotz der hier berührten Sympathieen war Bauernschmid dennoch klar über viele zu Tage tretenden Schwächen der Juden, die es namentlich gerne lieben, unausgesetzt von den Talenten ihrer Kinder zu sprechen und dieselben in den Himmel zu erheben. So erzählte er uns, daß ein bekannter Publicist, von dem Bauernschmid sagte, er sehe aus

Digitized by Google

wie einer von denen, die vor der Bundeslade getanzt haben, ihm seine vier in dem Herrn wohlgediehenen Jungen vorgestellt habe. Der älteste dieser Stammhalter zählte zehn Jahre; demgemäß war der jüngste kaum erst in den vollen Besitz seiner Säbelbeine gelangt. Und doch wies der Vater mit Stolz auf diese seine Kinder hin, von denen er Bauernschmid gegenüber mit Emphase behauptete, der älteste werde ein Staatsmann werden, vor dem Metternichs Ruhm erbleichen müßte, der zweite werde als Jurist die Bedeutung Savignys und Puchtas in den Schatten stellen, der dritte sei bestimmt, der Nationalökonomie die ihr noch mangelnde wissenschaftliche Basis zu geben, und der vierte werde ein Publicist werden, würdig der großen Vorbilder P. L. Courier und Armand Carrel. „Ich fühlte mich," schloß Bauernschmid mit drastischem Humor seine Erzählung, „diesen Knaben gegenüber bedenklich klein und erdrückt. Wie wenig bin ich im Vergleiche mit diesen Kindern!". . . .

Nicht immer aber sprach Bitterkeit aus ihm, nicht immer handhabte er die Waffe der Satire. In seinem Herzen war, wie bereits gesagt, Raum für die edelsten menschlichen Gefühle und sein Gemüth war zart besaitet. Mit überwallender Liebe gab er sich seiner Familie hin. Als seine Gattin, welche immer der wirklichen und innern Bedeutung ihres Hauses gerecht zu werden verstand, aus dem Leben schied, sagte er mir mit thränenerstickter Stimme: „Sie wissen nicht, was ich verloren habe. Meine Frau war der Tempel, in welchem ich die Kränze meiner duftigsten Erinnerungen bewahrte". Und bis an das Ende seiner Tage bewahrte er ihr, die ihm um viele Jahre im Tode vorangegangen war, ein treues Angedenken.

Mit wahrhaft väterlicher Fürsorge nahm er sich aufstrebender journalistischer Talente an. Unablässig war er bemüht, ihnen die Heiligkeit und Weihe ihres Berufes klar zu legen, ihnen das Ziel zu zeigen, welches sie zu erreichen hätten, und sie auf die Abwege aufmerksam zu machen, die sie vermeiden sollten. Er, der vollendete Meister des Stils, der mich oft an den großen Fragmentisten Fallmerayer gemahnte, er, der Schöpfer des Wiener Feuilletons, welches er mit attischem Geiste durchwehte und vor der Jauche des Scandals ängstlich hütete, hatte selbst für schwache Versuche, wenn sie nur ein redliches Wollen verriethen, Worte des Lobes und der Ermunterung. Nur solchen Journalisten gegenüber, welche sich, wenn auch mit einer gewissen nicht wegzuleugnenden Begabung, mit einem ebenfalls nicht in Abrede zu stellenden Unbildungsdünkel an den sausenden Webstuhl der Zeit setzten, verhielt er sich kühl und ablehnend.

Waren große, die Völker bewegende Fragen auf der europäischen Tagesordnung, wetterleuchtete es am politischen Himmel, dann war Bauernschmid immer hochgradig erregt. Ich erinnere mich noch lebhaft der athemlosen Spannung, in welche ihn der Krimkrieg versetzt hatte. Obwohl es der von ihm glühend gehaßte Napoleon III. war, der Rußland den Fehdehandschuh in's Antlitz schleuderte, so gereichte es ihm doch zur Genugthuung, daß dieses Rußland gedemüthigt werden sollte, welches sich 1848 beeilte, Schergendienste gegen die Völker zu leisten. Der Sieg der deutschen Waffen im Jahre 1870 erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Freude, und der Widerschein dieser Siege vergoldete die letzten Jahre seines Lebens. Was das Ideal seiner Jugend gewesen, wofür er als Mann gestrebt, er sah es als Greis durch die deutschen Siege zum größten Theile verwirklicht . . . .

Und so ruht jetzt Bauernschmid in kühler Erde aus von den Qualen und Mühseligkeiten des Lebens, das ihm nur selten rosig lächelte. Verhältnisse und Umstände, die wir im Eingange näher berührten, verschulden es vielleicht, wenn sein Name nicht, wie er es verdient hätte, auf die Nachwelt übergehen sollte; den jetzt Lebenden aber, die mit ihm strebten und an seiner Seite wirkten, soll sein Angedenken werth und theuer sein. Und nur zu diesem Zwecke habe ich meine Erinnerungen an den theuren Dahingeschiedenen gesammelt, die kein umfassendes Bild, keine erschöpfende Charakteristik bieten sollten, wohl aber einer berufeneren Feder als nicht ganz werthlose Beiträge zur Würdigung Bauernschmids dienen dürften.

Wien, im Mai 1875.

M. L. Herzel.

Der Pariser „Salon" von 1875.

II.

Seit meinem ersten summarischen Bericht über den diesjährigen „Salon" hat die Vertheilung der Medaillen einen frischen Strom von Neugierigen nach dem Industriepalaste gezogen, dessen Säle sich zu lichten anfingen, ausgenommen am Sonntag und Donnerstag, an welchen Tagen der unentgeltliche Zutritt ein solches Gedränge verursacht, daß es unmöglich wird Notizen zu sammeln, da man mit dem Pariren von Rippenstößen und Fußtritten vollauf zu thun hat. Zu dem Metier eines gewissenhaften Berichterstatters gehören nun einmal solche kleine Unannehmlichkeiten, die er nicht scheuen darf. Um diesen Preis allein wird es ihm möglich, die naturwüchsigen Urtheile zu belauschen, wie sie der von der Grammatik der Kunstsprache noch nicht befangenen Menge der sinnliche Eindruck eingibt. Man wird öfters überrascht von den treffenden Anschauungen eines Publicums, dessen Intelligenz zu unterschätzen man sich gewöhnt hat, Anschauungen, die man vergebens in den trockenen Analysen gelehrter Kritiker von Fach suchen würde. — So hörte ich z. B. einen pfiffig aussehenden Bourgeois, nachdem er eine Zeit lang das Becher'sche Bild, wovon ich in meinem vorigen Berichte sprach, betrachtet hatte, zu seinem Begleiter sagen: „Sieh einmal, was das für ein dummes Vieh von Vogel ist. Er braucht ja nur auf das Gerüst hinauf zu fliegen, statt sich unten mit der Frau herum zu balgen, und kann sich den schönsten von den sieben gehängten Jungen ungestört zum Verspeisen aussuchen; die Frau kann ihn ja doch nicht mit ihrem Knüppel erreichen". Der Bourgeois hat recht gesehen. Das Gerüst, woran die Söhne und Neffen Sauls hängen, ist viel zu hoch angebracht, als daß die Rephta mit ihrem Baumast die Raubvögel abwehren könnte. Warum ist diese natürlich einfache Bemerkung eines Laien weder dem Maler noch, so viel ich weiß, irgend einem Kritiker aufgefallen?

Ueberhaupt bringt das Sonntagspublicum einen erfrischenden Humor mit, der sich in sarkastischen Bemerkungen oder in harmlosen Späßen entladet. Die Säle, durch welche in der Woche die zahlenden Besucher und die Reporters mit ihrem dicken Katalog in der Hand gravitätisch schreiten und sich anstrengen, eine Kennermiene anzunehmen, ertönen alle Augenblicke von dem schallenden Gelächter einer Gruppe, die ein richtig angebrachter, gleichviel ob guter oder schlechter Witz in Heiterkeit versetzt. Die Witzbolde brauchen sich nicht übermäßig anzustrengen; sie haben es mit einem dankbaren Publicum zu thun, dessen gute Laune bei der geringsten Veranlassung übersprudelt. — Einige Soldaten betrachten sich das im ehemaligen Ehrensale aufgehängte Bild von Berne-Bellecour, welches unter dem Titel: Die „Tirailleurs der Seine" ein Gefecht, oder vielmehr eine Plänkelei bei Malmaison während der Belagerung von Paris vorstellen soll. Einer der Soldaten ruft plötzlich seinem Vordermann zu: „Bücke dich!" und drückt ihn etwas unsanft an beiden Schultern bis unter den Rahmen des Bildes. Der Ueberraschte will über den schlechten Spaß böse werden, bricht aber mit dem ganzen Publicum in lautes Gelächter aus, als ihm sein Kamerad mit der ernstesten Miene von der Welt erwidert: „Undankbarer! ich habe dir das Leben gerettet, hast du denn nicht gesehen, daß der eine Preuße gerade auf dich gezielt hat?"

Auf diesen Effect hat Berne-Bellecour nicht gerechnet. Er hat ganz andere Anziehungsmotive im Auge gehabt. Er wohnte nämlich als Freiwilliger diesem Gefechte bei, und hat sich sowie mehrere seiner damaligen Kampfgenossen im Bilde porträtirt, was den photographirten Copien des Bildes einen bedeutenden Absatz sichert. Der junge Künstler, welcher vor drei Jahren eine Medaille erster Classe erobert hat, besitzt große technische Fertigkeit und ziemliches Verständniß von der Farbe; seinen Tirailleurs aber, welche, tapfer hinter Hecken kauernd, den ganzen Vordergrund einnehmen, sieht man es an, daß es copirte Modelle sind; ihre Haltung verräth kein Leben, sie figuriren

Digitized by Google

in dem Kampfe nur als Statisten, nehmen aber keinen Theil daran. Alles ist starr in dem Bilde, welches doch eine lebhafte, aufgeregte Handlung repräsentiren soll. Die Darstellung eines Kampfes wird nur anziehend, wenn man sich für die einzelnen dabei betheiligten Personen interessiren kann; mit anderen Worten, die Handlung muß dramatisch aufgefaßt sein. Diese Eigenschaft ist es, welche den Kriegsepisoden von Neuville und Detaille so großen Reiz verleiht und sie so beliebt gemacht hat. Beide vermeiden es, geschlossene Colonnen in Reih und Glied agiren zu lassen, nach der üblichen Art der meisten Schlachtenmaler, deren regimentsweise ausgeführte Evolutionen durch ihre Monotonie den Beschauer ermüden, während im Einzelkampfe dem Künstler das Mittel geboten ist, durch die Charakteristik der verschiedenen Typen, in denen die Initiative des Individuums zum Ausdruck gelangt, die Aufmerksamkeit und das Interesse zu fesseln.

Jetzt, nachdem die Medaillen vertheilt sind, sieht man die Besucher nach den Bildern rennen, an denen die kleinen Täfelchen mit Angabe des ertheilten Preises angebracht wurden. Die Meisten glauben einen Leitfaden für die Beurtheilung gefunden zu haben, und betrachten den Rest mit einer gewissen Geringschätzung. Sie beachten nicht, daß sich unter den 2019 ausgestellten Bildern 1194 Werke befinden, deren Autoren bei früheren Ausstellungen bereits medaillirt, nur noch für den einzigen großen Ehrenpreis concurriren können. — Die Vertheilung von Medaillen soll nur zur Aufmunterung junger Künstler dienen, für die sie als Empfehlung bei Kunstliebhabern und Kunsthändlern großen Werth haben. Daraus ergibt sich, daß man unter den prämiirten Bildern nicht lauter Meisterwerke suchen darf.

Seit dem vorigen Jahre wird nach einer Bestimmung des Directoriums der schönen Künste bei jeder Ausstellung ein so genannter Salonpreis an einen jungen Künstler vertheilt, mit welchem zugleich eine Pension für einen dreijährigen Aufenthalt in Rom, in der für französische Künstler gestifteten Akademie, verbunden ist. Der Betrag der Pension ist auf 4000 Franken per Jahr festgestellt; dafür muß der Pensionär alle Jahre ein Bild nach Vorschrift des Directors der Akademie an die Direction der schönen Künste in Paris einsenden, das öffentlich ausgestellt wird.

Gegen die Vertheilung des Salonpreises im vorigen Jahre an Lehoux, für dessen am Roste bratenden heiligen Lorenz, ist von den Kunstkritikern allgemein protestirt worden, und die erste von Rom eingesandte Lieferung des von Cabanel begünstigten Pensionärs bestätigt vollkommen diesen Protest. — Wenn die Jury fortfährt, bei Vertheilung so wichtiger Auszeichnungen andere Rücksichten als die unparteiische Abschätzung des Kunstwerthes des zu prämiirenden Werkes vorwalten zu lassen, wie es im vorigen Jahre auch mit dem großen Ehrenpreis an den Akademiker Gérôme für zwei mittelmäßige Bilder der Fall war, so wird sie sich und ihre Medaillen bald in Mißcredit bringen.

Die diesjährige Jury scheint dies eingesehen zu haben und hat deshalb gar keinen Ehrenpreis ertheilt, was im Publicum großes Aufsehen erregt, von den Kunstkennern aber allgemein gebilligt wird. Der große Ehrenpreis darf weder eine Gunstbezeugung noch einen collegialischen Freundschaftsdienst repräsentiren. Unter den 2019 ausgestellten Bildern findet man viele ausgezeichnete Werke, keines aber, welches auf den großen Ehrenpreis Anspruch machen könnte.

Mit der Ertheilung des Salonpreises an Cormon ist man diesmal vollkommen einverstanden, obwohl sich gegen die Wahl des Stoffes in seinem: „Der Tod von Ravane" betitelten Bild Manches einwenden ließe. Wen soll das traurige Geschick eines beliebigen indischen Königs und der Schmerz seiner Frauen rühren, die ihn erschlagen auf dem Schlachtfelde finden, wenn man nie etwas von ihm gehört hat und seine Geschichte höchstens gelehrte Historiker interessirt. Konnte denn der Künstler keinen geschichtlichen Stoff in etwas mehr bekannten Werken finden, daß er seine Zuflucht zum „Ramayana" von Valmiki nehmen mußte, ein Werk, das eben so wenig bekannt ist wie der Name seines Autors. Ich wenigstens bekenne freimüthig meine Unwissenheit und verspüre wenig Lust, mich über die Schicksale des Königs Ravana von Valmiki, dessen Werk schwer aufzusuchen ist, unterrichten zu lassen. Abgesehen von dieser eingeschobenen Bemerkung, die im Grunde den Kunstwerth des Bildes nicht beeinträchtigen kann, ist es erfreulich, ein Talent auftauchen zu sehen, das in allen Satteln fest ist, wie Cormon, der zu den Wenigen gehört, die sich ernstlich mit dem Problem des Colorits beschäftigen. Das Sujet ist sehr einfach. Der Schauplatz stellt ein Schlachtfeld vor, auf dem die Frauen des erschlagenen Königs Ravana dessen Leichnam finden und ihren Schmerz über das tragische Ende auf verschiedene aber sehr ausdrucksvolle Weise äußern. In der studirten Gruppirung der Figuren, in der Wahl der harmonischen Zusammenstellung der Farbentöne, so wie in der eben so kräftigen als gewandten Pinselführung hat Cormon eine gleich große Virtuosität entwickelt. Seit seinen ersten Debüts im Jahre 1870 und 1873, die ihm schon 2 Medaillen eingetragen haben, hat er überraschende Fortschritte nachgewiesen. Daraus kann man auf eine große Zukunft des reich begabten und emsig studirenden Künstlers schließen. Die delicat modellirten Frauenköpfe, das zarte, lebenswarme Incarnat der nackten Theile bilden mit den glänzenden Costümen eine wohlthuende Harmonie, wie man sie selbst in den Bildern berühmter Meister nur selten zu bewundern Gelegenheit findet.

Cormon hat noch ein zweites Bild ausgestellt, das alle Vorzüge des ersteren in sich vereinigt, ohne dessen Ansprüche auf historische Bedeutung zu theilen. Das Bild stellt einfach eine „Javaneserin" vor, welche auf einem orangerothen Teppich ausgestreckt liegt. Die reiche Farbe des Gewebes vermählt sich harmonisch mit der hellen Bronze des gelben Gesichtes. Das tiefschwarze Haar ergießt sich in Unordnung auf von Purpur angehauchte Kissen. Der untere Theil des Körpers ist mit einem Schleier bedeckt, für dessen Farbe die Sprache keine richtige Bezeichnung besitzt, denn der undefinirbare Farbenton, oder vielmehr die verschiedenen Farbennüancen, die sich auf demselben, theils durch den Wiederschein der nachbarlichen Farben, theils durch den Schimmer des von ihm bedeckten Körpers so wohlberechnet unter einander verschmelzen, kann man mit „weißlich" nicht genug anschaulich machen. So melodisch harmoniren alle Töne zusammen, daß man versucht wäre, die „Javaneserin" eine musikalische Farbensymphonie zu nennen. Mit beiden Bildern hat Cormon einen hervorragenden Rang unter den besten Coloristen eingenommen, und ich hörte die Frage stellen: Was er wohl in den 3 Jahren seines römischen Pensionats noch zu lernen finden kann? Diese Frage, so schmeichelhaft sie für Herrn Cormon klingen mag, kann nicht ernstlich gemeint sein. Der Künstler sowohl, wie jeder strebsame Mensch findet, gleichviel in welcher Richtung, immer neue Probleme, an deren Lösung er seine geistigen Kräfte üben kann.

Bei der Aufzählung der bemerkenswerthen historischen Bilder im „Salon" kann ich, ohne mein Gewissen zu beschweren, das prätentiöse Bild von Lehoux, dem, wie ich schon erwähnt habe, im vorigen Jahre der Salonpreis gegen die Meinung der competentesten Kunstkritiker zuerkannt wurde, mit Stillschweigen übergehen. So wenig man auch von seiner ersten Sendung aus Rom erwartet hatte, so waren doch selbst seine Freunde von dem ganz verfehlten Machwerke überrascht, das er unter dem Titel: „Samson zerreißt seine Bande" eingesandt hat. Sein Held, der die Stricke, womit seine Hände gebunden waren, zerrissen und einen seiner Wärter zu Boden geschlagen hat, und eben im Begriff ist, den zweiten, der in seinen Fäusten mit den Füßen nach oben wie ein Kaninchen zappelt, zu erwürgen, gleicht mehr einem englischen Boxer als dem biblischen Athleten Samson. Dabei ist die Composition so eckig und zerfahren, daß Lehoux sich unmenschlich anstrengen muß, wenn er will, daß man ihm seinen Samson vergibt.

Die Jury hat nur 3 Medaillen erster Classe zu vergeben. Man ist gewohnt, sie regelmäßig in die Hände der Schüler von akademischen Professoren gelangen zu sehen. Die Jury ist auch diesmal ihrer Tradition treu geblieben, was unter den Zurückgesetzten viel böses Blut macht. — Man mag eine Jury oder beliebige Behörde, welche Stellen oder Belohnungen zu

Digitized by Google

vertheilen hat, zusammensetzen, wie man will, es werden ihr immer Begünstigungen aus Privatrücksichten nachzuweisen sein. Wie aber die in bauschigen Seidenstoff emballirte Frauenfigur, die sich mit ihrem barocken Kleiderschnitt und regenschirmartigen Hut als Vogelscheuche im Felde recht gut ausnehmen würde, dem Coupil eine Medaille 1. Classe hat einbringen können, begreift außer der hochweisen Jury kein Mensch. Der Seidenstoff und der verworrene Faltenwurf sind allerdings mit großer Naturwahrheit abconterfeit; von menschlichen Formen aber, die in dem Seidenpacket stecken mögen, bekommt man keine Ahnung und auch keine Lust, sie kennen zu lernen, wenn man die vulgären Züge des vom Schirmdach des kolossalen Hutes beschatteten Gesichtes gesehen hat.

Von den 12 Medaillen 2. Classe, welche die Jury zu vergeben hat, sind zwei für Ausländer reservirt worden, was bei der Menge der von außerhalb eingesandten, mitunter vortrefflichen Bilder nicht als übertriebene Galanterie angesehen werden kann. Einer von den beiden Glücklichen ist der Belgier Wauters, dessen Bild: „Der Wahnsinn von Hugo van der Goes" schon in der Wiener Ausstellung die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat. Hugo von der Goes, Rival oder Schüler van Eycks hat sich in der glänzendsten Periode seiner Erfolge aus Liebeskummer in ein Kloster zurückgezogen und verfällt dort in einen stillen Wahnsinn. Das Bild stellt die Scene vor, in welcher der Prior des Klosters zur Zerstreuung des Kranken Gesänge von Chorknaben ausführen läßt, welche einen sichtbaren Eindruck auf den Patienten machen. Der Ausdruck in seinem verstörten Gesichte ist vortrefflich gelungen. Sein Blick belebt sich und verräth, daß eine Erinnerung in ihm wach wird, die er sich bemüht festzuhalten. Es ist ein gutes Bild, dem die Theilnahme der Beschauer gesichert bleibt. Man findet nichts daran auszusetzen als etwas Monotonie in der Farbe, deren Grundton zwischen Grau und Braun schwankt. Uebrigens würde ein lebhaftes Colorit zu der dargestellten Situation wenig passen.

Es ist zu bedauern, daß der ungarische Maler Munkacsy, der hier eine schnelle Popularität erlangt hat, sich nicht entschließen kann, sein Atelier aus dem Keller an's Tagelicht zu versetzen. Er verbraucht unendlich viel Schwarz für seine Bilder, welche bei aller Genialität seiner Compositionen und Charakterzeichnungen einen unfreundlich düsteren Anblick gewähren. Sein diesjähriges Bild: „Der Held des Dorfes" stellt einen vierschrötigen Bauer in einer ungarischen Dorfschenke vor, der im Begriffe ist, sich mit einem Herkules der reisenden Seiltänzergesellschaft zu messen. Die Tageszeit, in welcher der Heldenkampf vor sich gehen soll, ist schwer zu bestimmen, so sorgfältig wehrt der Künstler dem Lichte den Zugang zu seinen Bildern, aber auch abgesehen davon, so erreicht sein diesjähriges Bild nicht die der vorangegangenen Ausstellungen.

Paris, Anfang Juni. **Albertus.**

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Rabagas." — „Der Kaufmann von Venedig."

Eine politische Komödie passirt im Leben sehr oft, auf der Bühne sehr selten. Der Grund ist nicht schwer zu finden: Die Politiker spielen ihr Lustspiel als solches meist unbewußt, und dann entsteht schon leicht eine Komödie; der Schauspieldichter schreibt mit der Absicht, eine Komödie zu dichten, und da wird es ihm schwerer als seinen Originalen im Leben. Wir haben, Apollo sei es geklagt! kaum eine oder die andere politische Komödie. Robert Prutz' „Wochenstube" und Holbergs „Politischer Zinngießer" sind verschollen; man könnte fast glauben, Platen habe Recht, wenn er singt: „Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes". Die Griechen freilich hatten eine politische Komödie und ihr Aristophanes schlug beinahe die Tragödiendichter. Wir hier zu Lande begnügen uns auf der Bühne zumeist mit Heirathsangelegenheiten, Liebesschmerz und — Ehebruch. Häusliche Misere wird komisch und tragisch behandelt, je nach dem Bedürfniß, den Effect zu erzielen, und im Grunde genommen handelt es sich in allen Stücken doch nur darum, ob sie sich kriegen oder nicht kriegen. Das ist traurig genug, aber das Publicum begnügt sich damit, weil ihm selten etwas Anderes vorgesetzt wird.

Eigenthümlich ist es und das Nachdenken erregend, daß gerade die Franzosen das politische Lustspiel mehr cultiviren als die Engländer und die Deutschen; sie sind lebhafter, ihre Bühne hat intimere Beziehungen zum Volksleben — woher wir auch sonst die Gründe suchen wollen, Sardous „Rabagas" konnte nur auf französischem Boden entstehen, und dieses Stück ist ohne Zweifel eine der besten Leistungen des genialen Pariser Lustspieldichters. Eine bittere, zuweilen in seiner Tendenz und in der Durchführung seiner Ideen sogar schroffe politische Satire ist dieses Schauspiel. Die französische Demagogie wird hart mitgenommen. Gambetta, der Advocat, ist das unleugbare Vorbild des Rabagas und dieser selbst wird in ganz unbarmherziger Weise in seiner prahlerischen Nichtigkeit gezeichnet. Das Stück ist, wie fast alle Arbeiten Sardous, brillant geschrieben, keck, frivol, manchmal sogar grotesk, aber den Gegnern tief in's Fleisch schneidend. Die Carriere des demagogischen Helden, der gerade zwölf Stunden Minister ist, und der mit „leichtem Herzen" im Vollgefühl seiner Gewalt Cavallerieattaquen auf seine Freunde, die es vor wenigen Stunden noch waren, ausführen will, schließlich aber mit Hohn und Schimpf fortgeschickt wird, ist höchst ergötzlich geschildert. Nicht minder drastisch das Treiben in dem Redactionsbureau der „fliegenden Kröte" und der kleine Uebermuth im Palast von Monaco. Die Liebesaffaire, die nebenher geht, hat sich Sardou nicht ersparen können; man schreibt heutzutage eben keine Komödie ohne Liebesgeschichte.

Die Dresdener Gäste des Berliner Residenztheaters haben das Sardou'sche Lustspiel sehr lebhaft, im Ensemble correct und in Einzelleistungen sogar vortrefflich gespielt. Allen voran war Herr Frommann als Rabagas, eine Figur, die ebenso fein wie charakteristisch gezeichnet war, ein Demagoge in der Verkleidung eines Höflings. Anmuthig und geistreich gab Frau Clara Müller die Americanerin Mrs. Eva Blounth, welche die Fäden der Intrigue in den Händen hat; mit chevalereskem Humor Herr Hugo Müller den Fürsten von Monaco (ich glaube, so lange dies Fürstenthum besteht, hat es nie einen so charmanten und geistvollen Prinzen besessen und wird auch wohl in der Zukunft nie das Glück haben, einen solchen zu besitzen); recht drollig waren die Republicaner, stattlich und elegant die beiden jungen Offiziere.

Mit Shakespeares „Kaufmann von Venedig" haben die Meiningenschen Schauspieler im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ihre letzte Novität in dieser Frühjahrssaison herausgebracht. Dies phantastische Schauspiel, denn das ist es, fordert wie kaum eine andere Komödie (den „Sommernachtstraum" und den „Sturm" ausgenommen) den Reiz scenischer Pracht heraus; die Engländer haben das längst empfunden und der Herzog von Meiningen hat ihnen das nur, wie seinerseits auch Friedrich Haase in Leipzig, nachgemacht. Wir würden eine naive Auffassung der Shylock-Historie kaum ertragen, und wer in früheren Zeiten — große Schauspieler haben das leider auf ihren Gastspielreisen als Shylock angeordnet — den letzten Act gestrichen hat, der hat geradezu ein Sacrilegium begangen. Neben Shylock, ja über ihm steht Porzia, eine der poesievollsten Gestalten der Bühne, und wer uns zum Schluß den im Mondenschein erglänzenden Park von Belmont nicht vorführt, der hat nicht „Musik in sich selbst", der versteht nicht den nothwendigen Contrast der Märchenwelt Porzias zu dem grotesken Gebaren des venetianischen Juden. Shakespeares Lustspiele verlangen gute, aber keine großen Schauspieler, aber sie verlangen scenischen Reiz und ein flottes Ensemble. Das Meiningensche Hoftheater wäre deshalb die Stätte, eine unserer Lieblingsideen auszuführen. In Berlin, Weimar und Wien ist man stolz auf die Aufführung des ganzen Cyklus der Shakespeare'schen Historien, vom „König Johann" angefangen bis zu „Heinrich VIII.". Im Grunde genommen sind viele dieser zehn Stücke mehr literarische Curiosen als sonst etwas. Wie aber wäre es mit einem großen Cyklus Shakespeare'scher Lustspiele? Die Meininger haben uns im vorigen Jahre und in diesem den „Kaufmann von Venedig" vorgeführt, in der vergangenen Saison außerdem „Was Ihr wollt". Dürften wir nicht den Vorschlag machen, auch andere Shakespeare'sche Lustspiele in das Repertoire einzureihen und ein halbes Dutzend etwa zu einem Cyklus zu vereinigen? Wer die beiden Molière'-

Digitized by Google

schen Komödien, „den eingebildeten Kranken“ und „die gelehrten Frauen“ gut zu spielen versteht, der sollte auch mit Interesse und Vorliebe sich an „die beiden Veroneser“, an „Maß für Maß“, an „die Komödie der Irrungen“, an „Cymbelin“, an „Wie es Euch gefällt“ und an die prächtigste und geistvollste aller Komödien (das ist unser Herzenswunsch von jeher gewesen) an „Liebes Leid und Lust“ heranwagen. Frau Moser-Sperner wäre gewiß eine gute Rosalinde und Herr Barnay ein geistreicher Prinz Biron.

Frau Moser hat uns die poetische Rede von der Gnade nicht recht zu Dank gesprochen, im Uebrigen war sie als Porzia feinfühlig und zart. Herr Weilenbeck spielte den Shylock ernst und leidenschaftlich, sein Gespräch mit Tubal gelang ihm noch besser als die Gerichtsscene. Ritterlich und elegant war Herr Reinau als Bassanio, lustig und ausgelassen Herr Chronegk als Graziano, dem das schöne schalkhafte Frl. Pauli als Nerissa zur Seite stand. Frl. Hedwig Dohm war eine zierliche, entführenswerthe Jessica.

F. H. Kugler.

Notizen.

Die Sommerferien sind nun wirklich da und Alles läßt annehmen, daß sie keine Störung durch erneute Kriegsgerüchte oder einen ähnlichen Hexensabbath erleiden werden. Schon jetzt herrscht überall Ruhe und die Blätter treffen im Stillen Vorkehrungen für die berufene interesselose Zeit. Es findet nur noch ein gelegentliches Geplänkel über die Frage nach den wirklichen Urhebern und Missethätern statt, welchen wir den Zeitungsspuk seit Anfang April zu verdanken hatten. Durch Zufall wurden wir auf eine Spur geleitet, deren weitere Erforschung wir den dazu bestellten und auch zunächst dabei betheiligten Personen überlassen möchten. Man weiß nämlich, daß ein sehr naher Verwandter des Vicekönigs von Aegypten in der deutschen Armee dient und in einer namhaften Hauptstadt dieses Landes sich in Garnison befindet. Dieser intelligente und tapfere Herr hörte natürlich im Kreise seiner Kameraden mancherlei von den Beunruhigungen erzählen, welche das Cadresgesetz hervorgerufen hatte. Selbstverständlich schrieb er darüber nach Hause, nämlich nach Alexandrien. Der Khedive ist seinerseits ein aufgeweckter Mann, der von dieser möglichen kriegerischen Wendung außerordentlich überrascht war. Ein Conflict zwischen Frankreich und Deutschland hätte viele seiner auf den Frieden berechneten Unternehmungen durchkreuzt. Auch konnte der Orient in Mitleidenschaft gezogen werden, ähnlich wie 1870, wo ein wichtiges Stück des Pariser Friedens in die Brüche ging. So sprach er seine Besorgnisse gegen die in Alexandrien beglaubigten Consuln und Generalconsuln der verschiedenen Staaten aus. Diese berichteten darüber an ihre Regierungen und es entstand ein Geflüster, das nach Petersburg und London reichte. Dies ist gutem Vernehmen nach der wahre Ursprung der Alarmgerüchte, die hinterher unbequem wurden und so viele widersprechende Recriminationen veranlaßt haben. Das seltsame Charivari, das neulich nach heimischer Sitte sowie in dem bewährten gesellschaftlichen Ton vor einigen berliner Gesandtschaftshotels aufgeführt wurde, hat sich offenbar an die unrichtige Adresse gewendet und hätte an den Ufern des Nil executirt werden müssen. Vielleicht läßt es sich noch nachholen. Es sollen ja jetzt viele officiöse Correspondenten a. D. existiren, die sich dazu in passender Weise verwenden ließen. Der Khedive hat möglicherweise ein solches erschreckliches Strafgericht vorhergesehen und deswegen den für Deutschland wohlgesinnten Nubar Pascha, welchen er einmal in einer Anwandlung krauser Laune fortgeschickt hatte, eiligst wieder zum Minister des Auswärtigen ernannt. Diesem wird es wohl gelingen, den erkünstelten Zorn der verschiedenen Preßbureaus zu entwaffnen und zu verhindern, daß der Vicekönig von Aegypten für die Kriegsartikel der berliner Blätter und das anderweitige Accompagnement derselben nicht ausschließlich verantwortlich gemacht werde. So wird auch der Orient wenigstens für den nächsten Sommer ruhig bleiben und für das reiselustige Touristenpublicum ist das die Hauptsache. Der Culturkampf allerdings kann nicht unterbrochen werden, aber dazu bedarf es keiner besonderen Mittel. Man kann die während der letzten Session votirten Gesetze nur ruhig anwenden lassen. Der Klerus wird dadurch schon zur Raison gebracht werden. Selbst den übermüthigsten Jesuiten dürfte es bald in Rom zu heiß werden, und vielleicht sind sie die Ersten, welche den Papst zum Auswandern bewegen. Dann braucht sich niemand mehr wegen des italienischen Garantiegesetzes graue Haare wachsen zu lassen. An einem comfortablen Asyl würde es Pius IX. niemals fehlen. Beispielsweise könnte er nach Malta gehen. Die Curie hat ohnehin diese Insel stets als ein unveräußerliches Besitzthum des Johanniterordens angesehen, das wenigstens mittelbar ihr selbst gehöre. Eines Tages wollte England die Genehmigung des Papstes für einen Bischofssitz auf Malta erlangen. Antonelli machte Schwierigkeiten und erinnerte sehr höflich daran, daß England sich dort eines illegitimen Gutes erfreue und Rom diese Usurpation nicht durch Gewährung des Sitzes indirect gutheißen könne. Ein griesgrämiger Unterhändler hätte den Streit niemals zu Ende geführt. Zum Glück war England bei jenem Vorkommniß durch einen maßvollen Diplomaten vertreten, der sich inmitten der politischen Geschäfte das kostbarste Gut dieser Welt, einen gesunden Humor, bewahrt hatte. Dieser natürlich nur officiöse Bevollmächtigte erwiderte, Antonelli möge historisch Recht haben. England sei nun aber einmal auf Malta im factischen Besitz, habe da zufällig eine Garnison, einen Commandanten und was sonst zum Schutz der Einwohner nöthig sei. Der Papst möge daher immerhin für den katholischen Theil derselben Sorge tragen. Dies leuchtete dem Cardinal Staatssecretär ein und die Sache wurde nach Englands Wünschen geordnet. So hatte sich wieder das Molière'sche Wort bewährt, daß Abkommen und Compromisse selbst mit dem Himmel nicht ausgeschlossen sind. Eine derartige Betrachtung mag der maßgebenden politischen Orthodoxie nicht ganz entsprechen. Diese Blätter sind aber auch sonst wohl ketzerischer Anwandlungen einigermaßen verdächtig. Und so werden aufmerksame Leser auch dies zu dem Uebrigen legen.

* * *

Kaspar Hauser.

Die Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 3. Juni bringt äußerst interessante Mittheilungen zur Kaspar-Hauserfrage, welche eine Seite dieser Frage mindestens ein für allemal aufklären. Die beigebrachten Documente erscheinen zum erstenmale und sind offenbar so authentisch als entscheidend. Man weiß, daß wie für das Räthsel der „eisernen Maske“ so für das Räthsel von Kaspar Hauser die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden sind. Eine der verbreitetsten war die, nach welcher der räthselhafte Junge der Sohn des Großherzogs Karl von Baden und der Großherzogin Stephanie sein sollte, welcher am 29. September 1812 geboren, am 16. October desselben Jahres geraubt und durch ein andres, todtes oder sterbendes Kind ersetzt worden sein sollte. Die That wurde der Reichsgräfin Hochberg, der zweiten Gemahlin und Wittwe Karl Friedrichs, der Großmutter von Großherzog Karl zugeschrieben, welche dadurch die Krone ihrem Sohne, dem nachherigen Großherzog Leopold, dem Vater des jetzt regierenden Großherzogs, habe zuwenden wollen. Von allen unbefangen Urtheilenden war diese abenteuerliche Hypothese immer als äußerst unnatürlich angesehen worden: denn nicht allein lebten 1812 die beiden Onkel des Großherzogs Karl noch und waren erst, der eine 49, der andere 56 Jahre alt; auch kam einer derselben, freilich ohne directe Nachkommenschaft zu hinterlassen, wirklich auf den Thron; sondern der regierende Herzog Karl war erst 26, seine Gemahlin 23 Jahre alt, konnten also noch auf andre Kinder rechnen — wie denn die junge Großherzogin in der That im folgenden Jahre 1813 einer Prinzessin und später (1817) einer zweiten Prinzessin das Leben gab. Die That hätte also voraussichtlich öfter wiederholt werden müssen und selbst bei wiederholtem Gelingen hätten noch die Oheime des Anrecht auf den Thron gehabt. Zudem war es schier undenkbar, daß ein in Convulsionen liegendes und folglich wohl nicht sehr stilles Kind am hellen Tage in ein von allen Seiten frei stehendes, überall von Schildwachen und Dienern umstelltes Schloß durch volle Vorzimmer unbemerkt hätte hineingetragen werden können. — Nun wird aber von der „Allgemeinen Zeitung“ der unwiderleglichste Beweis geliefert, daß sechs Personen bei der Nothtaufe zugegen waren, darunter der Großherzog selber, zwei Aerzte, die Hebeamme, welche die Nothtaufe vollzog, der Oberkammerherr und der Hofmarschall. Alle diese sechs Personen hätten auf eine Stunde lang die Großherzogin in bewußtlosem Zustande allein lassen müssen, um die Einführung eines sterbenden Kindes möglich zu machen, und dann das Kind, das sie alle sechs seit 17 Tagen täglich gesehen hatten, in dem neuhereingebrachten sterbenden Kinde wiedererkannt haben. Man sieht, es fehlte nicht an Zeugen, und an Zeugen, die ein

Digitized by Google

Interesse hatten, sich nicht täuschen zu lassen. Das überzeugende Document, welches der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" im Original vorgelegen, besteht in dem amtlichen Protokoll der Nothtaufe vom 16. October 1812. Durch dasselbe werden die zwei folgenden, von gedachtem Blatte mitgetheilten Actenstücke beinahe überflüssig; das eine ist das Protokoll über die Section der Leiche, bei welcher neun Aerzte, ein Staatsminister, ein Offizier und ein Cabinetssecretär zugegen waren. Die beiden Leibärzte, welche das Kind seit vierzehn Tagen täglich gesehen hatten, fanden auch jetzt, so wenig wie vorher der Vater, die Unterschiebung heraus. Das dritte Document endlich ist das über die Bewachung der Leiche vom Augenblicke des Todes bis zur Beerdigung, die Waschung, Bekleidung, Sarglegung desselben. Alles in Gegenwart zahlreicher hoher und niederer Bediensteter, Aerzte, Militärs, Wartefrauen u. s. w. Man sieht, „daß die Thäter des Verbrechens es an keiner Sorgfalt fehlen ließen, jeden Zeugen fern zu halten", wie die „Frankfurter Zeitung" vom 24. März 1875 insinuirt. — Und hiermit würde denn dieser phantastischen Hypothese für immer aller Boden entrissen und hoffentlich wird sich die Phantasie der Criminalisten und Geschichtsforscher nun auf andre Combinationen werfen. Denn die Deutschen werden hoffentlich nicht hinter den Franzosen in der Erfindungs- und Combinationsgabe zurückbleiben wollen, welche ihnen bis jetzt etwa zwei Dutzend verschiedene Hypothesen über die eiserne Maske inspirirt hat, deren jede viel plausibler war, als die Feuerbach'sche vor der Mittheilung der Augsburger „Allg. Ztg.", die dem ganzen eitlen Gerede ein Ende macht.

K. H.

* * *

Als Glosse zur Stephan'schen Sprachreinigung kann die nachstehende Mittheilung dienen. In der 1663 zu Nürnberg gedruckten Ausgabe des Freiherrn von Kuefffstein deutscher Uebersetzung der „Diana" von Monte-Major (berühmter spanischer Schäferroman) steht in der „Schlußerinnerung zum andern Theil" zu lesen: — Biß hieher hat der Wolgeborne Freyherr von Kuefffstein die Uebersetzung der schönen Diana gebracht, und seinen Namen, der ohne dieses Werck vorlängst wäre vergessen worden, bey der Teutschliebenden Nachwelt preis- und rühmlich gemachet. Welcher Gestalt seine Dolmetschung beschaffen, ist zu ersehen aus dem ersten Bogen des andern Theils dieses Wercks. Wolermeldter Herr Dolmetscher hat das Teutsche mit allerhand fremden Wörtern durchmenget, nach dem bösen Gebrauch bey Hof, der noch heut zu Tag bey vielen für ein gutes Gesetz gelten will: Weil aber die erste Uebersetzung der Arcadia und Ariana ob solcher Menglingssprach verächtlich, ja mit des Verlägers grossen Schaden unverkäuflich worden; ist auch bey dieser schönen Diana zweyten Auflegung, wie bey jetzt gedachten Schäfer-Gedichten die Reinlichkeit unserer geehrten Muttersprache beobachtet, uñ von dem unnöthigen fremden Wörterhand abgesondert, zu bemerken. Wir Teutsche solten billiches Bedenken tragen, aus unserer Uralten Helden-Sprache einen solchen Bettlers-Mantel zu machen, und bald Latein, bald Französisch, bald Welsch, oder Spanisch mit einzulumpen, in Betrachtung keine unter besagten Sprachen unsere Teutsche Wörter den ihrigen untermenget. Hat diese unverantwortliche und ungegründte Gewonheit bey langwirgen Kriegszeiten überhand genommen, so kan sie doch von redlichen Teutschen und Liebhaberen der Ehre ihres Vaterlandes, nach und nach wiederum abgethan und hintertrieben werden. — — — — Solte der höchste GOTT den lieben Frieden verleihen, so könte die Teutsche Sprache höher als alle andere gebracht werden: Inzwischen ist zu verwundern, daß auch mitten in diesem Jammer-Krieg die Musen ihren Ehren-Sitz erhalten, und durch die rasende Waffen nicht unterdrücket und aller Orten verjaget worden.

Fritz Krauß.

* * *

Vom Büchertisch.

Oettinger, Ed. M. Moniteur des dates contenant un million de renseignements biogr., généalog. et histor. Dresde 1866 ff. 6 Bde. — Supplément par Dr. H. Schramm. I. VII. VIII. Lfg. I. II. A—M. Leipzig, Hermann 1873. Wer von uns hat nicht Ed. M. Oettinger gekannt, den Dichter der 100000 Teufel und des Buchs der Küsse, den Verfasser des Narrenalmanachs, nach dem sich der Leipziger Prinz Carneval heute vergeblich umsieht, den scharfen Kritiker und unerbittlichen Theaterrecensenten, den fruchtbaren Romanschreiber und Humoristen? Wie mag es kommen, daß er so bald vergessen ward, daß drei Jahre nach seinem Tode (er starb den 26. Juni 1872) höchstens noch von seinen nähern Bekannten und Freunden seiner gedacht wird, während sein Name fast ganz aus dem literarischen Verkehr verschwunden ist? Darauf ist leicht zu antworten, er hatte sich durch seine scharfe Zunge, seinen beißenden Spott, seinen kaustischen Humor so viele Feinde unter den deutschen Schriftstellern gemacht, er hatte die literarischen Cliquen durch die schonungslose Art, wie er ihr gegenseitiges Protectionswesen öffentlich brandmarkte, dermaßen gegen sich aufgebracht, daß das Beste, was er von ihnen nach seinem Tode zu erwarten hatte, darin bestand, daß sie ihn auch literarisch todtschwiegen. Dies haben sie denn redlich gethan und so ist es gekommen, daß sein Moniteur des dates, den die „Times" vom 11. Jan. 1873 ein gigantic and unique work in completion of this country etc. und die „New-York Nation" vom 18. Juli 1872 einen Leviathan von Fleiß nennen, in keiner Weise den Absatz fand, den das Buch, wäre es aus einer andern, weniger mißliebigen Feder geflossen, sicher gehabt hätte. Oettinger hatte in seiner langen schriftstellerischen Laufbahn — er war ja auch einmal Journalist und Publicist und leitete als Redacteur eine leider zu früh eingegangene politische Zeitung, „Echo der Zeit" — oft die Bemerkung gemacht, daß es trotz der Menge der sogenannten Conversationslexica doch an einem universalen kurzen biographischen Werke fehle, welches die hauptsächlichsten Daten aus dem Leben irgendwie hervorragender Personen aus allen Zeiten, Ländern und Ständen in gedrängter Kürze enthalte, also eine wirkliche Biographie universelle oder générale sei. Er hatte nun seit mehr als 20 Jahren zu einem solchen Sammelwerke Notizen zusammengetragen und wollte damit im J. 1865 vor das Publicum treten. Allein da stellte sich ihm ein Hinderniß entgegen, an welches er wohl kaum gedacht hatte: kein deutscher Buchhändler wollte es in Verlag nehmen, weniger wohl darum, daß man keinen Absatz erwartete, als deswegen, weil er kurz vorher in einem allerdings sehr bittern, theilweise wohl nicht ganz gerechtfertigten Ton das Verhalten der deutschen Verleger ihren Autoren gegenüber beleuchtet und die ganze Corporation verurtheilt hatte. Er entschloß sich also, um nicht die Frucht jahrelanger Vorarbeiten ganz zu verlieren, sein Werk auf eigene Kosten herauszugeben und in Selbstverlag zu nehmen. Möglicherweise wäre es ihm aber doch gelungen, seinem Buche, welches namentlich für Zeitungsleser einem oft empfundenen Bedürfniß abhelfen sollte, im Publicum Eingang zu verschaffen, wäre nicht das Erscheinen der ersten Lieferungen mit dem Kriegsjahre 1866 zusammengefallen. Daß zu einer solchen Zeit Niemand an's Bücherkaufen dachte, versteht sich von selbst und so kam es, daß nach Beendigung des Krieges Viele, die vielleicht das Buch in Lieferungen erworben hätten, sich durch den inzwischen wesentlich erhöhten Preis abschrecken ließen es zu kaufen. Gleichwohl ließ sich Oettinger nicht abhalten, die größten Opfer für das Forterscheinen seines Lieblingswerkes zu bringen, und da im Laufe der Jahre der Absatz sich nur in geringem Maße vergrößert hatte, so konnte es nicht fehlen, daß, als dasselbe endlich in 6 Bänden vollendet war, der unermüdliche Arbeiter nicht nur für seine Mühe keinen Lohn geerntet, sondern auch sein ganzes Vermögen zugesetzt hatte. Kummer und Sorgen warfen ihn auf's Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstehen sollte; er starb ganz so, wie der „arme deutsche Poet" zu sterben pflegt; und hinterließ eine trauernde Wittwe, die die Entbehrungen seiner letzten Jahre, seine bittere Enttäuschung mit ihm getheilt hatte. (Ich weiß nicht, ob eine der beiden bekannten Stiftungen sich der Verlassenen bis jetzt angenommen hat.) Kurz vor seinem Tode hatte Oettinger einem jungen Dresdner Gelehrten, Herrn Dr. H. Schramm, der ihm in den letzten Jahren seines Lebens auf das uneigennützigste zur Seite stand, die Vollendung des von ihm bereits begonnenen Supplementbandes (Bd. VII. des Gesammtwerkes) übertragen. Derselbe hat sich dieses Auftrags auf die rühmlichste Weise unterzogen, lediglich aus Liebe zur Wissenschaft, um das Werk seines ältern Freundes in möglichst verbesserter Form, von allen Schlacken gereinigt wahrhaft nutzbringend zu machen. Es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man seine Mühewaltung als eine wahre Herkulesarbeit bezeichnet. Namentlich kam Dr. Schramm öfters in die Lage, auch Professoren um biographische Auskunft zu bitten und mußte die Erfahrung machen, daß einige dieser Herren so unhöflich waren, gar nicht zu antworten. Einige Versehen mögen trotz allem noch in dem Werke haften geblieben sein; aber alles in allem genommen, ist das Werk ein vortreffliches Hülfsmittel, das auf dem Arbeitstische jedes Gebildeten seine Dienste thun würde.

Th. Gräsle.

Digitized by Google

Inserate.

Johannes Scherr's neueste Schriften.

Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig (zu beziehen durch jede Buchhandlung).

Menschliche Tragikomödie.
Gesammelte Studien und Bilder
von
Johannes Scherr.
Drei starke Bände. — Preis 18 M.

1848.
Ein weltgeschichtliches Drama
von
Johannes Scherr.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Zwei starke Bände. Preis 13 M.

Soeben ist erschienen:
Am Fuße des Ortler.
Die Kriegs-Kameraden.
Der Irre.
Drei Novellen von **Emil Taubert.**
Preis geheftet 6 Mark.
Verlag von Franz Vahlen in Berlin, W., Mohrenstraße 13/14.

VICTORIA
ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Carl Heymann's Verlag in **Berlin,** S. W.
(Rechts- und staatswissenschaftlicher Verlag.)

Soeben erschien:
Dr. L. Geßner, Kaiserl. Legations-Rath,
Zur Reform des Kriegs-Seerechts.
Preis 1 M. 50 Pf.
Diese Schrift des berühmten Verfassers des „Droit des neutres sur mer" beabsichtigt dem Reformbedürfnisse Ausdruck zu geben, welches für den Seekrieg längst anerkannt ist, und plaidirt mit großem Geschick für eine Lösung im Sinne der Humanität. Wir empfehlen dieselbe allen Politikern und Gebildeten aller Stände.

Die Zeitschrift
des
Königl. Preuss. Statistischen Bureaus.
Redigirt von dessen Director **Dr. E. Engel.**
erscheint gegenwärtig in ihrem **fünfzehnten** Jahrgange. Sie hat sich bei ihrer Begründung im Jahre 1860 folgende Aufgaben gestellt und dieselben jederzeit zu erfüllen gestrebt:
1. Veröffentlichung des neuesten durch die Arbeiten des königlichen statistischen Bureaus zu Tage geförderten Stoffes aus der preussischen Monarchie und deren Theilen; 2. Besprechung wichtiger, das Interesse der Gegenwart berührender staatswirthschaftlicher und staatswissenschaftlicher Fragen, so weit ihnen messbare Thatsachen zu Grunde liegen; 3. Vergleichung der Zustände Preussens und seiner Gebietstheile unter sich selbst, sowie der preussischen Zustände mit den entsprechenden anderer Länder; 4. Fortbildung der Theorie und Technik der Statistik; 5. Besprechung wichtiger literarischer Erscheinungen statistischen Inhalts; 6. Repertorische Nachweisung der amtlichen und nichtamtlichen staatswissenschaftlichen Literatur des In- und Auslandes.
Der Preis der jährlich in 4 Vierteljahrs-Heften von zusammen wenigstens 60 Bogen Imperial-Quart erscheinenden Zeitschrift beträgt 10 Mark für den Jahrgang; dieselbe kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt, sowie auch unmittelbar von der unterzeichneten Verlagshandlung bezogen werden.
Berlin, S. W., Lindenstrasse 31/32, den 10. Mai 1875.
Verlag des Königlichen Statistischen Bureaus.
(Dr. Engel.)

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen:
Sophocles, Koenig Oedipus. 3. Ausgabe.
Antigone. 2. Ausg. und **Oedipus auf Kolonos.** 2. Ausg., nach neuen Grundsätzen der Prosodie bearbeitet von **Dr. Eduard Eyth.** 18°. brosch. à 80 Pfg.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**
Soeben erschien:
Neue Lieder
von
Conrad v. Prittwitz-Gaffron.
gr. 8°. Elegant brochirt. Preis: 4 M.
Sehr elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt Preis: 6 M.
Was schon beim Erscheinen der **ersten Sammlung** der „Lieder" des Verfassers Seitens der Kritik hervorgehoben wurde: tiefer, innig empfundener Inhalt, in vollendete Form gegossen — bekundet auch in den „Neuen Liedern" das hohe Talent des Dichters, der mit Recht als Nachfolger eines **Platen** und **Strachwitz** gerühmt wird.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Otto Gülker & Co.** in **Berlin** (zu beziehen durch jede Buchhandlung):
Geschichte der Stadt Brandenburg a. H. und der Umgegend.
Von **Richard Schillmann,**
Oberlehrer an der Saldern'schen Realschule.
Angefähr 12 Lieferungen, à 50 Pf.
Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:
Heidnische Vorzeit (m. Karte). — Urgeschichtliches. — Die Germanen. — Die Semnonen. — Physiognomie des Havellandes. — Brennaburg. — Heidnisch-germanische Nachklänge in der Sage. — Kampf der Wenden und der Deutschen. — Brandenburg ein Bischofssitz. — Untergang der deutschen Herrschaft im Wendenlande. — Friedlichere Verhältnisse zwischen Wenden und Deutschen. — Das wendische Brandenburg. — Wanderung durch 37 heidnische Grabstätten (mit drei Tafeln).
Uebergangszeit: Albrecht der Bär. — Albrecht und Prebislaw. — Prebislaw und Bischof Wigger. — Die Marienkirche. — Letzter Kampf um Brandenburg, Jaczko. — Bischof Wilmar stiftet das Domkapitel. — Die Petrikapelle und der Dom. — Brandenburg eine deutsche Stadt. — Burg, Altstadt u. Neustadt. — Die deutsche Colonisation. — Rückblick und Vorblick.
Christliches Mittelalter. — 1. Aeußere Geschichte. — Unter den Askaniern.

Zur gefälligen Beachtung für unsere Leser.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten, sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die „Gegenwart" abonniren wollen, *die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das* dritte Quartal *gefälligst umgehend zu erneuern* resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal **4 Mk. 50 Pf.** *Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an und besorgen auch, sowie die unterzeichnete Expedition, im Fall der Aufenthaltsveränderung während der Sommermonate* die Nachsendung unter Kreuzband.

Original-Einbanddecken in Leinwand
(dauerhaft und elegant — mit blinder und vergoldeter Pressung)
zu dem mit No. 26 geschlossenen VII. Bande der *Gegenwart*, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pf.** *durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 26. Juni 1875. Band VII.

N. 26. .c. 295 v. 7 m. 26

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die politische Zukunft Frankreichs. Von Leopold Richter. — Die zweite Kammer der holländischen Generalstaaten. Von Th. Wenzelburger. — **Literatur und Kunst:** Zur Lenorensage. Von Moriz Carriere. — Das neueste patriotische Drama in Frankreich. Von Paul Lindau. — Ein Künstlernachlaß. Von Josef Schrattenholz. II. — Der Pariser „Salon" von Albertus. III. — **Verschiedenes:** Ein römischer Cardinal und ein deutscher protestantischer Professor. Von Joseph Kolkmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg". Besprochen von F. H. Kugler. — Notizen. — Inserate.

Die politische Zukunft Frankreichs.

Von **Leopold Richter.**

Seit dem Fall des Kaiserthums, d. h. seit nun bald fünf Jahren, herrscht die Republik in Frankreich. Alle Versuche, diese Staatsform umzustürzen, sind bis jetzt gescheitert. Trotz der Schwäche der republicanischen Regierung, einer Schwäche, die manchmal bis zu vollständiger Hülflosigkeit ausartete, ist das republicanische Princip stark genug gewesen, um die von den Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten gegen dasselbe gerichteten Angriffe mit Leichtigkeit zurückzuschlagen. Selbst an dem Tage, an dem Herr Thiers, der Präsident der Republik, der sogenannten Majorität vom 24. Mai, einer streng und ausschließlich monarchischen Coalition, unterlag, selbst an diesem Tage ist die Republik nicht ernsthaft gefährdet gewesen. — Der Marschall Mac Mahon, ein Mann, von dem ganz allgemein gesagt wird, daß alle seine Sympathien für die Monarchie seien, und in dessen Umgebung die Furcht vor der Republik und die Verachtung alles Republicanischen unverhohlen ausgesprochen wird — der Marschall Mac Mahon ist durch die Verhältnisse gezwungen worden, in die Fußtapfen seines republicanischen Vorgängers zu treten und das Heil des Landes sowie die Sicherung seiner persönlichen Stellung in der Consolidirung der gehaßten Republik zu suchen. Das republicanische Princip hat in Frankreich eine außerordentliche Lebenskraft an den Tag gelegt; — die Vertheidiger der monarchischen Principien dagegen haben sich als vollständig machtlos erwiesen; — und doch wagt kein französischer Republicaner aufrichtig zu hoffen, daß die von ihm bevorzugte Staatsform auch in Zukunft in Frankreich fortbestehen werde; — und doch sind die Monarchisten, obgleich sie seit fünf Jahren täglich an Terrain verloren haben, weit entfernt, eine Entmuthigung, wie sie durch die Umstände gerechtfertigt wäre, zu zeigen. Sie fahren im Gegentheil unausgesetzt fort, neue Versuche zur Schwächung und zum Umsturz der Republik und zur Widerherstellung der Monarchie zu machen.

Die Zukunft Frankreichs — und es ist hier nur von der nächsten Zukunft die Rede — ist eine so verwickelte, geheimnißvolle und unsichere Frage, wie sie sich der größte Freund schwieriger Räthsel nur wünschen kann: Oedipus würde dabei seine Weisheit verloren haben. Der Zweck dieses Aufsatzes ist nicht, eine sichere Lösung des Problems zu erstreben. Die verschiedenen politischen Parteien, welche sich heute die Macht in Frankreich theilen und welche sich einen erbitterten Kampf um die Oberherrschaft in der Zukunft liefern, sollen einer unbefangenen Prüfung unterworfen werden. Die Schlußfolgerungen, zu denen der Verfasser in Folge dieses Examens gelangt, beanspruchen nur denjenigen Grad von Glaubwürdigkeit, der einer ehrlichen und gewissenhaften Speculation gezollt werden darf.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit des französischen Geistes ist seine große Leitungsfähigkeit. Niemand gehorcht im Grunde leichter als der auf der Oberfläche stets zur Opposition geneigte Franzose. Diese Leitungsfähigkeit entspringt theilweise seinem Skepticismus und seiner geistigen Regsamkeit.

Der Franzose hat ein Sprüchwort: „Il n'y a que des sots pour ne jamais changer d'opinions". Der Franzose ist durchaus kein „sot", kein einfältiger Mann; er ist im Gegentheil ein an Meinungen reiches Individuum, und es kommt ihm gar nicht darauf an, einige Meinungen mehr oder weniger zu besitzen. Er verzichtet auf dieselben mit derselben Leichtigkeit, mit der er sich neue Meinungen zu schaffen im Stande ist. Der schwerfälligere Germane hängt dagegen mit einer Zähigkeit an der einmal gefaßten Meinung, die durch die Schwierigkeit, die es ihn gekostet hat, sich dieselbe zu bilden, gerechtfertigt ist.

In einem Lande, wo die große Menge leicht zu leiten ist, haben revolutionäre Köpfe gutes Spiel. Sie können stets auf zahlreiche, wenn auch nur in höchst seltenen Fällen, auf fanatische Anhänger rechnen. Werden sie von den Umständen begünstigt, so wird es ihnen nicht schwer, sich an die Spitze einer großen Bewegung zu schwingen. Der laute Enthusiasmus, mit dem die Menge ihnen dann folgt und der im Grunde nur Skepticismus ist, wird sodann von dem oberflächlichen Beobachter leicht für das Gegentheil davon, nämlich für Fanatismus oder Leidenschaftlichkeit gehalten. Die Franzosen sind nicht leidenschaftlich. Sie sind die kühlsten Verstandesmenschen Europas, und sie erscheinen im großen Ganzen vollständig unfähig, irgend einem Regierungsprincipe mit fanatischer Aufopferung, mit leidenschaftlicher Ergebenheit zu huldigen. Seit der Revolution von 1789 haben sie die Republik, das Kaiserthum, die legitimistische und constitutionelle Monarchie, eine zweite Republik, ein zweites Kaiserthum und endlich die dritte, die heutige Republik — haben sie alle diese verschiedenen Regierungsformen und die Männer, die ihnen dieselben octroyirten, mit gleichem Jubel bewillkommt, mit gleicher Unterwürfigkeit bedient und später mit gleicher Heftigkeit beschimpft. Daß es in Frankreich viele edle Männer gibt, welche von der allgemeinen Regel abweichen und mit unverbrüchlicher Treue an bestimmten Principien festhalten, bedarf kaum der Erwähnung. Es sei hier nur angeführt, um den Verfasser gegen die Anklage einer einseitigen und ungünstigen Beurtheilung des französischen Geistes zu schützen. Das oben Gesagte bezieht sich auf das französische Volk als ein großes

Digitized by Google UNIV. OF

Ganze und erscheint, auf die Geschichte der letzen 90 Jahre gestützt, als richtig. Es ist ein Factum, daß eine jede der Regierungen, welche während dieser Periode über Frankreich geherrscht hat, ungeachtet der vollständigsten Unähnlichkeit mit den Principien und Tendenzen der unmittelbar vorhergehenden Regierung, stets zahlreiche Freunde und Anhänger in demselben großen Kreise gefunden hat, in dem alle französischen Regierungen ihre Freunde zu recrutiren pflegen.

Die republicanische Verfassung, unter der die Franzosen heute leben, ist in Bezug auf die Zahl ihrer Anhänger verhältnißmäßig wenig begünstigt. Ihre Feinde dagegen treten mit einer Entschlossenheit auf, die ihre Erklärung in beinahe vollständiger Straflosigkeit findet. Der Grund dieser Anomalie liegt einerseits in den für Frankreich so unglücklichen Verhältnissen, unter denen die dritte Republik geboren ist, anderseits aber und hauptsächlich in dem eigenthümlichen Umstande, daß der Mann, den das Votum der Nationalversammlung an die Spitze der Republik gestellt hat, — daß der Marschall Mac Mahon ein erklärter Feind der Republik ist. Wäre dies nicht der Fall, hätte Mac Mahon den patriotischen Ehrgeiz eines Washington, so würde — darüber kann kaum ein Zweifel bestehen — ein von ihm ausgeschriebenes Plebiscit über die Anerkennung oder die Verwerfung der Republik dieselbe kolossale Majorität zu Gunsten der Republik vereinigen, welche im Mai 1870 die Dynastie der Napoleons zu befestigen beabsichtigte. Trotz der ungünstigen Verhältnisse jedoch, unter denen die heutige Republik ihre Existenz fristen muß, zählt sie noch, in der Nationalversammlung sowohl wie im Lande, zahlreichere Anhänger als irgend eine andere politische Partei, allein genommen, aufweisen kann; und bei einer ruhigen Entwicklung der Dinge würde die Republik mit der Zeit alle andern politischen Parteien Frankreichs absorbiren. Die Republik hat vor der Monarchie augenblicklich den großen Vortheil, daß sie besteht, daß sie, willig oder unwillig, vom ganzen Lande anerkannt wird, und daß jede Handlung gegen dieselbe als ein Act des Hochverraths verfolgt und bestraft werden kann.

Die heutige Republik könnte auf drei verschiedene Weisen beseitigt werden: durch eine Revolution; — durch einen Staatsstreich; — oder durch ein legales Votum, welches in der neuen Verfassung, Dank der sogenannten Revisionsclausel, vorhergesehen ist.

Von einer Revolution hat die Republik wenig zu fürchten. Seitdem die Nationalgarde abgeschafft ist, sind Revolutionen in Frankreich äußerst schwierig geworden. Die erfahrenen Männer an der Spitze der Regierung wissen außerdem, daß beinahe eine jede revolutionäre Bewegung durch zweihundert zuverlässige Polizisten im Keime erstickt werden kann. Ferner ist zu bemerken, daß die Feinde der Republik, die Monarchisten, nicht die Gewohnheit haben, das von ihnen erstrebte politische Ziel durch eine Auflehnung gegen die bestehende Gewalt erreichen zu wollen. Revolutionen sind hier nur von den Republicanern zu fürchten und diese haben kein Interesse daran, die Republik zu stürzen.

Die zweite Gefahr, die eines Staatsstreiches, existirt in höherem Grade als die einer Revolution, aber doch auch nur in geringem Maße. Mac Mahon ist kein Napoleon III. Selbst seine Feinde geben zu, daß er ein schlichter Ehrenmann ist, und daß Verrath und Hinterlist nicht bei ihm zu fürchten sind. Die Möglichkeit eines Staatsstreiches kann nur unter einer Bedingung in's Auge gefaßt werden: Sollte die Nationalversammlung Beschlüsse fassen, welche dem äußerst conservativen Marschall zu revolutionär erscheinen; — sollte die Nationalversammlung das Bestehen eines conservativen Ministeriums unmöglich machen, so dürfte der Marschall, um den revolutionären Tendenzen der Nationalversammlung einen Damm entgegenzustellen, sich veranlaßt fühlen, ein extraparlamentarisches Cabinet, ein sogenanntes „ministère d'affaires" zu bilden. Er würde sich dadurch von der Nationalversammlung unabhängig erklären und der Souveränetät dieses Staatskörpers den Todesstoß versetzen. — Aber auch ein solcher Staatsstreich würde den Untergang der Republik noch nicht unbedingt zur Folge haben.

Mac Mahon beabsichtigt nicht, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen; ebenso wenig denkt er aber daran, die ihm anvertraute Stelle an der Spitze der Regierung niederzulegen. Er hat dies zu wiederholten Malen ausgesprochen, und man kann überzeugt sein, daß seine Umgebung nichts versäumt, um ihn in dieser Ansicht zu befestigen. Mac Mahon kann nur als Präsident der Regierung fortfahren weiter zu regieren; und die Republik wird deshalb, wenigstens dem Namen nach, bis zum Ende seiner Regierung fortbestehen. Weder eine Revolution noch ein Staatsstreich scheinen die Existenz dieser Staatsform sonderlich zu bedrohen.

Nach Vorstehendem würde es also gerechtfertigt sein, die nächste Zukunft Frankreichs, mit einem annähernden Grade von Wahrscheinlichkeit als eine „republicanische" zu bezeichnen. Die Revisionsclausel jedoch, welche in die jüngste Verfassung aufgenommen worden ist, stellt dies in Frage. Diese Clausel gibt den Monarchisten, unter gewissen Bedingungen, das Recht, die Wiederherstellung des Königthums oder die des Kaiserthums zu verlangen, und durch ein Votum der Kammern entscheiden zu lassen, ob ein Präsident, ein König oder ein Kaiser in Zukunft über Frankreich regieren soll. Nun kann man aber mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß die nächsten Wahlen den Republicanern, wenn auch nicht eine absolute Majorität, so doch mehr Stimmen geben werden, als einer der drei monarchischen Parteien. Es ist möglich, daß die Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten vereint in den neuen Kammern mehr Stimmen zählen werden als die Republicaner; aber selbst dieser für die Republicaner ungünstige Umstand würde die Wiederherstellung einer Monarchie noch keineswegs zur Gewißheit machen. Die Legitimisten und Orleanisten würden mit den Republicanern gegen die Wiederherstellung des Kaiserthums stimmen; die Bonapartisten hingegen würden sich zu den Legitimisten und Republicanern gesellen, sobald es sich darum handeln sollte, die Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie zu vereiteln. Die Möglichkeit einer Restauration der legitimen Monarchie ist dermaßen entfernt, daß sie, wo es sich um Betrachtungen über die nächste Zukunft handelt, nicht berücksichtigt zu werden braucht.

Zu Gunsten des Fortbestehens der Republik in Frankreich spricht demnach, daß die Republik augenblicklich besteht, und daß ein Umsturz derselben weder durch eine Revolution noch durch einen Staatsstreich, noch durch ein Votum der Kammern sonderlich zu fürchten ist. Die Bonapartisten ebensowenig wie die Royalisten können der Republik unter den augenblicklichen Verhältnissen gefährlich werden. Die einzigen Feinde, vor denen sie sich zu wahren hat, sind die exaltirten Republicaner selbst. Diese könnten durch ihre revolutionären Bestrebungen den Marschall zu einer Art Gewaltstreich hinreißen, welcher, mit Hülfe der Umstände, zu Gunsten des Orleanismus auszubeuten wäre; sodann dürften die radicalen Bestrebungen der äußersten Linken aber auch geeignet sein, die gemäßigsten Republicaner, die größtentheils verkappte Orleanisten sind, den constitutionellen Monarchisten wieder zuzuführen. Diese, die Orleanisten, deren Meinung in der Umgebung des Marschalls sehr stark vertreten ist, würden allein in der Lage sein, von etwaigen Fehlern der Republicaner zu profitiren. — Ob sie den Muth dazu haben würden, ist eine andere Frage, ist sogar sehr zweifelhaft. Aber nächst den Republicanern gehört ihnen, den Orleanisten, die Zukunft Frankreichs. Die Aussichten der Bonapartisten dürften weit geringer sein, als man im Auslande ziemlich allgemein annimmt. Der Ausfall der nächsten Wahlen wird gestatten, über diesen Punkt eine maßgebende Meinung zu bilden. In der heutigen Nationalversammlung zählt der Bonapartismus nicht einmal soviel Vertreter wie die legitime Monarchie; er wird von den Republicanern und Orleanisten unendlich weit überflügelt; und es ist kein Grund vorhanden anzunehmen, daß die nächsten Wahlen dies Verhältniß erheblich verändern werden. Auch in den zukünftigen Kammern dürften die

Digitized by Google

Republicaner und die Orleanisten numerisch am stärksten vertreten sein; bestätigt sich dies, so darf man sagen, daß die nächste Zukunft den Franzosen eine republicanische oder eine orleanistische Regierung vorbehält.

Die zweite Kammer der holländischen Generalstaaten.

Am 8. Juni fanden die Wahlen zur zweiten holländischen Kammer statt und man darf sagen, daß seit den letzten zehn Jahren die Erwartungen noch niemals so fieberhaft auf den Ausgang gespannt waren als dieses Mal. Handelte es sich ja um nichts mehr und nichts weniger als um die Frage, ob der classische Boden der Reformation ein neues Versuchsfeld klericaler Bestrebungen werden und der stärkste Damm, der hier noch die hochgehenden Wogen des ultramontanen Tobens aufzuhalten im Stande ist, die confessionslose Schule, unter der unermüdlichen Minirarbeit der verbundenen Conservativen, Orthodoxen und Klericalen einstürzen sollte?

Von Limburg und Nordbrabant natürlich abgesehen — das letztere wird hier sehr bezeichnend Kleinspanien genannt — wo nur in der Wolle gefärbte, die Blüthe der Intelligenz nicht gerade in hervorragender Weise repräsentirende Landboten möglich sind und auch ohne alle ernstliche Widerstandsversuche seitens der liberalen Partei aus der Wahlurne hervorgehen, wurde in den andern Provinzen mit einer Erbitterung um den Sieg gestritten und gerungen, wie sie eben nur bei [redacted] lebendigen Bewußtsein, daß es sich um die Entscheidung tief einschneidender Principien handelt, erklärlich ist. Man darf nur an die Thatsache erinnern, daß der noch immer nicht beendigte Krieg in Atchin und die die materiellen Interessen so empfindlich berührende Kolonialfrage dieses Mal als conservatives Agitationsmittel vollständig in den Hintergrund traten und neben dem Princip der confessionslosen Schule fast gar nicht in's Treffen geführt wurden.

Ebenso groß und begründet wie die Hoffnungen der Klericalen, waren die Befürchtungen der Liberalen. Heemskerk verdankte seinen Sturz im Jahre 1868 ebensowohl seiner zweifelhaften Haltung in der Schulfrage wie der abenteuerlichen Politik des Grafen van Zuijlen in der Luxemburger Frage, er hatte sich bereit finden lassen, den kirchlichen Parteien Zugeständnisse zu machen und wenn auch damals vom Wollen bis zum Vollbringen noch ein weiter Weg war, so war doch die angestrengteste Wachsamkeit unerläßliche Pflicht. Die Haltung des Exministers als Deputirter, wo er stets in den vordersten Reihen der Opposition stand und bei allen Abstimmungen über wichtige Fragen Hand in Hand mit den Klericalen der beiden Confessionen ging, mußte das Mißtrauen nur erhöhen, und als endlich im vorigen Jahre die liberale Partei es glücklich so weit gebracht hatte, sich in den Augen des Volkes gründlich zu desavouiren und die Gewalt den Conservativen als die reife Frucht der liberalen Selbstverstümmelung in den Schoß fiel, da ging ein Gefühl, nicht der Ueberraschung — denn diese Lösung der verworrenen Verhältnisse hatte Jeder vorausgesehen — sondern der Bangigkeit und Besorgtheit durch das liberale Lager und das Auftreten Heemskerks hatte für das letztere wenigstens die gute Folge, daß die arg in Verfall gekommene Parteidisciplin desselben wieder etwas strammer zu werden begann.

Man kann nun nicht gerade sagen, daß Heemskerk während der Zeit seiner Verwaltung, die jetzt nahezu ein Jahr gedauert hat, auch nur das Geringste gethan, um jene Befürchtungen begründet erscheinen zu lassen. Bei dem Kirchhofsstreite in Strijen, wo die katholische Kirchengemeinde sich das Eigenthum der Kirchhöfe vindicirte und deshalb den Akatholiken die Mitbenutzung derselben verweigerte, mußte er die streitenden Parteien auf den Rechtsweg verweisen und verschiedene liberale Organe haben den correcten Standpunkt des Ministers in dieser Frage mit aller Entschiedenheit vertheidigt. Sein Auftreten gegen den Gemeinderath von Maastricht und den Provincialrath der Provinz Limburg, welche die Schutterij requirirten, um bei Processionen Spalier zu bilden und „die Ordnung aufrecht zu zu erhalten", welche Beschlüsse Heemskerk einfach cassirte, fand sogar allseitige Anerkennung und ungetheiltes Lob; aber trotzdem muß der Umstand, daß die ultramontane Presse ihm seit der Zeit seines Wiederauftretens fortwährend Weihrauch streut und offen die Pläne darlegt, deren Verwirklichung sie von ihm erwartet, Bedenken erregen.

Der Minister selbst hat sich indessen vorderhand in tiefes Schweigen gehüllt und es mag als Beweis einer seltenen parlamentarischen Gewandtheit und Dialektik angeführt werden, daß Heemskerk einem orthodox-protestantischen Deputirten, der eine bestimmte Meinungsäußerung in der Schulfrage von ihm zu erpressen suchte, so zu antworten verstand, daß die Confessionellen über seine eigentlichen Intentionen nach der Antwort in derselben Unklarheit waren, wie vor der Interpellation. Auf die Dauer versagen natürlich derartige Kunststücke ihren Dienst und die Zeit muß anbrechen, wo Farbe bekannt wird.

Im antiliberalen Lager kommen im Augenblick eigentlich nur zwei Parteien in Betracht, die ultramontane und die orthodox-protestantische; die früher einst so mächtige conservative Partei führt kein selbstständiges Dasein mehr, sie ist ein Anhängsel der Ultramontanen geworden, von deren Gnade sie lebt. Die beiden kirchlichen Parteien aber gehen im Augenblick Arm in Arm und zwar, wie sie selbst mit cynischer Ehrlichkeit gestehen, nicht aus Uebereinstimmung in den beiderseits vertretenen Principien, sondern zu dem offen ausgesprochenen Zweck, die Volksschule unter den Einfluß der Kirchen zu bringen. Welche Stellung sie nach etwa errungenem Erfolge zu einander einnehmen werden, kann für Niemand, der die heterogenen Elemente, welche diese unnatürliche Wahlverwandtschaft eingegangen sind, kennt, ein Geheimniß sein; die Synode von Dordrecht und der Syllabus können auf die Dauer nicht friedlich unter demselben Dache wohnen. Es fragt sich in diesem Falle nur, wer die Rolle des den Heuwagen in die Scheune ziehenden Ochsen übernehmen wird und auf wen das Vergilische sic vos non vobis seine Anwendung findet?

Voraussichtlich werden die Jünger Calvins hier schließlich die Kosten bezahlen. Oder glaubt etwa die protestantische Kirche in Holland, die tief innerlich gespaltene, mit ihrem alle Lebensverhältnisse durchdringenden Gegensatze zwischen orthodoxer und moderner Anschauung, mit ihren Secten und Parteien, glaubt sie im Ernste, daß sie den Kampf mit der katholischen Kirche aufnehmen und siegreich zu Ende führen kann? Der numerische Nachtheil, in dem sich letztere ihr gegenüber befindet, wird durch ihre wunderbare Organisation, ihr jeder Erschütterung trotzendes festes Gefüge, ihre Schlagfertigkeit und das Genie ihrer Führer mehr als aufgewogen und vergütet. Es ist mir deshalb ein Räthsel, wie ein so tief gelehrter und gründlicher historischer Kopf, wie Groen van Prinsterer, der Führer der orthodoxen Protestanten, nicht seinen ganzen Einfluß aufwendet, um seine Partei von der schiefen Ebene, auf die sie sich begeben, zurückzurufen. Gewiß wird Niemand bestreiten wollen, daß die Absichten Groen van Prinsterers ehrlich und seine Mittel zum Zweck durchaus loyal und edel sind, und wir können es dem auf biblisch-christlichem Standpunkt stehenden Calvinisten nicht verargen, wenn sein Gewissen ihm verbietet, seine Kinder einer Schule anzuvertrauen, deren Fundament nicht ein specifisch christliches ist. Aber Frömmigkeit ohne Klugheit geht, nach des Herrn Wort, zu Grunde. Der Katholicismus macht in Holland reißende Fortschritte, extensiv und intensiv, in rein protestantischen Provinzen und Gegenden hat er festen Fuß gefaßt, Kirchen erbaut, Schulen gestiftet und Proselyten gemacht. Nun denke man sich einmal die Confessionslosigkeit der Schule beseitigt, die katholische und protestantische

Digitized by Google

Kirche theilen sich in den Besitz derselben, in jedem Orte, in jeder Stadt wird auf diese Weise eine Concurrenz eröffnet, mit welchen Mitteln wollen alsdann die Protestanten gegen die Ultramontanen ankämpfen? Auf das specifisch protestantische Kirchenbewußtsein darf man in diesem Falle nicht rechnen, wir leben im 19., nicht mehr im 16. und 15. Jahrhundert, wo das religiöse Element das öffentliche Thun und Treiben beherrschte, der gemeine Mann und noch weniger der Gebildete erhitzt sich heute für religiöse Fragen und Interessen nicht. eben in hohem Grade, wenn er nicht etwa durch künstliche Mittel, wie sie die katholische Kirche in ausgedehntester Weise anwendet, fanatisirt wird — und so bleibt der protestantischen Kirche schließlich nichts übrig, als die Faust im Sacke zu machen.

Für die eben geäußerte Ansicht liefert die ultramontane Taktik, namentlich wenn man sie mit der orthodoxen vergleicht, den unumstößlichsten Beweis. Bei den Gemeinde-, Provinzial- und Kammerwahlen, namentlich bei den letztern, stellen die Orthodoxen überall, auch wo nicht einmal an die Möglichkeit des Sieges gedacht werden kann, einen eigenen Candidaten auf, um — „zu zeugen"; daß jemals aus diesem Lager eine Stimme auf einen Ultramontanen oder gemäßigten Katholiken — sofern dieses Wort in Holland keine contradictio in adjecto ist — gefallen wäre, ist noch nie dagewesen. Ganz anders die Ultramontanen. Wo sie die unbestrittene Obermacht haben, wie in Nordbrabant und Limburg, werden natürlich nur Vollblut-Ultramontane aufgestellt und gewählt, in den andern Provinzen, namentlich in Süd-Holland, Nord-Holland, Groningen, Friesland bleiben sie entweder zu Hause und enthalten sich der Abstimmung vollständig oder sie schaaren sich an die Seite ihrer Todfeinde — der Orthodoxen und verhelfen manchmal dem Candidaten derselben zum Sieg. In Arnheim, wo die Aufstellung eines eigenen Candidaten doch nichts gefruchtet hätte, stimmten bei der letzten Abgeordnetenwahl alle Katholiken für einen Orthodoxen, der kurz vorher in einer Broschüre auf die Gefährlichkeit der Ultramontanen, ihre kolossale Machtentfaltung, sowie die Beherrschung der öffentlichen Schulen in Herzogenbusch durch dieselben aufmerksam gemacht hatte! Eine so exacte Disciplin, ein solch' feiner politischer Instinct leitet diese Partei, daß sie über eine persönliche Beleidigung hinwegsieht und dem ihr in der innersten Seele verhaßten Orthodoxen die Stimme gibt, nur weil er als Abgeordneter denselben Zweck verfolgt wie sie, nämlich die Aufhebung und Vernichtung der confessionslosen Schule. Dagegen hat man von orthodoxen Protestanten, welche die Liberalen in ihrem Kampfe gegen römisch-jesuitische Anmaßungen unterstützt hätten, noch nichts vernommen. Im ultramontanen Lager ist man sich seines Endzieles eben mit vollständiger Klarheit bewußt und man weiß hier recht gut, daß die erste Bedingung zur Verwirklichung des hochfliegenden Wortes: „hereditatem patrum nostrorum revindicamus" — des Mottos eines hiesigen klericalen Journals — die rückhaltslose Ueberantwortung der Schule an die Kirche ist.

Diese Taktik, die Orthodoxen gewissermaßen als Mauerbrecher und Sturmböcke gegen den Liberalismus zu gebrauchen, hat die ultramontane Partei in der letzten Zeit auf die glänzendste und unübertrefflichste Weise bewährt. Man erkennt dabei namentlich, wie grell der Unterschied ist zwischen dem rohen, polternden Auftreten der Orthodoxen, die so plump als möglich mit der Thüre zum Hause hereinfallen, dummgutmüthig für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen suchen und in der Regel mit gründlich verbrannten Fingern abziehen, und den aalglatten, sich an die gegebenen Verhältnisse anschmiegenden und nur das zunächst Erreichbare mit unverwandtem Blicke verfolgenden Ultramontanen. Die holländische Verfassung bestimmt: „Ueberall wird von Staatswegen genügender Unterricht gegeben", d. h. der Staat ist verpflichtet, überall für die Errichtung von Schulen, welche dann dem Gesetz zufolge nur confessionslose sein können, zu sorgen. Die israelitischen Trompeten und Posaunen, unter deren Schall die Mauern von Jericho stürzten, haben gewiß keinen größeren Lärm gemacht als das einstimmige Schlachtgeheul, mit dem man auf orthodoxer Seite dieser Verfassungsbestimmung den Garaus zu machen bestrebt war. Im Gegensatz dazu erklärten die ultramontanen Journale, die mit feinem Scharfblicke sofort erkannten, daß eine so radicale Forderung die Reihen der Liberalen nur verstärken werde, laut, daß sie mit jener Bestimmung vollständig einverstanden seien, an eine Elimination derselben nicht im entferntesten dächten, sondern nur über die praktische Ausführung des Gesetzes in liberalem Geiste zu klagen hätten. Bald darauf sollte der orthodoxen Partei wieder die Gelegenheit werden, sich noch einmal und zwar viel gründlicher lächerlich zu machen. Eines Tages trat nämlich der „Standard", das Hauptorgan derselben, mit der sog. „Restitutionsforderung" auf, d. h. man verlangte nichts weniger, als daß der Staat denjenigen, welche von der confessionslosen öffentlichen Schule gewissenshalber keinen Gebrauch machen könnten, für dieselbe aber als Steuerzahlende ebenso, wie die sie Gebrauchenden, bezahlen müßten, einen Theil des von ihnen bezahlten Betrages zurückerstatten möge, damit sie mit diesem Schulen nach ihrem Herzen errichten könnten. Die Klericalen waren mit dieser Forderung vollständig einverstanden, um so mehr, als der Ursprung dieses Restitutionsgedankens wahrscheinlich bei ihnen und nicht im orthodoxen Lager, wo das Arsenal des Denkvermögens ziemlich traurig bestellt ist, zu suchen ist. Sie hüteten sich aber wohl vor einer unzeitigen praktischen Verwerthung dieses Princips in der parlamentarischen Arena, und als bald darauf der Führer der Orthodoxen, der Exdomine Kuijper, ein wahrer Ochsenziemer in der Hand des Herrn, gegen die ungläubigen Philister in der zweiten Kammer seine Restitutionsforderung in paradiesischer Nacktheit, ohne irgend welches von den reellen Verhältnissen und Umständen geforderte Feigenblatt hinstellte, da hüteten sich die intelligenten katholischen Abgeordneten wohl, dem unverdrossenen Rufer im Streit, der seinen Gegner Heemskerk trotz aller Mühe nicht zum Stehen bringen konnte, zu Hülfe zu eilen, und das Restitutionsprincip war von dieser Stunde an begraben; hätte es Berücksichtigung gefunden, so hätten die Klericalen die Früchte orthodoxer Bemühungen ebenfalls mitgeerntet, so aber blieb für die Orthodoxen die Blamage, allein und ungetheilt, übrig. Mit demselben Recht hätten die Bewohner der Provinz Seeland Restitution für die Eisenbahnen, die sie nicht haben, also auch nicht benützen können, oder die Bewohner von Gelderland für die Unterhaltung der Seedeiche in Nordholland, die sie bezahlen müssen, ohne sie zu gebrauchen, fordern können.

In einem Punkte aber stehen Orthodoxe und Ultramontane vollständig ebenbürtig neben einander: in der Anwendung der Mittel, um zum ersehnten Zweck zu gelangen, ist die eine Partei ebenso wenig scrupulös wie die andere; man lügt, verdreht, entstellt, vergrößert, verkleinert, leugnet und bejaht, alles — in maiorem Dei gloriam. Eines dieser Meisterstücke hat die orthodoxe Partei bei den letzten Wahlen in Middelburg geliefert. Dieser Bezirk war bis jetzt durch einen der ausgezeichnetsten Abgeordneten, die das Land überhaupt besitzt, vertreten worden, durch Tack van Portoliet; als Berichterstatter in den Commissionen war er geradezu unentbehrlich, einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankt die Provinz ihm, und dennoch mußte er fallen, weil er ein feuriger und überzeugungstreuer Anhänger der confessionslosen Schule war. Und welche Mittel wurden zu seinem Sturze gebraucht! Domines reisten den Bezirk auf und ab, um die Wähler christlich zu bearbeiten; einer derselben, ein Fanatiker vom Schlag eines Großinquisitors, fuhr auf einem Wagen, bespannt mit dem Füllen der lastbaren Eselin, bei jedem Bauer vor, denuncirte Tack als einen Atheisten und Gottesleugner und machte den Bauern weis, sie müßten 10 Millionen für Unterrichtszwecke bezahlen, wenn sie einem Liberalen ihre Stimme gäben. Das wirkte und die personificirte Unfähigkeit wird von Middelburg in die zweite Kammer abgeordnet. Und angesichts

Digitized by Google

solcher Thatsachen haben orthodoxe Organe noch die eherne Stirn, von illoyalen Mitteln zu sprechen, welche die Gegenpartei angewendet habe!

Uebrigens darf man mit Zuversicht der Zukunft entgegensehen, die liberale Partei ist verstärkt aus dem Wahlkampf hervorgegangen und Heemskerk findet nur bei ihr kräftige Unterstützung. Die Bedingung derselben ist allerdings sein vollständiger Bruch mit den Confessionellen und eine offene und ehrliche Handhabung des Schulgesetzes.

Delft, Juni 1875. **Th. Wenzelburger.**

Literatur und Kunst.

Zur Lenorensage.

Das prächtige Volkslied, das uns Woldemar Kaden in Nr. 23 d. Bl. aus dem Süditalienischen und Griechischen mitgetheilt, fordert zur Vergleichung mit der ältesten germanischen Gestalt der Lenorensage und mit einer bretonischen Ballade auf. Die erstere findet sich in den Helgiliedern der Edda. Die Königstochter Sigrun ist vom mächtigen Granmar umworben, aber sie liebt den Helgi, und reitet als Walküre durch Luft und Meer, ihn zu finden, damit er sie mit dem Schwert gewinne. Bei Frekastein kommt es zum Kampf; ihre Väter, ihre Brüder fallen, Helgi verkündet ihr:

Du gewannst nicht beim Siege, es war dein Schicksal
Durch Blut zu erlangen den Liebeswunsch.

Sie antwortet:

Beleben möcht ich gern, die Leichen sind,
Aber dir zugleich im Arme ruhn.

Nur ihr jüngster Bruder war übrig geblieben; als er herangewachsen, übt er Blutrache für Vater und Brüder, und meldet Helgis Tod der Sigrun. Sie ruft ihm die Schreckensworte entgegen:

Das Schiff fahre nicht, das unter dir fährt,
Weht auch erwünschter Wind dahinter!
Das Roß renne nicht, das unter dir rennt,
Müßtest du auch fliehen vor deinen Feinden!
Das Schwert schneide nicht, das du schwingst,
Es schwirre denn dir selber um's Haupt!

Dann fährt sie fort:

Nicht sitz' ich mehr stetig zu Sewafiöll,
Frühe noch spät, daß zu leben mich freut,
Es breche ein Glanz denn aus des Fürsten Grab,
Wigblär, das Roß, renne mit ihm daher,
Den so gern ich umfinge, das goldgezäumte.

Und Odin vergönnt dem Helden Heimfahrt; Sigrun erfährt, wie er hoch zu Roß nach dem Hügel geritten, sie geht dorthin und findet den Gemahl.

Nun bin ich froh dich wiederzufinden,
Nun will ich küssen den entseelten König,
Eh du die blutige Brünne noch abwirfst.
Das Haar ist dir, Helgi, in Angstschweiß gehüllt,
Ganz mit Grabesthau übergossen der König;
Die Hände sind urkalt dem Eidam Högnis;
Was bringt mir, Gebieter, die Buße dafür?

Helgi versetzt:

Du Sigrun bist Schuld von Sewafiöll,
Daß Helgi trieft vom thauenden Harm.
Du vergießest, Goldziere, grimme Zähren,
Sonnige, südliche, eh' du schlafen gehst;
Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Auf die eiskalte, angstbeklommene.

Sie bereitet ein Bett im Hügel:

Ich will dir im Arme, Edling, schlafen,
Wie ich dem lebenden Könige lag! —
„Nun darf uns nichts unmöglich dünken,
Früh noch spät zu Sewafiöll,
Da du dem Entseelten im Arme ruhst,
Im Hügel, holde Högnistochter,
Und bist lebendig, du Königsgeborne."

Als das Helgi geredet, mahnt ihn das Krähen des Morgenhahnes, die gerötheten Wege zum Himmel Odins zurückzuwandeln. Als er am Abend nicht wiederkommt, bleibt sie in Schmerz und Trauer auf dem Hügel sitzen, ihr Herz bricht, der Tod eint sie, der Walküre, mit dem Gemahl in Walhalla.

Die Rede Helgis klingt in einem schwedischen Liede und im deutschen Volksglauben nach; dort hört das Mädchen, das auf dem Grab des Bräutigams weint, die Stimme aus der Tiefe:

Bei jedem Seufzer, den du gethan,
Füllt sich mein Sarg mit Thränen an;
Und jedesmal, daß du vergnügt,
Mein Sarg mir voller Rosen liegt.

Die Ballade vom Milchbruder gehört zu den populärsten in der Bretagne; sie ist bei La Villemarqué etwas lang, der Sammler hat seine feilende und harmonisirende Hand hier minder walten lassen, als sie in andern kunstvoll durchgebildeten Gedichten zu bemerken ist. In der Uebersetzung bretonischer Volkslieder von Moriz Hartmann und Ludwig Pfau wird auch auf eine ähnliche serbische Sage hingewiesen.

Vater, Mutter, Schwester Gwennolaiks sind gestorben, nur eine böse Stiefmutter lebt und will die achtzehnjährige Jungfrau einem Stallknecht vermählen. Ihr einziger Trost war der Knabe gewesen, der mit ihr die Milch derselben Brust getrunken. Der ist hinausgezogen seit Jahren in die Fremde. Ein Ritter grüßt sie eines Tages mit der Frage: Ob sie Braut sei? Als sie es verneint, heißt er sie des Bräutigams warten, der vom Schwertesstreich in der Schlacht getroffen, krank liege, in drei Tagen und drei Wochen aber genesen sein und kommen werde, ihr Milchbruder. Aber der bestimmte Tag geht vorüber, die böse Stiefmutter läßt sie mit dem Stallknecht zum Altar treten; ein Besucher, der vom Hochzeitsfest früh heim kommt, erzählt:

Man hat sie zu Tisch geführet und darangesetzt,
Es hat sie kein Tröpflein Wasser, kein Bissen Brot gelabt.

Sie wollten sie entkleiden, da man zu Bette ging;
Den Hochzeitsgürtel zerriß sie, hin warf sie ihren Ring.

Sie ist aus dem Hause entsprungen, die Haare flogen im Wind,
Und wo sie sich verborgen, das weiß kein Menschenkind.

Nola, ihr Milchbruder, findet die Einsame. Sie schwingt sich zu ihm auf's Roß, schlingt ihre Arme um ihn und reitet mit ihm von dannen.

„Wie reiten wir schnell, mein Bruder, schon hundert Meilen gar;
Mir ist in deinen Armen so wohl wie mir niemals war.

Ist weit noch das Haus deiner Mutter? Ich kehrte nun ein so gern."—
„Mein Schwesterlein, halt dich nur feste, 's ist nicht mehr allzufern."—

Hinaus flog die Eule, wo sie vorübergesaust,
Heulend das Wild des Forstes, wo sie vorbeigebraust.

„Wie flink doch ist dein Rößlein, wie glänzend die Waffen dir stehn!
Du bist auch gewachsen, mein Bruder, seit wir uns nicht gesehn.

Du bist so schön und prächtig, ist's weit noch in dein Schloß?"—
„Mein Schwesterlein, 's ist nicht ferne, halt dich nur fest auf dem Roß."—

„Dein Herz ist zu Eis gefroren, und feucht und naß dein Haar;
Wie starr sind deine Hände, mir bangt, du frierst fürwahr!" —

„Mein Schwesterlein, halt dich nur feste, nun sind wir schon ganz nah!
Hörst du die schrillen Weisen? Die Hochzeitsspielleut' sind da." —

Digitized by Google

Und wie er das gesprochen, da macht das Rößlein Halt,
Es schauerte und bebte, es wieherte mit Gewalt.

Sie hielten auf einem Eiland, ein Tanz war an dem Strand,
Knaben und Mädchen hatten im Reigen sich an der Hand.

Sie tanzten um grüne Bäume, viel Aepfel waren drauf,
Und hinter den hohen Bergen da ging die Sonne auf.

Dort stand ein klares Brünnlein, das war von Seelen umschwebt,
Wie sie daraus getrunken, haben sie wieder gelebt.

Dort war auch Rolas Mutter und ihre Schwestern zwei,
Und alles war lauter Wonne, Gesang und Freudenschrei.

Der todte Liebende reitet mit der Geliebten nach der Apfelinsel, nach Avalon, wohin auch der verwundete Arthur entrückt wird, — in's Land der Seligen, wo die beiden mit der vorangegangenen Familie sich wiederfinden. Bürger in der Lenore läßt sie im Drang der Leidenschaft nach Himmel und Hölle nichts fragen, mit der Vorsehung hadern, das erscheint als eine tragische Schuld, und wie zur Sühne läßt sie das Leben an Wilhelms Grab: „des Leibes bist du ledig, Gott sei der Seele gnädig!" Die bretonischen wie die nordischen Lieder wissen nur von der Gewalt der Liebessehnsucht, die über das Grab hinausreicht und die Liebenden durch den Schauer der Nacht und des Todes vereint in's ewige Leben führt.

Moritz Carriere.

Das neueste patriotische Drama in Frankreich.

„La fille de Roland." Drama in vier Aufzügen vom Vicomte Henri de Bornier.

Unter den im vergangenen Winter in Paris aufgeführten Schauspielen hat das Drama „Die Tochter Rolands", das am 15. Februar d. J. zum erstenmale auf der Bühne des Théâtre Français gegeben wurde, das größte Aufsehen erregt. Die Dichtung des bis dahin vollkommen unbekannten Verfassers, des Vicomte Henri de Bornier, fand sowohl beim Theaterpublicum wie bei der Kritik eine geradezu enthusiastische Aufnahme; und ebenso bedeutend war der Erfolg dieses Werkes im Buchhandel: in vierzehn Tagen wurden sieben starke Auflagen davon vergriffen.

Der Erfolg ist ganz erklärlich: Form, Inhalt und Tendenz müssen dem gebildeten Publicum Frankreichs sympathisch sein. Das Drama ist im „großen Stile" geschrieben. Die Sprache ist sorgsam und markig. Die Verse sind volltönend und schwunghaft; und wenn sich in denselben auch ab und zu eine gewisse Vorliebe für die Phrase kundgibt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß diese Phrasen an sich sehr gelungen sind; und man begreift ohne Mühe, daß dieselben bei dem mündlichen Vortrage auf der Bühne von zündender Wirkung sein müssen.

Der Inhalt ist folgender: Ganelon, den Haß, Neid und Rachsucht zu dem schmählichen Verrathe an Roland veranlaßt haben, der bei Ronceval den Sohn seiner Frau — Ganelon hat die Wittwe Milons, Rolands Mutter, in zweiter Ehe heimgeführt — Ganelon, der Roland den Ungläubigen in die Hände geliefert und dadurch den Untergang der tapfersten Paladine Karls des Großen herbeigeführt hat — dieser von der ganzen Christenheit verfluchte Verräther hat nicht, wie man glaubt, bei Ronceval sein abscheuliches Leben beschlossen. Er ist, wie Mazeppa, auf ein ungebändigtes Pferd gebunden worden, das ihn in die Wildniß getragen hat; die Wölfe, Füchse und Raben sollten an ihm die Strafe vollstrecken, die eine Menschenhand besudeln würde. Das Roß hat seine blutende, verstümmelte, anscheinend leblose Bürde abgeworfen. Mönche haben den Elenden aufgerafft und in's Leben zurückgerufen.

Ganelon hat einen Sohn, Gerald. Diesem zu Liebe beschließt er, sich am Leben, das ihm selbst unerträglich geworden ist, zu erhalten. Unerträglich, denn er hat das Bewußtsein seiner schnöden That erlangt, sein Gewissen foltert ihn Tag und Nacht, immer und immer muß er Roncevals gedenken; und blickt er auf seinen Sohn, so kann er den fürchterlichen Gedanken nicht los werden, daß dieser blühende, heldenhafte Jüngling, den er in allen Rittertugenden erzogen, daß dieser Gerald, sein einziger Stolz, seine einzige Liebe, der Halbbruder desselben edlen Ritters ist, den er, der Vater, hat hinschlachten lassen.

Zum Glück ahnt Gerald nicht, wessen Sohn er ist. Denn Ganelon hat den Namen eines Grafen Amaury angenommen; und nur Einer, der alte Mönch Radbert, weiß um das entsetzliche Geheimniß, das die Ruhe vom Lager des Grafen Amaury scheucht; alle Uebrigen meinen, Ganelon sei längst gestorben, verdorben. So ist Gerald in glücklicher Unwissenheit und in Verehrung seines Vaters als Sohn des Grafen Amaury aufgewachsen; und der junge Held, der sich in Allem den großen Roland zum Muster nimmt — Roland, dem er auch ähnlich sieht, und dessen Mutter die seinige war — scheint von der Vorsehung bestimmt zu sein, durch seine edle Ritterlichkeit, seinen Muth und seine Kraft das Verbrechen seines Vaters unbewußt sühnen zu sollen.

Seiner Tapferkeit verdankt Bertha, die Tochter Rolands und der schönen Aude, das Leben. Bertha ist auf einer Wallfahrt von den heidnischen Sachsen überfallen worden. Auf ihren Hülferuf ist Gerald, der in der Nähe jagte, herbeigeeilt, hat einige der Räuber erschlagen und den Führer Ragenhardt entwaffnet und gefangen genommen; die übrigen sind entflohen.

Es versteht sich, daß sich Bertha in ihren Lebensretter verliebt. Es versteht sich, daß Gerald diese Liebe erwiedert. Aber Graf Amaury! Kann er dulden, daß die holde Bertha, die begehrteste Maid des Reiches, die Nichte des Kaisers, die Tochter Rolands, ihre Hand dem Sohne des Mannes zum ewigen Bunde reicht, der ihren Vater verrathen, gemordet hat? Er dringt in Gerald, auf die unselige Verbindung zu verzichten; er versucht es, das Unbegreifliche ihm begreiflich zu machen. Gerald prüft die Gründe nicht, er respectirt sie; seine Vermählung mit Bertha erscheint seinem Vater unmöglich, das genügt ihm; und in kindlichem Gehorsam erklärt er sich bereit, auf das, was er sich als das Glück seines Lebens geträumt hatte, zu verzichten.

Da kommt Herzog Naim von Bayern mit einem zahlreichen Gefolge auf das Schloß des Grafen. Sie sind vom Kaiser Karl abgesandt worden, um Bertha nach dem kaiserlichen Hoflager zu Aachen zu geleiten. Gerald, ihr Retter, soll dem Zuge nach Aachen sich anschließen, um den kaiserlichen Dank selbst entgegenzunehmen.

Die Ankunft des Bayernherzogs erfüllt die Seele des Grafen Amaury mit neuen Schrecken. Naim kennt ja den Verräther Ganelon ganz genau! Aber diese Gefahr geht vorüber. Die Augen des greisen Bayernherzogs sind durch das Alter geschwächt; er sieht und ehrt in seinem Wirthe nur den Vater des tapfern Gerald, den Grafen Amaury.

Aber ein Anderer erkennt ihn! Ragenhardt, der Sachse. Beim Festmahl, das Amaury seinem Gaste gibt und an dem auch der gefangene Sachse theilnimmt, kommt das Gespräch auf Ganelon, dem Naim dereinst das Leben gerettet hat. Naim erzählt eine Erinnerung aus alter Zeit: wie er am Abend der Schlacht von Verden Ganelon im Kampfe mit dem Sachsenkönig Morglan antrifft, just als Morglan den tödtlichen Streich auf Ganelon führen will, und wie er den Hieb auffängt. Ganelon rafft sich empor, hebt das Schwert, holt aus, — da stürzt ein Kind vor ihm nieder, jammert und schreit: „Gnade für meinen Vater!" — aber Ganelon sieht den Kleinen mit einem entsetzlichen Blicke an, stößt ihn bei Seite, schlägt zu und tödtet den Sachsen.

Dies Kind ist Ragenhardt, der jetzt Amaurys Gefangener ist; und an dem Blicke erkennt der Sachse den Mörder seines Vaters. — Auch er geht mit dem Zuge nach Aachen; dort will er sich die Gewißheit seines Argwohns verschaffen, um zu rechter Zeit handeln zu können.

Der dritte Act spielt am kaiserlichen Hofe zu Aachen. Bertha ist heimgekehrt. Der geliebte Gerald weilt noch in der Ferne. Durch Heldenthaten will er sich die Hand Berthas verdienen. — Tiefe Trauer und Beschämung herrscht in der Umgebung des

Digitized by Google

Kaisers und des greisen Carolus Seele wird durch bittere Sorgen beschwert. Rolands Schwert Durandarte, das ein junger sarazenischer Krieger, am Tage von Ronceval unter der Leiche hervorgezogen und als Beute mitgenommen hatte, ist noch immer im Besitz des Heiden. Noethold — dies ist sein Name — hat an die Großen des Kaisers die übermüthige Herausforderung gerichtet, sich das Schwert ihres Helden von ihm zu holen. Seit einem Monate hat er täglich mit einem der christlichen Krieger um den Besitz von Durandarte gekämpft, und dreißig der Besten des Landes erschlagen. Schon will der Kaiser selbst sich mit dem übermüthigen und überstarken Sarazenen messen — der Kaiser, ein hinfälliger Greis, mit dem kräftigen rüstigen Manne —, da kehrt zu guter Stunde Gerald heim, fällt die heidnische Eiche und gewinnt Durandarte, Rolands gutes Schwert, seinem Kaiser. Jetzt hat Gerald sich Bertha errungen, und Karl schließt den Bund. Als derselbe feierlich eingesegnet werden soll, entlarvt Ragenhardt den Grafen Amaury als den Verräther Ganelon; und Gerald verzichtet, in einer sehr ergreifenden Scene, und für ewig auf die Hand der Tochter Rolands und zieht in die Weite, um den willkommenen Tod zu suchen.

Et si la mort te fuit, Gérald?

fragt Bertha. Gerald antwortet:

Je marcherai
Si loin et d'un tel pas que je la trouverai.

Das wirksam componirte und auf der Bühne gewiß sehr effectvolle Drama, von dem eine immer mehr oder minder nüchterne Inhaltsangabe kaum eine genügende Vorstellung geben kann, würde trotz seiner unbestreitbaren schriftstellerischen Vorzüge schwerlich den stürmischen Erfolg, den es gefunden hat, hervorgerufen haben, wenn der Dichter nicht gleichzeitig und mit großem Geschick den Hebel der nationalen Tendenz angesetzt hätte. Wie ein nicht unerheblicher Theil des enthusiastischen Beifalls, den das Berliner Publicum der Kleist'schen „Hermannsschlacht" zollt, auf die Rechnung des patriotischen Zugs, der durch das Ganze geht, gesetzt werden muß, so wird auch ohne Zweifel das Pariser Publicum namentlich deshalb den Bornier'schen Versen zugejubelt haben, weil die darin ausgedrückten Empfindungen die eines jeden guten Franzosen unsrer Tage sind, weil diese klangvollen Verse dem Haß und der Hoffnung des Besiegten einen packenden Ausdruck geben.

An solchen Ausrufen, welche von jedem verständnißvollen Menschen auf die jüngste Vergangenheit bezogen werden müssen, an solchen „Reißern" — um den Kunstausdruck zu gebrauchen —, die in einer Situation, wie der jetzigen in Frankreich, unter allen Umständen vom Parterre mit Begeisteruug aufgenommen werden, ist die Bornier'sche Dichtung überreich.

Wenn Ragenhardt sagt:

Bandit... pour tout vainqueur, c'est le nom du vaincu.

— wenn er den Siegern mit trotzigem Vertrauen entgegenruft:

O vainqueurs, prenez garde aux enfants des martyrs.

— wenn Kaiser Karl klagt:

Le ciel l'a donc permis:
La force maintenant passe à nos ennemis!

— wenn der junge Gerald schwört, zu leben und zu sterben dem einzigen großen Zwecke, den Fremdling aus dem Lande zu jagen:

Pour chasser l'étranger de la terre des Francs.

— wenn endlich der Kaiser sein geliebtes Frankreich mit den Worten preist:

O France! douce France! o ma France bénie!
Rien n'épuisera donc ta force et ton génie!
Terre du dévoûment, de l'honneur, de la foi;
Il ne faut donc jamais désespérer de toi,
Puisque, malgré tes jours de deuil et de misère,
Tu trouves un héros dès qu'il est nécessaire —

wenn solche Worte, von der wirksamsten Stätte, von der Bühne herab, den Franzosen unsrer Tage entgegengerufen werden, — ist es dann nicht richtig und natürlich, daß sie davon mächtig ergriffen werden, daß sie in denselben den schönen Ausdruck alles dessen bejubeln, was sie alle fühlen, was sie alle mit froher Zuversicht erfüllt? Bornier hat es verstanden, im Herzen seines Auditoriums die rechte Saite zu rühren — und der Dichter, dem das gelingt, hat allemal gewonnenes Spiel.

Außerdem steht ihm für die flotte Renommisterei, die unsern Nachbarn so willkommen ist, stets das rechte drastische Wort zur Verfügung. „Seine Feinde darf man nur zählen, wenn sie niedergestreckt sind" —

„Il sied de ne compter ses ennemis qu'à terre."

„Jeder Mensch hat zwei Heimatsländer: das seinige und — Frankreich!"

„Tout homme a deux pays, le sien et puis la France"

u. s. w. — das sind Verse, die in ihrer liebenswürdigen Prahlerei in Frankreich immer auf ein empfängliches und dankbares Publicum zählen dürfen. Das erste dieser Citate wie manche andern z. B.

„Sa taille . . mieux encor je la mésurerai
Sur le champ de bataille où je la coucherai"

haben ein ganz Corneille'sches Aussehen. Man findet das „groß" in Paris.

Auf alle Fälle haben wir hier ein sehr beachtenswerthes Werk vor uns. Und wenn wir Deutsche auch mit der Tendenz desselben nicht einverstanden sein können, so soll uns dies nicht verhindern, das vielversprechende Talent des jungen Dichters warm anzuerkennen. Man soll uns wenigstens nicht der Lächerlichkeit zeihen, deren sich französische Correspondenten in Berlin schuldig gemacht haben, — jene trübseligen Messieurs, die Kleists „Hermannsschlacht" als langweilig und unbedeutend hinzustellen suchen, weil die Franzosen von unserm vaterländischen Dichter allerdings recht schlecht behandelt werden

Paul Lindau.

Ein Künstlernachlaß.

Von **Josef Schrattenholz.**

II.

Unter den jüngst publicirten Briefen des großen Malers Cornelius befindet sich auch ein Schreiben an Görres, worin gegen den Lügengeist der modernen Kunst und den auf den Akademien genährten negativen Eklekticismus geeifert wird. Cornelius erwartet Hülfe dagegen besonders von der Wiedereinführung der Frescomalerei.

Es ist eigenthümlich, in welch inniger Uebereinstimmung mit dieser Ansicht des gedankentiefen Großmeisters der künstlerische Instinct unseres Malers nach Bethätigung rang. Vollendete er doch eine ganze Reihe allegorischer Compositionen, welche eigentlich nur in öffentlichen Gebäuden am Platze gewesen wären, ohne jemals Gewißheit darüber zu erlangen, ob dieselben dereinst ihrer Bestimmung gemäß auch verwendet würden; decorirte er doch den Kölner Patriziern die Prachtsäle ihrer Häuser um's halbe Geld mit den herrlichsten Frescomalereien. Machten seine Freunde ihm wegen dieser Selbstentwerthung seiner Leistungen Vorwürfe, so sagte er gewöhnlich: „Ach laßt nur, ich werde doch vielleicht dadurch bekannt!" Aber er wurde trotzdem nicht bekannt, viel weniger berühmt. Er war einer derjenigen Künstler, welche sterben müssen, um anerkannt zu werden. Die unverwundbare menschliche Größe solcher dii majorum gentium erscheint den gewöhnlichen Daseinssklaven als ein ewiger Vorwurf. Sie können ihren Anblick nicht ertragen, weil die sonnige Reine derselben sie blendet und das Mißverhältniß ihrer krüppelhaften Zwerggestalten in so treuer, abschreckender Weise zurückstrahlt.

Digitized by Google

Erbost über das nothgedrungene Augenniederschlagen suchen sie also ihren Neid und ihre kleingeistische Rache wenigstens durch höhnende Besudelung der Künstlergröße dieser Mustermenschen zu befriedigen.

Man handelte thöricht, wenn man behaupten wollte, daß Mintrop die von seinen Kunstvettern mit wenigen Ausnahmen geübte Verkennung und Bemäkelung seiner höheren Lebenszwecke und die aus seinem Unbekanntsein entspringende Verengung seiner artistischen Wirksamkeit nicht schmerzlich und bitter empfunden hätte. Ruhig mußte er dabei stehen, wenn die wackeren Zunftgenossen ihn über die Schulter ansahen und mit ihrem Handwerkszeug aus seinem Leder dreist die kräftigsten, bestbezahlten Riemen schnitten; ruhig mußte er zuschauen, wenn der geistreiche Mäcen vor dem Bilde eines beliebten modernen Genremalers verständnißsuchend die Hand über die kauflustigen Augen hielt und den ernsten Werken seiner Muse gleichgültig vorbeischritt — die bekannten Freuden von Künstlers Erdenwallen mußte er auskosten in vollen Zügen. „Wie glücklich ist doch der Kaulbach, daß der den König hat!" rief er im Schmerz über seine vereinsamte Stellung oft aus. Doch besaß nicht auch er einen solchen König? War Friedrich Wilhelm IV. nicht ein kunstliebender, geistreicher Fürst, wie er unter seinen Würdenbrüdern selten vorkommt? Gewiß, er war es; die Geschichte bezeugt es und auch Firdusi-Mintrop sollte es erfahren.

Als der König auf einer Rundreise nach Düsseldorf kam, besuchte er mit Alexander von Humboldt auch das Atelier unseres Künstlers. Lange Zeit verweilte Friedrich Wilhelm in der schönen Geisteswerkstätte, erging sich in den begeistertsten Lobpreisungen und machte bedeutende Ankäufe. Als jedoch die gekauften Werke in Berlin anlangten, war bei dem unglücklichen Fürsten das schreckliche Leiden der Geisteskrankheit ausgebrochen und das zuständige Amt — es ist nicht schmeichelhaft für die Vorsteher des betreffenden Verwaltungszweiges, es sagen zu müssen, doch was haben die Behörden in unserm Zeitalter außer dem Preßproceß noch mit der Kunst zu thun? — ließ die eingetroffenen Gemälde einfach wieder an die Adresse des Absenders zurückgehen.

Wer weiß, zu welcher großartigen Stufe der Vollkommenheit sich das Genie des Meisters emporgeschwungen hätte, wenn ihm das nöthige Feld zur freien Entfaltung gegeben und seinem ungemessenen Empfindungskreis durch Erweiterung seiner menschlichen und künstlerischen Erfahrung der nothwendige Spielraum verschafft worden wäre. Man rühmt an seinen Werken gemeinhin die Schönheit der Form, die ideale Kindesreinheit der Gestalten, die harmonische Zusammenwirkung der Composition, das Heilig-Friedliche, Versöhnend-Beruhigende ihres Gehaltes und folgert daraus, wie gewöhnlich a nescire ad non esse schließend, daß ihm die Gabe zur Verkörperung des Schrecklichen, Gewaltigen überhaupt gemangelt habe. Nichts ist unrichtiger. Ich sah in seinem Nachlaß z. B. eine Skizze des bethlehemitischen Kindermordes, deren markige, kraftvolle Linien selbst der Hand eines Michel Angelo Ehre gemacht haben würden. Die Fähigkeit mangelte ihm also nicht. Sie ist nur nicht zur offenen Entfaltung gekommen. Doch trat auch die Mißgunst der Verhältnisse der ungehemmten Ausbreitung seiner künstlerischen Naturanlagen hindernd in den Weg, das Wachsthum und Aufblühen seiner Menschengröße wurde dadurch nicht geschädigt. Seine sittlichen und Sitten-Eigenschaften rundete er zu solch makelloser Vollkommenheit, daß sie sogar bei seinen Freunden Achtung fanden. Treu, offenherzig und selbstlos, nur das Rohe still und fest von sich abweisend, trat er auch dem Geringsten entgegen. Alles Existirende war ihm ja ein Stück des Ewigen, des unendlichen Naturganzen, in das er sich in heißer Liebe so gern versenkte. Seine Auffassung der Natur wurde ihm zur Religion. Auf einsamen Spaziergängen, mit vertrauten Freunden begann er häufig darüber zu sprechen und die Erscheinungswelt in seiner Weise auszulegen. Dann gab sich sein durchdringender, hell anschauender Geist oft in den inhaltsreichsten, gedankentiefsten Aeußerungen kund, die er mit ebenso großer Anspruchslosigkeit als in einfacher Form ausdrückte. Selbst aus dem unscheinbarsten Gegenstande wußte er immer ein Bedeutsames, Schönes zu lesen; aus den regellosesten, bizarrsten Wolkenformationen deutete er dem Begleiter die prächtigsten Gestalten, Skizzen und Gemälde. Ihm dachte, redete und handelte Alles draußen, weil in ihm selbst Alles dachte und redete.

Die herrlichen Mysterien der Poesie hatten für ihn nie einen Schleier getragen — schlug ihm doch in der eigenen Brust ein echtes volles Dichterherz — und eine allgemeine literarische Bildung fehlte ihm keineswegs. Schon während seiner bäuerlichen Autodidaktenperiode machte er sich mit den Hauptwerken unserer großen Dichter bekannt und trug — in dem echt charakteristischen Drange, das selbst Genossene auch seiner Umgebung zu vermitteln — den Dörflern in der Spinnstube Bürgers Gedichte und Shakespeares Dramen vor. Dabei begaben sich dann manchmal die drolligsten, von dem schelmischen Rhapsoden hervorgerufenen Intermezzi. So las er eines Abends vor seinem gewöhnlichen Publicum Shakespeares „Kaufmann von Venedig". Neugierig horchen die spinnend spintisirenden Bauernschönen auf die Haßausbrüche des hündischen Juden, erwartungsvoll lauschen sie der Entwicklung seines Verhältnisses zu dem edelmüthigen Antonio und als die famose Gerichtsscene kommt, hören die Spinnräder nach und nach auf zu schnurren. Die Pfeifen auf die Knieen gestützt, die schiefen Mäuler halbgeöffnet, sitzen die Burschen auf den Bänken; mit ängstlich gehobener Brust, den Flachsfaden zwischen den zitternden Fingern, das Trittbrett still haltend, heften die Mädchen in athemloser Erwartung ihre Augen auf den Lesenden. Langsam läßt dieser den blutdürstigen Shylock das Messer schärfen; der Richter spricht sein Urtheil, Antonio entblößt gefaßt seine Brust, Shylock schwingt den Dolch und — Mintrop klappt das Buch zu. Die Vorlesung ist für heute Abend beendet und wird auch trotz der wüthenden Protestationen der Zuhörer, vor deren schnöde verletztem, erbittertem Kunstenthusiasmus sich der boshafte Declamator schließlich durch eilige Flucht retten muß, nicht wieder aufgenommen.

Diese Neigung zum Humoristischen, Schelmischen behielt der Künstler bis an sein Ende. Als Erzähler selbst von Fachmännern wie Hackländer geschätzt und bewundert, liebte er es, seinen poetischen Extemporalien durch scharfes Pointiren und unverhoffte Wendungen einen neckischen Stachel für die Ohren der Hörer zu geben, wie er auch die Grenzen der steifen Etiquette dabei gern überschritt. Er that dies jedoch immer in so unschuldig naiver, allem Profanen und Kaustischen abholder Weise, daß weder die Empfindlichkeit noch die Prüderie ihm darum ernsthaft grollen möchte.

Kritische Lebenslagen überwand er ziemlich rasch. Zum Helden tragischer Conflicte oder zum Weltschmerzler würde er es schwerlich gebracht haben. Sogar in dem schmerzhaften Liebestrauerspiel, das, wie den meisten Künstlern, auch ihm nicht erspart blieb, gewann seine angeborene Freude am ungetrübten Genuß des Daseins, wenn auch auf einige Zeit unterdrückt, bald wieder die Oberhand.

In dem Hause eines Freundes hatte er ein anmuthiges, junges Mädchen kennen gelernt, das ihn mächtig anzog und bald ganz fesselte. Er wurde auch wieder geliebt. Seine übergroße Bescheidenheit und Unkenntniß des weiblichen Herzens, vielleicht auch die Besorgniß vor den aus der Unsicherheit seiner Existenz sich ergebenden Consequenzen, verführten ihn aber dazu, ein Geständniß seiner Neigung aufzuschieben, bis das hübsche Mädchen, das selbstverständlich den Kreis seiner Anbeter nicht auf Mintrop allein beschränkt sah, schließlich einem anderen Bewerber, einem in weiteren Kreisen bekannten Schriftsteller, seine Hand reichte. Mintrop war niedergedonnert. Nach und nach aber faßte seine innere Lebenslust wieder kräftig Wurzel. Er sah ein, daß es unnütz und verderblich ist, in schwachmüthigem Verzweifeln ohne ein heilsames geistiges Reagens unsere Individualität den Wirkungen der Leidenschaft auszusetzen und wie Goethe durch den Werther sich sein Verhältniß zu der Wetzlarer Amtmannstochter aus der Seele schrieb, so schüttelte der Maler, wenn auch mit anderen Mitteln und auf verschiedene Art, die tragischen Folgen seiner unausgesprochenen Werbung von sich ab. Er malte ein aus 70 Bildern bestehendes Märchen, worin er, in drolliger Weise sich selbst persiflirend, die erfolgreiche Liebschaft seines glücklichen Neben-

Digitized by Google

buhlers und seine eigene stille Neigung künstlerisch verwerthete. Der arme heimliche Anbeter kommt darin nur als stumme Figur vor und wird schließlich, als sich vor dem Liebespaar die Pforten des Brautgemachs öffnen, von dem über seine Zudringlichkeit erzürnten Verlobten mit einem wohlgezielten Fußtritt in's Weite spedirt.

Ich kenne kein anderes Kunstwerk, wozu Mintrop den Stoff aus seinen eigenen Lebensschicksalen wählte, außer diesem und man kann daraus ersehen, wie tief ihn jene Begebenheit ergriff. Andererseits aber documentirt sich dadurch auch wieder die Urwüchsigkeit seines rein idealen Strebens, das nur in dem unerschöpflichen Bronnen seiner Phantasie wahre Durststillung erlangen konnte.

Mintrop blieb unverheirathet. Am 30. Juni 1870 starb er an der Schwindsucht, als sich ihm gerade begründete Aussicht auf eine bessere Zukunft bot. Nach Art der Phthisis-Kranken suchte er die trauernden Freunde durch Vertröstung auf eine baldige Rückkehr seiner Gesundheit zu ermuntern und verbreitete sich noch bis zur letzten Stunde mit vieler Hingebung über den Plan eines neuen, großen Gemäldes, daß er, angeregt durch die Zeitverhältnisse, im Geiste schon fertig concipirt hatte und „Krieg und Friede" betiteln wollte. Indeß der unerbittliche, fahle Tod hat kein Verständniß für Projecte und seien es die schönsten. Rücksichtslos mähte er das Leben des vielgeprüften Künstlers nieder und mit ihm einen der edelsten Charaktere, welche der unverdorbene, gemüthstiefe und entsagungsfähige deutsche Volksgeist jemals gebar.

Ein Kindernarr und Kinderliebling wie kein Zweiter bewahrte sich der geniale Mann während seines ganzen, von wenig Sonnenstrahlen durchlichteten Lebens auch selbst ein reines, naives Kindergemüth, den ungetrübten, echten, auf das Bewußtsein des eigenen Könnens und Wollens gegründeten Seelenfrieden. Furchtsam beim Ausbruch eines Gewitters, übertraf ihn in gefahrvollen Momenten Niemand an männlicher Entschlossenheit; schüchtern und zurückhaltend vor Fremden, Fernstehenden, überschüttete er Gleichgesinnte mit den heitersten, erquickendsten Zeichen seiner Zutraulichkeit; fröhlich mit den Fröhlichen hatte er für jeden Trauernden ein tröstendes, stützendes Wort, um so tröstender, weil er fremdes Leid und fremde Freude so tief als das eigene und das eigene tiefer als alle Anderen empfand. Das große treue Auge nur auf das wahrhaft Schöne und Hohe gerichtet, erkannte er den Werth einer vor niedrigen Sorgen behüteten Existenz und der Erweiterung des künstlerischen Horizontes durch vernünftige Protection und Glückszufälle keineswegs; niemals aber degradirte er seine Kunst zum Köder, womit er nach diesen beiden Vortheilen hätte herumangeln können. Ihm war es erspart, zu empfinden, wie weh es thut, groß denken und fühlen und klein handeln zu müssen. Er war das, was Goethe „eine Natur" nennt, ein harmonisch angelegter und ausgebildeter, in sich gefesteter Charakter, dessen Ohr keine Dissonanz, und hätte man ihn dafür mit Gold belegt, anhören konnte. Er war ein Mann, der seiner Kunst sein ganzes Leben widmete und stets sich bereit fand, mit seinem ganzen Leben für sie einzutreten, ein Mann mit dem Gemüth eines Kindes und der Kraft und Tapferkeit eines Löwen. Müßte ich ihm ein Epitaph suchen, so würde ich den einfachen Ausspruch seines großen Zielverwandten, Peter von Cornelius, nehmen:

„Mehr kann der Mensch nicht, als sein Leben und alle seine Kraft an seine liebste, heiligste Ueberzeugung setzen".

Daß in unserer materialistischen Epoche derartige ideale biologische Hinterlassenschaften immer spärlicher in unsere Hände fallen und im Allgemeinen nur wenig geschätzt werden, ist ein Factum, für das die letzten Jahrzehnte die schlagendsten Beweise liefern. Die scharfe utilistische Luftströmung unserer Zeit hindert das Aufwachsen originaler, selbstloser Charaktere, verrückt die Grenzpfähle des heiligen Kunstreichs, setzt an die Stelle des geistigen den irdischen Genuß und erhebt das Mittel zum Zweck zum Selbstzweck. Mehr und mehr wird die Kunst zur „tüchtigen Kuh", deren Butterertrag man durch alle modernen Mittel artistischer Oekonomie zu vergrößern strebt.

Ein irrender Odysseus ist der Künstler heute durch die goldene Pforte des epikureischen Phäakenhofes eingekehrt. Die blühende, lilienarmige Nausikaa, das wollüstige Saitenspiel und die Purpurgewänder haben sein Herz verdreht. Träumend sitzt er in dem silbergebuckelten Sessel und brütet, berauscht von all der Pracht, darüber nach, wie auch er in den Besitz solch herrlichen Hauses kommen könne. Und über dem Brüten entschwindet ihm sein Bestes, die Sehnsucht nach der untadeligen Gattin, dem verständigen Sohne, die Sehnsucht nach dem fernen heil- und segenspendenden Vaterland. Ob der Rausch bald vergehen und der Träumer sich ermannen wird? Sollte sie wirklich gestorben sein, des Aegiserschütterers blauäugige Tochter, die Herrscherin Pallas Athene?

Der Pariser „Salon" von 1875.

III.

Bei jedem neuen Besuch des „Salon" drängen sich frische Eindrücke der Art, daß man in Verlegenheit geräth, wie der angehäufte Stoff zu bewältigen sei, um ihn in den Rahmen von ein paar Feuilletons einzuzwängen. Man muß sich eben entschließen, unter den gesammelten Notizen eine Auswahl auf Kosten der Vollständigkeit zu treffen. Für deutsche Leser ist es übrigens von untergeordnetem Interesse zu erfahren, wie der Nimbus ehemaliger Berühmtheiten, die in ihren veralteten Theorien stecken geblieben sind, allmählich erblaßt, und was an den Werken von manchen der noch unlängst gefeierten Künstler mangelhaft erscheint. Weit wichtiger ist es aber für die Kunstfreunde, und diesen Titel beanspruchen alle Gebildeten, den Anstrengungen zu folgen, welche die jüngeren Pioniere der Kunst machen, um sich aus den zerfahrenen Geleisen herauszuarbeiten, und frische Pfade auf dem Terrain aufzusuchen, dessen Betreten die akademische Doctrin mit ihren Warnungstafeln: „Verbotener Weg" verpönt hatte. Daß viele Versuche dieser Art auf Abwege führen, wer wollte das leugnen. Die alten Zöpfe unter den Professoren predigen es alle Tage. Niemand irrt sich öfter als die Forscher, man verdankt ihnen aber auch die schönsten und wichtigsten Errungenschaften in allen Gebieten des Wissens.

An den Productionen vieler junger Talente erkennt man leicht, daß die Malerkunst von der Richtung, welche man bis jetzt als französische Schule bezeichnete, abzuweichen anfängt. Man beginnt, dem vollen Lichte seine Rechte einzuräumen und glaubt gefunden zu haben, daß seine Reflexe, Contouren und das, was man plastisches Abheben vom Hintergrunde nennt, viel natürlicher schaffen, als die optischen Effecte es mit Hilfe des allzu starken Auftragens der Farbenschichten oder der Anwendung der dunkeln Schatten hervorzubringen im Stande waren. Die Altgläubigen, welche wie immer an dem Hergebrachten haften, behaupten, die Neuerer würden die Urheber des unvermeidlichen Verfalls der Kunst werden, wenn ihre Theorien adoptirt würden. Diese Unkenrufe werden jedoch die Künstler der neuen Richtung nicht abschrecken, ihre Versuche fortzusetzen, von denen manche schon überraschend günstige Resultate geliefert haben. Wenn eine Gefahr die neuen Lichtreformatoren bedroht, so kann sie nur in der Uebertreibung des neuen Princips zu suchen sein, wozu einige Anhänger desselben hinneigen, indem sie nicht nur die nothwendigsten Schattirungen, sondern auch das wohlthuende Halbdunkel vermeiden, was ihre Bilder monoton, ja oft geradezu fade erscheinen läßt. Liegt es doch in der Natur des Lichtes, Schatten zu erzeugen.

Diese Excesse der Neophyten, obgleich zu bedauern, wirken dennoch negativ wohlthätig, d. h. sie bringen die Eiferer zur Besinnung, die gern geneigt wären, eine verbesserte Methode für vollendete Vollkommenheit, mit Ausschluß aller bewährter Erfahrungen, auszugeben.

Aus dem Angeführten wird ersichtlich, daß in dem „Salon" zwar noch keine vollständige Anarchie, aber zwei feindliche Lager zum Vorschein kommen, in denen der Kampf zwischen den

Digitized by Google

Orthodoxen und den Ketzern vorbereitet wurde. Eben so klar erkennt man das fortwährende Zunehmen der Ueberläufer zu den Barbaren, wie die neue Secte von ihren Gegnern titulirt wird, wahrscheinlich weil sie, die Grammatik der Kunstsprache verleugnend, sich ein eigenes Idiom geschaffen haben, welches vom Publicum besser verstanden wird. Jedenfalls haben die Ketzer die Sympathien derer für sich, welche die Intiative zu schätzen wissen, weil sie allein neue Entdeckungen anzubahnen im Stande ist. Die Kunst kann wohl periodische Rückschritte machen, wie die Geschichte lehrt, sie kann aber nicht stehen bleiben. Jeder Streit zwischen den verschiedenen Tendenzen hat stets den Fortschritt der ganzen Schule gefördert. Auch diesmal kann man auf dasselbe Resultat rechnen, sobald die Abklärung der in Verwirrung gerathenen Elemente die Wahrheit von der Fiction geschieden haben wird.

Ich habe mich bei den vorstehenden Bemerkungen, als Ergebniß anhaltender Beobachtungen, etwas länger aufgehalten, weil sie als Beitrag zum Verständniß des gegenwärtigen Standpunktes der Malerei in Frankreich dienen können; außerdem aber auch in der Absicht, um meine Wahl der Bilder zu rechtfertigen, welche ich im Verfolge meines Berichtes besprechen will; denn sie sollen Anhaltspunkte für Vergleiche zwischen den beiden als Gegensätze sich bekriegenden Schulen liefern.

In meinem ersten Berichte habe ich Carolus Duran als einen Apostel der sogenannten neuen Richtung bezeichnet. Er hat schon im vorigen Jahre mit seinem Bilde: „Im Thau" großes Aufsehen erregt. Es stellte eine nackte weibliche Figur vor, die, vom hell erleuchteten Gezweige eines Gebüsches umgeben, auf dem saftigen Rasen im Sonnenschein und Morgenthau ein Luftbad zu genießen schien. Duran hatte für diesen Zweck in einem von allen Seiten dem vollen Tageslichte zugänglichen Gewächshause sein Atelier aufgeschlagen. Dieses in Licht getauchte Bild gab das Signal zu einer heftigen Polemik zwischen den Vertretern der sich jetzt bekämpfenden Ansichten. Da die leidenschaftlichen Gegner Durans an dem mit zartester Delicatesse behandelten Bilde nicht alles tadeln konnten, so warfen sie ihm Verweichlichung des Stils vor und legten Nachdruck darauf, daß die weibliche Figur weder eine Bewohnerin des Olymps, noch eine Allegorie, sondern einfach das Modell einer Pariserin repräsentire. Allerdings handelt es sich nicht darum, eine Diana oder eine Nymphe darzustellen, sondern nachzuweisen, daß die Methode der besten unter den alten Meistern, mit hellen Reflexen zu modelliren, die richtige sei. Diese Beweisführung wurde von einer Seite als gelungen und von der anderen als mißglückt erklärt. Inzwischen hat es sich herausgestellt, daß nicht nur das Publicum, sondern eine ganze Schaar junger und selbst älterer Künstler Partei für die „Lichtfreunde" genommen haben. Dieselben bilden jetzt schon eine respectable Phalanx, die man mit dem Namen: „Die Delicaten" zu bezeichnen anfängt. Bei dem im diesjährigen „Salon" ausgestellten Bilde: „Ende des Sommers" hat Duran sich von derselben Idee leiten lassen, und den erlangten Erfolg weiter geführt. In einem eleganten Park, den fließendes Wasser durchschneidet, erblickt man am Fuße einer Statue eine Gruppe badender Frauen, ohne andere Zeugen als den klaren Himmel der sich zu Ende neigenden Jahreszeit. Die Eine mit dem Rücken gegen den Zuschauer gekehrt, streicht ihr feuchtes Haar in die Höhe, während das Incarnat der Körperformen einer Zweiten, in sitzender Stellung, sich von dem weißen Leinenzeug abhebt. Andere Frauen, sämmtlich in Evas Costüm, vervollständigen die Gruppe. Die drei verwandten Farbentöne, dies in's Grau spielende Weiß der Statue, der zartrosige Schimmer der weißen Hautfarbe und das blendende Weiß des Leinenzeugs bilden ein Trio, dessen Harmonie sich in eine wohlthuende Melodie auflöst. Diese badenden keuschen Frauen sind allerdings nicht nach den schönsten Modellen des heroischen Stils entworfen; sie gehören ihrem Typus nach der gegenwärtigen Generation an; ihre moderne Gestaltung ist der „civilisirten" Landschaft, in die sie der Künstler versetzt hat, logisch richtig angepaßt. Diese sanft tönenden Effecte sind nicht erfunden, sie sind der Natur abgelauscht.

Unter den zum neuen Verständniß der Wunder des Lichtes Bekehrten hat besonders Jules Lefebvre seine Freunde mit einer keck gewagten, aber sehr gelungenen Phantasie um so mehr überrascht, als man seinen bisherigen Frauengestalten eine gewisse Steifheit und Härte vorzuwerfen hatte, die, wie so viele Werke dieser Art, womit der „Salon" leider reichlich versehen ist, eher Figuren von beliebigem Material als lebende Wesen repräsentiren. Dieser „Traum", wie Lefebvre sein Bild betitelt, ist eigentlich eine chimärische Phantasie, und es gehörte eine gewisse Kühnheit zu dem Unternehmen, einer unfaßbaren und aus Dünsten gewobenen Frauengestalt den Anschein eines wirklichen warmen Lebens zu geben. Dies Wagstück ist mit den scheinbar einfachsten Mitteln gelungen, zu deren Handhabung aber eine leichte Hand und ein die zartesten Nüancen unterscheidender Farbensinn gehören. Es wird eine schwere Aufgabe sein, dies Bild im Stich oder mittelst Photographie wiederzugeben. Schwarz und Weiß sind unvermögend, die so zu sagen gehauchten Feinheiten des duftigen Grau und Rosa, die im Bilde vorwalten, nachzuahmen. Der Beschreibung fällt es noch schwerer, von dem magischen Effect dieses studierten Raffinements des Pinsels eine klare Idee zu geben. Zwischen dem mattblauen Himmel und dem stehenden Gewässer eines mit breitblätterigen Wasserlilien reich bewachsenen Weihers schwebt eine leichte Wolke aus weißlichen, durchsichtigen Dünsten geformt. In der Mitte dieses Gewölkes ist die ungemein liebliche Gestalt eines jugendlichen Mädchens mit schmachtendem Ausdruck und einem kaum bemerkbaren Anflug von Rosa im Gesicht hingestreckt. Die Idee ist einfach, die Ausführung aber wunderbar complicirt. Die Frauengestalt verschwimmt mit der Wolke zusammen, deren Dunst sich mit dem luftigen Körper zu mischen scheint. Die Uebergänge vom Grau zum Rosa und von Weiß zu allen Abstufungen von Grau sind von unvergleichlicher Zartheit. Alle Schatten sind systematisch verbannt und doch erscheinen die Körpertheile abgerundet, die Erhabenheiten und Vertiefungen sind erkennbar. Dies Alles ist lediglich durch eine geschickte Anwendung von matten Farbentönen erreicht.

An Jules Lefebvre, der von nun an zu den Emancipirten gerechnet wird, schließt sich noch eine ganze Reihe derselben Richtung angehörender Künstler an. Da aber deren mehr oder minder gelungene Leistungen für die auswärtigen Leser kein besonderes Interesse bieten, so schließe ich dies schon allzulange Capitel mit der Erwähnung von zwei Namen ab, die schon längst einen guten Klang haben, und mit ihren ausgestellten Werken eine hervorragende Stellung in der Gruppe der „Delicaten" einnehmen.

Die „Najade" von Henner ist eine seltene Perle, an die der Künstler alle Reichthümer des Lichts verschwendet hat. Die jugendliche, liebliche Gestalt scheint der Wolke des Lefebvre'schen Bildes entflohen zu sein, um ihre schwellenden Körperformen, ihre den weißen Camelien entlehnte feuchte Haut von den darauf zitternden Sonnenstrahlen unter dem Blätterdach trocknen zu lassen, und die Reize, welche man an der Traumgestalt nur ahnen konnte, im vollen Lichte, mit allen Umrissen und Erhabenheiten der Bewunderung preiszugeben.

De Nittis, der sich schnell die Gunst des Publicums erworben hat, gehört eigentlich zu den künftigen Berühmtheiten in einem Genre, das schon lange von einer Menge Talente cultivirt wird, die aber der noch junge Künstler in mancher Rücksicht, namentlich aber in dem durchempfundenen Verständniß des wahren Lichtes bei weitem überragt. De Nittis entlehnt seine Stoffe weder der Geschichte, noch der Mythologie; er sammelt sie in dem Kaleidoskop der ihn umgebenden Welt. Die Typen für seine Frauengestalten, denen er so viel Reiz zu verleihen versteht, hat er weder unter den Odalisken, noch in den classischen Modellen der Museen gesucht, er hat sie auf den Landpartien in den Umgebungen von Paris gefunden, oder sie sind ihm auf den Boulevards begegnet. Sein Bild, welches er: „In Bongival" betitelt, repräsentirt eine jugendliche Frau in einem Kahn. Es gibt nichts Einfacheres als ihre Frühjahrstoilette: Weißes Kleid, kleiner weißer Hut und in der Hand ein weiter offener Sonnenschirm von ungebleichtem Stoff. Der Kahn streift nahe am grünen Ufer hin und schneidet eben unter die Wölbung hängender Baum-

Digitized by Google

zweige ein. Das Gesicht, die Hände, das Kleid sind nur vom Wiederschein des durch die Zweige sickernden Lichtes beleuchtet. Die weiße Garnitur des Hutes und die leichten Aermel flattern, vom leisen Winde in Bewegung gesetzt. Das Ganze kann als ein Ideal der Klarheit und Durchsichtigkeit gelten, welche die Beweglichkeit des Lichtstrahls im Wiederschein des Wassers erzeugt. Dieser Effect ist schon oft versucht worden, aber noch nie so gelungen dargestellt als in diesem anspruchslosen Bilde.

Das zweite Bild von de Nittis, der „Concordeplatz" betitelt, ist eben so merkwürdig, aber ganz verschiedener Natur. Es hat geregnet; in den Unebenheiten des Asphalts ist helles Wasser angesammelt, in welchem der Schnee langsam schmilzt. de Nittis hat die Haltung der Frauen, welche bei solchem Wetter gezwungen sind, sich zu Fuße durch die kleinen Pfützen zu wagen, genau studirt. Er kennt die Handbewegung, mit welcher eine Frau ihr Kleid aufhebt und keinen Augenblick vergißt, daß ihr Schuhwerk von den Passanten betrachtet werden kann. Mehrere Fußgänger und ein vollbesetzter Omnibus — es gibt bei schlechtem Wetter keine andern — beleben den melancholischen Platz. Die matt rosigen Farbetöne des Obelisk und die Nymphen von grüner Bronze, welche in den Fontainen mit dem Schleudern von Wasserstrahlen beschäftigt sind, brechen die Monotonie des grauen Grundtons, der in unzähligen Abstufungen eine sehr gelungene Hermonie mit der Architektur des imposanten „Garde-Meuble" bildet. Es ist nichts in dem Bilde, was Stoff für Heiterkeit liefern könnte und doch ist alles jung, frisch und voller Leben.

Ich kann den heutigen Bericht nicht schließen, ohne dasjenige Genre zu erwähnen, worin die französische Schule seit dem 15. Jahrhundert einen traditionellen Nationalruhm sich erworben hat. Ich meine die Portraits. Es gibt unter der Sündfluth von Portraits, womit der „Salon" überschwemmt ist, einige merkwürdige Leistungen, die ein näheres Eingehen verdienten, der Raum aber erlaubt mir nur, sie zu signalisiren. Das Portrait der Schauspielerin Madame Pasca von Bonnet ist seit Eröffnung der Ausstellung von allen belletristischen Blättern und den meisten Berichterstattern der großen Journale als ein fast unerreichbares Meisterwerk ausposaunt worden, so daß Alles, was man zu dessen Lobe sagen könnte, nur eine blasse Wiederholung dieser exaltirten Anpreisungen wäre. Es ist wahr, das Bild ist vorzüglich, ragt aber nicht so monumental hervor, daß man alle anderen sehr verdienstlichen Schöpfungen übersehen müßte. Es fehlt nicht an Portraitisten in dem „Salon", die dem Bonnet ebenbürtig sind. Ich brauche nur Henner, Lauens, Bastien-Lepage, Delaunay, Fantin la Tour und den ehemaligen Mitarbeiter von Regnault Eduard Blanchard anzuführen, welche lauter Meisterwerke geliefert haben. Zum besonderen Vergnügen gereicht es mir, den eclatanten Erfolg eines deutschen Künstlers, des Herrn Sichel aus Mainz, als Portraitist, berichten zu können. Sichel hat drei Portraits ausgestellt, die zu den besten des „Salons" gezählt werden müssen.

Die Besprechung von Genrebildern, Landschaften und der Bildhauerwerke muß ich mir für meinen Schlußbericht vorbehalten.

Paris, Juni 1875. **Albertus.**

Verschiedenes.

Ein römischer Cardinal und ein deutscher protestantischer Professor.

Von

Joseph Kolkmann.

In den Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der G.-A.-Universität zu Göttingen vom 7. April 1875 heißt es Seite 269:

„In den Herzen tausender dankbarer Schüler wird das Andenken an den trefflichen Lehrer, in dem Geiste Aller, welche mit ihm in Berührung kamen, die Erinnerung an den Mann voll warmer lebendiger Theilnahme, seltener Aufopferungsfähigkeit und unerschütterlicher Treue fortleben".

Diese Worte gelten dem am 13. April 1874 verstorbenen Senior der Göttinger Juristen-Facultät Geh. Justizrath Dr. Georg Julius Ribbentrop, welcher über ein halbes Jahrhundert, von Michaeli 1820 an bis wenige Tage vor seinem Tode „mit wahrhaft jugendlicher Lebendigkeit" — wie der angeführte Bericht noch weiter hervorhebt — an der Georgia-Augusta römisches Recht lehrte. Doch war Ribbentrop nicht allein ein tüchtiger Gelehrter und trefflicher Lehrer auf dem Katheder, sondern auch ein höchst liebenswürdiger und interessanter Wirth. Er lebte unverheirathet, bewohnte ein eigenes dreistöckiges Haus mit gutem Weinkeller und ausgezeichneter Küche und wußte seinen Gästen tausend kurzweilige Geschichten zu erzählen von berühmten Männern, die ihrer Zeit in Göttingen sich aufgehalten, von wunderlichen Professoren, lustigen Prinzen u. s. w. Und das Alles konnte der gemüthliche Greis mit solcher Lebendigkeit mittheilen, daß die Hörer vom Vortrage ganz fortgerissen wurden. Kein Wunder, daß man bei ihm immer Gesellschaft fand.

Ich habe im Jahre 1870, als ich — ein früherer Schüler Ribbentrops — mich mehrere Monate in Göttingen aufhielt, das Glück gehabt, in dem Hause des warm verehrten Lehrers viel verkehren zu dürfen. Ich habe da so manches Schöne aus seinem Leben gehört, daß ich es aufrichtig bedaure, daß Alles mit ihm nun zu Grabe getragen ist, weil er es nicht aufgeschrieben hat. Eine höchst interessante, wenn auch kleine Geschichte habe ich indessen gerettet, denn ich notirte sie damals gleich nach der Erzählung in meinem Tagebuche. Ich glaube, sie verdient es öffentlich erzählt zu werden, und will ich sie daher den Lesern der „Gegenwart" mittheilen.

Ribbentrop hatte mich gebeten, an einem Sonntage (im Juli 1870) mit ihm zu Mittag zu speisen. Wir unterhielten uns bei Tische zunächst vom Kriege und kamen dann auf den zweiten Gegenstand der allgemeinen Tagesordnung, das römische Concil, zu sprechen. Dieses letztere Thema interessirte ihn gar sehr. Der Umstand, daß ich damals wohl der einzige liberale Katholik seiner unmittelbaren Umgebung war, mochte mit Veranlassung für ihn, den Protestanten, sein, daß er mit mir oft die neuesten Ereignisse in der katholischen Kirche besprach. Der jetzt verstorbene Sohn des bekannten Centrumführers Windthorst, ein junger Jurist, war zwar auch Katholik und gab auch in der Gesellschaft wenigstens keinerlei ultramontane Haltung zu erkennen, aber Ribbentrop vermied es doch, in seiner Gegenwart die kirchlichen Fragen zu berühren.

Ich schimpfte bei der in Rede stehenden Gelegenheit gewaltig auf die römischen Prälaten, als Ribbentrop auf einmal nachdenklich sagte: „Ich möchte doch gern wissen, wie sich jetzt in dieser Krise mein guter lieber Freund, der Cardinal Graf Reisach, verhalten würde, wenn er nicht gerade kurz vor dem Concile verstorben wäre?"

Ich war wie vom Blitze getroffen. „Was" — rief ich — „Ihr Freund? Der Cardinal Reisach, dieses Schooßkind der römischen Curie, von den Ultramontanen der Ultramontansten Einer, der Freund eines freisinnigen protestantischen Professors?"

„Ja," erwiderte Ribbentrop mit seinem treuen Gesichtsausdrucke, „mein werther lieber Freund, der, wenn er wirklich so ultramontan geworden ist, es wohl in gutem Glauben geworden ist. Er war einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt, der besten Menschen einer, mit denen ich Freundschaft im Leben gehabt habe".

„Das müssen Sie mir erzählen," bat ich, „wie der Ihr Freund geworden ist! Denn um meine Neugierde zu rechtfertigen, brauche ich nur einige Bemerkungen aus den bekannten römischen Briefen der Augsb. Allgem. Zeitung über den Cardinal Reisach hier wiederzugeben. Dieselben stehen zwar mit Ribbentrops Meinung durchaus nicht in Widerspruch, lassen uns aber jene Freundschaft im interessanten Colorit erscheinen.

Digitized by Google

„Rom, 24. Dec. 1869. . . . . Der Tod des Cardinals Reisach wird hier als ein unersetzlicher Verlust empfunden, vor allen vom Papste selber, dessen Vertrauen der Verewigte mehr als irgend ein anderer Cardinal besaß. An den Propositionen, die dem Concil zur Sanction vorgelegt worden, hat er den größten Antheil, und gewiß hätte er, falls es ihm vergönnt gewesen wäre, auf dem Concil noch seinen Einfluß geltend zu machen, die Projecte der neuen Dogmen mächtig gefördert. Reisach galt hier für einen Mann von umfassender Gelehrsamkeit und weittragendem Blicke. Sein freundliches und gefälliges Wesen pflegten die Fremden zu rühren. Für uns Deutsche war er eine Art von Phänomen, so zu sagen ein Prachtexemplar seiner Gattung. An ihm konnte man lernen, wie weit es ein Deutscher in der Italianisirung bringen könne, so tief und gründlich hatte er sich in das italienische Prälatenwesen hineingelebt, und war ihm der eigenthümliche Gedankenkreis, in welchem ein römischer Kleriker und Würdenträger sich bewegt, zur andern Natur geworden. . . . Und dabei war er auch in seiner Abneigung gegen deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur und Theologie ganz zum Italiener geworden, so daß seine Unkenntniß selbst der berühmtesten deutschen Geisteserzeugnisse bis in's Fabelhafte ging. . . . . Nur selten ist es einem Menschen gegeben, seine ursprünglich einfach angelegte Natur zu einer siamesischen Zwillingsgestalt, in der zwei Seelen, eine deutsche und eine italienische, wohnen, umzubilden".

Ribbentrop versprach mir, beim Kaffee und der Cigarre die Freundschaftsgeschichte zu erzählen. Das geschah dann auch.

Kurz nach der Zeit — so begann er etwa —, als ich hier in Göttingen vom Privatdocenten zum außerordentlichen Professor avancirt war, also nach 1823, erzählte man sich in Professoren-Kreisen, daß ehestens ein junger Graf Reisach eintreffe, welcher sich für das Katheder vorzubereiten gedenke und demnächst auch wohl als Docent in der Jurisprudenz sich hier habilitiren werde. Doch das war es nicht allein, was man erzählte. Man wollte auch noch wissen, daß der Erwartete großes Familienunglück gehabt habe, daß sein Vater und ein älterer Bruder aus Desperation über mißliche Vermögensverhältnisse sich selbst das Leben genommen und der König Ludwig von Bayern nun in edler Weise sich der hinterlassenen Familie angenommen hätte. Die Wahl Göttingens brachte man auch mit dem Könige von Bayern in Verbindung, denn dieser hatte zu Anfang des Jahrhunderts selbst in Göttingen studirt und dasselbe liebgewonnen. Man war allgemein auf die Ankunft des Grafen Reisach gespannt. Derselbe traf denn auch wirklich bald ein, nachdem er kurz vorher auf der ehemaligen Universität Landshut noch zum Doctor juris promovirt war. Seine Dissertation hatte er über den alten Satz des Römischen Rechtes: „nemo sibi ipsi causam possessionis mutare potest" geschrieben, wenngleich er Germanist werden und nun unter Carl Friedrich Eichhorns Leitung, welcher seit 1817 wieder in Göttingen lehrte, dem Studium des deutschen Privatrechts sich ausschließlich widmen wollte. Subsistenzmittel wurden ihm wohl zum größten Theile von einer reichen Frankfurter Baronin v. H. gewährt, über deren Sohn er als Informator gesetzt war.

Der Graf Reisach gefiel allgemein. Er hatte etwas äußerst Liebenswürdiges und gleich Einnehmendes in seinem Wesen. Er liebte Wein und Heiterkeit, scherzte selbst gern und ließ auch mit sich harmlose Scherze treiben, was schon die Toleranz gegen den ihm bald octroyirten Spitznamen bewies. In dem Kreise seiner nähern Bekannten wurde er nämlich nur Forcellini genannt. Damit hatte es folgende komische Bewandtniß. Reisach zeigte schon damals Anlage zu einer starken Figur, namentlich hatte er etwas stark ausgebildete partes posteriores, so daß mal Einer meinte, es sähe fast aus, als wenn Reisach in jeder Rocktasche hinten einen Band von Forcellinis großem lateinischen Lexikon (totius latinitatis thesaurus) mit sich herumtrage! Der Witz schlug durch, Alle lachten, Reisach lachte mit und trug von da an seinen Namen Forcellini geduldig.

Es dauerte nicht lange, daß Reisach in allen feinern Zirkeln Göttingens gern gesehen wurde. Ich war bald mit ihm innig befreundet, und es verging fast kein Tag, an dem wir nicht mehrere Stunden zusammen waren. Da habe ich ihm denn oft gesagt: Höre, Forcellini, du wärest doch ein dummer Kerl, wenn du nicht die Juristerei an den Haken hingest und dafür Theologie studirtest. Denn du bist 1. katholisch, 2. von altem hohem Adel, 3. stehst du in höchster Gunst des Königs Ludwig, der Bischöfe ernennen kann! Was willst du mehr? Der Bischof kann dir gar nicht fehlen! Reisach wehrte das immer lächelnd ab. Wenn wir in munterer Gesellschaft zusammen poculirten, so verstieg ich mich wohl in's Prophetenthum, sagte kühn voraus, daß Reisach nicht allein noch Bischof, sondern auch Cardinal und Papst werden würde. Das gab dann wieder eine Gelegenheit anzustoßen und auszutrinken und neue Scherze zu machen. Mit Allem war Reisach gern einverstanden.

Ich fragte Ribbentrop, ob Reisach wohl ein heller Kopf gewesen? Er fuhr fort: O ja. Talent hatte er unzweifelhaft, aber zum deutschen Professor war er doch nicht recht geeignet. Es fehlte ihm an Sitzfleisch für ein ernstes gediegenes Studium. Deshalb war es meinerseits nicht ganz Scherz, wenn ich ihm zuredete, er solle doch Theologie studiren. Das hatte aber, wie es schien, keine Folgen. Reisach betrieb wenigstens nach wie vor juristische Studien.

Auf einmal hieß es, der damals übel berüchtigte Convertit und Ultrareactionär Adam Müller, später von Müller-Nitersdorff, welcher durch seinen in Wien erfolgten Uebertritt zur katholischen Kirche viel von sich reden gemacht hatte, sei in Göttingen angekommen und in der „Krone" abgestiegen. Uns machte die Nachricht stutzig, weil zugleich hinzugefügt wurde, der Besuch gelte dem Grafen Reisach. Dieser ließ sich dann auch während dreier Tage fast nicht blicken. Als er endlich wieder zum Vorschein kam, erzählte er zum allgemeinen Gaudium die Geschichten, welche Adam Müller am Hofe von Schwarzburg-Sondershausen erlebt hatte. Müller war nämlich von Leipzig aus, wo er damals als österreichischer Generalconsul für Sachsen und als Geschäftsträger an den Anhaltischen und Schwarzburgischen Höfen weilte, mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers von Oesterreich zu Günther von Schwarzburg-Sondershausen gereist, um mit diesem in Sachen des Zollvereins zu verhandeln, aber in so wunderlicher, seltsam burschikoser Weise dort empfangen, daß er sich in Göttingen noch nicht ausgewundert hatte.

Das war allerdings, fügte Ribbentrop hinzu, ein höchst seltsamer Heiliger, der alte Günther von Schwarzburg-Sondershausen, welcher 1835 sein Scepter niederlegte. Nächst den Mädchen mochte er am liebsten Studenten leiden, Studenten in vollem Wichse mit Koller und Kanonen. Das war denn auch in ganz Deutschland bekannt. Wer als Student in die Nähe von Sondershausen kam, ließ sich den Weg von einigen Meilen nicht verdrießen, machte Günther seinen Besuch und lebte dann einige Tage in dulci jubilo. Abends saß der Landesfürst mit seinen Musensöhnen im Theater um einen runden Tisch. Da wurde tüchtig getrunken und aus Meerschaumpfeifen geraucht. Die Bürger von Sondershausen ließen sich das schon gefallen, denn sie hatten ja Freibillets. Günther hatte nämlich das Theater erbauen lassen, um seinen Landeskindern eine Entschädigung für ihre materielle Einbuße durch seinen Beitritt zum Zollverein zu gewähren!

Die Hauptsache, die Veranlassung zu dem Müller'schen Besuche, erfuhren auch Reisachs nächste Freunde nicht. Er suchte durch allerlei bunte Mittheilungen darüber scherzend hinwegzugleiten. Es ist aber sicher, daß es geheime Pläne waren, die Müller zu Reisach geführt hatten. Mir ist das nie zweifelhaft gewesen. Seitdem zeigte sich auch an Reisach eine Veränderung. Er blieb zwar noch derselbe Liebenswürdige, aber — er hatte so recht keine Ruhe mehr. Er wollte jetzt auf einmal fort. Allerlei Geschäfte in der Ferne dienten ihm zum Vorwande. Seine Rückkehr ließ er zweifelhaft. Er nahm Abschied und hat auch Göttingen und den großen Kreis von Bekannten und Freunden, mich ausgenommen, nicht wieder gesehen. Sein nächstes Reiseziel ging zwar nach der Heimat, aber wir hörten schon nach kurzer Zeit zu unserem Erstaunen, daß der Graf Reisach in Wien sich

Digitized by Google

aufhalte und dort Theologie studire. Jetzt war es Keinem in unseren Kreisen mehr zweifelhaft, daß man mit ihm etwas Besonderliches vorhaben müsse. Denn es lag über den letzten Vorgängen doch ein eigenthümlicher Nimbus. Meine Prophezeiungen über Reisach stiegen übrigens im Curse ihrer Glaubwürdigkeit, und die Zeit der Erfüllung kam auch mit Riesenschritten.

Nachdem Reisach 1828 zum Priester geweiht war, wurde er schon 1836 Bischof von Eichstädt, dann 1841 Coadjutor des alten Erzbischofs von München-Freising, Lothar Anselm, endlich 1846 selbst Erzbischof dieses Kirchensprengels.

So stand ich denn als Prophet groß da und wäre nur gar zu gern in der Lage gewesen, dem neuen Erzbischofe auch persönlich die Zuverläßlichkeit meiner Sehergabe vorrücken zu können. Eine Gelegenheit hierzu sollte sich schon im Jahre 1847 bieten.

Ich hatte eine Reise nach Italien gemacht, nahm den Rückweg über München und stieg dort in einem Gasthofe ab. Mein erster Besuch galt Professor v. Dollmann. Bei diesem, den ich recht wohl kannte, wollte ich zunächst Erkundigungen über die Umgebung des Erzbischofes einziehen. Denn es war mir der Gedanke aufgestiegen, daß ich bei demselben in ein Heer von Klerikern gerathen und dort in meiner Eigenschaft als Protestant leicht peinliche Situationen herbeiführen könnte. Das mußte mir doch fern liegen. Da mich aber Dollmann in dieser Beziehung beruhigte, so fuhr ich am andern Morgen gegen 11 Uhr zum erzbischöflichen Palais. Es empfing mich dort eine Persönlichkeit, welche den Eindruck eines Haushofmeisters machte und mir eröffnete, daß der Erzbischof schon frühe zu Hofe gegangen und in einem solchen Falle gewöhnlich den ganzen Tag ausbleibe. Ich erklärte, daß es mir leid thue, den Erzbischof nicht anzutreffen; ich sei mit ihm recht befreundet. Schließlich bat ich um ein Blatt Papier und eine Feder. Ich schrieb Grüße an den Erzbischof darauf und empfahl mich dann.

Nach einiger Zeit — ich hatte mich etwas in München während dessen umgesehen — kehrte ich in mein Hôtel zurück. Hier theilte mir der Wirth gleich mit, daß der Erzbischof schon zweimal nach mir geschickt habe, ich möchte doch ja bald zu ihm kommen. — Diesen Wunsch erfüllte ich und fuhr auch sofort wieder zum erzbischöflichen Palais. Reisach empfing mich schon an der Thüre, küßte mich herzlich und sagte: „Gott sei Dank, daß ich dich endlich habe, mein lieber Ribbentrop!" Ich dagegen: „Ja, wenn das hier: du Ribbentrop, geht, so sage ich auch: du Erzbischof!" Er: „Sag' du nur du Erzbischof bis zum Tode!" Ich: „Auch später: du Papst?" Er schien die Anspielung auf mein Prophetenthum gleich zu verstehen und erwiderte lächelnd: „Ja, auch du Papst!"

Nun war des Fragens gar kein Ende. Alle großen und kleinen Ereignisse Göttingens mußte ich auspacken; Alles, selbst das Unbedeutendste nahm er mit wärmsten Interesse entgegen. Kaum konnte ich ganz seine Wißbegier befriedigen. Dazwischen zeigte er mir alle seine Gemächer und Habseligkeiten.

Um mir den Aufenthalt recht angenehm zu machen, hatte er schnell ungefähr ein Dutzend Herren, Professoren, Oberappellationsgerichtsräthe, Künstler zu einem Diner laden lassen. Eine allerliebste Gesellschaft. Scherz und Heiterkeit gingen ihr gar nicht aus. Der Erzbischof war der Frohesten Einer. Der alte Reisach, nur das Kleid war mir neu. Und Weine gab es, — wenn ich den Wein, welchen ich bei dem frühern Professor, spätern Minister von Bethmann-Hollweg auf Schloß Rheineck mal getrunken habe, ausnehme — wie ich sie besser nicht getrunken hatte!

Nach Auflösung der Gesellschaft zog sich Reisach mit mir allein zurück. Wir plauderten fast die ganze Nacht zusammen. Es that ihm wohl, mir sein Herz aufdecken zu können. Seine Stellung zum Hofe beunruhigte ihn in mancher Beziehung. Dies begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß gerade damals Lola-Montez dort ihr Wesen trieb. Auf diese war Reisach sehr schlecht zu sprechen. Er gestand mir auch offen, daß er eine heimliche Furcht vor ihr habe. „Bei jeder kirchlichen Function, welche ich verrichte," sagte er, „peinigt mich ewig der Gedanke: Das Frauenzimmer kommt mit der Reitpeitsche dahergesprungen, mich zu schlagen. Die Frechheit hat sie und böse genug auf mich ist sie auch. Sage, Ribbentrop, was fange ich an, wenn sie wirklich auf mich loskäme?" Ich gab das Fatale der Lage zu, bestritt aber die Dreistigkeit der Lola-Montez. Er versicherte indessen: „Du kennst sie nicht, gerade solchen Eclat liebt das Weibsbild!"

Als wir uns endlich trennten, mußte ich versprechen, alle zwei Jahre wenigstens einen Theil der Ferien in München zu verleben. Aber — zunächst kamen unruhige Zeiten über Deutschland, und als es dann wieder völlig ruhig war, ging wieder ein Stück meiner Prophezeiung in Erfüllung: Der Erzbischof von München-Freising wurde Cardinal in Rom! Ich verfertigte ein großes lateinisches Gratulationscarmen und wiegte mich gern in dem Gedanken, Freund Reisach mal auf einige Monate in Rom zu besuchen und mich dann unter seiner Protection in der Vaticanischen Bibliothek so recht herumtummeln zu können.

Diesen schönsten Traum meiner alten Tage zerschlug im vorigen Jahre auf einmal die Zeitungsnachricht, daß der Cardinal Graf Reisach gestorben sei. In keinem, welcher diese Nachricht gelesen hat, ist wohl die Ahnung aufgestiegen, daß ein protestantischer Professor in Deutschland den Tod des römischen Cardinals in aufrichtiger Trauer beweint hat!

Mit diesen Worten beendete mein inniggeliebter Lehrer seine Erzählung.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg".

Aufgeführt am 18. Juni 1875 im Nationaltheater.

In der Stadt Berlin merkte man am 18. Juni, dem Gedenktage der Schlacht von Fehrbellin, dem eigentlichen Geburtstage der brandenburg-preußischen Monarchie, sehr wenig von Feierlichkeiten. Hätten nicht sämmtliche Morgenblätter Feuilletons und Leitartikel über die Bedeutung des Tages gebracht, wären die Schulen nicht geschlossen gewesen, hätte nicht auf dem Thurme des Rathhauses die schwarz-weiß-rothe Fahne geflattert und hätten nicht ein paar dürftige Guirlanden und zwei Kränze das berühmte Schlüter'sche Reiterstandbild des großen Kurfürsten geschmückt, so wäre man nichts davon gewahr geworden.

Mit Ausnahme des Nationaltheaters nahm keine Berliner Bühne (das Hoftheater ist geschlossen) Notiz von dem Tage, sie konnten es auch nicht, denn „Pechschulze" und „Die schöne Helena" „Heinrich Heine" und die „Reise um die Welt" passen herzlich schlecht zu einer Feier von Fehrbellin. Im Nationaltheater fand als Festvorstellung eine Aufführung des „Prinzen Friedrich von Homburg" von Heinrich von Kleist vor überfülltem Hause statt. Der „Prinz von Homburg" ist ein wunderherrliches, zum Theil auch ein wunderliches Stück. Es scheint wie für eine Feier des Reitersieges von Fehrbellin geschrieben zu sein und doch ist der Titelheld so unhistorisch wie möglich gehalten. Ein schwärmerischer Jüngling beim Beginn des Stückes, der vom Glück der Liebe und von Heldenruhm zugleich träumt, der dies traumhafte Gebaren selbst dann noch nicht abschütteln kann, als es gilt die Dispositionen zur Schlacht aufzuzeichnen; der dann im Kampfesgewühl sich aufrafft, ein Held ist, den Sieg erringt gegen die Dispositionen und damit aus seiner lorbeerumkränzten Höhe jählings herabstürzt und sich an die Schwelle des Kriegsgerichts und des Todes gestellt sieht. — Auch im weitern Verlaufe des Stückes bleibt des Prinzen Natur in diesem Wiederstreit der Gefühle gefesselt. Zuerst

Digitized by Google

erwacht in dem Gefangenen, wie bei Egmont, die urgewaltige Lust des Lebens, er will nicht sterben, er klagt, er verlangt nach Rettung. Ergreifend sind die Verse, in denen der Dichter, der nicht lange nachher sich selbst den Tod gegeben, die Lebensfreudigkeit, die Lebenslust, die Furcht vor dem Tode schildert. Prächtig ist dann der Umschlag, als der Held in seiner ganzen Größe sich emporhebt und seinem Kriegsherrn, der ihn strafen will, Recht gibt vor dem Heere, vor den Frauen. Jetzt kommt die Gnade des Kurfürsten als ein Geschenk, das einem der Würdigsten verliehen wird, und Friedrich von Homburg kann es annehmen, ohne zu erröthen. Den Schluß bildet eine visionäre Scene, Homburg wird fast zum männlichen Käthchen von Heilbronn, es ist der Romantiker des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts, dem hier der Dichter in den Nacken schlägt.

An die Darstellung im Nationaltheater durfte man keine großen Ansprüche stellen, gemäßigten wurde sie überall gerecht. Einzig der Director Buchholz in der Rolle des großen Kurfürsten war von Kopf bis Fuß, in jeder Bewegung, in jedem Worte und ohne viel schauspielerischen Aufwand der gewaltige, geniale Held, dessen Juppiterhaupt von der Schloßbrücke herabschaut, fest und fürstlich, herbe und unbeugsam, aber auch gerecht und milde. Von den übrigen Darstellern kamen Herr Lortzing als Prinz Friedrich und Frl. Wally Herrmann als Natalie ihrem Ziele noch am nächsten. Der erstere übernahm sich nur zuweilen etwas in dem Bestreben, pathetisch zu werden, aber ihm gelang nebenher die Vereinigung des Weichlich-träumerischen mit dem Heldenhaften recht gut.

F. H. Kugler.

Notizen.

Unsere schönen Leserinnen wollen die nachstehende ästhetische Philippika nicht ungnädig aufnehmen. — Die Tunica von 75 v. Chr. und ihre Namensschwester von 1875.

Blicken wir zurück in die weiteste Vergangenheit, in das classische Alterthum! Vor uns steht ein hohes, stolzes Weib — eine Römerin. An ihre junonischen Formen schmiegt sich das weiche, jeder Bewegung nachgebende Gewand, welches unter der Brust gegürtet, in schönen Falten herabfließt. Und doch erreicht diese Tunica nicht ihr Vorbild, den griechischen Chiton, der in seinem freien, herrlichen Faltenwurf zu allen Zeiten das Ideal der gebildeten Völker bleiben wird. Die Griechen kannten keinen Schneider; Nadel und Scheere war nur zum Besetzen nöthig. Das hatten die Hellenen vor allen übrigen Völkern voraus und zu eigen, daß ihre Gewandung nicht fertig genäht am Leibe hing, sondern durch die Formen des Körpers bedingt wurde, welche sie durchblicken ließ, ohne sie zu enthüllen. Aber sie wollte getragen sein, diese Kleidung! Und nicht umsonst lehrte man an den Gymnasien von Athen die Kunst, das Himation (Ueberkleid, Mantel) schön zu drapiren! Es blieb dann auch einzig und allein Verdienst des Trägers, wenn das Costüm kleidete. So rühmt man z. B. dem Perikles nach, er habe stundenlang gesprochen, ohne daß sich nur eine Falte seiner Bekleidung verschoben hätte, und auch seine schöne und geistvolle Freundin Aspasia soll die Gewandung mit Meisterschaft getragen haben. Daß diese ideale Tracht von den Römern als unübertrefflich anerkannt war, beweist, daß sie dieselbe für sich vollständig acceptirten, wenn es ihnen auch nie gelang, etwas Anderes, als eine „trockene, gezierte Copirung" des griechischen Costüms zu erreichen. — Die römische Tunica also nimmt nicht einmal den Rang eines vollkommen idealen Kleidungsstückes ein. — Was ist aber nun jene, aus unschmiegsamen Stoffen hergestellte, ungraziöse Aufbauschung, die man heutzutage mit dem Titel „Tunica" beehrt? — Es ist kaum faßbar, daß diese Ausgeburt geschmackloser Modistengehirne so viel Anklang finden konnte und so lange beibehalten wurde. Wie es möglich ist, dieser Auswüchse nicht sehr bald überdrüssig zu werden, bleibt ein Räthsel, dem sich allerdings noch ein zweites anschließt: die Ausdauer, mit der man die Mode beibehält, welche das so anmuthig geformte menschliche Haupt um alle seine reinen Linien bringt. Unsere Frauen hören heutzutage so viel ästhetische Vorträge, beschäftigen sich so gerne schöngeistig, und doch ist der Geist des Schönen so oft ganz von ihnen gewichen. Da sieht man keine jugendliche Mädchenerscheinungen mehr in weißem, fließendem Gewande, dessen farbiger Gürtel und Blumenschmuck so lieblich contrastirt mit der Farbe der Unschuld. Die weißen Gewänder sind jetzt steifgestärkte Piquékleider mit noch ungefügigerem Ueberwurf, d. h. mit der modernen Tunica, und anstatt des farbigen Schmuckes sitzt hinten oder an der Seite eine kolossale Schleife „wie angeklebt", deren Zweck ebenfalls ein ästhetisches Räthsel ist. Diese Ungeheuer als Zierde anzuerkennen ist dem guten Geschmack unmöglich, und doch hat man dergleichen dabei im Sinne. O tempora, o mores! Hier bleibt nur ein Trost, eine Hoffnung: die Geschichte! Sie lehrt uns, wie zu allen Zeiten, daß, wenn die Entartung den höchsten Grad erreicht hatte, auch der Umschwung zur Besserung am nächsten war. Hoffen wir!

A. Panzer.

* * *

Vom Büchertisch.

Ralston, Early Russian History. Four lectures delivered at Oxford London 1874. — Ralston, On popular tales, their origin and meaning. A Lecture delivered at the Royal Institution of Great Britain. London 1875. — Der durch seine umfassenden Arbeiten über die russische Volkspoesie und Mythologie bekannte Verfasser hat mit der erstgenannten Schrift eine Lücke in der Literatur seines und auch unseres Vaterlandes ausgefüllt. Die russische ältere Geschichte ist im westlichen Europa wenig bekannt, theils weil sie sich aus äußeren Kämpfen ohne wesentliche innere Entwicklung zusammensetzt, theils weil sie nur in wenig ergiebigen Quellen fließt. Sie zu verstehen, sie des Lesers Verständniß nahe zu bringen, bedarf es einer eingehenden Kenntniß des russischen Volksgeistes, welcher die Bruchstücke der überlieferten Nachrichten zu verbinden und zu beleben vermag. Einsicht in die nationale Psychologie ist freilich zur Reconstruction einer jeden Volksgeschichte erforderlich, und zwar umsomehr, je dürftiger die Ereignisse und die Nachrichten sind, die davon auf uns gekommen; aber in Bezug auf Russisches hat es damit doch noch eine besondere Bewandtniß. Der Russe, wie ein großer Theil aller Slaven, ist ein Stimmungsmensch. Er vollendet wenig, ist aber stets bewegt; er schafft nicht viel, begreift und empfindet aber desto rascher, farbiger und feiner. Die Geschichte eines solchen Volkes nach seinen greifbaren Resultaten allein darzustellen, hieße offenbar sein inneres Leben unterschätzen. Man muß leichtlebige Naturen, die Sonnenschein und Regen genießen, nicht jeden Abend fragen, was sie am Tage verdient haben; man muß den Genuß, den sie an dem Tage gehabt, nicht nach der Summe anschlagen, die sie während der vierundzwanzig Stunden in die Sparcasse getragen.

Mr. Ralston besitzt die Kenntniß des inneren russischen Lebens in ausgezeichnetem Grade und hat sie zur Belebung der russischen Geschichte in vorsichtiger und wirksamer Weise verwendet. In großen Zügen den öden Gang der Ereignisse schildernd, weiß er seiner Darstellung eine Ebenmäßigkeit zu geben, welche dem Gesammtcharakter dieser Historien entspricht, und die zarten Lichter und Schatten, die er aus seiner Kunde des geistigen Wesens zu schöpfen vermag, um so bedeutender hervortreten läßt. So haben wir die verhältnißmäßig geringe Gestaltungskraft der Nation, und die damit so eigenthümlich contrastirende Lebhaftigkeit ihres individuellen Seins in den Zeichnungen unseres Verfassers Schritt für Schritt beisammen, einander erzeugend, tragend und vielleicht allein ermöglichend. Immerwährende Gährung ohne Niederschlag, eine ruhelose Impressibilität ohne durchgreifenden, stätig verfolgten Zweck, sehen wir die wogenden Wellen dieser russischen Dinge sich immer wieder thürmen, immer wieder spurlos verlaufen. Der einzige feste Punkt ist die Centralregierung, die sich im Kampfe gegen die Mongolen bildet. Einmal da, ruht sie auf den Schultern der im persönlichen Leben des Augenblicks aufgehenden Nation ebenso sicher wie die frühere Vielheit der Einzelregierungen.

In nichts tritt der unpolitische Charakter der alten russischen Geschichte schlagender hervor als in der Mongolenherrschaft und den verschiedenen Ansichten, die die russischen Gelehrten über die Wirkungen derselben hegen. Obschon diese Herrschaft mehrere Jahrhunderte dauerte und den größten Theil des Landes unter ihrem Drucke hielt, hat es sich bis heute nicht einmal annähernd feststellen lassen, welchen Einfluß sie auf

Digitized by Google

das geistige und staatliche Leben der Nation geübt. Die Welle hielt die Eindrücke nicht fest. Das einzige unwiderlegliche Ueberbleibsel sind eine Anzahl tartarischer Worte für sinnliche Gegenstände, zumal für Producte einer primitiven Industrie.

Mr. Ralstons Buch, das die Quellen mit gelehrtem Verständniß gebraucht und die modernen russischen Historiker ebenfalls sorglich verwerthet, ist in den Thatsachen verläßlich und verbindet mit einer seltenen Kunst der geschichtlichen Darstellung einen durchsichtigen und gehaltvollen Stil.

Desselben Verfassers Abhandlung „On popular tales" ist eine Erörterung der Grundsätze, die bei der Ursprungs- und Verwandtschaftstracirung der in verschiedenen Ländern gemeinsam auftretenden Volkssagen zu beobachten sind. Wie die indogermanischen Sprachen wesentlich gemeinsame Wurzeln, so haben die indogermanischen Völker bekanntlich viele, in ihren Grundzügen gemeinsame Sagen, die sich als Mythologie, Feenspuk und Kinder- und Hausgeschichte erhalten haben. Was uns die Amme träumerisch am winterlichen Heerd erzählte, ist häufig ein Rest uralten Wissens und Wähnens, dessen Spur sich von der Spree bis an den Ganges, von der Themse bis zur Wolga verfolgen läßt. Wie indeß die einzelnen Idiome unseres Sprachstammes das gemeinsame Gut der Ursprache selbstständig entwickelt und vermehrt haben, so ist auch die Sagenbildung nach der Völkertrennung nicht erstorben, sondern hat die alten Legenden theils national umgestaltet, theils durch neue ersetzt. Ja, da das Werden wirklicher Sprachwurzeln eine halb unwillkürliche geistige Thätigkeit voraussetzt, wie sie sich nur in primitiven Zeiten findet, die Sagendichtung aber auch in bewußteren Perioden vor sich zu gehen pflegt, so ist der alte gemeinsame Sagenschatz durch spätere nationale Zusätze viel mehr erweitert und verdunkelt worden als die ursprüngliche gemeinsame Sprache. Demnach liegt, wenn wir zu dem Urgut gelangen wollen, welches die frühesten gemeinsamen Anschauungen unserer ganzen nationalen Sippe wiederspiegelt, alles daran, die örtlichen Hüllen von dem alten Kern zu schälen, oder rein Oertliches in seiner Isolirtheit zu erkennen. Die Grundsätze, nach denen dies zu geschehen hat, legt Mr. Ralston, dessen Erfahrung auf vieljähriger Beschäftigung mit der blühendsten Mythologie Europas — der russischen — beruht, in seiner Vorlesung dar. Seine exacte Methode läuft darauf hinaus, die verschiedenen Varianten einer Sage, oder was zunächst als solche erscheint, mit der Mythologie und dem Volksthum der Länder, in denen sie auftreten, zu vergleichen. Das Land, dessen geistiger Atmosphäre sie am meisten entspricht, ist als dasjenige anzusehen, welches, wenn wir es mit einer Ursage zu thun haben, dieselbe am sinnigsten erhalten, oder, wenn es keine Ursage sein sollte, die Sage geschaffen und anderen Ländern mitgetheilt hat. Die letztere Frage wird mit Hülfe der Geschichte und Geographie der Sage, soweit thunlich, entschieden. Das Milchmädchen, das die Eier hinwirft, weil sie in der freudigen Voraussicht des Erlöses zu tanzen anfängt, ist uralt; Blaubart zweifelhaft; Aschenbrödel vermuthlich überwiegend westeuropäisch. Man findet in Mr. Ralstons Lectüre eine kurze, aber präcise Einführung in dies ungemein anziehende Gebiet, dessen erste Eröffnung die Welt den Brüdern Grimm verdankt. **A.**

* * *

Wir bringen heute die unserm Redactionsbüreau eingesandten Werke aus dem Gebiete der deutschen und fremdländischen Literatur zur Anzeige.

Mit Vorliebe wird in unserer Zeit die Geschichte einzelner Wissenschaften, namentlich auch die der deutschen Literatur gepflegt. Wenngleich die wissenschaftliche Hauptaufgabe derselben schon seit längerer Zeit in festen und bewährten Händen ruht, so gilt es doch, auch nebenher die Resultate der Forschung für die größeren Kreise der Nation, insbesondere aber für Haus und Schule in ansprechender Form zu verwerthen. Es ist dies gewiß eine Aufgabe, der sich auch geringere Kräfte mit der Aussicht auf Dank und Erfolg unterziehen können. In dieser Richtung nennen wir das Buch von

K. v. Gerstenberg, Geschichte der deutschen Literatur, von dem jetzt die 2. Aufl. erscheint. (Zürich 1875, Schabelitz'sche Buchhandlung.)

Speciell die Deutschen Dichter soll das im Erscheinen begriffene Werk von Ernst Götzinger, „Deutsche Dichter", von dem 2 Lieferungen vorliegen, behandeln. (Aarau 1875, Sauerländer.) Betty Paoli hat über Grillparzer und seine Werke eine Monographie geliefert.

Auf rein grammatischem Felde versucht Karl Hoffmann eine Lösung der schwierigen Frage der „neuhochdeutschen Rechtschreibung". (Arnstadt 1875, Frotscher.)

Ungleich größer ist der Kreis der Kräfte, der sich um die hohen Aufgaben, welche die Bühne unserer Generation stellt, concentrirt. Die dramatische Poesie, insbesondere die Tragödie, zählt manchen wackeren Kämpen unter ihren Wächtern. Leider müht Mancher sich vergeblich; das Meiste bleibt Buchdrama und zieht das Tageslicht dem Lampenlicht vor. Wir erwähnen, ohne daß damit ein specielleres Eingehen auf das eine oder andere der hier genannten Stücke ausgeschlossen ist, folgende dramatische Productionen:

Samson. Tragödie in 5 Aufzügen von C. Thomas. Prag 1875, Bohemia.

Helene, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von G. Kastropp. Weimar 1875, Kühn.

Konrad von Marburg, Trauerspiel in 5 Acten von A. Petrick. Berlin, Nauck'sche Buchhandlung.

Nero, Schauspiel in 5 Aufzügen des Pietro Cossa. Von Carl Reißner deutsch bearbeitet. Leipzig, Reclam jun.

Der Gouverneur von Darien, Trauerspiel in 5 Acten von W. Goldschmidt. Leipzig 1875, Wigand.

Die letzten Tempelherren, Trauerspiel in 5 Aufzügen von A. Saleck. Jena 1875, Costenoble.

Die Alten und die Jungen, dramatisches Sittenbild in 1 Aufzuge von Hieronymus Lorm. Leipzig, Reclam jun.

Das Röschen vom Kochersberg. Elsässisches Lebensbild in 5 Aufzügen von Adolf Calmberg. II. Aufl. Leipzig und Zürich 1875, Cnoblauch und Orell, Füßli & Co.

Der Graf von Provence. Romantisches Lustspiel in 5 Aufzügen von Ludwig Biron. München 1875, Straub.

Die Badegesellschaft. Charakter-Lustspiel und Sittengemälde in 5 Aufzügen von Julie Kühne. Leipzig 1875, Mutze.

Nicht minder reichhaltig fällt unsere Blüthenlese auf dem Felde der lyrischen Poesie aus:

Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri, von Friedrich Rückert. 5. Auflage. Stuttgart 1875.

Liederbuch von Friedrich Oher 1842—1874. Mit einem biographischen Verzeichnisse der Componisten. Basel 1875, Schwabe.

Anton Notenquetscher. Ein satirisches Gedicht in vier Gesängen von Alexander Moszkowski. Mit Illustrationen von Philipp Scharwenka. Cassel 1875, Troll.

Kraut und Arbes. Unterfränkische Gedichte von Joseph Kram. 3. verbesserte Auflage. Kaiserslautern 1875, Muschis Buchhandlung.

Aus Sturmeszeit 1813—1815. Nationale Dichtungen von Dr. W. Kopp. Berlin 1875, Springer.

Gedichte von Heinrich Falkland. Zweite, völlig veränderte Auflage. Wien 1874, Manz'sche Buchhandlung.

Juventas. Neue Dichtungen für Jung und Alt von Emil Taubert. Berlin 1875, Königsmann.

Gesammelte Gedichte von H. Grieben. Heilbronn 1875, Gebr. Henninger.

Sonetten-Sträuße von Michael Reichstreu. Konstanz 1875, Fritz.

* * *

Herrn Woldemar Kaden in Neapel. Wir kommen hiermit gern Ihrem Wunsche nach, das in Ihrem Aufsatze: Eine „süditalische Lenore" in Nr. 23 der Gegenwart (S. 365, Spalte 1) befindliche Versehen dahin zu berichtigen, daß für die Worte „der Agnerschen Ballade", der Sie den Vorwurf künstlichen Wortgeklingels machen, „der Bürgerschen Ballade" zu substituiren ist.

Digitized by Google

Inserate.

Wichtige Neuigkeit!

Im Verlage von **E. Bidder** in Leipzig erschien soeben:

Der

Culturkampf in Preußen

und

seine Bedenken.

Von

J. H. v. Kirchmann,

Mitglied des Deutschen Reichstags und des Preuß. Abgeordnetenhauses.

Preis 75 Pf.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der

Socialismus und seine Gönner

nebst

einem Sendschreiben an Gustav Schmoller

von

Heinrich v. Treitschke.

Preis: 2 Mark 40 Pf.

Mintrop-Nachlaß.

Behufs Organisation des Vertriebes der in Farbdruck und Photographie ausgeführten Reproductionen **Mintrop'scher Compositionen** sind wir bereit, einen thätigen **Associé** anzunehmen.

Gebr. Spiethoff in Düsseldorf.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Briefwechsel

zwischen

Varnhagen und Rahel.

(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)

Sechs Bände.

8. Jeder Band geh. 6 M., geb. 7 M.

Der Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel Levin, seiner nachmaligen Gattin, in der Vollständigkeit, wie er hier zum ersten mal dargeboten wird, darf als charakteristische Quelle zur Kenntniß einer ganzen wichtigen Culturepoche gelten und als solche dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen. In diesem Sinne haben die berufensten Stimmen über das nun vollständig vorliegende Werk sich ausgesprochen und seine hohe zeitgeschichtliche Bedeutung anerkannt

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin, NW., Louisenstraße 32.**

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Das **Juni-Heft** (I. Band, Nr. 6) erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Inhalt:

I. Eduard Mörike. Von **Edmund Hoefer.**
II. Aus alten Tagen. Skizze von **Ada Christen.**
III. Aus der französischen Revolution. Dramatische Scenen von **S. H. Rosenthal.**
IV. Gedichte. Von E. Tiedemann, mitgetheilt von **Theodor Storm.**
V. Die schöne Melusine. Von **Gottlieb Ritter.**
VI. Die arme Gräfin. Scenen deutschen Badelebens. Von **Hieronymus Lorm.**
VII. Ein Brief Kaulbachs. Aus dessen Nachlaß mitgetheilt von **Carl Stieler.**
VIII. Alexander Rost. Ein Nachruf von **W. Marr.**
IX. Kritische Rundblicke: Ein neues Talent. Von **Oscar Blumenthal.**
X. Zur Erinnerung an Eduard Mörike. — Miscellen.

5 Bogen Lex. eleg. brochirt und geheftet Preis 1 Mark.

Mit diesem Hefte ist der erste Band geschlossen.

Preis brochirt **6 Mark**; eleg. gebunden in Englisch-Leinwand **8 Mark.**

Die **„Neuen Monatshefte"** erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats.

Preis pro Quartal 3 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Man kann jederzeit in das Abonnement eintreten.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Touristen-Lust und Leid in Tirol.

Tiroler Reise-Buch

von

Gustav Rasch.

8°. Elegant geheftet. Preis 6 M. ord.

„Ueber Land und Meer" schreibt: „Mehrere längere Aufenthalte in Tirol, nicht eine blosse Durchwanderung, geben dem Buch seine sachliche Grundlage; der Verfasser kennt Land und Leute auf's Genaueste, er liebt diesen schönen Fleck Erde und weiss uns die Touristenlust, die uns dert erwartet, recht anschaulich und einladend zu machen, aber er geht auch mit den Widerwärtigkeiten, die der Besucher bislang noch zu ertragen hat, unbarmherzig zu Gericht. Das Buch wird dadurch pikanter. Aber auch abgesehen davon ist es ungemein frisch, lebendig und farbenreich geschrieben und neben einem der Rothbücher oder vielmehr gerade in Verbindung mit einem solchen ein praktischer Führer, der vor, während und nach der Reise gleich empfehlenswerth ist."

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von **Erich Koschny** in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Der Mensch eine Maschine.

Von

de la Mettrie.

Uebersetzt, erläutert und mit einer Einleitung über den Materialismus versehen von **Dr. Adolf Ritter.**

Preis 60 Pf.

Zur gefälligen Beachtung für die Leser der Gegenwart.

Wir ersuchen unsere geehrten Abonnenten, sowie diejenigen Leser, welche von jetzt an auf die „Gegenwart" abonniren wollen, *die Bestellung auf unsere Wochenschrift für das* dritte Quartal *gefälligst umgehend zu erneuern* resp. sich an die betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten zu wenden, damit wir die Stärke der Auflage bemessen und die Unannehmlichkeit vermeiden können, bei verspäteter Bestellung unvollständige Exemplare zu liefern.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal 4 **Mk. 50 Pf.** *Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsspeditionen nehmen Bestellungen an und besorgen auch, sowie die unterzeichnete Expedition, im Fall der Aufenthaltsveränderung während der Sommermonate* die Nachsendung unter Kreuzband.

Original-Einbanddecken in Leinwand

(dauerhaft und elegant mit blinder und vergoldeter Pressung)

zu dem mit No. 26 geschlossenen VII. Bande der *Gegenwart*, sowie zu den früheren Bänden können zum Preise von **1 Mk. 50 Pf.** *durch jede Buchhandlung* bezogen werden.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART", Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Paul Neff in Stuttgart.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke**, Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Die Gegenwart.

AP
30
.G295
v.8

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

Digitized by Google

AP
30
.G295
V.4

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Achter Band.

1. Politische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Die Versammlung des „Instituts für Völkerrecht" im Haag. Ende August 1875. Von Bluntschli 161. 179
Die schweiz. Nationalität. Eine politische Studie von demselben 357. 399
Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schutzzoll. Von Johannes Berg 397
Der Herzogewinnaaufstand und die europäische Diplomatie. Von J. 193
Die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassungsurkunde. Von Rud. Gneist 1

Inland.

Die Vereinigung der deutschen Socialdemokraten. Von Carl Dietzel 17
Ein Rückblick auf die bayrischen Wahlen. Von M. Carriere . . 81
Die bayrischen Abgeordnetenwahlen seit 1869. Von W. Wackernagel 65
Die ultramontanen Einflüsse in Westfalen. Von K. G. 289
Zur Frage der Handelsgerichte. Von Paul Kayser. 145

Ausland.

Die Freiheit des höheren Unterrichts und das Pariser Parlament vor 300 Jahren. Von F. 19
Der Ultramontanismus in Frankreich. Von Leopold Richter . 33
Die Senatorenwahlen in Versailles. Von demselben 418
Das Ministerium Tisza nach den Wahlen 49
Politische Briefe aus Oesterreich. Von Austriacus . . . 129. 148
Cardinal Rauscher. Von Austriacus 380
Wie theilt man die Türkei? Von Karl Braun. 179
Das Project einer englisch-russischen Allianz. Von Wilhelm Wackernagel 6
England und der Ankauf des Suezcanals. Von Richard Reuter . 377
Christus und Muhamed. Von Th. Wenzelburger 421
Ein gefälschtes Einschiebsel in einer Rede Lord Derbys. Von Karl Blind 131
Der californische Krach und sein Held. Von Udo Brachvogel . 241

2. Volkswirthschaftliche Aufsätze.

Die volkswirthschaftliche Reaction. Von H. B. v. Unruh 68. 84. 98. 114
Der Nutzen der Industrie. Von demselben. 225. 243
Der Gründer. Von Alexander Meyer 309
Die türkische Schuld. Von demselben. 273
Geld und Speculation. Von Ludwig Bamberger 275
Die Reform der englischen Arbeitergesetze. Von A. v. Studnitz . 257
„Ueber das Niederträchtige." Von H. B. O. 209
Gerson, Landsberger und Kohn. Von einem Mitarbeiter der „Kreuzzeitung" 97

3. Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Darwins neuestes Werk. Von Carus Sterne 104
Ein akademischer Protest. Von demselben 232
Die africanische Gesellschaft zu Berlin. Von Moritz Meyer . . 123
Die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand. Von Otto Zacharias 136
Die Morphiumsucht. Von Medicus 328

4. Vermischte Aufsätze.

Zum Bau des deutschen Parlamentshauses. Von —?— 417
Die heilige Anna. Von Carus Sterne 35. 50. 71
Etwas über Lectüre. Von C. Gerhard 38
Belly. Von J. Raeber 61
Die Fremdwörter in der deutschen Sprache. Von Walter Gensel 72
J. B. von Schweitzer. Von Paul Lindau 88
Eine Wanderung durch die Strafanstalten von Berlin. Von demselben 106. 122
Ein empfehlenswerther Mitarbeiter. Von demselben 270
Das Reisebrieffieber. Von Julius Weil 103
Feiertage. „Helgoland." Von X. 195
Nach den Feiertagen. In der Hauptstadt. Von R. L. 314
Auf der Festung. Von M. B. 244
Die Entstehung der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten. Von Alexander Wallner 113
Uebersetzungsblüthen. Von Eduard Leyh 156
Expräsident Andrew Johnson. Von Udo Brachvogel 133
Erfolg oder Nichterfolg? Von Elsa Ernst 322
Zur Geschichte der Kirchhöfe. Von Ludwig Heimann 181
Frohe Botschaft aus Emanzipazien: An's Licht gestellt von Johannes Scherr 216
Der Schmollwinkel eines deutschen Poeten. Von F. Keller-Leuzinger 218
Zur Erinnerung an den Philosophus Teutonicus. Von Otto Zacharias 291
Lehmann contra Schmidt. Ein Schmerzensschrei. Von A. Dubois 163
Ein Angriff zur Abwehr. Von Spectator 194
Der Wiener Bäcker und seine Feinde. Erinnerungen aus Constantinopel. (August 1875.) Von Karl Braun. . . 325. 343. 359
Einem Todten zum Gedächtniß. Von Julius Wolff 428
Der Krüppel. Ein Märchen von H. C. Andersen 360
Ueber Proben und Regie. Gelegentliche Bemerkungen von A. Förster 167
Ein Ehrentag aus Englands Geschichte. Von Eduard Engel . 317

5. Autobiographien.

Ein Gespräch, das fast zur Biographie wird. Von Adolf Wilbrandt und 213
Das Ende meiner Lehrlingszeit. Aus dem Nachlaß von Heinrich Marr 347. 383

6. Literarische Aufsätze.

a. Gedichte.

Indische Sprüche. Aus dem Sanskrit von L. Fritze 134
Spätherbst. Von Hermann Lingg 276
Rückschau. Von Wilhelm Jensen 423
Ein politisches Gedicht Henrick Ibsens. Verdeutscht und eingeleitet von Adolf Strodtmann 57

b. Essais.

Ueber das Molière'sche Lustspiel „Der Geizige". Von Paul Lindau 52
Byrons Manfred auf der Bühne. Von demselben 184
Schiller als Redacteur. Von demselben 330
Alfred de Musset und George Sand in Venedig. Von demselben 423
Kaiser Nikolaus in London. Von Emil Lehmann . . . 210. 227
Lassalle als Redner und Agitator. Von Georg Brandes 259. 293. 311. 327
Hans Christian Andersen. Von Adolf Strodtmann 229
Sealsfield-Postl. Von Johannes Scherr 7. 23. 40
Ein Jubilar. Von Julius Duboc 341
Nevermore. Von R. Elcho 403. 425
Ein Franzos, mit dem sich's reden läßt. Von Johannes Scherr 296. 363
Ein Kind der Welt. Von Adolf Brieger 169
Ungedruckte Romane. Von Schmidt-Weißenfels 150
Das Schauspiel in Deutschland. Von Georg Henry Lewes . . 280
Ueber nationale Dramen. Von O. v. Leixner 121
Die Umkehr des Commersbuches. Von A. Brockhoff 298
Methode und Pedanterie. Von J. Mähly 197
Plauderei über die Regelung und Feststellung der deutschen Sprache, zunächst der deutschen Rechtschreibung. Von Daniel Sanders 165
Die bayerischen Mundarten. Von Ernst Bezold 276
Die deutschen Mundarten im Liede. Besprochen von Ernst Eckstein 316
Sprüchwörtliches aus Italien. Von Robert Waldmüller . 247. 265
Ein kritischer Beitrag zu Büchmanns „geflügelten Worten". Von Friedrich Latendorf 116. 139. 200
Colportageromane. Eine Skizze aus der modernen Literatur von Joseph Kürschner. 55

Digitized by Google

c. Literarische Kritik.

Seite

Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine von Hillern. Besprochen von Paul Lindau . . 9
Fridolins heimliche Ehe. Nach Erinnerungen und Mittheilungen erzählt von Adolf Wilbrandt. Besprochen von demselben . . 21
Reise durch das Milliardenland. Von demselben 74
Elsbeth. Eine Erzählung von Gottfried Nessel. Besprochen von demselben 134
Literarische Uebersicht. Von demselben 350
Ein preisgekrönter Roman. Von Otto Franz Gensichen . . . 186
Ein neues Werk über die Dantonisten. Von demselben 250
Classisches Bilderbuch von Emanuel Geibel. Besprochen von M. Carriere 262
„Der junge Goethe." Eingeleitet von M. Bernays. Besprochen von demselben 345
„Tremsen." Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Besprochen von Klaus Groth . 234
„Ut min Jungsparadies" von Klaus Groth. Besprochen von Gottlieb Ritter 385
Heinrich Heine und Herr Eduard Grisebach. Von Wilhelm Jensen 11
Ueber die humoristische Prosa des XIX. Jahrhunderts. Von Julius Weil 26
Kirchmanns Cicero. Von Karl Braun-Wiesbaden 13
Sociallehre. Von Adolf Samter. Besprochen von E. Wichert. . 204
Exact-wissenschaftlicher Dilettantismus. Von Adolph Horwicz . 401

d. Bühnenkritik.

„Ein Kampf um's Dasein." Lustspiel in drei Acten von Adolf Wilbrandt. Besprochen von P. L. 78
„Großstädtisch." Schwank in vier Aufzügen von J. B. von Schweitzer. Besprochen von demselben 158
„Diplomatische Fäden." Lustspiel in 3 Acten von F. W. Hackländer. Besprochen von demselben 199
„Der Veilchenfresser." Lustspiel in vier Acten von G. v. Moser. Besprochen von demselben 220
„König Roderich." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Besprochen von demselben 236
„Der Feind im Hause." Trauerspiel in fünf Acten von Otto Roquette. Besprochen von demselben 251
„Die Gesandtin." Schauspiel in fünf Acten von A. W. Besprochen von demselben 283
Drei neue Stücke im Schauspielhause. Besprochen von demselben 300
„Ein Fallissement." Schauspiel in vier Acten von Björnstjerne Björnson. Besprochen von demselben 367
„Die Frau für die Welt." Schauspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Besprochen von demselben 387
„Königin Maria." Von Alfred Tennyson. Besprochen von Eduard Engel 202
„Der Sturz des Hauses Alba." Von A. S. C. Wallis. Besprochen von Th. Wenzelburger 138
„Die Neuvermählten." Familiengemälde in zwei Aufzügen von B. Björnson. Besprochen von Theod. v. d. Aue 91
Paul Heyses „Hans Lange" im Nationaltheater. Von F. H. Kugler 61
Marie Geistinger. Die Wiener im Nationaltheater. Von demselben 49
Wiener Gäste und Eröffnung des Woltersdorff-Theaters unter Emil Thomas. Von O. v. Leixner-Grünberg und F. H. Kugler 28
„Fürstin Andrea von Argèles (L'idole)." Schauspiel in vier Acten von Crisafulli und Stapleaux 173
„Ein Mark." Posse mit Gesang nach C. Costa von H. Salingré. Besprochen von O. v. Leixner 173
„Eine vornehme Ehe." Schauspiel in 5 Acten von O. Feuillet. Besprochen von demselben 189
„Unter Maria Theresia." Zeitbild in fünf Acten von Adolf Schwarz. Besprochen von demselben 286
„Don Juan d'Austria." Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Albert Lindner. Besprochen von demselben. 320
„Luftschlösser." Posse in drei Acten von Mannstaedt und Weller. Besprochen von demselben 336
„Nathan der Weise." Besprochen von demselben 349
„Rose Michel." Schauspiel in fünf Acten aus dem Französischen des Ernest Blum. Besprochen von demselben 388
„Comtesse Dornröschen." Genrebild in einem Aufzuge von A. Günther. Besprochen von demselben. 427
In Angelegenheiten des Berliner Theaters. Von F. H. Kugler . 14

7. Musik und bildende Künste.

Ueber Publicum und Quellen der Popularität. Eingeleitet von dem „Aesthetischen Ketzer". 75. 92. 118
Das römische Künstlerstipendium. Von dem Verfasser des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität". 235
Das Studium der alten Meister und der „Geist" der Alten. Von dem Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen ꝛc." . 318
Schlußbetrachtungen über den Pariser „Salon" von 1875. Von Albertus 59
Richard Wagner und die Zukunft des deutschen Dramas. Von Ernst Lehmann 43
Das musikalische Drama. Von B. K—r. 335
Römische Ausgrabungen. Von Erich Altjung 267. 278
Die vermuthlichen Bildnisse von Armin, Thusnelda und Thumelicus. Von Karl Blind 101
Aus Europa. Neue Aquarelle und Skizzen von E. Hildebrandt. Von O. v. Leixner 366
Weihnachtsrevue. Illustrirte Prachtwerke. Von demselben . . . 350
Permanente Ausstellung des Vereins Berliner Künstler. Von demselben. . . . . 94. 181. 189. 301. 406.
„Cagliostro." Operette in drei Acten von Zell und Richard Genée. Musik von Johann Strauß. Besprochen von H. Ehrlich . . 222
Musikalische Aufführungen. Von demselben. 348
Concertschau. Von demselben 335. 388
Musikalisches aus Italien. Der „Freischütz" in Rom. Eine Reiseerinnerung von Fr. Siebmann 153
„Dolores." Oper in vier Acten von Salvatore Autari-Manzocchi. Von A. Bivanti-Lindau 155

8. Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung entstellter Thatsachen in dem Artikel „Heinrich Heine und Herr Eduard Grisebach". Von Eduard Grisebach . . 63
Entgegnung von Wilhelm Jensen 63
Brief von Paul Majunke an Paul Lindau 95
Brief von Paul Lindau an Paul Majunke 95
Die Wahrheit über die Katastrophe des Postdampfers „Schiller". Von H. Hillers, s. Z. I. Officier des „Schiller" 110
Brief von Egers 159
Ueber den Freischütz. Von G. S. 223
Betreffend Sanders. Von Fr. Latendorf 239
Den Aufsatz „Ein deutscher Schulmeister" betreffend. Von Prof. T. Ziller 254
Ueber die Darstellung der unbefleckten Empfängniß auf Bildern des Kölner Museums 255
König Roderich betreffend. Von Felix Dahn 287
Naturwissenschaftlichen Schulunterricht betreffend. Von G. H. Schneider 302
Zwei offene Briefe. Von O. H. und Dr. med. Orth 339
Die Uebersetzung einer Strophe der Sappho betreffend. Von R. B. 371
Bilanz des Herrn Tjälde betreffend. Von Alexander Meyer . 392
Von C. Gaebeler 431
Von Alexander Meyer . 431
In Bezug auf den Brand von St. Cloud. Von Ludwig Pietsch 392
Antwort auf offenen Brief S. 371 412

9. Notizen.

Seite 15. 29. 46. 62. 79. 94. 108. 126. 142. 159. 174. 190. 207. 223. 238. 252. 271. 286. 302. 336. 355. 369. 389. 407. 430. 431.

10. Bibliographie.

Seite 15. 31. 47. 109. 127. 142. 143. 159. 174. 191. 239. 253. 302. 337. 370. 391. 411.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 3. Juli 1875. Band VIII.

NP
30
.G295
v.8
no.27

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Preußischen Verfassungsurkunde. Von Rud. Gneist. — Das Project einer englisch-russischen Allianz. Von Wilhelm Wackernagel. — **Literatur und Kunst:** Sealsfield-Postl. Von Johannes Scherr. I. — Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine von Hillern. Besprochen von Paul Lindau. — Heinrich Heine und Herr Eduard Grisebach. Von Wilhelm Jensen. — Kirchmanns Cicero. Von Karl Braun-Wiesbaden. — **Aus der Hauptstadt:** In Angelegenheiten des Berliner Theaters. Von F. H. Kugler. — Notizen. — Inserate.

Die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Preußischen Verfassungsurkunde.

Von **Rud. Gneist.**

Es ist eine Deutschland eigenthümliche Erscheinung, daß in dem heftigsten Streite zwischen der protestantischen und der katholischen Kirche ein Theil der Protestanten die Sache der Gegner zu führen scheint. Vor dem Ausbruch des 30jährigen Krieges machte das zelotische Lutherthum mit den Jesuiten gemeinschaftliche Sache, um auf den „Liberalismus" loszuschlagen, d. h. auf die damaligen Liberalen, die „Reformirten", und dies Bündniß dauerte selbst in die Zeiten des 30jährigen Krieges hinein. Heute ist es ebenso die äußerste Linke und die äußerste Rechte, welche mit dem Ultramontanismus gemeinschaftliche Sache machen, ohne zu fragen, ob die höchsten Güter der Nation und selbst der Glaube auf dem Spiele stehen.

Ich will nicht von Herrn Dr. Geffken sprechen, der die preußischen Maigesetze tadelt, anscheinend ohne sie gelesen zu haben. Uns näher liegend aus der Berliner Fortschrittspartei ist der Aufsatz des Herrn von Kirchmann in der Zeitschrift von Guido Weiß. Herr von Kirchmann beklagt es, daß ein erfahrener Staatsmann wie der Fürst Bismarck die Beschlüsse des vaticanischen Concils so maßlos überschätzen könne. Es seien dies Beschlüsse, die auf dem Papier stehen und an der Verfassung nichts ändern. Die deutschen Bischöfe seien nicht zu tadeln, wenn sie erst dem Unfehlbarkeitsbeschluß opponirt haben, dann aber dem von der Mehrheit angenommenen Gesetze Folge leisten. Allerdings sei im letzten Menschenalter die Uebermacht der römischen Kirche so gewachsen, daß von Seiten des Staates eingeschritten werden müsse. Allein es frage sich, ob dies in den rechten Grenzen und mit den rechten Mitteln geschehen sei. Die rechten Grenzen könne man noch anerkennen in den „wohldurchdachten" Maigesetzen. Darüber hinaus gingen aber die späteren Gesetzacte, namentlich die Aufhebung der „wohlerwogenen und den deutschen Verhältnissen entsprechenden" Art. 15, 16, 18 der Verfassung und namentlich auch die neuerdings von den Geistlichen verlangte Erklärung, den Staatsgesetzen Folge zu leisten.

Die rechten Mittel seien überschritten durch zahlreiche „drakonische Strafbestimmungen", neuerdings durch Generalstrafen gegen die Geistlichkeit in Masse. Man kämpfe vergebens mit Gewalt gegen persönliche Ueberzeugungen. Die Masse der Verfolgungen steigere nur den Widerstand. Man solle nach dem Beispiele Oesterreichs solche Gesetze nicht principiell, sondern rücksichtsvoll und milde, mit Unterscheidung der Fälle handhaben, und solche Oberpräsidenten und Beamten in ihrer Function lassen, welche mildere Auswege gefunden haben.

Ich will in Kürze diese Standpunkte prüfen und dabei in vollem Maße diejenige persönliche Rücksicht gegen den Verfasser gelten lassen, welche ein Mann beanspruchen kann, der durch seine Lebensschicksale die Aufrichtigkeit seiner persönlichen Ueberzeugung bethätigt hat.

Der Irrthum in solchen Beurtheilungen protestantischerseits liegt in dem Verkennen der Staatsnatur der römischen Kirche. Was dem Staate in dem ultramontanen System gegenübersteht, ist keine bloße Glaubenslehre, sondern ein voll entwickeltes Staatssystem, das im heutigen deutschen Staate keinen Platz finden kann. Die heutige Staatsgewalt kann und will nicht gegen Glaubenslehren als solche streiten: sie muß aber die Rechtsfolgerungen für das äußere Leben der deutschen Nation, die aus jenen Glaubenslehren abgeleitet werden, innerhalb solcher Schranken halten, daß der Gesammtstaat der deutschen Nation, die Gleichberechtigung der protestantischen Devise und der übrigen Glaubensbekenntnisse daneben besteht.

Der römische Primat und der Episkopat sind nach jener Lehre unmittelbar göttlicher Einsetzung. Sie sind die von Gott geordnete Fortsetzung des Apostelamts. Die Regierungsgewalten der Bischöfe gehören also zu den Glaubenslehren. Diese Regierung umfaßt zunächst die Ordnung der Ehe, weil sie Sacrament ist. Sie umfaßt das ganze Erziehungswesen; denn es ist gesagt: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer". Sie umfaßt das ganze Unterrichtswesen, denn es ist gesagt: „Lehret alle Völker ꝛc.". Sie umfaßt alle Jurisdiction und Gewalt über die Geistlichkeit, denn der Staat darf einen Amtsberuf weder untersagen noch beschränken, welchen er nicht verliehen hat. Es sind das nur Hauptpunkte. Das volle System des kanonischen Rechts ergibt, daß die kirchliche Regierung das bürgerliche Leben in tausend Punkten durchdringt und neben dem Familienleben auch in das Vereinigungsrecht, in Volkswirthschaft und Rechtspflege überall eingreift. Die Lehre von den Sacramenten, von der potestas ordinis und jurisdictionis enthalten jedenfalls alle entscheidenden Elemente der Herrschaft über das Familienleben und über die Ordnung der Gemeinde. Der Katholik steht demnach in einem doppelten Unterthanenverhältniß gegen seinen Staat und gegen den Papst. Kirchliche Gewalt aber, sagt seine Lehre, ist die höhere ihrem Ursprunge, ihrer Bestimmung und Verfassung nach. Der Staat ist folgeweise verpflichtet zum Gehorsam gegen die Kirche und zur Ausführung ihrer Gebote als Gottesgebote. Diese Pflicht ist eine erzwingbare, haftet kraft der Taufe einem

Digitized by Google

jeden Christen an, kann gegen schismatische Christen nur de facto ruhen, nie grundsätzlich aufgegeben werden. Der westfälische Friede ist deshalb nicht anerkannt, weil er die Pflicht des Staats zur Zwangsausführung der kirchlichen Gebote aufhebt. Die protestantischen Kirchen konnten daher folgerecht nicht anerkannt werden. Es ist nur eine Declaration, wenn der Syllabus wiederholt, daß der Protestantismus keine Form wahrer Religion darstelle.

Diese Grundsätze der Kirche sind unabänderlich an sich — der Wechsel darin betrifft nur ihre Handhabung.

In Zeiten des ruhigen Besitzes läßt die Curie „unter Gottes Zulassung" die tausendfältigen Abweichungen in dem Kirchenrecht der einzelnen Nationen gewähren. Die leichtlebige italienische Prälatur, die römische Büreaukratie im geistlichen Gewande, der römische Adel regiert dann den orbis terrarum mit weiser Erwägung und feinem Verständniß dessen, was ratione temporis et loci geschehen kann.

In Zeiten ernster Gefahr für das System und das patrimonium Petri dagegen waltet auch in Rom die ecclesia militans mit dem Generalstab der Orden. Die rücksichtslose Geltendmachung der Glaubenssätze im äußeren Leben der Völker erscheint dann als „Ultramontanismus", der mit jedem Machtmittel gegen jede Staatsform vorrückt und seinen Angriff stets auf den Punkt concentrirt, wo der entscheidende Kampf geführt wird.

Die Gründe, aus welchen in Rom seit 1848 das zweite System waltet, und warum seit 1870 alle Angriffsmittel zum Vorstoß auf das Deutsche Reich concentrirt wurden, sind wohl verständlich. Schwerer verständlich ist die Meinung, daß es sich um „Theorien auf dem Papiere" handle, die man gewähren lassen könne und müsse. Dies Räthsel löst sich dadurch, daß der protestantische Politiker über die Religionsgesellschaft, wie sie sein sollte, philosophirt und damit die römische Kirche, wie sie ist, aus den Augen verliert und vergißt. Es wird ihm dies um so leichter, wenn er inmitten einer protestantischen Bevölkerung von Regierung und Zwang der Kirche nichts sieht und nichts empfindet. Der Protestant denkt eben an seine Kirche, d. h. an Lehre, Seelsorge und Liturgie: der ultramontan geleitete Katholik denkt an die äußere Regierung der ganzen persönlichen Seite des Volkslebens, und es entsteht ein Widersinn, wenn beide Theile versuchen, in einer und derselben Formel gleiche Rechte für ihre Kirchen festzustellen. Die römische Kirche behauptet nicht blos ihre Ansprüche auf eine staatliche Regierung, sondern sie besitzt und behauptet bis heute noch die Mittel zu einer solchen. Sie übt eine Gesetzgebungsgewalt über angeblich 200 Millionen Katholiken aller Länder. Sie besitzt eine voll entwickelte Central-, Provinzial-, Bezirks-, Kreis- und Ortsverwaltung, welcher unsere weltlichen Verwaltungen erst in späteren Jahrhunderten nachgebildet sind. Sie besitzt ein fast ebenso zahlreiches Beamtenpersonal wie der weltliche Staat — in strengerer Einheit und Disciplin, wie die Beamten des Staats dem ausschließlichen Dienst der Kirche angehörend durch die Ehelosigkeit, — verstärkt durch die eiserne Disciplin der männlichen und weiblichen Orden und Congregationen — tief hineinreichend auch in die unteren Volksschichten und verwachsen mit deren Interessen. Es ist ein folgenreiches Mißverständniß, eine solche Organisation auf den Boden jenes freien Vereinsrechts stellen zu wollen, welches durch die täglich wechselnden socialen Interessen periodisch gerinnt und zerrinnt. Noch weit ernster erscheint aber die Sache, wenn man Zwangsmittel dieses Kirchenregiments erwägt, die durch Versagung der Gnadenmittel, Censuren und Excommunicationen in ihrem Gebiete, d. h. im Familien- und Gemeindeleben, wirksamer sind als die äußeren Zwangsmittel des Staats. In Einheit und Disciplin des Personals in Taktik und Strategie ist diese Regierung wohl noch von keinem absoluten Staate erreicht worden. Fügt man hierzu den socialen Einfluß des stetig wachsenden kirchlichen Besitzes unter bischöflicher Verwaltung, so ergibt sich ein Apparat von Regierungsmitteln, der nicht etwa nur im Mittelalter, sondern auch heute der Staatsverwaltung parallel geht, und welche nur die doctrinäre Abstraction mit einem protestantischen Consistorium oder dem Vorstand einer Dissidentengemeinde auf gleichen Fuß stellen kann. Und kehrt man mit allen diesen Machtmitteln zurück zu der absoluten Einheit des Kirchenregiments, welche alle diese Gewalten nach einem stetigen System immer dem einen Zwecke dienstbar hält, so ergibt sich, wie es innerlich unmöglich ist, ein Grundrecht, d. h. ein und dieselbe durchgreifende Rechtsregel, für die römische Universalkirche, für die protestantische Landeskirche und für die zahllosen dissidentischen Bekenntnisse aufzustellen, oder gar die täglich wechselnde Gruppirung socialer Interessen in „freien Vereinen" mit jenem kirchlichen Staatsorganismus gleich zu stellen, und für alles dies kurzweg eine und dieselbe „Selbstständigkeit" zu statuiren.

Die öffentliche Meinung findet sich hier auf einem überaus schwierigen Boden. Selbst der Jurist von Fach liebt das Staatsrecht wenig, noch weniger das Verwaltungsrecht in seinem ermüdenden Detail, noch weniger das Kirchenrecht und seine Kreuzungspunkte mit der Verwaltung. Von hundert Juristen hat vielleicht nicht einer den Titel 11, II des Preußischen Landrechts im Zusammenhange gelesen. Der Politiker von Fach und der Theologe befinden sich dabei sicher nicht in einer bessern Lage. Und doch ist er berufen und verpflichtet, maßgebende Meinungen und Rathschläge darüber auszusprechen. Durch allseitige Uebereinkunft beschließt man daher, diese Fragen nur auf der Höhe der Allgemeinheit zu erhalten, und nicht die „Kirche" wie sie ist, sondern wie sie sein soll als Grundlage des Streits anzunehmen. Die öffentliche Meinung gelangt damit stets nur zu allgemeinen Sentenzen, die pro et contra erörtert, formulirt, bestritten und ausgelegt werden. Der Gedankenkreis schließt sich damit für Kirche und Staat ab, und läßt dem Einzelnen die freie Anknüpfung seiner gesellschaftlichen Vorstellungen und Lebenserfahrungen. Daher die Mannichfaltigkeit der weitgehendsten Vorschläge. Zu den am meisten dilettantischen gehört jedenfalls der, im Art. 15 der Verfassungsurkunde das Wort „Kirche" zu streichen, — als ob damit die übrigen Verfassungsartikel, Gesetze und Rechtssätze wegfielen, auf welchen die Stellung der anerkannten Kirchen beruht, — als ob damit die Regierungsorgane und Machtmittel der römischen Kirche in irgend einer Weise geändert würden!

Es läßt sich heute wohl mit Sicherheit sagen, daß der kirchenpolitische Streit zu keiner Lösung kommt, so lange er sich in allgemeinen Sätzen bewegt, welche nur den gesellschaftlichen Vorstellungen zugehören, und solange man keinen andern Maßstab dafür gefunden hat als den gesellschaftlichen der „Vereinsfreiheit" für die freie Kirche im freien Staat.

Die römische Kirche ist eben kein Verein, weder dem Gegenstand, noch dem Personal, noch den Verwaltungsmitteln nach. Kein Staat würde einen „Verein" toleriren können, dessen Aufgaben mit den höchsten Aufgaben der Staatsverwaltung und der Gesetzgebung sich an tausend Punkten durchkreuzen. Er würde keinen „Verein" dulden können, dessen Personal in militärischer Ordnung und Disciplin auswärtigen Oberen gehorcht. Er würde keinen „Verein" dulden können, dessen äußere Zwangsmittel ebenso wirksam erscheinen wie die der staatlichen Regierung. Die römische Kirche ist vielmehr noch heute ein Staatswesen, historisch verwachsen mit dem heutigen Staate und dem heutigen Volksleben als ein Glied der äußeren Ordnung des Staates.

Die primitive Gestalt des mittelalterlichen Staats machte eine solche kirchliche Staatsbildung möglich und angemessen. Eben deshalb aber, weil diese Verfassung im Staat des Mittelalters sich formirte, kann sie im heutigen Staat nicht mehr Platz finden, der inzwischen die Culturaufgaben der Kirche für das äußere Gesammtleben der Nation übernommen hat und im Besitz hält. Wir können nicht um der „Kirche" willen die Einheit der Nation aufheben und den Staat auflösen. Es bleibt daher nur die Wahl: entweder die

Digitized by Google

römischen Kirchenlehren zu verbieten, oder ihren Zwangscharakter für das äußere Leben der Völker aufzuheben. Da der heutige Staat aber Glaubenslehren weder untersagen will noch kann, so blieb nur der zweite Weg über, der durch die Staatsgesetzgebung der äußeren Geltendmachung der Kirchenlehre Schranken setzt, die Kirche unumschränkt nur in foro interno walten läßt, alle äußere Regierungs- und Zwangsgewalt über die Gesammtheit der Unterthanen der weltlichen Staatsgewalt vorbehält. So ist das kanonische Recht in die positiven Systeme des „Kirchenrechts" der einzelnen Nationen übergegangen und zwar in zwiefacher Richtung.

In dem katholischen Staatssystem (Italien, Spanien, Frankreich, Oesterreich 2c.) wurde das kanonische Recht als Grundlage beibehalten, aber durch die wachsende königliche Gewalt abgeändert, ergänzt, umgewandelt, und kirchliche Behörden und Personen den weltlichen untergeordnet, soweit ein Machtbedürfniß dies erforderte. Trotz aller Umwandlung blieb hier jedoch eine individua vitae consuetudo, welche Bluntschli mit dem sinnigen Bilde der Ehe vergleicht. Es war und blieb eine naturwüchsige Gemeinschaft. Bald gab der Staat Verordnungen über Liturgie und Disciplin, bald die Kirche Verordnungen über rein bürgerliche Beziehungen. Bald gerirte sich der Geistliche als Polizei- und Verwaltungsbeamter des Staats, bald der weltliche Beamte als Administrator der kirchlichen Dinge. Es war eine Art von Ehe mit communio bonorum, aus der die Forderung einer „Trennung von Kirche und Staat" sehr naturgemäß hervorging. Es war eine Ehe mit allen Incidenzpunkten einer solchen, häufigem Schmollen, öfterem Streit und ebenso häufiger Versöhnung. Je heftiger der Streit gewesen, desto inniger wieder die entente cordiale. Alle Leidenschaft der französischen Revolution hat es nur zu einer separatio a toro et mensa temporaria gebracht, der die zärtlichste Wiedervereinigung folgte. In Spanien freilich werden die unheilbaren Folgen einer tief zerrütteten Ehe sichtbar. Die Staatsverwaltung bleibt aber in diesen Ländern stets durchdrungen von dem Geist der kirchlichen Regierung. La loi canonique bleibt gemeines Recht. Alle andern Bekenntnisse bilden nur einen Anhang der herrschenden Kirche und gelangen erst spät zu einer Gleichberechtigung, mehr dem Namen als der Sache nach. Denn ein Paar allgemeine Sätze der Verfassungsurkunden ändern weder den Geist der Verfassung noch der Verwaltung, ändern weder den Charakter der herrschenden Familien, noch der herrschenden Classen, sondern beseitigen nur persönliche Dishabilitäten und Zurücksetzungen.

In den nicht katholischen, protestantischen und griechisch-katholischen Staatssystemen (England, Holland, Schweden, Rußland 2c.) dagegen ist der Staatsorganismus mit andern Kirchensystemen verflochten, welche ihrerseits mehr von der weltlichen Monarchie aufgenommen haben als diese von der Kirche. Der volle Zwiespalt zweier äußeren Gewalten, die das ganze Leben des Volkes zu beherrschen beanspruchen, ist hier nicht zur Entwicklung gekommen. Die römische Kirche bildet hier nur eine Enclave. Sie erhebt zwar unabänderlich auch hier ihre Ansprüche auf die Regierung des äußern Lebens; ihre beschränkte Machtstellung hält sie indessen in den staatlichen Schranken. Die völlige Gleichstellung der katholischen Unterthanen besteht auch hier mehr dem Namen als der Sache nach.

Die Besonderheit Deutschlands besteht nun eben darin, daß in dem alten Reichskörper beide Systeme direct auf einander stießen. Der Verlauf der deutschen Reformation hatte im katholischen Deutschland das eine, im protestantischen Deutschland das andere System zur Geltung gebracht, und der westfälische Friede vermochte diesen Zwiespalt nur zu befestigen. Jeder andere Staat wäre an einem solchen Zwiespalt in ein corpus catholicorum und evangelicorum zu Grunde gegangen. Deutschland vermochte ihn zu überwinden, da Reichs- und Landesverwaltung in allen Lebensbeziehungen sich gegenseitig ergänzten und corrigirten. Die Zersplitterung in kleine Staaten, welche den Zwiespalt äußerlich ermöglichten, enthielt auch wieder erhebliche Motive, dem unterdrückten Theile Gleichberechtigung zu gewähren. Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und die Staatsraison führten in wachsendem Wetteifer zu dem Grundsatz der Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, welche durch die Gleichartigkeit der Bestrebungen auf beiden Seiten hier früher zur realen Geltung kommt. Das protestantische Deutschland, Preußen voran, gelangt schon im 18. Jahrhundert zu einer grundsätzlichen Parität. Das katholische Deutschland, Bayern voran, folgt etwas später nach.

Diese besondere Lage führte in Deutschland zu einer grundsätzlichen Regelung der Grenzbestimmungen zwischen Staat und Kirche. Die Gesetzgebung des Staats über Ehe, Familienrecht, Unterricht, Armenpolizei, Stiftungen und die sonstigen Kreuzungspunkte faßte in der Regel grundsätzlich beide Bekenntnisse zusammen. Staatsbeamtenthum ordnete sich die kirchlichen Beamten unter; der Absolutismus steigerte seine Aufsichtsrechte allerdings auch zu einer tief greifenden Bevormundung beider Kirchen.

Gegen dies Bevormundungssystem waren die herrschenden Strömungen des Jahres 1848 gerichtet; in dieser Negative waren die verschiedenen Religionstheile einig. Daraus gingen die Artikel 15, 16 und 18 der Verfassungsurkunde hervor, welche den übereilten Versuch machen, völlig ungleichartige Verhältnisse durch ein Wort zu bezeichnen und Rechtsverhältnisse, die durch viele tausend Paragraphen des Familienrechts, der Unterrichtsgesetze, des Allg. Landrechts Th. II, Tit. 11 und zahlreicher Verwaltungsgesetze positiv geregelt sind, durch 3 kurze Sätze neugestalten zu wollen. Dieser Versuch war in sich unmöglich:

1) weil Kirchen- und Religionsgesellschaften mit völlig entgegengesetzter Verfassung nicht gleiche Rechte auf „Selbstständigkeit" haben können;

2) weil die Wiederherstellung einer Kirchenregierung nach den römischen Glaubenslehren den heutigen deutschen Staat vollständig auflösen, in 2 und mehrere Nationen zerreißen würde, die man erst durch einen neuen Staatsvertrag wieder zu einem neuen Staat vereinigen müßte;

3) weil verfassungsmäßig keine Stelle besteht, um den mehrdeutigen Sinn solcher allgemeinen Sätze endgültig auszulegen.

Die Verhandlungen der Frankfurter Nationalversammlung und der preußischen Revisionskammern werden von entgegengesetzten Seiten angerufen, um die eine oder die andere Auslegung zu beweisen. Bisher ohne sonderlichen Erfolg, und sicherlich auch erfolglos für die Zukunft. Denn die weitschichtigen Verhandlungen ergeben eben nur, daß es sich um allgeneine Postulate und Beschwerden der Gesellschaft gegen den absoluten Staat handelt. Der eine spricht von Emancipation, der andere von Autonomie der Kirche. Der eine will keine Bevormundung, der andere will positiv die Mündigkeit der Kirche. Aber kein Redner läßt in irgend einer Weise errathen, wie er die tausendfältigen Widersprüche zu entscheiden beabsichtigt, welche zwischen den weltlichen Gesetzen des heutigen Staats mit der Gesetzgebung und Regierung nach der Glaubenslehre der römischen Kirche bestehen. Wenn Kirchmann jene Beschlüsse nachdrücklich als „wohlerwogene" bezeichnet, so gilt dies nur von der Form der Fassung, die nach langem Bemühen so weit und so vieldeutig gewählt werden mußte, um entgegengesetzte Vorstellungen von Staat und Kirche in einer Concordienformel zusammenzufassen. An einen Gerichtshof, welcher den ganz unabsehbaren Streit über das Verhältniß solcher Sätze zu den einzelnen Paragraphen unseres Landrechts und unserer Verwaltungsgesetze entscheiden sollte, hat anscheinend Niemand gedacht. In solchen ersten Stadien einer öffentlichen Rechtsbildung beansprucht ein Jeder auch die Selbstinterpretation und betrachtet sein Verständniß derselben als sein Recht.

Aus diesen unheilbaren Mängeln erklärt sich schließlich der Verlauf dieser Verfassungsartikel. Jeder Betheiligte hat sie nach seinen Wünschen gedacht. Den Protestanten und Dissidenten aber haben die Artikel in keiner Weise zu einer

Digitized by Google

von Staatsbevormundung freien Kirchenverfassung geführt. Die katholischen Bischöfe freilich haben die Regierungsgewalt ihrer Kirche so weit hergestellt, als es die wechselnden Cultusminister sich gefallen ließen, und die ultramontane Partei steht bis heute auf dem juristisch unmöglichen Standpunkt, alles Thun und Lassen eines preußischen Cultusministers begründe wirkliches Verfassungsrecht und eine authentische Declaration zu Gunsten ihrer Kirche, welche durch keine Gesetzgebung und keine Regierungsgewalt mehr abgeändert werden dürfe.

Der letzte Hintergrund dieser viel beklagten und bestrittenen Verhältnisse liegt in einem Mangel an sicherem Rechtsbewußtsein über staatliche Verhältnisse, der auch im Zeitalter der deutschen Reformation wohl in noch höherem Maße vorhanden war als heute. Dieser Mangel erscheint stets in Perioden großer Umwandlung in den Grundlagen von Staat und Gesellschaft. Er wird äußerlich erkennbar darin, daß niemand sich einer Rechtsprechung über die Streitfragen des öffentlichen Rechts unterwerfen will. Die ultramontane Partei wie ein Theil der lutherischen bleibt noch immer bei der Behauptung stehen, daß die Gesetzgebung und Regierungsgewalt des Staats alsbald erloschen sei, sobald ein Religionstheil behauptet, diese oder jene Angelegenheit gehöre zu den Angelegenheiten seiner Kirche. Die ungeheuerlichen Folgen, die ein solcher Satz für den Rechtszustand unseres Landes haben würde, bleiben dabei stets unbeachtet. Die ultramontane Partei hat es auch bisher nicht gewagt, die Entscheidung der Gerichte darüber anzurufen, ob die Gesetze, die ihrer Ansicht nach in das Gebiet der Kirche eingreifen, wirklich „ungültig" und die darauf basirten Regierungsacte und Gerichtsgeschäfte „nichtig" seien. Unsere Gerichtsverfassung ließe täglich die Gelegenheit offen, die angebliche Incompetenz des Staates zum Erlaß solcher Gesetze durch Richtspruch zu constatiren. Ein Versuch dazu ist bisher noch nicht gemacht: aber die Behauptung der „Ungültigkeit" der Gesetze wird in Presse und Vereinsagitation tagtäglich wiederholt.

Solcher Verwirrung der Vorstellungen gegenüber erweisen sich auch Declarationen nicht genügend wirksam, da jeder Politiker, Jurist oder Theologe wieder beansprucht, die Declaration für sich zu interpretiren. Die Aufhebung solcher Artikel bedeutet in der That keine Aufhebung wirklich begründeter Rechte, sondern nur eine Klärung der Rechtsvorstellungen. Es tritt damit nur um so klarer die wirkliche Aufgabe auf kirchenpolitischem Gebiete für die nächste Zukunft hervor:

1) Ueberall Anknüpfung an die vorhandene Gesetzgebung Friedrichs des Großen und der Stein-Hardenberg'schen Periode, als der einzigen Gesetzgebung Europas, welche volle Gewissensfreiheit, gleiches Recht der Kirchen, gleiche Duldung aller Bekenntnisse geschaffen hat — an Stelle der engherzigen Bestimmungen des westfälischen Friedens.

2) Beschränkung dieser Gesetze, soweit sie über Bedürfniß hinaus der Staatsverwaltung einen Spielraum geben, der zur Bevormundung wird; — also correctere Abgrenzung aller Gegenstände, welche (ohne Rückwirkung auf das Rechtsleben des Volks, insbesondere die Rechte anderer Bekenntnisse) nur die Lehre, Seelsorge, Liturgie und Disciplin angehen und in denen allerdings die „Selbstständigkeit" jeder Kirche gewahrt werden soll.

3) Feste Regelung der streitigen Auslegung der kirchenpolitischen Gesetze durch die Gerichte, und soweit die Kreis- und Appellationsgerichte dafür nicht ausreichen, durch eine neu zu bildende Verwaltungsjurisdiction.

Diese Gesichtspunkte verfolgen die Maigesetze. Sie haben nirgends einen neuen Inhalt, sondern drücken nur enger und bestimmter aus, was ältere preußische und andere deutsche Gesetze in allgemeinen Ermächtigungen der Staatsverwaltung überlassen. Zu jedem Artikel der Maigesetze werden sich zehn Artikel aus anderen Gesetzen citiren lassen, die ebenso weit und weiter gehende Befugnisse der Verwaltung enthalten. Als Grundzug für die Handhabung der Maigesetze tritt dann hinzu die Auflösung der Verwaltungsgebote, in einem System von Zwangsstrafen, welche durch die ordentlichen Gerichte ausgelegt werden.

Herr von Kirchmann erkennt diese correcte Grundlage der Maigesetze auch selbst an, und es bleibt von seinen Vorwürfen in diesem Hauptpunkt nur der Vorwurf der „drakonischen Strenge" übrig, welcher noch einer Prüfung bedarf.

Der Massenwiderstand der Geistlichkeit gegen Staatsforderungen, denen sie sich Generationen hindurch gefügt hat und in anderen Ländern, auch in Deutschland, noch heute fügt, beruht in diesem Punkt auf einer klugen Berechnung des Zeitgeistes. Die Klage über „drakonische Strenge" ist heute fast ein epitheton ornans aller Strafgesetze geworden. Deutschland fühlt sich zur Zeit in seinem Staat so sicher, daß der öffentlichen Meinung trotz der beispiellosen Milde des Gesetzbuchs die Strafgesetze noch nicht milde genug geworden sind. Da man sich um Verwaltungsgesetze überhaupt wenig bekümmert, so glaubt man gern jeder Versicherung, daß ein solches Gesetz etwas Neues und „Unerhörtes" enthalte, und kann dabei der Zustimmung aller Derer versichert sein, welche sich um die vorhandenen Gesetze überhaupt niemals bekümmert haben. Der Maßstab für diese Frage ist und bleibt nun aber derjenige der früheren Gesetze.

Es liegt auf der Hand, daß in Deutschland der Staat starke Zwangsmittel haben muß, um den Frieden zwischen zwei gleichberechtigten Kirchen aufrecht zu erhalten, von denen die eine die andere bis heute so wenig anerkennt, daß sie selbst gegen den westfälischen Frieden, gegen die deutsche Bundesacte, gegen die neuen preußischen Gesetze als „ungültige" protestirt. An diesen Zwangsmitteln hat es auch nie gefehlt und man hat sie in der neuesten Gesetzgebung nur weggelassen, weil man den bestehenden Kirchenfrieden für gesichert hielt.

In erster Linie hat der Staat das Recht der Strafgewalt gegen den Widerstand. Als durch den Religionsfrieden die Hauptgrundlagen für das gegenseitige Verhältniß der Kirchen festgestellt waren, da setzte der Schlußartikel aller Religionsfrieden die Strafe des Landfriedensbruchs gegen diejenigen Prälaten fest, welche diesen staatlichen Festsetzungen Widerstand leisten würden. Die Strafe des Landfriedensbruchs war damals die „Reichsacht". Heute sind die Strafen eines Landfriedensbruchs milder. Es ist aber ein Irrthum zu glauben, daß der constitutionelle Staat mit freiem Vereinsrechte solche Strafgesetze entbehren könne. Er bedarf ihrer gerade in erhöhtem Maße, und namentlich hat England bei der Emancipation der Katholiken die Strafgesetze vom praemunire und conspiracy vorbedächtig beibehalten. Gemeinsame Verabredungen, welche ein regierender Klerus zum Widerstand gegen die Staatsgewalt für sich und alle Gläubigen trifft und veröffentlicht, gelten gerade im System des freien Vereinsrechts keineswegs für straflos. Man wird wohl vergeblich nach einem Staat suchen, der ein solches Verhalten als bloße Uebung der „Vereinsfreiheit" ohne Strafsanction ließe. — Und doch ist die deutsche Strafgesetzgebung bis heute noch zu keiner Strafandrohung dagegen vorgeschritten. Dieselbe Zurückhaltung hat die Reichsgewalt bis jetzt dem Orden der Jesuiten gegenüber walten lassen. Die öffentliche Meinung würde sich leicht beruhigt haben, hätte ein Reichsgesetz — so wie die sächsische Verfassungsurkunde und zahlreiche ältere und neuere Gesetze Europas — den Orden verboten oder für eine „unerlaubte" Verbindung erklärt. Es trat dann der § 128/129 des Strafgesetzbuches ein. Der Gesetzgeber hat indessen das bloße Bekenntniß zu einem Orden (nachdem man ihn zwei Jahrzehnte hindurch geduldet hatte) nicht unter Strafe stellen wollen, sondern sich darauf beschränkt, durch Verwaltungszwang eine Ordensthätigkeit der Mitglieder zu verhindern. Die mildere Maßregel hat freilich dem Staate mehr üble Nachrede zugezogen als ein einfaches Verbot. Man wolle indessen nicht verkennen, daß es die dem Deutschen eigne Achtung vor der Gewissensfreiheit ist, welche die bisherige Enthaltsamkeit der Strafgesetzgebung erklärt.

In zweiter Linie folgen die hergebrachten deutschen

Digitized by Google

Maßregeln des Verwaltungszwangs oder der „Verwaltungsexecution". Es gibt kein Verwaltungsgesetz ohne Zwang. Englische und americanische Gesetze haben, so weit es möglich war, den Verwaltungszwang ersetzt durch Tausende von Strafclauseln, deren Handhabung dann den Gerichten zufällt. Aber da dies System nicht unbedingt durchführbar ist, bleibt auch in England ein ergänzendes System des Zwanges und der Ordnungsstrafen in der Verwaltung bestehen. Es ist nur enger begrenzt als bisher bei uns. Es war daher überaus leicht, die preußischen Gesetze ebenso zu fassen wie die neuen österreichischen Maigesetze und zahlreiche andere deutsche Gesetze. Man konnte Gebote und Verbote einfach aussprechen ohne jeden Zusatz, und sich dadurch das Lob vieler Politiker verdienen. — Allein auch dieser Punkt beweist nur, wie leicht der politische Dilettantismus durch Worte zu täuschen ist. Hinter jedem einfachen Verbot derart steht dann die „Verwaltungsexecution". Die Behörden waren damit zu ebendenselben Maßregeln berechtigt, durch welche die Gerichte ihre Gebote vollstrecken. Hinter dem Gebot steht also von selbst die Drohung einer Geldbuße, Pfändung, Gefängnißhaft u. s. w. Es bestand zwar eine gesetzliche Beschränkung der preußischen Regierungen auf 100 Thaler Geldbuße und vier Wochen Gefängniß. Allein diese Beschränkung galt eben nur für die untergeordneten Behörden. Für die höchste Verwaltung gab es kein Maß der Geldbuße. Auch für die Gefängnißhaft ist eine Beschränkung auf 1 Jahr erst aus der Justizgesetzgebung hervorgegangen. Unsere Maigesetze brauchten daher wie die österreichischen kein Wort von Strafe zu sagen. Bei jedem Paragraphen verstand sich der Zusatz „bei Geld- und Gefängnißstrafe bis zu 1 Jahre" von selbst. — Unser Gesetzgeber hat diesen bequemen Weg verschmäht aus sehr guten Gründen. Alle Verwaltungsexecution enthält nämlich ein Element der Willkür und des Parteimißbrauchs, weil sie die Vorbedingung, also die Auslegung der Gesetze, und das Maß der Zwangsstrafe, dem Ermessen der Verwaltnngsbehörden selbst überläßt. Im constitutionellen Staate führt dies zu der Gefahr eines flagranten Mißbrauchs unter wechselnden Ministern und Parteiströmungen. Nach dem Muster Englands und Americas verwandelt man daher, bis zum äußersten Maße des Möglichen, die Verwaltungsexecution in Strafgebote und bringt damit alle streitigen Fragen der Auslegung und des gerechten Maßes zur Entscheidung der Gerichte in den geordneten Instanzen. Erst soweit dies nach der Natur des Gegenstandes nicht ausführbar ist, tritt ergänzend ein die Entscheidung ständiger Verwaltungsgerichtshöfe. Diesen Weg geht die heutige Gesetzgebung entschlossen weiter (wie er in der Polizei- und der Steuergesetzgebung schon seit lange betreten war), unbekümmert darum, daß die öffentliche Meinung und selbst die Juristen noch Jahre gebrauchen werden, um sich in der neuen Lage der Dinge zu orientiren. Die „drakonischen" Maigesetze haben also nur die Verwaltungsjurisdiction unter die Interpretation der Gerichte gestellt, die Zwangsstrafe bis auf 100 Thlr. in leichten Fällen, bis auf 1000 Thlr. in schweren Fällen beschränkt, und die Abmessung dieser Strafen den ordentlichen Gerichten überlassen. Die Verwandlung der Geldstrafen in Freiheitsstrafen erfolgt nach den normalen Grundsätzen aller Strafjustiz. Wie die Maigesetze in ihrem Inhalt nur geltendes Recht wiedergeben, so enthalten sie in der Weise der Handhabung den größten Fortschritt zum Rechtsstaat, den Preußen seit der Stein-Hardenberg'schen Periode gemacht hat. Sie enthalten die Lösung des Problems, dem der absolute Staat bei den Cölner Wirren von 1837 rathlos gegenüberstand.

In dritter Linie hat der Staat noch eine mildere Weise des Verwaltungszwangs in Gestalt des einfachen Arrestes, der im Civilrechtsstreit bei sehr geringfügiger Veranlassung gilt. Im Streit mit der Kirche ist dieser Arrest unter dem Namen „Sperrung der Temporalien" geschichtlich bekannt. Auch hier ist es aber leicht, die öffentliche Meinung zu täuschen und durch selbstgeschaffene Worte daraus etwas anderes zu machen, als das, was sie ist, nämlich eine Arrestlegung auf geistliche Einkünfte wegen Ungehorsams gegen die Staatsgesetze. Es ist dabei nicht von Confiscation die Rede, sondern bei kirchlichen Revenuen an sich nur von Tragung der Kosten des Arrestverfahrens. In dem allerengsten Umfange ist diese Maßregel in dem sogenannten Sperrgesetze angewandt. Sie beschränkt sich auf die vom Staate selbst zu leistenden Gelder. Das Recht eines jeden Privatgläubigers gegen den unsicheren Schuldner sollte doch wohl auch der Staatsgewalt zustehen gegen den Massenwiderstand einer Geistlichkeit, die viel ernstere Pflichten gegen den Staat verletzt als ein Privatschuldner gegen seinen Gläubiger.

In vierter Linie folgt dann noch eine Gruppe vorbeugender Maßregeln, welche von vielen Seiten im staatskirchlichen Streit empfohlen werden, um einen directen Zwang zu vermeiden. Im englisch-americanischen System hat die Beschränkung der Polizeigewalt zu dem System der „Polizeibürgschaften für gutes Verhalten" geführt, welches man dort für unentbehrlich hält und jährlich in tausenden von Fällen anwendet gegen Personen, die ausdrücklich versichern oder durch ihr Verhalten ausdrücken, daß sie den Staatsgesetzen den Gehorsam verweigern. Im deutschen Kirchenstaatsrecht hat man als Vorbeugungsmittel zunächst das Placet regium eingeführt, d. h. die vorgängige Staatsgenehmigung zum Erlaß oder zur Publication kirchlicher Verordnungen. In Preußen ist darauf unter Friedrich Wilhelm IV. Verzicht geleistet und diese Maßregel nicht wieder aufgenommen. In gleicher Weise hat Preußen auf die vorgängige Vereidigung der unteren katholischen Geistlichkeit verzichtet, die man früher für nothwendig erachtete, da dem Staate vorweg bekannt ist, daß das katholische Dogma in Widerspruch mit seinen Gesetzen steht. Man hielt es daher für nothwendig, jeden Geistlichen in foro externo ebenso auf die Staatsgesetze zu verpflichten, wie er in foro interno den Kirchengesetzen Gehorsam schuldet. Es führte dies zu der Maxime, daß kein katholischer Geistlicher ohne das eidliche Versprechen des Gehorsams gegen die Staatsgesetze sein Amt antreten darf. Dieser Grundsatz galt in Preußen bis zum März 1850, und jeder katholische Geistliche hatte vor Antritt seines Amtes sich eidlich zu verpflichten, „dem Könige unterthänig, treu und gehorsam zu sein". Erst im März 1850 wurde dieser Eid außer Uebung gesetzt, jedoch lediglich aus dem Grunde,

> „weil es sich von selbst versteht, daß die katholischen Geistlichen des Wegfalls dieser Beeidigung ungeachtet schon in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger den allgemeinen Unterthanenpflichten, wie solche in den Gesetzen vorgesehen sind, unterworfen bleiben".

Dies ist der Wortlaut des Erlasses, gezeichnet von der katholischen Abtheilung des Cultusministerium. Daß der Staat noch heute diesen Eid zu verlangen Veranlassung hat, ergibt der Vorgang der übrigen constitutionellen Staaten. In Bayern hat noch heute der katholische Geistliche den Eid zu leisten:

> „Ich schwöre Treue dem König, Gehorsam den Gesetzen, Beobachtung der Staatsverfassung".

Gleichartig lautet der Eid in der kurhessischen Verfassung, im Großherzogthum Hessen, im Königreich Sachsen, noch umständlicher in Württemberg. Im Großherzogthum Oldenburg hat jeder katholische Geistliche (unter Direction des Bischofs von Münster) sich zu der auf der Verfassung und den Gesetzen des Staats beruhenden Ordnung eidlich zu verpflichten. Der preußische Staat würde auf Forderung dieses Eides zurückkommen können. Noch viel mehr aber wird der Staat das Recht haben, nach feierlich verkündeter Widerstandserklärung, den Geistlichen zu fragen, ob er den Gesetzen Folge leisten will oder nicht. Es ist deutsche Hypochondrie, solche Forderung eine „Bedrängung des Gewissens" zu nennen.

Diese Uebersicht der in Deutschland üblichen Weisen, dem Staatsgesetze Geltung zu schaffen, enthält wohl die genügende Antwort auf den Vorwurf „drakonischer Strenge". Zugleich die Antwort auf die Behauptung, daß diese Gesetze „Ausnahmsgesetze" seien, während sie nach Inhalt und Form die normalste

Digitized by Google

Gestalt kirchlicher Gesetze im constitutionellen Staate darstellen. Zugleich die Antwort auf die Phrase, daß diese Gesetze eine Kriegserklärung gegen die römische Kirche enthalten sollen, — eine Behauptung, die für einen Protestanten sinnlos, nur einen Sinn hat im Munde eines Ultramontanen, der den Papst als seinen legitimen Obersouverän betrachtet, den protestantischen Landesherrn als Rebellen.

So bleibt schließlich nur die Behauptung von der angeblichen Wirkungslosigkeit dieser Gesetze übrig, die mit berechneter Ueberlegung noch einen schwachen Punkt der öffentlichen Meinung ausbeutet. Mit der heutigen Schnelligkeit von Eisenbahnen und Telegraphen verlangt die öffentliche Meinung stets prompte und sichtbare Effecte. Die Wirkungslosigkeit der Gesetze soll nun daraus folgen, daß die Bischöfe ihre Entfernung aus dem Amt dem Gehorsam gegen den Staat vorziehen, und daß die niedere Geistlichkeit sich hundertfältig abstrafen läßt, ehe sie in ziemlich harmlosen Fragen dem Staatsgebot Folge leistet. Allein es beruht doch auf einer seltsamen Verkennung der gewaltigen Organisation und Disciplin dieses Klerus, wenn man erwartet hat, daß er der Lebensfrage seiner Herrschaft nicht wenigstens solche Opfer zu bringen bereit wäre. Der Klerus hat ein wirkliches Märtyrerthum durch schwere Strafen an Leib und Leben oft erlitten, nicht blos um Fragen des christlichen Glaubens, sondern auch um der äußeren Herrlichkeit der Kirche willen. Eine moderne Verwaltungsexecution ist gewiß leichter zu erdulden, als eine „diocletianische Christenverfolgung". Das Nachgeben folgt erst, sobald eine kühle Erwägung an höherer Stelle sich überzeugt, daß der fortgesetzte Widerstand dem kirchlichen Ansehen und Personal überwiegende Nachtheile bringt, und der Staat seinen Rechts- und Besitzstand zu behaupten den Willen und die Macht hat. In solcher Lage dem Staate zur „Nachgiebigkeit" rathen, ist der thörichtste aller Rathschläge, und das Aufheben von Strafgesetzen wegen Häufigkeit der Uebertretungen die unlogischste aller Forderungen. Oder soll der Staat etwa seine Steuergesetze aufgeben, weil sie zehntausendfach übertreten werden? Soll der Staat auf den Forstschutz verzichten, weil jährlich 400,000 Forstfrevel zu verfolgen sind? Die Nothwendigkeit, diese Strafgesetze zu handhaben, ist leider aus einer Versäumniß weniger Jahrzehnte hervorgegangen. Welches Maß der gewaltthätigen Repression gegen die unersättlichen Ansprüche des Ultramontanismus würde aber in der nächsten Generation erforderlich sein, wenn eine gewissenlose Staatsgewalt in dem so weit gediehenen Streite die Rechte des Staats noch einmal preisgäbe, um die Duldung eines unversöhnlichen Gegners feige zu erkaufen?

In dieser Lage der Sache ist die Aufhebung der Art. 15, 16, 18 der Verfassungsurkunde schon deshalb ein bedeutungsvoller Schritt, weil sie eine endliche Klärung der Ansichten herbeiführt. Sie entrückt die ernstesten Probleme der menschlichen Gesellschaft dem Gebiete der Phrase, die sich bisher nur um ein paar Sätze der Verfassungsurkunde bewegt hat, mit denen nun Jedermann aus dem Volk gewissermaßen Staat und Kirche „in der Westentasche" zu haben glaubte. Politiker und Juristen werden fortan genöthigt sein, sich mit den wirklichen Gesetzen ihres Landes zu beschäftigen, die in ihren tiefen Verzweigungen das deutsche Verhältniß von Kirche und Staat seit Menschenaltern consolidirt haben. Mit dem Verständniß dieser Gesetze wird auch die Achtung derselben wieder einkehren, und mit ihr das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den Staat, dessen uns der absolute Staat entwöhnt hat, und das den extremen Parteien bis heute fehlt. Auf diesem Boden des Gehorsams gegen die nationale Gesetzgebung wird auch der Friede zwischen Staat und Kirche wiederkehren. Es mag Veranlassung sein, die Geistlichkeit im Parteistreit zum Frieden zu ermahnen. Die deutsche Nation im Großen ist friedliebend, am meisten in kirchlichen Dingen, nachdem sie die Folgen des Unfriedens schwerer getragen hat als jede andere.

Das Project einer englisch-russischen Allianz.

Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar, wenn ich so die Artikel der englischen Blätter über Rußland und die russische Allianz lese. Gerade zur nämlichen Sommerzeit war es, als einmal in einem unsrer märkischen Dörfer den jugendlichen Touristen, der, von den Leistungen des Tages ermüdet, früh die Ruhe gesucht hatte, ein Sang der ländlichen Schönen auf der Straße draußen sehr wider Willen wach erhielt, worin ein ersichtlich nicht ehrlich gemeintes Liebeswerben seine unverblümte Zurückweisung erfährt. „Geh du nur hin, du hast dein Theil; du führst mich nur am Narrenseil; ohne dich kann ich schon leben, ohne dich kann ich schon sein", so lauteten die Verse. In die Formen der publicistischen Sprache gebracht ist dies genau dasselbe, was die englische Presse den russischen Bewerbungen um ein intimeres Verhältniß als Antwort ertheilt. Zweierlei klingt daraus hervor: einmal das Bedauern, daß die Verhältnisse an das Vorhandensein einer ehrlichen Absicht auf der andern Seite, oder doch an das Vorhalten einer solchen für die Dauer nicht glauben lassen, und dann der Verdruß darüber, daß man für leichtfertig genug gehalten werde, um auf solche zweideutigen Anträge einzugehen, deren Annahme höchstens nur durch die Noth erklärt werden könnte. Der höhnische Ton, in welchem die Zurückweisung erfolgt, kann darüber nicht täuschen, daß ein russischer Allianzvertrag, der statt der schließlichen Düpirung England einen dauernden Gewinn an Sicherheit für seine indische Herrschaft in Aussicht stellte, von englischer Seite nicht zurückgewiesen werden würde. Wenn Rußland heute sich bereit erklärte, in Betreff des Vorschiebens seiner Grenzen in Asien nach der Richtung auf Indien hin gewisse Beschränkungen sich aufzuerlegen und sich dazu in einem mit England abzuschließenden Vertrag zu verpflichten, so könnte dieses Anerbieten immerhin ganz ehrlich gemeint sein und das gibt denn auch die englische Presse schon deshalb zu, weil sie durch die Aeußerung von Zweifeln an der Ehrlichkeit der russischen Regierung diese ganz ohne Zweck verletzen würde. Woran die englische Presse und mit Recht zweifelt, ist, ob Rußland für alle Zukunft derartige Schranken seiner Action würde respectiren können, selbst wenn die heutige russische Regierung den ernsten Willen dazu hätte. Die von englischer Seite darzubringenden Gegenleistungen kommen so lange nicht in Betracht, als die Erwägung noch bei der Vorfrage hält, ob die Verpflichtung, zu deren Uebernahme Rußland angeblich bereit sein soll, überhaupt und insbesondere unter den Zeitumständen erfüllbar ist, wo England auf ihrer Erfüllung zu bestehen das meiste Interesse hätte. Bis jetzt sind denn auch die Forderungen, die Rußland erhebt, noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Indem aber die „Times" ihrem Zweifel Ausdruck geben, „ob es wohl gut für Europa sein würde, wenn das russische Reich die herrschende Macht wäre", scheinen sie andeuten zu wollen, daß England Zugeständnisse auf dem Gebiete der europäischen Politik angesonnen werden möchten, worin die englische Regierung nicht willigen könnte. Andrerseits verlautet ganz leise, daß von russischer Seite auch in Berlin sondirt worden sei, daß man aber auch hier eine directe Verständigung mit Frankreich dem Eingehen auf die russischen Projecte vorziehen würde. Nach diesen Andeutungen, die sich sehr geheimnißvoll geben, muß es sich um einen politischen Plan von der größten Tragweite handeln, der in seinen letzten Zielen Rußland eine dominirende Stellung in Europa zu verschaffen bestimmt, in dieser seiner Bedeutung aber auch alsbald in Berlin und London erkannt und darum von der Hand gewiesen worden ist.

Das Deutsche Reich kann die Kraft, deren es zu seiner Erhaltung bedarf, nur im deutschen Volksthum selber und in einer von diesem mit Hingebung getragenen nationalen Politik finden; es wird sich — so hoffen wir — in den ernsten Prüfungen, die ihm bevorstehen, als kernhaft erweisen. Um die

Digitized by Google

Zeit dieser Prüfungen hinauszuschieben und die Dauer des Friedens zu verlängern, wird nun allerdings die Pflege des guten Einvernehmens mit Rußland in erster Reihe eine Aufgabe der deutschen Politik sein; doch ist unsre Sorge um die Erhaltung des Friedens nicht so angstvoll, daß Rußland uns mit Aussicht auf Erfolg zumuthen könnte, ihm zu der Stellung der herrschenden Macht in Europa zu verhelfen. England, je länger je mehr von kosmopolitischen Gesichtspunkten geleitet, die ihm seine durch die ganze Welt sich verzweigenden Besitzungen und Interessen an die Hand geben, hat zwar gegen eine Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse neuerdings eine große Gleichgültigkeit zur Schau getragen; diese geht jedoch nicht so weit, daß es selber dazu die Hand bieten sollte, um diejenige Macht, die mit ihm um die Herrschaft über Asien in Mitbewerbung getreten ist, in Europa zu einer Stellung zu erhöhen, von der aus sie noch wirksamer als bisher für ihre weitaussehenden Pläne einzutreten vermöchte. Aller Vortheil einer englisch-russischen Allianz würde in der Gegenwart, wo die russischen und britischen Truppen in Turkestan und Hindustan noch durch weite, unwegsame Strecken von einander getrennt stehen, auf Seiten Rußlands sein, welches den Einspruch Englands gegen die Verstärkung seiner Machtstellung in Europa beseitigt hätte. Alle Nachtheile in der Zukunft dagegen würden auf England zurückfallen, welches von einem derartig in seiner Macht erhöhten Rußland die Erfüllung der heute durch dasselbe eingegangenen Verpflichtungen in Betreff der Sistirung seines Vorschreitens in Centralasien, wenn überhaupt, so doch nur viel schwieriger als zuvor zu erzwingen vermöchte. Die Regierung Kaiser Alexanders kann in keiner Weise eine Bürgschaft dafür übernehmen, daß nicht eine spätere russische Regierung, selbst wider ihren Willen, von der geschichtlichen Nothwendigkeit zu einem weiteren Vorschreiten in Asien fortgerissen werden wird, und mithin kann sie auch nicht darauf rechnen, daß England auf dem brüchigen Boden einer papierenen Selbstgarantie Rußlands gegen die weitere Durchführung seiner „geschichtlichen Mission" in Asien sich zum Abschlusse einer Allianz werde bereit finden lassen. So lange England stark genug ist, um seine Herrschaft in Indien aus eigener Kraft zu behaupten, bedarf es russischer Garantien nicht; sollten es jemals Anwandlungen von Schwäche befallen, so wären diese Garantien nicht das Papier werth, worauf sie geschrieben wurden. Nach allem dem stellt das Project einer englisch-russischen Allianz für England keinen Vortheil in Aussicht, den dieses nicht besser für sich allein zu ergreifen vermöchte. Wenn in der englischen Presse jemals die öffentliche Meinung Englands zum Ausdruck gelangte, so geschah dies in der Zurückweisung der russischen Allianzbewerbungen. Die Engländer sind denn doch zu sehr Realpolitiker, um sich mit unerfüllbaren Versprechungen „am Narrenseile führen" zu lassen, und darum ist es auch wohl das Richtige, daß von russischer Seite officielle Verhandlungen über den Abschluß einer Convention wegen Centralasiens mit dem Cabinet von St. James nicht eröffnet worden sind. Man wird schon in den Pourparlers, die der Einleitung von officiellen Verhandlungen vorausgehen, sich davon überzeugt haben, daß England auch ohne Rußlands Garantie die Herrschaft über Indien zu behaupten sich getraue, und damit fiel dann die Voraussetzung für die englisch-russische Allianz in sich zusammen.

Wir eilen zum Schlusse. In St. Petersburg weiß man jetzt, daß die Freunde der englischen Allianz über die Stimmung Englands nicht genügend unterrichtet gewesen sind, und daß es noch immer keine bessere Combination zur Sicherung des europäischen Friedens als die im September 1872 bei der Dreikaiserzusammenkunft gefundene gibt. Deutschland kann freilich ebenso wenig wie England seine Hand dazu bieten, daß Rußland zur herrschenden Macht in Europa erhöht werde; auch Oesterreich kann dies nicht. Beide Mächte gönnen dagegen Rußland alle Erfolge, die es in Centralasien zu erringen vermag, ohne Neid und ohne Verdruß. Will daher Rußland seinen Einfluß in Europa lediglich zur besseren Sicherung des Friedens verwenden und sich mit demjenigen Zuwachs von Macht begnügen, der einem jeden Staatswesen, das im Frieden sich entwickelt, sicher ist, so wird ihm auch die Freundschaft Deutschlands und Oesterreichs nicht fehlen und es wird, in Europa vor jeder Diversion gedeckt, die ihm durch seine geographische Lage und geschichtliche Entwicklung überkommene Mission in Asien im vollen Umfange erfüllen können.

Berlin, Anfang Juli 1875.

Wilhelm Wackernagel.

Literatur und Kunst.

Sealsfield-Postl.

Von **Johannes Scherr.**

I.

Das Büchlein, welches mich zu diesem Aufsatz veranlaßt*), hat die Erinnerung an meine erste Bekanntschaft mit den Sealsfield'schen Schriften lebhaft in mir wachgerufen. Ich war damals ein junger Mensch, nahe dabei, vom Gymnasiasten zum Studenten mich hinüberzumausern, und machte im Sommer 1834 in dem am Fuße des Hohen Rhonen gelegenen Schweizerdörfchen Hütten eine Molkencur. Eines schönen Morgens hatte mich mein Molkenverdauungsgang an den kleinen hüttener See hinabgeführt und der Fürwitz stach mich, den zu einem, unfern vom Ufer gelegenen, Bauernhause gehörigen „Weidling" (Nachen) von seinem Pflock zu lösen und mich auf die von den prächtigsten „Seerosen" bedeckte Wasserfläche hinauszurudern. Ich glaube gar, es geschah in der Absicht, aus besagten Rosen einen Kranz zu winden für eine arme, schwerkranke, aber liebenswürdige Mitcurgästin, welche ich mit der ganzen Schwärmerei — scilicet „Jugendeselei" — eines blöden Jungen verehrte. Natürlich im Stillen, im Stillsten. Der Weidling war zu jener Zeit das einzige Boot auf dem kleinen See, und zwar ein so verrottetes, daß nur ein siebzehnjähriger Leichtsinn so einem Dinge seine Gliedmaßen anvertrauen mochte. Zu „fahren" hatte ich drunten auf dem Zürichsee schon gelernt, aber was half mir das, als mir mitten auf dem stillen Wasser das einzige Ruder entzweibrach? Da lag ich nun wie festgenagelt, über mir die brennende Julisonne, rings unter mir das schwärzliche, keineswegs einladende Wasser, welches nicht so aussah, als wär' es „wohlig auf dem Grund". Luft und Wasser regungslos, als wäre die Windstille extra bestellt. Eine niederträchtige Situation, vollends mit fünf Schoppen Molke im Leibe. Das Schlimmste wußte ich glücklicher Weise nicht: nämlich, daß eine erkleckliche Anzahl von Curgästen beiderlei Geschlechts — die Stillverehrte darunter — mit dem Tubus des Pfarrherrn von Hütten — er hieß Wolf und las mir ein Praktikum de arte fumandi — von der Höhe herab auf mich vigilirte und meinen Schaden mit dem sprichwörtlichen Spotte glossirte.

Damals kannte ich den Spinoza noch nicht und war mir demnach auch unbekannt, daß Resignation die Quintessenz menschlicher Weisheit ist. Trotzdem resignirte ich mich, weil ich mußte, setzte mich auf das Brett, welches in der Mitte des Nachens die beiden Seitenwände verband und zog ein Buch aus der Tasche, welches mir mein guter Bruder, der großmüthige Beschützer meiner Jugend, Tags zuvor gegeben hatte.

---

*) Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild. Von Dr. Leo Smolle. Wien 1875, A. Hölder.

Digitized by Google

Das war „Der Legitime und die Republicaner", vor Jahresfrist (1833) in Zürich anonym erschienen.

Ich hatte das Buch noch nicht geöffnet und that es jetzt mißmuthig genug. Aber schon nach den ersten Seiten nahm mich die Lesung so in Beschlag, daß ich den alten Kasten von Weidling, das zerbrochene Ruder, den See mit seinen Rosen, die Hitze und Windstille, item auch die Stillverehrte vergaß und Capitel nach Capitel verschlang, bis mich ein verdächtiges Gefühl von Nässe und Kälte an den Füßen aus den Prairien Georgiens und den Palmettowäldern Louisianas wieder auf den See von Hütten zurückrief. Ich saß bis an die Knöchel in dem Wasser, welches das halblecke Boot gesogen; aber aufspringend gewahrte ich zugleich, daß der alte Kasten derweil unmerklich an's Ufer geglitten war, d. h. in ein Schilfröhricht hinein. Meiner Erlösung froh, sprang ich landwärts, watete, den Weidling seinem Schicksal überlassend, durch den Sumpf, der mir stellenweise bis über die Kniee reichte, eilte das Hügelgehänge hinan, vermied den Dorfweg und schlängelte mich durch die Hinterhüre der „Krone", allwo im Stübchen hinter der Küche die gute alte Frau Bär, unsere Wirthin, mich mit großem Lamento empfing . . . .

Sieben Jahre später war ich so glücklich, den Verfasser des Buches vom Legitimen und von den Republicanern persönlich kennen zu lernen. Ich sage „so glücklich", denn ich befand mich dazumal im Stadium der Bewunderung und Verehrung, wie ein solches die jungen Männer von heutzutage in der Regel nicht mehr kennen, und es that mir ordentlich wohl, mit Charles Sealsfield bei Tische sitzen und nach Tisch den Kaffee der Verdaulichkeit trinken und den Glimmstengel der Beschaulichkeit rauchen zu können.

Das war im Gasthaus „Zum Hirschen" beim alten Witzig in Feuerthalen, von wo die Rheinbrücke nach Schaffhausen hinüberführt. In dieser Stadt hatte ich in den Jahren 1840—43 häufig zu thun und, von Winterthur hergekommen, pflegte ich mich selber und meinen Gaul im „Hirschen" unterzubringen. Daselbst hauste zu jener Zeit Sealsfield, dessen Schriften ich natürlich mit höchster Theilnahme gelesen hatte. Der Schleier seiner Anonymität war bereits gelüftet, nicht aber der seiner Pseudonymität. Er galt allgemein für einen Americaner von Geburt, für einen Yankee wohlverstanden! und er that nicht nur nichts, diese Meinung zu zerstören, sondern im Gegentheil alles, um dieselbe aufrechtzuhalten. Er war mit mir recht artig, was ich dem Umstande verdankte, daß er früher in Zürich meinen Bruder gekannt hatte. Einmal stiegen wir mitsammen durch den Kohlfirstwald zu dem Dörfchen Wildisbuch hinauf, wo die Heldin meines Buches „Die Gekreuzigte" gelebt hat und an's Kreuz genagelt worden ist. Die furchtbare Geschichte der armen Margaretha Peter beschäftigte mich schon damals lebhaft. Ich erzählte sie meinem Begleiter und er sagte dann: „Darüber wäre ein Buch zu schreiben". Ich riskirte die Antwort: Das sollten Sie thun. — „Ich?" entgegnete er — „bah, ich habe die Feder ausgespritzt. Maintenant, c'est fini".

Er liebte es, wie in seine Schrift, so auch in seine Rede englische und französische Sätze zu streuen und zwar, wie ich mich deutlich erinnere, in die Rede mehr französische als englische.

Uebrigens war der Mann weder lieblich anzusehen, noch konnte seinem Gebaren im allgemeinen das Epitheton liebenswürdig zuerkannt werden. Er konnte sogar mitunter so unliebenswürdig sein, daß ihm gleich Unliebenswürdiges begegnete, wie z. B. jene Ohrfeige, welche ihm zu Feuerthalen der Doctor Schiel aushändigte, ein daselbst sitzen gebliebener deutscher Flüchtling von der dreißiger Generation, und welche Ohrfeige, wenn mir recht ist, seitens des damit Beschenkten den Wegzug aus dem „Hirschen" und nach Schaffhausen zur Folge hatte.

Ich habe eine gute Photographie von Sealsfield vor mir liegen, welche während seiner letzten Lebenszeit in Solothurn aufgenommen wurde. Da sieht er auf und eben aus wie ein in den Ruhestand getretener wirtembergischer „Oberzoller", oder wie ein emeritirter bairischer Landrichter. Zur Zeit, als ich ihn kannte, war er nicht gerade viel schöner. Die gelbe Gesichtsfarbe, die Platschnase, der große Mund mit dem accurat wie eine pensionirte Zahnbürste sich darstellenden Schnurrbart darüber — das alles konnte viel hübscher sein als es war. Die kleinen tiefliegenden Augen blickten mehr lauernd als frank und frei. Was aber vollends die Ohren betraf, so haben ihresgleichen gewiß selten an einem civilisirten Menschenschädel gestanden: sie schlugen entschieden in's elephantische Fach. Nur der Bau der Stirne, hoch, breit, massiv, gab diesem Kopf einen Ausdruck, welcher über das Ordinäre hinausging, und die zwei Furchen zwischen den Brauen verliehen in Verbindung mit der ironischen Niederkrümmung der Mundwinkel der ganzen Physiognomie etwas, was dem aufmerksamen Betrachter sagte, daß er keinen gewöhnlichen Menschen vor sich hätte.

Das wiederholte Zusammensein mit Sealsfield hatte mir die Ueberzeugung gegeben, daß er kein geborener Americaner, wie sehr er auch mit seinem Americanerthum und mit seinen Americanismen dickthat. Ja, ich war vollständig überzeugt, daß er kein Yankee, sondern ein Deutscher und zwar ein Oesterreicher. Das ließ ich i. J. 1844 in Stuttgart drucken. Natürlich machte mich dafür einer jener Kritikakerlaken, welche in der deutschen Literatur herumschwirren und von denen beim Heine geschrieben steht:

„In dem großen Viehstall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geschöpf die Krippe" —

fürchterlich herunter. Wie ich mir einfallen lassen könnte, diesen „Stockangloamericaner" für einen Deutschen zu halten, und vollends für einen österreichischen Deutschen! Ich müßte keins seiner Bücher gelesen haben! und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren . . .

Da ich im Herbste von 1843 die Schweiz verließ und erst sechs Jahre später für immer in dieses Land zurückkehrte, waren und blieben meine persönlichen Beziehungen zu Sealsfield unterbrochen. Ich hab' ihn nicht wiedergesehen. Als ich im Sommer von 1865 zum erstenmal zur Sommerfrische auf den prächtigen Weißenstein vor Solothurn gekommen war, zeigte mir auf mein Befragen der Wirth, Herr Gschwind, mittels des Fernrohrs drunten in der Tiefe, rechts vom Walde der „Eremitage", das kleine „in der Steingrub" gelegene Haus „Unter den Tannen", in welchem Sealsfield zuletzt gelebt, so zu sagen geeinsiedlert hatte und wo er ein Jahr zuvor gestorben war.

Etliche Wochen später, als ich, vom Weißenstein herabgestiegen, die schattige Kluft der Eremitage durchwanderte, besuchte ich den am Eingange zu derselben gelegenen Friedhof von Sanct Nikolaus. Dort hat der unstäte Wanderer, welcher zwei Erdtheile durchstrichen, seine bleibende Heimstätte gefunden und jene Ruhe, welche, wie der arme Waiblinger bei der Pyramide des Cestius in Rom empfand und bezeugte, „das Beste ist von allem Glück der Welt".

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Geier-Wally.

Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen
von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch.
2 Bde. Berlin 1875, Gebr. Paetel.

Bei dem eigentlichen Publicum, d. h. bei demjenigen Theile der Bevölkerung, welcher nach dem allgemeinen Stimmrechte die Gesetze macht, weil er der numerisch stärkste ist, dessen Stimmen weniger gewogen als gezählt sein wollen, und der schließlich auch in ästhetischen Dingen die Entscheidung hat, wenn dieselbe auch oft mit Fug und Recht angefochten werden darf, — bei diesem Publicum, dessen Urtheil „die öffentliche Meinung" genannt wird, hat in jüngster Zeit eine Specialität der epischen Dichtung eine solche Bedeutung gewonnen, daß man beinahe sagen darf: diese Specialität habe sich erst in jüngster Zeit herausgebildet. Man nennt dieselbe nach dem weitverbreiteten und mächtigen Organe, das diesen Erzählungen zuerst und mit Vorliebe seine ungeheure Publicität zur Verfügung gestellt hat: die Gartenlaubenromane.

Wenn sich auch Vorläufer und sogar Vorbilder in einer Zeit nachweisen ließen, die ziemlich weit zurückliegt, so datirt diese Literatur so, wie sie jetzt ist, doch erst aus den letzten Jahren, — eigentlich erst von den außerordentlichen Erfolgen, welche die Marlitt mit ihren ersten Romanen „Goldelse" und „Das Geheimniß der alten Mamsell" errungen hat.

Von den Schriftstellern dieser Richtung haben sich die übrigen Romanschriftsteller scharf abgeschieden. Es besteht zwischen den Beiden ein Verhältniß, das ungefähr dem entspricht, in welchem die dem populären Geschmacke huldigenden Componisten zu den vornehmeren und unzugänglicheren Anhängern der musique savante, wie die Franzosen sagen, stehen. Ein geringschätziges Urtheil soll damit keineswegs über die Ersteren ausgesprochen werden, — Boieldieu, Rossini, Auber u. s. w. beweisen ja schon, daß sich auch unter diesen Talente ersten Ranges vorfinden können. Gleichwohl würden die Erzähler, die wir meinetwegen die „Romanschriftsteller der ernsten Richtung" nennen können, entschiedenen Protest dagegen erheben, mit den begabtesten Gartenlaube-Erzählern auf dieselbe Stufe gestellt zu werden, — ob mit Recht oder mit Unrecht, können wir einstweilen unerörtert lassen.

Während die Schriftsteller der „Gartenlaube" selbst den größten Werth darauf legen, eine Erzählung zu erfinden, die den Leser anzieht, fesselt, spannt, behandeln die „Seriösen", — vielleicht, um sich von jenen zu unterscheiden, — die Fabel jetzt bisweilen mit einer geradezu demonstrativen Gleichgültigkeit. Da wird zu einem „Romane im großen Stil" allerhand wissenschaftlicher Apparat herangeholt; da werden schwer zugängliche Quellen mit Vorliebe consultirt, um aus der verblaßten Vergangenheit in der Form des Romanes ein frischfarbiges Culturbild hervorzuzaubern; da befleißigt man sich einer kunstvollen, bisweilen auch gekünstelten Sprache; da sucht man philosophische Probleme zu erörtern, seltsame psychologische Wandlungen zu definiren; da werden große Abschnitte der Weltgeschichte in den knappen Rahmen einer Erzählung gespannt, — kurzum der „seriöse" Roman legitimirt seinen Urheber nicht nur als Dichter, sondern hat auch die Tendenz, diesen nebenbei noch wissenschaftlich als Archäologe, als Historiker, als Philosoph oder als Staatsmann zu beglaubigen.

Die Lieblinge der „Gartenlaube" verfolgen in ihren erzählenden Dichtungen, wie schon gesagt, in erster Linie und fast ausschließlich den Zweck, das Publicum zu unterhalten. Wir wollen dieser Richtung nicht gerade das Wort reden; aber warnen möchten wir doch vor einer Unterschätzung der Schriftsteller, welche derselben angehören. Es ist keine Kleinigkeit, die Millionen Leser, welche die „Gartenlaube" in der alten und neuen Welt zählt, oft Monate hindurch in Athem zu erhalten, sie mit einer wahren Sehnsucht zu erfüllen für den Postboten, der ihnen die Zeitungen bringt, sie voll und ganz in Anspruch zu nehmen bis zu dem lästigen „Fortsetzung folgt", das ihnen das gestattete Quantum des Genusses zumißt, und sie nicht loszulassen, bis sie endlich zu ihrer Freude ersehen, daß der Hansl sein Grethel kriegt, oder bis sie, von dem Untergange des Helden oder der Heldin erschüttert, den „Schluß" bei Seite legen. Das ist so leicht nicht, wie man es vielfach glaubt; und eine Verspottung dieser Literatur ist noch keineswegs ein Beweis für die Urtheilskraft des Kritikers.

Während in Frankreich wunderbarer Weise der Roman im großen Stile in seiner denkbarsten Vollkommenheit von einer Frau geschrieben wird, — von George Sand —, und Männer wie Féval, Ponson du Terrail, Xavier de Montépin ꝛc. für die Bedürfnisse der aufregungslustigen Gemüther sorgten und sorgen, sind es in Deutschland fast ausschließlich Frauen, die den Unterhaltungsroman mit vollem Erfolge und mit großer Begabung für diese Specialität gepflegt haben.

Unter diesen, — wir brauchen nur die Namen der Marlitt, Werner, E. v. Dincklage, Detleff, A. von Auer u. A. zu nennen, deren Producte in den Spalten der „Gartenlaube", von „Ueber Land und Meer" und Familienblättern ähnlicher Art gewöhnlich zuerst erscheinen —, nimmt meines Erachtens Wilhelmine von Hillern, die talentvolle Tochter der talentvollen Charlotte Birch-Pfeiffer eine der ersten Stellen, wenn nicht die erste ein. Den von der „Gartenlaube" vor einigen Jahren gebrachten Roman „Aus eigener Kraft" halte ich noch immer trotz des matten Schlusses für das Muster des Genres, das von den Andern, auch von denen, die mehr Sensation gemacht haben, nicht erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist. Das große Talent der Erzählerin, das sich in diesem Roman bekundet, spricht sich auch in ihrer neuesten von der „Deutschen Rundschau" zuerst veröffentlichten Dichtung „Die Geier-Wally" aus, obgleich hier, wie mir scheint, die Erfindung der Situationen und der Charaktere weniger originell ist als in dem früheren Werke.

Der Unterhaltungsroman dieser Art schließt die Malerei in matten Farben aus, das Schroffe und Gewaltsame ist sein Element, und das Ungewöhnliche ist ihm das Gewöhnliche. So sind auch hier, resultirend aus den herben, scharfen und durch Nichts gemilderten Charakteren, Situationen angehäuft, die bis auf das Aeußerste gesteigert sind, — eine Linie weiter, und sie würden nicht mehr aufregend, sondern komisch wirken.

Wilhelmine von Hillern hat die Geschichte weislich in das Dorf gelegt und zwar in das von dem Verkehre mit der Welt nahezu abgeschiedene Dorf. Man kann sich denken, daß sich da der Mensch, der sich selbst überlassen ist, anders, selbstständiger und ungehinderter aus sich herausbildet oder verbildet als unter dem mächtigen nivellirenden Einflusse der Cultur, der Gesellschaft. Wenn ein Charakter wie der der Geier-Wally überhaupt möglich ist, so ist er es nur unter den Bedingungen, die die Verfasserin hier gegeben hat.

Die Geier-Wally ist die echte Romanheldin. Als solche qualificirt sie sich schon auf der zweiten Seite, wo sie von einem Kundigen mit folgenden Worten charakterisirt wird: „Sie thut immer das Gegentheil von dem, was jeder vernünftige Christenmensch thut". Sie ist das „seltsame Mädchen", dem wir in vielen Erzählungen begegnen. Erst kürzlich haben wir eine Blutsverwandte kennen gelernt: Martella in Auerbachs „Waldfried". Die wunderliche Maid hat gewöhnlich ein Lieblingsthier, das ihr ganz ergeben ist, dem sie in erschütternden Monologen ihr Leid klagt, das allein sie begreift. Esmeralda hat ihre Ziege, Martella hat ihren Hund, Murrle geheißen, und Walburga Stromminger hat ihren Geier „Hansel".

Die Geier-Wally ist eine Art bäuerischer Brunhild. Die Aehnlichkeit zwischen dem modernen Bauernmädchen und der stolzen Männin der Nibelungensage ist, wie ich vermuthe, nicht von vorneherein von der Verfasserin beabsichtigt worden; je weiter die Arbeit gediehen ist, destomehr hat sich diese Aehnlichkeit entwickelt, und so ist sie schließlich auch der Dichterin aufgefallen, und bewußtvoll hat sie nun einige der Hauptmomente des Nibelungenliedes für ihre moderne Erzählung, natürlich unter den Modificationen, die sich von selbst ergeben, benutzt.

Digitized by Google

Zunächst wird uns die Wally nur als ein sehr starkes, kräftiges, trotziges Mädchen geschildert: „wie a wilde Katz und so stark, daß die Buaben behaupten, 's könn sie keiner zwinge", — als ein „Madel, das a halber Buab' is". Später, als sich durch die Handlungen der Wally die Aehnlichkeit mit Brunhild immer deutlicher ausgeprägt, hält es Wilhelmine von Hillern für richtig, anzudeuten, daß sie sehr absichtlich die Erinnerung an die sagenhafte Heldin wachruft. Sie deutet dies (Seite 124 des 1. Bd.) dadurch an, daß sie den Pfarrer, vor dem die Geier-Wally ihr gewaltiges Lebensbild in groben Zügen entrollt, nach der Erzählung seinen Blick auf ein altes zerlesenes Buch werfen läßt, auf dessen Einband mit Golddruck „Das Nibelungenlied" steht. Im letzten Satze der Erzählung spricht sie es deutlich aus: „Das Gewaltige kann sterben, aber nicht aussterben: sei es im Strahlenpanzer Brunhilds oder im schlichten Kittel einer Geier-Wally, — immer finden wir es wieder".

Der Grundzug im Charakter Wallys ist der Trotz. Es ließe sich eine hübsche Abhandlung schreiben über den Trotz als treibendes Moment im Romane. Es ist kein Zufall, daß die Dichter mit besonderer Vorliebe ihren Helden und Heldinnen einen trotzigen Charakter geben. Der Trotz gebiert auf die erklärlichste Weise die aufregendsten Situationen. Gelingt es dem Dichter, mich davon zu überzeugen, daß sein Held wirklich trotzig ist, so muß ich ihm nahezu Alles glauben; — auch das Unwahrscheinlichste ist denkbar, auch das Gewaltsamste erklärlich.

Daß die Geier-Wally ein unbeugsames und unversöhnlich trotziges Mädchen geworden ist, wird uns von der Dichterin durchaus glaubhaft gemacht. Keine Mutter hat Wallys Kindheit gehütet; die Mutter ist bei der Geburt des Kindes gestorben. Ihr Vater, der Höchstbauer Stromminger ist ein starker, roher, hartherziger Mensch, der Niemanden liebt und von keinem Menschen geliebt wird. Sie entsinnt sich nur einmal von ihrem Vater einen Kuß bekommen zu haben, an dem Tage, als sie unter Gefahr ihres Lebens an einem steilen Felsenabhange den jungen Geier aus dem Neste geholt und gegen die wüthende Alte mit dem Messer vertheidigt hat. Der Höchstbauer hat nur eine Freude: das Bewußtsein, weit und breit der reichste und stärkste Bauer zu sein. Diese Freude wird ihm zur Hälfte genommen. An dem Tage der Firmelung Wallys kommt er mit Joseph Hagenbach, einem überstarken jungen Gemsjäger, der der Bärenjoseph genannt wird, weil er einen Bären erlegt hat, in Streit. Der alte Höchstbauer und der junge Riese werden handgemein. Joseph, der Kräftigere und Stärkere, hebt den bisher Unbesiegten vom Boden auf, trägt ihn ein paar Schritte weit, setzt ihn behutsam auf die Bank und streckt ihm dann zur Versöhnung die Hand entgegen. Aber der Alte, halbtodt vor Wuth und Beschämung, stößt die Hand zurück und geht mit seinem Kinde von dannen seinem Gehöfte zu. Dieser Bärenjoseph hat aber auf Wallys Herz einen tiefen, gewaltigen Eindruck gemacht, und Wally sagt das ihrem Vater gerade heraus. Ein fürchterlicher Schlag fällt auf das arme Mädchen, der es zu Boden streckt. Ohne ein Wort zu sprechen, kehren sie heim. Der Vater ist für Wally nicht mehr vorhanden und die Liebe zu Joseph erstarkt immer mehr und mehr. Eines Tages wird sie zu dem Alten gerufen. Vincenz Gellner, ein reicher Bauer, hat um sie angehalten und der Vater hat seine Zustimmung gegeben. Wally weigert sich entschieden. Sie wird auf's neue mißhandelt und auf den Murzollgletscher geschickt, „den höchsten Zacken des Hochjochkammes". Dort in der unwirthlichsten Natur bleibt sie Monate lang zur Bewachung der armen Lämmerheerde, die hier ihr spärliches Futter sucht. Als sie endlich heruntergeholt wird, vernimmt sie, daß die alte Magd Lukard, die Einzige, die es gut mit ihr gemeint, vom Hofe gejagt und aus Kummer gestorben ist. Vincenz Gellner, der den Alten gut zu nehmen weiß, schaltet als eigentlicher Herr im Bauernhofe, und sie selbst wird mit Hohn empfangen. Sie kommt gerade dazu, als Vincenz einen alten Bauern, den sie lieb hat, mißhandeln will. Als dieser den Stock aufhebt, um den Armen zu schlagen, holt sie mit dem Beile aus, — sie spaltet gerade Holz —, und versetzt dem Vincenz einen furchtbaren Schlag, so daß dieser besinnungslos zusammenfällt. Der Halbtodte wird in die Küche geschleppt; dort wäscht ihm Wally die Wunden und will ihn verbinden, — da kommt der Vater, dessen Wuth durch die lange Trennung von seiner Tochter nicht gemindert ist. Als dieser von ihrem neuesten Streiche hört, will er sie gewaltsam einsperren lassen. Sie beschwört ihren Vater, er möge ihr nur das nicht anthun, er möge sie wieder fortschicken in die Verbannung, nur nicht einsperren; aber der alte Stromminger läßt sich nicht zureden. Er selbst ist siech und krank und kann das unbändige Mädchen nicht bewältigen, er hetzt die Bauern gegen sie, um sie in den Keller sperren zu lassen. Da ergreift sie ein flammendes Scheit vom Herde, bricht sich damit Bahn und schleudert es in den Heuschober. — Sie stürzt davon; ihr einziger Begleiter ist der Geier. Auf dem Rosenerhofe, dem höchsten von Menschen bewohnten Punkte der Tyroler Alpen, findet sie gastfreundliche Aufnahme. — Inzwischen ist ihrem Vater gut zugeredet worden, und er hat sich dazu verstanden, ihre abermalige Verbannung auf das Hochjoch als eine genügende Strafe anzusehen.

Dort trifft sie, — ich wollte schon sagen, natürlich, — während eines starken Gewitters mit dem Bärenjoseph zusammen, der mit einer Magd aus seinem Heimatsdorfe Sölden, Afra geheißen, in Folge des starken Gewitters die Gastfreundschaft bei der berüchtigten Geier-Wally anzunehmen gezwungen ist. — Die Scene ist sehr schön, wenn die Einleitung auch etwas gewöhnlich ist, und die Decoration ebenso wenig Anspruch auf Neuheit machen kann. Es kommt nicht, wie der Leser befürchtet, zu der bewußten Liebesscene, dieweil der Donner grollt. Als Joseph von ihr scheidet, hat Wally das Bewußtsein, daß sie ihn mehr als je liebt und daß er es weniger denn je merkt; sie fühlt die Qualen der Eifersucht, sie glaubt, daß die Magd Afra ihre glückliche Nebenbuhlerin ist.

Ihr Vater stirbt und die Ausgestoßene kommt nun als Höchstbäuerin, als gebietende Herrin auf den Hof zurück. Sie gilt als die richtige Erbin ihres Vaters, ist ebenso gefürchtet und ebenso verhaßt wie er, ebenso unnahbar, unfreundlich und trotzig. Den Vincenz Gellner, der sie noch immer und leidenschaftlich liebt, weist sie schnöde von der Hand. Es wiederholt sich nun genau die Scene beim Kirchengange im Nibelungenliede: der Streit der beiden Weiber wegen des Vortrittes in der Procession zwischen Kriemhild-Afra und Brunhild-Wally. Wally schmäht die Magd, die ihr das Herz ihres Geliebten raubt, und beleidigt ihre Ehre auf das gröblichste. Joseph rächt Afra in grausamer Weise. Er läßt Wally zum Tanzen aufbieten, erweckt in ihr den Glauben, daß er sie liebt, daß er sie freien will, küßt sie vor den Leuten und stößt sie, nachdem er sie gedemüthigt, von sich. Wally ist außer sich vor Scham und Wuth. Da naht sich ihr wieder Vincenz. Er erbietet sich zum Rächer und Wally fordert wie ihre sagenhafte Vorgängerin den Tod des Helden. Vincenz lauert dem Bärenjoseph auf, legt auf ihn an, verwundet ihn, daß er auf dem schmalen Steige zusammenbricht und stößt ihn dann in den Abgrund. Wally hört den Schuß und ihr Instinct sagt ihr: Das ist der Schuß, der Joseph tödtet! Sie springt auf, — es ist Nacht, — läuft vor Vincenz' Haus, — da kommt dieser ihr entgegen und bestätigt ihre fürchterliche Ahnung. Sie packt ihn und schleppt ihn auf den Schauplatz der grausen That, die er auf ihr Anstiften begangen hat. Sie will sich mit ihm tödten.

„Hilfe!" schrie Vincenz auf, und —

„Hilfe!" tönte es schwach aus der Tiefe.

Wally stand wie versteinert und ließ von Vincenz ab.

„Hast Du das gehört?" frug sie den Vincenz.

„'s war das Echo!" stammelte der und die Zähne schlugen ihm zusammen.

„Still! Noch einmal!"

„Hilfe!" klang es wie ein Hauch aus dem Abgrund herauf. —

„Alle guten Geister, das ist er!"

Sie ruft Leute zusammen und unter den furchtbarsten Gefahren läßt sie sich an dem Seile herab, um den dem Tode zu entreißen, den sie dem Tode geweiht hatte. Sie rettet ihn und

Digitized by Google

überläßt ihn in ihrem Gehöfte der Pflege Afras, um sich abermals und für immer auf das Hochjoch zu verbannen. Der Geier begleitet sie. Wieder wird sie heruntergeholt und diesmal von Joseph, der sie liebt und stets geliebt hat.

Wilhelmine von Hillern hat, um Afra zu beseitigen, zu einem Mittel gegriffen, das mir nicht gefällt. Es stellt sich heraus, daß Afra ein uneheliches Kind von Josephs Mutter, daß sie Josephs Halbschwester ist. Das ist, wie ich meine, in einer so überaus talentvoll und wohl überlegt geschriebenen Erzählung in der Erfindung doch zu wohlfeil. Allerdings erreicht die Dichterin damit einen versöhnenden Abschluß, aber nach meinem Geschmacke wäre in diesem Falle dem nicht versöhnenden der Vorzug zu geben gewesen.

Die Liebesscene zwischen Joseph und Wally ist sehr poetisch, sehr tief empfunden und von einer wundervoll beredten Einfachheit im Dialoge. Ueberhaupt spricht aus vielen Seiten dieser fesselnden Erzählung ein wahres Dichtertalent, namentlich sind auch die Schilderungen oft überaus glücklich. Eine besondere Kunst zeigt Frau von Hillern in der Behandlung des Dialoges, der ungemein natürlich und lebendig ist. Einzelnheiten sind unmittelbar aus dem Herzen des Volkes herausgeschrieben. Man findet Wendungen, die durch ihre knappe Beredtsamkeit jeden Leser packen müssen. Der Dialekt, den die Dichterin sehr genau zu kennen scheint, wenn er auch für die Bedürfnisse der weniger dialektkundigen Leser nicht unerheblich modificirt sein mag, wird das Seinige dazu gethan haben; — sowohl für die Tragik als für die Lyrik findet man oft überraschend glückliche Ausdrücke. Das wirkt um so mehr, als es den Eindruck macht, daß die Verfasserin scheinbar unbewußt das Richtige getroffen hat. Ab und zu ist freilich auch eine gewisse Absichtlichkeit zu erkennen; und in diesem Falle ist, nach dem bekannten und fast immer falsch citirten Ausspruche Goethes, der Eindruck ein weniger ungetrübter. Es ist mir eine Stelle vor Augen, in welcher diese Absichtlichkeit durch den schlichten Dialekt stark zu wirken, hervorzutreten scheint. Als die Geier-Wally von dem Prediger aufgesucht wird, nachdem sie dem Bärenjoseph das Leben gerettet hat, erkundigt sich dieser, der nur von der Thatsache der Rettung, aber nichts von der Lebensretterin weiß, wer die schöne That vollbracht habe.

„Warst Du dabei?“ fragt der Geistliche.

„Freili!“

„Nun so sei doch nicht so einsilbig! Ich habe auf dem Heimwege mit Niemanden gesprochen und weiß ja noch gar nichts. Wer hat ihn denn heraufgeholt?“

„I!“

Einsilbiger kann man allerdings nicht sein. Hier steht, wie ich glaube, die Wirkung auf der Spitze. Wer davon nicht ergriffen wird, auf den übt das „I!“ eine unwillkürlich komische Wirkung.

Nach all den großen Vorzügen, welche der fesselnden und interessanten Erzählung der Frau von Hillern nachzurühmen sind, darf die sehr begabte Schriftstellerin auf ein ernsthafteres Lob als auf das wohlfeile einer geschickten Mache Anspruch machen. Die „Geier-Wally“ ist eine schriftstellerisch werthvolle Arbeit.

Paul Lindau.

Heinrich Heine und Herr Eduard Grisebach.

Es gibt vielleicht nur ein einziges unerquicklicheres Geschäft als von dem vielstimmigen Gezänk Notiz zu nehmen, das auf dem Wochenmarkt unserer Literatur zur Tagesordnung geworden — dasjenige, sich selbst in den inhalts- und urtheilslosen Lärm einzumischen und die eigne Stimme für oder wider einen bestrittenen Gegenstand zu erheben. Aber der bestbegründeten Abneigung zum Trotz gibt es Umstände, die eine Ueberwindung derselben gebieterisch fordern. Die Lebenden mögen sich selbst gegen Angriffe vertheidigen, falls sie diese einer Erwiderung werth achten; die Todten können es nicht mehr, und es ist Pflicht eines Volkes, die Standbilder seiner großen Todten — sei's immerhin von wem — nicht mit Schmutz bewerfen zu lassen.

An und für sich besitzt es unfraglich etwas Lächerliches, von einem Proceß des „Dr. juris Eduard Grisebach, kaiserlich deutschem Kanzler in Smyrna“, wie er sich zeichnet, gegen Heinrich Heine zu sprechen. Wenn der letztere noch am Leben befindlich wäre, würde die deutsche Literatur ein ergötzliches Büchlein nach Art des gegen Wolfgang Menzel gerichteten mehr zählen; die Annahme ist falsch, da die Prämisse nicht gegeben sein würde; Eduard Grisebach hätte unter solchen Umständen unzweifelhaft seinen Artikel nicht geschrieben. Er wäre dem klugen Beispiele Vieler gefolgt, den kranken Olympier zu — schonen.

Wir sind seit Jahrzehnten an die widersprechendsten Urtheile über Heine, an die mannichfachsten Angriffe auf ihn gewöhnt. Die Theologie betrachtet ihn als den bösen Feind, den Antichrist par excellence; altjüngferliche Prüderie wendet sich mit Abscheu bei seinem Namen zur Seite. Die Rhadamanthe der Literaturgeschichte bemühen sich, ihn zu classificiren, das ihnen Unfaßbare in dem Zauber seiner Dichtung wegzuleugnen, ihn zu vergleichen und in eine Rubrik zu bringen. Jeder behandelt ihn nach seinem Maß von Verständniß und den vorwiegenden Interessen der eignen Lebensanschauung. Verdammung, Bewunderung, Haß und Liebe heften sich in gleich hohem Grade an ihn; die Einzigen, welche unbewußt tief empfinden und bewußt fühlen, was Heinrich Heine in Wirklichkeit gewesen, waren von je das deutsche Volk und die deutschen Dichter. Jenes, das Volk im Sinne des Selbsturhebers unvergänglicher Dichtung, empfand, daß aus seinem eignen geheimsten Borne der Poesie von Heine geschöpft worden; wie kein Zweiter lebt er im Gemüth, in Lust und Leid dieses Volks, das eine ganze Anzahl seiner Lieder schon als namenloses, unvergängliches Eigenthum forterbt. Kein Stand, kein Beruf, keine Regung des Lebens ist von Heines Dichtung völlig unberührt geblieben; ein Samenkorn ist aus ihr überallhin verweht und hat aufkeimend selbst dort von ihr Kunde hinterlassen, wo bis dahin zwischen den Nutzähren des Ackers nie eine duftende Feldblume Wurzel geschlagen. So hat er seiner, unserer Zeit einen Stempel aufgeprägt, den niemand wieder auslöscht; bewußt und unbewußt ist er mit dem Denken und Fühlen des deutschen Volkes verrankt, einer mit tausend grünen Armen festumschließenden und durchflechtenden Schlingpflanze gleich, die sich von dem Gewächs, das sie umklammert hält, nicht ablösen läßt, ohne daß dies mit zerstört würde.

So lebt Heinrich Heine im deutschen Volk. Wer fragt, wird es hören; ob im Süden oder Norden gilt gleich. Nur muß nicht die scheinheilige Moral, die sich klug dünkende Ueberbildung um ihr Urtheil und ihre Gunst befragt werden, sondern diejenigen, welche unbefangen aus ihrer eignen Natur heraus mit dem Herzen fühlen, was Poesie ist, was ihre eignen zartesten und traumhaftesten Empfindungen, ihre Sehnsucht, Wehmuth, Glück und Bangen gleich dem Zauberspiegel einer Fee zurückgibt.

Das wissen und sind allerdings verpflichtet, es vor Allen zu wissen, sich klar darzustellen, die deutschen Dichter. Vor ihnen steht Heinrich Heine neben Goethe als einer der ursprünglichsten, größten Dichter, die je gelebt. Vielleicht, daß jeder von ihnen Manches an ihm anders wünscht, daß viele in ihren Aussetzungen übereinstimmen und die Schatten nicht fortzuleugnen sind, die in das Licht der Bewunderung hineinfallen. Doch Eines ist über jeden Zweifel erhaben. Es hat keinen deutschen Dichter gegeben, und wäre sein religiöser, sein socialer Standpunkt ein noch so entgegengesetzter gewesen, der nicht das Uebergewaltige der poetischen Kraft Heines empfunden, sich vor ihr gebeugt hätte. Apodiktisch läßt sich sagen: Wer es nicht thut, ist selbst kein Dichter. Ein Dichter, der Heinrich Heine als solchen herabwürdigte, ihn zu schmähen und der Geringschätzung anheimzugeben trachtete, beginge ein Sacrileg an dem heiligen Geiste der Poesie, das ihm nie vergeben werden könnte, das nur ohnmächtig erbärmlichem Neid zu entspringen vermöchte und seinen Namen unwürdig machte für alle Zeit.

Das Vorstehende findet keine Anwendung auf Herrn Grisebach,

Digitized by Google

denn derselbe ist kein Dichter*). Er hat sich in seinem „Neuen Tannhäuser" nicht ohne Talent als ein Nachahmer Heine'scher Weise, das heißt der salopp-spöttisch-parodistischen Seite derselben, kundgethan und erregte die Vermuthung, der begeistertste Verehrer seines großen Vorbildes sein zu müssen, ohne das er voraussichtlich nie mit einer versificirten Leistung in die Oeffentlichkeit getreten sein würde. Doch die Annahme dieser Verehrung und daß er, wenngleich selbst ohne dichterische Begabung, Verständniß für diejenige Heines besessen, hat sich als irrig erwiesen. Herr Dr. juris Eduard Grisebach ist, wie er uns mittheilt, kaiserlich deutscher Kanzler in Smyrna geworden, und die Feigenstadt scheint nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein. Er tritt als Sykophant auf, als öffentlicher Ankläger des todten Heinrich Heine, seines ehemaligen Vorbildes, vor der Synonymie der Moral, Ethik und Sittlichkeit des deutschen Volkes.

Herr Grisebach hat im Verlauf der letzten Zeit in verschiedenen Zeitschriften eine Anzahl essayartiger literarhistorischer Aufsätze veröffentlicht, unter diesen einen, „Heinrich Heine" betitelt, von dem es nicht nur dem Schreiber dieser Zeilen schwer begreiflich war, wie derselbe in einer neubegründeten, den Interessen deutscher Dichtung vorwiegend gewidmeten Monatsschrift Aufnahme finden konnte. Eine allgemeine, tief innerliche Entrüstung competenten Urtheils folgte dem Artikel; muthmaßlich verdankte es derselbe nur der Anschauung von der gleichgültig sich verflüchtigenden Wirkung eines Journalaufsatzes, daß sich nach seinem ersten Erscheinen keine gerechte Stimme der Empörung gegen den Verfasser erhob. Jetzt liegt ein von einer Wiener Verlagshandlung**) herausgegebenes Buch vor, welches die genannten Essays unter ernsten Titel „Die deutsche Literatur 1770—1870" gesammelt zum Wiederabdruck bringt. Den Schluß derselben bildet der um vielfache Zusätze noch vermehrte Artikel „Heinrich Heine".

Der Verfasser sagt in einem „Vorwort" des Buches:

„Das vorliegende buch ist kein compendium der Literaturgeschichte. Es resumirt nur die anschauungen, die sich ein völlig außerhalb der parteien stehender beobachter über die literatur seines vaterlandes, im steten hinblick auf die größten und nationalsten erscheinungen des auslandes gebildet hat. Der verfasser weiß sehr wohl, daß diese seine individuelle und oft paradoxe ansicht vielfach eine umständlichere und bessere begründung erheischt hätte, als ihm in diesem theils zu weitläufigen, theils zu aphoristischen werke die umstände zu geben gestatteten" ꝛc.

Die einzelnen Aufsätze entsprechen allerdings diesem Beginn des Vorworts durchaus. Der Autor beweist, daß seinem Mangel an dichterischer Begabung und Verständniß ebenso große Anlage zu einem modernen Literarhistoriker die Wage hält. Goethe würde Herrn Grisebachs Worte der Vorrede etwas anders, doch dem Sinn gemäß ebenso ausgedrückt und ihn nach seiner Orthographie und dem Inhalt derselben „einen Narr'n auf eigne Hand" genannt haben. Allein die Mehrzahl der erwähnten Artikel zöge die Aufmerksamkeit keines Vernünftigen auf sich; sie würde mit der Hochfluth des täglich über deutsche Dichtung producirten und staatlich autorisirten Unsinns unbemerkt vorübertreiben. Der einstige kleinasiatische Landsmann des Dr. juris Grisebach wird vermuthlich ebenfalls schon zuvor mancherlei Narrheit zu Tage gefördert haben, ehe er auf den Gedanken verfiel, seinen Namen durch Anzündung des ephesischen Tempels zu verewigen. Haben die Lorbeeren Herostrats etwa den kaiserlich deutschen Kanzler nicht ruhen lassen und er auf den Trümmern des Dianaheiligthums den Plan gefaßt, sich in seinem Vaterlande ähnlichen Ruhm zu erwerben?

Der Raum verstattet nicht, die von Herrn Grisebach gegen Heine zusammengehäuften Verdächtigungen, Schmähungen und wegwerfenden Urtheile wiederzugeben, aber die Art seiner Angriffe läßt sich in kurzen Worten erschöpfend darstellen. Er vereinigt in seiner Person sämmtliche Kategorien von Gegnern, welche Heine besitzt. Er legt den Maßstab des salbadernden Pastors an ihn und verdreht die Augen über Ungläubigkeit und Heidenthum des Dichters, mit dem sittlichen Abscheu eines alten Weibes erhebt er unablässig wiederkehrendes Wehgeschrei über die Immoralität Heines. Er wechselt zwischen dem Richterstuhl des Kunstkritikers und des Literarhistorikers, beweist als ersterer, daß Heine jede künstlerische Befähigung abgehe, und als letzterer, daß derselbe jeder literarischen Bedeutung ermangle. „Unsittlichkeit" ist der Mörtel, der stets alle Urtheile aus verschiedensten Gesichtspunkten verbindet. Aber er hält damit nicht inne, sondern besteigt auch den Minosthron eines patriotischen Richters. Und nachdem er alle jene längst als böswillig erfunden anerkannten Historien von dem Selbstverkauf Heines an das französische Julikönigthum auf's sorgsamste reproducirt hat, bricht der „Kaiserlich deutsche Kanzler in Smyrna" im Jahre 1875 vernichtend den Stab über die politischen Gesinnungen und Aeußerungen des vom deutschen Bundestag in allen seinen Schriften im voraus verbotenen, im Exil lebenden Dichters. Er gelangt so weit, den Denuncianten Wolfgang Wenzel, den eifrigen Förderer und Verehrer der damaligen tiefsten Misere Deutschlands, als das Musterbild eines „ächten Patrioten" gegen Heine aufzustellen, als Gegensätze desselben die französischen Dichter Alfred de Musset und Villon als ächt sittlich, unverfälscht, religiös und patriotische Heroen, „für die unser Herz schlägt und denen wir die volle Palme der Kunst zuerkennen", zu preisen, und das Ergebniß seiner Betrachtung Heines als Dichters, Menschen und Mannes spricht er mit den Worten aus:

„Heine ist ein Renegat seiner Religion; ein Renegat Deutschlands, wo er geboren und von dem er sich, statt an seinem Aufbau mitzuarbeiten, ohne Grund exilirte; er wurde auch zum Renegaten der Poesie, indem er das ewige Ethos der Kunst verleugnete".

So lautet der Summe ziehende Abschluß einer Reihe vorausgegangener Aussprüche über die „inhaltsleere" Jugendliebe Heines, über die „Phrasen" seiner Lieder — „das eine Byron'sche Gedicht „the dream" wiegt zehn „Bücher der Lieder" auf" — über „ausgeschlafenen Katzenjammer", nach dem „die Sache doch wieder von Neuem angehe", über die Lazarus-Gedichte, die „von keinem Bande der künstlerischen Einheit umflochten und in die ethische Sphäre der Kunst erhoben", über die Thatsache, daß Heine „keinen Funken deutsches Ehrgefühl besaß" und mit den von ihm verspotteten Polen „moralisch auf einer Linie stand".

Das ist Kanzelton und Weibergewäsch, wie wir es oft vernommen; der Muth des Neides und der Impotenz, die den Todten beschimpfen. Es wäre kein Wort der Entgegnung werth, wenn nicht die Persönlichkeit in Betracht käme, von der es ausgeht. Aber mit tiefstem innerlichem Widerwillen muß es erfüllen, daß diese mit dem Verfasser des „Neuen Tannhäuser" zusammenfällt. Nicht weil er, der Nachahmer Heines, diesen zu schmähen bemüht ist, sondern weil sich die Absicht darunter verbirgt, seiner eignen Dichtung ein Relief dadurch zu verleihen. Die scheinheilige Verdammung der Unsittlichkeit Heines verfolgt den Zweck, einer Lüge zu dienen, daß der „Neue Tannhäuser" einen Gegensatz dazu gebildet und aus einer sittlichen oder ethischen oder moralischen Tendenz — der Verfasser liebt auf diesem Gebiet die Synonymen — erwachsen sei. Das ist einfach nicht wahr und Herr Eduard Grisebach selbst weiß es am besten. Von dem Vorwurf, ein Sacrileg an der Poesie begangen zu haben, ist er loszusprechen, da er kein Dichter ist und keinerlei Verständniß für Heines Größe besitzt; doch von der Anschuldigung menschlicher Gleißnerei vermag er sich nicht zu reinigen, ehe er nicht gleich dem Papste Aeneas Sylvius seine eigene Vergangenheit verleugnet und laut mit ihm ausruft: „Das Buch, das wir einst vom „Neuen Tannhäuser" geschrieben, verabscheut es ihr Sterblichen, und weiset es fern von euch! Verwerft ihn und nehmt den kaiserlichen deutschen Kanzler zu Smyrna, den Sykophanten Heinrich Heines an euer Herz!"

Es erregt unfraglich einen ebenso widerwärtigen Eindruck, diesen „Kaiserlich deutschen Kanzler" sich in wohlfeilem Patriotismus aufbrüsten und Heinrich Heine im Jahre 1875 vor dem neuen Deutschen Reich der „Deutschen Gesinnungslosigkeit" zeihen

*) Das ist nicht unsre Ansicht; im Uebrigen theilen wir die Ansichten unseres Mitarbeiters vollkommen. D. Red.

**) L. Rosner 1876.

Digitized by Google

zu sehn. Aber hier liegt die Absicht so klar, daß Lachen den Sieg über den Widerwillen davonträgt. Auch zu dem augenverdrehenden Geschwätz der Theologen, der nüchternen Moralisten und der alten Jungfern vermag das deutsche Volk zu lachen und sich an den Danaiden-Bemühungen der Mehrzahl seiner Literarhistoriker zu belustigen. Doch gegen den Versuch eines Nachahmers, den Dichter Heinrich Heine zu erniedrigen, um sich selbst zu erhöhen, muß das deutsche Volk, müssen die lebenden Dichter Deutschlands ernsthaften Protest erheben. Aus solcher Tendenz hervor lassen sie den großen Todten nicht öffentlich mit Schmutz bewerfen, sei's von wem, und wär's auch nur Herr Eduard Grisebach, kaiserlich deutscher Kanzler zu Smyrna.

Juni 1875. **Wilhelm Jensen.**

Kirchmanns Cicero.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

Als Bestandtheil seiner „Philosophischen Bibliothek" hat kürzlich Herr v. Kirchmann auch Ciceros philosophische Schriften herausgegeben. Es sind dies vorläufig Band 62 „Ueber das höchste Gut und Uebel" (de finibus bonorum et malorum), Band 63 „Ueber die Natur der Götter" (de natura deorum), Band 64 „Die Lehre der Academie" (Academica).

Ich gehöre zu jenen altmodischen Menschen, welche nicht nur in ihrer Jugend zwangsweise, sondern auch noch in ihrem Alter freiwillig die Schriften Ciceros lesen, und habe mich daher über diese gelungene Verdeutschung durch einen scharfsinnigen und angesehenen deutschen Philosophen um so mehr gefreut, als heutzutage die Zahl derer, welche ordentlich Latein verstehen, überhaupt nicht im Zunehmen begriffen ist, namentlich auch nicht unter den Philosophen.

Herr v. Kirchmann hat seiner Uebersetzung eine Biographie und Charakteristik Ciceros vorausgeschickt, der ich folgende Gegenüberstellung entnehme:

„Ciceros Werth wurde im Alterthum und im Mittelalter vielleicht ebenso überschätzt, wie er in der Gegenwart unterschätzt wird. Plutarch schließt die Lebensbeschreibung Ciceros mit der Erzählung, wo Kaiser August in ein Zimmer seines Palastes tritt und sein Enkel eine Schrift Ciceros erschrocken unter dem Mantel birgt. Als August es sieht, nimmt er das Buch, liest lange darin und gibt es dann seinem Enkel mit den Worten zurück: „Ein beredter Mann, mein Kind, ein beredter und patriotischer Mann". Dagegen sagt Mommsen (Römische Geschichte, Band III): „Cicero hat als Staatsmann, ohne Einsicht, Ansicht und Absicht nach einander als Demokrat, Aristokrat und als Werkzeug der Monarchie figurirt und ist nie mehr gewesen als ein kurzsichtiger Egoist. — Als Schriftsteller steht er vollkommen eben so tief wie als Staatsmann. Er hat in den mannichfaltigsten Aufgaben sich versucht und war in der That so durchaus Pfuscher, daß es ziemlich einerlei war, welchen Acker er pflügte. — Cicero hatte auch als Redner keine Ueberzeugung, keine Leidenschaft; er war nichts als Advocat und kein guter Advocat. — Wenn etwas hier wunderbar ist, so sind es wahrlich nicht seine Reden, sondern die Bewunderung, welche sie fanden. — Wenn die rhetorischen und politischen Schriften Ciceros nicht ohne Verdienst sind, so fiel dagegen der Compilator vollständig durch, als er in der unfreiwilligen Muße seiner letzten Lebensjahre sich an die eigentliche Philosophie machte und mit ebenso großer Verdrießlichkeit wie Eilfertigkeit in ein paar Monaten eine philosophische Bibliothek zusammenschrieb. — „„Es sind Abschriften,"" schrieb Cicero selbst einem über seine Fruchtbarkeit verwunderten Freunde; „„sie machen mir wenig Mühe, denn ich gebe nur die Worte dazu, und die habe ich im Ueberfluß."" Dagegen ist denn nichts zu sagen; wer aber in solchen Schreibereien classische Productionen sieht, dem kann man nur rathen, in literarischen Dingen sich eines schönen Stillschweigens zu befleißigen."

Soweit Herr von Kirchmann und Mommsen. Fügen wir hinzu, daß sich der jetzige Herausgeber der philosophischen Schriften Ciceros nicht nur auf Augustus hätte berufen können, sondern auch auf C. Julius Cäsar, welchen mit Recht Mommsen so hoch hält. Cäsar, der den Cicero besiegt hat, urtheilt weniger hart über ihn als Mommsen, der ihn nicht besiegt hat. Plinius der Aeltere erzählt uns nämlich in seiner Naturgeschichte (VII, 31), Cäsar habe über Cicero geschrieben, „der Lorbeer seiner Triumphe sei um so unvergänglicher, als es viel mehr sagen wolle, die Grenzen des römischen Ingeniums durch die Güter des Geistes, als die Grenzen des römischen Imperiums durch die Schärfe des Schwerts zu erweitern. Man sieht, Cäsar war zwar ein großer Feldherr, aber er war so wenig ein Chauvinist, wie es z. B. der Feldmarschall Moltke ist. Er wußte, was Cicero für seine Zeit war. Etwas Anderes freilich ist die Frage, was er für uns sei, für die Culturvölker des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch andere Zeitgenossen zeugen für Cicero. So Livius, der behauptet, seine Beredtsamkeit sei eine solche gewesen, „wie sie nie wieder von einer menschlichen Stimme erreicht worden sei". Die größte Huldigung aber brachte ihm jener Antonius, derselbe, gegen den er seine prachtvollen „Philippiken" theils gehalten, theils allerdings geschrieben hat. Antonius ließ ihn nicht nur ermorden, sondern verehrte auch seine Zunge als Nadelkissen einer Dame und ließ seinen Kopf und seine Hände an die Rednerbühne annageln, — eine Kritik, welche mehr Bosheit als Geist verräth und uns zeigt, wie sehr der blutige Kritiker den beredten Kritisirten fürchtete und haßte.

Was Ciceros Reden anlangt, so bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß seine Zeitgenossen die Schönheit und Kraft und den Wohlklang der Sprache besser zu würdigen verstanden, als wir (ein wenig posthume) Hyperboreer. Ich stelle mich daher auf die Seite der Ersteren.

Wahr ist es, diese berühmten Reden leiden ein wenig an Gemeinplätzen. Allein wer sich frei von dieser Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf ihn. Was aber mich bis auf den heutigen Tag das Bewunderswerthe, auch Nachahmenswerthe an diesen Reden dünkt, das ist die Klarheit der Expositionen und die lebendige, drastische und plastische Kraft der Schilderungen und Charakteristiken, die Cicero namentlich an verdächtigen Zeugen übt, allerdings in einer Weise, welche ihm in unseren etwas prüderen Zeiten vielleicht den Ordnungsruf des Präsidenten zuzöge. Ich wenigstens lese immer noch mit Bewunderung und Vergnügen, wie er uns z. B. (orat. pro Rabir. Post. 13) die griechischen Zeugen beschreibt, welche ohne Aufhören schwirren, schwatzen, hüpfen und mit den Schultern gesticuliren (die Römer verhielten sich damals etwa zu den Griechen, wie wir zu den Franzosen), oder wie er uns (orat. in Vatin. 2) den Vatinius schildert, wie er parlamentarisch „maikäfert", d. h. das Haupt hebt, die Fühlhörner entfaltet, die Flügeldecken rührt, die Augen rollen und die Kehle schwellen läßt, aber trotz aller großen Anläufe nichts Rechtes herausbringt, als höchstens ein donnerndes „Meine Herrn". Diese Schilderung ist in der That classisch, weil der geschilderte Typus zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommt. Auch heute. Auch bei uns.

Was soll ich von den rhetorischen und politischen Schriften Ciceros sagen? Der technische Werth der ersteren (De oratore, De claris oratoribus, Orator), der historische und antiquarische Werth der letzteren (De republica, De legibus) wird von Niemandem bestritten.

Seine Briefe aber — die an seinen Bruder Quintus, den er allerdings ein wenig als „dummen Jungen" und zugleich als „armen Vetter" behandelte, noch mehr aber die „an die Freunde" (ad Familiares) und am meisten die an den Hauptfreund, an Atticus, — sind wahre Kleinodien. Der Briefsteller wetteifert an Grazie der Plauderei beinahe mit Madame de Sévigné, während er uns in einzelnen Tableaus die lebhaftesten Bilder aus der Zeit jener großen Peripetie gibt, die den Untergang der antiken Welt einleitet. Es ist wahr, Cicero war kein Cato. Er ist bald übermüthig und bald furchtsam, bald verwegen und bald verzagt, bald ein Truthahn an Eitelkeit, und bald vor Zerknirschung zusammengeklappt wie ein Taschenmesser. Aber gerade, weil er so war, weil er ein so enorm impressionables Gemüth hat, ist er ein Spiegel von seltener Treue. Dazu kommt, daß es damals noch keine Presse gab. Zwar existirte ein officielles

Digitized by Google

Blatt, „Acta diurna“ geheißen; allein es war langweilig, wie es heutzutage, nach einem parlamentarischen Ausspruch des Fürsten von Bismarck, auch der „Staatsanzeiger“ sein soll. Hätte Cicero heute gelebt, so würde er täglich mindestens einen Leitartikel und mehrere Beiträge für verschiedene „B.A.C.“, „N.L.C.“, „D.R.C“ oder sonstige lithographirte Correspondenzen geschrieben haben. So strömte denn, in Ermangelung von Zeitungen, alle verhaltene journalistische Kraft in seine Privatcorrespondenzen. Und sie verlor dadurch gar nichts. Denn diese Briefe sind erstens nicht anonym und zweitens sans gêne geschrieben.

Zum Schluß seine „Philosophischen Schriften“. Da muß ich nun allerdings ohne Umschweife gestehen, daß ich als Freund unseres Marcus Tullius ein wenig in Verlegenheit bin, darüber zu reden. Indeß ich muß der Wahrheit die Ehre geben. Ich gestehe daher von vorn herein zu, erstens, daß zu Ciceros Zeiten die griechische Philosophie (eine römische gibt's nicht) schon im Verfall war; zweitens, daß Cicero mehr ein receptives Gemüth als ein wirklicher Philosoph war; drittens, daß er kein System hatte, sondern ein Eklektiker, daß er also für seine Zeitgenossen ein schlechter Pilot war.

Aber selbst auf die Gefahr hin, paradox zu erscheinen, sage ich: Desto mehr ist er für uns werth; und das meine ich so:

Cicero fällt in jene Uebergangszeit, in welcher sich aus den älteren griechischen Philosophen die Lehre der „Stoa“ weiter entwickelte, die ihrerseits wieder, unter Führung von Philo in Alexandrien und Seneca in Rom, dem Christenthum vorarbeitete. (Vgl. Bruno Bauer, „Philo“. Berlin 1874, und „Das Zeitalter Neros und Senecas“ in Fauchers Vierteljahrschrift, Band 45, S. 34 u. ff.). Ja man kann von Cicero selbst sagen, daß er ein wesentliches Zwischenglied in dieser Entwicklung war, und daß er, wie die Cäsaren mittelst ihrer Prätorianercohorten einen Gesammtstaat gründeten, mittelst der griechischen Philosophie, welche er nicht fortführte, sondern nur sammelte, in das römische Gewand kleidete und in dem Weltreich verbreitete, auf den Trümmern der untergehenden Götterwelt und Stadtverfassung Roms eine Weltgemeinde vorbereiten half, welche bestimmt war, die Vorläuferin des Christenthums zu werden.

Jedenfalls aber würden viele griechische Originalwerke für uns gänzlich verloren sein, wenn sie nicht Cicero durch Reproduction oder Uebersetzung gerettet hätte; und daß er nicht viel ex propriis hinzuthat, sondern im Wesentlichen die Schriften so ließ, wie sie waren, das ist gerade sein Vorzug. Wenn auch nicht ein Vorzug für ihn, dann doch ein Vorzug für uns; und der Lebende hat Recht.

Wir Alle sind in unserer Jugend zuweilen mit Cicero geplagt worden. Ich aber hatte in Obigem die Absicht, jene nachtheiligen Eindrücke des zarteren Alters dadurch zu Gunsten Ciceros zu verwischen, daß ich den geneigten Leser nicht plage, sondern nur unterhalte.

Wenn ich nun nicht nur diesen Erfolg erzielt hätte, sondern auch den, die „Philosophische Bibliothek“ des Herrn v. Kirchmann, und insbesondere seine Uebersetzungen von Ciceros Schriften und die vortrefflichen Einleitungen zu denselben, wirksam zu empfehlen, so könnte ich von mir sagen: „Omne tulit punctum“, d. h. der Zweck ist erreicht.

Aus der Hauptstadt.

In Angelegenheiten des Berliner Theaters.

Ein Ausspruch des Kronprinzen über die Repertoireverhältnisse der Berliner Theater ist in diesen Tagen durch viele Blätter gegangen und hat Controversen hervorgerufen, die wahrscheinlich nicht in der Absicht seines fürstlichen Urhebers gelegen haben. Der Inhalt dieser Worte war eine rückhaltslose Verdammung der „leichten und seichten französischen Waare“ und der Theater, welche dieselben zur Aufführung bringen, sowie andererseits eine Verherrlichung des sogenannten classischen Repertoires.

Auf den ersten Anblick hat das viel Bestechendes: das Publicum wird durch Ernstes mehr angezogen als durch die Farce, Schiller steht natürlich über Offenbach, eine Komödie von Lessing ist ein größeres Kunstwerk als ein Stück von Alexander Dumas. Aber das hat im Grunde noch Niemand bestritten, es fragt sich nur, ob die Bühnen allein von Shakespeare und Goethe, Lessing und Schiller leben können. Und da fällt die Antwort nicht allein verneinend aus, sondern sie führt uns auch zu ganz entgegengesetzten Resultaten.

Es ist keine große Sache, sich am Schlusse einer Theatersaison zu rühmen: so und so viel Vorstellungen classischer Stücke habe ich während dieser Monate gegeben, und diese bilden den so und sovielten Procentsatz aller stattgehabten Aufführungen! Die Darstellung eines classischen Dramas sollte nach meiner Meinung ein Fest sein, das das Theater sich selbst und dem Publicum bereitet, und zu einem solchen Feste gehört ein „geistig und leiblich sich Bereiten“, eine Feststimmung auch schon vorher, und eine solche hat man nicht jeden Abend. Man durchblättere das Repertoire der Schröder'schen Bühne in Hamburg, oder dasjenige der Weimarischen Hofbühne unter Goethes Leitung und man wird sehen, daß die größten Theaterdirectoren dem Zeitgeschmack Rechnung tragen mußten. Wenn man allabendlich oder auch nur an der Mehrzahl der Abende in einer Woche spielen lassen muß, kann man dem Publicum nicht unausgesetzt Austern und Wildpret auftischen; das würde der gesundeste Magen nicht vertragen. Die Benedix und Birch-Pfeiffer von heutzutage sind der Bühne nothwendiger als man zugestehen möchte, und auf eine Tragödie gehört eine Posse, das wußten schon die Alten, die ihre Satyrspiele nicht hätten entbehren mögen.

Wenn eine Stadt heute nur ein Theater besitzt, so wird sich dasselbe der Nothwendigkeit nicht entziehen können, die größtmögliche Vielseitigkeit — selbstverständlich innerhalb der Grenzen seiner Kräfte — anzustreben. Nicht jedem Theaterdirector ist es erlaubt zu thun, was der Herzog von Meiningen gethan hat, eine ganze Kunstgattung, nämlich die Oper, von seiner Bühne zu verbannen; wir möchten einmal sehen, was die Leipziger und die Breslauer zu einem solchen Verfahren sagen würden. In Berlin, wo die Theater in dem letzten Jahrzehnt wie Pilze aus der Erde geschossen sind, haben die Bühnen unter sich gewissermaßen eine Arbeitstheilung vorgenommen und das nicht allein, um jedem Geschmack gerecht zu werden, sondern auch hauptsächlich mit Rücksicht darauf, daß die Bewohner der Hauptstadt des Deutschen Reiches Anspruch auf eine allgemeinere Kenntniß der Weltbühnenliteratur machen können. Das französische Sittendrama, die Offenbach'sche Operette, die Berliner oder Wiener Localposse, das Ausstattungsstück, die Feerie, sie haben alle ihre Existenzberechtigung, die freilich bei den meisten nicht lange andauert. Sie sind mehr oder minder Eintagsfliegen, oder, wenn man lieber will, glänzende Sternschnuppen, die rasch am Horizont verpuffen und verschwinden. Ein jedes Genre hat seinen Tag, an dem es zur Geltung kommt und vergeblich ist das Bemühen, ihm diese oft nur kärglich zugemessene Geltung zu verkümmern. Persönliche Sympathien und Antipathien dürfen hier nicht maßgebend sein; man stelle sich einmal (von Posse und Sittendrama absehend) einen Operndirector vor, der so sehr Gegner der Wagner'schen Musik wäre, daß er weder „Tannhäuser“ noch „Lohengrin“ auf seiner Bühne duldete; würden da nicht sogar die Feinde Richard Wagners in die Forderung miteinstimmen, daß dieser Ostracismus nicht länger zu dulden sei? Gounods Oper „Faust“ hat die Runde über die Bühnen der ganzen Welt gemacht, trotzdem in Karlsruhe erklärt wurde, die Aufführung dieser Oper in Deutschland sei eine Profanation der Goethe'schen Dichtung. Folgerichtig müßten auch die anderen französischen Opern „Hamlet“ und „Mignon“, müßte Tauberts „Macbeth“ und vieles Andere verpönt werden.

Nur die „Sterne höchster Höhe“ (ein Ausdruck, den Goethe mit Bezug auf William Shakespeare gebraucht hat) sind unwandelbar und leuchten in demselben klaren ruhigen Glanze heute wie vor Jahrhunderten. Die großen Classiker des Theaters werden das Entzücken unserer Enkel bilden, wie sie die Freude unserer Vorfahren waren. Die Bühne aber, die heute einen viel breiteren Raum im gesellschaftlichen und künstlerischen Leben einnimmt als in früheren Jahren, würde nicht mehr das Spiegelbild des Lebens sein, wenn sie aufhören wollte, alle Lichtstrahlen der Kunst, auch die in röthlich dämonischer Gluth schimmernden, zu reflectiren. Der wandelbare Geschmack der Menge und vor allen Dingen die

Digitized by Google

unerbittlich vorschreitende und unter ihren Füßen alles, was nicht das Göttliche in sich trägt, zertretende Zeit sorgen schon dafür, daß ein jedes Genre in seinen Schranken bleibt und nicht über die ihm wirklich innewohnende Kraft hinaus auf dem Theater zu existiren fortfährt. Wo sind sie hin, die meisten jener Stücke, die vor einem Vierteljahrhundert noch das Publicum entzückten? Kaum, daß ihre Titel bekannt sind; heute würde ihnen höchstens ein mitleidiges Achselzucken begegnen, wenn nicht etwas noch Schlimmeres. Und doch steht ihre damalige Existenzberechtigung außer allem Zweifel, sie gehörten zum dramatischen täglichen Brot des Publicums gerade so gut wie die heutigen Stücke, von deren meisten man nach weiteren fünfundzwanzig Jahren auch nicht mehr reden wird.

F. H. Kugler.

Notizen.

Vom Büchertisch.

Neue Lieder von Conrad von Prittwitz-Gaffron. (Breslau 1875, Trewendt.) Wir müssen offen gestehen, mit einem Gefühl des Argwohns nehmen wir „neue Lieder" zur Hand und sind dieselben gar dickleibig und langathmig, so genügt oft schon die Lectüre eines derselben, um mit einem „dem Weisen genug" dem grausamen Spiele ein Ende zu machen. Herrn v. Prittwitz' Gedichte indeß haben zunächst ein empfehlendes Aeußere; bald fesseln sie durch Eleganz der Form, durch dichterischen Gehalt. Echt lyrische Stimmung weht durch diese Lieder, die in Ton und Wendung an Heine erinnern. Aber keine moderne Künstelei mit gesuchten Pointen, keine Gefühlsduselei, sondern edle Einfachheit und Klarheit in Bild, Stimmung und Gedanke. Besonders gelingen dem Dichter die Sonette; dagegen finden wir die Volkslieder, deren Pflege wir freudig begrüßen, nicht knapp genug in der Form und zu wenig von epischem Geiste erfüllt. Jedoch wollen wir dem Leser eine Probe zu eigener Beurtheilung mittheilen:

Käthchen. (Seite 101.)

Ich liebte einst ein schlankes Kind,
Es war des Zöllners Käthchen,
Zwei Augen liefen ihr im Kopf,
Zwei Augen wie die Rädchen.

Wir trafen uns am Brunnen oft,
Sie trug den Krug so zierlich;
Ich küßte sie beim Mondenlicht,
Doch nicht mehr als gebührlich.

Wenn sie geschöpft mit weißer Hand,
Ließ sie mich freundlich nippen,
Doch nicht etwa vom Wasser nur,
Nein, auch von ihren Lippen.

Der Mond, der traurige Gesell,
Er sah uns wohl mit Neide,
Er leuchtet nicht dem Glücke gern,
Viel lieber Liebesleide.

Zum Streit rief die Trompete mich;
Weit bin ich fortgezogen,
Wir küßten uns zum letzten Mal
Dort unter'm Blumenbogen.

Manch' Jahr blieb ich im fremden Land,
Weil wir in Welschland stritten,
Und bin zuletzt auf meinem Thier
Spornstreichs nach Haus geritten.

Ich frug nach Zöllners Käthchen bald,
Mir war so weh zu Sinne:
Ein andrer Fant ihr Herz gewann,
Ihr Herz und ihre Minne.

Wohl rauscht der Brunnen noch wie sonst,
Der Mond steht über dem Bogen —
Ach, wär' ich armer Reitersmann
Nicht in den Krieg gezogen!

Gewiß recht hübsch! Aber ein „Volkslied"?

* * *

Giuseppe Giustis Gedichte. Deutsch von Paul Heyse. Mit einer Biographie. Berlin, Verlag von A. Hoffmann & Comp.

Durch Kampf zum Sieg. Gedichte von Friedrich Kirchner. Berlin, Verlag von Ernst Kamlah.

Gedichte von Hieronymus Lorm. 2. Auflage. Hamburg, J. F. Richter.

Vineta. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Säldemann. Berlin, Meyer & Müller.

Die Idealisten. Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Rüffer. Leipzig.

Shakespeares dramatische Werke nach der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Oechelhäuser. 15. u. 16. Bd. (Macbeth und Coriolanus.) Berlin, Albert Cohn.

Ingiald der Skalde. Drama in fünf Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Verlag von J. H. Webel.

Die Medici. Trauerspiel in fünf Acten von Dr. Julius Werther (Verfasser des „Pombal" u. s. w.). Stuttgart, Verlag von A. Werther.

Günther von Schwarzburg. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von Gustav Hübner.

* * *

Drei einzige Töchter. Novellen von Berthold Auerbach. Suttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Waldfried von Berthold Auerbach. Stuttgart, Verlag der J. C. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung. Wohlfeile Ausgabe.

Die Freigelassenen. Bildungsgeschichte aus Oesterreich von Bauernfeld. 2. Aufl. 1. u. 2. Band. Berlin, Verlag von Otto Janke.

Am Fuße des Ortler. Die Kriegskameraden. Der Irre. Drei Novellen von Emil Taubert. Berlin, Verlag von Franz Vahlen.

* * *

Erinnerungen 1810—1840 von Heinrich Laube; zugleich erster Band von Laubes gesammelten Schriften. Wien, Wilhelm Braumüller.

Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im Neuen Reichsland. Separatabdruck der „Briefe aus dem Elsaß" aus der „Allgemeinen Zeitung". Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

1848. Ein weltgeschichtliches Drama. Von Johannes Scherr. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 1. u. 2. Band. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Geschichte der Deutschen Ordens-Commende Griefstedt von J. G. L. Anderson. Erfurt, Hugo Neumann.

Reisebilder von Karl Braun-Wiesbaden. Stuttgart, Verlag von August Auerbach.

Reisestudien von demselben Verfasser und in demselben Verlage.

Rings um die Jungfrau. Touristenblätter aus dem Berner Oberlande und Oberwallis von Emil Zittel. Karlsruhe, Verlag der Braun'schen Hofbuchhandlung.

Sommerfrischen. Von Fr. Wernik. Danzig, Verlag von A. W. Kafemann.

Palaestina und Syrien von Bädeker. Leipzig, Karl Bädeker.

Der große Schwindel und der große Krach, eine Zusammenstellung von Zeitungsartikeln, Persiflagen u. s. w. aus der Gründungszeit. Berlin, Verlag von Wilh. Werther.

Laienantworten auf die bischöflichen Hirtenbriefe. Leipzig, Verlag von Joh. Wilh. Krüger.

Philosophie und Naturwissenschaft. Von Dr. G. Hartung. Leipzig, Verlag von Joh. Wilh. Krüger.

Die holländischen Expeditionen gegen Atschin. Von einem in der holländisch-niederländischen Armee befindlichen Militär. Leipzig, Otto Wigand.

Vulkanstudien (Santorin 1866—1872. Vesuv, Vajä, Stromboli, Aetna 1870). Von Dr. Julius Schmidt.

Digitized by Google

Inserate.

VICTORIA.

Illustr. Muster- und Modezeitung. Für nur 2 M. 25 Pf. vierteljährl 12 Nummern (6 Modenummern mit 6 color. Modekupfern, 500 Abbildungen, — Mode- und Handarbeiten, Stickereivorlagen, — Schnittmusterbeilagen, 6 Unterhaltungsnummern mit Romanen, Novellen, belehrenden Originalartikeln etc.), künstlerisch ausgeführten Original-Illustrationen.

14tägige Ausgabe.

HAUS und WELT.

Vierteljährl. (6 Modenummern mit Unterhaltungs- und Schnittbeiblättern) 2 Mark. Dieselbe. Prachtausgabe mit jährlich 52 colorirten Kupfern: vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.

Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Franz Ebhardt, Berlin W.,
Lützowstrasse 46.

Verlag von **Erich Koschny** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Die
Ethik des Spinoza
im Urtexte
herausgegeben und mit einer Einleitung über dessen Leben, Schriften und Lehre versehen von
Hugo Ginsberg, Doctor der Philosophie.
Preis 2 Mark.

Soeben erschien:

Geschichte
des
schweizerischen Bundesrechtes
von den
ersten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart
von
Dr. J. C. Bluntschli,
Geheimerath, Prof. der Staatswissenschaften.
Zweite durchgesehene Auflage.
Band I.: Geschichtliche Darstellung. 15 M.
Band II.: Urkundenbuch. 6 M.
Jeder Band ist einzeln verkäuflich.

Meyer & Zeller's Verlag
(Friedrich Vogel) in Stuttgart.

Neuester Roman

in dem Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** soeben erschienen:

Ebers, „Eine ägyptische Königstochter". Historischer Roman. 4. Auflage. 3 Bände. Eleg. broch. Preis 9 M., fein geb. 12 M.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)
Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.
Kaltwasserheilanstalten, Russische-, Römisch-Irische, Dampf- & Schwimm-Bäder.
Electricität, Ziegenmilch.
Molken etc. etc.

WIESBADEN

Sämmtliche Saison-Vergnügungen: ***Concerte, Bälle*** etc., sind für das laufende Jahr vermehrt. Die ***Lesezimmer*** reicher ausgestattet. ***Kgl. Theater, Jagd, Fischerei, Wettrennen, Ausflüge*** etc. etc.

Im unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Weltanschauung
des
Naturforschers
von
Ernst Hallier.
gr. 8°. broch. Preis 4 Mark.

Kant und Darwin.
Ein Beitrag zur
Geschichte der Entwickelungslehre
von
Fritz Schultze.
gr. 8°. broch. Preis 4 M.
Jena, Juni 1875. **Hermann Dufft.**

Im Verlage von **Quandt & Händel** in **Leipzig** ist neu erschienen:

Der Schöpfungsplan.

Gemeinverständliche Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen der Verwandtschaft unter den Thieren. Von **Louis Agassiz.** Deutsche Uebersetzung, durchgesehen und eingeführt von Dr. **C. G. Giebel,** ord. Professor der Zoologie an der Universität Halle. Mit 50 Holzschnitten. Preis 3 M. 60 Pf.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Ausgewählte Romane
von
Heinrich Koenig.
Neue wohlfeile Ausgabe.
In 15 Bänden. 8. Jeder Band 2 Mark.

Der erste bis dritte Band, den berühmten culturgeschichtlichen Roman „Die Clubisten in Mainz" in dritter, noch vom Verfasser selbst verbesserter Auflage enthaltend, sind soeben erschienen.

Die übrigen Bände folgen in kurzen Zwischenräumen; sie enthalten: Regina. — Hedwig, die Waldenserin. 2 Theile. — Die hohe Braut. 3 Theile. — William Shakespeare. 2 Theile. — Eine Pyrmonter Nachcur. — König Jerôme's Carneval. 3 Theile.

Im Verlage der **J. Dalp**'schen Buchhandlung (K. Schmid) in **Bern** ist erschienen:

Aufsätze über Shakespeare.
Von
C. Hebler,
Professor an der Universität Bern.
Zweite, beträchtlich vermehrte Ausgabe.
XII und 294 S. Preis 3 M. 20 Pf.

Neu hinzugekommen: 1. Ueber den gegenwärtigen Stand der Hamletfrage (seit den Entdeckungen K. Werder's). 2. Shakespeare u. die Philosophie.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.)

bringt in dem mit dem 1. Juli beginnenden **dritten** Quartal eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande von dem beliebten Erzähler

Herman Schmid: „Hund und Katz",

welcher, wie wir mit Bestimmtheit hoffen dürfen, die **„Namenlose Geschichte"** von **E. Marlitt** noch in diesem Quartale folgen wird. Außerdem eine Reihe belehrender und unterhaltender Artikel.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Einbanddecken zum 7. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. **Verlag und Expedition von Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. **Druck von B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 10. Juli 1875. Band VIII.

AP
30
.G295
v. 8
no. 28

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Vereinigung der deutschen Socialdemokraten. Von Carl Dietzel. — Die Freiheit des höheren Unterrichts und das Pariser Parlament vor 300 Jahren. Von F. — Literatur und Kunst: Fridolins heimliche Ehe. Nach Erinnerungen und Mittheilungen erzählt von Adolf Wilbrandt. Besprochen von P. L. — Sealsfield-Postl. Von Johannes Scherr. II. (Fortsetzung.) — Ueber die humoristische Prosa des XIX. Jahrhunderts. Von Julius Weil. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Wiener Gäste und Eröffnung des Woltersdorff-Theaters unter Emil Thomas. Von O. v. Leixner-Grünberg und F. H. Kugler. — Notizen. — Inserate.

Die Vereinigung der deutschen Socialdemokraten.

Von Carl Dietzel.

Ohne viel Geräusch hat sich in der letzten Maiwoche ein Ereigniß vollzogen, welches in der nächsten Zukunft für unser öffentliches Leben von nicht unerheblicher Bedeutung zu werden verspricht, und es ist wohl nur der lebhaften Inanspruchnahme des öffentlichen Interesses durch die kirchenpolitischen und Verwaltungsreformdebatten im preußischen Landtage und der gleichzeitigen allgemeinen Beunruhigung durch die drohenden Wolken am politischen Horizonte zuzuschreiben, wenn dasselbe nicht diejenige Beachtung gefunden hat, welche es verdient. Es ist dies die seit einiger Zeit von den Führern der beiden bestehenden socialistischen Vereinigungen, der Lassalleaner und der Eisenacher, geplante und nunmehr auf dem Congreß in Gotha zu Stande gekommene Vereinigung derselben zu einem einheitlichen socialistischen Bunde, der „socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands".

Die Bedeutsamkeit dieses Vorganges beruht erstens darin, daß von nun an die deutschen Socialisten im öffentlichen Wirken, insbesondere bei den Wahlen, als eine einheitlich geschlossene Masse mit gemeinsamen Zielen auftreten werden. Dadurch werden ihre Wirksamkeit und ihre Erfolge sich bedeutend steigern, da sie bisher durch ihre Spaltung in zwei Lager unter Verfolgung getrennter Zwecke nicht nur ihre Kräfte zersplitterten, sondern sogar durch ihren Gegensatz und die daraus vielfach hervorgegangene Befehdung die Resultate selbst schädigten.

Von noch größerer Bedeutung ist das zweite mit dieser Vereinigung verbundene Moment, nämlich die neue Gestaltung des Parteiprogramms, die wesentliche Modification der zu erstrebenden Zwecke und Ziele. Vom Standpunkte der Socialdemokratie muß diese Neugestaltung des Programms als ein wesentlicher Fortschritt, als ein entschiedener Gewinn für die Sache angesehen werden. Sie kennzeichnet sich im Allgemeinen als die theilweise Zurückschiebung der abstracten und utopistischen Tendenzen, welche in der bisherigen Bewegung vorherrschten, und die bessere Durchdringung und klarere Erkenntniß der zu verfolgenden praktischen Ziele. An die Stelle unklarer socialistischer Tendenzen ist ein großentheils praktisches Parteiprogramm getreten, wie es für eine Parteiagitation erforderlich ist.

Daher ist denn auch — und dies ist der besonders hervorzuhebende Punkt — das Programm zu einem wesentlich politischen umgestaltet worden, obgleich auch jetzt noch die allgemeinen socialistischen Bestrebungen an die Spitze gestellt sind. Denn die Ziele des deutschen Socialismus sind nur durch unmittelbare Beherrschung des Staates zu erreichen. Wir hatten bisher auf deutschem Boden zwei socialistische Richtungen oder Gruppen, die sich in der Hauptsache als Arbeiterbünde darstellten; jetzt besitzen wir eine aus denselben Elementen zusammengesetzte wirkliche politische Partei.

Die Absicht einer derartigen Ueberleitung der bisherigen socialistischen Vereinigungen in eine politische Partei war denn auch bei den Urhebern des Vereinigungsgedankens und den Leitern des Congresses unzweifelhaft vorhanden. Es zeigte sich dies noch besonders in der Art und Weise der Abhaltung des Congresses, der durch seine Lärmlosigkeit mit den sonstigen Zusammenkünften der Socialdemokratie arg contrastirte, und in der ebenso ungewohnten Sucht nach Geheimhaltung der Verhandlungen, welche so weit ging, daß selbst die der Socialdemokratie befreundeten Blätter keine sicheren Berichte erlangen konnten.

Das von Lassalle aufgestellte Programm war zunächst rein socialistisch und der auf Grund desselben im Jahre 1863 gegründete „Allgemeine deutsche Arbeiterverein" hat dasselbe bis jetzt unverändert festgehalten. Im Hinblick auf die Nothlage der Lohnarbeiter aufgestellt, welche von der vorausgegangenen, durch Schulze-Delitzsch hervorgerufenen Genossenschaftsbewegung kein Heil für sich erwarteten, bezweckte es die Besserung der wirthschaftlichen und socialen Lage der Lohnarbeiter durch eine principielle Aenderung des Productionssystems. Alle mit dem Arbeiterverhältnisse verbundenen Uebelstände sollten durch die vollständige Beseitigung des Lohnsystemes vermittelst des Systemes der Productivgenossenschaften radical beseitigt werden. Allerdings sollten diese Productivgenossenschaften mit Staatshülfe in's Leben gerufen und diese Staatshülfe durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts herbeigeführt, beziehentlich erzwungen werden. Aber diese politischen Forderungen waren für den Lassalleanismus doch immer nur Mittel zum Zweck. Dieser bestand vorzüglich in der socialistisch-wirthschaftlichen Umgestaltung.

Im Gegensatz zum Lassalleanismus stellte die Eisenacher Richtung oder socialdemokratische Arbeiterpartei, welche sich im Jahre 1869 hauptsächlich unter dem Einflusse der Internationale constituirte, die Aenderung der staatlichen Verhältnisse entschieden in den Vordergrund. Die socialistische Gesellschaft auf Grundlage der „genossenschaftlichen Arbeit" war auch hier das Endziel. Aber der Umsturz des Staates, die Herbeiführung des „freien Volksstaates", wurde als das nächste Ziel in's Auge gefaßt. Trotzdem vermochte auch diese Richtung keine wirksame politische Parteistellung zu gewinnen, einestheils wegen der utopistischen Natur ihrer Ziele, anderentheils wegen

Digitized by Google UNIV. OF MICH

ihrer engen Verbindung mit der Internationale, welche sie zum Haß gegen den nationalen Staat führte und ihr daher eine Wirksamkeit auf dem Boden desselben unmöglich machte.

Durch das neue Parteiprogramm ist nunmehr eine Verschmelzung beider Richtungen insofern eingetreten, als jede derselben diejenigen Punkte, worin ihr einseitiger Gegensatz gegen die andere beruhte, zunächst mehr in den Hintergrund treten läßt, und beide auf dem Boden der zu fordernden neuen Grundlagen des Staates zusammentreffen. Für die Lassalleaner bedeutet daher die Annahme des Programms, daß sie zunächst die politischen Forderungen mehr in den Vordergrund stellen und erst von ihrer Realisirung die Lösung der socialen Frage mittelst der Errichtung von Productivgenossenschaften erwarten. Die Eisenacher hingegen verzichten zunächst auf ihre internationalen Tendenzen und stellen sich auf den Boden des gegebenen Staates. Die neue Partei erklärt, vorerst im nationalen Rahmen wirken zu wollen. Nur wird als Verwahrung beigefügt, daß sie des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung sich bewußt und entschlossen sei, alle Pflichten, welche derselbe den Arbeitern auferlegt, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen.

Damit ist also nunmehr eine wirkliche politische Partei in's Leben getreten, welche nach den betreffenden Punkten des Programms den demokratischen Staat in seinen äußersten Consequenzen erstrebt, unter besonderer Hervorhebung der wirthschaftlichen und socialen Gesichtspunkte der Lohnarbeiterclasse. Die Bedeutung dieser neuen Parteibildung darf nicht unterschätzt werden. Wenn es bisher unter dem Einfluß des Katheder-socialismus vielfach in den Kreisen der Gebildeten Mode war, mit den Socialisten zu sympathisiren und ihre Forderungen, soweit sie die Besserung und Erleichterung der Arbeiterverhältnisse betrafen, zu unterstützen, so werden von jetzt an besonders die Anhänger des ultrademokratischen Gedankens und des Fortschritts an sich, die reinen politischen Demokraten, der socialistischen Partei ihre Sympathie zuwenden und bei den Wahlen mit ihr gehen, auch wenn sie die socialistischen Zielpunkte verabscheuen oder verlachen.

In dieser Hinsicht ist die offene Hervorkehrung des politischen Charakters der socialistischen Bewegung als ein Gewinn für das öffentliche Leben zu betrachten. Denn sie trägt zur Klärung des Verhältnisses der verschiedenen Parteien erheblich bei, und der Theil des Programms, welcher die zu fordernden neuen Grundlagen des Staates enthält, muß daher als der praktisch wichtigste betrachtet werden. Der politische Charakter des Socialismus und die in ihm liegende staatliche Umsturztendenz waren zwar auch bisher schon für die Einsichtigen wohl erkennbar, denn sie liegen im Wesen der Sache, sobald man die nothwendigen Voraussetzungen der socialistischen Forderungen in Betracht zieht; viele jedoch befanden sich in Täuschung hierüber und glaubten vom humanen Standpunkte aus im Interesse der Verbesserung des Looses der Arbeiter dem Socialismus ihre Gönnerschaft zuwenden zu dürfen. Die jetzt vorliegende offene Aussprache der extremsten demokratischen Forderungen wird diese wohl über ihren Irrthum aufklären.

Die Grundlagen des Staates, welche diese neue Partei fordert, bezwecken einen Staat mit vollkommener Gleichheit Aller, welcher ausschließlich auf dem gleichen Stimmrechte und Mitwirkungsrechte aller Einzelnen beruht und in welchem alle staatlichen Functionen direct durch das Volk, d. h. unter Beseitigung aller staatlichen Autorität durch die Gesammtheit aller Staatsangehörigen ausgeübt werden. Sie enthalten daher nichts eigentlich Neues, indem sie vorwiegend nur das ausdrücken, was von den vorgeschrittensten demokratischen Parteien seit längeren Jahren gefordert wird. An der Spitze steht natürlich das allgemeine gleiche directe Wahl- und Stimmrecht aller Staatsangehörigen für alle Wahlen in Staat und Gemeinde. Hierbei ist auch das Stimmrecht der Frauen einbegriffen, indem ein besonderer hierauf zielender Antrag nur aus dem formellen Grunde abgelehnt wurde, daß die Frauen bereits in dem Ausdruck „alle Staatsangehörigen" enthalten seien. Dann folgen als Hauptpunkte: Directe Gesetzgebung durch das Volk, Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk, Volkswehr an Stelle der stehenden Heere, Abschaffung aller Preß-, Vereins- und Versammlungsgesetze, überhaupt aller Ausnahmegesetze, Rechtsprechung durch das Volk mit unentgeltlicher Rechtspflege, allgemeine und gleiche Volkserziehung durch den Staat bei allgemeiner Schulpflicht und unentgeltlichem Unterricht in allen Bildungsanstalten.

Der letzte Passus verdient eine besondere Hervorhebung, da er über die allgemeine demokratische Idee hinaus einen besonderen socialistischen oder vielmehr communistischen Beigeschmack hat. Denn obgleich seine Fassung durchaus unklar ist, so kann er doch nur den Sinn haben, daß auch die höhere und die höchste Bildung nur an Staatsanstalten erlangt werden und hier Allen gleich zugänglich und für Alle gleich sein solle. Das würde also auf das Verbot unbeschränkter individueller Ausbildung und höherer Bildung überhaupt hinauslaufen. Erinnert das nicht lebhaft an jene Narrheit der französischen Communisten, welche vorschlugen, von Staats wegen den unbefähigten Kindern eine gute, den talentvollen eine schlechte Erziehung zu geben? Vom Standpunkte des Socialismus übrigens mit Recht. Denn ein Staat mit Gleichheit Aller ist nur denkbar, wenn die von Natur aus ungleichen Einzelnen durch irgend ein künstliches Mittel zwangsweise gleich gemacht werden.

Von der Besteuerung ist bei den allgemeinen Grundlagen des Staates keine Rede. Denn im socialistischen Zukunftsstaate gibt es keine Steuern. Nur für die Dauer des Fortbestandes des gegenwärtigen Staates wird, neben möglichster Ausdehnung der politischen Rechte und Freiheiten im Sinne der obigen Forderungen, eine einzige progressive Einkommensteuer für Staat und Gemeinde, anstatt aller bestehenden, insbesondere der das Volk belastenden indirecten Steuern verlangt.

Obgleich sonach die neue Partei entschieden eine politische ist und mit diesem politischen Theil ihres Progamms unzweifelhaft bei späteren Wahlen und öffentlichen Verhandlungen vorzugsweise hervortreten wird, so will sie doch keine rein politische Partei sein. Ihr Hauptziel bleibt, mittelst dieses zu erstrebenden „freien" Volksstaates den Socialismus in Wirthschaft und Gesellschaft zu verwirklichen. Neben dem freien Staat wird daher die socialistische Gesellschaft als Ziel des Strebens hingestellt und diese Tendenz auch durch den gewählten Namen als „socialistische" Arbeiterpartei ausgedrückt.

Die socialistischen Grundsätze, nach welchen die Arbeiterpartei die Gesellschaftsgliederung der Zukunft hergestellt wissen will, und welche als Grundlage des ganzen Programms an dessen Spitze gestellt wurden, sind — offenbar in der Absicht, um bei den gar nicht oder nur halb socialistisch Gesinnten möglichst wenig Anstoß zu erregen — mit großer Vorsicht und Zurückhaltung abgefaßt und allgemein und unklar gehalten. Die socialistische Tendenz verräth sich nur in dem, von diesem Standpunkt aus betrachtet, unvorsichtigen Satze, daß die Befreiung der Arbeit das Werk der Arbeiterclasse sein müsse, der gegenüber „alle anderen Classen nur eine reactionäre Masse seien". Trotzdem und obgleich den allgemeinen socialistischen Sätzen und Forderungen keine Vorschläge oder Gedanken über die Art ihrer Verwirklichung und thatsächlichen Gestaltung beigefügt sind, ist in denselben der volle Socialismus und damit die vollständige Beseitigung der gegenwärtigen Gesellschaftsgliederung enthalten.

Das gesammte Arbeitsproduct gehört der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, und zwar nach gleichem Recht. Wie sich hiermit der Zusatz: „Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen" vereinbaren lassen soll und wer diese Vernunftgemäßheit der Bedürfnisse aller Einzelnen, die offenbar als eine verschiedenartige gedacht wird, bestimmen und festsetzen soll, ist nicht angedeutet. Diese „gerechte Vertheilung des Arbeitsertrags" erfordert die Beseitigung der gesammten jetzigen Formen und Grundlagen des Wirthschaftslebens, die Abschaffung aller Einzelunternehmung und damit die Beseiti-

Digitized by Google

gung des Systems der Lohnarbeit und die Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes, sowie die Abschaffung des Privateigenthums. Denn da in der heutigen Gesellschaft die Arbeitsmittel Monopol der Capitalistenclasse sind und die hierdurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterclasse die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen ist, so fordert die Befreiung der Arbeit die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesammtarbeit.

Für dieses System der genossenschaftlichen Production, dessen schließliche Gestaltung vollständig im Unklaren gelassen wird, weil sie offenbar den Urhebern des Programms vollständig unklar war und ferner unklar bleiben wird, werden zunächst die Lassalle'schen Productivassociationen adoptirt. Doch wird von ihnen ein mehr socialistischer Charakter verlangt, als er wohl in der Meinung Lassalles gelegen hat, und werden sie daher zur Unterscheidung von den Productivassociationen, welche ja auch im System der freien Volkswirthschaft vollkommen möglich sind, im Programm als „socialistische" bezeichnet. Auch werden diese „socialistischen Productivassociationen mit Staatshülfe unter der demokratischen Controle des arbeitenden Volkes" nur verlangt, „um die Lösung der socialen Frage anzubahnen", was wohl dahin verstanden werden muß, daß sie nur während der Fortdauer des gegenwärtigen Staates bestehen sollen, in dem der volle Socialismus sich nicht verwirklichen läßt. Offenbar stellt man sich die genossenschaftliche Regelung der Gesammtarbeit im socialistischen Zukunftsstaate noch viel socialistischer vor als in der Form socialistischer Associationen. Diese sind daher, als Uebergangsformen, „für Industrie und Ackerbau in solchem Umfange in's Leben zu rufen, daß aus ihnen die socialistische Organisation der Gesammtarbeit entsteht".

An diesen zunächst rein theoretischen oder dogmatischen Theil des Programms reiht sich nun noch eine Anzahl Forderungen, welche zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse innerhalb der heutigen Gesellschaft gestellt werden. Sie bilden einen dritten Theil des Programms und stellen in Verbindung mit den zuerst erwähnten politischen Forderungen die praktischen Bestrebungen dar, welchen sich die neue Partei widmen wird. Sie haben deshalb am meisten eine unmittelbare Bedeutung, da sie Fragen betreffen, welche bereits auf der Tagesordnung der gesetzgeberischen Thätigkeit stehen und deren Lösung auch von anderen Seiten in einem den Arbeitern günstigen Sinne erstrebt wird.

Diese Forderungen, welche das Coalitionsrecht, den Normalarbeitstag, die Kinder- und Frauenarbeit, die Schutzgesetze für die industriellen Arbeiter, die Gefängnißarbeit und die Cassenverwaltung betreffen, sind ernsterer Natur als die anderen Theile des Programms. Aber sie sind doch von dem extremen Geiste des ganzen Programms erfüllt, wie sich z. B. darin zeigt, daß die Ueberwachung der Bergwerke, der Fabrik-, Werkstatt- und Hausindustrie durch von den Arbeitern gewählte Beamte verlangt wird. Die Forderung des Normalarbeitstages wird durch die Phrase zu ermäßigen gesucht, daß derselbe ein „den Gesellschaftsbedürfnissen entsprechender" sein soll.

Da diese Punkte dermalen im Vordergrunde der wirthschaftlich-socialen Reformbestrebungen stehen und die Ergänzung, beziehentlich Umänderung der Reichs-Gewerbeordnung hinsichtlich derselben seitens der Reichsregierung bereits in Angriff genommen ist, so wird dieser Theil des Programms bei den Bewegungen des öffentlichen Lebens in der nächsten Zeit eine Rolle spielen. Es ergibt sich hieraus für alle Kreise, welche am öffentlichen Leben betheiligt sind, insbesondere für die politischen Parteien und die Organe des Staates, sowie für Presse und Wissenschaft die Nothwendigkeit, gegenüber diesen Forderungen bestimmte Stellung zu nehmen, beziehentlich zur klaren Erkenntniß derselben beizutragen. Ob die „Gönner des Socialismus" auf unseren Universitäten auch angesichts dieser nunmehr offen proclamirten staatlichen Umsturztendenz fortfahren werden, mit derselben Unbefangenheit wie bisher den Socialisten ihre freudig willkommen geheißene Mitarbeiterschaft zu leisten, bleibt abzuwarten.

Die Freiheit des höheren Unterrichts und das Pariser Parlament vor 300 Jahren.

„Es ist mit der Freiheit wie mit der Ehe: der Besitz kühlt die Leidenschaft." So sagt Herr Laboulaye unter großer Heiterkeit der Versailler Versammlung. Und Herr Dupanloup antwortet sehr ernsthaft: Wenn Sie sie leid sind, geben Sie sie uns, wir wollen schon mit ihr fertig werden. Man hat sie ihnen auch vorläufig gegeben, und wenn der Minister des Unterrichts das Loch nicht schließt — hoffentlich nicht, indem er hineinspringt —, so wird für die Folge in Frankreich die Wissenschaft „unter hochwürdigster erzbischöflicher und bischöflicher Approbation" umgesetzt. Das fürchten wenigstens die, denen nichtapprobirte Bücher und Lectionen lieber sind. Der §. 2 des Gesetzes über die Freiheit des höheren Unterrichts liefere mit den drei Wörtchen „und die Diöcesen" die nichtklericalen höheren Lehranstalten rettungslos an's Messer. Vielleicht ist es nicht so schlimm. Aber mögen die römischen Truppen, drüben und bei uns, aus dem Kampf ziehen, wie immer das Schicksal es fügt: das süße Bewußtsein, gefürchtet gewesen zu sein, nehmen sie mit. Und sehr gefürchtet. Zum Handgemenge darf es nicht kommen, meint der Kriegsrath der Gegner, sonst sind wir verloren; die Strategie muß präventiv sein. Wir sind keine Idealisten mehr und nicht an den Satz gebunden, als kämpfe das Licht nach seinem Begriff immer und überall gegen das Dunkel. Vielleicht sagt sogar ein künftiger Lord Derby nicht mehr so leichthin: „Die Herren könnten sich die Arbeit sparen". Es wäre wohl schön, in allen Fällen mit Goldsmiths altem Pfarrer, wenn auch ein Bischen über sein Ziel hinaus, zu rufen: „Nein, Herr, nein — ich bin für die Freiheit, das Erbtheil der Götter". Aber bis dahin wird der Schulmeister noch manche Schlacht schlagen müssen, und das ist ein Eroberer, der sehr langsam Terrain gewinnt.

So liegt das Ziel weit vor uns, und deshalb ist der Blick rückwärts auch über ein paar Jahrhunderte hinweg noch nicht unnütz. Die Geschichte der Civilisation schlägt breite Wogen, und fünfzig Jahre, nachdem der Mann von Wittenberg gesprochen, oder dreihundertundfünfzig — der Unterschied ist geringer als man glaubt.

Warum nur soll gerade über das Land „die Nacht tiefer tief hereinsinken", das mehr als einmal der Welt die Fackel vorangetragen hat? Heine meinte vor dreißig Jahren: „es sind die alten Franzosen nicht mehr". Damals schoben sie Kegel und philosophirten. Heute überredeten unsere Chauvins uns am liebsten, mit Kanonengießen und Wallen sei der französische Stundenzettel fertig. Wenn es nur nicht wahr wäre, daß wir selbst trotz alledem und heute noch in mehr Dingen als in Moden und Benoitonnerien hinter ihnen her gehen. Aber freilich, das Schicksal meint es längst bös mit ihnen und macht an ihnen wahr, was der halb vergessene Mann, an den im Folgenden erinnert werden soll, mit über die Jahrhunderte reichender Ahnung gesagt hat: „wenn Gott ein Land züchtigen will, so pflanzt er die Wurzeln von langer Hand".

Es war im Jahre 1565, als im großen Sitzungssaal des Pariser Parlaments, vor einem unzähligen Auditorium, wie der Bericht meldet, die Sache der nationalen Erziehung gegen den Hyperkatholicismus, der sich als unmittelbarer Rückschlag der reformatorischen Bewegung erhoben hatte, zum ersten Mal öffentlich vertreten wurde. Die Sache hieß: Collegium der Jesuiten contra Universität von Paris. Die eigentlichen Parteien waren größer.

Die „Debats" nehmen es der Nationalversammlung sehr übel, daß — anscheinend unerwartet — von rechts und links die Beredsamkeit über Nichts rollt als „juristische Persönlich-

Digitized by Google

keit der Diöcesen, Jesuiten, todte Hand, klericale Uebergriffe u. dgl.". Aber Gambetta und auch Herr Jozon, mit dem das Blatt sich sonst einverstanden erklärt, haben den Zusammenhang hervorgehoben. Die Jesuiten haben das Recht der juristischen Persönlichkeit nicht. Was also an Legaten und Stiftungen materiell ihnen gilt, wird formell und gültig an die Diöcesen gerichtet werden. Da ist die todte Hand. Die Uebergriffe werden nicht auf sich warten lassen.

Gegen die Verhandlung des erwähnten Processes hätte man den gleichen Vorwurf erheben können. Auch da ging die Rede schnell aus dem Geleise der vorliegenden einzelnen Frage hinaus. Und mehr als das: sie riß auch — ein Beweis für die Wucht der hineinragenden allgemeinen Ideen — sie riß den Redner aus dem Juristenstil seiner Zeit. Maitre Petit-Jean in den „Plaideurs" ist eine arge aber wahre Caricatur, und welche Fortschritte hatte die Sprache gerade in dem Jahrhundert vor der Abfassung dieser Farce gemacht. Inzwischen hatten Redner wie l'Hôpital gesprochen. Es war Zeit nöthig, bis die Juristen über eine Uhr plaidiren lernten, ohne den Vitruv zu citiren. Um so interessanter ist es, hier den Redner kaum ein einziges Mal in den Fehler seiner bewundernswerthen, aber ein wenig pedantischen Zeit- und Berufsgenossen fallen zu sehen. Aber er sprach auch, wie er selbst nachher schreibt, „in kochender Hitze, von einem höheren Eifer inspirirt", und war, nebenher gesagt, ein Verehrer des Ronsard.

Dieser Redner war Etienne Pasquier. „Ein Pasquier (Brouez) war der erste Jesuitenrector in Paris; aber die Nachwelt soll wissen, daß der erste, der sich bemüht, uns diese unselige Brut auszurotten, auch ein Pasquier war." — „Ich bin ein Sohn der römischen Kirche. Ich will leben und sterben in ihrem Glauben. Gott sei davor, daß ich in einem einzigen Punkt von ihr weiche." — Das ist der Boden, von welchem aus er seine Sache führt. Seine Sprache aber charakterisirt er mit den Worten: „ich gehöre zu denen, die Brot Brot und Wein Wein nennen". Es ist interessant, daß in dem der zweiten Auflage der „Satyre Menippée" (1594) angehängten Discours de l' imprimeur die letztere Aeußerung dem fingirten Verfasser dieses gewaltigen Werks in den Mund gelegt wird. Nur heißt es dort Feigen statt Wein.

Der Proceß ist bekannt. Länger als zehn Jahre hatte das Parlament, unterstützt von dem General-Procurator Bruslart, dem Cato des Jahrhunderts, und im Einklang mit einem überaus geharnischten Gutachten der Pariser Theologenfacultät — dessen Resultat lautete: „Die neue Secte scheine mehr zur Zerstörung als zur Erbauung gestiftet" — trotz durch den Cardinal von Lothringen erwirkter königlicher Befehle, dem Patent, welches die den Jesuiten ertheilten päpstlichen Privilegien anerkannte, die Eintragung verweigert und erst die durch das Concil von Poissy (1561) dem Orden, oder vielmehr dem inzwischen („petitement et quoyement") in Paris gegründeten Colleg desselben ertheilte Autorisation homologirt, dabei aber der Gesellschaft die Führung ihres prätentiösen Namens untersagt und die Unterwerfung unter das gemeine Recht befohlen, bei Verlust der Anerkennung. Aber der Orden, „im Besitz des Rechts, wie Pasquier sagt, auf fremden Ruinen zu wachsen" und „aufmerksam auf den gewaltigen Brand, der sich — an der von ihm selbst gelegten Lunte — in Frankreich entzündet", glaubt nun „die Hörner heben zu können", kauft mit einem großen bischöflichen Legat das Hotel de Langres, schreibt über die Thür: „C'est le Collège de la Société du Nom de Jésus", ladet durch Placate an den Straßenecken zum Besuch ein, läßt seine Wanderlehrer kommen — eine Art „porteurs de rogatons" mit drei oder vier Lectionen im Aermel —, beginnt vor „martinets et galoches" (Pensionären und Externen) über Himmel und Erde gratis zu dociren und beantragt schließlich seine Incorporation in die Universität und Theilnahme an deren Privilegien. Gegen den abweisenden Bescheid der Universität recurrirt er an's Parlament.

Die juristische Taktik war durch das Verfahren der Universität vor dem Proceß gegeben. Man hatte die neuen Docenten gefragt, ob sie Regularen oder Weltleute seien, und eine ausweichende Antwort erhalten. Darauf stellt sich der Redner. Die Gründer der Universität haben, entsprechend den zwei ersten Fundamenten der Gesellschaft, Religion und Gerechtigkeit, den Unterricht, von dem die Ordnung und Ruhe des Staates abhängt, an zwei Classen von Lehrern vertheilt — Weltleute für die zur Handhabung des Rechts in öffentlichen Aemtern berufenen, Regularen für künftige Prediger und Kirchendiener — und haben beide so von einander und von den Schülern der andern Classe getrennt, daß die Ordensleute nur ihre künftigen Mitglieder unterrichten, letztere aber Grade in humanioribus nicht einmal erwerben dürfen. „Wer also zur Universität gehören will, muß ganz das eine oder ganz das andere sein: für Mischlinge, für einen hermaphroditischen Orden ist kein Raum. Sind nun diese neuen Brüder Weltleute, wozu Gelübde? Regularen, warum verlassen sie ihr Ordenshaus? Sie wollen auf ihre Privilegien verzichten. Aber haben sie durch ihre Gelübde nicht einen unzerstörbaren Charakter? Und wenn der Verzicht gilt: ihren Reichthum haben sie nur als Träger der Bulle, und mit ihr müssen sie die schöne Mitgift aufgeben, die dieselbe ihnen zugebracht, und ihr Colleg verlassen."

In diesem Cirkel hält er die Petenten fest. Aber — und hier kommt er zum Kern seiner Rede — fehlte auch jedes formelle Hinderniß: „Staatsautorität, Pflicht gegen Gott und Religion, die Zukunft unserer Kinder, ja Alles, was wir mehr als unser Leben vertheidigen müssen, steht nicht blos Eurer Zulassung zur Universität entgegen, sondern fordert Eure Verbannung, Verjagung, Ausrottung aus Staat und Kirche".

Diesen Gedanken führt er, nach einer von manchem feinen und noch mehr groben Hieben begleiteten Darstellung der Entstehung und Einrichtung des Ordens näher aus.

Die römische Republik erließ einst folgendes Decret: „Unsere Vorfahren haben festgesetzt, was ihre Kinder gelehrt und in welche Schulen dieselben geschickt werden sollen". Es handelte sich um die Zurückweisung der griechischen Rhetoren. Dieselben schlichen sich dennoch ein und die Republik zerfiel. Heute kommt uns eine ähnliche Schaar spanischer und italienischer Sophisten, Todfeinde Frankreichs, und auch sie treten ein furchtsam wie die Füchse, zugelassen aber werden sie herrschen gleich wüthenden Löwen. „Sie werden — unwissend wie sie sind — der Jugend ein paar Bücher über schöne Wissenschaften und Philosophie vortragen, dabei aber Sätze beibringen, die mit Kirchen- und Staatsverfassung im Widerspruch sind, und, um wenig zu sagen, für kommende Gelegenheiten eine Pflanzschule von Feinden des Königs schaffen. Denn die Anschauungen, welche zuerst in die Herzen der Jugend gesät werden, gefallen ihr am leichtesten, weil sie noch keine schöneren Gegenstände hat als ihre Lehrer, und schlagen die tiefsten Wurzeln."

Der Erfolg gab dem Redner Recht. In einem spätern Brief ist er milder gestimmt. Die äußere Maske seiner alten Gegner hat selbst ihn getäuscht. Aber am 29. December 1594 verurtheilt das Parlament den Jesuitenzögling Chastel wegen des Attentats auf den König und verbannt diese selbst aus Frankreich, „als Verderber der Jugend, Störer der öffentlichen Ruhe, Feinde des Königs und des Staats", wie das Urtheil sagt. Da reißt auch ihm die Geduld. In die folgende Ausgabe seiner Recherches de la France nimmt er sein Plaidoyer auf und gesteht seinen Irrthum.

Endlich was Staat und Kirche betrifft. Erhält der Orden Lehrfreiheit, so wird es bald heißen „hie Papst — hie König": Frankreich wird gespalten sein zwischen „Papisten, d. h. Jesuiten", und „wahren französischen Katholiken", die Christenheit in eine römische und eine gallicanische Kirche. Denn das vierte Gelübde des Ordens, diejenige These des Ignatius, auf welche Paul III., dessen Interesse für die neue Schöpfung bis dahin schlummerte, erst „die Ohren spitzte", geht dahin, daß „kein Fürst, kein Concil sei, und wäre es noch so allgemein, das

Digitized by Google

nicht vor dem Gesetz des Papstes sich beugen müsse". „Wir in Frankreich erkennen den Papst als Haupt und Primas der allgemeinen katholischen Kirche an. Aber mit dieser ehrlichen Modification: wir glauben, daß er nichts zum Nachtheil unserer Bischöfe und Ordinarien unternehmen kann. Das Consulat unserer christlichen Kirche wird in der Stadt Rom geübt, das Tribunat in Frankreich; und wie die Intercession der Tribunen gegen die Consuln es war, was in der römischen Republik jeden Theil innerhalb seiner Pflicht band und Jahrhunderte hindurch den Staat erhielt, so auch in unserer christlichen Republik. Unserer Pflicht gegen die römische Kirche aber stehen diese Grundsätze so wenig im Wege, daß wir, aus einem Uebermaß von Demuth und Unterwürfigkeit gegen den heiligen Stuhl, sie „Privilegien" nennen, da sie doch in der That nichts sind als das gemeine Recht." — Die Ausführung wird dann mit historischen Beweisen gestützt.

Wir glauben ferner: der Papst steht unter dem Concil, und: der Papst darf nichts gegen König und Reich unternehmen. „Auch hier spreche ich nicht für Frankreich allein, sondern für alle Königreiche und Republiken der Welt." — „Freilich, in Rom gefallen diese Sätze schlecht. Dort heißt es, in scrinio pectoris des Papstes ist alle geistliche und weltliche Macht. Wie aber, wenn das Unheil der Zeit einen andern Bonifacius VIII. schickt? Ich will nichts Böses vom hl. Stuhl prophezeien, aber in Staatssachen, wo alles auf dem Spiel steht, muß alles gefürchtet werden." Er erinnert an die deutschen Kaiser, Friedrich I. und „den armen Heinrich IV.". „Die beste Heilkunde ist, mit Weisheit Uebeln vorzubeugen, um nicht, wenn sie da sind, sagen zu müssen: daran habe ich nicht gedacht." Bis heute sind die gallicanischen Freiheiten unser Schutz gewesen. „Nehmt aber diese neuen Vasallen des Papstthums auf, und Ihr besoldet ebensoviel geschworne Feinde gegen Euch selbst, die durch ihre Lehre das einfältige Volk gegen den Staat anstiften werden. Ist es doch schon heute nichts Unerhörtes, eine ganze Stadt voll Jesuiten zu sehen. Was endlich wird aus unserer appellatio ab abusu werden, diesem Lebensnerv unseres Gemeinwesens, kraft dessen im Jahre 1408 das denkwürdige Urtheil gegen den Archidiakon von Narbonne erging? Derselbe hatte im Auftrag Benedicts XIII. Censurbullen gegen den König und das Reich überbracht. Das Parlament aber entschied, die Bullen seien öffentlich zu zerreißen, der Bote solle, die zerrissenen Bullen um den Hals gehängt, öffentliche Abbitte thun, dann auf der Hürde nach den Hallen geschleift und dort an den Pranger gestellt werden, — ein Urtheil, das Punkt für Punkt vollstreckt worden ist."

Es wäre zu weitläufig, auf die einzelnen, zum Theil mit „gallischem Salz" und Rabelais'scher Malice vorgebrachten Insinuationen gegen den Orden einzugehen, von denen nur das interessant ist, daß sie dreißig Jahre nach der Entstehung desselben schon genau klingen wie heute. Das Pariser Colleg wußte sich sehr mit der Unentgeltlichkeit seines Unterrichts. „C'est une piperie publique," meint Pasquier, „à laquelle il faut que le Magistrat tienne la main". „Sie wollen arm sein, aber denen befehlen, die reich sind. In Indien und Italien sind sie gesättigt mit der Gnade des heiligen Geistes. Hier nähren sie sich mit soliderer Speise. Wie sie, ist der Fischer großmüthig, der dem Meer einen Wurm gibt, um eine fette Beute herauszuziehen."

Vom Spott kehrt der Redner am Schluß zum Pathos zurück. „Unsere Sache trifft nicht die Universität allein, sondern uns, unsere Kinder, unsere Nachkommen. Und falle die Entscheidung wie immer, die spätere Welt soll wenigstens wissen, daß dies unser Jahrhundert Männer gehabt hat, die von langer Hand und gleichsam aus einer Warte den kommenden Sturm vorhergesehen, und laut sei es den Ueberlebenden kund, daß unsere große Universität, die erste Frankreichs, ja die erste der Welt, nie müde ward, für die Ehre Gottes und der Religion, für die Majestät unserer Herrscher, für die Ruhe des Staates zu kämpfen."

Für den Orden trat Maitre Versoris auf. Es ist kein größerer Gegensatz zweier Reden denkbar. Und doch ist auch die zweite nicht schlecht. Zwar spricht aus ihr der Advocat, nicht der Staatsmann, und der Advocat seiner Zeit. Sofort in der Einleitung kommt ein entsetzlicher Vergleich zwischen dem Auge des Polyphem (das, wie nicht unterlassen wird anzumerken, Manche für das Auge Frankreichs halten) und der Justiz, zwischen der Galathea, in die der Riese, und der Wahrheit, in die des Königs Parlament verliebt ist. Dann werden die Sätze, daß Großes klein beginnt, daß die Wahrheit einfach, das Urtheil über Dinge, die man nicht kenne, meist falsch sei, aus Aeschylus, Plutarch, Cicero, Homer, der Vorzug guter Sitten vor dem Wissen aus Quintilian und Plato bewiesen. Bei dem überflüssigen Satz, die Größe tüchtiger Männer sei das Werk ihrer Lehrer, wird dem Gericht ein Dutzend Beispiele nicht geschenkt, von Perikles und Anaxagoras bis zu Trajan und Plutarch. Dennoch fehlt dem Redner, im Gegensatz zu dem brausenden und oft weitschweifigen Pasquier, eine gewisse sichere Kürze und fast vornehme Kühle nicht. Er sucht den Gegner nicht sowohl zu widerlegen, als daß er die Achseln zuckt über all die unbewiesenen Schmähungen. „Die Herzen liegen nur vor Gott offen, und Jeder hüte sich, seinem Urtheil vorzugreifen." Einer von seinen Gründen ist wohl nicht ganz unangebracht: die Universität ist eifersüchtig auf den Erfolg meiner Clienten. Aber er unterläßt auch nicht, die Freiheit des Unterrichts für sich anzurufen, — ein Dogma, das man damals um so leichter aufstellen konnte, als noch nirgends ein Versuch damit gemacht worden war. „Wir wollen nichts als lehrend und lernend Theil haben an der Wissenschaft, und das kann man uns nach dem Recht der Natur nicht weigern."

Das Urtheil war ein „coup fourré", eine Vertagung auf's Unbestimmte. Aber das Colleg wagte vorläufig nicht weiter zu gehen und hielt sich auf dem status quo. Erst dreißig Jahre später, nach Heinrichs IV. Einzug in Paris, nimmt die Universität den Kampf wieder auf. Der Orden flüchtet durch alle Proceßwindungen, und selbst nachdem er gestellt ist, setzt er noch die Verhandlung bei geschlossenen Thüren durch. Aber für die Universität stand Antoine Arnaud da, wie Pasquier ein Ruhm des französischen Barreau, und schüttete den ganzen während des Bürgerkriegs gehäuften Groll über die Gegner aus, in einer wüthenden Rede, die auch durch die geschlossenen Thüren weit hinausdrang. Pasquier hatte Recht behalten. Doch diesmal schlug der „coup du ciel" — so hatte der weiland liguistische Statthalter die That des Jacques Clement genannt — auf die andere Seite ein. Das erwähnte Attentat des Chastel ließ an der immer noch schwankenden Wage die Schale der Jesuiten hoch hinauf fliegen, und in den ersten Tagen des Januar 1595 räumten sie Paris und Frankreich. — Nicht auf lange. F.

Literatur und Kunst.

Fridolins heimliche Ehe.

Nach Erinnerungen und Mittheilungen erzählt von Adolf Wilbrandt. Wien 1875, Verlag von L. Rosner.

Es ist eine verzwickte Geschichte, die uns Wilbrandt hier erzählt, eine der seltsamsten, die ich in meinem Leben gelesen habe. Sie ist rein und keusch in der Absicht und in der Durchführung, aber sie kann nicht nur mißverstanden werden, sondern sie fordert an einigen Stellen das Mißverständniß — und ein höchst peinliches Mißverständniß — geradezu heraus. Wenn uns der köstliche Humor in der Darstellung nicht immer wieder erfrischte und beruhigte — es würde uns bisweilen ganz unheimlich zu Muthe werden. Um's Himmelswillen, was soll daraus

Digitized by Google

werden, wo soll das hinaus? — fragt man sich angstvoll bei dieser oder jener Mittheilung, die Fridolin über seine seelische Beschaffenheit gibt. Solange der Conflict ein rein psychischer bleibt, ist das Schlimmste noch nicht zu befürchten; gewönnen aber die seelischen Erregungen Fridolins einen thatsächlichen Ausdruck, so würden wir Dinge zu hören bekommen, die selbst ein Crébillon und Marquis de Sade zu sagen sich nimmermehr getraut hätten, Ungeheuerlichkeiten, die in der Literatur nur in den wüsten Verirrungen eines Romans wie „Mademoiselle Giraud ma femme" von Belot einen leider zu kunstvollen Ausdruck gefunden haben. Aber wir lesen weiter; und die frische Unbefangenheit des Dichters, die sich immer wieder und wieder in der liebenswürdigsten Weise ausspricht, beschämt uns. Wir machen uns Vorwürfe, daß wir, wenn auch vorübergehend, nur für einen Augenblick uns haben beunruhigen lassen; wir bitten es dem geistreichen, liebenswürdigen und reinen Dichter förmlich ab, wenn wir ihn auch von der Theilnahme an unserer Schuld des Mißverständnisses nicht ganz frei sprechen können; — gefehlt hat auch er durch ein Uebermaß von Unbefangenheit und Arglosigkeit, und durch die unberechtigte Voraussetzung eines gleichen Uebermaßes von Naivetät und Unverdorbenheit bei seinen Lesern. Es hätte ihm beikommen müssen, daß das knifflichе psychologische Räthsel, dessen Lösung ihm nur interessant erschien, zu heiklen Mißverständnissen geeigneter war als irgend Etwas.

Fridolin — nennen wir ihn, um die herkömmliche Bezeichnung beizubehalten, den „Helden" der Geschichte — Fridolin ist ein ganz eigenthümlich zwiespältiges Individuum. Er kennt sich sehr genau und charakterisirt sich selbst als einen Menschen ohne Mittelpunkt, als die fleischgewordene Disharmonie, als ein Herz, das für eine Idee, für einen Freund auf der Stelle verbluten könnte, und als einen für sein Junggesellenbehagen sorgenden ängstlichen Egoisten; als einen Protest der Natur. Er lebt — so erzählt er seinem Freunde — in heimlicher Ehe; diese heimliche Ehe ist aber ganz eigenthümlicher Art, eine Naturerscheinung, eine psychologische Thatsache. Fridolin ist — wir wählen zu seiner Charakterisirung immer seine eigenen Worte — einer der Uebergangsmenschen, die, was die Seele betrifft, ungefähr ebensoviel vom Manne als vom Weibe haben; „die männlichen Verstand haben und weibliches Empfinden, oder weiblichen Geist und männlichen Charakter oder Alles aus Männlichem und Weiblichem gemischt, die daher ihre Ergänzung, — da jedes Geschlecht nach seiner geistigen Ergänzung strebt, sowohl nach rechts als nach links, sowohl beim Manne als beim Weibe suchen, die man eine tragische Erscheinung nennen muß, denn sie suchen ihre Ergänzung, ohne sie zu finden. — Suchen sie den Mann? Nur die weibliche Hälfte ihrer Seele sucht den Mann, die andere Hälfte nicht, sie hat den Mann in sich selbst. Suchen sie die Frau? Nur diese andere Hälfte ihrer Seele sucht nach der Frau. Sie können sich nicht ergänzen, denn sie sind schon ergänzt; sie sind mit sich selbst verheirathet, sie leben mit sich selbst in einer heimlichen Ehe".

Fridolin verliebt sich also in ein reizendes Mädchen so gut wie andere vernünftige Menschen, aber es dauert nicht lange; die weibliche Hälfte seiner Seele, die einstweilen geschwiegen hatte, kommt wieder zum Worte; er entsagt. Aber nun kommt unter Umständen auch die weibliche Hälfte zur Herrschaft, und wie Sokrates sucht Fridolin dann in schönen Jünglingen die schöne Seele, und es gefällt ihm wohl der eine oder andere dieser Jünglinge ganz besonders; er zieht ihn an sich heran, er träumt von ihm.

„Eines Morgens sage ich mir plötzlich: Die Welt ist Nichts ohne diesen Julius (oder Fritz); ich könnte nicht mehr leben, wenn ich ihn nicht hätte. Ich erziehe ihn, ich bilde ihn, ich opfere mich ihm, ich sehne mich nach ihm. Alle Merkmale, alle Narrheiten der Liebe sind da. Endlich eines Tages beginnt die Enttäuschung: Meine männliche Hälfte — Gott weiß, wo sie so lange war — kommt zurück. Der Geliebte wird ein guter Kamerad, der Engel ein Mensch. Elegische, resignirte Verständigung zwischen uns — zwischen mir und mir. Die Untreue ist aus, die Ehe ist wieder da. Mein werther junger Mann, der du der Geliebte unserer weiblichen Hälfte warst, du wirst nun unser immer gern gesehener Hausfreund sein; aber unserer Ehe wirst du nicht mehr gefährlich werden."

Die psychologische Novelle Wilbrandts, welche den Titel „Fridolins heimliche Ehe" führt, ist nun nichts anderes als eine jener Liebesgeschichten Fridolins, wie sie eben geschildert worden ist. Fridolin lernt ein junges Mädchen kennen, Ottilie Ritter geheißen, in die sich seine männliche Hälfte verliebt. Sie hat ihn wohl auch ganz gern. Aber da kommt eines Tages das Bewußtsein, daß er mit ihr das Glück doch nicht werde finden können, und er entsagt ihr. Er macht die Bekanntschaft ihres Bruders, der seiner weiblichen Hälfte außerordentlich gefällt; seine männliche findet in der Familienähnlichkeit noch immer eine gewisse freudige Erinnerung an entschwundene Träumereien, und kurz und gut Ottilius, wie er Ottiliens Bruder nennt, ist am Schlusse der Geschichte sein inniger Freund. — Hätte Wilbrandt die Geschichte noch etwas fortgeführt, so würde die Entsagung der weiblichen Hälfte auf die Liebe des Ottilius den logischen Schluß bilden.

Wilbrandt hat mit richtigem dichterischem Instincte den merkwürdigen Fridolin komisch aufgefaßt und durchgeführt. Wäre er ernsthaft oder gar tragisch, so würde dieser merkwürdige Mensch der Anmuth gänzlich entbehren und sogar recht unangenehm wirken können. Ein ernsthafter Held kann nur ein ganzer Mann sein. Die grausame Selbsterkenntniß und Selbstverspottung Fridolins rettet ihn vor der Antipathie der Leser; aber recht sympathisch will er uns vermöge seiner weiblichen Hälfte doch nicht werden. Soweit wie möglich hat ihn der Dichter allerdings liebenswürdig gemacht, — liebenswürdig durch die frische Ausgelassenheit, die in der ganzen Erzählung herrscht, durch den burschikosen Uebermuth, der sich in allen Situationen und in fast allen Charakteren ausspricht. Wilbrandt besitzt im höchsten Grade den Stimmungswitz, den ich über den Wortwitz und den Situationswitz stelle. Durch die ganze Erzählung geht ein jovialer lustiger flotter Zug, der uns beständig lächeln macht. Vor einer griesgrämigen und pedantischen Kritik werden die oft auf die Spitze getriebenen Situationen allerdings kaum Bestand haben; aber wer sich an den unsinnigen Tollheiten, wie sie in den Künstlerwerkstätten und auf der Akademie getrieben werden, erfreuen kann, der wird an den übermüthigen und drolligen Situationen, in die uns Wilbrandt versetzt, seine helle Freude haben. Sie erinnern wie schon der Mummenschanz und Blumes Festrede in den „Malern" an die frische Lustigkeit des Bohème-Dichters Murger; so z. B. die Kneiperei der Leibschwaben unter dem Vorsitze des Papageis, die Fliegenjagd am Gardasee, die Geburtstagsgratulation mit dem schönen Weihgedichte:

Und einundvierzig Jahre sind nun voll!
So sprach der Klang, der mir zum Ohre goll,
So sprach die Glocke der Erinnerung,
Die mir im Herzen ihren Hammer schwung.
Und Andacht senkte sich in meinen Busen,
Noch ehe ich mein Morgenbrod gespusen.

Die drolligen Spitznamen sind ebenfalls ein echtes Product des Atelierwitzes. Fridolins Schüler — er selbst ist Professor der Kunstgeschichte — heißen die „Leibschwaben"; von diesen wird der eine wegen seiner riesigen Größe „Risetto" genannt, ein Anderer wegen seines Leichtsinnes mit Damen „Frivolin", ein dritter „Waldknabe" u. s. w. Der Papagei heißt „der weise Pittakus", und Fridolin selbst bezeichnet seine Nase als die „Lerche" unter seinen Organen, weil sie jeden Morgen das Leben zuerst begrüßt. „Dr. Strehlau" ist ein braver pommerscher Füsilier, der Fridolin jeden Morgen mit nassen Laken abreibt. Die Abreibungsscene ist übrigens eine der schönsten des ganzen Buches. Ich habe selten in meinem Leben so gelacht wie bei ihrer Lectüre. Während der Pommer den Kunstprofessor abreibt, prüft dieser die geographischen Kenntnisse des Wasserdoctors. Gleichzeitig erinnert er sich bei jedem passenden Anlasse der geliebten Ottilie, die er eben verlassen hat. Der Pommer reibt immer derber; — Fridolin hält muthig aus, bis es ihm endlich zu toll wird. Man muß die Scene im Original nachlesen; sie läßt sich in ihrer unwiderstehlichen Komik auch nicht annähernd durch eine Nacherzählung wiedergeben. Eine andere köstliche Situation, die für ein Lustspiel wie geschaffen ist, befindet

Digitized by Google

sich gleich am Anfange der Erzählung. Vier der „Leibschwaben" sitzen zusammen und Alle sprechen zusammen.

Rudolf (zukünftiger Ingenieur) stritt mit dem einen der jungen Architekten über die beste Form und Ausrüstung der Schlittschuhe. Franz (der andere Architekt) mit Frivolin über die Berechtigung des Nackten in der Malerei. Indessen saßen sie ungünstig vertheilt: sie stritten über Kreuz, die kämpfenden Paare durch den Tisch getrennt, und die Schwierigkeit, sich einander verständlich zu machen, wuchs um so rascher, je unausbleiblicher jeder Verstärkung einer Stimme die Verstärkung der Querstimme folgte.

Es entwickelte sich also folgendes Gespräch:

— — Riemen! Veraltet! So wenig Riemen wie möglich! rief Rudolf seinem Architekten hinüber. Wir haben an diesen verdammten überflüssigen Riemen lange genug zu laboriren gehabt!

— — Keine Leda mit dem Schwan? Und warum nicht? (Es war Frivolins Stimme.) Warum soll ich keine Leda mit dem Schwan mehr malen? —

— — Indem ich behaupte, (rief der junge Architekt gegen Rudolf), daß jede Dame auf diese Weise zum Fall kommen wird!

— — Nun, dann male sie, wie du willst! (Franz sich gegen Frivolin vorbeugend, drang mit aller Kraft seiner Stimme auf einige Augenblicke durch.) Male sie, wie du willst! Aber für dich! Sie öffentlich ausstellen — nein! Heutzutage nicht mehr!

— — Und überhaupt, was sollen diese Frauenzimmer mit dem Eise? Dahin gehört der Mann! Die wahre, echte Kunst lernt nur der Mann!

— — Nein! Ein schönes Weib ist schön; und das Schöne ist Kunst! Und hundertmal mit hundert Schwänen werde ich sie ausstellen, mein Lieber, splitterfasernackt —

— — Schnürstiefel, weiter nichts! Schnürstiefel das Einzige! Ohne Schnürstiefel keine Haltung, keine Sicherheit!

— — Das heißt die Kunst herabwürdigen! schrie Franz. Und so eine Entweihung es wäre, der melischen Venus die Sandalen herunterzuziehen —

— — Schnürstiefel? Weg mit den Schnürstiefeln; wir brauchen sie nicht! Wer ein rechter Kerl ist, läuft auch ohne sie!

— — Die melische Venus? Und wenn ich ihr die Schnürstiefel hundertmal herunterzöge — die Sandalen, wollte ich sagen. — — Man versteht sein eigenes Wort nicht mehr! brüllte Frivolin.

Der Architekt, Rudolfs Gegner, schlug auf den Tisch: Und wer ohne Sandalen läuft, versteht nichts von der Sache! Ohne Sandalen? Was heißt das! Von Schnürstiefeln war die Rede.

Hundert Millionen Schnürstiefeln und Sandalen! rief Franz mit dem Humor der Verzweiflung und mit einer fürchterlichen Stimme aus, wenn ihr alle durch einander schreit, so hört die Verständigung auf!

Verständigung? Mit dir werde ich mich nie verständigen! rief Frivolin.

Wer sprach von Sandalen? schrie Rudolf dazwischen.

Wer sprach von Schnürstiefeln? fragte Franz zurück.

Einzelne der Figuren, welche Wilbrandt skizzirt hat, sind geradezu kleine Meisterwerke. So vor Allem Fridolins Bruder, der Pastor Philipp, ein melancholischer, rechtgläubiger, ungeschickter, braver Mensch, der immer Sachen vom Tische zerrt, wenn er durch die Stube geht, sich beständig mit Fridolin über die Anmaßungen des Staates gegenüber der Kirche streitet, immer versöhnlich sein will und sich dabei immer zankt, beständig seinen Koffer packt und sich einer außergewöhnlichen Schwerfälligkeit und Deutlichkeit im Ausdrucke befleißigt. Er sagt z. B.: „Ich kann nicht sagen, wo sie sind, denn ich weiß es nicht". In dem Briefe, in welchem er von Ottilie, die auch er zu lieben glaubt, sich wehmüthig verabschiedet, schreibt er: „der eine meiner Hüte blieb bei Ihnen stehen; ich brauche ihn nicht, ich reise mit dem andern".

Ganz reizend ist auch das Verhältniß geschildert, in welchem Fridolin zu seiner Wirthin steht. Frau Ritter liegt in beständigem Kampfe mit der Grammatik, und Fridolin läßt es sich nicht verdrießen, sie regelmäßig zu verbessern:

„Ich werde Sie räuchern."

„Ich werde Ihnen räuchern, wollten Sie sagen. Ihnen! Dativ! Wem zum Nutzen, wem zum Schaden? — Der Dativ!"

Und ein andermal:

„Er soll Ihnen wohl abreiben, Herr Professor?" sagte Frau Ritter.

„Das kann er nicht, denn die Natur hat das Abreiben nur in Verbindung mit dem Accusativ gestattet. Wen soll er abreiben? — Mich! — Tante Ritter haben Sie die Güte und sagen Sie: mich!"

„Mich!" sagte sie mit dem angenehmsten Lächeln.

Daß das Buch auch sonst an lustigen, witzigen und geistvollen Wendungen reich ist, versteht sich bei einem so ausgezeichneten Talente, wie das Wilbrandts ist, ganz von selbst. Ich beschränke mich auf diesen Hinweis; denn das Eigenthümliche und Sonderbare der kleinen Geschichte läßt sich aus einer kritischen Besprechung doch kaum erkennen; — das Buch will gelesen sein. **F. L.**

Sealsfield-Postl.

Von **Johannes Scherr.**

(Fortsetzung.)

II.

Wie bei Staatsmännern, so hängt auch bei Autoren viel, wenn nicht alles, davon ab, daß sie zur rechten Zeit kommen.

Sealsfield kam zur rechten Zeit. Er trat in die deutsche Literatur ein gerade dann, wann diese eines Schriftstellers bedurfte, um sie aufzufrischen und ihr neue Wege zu weisen.

Die ganz offenbar vom Byronismus ausgegangene und von der französischen Neu-Romantik stark beeinflußte Literaturtendenz der letzten zwanziger und der ersten dreißiger Jahre war verwittert und verbraucht. Das „junge Deutschland" war so rasch alt geworden, daß sich begründeter Zweifel erhob, ob es überhaupt jemals jung gewesen sei. Man hatte es satt bekommen, kleine Staarmatze von ihren „großen zerrissenen Herzen" piepen zu lassen; man war es müde, die Byron'schen Donner auf Guitarren und Maultrommeln nachahmen zu hören. Der Weltschmerz war nachgerade auf dem literarischen Markt zu einer „ungefragten" Waare und die Zerrissenheit zu einer Buchladenhüterin geworden. Da kam ein Unbekannter und Ungenannter daher und gab in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von novellistischen Schilderein, welche auf die ohnehin sattsam europamüden deutschen Leserseelen mit dem ganzen Zauber americanischer Jugendfrische wirkten. Er erwies sich um so mächtiger, dieser Zauber, als damals die Kenntniß transatlantischer Zustände bei uns verhältnißmäßig noch sehr gering war und wir demnach nicht wußten, wie viel Greisenhaftes (in des Wortes schlimmstem Sinne) der americanischen Jugendfrische in Wahrheit und Wirklichkeit alleweile schon beigemischt sei. Es wäre gewiß von Interesse gewesen, damals, als Sealsfield mit seinem ersten Werke hervortrat, die Briefe damit zusammenzuhalten, welche genau zur selben Zeit der Landsmann des Verfassers, der arme Lenau-Niembsch, aus Nordamerica herüberschrieb, z. B. den vom März 1833 datirten Brief an Emilie Reinbeck, worin es hieß: „Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern". Es ließe sich eine hübsche Vergleichung anstellen zwischen der Auffassung der Natur Americas und der Americaner durch den Idealisten Lenau und der Darstellung transatlantischen Natur- und Menschenlebens durch den Realisten Sealsfield. Doch nein, die Parallele könnte keine hübsche sein, weil sie auf schiefer Basis ruhen würde. Lenau hat ja nur

Digitized by Google

einen Theil der Vereinigten Staaten gesehen und zwar den nördlichen, Sealsfield dagegen bewegt sich mit seinen Anschauungen und Schilderungen vorzugsweise auf südstaatlichem Gebiete, von wo er auch noch weiter südwärts, in die Tropenzone hineinschweift. Ganz in der Ordnung also, daß sich America in Sealsfields Schriften ganz anders darstellt als in Lenaus Gedichten und Briefen. Ein heißblütiger und stolzer „Southron" verhält sich zu einem calculirenden und psalmodirenden „Yankee" genau so, wie sich die Natur Louisianas zu der von Massachusetts verhält. Die Yankees und das Yankeethum betrachtet und behandelt übrigens auch Sealsfield mit entschiedener Abneigung und man weiß, daß während des großen americanischen Bürgerkrieges zwar nicht sein Kopf, aber doch sein Herz mit den Southrons gegen die Yankees ging. Ueberall aber nimmt er für America und gegen Europa Partei. Von Deutschland insbesondere spricht er meist nur mit einem aus Mitleid und Verachtung gemischten Gefühl und, die Wahrheit zu sagen, wie anders hätte denn ein Mann von Herz und Verstand über die deutschen Zustände, wie sie in den zwanziger und dreißiger Jahren gewesen sind, reden sollen? Man erinnere sich nur, wie Ludwig Börne geredet hat, und doch wird kein wissender und gerechter Mann anstehen, zu erklären, daß Börne das so bitter getadelte und satirisirte Deutschland mit einer Liebe liebte, zu welcher die Vaterlandsliebe gar vieler deutscher Patrioten von heutzutage, gar vieler dieser Patrioten von hoher obrigkeitlicher Bewilligung wegen, ungefähr so sich verhält wie ein Maulwurfshügel zum Hohenstaufen.

Sealsfield hat sich das boshafte Vergnügen nicht versagt, in einem seiner Bücher („Süden und Norden") in der Person des Herrn Bohne, einem Mischmasch von Enthusiasten und Philister, das Deutschthum zu carikiren: — „Herr Bohne war trotz Lässigkeit in seiner Toilette und altdeutschen Wammsrockes ein lieber, trefflicher Mensch — ein wahres bon enfant, aber deutsch durch und durch und ganz mit der echtdeutschen Schwachheit behaftet, überall Polizei und Behörden zu bedürfen. Das Commandowort zum Dreinschlagen gegeben, würde er ohne Zweifel wie ein tapferer Preuße dreingeschlagen haben, aber ohne von hohen Lippen gegebene Permission zu diesem Dreinschlagen konnte ihn jede Squaw mit ihrem Besenstiele meistern. Er würde richtig zuerst nach der Polizei gerufen haben. Ohne Polizei konnte er weder Schritt noch Tritt thun; seine Hauptklage gegen unser Land war, daß da keine Polizei vorhanden, was um so seltsamer klang, als er sonst, muthig, liberal, ja selbst erklecklich revolutionär, von eben der Polizei hart mitgenommen, sie wie die Todsünde haßte". Aber plötzlich läßt Sealsfield den guten Bohne mit einem Ruck die caricaturische Lächerlichkeit abschütteln und läßt den deutschen Flüchtling seinen americanischen Reisegefährten gegenüber in die Worte ausbrechen: „Ihr kennt mein Volk nicht, kennt es nicht! Es ist das beste" und wieder .... „Ach, ihr Herren, kennt nicht den Schmerz eines Deutschen, den Gram und Grimm, den Neid und die Zerrissenheit, die er überall mit sich herumträgt. Ach, Gentlemen, wir sind die erste Nation, die größte der Erde, die Stammnation Englands, eures Amerika und —" „Veraltet für jetzt (fällt einer der Begleiter Bohnes ein, d. h. Sealsfield selbst), werdet euch aber wieder verjüngen, glaubt es mir. Es liegt in euch Deutschen eine Zähigkeit und Dehnbarkeit und wieder eine Schwungkraft und Elasticität, die tausend Jahre und hunderttausend Tyrannen nicht erdrücken können; aber Männer müßt ihr werden, schaffen, arbeiten, nicht phantasiren, tifteln, träumen! Lernt euch und euer Volk kennen und ihr habt den Hauptschritt zur Freiheit gethan."

Sprach hier nicht ein guter Deutscher? Und haben nicht Tausende von Deutschen wiederum während der trostlosen fünfziger Jahre in der Fremde wie Herr Bohne gefühlt und gedacht?

Sealsfields nationalliterarische Bedeutung ist, mittels der Aussichten und Einblicke, welche er uns in die transatlantische Welt eröffnete, den dichterischen Horizont der Deutschen um ein Beträchtliches erweitert zu haben. Er that nach Westen hin, was Rückert nach Osten hin gethan hat. Mit Sealsfields Novellistik wirkte dann höchst glücklich Freiligraths lyrische Malerei zusammen, um eine gesund realistische Anschauung und Stimmung in sere durch den Byronismus versengte und ausgehöhlte Literatur zurückzuführen. Das hieß ihr einen großen Dienst leisten, der bis zur Stunde heilsam nachwirkt.

Aber die Bedeutung Sealsfields ist damit noch nicht erschöpft. Er hat sich ja in unserer Literatur eine eigenthümliche und bleibende Stellung geschaffen. Denn er ist unser dichterischer Völkerpsycholog und Rassencharakteristiker par excellence. Es gibt auf dem ganzen Gebiete der Weltliteratur meines Erachtens nur noch einen Poeten, der ihm hierin an die Seite zu stellen wäre, jener Engländer Trelawney, der abenteuerliche Freund Byrons, welcher in seiner Memoirennovelle „Adventures of a younger son" ein Buch verfaßt hat, wie es alle paar hundert Jahre einmal geschrieben wird.

Eine Art von Unicum ist es auch, daß Sealsfields Erstling — sofern man den Roman „Der Legitime und die Republicaner" als solchen bezeichnen will — sein formvollendetstes Werk war und blieb. Der Grund liegt nahe. Hier hatte unser Autor nach ihm vorliegenden Mustern gearbeitet, nach Scott und Cooper. Nach dem Vorgange dieser Beiden hatte er auf die Composition seines Romans, auf die Anlage und Ausgestaltung der Fabel einen Fleiß gewandt, welchen er später, als er seine eigene Form oder, richtiger gesprochen, seine eigene Sealsfield'sche Formlosigkeit gefunden, verachten zu dürfen glaubte. Uebrigens sprengte auch schon im genannten Erstling die Eigenart Sealsfields den Scott-Cooper'schen Rahmen. Es war in dem ganzen Wurf der Erzählung eine wilde Kraft und Größe, welche den Leser höchst erfrischend überraschte. Auch wurde das Buch von einem bedeutenden culturgeschichtlichen Gedanken getragen: in dichterischer Ausführung desselben zeigte es die historische Nothwendigkeit der Vernichtung der rothen Rasse durch die weiße auf, — jene repräsentirt durch Indianersachem Tokeah, den legitimen Herrn des Grundes und Bodens, auf welchem die Republicaner, d. h. die angelsächsischen Hinterwäldler sich angesiedelt hatten, diese vertreten insbesondere durch einen dieser Hinterwäldler, den Squire Copeland. Diese beiden Figuren, der Miko der Okonees und der Squire, erweisen auch sofort eine Sealsfield'sche Gestaltungskraft, an welche die von Scott nicht allzu häufig, die von Cooper nie hinanreicht. Außerdem trat in dem Roman ein Zug von kaustischem Humor neben erschütterndem Pathos ansprechend hervor und endlich zeigten die Naturschilderungen eine Schärfe der Zeichnung und eine Glut des Colorits, welche den Verfasser den ersten poetischen Landschaftsmalern zur Seite stellten. Man vergleiche die tropisch-americanischen Naturgemälde Sealsfields mit denen Chateaubriands und man wird, obzwar diese wie jene auf Autopsie beruhen, unschwer den gewaltigen Unterschied zu Gunsten des erstgenannten wahrnehmen. Chateaubriand schminkt die Natur, Sealsfield photographirt sie; aber so, daß sie mit ihrem ganzen Farbenzauber vor uns lebt. Er photographirt nicht nur ihren Körper, sondern ihre Seele. Ja, wenn irgendein Dichter, hat dieser das Geheimniß der Beseelung der Landschaft verstanden. Atlantis athmet aus den Naturscenen der Sealsfield'schen Schriften.

Aber in dem großen Kosmos der Poesie ist der närrische, ringende, duldende Mikrokosmosmensch doch immer die Hauptsache. Die Landschafterei, mit welcher Virtuosität sie auch betrieben werde, macht noch nicht den Dichter. Und nicht als bloße Staffage dürfen Menschen in poetisch entworfene und ausgeführte Landschaften hineingemalt werden. Das sieht man recht

Digitized by Google

deutlich beim Adalbert Stifter, welcher vielleicht unbedenklich als der größte Landschaftervirtuose in Worten bezeichnet werden kann. Das Hereinbrechen des Frühlingsthauwetters über die Berg- und Waldgegend in Stifters „Mappe meines Urgroßvaters" ist eine Schilderung, wie sie nirgends wieder vorkommt, in keiner Literatur. Aber Stifters Menschen sind nur um seiner Landschaften willen da, bloße Staffage. Noch dazu nach der Schablone gemalte Staffage, Gobelintapetenfiguren, Automaten, sammt und sonders mit demselben Uhrwerke der kleinen Auswahl Stifter'scher Motive im Leibe. Wie ganz anders, wie ungeheuer reich, vielgestaltig, von selbstherrlichem Leben pulsirend Sealsfields Menschenwelt! Welche Fülle von ganzen Menschen, welcher Reichthum von eigenwüchsigen Charakteren, welches Nervenvibriren und welches Muskelspiel der Leidenschaften! Welche Gestalten, dieser Kentuckier Ralph Doughby, dieser Squatter-Regulator Nathan, dieser Auswürfling Bob, dann wieder dieser mexicanische Magnat, Don Yxkuhar, oder dieser Plutokrat Lomond — welche Lebenswahrheit und welche Contraste! Auch in den weiblichen Figuren Sealsfields. Die Indianerin Kanondah, die Yankeesinnen Arthurine und Margareth, die Kreolinnen Louise und Julie, die Mexicanerinnen Elvira und Mariquita — sie alle zeigen der scharf schattirten Verschiedenheit von Rasse und Bildungsstufe ungeachtet überall das naturwahre Weib, das Weib in seiner Größe und Schwäche, in seiner Liebe und in seinem Haß, in seiner Aufopferungsfähigkeit und in seiner Koketterie. Sehr wirksam erweist sich in der Galerie Sealsfield'scher Frauenbilder auch die Gegenüberstellung von nord- und südstaatlichen, namentlich in den „Lebensbildern aus der westlichen Hemisphäre", deren zweite Auflage (1843) der Verfasser „der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation" gewidmet hat.

In seiner ganzen und fertigen Eigenart gab sich Sealsfield zuerst in seinem zweiten Roman „Der Virey und die Aristokraten", dessen Schauplatz Mexico im Jahre 1812, als die ersten heftigen Zuckungen der bevorstehenden Losreißung von Spanien durch das Land liefen. Die novellistische Fabel ist hier dem Autor schon Nebensache. Er handhabt sie nur als einen Faden, um damit die bunteste Scenenfolge nothdürftig zusammenzubinden. Den Accent legt er auf eine anschauliche, wunderbar gelungene Darstellung von Land und Leuten. Das Mexico von damals lebt vor unseren Blicken. Der Glanzpunkt des Buches aber ist die Charakteristik des Virey, des Spaniers Don Banegas, einerseits und des Führers der kreolischen Aristokratenfraction, des Conde de San Jago, anderseits. Später ist Sealsfield noch einmal nach Mexico zurückgekehrt, d. h. er ließ daselbst seine wunderliche Reisenovelle „Süden und Norden" spielen, in welcher er die Formlosigkeit bis zum Exceß trieb und seine Manier so überspannte, daß sie zur Caricatur umschlug. Es sind Stellen voll kolossaler Phantastik darin, berauschende Prachtstücke, aber man meint den fatalen Geschmack des Opiums zu spüren, welchen bei Schreibung dieses Buches geschlürft zu haben man den Autor unwillkürlich beschuldigen möchte. Es ist ein richtiges Opiat und man darf es nur in kleinen Dosen zu sich nehmen: sonst wird man erst schwindlig und dann betäubt. Als Ganzes ist „Süden und Norden" mißrathen und unerquicklich, was auch von Sealsfields unvollendetem Buch „Deutsch-americanische Wahlverwandtschaften" gesagt werden muß, einem weitschichtigen Torso, der aber nicht aus carrarischem Marmor, sondern nur aus ordinärem Sandstein gemeißelt ist, so daß das Werk dem Meister so zu sagen unter den Händen zerbröckelt. Einzelnes ist freilich sehr gut, wie z. B. die Schilderung des americanischen Dandieslebens in dem Modebad Saratoga. Man gewinnt aus dieser und ähnlichen Stereoskopieen in den „Deutsch-americanischen Wahlverwandtschaften" den Eindruck, wie sehr das scheinheilige Yankeethum innerlich schon verfault sein mußte, bevor es äußerlich reif wurde. Schade, daß sich Sealsfield nicht eigens darauf verlegte, uns in seiner Weise ein Gesammtbild der Beamten- und Behördencorruption in den Vereinigten Staaten zu geben. Allerdings müßte es seinem Republicanismus schwer angekommen sein, einzugestehen, daß die Verderbniß der Beamtenschaft von Uncle Sam noch größer und schamloser sei als die der Beamtenschaft des Großtürken, was weiter nichts beweist, als daß der Mensch wie unter allen Himmelsstrichen so auch unter allen Staatsformen der gleiche Lump ist und bleibt.

Unmittelbar nach dem „Virey" und noch in demselben Jahre (1835) hatte Sealsfield die zweibändige Novelle „Morton oder die große Tour" veröffentlicht und in der Vorrede dazu eine Art von ästhetischem Glaubensbekenntniß. Was er darin über Scott und Cooper sagt, ist Wort für Wort zu unterschreiben. Ebenso seine scharfbetonte Ansicht über die Aufgabe der Novellistik in unserer Zeit: sie soll dem Princip der Humanität dienen und in ihrer Weise den Vorschritt desselben fördern und beschleunigen helfen. Der Verfasser fußt hierbei auf der Thatsache, daß in der modernen Welt der Roman die weitaus einflußreichste und wirksamste Dichtungsgattung ist. Natürlich weiß er auch, daß der Roman, wenn er seine künstlerische Aufgabe lösen will, von einem Grundgedanken getragen sein muß, dessen mannichfaltige Erscheinungsformen dichterisch aufgezeigt werden sollen. Der Grundgedanke in „Morton" nun ist die moderne Geldmacht und die Art und Weise, wie Sealsfield diesen Gedanken novellistisch in Scene zu setzen unternahm, macht dieses sein Buch, was die Conception angeht, zu seinem bedeutendsten. Allem nach wollte er die göttliche oder auch die teuflische Komödie des Geldes schreiben. Leider langte der große Wurf nicht bis zum Ziele: die Erzählung bricht ab, nachdem der junge aus America nach London herübergekommene Morton durch den „Geldmann" Lomond in den Bund der „Zehn", d. h. der Großen, „über die ganze Welt hin zerstreuten und doch täglich vereinigten" Plutokraten aufgenommen worden und im Begriffe ist, von London nach Paris zu gehen, um daselbst seine Rolle in der genannten höllischen Komödie anzuheben. Den Mister Lomond würde ich unbedenklich als die originellste und größte von Sealfields Gestaltenschöpfungen bezeichnen, falls sie nicht noch überragt würde durch die Gestalt des Squatter-Regulators Nathan. Aber in der Schilderung, welche Lomond von der souveränen Herrschaft des Geldes über die moderne Gesellschaft entwirft, hat Sealsfields Stil eine Energie der Stimmung, eine Höhe tragischen Humors erreicht wie sonst nicht wieder. Auch die Kaustik, womit das englische „high life" gemalt wird, ist ganz meisterlich.

Die „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" (5 Bde.) sind geistvoll angelegt und mit von Bild zu Bild sich steigernder Gestaltungskraft und Farbenmacht des Pinsels durchgeführt. Das novellistische Motiv des ganzen Werkes ist ebenso einfach als geschickt gewählt. Der Junggesell George Howard geht auf die Freite und sein Weg führt ihn von New-York, wo er beerbt wird, durch verschiedene Staaten der Union und schließlich an den untern Mississippi, wo er die allerliebste Creolin Louise Menou zur Frau gewinnt und an der Seite derselben ein südstaatliches „Pflanzerleben" (so ist der 3. Band betitelt) beginnt. Howards Brautfahrt vom Norden gen Süden gibt dem Verfasser Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Vorführung der verschiedenartigsten Rasse- und Classentypen der Unionsbevölkerung in glänzendster Weise zu bewähren. Ebenso in der Darstellung eigenthümlicher transatlantischer Scenen und Abenteuer eine Magie der Sprache, welche uns bald mit fortreißt, bald in einer wollustathmenden Traumwelt umherdämmern läßt. Ich erinnere an das „Wettrennen" der beiden Dampfer auf dem Mississippi im zweiten und an den Bajaderentanz in der „Chartreuse" im vierten Bande. Die letztere Scene könnte nur Hans Makart so malen, wie

Digitized by Google

Sealsfield sie schrieb. Es ist vielleicht das Kühnste, Aeußerste, was in dieser Gattung eine deutsche Dichterfeder gewagt hat; aber nirgends überschreitet das Wagniß auch nur um eines Haares Breite die Grenzlinie der Schönheit. Einen großen, aber keineswegs zu großen Raum nimmt in den Lebensbildern der prächtige kentuckische Wildfang Ralph Doughby ein, ein Hauptkerl, der unser ganzes Herz gewinnt, die originellste Mischung von Backwoodsman und Gentleman. Das ganze Buch aber gipfelt in seinem Schlußbande und zwar in der Figur des Squatter-Regulators Nathan, welche sofort bei ihrem Erscheinen alle übrigen weit in den Hintergrund drängt. Frank und frei sag' ich, daß diese Gestalt unbedingt zu dem Besten und Größten gehört, was der Poesie des 19. Jahrhunderts überhaupt gelungen ist. Wer sie geschaffen, mußte ein erster Dichter sein, gerade wie auch Immermann ein solcher war, weil er seinen westphälischen Hofschulzen geschaffen hat. Dieser Hofschulze und dieser Squatter sind geradezu die eigenwüchsigsten, gesundesten, erquicklichsten Typen, welche seit fünfzig oder sechzig Jahren in die europäische Literatur eingeführt wurden.

Die Vorzüge der „Lebensbilder" kehren wieder im „Kajütenbuch" (2 Bde. 1841), mit der Einschränkung jedoch, das die überzärtliche Miß Alexandrine, welche den tapfern Texaser Morse schließlich mit ihrer Hand beglückt, etwas zu sehr in den englischen Lovely-Genre hineingerathen ist. Der historische Hintergrund, vor welchem der Roman sich aufbaut, ist die Losreißung des Landes Texas von Mexico. Uebrigens spielt sich der „Roman" zwischen dem Oberst Morse und der süßen Miß nur so nebenbei ab, der Ton liegt auf der Reihe historischer Genrebilder, welche den Unabhängigkeitskampf der Angelsachsen in Texas gegen die Mexicaner veranschaulichen, und noch mehr auf der Entrollung von Naturscenen, wie eben nur Sealsfield sie zu geben vermag. Gerade im Kajütenbuch und zwar in dem die größere Hälfte füllenden Capitel „die Prairie von Jacinto" hat er als Naturmaler sein Höchstes geleistet. Die Schilderung, welche Morse von seinem Irr-Ritt in der Prairie entwirft, steht in unserer Literatur geradezu einzig da, wie auch die Episode des Kajütenbuches „der Fluch Kishogues oder der verschmähte Johannistrunk" eine wahre Bereicherung der deutschen Humoristik genannt werden muß. Beide Capitel können, neben einander gestellt, den schlagenden Beweis erbringen, daß und wie sehr Sealsfield die ganze Scala menschlicher Empfindungen in seiner Gewalt hatte.

Für den Lesepöbel sind jedoch die Werke dieses Autors nicht geschrieben, weder für den verbildeten noch für den ungebildeten. Für diesen nicht, weil Sealsfields Stil, gegen welchen sich vom puristischen Standpunkt aus viel, sehr viel einwenden ließe, einen nicht gemeinen Grad von Bildung beim Leser schlechterdings voraussetzt; für jenen nicht, weil sie kein hofräthliches Marcipangebäcke nach den flauen Recepten unserer großen Theekesselpoeten neuester Mache sind, sondern Hervorbringungen eines freien und kühnen Geistes, der den Teufel danach fragte, was die Frau Oberceremonienmeisterin von X oder die Frau Hofprofessorin von Y oder die Frau Oberkirchenräthin von Z dazu sagen würden. Es sind mannhafte Bücher vor allem. Nicht als ob sie rechten, d. h. gesunden, gescheidten, von der Bleichsucht allermodernster Prüderie, Frömmelei und sonstiger Dummheit nicht angekränkelten Frauen nicht gefallen könnten. Im Gegentheil! Aber es bedarf doch, die Wahrheit zu sagen, mehr geschichtlichen Sinnes, als die Frauen im Allgemeinen besitzen, um den Schriften Sealsfields das richtige Verständniß entgegenzubringen und die ganze Wirkung derselben zu empfangen.

(Schluß folgt.)

Ueber die humoristische Prosa des XIX. Jahrhunderts.

Ein in der Wolle gefärbter deutscher Literarhistoriker würde eine Abhandlung über eine bestimmte Epoche der humoristischen Literatur mit einer Definition des Humors im Allgemeinen und der einzelnen Arten desselben, als: des harmlosen, des derben, des satirisch gefleckten, des Galgenhumors im Besonderen beginnen, demnächst die Entwicklung des Humors seit Adam erörtern — wobei er nicht unterlassen würde, hervorzuheben, daß der liebe Herrgott während des Schöpfungsactes offenbar bei schlechtem Humor gewesen — und endlich würde er im dritten Bande zur Besprechung der fraglichen Literaturperiode gelangen. Alsdann dürfte allerdings der Leser allen Humor verloren haben, aber der Gründlichkeit wäre doch ihr Recht geschehen.

Der Humor läßt sich ebenso gut definiren wie das Lächeln einer schönen Frau. Der Physiologe wird es einfach eine Contraction der Gesichtsmuskeln von den Mundwinkeln aus nach den Augen hin nennen und nicht verfehlen, uns die einzelnen Muskeln in ihrer contractiven Thätigkeit anzugeben. Aber ist damit der Zauber jenes Lächelns enträthselt, das uns entzückt, ob es aus heiterem Auge blitzt oder durch Thränen schimmert? Der Humor ist nicht gerade das Spaßhafte oder Komische; er erschüttert nicht selten das Zwerchfell, aber er erregt immer das Herz. Er ist oft so wehmutherweckend und rührend und bisweilen lockt er die hellen Thränen in die Augen. Denn die Quelle, aus der er fließt, ist die Liebe und das Vertrauen auf die sittliche Güte der Menschen, das frische Behagen am Leben und das herzliche, nie versagende Mitgefühl. Der Humor ist der Menschenfreund unter den Empfindungen und deshalb der ärgste Widerpart des verdrießlichen Pessimismus. Er ist ..... aber da bin ich selber im besten Definiren und ich habe doch nicht einmal ein Buch über den Humor zu schreiben, sondern ein solches nur zu besprechen; allerdings ein Buch, das zu den mannichfachsten Betrachtungen anregt. Und das scheint mir kein schlechtes Zeugniß für eine Schrift zu sein, daß man sie selbstthätig fortspinnt und ausführt, wenn man sie längst zu Ende gelesen hat.

„Ueber die humoristische Prosa des XIX. Jahrhunderts" ist das im Verlage von Leuschner & Lubensky (k. k. Universitätsbuchhandlung) in Graz erschienene neueste Werkchen von Anton Schönbach betitelt.

Ich möchte zunächst den Leser für den Verfasser interessiren. Anton Schönbach ist Professor der Germanistik und Literatur an der Universität in Graz und — unter solchen Umständen darf man wohl das Alter erwähnen — 26 Jahre alt. In seiner Eigenschaft als Germanist hat er verschiedene fachwissenschaftliche Schriften von anerkannter Tüchtigkeit verfaßt, während er als Literaturforscher sich durch eine umfassende „Geschichte der Entwicklung der Marienditchtung" vortheilhafteste bekannt gemacht hat. Schönbach gehört zu denjenigen oesterreichischen Gelehrten, die sich als eifrige Vorkämpfer für das Deutschthum in Oesterreich auszeichnen. Von Geburt ein Wiener, aber gebildet an norddeutschen Universitäten, in der Schule der strengen und gewissenhaften Arbeit, wie sie hier verlangt und gethan wird, ist er wie wenige geeignet, der Tüchtigkeit des deutschen Wesens Anerkennung und Nachahmer diesseits und jenseits der Leitha zu verschaffen. Denn es tritt bei ihm noch der Vortheil hinzu, daß seine Gelehrsamkeit mit einer seltenen Beherrschung der Form und einer vornehmen Eleganz des Ausdrucks gepaart ist. So gelingt es ihm, durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Literaturforschung und des ästhetischen Feuilletons auch das Interesse des größeren gebildeten Publicums zu fesseln. Schönbach pflegt nämlich auch das letztere Genre mit vielem Erfolge, obwohl er auf das deutsche und oesterreichische Feuilleton nicht gut zu sprechen ist. Es wird nach seiner Meinung „von Börnes geistreicher Lüderlichkeit dominirt" (S. 26), ein Urtheil, das wohl auf des Verfassers Animosität gegen diesen Schriftsteller zurückzuführen ist, den er an einem anderen Ort (S. 38) „eine ganz impotente, negative Natur" nennt. Ich will mit ihm über

Digitized by Google

Börnes Werth oder Unwerth nicht streiten; „geistreich" nenne auch ich ihn, aber wo eigentlich in aller Welt seine „Lüderlichkeit" stecken soll, ob in der stofflichen Behandlung, welche sorgfältiger und wärmer nicht sein kann, oder im Stile, von dem doch feststeht, daß er im höchsten Grade gefeilt und nichts weniger als salopp ist — das hat uns Schönbach zu sagen vergessen.

Soviel von der Persönlichkeit des Verfassers.

Was nun den Inhalt der Schrift anlangt, so entspricht er insofern dem Titel nicht ganz, als nur die germanischen Humoristen dieses Jahrhunderts: deutsche, englische und americanische, besprochen werden. Gerechtfertigt wird dies dadurch, „daß der Humor allenthalben als eigenste Domäne des germanischen Geistes betrachtet werde" (S. 2). Das ist doch wohl zu viel gesagt. Zugegeben, daß bei den romanischen Völkern mehr Witz als Humor herrscht — die Franzosen haben kein Wort für Humor, ihr humeur bedeutet meist: üble Laune — so möchte ich ihnen doch nicht unbedingt humoristisches Talent absprechen; beispielsweise zähle ich Jules Sandeau und Charles Nodier entschieden zu den Humoristen*). Noch weniger wird sich dies gegenüber den russischen und ungarischen Schriftstellern thun lassen. Von diesen zeichnet sich Maurus Jokai, namentlich in seinen ersten Erzählungen, durch eine behaglich humoristische Ader aus, während von den russischen Dichtern insbesondere Turgenjews Schriften stellenweise von einem köstlichen realistischen Humor durchwürzt sind. Ich will nur an die kleine Geschichte „Der Mantel" erinnern. Da wird ein Polizeischreiber geschildert, ein armer Schächer, der sich mühselig durch's Leben hungert. Unter Entbehrungen aller Art hat er sich endlich so viel zusammengespart, daß er sich an Stelle seines fadenscheinigen Mäntelchens, durch das der Petersburger Wind seit Jahren geweht hat, einen neuen warmen Mantel bestellen kann. Wichtige Unterhandlungen werden gepflogen mit Meister Fips, dem gutherzigen Wutkiphilen und seiner gallsüchtigen Gattin, bis endlich der neue Mantel auf den Schultern des glücklichen Schreibers prangt. Aber in derselben Nacht wird dieser auf dem Heimwege angefallen und seines Mantels beraubt. Vergebens sind alle Bemühungen, ihn wiederzuerlangen; der Gram darüber tödtet den armen Schächer. Das alles ist mit einer rührenden Natürlichkeit, mit bewunderungswürdiger Wahrheit und Tiefe der Empfindung geschildert.

So einfach also lassen sich nach meiner Meinung ganze Literaturen aus dem Gebiete des Humors nicht expatriiren. Indessen, wenn man sich hierüber mit dem Verfasser abgefunden hat, so wird man seinen scharfsinnigen Untersuchungen und seinem feinen Urtheile mit Interesse folgen.

Es ist ihm hauptsächlich darum zu thun, die Unterschiede in der Technik des humoristischen Romans bei den drei gedachten Völkern hervorzuheben und ihre Entwicklung aufzuzeigen (S. 2). Die englischen Humoristen erfinden ihre Figuren nach Art von Typen, indem sie eine bestimmte Eigenschaft, ein gewisses Princip, eine eigenthümliche Lebensanschauung durch eine Person darstellen und diese mit einer Fülle charakteristischer Züge ausstatten. Das Hauptmotiv ist früher da als die Situation, der Charakter wird dem Motiv angepaßt. Daher kommt es, daß ihre Erzählungen — namentlich beobachtet man dies bei den Boz'schen — zum Schlusse merklich abfallen; die Hauptfiguren büßen nämlich allmählich ihre individuellen Züge ein, sie verblassen, und das Schema, der Typus tritt hervor. Schönbach sucht dies aus der der englischen Poesie eigenthümlichen Neigung zur Allegorie zu erklären (S. 10 fg.). Umgekehrt ist in der Technik des deutschen humoristischen Romans ein Bild, eine plastische Situation, eine einzelne lebhaft der Phantasie sich aufdrängende Figur der Ausgangspunkt. An diese reihen sich dann so lange farbige Skizzen, bis der künstlerische Sinn des Dichters sie anordnet und organisirt. Der Roman entwickelt sich aus dem Landschaftlichen, dem Idyllischen. Vielleicht ist es diesem seinem Ursprunge zuzuschreiben, daß er in seinem humoristischen Naturel zahmer, harmloser und leichter zur Resignation geneigt ist als der englische. Er entspringt aus einer Stimmung, einem concreten Vorgange, während der englische sich aus einer Tendenz, einer abstracten Vorstellung herausarbeitet (S. 52 fg.). Die Eigenheit des americanischen Humors ist in seiner Entwicklungsgeschichte, in den Verhältnissen des Landes und Volkes begründet. Das rastlose materielle Treiben, das athemlose Jagen nach Besitz übt seine Wirkung auch auf das geistige Leben; dieses empfängt in einer gewissen Beziehung eine stark realistische Färbung. Darum sind die americanischen Humoristen weniger phantasiereich als wahr und scharfblickend in ihren Schilderungen; sie photographiren die Menschen und die Natur und retouchiren dann mit Hilfe der Poesie. Die stoffliche Grundlage ihres Humors ist der vollkommene Realismus (S. 86 fg.).

Zu diesen Resultaten wird Schönbach durch eine eingehende Charakteristik der hervorragenden Humoristen der drei Völker geführt.

Von den Engländern ist es selbstverständlich Charles Dickens, dessen Eigenart genau untersucht wird. Die Noth des Lebens hat Boz zum Menschenkenner und zum vortrefflichen Stilisten gemacht, seine Parlamentsberichte haben ihm die Feder geschärft. Am gelungensten sind seine Schilderungen des bürgerlichen Lebens, dagegen bewegt er sich auf dem Parquet des Salons und in den Hallen der Wissenschaft mit weniger Geschick. Er fühlt sich da nicht heimisch und meidet beide ängstlich. Boz ist das Haupt einer literarischen Schule geworden; seine Schüler sind fast alle nach ihm schreibenden englischen Novellisten und Romandichter; die Art des Einführens der Personen und die Eigenthümlichkeiten seines Stiles sind noch jetzt für die englische Presse maßgebend. — Thakeray, der bisher immer für den größten Humoristen nach Boz gehalten wurde, weist Schönbach mit Recht aus den Reihen der Humoristen. Sein Grundzug ist nicht Humor, sondern bittere Weltverachtung und Satire; seine Beobachtungsgabe, sein Zeichentalent ist nicht geringer als die Kunst von Dickens, aber er malt grau in grau, ohne Wärme und liebevolles Behagen. — Dagegen räumt Schönbach der schnell berühmt gewordenen George Eliot einen ersten Platz unter den englischen Humoristen ein. Das ist zwar nicht der Boz'sche biedere, männliche Humor, aber es ist eine frauenhafte, zarte Schalkhaftigkeit, die über alle ihre Werke, vornehmlich über Middlemarch, ausgegossen ist, die nicht minder herzerquickend und liebenswürdig erscheint. Unvergleichlich ist die Dichterin in der Schilderung von Frauencharakteren und des Kinderlebens. Niemals ist das Geheimniß des Kinderherzens so schön und anmuthig enthüllt worden; Maggy und Tom werden die Typen der herzigsten Kindergestalten in der Literatur bleiben. Anderseits darf man auch nicht die Schwächen ihrer Romane verkennen, es sind die Schwächen aller weiblichen Schriftsteller. Schönbach drückt dies vortrefflich aus (S. 20): „Den frischen, kräftigen Zug des Manneslebens, die feurige Energie und die stetige Pflichterfüllung des tüchtigen Mannes vermag sie nicht künstlerisch maßvoll darzustellen. Es ist eine bekannte Beobachtung, daß alle Dichterinnen, wenn sie Männer zu Hauptfiguren ihrer Arbeiten machen, entweder einseitig outriren oder das weibliche Modell durchscheinen lassen".

Die deutsche Literaturgeschichte weist wenig hervorragende specifisch humoristische Schriftsteller auf; der Humor findet sich versprengt in größeren, ihrem Hauptcharakter nach einem anderen Genre zugehörigen Schriften. Schönbach thut daher gut, auch nicht eigentlich humoristische Prosaiker heranzuziehen. Im 18. Jahrhundert verstand man unter Humor das, was wir heute Spaß nennen; erst Jean Paul verhalf ihm zu seinem Rechte — Jean Paul, der „vergessene Baireuther Humorist", mit Recht vergessen, soweit es sich um seine barock schwerfälligen und sentimental phantastischen Reflexionen und Declamationen handelt, aber gewiß mit Unrecht, soweit die humoristische Gruppe seiner Werke, wie der Armenadvocat und Katzenbergers Badereise, in Frage kommt, in denen eine köstliche Laune waltet. Unterbrochen wird dann die Entwicklung des Humors durch die deutsche Romantik und die darauf folgende Zeit der literarischen Katzbalgerei, zwei Epochen trostloser Unfruchtbarkeit an Humor, wo ein Zschokke das Heft in Händen hielt, und E. T. A. Hoffmann, „der zuerst

*) Und Rabelais, Lafontaine u. s. w.

Digitized by Google

das dann vielbeliebte Mittel angewandt hat, Unbelebtes an der Stimmung des Lebenden theilnehmen zu lassen" (S. 35), als nicht unbedeutender Humorist hervortritt. Danach kommt die Erntezeit humoristischer Literatur, die Zeit Gustav Freytags und Fritz Reuters. Beide finden eine eingehende Besprechung. Ueber Freytags „Soll und Haben", von dem übrigens seit 1852 die 29. Auflage erschienen ist, bringt der Verfasser nichts neues und nichts, was nicht schon treffender gesagt worden ist (siehe Prutz: „Geschichte der Literatur der letzten 10 Jahre"); daß die Aufruhrpartie eingeflochten sei, um den Helden als deutschen Mann, als Kämpfer für die deutsche Cultur zu zeigen, ist eine hübsche Version, die man sich wohl gefallen lassen kann. Dagegen ist die Charakteristik Reuters ergiebig und trefflich. Reuters Humor, obwohl urdeutsch, unterscheidet sich doch durch strotzende Lebensfülle und kecke Drastik von der bis dahin gewöhnlichen harmlosen Art der deutschen Humoristen. „In seinen Dichtungen feiert der moderne Realismus seinen glänzendsten Triumph" (S. 48). Unter den übrigen Humoristen durfte Bogumil Golz von den älteren und Winterfeld von den neueren mit seinen köstlichen Soldatengeschichten nicht übergangen werden. Anderseits ist Wilhelm Raabe (Jacob Corvinus), dessen „Hungerpastor" und „Chronik der Sperlingsgasse" zu den prächtigsten Blüthen des deutschen Humors gezählt werden müssen, gebührend gewürdigt, und den herzigen und warmempfundenen Schilderungen Ludwig Steubs wie der lachthränenentlockenden Laune Wilhelm Buschs und den Producten der „Münchner fliegenden Blätter" ihr Recht geschehen.

Vorzüglich ist der dritte, den americanischen Humoristen gewidmete Theil des Buches. Er hebt mit einer Skizzirung des Entwicklungsganges der americanischen Literatur an. Dieselbe datirt erst vom Jahre 1800 ab. Bis dahin deckte das Mutterland auch die literarischen Bedürfnisse, die keine übertrieben großen waren; im Lande selbst wurde wenig producirt; die spärlichen Schriftsteller dichteten im Banne der englischen Poesie und hingen ab von der Kritik Altenglands. Erst nach 1776 begannen sich die geistigen Kräfte zu entfalten; und zwar in gegensätzlicher Weise beeinflußt von der rapide anschwellenden äußeren Machtfülle und der immensen Steigerung des Besitzes, dergestalt, daß in der dichterischen Production Nordamericas inmitten des Fetischdienstes der Materie einerseits die religiöse Poesie die üppigsten Blüthen trieb, und anderseits die profane Dichtung aus der nüchternen Gegenwart in die abenteuerreiche Vergangenheit flüchtete oder sich in eine träumerische Zukunft versenkte, wenn sie es nicht vorzog, das Alltagsleben mit gespensterhaften Phantasmagorien zu erfüllen. Man kann diese Zeit die Zeit der nordamericanischen Romantik nennen. Aber sie wird bald beendigt durch eine dritte Dichterreihe: das sind die Dichter der Arbeit und der gegenwärtigen Dinge, deren Griffel der Humor ist. Ihnen leuchtet voran der herrliche Washington Irving, dem Schönbach eine wohldurchdachte Studie widmet. „Sein Humor ist der eines hochgebildeten Mannes. Nicht ängstlich aber mit Sorgfalt die Formen feiner Gesellschaft beobachtend, legt er seine heitere Auffassung des Lebens lieber in die Charakteristik der Personen, als in das Zusammentreffen komischer Aeußerlichkeiten. Er wird nie derb, aber auch nie geziert" (S. 69). Nach ihm wird der reichbegabte, aber excentrische Edgar Allan Poe, dessen „Mord in der Rue Morgue" allgemein bekannt ist, und auf dessen Erzählung „Hans Pfaal" die naturwissenschaftlichen Romane von Jules Verne zurückgehen, Nathaniel Hawthorne und schließlich am eingehendsten das humoristische Kleeblatt: Thomas Bailey Aldrich, Mark Twain (Samuel Langhorne Clemens) und Bret Harte, der Gentleman, der Yankee und der Dichter unter den americanischen Humoristen, besprochen. Alle drei haben sich in Deutschland eingebürgert, Bret Harte durch seine „Argonautengeschichten", die beiden anderen durch ihre in der Sammlung „Americanische Humoristen" erschienenen Erzählungen und Skizzen; alle drei sind aus dem Journalismus aufgestiegen und würdige Nachfolger Washington Irvings; alle drei schöpfen aus dem unmittelbaren Leben; ihr Humor ist für den Geist wie ein Wellenbad, ein wenig zu frisch am Anfang, aber danach desto behaglicher. Der bedeutendste und tiefste von ihnen ist Bret Harte, Aldrich ist launiger und liebenswürdiger, Mark Twain derber, komischer und dramatischer.

Zum Schluß noch ein Wort über den Schönbach'schen Stil: es wäre ein Glück, wenn alle, die so gründlich und verständnißvoll schreiben wie Schönbach, auch so fein und künstlerisch schrieben wie er.

Julius Weil.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Walnertheater.

(Gastspiel von J. Lewinsky.)

Sonnabend den 3. Juli eröffnete der berühmte Charakterdarsteller der Wiener „Hofburg" den Cyklus seiner Rollen mit „Franz Moor". Lessing hat einmal die Bemerkung gemacht, der Kunstrichter müsse genau unterscheiden, was der Fehler des Schauspielers, und was der des Dichters sei. Bei keinem andern dramatischen Werke soll sich der Kritiker dieses Ausspruches so sehr bewußt bleiben wie bei den „Räubern", bei keiner Rolle so sehr wie bei „Franz Moor". Franz ist die Schöpfung eines Genies, dem jede tiefere Weltkenntniß abging, und nur die größten Meister der darstellenden Kunst, dem Schöpfer dieses Charakters an Geist und Leidenschaft ähnlich, vermögen uns diese Gestalt zu enträthseln — die carikirenden „Handlanger der Natur" machen den Franz zu einer widerlich verzerrten Erscheinung, zu einer Rolle voll grauser Komik, zu einem satanischen Hanswurst. Dreimal schon habe ich Lewinsky in dieser Rolle gesehen, und jedesmal bin ich durch seine Leistung mächtiger erschüttert worden. Er spielt den Franz nicht, er ist Franz. Kaum eine Bewegung verräth den Darsteller, das ganze Gebaren ist aus dem Charakter der Rolle herausentwickelt und vermeidet jene abgenutzten Zeichen des Affectes, die das Publicum auf guten Glauben als echt hinnimmt, und die doch nur verblaßte Schablone sind. Meisterhaft versteht es Lewinsky die Rolle zu steigern: von der Heuchelei und dem Cynismus der ersten Scenen an bis zu dem erschütternden Augenblick, wo Franz die Furcht vor einem Etwas nach dem Tode befällt und er, von den Gestalten der eigenen Phantasie gehetzt und geängstigt, sich hinter dem Lehnstuhl verbirgt. Es ist ein Zeichen des echten Genius, daß er uns in den Bann seiner Schöpfung zwingt und wir uns widerwillig selbst vor seinen Fehlern beugen, weil sie von Geist und Leidenschaft durchglüht sind. So zwingt uns auch Lewinsky und selbst im Zweifel müssen wir bewundern.

Der Erfolg war ein großartiger. Der Künstler wurde zwölfmal stürmisch gerufen.

H. v. Leixner-Grünberg.

Nationaltheater.

Ensemblegastspiel der Wiener Hofburgschauspieler.

Für diesmal müssen wir uns auf die kurze Notiz beschränken, daß das Gesammtgastspiel der Herren Dr. Förster und Hartmann, der Frau Hartmann und des Fräulein Walbeck — sämmtlich Mitglieder des k. k. Hofburgtheaters in Wien — einen glänzenden Erfolg erzielt hat. Die Aufführung des Shakespeare'schen „Heinrich V." in Dingelstedts musterhafter Bearbeitung wies hauptsächlich Herrn Hartmann, der die Titelrolle in dem jugendlichen Soldatenstücke spielte, eine dankbare Aufgabe zu. Die Berliner, welche sich des jungen Schauspielers nur aus dem Conversationsstücke her erinnerten, gaben ihrer freudigen Ueberraschung über die erstaunliche Entwicklung dieses Künstlers durch ununterbrochenen und stürmischen Applaus einen beredten Ausdruck. Es ist auch nicht möglich, die köstliche Rolle geistig bedeutender und zugleich anspruchsloser zu spielen. Die Jugendlichkeit, die Frische und Innigkeit des reich

Digitized by Google

begabten Künstlers wirkten geradezu begeisternd auf das Auditorium. Förster spielte die Dialektrolle des Hauptmann Fluellen mit breiter und behaglicher Komik ganz vortrefflich. Frau Hartmann hat nur eine Scene, aber eine der anmuthigsten, die Shakespeare geschrieben hat; und die wenigen Worte, die ihr zugemessen sind, sagt sie mit einer geradezu bezaubernden natürlichen Anmuth und Herzlichkeit. Auch Fräulein Walbeck zeigte sich in der kleinen Episode des Falstaff'schen Pagen als eine liebenswürdige und reizende Künstlerin. Die Gäste wurden von den heimischen Schauspielern durchweg sehr brav unterstützt. Vor allem verdienen Herr Conried (Karl VI. von Frankreich), Herr Tauscher (William), Herr Dorn (Pistol) und Herr Timm (Dauphin) eine ehrenvolle Erwähnung.

—x.

Wiedereröffnung des Woltersdorff-Theaters unter Direction von Emil Thomas.

Die Berliner sind doch ein dankbares und gedächtnißtreues Publicum; sie vergessen ihre Lieblinge nicht so leicht und bewahren ihnen ein gutes Angedenken. Emil Thomas ist ein geborener Berliner und in früheren Jahren als jugendlicher Komiker hier eine Celebrität gewesen. Gereift in dem berühmten Ensemble des Thaliatheaters in Hamburg, ist er jetzt als Theaterdirector in die Heimat zurückgekehrt, um eine der großen Thaten des Herkules zu wiederholen, um einen Augiasstall zu reinigen. Quod bonum, felix faustumque sit!

Das Woltersdorff-Theater empfing am Sonnabend, 3. Juli (an den Tag von Königgrätz hatten in Berlin nur die Casernen der Garderegimenter mit ihren Standarten gedacht), seine Besucher in ungewöhnlichem Glanz. Links an der Wand des Corridors hatte Gustav Heils Meisterhand muntere Frescobilder gemalt, Kindergruppen, die der Phantasie des glücklichsten Künstlerhumors entsprungen sind.

Für manchen kritischen Witz, den sich bisher Julius Stettenheim über Theatereröffnungsprologe gestattet, hat der geistvolle Schriftsteller sich diesmal Absolution geholt durch den eigenen fein stilisirten und liebenswürdigen Prolog, den er Herrn Thomas nach einer schwungvollen Festouvertüre des neuen Kapellmeisters Mohr sprechen ließ. Solche Prologe, wir wissen es aus eigener Erfahrung, sind die Stiefkinder der dramatischen Poesie und glücklich der, welcher durch ein paar geschickte Wendungen das Interesse für die Sache und für den Sprechenden erregen kann. Beides ist Stettenheim vorzüglich gelungen und Thomas kann sich glücklich schätzen, daß ihm zum Beginn seines Unternehmens so bezeichnende Worte in den Mund gelegt worden sind. Daß der Director hoffe, daß „ganz Berlin" in seinem Theater vertreten sein werde, und „so viel wie möglich auch etwas Meiningen", war allerliebst.

Unter „Meiningen" versteht man hier jetzt eine gute Regie und ein gutes Ensemble und beides war in den drei vorgeführten Stücken des Eröffnungsabends nicht zu verkennen; vielmehr hielten Ensemble und Regie die Stücke einzig und allein über Wasser. Das wird in Zukunft besser werden, denn dem unter günstigen Auspicien beginnenden Theater werden auch bessere Stücke nicht fehlen. Der Schwank von A. Günther (Herzog Elimar von Oldenburg) „In Hemdsärmeln" ist leider für das unbedeutende Nichts von Handlung arg in die Breite gezogen; der Verfasser besitzt ein beachtenswerthes Talent für kleine dramatische Schwänke, auch sein „passionirter Raucher" ist glücklich erfunden und lustig durchgeführt. Daneben fehlt ihm nicht die Courage, wie wir es nennen wollen, unter Umständen auch einmal derb zuzugreifen und sich um die Wahl seiner Mittel nicht viel zu bekümmern. Wo wären Molière, Shakespeare und weiter herunter Kotzebue und Benedix geblieben, hätten sie nicht Gleiches gethan? Leider macht sich der neueste Günther'sche Scherz zu selbstgefällig und behaglich breit; der Regisseur hätte im Interesse des Autors und des Publicums stark streichen sollen.

Suppés Operette „Leichte Cavallerie" ist nicht neu und außerdem eine wässerige Bettelsuppe in musikalischer Beziehung; Drolerie und Sentimentalität wechseln in beliebter Wiener Manier in ihr ab; das Ensemble der Aufführung war das beste, der Chor gut einstudirt und außerdem wurde ein junger lyrischer Tenor als Hermann in der Person des Herrn Josef Brakl präsentirt, der durch sein charmantes bescheidenes Spiel und seine süß klingende, wohlgebildete Stimme das Publicum, namentlich die Frauen, entzückte. In dem letzten der vorgeführten Stücke, einem Gelegenheitsschwank von Wilken und Jacobson: „Der neue Director" hatte Herr Thomas die willkommene Gelegenheit, sich als Chargenkomiker mit Couplets und Kalauern einzuführen. Beweglich und drollig, scharf in der Nüancirung, schlagfertig im Witz, so stellt er sich hin als einen der besten unserer jüngeren Humoristen. Daß diese Komik durchgehends etwas einseitig ist, liegt in der Natur der Sache und ist denen, die sie ausüben, kaum zum Vorwurfe zu machen. Niemand kann über seinen eigenen Schatten wegsteigen und der Komiker, so gelenk er auch sein mag, am allerwenigsten.

F. S. Kugler.

Notizen.

Der moderne Diogenes.

Culturgeschichtlicher Roman von Hermann Riotte. 2 Bände. Leipzig 1874, Verlag von E. J. Günther.

Der Verfasser betont es im Vorwort, daß er „in erster Reihe ein Culturbild" geben will. Die Erzählung versetzt uns nach Neu-Mexico, in die erste Zeit des nordamericanischen Bürgerkrieges. Wir gewinnen einen Einblick in die Eigenthümlichkeiten des Landes, seiner Bewohner, seiner politischen und gesellschaftlichen Zustände, und sehen uns zugleich in den Strudel jener gewaltigen Bewegung mit hineingerissen, der die nordamericanischen Freistaaten die Beseitigung der Sklaverei verdanken. Den „culturgeschichtlichen Werth", auf den der vorliegende Roman „Anspruch macht", wird man ihm wohl ohne Bedenken zugestehen können. Allerdings weiß ich nicht, in wie weit das entworfene Bild vollständig genug ist, um nach dieser Seite hin den nothwendigen Anforderungen zu entsprechen. Jedenfalls aber macht es den Eindruck der Naturtreue. Man wird von der Darstellung berührt wie von Selbsterlebtem, und der Verfasser bekundet das Talent scharfer Beobachtung.

Hierzu gesellt sich die Gabe einer klaren und lichtvollen Charakterzeichnung. Namentlich gut gelungen sind die Figuren, welche die naiven Eigenschaften eines Naturkindes oder die Wunderlichkeiten eines Sonderlings besitzen, also dem Gebiet des Grotesk-Komischen angehören. Hierfür steht dem Verfasser eine Plastik zu Gebote, wie sie nicht besser gewünscht werden kann. Sein Neger Sam mit seinen drei Kobolden von Kindern, sein Kalisto mit den Drillingen und dem possirlichen Esel, sein Knauser, der diesem Namen Ehre macht und daneben noch eine gewisse Vielseitigkeit in Absonderlichkeiten besitzt, sind mit wirklich unübertrefflicher Anschaulichkeit geschildert.

In einem seltsamen Contrast hierzu stehen die vielen Unklarheiten, die im übrigen dem Werke anhaften und seinen Werth als Roman nicht wenig beeinträchtigen. Merkwürdigerweise ist der Verfasser, der es selbst kommen sieht, daß „mancher Freund des Buches an einzelnen Stellen kopfschüttelnd wie vor dem verschleierten Bilde zu Sais stehen wird", dabei doch von der Meinung durchdrungen, das sei kein Beweis, daß das Buch „seinen Zweck verfehlt", sondern vielmehr, daß es ihn „erfüllt" habe. „Denn — bemerkt er — „aufrichtig gesagt, ich stand, als ich den größten Theil des Buches schrieb, selbst noch vor dem verschleierten Frauenbilde, und was anders kann der Dichter bieten, als sich selbst?" So weit ich den Schleier zu lüften im Stande bin, mit welchem hier der Verfasser seinem Gedanken den Reiz des Räthselhaften verleiht, scheint mir seine Meinung darauf hinauszulaufen, daß Klarheit und Deutlichkeit nicht zu den Pflichten eines Dichters gehören.

In diesem Falle würde er, so paradox seine Auffassung auch erscheinen mag, doch nur die Consequenz derjenigen Ansicht gezogen haben, wonach die Deutlichkeit der prosaischen Nüchternheit gleichgestellt und nicht als ein Moment im Begriff des Poetischen betrachtet, also an einem Werke auch nicht zu den poetischen Vorzügen gerechnet wird. Man hat den Begriff des Poetischen ausnehmend verengt. Eine Sprache, die dafür gelten will, muß blühend und blumenreich sein, Empfindungen müssen durch einen ungewöhnlich hohen Wärmegrad hervorstechen, Gedanken sich von der natürlichen Auffassung der Dinge merklich fern halten und das Gepräge des Ungewöhnlichen an sich tragen. Schlichtheit und Einfachheit, selbst wenn sie durch den Gegenstand geboten sind, gelten für unpoetisch.

Wenn diese Einseitigkeit für berechtigt gilt, dann ist auch die Consequenz mit in den Kauf zu nehmen, die unser Verfasser gezogen hat,

Digitized by Google

ebenso wie auch die gezogen werden könnte, daß man den homerischen Gedichten keinen poetischen Charakter mehr nachrühmen darf. Denn nach einer blühenden, blumenreichen Sprache wird man bei ihnen vergeblich suchen, vergeblich auch nach Ueberschwänglichkeiten der Empfindung oder nach hohen, ungewöhnlichen Gedanken. Alles ist da schlicht und einfach, weil voll ungekünstelter Natürlichkeit, und auch die Sprache beschränkt sich auf die einfachsten Mittel, um ihre Wirkung auszuüben. Plastisch, charakteristisch und vor allen Dingen faßbar, wie sie ist, bildet sie das Zaubergewand, das den homerischen Gedichten den Reiz ewiger Jugendfrische verleiht.

Ich für meine Person bekenne nun ganz offen, daß mir die homerische Nüchternheit und Schlichtheit mit ihrer himmlischen Klarheit unendlich viel lieber ist als alles Hochpoetische in dem heute weit verbreiteten Sinne. Mag ich nun damit theoretisch Recht haben oder nicht, jedenfalls würde es für unsern Verfasser sehr vortheilhaft gewesen sein, wenn er in dem Bestreben, poetisch sein zu wollen, weniger Besorgniß gehabt hätte, er könne durch allzugroße Einfachheit unpoetisch werden. Es hat ihn das zwar nicht dazu verleitet, seine Sprache mit den Producten einer künstlichen Blumenzucht sorgfältig auszustaffiren, noch auch als das unverwischbare Muttermal urwüchsiger Poesie den Sturm und Drang einer immer flammenden Begeisterung anzusehen. Es hat ihn aber auf ein Gebiet gelockt, das gerade für ihn besonders gefährlich war, auf das Feld der tiefsinnigen Gedankenentwicklung. Darauf sollte er bei seiner so schönen Begabung für Plastik am allerletzten verfallen. Denn einerseits kann er sich damit nur verderben, was den Eingebungen seines besonderen Talentes entsprungen ist. Es wird dadurch überladen und, was sehr leicht die Folge ist, unverständlich. Andererseits ist bei ihm das Talent, Gedanken nicht blos zu haben, sondern sie auch zu entwickeln, doch noch nicht in demselben Maße ausgebildet, wie jenes, und es macht sich der Unterschied noch zu fühlbar.

Der Raumersparniß wegen muß ich mich darauf beschränken, zum Belag hierfür auf nur eine Stelle hinzuweisen, und auch diese kann ich nicht im Wortlaut anführen. Im Anfange des dritten Buches will der Verfasser den Leser darauf vorbereiten, daß die bisher vorgeführten Personen fortan ihren eigenen Weg gehen werden. Zu diesem einfachen Gedanken gelangen wir aber unter folgenden Betrachtungen. Alle Wege führen zu einem Ziele. Früher sagte man, nach Rom. In den Tagen unserer Begebenheiten aber war Rom unbedeutend geworden, und die Welt hat sich nun umgekehrt. Heutzutage kann man also den alten Spruch umkehren und sagen: alle Wege gehen von Rom aus, und deren Zahl ist Legion. So ist es auch an dem Punkte, an dem die Erzählung soeben angelangt ist. Alle Wege gehen hier auseinander.

Neben den Räsonnements läßt auch die Composition an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Bezeichnend hierfür ist schon der Titel. Abgesehen davon, daß wir eigentlich von drei Diogenes zu hören bekommen (sowohl Richard, als Rosch werden gelegentlich so genannt), so ist der, welcher vorzugsweise diesen Namen führt, der alte Einsiedler vom Berge, doch schlechterdings nicht die Hauptperson, sondern Jakob Roth. Ich will nun ganz ununtersucht lassen, mit welchem Recht ihm der Name des modernen Diogenes gegeben wird. Daß er ein Einsiedler ist, der wenig Bedürfnisse hat, ist das einzige, was ich zu dem Zwecke habe ausfindig machen können. Aber das würde mir doch nicht ausreichend erscheinen, um ihn einen „Diogenes", geschweige einen „modernen" oder gar „den" modernen Diogenes zu nennen. Ich bin daher auf den Gedanken gekommen, Diogenes sei der Eigenname des guten Alten. Sei dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist der Umstand, daß der Roman einen Titel führt, der von der Hauptperson auf eine Nebenperson die Aufmerksamkeit lenkt, ein Zeichen dafür, daß der Verfasser bei der Anlage seines Werkes wenig Gewicht darauf gelegt hat, das Hauptsächliche von dem Nebensächlichen scharf und klar zu unterscheiden.

Ich will es nun keineswegs bemängeln, daß auch die Nebenfiguren mit großer Sorgfalt gezeichnet sind. Wohl aber hätte der Hauptperson noch mehr Bedeutung verliehen und dadurch das Hauptinteresse noch mehr auf sie gelenkt werden sollen. Vielleicht würde dann der Roman auch ein greifbares Endergebniß erhalten haben, was ihm jetzt doch eigentlich abgeht. Denn neben seiner allgemeinen culturhistorischen Tendenz hat er keinen klar formulirten Endzweck. Denn obwohl neben verschiedenen Atheisten auch der Held selbst in einen scharfen Gegensatz tritt zu einem höchst bornirten Katholicismus, wobei der Alte vom Berge mit seiner lauteren Herzensfrömmigkeit ein versöhnendes Element bildet, so krystallisirt sich das doch zu wenig zu einem abschließenden Gedanken. Ich kann daher von dem Roman wohl sagen, daß er viele sehr schöne Einzelheiten hat, daß diese aber kein wohlabgerundetes Ganze bilden.

In stilistischer Hinsicht möchte ich die Bemerkung nicht zurückhalten, daß ein „geistiger Spucknapf" mir trotz seines metaphorischen Charakters doch nicht zu dem literarischen Rüstzeug passen zu wollen scheint. Und was endlich die Interpunction unseres Verfassers anbetrifft, so möchte ich Niemanden empfehlen, daß er sie sich zum Muster nähme.

E. Schuk.

* * *

Zwölf Balladen von Felix Dahn.

Leipzig 1875, Breitkopf & Härtel.

Von allen Dichtungsgattungen, welche die neuere deutsche Aesthetik aufzustellen und in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu erfassen versucht hat, leidet keine an einer solchen Verschwommenheit der Begriffsbestimmungen wie die Ballade. Der Sprachgebrauch zeigt in dem gewohnheitsmäßigen Verwechseln der Ausdrücke Romanze und Ballade, wie wenig ihm daran liegt, die letztere in ihrer eigenartigen Bedeutung und unleugbaren Verschiedenheit von der ersteren gelten zu lassen. Dieses principlose Durcheinander ist um so auffallender, als in der That die Grenzlinien zwischen diesen beiden Formen, deren sich die schaffende Phantasie des Dichters bedient, keineswegs fließende, sondern vielmehr durchaus feststehende sind. Rudolf Gottschall darf das Verdienst beanspruchen, in seiner Poetik ein maßgebendes Regulirungsverfahren für die beiden zu beständigen Grenzstreitigkeiten Veranlassung gebenden poetischen Nachbarn eingeschlagen zu haben. Indem er die Ballade als episches Lied, die Romanze als lyrisches Epos bezeichnet, indem er von jener sagt, sie hebe die Handlung in der Stimmung auf und sei sangbar, während diese einer musikalischen Umrankung widerstrebe und die Stimmung in der Handlung auflöse, dürften sichere Kriterien gewonnen sein, deren Geltung, durch das theilweise irre führende Vorbild unserer classischen Dichter, welche eine solche Begriffsscheidung noch nicht kannten, unerschüttert bleibt.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, bieten die „Zwölf Balladen" von Felix Dahn nicht, was der Titel verheißt, da sie nur zum kleineren Theil eigentliche Balladen in dem obigen Stile enthalten, zum größern Theil dagegen reine Romanzen sind. Die Sammlung weißt sogar ein Paar Gedichte auf, welche weder in die eine noch in die andere Kategorie passen und als einfache lyrische Ergüsse angesehen werden müssen. Es sind dies „Odysseus" und die drei „Kreuzfahrerlieder der Deutsch-Herrn-Ritter in Preußen".

Was zunächst die formelle Seite der „Zwölf Balladen" betrifft, so verräth sie jene Sprachmeisterschaft, welche der Dahn'schen Muse namentlich in akademischen Kreisen so hohe Gunst und oft mit allzu geringer Betonung des nicht selten dürftigen Inhalts erworben hat. Wer bei der Werthschätzung dichterischer Werke das Hauptgewicht auf die vollendete Beherrschung der poetischen Technik legt, muß sich in der Gesellschaft eines Dichters überaus wohl fühlen, welcher in dieser Beziehung an unsere trefflichsten Vorbilder wie Platen erinnert. Auch darin gleicht er dem Meister des Sonetts, daß alles Dämonische und Vulcanische seiner Muse fern liegt, die sich schämen würde, anders als im saubersten Gesellschaftsanzuge zu erscheinen. Wenn den Sturm- und Drangpoeten die Gefahr der überreizten Genialität drohte, so müssen sich die Dichter von der Richtung Dahns vor der Trivialität in Acht nehmen, bei der das schöpferische Talent in selbstgefälligen Formschnitzeleien sich verflüchtigen kann. Nicht so glücklich wie die geschickte Behandlung des vorhandenen Sprachschatzes erscheinen die Versuche neuer Wortbildungen, Ausdrücke wie „qual-entkettet", „goldkronig", „Abendgold-Geblende" u. dgl. m. So soll z. B. „urdrüß" die etwas freie Uebersetzung von „überdrüßig" bezeichnen.

Die von Dahn behandelten Stoffe gehören dem Alterthum, dem Mittelalter und der Neuzeit an. Die Versuche, den Pegasus auf die Höhen jenes Sagenkreises zu treiben, den der Genius eines Homer verherrlichte, dürfen nur den Werth poetischer Abfälle bei classischen Studien beanspruchen. Es ist durchaus Mumienpoesie, ohne jeden Pulsschlag des inneren Lebens. Wenn Odysseus bei Dahn also anhebt:

Was Achilleus nicht gelungen,
Was nicht Ajas' Stärke that,
Priams Veste hat bezwungen
Dieses Hauptes kluger Rath,

Digitized by Google

so wird jeder naiv empfindende Mensch statt der beabsichtigten erhabenen eine komische Einwirkung verspüren und die Ueberzeugung gewinnen, daß von der Natur dem Dichter der Humor versagt geblieben ist, welcher die lachende Thräne der Andromache zum Symbol hat. Auch bei „Nausikaa" kann die Eleganz der Form nur wenige Augenblicke über das Automatenhafte hinwegtäuschen, das eine nicht vorhandene Lebensfreiheit erlügt. Wenn ein moderner Dichter sich an diese Gestalten wagt, so werden sie freilich immer etwas Anderes aber niemals etwas Besseres als das ist, wozu sie Homer gemacht.

Das Gebiet, auf welchem sich Dahn am meisten heimisch und wohl fühlt, ist die ritterliche Romantik des Mittelalters. Ihn erfreut die poesieerfüllte Zeit mit ihrem hochstrebenden Sinn, ihrer stolzen Männlichkeit, ihrer Liebes- und Lebenslust, und frei athmet er auf, wenn ihn der Zauberhauch dieser bunten Phantasiewelt umwittert. Doch auch hier hat er in einem Falle sich nicht enthalten können, einen Stoff zu wählen, dem Niemand ein warmes Interesse entgegenbringen kann. Die Geschichte von „Sir Aethelbert", welcher einer Waldesfee willigen Gehorsam gelobt, dann ihre höchste Liebesgunst genießt und endlich nach seiner Königskrönung auf einem weißen Reh zur Else entrückt wird, steckt doch gar zu sehr in den Nebeln jener mondbeglänzten Zaubernacht, die trotz der göttlichen Ungezogenheit Heines noch immer nicht ganz verscheucht sind. Doch auch Dichtungen tiefer Innigkeit und frischer Unmittelbarkeit bietet uns Dahn. So kommt in den Romanzen „Die drei Schwestern", „Vom kühnen Minstrel", „König Richard und Blondel" die Figur Richard Löwenherz' zu hübscher Geltung, während in „Hako Heißherz" das Vaterlandsgefühl im Gegensatze zu dem unstäten, durch kein patriotisches Bewußtsein geadelten, fahrenden Ritterthum gefeiert wird. Auch der Aufenthalt in der ostpreußischen Universitätsstadt hat die Muse Dahns in erfreulicher Weise zum Schaffen angeregt, wovon die drei Kreuzfahrerlieder „Hermanns von Salza Aufruf zur Kreuzfahrt", „Lied Ralfs vom Rhein", „Herr Guzzo von Gauchen aus Bayer-Land" und vor Allem „Die Mette von Marienburg" Zeugniß ablegen. In der That darf die letztere als eine muster- und meisterhafte Romanze bezeichnet werden, die den Preis der ganzen Sammlung verdient, ja der deutschen Literatur überhaupt zur Zierde gereicht. Hier gesellen sich zu den äußeren Vorzügen Dahns auch große innere; zugleich gewährt der Gegenstand ein überaus hohes Interesse und das Colorit ist an vielen Stellen von wirklich bezaubernder Schönheit. Der schwäbische Ritter Falk von Stauf, den die Noth des von den Polen bedrängten deutschen Ritterordens nach Ostpreußen getrieben hat, wird von einer Polin zu trautem Stelldichein geladen. Auf dem Schlosse der Herrin, Podol, erfährt er, daß noch in derselben Nacht, während in Marienburg die Mette gefeiert wird, die Stadt durch Verrath den sie umlagernden Feinden übergeben werden soll. Die Liebe will dadurch den Ritter als den einzigen der allgemeinen Vernichtung entreißen. Aber Falk stürzt von der Polin hinweg, er lebt nur in dem Gedanken, die Brüder zur rechten Zeit vor der Gefahr des Untergangs zu warnen. Hier findet der Dichter Gelegenheit bei dem Kampfe, welchen der Ritter mit den Wölfen zu bestehen hat, und bei dem Durchschwimmen der Nogat, von dem Roß desselben trotz des Eisganges glücklich gewagt, sowie bei der Schilderung der den Warner verfolgenden Polen eine farbenprächtige Scenerie zu entfalten, die eine wundervolle Magie der Stimmung erzeugt. Es gelingt dem kühnen Ritter, unmittelbar bevor er von den feindlichen Pfeilen bedeckt zu Boden sinkt, seine Ordensbrüder aufmerksam zu machen, die in Schaaren hervorbrechen und Marienburg retten. Wie gelungen ist z. B. folgende Schilderung des Eisgangs:

Aus dem Tann in das Freie jagt der Stauf: —
Was stutzt der Rappe? was hält ihn auf?
Vor ihnen welch' Gurgeln! der Mond tritt grell
Aus dunklem Gewölk: er leuchtet hell!
Und ringsum kracht's und knistert und dröhnt:
Die Nogat ist's, die im Eisgang stöhnt.
Im Strahl des Monds, weiß, grün und grau,
Wogt Wasser und Eis — welch' grimme Schau!
Bald Fluthen schwarz wie Todesnacht,
Bald Eisgezack kristall'ner Pracht:
Es rauscht, es knirscht, es zieht, es kracht: — —
Falk spornt das Roß: doch der treue Greif,
Er sperrt sich todesbang und steif:
Die Vorderfüße vorgestemmt,
Den Hinterbug zurückgehemmt,
Die Mähne weht kopfüber wirr, —
So starrt er in das Eisgeklirr;
In die dunkle Fluth, in den kalten Wind: — —

„Die Bernsteinhexe" sowie die beiden Versuche auf dem Gebiet des Modernen „Das Lied vom Schill" und „Bei Sedan" tragen ein mehr balladenartiges Gepräge, wenn sie auch nicht bedeutend wirken.

Die neueste Gabe der Dahn'schen Muse ist in ihren Theilen sehr ungleich, verräth doch aber eine aus dem Vollen schöpfende Kraft, die zu der Annahme berechtigt, daß der Dichter, dessen poetische Entwicklung auf's entschiedenste in aufsteigender Linie begriffen ist, einst eine wirklich nationale Geltung erringen wird. Nur möge er mit allen gelehrten Künsteleien keusch zurückhalten, die vielleicht das Entzücken seiner Universitätscollegen bilden können, aber das deutsche Volk in seiner Gesammtheit immer sehr zugeknöpft finden werden.

Eugen Zabel.

* * *

Vom Büchertische.

Neue Lieferungswerke.

Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Bearbeitet von W. Lübke und C. v. Lützow. Lief. I mit 6 Tafeln. (Stuttgart, Ebner & Seubert). Der beste Beweis für die Vortrefflichkeit dieses Werkes liegt darin, daß eine 3. Auflage nöthig geworden ist, welche um 30 Tafeln reicher werden soll als die vorhergehende. Der beigegebene Text gibt eine genaue Erklärung der Abbildungen mit prägnanter Kürze und Gründlichkeit und hat Prof. Lützow zum Verfasser.

„Rheinfahrt." Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Carl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von W. Diez, L. Knaus, W. Semmler, B. Vautier ꝛc. Lief. I. (Stuttgart, Kröner.) Vorzügliche Holzschnitte geben dem Buche seinen Hauptwerth. Die Vedutten sind mit künstlerischem Geist gewählt und einzelne so vortrefflich ausgeführt, daß sie sich mit den besten englischen Schnitten messen können. Der Text begleitet in fließender Sprache die bildlichen Darstellungen und vermeidet mit richtigem Gefühle den Bädekerstil.

„Das Evangelium St. Johannis." Illustrirt von Alexander Bida. Lief. I. (Bremen, Ed. Müller). Ein ernstes Streben spricht sich in den Blättern aus, welche uns vorliegen, ein origineller Geist, der vielleicht in seiner Auffassung einzelner Gestalten Widerspruch erregen kann, z. B. in der des Evangelisten, aber durch die Markigkeit seiner Schöpfungen Achtung erzwingt, kein Genie, aber ein tiefgründendes Talent.

„Faust" von Goethe, illustrirt von A. v. Kreling. Lief. I. (München, Bruckmanns Verlag). Goethe ist ein Zauberer, denn immer wieder lock sein „Faust" neue Künstler, die versuchen, des Dichters Gestalten durch ihre Kunst zu beleben, oder vielmehr plastisch zu machen. Aber leider ist die Phantasie unserer Zeit von einem gewissen theatralischen Zug, von einer Sucht nach dem Decorativen angekränkelt, an der selbst der talentvolle Kreling ein wenig leidet. — Die Ausstattung des Werkes ist sehr glänzend.

„Geschichte der technischen Künste." Im Verein mit J. Brinkmann, Albert Ilg, Jul. Lessing ꝛc. herausgegeben von Bruno Bucher. Lief. I. II. Dieses Unternehmen verdient dem Publicum auf das wärmste empfohlen zu werden. Die vorliegenden Hefte vom Herausgeber bearbeitet behandeln „Email, Glasmalerei und Mosaik". Ist schon die Entwicklung dieser technischen Gebiete, auf denen sich Kunst und Handwerk verschwistern, interessant, so gewinnen sie durch die frische Darstellung, welche selbst die Schilderung der rein gewerblichen Vorgänge anziehend macht.

O. L. B.

* * *

An M. K. in Cöln, Einsender einer Entgegnung auf den Artikel über B. von H. Ein Privatbrief, den wir für Sie nach Cöln geschickt haben, hat Sie nicht erreicht, da laut amtlicher Erklärung ohne richtige Wohnungsangabe Adressat in Cöln selbst mit Hülfe der Polizei nicht zu ermitteln ist.

Digitized by Google

Inserate.

VICTORIA.

Illustr. Muster- und Modezeitung. Für nur 2 M. 25 Pf. vierteljährl. **12 Nummern (6 Modenummern** mit **6 color. Modekupfern,** 500 Abbildungen, — Mode- u. Handarbeiten, Stickereivorlagen, — Schnittmusterbeilagen, **6 Unterhaltungsnummern** mit Romanen, Novellen, belehrenden Originalartikeln etc.), künstlerisch ausgeführten Original-Illustrationen.

14tägige Ausgabe.

HAUS und WELT.

Vierteljährl. (6 Modenummern mit Unterhaltungs- u. Schnittbeiblättern) 2 Mark. Dieselbe. Prachtausgabe mit jährlich 52 colorirten Kupfern: vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.

Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Franz Ebhardt, Berlin W.,
Lützowstrasse 46.

Bei **Wilhelm Braumüller,** k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in **Wien,** erscheinen:

Heinrich Laube's gesammelte Schriften in fünfzehn Bänden.

1875. Preis eines Bandes: 2 fl. = 4 M.

Dem Lesepublicum wird hiemit die erste Sammlung von Heinr. Laube's Schriften geboten, welche so lange vermißt worden ist, da namentlich die erste Hälfte seiner Bücher, aus den dreißiger und vierziger Jahren stammend, schon lange nur mühsam beim Antiquar aufzufinden war. Sie waren vergriffen und aus dem Buchhandel verschwunden, seit der ursprüngliche Verleger gestorben war, Laube selbst aber keine neue Auflage besorgt hatte.

Die Reihenfolge in Heinrich Laube's gesammelten Schriften wird folgende sein:

1. Band. **Erinnerungen von 1810—1840.** — 2., 3. Band. **Gräfin Chateaubriand.** Historischer Roman aus der Zeit Franz des Ersten, Königs von Frankreichs. — 4., 5. Band. **Französische Luftschlösser.** Erzählung der französischen Geschichte seit Franz I. bis 1840, verbunden mit einer genauen Beschreibung Frankreichs. — 6. Band. **Das junge Europa.** Roman, welcher in den ersten dreißiger Jahren die politisch-literarische Richtung des sogenannten „jungen Deutschland" begann. — 7., 8. Band. **Reisenovellen.** — 9. bis 14. Band. **Der deutsche Krieg.** Historischer Roman, welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg umfaßt. — 15. Band. **Kleine Romane.** („Der belgische Graf" und „die Bandomire") und Abschluß der **„Erinnerungen".**

Der 1. Band ist soeben erschienen. Der 2. und 3. Band befinden sich unter der Presse und werden, sowie die weiteren Bände, in möglichst kurzen Zwischenräumen ausgegeben.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Gesammelte Schriften von Bauernfeld.

Vollständig in 12 Bänden.

Preis eines Bandes br. 1 fl. 50 kr. = 3 M.
In 6 Bänden elegant gebunden 24 fl. = 48 M.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Das **Juni-Heft** (I. Band, Nr. 6) erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Inhalt:

I. Eduard Mörike. Von **Edmund Hoefer.**
II. Aus alten Tagen. Skizze von **Ada Christen.**
III. Aus der französischen Revolution. Dramatische Scenen von **E. H. Rosenthal.**
IV. Gedichte. Von E. Tiedemann, mitgetheilt von **Theodor Storm.**
V. Die schöne Melusine. Von **Gottlieb Ritter.**
VI. Die arme Gräfin. Scenen deutschen Badelebens. Von **Hieronymus Lorm.**
VII. Ein Brief Kaulbachs. Aus dessen Nachlaß mitgetheilt von **Carl Stieler.**
VIII. Alexander Rost. Ein Nachruf von **W. Marr.**
IX. Kritische Rundblicke: Ein neues Talent. Von **Oscar Blumenthal.**
X. Zur Erinnerung an Eduard Mörike. — Miscellen.

5 Bogen Lex. eleg. brochirt und geheftet Preis 1 Mark.

Mit diesem Hefte ist der erste Band geschlossen.

Preis brochirt 6 **Mark;** eleg. gebunden in Englisch-Leinwand 8 **Mark.**

Die **„Neuen Monatshefte"** erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats.

Preis pro Quartal 3 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Man kann jederzeit in das Abonnement eintreten.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)
Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.
Kaltwasserheilanstalten, Russische-, Römisch-Irische, Dampf- & Schwimm-Bäder.
Electricität, Ziegenmilch.
Molken etc. etc.

WIESBADEN

Sämmtliche Saison-Vergnügungen: *Concerte, Bälle* etc., sind für das laufende Jahr vermehrt. Die *Lesezimmer* reicher ausgestattet. *Kgl. Theater, Jagd, Fischerei, Wettrennen, Ausflüge* etc. etc.

Für Zeitungsredactionen!

Statistische Correspondenz.

Verantwortlich Dr. **E. Engel.**

Wird als Manuscript ausgegeben.

Der Inhalt der Statistischen Correspondenz besteht aus kurzen, gedrängten statistischen Schilderungen einzelner preussischer Zustände, behandelt aber daneben auch die zahlenmässig zu erfassenden Verhältnisse des weiteren deutschen Vaterlands und der Culturstaaten überhaupt. Die Statistische Correspondenz erscheint **monatlich 4 Mal** im Umfange von mindestens 4 Spalten (Format: Quart). Der **pränumerando** zu entrichtende **Abonnementspreis** für den ganzen Jahrgang beträgt **15 Mark.** Bereits erschienene Nummern werden, soweit der Vorrath reicht, nachgeliefert. Zu beziehen ausschliesslich durch den

Verlag des königlichen Statistischen Bureaus
(Dr. Engel).
Berlin SW., Lindenstrasse 31/32.

Einbanddecken zum 7. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 17. Juli 1875. Band VIII.

AP 30 .G8 v.8 1875

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der Ultramontanismus in Frankreich. Von Leopold Richter. — Die heilige Anna. Von Carus Sterne. — Literatur und Kunst: Etwas über Lectüre. Von C. Gerhard. — Sealsfield-Postl. Von Johannes Scherr. III. (Schluß.) — Richard Wagner und die Zukunft des deutschen Dramas. Von Ernst Lehmann. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Marie Geistinger. Die Wiener im Nationaltheater. Von F. H. Kugler. — Notizen. — Inserate.

Der Ultramontanismus in Frankreich.

Von Leopold Richter.

Der Ultramontanismus hat in Frankreich seit dem Kriege wahrhaft erstaunliche Fortschritte gemacht. Wenn man heut zu Tage gewisse französische Zeitungen liest oder gewisse französische Redner in der Nationalversammlung von Versailles sprechen hört, so sollte man meinen, die Geschichte der „Großen Nation" sei um mehrere hundert Jahre zurückgeschraubt worden. Frankreich, das auch unter dem Kaiserthum noch auf die „glorreichen Errungenschaften von 1789" stolz zu sein pflegte, das an der Spitze der Civilisation vorzuschreiten meinte und den andern Ländern der Welt den Weg zur Aufklärung und zum Lichte zeigen wollte — Frankreich hört jetzt ohne Entrüstung, ja ohne Staunen eine Sprache wieder, wie sie zur Zeit der Reformation und der Dragonaden in katholischen Kreisen gesprochen wurde, wie man sie aber seit Anfang dieses Jahrhunderts in einer civilisirten Gesellschaft zu hören verlernt hatte. — Herr Louis Veuillot schreibt in seiner vielgelesenen Zeitung „L'Univers" im Stile und im Geiste eines fanatischen Mönches; und seine Freunde und Gesinnungsgenossen, die Deputirten du Temple, Belcastel, Brunet und viele andere predigen in Wort und in Schrift und vor dem ganzen französischen Volke den Kreuzzug gegen Ketzerthum und Aufklärung. Sie verlangen mit der Leidenschaftlichkeit religiöser Schwärmer die Wiederherstellung politischer und religiöser Zustände, wie sie vor hundert und mehr als hundert Jahren existirten. „Damals war Frankreich glücklich, — sagen sie, — damals war Frankreich groß, stark, geachtet. Der König von Frankreich war der „erste Edelmann" von Europa, und die Herren aller Länder buhlten um seine Gunst. Damals erzeugte Frankreich seine großen Denker und seine herrlichsten Dichter; und der Geist des französischen Volkes beherrschte die Welt. Seit der unheilvollen Revolution von 1789 ist Frankreich fortwährend zurückgegangen. Das unglückliche Land ist in die Hände von Abenteurern und Verbrechern gefallen — Napoleon I. und III., Robespierre, Marat, Danton und Consorten, auch Rochefort, Pascal Grousset und Raoul Rigault werden damit gemeint und bezeichnet — und jetzt steht es am Rande eines bodenlosen Abgrundes. Es muß zur alten, guten, frommen Zeit zurückkehren, wenn es vor gänzlichem Untergang bewahrt werden soll". — Louis Veuillot spricht von dem Zehnten, der Gott, und dem Zehnten, der dem Teufel gezahlt werde. Er und seine Freunde zahlen den Zehnten an Gott, d. h. dem Papste und der Kirche; seine religiösen Gegner, — er macht unter andern den „Rappel" und das „XIX. Siècle", zwei Pariser Zeitungen, namhaft, — zahlen dem Teufel ihren Zins. Aber Gott, so meint Louis Veuillot, — ich citire aus dem „Univers" und erfinde nichts, — aber Gott gibt für diesen Teufelszins keine Quittung. Er will empfangen, was man ihm schuldet; und denjenigen, die nicht zahlen, schickt er seine Häscher, — huissiers, — in Form einer Ueberschwemmung, und treibt auf diese Weise den ihm schuldigen Tribut mit Allgewalt ein.

Herr Belcastel setzt es durch, daß in der neuen französischen Verfassung ein besonderer Paragraph aufgenommen werde, wonach am Sonntage nach Eröffnung der zukünftigen Kammern in allen französischen Kirchen und Tempeln für die Arbeiten dieser Versammlungen gebetet werden solle. — Dies war auch zeither gewöhnlich geschehen; aber immer nur in Folge eines speciellen Votums. Jetzt ist es zum Gesetz geworden. Gegen die Gewohnheit, Erleuchtung von Oben für die verwirrten Köpfe der Kammern zu erflehen, läßt sich gar nichts sagen. Aber charakteristisch ist es, daß die klericale Partei in der Nationalversammlung stark genug geworden ist, um die fromme Gewohnheit in eine gesetzliche Verpflichtung umzuwandeln. Die geachtetsten Organe der öffentlichen Meinung, das „Journal des Débats" an der Spitze, haben sich energisch gegen diesen Act der Intoleranz, den sie als einen Gewissenszwang bezeichnen, ausgesprochen — dies verhindert nicht, daß diese Intoleranz nun ein integrirender Theil der französischen Staatsverfassung geworden ist. Nolens volens muß nun jeder Franzose einmal im Jahre für die Arbeiten des Senats und der Kammer beten. Für diejenigen, die dies absolut nicht thun wollen, — Zwangsmaßregeln, um jeden Franzosen an bestimmten Tagen zur Kirche zu treiben, sind vorläufig noch nicht angenommen worden, — für diejenigen wird von den Besser- und Gehorsamergesinnten „in Vertretung" gebetet werden. Die Verfassung will und bezweckt, daß ganz Frankreich — Belcastel hat von den katholischen Kirchen sowohl wie von den protestantischen Tempeln gesprochen — für die Arbeiten der Nationalversammlung bete.

Die Wunder der Heiligen Jungfrau von Lourdes werden in allen Provinzen Frankreichs geglaubt, gepriesen, besungen. Die Pilgerfahrten nach Pray-le-Monial und anderen heiligen Orten haben während der letzten Jahre eine unerhörte Ausdehnung genommen. Tausende und Abertausende strenggläubiger, ultramontaner Katholiken strömen zu bestimmten Zeiten dorthin und erfreuen die Gemüther patriotischer Gesinnungsgenossen, indem sie mit fliegenden Bannern, auf denen das Heilige Herz Jesu gemalt ist, durch Dörfer und Städte ziehen und den langen Weg durch das Absingen frommer Weisen verkürzen, von denen die berühmteste zum Refrain hat:

Digitized by Google

„Sauvez l'Alsace et la France
Par votre Sacré Coeur!“

Den Militärgeistlichen ist in der Armee und in der Marine eine Stellung eingeräumt worden, die ihnen gestattet, den größten Einfluß auf die sie umgebenden Mannschaften auszuüben. — Im Unterrichtswesen haben sich Reformen eingeschlichen, welche mit einem bedeutenden Grade von Wahrscheinlichkeit voraussagen lassen, daß ein großer Theil der kommenden Generation jesuitischen Tendenzen huldigen wird. Es ist „guter Ton“ geworden, fromm zu sein; gerade wie es unter dem Kaiserthum im Faubourg St. Germain Mode war, der Opposition anzugehören. Ein aufgeklärter Mann genannt zu werden, hat aufgehört ein Ehrentitel zu sein. Advocaten, welche, seitdem Jules Favre, Cremieux und andere Rechtsgelehrte unglückliche Rollen in der französischen Geschichte ausgeführt haben, sehr in Verruf gekommen sind; — Mediciner, welche man wegwerfend Materialisten und Atheisten nennt, weil sie sich die unbefleckte Empfängniß wissenschaftlich nicht ganz klar machen können; — Natur- und Geschichtsforscher, welche das scharfe Messer der Kritik an die heiligen Texte der Bibel zu legen wagen — diese und ähnliche Männer, die hellsten Köpfe, die hervorragendsten Vertreter einer von der Natur bevorzugten und wunderbar begabten Nation, diese Männer werden von der vornehmen, frommen Gesellschaft mit einem höhnischen, verächtlichen Achselzucken als „aufgeklärt“ bezeichnet und je nach einzelnen, besonders hervortretenden Eigenthümlichkeiten: Freidenker, Atheisten, Revolutionäre oder auch kurzweg Republicaner genannt. Ernest Renan, der Verfasser des „Leben Jesu“ ist ein Freidenker; Littré, dem die französische Sprache ein Monument von Wissenschaft und Fleiß verdankt, ist ein Atheist; die besten Redner der Kammer: Jules Simon und Jules Favre sind gewöhnliche Revolutionäre; der greise Patriot Thiers endlich, den man vor drei Jahren „den Befreier, den Vater des Vaterlandes“ nannte, heißt jetzt: le sinistre vieillard, l'ambitieux sénile, l'homme de malheur und er heißt so im legitimistischen Faubourg St. Germain, im orleanistischen Faubourg St. Honoré und in den bonapartistischen Kreisen, weil er, der weitsehende, ruhige Mann, an der Restauration der Monarchie verzweifelnd und das Kaiserthum aus guten Gründen hassend, den Muth gehabt hat zu sagen, daß er Republicaner geworden sei. — Fromme Mütter bekreuzen sich, wenn sie von Renan sprechen, bringen Namen wie Simon, Favre, Littré nur mit Schaudern über die schmalen Lippen, und haben für Thiers einen unerschöpflichen Vorrath von Haß und Verachtnng. Die aristokratischen Töchterlein sprechen, seufzen und schaudern nach dem Beispiel der Mutter; und die Herren Söhne und Vettern und Neffen, denen am Wohlwollen der Frau Tante oder der hübschen Cousine sehr viel gelegen ist, sind gern bereit, ihrer weiblichen Umgebung in einer ihnen so gleichgültigen Sache wie die Gewissensfrage vollständig nachzugeben. Dazu kommt sodann, daß ein Jeder vor seinem Nachbarn aufrichtig erscheinen will und daß er aus diesem Grunde seinem leichtsinnig angenommenen Haß gegen die Aufklärung in Wort und That mit vorzüglich gespielter Leidenschaftlichkeit — die Franzosen sind die ersten Schauspieler der Welt — Luft macht.

Dieser in den vornehmsten Kreisen der französischen Gesellschaft unverhohlen ausgesprochene Haß gegen den Fortschritt und die Aufklärung, und sodann der Wunsch einer radicalen Reaction, einer Reaction, die Frankreich um wenigstens hundert Jahre zurückbringen würde, — denn man spricht von der Nothwendigkeit einer Wiederherstellung der absoluten Gewalt des Königs in weltlichen Dingen und der unbestreitbaren Obermacht des Papstes in allen geistlichen Angelegenheiten, — dieser Haß des Neuen und diese Vergötterung des Alten sind die charakteristischen Merkmale des Ultramontanismus in Frankreich.

Die spanischem Geblüt entsprossene Kaiserin Eugenie hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Jesuitismus die Thore von Frankreich zu öffnen. Aber die ungeheuren Fortschritte, welche die neue kirchliche Richtung seit vier Jahren dort gemacht hat, finden in dem Einfluß der verstoßenen Souveränin nicht hinreichende Erklärung und Begründung. Der Grund der großen religiösen Bewegung, die sich heute in Frankreich in den verschiedensten und deutlichsten Weisen manifestirt, ist kein einfacher. Doch ist es nicht schwer, die Haupturſachen derselben auszufinden und anzudeuten.

Die Franzosen oder wenigstens ein großer Theil der vornehmen Franzosen und Französinnen haben sich dem Jesuitismus in die Arme geworfen: aus Haß gegen Deutschland, — aus Furcht vor der Republik, — weil die Mode es will, und endlich auch aus wirklicher Devotion.

„Aus Haß gegen Deutschland“ —. Man haßt die Deutschen nämlich in Frankreich noch immer recht gründlich; man haßt sie um so mehr, als man sich ihnen gegenüber, vorläufig wenigstens, noch ohnmächtig fühlt. Dieser Deutschenhaß darf nicht mit Kriegs- und Revanchegelüsten verwechselt werden. Grade unter den ängstlichsten, kriegsscheuesten Franzosen findet man viele, die ihre feindlichen Gesinnungen gegen uns kaum zu bemeistern vermögen, und denen die Zornesröthe in das Gesicht steigt, wenn sie nur den Namen Deutschland aussprechen hören. — Sie hassen uns, weil wir Unglück über Frankreich gebracht, weil wir den Stolz des Landes gedemüthigt, seinen Hochmuth gebrochen haben; sie hassen uns, weil selbst die geistreichsten und bösartigsten Erfindungen und Verleumdungen, die sie uns in Zeitungen und Büchern täglich an den Kopf werfen, die eine große Thatsache nicht fortdisputiren können, daß wir sie überall, wo sie sich uns entgegengestellt, geschlagen haben. — Wir können an all dem nichts ändern. Vielleicht heilt die Zeit die der französischen Eitelkeit geschlagenen Wunden. Einstweilen müssen wir die Sachen nehmen, wie sie eben sind, und können demnach constatiren, daß Alles, was uns Schaden oder Verdruß bereitet und droht, in Frankreich mit Befriedigung beobachtet oder mit freudigen Hoffnungen erwartet wird. — Im Allgemeinen bekümmert man sich in Frankreich nicht viel um das, was im Auslande vorgeht. Aber der Haß macht aufmerksam und befangen, und deshalb ist man in Frankreich eifrig bemüht, sich von allen deutschen Ereignissen genaue Rechenschaft abzulegen, und aus demselben Grunde irrt man sich dort häufig in der vorurtheilsvollen Beurtheilung dieser Vorgänge. Man weiß in Frankreich, daß die deutsche Regierung augenblicklich einen harten Kampf gegen den Ultramontanismus zu bestehen hat; man verfolgt die Phasen dieses Kampfes vorzugsweise nach den Texten der „Germania“, des Münchener „Vaterland“ und — um vielseitig zu erscheinen — der „Frankfurter Zeitung“, und man ist der Meinung, da man immer gern glaubt, was man hofft, daß die Existenz des Ministeriums Bismarck, ja die Existenz des neugeschaffenen Deutschen Reiches durch die Angriffe und Umtriebe des Jesuitismus ernstlich gefährdet seien. Man sieht in dem möglichen und erwünschten Siege der Ultramontanen den Sieg einer Partei, welche, da sie reichsfeindlich ist, gewissermaßen franzosenfreundlich genannt werden kann. „Die Feinde unseres Feindes sind unsere Freunde,“ sagt man; und aus Furcht, einen natürlichen Alliirten zu schwächen, bekennt man sich zu seiner Fahne. Die französischen antiklericalen Zeitungen — „Le XIX. Siècle“, „Le Siècle“, „Le Rappel“, „La République française“ — werden von den ultramontanen Blättern — „L'Univers“, „L'Union“, „Le Monde“, „La Gazette de France“, „Le Français“ — unausgesetzt angeklagt, eine unpatriotische Politik zu verfolgen, indem sie sich den Uebergriffen und Umtrieben des Ultramontanismus entgegenstellen. Herr Louis Veuillot, der bedeutendste Polemiker der Jesuitenpartei, nennt sie „les alliés de Monsieur de Bismarck“ und überhäuft sie mit Schmähungen, die im Munde des frommen Mannes etwas deplacirt erscheinen, die aber die gute Eigenschaft haben, gewöhnlich sehr amüsant zu sein.

Neben dem Hasse gegen Deutschland hat die Furcht vor der Republik viel dazu beigetragen, dem Ultramontanismus neue Anhänger in Frankreich zu schaffen. Unter Republik versteht man in den conservativen französischen Kreisen nicht etwa

Digitized by Google

diejenige Staatsform, welche von der Nationalversammlung in Versailles kürzlich für Frankreich adoptirt worden ist. Wenn man in diesen Kreisen von der Republik spricht, so meint man die Commune, die Republik von Rochefort, Delescluze, Louis Blanc, Edgar Quinet und Consorten. Die heutige „gemäßigte" Republik ist in den Augen der Conservativen ein politisches Unding, eine Utopie, eine Illusion. Sie berufen sich auf die französische Geschichte von 1789 bis 1793 und sagen, die République à l'eau de rose, die der Girondins, müsse und werde in die blutrothe Republik ausarten, wenn man ihr nicht bei Zeiten den Garaus mache. „Paris-Journal", ein conservatives Blatt, das sich einer großen Verbreitung und einer gewissen Autorität erfreut, bezeichnete kürzlich die gemäßigte Republik als eine „Fille de joie deguisée en soeur de charité". — Die französischen Republicaner gehören, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, der antiklericalen Partei an. Es ist deshalb leicht erklärlich, daß eine große Anzahl antirepublicanischer Franzosen in das klericale Lager getrieben worden ist. Man hat ihnen die Allgewalt Roms gerühmt; man hat ihnen geschrieben und gepredigt, daß die Kirche allein im Stande sei, dem verheerenden revolutionären Strome einen festen Damm entgegenzustellen; man hat die katholische Religion mit dem Jesuitismus vollständig identificirt, und man hat auf diese Weise eine große Heerde furchtsamer Schwächlinge in die weitverbreiteten Netze des Ultramontanismus verstrickt. Da liegen sie nun auf dem Trockenen, weit vom revolutionären Strome und weit vom Strome des modernen Lebens. Sie fühlen sich selbst im Schooße der Kirche nicht ganz sicher; sie träumen von der Ermordung frommer Geißeln; sie zittern für ihr armes Leben, für ihren ärmlichen Reichthum, und sie erscheinen als willenlose und kraftlose Werkzeuge in den Händen ihrer dunkeln Beschützer, der Jesuiten. Die Furcht macht sie zu Manchem fähig, was sie aus positiver männlicher Kraft niemals vollbringen könnten. Sie sind stets zum Kampfe gegen die gefürchtete Republik bereit und Niemand sucht so eifrig wie sie Proselyten für den Ultramontanismus zu machen. Sie sehen in jedem Gesinnungsgenossen einen möglichen Beschützer gegen die furchtbaren Republicaner, und sie wissen, daß sie stets der Beschützung bedürfen werden. Das Wort: „Selbst ist der Mann" — haben sie wohl gehört; aber sie verstehen es nicht. — Man kann diese geistigen Eunuchen ohne Großmuth seinem schlimmsten Feinde gönnen.

Auch der Mode — wie bereits oben gesagt ist — hat der Ultramontanismus in Frankreich viel zu verdanken. Es ist in der guten Gesellschaft von Frankreich Mode geworden, fromm zu sein. Seitdem sich jeder kleine Bourgeois der rue St. Dénis erlaubt, Voltaire zu lesen und den Freisinnigen zu spielen, ist es mehr und mehr „mauvais genre" geworden, in religiösen Fragen einen anderen als den streng orthodoxen Standpunkt einzunehmen. Die exclusive, vornehme Gesellschaft will mit dem großen Haufen nichts gemein haben, nicht einmal vernünftige Anschauungen. Man überläßt es Advocaten, Künstlern, Schriftstellern, Denkern und Gelehrten, „aufgeklärt" zu sein. In der guten Gesellschaft will man davon nichts wissen. Die Jesuiten haben dies mit gewöhnlicher Geschicklichkeit auszubeuten gewußt. Der Deutschenhaß und die Furcht vor der Republik sind ihnen zu Hülfe gekommen und nun gilt bei ihnen und in den Kreisen, in denen ihre Meinung die maßgebende ist, ein jeder nicht streng orthodoxe, ultramontane Katholik für einen Alliirten des Fürsten Bismarck, für einen Freund von Robespierre und Marat, für einen „homme sans aveu et de mauvaise compagnie".

Es würde ungerecht sein, den einen wirklich moralischen Factor unberücksichtigt zu lassen, der sicherlich, wenngleich in einem schwachen Maße, neben dem Haß gegen Deutschland, der Furcht vor der Republik und der Mode, dem Ultramontanismus neue Freunde unter den Franzosen zugeführt hat.

Das Unglück, welches während der letzten Jahre über Frankreich hereingebrochen ist, hat nur wenige Familien gänzlich unberührt gelassen. Tausende und Abertausende von Franzosen haben durch den Krieg und die Commune in ihrem Vermögen, in ihren Stellungen, in ihren tiefsten Affectionen Schweres erlitten. Der „von den Müttern gehaßte Krieg" hat unsägliches Elend über Frankreich gebracht. Es ist natürlich, daß sich unter den Hartgetroffenen und Tiefgebeugten viele befanden, welche in einer lebhafteren Devotion Trost und Labung gesucht haben. Der Jesuitismus, der nichts verschmäht, was seine Macht vergrößern kann, selbst innige, wahre Frömmigkeit nicht, hat auch diesen Umstand zu benutzen versucht und zu benutzen gewußt. Er hat sich die Eroberung aller trost- und hülfsbedürftigen Herzen zum Ziele gesteckt und es ist ihm gelungen, viele derselben für sich zu gewinnen. Sie bilden den einen reinen Edelstein in seinem Schatze.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Ultramontanismus fortfahren wird, weitere und bedeutende Fortschritte in Frankreich zu machen. Der Impuls, den die Bewegung empfangen hat, ist ein starker; an ein Stocken oder sogar an ein Zurückgehen derselben ist vorläufig nicht zu denken. — Aber unser Jahrhundert hat bereits manchen Sieg über die Dunkelheit davongetragen und man darf zuversichtlich hoffen, daß es ihm auch gelingen wird, seinen erbittertsten und mächtigsten Feind, den Jesuitismus, zu meistern.

Die heilige Anna.

Von **Carus Sterne.**

I.

Im vorigen Herbst brachten die Zeitungen die hochwichtige Kunde, daß die Legitimisten Frankreichs sich am vorletzten Tage des September zu einer großen Wallfahrt nach Sainte-Anne d'Auray in der Bretagne vereinigt hätten, um von der Schutzpatronin des Grafen von Chambord, — der das dreigespaltene Frankreich leider auch seinen hoffnungsvollen Gegner, der nunmehr das Examen in Woolwich magna cum laude bestanden hat, verdankt, — eine Aufbesserung ihrer politischen Lage zu erflehen. Ein verzweifelter Versuch, das allerfrömmste Septennium todtzubeten, welches derartigem Zauber aber besser gewappnet entgegensteht als die conservative Republik von Thiers. Nichts kann übrigens verständlicher sein als dieser Schritt auf dem kirchlichen Instanzenwege. Wenn in unserem Familienleben eine Mutter, das Beste ihrer Kinder erwägend, ihren Bitten taub bleibt, so stecken sich die schlauen Kleinen alsbald hinter Großmütterchen, welches in seiner blinden Liebe für diese schuldlosen Engel, ihre Enkel, das Gewünschte dann zu vermitteln pflegt. Da nun, wie bekannt, die Legitimisten bei der Mutter Gottes bereits sehr häufig vergeblich vorstellig geworden sind, so beginnen sie jetzt die Großmutter zu caressiren, denn die heilige Anna wäre die Großmutter Gottes genau in demselben Sinne wie man Maria die Mutter Gottes genannt hat.

Um die Entwicklungsgeschichte dieser heiligen Anna, des frühesten Objectes der jetzt so hochgepriesenen biogenetischen Studien, naturhistorisch zergliedert, meinen Lesern vorzuführen, muß ich durchaus ab ovo beginnen, so sehr das Horaz, der meine ganze Achtung und Liebe besitzt, vom kritischen Standpunkte widerräth. Aber andererseits hängt diese Heiligencarrière so innig zusammen mit dem Dogma von der wunderbaren Geburt Jesu, welches vor etlichen Jahren das kleine Berliner Schisma anrichtete, und mit dem der unbefleckten Empfängniß Mariä, welches das größere in Deutschland vorbereitete, daß eine aphoristische Darstellung des Weges, wie Christus zu einer Großmutter kam, durchaus zeitgemäß erscheinen muß. Und nebenbei hat es ein unbestreitbares allgemeines Interesse zu verfolgen, wie sich aus unscheinbaren Anfängen ein neues Dogma entwickelt, im Streite der Meinungen erstarkt und an seinen Consequenzen zu Grunde geht. Aus der wunderbaren Geburt Jesu schuf die Maßlosigkeit und der unersättliche Mysticismus

Digitized by Google

ihrer Bekenner das den Bibelworten schnurstracks zuwiderlaufende Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä, daraus folgte logisch die von dem Jesuiten und Königsmord-Berather Malagrida gezogene Consequenz der unbefleckten Empfängniß der heiligen Anna und so weiter in infinitum, ad libitum et absurdum!

In Bezug auf die Anschauung der Zeitgenossen Christi und seiner Gemeinde bis über die Hälfte des ersten Jahrhunderts hinaus, steht es für den Sehenwollenden fest, daß sie den Erlöser als den Sohn des Zimmermanns Joseph und der Maria betrachtet haben. Dann regte sich aber in der Gemeinde der an sich naheliegende Wunsch, die Person Christi über die allgemeine Kindschaft Gottes hinauszurücken, und es sind hierbei wahrscheinlich heidnische Legenden von Einfluß gewesen. Osiris, der Welterlöser Egyptens, wie sein Abbild Dionysos in Griechenland, Zoroaster und Buddha, die den alten Kirchenvätern früh bekannten Heilande Persiens und Indiens, später sogar der Zauberer Simon und der Paraklet Manes, alle diese Religionsstifter vor und nach Christi Geburt wurden als Söhne Gottes und Kinder einer Jungfrau betrachtet. Die Verfasser unserer Evangelien, welche mindestens ein Menschenalter nach dem Tode Christi die Feder ansetzten, sehen wir in einem seltsamen Schwanken begriffen, bald nennen sie Christus ausdrücklich den Sohn Josephs und zählen ihn zu seinem (Davids) Stamme, bald geben sie den wundersüchtigen Einflüsterungen nach, und lassen den Joseph, der nicht wieder wegzubringen war, lieber eine höchst verzweifelte Rolle spielen.

Ihr Verfahren sollte sich nur zu bald rächen. Denn damit bekamen die Juden und andere Widersacher der neuen Lehre Oberwasser. Sie schalten Christum einen Bastard und erfanden die Geschichten von dem Soldaten Panther, der hinter dem Rücken Joseph des Zimmermanns mit seiner Braut Bekanntschaft gemacht, worauf sie letzterer verstoßen habe; Geschichten, die zuerst in dem sogenannten „Evangelium der Wahrheit" gestanden zu haben scheinen, woraus sie unter andern Celsus zog, um den h. Origenes damit zu quälen. Diese Gerüchte gewannen eine solche Verbreitung, daß der h. Epiphanius ebenso wie der h. Johann von Damaskus zugaben, man habe Christum allerdings den Sohn Panthers genannt, aber nur mit Recht, denn Panther sei der Zuname des Joseph (oder dessen Schwiegervater) gewesen, das ganze Gerede folglich nichts weiter als ein Mißverständniß. Man kann nicht anders als zugeben, daß diese und ähnliche Angriffe bestverschuldet waren; der arme, überflüssig gewordene Joseph ist von dem garstigen Flecken nie wieder gereinigt worden. In den Mysterien des Mittelalters ging er stets als betrogener Ehemann umher, mit der Hand seine Stirne befühlend, ob die Hörner noch nicht zum Durchbruch kämen und die Betrachtungen, welche ihn das unvergleichlich naive, oft aufgeführte altfranzösische „Mystère de la conception et nativité de la glorieuse Marie" anstellen läßt, würde ich nicht einmal französisch zu citiren wagen. Im Rahmen dieses Stücks wird nicht nur die Maria ihren Eltern verkündet und auf der Bühne geboren, sondern sie wächst von Scene zu Scene heran und verheirathet sich dann mit Joseph, obwohl beide vorher Keuschheit gelobt haben. Der Franciscaner Carthagena († 1617) hat behauptet, Joseph sei schon wegen seiner Eifersuchtsqualen unter die heiligen Märtyrer zu rechnen, und in Frankreich galt er deshalb stets als der Schutzpatron der betrogenen Ehemänner.

Eine fernere Strafe für die Fälschung der Ueberlieferung traf die Urheber und Anhänger derselben, als die Theologen, in ihrer Gründlichkeit und freilich von streitgerüsteten Gegnern gedrängt, das Wie des mystischen Vorganges zu erörtern begannen. Vergleiche, wie derjenige des im Alter frommgewordenen Aretin, der die Taubengestalt des h. Geistes einfach neben die Schwangestalt Jupiters stellte, ohne daß die Kirche etwas zu erinnern fand, werden auch von den heidnischen Spöttern ausgebeutet worden sein, bis den Kirchenlehrern eine jüdische, dem Buche Toldos Jeschu entnommene Sage zu Hülfe kam, nach welcher Christus, als ihn seine Mitbürger zu Bethlehem wegen seiner Geburt schmähten, gerufen haben soll, er sei durch den Scheitel des Kopfes in den Körper seiner jungfräulichen Mutter eingetreten. Daher die beim h. Augustin und Felix bereits feststehende Annahme, daß Maria den Sohn mit der Botschaft des Engels zugleich durch's Ohr empfangen habe, die sich in den Versen eines alten Kirchenhymnus ausdrückt:

Gaude virgo, mater Christi,
Quae per aurem concepisti.

Seitdem wurde es Mode, die Scene in dieser Weise auf kirchlichen Gemälden darzustellen. Ich will hierbei eines sonderbaren, wahrscheinlich wenig bekannten Kirchenbildes gedenken, welches ich im vorigen Jahre auf einem alten zerlumpten Altarteppich aus dem 13. oder 14. Jahrhundert in der durch ihren schiefen Thurm berühmten Kirche von Gelnhausen gesehen habe. Maria ruht auf einer Waldwiese und der Engel der Verkündigung tritt ihr als Jägerbursche entgegen, dessen Meute erstaunt stehen bleibt, da sich das von ihr verfolgte Einhorn (das mittelalterliche Symbol der Reinheit und Unschuld) in den Schooß der Maria verbirgt. Sogleich erkennt hieran der Himmelsbote, daß er die Gesuchte gefunden, er setzt sein Jagdhorn an den Mund und bläst mit vollen Backen: Ave Maria, gratia plena, gloria in excelsis!

Es hatte Jahrhunderte gedauert, bis sich das Dogma von der wunderbaren Geburt Jesu bis zu dieser noch ziemlich einfachen Gestalt durcharbeitete. Noch war Maria nichts weiter als eine menschliche Jungfrau, die wegen ihrer hohen Reinheit und Schönheit (Nevizanus betont den letzteren Vorzug allzusehr) zum Gefäße der göttlichen Gnade auserkoren wurde, aber das einmal in's Rollen gebrachte Steinchen konnte dabei nicht stille stehen. War Maria wirklich die Auserwählte des Himmels, so mußte ihr Leib schon in voraus geheiligt sein, denn das Göttliche konnte nicht in einen mit Erbsünde behafteten Körper eintreten, geschweige von demselben an das Licht der Welt gebracht werden. Man vergaß die Würde der Jungfräulichkeit und zugleich die dem Erlösungswerke zu seiner Bedeutung nothwendige Menschwerdung Christi, indem man Marien gleichfalls über die Sphäre der tugendhaftesten Menschen hinauszuheben trachtete. Um in jener Zeit der Construction des religiösen Gebäudes Schwierigkeiten zu beseitigen, gab es ein sehr einfaches und bequemes Mittel: man entdeckte zur Stützung streitiger Punkte neue „authentische" Evangelien, in denen die Richtigkeit der angefochtenen Ansicht zweifellos aus den hier zuerst mitgetheilten Thatsachen oder Aussprüchen Christi und seiner Angehörigen folgte. Unter den zahlreichen derartigen Schriften jener schwankenden Zeiten waren es vorzugsweise das noch heute erhaltene Evangelium von der Geburt Mariä und das sogenannte Urevangelium des Bruders Christi, Jacobus, welche beweisen sollten, erstens, daß Maria vor und nach der Geburt Christi Jungfrau geblieben und zweitens, daß sie selber ohne Sünde geboren worden sei.

In diesen beiden Evangelien werden uns nun die in den anerkannten biblischen Schriften mit keiner Silbe erwähnten Eltern der Maria zum ersten Male der Person und dem Namen nach vorgestellt. Reichlich dreihundert Jahre hatte man von den Großeltern Christi nichts gewußt, erst die beginnende Verherrlichung der Mutter machte ihr Hervortreten aus dem Dunkel der Vergessenheit nothwendig. Es wird uns mit verschiedenen Versionen erzählt, wie die heilige Anna und ihr Gatte Joachim vom Stamme David plötzlich das Unglück ihrer bereits zwanzigjährigen Kinderlosigkeit im innersten Herzen zu empfinden beginnen, als man im Tempel zu Jerusalem ihre Opfergaben zurückwies, weil ein Fluch des Himmels auf ihnen zu ruhen scheine. Die h. Anna, die sich der Ehren der anderen Frauen beraubt sah, wie ihr Gatte, den man seine Untauglichkeit zu allem Tempeldienst merken ließ, trennen sich nun von einander und flehen inbrünstig zum Himmel um ein Kind, der letztere, nachdem er vierzig Tage im Gebirge gefastet, die Mutter, indem sie, wie Gregor von Nyssa aus anderen Quellen hinzufügt, bis in das Allerheiligste des Tempels ge-

Digitized by Google

drungen sei. Dieses Allerheiligste durfte sonst der Hohepriester sogar nur einmal im Jahre betreten, und mußte obendrein Glöckchen an seinem Kleide tragen, damit die Gottheit, wie der treuherzige Epiphanius irgend einer Spötterquelle nachschreibt, ihn kommen hören und ihre Eselsgestalt verbergen könnte, deren Erblicken dem Zacharias die Sprache geraubt hätte. Jedem der beiden Gatten erscheint darauf ein Engel, und sagt, daß es kein Fluch sei, der auf ihnen liege, ebenso wenig wie ein Fluch auf Sarah oder auf Anna, der Mutter Samuels, gelegen, sondern ihre lange Unfruchtbarkeit habe nur den Zweck, ihnen zu zeigen, daß das Kind, welches er ihnen verkünde, ein Geschenk des Himmels und nicht die Frucht einer sündlichen Lust sein solle. Die h. Anna gelobt hierauf (ebenso wie die gleichnamige Mutter Samuels) das verheißene Kind dem Tempel und begibt sich vor die sogenannte goldene Pforte desselben, die der Engel den lange getrennten Gatten als Ort der Begegnung bezeichnet hatte. In dem mehrerwähnten altfranzösischen Theaterstück wird dieses Stelldichein ganz opernmäßig geschildert:

Anna: Joachin, mon amy très-doulx
Honneur vous fais et reverence.
Joachim: Anne, ma mye, votre présence
Me plaits très-forts, approchez-vous.
Anna: Hélas! que j'ai eu de courroux,
Et de souci pour votre absence!
Joachin, mon amy très-doulx
Honneur vous fais et reverence.

Joachim küßt darauf die Gemahlin und dieser Kuß vor der goldenen Pforte wurde später auf Kirchenbildern als die Scene der unbefleckten Empfängniß Mariä dargestellt. Von diesem mystischen Kuß steht aber in jenen Evangelien, die offenbar ein nicht einmal geschicktes Plagiat des Eingangs der Bücher Samuelis sind, noch nichts, obwohl man ihn sehr leicht hineininterpretiren kann. Es bleibt vielmehr eine ähnliche Unbestimmtheit in dieser Erzählung wie hinsichtlich der Geburt Christi in den anerkannten Schriften der Bibel, doch wird Maria vorwiegend als ein beiden Eltern gegebenes Geschenk des Himmels bezeichnet, und Marias Heiligung besteht zunächst nur darin, daß der Engel in ihr die Mutter des Gottmenschen ankündigt, und daß sie im Tempel erzogen wird, um alles Unreine in Speise, Trank und Umgang von ihr fern zu halten. Unmittelbar aus den Händen der Priester empfängt sie Joseph, den sein im Tempel aufblühender Baumzweig vor den anderen Bewerbern auszeichnet.

Die weitere Erzählung macht die Absicht dieser Schriftstücke klar. Im Urevangelium Jacobi bewegt Maria bei der Erscheinung des Engels der Gedanke, ob sie denn wie andere Weiber empfangen solle, und der Engel beantwortet diese unausgesprochene Frage sogleich mit Nein, sie würde vom heiligen Geiste beschattet werden und den Sohn Gottes empfangen. Die Fortsetzung des Urevangeliums, welches so genannt wurde, weil es gleichsam die Einleitung zum Evangelium Matthäi bildet, diese Fortsetzung, in welcher die Wehmutter mit einer anderen Frau erscheint, um die Fortdauer der Jungfräulichkeit Mariens nach der Geburt Christi zu bestätigen, ist abstoßend und anticipirt bereits die mönchischen Frechheiten einer späteren Zeit über dieses Capitel. Nachdem die gedachten Evangelien ihren Zweck, den Lehrsatz von der unbefleckten Geburt Christi zu commentiren und abzurunden, erfüllt hatten, wurden sie am Ende des fünften Jahrhunderts vom Papst Gelasius mit einem halben Hundert anderer Evangelien für apokryph und untergeschoben erklärt. Der Bau war vollendet, wie Voltaire so bezeichnend sagt, die Gerüste konnten abgebrochen werden. Aber Anna und Joachim gehörten seitdem der kirchlichen Tradition unverloren an.

Eine Meinungsverschiedenheit konnte zunächst nur noch darüber bestehen, ob Maria als wirkliche, an der Erzeugung des Gottmenschen Theil habende, oder nur als scheinbare Mutter zu betrachten sei, eine Frage, die mit derjenigen nach der einfachen oder doppelten Natur Christi in innigster Beziehung steht, an Subtilität aber dem damals eben ausgefochtenen Streite über die Gottgleichheit oder Gottähnlichkeit Christi an die Seite gestellt werden kann. Aber wie in letzterem mit allen erlaubten und unerlaubten Waffen gekämpft wurde, so geschah auch die schnelle Entscheidung über die Würde der Maria durch einen Gewaltact. Der Bischof von Constantinopel Nestorius hatte es anstößig gefunden, daß man Maria schlechthin die Mutter Gottes oder die Gottgebärerin (Deipara) nannte, während sie doch nur als die Mutter des vergänglicheren Theiles des Gottmenschen betrachtet werden dürfe, weshalb er den Namen Mutter Christi für angemessener hielt. Die Sache wurde vor das erste Concil von Ephesus (im Jahre 431) gebracht, dessen Vorsitzender der h. Cyrillus von Alexandrien, der Urheber des Mordes der schönen und klugen Hypathia, zugleich der erbittertste Gegner des Nestorius war. Selten hat man ein mehr oberflächliches Verfahren gesehen, um eine mißliebige Ansicht zu unterdrücken und als ketzerisch zu brandmarken, als das hier beobachtete. Ehe noch die der Meinung des Nestorius geneigten orientalischen Bischöfe erschienen waren und trotz des Protestes von 68 der versammelten Bischöfe, welche die Ankunft jener und der päpstlichen Legaten abzuwarten für nothwendig erklärten, wurden in einer einzigen Tagessitzung die incriminirten Schriften des Nestorius und die Anklagen des Cyrillus geprüft, die Vertheidigung gehört und das Urtheil gesprochen. Die Meinung des Nestorius, daß die Titulatur „Mutter Gottes" zu weit gehe und zu Mißverständnissen Anlaß gebe, wurde für ketzerisch erklärt, er selbst als ein neuer Judas bezeichnet und aller seiner Aemter und Würden für verlustig erklärt. Dieser Machtspruch blieb bestehen, obwohl die später anlangenden orientalischen Bischöfe ihrerseits den Cyrillus absetzten und beim Kaiser Billigung ihres Verfahrens fanden. Die dramatische Herbeiführung und tumultuarische Aufnahme dieser Vergewaltigung gab das Vorbild der 18 Jahre später zu Ephesus abgehaltenen sogenannten Räubersynode und erinnert in vieler Beziehung an die Zangengeburt des Unfehlbarkeitsdogmas.

Der Erzketzer Nestorius wußte gar wohl, was er mit seiner Bevorzugung des Namens Mutter Christi wollte, und scheint ganz richtig vorhergesehen zu haben, welche Masse von Mißbräuchen sich aus dieser anscheinend unbedeutenden Meinungsverschiedenheit entwickeln könnte. Auch hatten schon damals schwärmerische Christinnen im Morgen- und Abendlande (die sogenannten Collyridianerinnen oder Philomarianiten) den Schluß gezogen, daß die Mutter Gottes doch verehrungswürdiger und größer sein müsse als Gott selbst, und sie als eine neue Kybele und Göttermutter nach alten überschwänglichen Riten gefeiert. Andrerseits mochte sich dem Cyrillus und seinen Anhängern die Marialatrie im voraus als der würdigste Ausdruck der Religion der Liebe darstellen, denn diese gründet sich in der That vorzugsweise auf jenen Titel, der ihr fast mit dem Vorbehalte, daß es nur ein Titel sein sollte, auf der Kirchenversammlung von Ephesus zugesprochen wurde. Aber die egyptischen Heiden begannen gleich damals, wie man aus den Briefen des Isidorus ersieht, über die neue Kybele der Christen zu spotten.

Man hat nach Bayles Vorgang die glänzende Laufbahn der Maria, welche noch in der Bibel neben dem Sohne eine so untergeordnete Rolle spielt, oftmals und, wie ich glaube, mit gutem Recht aus der Vermenschlichung des Himmelreiches und der Vergleichung Gottes mit einem auf seinem Throne sitzenden König und Herrscher der Welt erklärt. Einen solchen Königsthron kann man sich, wie auch Luther zugestand, nicht ohne eine glänzende Umgebung von Hofleuten und Ministern denken, und ein Hof ohne Frauen gliche, wie Brantome so hübsch sagt, einem Garten ohne Blumen. Nun lehrt die tägliche Erfahrung, daß, wer bei irgend einer Regierung ein Anliegen hat, sich nicht damit direct an den König wenden darf, sondern an einen seiner zugänglicheren Lieblinge, der, empfänglicher für die Ehrfurchtsbezeugungen niederer Personen, den

Digitized by Google

König vermöge seines öfteren Zutrittes und Ansehens dann leicht zur Gewährung der Bitte zu stimmen vermag. Das ist die natürliche Erklärung von der Entstehung des Cultus der Heiligen, die oft ganz direct als „Freunde Gottes" um Fürbitte angegangen werden und von denen bei zunehmender Arbeitstheilung schließlich Jeder zu einem Ministerportefeuille kam, unter denen besonders das der Medicinalangelegenheiten über eine große Anzahl berühmter Specialisten und freiwilliger Krankenpflegerinnen verfügt. Dem königlichen Begnadigungsrechte entsprach endlich eine besondere Regierungsabtheilung, deren Oberleitung auf das natürlichste der schwergeprüften, allbarmherzigen Gottesmutter zufiel. Da ihrem Sohne das Richteramt über Lebende und Todte zusteht, so war nichts näherliegend als daß alle Gnadesuchende sich um ihre Verwendung bei dem Sohne bemühen mußten. In diesen Anschauungen liegt der treibende Beweggrund, daß Maria allmählich die Oberste aller Heiligen wurde, und daß der Verehrung (Dulia) der dii minores oder gewöhnlichen Hofleute des Himmels diejenige der Königin Mutter als Hyperdulia den Rang ablief. Man glaubte die Schmerzensreiche nicht nur leichter rühren zu können, sondern sie auch als Weib eher durch kostbare Opfergaben, seien es nun Prachtgewänder für ihre Statuen, blitzendes Geschmeide, goldene Kronen ꝛc. gnädig stimmen zu können. Die letztere als für den Kirchenschatz höchst einträglich erkannte Erwägung war es ohne Zweifel im Besondern, welche die Geistlichkeit veranlaßte, die Marialatrie immer höher zu treiben, bis zur Erfindung so unverschämter Mittel wie z. B. das des Jesuiten Osorius, der behauptete, Gott habe unzählige Blanquets in Marias Hände gelegt, die sie nach Belieben zu Gunsten ihrer Verehrer verwenden könne. Bekanntlich trat hinter dem Mariendienst, zu dem die Bibel keinen Anlaß gibt, die Verehrung Christi allmählich völlig in den Hintergrund und das sarkastische Wort Bayles, es sei zu erwarten, daß der Herr der Welt schließlich zu Gunsten der Königin Mutter abdanken werde, um das Weltregiment völlig in ihre Hände zu legen, was sie doch bereits zu drei Viertel an sich gebracht hatte, war nur zu sehr den eingerissenen Mißbräuchen angemessen.

Literatur und Kunst.

Etwas über Lectüre.

Nr. 14 der „Gegenwart" brachte uns einen interessanten Artikel über den Sprech- und Schreibstil. Dem Herrn Verfasser gebührt unser Dank dafür, daß er auf eine Sache von so allgemeiner Wichtigkeit die Aufmerksamkeit wieder einmal hingelenkt hat; und wenn er zur Erklärung der von ihm gerügten Uebelstände bis auf die Schule zurückgeht und den Grund jener Mängel, wenigstens zum Theil, in einer verkehrten Erziehungsmethode zu finden glaubt, so wird ihm die Wahrheit dieser Bemerkung wohl kaum abzusprechen sein. Angeregt durch seine dankenswerthen Worte erlauben wir uns, die Leser der Gegenwart noch auf einen anderen, in beregter Hinsicht nicht minder wichtigen und einflußreichen Factor aufmerksam zu machen, auf die Lectüre. Was Jemand spricht oder schreibt, ist ja Ausdruck seiner Gedanken; wie er spricht und schreibt, hängt also davon ab, wie er denkt, und welch' ungeheueren Einfluß auf unser Denken und somit auf unsere ganze Entwicklung die Lectüre hat, kann Jeder an sich selbst zur Genüge beobachten. Was die Schule für die Jugend, das ist die Lectüre für die der Schule Entwachsenen. Sie ist der Canal, der den weitesten Kreisen des Volkes die geistige Nahrung zuführt, und wird so, je nachdem diese Nahrung ist und genossen wird, das förderndste Bildungsmittel oder — ein intellectuelles Gift, das den geistigen Organismus zerrüttet.

Wenn ich von Lectüre spreche, so sehe ich hier ab von demjenigen Lesen, welches man gewöhnlich Studiren nennt, von dem Lesen der Gelehrten und derer, die es werden wollen; dieses Lesen geht unmittelbar hervor aus dem Trieb nach Erkenntniß, es hat den Zweck, das Wissen des Lesers in dieser oder jener Wissenschaft zu bereichern, und trägt dadurch eine gewisse Bürgschaft seines Erfolges in sich selbst. Nein, was ich hier im Sinne habe, ist dasjenige Lesen, mit dem die meisten Menschen, die gebildeteren wenigstens, einen Theil ihrer Mußestunden auszufüllen pflegen, also die Art von Lectüre, welche in allen Gesellschaftskreisen gepflegt wird, am meisten natürlich in denjenigen, welchen ein günstiges Geschick es vergönnt hat, die Mehrzahl der Stunden als Mußestunden betrachten zu dürfen. Und diese Lectüre blüht allerdings heutzutage nicht wenig: von dem hoffnungsvollen Schüler an, der hinter dem Rücken des Lehrers eine, wie er meint, langweilige Schulstunde in eine Stunde für Privatlectüre umzuwandeln sich erdreistet, bis hinauf zur gnädigen Frau des feinsten Hauses, die so glücklich ist, ihrem literarischen Interesse einen guten Theil des Tages ungestört widmen zu können, in jedem Alter und jedem Stande, überall wird gelesen. Dies könnte man, wenn man es nicht wüßte, schon aus der Masse der belletristischen Literatur schließen, die täglich aus der Presse hervorgeht und auch gekauft wird, wie die neuen Auflagen beweisen; was aber gekauft wird, wird auch gelesen, denn diese Art Literatur pflegt nicht das herbe Schicksal von so manchem wissenschaftlichen Buche zu erleiden, das um theures Geld erstanden wird, um dann in unaufgeschnittenem Zustande ein beschauliches Stillleben auf dem Bücherbrett zu führen. Wer bisweilen eine wohl assortirte Leihbibliothek besucht, wird denselben Eindruck gewinnen, wenn er sieht, wie zahlreich das lesende Publicum dort verkehrt, wie um ein bestimmmtes Buch Einer dem Andern den Rang ablaufen möchte, als gälte es, Wasser zu schöpfen zu Zeiten der Dürre. Also gelesen wird heutzutage furchtbar viel; und dies könnte dann für den, dem der Fortschritt der Menschheit am Herzen liegt, ein Gegenstand lebhafter Freude sein, wenn diese Freude nicht bisweilen getrübt würde durch die Erkenntniß, wie, was und aus welchen Gründen mitunter gelesen wird. Denn, wie schon oben gesagt, das Lesen an sich hat für die geistige Entwicklung noch gar keinen Werth: es kommt Alles darauf an, ob es auch richtig betrieben wird. „Nun, wie wird's denn richtig betrieben?" höre ich eine lernbegierige Leserin oder einen mäckelnden Leser fragen, „heraus mit dem Recept, das du in der Tasche zu haben scheinst!" Und nun erwarten Sie von mir vielleicht so etwas wie einen Katechismus der Lesekunst oder eine unfehlbare Anleitung, aus so viel Bogen Lectüre so viel geistigen Extract zu gewinnen. Da muß ich bedauern, nicht dienen zu können. Eine solche Kunst läßt sich nicht beibringen wie das Buchstabiren. Wer geistig gut organisirt ist, wird, wie jede andere geistige Thätigkeit, so auch das richtige, erfolgreiche Lesen schon von selbst besorgen, ganz ebenso wie der mit gesunder Lunge das Athmen, der mit gesundem Magen das Verdauen; andrerseits wird dem, der an irgend einem Theile seines Organismus krankt, eine vollständig normale Function dieses Theiles nicht beizubringen sein. Wie aber ein Mensch von der blühendsten Gesundheit dieselbe verderben oder Jemand, der weniger gesund ist, durch Diät und dergl. Manches bessern kann, so sind wir auch auf die Art unsrer geistigen Thätigkeiten, mithin auch auf die des Lesens, nicht ohne Einfluß. Man kann daher auch hier wie dort auf Dieses oder Jenes merken lehren, aufmerksam machen auf Einzelnes, was schädlich oder nützlich wirkt; mehr als solche schwache Fingerzeige können natürlich auch diese Bemerkungen nicht sein wollen.

Wenn wir von einem Nutzen sprechen, den das Lesen bringen soll, so müssen wir uns zunächst darüber verständigen, worin dieser Nutzen besteht. Das ist ziemlich einfach: in einem äußern Vortheil besteht er natürlich nicht, (wenn auch viele Menschen einem solchen wahrscheinlich den Vorzug geben

Digitized by Google

würden,) sondern in einer innern, geistigen Förderung. Das Lesen soll doch offenbar eine geistige Thätigkeit sein, soll also auch participiren an dem Zweck und Resultat jeder geistigen Thätigkeit, an der Entwicklung und Klärung des Geistes selbst. Diese unsere innere Entwicklung ist aber nicht etwas für uns Zufälliges oder ethisch Gleichgültiges, sondern sie ist unsere Pflicht, deren Unterlassung uns degradirt. Denn dasjenige, was den Vorzug des Menschen vor allen übrigen Geschöpfen ausmacht, wird für ihn auch zum Gegenstand seiner Aufgabe, und das ist eben die Vernunft oder die Fähigkeit zu denken. Wo freilich der Mensch noch unter der Noth des Lebens, unter dem Drucke des Hungers seufzt, wo er die Möglichkeit zu leben sich selbst erst erkämpfen muß, da werden alle seine Kräfte durch dieses nächstliegende Ziel in Anspruch genommen, da wird auch sein Denken zunächst nur der Ueberwindung jener Noth zu dienen haben. Hat er aber diesen Zustand hinter sich, lebt er in Verhältnissen, in denen die Sorge um den Lebensunterhalt seine Zeit und seine Kraft entweder gar nicht mehr oder doch nur noch zum Theil in Anspruch nimmt, da muß sich auch die Vernunft ihres höheren Zweckes bewußt werden. Nicht deshalb ist uns vor den Thieren der Vorzug des Denkvermögens zu Theil geworden, damit wir ihn brach liegen lassen, sondern damit wir vermittelst desselben, soweit es möglich ist, Klarheit und Einsicht gewinnen, Einsicht in die Probleme des Lebens, die uns umgeben, in das Räthsel des Daseins, dem wir angehören. Was wir vernehmen und erleben, die ganze Fülle der Erfahrung soll von unserem Denken angenommen und nach diesem Ziele hin verarbeitet werden; war die Erfahrung nach dieser Seite hin resultatlos, hat unser Denken aus derselben nicht irgend einen Gewinn gezogen, durch den wir innerlich gefördert sind, so war sie auch vollständig werthlos für uns. — Was hier allgemein gesagt ist, das brauchen wir nur auf unsern Gegenstand, auf die Lectüre, anzuwenden, um einen Maßstab für den Werth oder Unwerth derselben zu haben. Auch das Lesen bildet für uns einen Theil der Erfahrung: es führt uns Erfahrungen zu, die gewissermaßen ein Anderer für uns gemacht hat. Dieses Percipiren der Erfahrungen, welches durch das genannte Medium stattfindet, hat an sich selbst noch gar keinen Werth für uns: wie weit wir innerlich, sei es moralisch oder intellectuell, dadurch gefördert sind, wie weit wir an Einsicht dadurch gewonnen haben, das erst ist das Kennzeichen dafür, welchen Werth die Lectüre für uns hat. In welchem Maße eine solche Förderung aber möglich ist, dieses hängt wiederum davon ab, in wieweit unsere eigene geistige Thätigkeit beim Lesen mitbeschäftigt ist. Durch diese Erwägungen ist uns der Weg zu einer ersprießlichen Lectüre gegeben: das Gelesene stets mit dem eigenen Denken zu begleiten, die fremden Gedanken, die uns die Lectüre zuführt, prüfend aufzunehmen, sie je nach ihrem verwandtschaftlichen oder gegensätzlichen Verhältnisse zu den unseren dem eigenen Gedankensystem einzuverleiben oder davon auszuschließen und so das Ganze unserer Einsicht zu vermehren und zu befestigen, — das ist das ganze Geheimniß einer fördernden Lectüre. Das Nachdenken, das Selbstdenken ist der fruchtbare Boden, auf den das Gelesene fallen muß, um aufzugehen; fehlt dieser Boden, so kann man den Samen scheffelweise streuen: kein Körnchen davon wird Wurzel fassen, geschweige denn Früchte bringen.

Wenn man von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wie manchmal gelesen wird, so kann man allerdings der Lectüre vieler Menschen ein sonderlich ersprießliches Resultat kaum zutrauen. Manche nämlich befleißigen sich beim Lesen eines größtmöglichen Mangels jeglicher Gedanken: sie halten ein Buch für eine lobenswerthe Einrichtung, die Einem das leidige Denken doch einmal auf einige Zeit abnimmt, und benutzen es als ein erwünschtes Mittel, den ersehnten Mittagsschlaf dadurch herbeizuzaubern, weil, wenn sie den Uebergang in's Reich der Träume ohne Lectüre bewerkstelligen wollten, dieser Versuch durch allerlei Geschäftsgedanken vereitelt werden könnte. Daß ein Autor durch diese Verwendung seines vielleicht geistreichen Werkes als Einschläferungsmittel seine Mühe genügend belohnt sehen sollte, dürfte zu bezweifeln sein; daß aber ein solcher geehrter Leser seine Zeit besser und nützlicher mit etwas Anderem ausfüllen könnte als mit Lesen, dürfte wohl ebenso feststehen. Ein Anderer liest zwar seinen Roman mit Interesse, aber dieses Interesse hat seine Liebhabereien: wird einmal im Verlauf der Handlung nicht geliebt oder intriguirt und dergl., kommen vielleicht ein paar vernünftige Menschen zusammen und unterhalten sich über ernstere Dinge, so überschlägt er diese Seiten, weil sie ihm langweilig oder unsinnig vorkommen. Aber Lichtenberg sagt einmal ungefähr so: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammen stoßen, und es klingt hohl, muß denn das immer am Buche liegen?" Ein Dritter wiederum liest entsetzlich viel; ganze Leihbibliotheken hat er schon verschlungen, und wenn man das geistige Resultat aller seiner Lectüre untersuchte, so würde es sich herausstellen als = Null. Natürlich, vor lauter Lesen kam er niemals zum Nachdenken; sein Kopf ist dadurch der Tummelplatz der buntesten Mannichfaltigkeit fremder Gedanken, bei deren chaotischem Durcheinander von einer Ordnung nicht die Rede sein kann, von denen daher auch nicht ein einziger von dem eigenen Denken assimilirt worden ist. Was Schopenhauer einmal denjenigen Gelehrten sagt, die blos Vielwisser sind: „o wie wenig muß Einer zu denken gehabt haben, damit er so viel hat lesen können!", das kann man auf eine Menge von Viellesern jeglicher Art anwenden. Vor diesem Uebel des Zuviellesens ist daher ernstlich zu warnen, weil es gar zu leicht zu einem flüchtigen und gedankenlosen Lesen wird; ein solches aber ist für den Leser nicht nur von gar keinem Nutzen, sondern wirkt sogar höchst nachtheilig auf sein eigenes Denken. Denn wie man sich durch zu reichliche Speise den Magen verdirbt, so kann man sich durch die zu starke Zufuhr dieser Art von geistiger Nahrung den ganzen geistigen Organismus zerrütten. Speisen wollen verdaut sein, wenn sie den Körper nähren sollen: so wollen auch fremde Gedanken durchdacht und assimilirt sein, wenn sie unserem Geiste zur Nahrung gereichen sollen. Werden sie dies nicht, werden auf die unverdauten fremden Gedanken immer noch neue unverdaute gehäuft, so wird die Verwirrung im Kopfe immer größer und das eigene Denkvermögen immer kleiner. Es ist daher keine Uebertreibung, wenn man über einen solchen Menschen bisweilen sagen hört: er hat sich dumm gelesen. Daß man auch in den sogenannten gebildeteren Ständen oft Leute trifft, die nicht im Stande sind, einige Gedanken logisch aneinanderzureihen und ihnen einen klaren Ausdruck zu geben, hat entschieden vielfach seinen Grund in der Art, wie diese Leute ihr ganzes Leben hindurch gelesen haben. Da wird Buch auf Buch durchflogen, an einem Tage werden oft mehrere Bände abgethan, und nach beendeter Lectüre ist man zufrieden, über das Schicksal der Hauptheldin im Klaren zu sein, ob sie sich ertränkt oder geheirathet oder wie sie sonst geendet haben. Von einem denkenden Eingehen auf die Intentionen des Autors, auf die Ideen, die er uns vorführt, auf die Schönheiten des Gedankens oder des Ausdrucks, die er uns bietet, ist nicht die Rede, und so ist man auf dem besten Wege zu dem wenig beneidenswerthen Resultate, das oben dargelegt wurde.

Soviel über das Wie des Lesens, welches ohne Zweifel bei aller Lectüre die Hauptsache ist. Daneben ist aber auch das Was von nicht zu unterschätzender Bedeutung bei unsrer Frage. Der Umgang mit schlechten Büchern übt meist einen noch schädlicheren Einfluß aus als der mit schlechten Menschen, sowohl in sittlicher als in intellectueller Hinsicht. Denn Gemeinheiten und Dummheiten, wenn sie uns offen an Personen entgegentreten, werden ohne Mühe von einem Jeden als solche erkannt und erwecken so bei einem unverdorbenen Gemüthe und einem gesunden Verstand eher Abscheu als Nachahmung; dagegen niedergelegt in Büchern, wo sie häufig unter der Maske ihres Gegentheils auftreten und im anmuthigsten Gewande sich darbieten, schleichen sie sich leicht unbemerkt in die Seele des harmlosen Lesers ein, und werden so für ihn zum moralischen und intellectuellen Gift, das seine geistigen Kräfte allmählich zu entnerven droht. Deshalb sollten wir bei unsrer Lectüre es uns stets zur Norm machen, soweit es möglich ist, nur Gutes zu lesen, also nur solchen Schriftstellern unsere Muße zu widmen, die uns entweder schon aus eigener Erfahrung als edle, uns fördernde bekannt oder uns von Leuten, deren Geschmack und Urtheil wir vertrauen können, als lesenswerthe empfohlen sind. Wenn nun etwa nach obigen

Digitized by Google

Auseinandersetzungen über die Nothwendigkeit des Denkens beim Lesen einige unserer Leserinnen fürchten sollten, wir würden ihnen rathen, statt ihrer bisherigen Romanlectüre sich in Zukunft nur noch mit hochphilosophischen Abhandlungen zu quälen, so irren sie sich. Jedes gute Buch, sei es ein ausschließlich der Belehrung oder ein zugleich der Unterhaltung dienendes, will seinerseits einen Beitrag geben zur Lösung irgend eines der zahlreichen Probleme, die uns von allen Seiten umgeben; aus jedem also können wir Anregung und Förderung erhalten, wenn wir es richtig gebrauchen. Freilich ist dazu die Möglichkeit bei dem einen Buche größer als bei dem andern: dasjenige, welches im Vergleich zu seinen Genossen die größeren Vorzüge hat, wird natürlich auch dem Leser einen größeren Gewinn bringen. Aber eine allgemeine Regel darüber, was man lesen soll, läßt sich deshalb doch nicht aufstellen; die Verschiedenheit des Geschmacks, der Neigungen, der Begabung, kurz der Individualitäten ist eben eine zu mannichfaltige, als daß sich eine Art geistiger Speisekarte zusammenstellen ließe, die Allen angenehm und zuträglich sein könnte. Nur der eine Rath läßt sich hier geben, ein Jeder möge dafür sorgen, daß die geistige Nahrung, die er durch die Lectüre zu sich nimmt, eine gute und wirklich nahrhafte sei. Und in diesem Punkt bleibt allerdings noch Vieles zu wünschen übrig. Besonders auf eine Untugend muß ich hier aufmerksam machen, die heutzutage stark grassirt, auf die Gewohnheit nämlich, stets nur nach dem Neusten zu greifen, unbekümmert darum, wie es ist, und unsere alten, anerkannt guten Schriftsteller, welche der Stolz der Nation sind, ungelesen zu lassen. Es ist wirklich beschämend, unter denen, die sich Gebildete nennen, so viele zu sehen, die von unseren guten Classikern kaum mehr kennen, als was ihnen einst in der Schule vorgeführt wurde; selbst bei einem Goethe und Schiller erstreckt sich ihre genaue Kenntniß oft nicht weiter als auf dasjenige, was bisweilen durch das Theater bei ihnen wieder aufgefrischt wird. Während aber die Werke dieser Männer auf den Bücherbrettern jener „Gebildeten" verstauben, lassen sich diese gewiß wenig entgehen von der Fluth schlechter Romanliteratur, die tagtäglich den Büchermarkt überschwemmt. Und warum das, warum? Ja, die Gründe, weshalb überhaupt Jemand liest, sind eben mitunter sehr merkwürdiger Art. Viele lesen, um sich zu belehren oder auf eine edle und nützliche Weise zu unterhalten: solche Leser werden schon von selbst danach streben, möglichst Gutes zu lesen. Es gibt aber auch Manche, die bei ihrer Lectüre keinen anderen Zweck haben als den, auf eine möglichst leichte und angenehme Weise einige Stunden todtzuschlagen, weil ihnen ein anderes Vergnügen während dieser Zeit nicht grade zu Gebote steht. Solchen Lesern ist natürlich die seichteste Lectüre die angenehmste, etwa so ein Roman mit durchaus leichter Sprache, recht spannender Handlung und einigen pikanten Ingredienzien, welche die Phantasie angenehm aufregen, ohne doch den Kopf mit vielen Gedanken zu beschweren; etwas derart ziehen sie jedem Werke unsrer größten Classiker vor, weil diese in Allem, was sie schreiben, selbst in ihren Romanen, etwas zu denken geben, eine Sache, mit der sich jene durchaus nicht zu befreunden vermögen. Die Zahl der so gearteten Leser ist viel größer als man annehmen möchte. Es gibt eben auf dem weiten Erdenrunde Manchen, der mit dem ewigen Juden in den Memoiren des Satans oftmals seufzend von sich gestehen muß: „da übermannte mich die Langeweile, die eines meiner Hauptübel ist". Wie aber häufige Langeweile schon an sich einem Menschen nicht gerade zur Empfehlung gereicht, da sie einen sonderlichen Gedankenreichthum bei demselben nicht voraussetzen läßt, so kann man auch der von Gähnen begleiteten Lectüre, zu der sie treibt, einen bedeutenden Gewinn für den Leser nicht prognosticiren.

Neben solchen Käuzen soll es, wie die böse Welt sagt, noch eine andere Classe von Lesern geben, die eigentlich noch merkwürdiger sind als jene, insofern sie überhaupt nicht mit Rücksicht auf sich selbst lesen, weder um sich zu belehren, noch auch um sich zu unterhalten, sondern nur mit Rücksicht auf Andere; sie lesen nämlich, um — über das Gelesene schwatzen zu können, um stets neuen Stoff zur Unterhaltung in ihren Gesellschaften zu haben. Und dazu eignet sich denn freilich das Neuste besser als jene alten, längst allgemein bekannten classischen Werke, welche ja der Eitelkeit, stets mit etwas Neuem aufwarten zu können, nicht mehr zu dienen im Stande sind. So ist denn die verkehrte Auswahl bei der Lectüre zwar erklärlich, aber dadurch nicht entschuldbar, denn sie ist ein Undank gegen die Männer, denen unsere Nation so viel verdankt, und zugleich ein großer geistiger Verlust, den diejenigen, die ihn erleiden, selbst verschuldet haben. Uns aber war es Bedürfniß, auf diese Verkehrtheiten hier hinzuweisen; sollte irgend Jemand von unsern Lesern sich durch diese Bemerkungen etwas mitgetroffen fühlen, der mag's verzeihen und — sich bessern.

E. Gerhard.

Sealsfield-Postl.

Von **Johannes Scherr.**

(Schluß.)

III.

Wer war nun aber dieser große Autor? Wer steckte hinter der pseudonymen Maske Charles Sealsfield?

Der deutsche Bauersohn Karl Postl aus Poppitz bei Znaim in Mähren.

Das wissen wir jetzt, und alles, was wir sonst noch von Sealsfield wissen, hat der Herr Doctor Smolle in dem oben von mir citirten Büchlein bündig, sauber, pietätvoll zusammengestellt und in gefälliger Form der deutschen Lesewelt zur Betrachtung dargeboten, wofür wir ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Auch dafür gebührt dem Doctor, wie Herrn Meister aus Znaim und gleichgesinnten Freunden, unser Dank, daß sie die Errichtung eines Denkmals für ihren berühmten Landsmann auf heimatlichem Boden anregten, hoffentlich mit Erfolg . . . .

In einem altindischen Drama heißt es:

„Das Schicksal spielet mit dem Menschenleben
Und radgleich dreht sich wirbelnd um die Welt".

Ja wohl! War es nicht auch ein wunderlich Schicksalsspiel, daß in einem weltverlorenen Winkel unter dem Dach eines mährischen Bauernhauses ein Junge zur Welt kam, welcher der größte dichterische Ethnograph der europäischen Literatur werden und uns die Riesenströme, Urwälder und Savannen, die menschenwimmelnden Städte und die in grenzenloser Einsamkeit verlorenen Blockhütten der Ansiedler, den Wigwam der Rothhaut und die Rohrcabine des Negers, das Empfinden, Denken und Thun der verschiedenartigsten Rassen und Nationalitäten, das wildeste Gewühle der Leidenschaften und die tollsten Ausbrüche der Narrheit, die neue Welt, wie sie leibt und lebt, arbeitet, kämpft, leidet, weint, lacht, liebt, haßt, calculirt und rast, mit unvergleichlich-realistischer Macht und Pracht vor die Augen hinzaubern sollte?!

Und der Mann war Mönch, bevor der Dichter aus der Kutte schlüpfte und bevor er merkte, daß die Feder des Klostersecretärs, welche er führte, eigentlich ein Zauberstab sei. Dem jungen Karl Postl erging es eben, wie es schon tausend und wieder tausend Söhnen fromm-katholischer Mütter ergangen ist: — er sollte „geistlich", er sollte „Mein Herr Sohn", er sollte eine „Hochwürden", wohl gar ein „Heiliger Leib" werden. Nicht alle frommen — im besten Sinne frommen — katholischen Mütter sind zugleich so verständig wie meine eigene herrliche Mutter gewesen ist. Die merkte bei Zeiten, was für ein curioser Heiliger von „Hairle" ich werden würde, und verzichtete aus freier Hand auf die Erfüllung ihres theuersten Lebenswunsches.

Digitized by Google

Hätte sie nicht darauf verzichtet, ich hätte ihn erfüllt. Ja, beim Zeus, so hätt' ich gethan und jetzt wär' ich — es rieselt mir bei dem Gedanken ein kalter Schauer gerade über den Rücken — einer der Unglücklichen, welche so thun, als glaubten sie an unbefleckte Empfängnisse, Syllabuse, Vaticana und dergleichen alleinseligmachende Herrlichkeiten mehr. Vielleicht hätt' ich es gar bis zum Bischof gebracht — wer weiß? — und säße jetzt in einem comfortabel eingerichteten „Kerker", nährte mich, um die Sünden Bismarcks und Falks abzufasten, redlich mit Rheinsalm und Scharlachberger, ließe mir behaglich die Nägel und die Märtyrer-Gloriole wachsen und dazu behaglichst von mehr oder weniger schönen westphälischen oder schlesischen Gräfinnen die heiligen Hände küssen. Auch ließe mein Martyrium mir ja Muße genug, noch bei Lebzeiten und, so zu sagen, auf Lager etzliche Wunderchen und Zeichelchen zu verüben, und könnt' ich also mit der bestimmten Aussicht auf Heiligsprechung dahinfahren und der allerpopulärsten Unsterblichkeit, nämlich der im Kalender assecurirten, mich getrösten. Um alles dieses und um noch verschiedenes andere hat mich das leidige Einmaleins gebracht und meine Tolpatschigkeit, welche mich verhinderte, zu sagen uud zu singen: „Credo, quia absurdum — Te deum laudamus!"

Wohl also, im mährischen Dorfe Poppitz steht der Kirche gegenüber das niedrige Bauernhaus, in welchem am 3. März von 1793 dem Ortsrichter Anton Postl und seiner Ehefrau Juliane ein Junge geboren wurde, welchen sie Karl nannten. Es ging im Hause nicht gerade arm, aber doch so ziemlich ärmlich her und Vater Anton war ein strenger, mitunter zu strenger Mann. Ein vertrauliches Verhältniß zu ihm scheint der Sohn nie gewonnen zu haben. Was die Mutter anlangt, so wollte sie ihren Sohn im Chorhemd auf der Kanzel und im Meßgewand vor dem Altar sehen, um jeden Preis, und sie war die Frau, ihren Willen durchzusetzen. Karl machte in Znaim, beim Tischler Schmid „verkostgeldet", die fünf Classen des Gymnasiums durch und absolvirte dann im Kreuzherrnstift zu Prag, in welches er auf die Fürsprache eines geistlichen und eines adeligen Gönners als „Conventstudent" aufgenommen worden, die „Philosophie", worunter man bekanntlich damals und noch lange nachher in Oesterreich eigentlich die Misosophie verstand oder wenigstens verstanden wissen wollte. Wenn man überhaupt den damaligen Zustand der österreichischen Studienanstalten berücksichtigt, wird einem klar, daß Karl Postl den hohen Bildungsgrad, welchen seine Schriften aufzeigen, nur der Autodidaxis zu verdanken haben konnte.

Mit der Prager „Philosophie" fertig, ging Karl heim nach Poppitz, wo jetzt entschieden werden sollte, was weiter. In der rauchgeschwärzten Küche des Vaterhauses fiel die Entscheidung. Dort trat der Sohn die Mutter an mit der Frage: „Was soll ich nun werden?" Worauf die fromme Bäuerin: „Wüßt' ich, daß du nicht Geistlicher werden wolltest, so würde mich jeder Kreuzer reuen, den ich auf dich verwendet habe". Ein heftiger Seelenkampf arbeitete sichtbar in dem Jüngling. Dann sagte er kurz: „Nun, Mutter, Ihr Wille geschehe!" und ging weg.

Karls Bruder, Joseph, welcher uns diese Scene bezeugt, sagt ergänzend aus, die Mutter habe nachmals oft die Stelle in der Küche bezeichnet, wo ihr verschwundener und verschollener Sohn dazumal gestanden, und habe unter heißen Thränen ihre harte Rede beklagt. Zu spät! Aber mußte es denn nicht so sein? Besäßen wir einen Sealsfield, so Mutter Juliane zu jener Stunde anders gesprochen hätte? Kaum. Auch dieser Genius mußte, wie jeder echte, im Feuer der Trübsal geglüht werden. Zudem ist Haß des Pfaffenthums einer der Charakterzüge der Sealsfield'schen Schriften, und wo hätte er diesen Haß so voll aus der Quelle schöpfen können, wie im Pfaffenthum selbst?

In seinem zwanzigsten Lebensjahre trat Karl als Novize in das Kloster der Kreuzherren zu Prag und that den schwarzen Ordenstalar an, der vorn auf der Brust ein rothseidenes Kreuz zeigte. Leider finden wir nirgends angegeben, wann der angehende Mönch die priesterlichen Weihen erhielt; wohl aber berichtet uns Doctor Smolle, daß Karl noch vor seiner Weihung zum Priester vom Ordensgeneral zum Secretär des Ordens ernannt worden sei, ein so außerordentliches Zeichen von Werthschätzung und Vertrauen, daß darob der ordensbrüderliche Neid in stille oder auch in laute Wuth verfiel. Der junge Ordenssecretär hat sicherlich die grüngelben Auslassungen solchen Neides nicht selten schwer zu verspüren gehabt, wie er denn gelegentlich gegenüber seinem Bruder Joseph Aeußerungen that, welche bitterlich merken ließen, daß und wie sehr er sein Leben für ein verfehltes ansähe, obzwar das Dasein in dem Klosterpalast in der Prager Altstadt ein ganz behagliches, ja genüßliches war, so sehr, daß ein Durchschnittsmensch den schwarzen Talar mit dem rothen Brustkreuz ganz vergnüglich getragen hätte.

Aber unser junger Priester war eben kein Durchschnittsmensch. Die Kette der Möncherei rieb ihm die Seele wund, mehr und mehr, zuletzt so sehr, daß er es nicht länger aushielt und das dumme Ding zu zerbrechen und wegzuschleudern beschloß.

Und er that so.

Es sind zu seiner Zeit über die nächsten Motive seiner Flucht aus dem Kloster allerlei Sagen ausgegangen, Sagen, welche keinerlei historischen, sondern nur einen Lügenkern hatten. Sie rührten wohl von liebsüßchristlichen Ordensbrüdern her. Man wußte zu wispern von einer Liebschaft des Ordenssecretärs mit einer den höchsten Kreisen der Aristokratie angehörigen Dame, aber auch von 80,000 Gulden, welche derselbige Ordenssecretär aus der Klostercasse und auf seine Fluchtreise mitgenommen hätte. Lügenmärchen! Nichts thatsächlich daran, gar nichts! Thatsache dagegen, daß Karl an einem der letzten Apriltage von 1823 zu seinem Bruder Joseph, welcher mit seiner Hülfe in Prag studirte, plötzlich die Worte sprach: „Bruder, du kennst meine Lage, weißt, wie unglücklich ich in meinem Stande bin. Ich kann länger die Fesseln nicht mehr tragen, die mich umschlingen. Ich werde morgen von hier abreisen und wir werden uns kaum je wiedersehen. Ich gehe zunächst nach Karlsbad, werde da die Cur gebrauchen. Was weiter folgt, kann ich dir nicht sagen — ich weiß es selbst noch nicht bestimmt".

Unzweifelhaft hatte er die Ausführung seines Entschlusses von langer Hand her vorbereitet: darauf deutet der Umstand hin, daß er seit Jahren eifrig um die Aneignung der französischen und der englischen Sprache sich bemühte; sowie der weitere, daß er unzweifelhaft die Geldmittel zur Flucht zusammengespart hatte. Ein Prager Bankherr, in dessen Haus Karl häufig zum Whist geladen war, hat wohl inbetreff dieser Ersparnisse näheres gewußt: denn er ließ sich, als man in seiner Gegenwart die Frage aufwarf, wie der Flüchtling wohl die nöthigen Gelder aufgetrieben hätte, die Aeußerung entwischen: „Oh, der Secretär Postl kann schon noch ein Jahr reisen".

Am Tage nach der seinem Bruder gemachten Eröffnung fuhr der Kreuzherr in der Ordenskutsche aus dem Klosterhof und dem Thore von Prag — auf Nimmerwiederkehr. Am 16. Mai sollte er heimkehren und die Klosterkutsche fuhr gemächlich nach Karlsbad, um ihn abzuholen. Sie kam leer zurück: Postl war verschwunden.

Daß er von Karlsbad nach Wien gegangen, weiß man. Daß er von Wien durch Tirol nach der Schweiz und von dort nach England gereist sei, ist stark zu vermuthen. Daß er in England eine Weile sich aufgehalten und dann nach America sich eingeschifft hat, steht fest. Ebenso, daß er die Vereinigten Staaten kreuz und quer durchzog, daß er Mexico bereiste, daß er in Louisiana und Texas sich aufhielt. Endlich, daß er un-

Digitized by Google

lange nach seiner Ankunft in der Union publicistisch sich bethätigte und später in Newyork eine Zeit lang das französische Journal „Courier des états-unis" redigirte, welches dem Joseph Bonaparte, Extitularkönig von Spanien, gehörte. Im übrigen ist inbetreff der transatlantischen Periode Postls alles dämmerig oder ganz dunkel. Er soll am Red-River, dessen Ufer er so herrlich beschrieben hat, eine Plantage, mit dazu gehörigen Niggers natürlich, besessen und mit großem Profit verkauft haben. Es wird uns auch von dem Bankerott eines Bankier in New-Orleans erzählt, wobei Postl den größten Theil seines „damaligen" Vermögens eingebüßt habe. Aber wie erwarb er das spätere, welches er unzweifelhaft besaß und in americanischen Papieren anlegte? Wie ist er da drüben in verhältnißmäßig kurzer Zeit verhältnißmäßig reich geworden? Höchst wahrscheinlich vermochte niemand als er selbst diese Fragen zu beantworten, und er hat es vorgezogen, sie unbeantwortet zu lassen. Auch die Bemühungen des wackern Doctor Smolle, über diesen dunklen Punkt Licht zu verbreiten, sind augenscheinlich eitel gewesen. Wollte ich meinerseits eine Vermuthung wagen, so wäre es die, daß unser Flüchtling als Agent der Unionsregierung sich Geld gemacht haben könnte. Aus einer solchen Agentur würde sich auch die Reise nach Mexico am leichtesten erklären lassen. Ich muß jedoch gestehen, daß meine Vermuthung nur einen schwachen Anhalt hat, nämlich diesen, daß Sealsfield sein „Kajütenbuch" dem Hrn. J. R. Poinsett, Kriegsminister der Vereinigten Staaten, zugeeignet hat, einem Staatsmann also, welcher seiner Zeit im Cabinette von Washington einen großen Stand hatte. Uebrigens ist mir aus Sealsfields Gesprächen erinnerlich, daß er verschiedene americanische Regierungs- und Congreßmänner persönlich gut gekannt haben muß.

Noch drüben in America und noch in den zwanziger Jahren hat der weiland Prager Kreuzherr seine Autorarbeit im großen Stil begonnen. Zunächst in englischer Sprache. Im 1827 Jahre ließ er zu Philadelphia drucken „Tokeah or the white rose", in welcher Erzählung der nachmals deutsch erschienene Roman „Der Legitime und die Republicaner" englisch zu Faden geschlagen war. Alfred Meißner hat wahrscheinlich gemacht, daß eine bitterwahre Schilderung des franz- und metternichtigen Oesterreichs, welche i. J. 1828 unter dem Titel „Austria as it is" in London erschien, von Postl verfaßt sein müßte. Ich kenne das Buch nur aus Meißners Angaben, welchen zufolge es das Beste wäre, was über jenes heillose und schandbare Regiment geschrieben worden ist.

Aber unser Mann dachte und empfand doch viel zu deutsch, als daß seine Gedanken in der fremdsprachigen Verkleidung lange sich behagt hätten. „Den Legitimen und die Republicaner" muß er schon fix und fertig deutsch aus America nach Europa, wohin er als americanischer Bürger Charles Sealsfield i. J. 1832 zurückkehrte, mitgebracht haben. Daß er seinen Taufnamen beibehielt und nur englisirte, scheint anzudeuten, er habe das Band, welches ihn mit seiner Vergangenheit verknüpfte, doch nicht ganz durchschneiden wollen. Im übrigen freilich wollte er schlechterdings nur der Americaner Sealsfield sein. Nie entwischte ihm ein Wort, welches seine Herkunft verrathen hätte. Wenn er sich jemand ganz hätte anvertrauen wollen, so wären seine Vertrauten sicherlich entweder sein langjähriger Freund Herr Nationalrath Peyer im Hof zu Schaffhausen oder Fräulein Elise Meyer ebendaselbst gewesen. Aber er wahrte auch gegen diese sein Geheimniß und niemals ließ er das leiseste Lebenszeichen nach seiner mährischen Heimat gelangen, so daß er für seine Familie schon längst verschollen war. Er scheint auch keinerlei Erkundigung über seine Angehörigen eingezogen zu haben und dies muß um so mehr auffallen, da wir bestimmt wissen, daß er seine Mutter und seinen Bruder Joseph innig liebte. Ob hinwiederum er — die Frage drängt sich uns gerade hier auf — jemals in seinem Leben die Fülle von Glück gekannt hat, welche das Gemüth einer edlen Frau über den geliebten Mann auszuschütten vermag? Ich glaube nicht. Daß er dieses Glück geahnt, ersehnt, vermißt habe, davon zeugen viele Stellen in seinen Schriften; aber keine einzige beweist, daß er es genossen. Armer Mönch!

Die Schweiz, wohin er sich gewandt hatte, mußte vor 1848 für einen Mann von Sealsfields Sinnesweise der passendste Aufenthaltsort sein. Er wohnte erst in Zürich, dann, wie schon bemerkt, in Feuerthalen und Schaffhausen. Dreimal noch ist er über den „großen Bach" gefahren und seine letzte America-Fahrt, i. J. 1853 unternommen, hat fünf Jahre gewährt. Drüben durchzog er abermals die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen und suchte die Stätten süßer und schmerzlicher Erinnerungen auf. Denn es gab solche für ihn. War er doch zweimal nahe daran gewesen, ein glücklicher Gatte zu werden. Mit einer jungen und schönen Louisianerin — wohl das Vorbild der Louise in Howards Brautfahrt — verlobt, verlor er sie plötzlich: ein Cedernsplitter war ihr in den Fuß gedrungen und die Verwundung hatte Brand und Tod gebracht. Dann später droben in den Nordstaaten hatte er die Neigung einer hübschen jungen Quäkerin gewonnen; aber auch dieses Verhältniß führte nicht zum Eheziele, weil die Eltern ihre Tochter nur einem Quäker zur Ehe geben wollten und unser weiland Kreuzherr zur Quäkerei sich nicht entschließen konnte. Man zieht sich doch wahrhaftig die Mönchskutte nicht aus, um dafür einen Quäkersack anzuziehen. Das lohnte sich der Mühe, ei, jawohl! Wenn man sich der Aeußerlichkeit Sealsfields erinnert, so geht es einem freilich ein bischen schwer ein, sich eine in ihn verliebte schöne Louisianerin und dito schöne Quäkerin vorzustellen. Aber bekanntlich sind die Frauen keineswegs so sinnlich und oberflächlich, alles oder auch nur viel auf den schönen Schein zu setzen und gerade häßliche und häßlichste Männer sind von schönsten und besten Frauen innigst geliebt worden. So Mirabeau mit seinem blatternarbigen Eberkopf, so Danton mit seinem Bulldoggengesicht, so Byron mit seinem Klumpfuß. Umgekehrt dürfte es schwer sein, eine körperlich entschieden häßliche, wenn auch geistig noch so schöne Frau nachzuweisen, welche von einem bedeutenden Manne leidenschaftlich geliebt worden wäre....

Sealsfields Ruhmesstern ging am literarischen Horizont Deutschlands etwa i. J. 1835 auf, stand nach dem Erscheinen der „Lebensbilder" im Zenith und ging ungefähr i. J. 1845 unter. Denn gelesen wird er eigentlich heute nicht mehr und mir selbst ist es zu verschiedenen malen begegnet, daß ich Leute, welche es höchlich übelnehmen würden, wenn man sie nicht zu den literarisch Gebildeten zählen wollte, auf diesen genialen Autor ausdrücklich und dringend aufmerksam machen mußte. Sie hatten nichts von ihm gelesen, nichts von ihm gewußt. So viel Genie und Arbeit demnach an eine zehnjährige Wirkung im Publicum verschwendet! So viel Prächtiges, Glühendes, Erschütterndes gedichtet haben und jetzt schon nur noch eine Mumie mit andern Mumien in den Katakomben der Literaturgeschichte sein! Ja, ja, wie noch so vieles andere kommen und gehen zu unserer Zeit die literarischen Berühmtheiten mit Dampf. Wie viele der heutigen werden nach zehn, höchstens nach zwanzig Jahren schon verdampft sein! Ich würde sagen spurlos, so die besagte Mumiensammlung nicht existirte. Uebrigens war es, genauer zugesehen, immer so. Wie viele Fixsterne zählt denn das ganze weltliterarische Firmament? Zwei Dutzende, wenn es hoch kommt. „Nur da und dorten", hat mein Freund J. G. Fischer schön gesagt:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluthen seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit".

Nachdem Sealsfield von seiner letzten Fahrt nach Atlantis zurückgekehrt war, zog er sich in die von ihm erworbene ländliche Einsiedelei „Unter den Tannen" bei Solothurn zurück. Eine

Digitized by Google

Dienstmagd besorgte seinen knapp oder, wie die guten Solothurner behaupten, nicht nur knapp, sondern „knorzig", knorzigst zugeschnittenen Haushalt. Eine furchtbare Krankheit vergällte ihm sein Klausnerdasein, ein Unterleibskrebs, und noch etwas: die Angst vor dem Armwerden, die in Folge des americanischen Bürgerkrieges, welcher den drüben angelegten Vermögenstheil allerdings bedeutend reducirte, zu einer geradezu krankhaften wurde. Davon erzählt man sich in Solothurn manches halb Lächerliche, halb Mitleidswerthe. So, daß der arme Sealsfield an seine Magd das fabelhafte culinarische Ansinnen gestellt habe, mit einem Ei einen menschenwürdigen Eierkuchen für zwei Personen herzustellen.

Gearbeitet hat der schwer und schwerer Leidende „Unter den Tannen" kaum mehr. In einer Anwandlung von trübster Verstimmung soll er druckfertige Handschriften, darunter drei Romane und seine Selbstbiographie, verbrannt haben. Das wäre namentlich um der Selbstbiographie willen sehr zu beklagen, wenn es wahr. In seinem Nachlasse hat sich nur ein schrecklich unleserliches Heft vorgefunden, woraus Alfred Meißner eine Erzählung entzifferte und unter dem Titel „Die Grabesschuld" (1874) drucken ließ, eine Groteske, auf die Narrheiten des Spiritismus und Revivalismus gemünzt, dann und wann flüchtig an die besten Sachen des Verfassers erinnernd.

Der schmerzliche Schaden, an welchem der Greis krankte, wuchs und wuchs. Die Streifereien in der schönen Umgebung mußten eingestellt werden. Tagelang, nächtelang war der Kranke auf seinen Sorgenstuhl festgebannt. Da ist ihm der tägliche Besuch eines ausdauernden Freundes, des Waisenlehrers Müller in Solothurn, ein großer Trost gewesen. Fortwährend noch suchte er mit der Seele das Land seiner Wahl, die Vereinigten Staaten, welche zu jener Zeit so grausam zerrissen waren. Als der Frühling von 1864 gekommen, erkannte der Einsiedler, daß ihm fortan keiner mehr grünen und blühen werde. Da stiegen ihm die Bilder der Jugend, der Heimat, des Vaterhauses auf und er entwarf mühselig und unterfertigte müde am 7. März sein Testament, kraft dessen „die ehelichen Nachkommen des Anton Postl und seiner Ehefrau Juliane zu Poppitz in Mähren" zu seinen Haupterben eingesetzt wurden. Aber er löste das Siegel vom Geheimniß seines Lebens nur halb, er sagte in dem Testamente nichts von sich und gab nicht an, warum er seinen Geschwistern sein immerhin schönes Vermögen hinterließ. Sie sollten den verloren gegangenen Bruder nur errathen können.

In seinen letzten Tagen erbat und empfing er wiederholt den Besuch des protestantischen Stadtpfarrers Hemmann (nicht Herrmann, wie er bei Smolle heißt) und von ihm ließ er sich auch das Abendmahl reichen. Der große Pfaffenfeind ist demnach als reformirter Christ gestorben. Vier Jahre zuvor hatte er sich bei Gelegenheit einer schweizerischen Volkszählung weder in die Rubrik „katholisch" noch in die Rubrik „reformirt" eingeschrieben, sondern sich als „einer andern christlichen Confession angehörig" bezeichnet.

Am 26. Mai von 1864 hat Befreier Tod ihm die Last des Lebens und Leidens vom Nacken genommen.

Unweit von der Klause, worin er zuletzt gelebt, ruht auf dem Friedhof von Sanct Nikolaus das Sterbliche von Charles Sealsfield. Denn also wollte er auch auf seinem Grabsteine noch genannt sein.

Die schwarze Marmortafel, welche ob dem liegenden Stein an die Wand der Capelle sich lehnt, gibt zu denken. Denn darauf sind nach Anordnung des Todten die beiden Psalmenstellen (31 und 143) aus der englischen Bibel eingegraben: „And enter not into judgement with thy servant, for in thy sight shall no man living be justefied". — „Have mercy upon me, my God, according to thy Kindness, according to thy tender mercies blot out my transgressions".

Spricht aus diesen Selbstanklagen nur das Gefühl christlicher Demuth und Zerknirschung? Oder birgt dieses Grab eines jener Geheimnisse, welche nie enthüllt werden? Quien sabe!

Richard Wagner und die Zukunft des deutschen Dramas.

Von Ernst Lehmann.

Wenige Künstler sind auf so verschlungenen Wegen zu dem Ideale gelangt, welches ihrem Geiste vorschwebte, wie der Schöpfer des musikalischen Dramas. Wagner hat, durch häusliche Einflüsse und Erziehung geleitet, seine Laufbahn zwar in rein musikalischem Sinne begonnen, aber nicht in gleichem Sinne fortgesetzt. Mit voller Herrschaft über die musikalische Technik schreibt er im zwanzigsten Jahre eine Sinfonie, die, mit Beifall aufgenommen, dennoch seine letzte bleibt, während ihr Schöpfer, unklar über seine eigene Natur, von einem dämonischen Triebe geleitet, dem unruhigen und unstäten Theaterleben in die Arme stürzt. Aus dem ungestümen Operncapellmeister wird bald ein gleich ungestümer Opernschreiber, in dem die Leidenschaft seiner Kinderjahre für dramatische Dichtkunst, von der wogenden Macht der Töne getragen, wieder auflebt. Nach langen Irrfahrten von Paris bis Riga und nicht weniger zahlreichen in den Gebieten der Kunst und Literatur, der Philosophie und anderer Wissenschaft, erscheint endlich der junge Feuerkopf. — Dank dem Einflusse der großen, von ihm stets verherrlichten Schröder-Devrient — mit seinem „Rienzi" auf der Dresdener Hofbühne. Obgleich der „Letzte der Tribunen" eine Oper Meyerbeer'schen Stiles ist, zeigt sie dennoch in den Recitativen und der Instrumentirung bereits ein neues eigenthümliches Element, das in der alten Opernform die seiner Natur gemäße Verwendung sichtbar nicht zu finden vermag. Erst im „Fliegenden Holländer", dessen Sage der Componist bei einer Fahrt auf nordischem Meere gleichsam aus der Erfahrung kennen lernte, gelangt des Künstlers besondere Begabung zu reicherer Entfaltung, jedoch nur, um ihrem Eigner die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit seines bisherigen Standpunktes aufzudrängen. Der Textdichter sieht sich durch den Componisten Wagner beengt; indem er der Ursache dieser gezwungenen und deshalb unnatürlichen Lage nachforscht, wird er zum Schriftsteller und vernichtenden Kritiker des modernen Opernwesens; zugleich verändert auch der Künstler Standpunkt und Ziel seiner Thätigkeit, und doch ist dies Alles nur ein äußeres Merkzeichen der großen seelischen Umwandlung des Menschen.

In Wagners Jugendzeit fällt jener Hexensabbath deutscher Romantik, zu dessen Feier die Göttin der freien Liebe dem katholischen Priester sehnsuchtsvoll ihre Arme entgegenstreckt. Hegel-Schelling'sche Philosophie und ascetisches Christenthum, bildende Kunst und Dichtkunst, altdeutsche und altgriechische Cultur — alles wird kunterbunt in ein und denselben Topf geworfen. Von dem Verlangen nach künstlerischen Neuschöpfungen getrieben, suchen die Führer der geistigen Epoche in dem „Alles und noch Etwas" das Apothekerrecept für ein neues Universalkunstwerk. Den Grund dieser Tagestollheit, welcher nichts anderes als Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ist, theilt auch Richard Wagner; allein er theilt ihn aus dem tieferen Gefühle der Beengung freier Menschlichkeit, während er als echter, aus innerster Nothwendigkeit herausschaffender Künstler sich von einem in jeder Wendung reflectirten Kunstmachenwollen ganz und gar abwenden mußte. Indem er nach einem seiner eigenen Natur verwandten, wahrhaft künstlerischen Vorbilde sucht, fällt sein Auge auf die altgriechische Tragödie; in ihr findet er, gleich den Heroen unserer classischen Literatur, den vollkommensten künstlerischen Ausdruck frei entwickelter Menschheit. War es nur unzureichende Begabung, welche Schiller und Goethe vergeblich um die Verpflanzung

Digitized by Google

der reinen griechischen Kunstform in die moderne Welt ringen ließ, oder eine in den Verhältnissen begründete Unmöglichkeit? Die Beantwortung dieser Frage wird der Ausgangpunkt der ersten bedeutenden Wagner'schen Schrift.

Die „Das Kunstwerk der Zukunft" benannte Abhandlung unterscheidet sich von ähnlichen Untersuchungen Lessings und Schillers durch ihre rein praktische Tendenz; Wagners Auseinandersetzungen sind Selbstmeditationen über Dinge, die den schaffenden Künstler beunruhigen. An der Hand geschichtlicher Thatsachen sucht er Klarheit in dem Entwicklungsgange griechischer Kunstcultur, welchem Lessing nur mit dem Auge des zerlegenden Kritikers, Schiller nur mit dem des speculirenden Philosophen näher zu treten vermochte. Die rein technische Untersuchung des Künstlers über die Natur des von den griechischen Tragikern behandelten mythischen Stoffes mußte Wagner unwillkürlich zur Untersuchung der Bedingungen führen, denen dieser Stoff sein Dasein verdankte. Die griechische Mythologie ist gleich jeder anderen nicht die Schöpfung eines Einzelnen, sondern der Volksseele, und die ohne jede Beimischung fremder Elemente bestehende Volksgenossenschaft der Griechen war ihre nothwendige Voraussetzung. Der griechische Staat in seiner besten Zeit ist nach Wagner nur die gesetzliche Formel für das Leben einer Volksgemeinde, deren einziger und alleiniger Zweck die *höchste Ausbildung aller im griechischen Menschen liegenden sinnlichen und geistigen Anlagen*; so lange der Grieche die ihm eingeborenen Kräfte frei und voll, unbeirrt durch fremde Einflüsse und Gesetze, entfalten konnte, entwickelte sich auch das griechische Leben und mit ihm die griechische Kunst in aufsteigender Linie; die höchste Stufe der letzteren zeigt die griechische Tragödie; sie ist das vollendetste Abbild freien griechischen Menschenthums. Als ihr Urbild, jener zum höchsten Genusse all' seiner Kräfte gelangte griechische Mensch verschwand, verfiel auch sein Abbild. Die *eine* alle anderen umfassende dramatische Kunst zerfiel in die *einzelnen Künste*, und selbst der von einem Phidias beseelte Marmor läßt nur ahnen, was des Aeschylus gewaltige Dichtersprache in unsterblichen Worten laut und deutlich von der Scene herab verkündet hatte. Die Wiedergeburt des sinnlich und geistig frei entwickelten Menschen ist daher die erste und nothwendige Voraussetzung für das Entstehen einer neuen, großen und wahren Kunst. Das die schöne Sinnlichkeit verdammende Christenthum muß schwinden und die durch politische Zufälle zusammengeschweißten Staaten den durch Sitte und Sprache, durch Ueberlieferung nnd Sage verbundenen Volksgenossenschaften wieder Platz machen. In den fernen Zeiten nordischen Heidenthumes hat einst wie der alte Hellene, so auch der Germane ein *seinem* Menschenthume entsprechendes Dasein geführt: damals hat auch unser Volk in erhabenen Gesängen sein eigenstes und schönstes Sein wiedergespiegelt, und in den Schätzen altdeutscher Sagen finden wir das vom Volke selbst gedichtete Abbild freien *deutschen* Menschenthums; aus diesem unerschöpflichen Borne altdeutscher Poesie kann allein das wahre und echte deutsche Kunstwerk wieder gestaltet werden.

Es ist nur folgerichtig, wenn Wagner von diesem neugewonnenen Standpunkte die Vernichtung der modernen Cultur fordert; wenn er, im Gegensatze zu Goethe und Schiller, in ihr nicht einen Läuterungsproceß, sondern das größte Unglück der Menschheit sieht. Dieser eigenste Kern seiner Weltanschauung, verbunden mit dem Verlangen unbeschränktester sinnlich und geistig individueller Freiheit macht ihn zum selbstbewußten Romantiker; er gibt seiner Persönlichkeit das Wildgroßartige, das den Einen zur blinden Bewunderung, den Anderen zum schroffsten Widerspruche reizt.

Man sieht, es handelt sich hier um ganz andere Dinge als das oberflächliche Gerede von einer Zukunftsmusik zugeben will: in Wahrheit soll durch die neue Kunst nichts Geringeres als der sinnlich und geistig zur höchsten Vollkommenheit entwickelte germanische Mensch wiedergeboren werden, und zwar der in seiner Empfindung durch Gegensätze leidenschaftlich gesteigerte germanische Mensch. Das Streben nach voller Erreichung seiner künstlerischen Absicht führt den Componisten des „Fliegenden Holländer" zu seiner Ausgangskunst, der Musik, zurück.

Eine vorurtheilslose Betrachtung dieses zunächst dichterisch concipirten Werkes mußte seinem Urheber die weite ihm früher unbewußte Kluft zwischen seiner eigenen Schaffensmethode und der der modernen Oper zum klarsten Bewußtsein bringen. Der Ursprung der lyrischen Scene zeigte sich ihm in der Arie, die ihrerseits aus einem Mißbrauche des Volksliedes entstanden war. Im Volksliede ist Text und Melodie, wie Leib und Seele, als ein untrennbar Ganzes geboren; was die Worte nur ahnen lassen, spricht vollkommen erst der Gesang aus; die Melodie des Volksliedes ist gleichsam seine in die sinnliche Erscheinung tretende Seele. Gibt es daher etwas Unnatürlicheres als den Raub dieser Seele zur Verwendung für einen äußerlich zugebrachten Wortkörper? Und doch besteht darin die einzige Berechtigung der modernen Oper; denn die Opernarie dichtet zu einer beliebigen Melodie einen ebenso beliebigen Text, der in unseren Opern nur zu einer äußerlich zusammengekneteten Handlung erweitert wird. Diesem künstlerischen Unsinne tritt das Wagner'sche Drama entgegen. In ihm soll wie im Volksliede Dichtkunst und Tonkunst zum einheitlichen Organismus verbunden werden.

Um die Nothwendigkeit der Musik für das neue Kunstwerk zu begreifen, muß man sich vor allem bewußt bleiben, daß der Gegenstand seiner Darstellung, der im germanischen Mythos lebende schöne Mensch, gleich dem schönen Hellenen, wenig oder nichts mit dem modernen Culturbürger gemein hat. Der in der Fülle seiner natürlichen Anlagen entwickelte Germane spricht und handelt niemals gleich dem modernen Staatsbürger aus einer Reflexion des Verstandes; nein, alles, was er sagt und thut, sagt und thut er *rücksichtslos aus dem Triebe des Herzens*. Selbst seine Sprache ist nicht die abgeblaßte, conventionelle Phrase, sondern die unmittelbare der Anschauung und Empfindung. Diese einzelne Empfindung und den unbewußten Trieb, das, was wir die Natur eines Menschen zu nennen pflegen, läßt das Wort nur errathen; beide voll und ganz auszusprechen, ist nur der Musik möglich: der sinnlich volle, künstlerische Ausdruck der Natur des Menschen als Urgrund aller seiner Empfindungen ist die Aufgabe des Wagner'schen Orchesters. Wie aus den Tiefen des aufgeregten Meeres in schneller, ewig erneuter Bildung das Spiel der auf der Oberfläche sichtbaren Wellen, so steigt aus dem breiten, harmonisch bewegten Strome des Wagner'schen Orchesters der charakteristische Gesang jedes einzelnen Theilnehmers der dramatischen Handlung zum Lichte empor.

Es ist ein neuer Beweis von des Meisters rein organischem Schaffen, daß der Dichtercomponist nur ganz allmählich, und zwar in Anknüpfung an die bestehende Form, zur Verwirklichung seines Ideals vorgedrungen ist, obgleich das „Oper und Drama" betitelte Buch die vom Verfasser beabsichtigte Umgestaltung theoretisch bereits vollkommen vorgezeichnet hatte. „Tannhäuser" sowohl als „Lohengrin" zeigen uns zwar eine streng einheitlich dramatische Handlung; allein in dem sehr dichterischen Texte sind die einzelnen Charaktere mehr umrissen als ausgeführt; letzteres bleibt der Musik überlassen; ja, an einzelnen Stellen verweilt die Handlung sogar in Ausmalung ein und derselben Empfindung: dadurch sind beiden Werken rein lyrische Bestandtheile beigemischt, während die Recitative in Folge der weniger individuellen Charakterentwicklung des Gedichtes nur stellenweise jene innere melodische Bewegung zeigen können, welche das besondere von Wagner in seinen letzten Schöpfungen angestrebte Ziel ausmacht. Erst in „Tristan und Isolde" und noch mehr in den „Nibelungen" glaubt der Meister die ihn leitende Absicht vollkommen erreicht, erst hier der Musik ein neues, bis dahin ungeahntes Entwicklungsfeld eröffnet zu haben. Und doch ist grade seine letzte Wendung der Schrecken aller Musiker der alten Schule! Behaupten sie doch geradezu, Wagner erniedrige in seinen jüngsten Werken die Tonkunst zur gefesselten Sklavin, obgleich er die nach den Schwesterkünsten verlangende dem frei bewegten Musenkreise zuzuführen vorgebe. Ein Beispiel wird den Kernpunkt des heftig geführten Streites am schnellsten klarlegen. „Tristan und Isolde", also das Werk, mit welchem der Meister einen größeren Schritt über den „Lohengrin" hinaus seinem Ideale zu gethan glaubt, als mit dem „Tannhäuser" von der alten Oper her, beginnt nach einem kurzen Seemannsgesange mit folgenden Versen Isoldens: „Wer wagt mich zu höhnen?

Digitized by Google

(sie blickt verstört um sich) Brangäne Du? — Sag' wo sind wir?" Hier schreitet in jedem Worte, ja in jeder Silbe die Entwicklung vorwärts und ihr folgt, gleich knapp und kurz die Composition, jede Empfindungswendung in Tönen versinnlichend. Dem gegenüber halte man die berühmte Rachearie Donna Annas (Don Juan A. I). Ihrem ganzen Verlaufe nach enthält sie die Ausmalung einer einzigen Empfindung. Wie Mozart für die lyrische Kunst seines unermeßlichen Genies jedenfalls auch an Stelle der eben mitgetheilten Worte Isoldens eine ganze Seite Text verlangen würde, so würde umgekehrt, an Stelle der zahlreichen vielfach von Mozart variirten Wortverse Richard Wagner nur einer knappen Angabe des Rachemotives und des Wortes „Rache" bedürfen. Bei ihm wird zum schnell vorübergehenden Momente einer dramatischen Scene, was bei Mozart eine verhältnißmäßig umfangreiche lyrische Composition ist. Durch dieses Verfahren verwandelt Wagner das Recitativ in eine leidenschaftlich bewegte Melodie, deren musikalische Mannichfaltigkeit sich mit der Schnelle und Schärfe der im Texte ausgedrückten psychologischen Gegensätze steigert. Im Bunde mit Wort und Musik wirken die übrigen Künste, besonders die des Darstellers zur vollen sinnlichen Veranschaulichung des sinnlich und geistig frei entwickelten Menschen. Freilich erklären die Musiker der alten Schule gegenüber der hier gekennzeichneten Melodie: es sei der Tonkunst durchaus unmöglich, der psychologischen Entwicklung in der von Wagner gewollten knappen Bewegung zu folgen; allein das den schnellsten und leidenschaftlichsten, sowie den langsamsten und ruhigsten Gang beherrschende Wesen der Musik spricht jedenfalls gegen diese Behauptung. Dennoch leidet, und Wagner selbst gesteht das zu, die neu zu entwickelnde Melodie in des Meisters Werken noch unter der Wucht des Orchesters; sie und mit ihr das neue Kunstwerk künstlerisch zu vollenden, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Man sollte denken, eine so große, mit dem bedeutendsten Erfolge durchgeführte Umwälzung hätte auch auf die gesprochene Tragödie eine außerordentliche Wirkung ausüben müssen; allein bis zu diesem Augenblicke beharren unsere Trauerspieldichter, vollkommen unberührt, im alten Geleise des Schillerdramas, wenn sie es nicht gar vorziehen, auf die mehr epische Composition Shakespeares zurückzugreifen. Weder der innere Widerspruch, in welchen Wagner durch seine mehr geistreichen als künstlerisch vollendeten Meistersinger mit sich selbst gerieth, noch die Behauptung des Dichtercomponisten, das von ihm geschaffene Kunstwerk sei die Erfüllung des von Schiller geahnten Zieles, hat unsere zeitgenössischen Dramatiker auf dem betretenen Wege innehalten lassen. Dennoch muß es endlich klar und deutlich ausgesprochen werden: sowohl die Schiller'sche als die Shakespearesirende Richtung unseres neuen und neuesten Trauerspieles ist eine durchaus verfehlte; sie wird wahrhafte, aus der Nothwendigkeit unseres Zeitalters hervorgehende Schöpfungen niemals wieder zu Tage fördern, und all' ihre Leistungen, mögen sie im Uebrigen noch so schön sein, werden Treibhauspflanzen bleiben. Der Grund hiervon liegt in der Abwesenheit jener Lebensbedingungen, aus denen Shakespeares und Schillers Dramen hervorgegangen sind. — Die Schöpfungen des großen Briten entnehmen ihren Gegenstand zum größeren Theile der Geschichtschronik oder dem zeitgenössischen Romane, immer also Schilderungen von Zuständen. Indem Shakespeare eine Reihe von Einzelhandlungen, mehr durch die poetische Idee als die Composition verbunden, zusammenstellt, gewinnt er den Vortheil, seine Charaktere von den verschiedensten Seiten und in den hervorragendsten Punkten, ohne Entwicklung der feineren psychologischen Uebergänge, zu veranschaulichen. Shakespeares Schauspiele sind nicht dramatische, sondern epische Compositionen mit großartig dramatisch bewegten Charakteren. Schiller, welcher der Gewalt des britischen Genius in den „Räubern" seinen Tribut gezollt, übersah sehr bald das Unzulängliche der altenglischen Dramenform. Unter Goethes hellenisirendem Einflusse sucht er eine dramatische Darstellung des Reinmenschlichen, und die Geschichte, deren Dramatisirung Shakespeares Endzweck, ist ihm nur Vorwand zur Gestaltung einer in sich geschlossenen dramatischen Fabel. In der That, es gehörte der Genius und die Größe eines Friedrich Schiller zum Gelingen eines Wagnisses, welches die drei so verschiedenen Welten des griechischen Kunstideals, der Geschichte und der eigenen Zeitanschauung zu einem wahrhaft bewundernswerthen Kunstwerke verband. Das Unlösbare des Problems, das Schiller'sche Drama im Sinne Shakespeares zu einem wahrhaft geschichtlichen fortzubilden, hat unter allen zeitgenössischen Tragikern vielleicht der einzige J. L. Klein klar erkannt. In dem Bewußtsein, daß jede Nacheiferung Schillers eine Niederlage des Nachgeborenen bedeute, hat der durch seine Geschichte des Dramas berühmte Dichter mit staunenswerther Genialität und Gelehrsamkeit die Tragödie Shakespeares zum dramatischen Culturgemälde erweitert und so zugleich die letzte Consequenz der Shakespearesirenden Richtung gezogen. Daß durch solches Verfahren seine Dichtungen maßlos in die Breite gehen und in Folge dessen zum größeren Theile der Bühne fremd blieben, nimmt ihrem hohen dichterischen Werthe nichts; nichts ihrem berechtigten Anspruche, einzig und allein wahrhaft geschichtliche Tragödien zu sein. Wäre aus der Vergeblichkeit der bisherigen Bemühungen nun wirklich der Schluß zu ziehen, daß das ernste Drama sich in Deutschland überhaupt überlebt hat? Ich behaupte: nein; nur müssen wir von dem Wahne zurückkommen, geschichtliche Tragödien schreiben zu wollen. Die Geschichte ist, um es zu wiederholen, die Schilderung von untereinander verketteten Zuständen; das Drama die Entwicklung einer von wenigen Charakteren getragenen Handlung. Je weiter die Geschichtskenntniß dringt, desto greller muß der Widerspruch des geschichtlichen Dramatikers mit dem allgemeinen Bewußtsein werden, ganz abgesehen davon, daß die Entwicklung des für seine Handlung Vorausgesetzten seiner eigentlichen Aufgabe Zeit und Raum nimmt und überdies die Charakteristik der einzelnen Gestalten verwirrt. Es gibt kaum Eine große geschichtliche Persönlichkeit, die unter dem Zwange der sie umgebenden Verhältnisse ihrem eigensten Wesen immer treu geblieben wäre, und dennoch ist die consequente Gestaltung des letzteren die eigentliche Aufgabe des dramatischen Dichters. Es wäre thöricht, deshalb gleich Wagner den Fluch über die neuere Civilisation aus Rücksichten der Kunst auszusprechen und geradezu Wahnsinn, jeden Künstler zur Einseitigkeit der den Dichtercomponisten beseelenden Weltanschauung zu verdammen. Dazu müßte man dem Leben der Zeit entsagen und aufhören, der Bürger seines Jahrhunderts zu sein. Wenn Wagner in der Darstellung des ideal entwickelten Menschen mit Recht die besondere Aufgabe des musikalischen Dramas sieht, so wird die der gesprochenen Tragödie in der Veranschaulichung des verschuldeten Culturmenschen bestehen; in ihr wird der Künstler sich als solcher mit den großen Kämpfen seiner Zeit abfinden; durch sie die Wiederherstellung des freien und schönen Menschen in sich erstreben. Jede große Geschichtsepoche enthält gleich der Sage die Keime zu einem Mythos und noch heute hört die Volksseele nicht auf, großen Gestalten und Begebenheiten mythische Züge anzudichten. Diese mythischen Charakterzüge, welche das innerste Wesen der Dinge und Personen wahrer und rücksichtsloser als die eigentliche Geschichte aussprechen, muß der Künstler zu einem organisch abgeschlossenen Ganzen fortbilden. Nur so wird er der gegenseitigen Schädigung von Geschichte und Poesie ledig; nur so den Ansprüchen einer großen Zeit als Dichter gerecht werden. Die Helden der Hunnen sind nicht die Einzigen, die als Geister ihren Kampf noch heftiger als auf Erden fortsetzten; diese Geister schweben über jeder geschichtlichen Katastrophe. Sie zu schauen und seiner Kunst gemäß zu gestalten, wie Kaulbach die der Hunnenschlacht als Maler gestaltet, ist die Aufgabe des Dramatikers der nächsten Zukunft. Wer sie zuerst aus innerstem künstlerischem Triebe ergreift, wird sicher auch als Schöpfer einer neuen, bis dahin ungeahnte Ziele eröffnenden Kunstform gepriesen werden.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Marie Geistinger. — Die Wiener im Nationaltheater.

Es war im Winter 1853 auf 54, als Señora Pepita, eine jetzt längst verschollene und gestorbene spanische Tänzerin, zum ersten Male in Berlin auftrat, zuerst zwei Abende im königlichen Opernhause, wo sie aber durch die Kühnheit ihrer Bewegungen ein solches Entsetzen hervorrief, daß man ihr das ganze bedungene Honorar auszahlte und sie schleunigst entließ; worauf sie ihre Siegeslaufbahn im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater weiter fortsetzte. Pepita war damals Mode geworden und Alt und Jung schwärmte für den von der schwarzhaarigen, gluthäugigen Spanierin ausgeführten El Ole. Bald nachher erschien auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ein blutjunges Mädchen, eine Wiener Choristin oder dergleichen, welche in einem faden Schwank die Pepita als „falsche Pepita" nachahmte und wenn sie auch sehr gefiel und lebhaft amüsirte, so hätte damals doch wohl Niemand geglaubt, daß dieses dralle hübsche Kind, das den Lerchenfelder Dialekt als einzige Sprache leidlich zu behandeln wußte, dermaleinst die beste und größte deutsche Soubrette werden würde. Dies Mädchen war Marie Geistinger, dieselbe, die in diesen Tagen auf's neue vom Berliner Publicum bewundert wird. Ein alter theatralischer Erfahrungsgrundsatz ist: es gibt keine guten jungen Soubretten. Die Jugend kann es nicht, erst später lernt es sich. Warum also unseren guten Soubretten ihr Alter nachrechnen, wenn die jungen Backfische auf der Bühne ihr ABC noch nicht verdaut haben? Virginie Déjazet war eine Greisin und Großmutter, als sie im Concertsaal des Berliner Schauspielhauses zu unser Aller Entzücken den Vicomte von Letorières und den Pariser Gamin Louis spielte und mit ihrem dünnen Stimmchen aber mit dem köstlichsten Vortrage Bérangers Lisettenlieder sang. Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren versteht nicht das Gretchen zu spielen, kann aber auch keine Großherzogin von Gerolstein darstellen. Dazu gehört Reife der Kunst, und die kommt erst mit den Jahren, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß ich nur Großmütter auf der Bühne haben möchte.

Marie Geistinger ist die pikanteste und geistvollste von Allen, sie hat nicht die Unarten der Gallmeyer, mit welchen diese zu imponiren gedenkt, sie ist aber außer der Soubrette auch eine geniale Schauspielerin, die aus eigenem Fond heraus eine Gestalt auf der Bühne zu schaffen versteht. Dabei ist sie, was in diesem Genre keine Nebensache ist, eine blendende, wahrhaft künstlerisch schöne Bühnenerscheinung.

Fräulein Geistinger hat eine neue Offenbach'sche Operette mitgebracht, „Madame Herzog oder die Verschwörung von Montefiascone". Der Text ist von Albert Millaud, so verrückt wie möglich, allerdings auch lustig genug. Die Franzosen gefallen sich schon seit Jahren darin, in ihren Theaterstücken kleine Fürstenthümer, die sie scheinbar in Deutschland und Italien, z. B. Gerolstein und Monaco, aufsuchen, die aber genau angesehen aus dem Monde herabgenommen sind, zu persifliren. Ein verrückter Fürst ist die Hauptperson, aber die Weiber regieren Alles und gewöhnlich stellt Eine die ganze Gesellschaft auf den Kopf. So ist es in der „Großherzogin von Gerolstein", so ist es in „Madame Herzog". Man kann sich kaum eine blödsinnigere Geschichte denken als die hier von Offenbach mit dem liebenswürdigsten Geschick in Musik gesetzte, und Frl. Geistinger singt ihre Couplets mit einer Frische und Lebhaftigkeit, die hinreißend wirkt. Man merkt sehr bald heraus, daß sie das Original all der Copien ist, die uns in den letzten Jahren Wien geschickt hat, sie haben Alle von ihr gelernt und Keine hat sie übertroffen. Das Groteske wiegt in der Offenbach'schen Operette vor, aber selbst Max Schulz ist als excentrischer Herzog nicht so lustig als Marietta die Dienstmagd, die einen Tag Gräfin und den zweiten Tag Herzog spielt und ihre Liebe zu Giletti sehr gut mit ihrer Coketterie mit dem „lieben Schneck", dem Gensd'armerie-Capitain Fortunato (Fräulein Preuß) zu vereinigen versteht.

Im Nationaltheater hat Frau Helene Schneeberger-Hartmann auf ihre naive und zierliche „Käthe von Frankreich" einen munteren Backfisch folgen lassen, die Marie in Carrieres „Feuer in der Mädchenschule", dem von allen Theateringenuités vielleicht abgespieltesten Lustspiel der Welt. Nennen wir die ersten und berühmtesten Namen, die in dieser Komödie aufgetreten sind, so sind es deren drei: Friederike Goßmann, Hedwig Niemann-Raabe, Helene Schneeberger-Hartmann. Es würde schwer sein, Einer von diesen dreien den Strauß zu reichen; sie sind und waren gleich entzückend. Allerdings gelingt selbst der besten die Partie nicht an jedem Abend gleichmäßig, mancher Effect ist schlechtweg Sache des Zufalls, der berühmte Schrei Mariens z. B. beim Wiedererscheinen des Vaters gelingt sogar der besten nicht immer. Frau Hartmann zerpflückte neulich den Donner dieses Aufschreis in drei Silben, vielleicht war das gar nicht einmal beabsichtigt. Aber eine Schauspielerin, die in dieser Rolle jeden Abend buchstäblich dasselbe thäte, würden wir eben für kein großes Talent halten. Herr Hartmann war ein gefälliger und charmanter Mériel, Herr Buchholz ein gewandter und gefühlvoller Avenay; Herr Dr. Foerster spielte den Illoy in richtigster Auffassung des Charakters mit derber Komik. In Hartmann's Lustspiel „Gleich und Gleich", von dem zu wünschen wäre, daß es der Autor in einen Act zusammengefaßt hätte, war Frl. Walbeck Gelegenheit geboten, ihr liebenswürdiges Talent zu entfalten.

F. L. Kugler.

Notizen.

Ein Brief Ifflands.

Ein Freund der „Gegenwart" hat uns einige Briefe Ifflands zugesandt, welche dieser 1805 und 1809 an Jacob Herzfeld, den würdigen Nachfolger F. L. Schröders in der Leitung des Hamburger Theaters gerichtet hat. Man begegnet sehr häufig der Ansicht, daß Iffland seine Gastspielreisen aus Geldsucht unternahm, wogegen der eine Brief (25. Aug. 1805) spricht. Der Schreiber beweist, daß er zu rechnen versteht, aber daß nicht die Sucht nach Geld an sich ihn lockt, sondern nur die Nothwendigkeit, seine etwas zerrütteten Verhältnisse zu ordnen. Er war mit Schulden aus Mannheim in das Berliner Engagement gekommen, welches ihm jährlich gegen 4000 Thlr. einbrachte. Ein kostspieliger Hausbau stürzte ihn in neue Verlegenheiten, und so sah er sich genöthigt, an Gelderwerb zu denken. „Der Zweck meiner jetzigen Reise ist 1500 Thlr. Gold zur Zahlung zurückzubringen." Eine genaue Berechnung der möglichen Einnahmen füllt den ganzen Brief, dessen wörtliche Wiedergabe unnöthig ist. Die letzten Zeilen beweisen klar, daß Iffland im Grunde ganz anders dachte als mancher seiner modernen Collegen. „Uebrigens," schreibt er, „bemerke ich noch, daß, wie ich zum dritten Male ein schwächlich besuchtes Haus sehe, ich — so gern ich einnehme — ich doch die Direction entbinde und reise, denn meine Ehre ist mir über allem Erwerb und die Indelikatesse kann ich nicht begehen, die Direction bei schwachem Hause mich theuer honoriren zu lassen". Im Folgenden theilen wir Stellen des Schreibens vom 10. März 1809 mit, welches manche feine Bemerkung neben dem Geschäftlichen enthält.

„Die Anerbietungen der Wiener Fürsten haben sich mit einer ausgezeichneten Beharrlichkeit und Güte von meinem Aufenthalte bis jetzt, und nachdem der Fürst Esterhazy seinen Secretär Herrn Schmidt, acht Wochen deshalb sich hier hat aufhalten lassen, in einem gestern angekommenen Briefe, der das Ultimat enthält, zu folgenden Bedingungen erklärt:

1) Sechstausend Thaler Silbergeld Gehalt.
2) Ein Geschenk von dreitausend Thaler Silbergeld.
3) Ein jährliches Benefiz, freie Wohnung, freie Equipage, ein zinsfreier Vorschuß von fünfzehntausend Gulden Silbergeld, vom Ertrage des Benefizes rückzahlbar, zweitausend fünfhundert Gulden Silbergeld Pension für mich, achthundert Thaler Silbergeld für meine Frau, als Wittwe, fünfundzwanzig Procent vom Ertrage des reinen Gewinnes.

Für diese Bedingungen verbinden sich alle dirigirenden Fürsten, für Einen, und Alle für Einen.

Dies ganze Verhältniß ist so glänzend, daß es eben um deswillen fast ängstlich zu nennen ist. So wie ich dem Berliner Theater mein ganzes Leben hingebe, so würde ich dort an die Führung von drei Theatern mein ganzes Leben hingeben müssen. Man schleppt sich mit einer Last fort, die man einmal kennt, und hat es nach und nach gelernt, sich so zu halten, daß man unter diesem Druck die gewohnten wunden Stellen weniger empfindet. Ganz anders verhält es sich mit

Digitized by Google

dem Entschluß, neue Lasten aufzunehmen, mit Besonnenheit in neue Fehden einzugehen, und ruhigen Entschlusses in die Wirbel aller Leidenschaften wieder hinabzusteigen.

Was übrigens meine Lebensbestimmung anbetrifft, so will ich mit der Offenheit davon zu Ihnen reden, die meinem Herzen immer so wohlthuend gewesen ist, wenn ich mich Ihnen gegenüber befunden habe.

Ich habe oft nicht richtig calculirt, aber fast immer sehr richtig empfunden. Der Mensch aber lebt doch eigentlich nur in der Empfindung. Alles übrige ist Stückwerk und gebrechlich. So ist mir es denn geglückt, mit Wahrheit sagen zu können, daß ich einen hohen Grad von Kindlichkeit in mir erhalten habe; die aber das Kindliche kindisch nennen, mögen sich auf den Geldcours verstehen, aber was den Lebenscours anbetrifft, verkehren sie mehrentheils in einer Dürre, die das Gold nicht aufzufrischen vermag.

Nachdem ich Ihnen auf diese Weise von meinem innern Seelenzustand Rechenschaft gegeben habe, komme ich nun auf die Herbstreise nach Hamburg, welche Sie mir freundlich angetragen haben.

Eine Reise überhaupt gehört zu meinem ökonomischen und zu meinem Seelenhaushalt. Sie ist deshalb in meinem Engagement ausbedungen. So wie die Wiener sie mir ebenfalls verstatten wollen. Ich kann nach Frankfurt, Mannheim, Stuttgart und München gehen. Ich ginge für diesmal lieber nach Hamburg und Bremen. Ich habe keine andern Bedingungen zu machen, wenn ich nach Hamburg komme, als ganz genau und ausdrücklich dieselben Bedingungen gewesen sind, unter welchen ich im Jahre 1806 dort gespielt habe. Sobald mir diese für sich und im Namen Ihrer Herrn Collegen von Ihnen gesichert sind, so breche ich die Verbindungen für Gastrollen im südlichen Deutschland ab, und wir hätten dann nur noch über die Auswahl der Stücke uns zu berichtigen, deren ich vorläufig hier etliche benennen will; Sie kennen mich und wissen, daß eine Direction um deswillen mit mir nichts hazardirt, weil ich mich ohne weiteres zurückziehe, sobald ich in einem weniger besetzten Hause den Antheil des Publikums geschwächt, mithin den Vortheil der Direction, die mich kommen läßt, und meine Ehre nicht richtig berechnet finde.

Emilia Galotti	Marinelli.
Benjowsky	Hittmann.
(falls ich ihn dort noch nicht gegeben)	
Wallenstein	Wallenstein.
(Welche Ausgabe? Die mit den Piccolominis zusammengezogene, oder Wallensteins Tod?)	
Octavia	Antonius.
(falls es dort gegeben wird)	
Regulus	Regulus.
(wenn er dort gegeben wird. Gedruckt oder Manuscript?)	
Die Versöhnung oder	
Clementine	Schiffscapitain.
Fridolin	Graf von Savern.
Indianer in England	Samuel.
„Der Schleier" von Vogel	Baron.
Ton des Tages	Dumas.
Testament des Onkels	Baron.
Hausfreunde	Geheimerath.
(wenn ich ihn dort noch nicht gespielt)	
Aller Welt Freund	Rondeaug.
Rückwürkung	Dorsay.
Alexis, Oper	Der Gärtner.

Es kommt darauf an, ob Sie von den dort bereits gespielten Rollen einige wiederholt wünschen, oder überhaupt mir andere proponiren wollen, weil ich unter zwanzig Darstellungen die Reise nicht wohl unternehmen kann. Ein anderes ist es, wenn das Publikum sich einer Reihe von zwanzig Darstellungen abgeneigt finden sollte, welches, wenn es an Stelle und Ort sich so findet, als ein Unfall zu betrachten ist."

„Jedes Publikum hat seine Eigenheiten, und das Parterre, was heute dies und jenes durchgehen läßt, ist bei anderen Dingen unerbittlich."

„Wir werden täglich ärmer an guten Stücken. Thun die Direction erst nichts, oder ganz ganz geringfügige Dinge fur die Verfasser, so ists gar mit der guten Sache am Ende."

* * *

Vom Büchertisch.

Wir empfehlen unseren Lesern auf das wärmste Hallbergers „Illustrated Magazine", welches unter der Redaction Freiligraths in Stuttgart erscheint und neben englischen Originalromanen sehr bekannter Autoren eine große Anzahl kleinerer Artikel bringt.

Badische Biographien, herausgegeben von Dr. Friedrich von Weech. 6. Lief. Lachner — Nadler. (Heidelberg, Bassermann.) Unter den Biographien dieses Heftes zeichnet sich die des Ministers Karl Mathy, geschrieben von Max Duncker, durch die gerechte Würdigung des Staatsmannes aus, der seine gesammte Kraft dem einen Zwecke zuwandte, dafür mit Wort und Schrift zu kämpfen, was unser Volk endlich auf den blutigen Schlachtfeldern Frankreichs errang. Klares Erkennen dessen, was uns noththat, durch mannhafte Arbeit zur Selbstregierung reif zu werden, zeichnete schon den jungen Mann aus, der 1832 die Zeitschrift „Der Zeitgeist" gründete und mitten unter den süddeutschen Sympathien für Frankreich und den Antipathien gegen Preußen, ein Feind der Phrase, seinen klaren Standpunkt festhielt. Die Darstellung Duncker zeichnet sich durch Klarheit und Lebendigkeit aus.

Lyrik.

Emanuel Gurlitt: „Weinsprossen", Lieder und Sprüche. (Husum, Delff.) Eine Sammlung hübscher Trinklieder, welche zum größten Theile sich durch eine gefällige Form auszeichnen, und deren anspruchsloses Auftreten auch mit ihren Fehlern versöhnt. Am besten gelungen sind diejenigen Gedichte, welchen eine humoristische Idee zu Grunde liegt („Das Wunder", „Nach Darwin"). Ein energisches Feilen hätte sicher genützt, Fehler wie „hören" statt „gehören", „im Menschenherz", „in" statt „darin" ꝛc. sind einem modernen Autor nicht zu vergeben. In den Sprüchen ist der Einfluß Mirza Schaffys nicht zu verkennen, was die Form betrifft; der Inhalt ist meist kernig und schlicht.

Eugen Leyden: Gedichte. (Zürich, Schmidt.) Nichts ist für Jemanden, welcher sich sein Lebelang mit der Literatur befaßte, niederdrückender, als wenn plötzlich ein Genie vor ihm auftaucht, dessen Name er noch nie gehört hat. Herr Leyden ist ein „Meister", ein „Fürst des Geschlechts" der Dichter, sein Lied verleiht Unsterblichkeit.

„Aus diesem Sange, weihevoll empfangen,
Wird Unvergänglichkeit Dir Edlem sprießen".

Man muß es glauben, denn „αὐτὸς ἔφη" — er selbst sagt es. Auf 154 Seiten findet man höchstens zwölf hübsche Lieder, deren Inhalt warm gefühlt ist, und die sich in ihrer oft kindischen und seichten Umgebung befremdlich ausnehmen. Ich habe noch bei keinem Dichter der Literaturen, welche ich kenne, ein solches Selbstgefühl empfunden wie bei Leyden, und es freute mich doppelt zu sehen, daß er es nicht verschmäht, Heine, Goethe und Lessing nachzuempfinden. Wie läßt sich Folgendes schonender bezeichnen?

Belohnung. (S. 29.)

Ich fand auf offenem Wege da
Gepflücktes Blümchen, dem Welken nah'.
Nahm's mit nach Haus und hab's gesetzt
In ein kleines Gläschen Wasser; jetzt
Erholte sich's und ward gesund
Und hat mich erfreut noch manche Stund.

Und weiter:

Rechtfertigung. (S. 92.)

Ihr sagt, Amalien gehören
Die Haare nicht, mit denen sie so prahlt,
Ich aber kann es euch beschwören:
Sie sind von ihr mit schwerem Gold bezahlt.

Der Autor würde Besseres geboten haben, wenn er die Kunst verstanden hätte, zu warten; die zwölf guten Gedichte, einzeln veröffentlicht, hätten seinem Namen sicher mehr genützt als der Band, in welchem sie durch die Masse von Trivialitäten erstickt werden.

O. v. L.-G.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**
N.W. 32 Louisenstr.

Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschienen:

Frauenart.

Zwei Novellen

von

J. Dominicus.

Inhalt: I. Aus Thüringen. — II. Was ist das Schönste auf Erden?

8°. Elegant brochirt. Preis pro Band: 4 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Soeben erschienen bei **Rud. Hoffmann** in **Breslau** und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von **Friedrich** und **Karl Eggers.** Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. **Karl Nerger.** Preis geheftet 5 M. 40 Pf. (1 Thlr. 24 Sgr.), in Originalreliefband mit Gold- und Schwarzdruck 6 M. 60 Pf. (2 Thlr. 6 Sgr.).

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen von **Paul Lindau.**

Elegant geheftet. — Preis: 2 Mark 50 Pf.

Inhalt:

Am Rhein! Am Rhein! — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise (Mai 1864).
In Coblenz. — Begegnung des Königs Wilhelm von Preussen mit dem Sultan Abdul Aziz (Juli 1867).
In Eisenach. — Bei Fritz Reuter zu Gast (September 1869).
Auf Wilhelmshöhe. — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon (Septbr. 1870).
Schandau. — Sommerferien (Mai 1872).
In Bremen und Wilhelmshafen. — Mit den Gesetzgebern des deutschen Reiches (Juni 1873).
In Versailles. — Gambetta in der Nationalversammlung (Juli 1873).
In Wien. — Bei Hans Makart und Johann Strauss (November 1874).
Am Plötzensee. — Bei einem Wirthe wundermild (März 1875).

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.)

Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.

Kaltwasserheilanstalten, Russische-, Römisch-Irische, Dampf- & Schwimm-Bäder, Electricität, Ziegenmilch, Molken etc. etc.

WIESBADEN

Sämmtliche Saison-Vergnügungen: *Concerte, Bälle* etc., sind für das laufende Jahr vermehrt. Die *Lesezimmer* reicher ausgestattet. *Kgl. Theater, Jagd, Fischerei, Wettrennen, Ausflüge* etc. etc.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Die Geier-Wally.

Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen

von

Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch.

Zweite Auflage.

2 Bände in elegantester Ausstattung. Preis geh. 7 M. Elegant in 1 Band geb. Preis 9 M.

Die erste, vor einigen Wochen ausgegebene Auflage war bereits gleich nach **ihrem Erscheinen** vergriffen. Wie hoch der Werth der **„Geier-Wally"** auch im Auslande angeschlagen wird, dafür spricht wohl die Thatsache, daß der Chefredacteur der „Revue des deux mondes" sofort das Uebersetzungsrecht erworben hat, und daß die **„Geier-Wally"** demnächst in dieser Weltzeitschrift erscheinen wird. — Gleichzeitig sind auch eine französische Buchausgabe, die bei einem der ersten Pariser Verleger erscheinen wird, sowie autorisirte englische und italienische Uebersetzungen in Vorbereitung; gewiß ein vollgültiger Beweis der dem Werke auch vom Auslande allseitig gezollten Anerkennung. —

Die **„Geier-Wally"** ist nach dem einstimmigen Urtheil der gesammten deutschen und auswärtigen Presse einer der **bedeutsamsten und interessantesten Beiträge zur schönen Literatur** unter den Erscheinungen der **letzten zehn Jahre.**

Durch **elegante Ausstattung** haben wir dafür gesorgt, daß die **„Geier-Wally"** auch äußerlich eine Zierde jeden Büchertisches ist und sich — wie kaum ein anderes Werk — zum **Geschenk** bei jeder Gelegenheit eignet. —

Die **„Geier-Wally"** ist in jeder Buchhandlung und besseren Leihbibliothek vorräthig.

Berlin, W., im Juli 1875. Lützowstr. 2.

Die Verlagshandlung von **Gebrüder Paetel.**

Einbanddecken zum 7. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 24. Juli 1875. Band VIII.

P
30
G295
v. 8
no. 30

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Das Ministerium Tisza nach den Wahlen. — Die heilige Anna. Von Carus Sterne. II. — **Literatur und Kunst:** Ueber das Molière'sche Lustspiel „Der Geizige". Von Paul Lindau. — Colportageromane. Eine Skizze aus der modernen Literatur von Joseph Kürschner. — Ein politisches Gedicht Henrik Ibsens. Verdeutscht und eingeleitet von Adolf Strodtmann. — Schlußbetrachtungen über den Pariser „Salon" von 1875. Von Albertus. — **Aus der Hauptstadt:** Belly. Von T. Raeder. — Dramatische Aufführungen. Paul Heyses „Hans Lange" im Nationaltheater. Von F. H. Kugler. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Das Ministerium Tisza nach den Wahlen.

Im Großen und Ganzen können die allgemeinen Wahlen für den fünften ungarischen Reichstag seit Wiederherstellung der Verfassung als beendet angesehen werden. Das Resultat ist das erwartete. Wir wollen den Leser nicht mit Zifferndetails behelligen, die doch immer unsicher sein müssen, theils wegen der noch ausstehenden Wahlen, theils wegen der unzuverlässigen Classificirung so vieler homines novi, theils auch weil die 34 Delegirten Kroatiens erst von dem gleichfalls neu zu wählenden Agramer Landtage ernannt werden müssen. Genug, das Ministerium Tisza wird sich im neuen Parlamente an der Spitze einer Vierfünftel-Majorität befinden. Numerisch kommen die versprengten oppositionellen Fractionen um so weniger in Betracht, als jede von ihnen zugleich vollständig isolirt dasteht. Aber welch eine Constellation müßte eintreten, damit die Cohorte der Altconservativen und Ultramontanen unter Sennyey sich mit dem Fähnlein der Radicalen und der Guerillaschaar der „Nationalen", d. h. Süd- und Nordslaven, Walachen ꝛc. zu einer gemeinsamen Attaque auf das Ministerium verbünden könnte? Schwerer vielleicht fällt die principielle Bedeutung dieser verschiedenen Fractionen in's Gewicht. Die „Aeußersten" haben für sich die zwingende Gewalt der Logik. Es ist allemal eine böse Situation, wenn ein dirigirender Minister wie Tisza auf seine vornehm abfertigende Bemerkung, die Radicalen seien zu nichts im Stande, als ewig dasselbe staatsrechtliche Werkel weiter zu drehen, von dem geistreichen Baron Simonyi sich entgegnen lassen muß: Excellenz möge doch nicht gar so verächtlich von dem alten Leierkasten sprechen, an dem sie selber acht Jahre lang so fleißig mitgespielt! Ueber die Nationalen hat die Regierung allerdings einen großen Vortheil errungen, da der Hauptagitator der Serben Miletic mit seiner Candidatur unterlegen ist. Indessen das laut von Tisza verkündete Dogma: „es gibt in Ungarn nur eine politische Nation, die magyarische", könnte auch hier einen Umschwung herbeiführen. Die brutale Art, wie die Minister des Handels und der Communicationen, Simonyi und Pechy, jenen Satz durch die Magyarisirung des Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens praktisch durchführen, verletzt Jedermann. Den rohen magyarischen Chauvinismus zum Regierungshebel machen in einem Lande, wo die Magyaren kaum ein Viertel der Bevölkerung bilden, hat jedenfalls seine sehr ernsten Bedenken. Die Söhne Arpads aber können in dieser Beziehung Unglaubliches leisten: noch im Debrecziner Reichstage schimpfte 1849 Kacinczy die Gleichberechtigung fordernden Nationalen „zudringliches Bettelpack", und erst in extremis decretirte das Unterhaus die verlangte Gleichstellung. Endlich bedarf es wohl nicht noch des Beweises, daß die Fraction der Altconservativen gewogen und nicht gezählt werden muß. Sennyey, dessen Frau von der Kaiserin öffentlich mit dem Kusse auf den Mund begrüßt wird, Apponyi, dem der Leibpublicist der Altconservativen in seinen Beziehungen zum Hofe „die Freiheit eines Cartouche" nachrühmt, Nemény und tutti quanti sind, als Häupter der ungarischen Jesuitenpartei, durch ihre Verbindungen mit dem Klerus und der feudalen Camarilla einem enragirten Akatholiken gegenüber, wie Tisza, der sich gern den „calvinischen Papst" aus dem „protestantischen Rom", Debreczin, nennen hört, doppelt gefährlich. Daß namentlich Sennyey Alles aufbieten wird, um Tisza das Leben sauer zu machen, dazu hat er außer den sachlichen auch noch persönliche Motive. Das Ministerium Bitto unterlag bekanntlich einer Coalition der Altconservativen mit der staatsrechtlichen Linken und mit der Clique Lonyays. Das darauf erwartete Coalitionsministerium aber ward durch Tiszas Geschicklichkeit im Keime erstickt und weder von Sennyeys, noch von Lonyays Anhange kam auch nur ein einziges Mitglied an's Ruder. Mit Bezug auf das damalige Triumvirat Tisza-Sennyey-Lonyay hatte der kranke Deak gesagt: „Der Tokayer ist der König der Weine, der Villanyer ist gleichfalls vortrefflich und ebenso der Badaczonyer — was aber für ein Gebräu entsteht, wenn ihr alle drei zusammengießt, das müßt ihr eben kosten, im Voraus kann das Niemand wissen!" Das Gebräu wurde denn auch in der That nicht fertig: aber man kann leicht ermessen, welchen Groll Sennyey und Lonyay in ihrem Busen bergen, seitdem sie erkannt, daß sie nur für Tisza ein warmes Nest gebaut. Und da ist auch der Einfluß eines so reichen, so charakterlosen und so rastlos ehrgeizigen Mannes nicht zu unterschätzen, wie Graf Lonyay es ist, wenn er gleich zur Stunde nicht mehr eigentlich praktisch eine politische Fraction, sondern nur noch die Trümmer der ehemaligen „Souper"-Partei leitet. Schon der Name deutet an, durch welche Mittel er sich stets ein Gefolge von Clienten zu verschaffen weiß. Dazu kommt aber noch als sehr bedeutender Factor die Beliebtheit, deren er sich beim Kaiser persönlich erfreut, seitdem er aus dem Bankerott der Langrand-Dumonceau'schen Unternehmungen das Vermögen der Thurn und Taxis'schen Kinder gerettet, deren Vormund Franz Joseph I. ist. Auch heute wird Graf Lonyay wieder von der kaiserlichen Familie verwendet, um den Nachlaß Ferdinands I. finanziell zu ordnen.

Die oppositionellen Elemente also, mit denen er zu rechnen hat, wird Koloman Tisza weder fürchten, noch unterschätzen. Denn er ist der zukünftige Conseilpräsident. Baron Wenckheim hat diesen Posten von vornherein nur provisorisch mit

Digitized by Google

dem Vorbehalte übernommen, nach den Neuwahlen auf seine alte Stelle nach Wien als Minister um die Person des Monarchen zurückzukehren — weshalb denn auch dieses Repräsentationsamt vor der Hand unbesetzt geblieben ist. An mancherlei bedenklichen Symptomen hat es schon bei den Wahlen nicht gefehlt, obgleich die Regierung inmitten der hochgehenden Wogen ihres Triumphes auf solche Kleinigkeiten schwerlich achten wird. Gerade in den großen Städten des Landes, in Maria-Theresiopol, in Stuhlweißenburg, Preßburg sind den ministeriellen Candidaten ihre Mandate mit Erfolg von Altconservativen, von Radicalen und von Emissären Lonyays streitig gemacht worden. Ja, in Raab ist der doch jedenfalls sehr bedeutsame Umstand eingetreten, daß der Klerus die Candidatur des Vertrauensmannes der Radicalen poussirte, um nur dem „calvinischen" Cabinete eine empfindliche Niederlage zu bereiten. Was aber nahezu unbegreiflich erscheint, in Debreczyn, dem alten Wahlorte Tiszas, gelang es einem ganz obscuren und anrüchigen Scribler, ein volles Viertel der Stimmen für sich gegen den Minister des Innern und zukünftigen Conseilpräsidenten zu gewinnen. Koloman Ghyczy ist in Komorn wie immer einstimmig gewählt; einstimmig hat auch die innere Stadt von Pest Franz Deak sein Mandat wieder aufgedrängt, obschon er es um seiner Krankheit willen perhorrescirte. Es scheint also denn doch, daß Tiszas eigene Wähler zum Theil von seiner Charakterfestigkeit durchaus nicht so sehr überzeugt sind wie diejenigen Deaks von der Gesinnungstreue ihres Repräsentanten. Als Ghyczy vor anderthalb Jahren von der Führung der staatsrechtlichen Opposition zurücktrat, da legte er sein Mandat nieder und in einem offenen Briefe seinen Wählern die Gründe seines Vorgehens dar. Einmüthig billigten sie den Schritt, indem sie ihn wieder in's Parlament schickten. Dagegen scheint Tiszas hochmüthige Haltung weniger gefallen zu haben. Auf eine Interpellation seiner Wähler über seinen Farbenwechsel erklärte er ihnen vor einem halben Jahre ziemlich von oben herab: er könne sie darüber nicht zu Richtern machen; übrigens würden sie später schon einsehen, daß er recht gethan habe. Die Schwankung, die bei dem greisen Ghyczy Jedermann als einen Act patriotischer Gewissenhaftigkeit ehrte, gilt bei Tisza Vielen für einen bloßen Act rein persönlichen Ehrgeizes, wie die Anzahl der Stimmen, die sein Gegner im Wahlgange erhielt, beweist — und auch dieser Argwohn ist kaum geeignet, dem Ministerium die Wege zu ebnen.

Doch das Alles liegt im Schoße der Götter. Für den Augenblick wird Tisza im Unterhause keine irgendwie nennenswerthe Opposition sich gegenübersehen: die einzige Gefahr also, die ihn momentan bedroht, ist die, im eigenen Fette zu ersticken. Nun wollen wir nicht den alten Gemeinplatz von der Opposition, die man sich kaufen muß, wenn sie fehlt, citiren. Dagegen wird es erlaubt sein, an die Tendenz der Zersplitterung zu erinnern, die überwältigenden parlamentarischen Majoritäten ganz naturgemäß innewohnt, sobald sie sich nicht mehr genöthigt sehen, gegen eine starke Minderheit en védette zu sein. Ein Staatsmann, hinter dem solche Riesenerfolge stehen wie hinter dem Fürsten Bismarck, bildet eine Ausnahme, und wer weiß, wie es selbst um den deutschen Reichstag bestellt wäre, wenn nicht der Culturkampf die Disciplin aufrecht erhielte. Aber die Majoritäten Schmerlings und Auerswalds, in jüngeren Tagen die Mehrheiten hinter Thiers, Gladstone, Minghetti sind wie Schnee in der Sonne geschmolzen. In viel, viel kürzerer Zeit muß dies Schicksal auch Tisza erreichen, wenn es ihm nicht gelingt, dem neuen Reichstage ein populäres Ziel zu stecken und auf dem Wege zu demselben irgend einen greifbaren Sieg zu erringen. Denn während jene Minister nur das Auseinanderfallen ihrer Majorität zu verhindern hatten, muß Tisza die seinige erst im Feuer der parlamentarischen Schlachten zusammenschweißen. Einstweilen existirt die große ministerielle „liberale Partei", die aus der „Fusion" der Deakisten mit der ehemaligen Linken hervorgegangen sein soll, nur noch als „schöne Idee". Noch hat die „Fusion" erst zu beweisen, daß sie mehr ist als ein Humbug — und dadurch, das wird man zugeben, bekommt die ungeheure ministerielle Majorität ein ganz anderes Gesicht mit etwas hippokratischen Zügen. Bis jetzt steht nur zu sehr zu befürchten, daß sich in Betreff der beiden „fusionirten" Parteien das Wort: „Qui trop embrasse, mal étreint" bewähren werde. Was ist das für eine „Fusion", wo in den meisten Städten und Comitaten deakistische und Candidaten der ehemaligen Linken sich bis auf's Messer befehdet haben, obschon sie heute nominell ein und derselben Regierungspartei angehören? So standen sich im Vezprimer Comitate je drei Candidaten der beiden „fusionirten" Parteien feindlich gegenüber, und in Pest entriß die alte Opposition den Deakisten drei Sitze. Einer der Deakisten trat zurück, weil er die Aufregung nicht steigern wolle, da „die Verbitterung zwischen der früheren Rechten und Linken viel größer ist als vor der Fusion, wo die staatsrechtliche Kluft uns trennte". Damit ist wohl Alles gesagt! Ein Mitglied der „liberalen Partei" muß freilich in solchen Fällen immer gewählt werden: aber diese „liberale Partei" selbst muß und wird bei der ersten besten Gelegenheit in Fractionen zerfallen, die sich in tödtlicher Feindschaft befehden, wenn es Tisza nicht gelingt, sie in eine compacte Phalanx zu verschmelzen. Das aber könnte er nur durch einen materiellen Erfolg über die Erblande in der Ausgleichsfrage, wozu ihm seine Majorität im Pester Reichstage gar nichts nützt.

Die heilige Anna.

Von **Carus Sterne.**

II.

In den Lebensbildern berühmter Persönlichkeiten beginnt man herkömmlicher Weise als Einleitung von dem Leben und Treiben ihrer Eltern und von deren Herkunft zu sprechen, weil man so die Tugenden und Schwächen des Helden aus seiner Abstammung und Erziehung meistens zu erläutern Gelegenheit findet. Wenn ich dagegen in dieser Skizze den umgekehrten Weg verfolge, so erklärt sich dies daraus, daß die heilige Anna gewissermaßen die Tochter und Erbin ihrer eigenen Tochter ist, oder vielmehr daraus, daß Mariens Schicksale und Errungenschaften rückbestimmend auf die Mutter strahlen. Der erste von der kirchlichen Autorität gebilligte Schritt, die Stellung der Tochter Annas als Himmelskönigin zu befestigen und so ihrer Mutter Ansehen zu erhöhen, ging darauf hinaus, ihren gebenedeieten Leib der Vernichtung zu entziehen und sie leibhaftig in den Himmel auffsteigen zu lassen. So gering war das Ansehen dieser Frau im Urchristenthum gewesen, daß man über ihre letzten Lebensjahre und ihren Tod keine sichern Nachrichten besitzt. Noch in den Tagen der im vorigen Aufsatze erwähnten Synode, die über den ihr zuständigen Titel in Ephesus (431) stritt, fühlte man sich angefeuert durch die Ueberzeugung, an dem Orte zu verhandeln, wo ihre sterblichen Ueberreste begraben lagen. Gleichzeitig hatte man den Pilgern zum heiligen Grabe in Jerusalem ihr Grab gewiesen, und der Umstand, daß dieses Grab leer war, bereitete die Legende vor, die Mutter Christi sei, wie er selbst, körperlich in den Himmel aufgenommen worden. Das früher erörterte Verfahren bezüglich der Unterstützung erwünschter Neuerungen durch rechtzeitig gefundene Documente aus alten Zeiten wiederholte sich zum hundertsten Male. Im fünften Jahrhundert tauchte eine Schrift über den Hingang der Maria (Transitus Mariae) auf, die, obwohl sie von dem vorurtheilsfreien Papst Gelasius ohne Weiteres zu dem Haufen der Fälschungen und apokryphen Schriftstücke geworfen war, ihrem Inhalte nach von seinen unfehlbaren Nachfolgern rehabilitirt wurde, woraus wenigstens der Vortheil entstand, daß man Marias körperliche Ueberreste mit Ausnahme einiger Locken nicht zum Wunderthun ausstellen konnte. Die allgemeine Feier der Himmelfahrt Mariä wurde für das nördliche Europa auf der Mainzer Synode im Jahre 813 anbefohlen und das Fest derselben

Digitized by Google

wohl nicht ohne tiefern Grund in den Monat gesetzt, in welchem der römische Kalender die Himmelfahrt der über die Ungerechtigkeit der Menschen empörten Asträa gefeiert hatte.

Nach Erreichung dieses Erfolgs traten die Bestrebungen, die Maria, ihrem Vorbilde Isis gleich, zur Göttin zu erheben, ungenirter hervor, und damit beginnt der Cultus der heiligen Anna. Denn die Betreibung der unbefleckten Empfängniß der Maria kommt nicht sowohl dieser selbst zu Gute, deren größter Ruhm darin besteht, den Weltheiland geboren zu haben, als ihrer Mutter, die dadurch in die Reihe der sündlosen Personen erhoben wird. In platter Einförmigkeit werden die Modalitäten der Verkündigung, Empfängniß und Geburt Christi auf Anna zurückdatirt, gleichsam als sei der Schritt zur Menschwerdung auf einmal zu groß gewesen, wobei man aber übersah, wie sehr es der Schrift und dem christlichen Geiste zuwider sei, den heiligen Geist zweimal in derselben Sache zu bemühen. Das Kindheitsevangelium Mariä und die ähnlichen Schriften hatten den kühnen Gedanken nicht auszudenken gewagt, aber er regte sich früh und schon der heilige Epiphanius in seiner Schrift gegen die Collyridianerinnen weist ihn ab und behauptet, daß Maria die auf natürlichem Wege entstandene Tochter Annas und Joachims sei. Der heilige Augustin sagte dasselbe.

So hoch nun auch auf Seiten des Klerus die Lust gestiegen sein mochte, das Urbild der Reinheit auf seine höchste Stufe zu stellen, so sehr widerstrebte dieser Ansicht der Grundgedanke der Erlösung. Um diesem Gedanken seine ganze Tiefe zu lassen, mußte Christus der allein sündlos geborne sein und bleiben, sonst wäre die Sündenschuld ja schon in seiner Mutter von der Welt genommen gewesen. In diesem Sinne hatte sich außerdem der Apostel Paulus ausdrücklich in seinen Römerbriefen erklärt. Dessenungeachtet begann im Jahre 1140 die Geistlichkeit von Lyon zuerst in der lateinischen Kirche das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä zu feiern, nachdem die griechische Kirche schon früher damit vorangegangen war. Klüglich bezog man den Ruhm zunächst immer nur auf Christus, dessen Unsündlichkeit dadurch noch höher getrieben werden sollte. Aber die Meinung der angesehensten Kirchenlehrer war auch damals noch widerstrebend. Der heilige Bernhard insbesondere trat dafür in die Schranken, daß die unsündliche Geburt und damit verknüpfte Mittlerrolle allein Christo zukomme. „Wenn es erlaubt ist, die Meinung der Kirche auszusprechen," sagt er in seinem 174. Briefe, „so sage ich, daß sie vom heiligen Geiste empfangen habe, nicht aber empfangen worden sei, und sage, daß sie als Jungfrau geboren habe, nicht aber von einer Jungfrau geboren worden sei. Worin würde sonst das Vorrecht der Mutter des Herrn, durch welches sie über Alle hoch hervorragen soll, sowohl hinsichtlich des Kindes, welches sie der Welt geschenkt, als der Reinheit des Leibes bestehen, wenn du ihrer Mutter ebendasselbe zugestanden haben wirst? Das heißt nicht die Jungfrau ehren, sondern ihr Ehre entziehen". Die Kirche, deren Meinung Bernhard auszudrücken erklärt hatte, desavouirte seine Aussprüche nicht, sie überließ es einer späteren Zeit, so mystische Vorstellungen zum Dogma zu erheben. Der Meinung des heiligen Bernhard schlossen sich in der Blüthezeit der Scholastik die Thomisten, an ihrer Spitze der Doctor universalis oder angelicus (Thomas von Aquino) und die Dominicaner, in deren Orden er getreten war, an, während der Doctor subtilis (Duns Scotus) und der Doctor seraphicus (Bonaventura) nebst dem Haufen der übrigen Scotisten und der Franziscaner das Dogma von der unbefleckten Empfängniß ebenso eifrig vertheidigten. Es paßte besser in das mystisch-pantheistische Glaubenssystem der letzteren und daraus erklärt sich wohl auch, daß später der in ähnlichen Anschauungen erwachsene Luther demselben große Sympathien bewies. Auf dem Baseler Concil war die schon lange sporadisch in der Christenheit begangene Feier des Festes der unbefleckten Empfängniß Mariä auf den 8. December angesetzt worden, welches Papst Sixtus 1476 als allgemeines Kirchenfest bestätigte. Künstler und Publicum beruhigten sich bei der damals eingebürgerten Darstellung des Dogmas durch den Kuß, welchen Anna bei der Tempelthür bekam.

Inzwischen nahm der erbauliche Streit seinen ungestörten Fortgang. An anderer Stelle wurde bereits erzählt, wie die Dominicaner in ihrem Hasse gegen die gleich ihnen bettelnden Franziscaner Wundererscheinungen fabricirten, um die Falschheit des Dogmas zu beweisen. Maria selbst mußte einem ihrer Werkzeuge entgegentreten und ihm versichern, daß ihre Eltern es gehalten wie andre Bürgersleute auch, und daß es bei ihrer Geburt ganz nach der gewöhnlichen Regel hergegangen sei. Wenn sie es nicht versucht hätte, ihrer Offenbarung mit einem Brettnagel mehr Nachdruck zu geben als man von einer luftigen Vision erwarten darf, hätte die Sache wohl bessern Erfolg gehabt. Die Jesuiten, welche bald darauf den Schauplatz betraten, folgten (zum Theil ebenfalls aus Haß gegen die Dominicaner) den Franziscanern in der Vertheidigung des Marien-Dogmas. Von ihrem Erscheinen an ist die Geschichte der römischen Kirche eine Geschichte der Jesuitenumtriebe geworden, und die unter ihren Schutz genommenen Lehrsätze reiften, so unsinnig und unmöglich sie scheinen mochten, der Herrschaft entgegen. Der Jesuit Johann Maldonat muß in dieser Beziehung als ein aussätziges Glied seiner Gesellschaft betrachtet werden, denn er lehrte 1574 öffentlich zu Clermont in Frankreich, daß man die unbefleckte Empfängniß nicht als Glaubenssatz betrachten dürfe. Die Sorbonne verklagte ihn deshalb bei Papst Gregor XIII., der dem Jesuiten Recht gab. Die Facultät ließ nunmehr alle ihre Angehörigen auf diesen Glaubenssatz schwören und trotzte dem Bischof von Paris, der sie dieserhalb in den Bann that.

Es ist lehrreich, daß der päpstliche Stuhl noch hundert Jahre später (um 1670) auf demselben Standpunkte verharrte, denn als damals der Jesuit Joh. Nidhard, diesmal ein echter Jesuit und darum auch Beichtvater Karl II. von Spanien, in derselben Angelegenheit um einen Spruch gegen die Dominicaner anhielt, die ihn wahrscheinlich um sein Ober-Ketzer-Richter-Amt beneideten, entschied Clemens IX., daß Niemand bei Strafe des Kirchenbannes diejenigen der Ketzerei und Todsünde beschuldigen dürfe, welche die unbefleckte Empfängniß der Maria nicht als Glaubenssatz hinnehmen wollten. Der unverfrorene Jesuit bewies darauf dem päpstlichen Hofe, bei dem er sich als außerordentlicher Gesandter befand, daß seine Bulle unverbindlich sei, weil sie einen Widerspruch enthalte, denn da das Fest der unbefleckten Empfängniß von einem früheren Papste eingesetzt sei, die Päpste aber in allen derartigen Handlungen unfehlbar seien, so wäre jene Lehre eo ipso Glaubenssatz der Kirche. Der Uebelstand war nur, daß sie in der Bibel und den kanonischen Schriften auch nicht den Schatten eines Hinterhalts fand. Es war zur Stütze neben den alten apokryphen und ohnehin sich widersprechenden Evangelien durchaus eine neue Offenbarung nöthig, die im schönen Spanien stattfand, aber leider ebenso mißglückte wie die Gegendemonstration der Dominicaner.

Im glaubenseifrigen Spanien waren durch die Verdienste der Inquisition die Ketzer so vollkommen ausgerottet und die Dominicaner trotz dessen so wenig beliebt, daß dort die Lehre von der unbefleckten Empfängniß den günstigsten Boden fand. Ihr zu Ehren waren bereits mehrere Orden gestiftet worden, und der St. Jacobsorden ließ seit dem Jahre 1652 alle seine Ritter bei ihrer Aufnahme schwören, daß sie für diese Lehre mit dem Schwerte kämpfen wollten. Im Jahre 1619 verwandelte Franz Coronel in der Stadt Agreda, durch eine Offenbarung angetrieben, sein Haus in ein unter den Schutz der unbefleckten Empfängniß gestelltes Franziscanerkloster und trat mit seiner Frau und zwei Töchtern in dasselbe ein. Die älteste Tochter Marie (1602—1665), gewöhnlich Marie von Agreda genannt, wurde im Jahre 1627 Aebtissin dieses Klosters und empfing zehn Jahre später, angeblich von Gott, den Befehl, bei der Herausgabe einer Selbstbiographie der h.

Digitized by Google

Jungfrau als Secretärin zu dienen. Sie will indessen auf Anrathen ihres Beichtvaters den ersten Entwurf wieder verbrannt haben, doch auf Befehl Gottes, der h. Jungfrau, ihrer Oberin und ihres Oberbeichtvaters zu einer neuen Redaction geschritten sein, die am 8. December (dem Feste der U. E. M.) 1655 begonnen wurde, und unter dem Titel: „Die mystische Stadt Gottes oder Leben der heiligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria, unserer Königin und Gebieterin, wie sie es der Jesusschwester, Aebtissin des Klosters der unbefleckten Empfängniß zu Agreda selbst offenbart hat", bald darauf erschien. Mit Zugrundelegung der apokryphen Kindheitsevangelien Mariä wurde hier ein breiter geistlicher Roman geschaffen, die gründlichste Lebensbeschreibung, die jemals verfaßt worden ist. Die ersten Capitel des mächtigen Foliobandes beschäftigen sich natürlich mit der heiligen Anna und Joachim ihrem Pflegevater. Während die gewöhnlichen Biographen die Lebensbeschreibung ihrer Helden erst im zehnten Monate ihres Daseins beginnen, schildert uns die erfahrene Aebtissin auch das Leben der Maria im Mutterleibe. Die subtilsten Fragen, die man nie hinter den Pforten eines Nonnenklosters gesucht hätte, werden dabei erörtert und zuweilen wahrhaft überraschende Aufschlüsse gegeben. So heißt es zum Beispiel, wenn Maria nicht gleich bei ihrer Geburt mit der h. Anna, ihrer Mutter, ein Gespräch angeknüpft habe, so dürfe man nicht glauben, daß sie das nicht gekonnt hätte, und in der That hören wir sie kaum achtzehn Monate alt mit Gott dem Vater ein langes Gespräch führen. Eine ungezügelte Phantasie breitet ihre in mystischen Betrachtungen entfalteten Bilder vor uns aus. Eine Schaar von neunhundert Engeln wird zur Bedienung der künftigen Himmelskönigin commandirt, und um aller Unordnung vorzubeugen, dem Oberbefehl des h. Michael unterstellt. Auf der Leiter, die Jacob im Traume gesehen, steigen sie auf und nieder, wahrscheinlich um ihre Flügel zu schonen. Sie spielen mit ihr, helfen ihr später das Haus säubern und tragen sie wiederholt in den Feuerhimmel; einige dienen aber als beständige Gesandte der zukünftigen Himmelskönigin. Sie selbst (die Aebtissin) glaubte ein halbes Dutzend Engel um sich zu haben, die sie vor den Thron Gottes führten und ihr die Geheimnisse des Himmels zeigten. Sie sah daselbst die mit Sternen gekrönte Himmelskönigin, mit wie Sonnenstrahlen glänzendem Kleide und den Mond zu ihren Füßen. Die Engel sagten: das ist die Frau, welche Johannes gesehen, und die Gott mit seinen Gnadenbezeugungen überhäuft hat. Schaue und betrachte ihre Vollkommenheiten und beschreibe sie sodann. Alle Dinge, deren du bedarfst, werden dir gezeigt werden. Sie erzählte auch ihrem Beichtvater, daß, nachdem sie viel für die Heiden gebetet, sie sich wohl hundertmal nach Mexico versetzt gefühlt und dort wiederholt den Heiden gepredigt habe. Und wunderbar, die Franziscaner kamen von dort mit der Botschaft, daß die Eingebornen sich zur Taufe gedrängt hätten, weil sie schon vorher von einer Frau bekehrt worden seien, die ihnen immer wieder entschwunden sei. Wenn diese Legende, bei welcher es besonders merkwürdig erscheint, daß die Mexicaner das spanische Idiom der Marie von Agreda verstanden haben, den Verdacht einer Verabredung erweckt, so trägt auch das Werk der „mystischen Stadt Gottes" nicht die Spuren höherer Eingebung. Es ist in dem ungesunden schwülstigen Stile der Zeit geschrieben und wimmelt von historischen, geographischen und naturhistorischen Irrthümern, von denen sich die ersteren um so leichter controliren lassen, da die Erzählung bis über den Tod Jesu und Mariä hinausgeht.

Aber man würde sich andererseits doch sehr irren, wenn man das Buch blos als einen historisch-religiösen Roman à la Hahn-Hahn oder Mühlbach ansehen wollte; aus diesem Ocean von mystischem Blödsinn taucht ebenso faßlich als verstimmend die Absicht hervor, das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä auf sinnliche Offenbarungen fest zu begründen. „Ich bezeuge," so heißt es an einer Stelle, „durch die Kraft der Wahrheit und des Lichts, in welchem ich alle diese unaussprechlichen Geheimnisse sehe, daß alle Freiheiten, Gnadenzeichen, Vorzüge, Gunstbezeugungen und Gaben, welcher die reinste Maria theilhaftig geworden, nebst der Ehre die Mutter Gottes zu sein, ihren Grund und Ursprung daher haben, daß sie in ihrer Empfängniß unbefleckt und voller Gnaden gewesen ist; so daß, ohne dieses Vorrecht, alle andern mangelhaft und einem prächtigen Gebäude ähnlich gewesen sein würden, welches kein festes und entsprechendes Fundament hat". Wie schade, daß das inzwischen in alle Sprachen der gebildeten Welt übersetzte und vielfach mit Enthusiasmus aufgenommene Werk neben so trefflichen Offenbarungen so viele Irrthümer und Irrlehren enthielt, daß selbst die Sorbonne nicht umhin konnte, das Buch in einer sehr stürmischen Sitzung (1696) zu verwerfen. Man setzte es schließlich (1710) sogar auf den Index der verbotenen Bücher, von dem es indessen Papst Benedict XIII. (1729) wieder strich. Zu spät sah man wohl ein, daß das Buch, um dem ersehnten Dogma zum Durchbruch zu helfen, vor dem Druck der Correctur und Umarbeitung eines tüchtigen Historikers und Theologen zu überlassen gewesen wäre. Die Spanier, denen das Lesen des phantastischen Romanes niemals verboten worden war, machten die größten Anstrengungen, den frommen Blaustrumpf gleich nach seinem Tode (1665) zur Heiligen krönen zu lassen, aber die vielen Dintenflecke und der Umstand, daß sie bei Lebzeiten bereits zu oft im Himmel gewesen war, scheinen ihre Ansprüche verkleinert zu haben. Es war wieder nichts.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ueber das Molière'sche Lustspiel „Der Geizige".

Gelegentlich des Gastspiels von Joseph Lewinsky.

Am 9. September 1668 wurde „Der Geizige" zum ersten Male in Paris von der Molière'schen Gesellschaft aufgeführt. Molière selbst spielte die Hauptrolle (Harpagon). Das Stück fand bei der ersten Aufführung eine laue Aufnahme und erlebte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Wiederholungen. Der Versuch, es später wieder aufzunehmen, wollte auch nicht recht glücken.

Die ältesten Biographen Molières wollen in dem Umstande, daß „Der Geizige" in Prosa geschrieben ist, eine genügende Erklärung für den ungenügenden Erfolg finden. Es ist richtig, daß das Publicum zu jener Zeit an die Verse als an die allein bis dahin herrschende Form in den großen Lustspielen gewöhnt war. Als Molière den „Don Juan" am 15. Februar 1665 zur Aufführung brachte, — das Stück ist bekanntlich auch in Prosa geschrieben, — machte sich schon dieselbe Kritik über die ungewöhnliche und für das Theater angeblich ungeeignete Form bemerkbar. Das verhinderte aber nicht, daß „Don Juan" einen vollkommenen Erfolg errang und vom 15. Februar bis zum 20. März vor vollen Häusern funfzehnmal aufgeführt werden konnte. Molière nahm das Stück nach den Ferien nicht wieder auf, wahrscheinlich weil er durch seine neue Stellung als königlicher Hofschauspieler gerade in diesem Augenblicke einige Rücksichten nehmen zu müssen glaubte, und weil das Stück wegen seiner verwegenen Tendenz die Pietisten und Dunkelmänner zu einer unglaublichen Wuth aufgereizt hatte.

Aber die günstige Aufnahme des „Don Juan" beim Publicum, sowie der Erfolg, den ein anderes ebenfalls in Prosa verfaßtes Lustspiel „Le pédant joué" von Cyrano de Bergerac schon im Jahre 1654 errungen hatte, sprechen dafür, daß die Prosa allein zur Erklärung des lauen Beifalles, der dem „Geizigen" gespendet wurde, nicht ausreicht. — „Der Geizige" wurde, um dies gleich hier zu bemerken, später von Thomas Corneille in Verse gebracht.

Der sonst wenig zuverlässige Grimarest täuscht sich wohl

Digitized by Google

nicht, wenn er die Behauptung ausspricht, daß Molière die Absicht gehabt habe, das Stück selbst zu reimen. Voltaire und Laharpe haben diese Behauptung wiederholt. Voltaire sagt: „Molière hatte seinen «Geizigen» in Prosa abgefaßt, um ihn später in Verse zu bringen, aber er gefiel den Schauspielern so, daß sie ihn in dieser Form zur Darstellung bringen wollten".

Sehr tüchtige Molièrekenner haben dem entschieden widersprochen. Nach meiner Meinung verdient indessen die Voltaire'sche Angabe vollen Glauben. Der Herausgeber des französischen Molièrelexikons, Génin, hat sich der Mühe unterzogen, die Prosa des „Geizigen" genau zu prüfen, und er hat die interessante Entdeckung gemacht, daß nahezu alle größeren Scenen des Stückes schon in Versen ohne Reime geschrieben sind. Gleich die Prosa der ersten Scene ist ganz rhythmisch und prosodisch gehalten; es fehlen eben nur die Endreime und die freien Verse, wie sie Molière im „Amphitryon" gebraucht hatte, sind fertig. — So sagt Valère zu Anfang des Stückes:

Vous voyez comme je m'y prends,
Et les adroites complaisances
Qu'il m'a fallu mettre en usage
Pour m' introduire à son service;
Sous quel masque de sympathie
Et des rapports de sentiments
Je me déguise pour lui plaire,
Et quel personnage je joue
Tous les jours avec lui,
Afin d'acquérir sa tendresse.
J'y fais des progrès admirables! etc.

Es ließe sich nahezu das ganze Stück in dieser Weise als für den Ausdruck in Versen berechnet nachweisen. Zu bemerken ist übrigens, daß Molière auch in seinen andern Prosastücken oft Seiten lang unbeabsichtigte oder unvollendete Verse geschrieben hat; so auch im „George Dandin", der in demselben Jahre wie „Der Geizige" geschrieben wurde. Der zweite Act schließt mit zwei vollkommen richtigen Alexandrinern:

. . . o ciel!
Seconde mes desseins et m'accorde la grace
de faire voir aux gens que l'on me déshonore.

Die dramatische Production des achtzehnten Jahrhunderts hat das französische Publicum genügend an die Prosa auf den Brettern gewöhnt, und jetzt ist diese Prosa auf der Bühne auch für das höhere Lustspiel geradezu die herrschende Form geworden. Trotzdem hat „Der Geizige" in Frankreich niemals einen reinen und vollen Erfolg erringen können.

Es ist um so eigenthümlicher, daß gerade dieses Stück in Deutschland mit dem „Tartüffe" die Ehre theilt, zu den bekanntesten des französischen Dichters zu gehören. Vielleicht wird man nicht irren, wenn man die Erklärung in einem rein äußerlichen Umstande findet, nämlich darin, daß die Hauptrolle des „Geizigen" den Darstellern von Charakterrollen eine sehr dankbare Aufgabe zuweist. Diesem Glücksfalle haben wir ja auch die Darstellung des Harpagon durch Joseph Lewinsky im Wallnertheater zuzuschreiben.

Nicht die Form, — der Inhalt hat dem reinen und ungetrübten Erfolge des Stückes Abbruch gethan. Der Charakter des Stückes ist nicht klar, nicht einheitlich; es ist ein Gemisch von zum Theil sehr drolligen und an das Possenhafte streifenden, zum Theil auch der feinen Komik angehörigen Bestandtheilen und von unangenehmen, peinlich berührenden Dingen, die unter allen Umständen verstimmend wirken. Der Geiz ist keine Lächerlichkeit, er ist ein Laster, und der Geizige kann auch auf der Bühne nicht komisch wirken, es mischt sich immer die Verachtung hinein. Das gilt allerdings auch von der Heuchelei, aber auch der Tartüffe ist nicht lächerlich. Molière hat diesen mit dem richtigen Gefühle des Dichters in eine Mitte gestellt, in der seine Verächtlichkeit voll und ganz zu Tage tritt; niemals werden wir von der leisesten Regung des Mitgefühls oder der Sympathie für den Heuchler ergriffen. Tartüffe steht allein, die Wirkung seines verächtlichen Gebarens zeigt sich im komischen Lichte in der Vernarrtheit Orgons, der sich durch seine Vertrauensseligkeit, durch seine blinde Vergötterung des Heuchlers eben lächerlich macht. Tartüffe ist nicht Vater, Bruder, Sohn, er will sich in die Familie hineinschleichen und das wird vereitelt. Das ist ein Schauspiel, das klar ist und eine reine Wirkung hervorruft.

Ganz anders der Geizige bei Molière. Der Geizige ist zunächst ein alter Mann, er leidet körperlich, er ist Vater. Die Verzweiflung eines alten gebrechlichen Mannes, dem man sein Geld gestohlen, kann niemals komisch wirken, mag der Alte auch noch so verächtlich sein. Unwillkürlich empfindet man ein gewiß unberechtigtes Mitleid mit dem Verzweifelten; gleichzeitig sagt man sich, daß der Mensch unser Mitleid nicht verdient; und so überkommt den Zuschauer ein unbehagliches Gefühl, das ihm die volle Freude an dem Schauspiele raubt. Es bleibt uns schließlich nichts Anderes übrig als die Bewunderung der Darstellung, wenn die Rolle von einem Künstler wie Lewinsky gespielt wird. Der berühmte Monolog, welcher den vierten Act beschließt — Harpagon stürzt mit wildem Schrei auf die Bühne; man hat ihm sein Geld gestohlen — ist in geradezu düsterer Tragik gehalten.

„Diebe! Diebe! Räuber! Mörder! Gerechtigkeit! Gerechter Himmel! Ich bin verloren! Ich bin ermordet! Man hat mir die Kehle abgeschnitten! Man hat mir mein Geld gestohlen! Wer kann es sein? Wo ist er? Wo hat er sich versteckt? Wo finde ich ihn? Wo laufe ich hin? Wo laufe ich nicht hin? Ist er da? Ist er dort? Wer ist es? Halt! (Er packt sich am Arm.) Gib mir mein Geld wieder, Schurke! — Ach ich bin es selbst!" ꝛc.

Molière hat diese Stelle wie einige andere aus der „Aulularia" des Plautus übersetzt:

„Perii! interii! obcidi! quo curram? quo non curram?
Tene, tene! quem? quis? Nescio, nihil video, caecus eo." etc.*)

Aber es kommen noch andere Stellen in dem Stücke vor, bei denen der Eindruck, den der Zuschauer empfängt, ein sehr verworrener und unbefriedigender ist, namentlich die höchst unerquickliche Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn. Dingelstedt hat in seiner Bearbeitung diese Stelle so gemildert, daß von dem Original fast Nichts übrig geblieben ist, sehr zum Vortheil der theatralischen Wirkung, aber nicht ohne erhebliche Beschädigung der dichterischen Intention. Im Original ist diese Stelle so unangenehm wie nur möglich. Zwischen dem Vater Harpagon, der Mariannen liebt, und seinem Sohne Cléant, der ebenfalls Mariannen liebt, entspinnt sich folgender Streit:

„Harpagon: Wie, Du Galgenstrick, Du hast die Unverschämtheit, mir in's Gehege zu kommen?

Cléant: Du kommst in das meinige, ich bin der Erste da gewesen.

H.: Bin ich nicht Dein Vater? Schuldest Du mir nicht Respect?

Cl.: In solchen Dingen brauchen die Kinder den Eltern nicht nachzugeben. Die Liebe kennt keine Autorität.

H.: Ich werde Dir schon die Bekanntschaft mit meiner Autorität durch einige tüchtige Stockschläge beibringen.

Cl.: All Dein Drohen thut nichts zur Sache.

H.: Du entsagst Mariannen!

Cl.: Fällt mir nicht ein!

H.: Geschwind einen Stock, einen Stock! u. s. w."

Der Zank wird unterbrochen, um alsbald wieder auszubrechen.

„H.: Tritt mir nicht wieder vor die Augen!

Cl.: Zu Befehl!

H.: Ich ziehe meine Hand von Dir zurück!

Cl.: Nur zu!

H.: Ich sehe Dich nicht mehr als meinen Sohn an!

Cl.: Meinetwegen!

H.: Ich enterbe Dich!

Cl.: Wie es Dir beliebt!

H.: Ich gebe Dir meinen Fluch!

Cl.: Ich brauche Deine Geschenke gar nicht!"

*) „Ich bin hin! verloren! todt! Wo lauf ich hin? Wo lauf ich nicht hin? Halt ihn! Wen? Ich weiß es nicht! Ich sehe Nichts mehr; wie ein Blinder, Geh' ich nur! u. s. w.

Digitized by Google

Nun man mag sagen, was man wolle, es gibt kaum ein unangenehmeres Schauspiel als diesen Streit zwischen einem unwürdigen Vater und seinem Lümmel von Sohn. Jean Jacques Rousseau macht über diese Scene folgende Bemerkung:

„Es ist sicherlich ein großes Laster, geizig zu sein und mit Wucherzinsen Geld auszuleihen, aber ist es nicht ein noch größeres Laster, wenn ein Sohn seinen Vater bestiehlt, wenn er den Respect gegen diesen aus dem Auge setzt, tausend beleidigende Vorwürfe ihm an den Kopf wirft und auf den Fluch des Vaters mit unverschämter Miene antwortet, daß er dergleichen Geschenke von seinem Vater nicht gebrauchen könne. Mag der Witz vorzüglich sein, er ist darum nicht minder strafbar, und ein Stück, in dem man den, der einen solchen Witz macht, liebenswürdig darstellt, ist eine Schule für schlechte Sitten".

Alle Schriftsteller, die sich mit Molière beschäftigt und mithin den großen Dichter über Alles liebgewonnen haben, haben den Verfasser des „Geizigen" gegen diesen schweren Vorwurf in Schutz genommen. Rousseau schießt auch über's Ziel hinaus. Es ist nicht richtig, daß der Sohn seinen Vater bestiehlt; es ist nicht richtig, daß dieser Sohn von Molière liebenswürdig dargestellt wird; aber im Großen und Ganzen behält Rousseau nach meinem Gefühle entschieden Recht gegen die Vertheidiger Molières. Man mag tausend Gründe anführen, welche den Dichter veranlassen konnten, dieses häßliche Nachtbild einer durch Laster zerrütteten Familie in die Beleuchtung der Rampe zu rücken; man mag sagen, daß Molière nicht im entferntesten daran gedacht habe, dem Sohne gleichsam das Recht zu vindiciren, gegen einen solchen Vater unverschämt zu sein; man mag zugeben, daß sogar ein höherer moralischer Gedanke dieser ungemüthlichen Scene zu Grunde liege, der Gedanke, am abschreckenden Beispiele zu zeigen, wie der Geiz den Vater seiner Kinder beraubt, wie der, der die Liebe zum Geld über Alles stellt, auch der Liebe seiner Kinder verlustig geht —, Alles das und vieles Andere mag man zu Gunsten des Dichters einwenden; immerhin bleibt die Wahrheit bestehen: daß der Eindruck dieses Auftrittes ein im höchsten Grade peinlicher und verletzender ist. Um den Dichter zu vertheidigen, muß man den Sohn des Harpagon als unliebenswürdig hinstellen; aber dieser Sohn ist der sogenannte „erste Liebhaber" des Stückes; er heirathet zum Schluß die begehrenswerthe und reizende Marianne. Was wird also aus dem Stücke? Realistisch richtig ist ja auch diese Scene wie Alles bei Molière, aber sie ist dramatisch gewagt, sie ist theatralisch mißlungen, denn ihre unmittelbare Wirkung ist eine unangenehme und verdrießliche.

Wenn in diesem Punkte der Dichter meines Erachtens nicht ganz frei zu sprechen ist, so kann ihn doch der von anderer Seite ihm gemachte Vorwurf, daß der Charakter des Geizigen Unmöglichkeiten und Inconsequenzen darbiete, wie ich meine, nicht treffen. Mir scheint es psychologisch ganz richtig, daß ein Geizhals sich gerade in einem entscheidenden Momente seines Lebens ganz inconsequent zeigen kann, daß er in unvereinbarem Widerspruche mit seinen Gewohnheiten und seinen Neigungen, mit seiner ausschließlichen Liebe für den nicht verwertheten Besitz sich auf einmal in den Kopf setzt, ein junges Mädchen zu heirathen, bei dem er weniger auf's Geld als auf die Jugend, Anmuth und hübsche Erscheinung sieht. Gerade solche Inconsequenzen sind eminent menschlich, und der Dichter hat auch hier bewiesen, wie sehr er die Menschen studirt und kennen gelernt hat. Eine sogenannte „gute Partie", wie sie einem Geizigen eigentlich zusagen sollte, würde denselben viel weniger individuell und viel mehr schablonenhaft machen als gerade diese absonderliche Heirathsidee, die Molière seinem Harpagon gegeben hat.

Auch das ist ein unberechtigter Vorwurf, daß ein Geizhals sich nicht eine unverhältnißmäßig große Dienerschaft, Wagen und Pferde halten werde. Harpagon befindet sich in einer socialen Stellung, welche immerhin ein gewisses Decorum erfordert; er muß sich Wagen und Pferde und muß sich Diener halten. Aber sein Geiz zeigt sich gerade in der Art und Weise, wie er diese unvermeidlichen Ausgaben bestreitet, zeigt sich darin, daß er den Anforderungen, welche die Gesellschaft an ihn stellt, so wenig wie möglich genügt, daß er die Dienerschaft hungern und die Pferde verkümmern läßt.

Molière hat übrigens diese Einzelheiten direct aus der Wirklichkeit genommen. Einige Jahre vor der ersten Aufführung des „Geizigen" wurde ganz Paris durch die Ermordung eines Ehepaares, das sich durch den schmutzigsten Geiz bekannt gemacht hatte, in Aufregung versetzt. Ein Polizeibeamter Tardieu und seine Frau wurden am 24. August 1665 10 Uhr Vormittags von zwei Brüdern Touchet in ihrem Hause ermordet; die Mörder wurden auf der That ertappt und drei Tage darauf hingerichtet. Von diesem Ehepaar, das auch zuächst ein gewisses Haus ausgemacht hatte (Boileau erzählt in der zehnten Satire daß sich dieselben unter Anderm zwei Diener, zwei Mägde, einen alten Lakai, zwei Pferde und einen Maulesel hielten), kamen geradezu unglaubliche Dinge an den Tag.

Das Charakterbild des Geizigen, wie es Molière entworfen hat, erscheint mir trotz aller derben Striche noch immer mustergültig und Harpagon ist wie Tartüffe mit Recht eine typische Figur geworden. Aber wenn auch die außerordentlich dankbare Rolle des „Geizigen" das Stück auf dem Repertoire erhalten hat, der ganzen Dichtung hat dieselbe doch nicht den ungetheilten Beifall, den die andern Molière'schen Meisterwerke finden, erwerben können.

Erklärt sich aus der Vermischung von peinlich und komisch wirkenden Dingen der getheilte Eindruck des Stückes schon in Frankreich, so tritt diese ungenügende Wirkung in Deutschland noch um so schärfer hervor. Zum vollen Verständnisse der Molière'schen Stücke fehlt uns sehr viel, vor Allem die Weihe der Tradition und die tiefe Pietät für den Dichter. Das Publicum im théatre français verehrt in jedem Worte Molières das Wort des Meisters und schwört darauf. Unser Publicum tritt auch den Molière'schen Dichtungen kühl und kritisch entgegen. Außerdem wird das Stück in Frankreich ganz anders und ungleich besser gegeben als bei uns. In unseren Darstellungen fehlt der Charakter der Zeit und die Localfarbe, Dinge, die sich auch durch die minutiöseste Inscenirung und Ausstattung nicht nachmachen lassen. Endlich und hauptsächlich ist das dargestellte Werk bei uns ein ganz anderes als das Molière'sche und über den Unterschied, der zwischen dem Original und der bei uns aufgeführten Nachahmung besteht, vermag uns auch die geschickteste Bearbeitung, auch die gelungenste Uebersetzung nicht hinweg zu täuschen.

Die Geschicklichkeit wollen wir der Dingelstedt'schen Bearbeitung, die wir hier gesehen haben, keineswegs absprechen. Es ist ganz in der Ordnung, daß Dingelstedt an einigen Stellen das Original erheblich gemildert hat, so den schon erwähnten Auftritt zwischen dem Vater und dem Sohne, ferner das sehr komische qui pro quo im letzten Acte. Valère spricht von Harpagons Tochter Elise und Harpagon meint, es handle sich um seine gestohlene Schatulle. Diese Scene, die übrigens ebenfalls keine Molière'sche Erfindung ist, gibt in der französischen Dichtung zu allerdings außerordentlich drastischen, aber bisweilen geradezu obscönen Späßen die Veranlassung, über die das Publicum im théatre français als über classische Derbheiten herzlich lachen darf, die aber in unserem Wallnertheater unzweifelhaft die kräftigsten „Au!" der sittlichen Entrüstung hervorrufen würden. Harpagon sagt unter Anderm (er denkt an seine Schatulle):

Hè dites-moi donc un peu: tu n'y as pas touché?

und Valère, der glaubt, daß es sich um Elisen handle, antwortet:

Moi y toucher? Vous lui faites tort aussi bien qu'à moi; et c'est d'une ardeur toute pure et respectueuse que j'ai brulé pour elle etc.

Ebenso ist es durchaus zu billigen, daß Dingelstedt die geradezu albernen Erkennungsscenen am Schlusse, die auch jetzt noch in der Bearbeitung langweilig genug sind, zu beseitigen versucht hat. Es gehört wirklich großer Respect vor Molière dazu, um diese wunderbaren Erkennungsscenen sich gefallen zu lassen: „Du warst in Neapel? O Gott, dann bist Du mein

Digitized by Google

Bruder, und ich Deine Schwester und Du mein Vater!" u. s. w. Das sind Schwächen und Unbeholfenheiten der Zeit, die man eben nur bedauern kann. Moland bemerkt dazu: „In der antiken Komödie findet man zuerst diese Schiffbrüche, Gefangenschaften und Erkennungen, die später so häufig verwerthet worden sind. Um sich zu erklären, wie auch Molière nicht davor zurückscheute, von diesem Mittel in seinen Schlußscenen Gebrauch zu machen, muß man daran denken, daß die Unwahrscheinlichkeit solcher Ereignisse zu jener Zeit etwas weniger verletzend war, als sie heutzutage ist. Die Zeitgenossen von Molière haben alle dieselben Mittel verwerthet, die Erzählungen, die aus dem Spanischen entnommen waren, wimmelten davon, und so hatte man sich mit diesen Dingen befreundet, und das Publicum ließ sich dieselben viel eher gefallen, als dies jetzt der Fall ist".

Molière fühlte trotzdem selbst, wie langweilig diese wunderbaren Aufklärungen waren und im „Geizigen" suchte und fand er ein Mittel, um die Aufmerksamkeit des Publicums von den Auseinandersetzungen über die seltsamen Fügungen des Schicksales abzulenken und durch ein komisches Spiel die Zuschauer zu erheitern. Dieses Scenenspiel, — „Nüance" heißt dergleichen in der deutschen Theatersprache, — das auch Lewinsky in seine Darstellung aufgenommen, aber etwas gemildert hat, besteht in Folgendem: Während sich die Verwandtschaftsbande zwischen den verschiedenen Personen des Stückes durch überraschende Zufälligkeiten knüpfen, bemerkt Harpagon, daß sein Diener zwei Lichter angesteckt hat. Er bläst eines davon aus. Kaum hat er den Rücken gewandt, so steckt es der Diener wieder an. Harpagon bemerkt dies, bläst es aus und behält den Leuchter in der Hand. Während er nun zuhört, was die Andern erzählen, steckt hinterrücks der Diener das Licht wieder an. Harpagon bläst es nun noch einmal aus und steckt das Licht in die Tasche, wo es der Diener zum vierten Male ansteckt. Harpagon verbrennt sich natürlich daran, bläst es abermals aus und dreht es so um, daß der angezündete Docht nach unten kommt. Dieser Spaß dauert gerade so lange wie die Auseinandersetzungen, die das Publicum langweilen.

Ist im Allgemeinen auch die Dingelstedt'sche Bearbeitung zu billigen, so lassen sich doch Einzelnheiten verzeichnen, in welchen, wie ich glaube, der Bearbeiter etwas zu ungenirt vorgegangen ist. Die Nothwendigkeit, die erste Scene des vierten Actes völlig umzuarbeiten, leuchtet mir nicht ein; ebenso finde ich es nicht richtig, daß die hübsche Scene, in welcher Vater und Sohn durch Maitre Jacques, in drolliger Weise versöhnt werden, gänzlich beseitigt worden ist; sie ist eine der amüsantesten des Stückes. Außerdem gebraucht Dingelstedt bei der Uebersetzung so ganz moderne Wendungen, daß die Illusion, ein Molière'sches Stück zu hören, von Zeit zu Zeit gänzlich verloren geht. Trotzdem wird man immer zu dieser Bearbeitung greifen müssen, wenn ein Charakterdarsteller den „Geizigen" gibt; denselben im ungesäuberten Originale darzustellen, wäre gewiß nicht rathsam. Im Großen und Ganzen sind die Aenderungen, die Dingelstedt vorgenommen hat, wie gesagt, nur zu billigen.

Joseph Lewinsky spielt den Geizigen mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Charakteristik. In jeder Scene zeigt sich der Geist und das Talent dieses vorzüglichen Schauspielers. Lewinsky, der sich von jeder Aufgabe, deren Lösung er unternimmt, ganz genau Rechenschaft ablegt, weiß, daß Harpagon zuerst von einem Komiker, — von Molière, — gespielt worden ist und daß er heute noch in Frankreich von den „komischen Vätern" und nicht von den s. g. „Charakterdarstellern" gegeben wird. Er war daher darauf bedacht, die Rolle möglichst komisch wiederzugeben und alles Dämonische und Unheimliche zu bannen; — wie ich glaube, ganz den Intentionen der Dichtung gemäß. Wird der abstoßende Charakter Harpagons nicht durch die Komik in der Darstellung einigermaßen in das Gebiet des Lustspieles hineingerückt, so ist der Conflict, in dem sich das Publicum diesem seltsamen Schauspiele gegenüber befindet, noch unversöhnlicher und schroffer. Eine volle Einheitlichkeit läßt sich allerdings nicht herstellen, aber anzuerkennen ist immerhin das Bestreben des geistvollen Schauspielers, den Riß, der nun einmal in der Dichtung ist, durch die Darstellung möglichst zusammenzuziehen.

Und die Moral des Stückes? — Eine alte Anekdote aus Molières Zeit gibt darauf die Antwort: Ein Geiziger, der einer der ersten Vorstellungen des Stückes beiwohnte, verließ das Haus mit den Worten: „Man kann aus dem Molière'schen Stücke viel lernen! Es enthält vorzügliche ökonomische Grundsätze!" —

Paul Lindau.

Colportageromane.

Eine Skizze aus der modernen Literatur

von

Joseph Kürschner.

Neben der Literatur, um welche sich die Kritik bekümmert, existirt eine zweite, welche von ihr nie oder doch sehr selten beachtet wird und welche keinen anderen Zweck hat, als die niederen Stände um manchen schwer errungenen Thaler zu prellen, indem sie ihnen Unterhaltungsschriften bietet, welche nur auf Befriedigung der rohesten Lesegier berechnet sind und sich ein Publicum dadurch zu gewinnen suchen, daß sie die gemeine Neugierde reizen und oft unter dem Mantel der Moral den frechsten Cynismus verbergen.

Jene Schriften gehören meist dem Gebiete des Romans an und werden auf dem Weg der Colportage vertrieben. Schon der Prospect dieser literarischen Erzeugnisse läßt über den Inhalt, Stil ꝛc. des betr. Werkes keinen Zweifel aufkommen. Ein Gemisch sinnloser, alberner Phrasen, unmöglicher Metaphern, mit den üblichen Prämien und andern Versprechungen wie den unvermeidlichen Holzschnitten auf grau-schwarzem oder gelbem Druckpapier — das ist der Prospect eines solchen Opus, welches sich bald „Volks-Roman" nennt, bald „Criminal-Roman der Gegenwart", bald „historisch-romantische Erzählung aus der Jetztzeit", „illustrirter historischer Roman", „romantische Erzählung", „historischer Roman", „Charaktergemälde", „Roman aus der neuesten Zeit" ꝛc. Das ist auf dem Titel zu lesen, aber in Wirklichkeit ist das Historische: Bierbankpolitik, das Romantische: Unnatur und Ueberschwänglichkeit, die Gemälde: elende Tüncherarbeit und die Charaktere: total verzeichnete Romanfiguren. Der Hauptzweck derartiger Romane ist größtmögliche Spannung und Aufregung der Leser und kein Mittel ist ihren Verfassern erbärmlich genug, diesen Zweck zu erreichen, den sie ganz offen eingestehen; der Prospect eines solchen Colportageromans beginnt mit dem Satz: „So wunderbare, eigenthümliche und geheimnißvolle Situationen..... vermögen in Wahrheit ein bis zur fieberhaften Spannung geschraubtes Interesse abzugewinnen". Weiter heißt es: „Viel Gräuelthaten hat die Weltgeschichte in ihren Büchern zu verzeichnen gehabt, doch wohl selten derartige Verbrechen, wie in dieser, der Wirklichkeit entlehnten Erzählung aufgedeckt werden". Es fehlte nur noch, daß etwa gesagt würde: der Verfasser des vorliegenden Romans zahlt demjenigen eine Prämie von 1000 Thlr., der ihm ein scheußlicheres Verbrechen nachweist, als die von ihm geschilderten. Eines dieser „Lieferungswerke" zeigt mit weißer Schrift auf rabenschwarzem Untergrund den verlockenden Titel „Galgenvögel, oder blutige Thaten menschlicher Ungeheuer. Raub-, Mord-, Gauner- und Diebesgeschichten aus alter und neuer Zeit". Eine „schwarze Bibliothek der beliebtesten Schriftsteller". An die Spitze dieser schätzenswerthen Sammlung stellt sich der „beliebte Schriftsteller" G. Berthold, auf dem Umschlag dagegen sind im Vordergrund einer freien Gegend fünf Stück jener „Galgenvögel" in carikirter Auffassung zu bemerken, während der sechste, von Raben umschwirrt, bereits an dem Galgen hängt. Der Prospect „der schwarzen Bibliothek" besagt ausdrücklich „die berüchtigtsten Räuber, Diebe und Verbrecher überhaupt, wie sie vorzugsweise das 18. und 19. Jahrhundert aufzuweisen hat, sind in obigem Werke in einer Verbrecher-Gallerie zusammengestellt, wobei die Wahrheit der Begebenheiten durch das romantische Gewand, in welches sie der Verfasser hüllt,

Digitized by Google

dem Leser schmackhafter erscheinen und seinen Ekel und Abscheu vor den Schauderthaten dieser „schwarzen Bibliothek" mildert". Offen ist der Verfasser wenigstens, das läßt sich nicht leugnen, denn mit nur zu viel Recht spricht er von dem „Ekel und Abscheu des Lesers" „vor den Schauerthaten dieser Bibliothek".

Aber nicht nur durch Ueberreizung der Phantasie wirken diese Bücher schädlich, oft vergiften sie geradezu Herz und Gemüth der weniger Gebildeten aus dem Volk und das Gift ist meist um so gefährlicher, da die Schurken — zum großen Theil die Helden des „Volks-Romans" — und ihre Verbrechen zwar bestraft, aber gewöhnlich als großartige Erscheinnngen glorificirt werden. So ist auf dem Umschlag der schon citirten „schwarzen Bibliothek" zu lesen: „Denn Verwegenheit, körperliche Kraft und Gewandtheit, gepaart mit List und Scharfsinn, zeichneten diese Menschen (Schinderhannes, Lips Tullian, Karasek!!!) aus, und der gänzlich unmotivirte Nachsatz „und überlieferten sie schließlich dem Arme der Gerechtigkeit, der strafend auf ihr beflecktes Dasein fiel und ihre Verbrechen sühnte" kann das gefährliche „zeichneten diese Menschen aus" nicht aufheben. Der Räuber Fra Diavolo wird den Lesern wie folgt vorgestellt: „Fra Diavolo! Die Romantik hat einen reichen Kranz von Liedern, Balladen und Sagen um die Manen dieses, als Cavalier, als Banditenhäuptling, als Guerillaführer sich gleich hervorragend kennzeichnenden Sterblichen gewunden und ein großer Tondichter hat ihn zum Helden seiner unsterblichen Opernschöpfung gemacht". In Folge „jahrelanger Studien" ist der Verfasser, Dr. Paul Lippert, auch in den Stand gesetzt, die ebenso neue als geistreiche Bemerkung zu machen, daß Fra Diavolo „kein gewöhnlicher Bandit, kein alltäglicher Wegelagerer und Halsabschneider" war. In ähnlicher Weise spricht sich der Prospect des Söndermann'schen Volks-Romans Rinaldo-Rinaldini aus.

Außer den Wesen von Fleisch und Blut spielt natürlich in diesen Romanen auch die Bevölkerung der Geisterwelt wie das Walten übernatürlicher Kräfte eine sehr bedeutende Rolle. So in Herrn Georg F. Borns „historisch-romantischer Erzählung aus Spaniens Jetztzeit", deren Held Don Carlos, vom Verfasser mit dem gewiß seltenen Prädicat „ehrbegieriger Hände" ausgestattet, sich die Freiheit nimmt, eines der ungewöhnlichen Werkzeuge „nächtlich" zu einem Griff nach der „blitzenden Krone" zu benutzen. Er wird an diesem kindlichen Vorhaben durch einen „blutigen Schatten" gehindert, allein in der Folge passirt ihm noch viel Schrecklicheres, denn „im Kampfgetümmel auf der Terrasse des Räuberschlosses und über die mitternächtigen Schlachtfelder weht gespenstisch ein schwarzes Gewand dahin, bei dessen Anblick der blutgierige Don Carlos erbebt und erbleicht. Söndermann, ein, wie im Prospecte des oben genannten Werkes zu lesen, „mit dem Herzen schreibender" Literat, übertrifft noch den Collegen Born, dessen „blutigen Schatten und schwarzes Gewand". „Er führt den Leser dicht hinein in mitternächtlichen Teufelsspuk — macht ihn sogar mit der Person des Höllenfürsten bekannt, der sich durch Schlauheit und List, durch scheinbare Dienstleistungen die Seelen der Betrogenen sicherte, indem er wirkliche Bündnisse mit ihnen schloß ..... Aus dem feinen Cavalier und Weltmanne — aus jener reizenden Frauengestalt — aus dem scheinbar wohlmeinenden Freunde — ja selbst aus dem frommen Betbruder guckt zuletzt der Schalk hervor und entpuppt sich in Wahrheit als Satanas der Höllenfürst." Ist ein albernerer, für schwache Gemüther gefährlicherer Unsinn, als der in dem ersten der beiden citirten Sätze ausgesprochene, denkbar? Man sollte es kaum glauben, und doch findet Hr. Söndermann in Ernst Pitawall seinen Meister. Dieser „vielgewandte" Romanfabrikant läßt in seinem Werk „Die schwarze Dame von Pest und die Opfer des großen Börsenkrachs, oder die blutigen und unblutigen Gauner auf und außerhalb der Wiener Weltausstellung" seine Titelheldin „als personificirtes Fatum", auftreten. „Ihr folgt, wo sie erscheint, die Cholera oder ein großes Unglück, das allgemein trifft. Nur durch aufopfernde Tugend ist sie zu versöhnen. Sie erscheint unter allerlei Masken, — zuerst als Wahrsagerin in Pest, dann unter andern Gestalten als Millionärin, als spanische Herzogin (!) ꝛc. und erst am Schlusse des Werkes nimmt sie die Maske vom Gesicht und — das böse Phantom schwindet, sobald der Schwindel enthüllt ist und nun auch die Tugend siegreich emporsteigt."

Ist durch die angeführten Stellen zum Theil schon eine Stilprobe gegeben, so wird trotzdem eine kleine Blumenlese aus dem vorliegenden Material zur Charakteristik des hier in Frage kommenden Literaturzweiges nicht überflüssig sein. Möge eine Schilderung Spaniens, des Lebens und Treibens in diesem Land den Reigen eröffnen. „Der Verfasser der „„Isabella"" ist es ja, der uns auch hier wieder nach den fernen zauberischen Gefilden führt, wo die Granaten- und Citronenbäume blühen, wo die Mandelblüthen duften und Nachts das Gekose Liebender in den Rosen- und Jasminlauben flüstert, wo im Dunkel der Kastanien die feurigen Paare sich zum Fandango umschlingen und die Guitarre den Gesang des Zigeuners begleitet, wo Andalusiens schöne Mädchen im hellen Mondschein wandeln und an der seidenen Mantilla die Schleife mit der Farbe des Geliebten tragen". (G. F. Born: Don Carlos.) Wer sich für die Art und Weise, wie die Nemesis „über den zusammenbrechenden Hochmuth der modernen Börsen-Giganten" dahinstürmt, interessirt, erhält den gewiß überraschenden Nachweis, daß dies „mit des Siroccos Gluth und der Bora Gewalt" geschieht. Ueber eine großartige „Springerei" gibt der Prospect zu „Rosza Sandor" folgenden Aufschluß: „Wenn des Zigeuners Fiedel den Racoczy-Marsch aufspielt, springen Alle: — Husar und Hirt und der Vagabond der Haide, der Bethar gleich schnell elektrisirt vom Boden der Pußta empor und drehen sich, laut jauchzend vor Wonne und Luft, im Kreis; aber Nachts im Bakonyer Wald, von des Mondes hellglitzender Sichel beschienen, schwebt der Zigeuner bewegliche Schaar, schweben Indiens braune Kinder, tanzend im Reigen dahin, zu den Klängen des Cymbal!" G. von Brühl („Der Galeerensclave") läßt „Venedig, die vielbesungene Inselstadt, die einstige Beherrscherin der Meere" .... vor uns in wunderbarer Pracht und Herrlichkeit aufsteigen. „Der mächtige Doge vermählt sie bei glänzenden Festen mit dem Meere, auf welchem der Gesang der Gondolieri, das Ave Maria, zauberisch hintönt über die vom Mondlicht erzitternden Wellen. — Der Dolch des lauernden Bravo blitzt auf und trifft in der engen Gasse die Brust des Verhaßten — schöne Mädchen wandeln auf dem wundervollen Platze, unter dessen Gesteinen der Evangelist Marcus ruht." In dem „Charaktergemälde" Johannes Karasek von G. Berthold (S. 40) wissen die Einwohner von Leutersdorf nicht, ob sie mehr die „Frechheit oder die Geschicklichkeit der Diebe bewundern sollten". Bewunderte Frechheit!!! — Georg F. Born bei der Beschreibung des nächtlichen Besuchs von Maria Theresia (Historisch-romantische Geschichte Maria Theresias, Oesterreichs großer und schöner Kaiserin) in der Kaisergruft, erzählt u. A.: „— inmitten der Särge kniete sie (M. Th.) nieder — Modergeruch umgab die Betende, welche von blühender Jugend strahlte — das eben zu schönster Vollkommenheit erwachende Leben kniete neben dem schauerlichen Tode, der mit allmächtiger Hand die wundervollsten Formen zerstört, der unerbittlich die Beglücker der Erde wie die Verwünschten fortrafft, der gespenstisch dem Dasein plötzlich ein Ende macht, der die Mutter von dem Säugling, die Braut von dem Geliebten, das Kind aus den Armen der Eltern reißt und sich durch keine Thränen, kein Flehen erweichen läßt!" Auf Seite 3 der Ferd. Becker'schen historisch-romantischen Erzählung „Die schöne Zigeunerkönigin oder das Geheimniß des Vagabunden" ist zu lesen: „dabei erkannte er ganz deutlich einen weißen, vollen Frauenarm und eine kleine schöne Frauenhand, an deren einem Finger ein herrlicher Rubin ... funkelte. Nur einen einzigen kurzen Augenblick war diese Hand, dieser Finger .... sichtbar gewesen". — Welche Kühnheit der Schilderung, wenn Rich. Gustavson in „Die Erbin von Ekeberga" von einer Unbekannten sagt: „Lange schwarze Wimpern beschatteten ein Augenpaar, schwarz wie die

Digitized by Google

Nacht, in dessen Tiefe aber ein Feuer glühte, welches Metalle schmelzen zu können schien". Die Tugend und Jungfräulichkeit wird auf dem Umschlag des „Mädchenjäger, oder die Geheimnisse eines Heirathsbureau" von B. A. Bleich in den vielsagenden Sätzen beschrieben: „Dreimal Heil dem glücklichen Kinde, das, behütet von dem sorgenden Auge liebender Eltern, eine lieblich duftende Knospe, sich im süßen Traume der Kindheit zur herrlichen Jungfrau entfaltet. Des Lebens Stürme haben die köstliche Blume nicht geschüttelt, die rauhe Hand des Schicksals hat sie nicht berührt, der göttliche Hauch reiner Jungfräulichkeit ist nicht verweht aus dem duftenden Kelche".

Sehr beliebt und ganz allgemein gebräuchlich ist bei den Lieferungsromanen die stark gewürzte Lockspeise einer Reihe vielsagender Capitelüberschriften, von denen man die hauptsächlichsten füglich in drei Rubriken theilen kann; nämlich 1) Grauen und Schauder erregende, 2) mysteriöse und 3) solche, welche einen lüstern-pikanten Inhalt andeuten sollen. Als Probe nenne ich von den ersteren: „Eine vergiftete Hostie", „In der Folterkammer", „Der Freihof des Henkers", „Unter den Bleidächern von Venedig", „Die Blutnacht", „Der Rabenstein der Pußta", „Die Gäste des Henkers", „Samiel der Böse", „Die Teufelsmaske", „Wahnsinnig", „Der Mordanfall auf den König", „Auf dem Richtplatz zu Madrid", „Ein teuflischer Anschlag", „Unter den Rädern der Locomotive", „Das Gespenst der Cholera", u. A. Von der zweiten Rubrik: „Maria Theresia in der Capuzinergruft", „Das Geheimniß des Mönchs", „Im unterirdischen Gang", „Der stumme Mönch", „Das Skelett auf dem Carneval", „Verbrecher im Frack", „Saat der Verleumdung", „Der falsche Vater", „Das Bekenntniß des Wahnsinnigen", „Die Hexe von Szegedin", „Prophezeiungen der Lenormand". Endlich von der dritten Species: „Die Favoritin des Sultans", „Die Vorsteherin eines Heirathsbureaus", „Im Boudoir der Tänzerin", „Coulissen-Geheimnisse", „Die schöne Sünderin", „Ein Meister der Verführung", „Eine Beute des Lüstlings", „Im Bett der Buhlerin", „Der Hirschpark", „Die letzte Beichte der Maitresse" u. s. w.

Nicht minder erbärmlich wie der Text der angeführten Sudelschriften sind gewöhnlich auch die hie und da eingeschalteten schwarzen und colorirten Illustrationen. Die bekannten Neu-Ruppiner Kunstwerke übertreffen an Güte der Ausführung die meisten artistischen Beilagen der „billigen Lieferungswerke" um ein Bedeutendes. Aehnliches ist sehr oft mit den als Prämien „gegen geringe Nachzahlung" ausgehändigten Stichen, Oeldrucken ꝛc. der Fall.

Trotz schlechten Textes, erbärmlicher Illustrationen, einer fast durchgehends ordinären Ausstattung kosten diese Bücher im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$—3 Thlr., ein Preis, der durch Nachzahlung für Prämienbilder und Bijouteriewaaren nicht selten verdoppelt wird.

Anstatt einer billigen und gesunden Kost wird auf diese Weise den unteren Ständen ein theures und schädliches Gericht vorgesetzt, welches zwar polizeilich nicht verboten werden, aber durch Einbürgerung unserer besseren illustrirten Familienjournale in jenen Kreisen zum mindesten auf ein ganz kleines Publicum beschränkt werden kann.

Ein kurzes Verzeichniß möge noch zum Schluß die Reichhaltigkeit dieses Literaturzweiges illustriren. Es sind davon erschienen bei

Werner Grosse in Berlin*):

Don Carlos, Historisch-romantische Erzählung von Georg F. Born.

Fra Diavolo, Volksroman von Dr. Paul Lippert.

Rinaldo Rinaldini, oder die Geheimnisse der Abruzzen, Volksroman von A. Söndermann.

Der Freischütz, oder die Geheimnisse der Wolfsschlucht, Volksroman von A. Söndermann.

Rósza Sándors, des Räuberkönigs von Ungarn Leben und Ende. Historisch-romantische Geschichte von Ernst Pitawall.

Mädchenjäger, oder die Geheimnisse eines Heirathsbureau. Roman aus der neuesten Zeit von B. A. Bleich.

Der Galeerensclave, oder die Blutnacht von Venedig. Historisch-romantische Geschichte von G. von Brühl.

Maria Theresia, Oesterreichs große Kaiserin, die Mutter ihres Volkes und ihre Getreuen. Dem Volke erzählt von Georg F. Born.

Die schwarze Dame von Pest. Roman aus der Jetztzeit von Ernst Pitawall.

Burmester & Stempell (E. Mecklenburg) in Berlin:

Die schöne Lilias, oder Leben im Tode. Von Pierre Egan, Esq. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Wilhelm Bernhardi.

Das Marmorherz, oder die Tochter des Abenteurers. Von Pierre Egan, Esq. Aus dem Englischen übersetzt von J. Morris.

H. G. Münchemeyer in Dresden:

Die Amazonen von Calabrien, eine aus Frauen und Mädchen bestehende Räuberbande Italiens oder die furchtbare Rache eines gebrochenen Mutterherzens. Romantische Erzählung von Ludwig Tristan.

Die Erbin von Ekeberga. Roman von Rich. Gustavson.

Julius Püttmann in Elberfeld und Leipzig:

Die schöne Zigeunerkönigin. Hist.-romant. Erzählung von Ferd. Becker.

R. Jacobs in Magdeburg:

Die Banditenbraut und die Blutopfer der Campagna oder die Geheimnisse von Rom. Historischer Roman von Georg F. Born.

Adolf Wolf in Dresden:

Klostergeheimnisse oder die lebendig begrabene Barbara Ubryk. Eine histor. Erzählung von A. Söndermann.

Hermann J. Köppen in Berlin:

Der rothe Husar oder das Gespenst von St. Helena. Historischer Roman von Bernhard Heßlein.

Fr. Tittel in Dresden:

Die schwarze Bibliothek der beliebtesten Schriftsteller.

Gustav Düster & Comp. in Cöln:

Der neuentdeckte Frauenhandel in Wisconsin, oder Verloren und Verkauft. Criminalroman der Gegenwart von Ernst Pitawall.

Otto Humburg & Comp. in Berlin:

Der Erbschleicher, oder die Irre von Bethesda. Illustrirter Roman aus der Gegenwart von Dr. H. Liebbach.

Die Marquise von Pompadour oder Ludwig XIV. und sein Hof. Illustr. histor. Roman von Dr. Liebbach.

*) W. G. ist auch der Verleger einer Zeitschrift unter dem Titel „Die Neuzeit", die ganz im Sinne seines übrigen Verlags redigirt ist.

Ein politisches Gedicht Henrik Ibsens.

Verdeutscht und eingeleitet

von

Adolf Strodtmann.

Wer im letzten Jahrzehnt einen achtsamen Blick auf die politischen Verhältnisse im skandinavischen Norden warf, hat sich wundern müssen über die stumpfe Theilnahmlosigkeit, mit welcher die große Mehrzahl der Bevölkerung nicht in Dänemark allein, sondern auch in Schweden und Norwegen die weltumgestaltenden Ereignisse aufnahm, die sich in den übrigen Ländern Europas vollzogen. Nicht als ob es jenen Völkern während dieser Zeitperiode an vielfachen, ja zum Theil höchst erbitterten, inneren politischen Kämpfen gefehlt hätte; aber dieselben waren durchgehends von so unfruchtbar grillenhafter Natur, daß man ihren

Digitized by Google

Sinn und Zweck jenseits der Landesgrenze kaum mehr verstand. Es wiederholte sich dort im politischen Leben dieselbe Erscheinung, welche in der nordischen Literatur schon lange bemerklich gewesen war: eine feindselige Abneigung wider die Fortschrittsideen des Jahrhunderts, eine ostensible Lossagung von allen Einflüssen des Auslandes, eine maßlose Vergötterung aller Vorzüge und Schwächen der eigenen Nationalität. Wie einst nach den Freiheitskriegen in Deutschland, nahm jetzt im skandinavischen Norden eine trostlose politische und kirchliche Reaction ihren Ausgang von jener romantischen Richtung, die unter dem Deckmantel des „Nationalen" zunächst die Aufklärungs- und Freiheitsideen des achtzehnten Jahrhunderts bekämpfte, um schließlich mit der frechen Forderung einer „Umkehr der Wissenschaft" und einer Rückkehr zu den Feudalzuständen des Mittelalters, d. h. mit dem Ausblick auf eine vollständige Stagnation des geistigen Lebens zu enden.

Es ist erfreulich, daß in allen drei nordischen Reichen der Kampf gegen diese krankhaften Nachwirkungen der Romantik in jüngster Zeit von hervorragenden Schriftstellern begonnen, und, wie es scheint, mit der Aussicht auf Erfolg begonnen worden ist. In Dänemark steht Georg Brandes an der Spitze dieser Bewegung. Seine auch in deutscher Ausgabe erschienenen „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" haben seine Landsleute in eindringlicher Weise mit dem Gehalt und Wesen der ausländischen Literaturen bekannt gemacht. In gleicher Tendenz hat er, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Orientalisten Eduard Brandes, seit dem Herbst vorigen Jahres eine Monatsschrift „Det nittende Aarhundrede" („Das neunzehnte Jahrhundert") begründet, welche alle freisinnigen Kräfte der skandinavischen Literatur unter ihrer Fahne versammelt und durch den hohen Werth ihrer meisten Beiträge bereits einen ansehnlichen Einfluß gewonnen hat. Zu den ständigen Mitarbeitern dieser Zeitschrift gehört auch Viktor Rydberg, der geistvollste schwedische Schriftsteller der Gegenwart, dessen trefflicher Roman „Der letzte Athenienser" kürzlich in's Deutsche übersetzt worden ist. Die in Deutschland bekannteren Koryphäen der norwegischen Literatur, Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson, welche zwar Beide noch zum Theil auf dem Boden der Romantik stehen, haben sich im Laufe ihrer fruchtbaren poetischen Thätigkeit mehr und mehr von den schlimmeren Einflüssen der romantischen Richtung befreit und ihren Blick immer ernstlicher den großen Problemen der Gegenwart zugewendet. Björnson, der republicanische Bauernfreund und Grundtvigianer, schrieb schon vor einigen Jahren ein Gedicht, in welchem er den thörichten Lobrednern der Vergangenheit begeisterungsvoll die großen geschichtlichen Ereignisse des letzten Vierteljahrhunderts vor Augen hielt, und sein neuestes Schauspiel „Der Redacteur" geißelt mit nicht geringerer Schärfe und Bitterkeit, als das geistesverwandte Lustspiel Ibsens „Der Bund der Jugend", die faule Verkommenheit der politischen Zustände in der norwegischen Heimat. Ibsen hatte gleichfalls im Sommer 1872 bei der tausendjährigen Gedenkfeier der Begründung des norwegischen Reiches durch Harald Haarfager ein ernstes Mahnwort an seine Landsleute gerichtet, den Blick über die engherzigen Parteizwistigkeiten der Kirchthurmspolitik hinaus auf die gewaltigen Kämpfe in ganz Europa zu wenden, die auch für sie eine Lehre enthielten. „Schaut in die Welt hinaus!" rief er ihnen zu. „Die Sonne, die auf Solferinos Ebnen brannte, die Sonne, die Lissas weinblaue Tiefe färbte, die Porta Pias rothe Flecken bräunte und das Gewürm des Vaticans in seine Kellerhöhlen trieb, die Sonne, die über Sadowas Hügeln glomm, war die Siegessonne Harald Haarfagers beim Anbruch unseres neuen Tages; es war die Sonne, die dem Kühnen glänzte, als er unter kahlen Inseln das Reich errichtete, — eine Sonne, welche dieselben Unholde der Nacht verscheuchte und das Gift derselben Lüge verdampfte. — Erkenne, wo du stehst, du norwegischer Bruder der Gegenwart! Deute die Zeichen der Zeit! mit ihr bist du in unauflöslichem Bunde. Lies das Gesetz der Zeit! es duldet Niemandes Trotz. Cavour und Bismarck haben es auch für uns geschrieben, — und jener Held und Träumer von Caprera hat mehr der Todten und Gespenster in's Grab verwiesen. Ja, der Haraldgedanke geht durch unsere Zeit, und die Entscheidungsschlacht wird heut geschlagen, denn der Ruf: Geist wider Geist! entflammt die Kämpfer zum Streite ꝛc. ꝛc."

Seit er diese Zeilen schrieb, hat Ibsen nach zehnjährigem Aufenthalt in der Fremde — den größten Theil seines freiwilligen Exils verlebte er in Dresden — kürzlich zum ersten Mal wieder seine norwegische Heimat besucht. Ohne Zweifel wird ihm daselbst der freundlichste Empfang zu Theil geworden sein, der intelligentere Theil seiner Landsleute wird sich beeifert haben, den berühmten Dichter mit Festbanketten und Ehrenbezeugungen mancherlei Art zu begrüßen, um ihn dauernd an die Heimat zu fesseln — aber es scheint nicht, daß die dortigen politischen Zustände ihn mit größerer Hoffnung als damals erfüllt haben, wo er ihnen unmuthig den Rücken wandte; denn er ist von neuem in die Fremde — diesmal nach München — gezogen, und veröffentlicht von dort aus folgendes Gedicht, das seine Warnung, sich nicht den Anforderungen des Zeitgeistes zu verstocken, mit elegischer Wärme, allein gerade dadurch um so eindringlicher, wiederholt:

Aus weiter Ferne.

Bald ziehn nach Upsala alle die Jungen;
Da wird geredet, da wird gesungen.

Selbst schrieb ich ein Lied zu dem Jugendfeste,
Von Gluth und Begeistrung entflammt auf's beste.

Einen Glaubensmoment zwischen Zweifeln empfand ich,
Und schon zum Schiffe die Schritte wandt' ich.

Nun ist's vorbei. Der Entscheidung Thor
Fiel zu, — ich bin einsam und fern, wie zuvor.

Heil euren sorglosen Wanderzügen!
Heil euch, die sich mit dem Spiele begnügen!

Mag des Sommers Pracht euch nimmer fehlen!
Waldluft für alle die lechzenden Seelen!

Gut Wetter zu euren Liedern und Scherzen!
Windhauch den Fahnen und Sonne den Herzen!

Glänzende Tage und heitere Nächte,
Wo immer es wandert, dem Jugendgeschlechte!

Weit ferne schweift ihr an mir vorbei;
Wohl hört' ich die trauliche Melodei.

Und doch so seltsam und fremd empfand
Ich den jubelnden Zug durch das Heimatland.

Die Schatten gestorbener Zeiten fahren
Umher in unseren Jünglingsschaaren.

Aus Phrasennebeln und Festqualmslichte
Ersteht ein Gespenst der Weltgeschichte.

Ein Zug, wie er droben im Nord jetzt saust,
Ist über ganz Wälschland hingebraust.

Der Jugendzug längs den Apenninen
Erweckt' aus dem Schlummer die Volksruinen.

Des Jahrhunderts Morgen war wolkenverhangen;
Heut seht ihr die Fahn' auf Sanct Peter prangen.

Ein Zug, wie er droben im Nord jetzt saust,
Ist über ganz Deutschland hingebraust.

Man träumte von Einheit auf vielerlei Bahnen,
Man träumte von schwarz-roth-goldenen Fahnen.

Dann kam der ernsthafte Theil der Feste;
Grauköpfe waren der Jugend Gäste.

Digitized by Google

Doch für die Sache, die Spiel einst war,
Erhoben ihr Banner sie immerdar.

Sie trugen's durch Fährniß und Sturmeswuth;
Sie erbauten ihr Haus und umzäunten's gut.

Sie wollten, was Traum war; drum kam's über Nacht.
Europa ward Mann, und die Zeit ist erwacht.

Seht, darum so seltsam und fremd empfand
Ich den jubelnden Zug durch das Heimatland.

Die Schatten gestorbener Zeiten fahren
Umher in unseren Jugendschaaren.

Aus Phrasennebeln und Festqualmslichte
Ersteht ein Gespenst der Weltgeschichte.

Was schweigt der einz'ge gewaltige Mund,
Der das Blendwerk zerbräch' und uns weckte zur Stund'?

Ich sag's euch. Er wurde stumm wie das Grab,
Weil dem unreifen Volk man die Freiheit gab.

's ist gefährlich, sich selbst als Geschenk zu empfahn;
Der Ballast kann sinken machen den Kahn.

Man drückt' in die Hand uns ein treffliches Schwert;
Doch hat man uns nicht es brauchen gelehrt.

Drum seht unser Schicksal sich drehen und wenden
Wie das Messer in spielenden Kinderhänden.

Da stehn wir und horchen manch schwatzendem Mann,
Und fassen das Ding nur mit Handschuhen an.

Da gehn wir und träumen und wissen nicht Rath
Zur kühnen oder entsagenden That.

Wann kommt, der uns aus dem Schlummer reißt,
Der die Losung uns gibt, des Jahrhunderts Geist?

München, den 2. Juni 1875. Henrik Ibsen.

Schlußbetrachtungen über den Pariser „Salon" von 1875.

Es soll Kritiker geben, die bei Beurtheilung von Kunstwerken sich nie von äußeren Eindrücken beeinflussen lassen, und alle Erscheinungen mit dem Secirmesser des berechnenden Verstandes anatomisch behandeln, bis sie zur Erkenntniß deren objectiven Werthes gelangt sind, ohne ihren Gefühlen bei dieser Operation die leiseste Einsprache zu gestatten. Jedenfalls gehöre ich nicht zu dieser seltnen Elite, und gestehe es unverhohlen, daß ich bei meinen Streifzügen durch den „Salon" eben so oft mein Gefühl als meinen Verstand zum Wort kommen lasse. Ich weiß wohl, daß ich dabei Gefahr laufe parteiisch zu erscheinen und folglich die Autorität meines Urtheils in Mißcredit zu bringen. Wenn ich mich so viel als möglich vor Ungerechtigkeiten hüte, so bin ich doch, wie die meisten Menschen, der Vorliebe und den Antipathien zugänglich, und es passirt mir, daß ich Bilder von künstlerischer Bedeutung mit Stillschweigen übergehe, weil mir entweder der Stoff oder die Manier des Malers nicht zusagt.

Da hängen z. B. — um mich gleich einer Unterlassungssünde anzuklagen — zwei große Bilder von Jean Paul Laurens, in welchen der rühmlichst bekannte Künstler seine technische Geschicklichkeit und sein ungewöhnliches Compositionstalent in's volle Licht zu stellen Gelegenheit fand. Ich erkannte eben so gut wie Andere die artistischen Vorzüge der beiden Werke, wich aber der Schilderung derselben aus, weil ich gegen den Historiker kirchlicher Legenden, in denen Heilige, Päpste, Bischöfe und Mönche die Hauptfiguren bilden, ein Vorurtheil gefaßt hatte, wenn ich auch dem Maler volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Seine stereotype Wahl derselben Objecte hat ihm unter seinen Collegen den Beinamen: „Benedictiner" verschafft.

Beim wiederholten Betrachten der viel besprochenen Werke fand ich jedoch, daß der geschichtliche Stoff — vielleicht gegen die Absicht des „Benedictiners" — eine zeitgemäße Bedeutung von großer Tragweite enthalte, indem er einen erbaulichen Beitrag zu der Geschichte von den Mißbräuchen der kirchlichen Gewalt im Mittelalter liefert. Diese Rücksicht bewog mich, das Versäumte mit nachstehender Schilderung nachzuholen.

Die Handlung im ersten Bilde „Die Excommunication" ist folgende: Gegen Ende des 10. Jahrhunderts vermählte sich Robert der Fromme, König von Frankreich, mit einer seiner Verwandten, und wurde wegen dieser vom Gesichtspunkte des kanonischen Rechts als verbrecherisch betrachteten Ehe in den Kirchenbann gethan. Der König sitzt mit seiner Gemahlin im vollen Ornate, mit der zackigen Krone auf dem Haupte, in einem großen Saal des Palastes. Die Ceremonie des Bannfluches ist beendet, wie die an den Stufen des Thrones liegende ausgelöschte Kerze andeutet. Man sieht den Bischof, von Priestern umgeben, in der Wölbung einer Seitenthür, wie er eben stolzen Schrittes als Vertreter einer über den Königen stehenden Macht den Saal verläßt. Auf dem Gesichte des bestürzten Königs malen sich alle Schrecken eines zur Hölle verdammten Glaubensfanatikers. Seine Gemahlin Bertha, im langen weißen Gewande, umklammert krampfhaft den Arm ihres Gatten und stützt ihren Kopf auf dessen Schulter. Der Ausdruck ihres Schmerzes ist ergreifend, man sieht es an ihren verzweiflungsvollen Mienen, daß sie unendlich mehr leidet als der König. Robert, in seiner etwas theatralischen Tracht und Haltung macht eher den Eindruck eines verunglückten Helden im Drama als eines in seinen Gefühlen tief verwundeten Gatten und noch weniger eines in seinen Rechten von der Klerisei gekränkten Königs.

Die Composition der beschriebenen Handlung ist in ihrer Einfachheit sehr wirksam, und ein weniger lebhaftes Roth des Königsmantels, etwas mehr gedämpfte Farbentöne in den Costümen würden die Stimmung erhöht haben, auf die es Laurens abgesehen hatte.

Das zweite Bild: der „Kirchenbann" bildet den zweiten Act des in der Excommunicirung angelegten Dramas. Die Wirkung eines Bannfluchs der Kirche in der damaligen Zeit, der gegen alle Begriffe von Gerechtigkeit ein Vergehen des Herrschers an der gesammten Bevölkerung eines Landes strafte, tritt hier noch greller hervor als im ersten Bilde. — Die Kirche ist geschlossen. Ihre Vorhalle ist mit dürrem Gezweige und Dornengesträuch versperrt; ein schwarzer Schleier flattert an einer langen Stange auf dasselbe herunter. Die Glocken sind heruntergelassen; die Kirche macht den Eindruck einer in aller Eile schlecht zugemachten Gruft. An der Seitenwand des Eingangs ist die päpstliche Bulle mit dem Bannfluch in rothen Lettern angeschlagen. Die Thüre, welche rechts zum Kirchhofe führt, ist gleichfalls mit dürren Aesten, Disteln und Dornen verrammelt; das Kreuz derselben ist mit schwarzem Krepp verhängt. Der Bannfluch erstreckt sich bis auf die Todten; die Kirche versagt ihnen ein christliches Begräbniß. Vor der Kirche, im Winkel eines Hofes, liegt ein Todter im schwarzen Leichentuch und schon bringt man wieder auf einer Bahre die Leiche eines jungen Mädchens, dessen Gesicht von einem Kranz weißer Blumen umrahmt ist. Diese stumme Scene hat eine Beredtsamkeit, die zum Herzen dringt. Man kann das Bild nicht betrachten, ohne daß sich zu dem Schauder, den es erregt, ein Gefühl der Entrüstung über die Greuel gesellt, welche in vergangenen Jahrhunderten im Namen der christlichen Liebe verübt und ertragen wurden. Laurens hat in diesem merkwürdigen Gemälde gezeigt, welche großartigen Wirkungen ein intelligenter Künstler mit einfachen Mitteln hervorbringen kann. Die Ausführung steht mit der Composition auf gleicher Höhe. Die Architektur der Kirche, die Beleuchtung der Vorsprünge und Verzierungen an derselben, die vortrefflich modellirten Köpfe der beiden Todten, kurz alle Details offenbaren den kundigen Meister, der seine vollendete Kenntniß der Technik nur als Instrument für die poetische Auffassung seiner Compositionen verwendet.

Digitized by Google

Es wäre unbillig, wenn ich, bevor das Capitel der Genrebilder abgeschlossen ist, nicht das originelle Werk: „Die Johannisfeuer" von Jules Breton erwähnte. Er ist seinem Lieblingsthema treu geblieben, und die Bauernmädchen der Bretagne bilden wie gewöhnlich die Hauptfiguren in seinem Bilde. Was demselben aber einen so hohen künstlerischen Werth verleiht und unter den Kunstkennern so viel Aufsehen erregt hat, das ist die wunderbare Wirkung der Effecte von drei verschiedenen Lichtströmungen, die mit dem Schatten der einbrechenden Nacht ringen und über eine flache Landschaft eine so magische Beleuchtung ergießen wie sie zu erreichen bisher kaum versucht worden ist. Die Sonne nimmt mit einem Lichtstreifen am Firmamente Abschied von der Erde; während der aufgehende Halbmond sich hervorwagt, um sie mit seinem matten Scheine abzulösen. Am Horizonte des von Thau benetzten Wiesengrundes haben sich bereits die nächtlichen Dünste gelagert und verschleiern die an mehreren, perspectivisch markirten Stellen zu gleicher Zeit angesteckten Freudenfeuer. Nahe am Vordergrunde lodert ein von dürren Baumästen aufgethürmter Scheiterhaufen in hellen Flammen. Junge barfüßige Bauernmädchen umkreisen denselben, bei den Händen sich haltend, in tollen Sprüngen. An den von Lust und Freude strahlenden Gesichtern zeigt Breton seine Virtuosität in der Behandlung der Lichteffecte. Die vom Widerschein des Feuers gerötheten Köpfe bilden einen merkbaren Contrast mit den Gesichtern der Tänzerinnen, welche im Rausche der Ausgelassenheit sich zurückgebogen oder vom Feuer abgewendet haben, und deren Silhouetten vom Rest des Sonnenlichtes oder von dem matten Scheine des Mondes — je nach der Richtung derselben — beleuchtet werden. Alle Abstufungen des Lichtes sind genau berechnet und durch die Einwirkung der die ganze Scene umhüllenden dunstigen Schatten ist das Grelle in den Contrasten so gemildert, daß sie sich in eine wohlthuende Harmonie auflösen. Breton hat sich in diesem Bilde ein Problem gestellt, um dessen Lösung er von vielen Künstlern beneidet wird.

Der Verlust, den die Landschaftsmalerei im letzten Jahre durch den Tod von Corot und Millet erlitten, ist allerdings sehr empfindlich. Man kann aber nicht mit den Schwarzsehern übereinstimmen, welche ihn für unersetzlich erklären, wenn man in so viel gelungenen Werken die Anstrengungen vor Augen hat, welche die Schüler der genannten Meister und anderen Richtungen angehörende junge Künstler machen, um den Ruf der französischen Kunst in diesem Genre auf der errungenen Höhe zu erhalten. Alles ist vergänglich; die großen Meister und deren für unübertrefflich erklärte Methoden. Die Modelle aber, welche die Natur so freigebig in unendlichen Variationen liefert, werden immer bestehen, und es ist keine Gefahr vorhanden, daß das Studium derselben je erschöpft werden kann.

Bei Betrachtung der 3 Bilder, welche die Erben Corots ausgestellt haben, fühlt man freilich, daß mit ihm ein großer Poet der Natur entschlafen ist, der nicht blos ihre Idyllen, sondern auch ihre Romantik und ihre Dramen zu interpretiren verstanden hat wie Wenige. Auf eine Schilderung dieser letzten Werke des ewig jugendlichen Naturdichters kann ich mich nicht einlassen; einen Corot fertigt man nicht mit einigen flüchtigen Bemerkungen ab, und für eine erschöpfende Abhandlung fehlt mir der Raum. Was mir davon noch übrig bleibt, wird kaum hinreichen für die Besprechung einiger hervorragender Werke von jungen Künstlern.

Ein Bild, welches weniger vom Publicum, desto mehr aber von den Kunstkennern bemerkt wurde, ist „Die Muschelsammler in Villerville" von Poirson. Es ist ein ernstes Werk ohne alle Effecthascherei, warm empfunden und mit tiefem Verständniß aller technischen Mittel ausgeführt. Die Armuth im Kampfe mit dem Leben kann nicht leicht ergreifender geschildert werden. In Lumpen gehüllte Weiber, in deren verwitterten Gesichtern die Geschichte ihres erlittenen Elends lesbar ist, suchen bei furchtbarem Wetter an dem zerklüfteten Meeresstrande die von der Ebbe nicht fortgespülten Muscheln auf. Die wüste Landschaft bietet einen ebenso trostlosen Anblick, wie die gespenstigen Gestalten der durchnäßten, mit Schmutz bedeckten Weiber. Mit den stummen Schrecken dieser Steinwüste harmonirt vortrefflich die Wildheit des vom Sturm gepeitschten Meeres. Poirson ist ein ebenso trefflicher Erzähler als geschickter Maler.

Karl Daubigny, der bisher unter der Leitung seines berühmten Vaters nichts als Waldschaften malte, scheint sich mit einemmal emancipirt zu haben. Er überraschte seine Freunde — und sie sind zahlreich — mit seinem „Thal von Portville", worin er eine Selbständigkeit entwickelt, die man ihm nicht zugetraut hatte. Das Hauptverdienst des Künstlers besteht in der Vertheilung des Lichts, welches einzelne Theile der von grünen Hügeln umschlossenen Landschaft im vollen Sonnenschein und den Rest in gedämpften Farbentönen erscheinen läßt, je nachdem sich die Sonnenstrahlen durch die Lichtungen der Wolken Bahn gebrochen haben. Das Ganze gewährt einen freundlichen Anblick.

Emil Breton hat sein Repertoire von Schneelandschaften mit einer Variante bereichert, worin er die Vielseitigkeit seines Talentes in dieser Specialität bekundet. Die Gruppe der sich dicht an einander schließenden Schafe in einer Winternacht ist so naturwahr dargestellt, daß man mit den armen Verirrten Mitleid empfindet. Das Werk ist originell angelegt und correct ausgeführt.

Défaux, ein junger Künstler von viel versprechendem Talent hat mit seinem „Wald im Frühjahr" eine Medaille 2. Classe erworben und redlich verdient, obwol an der Composition Manches auszusetzen wäre. Um die Jahreszeit zu markiren, hat der Künstler in der Lichtung eines Waldsaumes einen blühenden Fruchtbaum und in dem frisch sprossenden Grase eine Familie aus dem Ei gekrochener Hühner und Entchen angebracht. Das ist des Guten zu viel. Die jungen Blätter und die aufgebrochenen Knospen der Waldbäume genügten hinreichend für die Andeutung der Jahreszeit.

Zu derselben Rangordnung gehört noch eine ganze Reihe junger Landschaftsmaler, die sich Ansprüche auf öffentliche Anerkennung erworben haben, die aber aufzuzählen ich aufgebe, da deren bloße Namenliste für deutsche Leser von untergeordnetem Interesse wäre.

Aufmerksame Beobachter unter den Kunstfreunden wollen bemerkt haben, daß in dem Verhältniß, wie die Maler zunehmen, die Zahl der Bildhauer sich verringert. Wenn diese Bemerkung richtig ist, so ist die Ursache der bedauerlichen Thatsache nur in der Ungleichheit des lucrativen Ertrags beider Kunstzweige, zum Nachtheil der Sculptur, zu suchen. Wer aber den Schluß daraus ziehen will, daß die Bildhauerkunst in Frankreich bald verlassen dastehen und folglich dem Verfalle entgegen gehen werde, der hat den diesjährigen „Salon" nicht besucht, er würde sich sonst überzeugt haben, daß die französische Schule nie eine größere Lebensfähigkeit in diesem Kunstzweige an den Tag gelegt hat als gerade jetzt.

Ich will nicht als Beweis dafür anführen, daß die Sculptur in dem heurigen „Salon" den großen Ehrenpreis erlangt hat, während der Malerkunst diese Auszeichnung verweigert wurde. Wenn aber in einer Ausstellung mehrere Werke mit ebenbürtigen Ansprüchen auf die große Ehrenmedaille zusammentreffen, so daß die Jury in Verlegenheit geräth, wem sie den Vorzug geben soll und bedauert, daß sie nicht mehrere Ehrenpreise zur Verfügung habe, so darf das als Beweis dafür gelten, daß die Bildhauerei über eine große Zahl hervorragender Meister zu verfügen hat.

Henri Chassu hat im Auftrag der Direction der schönen Künste eine Statue für das, dem Maler Regnault und dessen mit ihm gefallenen Cameraden, zu errichtende Denkmal geliefert, die dem Künstler den großen Ehrenpreis eingetragen hat. Man kann sich nicht leicht etwas Lieblicheres vorstellen als diese in leichte Gewänder gehüllte, heitere, jugendliche Figur, welche die „Jugend" allegorisch darstellt. Mit dem Rücken gegen den Zuschauer gewendet, steht sie auf den Fußspitzen und strengt sich an, mit dem erhobenen Arm die Siegespalme so hoch als möglich an der Gedenktafel anzubringen, und zwar über dem eingegrabenen Namen Regnault. Vom Monumente selbst ist noch nichts als die Gedenktafel fertig geworden; dies reicht aber hin, um die Absicht des Künstlers klar zu machen, der den glücklichen

Digitized by Google

Gedanken faßte, statt der an Grabmälern gewohnten Trauerfiguren die freudestrahlende Gottheit der Jugend zu personificiren, wie sie den gefallenen Opfern die Palme der Unsterblichkeit reicht.

Mit diesem Meisterwerke von Chassu rivalisirt eine Statue von Charles Degeorge, die „Jugend von Aristoteles" betitelt. Der Philosoph ist als Jüngling, sitzend dargestellt, den Kopf stützt er auf den linken Arm; er liest, studirt und träumt. In dieser einfachen gut arrangirten Figur sind alle Details in wunderbarer Vollendung ausgeführt. Man sieht, daß Degeorge die florentinischen Modelle nicht umsonst studirt hat.

Ich könnte noch mehrere Werke von gleichem Werth anführen; dies reicht aber hin, um nachzuweisen, daß die Sculptur nicht hinter dem Fortschritt der anderen Künste zurückgeblieben ist.

Paris, Anfang Juli. **Albertus.**

Aus der Hauptstadt.

Belly.

Ein herber Verlust ist in diesen Tagen weit und breit mit Betrübniß vernommen worden und wird, namentlich in den Berliner Schriftsteller- und Künstlerkreisen, um so inniger empfunden, als mit dem Hingange eines ächt humoristischen und urwüchsigen Talents der Tod eines Allen sympathischen Menschen beklagt werden muß: George Belly starb am 14. Juli in Berlin.

Bellys Name ist populär geworden durch eine reiche Anzahl von Schwänken, Bluetten, Lustspielen und Possen, die zum Theil im deutschen Theaterrepertoire sich fest eingebürgert haben, da sie mit wahrhaft komischer, zumal harmloser Laune erfunden und ebenso geschickt wie graziös durchgeführt sind. „Monsieur Herkules" vor allem hat den Namen des Autors weithin getragen. Ein köstlicher Schwank, der mit tollem Humor den heiteren Contrast zwischen pedantischem Zopfthum und ungebundener Akrobatenwirthschaft, zwischen Pädagogen und Kunstreitern schildert. Man hat ihn allerwärts übersetzt, aber wo er auch aufgeführt wurde, und ob er deutsch oder ungarisch, dänisch oder englisch, russisch oder schwedisch vorgeführt wurde, überall war er von gleich komischer Wirkung, fand er dasselbe Verständniß. Er kann eine fast internationale Bedeutung beanspruchen und hat seinen Weg selbst von der Bühne herunter durch alle dilettirenden Kreise der Gesellschaft genommen. Ihn spielten die berühmtesten Komiker großer Bühnen wie die unberühmtesten Talente der kleinen Liebhabertheater. In Dorfscheunen wie in Palästen wurde er populär und noch kürzlich erlebte der Thronsaal des königlich sächsischen Residenzschlosses in Dresden eine Privataufführung des lustigen Stückes.

Derselbe Humor und dieselbe Sorgfalt einer sauber verfahrenden Künstlerhand finden sich auch in den übrigen Stücken Bellys, in „Bädeker", „Hohe Gäste", „Pariser Differenzen", „Die Sphinx" und wie sie alle heißen mögen, die er in nicht allzulanger Zeit dem deutschen Theater zuführte. Irre ich mich nicht, so debütirte Belly als Bühnendichter in Berlin mit einer einactigen Posse: „Werther und Lotte". Die meisten Stücke gehörten dem Wallnertheater. Getragen von der komischen Darstellungskraft Helmerdings, Reusches, Neumanns und der „furchtbar netten" Anna Schramm wurden die heiteren Sachen unzählige Male wiederholt und verbreiteten sich von Berlin aus rasch über die auswärtigen Bühnen. Der Ertrag der Stücke hätte den Autor zum vermögenden Mann machen müssen.

Er wurde es nicht, er war ein Romantiker des Lebens, eine jener seltenen Naturen, die mit ihrem Geistesreichthume und materiellen Mitteln in selbstlosester Weise schalten und walten; erfüllt von edelster Humanität und rührender Opferfreudigkeit, ein treuer Freund, ein ächter Camerad, hatte er lediglich den Drang, die ganze Welt glücklich zu wissen, glücklich zu machen. Wie er deshalb seinen Humor auf der Bühne und im Leben zum Besten gab, so streute er mit vollen Händen, so lange er etwas besaß und selbst über diese Grenze hinaus, sein Vermögen aus. Es war ihm in seinem tiefsten ernst und melancholisch träumenden Inneren Bedürfniß, Unglückliche zu trösten, Thränen zu trocknen, überall, wo er ging und stand, um sich herum nur Freude und Frohsinn zu schaffen. In seiner Nähe verschwand die Prosa des Daseins und herrschte eine poetisch-humoristische Atmosphäre, die Niemand vergessen konnte, der jemals in Bellys Kreis getreten. Ein fröhlicher Zecher, ein geistreicher liebenswürdiger Dichter, und Freund aller freien Künstler, soweit sie schufen oder arbeiteten, voll Enthusiasmus für alles wirklich Bedeutende und Erhabene, bildete er den Mittelpunkt heiterer Zusammenkünfte und Symposien. Schon die Persönlichkeit, der charakteristische Kopf, die eichenstarke Gestalt, die erst in späteren Jahren entkräftet erschien, das sonore tiefe Organ verriethen einen Herrscher der Gesellschaft. Und er war es im vollsten Sinne, Tag und Nacht, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit. In ihm steckte der Dämon Ludwig Devrients und wohl mochte er sich dem romantisch-genialen Wesen desselben verwandt fühlen, denn mit seltener Pietät ging er jahrelang allein und einsam vor das Oranienburger Thor und pflegte das Grab des Künstlers, das sich in einem arg vernachlässigten Zustande befand. Eine geheime Sympathie zog ihn zwar auch hin zum phantastischen Dichter der Serapionsbrüder, sein volles Gemüth aber hielt zu Dickens. Der versöhnende Humor des Schöpfers von Nicolas Nickleby, Oliver Twist u. s. w. entsprach seinem Wesen und mit dem Engländer theilte er auch das Mitgefühl für die Armen, mit ihm sogar eine auffallende Vorliebe für die „Nachtwandler des Elends", für jene Unglücklichen, die dem geistigen Elend verfallen waren.

George Belly ist, ein Opfer seines Herzens, mittellos aus dem Leben geschieden und man darf wohl sagen, seine Freunde haben einen prächtigen Menschen, die deutsche Bühne hat eine tüchtige Kraft an ihm verloren. Kaum 40 Jahre ist er alt geworden.

In Stolp 1836 als Sohn eines aus der Schweiz stammenden Conditors geboren, kam er Anfangs der fünfziger Jahre nach Berlin, um Buchhändler zu werden. Seinem feurigen Geiste waren die Bücher willkommen, der Beruf nicht; eine Erbschaft setzte ihn in den Stand, sich durch Reisen weiter auszubilden. Vorwiegend war er Autodidakt; ein starker, gesunder, umfassender Geist mit der bewunderungswürdigsten Auffassungsgabe. Im fröhlichen Verkehr mit dem heiteren Volk der Bühne, mit Virtuosen aller Art, mit Equilibristen, Akrobaten u. a. m. ging das Vermögen bald dahin. Von Bellys dramatischen Arbeiten habe ich bereits gesprochen. Novelletten und graziöse Genrebilder verstreute er in verschiedenen Zeitschriften. Als im Jahre 1869 ein größeres Lebensbild „Bellys Vagabundenleben" im Wallnertheater Schiffbruch erlitt — es wurde zu ernst und sentimental gefunden und litt auch durch äußere Umstände — zog sich der Autor grollend zurück; er fand an der Bühne kaum mehr Gefallen, er haßte das Frivole und Equivoque, das auf den Brettern immer lauter wurde. — Ihm war das Theater ein Tempel anmuthiger Heiterkeit oder tragischer Erschütterung gewesen und nun fand er sich in seinen Bestrebungen getäuscht. Nur Rossi und die Meininger Aufführungen in Berlin vermochten ihm noch Interesse abzugewinnen. Was er sonst mit selbstlosester Freude geschaffen hatte, zahllose Strophen für alle ihn bestürmenden Komiker, die den Pegasus nicht zu reiten verstanden; nicht minder satirische Aufsätze und Gedichte für den „Ulk", der sich seit seinem Bestehen des Belly'schen Humors versichert hatte: alles das wurde ihm später eine grausame Quälerei; die stämmige, kräftige Eiche brach; ein Leberleiden hatte ihn körperlich untergraben und setzte seinem Leben am vergangenen 14. Juli ein allzufrühes Ende. Mit George Belly ist eines der liebenswürdigsten Berliner Originale, vielleicht der letzte der „Bohémiens" heimgegangen. Mag er die poetische Romantik seines Lebens bezahlt haben mit der Kürze desselben, Niemand, der Belly gekannt, wird ohne schmerzliche Wehmuth des zu früh Vollendeten gedenken. **L. Raeder.**

Dramatische Aufführungen.

Paul Heyses „Hans Lange" im Nationaltheater.

Es war im Winter 1853/54, als ich als junger Student in dem literarischen Verein „Tunnel über der Spree" (gestiftet von Saphir, ich glaube, Ende der zwanziger Jahre) eine Ballade Herzog Bugslav X. zum besten gab, deren Inhalt aus Kantzows plattdeutsch geschriebener Pommer'scher Chronik entnommen war. Der treuherzige Chronist erzählt in einem Idiom, das den Landsmann noch mehr anheimelt als das Platt Fritz Reuters und Klaus Groths, die Geschichte des jungen Herzogsohnes Bugslav von Pommern, den seine Mutter, die ihn los sein wollte, weil sie mit dem Vater verfeindet war, auf's Land, in's Dorf Lantzke in Hinterpommern, zum Bauer Hans Lange schickte,

Digitized by Google

damit er dort verbauern sollte. Aber Hans Lange erzog den jungen Helden zum ganzen Manne und als Herzog Erich in Wolgast gestorben war, da schenkte der Bauer dem Fürstensohne ein Schwert und ein Pferd und ließ ihn nach Rügenwalde reiten, um sich sein Anrecht auf das Herzogthum zu sichern, und rief ihm nach:

„So reite denn, du junger Held,
Zu Ehr' und Glanz und Ruhm;
Und bring zu Macht und Herrlichkeit
Dein treues Herzogthum".

Paul Heyse, damals ein junger Adler, der eben die Flügel zu schwingen begann, ergriff den Stoff mit Begierde und einige Jahre später hatte das deutsche Theater eins der interessantesten Schauspiele in seinem „Hans Lange".

Wenn man von Heyse spricht, nennt man ihn nur den größten deutschen Novellisten, der seit Ludwig Tieck gelebt hat. In dieser Dichtungsform hat er allerdings, im Vers wie in Prosa, das Beste seines Könnens geleistet. Ursprünglich eine lyrisch geartete Natur wie Geibel, hat er sich doch bald von der Lyrik abgewendet, obgleich sein „Lebewohl an Sorrent" eine Perle der deutschen Dichtkunst ist. In seinen Novellen folgt Heyse italienischen Meistern und er versteht es, die feinste ideale Farbenmischung mit einem stark realistischen, sinnlichen Zuge zu vereinen. Diese realistische Seite zeigt sich auch in seinen Dramen, die nur zu sehr unterschätzt werden. Schon in seinen beiden dramatischen Jugenddichtungen bricht der Realismus, die Sinnlichkeit craß und doch in voller Gesundheit hervor, in „Franzeska von Rimini" und im „Meleager". Gewaltig schäumt hier die Naturkraft über und zerreißt alle Dämme. In späteren Jahren wird der wildaufstürmende Dichter gefügiger und lernt es, sich den Bedingungen und Bedürfnissen der Leser mit wunderbarer Geschicklichkeit anzupassen. „Franzeska" und „Meleager" sind nie aufgeführt worden und konnten es auch nicht werden, trotzdem die Verse im „Meleager" Goethe'schen Geist und Goethe'sche Anmuth athmen. Heyse verstand aber die Bühne und seine „Elisabeth Charlotte", sein „Colberg" und sein „Hans Lange" sind Zeugen, daß er nicht in unfruchtbaren Illusionen verhimmelte. Er blieb, bei aller praktischen Rücksichtsnahme, doch der Dichter von Gottes Gnaden; wenn im dritten Acte von „Colberg" der fünffüßige Jambus plötzlich in den gereimten Knüttelvers umschlägt, so ist das von hochpoetischer Wirkung.

In „Hans Lange" hat Heyse die kurze Anekdote der Pommer'schen Chronik Kantzows zu einem Schauspiel erweitert, in welchem ihm in bewunderungswürdiger Weise die Schilderung des pommer'schen Dorflebens gelungen ist. Der dritte Act ist köstlich in der Zeichnung des alten Bauern, des Großknechts, der scheinbar verrathen will und doch treu wie Gold bleibt, der Dörthe, des Juden Henoch und endlich des Junkers, der in sich Alles aufflammen sieht, was ihn zur Herzogskrone reif macht. Allerdings hat Heyse es nicht verstanden, einen großen politischen Hintergrund zu schaffen. Mit schüchterner Hand zeichnet er die Gestalten der Herzogin Mutter und des Herrn von Massow. Der Dichter wagt es nicht, hier die Wahrheit zu sagen, er verschleiert, er beschönigt und im letzten Act kommt geradezu der Theaterjargon zu seiner Geltung, die Herzogin wird eine Theatermutter, Bugslav ein reuiger und andererseits verzeihender Sohn, das politische Drama verläuft in den Sand einer sentimentalen Familienkomödie.

Die drei Wiener Gäste des Nationaltheaters spielten das Stück mit Lust und Liebe und in charakteristischer Eigenthümlichkeit. Herr Hartmann gab den jungen Herzog Bugslav so frisch, so naturwüchsig keck und liebenswürdig, daß man seine Freude an dieser unverfälschten Natur haben konnte. Nicht minder anmuthig war die dralle Dörthe der Frau Hartmann-Schneeberger, die französische schalkhafte Prinzessin Katharina von neulich hatte sich jetzt plötzlich in ein dralles und naives pommer'sches Bauernmädel verwandelt. Herr Dr. Foerster spielt den Hans Lange nicht so scharf, wie Theodor Döring ihn gibt, er nimmt ihn gemüthlicher, weicher, ohne dabei den Kern und den Stolz des Bauern zu vergessen. Am besten gerieth ihm die Scene im Kerker im letzten Act, wo er aber auch an dem Großknecht des Directors Buchholz einen ebenbürtigen Rivalen hatte. Diese Scene zählen wir zu den hervorragendsten des Abends. **F. L. Kugler.**

Notizen.

Vom Büchertisch.

Bodenstedt, Shakespeares „Frauencharaktere". (Berlin, Hofmann & Co.)

Bodenstedt gehört zu den am meisten feinfühligen Naturen unter den neueren Shakespeareforschern. Andere mögen ihn an gelehrten Kenntnissen auf diesem Gebiete übertreffen, die Seele des Dichters zu verstehen, sind wenige so fähig wie er. Einen neuen Beweis liefert das vorliegende Buch, welches viel mehr bestimmt ist, das Verständniß des Briten in weite Kreise zu tragen, als hundert langathmige Commentare zu strittigen Stellen. Das Höchste, was ein Dichter schaffen kann, sind Menschen, und je voller das Herz in ihnen schlägt, je echter ihr Denken und ihr Empfinden ist, desto bedeutender ist die poetische Gestaltungskraft ihres Schöpfers. Mehr werth als kleinliches Gezänke über einzelne Stellen, muß man deshalb Bemühungen erachten wie solche, denen das Buch Bodenstedts entsprungen ist. Mit feinsinnigem Blicke hat er es verstanden, die bedeutendsten Frauengestalten aus den Werken des englischen Dramatikers herauszulösen, sie als einzelne Menschen hinzustellen, aber ohne jemals die Verbindung mit dem ganzen Werke aus den Augen zu verlieren. Das Buch hat nicht nur als Führer für die Lectüre einen hervorragenden Werth, sondern kann auch für Darstellerinnen von größtem Nutzen sein, da es den psychischen Organismus entfaltet und bei dem Hinweis auf die einzelnen Seiten des Charakters stets die Haupteigenschaft in das vollste Licht setzt. Sprache und Darstellung sind so vortrefflich, wie man es von dem Autor zu erwarten berechtigt ist.

Josef Britzelmayr, Gedichte. (Ludwigshafen, Lauterborn.) Neben manchem Gedichte von großer Formvollendung viel Unbedeutendes. Des Autors Geist ist mit der Antike genährt und schafft das Beste in Anlehnung an griechische Vorbilder. Unter den kleinen Sprüchen findet sich viel Sinniges in anmuthiger Form, wie z. B.

Warum von stillem Liebesglück man hört?
Weil bei'm Schatzheben jedes Wörtlein stört.

oder:

Die Liebe ist es, deren Fuß auf Erden weilt
Und deren Haupt die Wolken theilt.

Arthur Fitger, Fahrendes Volk. (Oldenburg, Schulze.) Ein liebenswürdiges Talent, dem vielleicht hie und da strengere Selbstkritik zu wünschen wäre. Der Autor ist Maler und hat auch in seinen Gedichten oft warmes Colorit, aber ihm fehlt Selbstständigkeit, er ist mehr Nachempfinder als Selbstempfinder. Form und Sprache sind meistens gut.

Vom deutschen Strom. Bilder von den Ufern des Rheins von Ferdinand Hey'l. (Wiesbaden, Bischkopff.) Eine Sammlung schon veröffentlichter Aufsätze, alle sehr gut geschrieben nnd von Liebe für den deutschen Rhein und — ich darf es nicht verschweigen — für den rheinischen Wein durchglüht, welche Liebe manchesmal sich in Dithyramben kundgibt, so daß den Leser ein mächtiges Heimweh nach dem deutschen Nektar erfaßt. Die Frische und Lebendigkeit der Schilderung, die Anspruchlosigkeit der Form und ein Zug von Schalkhaftigkeit machen die Lectüre des Buches anziehend, welches in einzelnen Episoden ein reizendes Talent verräth. Möge es sich recht viele Freunde erringen, es ist deren werth.

Eingegangene Novitäten.

Dr. Herm. Baumgart, Goethes Märchen. Königsberg, Hartung.
G. H. Häring, Blüthezeit des englischen Dramas. Hamburg, Meißner.
Adolf Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Ebenda.
Carl Sonntag, Bühnen-Erlebnisse aus dem Tagebuche eines Uninteressanten. 2 Aufl. Hannover, Helwing.
Joseph Pape, Vaterländische Schauspiele. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh.
— Gedichte.. 3 Aufl. Ebenda.
Karl Roß, Durch Feld und Wald. 2. Lief. Leipzig, Brockhaus.
Ludwig Herhold, Station Elm. Luftsp. in einem Act nach Guillemot Hannover, Othmer. **O. v. L.-G.**

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Unter der etwas sonderbaren Ueberschrift: „Berichtigung entstellter Thatsachen" geht uns anknüpfend an den Artikel unseres Mitarbeiters Wilhelm Jensen in Nummer 27 eine Meinungsäußerung des Herrn Eduard Grisebach zu, die wir keinen Anstand nehmen zu veröffentlichen. Ueberrascht hat es uns allerdings, daß Herr Grisebach, der seine Unterschrift unter literargeschichtlichen Aufsätzen mit dem Titel eines Doctor beider Rechte schmückt, sich auf das Preßgesetz beruft, um uns zur Aufnahme zu nöthigen, eine Berufung an unsere Höflichkeit wäre jedenfalls zweckmäßiger und auch juristisch richtiger gewesen. Unseres Erachtens ist Wilhelm Jensen viel zu milde gewesen. Es ist ein klägliches Schauspiel zu sehen, wie ein Mann, der seine Hauptbedeutung einer mehr oder minder geschickten Copirung Heinrich Heines zu verdanken hat, um diese bewußtvolle Copie zu leugnen, das Original, nach dem er sich gebildet hat, schmäht. In Grisebachs Aufsätzen finden sich außerdem so viele seltsame Dinge, daß nur eine Erwägung denselben vor einer kritischen Vernichtung schützt, nämlich die, daß diese Aufsätze schon zur Zeit ihres Erscheinens wenig Bedeutung haben und in der nächsten Zeit ganz vergessen sein werden. Wenn ein literarischer Anfänger sich herausnimmt, von Gotthold Ephraim Lessing als von „dem vielfach überschätzten Lessing" zu sprechen, so weiß man in der That nicht, was man zu einer solchen Etourderie sagen soll.

Nach dieser Bemerkung geben wir also Herrn Eduard Grisebach das Wort.

Berichtigung entstellter Thatsachen in dem Artikel „Heinrich Heine und Herr Eduard Grisebach".

Herr Wilhelm Jensen druckt zur Begründung der von ihm in dem angeführten Artikel behaupteten Thatsache, daß nach Inhalt meines Buches „Die deutsche Literatur 1770—1870. Beiträge etc." „Heine jede künstlerische Befähigung abgehe und daß derselbe jeder literarischen Bedeutung ermangle" folgenden, von ihm als „Summe ziehenden Abschluß" bezeichneten Satz meines Buches ab: „Heine ist ein Renegat seiner Religion; ein Renegat Deutschlands, wo er geboren und von dem er sich, statt an seinem Aufbau mitzuarbeiten, ohne Grund exilirte; er wurde auch zum Renegaten der Poesie, indem er das ewige Ethos der Kunst verleugnete," Herr Jensen läßt jedoch das Ende dieses Satzes weg, welches nach dem Komma folgendermaßen lautet: „und nur in seinen sublimsten Gebilden schuf er über ihn selbst hinausweisende Meisterwerke, so daß jene Verse doch auch für ihn wahr sind, mit denen er von der Mouche und vom Leben Abschied nahm:

Viel anders ist es mit Poeten
Die kann der Tod nicht gänzlich tödten;
Uns trifft nicht weltliche Vernichtung,
Wir leben fort im Land der Dichtung,
Zu Avalun, dem Feenreiche
Leb wohl auf ewig, schöne Leiche!"

Herr Jensen verschweigt ebenso, daß diese episch-lyrischen Meisterwerke in meinem Buche ausführlich analysirt und unter anderm mit folgenden Worten anerkannt worden sind: „Hier hat der Dichter, selber unjung und nicht mehr ganz gesund" uns eine allgemein gültige Idee in concreteste Form gekleidet, hier ist das Abstractum zum Symbol verkörpert und das Höchste geleistet, was die Poesie überhaupt leisten kann. Bimini ist durch keine, dem Stoffe fremde Zuthaten in seiner reinen Wirkung beeinträchtigt . . . Im Detail kommen diesem Schwanengesang des Dichters mehrere Dichtungen des Romanzero gleich . . . Das Gedicht von Montezuma die größten poetischen Schönheiten enthaltend . . . Jehuda ben Halevy kostbare Perlen der Poesie einschließend . . . Jene tiefsinnige ganz der symbolischen Poesie angehörende Dichtung von der wilden Jagd umwebt mit den süßesten Tönen der Poesie die Gestalt der Herodias . . . An Herodias gemahnt den Dichter auch der Tanz der Königin Pomare, in jenem brillanten Gedicht, worin er die Tragik der modernen Hetäre in wenigen, unvergänglichen Strichen zeichnet; wie er andrerseits die Tragik der reinen aber unglücklichen Liebe in jenen vier Strophen von dem Sklaven aus dem Stamm der Asra durch ein Bild voll unbeschreiblichen poetischen Zaubers darzustellen wußte. Eine tiefe Symbolik liegt auch den Gedichten des Romanzero zu Grunde, welche die Geschichte oder die Mythologie humoristisch auffassen . . . Weit entfernt, daß diese Dichtungen den Vorwurf der Frivolität verdienten . . . hat sich Heine hier vom Witz seiner Jugendgedichte zum Humor des Mannes erhoben, zum Humor, der, wie er selbst sagt, die lächelnde Thräne im Wappen hat. — Mit Bimini und den sich daran schließenden Gedichten hat Heinrich Heine die Bahn weiter verfolgt, die Goethe mit der Braut von Korinth, dem Mahadöh und der Legende eröffnet hat".

Von diesem Inhalt meines Buches läßt Herr Jensen die Leser der „Gegenwart" gar nichts ahnen, sondern behauptet vielmehr, ich erhübe ein „unablässig wiederkehrendes Wehgeschrei über die Immoralität Heines". „Der Raum verstattet nicht, die von Herrn Grisebach gegen Heine zusammengehäuften Verdächtigungen, Schmähungen und wegwerfenden Urtheile wiederzugeben." Herr Jensen verschweigt, daß, wenn ich auch die bei Goethe vorhandene ethische Größe in der Persönlichkeit wie in den rein lyrischen Gedichten Heines vermisse, die „zahlreichen und außerordentlichen Detailschönheiten" der letzteren uneingeschränkt anerkannt worden sind: „Die persönlichen Gedichte des Romanzero und die „letzten Gedichte" sind die Sterbeseufzer des Poeten. Wunderschöne, tiefsinnige, rührende Verse ꝛc. Allein vergebens würde man in diesen geistreichen Klagen nach irgend einem ethischen Moment suchen . . . Was Heine in seiner episch-lyrischen Dichtung so tief begriffen, das fehlt den übrigen lyrischen Gedichten seiner reifsten Jahre".

Herr Jensen schweigt endlich, daß das Gesammturtheil meines Buches über Heine gleich auf S. 6 dahin zusammengefaßt wird: „Heine ist „trotz alledem und alledem" unser letzter großer Lyriker und hat seit dem 22. März 1832 keine Rivalen gehabt".

Ich schließe diese Berichtigung mit der Frage: Wer ist hier mit Schmutz beworfen?

Göttingen, den 12. Juli 1875. **Eduard Grisebach.**

Geehrter Herr Redacteur.

Ich weiß nicht, ob Herr Eduard Grisebach in der obigen „Berichtigung entstellten Thatsachen" mit Ihnen, mit mir, mit den Lesern der „Gegenwart" oder mit denen Heines seinen Scherz treiben will. Er bezichtigt mich, wie es scheint, einer gewissen Absichtlichkeit, daß ich das Ende eines offenbar von ihm für sehr schön gehaltenen Satzes fortgelassen, aber ich kann nicht leugnen, daß sowohl diese Anschuldigung wie die ganze „Berichtigung" auf mich keinen anderen Eindruck macht, wie wenn ein wegen Injurien und Verleumdung Verklagter vor Gericht erwidern würde: „Es ist wahr, ich habe gesagt, der Kerl ist ein Lump, aber habe ich nicht an verschiedenen Stellen hinzugefügt, er besitze eine schöne Nase, trage einige durchaus anständige Kleidungsstücke und sei von dem Laster der Trunksucht völlig freizusprechen? Wie kann man da behaupten, daß ich versucht habe, ihn herabzusetzen?"

Das bezeichnet, wie gesagt, den Eindruck, welchen mir die Entgegnung Herrn Grisebachs erregt hat, und ich überlasse es mit ziemlicher Gemüthsruhe dem Gefühl der Leser der „Gegenwart", darüber zu urtheilen, wer von uns beiden sich täuscht, nehme auch mit derselben Gelassenheit den Vorwurf entgegen, daß ich nicht den ganzen Artikel über Heine citirt, sondern nur die meiner Begründung dienenden, unverlöschlichen Aussprüche daraus wiedergegeben habe. Der literarhistorische Jesuitismus der Zuthaten interessirt mich nicht im Geringsten bei dem Genuß des aufgetischten Gerichtes. Dagegen erkenne ich die ruhige Form der Erwiderung vollständig an und will als Gegenleistung zugestehen, daß meine Entrüstung mich vielleicht darin etwas zu weit geführt hat, wenn ich Herrn Grisebach jegliche eigne dichterische Begabung abgesprochen. Ich bitte dies also zu berichtigen und den Satz, daß ein Dichter, der Heinrich Heine herabwürdige, ein Sacrileg an der Poesie begehe, auf Herrn Eduard Grisebach mit zu beziehen.

Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen
von
Paul Lindau.

Elegant geheftet. — Preis: 2 M. 50 Pf.

Inhalt:

Am Rhein! Am Rhein! — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise (Mai 1864).
In Coblenz. — Begegnung des Königs Wilhelm von Preussen mit dem Sultan Abdul Aziz (Juli 1867).
In Eisenach. — Bei Fritz Reuter zu Gast (September 1869).
Auf Wilhelmshöhe. — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon (September 1870).
Schandau. — Sommerferien (Mai 1872).
In Bremen und Wilhelmshafen. — Mit den Gesetzgebern des deutschen Reiches (Juni 1873).
In Versailles. — Gambetta in der Nationalversammlung (Juli 1873).
In Wien. — Bei Hans Makart und Johann Strauss (November 1874).
Am Plötzensee. — Bei einem Wirthe wundermild (März 1875).

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Roman.

Für seinen neuesten Zeitroman (bereits in einem der ersten norddeutschen Tagesblätter abgedruckt) sucht der Autor einen **Verleger** resp. **Käufer.** Gefl. Offerten unter **„Roman"** an die Exped. d. Blattes.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grillparzer und seine Werke.

Von **Betty Paoli.**

Preis: 1 Mark 50 Pf.

Liebevolle, von innigstem Verständniß zeugende Studien über die Werke eines Dichters, der in immer größeren Kreisen Würdigung, Anerkennung und Verehrung findet.

Stuttgart, Mai 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Es wird hiemit erklärt, daß in den Aufsätzen der „Tagespost" (Nr. 30 des Literaturblatt vom 26. Juli 1874 und Nr. 192 des Hauptblattes vom 25. August 1874) der persönlichen Ehre des Schriftstellers Herrn **Ed. v. Hartmann** keineswegs nahegetreten werden sollte und daß Alles entschieden desavouirt wird, was den Schein eines unzukömmlichen Angriffes gegen die Ehre des Herrn **v. Hartmann** involvirt.

Graz, 4. Mai 1875.

Dr. **A. V. Svoboda,** Chefredacteur d. „Tgsp." **K. Uhell,** Mitredacteur d. „Tgsp."

Hiernach erkläre ich als Vertreter des **E. v. Hartmann** von der wider die „Tagespost" angestrengten Ehrenbeleidigungsklage abzustehen.

Dr. **H. Jacques.**

NOVA.

Durch jede Buchhandlung.

Allmers, H., Auf der Rudelsburg. Lied und Weise. Mit Illustrationen. gr. Fol. 75 Pf.
—— **Römische Schlendertage.** 3. Aufl. Titelbild v. O. Knille. 5 Mk. 60 Pf. In eleg. Orig.-Einb. 6½ M.
—— **Marschenbuch.** Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 2. verm. Aufl. 6 Mk. In eleg. Orig.-Einb. 7½ Mk.
Engel, E., Puppenkomödien I. „Faust". Ausg. mit Bibl. Faustiana 2 M. 80 Pf., ohne Bibl. Faustiana 1 M. 20 Pf. — II. „Der verlorene Sohn". — „Der Raubritter". 1 Mk. 20 Pf. — III. „Don Juan". — „König Cyrus". 1 Mk. 20 Pf.
Fitger, A., Fahrendes Volk. Gedichte. 5 Mk. In eleg. Orig.-Einb. 6 Mk.
—— **Adalbert von Bremen.** Trauerspiel in 5 Aufz. Nebst e. Nachspiel: Hie Reich! Hie Rom! 2. Aufl. 2 Mk., fein geb. 3 Mk.
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Theile. 4. verm. Aufl. 15 Mk. In 2 eleg. Original-Einbänden 18 Mk.
—— **Herbstmonate in Oberitalien.** Suppl. zu „Italien". 2. verm. Aufl. 6 Mk. 75 Pf.

Verlag der Schulze'schen Buchh. in Oldenburg.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin N.W. 32 Louisenstr.

Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.

Von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Verlag von **G. van Muyden** in Berlin. (105. Königgrätzerstr.)

Molière's Werke.

Herausgegeben von
Professor Dr. **A. Laun.**

Soeben erschienen:		Ordin. M.	Pf.
Band V. **L'Avare**	Preis	2	50
Band VI. **Les Fâcheux** . .	„	1	80
Früher erschienen:			
Bd. I. *Le Misanthrope* . .	„	2	—
„ II. *Les Précieuses ridicules. Les Femmes savantes*	„	3	—
„ III. *Le Tartuffe* . . .	„	2	50
„ IV. *Le Bourgeois gentilhomme*	„	1	80

Im Verlage von **Hermann Dufft** in Jena erschien soeben:

Pariser Zustände

während der

Revolutionszeit von 1789—1800.

Von

Adolf Schmidt,

ord. Prof. d. Geschichte a. d. Universität Jena.

Zweiter Theil. — Preis: 5 M.

Interessant

für

Sänger, Schauspieler und Lehrer der Gesangs- und Rede-Kunst.

In unserem Verlage erschien von

Gustav Engel

Die Consonanten der deutschen Sprache.

Erster theoretischer Theil.

Ein Beitrag zur Lehre von der Gesang- und Rede-Kunst. Preis 2 M.

Zweiter praktischer Theil.

Consonanten-Tabellen für die deutsche Sprache zum Gebrauch beim Gesang- und Deklamations-Studium. Preis 1 M. 50 Pf.

Wir erlauben uns auf dieses ebenso interessante als praktische Werk des geschätzten Gesanglehrers und Kunstkritikers ganz besonders aufmerksam zu machen.

Die Königliche Hochschule, Die neue Akademie der Tonkunst haben dasselbe als Unterrichts-Material eingeführt.

C. A. Challier & Co.

Berlin S.-W. 56. Leipzigerstrasse.

Einbanddecken zum 7. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 31. Juli 1875. Band VIII.

AP 3 .D5 v.8 no.31

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die bayrischen Abgeordnetenwahlen seit 1869. Von W. Wackernagel. — Die volkswirthschaftliche Reaction. Von H. B. v. Unruh. I. — Die heilige Anna. Von Carus Sterne. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Fremdwörter in der deutschen Sprache. Von Walter Gensel. — Reise durch das Milliardenland. Von Paul Lindau. — Ueber Publicum und Quellen der Popularität. Eingeleitet von dem „Aesthetischen Ketzer". — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Ein Kampf um's Dasein". Lustspiel in drei Acten von Adolf Wilbrandt. Besprochen von P. L. — Notizen. — Inserate.

Die bayrischen Abgeordnetenwahlen seit 1869.

Am 15. Juli haben in Bayern die Urwahlen, am 24. Juli die Abgeordnetenwahlen stattgefunden. Das Ergebniß ist, daß die neue bayrische Abgeordnetenkammer, die, falls sie nicht vorher aufgelöst wird, für die nächsten sechs Jahre den einen Factor der bayrischen Gesetzgebung bildet, aus 79 Ultramontanen und 77 Liberalen zusammengesetzt sein wird.

Die Wahlen vom 24. Juli 1875 haben eine lange Vorgeschichte, auf die ein vergleichender Rückblick geworfen werden muß, will man anders die Zeichen der Zeit richtig deuten. Die letzten allgemeinen Landtagswahlen in Bayern haben am 25. November 1869 stattgefunden; doch es muß bis auf die Wahlen vom 22. Mai 1869 zurückgegangen werden, um pragmatisch zu Werke zu gehen. Am 28. April 1869 war der Schluß der Session des bayrischen Landtags erfolgt. In der Abgeordnetenkammer dieses Landtags hatte die sogenannte „Mittelpartei" die breite Masse einer gouvernementalen Mehrheit gebildet, welche, im Grundton „gut bayrisch", ohne ein warmes Herz für die deutsche Einheit, wie sie damals sich im Gestaltungsprocesse befand, dagegen mit allerlei großdeutschen Velleitäten behaftet und in Betreff der inneren Politik so „conservativ-liberal" war, wie sich dies für eine gutgesinnte Regierungspartei in Deutschland schickt. An der Spitze des bayrischen Ministeriums stand als Präsident Fürst Hohenlohe, der soeben — am 9. April — seine bekannte Concilsdepesche versendet hatte, ohne mit seiner Anregung bei den übrigen Regierungen Europas Anklang zu finden. Das Verhältniß zwischen der bayrischen Regierung und dieser Abgeordnetenkammer war ein durchaus friedliches gewesen. Der Landtagsabschied des Königs Ludwig vom 29. April 1869 besagt darüber:

„Indem Wir Unseren Lieben und Getreuen diesen Abschied ertheilen, blicken Wir mit Befriedigung auf die Ergebnisse der nunmehr zu Ende gelangten Sitzungsperiode. Folgenschwere, tiefwirkende Ereignisse sind über Unser geliebtes Land hingegangen, seitdem Wir mit Unserer Entschließung vom 10. Mai 1866 die Landesvertretung zum Beginne der jetzt zum Abschlusse gelangten Sitzungsperiode berufen haben. Die Landesvertretung hat Uns mit opferwilliger Hingebung beigestanden, die Folgen, welche sich daraus entwickelt haben, zu tragen und die Gestaltungen, welche daraus hervorgegangen sind, in der für Unser Königreich gedeihlichsten Weise zu ordnen. Unserer landesväterlichen Absicht, die innere Entwicklung des Königreichs nach allen Richtungen zu fördern, ist die Landesvertretung mit Bereitwilligkeit entgegengekommen und eine Reihe wichtiger, eingreifender und wohlthätiger Gesetze sind unter ihrer verfassungsmäßigen Mitwirkung zu Stande gebracht worden ..... In demjenigen, was unter Mitwirkung der Landesvertretung erreicht worden, sehen Wir eine erneute und erhöhte Bürgschaft für die Wohlfahrt Unseres Königreichs, für die Erhaltung seiner Selbstständigkeit und für die Erfüllung seines deutschen Berufs".

Seit diesem Landtagsabschied ist kein Friede mehr zwischen Regierung und Abgeordnetenkammer in Bayern gewesen, sondern es hat nur noch zeitweilig einen durch äußere Verhältnisse erzwungenen Waffenstillstand gegeben. Das Bayern von „vor 1866" war trotz aller Gegensätze der politischen Parteien immerhin ein mit ziemlich starkem Selbstbewußtsein seinen Schwerpunkt in sich selber suchender Staat, während seit 1866 die offenen und geheimen Bündnißverträge mit dem Norddeutschen Bunde Bayern in einen Entwicklungsgang zogen, dessen schließliche Ausmündung trotz aller der mannichfachen Wendungen und Windungen, die noch bevorstehen mögen, sich damals schon im Geiste erschauen ließ. Diese Zukunft, die dem „Reichsgedanken" gehört, ist es, welche mit den daran sich knüpfenden Hoffnungen und Befürchtungen seitdem die bayrischen Wahlen beherrscht und im Hinblick auf welche sich die Parteien nach rechts und links scheiden. Hier erheben, das seit Karls des Großen Zeiten dem Reiche gegenüber trotzig sich in den Nacken werfende Stammesbewußtsein des Bajuvaren ausnutzend, die „bayrischen Patrioten" mit heuchlerischer Emphase das blau-weiße Banner und suchen, bayrischer als der Bayernkönig selber, Fuß um Fuß dem Reichsgedanken seinen siegreichen Weg zu sperren. Mit Naturnothwendigkeit ergibt es sich dabei, daß der Vatican zu einem seiner traditionellen Politik so sehr entsprechenden Parteiprogramm seinen kräftigsten Segen spendet. Es sind aus dem tiefsten Herzensgrunde Seiner Heiligkeit quellende Weiheworte, deren als Talisman sich die bayrischen Patrioten bei ihren guttatholischen Wählern rühmen können. Auf der andern Seite ziehen, vorläufig ohne Sorge um zukünftiger Trennung bitteres Weh, in geschlossenen Reihen zum Kampf alle Freunde des Reichsgedankens, der seit dem Jahre 1871 sich in einer verfassungsmäßigen Form verkörpert und, soweit dies geschehen, mit der Majestät des Gesetzes bekleidet hat, vor welcher auch die Gegner, freilich zähneknirschend, sich beugen. Es müssen und werden jene Reihen sich lockern, sobald der gegenwärtige Besitzstand des Reiches an Rechten, die auf ebensoviel Verzichtleistungen der Einzelstaaten beruhen, in Bayern nicht mehr von einer so mächtigen und — man kann nicht anders sagen — in volksthümlichen Anschauungen wurzelnden Opposition, wie solche die „Patriotenpartei" vorstellt, bekämpft wird. Daß eine bayrische Regierung, die zu König Ludwigs politischem Credo sich bekennt, mit den „Liberalen" der bayrischen Kammern seit 1869, was die positive Seite des nationalen Programms betrifft,

Digitized by Google

nicht weit zu gehen im Stande ist, liegt auf der Hand. Es wird dieses Programm immer weitere Punkte in sich aufnehmen, je länger die Gemeinschaft im Reiche zwischen den verschiedenen deutschen Staaten dauert, während auch eine liberale bayrische Regierung es stets als ihre Aufgabe betrachten wird, die Rechte der Krone Bayern vor weiterer Schmälerung zu bewahren, wenn sie nicht anders Gefahr laufen will, daß der König sich mit Räthen umgibt, die jene Rechte mit größerer Eifersucht zu hüten sich anheischig machen und dafür minder eifrig die Einflüsse des Klerus abwehren.

Die bayrische Regierung schaute deswegen schon bei den Wahlen vom 22. Mai 1869 sehr sehnsüchtig nach der Wiederwahl jener „Mittelpartei" aus, deren Mitwirkung bei der Ordnung schwieriger Verhältnisse der König in seinem Landtagsabschied so warmen Dank ausgesprochen hatte. Indessen auf politische Parteien paßt wie auf kein anderes Ding des Prediger Salomonis Spruch: Ein Jegliches hat seine Zeit. Man kann einer politischen Partei, die in den thatsächlichen Verhältnissen keinen Boden mehr besitzt, das schwindende Leben nicht erhalten, noch nach den Regeln der Chemie politische Parteien in bedingt willkürlicher Combination der Elemente neu erzeugen. Nicht wie die bayrische Regierung es gern mochte, gruppirten sich die politischen Parteien bei den Wahlen zur Abgeordnetenkammer; sondern hier schaltete mit harter Hand der große geschichtliche Gegensatz zwischen dem römischen Papste und dem Deutschen Reiche und theilte über die Köpfe der bayrischen Minister hinweg die bayrische Bevölkerung und ihre Vertreter in zwei feindliche Lager. Es ist ein persönliches und vom deutschen Volke nicht dankbar genug anzuerkennendes Verdienst des Königs Ludwig, daß derselbe, unbeschadet seines katholischen Glaubens, in kirchlichen Fragen seiner persönlichen Ueberzeugung folgt, die ihn als einen freien deutschen Mann anweist, wider die dreisten Anmaßungen und Uebergriffe des römischen Papstes ein kraftvolles Zeugniß abzulegen. Diese mit den bigotten Anschauungen der Prinzen seines Hauses in schroffem Gegensatze stehende Haltung König Ludwigs zu den kirchlichen Fragen mußte auch auf dem politischen Gebiete Consequenzen haben, denen der König vermuthlich nicht gern sich unterwindet. Wenn irgend einer in Bayern dazu beigetragen hat, die Scheidung der bayrischen Bevölkerung und ihrer Vertreter in zwei geschlossene politische Lager herbeizuführen, zwischen denen eine Mittelpartei nur Gelegenheit findet, im heftigsten Kreuzfeuer zerstückt zu werden, so ist es König Ludwig in höchsteigener Person gewesen. Derselbe ist durch seine tiefe Verehrung für seinen Lehrer, den greisen Stiftsprobst von Döllinger, dessen Haltung gegenüber dem Vatican längst kein Geheimniß war, dazu bestimmt worden, aus jener klugen Zurückhaltung in kirchlichen Fragen herauszutreten, welche es der ultramontanen Partei in Bayern zuvor unmöglich gemacht hatte, die religiösen Leidenschaften des Volkes behufs Bildung einer ultramontanen Oppositionspartei auszubeuten. Ohne die auf kirchlichem Gebiete mit der Hohenlohe'schen Concilsdepesche versuchte Action, mit der, wenn nicht auf Anrathen, so doch jedenfalls unter Beirath Döllingers von Seiten der bayrischen Regierung vorgegangen wurde, wäre es dem bayrischen Klerus nicht möglich gewesen, dem ihm von Rom ertheilten Auftrage gemäß, Bayern zum Schauplatz des parlamentarischen Vorspiels für den Krieg von 1870 zu machen, der den Concilsdecreten die Weihe der Kraft zu geben bestimmt war. Die bayrischen Wahlen vom 22. Mai 1869 waren die Antwort Roms auf die Concilsdepesche des bayrischen Ministerpräsidenten vom 9. April 1869, auf diesen Absagebrief König Ludwigs an die herrschende Partei im Vatican. Statt der in kirchlichen Fragen indifferenten „Mittelpartei", welche Fürst Hohenlohe in der am 28. April geschlossenen Abgeordnetenkammer als eine bequeme Regierungsmajorität vor sich gehabt hatte, schickte am 22. Mai die vom Klerus mit Argwohn und Erbitterung gegen die „kirchenfeindliche" Regierung erfüllte katholische Landbevölkerung 79 Ultramontane oder, wie sie sich behufs erfolgreicheren Betriebs ihrer „Bauernfängerei" nennen, „bayrische Patrioten", und nur 77 Liberale in die Abgeordnetenkammer. Die „Mittelpartei", die die große Mehrheit der vorigen Kammer gebildet hatte, war innerhalb dieser liberalen Minderheit auf 20 Mitglieder zusammengeschmolzen.

Diese Abgeordnetenkammer kam jedoch nicht bis zur Ausübung materieller Thätigkeit. Sie trat am 27. September 1869 zusammen; in Folge verschiedener Wahlbeanstandungen war es dahin gekommen, daß die Stärke der patriotischen und die der vereinigten liberalen Parteien gleichmäßig 71 Stimmen betrug. Da nun beide Hälften der Kammer fest an ihren Candidaten für die Präsidentenwahl, die Patrioten an Ministerialrath Dr. Weis, die Liberalen an Professor Dr. Edel, festhielten — es wurden am 29. September, 3. October, 6. October wiederholt, und zwar am letzteren Tage nicht weniger als 7 vergebliche Wahlgänge gemacht — so wurde die Kammer aufgelöst und wurden Neuwahlen angeordnet. Die patriotische Partei, welche nur durch ein Versehen zweier ihrer Mitglieder bei der Abstimmung über die beanstandeten Schweinfurter Wahlen die Majorität eingebüßt hatte, war ihres abermaligen Sieges bei neuen Wahlen so gewiß, daß sie jeden Vermittelungsversuch des Ministerpräsidenten behufs Ermöglichung der Constituirung auf das schroffste zurückgewies.

Die Neuwahlen wurden durch ein königliches Rescript vom 20. October auf den 25. November festgesetzt. Gleichzeitig wurde — wozu die Regierung gesetzlich befugt war, da die Bildung der Wahlbezirke unter Einhaltung gewisser Bedingungen ihrem freien Ermessen anheim gegeben ist — eine ziemlich eingreifende Veränderung der Wahlbezirke zu Ungunsten der patriotischen Partei durch den Minister des Innern, v. Hörmann, vorgenommen. Von daher datirt die Bezeichnung „Wahlkreisgeometrie" für dieses damals übrigens nicht von Erfolg gekrönte Verfahren. Die Wahlen vom 25. November 1869 brachten das Ergebniß der Wahlen vom 22. Mai 1869 nur noch prägnanter zum Ausdruck. Die Mehrheit der patriotischen Partei stieg, trotz der ihr ungünstigen Abgrenzung der Wahlbezirke, von 79 auf 80; die Minorität der vereinigten liberalen Parteien sank von 75 auf 74 und die „Mittelpartei" schwand noch mehr zusammen. Am Tage nach den Wahlen, dem 26. October, reichte das Ministerium Hohenlohe dem Könige seine Entlassung ein; dieser glaubte jedoch, bevor die Kammern nicht gesprochen, zu einer solchen Entschließung noch keinen Grund zu haben. Er begnügte sich mit Annahme der Entlassung des Minister des Innern v. Hörmann und des Cultusministers v. Gresser, die den „Patrioten" persönlich am verhaßtesten waren (am 9. December) und ernannte (am 20. December) an ihrer Stelle den Ministerialrath v. Braun und, unter Beibehaltung seines Portefeuilles, den bisherigen Justizminister v. Lutz. Am 3. Januar 1870 trat die Kammer zusammen. Die ultramontane Majorität, welche 80 Köpfe stark war und mit der auch der bekannte demokratische Abgeordnete Kolb stimmte, beanstandete zunächst die 7 liberalen Wahlen der Stadt München, wodurch die Gewählten von ihrem Stimmrecht suspendirt wurden, und ging dann gleichzeitig mit der Reichsrathskammer nach einem vorher festgestellten Actionsplan dazu über, durch eine Mißtrauensadresse den Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe zu stürzen. Die Vorgänge dabei sind bekannt. In der Reichsrathskammer stimmten (am 28. Januar) sämmtliche königliche Prinzen, mit Ausnahme des Herzogs Karl Theodor, darunter der Bruder des Königs Prinz Otto und sein Oheim Prinz Luitpold, für die von dem protestantischen Oberconsistorialrathspräsidenten v. Harleß verfaßte Adresse, die ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium enthielt; der König lehnte den Empfang der Adresse ab. Die Abgeordnetenkammer nahm nach langen Debatten (am 12. Februar) mit 78 gegen 62 Stimmen die vom Abg. Dr. Jörg verfaßte Adresse an, deren Einsendung der König verlangte, nachdem Fürst Hohenlohe sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte. Die übrigen Minister schlossen sich ihm nicht an, da der Referent Abg. Jörg erklärt

Digitized by Google

hatte, daß auf sie das Mißtrauensvotum der Abgeordnetenkammer sich nicht beziehe. Fürst Hohenlohe erhielt am 7. März seine Entlassung; an seine Stelle wurde Graf Bray-Steinburg, bisher bayrischer Gesandter am österreichischen Hofe, zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen berufen.

Mit dem Sturze des Fürsten Hohenlohe hat die ultramontane Mehrheit der am 25. November 1869 gewählten bayrischen Abgeordnetenkammer, die nunmehr bereits zu ihren Vätern versammelt ist, ihre politische Actionskraft erschöpft. Sie cassirte die liberalen Münchener und Günzburger Wahlen und, da der letztere Bezirk bei den Nachwahlen statt dreier Liberaler drei Patrioten entsendete, so verstärkte sich die ultramontane Majorität sogar noch bis auf 83 Stimmen. Die französische Kriegserklärung, welche, während die bayrische Kammer gerade über den Militäretat debattirte, erfolgte, zersprengte am 19. Juli 1870 jedoch die Majorität. Ein Theil derselben ging angesichts der Gefahren, welche das deutsche Vaterland bedrohten und zu deren Heraufbeschwörung die Illusionen, die das so „unpatriotische" Gebaren der bayrischen „Patrioten" in Frankreich genährt hatte, wohl nicht wenig beigetragen haben mögen, offen zur nationalen Partei über. Ein anderer Theil stimmte aus taktischen Gründen nicht für die vom Ausschusse vorschlagene „Aufrechterhaltung bewaffneter Neutralität gegenüber den Kriegsereignissen zwischen Preußen und Frankreich", sondern sprach die Bewilligung der von der Regierung verlangten Creditforderung — einem vermittelnden und von der Regierung acceptirten Antrage des Abg. Schleich gemäß — einfach „für den Fall der Unvermeidlichkeit des Krieges" aus, in der Besorgniß nämlich, daß die Regierung andernfalls die Kammer auflösen möchte, und daß die unter deutsch-patriotischer Erregung vollzogenen Neuwahlen die endlich gewonnene ultramontane Mehrheit wieder zu nichte machen könnten. So wurde die Creditforderung mit 101 gegen 47 Stimmen genehmigt. In ähnlicher Zwangslage ertheilte die nämliche Kammer am 21. Januar 1871 den Versailler Bündnißverträgen nach langem Zögern ihre Zustimmung. Verschiedene Ministerien haben darauf unter allerlei Schwierigkeiten und Zwischenfällen mit der Abgeordnetenkammer vom 25. November 1869 ihr Auskommen gesucht und gefunden, ohne daß übrigens auf ihre Schicksale durch parlamentarische Vota ein Einfluß geübt worden wäre. Graf Bray-Steinburg erhielt am 22. Juli 1871 seine Entlassung als Ministerpräsident und wurde am 21. August durch den Grafen Hegnenberg-Dux ersetzt. Dieser starb am 1. Juli 1872. Nachdem der mit der Neubildung des Cabinets beauftragte bayrische Gesandte in Stuttgart Freiherr v. Gasser nach langem Suchen mit der Diogeneslaterne schließlich nur ganz unannehmbare Vorschläge zu machen vermocht hatte, wurde am 19. September 1872 der Finanzminister v. Pfretzschner zum Ministerpräsidenten und Minister des Aeußern ernannt, der dieses Amt noch heute bekleidet. Die Seele aller dieser Ministerien war und ist der frühere Justiz- und jetzige Cultusminister v. Lutz, der als ehemaliger Cabinetssecretär des Königs Ludwig mit dessen eigensten Gedanken vertraut, gleichsam als der Depositär des königlichen Willens gelten kann, wenn derselbe sich aus irgend welchen Stimmungsmotiven der Bekundung enthält. Mit Recht kann deswegen die patriotische Partei behaupten, daß sich in der bayrischen Politik, vor Allem in der Kirchenpolitik, seit dem durch das Mißtrauensvotum der Abgeordnetenkammer erzwungenen Rücktritte des Fürsten Hohenhohe nichts geändert habe.

Von den ferneren Schicksalen der Patriotenpartei in der Abgeordnetenkammer selber wäre etwa noch zu registriren, daß sie schließlich zur Minorität geworden ist. Durch den „Abfall" verschiedener leidlich national gesinnter Mitglieder, wie der Abgeordneten Gürster, Schleich, Sepp u. a., genau auf die Hälfte der Kammer reducirt, konnte sie bei der letzten Präsidentenwahl ihren Parteigenossen, den Abg. Freiherrn v. Ow nicht mehr durchsetzen, weil eins ihrer Mitglieder, der Landgerichtsrath Eder, dem sie die Annahme des Schriftführeramts aus den Händen der Liberalen verübelt hatte, seine Stimme für den Candidaten der letzteren, den Abg. Freiherrn Schenk v. Stauffenberg, den bekannten und allgemein beliebten Vertreter Münchens im deutschen Reichstage, abgab. So endete ruhmlos eine Majorität, die mit dem Sturze eines Ministerpräsidenten begonnen und sich bis zu dem frevelhaften Vermessen verstiegen hatte, Bayern zum Vertragsbruch dem Norddeutschen Bunde gegenüber fortzureißen!

Die böse Lust, das Reich zu schädigen und die Sache des römischen Papstes zu fördern, ist dieser bayrischen „Patriotenpartei" trotz ihrer eclatanten Mißerfolge während der letzten sechs Jahre nicht geschwunden. Wie auch immer der im Vatican entworfene Actionsplan beschaffen sein mag, in jedem Falle kann es nur zur Unterstützung desselben dienen, wenn in Bayern, dem zweitgrößten Bundesstaate im Deutschen Reich, von dessen reichsfreundlicher Haltung der innere Frieden Deutschlands abhängt, eine ultramontane Kammermajorität einem reichsfreundlichen Ministerium mit argwöhnischen Blicken über die Schultern sieht, oder wenn es ihr gar gelingen sollte, ein ultramontanes Ministerium an's Ruder zu bringen. Es begreift sich daher, daß die bayrischen Ultramontanen alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, um aus den letzten Neuwahlen zur Abgeordnetenkammer mit der größtmöglichen Majorität hervorzugehen. Die ultramontane Presse Bayerns hat in den letzten Monaten sich selber übertroffen in Aufreizung des religiösen Hasses und in Pflege der bornirtesten Volksanschauungen. Es lassen sich an dieser Stelle die Unfläthigkeiten gar nicht wiedergeben, welche die bekannten ultramontanen Hetzblätter, vor allem Dr. Sigls „Bayrisches Vaterland", täglich in ihre Gossen ausschütteten. Daß daneben „Bauernverein" und Beichtstuhl von dem Pfarrklerus in ausgiebigster Weise zur Agitation benutzt wurden, versteht sich von selbst. Die hochwürdigsten Herrn Bischöfe, der Erzbischof von München-Freising an der Spitze, griffen, unter besonderer Belobigung durch Seine Heiligkeit, mit salbungsvollen Hirtenbriefen auf das weltliche Gebiet hinüber. — „Wir wollen nicht preußisch werden; wir wollen nicht protestantisch werden", das ist, von dem faustdick aufgetragenen Unflath der Caplanspresse gereinigt, das Losungswort gewesen, unter welchem die katholischen Volksmassen in Bayern von ihren Pfarrern zur Wahlurne, wie Schafe zur Hürde, getrieben worden sind. Und was ist der Preis so großer Anstrengungen und so arger Verleugnungen der Wahrheit und guten Sitte? — Es wird die neue Abgeordnetenkammer, die am 24. Juli gewählt ist, aus 79 Ultramontanen und 77 Liberalen bestehen; die Mitgliederzahl der Kammer ist nämlich, der bei der Volkszählung von 1871 constatirten, vermehrten Seelenzahl der bayrischen Bevölkerung entsprechend, von 154 auf 156 erhöht worden. Daß der Minister des Innern Herr v. Pfeuffer wiederum ein wenig „Wahlkreisgeometrie" getrieben hat, kann nicht geleugnet werden. So lange in Bayern kein Gesetz besteht, welches die Wahlbezirke fest abgrenzt wie das preußische Gesetz vom 27. Januar 1860, wird keine bayrische Regierung sich die Vortheile entgehen lassen, welche sie aus einer wohlberechneten Abgrenzung der Wahlbezirke zu ziehen vermag; sie ist dabei formal im Rechte, sobald sie sich nur innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen über die Minimal- und Maximalgröße der Wahlbezirke hält. Und warum sollte eine liberale Regierung nicht dafür Sorge tragen, daß die in ihrer großen Mehrheit liberal gesinnte Bevölkerung der größeren Städte die Gelegenheit erlangt, ihren politischen Willen durch die Wahl eigener Vertreter zum Ausdruck zu bringen? Soll sie etwa das Land mechanisch in große Wahlbezirke zerlegen und dabei die liberale städtische Bevölkerung der Erdrückung durch die ultramontanen Majoritäten der von ihren Pfarrern wie Wachs von der Hand eines Kindes zurechtgekneteten Landbevölkerung ausliefern? Wie ein ultramontanes Ministerium bei der Abgrenzung der Wahlbezirke verfahren würde, das haben die ultramontanen Blätter durch versuchsweise aufgestellte Wahlbezirktableaux veranschaulicht, wonach

Digitized by Google

die Patrioten es sogar bis auf 120 Stimmen in die Kammer zu bringen vermögen sollen. Dabei wird dann natürlich auch das liberale München und das liberale Augsburg dick ultramontanen Wahlbezirken zugetheilt!

Das Ergebniß der Wahlen vom 24. Juli 1875 ist nahezu identisch mit dem Wahlergebniß vom 22. Mai 1869. Die Vermehrung der Gesammtzahl der Abgeordneten um 2 ist den Provinzen Oberbayern und Mittelfranken mit je einer Stimme zu gute gekommen; zieht man diese beiden Stimmen den Liberalen ab, so ergibt sich auch gegenwärtig das Verhältniß von 79 : 75. Auch diesmal haben (vergl. das als Note*) beigefügte Tableau) die Provinzen Rheinpfalz und Mittelfranken ausschließlich Liberale, hat Niederbayern ausschließlich Patrioten gewählt. In der Vertretung Oberfrankens hat sich nichts geändert; die ehemals bambergischen Landestheile, insoweit sie nicht mit bayreuthischen zusammengelegt sind, schicken wieder wie damals 3 Patrioten in die Kammer. Bamberg selber ist die einzige größere Stadt Bayerns, in welcher unter dem lang hinausgeworfenen Schatten des Krummstabs der Liberalismus nicht aufkommen kann. In Unterfranken und in der Oberpfalz hat sich das Stimmenverhältniß nur um je eine Einheit verschoben, dort zum Nachtheil, hier zum Vortheil der Liberalen, den in letzterem Falle die Creirung eines besonderen städtischen Wahlbezirks Regensburg zu Wege brachte. In Oberbayern, wo diesmal nur München 5 liberale Vertreter wählte, haben die Patrioten 3 Stimmen gewonnen, in Schwaben ebensoviel verloren; das gleicht sich aus. Es wird in ganz Deutschland, soweit es national gesinnt, eine besondere Freude erwecken, daß das Algäu, durch Lostrennung der ihm früher zugetheilten ultramontanen Landestheile, diesmal wieder in die Lage versetzt war, 4 liberale Abgeordnete, darunter den reichstreuen Alpensohn Dr. Völk nach München zu schicken, der übrigens auch in der Stadt Augsburg, seinem Wohnorte, gewählt worden ist.

Die denkwürdige Zusammensetzung der bayrischen Abgeordnetenkammer kann zwar zu mancherlei eigenthümlichen Zwischenfällen, zu irgendwelchen Besorgnissen jedoch keinen Anlaß geben. Mit einer Majorität von zwei Stimmen in der Abgeordnetenkammer werden die bayrischen „Patrioten" den Sturz eines Ministeriums nicht herbeiführen, dem die Reichsrathskammer zur Seite steht und welches das Vertrauen des Königs besitzt. Alle diejenigen, welche auf einen „ultramontanen Wahlsieg in Bayern" ihre politischen Pläne basiren wollten, müssen erkennen, daß der ultramontane Wahlsieg vom 24. Juli denn doch einer moralischen Niederlage verzweifelt ähnlich sieht. Ueberdies hat der an den Abg. Dr. Völk gerichtete Brief des deutschen Botschafters in Paris, Fürsten Hohenlohe, die Franzosen davor gewarnt, im Hinblick auf Siege des Ultramontanismus in Bayern sich etwa dem Glauben an die Möglichkeit hinzugeben, daß sie Verbündete in Deutschland finden könnten, eine Illusion, die dem Frieden Europas gefährlich werden könnte. Seitdem und so lange Bayern ein Bundesstaat des Deutschen Reichs, ist keine bayrische Abgeordnetenkammer mehr in der Lage, über Krieg und Frieden Beschlüsse zu fassen. Die Reichstreue des Königs Ludwig ist über jedem Zweifel erhaben und es ist auch durchaus nicht zu besorgen, daß derselbe unter dem Drucke eines reichsfeindlichen Kammervotums, das übrigens nach dem constatirten Stimmenverhältniß jeder moralischen Autorität entbehren würde, sich veranlaßt sehen könnte, eine andere als den Interessen des Reichs entsprechende Politik zu befolgen. Die große vom Vatican aus geplante Action gegen das Deutsche Reich wird sich deshalb nach einem andern Ausgangspunkte umschauen müssen — sie hat ihn wohl schon in Belgien ausfindig gemacht —, in Deutschland wird sie, trotz des „ultramontanen Wahlsiegs", in Bayern nur auf einen festen Bund reichstreuer Regierungen stoßen, die mit leichter Mühe der ohnmächtigen Velleitäten reichsfeindlicher Parteien Herr zu werden vermögen. Der Ultramontanismus hat seine politische Rolle auch in Bayern ausgespielt.

Berlin, 25. Juli 1875. **W. Wackernagel.**

*) Wahlen vom:

	22. Mai 1869.		25. Nov. 1869.		24. Juli 1875.	
	Patriot.	Liber.	Patriot.	Liber.	Patriot.	Liber.
Oberbayern	19	7	19	7	22	5
Niederbayern	19	—	18	1	19	—
Oberpfalz	14	2	16	—	13	3
Schwaben	13	6	13	6	10	9
Rheinpfalz	—	20	—	20	—	20
Oberfranken	3	14	4	13	3	14
Mittelfranken	—	18	—	18	—	19
Unterfranken	11	8	10	9	12	7
	79	75	80	74	79	77

Die volkswirthschaftliche Reaction.

Von **H. B. v. Auruh**, Mitglied des deutschen Reichstages.

I.

Volkswirthschaftliche Bildung und Zollexperimente.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß im großen Publicum so wenig Interesse für die Lehren und Erfahrungen der Volkswirthschaft herrscht. Sogar unter der gebildeten Classe, die wirklich wissenschaftlich Gebildeten mit eingeschlossen, findet man nur Wenige, welche klare Anschauungen oder gar eigentliche Kenntniß von volkswirthschaftlichen Dingen haben. Schriften solchen Inhalts finden nur einen beschränkten Leserkreis; Gespräche darüber in größeren Cirkeln erzeugen leicht Langeweile und rufen Aeußerungen hervor, aus denen klar wird, daß der Sprechende wohl kaum über dies Thema ernstlich nachgedacht oder gar Studien gemacht hat. Gewisse, verhältnißmäßig kleine Kreise ausgeschlossen, welche die Sache fast berufsmäßig betreiben, herrscht im Allgemeinen in den meisten Köpfen neben viel Gleichgültigkeit sehr große Confusion. Man wird dadurch an jene noch nicht lange verflossene Zeit erinnert, wo man oft, sogar von studirt habenden Leuten die Aeußerung hörte: „Von Politik verstehe ich nichts, die überlasse ich denen, die es gelernt haben müssen, den Regierenden". Jetzt weiß Jeder, daß von der guten oder schlechten Politik seines Staats sein eigenes Wohl und Wehe abhängt.

Die Volkswirthschaft ist eine noch sehr junge Wissenschaft, aber praktisch betrieben wurde dieselbe, freilich auf schlechte Weise, schon im Mittelalter, als Zölle an Flüssen, Landstraßen, Brücken, Stadtthoren und Grenzen errichtet wurden. Erst in unserer Zeit sind wir diese Sperrungen und Hemmungen des Verkehrs, diese Erpressungen von Handel und Gewerbe größtentheils los geworden. Man sollte glauben, daß die Erinnerung daran noch recht lebhaft sein, und daß Jedermann, vom Vornehmen bis zum Arbeiter herunter, deutlich erkennen müßte, wie es sich bei der Zollfrage, um die sich jetzt der Kampf dreht, um ein sehr nahe liegendes Interesse, nämlich um das des eigenen Geldbeutels handelt. Die Fabrikanten wissen in der That ganz genau, welchen Nutzen hohe Einfuhrzölle auf ihr Fabrikat ihnen gewähren, dagegen ist es unter der weit überwiegenden Masse der Consumenten nur eine kleine Zahl, welche sich klar bewußt ist, daß jene Art der Volkswirthschaft, welche die Fabrikanten theils noch beibehalten, theils noch mehr ausgedehnt haben wollen, d. h. der Einfuhrzoll, den Rock, den man trägt, das Salz und den Zucker, den man ißt, das Eisen, das man zu jedem unentbehrlichen Werkzeuge, vom Pfluge und Arbeitswagen, von der Arbeitsmaschine, einschließlich der landwirthschaftlichen bis zur Sense und zum Taschenmesser, mehr oder weniger vertheuert.

Volkswirthschaftliche Schriften und Vereine arbeiten seit einer Reihe von Jahren emsig daran, das Publicum über sein eigenes Interesse aufzuklären, aber die Mitgliederzahl der Vereine bleibt noch immer eine kleine und in jedem derselben

Digitized by Google

ist es kaum ein halbes Dutzend Mitglieder, welches wirklich discutirt. Selbst im volkswirthschaftlichen Congreß, der aus allen deutschen Ländern beschickt wird, ist es doch alljährlich nur eine kleine Anzahl immer wiederkehrender Namen, welche die Fragen der Tagesordnung erörtert und zur Entscheidung bringt. Mit Ausnahme weniger Fälle, in denen es sich, wie im vorigen Jahre bei der ausschließlich österreichischen Zusammenkunft in Wien, um eine schleunige Pression auf die Regierung handelte, sind die Freihändler unter sich en famille und belehren sich über das, was eigentlich jeder schon weiß. Auch die wichtigsten und interessantesten Schriften werden hauptsächlich von den Gesinnungsgenossen gelesen und von einigen Professoren der Nationalökonomie. Man frage doch nur bei irgend einer geselligen Zusammenkunft, wer von den Anwesenden die Verhandlungen des volkswirthschaftlichen Congresses oder die Schriften von Prince-Smith, Michaelis, Faucher, Soetbeer und Andern kennt? In der Regel bleibt die Antwort ganz aus. Und doch handelt es sich fast im eigentlichen Sinne des Worts um die eigene Haut.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß jene Vereine und Schriften ganz ohne Wirkung geblieben sind. Die Theilnahme ist erwacht, die Anschauungen beginnen sich zu klären, aber der Umfang dieser Wirkungen ist noch immer ein sehr mäßiger. Thatsächlich falsch ist die Behauptung eines Provinzialblattes in schutzzöllnerischen Leitartikeln, „daß die volkswirthschaftliche Richtung (gemeint ist die freihändlerische) die öffentliche Meinung und das politische Leben beherrscht, daß die Gesetzgebung von ihr mehr und mehr beeinflußt würde". Das preußische Zollgesetz von 1818, als von öffentlicher Meinung und politischem Leben eigentlich noch gar nicht die Rede sein konnte, war gegen Schutzzölle gerichtet und gestattete keinen Einfuhrzoll, der, wenn auch vom Gewichte erhoben, mehr als 10 Procent des Werths der Waare betrüge. Die politische Reaction bekümmerte sich nicht um Zölle und gestattete dem gebildeten Beamtenthum die Richtung fortzusetzen, welche die große Gesetzgebung der Regenerationsperiode von 1808 bis 1813 eingeschlagen hatte. Das Agriculturedict von 1811 wurde durch das Gesetz von 1822 zur Ausführung gebracht, die Gewerbefreiheit, die Aufhebung des Mühlenzwanges aufrecht erhalten und das Zollgesetz von 1818 erlassen. Aber schon 1819 revidirte man die Städteordnung von 1808.

Die neu erworbenen Rheinlande, d. h. die dortigen Fabrikanten riefen nach Schutzzoll, lange vergeblich, nach und nach mit einigem Erfolg. Die Rheinländer wurden das verhätschelte, jüngste Kind Preußens und sie wußten die Wege bis in die Hofkreise zu finden, ließen sich aber deshalb nicht abhalten, stets nur von den „Prüßen" zu reden und sich nicht dazu zu rechnen. Die Reactionäre auf wirthschaftlichem Gebiete fanden zähen Widerstand an dem Chef der Ministerial-Abtheilung für Handel und Gewerbe, Beuth, jenem Muster eines alten aufgeklärten, tief wissenschaftlich gebildeten Bureaukraten von classischer Grobheit. Auch der Finanzminister Maaßen, der Stifter des Zollvereins, gehörte zu dieser Beamtenclasse, die Preußen groß gezogen und zu der Vereinigung mit dem übrigen Deutschland den Grund gelegt hat. Wirthschaftliche Einheit ist ein haltbarer Leim.

Seit dem Jahre 1840, dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III., wurde der Kampf gegen die Zollpolitik Beuths und Maaßens lebhafter. Viele der alten geschulten, hohen Beamten wurden direct oder indirect bei Seite geschoben. Aus Landräthen, von denen manche nicht studirt hatten, sogar aus Gutsbesitzern, die bis dahin nicht im Staatsdienste gewesen waren, wurden Regierungspräsidenten. Regierungs- und Oberregierungsräthe konnten kaum noch darauf rechnen, zu höhern Stellungen zu gelangen. Die alten Regierungen verwandelten sich aus wirklichen Landescollegien in thatsächliche Präfecturen, namentlich dort, wo der Oberpräsident zugleich Präsident der Regierung war. Allerdings ließ sich nicht verkennen, daß diese Behörden mit der Zeit verknöchert waren, mehr hinderten als förderten und für eine mündig gewordene Bevölkerung nicht mehr genügten; aber die Neuerung bezweckte keineswegs Abhülfe in dieser Richtung, im Gegentheil, man wollte erst recht niederhalten. Oft trat Willkür an die Stelle der Gesetzanwendung.

So gerieth man auf den meisten Gebieten in's Schwanken und kam zum Rückschritt. Man schränkte die Gewerbefreiheit ein, man bevormundete die Städte über die Städteordnung weit hinaus, man gab den Rittergutsbesitzern wieder die Polizeiverwaltung, man legte sich auf die frömmelnde Seite und wurde mißtrauisch gegen die volkswirthschaftliche Politik der alten gottlosen, freisinnigen Beamten. Das große Publicum bekümmerte sich nicht um die Zollgesetzgebung, konnte es auch kaum unter der Censur, ohne Vereinsrecht. Dagegen fand die kleine Zahl der schutzzöllnerischen Fabrikanten Mittel und Wege, sich zu organisiren und die eigenen Interessen zu vertreten. Natürlich sprach kein Fabrikant es aus, daß er Nutzen für die eigene Tasche, auf Kosten der Allgemeinheit anstrebe, sondern man redete ganz patriotisch von Schutz der vaterländischen Industrie gegen das böse Ausland, von Selbstständigkeit des eigenen Landes auch in industrieller Beziehung, von lohnender Beschäftigung der armen Arbeiter; man müsse das Geld im Lande behalten, nicht in's Ausland schicken, sonst verarme das Land und mit ihm der Staat. Diese volkswirthschaftlichen Lehren wurden bis in die Hofkreise verbreitet und zwar um so leichter, als viele Berg- und Hüttenwerke, auch Fabriken sich im Besitz des hohen Adels befanden und es nicht schwierig war, diesen Herren den großen Nutzen hoher Schutzzölle für ihre Casse klar zu machen. Dasselbe galt von den meisten Bergbeamten des Staats. Der oberste derselben, der Oberberghauptmann, war entschiedener Schutzzöllner. Kein Wunder, daß man bald auch in den Kreisen anderer hohen Beamten die angeführten schutzzöllnerischen Phrasen hörte. Hätte damals nicht schon der Zollverein bestanden, so wäre Preußen satzweise in die höchsten Schutz- und Prohibitivzölle hineingesprungen. Aber es bedurfte zu jeder Zolländerung der Zustimmung sämmtlicher Mittel- und Kleinstaaten. Jedem einzelnen stand ein Veto zu. Freilich hing in diesen Staaten die Entscheidung allein von den Ministern ab, seitdem die Wirksamkeit der Kammern in Consequenz der berüchtigten Carlsbader Beschlüsse von 1819 lahm gelegt worden war. Trotz aller Eifersucht gegen Preußen ahmte man in den meisten Kleinstaaten preußische Einrichtungen nach, gute und schlechte. Wenn Phylax bellt, so kleffen alle Kleinen. Dennoch war es Braunschweig, dessen Stimme allein es verhinderte, daß die Proposition des inzwischen an's Ruder gekommenen Handelsministers von der Heydt, die Einfuhrzölle, namentlich auf Gespinnste und Gewebe sehr bedeutend zu erhöhen, durchging. Charakteristisch ist es, daß derselbe schutzzöllnerische Minister später den Handelsvertrag mit Frankreich abschloß.

War nun auch die Steigerung des bestehenden Schutzzollsystems durch Braunschweig verhindert worden, so konnte doch damals von Zollermäßigungen nicht die Rede sein. Die ganze Zollpolitik stagnirte und die Schutzzöllner mußten sich mit dem damaligen Tarif begnügen, dessen Zollsätze ohnehin weit über das Gesetz von 1818, welches nur Finanzzölle zuließ, hinausgingen und, vom Gewicht auf den Werth der Waaren reducirt, bei manchen Artikeln 50% und noch mehr betrugen. Das Geschrei nach noch höheren Zöllen dauerte fort, indessen war es seit der Aufhebung der Censur und der Einführung des Vereinsrechts auch den freihändlerisch gesinnten Gegnern möglich geworden, öffentlich für ihre Ansichten aufzutreten. Zunächst waren es die Seestädte, welche die Erschwerung des Exports durch die Schutzzölle und die Vertheuerung des Imports klar vor sich hatten, daher auch am frühesten und entschiedensten dagegen auftraten. Es bildeten sich dort und im Binnenlande volkswirthschaftliche Vereine, Preise wurden ausgesetzt auf die beste freihändlerische, populäre Schrift. Die organisirte, bezahlte Presse der Schutzzöllner bekam ein Gegengewicht, auch in den Zeitungen.

Mit dem Jahr 1860 trat ein Ereigniß ein, welches in

Digitized by Google

dem Kampfe zwischen Schutzzoll und Freihandel für längere Zeit den Ausschlag gab: der englisch-französische Handelsvertrag wurde abgeschlossen. Derselbe war keineswegs ein sofortiger directer Uebergang zum Freihandel, machte aber dem Zollkriege durch den ausgesprochenen Grundsatz der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nationen ein Ende. Die Differentialzölle, durch welche ein Staat seinen Nachbar für Verhinderung des Imports durch hohe Zölle zu bestrafen glaubte, hörten auf, zunächst zwischen Frankreich und England. Cobden hatte Napoleon III. überzeugt, daß er unmöglich noch lange die Steuerkraft Frankreichs in der bisherigen Weise in Anspruch nehmen könne, wenn er den Erwerb aller Classen der Bevölkerung nicht von den Fesseln befreie, welche das Schutzzollsystem dem Verkehr und der Consumtion auflege auf Kosten der Bevölkerung zu Gunsten einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Fabrikanten. Es ist ja nicht gar so schwer nachzuweisen, daß man diejenigen Geldbeträge, welche der Bevölkerung durch absichtliche Vertheuerung der meisten Gegenstände des täglichen Bedarfs und des üblichen Luxus abgenommen werden, nicht noch einmal in Form von Staatssteuern aus der Tasche derselben Bevölkerung herausnehmen könne, wenn diese nicht verarmen und ihre Steuerkraft einbüßen soll.

Die Rückwirkung jenes großen Ereignisses auf Deutschland und andere Continentalstaaten trat sehr bald ein, sowohl bei den Regierungen als beim Publicum. Sogar viele Schutzzöllner unter den Industriellen wurden gewahr, daß sie vom Weltmarkt durch England und Frankreich bald ganz verdrängt werden würden, in so weit der Absatz nach dem Auslande trotz der Schutzzölle bis dahin noch aufrecht erhalten war, zum Theil durch Exportprämien, auch Rückzoll, Zollvergütigung genannt. Es wurde sehr still im schutzzöllnerischen Lager, während die Freihändler die Köpfe erhoben. So kam es im Jahr 1862 zunächst zwischen Preußen und Frankreich auf derselben Basis wie zwischen Frankreich und England zum Abschluß eines Handelsvertrags, in welchem den übrigen deutschen Staaten, d. h. dem ganzen Zollverein, der Beitritt vorbehalten wurde. Obgleich die Industrie des deutschen Südens lange nicht so bedeutend ist, wie die des Nordens, so zögerten doch die Südstaaten lange mit ihrem Beitritt, so daß die Ratification des Vertrags mit Frankreich erst mehrere Jahre später eintreten konnte.

Man kann nicht behaupten, daß Preußen durch seinen Landtag zu dem Handelsbündniß mit Frankreich getrieben worden ist. Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses zeigen, daß die Regierung die Initiative ergriffen hatte. Derselbe Minister von der Heydt, welcher durch Braunschweig verhindert worden war, die Schutzzölle zu steigern, derselbe Mann, der ursprünglich selbst Industrieller und großer Bankier innerhalb eines Hauptsitzes der Schutzzöllner war, verhandelte mit Frankreich und schloß den Vertrag ab, gewiß in der Ueberzeugung, daß er dadurch keineswegs gegen das Interesse seiner Freunde und Angehörigen handle. Oesterreich und Italien folgten dem Beispiele Deutschlands bis zu einem gewissen Punkt.

Nirgends auf dem Continent war davon die Rede, mit beiden Füßen zugleich in den absoluten Freihandel hineinzuspringen, oder auch nur die Mehrzahl der Zölle sofort stark zu ermäßigen. Dies zu verhindern würde jedenfalls der eine oder der andere süddeutsche Staat bereit und im Stande gewesen sein, gerade wie Braunschweig früher im entgegengesetzten Sinne zu handeln fähig war. Man wußte sehr gut und die meisten Freihändler räumten ein, daß der Uebergang nur nach und nach erfolgen könne, daß das Schutzzollglashaus, in welchem man meinte die deutsche Industrie großziehen und concurrenzfähig machen zu können, sich nicht mit einem Male zertrümmern lasse, ohne sehr große Capitalien zu gefährden, daß man vielmehr nur ein Fenster nach dem andern öffnen dürfe, wobei sich dann zeigen werde, welche Pflanzen sich für unser Klima eignen, gesund und naturwüchsig sind und welche sich als reines, kostspieliges Kunstproduct erweisen.

So lange der Zollverein bestand, in welchem, ähnlich dem polnischen Reichstage, jedem einzelnen Duodezstaatchen ein Veto gegen jede Veränderung irgend einer Position des Tarifs zustand, war eine consequente Zollpolitik nicht möglich. Wo die allseitige Zustimmung sämmtlicher, auch auf diesem Gebiet souveränen Staaten und Ländchen nicht zu erreichen war, mußte der Ablauf der zwölfjährigen Periode des Zollvereins abgewartet und dann der Fortbestand desselben auf's Spiel gesetzt werden, um zum Ziele zu gelangen. Alle zwölf Jahre hing die schwer errungene wirthschaftliche Einheit an einem dünnen Faden, so namentlich bei dem deutsch-französischen Handelsvertrage von 1862. Bei Ablauf des nächsten 12jährigen Termins verlangte Preußen den Beitritt der anderen deutschen Staaten oder — den Rücktritt vom Verein. Man faselte in Süddeutschland von Bildung eines besonderen süddeutschen Zollvereins, ja man sprach vom Anschluß des Südens an Oesterreich; aber damals war in Preußen der Mann an's Ruder gekommen, der Jahre hindurch zu warten und im geeigneten Moment mit eiserner Faust zuzufassen versteht. Bayern sträubte sich nicht nur bis zur zwölften Stunde, sondern bis zur letzten Minute. Bismarck gab nicht nach und Bayern trat dem Handelsvertrage mit Frankreich bei. Der Zollverein blieb bestehen. Der Vorgang zeigt, daß eine successive, consequente Fortbildung des Zolltarifs unmöglich war. Man konnte den Fortbestand der wirthschaftlichen Einheit lediglich bei Cardinalfragen und auch bei diesen nur alle zwölf Jahre in Frage stellen. Während dieser langen Zwischenperioden mußte man sich ganz unzeitgemäß gewordene Tarifsätze gefallen lassen. Sogar der allgemein empfundenen Nothwendigkeit, den Tarif zu vereinfachen, konnte in der Regel nur von 12 zu 12 Jahren und auch dann nur theilweise nachgegeben werden. Der Zustand war in der That ein kaum erträglicher und mit großen wirthschaftlichen Nachtheilen verbunden. Dauernd konnte es dabei unmöglich bleiben.

Mit dem Siege bei Königgrätz begann die Abhülfe. Nicht nur der norddeutsche Bund und der norddeutsche Reichstag wurden geschaffen; Bismarck rief auch 1867 das Zollparlament in's Leben. Von da an hatte das polnische liberum veto der Mittel- und Kleinstaaten ein Ende, die Majorität entschied in Zollangelegenheiten. Auch jetzt kam keine Ueberstürzung vor. Es traten nur sehr mäßige Tarifveränderungen, vor allem Vereinfachungen ein. Die Schutzzöllner waren im Zollparlament stark vertreten, bildeten aber nicht die Majorität. Die Initiative verblieb im Wesentlichen auf Seiten der Regierungen. Weiter gehenden Forderungen der Freihändler wurde die Frage nach dem Aequivalent für die Zollcasse entgegengesetzt. Niemand bestritt die Zollhoheit des Staates.

Augenscheinlich stellte auch diese Periode nur einen Uebergangszustand dar, sowohl auf dem politischen, als auf dem wirthschaftlichen Gebiet. Mit der Niederlage Frankreichs 1870/71 verschwand das Zollparlament schon nach drei Jahren. Der norddeutsche Reichstag verwandelte sich in einen deutschen, der norddeutsche Bund in das deutsche Kaiserthum. Zollveränderungen hängen seitdem von der Reichsregierung und der Zustimmung der Majorität des Bundesraths und des Reichstags ab. Die Zolleinnahmen fließen in die Reichscasse. Damit ist die wirthschaftliche Einheit Deutschlands definitiv hergestellt, zugleich mit der Münz-, Maß- und Gewichtseinheit. Die Möglichkeit ist also jetzt alljährlich vorhanden, mit der bisherigen Zollpolitik zu brechen und in ein neues System überzugehen, um so mehr, als der deutsch-französische Handelsvertrag durch den Krieg von 1870/71 erloschen und auch nach dem Frieden nicht wiederhergestellt worden ist, ausgenommen die Artikel 28 und 23 durch die Zusatzconventionen vom 12. October und 11. December 1871. Im Friedensvertrage vom 10. Mai 1871 ist nur bestimmt, daß die deutsche und die französische Regierung den Grundsatz der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuß der meistbegünstigten Nationen ihren Handelsbeziehungen zum Grunde legen werden. Von dieser Regel sind jedoch ausgenommen die Begünstigungen, welche

Digitized by Google

einer der vertragenden Theile anderen Ländern, als England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich und Rußland gewährt hat oder gewähren wird. Italien ist nicht genannt.

Obgleich hiernach Deutschland die Hand frei hatte, so sind doch 1873 von der Bundesregierung nur solche Zollermäßigungen und Aufhebungen vorgeschlagen worden, welche zwar in der Richtung des Freihandels liegen, aber denselben keineswegs realisiren. Von diesen Vorschlägen ist vom Reichstage nur ein Theil definitiv angenommen und bei einem anderen Theil der Eintritt der Wirksamkeit auf den 1. Januar 1877 verschoben worden. Diese an sich nicht erfreuliche Thatsache beweist, daß von einem Druck des Reichstags auf die Reichsregierung in extrem freihändlerischem Sinne bisher nicht die Rede gewesen ist. Dagegen hat eine großartige Agitation in schutzzöllnerischem Sinne begonnen durch die Presse, durch Petitionen, Schriften und Vereine. Zunächst verlangt man, daß die bereits beschlossenen Ermäßigungen, die 1877 in Kraft treten sollen, vorerst aufgeschoben, dann aufgehoben werden sollen. Man predigt aber auch schon bußfertige Rückkehr zum alleinseligmachenden Schutzzollsystem, das die Industrie aus der schlimmen Lage befreien soll, in welche sie durch den angeblich eingeführten Freihandel gerathen ist. Der nächste Reichstag wird mit Petitionen und Anträgen schutzzöllnerischer Abgeordneten bestürmt werden.

Es ist Zeit, die Augen aufzumachen.

Die heilige Anna.

Von **Carus Sterne.**

(Schluß.)

Mariens Bestrebungen wurden wacker unterstützt durch einen Zeitgenossen, den Theosophen, Alchymisten und Homunculusfabrikanten Franz Borri (starb 1659 im Gefängniß der Engelsburg), der ein eifriger Sectenbilder die Maria als einzige Tochter Gottes und vierte Person der Gottheit bezeichnete. Die Tiefe seiner Mystik ist meines Erachtens nicht richtig gewürdigt worden, denn er ist der Einzige, welcher dem im Jahre 1854 verkündeten Dogma eine Form gegeben hat, in welchem die anstößige Wiederholung der göttlichen Einwirkung auf Mutter und Tochter in Wegfall kommt. Borri meinte nämlich, nur die h. Anna sei vom h. Geiste beschattet worden, und Maria sei dann durch eine Art Parthenogenesis, wie es die Naturforscher nennen, Mutter des Erlösers geworden. Auch dem heiligen Joseph hatte inzwischen der Jesuit Carthagena in seinem Buche über die himmlischen Geheimnisse einen unbefleckten Ursprung zuerkannt, die Kirche hat sich um diese nutzlose Beförderung nicht gekümmert.

Wie schon der h. Bernhard bemerkte, kamen die Ehren, welche man der Himmelskönigin durch Proclamirung und Feier ihrer unbefleckten Empfängniß zu erweisen glaubte, vielmehr ihrer Mutter zu Statten, die damit von Stufe zu Stufe stieg. Die morgenländische Kirche scheint sie bereits seit dem sechsten Jahrhundert in den Kreis der Heiligen gerechnet zu haben, die abendländische folgte mehrere Jahrhunderte später nach. Als ihren Festtag setzte Papst Gregor XIII. 1584 den 26. Juli fest und im Jahre 1622 wurde das Gebot, diesen Tag als Fest zu begehen, eingeschärft. Gleichzeitig erinnerte man sich auch des jüngern Panther, Joachim, ihres Gemahls und ließ seinen Festtag, doch ohne ein Gebot allgemeiner Feier, auf den seines Leidensgenossen Joseph (19. und 20. März) folgen. Da sind nun die beiden Märtyrer der christlichen Mystik bei einander und Joseph kann seinen Doppelgänger fragen, weshalb die beiden Jungfrauen verheirathet werden mußten, wenn sie ledig bleiben sollten, und ob es seine Pflicht sei, die Geschwister Christi, von denen in der Bibel die Rede ist, als seine Kinder erster Ehe anzuerkennen?

Die heilige Anna kam seit dem Jahre 1622 durch die Anstrengungen der Jesuiten schnell in Mode. Insbesondere fand sie in Spanien und im Lande der Bretonen zahlreiche Verehrer. Zwei Jahre später, unmittelbar vor ihrem vom päpstlichen Stuhle eingeschärften Namenstage, erschien sie einem Bauern Namens Nicholasik aus der Gegend von Auray bei Vannes im jetzigen Departement Morbihan im Traume und eröffnete demselben, daß sie bereits vor mehr als 900 Jahren in dortiger Gegend verehrt worden sei, und daß er wenige Kilometer von der Stadt neben einer heilkräftigen Quelle nachgraben möge, um ihr wunderthätiges Bild in geringer Tiefe aufzufinden. Nicholasik that wie ihm befohlen, das Bild wurde gefunden, neben der Quelle aufgestellt, und heilte fortan Alle, die das Wasser derselben tranken. Man erbaute der Großmutter Christi eine Capelle, bei deren Einweihung sich der Hof durch den Herzog von Monbason vertreten ließ, der an der Spitze der königlichen Garden die Procession eröffnete, in der Hand ein kostbares Gefäß mit einer Reliquie der h. Anna tragend, die feierlichst auf dem Altar der Capelle niedergelegt wurde. In der Blüthezeit des Reliquienhandels (im Jahre 710) wollte man nämlich auch das Grab dieser, den ersten Jahrhunderten völlig unbekannten Dame in Palästina entdeckt und den echten Leichnam derselben nach Constantinopel gebracht haben. Die Kirche von Auray ward den Carmelitern übergeben, und der Bischof von Vannes erlangte in Rom einen vollkommenen Ablaß für Alle, welche der h. Anna ihre Verehrung bezeugen würden. Sofort geschahen eine Menge Wunder hierselbst und der Franziscaner-Bruder Hugo konnte einen dicken Band mit ihrer Aufzählung (Les Grandeurs de Sainte Anne) füllen. Das Geschäft muß gut gegangen sein, denn es erweckte den Neid der Nachbarn, und ein zweiter ebenfalls noch heute vielbesuchter Wallfahrtsort derselben Heiligen, Sainte Anne la Palue, entstand unweit Locronan in der Bretagne.

Inzwischen war das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Maria, mit welchem der Ruf der h. Anna steht und fällt, zu immer zweifelloserer Anerkennung gelangt; Murillo hatte in herrlichen, gewiß von einer unbefleckten Phantasie empfangenen Gemälden das Dogma unsterblich gemacht, und die Staaten begannen sich des Ausspruchs der seligen Marie von Agreda zu erinnern, daß die Himmelskönigin es sei, welche die Kronen dieser Welt vertheilt. Corsica hatte sich bereits am 30. Januar 1735 mit Land und Leuten unter den Schutz der unbefleckten Empfängniß gestellt, und führte die Darstellung derselben als Wappenzeichen in den Fahnen; Frankreich folgte ihm drei Jahre später am 10. Februar 1738. Es war eine für diese Empfängnißmythe sehr empfängliche Zeit. Ein spanischer Jesuitenpater Gabriel Malagrida, jedenfalls mehr als Namensvetter der Aebtissin Mar. Agreda, hielt es damals für sehr zeitgemäß, sich das Leben der h. Anna von ihr selber in die Feder dictiren zu lassen und damit der Welt zu eröffnen, daß sie grade so unbefleckt empfangen und geboren worden sei wie ihre Tochter und ihr Enkel, daß die Cherubim in ihren Jammer eingestimmt hätten, als sie im Leibe ihrer Mutter die Sünden der Welt mit heißen Thränen beklagt habe. Was konnte logischer sein als dieser Schritt? Mußte Maria ohne Sünden empfangen sein, um den Gottessohn zu gebären, so mußte Anna dasselbe Vorrecht in Anspruch nehmen dürfen, nachdem Maria zur Göttin erhoben war. Die Sache ist so folgerichtig, daß sie ohne Zweifel auch die Approbation des h. Stuhles erlangt hätte, wenn sich der verehrungswürdige Pater Malagrida nicht zu arg mit Politik befaßt hätte. Er war nämlich der Dritte im Bunde jener jesuitischen Beichtväter, welche den Häuptern der drei portugiesischen Adelsfamilien Tavora, Aveïro und Ataïde die vollkommene Absolution gewährt hatten, welche die Letztgenannten zu ihrem Mordversuch auf König Joseph (3. September 1758), von dem sie sich beleidigt glaubten, nöthig hatten. Die Jesuiten, die kurz vorher vom Lissaboner Hofe verwiesen worden waren, hatten den Attentätern gesagt, daß der Königsmord nicht nur keine Todsünde sei, sondern in ihrem Falle kaum die Schwere einer Fleischessünde erhalte und somit leicht verzeihbar sei. Man machte sich deshalb auch keine Gewissens-

Digitized by Google

bisse, den Pater Malagrida, der sich auch im Wunderthun versucht und als wiedererstandener Johannes der Täufer gerirt hatte, 1764 dem Scheiterhaufen zu überliefern und die h. Anna hatte diesmal das Nachsehen.

Indessen konnte der Umstand, daß sie sich in der Wahl ihres Geheimsecretärs geirrt, natürlich ihrem Rufe wenig anhaben, derselbe stieg im Gegentheil fortwährend höher. Da sie selber zwanzig Jahre lang unfruchtbar gewesen war, so wurde sie insbesondere von Müttern, die sich in ähnlicher Lage befanden, aufgesucht. Zu den größten Wundern, die man auf ihre Rechnung geschrieben, gehört, daß sie zweimal dem Throne Frankreichs Erben verschafft hat. Sowohl die Herzogin von Berry, deren Kinder bis auf ein Mädchen gestorben waren, als auch die Kaiserin Eugenie wendeten sich mit Erfolg an die Fürbitte der h. Anna von Auray. Die Kaiserin ließ zum Danke für die Erhörung ihres Herzenswunsches in den Jahren 1866—68 eine neue prächtige Kirche im Renaissancestil an der Stelle der Capelle von 1625 bauen und strengte schon zur Zeit ihrer Regierung officielle Wallfahrten dahin an, die regelmäßig und mit großem Pompe am 24. Juli, dem Tage der Auffindung jener miraculösen Statue, stattfanden. Bei dieser Feier, der die kaiserliche Familie einige Male in Person beiwohnte, wurde jenes Wiegenlied zuerst gesungen, in welchem die h. Anna angerufen wird, das Kind Frankreichs vor den Schlichen eines bösen Verwandten, der vor kurzem der Mutter wieder mit Enthüllungen drohte, zu beschützen. Möglich, daß sich die hohe Pathin, von zwei Thronprätendenten bedrängt, zur Neutralität entschließt, aber ich glaube, daß Lulu, schon wegen der neuen Kirche, mehr Chancen hat.

Die große Messe am 24. Juli gibt zuweilen Anlaß zu ergreifenden Scenen. Die h. Anna, deren Kirche sich am Meeresstrande erhebt, steht bei den Bretonen in dem besonderen Rufe, sich der Schiffbrüchigen zu erbarmen. An ihrem Ehrentage erscheinen deshalb die Fischer und Schiffer von weit und breit, und immer ist Einer oder der Andere unter ihnen, der ein Brett oder eine Planke unter dem Arme trägt, mit deren Hülfe er sich gerettet hat, um diese Trümmer der heiligen Anna, die sie ihm in der Noth gesendet, wiederzubringen. Emil Souvestre schildert in einer seiner Novellen eine solche Procession von Seeleuten, deren Schiff grade am Tage des Festes an der Küste verunglückt ist. Ihre Frauen und Mütter rufen die Heilige um Hülfe an, während jene mit bedecktem Antlitz in die Kirche treten. Sie werden umringt, geben sich zu erkennen und ein Gemisch von Jubel und Wehgeschrei durchtönt im selben Augenblick die Hallen der Kirche. Die Angehörigen der Geretteten verdoppeln ihre Lobpreisungen, die Andern, deren Ernährer den Tod in den Wellen gefunden, eilen laut weinend von dannen. Es ist immer noch dieselbe Gläubigkeit, welche die Alten trotz der unzähligen Schiffbrüche im Jahre zu den Altären der Dioskuren trieb. Im Jahre 1872 war die Wallfahrt der Gläubigen zur großen Messe besonders stark; man sprach von 40000 Personen, und führte als besondres Wunder an, daß 708 Marinesoldaten der Bretagne, die zu Vannes im Herbst 1870 ausgehoben worden waren, durch den Schutz der h. Anna fast sämmtlich frisch und munter aus dem mörderischen Kampfe zurückgekehrt seien. Böse Zungen behaupten, daß die Sache nicht gar so wundersam sei, da die meisten dieser Leute nach den famosen Linien von Carentan geschickt worden seien, wo beim besten Willen keine Gefahr vorhanden war. Wie die heilige Anna ihrem ganzen Wesen nach nichts als eine höchst überflüssige Wiederholung der Maria verstellt, so ist sie auch in dieser Zuneigung gegen die Seeleute nur an ihre Stelle getreten. Man übersetzte den hebräischen Namen Maria mit Stern des Meeres und der berühmte Marienhymnus des 9. Jahrhunderts beginnt: Ave maris stella, mater dei alma! Sie war ganz an die Stelle der in Meeresnöthen rettenden Dioskuren getreten, und das Elmsfeuer im Mittelalter ihr Zeichen. Auch die Heiligen haben ihre Entwicklungsgeschichte.

Literatur und Kunst.

Die Fremdwörter in der deutschen Sprache.

Von **Walter Henfel.**

In keiner Sprache werden ohne Noth und Berechtigung mehr Fremdwörter gebraucht als in der deutschen. Ohne Noth und ohne Berechtigung, denn allerdings gibt es eine große Anzahl Fremdwörter, welche geradezu Bestandtheile unserer Sprache geworden sind und das Heimatrecht in ihr erlangt haben, ja sogar viele, für welche es ein deutsches Wort von vornherein gar nicht gegeben hat. Wer wüßte z. B. deutsche Bezeichnungen für Commission, Coupé, Locomotive, Ingenieur, Homöopathie, Telegraph? Und haben wir nicht soeben erst die Meter-, Liter- und Gramm-Rechnung aufgenommen, und mit ihr Bezeichnungen, welche, als staatlich anerkannt, deutsche Worte, die sicherlich nicht schwer statt ihrer gebildet werden könnten, geradezu ausschließen? Diese gehören eben zu den berechtigten; schon deshalb, weil es wünschenswerth ist, daß zwischenländische Verkehrseinheiten denselben Namen in allen Ländern führen.

Leider bilden aber die unberechtigten Fremdwörter, d. h. solche, für die wir mindestens ebenso gute oder bessere Bezeichnungen haben, die überwiegende Mehrzahl. Die Jungen sprechen sie nach, wie sie es von den Eltern und Voreltern gehört haben, und wenn das so fortgeht, so wird niemals ein Geschlecht heranwachsen, von welchem man sagen könnte: es spricht deutsch. Denn auch von der Schule, deren Obhut unser junges Geschlecht anvertraut ist, ist so lange eine Besserung nicht zu erhoffen, als die Lehrer selbst, studirte wie nichtstudirte, sich der Fremdwörter mit Vorliebe bedienen. Man braucht nur die Hörsäle der Hochschulen zu besuchen, oder einem Volksschullehrer zuzuhören, wenn er, was gern geschieht, beim Bier der staunenden Hörerschaft die Tiefen seiner Wissenschaft erschließt. „Ein Unicum in der Literatur ist Tacitus mit seiner principiellen Abnormität der Satzconstruction," sagte ein geschätzter Lehrer der Sprachwissenschaft an der Leipziger Hochschule; und ein Lehrer in Meerane antwortete auf die Frage, was man unter Dualismus in Oesterreich-Ungarn verstehe? „Der Dualismus ist eine Consequenz der Personal-Union".

Auch die Beamten aller Gattungen, und zwar je untergeordneter, desto mehr, werfen mit Fremdwörtern förmlich um sich. Hunderte schreiben gedankenlos: „Comparent, legal admonirt, deponirt Folgendes", ohne zu bedenken, daß dies von Hunderten kaum Einer verstehen kann. Ein Kläger, welcher Kosten bezahlen mußte, obgleich er seinen Rechtsstreit gewonnen hatte, fragte einen Expedienten nach dem Grunde. „Das liegt an der Inexigibilität des Liquidi," antwortete der deutsche Beamte.

Wenn nun aber wenigstens solche Leute, die der Fremdwörter nicht mächtig sind, sich ihrer entschlagen wollten. Aber weit gefehlt! Je geringer die Kenntniß, desto größer die Vorliebe. Ich will — nicht zur Belustigung des Lesers, sondern der Abschreckung halber, im Folgenden einige, theils von mir selbst gehörte, theils mir von glaubwürdigen Leuten mitgetheilte Leistungen solcher Fremdwortkünstler mittheilen.

„Doctor," so empfing kürzlich ein Dresdener seinen Arzt, „wissen sie 's Neuste? Kaum ist das Kullmann'sche Attestat vorbei, so kommt schon wieder so ein Kerl, der Bismarck'n abschlachten will; Wiesinger heißt Sie der Mensch! Daß doch die Ultramontanen das Transspiriren nicht lassen können. Ich bin vor Schreck noch ganz constatirt". — Ein Commercienrath in M. erzählte, sein Sohn habe ihm aus Barcelonia in Spanien geschrieben, dort gebe es in den Häusern nur Watercoleletten, was doch zu den Principien der Reinlichkeit im größten Moraft stehe. — Ein anderer Kaufmann in M. behauptete, nach dem neuesten Gesetze über den Unterstützungswohnsitz werde Einer jetzt, wenn er nach Frankreich gehe, schon in 2 Jahren demoralisirt. — Derselbe, mit Leib und Seele Sachse, sagte — natürlich nicht bei einer und derselben Gelegenheit —: „Geht mir nur weg mit Berlin, dort möchte ich nicht todt leben. Christen gibt's dort

Digitized by Google

nicht mehr, nur noch Dividenden. Versteht denn etwa Jemand die Sprache der Berliner? Ich sage Ihnen, es ist der reine Garçon. Das einzige Gute dort ist noch das Antiquarium. Ich habe einen Hautgoût vor Allem, was Berlin heißt". — Ein Parteiführer der Socialdemokraten in M. sagte in einer Volksversammlung: „Uns kann das Botanisiren gegen die Maigesetze gar nichts nützen". — Ein Rittergutspachter äußerte: „Das Mittel gegen die Reblaus hätten wir nun, meine Herren, aber der böse Coloraturkäfer!" — Dr. H. Langer in Leipzig erzählte von einem Geldmenschen, der von Musik keine Ahnung hatte, sich selbst aber gern einen Kunst-Maecën nannte, folgende Aeußerung: „Diesen Liszt hätten Sie hören sollen. Ein Agio bringt am Ende Jeder fertig, aber diese akrobatische Tonleiter macht ihm keiner nach, auch Beethoven nicht mit seiner C-Dur-Sympathie".

Großes leisten die Unteroffiziere im Fremdwörterfache. Es gibt unter ihnen zwar viele, die sich darin mit großer Gewandtheit bewegen; die Mehrzahl jedoch greift an allen Ecken und Enden fehl. Ich habe meine Beobachtungen an Unteroffizieren verschiedener Ländertheile gemacht, sie sind fast ausnahmslos bemüht, sich fein und gewählt auszudrücken. Daher die vielen Fremdwörter und daher die Mißgriffe. Ich theile hier einen Feldbrief eines sächsischen Feldwebels mit, muß aber zur Ehre des Verfassers erwähnen, daß nicht Alles von ihm herrührt, sondern daß Einiges den Werken anderer Vaterlandsvertheidiger entnommen ist; alles aber ist ächt. „Lieber Freund und heimatlicher Hauswirth! Schönsten Dank für Ihre gediegene Sendung; sie kam justemank im rechten Monument. Ganz unbefugter Weise war ich nämlich krank geworden und mußte den Stabsarzt insultiren. Sagt mir dieser Pflasterkasten, ich litte an Neutralgie, was ich Ihnen aber natürlich nicht destilliren kann, was es ist. Dabei kam es mir sehr zu Statten, daß ich außer einer kleinen Confusion am Kopfe weiter keine Wunde hatte. Sie wissen wohl, daß ich dieselbe bei St. Privat zugedacht erhielt, von einem Sprengstücke; ich werde Ihnen das Corpus delicati zeigen. Denken Sie, gestern wäre ich beinahe in Folge eines Pulverwagens in die Luft geflogen. Es war colossiv; 4 Stunden weit hat man die Demonstration gehört. Ich überlasse das Fliegen aber lieber dem Herrn Gambetta, welchen die Franzosen hier chef de la depense nationale nennen. Denken Sie aber dieserwegeu nicht, daß ich schon fertig französisch sprechen könnte. Gestern zum Beispiel sagte ich zu einigen Franzosen: Meine Messieurs, Euer votre empereur kann sich nun mit unseren decolletirten Fürsten associiren. Da haben mich diese Kerls ausgelacht; es muß also wol was falsch gewesen sein. Ich will mir aber einen deutsch-französischen Actionär kaufen, indem ich für meine Kameraden, welche gar nichts können, immer stets die Kastanietten aus dem Feuer holen muß, wie sich der Herr Oberst ausdrückt. Apropot, diesem armen Manne geht es noch immer nicht besser. Alle Tage diese Morpheum-Inspectionen, wer soll denn das aushalten? Dissidenterie wäre es, sagte der obige Stabsarzt. Nun aber ist Abschnitt. Nur erwähnen wollte ich noch, daß es hier sehr hübsche Mädchen gibt; aber die Brunellen sind häufiger als die Blondinen".

Hier mag indessen den Verfassern noch eher verziehen werden, da ihre Aussprüche, bewußt oder unbewußt, meist nicht ohne Witz sind. Wo aber bleibt der Witz bei jenen Hunderten, welche, ohne Bildung zu besitzen, reich geworden sind, und nun mit Kennermiene von ausländischen Zuständen und von Reisen sprechen; oder bei jenen alten Damen, welche jeden Augenblick ihre aus Romanen entlehnten unverdauten fremden Redensarten in verdrehter Weise wiederkäuen? Ich kenne eine Dame, welche geradezu Schauderhaftes leistet. „Ich habe dort ragoût fin en cochenille gegessen, wie noch nirgends. — Salzburg kennt man nicht wieder, seitdem Oesterreich das Concubinat mit der Curie aufgehoben hat. — In Triest landete, als ich zuletzt dort war, gerade eine Flotille, welche aus zwei Panzerschiffen und einer Serviette bestand". — „Von der Audienz beim heiligen Vater," äußerte ein hohlköpfiger Geldprotze, „sah ich ab, denn stundenlanges Antechambregarniren ist meine Sache nicht. — Was, Sie haben in München die Hypothek nicht gesehen? — Denken Sie etwa, daß ich auf der Reise leben soll wie ein Azteke? — Gestern habe ich meinem Sohne den Dromedar zum Strafgesetzbuch gekauft".

Das ist Alles sehr komisch, und man kann, wenn man auf solche Dinge Achtung gibt, recht lustige Studien machen. Wer aber seine deutsche Sprache lieb hat, dem dreht sich das Herz im Leibe um, wenn er solche Ungeheuerlichkeiten anhören muß. Kaum ein paar Zeilen, selbst in guten Büchern, kann man lesen, ohne über ein halbes Dutzend Fremdwörter zu stolpern, und manche Zeitungen erregen mit ihrer Fremdworthascherei geradezu den Aerger des Lesers. Aber je mehr ausländischer Plunder, desto voller und hochtönender klingt es. Es ist beinahe ein Trost, daß regelmäßig der Inhalt im gleichen Maße dürftig ist, wie das Gewand reich erscheint. Die Macht der Gewohnheit ist aber so groß, daß selbst in Schriften von Männern, welche, wie z. B. seiner Zeit Johann Paul Friedrich Richter, mit aller Macht für die Reinheit der deutschen Sprache in die Schranken traten, sich Fremdwörter finden, welche von zehn Lesern kaum einer verstehen wird. So finden wir in dem „Titan" dieses Schriftstellers Worte wie Schulmeister-Pageriren, Vermählungs-Terrizion, Verstandes-Epitomator. Soweit braucht man jedoch nicht zurückzugreifen, die Jetztzeit ist beinahe noch schlimmer.

Alles Kämpfen und Wirken der „fruchtbringenden Gesellschaft" zu Weimar, der „deutschen Gesellschaft" zu Leipzig, des „Schwanenordens", Leibnitz', Lessings, Voß', Adelungs, Jahns, Arndts und vieler anderer schlicht und deutsch gesinnter Vereine und Männer hat das Uebel nicht auszurotten vermocht, denn noch immer schreitet unsere mißhandelte Sprache auf geborgten häßlichen Stelzen einher, ein jämmerliches Zwitterding, ein schöner Leib in einer Affenjacke. Und was Jene in ihrem redlichen Streben nützten, das schadeten auf der anderen Seite wieder die Deutschthümler, die in völliger Verkennung des Wesens und in gänzlicher Unkenntniß der Entstehungsgeschichte unserer Sprache auch diejenigen Worte hinauswerfen wollten, welche zwar in der That aus fremdem Stamm gebildet sind, wie Wein, Oel, Nase, die aber doch vor ihrer Aufnahme einer Verdeutschung unterlagen und für welche unsere Sprache — seitdem wir überhaupt von einer gemeinsamen deutschen Sprache reden können — niemals andere Worte besessen hat. Wenn diese Leute für Nase „Gesichtsvorsprung" sagten, so war dem ganzen Gebaren von vornherein der Stempel der Lächerlichkeit aufgedrückt. Und wenn sie für das ausländische „Bibliothek", für welches wir längst das deutsche „Büchersammlung" hatten, das Wort „Gebüch" erfanden, so konnte es nicht fehlen, daß man das wirklich Gute mit dem Schlechten zusammenwarf und verwarf. Die Fremdwortjäger aber wurden dadurch nur immer mehr in der Meinung bestärkt, daß ihre Rede nur dann edel und vornehm sei, wenn sie mit möglichst viel zierlichen, dem gemeinen Manne unverständlichen Fremdwörtern gewürzt war.

Da wirft sich nun die Frage auf: Gibt es ein Mittel, dem Unwesen zu steuern, oder soll unsere erhabene deutsche Sprache ewig ein elendes Flickwerck sein? Ich sage, es gibt allerdings Mittel, und zwar sehr einfache Mittel. Es müssen nur Alle, die dazu berufen sind, thatkräftig mitwirken.

Das Königreich Sachsen besitzt ein bürgerliches Gesetzbuch, in welchem bei 2620 Bestimmungen außer dem eingebürgerten und unübersetzbaren „Hypothek" kein Fremdwort enthalten ist. Dieses Gesetz ist ein anerkanntes Meisterwerk und Jedem verständlich. Können nicht alle Gesetze so sein? Können nicht die Beamten ebenso rein deutsch sprechen und schreiben, wie es der Gesetzgeber gekonnt hat? Müssen denn sie und die Anwälte fest an dem alten Schlendrian hangen? Haben sie, wenn sie sich der Verunstaltung ihrer Muttersprache nicht schämen, nicht wenigstens vor der lateinischen Sprache so viel Ehrfurcht, daß sie diese jammervolle Radebrecherei unterlassen möchten? Es mag nun Jeder, um einen Anfang zu gewinnen, seine Schreib- und Redeweise mit Rücksicht darauf prüfen, wie viel das Ausland dazu liefert. Dann wird ihm schon ganz von selbst die Lust an der Veredlung seiner Sprache kommen. Die Regierungen müssen, wie es

Digitized by Google

ja von Seiten des sächsischen Justizministeriums geschehen ist, ihre Beamten anweisen, in Erlassen, amtlichen Niederschriften und der Rechtsprechung die Fremdwörter zu meiden. Die Lehrer der Hochschulen mögen es sich angelegen sein lassen, ihre Vorträge mehr in deutscher als gemischter Sprache zu halten und nicht mehr, wie in Leipzig 1867 geschehen, Prüfungsarbeiten aufgeben wie diese: Ueber das relativ-beste Organisationsprincip der Provinzial-Administrativ-Mittelinstanzen. Man wolle sich doch nur ja nicht hinter die Unentbehrlichkeit sogenannter technischer Ausdrücke verschanzen. Oder glaubt der Verfasser jener Aufgabe, daß diese weniger verständlich gewesen wäre; wenn sie gelautet hätte: Nach welchen Grundsätzen muß eine Kreisverwaltungs-Mittelbehörde eingerichtet sein, vorausgesetzt, daß man eine solche überhaupt billigt?

Die kaiserliche Postverwaltung ist mit rühmlichem Beispiele vorangegangen, indem sie für das Postwesen deutsche Bezeichnungen zwangsweise eingeführt hat. Es ist sehr wenig am Platze, wenn man wegen des einen, allerdings übel gewählten Ausdrucks „postlagernd" das Ganze bespöttelt. Würde statt dieses Wortes die Bezeichnung „abzuholen" verordnet, so wird Niemand behaupten wollen, daß auch nur eine einzige der alten verrotteten fremdländischen Bezeichnungen besser oder verständlicher gewesen sei als die neu eingeführten.

Die Vereine der Studirenden, welche sich mit wissenschaftlichen Arbeiten und Vorträgen beschäftigen, mögen ihr Augenmerk auf Sprachreinheit richten. Die Freude daran wird nicht fehlen, wenn es ihnen gelingt, Vorträge zu halten und zu hören, welche die ehrende Bezeichnung „deutsch" verdienen.

Die Lehrer mögen sich vereinigen, um durch gemeinsam geprüfte Aufsätze in der Presse und durch Vorträge unter sich und in der Oeffentlichkeit sich selbst und den Erwachsenen wie ihren Schülern zu beweisen, wie schön die deutsche Sprache klingt; sie werden bald Anhänger und Nachahmer finden. Und sie mögen die Fremdwörter in den deutschen Arbeiten ihrer Schüler erbarmungslos streichen, damit das Unkraut mit der Wurzel herausgerissen werde.

Jeder Familienvater, wenn anders er überhaupt fähig ist, deutsch zu sprechen und das Fremde vom Einheimischen gehörig zu unterscheiden, muß in seinem Kreise daheim an der Ausmerzung des fremden Flickwerks arbeiten. Vor Allem aber möge man die zwar zarte, aber sehr übelangebrachte Rücksicht fallen lassen, dann, wenn man Jemanden im Gespräche sich ungeheuerlicher oder falsch angewendeter Fremdwörter bedienen hört, sich zu stellen, als ob das in bester Ordnung wäre. Auslachen muß man die Narren, die fremde Jacken verkehrt anziehen, und ihnen offen die Wahrheit sagen. Das ist weit würdiger, als hinter ihrem Rücken sich über sie lustig zu machen. Es ist eine Pflicht des Deutschen, seine Sprache zu Ehren zu bringen. Wer absichtlich Fremdworte braucht, der hat keinen Sinn für deutsches Wesen überhaupt; wer sie aber nur aus alter Gewohnheit braucht, der kann sich Mühe geben, sie wegzulassen. Verlieren wird er wahrhaftig nichts daran. Haben wir es denn nöthig, fremde Brocken zusammenzubetteln? Ist nicht unsere Sprache schöner und reicher als alle Sprachen, aus denen man bei uns die Rede zusammenflickt? Der große Leibniz nannte unsere Sprache die Sprache der Philosophen; eine Sprache aber, welche die erhabensten Gedanken des menschlichen Geistes klar zu fassen und wiederzugeben vermag, wird ja wohl auch für den täglichen Gebrauch genügen.

Darum hinweg mit dem Fremden und Häßlichen überall da, wo wir Einheimisches und Besseres haben. Unsere große Gegenwart, die den französischen Bann gebrochen hat und den römischen in diesem Augenblicke bricht, ist berufen, auch in deutscher Sitte und Sprache mit dem wälschen Schutte aufzuräumen.

Reise durch das Milliardenland.

Voyage au pays des Milliards par Victor Tissot. Paris 1875, E. Dentu.

Wer ist Herr Tissot?

Ich habe ein halbes Dutzend Briefe nach Paris schreiben müssen, um auf diese Frage Bescheid zu bekommen. Meine Pariser Correspondenten, die alle in der Literatur und Tagespresse einigermaßen bedeutenden Persönlichkeiten sehr genau kennen, konnten mir selbstverständlich keine Antwort geben. Durch einen Zufall erhielt ich folgende Auskunft: „Herr Tissot ist einer der jüngsten Menschen, die man sich denken kann; er ist ein geborener Schweizer, der seine Nationalität ängstlich verheimlicht; er hat sich zuerst in der Vertheidigung der hochconservativen Politik in einem Lausanner Blatte versucht; hat den Ultramontanen Handlangerdienste geleistet, bis ihn seine Heirath in den Stand setzte, seinem Ruhme leben zu können. Im Uebrigen kennt man die kleine Persönlichkeit hier gar nicht und erst durch die ernste Beachtung, welche deutsche Blätter seinen Reiseaufzeichnungen geschenkt haben, ist man in sehr beschränkten Kreisen auf ihn aufmerksam geworden".

Diese Charakteristik deckt genau die Vorstellung, die man sich nach der oberflächlichen Lectüre der „Reise durch das Milliardenland" von dem kindlichen Verfasser bildet. Wer das Buch liest, wird mit sich über die Entstehungsgeschichte desselben nicht einen Augenblick im Unklaren sein können. Ich denke mir diese Entstehungsgeschichte so:

Jung-Tissot wird eines Tages einen erfahrenen Pariser Journalisten aufgesucht und zwischen diesen beiden wird sich folgender Dialog entsponnen haben:

„Ich habe Thron und Altar vertheidigt," sagt Jung-Tissot, „und kein Mensch hat von mir Notiz genommen. Ich gestehe offen, daß mich das tief kränkt; denn ich habe nur ein Verlangen auf Erden, nur einen sehnlichen Wunsch: ich möchte in den Mund der Leute kommen!"

„Haben Sie Talent?" fragt der Journalist.

Jung-Tissot schweigt.

„Witz?"

Jung-Tissot schweigt.

„Kenntnisse?"

Jung-Tissot schweigt.

„Wie steht es mit der Orthographie?"

Jung-Tissot schweigt noch immer.

„Nun, wenn Sie Nichts von Alledem besitzen, haben Sie wenigstens die Gabe über Dinge, die Sie nicht verstehen, sprechen und schreiben zu können?"

„Das traue ich mir zu!" ruft Jung-Tissot mit blitzendem Auge.

„Nun dann reisen Sie nach Deutschland und machen Sie dort Sittenstudien! Schreiben Sie über die schwierigsten und unzugänglichsten Themata, über Familienleben, deutsche Bildung, sociale und politische Verhältnisse, Kunst und Literatur!"

„Ja, aber ich kann ja kein Wort Deutsch!"

„Um so besser! Wenn Sie Deutsch verständen, würden Sie nicht das schreiben, was wir jetzt brauchen. Folgen Sie Ihren Ahnungen! Ich werde Ihnen eine Empfehlung an einen Barbiergehülfen und einen Commis voyageur in Berlin geben, und seien Sie versichert, daß diese kundigen Männer Ihnen mehr nützen werden als die ernsthaftesten Studien. Bei jeder Gelegenheit seien Sie eingedenk, daß Sie ein stolzes Mitglied der grande nation sind!"

„Aber ich bin ja ein Schweizer!" sagt Tissot.

„Um so besser! Denn wenn ein Schweizer einmal anfängt sich als Franzose herauszubeißen, so überfranzost er uns Alle. Denken Sie an Cherbuliez, der ja viel klüger ist als Sie. Wenn dieser gescheidte Mann in solchem Unsinne eine gewisse Virtuosität erlangt, so wird es Ihnen doch sicher gelingen. Also reisen Sie mit Gott, Knabe! In die anständige Gesellschaft werden Sie ja so wie so nicht kommen; die Gefahr, daß Sie das Rechte sehen, ist also nicht vorhanden. Suchen Sie die ordinärsten Spelunken auf! Lassen Sie sich einigen Louis und

Digitized by Google

Bauernfängern vorstellen! Besuchen Sie die Tanzlocale, in welchen der Auswurf der Bevölkerung einer großen Stadt sich Rendezvous gibt! Schildern Sie uns das mit der Ihnen eigenthümlichen Naivetät und geben Sie uns das Ganze als die Eindrücke, die Sie während Ihrer Reise durch das Milliardenland empfangen haben! Man wird von Ihnen sprechen, mit wenig Respect allerdings, mit Achselzucken, mit Hohnlächeln, aber man wird von Ihnen sprechen —, und mehr verlangen Sie ja nicht. Glückliche Reise!" —

Jung-Tissot schnürte sein Ränzel und flog davon. —

„Es flog ein Gänslein über den Rhein
Und kehrte als Gick-Gack wieder heim."

Ich habe das Buch gelesen; — doch halt! ich ertappe mich auf einer Unwahrheit! — ich habe das Buch zu lesen versucht. Ich bin während der ersten 40—50 Seiten mit aller möglichen Aufmerksamkeit dem Verfasser gefolgt; ich habe über all den Unsinn, all die tollen Mißverständnisse, all die kleinen lächerlichen Renommisterien, die von einer angenehmen Bosheit und Gehässigkeit ihre alleinige Würze empfangen, zuerst gelächelt und bisweilen gelacht; aber mit der Zeit hat mich die Lectüre doch herzlich gelangweilt. Die ehrliche Unwissenheit und harmlose Unerfahrenheit wirkt zunächst komisch, namentlich wenn sie sich mit den Prätensionen des Ernstes und des Wissens ausstaffirt; aber gar zu lange hält es kein vernünftiger Mensch mit einem vollkommenen Tropfe aus. Die größere Hälfte des Buches habe ich nur durchflogen, hier und da eine Seite gelesen und überall dieselbe traurige Monotonie gefunden: stupende Oberflächlichkeit, berghohe Thorheit, vollkommene Ignoranz mit Klatschsucht, Neid und scheeler Gehässigkeit geschwisterlich gepaart; dabei das beständige Renommiren mit dem Franzosenthum, das der Verfasser nicht besitzt, die ununterbrochene Angst, daß man ihm auf die Sprünge kommt und ihn der Lächerlichkeit zeiht, die er sich zu erwerben alle Mühe gibt, bisweilen noch die deutlichen Nachwirkungen der früheren orthodoxen und conservativen Gesinnungstüchtigkeit: wehmüthige Stimmung beim Erklingen der Kirchenglocken, angenehmer Kitzel beim Weihrauch und genaue Kenntniß von allen Annoncen, welche von lüderlichen Weibern und lüderlichen Locales herrühren. Nur in dieser Beziehung hat das Buch eine gewisse Vollständigkeit und in dieser Beziehung wollen wir auch Herrn Tissot die Sachkenntniß keineswegs absprechen; aber in allem Andern ist er trostlos. Von Deutschland und speciell von der Hauptstadt des Deutschen Reiches bekommt man nach Tissot ungefähr folgende Vorstellung:

Eine große Revolution steht bevor, das Blut ist schon in Strömen geflossen. Die Soldaten haben Knöpfe an den Rockärmeln, damit sie sich an dem Aufschlage nicht die Nase putzen. Am Sonntag tragen die Soldaten keine Säbel, da sie sich an diesem Tage mit einer gewissen Vorliebe zu prügeln pflegen. Der preußische Feldwebel hat eine Peitsche. Der Rheinländer „Hacländer" ist in Stuttgart geboren, gerade wie „Schawb" und „Morike" zu den bedeutendsten Schriftstellern zählen. Die Loreley pflegt feucht aus dem Wasser aufzutauchen. Die Studenten müssen Verbindungen angehören; sie trinken, wenn es 12 Uhr schlägt mit dem Glockenschlage 12, zwölf Glas Bier. In den Hôtels ersten Ranges werden die Betten nicht überzogen; ein deutsches Diner besteht aus folgenden Gängen: Biersuppe mit Häringseiern, Rindfleisch mit Pflaumen, Ragout von rothem Pfeffer mit Gemüseüberresten und vorsintfluthlichen Hühnerknochen, Kalbsbraten in Tintensauce gezuckert, Rehrücken mit Apfelsinnen und Erbsen, Fisch mit Spargel, Dessert. — Das deutsche Familienleben ist in Folge dessen gänzlich zerrüttet. Die deutschen Professoren stehen hinter den französischen weit zurück. Zu den berühmten gehört Büchner („Kraft und Stoff") „in Berlin". Man hüte sich vor Schimmeldroschken, denn die Kutscher fahren den Fremden in entlegene Gegenden, wo sie ihn ausrauben. Den eigentlichen Einblick in die Berliner Verhältnisse gewinnt man im Tingel-Tangel. Will man die öffentliche Meinung studiren, so wende man sich an den guten Professor Wuttke in Leipzig. Auf dem Berliner Pflaster sieht man nur Militärs und Prostituirte — die Letzteren natürlich zu der Zeit, zu der Herr Tissot auszugehen pflegt, um seine Gesellschaft aufzusuchen. —

Es würde dem jungen Herrn Tissot kein größerer Gefallen geschehen können, als wenn man ihn ernst nehmen und ihm ernsthaft all den Unsinn nachweisen wollte, den er zu Tag gefördert hat. Eine kurze Charakteristik des Buches ist uns aber trotzdem nothwendig erschienen, denn es wäre ja möglich, daß sich mancher Leser durch den pikanten Titel und durch die von einem ganz unrichtigen Standpunkte geschriebenen ernsthaften Kritiken, die deutsche Blätter gebracht haben, verleiten ließe, sich das Buch wenigstens als Curiosum anzuschaffen. Davor möchten wir dringlich warnen. Das Buch bereitet dem deutschen Leser, der amüsante Thorheiten erwartet, eine vollkommene Enttäuschung. Wenn die Narretheien wenigstens geistreich gesagt wären, so ließe man sich das Ding gefallen; aber Tissot ist unglaublich langweilig.

Paul Lindau.

An den Herausgeber der „Gegenwart".

Hochgeehrter Herr!

Erlauben Sie mir, Ihnen ein beredtes und wohlunterrichtetes Mitglied der Secte vorzustellen, der ich anzugehören die Ehre habe. Ich denke, Ihre Leser werden es mir Dank wissen, ihnen diese Bekanntschaft vermittelt zu haben. Der Anklang, den meine laienhaften Plaudereien über die heutigen Kunstzustände gefunden, läßt mich hoffen, daß man meinem Empfohlenen, der kein Laie ist, ein noch willigeres Gehör schenken wird: mehrt sich unsre Gemeinde ja doch zusehends im Deutschen Reiche. Wenn ich aber von Laienthum rede, so brauche ich Ihnen, verehrter Herr Herausgeber, wohl nicht zu sagen, daß diese Bezeichnung hier nur dem ausübenden Künstler gegenüber gebraucht wird: Die unleidliche Prätension der Kunstgelehrten, welche oft kaum ihre nordische Kleinstadt verlassen und sich ihr ästhetisches Urtheil an philosophischen oder historischen Büchern, vielleicht auch an Gypsabgüssen und Photographien gebildet haben, einen Kunstgenießenden, der zwanzig Jahre lang im vertrauten Umgang mit allen Kunstschätzen Italiens gelebt, als einen Laien abzufertigen, weil er seinen Vasari nicht revidirt, — diese Prätension ist eine so dreiste und so naiv-absurde, daß es wohl nicht der Mühe werth ist, sie zurückzuweisen. Der derbe Reformator, den ich bei Ihnen einführe, kennt das Handwerk und die, welche es ausüben, er kennt die Schätze vergangener Zeiten und auch Vieles — Nützliches und Unnützes —, was unsere Zeit darüber zu schreiben für nöthig befunden hat, trotz eines Künstlers und Gelehrten und hat wohl ein Recht mitzusprechen. Ja, er hat dieses Recht zur Genüge in einer ausschließlich technischen Schrift bewiesen, welche nur für Fachleute bestimmt ist und nur von ihnen beurtheilt werden kann. Hier handelt es sich darum, das geehrte Publicum auf den einfachen Standpunkt der wahren Kunstepochen zurückzuführen oder ihm doch denselben klar zu machen, soweit es möglich ist in der Wortsprache von der Formen- und Farbensprache — als welche die Kunst selber ist — zu reden. Wenn seine Meinungen zuweilen wie Neuerungen klingen, so theilt er dieses Schicksal mit allen Reformatoren, die ja stets, während sie auf eine Reinigung des Glaubens oder auf eine Zurückführung desselben zu seiner früheren Gestalt ausgingen, angeklagt wurden, etwas Neues einführen zu wollen. Auch weiß ich nicht, ob er es wird gelten wollen lassen, daß ich ihn nicht als Orthodoxen, Puritaner oder Altkatholiken vorgestellt habe, sondern als einen heterodoxen Sectirer. Ich aber, der ich älter und wohlerfahrener bin, habe geglaubt, daß man wohl daran thut, mißfällige Epitheta selber vorweg zu nehmen und zeichne mich, jetzt wie früher,

Ihr gehorsamst ergebener
„Aesthetischer Ketzer".

Digitized by Google

Ueber Publicum und Quellen der Popularität.

Wer in der Lage war, seine Schule in den alten Heimatländern europäischer Kunst zu machen und dort lernend bewunderte, was die bildende Menschenhand vermag, der muß wohl, wenn er aus seiner glücklichen Zurückgezogenheit, von Vorurtheilen der Mode geheilt, zum lieben Vaterlande zurückkehrt, lebhaft erkennen, daß die heutige deutsche Kunst dem hohen Bilde wenig gleicht, welches sich vor seinem Geiste entrollte. Der Abstand zwischen dem, was einst war und dem, was heute ist, wird ihn schmerzlich berühren, und manche Stunde der Niedergeschlagenheit wird er verbringen, wenn er sieht, wie der Mehrzahl seiner Landsleute auch nicht das leiseste Gefühl ihres Rückwärtsschreitens in künstlerischen Dingen aufdämmert.

Was soll er nun thun? Soll er etwa seinen Bestrebungen entsagen und sich dem vaterländischen Treiben anschließen? Nein doch, er soll Hand anlegen, daß es besser werde, soll, werde daraus für ihn was da wolle, seine Meinung sagen und zum Besten geben, was er weiß. Ist auch für den Augenblick die Hoffnung gering, daß es im Großen und Ganzen fruchten könne, hie und da, im Einzelnen und im Verborgenen fängt es doch schon an, sich zum Widerspruch gegen den allgemeinen Stumpfsinn zu regen, und wer dieser Unzufriedenheit laute Sprache verleiht, wird Bundesgenossen um sich sammeln.

Wohin in Deutschland wir auch die Blicke richten, ist der Kunst ein gleiches Schicksal beschieden gewesen, überall hat man im unglückseligsten Mißverständniß ihres Wesens den Hauptwerth in den Gedankeninhalt gelegt, statt in die Darstellung. In Berlin, in Wien, in München sind gute, zuweilen höchst achtungswerthe Anfänge durch die Nachgiebigkeit gegen die unvernünftigen Anforderungen eines gänzlich ungebildeten Kunstpublicums herabgesunken, so daß wir unter dem ungeheuren Schwarm von Werken, welche die Massenproduction zu Tage gefördert hat, nur äußerst wenige solide besitzen. Und je mehr die Künstler nachgaben, um so weniger hat das Publicum gewußt, was es eigentlich will, aber um so wichtiger hat es sich bei der Sache gefühlt.

Welche Zahl von Geistesrichtungen hat man schon als das Heil ausgeschrieen, und wie wird man nicht müde, immer neue und neue zu erfinden. Hellenischer, germanischer und Nazarener-Geist, contemplative und dramatische Kunst, Romantik, liberale Tendenzhistorie und sogar politisches Tendenzgenre, Objectivhistorie und Geschichts- und Völker-Entwicklungsphilosophie, Kleiderarchäologie, Costümkunde und Volksherzenmalerei, Natursentimentalität, gemeiner Realismus und Naturalismus, von welchem letzteren wieder der Intimismus und Verismus Unterarten bilden — was um des Himmels willen soll denn noch Alles herbei, was zum Besserwerden der Darstellung doch gar nichts beiträgt!

Alle diese Richtungen feindeten und feinden sich unter einander an, ohne auch nur im Mindesten zu fühlen, wie sehr ihr Werthlegen auf den Inhalt und ihre Vernachlässigung der Darstellung sie alle zu Geistesverwandten stempelt*). Wenn gegenüber dieser wahren Hetzjagd *geistiger* Ansprüche wir Kunstbeflissenen nur eine einzige ergebenste Bitte *materiellster* Art an das deutsche Publicum richten dürften, und wenn Aussicht vorhanden wäre, daß wir erhört würden, so sind wir überzeugt, daß Alles gar bald in ein ruhiges und vernünftiges Geleis kommen würde. Die Bitte würde lauten: man möge einmal den Versuch machen, die Augen zu öffnen, und sich ernstlich anstrengen, *sehen zu lernen*.

*) Wenn es unleugbar ist, daß die Maler erhabenerer Gedanken, wie Kaulbach und Rahl, noch ein größeres Darstellungsvermögen und mehr künstlerisches Wissen besaßen, als die Romantiker oder Volksherzenmaler, und diese wieder etwas mehr als die Realisten, so hängt das an sich wohl nicht mit dem Herabsinken der Ansprüche an den Gegenstand zusammen. Die üble Zeitströmung hatte nur einen größeren Theil ihrer zum Verderb führenden Parabel beschrieben.

So ganz leicht ist das nicht, Niemand weiß es besser als wir, die wir unser ganzes Leben daran zu studiren haben; wir schlagen aber Jedem, der uns erhören will, eine reelle Uebung vor. Er besuche fleißigst die Sammlungen alter Kunstschätze und stelle sich vor diejenigen Werke hin, welche die Meinung von Jahrhunderten als die besten festgestellt hat; diese schaue er an, ohne dabei im mindesten an ihren Geistesinhalt zu denken. Wenn er uns im Anfange einwenden würde, sie gefielen ihm nicht, er vermöge ihr Schönes nicht wahrzunehmen, so befolge er pünktlich den Rath, den der vortreffliche Rahl einmal Einem gab, der an Rafaels Fresken nichts finden wollte, er schaue so lange und so oft hin, bis sie ihm gefallen. Niemand halte das für einen Scherz, das Auge wird nicht anders erzogen als durch Gewöhnung an Gutes, unversehens wird es nach einiger Zeit Freude am Sehen und am Schönen bekommen, und wird der Schauende nur erst die geringste Ahnung davon haben, worin die eigentliche Kunstfreude liegt, oder wird er gar inne werden, daß sein Auge zu unterscheiden beginnt, so wird ihm plötzlich sein „Geist" für die Kunst sehr unwichtig vorkommen. Und wäreſt dieser Schauend-Lernende du, deutsches Kunstpublicum, so würdest du und würden wir vor dem Irrlichterflackern Ruhe haben. Oder meinst du, Freund, du *könntest* sehen? — O, wie es mit *deinem* Auge beschaffen ist, das wird gar nicht einmal so schwer sein, dir selbst klar zu machen.

Wir dürfen nur einmal die Kunstrichtung näherer Betrachtung unterziehen, welche neuerdings so sehr in Gunst gekommen ist, den sogenannten Realismus — welcher die Nachahmung der allerplattesten Umgebung anstrebt, wie sie sich zufällig vorfindet. Er möchte so sehr Alles, was nur im mindesten an geistigen, ja an sinnlichen Schwung erinnert, vermeiden, daß er sich sogar in solcher Umgebung, wo es des Bedeutenden eine übermächtige Fülle darzustellen gäbe (z. B. in der italienischen Landschaft) mit einer gewissen Raffinerie an das Unbedeutende wendet. Und diese Richtung hat zu dem sonderbaren Pessimismus geführt, die Darstellung des Schönen, obgleich dieses in der Natur doch gerade so gut realiter vorkommt als das Unbedeutende und Häßliche, für *unrealistisch* zu halten*).

Absolute „Naivetät der Natur", soll heißen absolute Naivetät des Künstlers, ist der Wahlspruch derer, welche dieser Richtung folgen, und sie glauben im Kunstwerk Alles sorgfältigst vermeiden zu müssen, was nur im entferntesten an den denkenden und ordnenden Geist des Werkführers erinnern könnte.

Offenbar in der Meinung, daß ihm dieses gelungen sei, führt uns der Realist vor sein Werk. „So *ist* die Natur," sagt er mit imponirender Miene, „die Photographirmaschine unsere Lehrmeisterin**)". Sein Publicum sieht, ist überzeugt und bricht

*) Wenn wir sagen, das Schöne kommt in der Natur ebensowohl vor als das Häßliche, so heißt das, diese Wirkungen auf unser über die Natur aburtheilendes Empfindungsvermögen werden durch die dazu geeigneten Gegenstände der Natur hervorgebracht. In der Natur das Schöne nicht finden, heißt also nichts anders, als ein nach der Seite der Schönheitsempfindung hin mangelhaft begabtes Wahrnehmungsvermögen besitzen.

**) Realisten nehmen nämlich gerne uns Anderu gegenüber ein belehrendes Wesen an. Vor nicht langer Zeit weilte ein berühmter deutscher Realist in Rom, und es war vergönnt, ein Bild von seiner Hand zu sehen, in dessen Mitte eine dunkle Figur vor einer weißen Wand hockte. Ihr Contour war so undeutlich, daß man kaum erkannte, was er umschloß, dennoch war sie die Hauptfigur des Bildes. „In der Natur ist das so," sagte mit wohlmeinender Gelehrtheit der Meister, „vor einer starken Helligkeit wird der Umriß dunkler Gegenstände verundeutlicht". Diese tiefe und bis jetzt allen entgangene Beobachtung über das Wesen der Blendung, ausgesprochen von so berühmtem Munde, machte hier in Rom, wo schon so unnöthig vieles über die „naive" Natur gedacht worden ist, großen Eindruck. Besonders die jungen italienischen Beristen hatten den Sinn der Sache sofort weg. „Che giudizio," sagten sie, „die Hauptfigur gerade dahin zu setzen, wo man sie gar nicht deutlich sehen *darf*! Wahre *Verblendung*, daß wir nicht schon längst auf dieses Zeit und Mühe ersparende Compositionsverfahren kamen."

Digitized by Google

in Bewunderung aus: „Ja das ist die Kunst des Fortschritts, so ist die Natur, und bloße Conventionalitäten wie Rafael oder wie Rubens haben aufgehört mitzuzählen".

Wohl, so ist die Natur, realiter so ist sie, wir werden jetzt die Loupe zur Hand nehmen und das Werk näher prüfen, erfreut, daß endlich gar kein Gedankeninhalt mehr irgend welche Concession von uns verlangt, und daß die Möglichkeit des allerobjectivsten Vergleichs des gedankenlosen Kunstwerks mit dem gedankenlosen Naturvorbild vorliegt.

Die Loupe werden wir nun freilich augenblicklich wieder in die Tasche stecken. Minutiös, auch nur so minutiös wie etwa das Werk eines altdeutschen Madonnen- oder eines holländischen Stillleben-Malers ist die modern-realistische Wiedergabe der Natur nicht. In der Richtung der mikroskopischen Genauigkeit ließ sich der mit äußerster Sorgfalt auf seine Gedankenlosigkeit bedachte Künstler eine etwas willkürliche Abschweifung von seiner Lehrmeisterin, der Photographirmaschine, nachahmungswürdigem Beispiel zu Schulden kommen. — Es muß ihm unsere bedenkliche Miene wohl aufgefallen sein, denn er belehrt uns, man müsse im Bilde nicht zu viel wollen, und nur den Haupteindruck der Natur geben.

Also den Haupteindruck der Natur haben wir vor uns. — Dieser Ausdruck wird wohl etwas zu hoch gegriffen sein, da, wie wir schon sahen, auch das Minutiöse der Natur zum Haupteindruck gehörte, und der Eindruck, den der Realist gab, ließe sich vielleicht besser als ein nur partieller, ungefährer bezeichnen.

Es handelt sich offenbar um zwei verschiedene Auffassungsweisen, und unser Glaube an die absolute Objectivität der Realisten hat einen bedeutenden Stoß erlitten. Jener hat uns zugestanden, daß er nicht mehr naiv ist, sondern die Naturerscheinung auf seine Art auffaßt, und zwar, da er nicht „zuviel" wollte, sondern sogar weniger als wir, augenscheinlich nur einen Theil der Naturerscheinung, den nämlich, welchen er sehen *wollte*. Realismus werden wir das nun gerade nicht nennen; es ist nicht ersichtlich, was die *partiale* Naturauffassung an Realität vor einer andern voraus hätte, welche sich auf etwas anderes Partiales der Naturerscheinung bezieht, und wir, welche geneigt sind, überhaupt nur eine *beschränkte* künstlerische Auffassung der Natur für möglich zu halten, werden unbedingt nur dem, dessen Naturbeobachtung die möglichst vielseitige und eingehende ist, zugestehen, daß es ihm — immer nur relativ zu Anderen, auf Geringeres Ausgehenden, um „Realismus" zu thun sei.

Darin hat der Realist unsern vollen Beifall, daß er sich die Natur nicht mehr naiv, sondern in einer bestimmten Absicht ansieht; er ist durch dieses unwillkürliche Eingeständniß plötzlich zu unserm Collegen geworden, gewissermaßen ein Stilist. Wir möchten auch in der That wissen, wie Einer die Natur anders als in bestimmter Absicht ansehen könnte, und wenn uns die, welche stets naive Natürlichkeit von uns fordern, nur ein einziges Mal zum Naturstudium begleiten wollten, so würden sie sehen, wie sehr sich hier alsbald auch die einfachste Absicht zergliedert und wie selbstbewußt sie wird.

Wählen wir mitten aus der an tausendfältigen würdigen Beobachtungsobjecten reichen Landschaft, die uns umgibt, einen einzelnen Baum aus und beginnen ihn zu studiren, wie ihn der Maler zum Zwecke seiner Darstellung studiren muß. — Wir suchen den Standort auf, von welchem aus gesehen er sich uns am besten darstellt, — wir nehmen nämlich an, wir hätten uns bereits klar gemacht, auf was hin wir unser Beobachtungsobject betrachten wollten, ob auf den „Haupteindruck" des Realisten, oder wie wir sagen, auf seine allgemeinen Hauptmassen, oder ob auf sein minutiöses Detail. Wir könnten ihn auch auf noch manches Andere ansehen, z. B. auf die Wendung seiner Formen zu andern Gegenständen, auf die Leichtigkeit oder Schwere seiner Erscheinung, auf seine Silhouette, auf seine Färbung ꝛc. oder auf alles zusammengenommen. Bleiben wir bei dem einfachen Problem der Hauptmassen.

Für die Erscheinung dieser Massen nun werden sogleich wieder zwei von einander verschiedene Factoren thätig, einmal die wirkliche Gestalt, der Organismus des Baums, dann die Beleuchtung, welche ihn trifft. Wir müssen also den Standpunkt für uns wählen, von welchem aus uns der Baum so beleuchtet erscheint, daß der Organismus seiner Massen am deutlichsten hervortritt.

Wenn wir das unsern freundlichen Begleitern zum Naturstudium zu bestimmen überließen, so würden sie finden, daß sie sich schließlich in eine subjectivste Behauptung hinein sähen, welche ihnen selbst vielleicht irrig erschiene, wenn sie ein zweites Mal vor den Baum hinträten. — Doch wir glauben mit unserm Eindruck im Reinen zu sein und beginnen die Beobachtung.

Zuerst wird die Hauptrichtung des Stammes festzustellen sein, um diese her drehen sich Geäst und von demselben getragene Laubmassen in einer Spirale. Indem wir den besondern Ablauf dieser Spirale zu bestimmen suchen, werden wir inne, daß unser Abstand vom Baume uns an einen gegebenen Fall des perspectivischen Sehens bindet, unter dessen Einfluß uns sowohl die Hauptrichtung des Stammes als die der Astspirale anders erscheinen als sie realiter sind. Schon bei diesem einfachsten Anfang ist es mit aller Naivetät der Beobachtung zu Ende. Denn Niemand hat so starke Sinne, daß er sie auf diese drei Dinge zugleich und unbewußt richten könnte, er muß Eines nach dem Andern vornehmen und das getrennt Vorgenommene nachträglich zu vereinigen suchen; und so oft er sich auch versuchen mag, jedesmal wird er von Neuem in den Fehler fallen, das Einzelne, worauf er gerade gerichtet ist, unwillkürlich auf Kosten des Andern, im Augenblick nicht in Betracht gezogenen, hervorzuheben. So wird es hier an unserm bis jetzt noch so einfachen Problem leicht dahin kommen, daß der Wunsch, die Form, wie sie realiter ist, auszudrücken, zu Fehlern gegen die streng perspectivische Ansicht veranlaßt — und man wird bemerken, daß man gar nicht in der Weise perspectivisch sieht, wie die Lehrmeisterin Photographirmaschine, sondern mit zwei lebendigen, beweglichen Augen, die sich, wenn ihr Interesse rege wird, manchmal nicht recht in die genaue Weise der Construction wollen einengen lassen und lieber einmal einen Fehler gegen diese auf ihr Gewissen nehmen, also daß sie irgend etwas Anderm am Naturobjecte, was ihnen ausdrucksvoll und gefällig scheint, entsagten.

Die Vereinigung der verschiedenen Beobachtungsrichtungen zum Ganzen wird nun immer schwieriger, je reicher ihre Anzahl wird. Wir kommen zur gegenseitigen Linienrichtung der Umrisse, zu den Größenverhältnissen der Massen, zur Abwandlung von Licht und Schatten, und inwiefern dieselbe den plastischen Ausdruck der Form hebt oder schädigt. Schließlich werden wir dann auch noch stoffliche Unterschiede zu charakterisiren und die Festigkeit des Holzes gegen die Lockerkeit des Blattgewimmels hervorzuheben haben. Alles dieses Einzelne gehört zum Ausdruck der allgemeinen Massen, und für jedes Einzelne wird das Auge, die Schwierigkeiten immer um eine vermehrend, sich beim längeren Hinschauen mehr und mehr schärfen; — und dennoch darf schließlich in der Darstellung, soll wirklich der Eindruck der Massenhaftigkeit gewirkt werden, sich keines auf Kosten der Andern bemerklich machen.

Das versteht sich wohl jetzt schon von selbst, daß der Darstellende nicht in unbewußter Weise zu diesem seinem Ziele — so einfach es auch noch im Verhältniß zu andern sei — kommt, sondern daß er die bewußteste und zusammengehaltenste Aufmerksamkeit nöthig hat. Auch das haben wir eingesehen, daß von Realismus der Naturnachahmung überhaupt gar keine Rede sein kann; wie können wir hoffen, die Natur darzustellen, wie sie ist, wenn uns schon die äußerste Einschränkung unsrer Beobachtungsrichtung auf solche Tiefen des Reichthums führt, daß wir sie nie erschöpfen werden. Denn so oft wir glauben würden am Ende zu sein, so würde sich unter der Anstrengung des Hinsehens das Auge zu weit feinerer Wahrnehmungsfähigkeit, als es beim Beginne besaß, geschärft haben und auf immer größere Vollendung bringen.

Aber wir sollen etwas höchst Bedenkliches gewahr werden, wir werden inne, daß unser Auge der Realität gegenüber den gröblichsten Selbsttäuschungen unterworfen ist. So lange wir

Digitized by Google

uns nur mit dem Formensehen beschäftigten, fiel uns das nicht merklich auf, beim Farbensehen aber müssen wir es bekennen. — Du sagst, der Stamm des Baumes sei von hellgrauer Farbe; so erscheint er dir, wo er sich von dem dunklen Laube abhebt, und wenn dieses heftig grün ist, so wird das Grau der Rinde wohl in's Röthliche spielen. Ein Stück des Stammes überschneidet den brillant blauen Himmel und wechselt sein Röthlichgrau hier plötzlich in lebhaftes Gelbgrau. Ja weiter hin aufwärts, wo der nämliche Stamm vor der blendend weißen Wolke vorübergeht, ist er sofort weder hell noch grau, sondern verschwimmt mit dem umher befindlichen Laube zu einer einzigen farblosen Dunkelheit.

Die Ueberzeugung, daß es sich mit dem Sehen aller Farben so wechselvoll verhalte und daß wir keine einzige in ihrer Realität auffassen, ja selbst wenn wir sie allein sehen, nicht einmal festhalten, wird nicht lange auf sich warten lassen. Wir dürfen aber der Versicherung im Sehen geübter Maler Glauben schenken, daß unser Auge nicht nur beim Farbensehen solcher Unsicherheit unterliegt, sondern auch beim Sehen von Richtungen, sobald die Fälle einigermaßen complicirt und verworren werden, und mehr noch beim Abschätzen von Größen.

Wenn man das recht bedenkt, so wird man am Ende wohl geneigt sein, zu sagen, das Wort „Realismus", auf Kunst angewandt, sei ganz thörichtes Geschwätz. Das ist es auch, es ist eine von den vielen modernen Kunstphrasen, bei welchen man sich absolut gar nichts Faßbares denken kann, und deren Existenz sich nur aus der absoluten Unfähigkeit nachzudenken, d. h. das Gedachte durch das Auge zu verificiren, derer erklärt, die sie im Munde führen.

Es gäbe auch für den Maler gar kein größeres Unglück, als wenn wir die Gabe realistischer Beobachtung besäßen. Denn, wer würde sich alsdann durch eine Nachahmung täuschen lassen, die in einem Materiale des Bildes vor sich geht, das mit dem des Vorbildes nur sehr beschränkte und entfernte Aehnlichkeit hat, und das an Kraft des Ausdrucks so weit zurücksteht. Vergleichen wir die Farbentöne auf des studirenden Malers Bilde mit denen der Natur, ob sie sich mit den Licht- und Schattenunterschieden, welche diese zeigt, nur entfernt messen können, und wie flach wirkt auf seiner Bildtafel das, was er uns für Rundung und für Vertiefung des Raumes ausgeben will.

Der Maler darf sich zu seinem Glücke darauf verlassen, daß der Beschauer seines Werks mit nicht umfassenderer Beobachtungskraft ausgerüstet ist als er selbst, — und was ebenso tröstlich für ihn ist, auch darauf, daß keiner von uns von der Natur empfangene Eindrücke als positive auffaßt und festhält, sondern nur als relative. Und so gibt sich denn der Beschauer zufrieden und erklärt das Nachbild für natürlich, wenn er nicht etwa die Summe der Eigenschaften des Vorbildes im Nachbilde wiederfindet, sondern nur einige; und nicht die Realität des Vorbildes will er sehen, sondern nur die Wiedergabe an demselben beobachteter Verhältnisse, bewege sich dieselbe auch in einer sehr herabgeminderten Scala.

Diese Nachsicht legt aber dem Maler Verpflichtungen auf. Einmal muß das, was der Beobachtung an Vielseitigkeit fehlt, durch Schärfe ersetzt werden. Es sollen nur solche Eindrücke in Betracht gezogen werden, welche einander präcisiren und hervorheben. Was aber nicht in dem Gesammteindruck gewollt ist, das Zufällige, Zerstreuende sei vermieden. Und nicht etwa nur die Oberfläche der Erscheinung werde beobachtet, sondern ihren Gründen, der Anatomie, sei nachgeforscht, auf ihr baut sich die Oberfläche so auf, wie sie uns erscheint.

Hiemit wären wir aber nun vollends am Ende aller Naivetät des Darstellers, die Thätigkeit seiner Beobachtung ist jetzt vielmehr ein scharfes, nachforschendes Eindringen und ein sich seiner selbst und seines Objectes äußerst bewußter Calcül. Je intensiver er war, auf je Vielseitigeres am Naturvorbilde er sich bezog, je bewußter er ordnete und ausschied, um so lebhafter wird die Darstellung, der er diente, an das Naturvorbild erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Ein Kampf um's Dasein."

Lustspiel in drei Acten von Adolf Wilbrandt.

In diesem Lustspiel, das außer in Wien und in München nur auf wenigen deutschen Bühnen aufgeführt worden ist und verhältnißmäßig lange Zeit gebraucht hat, um den in der theatralischen Geographie kurzen Weg von Wien nach Berlin zurückzulegen, zeigt sich das feine schriftstellerische Talent des bedeutendsten unserer jungen Dramatiker mehr in gewissen liebenswürdigen Einzelheiten als in der dichterischen Gesammtheit. An witzigen und sogar geistreichen Wendungen im Dialoge, an treffenden Zügen in der Charakteristik, an launigen theatralischen Einfällen, — an alle dem ist gewiß kein Mangel, ja bisweilen sogar Reichthum; aber trotzdem fehlt dem Ganzen die rechte Frische und Lebendigkeit, die uns in den andern Lustspielen Wilbrandts so angenehm berühren; wir vermissen die heitere Jugend, die aus den sonstigen heiteren Werken des Dichters so schelmisch hervorkichert.

Vielleicht kommt das daher, daß das Motiv, welches Wilbrandt hier behandelt hat, etwas bemoost ist und weil zu seiner dramatischen Entwicklung nur solche Mittel zu Gebote standen, die auf Neuheit ebenfalls keinen rechten Anspruch machen dürfen. Durch den „Kampf um's Dasein", in dem sogar die Verkleidungs- und Verstellungskünste der abgethanen sogenannten „Schubladenstücke" nicht vermieden worden sind, geht ein gewisser altmodischer kotzebue-castellischer Zug. Dem Zuschauer fallen beim Anblicke dieses Stückes alle möglichen alten bewährten Komödien ein: Sardous „Nos intimes", „Die zärtlichen Verwandten" und „Der Störenfried" von Benedix, ja sogar Stücke wie „Die Familie Fliedermüller" bis zu „Aennchen vom Hofe" herunter. Ich bin fest überzeugt, daß Wilbrandt bei seiner Arbeit an keines dieser Stücke gedacht hat, aber wenn man die breite Straße einschlägt, die schon viele Wanderer vor uns gegangen sind und viele Wanderer nach uns gehen werden, so ist es eben unvermeidlich, daß man allerhand Leuten begegnet, wenn man auch gar keinen Drang nach einer solchen Begegnung verspürt. Und den Weg, den Wilbrandt diesmal gewählt hat, sind doch schon recht viele vor ihm gegangen.

Es handelt sich um eine Schaar lästiger Verwandten, die sich wie ein Heuschreckenschwarm bei einem „alleinstehenden" jungen Mann niederlassen, die auf Grund der leidigen Verwandtschaft sich für befugt erachten diesem jungen Mann — Max Hammer geheißen — das Haus unleidlich zu machen und das Leben zu vergällen. Jede Tante will seine zweite Mutter und jeder Onkel sein zweiter Vater sein. Die Folge davon ist, daß das unselige Adoptivkind aus seinen Gewohnheiten herausgedrängt wird, daß Max Hammer in seiner eigenen Häuslichkeit sich selbst wie ein höchst lästiger Gast vorkommt, daß ihm beinahe das Glück seines Lebens verloren geht; denn er liebt eine junge Schauspielerin, Helene, und diese empfindet eine begreifliche Scheu davor, in einen so unangenehmen und zahlreichen Verwandtenkreis einzutreten. Wenn Max Hammer ebenso energisch wie vernünftig wäre, so würde sein Freund Dalberg wie Mephisto an ihn die Frage richten: „Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?" und Max würde das Anerbieten dankbar acceptiren. Aber er glaubt Rücksichten beobachten zu müssen; und anstatt die liebenswürdigen Verwandten einfach an die Luft zu setzen, zieht er der Gewalt die List vor. Die Schauspielerin Helene introducirt sich ebenfalls als Verwandte, zuerst als prätentiöse, alle Welt belästigende Australierin, später als deren sanfte alle Männerherzen bethörende Schwester. Max, Helene und Dalberg kommen natürlich schließlich zum Ziel; aber leider erst am Ende des dritten Actes, und das ist etwas zu spät.

Der erste Act hebt lustig und erheiternd an. Durch die Massenhaftigkeit der herbeiströmenden Verwandten wird eine entschieden komische Wirkung erzielt. Aber schon nach dem ersten Actschlusse fragt sich derjenige, der von der Bühne Etwas zu verstehen meint: Wie wird das enden, was wird mit all diesen Personen im Laufe des Stückes geschehen? Sie sind gewiß ganz dazu angethan, den ersten Act zu animiren; aber wenn sie einmal eingeführt sind, so bleiben sie da, — und wie wird der Dichter mit all diesen Personen fertig werden? Der zweite Act bestärkt

Digitized by Google

as Bedenken, und im dritten Acte stellt es sich als durchaus gerechtfertigt heraus. Die große Personenzahl, die zuerst belustigend gewirkt hat, wird für die letzten beiden Acte ein unerträglicher Ballast. Die einzelnen charakteristischen Züge, die ihnen zunächst gegeben sind, verschärfen sich nicht weiter, erhalten keine entschiedenere Färbung, im Gegentheil: sie werden stumpf und verblassen. Der Dichter, der genöthigt ist, seinen Hauptpersonen immer mehr und mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, sieht sich in die unangenehme Lage versetzt, die Umgebung immer schlechter zu behandeln. Schließlich bläst er ihnen die ganze Individualität aus; sie sind nicht einmal mehr Episoden, sie sind nur noch lästige Ueberflüssigkeiten. Der bei weitem größere Theil erscheint in der zweiten Hälfte des Stückes nebelhaft und unbestimmt, so daß man fast gar keine Erinnerung mehr an diese Verwandten bewahrt. Eigentlich sind es nur noch zwei, die ein gewisses Leben erhalten: der dicke Winzer, der wider Willen die Bantingkur gebrauchen muß und seine Frau Philippine, — vielleicht ist es auch die Hofräthin Wendelin, ich weiß es nicht mehr so genau —, die es liebt, nicht Jedermann zugängliche Classiker im Geheimen zu lesen und die eben gepflückten Lesefrüchte als eigene Gedanken auszugeben. Winzer ist gewiß eine sehr komische Figur; man lacht herzlich über sein sehnsuchtsvolles Verlangen nach Butter, Spanferkeln und sonstigen streng verbotenen Leckerbissen. Man lacht einmal, zweimal, dreimal! Aber selbst das meisterhafte Spiel des Dr. Förster vermochte den Eindruck nicht zu verwischen, daß hier vom Dichter des Guten zu viel gethan sei. Die Rolle der Helene spielte Frau Hartmann-Schneeberger mit der vollen Frische ihres liebenswürdigen Talentes. Die einfache und anmuthige Schwester gelang ihr natürlich noch besser als die unangenehme Australierin. Diese Art von Bravourrollen liegt der schlichten, innigen, mädchenhaften Schauspielernatur der Frau Hartmann glücklicherweise ziemlich fern. Helene ist freilich eine dankbare schauspielerische Aufgabe; aber das Komödiespielen der Schauspieler in der Wirklichkeit hat immer etwas Mißliches, — und wir sollen doch glauben, daß die Vorgänge auf der Bühne die Wirklichkeit darstellen! Herr Hartmann hatte sich merkwürdigerweise die dankbarere Aufgabe des Max Hammer entgehen lassen und sich mit der recht undankbaren des freundlichen Rathgebers begnügt, der neben der Handlung herläuft, bisweilen eingreift, aber sich mit dem idealen Bewußtsein, das Gute zu thun, für befriedigt erachten muß. Dem liebenswürdigsten unserer jugendlichen Liebhaber auf der deutschen Bühne fehlte die Gelegenheit zu einer Liebeserklärung, und das ist schade. Fräulein Walbeck, die einen ungezogenen Jungen gab, sah allerliebst aus und spielte munter und frisch. Der Darsteller des Max Hammer ließ es an Temperament und Frische fehlen; und deswegen kam auch die Liebesscene im letzten Acte — eine gute Wilbrandt'sche Scene — nicht zur vollen Geltung.

Das Publicum nahm die Dichtung namentlich im ersten Theil sehr freundlich auf. Das Haus war trotz der großen Hitze außergewöhnlich gut besucht. Jedenfalls haben wir den Wiener Gästen auf's neue unsern Dank auszusprechen; denn sie haben uns die Bekanntschaft mit einem in vielen Punkten interessanten Lustspiele Wilbrandts vermittelt.

Der Titel „Kampf um's Dasein" scheint, wenn ich ihn richtig verstanden habe, auf einem Wortspiele zu beruhen. Ich weiß nicht, was die Handlung mit dem Darwin'schen „struggle for the life" zu schaffen hat; vielmehr kämpfen die Parteien darum, wer schließlich das Feld behaupten, wer da bleiben wird, — sie kämpfen um's „da Sein". In diesem Falle wäre der Titel des Stückes ein kleines Seitenstück zum „Reinfall bei Schaffhausen". F. L.

Notizen.

Carus Sterne erwähnt in seinem Aufsatze „Die heilige Anna" (Nr. 29, S. 36) eines alten zerlumpten Altarteppichs in der Kirche von Gelnhausen, den er in das 13. oder 14. Jahrhundert setzt. Wir haben hier in Berlin ein zweites Exemplar gefunden, welches ebenfalls die Verkündigung des Engels darstellt und noch tadellos erhalten ist. Eine genauere Beschreibung der kunst-historisch höchst interessanten Altardecke bringen wir in der nächsten Nummer d. Bl. O. v. L.-G.

* * *

Vom Büchertisch.

August Baumann, Gedichte. Aachen, Barth. Zu dem Lebenslauf eines normal sich entwickelnden Deutschen gehören die „lyrischen Masern". Sind sie vorüber, so ist der Geist doppelt gesund, die überflüssige Sentimentalität ist entfernt und der Verstand tritt in seine Rechte. Aber wehe, wenn diese Kinderkrankheit chronisch wird, wie in dem vorliegenden Falle. Herr Baumann ist ein großer Blumenfreund, denn in zwei Dritteln der Gedichte duftet und blüht es, die Blumen flüstern und nicken, kurz, betragen sich wie wir, sie sind sogar manchmal berauscht (S. 113), was ich von Veilchen nie für möglich gehalten hätte. Ueberhaupt spielt die „Beseelung der Natur" eine große Rolle, alles empfindet mit, — es ist rührend, — welche unendliche Kette von Wesen durch die tiefste Sympathie verbunden ist. Darüber freut sich nun der Dichter naturgemäß ganz außerordentlich, bringt seine Freude in Reime und läßt sie drucken. Was so gottbegnadete Menschen sehen! „Dort" (d. h. am goldnen Thor der Ewigkeiten), —

„Dort blüh'n die Kränze all und welken nimmer,
Die Jahr um Jahr sich aneinanderreihten,
Und werden einst zum Himmel uns geleiten,
Wenn Tugendduft verlief zum Farbenflimmer" (S. 63).

Doch einmal ein gesunder Gedanke.

Welche zarte Empfindung liegt in dem Gedicht „Herzeleid", keine waschlappige Rührseligkeit, sondern männliche Wärme. Die Nachtigall weint, weil „Weibchen todt am Boden liegt". Da lautet Strophe 2:

„Nachtigall im Liebesleide
Theilet nicht die Maienlust;
Klagt in wundersamen Tönen,
Bis das kleine Herzchen springt,
Und in treuem Liebessehnen
Todt sie hin in's Nestlein sinkt" (S. 93).

Wer kann das ohne Thränen lesen?

Baumann hat einen Zug von wohlthuender Frische, ein „Uebermüthchen" (reimt sich auf „Liedchen"), welches in unserer Zeit doppelt köstlich ist. Gehört nicht eine göttliche Naivetät dazu, Folgendes drucken zu lassen?

„Soll'n die Lieder denn verschimmeln,
Die wir in dem Busem bergen?'
Laßt's uns machen wie die Lerchen,
Wenn sie jubelnd aufwärts himmeln.
Fühl' ich das poet'sche Krimmeln,
Muß ich singen, schlicht und gut ꝛc." (S. 107).

Welche Originalität bekundet „Das Zigeunerlager":

„Wir recken die Glieder
Und platzen die Mieder
Im wilden Ergötzen!" (S. 130).

Dieser Scene wohnt zwar eine Fülle von Plastik inne, doch möchte ich einwerfen, daß die Zigeunerinnen fast niemals Mieder tragen. — Der Tanz geht weiter —

„Die Männer hoch schwingen
Mit nervigen Händen
Die Dirnen und wenden
Sie kreuz und quer".

Das muß sehr anstrengend sein!

Der Band ist 208 S. stark und dennoch beklagt sich der Poet, daß ihn seine Muse verdürsten läßt, er möchte noch mehr schaffen. Sehr löblicher Eifer, aber könnte der zweite Band nicht gedruckt werden „als Manuscript für den engsten Freundeskreis"?

O. v. L.-G.

Digitized by Google

Inserate.

Asher's Collection of English Authors.
= Jeder Band nur 1 M. 50 Pf. =

Verlag von Julius Engelmann in Berlin S. W., Friedrichstrasse 249.

Soeben erschien Band 100 und 101:

Open! Sesame!

by

Florence Marryat.

2 Vls. Preis: 3 Mark.

„Asher's Collection" publicirt fortlaufend die interessantesten Erscheinungen englischer und amerikanischer Literatur in gut ausgestatteten Ausgaben.

Specielle Verzeichnisse gratis.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- u. Auslandes, sowie in den Leihbibliotheken.

Unter der Presse:

The Dreaded Guest,

and other novels

by

M. E. Braddon,

Author of „Lady Audley's Secret". 2 Vls.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Vergnügungsreisen.

Gelegentliche Aufzeichnungen

von

Paul Lindau.

Elegant geheftet. — Preis: 2 M. 50 Pf.

Inhalt:

Am Rhein! Am Rhein! — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise (Mai 1864).
In Coblenz. — Begegnung des Königs Wilhelm von Preussen mit dem Sultan Abdul Aziz (Juli 1867).
In Eisenach. — Bei Fritz Reuter zu Gast (September 1869).
Auf Wilhelmshöhe. — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon (September 1870).
Schandau. — Sommerferien (Mai 1872).
In Bremen und Wilhelmshafen. — Mit den Gesetzgebern des deutschen Reiches (Juni 1873).
In Versailles. — Gambetta in der Nationalversammlung (Juli 1873).
In Wien. — Bei Hans Makart und Johann Strauss (November 1874).
Am Plötzensee. — Bei einem Wirthe wundermild (März 1875).

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Vorräthig bei Leo Liepmannssohn in Berlin, 52 Markgrafenstrasse:

Tissot,

voyage au pays des milliards.

2. Auflage. Preis 3 M. 50 Pf.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Das soeben erschienene 7. Heft der „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik" enthält:

I. Das Geheimniß. Novelle von **Victor von Strauß.**
II. Eine Geschichte in Liedern. Von **Otto von Leixner-Grünberg.**
III. Der Zankapfel. Schwank in einem Act von **Paul Lindau.**
IV. Gedichte. Von **Oscar Welten, C. Ferd. Meyer, Th. Aufrecht.**
V. Die deutsche Dichterin. Von **Johannes Scherr.**
VI. Ueber Kleist's „Prinzen Friedrich von Homburg". Von **Hans von Wolzogen.**
VII. Karl Rosenkranz. Von **Hieronymus Lorm.**
VIII. Gegen Wilhelm Jensen. Von **Oscar Blumenthal.**
IX. Kritische Rundblicke: Karl Rosenkranz. Von **Hieronymus Lorm.** — Kleine Bücherschau. — Zur Kritik der Kritik. Von **Oscar Blumenthal.** — Miscellen.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien und ist in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek vorräthig:

Unsichtbare Mächte.

Historischer Roman aus der Gegenwart

von

A. Mels.

Zwei Abtheilungen. 9 Bände. Preis 22 Mark.

Die schwierigste aller belletristischen Aufgaben, die **Geschichte der Gegenwart** dichterisch zu behandeln, ist hier zum ersten Male von einem Schriftsteller unternommen worden, der vor allen Andern dazu berufen erschien.

Man wird sich leicht vorstellen können, dass ein Schriftsteller, dem ein Moltke und Vogel v. Falkenstein, ein von der Tann und ein Göben ihr Leben und ihre Thaten erzählen, dass der getreueste Geschichtsschreiber des Mainfeldzuges, dem General von Manteuffel sein Buch confisciren lässt, dass endlich der tägliche Gast Napoleon's auf Wilhelmshöhe ganz andere Enthüllungen über die grossen Ereignisse unserer Tage zu machen, ganz andere Aufklärungen über die geheimen Hebel der Actionen zu geben weiss, als sie bisher dem Lesepublikum geboten werden konnten.

Gleichzeitig ist aber **A. Mels** einer unserer trefflichsten Novellendichter, einer unserer geist- und geschmackvollsten Feuilletonisten, ein Schriftsteller, der sich durch die Feinheit und Anmuth seiner Darstellung, durch den sprudelnden Esprit, die sprühendste Laune und eine gestaltungskräftige Phantasie auf allen Gebieten der Belletristik glänzend bewährt hat.

Bei allem Gewicht, das daher **Mels** auf spannende Handlung und stofflichen Reiz legt, verleugnet er doch nirgends die höhere Eigenart eines feinspurigen literarischen Geschmackes, und obgleich er aus den **Coulissengeheimnissen der Weltgeschichte** die überraschendsten Mittheilungen macht, obgleich jedes Kapitel seines Buches aus dem rauschenden Strome der gegenwärtigsten Gegenwart geschöpft ist, verfällt er doch nirgends in jene grobsensationelle Absichtlichkeit, welche das von ihm erwählte Genre allen Lesern von höheren literarischen Impulsen so sehr verleidet hat.

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien soeben:

Für alle Wagen- und Menschen-Classen.

Plaudereien von Station zu Station

von

Oscar Blumenthal.

3 Bändchen von 7—8 Bogen in illustrirtem Buntdruckumschlag.

Inhalt:

Aus Grabbe's Leidensgeschichte. (Nach neuen Quellen.) — Junge Wittwen. — Vom Sänger des Mirza-Schaffy. — Aus einem verschollenen Buche. — Allgemeine deutsche Biographie. — Bonmots. — Das Urbild. — Wie der Litteratur zu helfen ist. — Eine kleine Berichtigung. — Lose Notizblätter (Epigramme). — Die heilige Schablone. — An der Table d'hôte. — Waggonplagen. — Wirthshausbegegnungen. — Ein Abend bei Bismarck. — Eine Bekehrungsgeschichte. — Die Poesie des Carcers. — Für unsre lieben Frauen.

Für die Reise- und Badesaison

giebt es keine angenehmere und reichhaltigere Zerstreuungsschrift — keine, über die Witz und Laune so verschwenderisch ausgegossen sind.

Preis pro Band 1 Mark.

NB. Von den „**Allerhand Ungezogenheiten**" desselben Verfassers befindet sich eine zweite vermehrte Auflage unter der Presse, nachdem die erste von zweitausend Exemplaren in drei Monaten vergriffen ist.

Hierzu eine Beilage von der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Detmold.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 7. August 1875. Band VIII.

AP
30
.G295
v.8
no.32

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Ein Rückblick auf die bayrischen Wahlen. Von M. Carriere. — Die volkswirthschaftliche Reaction. Von H. B. v. Unruh. II. — **Literatur und Kunst:** J. B. von Schweitzer. Von Paul Lindau. — Neue dramatische Erscheinungen. „Die Neuvermählten." Familiengemälde in zwei Aufzügen von B. Björnson. Besprochen von Theod. v. d. Aue. — Ueber Publicum und Quellen der Popularität. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Vom Berliner Kunstverein. Von O. v. Leixner-Grünberg. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Ein Rückblick auf die bayrischen Wahlen*).

Von **M. Carriere.**

Gib mir wo ich stehe! rief der Ultramontanismus mit Archimedes; er suchte nach dem Stützpunkt, wo er den Hebel ansetze, um die Welt rückwärts zu bewegen, und glaubte ihn in Bayern gefunden zu haben. Wollt ihr bayrisch und katholisch bleiben, oder preußisch und lutherisch werden? Diese Frage hatte ja bei den Reichstagswahlen ihren Dienst gethan, und eine Majorität von zwei Dritteln hervorgebracht, warum sollte sie nicht noch einmal wirken? Lange freilich wirkt sie nicht mehr; die Bauern sehen es von Jahr zu Jahr, daß ja ihr König ruhig fort regiert und keine preußischen Regimenter einrücken, um sie gewaltsam zu bekehren, und die Ultramontanen bekennen heute in einem ihrer Blätter: „Wir hatten am 15. den schrecklichsten, aber auch den letzten Kampf". Die Waffen werden sie freilich noch nicht strecken, aber ihr Siegesmuth ist gebrochen. Vor allem sollte München für Rom wieder erobert werden. Der Verein der liberalen Reichsfreunde sah ihre Anstrengungen und musterte die eigenen Schaaren. Sobald die Eintheilung der Stadt in 56 Bezirke feststand, waren auch die Obmänner für größere Regionen, die Vertrauensmänner für die Bezirke in Thätigkeit, und ward der Centralausschuß zu einem Wahlausschuß erweitert. Die Ultramontanen hielten keine Urwählerversammlungen, sie wirkten im Stillen, und suchten zunächst die Begriffe zu verwirren, indem sie ihren Namen wechselten und sich Bayrische Partei nannten; Bayern soll den Bayern verbleiben. Dabei versicherte ihr Manifest ihre Reichstreue; nur wollten sie von der Selbstständigkeit Bayerns und den Reservatrechten nichts mehr aufgeben. Das sagten dieselben Blätter, welche das „Reich" nur mit Gänsefüßchen drucken und der Dachauer Schwindelbank einen längeren Bestand weissagten, welche stets von dem Steinchen reden, das den Koloß zu Fall bringen, von der nahen europäischen Katastrophe, die alles ändern werde.

Die Bischöfe traten nun in die Arena. Sie erließen ihre Hirtenbriefe, in welchen nicht von Reich und Reichstreue, sondern von den Gefahren und Verfolgungen der Kirche, von der Befehdung des Christenthums, von der Zerstörung des Glaubens und der Lockerung der guten Sitte die Rede war, und darum das Volk zur Wahl gut katholischer Männer aufgefordert wurde. Ohne das Placet einzuholen, befahlen sie die Verlesung auf den Kanzeln; die Regierung ließ es geschehen. Die Wirthshausreden nach der Kirche und die Schmutzblätter gaben den Commentar. Indeß haben einige Geistliche die Verkündigung nicht vollzogen, andere haben selbst liberal gewählt, und mehrere erließen ein Schreiben an den Erzbischof von München, in welchem sie ihm sagten, daß ein klericales Ministerium doch die Versprechungen nicht erfüllen könne, die man dem Volk mache, und daß durch die Bischöfe selbst der Culturkampf nach Bayern verpflanzt werde. „Durch diesen bei dem öffentlichen Gottesdienst anbefohlenen politischen Act wird die heilige Stätte entweiht, die Kirche zu einem Wahllocale, die Kanzel zur Rednerbühne, das Evangelium zur Politik, der Priester zum Agitator erniedrigt. Von der Stätte des Friedens wird Haß und Unfriede gesäet zwischen Pfarrer und Gemeinde, zwischen Priester und Volk, dem Sohne und dem Vater, dem Manne und der Frau, zwischen Nachbar und seinem andersgesinnten Nachbar." Die Veröffentlichung des Schreibens in der „Süddeutschen Presse" ward für ein Wahlmanöver des Redacteurs ausgegeben, aber die Gegner mußten diesem selbst eine Ehrenerklärung ausstellen.

Hatten die Ultramontanen Beichtstuhl und Kanzel, so hatten wir die Tribüne und die große Sache der Wahrheit und Freiheit. In allen Bezirken wurden öffentliche Versammlungen gehalten, um die Lage der Dinge zu erörtern und dann die 4—7 Wahlmänner bezeichnen zu lassen. Alle paar Tage fand dabei in den größten Localen der verschiedenen Stadttheile eine allgemeine Urwählerzusammenkunft statt, der der Leiter des Wahlausschusses, Redacteur Vecchioni, präsidirte, und in welcher die Geschichte wie die Aufgabe der Gegenwart von Professoren, Advocaten, Bürgern vielseitig beleuchtet ward. Für die erste dieser Reden war ich selber bestimmt. Da auch nach auswärts die absurdesten Verdrehungen derselben verbreitet wurden, habe ich sie selber nachträglich aufgezeichnet und lasse sie für meine Freunde im Norden zur Kennzeichnung der Lage hier folgen.

„Seit wir das vorigemal zur Wahlurne traten, hat sich die Weltlage so wesentlich verändert, daß dadurch unsre Stellung eine andre geworden ist, während unsre Principien und unsre Gesinnung dieselben geblieben sind. Vor sechs Jahren galt es, den Main zu überbrücken, und die Einigung von Nord und Süd zu einem deutschen Vaterland mit freisinniger Bundesverfassung war unsre Losung. Das Ziel ward glorreicher und rascher erreicht wie wir gedacht. Als in dem Krieg, den Frankreich uns zuschleuderte, König und Volk die Bundestreue hielt, als Bayern und Preußen ihre Waffenbrüderschaft mit ihrem Blut besiegelten, da stand auch unser Entschluß fest, daß wir im Frieden zusammenbleiben müßten; als wir nach dem Tag von Sedan dem König zu diesem herrlichen Ereignisse, dem Erfolge seiner richtigen Politik, Glück wünschten, da fügten wir die Hoffnung hinzu, daß nun auch die Nation durch eine Gesammtvertretung dauernd verbunden werde. Hoch-

*) Da der Artikel von Wilhelm Wackernagel über denselben Stoff überwiegend statistische Daten gab, so glauben wir durch einen directen Bericht vom „Kriegsschauplatze" den Wünschen unserer Leser zu entsprechen. D. Red.

Digitized by Google

sinnig ging der König voran, begrüßte den Bundesfeldherrn als Wilhelm den Siegreichen und trug ihm die deutsche Kaiserkrone an. Noch einmal galt es, unsre Regierung zu drängen; wir setzten eine Adreßbewegung in Gang, und als die tausendste im Land unterzeichnet war, da begaben sich die Minister nach Versailles, und nun ward ein neuer Deutscher Bund durch die freigewählten Vertreter des Volks mit den Fürsten geschlossen und eine Verfassung vereinbart, die im Reichstag und Bundesrath das Reich auf den Gesammtwillen der ganzen Nation stellt und jeder Fortbildung die gesetzliche Bahn eröffnet. Damit war unseren Bestrebungen ein Schlußstein eingefügt, damit war erreicht, was wir so lange gewollt, und damit waren wir aus der Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse herausgetreten, damit war statt Bekämpfens, Forderns und Drängens nun die Erhaltung und Vertheidigung des endlich Errungenen unsere Aufgabe. In diesem Sinne sind wir conservativ geworden; und wäre es nicht thöricht, gegen das zu streiten, das anders zu wollen, was wir selbst erstrebt und erlangt haben? Verläßt man denn seine Fahne, wenn man sie siegreich auf die Zinnen der Burg pflanzt? Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in der Rechtspflege und Geschwornengerichte, freie Gemeindeordnung waren lange Zeit die Forderungen des Liberalismus; er hat sie erreicht, er hat in vieljähriger unverdrossner Thätigkeit den Bauern die feudalen Lasten abgenommen, dem Bürgerthum die Freiheit des Gewerbes und Verkehrs, den Arbeitern die selbstständige Verfügung über ihre Kraft und Geschicklichkeit erworben, und sucht fortwährend solche Einrichtungen zu fördern, die es jedem möglich machen, zu Bildung und Wohlstand zu gelangen. Nachdem alles dieses verwirklicht worden, stehen wir zu einer Regierung, die es aufrecht erhält, wie wir sofort wieder, unseren Grundsätzen getreu, in Opposition treten würden gegen eine Regierung, die diese Güter antastete. Und dies würde der Fall sein, wenn unsere Gegner ihre Pläne durchsetzten. Denn täuschen Sie sich nicht: wenn die Ultramontanen auch heute das Wort Freiheit so voll im Munde führen, sie haben unseren Errungenschaften früher widerstrebt, und wenn sie heute auch ehrlich und offen dieselben annehmen, denselben gemäß den Staat verwalten wollten, sie könnten es nicht: Rom, dem sie ihre Seele verschrieben, litte es nicht. Denn das ist in der Partei selbst schon offen ausgesprochen: Die Sätze päpstlicher Unfehlbarkeit, wie sie der Syllabus zusammengestellt, sollen die Grundlage des europäischen Staatsrechts werden, die Welt umgestalten; und dort werden Gewissensfreiheit wie Preßfreiheit verworfen, wird deutscher Bildung und Wissenschaft der Krieg angekündigt, und folgerichtig hat Rom schon freisinnige Gesetze deutscher Staaten für abscheulich, ja für null und nichtig erklärt. Und Sie wissen aus der Geschichte, wenn Rom über die Macht verfügt, dann stehen hinter den schmeichelnden, sanft überredenden Worten auch die Hunde, welche die böhmischen Hussiten wieder in die Messe gehetzt, auch die Folterkammern und Scheiterhaufen der Inquisition, welche in Spanien die Glaubenseinheit aufrecht erhalten haben.

Unsre Gegner nennen uns Erfolganbeter. Nun, der Erfolg ist etwas. In der Politik spielt die Machtfrage eine große und maßgebende Rolle, und gar oft wird durch einen entscheidenden Erfolg eine bestimmte Bahn jedem angewiesen, der nicht im Schmollwinkel sitzen oder Phantomen nachjagen will. Vor dem Erfolg von Sadowa war es möglich, das gemeinsame deutsche Vaterland auf mehreren Wegen zu suchen, und hätte der Kaiser von Oesterreich auf dem Frankfurter Fürstentage eine freisinnige Reichsverfassung vorgelegt und ein deutsches Parlament nach Frankfurt berufen, wer weiß, ob er nicht den Erfolg für sich gehabt, und wir auf dieser Bahn gegangen wären! So aber hat Bismarck das Parlament der Nation geboten, und sie hat ihre Vertreter nach Berlin gesandt. Wenn man uns vor sechs oder acht Jahren fragte: Wollt ihr euch unter die preußischen Junker stellen? so gaben wir zur Antwort: Sind nur erst Norddeutsche und Süddeutsche in einem gemeinsamen Reichstag zusammen, dann helfen wir ihnen das Junkerthum, sie uns das hierarchische Pfaffenthum überwinden! Und wo ist heute die Herrschaft der Junker? Ihre besseren Elemente haben sich der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen, und die wenigen, die noch mit der Kreuzzeitung auf dem alten Flecke stehen, sind Widersacher der Regierung und werden von derselben bestritten. Bayern erwartet vom Reich die Schlichtung der kirchlichen Wirren. Und Preußen, das selbst von Mühler und Raumer pfäffisch geknechtet war, steht heute an der Spitze des Culturkampfes, der nicht blos in Europa, auch in America geführt wird, nicht gegen das Christenthum, nicht gegen den Katholicismus, sondern gegen die Anmaßungen eines Priesterthums, das uns in, ja hinter das Mittelalter zurückwerfen, die humane Bildung wie das Recht des Staats nach seinem Sinn meistern will. Wie gern bietet der Staat, bietet die Wissenschaft der Geistlichkeit die Hand, wenn dieselbe die Religion in die Gesinnung, in die Richtung des Gemüths auf das Ewige, Ideale setzt, wenn sie das Evangelium der Liebe und befreienden Wahrheit predigt, statt das Heil an Formeln und Ceremonien zu knüpfen! Ja, wir stehen zu Bismarck, wenn er das Reich aufrichtet und schirmt, wenn er dafür streitet, daß der Staat, der durch den Willen des Volks geordnete und getragene Staat, Herr im eignen Hause ist und nicht von Rom seine Gesetze empfängt, sondern sie sich selber gibt. Aber ist denn nicht Bismarck weit mehr zu uns gekommen als wir zu ihm? Unsere Gegner berufen sich auf den Bismarck, der das Narrenschiff der Zeit am Felsen der Kirche zerscheitert, die großen Städte vom Erdboden vertilgt sehen wollte; — wir auf den Bismarck, der es sich zur Ehre rechnet, etwas zu lernen und zu vergessen, sich zu entwickeln. Und wahrlich, aus dem märkischen Junker ist ein echter deutscher Staatsmann geworden, der, wenn Einer, den Schiller'schen Vers bewährt: „Es wächst der Mensch mit seinen großen Zwecken!" Groß angelegt von Natur, mit genialem Lebensblick und eisernem Willen ausgerüstet, sah er bald, daß sein Ziel, Preußen nach der Demüthigung von Bronzell und Olmütz wieder emporzuheben, nur erreicht werden könne, wenn er die deutsche Frage in die Hand nehme und löse, er erschrack nicht davor, daß die deutsche Einheit die Sehnsucht des Liberalismus war, daß dieser sie immer wieder auf die Tagesordnung setzte, vielmehr suchte er die Verständigung mit unseren Principien, die Ausgleichung der Gegensätze. Und wenn er die Macht des Staates einsetzt, um unsere Ideen zu verwirklichen, sollen wir nicht freudig zugeben, daß er es auf seine Weise thut, zumal die Thatsachen für ihn sprechen?

Ich erachte es für ein großes Glück, daß das Deutsche Reich ohne Revolution, nicht durch den Umsturz des Bestehenden, sondern im Krieg gegen Außen, durch freie Vereinigung der Fürsten und des Volkes aufgerichtet worden; ich erachte es für ein großes Glück, daß von Haus aus conservative Männer, wie Bismarck, wie Moltke, die Sehnsucht des Liberalismus erfüllt, den nationalen Gedanken zum Sieg geführt haben; denn so hat die Einigung des Vaterlandes aufgehört Sache einer Partei zu sein und ist das Werk der ganzen Nation geworden. Das sichert uns den Bestand des Reichs. Das dünkt mir nicht geringer als unser Glück im Krieg, da wir keine Schlacht verloren und kein Gefecht geliefert ward, in welchem deutsche Waffen nicht ruhmvoll bestanden hätten. Damals, ich gestehe es, kam mir gar manchmal der Gedanke an die Gefahr des Glückes, an die daraus entspringende Selbstüberhebung, jener Gedanke, der die Griechen antrieb, sich vor der Nemesis zu fürchten und sich zu demüthigen, daß zum Zeichen ein Kleinod zu opfern und damit die höheren Mächte anzuerkennen. Nun, unser Ring des Polykrates ward in's Meer geworfen: es war der deutsche Bischofsring!

Denken Sie an die Tage vor dem Concil, wie da die erste Kunde verbreitet ward, es solle die päpstliche Unfehlbarkeit der katholischen Welt als neuer Glaubensartikel aufgelegt werden, und wie da die Bischöfe beschwichtigten: das sei undenkbar und könne ja nicht ohne sie geschehen. Als man ihnen in Rom die Sache aber doch zumuthete, da widersetzten sie sich anfänglich, da sagten sie die Wirren voraus, die nun eingetreten sind, die sie nun uns zuschreiben möchten, da beschworen sie den Papst auf den Knieen, das aufzugeben; — und als er es nicht aufgab, hatten sie da den Muth des offenen Protestes in feierlicher Sitzung, standen sie da zu ihrer Ueberzeugung? Nein! Sie schlichen sich von Rom fort, sie kehrten heim, nicht um gegen das Unsinnige, Ungeheuerliche hier im Vaterland zusammenzutreten, nein, um das Opfer der Vernunft zu bringen, um das selbstständige Gewissen zu leugnen, um dem Klerus und den Gemeinden das Dogma aufzudrängen, das ihre Kirche von der Bildung der Gegenwart scheidet. Daß Deutsche so handeln konnten, daß man einem großen Theil unseres Volks das bieten durfte, dies bleibt ein Flecken am deutschen Namen, ein dunkler Punkt in unsrer Geschichte neben den strahlenden Großthaten unsrer Zeit, das demüthigt uns tief in dem Bekenntniß, wie fern doch noch so viele von dem sind, was der wahre sittliche Geist, den wir so gern den deutschen Geist nennen, von uns fordert, und wie ernst und unverdrossen wir arbeiten müssen, daß dieser Geist in unserem ganzen Volk lebendig werde.

Digitized by Google

Und aus solchem Lager, dem bischöflichen, wagt man das freche Wort: „die Nationalliberalen seien des Ehr- und Schamgefühles bar", im Wahlkampf gegen uns zu schleudern! Doch davon kann ich schweigen, denn diese lügnerische Schmähung ist an ihrer eignen Schmählichkeit verendet, ehe sie irgendwo Boden gefunden. Aber dagegen drängt es mich ein Wort zu reden, daß der Kirchenfürst von München-Freising von einer Partei spricht, welche Religion und gute Sitten zerstöre, und dabei deutlich genug auf uns hinweist, ja daß er geradezu auffordert, nur katholische Männer in den Landtag zu wählen. Nicht wir sind es, die hier den religiösen Frieden stören, wenn gegen die Verfassung eines paritätischen Staats wie Bayern die eine Religionsgesellschaft aufgefordert wird, die andre, gleichberechtigte, von der Theilnahme an der Volksvertretung auszuschließen. Wir ehren die Religion, wir achten jeden Glauben, wir halten an der guten Sitte, das Heiligthum des Herzens nicht auf den lauten Markt und in den Streit der Parteien hineinzuzerren, wir fragen bei der Bestimmung der Wahlmänner nicht, ob einer Protestant oder Jude, Alt- oder Neukatholik sei, sondern ob er ein Ehrenmann ist, Vaterland und Freiheit liebt und für sie zu arbeiten den Muth und die Einsicht hat. An der Regierung wäre es, diesen Versuch der Friedensstörung und Beeinträchtigung nicht zu dulden, die feierliche Verkündigung solcher Hirtenbriefe zu untersagen, dem Gesetz Achtung zu verschaffen, und selbst dem Volk offen zu erklären: „Es ist nicht wahr, daß Religion und gute Sitte zerstört werden, daß die Bayern lutherisch und preußisch gemacht werden sollen; es ist verfassungswidrig, die Wahl zum Volksvertreter oder Wahlmann an ein kirchliches Bekenntniß zu knüpfen". Schweigt die Regierung, wohlan, so lassen Sie uns protestiren, und geben Sie mir das Zeugniß Ihrer Zustimmung, indem Sie den Arm erheben.

Nun noch ein Wort zum Schlusse. Man spricht vom Wolf, der sich im Schafskleid um die Lämmerhürde schleicht. Daran gemahnt es, wenn die Römlinge sich zwar sonst wohl mit ihrem Ultramontanismus brüsten, sobald es aber zu den Wahlen kommt, sich Namen beilegen, die sich Niemand gern absprechen läßt. So heißen sie sich die Patrioten, so heißen sie sich jetzt Bayrische Partei. Ich schweige von der Anmaßung, daß eine Fraction sich den Namen des Landes beilegt. Aber ich erinnere daran, wie angesehen heute Bayern in Deutschland dasteht. Hat es Opfer gebracht, so kamen sie dem Ganzen und dadurch wieder Bayern selbst zu Gute. Bayern leistet fürder keiner fremden Macht Heeresfolge, sondern ist ein mitwirkendes Glied im Reich, seine Stimme gilt im Bundesrath und im Reichstag, und an beiden Orten kommt man gern seinen Wünschen nach, weil man von seiner Reichstreue überzeugt ist. Bayern steht mit Rath und That in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung, und es liegt an seinen Männern, eine führende Rolle zu spielen, indem sie das Gute und und Rechte beantragen und den Andern voranschreiten. Das möchten wir erhalten, ja gesteigert wissen. Kommt aber die sich so nennende Bayrische Partei an die Regierung, dann sind das ja jene Leute, die sich der Gründung des Reiches widersetzt haben, deren Organe jede Verlegenheit des Reiches schadenfroh ausbeuten, und höhnisch ihm den baldigen Untergang voraussagen. Böten und verlangten diese Leute auch das Rechte, man würde es mißtrauisch darauf ansehen, ob nicht die Schlange unter den Blumen läge. Widersetzten sie sich aber einer verfassungsmäßigen Führung der deutschen Angelegenheiten und der Fortbildung der Gesetzgebung, nun so würde Bayern im Bundesrath und Reichstag überstimmt, majorisirt, und sein Ansehen wäre nicht erhöht, sondern beeinträchtigt. Wollte eine ultramontane Regierung sich gegen die Ausführung verfassungsmäßiger Gesetze und Maßregeln sträuben, dann hätte das Reich die Macht, solch verderblichen Widerstand zu brechen. Kämen aber kriegerische Verwickelungen und drohte ein Abfall vom Reich, so würde das Reich dem zuvorkommen, aber es wäre das Ende Bayerns und der Einheitsstaat in Sicht. Dahin wird es freilich der König und das Volk nimmer kommen lassen. Sorgen wir, daß auch die Möglichkeit der Gefahr verhütet werde! Schreiten wir zur Wahl mit der Losung: Ein in politischer und religiöser Freiheit gedeihendes Bayern in einem einigen starken Deutschland!"

So eine der Reden, die neben den Zeitungen die Bewegung im Fluß hielten. Wir hatten aber die Listen früherer Abstimmungen, und so stellten die Vertrauensmänner fest, wer in ihren Straßen zu den liberalen Reichsfreunden oder zu den Indifferenten gehört, und diese wurden denn alle brieflich oder persönlich zu Versammlungen eingeladen, in welchen man sich über die Wahlmänner verständigte; Wahlmann ward, wer wenigstens zwei Drittel der Anwesenden für sich hatte. Am Wahltag selbst wurden Säumige an die Urne gerufen. Es war diesmal kaum nöthig, der Eifer war allgemein, die Bürger wußten, um was es sich handelte.

Wie die Ultramontanen agitirten, das können ein Paar Stellen aus dem „Vaterland" darthun. Da ward die Wiedereinführung des Heidenthums als das Ziel des Kampfes bezeichnet; die Sklavenkette für alle Katholiken sei fertig, und für Bayerns Existenz habe die letzte Stunde geschlagen, wenn der Liberalismus siege. Das „Reichsmünz"elend, das Gründerthum mußten herhalten, und dann folgte ein Letztes Wort an die Urwähler:

„Wollt ihr, daß dieses hungrige Geschlecht aus dem Norden mehr und mehr euer schönes Heimatland unsicher mache, ausbeute, verspotte und ganz zu einer Domäne des Borussenthums mache, dann gebt eure Stimme einem Fortschrittler! Diese Fortschrittler sind keine Bayern mehr; sie haben sich Bismarck verschrieben mit Leib und Seele, sie kennen unsern König und Herrn nur noch so weit, als sie seine Hoheitsrechte in den unersättlichen Schooß des Reichsmoloch zu schütten Lust haben, sonst sind sie preußisch, durch und durch preußisch, und möchten preußische Sitte und Unsitte bei uns einführen. Wollt ihr, daß die katholische Religion, in welcher eure Väter fromm lebten und selig starben, der Willkür einer ungläubigen, jüdischen oder freimaurerischen Majorität preisgegeben werde, dann wählt einen Fortschrittler! Wollt ihr, daß die katholische Religion geknechtet und alle Lebensäußerungen derselben gewaltsam unterdrückt werden, daß eure Sterbenden ohne die Tröstungen der Religion in die Ewigkeit gehen müssen, daß der Cultus der Sinnlichkeit an die Stelle der Verehrung Gottes trete, dann gebt Fortschrittlern eure Stimme. Wer das thut, verdient nicht mehr den Namen eines Bayers. Bayrische Wähler, rettet Bayern!"

Dabei konnten die Herren aber ihren Hader im eignen Lager nicht lassen. Die dreißig Kammermitglieder, welche endlich doch für die Versailler Verträge gestimmt, wurden wie Verräther behandelt, selbst Jörg ward von der Donauzeitung und die gräflichen Vorstände des Münchner Casinos von der Partei Sigl als „Semmelschmarren" verunglimpft. Unfähigkeit und gewissenloseste Intriguen warfen sie einander vor, und versprachen, nach den Wahlen die schmutzige Wäsche vor den Augen des Publicums zu waschen.

Ein Freund aus Mitteldeutschland erzählte mir, daß er in der Gegend von Eichstädt auf der Eisenbahn einen Bauer angeredet, der Felddienstzeichen trug. Der gab ihm zur Antwort: „Ich hätte sie lieber nicht. Die Franzosen hatten nichts Böses mit Bayern im Sinn, die waren Katholiken wie wir. Uns Bayern hat man im Krieg immer vorn in's Feuer gestellt. Da haben die Franzosen nicht recht schießen wollen, und sich lieber gefangen nehmen lassen von den Preußen, die immer hinten herum kamen. Wir gehören mit Oesterreich zusammen". So machen unsere Klericalen bereits die Kriegslegende zurecht. Am Tage vor der Wahl brachte ein Priester bei Passau sein erstes Meßopfer. Zum Andenken daran ward ein in Paris fabricirtes, in Bayern verbreitetes Bild zu Passau auf der Rückseite mit einigen Worten an dessen Freunde bedruckt und vertheilt. Das Bild stellt ein mit Strahlen umgebenes goldenes Kreuz dar, daran lehnt eine Fahne mit einem Vergißmeinnichtkranz, auf der Fahne aber ist ein strahlendes brennendes Herz sichtbar, das die Umschrift trägt: „O Herz Jesu, heilige Fahne, rette Frankreich, das dir gehört!" Daß französische Blätter den Ultramontanen ihre Sympathien offen entgegentrugen, daß man in Paris auf den Wahlsieg in München hoffte wie vor fünf Jahren auf den Bundesbruch und die Neutralität, brauchen wir nicht zu wiederholen.

Am Tage vor der Wahl schrieb das „Vaterland": „So gehen wir denn froher Hoffnung und voll Zuversicht auf den Sieg unserer heiligen Sache in den Kampf. Bayrisch und katholisch, so kämpfen wir und so werden wir mit Gottes Hülfe auch siegen!" Am Tage nach der Wahl schrieb dasselbe Blatt:

Digitized by Google

„Wir sind in München geschlagen worden, geschlagen wie nie zuvor. Die Führung war erbärmlich; dieses eingebildete hochmüthige Siegesbewußtsein, diese kleinliche Rancüne, diese intriguensichere Gespreiztheit, diese wichtigthuende lächerliche Erhabenheit der Führung ließen das Ergebniß voraussehen!" Das Blatt bezeichnete die Wahlmänner als „bayrisch-katholisch" und „preußisch-jüdisch".

Am Wahltag selbst konnte man den meisten Männern es ansehen, wie sie wählten. Ein Wahlcommissär wird vom Magistrat für jeden Bezirk berufen; vor Beginn der Wahl ernennen die Wähler ihre sieben Beisitzer. Da fragte ein Wahlcommissär die Ultramontanen, die man ihm aufdrängen wollte, der Reihe nach, ob sie auch das Protokoll führen könnten, und sie zogen sich zurück und überließen den Platz einem Gegner. In einem Districte, wo 309 „bayrische" Wahlzettel abgegeben wurden, mußte der Commissär 207 selbst unterschreiben, das heißt der Wahlmann machte seine drei †††, und jener legitimirte sie durch Beifügung des Namens. „Schreiben können wir nicht, aber gesiegt haben wir doch," hieß es dort; indeß welch moralisches Gewicht hat ein solcher Sieg, abgesehen davon, daß die Frei- und Deutschgesinnten $^4/_5$ aller Bezirke der Wahlmänner für sich haben? „Die Bayrische Partei ist fertig in München, fertig für immer," so bekennen ihre eignen Organe. Siebenmal für Reichstag, Landtag, Gemeindevorstand hat der deutsche Fortschritt gesiegt. Es sei so eclatant durch die zwei- bis dreitausend jungen Männer und pensionirten Offiziere und in Civildienst übergetretenen Unteroffiziere geschehen, die vor der Wahl den Verfassungseid geleistet, sagen die Gegner; ich glaube, sie haben Recht, und bekennen damit, daß das heranwachsende Geschlecht und die wachsende Bildung uns die Zukunft sichere. „Es ist der letzte Wahlsieg, — sagt die „Deutsche Reichszeitung", die ihren Namen im Süden wie die „Germania" im Norden führt, — wenn jetzt nicht mit dem herrschenden liberalen Regiment aufgeräumt wird." Und mit einem solchen Pyrrhussieg von 1—2 Stimmen Majorität (zumeist die Unwissenheit gegen die Bildung), den man selber eingesteht, glaubt man die Regierung stürzen zu können? Das wird schwerlich geschehen; aber es wird das unerquickliche Schauspiel sich wiederholen, daß die Entscheidung beim Abstimmen daran hängt, daß nicht gerade ein Deputirter krank ist. Es wird sich ein Schaukelsystem noch einmal fortsetzen, bis der Umschwung sich vollzogen hat, und die deutsch und frei Gesinnten, die früher in Bayern sehr in der Minorität waren, die jetzt den Römlingen die Wage halten, zur Mehrheit geworden sind. Es wäre diesmal geschehen, wenn die Regierung ein offenes aufklärendes Wort von Seiten des Staats den klericalen Hirtenbriefen und ihren Unwahrheiten entgegengesetzt hätte. So wird's noch einige Stürme im Glas Wasser geben, und den concreten Fragen gegenüber, besonders bei der Budgetberathung, wird die diesmalige ganz kleine Majorität noch eher zerbröckeln als die vormalige viel größere. Arbeitende Geduld, geduldige Arbeit wird uns weiter helfen. Lügen haben keine Dauer; Muhammed sagt: Die Macht ist bei der Wahrheit.

Zum Glück haben wir das Reich. Ohne dasselbe hätte Bayern eine viel schwierigere Lage bei diesem Schwebezustand, in welchem nichts vorwärts, noch zurückgeht, indem die gleichstarken Parteien einander hemmen. Zum Glück haben wir im Reich Bismarck und Moltke. Und so lange wir sie haben, scheint es mir am besten, daß man sie nicht stört und beargwohnt, sondern walten läßt und unterstützt, überzeugt, daß sie die äußere Politik und den Kampf am besten verstehen. Ist einmal das Genie nicht mehr da oder nicht an der leitenden Stelle, dann mag und soll die gesammelte Intelligenz der Vielen im Parlament ein Ersatz für die überlegene Kraft des Einen sein, und auf der Wache stehen, daß der Staat keinen Schaden leide. Mir kommt es oft in den Sinn, was Aristoteles angesichts Alexanders und in der Erinnerung an Perikles geschrieben, und was mir im Studium von Cromwells Reden und Thaten klar geworden. Man wird mit dem bekannten Körnlein Salz das verstehen, was der alte Heide gewollt: „Zwischen dem vorzüglichen und dem gewöhnlichen Menschen besteht derselbe Unterschied wie zwischen dem Schönen in der Kunst und zwischen der Natur: dort findet sich in Einem vereint, was hier an Viele vertheilt erscheint. Ist aber einer so überlegen an Tugend und Macht, daß Macht und Tugend aller übrigen keinen Vergleich zuläßt, so würde man ihm Unrecht thun, wollte man ihn mit den Andern gleichstellen. Ein solcher wäre ja billig wie ein Gott unter den Menschen anzusehn. Gesetze werden für die gegeben, welche nach Natur und Macht einander gleich sind; jener aber ist sich selbst das Gesetz. Es wäre lächerlich, wenn man ihn beschränken wollte. Man wird ihn nicht ausstoßen noch vertreiben können, aber doch auch nicht über ihn zu herrschen begehren; wäre es doch ähnlich, als wollte man sich anmaßen über Zeus zu gebieten. Es bleibt also nur übrig, was auch naturgemäß geschieht, freiwillig sich ihm unterzuordnen, so daß ein solcher der lebenslängliche König im Staate sei".

Die volkswirthschaftliche Reaction.

Von **H. B. v. Auruh**, Mitglied des deutschen Reichstages.

II.

Volkswirthschaftliche Erfahrungen.

Die Volkswirthschaft oder Nationalökonomie ist eine Erfahrungswissenschaft, die mit Erfolg wie die Naturwissenschaften nur nach der inductiven Methode behandelt werden kann. Die volkswirthschaftlichen Gesetze lassen sich nur aus sorgfältigen, objectiven Beobachtungen ableiten und sind, richtig erkannt, unwandelbar und unabhängig von dem Willen der Menschen und des Staats, dessen Eingriffe die Wirkung jener Gesetze stören oder theilweise aufheben, aber die Gesetze selbst nicht ändern können. Sache der Theorie ist lediglich das Erkennen, Zusammenstellen und Ordnen der feststehenden Erfahrungen und die Ableitung der daraus sich ergebenden Gesetze. Die philosophische Speculation mag sich mit Vermuthungen über noch nicht erfahrungsmäßig aufgeklärte Erscheinungen beschäftigen, Hypothesen aufstellen und noch nicht erforschte Gebiete, auf die sich die Beobachtung zu richten hat, bezeichnen; aber auf rein speculativem Wege ist bei dieser Wissenschaft nichts Sicheres zu erreichen gerade wie bei den Naturwissenschaften. Das angeblich gefundene Resultat ist werthlos, wenn die Beobachtung und Erfahrung dasselbe nicht bestätigt. Wer mit unerwiesenen Behauptungen oder mit Phrasen seine Ansichten vertheidigen und entgegenstehende widerlegen will, kann kaum die Absicht haben, die Wahrheit zu ermitteln, er kämpft in der Regel im persönlichen Interesse einer Partei. Je weniger die Wirkung von Eingriffen des Staats geleugnet werden kann, um so mehr ist Jeder, der solche verlangt, verpflichtet, die Nothwendigkeit und den wahrscheinlichen Erfolg gründlich nachzuweisen. Es ist, um nur ein Beispiel anzuführen, ein durch Erfahrung und Theorie vollkommen festgestelltes Gesetz, daß das Metallgeld aus einem Staate, der übertriebene Massen Papiergeld oder Banknoten in Circulation setzt und den Zwangscours einführt, nach dem Auslande abströmt. Wenn nun der Staat aus eigenem Antriebe oder auf Verlangen die Ausfuhr von Edelmetallen verbietet, wie es in Rußland vor etwa 20 Jahren geschah, so hindert er zwar die Wirkung jenes volkswirthschaftlichen Gesetzes, aber sehr bald zeigen sich die allen Handelsverkehr zerstörenden Folgen des Eingriffs, den der Staat zurückzunehmen gezwungen wird, nachdem großer Schaden entstanden ist. An jenem allgemeinen volkswirthschaftlichen Gesetz hat der Staat nichts ändern können. Er unterliegt ihm wie jedem Naturgesetz.

Sind die objectiven Darlegungen und die daraus hervorgehenden Erfahrungen die Basis aller Volkswirthschaftslehren,

Digitized by Google

so kommt es hier zunächst darauf an, jene in großen Zügen scharf in's Auge zu fassen.

Die Etablirung von Zöllen an allen Verkehrsstraßen, im Mittelalter beginnend und bis in unsere Zeit fortgesetzt, hatte augenscheinlich ursprünglich keinen andern Zweck, als die Taschen der Landes- und kleinen Territorialherren so wie der Städte zu füllen. Ein anderer Nutzen wurde gar nicht beabsichtigt. Zuweilen dienten die Kosten der Straßenunterhaltung zum Vorwande der Zollerhebung. Beim Sundzoll, bei dem Rheinzoll an der holländischen Küste und anderen fehlte auch diese Beschönigung. Die Landesherren machten kein Hehl daraus, daß sie die Zölle an ihren Grenzen für die Staatscasse nöthig hätten. Wer quer durch Deutschland reiste, mußte sein Gepäck und auf Verlangen auch seine Taschen 5, 6 mal zollamtlich untersuchen lassen. Ebenso wurden Frachtwagen und Schiffe gezwungen, an jeder Landesgrenze aus- und wieder einzuladen. Einzelne Städte, wie Magdeburg, hatten Stapelrecht. Der Aufenthalt betrug oft mehrere Tage. Die nöthigen Declarationen und sonstigen Zollformalitäten führten unvermeidlich zu Chicanen und Bestrafungen. Von keiner Seite wurde bestritten, daß Handel und Verkehr in hohem Maße geschädigt werde und daß die Verzögerungen und die unvermeidliche Beschädigung der Waaren fast noch nachtheiliger wirkten als die Vertheuerung des Transports, folglich der Waare selbst, durch den Zoll. Die Richtigkeit dieser Angabe wurde unwidersprechlich bei Gründung der kleineren Steuervereine und dann des Zollvereins, zu welchem manche Regierungen durch den Umstand bewogen wurden, daß die Zolleinnahmen für die meisten deutschen Staaten nicht fielen, sondern stiegen. Der Verkehr nahm schnell zu und ertrug die Besteuerung durch die Zölle leichter als die Verzögerung und die Beschädigung der Waaren, mit welcher häufig Diebstahl verbunden war. Die Handelswelt begann frei aufzuathmen. Der wohlthätige Eingriff des Staats bei Gründung des Zollvereins bestand in der Aufhebung der Verkehrshindernisse, wenigstens innerhalb Deutschlands. *Man ließ den Dingen innerhalb des Landes ihren natürlichen Lauf.*

Aus diesen, nicht zu bestreitenden Erfahrungen ergibt sich eines der wichtigsten Gesetze der Volkswirthschaft: *jede Störung und Erschwerung des Verkehrs wirkt nachtheilig; jede Beseitigung der Hindernisse, die Rückkehr zum natürlichen Verlauf fördert Handel und Fabrikation.*

Schon sehr früh, namentlich in England und Frankreich zeigte es sich, daß die ursprünglich nur zu Gunsten der Staatscasse erhobenen Grenzzölle noch eine andere Wirkung äußerten: die Preise der durch Zölle besteuerten Gegenstände stiegen und zwar meistens im Verhältniß der Höhe dieser Zölle. Dadurch wurde die schon vorhandene inländische Fabrikation offenbar begünstigt und die Anfertigung solcher Waaren, die man bisher nur vom Auslande bezogen hatte, hervorgerufen. Die Industriellen rühmten daher die hohen Einfuhrzölle und wünschten weitere Zollerhöhungen, sogar das Verbot der Einfuhr. Die Staatsverwaltungen hielten die Hebung der Industrie unter allen Umständen für sehr wünschenswerth und vortheilhaft, mithin sich für berechtigt und verpflichtet, die inländische Fabrikation nicht nur durch hohe Zölle, sondern auch direct durch Staatsgelder zu fördern. Damit war das *Schutzzollsystem* in den meisten Staaten eingeführt. Manche Artikel wurden mit einem solchen Eingangszoll belegt, daß die Einfuhr aus dem Auslande aufhören mußte, die sogar für einzelne Gegenstände direct verboten wurde. Staatsmänner und einzelne national-ökonomische Schriftsteller priesen diese Zollpolitik und ließen dabei außer Acht, ob das eigne Land dicht oder dünn bevölkert war, ob es hauptsächlich eine landbauende Bevölkerung hatte, welche die vorhandenen Arbeitskräfte nothwendig gebrauchte oder ob ein Ueberschuß solcher Kräfte vorhanden war, ob die mit hohem Zoll belegten Gegenstände Luxusartikel betrafen oder zu dem relativ nothwendigen Lebensbedarf gehörten.

Anfangs glaubte man, daß mit den Zollerhöhungen auch die Zolleinnahmen steigen müßten — die italienische Regierung spricht noch jetzt diese Hoffnung aus —; aber bald wurde man gewahr, daß die Zolleinnahmen mit der Höhe der Zölle sich verminderten, was ja ganz natürlich ist. Wenn der hohe Zoll die Einfuhr aus dem Auslande vermindern oder ganz verhindern und dadurch die inländische Production fördern soll, so muß die Einnahme aus den Zöllen nothwendig kleiner werden, oder ganz aufhören. Es ist auch noch ein Grund vorhanden, welcher das Fallen der Einnahmen erklärt. Der Verbrauch eines Artikels, sogar der zum Leben nothwendigen Gegenstände hängt augenscheinlich erfahrungsmäßig vom Preise ab. Wird nach einer schlechten Ernte das Getreide theuer, so wird das Brod bei uns kleiner, in anderen Ländern steigt der Preis für ein bestimmtes Gewicht. Da nun die sehr große Mehrzahl der Bevölkerung nicht in der Lage ist, beliebig viel Geld für Brod auszugeben, sondern nur eine bestimmte Summe, einen gewissen Theil der Einnahme, so behilft sie sich mit weniger Brod, zuletzt hungert sie. Dasselbe tritt beim Fleisch ein. Aus den statistischen Ermittelungen ergibt sich, daß lange nicht so viel Getreide eingeführt wird, als der Ausfall an der Ernte beträgt, vielmehr nur so viel, als die wohlhabenden Classen gebrauchen, welche die entschiedene Minderzahl bilden. Diese Ausgleichung des Preises durch Verminderung der Consumtion ist eine nothwendige und bis zu einer gewissen Grenze eine wohlthätige. Nähme der Verbrauch nicht ab, so müßte das Fehlende zu noch viel höherm Preise durch Einfuhr beschafft werden. Dazu würden weder die Geldbeutel der Bevölkerung, noch der Säckel des Staats im Stande sein, der in diesem Sinne ja nichts Anderes ist als die Summe der Steuerzahler, also die Bevölkerung selbst.

Was nun von Brod und Fleisch gilt, das gilt auch von Tuch, Kattun, Leinewand, Seide, Eisen, Stahl, d. h. von allen Gegenständen, welche in einem Culturstaate ebenso gut zu den Lebensbedürfnissen gehören, wie Brod und Fleisch. Es ist gar kein vernünftiger Grund vorhanden, weshalb das durch die Erfahrung erwiesene volkswirthschaftliche Gesetz: *„Die Consumtion fällt und steigt umgekehrt, wie die Preise,"* nicht auf alle Gegenstände des Bedarfs Anwendung finden sollte. Der offen ausgesprochene Zweck des Schutzzolls ist die Einschränkung der Einfuhr und die Förderung der inländischen Industrie durch die, um den Einfuhrzoll erhöhten Preise der Fabrikate. Läßt sich nun nicht leugnen, daß die Preiserhöhung den Verbrauch einschränkt und daß die Einfuhr hierdurch und durch den Zoll vermindert wird, so kann die Abnahme der Zolleinkünfte, welche die Erfahrung lehrt, unmöglich befremden.

Viele Staatsmänner der früheren Zeit und manche der Gegenwart, so wie einzelne Nationalökonomen waren und sind theilweise noch jetzt der Meinung, daß eine solche Einbuße bei den Staatseinnahmen gegen den (vermeintlichen) Aufschwung in der Industrie kaum in Betracht komme. Zugleich wird zugestanden, daß der Staat in der Regel nicht in der Lage sei, den Ausfall in der Einnahme zu erleiden, ohne denselben anderweit zu decken, nämlich mehr oder andere Steuern zu erheben. Die Besteuerung trifft alle Einwohner, von denen die Consumenten die große Mehrzahl, die verhältnißmäßig kleine Zahl der Fabrikanten die kleine Minderzahl sind. Freilich sind auch diese Consumenten, aber für sie überwiegt der Vortheil der hohen Preise ihrer Fabrikate den Nachtheil der Vertheuerung ihrer Consumtionsartikel bei weitem.

Aus dem Vorstehenden folgt mit Nothwendigkeit das aus der Erfahrung abgeleitete volkswirthschaftliche Gesetz: *„Sowohl die, durch Schutzzölle künstlich herbeigeführten Preiserhöhungen der Producte und Fabrikate, als auch der Ersatz der, ebenfalls durch Schutzzölle herbeigeführten Ausfälle in den Zolleinnahmen treffen die Consumenten, d. h. die ganze steuerzahlende Bevölkerung".* Richten wir nun unseren Blick auf die einzelnen Staaten und Länder, so tritt uns die prägnante Erscheinung entgegen, daß bis zum Abschluß und Ausbreitung des Zollvereins, als noch

Digitized by Google

die Zollbarrieren an allen Grenzen der Einzelstaaten bestanden, die Industrie grade in dem deutschen Mittelstaat am meisten blüthe, der gar keine Schutzzölle hatte: im Königreich Sachsen. Derselbe Fall lag und liegt noch vor bei einem der Nachbarstaaten Deutschlands: bei der Schweiz. Diese und Sachsen waren rund herum umgeben von lauter mehr oder weniger schutzzöllnerischen Staaten, welche ihre Industrie durch hohe Eingangszölle fördern wollten und doch hinter jenen beiden Ländern weit zurück standen. In Preußen entstand wirkliche Industrie erst unter dem Zollgesetz von 1818, welches nur Finanzzölle, d. h. niedrige Zölle zur Erzielung von Staatseinnahmen gestatten wollte. Dennoch kam in der Rheinprovinz, in preußisch Sachsen und in Schlesien, den am dichtesten bevölkerten Landestheilen, die Industrie der sächsischen am nächsten. Süddeutschland stand entschieden zurück. Mit dem Zollverein, also der Erweiterung des Absatzgebiets auf den größten Theil von Deutschland und der Anwendung der Dampfkraft hob sich die deutsche Industrie noch mehr. Die Zölle wurden erhöht, standen aber noch weit unter den französischen, englischen und österreichischen. Der Export, der sich bis dahin fast nur auf Landesproducte, wie Getreide, Oelfrüchte, Holz und auf Tuch und Leinen beschränkt hatte, dehnte sich auf Fabrikate aus. Die Wohlhabenheit stieg und mit ihr die Steuerkraft. Tuch wurde schon früher beinah ausschließlich nach Rußland, Leinewand nach Spanien und America ausgeführt. Bald aber wurde Rußland auch schutzzöllnerisch und die Tuchausfuhr dahin hatte ein Ende. Die baumwollenen Stoffe, welche grade für südliche Klimate sehr geeignet sind und die verkehrte Politik Preußens gegenüber Spanien verdrängten die Leinewand im Auslande. Dennoch schritt die deutsche Industrie vor und erreichte bis zum Jahr 1872 eine Höhe und einen Umfang von bis dahin unbekannter Größe. Es wurde stark auch nach fremden Welttheilen bis zum Jahr 1871 exportirt und erfolgreich mit England concurrirt, das durch diese Erscheinung sich beunruhigt fühlte. Die Eisenbahnen genügten dem Transportbedürfniß nicht mehr. Die Rente der Berg- und Hüttenwerke und vieler industriellen Etablissements stieg auf 20—50 Procent.

Es ist daher einfach unwahr, daß die mit England, Frankreich, Oesterreich und Italien zum Theil 10 Jahre früher abgeschlossenem Handels- und Zollverträge die deutsche Industrie heruntergebracht haben. Erst die vielen Arbeiterstrikes und besonders der Schwindel von 1871/72 erschütterten die Industrie und führten zu der jetzigen Lage derselben. Die auf bestehende, gut rentirende Fabriken basirten Gründungen wären unmöglich gewesen, wenn die Handelsverträge nach 10jährigem Bestehen die Industrie geschädigt und nicht mehr lohnend gemacht hätten. Umgekehrt war dieselbe während der Dauer jener Verträge hoch empor gekommen. Das ist eine unbestreitbare Thatsache.

Fast in den Kinderschuhen blieb vor dem Zollverein und noch längere Zeit nachher die Industrie Oesterreichs, das bis an die Ohren in Schutz- und Prohibitivzöllen steckte und dies System auch auf seine italienischen Besitzungen und die von ihm abhängigen kleinen italienischen Staaten ausgedehnt hatte. Selbst die in Italien völlig naturwüchsige Fabrikation von Seidenwaaren konnte mit den Franzosen im Auslande nicht recht concurriren. In Deutschland trug man fast nur französische Seidenstoffe. Dem Schutzzoll gelang es nicht, die österreichische Industrie zur Blüthe zu bringen, aber die Volkswirthe wiesen statistisch und rechnungsmäßig nach, daß die durch Schutzzölle und Prohibitionen herbeigeführte Vertheuerung der Bedarfsgegenstände etwa zweimal so viel betrug als das gesammte Staatsbudget. Kein Wunder, daß Oesterreich aus Finanzcalamitäten gar nicht herauskam. Endlich schloß Oesterreich mit dem Zollverein einen Handels- und Zollvertrag ab, gab die Einfuhrverbote auf und ermäßigte seine Zölle. Sehr bald erwachte die industrielle Thätigkeit. Die Fabrikation von Baumwollenwaaren und Tuchen, feinen Lederwaaren und mancherlei Artikeln kam in Flor. Oesterreichische Seide ging nach dem Auslande. Man sah in den Bergwerken endlich Dampfmaschinen und Drahtseile, die man 1834 dort kaum kannte; es entstanden große Hüttenwerke; man baute Locomotiven und hatte nicht mehr nöthig, die Kessel aus kleinen Platten zusammenzusetzen, wie es noch 1846 geschah. Die Concurrenz Deutschlands und Englands zwang die Hüttenbesitzer, ihre Walzwerke dem Bedarf anzupassen. Für jeden Unbefangenen, der in Oesterreich reiste und die großen Ausstellungen besuchte, war der Fortschritt leicht erkennbar. Derselbe dauerte unbestreitbar fort, auch nachdem Oesterreich die Handelsverträge mit Frankreich, England und Italien abgeschlossen hatte.

Es beruht ebenfalls auf grobem Irrthum oder völliger Unkenntniß, wenn man behauptet, daß durch Abschluß jener Verträge und die Wirkung derselben die österreichische Industrie zurückgegangen und dem Ruin zugeführt sei. Die Industrie hatte auch in Oesterreich notorisch bis zum Jahr 1871 eine in diesem Lande noch nicht dagewesene Höhe erreicht. Industrielle Gründungen, wie dieselben in der Schwindelperiode 1871/72 auch dort massenhaft vorkamen, wären offenbar ebenfalls unmöglich gewesen, wenn die industriellen Etablissements bis dahin nicht gut rentirt hätten, die Industrie herabgekommen gewesen wäre. Dieser Beweis für den verhältnißmäßig guten Zustand der österreichischen Industrie bis zur Schwindelperiode ist unanfechtbar. Der Schwindel hat die Industrie heruntergebracht in Oesterreich wie in Deutschland, speciell in Preußen, nicht die Handels- und Zollverträge.

Rußland hat seit einem halben Jahrhundert eine sehr eigenthümliche Finanz- und Handelspolitik befolgt. Es sperrte sich durch Einführung sehr hoher Grenzzölle ab, die auffallenderweise für einzelne Artikel an der preußischen und österreichischen Grenze noch höher waren als an der Seeküste. Zugleich suchte es bei sich Industrie durch directe Staatshülfe hervorzurufen. Der Staat gab sehr erhebliche Capitalien zur Errichtung von Fabriken gegen einen sehr geringen Procentsatz her, welcher außer den Zinsen auch die Amortisation deckte. Zum Theil befinden sich diese, hauptsächlich auf Staatskosten errichteten industriellen Etablissements im Besitz des hohen Adels. Die hohen Schutzzölle riefen aber auch die Anlage von Fabriken durch Privatleute, zum Theil Ausländer, ohne oder mit geringerer Staatsunterstützung hervor. Der reiche Russe ist sehr geneigt, Geld zu industriellen Zwecken herzugeben, wenn ein sehr hoher Nutzen, d. h. von mindestens 10—15 Procent in Aussicht steht. Dies ist aber nur unter sehr hohen Schutzzöllen möglich. So entstanden Spiegel- und Tuchfabriken, Baumwollspinnereien und Webereien, Eisengießereien und Maschinenfabriken 2c., welche sämmtlich sehr theuer und zum Theil schlechte oder doch sehr mangelhafte Waare produciren, obgleich an der Spitze der Fabriken sehr hoch bezahlte ausländische Techniker und Kaufleute, Engländer, Deutsche, Franzosen stehen. Die Preise aller russischen Fabrikate, Stiefel ausgenommen, sind auffallend hoch, vom großen Spiegel bis auf die Zündhölzchen herunter. Deshalb wird trotz aller Schutzzölle, Weitläufigkeiten und Chicanen an der Grenze doch ziemlich stark nach Rußland importirt, namentlich elegante, feine Modewaaren jeder Art, Luxussachen und solche Gegenstände, bei denen es auf guten Stoff und solide Arbeit ankommt, wie Eisenbahnwagen, Locomotiven, Maschinen jeder Art. Rußland baut zwar selbst Eisenbahnwagen und Locomotiven, aber von sehr schlechter Beschaffenheit und noch theurer als schlecht. Dabei zwingt der Staat die Eisenbahnverwaltungen ihr rollendes Material im Inlande machen zu lassen, so weit es da zu haben ist. Diese indirecte Unterstützung ist seit einigen Jahren an die Stelle der directen durch Staatsgelder getreten. Die Schmuggelei an den Landesgrenzen wird in großem Maßstabe betrieben, zum Theil unter Mitwirkung bestochener Zollbeamten, zum Theil durch organisirte, bewaffnete Schmugglerbanden, welche den militärischen Zollwächtern zuweilen wirkliche Gefechte liefern. Die Bevölkerung auf beiden Seiten der Grenze wird dadurch stark demoralisirt.

Digitized by Google

Von einem wirklichen anhaltenden Aufschwunge der russischen Industrie ist auch an Ort und Stelle nichts zu bemerken, wohl aber klagt man auf dem Lande, besonders seit der so preiswürdigen Bauernemancipation über Mangel an Arbeitskräften, welche zu einem erheblichen Betrage in den Fabriken gegen hohes Lohn beschäftigt werden.

Dies ist in kurzen Zügen der Zustand der Industrie in dem Eldorado der Schutzzölle, in Rußland. Die russische Zoll- und Handelspolitik ist offenbar dem Beispiele anderer Schutzzollstaaten gefolgt und zwar sehr consequent. Auf dem Gebiete der Finanzpolitik hat Rußland dagegen originelle Experimente gemacht. Für die Einführung von Papiergeld, die Reduction und demnächstige Ersetzung der alten Papierrubel durch Noten der russischen und polnischen Staatsbank unter Einführung des Zwangscourses und vieljähriger Beibehaltung desselben gibt es naheliegende Analogien. Da aber in Folge dessen das Metallgeld in das Ausland ging, so verbot Rußland die Ausfuhr seiner Goldmünzen und gleichzeitig die Wiedereinführung seiner, zu Zahlungen im Auslande verwendeten russisch-polnischen Staatsbanknoten. Diese unter dem Kaiser Nicolaus getroffenen Maßregeln wurden noch einige Zeit unter Kaiser Alexander II. beibehalten. Zunächst erstaunt man über die Möglichkeit solcher Maßregeln, um so mehr, als man unter der höheren Classe und den hohen Beamten eine große Anzahl wissenschaftlich gebildeter, sehr unterrichteter Männer findet, die das Ausland genau kennen und in der Regel richtig beurtheilen. Sie sprechen auch über russische Zustände mit großer Klarheit und streben augenscheinlich nach Beseitigung der vorhandenen Fehler und Uebelstände in ihrem Staate und überragen den Polen entschieden an Tiefe der Bildung und wirklicher Fachkenntniß. Es ist sehr interessant, mit hochgestellten Russen eingehend zu sprechen, sobald man aber auf Finanz- und Volkswirthschaft kommt, hat das gegenseitige Verständniß in der Regel ein Ende. Auf die Aeußerung, Rußland werde den Zwangscours seiner Noten nicht eher los werden, seine Valuta nicht eher auf Pari bringen und das Metallgeld nicht eher im Lande behalten, bis es seine Handels- und Zollpolitik ändere, antwortete ein vornehmer, einflußreicher Russe: „wozu brauchen wir Metallgeld, wir haben ja Banknoten und wenn wir nicht genug Noten haben, so machen wir mehr"!

Bei solchen Anschauungen hört jedes Erstaunen über russische Finanzpolitik auf. Eine Anerkennung verdient dieselbe aber in vollem Maße. Rußland bezahlt die Zinsen seiner Staatsschulden stets pünktlich und hat seine Gläubiger noch nie durch Abzüge für Einkommensteuer, Silberagio u. dgl. geschädigt. Daß es so zu verfahren im Stande ist und bei seiner oben geschilderten Finanz- und Handelspolitik seinen Credit im Auslande aufrecht zu erhalten vermag, muß in der That Verwunderung erregen. Die Erklärung liegt wohl darin, daß die große Masse der russischen Bevölkerung noch auf einer sehr niedrigen Culturstufe steht und sehr wenige Bedürfnisse hat. Der Bauer lebt von dem, was er auf seinem Antheil am Gemeindelande baut und erzieht; die Stoffe, in die er und seine Familie sich kleiden, macht diese zum allergrößten Theile selbst. Die Fabrikarbeiter wechseln sehr häufig, gehen wieder in die Landgemeinde zurück, an deren Grund und Boden sie einen Antheil haben. Eine eigentliche Fabrikbevölkerung und deren Leiden kennt Rußland noch nicht. Die Masse seiner Bevölkerung gehört noch gar nicht zu den Consumenten der Fabrikate, die keine Lebensbedürfnisse für sie sind. Axt, Sense und Messer sind die Instrumente des russischen Bauern. An seinem Wagen und seinem Schlitten ist sehr wenig oder gar kein Eisen. Die Haut, aus der sein Pferdegeschirr gemacht wird, gerbt er selbst. Fabrikate, namentlich die besseren, braucht nur der Wohlhabende und Reiche, der die hohen Preise der im Inlande fabricirten Artikel und der mit hohem Zoll eingeführten noch am ehesten bezahlen kann. Die Mittelclasse ist sehr wenig zahlreich, einen großen Mittelstand, wie in Westeuropa, der die massenhaft producirten wohlfeilen Waaren massenhaft consumirt, gibt es in Rußland eigentlich nicht. Die hohe Steuer, welche in den hohen Schutzzöllen offenbar liegt, trifft also nur den wohlhabenden Theil der Bevölkerung, während gleichzeitig die ganze Masse derselben Staatssteuern aus dem Verkaufe ländlicher Erzeugnisse und den verdienten Löhnen zahlt. Für die Staatssteuern ist die ganze Gemeinde solidarisch verantwortlich. Das Gemeindeland ist gemeinschaftliches Eigenthum und wird von Zeit zu Zeit zur Nutznießung unter sämmtliche Gemeindemitglieder neu vertheilt. Individuelles Grundeigenthum erwirbt der Bauer gar nicht, bewegliches Eigenthum in geringem Maße. Vom Ertrage des Gemeindelandes und den verdienten Löhnen fließt der Ueberschuß über die nothwendigsten Existenzmittel in Form von Steuern in die Staatscasse.

Frankreich lebte bis zum Abschluß des Handelsvertrages mit England, Deutschland ꝛc. unter einem strengen Schutzzoll- und Prohibitivsystem. Von da ab wurden die Einfuhrverbote aufgehoben und ein Theil der Zölle ermäßigt. Es trat die erste Annäherung zum Freihandel, aber keineswegs der Uebergang zu demselben ein. Daß die Industrie Frankreichs schon vor diesem Zeitpunkte, unter den alten hohen Schutzzöllen sehr entwickelt und in Blüthe war, daß Frankreich schon damals viel exportirte, läßt sich nicht bestreiten und kann selbst den enragirten Freihändler nicht befremden, wenn er in Betracht zieht, daß Frankreich auf meistens fruchtbarem Boden eine sehr fleißige, sparsame, daher wohlhabende und consumtionsfähige Bevölkerung schon seit Jahrhunderten besitzt. Ein so beschaffenes Land von der Größe Frankreichs gewährt an sich schon ein bedeutendes Absatzgebiet für die Industrie. Es erträgt höhere Preise für Fabrikate leichter als ein nicht so wohlhabendes oder gar armes Land, besonders dann, wenn es trotz der Vertheuerung seiner Production durch Schutzzölle im Stande ist, stark zu exportiren. Dies war stets und ist auch jetzt noch bei Frankreich der Fall. Nicht allein, daß seine Weine starken Absatz im Auslande, in allen Welttheilen finden, es liefert auch seit zweihundert Jahren die neuesten Mode- und Luxusartikel, es dictirt dem Auslande die Moden, es übertrifft alle anderen Staaten an Geschmack; seine Kunstindustrie steht an der Spitze. Die Vignette „Paris" schafft seinen Erzeugnissen überall Zutritt, wird überall bevorzugt. Die Käufer dieser mannichfaltigen Gegenstände sind die wohlhabenden Classen aller Länder, welche höhere Preise bezahlen können. Es liegt daher ein sehr bedeutender Nutzen auf fast allen Ausfuhrartikeln Frankreichs.

Außer den französischen Schutzzöllnern wird nicht leicht Jemand behaupten oder gar nachweisen können, daß die französische Industrie in den 10—15 Jahren seit Abschluß der Handelsverträge zurückgegangen, heruntergekommen sei. Im Gegentheil, in Deutschland klagen die Industriellen, daß Frankreich seit jenem Zeitpunkte auch gröbere und wohlfeilere Gegenstände importire, trotz seiner Niederlage von 1870/71 und der rapid steigenden innern Besteuerung. Der Krieg hat Frankreich einschließlich Elsaß vor dem Berlin-Wiener Schwindel bewahrt. Seine Industrie ist gesund geblieben, auch in dem deutschgewordenen Elsaß steigen manche Zweige der Industrie, es entstehen da neue Etablissements, vorhandene werden vergrößert.

Daß die schutzzöllnerischen Fabrikanten in Frankreich seit dem Sturze Napoleons wieder nach höheren Zöllen verlangen, kann nicht befremden. Das geschieht in allen industriellen Ländern, in Deutschland, Oesterreich, Italien und selbst in England. Aber gegenüber der, auch in der französischen Nationalversammlung stark vertretenen Schutzzollpartei hat sich sogar unter den Fabrikanten eine Gegenpartei gebildet, welche die wohlthätigen Folgen der Handelsverträge erkennt und beibehalten wissen will. Die bedeutendsten französischen Nationalökonomen sind Freihändler, oder neigen zum Freihandel hin.

England hat eine lange Periode hoher Schutzzölle durchgemacht, sogar durch seine Kornbill der arbeitenden Classe die Lebensmittel vertheuert. Dann ist es nach und nach zum

Digitized by Google

Freihandel übergegangen. Wie bei Frankreich, so läßt sich auch in Bezug auf England nicht bestreiten, daß seine Industrie schon unter den Schutzzöllen sich entwickelt und eine hohe Stufe erreicht hat; aber auch hier kommen ganz besondere, wichtige Umstände in Betracht. England hat es verstanden, sich, zum Theil durch eine äußerst gewaltsame Politik, ein großes Absatzgebiet zu verschaffen, welches, gegen andere Länder abgesperrt, den englischen Producten und Fabrikaten zollfrei offen gehalten wurde: früher Nordamerica und sämmtliche englischen Kolonien in allen Welttheilen, später Indien. Dorthin ging die große Masse der englischen Fabrikate. Gleichzeitig fand ein sehr erheblicher Absatz englischer Waaren nach europäischen Ländern statt, auch nach solchen, die unter Schutzzöllen standen. War es die Mode und der Geschmack, welche französischen Waaren den Eingang in das Ausland zu guten Preisen verschafften, so hatte die große Solidität und die vortreffliche Arbeit der englischen Fabrikate dieselbe Wirkung. Käufer war ebenfalls die wohlhabende Classe aller Länder, welche hohe Preise bezahlen konnte. Dazu kam, daß nicht alle Continentalstaaten so thöricht handelten, ihrer eigenen Industrie die Rohstoffe durch hohe Zölle zu vertheuern, wie Frankreich in Bezug auf englische Kohlen. Man fror in Paris zu Gunsten weniger Besitzer französischer Kohlengruben. Preußen und der Zollverein ließ englische Kohlen zollfrei ein. Der Zwischenhandel mit Baumwolle fiel England zu, dem seine, von legitimistischen Schrullen durchaus freie Politik, wenigstens periodisch den Eintritt seiner Waaren nach Spanien, einem Theil von Italien und der Türkei verschaffte.

Diese Verhältnisse muß Jeder scharf in's Auge fassen, der die Wirkung der alten englischen Schutzzölle klar beurtheilen will. Daß die englische Industrie durch die unaufhörlichen massenhaften Arbeiterstrikes geschädigt wird, liegt auf der Hand; aber daß die Einführung des Freihandelsystems die Industrie Englands heruntergebracht habe, können doch diejenigen am wenigsten behaupten, welche sich vor der Concurrenz derselben fürchten und durch noch höhere Zölle schützen wollen.

Fassen wir die in den verschiedenen Staaten betrachteten Erscheinungen zusammen, so ergeben sich folgende Resultate:

In denjenigen Staaten, welche zur Zeit allgemein herrschender Schutzzölle sich davon frei hielten (Sachsen und die Schweiz), entwickelte sich die Industrie am frühesten und überragte die der schutzzöllnerischen Nachbarstaaten.

Von den anderen deutschen Staaten gelangte zunächst Preußen unter ursprünglich sehr mäßigen Zöllen zu industrieller Thätigkeit. Mit der Verschmelzung des größten Theils von Deutschland zu einem Handelsgebiet hob sich die deutsche Industrie zu beachtungswerther Höhe und nahm allmählich einen dem Auslande imponirenden Aufschwung. Manche Zölle waren erhöht, erreichten aber weder die österreichischen, noch französischen und früheren englischen, und wurden bei Abschluß der Handelsverträge im Anfang der sechziger Jahre wieder ermäßigt. Seit dieser Zeit wuchs die deutsche Industrie bis zum Jahre 1872 zu einem Umfang und einer Blüthe wie in keiner früheren Periode. Mit dem Eintritt der Arbeiterstrikes und des Gründerschwindels erlahmte die Industrie und liegt auch jetzt noch mehr oder weniger darnieder. Der bis 1871 starke Export ist sehr gesunken.

In Oesterreich datirt das Emporkommen der Industrie von dem ersten Handelsvertrage mit dem deutschen Zollverein und der damit verbundenen Herabsetzung der Zölle. Der Aufschwung dauerte fort nach Abschluß der Handels- und Zollverträge mit Frankreich, England und Italien, und erreichte, wie in Deutschland, seine Höhe 1871. Mit dem Schwindel von 1871/72 trat, etwas früher als in Deutschland, der Rückschlag ein, der noch fortdauert.

Rußland hat durch seine Schutzzölle und Staatsunterstützungen es nicht zu einer gesunden, concurrenzfähigen Industrie bringen können.

In Frankreich hat sich die Industrie gleichzeitig mit dem Schutzzollsystem sehr entwickelt, sowohl durch den inländischen Absatz an eine fleißige, wohlhabende Bevölkerung, als durch den Export seiner Mode- und Luxuswaaren an die wohlhabende Classe aller Länder. Die französische Industrie hat seit Abschluß der Handelsverträge mit England, Deutschland, Oesterreich und Italien nicht gelitten, sondern zugenommen, namentlich an Export.

Auch in England ist die Industrie unter Schutzzöllen entstanden, hat aber stets zollfreien Absatz gehabt nach großen consumtionsfähigen Gebieten. Durch die Einführung des Freihandels ist die englische Industrie nicht zurückgegangen, sie bedroht im Gegentheil nach der Meinung der Schutzzöllner die Industrien aller andern Länder, welche sich nicht dagegen durch hohe Zölle schützen.

Literatur und Kunst.

J. B. von Schweitzer.

Unser Theater ist so arm an producirenden Talenten, daß eine merkliche Lücke entsteht, wenn auch nur Einer aus dem kleinen Kreise der befähigten Bühnendichter scheidet. Schon deshalb wird der Tod des reichbegabten Johann Baptista von Schweitzer, der am 28. Juli in Gießbach in der Schweiz gestorben ist, von allen Freunden des deutschen Theaters mit tiefem Bedauern empfunden werden. Was Schweitzer in der kurzen Zeit, seitdem er sich der Bühne zugewandt, geleistet hat, ist geradezu außerordentlich; und noch Fertigeres und Gelungeres durfte man von diesem fruchtbaren und mühelos schaffenden Talente erwarten.

Auch bei den besten Schweitzer'schen Stücken hatte man das Gefühl: der Mann kann noch weit mehr als er diesmal gezeigt hat. Als Dramatiker hat er die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen und versucht sich trotzdem schon in halsbrecherischen equilibristischen Sprüngen. Stolpert er einmal, fällt er gar zu Boden, — was thut's? Wer so flott ausschreitet, wer so lustig sich herumzutummeln weiß, der wird sich nach einiger Uebung sicher schon vorwärts bringen und das Ziel erreichen. Mancherlei hat er noch zu lernen, aber er wird es lernen; das sieht man an der Leichtigkeit und Sicherheit seines ganzen Gebarens. Und wenn er sich die Hörner abgelaufen, einige Unarten, die der jugendliche Uebermuth erklärt, ja beinahe bedingt, abgelegt haben wird, dann wird dieses kräftige und gesunde Talent, das schon jetzt eine hohe Stufe erreicht hat, vielleicht gar den Gipfel erklimmen.

Diese Hoffnung ist zu Schanden geworden. Mitten auf dem Wege hat ihm der Unerbittliche ein Halt! entgegengerufen. Ein Werdender ist hier gestorben. Deshalb ist sein Tod geradezu tragisch.

Schweitzer stammt aus einer Frankfurter Patrizierfamilie. In seiner Vaterstadt lernte er als junger Mann Schopenhauer kennen, und er hatte das seltne Glück, sich dem schwer zugänglichen Manne nähern zu dürfen und sich im Umgange mit diesem geistreichsten unter den modernen Philosophen zu bilden. Der Einfluß der Schopenhauer'schen Philosophie, die Schweizer sich vollkommen zu eigen gemacht hatte, zeigte sich auch in seinem späteren öffentlichen Wirken unverkennbar. Beim großen Bundesschützenfeste in Frankfurt wurde Schweitzer zum erstenmal öffentlich genannt; er wurde bei dieser Gelegenheit mit irgend einer Stellung im Vorstande betraut und redigirte die officielle Festzeitung. Schweitzer, der in einem Jesuitenkloster erzogen worden war, hatte die Rechte studirt und sich als Advocat in Frankfurt niedergelassen. Eine große Praxis scheint er in seinem ersten Berufe nicht gehabt zu haben. Sein Radicalismus in der Politik wie in der Nationalökonomie führte ihn mit den Agitationen Ferdinand Lassalles zusammen.

Lassalle hielt große Stücke auf Schweitzer. Mit ihm durch-

Digitized by Google

streifte der Führer der Arbeiterpartei einen Theil Süddeutschlands, bevor er die Reise nach Rigi-Kaltbad antrat, von der auch er nicht zurückkehren sollte. Die Schweiz ist für die socialen Agitatoren verhängnißvoll geworden. Die beiden bedeutendsten: Lassalle und J. B. v. Schweitzer haben dort ihr Grab gefunden. Schweitzer gehört zu den Wenigen, die von Lassalle testamentarisch bedacht wurden; er erbte einen Theil seiner Bibliothek.

Nach dem plötzlichen Tode Ferdinand Lassalles trat Bernhard Becker an die Spitze des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins", während Schweitzer und sein damaliger Freund J. B. v. Hofstetten, ein früherer Offizier in der bayrischen Armee, für die Propaganda der Lassalle'schen Theorien theoretisch durch Wort und Schrift wirken sollten. Zu diesem Behufe kamen die beiden adligen Socialisten in der Mitte der sechsziger Jahre nach Berlin und gründeten dort den „Socialdemokrat". Becker entsprach nicht den Erwartungen, welche die Partei von ihm gehegt hatte; er war nicht der Mann, der die Spaltungen in der Partei zu verhindern im Stande war. Nach endlosen Streitereien und Wirren, bei denen bald diese, bald jene Fraction innerhalb der socialdemokratischen Partei momentan das Uebergewicht gewann, mußte Becker weichen, und Schweitzer übernahm die thatsächliche Leitung des Vereins, wenn er auch einstweilen noch auf den officiellen Titel eines Präsidenten verzichten mußte. Die Zänkereien hörten freilich nicht auf, die einzelnen Glieder des socialdemokratischen Körpers wütheten weiter rebellisch gegen sich selbst — in diesem Arbeiterdistricte dominirte die Gräfin Hatzfeldt mit ihrem Adlatus Mende, in jenem hatten die Marxianer Bebel und Liebknecht die Herrschaft —, aber jedenfalls brachte es Schweitzer zu einer machtvolleren und imposanteren Stellung, als es irgend einem seiner Vorgänger beschieden gewesen war.

Bei den Wahlen zum constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes (Winter 1866/67) entwickelte Schweitzer eine außerordentliche Thätigkeit und bewährte sich als ein Agitator ersten Ranges. Zu jener Zeit machte ich seine persönliche Bekanntschaft. Ich redigirte damals die „Elberfelder Zeitung", und Schweitzer hatte sich den Elberfelder Wahlkreis, als denjenigen, der ihm die größten Chancen für eine Wahl im Reichstage bot, zum Hauptheerde seiner Agitation ausersehen. Die Fähigkeiten und die Bedeutung Schweitzers wurden zu jener Zeit von der liberalen Partei außerordentlich unterschätzt; aber sehr bald wurden die gegnerischen Parteien gewahr, daß mit diesem Manne doch nicht zu spaßen sei.

Der Wahlkreis Elberfeld-Barmen war wohl der interessanteste des ganzen Norddeutschen Bundes. Nirgendswo waren die Parteien so fest geschlossen, so disciplinirt, nirgendswo wurde eine größere Thätigkeit von den verschiedenen Führern entfaltet, und nirgendswo waren die Candidaten bedeutender. In Elberfeld standen sich die drei Parteien gegenüber in ihren hervorragendsten Capacitäten; für die Conservativen und protestantischen Orthodoxen war Bismarck als Candidat aufgestellt, der Präsident des Ministeriums; für die Liberalen: Max von Forckenbeck, der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses; für die Socialdemokraten: J. B. von Schweitzer, der Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins. Jede der Parteien entwickelte eine Regsamkeit, die jetzt aus dem öffentlichen Leben ganz geschwunden zu sein scheint. Schon lange Monate vor den ersten Wahlen wurden Tag für Tag, theils von den einzelnen Parteien, theils allgemeine Versammlungen abgehalten. Hunderte von Vertrauensmännern übernahmen die Agitation im Einzelnen. Am Wahltage hatte Jeder derselben die Verpflichtung dafür zu sorgen, daß eine bestimmte Anzahl der seiner Obhut anvertrauten Wähler von dem Stimmrecht in der That Gebrauch machen würde. Kurz und gut, es wurde auf diese Art ein Ergebniß erzielt, welches in Deutschland nahezu einzig dastand: denn an der Wahl betheiligten sich gegen 80 Procent aller Stimmberechtigten.

Am wirksamsten agitirte die socialdemokratische Partei. Schweitzer war selbst ungefähr vier Wochen vor der Wahl auf dem Kampfplatze erschienen; er sprach in allen Arbeiterversammlungen, und er verstand es meisterhaft, sich die Stimmen der sämmtlichen Arbeiter zu sichern. Die conservative und die liberale Partei konnten diesem Candidaten am Orte selbst einen ebenbürtigen Agitator nicht entgegensetzen. Bismarck und Forkenbeck waren im Wahlkreise natürlich nicht anwesend; und so kam es, daß schon bei der ersten Wahl die Socialdemokraten eine überraschend große Anzahl von Stimmen für ihren Candidaten abgaben und als starke Minorität den Ausschlag gaben.

Schweitzer besaß, wie gesagt, ein wunderbares Talent, die Arbeiter für seine Zwecke zu gewinnen. Die mächtig gebietende Persönlichkeit mit dem classisch schönen Kopfe Lassalles war ihm freilich versagt; er besaß auch nicht die theatralische Leidenschaftlichkeit im Vortrage, das hinreißende, feurige Wort, durch welches Lassalle die Arbeitermassen zu entflammen wußte. Dessen war sich Schweitzer wohl bewußt, und er versuchte mit vollem Glück, die Arbeiter von einer anderen Seite zu nehmen. Er imponirte ihnen vor allem durch außerordentliche Nüchternheit und Klarheit seines Vortrages, und durch die Nonchalance in seinem Auftreten, durch seine berechnet vernachlässigte Haltung während des Sprechens. Sein schönes Organ wirkte Wunder. Mit den Händen in der Hosentasche, mit gleichgültigem ausdruckslosem Gesichte stand er auf der Estrade vor den athemlos lauschenden Arbeitern, und erzählte ihnen mit wohlklingender, sanfter Stimme, ohne starke Betonung ruhig und gemessen die aufregendsten Dinge, sagte den Leuten Alles, was sie gern hören wollten. Gewöhnlich waren die Ausdrücke, die er brauchte, maßvoll und gewählt; aber es kam ihm auch nicht darauf an, einmal ein recht triviales Schlagwort nach dem Herzen der Arbeiter dazwischen zu feuern, und damit erzielte er jedesmal die größte Wirkung. Ich habe Lassalle vor den rheinischen Arbeitern sprechen hören, und ich muß gestehen, daß Schweitzers Beredtsamkeit, obwohl sie viel weniger erstaunlich war, dennoch einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck auf die Masse hervorbrachte als die flammenden Blitze, die Lassalle in die Versammlung schleuderte, und durch die er seine Hörer momentan zu einem fürchterlich erscheinenden Brande zu entzünden den Anschein hatte. Wie die Sprache, so war auch die Wirkung Schweitzers eine ruhigere und sicherere. — „Der Mann hat in seiner Demagogie etwas Engelhaftes," sagte mir einst einer der Führer der Liberalen.

Daß es unmöglich sein würde, die Arbeiter von diesem Manne abzulenken, war damals jedem klar Sehenden einleuchtend. Schweitzer gebot zu jener Zeit ohne Controle und ohne Verantwortlichkeit über die Gesammtheit der Arbeiter von Elberfeld-Barmen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß damals das Wupperthal vor diesem Manne zitterte.

Bei der ersten Wahl erreichte Schweitzer das große Resultat, daß keiner der Candidaten der Gegenpartei die absolute Majorität erhielt, weder Forckenbeck noch Bismarck. Es mußte eine engere Wahl veranstaltet werden. Und nun machte Schweitzer das Unmögliche möglich. Bismarck galt zu jener Zeit als der Typus des Junkers, als der gefährlichste Feind der Volksrechte. In den Arbeiterversammlungen wurde er noch schärfer kritisirt als in den liberalen. Schweitzer selbst hatte an seine Getreuen ein Manifest erlassen, daß sie in allen Wahlkreisen, in denen sie nicht selbstständige Candidaten aufzustellen im Stande wären, die Liberalen gegen die Conservativen zu unterstützen hätten. Trotzdem gelang es ihm, die Gesammtheit der Arbeiterstimmen bei der Entscheidung im Wupperthale von einem Tage zum andern, von dem einen Extrem auf das andere hinüberzuwerfen: vom Socialdemokraten zum Conservativen. Die Arbeiter, die für Schweitzer gestimmt hatten, stimmten bei der engeren Wahl wie ein Mann für Bismarck, und die Folge war, daß Forkenbeck unterlag, und daß Bismarck von den vereinigten Feudalen, Muckern und Socialisten gewählt wurde. Wie vorauszusehen war, bedankte sich der Ministerpräsident für diese Wahl. Eine Neuwahl wurde ausgeschrieben. Auch diese hatte zunächst kein Resultat. Endlich wurde mit einer zwar kleinen, aber in Anbetracht der vereinigten gegnerischen Pateien verhältnißmäßig starken Majorität, Gneist als Candidat der Liberalen in den constituirenden Reichstag geschickt. Schon bei diesem zweiten Wahlgange zeigte es sich, daß die socialdemokratische Partei sich wesentlich verstärkt hatte.

Digitized by Google

Bei der Wahl zum ersten Reichstag wurde der Socialdemokrat Schweitzer gegen den liberalen Candidaten Dr. Löwe (Calbe) gewählt. Für den Radicalen, den Socialisten und Atheisten stimmten außer den Arbeitern die Feudalen, die Schutzzöllner und Pietisten.

Im ersten Reichstage waren die Socialdemokraten, wie man weiß, sehr schwach vertreten, und es war vorher zu sehen, daß dieselben irgend welchen bestimmenden Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben nicht im Stande sein würden. Schweitzer sprach in dieser Versammlung, die ihm durchgängig antipathisch gesinnt war, deshalb nur sehr selten. Daß er irgend welchen Effect damit erzielen würde, hatte er wohl selbst nicht geglaubt; aber jedenfalls machte er sich als einer der geschicktesten Redner der Partei auch hier bemerkbar. Aus der Zeit seiner Parlamentsthätigkeit datirt ein geflügeltes Wort von Schweitzer, das den alten Schopenhauerianer recht deutlich kennzeichnet: „Ich stimme für dieses Gesetz," sagte er in einer seiner Reden, „nicht weil ich es für gut halte, sondern aus Bosheit".

Inzwischen hatte sich Schweitzer durch seine socialdemokratische Agitation verschiedene, zum Theil nicht unerhebliche Verurtheilungen zugezogen. Einige Monate hatte er in Rummelsburg verbracht; und dort entstand sein erstes, für das Theater berechnetes Stück „Die drei Staatsverbrecher".

Die Wühlereien und Zwistigkeiten in der Partei hatten nicht aufgehört, und bei den folgenden Wahlen unterlag Schweitzer in seinem alten Wahlkreise. Ob er der ewigen Hetzereien und Zänkereien überdrüssig war, ob er sich überzeugt hatte, daß er seine Kraft und Intelligenz für eine schließlich ziemlich aussichtslose Sache abnutzte, oder ob ihn die Niederlage im Wupperthale besonders kränkte — es ist schwer zu sagen; genug, er zog sich von der socialistischen Agitation vollständig zurück, um von nun an lediglich der schriftstellerischen Thätigkeit seine Kräfte zu widmen.

Außer einem Roman „Lucinde oder Capital und Arbeit", der im Feuilleton des „Socialdemokrat" erschienen war, hatte er in demselben Blatte zwei kleine dialogisirte Scenen veröffentlicht, welche den Titel führten: „Eine Gans" und „Ein Schlingel". Es waren Tendenzstückchen, die mehrfach bei Festlichkeiten der socialdemokratischen Arbeiter, unter dem Jubel der „enterbten Masse" zur Aufführung gekommen sind. Die „Gans" ist natürlich ein braves Arbeitermädchen, das sich den Versuchungen von Seiten des Fabrikherrn standhaft widersetzt, und der „Schlingel" ein braver Arbeiter, der die Menschenrechte gegenüber den Anmaßungen der Bourgeoisie mannhaft vertritt. Schon diese Scenen zeigten eine entschiedene Begabung für die Behandlung des theatralischen Dialogs. Wie bereits erwähnt, hatte er in der erzwungenen Muße von Rummelsburg ein größeres Stück geschrieben; und dieses: „Die drei Staatsverbrecher", fand bei der Aufführung auf dem Belle-Alliance-Theater eine überaus günstige Aufnahme.

Dieser Erfolg bestimmte Schweitzer, sich nun ganz und ausschließlich der dramatischen Dichtung zuzuwenden. Mit einer wahrhaft schwindelerregenden Geschwindigkeit folgte alsbald Stück auf Stück. In der kurzen Zeit seiner dichterischen Production, in den letzten drei bis vier Jahren, hat Schweitzer einige zwanzig Stücke geschrieben, von denen fast Alle den Theaterabend füllen. Aus dem Gedächtniß führe ich hier die Titel der folgenden an; die Liste ist jedenfalls noch sehr unvollständig. Außer „Eine Gans" und „Ein Schlingel" sind in den letzten drei bis vier Jahren die nachstehenden Stücke von J. B. von Schweitzer zur öffentlichen Aufführung gekommen: „Drei Staatsverbrecher", „Canossa", „Alcibiades", „Theodolinde", „Gespenster", „König Lustig", „Unser großer Mitbürger", „Wie stehe ich da", „Ein Staatsgeheimniß", „Die Eidechse", „Bei Leuthen", „Cousin Emil", „Epidemisch", „Comtesse Helene", „Pater Adalbert", „Die sieben Sterne", „Die Nichte des Millionärs", „Die Darwinianer", „Das Vorrecht des Genies", „Zwischen Standesamt und Kirche", „Großstädtisch".

Daß bei dieser rastlosen fieberhaften Arbeit den einzelnen Stücken die rechte künstlerische Sorgfalt fehlen mußte, liegt auf der Hand. Kaum war ein Stück angefangen, so war es auch schon fertig, so war auch schon der Plan zu einem zweiten und dritten festgestellt, und die Anregung zu einem vierten und fünften vorhanden. Die Gabe der beschaulichen und bedächtigen Ausarbeitung, des gewissenhaften Feilens und Besserns war Schweitzer vorläufig noch versagt. Aber kein Zweifel, er hätte sie sich mit der Zeit zu eigen gemacht, er hätte es noch gelernt, bedachtsamer, sorgsamer, besser zu arbeiten. Denn ein entschiedener Fortschritt ist trotz der Verschiedenartigkeit in seinen dramatischen Productionen deutlich wahrzunehmen. Dieser Fortschritt wird durch die chronologische Reihenfolge der Stücke: „Die drei Staatsverbrecher", „Die Eidechse", „Epidemisch", und „Die Darwinianer" in unbestreitbarer Weise beglaubigt. Dazwischen liegen allerdings theatralische Leichtfertigkeiten von zweifelhaftem Werthe oder vielmehr von zweifellosem Unwerthe.

Durch die Ungleichheit in der Arbeit konnte Schweitzer die Kritik zur Verzweiflung bringen. Bisweilen war man geneigt, ihm jedes Talent für die Bühne abzusprechen; dann aber brachte er wieder ein Stück, welches die Begabung zur Bühnendichtung in jedem Worte, in jeder Wendung, in jeder Situation aussprach. Je nach der Beschaffenheit seiner Arbeiten, war auch die Aufnahme, die sie fanden, eine grundverschiedene. Während einzelne Stücke, namentlich die am Wallnertheater gegebenen: „Die Eidechse", „Cousin Emil", „Epidemisch", „Comtesse Helene", „Die Darwinianer" einen vollen Erfolg errangen und über die meisten Bühnen Deutschlands gingen, erlitten andere eine ebenso vollständige Niederlage. „Unser großer Mitbürger", „Gespenster", „Pater Adalbert" wurden ausgepfiffen, „König Lustig" wurde mit eisigem Schweigen abgelehnt.

Mit stoischer Gelassenheit nahm Schweitzer das Urtheil, das vom Publicum gefällt wurde, entgegen. Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, der sich das Mißgeschick auf der Bühne so wenig zu Herzen genommen hätte wie er. Ueber die heftigsten Kritiken lächelte er, und unbekümmert um Alles, was die Leute sagten und schrieben, arbeitete er unverdrossen weiter an dem neuen Stücke, mit dem er sich gerade beschäftigte. Es war nicht Gleichgültigkeit, noch weniger Arroganz, die ihn zu dieser Seelenruhe bestimmten; es war das Bewußtsein, daß jeder Bühnendichter eine rauhe Schule durchmachen muß und daß die Bitterkeiten einer Niederlage durch die Süßigkeit eines Erfolges schnell ausgeglichen werden. Ein mißlungenes Stück warf er zu den Todten, um nur noch an das Gelingen des nächsten zu denken.

Schweitzers Stärke beruhte in der Erfindung, namentlich in der Erfindung komischer Situationen. Seine Komik gehört der ausgelassensten Richtung an; er ging in seinem Uebermuthe immer bis an die äußerste Grenze, und bisweilen ging er auch über diese Grenze hinaus. Ging das Publicum mit, so war der Erfolg ein entschiedener, trieb er es aber zu bunt und wurde der Zusammenhang zwischen der Bühne und dem Publicum aufgehoben, so fiel das Stück ebenso vollständig durch. Man lachte entweder Thränen über den lustigen Unsinn, oder man wandte sich unwillig ab mit dem Ausrufe: das ist zu arg, das ist unerträglich! Sein Fehler war eben der des Uebermuths, wie ihn ein zu vertrauensseliger Dramatiker beim Beginn seiner Laufbahn sich leicht zu Schulden kommen läßt. Wären die Erfahrung und die Berechnung dazugekommen, hätte er die volle Reife erlangt, hätte er sich mäßigen, Anstößigkeiten und Geschmackswidrigkeiten vermeiden lernen, er würde unter den mitlebenden Bühnendichtern, unter denen er so überraschend schnell seinen Platz sich errungen hat, eine der ersten Stellen eingenommen haben. Es ist ihm nicht beschieden gewesen, diese Ruhe und Besonnenheit der Reife zu gewinnen, in der Entwicklung zum fertigen Schriftsteller ist er gestorben. Schweitzer wird kaum die Vierzig überschritten haben.

Vor ungefähr sechs Wochen sah ich ihn zum letztenmale in Leipzig; wir verbrachten einen heiteren und anregenden Nachmittag miteinander: Schweitzer, seine kluge und liebenswürdige Frau, auf deren Urtheil er mit Recht viel gab, der Leipziger Kritiker Wilhelm Buchholz und ich. Er hatte den Kopf voll neuer Projecte; in der Schweiz wollte er sich erholen und nebenbei einige Lustspiele schreiben. Ich ahnte nicht, daß ich ihm zum Abschiede die Hand auf Nimmerwiedersehn drückte. An einem

Digitized by Google

Nervenfieber ist er in Gießbach gestorben, und uns, die ihn persönlich kannten und an seiner geistvollen Unterhaltung, an seinem außerordentlichen Wissen so oft uns erfreuen durften, — uns bleibt nur noch eine wehmüthige Erinnerung zurück an den reichbegabten und unermüdlichen Schriftsteller, in dem wir eine der schönsten Hoffnungen der deutschen Bühne zu Grabe tragen.

Paul Lindau.

Neue dramatische Erscheinungen.

„Die Neuvermählten."

Familiengemälde in zwei Aufzügen von B. Björnson.
(Aufgeführt am Hoftheater in München, Mai 1875.)

Björnson hat sich als Novellist auch außerhalb seiner skandinavischen Heimat bekannt genug gemacht, um die Erwartung rege zu machen, er werde in seiner dramatischen Novität etwas Geistvolles, Originelles bringen. Man wurde hierin nicht getäuscht. „Die Neuvermählten" sind eine geistvolle, feinsinnige Schöpfung, welche das Publicum in hohem Grade fesselte.

Björnson wählte die Bezeichnung „Familiengemälde". Diese ausweichenden Epitheta, welche eine Entschuldigung der auf strengerem Standpunkte stehenden Kritik gegenüber bilden, machen immer den Eindruck, als habe der Autor, im Bewußtsein einen dramatischen Grundfehler begangen zu haben, sich damit die Ausrede geschaffen, man dürfe ihn gar nicht beurtheilen nach der gewohnten Eintheilung dramatischer Producte, denn er habe etwas davon ganz Verschiedenes geschaffen, das aber doch wieder bühnenmäßig sein soll.

Uebrigens hatte Björnson Recht, die Bezeichnung „Schauspiel" nicht zu gebrauchen. Dazu fehlt es dem Werke vor Allem an der Hauptsache, an der Handlung. Der Schwerpunkt desselben liegt in psychologischen Entwicklungen, in der Steigerung von Gemüthsaffecten, während das, was gemeiniglich unter dramatischer Handlung verstanden wird, sich auf ein sehr bescheidenes Maß reducirt.

Das Sujet ist folgendes:

Herr von Barnefeldt heirathet Laura von Hardt, die Tochter eines Gutsbesitzers. Zwei Tage nach der Hochzeit merkt er, daß er nicht nur der Sklave der Schwiegereltern, mit denen er zusammenleben soll, ist, sondern daß auch Laura mangelhaft unterscheidet zwischen Eltern- und Gattenliebe, und letztere der ersteren gegenüber sehr vernachlässigt. Sie begreift gar nicht ihren jungen Ehemann, der sich zu behaupten erkühnt, er müsse den Eltern vorgehen. Im Hause lebte auch Mathilde, Lauras Freundin. Dieser theilt der geplagte Ehemann von zwei Tagen sein Leid mit. Wir hören bei dieser Gelegenheit, daß Barnefeldt seine Frau liebt, weil sie so ganz Kind ist und daß er der Freundin ursprünglich den Hof machte und zwar so sehr, daß man ihn schon mit ihr verlobt nannte; doch dies blos deshalb, um mit der sie stets begleitenden Laura vertrauter zu werden. Mathilde, welche Barnefeldt liebte und durch sein Benehmen berechtigt war, auf Gegenliebe zu schließen, hört dieses Bekenntniß mit wenig Behagen an, und da er sie gar um Rath und Hülfe in seiner Lage bittet, kann sie im Uebermaße des Schmerzes nichts Besseres thun, als zur Stube hinaus zu eilen und den sonderbaren Ehemann allein zu lassen. Da faßt dieser den Entschluß, der Lage ein Ende zu machen. Dies kann seiner Ansicht nach nur dadurch geschehen, daß er eine Anwaltspraxis in der Stadt übernimmt, um auf diese Weise sich und seine Frau vom Einflusse der Schwiegereltern zu emancipiren. Beim Frühstück trägt er seinen Entschluß vor. Es entsteht eine thränenreiche Debatte, die aber Barnefeldt glücklich mit einem Bibelcitat endet, welches Papa von Hardt veranlaßt, selbst der Ansicht zu sein: das Weib müsse dem Manne folgen. Mathilde, welche der Scene stumm beigewohnt hat, ruft Barnefeldt noch zu:

Sie sind ein Jesuit! Ich werde über Laura wachen!

Dies der erste Act.

Im zweiten Acte, der ein Jahr später spielt, sehen wir Barnefeldts Häuslichkeit in der Stadt so traurig bestellt wie möglich. Bei Beginn des Actes liest Mathilde Laura eben einen neu erschienenen Roman vor. Letztere unterbricht entsetzt die Lectüre, da sie bemerkt, daß die im Buche geschilderten Verhältnisse genau die ihrigen sind. Sie verlangt das Ende zu hören. Mathilde sagt nun, der Roman schildere eine schwere Krankheit des Helden, in welcher eine Freundin ihn nicht nur pflege, sondern auch sein Gemüth erhebe.

„Und diese Freundin bist Du!" ruft Laura bitter. Sie verlangt dann nach der Photographie ihres Gatten, die sie im Zimmer nicht findet. Mathilde gibt sie ihr aus einer Schublade, wo sie dieselbe aufgehoben hat, wie sie sagt, bis Laura danach verlangen würde. „Du hast sie aufgehoben?" fragt Laura, deren Eifersucht geweckt worden ist.

Ein Brief kündet die Ankunft der Eltern an, welche die Tochter auf der Durchreise nach Italien besuchen wollen. Barnefeldt will ihnen ausweichen und das Haus verlassen, weil Laura es natürlich findet, daß die Eltern einige Tage in seinem Arbeitszimmer Quartier nehmen. Mathilde bewegt ihn zu bleiben. Er bewundert, während Laura die Scene verlassen hat, ihr stilles Walten und stellt Vergleiche an zwischen ihr und seiner Frau, die den alten Fehler noch erhöht hat, weil sie ihm seine gewaltsame Entfernung von den Eltern nicht verzeihen kann. Mathilde kämpft einen schweren Kampf, sie ist nahe daran zu unterliegen, nur das rettet sie, daß eben die Eltern ankommen und Barnefeldt ihnen entgegengeht. Diese gewahren mit Erstaunen, daß die Appartements der Tochter eingerichtet sind wie das heimische Schloß mit der Genauigkeit einer Copie. Da Laura stets geschrieben hatte, Alles sei gut, verlangen sie von Barnefeldt eine Erzählung, wie die Versöhnung denn gekommen sei. Barnefeldt entwirft einen rührenden Roman, wie die liebende Gattin ihn durch ihre Liebe stets ermunterte, Alles aufzubieten, um die Mittel zu finden, ihr Leben so reich, so comfortabel zu gestalten wie im Elternhause. Die Ironie der Erzählung erschüttert ihn selbst schließlich so, daß er, scheinbar die Scene der ursprünglichen Versöhnung darstellend, gebrochen und unter Thränen vor Laura niedersinkt, die erschüttert von der sie beschämenden Phantasie des Gatten, um Vergebung flehend, an seine Brust fällt. Auf die Frage, was aber eigentlich die Versöhnungsscene herbeigeführt habe, erklärt Barnefeldt, ihn habe die Lectüre jenes Romans, den, wie schon erwähnt, auch Mathilde Laura vorlas, so ergriffen, daß er um jeden Preis eine Lösung seines Mißverhältnisses suchte, da ihm in diesem Buche auch die eigene Schuld gegen Lauras Kindesnatur deutlich vorgehalten war. Beide nun wirklich Versöhnte erkennen in Mathilde den Genius, der über ihnen wachte, um Schlimmes zu verhüten. Sie gewinnen diese Erkenntniß in einem noch höheren Grade, da sie sehen, daß Mathilde die Verfasserin jenes tiefwirkenden Romans ist.

Man sieht, die Handlung ist spärlich. Dramaturgische Bedenken sind außerdem noch das „ein Jahr später" des zweiten Aufzuges und das den Schluß herbeiführende Mittel der unerwarteten Ankunft der Eltern; auch ließe sich gegen jenes Vorlesen des Romanes ein Einwurf machen. Wir wollen aber ganz auf des Dichters Intention eingehen und ein psychologisches Stimmungsbild in dem Werke sehen, das gar nicht von dem streng dramatischen Standpunkte beurtheilt sein will.

Dann aber muß der Dichter es auch hinnehmen, wenn wir an die psychologischen Motive die kritische Sonde um so schärfer ansetzen.

Barnefeldt und Laura sind zwei Tage vermählt! In den ersten zwei Tagen nach der Hochzeit gibt es, meine ich, Allerlei, was selbst einer Laura, einem Mutterkind, das keinen Begriff von dem wahren Verhältniß einer verheiratheten Frau hat, Vater und Mann etwas in den Hintergrund, den Gatten aber bedeutend vortreten läßt. Später, wenn die junge Weibesseele wieder zur klaren Anschauung des sie umgebenden Lebens erwacht, mögen dann solche Erscheinungen zu Tage treten wie die Vorliebe zu den Eltern gegenüber dem Gatten. Es ist dies dann ein ebenso interessantes als im Bereiche des Möglichen liegendes psychologisches Problem. Aber in zwei Tagen ist zu einer solchen Stellung einer jungen Frau nur dann eine Möglichkeit gegeben, wenn die Ehe auf Abneigung oder Gleichgültigkeit beruht. Dies aber deutet der Dichter nicht nur nirgends an, sondern er gibt uns eine Reihe von Andeutungen, die nur erklären, daß die kindliche Laura eben keinen rechten Begriff von der Allgewalt der Geschlechtsliebe hatte.

Lauras Eltern sind fein gezeichnete Typen jener Philisterseelen, die ihre Töchterchen verziehen.

Der Charakter Mathildens in seiner kämpfenden Resignation ist ein Meisterstück psychologischer Zeichnung, sie ist die geistreichste Figur im Stücke. Die Bedeutung des Stückes liegt in der feinen, sorgfältigen Arbeit und in dem kühnen Versuche, durch scharfe Charakterzeichnung, durch interessantes psychologisches Material die Wirkung einer streng gegliederten Handlung zu ersetzen. Dem Autor ist dies entschieden geglückt. Allerdings gehören dazu gewiegte, echte Künstler als Schauspieler. Die Durchschnitts-

Digitized by Google

mimen machen aus dem Werke eine larmoyante Sentimentalitätsscene. Wenn aber der darstellende Künstler der feinen Zeichnung des Dichters die eigene Kraft zartsinniger, maßvoller Darstellung zugesellt, dann erfaßt uns diese Composition von Seelenstimmungen tiefer als die bewegteste Handlung, und was wir an phantasievoller Erfindung missen, ersetzt reichlich die geistreiche Zeichnung origineller Charaktere.

Theod. v. d. Aue.

Ueber Publicum und Quellen der Popularität.

(Fortsetzung.)

Die zweite Verpflichtung, die der Maler auf sich nimmt, bezieht sich auf die Darstellung selbst. Die Beobachtung kann sich auf Vielerlei in der Natur beziehen, aber nicht alles Beobachtete eignet sich zu glücklicher künstlerischer Darstellung. Das technische Material hat seine Subjectivität, es ist von der Materie des Naturvorbildes grundverschieden. Diese Subjectivität muß als der Illusion schädlich ausgetilgt werden, an ihre Stelle muß ein möglichstes Anschmiegen an die Mittel des Vorbildes treten. Solches Anschmiegen und Aehnlichwerden kann wiederum selbstverständlich kein reales, sondern nur ein scheinbares, gleichfalls dem Calcül verdanktes sein. Z. B. der Maler kann nicht wirklich den Stoff der Erde nachahmen, und im Gegensatz zu demselben den der Luft. Aber er kann den Pigmenten Charaktere abgewinnen, welche sich so von einander unterscheiden, daß sie, in treffenden Gegensatz zu einander gebracht und mit Consequenz verwendet, als feststehende Typen für Verschiedenes der Stofflichkeit angesehen werden können; als solche werden sie dann den Ausdruck der Natürlichkeit, d. h. wiederum die Reproduction von Verhältnissen in vermindertem Maßstabe außerordentlich beleben. Solcher Figuren ließe sich eine Menge aufzählen.

Das Darstellungsmaterial hat ferner seine brillante Seite, es hat einen Culminationspunkt seiner Schönheit. Vermag der Maler ausfindig zu machen, zu welchen Problemen der Nachahmung er diesen Culminationspunkt der Mittelschönheit als treffendsten Ausdruck verwenden kann, so wird hier sein Werk natürlich am lebendigsten gelingen. — Ebenso hat das Material auch seine absoluten Schwächen, und der Maler wird diese sicherlich zu vermeiden haben, oder mit andern Worten, er muß der Darstellung solcher Dinge, in denen jene Schwächen zum Vorschein kommen *müssen*, entsagen.

Und nun stehen wir plötzlich nicht mehr in der reellen Natur, sondern auf dem Gebiete der *künstlerischen* Darstellung, mit ihren *künstlichen* Mitteln, ohne die der Maler nicht auskommt, und die er mit der höchsten Energie beherrschen muß, ein jedes von ihnen scharf an seinem Platze verwendend, soll das Nachbild zur Natur nicht allzusehr unsre Nachsicht in Anspruch nehmen.

Zum Glücke ist die Natürlichkeit nicht der vornehmste oder gar alleinige Zweck der Kunst, sondern der Künstler theilt in seinem Werke noch gar manches Andere mit, was nicht in der umgebenden, wohl aber in der Natur der Menschenseele klingt. Natürlichkeit ist nur in jedem Falle eines der vornehmsten *Darstellungsmittel*, diene das Kunstwerk, welchem Zweck es auch wolle. Und wenn wir bedenken, Bewunderer des Realismus, daß es gerade die von euren „Realisten", denen die Natürlichkeit angeblich Zweck ist, so sehr über die Achseln angesehenen Stilisten waren, welche, wie ihr aus den wenigen bisher gegebenen, ihren Lehren entnommenen Andeutungen ersehen konntet, die Naturerscheinung so genau studirten, daß sie um der besseren Erreichung ihres Zweckes willen — der doch bei Weitem nicht ausschließliche Natürlichkeit war — in die Darstellung möglichst übersetzbare und für dieselbe höchst dienliche Normen zu ergründen suchten, wenn diese Stilisten obendrein offen eingestanden, daß sie neben diesen der Naturbeobachtung entspringenden Darstellungsmitteln auch noch andere künstliche, subjectiven Anforderungen der Seele Rechnung tragende für nothwendig hielten,*) um für das, was dem Ausdruck der ersteren mangeln mochte, zu entschädigen, so werden wir — und wohl auch ihr — verstehen, daß der Realist, der doch die Natürlichkeit zum Gegenstand und Gedankeninhalt des Kunstwerkes macht und also einer noch ganz unendlich viel weiter gehenden Naturbeobachtung bedürftig wäre, mit seinem ohngefähren Generaleindruck der Natur nicht viel gethan habe.

Ihm und seiner sogenannten Naturbeobachtung gegenüber vergleichen wir einmal mit einander zwei Meister, die beide mit Recht für ganz ausnehmend naturgetreue Maler gelten. Dieser Vergleich wird uns klar stellen, wie sehr die Erreichung des Zieles der Natürlichkeit in der Darstellung von der Aufmerksamkeit auf die künstlerischen Darstellungsmittel abhängt.

Holbein und Rembrandt waren Bildnißmaler von gleich großer Kraft der Begabung. Aber der erstere von beiden hatte das Glück, einer Epoche anzugehören, welche noch eine größere Kenntniß der Darstellungsmittel besaß und sich nicht über die Schranken des Materials hinwegsetzte. Er wußte, daß durch auf die Fläche aufgetragene Farben zu große Unterschiede von Licht und Schatten, wie sie bei starken Beleuchtungen an runden Körpern auftreten, nicht darstellbar sind und hielt sich deshalb mit seiner Beobachtung innerhalb des der Malerei Vergönnten. Er malte seine Bildnisse in mäßiger Licht- und Schattenmodellirung, welche sich ohne Schlagschatten eng der Form anschließt. Dieses verschaffte ihm Ganzheit der Form. Und zugleich erhielt es ihm die Möglichkeit, seine Localfarben, welche er auch in den tiefsten Schatten, die er anwandte, nicht bis zur Farbenundeutlichkeit zu verdunkeln brauchte, in ihrer vollen Farbenkraft auszubeuten, und somit auch die volle Deutlichkeit und Kraft des Naturvorbildes zu erreichen, wie es bei einfacher mäßiger Tagesbeleuchtung vor uns steht.

Rembrandt sucht lebhaftere Gegensätze von Licht und Schatten zu malen, als den Farben erreichbar sind. Er ist gezwungen, in den Schatten, der Dunkelheit willen, die Localfarbendeutlichkeit zu opfern. Er nimmt einen clairobscuren Beleuchtungston an, seine Schattengebung bleibt nicht auf die Hervorhebung der Form an sich eingeschränkt, sondern er überschneidet die Form mit von andern Dingen herrührenden Schlagschatten.

Sehen wir zwei Bilder dieser großen Meister neben einander gestellt, so scheint uns das Holbein'sche Bildniß hell und lebhaft entgegenzutreten. Alles ist deutlich und auf den ersten Blick von überraschender Natürlichkeit.

An Rembrandt müssen wir uns erst gewöhnen. Er steht in Wahrheit dem, was er malen wollte, nicht so nahe, als Holbein seinem Probleme steht, sein Werk fällt uns mehr als *Kunstwerk* auf, und erst wenn wir uns an diesen Eindruck gewöhnt haben, werden wir dazu gelangen, die Feinheit der Beobachtung, die der große Künstler aufwandte, zu erkennen und zu bewundern. Aber so oft wir den Blick zwischen Beiden wechseln lassen, müssen wir gestehen, daß der auf ein mäßigeres Darstellungsproblem gerichtete Deutsche sich, was Natürlichkeit anlangt, im Vortheil befinde.

Dieses hauptsächlich auf Farbe sich beziehende Beispiel von dem Werth richtiger und wohlcalculirter Verwendung der Kunstmittel wurde wegen seiner Leichtverständlichkeit gewählt. Es konnte auch ebenso gut ein anders geartetes herbeigezogen und an ihm nachgewiesen werden, wie sehr z. B. Kenntniß der Anatomie und Statik einem Maler in natürlicher Darstellung der menschlichen Formen das Uebergewicht über solche verschafft, welche an die äußerliche Nachahmung des Modells ohne jene Hülfe gebunden sind. Doch das Gesagte wird genügen.

Und nun wollen wir näher betrachten, worauf denn die Naturbeobachtung derer gerichtet ist, welche prätendiren, die Weisheit des Naturalismus in höherem Grade zu besitzen, als irgend Jemand vor ihnen, welche auf die großen Alten zurückzublicken

*) Z. B. Rhythmen des Maßes und der Linienrichtung, besondere Kunstgriffe der perspectivischen Raumvertiefung ꝛc.

Digitized by Google

pflegen als auf die Maler des überwundenen Standpunktes und unverhohlen aussprechen, daß die Werke derselben ohne allen und jeden Schaden für die Kunst der Zerstörung anheimfallen dürften.

Daß sich die Naturbeobachtung der Realisten auf so außerordentlich Weniges bezieht, werden alle die, welche die Schwierigkeit der Aufgabe ermessen können, eher loben als tadeln. Fehlt Jemandem der Trieb, Schönes zu schaffen, so thut es gerade nicht noth, daß er Andre, von der Natur mannichfaltiger und edler Begabte, lästere; er für seinen Theil verwende nur seine volle Kraft auf die Schilderung des Gewöhnlichen und selbst des Häßlichen. Auch hier läßt sich das Vermögen scharfer und bedeutsamer Charakteristik bethätigen. Er setze sich mitten in die an Schönheiten reichste Naturumgebung hin und wähle aus derselben ein unbedeutendes Object der Nachahmung; aber an diesem zeige er die Hartnäckigkeit minutiösester Beobachtung, er zeichne und bilde die organische Form bis auf's letzte, wie ein Metzu gethan hat, und wir wollen ihn bewundern.

Von der Form aber nur einen allgemeinsten, rohesten Begriff zu geben durch eine oberflächliche und nicht einmal wohl verbundene Abwandlung von Licht und Schatten, — die bekannten „Flecke, taches", das ist doch etwas gar zu wenig.

Allein auch das sei zugestanden. Ihm, der nicht vermag, uns die organische Wesenheit der Dinge zu schildern, werde unser Beifall auch dann, wenn ihm wenigstens der Reiz des zufälligen Licht- und Farbeneffectes gelingt. Er male seine Lichter so, daß sie leuchten und seine Schatten, daß sich das Auge an ihrer Stille erquicke. Seine Lüfte lasse er leicht dahinschweben und lasse sie von innerem Glanze durchstrahlt sein, Erde und Fels aber, wenn er uns auch ihre präcise Form nicht gibt, mögen schwer und undurchsichtig das Licht von ihren opaken Oberflächen zurückbrechen. — Aber auch dieses Zugeständniß erlangen wir nicht. Er prätendirt, allen Ansprüchen genügt zu haben, wenn er nur die allerallgemeinsten Farbenproportionen der Natur ohngefähr nachmischt und dann mit dicken und gefühllosen Pinselstrichen Luft, Laub, Steine und selbst die edle Zartheit des menschlichen Antlitzes gleichgültig und wie es ihm gerade in die Faust kommt, durcheinanderschmiert.*) Das sieht nun freilich flach und arm genug aus, um so flacher, je mehr just er, der seine Pigmente und deren Möglichkeiten nur auf's roheste und ungeschickteste kennt, nach Schwierigem und Hypereffectvollem, ja nach Buntem der Beleuchtungsprobleme hascht.

Und nicht nur, daß er verschmäht, durch sein Material die Erinnerung an die allergewöhnlichsten Stoffunterschiede wachzurufen, und so die Mangelhaftigkeit der Palette zu verbergen, bringt er uns vielmehr faustdick zur Evidenz, daß wir es mit ungeschickt behandeltem, ja mit schmutzig mißhandeltem Oelfarbenbrei zu thun haben, und aller Illusion von vornherein in's Angesicht schlagend, setzt er an deren Stelle — ein unendlich Unbehülfliches und Widerliches der Empfindung.

Diese äußerste Barbarei der Kunstübung, gegen die auch der tiefste Verfall des Byzantinerthums edel erscheint, ist, wir dürfen uns dessen rühmen, nicht auf deutschem Boden groß geworden. Es haben sie solche bei uns eingebürgert, welche angeblich aus dem Bedürfniß, ihrer akademischen Erziehung nachzuhelfen, von den deutschen Kunstschulen nach Paris oder Antwerpen auswanderten. Freilich hätten sie dort ihre mangelnden akademischen Studien nachholen können, aber sie zogen es vor, bei irgend einem modischen Maler jener Städte — nicht etwa das Gesunde, was an dessen Principien war, zu lernen, sondern seine Untugenden. Wie man viel Farbe hoch auf die Bildfläche hinaufklebt, bis das schmutzige Resultat den Palettenabfällen auf ein Haar ähnlich sieht, das war das Ziel ihrer Aufmerksamkeit. Man nennt das männliche Kraft.**) Macht das Andern weis, welche die männliche Kraft, Geduld und Ausdauer der Altdeutschen und des Lionardo nicht kennen. Und wenn ihr Andern vorwerft, sie dächten und grübelten zu viel über Kunst, so bedenkt, daß sich diese wohl damit trösten dürfen, solches Urtheil möge doch aus dem Munde solcher, die die Sache so einfach nehmen wie ihr, wenig zu bedeuten haben. Denn ihr, die ihr höchst spaßhafter Weise fürchtet eure Originalität zu verlieren, wenn ihr euch an das Studium vaterländischer Meisterwerke begeben würdet, seid nichts als gedankenlose Copisten französischer Untugenden.

Doch des Publicums kunstgeübtes Auge sieht in dieser flüchtigen und häßlichen Kunstart vollen Realismus. Es ist so sehr gewöhnt, das Kunstwerk immer nur auf den geistigen Inhalt anzusehen, daß ihm die geistige Absicht der Natürlichkeit vollständig genügt. Das realistische Bedürfniß unsres Freundes ist ja wohl ohnedies sehr groß. Begleiten wir ihn doch einmal zum realistischen Kunstwerke hin.

Wenn der Gewissenhafte so eine gegenstandlose Nullität ausgesprochen in nihilistischer Darstellungsform vor sich sieht, so fragt er immer genau nach, unter welchem Längen- und Breitengrade der Erde das anregende Vorbild sich befinde. Einer Phantasie, die mit solch genauen Natureindrücken ausgepolstert ist wie die seinige, hilft der Bildertitel rasch auf die Füße.

Und steht der Gute mit seiner gelehrten Einbildungskraft vor jener schmutzigen kleinen Leinwand ohne allen Formen- und Farbenreiz, über deren trübschwarze Fläche hin viele grellgelbe Punkte regellos zerstreut sind, so sagt ihm der Katalog, daß er sich am Strande Napolis befinde. „Ja, so ist Napoli!" Und stracks fällt ihn dieselbe schwärmerische Stimmung an, in der er, seinen Bädeker unter dem Arm, in südlicher Mondnacht schwelgend dem Geknatter der Girandolen lauschte. — Welch ein gediegener Realismus!

Oder betrachtet euch jenen schmutzigen Brei von Oelfarben, in dem die geniale Kraft des Realisten den Pinsel einigemal bedeutsam herumgerührt hat. O der schönen Blechwolke, die darüber thront, mit dem fingerdicken Randlichte, dessen steiler Abfall realiter einen Schlagschatten wirft. Nichts dahinter und nichts davor. Ist das nicht die Meereswelle, die mit rastloser Melancholie an den Strand von Syracus sich wälzt? Und träumte nicht unser Freund bei ihrem Rauschen so groß über der Elemente Ewigkeit und über die Vergänglichkeit menschlicher Macht, gewiß durch Bädekers geschichtlichen Abriß, den er vorher überflogen hatte, genügend unterrichtet?*) Er fühlt sich ganz an Ort und Stelle zurückgeführt. Aber jenem Andern, der ihm die Schönheit jener Buchten in's Gedächtniß zu rufen sucht, dem dreht er den Rücken, der ist ein manierirter Idealist. Der Realismus ist der Triumph der Kunst — und Rafael und Buonarotti, Poussin und Claude sind conventionelle Maler, ihr Ruhm ist eitel Humbug.

Das Widerwärtigste der Begriffe entsteht unstreitig dann, wenn den schwerfälligen Geist Ungebildeter die Versuchung geistreichen Fluges anwandelt. Nun wohl, dieser Kunstrealismus in abstracto, diese letzte Abart der Ansprüche an den Inhalt, welche die Gedankenlosigkeit als Gedankeninhalt des Kunstwerks fordern (man vergleiche den unsinnigen Klang dieser Worte), und ihre mit dem plumpen Manierismus der äußersten Lässigkeit prunkenden Productionen, über alledem aber noch die Keckheit, das für einen Triumph des Menschengeistes auszugeben, — das Alles zusammen ist ein Unding voll so enormer innerer Widersprüche, daß dem seiner Sinne Mächtigen wohl eigene Gedanken über den pathologischen Zustand des Gehirnes nicht weniger Kunstbeflissenen und Kunstfreunde aufsteigen können; denn wahrlich, der Zusammenhang dieses Gehirnes mit den Sinnesfunctionen ist merklich gelockert.

---

*) Wollt ihr hören, wie Realisten denken, so fragt sie, warum sie die Lasur so sehr meiden. Sie sagen euch, Lasuren wirkten unkörperlich, — und deshalb malen sie die leichtkörperliche Luft mit faustdicker Farbe.

**) Der Titel ist jedoch arbiträr und wechselvoll. Zuweilen nennt man ganz dasselbe auch „Feinheit".

*) Man sieht, auch die realistische Geistesrichtung der Kunst hat ihre Parallele in der Literatur, wie alle andern.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Vom Berliner Kunstverein.

Es ist eine häufig wiederkehrende Klage, daß in unserer Zeit die Individualität der Allgemeinheit geopfert werde, und bis zu einem Punkte ist sie nicht ungerechtfertigt. Die Volkstrachten sterben aus, die alten Gebräuche, ein Erbe von den Vätern her, verschwinden, und der einzelne Mensch, für die Zwecke des Staates in Anspruch genommen, ist meistens nichts als ein Tropfen im Meere, der vertrocknet, wenn er sich von dem lebendigen Strom der Zeit absondert. Auf dem Gebiete der Künste herrscht auch eine gewisse Uniformität. Je weiter die Pflege des rein Gewerblichen in Poesie, Malerei und Plastik vorschreitet, desto leichter wird es dem Einzelnen, selbst ohne eigentliche Begabung, Herr der Kunstmittel zu werden und Schöpfungen hervorzubringen, welche auf eine gewisse Entfernung einem Kunstwerk zum Verwechseln ähnlich sehen. Alle diese Dichter, Maler ꝛc. sind wie Quecksilberkügelchen, welche neben einander liegen: man glaubt, jedes sei eine „Individualität" — man schüttelt und sie sind alle zusammen nur mehr „Gattung". Aber noch immer, und in Deutschland mehr als z. B. in Frankreich, haben wir eine große Zahl von Künstlern, welche ihre Eigenart vertheidigen und, unbekümmert um den im Grunde so oft werthlosen Tadel der Menge, stolz ihren Weg weiter gehen, den Beifall derselben hinnehmen, aber nicht hochstellen. Für solche Naturen gibt es aber auch Gefahren, die gerade aus ihrem Unabhängigkeitssinne entstehen. Im Bestreben, sich von den Uebrigen zu sondern, betonen sie die unterscheidenden Merkmale oft zu sehr, gerathen aus der Eigenart in den künstlerischen Eigensinn und werden zuletzt Manieristen.

Zu den selbstständigsten bedeutendsten Talenten unter den deutschen Malern gehört A. Böcklin. Ausgestattet mit eigenartiger Phantasie, mit umfassender Bildung und Herr der Mittel seiner Kunst wie wenige, arbeitet er seit fast zwei Jahrzehnten unbekümmert um die Wünsche des Zeitgeschmacks, ein Verächter der wechselnden Moden, seinem Ideal getreu. Aber auch er ist von der Krankheit, die ich bezeichnet habe, nicht frei und oft im Bestreben nach vollster Selbstständigkeit bis zum Bizarren gekommen, aber wie alle bedeutenden Menschen selbst in seinen Verirrungen interessant geblieben. Im Berliner Kunstverein sind jetzt drei Bilder von ihm ausgestellt, welche ihn in vollständigster Weise charakterisiren und keines so wie „Meeresidylle". Aus dem Ocean ragt ein Felsenriff hervor, hinter ihm dehnt sich weit die Fluth aus, der Himmel ist von leichten Wolken bedeckt. Auf der vorderen Seite der Klippe liegt, alle Reize des üppigen Körpers entfaltend, eine Nymphe, halb in einen goldigschimmernden Schleier gehüllt, unter welchem der eine Arm hervorglänzt; der zweite ist an der Seite herabgeglitten und die Hand spielt in der bläulichen Fluth. Hinter ihr hat sich eben ein phantastisch geformter Fischmensch aus den Wogen gehoben, dessen farbenglänzender Schuppenschwanz noch im Meere ist und blickt in die Ferne hinaus; noch hat er, wie es scheint, die Nymphe nicht bemerkt, welche mit lüsternen Augen den kraftstrotzenden, bronzefarbigen Nixen betrachtet. Zu schildern ist ein derartiges Bild nicht, aber die wenigen Andeutungen genügen zum Beweise, daß das Motiv ein echt malerisches ist, d. h. in sich fertig macht, es absolut keine Erklärung nöthig und braucht, um verstanden zu sein, nicht der Beihülfe einer zweiten Kunst, wie leider der größte Theil unserer modernen Historien- und Genrebilder.

Die ganze Auffassung hat einen monumentalen Zug und wirkt machtvoll auf Jeden, der sich einfach dem Eindruck hingibt; kurz es ist eine bedeutende Schöpfung. Aber der hinkende Bote kommt dennoch nach. Böcklin strebte danach, etwas zu machen, was noch nicht da war und hat sich dabei unbestreitbar ein wenig verirrt. Die eine Hand der Nymphe ist im Wasser, welches sie blau erscheinen läßt. Nun schneidet dieses Blau die Hand förmlich ab — die Farbe ist wahr, aber die Wirkung unschön. Das linke Bein ist in der gewagtesten Weise perspectivisch verkürzt — sehr wahr, aber ebenfalls unschön. Am häßlichsten wirkt aber der zweite Fuß, der hinter dem Schenkel herauszuwachsen scheint. Hätte sich Böcklin hier von seinem feinen Sinne leiten lassen und diese erwähnten Mängel vermieden, so wäre die „Meeresidylle" eine Schöpfung ersten Ranges geworden. Daß der Nix bronzefarbig ist, das kann man nicht tadeln, denn abgesehen davon, daß dieser Ton wunderbar in die ganze Farbenstimmung paßt, darf man von einem Künstler, der so phantastische Stoffe malt, nicht verlangen, daß er auf die absolute Lebenswahrheit noch Rücksicht nimmt. Auf Einzelnheiten hinzuweisen, die meisterhaft gemalt sind, ist nicht möglich. Die Technik ist von einer raffinirten Einfachheit, meistens prima gemalt und dabei doch plastische Wirkung erreichend, aber es herrscht keine Gleichheit der Ausführung und an manchen Stellen weiß man nicht genau, wo die geniale Mache der rohen Platz macht. — „Klio", das zweite Bild, bietet Interessanteres für den Maler als für den Laien, wie das silberweiße Gewand mit dem antikisirenden Faltenwurf und die eherne Tafel. Das dritte Gemälde „Einsamkeit" (Landschaft), eine Felskluft mit dunkelbelaubten Cypressen, hat eine feine Stimmung und ist von geschlossener Wirkung, steht aber älteren Leistungen des Künstlers wie dem „Römischen Feste" nach. Jedenfalls vereint sich bei Böcklin alles, was zu einem großen Künstler gehört, bis auf Eins: er will immer nur Er sein und übertreibt seine Originalität.

H. v. Leixner-Grünberg.

Notizen.

In Nr. 22 der „Gegenwart" theilten wir unter den Notizen als Proben „aus einer Literaturgeschichte für junge Katholiken" einige Auszüge aus einem Aufsatze mit, den ein Herr Rector Reckewerd im „Programm der Rectoratschule in Dortmund für das Schuljahr 1874/75" veröffentlicht hatte. Unsere Leser werden sich dieser Anhäufung von Unverstand und Unbildung vielleicht noch erinnern. Der gute Mann, dem das Schweigen so wohl anstehen würde, scheint sich aber noch nicht beruhigen zu können; er veröffentlicht jetzt an der für ihn geeignetsten Stelle, in den Inseratenspalten der „Germania", die folgende „Oeffentliche Erklärung", welche die Ansichten, die man sich nach der Lectüre der „kleinen Literaturgeschichte" von den geistigen Qualitäten des Herrn Reckewerd bilden mußte, durchaus bestätigt:

„Durch Gegenwärtiges erkläre ich alle Diejenigen, welche gegen mein diesjähriges Programm geschrieben haben, für Ignoranten (Unwissende) auf dem Gebiete der deutschen Literatur, und ich bin in der Lage, die Wahrheit dieser Behauptung durch eine einzige Erklärung Jedermann so sonnenklar zu beweisen, daß auch nicht der geringste Zweifel mehr bestehen bleiben kann. Auch bin ich erbötig, die genannte Erklärung öffentlich abzugeben, falls ich darum auch nur von einem einzigen der durch gegenwärtige Veröffentlichung Betroffenen innerhalb der nächsten vier Wochen in amtlich beglaubigter Weise ersucht werde.

Dortmund, den 24. Juli 1875. Reckewerd, Rector."

* * *

Vom Büchertische.

Karl Gutzkow, „Säcularbilder". Bd. VIII. der „Gesammelten Werke." Jena, Costenoble.

Es war im Jahre 1837, als noch der Geheimrath Tzschoppe an der Spitze der Censurbehörde stand. Jeder Gedanke mußte die Quarantäne durchmachen, damit nicht der Giftstoff freier Anschauungen sich im Volke verbreite und die heilige Kirchhofruhe Preußens störe. Wollte ein Autor ohne Gefahr für sich seine Ideen aussprechen, so mußte er irgend einen diplomatischen Seitenweg einschlagen, um zum Ziele zu gelangen. Der junge Gutzkow hatte 1835 den Frieden Deutschlands durch seine Novelle „Wally, die Zweiflerin" gestört, in welcher er gegen den Offenbarungsglauben zu Felde gezogen war. Menzels Angriffe gegen das Buch und die ganze Schule, der G. angehörte, waren Mitursache gewesen, daß der junge Autor zu dreimonatlicher Haft verurtheilt worden war, um über die Segnungen eines freien Staatslebens ungestört nachdenken zu können.

Diese Erfahrung hatte den jugendlichen Brausekopf vorsichtiger gemacht und als er die zwei Bände „Zeitgenossen" (jetzt „Säcularbilder") herausgab, setzte er auf den Titel den Namen Bulwers, der ihn auch zwang, dem Inhalt theilweise einen englischen Localton zu geben. Das Buch hat einen doppelten Werth. Zuerst bezeichnet es wie jedes Werk eines hochbegabten Menschen eine bestimmte Stufe der Geistesentwicklung seines Urhebers. Man muß bedenken, unter welchen Verhältnissen sich

Digitized by Google

Gutzkow entwickelte. Während seiner Jünglingsjahre lag Deutschland noch in den Banden der falschen Romantik, d. h. die Gebildeten, denn die Producte dieser Literaturperiode waren nie geeignet gewesen in das Volk zu dringen, sondern stets das Eigenthum der Clique geblieben, die alle Gedanken und Gefühle aus dem festen Zusammenhang mit dem Leben losgerissen und sie als Spielzeug für müssige Stunden betrachtet hatte — die Romantiker waren fast alle Geistes- oder Gefühlssybariten. Auch Gutzkow hatte mit dem Geiste der Romantik zu kämpfen gehabt, ehe er sich der neuen Bewegung anschloß, die er theilweise selbst hervorgerufen hatte. Er fühlte die gänzliche Unreife der Verhältnisse, den Druck der politischen Lage, er haßte die conventionelle Lüge auf religiösem Gebiete, welche mit den höchsten Ideen der Religion nur ein ästhetisches Spiel trieb.

Alle diese Anschauungen des Autors spiegeln sich in den „Säcularbildern" und dadurch wird das Buch eine werthvolle Quelle für jene Periode, in welcher es entstand, für die aufstrebende Jugend jener Zeit, es wird im vollsten Sinne ein „Glaubensbekenntniß" jener Dichterschule, deren geistige Führerschaft Gutzkow übernommen hatte. Die ruhige Zeit der Classik war vorüber, es gährte in den Gemüthern zu sehr, als daß man nur die selbstzufriedene Schönheit, das formvollendete Ideal allein hätte erstreben können, die „Jungdeutschen" begannen sich als Bürger der staatlichen Gesellschaft zu fühlen, und obwohl sie unter einer gewissen Unklarheit litten, welche Zeitkrankheit war, so kämpften sie mit den Waffen ihrer Kunst für ihre Ideale und wurden tendenziös, mußten es werden, da sie sich in bewußten Gegensatz zur früheren Richtung stellten, und in Politik, Religion und Kunst eine Reform im Geiste der Zeit anstrebten.

Für einen künftigen Geschichtsschreiber des „jungen Deutschland", der dessen Entwicklung psychologisch darstellt, wird das Buch unschätzbar sein, und ebenso ist es für jeden gebildeten Leser eine Quelle der geistigen Anregung; denn selbst, wo man anders denkt, wird man nicht alles verwerfen können, und wird durch die Wärme mitgerissen, die das Buch durchströmt. Gar manches Wort würde Gutzkow jetzt sicher nicht mehr aussprechen; aber bei einem Menschen von so umfassendem Geist bleibt es stets interessant, seine jungen Anschauungen über Welt und Menschen kennen zu lernen.

* * *

Bibliographie.

Asher's Collection of Englisch Authors. Open! Sesame! By Florence Marryat. Two Volumes.

Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus. 3. Auflage. Berlin, Grote.

Wilhelm von Ising, Held Gustav.

Oscar Blumenthal, Für alle Wagen- und Menschenklassen. Plaudereien. 3. Hefte. Leipzig, Günther.

Eduard Halter, Kloster-Reminiscenzen. Straßburg, Kayser.

Siegmey, Ritterschnurren vom Rhein. Berlin, Denicke.

Eugen Zabel, Nocturno. Gedichte. Königsberg, Hausbrand.

Paul Höfer, Arnim. Ein nationales Drama. Leipzig, Mutze.

Offene Briefe und Antworten.

In eine Sammlung von Feuilletons, welche vor kurzem unter dem Titel „Vergnügungsreisen. Gelegentliche Aufzeichnungen von Paul Lindau" im Verlage von C. F. Simon in Stuttgart erschienen ist, ist auch die zuerst in der „Gegenwart" veröffentlichte Skizze „Vom Plötzensee" aufgenommen worden. Zu dem Berichte über die Begegnung mit Herrn Caplan Paul Majunke, speciell zu der Wiedergabe der Aeußerung dieses Gefangenen über das tönende Glöcklein, das klösterliche Empfindungen in ihm hervorrufe, hatte der Verfasser in den „Vergnügungsreisen" S. 182 die folgende Bemerkung gemacht:

„Da der Abgeordnete Windthorst im preußischen Abgeordnetenhause die Richtigkeit dieser Mittheilung angezweifelt hat, so bemerke ich, daß ich dieselbe vollständig aufrecht erhalten muß. Herr Majunke hat den obigen Ausspruch, für dessen Wortlaut ich bürge, mir gegenüber in Gegenwart des Herrn Oberinspectors Gennat gethan".

Auf diese Bemerkung bezieht sich der nachstehende Brief des früheren Chefredacteurs der „Germania" an den Herausgeber der „Gegenwart":

Plötzensee, 30. Juli 1875.

Lieber Herr College!

Der kleine Irrthum, welcher sich in Ihr seiner Zeit in der „Gegenwart" publicirtes Referat über die am 4. März stattgehabte Unterredung mit mir eingeschlichen, hat mich bisher nicht zu einer Berichtigung veranlaßt. Erst jetzt, nachdem ich sehe, daß Sie dem Abg. Windthorst in Ihren „Vergnügungsreisen" ein Dementi ertheilen, sehe ich mich genöthigt, ebenfalls mit einem solchen bei Ihnen zu erscheinen.

Sie lassen mich sagen: „Abends, wenn das Glöcklein tönt, ist mir noch heute so zu Muthe, als ob ich im Kloster wäre". Sie berufen sich dabei auf das Zeugniß des Herrn Oberinspectors. Letzterer kann sich der Sache nicht mehr genau erinnern. Ich meinerseits glaube nun aber zu Ihnen nur gesagt zu haben: „Abends, wenn das Glöcklein tönt, ist mir so zu Muthe, als ob ich im Kloster wäre". Das „heute noch" dürfte ich kaum gesagt haben, denn ich bin in der That nie im Kloster erzogen worden, habe vielmehr das erste Kloster erst dann zu Gesicht bekommen, als ich schon längst „erzogen" war. Ueberhaupt gehen Sie von einer ganz falschen Voraussetzung aus, wenn Sie behaupten, daß der Gleichmuth, mit dem ich hier meine Lage ertrage, die Frucht meiner Erziehung sei. Ich bin vielmehr auf dem Gymnasium sowohl — dem königlichen Matthiasgymnasium zu Breslau — als auch auf der Universität, insbesondere während meines 3½ jährigen juristischen Studiums, ein etwas sehr „loser Strick" gewesen und Sie würden der Wahrheit bedeutend näher kommen, wenn Sie umgekehrt behaupten würden, mein gegenwärtiges Verhalten lasse sich dadurch erklären, daß ich meine Situation als eine Sühne für meine Jugendsünden betrachte.

Toutefois: Es ist meine heutige Weltanschauung, welche mir das zum Genuß werden läßt, was andere „Entbehrung" nennen.

Machen Sie mit diesem Briefe, was Sie wollen; jedenfalls aber wäre es mir erwünscht, wenn Sie das Herrn Minister Windthorst — der im Abgeordnetenhause ganz richtig bemerkte, ich sei niemals im Kloster erzogen worden — ertheilte Dementi auf irgend eine Weise rectificiren würden.

Mit collegialstem Gruß

Ihr ergebener

Paul Majunke.

Berlin, den 31. Juli 1875.

Lieber Herr College!

Es versteht sich von selbst, daß ich nicht im Stande bin zu behaupten, Sie hätten vor fünf Monaten die beiden Wörter „heute noch" wirklich gesagt und daß ich Ihre Berichtigung dankbar acceptire. Ich kann nur anführen, daß ich bisher von der correcten Wiedergabe Ihrer Aeußerung fest überzeugt war, und daß Ihre sonstigen gelassenen Bemerkungen über die Beschaffenheit und Gleichmäßigkeit der Gefängnißkost und über die betrübende Einförmigkeit des Lebens, die Sie leider noch immer zu erdulden haben, mich in der irrigen Voraussetzung, Sie seien im Kloster erzogen worden, nur bestärken konnten. Der Gedanke, daß Ihre Seelenruhe und Würde im Ertragen des Unvermeidlichen nicht, wie ich annehme, ein Erziehungsresultat, sondern das Ergebniß Ihrer philosophischen Weltanschauung sei, welche aus Ihrer Gefängnißstrafe als Redacteur der „Germania" sich eine Sühne für jedenfalls verzeihliche Jugendstreiche construirt — dieser Gedanke lag, wie ich Ihnen nicht verhehlen will, meinen Anschauungen zu fern, als daß ich ihn hätte errathen können.

Mit besten Wünschen und Grüßen

Ihr

sehr ergebener

Paul Lindau.

* * *

Berichtigung.

„Gegenwart" Nr. 31 S. 79 Spalte 2 Zeile 20 v. oben soll heißen: „Wenn Tugend Duft verlieh zum Farbenflimmer".

Digitized by Google

Inserate.

Der Zankapfel,
Lustspiel in 1 Aufzuge
von
Paul Lindau,
ist in dem soeben erschienenen siebenten Hefte der
Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik
enthalten.
Verlag von **Georg Stilke.**

Kreuz und Schwert
von
Gregor Samorow.
Vierte Abtheilung von: **„Um Szepter und Kronen".**
Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.
Hievon erscheint jetzt die **längst erwartete** Separatausgabe in 4 Bänden und ist soeben ausgegeben der **erste Halbband.** Preis 2 M. 25 Pf.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** und vorräthig in jeder guten Leihbibliothek.

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung).
Globus
Soeben erschienen die ersten Nummern des 28. Bandes.
Probenummern sind in jeder Buchhandlung vorräthig.
Abonnements werden durch jede Buchhandlung vermittelt. Preis pro Band von 24 Nummern 12 M.

Verlag von **Erich Koschny** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Verhandlungen der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin.
I. Heft. Preis 1 M. 20 Pf.
Die Mitglieder Dr. Ascherson, Dr. Frederichs und v. Kirchmann sind von der Gesellschaft mit der Redaction betraut worden und bürgen diese Namen für die Erreichung des Zweckes dieses Unternehmens: **alle, in der Philos. Gesellschaft zur Sprache kommenden wichtigen philosophischen Richtungen zum Ausdruck zu bringen.**
Jährlich erscheinen 3—4 Hefte, die einen Jahrgang bilden und zu deren Abnahme sich die Abonnenten verpflichten.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.
Belgien und **Holland.** 13. Aufl. 1875. 5 M. — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 16. Aufl. 1874. 6 M. — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 16. Aufl. 1873. 6 M. — **Deutschland** und **Oesterreich** complet in einem Bande. 15. Aufl. 1872. 10 M. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. 1873. 4 M. — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 16. Aufl. 1874. 5 M. — **Ober-Italien.** 7. Aufl. 1874. 6 M. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. 1874. 6 M. — **Unter-Italien.** 4. Aufl. 1874. 6 M. — **London.** 5. Aufl. 1875. 5 M. — **Palaestina** und **Syrien.** 1875. 15 M. — **Paris.** 7. Aufl. 1870. 4 M. 80 Pf. — **Rheinlande.** 18. Aufl. 1874. 4 M. 80 Pf. — **Schweiz.** 16. Aufl. 1875. 6 M. — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 22. Aufl. 3 M.

Königliche Rheinisch-Westphälische
Polytechnische Schule zu Aachen.
Beginn der Vorlesungen Anfang October ds. Jahres. Programme, Aufnahme-Bedingungen 2c. von dem Director, Baurath **v. Kaven,** franco gegen 8 Sgr. in Briefmarken.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:
Weltbürgerthum
und
Vaterlandsliebe der Schwaben,
insbesondere von 1789—1815.
Von
Adolf Wohlwill.
Preis 2 M.

VICTORIA
ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W. 32 Louisenstr.
Vor Kurzem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Gesammelte Aufsätze.
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.
Von **Paul Lindau.**
1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 Mk. 50 Pf.
Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Bei H. R. Mecklenburg (nicht E. Mecklenburg), **Berlin C.,** Kloßerstraße 38, erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung für den Preis von **1 Mark** bezogen werden:
„Tollin, Licent. theol. — Dr. M. Luther und Dr. M. Servet."
Bei den so heftigen Kämpfen auf dem Glaubensgebiete der Jetztzeit dürfte allen Denen, welche nach Wahrheit und Berichtigung ihrer Ansichten streben, diese Schrift wohl geeignet sein, zur Läuterung, insbesondere in Betreff der Dreieinigkeitslehre und zur Würdigung eines Mannes beizutragen, der vor 300 Jahren seine Ueberzeugung mit dem Feuertode besiegelte.

Verlag von **Leuschner & Lubensky,** k. k. Universitätsbuchhandlung in **Graz.**
Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Ueber die humoristische Prosa des XIX. Jahrhunderts
von
Dr. **Anton Schönbach,**
Professor an der Universität Graz.
Brosch. Preis 2 M.

In unserem Verlage erschien soeben in 2. Auflage:
Fritz Reuter,
Lustspiele.
Ergänzungsband zu seinen Werken.
Inhalt:
Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen. Lustspiel in 3 Akten.
Fürst Blücher in Teterow. Dramatischer Schwank in 1 Akt.
Eleg geh. 2 M., in Originaleinband geb. 3 M.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Leipzig. [H. 34212.
C. A. Koch's Verlagshandlung.

Einbanddecken zum 7. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.
VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 14. August 1875. Band VIII.

AP
30
G295
v.8
no 33

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Gerson, Landsberger und Kohn. Von einem Mitarbeiter der „Kreuzzeitung". — Die volkswirthschaftliche Reaction. Von H. B. v. Unruh. III. — **Literatur und Kunst:** Die vermuthlichen Bildnisse von Armin, Thusnelda und Thumelicus. Von Karl Blind. — Das Reisebrieffieber. Von Julius Weil. — Darwins neuestes Werk. Von Carus Sterne. — **Aus der Hauptstadt:** Eine Wanderung durch die Strafanstalten von Berlin. Von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Gerson, Landsberger und Kohn.*)

Von einem Mitarbeiter der „Kreuzzeitung".

Mit der Epoche der Kreuzzüge, d. h. seitdem die vorwiegend christliche Sendung des deutschen Staates zum Durchbruch kam, sind die ersten Judenverfolgungen bei uns eingetreten. Seit jenen Zeiten ist es treue Ueberlieferung in Deutschland geblieben, daß bei jeder heftigen Volksaufregung die Massen sich gegen die Personen und namentlich gegen das Eigenthum der Israeliten erhoben. Die Plünderung der Judenhäuser bildet eine Kette stets erneuerter Proteste der germanischer Race gegen das Eindringen eines fremden Stammes, welcher die Wirthschaft und Politik unserer Heimat auf falsche Wege zu führen und auszubeuten bestimmt war. Die Humanität kann sich betrüben über die Gräuel, welche in den Ghettos verübt wurden, der christliche Philosoph kann ihnen die höhere Berechtigung nicht absprechen. So sehr ist sich der Instinct unseres Volkes darin treu geblieben, daß bei den noch unerklärten Tumulten, welche vor drei Jahren in Süddeutschland ausbrachen, namentlich in Stuttgart, Mannheim, Frankfurt, beinahe nur die Läden der Juden ausgeraubt wurden. Als im März 1848 die ersten revolutionären Bewegungen aufschäumten, geschah es in vielen deutschen Städten, daß die wilden Haufen sich namentlich gegen die jüdischen Kleidermagazine wendeten und dieselben ausleerten; die Eingebungen christlicher Schneidermeister mögen der Erscheinung nicht fremd gewesen sein. Der Vertrieb von fertiggestellten Anzügen bezeichnet im Entwicklungsgang des Gewerbfleißes ganz entschieden einen Schritt nach derjenigen Richtung hin, den die ethische Anschauungsweise unserer nationalen Volkswirthschaft als die manchesterliche brandmarkt. — Röcke, Hosen und Jacken in Massen zuschneiden und nähen zu lassen ohne Rücksicht auf die dadurch verursachten störenden Eingriffe in den Geschäftsgang der Meister, welche Jahrhunderte lang nach überlieferten Satzungen das Maß nahmen und im Kreise ihrer Gesellen arbeiteten, dieses Niederreißen der gewerblichen Schranken, in welche sich nun der commerzielle Wetteifer mit der zersetzenden Kraft des Individualismus hineinstürzte, dieser Umschlag liefert eines der ergreifendsten Bilder jenes Niedergangs deutscher Art, dem wir in der neuen Aera des Nationalliberalismus mit banger Sorge zuzusehen verurtheilt sind. Allerdings haben auch hier, wie dies das Gesetz der menschlichen Verschuldung will, die zunächst Betroffenen, indem sie dem heimischen Brauche untreu wurden, ihren Sturz selbst vorbereitet. Noch vor fünfzig Jahren herrschte in deutschen Städten jene tüchtige Sitte, welche verlangte, daß der Familienvater, entschlossen für sich oder die Seinigen einen neuen Anzug zu beschaffen, mit dem Schneidermeister über die Länge und Breite des hierzu nöthigen Ellenmaßes Rücksprache nahm und zwar nicht blos für das Oberzeug, sondern auch für Unterfutter und Kragen; daß er das Rohmaterial, zu dem nicht selten auch die Knöpfe gehörten, in freier Selbstbestimmung auswählte und einkaufte und dann Alles mit einer gewissen Feierlichkeit dem Meister übergab, welcher zunächst begann, das Tuch decatiren zu lassen. Wer von der heutigen Generation weiß noch Etwas von undecatirtem Tuch! Nachdem aber einmal die Schneider angefangen, die Nebensachen, das Futter, den Sammet zum Kragen, die Knöpfe selbst zu liefern, lockte bereits die Verführung, dasselbe mit dem Oberzeug zu versuchen. So sahen wir denn jene von fränkischen Vorbildern nachgeahmten „Marchands tailleurs" anfänglich vereinzelt, allmählich aber in überwuchernden Massen aufkommen, welche die Existenz der Tuchhändler untergruben, in Wahrheit aber die eigne an der Wurzel zerstörten. Seit Jahren schon haben wir's in der französischen Modenwirthschaft so weit gebracht, daß ein wohlhabender Mann sich schämt, dem Schneider Tuch zu einem Rock anzubieten, dem entsprechend auch jeder gut situirte Meister einen Kunden mit Verachtung zurückweisen würde, der sich herausnehmen wollte, das Tuch zum Rock selbst zu liefern.

So ist aus dem alten Gewerbsmeister ein Industrieller geworden, d. h. ein Mann, der nicht mehr darauf achtet, die überlieferten Formen des ehrsamen Handwerkes heilig zu halten und damit auch die Rechte andrer Erwerbsclassen, wie beispielsweise des Tuchhändlers, zu schonen; ein Unternehmer vielmehr, welcher die Kunden nur dadurch anzuziehen sucht, daß er ihnen die Gelegenheit bietet, mit möglichst geringer Mühe und mit möglichst geringen Ausgaben ihr Bedürfniß nach Deckung ihrer Blößen zu befriedigen. Der fränkische Marchand tailleur, aus der Zunft- und Zuchtlosigkeit der Revolution hervorgegangen, mußte sich zunächst in das christlich-germanische Schneiderthum einschleichen, damit hinterher das englische Manchesterthum darin Fuß fassen und die Sache in's Geleise des nationalliberalen Confectionsgeschäfts hinüberführen konnte. Nur schnell! Nur wohlfeil, nur die Centralisation aller Thätigkeit auf einen Punkt, das ist ja die berühmte Losung des uns von John Bull angepriesenen Receptes, wel-

*) Das Manuscript dieses für eine der nächsten Nummern der „Kreuzzeitung" bestimmten Aufsatzes ist uns durch eine Verwechslung zugegangen. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, einen indiscreten Gebrauch davon zu machen. Die Red.

Digitized by Google

ches uns von der Partei der Herren Lasker-Miquel empfohlen wird. Die Folgen sind nicht ausgeblieben! Der Schneider, der sich zum Marchand tailleur aufblähte, ist selbst wieder abgesetzt vom großen Confectionsgeschäftsinhaber. Wo sonst die Gesellen zu fünfen oder sechsen um Meister oder Meisterin traulich versammelt mit gekreuzten Beinen in gemessenem Tact die Fäden zogen, da sitzen jetzt hunderte und tausende von blassen Frauengestalten in ihrem Dachkämmerlein und lenken mit zitternden Fingern Tag und Nacht die rastlose Nähmaschine, deren Werk von dem Inhaber der großen Firma ballenweise über's Meer geschickt wird. Das vielgepriesene System der freien Concurrenz hat nicht nur den Meister, sondern auch den Gesellen aus dem Feld geschlagen; und so wenig wir auch sonst mit dem atheistischen Socialismus übereinstimmen, er trifft doch den faulen Fleck unserer heutigen nationalliberalen Gesellschaft, wenn er das Uebel der freien Arbeit als die Ausgeburt des Bourgeoisregiments bekämpft.

Wer aber sieht nicht, daß wir hier genau dieselbe Erscheinung vor uns haben, die auf dem finanziellen Gebiet uns entgegentritt? In wessen Händen sind die großen Confectionsgeschäfte? In London heißen sie Moses & Sons, in Berlin Gerson, Landsberger, Kohn und so fort. Unsre israelitischen Mitbürger beherrschen den europäischen Kleidermarkt von den abgetragensten Hosen aufwärts bis zu den Galalivreen im Palaste des Reichskanzlers. Darf es uns da noch wundern, wenn die nationalliberale Politik uns den Segen der Gewerbefreiheit gebracht hat? Und werden wir endlich zu ahnen beginnen, wie die Fäden laufen, welche von Laskers Gewerbeordnung zu Landsbergers Schlafrockmagazin führen? Wir sind zwar weit entfernt, die bekannte Uneigennützigkeit unseres berühmten israelitischen Mitbürgers hier anzweifeln zu wollen, und sind überzeugt, daß er auch den neuen Schlafrock, den er nach überstandener Krankheit sich angeschafft, baar bezahlt hat. Auch von der Papierfabrik des Fürsten Bismarck wollen wir nicht behaupten, daß sie blos deshalb sich rentire, weil sie Massen von grauem Packpapier (und sie fabrizirt bekanntlich vorzugsweise solches) an jüdische Confectionsläden absetzt; aber interessant ist es immerhin zu constatiren, daß seit Jahren die auffallende Zahl von einförmig und stets nagelneu aussehenden gelblichen Beinkleidern des Herrn Staatsministers Delbrück in parlamentarischen Kreisen bemerkt worden ist. Es heißt entfernt nicht, diesem ausgezeichneten Beamten zu nahe treten, wenn man voraussetzt, daß sein massenhafter Verbrauch von hellgelblichen Beinkleidern durch die Entfesselung des Confectionsgeschäfts erleichtert würde, namentlich zu der Zeit, als er noch nicht die Dotation erhalten hatte, und in jene Zeit fällt die Entstehung der Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes.

Wir empfehlen diesen unseren Gedankengang der Redaction der „Volkszeitung". Natürlich wird sie auch hier uns nur so weit beipflichten wollen, als wir die Ausbeutung der Nation durch die Manchestermänner der nationalliberalen Partei nachweisen. Allein wir bedürfen auch nur dieser Zustimmung. Der Vorbehalt, daß der Fortschritt nicht überhaupt der Urgrund aller dieser Uebel sei und daß der Fortschritt nicht ausschließlich von unseren israelitischen Mitbürgern ausgehe, ist uns nebensächlich. Wenn im Frühjahr 1848 die jüdischen Kleiderläden gestürmt wurden, so mußten wir das beklagen, nicht wegen der Juden, sondern wegen der Revolution, welche damit zusammenhing. Umgekehrt wird die „Volkszeitung" grade die Plünderung der Juden verdammen, die Revolution jedoch gut heißen.

Aber liegt nicht gerade das Ueberzeugende unserer Ausführung darin, daß von zwei so entgegengesetzten Ausgangspunkten zwei Vertreter der öffentlichen Interessen zu solcher Harmonie sich erheben? Wir sind niemals so durchdrungen von der Richtigkeit unseres Urtheils als grade in solchen Fällen des Zusammentreffens mit Organen entgegengesetzter Richtung. Da wo wir, die Parteigenossen des Herrn von Gerlach, mit dem bayrischen „Vaterland" oder mit der „Volkszeitung" übereinstimmen, ist unwiderleglicherweise der doppelte und dreifache Beweis der Wahrheit geliefert. Und gleicht nicht die Partei der „Volkszeitung" in mehr als einem Stück der unseren, trotz aller inneren Gegensätze? Die beiden Principien, die ehedem unseren Staat beherrschten, waren auf der einen Seite Fortschritt, auf der anderen conservatives Christenthum. Beide sind bis auf kleine Inseln überfluthet vom nationalliberalen Süßwasser. Das Häuflein der fortschrittlichen Linken ist gerade so zusammengeschmolzen wie das der conservativen äußersten Rechten. Wie hier der freiconservative, so hat dort der nationalliberale Anschluß an die Politik des Fürsten Bismarck alle Grundsätze beseitigt, und noch im jüngsten Reichstag haben wir es erlebt, daß ein Dutzend grade der bekanntesten Fortschrittsleute zum verschämten Nationalliberalismus abfielen. Auch in dieser Analogie des numerischen Rückgangs erblicken wir die sichere Andeutung, daß die gemeinsame Opposition gegen das Manchesterthum ihren tiefen inneren Grund hat, und daß nur die Rückkehr zu einem Regierungssystem uns retten kann, welches die Herrschaft den christlich conservativen Elementen, dem Fortschritt aber das Recht des Protestes im Namen seiner Grundsätze sichert.

Schließlich verwahren wir uns gegen den Vorwurf, als wollten wir das Confectionsgeschäft überhaupt verboten oder nur unseren israelitischen Mitbürgern untersagt sehen. Die wahren Grenzen zwischen dem alles umgarnenden Industrialismus und einer vom Staat geleiteten Gewerbthätigkeit sind nicht schwer zu finden. Auch in diesem Punkt sind wir der Zustimmung der „Volkszeitung" gewiß. Wegen Durchführung der Sache selbst würden wir leicht mit ihr fertig werden, wenn nur erst der Nationalliberalismus beseitigt wäre.

Die volkswirthschaftliche Reaction.

Von H. B. v. Manteuffel, Mitglied des deutschen Reichstags.

III.

Volkswirthschaftliche Theorien und Parteien.

Von schutzzöllnerischer Seite wird häufig, auch in diesem Augenblick, behauptet, die ganze Volkswirthschaft sei eitel Theorie, widerspreche der Wirklichkeit und Erfahrung, nur dem Praktiker, dem Sachverständigen gebühre die Entscheidung. Unter Sachverständigen sind dabei in der Regel die Interessenten, d. h. die Fabrikanten gemeint, um deren persönlichen Vortheil es sich handelt und die deshalb in gewöhnlichen Processen als betheiligte Partei zur Begutachtung der Streitfrage nicht zugelassen werden würden. Der wirkliche Sachverständige muß vor Gericht schwören, daß er nicht betheiligt sei. Verschwiegen wird meistens, daß es auch eine ganze Anzahl einsichtiger Fabrikanten, also Praktiker, gibt, die Gegner der Schutzzölle sind. Es gehört indessen nur eine mäßige Kenntniß der Verhältnisse und Zustände dazu, um zu wissen, daß es bei dem seit kurzem in den verschiedensten Blättern, namentlich auch in der Provinzialpresse entstandenen Lärm über die Handelsverträge, die Schutzzölle und die jetzige Lage der deutschen Industrie sich eigentlich gar nicht um die Ermittelung der Wahrheit und um objective Feststellung der Wirkungen unserer neueren Zollgesetzgebung, sondern um Erreichung eines bestimmten Erfolges für das Interesse der Producenten handelt oder, noch concreter ausgedrückt, um eine Pression auf die Reichsregierung und den Reichstag. Man will eine entschiedene, durchgreifende Reaction auf volkswirthschaftlichem Gebiet gegen die freihändlerische Richtung hervorrufen, wieder zu dem noch gar nicht verlassenen Schutzzollsystem definitiv zurückkehren und in diesem Sinne die öffentliche Meinung bearbeiten.

Bei der im ersten Abschnitte dieses Aufsatzes erwähnten Unklarheit unter der gebildeten Classe in volkswirthschaftlichen

Digitized by Google

Angelegenheiten und der wenig verbreiteten Kenntniß der aus der Natur der Dinge sich ergebenden volkswirthschaftlichen Gesetze ist ein solcher wohlorganisirter, offenbar mit reichen Mitteln geführter Krieg nicht ohne Gefahr und Aussicht auf wenigstens theilweisen Sieg. Das nächste Ziel ist dabei, zu verhindern, daß die im Jahre 1873 beschlossenen gesetzlich feststehenden Zollermäßigungen, welche mit dem 1. Januar 1877 in Kraft treten sollen, wieder aufgehoben werden.

Der Angriff ist auf der ganzen schutzzöllnerischen Front eröffnet, aber noch hört und sieht man wenig von Seiten der Vertheidigung. Es lohnt daher wohl der Mühe, nicht den unbelehrbaren Freunden der Schutzzölle, sondern dem großen, gebildeten Publicum klar zu machen, daß und mit welchen Mitteln auf seine Tasche speculirt wird. Zu diesem Zwecke kam es vor allem darauf an, die wichtigsten Erscheinungen auf volkswirthschaftlichem Gebiet und die Uebereinstimmung der volkswirthschaftlichen Gesetze mit der Erfahrung nachzuweisen. Deshalb sind bereits in Nr. II dieses Aufsatzes die wichtigsten Vorgänge auf jenem Gebiet kurz angegeben und die industriellen Zustände der Vergangenheit und Gegenwart in den wichtigsten Culturstaaten geschildert worden. Hier bleibt noch übrig, die dort angeführten Gesetze näher zu begründen und die Behauptungen der Gegner zu widerlegen, soweit der Raum es gestattet.

In einer humoristischen, aber sehr ernst gemeinten Preisschrift von Prince-Smith „Adam Riese der jüngere" versichert ein junger Buchhalter, der träumt, er sei Finanzminister geworden, daß alle gesetzgeberischen Eingriffe in die Volkswirthschaft nach den Grundsätzen der doppelten italienischen Buchhaltung beurtheilt werden müssen. Man solle jeden erreichten oder zu erreichenden Vortheil auf der Creditseite des betreffenden Contos buchen, aber niemals vergessen, daß die etwa entstehenden Nachtheile als Gegenposten auf der Debetseite eines anderen Contos einzutragen seien. Die bei allen Unternehmungen des Handels und der Industrie bewährte doppelte Buchführung verlange, daß jedem Creditposten ein Debetposten gegenüber stehe. Die Differenz zwischen beiden zeige erst, ob Gewinn oder Verlust entstanden sei. Mit anderen Worten, jedem Vortheil, den man erreichen will, stehen Nachtheile gegenüber, die niemals übersehen oder verschwiegen werden dürfen, will man nicht sich selbst oder andere täuschen. In der That besteht die Fechtart mancher Volkswirthe, namentlich der schutzzöllnerischen, darin, daß sie nur auf einer Seite buchen, nämlich entweder nur die Vortheile ihrer Vorschläge oder nur die Nachtheile der gegnerischen in Rechnung bringen. Wenn sich auch nicht alle Folgen der Zollgesetze in Zahlen ausdrücken lassen, wie zum Beispiel die Demoralisation durch den Schmuggel an den Schutzzollgrenzen, so handelt es sich doch hauptsächlich um Geldfragen und auf diese finden die Grundsätze der allein richtigen Buchhaltung unzweifelhaft Anwendung.

Es ist nun schon angeführt worden, daß der Schutzzoll den eingestandenen Zweck hat und erreicht, die Concurrenz des Auslandes dadurch abzuhalten, daß die eingeführte Waare um den Betrag des Zolls theurer wird, ferner daß zugleich der Preis der im Inlande producirten Waaren um nahe denselben Betrag steigt. Geschähe dies nicht, müßten die Fabrikanten ihre Producte zu einem bestimmten Preise verkaufen, wie dermaleinst zur Zeit der amtlichen Brod-, Fleisch- und Biertaxen, so hätte der Schutzzoll für die Producenten gar keine Bedeutung. Dieselben würden sich darum gar nicht bemühen, ebensowenig, wenn ihr Fabrikat im Inlande zu dem erhöhten Preise gar keinen Absatz fände. Die Preiserhöhung muß also als beabsichtigt und feststehend angenommen werden. Adam Riese der jüngere bucht also diese den Fabrikanten zu gut kommende Vertheuerung der Waaren als Gewinn in ihrem Credit. Wo steckt nun der Debetposten, kaufmännisch ausgedrückt, der Gegensatz, d. h. wer bezahlt den erhöhten Preis und trägt die Mehrkosten? — Ganz einfach: der Käufer, d. h. der Consument, die steuerzahlende Bevölkerung. Nur so weit die Waare gebraucht und nur bei solchen Artikeln, welche massenhaft consumirt werden, zum unentbehrlichen Bedürfniß gehören, wie Eisen, baumwollene Stoffe ꝛc. hat der Schutzzoll für den inländischen Fabrikanten Bedeutung. Adam Riese bucht also im Debet des consumirenden großen Publicums genau denselben Betrag als Verlust wie im Credit der Fabrikanten den Gewinn. Zu deutsch: Die Consumenten bezahlen bis auf den letzten Pfennig den durch den Schutzzoll erhöhten Nutzen der Producenten.

Diese einfache und wahre Darstellung des ganzen Vorgangs kann doch Niemand hohle Theorie oder Phrase nennen. Es ist leider bittere Wirklichkeit. Man darf vielmehr mit vollem Recht sagen, diese Wanderung des Geldes aus den Taschen der Consumenten in die der Producenten ist eine durch ein Zollgesetz dem steuerzahlenden Publicum zu Gunsten einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Fabrikanten auferlegte Steuer, eine Fabrikantensteuer, von welcher die Consumenten nichts haben als höchstens eine durch fehlende Concurrenz eintretende Verschlechterung der Waare, wie jeder, der Augen und Waarenkenntniß hat, in Rußland sehen kann und in Oesterreich früher gesehen hat.

Wo bleibt nun der von den Schutzzöllnern behauptete Nutzen für das allgemeine Wohl, für das Interesse des Staats? — Oho! sprechen die Schutzzöllner, wir beschäftigen und ernähren viele Tausende von Arbeitern. Gut, antwortet Adam Riese, wir wollen den Posten buchen, aber bevor wir das können, müssen wir erst fragen: würden diese Arbeiter unbeschäftigt sein und hungern, wenn sie nicht in diesen Fabriken beschäftigt würden oder werden sie etwa anderer lohnender Arbeit, z. B. der Landwirthschaft und solchen Productionen entzogen, die keinen Schutzzoll genießen? Wäre dies der Fall, so wird das allgemeine Wohl durch eine künstliche Deplacirung der Arbeitskraft sicherlich nicht gefördert, sondern geschädigt. Den Fabrikanten kann dafür nichts gut geschrieben werden. Ferner muß gefragt werden: hat die Zahl der in den Fabriken beschäftigten Arbeiter seit Herabsetzung und theilweiser Aufhebung der Zölle ab- oder zugenommen? — Auch der enragirte Schutzzöllner wird nicht die Stirn haben zu behaupten, daß die Zahl der industriellen Arbeiter seit Abschluß der Zoll- und Handelsverträge bis 1872 sich vermindert habe, im Gegentheil, sie ist notorisch und statistisch nachweisbar kolossal gestiegen, eine große Anzahl neuer Fabriken ist entstanden und die meisten bestehenden sind sehr bedeutend vergrößert worden. Erst mit der Ueberhandnahme der Strikes und dem „Krach" hat die Arbeiterzahl abgenommen. Die Behauptung, daß der Schutzzoll mehr Arbeiter beschäftige als ein dem Freihandel angenähertes System, widerspricht aller Erfahrung. Adam Riese verneigt sich und spricht zu der vor ihm stehenden Deputation schutzzöllnerischer Industriellen: ich bedaure, für Beschäftigung von Arbeitern kann ich euch nichts in's Credit schreiben, am wenigsten zu einer Zeit, in welcher die Löhne noch so hoch stehen, daß wohlfeile Production, folglich auch Export fast unmöglich ist; wenn ihr übrigens durch den gewünschten Schutzzoll wirklich mehr Arbeiter beschäftigen könntet, so würde das nicht auf eure Kosten geschehen, sondern auf Kosten der Consumenten. Auch bei diesem Posten ist wieder nicht von Theorie, sondern von wirklichen Thatsachen die Rede.

Es sind aber noch einige für die Schutzzöllner sehr unangenehme Posten in ihr Debet einzutragen. Dahin gehört die Verminderung der Staatseinnahme, welche, wie bereits in Nr. II nachgewiesen, schon aus jeder, irgend erheblichen Erhöhung der Zölle resultirt und in noch stärkerem Maße eintreten muß, wenn die Zölle sehr hoch gegriffen werden und dadurch die Concurrenz des Auslandes abgehalten, also die Einfuhr verhindert oder möglichst verringert wird. Dies ist aber die Absicht und der Erfolg der Schutzzölle. Von nicht importirten Gegenständen läßt sich kein Zoll erheben. Diesen Ausfall der Staatscasse zu ersetzen, etwa durch Besteuerung der inländischen Production fällt den Producenten gar nicht ein. Der Nutzen der Schutzzölle würde damit aufgehoben. Kann

Digitized by Google

nun die Staatscasse den Betrag dieses Einnahmeausfalls nicht entbehren, so muß derselbe unvermeidlich durch Erhöhung von Steuern, d. h. wie die Preiserhöhung der durch Zölle geschützten Waaren, aus den Taschen der consumirenden Steuerzahler, also von der Gesammtheit gedeckt werden. Dabei handelt es sich um sehr hohe Beträge.

Ein anderer wichtiger Debetposten ergibt sich aus dem Einfluß der Schutzzölle auf die Ausfuhr. Der Weltmarkt bekümmert sich nicht darum, ob die Waare unter Schutzzoll erzeugt ist oder nicht. Die wohlfeile und gute Waare findet im Auslande Käufer, die theure nicht, sie kann die freie Concurrenz auf dem Weltmarkt nicht bestehen, am wenigsten, wenn das Land, nach welchem exportirt wird, selbst Einfuhrzölle erhebt. Indem der Schutzzoll nachgewiesenermaßen die Fabrikate vertheuert, macht er dieselben zum Export ungeeignet. Das wissen die Schutzzöllner sehr gut, sie möchten aber außer den höheren Preisen auch den Nutzen des Exports mitnehmen und schlagen deshalb allen Ernstes vor, daß der Staat, in dessen Interesse ja die Ausfuhr liegt, für ausgeführte Artikel eine Vergütigung gewähre, die sie Rückzoll oder Zollvergütigung nennen, die aber in Wirklichkeit eine Ausfuhrprämie aus der Staatscasse ist. Es gibt nur sehr wenige einfache Gegenstände, bei denen sich mit einiger Sicherheit feststellen läßt, wieviel ausländische verzollte Rohstoffe darin enthalten sind. Man müßte also der Angabe der Producenten vollen Glauben schenken und das ist bekanntlich eine mißliche Sache. Von einer Rückvergütung kann höchstens bei der im Inlande vom Producenten gezahlten (Verzehrungs-)Steuer, wie bei Zucker, Spiritus, Tabak bei der Ausfuhr die Rede sein. Bei allen im Inlande nicht besteuerten Fabrikaten handelt es sich um eine Ausfuhrprämie aus der Staatscasse, folglich abermals um eine Belastung der Steuerzahler zu Gunsten der Fabrikanten.

Gewiß hat der Staat großes Interesse am Export, denn hauptsächlich dieser macht ein Land wohlhabend, reich und steuerfähig. Ein altes Sprüchwort sagt, vom eignen Fett wird Niemand stark. Wenn aber die Steuerkraft erst durch die Steigerung der Preise, dann durch den Ersatz für den Ausfall an den Zöllen und endlich durch Zahlung von Ausfuhrprämien geschwächt wird, dann ist ein so theuer erkaufter Export werthlos, sogar schädlich.

Der Schutzzoll hindert aber nicht nur den Export inländischer Fabrikate, sondern erschwert auch die Ausfuhr ländlicher Producte schon aus dem Grunde, weil beim Absatz nach entfernten Ländern die Fracht eine große Rolle spielt. Wenn ein Land exportiren, aber möglichst wenig importiren will, so müssen die Schiffe den einen Weg leer, d. h. mit Ballast machen, die Frachten daher nahe doppelt so hoch sein als bei voller Ladung in beiden Richtungen. Dazu kommt, daß beim natürlichen Verlauf des Handels Export und Import sich bis auf eine gewisse Differenz ausgleichen, die man Handelsbilanz nennt, mit anderen Worten, daß die ausgeführten Waaren nicht sämmtlich mit baarem Gelde, sondern indirect mit eingeführten Artikeln bezahlt werden oder umgekehrt. Diese Ausgleichung stört oder hindert der Schutzzoll, was man in der Regel am Wechselcourse leicht erkennen kann. Aus diesem Grunde nimmt das fremde Land seinen Bedarf an fremden Producten naturgemäß womöglich von dem Lande, nach welchem es auch exportiren, d. h. die Einfuhr durch Waaren decken kann und nicht von einem Staate, der sich durch Schutzzölle absperrt. Durch diese Isolirung wird augenscheinlich auch die eigene Schifffahrt stark geschädigt.

Die Schutzzöllner sagen: das ist hohle Theorie, aber die Seestädte, welche vom gegenseitigen Verkehr mit fremden Ländern leben, wissen, daß es sich hier um bittere Praxis handelt.

Die Freihandelslehre oder, wenn man will, die Freihandelstheorie besteht im Wesentlichen darin, daß sie, gestützt auf beobachtete Thatsachen, die Schädlichkeit aller künstlichen Hemmungen des internationalen Verkehrs, aller Absperrungen nachweist und darthut, daß dem öffentlichen Wohl, also dem Staat in seiner Gesammtheit, der freie Verkehr entschieden am nützlichsten ist. Die Freihändler bestreiten keineswegs, wie die Gegner behaupten, dem Staate das Recht der Zollhoheit und Zollgesetzgebung, aber nachdem dieselbe nicht mehr von dem absoluten Staatsoberhaupt allein abhängt, sondern die Zustimmung gewählter, repräsentativer Körper erfordert, halten sich die Freihändler für berechtigt und verpflichtet, das öffentliche Interesse gegen egoistische Bestrebungen einer kleinen, aber mächtigen Partei in Schutz zu nehmen. Grade wie in der Politik, so stehen auch hier die Liberalen nicht sowohl den verständigen Conservativen, sondern den Reactionären gegenüber. Die Freihändler verkennen nicht, daß es nöthig sein kann, Finanzzölle, d. h. niedrige Zölle, welche nicht den Schutz der betreffenden Artikel, sondern nur die Staatseinnahmen zum Zwecke haben, zu erheben, wenn der Staat dieser Einnahmen bedarf und nicht in der finanziellen Lage ist, den Verkehr von allen Hindernissen zu befreien.

Ebenso wenig übersehen die Freihändler, daß ein Staat nicht mit einem Sprunge aus dem Schutzzollsystem zum völlig freien Verkehr übergehen kann, ohne sehr große Capitalien zu gefährden, deren Eigenthümer der Staat selbst durch seine Schutzzölle veranlaßt hat, auf diese durch Anlage industrieller Etablissements zu speculiren; die Freihändler fordern nur, daß nach und nach die Fesseln des Schutzzollsystems abgestreift werden und sind auf Grund vielfacher Erfahrungen der Meinung, daß hierdurch eine gesunde, der Individualität des Staats angemessene Industrie nicht geschädigt und das öffentliche Wohl entschieden gefördert werde. Wenn der Staat wie Preußen mit dem Zollverein seit 1867 und Deutschland seit 1871 mit großer Vorsicht diesen befreienden Weg einschlägt, so unterstützen die Freihändler die Regierung nach bester Ueberzeugung.

Die Schutzzollpartei behauptet im Gegentheil, daß die inländische Industrie den Schutzzoll nicht entbehren könne, daß nur unter diesem die Industrie erzogen werde, wachse und zum Wohl des Staats gedeihe, daß ohne diesen Schutz die inländische Industrie von der anderer Länder, namentlich von England, das von der Natur sehr begünstigt sei, überflügelt und erdrückt werde, ferner daß der Staat sich durch Aufhebung der Zölle dem Auslande tributpflichtig und unselbstständig mache und die zahlreiche Classe der Fabrikarbeiter dem Hunger und Verderben preisgebe. Der jetzige, allerdings herunter gekommene Zustand der deutschen und der österreichischen Industrie rührt nach der Versicherung der Schutzzollpartei nur zum geringeren Theile von den Arbeiterstrikes und dem bekannten Schwindel, zum bei weitem größten Theil von den Handels- und Zollverträgen mit England und Frankreich her, welche eine Herabsetzung und theilweise Aufhebung von Zöllen bedingten; deshalb werde die jetzige schlechte Lage der deutschen Industrie auch keine vorübergehende, sondern eine fortdauernde sein, wenn ihr nicht durch Rückkehr zum Zollschutzsystem, wenigstens zu mäßigen, aber ausreichenden Schutzzöllen in Deutschland und Oesterreich baldigst abgeholfen werde. Die Freihandelslehre beruhe auf abstracten Doctrinen, welche, mit hochtönenden Phrasen und Schlagwörtern aufgestutzt, die Welt beglücken sollen, und auf hohler Theorie; die Praxis müsse, wie auf politischem Gebiet, so auch auf volkswirthschaftlichem wieder zur Anerkennung und Geltung kommen, wo zur Zeit noch viel Oberflächlichkeit und bloßes Räsonnement herrsche; Leute, die niemals dem Handel und der Industrie angehört, deren Studien auf die Lectüre volkswirthschaftlicher Compendien sich beschränken, drängen sich vermöge ihrer Suade an die Spitze der volkswirthschaftlichen Vereine ꝛc.

Auf die vorstehenden Behauptungen, die sowohl des logischen als des Thatsachenbeweises gänzlich ermangeln, wird eine wohlorganisirte, großartige und augenscheinlich mit großen Mitteln ausgestattete Agitation durch das ganze Land begründet, offenbar darauf berechnet, die öffentliche Meinung zu verwirren, unklare Köpfe noch confuser zu machen und so die Mehrheit im Reichstage zu gewinnen, um das goldene Zeitalter der Schutzzölle wieder herbeizuführen.

Digitized by Google

Die meisten von den obigen schutzzöllnerischen Anführungen haben im Vorstehenden und in Nr. II dieses Aufsatzes schon ihre auf Darlegung von Thatsachen gestützte Erledigung gefunden. Es ist nur noch nöthig, auf einige Punkte hier näher einzugehen.

Zunächst ist die Meinung leicht zu widerlegen, nach welcher die Freihandelslehre hauptsächlich von Leuten betrieben werde, die niemals dem Handel und der Industrie angehört haben. Der Verfasser dieser Abhandlung ist seit 30 Jahren ausschließlich mit industriellen Unternehmungen in verschiedenen Zweigen beschäftigt, hat dabei die Aufgabe gehabt, im Auslande (Rußland, Oesterreich, Holland) mit Frankreich und England zu concurriren und persönlich erfahren, was bei dieser Concurrenz die Vertheuerung der Rohstoffe und Halbfabrikate durch inländische Schutzzölle bedeutet. Ohne diese Vertheuerung würde der Export nach jenen Ländern, wobei es sich um Millionen handelte, nicht allmählich verhindert worden sein. Er weiß auch genau aus der eigenen Erfahrung, um wieviel das Fabrikat für den inländischen Absatz vertheuert und wie dadurch dem Auslande die Concurrenz nach dem Inlande möglich gemacht worden ist. Ferner ist darauf hinzuweisen, daß in einem Provinzialblatte, welches entschieden schutzzöllnerische Artikel gebracht hatte, ein Fabrikant die Erklärung abgab: „Die Schutzzollpolitik sei genau dasselbe, was die Junker auf anderem Felde verlangten, nämlich die Wiedereinführung des Privilegiums; ob ein Industrieller gegen die Concurrenz des Auslandes geschützt wird oder ein Adeliger Standesvorrechte erhält, laufe auf dasselbe hinaus; der Staat habe nicht nach den Wünschen einzelner Stände zu fragen, vielmehr sei es für die Gesammtheit vom größten Vortheil, sich Alles so preiswürdig als möglich zu verschaffen. Je vollkommener wir dies erreichen — und dazu sei die auswärtige Concurrenz nothwendig —, um so schneller setze uns der billige Lebensbedarf in die Lage, den Wettkampf mit der ausländischen Industrie wieder erfolgreich aufzunehmen. Der Schutzzoll vertheuert den inländischen Consum und verschließt uns in jedem Falle den Export. Wir können nur, heißt es weiter, durch consequente Durchführung des Freihandelssystems im Laufe der Zeit zu normalen Verhältnissen zurückkehren und von der Regierung nur beanspruchen, daß sie vermeide, durch Erhöhung der Tarife die Heilung unserer wirthschaftlichen Schäden aufzuhalten.

Diese goldenen Worte spricht kein Literat, sondern nach dem Zeugniß der Redaction des Blattes ein Fabrikant, mitten aus der Industrie heraus. Wer in der industriellen Welt bekannt ist, weiß genau, daß diese Stimme nicht vereinzelt dasteht, daß es vielmehr eine Menge einsichtiger Industrieller gibt, welche die Folgen der Schutzzölle für das Land und die Industrie, namentlich aber für den Export genau kennen. Wenn man diesen Interessenten die Ueberzeugung beibringen könnte, daß die Reichsregierung und der Reichstag sich unter keinen Umständen auf Ausfuhrprämien einlassen werden, so würden die Schutzzöllner erschrecken über die große Zahl der Industriellen, welche vor Allem den Export festhalten wollen und Gegner der Schutzzölle ohne Ausfuhrprämien sind.

Wenn die schutzzöllnerische Agitation so auftritt und argumentirt, als ob Deutschland und Oesterreich seit Abschluß der Handelsverträge vollständig zum Freihandel übergegangen wären und die Schutzzölle seit einer Reihe von Jahren aufgegeben hätten, so ist dies entweder grobe Unwissenheit oder speculative Heuchelei. Es gibt keine mildere Bezeichnung: denn es bedarf nur eines Blickes in die bestehenden Zolltarife, um zu erkennen, daß sowohl wir, als noch mehr Oesterreich nur eine kurze Strecke des Weges zum Freihandel zurückgelegt haben und daß beide noch recht tief in wirklichen Schutzzöllen stecken. Die schutzzöllnerische Presse hält jene thatsächlich unwahre Angabe offenbar für nöthig oder doch nützlich, um für Aufhebung der 1877 in Kraft tretenden Zollermäßigungen und für Zollerhöhungen mit Erfolg zu agitiren. Die Entgegnung ist ihr unbequem: was wollt ihr denn? angeblich mäßige Schutzzölle? Nun die haben wir ja!

Bei welcher Partei die Phrase und die unerwiesene Behauptung zu Hause ist, kann man dem Urtheil derer überlassen, welche beide Parteien hören und ihre Schriften lesen. Der Kopf der schutzzöllnerischen Agitation weiß aber sehr gut, daß die Zahl dieser Unparteiischen auch unter der gebildeten Classe eine sehr kleine ist. Die Allermeisten lesen nur eine Zeitung und sehr Viele halten deren Angaben auf volkswirthschaftlichem Gebiet für wahr und richtig. Es kommt also für die schutzzöllnerischen Agitatoren darauf an, den größten Theil der Presse für sich zu gewinnen und so öffentliche Meinung zu machen. Es ist ja eine gute kaufmännische Speculation, Hunderttausende zu opfern, um Millionen zu verdienen.

Die Basis der jetzigen Agitation liegt in der Behauptung, daß das jetzige Darniederliegen der Industrie die Folge der Handelsverträge und der dadurch herbeigeführten Zollherabsetzungen sei. Die fatale Bestimmung in diesen Verträgen von der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nationen, diese Clausel, welche den Zollkriegen ein Ende gemacht hat, ist den Schutzzöllnern ein Dorn im Auge, sie leben eigentlich vom Zollkriege. Deshalb müssen die Handelsverträge fallen. Italien hat mit der Kündigung begonnen. Oesterreich ist nahe daran und wird nur noch von Ungarn zurückgehalten. In Frankreich erhebt die alte Schutzzollpartei ihr Haupt. Jetzt muß auch der Angriff in Deutschland beginnen.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die vermuthlichen Bildnisse von Armin, Thusnelda und Thumelicus.

Von **Karl Blind.**

In einem Augenblicke, wo Deutschland, Dank der bewundernswerthen Beharrlichkeit Ernst von Bandels, seinen cheruskischen Helden durch ein gewaltiges Denkmal ehrt, mag die Frage, ob etwa Bildnisse Armins*) und der Seinen aus Römerzeit auf uns gekommen sind, wohl allgemeinere Theilnahme erwecken.

Als eine „Muthmaßliche Büste des Arminius" bezeichnet Emil Braun (Die Ruinen und Museen Roms; Braunschweig 1854) einen im Capitolinischen Museum befindlichen Kopf. „Die schöne Büste Nr. 596 — sagt er —, „welche die unsinnige Benennung des Kekrops führt, scheint uns jedenfalls die Züge eines jener an dem kaiserlichen Hofe gebildeten Deutschen aufbehalten zu haben, unter denen Arminius, der schlaue Ueberwinder des Varus, am meisten hervorragt. Mir hat es den Eindruck eines höchst ansprechenden Gedankens gemacht, als ich die Vermuthung eines Archäologen von Fach auf indirectem Wege vernahm, daß dieser Marmor den nachmaligen Helden der Teutoburger Schlacht dargestellt haben könne. Der starke Haarwuchs, der etwas verspätete Bartflaum, die etwas massigen Wangenknochen verkünden den Sohn des Nordens; eine gewisse Selbstgenügsamkeit, die nicht frei von Gefallsucht und unschuldiger Eitelkeit ist, lassen den altdeutschen Jüngling er-

*) Die neuere Schreibung: „Hermann", für Armin, ist bekanntlich nichts weniger als eine begründete. Viel wahrscheinlicher ist der Zusammenhang des Namens mit Irmin (Angelsächsisch: Eormen-; Altnordisch: Jörmun-). Nach Simrocks Meinung wollte Armins Name vielleicht nichts Anderes besagen, als den gemeinschaftlichen Feldherrn der cheruskischen Völker, wie Irmin wohl der Name für einen gemeinschaftlichen Gott verbundener Stämme war. Strabo nennt Armin: „Arimenios" (Ἀρμένιος). Dio Cassius folgt der römischen Schreibung und hat: „Arminios" (Ἀρμίνιος).

Digitized by Google

kennen; der geistvolle Blick und die Promptheit seines Wesens versprechen eine reine und rasche Entfaltung der im Keime vorhandenen Thatkraft. Dieses Kunstwerk stammt aus der Umgebung von Neapel ..... So viel ist gewiß, daß wir in den römischen Sammlungen nirgends auf eine ähnliche Nationalphysiognomie stoßen. Gelingt es, ihren germanischen Ursprung nachzuweisen, so wird dadurch eine sehr wichtige Anschauung gewonnen, die namentlich auch dazu dienen kann, die Ueberlegenheit des germanischen Volksstammes in jenen fernen Zeiten begreiflich zu machen. In dieser Beziehung ist die Vergleichung dieser nordischen Gesichtszüge mit denen eines Römers wie Corbulo von hohem Interesse."

Daß Armin am kaiserlichen Hofe zu Rom gebildet worden oder auch nur in Rom gewesen sei, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Das Gegentheil läßt sich allerdings auch nicht erweisen. Die Vermuthung liegt wohl nahe, daß, wenn ein so bedeutender Mann, wie der spätere Befreier Deutschlands es war, wirklich in Rom erzogen worden wäre, in den von Tacitus überlieferten oder dem cheruskischen Führer in den Mund gelegten Reden sich ein Hinweis darauf fände. Doch ist bei der Taciteischen Kürze, und in Anbetracht des Umstandes, daß der römische Geschichtschreiber so lange nach dem Tode Armins schrieb, kein sicherer Schluß aus dem Mangel einer betreffenden Stelle zu ziehen.

Dagegen könnte ein Zweifel erhoben werden, ob — die römische Erziehung Armins angenommen — eine Büste von ihm in Italien angefertigt werden mochte, ehe er sich noch aus der nicht geringen Zahl von Germanen, mit denen die Römer damals im Verkehr waren, durch irgendwelche bedeutende That abgehoben hatte. Hier läßt sich freilich sagen, daß er sich schon im jugendlichen Alter ausgezeichnet hatte, indem er für seine Kriegsdienste die Ritterwürde und das römische Bürgerrecht empfing. Einem etwa sein Bildniß formenden Künstler konnte daher aus den vielversprechenden Gesichtszügen des jungen Cheruskers schon eine Ahnung zukünftiger Größe aufgegangen sein. Mehr läßt sich indessen bis auf Weiteres nicht sagen. So werthvoll die von Emil Braun ausgesprochene Vermuthung sein mag, wenn sie auch nur auf die germanische Bedeutung der genannten Büste leitet, so liegt doch kein irgendwie greifbarer Anhaltspunkt dafür vor, daß uns Armins Antlitz in derselben erhalten ist.

Bildnisse der Thusnelda und des Thumelicus glauben mehrere Alterthumskenner als solche erkannt zu haben. Es findet sich zu Florenz, in der Waffenhalle der Landsknechte (Loggia de' Lanzi), eine Bildsäule über Lebensgröße, die Karl Wilhelm Göttling*) für die der Gemahlin des Befreiers hält. Im Siegeseinzuge des Germanicus trat bekanntlich, nach Strabo, Thusnelda nebst ihrem damals dreijährigen Söhnlein Thumelicus auf; ferner Segimunt, der Sohn des Segest; Sesithak, der Sohn des Cheruskerhäuptlings Aegimer (oder Segimer?); und dessen Gattin Hramis, die Tochter des Batten- (oder Chatten-?) häuptlings Ukromer; Deudorix (Theodorich, Dietrich), der ein Bruder des Sigambern Melo war; der germanische Priester Libys; und eine Anzahl Kaulker (?), Ampsiwaren, Brukterer, Usipier, Cherusker, Chatten, Chattuarier und Longobarden. Auch Segest, Thusneldens Vater, war dabei, um den Glanz des Triumphzugs zu vermehren. Daß ein Künstler in Italien die Züge und die Gestalt der Gemahlin Armins, die als Gefangene den Mittelpunkt bilden mußte, verewigt haben soll, ist ein naheliegender Gedanke. Insofern war die Forschung nach einem solchen Bilde unter den römischen Alterthümern von vornherein eine berechtigte, und konnte auf die Möglichkeit eines Erfolges hoffen.

Die genannte Bildsäule zu Florenz — von der sich, nach Göttling, Gypsabgüsse in der Villa Medici zu Rom und im Mengs'schen Museum zu Dresden finden — stellt unzweifelhaft eine Barbarin und zwar allem Anscheine nach eine Deutsche dar. Sie hat das wallende Haar altgermanischer Frauen. Ihre Kleidung, wenn auch nicht sehr bezeichnend, hält sich doch innerhalb der von Tacitus gegebenen Schilderung des deutschen Frauengewandes. Die eigenthümlich geformten Schuhe sind dieselben auffallenden Bundschuhe, wie sie von Franken und Longobarden und sogar da und dort noch im Mittelalter getragen wurden. Das Antlitz weist Gesichtszüge von anscheinend germanischem Schnitte auf. Ein Arm der Bildsäule ist wiederhergestellt. Mit Sicherheit läßt sich die in den gehobenen Arm gelegte Bewegung deswegen nicht mehr deuten.

Man hat in dem Bildwerke abwechselnd eine Sabinerin; eine Dazierin; eine Mnemosyne; eine Polyhymnia; eine Göttin des Schweigens; auch die Veturia, des Coriolanus' Mutter, sehen wollen; — augenscheinlich irrige Auffassungen! Gewißheit, daß ein Thusneldenstandbild in diesem Marmor zu erkennen sei, läßt sich andererseits auch nicht erlangen — so entschieden Göttling diese Meinung ausspricht, der zugleich den Kleomenes aus Athen als den muthmaßlichen Bildhauer bezeichnet.

Heinrich Brunn, in seiner „Geschichte der Griechischen Künstler", erklärt sich gegen die Göttling'sche Annahme. Auch er sagt von der Bildsäule, es trete an ihr „der Barbarencharakter in voller Klarheit und Deutlichkeit zu Tage .... Aber sie wirklich für eine Thusnelda, das Bild gerade dieser oder überhaupt einer einzelnen bestimmten Person zu halten, hindert uns nach meiner Meinung eben dieser Mangel einer individuellen Durchbildung des Einzelnen. Sie steht vielmehr da als das Urbild für viele, ja für alle Frauen ihrer Nation, als ein frei aus Einer Idee erschaffenes Werk; und sollte ihr einmal ein Name ertheilt werden, so entspricht offenbar ihrem Wesen am besten: Germania devicta".

Mit dieser Aeußerung eines Gegners der Göttling'schen Ansicht kommen wir doch der Möglichkeit, daß das Bild wirklich Thusnelden darstelle, nahe genug, wenn auch die Darstellung etwas aus dem Einzelnen heraustritt und sich den durchschnittlichen Zügen eines Stammes nähert. In dem Gesichte, namentlich in der Nase, scheint mir übrigens, so weit ich aus Nachbildungen zu urtheilen vermag, doch das Eigenartige einer bestimmten Person hinreichend ausgeprägt. Und daß ein Künstler in Italien unter den germanischen Frauen gerade die gefangene Gattin des hochberühmten Siegers der Teutoburger Schlacht durch seinen Meißel auf die Nachwelt bringen werde, ist eine Vermuthung, die nicht erst bewiesen zu werden braucht. Eigentliche Sicherheit läßt sich jedoch auch in diesem Falle nicht erreichen. Nur eine Wahrscheinlichkeit mag aufgestellt werden.

Ein kleineres Bild der Thusnelda hat man in dem Cameo de la Sainte Chapelle zu Paris erkennen wollen. Es soll Germanicus darauf dargestellt sein, wie er als Triumphator vor Tiberius steht. Unter den deutschen Gefangenen in der Mitte nahm man Thusnelden mit ihrem Söhnlein, nebst ihrem Bruder Segimunt, wie auch Hramis und Sesithak an. Millin, Tölken und Thiersch neigten dieser Meinung zu. Göttling seinerseits theilt sie nicht.

Dagegen glaubt er den Thumelicus in der eindrucksvollen Büste zu erkennen, die, wie er in seiner oben erwähnten Schrift sagt, im Britischen Museum zu London als „Arminius" verzeichnet sei, und von der der Prinz Albert einen Abguß gesandt habe. Die Büste ist heute im Britischen Museum nicht mehr unter dieser Bezeichnung zu finden. Sie steht vielmehr jetzt unter den römischen Alterthümern, gleich zu Eingang, in der Mitte der Halle, unter der Bezeichnung: „Ein Barbaren-Häuptling" (A Barbarian Chief No. 43).

Ich habe mir die Büste oft und viel angesehen. In Ermangelung irgend eines näheren Beweises, daß dieselbe den Thumelicus darstelle, kann ich der von Göttling geäußerten Ansicht nicht beipflichten. Die Zeichnung in Göttlings Werk gibt nicht das Eigenthümliche des Kopfes wieder. Die behauptete Familienähnlichkeit mit der muthmaßlichen Thusnelda ist, wenn ich die Zeichnung der letzteren mit der Büste im Britischen Museum vergleiche, offenbar nicht vorhanden.

Daß Armins Sohn zum Fechter erzogen worden; und daß dies das „spöttische Schicksal" gewesen, das ihm nach Tacitus

*) „Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen."

Digitized by Google

— dessen nähere Auskunft über Thumelicus in einem verloren gegangenen Buche enthalten war — zu Theil geworden sei, hat Göttling zuerst als Muthmaßung aufgestellt und auch wahrscheinlich genug gemacht. Ein Gladiatorenkopf mit tief schwermüthigem und schmerzlichem Ausdruck, der über Wangen, Lippen und der verzogenen linken Braue lagert, scheint die Büste im Museum wohl auch zu sein. Der ganze untere Theil des Gesichtes, besonders die etwas vorgeworfene Unterlippe, hat aber gewiß nichts Germanisches an sich; eher wird man dadurch an östliche Völkerschaften gemahnt. Die Vermuthung, daß Thumelicus hier abgebildet sei, wird dadurch jedenfalls nicht bestärkt.

Ein Wort über den Namen von Armins Sohn mag hier am Platze sein. Hat man „Thusnelda" bald durch das gefällige „Tausendhold" — was gewiß ein Irrthum ist —, bald durch den kriegerischen Namen „Thursinhild" zu erklären versucht, so wurde andrerseits Thumelicus bald als „Tummlich", d. h. Flink, bald als der römische Sklavenname Thymelicus gefaßt, den die in der Thymele auftretenden Schauspieler verschiedener Art oft trugen. Indessen möchte ich dazu bemerken, daß Strabo, der den Triumphzug des Germanicus wahrscheinlich selbst mit ansah, den Namen des deutschen Knaben nicht Thymelikos, sondern Thoumelikos (Θουμελικός) schreibt. Hätte er, als Grieche, denselben in Verbindung mit dem Schauspielplatze (Θυμέλη) gebracht, so würde er sicherlich nicht „Thoumelikos" geschrieben haben. In Rom aber wurde Griechisch damals so viel gesprochen, daß Klarheit über die Bedeutung des Namens leicht zu erlangen war.

Ueberdies wurde Thumelik — wie das Wort ungefähr gelautet haben muß — mit diesem Namen im Alter von drei Jahren bezeichnet; also zu einer Zeit, wo über seine etwaige spätere Fähigkeit zum Auftreten als Schauspieler oder Gladiator noch nichts gewußt werden konnte. Man wird also zur Erklärung auch seines Namens immerhin im deutschen Sprachschatze zu suchen haben.

Das Reisebrieffieber.

Eine literarisch-pathologische Studie.

Unsere Zeit ist bekanntlich reicher an Entdeckungen neuer Uebel als an Erfindungen neuer Heilmittel für alte Uebel. Man denke an Trichinen, Reblaus, Mausergewehr. Ich folge daher dem Zuge unserer Zeit, wenn ich dem Leser von einer neuen Krankheit Mittheilung mache, die ich durch andauernde Lectüre der Zeitungen entdeckt habe. Es ist dies das „Reisebrieffieber". Dasselbe tritt mit der Unvermeidlichkeit der sauren Gurke und der Gewißheit der Hundstage auf und alle prophylaktischen Mittel erweisen sich seinem Erscheinen gegenüber als fruchtlos: keine Quarantäne, keine Fleischbeschau, keine Schutzpocke hilft, es kommt. Das Reisebrieffieber ist theils eine Krankheit des Gehirnes, theils eine Krankheit der Finger. Es äußert sich darin, daß der Patient die Dinte nicht in der Feder halten kann, wunderbarerweise, bei ruhig gehendem Pulse, phantasirt und dabei nach Druckerschwärze lechzt.

Das Reisebrieffieber wüthet in den verschiedensten Classen der Bevölkerung, am heftigsten aber da, wo man es am wenigsten vermuthet. Leute, die sonst ganz unbescholten sind, werden davon ergriffen. Männer und Frauen von durchaus unabhängiger Stellung empfinden plötzlich jene krankhafte Sehnsucht nach Druck, die eben ein Symptom der Krankheit ist. Beamte, Lehrer, Gründer, Gouvernanten, Confectioneusen — sie alle können ihr jählings zum Opfer fallen.

Dieses Fieber an sich ist nicht so ganz neu, aber es trat bisher immer nur sporadisch auf, epidemisch ist es erst in den letzten Jahren geworden. In jedem Feuilleton finden sich seine Spuren, und es hat nur ein Land gegeben, das nicht davon heimgesucht wurde, Zanzibar, bis plötzlich die Lorbeeren Schah Nassreddins den brünetten Sultan nicht schlummern ließen. Er hat seinerzeit über zwanzig Reisebriefe an die „Vossische Zeitung von Zanzibar" abgeschickt.

Gewiß, früher wurden auch Reisebriefe geschrieben, im Alterthum wie in der neueren Zeit, und wir wären um manche poetische Million ärmer, wenn man sie aus unserer Literatur streichen wollte. Aber das waren gesunde Früchte gesundem Boden entsprossen, während das Meiste von dem, was man uns heute zu lesen zumuthet, Schmarotzerpflanzen sind, auf dem Erdreich literarischer Eitelkeit erwachsen.

Was enthielten denn eigentlich jene Reisebriefe, und was machte, daß sie nicht blos an die Mitlebenden, sondern als an alle Zeit und Welt adressirt zu betrachten sind? Nun sie enthielten ein wirkliches, farbenschönes Bild des Landes, durch das die Reise ging, Menschen und Natur erblickte man darin wie in einem Spiegel, und allen Empfindungen, die man gegenüber den Erscheinungen dieser Natur und dem Charakter dieser Menschen haben konnte, wurde ein vollendeter Ausdruck gegeben. Und was steht in denjenigen Reisebriefen, von denen ich spreche? Was dem Schreiber auf Station Y mit dem Stationsvorsteher passirt ist, und wie er in Z zu Abend gegessen, und wo und welche Landsleute er zu treffen das Glück gehabt hat — und dergleichen Sachen mehr.

Ich lasse Reisen gelten, wie sie Gerstäcker oder Livingstone gemacht haben — das lohnt sich beschrieben zu werden. — Ich bin auch höchlichst zufrieden mit der Art, wie Franz Ziegler und Spielhagen ihre Reisen in bekannten Ländern zu schildern wissen. Aber wenn der Börsensensal Meier oder der Conrector Calamus von Treuenbrietzen nach Liebenstein oder auch von Berlin nach Bodenbach reisen, so sehe ich dabei wirklich nichts Ungewöhnliches an sich. Es ist ja gewiß ganz wohlthätig für den Börsensensalen, daß er einmal aus der schwülen Atmosphäre von Hausse und Baisse hinauskommt in die Natur, wo die Bäume nicht nach Procenten stehen, wo der Himmel sich nicht nach dem Courszettel richtet, und die Ströme unabhängig von den Fluctuationen der Börse dahinfließen. Und noch wohlthätiger mag es für den Conrector sein, daß er den Schulstaub von den Füßen und der Seele schütteln und die Welt statt durch die Brille der Classiker einmal mit selbsteignen Augen betrachten kann. Ja doch — und ich gönne es ihnen von ganzem Herzen. Aber müssen sie denn deshalb just Reisebriefe schreiben und drucken lassen? Mögen sie doch Gedichte machen oder Tagebücher führen oder meinetwegen auch Reisebriefe schreiben für sich und an gute Freunde oder Bekannte — aber um Gotteswillen nicht an und für das verehrliche Publicum, welches absolut gar kein Interesse daran hat, zu erfahren, wie und wo und warum Herr Meier oder Herr Calamus zwischen Petersburg und Madrid umherreisen.

Aber ich hoffe nicht, sie zu überzeugen. Ich weiß, daß so ein Mann, je seltener er aus seinen vier Pfählen herauskommt, desto wichtiger von einer so großmächtigen Angelegenheit, wie eine Ferien- oder Erholungsreise es ist, denkt, und daß er sich doch nicht abhalten lassen wird, zu glauben, daß die Zeitgenossen nothwendigerweise von Verlauf und Ziel seiner Reise unterrichtet sein müssen.

Nun ist aber Beides weder neu noch interessant. Man kann tausend gegen eins wetten, daß der Reisebriefler nicht das mindeste Merkwürdige erlebt hat, daß seine Tour ohne irgend einen besonderen Zufall verlaufen ist, und daß die vier Schreibebriefe, die er an Eulalia, seine Gattin, oder Brunobald, seinen Freund, gerichtet hat, und die einen Umfang von zwei Octavblättern einnehmen, den Inhalt seiner Reisetage vollständig erschöpfen. Doch der Mann weiß sich zu helfen. Er sieht wohl ein, daß diese Schreibebriefe, an Eulalias oder Brunobalds Adresse gerichtet, die Leser des Blattes, das er sich zum Opfer erkoren, denn doch nicht zu fesseln im Stande sein werden. Er sieht sich daher nach geeigneten Hülfsmitteln um.

Zunächst hat er bereits seit geraumer Zeit genügendes historisches und culturhistorisches Material über Land und Leute, die er durch seine Reisebriefe zu verewigen gedenkt, gesammelt. Alte Chroniken und Vademecums hat er geplündert und einen

Digitized by Google

Schatz von Daten, Beobachtungen und Anekdoten daraus aufgespeichert, die in Verbindung mit allerlei allgemeinen Winken für Fuß-, Post- und Eisenbahnreisende sich passend als Ornamentik seiner Schilderung verwerthen lassen. Sodann versieht er sich mit einer hinlänglichen Dosis von Phantasie, durch die er das alltäglichste Ding in dem blendenden Lichte eines außerordentlichen Ereignisses darzustellen befähigt wird. Während er jedesmal schon eine Stunde vor Abgang des Zuges sich auf dem Bahnhofe eingestellt hat, macht er uns glauben, daß er — wer weiß wie viele! — Züge verpaßt und dadurch ebenso viele drollige als gefährliche Abenteuer erlebt habe. Immer ist er mit schönen, jungen Damen, hohen und höchsten Persönlichkeiten, auf der Flucht begriffenen Raubmördern oder Cassendieben zusammengefahren, derweilen er einsam und allein in einer Coupéecke lag und schnarchte. Zweimal ist sein Zug entgleist, und einmal — o Schrecken! — ist sogar der Wagen, in dem er saß, verbrannt, verbrannt bis auf den Radnabel, so daß er mit Mühe und Noth das nackte, aber trotzdem noch kostbare Leben und seine noch mehr kostbaren Reisenotizen gerettet hat. Und noch tausend andere Dinge haarsträubendster Natur sind ihm begegnet. Endlich aber weiß er uns durch eine rührende Offenheit und das ehrenvollste Vertrauen einzunehmen und befreundet zu machen. Wir erfahren auf's genaueste, was er gegessen und getrunken; welche Berge er bestiegen oder nicht bestiegen hat, und wie hoch diese Berge gewesen sind; wo er gewohnt hat, in welcher Straße, wie viele Stiegen hoch, und was man ihm dafür abverlangt hat exclusive Trinkgeld. Und es ist ein Zug besonderer Gutmüthigkeit von ihm, wenn er uns nicht noch viel intimere Dinge mittheilt; an Andeutungen wird er es aber nie fehlen lassen .....

Aber mag dem auch so sein, es ist doch etwas Eigenthümliches mit diesen Reisebriefen. Wenn sie nur halbwegs lebendig und frisch geschrieben sind, so liest man sie immer wieder gern. Trotz oder vielmehr gerade wegen ihres individuellen Gepräges vertiefen wir uns in diese kleinen Berichte mit einem gewissen Behagen. Was uns darin so anmuthet, ist das Unmittelbare, oft sogar das Alltägliche. Wir sagen uns: das kann dir jeden Tag auch passiren! oder: das ist dir da und da passirt! Es ist uns, als machten wir die Reise mit: wir hören die Locomotive pfeifen, wir empfinden das Schütteln und Rütteln des Coupés, sitzen an der Table d'hôte und malen uns aus, wie wir in dem kleinen Einspänner eine Partie nach einem schönen Punkte in irgend einer Umgebung unternehmen. Es ist die Erinnerung oder die Sehnsucht, die uns diese Reisebriefe mehr als sie es verdienen lieb gewinnen läßt und die ihnen die Existenz mindestens für eine Saison sichert. Die Erinnerung oder die Sehnsucht ist es, die bei ihrer Lectüre den armen Verlassenen ergreift, der, indessen Meier und Calamus draußen in der Welt so schöne Reisen machen, zu Hause bei der Arbeit sitzen muß und der nur darauf angewiesen ist, seine Seele mit diesen Herren die Reise machen zu lassen — eine billige, aber unlohnende Reise. Aber tröste dich nur, mein Lieber, auch deine Zeit wird kommen. Dann wirst du Reisen machen, und Meier und der Conrector müssen zu Hause sitzen; dann wirst du Reisebriefe schreiben und drucken lassen, und Meier wird sie lesen müssen — und du bist gerächt.

Julius Weil.

Darwins neuestes Werk.

Insectivorous Plants. London 1875, John Murray.

Auf ein neues Werk von Darwin richten sich die Blicke der Naturforscher aller Breiten und Längen der Erde mit derselben Spannung und Erwartung, wie etwa diejenigen der Berliner Kunstkenner auf ein neues Bild von Menzel oder A. v. Werner. Sie mögen ihn lieben, oder ihn hassen, bewundern müssen sie ihn Alle, wenn nämlich eine unermüdliche Forschungslust, verbunden mit einer außerordentlichen Beobachtungsgabe und philosophischem Scharfsinn in unserer blasirten Zeit noch jenen nachhaltigen Eindruck hervorzubringen vermag, der, ob frei- oder widerwillig, in Bewunderung umschlägt. Hie Darwin! und hie Antidarwin! heißt es beinahe in der Vorrede jedes neuen naturwissenschaftlichen Buches und es ist vielsagend, daß es der Gegenpartei gänzlich an einem namhaften Haupte fehlt, um welches sie sich schaaren könnte.

Das neue Buch Darwins wird kaum dazu Anlaß bieten, die Geister mit erneueter Heftigkeit aufeinander platzen zu lassen, denn es handelt nur nebenher von der Entstehung der Arten und berührt die Entstehung der unartigsten Art in keiner Weise, so daß seinetwegen der wie Mephisto plötzlich sehr alt erschienene Philosoph Jung seinem „tragikomischen" Roman Darwin keinen ferneren tragikomischen Band hinzuzufügen braucht. Darwin hat es sich vielleicht zu Herzen genommen, was ihm ein beinahe ebensoviel gereifter Mann wohlwollend zu verstehen gegeben hat, und darum von einer ferneren Veröffentlichung seiner „Nachmittagsschläfchenträume" vorläufig Abstand genommen. Ach, daß der Urheber dieses großen und gelassenen Wortes, der wachend stets so confus schreibt, wie es sich andere weniger gereifte Denker kaum im tiefsten Schlafe erlauben würden, doch nur einmal in seinem Leben einen solchen Traum hätte, wie sie Darwin aus seiner Schlafmütze zu schütteln pflegt!

Auch mit dem Culturkampfe steht das Feld, auf welchem Darwin diesmal seine Lorbeern pflückt, nur in einer entfernteren Beziehung. Die mosaische Schöpfungsgeschichte sagt zwar ausdrücklich, daß die Kräuter erschaffen seien, um den Thieren zur Nahrung zu dienen, aber ich denke, daß die insectenverzehrenden Pflanzen, die gleichsam ihr ganzes Geschlecht an den Raupen und Heuschrecken rächen, obwohl sie die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf zu stellen scheinen, trotz dessen nicht wider den Syllabus sein werden, so daß wir uns mit dieser verkehrten Welt ohne Gefährdung unseres Seelenheils eine Viertelstunde beschäftigen dürfen. Darwin hat die insectenverzehrenden Pflanzen so genau und eingehend studirt, wie er früher die Schlingpflanzen, die nur sich selber schlingen, und die Orchideen, welche mit den Insecten auf zärtlichstem Fuße stehen und ihnen ihre Fortdauer verdanken, beobachtet hat und da seine Schilderung sich nur selten von thatsächlichen zu nachdenklichen und dann freilich bedenklichen Dingen verirrt, so werden ihm diesmal selbst seine Gegner glauben, so unglaublich auch theilweise erscheinen mag, was er gefunden hat.

Die insectenverzehrenden Pflanzen sind keine Darwin'sche Entdeckung oder Theorie, sondern seit hundert Jahren bekannt, obwohl es erst in den letzten Decennien glaublicher geworden ist, daß sie die mit ihren Blättern gefangenen Insecten wirklich aussaugen und verdauen. Die Versuche Darwins lassen an der Thatsächlichkeit dieses Verhältnisses keinen Zweifel mehr. Seit fast fünfzehn Jahren hat er sich mit der Beobachtung eines kleinen, durch die Torfsümpfe von ganz Europa verbreiteten, auch in der Nähe Berlins an mehreren Orten vorkommenden Pflänzchens, des rundblättrigen Sonnenthaus (Drosera rotundifolia) beschäftigt und diejenigen, welche meinen, daß Darwin seine Schlüsse in einem Nachmittage fertig spinne, mögen zu ihrer Besserung diese umfangreichen Protokolle und endlosen Versuchsreihen, deren Wiedergabe in dem vor einigen Wochen erschienenen Werke nahezu dreihundert Seiten gewidmet sind, aufmerksam durchlesen und dann an ihre Brust schlagen. Der eigentliche Held des Buches wird kaum einen Fuß hoch, und das Merkwürdigste sind seine kleinen, im Torfmoose eine reizende Rosette bildenden Blätter. Die hellgrüne Oberfläche derselben ist nämlich dicht mit am Rande längeren, in der Mitte kürzeren rothbraunen Wimperhaaren bedeckt, deren kölbchenartig verdickte Spitzen winzige Tröpfchen krystallklarer Flüssigkeit aussondern, so daß die Blätter mit einem ausdauernden Thaudiadem geschmückt erscheinen, woher die Pflanze eben den Namen Sonnenthau erhalten hat. Vor hundert Jahren hatte nun bereits der deutsche Botaniker Roth bemerkt, daß die Tröpfchen klebrig sind und als Anlockungsmittel für kleine Insecten dienen, die sich alsbald in denselben verstricken. Während sich die Wimperhaare über den

Digitized by Google

Fang zusammenneigen, höhlt sich die Blattfläche zur Löffelform, und aus den auf das Wildpret gesetzten Wimperkölbchen dringt reichlicher Saft, so daß das wie von unzähligen Armen gehaltene, längst verendete Thier nach einigen Stunden ganz mit Schleim umhüllt ist. In dieser Lage bleiben die Wimperhaare wohl eine Woche und darüber und öffnen sich dann, um gelegentlich ein neues Beutestück zu umklammern.

Darwins Versuche erstreckten sich nun nach sehr vielen Richtungen, von denen hier nur die hauptsächlichsten erwähnt werden sollen. Sie betrafen zunächst das Unterscheidungsvermögen der Blattorgane für stickstoffreiche, nahrhafte Substanz und für stickstofffreie Stoffe, sowie den Grad ihrer Empfindlichkeit. Brachte er ein Sandkorn oder irgend eine andere unlösliche, mineralische Substanz auf die kürzern Wimpern der Blattfläche, so neigten sich die Kölbchen der Nachbarfäden anfangs zwar auch gegen den Ankömmling, aber sie schienen jedesmal sehr schnell zu merken, wenn kein Nahrungsstoff vorhanden war, und kehrten bald wieder in ihre natürliche Lage zurück. Die Empfindlichkeit erwies sich hierbei so weitgehend, daß ein kaum sichtbares Abschnitzel eines Menschenhaares, welches auf den empfindlichsten Wagen des Physikers kaum einen Ausschlag hervorgerufen hätte, auf die mittleren Tröpfchen gelegt, dennoch die ganze Nachbarschaft veranlaßte, ihre Köpfe zusammenzustecken und das Ding gleichsam zu beschnüffeln. Noch merkwürdiger erschien die Empfindlichkeit für die Wahrnehmung aufgelöster stickstoffhaltiger Verbindungen. Reines auf die Blättchen gespritztes Wasser, z. B. ein Regenschauer, spült zwar nach und nach die Schleimtröpfchen von den Wimperhaaren, aber es veranlaßt dieselben trotz der Heftigkeit seines Aufschlages zu keiner Bewegung; sie wissen recht gut, was Regen und Wind ist und kümmern sich nicht darum. Nun versuchte es aber Darwin mit Wasser, in welchem stickstoffhaltige Verbindungen (Ammoniaksalze) aufgelöst waren, um sofort die auffallendsten Wirkungen zu erhalten. Wahrhaft lächerlich kleine Spuren von kohlensaurem, salpetersaurem oder phosphorsaurem Ammoniak veranlaßten alsbald die Umgebung des mit der Auflösung betupften Wimperknopfs sich zu nähern, um womöglich auch etwas abzubekommen. Wurde ein ganzes Blatt in eine derartige schwache Auflösung hineingetaucht, so schlossen sich seine Wimpern alsbald krampfhaft wie eine vielfingrige Faust.

Diese mit andern Salzen, Säuren, organischen und unorganischen Stoffen bis in's Unendliche fortgesetzten Versuche ließen die ungemeine Aufsaugungsfähigkeit der Kölbchen und die Schnelligkeit, mit welcher sich der Reiz von denselben durch das Haar bis zum Blattgrund und in diesem bis zu den nächsten Wimpern fortpflanzt, deutlich erkennen. Die mikroskopische Verfolgung der innern Vorgänge ergab zugleich, daß jede Aufnahme stickstoffhaltiger Substanzen alsbald sichtbar das Aussehen des Zellinhalts der Wimper und der Blattoberfläche an ihrem Fuße veränderte; die vorher klare, grüne oder röthliche Zellflüssigkeit zog sich sofort zu einem trüben Klümpchen von derselben Farbe zusammen.

Am meisten interessant waren natürlich diejenigen Versuche, welche darthaten, daß die Verdauung der stickstoffhaltigen Körper in diesem blattförmigen Magen, fast in allen Einzelnheiten mit der Verdauung im Thiermagen übereinstimmt. Sobald ein Bissen da ist, sei es nun ein gefangenes Insect, ein Stückchen rohes Rindfleisch oder gekochtes Eiweiß, und die Wimperkölbchen haben sich darauf gelegt, so beginnen sie alle reichlich Flüssigkeit auszusondern, wie die Magendrüsen es thun, wenn das Thier etwas genossen hat. In beiden Fällen ist diese Flüssigkeit stark sauer, was beim Sonnenthau um so auffälliger ist, als die Tropfen vorher nur fade schleimig oder doch sehr schwach sauer schmeckten. Darwin hat den berühmten Chemiker Frankland veranlaßt, den Saft zu untersuchen, allein die zu geringe Menge desselben gestattete eine sichere Bestimmung der Säure nicht; Frankland konnte nur feststellen, daß sie der Propionsäure ähnlich sei und manches deutete auch auf die Gegenwart von Pepsin, des verdauenden Principes des thierischen Magensaftes in dem Pflanzensafte hin. Fleisch und Eiweißbissen wurden, wenn sie nicht zu groß waren, ohne in Fäulniß überzugehen, nach Ablauf einiger Tage vollkommen in dem Safte aufgelöst und verschwanden, von den Drüsen aufgesaugt, vollkommen oder bis auf einen kleinen Rest. Von den Insectenleichen bleibt natürlich die hornartige Körperbedeckung stets unaufgelöst zurück. Waren den Blättern allzugroße Fleischstückchen oder schwerer verdauliche Stickstoffnahrung, wie Käse u. dergl. gereicht worden, dann gingen sie nicht selten an einer Indigestion zu Grunde.

Nachdem sich Darwin von der großen Aehnlichkeit des runden Sonnenthaublattes mit einem Thiermagen überzeugt und gefunden hatte, daß sich zahlreiche andre Sonnenthauarten trotz sehr veränderter Blattgestalt entsprechend verhalten, dehnte er seine Untersuchungen auf eine Reihe theils zu der gleichen Familie (Droseraceen) gehöriger, theils entfernter stehender Pflanzen, die es ebenso machen, aus, um zu beweisen, daß diese Art der Ernährung im Pflanzenreiche keineswegs sehr vereinzelt dasteht. Am merkwürdigsten sind aus diesen fortgesetzten Studien das Capitel über die Fettkraut- (Pinguicula) und Helmkraut- (Utricularia) Arten, von denen bei uns mehrere, theils auf halbtrockenem Moorboden, theils in dem Wasser der Wiesengräben wachsen. Die Fettkrautarten sind dadurch besonders ausgezeichnet, daß sie neben der Fleischkost auch Gemüse nicht verschmähen und auf ihre breiten Blätter gefallene Kiefernadeln ebenso in den schleimabsondernden Blattrand einrollen, wie Insecten, die Helmkrautarten andrerseits dadurch, daß ihre untergetauchten blasenförmigen Blätter ganz wie gewisse Mausefallen gestaltet sind, um die kleinen zarten Flohkrebse und Wasserkäfer bereitwilligst hinein, nicht aber wieder herauszulassen.

Bis hierher könnte Darwins neues Buch ebenso wie dasjenige, welches er früher über die Befruchtung der Orchideen durch Insecten geschrieben hat, zur höchsten Erbauung eines Landpastors dienen, der die wunderbare Zweckmäßigkeit der Schöpfung auch darin finden würde, daß Pflanzen, welche im nahrungsarmen Moorwasser leben, und durch ihre dünnen Wurzeln sehr wenig Stickstoffnahrung auffinden können, Blätter erhalten haben, die sich auf das edle Waidwerk legen und sich mit Wildpret kräftigen. Er würde seine Freude haben, zu lesen, wie Darwins Söhne dem Vater geholfen haben, diese gottgefälligen Beobachtungen zu vervollständigen, wie es bald heißt, diese Beobachtung oder Zeichnung hat Franz, jene Georg gemacht, aber leider kommt der hinkende Teufel nach. Das fünfzehnte Capitel ist nämlich zum großen Theile der Untersuchung gewidmet, wie jene so merkwürdig zweckmäßigen Einrichtungen der Blätter zum Insectenfange wohl auf natürlichem Wege erworben sein könnten? Da hat nun Darwin eine zum Sonnenthaugeschlechte gehörige Pflanze, das in Portugal vorkommende Thaublatt (Drosophyllum), näher beobachtet, und gefunden, daß sie wie unsere Pechnelke und ähnliche Pflanzen zahlreiche Insecten einfach als lebendige Leimruthe einfängt. Die länglich schmalen Blätter sind nämlich auf beiden Seiten mit zahlreichen Drüsenhaaren bedeckt, die reichlich sauren Schleim absondern, im Uebrigen aber nicht reizbar und unbeweglich sind. Daß es aber auch hierbei auf Aussaugung des Fanges abgesehen ist, geht daraus hervor, daß nach gemachtem Fang der Schleim reichlicher fließt, und zeitweise so schnell wieder eingesogen wird, daß das Blatt dann für kurze Zeit ganz trocken erscheint. Zwei andere am Cap der guten Hoffnung und in Australien vorkommende Droseraceen (Roridula und Byblis) scheinen sich ganz ebenso zu verhalten. Darwin meint nun, daß, nachdem bei einzelnen Droseraceen der Anfang gemacht war, zur Ernährung durch die Wurzeln und die Blattathmung diejenige durch Insectenfang zu fügen, natürliche Züchtung leicht das Weitere bewirkt haben müßte. Die Reizbarkeit der Blattsubstanz ist eine so verbreitete Erscheinung im grünen Reiche, daß wir uns am wenigsten wundern dürfen, wenn sie sich schließlich auch bei solchen Pflanzen eingestellt, die davon bei ihrer Ernährung Nutzen ziehen konnten. Da diejenigen Abarten, deren Drüsenfäden und Blätter reizbar wurden, sich besser ernähren mußten, so ist leicht zu denken, wie sie durch Ausbildung dieses Vermögens die andern aus dem Felde schlagen konnten. Noch unter den echten Sonnenthauarten finden sich solche mit schmalen beiderseits drüsigen Blättern wie sie Drosophyllum, Roridula und Byblis

Digitized by Google

besitzen, bei den meisten aber ist nur noch die obere Blattfläche bis zum Rande mit Fangdrüsen besetzt.

Während aber bei all den zahlreichen, in der Blattform außerordentlich wechselnden Droseraarten, die Drüsenhaare stets zugleich fangende, aussondernde und einsaugende Organe vorstellen, tritt bei einigen ihrer Verwandten eine weitere Arbeitstheilung ein. Bei der Venusfliegenfalle aus Nordamerica sind die auf der Blattfläche stehenden Wimpern gewöhnlich auf sechs (drei auf jeder Blatthälfte) verringert, während der Blattrand, den Augenwimpern ähnlich, mit einer dichten Reihe steifer Borsten besetzt ist. Weder die Wimpern des Blatttellers, noch die des Randes sind fähig, Flüssigkeit auszusondern, oder einzusaugen, sondern dienen nur noch, die ersteren als Tast-, die letzteren als Fangorgane. Sobald ein Insect die ersteren Borsten berührt, klappt das Blatt rasch zusammen, wie die Augenlieder, zwischen welche ein Staubkörnchen gerathen ist, und die Randwimpern begnügen sich nicht, wie die des Auges mit Aneinanderlegen, sondern sie verschränken sich zur sicheren Festhaltung des gefangenen Thieres, wie die Finger eines Betenden. Dagegen dienen als aussondernde und einsaugende Organe besondere ganz in der Blattfläche versenkte Drüsen. Ziemlich ähnlich ist die Einrichtung bei der Aldrovanda, einer nahe verwandten Wasserpflanze derselben Familie, auf deren hohe Empfindlichkeit der Obergärtner Stein aus Berlin vor zwei Jahren zuerst wieder aufmerksam gemacht hat.

Man kann also bei diesen Gewächsen beinahe stufenweise verfolgen, wie sich ein neuer Erwerbszweig zu einer Vollkommenheit ausgebildet hat, der zuletzt als das Erzeugniß hoher Intelligenz erscheint. Denn auf die Droseraceen mit unbeweglichen Drüsen und Blättern, folgen solche mit langsam sich bewegenden Organen und endlich mit energisch wirkender Schnappvorrichtung. Es ist eine Reihenfolge, in welcher die allmähliche Herausbildung einer am Ende erstaunlichen Organisation nicht zu verkennen ist, so daß auch hier die wunderbare Zweckmäßigkeit einer Natureinrichtung sich einfach als Resultat der Anpassung enthüllt. Das Merkwürdige bleibt, daß Pflanzen einen Weg eingeschlagen haben, um nach Art der Raubthiere zu leben. Der Magen, sonst als ein Hauptmerkmal des Thieres geltend, um dasselbe in allen Regionen von der Pflanze zu unterscheiden, hat sich bei einigen der letzteren, den sogenannten Kannenpflanzen, in aller Form, als hohler stets mit Flüssigkeit gefüllter Deckelkrug, in welchem die hineingelockten Thiere verdaut werden, eingestellt. Uebrigens scheint die eingeschlagene Richtung einiger höheren Pflanzen, nach Art der Thiere zu leben, eine besondere Zukunft nicht zu besitzen, denn das höchst entwickelte Fangvermögen findet sich nur bei zwei Pflanzenarten, von denen wiederum nur die eine, die Aldrovanda, welche in Asien, Africa, Europa und Australien vorkommt, eine weitere Verbreitung besitzt. Wie alle Bücher Darwins, so läßt uns auch dieses, welches zuerst den Eindruck einer unschuldigen naturforscherlichen Erholung machte, in einem tiefen Nachdenken über die Räthsel der Welt zurück.

Carus Sterne.

Aus der Hauptstadt.

Eine Wanderung durch die Strafanstalten von Berlin.

Die Stadtvoigtei. — Das Frauengefängniß.

Vor ungefähr 14 Tagen besuchte mich ein höherer Strafvollzugsbeamter, den ich zu meinen lieben Bekannten zähle. Diesem gegenüber hatte ich schon früher, als ich die nähere Bekanntschaft mit Plötzensee machen mußte, den Wunsch ausgesprochen, die übrigen Strafanstalten der Hauptstadt kennen zu lernen; und er hatte mir gesagt, daß es keine Schwierigkeiten machen würde, mir diesen Wunsch zu erfüllen. Bei seinem Besuche erinnerte ich ihn an sein Versprechen.

„Wenn es Ihnen recht ist," sagte er mir, „wollen wir gleich heute die Wanderung durch die freudlosesten Stätten Berlins antreten. Ich habe einen Dienst und stelle mich Ihnen gern zur Verfügung".

Ich nahm das Anerbieten mit herzlichem Danke an, und wir machten uns auf den Weg. — Ungefähr sechs bis sieben Stunden habe ich gebraucht, um in der Begleitung dieses kundigen und tüchtigen Beamten die vier hauptsächlichen Strafanstalten in der Stadt Berlin und Moabit zu durchwandern. Nach dieser Erklärung brauche ich wohl nicht hinzuzufügen, daß es mir sehr fern liegt, einen „Beitrag zur Geschichte des Gefängnißwesens in Preußen" oder dergleichen zu schreiben. Meine Skizze macht gar keine Ansprüche. Ich will einfach den Eindruck wiedergeben, den ich von der Besichtigung der Gefängnisse gewonnen habe.

Unser erster Besuch galt der Stadtvoigtei am Molkenmarkt. Director derselben ist gegenwärtig Herr Rittmeister a. D. von Bornstedt, ein freundlicher und humaner Mann, der seinen schwierigen Posten mit strenger Gerechtigkeitsliebe, mit Schonung und Tact ausfüllt.

Es ist bekannt, daß das alte, schlecht gebaute und unpraktisch angelegte Gefängniß den Bedürfnissen und Zwecken unserer Zeit durchaus nicht mehr entspricht. Infolge des ständigen rapiden Wachsthums der Bevölkerung und der dadurch vermehrten Anzahl von Verbrechen und Vergehen stehen die Räumlichkeiten in unvereinbarem Widerspruch mit der Zahl derer, die dort ein Unterkommen finden sollen. Die strenge Isolirung ist in der Stadtvoigtei nahezu illusorisch, und gerade da sollte die Isolirung der Gefangenen so streng wie möglich durchgeführt werden. Denn augenblicklich dient die Stadtvoigtei fast ausschließlich zur Unterbringung von Untersuchungsgefangenen, oder von solchen Verurtheilten, welche nur provisorisch in Berlin zurückbehalten werden, bis sie am Bestimmungsort ihrer Strafabbüßung abgeliefert werden. Gerade für Untersuchungsgefangene ist es aber wesentlich, daß ihnen die Möglichkeit, mit ihren Complicen zu verkehren, gänzlich entzogen oder zum Mindesten außerordentlich erschwert wird. Da bei der ursprünglichen Anlage der Stadtvoigtei auf diese von der heutigen Criminalwissenschaft einstimmig gestellte Forderung: die Untersuchungsgefangenen streng zu isoliren, nicht Bedacht genommen worden ist, so sucht man diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß man die schwerer Vergehen und Verbrechen Angeschuldigten so weit wie möglich örtlich von einander entfernt, den einen in diesen Flügel legt, den andern in jenen. Aber immerhin bietet die Stadtvoigtei mehr als irgend ein modernes Gefängniß den Untersuchungsgefangenen die Möglichkeit, durch Zwischenträger zu communiciren.

Von Seiten der gegenwärtigen Verwaltung geschieht alles Erdenkliche, um die Mißstände, welche sowohl aus dem veralteten System als auch aus dem Alter der Baulichkeit selbst sich ergeben, zu vermindern; aber die eifrigsten Bemühungen und die gewissenhafteste Sorgfalt reichen nicht hin, um das im Großen und Ganzen Verfehlte zu redressiren, und das Alte und Verwitterte zu verjüngen. Die außerordentliche Sauberkeit und Ordnung, die sich überall zeigen, verdienen gewiß die höchste Anerkennung; denn ohne diese würde der Aufenthalt dort geradezu unerträglich werden. Aber wenn auch die Wände weiß getüncht sind und der Fußboden gescheuert ist, die morschen Mauern und die wurmstichigen Dielen werden dadurch nicht besser, die engen Corridore nicht breiter, die abgenützten Treppen nicht brauchbarer. Und das Schlimmste ist, daß sich das alte, hoffentlich dem baldigen Untergange geweihte Gebäude dem Zugange der frischen Luft hartnäckig widersetzt. Wenn auch die kleinen Fenster der Zellen geöffnet sind, was nutzt es? Die Stadtvoigtei liegt, wie man weiß, in einem der bevölkertsten Theile der Hauptstadt, hart an der Spree. Wo soll da, vom Molkenmarkt, vom Mühlendamm und dem inficirten Wasser reine und frische Luft herkommen? Die Ventilation ist so dürftig wie nur möglich. Noch ein wichtiger Punkt kommt hinzu, der das Uebel der schwülen und ungesunden Luft vermehrt: die wohlthätige Einrichtung der Closets mit Wasserleitung, wie sie am Plötzensee besteht, ist hier unbekannt. Die Desinfectionsmittel, die man anwendet, sind doch nur ein sehr ungenügender Ersatz für das mangelnde Wasser.

Zu alledem kommt noch, daß, wie schon bemerkt, die Räumlichkeiten auch nicht im Entferntesten für den Bedarf hinreichen. Die Stadtvoigtei leidet immer an Ueberfüllung; die gemeinsame Haft, die gerade in diesem Gefängnisse von Rechtswegen fast ganz ausgeschlossen sein sollte, bildet aus Raummangel die Regel, und die Isolirung, die die Regel bilden sollte, die Ausnahme.

In einem Punkte hat die Stadtvoigtei vor der Strafanstalt am Plötzensee den Vorzug: sie gewährt solchen Gefangenen, die wegen nicht ehrenrühriger Vergehen bestraft oder zur Untersuchung gezogen sind, das Beneficium der Selbstbeköstigung. Das ist ein großer, ein sehr großer Vorzug. Aber er wird durch die sonstigen Unannehmlichkeiten des

Digitized by Google

Aufenthalts in der Stadtvoigtei theuer, und, wie ich meine: zu theuer erkauft. Ich würde wenigstens, wenn ich noch einmal, was ich nicht hoffen will, wählen müßte zwischen dem erzwungenen Aufenthalt in der hellen luftigen Zelle am Plötzensee bei der allerdings recht langweiligen und sträflich einförmigen sogenannten „Mittelkost", und dem Rechte, mir eine bessere Kost aus eigenen Mitteln gewähren zu dürfen, dabei aber in einer der eingewohnten und schwülen Zellen der Stadtvoigtei mich einschließen lassen zu müssen, — bei dieser unliebsamen Wahl würde ich mich unbedingt für das Erstere, für Plötzensee entscheiden.

In der Stadtvoigtei sind augenblicklich drei zum Tode verurtheilte Verbrecher untergebracht, und es wurde mir die Gelegenheit geboten, dieselben zu sehen und mit ihnen einige Worte zu wechseln. Es sind die beiden Mörder des Rentiers Konzack in der Kochstraße, die Tischlergesellen Ley und Gabel, und der wegen Anstiftung zum Morde für schuldig erklärte Handelsmann Printz.

Der Erste, in dessen Zelle wir traten, war der Tischler Ley. Er war mit Federnreißen beschäftigt — einer Beschäftigung, die bekanntlich darin besteht, daß man von den Federn, die für die Betten verwandt werden, den Kiel loslöst. Als die Thür geöffnet wurde, flogen die Daunen auf, und einige blieben in des Gefangenen Haaren sitzen. Er hatte den Rock ausgezogen und die Hemdsärmel aufgestreift. Der nackte Arm zeigt eine kräftige Musculatur, die Hände sind breit und fleischig. Ley ist ein Mann mittlerer Größe, breitschultrig, kräftig gebaut; sein Gesicht ist abstoßend häßlich. So, denkt man sich, muß ein Mörder aussehen. Besonders unheimlich wirken die Augen. Das linke ist völlig erblindet, die Iris ist in das Weiße übergetreten und das Ganze hat dadurch eine gleichmäßig häßliche, matt grünlich-bläuliche Färbung bekommen. Nervöse Menschen, die wissen, daß der Mann mit diesen entsetzlichen Augen einen Mord begangen hat, würden bei dem unangenehmen Anblick zusammenschaudern. Die Stirn ist nicht gerade niedrig und ziemlich gewölbt. Eine tiefe Falte zieht sich fast senkrecht von der Mitte der Stirn bis auf die Nasenwurzel herab. Die Nase ist in der Mitte eingedrückt und platt, der Mund ist breit und gemein, die Unterlippe steht vor. Ein zottiger Schnurrbart bedeckt die Oberlippe. Die starken Backenknochen lassen die Backen eingefallen erscheinen. Das stumpffarbige blond-bräunliche Haar ist schlecht gewachsen, ein Theil der Stirn ist fast immer davon bedeckt. Mit einem Worte: der Mann macht auf den ersten Anblick einen abscheulichen Eindruck.

Aber dieser Eindruck währte, wenigstens bei meinem Begleiter und mir, nicht lange. Ley war außerordentlich zerknirscht. Auf die schonenden Fragen, die wir an ihn richteten, vermochte er kaum zu antworten; durch beständiges Schluchzen wurde seine Rede fast unverständlich. Ley steht in der Mitte der Dreißig und ist bisher nur einmal, und nicht einmal wegen eines ehrenrührigen Vergehens bestraft worden: wegen Hausfriedenbruchs hat er eine Gefängnißstrafe von 8 Tagen abgebüßt. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein Moment des Zornes, der Ueberreizung genügt, um sich dieses Vergehens schuldig zu machen, so wird man zu dem Schlusse gelangen: daß dieser Mann von der absoluten Unbescholtenheit nur einen Schritt gethan hat, um zu dem fürchterlichsten Verbrechen zu gelangen. Wie das möglich war, ist mir jetzt, nachdem ich den Mann gesehen und beobachtet habe, noch unbegreiflicher, als es mir nach den Berichten erschienen war, die ich über die Verhandlungen gelesen hatte.

Dummheit und Rohheit — man findet keinen andern Schlüssel für dieses psychologische Räthsel. Eine wirkliche Verbrechernatur scheint dieser Mann nicht zu besitzen, er war weich und zeigte die tiefste Reue. Daß Ley die Größe seines Verbrechens in dem Augenblicke der That und vorher sich klar gemacht habe, halte ich für undenkbar. Ich habe den Eindruck mitgenommen, als ob Ley, als er in das Haus der Kochstraße trat, has er als Mörder wieder verlassen sollte, noch keine Ahnung davon gehabt hat, daß er morden würde. Er hat Geld gebraucht, der saubere Cumpan Printz hat ihm die Mittel und Wege angegeben, sich mühelos und auf sichere Weise Geld zu verschaffen. Er, der bisher das fremde Eigenthum respectirt hatte, hat sich bereden lassen, und mit seinem Genossen Gabel hat er die furchtbare That vollbracht, ohne eigentlich zu wissen, was er that. Rohheit und Dummheit — es gibt keine andere Erklärung.

Einen viel unangenehmeren Eindruck macht der Handelsmann Printz, der wie Ley mit Federnreißen beschäftigt war, und der wegen Anstiftung zum Morde ebenfalls zum Tode verurtheilt ist. Printz hat die Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt, während sich die beiden Mörder darauf beschränkt haben, die Gnade des Kaisers anzurufen. Printz sieht aus wie eine Figur aus den „Geheimnissen von Paris". Er ist hager und dürr. Den Kopf von ausgesprochenstem jüdischem Typus hält er nach vorn übergebeugt, die beiden Oberarme hält er fest an die Brust geklemmt, die Unterarme vorgestreckt und die Hände hängen nach vorn schlaff herab. Seine Bewegungen sind kriechend, schleichend, widerwärtig; er hat etwas von einem Raubthier. Die trägen Augenlider bedecken zur Hälfte das Auge; die Hände sind lang und fleischlos. Kurzum, es ist eine der unangenehmsten Erscheinungen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Der Gauner und Hehler, wie man sich ihn nicht besser vorstellen kann. Auch auf die Geschwornen scheint er denselben Eindruck gemacht zu haben. Printz beharrt dabei, daß Ley und Gabel ihn in das Verderben ziehen wollen, und er rechnet auf eine Abänderung des Urtheils. Vielleicht würde er wohl zugeben, sie zum Diebstahl veranlaßt zu haben, aber der Anstifter zum Morde zu sein, stellt er entschieden in Abrede. Zu einem Beamten, der einige Tage vorher mit ihm gesprochen hatte, äußerte er: „Lieber hundert Jahre im Zuchthause als eine Viertelstunde hammeln". Mit dem Gedanken, wenigstens einen großen Theil seines ferneren Lebens im Zuchthause zuzubringen, scheint er sich demnach ungefähr schon befreundet zu haben.

Gabel, der im Verein mit Ley den Rentier Konzack ermordet hat, ist ein junger hübscher Mensch von 23 bis 24 Jahren. Er ist klein und gedrungen, sehr breitschultrig, sehr stark. Das Gesicht ist bartlos, er hat sehr volle und krause Haare. Nichts, aber auch gar nichts verräth in dieser Physiognomie den Verbrecher. Gabel sieht aus wie ein guter, tüchtiger Arbeiter. Er ist bisher unbestraft. Auch ex. war wie sein Cumpan Ley auf's tiefste erschüttert. Während er sprach, liefen ihm beständig die Thränen über die Backen. Auch er schien über die grausige That die tiefste Reue zu empfinden. „Wie es gekommen ist," schluchzte er, „weiß ich selber nicht; es ist Alles so gewesen, wie ich es vor den Geschwornen gesagt habe. Wozu sollte ich denn noch lügen? Es half mir ja doch Nichts". Gabel wird mit Zupfen von Tauenden beschäftigt. Ich empfand, als die Thür hinter dem schluchzenden Gabel geschlossen wurde, der wegen eines Verbrechens, dessen er sich selbst bis jetzt wohl für unfähig hielt, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen werden und ein wahrscheinlich noch langes Leben im Zuchthause zubringen muß, tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen.

* * *

In der Barnimstraße Nr. 10 befindet sich die Gefangenenanstalt für Frauen, die eine Filiale der Stadtvoigtei ist. Diese Anstalt steht unter der Leitung des Herrn Inspectors Homuth. Es ist das frühere Schuldgefängniß. Es ist viel besser gebaut als die Stadtvoigtei. Die Luft ist reiner, die Corridore sind breiter, die Zellen und Säle für gemeinsame Arbeit geräumiger und wohnlicher als in dem alten Gebäude am Molkenmarkt. Nur im Souterrain war die Luft drückend, heiß und nicht rein. Die Personen, die dort untergebracht sind, scheinen das allerdings nicht sehr empfindlich zu fühlen; es sind meist Spelunken-Prostituirte der schlimmsten Gattung. In diesem Souterrain befindet sich auch eine zwar sehr nützliche aber nicht sehr appetitliche Vorkehrung: ein Ofen, der beständig heiße Dämpfe in einen Behälter ausströmt, in welchen die Kleidungsstücke der Gefangenen, sobald sie eingeliefert worden sind, gebracht werden. Diese Kleidungsstücke leiden häufig an mangelhafter Sauberkeit und sind bisweilen geradezu von haarsträubendem Schmutze. Nach dem alten Grundsatze, daß das Feuer Alles reinigt und alles Lebende ertödtet, werden diese oft zerfetzten Lumpen in das Behältniß gebracht und man läßt den heißen Dampf so lange durchgehn, bis man die Ueberzeugung hat, daß der Zweck der Reinigung und Tödtung vollkommen erreicht ist.

Ueberhaupt liefert, wie das selbstverständlich ist, die Prostitution ein starkes Contingent der Insassen dieses Hauses. Wenn man diese Personen sieht, wie sie sich hier präsentiren: ohne alle Nachhülfe der Toilettenkünste, ohne Schminke und Chignon, in der hier gebotenen Einfachheit der Kleidung, so erscheint das schwer begreiflich. Die sämmtlichen weiblichen Gefangenen sehen fast ohne eine Ausnahme erschreckend gewöhnlich, reizlos und in der Mehrzahl sogar recht häßlich aus. Zu den wenigst unangenehmen gehört die Anverwandte des Printz, die unverehelichte Hirschfeld, die bei der Konzack'schen Affaire mitbetheiligt und zu einer kurzen Freiheitsstrafe verurtheilt ist. Frau Krumtau, die das Verbrechen denuncirt hat, habe ich nicht gesehen, da sie wegen eines leichten Fieberanfalls das Bett hüten mußte.

Digitized by Google

Längere Zeit unterhielt ich mich mit der gleichfalls zum Tode verurtheilten Kroh. Man erinnert sich der wahrhaft tragischen Geschichte dieser unglücklichen Person. Sie hatte ein uneheliches Kind, ihr Geliebter hatte sie verlassen. Sie reiste mit dem Kinde nach Berlin, stieg im Rheinischen Hof ab, und machte dort den Versuch: sich und ihr Kind durch Kohlendampf zu tödten. Am anderen Tage wurden die Beiden bewußtlos im Hotelzimmer gefunden. Den ärztlichen Bemühungen gelang es, die unglückliche Mutter in's Leben zurückzurufen, dem Kinde gegenüber blieben die Rettungsversuche ergebnißlos. Sie mußte daher wegen Ermordung ihres Kindes vor die Geschworenen gestellt, und da sie die Absicht, ihr Kind zu tödten, eingestand und zu wiederholten Malen behauptete, daß sie das volle Bewußtsein ihrer That gehabt habe, mußte sie zum Tode verurtheilt werden. Sie weigerte sich hartnäckig, ein Gnadengesuch an den Kaiser einzureichen; und auch jetzt noch beharrt sie bei dieser Weigerung. Die unglückliche Kroh, welche isolirt ist, macht einen traurigen Eindruck. Sie wird mit Nähterei beschäftigt. Sie ist klein und stark, und sehr brünett. Ihre Gesichtszüge sind gewöhnlich, die Pupille des linken Auges ist viel größer als die des rechten, dadurch hat der Blick etwas Unstätes und Stieres. Sie spricht mit ziemlich leiser Stimme, aber mit großer Geläufigkeit. Auf mich hat die ganze Erscheinung den Eindruck des Gestörten gemacht, der noch durch ihre Mittheilung bestärkt wurde, daß sie bereits früher im Irrenhause gewesen sei. „Aber die Herren Sachverständigen," fügte sie hinzu, „sind der Ansicht, daß ich mein Kind mit voller Ueberlegung und klarem Bewußtsein getödtet haben soll; und dabei soll es auch bleiben. Wozu soll ich die Gnade Sr. Majestät anrufen? Die Herren Geschworenen haben mich verurtheilt, und wenn ich einmal zum Tode verurtheilt bin, so will ich auch lieber, daß das Urtheil vollstreckt wird. Was habe ich denn im Leben noch zu erwarten? Soll ich zehn Jahre lang allein sitzen als Gefangene, als Mörderin? Nein, ich will lieber, daß das Urtheil vollstreckt wird. Die Herren Geschworenen haben mich ja für schuldig erklärt; wenn mich die Herren Geschworenen für schuldig erklären, werde ich wohl auch schuldig sein". In dieser Weiser sprach sie wohl zehn Minuten. Immer begannen ihre Sätze: „wenn das so und so ist"; and sie schloß daran als nothwendige Folge, daß ihr dann die Vollstreckung des Urtheils lieber sei als eine Umwandlung desselben in eine Freiheitsstrafe. Aus ihren Reden ging übrigens Eines sehr klar hervor: sie wußte ganz genau, daß Kaiser Wilhelm sich nicht mehr dazu entschließen kann, ein Todesurtheil zu unterzeichnen. Sie wußte also, daß ihrem vorgeblichen Wunsche nicht willfahrt werden wird. Das und noch mehr die ganze Art und Weise ihrer Deductionen machte auf meinen Begleiter wie auf mich den Eindruck, als ob die arme Person in ihrer schrecklichen Lage doch darauf bedacht war, etwas Effect zu machen. Die Gefangene sprach sich übrigens mit den Gefühlen des lebhaftesten Dankes über die schonungsvolle Behandlung aus, die ihr jetzt zu Theil wird.

Die Ueberwachung der Gefangenen in der Barnimstraße wird von weiblichen Beamten besorgt. Die Gefangnen werden mit allen möglichen weiblichen Handarbeiten beschäftigt, mit Nähen, Sticken, Stricken u. s. w. Zur Zeit meines Besuchs befanden sich dort einige Arbeiterinnen von außerordentlicher Geschicklichkeit, welche die Nummern auf die Achselklappen der Uniformen sticken. Zu bedauern ist, daß auch hier die gemeinsame Haft die Regel bildet, und daß die Jüngeren und weniger Verdorbenen mit alten Gewohnheitsverbrecherinnen in beständigem Verkehr stehen. Zwar sucht man auch hier die Besseren möglichst zusammenzubringen und von den schlechten Elementen abzusperren; aber bei den ebenfalls ungenügenden Räumlichkeiten kann diese nothwendige Fernhaltung doch nicht mit voller Wirksamkeit durchgeführt werden.

Ueber das Zellengefängiß in Moabit das nächste Mal.

Paul Lindau.

Notizen.

Karl Gutzkow und Eduard von Hartmann.

Jüngst fiel mir die „Wally" wieder in die Hand; sie stand seit meinen Studentenjahren bestäubt unter andern Büchern der damals „jungen" Literatur; ich las die letzten Zeilen, welche die Romanheldin vor ihrem Selbstmord niederschreibt: „Das tragische und der Menschheit würdige Schicksal unseres Planeten wäre, daß er sich selbst anzündete, und alle, die Leben athmen, sich auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müßten sich opfern — aus Haß gegen den Himmel; opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle, alle, dann wäre das Problem gelöst!.. Barbarischer Mord der Völker unter einander, glaubt ihr, werde das Ende der Dinge sein? Die wiedererwachte Rohheit der Natur? Hyänen, die sich unter einander zerfleischen, sind euch der Zweck der Geschichte? Grüßlicher Gedanke! Prophezeiung würdig eines Henkers! Sie werden sterben, aber sie werden alle den Dolch in die eigne Brust senken und eine große Kette der Freundschaft schließen, die Menschen! Sie werden sich fassen alle an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und noch im Tode sich mit ihren Küssen bedecken. Sie werden sterben, weil sie frei sind, weil sie das Höchste erreichten in Wissenschaft und Kunst, weil sie alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen".

Die Henkerphantasie ging auf Wolfgang Menzel; der hatte einen „Geist der Geschichte" geschrieben, in welchem er das Ende der Menschheit heroisch als einen allgemeinen Todeskampf und Wechselmord schilderte, wie ahnungsvoll das Nibelungenlied den Untergang der Burgunder und Hunnen dargestellt; die Anspielung trug vielleicht dazu bei, den Aerger und Zorn Menzels zu jenen Artikeln zu erregen, die dann den Bundestag zu Frankfurt bewogen, auch in Literaturgeschichte zu machen, die Kategorie des jungen Deutschland festzustellen und die vergangenen wie die künftigen Werke desselben zu verbieten. Aber der andere Satz von der liebevollen Handreichung der Menschheit, wie klingt er uns so bekannt an! Wie schließt doch Hartmann die Philosophie des Unbewußten? — Die Menschheit soll heranreifen zur Einsicht in alle Illusionen des Lebens und zu dem Entschluß, dem Elend der Welt ein Ende zu machen und den Willen von der Unseligkeit seines Wollens zu erlösen. Der Sieg des Logischen über das Unlogische soll der jüngste Tag sein; die greise Menschheit, welche den größeren Theil des in der Welt sich manifestirenden Geistes besitze, werde, von der Thorheit des Wollens und der Unseligkeit des Daseins durchdrungen, den gleichzeitigen gemeinsamen Entschluß fassen (potenzirte Telegraphie und andere Erscheinungen werden das ermöglichen!), daß die Ruhe der Schmerzlosigkeit eintreten, der Weltproceß aufhören soll, — und nicht blos das Bewußtsein wird untergehen, auch die Sonnen werden erlöschen, die Materie wird verschwinden und nur das Unbewußte sein!

Vor der Hand denkt Hartmann daran noch nicht; noch zur Zeit ist die Bejahung des Willens zum Leben das Rechte; „denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen, nicht in feiger Entsagung und Zurückziehung ist etwas für den Weltproceß zu leisten". Gewiß. Und wenn immer mehr die Vernunft des Unvernünftigen Herr wird, dann wird der Mensch den Kampf um's Dasein als Kraftweckr und Anreger für Erhebung und Fortbildung der Wesen selbst erkennen und den Schmerz wie die Liebe als Erzieher zur Sittlichkeit verstehen, dann wird er die Selbstvervollkommnung als seine Gabe und Aufgabe begreifen, dann die Natur und sich nicht vernichten wollen, sondern auf dem Boden der Natur in der Erfüllung der sittlichen Weltordnung sein Heil finden.

Doch nicht die Wahrheit oder Falschheit des Gedankens, sondern das Zusammentreffen zweier begabter Berliner Kinder, des Dichters und Denkers, wollte ich berühren, überzeugt, daß Hartmann, ohne jene Stelle in der „Wally" zu kennen, seine Betrachtung original anstellte; Erfindungen, Ideen, sagt man, liegen in der Luft, sind vorbereitet, sie können von mehreren zugleich und unabhängig gedacht, gemacht werden. Als Schillers Maria Stuart den eilenden Wolken die Grüße an ihr Heimatland auftrug, da kam es ihr nicht in den Sinn, daß schon der Aias des Sophokles vor seinem Tode etwas Aehnliches gethan. **E.**

* * *

Die „Gegenwart" brachte in Nr. 28 einen sehr interessanten Artikel über die moderne Lectüre, in dem vor allem das immer mehr zunehmende Vielleſen ohne geistiges Verarbeiten scharf gerügt wurde. Wenn dies in unserm „papiernen" Jahrhundert geschieht, in dem alljährlich 12000 Bücher allein in Deutschland gedruckt werden, so ist das begreiflich. Was soll man aber dazu sagen, daß diese Klage bereits vor einem halben Jahrtausend laut wurde, und zwar etwas drastischer, als dies in der „Gegenwart" geschieht. Und von keinem Geringeren als von Francesco Petrarca, dessen fünfhundertjähriges Gedächtniß im vorigen Jahre ge-

Digitized by Google

feiert wurde. Von seinem Werke: de remediis utriusque fortunae liegt uns eine im Jahre 1620 erschienene und „mit vielen schönen Holzschnitten gezierte" Uebersetzung vor. Sie führt den Titel: „Trostspiegel in Glück und Unglück"; das Buch zerstört alle kindischen Illusionen der Menschen, zeigt ihnen aber auch den Trost, den die Vernunft gewährt. Alle Laster werden da an den Pranger gestellt, und so kommt denn auch im Capitel 43 die Bücherwuth heran; es handelt „Von überfluß | viele und menge der Bücher" und hat folgendes schöne Motto:

„Wenig Kunst und Bücher viel
Das ist der Narren Frewdenspiel
Der darff nicht viel der Bücher han
Der Christlich lebt und recht wil than".

Der Autor äußert seine Freude über viele Bücher zuerst folgendermaßen: „Ich frew mich, daß ich so ein köstliche Liberey hab | mit allerlei besten und erlesensten Büchern. Diesem Freudenerguß widerspricht aber die „Vernunfft" und ruft: „Hie kompst mir eben recht | denn eine große Thorheit hie sich begiebt. | Etliche meynen | man soll darumb bestomehr von ihn halten | daß sie viel Bücher haben | ꝛc.". Nachdem der Weise sich nun des Weiteren über das Thema ausgesprochen, schließt er endlich folgendermaßen: „Ehre und rechter rhum kompt nicht daher | daß man viel Bücher habe | sondern daß er dieselbige wisse und gelernet habe | nicht daß er's in die Winckel setze | sondern in das Gedächtnuß. | Ins Hirn mustu es bringen | nicht in Buchkasten nacheinander stellen | ..... Es hat mancher Geitzwurm viel daheym | da sich viel andere an behelffen möchten. | So thustu auch | sitzest ob den Büchern wie ein Hund an der Krippen | der frißt das Hew nicht | und läßt es auch die Ochsen nicht fressen ꝛc.".

Fritz Schlicht.

* * *

Vom Büchertisch.

Von einem Geschiedenen. „Watson, ein unglücklicher Ehemann". Psychologische Studien über die Ehe. Berlin, Staude.

Dr. Eduard Reich, „Studien über die Frauen". Ebendaselbst.

Gegenüber den Emancipationsgelüsten der Frauen macht sich seit einigen Jahren eine immer stärker werdende Strömung bemerkbar, welche gegen die unnatürlichen Forderungen einiger blaustrümpfelnder Heroinen der „Großweibsucht" ankämpft. Es ist dies nothwendig, nicht vielleicht deshalb, weil wir Männer fürchten, daß auf einmal der Weltgeist die ganze „Humana Comoedia" auf den Kopf stellen würde, sondern weil in dem übertriebenen Freiheitsgelüste der Frauen ein gefährlicher Ansteckungsstoff liegt. Die Anzahl der weiblichen Apostel der „Menschwerdung des Weibes" — so wird von ihnen in ungewollter Satire das Endziel der Bewegung bezeichnet — ist keine große; sie treten mit der Einbildung auf, daß sie das ideale „Normalweib" seien, während sie im Grunde genommen nichts sind als Verbildungen, manchmal zwar sehr pikant und anziehend, aber eben doch Ausnahmen, welche der Wirbelwind einer verkehrten Phantasie aus dem eigentlichen Kreise ihres Wirkens herausgerissen hat; sie treten mit der Einbildung auf, daß sich in ihnen die Potenz des Männlichen mit der Empfänglichkeit des Weibes verbunden habe, um ein Wesen hervorzubringen, welches die Vorzüge beider Geschlechter in sich vereine. Diese Ausnahmsgeschöpfe verderben sehr viele Frauen, die absolut kein Talent haben Ausnahmen zu sein, und welche nun nur die Aeußerlichkeiten der Emancipation an sich tragen und mit sehr viel Behagen im Frauenrock die Fehler und Unarten der Männer zum Besten geben. Gegen die zu weit gehenden Forderungen richten sowohl der „Geschiedene" als auch Reich die Spitzen ihrer Schriften; es sind mehr Compilationen aus anderen Büchern — aus eilf Bänden ein zwölfter — aber das Bestreben, möglichst viel Stimmen zu sammeln, hat am Ende auch seine Berechtigung. Der Geschiedene kämpft zugleich für Erleichterung der Ehescheidungen; man fühlt, daß er unter einem außergewöhnlich schweren Pantoffel gestanden haben muß, ehe sich dieser geheime Groll in ihm aufgehäuft hat. Wie eine Biene Honig sammelt, so trug der Autor alles Gift zusammen, was jemals über Frauen gesagt worden ist, als wollte er sich am ganzen Geschlechte einer Einzigen wegen rächen.

Reichs Buch ist systematischer und beschäftigt sich eingehender mit der Frau in jedem Alter und von jedem Stande und bringt auf naturgemäße Erziehung. — Die Forderungen sind sehr berechtigt, aber ich fürchte — es hört sie keine Frau an, und wer kann die Frau sonst bessern? Die Männer haben leider nichts mehr zu sagen!

* * *

Die antike Kunst. Ein Leitfaden der Kunstgeschichte. Im Hinblick auf höhere Lehranstalten bearbeitet von C. J. Lilienfeld. (Magdeburg, Emil Baensch.) Der Verfasser gibt in kurzen Zügen die Entwicklungsgeschichte der antiken Kunst, unter welchem Begriffe er Aegypten, Griechenland und Rom zusammenfaßt. Das vorzüglich ausgestattete Buch ist fleißig gearbeitet und hat sein Verdienst in dem Hinweisen auf die Technik der Kunst, was dem Autor, der selbst Künstler ist, nahe liegt, und enthält manche feinsinnige Bemerkung. Das Material ist zwar nicht bereichert, aber das Vorhandene gut benützt, doch hätte es vielleicht nichts geschadet, wenn Lilienfeld die einschlägigen Werke der Münchner Professoren Brunn und Reber mehr berücksichtigt hätte. Des letzteren Werk über die antike Architektur darf bei einer Schilderung derselben nicht übergangen werden. Unter den Incunabeln der griechischen Plastik vermißte ich die Erwähnung des Apollo von Tenea. Sehr gut ist der kurze Aufsatz über die „Polychromie". Das Buch darf Jedem warm empfohlen werden, der sich auf diesem Gebiete das nothwendige Wissen aneignen möchte, ohne mit Einzelnheiten gequält zu werden, welche doch meist wieder schnell dem Gedächtniß entschwinden, wenn man die Kunstgeschichte nicht fachmäßig betreibt. Die Bedeutung dieses Zweiges der modernen Bildung ist längst festgestellt und meiner Ansicht nach würde ein Studium der alten Classiker in Verbindung mit dem der antiken Kunst für die junge Generation weit bildender sein, als die jetzige Art der Stockphilologen, welche über zehn Gedanken stolpern, um einem Beistrich nachzulaufen, und glauben, die alten Autoren hätten nur deshalb gedacht und gedichtet, damit ihre heutigen Interpreten den Schülern über ihren Satzbau langweilende Vorträge halten können. Die lebendige Dichtung wird durch das lebendige Kunstwerk dem Geiste klarer als durch die todte Grammatik.

H. v. L.-H.

* * *

Die letzten Folgerungen aus den Zeitansichten und den heutigen Zuständen. Vermächtniß eines Civilisirten. Berlin 1875, E. Staude.

Des Verfassers Anonymität, welche zuerst in mir Mißtrauen gegen seine Sache hervorrief, läßt sich vielleicht damit entschuldigen, daß er selbst sein Buch als „Hallucination" bezeichnet, die jetzt überstanden sei. Insofern ist freilich der Schreiber des Buchs nicht mehr identisch mit dem „Civilisirten". Die letzten Folgerungen werden nämlich auf eine so bittere, grimmige, ja bisweilen cynische Art gezogen, daß ich mich scheuen würde, sie einem melancholischen Mitmenschen in die Hand zu geben. Denn wäre er ebenso consequent im Handeln wie im Denken, er müßte sich vor Beendigung der Lectüre hängen.

Trotzdem glaube ich diese eigenthümlichen Blätter Allen empfehlen zu dürfen, die vor stolzer Freude darüber, „wie herrlich weit wir's gebracht," in Gefahr sind, die zahlreichen Mängel unserer Civilisation zu übersehen. Wer sein Volk liebt, wird durch dieses Buch zu erneuter Bekämpfung der religiösen, socialen und moralischen Krankheiten unserer Zeit angespornt werden. — Denn das müssen wir leider unserem geistvollen Verfasser einräumen: so gering die Zahl derer ist, welche mit Einsetzung ihrer Persönlichkeit an den großen Zeitkämpfen theilnehmen, selbst unter ihnen wagen sonst scharfsinnige Köpfe selten, die letzten Folgerungen ihrer eigenen Weltanschauung zu ziehen. Das überlassen sie den Philosophen von Fach oder den — Theologen. Wie durch stille Uebereinkunft vermeidet man es in der „guten" Gesellschaft, diese ernsten Grenzen zu berühren, um weder sich noch andern Freude oder Fähigkeit zum Genuß zu stören. Diese Schlußfolgerungen spricht aber unser Verfasser unumwunden aus.

Zuerst legt er dar, wie ungeheuerlich die Vorstellung von einem Gotte sei, der, „nachdem er uns geschaffen, uns blendet und nun für die Blindheit bestraft"; wie erbärmlich gering die gepriesenen Resultate der Wissenschaft, die nichts über Causalität und Zweck, über Anfang und Ende der Welt wisse; wie unwürdig der Denkerkniff sei, sich und andern aufzubinden, „der gefühllose Werdehumor sei ein noch ganz brauchbares Surrogat für den abgeschafften Weltgeist oder persönlichen Gott". „Welchen Vater, der seine Kinder kochte und verzehrte, möchte man damit entschuldigen, daß er sie gezeugt?" — Ergreifend ist sodann die Schilderung, wie wenige Menschen zum geistigen Genuß des Daseins gelangen und diese wieder, wie kurze Zeit! Die Meisten sind fühlende Geschöpfe, die,

Digitized by Google

unschuldig kreatürlich gequält, sich allmählich ihrem Leichenzustand zubewegen (S. 28). Der Verfasser bestätigt hier durch sein eignes Beispiel seine Behauptung, die Zeitstimmung sei durchweg pessimistisch, nihilistisch, buddhistisch geworden. Aber er scheint die Thatsache, daß die Werke von Schopenhauer und Hartmann so eifrig gelesen werden (selbst von Damen!) doch zu überschätzen. Bei vielen Lesern ist gewiß ein Hauptmotiv jener Kitzel, den das Spiel mit gefährlichen, weltschmerzlichen Gedanken gewährt. Wieder Andere goutiren jene Philosophie aus Blasirtheit oder Modesucht. Doch läßt das süße Gefühl des Daseins, die allgemeine Lust zu genießen jene schwarzgalligen Gedanken gewöhnlich nicht in Thaten übergehen.

Es ist hier nicht der Ort, die Autoritäten unseres „Civilisirten", besonders Herrn v. Hartmann, zu bekämpfen. Soviel aber hebe ich gegen den Verfasser energisch hervor: Wohl sind die Resultate unserer Wissenschaft nicht so groß, wie Unwissende wähnen, überall endet unser Denken und Forschen in Hypothesen, — aber wer erkennt nicht den Fortschritt aller Wissenschaften, besonders in unserem Jahrhundert? Wohl ist der landläufige Gottesbegriff voller Widersprüche, — aber arbeiten nicht an seiner Läuterung die Besten? Wohl leidet unser Volk in seinen roheren Schichten an Materialismus, — aber wann litten diese nicht daran? Bildung allein und Zucht werden ihn bannen, und keine Zeit hat mehr für Volksbildung gethan als die unsere. Nicht „religiöse Dichtung", wie der Verfasser will, soll das wirksamste, mißbrauchteste Mittel sein, die Massen zu zügeln und zu gängeln, sondern die humane Erziehung! An unsern Gymnasien ist sehr vieles mangelhaft, überlebt, aber die gerade auf diesem Gebiet hochgehende Bewegung zeigt neue Ansichten und Aussichten. Die Familienbande sind bei uns gelockert, wohl; aber schon lange denken über Weib, Ehe und Familie die verschiedenen Culturvölker anders. Was uns empört, findet der Franzose in der Ordnung, wiederum ist unsere Sitte den Engländern ein Gräuel.

Doch genug. Wer unsere Zeit aufmerksam studirt, findet leicht des Tadelnswerthen, ja Abscheulichen die Fülle. Aber wie der Zweifel ein nothwendiger Durchgangspunkt ist vom Glauben zum Wissen, so darf auch das Tadeln nicht das Letzte sein, es muß zum Verbessern führen, nicht zum Verzweifeln. **M. Kirchner.**

* * *

Dr. G. Böse, „Walthers von der Vogelweide patriotische Dichtungen". Oldenburg, Bültmann.

Ein höchst anerkennenswerther Versuch, die verschiedenen Gedichte Walthers, die einen polemischen Zweck haben, an dem Faden der Zeitereignisse aufzureihen. Die Darstellung ist gut, hie und da etwas pathetisch. Das Buch ist empfehlenswerth.

Friedrich Schlögl. Alte und neue Historien von Wiener Weinkellern, Weinstuben und vom Weine überhaupt. Wien, Hartlebens Verlag.

Der Autor von „Wiener Blut" bietet in dem niedlich ausgestatteten Büchlein eine reizende Culturstudie, in welcher er neben dem Wein und seiner Geschichte auch sich selbst schildert. Viel Humor, der hie und da einen leise elegischen Zug hat. **O. v. L.-G.**

Offene Briefe und Antworten.

Die Wahrheit über die Katastrophe des Postdampfers „Schiller".

Von H. Hillers, s. Z. I. Offizier des „Schiller".

Wir haben von Herrn Hillers einen Bericht erhalten, der gegenüber dem Artikel von F. Otto Schellenberg in der „Gartenlaube", die gegen den Führer des Schiffes und gegen die Einrichtungen desselben ausgesprochenen harten Anklagen als vollkommen unbegründet darstellt. Der Bericht lautet:

Das schreckliche Ereigniß des „Schiller" hat schon so viele Controversen hervorgerufen, daß es nicht Wunder nehmen kann, unter denselben auch manche nicht ganz vorurtheilsfreie Berichte zu finden; und namentlich sind es die von dem großen Unglück persönlich Betroffenen, welche leicht dazu verleitet werden, über ein unbefangenes Urtheil hinauszugehen. Vergegenwärtigt man sich das Gefühl derjenigen, welche mit den schönsten Hoffnungen ausgerüstet das Land verlassen, wo ihnen vielleicht das Glück geblüht, von dem sie nach jahrelanger mühevoller Arbeit, mit der schönen Aussicht, ihr Leben nunmehr in der geliebten deutschen Heimat zu beenden, zurückkehren, und denen das grausame Schicksal Hab' und Gut mit einem Schlage raubt; ermißt man den tiefen Schmerz derjenigen, welche bei diesem Unglück nahe Angehörige, vielleicht gar Frau und Kinder, Eltern oder Geschwister, Freunde und Bekannte verloren haben, so ist es zu entschuldigen und leicht zu erklären, wenn das Gefühl des Schmerzes, mit Erbitterung vermischt, in dem Auffinden der Ursache all dieses Elends nicht ganz unparteiisch zu Werke geht.

Aus diesem Grunde habe ich manche voreilig geschriebenen und gesprochenen Worte, wenngleich dieselben allemal mein Innerstes tief berührten, schweigend an mir vorüber gehen lassen, und mich mit dem Bewußtsein getröstet, daß es jetzt nur Gott allein noch zusteht, über die Verantwortung dieses Unglücks zu richten!

Ich kann es jedoch nicht unterlassen, den Auslassungen des Herrn F. O. Schellenberg in Ebersbach bei Glauchau, in der „Gartenlaube", welche unverkennbar die Absicht tragen, das allgemeine Urtheil über den Untergang des „Schiller" durch verschiedene incorrecte Schilderungen zu beirren, um die Schuld an diesem Unglück auf die Schultern der Führung des „Schiller" zu wälzen, öffentlich entgegenzutreten.

Würde diese Beschuldigung des Herrn S. unmittelbar nach dessen Rettung ausgestoßen sein, so würde ich dies der natürlichen Aufregung des Geretteten zuschreiben, da derselbe sich jedoch seiner Zeit auf St. Marrys in meinem Beisein und in dem sämmtlicher Geretteten nur sehr günstig, ja sogar lobend über den Führer des „Schiller", Capt. Thomas, ausgesprochen hat, so muß ein solches Betragen um so mehr befremden und verdient die schonungsloseste Zurückweisung.

Was die Wahrnehmungen des Herrn Schellenberg an den Rettungsapparaten anbelangt, so müssen erstere sehr oberflächlich gewesen sein, denn was genannter Herr in Betreff der Davids, woran die Boote hängen, bemerkt, ist durchaus nicht stichhaltig. Diese s. g. Davids stehen in eisernen Büchsen, welche so willig gemacht sind, daß der Zapfen an ersteren sich ganz bequem darin dreht und sogar noch überflüssig Platz hat.

Die Taue, an denen die Boote hängen, sind nicht mit dicker Farbe beschmiert, sondern nur der Block, durch welchen dieselben laufen, ist von Außen mit weißer Farbe angestrichen, wodurch die Beweglichkeit der Rollen und der Taue bei stattgehabter Anwendung durchaus nicht behindert wurde.

Jeder der Geretteten, welcher beim Herablassen der Boote mit thätig war, wird bezeugen können, daß die Schwierigkeit dieses Manövers nicht im Entferntesten durch obige angebliche Umstände bewirkt, sondern daß das Hinausbauen der Boote nur durch Seegang sowie durch den Andrang der Passagiere so sehr erschwert wurde. Die vom Herrn S. erwähnten zwei kleinen Boote sind nicht deshalb leichter und schneller flott zu machen gewesen, weil sie, wie Herr S. annimmt, besser in Ordnung waren, sondern es hängt von diesen beiden ein Boot beständig fix und fertig, auch während der Fahrt, außerhalb des Bords.

Die Canone war nicht mit dicker Farbe beschmiert, sondern nur mit einem kleinen Zusatz von schwarzer Farbe gerölt. Erstere wird zuweilen probirt, und hat noch nie ihren Dienst versagt, am wenigsten bei diesem Unglück! Ich selbst bin persönlich bei dem Abfeuern der ersten beiden Schüsse zugegen gewesen, und hat Niemand anders als der 1. Zimmermann die Canone entladen; die Behauptung des Herrn S., daß dies von einem Herrn Koch mittelst einer Rackete bewirkt wurde, muß wohl selbst einem Laien fabelhaft erscheinen!

Die Rettungsgürtel befanden sich im Spardeck in einem eigens hierfür angebrachten Verschlag unter der Decke. Derselbe, gleichsam ein Lattenboden, ist nie verschlossen und öffnet sich sofort beim Drehen eines kleinen Wirbels. Sobald der Wirbel gedreht wird, klappt der ganze Boden hinunter und entleert sich von selbst, so daß sämmtliche Rettungsgürtel auf das Deck fallen. In der ersten und zweiten Cajüte befindet sich übrigens in jeder Cabine die entsprechende Anzahl Rettungsgürtel unverschlossen.

Was nun die Katastrophe selbst anlangt, so sei der Hergang derselben in Folgendem wiedergegeben. Die vielfachen Versuche des Capitäns am 7. Mai Observation zu erhalten, wurden durch die dicke Luft und den Nebel an diesem Tage unmöglich gemacht. Die Sonne brach nicht durch, wie Herr S. behauptet, sondern zeigte sich nur dann und wann durch

Digitized by Google

einen etwas hellen unbestimmten Flecken am Himmel. Es wurde Mittags 12 Uhr vom Capitän und mir festgestellt, daß das Schiff sich auf 49°50 nördlicher Breite und 10°23 westlicher Länge befinde.

Als ich Abends 8 Uhr auf die Brücke kam, fand ich den Capitän anwesend, welchen Platz wir beide den ganzen Abend auch nicht wieder verließen. Der „Schiller" lief des Nebels halber nur halbe Kraft, und die letzte halbe Stunde nur langsam; nirgends war Etwas zu hören, noch zu sehen.

Um 10 Uhr vernahmen wir plötzlich ein auffälliges Geräusch und fast in derselben Secunde einen kräftigen Stoß; leider war kein Zweifel, der Dampfer saß auf den Klippen der Scilly-Inseln. Sofort wurde die Maschine rückwärts dirigirt, zum Glück ohne Erfolg, sonst wäre der „Schiller" im selben Moment gesunken, und vielleicht kein einziges Menschenleben gerettet worden. Der Capitän sandte in den Maschinenraum, um nachsehen zu lassen, ob sich schon Wasser in demselben befinde, kaum war der Bote mit der günstigen Nachricht, daß dies noch nicht der Fall sei, wieder zurückgekehrt, so traf auch schon der 1. Küper von vorne kommend mit der Botschaft ein, daß der Raum voll Wasser sei. Die Bestürzung und Verwirrnng war unter den Passagieren eine allgemeine; dazu kam, daß durch den Stoß die Dampfflöte von dem Dampfrohr abgesprungen war, und der aus demselben entweichende Dampf ein solch betäubendes Getöse verursachte, daß man sich gegenseitig durch Worte kaum verständigen konnte.

Nicht nach 1½ Stunden, wie Herr S. behauptet, sondern nach den nächsten 5 Minuten wurde die Mannschaft zum Flottmachen der Boote beordert, leider mit unglücklichem Erfolg, denn gleich mit der Katastrophe, nicht nach 1½ Stunden, wie aus dem Bericht des Herrn S. anzunehmen ist, war die Fluth eingetreten, und trieb die hohe See von Backbordseite gegen den Dampfer; die Passagiere hatten sich sofort sämmtlicher Boote bemächtigt, obgleich dieselben noch innerhalb Bords an den Davids hingen. In dem ersten Boot, ich war dabei zugegen, saßen ca. 120 Menschen, wovon nur einige mit Gewalt daraus entfernt werden konnten, es gelang uns sofort, das Boot außerhalb des Schiffes zu drehen, in demselben Augenblick schlug eine See unter das Boot und hob dasselbe auf dem einen Ende aus den Haken, worin es hing und sämmtliche Menschen wurden auf diese Weise buchstäblich von oben herab aus dem Boot in die See geschüttet und waren rettungslos verloren. Eine zweite See nahm alsdann das Boot selbst mit fort mit den Wenigen, die sich darin fest geklammert hatten.

Herr S. will diesen Fall allerdings erst nach dem Sturz des Schornsteins gesehen haben, letzterer geschah aber weit später!

Zu bemerken ist noch, daß beim Flottmachen der oben erwähnten zwei kleineren Boote, wovon übrigens nur eines glücklich hinunter gelassen worden ist, sich die Damen weigerten, vermittelst einer Leine in's Boot gelassen zu werden, und vielmehr verlangten, es sollte eine Treppe auf Seite des Schiffes angebracht werden, was doch unter diesen Umständen unmöglich war; ja selbst beim Umlegen der Rettungsgürtel befolgten dieselben nicht den Rath, solche oben um die Brust zu befestigen, sondern banden dieselben um die Taille, wodurch beim Schwimmen das Uebergewicht des Oberkörpers sie in's sichere Verderben zog.

Was nun die Behauptung des Herrn S. anlangt, die Passagiere seien in den Cajüten eingeschlossen gewesen, so ist dieselbe ebenso dreist wie unwahr! Ich selbst habe in den Cajüten nachgesehen, ob sich noch Passagiere in denselben befänden, habe aber nur einzelne angetroffen, die sich noch eiligst einige ihrer Effecten holen wollten, und bin fest überzeugt, daß auch nicht ein Einziger in denselben umgekommen ist. Der Capitän und einige Offiziere sollen allerdings anfangs die Passagiere damit zu beruhigen versucht haben, daß sie die Gefahr als nicht so groß hinstellten, obgleich dieses, wie wohl ein Jeder einsehen muß, das einzige Mittel war, um die große Aufregung und Verwirrung unter den Passagieren einigermaßen zu dämpfen.

Inzwischen wurden auch die übrigen Boote mit unsäglicher Mühe, verursacht durch den Andrang der Passagiere, eins nach dem andern Außenbords geschwungen. Doch leider nur, um sofort von der See voll geschlagen und verschlungen zu werden; dazu kam, daß durch die vorherrschende Dunkelheit auch nicht im Entferntesten an die Rettung der auf diese Weise Verunglückten zu denken war, denn sowie nur ein Boot Außenbords kam, wurde es von der See weggerissen und verschwand im Dunkel der Nacht, und nur ein herzzerreißender Schrei kündigte den noch Zurückgebliebenen das jedesmalige erneute Unglück an.

Noch einmal machte ich die Runde auf dem Deck, um möglichst noch ein Mittel zu etwaiger Rettung von Menschenleben zu entdecken, aber vergebens — denn das Deck war schon von Passagieren frei gewaschen, da plötzlich wurde ich von einer Sturzsee gehoben und schon glaubend, daß ich ebenfalls durch dieselbe von Bord gerissen werde, fand ich mich am Hintertheil des Schiffes, mich an der Reling festklammernd, wieder. Ich sah ein, daß meine Bemühung vergeblich, und da das Deck nunmehr öde und leer war, bestieg auch ich den Vormast. Herr S. will mich schon vorher oben gesehen haben, was ich aber entschieden bestreiten muß und nur seiner aufgeregten Phantasie zu Gute halten will.

Herr S. schildert ferner, mit Angabe näherer Details, mehrere Scenen, welche er von oben herab aus dem Mastkorbe beobachtet haben will; ich meinestheils muß bewundern, wie es Herrn S. in der vorherrschenden Dunkelheit — es war Nacht und Nebel — möglich war, dieselben so deutlich zu sehen.

Ich habe beim Anbrechen des Morgens nur noch einen Mann auf der Brücke gesehen, aber nicht erkennen können, welcher bei jedesmaliger Sturzsee sich fest zu klammern suchte, aber schließlich doch mit fortgerissen wurde. Um 7 Uhr brach der Großmast, worauf sich circa 30 bis 35 Personen befanden, und ca. 1 Stunde später folgte auch der Vormast, auf welchem wir uns mit ca. 40 bis 45 Personen befanden. Der Mast hing jedoch noch in einem rechten Winkel über Bord und wurden Alle, die nicht bei dem Sturz des Mastes schon in's Meer gefallen, allmählich von der See herabgerissen. Die dritte See nahm endlich auch mich mit fort und zog mich in die Tiefe; als ich aus derselben wieder empor kam, trieben in meiner Nähe mehrere Leichen, unter andern die des Quartermeisters, eines noch jungen Mannes; ich benutzte dessen Rettungsboje mit zur Beihülfe, da ich mich auf meinen eigenen Schwimmgürtel nicht allein verlassen wollte. So trieb ich denn mit dieser Leiche eine volle Stunde in der See umher; der vierte Offizier, Herr Heinze, schwomm ebenfalls in meiner Nähe, wir konnten uns immer einige Worte zurufen. Nachdem uns beiden jedoch die Kräfte zu schwinden begannen und wir uns schon Adieu zugerufen hatten, hob uns plötzlich eine See und zeigte uns in ziemlicher Entfernung zwei Boote. Alle Kräfte wurden neuerdings zusammengenommen und da uns die Bootleute der beiden Boote gleich gesehen hatten, so waren sie auch bald an unserer Seite und nahmen jeden einzeln auf. Nachdem sie mich mit der Leiche des Quartermeisters aufgefischt, hörte ich sie sagen, daß ich wohl der Letzte sein würde und so war es auch, nach mir ist kein Lebender mehr gefunden worden.

Die Aufnahme, welche uns auf St. Marys zu Theil wurde, war eine äußerst aufmerksame; dasselbe freundliche Entgegenkommen fand ich in London bei Gelegenheit der Gerichtsverhandlungen.

Was nun noch die von verschiedenen Seiten gethane Aeußerung betrifft, daß es auffällig sei, unter einer so kleinen Anzahl Geretteter verhältnißmäßig so viele von der Bemannung des Schiffes zu finden, als ob diese ohne Rücksicht auf die Passagiere zuerst an ihre Rettung gedacht hätten, so sei noch hervorgehoben, daß die geretteten Seeleute ganz dieselben Gefahren und Erlebnisse von Anfang bis zu Ende dieser Katastrophe mit durchzumachen hatten wie alle anderen!

Sie hatten nur einen Vortheil, daß ihre Erfahrungen und die mit denselben gewonnene ruhigere Beurtheilung der zu ergreifenden Maßregeln der Rettung günstiger waren. Indem ich hiermit meine Entgegnung schließe, bemerke ich noch, daß ich mich auf keine ferneren Auslassungen einlassen werde, jedoch kann ich nicht umhin, im Interesse aller Seereisenden, wie hauptsächlich der Führer von Passagierschiffen, den Wunsch zu äußern, daß die Controle und Inspection aller Rettungsapparate und Einrichtungen bei sämmtlichen Passagierlinien einer eigens dafür angestellten, geeigneten Persönlichkeit unterstellt wird, damit bei ähnlichen Unglücksfällen, die Gott verhüten möge, nicht die Schuld und Verantwortung den Führern allein beigemessen wird, welche, zumal wenn sie selbst das Leben hierbei eingebüßt, noch im Tode vom allgemeinen Urtheil verdammt werden!

* * *

Herrn Julius Püttmann, Verleger in Elberfeld. Es ist selbstverständlich, daß der Artikel „Colportageromane" von J. Kürschner in keiner Weise eine persönliche Beleidigung der einzelnen Verleger beabsichtigte.

Digitized by Google

Inserate.

Für Zeitungsverleger.

Ein Dr. der Staatswissenschaft, namhafter polit. Schriftsteller, wünscht für eine nat.-lib. Zeitung Leitartikel zu liefern. Prima-Referenzen. Franco-Offerten sub **L. H. 647** befördern die HH. **Haasenstein & Vogler** in **Berlin S. W.** (H. 12877.)

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 13 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlage von Otto Gülker & Comp. in **Berlin** (Simeonstr. 8.) ist erschienen und durch jede Buchhandlung (sowie direct von der Verlagshandlung) zu beziehen:

Das Hermannsdenkmal
im Teutoburgerwalde.

Auf Stein gezeichnet von **v. d. Bruck.**

Größe: 47 Ctm. (18 Zoll) breit — 63 Ctm. (24 Zoll) hoch).

Preis 3 Mark.

Die Ausführung und Ausstattung des Bildes ist eine vorzügliche und dem hehren Gegenstande angemessen. Inmitten der Landschaft erhebt sich das Denkmal in effectvoller Beleuchtung und hat der Künstler es verstanden, das Imponirende desselben hierdurch so recht zur Geltung zu bringen. Dieses Bild sollte als Zimmerschmuck in keinem deutschen Hause fehlen.

Aliso
und die Gegend der
Hermannsschlacht.

Mit einer Karte
der Römerstraßen im Weser- und Emsgebiet und einer Abbildung des Hermannsdenkmals.
Von
M. v. Sondermühlen.

8°. 8 Bog. i. eleg. Umschlag geh. Preis 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser sucht in dieser Schrift mit Hilfe einer derselben beigegebenen ausführlichen Terrainkarte über die Lage des Römercastells Aliso, der Teutoburg ꝛc. und über den Ort der Hermannsschlacht, über welche Punkte bekanntlich die Meinungen in wissenschaftlichen Kreisen noch sehr getheilt sind, neue Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen und wird dieses Werkchen für jeden Geschichtsfreund von größtem Interesse sein.

Soeben erschien bei **Ferd. Enke** in **Stuttgart:**

Das Autorrecht
nach dem gemeinen deutschen Recht
systematisch dargestellt
von **Dr. Oscar Wächter.**

gr. 8. Preis 9 M. 20 Pf.

Der Verfasser hat durch sein vor 18 Jahren erschienenes Werk über Verlagsrecht sich auf diesem Gebiet legitimirt. Seither haben wir durch das Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 eine für ganz Deutschland geltende Gesetzgebung über Urheberrecht erhalten. Indeß mangelte eine systematische Darstellung dieses gemeinen deutschen Rechts, ein Bedürfniß, welchem das vorliegende Werk in eingehender Weise zu entsprechen sucht. Juristen, Autoren und Verleger werden in demselben eine Fülle praktischer Fragen und principieller Erörterungen finden.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Das soeben erschienene 7. Heft der „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik" enthält:

I. Das Geheimniß. Novelle von **Victor von Strauß.**
II. Eine Geschichte in Liedern. Von **Otto von Leixner-Grünberg.**
III. Der Zankapfel. Schwank in einem Act von **Paul Lindau.**
IV. Gedichte. Von **Oscar Welten, C. Ferd. Meyer, Th. Aufrecht.**
V. Die deutsche Dichterin. Von **Johannes Scherr.**
VI. Ueber Kleist's „Prinzen Friedrich von Homburg". Von **Hans von Wolzogen.**
VII. Karl Rosenkranz. Von **Hieronymus Lorm.**
VIII. Gegen Wilhelm Jensen. Von **Oscar Blumenthal.**
IX. Kritische Rundblicke: Kleine Bücherschau. — Zur Kritik der Kritik. Von **Oscar Blumenthal.** — Miscellen.

Die **„Neuen Monatshefte"** erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von 5—6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.

Belgien und **Holland.** 13. Aufl. 1875. 5 M. — **Mittel-** und **Nord-Deutschland.** 16. Aufl. 1874. 6 M. — **Süd-Deutschland** und **Oesterreich.** 16. Aufl. 1873. 6 M. — **Deutschland** und **Oesterreich** complet in einem Bande. 15. Aufl. 1872. 10 M. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. 1873. 4 M. — **Südbaiern** und die **oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg** etc. 16. Aufl. 1874. 5 M. — **Ober-Italien.** 7. Aufl. 1874. 6 M. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. 1874. 6 M. — **Unter-Italien.** 4. Aufl. 1874. 6 M. — **London.** 5. Aufl. 1875. 5 M. — **Palaestina** und **Syrien.** 1875. 15 M. — **Paris.** 7. Aufl. 1870. 4 M. 80 Pf. — **Rheinlande.** 18. Aufl. 1874. 4 M. 80 Pf. — **Schweiz.** 16. Aufl. 1875. 6 M. — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 22. Aufl. 3 M.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Vierteljahres-Revue
der Fortschritte der
Naturwissenschaften
in theoretischer und praktischer Beziehung.

Herausgegeben von der
Redaction der „Gaea"
(Dr. Hermann J. Klein).
Dritter Jahrgang.

Die Zahl der Forscher und Arbeiter auf allen Gebieten der Naturwissenschaft wächst mit jedem Tage. Fast ist es selbst dem Fachmanne nicht mehr möglich, sich über die Menge neuer Forschungen und Untersuchungen zu orientiren, die in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut, publicirt werden. Wie viel weniger vermögen dies die Freunde der Naturwissenschaft, die zudem meist ihr Augenmerk auf ein größeres Gebiet zu richten pflegen! Und doch ist es für sehr Viele von Wichtigkeit und Interesse, den Strom der Forschung nicht aus dem Auge zu verlieren und sich im Einzelnen Rechenschaft geben zu können, wie sich die Fortschritte auf den Gebieten der einzelnen Disciplinen gestalten.

Diesem Bedürfnisse entgegenzukommen, ist die Aufgabe der „Vierteljahres-Revue". Sie gibt eine umfassende, auf die Quellen zurückgehende historische Darstellung der Fortschritte auf den einzelnen naturwissenschaftlichen Gebieten und zwar unter Erstrebung möglichster Vollständigkeit. Diese Gesichtspunkte bedingen auch die Form des Erscheinens als Vierteljahresschrift; denn es soll dem Leser die Fortentwickelung der betreffenden Disciplinen in abgerundeten Darstellungen vorgeführt werden.

Dadurch unterscheidet sich die Vierteljahres-Revue wesentlich von der „Gaea" und bildet gewissermaßen ein Supplement zu derselben. Beide Organe zusammen geben in der That die vollständigste Darstellung und Erläuterung der Fortschritte der gesammten Naturwissenschaften. Die Vierteljahres-Revue setzt freilich in mancher Beziehung gewisse Vorkenntnisse voraus, welche die „Gaea" in ihren einzelnen selbständigen Abhandlungen ihren Lesern erst vermittelt und jene nimmt dadurch eine mehr fachwissenschaftliche Haltung an. Dies ist indeß, der Natur der Sache nach, bei einer Revue, welche in einer gewissen Vollständigkeit über die Entwickelung der einzelnen Disciplinen berichten und eine Bibliothek der Fortschritte der gesammten Naturwissenschaften bilden soll, nicht anders möglich. Doch wird neben den wissenschaftlichen Gesichtspunkten ein Hauptaugenmerk auf möglichst klare und zugleich ansprechende Darstellung gerichtet und ist es uns gelungen, die besten Kräfte für unser Unternehmen zu gewinnen.

Die Verlagshandlung Eduard H. Mayer in Cöln und Leipzig.

Jeder Jahrgang der Vierteljahres-Revue, einen stattlichen Band bildend, erscheint in vier Nummern von 8 bis 9 Bogen, 8° eleg. brosch. zum Preise von (15 Sgr.) 1 M. 50 Pf. Einzelne Nummern werden nicht abgegeben. — Erschienen sind bis jetzt:

1. Band: Astronomie, Urgeschichte, Meteorologie, Geologie, Transmutationslehre. Preis 6 M.

2. Band: Physik, Meteorologie, Theoretische Chemie, Geologie, Astronomie. Preis 6 M.

3. Band: Nr. 1 Urgeschichte. Nr. 2 Transmutationslehre, Geographie. Nr. 3 Geographie. à Nr. 1 M. 50 Pf.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 21. August 1875. Band VIII.

AP
30
.G295
v.8
no.34

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Entstehung der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten. Von Alexander Wallner. — Die volkswirthschaftliche Reaction. Von H. B. v. Unruh. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein kritischer Beitrag zu Büchmanns „geflügelten Worten". Von Friedrich Latendorf. — Ueber Publicum und Quellen der Popularität. (Schluß.) — Ueber nationale Dramen. Von O. v. Leixner-Grünberg. — **Aus der Hauptstadt:** Eine Wanderung durch die Strafanstalten von Berlin. Von Paul Lindau. — Die africanische Gesellschaft zu Berlin. Von Moritz Meyer. — Notizen. — Inserate.

Die Entstehung der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten.

Eine Ergänzung des Artikels: „Die Presse der Vereinigten Staaten" von U. Brachvogel.*)

Von **Alexander Wallner.**

Die Leser der „Gegenwart" sind vor einigen Monaten durch mehrere Artikel mit dem gegenwärtigen Stande der heutigen americanischen Presse bekannt gemacht worden. Wer diese Artikel gelesen hat, wird mit freudigem Erstaunen erfahren haben, welch' ein gewaltiges Contingent die deutsche Presse zu dem Preßbann, der vom atlantischen bis zum stillen Ocean reicht, stellt. Es dürfte nicht uninteressant sein, dazu einen kurzen Ueberblick über die Anfänge des deutschen Zeitungswesens in den Vereinigten Staaten zu geben.

Im Jahre 1738 gründete Christoph Saur in dem damaligen Städtchen Germantown, der heutigen 22. Ward von Philadelphia, eine Druckerei und gab gleichzeitig einen Kalender heraus, als dessen Beilage am 20. August 1739 die erste deutsche Zeitung erschien. Es war ein halbes Blatt, 13 Zoll lang und 9 Zoll breit, einmal gebrochen und in doppelten Spalten gedruckt und führte den Titel: „Der Hoch Deutsch Pennsylvanische Geschicht Schreiber, oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchen-Reich. Erstes Stück. August 20. 1739." Dies Blättchen war der Urahn der heutigen Zeitungen.

Der Prospect fehlt natürlich nicht, der „geneigte Leser" wird darin folgendermaßen angesprochen: „Unter andern Abgöttern, denen die grobe und subtille Welt der sogenannten Christen dienet, ist nicht der Geringste der Vorwitz, Curiosität und Begierde, gerne oft was Neues zu Schauen, zu Hören und zu Wissen, auch zu Sagen. Diesem Athenienischen Geist nun ein Opfer zu bringen mit Ausgebung dieser Sammlung ist man ganz nicht willens, noch weniger sich selbst damit auszubreiten oder Ruhm und Nutzen zu suchen, sondern weil man ehmalen versprochen, die nützlichste und wichtigste Geschichte und Begebenheiten bekannt zu machen ꝛc." Der Schlußsatz des Prospectes lautet: „Der Leser lebe wohl, und brauch es, wie er soll".

Wie gewissenhaft der Urvater deutscher Journalisten in America in Bezug auf die Wahrheit und Glaubwürdigkeit der verbreiteten Nachrichten war, und wie sehr es ihn drückte, daß hin und wieder sich sog. „Enten" in die Berichte einschlichen, zeigt ein Passus in seinem Kalender, der von allen Journalisten der Gegenwart studirt und wohl beherzigt zu werden verdient.

In der That stände es um die heutige, sensationssüchtige Presse besser, wenn Männer wie Saur, dessen sittliche Natur ihm verbot, „Unwahres oder Frivoles" zu drucken, an der Spitze der Journalistik ständen. Was würde dieser Biedermann mit seinem scrupulösen Wesen wohl gesagt haben, hätte er die acht bis zehn Spalten langen Artikel gelesen, welche die Hauptblätter des Landes Tag für Tag über den Scandalproceß Tilton contra Beecher brachten?

Der erwähnte Passus im Saur'schen Kalender lautet: „Diejenigen, welche vielfältig nachgefraget, ob nicht bald deutsche Zeitungen zu haben, denen will man hiermit zu wissen thun, daß man gar nicht gesinnt ist, die edle Zeit solcher Gestalt zu verderben, daß man alle Woche etwas zusammensuchen sollte, welches keinen Nutzen hat, viel weniger noch Lügen darzuschreiben, wie der gemeine Weltlauf ist".

In dem darauf folgenden Prospect läßt er sich dann aus, wie folgt: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß man künftighin gesinnt ist, eine Sammlung von nützlichen und merkwürdigen Geschichten und Begebenheiten zu drucken, zum Theil aus dem Natur-Reiche, was etwa bei diesen Zeiten von Kriegen und Kriegsgeschrei, sowohl aus Europa, als anderen Theilen der Welt zu hören, so ferne man gewisse und zuverlässige Nachrichten haben kann, als auch gewisse und beglaubigte Nachrichten aus dem Kirchen-Reich, so viel man vor nützlich erkennt. — — Man ist zwar nicht willens, absolut sich an eine gewisse Zeit zu binden: jedoch soll's vermuthlich des Jahres 4 mal geschehen: also den 16. November, den 19. Februar, den 16. Mai und den 16. August, und kommt hiervon das erste Stück als eine Probe". Also „vermuthlich" alle drei Monate, ohne daß sich der Herausgeber jedoch „absolut" verbindlich macht, „die edle Zeit solcher Gestalt zu verderben".

Noch scrupulöser als der Vater war der jüngere Saur, der Sohn, in dessen Hände das Geschäft nach des alten Saurs Tode, 1758, überging. Seine Gewissenhaftigkeit ging so weit, daß er den Titel des Blattes selbst veränderte und es „Germantowner Zeitung oder Sammlung wahrscheinlicher Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche" umtaufte. Schon in der Januarsnummer 1746 hatte der alte Saur darauf bezüglich erklärt: „Man hat gehofft, nur lauter wahrhaftige Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche zu geben. Man hat es aber nicht dahin bringen können. Darum hat man schon eine Zeit lang her den Titel Geschichtschreiber abgethan und statt dessen Berichte gesetzt (das Blatt erschien seit 1845 unter dem Titel: „Berichte oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche"), denn hintennach ist befunden, daß zuweilen eins oder das andere nicht geschehen, sondern nur berichtet oder erdichtet worden".

*) Siehe „Gegenwart" 1875, Nr. 16 18, 19.

Digitized by Google

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen, die ein treues Abbild von der Gewissenhaftigkeit der ersten deutsch-americanischen Journalisten geben, kehren wir zum „Geschichtsschreiber" selbst zurück.

Auf den vorausgeschickten Prospectus folgt ein „kurzer Abriß aus Europa", vom Kriege der „Persianer" mit dem „großen Mogel", der „Moscowiter" gegen die Türken, und den überall drohenden Verwicklungen oder „Complicationen". Darauf eine Proclamation des damaligen Gouverneurs von Pennsylvanien, Georg Thomas, worin bekannt gemacht wird, daß der König von England Repressalien gegen Spanien für die Wegnahme von Schiffen angeordnet habe und zur Ausrüstung von Kaperschiffen „Urlaub" gebe, eine Thatsache, die der friedliebende Saur in einem von ihm selbst gefertigten Posm bitter beklagt.

Auch locale Nachrichten fehlen nicht in der kleinen Zeitung. Aus „Friedrich Taunschip im Falkner Schwamm" (dem jetzigen Montgommery County) kommt die Nachricht, daß daselbst ein Deutscher, ein gewisser Hübner, nebst Frau und Nachbar, von „Eirischen Strolchen (Irländern)", die Nachtquartier begehrten, um's Leben gebracht sei.

Der Name des Herausgebers findet sich nur unter der einen der beiden Anzeigen, die die Zeitung beschließen. Die eine derselben ist ein Meisterstück von logischem Scharfsinne und finde deshalb hier eine Stelle. Sie sowohl wie die andere betrifft einen verlorenen Gegenstand: „Es ist ein Goldstück auf der Straße gefunden worden, welches ohne Zweifel Jemand verloren hat. Wer dessen richtige Kennzeichen, worin gewickelt und was dabei war, anzeigen kann, soll solches wieder haben bei dem Drucker von hier". Dieses „ohne Zweifel" ist ein Goldstück werth, es sei denn, daß das Geld damals noch eher auf der Straße zu finden war als jetzt.

Das Unternehmen fand solchen Anklang, daß der „Geschichtsschreiber" sogleich monatlich erscheinen konnte. Der Subscriptionspreis war ein den damaligen Zeiten angemessener, drei Schillinge pro Jahr. Außerdem aber hatten die Abonnenten noch das Recht, Anzeigen gratis einrücken zu lassen. 1741 wurde die Zeitung vergrößert und 1745 der Name des „Geschichtsschreibers" in „Berichte ꝛc." geändert, wie oben erwähnt. Seit 1762 erschienen die „Berichte" zweimal monatlich, und der Name wurde durch den Sohn, Saur jun., wieder geändert. Die Gründe dafür habe ich weiter oben gleichfalls angeführt. Von 1775 an erschien die Zeitung wöchentlich. Trotz aller dieser Veränderungen blieb der Preis unverändert drei Schillinge; Saur erklärte nämlich höchst naiver Weise: „daß die größeren Kosten durch die größeren Einnahmen für Anzeigen gedeckt würden, und ein redlicher Mann sich nicht doppelt müsse bezahlen lassen". Das Wochenblatt von 1775 enthielt dreimal so viel Lesestoff als das Monatsblatt von 1784; der Leser erhielt für seine drei Schillinge also 13 Mal soviel Waare. Fände sich heutzutage ein Mann, so uneigennützig, wie Saur sen. und jun., er würde nicht lange frei herumlaufen, sondern schleunigst in ein Irrenhaus gesteckt werden. In Bezug auf die Anzeigen belehrt uns eine Benachrichtigung vom 15. April 1755: „Wer um seines Nutzens willen oder ein privat Advertisement einsendet (nicht allzugroß) der zahlet 6 Schilling. Wird sein Verlangen zum ersten Mal ausgefunden, so gibt man 2 Schilling zurück, auf das zweite Mal einen Schilling zurück".

Trotz all dieser niedrigen Preise gab es indessen damals schon säumige Zahler und Saur war öfters gezwungen, denselben in's Gewissen zu reden, was er übrigens mit größter Milde that. Man lese und staune: „Wer drei Jahre und darüber schuldet, und sonst keine Reputation hat, muß es nicht übel nehmen, wenn er eine kleine Notiz bekommt". (Berichte vom April 1759.)

Ein Passus aus den Berichten vom Januar 1746 zeichnet uns den religiösen Standpunkt des älteren Saur in interessanter Weise auf. Dort heißt es: „Die Geschichte aus dem Naturreich zu beschreiben, hatte den Zweck, uns bekannt zu machen, wie es die armen Erdenwürmer auf diesem elendsvollen Erdboden treiben und wie daraus zu sehen und zu hören, wie es mit dieser Welt zu Ende geht und wie nahe etwa das herrliche Reich Christi vor der Thür sein möge". Danach scheint Saur ein Chiliast gewesen zu sein.

Daß eine Zeitung, die auf einer so soliden Basis der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit geführt wurde, den besten Erfolg hatte, ist schließlich selbstverständlich. 1751 zählte sie bereits 4000 Abonnenten, was bei den damaligen schlechten Verkehrsmitteln eine recht respectable Anzahl war und circulirte, außer in Pennsylvanien, noch in Virginia, Georgia und Karolina, überhaupt überall da, wo sich Deutsche niedergelassen hatten. In der durch die Revolution herbeigeführten Katastrophe, 1778, ging sie mit der Druckerei Saurs ein. Der Name der beiden Saur aber, als der Gründer deutscher Journalistik in den Vereinigten Staaten, lebt jetzt noch in frischem, dankbarem Andenken und wird leben, bis der letzte deutsche Journalist auf americanischem Boden das letzte Mal die Feder ausspritzen wird.

Die volkswirthschaftliche Reaction.

Von **H. B. v. Auruh**, Mitglied des deutschen Reichstags.

(Schluß.)

In Nr. II. dieses Aufsatzes ist nachgewiesen, daß der Schutzzoll nicht im Stande gewesen ist, in Rußland und Oesterreich die Industrie zu erziehen und emporzubringen und daß das Aufblühen derselben im letztgenannten Staate mit der Ermäßigung der Zölle beginnt, ferner daß sie hier und in noch viel höherem Grade in Deutschland seit dem Abschluß der Handelsverträge bis 1871/72 zu einer Höhe und einem Umfang gestiegen ist, die sie in keiner früheren Periode erreicht hatte. Dieser schlagenden, nicht abzuleugnenden Thatsache gegenüber fällt die Behauptung, daß die Handelsverträge die Industrie heruntergebracht haben, in das Gebiet der tendenziösen Erfindungen. In Bezug auf Frankreich ist ebendaselbst dargethan, daß der frühere hohe Schutz- und Prohibitivzoll durch ganz besondere Umstände paralysirt wurde und daß auch dort die Handelsverträge die Industrie keineswegs geschädigt, vielmehr den Export begünstigt haben. Gewisse Fabrikanten rufen überall nach Schutzzoll, sogar in England. Sind nun die Verträge nicht die Ursache des jetzigen Zustandes der Industrie in Deutschland und Oesterreich, so bleibt die Frage berechtigt, wodurch ist die Industrie in den jetzigen Zustand gerathen? Die Industrie war bis 1870 gesund und kräftig, trotz der steten Beunruhigungen durch die Besorgniß vor einem Kriege mit Frankreich; sie warf gute Rente ab, exportirte stark nach dem Auslande, America, Indien, Japan und China. Die Handelsbilanz stellte sich günstig, man konnte deshalb mit etwas Silberwährung und viel Banknoten allenfalls auskommen. Der Ausbruch des französischen Krieges erzeugte nur eine kurze Stockung. Mit den ersten Siegen war das Vertrauen wiederhergestellt und gleichzeitig erwachte die Aussicht auf eine große Zukunft. Schon die Mobilmachung und die Kosten der Fortführung des Krieges brachten viel Geld unter die Leute, auch unter die Industriellen. Dann kamen die berühmten 5 Milliarden Kriegscontribution, zunächst in die Staatscassen, aber großentheils sehr schnell direct und indirect in's Publicum, direct durch Kündigung und Rückzahlung von Anleihen, Retablissement des Heeres, Bau von Festungen, indirect durch massenhafte Fabrikation von preußischen Banknoten und starke Wechseldiscontirungen von Seiten der Seehandlung auf Grund der bei der Bank und Seehandlung hinterlegten großen Beträge aus den französischen Zahlungen. Auch die meisten sonstigen Zettelbanken vermehrten ihre Noten. Credit, d. h. papiernes Geld, war unglaublich leicht zu haben. Der Discont stand sehr niedrig. Mit 10,000 Thlrn. Vermögen wurden an den Börsen Geschäfte für 100,000 gemacht. Nicht nur die Unternehmungslust, sondern der Schwindel kam oben auf.

Digitized by Google

Derselbe warf sich auch auf die damals, trotz oder in Folge des Handelsvertrags, sehr gut rentirende Industrie. Die Gründungen wuchsen aus der Erde. Fabriken wurden zu doppeltem, ja vierfachem Werth angekauft, in Actiengesellschaften verwandelt, vergrößert, schwunghaft auf Speculation betrieben. Die Ueberproduction begann, die Löhne stiegen um 20, 30, 50, in einzelnen Fällen um 100 Procent. Die Preise der Rohstoffe stiegen rapid, die Lebensmittel- und die Preise der Wohnungen erreichten eine niemals dagewesene Höhe. Selbstverständlich fabricirte man sehr theuer; man konnte nur wenig oder gar nicht mehr exportiren, aber man importirte munter fort. Die Preise blieben hoch, weil viel Geld (Papier) und Credit vorhanden war, kolossale, anscheinende Gewinne an der Börse gemacht wurden und die Consumtion, selbst die von sonst armen Schluckern, ganz unnatürlich zunahm. Ueberall baute man Eisenbahnen, in denen schon lange stark geschwindelt war, zu 1½ bis 2fachem Preise gegen früher.

Da brach das ganze luftige Gebäude zusammen. Die scheinbaren Agiogewinnste verwandelten sich in große Verluste, alle Papiere, namentlich die industriellen, auch die soliden, fielen stark im Course, die Consumtion nahm schnell ab, es traten Verluste ein, von deren Höhe man sich in der Regel eine viel zu geringe Vorstellung macht. Die vielen Millionen Gründungsactien sind weit unter die Hälfte, bis zu ein Viertel des Nominalwerths gefallen. Der Courszettel zeigt Eisenbahnstammprioritätsactien großentheils zu 30 Procent und darunter, wenige über 50 Procent, nur 2 al pari. Es gingen also viele Millionen Thaler verloren. Aber auch bei alten soliden Bahnen sind kolossale Verluste eingetreten. Berlin-Potsdam-Magdeburger standen sonst zwischen 230 und 250 und gaben 14 bis 16 Procent Dividende, jetziger Cours 67 Procent, Dividende 1⅞ Procent, ähnlich bei der Bergisch-Märkischen Bahn und bei anderen. Dazu kommen die Verluste an den eigentlichen Speculationspapieren: Lombarden, Franzosen ꝛc.; auch an die Rumänier, Discontocommandite ꝛc. muß gedacht werden. Wer hat nun diese fast unglaublichen Verluste erlitten? Die großen Bankiers? Keineswegs, nur theilweise sind diese betroffen. Die kleineren Börsenspeculanten? Auch nur theilweise, und von diesen werden ein Paar Dutzend von einer einzigen Million aufgewogen.

Die ungeheuern Verluste hat das große Publicum bis tief hinunter in die untern Schichten erlitten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Hausknechte, Wirthschaftsinspectoren, Handlungsgehilfen, Klein- und Großbürger, Beamte, Offiziere, Lehrer, Kaufleute, Wittwen, Pensionäre, kurz die meisten derjenigen Personen, welche einen Sparpfennig oder einen Nothgroschen besaßen und alle diejenigen, welche ohne Arbeit reich werden oder doch bequemer, auskömmlicher leben wollten. Wer das nicht glaubt, der frage die Bankiers und Fondsmakler, der sehe die Listen über Umschreibung der rumänischen Obligationen in Actien durch. Die Börse kann keine lang andauernde Hausse machen, kann nicht immer neue Millionen Gründungs- und andere Papiere placiren, wenn dieselben nicht schnell vom Publicum außerhalb der Börse aufgenommen werden, wie 1871 und 72 geschah. Und welche Mittel sind angewendet, um den Appetit des Publicums anzuregen? Vorspiegelungen jeder Art, Prospecte mit erlogenen Zahlen, Reverse hochgestellter Männer.

Mit den kolossallen Verlusten trat die Nothwendigkeit ein, sich einzuschränken, sparsam zu leben. Die Consumtion verminderte sich auffallend. Noch halten viele Privatleute faule Papiere in der Hoffnung auf Besserung der Course fest. Sie hungern sich die nicht eingehenden Zinsen am Leibe ab, sie vermeiden alles irgend Entbehrliche, allen Luxus. Man frage doch nur in den verschiedensten Geschäften nach, wie der Umsatz abgenommen hat. Es sind sehr viele Leute, die gar nicht speculiren, in die Verluste hineingezogen. Dabei sind die Löhne noch immer sehr hoch, die Lebensmittel und Wohnungen noch immer sehr theuer. Von billiger Production ist noch gar nicht die Rede, also auch noch wenig von Export. Die Handelsbilanz ist für Deutschland noch immer ungünstig, ihr Barometer, der Wechselcours auf London, war sehr hoch, noch vor kurzem 20,65 M. für 1 Pfd. Sterling. Die alten Importschulden, lange hin und her gewendet, mußten endlich bezahlt werden. Erst kürzlich ist der Cours auf 20,50 und jetzt noch mehr gefallen.

Man sollte doch wirklich meinen, daß die ungeheuern Capitalverluste, die starke Einschränkung der Consumtion, der fehlende Export, die hohen Löhne nebst der Theuerung der Lebensmittel und Wohnungen vollkommen ausreichen, um die jetzige Lage der Industrie zu erklären. Weshalb die Handelspolitik, unter welcher die Industrie ein Jahrzehnt hindurch prosperirt hat, als Prügeljungen heranholen? Das Publicum hat für seine Theilnahme am Schwindel und Börsenspiel Schläge verdient und richtig empfangen. Die jetzige Calamität ist die Quittung darüber.

Man schätzt die Verluste, welche das Publicum erlitten, auf 4 bis 500 Millionen Thaler oder 1½ Milliarden Mark. Diese Annahme erscheint nicht übertrieben, wenn man den Courszettel vom December 1871 mit dem jetzigen vergleicht und dabei berücksichtigt, daß man keineswegs nur den jetzigen Stand der Effecten unter pari, sondern die Differenz zwischen dem damaligen höchsten Stande und dem heutigen zu berücksichtigen habe. Sehr erhebliche Verluste sind aus dem Courszettel gar nicht ersichtlich, z. B. die durch Speculationsankäufe von Grundstücken zu sehr hohen Preisen entstandenen, die jetzt kaum zum halben Werth zu verkaufen sind.

Dazu kommt noch, daß man wöchentlich mehrere Male in den Zeitungen die Ausschreibung von Anleihen in Form von Prioritätsobligationen liest, die großentheils eine Folge der in der Schwindelperiode begonnenen Eisenbahnen und anderer industrieller Unternehmungen sind. Dabei stagnirt die Börse und findet wenig Abnahme im Publicum.

So lange die unerhörten Verluste nicht durch Arbeit und Sparsamkeit wieder ersetzt sind und die Bildung neuer Capitalien noch nicht wieder begonnen hat, so lange die Arbeitslöhne noch nicht so weit gefallen sind, daß für den großen Export wieder producirt werden kann, ist an Wiederbelebung der Industrie nicht zu denken. Dieser Zeitpunkt muß unzweifelhaft noch weiter hinausrücken, wenn es der schutzzöllnerischen Agitation glücken sollte, durch Zollerhöhungen diejenigen Gegenstände der inländischen Consumtion, welche in jedem Culturstaate Lebensbedürfniß geworden sind, zu vertheuern und dadurch das Sparen und die Capitalbildung zu erschweren.

Zwischen der Freihandels- und der Schutzzollpartei steht noch eine Anzahl Leute, welche versichern, daß sie keine Schutzzöllner sind, im Gegentheil den Freihandel im Princip anerkennen, aber dann folgen Ansichten und Forderungen, welche den Freihandel ausschließen und den Schutzzoll verewigen würden. Die Einen wollen die Zollschranken nur fallen lassen oder ermäßigen zwischen Völkern, die auf „gleicher industrieller Höhe“ stehen, die andern verlangen, vor allen Dingen soll bei Handels- und Zollverträgen das Princip der Gegenseitigkeit aufrecht erhalten werden, jeder sogenannten Concession müsse eine solche von Seiten des anderen Staats gegenüber stehen.

Jene verkennen, daß absolut gleiche industrielle Höhe in allen Zweigen kaum zwischen 2 Staaten denkbar ist, geschweige denn zwischen mehreren; sie mißachten aber auch, daß das Wesen und die Wohlthat des internationalen Verkehrs in dem gegenseitigen Austausch der Fabrikate und Producte besteht, welche jeder Staat nach seiner Beschaffenheit am besten und billigsten zu liefern im Stande ist. Weshalb soll ein Staat von seinem Nachbar Kolonialwaaren gegen Gespinnste und Gewebe oder diese gegen Getreide, Häute, Holz nur dann eintauschen dürfen, wenn die Industrie in beiden Staaten auf gleicher Höhe steht? Was hat es mit der gleichen Höhe der Industrie zu thun, wenn ein Staat Lederwaaren oder kurze Waaren, die er am wohlfeilsten fabricirt, dem Nachbarstaat zollfrei liefert und dafür Seide von diesem bezieht? Die

Digitized by Google

Forderung hat entweder keinen Sinn oder nur den: „ich will mich Freihändler nennen, aber es nicht sein und den Freihandel so weit hindern als ich kann".

Plausibler und daher gefährlicher ist das Verlangen der Gegenseitigkeit. Dieselbe bedeutet, es sollen Zölle gegen einen Nachbarstaat nur dann herabgesetzt oder aufgehoben werden, wenn dieser dasselbe thut; wenn nicht, steht dahinter, so soll man ihn durch noch höhere Zölle auf seine Ausfuhrgegenstände dazu zwingen. Der ganze Satz beruht auf der grundfalschen Behauptung, daß jede Zollherabsetzung eigentlich ein Nachtheil für den Staat ist, welche durch den Nutzen ausgeglichen werden muß, der für das eigene Land aus einer Zollverminderung von Seiten des Nachbarstaats resultirt. Hier tritt die immer wiederkehrende absichtliche oder unabsichtliche Verwechselung zwischen dem Nutzen und Schaden einer kleinen Anzahl Fabrikanten mit dem Nutzen und Schaden der Consumenten ein. Ein Staat soll weder in der Politik, noch in der Volkswirthschaft Weltbeglückung treiben, sondern Förderung des Wohls der eigenen Gesammtbevölkerung. Wäre es richtig, daß für diese jede Zollherabsetzung schädlich wirkt, so müßte dieselbe überhaupt unterbleiben, weil der Nutzen der Gegenconcession, d. h. der Zollermäßigung auf jedenfalls andere Artikel einen ganz anderen Theil der Bevölkerung, auch der industriellen trifft als der erwähnte Schaden und es doch eine ganz erbärmliche Handelspolitik und große Ungerechtigkeit wäre, den einen Theil zu Gunsten des andern zu schädigen.

So steht die Sache aber in Wahrheit und Wirklichkeit glücklicherweise nicht. Es ist oben, hoffentlich evident, nachgewiesen, daß der Schutzzoll eine Schädigung, eine Besteuerung der Allgemeinheit zum Nutzen einer entschiedenen Minderheit von Industriellen ist und umgekehrt die Zollermäßigung eine Wohlthat für die Bevölkerung. Ist dies aber der Fall, dann wird es klar, daß die sogenannte Gegenseitigkeit nichts anderes bedeutet, als daß der eine Staat, welcher seiner Bevölkerung eine Wohlthat durch Zollherabsetzung gewährt, dies nur unter der Bedingung thun soll, daß dieser seinem Lande dieselbe Wohlthat erweist. Die Revanche aber, welche der Staat nach dem Princip der Gegenseitigkeit von dem störrigen Nachbarstaat für seine Verweigerung einer sogenannten Gegenconcession nehmen soll, lautet: „Du vertheuerst deinen Angehörigen einen unentbehrlichen Artikel, warte böser Nachbar, nun füge ich dasselbe Unheil auch meinen Angehörigen zu".

Die Forderung der Gegenseitigkeit in Zollsachen ist entweder ein großer Irrthum oder ein schutzzöllnerischer verschmitzter Kniff und enthält gerade so viel Logik, wie der Ausruf des Schusterjungen, dem die Hände im Winter froren: „Das geschieht meinem Vater ganz recht, warum kauft er mir keine Handschuh".

Möchte man doch nie vergessen, daß es beim Schutzzoll geht wie bei dem Spiel und dem Trunk: es ist recht leicht hineinzukommen, aber recht schwer wieder heraus.

Zoblitz bei Rothenburg O/L., im Juli 1875.

Literatur und Kunst.

Ein kritischer Beitrag zu Büchmanns „geflügelten Worten".

Von Friedrich Latendorf.

Ueber Büchmanns „geflügelte Worte" noch jetzt, elf Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, eine eigentliche Recension schreiben zu wollen, wäre nicht blos ein Anachronismus, sondern geradezu eine Beleidigung des Publicums wie des Herausgebers. Das Publicum hat durch seine stets wachsende Theilnahme bewiesen, daß das Werk einem wesentlichen Zeit- und Bildungsbedürfniß entgegenkomme; es hat durch sein Urtheil nicht blos die Idee, sondern auch die Anlage und Ausführung der Arbeit gut geheißen. Was frommte noch eine Mittheilung, die sich in der gleichen ausgetretenen Richtung fort bewegte? Aber auch der Verfasser hat wohl daran gethan, den Weg, auf dem er so reichen Beifall geerntet, consequent einzuhalten; es war durchaus in der Ordnung, daß er den einmal entworfenen Bau im Ganzen und Großen conservirte, und nur im Einzelnen die sorgsam bessernde und ergänzende Hand anlegte. Auch ihm kann für diese seine Thätigkeit an dem zu- oder abstimmenden Urtheil eines Dritten nunmehr wenig gelegen sein.

Gleichwohl hat auch noch heute ein gewissenhafter Leser das Recht und vielleicht selbst die Pflicht, sorgsam und lange erwogene Beobachtungen der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten; für den Verfasser dieser Zeilen kommt noch der persönliche Grund hinzu, daß er die bei weitem größere Hälfte des hier vereinigten kritischen Stoffes bereits vor Jahren (aus der 6. Aufl.) gesammelt hatte; er unterließ aber die directe Zusammenstellung in dem guten Glauben, daß das prüfende Auge des Verfassers und seiner Freunde auch ohne sein Dazuthun die bezeichneten Lücken und Mängel wahrnehmen werde, und er hätte sich aufrichtig gefreut, wenn ihm, wie es in einzelnen anderen Fällen bereits geschehen ist, alle seine Beobachtungen vorweg genommen wären. Da diese Voraussetzung sich nicht erfüllt hat, glaubt er in der That, nicht blos dem Verfasser für die etwa zu erwartenden neuen, sondern auch den zahlreichen Besitzern älterer Auflagen einen mehr oder minder erheblichen Dienst durch seine Mittheilungen zu leisten.

Büchmann wiederholt an mehr als einer Stelle seines Buches, daß die Aufgabe desselben nicht darin bestände, allgemein gültige Sprichwörter, sondern auf bestimmte Schriftstellerindividualitäten, resp. historisch namhafte Persönlichkeiten zurückgehende Aussprüche zu verzeichnen. Dieser klar und treffend bestimmten Aufgabe aber ist er an mehr als einer Stelle ungetreu geworden.

Wir erwähnen deshalb zunächst I. „Ungeeigneten Stoff":

Bei folgenden mit Hülfe des Registers leicht auffindbaren Sprüchen (nur der erste fehlt daselbst): — Niemand weiß, wo der Schuh mich drückt; ein Mann ein Vogel; Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen; wenn das Wort eine Brücke wäre; den Bock zum Gärtner machen; den Jüngling ziert Bescheidenheit; das Beste ist gut genug — hat Büchmann mit Unrecht auf eine schriftstellerische oder eine sonst nachweisbare historische Veranlassung recurrirt; es sind Volkssprichwörter die auch im Gewande der Literatur ihren Ursprung nicht verleugnen. Am sichersten ist dies bei dem ersten Spruche erkennbar; wir sind hier am ausführlichsten, weil Büchmanns Irrthum u. a. auch von Wander unter „Schuh" auf Treu und Glauben wiederholt ist.

Büchmann findet nämlich zu dem Spruch eine historische Veranlassung. Aemilius Paulus Macedonicus habe die auffallende Ehescheidung von seiner ersten sittsamen und schönen Frau durch die Bemerkung gerechtfertigt, daß auch ein von außen stattlicher Schuh seinem Träger recht lästig sein könne; so berichte Plutarch in den Eheregeln. Dagegen sei zunächst erinnert, daß an der fraglichen Stelle Plutarchs (Nr. 22) nur von der bekannten Aeußerung eines Römers (ὁ Ῥωμαῖος), mit keiner Silbe aber von Aemilius Paulus die Rede ist. Dieselbe Anekdote kehrt dann noch einmal in der Lebensgeschichte des Aemilius Paulus C. 5 wieder; sie dient aber auch hier nur, um eine allgemeine Erörterung Plutarchs über Ehescheidungen zu illustriren; die Aeußerung selbst wird auch hier nicht dem Paulus in den Mund gelegt, obgleich zunächst gerade von seiner Ehescheidung gesprochen war. Der heilige Hieronymus endlich, der direct aus Plutarch geschöpft hat, berichtet ebenfalls nur von der Aeußerung, die quidam apud Romanos nobilis bei seiner Scheidung gethan habe. Eine weitere Ausführung ist hier nicht am Orte; ich erfülle nur noch einen Act der Gerechtigkeit gegen Büchmann, wenn ich hinzufüge, daß u. a. schon der alte und verdiente Uebersetzer des Plutarch, Wilh. Holzmann (Xylander), und selbst Wyttenbach, dem ich das gelehrte Material entnommen, dieser aber nur vorübergehend, Plutarchs Worte falsch gedeutet, nämlich direct auf den Besieger des Perseus bezogen haben.

Gesetzt aber auch, der Ausspruch des griechischen Textes ließe eine solche directe Beziehung zu, so fehlte doch noch viel, um das Factum für historisch wahr, ja auch nur für wahrscheinlich zu halten. Die Gründe der Ehescheidung des Paulus, sagt Plutarch ausdrücklich, seien schriftlich nicht überliefert (αἰτία δὲ γεγραμμένη τῆς διαστάσεως οὐχ ἥλθεν εἰς ἡμᾶς); er bezog sich also, gut 200 Jahre nach dem Ereigniß, im günstig-

Digitized by Google

sten Falle auf eine mündliche Tradition, der an sich kein höherer realer Werth beiwohnt, als wenn unter uns z. B. eine Margarethe von Valois im Spiegel der Dichtkunst zu einer Tugendheldin, oder Luthers Käthe von einer tendenziösen Geschichtschreibung zu einer verlaufenen Dirne umgewandelt wird. Der Spruch muß demnach aus den historischen Citaten verschwinden; daß er an sich dem Alterthum wie der Gegenwart vertraut gewesen, zeigen die Nachweisungen bei Wander unter dem Worte „Schuh" und die Erklärer zu den bekannten Versen des Horaz (Epist. I, 10, 42):

Cui non conveniet sua res, ut calceus olim
Si pede major erit, subvertet; si minor, uret.

Für die andern sechs Sprüche bedarf es glücklicherweise keines gelehrten Apparates; sie sind insgesammt als Sprichwörter bekannt und auch in die betreffenden Sammlungen aufgenommen; dort also findet sich auch für Büchmanns literarische Nachweisungen der geeignete Platz. Hier begnüge ich mich für die drei ersten mit der Bemerkung, daß ich sie oft unter meinen speciellen Landsleuten, aus dem Munde mecklenburgischer Bauern und Tagelöhner, gehört habe, wo begreiflicherweise nicht blos die directe, sondern auch die indirecte literarische Entlehnung ausgeschlossen ist. Das erste begegnet namentlich häufig mit dem Zusatz Mann voer Mann 'n Vagel un mi de gebradt Gos; mit demselben Humor, wie Pastor oder Küster nach dem Gänsei in der Schüssel langen oder langen sollten, wenn sie ihr Ei is Ei sprechen. Zu dem Spruch von dem „Wort und der Brücke" setzen auch unsre Landleute nicht selten hinzu, was Grimm unter „Brücke" mittheilt: so ginge ich nicht hinüber. Eine directe Anspielung auf Gellerts Fabel liegt auch hier nicht vor.

Für den Spruch vom „Bock als Gärtner" verweist Büchmann auf eine Priamel des 16. Jahrhunderts; Priameln aber werden zumeist aus vorhandenem Sprichwörtermaterial aufgebaut; so verwendet dieses selbe Sprichwort u. a. bereits Hans Sachs und Burkhard Waldis, s. Grimm unter „Bock" und an der gleichen Stelle Sandvoß in seiner Sprichwörterlese aus Waldis. — In den beiden Sprüchen endlich von der „Bescheidenheit des Jünglings" und „dem für die Kinder gerade genügenden Besten" bietet selbst der treffliche Grillparzer weder formell noch materiell etwas so Neues oder so Ohrenfälliges, daß man auf ihn wirklich zurückgreifen müßte; den Berliner Dichter aber, der gelegentlich eines Schulfestes am 21. Juni 1851 seine pädagogische Weisheit in den Versen ausprägte:

Wie er (des Kindes Sinn) sich bilden soll, so ist das Beste
Nur eben gut genug, wie stets bei Kindern —

hätte Büchmann nicht so kränken sollen, für seine wohlgemeinten, aber an sich herzlich matten Worte als Autorität angezogen zu werden. Er zwang ein bekanntes Wort, so gut es eben ging, in einen Vers hinein; nicht daß der Spruch aus dem Vers sich erst herleiten ließe.

Wir wiederholen die Bemerkung, daß diese Sprüche in die Sprichwörtersammlungen gehören, nicht in die zumeist aristokratische Gesellschaft, in die uns sonst Büchmanns schöne Sammlung einführt. Aus demselben Grunde weise ich den aus Lauremberg entlehnten Peter Maffert zurück; oder will Büchmann etwa auch den Matz Fotz von Dresden, den Matz Pump und solches Gelichter gastlich aufnehmen? Trollen sie sich dahin, wohin sie gehören, in das Leben der Straße und den Volksverkehr, nicht in das bewußtere geistige Streben literarisch gebildeter oder angehauchter Kreise. Uebrigens füge ich, um einen stillen Mann gegen ungerechte Verdächtigungen zu schützen, noch hinzu, daß in Lappenbergs Ausgabe von Laurembergs Scherzgedichten ausdrücklich steht, was Büchmann darin mit Unrecht vermißt, nämlich eine Erklärung der Lübecker Redensart: Peter Maffert hefft waaren feil. „Dr. E. Deecke," sagt Lappenberg a. a. O., „theilt mir mit, das P. M. bezeichne einen wohlgesättigten, obgleich keineswegs zufriedenen Mann, der wo er „sine war feil hett" seine Bemerkungen mache, wie in der Lichtwer'schen Fabel etwa das satte Pferd über den dünnen Esel".

Auch Devisen und Wahlsprüche hätte Büchmann aus seiner Sammlung ausschließen sollen; selbst die so schätzbaren Nachweisungen über das österreichische A. E. I. O. U. würden wir der inneren Geschlossenheit seines Werkes zu Liebe dran geben. Büchmann ist schwerlich gesonnen, was an sich ein Leichtes wäre, sein Werk mit einem oder einigen Dutzend weiterer bekannter Sinnsprüche anzuschwellen. Beiläufig noch eine geistliche und eine specifisch österreichische Deutung dieser Lettern, die ich beide bei Büchmann vermisse:

Allein Evangelium Ist Ohne Verlust —
All Erdreich Ist Oestreich Unterthan.

Wie der ausschließlich volksthümliche Stoff, so schließt sich andererseits auch das rein technische oder specifisch gelehrte Material selbstverständlich von Büchmanns Sammlung aus.

Nachweise über die Entstehung von Wörtern wie Eisenbahn, abrüsten, Drahtbericht, Kabelung u. a. erwarten wir schwerlich von Büchmann; wie er sie in der That auch nicht gibt; aber hat es im Grunde mit Telegramm eine andere Bewandtniß? Was Büchmann darüber mittheilt, ist schön und dankenswerth, aber ohne Beziehung auf seine eigentliche Aufgabe.

Noch ferner liegt derselben die Mittheilung von todtem, gelehrtem Gedächtnißmaterial. Einen anderen Ausdruck finde ich wenigstens nicht für die über Genesis, Ablativ, vulgarité, bienfaisance, mystifier gepflogenen Erörterungen. Daß Genesis auf die Entstehung eines Buches u. dgl. bezogen mit dem griechischen Titel des ersten Buches Mose im causalem Zusammenhang stehe, sollte Büchmann selbst nicht glauben, und noch weniger es andern einzureden versuchen. Wer sein Griechisch nicht ganz verschwitzt, braucht für dieses Wort keine Hülfe außerhalb der Profanliteratur; und wer ohne Kenntniß des Griechischen mit Genesis u. dgl. um sich wirft, ist ein Heuchler oder Prahler, jedenfalls innerlich und nach außen unwahr. Glaubt Büchmann das Wort Ablativ als eine Erfindung des genialen Jul. Cäsar erwähnen zu müssen, mit welchem Recht schweigt er von dem Status constructus des Hebräischen, dem Aorist im Griechischen, dem Theilungsartikel im Französischen, dem Sonnenspectrum und tausend anderen Dingen, alles Terminologien, die doch auch einen bestimmten historischen Ursprung haben?

Auch bei den drei Worten vulgarité, bienfaisance, mystifier hat Büchmann dem gelehrten Kitzel nicht widerstehen können, den für den gebildeten deutschen Leser als solchen völlig gleichgültigen Umstand mitzutheilen, daß diese Worte im Französischen noch sehr jung sind. Obendrein sind sie in dieser Form im Deutschen gar nicht bekannt.

Gleichwohl benutze ich eines dieser Worte, um daran eine Erörterung, wie ich meine, allgemeinen Werthes anzuschließen. Für mystifier, das nach Büchmann erst 1835 das akademische Gnadenbürgerrecht erlangte, sagen wir bekanntlich mystificiren. Da Sanders' Fremdwörterbuch keinen Belag bietet, wird die Notiz nicht unwillkommen sein, daß Heinrich Heine bereits in seiner Harzreise das Wort verwendet hat. Er erzählt nämlich, wie er auf dem Brocken seinen Frankfurter Schlafburschen mit der Vorspiegelung mystificirt habe, daß er für gewöhnlich nachtwandele.

Gott sei Dank, daß uns Deutschen keine Akademie und kein akademisches Wörterbuch darein zu reden hat, wenn wir naturgemäß unsere Sprache fortentwickeln und brauchbares Fremde mit vollem Bewußtsein und ohne Schädigung unserer nationalen Ehre uns aneignen. Wenn Dubois Reymond neuerdings auf den Vorschlag von Leibnitz zurückgeht, der vor nahe zwei Jahrhunderten „eine Teutschgesinte Gesellschaft" zu stiften anrieth, und wenn er, ohne seinen Vorgänger zu nennen, nunmehr die Zeit einer deutschen Sprachakademie gekommen glaubt: so möchte wohl das Zeitbewußtsein allgemein protestiren; ich lege meine persönlichen Bedenken in einer bescheidenen Anmerkung nieder.*)

*) Den bezüglichen Vorschlag entwickelt Leibnitz in seiner von Grotefend herausgegebenen „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben sammt beigefügten Vorschlag einer Teutschgesinten Gesellschaft". Man darf und muß bedauern, daß sowohl Grimm in seiner akademischen Rede über das Pedantische, als auch Dubois Reymond in seinem neulichen Vortrage auf Leibnitzens Ausführungen gar keinen Bezug genommen haben. Zur Sache selbst theile ich natürlich den Unwillen des zeitgenössischen Redners „über die schmähliche Gleichgültigkeit gegen die Form der Rede und die barbarische Geringschätzung stilistischer Bemühungen". Aber ich glaube nicht, daß durch die Stiftung einer Akademie einem solchen Unfug wesentlich gesteuert würde. Mir scheint ein Hauptsatz Dubois Reymonds geradezu falsch zu sein, wenn er auf unsere Muttersprache Anwendung finden soll, ich meine die Worte: soll man von Reinheit und Richtigkeit der Sprache reden können, so muß diese allgemein gültig festgestellt sein, S. 11. Die andere Frage, meine ich, müßte erst vorausgehn: Kann überhaupt schon festgestellt werden? Unsere Sprache ist, Gottlob, noch in so lebendigem Flusse, daß an ein Erstarren der Form oder einen krystallinischen Abschluß noch keineswegs zu denken ist. Wie, wenn jetzt, wo ein gemeinsames Staatsbürgerthum uns Deutsche insgesammt umfaßt, auch

Digitized by Google

Wir ziehen aus der Erörterung dieses ersten Abschnittes den Schluß: Volksweisheit und Gelehrsamkeit sind als solche von Büchmanns Sammlung ausgeschlossen. Wo sich aber beides aus seiner Allgemeinheit in eine bestimmte individuelle Form umgeprägt hat, da ist es so recht bei Büchmann an seinem Orte; und wir wünschten nur, daß bei dem energisch lexikalischen Triebe, der unsere Zeit beherrscht, ebensowohl das volksthümliche Fundament unserer schriftstellerischen Meister, wie andererseits das sie durchdringende wissenschaftliche Ferment überall gleichmäßig erwogen würde.

Drei Beispiele seien uns in diesem Sinne noch gestattet.

Für Schillers „allzustraff gespannt zerspringt der Bogen" vergleicht Büchmann in einer Bemerkung eine Stelle aus Phaedrus, umfassendere Parallen bietet Wander unter „Armbrust" und „Bogen" und Erasmus zu dem Sprichwort „arcus tensus rumpitur".

Für Goethes herrliche Lebensmaxime

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen" —

ließ sich nicht blos aus Luther ein verwandter Spruch beibringen, näher noch liegt die Erinnerung an das gleichfalls alte und auch von Luther bereits verwandte Sprichwort: „es müssen starke Beine sein, die gute Tage ertragen können", s. Wander unter „Bein" 22.

Unter den historischen Worten vermisse ich das einer dichterischen Individualität entsprungene Alldeutschland. Die Leser der „Gegenwart" erinnern sich des kleines Spanes, der sich gelegentlich dieses Wortes zwisches Claus Groth und Daniel Sanders erhob. Mir, der ich persönlich, direct oder indirect, mich beiden Männern zum lebhaften Danke verbunden fühle, will es scheinen: sie hätten beide Recht, und sie hätten beide zugleich Unrecht. Recht hat Sanders, wenn er als Grammatiker und Lexikograph für die Form des Wortes auftritt, und Groth durfte sie nicht verdächtigen; Recht hat Groth mit seiner Antipathie, die ihm das Wort so gründlich verleidet; nur hätte er sein persönliches Mißbehagen auf ein geschichtliches Gesetz zurückführen sollen. Der Begriff „Alldeutschland" ist heute antiquirt; er gehört der Vorbereitungsperiode an, über die wir glücklich hinaus sind. Wir reden heute nur noch von Deutschland, dem geeinten lieben Vaterlande; selbst unsere Landsleute in der Diaspora und die theuren uns politisch befreundeten, wenn auch staatlich nicht verbundenen Männer der Ostmark wollen nur noch von Deutschland hören; wir gönnen aber dem Poeten gern den Ruhm, durch seine Lieder auf ein „Alldeutschland", auf „das ganze Deutschland", zu diesem Erfolge geistig mitgewirkt zu haben.

Ob mein Freund Sanders nunmehr sein orthographisches Wörterbuch blos für Deutsche oder Deutschland bestimmen wird? Ich bezweifle es füglich; und doch litte weder sein Werk noch seine Absicht unter dem neuen und nach meiner Ueberzeugung besseren Titel.

(Schluß folgt.)

Ueber Publicum und Quellen der Popularität.

(Schluß.)

Doch wir dürfen den guten Humor nicht sinken lassen. Die Augen des Publicums, das hier in Frage steht, sind nicht viel werth. Wie verhält es sich denn mit seiner Fähigkeit zu kaufen, d. h. sein gutes Geld in „Realitäten" anzulegen?

Das Studium gelehrter Staatsökonomen hat ja wohl längst die Entscheidung getroffen, daß die Civilisation und der Wohlstand eines Landes wirklich durch jene Massenproduction gehoben werden, welche, der raschesten Geldcirculation unendlich günstig, Werthe schafft, die am folgenden Tage werthlos sind.

Werthlos — d. h. absolut werthlos können Kunstwerke jedoch so leicht nicht einmal werden. Bronze und Marmor dauern mit ihrer Materie über Jahrhunderte hin, und seit der Chemie die Wiederauflösung verharzter Oele gelang, ist es auch denkbar, daß die Materie unserer Gemälde, Leinwand und Oelfarbe, noch nach Jahrhunderten von Neuem nützlicher Verwendung fähig zu machen sei.

Dennoch steht es dahin, ob unsre Nachkommen dereinst die Staatslenker unsrer Tage, was den aufgesammelten Schatz von ihnen hervorgerufener Monumente anlangt, für so vorsichtige Staatsökonomen halten werden, als uns z. B. jene Florentiner des 14., 15. und 16. Jahrhunderts gewesen zu sein scheinen, welche ihre Stadt zwar nicht mit einer zahllosen Schaar von Kunstwerken anfüllten, dafür aber mit solchen, deren imaginärer, nicht nur materieller Werth mit dem zunehmenden Alter stieg, statt zu fallen. Vielleicht gründet sich die Hoffnung, daß auch das auf unsre Monumente verwandte Capital nach Jahrhunderten selbst mit Gewinn wieder flüssig zu machen sei, auf die Berechnung, es werde im Verlauf nicht überlanger Zeit das Raubsystem der Massenproduction so gründlich mit Erz, Marmor, Oel und Leinwand aufgeräumt haben, daß Liebhaber diese Materien alsdann nur zu schwindelnden Preisen aus dem Vorrathe unserer Kunstwerke erstehen könnten. — Doch das sind in's Große und Weite gehende Speculationen, wie sie sich wohl für den Staat passen mögen, der Privatmann, welcher den Wunsch hegt, sein Vermögen schon seinem Sohne zum Mindesten intact zu hinterlassen, muß doch wohl anders rechnen. Das heißt, er sollte wohl eigentlich anders rechnen.

Wenn wir überlegen, was heute schon z. B. der Wiederverkauf romantischer Ritter und Edelfräulein, die einst so werthvoll schienen, abwerfen würde, so drängt sich uns die Frage auf, Kunstfreund, ob dein Sprößling deine Fürsorge für ihn segnen werde, wenn er versuchen sollte, die ihm von dir hinterlassenen, theuer bezahlten Kunstschätze unter den Hammer zu bringen in einer Zeit, welcher das Penchant für die Kleiderarchäologie oder für das Volksherz vielleicht erstorben ist. Glaubst du nicht selbst, Freidenker, der du an nichts mehr glaubst, es wäre vielleicht für dich und deine Erben dein Geld sicherer angelegt, wenn du einige von jenen alten Madonnenbildern, für deren Gegenstand der Sinn gleichfalls längst abgestorben ist, erstanden hättest, selbst um das Vierzigfache des Preises, den man vor dreihundert Jahren ihrem Maler auszahlte?

Damals bei Entstehung jener merkwürdigen mit den Jahren sich steigernden Werthe ging es sehr einfach zu. Der Meister, an den sich der Kunstfreund wandte, war ein schlichter Mann mit mäßigen Ansprüchen, dem der Grundsatz noch fremd war, der Arbeit sei bald genug oder gar zu viel geschehen. Diese Maxime würde sich der Besteller auch verbeten haben, denn es sind uns der Nachrichten gar viele erhalten, welche darthun, daß die Auftraggeber zum allermindesten auf brave und gewissenhafte Durchführung der Arbeit hielten; Beispiele dagegen, welche etwa bestätigen würden, daß Besteller sich zu jener Zeit vom Gedankeninhalt der Werke so sehr hätten bestechen lassen, daß sie eine ganz schlechte Darstellung hingehen ließen, kommen wohl kaum vor.*) Besteller und Künstler verständigten sich, und es hat sich denn doch wohl in der Regel gezeigt, daß der Letztere seine Schuldigkeit that, und daß ihm nicht die Liebe zum Geldgewinn über die Liebe zum Werke ging. Denn darauf, daß er diese letztere bethätige, gründete sich sein Ruf und nicht darauf, daß er rasch zum reichen Manne wurde.

Zu Rufe, ja nur zur Selbständigkeit gelangen, war damals

---

die nationale Kraft unserer Rede erst zur vollen Geltung und Entfaltung käme? Der sprachgewaltige Meister aber, sollte ich denken, der in strenger Selbstzucht und unter langsam reifender Arbeit das hohe Ziel erreichte, die elementare Kraft volksthümlicher Rede mit bewußter Energie zu künstlerischer Vollendung zu steigern, würde schwerlich akademische Normen als bindende Verpflichtungen für sich anerkennen; er wäre vielleicht weniger gewillt, Gesetze von außen zu dulden und zu ertragen, als fähig, solche zu geben und von innen heraus zu entwickeln.

*) Es ist wohlthuend, in dieser Beziehung selbst noch die Kritik des 16. und 17. Jahrhunderts mit der modernen zu vergleichen. So großen Werth selbst ein Vasari, dieser Maler des Gedankeninhalts halber, auf den Inhalt legt, so zeigt er sich doch auch überall tüchtig in Beurtheilung des Sachlichen der Darstellung, und ohne Umschreibung trifft Lob oder Tadel concrete Vorzüge oder Mängel derselben. Selbst das Wort „invenzioni" bezieht sich vielfach auf neues Technisches, auf neue Darstellungsarten bekannter Gegenstände, Anordnung und Aehnliches.

Digitized by Google

nicht so leicht. Auch wenn ein junger Mann aus guter Künstlerfamilie war, so mußte er seine Tüchtigkeit geraume Zeit hindurch in der Theilnahme an seiner Meister Arbeit bewähren, und es ist doch leicht verständlich, daß diese Meister, Leute von Fach, die also etwas mehr Kunsturtheil besaßen, als unsere ganze Kunstkritikerschaft in ihrem Leben erwerben wird, wohl keinen auf längere Zeit in ihrer Werkstatt werden geduldet haben, der sich nicht tüchtig bewies, oder wohl gar ihrem eignen Ruf durch mangelhafte Arbeit Verlegenheiten bereitete. So waren also die Kunstfreunde von damals in einem großen Vortheil. Eher war anzunehmen, daß ein Talent durch Ungunst der Verhältnisse spät oder wohl gar nicht zur Selbstständigkeit kam — was aber seine Verwendung nicht ausschloß —, als daß ein geringes Talent zu verfrühtem und unverdientem Ruhm gelangte.

Wie angenehm war das, und wie geringe Garantie bietet uns dagegen die zweifelhafte Art, in welcher heute ein Talent „durchdringt" und an der Hand der Zeitungskritik Künstlerruhm begründet wird. Der Kunstfreund von damals war, auch wenn er sich auf sein eigenes Urtheil nicht verlassen konnte, vor der Erwerbung des absolut Schlechten so ziemlich sicher gestellt; dagegen erzog ihm ganz zuversichtlicher Weise in der edlen Umgebung des Schönen, mit dem er seine Wohnräume zierte, die gute Gewöhnung Auge und Urtheil täglich mehr.

Auch das war ein großer Vortheil für ihn, daß er das Werk in der Ruhe und Isolirung der Kunstwerkstatt heranwachsen sah. Konnte er hier nicht seine Ansprüche mit Gründlichkeit geltend machen, und sich mit dem Künstler, der häufig im Freundesverhältniß zu ihm stand, in reiflicher Ueberlegung über dieselben verständigen? Und nun der Künstler seinerseits, war es dem nicht ein Leichtes, sich mit den Localbedingungen der Umgebung, für die sein Werk bestimmt war, vertraut zu machen, und durch welche Nebenrücksichten ungehöriger oder vorübergehender Art vermochte er in der Concentration auf sein Werk und dessen Absicht beirrt zu werden!

So zu sagen, keine von allen diesen günstigen Bedingungen ist heute übrig geblieben, wo der Künstler zunächst für den unberechenbaren Wirrwarr überreicher Ausstellungen arbeitet und wo der Käufer sich auf diesen trügerischen, das Auge beunruhigenden Märkten für seine Wahl entscheidet. Sagt uns nicht, daß erst aus dem Vergleich mit Anderem das wahre Verdienst sich glänzend hervorhebe, das paßt nicht auf diese Bilderkirmessen. Allerdings bestimmt sich das Ansehen eines Bildes großentheils nach der Umgebung, aber diese ganze Umgebung wird ja nicht mitgekauft und ein Wunder wäre es doch, wenn nicht fast jedesmal, wer ein Bild vom Kunstvereine nach Hause bringt, die Erfahrung machte, daß es hier, mit Ruhe betrachtet, nicht mehr den Effect macht wie dort, wo das von der Stille der häuslichen vier Wände so grundverschiedene Allerlei von vornherein alle und jegliche Sammlung des Gemüthes ausschloß, die zur Beurtheilung solcher Dinge unumgänglich nöthig ist.

Leute von Fach wollen aber auch gehört haben, ja bestimmt wissen, daß es eine große Anzahl von Künstlern gibt, welche eigens darauf studiren, wie man auf Ausstellungen am leichtesten und sichersten Effect macht. Die zu diesem Zwecke aufgefundenen Principien sind sehr rasch fördernder Natur. Es ist da ein gewisser Lärm des Farbeneffects nöthig, dagegen ist nichts so sehr zu vermeiden als Durchführung der Arbeit; denn der Beschauer, der gern Alles bei einem Besuche sehen möchte, und dem es bald vor den Augen flirrt, als wenn ein Schwarm von Mücken davor tanzte, hat nicht Zeit sich lange beim Einzelnen aufzuhalten. Und selbst solchen, welche Uebung im Sehen von Bildern haben, begegnet es, daß sie unter dem unseligen, zusammengeschneieten und ermüdenden Wuste ihr Beruhigung suchendes Auge schließlich mit einer Art von Wohlgefühl in solchen Bildern vor Anker gehen lassen, deren Armuth und Leere sie unter allen andern Umständen gelangweilt den Rücken zuwenden würden.

Was ist nun leichter, als durch die Berücksichtigung solcher Umstände oder wohl auch gar nur durch ein auffallendes Bildformat Effect zu machen? — Nein, diese Kunstjahrmärkte sind nicht die geeigneten Anstalten, das wahre Verdienst glänzender strahlen zu machen. Es ist vielmehr die fast unumgänglich nothwendige Rücksichtnahme auf so elende und vorübergehende Dinge wie die soeben angeführten der Entwicklung selbstständiger künstlerischer Persönlichkeiten im höchsten Maße schädlich geworden. Erschreckend wirkt die oberflächliche Monotonie des Habitus, die sich durch das Kunstausstellungswesen bei uns ausbildete, auf den, welcher sein Auge an der Mannichfaltigkeit alter, im Dienste eines wirklichen Lebens großgewordner Kunst erzog, und dessen Sinn nicht in der Gewöhnung an modische Anforderungen entschlief. Ja, so groß ist diese Monotonie, so zwingend, daß die Eigenschaft, Persönlichkeit überhaupt zu besitzen, statt daß sie unter allen Umständen freudig begrüßt werden sollte, heutzutage geradezu gefährlich für den Künstler wird. Nicht selten geschah es selbst solchen, welche jene vornehme Eigenschaft sonst zu schätzen wissen, daß auf sie die Wenigen, deren energisches und eigenthümliches Wesen sich sträubt, in der allgemeinen Mittelmäßigkeit zu verschwinden, im ersten Anblick ihrer Isolirtheit den befremdlichsten, fast traumhaften Eindruck machten. Und was das Wunderbarste ist, jener ganze Schwarm, man möchte sagen, jene ganze Heerde zahmer, gleichgearteter Ausstellungslieferanten, deren Jeder dem Andern abzusehen sucht, wie man am billigsten Sand in die Augen streut, sie fürchten ihre Originalität zu verlieren, wenn sie die Alten studiren.

Die Wahl dessen, der auf solchen Schaustellungen kauft, muß den größten Zufälligkeiten der Einflüsse ausgesetzt sein. Auch wenn wir bei den Comités, in deren Hand die Anordnung der Kunstwerke liegt, den besten ehrlichsten Willen voraussetzen, keines Menschen Kräfte sind so eisern, daß sie die bei diesen Aufstellungen sich bietenden Schwierigkeiten zu überwinden und jedem Verdienste Rechnung zu tragen vermöchten. Eignen sich doch meist schon die Ausstellungslocale nicht zu einer unparteiischen Aufstellung der Werke. Würde aber auch alles, was Menschen möglich ist, von einem solchen Comité erfüllt, frei wird darum die Wahl des Käufers doch nicht sein. Denn das Comité hatte andre Augen als er, und hat wohl gar manches Werk in ganz andre Umgebung und in ganz andres Licht versetzt, als er selbst gethan haben würde, und das Urtheil steht nun unabänderlich unter einem Eindruck, dessen Hervorbringung durch das Gutdünken fremder Augen beeinflußt wurde.

Aber leider wissen wir es nur gar zu gut, daß solche Comités selten im Stande sind, sich von Nebenrücksichten frei zu halten. Sie müssen sammt und sonders der Mode huldigen und, um zu glänzen, glänzende Namen in den Vordergrund stellen, auch dann, wenn der Berühmten Werke einmal nicht so ganz geheuer sein sollten. Was aber continuirlich kein „Glück" beim Publicum macht, damit werden sie, sei es auch nach ihrer besten Ueberzeugung noch so verdienstvoll, wohl schwerlich prunken. — Und welchen Einfluß haben Künstlercoterieen, hat der am Orte Gegenwärtige! — Sind doch jene Comités aus demokratisch eingerichteten Wahlen hervorgegangen und sind es doch nicht immer die Unabhängigsten, die sich dem mühevollen und unliebsamen Amte widmen. Wie so gar oft sehen wir demnach Werke, die schon ihrer Durchführung halber dem Auge nahe und in gutem Lichte zu hängen verdienten, hoch oben und kaum erkennbar im Schatten placirt, aus dem einzigen Grunde, weil ihr Einsender nicht am Ausstellungsorte gegenwärtig war oder nicht zu der den Platz behauptenden Coterie gehörte, während plumpe Faustmalereien, die wir besser aus einiger Entfernung sehen würden, uns dicht unter die Nase gerückt sind. Wer soll sich die Mühe nehmen, das Entfernte, kaum Beleuchtete, so stiefmütterlich Behandelte zu enträthseln? — Nein, diese Gattung demokratischer Einrichtungen sind der Kunst nicht förderlich.

Die sinnverwirrende Ueberfülle der Eindrücke hat die Bude des Kunsthändlers nicht, aber dennoch, wenden wir uns hierher, so sind wir eher schlimmer denn besser daran, als auf dem Kunstvereine. Schon der Umstand, daß der Kunsthändler ein Sensal ist, vertheuert die Waare. Doch wir feilschen ja

Digitized by Google

so herzlich gern, und lieben es, dahin zu gehen, wo wir dies ungenirt thun können. Ach, wenn nur der Sensal in den meisten Fällen etwas Besseres wäre als ein in Kunstsachen vollkommen Unwissender und als ein ganz gewöhnlicher Geldspeculant. Es gab eine Zeit lang, als diese Art des Erwerbs noch seltener war, Kunsthändler — von einer gewissen Einseitigkeit des Geschmackes wohl — das ist kein Vorwurf, aber doch überhaupt von Geschmack und vor allen Dingen von distinguirter Ehrenhaftigkeit, welche die Reclame und das nackte Geldmachen verabscheuten. Sie haben längst der zwingenden Nothwendigkeit moderner Unsitte Concessionen machen müssen, die keinen Anstand nimmt, auf den niedern Stand des öffentlichen Kunstverständnisses zu speculiren und häufig offenbaren Plunder (freilich nur auf kurze Zeit) in den Rang und in das Ansehen guter Kunst hinaufschwindelt*) und zu Schwindelpreisen auf den Markt bringt. Was hülfe es ihnen denn, wenn sie dem Strome entgegenschwimmen wollten, ihr nächster Concurrent würde dem Publicum die Gefälligkeit erweisen, nach der es verlangt und würde bald in der Lage sein, ihnen ihre vielleicht solideren Bezugsquellen zu entreißen. Durchstöbern doch seine Agenten bereits geschäftig die Künstlerateliers und suchen sich der currentesten „Artikel", die ihr Chef „führt", zu bemächtigen.**)

Wie zu Zwecken der Geldspeculation der urplötzliche Ruhm nagelneuer Genies hervorgezaubert wird, wäre überflüssig zu sagen — dir wenigstens, Freund Publicum. Du, in Geschäften groß gewachsen, bist mit den Mysterien der Reclame besser vertraut als unser Einer. Ja, du weißt es sogar, daß Händler und Künstler vereint gegen dich und deinen Geldbeutel conspiriren. Bemerkt nämlich der Speculant, daß eine „Novität zieht", und daß sich das Geschäft „lanciren" läßt, so ist er baldigst einig mit dem jungen Genius, dessen unverhoffter Ruhm von den feilen Federn in die Welt getragen wird. Die Beiden kommen überein, es solle für die oberflächliche Arbeit des Anfängers ein imponirender Preis verlangt werden. Riskiren sie doch nichts dabei. Gelingt es, einen Käufer zu dupiren, so ist das Reingewinn, den sie vergnüglich theilen. Und gelingt es nicht, Eines ist immer sicher: das schon wegen des Riesenpreises berühmte Werk durchwandert die Städte des Vaterlandes, und die Summen, welche das fashionable hohe Eintrittsgeld den Ausstellern trägt, übersteigen schon weit Alles, was bei des Werkes Entstehung die schwindelndste Erwartung zu träumen wagte.

Das Alles weiß unser Freund. Aber er hält es für seine Pflicht, die Mode mitzumachen — und geht und stillt bei dem nämlichen Bilderhändler, der ihm die Kunstmode machte, für gutes Geld sein edles Kunstbedürfniß. — Er zahlt; mehr kann man von ihm nicht verlangen. — Du zahlst? Sag' einmal im Vertrauen, ist es wahr, daß in des Kunsthändlers Preiscourant auf der vordern Seite Aushängepreise stehen und auf der Rückseite die sogenannten Vertrauenspreise? Man munkelt, es sei nichts Seltenes, daß man dem Käufer mit seinem eignen Einverständniß die weit höheren Aushängepreise quittire. — O, das wäre doch nicht hübsch. Auf was wird denn dabei speculirt? Geschieht das aus Liebe zur Kunst oder was soll das sonst?

Das wirst du freilich nicht sagen. — Aber wenn alles Vorhergehende, was wir dir soeben indiscret genug in Erinnerung brachten, du wußtest, so wissen dieses nun wir. — Es gibt freilich eine echte und reiche Aristokratie, die für ein wirklich gutes Kunstwerk, auch für ein modernes und von der Branche der Kleinkunst, — z. B. für ein Bild von Meissonier — gern einen sehr hohen Preis wirklich zahlt. Und neben dieser gibt es eine andere „monde", die es der wirklichen im Ansehen gleich thun möchte und also auch die aristokratische Eigenschaft der Kunstliebe zeigt. — Allein — bei Lichte betrachtet —, wenn etwas, was von weitem ungefähr ebenso wie Meissonier ausschaut, etwas, wovon die Tagespresse ebenso lärmend sprach, und was ich laut meiner Quittung ebenso theuer zahlte, — wenn das thatsächlich und im Geheimen nur halb so viel kostete als Meissonier —, großer Gott, wer will da beweisen, daß es ein minder großes Kunstwerk sei und wer will an meiner Gentlemanschaft zweifeln?

Kluger, sparsamer Aristokrat, für den Augenblick gewiß Niemand. Aber später, wenn die echten Meissonier und die falschen wie Gerechte und Ungerechte von einander geschieden werden, beim Erwachen des großen Gerichtstages — o du Gründer, dann sprechen wir uns wieder.

Je mehr ich's überlege, desto besser verstehe ich's nun, warum mein Freund die Weisheit seines Kunsturtheils aus den kritischen Früchten jenes sublimsten Zweiges am Literatenstamme pflückt, der in den Feuilletons unserer Journale seine edlen Blüthen treibt. Wir meinen die großherzige Schaar, welche das Kunstkritikeramt auf ihre Schultern nimmt, vor welchem so Mancher aus falschem Anstandsgefühl zurückschreckt! Gedoppelt klinge den Edlen unser Lob, weil wir wissen, mit wie saurem Schweiße sie die Einsicht in ihr Geschäft errangen; denn sie verbrachten die Tage ihrer Jugend auf dem Bankcomtoir oder dieselben waren der Erwerbung irgend eines Doctorentitels geweiht.

Sachlich klingt ihre Rede. Ihr von Wahrheitsdrang schwellendes Herz rafft Floskelschmuck — aus Gott weiß was für — ästhetischen Scharteken zusammen zur Ausstaffirung tiefinnigster Gedanken. Es springen die Gräber auf, Holbein, Buonarotti, die Hellenen, Rembrandt, Velasquez, sie alle müssen — bei den Haaren gezogen — herbei, sie genießen ganz unverhofft der Ehre, ihre herrlichen Namen herleihen zu dürfen, um einer Kunst Relief zu geben, welche soeben noch versicherte, es sei aus und vorüber mit jenen Alten des überwundenen Standpunktes. — Doch nicht genug, wahrhaft orientalischer Bilderschmuck verlangt nach dem Transscendentalen, er verlangt nach Bezeichnenderem, als nach Maler- und Bildhauernamen, und mit Shakespeare und Dante, mit Mozart und Beethoven, die doch Dichter und Musiker waren, vergleicht man — ach lieber Himmel — was.

Gläubig hört das deutsche Publicum zu; obgleich es das Gewebe des ganzen Unfugs genau kennt. Und schließlich glaubt es oder glaubt es nicht, so wird der Ruhm gemacht und vor Allem Geld.

Freilich, der junge Meister, der auf diese Weise rasch und unverhofft in die Höhe schoß, thut wohl, wenn er sein Schäflein in Eile scheert. Denn der Ruhm kann nicht lange dauern, und wenn sein Träger nicht einer von denen ist, die in dem unkünstlerischen Hasten und Kämpfen um die Befriedigung der wunderlichsten, sich ihrer Hohlheit vollständig bewußten Eitelkeit den Athem nicht verlieren, so wird ihn die Theaterversenkung, auf der er steht, plötzlich hinabwerfen, und, klapp, wird ein andrer an seiner Stelle sein, der ebensowenig weiß, warum er oben steht, als jener, warum er nun unten liegt.

Der Gefallene verlange nicht, daß unser Mitgefühl ihn in den Schmollwinkel des verkannten Genies begleite. Er fordere auch nicht, daß der Gönner ihn halte, der noch soeben mit seinem Ruhme renommirt hat. Der wird ihn ohne Scrupel opfern, gerade so, wie er selbst ohne Scrupel gerupft worden ist.

Damals, als der von seiner erschwindelten Höhe nun Herabgesunkene sein Talent der Mode verschrieb, da ist er ein Unfreier geworden. Denn Geldgewinn heißt die moderne Sklaverei, und heute wie sonst entkleiden die Götter den Mann, der zum Sklaven wird, der besseren Hälfte seiner Kraft. — Doch wenn er will, die Fesseln sind gefallen. Er raffe sich auf und sei wieder frei, er lerne die Kunst lieben und übe sie.

Ihr Andern aber mit euren Phrasen von Bildungsfortschritt und Civilisation haltet ein. Fahrt ihr in der Erziehung des Volkes so weiter fort, so werdet ihr mit den Wohlthaten der

*) Verlangt man Belege? O, sie sind zur Hand. Wir erinnern hier nur an die Ehren, die man einem Fortuny in unseren allerjüngsten Tagen erwies.

**) „Wir führen nichts Nacktes," sagte bedauernd ein solcher in Kunstartikeln Reisender zu einem meiner Freunde, in dessen Atelier er indiscret eingefallen war.

Digitized by Google

Wissenschaft gerade so gut Verdummung, Rohheit und Demoralisation säen wie die Pfaffen mit dem Aberglauben.

Wenn das Volk nicht angehalten wird, sich den Inhalt der Schulbegriffe bis zur genauesten Vorstellung zu verdeutlichen, so ist es für seinen Verstand ganz gleichgültig, auf was diese Begriffe sich beziehen; gedankenlose Nachschwätzerei wissenschaftlicher Dinge ist nicht besser als die Gewohnheit des Litaneienbetens.

Die bildende Kunst ist nur scheinbar am empfindlichsten getroffen worden, weil in ihr am leichtesten das Mißverhältniß zwischen Denkvermögen und Sinnlichkeit zu Tage treten muß. Möge es euch zur Warnung dienen, daß sich hier die Folgen eures oberflächlichen Systems so deutlich und unwiderleglich darstellen.

Ueber nationale Dramen.

Gelegentlich „Armin" von P. Höfer.

Daß der Krieg mit Frankreich eine neue Periode für das deutsche Selbstbewußtsein eingeleitet hat, ist ebenso begreiflich, wie das Auftreten des gesteigerten nationalen Gefühls in Kunst und Literatur. Aber noch immer ist der Einfluß ein mehr äußerlicher, denn die Phantasie der Dichter und Maler hängt sich an Namen, statt in dasjenige einzudringen, was eigentlich deutsches Wesen ist. Es ist unrichtig, wenn viele Kritiker behaupten, daß jede Tendenz die Poesie tödte, aber jede ist gefährlich für die sogenannten „achtbaren Talente". Diese haben nicht die Fähigkeit, eine Idee plastisch zu gestalten, und es wird ihr Werk ein Gemisch von Poetischem und Plattem. Diesen Charakter der Halbheit trägt fast alles an sich, was bis heute in Deutschland in Erinnerung an die letzte Zeit geschrieben, gemalt und gemeißelt worden ist. Die augenblickliche Strömung riß manches unbedeutende Werk einige Jahre mit sich und man glaubte an dessen Bedeutung, bis es allmählich vergessen war. Aber es ist auch gar nicht anders möglich, denn wir Deutschen sind trotz allem noch nicht daran gewöhnt, deutsch zu sein, uns steckt entweder der Particularismus im Blut, oder Wuttkes „Großdeutschland", jenes phantastische Gebilde einer tollen Zeit, in welcher die klarsten Köpfe benebelt waren. Wir müssen uns erst hineinleben in die neuen Bedingungen unseres deutschen Lebens, und unsere Augen gewöhnen, größere Verhältnisse zu überschauen als bisher; dann erst wird unsere Kunst und Dichtung tiefinnerlich von dem Geiste der Heimat belebt sein, während sie jetzt größtentheils nur schwarz-weiß-roth angestrichen ist. Ganz begreiflich! Als die Fluthen der nationalen Begeisterung zu steigen begannen, und als dann die ersten Siegesbotschaften kamen, und neue und wieder neue, da war eine beschäftigte Zeit in unserm „Dichterhain", es sang, wem Gesang gegeben, die Lyriker schrieben, meistens im behaglichen Salon, Kriegslieder voll Muth und Kaminfeuer — und ließen sie drucken; die Epiker entsannen sich verschollener Helden, wie des durch unsere Poeten schwer geprüften Dulders Barbarossa, und stellten die ganze Decoration hübsch zusammen, Raben, Zwerge, Bart und Marmortisch — und ließen es drucken. Da konnten die Dramatiker nicht zurückbleiben, und als echte Deutsche griffen sie recht weit zurück, zuerst bis zu den Freiheitskriegen, dann schon etwas kühner bis zum Verlust Straßburgs, dann zu Heinrich IV. und zuletzt natürlich zu „Hermann, dem Befreier Deutschlands". Wo und wann das Stück spielt, ist gleich, zuletzt stirbt einer und benutzt die günstigen Momente vor seinem Hingange, um uns zu sagen, wie genau er 1870/71 vorausgesehen habe, begrüßt das neue Kaiserthum, alles mit Enthusiasmus und fünffüßigen Jamben. — Und sie gingen hin, und ließen es drucken.

Von der ganzen Literatur dieser Zeit wird sich nicht ein Tausendtheil zu unsern Söhnen und Enkeln retten, hier und dort ein einfach schlichtes Lied vielleicht, mit oder ohne Namen, aber die großen Dichterthaten unserer Tage, die echt nationalen, deutsch in tiefster Seele, wo sind sie? Es fällt mir ein Wort ein, welches einst, vor vielleicht vierzig Jahren, Prutz in einem Gedichte ausgesprochen hat:

„Und wenn in künftigen Tagen,
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder doch die Hand am Schwert".

Ist dieser Gedanke nicht geradezu prophetisch gewesen? Dasselbe ist auf dem Gebiete der bildenden Künste der Fall, auch hier ist wenig geschaffen worden, was in sich die Bedingungen echter Volksthümlichkeit mit den Forderungen wahrer Kunst in Einklang gebracht hätte.

Es scheint eben noch nicht die Zeit dazu gekommen zu sein. Wie dem aber auch sein mag, Eines ist durchaus verfehlt, wenn die deutschen Dichter meinen, sie müssen die Liebe zur herrlichen Heimat durch den Hinweis auf Zeiten erhöhen, welche dem Volksbewußtsein längst entfallen sind. Am mächtigsten wirkt, wer zur Volksseele zu sprechen vermag und da muß er sich an Ideen wenden, welche noch heute in vollster Frische leben und wirken. Wagners „Nibelungen" werden niemals einen Wotan und Thor beleben, denn die gewaltige Fluth der Völkerwanderung, dann das Christenthum, kurz die Geschichte hat längst die Fäden zerrissen, welche unser Empfinden an die Gestalten des alten Mythos knüpften; als unverstandener Klang tönt es an unserem Geiste vorbei, ohne das Herz zu bewegen und was ist eine Poesie, die das nicht bewirkt? Wir sind ein anderes Geschlecht geworden, das anders denkt und fühlt, das andre Aufgaben, andre Ziele hat. Man klagt darüber, daß die Gegenwart einen dürren Boden habe, daß unsre Verhältnisse zu nüchtern, der Zug der Zeit ein materialistischer sei. Ich gebe es zu, aber ist damit zugleich die Unmöglichkeit zugegeben, Werke zu schaffen, welche das Volk in tiefster Seele berühren? Poesie ist überall, denn überall leiden und freuen sich Menschen und die Welt des Herzens und des Geistes ist der ewige Born jeder Dichtung.

Bei Poesien, welche die nationale Tendenz auf der Stirne tragen, ist es nur zu häufig der Fall, daß über derselben das reinmenschliche Interesse verloren geht, und außerdem durch sie die historischen Thatsachen in unabsichtlicher Weise gefälscht werden. Paul Höfer heißt der neueste Bearbeiter des „Armin" („Armin". Ein nationales Drama. Leipzig, Oswald Mutze). Gleich jetzt will ich bemerken, daß aus dem ganzen Werke eine echt vaterländische Gesinnung spricht und daß es in keiner Weise als dramatisirter Leitartikel betrachtet werden darf. Aber das Werk einer tief innerlich fühlenden Dichternatur ist es nicht, sondern das eines feinsinnigen, hochgebildeten Mannes, der seiner Muttersprache sehr kundig ist, ohne sie zu fördern, der eine Fülle von Gedanken hat, aber Mangel an poetischer Anschauung, an plastischer Phantasie, nebenbei das Werk eines Culturhistorikers, der durch eine achtungswerthe Kenntniß der Zeit befähigt ist, in einzelnen Scenen fein durchgearbeitete „Mosaikbilder" zu geben, aber man fühlt, daß diese nicht mit einem Schlage vor dem inneren Auge des Dichters standen, sondern daß sie dem Wissen und dem Fleiße ihr Sein verdanken. Derselbe Zug liegt in den einzelnen Charakteren, denn auch sie sind nicht der menschenbildenden Phantasie entsprungen, sondern dem Calcül. Doch verrathen sie trotz ihrer Schwächen ein feines Auge für Licht und Schatten und einen gewissen dramatischen Instinct in der Anlage.

Wie die Kunst des Sehens für den Maler theilweise im „Uebersehen" beruht, so auch für den Dichter. Er darf nicht zu viel sehen und das ist bei Höfer der Fall. Er möchte gerne jeder Gestalt ein besonderes Interesse verleihen, die kleinste episodische Figur gerne in bleibenden Zusammenhang mit dem Ganzen bringen. Dadurch aber, daß er überallhin ein Licht fallen läßt, wird die richtige Perspective für die Hauptgestalten zerstört, und ebenso das dramatische Leben des Ganzen geschädigt.

Höfer behandelt nicht die Zeit vor der Teutoburger Schlacht, wie es Klopstock und Kleist gethan, sondern das letzte Lebensjahr des Armin, in welches er auch die Heirat mit Thusnelda setzt. Ich muß gestehen, daß mir die ganze Auffassung dieser Frau etwas zu weichlich vorkommt, — bei Kleist geht sie vielleicht über die Schranken des Weiblichen hinaus, bei Höfer ist sie fast empfindsam.

Höchst interessant ist es, die Verschiedenheit der Stimmungsatmosphären zu betrachten, aus denen Kleists „Hermannsschlacht" und Höfers „Armin" hervorgegangen sind. Das erste Werk schuf eine wildleidenschaftliche Dichternatur, in tiefster Seele von der Schmach des Vaterlandes verwundet, mit dem eigenen Herzblut als ein Hohelied des Volkshasses, das zweite schrieb ein fein gebildeter Mann in einer Zeit, in der Deutschland festbegründet dasteht und der einzelne ohne Gefahr Patriot sein kann. Damit fällt aber das mächtige Pathos weg, mit welchem Kleist zu seinem Volke sprach, jener bittere Hohn, mit dem er die Erniedrigung geißelte und jener Naturlaut des tiefsten Schmerzes neben dem brennenden Haß. An die Stelle dieser Motive, deren Stärke

Digitized by Google

kaum hoch genug angeschlagen werden kann, tritt — der Autor möge mir den Ausdruck vergeben — eine gewisse Coquetterie mit der herrschenden Strömung, das Betonen des Deutschthums in einer Weise, die für mich etwas Peinliches hat.

S. 28, wo Segest zum Frieden mit Rom räth, sagt Armin, nachdem er von der Pflicht, Land und Freiheit männlich zu verfechten, gesprochen hat:

„Den Rath gib andern, Deutschen gib ihn nicht!"

Später sagt derselbe (S. 29):

„Ein Sklave mag um diese Freundschaft buhlen,
Ein freier Deutscher nicht".

Weiter (S. 30) begegnet man dem Ausspruch:

„. . . es ziemt
Dem Manne Wort zu halten, sonderlich
Dem Deutschen".

Und S. 32 sagt Armin:

„Bei Gott, ich suchte nie
Die eigne Ehre, dir nur, deutsches Volk,
Der deutschen Ehre nur galt dieses Herzens
Unendlich Müh'n".

Einige Zeilen weiter unten wiederholt sich der Ausdruck „deutsche Ehre" und nochmals am Schlusse des 1. Actes. Das ist zu viel des Guten und nebenbei auch nichts weniger als geschichtlich. Was wir, die „Germanen nach 1871" uns als „Deutschland" denken, das war Hermann dem Cherusker so gleichgiltig als nur etwas, denn im Grunde, nach Abstreifung alles Hyperidealen, was die Klopstock'sche Bardenschule und spätere Dichter der Gestalt anpoetisirt haben, ist der Befreier Deutschlands das Ideal eines Particularisten, mit dem Bestreben, seinen Stamm zum herrschenden zu machen. Aber da er in der Geschichte, wie sie sich in unsern Köpfen spiegelt, eine wichtige Rolle spielt, so möge ihn der Dichter als ideales Bild der besten Eigenschaften des Volksgeistes hinstellen, aber nur nicht dieses Betonen der sogenannten nationalen Tugenden, wie Treue, Worthalten, Ehrgefühl und Mannesmuth, es wirkt absolut nicht als zum dramatischen Charakter gehörig, sondern direct als — avis au public.

Wenn das Drama das Glück hat, einem guten Regisseur in die Scheere zu kommen, dann zweifle ich nicht, daß es von der Bühne günstig wirken wird, aber die vielen Streichungen müßten von sehr kundiger Hand geschehen.

O. v. Leixner-Grünberg.

Aus der Hauptstadt.

Eine Wanderung durch die Strafanstalten von Berlin.

Das Zellengefängniß in Moabit.

Der Charakter des Zellengefängnisses in Moabit unterscheidet sich sehr wesentlich von dem der Strafanstalt am Plötzensee. Dort, wo die gemeinsame Haft noch die Regel bildet, wo in den luftigen und vortrefflich eingerichteten Arbeitsbaracken eine große Anzahl von Gefangenen gemeinsam beschäftigt wird, wo diese nach gethaner Arbeit in ihren Erholungsstunden gemeinsam spazieren gehen und sich unterhalten dürfen, herrscht eine viel fröhlichere Stimmung, ist ein viel luftigeres Leben als in der Einsamkeit des Zellengefängnisses.

Täglich befördert der „grüne Wagen" so und so viel Gäste nach dem Plötzensee, und eine entsprechende Anzahl wird täglich von dort entlassen. Die Gefängnißstrafe, die sich bisweilen nur auf einen Tag beläuft, und im Durchschnitt für die Gefangenen am Plötzensee doch nur ein paar Monate beträgt, bedingt ja schon eine lebhafte Veränderung im Personalbestand, bedingt Abwechselung und Zerstreuung. Die Gefangenen, die dort untergebracht werden, betrachten ihren Aufenthalt am Plötzensee zum großen Theil als ein mehr oder weniger unangenehmes Uebergangsstadium. Sie wissen: in einigen Wochen oder Monaten sind sie wieder auf freiem Fuß.

Anders in der Moabiter Strafanstalt. Die Zuchthausstrafe, die dort abgebüßt wird, kann überhaupt nicht unter einem Jahre verhängt werden. Der zur Zuchthausstrafe Verurtheilte hat also, wenn er in die Zelle eingeschlossen wird, das Bewußtsein, daß er eine lange, lange Zeit unter den Bedingungen, die ihm jetzt auferlegt werden, sein Leben zubringen muß. Während der Gefangene am Plötzensee nur mit solchen Arbeiten beschäftigt wird, die seiner Individualität und seiner Ausbildung entsprechen, und für ihn die Arbeit nicht obligatorisch ist, wird der Sträfling in Moabit nach der Beschäftigung, die ihm zuertheilt wird, gar nicht gefragt. Er hat Zwangsarbeit. Er muß sich derselben unterziehen, auch wenn sie ihm noch so widerwärtig ist; er muß sein Pensum liefern, sonst verfällt er in Strafe. Außerdem ist der Ueberverdienst, den der Gefangene am Plötzensee erzielen kann, weit bedeutender als der des Sträflings in Moabit. Ein geschickter und fleißiger Arbeiter kann am Plötzensee sich außer der sogenannten Zubuße zur Verköstigung (d. h. außer dem Betrage seines Verdienstes, den er für sogenannte Genußmittel wie: Speck, Wurst und Schnupftaback ꝛc. zu verausgaben berechtigt ist), monatlich fünf bis acht Thaler überverdienen. In Moabit beträgt der Ueberverdienst für den fleißigen Arbeiter pro Monat kaum mehr als einen Thaler.

Aus alledem geht hervor, daß die Stimmung der Bewohner des Zellengefängnisses eine viel gedrücktere und unlustigere ist als die der Gefangenen am Plötzensee. Vielleicht sind auch die Nachwirkungen der pietistischen Tendenzen vom „Rauhen Hause", die unter früheren Verwaltungen die maßgebenden waren, noch nicht ganz verwunden, obgleich dieselben seit längerer Zeit freieren Anschauungen gewichen sind.

Die Baulichkeiten des Moabiter Zellengefängnisses bestehen aus fünf Flügeln, die sammt und sonders in eine Centralhalle auslaufen.

In dem ersteren kürzeren Flügel, in den man zunächst eintritt, sind im Erdgeschoß die Verwaltungsräumlichkeiten, im oberen Stock die Kirche und die Krankenzimmer, während sich in den vier anderen Flügeln die Gefangenenzellen befinden.

Jeder dieser vier Flügel ist 180 Fuß lang. Rechts und links liegen die Zellen. Der Gang zwischen den beiden Zellenreihen ist ungefähr 16 Fuß breit.

Von der Centralhalle, die durch Oberlicht erhellt ist, und die eine Höhe von gegen 50 Fuß hat, hat man den Ueberblick über die sämmtlichen vier Zellenflügel. In jedem Flügel befinden sich 127 Zellen, und zwar im Erdgeschoß 41, im ersten und zweiten Stock je 43, so daß im Ganzen 508 Zellen für eben so viele Gefangene zur Verfügung stehen.

Die Zellen unterscheiden sich wenig von den Isolirzellen am Plötzensee, über die ich bei einem früheren Anlaß gesprochen habe. Sie sind genügend groß und luftig. Leider besteht die vortreffliche Einrichtung der beständigen Spülung der Closets, wie sie am Plötzensee eingeführt ist, hier noch nicht. Diesem Mangel sucht man durch strenge Reinlichkeit möglichst abzuhelfen. Die Zelle erhält ihr Licht durch ein drei Fuß breites, $1^3/_4$ Fuß hohes Fenster, welches $6^1/_4$ Fuß über dem Fußboden liegt, so daß der Gefangene nicht heraussehen kann. In der Thür befindet sich eine Klappe, durch welche das Essen gereicht wird, und ein kleines Schiebfensterchen, das dem Aufseher gestattet, den Gefangenen zu beobachten, ohne daß derselbe dessen gewahr wird. An den Wänden sind einige Bretter angebracht für die spärlichen Geräthschaften des Insassen wie: Waschschüssel, Trinkbecher, den zur Reinigung der Zelle bestimmten Besen, die Schippe ꝛc. Die Bettstelle kann zusammengelegt werden; sie wird in der Mitte zugeklappt, in die Breitseite des Fußendes schiebt sich die Breitseite des Kopfendes; und während unten noch Raum genug für die zusammengerollte Matratze ist, bildet die Breitseite des Kopfendes alsdann eine Platte, die während des Tages als Tisch benutzt wird, so daß für Bettstelle und Tisch nur das eine Möbel erforderlich ist.

In Moabit ist das System der Isolirung in aller Strenge durchgeführt. Außer den Beamten, den Werkmeistern, und den Fremden, die die Anstalt besuchen und zufällig in seine Zelle kommen, sieht der Gefangene während der Dauer seines Aufenthaltes im Zellengefängnisse keinen Menschen, wenigstens kein menschliches Gesicht. Sobald er die Zelle verläßt, um auf dem Spazierhof, in die Schule oder Kirche geführt zu werden, muß er sich mit der Kopfbekleidung bedecken, welche gleichzeitig Mütze und Maske ist. Anstatt des Schirmes ist das Vorderstück der Mütze gegen fünf Zoll verlängert, so daß es ungefähr bis auf den Mund herunterreicht.

Digitized by Google

Für die Augen sind in diese Tuchmaske Oeffnungen geschnitten. An seine Jacke befestigt er dann eine Blechtafel, welche die Nummer der Zelle trägt. Der Gefangene ist eben nur noch eine Nummer. Das Recht der Individualität ist ihm einstweilen genommen. Der einförmig gekleidete Mensch mit der Blechnummer und dem verdeckten Gesichte, an dem man nur das Kinn und durch die Löcher der Tuchmaske die entstellten Augen sieht, macht einen höchst peinlichen Eindruck.

Auch bei seinem Spaziergange trifft er keinen Menschen. Zwischen den vier Flügeln befinden sich die drei Isolirhöfe, deren jeder einen Kreis bildet. Der Mittelpunkt des Kreises ist ein Thurm, in dem sich der überwachende Aufseher befindet. Von diesem Thurme aus hat der Aufseher den Ueberblick über jeden der zwanzig Einzelhöfe, in welche der Erholungshof getheilt ist. Der Einzelhof wird rechts und links von Mauern eingefaßt, die von der Peripherie auf den Mittelpunkt, auf das Thürmchen, zulaufen, so daß also der Kreis durch zwanzig steinerne Radien getheilt ist. Es können also in jedem der Höfe zwanzig, in den drei Höfen zusammen sechzig Gefangene gleichzeitig ihren täglichen Spaziergang machen, ohne daß sie wissen, wer rechts oder links neben ihnen spazieren geht.

Ebenso besteht die Isolirung in der Schule und der Kirche. Auch die Kirch- resp. Schulstühle bilden Zellen. Es sind eine Reihe von Kästen mit einer Eingangsthür von der hinteren Seite, hinter denen sich eine zweite dritte vierte solcher Reihen amphiteatralisch aufbaut. Diese Kästen sind so eingerichtet, daß kein Gefangener den andern sehen kann, daß aber jeder Gefangene gleichzeitig mit den Uebrigen den Geistlichen auf der Kanzel oder am Altar zu erblicken vermag. Der Geistliche sieht in den verschiedenen Kästen gleichzeitig alle Gefangenen.

Trotz aller dieser Vorsicht ist es doch nicht möglich gewesen, den Verkehr zwischen den Gefangenen gänzlich aufzuheben. Sie klopfen sich an der Wand Alles zu, was sie sich zu sagen haben. Wer die Klopfsprache noch nicht kennt, hat in der langen Zeit der Zuchthausstrafe immer die beste Gelegenheit, dieselbe gründlich zu lernen. Die Isolirung zu einer vollständigen zu machen wird bei dem unüberwindlich starken Drange des Menschen, mit andern Menschen zu verkehren, wohl nie gänzlich gelingen. Es kann sich nur darum handeln, die Communication möglichst zu erschweren, und das Mögliche dürfte in Moabit erreicht worden sein.

Einsam ist es in Moabit, aber durchaus nicht ruhig. Wenn man in der Centralhalle sich befindet, hört man aus den verschiedenen Zellen einen wüsten Lärm. Hier das Geklapper des Webstuhls, dort das Hämmern der Papierschläger, hier das Quietschen des Hobels, dort das schnarrende Kreischen der Säge, — kurzum, alle möglichen und unmöglichen Geräusche. So unangenehm dieselben für den Fremden sein mögen, der einsame Zellenbewohner wird sich ihrer freuen. Er vernimmt doch die Laute des Lebens und der Arbeit; die Einsamkeit in der Stille würde noch unerträglicher sein.

Mit besonders interessanten Gefangenen habe ich in Moabit nicht gesprochen. Einige räumten ihre Schuld ohne Weiteres ein, andere behaupteten standhaft, infolge falscher Denunciation und falscher Zeugnisse unverschuldet in die Zelle gekommen zu sein. Einige machten auf mich den Eindruck, als ob sie in der rauhen Schule, die sie jetzt durchzumachen haben, ein wirkliches Einsehen bekommen und den Entschluß gefaßt hätten, künftige Collisionen mit der Polizei und den Gerichten zu vermeiden; auf Andere schien die grausame Strafe gar keinen Eindruck zu machen. Wir sprachen unter anderen einen Tuchmacher, der seit anderthalb Jahr im Zellengefängniß sitzt und noch ein halbes Jahr dort zuzubringen hat. Ich erkundigte mich, was er während der Zeit überverdient habe.

„Achtzehn Thaler," gab er zur Antwort.

„Demnach werden Sie," — versetzte ich, „nach Abbüßung ihrer Strafe ungefähr fünfundzwanzig Thaler verdient haben".

„Ja", antwortete er, „es reicht gerade zu einem Frühstück aus".

Diese Antwort setzte mich einigermaßen in Erstaunen; ich glaubte, ich hätte nicht richtig gehört, und fragte noch einmal. Der Gefangene wiederholte ganz ruhig: „Nun ja fünfundzwanzig Thaler! Es ist gerade genug für ein erstes Frühstück".

Denjenigen Gefangenen, der, wenn auch nicht meine Theilnahme am lebhaftesten erregt, doch meine Neugierde am meisten gereizt hatte, durfte ich nicht sprechen. Der Director der Anstalt hat den Fremden den Besuch der Zelle, in welcher von Zastrow sitzt, untersagt. Es war mir also nur möglich, denselben durch die Observationsscheibe in der Thür zu beobachten. Zastrow hatte seinen Tisch quer vor das Fenster gerückt und klebte Düten. Ich konnte also nur den Hinterkopf und Rücken des Gefangenen sehen, und wenn er sich bei Seite bog, um neues Papier für die Düten zu nehmen, sein Profil. Ich sah den kleinen schmalen Kopf mit grauen ganz kurz geschorenen Haaren und den breiten abstehenden Ohren. Zastrow ist auffallend hager und muß sehr groß sein. Seine Gemüthsstimmung schien, wenigstens während der Minuten, in denen ich den Gefangenen musterte, recht heiter zu sein. Er klebte Düte um Düte, und sang sich vergnügt, mit übrigens sehr wohltönender Baritonstimme, ein Liedchen dazu. Seine Zelle hat noch einen besonderen Schmuck; an der Wand sah ich zwei Bilder unter Glas und Rahmen, wie man mir mittheilte, die Potraits von zwei seiner nächsten Anverwandten. Zastrow beharrt noch immer bei seiner Behauptung der Unschuld. Die Beamten werden von ihm beständig mit Bittgesuchen molestirt.

Die Anstalt, welche mit Wasser geheizt und mit Gas beleuchtet wird, wird musterhaft gehalten. Die Corridore sind gebohnt, und man macht sich schwer eine Vorstellung von der absoluten Sauberkeit, die überall herrscht. Der schönste Tanzboden kann nicht geebneter und sorgfältiger unterhalten sein als die spiegelblanken Gänge, welche zwischen den Zellenreihen liegen.

Die Beköstigung der Sträflinge in Moabit unterscheidet sich, soviel ich weiß, nicht von der der Gefangenen am Plötzensee. Sie ist vollkommen ausreichend und nahrhaft. — Besonders traurig sind die langen Nächte. Auch im Winter wird schon um 7 Uhr Abends das Gas gelöscht. Zehn Stunden von den vierundzwanzig einsamen Stunden des Tages in der Stille und Dunkelheit! Wen eine solche Strafe nicht bessert, den muß sie gründlich verstockt machen, und durchaus verderben.

Paul Lindau.

Die africanische Gesellschaft zu Berlin.*)

Zwei große geographische Probleme sind es, die lebhaft die Neuzeit beschäftigen und mit dem stärkeren Aufleuchten des nationalen Bewußtseins eine um so gebieterischere Lösung erheischen: Die Erforschung der nördlichen Polarwelt und die des Binnenlandes von Aequatorial-Africa. Beide Aufgaben nehmen das Interesse der geographischen Wissenschaft in gleich hohem Grade in Anspruch, beide setzen ihr die größten Schwierigkeiten entgegen, erfordern die kühnste Selbstverleugnung, die dauerndste Opferwilligkeit der Einzelnen und der Nation.

Namentlich Africa ist bisher das Grab seiner Erforscher gewesen und man mag wohl in einer Zeit von vorwiegend materiellem Streben die Frage aufwerfen, ob es sich denn wirklich verlohne, mit einem solchen Aufwand materieller und geistiger Kräfte ein Gebiet, wie das Innerafricas ist, zu erschließen, das durch seine natürliche Beschaffenheit auf den ersten Blick wenig Ausbeute für unsere Civilisation verspricht. Die Antwort aber, die auf eine solche Frage zunächst gegeben werden muß, ist die, daß die Wissenschaft ja um ihrer selbst willen zu pflegen, daß sie Ziel und Zweck in sich selbst tragen soll. Sodann aber unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß in unserer Zeit des rastlosen Forschens und Strebens auf allen Wissensgebieten, es uns vor allem nahe liegt, den Planeten, welchen wir bewohnen, seiner ganzen Ausdehnung nach kennen zu lernen. Und soll eine Verbindung von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Leben gefordert werden, so ist gerade die Geographie geeignet, diese Vermittlerrolle zu übernehmen. Denn die Wege, welche ihre Pioniere erschließen, führen früher oder später zu Verkehrsmärkten, auf denen bald der Kaufmann folgt, auf denen neue Erwerbsquellen sich

*) Diesem Aufsatze liegen insbesondere die vorzüglich orientirenden Schriften des Prof. Dr. Koner zu Grunde: 1) Die Deutsche Expedition zur Erforschung des äquatorialen Africa; 2) Ueber die neuesten Entdeckungen in Africa, zwei Vorträge in der Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, III. Serie, S. 707 ff.; 3) „Correspondenzblatt der Africanischen Gesellschaft", herausgegeben von demselben; 4) die auf umfangreichen Studien beruhende, grundlegende Arbeit in den „Beiträgen zur Entdeckungsgeschichte Africas": „Der Antheil der Deutschen an der Entdeckung und Erforschung Africas" (Berlin 1874, Reimer).

Digitized by Google

erschließen. Durch die Verwerthung der geographischen Entdeckungen ist beispielsweise der mächtige Welthandel erwachsen, dem England seine maritime Größe verdankt. Und blicken wir speciell auf Africa, auf den Küstenstrich Neu-Guineas, so hat auch dieser in den letzten Jahren, seit der Unterdrückung des Sklavenhandels einen unerwarteten Aufschwung genommen, so daß neben den Franzosen und Engländern die Holländer bereits 10 neue Kolonien in den letzten zehn Decennien gegründet haben. Bereits findet neben einem ansehnlichen Import ein lebhafter Export statt von Production aller Art, namentlich von Elfenbein und Baumwolle.

Jedoch bei weitem vorherrschend waren es wissenschaftliche Impulse, welche zu einer Erforschung des noch unbekannten Theiles von Africa anregten. Galt es doch zunächst, dasjenige zu vollenden, was bedeutende Männer begonnen hatten, war doch das nächste Gefühl, eine gewisse Ehrenschuld gegen diejenigen Forscher abzutragen, welche für die Lösung der africanischen Räthsel den Tod erlitten hatten. Namentlich wirkten die großartigen Entdeckungen Livingstones in wahrhaft zündender Weise. Man war begierig, die Schlußfolgerungen aus seinen und seiner Vorgänger und Mitarbeiter Barth, Rohlfs, Hartmann, Nachtigal und Schweinfurth Resultaten zu ziehen, die aufgestellten Hypothesen zu erweisen und so das Geleistete in seinem ganzen Umfange zu verwerthen.

Bereits von drei Seiten her hatte sich die Forschung dem unbekannten Innern Africas genähert: Nachtigal hatte von Norden her die von Barth und Rohlfs begonnenen Entdeckungen in den Sudan-Staaten vervollständigt und nach dem Süden zu erweitert, während Livingstone von Südosten her sich dem Centrum näherte. Im Gegensatz zu letzterem hatte dann Georg Schweinfurth von Nordosten her die Richtung auf die Mitte des Erdtheils genommen, der er sich vom Gazellenstrom aus bis auf wenige Grade nördlich vom Aequator näherte. So waren beide Männer von ganz entgegengesetzten geographischen Gebieten ausgegangen. Das Merkwürdige nun aber geschah, daß beide mit den letzten Ausläufen ihrer Wanderungen in ein und dasselbe geographische Gebiet gelangt waren, wo Fauna und Flora, Natur und Menschenleben dieselben Erscheinungen darboten. Es ergab sich der Schluß, daß beide Wasserscheiden passirt haben mußten, welche die Flüsse des Nordens und Nordostens von denen des Westens absondern. Wenn Livingstone angenommen hatte, daß seine Flüsse und Seen dem Nilquellgebiete angehörten und nach Nordosten zeigten, so machte Schweinfurth diese Annahme durch die Entdeckung des großen Uëllestromes thatsächlich unmöglich, dessen Lauf auf die Westküste hinweist. Die Frage nach der geographischen Configuration Centralafrikas spitzt sich also in der Weise zu, daß noch einzig und allein von Westen her das große Problem einer Lösung entgegengeführt werden kann.

Es mag auffällig erscheinen, daß die Westküste in ihrem südäquatorialen Theile bisher noch nicht als Operationsbasis der Erforschung genommen worden ist, obwohl dieselbe schon seit der Zeit der ersten portugiesischen Entdeckung bekannt war. Verschiedene Ursachen haben aber hierbei entgegengewirkt. Zunächst war es der Sklavenhandel, der hier in solch' üppiger Blüthe stand, daß er die europäischen Handelsstationen nach und nach verdrängte, bis es endlich der Energie und Wachsamkeit der Engländer gelang, dieser Schmach des Jahrhunderts ein Ende zu machen. Sodann aber standen geographische Hindernisse dem Forschungseifer entgegen in einem solch' hohen Grade, wie sonst nirgends auf einem Continente der Erde. Vor allem fehlte dasjenige, was sonst ein natürliches Eingangsthor in das Binnenland bildet, der Lauf der Ströme und ihre Befahrbarkeit, welche am Ausgange durch Delta oder Sumpfbildungen, in ihrem mittleren Laufe durch Kataraкte und Stromschnellen verhindert wird. Der Fußwanderer aber hat mit noch größeren Hindernissen zu kämpfen als der zu Wasser Vordringende. Ueberall stellt sich ihm ein undurchdringliches, echt tropisches Walddickicht entgegen, dessen Umgehung lange und ermüdende Wanderungen erfordert, wenn es überhaupt gelingt, den richtigen Pfad aufzufinden.

Diese hindernden Momente müssen festgehalten werden, um den bisherigen Gang der africanischen Entdeckungsgeschichte erklären zu können. Jetzt erfordert die theoretische Aufgabe, daß auch diese bekämpft werden, indem nunmehr von der Westküste aus der Eingang in diese africanische Wildniß zu erzwingen ist.

Es ist das Verdienst Adolf Bastians, zuerst Anstoß zu dem Plane gegeben zu haben, von der Loangoküste aus eine Expedition zu unternehmen, ein Plan, den er bereits im Herbste des Jahres 1872 der Berliner Gesellschaft für Erdkunde vorlegte, darin vollständige Billigung fand und überall in den maßgebenden Kreisen lebhaftes Interesse erweckte. Auch an der nothwendigen materiellen Unterstützung dieses so kostspieligen Unternehmens fehlte es nicht. Aus ganz Deutschland flossen in Folge der verschiedenen Aufrufe Mittel zusammen, von Privaten und Vereinen, so daß schon im April 1873 zur Bildung einer „deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Africa" oder kürzer: einer „africanischen Gesellschaft" geschritten werden konnte, deren Protectorat mehrere Fürsten Deutschlands, sowie die Senate der Hansestädte Bremen und Hamburg übernahmen. Was aber dem Unternehmen ganz besonders förderlich war und demselben ein stärkeres nationales Gepräge verlieh, war die Unterstützung, welche Se. Majestät der deutsche Kaiser aus dem Dispositionsfonds verlieh, eine Beihülfe, welche sich seitdem noch zweimal wiederholt und die Höhe von 225,000 Rmk. erreicht hat. Zugleich wurden der Gesellschaft die förderndsten Maßnahmen von Seiten des Auswärtigen Amtes und des Kriegs- und Marineministeriums zu Theil.

Wir gestatten uns, in kurzen Zügen einen Ueberblick über die Geschichte der africanischen Gesellschaft zu geben. Schon am 16. Mai 1873 konnte sich Dr. Güßfeldt, bis dahin Privatdocent in Bonn und von vorzüglicher Befähigung für eine so schwierige Aufgabe, als Führer der Expedition mit seinem Begleiter von Hattorf nach Africa über Liverpool einschiffen, nachdem er eine Summe von 18,000 Rmk. aus eigenen Mitteln zum Besten der Sache geopfert hatte. Wenige Tage später verließ auch der stets opferbereite Bastian Europa, um die Loangoküste einer vorläufigen Recognoscirung zu unterwerfen und dort eine bestimmte Basis für die weiteren Operationen wenn möglich zu gewinnen. Leider sollten die ersten Nachrichten, welche die Reisenden nach Berlin gelangen ließen, keine erfreulichen sein: Das Schiff, die „Nigretia", auf dem Dr. Güßfeldt sich befand, scheiterte unweit Freetown (Sierra Leone). Nur das nackte Leben hatten die Reisenden gerettet. Es mag von Interesse sein, den Bericht des Dr. Güßfeldt an den Vorstand über dies Unglück im Auszuge zu vernehmen:

„Man muß, um von Freetown aus die offene See zu gewinnen, zunächst in nordwestlicher Richtung gehen, längs welcher die Mündung des Sierra Leone River (Rokele) sich hinzieht, und alsdann das schlechtweg „The Cape" genannte Cap umsegeln, um die südliche Richtung halten zu können; das Cap hat einen Leuchtthurm mit rothem Feuer; vor dem Cap, etwa eine Seemeile von demselben entfernt, befindet sich ein Fels „The Carpenter Rock" genannt, den man zur Zeit der Ebbe aus dem Wasser hervorragen sieht, um dessentwillen das Leuchtfeuer eingerichtet ist. Wir hatten einen Lootsen an Bord, den Hafenmeister des Cap, einen Schwarzen, der uns gegen 8 Uhr 45 Minuten verließ. Ich befand mich mit von Hattorf auf dem oberen Deck, als ich gegen 9 Uhr plötzlich die Nothpfeife hörte und wenige Secunden darauf einen heftigen, mit dumpfem Krachen begleiteten Stoß verspürte; das Schiff war auf den Felsen aufgelaufen. Ueber unser Schicksal hatte ich keinen Zweifel. Ich begab mich sofort in meine Cabine, nahm mein Gold aus dem Koffer, packte einige der nothwendigsten Gegenstände für von Hattorf und mich in eine kleine Tasche, verschloß meine sämmtlichen Koffer und erwartete schweigend unser Schicksal; von Hattorf stand bei mir und zeigte große Kaltblütigkeit und Ruhe. Mittlerweile wiederholte das Schiff seine krampfhaften, dröhnenden Bewegungen, als ob eine mächtige Hand es hin und her schüttelte; die unausbleibliche Verwirrung trat ein, gesteigert durch das laute Schreien der schwarzen Weiber, die wir erst in Freetown an Bord genommen hatten. Die Nacht war sehr dunkel, da die Regenzeit gerade begonnen hatte und der Himmel dicht bewölkt war. Niemand hatte eine richtige Vorstellung davon, wie nah oder wie fern wir der Küste waren; man sah sich nur in dunkler Nacht auf offener See in einem Wrack; das Leuchtfeuer, das wir sahen, schien uns die Stelle zu bezeichnen, die wir zu vermeiden hätten. Wir feuerten Nothschüsse und ließen Raketen steigen; sie wurden nicht beantwortet; dennoch wußten wir, daß die „Bierfra", ein unserer Compagnie gehöriger Steamer, der nach Europa ging, im Hafen von Freetown lag. Das Wasser füllte bald die unteren Räume des Schiffs, namentlich den Maschinenraum. Der Capitain, Mr. Rowlands, ließ die Boote klar machen und alle Passagiere sich einschiffen. Die Schiffstreppe war so voll Menschen, daß ich fürchtete, sie möchte brechen. Die Liverpooler Passagiere kamen sämmtlich in dasselbe Boot; ich bestieg dasselbe mit meinen Uhren, dem Gelde und meinem kleinen Reisesack. Wir hatten nur 3 Ruder und nicht einen Weißen zur Bedienung, lauter Krooboys, die wir erst an demselben Tage in Freetown engagirt hatten für das Aus- und Einladen an den Küstenplätzen. Wir hielten uns eine

Digitized by Google

halbe Stunde in der Nähe des Wracks auf, ohne recht zu wissen, wohin wir uns am besten wenden könnten; denn auch die kleinen Boote waren nicht frei von der Gefahr an einem Felsen zu zerschellen. Endlich folgten wir einem Boot, das uns aufforderte, so zu thun und erreichten nach 1—1½ stündiger Fahrt die Küste in der Nähe des Leuchtthurms. Trotz des unermeßlichen Verlustes, den ich erlitten, dessen Größe zu übersehen mir selbst heute noch nicht möglich ist, mußte ich mich glücklich in meinem Unglück preisen. Daß wir verhältnißmäßig nahe der Küste strandeten, daß kein Tornado unser schwaches Fahrzeug überfiel und uns weiter in das offene Meer trieb, daß wir glücklich den Felsen der Küste entrannen und die Gefahr der Haifische uns fern blieb, von denen das Meer hier wimmelt, das sind Umstände, die auch einen tief gebeugten Muth zur Dankbarkeit anhalten müssen".

Die „Nigretia" wurde am folgenden Tage als „total wreck" erklärt und damit war der Expedition auch das verloren, was etwa gerettet worden und wenn auch später der Schaden von der Liverpooler Assecuranzgesellschaft ersetzt und von Berlin aus bald eine neue Ausrüstung nachgesandt wurde, so war immerhin eine sehr unangenehme Störung und Verzögerung des Unternehmens zu beklagen. Güßfeldt und Hattorf vertrieben sich die Pause, so gut es gehen wollte: sie machten wissenschaftliche Excursionen an der Sierra-Leoneküste. Endlich konnten sie die Reise nach dem Congo weiter fortsetzen; sie hofften, hier mit Prof. Bastian zusammenzutreffen.

Dieser war inzwischen in nicht geringer Aufregung und Besorgniß, als er zuerst in unbestimmten Gerüchten, dann allmählich bestimmter das Scheitern der „Nigretia" erfuhr. Er sah voraus, daß die Ankunft Güßfeldts dadurch sich verzögern würde und beschloß daher, die Zwischenzeit, um nicht unnöthig in Bananas und Kabinda bleiben zu müssen, zu einer Orientirungsreise an der Loangoküste zu benutzen. Wir haben die reichen Erfahrungen und wissenschaftlichen Resultate dieser Reise nunmehr in einem zweibändigen Werke*) Bastians vor uns. Der Autor gelangte schon damals zu der Ueberzeugung, daß es keinen Theil Africas gebe, der so erforschungsbedürftig sei wie der Strich der Loangoküste, daß keiner solch' reiche und überraschende Entdeckungen verspreche wie dieser. Das Wichtigste, was Bastian auf seiner Reise nach Africa erwirkte, war die Gründung der deutschen Station in Chinchoxo, etwa 1½ Meilen nördlich von Landana. Sie dient den Reisenden zum Stützpunkt, zur Vermittlung des Verkehrs mit dem Innern und der Küste, zum Aufenthaltsort wissenschaftlicher Beobachter, zur Aufbewahrung der Sammlungen. Auch soll die Station eine Art Vorschule für die Reisenden sein, um allmählich die Natur des Landes und seiner Bewohner, den Verkehr mit den Negern, die Art und Weise ihrer Verhandlungen, ihre Gebräuche, Sitten und Anschauungen kennen zu lernen. Die Gebäude, wenn man Häuschen mit Mattenwänden so nennen darf, liegen auf einem Grund und Boden, der ein Rechteck von 73 und 82 Schritte Länge bildet, von einem Bambuszaun eingefaßt. Die Station befindet sich in gesunder Gegend, mit gutem Trinkwasser in der Nähe; nur eine holländische Factorei leistet ihrer Existenz Gesellschaft. Mit den umwohnenden Negerprinzen wurde ein einmaliger Zoll von ungefähr 13 Pfd. Sterling vereinbart.

Interessant sind die ersten Eindrücke, welche die Reisenden in der ersten Zeit ihres Aufenthalts auf africanischem Boden empfingen. So hatte Herr von Hattorf, der später zurückberufen worden ist, gleich in den ersten Tagen das Glück, einer schwarzen Majestät vorgestellt zu werden. „Der König war in guter Laune, — so berichtet der africanische Interviewer, — und stellte mir seine fünf Frauen vor, für welche ich gewiß keine Sympathien empfunden haben würde, selbst nicht, wenn diese sechs Herrschaften es unterlassen hätten, mir in aller Eile eine ganze Galone Rum anszutrinken. Die Folge davon war, daß sie mir einen deutlichen Beweis ihres ehelichen Glücks dadurch zu erkennen gaben, daß sie sich tüchtig durchprügelten, eine Scene, die damit endete, daß die Damen bei mir Schutz suchten und auch fanden. Diese Scene war kaum vorüber, so entstand Allarm. Ich erfuhr jetzt, daß Krieg sei, um ein zerbrochenes Tam-Tam! Ein Götze wurde an einer Palme festgekettet, Weihwasser gekocht, die alten Feuerstein-Gewehre zur Schlacht gereicht und unter höllischem Lärmen ging es fort zur Schlacht. Ich steckte meinen Revolver ein, nahm meine Büchse der Sicherheit wegen zur Hand, ging mit und hatte die Freude, eine Negerschlacht mit anzusehen, natürlich ohne mich daran zu betheiligen. Ein großes Quantum Pulver wurde auf beiden Seiten verknallt, bis endlich nach langem Kampfe in nächster Nähe und kolossalem Lärm der Feind einen Verwundeten hatte. Dadurch war die Entscheidung der großen Schlacht herbeigeführt; im Triumph ging es zurück zum Tam-Tam oder zum Rum. Am andern Morgen war wieder genau dasselbe Schauspiel; dann kamen die Friedensunterhandlungen (Palaver), dann der Friede, der meiner Partei 15 Gewehre einbrachte".

Im Laufe des Jahres 1873 sandte der Vorstand den genannten Reisenden noch zwei andere nach, den Stabsarzt Dr. Falkenstein und den Mechaniker Otto Lindner, letzterer ist besonders vertraut mit der Reparatur von Instrumenten und Waffen. Auch ein Botaniker, Soyaux, wurde den Mitgliedern der Expedition beigesellt.

Das Wichtigste, was noch vor Ablauf des Jahres 1873 in den Annalen der Expedition zu verzeichnen ist, sind die Orientirungsreisen Dr. Güßfeldts, mit ihren belangreichen Resultaten für die Wissenschaft: Seine Reise nach der Waldlandschaft Majombe, die den Abfall des südafricanischen Plateaus bildet und nach dem unbekannten Reiche Jangela, seine Erforschung und Aufnahme des großen Quillusflusses. Schon Prof. Bastian hatte den Besuch des Quillu als dringende Nothwendigkeit betont. Es ist ein Fluß, der unserm Rhein an Größe kaum nachsteht; seine größte Breite beträgt 6—800 Schritt, für gewöhnlich 200—400, nur an der Felsenpforte Gotu tritt eine Verengung bis auf 25 Schritt ein. Dr. Güßfeldt gelangte, seinem Laufe folgend, mit großen Schwierigkeiten kämpfend, etwa einen Aequatorialgrad (= 15 geographische Meilen) weit, bis in das Land Jangela und betrat hier einen Boden, wo der Fuß eines wissenschaftlichen Reisenden wohl noch nie gestanden.

Der Beginn des Jahres 1874 inaugurirte sich ebenfalls mit einem Unfall, indem der Dampfer „Liberia", welcher den Rest der erneuerten Ausrüstung überbringen sollte, unterging. Doch auch dieser Verlust — eine Ausrüstung ist keine Kleinigkeit, sondern bedarf der umsichtigsten Fürsorge — wurde verschmerzt, namentlich im Hinblick auf die weiteren Erfolge Dr. Güßfeldts. Nach Vollendung seiner Quillureise, durch welche den bisherigen Plänen für ein Vordringen in das Innere eine gesicherte Grundlage gegeben zu sein schien, folgte im März 1874 die Reise an den Chiloango-Luz-Fluß, der die Grenze zwischen den alten Königreichen Loango und Kakongo bildet. Er führt auf den verschiedenen Karten verschiedene Namen, bald Loango-Luz, bald Chiloango und Kakongo; jedoch ist der erstgenannte der richtigere. Der Fluß war bisher geographisch ganz unerforscht: er theilte das Schicksal seiner mächtigeren Brüder, „von denen wir wohl wissen, wohin sie gehen, aber nicht, von wannen sie kommen".

Eine dritte Expedition Dr. Güßfeldts führte, nachdem ein nochmaliges Vordringen am Quillu gescheitert war, nordwärts zur Entdeckung des Nganga-Flusses, den der Reisende unter großen Schwierigkeiten stromaufwärts, bis etwa zur ersten Plateaustufe verfolgte. Es wurde nunmehr die Trägerfrage, die Art und Weise des Transports, eine der schwierigsten Fragen africanischer Entdeckungsreisen, in Angriff genommen. Da nämlich unter diesem Himmelsstriche, wo die Expeditionen sich bewegen, das einzige Fortschaffungsmittel der Kopf des Negers ist, weil alle größeren Hausthiere fehlen, so erhebt sich offenbar diese Frage zu einer Lebensfrage für den Fortgang des Unternehmens. Die Schwierigkeiten vermehrt noch der Umstand, daß die anarchischen Zustände und die feindliche Haltung der vielen kleinen Machthaber gegen einander die Benutzung einheimischer Neger für eine längere Reise unmöglich machen. Dr. Güßfeldt sah sich daher genöthigt, aus den portugiesischen Besitzungen Angolas Neger zu beschaffen, eine nicht leichte Aufgabe, die überhaupt gar nicht ohne Mitwirkung der portugiesischen Regierung zu Stande kommen konnte.

Er selbst war zu diesem Zwecke vor seiner zweiten Quillureise nach Angola gegangen, und hatte dort eine Truppe von 100 Negern engagirt, deren Brauchbarkeit später von Dr. Falkenstein geprüft wurde. Demnächst konnte mit der Disciplinirung dieser Hülfstruppen begonnen werden.

Außer dieser Schwierigkeit der Trägerfrage gibt es freilich noch andere Klippen, an denen leicht das ganze Unternehmen scheitern könnte: die Ernährungsfrage und die Gesundheitsverhältnisse. In Bezug auf die letzteren ist im Allgemeinen noch wenig zu klagen, obwohl noch keiner der Reisenden von Fieberanfällen ganz verschont geblieben ist. Auch gegen die häufig dort auftretende Pockenepidemie ist die Vorsicht der Impfung angewandt und namentlich an den Trägern vollzogen. Was die Ernährungsfrage anbetrifft, so hat der Vorstand in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Expeditionen in Wüsteneien und Waldwildnisse

*) Die Deutsche Expedition an der Loangoküste.

Digitized by Google

gerathen können, ein concentrirtes Nahrungspräparat, das auch in den deutschen Armeen zur Anwendung gekommen ist, hinausgesandt.

Was somit menschliche Fürsorge und Umsicht leisten konnten, ist weder vom Vorstande, noch von dem Führer der Expedition unterlassen worden. Dennoch sind die neuesten Nachrichten aus Africa nicht befriedigender Art; eine höhere Macht gleichsam wird in ihrem Eingreifen bemerkbar. Von den gemietheten Trägern ist nur eine kleine Zahl verwendbar geblieben; vornehmlich Krankheiten haben ihre Reihen gelichtet. Dem Aufbruch in das Innere stellt sich die Feindseligkeit der durch eine Hungersnoth demoralisirten Negerstämme entgegen und selbst bis in die nächste Umgebung der Station bringt die Habgier der Stammesfürsten.

Gleichwohl wird der Aufbruch der Güßfeldt'schen Expedition nach dem Innern im Monate Mai erfolgt sein.

Noch zwei andere Expeditionen sind dann der ersten des Dr. Güßfeldt gefolgt, die eine unter Führung des Geologen Dr. Oskar Lenz mit der Aufgabe, vom Ogowefluſse aus nach dem Centrum vorzudringen, die andere unter der Leitung des Major von Homeyer, der auf einem dritten Wege, von Kassandje aus, an der Grenze Ostangolas, den Weg nach dem Herzen Africas, nach dem Reiche des Muato Yambo versuchen sollte, so daß nun von drei Seiten her die Forschung sich dem Innern nähert. In Bezug auf die erstere Expedition sind bereits gewichtige Resultate zu verzeichnen.

Inzwischen wird der Vorstand, der seit der Abreise des Prof. Bastian nach America unter dem Vorsitze des Prof. Neumayer nnd mit der Unterstützung des Vorsitzenden der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, des Freiherrn von Richthofen, tagt, eifrig fortfahren, durch seinen wissenschaftlichen Beirath und seine materiellen Bemühungen, die Zwecke der Gesellschaft zu unterstützen. Bereits ist die Zahl der Mitglieder derselben in die Tausende gestiegen, deren geistiger Zusammenhang mit dem Fortschreiten der Entdeckungen durch das von dem Vorstandsmitgliede Prof. Koner herausgegebene „Correspondenzblatt der africanischen Gesellschaft" vermittelt wird.

So können wir schließlich nur noch den Wunsch aussprechen: Möge ein glücklicher Stern über dem muthvollen Beginnen der Männer deutscher Wissenschaft walten!

Moritz Meyer.

Notizen.

Die Bedeutung der Caroline Neuberin für die Hebung des deutschen Theaters ist bekannt. Ihre kühnen Reformbestrebungen, welche sie in Gemeinschaft mit Gottsched der im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts gänzlich verwilderten Schaubühne zutheil werden ließ, werden ihrem Namen in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst stets einen ehrenvollen Klang bewahren. Ebenso bekannt ist es leider auch, daß Deutschland die in ihrer Art große und bedeutende Frau, nachdem sie ihren eigenen Vortheil ohne kleinliche Bedenken ihrer reformatorischen Idee geopfert hatte, in ihrem Alter der Armuth Preis gab und im Elend sterben ließ, in einer Zeit, wo dasjenige, was sie angestrebt hatte, herrlich sich zu bewähren begann, und das Theater aus Schmuz und Verfall, hauptsächlich durch sie, zu einer Stätte des edlen Geschmackes und reinen Kunstgenusses sich emporgehoben hatte.

Vergessen von der Welt, müde gehetzt von den Verfolgungen ihrer Feinde, verlebte die alte Neuberin ihre letzten Jahre in Dresden in tiefster Armuth, durch Abfassung von Gelegenheitsgedichten und die Almosen weniger Freunde ihr Dasein fristend.

Der königliche Leibarzt Dr. Löber hatte ihr in seinem auf der Pirnaischen Gasse gelegenen Hause aus Mitleiden eine kleine Stube überlassen, aus welcher sie während des siebenjährigen Krieges das im Jahre 1760 stattfindende Bombardement der Stadt vertrieb.

Sie flüchtete, bereits erkrankt, mit der Familie Löber nach dem an der Elbe gelegenen Dorfe Laubegast, wo sie bald darauf starb, nicht nur bis an ihr Ende, sondern noch bis über ihren Tod hinaus von der Lieblosigkeit der Menschen und den Vorurtheilen gegen ihren Stand verfolgt.

Der alten Dulderin, der braven, gottesfürchtigen Frau ward kein ehrlich christliches Begräbniß zu Theil, man begrub sie, nach Angabe des Kirchenbuches von Lauban „in der Stille" an einem Sonntag, 1. Dec. 1760, an der Kirchhofsmauer, wie der Volksmund erzählt, mit äußerster Herzlosigkeit und Rohheit.

Unter dem Nachlaß der Neuberin befanden sich zwei Gedichte, die aus den letzten Lebensjahren derselben herrühren und, abgesehen von ihrem poetischen Werth oder Unwerth, einen rührenden Eindruck auf jeden fühlenden Menschen machen müssen.

Sie sind in der Gothaischen Theaterchronik vom Jahre 1777 abgedruckt und vermuthlich nicht weiter bekannt geworden. Ein Warschauer Freund, den sich die Neuberin wahrscheinlich während einer Kunstreise in Rußland, im Jahre 1740 gewonnen hatte, mochte von ihrer elenden Lage gehört haben und sandte ihr ein Geldgeschenk, für welches sie ihm mit folgendem Gedicht ihren Dank sagte:

Entfernter Freund!

Du denkst an mich, da mich mein scheinbar Glück verlassen.
Durch welchen Antrieb ist's geschehn, was soll ich für Gedanken fassen?
Die allerbesten, die mich rühren, daß durch Dich eine höhre Macht
Durch überzeugende Beweise an mich und meine Noth gedacht.
Ist noch ein kleiner Werth bei mir, so wird er durch Dein Angedenken,
Durch die verborgnen Führungen mir noch die Ueberzeugung schenken,
Daß ich ihn niemals kann verlieren, mein Schicksal sey so hart es will,
Ich schweige bei den größten Stürmen geduldig und gelassen still.
Genug, ich hab es vor der Welt durch meine Handlung nicht verschuldet,
Den Muthwill und das Vorurtheil sehr wohl gemerkt und doch geduldet.
Und großer Leute falsche Meinung mit Ueberlegung eingesehn,
Oft kann der allergrößte Weise sein denkend Wesen nicht verstehn.
Das hat mir starken Muth gemacht, dem Böbelhaften Lärm zu weichen,
Und nur zu suchen innerlich die wahre Ruhe zu erreichen.
Dadurch kann ich im Unglückswetter noch größer als mein Schicksal seyn,
Daß ich die Schläge willig trage; mit einem Wort, ich schick mich drein.
So kann nichts niederträchtiges mein Unternehmen schimpflich machen,
Ich ehre meine Noth in mir, und kann sie öfters noch belachen.
Die Freundschaft, die Du mir erwiesen, erfordert wahre Dankbarkeit,
Die will ich suchen auszuüben durch meine ganze Lebenszeit.
Dreßden, den 26. Dec. 1758. F. C. N.

Einige Zeit darauf erhielt sie von demselben Wohlthäter eine doppelt so große Geldsumme wie die erste, die er mit einigen Versen begleitete, auf welche die alte Neuberin noch einmal in Versen dankte, wahrscheinlich die letzten, die sie schrieb.

Freund!

Erstlich dank ich Deiner Güte und Großmuth, die mich neu beschenkt,
Es rührt mich, daß Dein edles Herze sich meines Schicksals wegen kränkt
Es sind von so viel Tausenden, die mich vor diesem gerne nannten,
Doch zehen (du vermehrst die Zahl) für mich von Todten auferstanden.
Das edle Denken von so vielen ist in die kleine Zahl gelegt
Die nach dem Maaß der guten Meinung die größern Zahlen überträgt.
Der redlich gute, wahre Freund, der Deine Gabe mir gereichet,
Ist mit von der bestimmten Zahl, die mir fast täglich Guts erzeiget.
Bedenke nur in mir die Freude, die fast den größten Kummer hebt,
Daß doch in meinem Vaterlande für mich noch Freund und Gönner lebt.
Viel brauch ich nicht, ich nehm fürlieb und hüte mich für vielen Klagen,
Denn was mir fehlt, das darf ich ja dem höchsten Himmelskönig sagen.
Wen Der nur will zum Werkzeug machen, der steht bey Ihm und nicht bey mir,
Den ehr' ich als von Ihm gesendet und danke Ihm und den dafür.
Zuweilen fällt es etwas schwer, zumal wenn Krankheitsfälle kommen,
So wie bisher der Umstand war, doch hat auch dieser abgenommen.
Ich tröste mich mit großen Ständen, die liegen an Gesundheit krank,
Und lieben ihr verborgnes Fieber, das quält mich nicht, ach Gott sei Dank!
Jetzund bin ich nur Neuberin und weder Liesgen noch Jayre,
Doch sticht mich noch der junge Geck, das Quodlibet und die Satyre.
Wovon mag doch der Wurm noch leben, ich geb ihm weder Brod noch Wein,
Auch von mir keine Nahrungssäfte, doch schleicht das Ungeziefer ein.
Ich wollt' mir wär die stolze Welt so fremd als wie dem kleinsten Kinde,
So thät ich doch zum wenigsten nicht öfters eine Einsichtssünde.
Genug, verzeih, ich schreib zu kränklich, doch in dem Punkt denk ich gesund,
Mich Deiner Güte werth zu machen, und danke Dir aus Herzensgrund.
Dreßden, den 18. Febr. 1759. F. C. N.

Digitized by Google

Lange nach dem Tode der Neuberin, nachdem der Krieg vorüber war, gedachte man des Unrechtes, welches man an der Reformatorin des deutschen Theaters begangen hatte, und suchte, was man während ihres Lebens versäumt, an der Todten gutzumachen.

Das Ergebniß einer angestellten Sammlung ermöglichte es, ein Denkmal zu errichten. Als Platz dazu hatte man das Grab der Neuberin ausersehen, erhielt aber nicht die Erlaubniß es daselbst aufzustellen und so wurde es in der Nähe des Sterbehauses, am Strand der Elbe errichtet. Das Denkmal war aus Pirnaischem Sandstein gemeißelt und zeigte auf drei Seiten Embleme der Schauspielkunst, auf der vierten Seite, welche der Landstraße zugekehrt war, befand sich folgende Inschrift:

„Dem verdienten Andenken Einer Frau voll männlichen Geistes, der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Inhaberin des guten Geschmackes auf der deutschen Bühne, Carolinen Friederiken Neuberin geb. Weißenbornin aus Zwickau, welche, nachdem sie dreißig Jahre hindurch sich und Teutschland Ehre gemacht, endlich zum Lohne ihrer Arbeiten zehn ganze Jahre lang alle Beschwerden des Alters und der Armuth, nur von wenig Freunden unterstützt, mit christlicher Großmuth gelassen ertragen hatte, aus dem durch Bomben eingeäscherten Dreßden mit schon krankem Leibe flüchtend, hier in Laubegast elend starb und in Lauban armselig begraben ward, widmeten diesen Stein einige Kenner ihrer Verdienste und Liebhaber der Kunst in Dreßden im Jahre 1776.

Pauline Schanz.

* * *

Die Altardecke, welche wir in Nr. 31 erwähnt haben, befindet sich im Besitze des Professors an der königlichen Kunstschule, A. Kaselowsky. Sie ist ungefähr 9 Fuß lang und 2 Fuß breit, aus gelblich schimmerndem Seidenstoff und mit sehr starkem Leinen unterlegt. Der Vorwurf der Stickerei ist derselbe, den Carus Sterne in Nr. 29, S. 36 beschreibt. Maria sitzt, die Hände über die Brust gefaltet; das Einhorn flüchtet in ihren Schooß, von vier Hunden verfolgt, welche der Engel der Verkündigung an einer Leine hält. Aus dem Horne, in welches er bläst, ragt ein Wortstreifen mit der Inschrift: „Ave Maria gratia plena, dominus tecum"; in gleicher Art trägt jeder Hund einen Zettel, welcher seinen Namen enthält; sie heißen humilitas, veritas, caritas und castitas. Die Scene des ganzen Vorganges ist der Tempel von Jerusalem, dessen Hauptkennzeichen — der siebenarmige Leuchter und die Bundeslade (archa testamenti) — die Mitte der Decke einnehmen, während die beiden Pforten des Tempels die ganze Zeichnung rechts und links abschließen; vor denselben steht rechts die Mutter, links am goldenen Thor der Vater Marias. Am originellsten ist der Vorgang der unbefleckten Empfängniß. Rechts, oben von der Gottesgebärerin — auf der Decke mit „Ecce, ancilla domini" bezeichnet — schwebt eine Wolke, von der aus eine Art von Strahlenbündel nach dem Haupte der Jungfrau geht, über dem bereits der heilige Geist schwebt, während ein kleiner Christus, ein Kreuz tragend, oben aus der Wolke hinabgleitet.

Zwei kleine, neben einander angebrachte Schilder tragen die Inschrift „Tota pulchra es amica mea et macula non est in te", — und um die ganze Länge der Decke ziehen sich, friesartig angebracht, die Worte: „Merito in te respiciunt oculi totius creaturae, quia in te et per te et de te benigna manus omnipotentis quidquid creaverat recreavit". Der Charakter des Ganzen, die Schriftzeichen und deren Abkürzungen weisen auf das 14. Jahrhundert, doch mag die Decke selbst später nach einer Vorlage aus jener Zeit gemacht sein.

Die Arbeit, welche sie zeigt, kann nicht als genau zeitbestimmend angesehen werden. Auf dem gleichfarbigen Grund sind die Figuren, die aus Seide ausgeschnitten sind, mit dunkeln, schmalen Borten festgenäht, welche theilweise mit Gold durchzogen sind. Das Altartuch ist, wie mir scheint, das Geschenk eines adeligen kinderlosen Ehepaares. Unter den Figuren der Eltern Marias sind Wappen angebracht, ohne Helmzier — leider konnte ich über die Familien keinen Aufschluß finden —. Jedenfalls ist die Vermuthung nicht zu kühn, daß unter dem Bilde Jacobs das Wappen des Mannes, unter dem der heiligen Anna das der Frau angebracht worden ist.

Was den Zustand der Decke betrifft, so kann man mit Recht behaupten, daß sie selten gut erhalten ist; sehr wenige Stellen sind rissig und nur die Farben sind natürlicherweise vollkommen verblaßt, wenn man sie auch noch zu erkennen vermag. **H. v. L.-H.**

Vom Büchertisch.

Unter den Festspielen zur Sedanfeier verdient das Arnold Weisse'sche „Ein deutscher Tag" (Hamburg 1875, Gustav Diedrich & Co.) erwähnt zu werden. Der Dichter hat in recht gelungener Weise die Realität mit der Allegorie verbunden. Außer dem norddeutschen und dem süddeutschen Soldaten sowie einigen anderen Personen des wirklichen Lebens läßt er die Geschichte, den Frieden, die Dichtung ꝛc. in dieser Gelegenheitsdichtung erscheinen. Ein warmer patriotischer Zug geht durch das kleine Stück, das in recht gutem Deutsch geschrieben ist und seine Bühnenwirksamkeit bei früheren Aufführungen, namentlich auch in Hamburg, schon bewährt hat. Die Theaterdirectoren, welche den Sedantag festlich begehen wollen, werden gut thun, sich das Weisse'sche Stück anzusehen.

Gleichzeitig machen wir auch auf ein Gedicht „Zur Sedanfeier", von Emil Rittershaus aufmerksam (Barmen, J. Taddel). Rittershaus verfügt bekanntlich wie Wenige über den Treitschke'schen „Brustton der Ueberzeugung", und ist also gerade zum Prologdichter bei vaterländischen Festen wie geschaffen.

Beiträge zur Pädagogik. 1. Heft. Löwenberg i. Schl., Köhler.

Brockhaus, Conversationslexikon. Heft. 3—20.

Die zwölfte Auflage der vorzüglichen Encyklopädie ist durch viele Artikel vermehrt und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Gediegenheit des Werkes noch bedeutender geworden ist.

J. S. Bloch, die Juden in Spanien. Leipzig, Oskar Leiner.

Eine mit sehr tüchtigem Wissen und großem Fleiße gearbeitete Skizze, welche die wissenschaftliche und poetische Thätigkeit der Juden in Spanien darstellt.

F. W. Hackländer, Sorgenlose Stunden. Heft 17. Der schöne Camill, von Jul. Grosse. Heft 18. Eine Viertelstunde Vater, von F. W. Hackländer. Stuttgart, Kröner.

Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Herausgegeben von Dr. Robert Dohme. Leipzig, Seemann. 1. Lieferung. (Besprechung folgt.)

Dr. Wilhelm Schmidt, Römische Straßenzüge bei Traunstein. München, Wolf.

Julius Walter, Neue Sprudelsteine. Ein Carlsbader Bilderbuch. Wien, Rosner.

Adolf Kohut, Was lehrt die Bibel über den Gehorsam gegen Staat und Obrigkeit? Düsseldorf, Buddeus.

In kurzer, gedrungener Weise liefert der Autor den Beweis, daß das Berufen der Ultras auf die Bibel, um ihren Uebergriffen gegen den Staat Autorität zu geben, einfach eine Unwahrheit ist.

Ernst Förster, Peter von Cornelius. (Holtzendorffs Sammlung wissenschaftl. Vortr.) Berlin, Habel.

H. Tollin, Dr. M. Luther und Dr. M. Servet. Berlin, Mecklenburg.

Franz Reber, Geschichte der neuern Deutschen Kunst. Stuttgart, Meyer & Zeller.

Philosophische Gesellschaft in Berlin, Verhandlungen. Heft I.: Lasson, Causalität und Teleologie. Frederichs, die Principien des kritischen Idealismus.

Bruno Bucher, Geschichte der technischen Künste. V. Lief.: Miniatur.

Paul Lindau, Vergnügungsreisen. Stuttgart, Simon.

Eine Sammlung älterer Aufsätze aus dem „Salon", der „Neuen fr. Presse" ꝛc.

Dr. Rodbertus-Jagetzow, Zur Beleuchtung der socialen Frage. Berlin, Schindler.

Lenormant François, die Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien. Bd. I. Die vorgeschichtliche Archäologie von Aegypten. Bd. II. Chaldea, Assyrien und Phönizien.

Sir John Lubbock, die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des menschlichen Geschlechtes erläutert durch das äußere und innere Leben der Wilden. Nach der 3. Aufl. übers. von A. Passow mit einem Vorwort von Virchow. (Mit 20 Illustr. u. 6 illum. Tafeln.) Beide Werke erschienen bei Costenoble in Jena.

Digitized by Google

Inserate.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

Weltbürgerthum
und
Vaterlandsliebe der Schwaben,
insbesondere von 1789—1815.
Von
Adolf Wohlwill.
Preis 2 M.

Oden von K. W. Langlotz.

Dies Schriftchen ist als Aufforderung an die Lichtfreunde gedruckt und wird nun nach Erreichung seines Zweckes der weiteren Oeffentlichkeit übergeben. Von der Buchhandlung des Hrn. **Carl Brandes, Hannover,** zu beziehen. Preis 50 Pfennige.

VICTORIA
ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das
Einmachen und Aufbewahren
der
Früchte und Gemüse,
nebst einer Anleitung zur Bereitung von **Fruchtsäften, Marmeladen, Conserven, Gelées etc.**
Zum Gebrauch für Haushaltungen aller Stände
herausgegeben von
Charlotte Wagner.
Preis 1 M.
☛ Allen Hausfrauen zur jetzigen Saison bestens empfohlen.

Bei **Otto Meissner** in Hamburg ist eben erschienen:

OSIRIS.
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
Erster Band. 10 Mark 50 Pf.
Das Werk enthält eine ausführliche Kosmogenie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart.

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER.
Belgien und Holland. 13. Aufl. 1875. 5 M. — **Mittel- und Nord-Deutschland.** 16. Aufl. 1874. 6 M. — **Süd-Deutschland und Oesterreich.** 16. Aufl. 1878. 6 M. — **Deutschland und Oesterreich** complet in einem Bande. 15. Aufl. 1872. 10 M. — **Oesterreich-Ungarn.** 16. Aufl. 1878. 4 M. — **Südbaiern und die oesterr. Alpenländer: Tirol, Salzburg etc.** 16. Aufl. 1874. 5 M. — **Ober-Italien.** 7. Aufl. 1874. 6 M. — **Mittel-Italien.** 4. Aufl. 1874. 6 M. — **Unter-Italien.** 4. Aufl. 1874. 6 M. — **London.** 5. Aufl. 1875. 5 M. — **Palaestina und Syrien.** 1875. 15 M. — **Paris.** 7. Aufl. 1870. 4 M. 80 Pf. — **Rheinlande.** 18. Aufl. 1874. 4 M. 80 Pf. — **Schweiz.** 16. Aufl. 1875. 6 M. — **Conversationsbuch** in 4 Sprachen. 22. Aufl. 3 M.

Soeben erschien:
Bardengesang
aus Kleist's
Hermannsschlacht
für eine Singstimme (oder Chor unis.) mit Begleitung des Pianoforte
componirt von
L. Schlottmann.
Preis 50 Pf.
C. A. Challier & Comp. in Berlin.

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

OPERN-SCENARIEN.
Die
Inscenirung und Characteristik
italienischer, französischer und deutscher Opern.
Leitfaden f. Regisseure, Capellmeister und Opernsängen, für Theater-Directionen und Opernfreunde
von
Herrmann Starcke.

Lieferung 1.
Lucrezia Borgia.
Oper von **Donizetti.**
Preis 1 M. 50 Pf.

Lieferung 2.
Die Jüdin.
Oper von **Halévy.**
Preis 1 M. 50 Pf.

Lieferung 3.
Romeo und Julie.
Oper von **Gounod.**
Preis 1 M. 50 Pf.

In Vorbereitung befinden sich:

Lieferung 4.
Robert der Teufel.
Oper von **Meyerbeer.**

Lieferung 5.
Norma.
Oper von **Bellini.**

Lieferung 6.
Rigoletto.
Oper von **Verdi.**

Die Opern-Scenarien werden fortgesetzt.

☛ Es bedarf wohl kaum eines besonderen Hinweises, dass die obengenannten **Opern-Scenarien** in der dramatisch-musikalischen Literatur eine bis jetzt alleindastehende **Novität** bilden, die von Allen, welche der Bühne nahe stehen, mit freudiger Ueberraschung begrüsst werden dürfte.

Einbanddecken zum 7. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".
Georg Stilke.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 28. August 1875. Band VIII.

AP 30 G75 v.8 no.35

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Politische Briefe aus Oesterreich. Von Austriacus. I. — Ein gefälschtes Einschiebsel in einer Rede Lord Derbys. Von Karl Blind. — Expräsident Andrew Johnson. Von Udo Brachvogel. — **Literatur und Kunst:** Indische Sprüche. Aus dem Sanskrit von L. Fritze. — Elsbeth. Eine Erzählung von Gottfried Nessel. Besprochen von Paul Lindau. — Die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand. Von Otto Zacharias. — Neue dramatische Erscheinungen. „Der Sturz des Hauses Alba." Von A. S. C. Wallis. Besprochen von Th. Wenzelburger. — Ein kritischer Beitrag zu Büchmanns „geflügelten Worten". Von Friedrich Latendorf. II. — **Aus der Hauptstadt:** Vom Berliner Kunstverein. Von v. L. — Notizen. — Inserate.

Politische Briefe aus Oesterreich.

I. Die auswärtige Politik.

Der völlige Stillstand der Tagespolitik gibt mir die Gelegenheit, einmal zusammenfassend von der Situation in Oesterreich-Ungarn zu sprechen, seine Position im Concerte der europäischen Großmächte und das System seiner Politik im Innern in's Auge zu fassen. Es wird ohnehin dem Nichtösterreicher einigermaßen schwer, sich in den Irrgängen der österreichischen Verhältnisse zurechtzufinden, die verschiedenen auftauchenden „Fragen", mit welchen die Wiener Presse sich zu beschäftigen die traurige Aufgabe hat, die Demonstrationen der verschiedenen Nationalitäten und Parteien, in den einzelnen „Königreichen und Ländern" zu verfolgen. Um so willkommener dürfte den Lesern der „Gegenwart" eine allgemeine Orientirung über die auswärtige und innere Politik unserer zweigetheilten Monarchie sein.

Wir stellen die Besprechung der auswärtigen Angelegenheiten als dem fremdländischen Leser wichtiger und interessanter voran. Constatiren wir vor Allem, daß seit dem Jahre 1872 unsere auswärtige Politik mit dem Drei-Kaiser-Bündniß eine sichere und feste Basis gewonnen hat, die ihr seit Jahrzehnten gefehlt hat. Unter Felix Schwarzenberg verband uns die innigste Freundschaft mit Rußland, und Oesterreich überraschte durch seinen berühmt gewordenen „Undank" im Krimkriege; es stellte sich auf Seite der Westmächte, machte mobil, negociirte ein großes Nationalanlehen, besetzte sogar die Donaufürstenthümer, stellte ein Observationscorps in Galizien gegen Rußland auf, ließ gleichwohl die Westmächte, welche Oesterreich zur Cooperation aufgefordert hatten, im Stich und nöthigte sie dadurch, den Krieg in die unwirthbare Krim zu verlegen, die langwierige Belagerung von Sebastopol durchzuführen. Es war damals ein Moment, in welchem Oesterreich an Frankreichs, Englands und Piemonts Seite hätte treten können: Buol-Schauenstein that das nicht. Jetzt begann Oesterreichs traurige Isolirtheit; Rußland zahlte ihm zum ersten Male seinen Undank heim; Preußen, dessen „neue Aera" damals begann, das sich anschickte die nationale Rolle Piemonts in Deutschland zu spielen, trat nicht an seine Seite, aber auch nicht der Deutsche Bund. So verlor Oesterreich die Lombardei. Der schwäbische Junker Graf Rechberg glaubte das in Italien verlorene Prestige in Deutschland herstellen zu können, in einem Augenblicke, wo der Nationalverein sich über ganz Deutschland verbreitete, in der Presse und auf den Lehrkanzeln allgemein Oesterreich als das Hinderniß der deutschen Einigung proclamirt wurde. Weder Rechberg noch Mennsdorff dachte daran, für Oesterreich um Allianzen zu werben.

Oesterreich blieb unversöhnlich gegenüber Piemont, ließ die italienische Wunde an seinem Leibe offen, forderte Rußland durch seine Haltung im polnischen Aufstande, durch seine Betheiligung an den „identischen Noten" heraus, Galizien ward zum Heerd einer revolutionären Propaganda, zum Arsenal für den polnischen Aufstand; dazu nahm Oesterreich gleichzeitig den Kampf mit Preußen um die Hegemonie in Deutschland durch den Fürstentag zu Frankfurt und seine die Nation unbefriedigenden Bundesreformprojecte auf und hatte den Muth, außerdem noch die Rolle eines Wächters der alten Ordnung der Dinge, eines Hortes der katholischen Interessen zu übernehmen. In einer unbegreiflichen Verblendung alliirte es sich mit Preußen 1864 zur Befreiung der Elbherzogthümer lediglich aus Eifersucht, mit demselben Preußen, das es als einen „Erbschleicher" ansah, und man hatte das seltene Schauspiel, daß Oesterreich, der Präsident des Bundestages, diesen verleugnete, als „Vormacht" Bayern und Sachsen aus Norddeutschland hinausdrängte, die Stadt Frankfurt mit bedrohte, und dann, als es zu spät Preußens Politik erkannt hatte, in letzter Stunde sich eiligst wiederum zur Bundestagspolitik bekehrte, nur um die Bundescontingente aufbieten zu können. Von aller Welt verlassen erlag Oesterreich in dem Doppelkriege von 1866 und verlor gleichzeitig seine Weltstellung in Deutschland und Italien. Die unfertigen Verhältnisse Europas von 1867—71 einerseits, die Schwierigkeit, allen Principien zu entsagen, die Unversöhnlichkeit einzelner Kreise, die allerdings nur schwache Hoffnung, den verlorenen Besitz wieder zu erhalten, die begreifliche Angst vor der Rückwirkung der nationalen Staatenbildung auf ein Gemeinwesen wie Oesterreich, das den Beruf zu erfüllen hat, 26 Nationalitäten in dem Rahmen eines mächtigen Staatengebildes zu erhalten anderseits — all' dies hinderte Oesterreich, sich sofort mit den anderen Staaten in's Gleichgewicht zu setzen. Es war dies auch keine Kleinigkeit; denn Oesterreich hatte Jahrhunderte alten Traditionen zu entsagen, sich, so zu sagen, in eine ganz neue Rolle einzuspielen, mit demselben Besitzstande, unter demselben Herrscher neue Ziele seiner Politik zu verfolgen. Dazwischen kamen die Lockrufe der süddeutschen Volkspartei, der bayrischen Ultramontanen, des Kaisers der Franzosen. Sie umschmeichelten Oesterreich mit der Hoffnung, sein früheres Prestige wieder erlangen zu können. Ohne zu Feindseligkeiten zu schreiten, schien Oesterreich die Umstände, die definitive Gestaltung Europas abwarten zu wollen.

Rascher als Jemand auf der Welt es erwartete, trat die definitive Gestaltung des Welttheils ein. In den September-

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

tagen von 1870 vollendete sich der Proceß unseres Jahrhunderts, Deutschland und Italien gewannen gleichzeitig ihre Einheit. Die Hoffnungen auf eine Restauration der alten Verhältnisse in Deutschland und Italien schwanden völlig; die weltliche Herrschaft des Papstthums war bis auf den Rest vernichtet; der letzte Gedanke an die Wiederherstellung der Regierung der österreichischen Prinzen von Modena, Toscana, des kaiserlichen Schwagers von Neapel, der exilirten fürstlichen Gäste Oesterreichs von Hannover und Hessen mußte schwinden. — Jetzt galt es, mit völliger Entsagung, mit vollster Verleugnung persönlicher Sympathien, sich in die neuen Verhältnisse zu finden, innigere Beziehungen zu den Nachbarstaaten zu suchen; dies Bestreben, lange schon in den Volkskreisen vorherrschend, brach sich nun auch in den leitenden Regionen Bahn. Die Dienste des deutschen Reichskanzlers machten sich in jeder Richtung Oesterreich zu Nutze geltend; er kittete das Band fester, welches Deutschland und Oesterreich verknüpfte, er vermittelte endlich einen dauerhaften innigen Verkehr Oesterreichs mit Rußland und richtete das Drei-Kaiser-Bündniß als ein Bollwerk des europäischen Friedens auf. Mit diesem ist Oesterreich aus langer Isolirtheit hervorgetreten; es sieht sich nicht blos versöhnt, sondern innig vereint mit seinen Nachbarn und besitzt darin eine Garantie seines Bestandes. Im Jahre 1871 trafen sich Franz Joseph und Kaiser Wilhelm in Wels; ihre Begegnung war kühl; sie schieden aber als Freunde. Damals ergriffen einige erlauchte Persönlichkeiten in Ischl vor dem deutschen Kaiser die Flucht. Aber im Herbste 1872 fanden sich die drei Kaiser in Berlin und von diesem Zeitpunkte datirt und dauert das innige Einvernehmen der drei Mächte. Die Weltausstellung 1873 führte die Monarchen von Italien, Deutschland und Rußland nach Wien, das Jahr 1874 bekräftigte das Einvernehmen der Herrscher, und des Kaisers von Oesterreich Besuch in Petersburg und Venedig, wie die Entrevuen von Eger und Ischl, das Zusammentreffen der drei Kronprinzen in Wien jüngst am Grabe des Kaisers Ferdinand, sind ebensoviel Beweise, wie sehr man Oesterreichs Freundschaft nunmehr schätzt. Mancherlei Symptome deuten darauf hin, daß selbst in jenen Kreisen, in welchen man, ob mit Recht oder Unrecht, ein noch nicht völliges Versöhntsein mit einer trüben Vergangenheit vermuthete, nunmehr das Verständniß für die Situation und ihren Vortheil für Oesterreich vorwaltet. Der Umstand, daß Erzherzog Albrecht den Kaiser und die Kaiserin von Deutschland besucht hat und im intimsten Verkehr mit ihnen verweilte, der noch deutlicher sprechende Umstand, daß der Großherzog von Toscana sich zur Begrüßung des Kronprinzen Humbert von Italien begab, ist gewiß nirgends unbeachtet geblieben. So gewährt unsere auswärtige Politik uns Oesterreichern das befriedigende Schauspiel des allerbesten Einvernehmens der österreichisch-ungarischen Monarchie mit den europäischen Großmächten.

Wir haben, wie billig, die sachliche Darlegung der Verhältnisse vorangestellt; es ist nun vielleicht auch nicht von Ueberfluß, Einiges über den Urheber dieser Situation, den Lenker unserer auswärtigen Politik, den Grafen Andrássy zu bemerken. So einfach die Politik Oesterreichs im gegenwärtigen Augenblicke ist, so sehr sie gegeben erscheint, wenn sie auch erschöpft sein mag mit dem Satze „Friede und Freundschaft mit den Nachbarn“: das Verdienst des Grafen Andrássy ist ein unbestrittenes. Wir haben allerdings keine diplomatischen Campagnen zu führen; allein nichts zu verderben, die Politik auf jene einfachen, festen Geleise zurückzuführen, sie in diesen Linien zu erhalten, war an sich schon ein Kunststück. Die alten Diener der Staatskanzlei, die an den Traditionen des Bundestages genährt worden sind, die Franzosen aus legitimistischen Familien, die „ausländischen“, d. h. aus Hessen, Baden, der katholischen Schweiz stammenden Beamten des auswärtigen Departements staunen darüber, daß es so gar nichts zu thun gebe, wundern sich über die mageren Einläufe der Agenten, klagen über den Mangel an „Geheimnissen“. Sie finden das Gebaren des Ministers dilettantisch und rufen die Manen der berühmten Vielschreiber der Staatskanzlei vergeblich an. Es gibt auch nicht Wenige in der „großen Welt“, die da meinen, Graf Andrássy behandle die Dinge cavalièrement, und gar bedenklich sei, daß er sichtbar eigentlich nicht Politik treibe, er opfere das Ansehen des Staates. Dergleichen hört man häufig und liest man noch öfter in ultramontanen Journalen, die uns mitunter zu verstehen geben, Graf Andrássy leide an der ungarischen Nationalkrankheit, der „Faulheit“. Nun, es ist allerdings wahr, die Zeit der scharfen „Noten“ ist vorüber, auch in Journalen ist das auswärtige Amt nicht redselig, ein „Entre filet“ im „Pesther Lloyd“ ist eine Seltenheit und von eigenen Leibjournalen weiß man hier nichts. Das von Beust eingeführte „Rothbuch“ wird zwar noch ausgegeben; allein sein Inhalt reducirt sich meist auf handelspolitische Berichte der Agenten. Graf Andrássy hat in Bezug auf Roth-, Blau-, Gelb- und Grünbücher ungefähr dieselbe Ansicht wie der Reichskanzler Fürst Bismarck. In dieser Beziehung, wie in mancher anderen ist Andrássy ein verkörperter Gegensatz seines Vorgängers Beust, dessen Vielschreiberei und Redseligkeit nur Verlegenheiten herbeigeführt hat. Andrássy ist ein Naturalist; er ist kein geschulter Diplomat, er hat keine diplomatische Carriere durchgemacht. Als ein ungarischer Graf, ein Angehöriger einer mit der Geschichte Ungarns vielfach verknüpften Magnatenfamilie ist er eigentlich ein ungarischer Parlamentarier und hat sich als Stifter des österreichisch-ungarischen Ausgleiches und transleithanischer Ministerpräsident bewährt. Aber er ist im Besitze des gesunden Menschenverstandes und von ihm nahm er die Directive für sein Handeln in der auswärtigen Politik. Daß er sich nicht von specifisch magyarischen Vorurtheilen leiten läßt, beweist seine Annäherung an Rußland, seine Orientpolitik, in welcher die österreichischen Südslaven als werthvolle Schachfigur erscheinen, sein warmes Interesse für Deutschland, trotzdem er als Flüchtling Jahre lang in Paris gelebt und daselbst französisches Wesen genau kennen gelernt hat. Als Thiers 1870 auf seiner Reise an die Höfe von London, Florenz, Petersburg und Wien hier weilte, besuchte er nebst Beust auch den ungarischen Ministerpräsidenten Andrássy. „C'est un homme généreux, le comte d'Andrássy“ sagte Thiers zu einem ihm befreundeten Abgeordneten der österreichischen Linken. Dieser erstaunt, fragte den französischen Staatsmann, ob er etwa bei Andrássy mehr für Frankreich erreicht als bei Beust. „Erreicht?“ erwiderte Thiers, gar nichts; „néanmoins, il est un homme généreux“. Andrássy verzichtet auf kleinliches Geltendmachen des österreichischen Einflusses und Zweideutigkeiten, wie Beusts Eingreifen in der Luxemburger Frage oder dessen Briefwechsel mit Grammont sind bei Andrássy undenkbar. Es scheint, daß man in Berlin ein unbedingtes Vertrauen in Andrássy setzt, wie derselbe hinwiederum ein nicht zu erschütterndes Vertrauen auf Bismarck bewahrt. Einen eclatanten Beweis dafür gab die Derby'sche Friedensmediation im heurigen Frühjahre. Andrássy lehnte jede Mitwirkung an der Friedensvermittelung rundweg ab, und als der englische Botschafter mit siegesstolzer Miene verkündete, es sei gelungen, in Berlin die friedliche Stimmung herzustellen, versicherte Andrássy, es sei nichts herzustellen gewesen; er hätte von allem Anfange an dieser Versicherung gar nicht bedurft, weil er die Bismarck'sche Friedensintention genau gekannt habe. Kaum hätte irgend ein anderer Diplomat darauf verzichtet, auch „mit dabei“ zu sein.

Ein großer Vortheil für die Action des Grafen Andrássy liegt in dem großen Vertrauen, das ihm die Delegationen des österreichischen Reichsrathes und des ungarischen Reichstages entgegenbringen. Der bloße Umstand, daß Beust des Ungarischen nicht mächtig war, demnach stets durch einen ungarischen Sectionschef in der ungarischen Delegation vertreten werden mußte, beraubte ihn einer wichtigen moralischen Stütze; Andrássy, beider Idiome gleich mächtig, tritt persönlich in beiden Delegationen für seine Politik ein. Noch mehr als in Berlin schien man in Petersburg an Beust Anstoß zu nehmen und lohnte dessen ehrlich gemeinte Bestrebungen zur An-

Digitized by Google

näherung der beiden Mächte mit jener suffisanten Erwiderung, in welcher Oesterreichs „Undank" illustrirt wurde. Daneben erhielt Beust eine persönliche Abfertigung der schlimmsten Art, indem er daran erinnert wurde, daß er, als sächsischer Minister, ohne alle Noth, gegen Rußland für Polen aufzutreten wagte. Graf Andrássy wurde in Petersburg ernster genommen, und ihm glückte es, mit Hülfe des deutschen Reichskanzlers, uns in das beste Verhältniß zu Rußland zu setzen, wiewohl man anfänglich glaubte, daß der Ungar Andrássy persona ingrata in Petersburg sein müsse.

Als einen wesentlichen Fortschritt haben wir es zu verzeichnen, daß endlich eine Uebereinstimmung unserer auswärtigen mit der inneren Politik hergestellt worden ist. Selbst zu einer Zeit, wo die Zweitheilung der Monarchie noch nicht durchgeführt war, als noch keine selbstständigen parlamentarischen Ministerien in Oesterreich und Ungarn bestanden, neben welchen die „Gemeinsamen Minister" für Aeußeres, Krieg und Finanzen die „Gesammt-Monarchie" vertreten, also zu einer Zeit, wo die Minister des Aeußeren und des Inneren demselben Cabinete angehörten: da gab es keinen leitenden Gedanken, der die äußere und innere Politik beherrscht hätte. Als 1866 die Verfassung sistirt war, Belcredi das Deutschthum unterdrückte, in Böhmen, dem deutschen Bundeslande, das slavische Sprachenzwangsgesetz berathen wurde, zog Oesterreich in einen Krieg für sein deutsches Interesse, kämpfte es mit den Waffen in der Hand in heißen Schlachten in demselben Böhmen für sein Verbleiben in Deutschland! Welch' ein Widersinn!

Als die Kaiser Franz Joseph und Wilhelm 1871 in Salzburg Freundschaftsversicherungen tauschten, da stand Graf Hohenwart als Zeuge dabei, jener Hohenwart, welcher einen wahren Vernichtungskampf gegen alles Deutschthum begann, einen slavischen Staat Großböhmen aufrichten wollte und mit allen Höllenstrafen jenen Deutschen zu drohen wagte, welche die deutschen Siege feierten. Andrássy hält sich sorgsam von jeder Beeinflussung der inneren Politik fern, während sein Vorgänger Beust bekanntlich das Bürgerministerium schuf, es dann untergrub, sich auf die Seite seiner Minorität stellte, den Hohenwart heraufbeschwor, dessen Walten ihm dann selbst Seelenqual bereitete. Nur in einem Punkte scheint Andrássy seinen Einfluß walten zu lassen: das ist in der Erhaltung der leitenden Volksstämme, der Deutschen und Ungarn an der Regierung und Führung. Sie sind auch die natürlichen Verbündeten gegen den gemeinsamen slavischen Feind; diese beiden Volksstämme bilden eben auch die Stützen der Monarchie; sie gewährleisten ihr die liberale Richtung und durch diese die Sympathien der gebildeten Welt. Dies sind die einfachen Linien der Andrássy'schen Politik. Als der Minister kurz vor seinem Amtsantritt von einem unserer hervorragendsten Politiker über seine Politik befragt wurde, antwortete er ungefähr: „Erwarten Sie von mir keine Wunderthaten; das Ziel meiner Politik ist, Oesterreich den Frieden und die Freundschaft der Mächte zu erhalten; aber Eines verbürge ich mit meinem Namen, Oesterreich wird nicht mehr in die unglückliche Lage kommen, in welcher es sich unter meinen Vorgängern befand, einen Doppelkrieg führen zu müssen; ohne einen Alliirten wird Oesterreich nicht sein". Wer zweifelt heute daran, daß dieser Alliirte Deutschland ist? Andrássy acceptirte die Lage, den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, und suchte daraus den möglichen Nutzen zu ziehen. Mit seinem gesunden natürlichen Verstande hatte er bald erkannt, daß, nachdem der eine Theil des deutschen Programmes, die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung durchgeführt war, der zweite Theil dieses Programmes, wie er schon 1849 lautete und in nationalen Schriften vielfach definirt wurde, enges Bündniß Deutschlands mit Oesterreich, für unseren Staat nur vortheilhaft sein könne. Dieses herzustellen schien ihm keine Schwierigkeit zu bereiten, zumal er in des Reichskanzlers Art etwas Wahlverwandtes erblickte. Es circulirt in dieser Richtung ein Wort des Grafen Andrássy, das sehr bezeichnend ist: „Es gibt keinen Diplomaten, mit welchem leichter zu verhandeln ist, als Bismarck. Einige Worte genügen. Ich weiß sofort, wie ich mit ihm dran bin". Kein Wunder, daß die Ultramontanen im Reichsrathe von der gebundenen Marschroute sprachen, die angeblich der deutsche Reichskanzler der österreichischen Politik ausgestellt hat. Allein alle diese Verdächtigungen verfehlen bei Andrássy ihre Wirkung.

Einen sehr bemerkenswerthen Umschwung hat die Politik Andrássys in Bezug auf die Türkei bisher bekundet. Aus den Tagen des Grafen Prokesch-Osten, des langjährigen Internuntius in Constantinopel, hatte sich bis in die neueste Zeit in der österreichischen Staatskanzlei eine sorgsam gehütete Tradition gebildet. Das Alpha und Omega der österreichischen Orientpolitik war die Integrität der Türkei. Diese sucht Oesterreich allerdings auch heute noch zu schützen, allein nicht unbedingt und nicht auf Kosten der berechtigten Ansprüche der halbsouveränen Staaten. Früher betrachtete man die Unabhängigkeitsbestrebungen der souveränen Staaten, der Vasallen der europäischen Türkei mit polizistischem Auge; man sah in den Fürsten von Serbien, Rumänien, Montenegro nur Rebellen gegen ihren Oberherrn in Constantinopel. Diese Auffassung erscheint neuerdings gemildert; man begreift, daß diese christlichen Staaten und Fürsten einiges Interesse haben, sich aus den Fesseln asiatischer Barbarei zu befreien. Man begünstigt von Wien aus nicht die Separationsgelüste der Fürsten der oben genannten Länder; allein man unterstützt ihre Bestrebungen, den Ländern die Segnungen der europäischen Cultur zukommen zu lassen, insbesondere den Bau von Eisenbahnen, den Abschluß von Handels- und Zollconventionen und man scheut selbst vor einem leisen Druck bei der hohen Pforte nicht zurück. Indem man diese Bestrebungen begünstigt, schafft man in Wien auch gleichzeitig vortheilhafte Bedingungen für den österreichischen Handel. So gelangte man zur Handelsconvention mit Rumänien, zum Eisenbahnanschlusse an Serbien, und den Ausbau der rumelischen Eisenbahn bis an die österreichische Grenze erzwang Graf Zichy in Constantinopel durch diplomatische Pression, welcher der Großvezier Hussein Avni Pascha zum Opfer fiel. Bei all diesen Gelegenheiten bewährte sich die Mithülfe der deutschen Diplomatie, die ein Interesse daran hat, Oesterreich zu unterstützen, und den Handel nach dem Orient in Oesterreichs Händen zu wissen. Wenn Rußland und Oesterreich an Einfluß am Bosporus gewinnen, sinkt der französische in demselben Grade herab. So bewährt sich das Drei-Kaiser-Bündniß für Oesterreich an jener Stelle, wo dieser Staat den Zielpunkt einer Actionspolitik besitzt und verfolgen kann, ohne irgendwie mehr mit den Interessen Deutschlands oder Italiens zu collidiren.

Austriacus.

Ein gefälschtes Einschiebsel in einer Rede Lord Derbys.

Von Karl Blind.

Gleich einem Wirbelwinde erhob sich vor einigen Wochen eine deutsch-feindliche Gesinnung in England, als das Gerücht umlief, ein neuer Krieg — diesmal von Deutschland selbst beabsichtigt — stehe mit Frankreich bevor. Starke Nahrung hatte das erwähnte Gerücht durch eine Stelle in Lord Derbys Rede erhalten, worin geradezu eine Berufung auf gewisse, angeblich von dem deutschen Gesandten in London gesprochene Drohworte lag. In den Londoner Blättern war diese Stelle allerdings nicht zu finden gewesen. Nach Deutschland hin war sie jedoch telegraphirt worden; in der englischen Provinzialpresse fand sie sich ebenfalls!

Den Gegnern unserer nationalen Sache hat dieser sonderbare Umstand wochenlang dazu gedient, mit Beschuldigungen gegen Deutschland fortzufahren und den Haß zu schüren. So bemerkte u. A. der „Spectator", der nicht leicht eine solche Gelegenheit versäumt: — „Der »Times«-Bericht läßt den

Digitized by Google

Satz aus Lord Derbys Rede aus, obgleich derselbe nach Deutschland telegraphirt worden war. Ist dieser Satz gesprochen worden? Wenn ja, wie stehen dann die Berliner Versicherungen da, es sei niemals irgendwelcher Anlaß zum Kriegsschrecken vorhanden gewesen?"

Gleich der „Times" hatte kein Londoner Blatt, zufolge der von mir angestellten sorgfältigen Vergleichung, jene vielberufene Stelle gebracht. In einer Anzahl Zeitungen von Manchester, Birmingham, Bradford, Liverpool, Glasgow, Edinburg ꝛc. war dagegen der bezügliche Theil der Rede des englischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten so gefaßt: — „Jedermann weiß, daß vor einigen Wochen sehr ernste Befürchtungen wegen des Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland umgingen. Zu Berlin drückten sich Personen von sehr hoher Stellung dahin aus, es sei das französische Heer eine Quelle der Gefahr für Deutschland, da die Größe desselben den Entschluß andeute, sobald wie möglich den Krieg von 1870—71 zu erneuern. Es wurde ferner geäußert: wenn eine Absicht vorliege, Deutschland anzugreifen, so könnte dieses sich veranlaßt fühlen, zur Nothwehr den ersten Schlag zu thun. Man setzte hinzu: Deutschland wünsche keinen Krieg; allein um den Frieden zu sichern, erschien es nothwendig, daß das französische Heer beträchtlich vermindert werde. Diese Sprache wurde hier durch den Gesandten der deutschen Regierung in England wiederholt; desgleichen durch andere Gesandten an fremden Höfen und natürlicherweise erregte dies außerordentliche Unruhe und Beängstigung in Frankreich. Die französische Regierung stellte sofort alle kriegerischen Zwecke ihrerseits in Abrede; und er (Derby) habe diese Erklärung als vollkommen aufrichtig angenommen."

Wäre es nun möglich, daß der englische Minister diese, auf den deutschen Botschafter bezügliche Stelle in der gesammten Londoner Presse hätte unterdrücken lassen, wie man da und dort in Deutschland anzunehmen geneigt schien?

Ich halte diese Vermuthung, offen gesagt, für kaum der Erörterung werth. So wie ich die englischen Preßzustände kenne, gelänge es keinem Staatsmann, eine derartige Verschwörung des Stillschweigens in's Werk zu setzen und einen Parlamentsbericht in allen Londoner Blättern fälschen zu lassen. Es stimmte dies auch gar nicht mit den Begriffen von Ehre, die glücklicherweise unter englischen Staatsmännern aller Parteien (— nehmen wir den unsel. Palmerston davon aus! —) sehr stark entwickelt sind. Was das Ergebniß eines Versuches wäre, die Zeitungen aller Parteifarben — also auch die deutschfeindlichen! — zu einer solchen Fälschung veranlassen zu wollen, braucht kaum ausgeführt zu werden. Ein englischer Minister würde sich dadurch Angriffen aussetzen, die ihn in der öffentlichen Achtung auf's tiefste erniedrigen müßten.

Uebrigens sei erwähnt, daß bei der Schnelligkeit, mit der die Londoner Presse arbeitet, ein derartiges ministerielles Eingreifen sich nur schwer vollziehen ließe. In den Berichterstatter-Gallerien der Parlamentshäuser erscheinen alle fünf bis zehn Minuten Boten, die einzelne Stücke der Geschwindschrift mit fortnehmen, um sie zur Umschreibung und zum Satz zu bringen. Schon dies würde die Unterdrückung einer gesprochenen Stelle erschweren oder selbst unmöglich machen. Doch genug davon! In England kann man über die Vermuthung, es sei von Regierungswegen eine absichtliche Fälschung vorgenommen worden, und sämmtliche Londoner Redactionen hätten sich dazu hergegeben, nur lächeln.

Immerhin bleibt die Frage: — Hat der englische Minister des deutschen Botschafters überhaupt erwähnt?. Und ferner: — Wie erklärt sich das Nichterscheinen der bezüglichen Stelle in der Londoner und ihr Erscheinen in der Provinzialpresse?

Diese Punkte sind auch heute noch von Wichtigkeit, da einzelne Blätter, ab und zu, auf die Kriegsgerüchte der letzten Zeit zurückkommen — und zwar in einer für Deutschland höchst ungünstigen Weise.

Um bei der Feststellung der Thatsachen ganz sicher zu gehen, habe ich durch Mitglieder des Unter- und Oberhauses persönliche Anfrage bei den Häuptern der englischen Regierung erheben lassen. Bei dem gereizten Tone, der sich in manchen deutschen Blättern kundgab, und bei der Beharrlichkeit, womit unsere hiesigen Feinde die Derby'sche Rede zu Angriffen gegen Deutschland benutzten, und theilweise noch benutzen, schien es mir wohl der Mühe werth, klar an den Tag zu bringen, ob Derby jene Aeußerung gethan, oder nicht. Man müßte die Triebkräfte, die bei der Leitung der öffentlichen Meinung in England mitspielen, schlecht kennen, um nicht zu wissen, welcher Schaden uns auch unter unseren hiesigen besten Freunden erwüchse, wenn die erwähnte Derby'sche Aeußerung, als eine echte, unwiderlegt ihren Rundgang anträte. Es sind hier unabläßig Hände thätig, die in den verschiedensten Formen und auf den verschiedensten Gebieten den Samen der Eifersucht, des Uebelwollens, der bitteren Feindschaft gegen Deutschland auszustreuen, und das englische Volk für eine feindliche Stellung gegen uns vorzubereiten suchen. Diesen Bestrebungen gegenüber erschien es mir von Werth, Licht über den Vorgang zu verbreiten. Womöglich wollte ich dadurch auch eine Entdeckung des Einflusses erleichtern, durch den der Widerspruch zwischen dem nach Deutschland abgegangenen Telegramm und dem Parlamentsberichte der englischen Provinzialpresse einerseits und den Berichten der Londoner Zeitungen andererseits herbeigeführt ward.

Das Ergebniß meiner Erkundigungen lautet nun mit unumstößlicher Sicherheit dahin: Lord Derby hat des deutschen Botschafters in seiner Rede mit keiner Silbe erwähnt!

Ein ehemaliger liberaler Cabinetsminister schreibt mir: — „Ich habe mit Herrn Bourke, dem Unterstaatssecretär für auswärtige Angelegenheiten über Lord Derbys Rede gesprochen. Er sagte mir, es seien falsche Berichte aller Art darüber in Umlauf gesetzt worden — viele derselben in deutschen Blättern. Der Bericht in der »Times« dagegen sei vollkommen genau". — Die „Times" aber enthält die bezügliche Stelle nicht.

Ein mit Disraeli befreundeter liberaler Abgeordneter schreibt mir: — „In Erfüllung Ihres Wunsches habe ich Hrn. Disraeli gesehen, dem ich Ihren, an mich gerichteten Brief zeigte. In seiner Erwiderung versicherte er mich, daß die fragliche Angabe ohne alle Begründung sei; und er bemerkte dazu, daß der Bericht von Lord Derbys Rede, wie er in der »Times« steht, ganz richtig ist".

Der deutschfreundliche schottische Vertreter, der mir diese Mittheilung aus Disraelis Munde macht, drückt zugleich sein Erstaunen darüber aus, wie es möglich gewesen, daß irgendwie in Deutschland die Vermuthung habe Platz greifen können, es lasse sich die Londoner Presse zur Fälschung eines Berichtes gebrauchen, oder es gebe sich ein englischer Minister mit dergleichen schimpflichen Versuchen ab.

Ein conservatives deutschfreundliches Oberhausmitglied machte mir eine Mittheilung, der ich folgende Sätze enthebe: — „Sie werden mir hoffentlich die Verzögerung bei Beantwortung Ihres Briefes verzeihen; die Ursache war mein Wunsch, eine vollkommen befriedigende Antwort zu ertheilen. Ich sprach mit Lord Derby heute im Hause der Lords; und seine Erinnerung bezüglich der von Ihnen erwähnten Rede stimmt vollkommen mit meiner eigenen überein: daß er nämlich in keiner Weise des deutschen Gesandten erwähnt habe".

Das Oberhausmitglied geht dann noch in Einzelheiten ein, um zu beweisen, wie außerordentlich unwahrscheinlich an und für sich es sei, daß ein Staatsmann von so großer Vorsicht, wie Lord Derby, in solcher Weise einen Gesandten in die parlamentarischen Verhandlungen hereinziehen würde. „Nicht der geringste Zweifel," bemerkt der Schreiber des Briefes, „waltet ob, daß der Absender des Telegrammes einen Irrthum begangen hat. Mit Ihnen stimme ich herzlich darin überein, daß alles tief zu beklagen ist, was zu Uebelwollen zwischen der deutschen und der englischen Nation führen kann. Leider herrscht viel falsche Auffassung in England hinsichtlich des

Digitized by Google

kriegerischen Ehrgeizes Deutschlands. Für meinen Theil kann ich nur sagen, daß, wenn auch Niemand wissen kann, welche Fehler ein Volk einmal begehen mag, mein eigener Glaube an den sittlichen Sinn einer Nation, die anerkanntermaßen die geistig höchstgebildete in Europa ist, unerschütterlich feststeht".

Es liegt mir fern, heute über die Vorgänge selbst, die den sogenannten Kriegsschrecken herbeiführten, eine Meinung äußern zu wollen. Mein Zweck war diesmal lediglich, unzweifelhaft festzustellen, daß Lord Derby die ihm zugeschriebenen Worte nicht gesprochen hat. Dies hat er, wie der Leser sieht, auf's entschiedenste dem Oberhausmitgliede gegenüber geäußert, das in Folge meines Schreibens zu ihm ging, um die Anfrage zu stellen. Die gleiche Antwort gab der Premier Hrn. Disraeli.

Ich hatte in meinem an die Parlamentsmitglieder gerichteten Briefe, der den Ministern mitgetheilt wurde, von vornherein die Absicht ausgesprochen, den wirklichen Vorfall, je nach der Antwort, bekannt zu machen. Dies geschieht hiermit aus erster Quelle.

Bei aller Verschiedenheit der politischen Grundsätze ist es vor allem nöthig, der Wahrheit die Ehre zu geben. Wir anderen, die wir hier in England — gleichviel unter welchem Parteibanner — das Recht unseres Vaterlandes gegenüber fremder Eifersucht vertreten, müssen es überdies vorerst noch für eine Sache von Bedeutung erklären, daß den Gegnern jede Waffe entwunden werde, die ihnen entwunden werden kann. Das Preß-Telegraphen-Amt hat auf Grund seiner Erkundigungen wissen wollen, die bezügliche Stelle sei, obgleich sie nicht in den Londoner Blättern erschien, doch gesprochen worden. Das Obige wird genügen, um diese Angabe als einen Irrthum zu bezeichnen. Den näher an der Sache Betheiligten mag es nun überlassen bleiben, zu entdecken, durch wen der gefälschte Satz eigentlich verfaßt wurde. Daß die Veröffentlichung desselben die deutsche Sache hier benachtheiligt hat, unterliegt keinem Zweifel.

Expräsident Andrew Johnson.

Trauerfahnen wehten während der ersten Augusttage von den nationalen Prachtbauten der americanischen Bundeshauptstadt und den öffentlichen Gebäuden des übrigen Landes. Andrew Johnson, der vorletzte Präsident der Vereinigten Staaten und der letzte unter den bisher noch lebenden Vorgängern von Ulysses S. Grant war am 31. Juli in seinem Heimatsstaate Tennessee einem Schlagfluß erlegen. Derselbe hatte ihn drei Tage vorher und zwar gleich mit solcher Gewalt getroffen, daß die Hoffnung, ihn erhalten zu sehen, aufgegeben werden mußte. Er hatte sich am 28. Juli von Greenville, wo er ansässig war, zu seiner bei Cartée wohnenden Tochter, Frau W. R. Brown, begeben und die letzten sieben Meilen der Reise in glühender Sonnenhitze im offnen Wagen zurückgelegt. Angegriffen bereits und schwer erschöpft erreichte er sein Ziel. Wenige Stunden danach brach der sechsundsechzigjährige Mann auf einer Seite gelähmt und nahezu der Sprache beraubt zusammen. Sofort wurden die übrigen Mitglieder der Familie, seine Gattin, sein Sohn und seine zweite Tochter, Frau Patterson, an das Krankenlager gerufen. Es war sein Sterbelager. In der Mitte der Seinigen und zahlreicher, auf die Erkrankungskunde herbeigeeilter Freunde und Staatsmitbürger starb er in der zweiten Morgenstunde des letzten Juli.

Die Nachrufschreiber haben sich mit Andrew Johnson in einer eigenthümlichen Lage befunden. Zum Glück gilt das alte Gebot von der angesichts einer offenen Gruft unvermeidlichen guten Nachrede im ursprünglichen America ebensowohl wie in der höflicheren alten Welt. Und so konnte denn gar manche Feder, welcher ihrerzeit keine Galle bitter genug war, um dem Nachfolger Lincolns den Leitartikelproceß zu machen, sich jetzt ungescheut in die matte Tinte eines anständigen Wohlwollens tauchen, um dem Geschiedenen eine Art letzter Ehre zu erweisen. In Einem stimmen sie Alle überein und in Einem haben sie Alle Recht: es war ein ungewöhnlicher Lebenslauf, hinter dem hier der letzte Vorhang gefallen war! Selbst in America sind die Schneider, welche nie eine Schule besucht haben und es doch bis zur Würde des Präsidenten bringen, eine in ihrer Art einzige Erscheinung. Freilich war die Schneiderschaft Andrew Johnsons für den Mann ganz und gar unbezeichnend. Man hat von ihr in seinem öffentlichen Leben nur blutwenig gemerkt. Man würde, unbekannt mit jener ursprünglichen Berufswahl, weit eher einen Schmied, vielleicht gar einen Fleischer in dieser unerschrockenen, demagogischen, leidenschaftlichen, bis zur Rohheit derben Persönlichkeit vermuthet haben. Desto mehr hatte es seine Richtigkeit mit der mangelnden Schulzucht. Wie sehr er auch als Heranwachsender und bereits Erwachsener aus eigner Kraft den völligen Mangel an Kenntnissen ausglich, und in wie bewunderungswürdigem Maße ihm dies auch durch seine reichen Gaben und seine unermüdliche Willenskraft gelang, — das Ebenmaß, welches seinem Wesen von Haus aus versagt war, und das nur eine möglichst früh begonnene und gründliche Zucht und Schulung hätten ersetzen können, war durch jene Selbsterziehung nicht mehr zu erkämpfen gewesen. So kam es denn, daß er in jenen Abschnitten seiner öffentlichen Laufbahn, in denen er auf offnen Krieg gestellt war, Großes, Heldenhaftes leistete und unschätzbare Verdienste erwarb, während er in Lagen, in denen die Besonnenheit, der staatsmännische Klar- und Weitblick den Mann zu machen hatten, so beständig und so heftig Anstoß erregte, daß er die Leidenschaften der ihm Entgegenstehenden bis zu einem das Gemeinwesen entwürdigenden und gefährdenden Grade herausforderte. Seine Haltung in dem zum Abfall geneigten und entschlossenen Tennessee beim Ausbruch und während des Bürgerkrieges wird von der wiederhergestellten Union nie vergessen werden dürfen. Ebenso wenig aber läßt sich's auch vergessen, daß es nach dem Kriege lediglich die Politik des zur Präsidentschaft Gelangten war, welche eine ohnehin verwirrte Lage zu einer noch verwirrteren machte, und daß es ganz anderer Zeiten und ganz anderer Gemüthsverfassungen bedurft hätte, um unter dem unheilvollen Einfluß einer solchen Politik der Welt das gehässige Schauspiel eines auf die Anklagebank gewiesenen Präsidenten zu ersparen.

Seitdem hat sich freilich Vieles gewandelt. Johnson hat Grant zum Nachfolger gehabt, und gar manche Eigenschaften, welche die Verwaltung des ehemaligen Handwerkers kennzeichneten, — vor allen Dingen die, auch von den erbittertsten Gegnern nie bezweifelte Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit derselben, — sind unter dem Regiment des früheren Heerführers nachträglich in einer Weise zu Ehren gekommen, davon man sich seinerzeit kaum etwas hätte träumen lassen. Und auch unmittelbar ist dem „Zufalls-Nachfolger" Lincolns diese Zeit, vor allen Dingen die große politische Wandlung der letzten beiden Jahre zu statten gekommen. Sie ließ die Grundsätze, welche seine, in ihren zügellosen Aeußerungen so verhängnißvolle Politik gegen den Süden vor einem Jahrzehnt eingegeben, in einem wesentlich veränderten Licht erscheinen. Während sie die eine mehr und mehr vergessen ließ, ließ sie die andere mehr und mehr in den Vordergrund treten. Und das brachte schließlich den Mann selbst wieder in den Vordergrund. Er erlebte die Genugthuung, durch den großen Oppositionssturm, welcher in den letzten Novemberwahlen über die ganze Union fegte, auf's neue in den Bundessenat, dem er bereits vor zwanzig Jahren angehörte, geweht zu werden. Ob zu seinem Glück — das ist eine Frage, auf welche die offene Gruft nur mit einer zweiten Frage antwortet. Wohl kaum, — möchte der unbefangen Urtheilende sagen. Denn weder die Erfahrungen einer fast fünfundvierzigjährigen, sehr bewegten politischen Laufbahn, noch die Jahre hatten sein ungestümes, wild dreinfahrendes und schnell bis zur Erbitterung überfließendes Wesen gemildert und abgeklärt. Die kurze Senats-Extrasitzung des neuen Congresses, welche während des jüngsten März stattfand,

Digitized by Google

lehrte das. Sie bot Johnson Veranlassung, seine Stimme über das, der Opposition besonders anstößige, Verfahren der Grant'schen Regierung in Louisiana zu erheben. Und er that dies in einer Weise, daß über den Krieg bis auf's Messer, den er der Administration zu bereiten gesonnen war, kein Zweifel bleiben konnte. Es war eine leidenschaftliche, von Persönlichkeiten strotzende Anklage, mit der er vor das Land trat, nicht eine besonnenschneidige Kundgebung, wie sie vor allen Dingen der Sache selbst ziemte. Der alte Demagog sprach aus ihr, nicht der geläuterte Staatsmann. Es war wie ein Fehderuf aus jenen Congreßzeiten, die dem Bürgerkrieg vorhergingen. Und somit war es auch ein Ungehöriges, angesichts dessen man nur das Eine mit Bestimmtheit sagen kann: daß Andrew Johnsons Tod seinen Gegnern in ungleich höherem Grade gelegen kam, als er für seine Mitstreiter in den Reihen der Opposition einen schweren oder gar unersetzlichen Verlust zu bedeuten haben dürfte!

Newyork, den 5. August 1875. **Udo Brachvogel.**

Literatur und Kunst.

Indische Sprüche.

Aus dem Sanskrit von **L. Fritze.**

Nicht lassen Schutz die Götter angedeihen
Wie Hirten mit dem Stabe in der Hand,
Doch wem sie wollen ihren Schutz verleihen,
Der wird begabt mit Einsicht und Verstand.

* * *

Es schrieb der Schöpfer an die Stirn dem Menschen, was ihm werden soll
An Gütern, wenig oder viel, und dieses Maß bekommt er voll,
Auch wenn er in der Wüste lebt; doch mehr wird ihm nicht zuertheilt,
Und ob er zu dem Meru auch, dem golderfüllten Berge, eilt.
Drum Muth! Vergebens wirf dich nicht um Unterhalt vor Reichen fort!
Im Brunnen schöpfe, schöpf' im Meer: der Krug faßt hier nicht mehr als dort.

* * *

Gerieth ein Mensch in Mißgeschick, so kann ihm Leides thun ein Tropf:
Versank ein Elephant im Sumpf, so hüpft ein Frosch ihm auf den Kopf.

* * *

Du hast erquickt der Berge Schaar, die Sonnengluth versengte,
Erquickt, o Wolke, Wälder auch, die schlimmer Brand bedrängte;
Der Flüsse, Ströme ward gefüllt so manches Hundert auch von dir:
Nun bist du leer, und daß du's bist, das bildet deine schönste Zier.

* * *

Ein Edelstein, den man in bloßes Zinn gefaßt,
Und der so schön, daß er in einen Goldschmuck paßt:
Er klingt nicht, strahlt nicht, doch er rügt
Die Hand, die ihn so ungehörig eingefügt.

* * *

Die Armuth wird durch Klugheit ausgeglichen,
Durch Sauberkeit die Kleidung, die verblichen,
Durch Wärme, daß nur dürftig ist die Speise,
Die Häßlichkeit durch edle Denkungsweise.

* * *

So sage, was mit seinen Perlen nur das Meer,
Der Vindhya mit dem großen Elephantenheer,
Der Malaja mit seinen Sandelschätzen thut?
Zur Hülfe andrer, denkt der Edle, dient mein Gut.

* * *

Erblickt man einen Hund, so ist kein Stein in Sicht,
Und ist der Stein zur Hand, ein Hund erscheint dann nicht;
Doch wenn du, kommt ein Hund, zum Steine kannst gelangen,
So ist's des Königs Hund! Nun sprich, was anzufangen?

Elsbeth.

Eine Erzählung von **Gottfried Nessel.** Jena, Hermann Costenoble.

Hinter dem Pseudonym „Gottfried Nessel" sucht sich Herr Pastor Steffann möglichst wenig zu verbergen. Es ist derselbe Herr Steffann, der durch seine in burlesker Orthodoxie gehaltenen Predigten, durch seine Entdeckung des Teufels in der Krinoline und durch den Roman „Leokadie" früher ziemlich viel von sich reden gemacht hat. Der Erfolg von „Leokadie" war nicht rein literarischer Natur. Neugier und das nicht sehr vornehme Behagen an geschwätziger Indiscretion waren die eigentlichen Motive, welche das Publicum veranlaßten, nach „Leokadie" zu greifen und die Geschichte zu lesen. Ein solcher nicht ganz lauterer Erfolg konnte selbst ein der Erbauung so zugängliches Gemüth, wie das des Herrn Pastors ohne Zweifel ist, unmöglich erbauen. In seiner neuen Erzählung hat er deshalb nach einem schlackenlos literarischen Erfolge gegeizt. Und „Elsbeth" — dies ist der Titel seiner neuen Erzählung — soll daher auch vom rein literarischen Standpunkte aus gewürdigt werden.

Romanschriftsteller begehen oft den Fehler, daß sie alle Leute, die sie vorführen, zu geistreich sprechen lassen und mit zu hoher Bildung ausstatten. Der Verfasser von „Elsbeth" hat diesen Fehler mit großem Glück umgangen. Alle Personen, deren Bekanntschaft er uns vermittelt, erfreuen sich einer genüglichen Geistesarmuth und verrathen nirgends, daß sie über die bescheidene Höhe der Elementarschulbildung herauszuragen die Absicht haben. Der Leser wird niemals durch schwer verständliche Gedanken aufgehalten, auch nicht eine der Personen sagt ihm irgend etwas, was er nicht schon längst wüßte. Es herrscht daher eine wohlthuende Hausbackenheit in diesem angenehmen Werke. Es ist ein Buch für Kranken- und Schlafstuben, ein „Kinderfreund" für Erwachsene.

„Elsbeth" ist eine der besten Parodien auf schlechte Romane talentloser Bücherschreiber. Mit feinstem kritischem Gefühl hat Nessel alle Lächerlichkeiten und Thorheiten dieser Belletristen traurigster Gattung so vollkommen copirt, daß man bisweilen den Schalk gar nicht merkt, und die boshafte Copie gar für eine ernstgemeinte Originalthorheit zu halten sich versucht fühlt. Oft sagt man sich: Das ist ganz ehrlich abgeschmackt! Dies Unartanerdeutsch ist naturwüchsig! Diese Beschränktheit in der Erfindung, diese öde Flachheit in der Charakteristik, diese Stümperei in der Ausarbeitung — sie können nicht simulirt sein! So vollkommen gelungen ist die Satire. Die Rückkehr zur Natur ist bekanntlich der größte Triumph der Kunst; und in dieser Beziehung ist Nessel ein Triumphator. Triebe er's bisweilen nicht zu bunt, man könnte ihn wirklich für so thöricht halten, wie er aussieht. Aber abgesehen von einigen zu crassen Einfältigkeiten muß die Nessel'sche „Elsbeth" als eine der vorzüglichsten Parodien auf die schreibbedürftige Talentlosigkeit anerkannt werden; und wir begrüßen in Gottfried Nessel einen Satiriker ersten Ranges.

Der Verfasser der „Elsbeth" hat sich gesagt: wie machen es die Geistesbettler, die ihre schäbigen Lumpen, anstatt sie züchtig zu verbergen, prahlerisch vor dem Publicum ausbreiten? wie machen es diese Verfertiger von Romanen?

Sie nehmen vor Allem ein möglichst abgedroschenes und möglichst abgeschmacktes Motiv, z. B. die Verwechselung eines

Digitized by Google

Kindes, ein Wechselbalg. Gut, nehmen wir auch ein solches. Nehmen wir eine Grafentochter, die keine Grafentochter, und eine Kuhmagd, die keine Kuhmagd ist; wogegen die Grafentochter eine Kuhmagd, hinwiederum die Kuhmagd eine Grafentochter sein dürfte.

Aber selbst bei diesem Stoffe ist die Gefahr, daß er durch die Behandlung interessant werden könnte, noch immer nicht ausgeschlossen. Wie ist das zu vermeiden?

Sehr einfach so: Man sagt gleich auf der ersten Seite, wie die Sache liegt, oder man deutet es in so handgreiflicher Weise an, daß ein Mißverständniß gar nicht zulässig ist. Das wollen wir denn auch thun! Die Pseudogräfin muß sich so benehmen, daß sie auf zehn Schritte nach dem Kuhstall riecht, auf daß der Leser bei der Enthüllung des Geheimnisses ihrer Geburt keine Aufregung verspüre, und einfach sage: drum auch! Jedes Mal also, wenn diese sich blicken läßt, muß der eine oder andere von ihr sagen: Es ist ja gar nicht möglich, daß diese Person eine Gräfin ist! Und der Leser denkt sich dann sein Theil.

Tritt aber die falsche Kuhmagd auf, die verkleidete Gräfin, so verbreitet sich alsbald ein salonmäßiger Wohlgeruch von Springflower und sonstigen aristokratischen Düften. Ihr edles Profil und ihre zarten Hände unterscheiden sich wesentlich von denen ihrer Umgebung, von denen der Kühe und Ochsen in erster Linie, und des Gesindes und sonstigen Gesindels in zweiter Linie. Dieser Contrast muß immer dem einen oder dem anderen auffallen; und man muß sagen: wie ist denn das möglich, daß dieses wohlriechende Mädchen in den Kuhstall kommt? Und der kluge Leser denkt sich dann wieder sein Theil.

Auf diese Weise wird die Klippe der Erregung des Interesses und der nervenreizenden Spannung glücklich umschifft, und die ebenso abenteuerliche wie dumme Geschichte bleibt genau so langweilig, wie sie sein soll.

Wenn es mir auch gewiß nicht gelingen wird, den Inhalt so geistesködtend und abgeschmackt wiederzugeben, wie der geschickte Parodist Gottfried Nessel es zu leisten vermocht hat, so will ich doch mein Heil versuchen, und ungefähr berichten, um was es sich handelt. Zwar hat Julius Stettenheim in den „Wespen" vom 18. Juli die Geschichte der „Elsbeth" schon in so launiger Weise erzählt, daß es unmöglich ist, den lustigen Bericht zu überbieten; aber wenn zwei dasselbe thun, ist es bekanntlich noch lange nicht dasselbe. Ich werde mich demgemäß durch Würde und Ernst gegenüber dieser würdigen und ernsten Arbeit auszuzeichnen suchen.

Gottfried Nessel macht uns mit einer ganz merkwürdigen Familie bekannt. Die Mutter, eine Gräfin Roth von Rothenstein, nähert sich den Vierzigen (Seite 3); sagen wir: die Mutter ist 38 Jahre alt. Sie hat vier Kinder: Walter, Armgardt, Eleonore und Bertha. Die Frau Gräfin muß sich also früh verheirathet haben, sagen wir: in ihrem 17. Jahre; und gleich im ersten Jahre ist ihr das Glück, Mutter zu werden, beschieden gewesen. Demnach kann Walter ungefähr 20 Jahre alt sein, und das stimmt mit der Angabe überein, daß er in Heidelberg studirt. Die jüngste Tochter Bertha ist 16 Jahre alt (Seite 4). Demnach dürfte Armgardt 19 und Eleonore ungefähr 18 Jahre alt sein. Bis jetzt ist Alles in schönster Ordnung, nun verwickelt sich aber die Sache. Denn Armgardt ist bereits verheirathet mit dem Kammerherrn von Born, und aus dieser Ehe ist wiederum ein kleiner Sproß erstanden, der bereits 5 Jahre zählt (Seite 6). Demnach muß sich Armgardt schon mit 13 Jahren verheirathet haben, und mit 14 Jahren Mutter eines kräftigen Knaben geworden sein.

Gleich in diesen Angaben geißelt der Verfasser in treffender Weise die Gedankenlosigkeit der Autoren, die so wenig Vorstellung von ihren eigenen Geschöpfen haben, daß sie nicht einmal wissen, wie alt diese sind.

Die drei ältesten Kinder sind übrigens wohl gerathen. Walter, Armgardt und Eleonore sind wahre Prachtexemplare; so versichert wenigstens der Verfasser. Und deswegen ist es auch überflüssig, daß sie irgend etwas begehen, was diese Versicherung glaubwürdig machte. Bertha hingegen hat gar nichts Gräfliches an sich. Sie verkehrt nur mit dem Gesinde, sagt „nee" und „nanu", sie ist „klein und dick bis zum wirklich Plumpen". „Wer an hochrothen Wangen, aufgeworfenen sinnlichen Lippen, kleinen schwarzen Augen und gleichfarbigen, freilich etwas an's Negerhafte in der Farbe streifenden Haaren Gefallen hat, der fand sie vielleicht sogar leidlich hübsch. Unser Geschmack ist das allerdings nicht," sagt der unübertreffliche Satiriker (Seite 5).

Wie köstlich ist hier der Unsinn in der Beschreibung persiflirt; schwarze Augen und gleichfarbige Haare, die eben, weil sie gleichfarbig sind, an's Negerhafte streifen. Man kann es nicht besser machen.

Daß es mit dieser Bertha nicht richtig ist, merken wir gleich, und wenn wir die Elsbeth kennen lernen, sagen wir: Aha, jetzt kommt es! Jedenfalls ist Elsbeth Bertha und Bertha Elsbeth.

„Hinter der Heerde ging eine feine hohe Gestalt, deren Ebenmaß selbst die unschöne und dürftige Kleidung nicht ganz verbarg." Sehr wahr! Eben weil die Kleidung dürftig ist, verbirgt sie nicht ganz. Man darf sogar die Behauptung wagen, daß je dürftiger die Kleidung ist, desto weniger verbirgt sie.

Elsbeth erscheint und bekommt sofort eine Ohrfeige, natürlich von Bertha. Da tritt Fritz dazwischen, — ein Bauernsohn, der trotzdem sich ganz anständig benimmt. — Elsbeths Jugend wird uns erzählt. Sie hat meistens Prügel bekommen, sonst ist nicht viel darüber zu berichten. Außerdem hatte sie früher auch einmal eine Ziege, eines der merkwürdigsten Thiere der Welt, denn „die Ziege brachte einen Sonnenblick in die dunklen Tage des Kindes". Kann schon dieser „Sonnenblick der Ziege" einige Verwunderung erregen, so wird man noch mehr erstaunt sein, wenn man hört, daß sie — die Ziege — ein Lämmchen bekommt (S. 22). Ich will mir auf meine naturwissenschaftlichen Kenntnisse nichts einbilden; es ist möglich, daß man ein Zicklein auch ein Lämmlein nennen darf, aber ich habe mir immer sagen lassen, daß die Lämmchen gewöhnlich von einem Mutterschafe geboren werden, den Bock, ich meine den Schafbock, als ihren Vater und den Hammel als ihren Onkel verehren. Nun gibt es allerdings verschiedene Böcke, auch Ziegenböcke. Und so ein Ziegenbock kann vielleicht auch der Vater eines Lämmleins werden. Aber das sind naturwissenschaftliche Spitzfindigkeiten, auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug, das Lämmchen von der Ziege wird der feinen Elsbeth abgenommen, und sie bekommt nun wieder Prügel, ohne Sonnenblick. Schließlich kommt sie auf das Gut der Gräfin Roth von Rothenstein, hütet dort die Kühe — die vielleicht auch Lämmchen gebären — und bekommt von Zeit zu Zeit Ohrfeigen, um nicht ganz aus der Uebung zu kommen.

Nichts ist bekanntlich lächerlicher als die Schilderungen von eleganten Wohnungen, wenn sie von Leuten geschrieben werden, die nie in ihrem Leben einen anständigen Salon betreten haben. Auch das hat Gottfried Nessel mit außerordentlicher Komik persiflirt: „Die Gräfin hatte ihre Näharbeit auf das elegante Ebenholzarbeitstischchen niedergelegt"; die „Damastportière öffnete sich geräuschlos", und der alte Diener des Hauses „im feinen schwarzen Anzuge mit weißer Halsbinde, überreichte der Gräfin auf silbernem Teller einen Brief". Der Brief meldet, daß Walter mit dem Prinzen Lyard zum Besuch eintreffen wird. Die Gräfin befiehlt sofort, daß die „Halbchaise" nach der Bahn fahren soll, denn der „Jagdwagen" kann nicht genommen werden wegen des schlechten Wetters; übrigens soll der „Fuchszug" vorgespannt werden und der Diener die Galalivree anlegen, oder auch die gewöhnliche Livree; aber jedenfalls den neuen Regenmantel! Und der Gepäckwagen darf nicht vergessen werden.

Wie man sieht, ein wohleingerichtetes Haus. Der Diener hat einen feinen schwarzen Anzug mit weißer Cravatte, eine Galalivree und noch eine andere; außerdem einen Regenmantel. Im Stall steht eine Halbchaise, ein Jagdwagen und ein Gepäckwagen. Da der Fuchszug genommen werden soll, so werden auch noch andere Pferde da sein. Briefe werden auf einem silbernen Teller gereicht; die Portièren, die sich öffnen, sind von Damast und die Möbel von Ebenholz. Alles das erfahren wir auf einer Seite. Es ist die echt kindische Renommisterei, wie

Digitized by Google

man sie oft bei trüben Lieferanten für Leihbibliotheken findet. Später machen wir noch die Bekanntschaft mit einem feinen Foulardshawl, den der junge Herr Walter trägt, mit seidenen Fauteuils ꝛc.

Die jungen Herren kommen also an, sie setzen sich zu Tisch, essen vielleicht sehr gut und sprechen jedenfalls lauter dummes Zeug. Die liebenswürdige Wirthin und ihre Töchter, die an nichts Besseres gewöhnt sind, finden die Unterhaltung natürlich sehr geistreich. Der Prinz sieht Eleonoren mit vielsagenden Blicken an, und Eleonore wird von Zeit zu Zeit roth; kein Zweifel, das wird ein Pärchen!

Aber ehe dieses Ereigniß eintritt, muß die Saujagd abgehalten werden. Es versteht sich, daß der Prinz die standesgemäße Tödtung vornimmt, während Walter bei dieser Gelegenheit im Walde Elsbeth kennen lernt. Die wüthende Sau ist an ihr vorbeigerannt und hat ihr noch eines der dürftigen Kleidungsstücke abgerissen. Sie schreit. Walter hört den Schrei, springt herzu mit seinem feinen Foulardshawl, bemerkt, daß Elsbeth außer ihrem Kopftuch nichts verloren hat, und bietet ihr den feinen Foulardshawl an; er verliebt sich natürlich in sie, um so mehr, als Elsbeth durch die Ablehnung des feinen Foulardshawls von ihrer hochmüthigen Sinnesart gleich einen sprechenden Beweis gibt. Wenn sie auch den feinen Foulardshawl nicht will, das Herz Walters ist ihr durchaus nicht gleichgültig. Und so knüpft sich zwischen beiden das Band einer durchaus anständigen Liebe. Aber Walter ist Graf und weiß, was er seinem Stande schuldig ist. „Elsbeth," sagt er gerührt, „es ginge wohl, aber es geht nicht. Lebe wohl, wir sehen uns niemals wieder!" Inzwischen hat sich der Prinz richtig mit Eleonoren verlobt; Elsbeth aber ist in den Wald gerannt, ohnmächtig geworden, aufgefunden, zu guten Leuten gebracht und dort gestorben. Eleonore wird zur Fürstin erhoben, und heirathet den Prinzen. Da kommt denn die Wahrheit heraus, als es für Elsbeth zu spät ist.

Wie wir es gleich geahnt, ist Elsbeth nicht ein Kuhmädchen. Die Sache war nämlich so: Es war einmal eine schlechte Amme; auch diese hatte ein Kind, daher sie denn diesen Beruf erwählt hatte. Dieses Kind hatte rothe Backen, sinnlich aufgeworfene Lippen, kleine schwarze Augen, und gleichfarbige Haare, die in der Farbe an das Negerhafte streiften. Der Leser wird nun schon errathen, wer das Kind ist. Auch die Gräfin war zur selbigen Zeit eines Kindleins genesen; und da sie es nicht selbst nähren durfte, wandte sie sich an die Amme mit jenem Kinde, das kleine schwarze Augen mit gleichfarbigen Haaren hatte, die an's Negerhafte streiften. Als die Amme in das Schloß kam, und sah, daß die Portièren von Damast, die Teller, auf denen die Briefe gereicht wurden, von Silber, die Möbel von Ebenholz gefertigt waren, daß ein Fuchszug im Stalle stand, eine Halbchaise, ein Jagdwagen und Gepäckwagen in der Remise sich befanden; daß die Diener feine schwarze Anzüge mit weißer Binde, dazu eine Galalivree, eine gewöhnliche Livree und einen Regenmantel zur Verfügung hatten, —als sie all diese Herrlichkeiten sah, da sagte sich die arme Amme: „Was kann da sein? Weshalb soll meine Tochter es nicht auch so gut haben? Aber die Gräfin wird sich davon nicht ohne Weiteres überzeugen lassen, daß sie Zwillinge geboren habe, also muß das Grafenkind beseitigt werden und das meinige wird untergeschoben!"

Und also geschah es auch. Das untergeschobene Kind ließ nicht von der Art, sagte „nee" und „nanu", verkehrte im Stall, knüpfte eine Liaison mit dem Koch an und benahm sich, mit einem Worte, ganz erbärmlich schlecht. Wogegen das Grafenkind theils am Kühehüten, theils an unverdienten Ohrfeigen und theils am gebrochenen Herzen zu Grunde ging.

Das ist die rührende Geschichte, die uns Gottfried Nessel erzählt.

Und wie erzählt er sie? Bisweilen lacht man laut auf über den tollen Uebermuth, der sich in der gelungenen Satire ausspricht; man sollte es einem so ehrwürdigen Herrn Pastor gar nicht zutrauen.

Wenn er den miserablen Stil nachahmt, so ist er geradezu Meister. So sagt er z. B. — er spricht wieder von Kühen — „Man sah ihnen die fette Weide an, die den Bach umgab" (Seite 16). Ist das nicht vollendet thöricht? Die an den Leser gestellte Zumuthung, den Thieren die Weide anzusehen, die den Bach umgibt, — gerade die! Aber der Satz ist noch nicht zu Ende. „Man sah ihnen die fette Weide an, die den Bach umgab, der durch den Park des Schlosses sich dahinschlängelnd bei seinem Heraustritt die Wiesen bewässerte." Der Satz ist immer noch nicht zu Ende. Gottfried Nessel weiß, daß der schlechte Stil dem Maccaroni mit Parmesankäse gleicht, bei dem sich ein Stückchen immer wieder an das andre anklebt; und so schreibt er denn also: „Man sah ihnen die fette Weide an, die den Bach umgab, der durch den Park des Schlosses sich dahinschlängelnd bei seinem Heraustritt die Wiesen bewässerte, die zu der Herrschaft Rothenstein gehörten." Nun ist es endlich aus!

Die stereotypen lächerlichen Redensarten für die Charakterisirung finden sich auch hier in gelungenster Copie. Seite 34 fragt der Hofverwalter Elsbeth irgend etwas „in jenem barschen Tone, den die höheren Bedienten gegen die Niederen glauben anwenden zu müssen". Und auf Seite 113 erwidert Walter irgend etwas „mit jener Geringschätzung, die etwas an die wegwerfende Weise streift, die vornehme Leute sich den Geringen gegenüber glauben gestatten zu dürfen".

Aber die Satire richtet sich nicht nur gegen jene unbedeutenden Gesellen, die langweilige und dumme Bücher schreiben, sie ist auch tiefer gehend und weiter treffend. Auch gegen die Orthodoxen zieht der kühne Gottfried Nessel zu Felde. Seite 73 heißt es von Elsbeth: „Sie war ein frommes Kind und kannte kein anderes Buch als ihr Neues Testament, — fügt man das Gesangbuch hinzu, hinlänglich genug für ein Dorfkind". Auf Seite 151, heißt es bei dem Begräbniß Elsbeths: „Es war eine sogenannte Segensleiche. Es gab in jener Gegend eine vierfache Stufenfolge von Begräbnissen, die niedrigste, auch die am niedrigsten honorirte, war die Segensleiche. Bei dieser wurde vom Geistlichen nur ein Gebet gehalten, und der Segen über das noch nicht geschlossene Grab gesprochen". Die früheren Amtsbrüder des Herrn Pastors werden sich über die geschmackvolle Erwähnung der Honorarfrage bei der Bestattung und die danach bemessene Rührung des Geistlichen, der die Leiche begleitet, jedenfalls recht freuen.

Mit einem Worte, wir haben es hier mit einem ganz ausgezeichneten Buche zu thun — einem literarischen Pasquill der vornehmsten Gattung, für das wir nur ein Pendant aufweisen können: Wilhelm Hauffs „Mann im Monde". Zur Lectüre können wir dasselbe trotzdem nicht empfehlen; denn die Langweiligkeit ist so vollendet nachgeahmt, daß man sich mit ungewöhnlicher Energie wappnen muß, um sich durch die 180 Seiten hindurch zu arbeiten. Aber der Autor hat seine Aufgabe vollkommen erfüllt, wenn er — wie wir ja nicht bezweifeln — hat zeigen wollen, wie unglaublich öde ein unbefähigter Dilettant schreiben kann.

Paul Linden.

Die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand.

Daß die heranwachsende Jugend mit den Naturvorgängen bekannt gemacht werden muß, darüber sind die Herren Pädagogen nach und nach einig geworden. Aber über die Art und Weise, wie der Unterricht stattfinden soll, herrschen noch sehr abweichende Ansichten. Der Eine betont den Nutzen der Naturwissenschaften und will die Jugend mit Chemie und Physik ausrüsten; der Andere hat ein ästhetisches Motiv bei seinem Unterricht und schwärmt in Folge dessen für Botanik und Krystallographie; der Dritte hält dafür, daß das Leben zum Leben sprechen müsse und wünscht vorzüglich die Zoologie in der Schule gepflegt zu sehen.

Nach unserer Meinung haben alle diese Standpunkte ihre volle Berechtigung und es kommt uns gar nicht bei, mit einem der Herren Pädagogen über die Vorzüge, welche die Botanik vor der Zoologie als Gegenstand des Unterrichts haben könnte, zu streiten. Ebenso wenig könnte es uns auch zum Widerspruch

Digitized by Google

reizen, wenn Jemand Physik und Chemie für das Beste, Instructivste und Nützlichste hielte, was der Jugend beizubringen sei. Man mag nun die Natur anpacken, wo man will, sie ist immer und in jeder ihrer Manifestationem interessant und belehrend. Freilich bewahrheitet sich bei der Fülle des Gebotenen, bei der Menge der verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächer wieder einmal das alte Sprüchwort: Wer die Wahl hat, hat auch die Qual!

Nach unserer Ansicht kommt es gar nicht auf den Stoff an, der dem Unterrichte zu Grunde gelegt wird. Die Hauptsache ist und bleibt, daß der Schüler sobald als möglich einen Einblick in das Wesen der Natur bekommt. Der Philosoph würde uns hier gleich beim Worte nehmen und fragen: „Ganz schön, daß ihr so direct auf das Wesentliche losgehen wollt, aber sagt mir doch erst einmal, was ihr unter dem Wesen der Natur versteht?" Diese kritische und ernüchternde Frage enthielte Stoff zu unendlichen Discussionen, wenn wir Lust verspürten, uns auf Wortstreitigkeiten einzulassen. Wir wollen jedoch hier unter dem Wesen der Natur nur die Consequenz und Gesetzmäßigkeit derselben verstehen, ohne die Prätention zu erheben, den Grund dieser Gesetzmäßigkeit weiter zu erörtern.

Es ist besser, wir nehmen sofort ein Beispiel und suchen an diesem klar zu machen, welche Art des Unterrichts wir als die beste empfehlen möchten. Der für den Unterricht gewählte Stoff sei ein physikalischer: Der freie Fall. Anstatt die Schüler (kleinere oder größere) durch mathematischen Formelkram abzuschrecken, fasse man die Sache gleich beim Kern an und spreche mit ihnen über die Schwerkraft und deren Aeußerungen. Man knüpfe an das Einfachste und Anschaulichste an, meinetwegen an den fallenden Apfel in Newtons Garten, und steige dann allmählich zu den Bewegungeu der Weltkörper auf, die doch auch nur auf einem fortgesetzten Fallen beruhen. Erst nachträglich gebe man den Schülern die Formeln und den exacten Ausdruck für das, was sie bereits in abstracto wissen.

Ich hatte Gelegenheit, mich oft mit erfahrenen Schulmännern über den Werth dieser Unterrichtsart auszusprechen. Die wenigsten wollten von einer synthetischen Behandlung der Sache hören. Der stereotype Einwand, den die meisten vorbrachten, lautete: „Die proponirte Methode wäre ganz vortrefflich, wenn alle Kinder Genies wären; der Unterricht müsse jedoch auf die mittelmäßigen Köpfe berechnet sein und diese könnten nur durch den analytischen Weg zu etwas gebracht werden".

Mir scheint diese bei den Pädagogen feststehende Ansicht sehr anfechtbar zu sein. Es liegt sogar in der Praxis, die sich gewohnheitsmäßig mit ihr verknüpft hat, eine große Gefahr. Denn wenn man die Unterrichtsmethode ausdrücklich für mittelmäßige Köpfe berechnet, so dürfte man mit der Zeit wohl auch nur Durchschnittsmenschen heranbilden.

Die Bemerkung, daß die oben skizzirte synthetische Behandlung des naturwissenschaftlichen Unterrichtsstoffes nur für geniale Kinder passend sei, erscheint bei näherem Zusehen durchaus nicht zutreffend. Gesetzt, diese Behandlung wäre wirklich, wie die Herren Pädagogen behaupten, nur für geistvolle Kinder von Nutzen, so könnten wir doch mit Recht fragen, worin denn nun grade für diese der Nutzen bestehe. Nach unserer Ansicht kann die Nützlichkeit der von uns vorgeschlagenen Unterrichtsmethode nur darin bestehen, daß der jugendliche Geist sofort daran gewöhnt wird, das Allgemeine im Besonderen und das Besondere im Allgemeinen zu sehen. Dadurch, daß man den Schüler nöthigt, das Fallen eines Steines nicht als isolirte Erscheinung, sondern als eine specielle Manifestation des allgemeinen Gravitationsgesetzes aufzufassen, gewöhnt man ihn an eine der modernen Zeit entsprechende Natur- und Weltauffassung, ohne daß er es gewahr wird. Der kindliche Horizont muß sich bei dieser Ueberlieferungsart des Unterrichtsstoffes erweitern — gleichviel ob der Schüler ein guter oder ein mittelmäßiger Kopf ist. Die Gedanken bekommen einen Zusammenhang und eine Verknüpfung im größern Stile und wenn irgend etwas einen mittelmäßigen Denker fördern kann, so ist es eine Methode, durch welche die Concentration der Gedanken begünstigt wird.

Die vorgeschlagene Unterrichtsmethode soll bewirken, daß die Gedanken nicht durch einander geworfen und in diesem Zustande mit einander verschmolzen werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Auffassungskraft des jugendlichen Geistes von pädagogischer Seite vielfach unterschätzt wird. Man traut den Kindern viel weniger combinatorische Fähigkeit zu, als sie wirklich besitzen. Daher wird auch der Schulmann Anstand nehmen mit seinen Zöglingen von der Gravitation zu sprechen, und wird es für bedenklich halten die Himmelskörper und deren Bewegungen in Zusammenhang mit fallenden Aepfeln oder sonstigen irdischen Gegenständen zu bringen. Wir halten diese Zurückhaltung einfach für ein Vorurtheil, welches früher oder später abgelegt werden muß.

Natürlich wird der Pädagog Gründe anführen und uns sagen, warum er seine Zöglinge nicht so unterrichten wolle, wie wir es verlangen. Er wird sagen: Die Gravitationskraft sei ein hypothetisches Agens, ein je ne sais quoi, das man sich gezwungen gesehen habe anzunehmen, aber dessen factisches Sein und Wesen nicht ergründet werden könne. Ergo — wird er hinzufügen — sei dieses Agens ein Ding, das sich nicht dazu eigne, mit in den Unterrichtsstoff aufgenommen zu werden. Dieser Schluß klingt sehr annehmbar, aber bei genauerer Erwägung der Sache erweist er sich doch nicht als stichhaltig. Gehen wir der pädagogischen Logik auf den Grund, so finden wir, daß der gezogene Schluß auf der keineswegs erwiesenen These fußt: Der jugendliche Geist darf nur mit fertigen Thatsachen, keinesfalls mit hypothetischen Annahmen bekannt gemacht werden.

Die Richtigkeit dieser These ist durchaus nicht erwiesen. Denn da eine Hypothese noch lange kein Hirngespinnst ist, so dürfte auch die Mittheilung einer solchen noch keine pädagogische Gefahr darbieten. Wir theoretisiren, wie Goethe sehr richtig sagt, fortwährend und es ist besser, der jugendliche Geist theoretisirt auf der Basis einer anerkannt brauchbaren Hypothese als auf eigene Faust. Das letztere hat offenbar mehr Gefahr als das erstere. Wenn der Geist das verknüpfende, wenn auch nur hypothetische Band für seine zerstreuten Vorstellungen übermittelt bekommt, dürfte sich seine Gedankenwelt einheitlicher und besser entwickeln, als wenn jenes Band fehlt. Thatsachen sind an und für sich ganz ungeeignet den Geist zu bereichern und zu bilden. Wenn ein Knabe die Fallgesetze kennen lernt und hört, daß der durchmessene Raum dem Quadrate der Fallzeiten proportional ist, so trägt das blutwenig zu seiner Gesammtbildung bei, und diejenigen Pädagogen, welche behaupten, daß derartige naturwissenschaftliche Kenntnisse von geringem Nutzen seien, haben Recht. Wenn man aber die Sache anders behandelt und die physikalischen Erscheinungen des freien Falles als Aeußerungen der Anziehungskraft unseres Planeten hinstellt, so wird der zur Erde fallende Stein oder Apfel sofort ein Gegenstand von hohem Interesse. Unwillkürlich führt diese philosophische Auffassung der alltäglichen Erscheinung des freien Falles zu Betrachtungen, die geeignet sind, den Schüler mit der Mechanik des Himmels bekannt zu machen. Und wenn diese Bekanntschaft auch nur in sehr allgemeiner Weise gemacht wird, so fällt doch ein Samenkorn in den Geist, das eines Tages tausendfältige Früchte tragen wird.

Ganz ebenso wie mit der Physik, so ist es auch mit der Zoologie und der Botanik. Auch hier sollte man die Einzelerscheinungen sogleich in einem allgemeineren Sinne deuten und dadurch den Grund zu einer gesunden Auffassung der lebendigen Natur legen. Vor allen Dingen sollte man die Jugend schon auf die Thatsachen aufmerksam machen, an denen sich das Entwicklungsprincip bewahrheitet, damit sich der Geist von früh an gewöhnt, die Erscheinungen der organischen Welt mit dem geistigen Auge zu betrachten. Denn:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre".

Digitized by Google

Diese Worte kamen bei Betrachtung von Schillers Schädel über Goethes Lippen. Also in einer ernsten Stunde, wo die Vergänglichkeit alles Irdischen ihm mit vollster Evidenz vor's Auge trat. Goethe findet jedoch Ruhe und Frieden im Anschauen des unaufhaltsamen Bildens und Umbildens der erzeugten Formen. Auch der Tod erscheint ihm nach dieser Auffassung in einem ganz anderen Lichte: nicht als Verwesung und Zerstörung, sondern als „ein Verrinnen in Geist". Der moderne Mensch muß dieser mannhaften und würdigen Anschauungsweise auch theilhaftig zu werden suchen. Und das geschieht am ehesten und sichersten durch guten naturwissenschaftlichen Unterricht in der Jugendzeit. Die Halbheit in unserem geistigen Leben muß aufhören. Da wir an der traditionellen Religion keinen rechten Halt mehr haben, so müssen wir uns nach dauerhaften Ueberzeugungen umsehen, die keine Prüfung und kein Schicksal aus unserer Seele tilgen kann, wenn wir sie uns einmal zu eigen gemacht haben. Solche Ueberzeugungen sind, nach unserer Ansicht, nur auf dem Felde der Naturwissenschaften zu finden und zwar auf dem Gebiete der organischen Entwicklungslehre.

Aus der Entwicklungslehre werden wir die tröstliche Ueberzeugung schöpfen, daß der Mensch wie die übrigen organischen Wesen auch mit tausend Beziehungen an seine Muttererde geknüpft ist und daß er keine Ausnahmestellung als „Krone der Schöpfung" einnimmt. Seine Schicksale, sein Wohl und Wehe sind mit seiner Organisation eng verbunden und kein überirdischer Machtspruch könnte ihn von Uebeln oder Krankheiten frei machen, die nun einmal mit dem Bau und dem Wesen eines hochorganisirten Wirbelthieres untrennbar verknüpft sind. Nicht blos die Constitution des Menschen in physiologischer und anatomischer Beziehung, sondern auch seine Keimesentwicklung weicht nicht im Geringsten von der Art und Weise der Entwicklung anderer Wirbelthiere ab. Diese Anschauungen ermahnen uns zur Resignation und verbieten uns überschwängliche Hoffnungen zu hegen. Andererseits versichern sie uns aber auch des unablösbaren Zusammenhangs mit unserer Erzeugerin, der allgewaltigen Natur. Sie hat uns in's Leben hineingestellt und wird uns auch wieder herausführen.

Wenn die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand von Nutzen sein und Werth für's Leben haben soll, so muß die von uns hervorgehobene Beziehung zwischen ihr und den unausrottbaren Gemüthsbedürfnissen des Menschen besser gepflegt werden. Zu sagen, daß die Wissenschaft als Selbstzweck, ohne jede Nebenrücksicht betrieben werden müsse, ist eine durch langen Gebrauch geheiligte Lüge, die freilich viel zu sehr eingebürgert ist, als daß man hoffen könnte, ihr mit einigen Federstrichen den Garaus zu machen. Es ist jedoch vollständig klar, daß man auch bezüglich einer Wissenschaft fragen muß, zu was sie gut und brauchbar, und welche materiellen und intellectuellen Bedürfnisse sie zu befriedigen im Stande sei. Betreffs der Naturwissenschaft haben wir geradezu dringende Veranlassung diese Frage aufzuwerfen, da wir von Fachmännern und Laien fortwährend auf die Wichtigkeit dieser Disciplin hingewiesen werden.

Der Nutzen der Naturwissenschaft als Bildungsmittel besteht, darin, daß dieselbe, richtig betrieben, im Stande ist, das zerrissene und skeptische Gemüth des modernen Menschen mit einem innern Halt auszurüsten, den er auf keine andere Weise gewinnen kann. Wir haben das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem innern Weltwesen verloren, weil uns das religiöse Gefühl durch die fortwährend auf dasselbe einstürmende Kritik abhanden gekommen ist. Wir wollen heutzutage ein festeres Band haben, das uns mit dem Universum geistig und gemüthlich verbindet — ein Band von haltbarerem Stoffe, als es uns die traditionellen Glaubenslehren zu bieten im Stande sind. Dieses Band finden wir in den Thatsachen der Entwicklungslehre, und es ist hohe Zeit, daß man beim Unterrichte der Jugend hierauf Bedacht nimmt. Der Weg liegt vor uns, die ersten Schritte mögen schwer sein, aber er führt doch wenigstens zu einem klaren Ziele, zur Kenntniß und zum Verständniß der Welt, in der wir leben.

Von diesem Standpunkte aus erscheint uns der naturwissenschaftliche Unterricht, wie er gegenwärtig gepflegt wird, noch sehr reformbedürftig, denn es fehlt ihm die Beziehung auf's Ganze.

Otto Zacharias.

Neue dramatische Erscheinungen.

„Der Sturz des Hauses Alba."

Von A. S. C. Wallis.

Im December des vorigen Jahres las Prof. Opzoomer in Utrecht vor einem ausgewählten Kreise ein Trauerspiel vor, dessen Dichterin seine Tochter, ein sechszehnjähriges Mädchen war, und welches, weil in deutscher Sprache geschrieben, von verschiedenen Seiten als ein Attentat auf die nationale Ehre und Selbständigkeit betrachtet wurde. Es ist kaum glaublich, daß dieses von einer jungen Holländerin in deutscher Sprache geschriebene Trauerspiel den Funken bildete, der die alte Annexionsfurcht und das Mißtrauen gegen Preußen — denn Deutschland zu sagen bringt man vorderhand in diesen Kreisen noch nicht über's Herz — entzündete. Dies hinderte aber nicht, daß das Trauerspiel bald in Drucke erschien. Wie aus dem Titel hervorgeht, hat es die jugendliche Dichterin vorgezogen, sich hinter einem fingirten Namen zu verbergen, weshalb wir bei der Beurtheilung von der Person vollständig absehen.

Die Handlung dieses Dramas fällt in die Zeit der Belagerung Haarlems durch Don Friedrich, den Sohn des Herzogs Alba (1752), bekanntlich eines der ruhmvollsten Gedenkblätter aus dem 80jährigen Unabhängigkeitskampf. Das Schicksal Noordens und Zütphens hatte den Muth der Haarlemer Bürger zur Verzweiflung gesteigert und man war fest entschlossen, sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben zu lassen, ehe man sich den wortbrüchigen Spaniern ergab. Bekanntlich spielten bei der Belagerung Haarlems die Frauen eine hervorragende Rolle und Annette, die Tochter Steffens, eines angesehenen Bürgers ist im Stücke die Repräsentantin derselben. Friedrich hat seinen Vertrauten, den Grafen Bilmo als Parlamentär in die Stadt geschickt und ihr — mit Ausnahme der Ketzer — Schonung und Gnade versprochen; schon wankt das Volk, es hat genug am Kriege, es will Frieden, da stürzt ein Mädchen aus den dichten Reihen — es war Annette — und durch ihre glühenden, begeisterungsvollen Worte wird die Menge fortgerissen und Bilmo muß unverrichteter Dinge abziehen. Don Friedrich hat indessen Annette auf der Mauer der Stadt gesehen, ihre Schönheit reißt ihn hin und eine glühende Liebe bemächtigt sich seiner, während Annette in begeisterten Worten ihren tödtlichen Haß gegen Don Friedrich ausspricht; ihr Kampfesmuth und ihre Begeisterung läßt sie die Werbung ihres Freiers Halbeck trotz allen Zuredens ihres Vaters abweisen, sie klagt, ein Weib sein zu müssen und dem Todfeinde nicht den Stoß in's Herz geben zu können. Don Friedrich indessen, unbekümmert um die Warnungen Bilmos und nur dem Drange der Liebe folgend, weiß sich bei Nacht in die Stadt einzuschleichen und als würde er von der Menge verfolgt, stürzt er in das Zimmer Annettens und fleht sie um ihren Schutz. Annette, die in ihm den Spanier erkennt, will das Volk herbeirufen, Friedrich hält sie zurück und nachdem sie ihn genau betrachtet, ruft sie ihm zu: „So fliehe denn, ich halt' dich nicht zurück". Da er aber das Haus ohne Gefahr nicht verlassen kann und er auf ihre Bemerkung: „ich fühle Mitleid, doch du bist ein Spanier" sich freiwillig entfernen und der Menge ausliefern will, wirft sie sich ihm in den Weg und fordert ihn zum Bleiben auf; sie öffnet eine Hinterthüre, durch welche er entfliehen kann, Don Friedrich aber, der unverkennbaren Eindruck auf sie gemacht, erobert im Sturme ihr Herz, „ich hasse dich nicht; Gott verzeih' es mir," sagt sie und widerstandslos läßt sie sich von ihrem Todfeind umarmen. — Friedrichs Vater, Alba, der mit seinem Heere in Utrecht steht, ist indessen mit dem schläfrigen Gange der Belagerung Haarlems höchst unzufrieden; aber nicht nur der Krieg macht ihm Sorgen, Unannehmlichkeiten im eignen Hause beunruhigen ihn. Seine Tochter Elvire, weich und mild, das gerade Gegentheil ihres Vaters, weigert sich, dem ihr vom Vater bestimmten Bräutigam, Alphonso Mendoza, die Hand zu geben, weil sie eine innige Liebe an Bilmo, den Freund ihres Bruders, bindet; Albas Beichtvater, Francesco, weiß jedoch seinem Gebieter aus der Verlegenheit zu helfen, er verdächtigt Bilmo des Einverständnisses mit Oranien und Francesco wird als Spion in Don Friedrichs Lager

Digitized by Google

geschickt, aber so sichere Beweise für den Verrath Vilmos muß er liefern, „daß die eigene Mutter selbst ihn richten würde".

Nachdem so im ersten und zweiten Act der dramatische Knoten geschürzt ist, enthüllt Vilmo seinem Freunde Friedrich, der jetzt nur noch für seine Liebe lebt, seine Ansichten über die neue Lehre und freimüthig bekennt er, daß er mit seiner Kirche längst gebrochen hat und Protestant geworden ist. Francesco tritt jetzt als Bote Albas im Lager auf, aus verschiedenen Aeußerungen Friedrichs merkt er, daß etwas Ungewöhnliches mit ihm vorgegangen und er nimmt sich vor, vermittelst seiner Beichtvatersspürnase hinter das Geheimniß zu kommen. In Haarlem hat indessen Annette die von ihrem Vater unterstützte Werbung Halbecks abgewiesen und freimüthig bekennt sie diesem, daß sie einen Feind ihres Vaterlandes — daß es Don Friedrich ist, weiß sie noch nicht — liebe, worauf Halbeck verzweifelt bei einem Ausfall den Tod sucht und findet. Friedrich schleicht sich zum zweiten Male nach Haarlem und entdeckt jetzt Annetten seinen Namen und nun behält ihr Haß gegen den Todfeind die Oberhand, sie ruft um Hülfe, „der Zauber, der ihren Geist umnachtet, ist gebrochen," und kaum hat sich Friedrich geflüchtet, so setzen einige Bürger den Leichnam des gefallenen Halbeck in Steffens' Hause nieder. Die Verzweiflung Annettens, die sich als seine Mörderin anklagt, ist mit wenigen Strichen trefflich geschildert, wie überhaupt der dritte Act den Glanzpunkt des ganzen Stückes bildet.

Francesco weiß in Abwesenheit Friedrichs dem Grafen Vilmo nicht nur das Bekenntniß seiner Liebe zu Elvire, sondern auch seines Ueberganges zum Protestantismus abzulocken, er kehrt frohlockend in's Lager zurück und meldet Alba, was er gesehen und gehört; die Liebe Friedrichs wird von dem Mönch ebenfalls hinterbracht und der wüthende Alba legt das von ihm unterschriebene Todesurtheil Vilmos in Francescos Hände, der es sofort vollstrecken läßt.

Im fünften Act entdeckt Annette ihrem Vater in einem etwas zu langgedehnten Dialog ihre sündhafte Liebe, worauf er sie verflucht; Elvirens Fluchtversuch zu ihrem Bruder wird durch Alba selbst vereitelt, Haarlem hat sich indessen ergeben, Annette ist gefangen und durch Francesco wird ihre Verurtheilung zum Scheiterhaufen durchgesetzt. Steffens eilt herbei, um für seine Tochter um Gnade zu flehen und während der Vater Alba zu erweichen sucht, schleicht sich Francesco mit dem Todesurtheil weg. Eine Dienerin meldet den Selbstmord Elvirens, Steffens wendet sich noch einmal an das Mitleid Albas, in demselben Augenblick kommt Francesco mit triumphirender Miene zurück: „umsonst sind deine Bitten; der Befehl ist schon vollstreckt, du flehst für eine Todte". Friedrich ist herbeigeeilt, um Annette zu retten und er ersticht sich vor den Augen seines Vaters. Ein Bote aus Madrid bringt einen Brief und während Alba beim Erbrechen desselben mit angeerbter Härte spricht: „der König sei mir jetzt, was einst der Sohn mir war, mein einziger Gedanke, ihm und seinem Dienst allein weihe ich das Leben", läßt er das Blatt fallen, steht in stummem Entsetzen da und Steffens, der das Papier aufhebt, verkündet: „der Herzog ist gerufen nach Madrid!"

Wir wollen die oft erörterte und viel bestrittene Frage über die Freiheit eines Dichters, historische Personen nach Gutdünken umzuformen oder ihrem Schicksal eine ganz andere Wendung zu geben als die nüchterne Geschichte ihm gegeben hat, hier nicht weiter berühren, bemerken aber, daß der historische Don Friedrich seinem Vater im Punkte der Härte und Grausamkeit nicht nur keine Schande machte, sondern denselben noch übertraf, wie auch, daß er nicht dieses tragische Ende gefunden, sondern mit seinem Vater nach Spanien ging und sich hier die Zeit damit vertrieb, Frauen am spanischen Hofe zu verführen. Da Don Friedrich historisch überhaupt eine untergeordnetere Rolle spielt, so wird man auch gegen die Umformung seines Charakters durch die Dichterin im Grunde nichts einzuwenden haben; Goethe hat im Egmont dasselbe gethan; freilich hat er hier einen „natürlichen Sohn" Albas geschaffen.

Der Schwerpunkt des Stückes, das eigentliche dramatische Moment, liegt in der ersten Begegnung Don Friedrichs mit Annette und hier kann nicht geleugnet werden, daß die plötzliche Liebe Annettens psychologisch durchaus nicht motivirt ist. Wir finden zwar dieselbe Erscheinung bei Schiller in der Scene, wo Johanna d'Arc ihrem Feinde Lionel zum ersten Mal begegnet; hier stehen wir aber auf durchaus romantischem Boden, während das vorliegende Stück zu den historischen Trauerspielen gerechnet werden muß. Dieser psychologische Fehler wird auch durch die spätern Betrachtungen Annettens, die vergeblich nach Gründen sucht, um ihr Verbrechen zu erklären und zu entschuldigen, durchaus nicht gemildert. Uebrigens ist die Scene, in der sie Halbeck ihre Liebe entdeckt, von ergreifender dramatischer Wirkung; z. B. die Verse:

„Ich habe an des Feindes Brust geruht;
Er drückte seinen Kuß mir auf den Mund;
Und ich, auf meine Tugend einst so stolz,
Die nun erprobte, ich, die es gewagt,
Dich falscher Schwäche für den Feind zu zeihen,
Als auch in ihm das Gute du erkanntest,
Ich liege schuldig hier vor dir gebeugt
Und fleh' dich an: sei mild, verzeihe mir
Und strafe nicht so hart, als sie's verdient,
Die schwere Sünde, die an dir, an Gott,
An meinem Vaterlande ich beging".

Trotz der durchaus verfehlten psychologischen Grundlage ist der Charakter Annettens doch vortrefflich gezeichnet; Haß, Liebe, Reue, Verzweiflung durchstürmen in natürlicher Aufeinanderfolge das jugendliche Herz. Durch den Tod Halbecks, der, von ihr verstoßen, freiwillig den Tod sucht, wird ihre Schuld natürlich unendlich tragischer und es ist jedenfalls ein glücklicher Griff des Dichters gewesen, den Haarlemer Bürgerssohn mit der ein weibliches Herz noch am widerstandslosesten hinreißenden männlichen Eigenschaft, mit todesverachtendem Muthe, auszustatten. Ein Brakenburg hätte die ganze Wirkung abgeschwächt.

Während die Figur Vilmos — man begreift, abgesehen von einigen Widersprüchen, in die er sich Friedrich gegenüber verwickelt, seine große Offenherzigkeit, mit der er dem Mönche seinen Uebertritt zum Protestantismus entdeckt, durchaus nicht — trotz der ziemlich erkünstelten und erzwungenen Herbeiziehung eines Liebesverhältnisses, in welchem Alba früher zu seiner Mutter gestanden, minder gelungen erscheint, haben wir in Alba selbst den Mann vor uns, wie er lebte und wie ihn auch die Geschichte schildert.

Treffend sind seine Worte zu Francesco, den er im Grunde seines Herzens tief verachtet:

„Das ist so Priesterart. Ich kenne sie.
Erst weckt ihr den Verdacht mit kluger List,
Und streut des Argwohns Samen uns in's Herz,
Dann, wenn die giftige Saat hoch aufgeschossen,
Da macht ihr große Augen, wundert euch,
Daß wir mißtrauisch, werft sogar uns vor,
Daß uns die Liebe zu dem Nächsten fehlt".

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ein angesehener holländischer Kritiker behufs etwaiger Aufführung auf das Weglassen dieser Worte dringt, weil sie „einen verkehrten Eindruck machen würden", d. h. weil die Ultramontanen sich etwa daran ärgern würden, und die conservative Partei, zu welcher derselbe gehört, die unterthänige Dienerin der ersteren ist.

Im Ganzen muß das Drama auf den Leser einen außerordentlich günstigen Eindruck machen; die Sprache ist rein und edel, sie erinnert oft an die „Braut von Messina"; einzelne Stellen, und deren lassen sich eine ziemliche Anzahl namhaft machen, müssen auf der Bühne von erschütternder Wirkung sein, und wenn dasselbe einmal zur Aufführung kommen sollte, so ist an einem durchgreifenden Erfolg nicht zu zweifeln.

Delft, Juli 1875. **Th. Wenzelburger.**

Ein kritischer Beitrag zu Büchmanns „geflügelten Worten".

Von **Friedrich Latendorf.**

II. „Ungenauigkeiten."

Wir beginnen mit einigen falschen Citaten. — Die homerische Parallele zu Schillers „Spät kommt ihr, doch ihr kommt" findet sich nicht im 22., sondern im 23. Buch der Odyssee (V. 7). — Der geschichtlich unnachweisbare Ausspruch „Jedem ein Ei ꝛc." wird von Büchmann mit Unrecht an den Schluß von Uhlands Ludwig dem Baier gesetzt. Das Stück schließt bekanntlich mit der Versöhnung Ludwigs und Friedrichs des

Digitized by Google

Schönen; der Vers findet sich vielmehr am Ende des dritten Actes. Schweppermann bemerkt nach einem solchen Lobe seines Fürsten noch:

„Auf meinen Grabstein schreibt mir diesen Spruch". —

Den zu Ehren Franklins verwendeten Hexameter „Eripuit coelo etc." führt Büchmann theils direct, theils indirect auf Polignac und Manilius zurück; bei diesem ist die Stelle, bei jenem der Wortlaut falsch angegeben. Das Vorbild im Astronomicon steht I, 104; die Stelle im Anti-Lucrez aber lautet: „Eripuit fulmenque Iovi, Phoeboque sagittas". — Für andere Aussprüche weise ich historische Ungenauigkeiten oder trage resp. ältere Quellen nach. So für den Spruch:

„Als Adam grub und Eva spann,
Wer war da der Edelmann?" —

Die Kenntniß des muthmaßlichen Originals im Englischen verdanke ich Büchmann; auf dem Continent weist letzterer den Spruch zuerst 1497 nach; er findet sich aber bereits früher in der seit 1480 oft wiederholten niederländischen Sprichwörtersammlung Proverbia communia, über die Suringar eine eigene historisch und sprachlich werthvolle Schrift, Leiden 1864, veröffentlicht hat. Seb. Franck, den Büchmann nach seinem „Weltbuch" citirt, kennt und nennt den Spruch noch weiter 1541 in seiner großen und bereits ein Decennium früher in der kleinen an Agricola sich anlehnenden Sammlung deutscher Sprichwörter von 1532, Nr. 276, s. meine demnächst erscheinende Ausgabe und die daselbst S. 88 aus Bebel und Agricola gegebenen Nachweisungen. — Für den Köhlerglauben verweist Büchmann auf eine Schrift Luthers von 1533; die ursprünglich tiefere Bedeutung des Wortes findet sich besser in Agricolas Sprichwörtern entwickelt, auf die auch Grimm (Hildebrand) unter dem Worte verweist. Agricolas bezügliche Schrift, die zuerst 1529 erschien, ist in dieser Beziehung wegen ihrer ungemeinen Verbreitung und wegen der über zwei Menschenalter sich erstreckenden wiederholten Auflagen wichtiger als selbst eine Nachricht Luthers. Im Uebrigen verweise ich auf meine Erörterung über den Ausdruck in meinem Agricola 1862, S. 152. Seb. Franck hat den Spruch in seiner Ausgabe von 1532 unter Nr. 148 berücksichtigt. — Den Pasquino nennt die gewöhnliche Tradition einen Schuster; Büchmann folgt der selteneren Ueberlieferung, die ihn zu einem Schneider macht. Auch lebte er nicht in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, sondern bereits um 1500. Schon 1544 erschienen Pasquillorum tomi duo, s. die literarischen Nachweisungen in Sanders' schönem Fremdwörterbuch; und wer für Polizeistudien Sinn hat, mag damit verbinden, was Buddeus in der Halle'schen Encyklopädie in einem zumeist juristischen Artikel über die Reichspolizeiordnung von 1577 mittheilt. Unsere Vorfahren verstanden es doch noch besser als wir, die Spottlust vorlauter Verfasser selbst an den Käufern und Verkäufern ihrer Werke zu ahnden. — Für Salbaderei sind die Zeitbestimmungen nachzutragen, die man aus Sanders und Wander unter dem Worte gewinnt. Nicht minder fehlt eine genaue Zeitbestimmung bei „Experto crede Ruperto". — Für den Spruch „Mundus vult decipi" wird auf den Commentar des Ger. Listrius zu Erasmus' Lob der Narrheit verwiesen. Da ein bestimmtes Citat fehlt, bemerke ich blos, daß ich in meinem Handexemplare, Leiden 1648, die Stelle nicht aufzufinden wußte. Vielleicht aber ist es gestattet, auf den geistvollen Uebersetzer und Zeitgenossen des Erasmus, Seb. Franck, zu verweisen, der sonst auch den Listrius mitbenutzt hat. In ähnlichem Sinne heißt es bei Franck an einer von Listrius unabhängigen Stelle (Morie Encomion. Ulm, Varnier; o. J. 4°. Bl. 36, Rückseite): Die welt würt mit wahn regirt, das volck wil betrogenn sein. Es ist dem baß der wol wenet, dann der wol weiß. wer wol wenet, dem ist wol. — Aus demselben Jahrhundert kann ich endlich noch eine Spur nachweisen, die zur Erklärung des von Büchmann unbezeugt gelassenen „Nos Poloni non curamus" dienen könnte. Ihre weitere Verfolgung empfehle ich den Sprichwörterforschern von Profession, insbesondere dem belesensten und gelehrtesten Kenner derselben in Deutschland, dem wackern Pfälzer Jacob Franck. In Gartners „Proverbialia dicteria" 1591, Bl. 125a steht dieser absichtlich lendenlahme Vers:

„Germanus et Polonus inter se certabant olim,
Quantitatem curo non ego syllabarum.
Officit est verbum durum, crudele et acerbum
Et vox plena mulis (lites malis) hinc dicitur officialis".

Von der Reformationszeit aus rückwärts käme ich geradeswegs etwa auf ein Dutzend von Ungenauigkeiten, die sich auf die antike Welt beziehen. Aber den Leser könnte ein leiser Schrecken anwandeln, wenn ihn unsere Gelehrsamkeit immer auf so entlegene Strecken führte. Bleiben wir also noch einstweilen hübsch in der Nähe und führen ihn so unbemerkt in's graue Alterthum zurück.

Den Spruch aus dem Fest der Handwerker „Darum keine Feindschaft" sollte ein Berliner auch in echt berlinischer Fassung geben. Kluck ist meines Wissens ein Berliner Kind; er sagt deshalb auch regelmäßig — ich habe ihn in den verschiedenartigsten Metamorphosen in guter und schlimmer Beleuchtung zu sehn das Glück gehabt —: darum keine (keene) Feindschaft nicht. — Auch Edm. Hoefers letzter Pfauingen läßt sich von seiner Georgine (Abschnitt II) mit dem „alten plebejen Meidinger: also darum keine Feindschaft nicht, Baron" begrüßen. — Das schöne „bis und über die Puppen" sollte Herr Büchmann nicht ausschließlich den „Preußen" reserviren. Der Verfasser dieser Zeilen rühmt sich weder ein freiwilliger, noch ein „Mußpreuße", sondern bildlich gesprochen ein derber Mecklenburger zu sein. Als ein ehrlicher Deutscher aber kennt er den Spruch auch und hat dafür biedere Genossen in der Stadt an der Pleiße. Das „Comité der feiernden Kürschnergesellen" beschwert sich unter dem 24. Juli 1874 im „Volksstaat" Nr. 88 über eine Fabrikordnung, die, „wenn's Geschäft pressiert, eine Arbeitsdauer bis in die Puppen" zu octroiren die Macht hätte. — Thümmel ist von Büchmann mißverstanden worden, wenn er eine Briefstelle desselben so auffaßt, als werde Wieland dadurch beschuldigt, den Ausdruck „con amore malen" aus ihm (v. Thümmel) erst entlehnt zu haben. v. Thümmel sagt nur: ich habe diesen Ausdruck schon vor oder unabhängig von Wieland zu brauchen das Glück gehabt. d. h. blos die Verbindung con amore; Wieland aber hat sie allgemein eingebürgert. Die Wendung findet sich z. B., wie Sanders' Fremdwörterbuch unter dem Worte nachweist, in der Uebersetzung der Horazischen Briefe, muthmaßlich ohne alle Beziehung auf Malerei. — Das Reiterlied Schillers ist allerdings von Zahn componirt, aber doch nicht von diesem allein. Das sagt aber Büchmann bei dem Spruch „Und setzet ihr nicht ꝛc.", wenn er es auch schwerlich sagen wollte. — Die Inschrift von französischen Geschützen des vorigen Jahrhunderts lautet sachlich und sprachlich richtig: „Ultima ratio regum". Wenn Büchmann dafür den Singular regis setzt, so hat er die schöne Gelegenheit, alltäglich an den Trophäen des letzten Krieges seinen Irrthum berichtigen zu können. Ich habe es auch an meinem Wohnort gethan und die französischen Geschütze auf unserem alten Garten (nordseits vom Schlosse zu Schwerin) zu Rathe gezogen, ob ihre Praxis probehaltiger sei als die Theorie eines deutschen Professors. In dieser Frage wenigstens haben sie das Vertrauen nicht betrogen.

Doch nun ohne längeres Zögern zum Alterthum; der Leser ist hoffentlich genügend vorbereitet und verzeiht das Unvermeidliche.

Das ergebungsvolle „*Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται*" nennt Büchmann häufig bei Homer; ebenso urtheilt Lappenberg hinsichtlich einer gelegentlichen Anspielung auf diesen Spruch in Laurembergs Scherzgedichten I, 45. Beide irren; sie haben nach Analogie physischer Vorgänge die Intensität eines Eindrucks auf Massenwirkungen zurückgeführt. Der Spruch findet sich nur Odyss. I, 267, 400; XVI, 129. Iliad. XVII, 514; XX, 435 — also nur an 5 Stellen unter mehr als 20000 Versen. — Das fromme „A Iove principium" weist Büchmann zunächst aus Virgil nach. Es wird im Alterthum selbst auf den Aratus zurückgeführt — s. darüber außer dem, was die Erklärer des Virgil beizubringen pflegen, das schöne Wort des Quintilian in seiner kritischen Skizze der Schriftsteller des Alterthums (Instit. orat. X, 1, 46): „Ut Aratus ab Iove incipiendum putat, ita nos rite coepturi ab Homero videmur". — Bei dem Spruch „Introite, nam et hic Dii sunt" äußert Büchmann: ein Wort des Heraklit beruhe auf Aristoteles; er meint, unsere Kenntniß davon beruhe auf Aristoteles. Die Thaten unsrer Ahnen sind unser, nicht die unsrigen ihr Fundament; wir stehn auf ihren Schultern, sie nicht auf den unsern. Der Mißgriff wäre von deutschen Schriftstellern kaum auffallender: Luthers Reformation beruht auf Lessings kühner Denkart, und diese stützt sich wieder auf die vorurtheilsfreie Forschung von D. Fr. Strauß! — Den Grundsatz des Ovid „Bene vixit qui bene latuit" führt Büchmann auf die Philosophie des Pythagoras zurück; das griechische „*Λάθε βιώσας*" gehört vielmehr dem Epikur an, s. die Erklärer zu dem bekannten Verse des Horaz (Epist. I, 17, 10): „Nec vixit male qui natus moriensque fefellit". — Zu dem Spruch „Bis dat qui cito dat" führt Büchmann einen Trimeter des Mimographen Publilius Syrus

Digitized by Google

an; in der neuesten Ausgabe dieses Schriftstellers, zugleich der ersten kritischen von Ed. Wölfflin lautet der Vers unter Nr. 235 (Büchmann 225): „Inopi beneficium bis dat, qui dat celeriter". — Den oft citirten Vers des Terentianus Maurus „Pro captu lectoris habent sua fata libelli" begleitet Büchmann mit einer Bemerkung aus dem Tagebuch Varnhagens: die Philologenversammlung zu Altenburg (1854) wußte es nicht (nämlich den Ursprung des Verses). Ich vermisse hier ungern den Zusatz, der gegen die Salbaderei eines geschwätzigen oder überredseligen Alten und gegen die Unkritik eines herausgebungslustigen oder bedürftigen Frauenzimmers so recht am Orte gewesen wäre, die Bemerkung nämlich, daß die gedruckten Verhandlungen jener Altenburger Versammlung auch nicht mit einer Silbe diese vermeinte Unwissenheit deutscher Philologen bezeugen. Dasselbe negative Resultat kann ich als persönlicher Genosse und Besucher sämmtlicher Plenarversammlungen zu Altenburg bestätigen. — Bei „Cui bono" verweist Büchmann auf Cicero pro Roscio. Da es zwei Reden dieses Namens gibt pro Roscio comoedo und pro Roscio Amerino, so war hinzuzufügen, daß es sich um die letztere handelt. — Den Vers des Cicero „Cedant arma togae etc." hätte Büchmann dem allgemeinen Verständniß vielleicht noch näher gebracht, wenn er die persönliche Beziehung berührt hätte, in die Cicero diese Worte zu seinem Consulat und der Entdeckung der catilinarischen Verschwörung setzt. — Bei dem Ausdruck „Damoklesschwert" erinnert Büchmann daran, daß Gellerts Fabel „Damokles" schuld daran sei, wenn wir das Wort gewöhnlich auf der vorletzten statt auf der drittletzten Silbe betonen. Von einer Schuld kann aber keine Rede sein, da nach der lateinischen für uns maßgebenden Betonung antiker Namen die Mittelsilbe wie in Patroklus kurz und lang gesprochen werden kann. Der Unterschied ist nur der, daß uns der letzte Name durch die Poesie, wo die Positionslänge vorherrscht, übermittelt ist, während vom Damokles meines Wissens keine poetische Ueberlieferung aus dem Alterthum handelt. — Die „Calendae Graecae" des Kaiser Augustus bedürfen oder entrathen des erklärenden Zusatzes, daß die Calendae wie die Idus den Römern Zahlungstermine waren. — An zwei Stellen findet Büchmann classische Einflüsse, wo ich höchstens verwandte Gedanken anerkennen kann, die unter gleichen Voraussetzungen überall gleichartig wiederkehren. Mir scheint es sehr bedenklich, die Quelle für das Sprichwort „Volkes Stimme, Gottes Stimme" im Homer zu suchen; auch abgesehen davon, daß in dem griechischen Text (Odyss. III, 214, 215) das Götterorakel als die Ursache der Volksstimmung gedacht wird, während unser deutsches Sprichwort erst aus dem Urtheil des Volkes auf Gottes Stimme zurückschließt. — Völlig räthselhaft aber ist es mir, wie Büchmann mit apodiktischer Gewißheit Schillers „Dem Muthigen hilft Gott" aus dem Virgilianischen „Audentes fortuna iuvat" herleitet. Liegt denn z. B. unser „Gott ist auch im Schwachen mächtig" nicht eben so nahe? — Ueber den neulateinischen Spruch „Post coenam etc." gestatte ich mir in historischer Hinsicht das negative Resultat mitzutheilen, daß auch der für Spruchpoesie überaus empfängliche und in Sammlerthätigkeit fast aufgehende wackere Humanist des 16. Jahrhunderts, Mich. Neander, in seiner reichen Sammlung leoninischer Verse (Ethice vetus. Pars III.) diesen Vers noch nicht verzeichnet. Neuerdings findet sich eine beachtenswerthe Variante in J. Wegelers „Die Philosophie der Alten in lateinischen Versen und ihren Uebersetzungen" (8. Aufl. Nr. 1946):

„Post epulas stabis vel passus mille meabis".

Unsere literarische Bildung beruht, abgesehn von nationalen und zeitgemässischen Einwirkungen der heutigen Culturvölker, hauptsächlich auf den beiden Factoren, dem classischen Alterthum und der Bibel. Auch für diese zweite, so zu sagen, Urquelle nenne ich noch eine directe und eine indirecte Ungenauigkeit Büchmanns, wenn man will, eine Trübung der ursprünglichen Reinheit. — Büchmann erinnert bei dem Spruche „Feurige Kohlen auf's Haupt sammeln" an das Roth der Beschämung, das die Wangen eines unwürdigen Empfängers von Wohlthaten bedecke. Die Erklärung ist alt und beliebt, gefiel u. a. auch dem Jesuiten Sanctius. Näher aber liegt es doch, an die hebräische Sitte zu erinnern, in Sack und Asche zu trauern. Die Wahl des Wortes feurige Kohlen statt der Asche bezeichnet demnach noch einen höheren Grad des Schmerzes. Diese Deutung bestätigt auch Meyer in seinem Commentar des Römerbriefes (1865), er sagt zu der fraglichen Stelle (12, 20) einfach: es ist ein orientalischer Ausdruck anhaltenden Schmerzes. — Zu dem englischen Spruche „Hell is paved with good intentions" bemerkt Büchmann: wir Deutsche dürfen uns rühmen, dem Worte in der uns geläufigeren Umwandlung:

„Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert"

eine vollendetere Form gegeben zu haben. Mir hat dieses „wir" sehr fraglich erscheinen wollen. Sanders und Wander geben unter dem Worte „Hölle" nur eine genau mit dem Englischen übereinstimmende Fassung. Den Büchmann'schen Ausspruch glaubte ich vordem bei Börne gelesen zu haben, habe ihn aber trotz mehrstündigen Suchens und Lesens nicht finden können. Vielleicht ist die Erinnerung eines anderen Lesers zuverlässiger oder seine Spürlust und Kraft größer und glücklicher als die meinige.

Aus der Hauptstadt.

Vom Berliner Kunstverein.

Die Sommersaison ist fast überall für die Ausstellungen der Kunstvereine die ungünstigste Zeit, nicht deshalb, weil weniger gearbeitet wird, als weil sich die meisten Künstler auf Reisen begeben, um neue Anregungen zu sammeln. Die letzten Wochen brachten auch hier wenig Neues und darunter wenig von Bedeutung. Drei Landschaften von Schindler verdienen die vollste Anerkennung, und mehr Beachtung als sie erregen; sie treten so bescheiden auf, daß ein großer Theil der Besucher an ihnen vorübergeht. Der Künstler scheint seine Lehrjahre in Frankreich verlebt zu haben, denn die ganze Art, wie er die Natur betrachtet, nur den allgemeinen Eindruck der Farbenstimmung betont, die einzelnen Zufälligkeiten übersieht, und außerdem die Art seiner Technik erinnern an die besten Leistungen von Corot. Dennoch thäte man Schindler Unrecht, ihn nur als feinen Nachempfinder zu betrachten, denn er wählt die Motive vollkommen unabhängig und die Art des Vortrags, das Festhalten eines einheitlichen Tones, der jede Localfarbe beeinflußt, ohne sie deshalb in eine gemeinsame Sauce aufzulösen, in der jede Linie zu Grunde geht, ist mehr als eine Copirung von Corot. Die bedeutendsten der drei Bilder sind die „Herbstlandschaft", und „Abend im Prater"; weniger geschlossen und viel unklarer ist die „Kuhweide".

Das vollste Gegentheil von der feinen, bescheidenen Technik Schindlers, die sich niemals vordrängt, zeigen zwei Bilder von Kirschner. Ich bemerke sogleich, daß dem Künstler Talent gar nicht abzustreiten ist, aber seine Darstellungsweise reiht ihn unter jene Maler, welche glauben Genies zu sein, wenn sie roh sind. Jeder Pinselstrich macht besondere Ansprüche auf Beachtung, faustdick ist die Farbe aufgetragen, so daß die Wolken Schlagschatten werfen, bald mit den breitesten Pinseln und bald wieder mit der Spachtel durcheinandergerührt, so daß der Himmel aussieht wie eine alte Palette, auf welcher ein Ragout von Beinschwarz und Kremserweiß vertrocknet ist. Und Kirschner könnte jedenfalls Besseres leisten. Das beweist er in der „Alten Allee", welche in der Wahl des Motivs und in Einzelnheiten der Technik malerische Auffassung und Energie bekundet, aber er muß den Pinsel zu seinem Sklaven machen, der einfach nur das auszuführen hat, was noththut, um die malerische Aufgabe zu lösen, und denselben nicht nach Belieben auf der Leinewand herumlaufen lassen, sonst wird er ein Manierist der unangenehmsten Art.

Etwas mehr Feinheit dürfte auch Böhm zu erringen suchen; „Stadtpromenade" hat sehr viel gute Eigenschaften, vor allem ist die Architektur der langen Straße vortrefflich gezeichnet und sehr wirksam abgetont, so daß der Schein der Wahrheit erreicht ist, und mehr als den Schein soll der Maler nicht erstreben wollen. Die verschiedenen Gestalten der Spaziergänger, welche ganz im Vordergrunde sind, hätten im Tone kräftiger sein können, um die perspectivische Wirkung zu verstärken.

Eine Arbeit, die durch ihre delicate Technik und feine Zeichnung erfreut, ist der „Arkebusier" von Ehrentraut, trotz der Kleinheit des Bildchens und der Ausführlichkeit, mit der die Einzelnheiten gemacht sind, vermeidet der Künstler die Klippe der Kleinlichkeit. Die Figur ist in Bewegung und Haltung sehr gelungen, dagegen ist die Luft etwas zu schwer. Dem Künstler ist nur Eines vorzuwerfen, daß seine Maltechnik viel mehr für das Aquarell geschaffen ist und er durch dasselbe die gewünschte Wirkung schneller erzielen würde.

Digitized by Google

Prof. Lindenschmidt aus München hat ein kleines Bild „Luther" eingesandt, dessen Motiv sehr ansprechend ist. Der Reformator sitzt als Mönch in seiner Zelle mitten unter Büchern und sieht einigen Vögeln zu, die durch das offene Fenster bis auf das Fensterbrett geflogen sind und Brodkrumen aufpicken. Die Manier Lindenschmidts ist bekannt und hat vielen seiner Bilder geschadet; sie hat etwas Mosaikartiges im Auftragen der einzelnen Töne oder erinnert an farbige Nebel. Selten sind seine Bilder gleichmäßig durchgeführt, denn neben Stellen, welche das feinste coloristische Gefühl offenbaren, stehen andere, die an den erwähnten Mängeln leiden. „Luther" ist viel einheitlicher gemalt und in der Wirkung geschlossener, als z. B. das letztausgestellte Bild, bis auf das Fleisch des Gesichtes, wo an einigen Orten die Farbe hingesetzt ist, ohne die Fläche zu beobachten, welche gegeben werden soll.

Böcklin hat ein viertes Werk gesendet, welches nicht stark genug getadelt werden kann. Wenn der Kritiker vor einem Werke steht, wie es die „Meeresidylle" ist, aus welchem ein hoher Künstlergeist spricht, so wird er dem Publicum gegenüber wohl thun, die Gebrechen so milde als möglich zu bezeichnen und er mag bei dem Anblick des geradezu großartig gemalten Meeres die Figur der Nymphe weniger tadeln und für „starke Verzeichnung" „gewagte Verkürzung" setzen, aber in einem Bilde, wie „Mädchen mit Blumenkranz", kann man gar nichts finden, was für die Fehler entschädigen könnte, denn das ganze Werk ist ganz und gar verfehlt und geschmacklos. Wenn ein mittelmäßiger Künstler ein schlechtes Bild macht, so kann man daran mit einem Achselzucken vorübergehen, aber wenn Böcklin derartiges in die Welt sendet, so ist es geradezu rücksichtslos gegen seinen Namen und gegen das Publicum. Das Bild stellt ein Mädchen dar (Bruststück), so daß der Rahmen die Gestalt etwas unter dem Busen abschneidet. Der Körper ist mit einem schmuzig violetten Schleier bekleidet, welchen die Hand, die aus dem Rahmen wächst, festzuhalten sucht. Etwas Geschmackloseres als diese fünf Finger, die schwach gezeichnet und unplastisch wirkend auf der Brust liegen, habe ich noch selten gesehen. Dicht neben das Violett hat Böcklin das giftigste Grün gesetzt und darüber etwas blauen Himmel, auf welchem kleine weiße Lämmerwolken hängen, der Kranz besteht aus einigen plumpen Tausendschönblüthen und etlichen hellgelben Butterblumen, so daß die schreienden Disharmonieen der Farben das Auge geradezu verwunden. Wie kann sich Böcklin dann wundern, daß selbst das bessere Kunstpublicum, wenn es seinen Namen hört, die Vorzüge nicht gelten läßt und zuletzt nur mehr sagt: „Ah Böcklin! Das ist doch derselbe, der die verrückten Bilder malt?" Sobald aber die Zeitgenossen einmal für einen Künstler „geflügelte Beiworte" gefunden haben, so heften sie dieselben rücksichtslos selbst an das beste Werk. v. L.

Notizen.

Die Deutschen sind es neuerdings gewohnt, daß ihre Nachbarn jenseits der Vogesen, so oft sie über Deutschland schreiben, ihre Federn in Gift und Galle tauchen; daß aber ein namhafter Schriftsteller Frankreichs die Deutschen in demselben Buche beschimpft und bestiehlt, hätte man von der Eitelkeit eines Franzosen nicht erwartet.

Vor mir liegt ein Band gesammelter Novellen und Skizzen von Alexander Dumas fils, nach der ersten Erzählung — Thérèse betitelt. In der Vorrede gesteht der Verfasser, daß die meisten dieser Novellen aus seiner Jugendzeit stammen, für ihn den Reiz der Erinnerung an seine ersten Eindrücke, für den Leser aber den Ausgangspunkt zur Beurtheilung seines schriftstellerischen Wirkens bieten. Obgleich nun das Urtheil des Schriftstellers, welches mich zu diesen Zeilen veranlaßt hat, 20—30 Jahre alt sein mag, so ist es doch noch heute charakteristisch, daß das darauf folgende Plagiat, das beim ersten Erscheinen ohne Zusammenhang mit der Beschimpfung des Bestohlenen und damals auch noch nicht so sehr in Widerspruch mit dem von Franzosen so streng gewahrten Rechte des geistigen Eigenthums stehen mochte, in der nunmehrigen Ausgabe nicht im Mindesten entschuldigt oder auch nur angedeutet ist.

In der „Offland" betitelten Novelle, die einen phantastisch-satirischen Charakter trägt, etwa wie die Novellen des Americaners Edgar Poe, steht wörtlich Folgendes:

„Offland und seine Cousine waren also Brautleute. Ihr wißt, was das in Deutschland bedeutet. Der Bräutigam nimmt seine Braut unter den Arm und fährt mit ihr den Rhein hinauf oder hinab, je nachdem sie oben oder unten am Rheine sich verlobt haben — zu weiter nichts, als um die beiderseitigen Charaktere zu studiren und zu sehen, ob sie zu einander passen.

Letzteres ist fast immer der Fall und, sobald sie wieder daheim sind, heirathen sie sich und geben sich damit ab, die größtmögliche Zahl Deutscher zu erzeugen, da der König, wie man mir sagte, demjenigen Familienvater, welcher 12 gesunde, kräftige Jungen aufweisen kann, eine goldene Medaille und zweitausend Franken schenkt. Das ist eine Carriere, wie jede andere auch.

Alle diese Kinder lernen Musik und die Abstractionen der Gelehrten und Philosophen der ganzen Welt. Vom zwanzigsten Lebensjahre an haben sie Knoten im Gesicht und tragen Brillen. Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß die Schwerfälligkeit der Zunge und die Ungelenkigkeit der Sprache ebenso täglich zunehmen wie der beständige Stockschnupfen. Der Schnupfen ist einer der charakteristischen Züge des Deutschen. Wenn die Schnupftücher dem Schnupfen entsprechen, so muß das eine der besten Industrien des Landes sein".

In dem darauf folgenden Stücke „Die drei Lieder des Buckligen, ein Kindermärchen" läßt Dumas einen mit seltenen Geistesgaben, aber zugleich mit einem Buckel gesegneten Rittersohn, „mit jener Divination, welche Gott den leidenden Seelen und den Dichterseelen verleiht," ein wunderbares Lied improvisiren, „eine düstre Ballade, so traurig wie der eintönige Gesang des Nachtvogels", und diese Ballade ist nichts anders als eine Nachbildung des schönen Uhland'schen Gedichtes: „Das Schloß am Meere". Freilich ist das Original gründlich verdorben; so heißt z. B. der zweite Vers:

„Oui, j'ai vu le château, mais le temps était noir,
Il ne souriait pas ainsi qu'une coquette,
Et la lune, en croissant dans les ombres du soir,
Tristement éclairait sa pâle silhouette.

Der deutsche Dichter, dessen Verse in Dumas' Märchen einen zaubervollen Eindruck machen sollen, ist nicht genannt; der Leser ahnt nicht einmal, daß er eine Uebersetzung vor sich hat. Solche Dinge können den Deutschen, wenn er auch keinen ewigen Schnupfen hat, doch zeitweise verschnupfen.

Eugène Pelletier.

* * *

Herr Rechtsanwalt Theodor Schmitt in Würzburg schlägt in Bezug auf unsern Artikel „Die Fremdwörter in der deutschen Sprache", worin das Wort „Hypothek" als unübersetzbar erwähnt wird, die Neubildung „Grundpfand" vor. Uns scheint der Begriff in dem vorgeschlagenen Worte ganz klar wiedergegeben zu sein. Oder vermag uns ein rechtskundiger Leser einen besseren Vorschlag zu machen?

* * *

Vom Büchertisch.

„Reisebilder" und „Reisestudien" hat Karl Braun-Wiesbaden zwei starke Bände überschrieben, welche in dem Verlage von August Auerbach in Stuttgart erschienen sind. Wie schon die Ueberschriften erkennen lassen, hat man es keineswegs mit Reisebeschreibungen in dem gewöhnlichen Sinn des Worts zu thun. Gegenstand der Schilderungen sind vielmehr, wie der Autor in dem Vorwort sagt, Land und Leute ihre natur- und culturwissenschaftlichen Voraussetzungen und vor allem ihr Verhältniß zu uns selber. Es werden dem Leser auf historischer Unterlage einzelne Culturbilder mit ihren Perspectiven in die Zukunft und ihren internationalen Wechselwirkungen geboten. Braun ist hierzu in hohem Grade befähigt, weil er ein offenes Auge selbst für kleine Dinge besitzt, welche, so charakteristisch sie auch sein mögen, meistens von dem gewöhnlichen Reisenden unbeachtet bleiben. Gleichwohl bewahrt eine heitre Lebensanschauung, ein gesunder Sinn für behaglichen Lebensgenuß und ein frischer Humor den Autor vor jedem kleinlichen, blos abfälligen Urtheil. Selten ist eine Sache so schlimm, daß ihr nicht auch eine gute Seite abgewonnen würde, es sei denn, daß der Verfasser Zuständen und Ansichten begegnet, welche unsrer nationalen Wiedergeburt hemmend und feindselig gegenüberstehen. Sicher würden die Zeichnungen und Bilder an Anschaulichkeit noch gewonnen haben, wenn Braun sich manchmal

Digitized by Google

nicht zu sorglos hätte gehen lassen und, um eine lustige Geschichte oder einen witzigen Einfall einzuflechten, so oft die Einheit der Darstellung unterbrochen hätte.

Die „Reisebilder" datiren aus den Jahren 1870 bis 1872. In dem ersten wird der Leser nach der Wilhelmshöhe bei Kassel geführt, in der That einem Ort, an welchen sich die trübsten und hellsten Erinnerungen knüpfen. Das zweite „Reisebild" versetzt uns mitten in das Kriegsgetümmel vor Metz und in das Hauptquartier zu Versailles, ein farbenreiches, fein ausgearbeitetes Gemälde, welches in seiner Detailzeichnung die großen damals auf einander platzenden Gegensätze und die Wandelbarkeit der Völkergeschicke zum vollen Ausdruck bringt. Ihm folgt eine „Entdeckungsreise in das Tokajer-Land", eine mit Sachkenntniß und rosenfarbener Laune geschriebene Weinstudie, welche auch einem verstimmten Leser ein Lächeln abnöthigen wird, wenn z. B. erzählt wird, daß ein mit seinem Wein äußerst freigebiger, aber mit seinen Trauben um so geizigerer Großgrundbesitzer in Rüdesheim seine Arbeiter während der Weinlese beständig pfeifen lasse, damit sie keine Trauben naschen. Das letzte Bild hat das Bernsteinland, die verschiedene Art der Gewinnung des Bernsteins, die Wirthschafts- und Rechtsgeschichte des Bernsteins, Land und Leute des Samlands und des kurischen Haff, sowie das Leben in den dortigen Bädern zum Gegenstand.

Mehr noch als in den „Reisebildern" tritt in den „Reisestudien" das Culturhistorische in den Vordergrund. Die „Reisestudien" lehnen sich an Reisen, welche Braun im Herbst und Sommer 1873 und 1874 in Mitteldeutschland, Ungarn und Siebenbürgen gemacht hat und an eine Badecur in Karlsbad im Vorsommer 1874. Abgesehen von zwei kleineren Studien, deren Schauplatz der Frankenwald und Saalwald ist, gab ein längerer Aufenthalt im Bade Lobenstein Veranlassung zu einem gründlichen Studium insbesondere des Thüringer Dialekts und des „Thüringer Hebel", des liebenswürdigen Dichters Anton Sommer, Garnisonspredigers zu Rudolstadt. Der Leser wird sich freuen, die nähere Bekanntschaft dieses prächtigen und doch so bescheidenen Mannes, des richtigen Repräsentanten des philisterhaften und zugleich doch so schalkhaften guten alten Thüringen zu machen.

Die Reisen in Ungarn und Siebenbürgen hat Braun für einen werthvollen Beitrag zu der Geschichte und Charakteristik der Zigeuner und für zwei Skizzen der öffentlichen und politischen Verhältnisse dieser Länder ausgebeutet. Während der Verfasser auf der einen Seite die großen Anlagen und vielen Vorzüge der Magyaren aufrichtig anerkennt, legt er mit derselben Offenheit und Kenntniß die vielen Schwächen des jungen Staatswesens, den den andern Nationalitäten nicht gerecht werdenden Hypermagyarismus, den Mangel an Erziehungs- und Bildungsanstalten, die Valutastörung und Papierwirthschaft und die unzureichende Pflege der internationalen und wirthschaftlichen Beziehungen mit scharfem Griffel blos. Die bei den letzten Wahlen zu Tage getretene einmüthige Opposition der unterdrückten Nationalitäten liefert einen schlagenden Belag für die Richtigkeit der Braun'schen Diagnose und die großen, eine völlige Abwirthschaftung drohenden Gefahren, in welchen sich das ganze ungarische Staatswesen befindet.

Die letzte Studie beschäftigt sich mit der Vergangenheit und Gegenwart des berühmten Bads am Teplfluß in Böhmen, in welchem der Verfasser „für die Diätfehler des verflossenen Winters büßen muß".

Y.

* * *

In Frankfurt am Main erscheint „unter Leitung mehrerer Freunde deutscher Poesie" ein Blatt, betitelt „Knospen und Blüthen, Organ für Deutschlands Dichterwelt", dessen Prospect uns eben zugekommen ist. Es gibt kein größeres Verdienst als die dichterischen Bestrebungen lyrischer Dilettanten zu fördern, welche nur der öffentlichen Aufmunterung bedürfen, um Dichter ersten Ranges zu werden. Wir empfehlen allen unsern Lesern diese Zeitschrift und fügen aus den dichterischen Proben ein Lied bei, welches unser günstiges Urtheil auf das beste unterstützt.

Rückerinnerung.

Sieh'st du die weiße Feder?
Sieh'st du den runden Hut? —
Das schöne, bleiche Weib dort? —
Dem Weibe war ich gut. —

Sieh'st du an ihrer Seite
Nicht einen schönen Mann?
Kein Schatten ist's, mein Lieber,
Der Mann, der ist ihr Mann.

Der hat es besser verstanden,
Ich war noch damals zu dumm, —
Bin nun zwar klug geworden,
Doch alt, auch lahm und krumm.

v. Prittwitz.

Wenn schon die Proben so bedeutend sind, wie schön müssen dann erst die andern Gedichte sein!

* * *

M. Evers, die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde. Ein Gesang. Hannover, Schmorl & v. Seefeld. Der Autor dieser vaterländischen Dichtung ist zweifellos ein begabter Dichter. Er schildert die Hermannsschlacht, indem er mit dem Kampf der Menschen den der Götter vereint. Von Romas sieben Hügeln nahen die Olympier, an ihrer Spitze Zeus mit der Aegis bewehrt, um seinem Volke zu helfen. Die beiden Raben bringen Odin die Botschaft, daß die Germanen zu weichen beginnen, da ergreift er das Hifthorn und ruft seine Schaaren zum Kampfe. Dieser Gedanke spricht für die poetische Empfindung und seine Ausführung für die Phantasie des Dichters. Aber trotz allem steht man dem Werke fremd gegenüber. Wotan und Donar, Hele, Asgard, Muspili und Niflheim, der ganze nordische Olymp und seine Bewohner sind für uns nur Decoration. Die Assonanz mit dem Reime verbunden, die vielen fremdklingenden Worte, das Bestreben, die Sprache zur Tonmalerei zu machen, alles das ist sehr gut gemeint, aber es tödtet uns gänzlich die Fähigkeit, naiv zu genießen. Wir müssen stets alles zu Hülfe rufen, was wir von der germanischen Götterlehre gelernt haben, und das ist bereits ein Grund zur Zerstreuung. „Laßt die Todten ruhen!" könnte man allen Dichtern zurufen, die das Vergangene beleben möchten. Die Götter des altdeutschen Mythos sind wie Riesengestalten aus Granit nicht zu beleben. Es sterben nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter, der Olymp ist zerfallen, die Walhalla liegt in Trümmern und der moderne Himmel mit seinem Gotte und seinen Heiligen, er wird ebenfalls sinken und wie einst Lucian von Samosata auf den Ruinen der antiken Welt die mattgewordenen armen Olympier verspottete, so wird ein Lucian der Zukunft den Olympiern des Christenthums auch eine humoristische Grabrede halten, und ein reinerer Gott, nicht mehr mit Lappen behängt, von keinem Stellvertreter auf Erden parodirt, wird die Herrschaft der Welt übernehmen. . . . . Wir werden uns freuen, wenn uns Evers einmal als Dichter auf dem Boden des 19. Jahrhunderts begegnet.

v. L.

* * *

Bibliographie.

Moritz Brasch, Moses Mendelssohn. Lichtstrahlen aus seinen philos. Schriften und Briefen. Leipzig, Brockhaus.

Ludwig Noiré, Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie. Von demselben, Der monistische Gedanke. Eine Concordanz der Philosophie Schopenhauers, Darwins, R. Mayers und L. Geigers. Beide Werke Verlag von Veit & Co. in Leipzig.

Dr. Hugo Ginsberg, Die Ethik des Spinoza im Urtexte. Mit einer Einleitung. Leipzig, Erich Koschny.

Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im Neuen Reichsland. (Separatabdruck der „Briefe aus dem Elsaß" und der „Allg. Zeitg".)

Dr. Oscar Brosin, Schillers Verhältniß zum Publicum seiner Zeit. Leipzig, Veit & Co.

Adolf Schmidt, Pariser Zustände während der Revolutionszeit (1789—1806). 2 Bände. Jena, H. Dufft.

Friedrich Hofmann, Das Vaterlandsfest. Dichtung in zwei Theilen. Ein deutsches Schulfest. Componirt von Julius Otto. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Digitized by Google

Inserate.

Loose à 3 Reichsmark
zur concessionirten grossen
Lotterie mit 811 werthvollen Gewinnen
veranstaltet für das neugebaute
„Kunst- und Vereinshaus“,
Taubenstrasse 34, Berlin,
sind zu beziehen von **L. Sachse & Comp.,** Hofkunsthandlung in Berlin, sowie durch den gesammten preuss. Buchhandel.
Ziehung 4 Wochen nach Absatz der Loose, spätestens am **15. April 1876.** — Alles Nähere besagt der **Lotterieplan,** welcher **gratis** zu haben.

In unserem Verlage erschien:
Charakteristische Studien
für das Pianoforte
zur Förderung des Vortrags und der sicheren Technik componirt und mit Fingersatz bezeichnet von
A. Loeschhorn.
Op. 118.
Drei Hefte. Preis à 4 M.
C. A. Challier & Co. in Berlin.

In unserem Verlage ist erschienen:
Emil Du Bois-Reymond:
Ueber eine Akademie der deutschen Sprache.
Ueber Geschichte der Wissenschaft.
Zwei Festreden, gehalten in öffentlichen Sitzungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
Kupferdruckpapier. gr. 8. geh. 1 M.
Berlin.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
Harrwitz & Gossmann.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:
Erzählungen von Iwan Turgénjew.
Deutsch von **F. Bodenstedt.**
Vom Verfasser autorisirte Ausgabe.
2 Bde. in 8. à **4 Mark 50 Pf.**
Inhalt des 1. Bandes: Faust, — Ein Ausflug in die Waldregion, — Das Wirthshaus an der Heerstraße, — Mumu.
Inhalt des 2. Bandes: Erscheinungen, — Jakob Passinkow, — Erste Liebe.
Verlag der **M. Rieger**'schen Univ.-Buchhandlung (Gustav Himmer) in München.

Asher's Collection of English Authors.
Verlag von **Julius Engelmann** in **Berlin** S. W., Friedrichstrasse 249.

Soeben erschien Band 102 und 103:
The Dreaded Guest
by
M. E. Braddon,
Preis 3 M.
„Asher's Collection“ publicirt fortlaufend die **interessantesten Erscheinungen** englischer und amerikanischer Literatur zum Preise von nur **M. 1. 50 per Band** bei solider Ausstattung.
Vollständige Verzeichnisse franco — gratis.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mendelssohn's Werke.
Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe. In grossem Musikformat. Noten-Plattendruck.
Preis für den Musikbogen 30 Pf.
Zur Ausgabe gelangten:

Serie		Partitur	Stimmen
I.	Symphonien für Orchester. **Complet**	M. 23. —	M. 39. 60.
II.	Ouverturen für Orchester. No. 1–5, 9, 10	- 24. 90.	- 30. 60.
IIII.	Marsch für Orchester. **Complet**	- —. 90.	- 2. 40.
IV.	Für Violine und Orchester	- —. —.	- —. —.
V.	Für 5 u. mehrere Streichinstrumente. **Complet**	- 9. 30.	- 14. 40.
VI.	Quartette für Streichinstrumente. **Complet**	- 13. —.	- 20. —.
VII.	Für Blasinstrumente. **Complet**	- 4. 80.	- 9. 90.
VIII.	Für Pianoforte und Orchester. **Complet**	- 15. —.	- 25. 20.
IX.	Für Pianoforte und Saiteninstrumente. **Complet.** Part. u. St.		- 43. —.
X.	Für Pianoforte zu 4 Händen. **Complet**		- 3. 30.
XI.	Für Pianoforte zu 2 Händen { Bd. I. M. 9. — Bd. II. - III. - 7. — - IV.		- 8. —.
XII.	Für Orgel. **Complet**		- —. —.
XIII—XIV.	Geistliche Gesangwerke		- 6. 60.
		Partitur	Stimmen
XV.	Grössere weltl. Gesangwerke. No. 6. 7.	M. 3. 60.	M. 7. 20.
XVI.	Lieder für Sopran, Alt, Tenor, Bass. **Complet**	- 3. 30.	- 5. 10.
XVII.	Lieder für 4 Männerstimmen. **Complet**	- 3. —.	- 5. 10.
XVIII.	Lieder für 2 Singstimmen und Pianoforte. **Complet.**		- 3. —.
XIX.	Lieder für 1 Singstimme und Pianoforte. **Complet**		- 13. —.

Leipzig, August 1875.
Breitkopf & Härtel.

Vor Kurzem erschien:
Nach den
Victoriafällen des Zambesi
von
Eduard Mohr.
Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt und Farbendruck nebst Karte und einem astronomischen, einem commerciellen Anhang vom Verfasser und einem geognostischen von Adolf Hübner:
Die südafrikanischen Diamantenfelder.
2 Bände. gr. 8. Geh. 20 M. Geb. 24 M.
Es ist dies keine trockene Reisebeschreibung, sondern ein populäres Buch, originell wie der allbekannte Verfasser, der Ausstattung nach ein Prachtwerk.

Früher erschien in unserm Verlage:
Körner, Süd-Afrika. Populäres Prachtwerk (geh. 10 M., geb. 12 M.), zusammengestellt auf Grund der Werke von
Prof. Dr. **Gust. Fritsch, Drei Jahre in Süd-Afrika** (geh. 18 M., geb. 20 M. 50 Pf.).
—— **Die Eingeborenen Süd-Afrikas.** Zwei Bände. 75 M.
Leipzig.
Verlag v. Ferdinand Hirt & Sohn.

VICTORIA
ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 500 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlag von **J. Wiesike** in **Brandenburg** erschien:
Periander,
eine Trilogie von **Ewald Böcker.**
Preis 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.
Nr. 13 der Gegenwart brachte eine eingehende Besprechung dieses Buches aus der Feder Ernst Wicherts. Unter Hinweis darauf sei die Periander-Trilogie allen Freunden guter dramatischer Literatur auf das Beste empfohlen. Sie wird ihnen sicherlich einen seltenen und hohen Genuß gewähren.

Abt und Gumbert's neueste Lieder.

Abt, Für immer	M. 1. —.
— Wird mir das Herz so weit	M. 1. —.
— Du lieber goldner Sonnenschein	M. 1. —.
Gumbert, Das stille Herz	M. 1. 50.
— Der Strauß, den sie gewunden	M. 1. 25.
— April-Launen	M. 1. 75.
— Zu rechter Zeit	M. 1. 50.

Verlag von
C. A. Challier & Co. in Berlin.

Johannes Scherr's neueste Schriften.
Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig** (zu beziehen durch jede Buchhandlung).
Menschliche Tragikomödie.
Gesammelte Studien und Bilder
von
Johannes Scherr.
Drei starke Bände. — Preis 18 M.
1848.
Ein weltgeschichtliches Drama
von
Johannes Scherr.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Zwei starke Bände. Preis 13 M.

Terzette
für 3 Frauenstimmen.
Heinr. Urban. Op. 12.

Nr. 1. O Nacht, so mild	M. 1. 25.
Nr. 2. Waldesrauschen	M. 2. —.
Nr. 3. Abendläuten	M. 1. 50.
Nr. 4. Frühling	M. 2. —.

Richard Wüerst. Op. 62.
O jubelvolle Frühlingsluft . . M. 1. 75.
Verlag von
C. A. Challier & Co. in Berlin.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 4. September 1875. Band VIII.

P
D
G275
v. 8
no. 36

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Zur Frage der Handelsgerichte. Von Paul Kayser. — Politische Briefe aus Oesterreich. Von Austriacus. II. — Literatur und Kunst: Ungedruckte Romane. Von Schmidt-Weißenfels. — Musikalisches aus Italien. Der „Freischütz" in Rom. Eine Reiseerinnerung von Fr. Siebmann. — „Dolores." Oper in vier Acten von Salvatore Auteri-Manzocchi von A. Bivanti-Lindau. — Uebersetzungsblüthen. Von Eduard Leyh. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Großstädtisch." Schwank in vier Acten von J. B. von Schweitzer. Besprochen von P. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur Frage der Handelsgerichte.

Von Paul Kayser.

Daß dem Choc ein Gegenchoc folge, ist nicht blos die einzige Wahrheit in den Erfahrungen des lügenhaften Helden Münchhausen, sondern auch eine solche, die sich ewig nach gewissen Zeitabschnitten in dem Leben des Einzelnen, wie der Nationen wiederholt. Häufig ja finden sich Analogieen physischer Vorgänge mit psychischen Erscheinungen. Um gleich zu einem näheren Uebergang in das obige Thema zu gelangen, so finde ich mich gewiß in der Uebereinstimmung mit Allen, wenn ich das Jahr 1848 für unser deutsches Vaterland als den Zeitpunkt bezeichne, in welchem der Choc aufhörte und der Gegenchoc anfing, bis etwa um das Jahr 1850, welches uns wieder einen langen Choc bescheerte, der erst durch den Gegenchoc des Jahres 1866 über den Haufen geworfen wurde. In dieser schnellen Bewegung des Gegenchocs sind wir noch heute befangen. Vorher Bevormundung des Individuums durch die Regierung, vorgezeichnete Ordnung der wirthschaftlichen Bewegung, polizeiliche Willkür, das Regime des beschränkten Unterthanenverstandes und zahlreiche königliche Cabinetsordres — Choc; freie Bewegung des Einzelnen, Entfesselung des Capitals, Befreiung der Gewerke, Regelung der Regierungsgewalt durch gesetzliche Schranken, erdrückende Fluth von Gesetzen, Herrschaft des Parlamentarismus — Gegenchoc. In Frankreich würden so tief einschneidende Umgestaltungen des inneren Staatsorganismus ohne gewaltige Umwälzung gar nicht möglich sein, Choc und Gegenchoc verwirklichen sich dort in Straßenkämpfen und vor Barricaden; bei uns treten die Gegensätze nicht in dieser rohen äußern Form zu Tage, hier ist es zunächst ein Aufeinanderplatzen der Geister, aber begleitet von schweren Folgen für den Einzelnen oder das Ganze. Hat heute der sog. kleine Mann noch dieselbe Stellung, wie vor 30—40 Jahren? Gewiß nicht; das allmähliche, zwar spießbürgerliche, aber gesunde Emporkommen ist unendlich erschwert. Der Kampf um den Besitz ist erbitterter geworden und die Macht des letzteren durch eine Unmasse nicht reeller, sondern nur ideell existirender Werthe verstärkt. Unter solchen Verhältnissen ist es Pflicht der Gesetzgebung, nicht das Strombett zu erweitern, damit das Wasser sich mit seinem ganzen vollen Inhalte in dasselbe ergieße, sondern vielmehr Wehren zu bauen und Dämme aufzuwerfen, damit die Quelle des Stromes nicht auf einmal alle ihre Wasser verschwende und deren treibende Kräfte auch der Zukunft bewahre. Die geistige Bewegung muß mit der körperlichen und wirthschaftlichen gleichen Schritt halten. Alexander von Humboldt würde ungenannt geblieben sein, wäre er mit Tuberculose auf die Welt gekommen; der Sohn des Tagelöhners erreicht bei gleicher geistiger Begabung nicht dieselbe Stellung, wie z. B. der Sohn des reichen Grundbesitzers oder Industriellen. Mens sana in corpore sano gilt auch von den Nationen. — Von dem dargelegten Gesichtspunkt aus läßt sich gegen manche Forderungen neuester Zeit und des sog. Zeitgeistes scharfe Kritik üben. Wenn ich heute die Handelsgerichte mir zu einer Besprechung auswähle, so geschieht es, weil einmal die Gegner derselben nur selten öffentlich sich äußern — vielfach wird ihnen die Gelegenheit hierzu versagt — und weil ich andererseits Erfahrungen mittheilen kann, die nicht von Vielen gekannt sind.

Obwohl Jurist, will ich von dem Standpunkt eines solchen nicht den Stab über die Handelsgerichte brechen. Ich weiß wohl, daß der Techniker in ihnen fast ausschließlich und ausnahmslos der subalterne Secretär ist, aber auch bei anderen, zünftigen Behörden liegt oft die bewegende Kraft hinter den Coulissen; die mächtigen Secretäre der Präsidenten spielen nicht blos in „Kabale und Liebe" ihre Rollen, und unsre Bauern wissen nur zu gut, daß der Weg zum Landrath vielfach durch die Stube des Kreissecretärs geht. Ich weiß auch, daß Handelsgerichte zahlreiche Urtheile gefällt haben, über die ein zünftiger Jurist beinahe Krämpfe hätte bekommen können, mir ist nicht weniger bekannt, daß die gelehrten Richter nicht unfehlbar sind, und auch von ihnen sind Entscheidungen veröffentlicht, bei deren Anhörung es dem gesunden Menschenverstande schwer fiel, nicht still zu stehen. Die Erde hat sich durch beide in ihrem Lauf nicht stören lassen.

Die Handelsgerichte sind aus gesetzespolitischen Gründen zu verwerfen.

Wie oft haben sich die deutschen Studenten an die gesetzgebenden Versammlungen der deutschen Länder gewandt und um Aufhebung ihrer Standesgerichtsbarkeit an den Universitäten gebeten; sie haben stets die Unterstützung der liberalen Partei gefunden und sogar in einzelnen Ländern, wie Baden und Elsaß-Lothringen, ihre Wünsche durchgesetzt. Die Aufhebung der zahlreichen in Deutschland bestandenen Sondergerichte war die erste Forderung und die erste Folge der Revolution von 1848. Ereignet es sich einmal, daß ein Streit zwischen Militär- und Civilpersonen entsteht, von welcher Seite wird das größte Geschrei gegen die militärischen Standesgerichte erhoben? Die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit ist als ein Postulat der Vernunft allseitig im Deutschen Reiche mit Ausnahme der Ultramontanen anerkannt worden. Dieselben Stimmen aber, welche sich gegen jene Standesgerichte wenden, verlangen mit Ungestüm Handelsgerichte auf der breitesten Grundlage. „Ja

Digitized by Google

Bauer, das ist ganz was Anderes!" Nein, es ist dasselbe. Der Handelsstand ist ein Berufsstand wie jeder andere, mit seinen ganz besondern, natürlichen und daher nicht verwerflichen Besitzesinteressen. Will er für sich die Gerichtsbarkeit ausüben, so nimmt er sich und Alle, die mit ihm in Verkehr treten, von dem gemeinen Recht aus, er muß dasselbe — da kein Mensch seine Natur verleugnen kann — von seinem Sonderstandpunkt ausüben, seine Gerichtsbarkeit kann demnach keine unbefangene sein, sie verwirklicht nicht die Rechtsidee, sondern seine Interessen. Wohin würden die Bauern gerathen, wenn die Gerichtsbarkeit in ländlichen Angelegenheiten in den Händen der notabeln Grundbesitzer läge? Wer könnte sich noch bei einem Schneider Kleidungsstücke, bei einem Schuhmacher seine Stiefeln bestellen, wenn die Standesgenossen des Lieferanten darüber zu entscheiden hätten, ob der Rock passe, oder der Preis für ein Paar Stiefeln angemessen sei. So sehr aber, wie Kaufleute, sind auch Schneider und Schuster, Grundbesitzer und andere Stände zu Sondergerichten berechtigt. Und in der That, viel weniger weiß der gelehrte Richter die Zuthaten zu einem Rock oder die Anfertigung von Schusterarbeiten zu beurtheilen, als einen Vertrag über Börsenpapiere auszulegen, zumal heut zu Tage die Börse ein Boden ist, auf dem sich nicht Wenige zu bewegen verstehen. Das aber wird fälschlich als der Kernpunkt der Frage bezeichnet. Denn so gut der Richter über die Schneiderrechnung ein Urtheil fällen kann, ohne die Kunst zu besitzen, Maß zu nehmen und den Rock zuzuschneiden, so lernt und versteht der Richter auch das Handelsrecht, wenn er gleich nicht weiß, ob er heute Rumänier oder Lombarden kaufen, morgen Spiritus oder Weizen per ultimo verkaufen soll. Wo ihm aber eine Kenntniß über den einzelnen technischen Punkt nöthig ist, kann er hier, wie dort, den Rath, nicht das entscheidende Urtheil der Sachverständigen einholen.

Die besondere Ausbildung des gelehrten Richters zu seinem Berufe gibt nicht blos eine gewisse Gewährleistung für sein Wissen, sondern noch mehr für seinen Charakter und seine Unabhängigkeit. Die classischen Studien in seiner Jugend müssen ihn mit dem Streben für das Ideale erfüllen, die lange Lehrzeit in dem gesammten Rechtsgebiete gibt ihm nicht nur die erforderliche Technik, sondern auch einen weiteren Gesichtskreis. Seine Interessen sind keine materiellen und können es gar nicht sein; er ist also vorzugsweise geeignet, über materielle Interessen zu entscheiden und muß ein unbefangenes Urtheil haben.

Mißtrauen gegen den deutschen Richterstand ist es offenbar nicht, welches die Bewegung für die Handelsgerichte hervorgerufen hat. Denn dieser ist es, bei welchem das Volk Schutz gesucht und gefunden hat gegen die herrschenden Classen, und unzertrennlich sind die constitutionellen Kämpfe und Bewegungen von der Theilnahme des Richterstandes. Es ist also nur bewußt oder instinctiv der eigene Vortheil, der die Kaufmannschaft zur Forderung von Handelsgerichten bewegt und eben deswegen muß der Staat davor bewahrt werden. Der erste Rechtsgrundsatz, daß Niemand in eigener Sache Richter sein solle, würde durch die Schaffung der Handelsgerichte schwer verletzt werden. Denken wir nur an die Gründungsperiode, an jene Zeit, als mehr oder weniger die ersten Häuser Berlins mit der Bildung von Actiengesellschaften befaßt waren. Ist es möglich, dann von Unbefangenheit zu sprechen, wenn der Gründer (im guten Sinne) der einen Gesellschaft berufen ist, über Streitigkeiten von Gründern und Actionären der andern zu entscheiden? Muß er nicht immer in's Auge fassen, daß sein Präjudiz auch einmal für oder gegen ihn wirken könne? In der kleineren Stadt aber, wo der Kaufmannsstand durch Verwandtschaft und commerzielle Beziehungen in sich fest zusammenhängt, würde die Justiz geradezu parteiisch sein. Schon jetzt flößt es am Rhein Mißtrauen ein, wenn in den übersandten Facturen die Abnehmer verpflichtet werden, bei Streitigkeiten, vor dem Handelsgerichte der Lieferanten Recht zu nehmen.

Wer für die Handelsgerichte eintritt, pflegt sich außer hinter dem irrelevanten und widerlegten Vorwurf der Unkenntniß des Richters vom Handel auch noch hinter seine Langsamkeit zu verschanzen. Letztere liegt zunächst in dem Verfahren. Während materiell durch das Handelsgesetzbuch der Handelsstand von den unbequemen Formen des gemeinen Rechts losgelöst wurde, blieb der Prozeß schleppend. Wo dieser Mangel aber wegfällt, ist auch der gelehrte Richter im Stande, viel schneller zu arbeiten als der Handelsstand. In Zabern und Saargemünd, wo die Landgerichte zu gleicher Zeit über Handelssachen entscheiden, sind die Kaufleute mit ihnen so zufrieden, wie mit den Handelsgerichten in Colmar, Mülhausen und Straßburg. Ja sogar in Metz war das kaufmännische Handelsgericht nicht im Stande, alle Sachen zu erledigen; es trat fast ein Justizstillstand ein, da über 500 Sachen seit länger als Jahresfrist des bloßen ersten Aufrufes harrten und man war gezwungen, in diesem Nothstand zu den gelehrten Richtern zu greifen, die ihre Aufgabe am meisten zur Genugthuung des Handelsstandes völlig lösten. Es ist das auch natürlich; das Richteramt ist ein Beruf, der nicht blos das innere Leben eines Menschen, sondern auch seine Zeit ausfüllt; ihn als ein Nebenamt zu betreiben, ist eben nicht ohne Schädigung der eignen oder der fremden Angelegenheiten möglich.

Die Berufung auf Frankreich und das Handelsgericht in Paris ist nicht stichhaltig. Abgesehen davon, daß die Franzosen viel weniger prozeßsüchtig sind als die Deutschen, ist das Gerichtsverfahren, welches in dem sog. enregistrement gleichzeitig als Steuerquelle einen großen Theil der Einnahmen des Staatshaushaltes bildet, so theuer, daß der gerichtliche Weg nur von Wenigen betreten werden kann. Wie langsam es aber z. B. am Straßburger Handelsgericht hergeht, davon wissen Parteien und Anwälte zu erzählen und zu klagen; es zeigt sich das namentlich in Concurssachen, deren Dauer und Verschleppung an die Zeit vor der jetzigen preußischen Concursordnung, die im Wesentlichen auf Grundlagen der französischen beruht, lebhaft erinnert. Und gerade in dieser Materie zeigt sich die Gefährlichkeit der Handelsgerichte für den ganzen öffentlichen Credit. Der Kaufmann ist nicht im Stande, sich den Calamitäten seines Standesgenossen ganz *zu entziehen* und es findet daher Laxheit der Grundsätze, Connivenz und Gunst ein wohlvorbereitetes Feld. Je häufiger im Elsaß die Fallimente sind — was zum Theil an den gesetzlichen Bestimmungen liegt —, desto mehr gewöhnt sich Handelsstand und Volk daran und allmählich wird nichts Schlimmes mehr darin gesehen. Die Syndics, d. h. vom Handelsgericht berufene Verwalter stehen meistens auf Seiten der Cridare, sie verschleppen den an die Staatsanwaltschaft zu erstattenden Bericht um Monate und machen dadurch eine strafrechtliche Verfolgung bald schwierig, bald unmöglich. Ein vielfach beschäftigter Syndic erklärte in der öffentlichen Sitzung der Strafkammer zu Straßburg, die Bücher des Cridars seien vollkommen richtig geführt, während der Staatsanwalt, der sich mit diesen beschäftigt hatte, unter Zuziehung eines anderen Sachverständigen so sehr den Nachweis der an's Betrügerische streifenden Buchung erbrachte, daß der Cridar wegen einfachen Bankeruttes zu der hohen Strafe von einem Jahr Gefängniß verurtheilt wurde. Das sind nicht vereinzelte Fälle mangelnder juristischer Einsicht, sondern Zeichen der Art und Weise, wie die den öffentlichen Credit so tief berührenden Angelegenheiten von den kaufmännischen Fachgenossen behandelt werden.

So hat also der Staat ein unmittelbares Interesse gegen die Handelsgerichte. Denn schon jetzt zeigt es sich, daß den Kaufleuten nicht darum zu thun ist, ihre eigenen Angelegenheiten unter sich abzumachen. Wäre das der Fall, so würden die kaufmännischen Schiedsgerichte vielmehr mit der Entscheidung von Streitigkeiten befaßt werden. An ihre Stelle treten regelmäßig die staatlichen Richter. Das kaufmännische Institut führt zu Handelsgerichten für Prozesse zwischen Kaufleuten und Laien, wo die letzteren so sehr ersteren preisgegeben sind wie nach den Gracchischen Justizgesetzen die Senatoren, über deren Prozesse nur Rittergerichte zu entscheiden hatten — ein Mittel, welches der große Demagoge benutzte, um die Senatoren zu vernichten.

Digitized by Google

In Deutschland sind jetzt die Handelsgerichte auch aus patriotischen Gründen zu verwerfen.

Wir alle haben ein gemeinsames Interesse und eine gleiche Pflicht, Elsaß-Lothringen dem Deutschen Reiche auch innerlich wieder zu gewinnen. Ein großes Mittel hierzu liegt in der Gesetzgebung, welche jetzt das Reichsland mit uns theilt. Führen wir bei uns Handelsgerichte ein, so behalten wir dieselben im Reichslande und verstecken dadurch das uns feindselige Element.

Man wende nicht ein, daß das deutsche Vaterland sich nicht nach den Bedürfnissen eines kleinen Territoriums richten dürfe. Täglich bringt Preußen in seiner Gesetzgebung und seiner durch zwei Jahrhunderte bewährten Verwaltung seinen deutschen Bundesgenossen die größten Opfer und wer unbefangen unsere legislatorischen Arbeiten betrachtet, der wird daraus nicht schließen können, daß Preußen $^3/_5$ des deutschen Volkes und Gebietes ausmacht und nach harten Prüfungen das Reich begründete.

Die Handelsgerichte im Elsaß sind zwar aus Leuten zusammengesetzt, welche nicht die Thatsachen der letzten Jahre schlechthin leugnen, aber auch nicht bedingungslos anerkennen. Ihre Mitglieder zeigen sich zum Theil indifferent, zum Theil gehören sie der sog. elsässischen Partei an, welche sich in der periodischen Presse eine Vertretung durch das elsässische Journal schuf. Die politische Unzuverlässigkeit, die ich als den Charakter dieser Partei bezeichnen möchte, zeigte sich u. A. wieder einmal in den letzten Tagen durch das Verhalten dieser Zeitung gegenüber dem Landesausschuß. Man darf jenes Blatt nur seit seinem Erscheinen verfolgen; nie erblickt man eine Anerkennung für das, was die deutsche Verwaltung im Reichslande geschaffen. Selbst, wenn drückende Einrichtungen beseitigt, wie das Verbot der Ehescheidung für alle Confessionen, nahm man die unter französischer Herrschaft ersehnte Wohlthat mit Widerwillen und Ablehnung von der deutschen an. Diese Partei sitzt im Landesausschuß wie in den Handelsgerichten. Dort wird sie zu einem großen Theile durch Notare vertreten, welche von allen Beamten am wenigsten geeignet sind, das Interesse des Landes zu wahren. Diese gehören zu den sogenannten ministeriellen d. h. von der Staatsverwaltung abhängigen Beamten, denen die französische Regierung auf Kosten des Volkes die Möglichkeit eines schnellen und reichen Erwerbes gewährte gegen das Entgelt politischer Willfährigkeit. Das drückte dem ganzen Stande einen egoistischen Charakter auf, der ungeachtet mancher Bestrebungen der deutschen Verwaltung noch nicht geschwunden ist. In den Handelsgerichten werden jene Eigenschaften noch verstärkt durch die persönliche Unabhängigkeit der Richter. Der Letztere zeigt sich z. B. darin, daß bis auf den heutigen Tag noch kein Handelsrichter den Eid auf Kaiser und Verfassung geleistet hat, d. h. den Richtern fehlt jenes Erforderniß zum Rechtsprechen, welches selbst zur Zeit des ärgsten Absolutismus gewahrt worden ist. Die Geschäftssprache der Handelsgerichte soll nach dem Gesetze die deutsche sein; nichts destoweniger wird z. B. in Straßburg, so oft ein elsässischer Advocat plädirt, auch, wenn er, wie die Mehrzahl derselben, der deutschen Sprache noch so mächtig ist und sich dieser auch täglich vor dem Landgericht bedient, die französische Sprache zugelassen und selbst das Urtheil nicht selten in französischer Sprache verkündet. Es ist klar, daß hieraus für die zahlreichen, der französischen Sprache nicht mächtigen deutschen Einwanderer ein erheblicher Nachtheil entsteht. Gerade deswegen beantragte dort der deutsche Anwalt einer eingewanderten Partei vor einigen Wochen, daß der des Deutschen kundige Gegenadvocat deutsch rede. Letzterer lehnte es ab und das kaiserliche Handelsgericht in Straßburg hat durch Urtheil festgesetzt, daß ungeachtet des Gesetzes die Geschäftssprache des Handelsgerichtes auch die französische sei. Gegen dieses Urtheil ist eine Nichtigkeitsbeschwerde nicht eingelegt worden. Wer in Nizza und Savoyen französische Annexionsverwaltung nur einigermaßen kennen lernte, wird bei einem Vergleiche mit der deutschen in Elsaß-Lothringen leicht die Unterschiede herausfinden.

Aus dieser Darlegung aber wird man es verstehen, wie im Reichslande Alles in Bewegung gesetzt wird, um sich die einheimischen Handelsgerichte zu erhalten, wie man sogar die Scheu vor dem gewaltigen Gegner Frankreichs überwand und gleich nachdem der Beschluß der Reichsjustizcommission bekannt geworden, den Kanzler bestürmte. Seine Werke werden hoffentlich durch den Kanzler melius informatus wieder aufgehoben werden.

Der gute Politiker läßt Ausnahmegerichte nur im Falle der Noth zu. Statt solche an Stelle der Handelsgerichte im Reichslande einzuführen, ist es sicherlich patriotischer, wenn wir Alle auf diese verzichten, zumal dieser Verzicht uns nur zum Segen gereichen kann.

Wir können deshalb den Entschluß der Reichsjustizcommission betreffs der Aufhebung der Handelsgerichte als eine Großthat im höchsten Sinne bezeichnen, die um so mehr in's Gewicht fällt, als sie von einem bedeutenden rheinischen Juristen ausging, welchem eine 50jährige Erfahrung in einem deutschen Lande zur Seite steht. Nach diesem Beschluß werden die Vertheidiger reiner Handelsgerichte wenig Anklang finden, aber auch die gemischten unter dem Vorsitz eines gelehrten Richters sind aus gleichen Gründen verwerflich. Der angebliche Ausspruch des Chalifen Omer über die alexandrinische Bibliothek mag hier eine analoge Verwendung finden. Entweder majorisiren die kaufmännischen Beisitzer den Richter, dann sind sie vom Uebel; oder sie lassen sich durch seine Autorität einschüchtern, dann sind sie überflüssig.

Wohl ist es ein zu erstrebender Zustand, daß die Selbstverwaltung des Volkes immer mehr um sich greife und die Rechtsprechung immer mehr Gemeingut werde. In der Verwaltung sollen die Interessen des Besitzes vertreten werden, die Justiz aber soll davor bewahrt bleiben, wenn sie nicht in den Parteikampf gezogen werden soll. Wer aber als Richter Gelegenheit fand, persönlich mit den Parteien in Verkehr zu treten, der wird schnell einsehen, daß auch die Kaufleute noch wenig im Besitz der Rechtkenntniß sich befinden. Dadurch aber wird sie nicht zum Gemeingut, daß man das Volk oder einen Stand desselben gleich zur Rechtsprechung beruft, ehe es das Recht kennen gelernt hat, und zwar zu einer Urtheilsfällung über die anerkanntermaßen schwierigsten Fragen. Oder glaubt man, daß der Referendar dadurch zu einem guten Juristen wird, daß man ihn gleich nach dem ersten Examen zum Richter macht?

Unser zukünftiges Verfahren soll auf dem Princip der Mündlichkeit beruhen; diese aber verlangt von dem Urtheilsfäller eine viel größere Gewandtheit und Sicherheit als das schriftliche Verfahren, bei welchem er sich zu Hause für jeden Fall wohl vorbereiten und vorher Rath erholen kann. Hier ist das Laienelement, dem gegenüber die Macht der Rede stärker wirkt als das Gewicht der Gründe, von großer Gefahr. Der schuldige Verbrecher wird vor dem Schwurgericht viel lieber Recht nehmen als der unschuldige und eine faule Sache von der Partei ganz gern vor das Handelsgericht gebracht werden. Ich berufe mich für die Richtigkeit dieser Behauptungen auf das Zeugniß des gesammten Advocatenstandes.

Der gegenwärtige Artikel hat sich bemüht, jeder Polemik fern zu bleiben, obgleich gerade in den jüngsten Tagen größere Blätter die vorliegende Frage im entgegengesetzten Sinne bearbeitet haben. Die Berliner Börsenzeitung hat sich geradezu gewundert, daß noch kein Jurist das Interesse oder den Muth hatte, sich über die Handelsgerichtsfrage zu äußern. Schon bevor diese Bemerkung fiel, ist dieser Artikel der Redaction übersandt worden, und der Verfasser verharrt bei seiner Objectivität, obwohl er weiß, daß er gegen die herrschende Meinung spricht. Wer darauf Gewicht legt, daß man heut zu Tage in alle Zweige der Verwaltung das Laienelement hereinzieht, der findet die bereits oben ausgesprochene Antwort, daß die Rechtsprechung nicht das Feld ist, wo die Parteien ihre Kräfte messen sollen. Wer geneigt ist, nach den Verhandlungen des Landesausschusses, anders als der Verfasser, über elsaß-lothringische Verhältnisse zu denken, der vergißt, daß dieser Ausschuß ein Extract der Gemeindevertretungen ist, von deren Wahl sich fern gehalten zu haben die französische und ultramontane Partei jetzt lebhaft genug be-

Digitized by Google

dauern. Auch die größten Sanguiniker werden bekennen, daß eine aus allgemeinen Wahlen im Reichslande hervorgegangene Vertretung auch jetzt keine andere Haltung einnehmen würde, als ihre Abgeordneten im Reichstage.

Politische Briefe aus Oesterreich.

II. Die innere Politik.

Nicht ohne eine gewisse Befriedigung blickt man auf die Situation im Innern. Wer die vielfachen Schwankungen der österreichischen Politik, die schreckliche Mißwirthschaft in den Finanzen des Staates in den letzten Jahrzehnten in Erinnerung hat, der ist leicht geneigt der Staatskunst von Heute mit Zustimmung zu folgen. Nach einer zehnjährigen Pfaffen- und Soldatenherrschaft, deren Resultate das Concordat und die Niederlagen von Magenta und Solferino illustriren, begann die Reconstructionsarbeit. Sie schritt nur langsam vorwärts und wurde durch die erschrecklichsten Widersprüche in der Staatsaction gehemmt. Die Furcht vor einer Volksvertretung beherrschte die leitenden Kreise und man versuchte es mit einer Notablenversammlung, dem verstärkten Reichsrathe von 1860. Allein selbst in dieser Vereinigung der Magnaten des Ostens und Westens der Monarchie erhob sich der Ruf nach einer Verfassung für die Gebiete diesseits und jenseits der Leitha. Der nackte Absolutismus der fünfziger Jahre hatte die Spuren der altständischen Einrichtungen in den Provinzen und selbstverständlich auch die Freiheit von 1848 vernichtet. Es war tabula rasa. Wenn der Monarch den gefesselten Völkern, heimgekehrt von dem Schlachtfelde bei Solferino, mit einem Schlage die Fesseln gelöst und eine liberale Reichsverfassung mit einheitlichem Charakter gegeben hätte — des Jubels wäre kein Ende gewesen. Niemals hätten die Ungarn, Tags zuvor noch als Rebellen angesehen, eine derartige Selbstständigkeit beansprucht, wie sie solche heute besitzen und mit Jubel über die gewonnene Freiheit hätten die eben noch mundtodten Nationalitäten die von der Krone gewährte Reichsvertretung angenommen, innerhalb welcher Raum genug für ihre Selbstständigkeit blieb. Aus Furcht vor dem Parlamentarismus, in welchem man die Abdication der Krone erblickte, wurden 18 Landtage eingerichtet; man wähnte durch diese vielfachen Parlamente und Parlamentchen, unter denen solche von 20—30 Mitgliedern, durch diese homöopathische Verdünnung die Gefahren für die Krone zu vermindern, welche eifersüchtig eine Volksgewalt des ganzen Reiches nicht entstehen lassen mochte. Darin lag ein verhängnißvoller Fehler, wie ein solcher niemals noch in einem Staate begangen wurde. Denn mit dem sogenannten Octoberdiplom vom Jahre 1860 wurde von Oben herab, natürlich ohne daß man es wollte, eine vollständige Revolution der Theile gegen das Ganze, eine centrifugale Kraft entfesselt, die einzudämmen nicht weniger als zwölf Jahre nöthig waren. Das Regierungssystem des Absolutismus von 1850—60 war ein starrer Centralismus; er hatte wenigstens ein Residuum hinterlassen, ein starkes österreichisches Staatsbewußtsein. Mit Maria Theresia hatte dieses System begonnen, sich in die Geschichte einzuführen; diese große Regentin setzte ihr ganzes Leben daran, an die Stelle eines Länderconglomerats einen modernen Staat mit einheitlichen Institutionen zu setzen; die folgenden Kaiser Joseph II. und Leopold II., Franz und Ferdinand, endlich auch der Bach'sche Centralismus unter Franz Joseph I. folgten diesem Centralisationssystem. Es hätte sich also lediglich darum gehandelt, in dieses System ein Parlament des Reiches einzufügen. Allein das Octoberdiplom entfesselte die Opposition der Nationalitäten, die sich nun als historisch-politische Individualitäten fühlten, in den Landtagen einen Centralpunkt für ihre Besonderheit, eine Tribüne für ihren Separatismus fanden. Der lang zurückgehaltene Haß gegen das Deutschthum brach los, Nationalcostüme wurden von phantasiereichen Schneidern erfunden, nationale Clubs und Zeitungen gegründet, Geschichtsbaumeister errichteten allenthalben aus den Erinnerungen alter Zeiten besondere Staatsrechte für Böhmen, Slovenien, Tirol, Galizien ꝛc. Ein barbarischer Terrorismus wurde gegen alles Deutsche etablirt. Diesem chaotischen Zustande, den das von der Krone erlassene Octoberdiplom heraufbeschworen hatte, in welchem das Schlagwort von der „Autonomie der Königreiche und Länder" vorkam, mußte ein Ende gemacht werden, sollte nicht die Monarchie auseinanderfallen. So berief der Kaiser den bekannten Altliberalen, von Schmerling, an die Spitze eines Cabinetes.

Sein Name hatte guten Klang. Schmerling war 1848 deutscher Reichsminister zu Frankfurt, Justizminister in Oesterreich und hatte als solcher resignirt, als die Belagerungszustandsregierung sich permanent erklärte und die Geschwornengerichte aufgehoben wurden. Sein Programm war: die Reichseinheit herzustellen. Allein, er hatte nicht den Muth, dem Kaiser die Zurücknahme des Octoberdiploms anzurathen. Sein Grundsatz war: „An einem Kaiserworte darf man nicht drehen noch deuteln". Er behielt also die föderalistische Urkunde und pfropfte auf dieselbe eine centralistische Reichsverfassung. Daraus resultirte ein fortwährender, alle Kräfte des Staates lähmender innerer Kampf der Landtage gegen den Reichsrath, der sich nicht verminderte, als 1867 Ungarns Selbstständigkeit anerkannt, 1868 die Verfassung diesseits der Leitha sistirt wurde und durch das Ministerium Hohenwart „verfassungsmäßig" 1870 beseitigt werden sollte. Indem aus den Landtagen für den Reichsrath gewählt wurde, kehrte alljährlich die „Beschickungsfrage" wieder und es stand ganz und gar in der Macht der Einzelländer, ob das Reich parlamentarisch bestehen sollte oder nicht.

Die Klericalen, Feudalen und Nationalen Böhmens hielten sich seit Jahren dem Wiener Reichsrathe fern, die klericalen Majoritäten entsendeten die Reichsboten oder auch nicht; und auf diese Weise waren ganze liberale Wahlkreise, große Gebiete ohne jegliche Vertretung. Der Reichsrath selbst war zu öfteren Malen ein Rumpfparlament, ein und das andere Mal wurde er durch Secession der Föderalisten gesprengt. Daß dabei das Ansehen der Staatsgewalt immer mehr sank, daß, indem über die Organisation und den Bestand des Staates gestritten wurde, was bei einem existirenden Staate über alle Discussion hätte erhaben sein müssen, das Reformwerk nicht Fortschritte machen konnte, ist selbstverständlich. Der häufige Wechsel der Ministerien, stets von einem Systemwechsel begleitet, bedrohte durch den Mangel an Rechtscontinuität die Geltung des öffentlichen Rechts, der Staatsgewalt und die sogenannten Ausgleichsversuche leitender Minister (Belcredi, Potocki, Hohenwart) waren ebenso viele Versuche, den Staat vom Grunde aus zu revolutioniren — von Oben. So wurde Oesterreich das „Land der Unwahrscheinlichkeit", der Widersprüche; das Staatsbewußtsein schwand mehr und mehr aus den Gemüthern und diesen Aeußerungen, hervorgerufen durch die Attentate von Staatsmännern auf die Einheit des Reichs, secundirte das Unglück auf dem Schlachtfelde und in der auswärtigen Politik. Der Pessimismus zehrte an dem Leibe des Staats und vernichtete fast jede Hoffnung, fast jede Freude an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlands.

Den eigentlichen Umschwung der Dinge führte, abgesehen von einer kurzen unfruchtbaren Periode des „Bürgerministeriums", die jetzige Regierung herbei. Schon daß sie sich als Kronrath seit dem Winter von 1871 erhält, ist ein heilsames Wunder. Eine gewisse Rechtscontinuität ist erlangt, eine Stabilität in die Regierung gekommen, deren Oesterreich lange entbehrt hat; das Staatsbewußtsein ist wiederum erstarkt, Oesterreich hat sich sozusagen wiedergefunden. Nach Hohenwart berufen, hatte sie die schwere Aufgabe aus den Landtagen eine verfassungstreue Reichsrathsmajorität zu destilliren, mittelst dieser eine Wahlreform zu Stande zu bringen, aus welcher eine Reichsvertre-

Digitized by Google

tung, auf directer Wahl ruhend, entstehen sollte. Es gelang ihr dies Werk und sie sieht sich heute von einem Reichsrathe umgeben, der mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen aller Stimmen sie stützt. Diese Reichsvertretung ist eine direct gewählte, unabhängig von den Provinziallandtagen. Sie repräsentirt die Einheit Oesterreichs legislativ, parlamentarisch und hat das Land endlich nach zwölfjährigen Kämpfen von allen Gefahren, welche es von der modernen rechtsstaatlichen Bildung abzuhalten drohten, befreit.

Die Landtage sind auf ihre Provinzialangelegenheiten beschränkt. Wir sehen sie ruhig kommen, ruhig scheiden. Eine ernstliche Bedrohung des öffentlichen Rechtszustandes ist fürder nicht mehr zu besorgen. Aus dieser Veränderung der Dinge resultirt der Vortheil, daß auch die klericale, feudale und nationale Opposition sich auf den von ihr bisher gemiedenen Boden der Reichsvertretung begeben, also die Staatseinheit anerkennen mußte. Nur die Altczechen stehen heute noch auf dem Boden der Negation. Allein die Jungczechen haben die Activitätspolitik acceptirt und ihnen als den Liberalen gehört die Zukunft unter den Czechen. In Krain, dem alten deutschen Bundeslande, hatte die Coalition des Klerus und der Slovenen dem Deutschthum und der Verfassung in schamloser Weise Gewalt angethan. Die slovenische Majorität des Landtags ist geschwunden und hat der deutschen verfassungstreuen Platz gemacht, mit welcher die jungslovenische Partei in allen nicht streng nationalen Fragen Hand in Hand geht. In Oberösterreich ist die Partei des streitbaren Bischofs Rudigier arg decimirt; in Mähren hat die verfassungstreue Mehrheit das Heft in Händen trotz der anwesenden Czechen, wie in Prag wegen der abwesenden Altczechen. In Tirol ist die Innsbrucker Landstube noch immer beherrscht durch eine klericale Mehrheit, welche sich in ohnmächtigen Demonstrationen gefällt; allein die Tiroler Ultramontanen leben im größten Streite, die kleine Fraction ist wieder in eine „Reichs"- und in eine „Rechtspartei" gespalten. So halten die Klericalen nur sehr schwer der liberalen Minorität Stand, die mit den kürzlich in den Innsbrucker Landtag eingetretenen Wälschtirolern zusammen hinter der Majorität nur mit ein paar Stimmen zurückbleibt. In der Bukowina herrscht durchwegs die verfassungstreue Partei, das Land an der russischen Grenze ist im eminentesten Sinne reichstreu und bringt deutscher Bildung und Wissenschaft die größten Opfer. Die Errichtung einer Universität in Czernowitz ist ein Beweis dafür. Diese hohe Schule wird einen durchaus deutschen Charakter haben und den Universitäten Galiziens dadurch Abbruch thun, daß Deutsche, Ruthenen und Juden sich von den polonisirten Schulen Lembergs und Krakaus ab- und Czernowitz zuwenden werden. Die Polonisirung der Schulen war der Preis, welchen die Regierung den Polen in Galizien für ihre Bekehrung zur Reichspolitik zahlen mußte; allein den Polen sind im Reichsrathe in den gut organisirten Ruthenen, mit denen die Deutschen und Juden solidarisch vorgehen, Gegner erwachsen, die es den polnischen Abgeordneten unmöglich machen, sich als alleinige Vertreter Galiziens aufzuspielen.

Glücklich und für die Zukunft entscheidend hat die Regierung der deutschen Verfassungspartei in Oesterreich den langwierigen Kampf zu Ende geführt; und in dieser Beziehung wird das Cabinet Auersperg in der Geschichte ehrenvoll genannt werden. Schüchterner und fast zaghaft ging die Regierung unserer Partei bisher in den kirchenpolitischen Dingen vor. Das Concordat, seit dem Jahre 1870 aufgehoben, ist durch die confessionellen Gesetze vom Mai 1874, die so vielfach in den Berathungen des deutschen Reichstages und des preußischen Landtages citirt worden sind, beseitigt; allein das Altkatholikengesetz ist im Keime erstickt und die obligatorische Civilehe bisher gar nicht berathen worden. Das Ministerium schont gewisse in höchsten Kreisen vorherrschende Anschauungen und scheint es überhaupt darauf abgesehen zu haben, die Ultramontanen durch Milde zu entwaffnen und gefügig zu machen. In der That haben diese dem ursprünglichen theoretischen Lärmen gegen die confessionellen Gesetze keinerlei praktischen Widerstand folgen lassen. Inmitten des kirchenpolitischen Kampfes, der die ganze Welt erfüllt, bietet Oesterreich fast allein einen Ruhepunkt. Unzweifelhaft haben die Römlinge von der Curie Ordre, das katholische Oesterreich mit seiner gut katholischen Dynastie in Ruhe zu lassen, damit die Zahl der Conflicte nicht übergroß werde und die Kraft gegen die deutsche Reichsregierung auf Seite der Ultramontanen concentrirt bleibe. Diese Ordre und die Connivenz der Regierung, die allerdings nicht nach unserem Geschmacke ist, allein den taktischen Zweck verfolgt, den Klerus von der staatsfeindlichen feudalnationalen Partei zu trennen und eine reichstreue katholische Partei herzustellen, erklären die kirchenpolitische Ruhe in Oesterreich. Große reformatorische Arbeiten auf dem Wege des Civil- und Strafrechts sind endlich erfolgt; die seit zwei Jahrzehnten erwartete Steuerreform steht auf der politischen Tagesordnung, das neue Actiengesetz hingegen trägt so sehr den Stempel der nach dem „Krache" zu Tage getretenen Stimmungen, daß es blos einen theoretischen Werth behalten wird. Als die größte Errungenschaft dürfen wir den Verwaltungsgerichtshof betrachten, die treffliche Wirksamkeit des Reichsgerichtshofes ist nun schon erprobt. Selbst die entschiedensten Gegner der Verfassungspartei sehen sich genöthigt Eines anzuerkennen: die Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit der Finanzverwaltung. Wir haben seit Jahren kein Deficit im Jahresbudget, während ein solches noch jede feudale Regierung aufzuweisen hatte. Allein auch die Staatseinnahmen dürften in der nächsten Zeit die Nachwirkung jener Krise empfinden, die am 9. Mai 1873 mit elementarer Gewalt über Oesterreich hereinbrach, die Schöpfungen der Ueberspeculation mit einem Schlage hinwegfegte, seither als ein schleichendes Zehrfieber sich festgesetzt hat.

Damit haben wir die dunkle Seite unserer Zustände berührt, die trostlose wirthschaftliche Lage, welche Herr Baron Pretis wie aus der Vogelperspective betrachtete, für welche weder er noch der Reichsrath eine Panacee zu geben wußte. Ein Blick auf den Courszettel der Wiener Börse, auf welchem hunderte von Titeln ohne Werthnotirungen erscheinen, sagt genug. Noch immer ist „Liquidation" das einzige Schlagwort der Generalversammlungen der Actionäre. „Nothleidend" wurden zuerst die Banken, dann seltsamerweise die Kleingewerbtreibenden, den ersteren suchte die Aushilfscasse, den letzteren eine gelegentlich des kaiserlichen Regierungsjubiläums gegründete Stiftung zu Hülfe zu kommen; nothleidend wurden die großen Fabrikanten, denen, um starke Arbeiterentlassungen zu verhindern, die Regierung „stützend" beisprang, nothleidend sind jetzt mehrere Eisenbahnen, auch hier ist von „Fusionen" die Rede; nothleidend wurden die kleinen Journale, unter denen die auf Erpressung zielenden Revolverblätter eines seligen Todes entschlummerten, während die großen Blätter, der Ungunst der Zeiten zu Trotze und ungeachtet der ungerechtfertigten Aufrechterhaltung der Stempelsteuer, ihrer Aufgabe gerecht zu werden trachteten; nothleidend wurde die bildende Kunst, die sonst in Wien den glänzendsten Markt hatte; nothleidend wurden endlich die Theater der Reichshauptstadt. Nach einander fielen der Krise alle Bühnen mit Ausnahme der subventionirten Hoftheater und des Carltheaters zum Opfer. So ist das Bild unsrer wirthschaftlichen Lage ein gar trostloses. Nur die materiellen Interessen sind es, welche die Aufmerksamkeit absorbiren. Viele Wochen lähmte der Arbeiterstrike im österreichischen Manchester, in Brünn, die dortige Industrie. Zwischen Oesterreich und Ungarn schwebt der Bankstreit, die Frage, ob Ungarn eine Zettelbank erhalten soll, die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen beiden Reichshälften beschäftigt die Gemüther mehr als irgend etwas; das Silberagio, auf Pari gesunken, gibt zu denken und legt die Frage, ob die Valutaherstellung nicht versucht werden solle, nahe. Dazwischen fallen die Agitationen und Discussionen der Schutzzöllner und Freihändler, da auch die Handelsverträge mit den fremden Ländern erneuert werden sollen. Wenn auch große Unternehmungen wie der Triester Hafenbau, die Donauregulirung, der Ausbau

Digitized by Google

des Eisenbahnnetzes bis an die türkische Grenze, in Dalmatien, durch das Salzkammergut ꝛc. theils begonnen, theils fortgesetzt und beendet worden sind, ihre segensreichen Folgen kommen erst der Zukunft zu Gute.

Bedeutende und wesentliche Fortschritte hingegen wird jeder auf dem Gebiete des Unterrichts und der Volksbildung constatiren können. Unser Unterrichtsbudget ist um das Dreifache binnen wenigen Jahren gestiegen; daneben haben die Communen und die Landesausschüsse die größten Opfer gebracht, sich die größten Steuern auferlegt, um Schulen zu bauen und zu erhalten. Die 8jährige Schulpflicht ist überall durchgeführt, die Zahl der Gymnasien und Realschulen hat sich außerordentlich vermehrt, sehr viele geistliche Gymnasien sind in weltliche verwandelt. Die Schulaufsicht ist überall gesetzlich geregelt, autonomen Organen neben staatlichen anvertraut (Ortsbezirkslandesschulrath), nur Tirol macht noch eine Ausnahme. Die Zahl der gewerblichen Fachschulen hat sich bedeutend vermehrt. Die Universitäten haben trotz der Ungunst der Verhältnisse, des Lehrermangels, der Abneigung deutscher Gelehrten, nach der Aufrichtung eines einheitlichen Deutschland in das außerdeutsche Oesterreich zu ziehen, eine Reihe der ausgezeichnetsten deutschen Lehrkräfte gewonnen; die Universitäten von Wien, Prag, Graz werden neu gebaut. Die Akademie der Künste wird im nächsten Jahre in einem großartigen Palaste untergebracht sein. An ihr lehren die drei ersten Baumeister Hansen, Ferstl, Schmidt, der Bildhauer Zumbusch, der Maler Feuerbach, der Kupferstecher Jacobi u. A., deren Namen jedem Deutschen geläufig sind. So regt sich auf geistigem Gebiete die alte nie erlöschende Kraft des österreichischen Volksstammes, der inmitten staatlicher Wirren, oft unliebsam gestört in den letzten Jahren durch äußern Krieg und elementare Katastrophen, seine Culturarbeit fortsetzte. In diesem geistigen Ringen liegt die Bürgschaft auch für den materiellen Aufschwung Oesterreichs nach einer mehr als zweijährigen Stagnation, in welcher Periode seine staatliche Existenz nach Innen und Außen sich bedeutend gefestigt hat.

Austriacus.

Literatur und Kunst.

Ungedruckte Romane.

Als Literatur, welche der Beurtheilung unterworfen ist, kann freilich nur Gedrucktes gelten und darunter im Besonderen nur, was Einfluß auf die gebildeteren Geister gewonnen hat und damit in eine gewisse Wechselwirkung zur Gesellschaft getreten ist. Aber es gibt noch eine ungedruckte Literatur, welche man als Beitrag zur Charakterisirung der geistigen Arbeit innerhalb der Gesellschaft durchaus nicht ignoriren darf, doch ist es selbstverständlich, daß über dieselbe nur reden kann, wer Gelegenheit zu ihrer Kenntnißnahme gefunden hat. Die Bezeichnung „ungedruckte Literatur" mag man dabei nicht wörtlich nehmen oder als eine Umschreibung für undruckbare, somit so gut wie literarisch werthlose. Es soll darunter vielmehr eine Menge von literarischen Arbeiten, von Romanen und Novellen verstanden sein, die nur im Manuscript eingesehen wurden und deren weiteres Schicksal zunächst völlig gleichgültig blieb. Es sind viele hundert, ein paar tausend solcher Werke, dick- und dünnleibig, die hier als Zeugen der Anregungen, welche sie hervorriefen, vorgeführt werden sollen. Während der gedruckte Roman immer mehr als eine subjective Einzelerscheinung gilt und als die gelungene oder mißrathene Schöpfung eines bestimmten Autors der Beurtheilung unterliegt, so fühlt man sich bei der Lectüre so vieler ungedruckter Romane mitten in die geheimnißvolle Werkstatt des literarischen Schaffens versetzt. Wie der Arzt dem Patienten, in dessen Person er nur die ihn interessirende Krankheit beobachtet, den Puls fühlt, so kann gegenüber der Gesammtheit all dieser schöngeistigen Handschriftenverfertiger sich der Kritiker in eine ähnliche Lage hineindenken und in der literarischen Arbeit dieser Art nur den Ausdruck einer Krankheit der Zeit beobachten — einer Krankheit insofern, wie man gewissen Muschelthieren die Bildung von Perlen als Product eines abnormen Zustandes zuschrieb.

Unabweisbar ist freilich die Frage, wer denn diese ungedruckten Romane schreibt, welche hier also nur in dem Sinne einer handschriftlichen Literatur hingestellt werden, der gleichzeitigen gedruckten völlig ebenbürtig und in Allem deren Vorzügen wie Gebrechen entsprechend. Alle Welt, kann man darauf erwidern, liefert solche Arbeiten; denn bei der Ausbreitung unserer heutigen Bildung ist es kein Wunder, daß in allen Gesellschaftsclassen sich Schreiblustige angeregt fühlen, aus Ehrgeiz oder zum Zweck des Gelderwerbs in der freien Form des Romans sich zu versuchen. Gerade dieser Dilettantismus so mannichfaltigster Art, der in der gedruckten Literatur doch nur durchsiebt und bruchstückartig zu Tage tritt, läßt in seinen handschriftlichen Werken einen großen Ueberblick über die künstlerische Weltanschauung zu, wodurch sich alle diese Autoren zum Schreiben und Dichten bewogen fühlten. Aus hunderten von solchen Manuscripten, die aus allen gebildeteren Gesellschaftskreisen entsendet, sich auf dem Secirtisch zusammenfinden, muß füglich doch ein kritischer Blick eine klare Einsicht darüber bekommen, was die Gesellschaft bewegt, welche Geistesrichtung, welcher Geschmack, welche Anschauungen, Neigungen und Ideen darin herrschen. Es enthüllt sich aus diesen ungedruckten Romanen bestimmter, wie aus den gedruckten möglich ist, jener „rothe Faden", der die belletristische Literatur der Gegenwart durchzieht.

Aus „aller Welt", die heutzutage Romane schreibt, heben sich aber natürlich besondere Gruppen ab, durch welche die einzelnen Gattungen des Romans vorzugsweise vertreten werden. Vor allem ist zu bemerken, daß die Neigung zum Schriftstellern bei unseren Damen eine überaus weitverbreitete und oft auch sehr energische ist. Von hundert solchen ungedruckten Erzählungen kann man getrost sechzig bis siebzig als weibliche Arbeit bezeichnen. Es hat dies offenbar seinen Grund nicht nur darin, daß viele unserer Damen von guter Erziehung Zeit genug haben, um sich am Schreibtisch zu beschäftigen, sondern durch diese Muße bei ihnen auch der Drang sehr lebhaft wird, ihrer unbefriedigten Phantasie in einem solchen künstlerischen Gebilde eine Genugthuung zu verschaffen und sich darin über die moralische Misere der ihnen zugefallenen Wirklichkeit zu erheben.

In muthvollem Angriff, allen voran, tritt die Gouvernantencohorte auf, jene Schaar blaßblütiger, scharfzüngiger, bebrillter Wesen, denen die Schuldressur zu viel von dem bestrickenden weiblichen Reiz genommen und zu wenig Ersatz dafür in dem von ihnen erwählten Beruf gegeben hat. Energisch und stillwehmüthig in der Kinderstube vornehmer reicher Leute geworden, sind ihre Herzen unter der pflichtmäßigen Zurückhaltung empfänglich, und ihr Verstand sucht nach der trockenen Tagesarbeit Erholung in den Gängen einer erregten Phantasie. Bis tief in die Nacht schreiben sie die Geschichten, in denen sie mit oder wider Willen die Heldinnen sind und zu denen sie Ehrgeiz, Noth, Liebesweh oder eine Art Rachegefühl treibt, welches sie gegen die sie demüthigende Gesellschaft empfinden. In allen möglichen Variationen spielen sie Marlitt'sche Themata darin ab, doch im Grunde gleichen sich Inhalt und Absicht dieser Gouvernantenromane in so merkwürdiger Weise, wie wenn sie nach schulmäßigem Recept gemacht wären. Wir kommen in eine adlige Familie, deren einzelne Mitglieder uns zunächst geschildert werden. Heller Sonnenschein des Glücks, aber dunkle Punkte schon am Horizont, die das kommende Wetter verrathen. Helene, die edle, tieffühlende Gouvernante, sieht allein voraus, was sich ereignen wird. Denn

Digitized by Google

die Tochter des Hauses soll mit dem männlich schönen Grafen Robert verheirathet werden, aber dieser Robert fängt an, im Stillen sich von seiner geistarmen Braut ab- und in arger Leidenschaft sich der still leidenden Helene zuzuwenden. Es bleibt nicht aus, daß er sie allein im Garten findet und ihr mit seinem Geständniß, oder sie sich mit ihrer Einbildung den Kopf verwirrt. Die Geschichte wird entdeckt, die adlige Gesellschaft fällt über das arme Mädchen her und stößt es aus dem Hause. Stolz scheidet es mit gebrochenem Herzen. Furchtbaren Seelenkampf und alle demüthigenden Prüfungen des Lebens muß sie nun erdulden, bis endlich die Stunde der Erlösung schlägt. Stirbt sie nicht aus poetischer Gerechtigkeit in den Armen des Grafen Robert, der die Geliebte endlich doch in ihrer Verborgenheit entdeckt, so wird sie sein Weib, welche Genugthuung ihr allemal viel lieber ist. So oder so geht es in diesen Romanen zu: die arme Gouvernante muß gewöhnlich darin den triumphirenden Geistesadel vertreten. Und gleichwohl weisen diese Arbeiten auch auf die Richtung hin, welcher — wie wir später näher darlegen werden — die belletristische Production von heute folgt. Es ist das Abmühen, sich über das Verhältniß der menschlichen Herzenswelt zu dem modernen gesellschaftlichen Realismus klar zu werden.

Außer den Gouvernanten und Lehrerinnen, welche so reichlich unter den Autoren der ungedruckten Romane vertreten sind, ist es die arme Wittwe, die viel dazu beisteuert. Die Noth zwingt sie, aus ihrer Bildung auf diese Weise Nutzen zu ziehen, um ihren Kindern wieder eine gute Erziehung geben zu können. Bescheiden, fast immer mit einer Darstellung ihrer unglücklichen Lebensverhältnisse, sendet sie ihr Manuscript ein und erwartet die Entscheidung darüber wie einen Schicksalsspruch. Sie schreibt zumeist aus eigenen Erinnerungen Dorfgeschichten oder einfache, schlichte Romane, in denen sich Herzensconflicte möglichst versöhnend lösen.

Dann ist unter den schriftstellernden Damen noch die Aristokratie hervorzuheben, die sich häufig mit ebenso umfangreichen wie zierlich geschriebenen Romanmanuscripten einstellt. Da sie meist nur aus innerem Drange schriftstellert, um die ihr zu nüchterne Welt sich künstlerisch poetischer zu gestalten, fragt sie wenig nach Honorar und verbirgt sie sich gern, der Familienrücksichten wegen, hinter einem Pseudonym. — Oft trifft man unter diesen Damen auf bedeutende Talente, die sich in ihrer erster Production — selten noch in späteren — in gehaltreichen und poesievollen Compositionen austönen; die Eleganz des Stils verräth die Frau von gesellschaftlicher Bildung und deshalb ist der Dialog besonders stark in ihren Werken vertreten. Der eigentliche moderne Gesellschaftsroman wird von ihnen als naheliegender Stoff und als Boden, auf dem sie selber stehen und beobachten, mit Vorliebe cultivirt. Es fällt dabei zunächst auf, daß sich bei ihnen so gut wie gar keine Gelüste finden, dem modernen gesellschaftlichen Gleichheitsbegriff etwa in der Manier der Hahn-Hahn entgegenzutreten. Die Demokratisirung der Gesellschaft ist in der That in der poetischen Auffassung viel bestimmter anerkannt als in der Wirklichkeit, die ja noch fort und fort darüber ihre Einzelkämpfe führt und die denn auch einen so großen Theil der heutigen socialen Romane erfüllen. Dem wenig entsprechend ist es freilich allgemeine Sitte bei uns, den interessanten Helden eines Romans oder eines Theaterstücks, soll er „von edler Bildung" sein, mindestens als einen Herrn „von" auftreten zu lassen. Man scheint stillschweigend übereingekommen zu sein, zur ersten Charakterisirung der poetisch behandelten Menschen von gesellschaftlicher Stellung und Bildung ihnen adlige Namen zu verleihen, als würde es damit überflüssig, noch des Weiteren hervorzuheben, daß man es mit Leuten aus guter Familie zu thun habe. So begegnet man natürlich auch in den Gesellschaftsromanen jener aristokratischen Damen diesen Mitgliedern adliger Geschlechter, aber es ist doch allemal der Adel des Geistes oder Herzens, dem darin der Sieg zufällt.

Unter den schreibenden Männern ist es vor allen der jugendliche Streber, welcher mit stolzen Hoffnungen des Ehrgeizes und gemeinhin sehr selbstbewußt sein Manuscript vorlegt. Er hat in einzelnen Journalen seine ersten schriftstellerischen Versuche gemacht und beruft sich nun darauf, um mit der größeren Arbeit in den heiligen Kreis der Literatur legitimer Weise eingeführt zu werden. Er ist sicher, daß mit dem Erscheinen seines Romans im Druck sofort eine große Bewegung in Deutschlands gebildeten Kreisen anheben wird, um ihm die wohlverdiente Krone des Ruhmes zu überreichen. Das legt sich aber bald.

Eine zweite Kategorie bilden die bloßen Liebhaber an derartiger schriftstellerischer Beschäftigung, wie der junge Jurist, der Subalternbeamte, der Gelehrte, dem poetische Neigungen aus der Studentenzeit treu geblieben sind, und der Pfarrer, welcher auf dem Lande in behaglicher Muße mit vielen Kindern lebt. Minder Ehrgeiz als Vergnügen bildet der Antrieb zu ihren Arbeiten, nebenbei auch die Hoffnung auf ein gut zu gebrauchendes Honorar. Der schlimmste unter ihnen ist der Offizier, den man oft bis zum Major hinauf als ernsthaften Romanschreiber vertreten findet. Er geht den Conflicten mit der Spitze des Degens entgegen und pflegt sie militärisch kurz aus dem Wege zu räumen, weil ihm gewöhnlich die Poesie dazu ihren Beistand versagt. Ein derber, freudiger Realismus spricht sich in seinen Arbeiten aus und oft nicht ohne Glück sucht der Humor die kleinen Leiden des prosaischen Lebens zu verarbeiten. Hoch oder tief, sich fortreißen zu lassen, ist selten Sache eines belletristischen Lieutenants. Auch wird der überaus spärlich vertretene Soldatenroman von ihm am allerwenigsten gefördert. Schreibt er einen Lieutenantsroman, so läßt er gewöhnlich einen schwer verschuldeten Kameraden durch eine keck gesuchte Heirath mit einer reichen Commercienrathstochter wieder flott werden. Das ist seine Lieblingsmoral und sie ist unstreitig herzerquickend.

Um aber überhaupt von den Personen zur Sache zu kommen, so hat es natürlich keinen kritischen Werth, des Näheren auf solche Arbeiten einzugehen, die dem gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfniß mehr oder minder glücklich Genüge leisten. Nur das darin berücksichtigte oder fehlende Genre mag als charakteristisch für diese Art literarischer Production der Gegenwart kurz angedeutet werden. Criminalgeschichte und Dorfidylle sind zwar noch immer viel vertreten, aber sichtlich mindert sich die Vorliebe dafür. Komische Romane, satirische, pflegen sich nur in der dürftigsten Auffassung der modernen Kleinlebensverhältnisse zu zeigen, und an Humoristen im höheren Sinne sind wir so arm, daß es erstaunlich ist. Der Seeroman ist so selten wie der kleine moralische à la Lafontaine, dagegen gibt es viel Hofgeschichten an kleinen deutschen Residenzen und endlich in wachsender Zahl, den Zeitverhältnissen aber meist nur oberflächlich entsprechend, Culturkampfromane. Der historische Roman erscheint in berechtigter Weise nur vereinzelt, als wenn der Rückblick auf die Vergangenheit für unser Geschlecht nicht viel Verlockendes hätte, und der sogenannte Zeitroman, nachdem er sich eine Weile von der erquicklichen Stimmung über die Ereignisse von 1866 bis 1871 genährt, tappt jetzt auch zumeist nach dem Stoffe umher, an dem die Gegenwart ein lebhafteres, tieferes Interesse nähme, als sie durch die tägliche Zeitungslectüre mehr denn genug zu stillen vermag. Wesentlich sieht man aber doch das Feld der heutigen Romanproduction auf die Gegenwart und zwar auf die unserer eigenen deutschen Zustände sich einengen, nur die des heutigen Rußland werden daneben mit auffälliger Vorliebe behandelt, ähnlich wie früher Frankreichs Verhältnisse, und die häufig kommende romantische Liebes- oder Künstlernovelle liebt noch immer die italienische, gelegentlich auch, um neuen Reiz auszuüben, die spanische Staffage. Biographische, Künstler-, literar- und culturgeschichtliche Romane, wie sie vor zwei Jahrzehnten und bis vor einem Mode waren, lassen sich fast gar nicht mehr sehen; der politischen Tendenz wird noch viel seltener wie je zuvor in dieser künstlerischen Form Rechnung getragen, wenn nicht neuestens im ultramontanen Lager, und auch der socialdemokratische Roman hat es zu keiner durchgreifenden Bedeutung gebracht. Alle die Gegenwart so nahe berührenden öffentlichen Fragen werden höchstens gestreift, aber nicht in ihrem Kern erfaßt und poetisch durchleuchtet. Sind sie dazu noch nicht reif, oder hat die belletristische Literatur unserer Zeit der Nation nichts an Idealen hinzustellen?

Digitized by Google

Sind wir bis auf weiteres fertig damit und nur auf die Untersuchung des Realismus unseres Lebens verwiesen?

Es scheint so, der moderne Roman ist wesentlich Sittenroman, sein ganzes Schwergewicht fällt entschieden in dieses Genre. Mehr und mehr dringt er in die kleinen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens und sucht hier seine Beweise für die ewigen Wahrheiten, mit denen die Poesie ein für alle Mal rechnen muß. Was Ideelles in unserem Dasein webt und bewegende Kraft zeigt, das spürt der heutige Roman in den tausenderlei Gestaltungen einer in kleinen Kreisen gehenden Wirklichkeit auf, das zu finden treibt den Dichter, wie einen Schatzgräber, der in die Tiefe steigt und an das Gestein klopft, um tönenden Erzschall zu vernehmen. Es ist charakteristisch dafür, daß die Autoren außerordentlich oft in den Begleitbriefen zu ihren Einsendungen die Versicherung geben, daß die Hauptsachen und Hauptpersonen in ihrem Roman getreu nach der Wirklichkeit vorgeführt werden. Die Imagination sucht eben nur in dem Mikrokosmus der Lebensverhältnisse, welche unbefriedigt lassen, nach dem Geheimniß, durch dessen Offenbarung sich die Versöhnung der Conflicte ermöglicht, dem Bedürfniß nach Trost für die Gegenwart und nach Hoffnung für die Zukunft Genüge geleistet wird. Wie das in den heutigen Romanen versucht wird, dies zu kennzeichnen soll der besondere Zweck dieses Aufsatzes sein, und indem zur Führung des Beweises eine Menge von handschriftlichen Arbeiten ihren Inhalt hergeben müssen, bedarf es doch keiner Frage, daß derselbe nur in den verallgemeinerten Grundzügen der Einzelarbeiten zusammengefaßt ist.

Liebe und Ehe, als die idealsten Auffassungen des menschlichen Lebens, bieten natürlich vorzugsweise Gelegenheit, im Roman der Gegenwart als Ursachen der Conflicte mit der hundertfältigen Wirklichkeit vorgeführt zu werden. Das unerfahrene Mädchen, welches seine eigene Herzenswelt noch nicht gekannt, wird vermählt und in der Ehe naht die Versuchung, der sie dann als ungetreue Frau erliegt. So will der Dichter zeigen, wie eine idealistische Natur, nachdem sie das Unbefriedigende des sie umgebenden Realismus erkannt hat, in's Verderben geräth und ein Opfer der höheren Macht über den Menschen wird. Ist er nicht ganz so pessimistisch, wie es allerdings der Grundzug der heutigen Romanliteratur ist, so läßt er seine ungetreue Frau nachträglich durch die herbsten Enttäuschungen mit dem Idealismus quitt werden und führt sie reuig und versöhnt mit dem hausbackenen Realismus dem verzeihenden Gatten wieder zu. Denn es ist eben Alles eitel.

Macht sich diese Lösung bei dem poetischen Experiment mit einer gesunden Frauennatur ziemlich leicht, so ist sie bedeutend schwieriger mit einer jener „problematischen Naturen", die eigenartige Charaktere durch Anlage, Erziehung oder einwirkende Verhältnisse sind. Diese Eigenartigkeiten müssen die Conflicte für den Roman schaffen und hat der Verfasser das Unglück in einer großen Portion quälender Wirrnisse angerichtet, so übt er seine Kunst an einem pikanten Ausgleich. Es muß mindestens ein Herz brechen und damit ist ein guter Schluß gefunden. Moral: man soll nicht eigenartig sein, sondern die Dinge nehmen wie sie sind, sonst geht man zu Grunde. Man kann auch den Reiz an den Conflicten gleich von Anfang des Romans wirksam erhöhen, wenn man z. B. zwei heirathsfähige Töchter vorführt, die eine kokett und weltlich hochfahrend, die andere still, sanft, eine tieffühlende Seele. Das „Verhängniß" muß es dann wollen, daß sie beide sich in einen Mann verlieben und da ihn offenbar doch nur eine „kriegen" kann, so brennt der Leser vor Verlangen, wer bei diesem Wettlauf siegen wird. Aus poetischer Gerechtigkeit wird wohl die edle, idealistische Schwester den Mann als Tugendpreis davontragen und die weltliche Kokette, durch ihre Leidenschaft verwüstet, stirbt nach einer letzten Aussöhnung mit dem ewig Wahren in der Liebe. Oder aber sie ist ein energisches Wesen, welches nach der Verheirathung bald erkennt, daß ihr Mann einen etwas schwächlichen Charakter besitzt. Um das Geschäft desselben nicht zu Grunde gehen zu lassen, rafft sie sich auf, entwickelt ihre Genialität und unterdrückt ihr Herzensbedürfniß nach Idealismus zu Gunsten eines ganz prosaischen Realismus. Der Conflict in einer Vernunftehe, aus dem sie als praktische Frau mit Erfolg hervorgeht. Bei dieser weitverbreiteten Vorliebe der Autoren, in den weiblichen Charakter das ideale Princip zu legen und es in allen nur denkbaren Lebensverhältnissen wie eine chemische Säure wirken zu lassen, ist es wohl erklärlich, daß die Frauen selber so viel derartige Romane schreiben, in denen sie selbst und ihre Conflicte eine so große Rolle spielen. Sie müssen ja die Geheimnisse ihrer Seelenwelt am besten kennen.

Künstlerromane werden vor Allem bevorzugt, wenn es gilt, den Idealismus mit dämonischer Macht zum Kampf gegen die Wirklichkeit zu führen. Dann ist gemeinhin der Mann mit dem Pinsel der Held der Erzählung. Die Geliebte ist das Modell für sein zum Ruhm bestimmtes Gemälde, und das verkörperte Ideal für seine erträumte Glückseligkeit des Lebens. Auf der Höhe des Romans folgt dann seine Enttäuschung, Verzweiflung und sein Untergang; es kommt aber auch vor, daß er nach Leiden der Sehnsucht, die den Lohn der Liebe bilden, in der Heirath mit der Angebeteten einen dummen Streich mehr begeht, den er nachher bitter bereuen muß; schließt der Roman mit der Versicherung einer glücklichen Ehe beider, so ist als bestimmt anzunehmen, daß der Maler inzwischen ein vernünftiger Mensch geworden. Oder, was für den Autor mit der Neigung für derbere Effecte nicht undankbar ist, er läßt das weibliche Modell als eine Schönheit auftreten, die viel gesündigt hat und die nun durch eine tiefe Leidenschaft magdalenenhaft reuig wird, im Gefühl ihrer Unwürdigkeit sich trotz der redlichsten Bemerkungen des Geliebten die Strafe der Entsagung auferlegt, was dann allemal einen hektisch-tödtlichen Ausgang für sie zur Folge hat.

Die aristokratische Sphäre ist aber entschieden von größter Anziehungskraft für die modernen Romandichter. Hier können sie, und vorzugsweise wieder in den Frauen, die interessantesten Charaktere im Conflict mit dem ganzen Schein und Sein der heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse bringen. Die Genialität der jungen Grafentochter ist außerordentlich ergiebig, um in den Fragen der Standesunterschiede oder des materiellen Vermögens in allen Farben spielen zu können. Wie häufig, daß ein altes Aristokratengeschlecht verarmt ist und z. B. seine Herrschaft und sein Schloß aus Noth an einen reichen Juden losschlagen muß. Dies gibt schon für den würdigen gräflichen Papa Gelegenheit, sich über die entweihte Gegenwart in rührenden oder komischen Klagen zu ergehen. Die geniale Tochter gar gewinnt an Stolz unter der Demüthigung ihrer Familie. Sie macht ihr Recht auf Glück und Glanz in derselben Ueberzeugung geltend, wie der Arbeiter sein Recht auf menschenwürdiges Dasein. Sie will sich Niemandem verpflichtet fühlen. Nun gelingt es vielleicht dem Juden, der die Herrschaft gekauft hat, nicht, seinem Ehrgeiz die Krone durch eine Heirath mit der jungen Aristokratin aufzusetzen — denn diese kühne Behandlung des Gegenstandes würde unseren sehr aristokratisch fühlenden Romanschriftstellern doch zu viel Gewissensbisse machen; aber man läßt sie, um ihrer Familie willen, eine Ehe mit irgend einem andern reichen Fabrikherrn eingehen. Dadurch erhält sie das Recht ihres Herzens, aus Stolz ihren Mann, der so reich und dadurch ihr Herr ist, zu hassen und sich in einen Andern zu verlieben. Der betrogene Gatte kommt dahinter, verachtet sie nun und darüber kommt die stolze Aristokratin zur Einsicht. Es bleibt ihr nichts übrig, als sich durch einen beliebten Selbstmord à la Ophelia aus der Welt zu schaffen, um den Beweis zu liefern, daß sie mit ihrem genialen Thun und Denken sehr Unrecht gethan.

Auf die eine oder andre Weise wird in diesen ungemein zahlreichen Romanen dargestellt, wie fatal es für die heutigen Aristokraten ist, hochmüthig zu sein, ohne das dazu nöthige Geld zu haben. Da kann es in dem Zeitpunkt, wo die Tochter ebenso schön als heirathsfähig wird, nicht ausbleiben, daß ein nicht mehr berechtigter Anspruch seine Sühne oder seine friedliche Aussöhnung in der triumphirenden, Alles nivellirenden, Alles entgötternden, gemein realistischen Gegenwart finden muß. Die unglückliche Aristokratentochter wird also entweder auf Speculation hin standesgemäß verhandelt, oder vom Geldmann abgekauft — und dann kann sie kaum anders, als mittels der Hebelkraft der

Digitized by Google

Liebe, die ihr freies Eigenthum ist, die Verhältnisse der Wirklichkeit wankend machen und im Kampfe dagegen den tragischen Ausgang finden. Soll der Roman dagegen gut endigen, so entsagt sie um der Liebe willen allem Standesvorurtheil und führt eine glückliche Ehe.

Im Grunde genommen, kann man sagen, behandeln alle diese Romane nichts Andres, als was die der früheren Zeit an Inhalt boten. Aber es gibt doch sehr wesentliche Unterschiede in der Behandlung. Zunächst zeigt sich der heutige Drang viel weniger als sonst darauf gerichtet, naiv zu erzählen; vielmehr ist der allgemeine Charakter des modernen Romans insofern tendenziös, als er für die Umbildung der Gesellschaft nach allen Richtungen durch seinen Inhalt polemisirt. Man zeigt uns in dem hauptsächlich cultivirten Sittenroman die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens in der mannichfachsten, familienmäßig abgegrenzten Art mit photographischer Treue und läßt sie sich unter der Einwirkung der idealischen Elemente zersetzen. Es ist dies gleichsam ein inductives Verfahren, ein Beweisen aus dem Kleinen auf Principien los, während offenbar der frühere Roman mehr deductiver Natur war und für den Nachweis der ewigen Wahrheiten im Menschenthum sich nur mit einer Skizze der wirklichen Lebensverhältnisse begnügte, mit denen der Kampf zu führen war. Daher ist denn auch die Technik des modernen Romans weitaus derjenigen des früheren überlegen, wiewohl der deutsche Roman lange nicht die raffinirte Manier der Franzosen besitzt, denen überhaupt eine viel beweglichere und pikantere Unterlage des gesellschaftlichen Stoffs und des Verhältnisses zwischen Mann und Frau geboten ist. Doch auch in unseren Romanen wird alle Kunst aufgeboten, das idealische Element in Berührung mit jedem Realismus zu setzen, in welchem es spielt, es an jeder Stuhlecke und Fensternische, am Lampenteller und Uhrgehäuse streifen zu lassen, um das Bild der Verhältnisse fort und fort kaleidoskopisch zu verändern. Das Ganze ist dann auch wesentlich Reflexion, nur im Einzelnen, wo sie überhaupt vorhanden, kommt die Poesie zum Rechte. Erst ist die Absicht da etwas zu beweisen, und danach construirt man den Beweis, indem man sich Charaktere auf dem Boden der prosaischen Lebensverhältnisse mit dem unglückseligen Wurm des Idealismus im Herzen entwickeln läßt. Eine große Schöpferkraft äußert sich nicht in dieser Production, sondern sie zeigt nur mehr die Vorzüge der Routine und Gewandtheit auf. Die Wirklichkeit entspricht ja im Allgemeinen gar nicht diesen massenhaft uns daraus vorgeführten Kämpfen, den die problematischen Naturen mit ihr führen. Nur wird der Roman immer eine Ausklügelei solcher Art darstellen und es wird auch im Zeitgeist vollauf begründet sein, weshalb der poetische Trieb sich in solchen Ausklügeleien gefällt. Man spürt der Romantik in der Wirklichkeit nach, und wo man sie nicht findet, da trägt man sie hinein. Es geschieht, weil man mit einer unbefriedigten Phantasie sich in dem Realismus des Lebens abfinden möchte, weil man an der gemeinen Wirklichkeit der Dinge die Wirkung der höheren Wahrheit beobachten will, weil man der schalen Prosa der Gegenwart einen weihevolleren Inhalt zu geben sich sehnt. Und da man dies so ernst meint, so ist der Schluß naheliegend, daß die moderne Gesellschaft nach verloren gegangenen Idealen sucht, um durch das bewegte Meer des Lebens sicherer der Hoffnung auf die Zukunft zusteuern zu können. Auch unsere Zeit muß ein Geheimniß der Harmonie haben, welches die Poesie ihr abzuringen strebt. In diesem Sinne versteht denn der Roman der Gegenwart wohl seine Aufgabe, wenn er sie auch noch nicht erfüllt hat, und es ist lehrreich genug, zu sehen, wie viele an der Lösung derselben sich fort und fort versuchen.

Cannstatt. Schmidt-Weißenfels.

Musikalisches aus Italien.

Der „Freischütz" in Rom.

Eine Reiseerinnerung

von

Fr. Liebmann.

Während vor noch nicht ganz zwanzig Jahren der Deutsche von dem Italiener vollständig als „Barbar" betrachtet und in geistiger Beziehung als tief unter ihm stehend angesehen wurde, hat das übermächtige Hervortreten Deutschlands aus der europäischen Staatengruppe und die politische Verbindung desselben mit Italien die Aufmerksamkeit und das Interesse des italienischen Volkes im hohen Grade auf unsere Nation und deren wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen hingelenkt. Die sklavische Nachäfferei der französischen Institutionen, des französischen Geschmackes und der französischen Sitten hat mit dem Zerfließen des Glorienscheines, der bis zum Jahr 1870 Alles umschwebte, was von der „großen Nation" ausging, gänzlich aufgehört und das italienische Volk, nüchtern geworden, sendet jetzt zu uns über die Alpen herüber ganze Schaaren seiner Söhne, die wir in den Hörsälen der Professoren, in den Akademieen der Kunstanstalten, in den Werkstätten der Industrie als eifrige Schüler antreffen.

In besonders hohem Grade hat sich neuerdings auf dem Gebiet der Musik, welches letztere die Italiener bislang als ihre ausschließliche Domäne betrachtet hatten, eine starke deutsche Strömung bemerkbar gemacht. Es ist interessant, in dieser Beziehung den Entwicklungsgang des beliebtesten der jetzt lebenden Operncomponisten, Verdi, an der Hand seiner Partituren durchzugehen, die in ihrer Aufeinanderfolge ein ständig, freilich nicht selten auf Kosten des melodischen Flusses, sich steigerndes Bestreben, einen den Textesworten völlig entsprechenden musikalischen Ausdruck zu finden, nach dem Vorbilde der neuesten deutschen Opernmusiker bekunden und daneben eine zum Oefteren überraschende Anlehnung an Wagner'sche Opernmotive enthalten. Auch die übrigen italienischen Dramatiker der neusten Zeit, als Marchesi, Pedrotti und Andere, haben sich von dem specifisch italienischen Opernstil losgesagt und zeigen in ihren Werken in Ansehung der Behandlung des Orchesters und der Singstimmen wie auch in der Combination der Klangwirkungen ein eifriges Studium der Erzeugnisse der neu-romantischen deutschen Richtung in der Musik, speciell der Wagner'schen Opernpartituren.

So deutlich nun auch der Einfluß der deutschen Romantiker sich in den Werken der neueren italienischen Componisten wiederspiegelt, so wenig hat es doch gelingen wollen, der deutschen Oper*) selber in Italien eine Heimat zu begründen. Selbst in dem mit deutschen Elementen stark durchsetzten und deutsche Musik in besonderem Maße cultivirenden Mailand konnte jene bis in die neueste Zeit hinein keinen festen Fuß fassen und das große Fiasko des „Lohengrin" vor wenigen Jahren in Mailand liefert den besten Beweis, wie wenig Bedeutung das Publicum der deutschen Musik im Allgemeinen einzuräumen willens ist. So erregte es denn begreiflicherweise in der musikalischen Welt ein nicht geringes Erstaunen und Aufsehen, als es ruchbar wurde, daß in Rom, wo bis dahin Verdi und Rossini ohne Concurrenz geherrscht hatten, große Vorbereitungen getroffen würden, um im Laufe der Saison im Teatro Apollo die deutscheste der deutschen Opern, den Freischütz, aufzuführen. Die römischen Journale, soweit sie wenigstens auf Seite der Regierung standen, thaten das Ihrige, um das Publicum auf den Werth und die

*) Wenn ich von deutscher Oper spreche, so kommen natürlich die Werke eines Meyerbeer und Flotow, die sich in Italien großer Beliebtheit erfreuen, nicht in Betracht. In ihnen ist nichts deutsch als der Name ihrer Autoren.

Digitized by Google

Bedeutung dieser Oper aufmerksam zu machen, wobei sie es auch an den nöthigen politischen Excursionen nicht fehlen ließen.

So kam der für die erste Aufführung bestimmte Tag, der 25. November, heran. Das Teatro Apollo, eines der größten Theater Italiens, war bis auf den letzten Platz gefüllt. Da ein großer Theil der Logen und des Parquets in dem festen, langjährigen Besitz römischer Familien sich befindet, so konnte dem Verlangen nach Einlaßkarten seitens der unzähligen Fremden, welche beim Beginn des Winters sich in Rom einzufinden pflegen, nur zu einem verschwindend geringen Theile entsprochen werden, und das Publicum war daher seinem großen Ganzen nach ein specifisch italienisches. Um so interessanter mußte es sein, das Gebaren desselben während der Aufführung zu beobachten. Noch waren die letzten Töne des kurzen die Ouvertüre einleitenden Adagio nicht verhallt und das sonst in Italien bei Opernaufführungen übliche Schwatzen mit einander in den Logen, das Umherblicken und Kokettiren der Damen hatte völlig aufgehört und einer gespannten der Musik gewidmeten Aufmerksamkeit Platz gemacht. Rauschender Beifall erhob sich, als die Ouvertüre mit ihrem Leidenschaft athmenden Finale verklungen war, ein Beifall, der nicht das mühsame Werk der Claque war, sondern freiwillig von allen Seiten her, selbst von den sonst stets reservirten Logen, erschallte. Offenbar galt derselbe in seiner Allgemeinheit in erster Linie der genialen Composition, daneben aber sollte er ohne Frage auch eine Belohnung für die Musiker sein wegen der wahrhaft glänzenden Ausführung der Ouvertüre, die mit einer Präcision und einem Feuer gespielt wurde, daß gar manche unserer großen und berühmten Hofcapellen in Deutschland sich füglich ein Muster daran hätten nehmen können.

Was nun die Aufführung der Oper selbst anlangt, so mußte es auf jeden deutschen Zuhörer einen höchst eigenthümlichen Eindruck machen, da die italienische Oper nur Recitativopern kennt, den Freischütz in eine solche umgewandelt zu sehen, der Gestalt also, daß Alles, was sonst in der Oper gesprochen zu werden pflegt, hier in Recitativen vorgetragen wurde. Ich gestehe, daß diese Umwandlung mir an jenem Abend den Genuß an der Musik vollständig verdorben hat. Denn wenn auch die musikalische Lückenausfüllung, welche ein gewisser Carlo Romani, der erst in jüngster Zeit in Florenz gestorben ist, verschuldet hat, als solche nicht ganz ohne Geschick und Accommodationstalent angefertigt ist, so hat doch andererseits Romani die Begleitung der Recitative so pretentiös gehalten, sie derartig mit Motiven und Anklängen aus den Arien und Chören der Oper selbst gespickt, daß den letzteren dadurch die Unmittelbarkeit der musikalischen Wirkung ganz und gar genommen wird. Daneben ist die Verschiedenheit im Stil zwischen dem deutschen Componisten und dem italienischen Mitarbeiter trotz alles Anschmiegens des Letzteren an die Compositionsweise Webers immerhin eine so große, daß es den Zuhörer, hat er anders nur den geringsten musikalischen Sinn, jedesmal auf das peinlichste berühren muß, wenn ein Wechsel der Componisten eintritt. Durch ein solches Zerschneiden der musikalischen Einheit wird dem Werk das Gepräge des Unfertigen und Schwülstigen aufgedrückt, und eine Unruhe in dasselbe hineingetragen, die auf die Dauer die Aufmerksamkeit der Zuhörer völlig lähmen muß. Aus diesen angeführten Gründen war es denn auch nicht zu verwundern, wenn der Beifall, der am Beginn laut und lärmend aufgetreten war, mit dem weiteren Fortgang des Stückes immer geringere Dimensionen annahm und daß das Meisterwerk schließlich trotz aller im Superlativ der Begeisterung redenden Zeitungsberichte des folgenden Tages doch nicht ganz den durchschlagenden Erfolg erzielte, welchen jeder und besonders die Deutschen von demselben erhofft und erwartet hatten.

Nicht unwesentlich trug zu diesem wenig mehr als achtungsvollen Erfolg des „Freischütz" sicherlich der Umstand bei, daß der Oper nach italienischer Sitte ein endlos langes Ballet in neun Bildern beigegeben war, das, eingefügt zwischen dem vorletzten und letzten Act, die geringe Aufmerksamkeit, welche man noch bewahrt hatte, unweigerlich in die Brüche gehen ließ. Da lob' ich mir denn doch die alte italienische Weise, von der Schopenhauer in seiner Abhandlung „zur Metaphysik des Schönen" erzählt, wonach zu seiner Zeit in Rom im Teatro della Valle immer die Acte einer Oper und eines Schauspiels mit einander abwechselten. In dieser Nervenquälerei war Methode; aber zuerst eine Oper vollständig bis auf den letzten Act genießen, dann zwei Stunden hindurch die mageren Beine und das verzerrte Lächeln der Ballerinen in einem erbärmlichen Ballet erdulden, in welchem trotz seines hochtönenden Namens „Idea" nicht der Funken einer Idee ist, und dann zum Schluß den noch fehlenden Act der Oper mit auf den Weg nach Hause bekommen, — was zu viel ist, ist zu viel! Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß ich, nachdem ich vier Stunden hindurch redlich auf meinem Platz ausgehalten hatte und Mitternacht nicht mehr fern war, jene Häufung des ästhetischen Genusses nicht mehr ertragen konnte und, trotz meiner großen Vorliebe für Weber im Allgemeinen und für den „Freischütz" im Besonderen, desertirte.

Die Hauptpartieen der Oper waren in den Händen der Damen Singer (Agathe) und Bedretti (Aennchen), welche beide, wenn auch etwas über die erste Jugendblüthe hinaus und ziemlich corpulent, doch in Ansehung ihres Gesanges und ihrer Kunst der Darstellung allen Ansprüchen genügten. Von den Herren muß in erster Linie Giulio Petit genannt werden, der den Caspar übernommen hatte und eine in jeder Beziehung vorzügliche Leistung gab; Herr Perotti (Max) hatte zwar einzelne glückliche Momente, doch reichte weder seine Stimme noch sein Spiel für die Rolle, welche er darzustellen hatte, aus. Dasselbe muß von Ottokar, dessen Partie durch die recitativische Bearbeitung nicht unbeträchtlich angewachsen ist, sowie von dem Eremiten gesagt werden. Der Chor zeigte sich seiner Aufgabe durchaus gewachsen und über alles Lob erhaben war das Orchester, dem es offenbar eine Freude gewährte, seine Kraft an einem schwierigen Meisterwerke versuchen zu können.

Um noch einige Worte über das Libretto zu sagen, so ist dasselbe mit unverkennbarem Geschick und großer Gewandtheit abgefaßt. Ueberall findet sich der Sinn des Originals beibehalten und wenn möglich wortgetreu übersetzt. Vergeblich würde man in demselben Entstellungen suchen, *wie sie das französische* Textbuch aufweist, in welchem Beispielsweise die Anrede des Fürsten an den Eremiten in der letzten Scene des dritten Actes: „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn!" unbedenklich mit „Bon jour, Monsieur, comment vous-portez-vous?" übersetzt ist.

Die Kritik bewies sich, wie ich schon oben angedeutet habe, gegenüber dem Hauptwerk unseres großen Landsmannes überaus freundlich und fand nicht genug Worte der Bewunderung. Der „Populo Romano" vom 27. Nobr. sprach in seinem Theaterbericht von einem „teatro affollatissimo .... l'esito fu un vero trionfo" und d'Arcais, der angesehenste musikalische Kritiker Roms, lieferte in der „Opinione" eine Besprechung der Oper, die viel von Weber und wenig vom „Freischütz" enthielt und deren Schluß in der Uebertragung lautet: „Sind wir todt oder lebendig?! Dies ist die wahre und große Kunst, bei der es keinem in den Sinn kommt zu fragen, ob sie italienisch oder deutsch ist". — Wie wenig indessen die Italiener wirkliches Urtheil und wahres Verständniß für unsere Musik besitzen, davon gibt derselbe d'Arcais in der oben angezogenen Besprechung ein redendes Beispiel, indem er sagt: „Der schwächste Theil der Oper ist nach meinem Dafürhalten das Finale, das zwar eine elegante Melodie enthält, die aber aufgebauscht (in complesso) und zerrissen (slegato) erscheint und mit dem übrigen Theil der Oper nicht auf gleicher Höhe steht". Und ein solches Urtheil gegenüber einer solchen Composition, die in ihren sich an einander reihenden Chören: „Schaut, o schaut!" „Den Heil'gen Preis und Dank!" „Er war von je ein Bösewicht" ꝛc. kaum ihres Gleichen hat. Ich will zu Ehren des Herrn d'Arcais hoffen, daß das elende fade Ballet, welches an jenem Abend dem Schlußact des „Freischütz" vorausging, seinen musikalischen Sinn so gründlich abgestumpft hatte, daß ihm keine Empfänglichkeit mehr geblieben war für die nachfolgenden musikalischen Eindrücke höherer Art.

Digitized by Google

„Dolores."

Oper in vier Acten von Salvatore Auteri-Manzocchi.
Zum ersten Mal in Mailand aufgeführt am 19. Juni im Teatro dal Verme.

Die Aufführung einer neuen Oper ist, wie überall, auch in Mailand ein wichtiges Ereigniß, welches zwar außer der großen Carnevalsaison, also wie jetzt, im Sommer, allerdings etwas von seiner Wichtigkeit verliert, denn ein Theil der Mailänder befindet sich auf dem Lande, an den Seen, in den Bädern; doch kann der Maestro Auteri mit der Aufnahme, die seine Oper „Dolores" am 19. Juni im Teatro dal Verme fand, wohl zufrieden sein. Fast jede Nummer wurde mehr oder weniger applaudirt, nur selten wurde irgend welche Opposition laut. Fünf Nummern wurden zweimal verlangt und der Componist von einem zahlreichen und ausgewählten Publicum während des Abends einige vierzigmal herausgerufen.

„Dolores" war bereits vor kurzer Zeit in Florenz mit großem Beifall aufgeführt worden; das hiesige Publicum wurde aber dadurch nicht bestochen, denn die Mailänder sind mißtrauisch in Bezug auf das Urtheil anderer Städte. Doch war der Erfolg der Oper auch hier ein durchschlagender.

Salvatore Auteri-Manzocchi, der Componist der Oper, ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, ist in Catania in Sicilien, der Vaterstadt Bellinis, geboren und, wie so viele bedeutende Männer, der Sohn einer begabten Mutter, der gefeierten Sängerin Manzocchi, die zu ihrer Zeit ganz Palermo fortriß, „faceva delirare Palermo", sagen die Italiener.

Der junge Salvatore studirte ursprünglich Jura und soll bis vor fünf Jahren kaum die Noten gekannt haben. Nachdem er sein Doctorexamen ehrenvoll bestanden hatte, gab er die juristische Carriere auf, um unter Mabellini, einem ausgezeichneten Lehrer, Musik zu treiben. Mit welch' überraschendem Resultate, zeigte sich eben am 19. Juni.

„Dolores" ist eine effectvolle Oper, die das große Verdienst besitzt, keinen Augenblick zu langweilen und stets anregend und gefällig, wenn auch nicht immer originell zu sein. Denn es finden sich Anklänge an Bellini, Rossini, Verdi, Gounod und selbst an Wagner. Aber die Melodien, die „Seele der Musik", sind Auteris Eigenthum und oft von großer Schönheit. Auch die Instrumentation wird gerühmt. Auteri weiß jedenfalls durch dieselbe oft neue und interessante Effecte hervorzubringen, was besonders bei der Ouvertüre bemerkbar war, die deshalb sehr gefiel und stürmisch da capo verlangt wurde.

Was das Libretto betrifft, das von Auteri-Pomar, einem Onkel des Componisten, verfaßt ist, so ist die Geschichte eine höchst unwahrscheinliche, oft ganz undenkbare, aber die Verse sind schön und poetisch und von dem Meister der reinen poetischen Form, Andrea Maffei, gerühmt worden. Das Hauptverdienst des Librettos besteht aber darin, daß es eine Reihe interessanter Scenen und Situationen vorführt, welche dem Componisten die dankbarsten Aufgaben bieten.

Der Stoff ist folgender: Ein alter Hidalgo Fulco hat auf Befehl des Königs von Spanien, Peters des Grausamen, eine edle Familie umbringen lassen, aber die schöne Tochter des Hauses, Dolores, verschont und sich mit ihr vermählt. Nach einiger Zeit wird sein Schloß von Soldaten des Königs von Castilien zerstört; er selbst entkommt mit seiner kleinen Tochter Lia, glaubt aber, daß Dolores getödtet ist. Diese hat sich jedoch ebenfalls gerettet und ist der Ueberzeugung, daß Gatte und Tochter umgekommen sind.

Viele Jahre sind verflossen. Die erste Scene der Oper zeigt uns Fulco am Hofe Manfredis, eines italienischen Prinzen. Lia ist herangewachsen und liebt dessen Bruder Illebrando. Manfredi hört von einer Räuberbande, die das Land unsicher macht und zieht aus, die Missethäter zu fangen oder zu tödten. Er wird in einem Gefecht von den Räubern verwundet, die ihn ohne Zweifel ermordet hätten, würden sie nicht durch eine Erscheinung, die sie für einen klagenden Geist halten, verjagt. Dolores, im Pilgerkleide, erscheint auf einer Anhöhe, vom Mondlicht bestrahlt, und singt eine wunderschöne „Romanze"

„Angel di Dio,
Che vai di stella in stella,
A me d'amor favella!"

Wie sie in den Wald kommt, und warum sie singend einsam die Nacht durchwandert, erfahren wir zwar nicht, aber es ist uns auch ganz gleichgültig. Wir sind froh, daß sie da ist, denn Dolores ist die „divina Galletti" und singt ihre Arie in entzückender Weise. Sie steigt die Anhöhe herab und entdeckt den scheinbar leblosen Manfredi; glücklicherweise hat sie einen Balsam bei sich, der ihn, ehe man die Hand umdreht, heilt. Er springt auf, ist gesund wie ein Fisch und fängt sofort an, der schönen Retterin, die freilich eine heirathsfähige Tochter hat, seine glühende Liebe zu erklären, die diese auf's feurigste erwidert. Daß dies sehr unwahrscheinlich ist, kümmert das Publicum nicht; es hört ein schönes „duetto d'amore", und dafür hat es eine besondere Vorliebe, und der Maestro Auteri versteht sich auf den Geschmack seiner Landsleute und bietet ihm zwei Liebesduette, die beide stets stürmischen Beifall hervorrufen.

Nach dem Duett verschwindet Dolores; Manfred kehrt betrübt in sein Schloß zurück und fängt an, Lia seine Huldigungen darzubringen, weil er in ihr eine Aehnlichkeit mit der schönen Unbekannten des Waldes zu entdecken glaubt. Illebrando ist in Verzweiflung und will nach dem heiligen Lande ziehen, um gegen die Saracenen zu streiten. Manfredi, der den Bruder liebt, will ihn begleiten; wir sind aber von Anfang an überzeugt, daß sie sich eines Bessern besinnen, denn was soll aus der Oper werden, wenn Tenor und Alt nach Palästina ziehen?

Die Scene ändert sich; wir sind wieder im Walde; diesmal in der Nähe der Zelle eines Einsiedlers. Dolores kommt zu ihm, erzählt ihre Geschichte und vertraut ihm ihre Liebe zu Manfredi. Der Eremit ist ein Spanier und ein alter Freund von Dolores' Familie. Diese Erkennungsscene ist kaum vorüber, als, natürlich wieder durch einen glücklichen Zufall, Manfredi nach der Zelle des Einsiedlers kommt, der den beiden Liebenden räth, sich in den heiligen Ehestand zu begeben.

Der Hochzeitsmorgen dämmert. Lia betet für die todtgeglaubte Mutter hinter der Scene, Dolores für die verlorne Tochter auf der Bühne. Dies Duett der beiden Soprane gehört zu den Glanzpunkten der Oper und wurde stürmisch „bis" verlangt. Der Chor erscheint und singt ein Hochzeitslied.

Als Dolores und Manfredi aus der Kirche treten, wo der gute Eremit sie verbunden hat, erscheint selbstverständlich der todtgeglaubte Gatte; allgemeines Erkennen, allgemeine Bestürzung und Verzweiflung, großer Theatercoup!

Der gute Eremit räth dem alten Fulco sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen und ihm die Rückgängigmachung der ersten Ehe zu überlassen. Fulco aber erklärt, daß Dolores gar nicht seine Gattin, Lia nicht seine Tochter sei, kniet nieder und bittet Dolores ihm zu vergeben. Eine unmögliche und unbegreifliche Situation, aber trotzdem, so sonderbar es klingen mag, von großer dramatischer Wirkung.

Im letzten Act ist Fulco doch nicht abgereist und was schlimmer ist, er ist eifersüchtig. Dolores vertraut ihm, um ihn zu beruhigen, daß sie Gift genommen habe, um keinem angehören zu müssen. Sie verläßt die Bühne und Fulco stürzt sich in's Meer.

Die letzte Scene ist im Brautgemach. Das zweite „Duetto d'amore" voller Leidenschaft und sinnlicher Gluth, realistisch im höchsten Grade, sowohl was die Composition als die Darstellung betrifft: „Soli siamo; — abbraciami, — o desiata sposa! — E quel tuo volto palido — Su questo sen riposa! — Und sie, trotz des Giftes erwidert: „O, me beata! o estasi!" — etc. etc. Das Publicum war in einem wahren Delirium des Entzückens.

Dolores beginnt die Wirkung des Giftes zu fühlen. Manfredi ruft Beistand herbei; doch zu spät, denn sie sinkt auf einen Sessel nieder, segnet Lia und Illebrando und stirbt am Herzen Manfredis.

Digitized by Google

Ich habe schon angedeutet, daß die Titelrolle von Madame Galletti Gianoli gesungen wurde, der beliebtesten und gefeiertsten unter allen jetzt lebenden Sängerinnen in Italien. Signor Barbaccini, der eine schöne Tenorstimme hat, sang den Manfredi mit Gefühl und Verständniß und war besonders in den Liebesscenen vortrefflich. Die Darstellerin der Lia Signorina Cristofani ist jung und schön, und ihre Stimme angenehm klingend.

Doch ich muß noch einmal auf die Galletti zurückkommen. Wenn den Mailändern eine Gelegenheit geboten wird, sie zu hören, so drängt sich Alles in's Theater. Leider ist dies ausgezeichnete Talent nicht für die große Carnevalsaison der Scala zu verwerthen, denn die unvergleichliche Sängerin ist ebenso launenhaft wie bedeutend. Sie läßt sich durch kein Engagement binden; singt nur, wenn sie Lust hat und sie hat nicht oft Lust. Man kann nie auf sie rechnen, und sie ist die Verzweiflung jedes Impresario, dagegen von den Componisten und dem Publicum angebetet. Letzteres läßt sich alles von ihr gefallen, harrt sehnsuchtsvoll und doch geduldig, bis es ihr gefällt, sich hören zu lassen, dankbar für jeden genußreichen Abend, den es ihr verdankt.

Daß die Galletti so sehr von den Mailändern bewundert wird, zeigt übrigens von dem vortrefflichen Geschmack des hiesigen Publicums. Madame Galletti besitzt jene edle Natur, die nachzuahmen das Streben der höchsten Kunst ist. So fand sie sich vor Beginn am Ziel. „Wer war ihr Lehrer?" fragt man; Niemand weiß es. „Sie sang und war groß."

Ihre Stimme hat alle Vorzüge, die man je von schönen Stimmen gerühmt hat, sie ist sammetweich und glockenrein, voll, klar, gleich schön in allen Registern, und ihre Tonbildung unnachahmlich und auch von keiner jetzt lebenden Sängerin Italiens erreicht. Sie bildet den Ton nicht auf den Lippen „a fior di labbra", sondern gleichsam vor denselben; sie haucht die Töne hin, man weiß nicht wie, ohne jegliche Anstrengung, leicht, „natürlich".

Besonders groß ist sie im getragenen Gesang. Seit den Malibran und Pasta hat es keine Norma gegeben, die das „Casta diva" wie die Galletti gesungen hat.

Außerdem, daß Madame Galletti die sympathischste und vortrefflichste Sängerin Italiens ist, ist sie auch eine bedeutende dramatische Künstlerin. In den Liebesscenen voll glühender Leidenschaft und doch stets maß- und würdevoll, rührend und ergreifend in ihrem Schmerz, erschütternd im Todeskampf.

Was Wunder, daß bei solchen unvergleichlichen Eigenschaften die Mailänder ihr Erscheinen stets mit stürmischem Beifall begrüßen und, was mehr sagen will, in tiefstem Schweigen ihrem Gesange lauschen; daß sie das reiche Wörterbuch ihrer schönen Sprache in Lobpreisungen der Galletti erschöpfen.

Es bedurfte aber so wunderbarer Gaben, um sie zu dieser außerordentlichen Popularität zu erheben, denn leider läßt ihre äußere Erscheinung Vieles zu wünschen übrig. Ihr Kopf ist ausdrucksvoll und schön, um ihre Hände könnte sie eine Venus beneiden, aber sie ist von einer Corpulenz, der gegenüber die Gestalt der Alboni schlank genannt werden kann.

Was thut das? Sie öffnet den Mund, blickt langsam mit den großen, gluthvollen Augen um sich, und man vergißt Alles und findet Nichts in der Welt natürlicher, als daß Manfredi beim ersten Begegnen solche Dolores mit stürmischer Leidenschaft liebt, und daß Fulco sich, weil er sie verloren hat, den Tod gibt.

A. Pivanti-Lindau.

Uebersetzungsblüthen.

Aus dem Herbarium eines deutsch-americanischen Zeitungsschreibers.

Von **Eduard Leyh** (Baltimore).

Das Uebersetzen spielt in den deutschen Zeitungen der Vereinigten Staaten eine wichtige Rolle. Da die Gerichts- und Verkehrssprache die englische ist und alle Neuigkeiten in dieser Sprache telegraphirt werden, so muß ein Jeder, der zu einer deutschen Zeitung irgendwie in dienstliche Beziehungen tritt, sei es als Chefredacteur, Mitarbeiter, Reporter oder Geschäftsführer des Englischen gründlich mächtig und gleichzeitig ein guter Uebersetzer sein. Es gibt deshalb in deutsch-americanischen Zeitungen Leute, denen das Uebersetzen eines Artikels, der 6 Seiten der „Gegenwart" enthalten würde, an einem Tage eine Spielerei ist und die sich selbst vor einer Präsidentenbotschaft, die gewöhnlich den Umfang einer ansehnlichen Brochüre hat und in den großen americanischen Blättern mitunter zwölf bis fünfzehn Spalten einnimmt, nicht fürchten, und recht wohl im Stande sind, eine solche Riesenarbeit von Nachmittags 3 bis Morgens 2 Uhr zu bewältigen. Selbstverständlich ist ein tüchtiger Uebersetzer des Englischen dermaßen mächtig, daß er höchst selten ein Wörterbuch nachzuschlagen braucht und nur bei technischen Ausdrücken oder in sehr schwierigen Fällen dieses Hülfsmittel zu Rathe zieht. Aber die gründliche Kenntniß des Englischen macht den guten Uebersetzer nicht allein, derselbe muß auch seine Muttersprache vollkommen beherrschen, und den Geist beider Sprachen begriffen haben; fehlt eine dieser Vorbedingungen, so entbehrt die Arbeit jedes sprachliche Leben.

Daß in der Dolmetscherei von den dreihundert deutschen Zeitungen der americanischen Republik noch viel gesündigt wird, kann man sich leicht denken. Die deutsch-americanische Presse hat nicht wie ihre ältere Schwester im Reiche ein unerschöpfliches Material an Arbeitskräften hinter sich, aus dem sie nach Belieben ihre Rekruten auswählen kann, sie darf mitunter gar nicht wählerisch sein und muß nebenbei im Wirbelsturme der täglichen Arbeit ihre Leute mühsam heranbilden; so kommt es, daß trotz aller Wachsamkeit täglich schülerhafte Arbeiten ihren Weg in die Oeffentlichkeit finden. Es hat mir seit zwölf Jahren ein eigenes Vergnügen bereitet, den Uebersetzersünden nachzugehen und meine Sammlung derselben hat schon manche Gesellschaft unterhalten, so daß man mir vergeben wird, wenn ich sie hier einem weiteren Kreise zugänglich mache.

Man kann, um die Sache systematisch darzulegen, drei Arten schiefer Uebersetzungen unterscheiden: Die Uebersetzung nach dem Gleichklange, welche eigentlich aufhört Uebersetzung zu sein; z. B. wenn Jemand dray (Lastkarren) durch Dreh verdeutscht; ferner die wörtliche Uebersetzung, welche sich wenig darum kümmert, ob die deutsche Sprache eine Sache mit dem correspondirenden Worte bezeichnet und endlich die unverzeihliche Sünde, welcher sich gewöhnlich solche Leute schuldig machen, die Gott in seinem Zorne zu Uebersetzern gemacht hat. In den beiden ersten Arten treffen wir meistens Dollmetschwüthericht, die darauf versessen sind, Alles zu verdeutschen, mitunter aber auch blos aus Leichtsinn und Uebereilung sündigen. — Damit jedoch die unglücklichen Collegen in der deutsch-americanischen Presse, denen einmal etwas Menschliches passirte, nicht meinen, daß ich mich nur auf ihre Kosten lustig machen wolle, beginne ich hier mit der schiefen Uebersetzung eines namhaften deutschen Schriftstellers. Der bekannte österreichische Reisende, Baron v. Hübner, erzählt in seinem „Spaziergange um die Welt", daß auf der Humboldtwüste in Nevada nur Sagebüsche*) zu sehen seien. Ohne Zweifel meint

*) Es gibt eine Species des Juniperus, welche man in einzelnen Gegenden Deutschlands Sagebaum oder Sagebusch nennt. Vielleicht ist also der ganze Uebersetzungsfehler nur auf einen Provinzialismus zurückzuführen. Anm. d. Redact.

Digitized by Google

er Sage-brush = Salbeibüschel. Aber Sagebüsche! Herr v. Hübner mag sich freuen, daß er nicht genöthigt ist, sein Brot als Uebersetzer in einer großen deutsch-americanischen Zeitung zu verdienen, denn wegen dieser Sagebüsche würde er mit dem controlirenden Redacteur einen unangenehmen „brush" gehabt haben.

Doch jetzt nach dieser kleinen Abschweifung in die höhere Literatur zu meinen unfreiwilligen Humoristen in den Vereinigten Staaten. Wenn man in einer pennsylvanischen Zeitung liest, daß ein Mann von einer Rasselschnecke gebissen worden und schon nach 20 Minuten gestorben sei, so wundert man sich selbstverständlich, von einem so gefährlichen Thiere früher nie gehört zu haben, denn wer denkt daran, daß damit die gefährlichste Giftschlange des Continents, die Klapperschlange (Rattlesnake), gemeint sein soll? Das ist übrigens kaum so gut, wie die Tempelknechte, mit welchem heiteren Worte ein biederer Landzeitungsmacher die Knight-templars (Tempelritter) des Freimaurerordens verdeutscht. Eine musterhafte Leistung ist ferner die große Koffer-Bahn, wie ein Newyorker die Grand Trunk Line (große Stammlinie) übersetzte. — Wenn man von einem Kriegsmann mit fünfzehn Gewehren liest, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß das Uebersetzergenie a man-of-war (Kriegsschiff) with 15 guns (Kanonen) vor sich hatte. — Der verkrüppelte Dampfer (crippled Steamer) eines Buffaloniers wird sich als ein beschädigter Dampfer herausstellen. In dem chinesischen Decorateur (China decorator) wird der gewandte Uebersetzer einen Porzellanmaler erkennen; einen fünfzehnzölligen Kanonenwagen (fifteen inch gun carriage) nennt der Soldat eine Mörserlafette oder Lafette für ein Geschütz mit fünfzehnzölliger Seele. Der mit Zucker curirte Schinken entpuppt sich der gebildeten deutschen Hausfrau als ein in Zucker gebeizter Schinken (sugar cured ham). Wenn man in einer jetzt selig entschlafenen Baltimorer Zeitung las „Der stechende Joseph kam mit 100 Scheffeln Austern hier an", so hieß es im Englischen „The pungy Toe" ꝛc. (Der kleine Kutter „Joe"). Der Verüber dieses Curiosums lebt jetzt als Rentier am Nesenbach. — Führt ein bekanntes Blatt in seinen Schiffsfrachtberichten zwanzig Fässer gepökelter Schultern, so sollte man fast meinen, in Amerika, welches sich einbildet, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, gebe es noch Menschenfresser. Diese scheinbare Barbarei erklärt sich dadurch, daß die englische Sprache das Vorderblatt des Thieres shoulder nennt, was dann einfach von dem hastigen Uebersetzer durch „Schulter" verdeutscht wird.

Schrecklicher Unsinn kommt mitunter bei dem Uebersetzen von Anglicismen zu Tage. Ein westlicher Berichterstatter schrieb gelegentlich einer post-mortem-Untersuchung „Der Ball logirte in der rechten Schulter". Der gute Junge hatte jedenfalls den Bericht englisch vor sich liegen und las „The ball lodged in the right shoulder" (die Kugel saß in der rechten Schulter). Ein Anderer erzählte seinen Lesern ungenirt, daß der Neger Hannibal bei einer Rauferei in den linken Hinterfuß geschossen worden sei; er wurde durch den corrumpirten Reporterausdruck hind foot (Ferse) verführt. In dem Rechenschaftsberichte eines Eisenbahndirectoriums, welchen ein kleines deutsch-americanisches Blatt als Leitartikel verarbeitete, las ich letzten Winter: „Die Compagnie kann keine Dividenden zahlen, weil kein Geld geerndtet worden ist"; es hieß englisch „no money has been earned" (verdient).

Findet in den Vereinigten Staaten ein Wahlkampf statt, dann wimmelt es in der deutschen Presse des Landes von „angenagelten Lügen", „kalten Schultern" ꝛc. Ersterer Ausdruck ist ein Americanismus. In den jetzt halb vergessenen Zeiten des Silbergeldes wurden falsche Vierteldollars von den Krämern auf den Zahltisch genagelt. Ein americanisches Landblatt brauchte dieses Bild von einer durch die Gegenpartei verbreiteten Lüge, welche es erfolgreich widerlegt hatte, und die Ausdrucksweise war geschaffen. „Jemanden die kalte Schulter zeigen" ist wörtlich übersetzt und soll so viel heißen, wie sich kühl und ablehnend verhalten.

Der englische Parlamentarismus, welcher bekanntlich das Muster für den americanischen Congreß abgab, ist reich an technischen Ausdrücken oder richtiger an eigenthümlichen Bezeichnungen, die dem deutschen Uebersetzer oft großes Kopfweh bereiten. Zu welch' komischen Uebersetzungen hat nicht z. B. das Wort dead-lock Veranlassung gegeben? Der Eine übersetzte „todtes Schloß", der Andere „blindes Schloß", der Dritte behalf sich mit einer längeren Umschreibung nach Art der bekannten Erklärung des Wortes Opodeldoc. Dead-lock ist die Lage eines Hauses oder gesetzgebenden Körpers, in welcher infolge der genauen Balancirung der Parteien, oder aus anderen Ursachen, alle Geschäfte still stehen. Eine solche Situation kann oft Tage und Wochen dauern. Ich glaube, daß der „deutsche Correspondent" in Baltimore dafür den richtigen deutschen Ausdruck gefunden hat, indem er das Wort mit Geschäftssperre übersetzte. Vor mehreren Jahren las ich in einer großen westlichen Zeitung, die früher durch solche Böcke glänzte, von einem Fugenbeschluß, es kostete einiges Nachdenken, um zu entdecken, daß dieses die Uebersetzung von joint-resolution (gemeinschaftlicher oder Plenarbeschluß) sein sollte. The liberal whip (ein Parteiposten im englischen Parlament) wurde von einem St. Louiser mit „die liberale Peitsche" verdeutscht, „der Einpeitscher der Liberalen" wäre wohl richtiger gewesen. Wenn ein großes Newyorker Blatt gelegentlich der Proclamation Lincolns über Aufhebung der Sklaverei in seinem ersten Leitartikel von dem Todesknall der Sklaverei sprach, so konnte man sofort sehen, daß Greeleys treffender Ausdruck „The death-knell of Slavery" übersetzt und herzlich schlecht übersetzt war, denn Greeley hat an keinen „Todesknall" gedacht, sondern nur an ein Grabgeläute.

Geradezu haarsträubend ist aber der Unsinn, welchen man in den Anzeigenspalten der deutsch-americanischen Blätter antrifft. Ein großer Theil der Anzeigenden bringt seine Anzeigen in englischer Sprache, diese werden dann durch Leute, welche mitunter von gutem Deutsch nicht die blasse Idee haben, in's Deutsche übersetzt. Eine pennsylvanische Landzeitung zeigt ein Bauerngut von 600 Ackern zum Verkaufe an, darauf ist eine gute Springe (Quelle), 400 Acker sind klar, 100 Acker Holzland, alles Andere ist Schwamm, soll heißen Sumpf = swamp. — China und Königinwaaren ist die mehr wörtliche als richtige Uebersetzung von China and Queensware (Chinesisches und englisches Porzellan). — Ein möblirtes Frauenzimmer soll a furnished ladies-room bedeuten. — Drei Papierhänger verlangt! soll Tapezierer heißen. — Zwanzig Hände an Hosen bezeichnet ebenso viel Schneidermamsells, welche Hosen nähen können. „Eine Bähmähre zu verkaufen" bedeutet eine Fuchsstute = bay-mare. — Das englische Wort Box läßt sich vielfach übersetzen, es bedeutet Büchse, Kiste, Kasten, Theaterloge, Kutscherfitz, Schraubenmutter ꝛc. Das Wörterbuch nennt zuerst das Wort Büchse. Ein bekannter Anzeigenübersetzer machte sich deshalb gar kein Gewissen daraus, den Satz einer englischen Opernanzeige „Private-boxes 5 Dollars a night" (Privatlogen 5 Dollars pro Abend) durch „Privatbüchsen fünf Dollars die Nacht" zu übersetzen.

Wer in den Archiven derjenigen Staaten, welche ihre Gesetze, Gouverneursbotschaften, Jahresberichte ꝛc. in's Deutsche übersetzen lassen, nachforschen wollte, der könnte manches Uebersetzungskleinod zu Tage fördern. Ich erinnere mich eines Passus aus der Jahresbotschaft des Gouverneurs von Pennsylvanien, welcher lautet: „The picture of the battle of Gettysburg, painted by order of the Legislature, is done and has been placed in the hall of the House of Representatives opposite the speakers chair". — Diesen Satz hat der würdige Staatsdrucker, oder sein Dollmetscher, ungefähr folgendermaßen verdeutscht: „Die Malerei von der Schlacht von Gettysburg, angestrichen auf Order von der Legislatur, ist gethan, und ist in der Halle des Hauses der Repräsentanten geplatzt worden, oppositt des Sprechers Stuhl".

Hier will ich mein Herbarium schließen, obgleich dasselbe noch manche seltene Pflanze enthält.

Es heißt gegen eine große Anzahl deutsch-americanischer Zeitungen nur gerecht sein, wenn hier bemerkt wird, daß in denselben solche Fehler heute nur sehr selten vorkommen. Wenn

Digitized by Google

es einmal einem großen Blatte passirt, daß durch eine schiefe Uebersetzung die Lachlust seiner gebildeten Leser gereizt wird, so kann man sicher darauf rechnen, daß dieses dem Redacteur entgangen ist und daß es an dem Morgen, welcher das Meisterwerk an's Tageslicht brachte, einen unangenehmen Auftritt gegeben hat. Es darf vielmehr gesagt werden, daß die größeren deutschen Zeitungen des Landes in ihren Leitartikeln und Berichten ein vortreffliches Deutsch schreiben, das sogar vielen Zeitungsschreibern im Reiche, die mit den anscheinlich zum Zeitungsrothwälsch gehörenden, aber recht treffend übersetzbaren Fremdwörtern Entrevue, Enquete, Recherchen, Excedenten, Signatur, Velleitäten, Lucubration, eruiren, Mortalität ꝛc. ꝛc. täglich wie mit einem Sack voll tauber Nüsse klappern, als Muster dienen könnte.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Großstädtisch."

Schwank in vier Acten von J. B. von Schweitzer.

Die Bezeichnung „Schwank", die Schweitzer für sein letztes Lustspiel gewählt hat, begegnet schon den hauptsächlichen Einwendungen, welche die Kritik gegen Form und Inhalt dieses Stückes zu machen hätte. Von einem Lustspiel dürfte man mit Fug und Recht eine logischere Entwicklung der Handlung, eine sorgfältigere Durcharbeitung der Charaktere beanspruchen; der Schwank aber gestattet dem Dichter größere Freiheiten in der Behandlung des Stoffes und in der Verwerthung der Persönlichkeiten, die er uns vorführt.

In dem Schwank lassen wir uns durch diesen oder jenen gelungenen Einfall willig überrumpeln und fragen nicht viel, wenn wir überhaupt lachen, ob es richtig und vernünftig war, daß unter den gegebenen Bedingungen und gerade in diesem Augenblicke sich irgend etwas ereignete, was unsere heitere Stimmung hervorzurufen geeignet war. Gelingt es dem Verfasser nur, uns heiter zu stimmen, so sind wir befriedigt und „Großstädtisch" gehört entschieden zu den erheiterndsten Stücken des verstorbenen Dramatikers.

Die Voraussetzungen sind überdies viel natürlichere und berechtigtere als in den früheren Schweitzer'schen Späßen. Mit großem Geschick, bisweilen geradezu mit raffinirter Schlauheit bereitet er die ausgelassenen Situationen, über die wir uns später amüsiren werden, vor; und diese geschickte Vorbereitung kann bei oberflächlicher Prüfung zu dem Glauben verleiten, daß das Stück selbst gut gebaut sei. Sieht man aber näher hin, so läßt sich dieses Lob dem an hübschen Einzelnheiten so reichen Stücke doch nicht spenden. Die Scenen sind eigentlich ziemlich willkürlich und blos um dem Bedürfnisse der Erregung einer momentanen Lustigkeit zu genügen, nebeneinander gestellt; ein wirklicher Scenenaufbau ist nicht vorhanden. In der Handlung ist keine Steigerung wahrzunehmen, sondern nur die unumgängliche Anknüpfung. Die Situationen sind mit einander verbunden, aber ergeben sich nicht die eine aus der andern, noch überbieten sie sich. Das ist der stärkste technische Fehler des Stückes, er beeinträchtigt den Werth der schriftstellerischen Arbeit, den Erfolg des Bühnenwerkes hat er zwar etwas vermindern, doch nicht verderben können.

Das Motiv des Schwankes an sich ist sehr komisch. Ein paar harmlose Provinzler, der Rentier Liebetreu und seine Frau Lieschen aus Selters, die sich in ihrer kleinen Stadt die seltsamsten Vorstellungen von der Sittenverderbniß und von den ungesunden Zuständen der Haupt- und Residenzstadt gebildet haben, kommen auf ungefähr plausible Weise nach Berlin. Das Mißtrauen gegen die Hauptstadt läßt sie überall Gefahren erblicken, die natürlich nur in ihrer Einbildung bestehen. Durch recht ergötzliche Mißverständnisse gelangen sie dazu, anständige Menschen für Bauernfänger und ehrliche Frauen für liederliche Weibspersonen zu halten, und gerade diese ihnen entsetzlich erscheinenden Subjecte sind dazu ausersehen, in den Kreis ihrer Verwandtschaft aufgenommen zu werden. Es ergeben sich daraus zahlreiche Verwickelungen, die auf sehr drollige Weise von Schweitzer motivirt und entwickelt worden sind, und die gerade so lange dauern, wie zur Füllung von vier Acten nothwendig ist. Schweitzer beseitigt sie mit dem Ende des Theaterabends; er hätte den Scherz bei seinem Combinationstalente und bei seiner leichten und sicheren Hand ohne Zweifel noch weiter treiben können, wenn er dessen bedurft hätte.

Es ist ganz unmöglich, ein solches Stück, dessen Hauptpointe immer in der Erregung und Beseitigung der Mißverständnisse liegt, nachzuerzählen. Das Stück ist durchaus für die Bühne angelegt und auf die Bühnenwirksamkeit berechnet. Es will auf der Bühne gesehen sein, es verlangt die blitzschnelle Gefühlsäußerung des anwesenden Publicums und verschließt sich spröde vor der nachhinkenden Kritik der Zeitung.

Wenn man erzählt, daß der Rittmeister von Werdeck ein leidenschaftlicher Sechsundsechzigspieler ist, daß seine Karten schmutzig geworden sind und er sich ein neues Piquetspiel kauft, daß er außerdem mit einem Verleger zu verkehren hat, der eine Waffensammlung besitzt, daß er bei diesem Verleger einen Revolver sich ansieht und zu sich steckt, da er denselben auf dem Schießplatz probiren will, so ist das in der Erzählung gewiß höchst mangelhaft unterhaltend, auf der Bühne aber wirkt es als Vorbereitung zu dem komischen Mißverständniß, daß dieser anständige Rittmeister für einen Bauernfänger gehalten wird, sehr erheiternd. Denn auf der Bühne hat man eben über den naiven Kleinstädter Liebetreu gelacht, der unter den „Vermischten Nachrichten" irgend einer Zeitung von einem neuen Bauernfang Kenntniß erhalten hat. Liebetreu hat zu seinem Schrecken erfahren, daß die Bauernfänger, die stets zufällig ein Kartenspiel gerade bei sich führen, neuerdings ihre Unverschämtheit bis auf's Aeußerste getrieben haben — sie begnügen sich nicht mehr damit ihre Opfer zu berauben, sie bedrohen sogar mit geladenem Revolver deren Leben, wenn sich die unerfahrenen Provinzler mit der Ausplünderung nicht einverstanden erklären.

Als Liebetreu eben von dieser Schandthat Kenntniß erlangt hat, trifft er mit dem Rittmeister zusammen, und der Zufall will, daß das Gespräch zwischen Beiden gleich auf's Kartenspielen kommt. Liebetreu bekennt sich als einen ebenso fanatischen Verehrer des „Sechsundsechzig" wie der Rittmeister es ist, und der Rittmeister fragt ganz arglos, ob er nicht ein Partiechen machen wolle, er habe zufällig Karten bei sich. — Genau wie der verbrecherische Bauernfänger, von dem Liebetreu eben gelesen hat! Liebetreu schwankt, er will sich der unwillkommenen Einladung entziehen, da zieht der Rittmeister den Revolver — der ihm in der Tasche zu schwer wird — hervor, und legt ihn ruhig neben sich auf den Tisch. Kein Zweifel, der Rittmeister ist ein Bauernfänger der schlimmsten Sorte! Unter sothanen Umständen acceptirt Liebetreu die Partie mit Zittern und Zagen. Zum Glück kommt die Frau dazu, und vielleicht aus diesem Grunde treibt der Bauernfänger sein verwegenes Spiel nicht bis auf's Aeußerste. Denn als Liebetreu fragt, was er zu bezahlen habe, antwortet er: „Wir haben ja gar nichts ausgemacht, es war nur zum Vergnügen". Zum Vergnügen!

Aber Liebetreus Abenteuer sind damit noch nicht erschöpft, er trifft mit einer der dramatischen Muse beflissenen Köchin zusammen, die gerade ihr Preciosacostüm angelegt. Er wird zärtlich, erhitzt sich dabei etwas, und die Preciosa bietet ihm ein Glas Wasser zur Kühlung an. Aber nicht danach gelüstet es ihn, er will sie umarmen, und er thut das so ungeschickt und leidenschaftlich, daß das Wasser überläuft und das schöne Costüm befeuchtet. Preciosa verlangt Schadenersatz, und Liebetreu, der seine Frau kommen hört und furchtbare Angst vor der Entdeckung hat, gibt ihr schnell drei Zwanzigmarkstücke, um sie zu beruhigen.

Damit ist die Gefahr einstweilen beschworen; aber die gute Frau, die gerade Geld braucht und den Inhalt des Portemonnaies ihres Mannes genau kennt, bittet ihn um eins der drei Goldstücke, die er heute Vormittag noch im Portemonnaie hatte. Liebetreu, der die Wahrheit nicht sagen kann, greift zu einer Nothlüge. Er behauptet, das Gold im Spiel mit dem Bauernfänger verloren zu haben. Nun denke man sich das Entsetzen der guten Frau, als sie mit diesem Rittmeister, von dessen Bauernfängerschaft sie fest überzeugt sein muß, zusammentrifft und in diesem den nächsten Anverwandten des jungen Mädchens begrüßen soll, in das ihr Neffe und Adoptivsohn sich verliebt hat! Ihr Entsetzen erreicht den

Digitized by Google

ündige Beis… in … n…

…minationspunkt, als sie die Bekanntschaft der Frau dieses Rittmeisters macht; denn diese Frau ist dieselbe, die sie bei dem Verlagsbuchhändler tauscht und von der sie die Ueberzeugung eines höchlich lasterhaften Handels erlangt hat. In Wahrheit liegt aber die Sache so, daß die Frau hinter dem Rücken ihres Mannes für den Verleger Uebersetzungen liefert, um von dem geringen Uebersetzungshonorar für ihr spärliches Budget einen Zuschuß zur Toilette sich erwerben zu können. Alles das klingt bei der Nacherzählung trivial, breitspurig und langweilig; in der flotten Schweitzer'schen Behandlung auf der Bühne aber bringt es eine durchaus heitere Wirkung hervor.

Das Publicum hat sich sehr amüsirt, und je mehr es gelacht, je lebhafter es geklatscht hat, desto mehr mag es ein schmerzliches Bedauern darüber empfunden haben, daß es diesem Dichter nun nicht mehr heitere Stunden zu danken haben wird.

Das Stück wurde ganz vorzüglich dargestellt. Vor allem von den Herren Lebrun, Kadelburg und Kurz und der Frau Berg, welche in der Rolle der Frau Liebetreu sehr glücklich debütirte. Die andere Debütantin, Fräulein Eckstein, ermangelt durchaus nicht des Talentes, aber es fehlt ihr die rechte Frische und Wärme. Auch ihr etwas seltsamer Dialekt berührt nicht angenehm.

Das Wallnertheater hat mit diesem Schweitzer'schen Stücke einen guten Griff gethan. F. L.

Notizen.

Vom Büchertisch.

George Henry Lewes (Autor von „Goethes Leben"), Geschichte der neueren Philosophie. In 12 Liefergn. Heft I. Berlin, R. Oppenheim.

Adolph Kohut, die Erlebnisse und Huldigungen des H. Cultusministers Dr. Falk während seines Aufenthaltes am Rhein. Düsseldorf, Meves. Leipzig, J. J. Weber.

Dr. Aug. Wünsche, der lebensfreudige Jesus der synoptischen Evangelien im Gegensatz zum leidenden Messias der Kirche. Leipzig, A. Mentzel.

Badische Biographien. Herausgegeben von Fr. von Weech. 7. 8. Liefg. Nadler — Schwartz.

Dr. Oscar Wächter, das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht systematisch dargestellt. Stuttgart, Ferd. Enke.

Dr. med. Walbaum, das Wesen der öffentlichen Gesundheitspflege und ihre Feinde. Gera, C. B. Griesbach.

Archiv für Literaturgeschichte. Herausgeber: Dr. Fr. Schnorr von Carolsfeld. IV. Bd. 4. Hft. V. Bd. 1. Hft.

Friedrich d. Gr., Ausgew. Werke. Uebertragen von H. Merkens. 5 Bd. II. 2. Hlfte. Würzburg, A. Stuber.

Ludmilla-Assing, Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Pückler-Muskau. VII. Band. Leipzig, Wedekind & Schwieger.

Hugo Schramm, C. F. Ph. v. Martius. Ein Lebensbild. 2 Bände. Leipzig, Ludwig Denicke.

Graf U. Baudissin, Eine Wanderung durch Jahrtausende. Culturgeschichtlicher Novellencyklus. Stuttgart, Paul Neff.

Jean Bernard, Isidore von Lohma. Epische Dichtung aus dem 15. Jahrh. Empfohlen von Hermann Lingg. Kaiserslautern, J. B. Muschi.

Hermann Uhde, Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt. (1772—1841.) 2 Bde. Hamburg, Mauke's Söhne.

J. Frohschammer, Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen. Elberfeld, Eduard Loll.

Schöne Literatur.

Armin Stein, Das Trudchen von Putlitz. Braunschweig, Jul. Zwißler.

M. W. Götzinger, deutsche Dichter. 3. 4. Liefg. Aarau, Sauerländer.

Ferd. Bäßler, Heldengeschichten des Mittelalters. Beowulf. Wieland der Schmidt. Die Ravennaschlacht. Mit Illustrationen von L. Bürger und Unzelmann. Berlin, R. v. Decker.

Fr. Schirling, Jobst v. Hagen. Ein Bild aus dem Leben des Bürgerstandes um 1600. Braunschweig, Jul. Zwißler.

H. Pröhle, Neue Bilder aus Wittenberg gegen Rom. 2. Aufl. Wittenberg, R. Herrosé.

Alfons Kißner und Fr. Bodenstedt, Irische Melodien des Thomas Moore in den Versmaßen übertragen. Hamburg, Hoffmann & Campe.

A. S. C. Wallis, Johann de Witt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig u. Utrecht, Engelmann u. Dannenfelser.

Hermann Kette, Carolina Brocchi. Schauspiel in 5 Act. Leipzig, O. Mutze.

Paul Sirano, Cesare Borgia. Trauerspiel in fünf Aufz. Danzig, L. Saunier.

Gottfried Nessel (Verfasser von „Leokadie"), Elsbeth. Jena, Costenoble.

Josias Nordheim, Drei Ehestandsgeschichten. Braunschweig, Jul. Zwißler.

August Blanche, Aufzeichnungen eines Geistlichen. 2. Bd. Aus dem Schwedischen von Eugenie Duncker. Bremen, Kühtmann.

La Mara, Musikalische Charakterköpfe. (Moscheles, David, Henselt, Franz, Rubinstein, Brahms, Tausig.) Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Sie wollen mir erlauben, an die Aufforderung des Herrn Latendorf am Schlusse seines kritischen Beitrages zu Büchmanns geflügelten Worten, in der jüngsten Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift, folgende Bemerkung zu knüpfen:

Meines Erachtens hat das Sprüchwort: Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, auch dadurch die Fassung: Der Weg zur Hölle ꝛc. angenommen, daß im Buche Jesus Sirach C. 21 V. 10 (bei Luther, nach welchem ich citire, V. 11) gesagt ist: Die Gottlosen gehen zwar auf einem feinem Pflaster, deß Ende der Höllen Abgrund ist. Daraus hat sich ein Sprüchwort gebildet: Der Weg zur Hölle ist gepflastert. Da sicherlich hieran erst das in Rede stehende sich anlehnt, so hat es sich ihm auch in der Form so viel wie möglich accommodirt.

Da wir gerade bei einem biblischen Thema stehen, so möchte ich noch die These hinzufügen, daß die geläufige Redensart: Ich bin nicht von gestern, doch wohl aus Hiob 8, 9: Wir sind von gestern her und wissen nichts, stamme. Ich glaube nicht, daß ich bei dieser Annahme auf Opposition stoßen werde; sollte es aber dennoch der Fall sein, so tröste ich mich — mit Hiob.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster
Egers.

* * *

Herrn X. Y. in Berlin. Der Aufsatz unseres geehrten Herrn Mitarbeiters Dr. M. Meyer in Nr. 34 d. Bl. ist bereits vor mehreren Wochen geschrieben, als noch verschiedene Thatsachen in Bezug auf westafricanische Entdeckungsreisen nicht eingetreten waren. Einige, von dem Autor gehegte Hoffnungen auf den Erfolg der letzten Expeditionen haben sich leider nicht erfüllt, und wir werden unseren Lesern nächstens einen kleinen Nachtrag zur Richtigstellung der veränderten Sachlage bringen.

Dr. Hugo Schramm-Macdonald bittet uns, wir mögen unsere Leser in Kenntniß setzen, daß der von ihm redigirte „Moniteur de dates" in keiner Weise im Preise gesteigert worden ist, sondern das Hauptwerk statt wie früher 105 Rm. jetzt nur 45 Rm. kostet. Das Werk selbst bedarf keiner weiteren Anpreisung.

Digitized by Google

Inserate.

Asher's Collection of English Authors.
Verlag von Julius Engelmann in Berlin
S. W., Friedrichstrasse 249.

Soeben erschien Band 102 und 103:

The Dreaded Guest

by

M. E. Braddon,

Preis 3 M.

„Asher's Collection" publicirt fortlaufend die interessantesten Erscheinungen englischer und amerikanischer Literatur zum Preise von nur M. 1. 50 per Band bei solider Ausstattung.

Vollständige Verzeichnisse franco — gratis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

In zweiter Auflage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

VIONVILLE.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen
von **E. von Wildenbruch.**
gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 M. 50 Pf.
gebd. m. Goldschn. 2 M. 50 Pf.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

Wildenbruch's Vionville gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welche sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatten.

Das Erscheinen einer 2. Auflage spricht am Besten für die Bedeutung und den Werth desselben.

Quickborn

von

Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen
von
Otto Speckter.

Preis broch. 7 M. 50 Pf. eleg. geb. mit Goldschn. 9 M.

Pracht-Ausgabe
davon
auf feinstem Velinpapier.
Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 17 M.

Miniatur-Ausgabe.
Preis br. 4 M., geb. 5 M. 25 Pf.

Octav-Ausgabe
mit hochdeutscher Uebersetzung.
Preis brochirt 2 M. 25 Pf.

Ueber

Mundarten und mundartige Dichtung.

Von **Klaus Groth.**
gr. 8. brochirt. Preis 1 M. 50 Pf.

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort
von **Eduard Hobein.**
Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 M.
Geb. mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Das **August-Heft** (II. Band, Nr. 2) erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Inhalt:

I. Gedichte und Sprüche: Von **Fr. Bodenstedt.**
II. Die braune Rosa. Geschichte einer jungen Liebe. Von **Karl Emil Franzos.**
III. Tagebuchblätter. Von **Marie v. Ebner-Eschenbach.**
IV. Tizian. Von **Adolph Friedrich v. Schack.**
V. Der Einzug in die Unterwelt. Festspiel in 1 Act. Von **Hans Hopfen.**
VI. Das Classicitätsdogma. Von **Hans Herrig.**
VII. Zur Naturgeschichte des Romans. Eine Plauderei von **Franziska Ellenthen.**
VIII. Ueber Kleist's „Prinzen Friedrich von Homburg". Von **Hans von Wolzogen.** (Schluß.)
IX. Kritische Rundblicke: Victor Hugo als Redner. Von **Ferdinand Lotheißen.** — Zur Kennzeichnung des Bibelglaubens. Von **O. E. Seemann.**
X. Kleine Bücherschau. — Miscellen.

5 Bogen Lex. eleg. brochirt und geheftet Preis 1 M.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats.

Preis pro Quartal 3 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Man kann jederzeit in das Abonnement eintreten.

Das erste Heft des II. Bandes pro Juli kann von jeder Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden.

Der erste Band, (Januar—Juni 1875) 32 Bogen, brochirt, mit einer Fülle der interessantesten Beiträge, kostet 6 M., elegant gebunden 8 M.

Kirchenpolitische Schriften ersten Ranges.

Bei **Eduard Loll, Verlagsbuchhandlung** in **Elberfeld,** erschien soeben:

Frohschammer, J., (Professor an der Universität München). **Der Primat Petri und des Papstes.** Zur Beleuchtung des Fundamentes der römischen Papstherrschaft. 2 Bogen. 50 Pf.

— — **Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart.** Gesammelte Abhandlungen. 19 Bgn. 4 M. 25 Pf.

Die Abhandlungen, welche hier gesammelt erscheinen, begleiten von den Hauptbeschlüssen des vaticanischen Concils 1870 an alle wichtigen Schritte, welche die päpstliche Kirche that, um diese Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, die Hindernisse zu beseitigen und die Gegner derselben zu bekämpfen. Sie bieten nicht blos einen historischen Rückblick, sondern geben auch eine Beurtheilung der Thatsachen und Lehren, um welche es sich handelt, geben Rathschläge, und zeigen die Ziele, durch welche Wissenschaft und Staat bei der Bekämpfung der päpstlichen Ansprüche sich sollen leiten lassen. Und da der Kampf noch fern von seinem Ende zu sein scheint, so sind sie so weit entfernt, veraltet zu sein, dass sie noch immer zum Behufe der endgültigen Lösung der schwebenden Fragen Berücksichtigung verdienen möchten, sowohl was die kritischen Beleuchtungen, als auch was die positiven Vorschläge betrifft, die sie enthalten.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist erschienen:

Die Blüthezeit des englischen Dramas.

Von **G. H. Haring.** Preis 1 M. 80 Pf.

Chiffernlexicon

zu den
Göttinger, Vossischen, Schillerschen und **Schlegel-Tieckschen Musenalmanachen.**
Von **C. C. Redlich.** Preis 2 M.

Soeben erschien
die **zweite Auflage** von
Bernard's Isidore von Lohma,
epische Dichtung aus d. 15. Jhrh. empfohlen
von Dr. **H. Lingg.**
Preis: 4 M.
J. B. Muschi's Verlag in Kaiserslautern.

Eine Schriftstellerin,
im Uebersetzen geübt, erbietet sich, **Uebertragungen aus dem Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen** und **Schwedischen** ins **Deutsche** zu übernehmen, seien es Arbeiten längeren oder kürzeren Inhaltes, auch in metrischer Form. Anerbietungen erbittet man unter W. K. 709 an **Haasenstein & Vogler** in **Dresden.** [H. 34093a]

Ein Journalist
wünscht die Redaction einer schönwissenschaftlichen Zeitung oder eines Unterhaltungsblatts zu übernehmen. Gefl. Off. sub U. T. 695 an die Annoncen-Exped. **Haasenstein & Vogler,** Berlin S. W. [H. 34072a]

VICTORIA
ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 600 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Andersen's Autobiographie!

Soeben erschien in meinem Verlage:

Das
Märchen meines Lebens ohne Dichtung.
Eine Skizze
von **H. Ch. Andersen.**
Eleg. geb. Preis 3 M.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Johann Friedrich Hartknoch in **Leipzig.**

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 11. September 1875. Band VIII.

30
G29
v. 8
m 37

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Versammlung des „Instituts für Völkerrecht" im Haag. Ende August 1875. Von Bluntschli. — Lehmann contra Schmidt. Ein Schmerzensschrei. Von A. Dubois. — **Literatur und Kunst:** Plauderei über die Regelung und Feststellung der deutschen Sprache, zunächst der deutschen Rechtschreibung. Von Daniel Sanders. — Ueber Proben und Regie. Gelegentliche Bemerkungen von A. Förster. — Ein Kind der Welt. Von Adolf Brieger. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Fürstin Andrea von Argèles (L'idole)". Schauspiel in 4 Acten von Crisafulli und Stapleaux. „Eine Mark." Posse mit Gesang nach C. Costa von H. Salingré. Besprochen von O. v. Leixner-Grünberg. — Notizen. — Inserate.

Die Versammlung des Instituts für Völkerrecht im Haag.

Ende August 1875.

Von Bluntschli.

Es ist für die Presse und für das Publicum schwer, das „Institut für Völkerrecht" und die „Gesellschaft für Verbesserung und Codification des Völkerrechts" zu unterscheiden. Beide Vereine sind Privatgesellschaften und haben keinen officiellen Charakter. Beide beschäftigen sich mit der Klärung und Fortbildung des Völkerrechts. Beide Vereine sind international. Sie sind überdem beide im Jahre 1873 gegründet worden, zuerst das „Institut" zu Gent in Belgien im Spätsommer 1873, dann die „Gesellschaft" (association) in Brüssel Anfangs Herbst desselben Jahres. Wenn man die Liste der Präsidenten und Vicepräsidenten der „Gesellschaft" durchsieht, so wird man zu großem Theile dieselben Namen wieder finden, welche man zuvor als Mitglieder des „Instituts" kennen gelernt hat. Der vorjährige Präsident des „Instituts", Mancini von Rom, und die beiden Vicepräsidenten desselben, Bluntschli von Heidelberg und de Parieu von Paris sind auch als Vicepräsidenten der „Gesellschaft" aufgeführt und der Präsident der letzteren Dudley-Field aus New-York ist auch ein thätiges Mitglied des „Instituts". Um die Unterscheidung der beiden Vereine noch schwieriger zu machen, schlossen sich die Versammlungen der „Gesellschaft" in den Jahren 1874 und 1875 unmittelbar an die des „Instituts" an, und fanden an demselben Orte statt, 1874 in Genf in der Schweiz und 1875 im Haag in den Niederlanden. Diesmal hat sogar die städtisch. Gastfreundlichkeit dieselben Eintrittskarten zu den Clubbhäusern und Vergnügungen, welche sie darbietet, für die beiderseitigen Mitglieder zugleich bestimmt.

Trotz alledem ist der Unterschied ein sehr großer und es wird nöthig, auf denselben aufmerksam zu machen. So freundlich und verwandt die Beziehungen beider Vereine sein mögen, so grundverschieden ist dennoch ihr Charakter. Das „Institut" ist durchaus eine wissenschaftliche Akademie für Völkerrecht, nach Art der nationalen wissenschaftlichen Akademien, nur mit Rücksicht auf die Natur des Völkerrechts, das alle Völker verbinden soll, international zusammengesetzt. Das „Institut" hat nur eine beschränkte Anzahl ordentlicher Mitglieder, welche sämmtlich berufen sind, an den Arbeiten desselben Theil zu nehmen. Diese Arbeiten sind durchaus von wissenschaftlicher Art und haben nur die Autorität der Wissenschaft anzusprechen. In der „Revue du Droit International", welche unter der Redaction des Herrn Rolin-Jaequemyns in Gent erscheint, hat das „Institut" ein überall in der Welt hochgeschätztes Organ für seine Meinungsäußerungen erworben.

In der „Gesellschaft" dagegen finden sich sehr verschiedenartige Elemente geeinigt, neben Männern der Wissenschaft auch praktische Politiker, Juristen und Philanthropen. Keiner von ihnen ist zu regelmäßiger Arbeit verpflichtet. Die „Gesellschaft" ist mehr auf die gebildeten Kreise des Publicums überhaupt berechnet; sie benutzt die Arbeiten des „Instituts", sie fügt denselben beliebige eigene Verhandlungsgegenstände hinzu. Sie denkt aber eher an die Verbreitung der Meinungen als an die Begründung derselben. Sie will gelegentlich für irgend eine Reform agitiren. Sie strebt eine gewisse Popularität an, geräth aber eben deshalb auch mehr in den Bereich der öffentlichen Meinung, wie sie sich gerade an einem Orte findet. Darauf beruht ihre Stärke, das ist aber auch ihre Gefahr.

Wo immer in der Welt das „Institut" sich versammeln mag, das ist ziemlich gleichgültig für die Art und Richtung seiner Thätigkeit. Die Männer der Wissenschaft, welche an demselben Theil nehmen, arbeiten im Stillen und sind unabhängig von der zufälligen Strömung, die in einer Hauptstadt die öffentliche Meinung bestimmt. Die „Gesellschaft" kann sich diesen Einflüssen nicht ebenso leicht entziehen. Wenn sie auch gegenwärtig von Nordamericanern und Engländern sorgfältig und vorsichtig geleitet wird, so ist die Gefahr doch vorhanden, daß irgendwo und irgendwann eine leidenschaftliche Strömung sie weiter treiben werde, als die Führer wünschen, und daß die politischen Parteien einzelner Länder sich derselben bemächtigen und dieselbe für ihre Parteizwecke benutzen werden.

Der Unterschied der beiden Vereine wird auch durch die beiden Generalsecretäre personificirt. Generalsecretär des „Instituts" ist Hr. Rolin-Jaequemyns von Gent, ein Belgier von gründlicher rechtswissenschaftlicher Bildung, eine wissenschaftliche Autorität ersten Ranges, vertraut mit den Sprachen und Werken aller neueren Culturvölker; Generalsecretär der „Gesellschaft" ist Herr Miles von New-York, ein begeisterter Apostel der Reform, aber eher von philosophischer als von juristischer Bildung, nur der englischen Sprache mächtig, von gefälligem und liebenswürdigem Charakter, aber ohne rechtswissenschaftliche Bildung. Die Arbeiten des „Instituts" werden das ganze Jahr hindurch ruhig fortgesetzt und haben eine dauernde Bestimmung. Die Thätigkeit der „Gesellschaft" ist momentan erregt und von sofortiger und wechselnder Wirkung. Das „Institut" ist geeignet, zu Rathe gezogen zu werden. In Zukunft wird es auch von den Staaten benutzt werden, wenn es sich darum handelt, völkerrechtliche Streitigkeiten

Digitized by Google

unparteiisch und sachkundig zu entscheiden. Die „Gesellschaft" gewährt dafür keinen Halt, aber unter Umständen wird sie dienen, eine Richtung zu verstärken, oder zu bekämpfen. Wenn das „Institut" eine wissenschaftliche Autorität ist, so kommt diese der „Gesellschaft" nicht zu; wohl aber kann dieselbe von politischer Bedeutung werden. Das „Institut" ist für seine Aeußerungen verantwortlich. Es kann aber für die „Gesellschaft", die selbstständig handelt, keine Verantwortlichkeit übernehmen.

Beide Vereine können sich wechselseitig unterstützen — sie können je nach Umständen in paralleler Richtung vorwärts gehen. Sie können aber auch verschiedene Wege wandeln.

Schließlich ist außer den geistigen Unterschieden auch der materielle Gegensatz zu erwähnen. Die „Gesellschaft" hat reichere Geldmittel zu ihrer Verfügung, das „Institut" ist bis jetzt auf die Kräfte seiner Mitglieder angewiesen. Da bekanntlich Geld und Geist nicht immer in denselben Personen sich geeinigt finden, so hat das junge „Institut" vorerst in dieser Hinsicht noch mit Schwierigkeiten zu ringen, die nur allmählich überwunden werden. Es ist ein Glück für dasselbe, daß sein unermüdlicher Generalsecretär wie mit geistigen und Charaktervorzügen, so auch mit äußern Glücksgütern ausgestattet und immer bereit ist, für eine große Sache auch persönliche Opfer zu bringen.

Auf dem Wege nach dem Haag besuchte ich Hrn. Rolin-Jaequemyns auf seinem Landgute zu Minderhout, an der belgisch-holländischen Grenze. Es ist das eine großartige Schöpfung seines vor einem Jahr verstorbenen Schwiegervaters, Hrn. Jaequemyns, der ebenso durch seine wissenschaftlichen wie durch seine praktischen Verdienste um die Landwirthschaft in Belgien und über Belgien hinaus berühmt geworden ist. Vor einem Menschenalter noch war die Gegend eine Wüste, voll wilder Heide und Sumpf. Heute ist sie großentheils umgewandelt in ein prächtiges Landgut mit wohlcultivirten Obstgärten, Parkanlagen, großen Wiesen und heranwachsenden Wäldern. Das Gut hat eine Ausdehnung von ungefähr 2000 Hektaren und ernährt eine zufriedene und arbeitsame Bevölkerung von mehreren hundert Menschen. Neben dem landwirthschaftlichen Personal, Pächtern und Arbeitern findet sich da eine zahlreiche Masse von Fabrikarbeitern in einer großen Ziegelfabrik. Die umsichtige Energie und der ausdauernde Fleiß, die hier auf die Urbarmachung und Cultur eines wilden Bodens verwendet worden, sind eine Bürgschaft dafür, daß auch die Wildniß, welche der humanen Entwicklung des friedlichen Verkehrs unter den Völkern trennende Hindernisse entgegensetzt, von analogen Kräften schließlich überwunden und der Ausbau des civilisirenden Völkerrechts von da aus eine kräftige Förderung erfahren werde.

In Minderhout traf ich zwei englische Collegen vom „Institut", den Mitredacteur der „Revue international", Advocat Westlake von London und Professor Lorimer von Edinburgh. Jener ist ein feingebildeter, die einzelnen Streitfälle scharfsichtig beurtheilender Jurist. Dieser hat, was bei Engländern seltener als bei den Deutschen zu finden ist, eher einen idealen philosophischen Geist, er liebt die abstracten Begriffe und scheut nicht einmal die Paradoxen. Später erschien auch der noch jugendliche aber ausgezeichnete Professor Martens aus St. Petersburg, dem ich auch in Brüssel als russischem Delegirten zu der internationalen Staatenconferenz für Kriegsvölkerrecht begegnet war.

Es wurde unter uns die wichtige Frage der Seebeute besprochen. Wir Continentalen sind wohl alle einig in der Verurtheilung dieser traditionellen Methode, den Streit der Staaten zur Plünderung der Privatpersonen zu benutzen, und statt die feindliche Kriegsmacht zu bekämpfen den friedlichen Handel zu vernichten. Aber es ist mir bei dieser Erörterung neuerdings klar geworden, daß die Engländer zur Zeit noch nicht gesonnen sind, auf diese bisher geübte Kriegsmanier zu verzichten und dem fortschreitenden Rechtsbewußtsein der übrigen Völker dieses Zugeständniß zu machen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der nächste Krieg, in den England verwickelt wird, die Engländer überzeugen werde, daß die englische Kriegsmarine, wenngleich sie allen andern Kriegsmarinen überlegen ist, doch die Macht nicht hat, den englischen Handel überall auf den Meeren zu schützen, und daß der Vorsatz, einige besondere Weltseestraßen zu schützen, nicht genügt, um der englischen Schifffahrt Sicherheit zu gewähren. Aber gegenwärtig betrachten die meisten Engländer die ganze Frage als nicht discutirbar und fast wie einen Angriff auf die englische Freiheit.

Im Uebrigen waren die Auffassungen der Hrn. Westlake und Lorimer, welche sie auch in der Literatur vertreten haben, sehr verschieden. Auf die materielle und directe Bereicherung, welche in der Wegnahme der sogenannten feindlichen Kauffahrteischiffe sammt Ladung besteht, legen beide Rechtsgelehrte keinen Werth. Westlake aber betrachtet das Prisenrecht als nothwendig zur Vertheidigung Englands wider eine feindliche Landung, indem auch solche Schiffe zum Transport von Soldaten benutzt und ihre Matrosen leicht für die feindliche Kriegsmarine verwendet werden können. In dieser Einwendung ist ein bemerkenswerthes Moment. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den Eisenbahnen und Transportmitteln, die im Landkriege vorläufig von jeder occupirenden Macht in Beschlag genommen werden. Aber diese Beschlagnahme hat doch einen ganz anderen Charakter als die Kriegsbeute. Sie ist beschränkt durch den Zweck, die Kriegführung zu sichern, sie ist nicht ein Angriff auf das Privateigenthum.

Sehr viel weiter als der liberale Westlake geht der Tory Lorimer. Dieser will durch die Prise den Seehandel der feindlichen Nation brachlegen, und auf diese Weise den feindlichen Staat nöthigen, die Friedensbedingungen anzunehmen. Die Erfahrung freilich spricht nicht für diese Ansicht. Der Ruin der Privaten ist für den Staat allerdings auch schmerzlich, aber kein ausreichendes Zwangsmittel, um ihn zu politischer Unterwerfung zu nöthigen. Den Einwand, daß die Seebeute nicht die Staaten, sondern die Privatpersonen treffe, der Krieg aber ein Kampf der Staaten und nicht der Privaten sei, sucht Lorimer durch einen zwar originellen aber schwerlich annehmbaren Vorschlag zu entkräften, daß jeder Zeit die Staaten verpflichtet seien, die Privaten für ihren Verlust zu entschädigen. Er meint, die Seebeute sei nur scheinbar ein Schaden der Privatpersonen, in Wirklichkeit treffe sie die Staaten, welche die Entschädigung zahlen müssen.

Ein solcher Gedanke, dessen Consequenz aus dem Kriege eine Geld- und Entschädigungsfrage macht, konnte nur in einem englischen Kopfe entspringen und nur von dem Selbstgefühl des unermeßlichen englischen Reichthums geboren werden. Die übrige Menschenwelt wird denselben nicht fassen können und vermuthlich an der alten Wahrheit festhalten, daß der Krieg mit seinen zerstörenden Wirkungen die Einzelnen als vis major, ähnlich wie verderbliche Naturereignisse treffe und keinen Rechtsanspruch auf Entschädigung begründe. Wohl mögen die Staaten, soweit ihre Kräfte reichen, die Leiden und Verluste der hart betroffenen Gegenden zu mildern und einigermaßen zu ersetzen suchen. Es ist das eine Bewahrung der Billigkeit und des nationalen Gemeingefühls. Aber es wäre höchst gefährlich, diese Entschädigung zur Rechtspflicht zu machen und unter dieser Voraussetzung unvermeidlich, die Speculation der Privaten zu den schlimmsten Bereicherungsversuchen, die feindlichen Soldaten aber außerdem zu möglichster Schädigung der Privaten, für welche ja immer der Staat einstehen müßte, anzureizen.

Es ist daher gewiß gerechter, humaner und klüger, die Schädigung der Privatpersonen zu beschränken und folglich auch die Seebeute aufzuheben, als diese Schädigung in der Erwartung zu vergrößern, daß die Staaten hinterdrein den Schaden vergüten werden.

Die gegenwärtige Versammlung des „Instituts für Völkerrecht" ist zahlreich besucht, wenngleich manche Mitglieder durch hohes Alter, Krankheit oder Familienunglück abgehalten worden sind. Großbritanien hat diesmal die meisten Mitglieder ge-

Digitized by Google

stellt. Anwesend sind die Herren Westlake, Montague-Bernard, Travers-Twiß und Lorimer. Rußland ist durch Besobrasoff, Bulmerincq und Martens vertreten; Belgien durch Rolin-Jaequemyns, Laveleye, Rivier Alberic Rolin; Holland durch zwei, Asser und Den Beer Portegael. Aus Deutschland sind nur zwei Mitglieder anwesend, Bluntschli und Marquardson; ebenso stellte die Schweiz zwei, Moygnier und Brocher. Frankreich ist durch den einen de Parieu, und Italien durch Pierantoni vertreten. Aus Oesterreich ist Neumann anwesend. Die Vereinigten Staaten von America sind durch Dudley-Field repräsentirt.

Der Empfang in der niederländischen Hauptstadt war sehr freundlich. Es hatte sich ein Empfangscomité aus Freunden der Fortbildung des Völkerrechts gebildet, an dessen Spitze der Deputirte zu den Generalstaaten, Herr Bredius, steht. Die Regierung stellte sowohl die berühmte Treveskamer in dem Binnenhof, d. h. dem alten Palast der Grafen von Holland, als den Sitzungssaal der zweiten Kammer der Generalstaaten zur Verfügung des „Instituts". Die Treveskamer hat ihren Namen von dem Waffenstillstand (trève), der zuerst hier zwischen Spanien und Holland geschlossen worden sein soll. Sie diente später oft zu diplomatischen Verhandlungen in den Niederlanden und ist auch bekannt durch die eigenthümliche Akustik, welche es möglich machte, daß die Niederländer einander von einem Winkel des Saales nach dem entgegengesetzten Winkel Worte zuflüstern konnten, die in dem langen Saal sonst von Niemandem gehört werden.

Sofort nach dem Empfang, welcher durch eine Rede von Bredius und eine Antwort von Bluntschli eingeleitet worden war, bestellte das „Institut" sein Bureau. Zum Präsidenten wurde in der Abwesenheit von Mancini Bluntschli, zum ersten Vicepräsidenten de Parieu, zum zweiten Vicepräsidenten Asser gewählt. Dann vertheilten sich die Mitglieder für die vorbereitenden Arbeiten in die Commissionen. Die Anträge dieser wurden sodann der Plenarversammlung in feierlicher Sitzung vorgelegt, an der sich mehrere Minister und höhere Beamte, Diplomaten, die Presse und ein ausgewähltes Publicum betheiligten. Der leitende Minister Hiemskerk begrüßte die Versammlung im Namen der Regierung in anerkennender und freundlicher Weise. Der Generalsecretär Rolin-Jaequemyns verlas einen Bericht über die Arbeiten des „Instituts" während des letzten Jahres, welcher zugleich eine vortreffliche Darlegung der wissenschaftlichen Principien enthielt, von denen das „Institut" ausgeht, im Gegensatz sowohl zu radicaler Verachtung der Geschichte und kindischer Schwärmerei für revolutionäre Idole, als zu dem reactionären Anklammern an die Vergangenheit oder dem grundsatzlosen und leichtfertigen Spiel bloßer diplomatischer Routine. Nicht die Revolution, sondern die Evolution, nicht der Umsturz, sondern die Entwicklung, aber geleitet von dem Geiste edler Humanität wurde als die Aufgabe unseres wissenschaftlichen Strebens bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Lehmann contra Schmidt.

Ein Schmerzensschrei.

Die Justizreform, welche als eines der vielen Mittel dienen soll, womit unsere Staatsmänner die noch etwas lose Verbindung des neuen Deutschen Reiches festigen wollen, gibt Groß und Klein, Alt und Jung Veranlassung und Gelegenheit, mit einem Herzenswunsch hervorzutreten. Der Handelsmann wünscht Handelsgerichte, mancher vielleicht nur, um seine Stelle als moderner Raubritter auch legislatorisch anerkannt zu sehen, der Staatsanwalt schwärmt für eine bei der Gelegenheit zu erreichende Verschärfung des Strafgesetzbuches, vielleicht sogar denken die jüngeren Mitglieder unserer Militärcamarilla daran, gesetzgeberisch feststellen zu lassen, welche Ehen für gewisse Offiziercorps als ebenbürtig anzusehen sind. Wie wir hören, sollen Damen aus der Band-, Seiden- und Buchhandlungsbranche von der Garde überhaupt zu den Nobodys gestellt sein und zwar ausnahmsweise ohne Rücksicht auf die Höhe der Mitgift. Bei dem Gewühle wird es verzeihlich sein, wenn auch wir mit einem Herzenswunsch debütiren. Es ist keine große Angelegenheit, die wir betreiben, sie wird weder den Geist Virchows, noch die Feder Richters, noch die Zunge Laskers zu ihrem Dienste bereit finden, sie hat aber schon manchem Richter und manchem Advocaten Stoßseufzer ausgepreßt und dem Justizfiscus und dem Publicum manchen schönen Thaler zwecklos entzogen.

Sehr Wenige wissen eigentlich, was eine Injurienklage ist? Ich meine nicht jene schreckliche Procedur, welche der Staatsanwalt im Namen der beleidigten Majestät des Staates und des Gesetzes veranlaßt, so Jemand sich hat hinreißen lassen, einem Nachtwächter oder Schutzmann gegenüber einen zoologischen Ausdruck zu gebrauchen, sondern jene — verhältnißmäßig — processualische Idylle, welche auf Anrufen der Wittwe Lehmann, der von der Wittwe Schmidt eine Ehrenkränkung angethan worden, in Scene gesetzt wird.

Mag man nun auch der Ansicht sein, daß der Staat, schon um Selbsthülfe auszuschließen, derartige Affairen nicht nach dem Spruche: „minima non curat praetor" ganz ignoriren darf, so wird doch der theoretischen Betrachtung der Gedanke sich aufdrängen, daß diese nugae als nugae zu behandeln seien, d. h. daß man nicht einen processualischen Apparat zur Erledigung derartiger Angelegenheiten aufbiete, der weder mit dem Anlaß noch mit dem Resultat im Verhältniß steht. Dies ist aber nach dem gegenwärtigen Verfahren entschieden der Fall. Der Leser prüfe selbst: Nachdem die Ohrfeige oder der Esel gefallen, begibt sich Acceptant zum Schiedsmann und verlangt eine Vorladung des Excedenten. Stellt sich dieser der Citation ungeachtet nicht, oder will er zu der verlangten Buße sich nicht verstehen, so verweist der Schiedsmann die Parteien auf den Rechtsweg.

Eine große Klage wird angefertigt, worin der Vorgang bei der Beleidigung genau geschildert und durch Benennung von Zeugen unter Beweis gestellt ist. Diese Proceßschrift stellt der Einzelrichter, zu dessen Cognition nach der Verordnung vom 2. Januar 1849 §. 22 Nr. 1 die Injuriensachen gehören, dem Verklagten zu, welcher seine Einwendungen dagegen schriftlich oder zu Protokoll erhebt. Ist nun nach langathmigen Verhandlungen ein Erkenntniß erstritten, so legt der Verurtheilte sicher dagegen Appellation ein, da erfahrungsmäßig das Processiren die gegenseitige Erbitterung steigert. Die Sache kommt also vor das Appellationsgericht, wo fünf rechtsgelehrte Richter, die 8 Jahre Gymnasium, 3—4 Jahre Universität, mindestens 4 Jahre Referendariat und eine lange Amtsthätigkeit hinter sich haben, aufgeboten werden, um über solche Lappalien eine Entscheidung zu fällen. Wenn nun auch in der Regel hiermit die Sache zu Ende ist, so bietet das Gesetz doch den Parteien noch weitere Handhaben, sich gegenseitig zu chicaniren. Erstens kann jede Partei beantragen, daß schon in erster Instanz die Sache von dem Einzelrichter an das Collegium abgegeben werde, und dann kann gegen das Erkenntniß des zweiten Richters die Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt, die Sache somit vor das königliche Obertribunal gebracht werden, wo sieben Männer, die Blüthe der preußischen Jurisprudenz, die jedem Gerichtshof der Welt zur Zierde gereichen würden, nochmals kostbare Zeit opfern müssen, um zu entscheiden, ob die fünf Rechtsgelehrten, die vorher mit der Sache befaßt waren, nicht einen Rechtsgrund oder eine wesentliche Proceßvorschrift verletzt oder sonst etwas begangen haben, weswegen das Erkenntniß in Sachen Schmidt wider Lehmann der Vernichtung anheimfalle.

Worin haben wir nun wohl den Grund einer derartigen processualischen Abnormität zu suchen? Einmal gewiß in dem sehr billigen Bestreben, jedem Staatsbürger in jeder noch so

Digitized by Google

unbedeutenden Sache die Anrufung des ordentlichen Richters zu ermöglichen, ferner in dem Princip der thunlichst unbeschränkten Appellation, dann aber auch in der Verschwendung, die bei uns in Preußen überhaupt mit den richterlichen Beamten getrieben wird.

Die Gerichtsordnung, obwohl vielfach durchlöchert, ist immer noch die Grundlage und der feste Eckstein unseres Rechtslebens in formeller Beziehung. Sie verlangt von dem Richter die minutiöseste Behandlung jedes einzelnen Streites ohne Rücksicht auf die dadurch in Anspruch genommene Zeit. Es kann somit ihr nur dann genau nachgelebt werden, wenn eine genügende Zahl von Richtern zur Disposition steht, was bekanntlich bei uns schon lange nicht mehr der Fall ist. Hiezu kommt, daß die herrschende Proceßmaxime die Initiative vollständig in die Hände der Parteien legt, so daß also in Angelegenheiten, wo, wie bei Injurienklagen, keine Partei ein Interesse an schneller Erledigung des Processes, sondern nur ein solches an strenger Bestrafung des Gegners hat, jede Gelegenheit zur Verzögerung der Chicane nur zu gern benutzt wird. Ist nun die Angelegenheit in erster Instanz glücklich zu Ende geführt, so steht es jeder Partei frei, die alten Thatsachen vor dem Appellrichter von neuem zu behaupten und mit ferneren Beweisen zu versehen, namentlich wieder neue Zeugen zu benennen, die dann meistens ebensowenig oder soviel bekunden als die früheren. Die Häufung von Zeugen ist überhaupt eines der schlimmsten Uebel des Injurienprocesses. Es wäre unzweifelhaft genügend, wenn man überhaupt in Injuriensachen ein Rechtsmittel zulassen will, ein beschränkteres nach Art des Recurses einzuführen. Gerade jetzt, wo eine Neuschöpfung bevorsteht, wäre es angezeigt, die Frage reiflich in Erwägung zu ziehen, ob man überhaupt und in welchen Fällen man ein Rechtsmittel zulassen will. Es soll hier keineswegs für Aufhebung des Instanzenzuges überhaupt plädirt werden, aber das kann man wohl behaupten, daß, wenn für alle Bagatellsachen, ohne daß erhebliche Uebelstände zu Tage getreten sind, der Recurs bisher ausgereicht hat, eine Abschaffung der Appellation für Injurienprocesse keine schlimmeren Zustände schaffen wird. Es kommt noch dazu, daß Thatsachen, welche nur durch Augen- oder Ohrenzeugen erweislich sind, erfahrungsmäßig und naturgemäß nach Verlauf einer gewissen Zeit überhaupt nicht mehr oder nur schwer zu beweisen sind. Somit würde, da auch durch diesen Umstand ein nicht unerheblicher Theil von Appellationen in ihrer Wirkung vereitelt wird, nur ein sehr kleiner Rest übrigbleiben, bei dem einer Partei durch Versagung des Rechtsmittels Unrecht geschähe.

Und was schadet das der Gesammtheit? Es steht statistisch fest, daß erstens die Parteien im Injurienproceß sich überwiegend aus Frauen recrutiren, und daß zweitens der gebildete Theil der Bevölkerung fast gar nicht vertreten ist; und mag man nun so demokratisch gesinnt sein, wie man will, so wird man sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß es widersinnig ist, daß man, bei der so geringen gesellschaftlichen Bildung, welche nun einmal der größte Theil unseres Volkes besitzt, daß Schimpfwörter, ohne zu verletzen, bei jeder Gelegenheit angewendet werden, in den selteneren Fällen, wo die eine Partei glaubt, sich beleidigt fühlen zu müssen, ihr erlaubt, für die Befriedigung ihres angeblichen Ehrgefühls sich mit dem Schwerte des Gesetzes zu bewaffnen.

Wer nur die Verhältnisse kennt, welche an den größeren Stadtgerichten herrschen, ist vielleicht geneigt, die gegenwärtige Darstellung für übertrieben zu halten und uns vorzuwerfen, aus der Mücke einen Elephanten gemacht zu haben. Bei diesen großen Gerichten allerdings, in specie bei dem Stadtgerichte Berlin, ist die Geschäftslast eine so ungeheure und bedingt die großstädtische Verkehrs- und Handelsentwicklung eine so große Zahl von Vorkommnissen, welche die Anrufung des Richters verlangen, daß die Injurienklagen eine besondere Belästigung nicht veranlassen. An kleineren (Kreis-) Gerichten indessen, deren Gerichtseingesessene hauptsächlich aus Landleuten bestehen, ist das Verhältniß schon anders. Unser norddeutscher Landmann ist ohnehin geneigt, das Processiren als ein ihm zustehendes, eifersüchtig zu hütendes und gehütetes Recht, gewissermaßen als einen Luxusartikel, als ein Vergnügen zu betrachten. In früheren Jahrhunderten war die Proceßsucht des Landmannes und ebenso der Weiber ein stehender Artikel in den zeitgenössischen Satiren, ungefähr wie der Reptilienfonds für unsere modernen Witzblätter, man denke nur an Rabener, und dieser Zustand hat sich weniger verändert als man glaubt. An einem Kreisgericht Schlesiens hat, gewissermaßen als cause célèbre, ein Injurienproceß gespielt, in welchem als Parteien die beiden begütertsten Bauernfamilien eines gewissen Dorfes figurirten. Es handelte sich darum, ob der verklagte Bauernsohn Hans Wunderlich-Montecchi von der Klägerin Franziska Neugebauer-Capulet gesagt hatte: Die Neugebauer-Franze hat sich im Gemüsegarten gehangen und ist von ihrer Mutter abgeschnitten worden.

Da Selbstmord eine große Sünde, so sei der Vorwurf des Versuches eine schwere Beleidigung, deducirte die klagende Maid. Zum Beweise, daß Verklagter dies wirklich gesagt und andererseits, daß Klägerin wirklich an dem betreffenden Apfelbaum gehangen — eine neue Art von Wundererscheinung — waren von jeder Partei über zwanzig Zeugen vorgeschlagen. Nachdem endlich eine Verurtheilung zu einer kleinen Geldstrafe erzielt war, wurde appellirt und gleichzeitig von dem bisherigen Verklagten ein Proceß wegen Injurien angestrengt, die angeblich Franziska ihm während der Dauer des Processes an den Hals geworfen hatte. Darf da der Richter nicht mit seinem großen König ausrufen: Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!

Wie soll nun aber der Injurienproceß eingeleitet werden, da keineswegs, wie schon oben angedeutet, der Staat derartige Angelegenheiten ganz ignoriren darf, weil das eine Verleitung und eine Entschuldigung zu jeder Art von Excessen wäre. Es wäre vielmehr zu wünschen, daß nicht blos die ungebildeten Classen, sondern auch die höheren Stände die Herstellung ihrer Ehre lieber von dem Richter als durch Kugel oder Degen erstrebten. Solange es indessen in einzelnen Berufsarten für Schande gilt, den Zweikampf zu vermeiden, solange sogar von oben herab förmliche Regeln für Duelle aufgestellt werden und das Ausfechten derselben geschützt und verlangt wird, trotzdem das Strafgesetzbuch dieselben verbietet, so lange ist nicht daran zu denken.

Es muß daher ein möglichst kurzes, summarisches Verfahren für die Privatinjurienklage eingerichtet werden. Zur Abschaffung des Sühneversuches vor dem Schiedsmann ist kein Grund vorhanden, derselbe ist also beizuhalten. Vor Gericht wird die ausnahmslose Ueberweisung dieser Processe an den Einzelrichter um so weniger irgend welchen Bedenken unterliegen, als ohnehin die Competenz der Einzelrichter ausgedehnt werden soll. Damit aber müßte die Sache zu Ende und höchstens ein dem Recurs verwandtes Rechtsmittel zulässig sein. Vor allen Dingen wäre aber zu wünschen, daß die Bestimmung des §. 23 Nr. 4 Th. I. Tit. 23 d. A.-G.-O. beibehalten und strenger gehandhabt würde. Dieser Paragraph bestimmt: In Injuriensachen soll allemal die Abhörung der mehreren Zeugen über drei, welche von eben derselben Thatsache aussagen sollen, auf Kosten des Producenten, welcher darauf besteht, erfolgen.

Wenn das Verfahren in Injuriensachen nach diesen Grundzügen eingerichtet wird, so wird es aufhören, die „Qual und Pein" für Richter und Anwälte zu sein.

Dazu hilf uns, heiliger Miquel!

A. Dubois.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Plauderei über die Regelung und Feststellung der deutschen Sprache, zunächst der deutschen Rechtschreibung.

Von Daniel Sanders.

In einem Aufsatz dieser Zeitschrift (Nr. 34) hat Herr F. Latendorf gelegentlich die Frage aufgeworfen, ob ich auf dem Titel mein „Orthographisches Wörterbuch" wiederum für „Alldeutschland" oder blos für „Deutschland" und „Deutsche" bestimmen werde. Weder das Eine noch das Andere ist der Fall, wie ein Blick auf das mit — oder vielleicht schon vor — diesem Aufsatz erscheinende Buch zeigt, das ich einfach, ohne jeden weitern Zusatz: „Orthographisches Wörterbuch" genannt habe. Die Fortlassung des Zusatzes „für Alldeutschland" erfolgte aber aus einem andern als aus dem von Hrn. Latendorf geltend gemachten Grunde. Hätte ich, wie die beiden Hefte meiner „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung" auch das „Orthographische Wörterbuch" auf dem Titel mit dem Zusatz „für Alldeutschland" versehen, so würde ich mich damit derselben Verwechslung schuldig gemacht haben, die ich an Johann Heinrich Campes Verdeutschungswörterbuch getadelt, der Verwechslung nämlich des dem Einzelnen unbestreitbar gebührenden Vorschlagsrechtes auf sprachlichem Gebiete mit dem nur dem gesammten Volke zustehenden Anerkennungs- und Bestätigungsrechte*). Allerdings wünsche ich auf das lebhafteste und — warum sollte ich daraus einen Hehl machen? — ich hoffe sehnlichst, daß, wenn nicht allen, doch den meisten meiner orthographischen Aufstellungen die allgemeine Zustimmung zu Theil werden und so thatsächlich sich meine Schrift zu einem orthographischen Wörterbuch für Alldeutschland gestalten möge; aber bei einigem Nachdenken konnte und durfte ich doch selbst es nicht so nennen und durch den Titel mein Wünschen, Sehnen und Hoffen als eine bereits vollendete Thatsache bezeichnen wollen.

Herr Latendorf dagegen nimmt an dem Ausdruck „Alldeutschland" selbst Anstoß, zwar nicht an dem Worte an und für sich, das er vielmehr mit mir gegen Klaus Groth als ein von Ernst Moritz Arndt gut und richtig gebildetes anerkennt, aber doch an der Anwendung des Wortes auf die Gegenwart, indem er den Begriff als einen „antiquirten" bezeichnet, wofür ich mit Vermeidung des unnöthigen Fremdworts etwa sagen würde: als einen veralteten oder von der Zeit überholten; aber hierin kann ich Herrn Latendorf nicht beipflichten. Staatlich allerdings ist Gott Lob! endlich Deutschland geeint durch die von unserm großen leitenden Staatsmann mit sichrem Blick und fester Hand gelenkten und benutzten Ereignisse; aber auf dem sprachlichen Gebiet, um das es sich hier handelt, fehlt doch noch viel daran, daß wir die Einheit als eine vollendete Thatsache bezeichnen können. Der achtsame und aufmerksame Forscher freilich, der mit sorgsam spähendem Auge auch das erst Werdende schon in den Umrissen vorauserblickt, kann nicht verkennen, daß ganz naturgemäß in dem gesammten deutschen Volke mit dem frohen Kraft- und Gesundheitsgefühl der staatlichen Einigung sich auch der Trieb regt, mit allmählicher Ausstoßung des widerartigen Fremden seine Gesammt- und Schriftsprache zu einem einheitlich in sich geschlossenen Ganzen auszugestalten und die Aus- und Fortbildung der verschiedenen Stammeseigenthümlichkeiten den sorgfältiger als sonst gehegten und gepflegten Mundarten zu überweisen, die auch dazu bestimmt sein werden, der Gesammtsprache fortwährend frische Lebenssäfte und gesunde Nahrung zuzuführen. Unsere gemeinsame Schriftsprache also, meine ich, wird man im Vergleich zu den in ihren Kreisen durchaus vollberechtigten Mundarten noch jetzt und auch noch künftighin immer als die Sprache Alldeutschlands bezeichnen dürfen.

Aber der mir befreundete und so wohlwollend gesinnte Herr Latendorf möge es mir nicht verargen, wenn ich offen ausspreche, daß es mir scheinen will, als sei er grade über das Verhältniß der einzelnen Mundarten zu dieser Sprache Alldeutschlands oder, um es anders auszudrücken, zu der Sprache, in der mit Abstreifung alles blos Mundartlichen alle gebildeten Deutschen übereinstimmen oder doch wenigstens übereinstimmen sollten, mit sich noch nicht ganz in's Klare gekommen.

Es wird mir, der ich meine ungemein knapp bemessene Mußezeit sehr zu Rathe halten muß und deshalb, wo es irgend angeht, gern zwei Eisen in einer Hitze schmiede, wohl nicht verdacht werden können, wenn ich hier gleich Bezug nehme auf einen von Herrn Latendorf in der „Rostocker Zeitung" vom 10. August an mich gerichteten, bisher wegen mangelnder Muße noch unbeantwortet gebliebenen „offnen Brief", in welchem er an einen durch die Zeitungen veröffentlichten Briefwechsel zwischen dem Leiter unsres Postwesens, Herrn Stephan, und mir anknüpft. Hatte ich mir dort die Bemerkung erlaubt, „daß für Pauschsumme, Pauschvergütung wohl die Schreibweise mit B den Vorzug verdienen dürfte, wie in dem durch den Stabreim verbundenen Bausch und Bogen, da wir die dem Bogen oder der Einbiegung gegenüberstehende Hervorragung doch allgemein als „bauschende" (Bausch, Bauschung) bezeichnen", — und hatte darauf Herr Stephan erwidert, daß auch er Bauschsumme für besser halte und daß ihm das P bei der in Eile und unter mancherlei Störungen besorgten Druckberichtigung nur entgangen sein müsse: so erklärt dagegen Herr Latendorf, er würde in diesem Punkte mir nicht so rasch nachgegeben haben, weil nach seiner Annahme oder Vermuthung die Aussprache Pauschsumme die vorherrschende sei. Dies ist nach meiner Beobachtung nicht der Fall; vielmehr kann ich die Aussprache nur als eine noch zwischen P und dem richtigeren B schwankende bezeichnen, wofür ich glücklicherweise sogar einen Belag beibringen kann, und zwar aus Nr. 585 der Berliner „National-Zeitung" vom Jahre 1866, wo es heißt: „Was ist nun für ein Unterschied zwischen bloc und Pausch oder Bausch, denn bei diesem letztern Wort sind wir allzumal Sachsen und das weiche und harte B sind uns ein Ding".

Daß — wie ich bereits vor nahe zwei Jahrzehnten in dem Vorwort zur ersten Ausgabe meines „Katechismus der Orthographie" ausgesprochen — ich, der ich den allgemeinen Gebrauch unbedingt als Richtschnur anerkenne, doch in solchen Fällen des noch herrschenden Schwankens der als richtiger erkannten Schreibweise den Vorzug gebe, dafür glaube ich allerdings keiner weitern Rechtfertigung zu bedürfen, halte es aber für angebracht, hier aus dem 2. Heft meiner Vorschläge (S. 76) eine Bemerkung zu wiederholen, die ich dort in Bezug auf die der gemeinen niederdeutschen Aussprache widerstrebende hochdeutsche Schreibweise der Wörter: „Brot, Anwalt, Tinte, Schokolate" gemacht. „Wo" — so heißt es dort — „der gut hochdeutsche Gebrauch und eine (wenn auch weit verbreitete) mundartliche Aussprache sich im Zwiespalt befinden, hat natürlich, wer gut hochdeutsch schreiben und sprechen will, seine Aussprache in gebildeter Rede der richtigen Schreibweise anzupassen, nicht umgekehrt". Und demzufolge habe ich — um auf das in Rede stehende Wort zurückzukommen — auch in der That von Gebildeten weit häufiger Bauschsumme sprechen hören als Pauschsumme gemäß der mir mit Frisch, Adelung, Campe und Grimm gemeinsamen Schreibweise. Wenn Herr Latendorf in Mecklenburg in der Regel nur von einem Pauschquantum gehört haben will, so hat er übersehen, daß diese namentlich durch die Kanzleien zunächst von den Grenzvermessungen her in Aufnahme gebrachte Bezeichnung in Niederdeutschland überhaupt keine volksthümliche ist. Adelung sagt, daß Bausch in seiner eigentlichen Bedeutung am häufigsten in Oberdeutschland üblich sei, in Sachsen höre man es im gemeinen Leben nur selten, und er bemerkt ferner, daß „Etwas in Bausch und Bogen kaufen", in Niedersachsen und Westfalen heiße: im Rämter, im Ramp, im

*) S. meinen Aufsatz über „Die Fremdwörter in der deutschen Sprache und ihre Verdeutschung" im 10. Heft des 11. Bandes von „Unsere Zeit" (Brockhaus).

Digitized by Google

Rummel, im Rumpslump oder in der Ruse*), und ich füge hinzu, daß das niederdeutsche Volk, so weit ich zu hören Gelegenheit gehabt, sich den ihm unverständlichen Ausdruck: in Pausch und Bogen durch eine Umdeutung einigermaßen verständlich und mundrecht zu machen gesucht, nämlich als: im polnischen Bogen. Allerdings hört man nun in Mecklenburg nicht selten die Aussprache: in Pausch und Bogen und demgemäß auch Pauschquantum, aber im Munde der Gebildeten überwiegt auch hier, wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht, die Aussprache mit B.

Ein gleiches Versehen erblicke ich darin, wenn Herr Latendorf meint, er sehe nicht ein, warum wir „unser volksthümliches gescheut, das wohl nicht auf Mecklenburg allein beschränkt ist," aufgeben sollen gegen gescheit, einer nicht allgemein bewußten Abstammung zu Liebe. Nach meinen Beobachtungen ist weder gescheit noch gescheut in Norddeutschland „volksthümlich", ich muß vielmehr dem trefflichen Schmeller beistimmen, der in seinem bairischen Wörterbuch „gescheid" erklärt durch: „gesunden Menschenverstand habend", mit dem Zusatz: „was im gemeinen Leben Norddeutschlands klug". In der That, — wo der Oberdeutsche sagt: „Du bist wohl nicht recht gescheit!" —, wird der Niederdeutsche in gewöhnlicher Rede sagen: „Du bist wohl nicht recht klug!" und, wen jener siebengescheit nennt, der wird diesem neunklug heißen, wie ein Ueberkluger eine Person, die jener mit dem Titel das Gescheidelein beehrt u. s. w. (vergl. auch die in meinem Wörterbuch aus Auerbachs Volkskalender angeführte Stelle unter dem Wort gescheit). Bei dem zunächst aus dem Oberdeutschen in die Schriftsprache aufgenommenen Eigenschaftswort ist allerdings das Schluß-d in t übergegangen, da man überall im gebildeten Deutsch z. B. nur noch von gescheiten Leuten spricht, nicht mehr wie in der Mundart, von gescheiden ꝛc. Wenn nun aber vielfach in Norddeutschland der hier nicht heimische Ausdruck in seiner Ableitung noch mehr verdunkelt wurde durch Vermischung mit dem Particip von scheuen und die Schreibweise gescheut (vgl. Frisch), so darf man, da die richtige Aussprache mit ei in ganz Süddeutschland fortlebt, nicht verlangen, daß für die einheitliche Gesammtsprache die Oberdeutschen sich hier der falschen in Niederdeutschland allerdings nicht seltenen Aussprachsweise fügen sollen, sondern umgekehrt werden hier die Niederdeutschen die richtige oberdeutsche Weise in der Schrift und demgemäß auch in der Aussprache anzunehmen haben, wie dies bereits von Gebildeten und besonders auf der Bühne geschieht. Soll es eben zu einem einheitlichen Ausbau kommen, so werden alle einzelnen Stämme das Dichterwort zu beherzigen haben:

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

Und namentlich möchte ich zur Erwägung, Berücksichtigung und Beherzigung dies Rückert'sche Wort auch Herrn Latendorf empfehlen, der den erwähnten offnen Brief an mich in der „Rostocker Zeitung" mit folgendem Satze schließt:

„Ich gestatte mir überhaupt in Fragen der Orthographie, während ich Ihren Principien wohl überall zustimme, im Einzelnen Ihnen gegenüber nicht selten eine Reserve: ich halte auch in diesem Gebiete kleine Inconsequenzen dem Individuum, wie dem allgemeinen Gebrauche zu Gute und lasse neben dem Gesetze gern eine gewisse Freiheit, ja selbst eine Art von Willkür walten. Wenn mein wackerer Sebastian Franck gelegentlich schreibt: „Brot bäckt der peck", so werde ich allerdings so rasch neben einander kaum mit den Formen wechseln; aber es wäre mir wahrlich nicht unlieb, wenn wir heute in gar manchen Dingen eben so naiv verfahren könnten oder wollten. Geht Ihnen dieser Freiheitsdrang zu weit, so weiß ich, daß ich Ihre Zuneigung und Ihr Wohlwollen darüber nicht einbüße, wie Sie meiner dankbaren Anhänglichkeit Zeit Lebens versichert sind".

*) In Oesterreich „Ramsch".

Allerdings geht mir dieser Drang des Herrn Latendorf nach Freiheit oder vielmehr nach Willkür zu weit; aber grade mein von ihm ganz richtig erkanntes Wohlwollen gegen ihn, der fremde Ueberzeugungen zu ehren weiß und die Berichtigung eines Irrthums als eine Wohlthat anzuerkennen pflegt, veranlaßt mich, ihm offen und unumwunden auszusprechen, daß und weshalb ich seine Ansicht für eine irrige halten muß.

Ich kann es begreifen, wenngleich nicht billigen, daß z. B. Jakob Grimm in seinem deutschen Wörterbuch an der in unserer Schriftsprache durchgedrungenen Form backen Anstoß nimmt, das ihm „so unhochdeutsch scheint, wie macken, Sacken für machen, Sachen wäre"; aber allein richtig scheint mir doch nur das Verfahren von Schmeller, der in seinem bairischen Wörterbuch aufführt: „bachen . . ., wie hochdeutsch backen" und das mundartliche Hauptwort Beck und Peck durch das schriftdeutsche Bäcker erklärt. Daß vor mehr als drei Jahrhunderten in einer Zeit, wo die Schriftsprache noch keine festere Gestaltung gewonnen, Seb. Franck ganz unbefangen unmittelbar neben backen (mit b) der Päck (mit P) schreiben konnte, ist mir vollkommen erklärlich; aber ich begreife nicht recht, wie man im Ernste meinen kann, für uns auf einer höhern Stufe der Entwicklung dürfte das Behaben einer minder entwickelten Zeit maßgebend und empfehlenswerth sein. „Du kannst" — sagt Rückert sehr treffend —,

„Du kannst den Schmetterling in die Puppe
Zurück nicht zwingen.
Wir sind beim Braten: wer will die Suppe
Uns wieder bringen?"

Man kann an dem Lallen eines Kindes hohes Wohlgefallen finden; aber wenn ein Erwachsener statt zu sprechen lallen will, so ist das nicht mehr kindlich, sondern kindisch. Der Satz des Herrn Latendorf, es wäre ihm nicht unlieb, wenn wir heute in gar manchen Dingen eben so naiv verfahren könnten oder wollten wie die früheren Zeiten, dieser Satz schließt einen Widerspruch in sich. Wer naiv verfahren will, verfährt eben nicht mehr naiv; denn das Naive beruht ganz auf der Unbefangenheit und schließt das bewußte Wollen und absichtliche Verfahren aus. Schon auf der bereits erreichten und noch mehr auf der demnächst zu erstrebenden Stufe unserer sprachlichen Entwicklung hat nach meiner innigsten Ueberzeugung jeder gebildete Deutsche die Pflicht, das erkannte Gesetz in unsrer Schriftsprache auch als solches ganz und voll anzuerkennen ohne die „Reserve" oder den Vorbehalt, „neben dem Gesetze eine gewisse Freiheit, ja selbst eine Art Willkür walten zu lassen". Ich finde in diesem Vorbehalt des Herrn Latendorf nur eine Bestätigung dessen, was der treffliche Du Bois-Reymond in seiner „Rede über eine Akademie der deutschen Sprache" geäußert. „Mit seltenen Ausnahmen" — heißt es dort — „spricht jeder Deutsche, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nicht blos jede Landschaft besteht in Aussprache, Wortbildung und Wortfügungen auf ihren Eigenheiten, sondern jeder Einzelne hat dergleichen von Eltern, Pflegerinnen, Lehrern überkommen oder selber sich ausgedacht. Wie nach Boileau jeder Protestant mit der Bibel in der Hand Papst ist, so dünkt sich, aber auch ohne Adelung, Heyse und Grimm, jeder Deutsche eine Akademie". Und nachdem er dann auf Einzelnes in der Aussprache hingewiesen, fährt Du Bois-Reymond etwa so fort: „Der Mehrzahl auch der literarisch und wissenschaftlich gebildeten Deutschen ist dies alles vollkommen gleichgültig, wenn sie es überhaupt wissen, oder sie ziehen sogar die aus der Gesetzlosigkeit entspringende Ungebundenheit dem Zwange vor. Und doch ist der Zwang eines geregelten Zustandes ein heilsamer; denn, durch je festere Regeln das sonst Willkürliche bestimmt ist, mit um so größerer Sicherheit bewegt sich, wer sie einmal erfaßt hat, und kann nun sein Augenmerk wichtigeren Dingen zuwenden" ꝛc.

Ich habe diese Stelle hier besonders auch deshalb mit angeführt, weil ihre nochmalige Erwägung vielleicht Herrn Latendorf zu einer größeren Anerkennung und gerechteren Würdigung der Du Bois-Reymond'schen Rede bestimmt, als er ihr in der

Digitized by Google

Anmerkung seines Aufsatzes in Nr. 34 dieser Blätter hat zu Theil werden lassen. Vielleicht komme ich darauf, wenn ich dazu die Muße finde, in einem spätern Aufsatze zurück. Herr Latendorf aber wird mir, selbst wenn er sich nicht zu meiner Ansicht bekehren kann, diese doch mit bisherigem Wohlwollen zu Gute halten.

Zum Schluß darf ich wohl die Gelegenheit benutzen und den geneigten Lesern, die mit mir eine einheitliche deutsche Rechtschreibung als ein erstrebenswerthes, aber nur durch Aufopferung aller einzelnen Willkürlichkeiten und selbst mancher mundartlich berechtigt erscheinenden Eigenheiten erreichbares Ziel betrachten, mein im Anfang dieses Aufsatzes erwähntes „Orthographisches Wörterbuch" und die als Grundlage desselben dienenden beiden Hefte der „Vorschläge" zur eingehenden Prüfung angelegentlich empfehlen.

Ueber Proben und Regie.

Gelegentliche Bemerkungen

von

A. Förster,
Regisseur des Hofburgtheaters in Wien.

Am 19. März 1875 spielten wir zum ersten Male Shakespeares Heinrich den Fünften in der Dingelstedt'schen Bearbeitung auf dem Burgtheater. Schon während der Inscenesetzung war mir der Gedanke gekommen, daß das frische, heitere Soldatenstück auf der Bühne einer zum neuen Deutschen Reiche gehörigen Stadt besonderes Glück machen müsse. In den Engländern der Historie, meinte ich, würden sich die Deutschen der Jahre 1870 und 71 mit Genugthuung wiedererkennen, und die Schilderung französischen Uebermuths und seiner zerschmetternden Niederlage müsse dort ganz besonders wirken und einschlagen. Die Beziehungen zwischen Sedan und Azincourt liegen ja wirklich nahe genug. Ich wurde wenigstens bei der Scene, in welcher der französische Abgesandte das höhnische Geschenk seines Dauphins, die Federbälle, dem König Heinrich überbringt, lebhaft an Ems und Benedettis Frechheit erinnert. Und wenn der jugendliche Heldenkönig vor dem Beginn der Schlacht auf die Kniee sinkt und Gott um Segen bittet für seine Krieger, oder nach errungenem Siege seinen Dank in die Worte faßt:

„Gott, Dein Arm war hier,
Und nicht uns selbst, nur Deinem Arme schreiben
Wir Alles zu",

da meinte ich immer den frommen Königsgreis zu hören, den obersten Heerführer der Deutschen, der selbst das kurzgefaßte Telegramm, in welchem er seinem Volke vom Sedansiege Kunde gab, mit demüthigem Hinblick auf „Gottes Fügung" einleitete.

Anklänge ähnlicher Art sind ja überhaupt durch das ganze Schlachtenstück verstreut. Wie müßte das Alles, in Berlin gesprochen und gespielt, zündend einschlagen!

Als daher wenige Tage nach der erfolgreichen Aufführung des König Heinrich V. eine Einladung zum Gastspiel vom Berliner Nationaltheater an mich erging und College Hartmann sich bereit zeigte, die Schlacht von Azincourt, die er siegreich in Wien geschlagen, auch in Berlin zu liefern — da gab ich gern und mit freudiger Erwartung mein Jawort.

Ein Umstand zwar hätte uns bedenklich machen können. Die Historie von Heinrich dem Fünften war schon zweimal auf dem Hoftheater in Berlin versucht worden und hatte sich keinen Platz im Repertoire erobert. Sowohl Ludwig Dessoirs Bearbeitung des Stückes, als auch die Einrichtung des Herrn Oechelhäuser in Dessau war nach wenigen Aufführungen in das Archiv zurückgewandert. Und damals waren es die schauspielerischen Kräfte des ersten Berliner Theaters, welchen die Darstellung anvertraut war. Jetzt sollten wir das Stück auf einer untergeordneten Bühne, dem vor dem Rosenthaler Thore, also weit abgelegenen Nationaltheater zu Ehren bringen.

Indeß Soldaten, die eben aus einer gewonnenen Schlacht kommen, haben das Herz übervoll von Muth. Wir vertrauten auf unsere Dingelstedt'sche Bearbeitung, welche, souverän schaltend mit der Shakespeare'schen Vorlage, unleugbar aus der episch-zerflossenen Historie Meister Williams ein sturmfestes Theaterstück gemacht hat. Wir vertrauten auf den guten Ruf des Nationaltheaters, welches seit einigen Jahren dem classischen Drama eine Heimstätte geworden ist und dessen edlere Bestrebungen soeben noch vom Kronprinzen des Deutschen Reiches ehrenvoll anerkannt worden waren. Wir vertrauten auch ein wenig auf uns selbst, die wir die am Burgtheater bewährte Inscenirung mitbrachten, von welcher wir den Berlinern ein getreues Abbild aufzustellen gedachten.

Ueber die Erfahrungen, die ich bei dieser Mise-en-scène gemacht, will ich ein paar Worte sagen, nicht um in leichtgeschürzter Plauderei dem Leser eine unterhaltende Viertelstunde zu bereiten, sondern um in recht ernsthafter Stimmung auf die Mißstände hinzudeuten, welche dem Kunstbetriebe, wie er an den meisten deutschen Theatern, selbst bessere nicht ausgenommen, geübt wird, anhaften und vielleicht ein Scherflein zur Besserung beizutragen.

Von vornherein verwahre ich mich dabei gegen die möglicherweise platzgreifende Auffassung, als wollte ich dem Nationaltheater und seiner Führung etwas am Zeug flicken. Die Uebelstände, von denen ich zu sprechen habe, sind allgemeiner Natur, der Director des Nationaltheaters hat mit seinem ganzen darstellenden wie technischen Personal uns im Gegentheile durch entgegenkommende Förderung zu herzlichem Danke verpflichtet. Daß nicht alle Ausstellungen, die gemacht wurden, beachtet werden konnten, lag am Zwang der Verhältnisse, nicht am guten Willen der Betheiligten.

Was mir zunächst im höchsten Grade störend auffiel, war der unselige Zwischenvorhang, der hier im Gebrauche ist, wie fast überall. In Heinrich V. wirkt er nicht nur störend, sondern geradezu zerstörend. Die erste Scene schließt mit den feurigen Worten des Königs:

„Und nun mit Gott, ihr Herrn, an's ernste Spiel;
Schon fliegt mein Ball; er kennt, er trifft sein Ziel!"

Eine kriegerische Musik — tempo di marcia — soll hier nach Dingelstedts Weisung einfallen, während der Verwandlung fortdauern und den auf der neuen Scene eben beginnenden Vorübermarsch der englischen Truppen begleiten, welche sich nach Southampton zur Einschiffung begeben. Der scenische Vorgang hatte im Burgtheater immer die frischeste Wirkung gemacht. Der König geht ab, der Thronsessel, die Rathstafel, die Stühle, auf denen die Lords gesessen haben, verschwinden, der Saalprospect hebt sich, die neue Scene, eine Straße in London, wird sichtbar, zur Linken das Wirthshaus zum wilden Schweinskopf, zur Rechten einige andre prakticable Häuser zeigend, aus deren Fenstern und Thüren die Insassen schauen, die Mützen schwenkend und mit Hand und Mund die vorüberziehenden Soldaten grüßend, Volk jeden Alters und Geschlechts empfängt sie und gibt ihnen das Geleit — es ist ein lebendiges, farbiges Bild, das um so unmittelbarer wirkt, als es sich sichtbar vor den Augen und Ohren des Zuschauers entwickelt, gleichsam geboren aus dem Appell des Königs, der eben die Scene verlassen hat. — Wie todt und matt wird dies Bild, wenn der Zwischenvorhang beide Scenen trennt! Alle dramatische Unmittelbarkeit geht verloren, das Ganze wird zur steifen Decoration, zum tableau vivant — vivant, wie lucus a non lucendo!

Man sah das wohl ein am Nationaltheater; man sieht es wohl überhaupt ein, daß der Zwischenvorhang ein das dramatische Leben zerschneidendes, die Absichten der dichterischen Composition geradezu fälschendes und darum gefährliches Instrument ist — aber man ändert die Einrichtung doch nicht. Warum nicht? Sie ist ein Sparmittel. Um bei offener Scene eine Verwandlung präcis und glatt von Statten gehen zu lassen, dazu bedarf es eines zahlreichen und wohlgeschulten Hülfspersonals. Im Burgtheater sind die Theaterarbeiter, welche die prakticabeln Häuser der Straße zu setzen haben, zum Theil costümirt als Londoner Bürger. Kaum sind die Häuser in die betreffenden Coulissen vorgeschoben,

Digitized by Google

da erscheinen die Bewohner, die gleich Schnecken ihr Haus auf dem eigenen Rücken tragen, an den Fenstern des Stockwerks, an den offenen Thüren und beleben die Scene. „Aber der Zwischenvorhang erspart die Auslagen für Gehalte und Garderobe der Comparsen, und was geht uns die gute Wirkung an, die Absicht des Dichters, das dramatische Leben — das Publicum ist an die Eselsbrücke des Zwischenvorhangs gewöhnt, wir sparen unser Geld und „verwandeln geschlossen“.“ Verschwenderische Sparsamkeit! Was ein Stück an lebensvollem Eindruck, an dramatischer Wirkung verliert, das verliert es auch an Zugkraft für das Publicum — und verliert es in ganz unverhältnißmäßiger Progression. Der Ausfall in der Einnahme wiegt gewiß die Ersparung an Regieauslagen auf. Das Berliner Hoftheater hat — das ist meine innigste Ueberzeugung — unendlich viel gesündigt an der dramatischen Kunst durch Einführung dieser lahmen Zwischengardine. Denn nur sein Vorgang hat den Schlendrian, der sich jetzt allüberall breit macht, verschuldet und geheiligt.

Die musikalische Unterstützung war der zweite Stein des Anstoßes, den meine Regiethätigkeit fand. Die Musik als künstlerisches Hülfsmittel für den Eindruck des Dramas wird überhaupt seit einer Reihe von Jahren viel zu sehr vernachlässigt von unsern Theatern. Hat man doch Eröffnungs- und Zwischenactssymphonien (der Ausdruck ist von Lessing) an mancher Bühne ganz verbannt — wiederum mit Berufung auf den Vorgang eines ersten deutschen Hoftheaters. Für mein Gefühl liegt darin eine unkünstlerische Rohheit. Dieser übertriebene Purismus, geboren aus trockenen und nüchternen Seelen, mag in der kirchlichen Liturgie am Platze sein — es gibt bekanntlich Stimmen, welche auch das verneinen —, in unserer Kunst ist es ein ertödtender Mehlthau, der einen großen Theil des sinnlichen Anreizes vernichtet. Ich berufe mich auf Heinrich Laube, der in seinem „norddeutschen Theater“ die gleiche Ansicht verfochten hat. Ich erinnere noch an einen Größeren, den unsterblichen Gotthold Ephraim, der im 26. und den folgenden Stücken der Dramaturgie die Vor- und Zwischenmusik in der vernünftigsten Weise rechtfertigt. — Aber abgesehen vom ästhetischen Standpunkte empfiehlt sich die Beibehaltung des Orchesters im Drama auch dem Praktiker. Ganz zu entbehren ist es nun einmal nicht, weder vor der Bühne, noch hinter derselben. — Wird es nun blos herangezogen in den einzelnen Fällen, wo es sich unbedingt nöthig erweist, dann tritt die Musik vordringlich und anspruchsvoll auf. Nur eine für das Drama stehend beschäftigte Capelle kann zu bescheidener Discretion geschult, zu einer Helferin, zu einer dienenden Schwester des Dramas erzogen werden. Das Nationaltheater hat nun eine stehende Capelle, sie ist zwar schwach besetzt, aber sie besteht aus ganz tüchtigen Musikern und ein recht geschickter Capellmeister führt den Dirigentenstab. Die charakteristische und wirksame Musik Julius Sulzers konnte diesen Kräften mit Ruhe anvertraut werden. Aber die Herren sind nebenbei auch Beamte oder üben sonst einen bürgerlichen Beruf. Zeit ist ihnen Geld und deshalb hassen sie die zeitraubenden Proben bis in den Tod. „Wir probiren die Musik für sich, im Voraus; sie der Handlung einzufügen und anzupassen, das übernimmt der Capellmeister. Der Inspicient gibt die Stichworte — es muß ja „gehn“.“ Nun, Gottlob, es ist „gegangen“, besser sogar als wir gehofft, aber war's denn nicht ein reines Hazardspiel, das wir spielten? Wie soll der Regisseur ein Verantwortlichkeit tragen, wenn er niemals auf den Proben das volle Bild der Vorstellung bekommt?

Dies ist der Punkt, auf den mir's ankommt, wenn ich einen tadelnden Rückblick auf die Inscenesetzung Heinrichs V. werfe. „Abends wird's schon gehen.“ Das ist jenes abscheuliche Merkwort des Schlendrians, welches dem Regisseur so oft mißtönend in die Seele klingt. Es ließ sich auch beim Arrangement des Comparsenwesens, der Requisiten, der Decorationen und Möbel vernehmen. Den Statistendienst versehen am Nationaltheater und, wie ich höre, auch an andern Berliner Bühnen Soldaten der Garnison. Während der Proben, die gewöhnlich in die Stunden von 10 bis 3 Uhr fallen, sind die Leute aber nie zu haben. Man muß also das Einstudiren der Comparsen, losgelöst von den allgemeinen Stückproben, in besonderen Uebungsstunden besorgen, und nur eine Stunde vor Beginn der abendlichen Vorstellung bekommt man Gelegenheit, das Comparsenwesen in das Ensemble einzufügen. Das Resultat ist natürlich Mosaik. Abtönen und Lasiren ist ein Ding der Unmöglichkeit. Das blühende Leben fehlt den Vorstellungen, man sieht, abgesehen von klaffenden Lücken, von brüchigen Stellen, die sich nicht vermeiden lassen, allüberall die Mühsal der Vorarbeit, die Comparserie wirkt nicht als eine aus Individualitäten zusammengeschlossene lebendige Menge, sondern als steife, uniforme Masse — eine rudis indigestaque moles des Dramas.

Ganz ebenso verhält es sich mit Requisiten, Möbeln und Decorationen. Früher als auf der letzten Probe sieht der Regisseur nichts von alledem. Es wird alles nur „markirt“. Welch' unkünstlerisches, grauses Durcheinander von Stilen, Farben und Formen entsteht da! Schreien die Mißtöne gar zu arg, da schafft wohl noch ein zorniges Machtwort des Regisseurs bis zum Abend ein wenig Abhülfe. Für gewöhnlich muß er die Antwort hören, daß die Zeit zu kurz sei, um bis zum Abend noch Abänderung zu treffen. Man verwendet zu wenig helfende Hände und man befleißigt sich einer knickernden Sparsamkeit, welche nicht etwa nur unnöthigen Luxus vermeidet, sondern welche jede Ausgabe, gälte sie auch dem unausweichlich Nothwendigen, perhorrescirt.

Daß gerade in Berlin sich dieser Schlendrian noch immer hat erhalten können, das hat mich in das größte Erstaunen versetzt. War doch eben das Gastspiel der Meininger zu Ende gegangen, denen die deutsche Metropole zwei Jahre nach einander die begeistertste Aufnahme bereitet hat. Ein doch gewiß lehrreiches Beispiel. Wodurch erreicht denn diese künstlerische Genossenschaft ihre enormen Erfolge? Nicht durch die Trefflichkeit der Darsteller in den einzelnen Rollen — so lautet wenigstens das allgemeine Urtheil in Berlin —, sondern durch die Sorgfalt der Mise-en-scène, durch die pedantischste Gewissenhaftigkeit in der Einübung der Massen, durch die geschmackvolle und stilgerechte Behandlung der äußerlichen Hülle der Vorstellungen. Bedeutende darstellende Kräfte verlangt das Publicum überhaupt nur von den ersten Bühnen des Vaterlands; sie sind gar selten heutzutage und man weiß das; aber ein wohlgefügtes Ensemble in der „Hülle“ und in der „Fülle“ kann ausnahmslos jedes Theater herstellen; dazu gehört nur eine kundige Leitung und gewissenhafter Fleiß auf den Proben. „Die Proben machen das Schauspiel und die Schauspieler,“ sagte mir vor Jahren der selige Heinrich Marr, und mit ihm sagt es Jeder, der vom Theater etwas versteht.

Die Proben! Es ist meine innige Ueberzeugung, daß es nur die lauen, unvollständigen Proben sind, an denen das deutsche Schauspiel erkrankt ist. Der Darsteller, der Theatermeister, der Requisiteur, der Comparseninspector — sie alle „markiren“. Erst wenn die Vorstellung schon auf dem Theaterzettel angezeigt ist, in der zwölften Stunde, am Morgen der wirklichen Aufführung erscheint das Stück auf der Probe, wie es Abends vor dem Zuschauer auftritt, und selbst dann nicht völlig so. Sitzt dann auch ein verständiger Mann auf dem Regiestuhle, er ist lahmgelegt in seinem bessern Wollen durch die Kürze der Zeit, das Feuer brennt auf den Nägeln und ein unfertiges, fleckiges, unkünstlerisches Gesammtbild des Stücks wird dem Publicum am Abend vorgestellt.

Ich könnte noch Mancherlei erzählen von andern Hemmungen und Hindernissen, denen unser Unternehmen begegnete, Hindernissen, wie sie die Mehrzahl der norddeutschen Theater bietet, welche ihre Vorstellungen auch während der Sommersaison geben, als da sind die den Theatern benachbarten Gärten mit ihren Restaurants, die in den Zwischenacten gespielte Concertmusik, die jedes Stück in Fetzen reißenden, alle Sammlung aufhebenden „größeren Pausen“. Ich unterlasse es, denn ich predigte doch tauben Ohren. Die dramatische Kunst geht — im Sommer besonders — nach Brot; sie fügt sich der Tyrannei der Mode und fröhnt den Trieben der Menge, wären diese Triebe auch nur Hunger und Durst. An die Genossen aber, die Künstler, „in deren Hand der Mensch-

Digitized by Google

heit Würde gegeben", ergeht mein Mahnruf: bewahret diese Würde, indem ihr die eure bewahrt. Künstler seid ihr nur, wenn ihr künstlerisch euren Beruf übt. Dazu gehört vor Allem, daß ihr fleißiger, gewissenhafter, hingebungsvoller probirt. Streicht aus eurem Wörterbuch den Ausdruck „markiren" und die Redensart „am Abend machen wir's schon". Die Proben sind unser Saatfeld. Nur wenn wir dieses fleißig bestellen, bringt uns der Abend die erhoffte Erndte.

Ein Kind der Welt.

Lucrèce a célébré en vers magnifiques une grande vérité dont nous vivons.
Constant Martha.

Als vor zwei Jahren Paul Heyses „Kinder der Welt" durch die Entschiedenheit ihrer materialistisch-atheistischen Tendenz auf der einen Seite einen Sturm des Beifalls, auf der andern ein Ungewitter entrüsteten Widerspruchs hervorriefen, da hat wohl unter den Freunden wie unter den Gegnern des Buches kaum der tausendste desjenigen Dichters gedacht, welcher vor mehr als neunzehn Jahrhunderten die gleichen Grundsätze, die gleiche Gesinnung der Weltkindschaft mit höchster Kühnheit und glühendster Begeisterung bekannt und verkündet hat. Des Titus Lucretius Carus Gedicht „vom Wesen der Dinge", welches seit Karl Lachmanns epochemachendem Vorgang in Deutschland ein Lieblingsgegenstand der Textkritik und der philologischen Erklärung ist, liegt bei uns dem nichtphilologischen Publicum außerordentlich fern; und doch gibt es keine einzige antike Dichtung, welche so gewaltig in den höchsten Zeit- und Streitfragen unserer Tage mitzusprechen vermöchte.

Nicht überall ist Lucrez so verschollen. In Frankreich, wo seit Jahrhunderten hervorragende Geister der verschiedensten Richtung, Männer wie Montaigne, Bossuet, Molière, Voltaire, Rousseau ihn geliebt, ihm Argumente und Aussprüche entlehnt und selbst wenn sie ihn bekämpften, durch den Ton ihrer Polemik und durch Nachahmung seiner Beredsamkeit ihm gehuldigt haben, ist er noch heute bei Gesinnungsgenossen wie bei Gegnern populär, ja er ist dies in jüngster Zeit erst recht geworden, Dank dem geistvollen, glänzend geschriebenen Buche von Constant Martha: Le poème de Lucrèce, morale—religion—science.*) Auf dieses, mit Recht von der französischen Akademie gekrönte Werk hinzuweisen erscheint mir als eine Pflicht gegen alle, welche Sinn haben für die Geschichte des geistigen Ringens der Menschheit. Ich schreibe aber kein Referat, sondern einen Essay, welcher, wenn er auch unter dem anregenden Einflusse des Martha'schen Buches entstanden ist und vielfach Spuren seiner Einwirkung zeigt, dennoch wesentlich aus der Quelle selbst geschöpft ist. Es ist nicht der gesammte Inhalt des philosophischen Lehrgedichtes, mit welchem sich dieser Essay beschäftigt, sondern nur dasjenige, was noch heute voller Lebenskraft und Wirksamkeit sich erweist. Der Dichter ist es, welchen ich dem Geschlecht unserer Tage nahe bringen will, und nicht weniger der beredteste aller Vorkämpfer einer antitheologischen Weltanschauung.

Diese Weltanschauung wurzelt bei Lucrez im Epikureismus, dessen Physik der eigentliche Gegenstand des Lucrezischen Lehrgedichtes ist. Der Epikureismus ist eine Herbstblume des griechischen Geisteslebens. Nicht ohne eigene Schuld der macedonischen Militärmonarchie erlegen und durch den Verlust der Freiheit im Nerv seines politischen Lebens gelähmt, war Hellas in eine Ermattung versunken, aus welcher sich die besseren Geister mühsam auf neuen Bahnen emporzuringen suchten. Aus diesem Ringen ist die epikureische und die stoische Philosophie geboren, bitter verfeindet vom ersten Athemzuge an und doch ein Zwillingspaar. Der Epikureismus ist das weniger männliche von beiden Systemen, ja er führt in seinen praktischen Consequenzen direct zum Quietismus. Er setzt das höchste Gut zwar nicht, wie die Unwissenheit und Leichtfertigkeit faselt, in die Wollust, wohl aber in die angenehme seelische Empfindung, welche womöglich mit Schmerzlosigkeit des Körpers verbunden sein soll. Um dies höchste Gut erreichen zu können, dazu bedarf es der Bändigung der Leidenschaften, dann aber, und darauf legen Meister und Schüler ein Hauptgewicht, der Beseitigung des Wahnes, als ob Götter die Welt geschaffen hätten, Götter sie regierten und als ob die Seele den Tod überdauerte und in einem Jenseits Lohn oder Strafe fände. Nur zu diesem Zwecke, nur um die Götterfurcht und das Bangen vor dem Tode sammt dem Gespenstergrauen vernichten zu können, beschäftigt sich Epikur mit der Physik. Sein physikalisches System entlehnt er der Philosophie des großen Demokrit, nur in wenigen Punkten modificirt er die alte Atomistik. Diese epikurische Atomistik also ist es, welche Lucrez in den 6 Gesängen seines Gedichtes behandelt. Er hält dabei den Blick unverrückt auf Ziel und Zweck des Systems gerichtet und schärft die praktischen Hauptsätze der Lehre Epikurs bei jeder Gelegenheit ein. Lucrez predigt aber die Philosophie der Leidenschaftslosigkeit mit einer Leidenschaft, wie sie nicht feuriger und ungestümer, aber auch nicht schöner und edler gedacht werden kann, einer Leidenschaft, welche seinem Meister ganz fern liegt. Diese seltsame Erscheinung erklärt Martha mit Recht einmal aus dem Gegensatze zwischen der überwiegend heiteren griechischen und der überwiegend düsteren, die Geister der Gläubigen mit tausendfacher Furcht unterjochenden römischen Religion. Andererseits betont der feinsinnige Forscher nicht minder die persönlichen Ursachen, vor allem den Eindruck, welchen die Zeitereignisse auf den Dichter machen mußten. Wer als Knabe die Marianischen und Sullanischen Greuel, als Mann die grauenvolle Catilinarische Verschwörung erlebt, den mußte, wenn sein Geist ebenso feurig wie frei von Ehrgeiz war, Epikurs friedebringende Lehre zur höchsten Begeisterung entflammen.

Lucrez' Wesen, Gesinnung und Streben, den Kern des Menschen und Mannes, können wir nicht epigrammatischer bezeichnen als mit den schönen Worten, mit welchen Paul Heyses heiter entsagender Balder sich selbst zeichnet:

„Vom Dienst der Musen
Das Herz geschwellt,
Mit reinem Busen
Ein Kind der Welt".

Dies Kind der Welt will nun auch andere zu Weltkindern machen, zu Weltkindern in seinem Sinne, vor allem seinen Freund C. Memmius Gemellus. Dieser vornehme Römer, reich begabt, aber träge, eitel und ohne sittlichen Halt, ein Epikureer „selon le monde", nicht „mit reinem Busen ein Kind der Welt", hatte den Unterricht seines philosophischen Freundes gar sehr nöthig.

„Vom Dienst der Musen das Herz geschwellt," versüßt nun Lucrez die Herbigkeit des Systems durch den Liebreiz der Poesie. Dieses Liebreizes Fülle zu verleihen ruft er Venus an, die „Mutter der Aeneaden", d. h. der Römer. Diese Bezeichnung ist eine Concession, welche der Philosoph dem Patrioten macht. In Wahrheit meint er nicht die schaumgeborene Göttin, deren Minne Anchises im schattigen Bergwalde des Ida genossen, sondern die allgebärende Natur, deren Mysterium er entschleiern will. Der, welcher den Isisschleier zuerst gehoben hat, ist Epikur. Ihn feiert der Dichter, wie nie ein Schlachtensieger gefeiert worden ist:

„Schmachvoll lag auf Erden das menschliche Leben im Staube,
Völlig erdrückt von der Religion schwerlastender Herrschaft,
Welche aus Wettergewölk ihr gewaltiges Unheilsantlitz
Herschaun ließ, mit Entsetzen der Sterblichen Seele bedrängend;
Da, da wagt es ein Grieche zuerst sein sterbliches Auge
Gegen sie frei zu erheben, zuerst ihr entgegen zu trotzen.
Weder der Tempel ragende Pracht, wo die Götter man ehret,
Noch auch der zuckende Blitz und das dräuende Dröhnen des Himmels
Bricht seinen Muth, nein, mächtiger nur entfacht's ihm der Seele
Feurige Heldengewalt und er brennt vor Verlangen, der erste
Aufzusprengen des Thors der Natur festschließende Riegel.

*) Deuxième édition. Paris 1873, Hachette & Co.

Digitized by Google

So bricht siegend der Geist sich mit Urkraft Bahn, und herausdringt
Vorwärts weit er über der Welt gluthathmende Wallung*)
Und er durcheilt das unendliche All mit Sinn und Gedanken".
(I 62—74.)

Von diesem Alexanderzuge, welcher nicht durch Länder und Meere, sondern durch Weltenräume ging, bringt Epikur Kunde zurück, die Kunde, daß alles Werden und Sein und Vergehen durch tiefgegründete, unwandelbare Gesetze bestimmt ist. Dieser große, für den erleuchteten Theil der Menschheit längst zum unverlierbaren Eigenthum gewordene Gedanke ist es, auf welchen sich jener Ausspruch Marthas bezieht, welchen ich als Motto vorangestellt habe. Mit Recht schreibt Martha das Verdienst nicht dem Philosophen, sondern dem Dichter zu, denn auf den Schwingen der Lucrezischen Poesie ist die Erkenntniß des obersten Naturgesetzes siegreich durch die spätere Römerwelt gedrungen.

Das System, welches jenen Satz durchführt, weiter zu verfolgen, zu zeigen, wie es in consequent mechanischer Weise die Welt aus den Atomen und dem Leeren aufbaut, ist hier nicht der Ort. Hier interessirt uns vor allem der Geist und die Gesinnung des Dichters. Unter seinen großen Eigenschaften tritt eine überall auf das mächtigste hervor. Ich meine die Stärke der inneren Anschauung, die Fähigkeit aus der Fülle alles Lebens Bild auf Bild rein und ganz und farbenglänzend herauszuheben und energisch, wie die Dinge selbst, zum inneren Sinn und zur Seele sprechen zu lassen. In diesem Vermögen reicht außer Homer kein Dichter des Alterthums an Lucrez heran. Auch unter den Neueren ist ihm nur Einer gleich an Kraft des Schauens und Gestaltens, Goethe, welcher den Lucrez liebt und ihm nicht wenig verdankt. Ich kann hier aus reicher Fülle nur wenige Beispiele hervorheben.

Herrliche Bilder bietet ihm vor allem das Licht. So vergleicht er einmal mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls die des Atomenfluges, welche er als viel größer bezeichnet. Das gibt sofort ein kleines Gemälde.

„Streuet der Morgen sein jugendlich Roth auf die Erdengefilde
Und in dem einsamen Bergesgehölz hinflatternd erfüllen
Tausend Vögel die Frische der Luft mit melodischem Liede,
Wie zu derselbigen Frist so schnell die goldene Sonne
Pflegt die erwachende Welt mit den Strömen des Lichtes zu baden,
Das ist jedem vor Augen und kund durch viele Erfahrung".

Von frappirender Wahrheit ist ferner eine fast unmittelbar vorangehende Schilderung eines Vorganges, bei welchem das Licht gleichfalls eine Rolle spielt, die des Tanzes der Sonnenstäubchen, welcher das Treiben der unverbundenen Atome im leeren Raume veranschaulichen soll.

„Schaue du zu, wenn durch engen Spalt die Strahlen der Sonne
Gießen das blendende Licht in dunkele Räume des Hauses.
Winzige Stäubchen siehst du dann viel, wie sie wirr durcheinander
Tanzend dahin sich bewegen im Lichte der schimmernden Streifen,
Wie, zu Geschwadern geschaart, wettkämpfend in ewigem Kriege,
Heiße Gefechte sie liefern und nie ablassen vom Streite,
Jetzt im Verein, jetzt wieder getrennt, in beständigem Wechsel.
Danach stelle dir vor, in welchem Tumult die Atome
Durch den unendlichen Raum umhergeworfen sich tummeln.
(II 112 f.)

Eine große Reihe von besonders glänzenden Bildern enthält das vierte Buch, welches von den Sinneswahrnehmungen, dem Denken und dem Geschlechtsleben handelt, und vor allem die ersten 520 Verse, welche das Zustandekommen der Gesichtswahrnehmung erklären. Die Gesichtswahrnehmung entsteht nach Epikur dadurch, daß sich unablässig von den Dingen die obersten Atomenschichten als feine Membranen ablösen und, mit ungeheurer Schnelle vorwärtsfliegend, in endloser Folge Stoß auf Stoß die Pupille treffen. Um einen solchen Vorgang glaublich zu machen und zu veranschaulichen, schildert Lucrez unter anderm folgende Erscheinung:

„Wenn, über weite Theater gespannt, buntfarbige Segel,
Gelblich und roth und von dunkelem Blau, von den ragenden Masten
Fern zu den Balken des oberen Rands hinzittern und fluthen,
Magst du gar oft es sehn, wie sie farbige Schimmer entsenden.
Denn die Versammlung, Kopf an Kopf, auf den Bänken des Halbrunds
Färben sie warm und die Bühne, die festlich prangt, und der Götter
Marmorbilder umher und lassen in ihrem bewegten
Schimmer sie fluthen und blühn".
(IV 72—80.)

Häufig reiht sich eine ganze Anzahl wunderbarer Bilder zusammen, wie Perlen an der Schnur.

Lucrez legt, wie Goethe, ein Hauptgewicht darauf, daß den Sinnen zu trauen sei. Bei den sogenannten Sinnestäuschungen ist es vielmehr der Verstand, welcher durch einen Fehlschluß den Irrthum hervorbringt. Die Reihe von Sinnestäuschungen, welche aufgezählt wird, gibt eine Reihe von Gemälden. Zwei von diesen mögen hier ihre Stelle finden.

„Wenn die Natur das goldene Rund leis' zitternden Feuers
Morgendlich aufglühen läßt und über den Bergen emporgehn,
Liegt das Gebirge, das scheinbar des Lichtballs Gluthen versengen,
Kaum vom Betrachter entfernt zweitausend Flüge des Pfeiles;
Zwischen dem nahen Gebirg' und der Sonne dehnen sich endlos
Spiegel des Meers, überwölbt von unendlichen Aetherbezirken,
Dehnen unzählige Länder sich aus, und Völker bewohnen
Zahllos die Länder, verschieden von Art, und Geschlechter der Thiere.
Und eine Wasserlache, die leicht dein Finger ergründet,
Wie sie zwischen den Steinen des Straßenpflasters sich bildet,
Läßt nach unten den Blick so endlos weit sich verlieren,
Wie sich nach oben der Himmel, der abgrundtiefe, dir aufthut,
Daß du mit Staunen Sonn' und Gewölk dir unter den Füßen
Hinziehn siehest und, dunkelt die Nacht, der Sternengebilde
Wundergestalten, versenkt tief unter die Fläche der Erde".
(IV 404—419.)

Nicht minder meisterhaft als erhabene, schöne oder liebliche Naturscenen schildert Lucrez jene Schrecken, welche die Poesie sonst zu verschleiern pflegt. Das Schauergemälde der athenischen Pest, in welchem der Dichter mit dem Historiker Thucydides wetteifernd um den Preis lichtvollster Klarheit und wirksamster Naturwahrheit ringt, ist auch über den Kreis der Philologen hinaus bekannt und berühmt.

Wenn der bei weitem größere Theil der Lucrezischen Bilder und Gemälde aus der unbeseelten Natur genommen ist, so erscheint das im Gegenstande begründet. Wo er aber dennoch Veranlassung hat, Scenen aus der beseelten Welt darzustellen, da erscheint seine Beobachtungs- wie seine Darstellungsgabe nicht weniger groß. Gleich im Eingang bewundern wir das Gemälde der Opferung Iphigeniens, auf das hinweisend der Dichter ausruft:

„Solchen Frevel vermochte die Religion zu gebieten!"

Tiefe Empfindung ist Lucrez überhaupt eigen, kaum weniger als dem ihm so nahe verwandten Goethe. Der Zweck und der Stil des Lehrgedichtes bringt es mit sich, daß dieses Seelenleben nicht im lyrischen Schwunge frei hervorspringt. Aber fühlbar wird es überall. Die Darstellung ist auch an den ruhigsten Stellen von einer sanften Wärme durchdrungen, die Warnungen und Mahnungen durchglüht ein beredtes, aber nicht rhetorisches Pathos, die Bilder menschlichen Elends oder menschlicher Verkehrtheit zeigen in ihrer satirischen wie in ihrer elegischen Färbung die tiefste Theilnahme des Dichtergemüthes. Am mächtigsten bewegt und deshalb auch am gewaltigsten ergreifend erscheint aber das Pathos eines für das Wohl der Menschheit glühenden Herzens, wo „die Wunden des Lebens", der Glaube an weltregierende Götter und der Unsterblichkeitsglaube bekämpft werden. „Wenn Lucrez die Götter angreift, erinnert er uns an den heiligen Wahnsinn eines Hierophanten, welcher die Orakel seines Gottes verkündet." Diese Worte Marthas bezeichnen vortrefflich die feurige und weihevolle Begeisterung des Prometheus unter den Dichtern.

*) D. h. den Aether, die Feuerluft, welche die Welt umschließt.

Digitized by Google

Aber nur den Göttern des Volksglaubens gegenüber ist Lucrez ein himmelstürmender Gigant. An die Götter Epikurs glaubt er. Der weltkluge Attiker hat es bekanntlich nicht für rathsam gehalten die Götter zu leugnen, aber er hat ihre Macht völlig zu eliminiren gewußt, indem er sie zu ewigem dolce far niente verdammt und in die Metakosmien, die Zwischenräume zwischen den Welten, verwiesen. So muß denn sein Jünger, der ruhelose Feuergeist, an Götter glauben, welche das gerade Gegentheil seines Wesens sind. Von diesen singt er:

„Jegliche Götternatur muß selbstgenügsam und selig,
Ewigen Lebens gewiß, des Friedens Fülle genießen,
Fern, unerreichbar fern von der Sterblichen Thaten und Leiden.
Denn, vor jeglichem Schmerz, vor allen Gefahren gesichert,
Mächtig durch eigene Kraft und niemals unser bedürftig,
Fühlt sie für unser Verdienst nicht Dank, noch fällt sie der Zorn an".
(II 646—651.)

Bei dieser Anschauung muß es dem Lucrez beinahe als eine Beleidigung der Götter erscheinen, wenn man ihnen Weltregierung und Sorge um Menschenwohl beilegt. Daß sie zunächst nicht die Welt geschaffen zu haben brauchen, folgert der Schüler Epikurs aus der Kraft der Atome, rein mechanisch und zufällig Welten zu bilden, daß sie sie nicht geschaffen haben können, aus der Unzahl der Welten und der Unvollkommenheit dieser Welt. — Aus der Unzahl der Welten:

„Denn, bei den heiligen Göttern, die, seligen Frieden im Busen,
Ewig ein ruhiges Leben, ein himmlisch heitres, genießen!
Wer kann zahllose Welten im endlosen Raume regieren,
Wer in der lenkenden Hand ihre Zügel, die mächtigen, halten?
Wer kann drehen zugleich die sämmtlichen Himmelsgewölbe,
Sämmtliche Erden mit Gluth aus der Höhe befruchtend erwärmen?
Wer kann, jeglicher Zeit an jeglichem Ort gegenwärtig,
Decken mit Wolkenschatten die Flur und die Heitre des Himmels
Schüttern mit Donnergedröhn, Blitzstrahlen entsenden und oftmals
Stürzen die eigenen Tempeln, in Wüsten fliehen und wüthend
Ueben sein Flammengeschoß, das oft die Schuldigen schonet
Und die Gerechten entseelt, die keine Strafe verdienten?"
(II 193—204.)

Wie man sieht, verflicht Lucrez mit dem von der Zahllosigkeit der Welt hergenommenen Argumente sehr geschickt ein zweites, welches von der Gleichgültigkeit der Naturkräfte gegen Gut und Böse hergenommen ist. Diese Thatsache ist auch ein Factor der Unvollkommenheit dieser Welt, welche den zweiten Hauptgrund abgibt.

Nimmer kann diese Welt ein Werk der Gottheit sein, mit so großer Schuld belastet steht sie da. Bei weitem der größte Theil der Erde ist durch Bodenbeschaffenheit oder Klima unbewohnbar. Was von Land übrig bleibt, das muß der Mensch mühsam bauen und, wenn er schon die Saat grünen sieht, berauben ihn oft noch feindselige Naturgewalten des Lohnes seiner Mühe. Außerdem wimmeln Land und Meer von verderblichen Thieren, Krankheiten kommen im Gefolge der Jahreszeiten, unzeitiger Tod durchschweift die Welt. Hier folgen berühmte, oft nachgeahmte Verse:

„Wie ein Schiffer, von wüthender Fluth an's Gestade geschleudert,
Liegt auf dem Boden das Kind, noch sprachlos, alles entbehrend,
Dessen das Leben bedarf, sobald es Natur durch die Wehen
Aus der Gebärerin Leib in die Lichtregionen gefördert,
Und es erfüllt mit Gewimmer den Raum, wie billig und recht ist,
Da es der Uebel so viel im Dasein hat zu erwarten.
Aber es wächst das Lamm und das Zicklein, das Kalb und das Rehlein;
Und es bedarf keiner Knarren, noch braucht es der zärtlichen Amme
Schmeichelnden Laut, der gebrochen das Lallen der Säuglinge nachahmt,
Noch auch verlangt es ein wechselnd Gewand mit der wechselnden Jahrszeit,
Noch auch braucht es Waffen und Wehr und ragende Mauern
Seinen Besitz zu bewahren, da jeglichem jedes von selber
Reichlich die Erde gebiert und die kunstreich fleiß'ge Naturkraft".

Auf diese Verse bezieht sich Martha, welcher in einem eigenen Capitel „die Trostlosigkeit des Systems" behandelt; sie sollen zeigen, wie düster der Dichter das Leben angeschaut habe. Erwägt man aber, daß es sich dem Dichter hier nur darum handelt, durch die Unvollkommenheit der Welt eine göttliche Weltschöpfung unglaublich zu machen, so hört diese Stelle auf, ein Beweis für eine trostlose Lebensanschauung des Lucrez zu sein. Kann wirklich der, welcher „aus der heiteren Höhe der Weisheit" auf die irrenden Menschen halb mitleidig halb freudig hinabschaut, welcher versichert, die Philosophie mache es möglich „weise und selig wie Götter zu leben" (dignam dis degere vitam), in das Sophokleische „nicht erzeugt sein, ich acht' es das beste Loos" einstimmen?

Der zweite Hauptgegenstand von Lucrez' Polemik ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele.

Nachdem der Dichter im zweiten Buche den Atomen neben anderen Qualitäten auch die Beseelung abgesprochen und gezeigt, daß das Leben nur durch die Art der Zusammensetzung bestimmter Atome entstehe und durch eine Aenderung der Zusammensetzung verschwinde, hat er sich zum Erweise der Vergänglichkeit der Seele den Weg gebahnt.

Die epikureische Psychologie, welche Lucrez in B. III, entwickelt, läßt den Geist und die Seele aus vier Elementen, der Luft, dem Winde, dem Feuer und einem sehr feinen namenlosen vierten Stoff bestehen. Geist und Seele sind verbunden und bilden zusammen Eine Natur, aber das Herrschende ist der Geist: er, in dem wohl jenes vierte Element in größerer Menge vorhanden zu denken ist, hat seinen Sitz in der Brust. Der übrige Theil, die Seele, ist durch den ganzen Körper vertheilt und gehorcht und bewegt sich auf den Wink und den Anstoß des Geistes. Die Bewegung der Seele ist Empfindung und Trieb, die des Geistes Denken und Wollen. Die Mischungsverhältnisse der vier Elemente in Seele und Geist bestimmen das Temperament, dessen Fehler jedoch durch Philosophie corrigirt werden können. Dies die Grundzüge einer Psychologie, wie sie nur bei crasser Unkenntniß der Physiologie möglich war.

Anders als mit dieser werthlosen Hypothese steht es mit den Argumenten gegen die Unsterblichkeit der Seele, welche größtentheils von dieser Hypothese unabhängig sind. So wichtig ist diese Frage, daß der Dichter nicht weniger als achtzehn Beweise vorbringt, darunter solche, deren Widerlegung zu allen Zeiten die schwierigste Aufgabe der Anhänger der Unsterblichkeit gewesen ist. Ich lasse die wesentlichsten Argumente hier folgen.

Die Seele (im weiteren Sinne des Wortes) entwickelt sich zugleich mit dem Körper und altert zugleich mit ihm. Wie der Leib durch Krankheit und Schmerz, so leidet sie durch Sorge, Trauer und Furcht: wie bei jenem das Leiden für die Sterblichkeit spricht, so auch bei ihr. Ja noch mehr: der Geist nimmt auch an den Leiden des Körpers Theil, bei denen nicht selten Wahnsinn oder Lethargie ihn umnachten. So umnebelt auch der Wein, der den Körper erhitzt, zugleich den Geist; was aber krankt, das kann auch einmal sterben. Wie der Körper, kann ferner auch der Geist geheilt werden, durch materielle Medicamente: er ist also nicht unveränderlich.

Gegen die Präexistenz der Seele, aus welcher mit hoher Wahrscheinlichkeit ihre Unsterblichkeit zu folgern wäre, spricht schon der Umstand, daß sie durchaus keine Erinnerung von einem früheren Sein hat. Ferner wäre, wenn die Seele erst bei der Geburt in den Leib eingetreten wäre, eine solche alldurchdringende Beseelung unmöglich, wie sie jetzt stattfindet; denn selbst Knochen und Nägel nehmen an der Empfindung Theil. Offenbar aber spricht dieser Umstand auch direct gegen die Unsterblichkeit. Eine so beispiellos eng verwachsene Substanz kann sich nicht lösen, ohne sich aufzulösen. Eine der bei Annahme der Präexistenz entstehenden Schwierigkeiten ist mit besonders glänzendem Humor ausgemalt:

„Daß bei geschlechtlicher Lust und der Menschen und Thiere Geburten
Seelen zugegen sein sollen, ist lächerlich über die Maßen.
Sie, die Unsterblichen, sollen nach sterblichen Gliedern sich umsehn,

Digitized by Google

Sollen, unzählig an Zahl, in ungestümem Gedränge
Streiten, welche zuerst, vor allen andern, hineinschlüpft!
Wenn sie nicht unter einander vielleicht sich dahin geeinigt,
Daß, die zuerst herfliegend genaht, zuerst auch hineinschlüpft,
Und sie brutale Gewalt auf diese Weise vermeiden". (III 776 ff.)

Nachdem die Reihe der Beweise geschlossen ist, zieht Lucrez die Folgerung und verkündet sie mit der ganzen Gewalt seines Pathos:

„Nichts geht also der Tod uns an, er berühret uns gar nicht,
Da, wie der Leib, auch Seel' und Geist dem Tode verfallen.
Und wie in voriger Zeit kein Weh, kein Leid wir empfunden,
Als zum gewaltigen Kampf die Karthager von jeglicher Seite
Stürmten und rings, so weit sich das Blau dort wölbet, hier unten.
Bebte die Erde, vom grausen Tumult des Krieges erschüttert,
Banger Erwartung voll, ob den Römern oder den Pönern
Endlich das Weltregiment zufiele in Ländern und Meeren,
So wird, wenn wir nun nicht mehr sind, wenn Körper und Seele
Nun sich getrennt, aus denen wir jetzt einheitlich verknüpft sind,
Nichts, gar nichts uns fürder geschehn, uns, die wir alsdann ja
Nicht mehr sind, nichts wird ein Gefühl uns ferner erwecken,
Mischt sich zum Chaos auch Erd' und Meer und die himmlische Wölbung".
(III 830—842.)

Tod ist volle, unbedingte Vernichtung der Persönlichkeit. Wenn ein Mensch das einräumt und dabei doch außer sich darüber ist, daß nach seinem Tode sein Leib im Grabe verwesen oder von den Flammen verzehrt werden soll oder gar von wilden Thieren zerfleischt werden, so hat er die unbewußte Vorstellung, daß er doch noch weiter bestehen werde; und sieht nicht, daß im wahren Tode er nicht als ein zweites Ich seinen Untergang beklagen, nicht dabeistehend mit Betrübniß zusehen kann, wie der daliegende Leichnam zerfleischt oder verbrannt wird.

Dann wendet sich des Dichters Spott gegen diejenigen, welche die Todten um den Verlust der Lebensgüter beklagen:

„Nimmer empfängt dich dein trauliches Haus und die treffliche Gattin,
Nicht mehr laufen mit Lust dir die süßen Kinder entgegen,
Eines dem andern den Kuß vorweg zu nehmen, daß Wonne
Heimlich das Herz dir rührt; nicht kannst du durch glänzende Thaten
Groß dastehen, den Deinen ein Hort; „entrissen auf ewig"
Sagen sie, „hat unselig dir Unglücksmenschen ein einz'ger
Tag mit feindlicher Hand so köstliche Güter des Lebens".
Das aber fügten sie nicht hinzu: „Auch wird ein Verlangen
Nie dich nach irgend einem von diesen Dingen berühren".
Wenn sie nur dies durchschauten und fest auch hielten im Reden,
Würden das Herz sie befrein von gewaltigem Bangen und Aengsten".
(III 894—903.)

Andere benehmen sich noch unbegreiflicher:

„(Mancher erkennt gar wohl und gesteht, daß mit der Vernichtung
Aufhört jegliches Leid; und dennoch hört man ihn klagen:)*)
„Du wirst ruhn, wie jetzt dich der Tod in Schlummer gesenkt hat,
Ruhn durch ewige Zeiten, erlöst von jeglichem Schmerze,
Wir aber haben um dich an dem schrecklichen Scheiterhaufen,
Wo du zu Asche zerstiebt, nicht sättgen uns können mit Weinen;
Kein Tag kommt, der den ewigen Gram uns nähme vom Herzen".
Den muß also man fragen, warum es so bitter erscheine,
Dieses Geschick, wenn alles auf Schlaf und Ruhe hinauskommt,
Daß sich ein Mensch in ewigem Leid drum könne verzehren".
(III 904—911.)

Endlich muß die Natur selbst ihre strafende Stimme erheben:

„Sprich, was ist dir, o Mensch, daß du übermäßiger Trauer
So dich völlig ergibst? Was beseufzest du weinend das Sterben?
Denn wenn das Leben bis jetzt, das vergangne, dir lieblich und süß war,
Wenn dir nicht jeder Genuß, als hätt' in ein Faß ohne Boden
Man ihn geschüttet, entfloß und ohne zu laben dahinschwand,
Warum gehst du nicht, ein gesättigter Gast, von des Lebens
Tafel hinweg und legst dich, du Thor, gleichmüthig zur Ruhe?*)
War aber jeder Genuß bei dir unwirksam verschwendet,
Ist dir das Leben zur Last, was suchst du's immer auf's neue
Anzureihen, was auch nur umsonst ist, nie dich erquickt,
Warum steckst du nicht lieber ein Ziel dem Leben, dem Streben?
Andres vermag es ja nicht dir zu schaffen und dir zu erfinden,
Mehr dich zu freuen geschickt: es ist allzeit alles dasselbe".
(III 933—945.)

Zuletzt kommt Lucrez auf den Gedanken zurück, daß die Natur aus dem Tode neues Leben schafft:

„Keiner versinkt in des Abgrunds Schoß und in Tartarus' Dunkel,
Nein, es bedarf ja des Stoffs, daß die Folgegeschlechter entstehen.
Aber auch sie einst enden den Lauf und folgen in's Grab dir.
So wie du, ging jedes dahin, wird jedes dahingehn.
So wird unablässig sich eins aus dem anderen bilden;
Keinem zu eigen verliehn wird das Leben, nur zum Genusse**).
Ferner erwäge auch dies: nicht hat uns das frühere Alter
Irgend, das ew'ge, berührt, das unserem Werden vorausliegt.
Darin zeigt die Natur wie im treuen Spiegel das Bild uns
All der Zeit, die dereinst nach unserm Tode vergehn wird.
Siehst du nun hier ein düsteres Bild, ein schreckendes Antlitz?
Scheint dir dies Nichtsein friedlicher nicht als der sanfteste Schlummer?"

Alle Schrecken und Qualen, deren Schauplatz für den Aberglauben die Unterwelt ist, sind vielmehr im Leben zu suchen. Der Stein, dessen Sturz den Tantalus ewig bedroht, ohne je zu erfolgen, ist die eitle Furcht vor den Göttern. Die Geier, welche den Tityos zerfleischen, sind die Begierden, welche die Menschen quälen. In Sisyphusmühen martert sich der immer erfolglos strebende Ehrgeiz. Die anderen Strafen des Todtenreiches sind nur, um den Gedanken des römischen Dichters mit einem deutschen Dichterworte von ewigem Gepräge auszudrücken:

„Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst".

Der letzte Trost, welcher der Todesfurcht gespendet wird, ist eine glänzende Variation des homerischen

„Sterben
Mußte ja auch Patroklos, der so viel besser als du war".

Der Leser soll sich zuweilen selbst zurufen: Gestorben ist auch der gute König Tullus und Ancus, gestorben so viele Gewaltige der Erde. Scipio, des Krieges Blitz, Carthagos Schrecken, gab sein Gebein der Erde, als wäre er der niedrigste Knecht. Dahingegangen sind auch der Künste und der Weisheit Meister, ein Homer, ein Demokrit. Ja auch Epikur ist gestorben, vor dessen Genius aller Sterblichen Geisteskraft erbleicht, wie die Sterne vor der Sonne im blauen Aether.

An die Untersuchung über die Natur der Seele und des Geistes reiht sich im vierten Buche naturgemäß die Darstellung der Entstehung der Sinneswahrnehmung wie der Vorstellung des Wollens an und mit dieser ist die des Geschlechtslebens verknüpft. Das Gemälde des Geschlechtslebens ist in seiner eigenartig stolzen und kühnen Nacktheit von nie veraltender Wirkung.

Lucrez findet die Wurzel der geschlechtlichen Liebe einzig im Physiologischen. Bilder schöner Menschen, auch im Traume auf den Geist eindringend, regen den Trieb an, der Naturinstinct weist den Weg zu seiner Befriedigung. Diese ist gut, ist noch-

*) Verse dieses Inhalts müssen hier ausgefallen sein.

*) Ich muß hier eines Mannes gedenken, der, der Besten einer, vor kurzem so recht „als ein gesättigter Gast" von des Lebens Festmahl hinweggegangen ist. Vielen der Leser dürften die schönen Verse bekannt sein, welche David Strauß auf dem Sterbebette geschrieben hat.

„Auch du, ohne Klage,
Gedenke der Tage,
Die froh wir verlebt.
Wer Gutes empfangen,
Der darf nicht verlangen,
Daß nun sich der Traum in's Unendliche webt".

**) Vitaque mancipio nulli datur, omnibus usu.

Digitized by Google

wendig, weil ohne sie die Welt der Lebenden nicht bestehen könnte, aber aus diesem Triebe kann sich bei mangelnder Zucht der Seele ein arges Uebel entwickeln: Amor, die Verliebtheit, die Liebesnarrheit, der Liebeswahnsinn. Man hat hier nicht an jene leidenschaftliche Regung zu denken, welche Romeo und Julia zu einander zieht, an jenen ungestümen Drang des Herzens, mit dem der deutsche Jüngling die Jungfrau umwirbt, um sie zu seinem Weibe zu machen. Liebe d. h. Verliebtheit und Ehe hatten im Alterthume in der Regel nichts mit einander zu thun. Hetären, meist freigelassene Griechinnen, waren es, welche die jeunesse dorée von Rom am Narrenseile hielten, finanziell, geistig und körperlich ruinirten und endlich — wegwarfen. Daß Lucrez eine solche Verirrung bekämpft, wird niemand mißbilligen. Der Cynismus, mit dem er es thut, wird entschuldigt durch die römische Denkweise, durch den Geist des Systems und durch die pädagogische Tendenz: den Geistesadel des Dichters zieht er in keiner Weise herab. Die Kraft der Satire aber, welche Lucrez hier wie auch sonst vielfach entwickelt, weist ihm geradezu den ersten Rang unter den Satirikern des Alterthums an. Hier ist die Schärfe Juvenals ohne dessen gallichte Bitterkeit; es ist die Satire eines hoch über der Misere der Dinge schwebenden, wahrhaft göttlichen Humors.

Zur Mittheilung eignet sich natürlich nur weniges aus dieser Partie. Ich wähle die berühmte von Molière*) nachgebildete Stelle von der Narrheit der Verliebten, welche in den körperlichen oder geistigen Fehlern des Gegenstandes ihrer Leidenschaft Schönheiten oder moralische Vorzüge sehen. Wenn die Schmeichelwörter, welche aus dieser Narrheit entspringen, zum Theil griechisch sind, so ist das nach dem oben Gesagten leicht begreiflich. Der Verliebte schmeichelte seiner Herrin gern in ihrer Muttersprache:

Ist die Geliebte des närrischen Tropfs schwarzgelblich von Farbe,
Heißt sie „ein Goldtopaschen", die schmutzige Schlumpe, die nennt man
Une beautée negligée, die mit Katzenaugen „Minerva";
Eine, die sehnig und dürr, „Gazellchen", die winzige Zwergin
„Grazie", „niedliches Ding", die Große, die ganz Kolossale
„Eine Junonengestalt", „majestätisch". Stammelt die Schöne
Jämmerlich, ei, „sie lispelt so süß", und spricht sie vor Dummheit
Nie ein Wort, so ist sie „verschämt". Ist heftig die Holde,
Bissig, ein keifendes Weib, so heißt's „der bezaubernde Hitzkopf",
„Zart" ist dann ma mignonne, wenn die Abgezehrte nur mühsam
Weiter zu leben vermag, und ist sie gar an der Schwindsucht
Eigentlich schon gestorben, so wird allmählich sie „maigre".
Dick, vollbusig, das gibt eine Ceres, die säugende nämlich,
Eine gestülpte Nase „Silenchen" und „weiblicher Satyr".
Die mit den wulstigen Lippen, die Negerin, heißt „Kußmäulchen".

So verächtlich und lächerlich Lucrez diese Verkehrtheit und die Leidenschaft findet, deren Symptom sie ist, so würdig denkt er von der Ehe. Von ihr leitet er dort, wo er die prähistorische Entwicklung der Menschheit darstellt, den Anfang aller Gesittung her, V. 1011 f.

Die Darstellung des Entwicklungsganges der vorgeschichtlichen Cultur — V. 925, Ende d. B. — ist reich an feinen und bedeutsamen Zügen. Besonders entsprechend schildert der Dichter das idyllische Leben, welches die Menschen auf der ersten Stufe einer naiven Gesittung beglückte, aber er ist weit entfernt von dem Rousseau'schen Irrthum, als ob eine Rückkehr zu jenen Zuständen wünschenswerth wäre, er feiert vielmehr die Fortschritte seines Geschlechts mit freudiger Liebe:

„Schiffe und Bodencultur, befestigte Städte, Gesetze,
Waffen, Gewand, Landstraßen und andere nützliche Dinge,
Und dazu, was freundlich das Dasein schmückt und verschönet,
Dichtkunst, Werke des Pinsels und Schöpfungen sinniger Plastik,
Thätigkeit hat's, nie ruh'nder Versuch unermüdlichen Geistes
Endlich gelehrt die Schritt vor Schritt fortschreitende Menschheit.
Eins sehn nach dem andern sie herrlich erblühn durch des Busens
Sinnige Kraft, bis so sie den ragenden Gipfel erreichten".

*) Le Misanthrope. Act. 2, Sc. 6.

Mit dieser Huldigung für das Menschengeschlecht endet der fünfte Gesang und mit ihm der Theil des Gedichtes, in welchen wir die Leser der „Gegenwart" einführen durften.

Adolf Krieger.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Fürstin Andrea von Argèles (L'idole).

Schauspiel in 4 Acten von Crisafulli und Stapleaux.

Aufgeführt im Residenztheater.

Graf Therigny, ein junger Mann, der eine Million und nach der im Stücke von Mehreren wiederholten Versicherung Geist und Herz besitzt, liebt die Fürstin Andrea, die natürlich bereits verheirathet ist und folgt derselben in das Bad Luchon. Sein Freund, Baron Montenac, verschafft ihm eine Unterredung mit der Dame, die ihm erklärt, er müsse sie vergessen, denn sie sei eine sehr ehrenhafte Frau. Graf Reginald wird edelmüthig und verspricht zu scheiden, da kommt der Baron als parodirter Mephisto und gibt dem naiven Freund zu verstehen, daß er sicher siegen werde, wenn er den Muth habe zu bleiben. Das überzeugt Therigny, und als die Fürstin allein ist, steigt er in einem Anfall von Romantik durch das Fenster und erklärt mit viel Pathos, daß er nicht scheiden könne, denn seine Liebe sei zu groß. Die Fürstin, am Ende des ersten Actes noch immer die tugendhafte Frau, ergreift eine Klingel, es erscheint ein Lakai, welche Anspielung der junge Mann versteht.

Therigny ist über die Tugend der Fürstin so unglücklich, daß er beschließt, seine Million bis auf ein Zehntel durchzubringen, er spielt hoch und wird, wie die Autoren dem Publicum versichern lassen, der gefeierteste Cavalier von Paris, das Ideal der guten Gesellschaft, während seine Seele die Anspielung mit dem Lakaien noch immer nicht verschmerzen kann. Seine Schwester, eine Freundin der Fürstin, hat dieselbe überredet, den Bruder von seinem wüsten Leben zurückzubringen und ihm den Kopf zurechtzusetzen. Andrea, im Bewußtsein, dem jungen Manne den Kopf verrückt zu haben, hat den Auftrag übernommen und benutzt einen Maskenball bei einer Freundin, um den Grafen auf den Weg der Wohlanständigkeit zu bringen und ihn nebenbei zu überzeugen, wie schätzenswerth ihre Freundschaft sei. Therigny will über Liebe, die ihm von der Fürstin, als sie den Salon verläßt, abgeschlagen wird, doch in einer Weise, die ihre Tugend schon als wankend erscheinen läßt. Der Graf bekommt Anfälle von Hamletomanie und macht den Versuch zu denken, und als es ihm mißlingt, verwirft er die Idee des Selbstmordes als moralische Feigheit und faßt den heroischen Entschluß, den besten Pistolenschützen von Paris um die Gefälligkeit zu bitten, ihn aus der Welt zu schaffen. Er stellt sich an den Tisch, an welchem dieser, ein Mann in den besten Verhältnissen — er hat 7 Millionen jährlicher Renten — eben mit einem russischen General der Posten hazardirt, und bezeichnet ihn als falschen Spieler. Die Blüthe der Pistolenschützen von Paris kann nicht umhin, diese Bemerkung eigenthümlich zu finden, man tauscht die gewöhnlichen Redensarten und der Graf entfernt sich, erfreut, daß seine List so gut gelungen ist. Die Sache erregt Aufsehen, die Fürstin erfährt sie auch und eilt nun herbei, um den Grafen von dem Duell abzuhalten. Es kommt die Katastrophe, sie versucht es, demselben noch einmal ihre Freundschaft anzubieten, und als diese nicht angenommen wird, so kämpft sie einige Zeit und sagt zuletzt, daß sie ihn liebe. In der Freude über das Geständniß entschließt sich Therigny, dem besten Pistolenschützen zu erklären, daß er, der Graf nämlich, sich wie ein betrunkener Lastträger benommen habe, und der Vorhang fällt, weil er im dritten Act wieder aufgehen muß.

Wir finden die Fürstin im beneidenswerthen Besitz der Blüthe der Pariser Gesellschaft. Der edle Graf ist augenblicklich sehr niedergedrückt, denn sein Geld ist zu Ende und er muß sein Familiengut verkaufen. Die Fürstin hat von dem finanziellen Elend ihres Ideals Kenntniß erhalten und bietet für die Besitzung, natürlich unter fremdem Namen, eine Million.

Digitized by Google

Da wäre der Graf nun wieder in Ordnung, doch er erfährt, wer der Käufer ist. Jetzt kommt ein Ereigniß, das niemand voraussieht; jeder denkt, Therigny werde die Million ruhig quittiren, aber nein, auf einmal fällt ihm ein, daß er „Ehre" besitze, von der man bisher nicht das Geringste geahnt hat, und er gibt den Worten Montenacs Gehör, welcher ihm durch einen Onkel, dem ein Ministerportefeuille in die Hände gefallen ist, einen Posten als Attaché bei der französischen Gesandtschaft in Petersburg verschafft hat, wohin er selbst auch abgehen soll. Andrea ist verzweifelt, sie will sogar dem Grafen folgen — da kommt die Kammerzofe, und meldet, daß sich Sr. Durchlaucht, der Gemahl de jure, sehr unwohl fühle, die Pflicht siegt, Andrea wird tugendhaft, und bleibt in Paris.

Der letzte Act spielt in Petersburg. Warum nicht in Madrid? Das hat seinen tiefen Grund. Der schon erwähnte russische Postgeneral ist nämlich kein gewöhnlicher Mensch, sondern nur das verkleidete „Schicksal". Er hat eine Nichte, welche er dem Grafen verheirathet hat, nachdem er vorher die Correspondenz zwischen Andrea und Therigny ruhig aufgefangen hat, so daß sich beide vergessen glauben. Der kranke Fürst hat den Herren Crisafulli und Stapleaux indessen die Gefälligkeit erwiesen zu sterben, und Andrea, die vom Stamme der Asra ist, kommt auf einmal in Petersburg an, um ihrem Grafen zu sagen, daß jetzt alles in schönster Ordnung sei.

Nun kommt die tragische Lösung. Höchst originell erdacht. Die Fürstin erfährt, daß Therigny eine Andere geheirathet habe, und es kommt zu einer Auseinandersetzung zwischen ihr und dem Grafen, in welcher sie die ganze Tonleiter dramatischer Empfindung, Zorn, Wuth, Schmerz, Verachtung und Apathie mit Bravour abspielt, und er ihr versichert, daß er sie hochschätze, und ihr seine Freundschaft anbietet. Andrea aber fühlt sich gekränkt und sticht sich einen von den Herren Crisafulli und Stapleaux auf einen Tisch gelegten Dolch in den Busen, und fällt sterbend zusammen, indem sie zu Therigny sagt: „Du hast mich gemordet". Der Graf wendet sich an den anwesenden Montenac mit den Worten: „Sie hat wahr gesprochen", worauf der Vorhang fällt. Das ist die Haupthandlung, neben welcher noch als Episode eine zweite Ehebruchgeschichte sich entwickelt. Die Atmosphäre des Stückes ist eine so widerlich gemeine, die Charaktere so durch und durch faul, selbst das Ideal, die Fürstin, ist es, daß man trotz der aristokratischen Titel die Ueberzeugung hat, sich in der schlechtesten Gesellschaft zu bewegen. Die Art, wie der Ehebruch als nothwendiger Einrichtungsgegenstand eines comfortablen Familienlebens hingestellt ist, der freche Cynismus eines Montenac, einer Eva, die Marklosigkeit eines Therigny — all das ist nur widerlich. Und wenn das Stück wenigstens besser im Bau, geistreicher im Dialog und wahr in den episodischen Figuren wäre, so könnte man sich vielleicht über manches hinwegsetzen, aber die Mache ist von einer Ungeschicklichkeit, wie sie mir noch niemals in einem französischen Stücke begegnet ist, und entbehrt sogar jenes Realismus in der Zeichnung der Kleinigkeiten, der fast allen Dramatikern jenseits des Rheins eigen ist.

Die Vorstellung selbst, obwohl theilweise des festen Ensemble entbehrend, war in den einzelnen Leistungen recht gut. Der Gast aus Dresden, Frl. Ulrich, suchte die Gestalt der Fürstin so edel zu gestalten als möglich, und spielte die tragischen Scenen mit viel Leidenschaft und künstlerischem Maß, doch alle Kunst vermag diese Gestalt nicht von der inneren Hohlheit befreien. Die Damen Krössing und Ramm, die Herren Keppler und Schönfeldt entledigten sich mit bestem Erfolg ihrer Aufgaben, Hr. Mylius (Therigny) ist ein junger Liebhaber, dem es nicht an Talent und glücklichen Mitteln fehlt, der aber noch mit Aeußerlichkeiten zu viel zu thun hat.

„Eine Mark."

Posse mit Gesang nach C. Costa von H. Salingré.

Aufgeführt im Woltersdorff-Theater.

Auf allen Gebieten der Kunst entwickeln sich mit der Zeit Recepte, und es gibt deren für Lyriker, für Romanschreiber, und für dramatische Dichter. Aber nirgendswo herrscht das Recept so sehr als in der modernen Posse. Bühnenfiguren, welche selbst Kotzebue mit Bedenken angewandt haben würde, laufen darin zu Dutzenden herum, verwickeln sich immer wieder in die gleichen Situationen, und machen stets die gleichen Witze. Wir gehören nicht zu den kritischen Fanatikern, die mit dem Maßstab für Shakespeare und Goethe das flüchtige Product einer flüchtigen Arbeit messen, aber wir verlangen von der Posse, daß sie wenigstens unterhaltend sei, und daß der Autor nicht jeder Möglichkeit geflissentlich aus dem Wege gehe, daß die Menschen, die er vor uns auftreten läßt, wenn auch etwas übertrieben, in ihrem ganzen Wesen nicht absolut undenkbar sind.

Keinen dieser Fehler vermeidet das Stück, das Herr Salingré aus östreichischer Münze in die deutsche Reichswährung umgerechnet hat.

Der bekannte Onkel aus America ist vom Autor als Schicksal engagirt und erscheint verkleidet mit einem kolossalen Vermögen unter den Verwandten, um sie zu prüfen, wird theils freundlich theils unfreundlich behandelt, und gibt sich als ebenfalls Erbberechtigten aus. Der Advocat, der in das Geheimniß gezogen ist, überreicht jedem Verwandten eine Mark mit der Bestimmung, daß die Summe von 100,000 Dollars jenem zufallen solle, der das Geldstück am besten verwenden werde. Der Eine, ein schablonirter Geizhals, zieht bei jedem Geschäft, das er mit Nothleidenden abschließt, eine Mark ab; eine Betschwester schenkt die Münze in Gold gefaßt der heiligen Petronella; ein biederer Instrumentenmacher, Vater von sechs singenden Mädchen, kauft ein Loos, welches einen großen Treffer macht, und der letzte der Familie, ein sehr edler Student, schenkt es einem armen aber unendlich edlen jungen Mädchen, der Tochter einer hochedlen, aber kränklichen Wittwe eines gleichfalls edlen, aber verstorbenen Kaufmanns, der einst dem Onkel aus America in einer mißlichen Lage geholfen hat. Der Goldonkel belauscht nun selbstverständlich den jungen Studenten bei allen hochherzigen Thaten, man weiß zwar nicht, wie er das anstellt, aber er ist immer da und zuletzt kommt der Tag des Gerichtes — die Verbrecher müssen beschämt abziehen, der Studiosus bekommt das Geld und das edle Mädchen und dem Vater der Sängerinnen, der indessen den Gewinnst durchgebracht hat, wird die Versicherung gegeben, daß man für ihn sorgen werde, und nachdem so die poetische Gerechtigkeit das Ihrige gethan hat, thut der Vorhang das Seinige und fällt.

Die kurze Inhaltsangabe genügt vollkommen, um zu zeigen, daß die Posse sich in nichts von den meisten ihrer Schwestern unterscheidet und nur den theilweise vortrefflichen Couplets des Hrn. Salingré und dem außerordentlich wirksamen Spiel des Hrn. Director Thomas verdankt sie die gute Aufnahme. Das Ensemble war sehr gut, nur die Soubrette, ich glaube Frl. Weller, ist nicht genügend, das Spiel bewegt sich zwar in der herkömmlichen Manier des Genres nicht ohne Geschick, aber die Stimme ist unbedeutend. **H. v. Leixner-Grünberg.**

Notizen.

Das Wiener Stadttheater wurde mit der Antigone des Sophokles am 1. Sept. wieder eröffnet und der Erfolg der ersten Vorstellung berechtigt zu den besten Hoffnungen auf eine glücklichere Periode des Instituts. Man mag Laubes ästhetischen Principien freundlich oder feindlich gegenüber stehen, man wird stets die unbeugsame Energie des Mannes bewundern müssen, der nach so manchem Schiffbruch immer wieder mit frischem Muthe die Fahrt von neuem beginnt. Fast alle Wiener Blätter tragen dem Leiter des Stadttheaters Wohlwollen und Sympathie entgegen, die Besprechungen der ersten Aufführung sind, so weit wir dieselben gelesen haben, sehr günstig und stimmen auch darin überein, daß das Publicum sowohl Laube als auch den Darstellern gegenüber seine Anerkennung in lebhaftester Weise zu erkennen gegeben hat. Hoffentlich wird der zweite Versuch das Streben Laubes in künstlerischer und materieller Richtung angemessen belohnen.

* * *

Vom Büchertische.

Die Welt als Entwicklung des Geistes. Von Ludwig Noiré. Leipzig 1874, Verlag von Veit & Comp.

Vor etwa Jahresfrist wurde in dieser Zeitschrift das erste größere Werk Noirés, sein „Pädagogisches Skizzenbuch"*), besprochen. Seitdem

*) Gegenwart, Band 6, Nr. 38.

Digitized by Google

hat er in verhältnißmäßig rascher Folge eine stattliche Anzahl Schriften*) erscheinen lassen, auf deren erste — die folgenden sind wesentlich Weiterentwickelungen der in ihr enthaltenen Gedanken — hier ein wenig näher eingegangen wird, als es die „Gegenwart" in Rücksicht auf Leserkreis und Raum andern rein philosophischen Schriften gegenüber sich gestatten darf. Die Ausnahme rechtfertigt sich sowohl durch die hohe Bedeutung des Werkes an sich, als auch durch die auffällige Theilnahmlosigkeit, mit der es von der Kritik behandelt oder vielmehr nicht behandelt worden ist, wenigstens von der deutschen; die englische „Westminster Review" hat schon vor längerer Zeit eine eingehende und sehr anerkennende Besprechung gebracht.

An dem Schweigen unserer deutschen Zeitschriften mag übrigens nicht zum kleinsten Theile die Schwierigkeit schuld sein, den reichen gedanklichen Inhalt eines 486 Seiten starken philosophischen Werkes in einigen wenigen Spalten — mehr Raum kann selten geboten werden — referirend oder gar kritisch zu besprechen; eine Schwierigkeit, die um so größer ist, als die Sprache jedes selbstständigen philosophischen Schriftstellers ihre eigene Terminologie hat, in die eine gewissenhafte Besprechung den Leser einführen muß, wenn sie nicht zu Umschreibungen greifen will, die nicht allein meist weitläufig ausfallen, sondern auch dadurch noch nachtheilig wirken, daß sie den wiedergegebenen Gedanken Frische und Energie des Ausdrucks rauben.

Es kann aus diesem Grunde auch nicht entfernt die Absicht sein, einigermaßen erschöpfend den Gedankengang des Werkes hier vorzuführen; vielmehr bezwecken diese Zeilen lediglich, durch einfache Hinzeichnung des Gedankengerüstes, mit Hülfe dessen der Verfasser seine „Welt als Entwicklung des Geistes" aufbaut, die Aufmerksamkeit auf eine literarische Erscheinung hinzulenken, die ohne Zweifel über kurz oder lang zu den bedeutendsten der neueren philosophischen Literatur gezählt werden dürfte.

Das Wort „Geist" hat der Verfasser gewählt zur Bezeichnung der immanenten *inneren* Eigenschaft alles Stoffes, für die *Empfindung* im weitesten Sinne. Wir sind gewohnt, Empfindung zunächst nur dem Thierreich zuzuschreiben und gehen vielleicht schon zögernd daran, sie auch den Pflanzen zuzugestehen, die wir doch täglich — wie Schopenhauer es nennt — auf Reize reagiren, also empfinden sehen: Noiré verlangt aber von uns, daß wir nicht an der Grenze des Pflanzenreichs — gesetzt, eine solche ließe sich genau bestimmen — Halt machen. Seiner Ansicht nach kommt dem Mineral, das unter dem Einfluß der atmosphärischen Luft oder des Wassers oder in der Retorte des Chemikers neue Verbindungen eingeht, die durch Zutritt anderer Stoffe sich wieder auflösen und zu abermals neuen Körpern zusammenfügen, ebensogut eine Art Empfindung zu, wie jenen Pflanzen, die mit ihrer Krone dem Lichte, mit ihren Wurzeln der Erde zustreben oder sich, wie Darwin jüngst nachgewiesen hat, von Insecten nähren. Empfindung ist ihm nur die *eine* der allem Stoff zukommenden beiden Eigenschaften, die andere ist die *Bewegung*. Sie ist die immanente *äußere* Eigenschaft der Materie, wohl wechselnd mit „ihren mannigfaltigen Costümen als Schwerkraft, bewegende, richtende, anziehende, abstoßende, elektrische, magnetische, Leucht- und Brennkraft ꝛc.", aber unvermindert auf allen Stufen, niemals erlöschend.

Bewegung ist nur im *Raum* möglich, Empfindung nur in der *Zeit*; während in der Bewegung ein ewiges Uebergehen aus dem Sein in das Nichtsein stattfindet — denn die vergangene Bewegung wird durch eine neue ersetzt, *ist also nicht mehr* — verleiht die Empfindung, das scheinbar Flüchtigste, der Bewegung die *Dauer*, indem sie ihre Wirkung weiter trägt, sie cumulirt. Sie wird zum schaffenden Princip der Entwicklung, sie wird „Empfindung". Sie ist demnach das eigentlich Primäre, während Schopenhauers „Wille", den Mancher wohl in der eben für die Empfindung gegebenen Erklärung wiederzuerkennen geglaubt haben mag, nur die secundäre Erscheinung, den Uebergang der Empfindung in Bewegung, ausdrückt.

Der ungeheure Abstand von der einfachsten Form thierischen Lebens, der Centralzelle mit rings um sie gelagerten peripherischen Zellen — im Wasser bewußt- und willenlos (im allgemeingebräuchlichen Sinne dieser Worte) schwimmend — bis zu den obersten, mit so hoher Intelligenz ausgestatteten Thieren, der nicht minder große von den ersten zornigen oder kläglichen Naturlauten des Waldmenschen zu der zündenden Beredsamkeit eines Mirabeau oder der hinreißenden Gluth einer Rachel: nur die *Entwicklung des Empfindungslebens*, die durch Aeonen hindurch wirksam gewesene Differenzirung, vermag ihn zu erklären. Die genialen Denker Lamarck, Darwin und Ernst Haeckel — letzterem ist das Buch gewidmet — sind es, auf deren Forschungen gestützt der Verfasser das ungeheure Gebiet, auf welchem diese Differenzirung thätig war und ist, mit uns durchstreift.

Mit der auf diesem Gebiete gewonnenen Erkenntniß aber wird gleichzeitig ein helles Licht auf andere, bisher unerklärt gebliebene Erscheinungen geworfen, für deren Erhellung die Naturforschung allein nicht ausreichen kann. So gibt uns „Die Welt als Entwicklung des Geistes" eine durch ihre Einfachheit überraschende Erklärung des unbewußten Lebens. „Jeder Fortschritt wird bedingt durch folgende drei Factoren: Störung der Indifferenz unseres Bewußtseins durch einen von außen wirkenden Druck; Bewußtwerden einer Unvollkommenheit unseres Seins; Anspannung unserer Kräfte durch den Willen, um diese Unvollkommenheit auszugleichen. Ist das Ziel erreicht — es braucht keineswegs ein *klar gewußtes* zu sein —, ist die neue Befähigung erworben, so *tritt diese in das unbewußte Leben ein*." Was einst das einzelne Individuum einer Gattung *bewußt* that, die Gattung leistet jetzt dasselbe und Vollkommneres *unbewußt*. So ist denn „das Unbewußte das, was ehemals bewußt war".

Zwei sich aufdrängende Fragen läßt das Werk unbeantwortet, die nach dem Ursprung der Empfindung und die nach dem Ursprung der Bewegung. Ist erstere, so fragt der Verfasser, erst durch Bewegung (etwa durch Spannung der sich zusammendrängenden Atome) entstanden oder sind Beides gewissermaßen polarische Aeußerungen einer und derselben Urkraft, die — nunmehr als einzige Eigenschaft — aller Materie zukäme? Welchen Ursprung aber hat dann jene Urkraft, oder — von dieser wieder abgesehen — die Bewegung? Der Verfasser hält das für eine müßige Frage. Ihm genügt, „daß die Bewegung da ist; der eine erklärt sie mit dem Worte *Kraft*, welches in diesem Falle nur ein scholastischer Begriff ist, und wem es besonderes Vergnügen macht, der mag sich ja auch einen außerweltlichen Gott denken, der der Materie den ersten Stoß gegeben und sie dann sich selbst überlassen hat".

Eine Schrift, die ein neues philosophisches System aufstellt — und das darf man von dem vorliegenden Werke behaupten — findet in der Regel an den Anhängern der schon bestehenden energische Gegner, und das Erstehen solcher wird auch der „Welt als Entwicklung des Geistes" nicht erspart bleiben. Aber auch wer ein Gegner der Grundanschauungen des Verfassers ist, wird anerkennen müssen, daß das Werk eine Fülle geistreicher Hypothesen (es sei hier nur noch auf diejenige über den Ursprung der Sprache speciell hingewiesen) und tief durchdachter Betrachtungen über das Ganze und Einzelne in der Welt dieses unseres Daseins bringt. Dabei ist die Sprache des Verfassers eben so schwungvoll und feurig wie klar und gemeinverständlich, so daß mit Recht behauptet werden darf: Kein Gebildeter wird die „Welt als Entwicklung des Geistes" ohne hohen Genuß lesen und keiner sie, ohne dauernde werthvolle Anregung empfangen zu haben, aus der Hand legen. **H. F.**

* * *

In dem Aufsatze über Handelsgerichte (Nr. 36) sind folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 146, Sp. 2, Z. 7 v. u. statt „das kaufmännische Institut" — „*der kaufmännische Instinct*".

S. 147, Sp. 1, Z. 8 v. o. statt „verstecken" — „*verstärken*".

S. 147, Sp. 2, Z. 5 v. o. statt „Werke" — „*Worte*".

*) Außer der oben genannten: „Die Entwicklung der Kunst in der Stufenfolge der Künste", „Der monistische Gedanke, eine Concordanz der Philosophie Schopenhauers, Darwins, R. Mayers und L. Geigers" und endlich: „Grundzüge einer zeitgemäßen Philosophie"; sämmtlich im Verlage von Veit & Comp.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
des
Osmanischen Reiches
im letzten Jahrzehnt.

Nebst einigen Kapiteln aus der ältern Geschichte zum bessern Verständniß der Gegenwart.

Von
Dr. phil. **W. F. Carl Schmeidler.**

18 Bogen gr. 8°. Preis 3 *M.*

Lassalle, Ferd., sozial-politische Schriften. (18 Brochüren.) 9 *M.*

—— **Julian Schmidt,** d. Literarhistoriker *M.* 2. —.
—— **Bastiat-Schulze-Delitzsch** . . . *M.* 2. —.
—— **Franz v. Sickingen** . . . . . *M.* 2. 50.
—— **Italienische Krieg** . . . . . *M.* 1. —.
—— **Vermischte Aufsätze** . . . . . *M.* —. 75.

gegen Einsendung des Betrags franco!

Culm a. W.

A. W. Sachtleben's Buchhandlung.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Liebe für Liebe.
Schauspiel
von
Friedr. Spielhagen.

Geh. 3 *M.*; in eleg. Leinenband mit Goldschnitt 4 *M.* 25 *Sgr.*

Verlagshandlung von
L. Staackmann in **Leipzig.**

VICTORIA

ist die billigste Modezeitung. Für nur 2 Mk. 25 Pf. (22½ Sgr.) vierteljährlich 12 Nrn. mit 6 colorirten Modebildern, 200 Abbild. (Mode- und Handarbeiten), vielen Schnittmusterbeilagen, Romanen, Novell. etc. Abonnements bei sämmtlichen Postanstalten und Buchhandlungen.

Im Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater von Paul Lindau.
II. Theil.

Inhalt: **Diana,** Schauspiel in fünf Acten. **Ein Erfolg,** Lustspiel in vier Acten.

Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Ein Band 8° elegt. geh. Preis 4 *M.* 50 *Sgr.*

Zum ersten Mal liegen hier diese beiden Stücke, welche über alle bedeutenden Bühnen Deutschlands gingen und bisher nur als Manuscript für diese gedruckt waren, in Buchausgabe vor. Das Aufsehen, welches sie bei ihrem Erscheinen erregten, ist zu bekannt, als dass es hier noch eines weiteren Hinweises bedürfte.

Theater von Paul Lindau.
Erster Theil. Zweite Auflage.

Inhalt: **Marion. In diplomatischer Sendung, Maria und Magdalena.**

1 Band. 8°. Elegant geheftet. Preis 4 *M.* 50 *Sgr.*

Mendelssohn's Werke.

Erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe. In grossem Musikformat. Noten-Plattendruck.

Preis für den Musikbogen 30 Pf.

Zur Ausgabe gelangten:

Serie		Partitur	Stimmen
I.	Symphonien für Orchester. **Complet**	*M.* 23. —.	*M.* 39. 60.
II.	Ouverturen für Orchester. No. 1–5, 9, 10	- 24. 90.	- 30. 60.
III.	Marsch für Orchester. **Complet**	- —. 90.	- 2. 40.
IV.	Für Violine und Orchester	- —. —.	- —. —.
V.	Für 5 u. mehrere Streichinstrumente. **Complet**	- 9. 30.	- 14. 40.
VI.	Quartette für Streichinstrumente. **Complet**	- 13. —.	- 20. —.
VII.	Für Blasinstrumente. **Complet**	- 4. 80.	- 9. 90.
VIII.	Für Pianoforte und Orchester. **Complet.**	- 15. —.	- 25. 20.
IX.	Für Pianoforte und Saiteninstrumente. **Complet.** Part. u. St.		- 43. —.
X.	Für Pianoforte zu 4 Händen. **Complet.**		- 3. 30.
XI.	Für Pianoforte zu 2 Händen { Bd. I. M. 9. — Bd. II. - III. - 7. — - IV.		- 8. —.
XII.	Für Orgel. **Complet**		- 6. 60.
XIII—XIV.	Geistliche Gesangwerke		- —. —.
		Partitur	Stimmen
XV.	Grössere weltl. Gesangwerke. No. 6. 7.	*M.* 3. 60.	*M.* 7. 20.
XVI.	Lieder für Sopran, Alt, Tenor, Bass. **Complet**	- 3. 30.	- 5. 10.
XVII.	Lieder für 4 Männerstimmen. **Complet**	- 3. —.	- 5. 10.
XVIII.	Lieder für 2 Singstimmen und Pianoforte. **Complet.**		- 3. —.
XIX.	Lieder für 1 Singstimme und Pianoforte. **Complet**		- 13. —.

Leipzig, August 1875. **Breitkopf & Härtel.**

Ein neues Werk von Rosegger!

Im Verlage von **Leykam-Josefsthal** in **Graz** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Volksleben in Steiermark
in
Charakter- und Sittenbildern
dargestellt von
— **P. K. Rosegger.** —

2 Bücher in 2 Bänden. — Preis eleg. brochirt 7 *M.* 20 *Sgr.*

Der Verfasser stellt sich in diesem Buche, welches mitten im Volk entstanden ist, die Aufgabe, von den Bewohnern der Steiermark, von ihrer materiellen Existenz, ihrer Stellung, Beschäftigung, ihren Seelen- und Gemüthszuständen, ihrer Ausdrucksweise, ihrem geistigen Leben im Liede, im Schwanke, in der Sitte und Sage, sowie von ihrem Leben in religiöser Beziehung ein möglichst anschauliches Bild zu geben.

Dem Liebhaber des Volksthümlichen, dem Culturhistoriker und überhaupt jedem Gebildeten wird in diesem Werk eine reiche Fülle des Lehrreichen und Unterhaltenden in der dem Verfasser eigenthümlichen, Jedermann anmuthenden und zum Herzen dringenden Sprache geboten!

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Durch alle Wetter.

Roman in Versen von Adolf Friedrich von Schack.
Dritte verbesserte Auflage. — Miniatur-Ausgabe.
M. 3. — Elegant gebunden *M.* 4. 50.

Dieses komische Epos, welches, stellenweise die Sensationsromane parodirend, doch das selbstständige Interesse einer reichen und spannenden Fabel besitzt, hat die vielseitigste Anerkennung gefunden und ist von Rudolf Gottschall als eine Perle unter den neuesten poetischen Productionen bezeichnet worden. „Schack's Roman in Versen" — sagt derselbe weiter — „ist reich an poetischen Schönheiten ersten Ranges; wo die ernste Muse nicht mit vollen Akkorden in die Saiten greift, da schüttelt ein weltweiser Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder zu immer wechselnden Figurationen durcheinander."

Stuttgart, Juni 1875. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Berichtigung.

Die vor kurzem verbreiteten Nachrichten von einer gänzlichen Auflösung des Redactionspersonals des **„Berliner Tageblatts"** sind tendenziös erfunden und beruhen auf völliger Unwahrheit. Wie wir aus bester Quelle wissen, ist die gedachte Redaction in ihrem wesentlichen Bestande ganz und gar nicht alterirt, da nur nach vorhergegangener Kündigung drei Mitglieder aus derselben ausgetreten sind, die **bewährten Kräfte** aber nach wie vor dem Blatte erhalten bleiben. Daß das Publikum die von gewisser Seite ausgesprengten Gerüchte richtig gewürdigt hat und dem **„Berliner Tageblatt"** seine Gunst in erhöhtem Maaße zuwendet, beweist die **Thatsache**, daß die Auflage desselben seit dem 1. September wiederum wesentlich zugenommen und nunmehr die enorme Höhe von **37,000 Exemplaren** erreicht hat.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38.

Berlin, den 18. September 1875.

Band VIII.

AP
30
.G295
v.8
no 38

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Wie theilt man die Türkei? Von Karl Braun. — Die Versammlung des „Instituts für Völkerrecht" im Haag. Ende August 1875. Von Bluntschli. (Schluß.) — Zur Geschichte der Kirchhöfe. Von Ludwig Heimann. — **Literatur und Kunst:** Byrons „Manfred" auf der Bühne. Von Paul Lindau. — Ein preisgekrönter Roman. Von Otto Franz Gensichen. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Eine vornehme Ehe." Schauspiel in 5 Acten von O. Feuillet. Besprochen von v. L. — Vom Kunstverein. Von v. Leixner. — Notizen. — Inserate.

Wie theilt man die Türkei?

Von **Karl Braun***).

Ein geistreicher preußischer König, der ein besonderes Wohlgefallen an Wilhelmshöhe (bei Cassel) hatte, pflegte scherzweise zu sagen: „Wenn einmal die Türkei getheilt wird, dann nehme ich mir die Wilhelmshöhe".

Was bei ihm Spaß war, das nehmen viele im Ernst. Sie denken, die orientalische Frage sei ein Kinderspiel, die Türken hinauswerfen und dann das Land theilen, wie einen Pfannkuchen, so daß Jeder, welcher am Tisch sitzt, seinen Ausschnitt bekommt, — was kann einfacher in der Welt sein?

„Da sind ja alle die Vasallenstaaten, — Aegypten, Rumänien, Montenegro, Serbien —, die sich schon mehr oder weniger von der Türkei emancipirt haben. Gebe man jedem seinen Brocken und theile man den Rest zwischen Oesterreich und Rußland!"

Gut!

Aber fangen wir mit dem Anfang an. Wer soll „die Türken hinauswerfen", und wie soll er es anfangen?

Aegypten hat ein wesentliches Interesse an der Fortexistenz der Türkei, und namentlich einer indolenten Türkei, wie die jetzige ist. Rumänien, Montenegro, Serbien brennen vielleicht vor Begierde, sich mit den Türken zu messen, aber erstens werden sie niemals unter sich einig werden, weil Keiner dem Anderen etwas gönnt; und zweitens, wenn sie Alle einig wären, so würde doch die Türkei stärker sein, als sie alle miteinander. Wer weiß, welche Hülfsquellen die Türkei noch in Asien hat, woher vorzugsweise diese großen, breitschultrigen, kräftigen Soldaten kommen, welche kaum Bedürfnisse haben und alle Strapazen ohne Sorge und Klagen vertragen, wer überhaupt türkisches Militär mit rumänischem, griechischem und serbischem verglichen hat, der kann darüber nicht im Zweifel sein, wer der stärkere Theil ist. Montenegro endlich hat zwar ein kriegerisches Volk, aber seine Haupttendenz geht doch eigentlich nur dahin, die türkische Grenze zu überschreiten, um sich fremdes Vieh anzueignen und für sein eigenes Futter zu finden; denn in den schwarzen Bergen gibt es dessen zu wenig.

Die Aufregung, welche unter den Montenegrinern seit Juli herrscht, so sagte mir ein guter Oesterreicher, welchen ich an Bord der „Venus", eines Lloyd-Dampfers, kennen lernte, ist eine Folge der dalmatinischen Reise des Kaisers von Oesterreich. Gewiß war ein solcher Erfolg weder von dem Monarchen selbst, noch von seinen Ministern beabsichtigt. Allein der Statthalter von Dalmatien, selbst ein Südslave, wußte der Reise einen Charakter aufzuprägen, welcher geeignet war, die südslavischen Gefühle zu steigern und auch bei den Montenegrinern Hoffnungen zu erwecken, welche sich eintretenden Falles als schlimme Täuschungen erweisen würden. Der Montenegriner würde natürlich die schönsten Weidegründe für sich allein haben wollen, und ebenso würde der Serbe dem Rumänier und der Rumänier dem Griechen nichts gönnen. Denn trotz slavischen Bluts und gemeinsamer Religion lieben sie einander durchaus nicht. Der Serbe spricht slavisch, der Rumäne romanisch und der Grieche hellenisch. Der Eine hat cyrillische, der Andere lateinische und der Dritte hat griechische Schriftzeichen. Das allein genügt schon, sie einander zu entfremden. Sie sind nur einig im Haß gegen die Türken; allein da ihr Appetit sich auf das nämliche Object richtet, so ist der Conflict unvermeidlich und sie werden auf die Dauer nicht harmoniren. Eine Einheit unter ihnen zu finden halte ich für unmöglich.

Nun habe ich allerdings schon zum Oefteren in südslavischen Ländern, sowohl auf österreichischem, als auch auf serbischem und türkischem Boden, und zwar namentlich von Geistlichen, welche sich dabei auf einen berühmten und hochgestellten Bischof beriefen, sprechen hören von der „großen Föderativrepublik aller südslavischen und stammverwandten Völker". Sie soll sich über das Donautiefland und die Balkanhalbinsel erstrecken, aus den Staaten Croatien, Slavonien, Dalmatien, Montenegro, Serbien, Bulgarien, Bosnien, Albanien, Rumelien, und womöglich auch aus einem Theil von Siebenbürgen, aus der Bukowina, Bessarabien, Moldau, Walachei und Griechenland bestehn und Constantinopel zum gemeinschaftlichen Mittelpunkt und Sitz der Bundesbehörden haben. Eine kühne Idee und des Schweißes der Edeln werth. Aber für die nächsten Menschenalter doch die reine Zukunftsmusik. Für diese Völker wäre eine monarchische Regierung mit größerer Gewalt, als sie jetzt die Dynasten in den weiland türkischen Vasallenstaaten besitzen, ohne Zweifel weit nützlicher, als die republicanische Staatsform. Denn sie müssen Alle erst noch politisch geschult werden. Wer aber soll diese große Zukunftsrepublik aufrichten? Oesterreich und Rußland müßten ihr einen Theil ihres Gebiets zum Opfer bringen und würden daher das Fortbestehn der Türkei vorziehen. Aus eigener Kraft aber können alle diese Völkerschaften noch nicht einmal die Türken bezwingen, geschweige denn Rußland und Oesterreich solche Concessionen abringen, wie sie erforderlich

*) Der Verfasser hat während der Monate Juli und August die Türkei bereist.

Digitized by Google

sein würden, um den großen slavisch-romanisch-griechischen Föderativstaat an Donau und Balkan zu gründen.

Die Stellung der Türken oder der Osmanli, d. h. der muhamedanischen Söhne des Osman (1300), in der gegenwärtigen Türkei erinnert mich oft lebhaft an die Stellung der Magyaren in Ungarn. Sie sind in der Minorität, aber sie sind die herrschende Classe. Man sagt von ihnen: „Sie sind in Europa gar nicht zu Hause, sie haben dort zeitweise nur ihre Kriegslager aufgeschlagen". Dieser Ausspruch hat zwar eine gewisse Berechtigung. Aber jeder Türke trägt den Kopf höher als die übrigen Völker. Jeder, auch der Aermste und Elendeste, hält sich im Vergleich zu dem reichsten und gebildetsten Armenier, Griechen, Juden, Bosniaken, Bulgaren u. s. w. für ein außerordentlich vornehmes Geschöpf, und die Andern lassen sich das gefallen; sie respectiren das Lager.

Der Führer der Opposition in Ungarn Baron Sennyey sprach einmal im Unmuth das geflügelte Wort aus: „Auch in Ungarn herrschen türkische Zustände". Er meinte damit aber nur die Unordnung in den Finanzen und den gänzlichen Mangel an einer correcten Verwaltungsmaschinerie. Im Uebrigen haben die Magyaren es verstanden, den Uebergang aus dem Mittelalter zur Gegenwart zu finden, und dadurch haben sie sich in ihrer Herrschaft befestigt. Die Türken haben es nicht verstanden. Sie stecken halb im Mittelalter und halb in einem System der raffinirtesten financiellen Ausbeutung und Plusmacherei. Das ist ihre Schwäche. Aber an dieser Schwäche stirbt man nur sehr langsam. Wie lange hat nicht der würdige Vorgänger der Türken, das byzantinische Reich, gehalten, selbst dann noch, als es schon lediglich auf die einzige Stadt Constantinopel nebst nächster Umgebung beschränkt war?

Das Wort, welches man überall, auf Schritt und Tritt, aus dem Munde der Türken hört, lautet „Jawasch, Jawasch". Es bedeutet so viel wie „Nur immer langsam voran!" oder: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht". Mit dieser, in der That ganz gut und ehrlich gemeinten Vermahnung kann der phlegmatische Türke einen ungeduldigen nervösen Europäer, welcher nur noch per Dampf reisen und per Blitz schreiben will, rein zur Verzweiflung bringen. Da die letztere aber nichts nützt, so hilft man sich mit schlechten Witzen. Mein Reisegefährte sagte: „Die Türken haben sehr viel Heilige; aber zwei davon regieren die Welt; nämlich der heilige Jawasch und der heilige Backschisch". In der That gilt der „heilige Langsam" besonders in Militär und Marine und der „heilige Trinkgeld" in Finanz und Verwaltung.

Hätte die Regierung nicht den Aufstand in der Herzogewina, den sie beinahe eben so sehr unterschätzte, wie man ihn in dem übrigen Europa überschätzte, mit ächt türkischer Indolenz und Hochnasigkeit für das Werk von einer Hand voll bewaffneter Schafdiebe gehalten, so hätten wir Ströme von Tinte sparen können, welche so Wochen lang darüber vergossen worden sind. In Folge dieser Unterschätzung schickte man die Truppen viel zu spät ab, und in Folge der Vernachlässigung der Communicationsmittel mußten dieselben weite Umwege machen, um an Ort und Stelle zu gelangen. Darüber hat man mehr als einen Monat verloren. Jawasch, Jawasch!

Der Plan, die Türkei nach und nach, blattweise wie man die Artischocke ißt, in lauter selbstständige Staaten à la Rumänien und Serbien aufzulösen, ist der allerschlechteste. Das wäre zwar die Auflösung der Türkei; aber es wäre nicht die Lösung der orientalischen Frage. Im Gegentheil. Ein solches halbes Dutzend Staaten würde für die Cultur der Völker und des Landes gar nichts leisten, dagegen aber politisch und militärisch niemals zur Ruhe gelangen und das übrige Europa, das wirklich Ruhe braucht und Ruhe will, in seine Complicationen verwickeln.

Man hat gar keine Idee davon, wie in dieser buntscheckigen Türkei die Rassen und die Religionen durcheinander wimmeln und die dadurch bedingten verschiedenen Interessen wider einander rennen. Wenn ich versuchte, dies an dem ganzen türkischen Gebiete nachzuweisen, so würde ich wahrscheinlich an der Schwierigkeit der Aufgabe scheitern. Ich bitte daher, mir nur einen weit leichteren Versuch zu gestatten, nämlich den Versuch auf einem kleinen Gebiete, auf dem Bosniens und der Herzogewina.

Nach der türkischen Eintheilung, welche eine ganz andere ist, als die der Europäer, wird die europäische Türkei in 8 Provinzen oder Vilajets getheilt, und an der Spitze einer jeden steht ein Oberpräsident, Generalgouverneur oder „Vali", der den Titel „Pascha" führt. Als neunte Provinz kommt noch hinzu die Stadt Constantinopel, eine Einrichtung, welche uns an die von der preußischen Regierung beabsichtigte „Provinz Berlin" erinnert.

Der Name „Herzogewina" soll von einem „Herzog Schabosch" herrühren, welcher als christlicher Märtyrer hier sein Grab gefunden. Der Name wurde erneuert von Kaiser Friedrich III., welcher das Ländchen selbstständig machte und es einem slavischen Dynasten Hranitsch verlieh. Seit 1466 ist es türkisch. Aber die Türken haben die geographische Bezeichnung Herzogewina niemals adoptirt. Das Ländchen, welches nur 18,000 Einwohner hat, gehört nach türkischer Eintheilung zum Vilajet Bosnien, welches die Städte Novi-Bazar, Banjaluka, Serajewo, Travnik, Zwornik umfaßt, etwa 1100 Quadratmeilen und höchstens 1,200,000 Einwohner zählt.

Ich war nicht auf dem Kriegsschauplatz, wohl aber nahe daran, nämlich im südlichen Bosnien, auf der interessanten Wasserscheide zwischen 1) dem ägäischen, 2) dem schwarzen und 3) dem adriatischen Meer, und in der alten Stadt Mitrowitza; und ich habe mich hier nach Kräften erkundigt bei unterrichteten Männern von verschiedenen Confessionen, Nationen und Lebensstellungen. Ich gebe hier wieder, was ich erfahren und für wahr halte, und übergehe das Bestrittene und Zweifelhafte.

Obgleich die Bewohner der Herzogewina slavischer Rasse sind, so unterscheiden sie sich doch sehr von einander in religiöser Beziehung.

Nur die griechisch-orientalischen Bosniaken oder Herzogewiner gravitiren je nach ihrer geographischen Lage, entweder zu Montenegro oder zu Serbien, dagegen wollen sie von Oestreich nichts wissen. Umgekehrt ist es mit den Römisch-Katholischen. Diese neigen zu den katholischen Croaten in Oestreich und wollen von den Serben und Montenegrinern nichts wissen. Endlich ist eine Anzahl Herzogewiner zum muhamedanischen Glauben übergetreten; diese gelten, obgleich ebenfalls slavischer Abkunft, als „Türken" und genießen alle Vortheile der privilegirten Rasse, weshalb sie natürlich auch bei der Türkei bleiben wollen. Viele von ihnen mußten während des Aufstandes flüchten. Man sagt, sie hätten sich als Steuer- und Zehntpächter arge Bedrückungen gegen ihre Landsleute erlaubt.

Ein gemeinschaftliches bosnisches oder herzogewinisches Volks- oder Staatsbewußtsein existirt ganz und gar nicht; und unter diesen Umständen wäre es eine Thorheit, aus diesem Territorium, das sich kaum als türkische Provinz eins fühlt, ein besonderes Reich machen zu wollen. Es würde sich noch nicht einmal zur Stellung von Montenegro, Griechenland, Serbien oder Rumänien aufschwingen können. Auch würden die Großmächte eine Republik an dieser Stelle für politisch widrig halten, und ein Fürst würde sich schwerlich finden.

Eine Annexion des Ganzen durch Oestreich findet nirgends zahlreichere und entschiedenere Gegner, als gerade in Oestreich selbst, sowohl vom ungarischen, als vom deutschen, als auch vom gesammtstaatlichen Standpunkt. Oestreich verschmäht diesen schwer verdaulichen und noch nicht gar gekochten Brocken, wenigstens noch zur Zeit; und ebenso widerstreben die griechisch-orientalischen Bosniaken einer solchen Annexion.

Auf der andern Seite aber kann sich Oestreich dergleichen nicht gefallen lassen, daß irgend eine dritte Macht, namentlich eine slavische, das Aufstandsgebiet erhält, oder daß sich etwa Montenegro und Serbien allein darein theilen. Denn in

Digitized by Google

diesem Falle wäre Oestreichs slavische Küste an der Adria, und mit ihr auch vielleicht Triest gefährdet. Ein slavisches Regiment auf der ganzen Strecke von Cattaro bis zur Donau würde die ganze südslavische Bevölkerung Oestreichs in Aufregung versetzen. Namentlich aber die zwei durch Annexion vergrößerten Nachbarn, Serbien und Montenegro, würden als jugendliche Streber und Zukunftsmusikanten für das alte österreichisch-ungarische Kaiserreich sehr unbequeme Nachbarn sein. Jedenfalls unbequemer als die ebenfalls alte und dabei lahme und satte, nichts weniger als annexionslustige oder expansive Türkei, gegen welche die östreichischen Südslaven aus nationalen, religiösen und wirthschaftlich-finanziellen Gründen eine entschiedene Abneigung empfinden.

Endlich hat man auch noch vorgeschlagen, Oestreich nur mitessen zu lassen, in der Art, daß Serbien den einen Brocken erhält, Montenegro den andern und Oestreich den mittleren dritten, und zwar den von Muhamedanern und Römisch-Katholischen bewohnten Theil, welcher, beiläufig bemerkt, der beste ist; denn er hat guten Ackerboden und außerdem die bekannten Bergwerksdistricte. Allerdings würde dadurch die dalmatinische und kroatische Grenze für Oestreich besser haltbar gemacht; die sterile Küste würde durch das weidenreiche Hinterland ergänzt; auch die Defilees zwischen Küsten- und Hinterland würden, wenn beides in einer Hand ist, zugänglicher werden. Allein bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist wenig Aussicht, daß sich dieser an sich für Oestreich nicht unvernünftige Plan realisire. Oestreich würde bei einem einseitigen Vergleich zu große Gefahren laufen und vielleicht auch seine innere Ruhe gefährden.

Nachdem ich alle Eventualitäten durchgegangen, komme ich wieder zu dem Quod erat demonstrandum: Es ist schwer die Türkei zu theilen; und Herzogewina-Bosnien wird wohl bis auf Weiteres ein türkisches Vilajet bleiben. Hoffentlich aber werden die Mächte die Gelegenheit nicht verabsäumen, wirksame Garantieen gegen Rachsucht und Unterdrückung für die nur durch schwere Mißhandlung zur Verzweiflung getriebenen Einwohner zu erwirken.

Der Sultan kommt ihnen darin schon entgegen. Er läßt unter dem 1. September durch seinen Geheimen Cabinetsrath an seinen Großvezier (Reichskanzler) schreiben: „Die Unruhe in einem Vilajet des Reichs ist zum großen Theil der unziemlichen Haltung einiger unfähiger Würdenträger und namentlich den Bedrückungen zuzuschreiben, welchen sich geldgierige Zehnt- und Steuerpächter in Erhoffung unerlaubten Gewinnes ergeben", und befiehlt dann auf das strengste, daß dergleichen in Zukunft unterbleibe.

Allein vorerst steht Alles Das nur auf dem Papier. Der Weg vom Papier in die Wirklichkeit ist lang, und nirgends länger als in der Türkei. „En Turquie on ne se hâte que lentement!" sagt ein geistreicher Franzose, und der Türke sagt: Jawasch, Jawasch.

Berlin, den 11. September 1875.

Die Versammlung des Instituts für Völkerrecht im Haag.

Ende August 1875.

Von Bluntschli.

(Schluß.)

Eine Uebersicht über die Hauptgegenstände der diesjährigen Versammlung diene dazu, die Bedeutung und den Werth des „Instituts" auch dem größeren Publicum zu beleuchten.

I. Erste Commission. Berichterstatter Asser. Internationales Privatrecht.

Unzählige und oft sehr schwer zu entscheidende Streitigkeiten erheben sich in dem internationalen Verkehre über die Fragen, welches Landesrecht anzuwenden, was für Gerichte competent seien. Die Gesetze der verschiedenen Staaten über Privat- und Strafrecht und über das Proceßverfahren weichen noch in vielen Stücken von einander ab. So oft Fremde in unserem Lande, oder unsere Landesgenossen in fremden Ländern in irgend einen Rechtsstreit verwickelt werden, erheben sich derartige Fragen. Der sogenannte „Conflict der Gesetze" ist für Parteien und für Richter ein unwirthliches Gebiet, in dem man leicht Schaden nimmt. Sehr oft wäre es für die Gerechtigkeit und für die Wohlfahrt der Menschen ziemlich gleichgültig, ob das eine oder das andere Gesetz zur Anwendung käme; aber es ist gar nicht gleichgültig, darüber in's Klare zu kommen, welches von diesen Gesetzen angewendet werden muß. Der Streit darüber kostet Geld, verursacht große Mühe und ist mit schweren Gefahren verbunden.

Es sind das keine großen Leiden der Völker, es entstehen daraus nicht leicht Kriege der Staaten. Aber es sind das sehr empfindliche Uebel für zahlreiche Privatpersonen. Je beweglicher die heutigen Menschen geworden sind, je weniger sie sich in ihrem ursprünglichen Vaterhause für immer zurückhalten lassen, um so öfter entstehen solche Fragen. Es ist von größter Wichtigkeit für die Ehegatten, die sich in fremdem Lande geheirathet haben, darüber sicher zu sein, ob ihre Ehe auch in der Heimat anerkannt werde, oder nicht, für die Erben, zu wissen, ob ein Testament gültig oder ungültig sei, ob die Erbschaft nach diesem oder jenem Erbrecht zu vertheilen sei.

Schon in seiner vorjährigen Versaminlung zu Genf hatte sich das „Institut" auf den Antrag von Mancini über das Bedürfniß ausgesprochen, durch völkerrechtliche Verträge diese Zweifel zu beseitigen und durch allgemein anerkannte Rechtsregeln zu bestimmen, wie solche Streitigkeiten über das Personen- und Sachenrecht, über Rechtsgeschäfte und Erbschaften, über das Proceßrecht und die Urtheile fremder Gerichte zu entscheiden seien. Das „Institut" hatte es als eine seiner Aufgaben anerkannt, solche Verträge im Entwurf vorzuschlagen, und erklärt, daß nicht eine uniforme Codification über Privat- und Strafrecht anzustreben, wohl aber für die Entscheidung der Conflicte nach gleichartigen Grundsätzen zu sorgen sei.

Nur in einer Beziehung hatte Mancini einen speciellen Vorschlag hinzugefügt. Er wollte das moderne Princip anerkannt wissen, daß die eigentlichen Rechte der Persönlichkeit und der Familie überall zunächst nach der Nationalität der Person und erst secundär nach dem Wohnort beurtheilt werden sollen. Also der Deutsche nach deutschem Recht auch in England oder in Frankreich, der Engländer nach englischem Recht in Deutschland, der Franzose nach französischem Recht in Rußland. In der That prägt die Nationalität der Person und der Familie ihren persönlichen Rechtscharakter auf, und nicht die Luft, die bald da bald dort geathmet wird, nicht das Zimmer, wo man abwechselnd arbeitet oder ruht.

Das „Institut" war mit diesen Anträgen in Genf schon in der Hauptsache einverstanden, aber man verschob den Entscheid, weil die Anträge zu spät vorgelegt worden, auf eine nächste Sitzung. Im Haag entschloß sich die Commission zu neuer Vertagung, aus allzu ängstlicher Rücksicht auf die Abwesenheit Mancinis. Unzweifelhaft wird sich eine folgende Versammlung für dieses Princip, mit den nöthigen Vorbehalten, erklären.

Dagegen hat das „Institut" nach den Anträgen der Commission eine Reihe von Grundsätzen ausgesprochen über die Competenz der Civilgerichte und so einen Vorschlag festgesetzt für völkerrechtliche Verträge darüber.

Es wird noch einer Reihe von Erörterungen über verschiedene andere Fragen des internationalen Civil-, Straf- und Proceßrechts bedürfen, um diese verwickelten Beziehungen endlich zu klären und zu ordnen.

II. Zweite Commission. Berichterstatter Rivier. Reglement für völkerrechtliche Schiedsgerichte.

Den Entwurf zu einem Statut, welches eine Menge von Zweifeln und Srtreitfragen über das Verfahren der völkerrechtlichen Schiedsgerichte durch feste Regeln erledigt, hatte

Digitized by Google

Goldschmidt in Leipzig ausgearbeitet. Derselbe war schon in der Sitzung zu Genf von 1874 durchberathen worden. Im Haag wurde eine Revision des Entwurfs vorgenommen und dabei manche Wünsche von Goldschmidt, der leider verhindert war, sich persönlich an der Sitzung zu betheiligen, berücksichtigt.

Es ist nun ein Statut im Entwurf angenommen, welches in Zukunft die Aufgabe der Regierungen, wenn sie ein Schiedsgericht vereinbaren, und der Schiedsrichter, welche gewählt sind, sehr erleichtern wird. Man wird sich einfach auf diesen Entwurf beziehen und nach demselben die Dinge ohne weitere Verhandlung ordnen können.

III. Dritte Commission. Berichterstatter Bluntschli. Sogenannte Regeln von Washington.

Auch dieses Thema war schon in Genf verhandelt worden. Die Genfer Versammlung hatte aber der Commission den Auftrag ertheilt, nochmals einen Versuch zu besserer Redaction der sogenannten drei Regeln von Washington zu machen. Die beiden Staaten, Großbritanien und die Vereinigten Staaten, welche diese Regeln vereinbart hatten, waren zugleich darüber einig geworden, dieselben allen andern Seemächten zur Gutheißung vorzulegen. Diese Vertragsbestimmung ist jedoch niemals zur Ausführung gelangt und sie wird schwerlich jemals ausgeführt werden. England hat bittere Erfahrungen gemacht bezüglich der Anwendung jener Regeln in dem Alabamaproceß durch das Genfer Schiedsgericht. Die Vereinigten Staaten sind nicht ohne Besorgniß, daß in einem folgenden Kriege diese Regeln auch gegen sie zur Anwendung kommen möchten. In beiden Ländern zeigt sich überdem eine starke Neigung, die Pflichten der neutralen Staaten zu Gunsten des neutralen Rivalen eher einzuschränken als zu erweitern, eine Neigung, wie sie wissenschaftlich durch Lorimer vertreten wird. Die übrigen Seemächte haben ein geringes Interesse, jene Regeln gutzuheißen, wenn sie nicht als gleich gültig die Garantie erhalten, daß ebenso die Zufuhr von Waffen im Großen aus dem neutralen Staate in einen kriegführenden Staat verboten werde, wie die drei Regeln von Washington die Ausrüstung von Kriegsschiffen in den neutralen Häfen und Gewässern untersagen. Diese Garantie zu geben sind aber England und die americanische Union wenig geneigt.

Aus diesem Grunde und weil es überhaupt nicht die Aufgabe einer wissenschaftlichen Akademie sein kann, völkerrechtliche Verträge zu revidiren und zu corrigiren, unterließ es die Commission, die drei Regeln selber neu zu formuliren, aber sie hielt sich für berechtigt und veranlaßt, wohl erwogene Rechtsregeln auszusprechen, wie dieselben von dem heutigen Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt in dieser Sache für gerecht und nothwendig gehalten werden. Der Entwurf von Rechtsregeln, die in solchem Sinne ausgearbeitet worden, hat denn auch die Billigung der Mehrheit des „Instituts" gefunden, unter welcher auch englische Juristen zu nennen sind. Diese Regeln enthalten überdem einige wichtige Grundsätze, die in dem Washingtoner Vertrag noch nicht berücksichtigt waren.

IV. Die vierte Commission, deren Berichterstatter Rolin-Jaequemyns war, hatte den Entwurf der Brüsseler Conferenz über das Kriegsvölkerrecht zu prüfen. Es war das ohne Zweifel die wichtigste Aufgabe der diesjährigen Versammlung des „Instituts". Was halten die unabhängigen Männer der Völkerrechtswissenschaft von der Codification, welche auf Anregung des Kaisers von Rußland in Brüssel unternommen worden ist und vermuthlich im nächsten Frühjahr in Petersburg vollendet werden wird?

Die Erklärungen des „Instituts" lauten durchweg sehr günstig für das Brüsseler Werk; und es ist beachtenswerth, daß auch die englischen Mitglieder des „Instituts" sich im Ganzen günstig über den Inhalt der „Declaration" äußerten und mehr die formellen Bedenken gegen einen rechtsverbindlichen Staatsvertrag darüber betonten. Würden alle Staaten öffentlich dieselben Instructionen an ihre Armeen im Sinn des Entwurfs erlassen, so wären damit die Engländer einverstanden. Abgesehen von diesem Vorbehalt wurden die Resolutionen des „Instituts" einstimmig gefaßt. Die Hauptsätze lauten im Auszug:

1) Es ist wünschenswerth das Kriegsvölkerrecht sei es in Form eines Vertrags oder einer Erklärung oder in irgend einer Weise zu ordnen, welche die Uebereinstimmung der civilisirten Staaten kundgibt.

2) Eine solche Reglementirung kann die Leiden und Gefahren des Kriegs nicht beseitigen, aber indem sie die rechtlichen Schranken bezeichnet, welche das Rechtsbewußtsein der civilisirten Welt für nöthig hält, ermäßigt sie die Gewalt und dient zum Schutze der Schwachen gegenüber den Mächtigen.

3) Das Brüsseler Project hat große Aehnlichkeit mit der Instruction des Präsidenten Lincoln für die americanischen Armeen, aber es übertrifft und erweitert dieselbe, indem es zu einem internationalen Werke wird, für viele Städte werthvoll ist und manche neue Bestimmung in demselben praktischen, humanen und fortschreitenden Geiste hinzugefügt hat.

4) Verglichen mit den Aeußerungen der Völkerrechtswissenschaft in den neueren Werken steht der Brüsseler Entwurf auf der Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft. Wenn auch einige Bestimmungen desselben elastisch ausgedrückt sind, und gelegentlich die juristische Kritik manche Bedenken und Zweifel erheben mag, so ist dieser Mangel eine unvermeidliche Folge der Nothwendigkeit, die verschiedenen Meinungen der Staaten zu vereinbaren und der wechselseitigen Zugeständnisse. Im Uebrigen werden Wissenschaft und Praxis an der Klärung und Ausbildung des Rechts arbeiten und die Keime entwickeln, die gelegt sind.

5) Wenn man den Entwurf mit der bisherigen Kriegspraxis vergleicht, so enthält die Brüsseler Erklärung bedeutende Fortschritte, deren Resultate um so eher dauerhaft sein werden, als sie sich davor hütet, utopische Wünsche im Namen einer unklaren Philanthropie zu formuliren und nur solche Forderungen stellt, die mit der Sicherheit der Armeen und mit den Bedürfnissen der Kriegsführung verträglich sind.

Im Einzelnen sprach sich das „Institut" noch näher aus über den Begriff der Occupation von feindlichem Land, über den Unterschied zwischen den loyalen Kriegern (die Freischaaren inbegriffen) und den völkerrechtswidrigen Kriegern (Räubern), über Contributionen und Requisitionen u. s. f. Der Wunsch, daß auch die höchst gefährlichen Repressalien durch das Statut beschränkt werden, fand allgemeine Zustimmung und man bedauerte, daß die Brüsseler Conferenz in diesem praktisch sehr wichtigen Punkte den von dem russischen Project gewiesenen Weg vermieden und vorgezogen habe, gar nichts zu sagen, indem dieses Stillschweigen nur dazu führe, eine grausame und leidenschaftliche Praxis zu fördern, statt zu beschränken und zu ermäßigen. Dieser Fehler kann in Petersburg noch verbessert werden.

Schließlich wurden noch manche Verbesserungen vorgeschlagen, wie insbesondere über die Bekanntmachung (Notification) der Occupation, die Entschädigung oder Rückgabe der Waffen, die den Privateigenthümern, die nicht Krieger sind, weggenommen werden, über einen Zusatz zu der Aufzählung unerlaubter Kriegsmittel, über die Form der Empfangscheine für Contributionen und Requisitionen.

Das Bedürfniß, die Regeln des Kriegsvölkerrechts zu einem Gegenstande des militärischen Unterrichts in den Kriegsschulen zu machen, wurde nachdrücklich betont und darin eine Hauptgarantie erkannt für die Beachtung dieser Regeln.

V. Die Anträge der fünften Commission über die unerläßliche Reform auch das Seekriegsrechts, Berichterstatter de Laveleye, Pierantoni und Alb. Rolin, wurden mit Mehrheit gut geheißen. Es wurde anerkannt, daß grundsätzlich die Seebeute eben so wenig zu dulden sei wie die Landbeute und daß das Privateigenthum zur See dieselbe Beachtung verdiene wie auf dem Lande. Bei dem Widerspruch der größten Seemacht, England, schien aber ein näheres Studium der Bedingungen und der Consequenzen solcher Reform nöthig

Digitized by Google

und es wurde von Engländern und von Deutschen aufmerksam gemacht, daß auch die militärischen Rücksichten auf die Sicherheit der Marine und des Staates gegen feindliche Landung in ähnlicher Weise zu beachten seien, wie im Landkrieg durch die vorübergehende Beschlagnahme der Eisenbahnen, Telegraphen und der militärischen Transportmittel überhaupt.

VI. Die sechste Commission, Berichterstatter Travers Twiß, trug lediglich darauf an, bezüglich der Anwendung des Völkerrechts auf orientalische (nicht christliche) Staaten vorerst weitere Erkundigungen bei Sachkennern im Orient einzuziehen.

Die Themata für die künftige Sitzung des „Instituts" im Jahre 1876 ergaben sich großen Theils aus den gegenwärtigen Verhandlungen. Neu hinzugefügt wurde die Prüfung einer besseren Organisation der Prisengerichte, welche den neutralen und den feindlichen Eigenthümern besseren Schutz für eine unparteiische Rechtspflege gewähre.

Den Schluß der Verhandlungen bildete der huldvolle Empfang der Mitglieder des „Instituts" durch J. Majestät die Königin in dem Palast und Garten au bois.

Zur Geschichte der Kirchhöfe.

Von **Ludwig Heimann.**

Wehmüthig und oft nicht ohne Neid blickt so Mancher nach jenem Ort, der in seiner Stille und Ruhe wie eine Oase inmitten des wilden Getümmels des Lebens daliegt. Und doch hat auch diese Stätte des Friedens eine ziemlich bewegte Vergangenheit hinter sich, und auch ihre Mauern waren nicht immer im Stande, den Leidenschaften der Menschen einen Damm entgegenzustellen. Wenn wir einen Rückblick auf die Geschichte des Friedhofes werfen, übergehen wir die vorchristliche Zeit, in der bei den verschiedenen Völkern des Alterthums Verbrennen mit Begraben der Todten abwechselte, und gedenken nur des Testaments des großen griechischen Spötters, Diogenes' des Cynikers: „Wenn ich sterbe", sagte er, „dann begrabt mich auf dem Gesichte liegend; die Welt kehrt sich ja doch bald um und dann komme ich wieder in die rechte Lage".

Bei den ersten Christen hatten die Begräbnisse keinen bestimmten Ort, sondern die Leichname der Gläubigen wurden meistens im offenen Felde beigesetzt. Bei den Gräbern der Märtyrer erbaute man dann oft Gotteshäuser, oder brachte die Gebeine der Märtyrer in andere Kirchen, was die nächste Veranlassung zu den Begräbnissen in den Städten und Kirchen gab. Dieses Vorrecht, in den letzteren beigesetzt zu werden, dehnte sich auf die Kaiser und Könige aus. Kaiser Constantin d. Gr. war der erste, der nach seiner Anordnung im Vorhof der von ihm erbauten Kirche der Apostel begraben wurde. Ebenso Theodosius d. Gr., Arcadius, Theodosius II. und mehrere andere Kaiser in den ersten Jahrhunderten.

Im sechsten Jahrhundert fingen auch andere an, hierauf Ansprüche zu machen, doch wurde nur Einzelnen ein Platz nächst der Kirche zum Begräbniß eingeräumt. In der Folge wurde dieser Begräbnißplatz gewöhnlich. Von der Einweihung desselben finden wir vor dem sechsten Jahrhundert keine Spuren, indessen wurden diese Plätze doch immer als heilig und unverletzlich angesehen, wie schon bei den Griechen und Römern.

Im 6. und 7. Jahrhundert wurde das Begraben in den Domen dermaßen übertrieben, daß die Kirchenversammlungen und Bischöfe mit Verordnungen dagegen einschreiten mußten. Theodolphus, Bischof von Orleans, hatte sich schon im Jahre 797 dem Hang der Christen widersetzt, aus der Kirche eine Begräbnißstätte zu machen. Er gesteht, daß dies bereits ein allgemeiner Gebrauch geworden sei. Allein, da in allen den bezüglichen Verboten die Geistlichen oder „welche sonst fromme Christen gewesen seien" zum Begräbniß in der Kirche zugelassen wurden, änderte sich in der Folge in dem Umstande nicht viel. Wer nun nicht in die Kirche selbst kommen konnte, wollte wenigstens nach seinem Tode derselben so nahe wie möglich sein und so entstanden die Leichenäcker in unmittelbarer Nähe der Kirchen. Die Reicheren ließen sich manchmal neben dem Hauptgebäude kleine Häuschen, anfangs cellulae oder cubicula, später Capellen genannt, bauen.

Trotzdem die Begräbnisse nach kirchlichem Gesetze unentgeltlich sein sollten, wurden sie sehr bald ein gesuchter Gegenstand des geistlichen Schachers, so daß Papst Gregor mit Energie gegen dieses Unwesen einschreiten mußte. In einem seiner Briefe verbietet er geradezu, „aus dem Sterben einen Nutzen zu ziehen oder die Kirche feil zu geben". Jedoch will er gestatten, etwas, was für die Lichte bei den Begräbnissen freiwillig geopfert wird, anzunehmen, durchaus aber soll nichts gefordert werden. Diese an sich unschuldige Erlaubniß, ein freiwilliges Geschenk anzunehmen, öffnete der Begehrlichkeit der Geistlichen und der Rangsucht der Weltlichen die Thore zum Kaufen und Verkaufen der Begräbnisse auf's neue. Im 9. Jahrhundert begegnen uns in den bischöflichen Synoden überall kanonische Vorschriften, welche deutlich zu verstehen geben, daß die Begräbnißstellen so gut als verkauft wurden.

Die Kirchenversammlung zu Tribur bei Mainz im 9. Jahrhundert stellte es den vornehmen Leuten anheim, ob sie bei der Kathedralkirche oder bei einer Klosterkirche begraben sein wollten, damit sie des Gebets der Geistlichen theilhaftig würden. Die Pfarrer ließen es gern geschehen, weil sie für diese Begräbnisse doch nichts fordern durften und an ihren Zehnten und Opfergaben ohnehin genug hatten. Die allgemeine Regel war jedoch, daß jeder Christ bei seiner Pfarrkirche begraben werden müsse, Ausnahmen von dieser Regel gehörten anfangs zu den Seltenheiten, bis im Laufe der Zeit das Verhältniß durch die sich allenthalben in den Vordergrund drängenden Mönche gestört wurde.

Lassen wir hier einen nicht anzufechtenden Gewährsmann sprechen. Der Papst Leo IX. sagt (de sepulturis, Cap. 2): „Es gibt einige unrecht Handelnde, welche sich bemühen die Einigkeit der Kirche zu zerreißen und zu Grunde zu richten: nämlich die Aebte und Mönche, die nicht aus Eifer der Liebe, sondern aus Raubgier und Habsucht den Weltlichen auflauern und sie dahin zu verführen suchen, daß sie ihr Vermögen, es sei bei ihrem Hinscheiden oder im Leben, den Klöstern vermachen und den Pfarrkirchen nichts überlassen, in welchen sie doch die Sacramente der Taufe, der Buße und des Abendmahls und das Wort Gottes empfangen haben und noch empfangen". Hierauf verordnete er, daß derjenige, der seine Güter bei Lebzeiten oder nach dem Tode einem Kloster schenken wolle, die Hälfte davon seiner Pfarrkirche zu hinterlassen hätte. Aehnliche Verordnungen wurden von späteren Päpsten noch mehrfach erlassen.

Die Mönche ließen sich durch diese Verbote nicht beirren, und obwohl hierdurch zahlreiche und ärgerliche Zänkereien zwischen ihnen und den Pfarrkirchen entstanden, waren sie, und hauptsächlich die Bettelmönche, deren Orden nach dem 12. Jahrhundert entstanden, auf alle mögliche Art beflissen, die Leichen und Schenkungen für dieselben in ihre Klosterkirchen zu erhaschen. Die Laien glaubten sich der größten Verdienste und himmlischen Gnade theilhaftig zu machen, wenn sie in ein Ordenskleid gekleidet unter die Erde kommen konnten; daher gingen sie in großer Anzahl, wenn sie den Tod herannahen fühlten, in ein Kloster und erwarteten dort ihr seliges Ende.

Dieses Unwesen nahm immer größere Dimensionen an, da im späteren Mittelalter die Mönche in ihrem Treiben von den Päpsten selbst unterstützt wurden und sogar besondere Privilegien erhielten, die sich besonders vermehrten, wenn Päpste aus irgend einem Orden auf den Stuhl Petri zu sitzen kamen. Dieselben erlaubten den Brüdern, für die Grabstellen in ihren Kirchen, sowie für die Begräbnisse in ihrem Ordenskleid ansehnliche Geschenke zu nehmen und verbanden diese Art zu begraben noch mit vielen Ablässen.

Wie weit dieser Mißbrauch im 15. Jahrhundert ausgebreitet war, ersieht man aus den berühmten Gesprächen des

Digitized by Google

Erasmus von Rotterdam. In einem dieser Dialoge, mit der Ueberschrift Exequiae Seraphicae, werden die Klosterbegräbnisse in so kostbarer Satire behandelt, daß wir uns nicht enthalten können, wenigstens einige Stellen dieses Gesprächs wiederzugeben:

Philekous. Woher mein Theotimus mit diesem ungewöhnlich andächtigen Gesichte? Warum diese merkwürdig strengen Falten auf deiner majestätischen Stirn? Die Augen sind an die Mutter Erde geheftet, der Kopf zur linken Schulter gar erbaulich hinunter gebeugt und deine Hände klappern mit einem ungeheuren Rosenkranz.

Theotimus. Ach! Ich komme von einem ergreifenden Schauspiele.

Ph. Du hast doch keine Seiltänzer gesehen oder andere dergleichen Narren?

Th. Ja! es war ein Schauspiel, von dem Du wohl noch trauriger nach Hause gegangen wärst; denn — zittere und erstaune — ich komme von einem seraphischen Leichenbegängniß zurück.

Ph. So sterben denn auch die Engel? Die guten Seraphine?

Th. Diese freilich nicht, aber ihre Gespielen, die auf Erden wohnen. — Du kennst den Eusebius, den vornehmen und gelehrten Herrn? Den haben wir begraben.

Ph. Nach Deinem Zustand zu urtheilen, muß dies eine traurige Verrichtung gewesen sein.

Th. (sich die Augen trocknend). Ohne Thränen kann ich es dir gar nicht erzählen. Du weißt, daß dieser Herr Eusebius schon lange dahin wollte.

Ph. Ich weiß, daß er schon lange einen entnervten Körper herum schleppte (für sich) als Folge von Ausschweifungen.

Th. Bei solchen Arten von Krankheiten, die man Schleichfieber nennt, und die den Menschen ganz langsam aufzehren, pflegen die Aerzte aus gewissen kritischen Anzeichen den Tag des Todes fast sicher vorher zu bestimmen. Sie erinnerten also den Mann, der dem Grabe nahe war, daß die Arzneikunde bereits Alles an ihm geleistet habe. Sie hofften zwar zu den Wundern Gottes und seiner unendlichen Barmherzigkeit, welcher Alles möglich wäre; allein so viel jetzt die Menschen urtheilen könnten, möchte wohl sein Lebensfaden nicht über drei Tage aushalten. Der ganz vortreffliche Eusebius aber, so schwach und entkräftet auch sein abgezehrter Körper schon war, zog mit allen Vollkommenheiten das wohlehrwürdige Kleid des heiligen Franziskus an: er ließ sich die Krone scheeren, schlüpfte in die andächtige Kapuze und die kastanienbraune hochheilige Kutte, umgürtete sich mit einem Strick, der mehr Knoten hatte, als Aarons Ruthe und zog apostolische Sandalen an.

Ph. Und das verrichtete er Alles, da er schon wirklich sterben wollte?

Th. (mit erhobener Stimme). Noch mehr: er legte sogar noch mit sterbender Stimme die heilige Profession ab, daß er nämlich nach der Regel des heiligen Franziskus künftig dienen wolle. Und in eben diesem Kleide starb der kostbare Mann.

Ph. (mit Verstellung). Wie würde es mich erbaut haben, wenn ich bei diesem Schauspiele auch zugegen gewesen wäre.

Th. (weinend). O, Du würdest geweint haben! Und wenn Du erst gesehen hättest (schluchzend), mit welcher Liebe die seraphischen Männer den seligen Leichnam gewaschen, das heilige Kleid in Ordnung gebracht, die Hände kreuzweis über einander gelegt, wie Christus im Grabe zu Jerusalem lag; wie sie die Füße entblößt und geküßt haben, das Angesicht sogar nach dem Gebote des Evangeliums durch Salbung zur Fröhlichkeit aufweckten, dann aber nach der großen Lehre des Apostels — Jeder trage des Andern Bürde — die Brüder den Bruder die lange Landstraße hinab zum Kloster ächzend trugen! O, wie viele Sünder sah ich Thränen vergießen, als dieser ehrwürdige Pomp die Straßen klagend hinunterzog, indem diese weltlichen Menschen einen solchen Mann, der sonst in Purpur und Seide einherging, jetzt in eine arme Franziskanerkutte gehüllt, mit einem knotigen Strick umgürtet, den ganzen Körper so erbaulich da liegen sahen. Sogar das verstorbene Haupt war auf die linke Schulter geneigt, wie es die Ehrbarkeit dieses demüthigen Ordens erfordert, sowie auch die ganze Schaar der Seraphine mit gesenkten Häuptern, zur Erde niedergeschlagenen Augen einherwandelte und mit solchen kläglichen Grabgesängen die trübe Luft erfüllte, daß selbst die Gesänge der unterirdischen Geister, welche auf die Erlösung warten, die mit unseren Abläßen verbunden ist, unmöglich trauriger sein können. — Dies Alles preßte einer Menge Zuschauer heiße Thränen aus.

Ph. Und besaß Eusebius auch die Gnade der fünf Wunden des heiligen Franziskus?

Th. So ganz genau will ich's eben nicht behaupten. Man sah zwar an den Händen und Füßen nicht ganz undeutliche Spuren, auch hatte das Kleid auf der linken Seite eine Oeffnung, allein ich getraute mir nicht genauer nachzuforschen, man weiß, wie schädlich der Vorwitz in heiligen Dingen sei, und mit welchem Unheil schon so mancher Frevler bestraft worden. — —

Du weißt doch, wie Paulus die Weisheit verbarg und nur denen sie zeigte, welche die Auserwählten Gottes waren. So bewahren auch die Söhne Franziskus' gewisse Geheimnisse, von denen sie Niemand Nachricht ertheilen, als etwa frommen Wittwen und anderen auserkorenen Andächtigen, welche ihnen Gutes erweisen.

Ph. Ich bin so begierig diese dreimal heiligen Geheimnisse anzuhören.

Th. Erstens weissagte der Herr dem heiligen Franziskus: daß, jemehr sich seine Söhne vermehren werden, desto mehr Nahrung werden sie vom Himmel erhalten. Er versicherte ihn, daß jährlich an seinem Festtage nicht nur alle leidenden Seelen des seraphischen Ordens, welche dieses heilige Kleid in ihrem Leben trugen, sondern auch alle diejenigen, welche diesem Orden Gutes erweisen, aus den brennenden Flammen des Fegefeuers direct zum Himmel fahren werden. Auch schwur der Herr dem heiligen Franziskus, daß die Gönner des seraphischen Ordens, wie gottlos sie auch lebten, dennoch vom Himmel sicher Barmherzigkeit erhielten und ihre Laster unfehlbar mit einem seligen Ende schließen werden.

Ph. Wer sind aber diejenigen, die Du mit dem Titel eines Gönners, eines Wohlthäters dieses Ordens beehrst?

Th. Diejenigen, welche die Küchen und Keller der seraphischen Väter versehen, welche für all ihre Kleidung und Nothdurft sorgen. Kurz, die an die Bedürfnisse ihres Körpers denken. — Jetzt vernimm aber die letzte Offenbarung! Der Herr versprach auch dieses noch: daß Keiner in die Hölle kommt, der in diesem seraphischen Kleide stirbt.

Ph. Das ist über die Maßen viel; aber was ist wohl von denjenigen zu halten, welche dieses Kleid erst nach dem Tode empfangen? Diese sterben ja nicht darin.

Th. Wenn sie solches noch lebend begehrten, so gilt der Wille für das Werk.

Ph. Als ich mich zu Antwerpen aufhielt, war ich bei einer sterbenden Matrone anwesend, diese war nicht so glücklich, mit diesem Versöhnungsmittel bekleidet zu sein. Was that der Franziskaner, der ein außerordentlich ehrwürdiger Mann war? Er steckte den Arm der Sterbenden in seinen Aermel und hielt so lange diesen Theil des Leibes bedeckt, bis sie auch verschied. Da entstand nun ein Zweifel, ob nun das ganze Weib oder nur der bedeckte Theil vor der leidigen Hölle sicher wäre.

Th. Dieser Casus muß aufgefaßt werden wie bei der Taufe; der ganze Mensch ist getauft, wenn auch nur ein Theil gewaschen ist, — also ist auch der ganze Mensch selig, wenn nur ein Theil Franziskaner wird.

Ph. Das ist vortrefflich aufgelöst! Warum aber wohl die bösen Geister so einen Abscheu vor diesem englischen Gewande haben?

Th. Sie fürchten es mehr als Christi Kreuz. Als Eusebius zu Grabe getragen wurde, da sahen wir ganze Legionen schwarzer Teufel wie die Mücken um den Körper herum schwärmen, aber wohl nicht einen einzigen, der sich getraute in die selige Atmosphäre hinein zu fliegen.

Digitized by Google

Ph. Aber das Angesicht, die Hände und Füße waren ja nicht bedeckt, mithin immer in Gefahr.

Th. Sie lagen aber noch im Dunstkreise des heiligen Habits, mithin —

Ph. Ich denke also wohl, daß auch diese Körper niemals verwesen, sonst müßten die Würmer wohl unverschämter sein als der Teufel selbst?

Th. Das denke ich auch.

Ph. Indessen, da dieses Kleid zu Grabe getragen wird, was schützt denn da die arme Seele?

Th. Die Seele ist im Schatten dieses Kleides in ein unauslöschliches Zeichen gehüllt und steht vor Gott als Franziskanerin. — Der heilige Franziskus hat nämlich das Evangelium verbessert und solches zu höherer Vollkommenheit erhoben. Er setzte noch zum Evangelium ein dunkelbraunes Kleid, Strick, bloße Füße, eine Kapuze, welche den großen Eckstein Christus bedeutet, er verbot ihnen Geld anzurühren u. s. f.

Ph. Ich vernahm jedoch auch, daß nicht nur das Berühren, sondern auch das Annehmen von Geld ihnen verboten sei. Sie nehmen aber durch ihre geistlichen Väter und Mütter und bestellten Anwälte tapfer Geld ein, die böse Welt spricht sogar von Erbschaftscapitalien und dergleichen Renten mehr, die in der Welt einen reichen Mann ausmachen.

Th. Sie können Geld annehmen und wenn es auch viele tausend Gulden wären, wenn sie solches nur nicht anrühren. So liest man auch nirgends, daß Christus jemals in seinem Leben Geld angerührt habe.

Ph. Warum lassen sich aber die Franziskaner die Begräbnisse in ihren Ordenskirchen und das heilige Kleid mit Strick und Kapuze auch bezahlen und nehmen baares Geld dafür an?

Th. (glühend vor Zorn). Ha! nun verstehe ich dich, Spötter; der Fluch Franziskus' über Dich und über Alle Deinesgleichen! —

Das Unwesen mit den Klosterbegräbnissen dauerte bis in die Neuzeit hinein, ebenso wie die Begräbnißstätten bei den Kirchen inmitten der Städte zum Nachtheil der Bevölkerung zur Gewohnheit wurden. Kaiser Joseph, der große Reformator, versuchte beiden Uebelständen ein Ende zu machen und erließ zu diesem Zweck im Herbst des Jahres 1784 folgende Verordnung, die auch heute noch volle Beachtung verdient:

„Se. Majestät haben allergnädigst zu beschließen geruht, daß Erstens alle Grüfte, Kirchhöfe oder sogenannte Gottesäcker, die sich inner dem Umfange der Ortschaften befinden, von nun an geschlossen und statt solchen diese außer den Ortschaften in einer angemessenen Entfernung ausgewählt werden sollen.

Zweitens. Sollen alle und jede Leiche wie bisher, so auch künftighin von ihrem Sterbehause aus nach der letztwilligen Anordnung der Verstorbenen oder Veranstaltung ihrer Angehörigen nach Vorschrift der Stell- oder Conductordnung bei Tag oder auf den Abend in die Kirche getragen oder geführt, sodann nach abgesungenen gewöhnlichen Kirchengebeten eingesegnet und beigesetzt, von dannen aus aber hernach von dem Pfarrer in die außer den Ortschaften gewählten Friedhöfe überbracht werden.

Drittens. Zu diesen Friedhöfen sei ein der Volksmenge angemessener hinlänglicher Platz zu wählen, welcher keinem Wasser ausgesetzt, noch sonst von einer solchen Erdgattung sei, daß selber die Fäulung verhindere und wenn nun dieser Grund ausgesucht, so sei solcher mit einer Mauer zu umfangen und mit einem Kreuze zu versehen.

Viertens. Da bei der Begrabung kein anderes Absehen sein könne, als die Verwesung so bald als möglich zu befördern, und solcher nichts hinderlicher sei, als die Eingrabung der Leichen in Todtentruhen, so werde gebotten, daß alle Leichen in einen leinenen Sack ganz bloß ohne Kleidungsstücke eingenäht, sodann in Todtentruhe gelegt und in solcher auf den Gottesacker gebracht werden sollen.

Fünftens. Solle bei diesen Kirchhöfen jederzeit ein Graben von 6 Schuh tief gemacht, die dahin gebrachten Leichen aus der Truhe allemal herausgenommen und wie sie in dem leinenen Sack eingenäht sind, in diese Grube gelegt, mit ungelöschtem Kalke überworfen und gleich mit der Erde zugedeckt werden. Sollten zu gleicher Zeit mehrere Leichen ankommen, so können mehrere in die nämliche Grube gelegt werden, jedoch sei unfehlbar die Veranstaltung zu treffen, daß jeder Graben, in welchen todte Körper gelegt werden, allsogleich, in so weit Körper liegen, in der nämlichen Nacht wieder ganz mit Erde angefüllt und zugedeckt werde, auf welche Art dergestalt fortzufahren sei, daß jederzeit zwischen den Gräben ein Raum von vier Schuhen zu lassen sei.

Sechstens. Zur Ersparung der Kosten sei die Veranlassung zu treffen, daß jede Pfarre eine ihrer Volksmenge angemessene Anzahl gut gemachter Todtentruhen von verschiedener Größe sich beischaffe, welche jedem unentgeltlich dazu gegeben sei, sollte aber Jemand eigene Todtentruhen für seine verstorbenen Verwandten sich beischaffen, so ist solches unbenommen, jedoch können die Leichen nie mit den Truhen unter die Erde gebracht werden, sondern müssen aus solchen wieder herausgenommen und diese zu andern Leichen gebraucht werden.

Siebentens. Solle den Anverwandten oder Freunden, welche der Nachwelt ein besonderes Denkmal der Liebe, der Hochachtung oder der Dankbarkeit für den Verstorbenen darstellen wollen, allerdings gestattet sein, diesen ihren Trieben zu folgen, es seien aber diese lediglich an dem Umfang der Mauern zu errichten, nicht aber auf dem Kirchhofe zu setzen, um allda keinen Platz zu nehmen.

Endlich Achtens. Da alle Grüfte und Begräbnisse in den sämmtlichen Klöstern, dann die sogenannten Kalkgruben und Schachten bei den Spitälern, barmherzigen Brüdern und Elisabethinerinnen nun aufhören und alle Verstorbene ebenfalls auf den Friedhöfen derjenigen Pfarre, wohin sie gehören, begraben werden müssen: so sollen diese Klöster und Spitäler wegen Entschädigung der Todtengräber für ihre Mühe mit selben ein billiges Abkommen treffen, und jene Pfarrkirchhöfe, in deren Umfang diese Spitäler und Klöster liegen, nach der Erforderniß größer gemacht werden. — Welches — zu männiglicher Kundmachung u. s. w.

Allein der edle Kaiser mußte auch bei dieser von ihm beabsichtigten Reform des Begräbnißwesens dieselben traurigen Erfahrungen machen, wie bei fast allen übrigen Reformen, die er zum Heil seiner Völker durchführen wollte, die aber die Dummheit der großen Menge und der Egoismus der privilegirten Classen nicht zum Vollzug kommen ließen. Auch gegen die neuen Begräbnißgesetze erhob sich sofort in allen Staaten des Kaiserreichs eine allgemeine Opposition, unterstützt und hauptsächlich angefacht von der in ihren Einnahmen bedrohten Geistlichkeit. Der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, ließ den Kaiser höhnisch fragen, wo er, der Bischof, sich denn nach dem Tode solle begraben lassen, weil alle Begräbnisse in Kirchen und Städten aufgehoben seien? Der Monarch antwortete ihm, „der Hirt gehört zu seinen Schafen". In vielen Orten kam es bei Begräbnissen wegen Durchführung der neuen Gesetze zu den ärgsten Thätlichkeiten, besonders wurden mehrere derartige Vorfälle aus Böhmen gemeldet, so daß die dortigen Behörden geradezu erklärten, sie seien nicht mächtig genug, die neuen Verordnungen der erregten Menge gegenüber aufrecht zu erhalten. In Bidschower riß ein Militärbeurlaubter dem Todtengräber, als er eben eine Leiche ohne Sarg beerdigen wollte, die Schaufel aus der Hand, stieß ihn mit Gewalt zur Seite und scharrte Leiche und Sarg mit unter die Erde. Diese That fand unter der Menge so allgemeinen Beifall, daß die Regierung es nicht wagte, gegen den Thäter einzuschreiten.

Derartige Vorfälle, die selbst in der Residenzstadt Nachahmung fanden, veranlaßten endlich den Kaiser, auch hier den fruchtlosen Kampf mit eingewurzelten Vorurtheilen aufzugeben und bereits im nächstfolgenden Jahre erließ er, ärgerlich und unmuthig über den Mißerfolg, folgendes Handbillet an die Hofkanzlei:

„Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider noch immer so materialisch sind, daß sie einen unendlichen Werth darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode

Digitized by Google

langsamer verfaulen und länger ein stinkendes Aas verbleiben, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen. Sie werden also durchaus erklären, daß, nachdem ich die vernünftige Ursache, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse so gezeigt habe, ich keinen Menschen, der davon nicht überzeugt ist, zwingen will vernünftig zu sein, und also Jeder, was den Sarg anbelangt, frei thun kann, was er für seinen todten Körper für das Angenehmste hält".

Seit den Tagen jenes großen Mannes auf dem Kaiserthron sind fast hundert Jahre vergangen und, ist auch Manches besser geworden, noch immer haben wir keine Friedhöfe im wahren Sinne des Wortes, noch immer umtobt der Streit und der Hader der Menschen jene stillen Grabhügel, deren Bewohner glücklicherweise durch jenes widerliche Gezänk nicht mehr in ihrer Ruhe gestört werden können. Aber sieht man das ängstliche Bemühen der Menschen, auch nach dem Tode noch die Schranken aufrecht zu erhalten, die sich die Lebenden mit den verschiedenen Religionen künstlich geschaffen, sieht man, wie heute noch, in unserem aufgeklärten Zeitalter, die Beibehaltung der „confessionellen Kirchhöfe" Veranlassung zu den heftigsten Debatten gibt, wie der Leichnam des Unglücklichen, der, müde des schweren Kampfes, sich selbst ein frühzeitiges Ende bereitet, auf Befehl eines zelotischen Geistlichen über die Kirchhofmauer gehoben werden muß, — dann müssen wir wahrlich eingestehen, daß Diogenes nicht nur ein großer Spötter, sondern auch ein großer Philosoph war, weil er dieser Welt mit ihrem Treiben auch nach dem Tode noch nur den Rücken zuwenden wollte.

Literatur und Kunst.

Byrons „Manfred" auf der Bühne.

Baron v. Perfall, der seit längerer Zeit die Münchener Hoftheater mit Umsicht und feinem Kunstverständniß leitet, hat die dankenswerthe Einrichtung getroffen, für die Sommer- und Herbstmonate, während deren München von Fremden stark besucht wird, eine Reihe von solchen dramatischen und musikalischen Werken auf das Repertoire zu bringen, die man an andern Bühnen selten oder gar nicht zu sehen und zu hören die Gelegenheit hat. So konnte sich der Fremde, der in der ersten Septemberwoche in der bayrischen Hauptstadt verweilte, das Vergnügen bereiten, außer der Shakespeare'schen Richard-Trilogie (in der Dingelstedt'schen Bearbeitung: „Heinrich VI." zwei Theile und „Richard III.") und dem „Erbförster" von Otto Ludwig, ein neues Drama des norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson, „Das Fallissement" betitelt, Richard Wagners „Tristan und Isolde" mit dem Vogl'schen Ehepaar, die reizende komische Oper „Der Arzt wider Willen" von Gounod und Byrons „Manfred" mit der Schumann'schen Musik in ihrer Bühnenwirkung kennen zu lernen, resp. die Bekanntschaft mit diesen selten aufgeführten Kunstwerken zu erneuern.

Leider war es mir nur gegönnt, der Vorstellung des „Manfred" beizuwohnen, auf die ich allerdings auch am meisten gespannt war. Nach der Lectüre schien mir die merkwürdige Dichtung Byrons in ihren grübelnden Speculationen, welche die andächtige und einsame Lectüre geradezu bedingen, in ihrer vornehmen Mißachtung aller Forderungen der Bühne, so ziemlich der vollendete Ausdruck des Undramatischen zu sein. Die vorzügliche Münchener Aufführung hat mich zwar eines Besseren nicht belehrt und keinem Theaterdirector, den es nach einem sogenannten „Zugstücke" gelüstet, möchte ich anrathen, das Experiment zu wiederholen; dennoch hat dieses bühnenwidrige, handlungsleere, undramatische Werk das zahlreich versammelte Publicum von Anfang bis zu Ende gefesselt, an einzelnen Stellen geradezu begeistert. Das Gewaltige und Bedeutende wird eben, mag es auch in einer ungewöhnlichen, ja in einer ungehörigen Form sich darstellen, seine Wirkung auf den Empfänglichen und Gebildeten nie verfehlen. Und zu der Macht und Fülle der Byron'schen Gedanken die Musik von Robert Schumann! Schon um diese herrliche Composition in dem Geiste, in dem sie geschrieben worden ist, in ihrem logischen Zusammenhange, als Einleitung, Begleitung und Abschluß des Dichterwerks zu Gehör zu bringen, — nicht mit dem traurigen Nothbehelf eines „verbindenden Textes", der die Dichtung verkrüppelt und dadurch auch der Musik, die aus dem dichterischen Ganzen heraus entstanden ist, einen ganz andern Charakter gibt, — schon um die Schumann'sche Manfred-Musik unter den vom Componisten gedachten Bedingungen aufzuführen, wäre die Darstellung des Byron'schen Gedichtes ein lohnendes Beginnen. Wohlverstanden nur für ein großes Theater, das den Cassenrapport nicht als die einzige Norm für die Feststellung des Repertoires zu betrachten braucht und das sich den Luxus gestatten darf, ein paar Abende im Jahre à fonds perdus lediglich dem ästhetischen Wohlbehagen der feiner entwickelten Minderheit des Publicums zu opfern.

In München wird „Manfred" in der Bearbeitung von C. Jenke gegeben, die sich unter Berücksichtigung der scenischen Forderungen dem Original möglichst anschließt.

Wenn der Vorhang sich hebt, erblicken wir in einer kahlen Gebirgslandschaft Manfred, der nun während des ganzen Abends unsern Blicken kaum wieder entzogen wird. Uns überkommt, wenn wir Manfred über die Nichtigkeit des Daseins philosophiren hören, den Pessimisten, dem Schmerz Erkenntniß ist: —

„wer am meisten weiß,
Der fühlt am tiefsten auch die grause Wahrheit:
Der Baum des Wissens ist kein Baum des Lebens!"

und wenn er der Mißachtung alles menschlichen Wissens und Vermögens in den Worten Ausdruck gibt:

„Philosophie und Wissen, sammt den Quellen
Der Wunder und der Weisheit dieser Welt
Hab' ich durchforscht — ich fühle Kraft in mir,
Um alles dies mir unterthan zu machen —
Doch frommt's mir nicht!"

ein Gefühl, als hörten wir einen modernen Faust sprechen, der seinen Schopenhauer durchaus studirt, mit heißem Bemühen. Und wie Faust, beschwört auch Manfred die Geister, zieht sie mächtig an, saugt an ihrer Sphäre lang', — sie kommen, die Elementargeister, Luft, Wasser, Erde und Feuer, und auch sie vermögen dem Meister, der ihnen gebietet, das, wonach seine Seele allein dürstet, nicht zu gewähren: Vergessenheit! Nur ein verführerisches Trugbild gaukeln sie ihm vor — das Bild eines entzückenden Weibes, eine andere Helena im Hexenspiegel, die in Nichts zerfließt, als er sie in seine Arme schließen will. Besinnungslos stürzt er zu Boden. Da steigen die bösen Geister auf und schleudern den furchtbaren Bannfluch wider den Vermessenen, — den schaurigen Spruch, der in der wunderbar unheimlichen Composition von Schumann (drei Bässe) und in der musterhaften Wiedergabe durch die Münchner Künstler (u. A. Kindermann) von erschütternder Wirkung ist. Schumann hat nicht die Goethe'sche Uebersetzung für die Composition gewählt, sondern eine neuere, ich glaube, die von Böttger. Die Goethe'sche ist poetisch entschieden bedeutender; aber die von Schumann benutzte hat den Vorzug der leichteren Verständlichkeit und der für die Tondichtung geeigneteren Form in Reimen.

Goethe übersetzt:

Deinen falschen Thränen zog ich
Tödtlichste Essenzen aus,
Deinem eignen Herzen sog ich
Blut, das schwärzeste vom Quell,
Deinem Lächeln lockt' ich Schlangen,
Dort geheim geringelt, ab,
Deinem Lippenpaar entsaugt' ich
Allerschlimmstes aller Gifte.

Digitized by Google

Jedem Gift, das ich erprobet,
Schlimmer ist Dein eignes doch.

Auf Dein Haupt gieß ich die Schale
Die Dich solchem Unheil widmet
Nicht zu schlafen, nicht zu sterben
Sei Dein dauernd Mißgeschick;
Scheinbar soll der Tod sich nahen
Deinem Wunsch, doch nur als Grauen,
Schau! Der Zauber wirkt umher Dir,
Dich geklirrlos fesselt Kette;
Ueber Herz und Hirn zusammen
Ist der Spruch ergangen — schwinde!

Hinter der poetischen Macht dieser Uebersetzung bleibt die moderne allerdings erheblich zurück; trotzdem wird man, wenn man die beiden mit einander vergleicht, unschwer begreifen, daß sich Schumann für die folgende entschieden hat:

Von Deinen Thränen kocht' ich Saft,
In ihm wohnt sich're Todeskraft;
Aus Deinem Herzen zapft' ich Blut,
Aus schwarzen Quells tief-schwarzer Fluth;
Ich fing des Lächelns Schlange weg,
Die lauernd dort lag im Versteck;
Ich nahm der Lippen Reiz Dir ab,
Der stärkste Giftkraft Allem gab;
Ich prüfte jedes Gift: allein
Ich fand, das giftigste war Dein.

Die Schale gieß' ich auf Dich aus,
Sie weiht Dein Haupt dem Zaubergraus;
Nicht der Schlummer, noch der Tod
Löse Dich aus dieser Noth;
Ob der Tod erwünscht Dir sei,
Fasse Dich doch Todesscheu;
Sieh' das Zauberwort umwand Dich,
Kette, tonlos, nun umband Dich;
Durchfuhr Dir durch Herz und Sinn
Dieser Spruch — nun welke hin!

Manfred erwacht aus seiner Ohnmacht; und mit dem Bewußtsein kehrt die Verzweiflung wieder. Er will den Jammer enden; aber der Zauber, daß er den Tod gleichzeitig begehren und scheuen soll, thut seine Wirkung:

— „wenn ein Sprung,
Ein Sturz, ein Ruck, ja selbst ein Athemzug
Auf dieses Felsens Busen meine Brust
Auf ewig betten könnte — warum zaudr' ich?
Mich zieht's hinab, und dennoch stürz' ich nicht.
Es schwindelt mir das Hirn, doch steh' ich fest.
Gewaltsam hält mich eine höh're Macht zurück,
Die mir den Fluch, zu leben, auferlegt.

Und dennoch scheint der starke Manfred den Bann der Geister durchbrechen zu können. Sein Entschluß zu sterben ist gefaßt, das friedliche Tönen des Kuhreigens vermag in diesem trostlosen Herzen nicht mehr die Sehnsucht nach dem freundlichen Leben zu erwecken; für ihn genügt nicht mehr, wie für Faust, das tiefe Summen der Osterglocken, um ihm die Thränen zu entreißen und ihn für die Erde wieder zu gewinnen; die kalte, ruhige, jeder weichen Regung fest verschlossene Verzweiflung zeigt ihm nur den einen Ausgang: den Tod.

„Leb wohl, du offner Himmel,
Schau nicht so vorwurfsvoll auf mich herab!
Du warst mir nicht bestimmt. Nimm, Erde, du
Nun die Atome!"

„Doctor sind Sie des Teufels?" — Diesmal ist es natürlich kein Schiffscapitän, sondern ein Gemsenjäger, der den Lebensmüden am Kragen packt und ihn zu neuen Leiden rettet. Damit schließt die erste Abtheilung.

In der zweiten Abtheilung setzt Manfred seine vergeblichen Bemühungen, von den Geistern Freundschaftsdienste zu erlangen, mit ungeschwächten Kräften fort. Auf der Bühne wirkt diese Wiederholung nicht unbedenklich; man muß ein sehr ernsthafter Mensch sein, um alle parodistischen Gedanken zu bannen, wenn man sieht, wie Manfred immer wieder und wieder Himmel und Hölle in Bewegung setzt, um den Ueber- und Unterirdischen verfängliche Aufgaben zu stellen, die sie nicht erfüllen können oder wollen. Einen Augenblick glaubt man — als Manfred die Alpenkönigin interpellirt —, daß nun die Geschichte eine andere Wendung nehmen werde. Es wetterleuchtet dramatisch. Aber das Gewitter bricht nicht los; und bei dem ersten fahlen Blitzschein und dem ersten dumpfen Dräuen und Grollen zerstreuen sich die Wolken, und das erfrischende Donnerwetter, nach dem man schmachtet, zieht vorüber.

Wenn die Alpenkönigin aus den kühlen Wassern hervorrauscht und Manfred fragt, was er begehre, so erwartet man eine befriedigendere Auskunft als die, welche der düstere Zauberer uns gibt:

„Zu schauen Deine Schönheit — weiter nichts!"

Weiter nichts — das ist nicht eben viel. In der Conversation mit der liebenswürdigen Unsterblichen läßt sich Manfred doch noch zu einigen Mittheilungen hinreißen, die zunächst die Aufmerksamkeit des Hörers erregen. Es sieht so aus, als ob er ihr einige bisher geheim gehaltene Dinge, die uns diesen räthselhaften Menschen verständlicher machen würden, anvertrauen wolle.

Er erzählt ihr, daß er allein auf der Welt steht —

„Doch eine war —

Alpenkönigin.

Vertraue, fahre fort!"

— Aha! denkt der Zuschauer, jetzt kommt die Exposition; freilich etwas spät, aber sie kommt doch. — Mit nichten. Nach Manfreds Geständniß wird die Sache noch verworrener, das Geheimniß noch dunkler. Er hat ein Weib geliebt, und dies Weib getödtet. Und doch wiederum nicht getödtet.

„Sie tödtet' ich.

Alpenkönigin.

Mit eigner Hand?

Manfred.

Nicht meine Hand — mein Herz, es brach das ihre!
An meinem hing's und welkte. Blut vergoß ich,
Doch ihres nicht — und doch ward dies vergossen!
Ich sah's und könnt's nicht stillen."

Das Geheimniß von Manfreds Unglück wird durch diese Offenbarung noch nicht vollkommen, wie mir scheint, enthüllt. Ganz genau wissen wir nur, daß er die todte Geliebte, die holde Astarte, sucht; und so begegnen wir ihm denn, wie einem neuen Orpheus, der seine Eurydice aus dem Reiche der Todten zurückerobern will, in der Halle des Ahriman. Diesmal findet er Erhörung, er sieht Astarte, er kann ihr sagen, wie er sie geliebt, wie er sie noch immer liebt und ewig lieben wird. Die leidenschaftliche, von tiefster Innigkeit durchdrungene Ansprache an Astarte gehört zu den schönsten Seiten der Byron'schen Dichtung, wie die melodramatische Begleitung eine der schönsten Seiten der Schumann'schen Partitur bildet. Kommt dazu ein Schauspieler, wie Herr Ernst Possart, der gerade diese Strophen mit hinreißender Wärme spricht, so wird der Eindruck, den der Zuschauer hier empfängt, ein wahrhaft überwältigender.

Die letzte Abtheilung in Manfreds Schlosse ist wohl die bühnengerechteste. Zwar begnügt sich der Dichter auch hier mit Andeutungen und überläßt es dem Instincte seiner Zuhörer, sich in dem labyrinthischen Wunderbau, den er errichtet, zurecht zu finden; aber die Unterredungen zwischen Manfred und dem Prior, die unwillkürlich an das Zwiegespräch zwischen Franz

Digitized by Google

Moor und dem Pastor Moser erinnern, sind wenigstens nicht in dem lyrisch-philosophischen Tone, der sonst in dieser Dichtung obwaltet, gehalten; sie sind für den schnell dahinfließenden Vortrag auf der Bühne ungleich geeigneter.

Ueber das ergreifende Ende Manfreds, der mit dem schönen Worte aus der kleinen Gewißheit in das „große Vielleicht" hinübertritt:

„Das Sterben, alter Mann, ist nicht so schwer!"

ergießt die wunderbare Musik Schumanns den Zauber der reinsten und rührendsten Poesie. Während Manfred sein Leben aushaucht, ertönt in der Ferne das Gnade verheißende Requiem:

Et lux perpetua
Luceat eis!

— das Orchester setzt in die fromme Weise mit dem Thema aus der Ouverture ein, und unter den friedlichen und versöhnenden Klängen rauscht der Vorhang herab. Es ist wie ein Sonnenuntergang.

Ueber die Aufführung läßt sich nur das Rühmlichste sagen. Herr Possart trägt die Reden des „Manfred" mit feinstem künstlerischem Verständniß und mit völliger Beherrschung der Technik vor. Es ist eine Riesenaufgabe. Manfred stellt an den Darsteller dieselben, nahezu übermenschlichen Anforderungen, wie Tristan an den Sänger. Die Art und Weise, wie Herr Possart die großen Melodramen sprach, wo sich Wort und Ton beständig fest umschlungen halten, war eine Virtuosenleistung im besten Sinne des Wortes. Das Ensemble war tadellos. Der Souffleurkasten war für diese Vorstellung beseitigt.

Paul Lindau.

Ein preisgekrönter Roman.

Die französische Akademie hat den Preis de Jouy von dreitausend Francs, welcher die beste im Lauf des Jahres erschienene Pariser Sittenstudie krönen sollte, mit Einstimmigkeit dem Roman „Fromont jeune et Risler aîné" von Alphonse Daudet zuerkannt. Dieser Umstand allein würde die Ausführlichkeit der nachfolgenden Besprechung rechtfertigen, selbst wenn das Werk nicht schon durch seine hervorragende Bedeutung die eingehendste Beurtheilung verdiente.

Das Buch, welches bei Charpentier in Paris bereits in sechster Auflage erschienen ist, kündigt sich als „moeurs parisiennes" auf seinem Titel an. In der That, wie es nur Balzac und Dickens in ihren besten Werken vermocht haben, zaubert uns Daudet auf's anschaulichste das verworrene, seltsame Treiben einer großen Hauptstadt vor. Das Arrondissement du Temple ist der Schauplatz der Geschichte; im Häusercomplex zwischen der Rue de Braque und der Rue des Vieilles-Haudriettes spielt sich diese bürgerliche Tragödie ab. Von hier aus können wir Straße für Straße dem braven Risler folgen, wenn er in die Brauerei der Rue Blondel wandert, oder dem ehrlichen Sigismond Planus auf seinem Wege nach Montrouge oder der zarten Désirée Delobelle auf ihrem Todesgange zum Quai de la Grève.

Sicherlich ist es nicht Zufall, sondern tief ernste Absicht, wenn der Schauplatz unserer Geschichte in jenes Stadtviertel verlegt ist, welches in der großen Revolution eine so bedeutende Rolle spielte. Zwischen der Rue St. Honoré, berühmt durch den Jacobinerclubb und Robespierre, dem Temple, dem Palais-Royal, dem Grève-Platz, dem Bastille-Platz rollen sich die Bilder des Romans vor uns ab. Und wenn auch nur ein einzig Mal dem mißlaunigen Chèbe die Worte in den Mund gelegt werden „und diese Menschen wundern sich, daß man Revolutionen macht", — ein tief revolutionäres Element zuckt doch durch den ganzen Roman, obgleich er der hohen Politik und den Tagesfragen scheinbar fern bleibt.

In der wunderbaren Einleitung zu seinem Roman „La confession d'un enfant du siècle" behauptet Alfred de Musset, es bleibe dem modernen Volke, welchem die Philosophen den Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits zerstört, nur der eine Schlachtruf: „Krieg den Reichen! Auch uns die Freuden der Erde, da der Himmel leer ist und wir alle gleich sind!" Ein Echo dieses Schreies tönt durch Daudets Roman. Seinen Helden hat kein Philosoph ihren Glauben zerstört; wir wissen nicht, ob sie je einen Glauben gehabt. Es ist ein höchst beachtenswerther Zug des Romanes, daß er vollendete Atheisten vorführt. Selbst ein religiöser Zweifel, eine Abneigung gegen die Religion ist diesen Leuten nicht geblieben. Würde nicht zuweilen vom Sonntage, vom Läuten der Glocken, von der Traurede des Priesters gesprochen, wir würden nicht einmal erfahren, daß die Religion auch nur als staatliche und gesellschaftliche Einrichtung besteht. In keiner Lage ihres Lebens suchen diese Menschen Trost im Glauben an Gott, an eine Vorsehung; ja, selbst diese Namen werden nur einmal und zwar in höchst merkwürdiger Weise genannt. Désirée Delobelle, die weitaus sympathischste Frauengestalt, plant, im Innersten verwundet, den Selbstmord. „Was konnte sie auch," fragt der Dichter, „in ihrem tiefen Unglück aufrecht erhalten? Gott? Der sogenannte Himmel? Sie dachte nicht einmal daran. In Paris, zumal in den Arbeitervierteln, sind die Häuser zu hoch, die Straßen zu eng, die Luft zu dick, um den Himmel zu erblicken. Er verliert sich in dem Rauch der Fabriken und in dem Qualm, der von feuchten Dächern aufsteigt. Auch ist das Leben für die Meisten dieser Leute so hart, daß, wenn sich zu ihrem Unglück die Idee einer Vorsehung gesellte, man letzterer nur die Faust zeigen und sie verfluchen würde. Deshalb gibt es so viel Selbstmorde in Paris. Dies Volk, welches nicht beten kann, ist jeden Augenblick bereit zu sterben".

Gemahnen diese Worte nicht seltsam an die Parodie des bekannten Voltaire'schen Ausspruches, welche im jüngsten Communeaufstand circulirte: „Wenn Gott existirte, müßte man ihn fusiliren"? Jedenfalls ist es in einer Zeit, in welcher die Klericalen so rasche Fortschritte in Frankreich machen, ein sattsam zu beachtendes Zeichen, daß die Akademie mit Einstimmigkeit einer in ihrem Kern atheistischen Dichtung den Preis zuerkennt.

Dieses „Paris du diable", die echte Mutter Sidoniens mit ihrer „beauté du diable", dieses gottverlassene Paris unseres Autors ist denn auch nach seinem eignen Geständniß am schönsten „sous un ciel bas, alourdi de neige". Heinrich Heine fand die Sterne einst am schönsten, wenn sie sich im Straßenkothe von Paris spiegeln. Aehnlich denkt Daudet. Sein Paris „du diable" muß eigentlich sogar Sonne und Sterne entbehren: „La nature est pour ainsi dire absente du tableau; ni vent, ni soleil". Nur Gasflammen, Wagengerassel, hastiges Drängen. Es ist eine versumpfte Welt, aus der Daudet die schöne Blume seiner Dichtung emporblühen läßt.

Versuchen wir, den Inhalt des Romanes kurz zu skizziren, um dann die Betrachtung darüber zum Abschluß zu bringen.

In der Rue des Vieilles-Haudriettes liegt die Fabrik „des papiers peints" des Herrn Fromont. Er ist der Schwiegersohn des ehemaligen Viehhändlers Gardinois, welcher jetzt als Millionär auf seinem Landsitze Savigny in gemächlichem Nichtsthun lebt. Fromont hat nur ein Kind, seine Tochter Claire; ihr wird er später seinen Neffen Georges Fromont zum Gatten bestimmen und letzterem gleichzeitig die Fabrik übertragen. Von dem Personal des Hauses Fromont interessirt uns der Portier „père Achille", der alte Cassirer Sigismond Planus, welcher mit seiner altjüngferlichen Schwester ein Landhaus zu Montrouge bewohnt, und Guillaume Risler, der Musterzeichner.

Risler ist bei Beginn unserer Erzählung zweiundvierzig Jahre alt. Wie sein Freund Sigismond Planus stammt er aus der deutschen Schweiz; eine große, blonde, starknochige, linkische Erscheinung mit fremdländischem Accent und fremden Ausdrücken, mit einem Kindesherzen und mit den Manieren und der Stimme eines Bären. Er hat seinen um mehr als fünfzehn Jahre jüngeren Bruder Franz bei sich, dessen Lebensunterhalt er bestreitet, und dessen Ausbildung auf der Pariser Central-

Digitized by Google

schule er überwacht. Beide Brüder wohnen nahe bei der Fabrik, in einem Hause der Rue de Braque.

Ebendaselbst wohnen auch die Familien Chèbe und Delobelle. Ferdinand Chèbe ist ein heruntergekommener Kaufmann, der, wie er sich ausdrückt, „un commerce debout" unterhält und Agent für alle möglichen Handelsartikel ist. Später wird er nur von der Pension leben, welche ihm sein Schwiegersohn aussetzt. Die Familie Chèbe besteht aus Ferdinand, seiner Gattin und ihrem einzigen Kinde Sidonie.

Genau denselben Personenstand weist die Familie Delobelle auf. Monsieur Delobelle, stets „l'illustre Delobelle" genannt, war einst Schauspieler in Metz und Alençon; in letzterem Orte verehrten ihm sogar die Theaterabonnenten eine goldene Krone. Freilich hat er seit langen Jahren die Bühne nicht mehr betreten, aber er glaubt unerschütterlich an sein Genie und an seine Zukunft. Den gleichen Glauben theilen seine Gattin und Désirée, die schöne, aber lahme Tochter, beider. Monsieur Delobelle ist in Erwartung der Zukunft ein absoluter Nichtsthuer. Sein Faullenzen nennt er allerdings „Ringen"; da er nicht das Recht habe, „auf das Theater zu verzichten". Mutter und Tochter bestärkten ihn in diesem Glauben; durch ihrer Hände mühsame Arbeit bestreiten sie nicht nur die Kosten des Hausstandes, sondern verschaffen dem „illustre Delobelle" auch das Taschengeld für kleine galante Ausgaben. Sie arbeiten in „oiseaux et mouches pour modes"; ein Engrosgeschäft liefert ihnen uneröffnet die aus Südamerica eintreffenden Kisten mit Kolibris, seltenen Insecten und anderem kleinem Gethiere, womit man Damenhüte zu verschönern pflegt. In diesem Staub von Arsenik arbeiten die zarten Frauen unablässig, oft bis tief in die Nacht hinein. Désirée ist berühmt wegen ihrer feenhaften Geschicklichkeit; in einem großen Lehnstuhl sitzend, aus welchem sie sich ihrer Lahmheit wegen nur selten entfernen kann, weiß sie den todten Kolibris die reizvollsten Stellungen des Lebens zu geben, und wenn sie die glänzenden Fittige geschmackvoll arrangirt, eilt auch sie auf Flügeln der Sehnsucht fort in wärmere, sonnigere Länder.

Die Rislers, Chèbes und Delobelles wohnten auf derselben Hausflur im fünften Stockwerk. Nachbarlich freundschaftliche Beziehungen bestanden zwischen ihnen seit Jahren, und besonders war Sidonie Chèbe der allgemeine Liebling. Das hübsche Kind hieß schlechtweg „la petite Chèbe" oder auch blos „la petite"; die ältere Désirée arbeitet mit Vergnügen für sie, Guillaume Risler bringt Näschereien für sie mit nach Hause. Ja, zuweilen wird Sidonie, festlich herausgeputzt, in die Fabrik hinübergeholt, um mit der fast gleichaltrigen Claire Fromont zu spielen. Beide Kinder schließen eine Mädchenfreundschaft, welche bald verhängnißvoll werden soll.

Ein seltsames Kind, diese Sidonie Chèbe. Ihre eigene Mutter sagt von ihr: „Niemand hat je wissen können, was sie dachte". Nur eine auffallende Neigung zum Putz, ein Verlangen, bewundert zu werden, treten scharf an ihr hervor. Selbst bei der ergreifendsten Liebesscene im Theater wird sie später nur für die Costüme und das Geschmeide der Schauspielerinnen Augen haben. Und diese glänzenden, koketten Augen reflectiren wie Spiegel nur die Außenwelt, ohne einen Blick in die eigene Seele zu gestatten. Selten scheinen sie in sehnsüchtigem Verlangen aufzuleuchten; aber dies Verlangen ergreift ihre Seele nur, wenn sie von dem Fenster des fünften Stockwerkes der väterlichen Wohnung hinüberschaut nach der Fromont'schen Fabrik. Daß sie selbst Herrin dieser Fabrik wäre, daß ihr dies elegante Wohnhaus, diese prächtige Kutsche eignete!

Gemach, Sidonie Chèbe! Einstweilen wirst du bei Fräulein Le Mire, einer Freundin der Delobelles, in das Geschäft treten. In diesem Geschäft, Rue du Roi-Doré, wird nur in Falschem gearbeitet; falsche Perlen, falsche Corallen sind der Haupthandelsartikel. Désirée Delobelle arbeitet in Echtem; du aber, Sidonie Chèbe, mußt in Falschem arbeiten, — du selbst eine zwar glänzende, aber falsche, werthlose Perle.

Und sollst du doch mit deinem falschen, trügerischen Schein mehr Bewunderer an dich ziehen als die echten Perlen, Désirée Delobelle und Claire Fromont, mit ihrem milden, wahren Glanze? Désirée liebt im Geheimen den jungen Franz Risler, Claire liebt ihren Vetter Georges Fromont; dich aber, Sidonie Chèbe, die du nie geliebt hast und nicht zu lieben weißt, dich lieben in verblendeter Gluth Franz Risler und Georges Fromont. Einst hattest du dich mit Franz verlobt; als du dich aber zu sicheren Hoffnungen auf Georges berechtigt glaubtest, gabst du dem früheren Verlobten unter falschem Vorwande den Abschied und triebst ihn hinüber nach Ismaïlia in Aegypten, wo er an den Arbeiten des Suezcanales Theil zu nehmen gedenkt. Aber du täuschtest dich in deinen Erwartungen. Georges Fromont wird nach dem Tode seines Onkels Chef der Fromont'schen Fabrik und heirathet, gemäß der letztwilligen Verfügung des Verstorbenen, seine Cousine Claire. Gleichzeitig aber erhebt er den bisherigen Musterzeichner Guillaume Risler zum Associé der Fromont'schen Fabrik, welche fortan die Firma führt: „Fromont jeune et Risler aîné".

Sidonie heirathet nun, von langer Krankheit genesen, den zweiundvierzigjährigen Guillaume Risler, oder, wie Madame Chèbe sich in richtiger Würdigung der Sachlage ausdrückt: „ma fille épouse Fromont jeune et Risler aîné de la rue des Vieilles-Haudriettes". Mit dieser Hochzeit beginnt der Roman; Risler stammelt überselig sein „je suis content", aber der Leser ahnt unter dem Glanz und Lärm des Festes schon das nahende Unglück.

So hat denn Sidonie die erste Staffel ihres Ehrgeizes erstiegen; sie wohnt als gleichberechtigt in der prächtigen Fabrik, gerade über den Fromonts. Nicht lange haben die beiden Convenienzheirathen zwischen Georges und Claire, zwischen Risler und Sidonie bestanden. Bald entspinnt sich ein ehebrecherischer Umgang zwischen Georges und Sidonie. Nicht, daß Letztere aus wahrer Leidenschaft diesen Treubruch beginge! Aber sie bedarf eines Mannes, welcher ihr, freigebiger und reicher als der haushälterische Risler, die Mittel zu ihren kostspieligen Vergnügungen gewährt. Georges Fromont greift denn auch tiefer und tiefer in die Casse der Fabrik; Sidonie erhält von ihm die kostbarste Einrichtung, das schönste Geschmeide, die eleganteste Kutsche, das prachtvollste Landhaus zu Asnières. Dem braven Risler, welcher mit Erfindung einer neuen Maschine beschäftigt ist, weiß Georges derartige Ausgaben als im Interesse der Fabrik erforderlich und vom Reinertrage derselben gedeckt, leicht annehmbar zu machen. Alle Welt, nur nicht die betrognen Gatten, ahnt den wahren Zusammenhang; ja, man glaubt sogar, der ehrliche Risler lasse sich seine Schande von Fromont bezahlen.

In dieser Bedrängniß schreibt der wackere Cassirer Sigismond Planus an Franz Risler und heißt ihn von Ismaïlia herüberkommen, um seinem Bruder die Augen zu öffnen. Sidonie ist inzwischen immer tiefer gesunken; sie hat nie wahrhaft geliebt und läßt sich jetzt von Jedermann den Hof machen, besonders von einem Tenoristen Cazaboni, welchen Madame Dobson, ihre Gesanglehrerin, bei ihr eingeführt hat. Sie begreift sofort, weshalb Franz nach Paris gekommen, und entwirft ihren Plan. Sie weiß dem ehrlichen, unbeholfenen Deutschschweizer einzureden, nur er sei es, den sie noch im Geheimen liebe, und nur aus dieser sündigen Leidenschaft stamme ihre ganze Schuld. Sie weiß den linkischen Jungen so in sich verliebt zu machen, daß er ihr einen rasenden Brief schreibt und sie zu heimlicher Flucht auffordert. Jetzt hat sie ihren Zweck erreicht; mit diesem Brief in der Hand ist sie gegen die Anklagen des Bruders bei ihrem Gemahl gesichert. Franz erkennt die Unhaltbarkeit seiner Position; ohne Guillaume gewarnt zu haben, kehrt er nach Aegypten zurück.

Vor dem Beginne seines Verhältnisses zu Sidonie hatte Franz sich wieder mehr an Désirée Delobelle angeschlossen gehabt und war im Begriffe gewesen, sich mit ihr zu verloben. Désirée hatte ihn immer geliebt und mit der ganzen Hoffnungszähigkeit ihres Vaters auf einstige Vereinigung mit ihm gerechnet. Als aber Franz nach seinem rasenden Brief an Sidonie Paris wieder verlassen, ohne von den Delobelles Abschied zu nehmen, da erkennt Désirée, daß er für sie auf immer verloren. Jetzt bleibt ihr nur der Tod, den sie vergeblich in den Fluthen der

Digitized by Google

Seine sucht. Man rettet sie und bringt sie zu ihren Eltern; dort stirbt sie nach peinvollen Wochen aus Scham vor sich selbst.

Auch über „Fromont jeune et Risler aîné“ bricht bald das Unabwendbare herein. Georges und Sidonie haben in toller Verschwendung die Cassen der Fabrik erschöpft, und der Concurs steht bevor. Durch den alten Gardinois erfährt Claire, durch Sigismond Planus erfährt Risler, was vorgegangen. Anfangs will sich Claire von ihrem ehebrecherischen Gemahl trennen; aber im Unglück des hereinbrechenden Concurses hält sie es für Pflicht, bei ihm auszuharren, und am Bette ihres Kindes finden sich schließlich die Gatten wieder in voller Versöhnung zu einander. Risler kennt vor der Hand nur eine Sorge: die Ehre der Firma zu retten. Es gelingt ihm, durch den Verkauf alles dessen, was seine Frau Werthvolles von Georges erhalten, die umlaufenden Wechsel einzulösen und den Concurs abzuwenden. Bald kann er seine neu erfundene Maschine, welche auf der Ausstellung zu Manchester den höchsten Preis, die goldne Medaille, errungen, in der Fabrik aufstellen. Er scheidet aus als Associé, er wird wieder nur erster Commis; noch einmal darf er sein „je suis content“ stammeln. — Durch die neu erfundene Maschine hebt sich die Fabrik zu größerem Ansehen als je vorher.

Sidonie war nach Entdeckung ihres Ehebruches in leichter Balltoilette trotz Schneegestöber und Winterabend entflohen. Sie wendet sich an Delobelle, welcher sie freundlich aufnimmt und mit ihr seine „soupe au fromage“ theilt. Am andren Tage sendet sie als letzte Rache an Risler jenen rasenden Brief, welchen Franz ihr einst geschrieben. Risler öffnet diesen Brief erst nach Wochen, als er die Ehre der Firma durch rastlose Arbeit bereits gerettet. Den Treubruch seines Weibes konnte er überleben; der Verrath seines Bruders gibt ihm den Tod. Aber ehe er stirbt, muß er noch in einem Café chantant der Rue Montpensier seine einstige Gattin in Gemeinschaft mit dem Tenoristen Cazaboni, Delobelle und Madame Dobson als Sängerin auftreten sehen. Risler erhängt sich. Sigismond Planus recognoscirt seine Leiche, in demselben Momente, wo von den Pariser Thürmen die Glocke die sechste Morgenstunde verkündet: „La vie recommençait. Machine, en anvant! Et tant pis pour qui reste en route!“ Sigismond Planus muß zurück zur Arbeit, und der Roman schließt mit seinem doppelsinnigen Drohwort: „Ah! coquine, coquine! criait-il en brandissant son poing; et l'on ne savait pas si c'était à la femme ou à la ville qu'il parlait“.

Es ist eine tief traurige Geschichte, welche uns Alphonse Daudet mit vollendeter Erzählerkunst vorgetragen. Für ihre Wahrheit bürgt die Anschaulichkeit und, die den Charakteren und Situationen innewohnende Logik, bürgt das einstimmige Urtheil der Akademie. Das Hauptthema — die Schuld einer Frau, nicht aus Leidenschaft, sondern aus Putz- und Genußsucht, — hat viel Aehnlichkeit mit dem Emil Augiers in seinem „Les lionnes pauvres“; Seraphine und Sidonie, Pommeau und Risler, Thereſe und Claire, Lecarnier und Georges Fromont sind in mehr als einer Hinsicht verwandte Charaktere; auch der Ausgang der Geschichte ist bei beiden Autoren fast derselbe. In der Kunst lichtvoller Gruppirung, in der genrebildlichen Ausarbeitung einzelner Scenen, in der sorgfältigen Wiedergabe des hauptstädtischen Lebens zeigt sich Daudet als begabter Schüler von Balzac und Dickens. „Les petits bourgeois“ und „Dombey and Son“ sind augenscheinlich seine Vorbilder gewesen; aber mit seinem „illustre Delobelle“ hat er Dickens' „Skimpole“ und „Micawber“ fast übertroffen. Seine Sprache ist kräftig und anmuthig, bald leidenschaftlich, bald scherzend, aber immer klar und prägnant.

Und was verleiht der Sprache unsres Autors diese Leidenschaft und Kraft? Nur der Haß, der glühende Haß gegen „ce Paris du diable“. Diese „ville coquine“ weiß den urwüchsigen Franz Risler bis zum Verrath an dem eigenen Bruder zu depraviren; sie weiß Guillaume Risler und Désirée Delobelle bis zum Selbstmorde zu treiben. Und seltsam — wenn Désirée erst das letzte Stück ihres angefangenen Dutzends beendet, ehe sie sich in die Seine stürzt, wenn Risler erst den Erfolg seiner neu erfundenen Maschine abwartet, ehe er sich erhängt, wenn Sigismond Planus, die lebenskräftigste Gestalt des ganzen Romanes unter dem „machine, en avant!“ zur Arbeit zurückkehrt, — sollen wir dann wirklich die Lehre daraus ziehen, daß solchen Menschen die Erde nichts Anderes zu bieten habe als Arbeit, maschinenmäßige Arbeit? Und tragen dagegen die Schmarotzerseelen Chèbe und Delobelle und die so völlig zu ihnen gehörige Sidonie die Kraft eines unverwüstlichen Daseins in sich? Darf nur der reich gewordne Viehhändler Gardinois auf seinen Polstern in Savigny-sur-Orge unangefochtenen Wohllebens sich erfreuen?

In dieser pessimistischen Bitterkeit hat Daudet seine Hauptheldin Sidonie Chèbe mit einer seltsamen, zuweilen fast unerquicklichen „odeur de pauvres gens“ umgeben, welche sich uns am stärksten bemerklich macht bei der „soupe au fromage“, jener abendlichen Mahlzeit zwischen Sidonie und Delobelle. Gehören doch der alte Komödiant und die junge Sünderin so völlig zusammen, daß selbst diese „odeur de pauvres gens“ sie gemeinsam umschweben muß; werden wir doch schon im ersten Capitel an die Aehnlichkeit des Gesichtsausdruckes bei beiden erinnert.

Ich erwähnte im Eingang das revolutionäre Element, welches den Daudet'schen Roman durchzuckt. Es ist in der That der vierte Stand, welcher hier um die Herrschaft ringt. „Alles den Fromonts, Nichts den Chèbes,“ ist der mißgünstige Ruf, welcher zum Kampfe stachelt. Als echter Neupariser hat Daudet natürlich ein Weib zur Heldin gewählt. Seit Manon Lescaut die literarische Ahnfrau fast aller Halbweltlerinnen geworden, und seit Théroigne de Méricourt praktisch die Aristokraten stürzen half, hat das Weib in der französischen Dichtung die führende Rolle übernommen. Aber Sidonie Chèbe erreicht keins dieser beiden Vorbilder; hinter dem einen bleibt sie an liebevoller Hingabe, hinter dem anderen an energischer Kraft zurück. Jene beiden waren echte Perlen, welche von einem rauhen Leben in den Koth getreten wurden; Sidonie Chèbe ist eine unechte Perle, welche sich hingezogen fühlt zu dem Werthlosen, woraus sie gebildet.

Aber sie kämpft den Kampf des vierten Standes gegen den dritten Stand; sie, das Kind der Armuth aus dem fünften Stockwerk, kennt nur ein Streben: Herrin der reichen Fabrik zu werden und es den stolzen Bourgeois gleich zu thun. Denn über die Bourgeoisie hinaus reicht die Sphäre unsres Romans nicht; Adel, Priesterschaft, Gelehrtenstand, sind nicht darin vertreten. Der reich gewordne Viehhändler Gardinois und der reich gewordne Fabrikbesitzer Fromont sind die Spitzen dieser Gesellschaft. In diesem Ringen des vierten Standes gegen den dritten Stand, in dem zu Anfang dargelegten absolut atheistischen Grundcharakter dieser ganzen Gesellschaft liegt die sociale Bedeutung des Romans. Nicht, daß dieselbe sich irgendwie doctrinär aufdrängte! Wir haben ein vortrefflich erzähltes Stück Lebeu an uns vorüberziehen sehen, dessen Wahrheit uns wegen der realistischen Darstellung durchaus glaubhaft erscheint.

Aber neben diesem unerbittlichen Realismus — welche tiefe und echte Poesie hat Daudet seinen Gestalten zu geben gewußt! Wie einzig und ergreifend hat er den Unterschied geschildert zwischen einem Weibe, welches liebt, und einem Weibe, welches sich lieben läßt. Désirée Delobelle ist ein Porträt nach der Wirklichkeit, wie es nur dem begabtesten Dichter gelingt; sie macht uns wieder glauben an „das ewig Weibliche“, woran wir bei Sidonie Chèbe zweifeln wollten. Ein Hauch unverstandner Mignonsehnsucht zieht durch diese edle Seele; aber aus ihrem Lehnstuhl im fünften Stockwerk kann sie nicht hinaus in ein besseres, liebewärmeres Land, und nur die Flügel ihrer todten Kolibris breitet sie aus zu einer Reise, die sie niemals machen werden.

Arme Désirée Delobelle, armer Guillaume Risler, ihr, die weitaus edelsten Gestalten der uns vorgeführten Pariser Gesellschaft, geben Himmel und Erde euch wirklich Nichts zu hoffen? Bleibt euch wirklich nur der Selbstmord? Und Sidonie Chèbe macht vielleicht wirklich noch Carriere als Sängerin oder als Maitresse eines reichen Herrn, und Georges Fromont bleibt

Digitized by Google

Chef der großen Fabrik? Ist das die streng wägende Gerechtigkeit, die schon hienieden Alles ausgleicht? Eine nur zu sehr berechtigte Frage! Und doch, sagt Heinrich Heine: „Ein Narr wartet auf Antwort".

Otto Franz Genschen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Eine vornehme Ehe."

Schauspiel in 5 Acten von O. Feuillet.

Aufgeführt im Residenztheater.

Die meisten Dramen Feuillets beruhen auf vollendeten oder skizzirten Novellen, denn überall tritt uns der Erzähler entgegen, und immer haben wir das Gefühl, als ob verschiedene Scenen verloren gegangen wären. Feuillet ist auch in seinen Bühnenwerken Novellist und vergißt, daß die Form der Erzählung ein feines Durchführen jeglichen Motivs gestattet, während das Drama, da es rasche Entwicklung fordert, ein Ausmalen der psychischen Vorgänge bis auf die kleinsten Züge unmöglich macht. „Eine vornehme Ehe" ist durchweg episch gehalten und der Stoff ließe sich nur in einer fein entwickelten Novelle klar machen. Zwei Eheleute leben schon sechszehn Jahre zusammen, er gibt sich den Vergnügungen hin, die ihm eines Edelmanns würdig erscheinen, er jagt und reitet, während in seiner Gattin Herz sich allgemach das Gefühl der Unbefriedigung einschleicht. Die Bedingungen für eine Ehebruchskomödie sind da. Ein junger Mann erscheint, Jules, ein echter Bühnenroué; man weiß nicht recht, was er ist, nicht was er thut, man sieht ihn nur der Zerstreuung nachlaufen. Diesen Jules führt der Zufall in den Park des Grafen von Bardes, von dessen geistvoller Gattin ihm sein Freund Hector, Cousin derselben, schon erzählt hat. Jules schreibt einige Verse, die er in den Arbeitskorb der Gräfin legt, wo sie dieselben findet, und am Ende des ersten Actes erklärt: „Ich kenne ihn nicht — gut, so werde ich einen Unbekannten lieben!" Die Wirkung dieser Worte auf der Bühne ist eine geradezu komische. — Der Novellist könnte alles so fein ausführen, daß wir die Möglichkeit eines solchen Entschlusses vielleicht zugeben würden, aber im Drama, epigrammatisch zugespitzt, macht es einen seltsamen Eindruck, wenn eine Frau, Mutter einer fünfzehnjährigen Tochter, nach der Lectüre einiger Verse die Absicht ausspricht, den unbekannten Autor lieben zu wollen. Aus den angedeuteten Prämissen entwickelt sich nun das Drama und weist eine Fülle der größten Seltsamkeiten auf. Der Cousin hat eine innere Furcht in sich, daß sein Freund, den er in Peru weiß, und welchem er einmal von der Gräfin gesprochen hat, plötzlich am Schauplatz erscheinen und die Gräfin verführen werde. Nun kommt das Unerhörte: der gute Hector spricht mit seiner Cousine über die Möglichkeit des Ehebruchs von ihrer Seite mit einer solchen Gemüthlichkeit und sie läßt sich diese Dinge, die jede Frau als eine tiefe Beleidigung auffassen würde, so ruhig sagen, als handelte es sich um eine eventuelle Migräne. Weiter. Der Graf hat ein Verhältniß mit Hortense von Dumesnil, man weiß zwar nicht, wie weit es sich entwickelt hat, aber es besteht, denn die junge Dame benutzt einmal ein Bouquet, um ihm anzuzeigen, daß sie in der Oper sei, und er ist, wenn er mit ihr Arm in Arm durch einen dunkeln Baumgang wandelt, gegen sie „sehr zärtlich" — die Worte gebraucht seine Schwiegermutter. Mit einem Worte, der Herr Graf bewegt sich zum mindesten im geistigen Ehebruche und verschmäht kleine Zärtlichkeiten nebenbei gar nicht. Seine Frau dagegen weist den feurigen Verehrer von sich, er verspricht ihr zu scheiden auf immer, kommt aber dennoch, ohne mehr zu erreichen, als daß der Gemahl in dem Augenblick erscheint, wo die Gräfin den Anbeter bittet, ihre Ruhe nicht zu stören. Der Graf tritt plötzlich zwischen die beiden und er, der Treulose, benimmt sich in ganz ungerechtfertigter Weise roh gegen seine Frau. Bis einige Minuten vor dem Fallen des Vorhangs im letzten Act wird die Gräfin von ihrem Mann behandelt, als wäre sie eine Verworfene, und sie selbst winselt und weint und klagt zwei lange Acte und man kann doch mit ihr kein Mitleid haben, ebenso wenig als man die Empörung ihres Tyrannen, die Liebe von Jules echt nimmt. Es ist das ganze Stück auf Unwahrheiten gebaut, die man selbst in den wirksamsten Scenen nicht einen Augenblick vergessen kann. Zum Schluß versöhnen sich die Ehegatten, sehr unerwartet, aber um so tröstender für den Zuschauer.

Das Stück ist langweilig, und langweilig werden die heutigen französischen Autoren fast immer, wenn sie sich bemühen moralisch zu sein.

Die Aufführung war im ganzen befriedigend. Fräulein Ulrich wirkte in manchen Scenen zu schwer, es scheint ihr Mühe zu machen vom Kothurn zu steigen. Herr Fritsche verdient Anerkennung, ebenso Herr Beckmann, der den Hector nur etwas zu deutsch gab — auch mit der größten Gutmüthigkeit läßt sich die Chevalerie der äußeren Form vereinen. Fräulein Ramm bekundete als Tochter der Gräfin ein nettes Talent, das von einer reizenden Erscheinung unterstützt wird.

v. L.

Vom Kunstverein.

Unter den neu ausgestellten Bildern sind es fast nur Landschaften, die eine Besprechung nöthig machen. „Der Kyffhäuser in Thüringen" von Buchholz ist ein Werk, welches durch ein gewisses Raffinement der Perspective die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Im Ganzen wirkt es nur dadurch energisch, aber der Effect ist bei näherer Betrachtung als ein nicht schwer zu erreichender erkennbar. „Dunkel von Hell und Hell von Dunkel", das ist in Form eines geflügelten Wortes das Recept, und zur Erreichung der nöthigen Tiefe des Colorits hilft Asphalt. Die Baumpartien rechts sind durch die vielen Farbentöne etwas unruhig geworden. Trotz alledem bekundet das Bild ein kräftiges Streben des Künstlers, sich aus störenden Detaileindrücken zu einheitlicher Wirkung durchzuringen, was um so mehr zu loben ist, weil ein Theil der deutschen Landschafter sich noch immer zu sehr an die Einzelnheiten hängt und ihnen den Gesammteffect zum Opfer bringt.

Oesterley hat auf seinem „Wasserfall in Norwegen" den Versuch gemacht, durch die Concentrirung des Lichtes in der Mitte des Bildes eine energische Wirkung zu erreichen, welche er sich aber doch theilweise wieder verdorben hat, da er den Vordergrund nicht ruhig genug hielt. Auf der Wasserfläche im Vordergrunde tanzen zu viel Halblichter. Die Behandlung ist noch nicht einheitlich genug, und während die Berge, die dies Bild abschließen, und der Himmel etwas süßliche Töne haben, sind andere Stellen wieder hart gemalt oder übertrieben pastos. Die Wirkung, die der Künstler im mittleren Theil des Falls, wo die Fluthen im Sturze zerstäuben, erreichen wollte, wäre sicherlich mit weniger Farbenverschwendung möglich gewesen. Allen Künsten gilt ein gemeinsames Gesetz für die Anwendung ihrer Mittel: „Wo ein Pinselstrich genügt, spare man den zweiten". Die Wahl des Motivs bekundet künstlerisches Feingefühl.

Beachtenswerth ist W. Wurts „Bei Riva" durch die Gesammtstimmung, aber der Vortragsweise wäre mehr Kraft zu wünschen und der Durchführung im Ganzen mehr Vertiefung.

Ein höchst sonderbares Bild ist „Strandeis" von Grönland. Wie ein Maler, also Jemand, dessen Kunst ihre Wirkungen durch Farben erreicht, im Stande ist, einen Stoff so zu malen, ist räthselhaft. Ein mattes bläuliches Weiß dominirt auf der ganzen Leinwand, und violette Wölkchen schwimmen am Himmel. Keine Fläche, die ein kräftiges Licht zeigte, sondern alles in gleicher Beleuchtung. An einen solchen Stoff sollte man sich nicht wagen, ohne sich vorher ein besonders interessantes Beleuchtungsproblem gestellt zu haben. Wenn jede kräftigere Farbe fehlt, so lechzt das Auge nach Licht und Schatten und wendet sich, wo sie auch nicht geboten werden, gelangweilt ab. Die Schwierigkeit der Aufgabe soll nicht geleugnet werden, sie ehrt den Künstler, der sich an sie wagte, aber man muß vorher doch seine Kraft prüfen.

Das Genre ist spärlich vertreten. Hermannsthals Mutter, die den Kindern ein Bilderbuch zeigt, hat vieles Schöne und spricht zumeist für coloristische Begabung, die bei Behandlung der Nebendinge kräftig hervortritt. Aber etwas mehr Ernst und Studium wäre zu wünschen, das verkürzte Bein des sich vorbeugenden Knaben ist verzeichnet und wirkt durch die Pluderhose, deren Falten mit dem bedeckten Körpertheile

Digitized by Google

ganz ohne Zusammenhang sind, noch unrichtiger. Der linke Arm des blonden Mädchens ist auch schwerlich nach einem Kinde gezeichnet. Die Farbe ist kräftig und tief, der coloristische Eindruck des Bildes ein guter, bis auf das Grau in den Fleischtönen.

Kronbergers „Schon wieder ein Komet!" — auf welche Titel wird man noch kommen? — beweist in den vorgeführten Gestalten ein gutes Beobachtungstalent; die Personen, die der Wirth eben auf die Straße vor die Schenke geführt hat, um ihnen den unheilverkündenden Stern zu zeigen, sind charakteristisch aufgefaßt. Eines hat der Künstler nicht ernst genug studirt, nämlich den Einfluß des starken Mondlichtes auf die einzelnen Farben — weder Roth noch Grün bleiben unbeeinflußt, das Erstere wird sehr matt und das Letztere kann bis zur Farblosigkeit verblassen.

„Die Schweden kommen!" nennt G. Papperitz ein historisches Genrebild. Eine vornehme Gesellschaft wird durch den plötzlichen Eintritt eines kleinen Häufleins schwedischer Soldaten bei der Tafel überrascht. Der junge Künstler, wenn ich nicht irre, in München ausgebildet, zeigt in seiner Vortragsweise den unverkennbaren Einfluß Pilotys und besitzt eine ganz eminente coloristische Begabung, die in Einzelnheiten merkwürdige Feinheit der Empfindung bekundet. Das Kleid der ohnmächtig gewordenen Dame, die grauen Seidenpumphosen und Strümpfe des Cavaliers mit dem rothen Mantel und einige Partien des Interieurs, besonders die balkentragende Halbfigur, sind in einer Weise gemalt, der man aufrichtige Anerkennung nicht versagen kann, die Technik verschwindet dabei vollkommen und erfüllt nur ihren Zweck, den Schein der Wahrheit zu geben. Aber dennoch befindet sich der Künstler auf einem höchst gefährlichen Abwege, denn das Bild ist von einer Zerrissenheit im Tone, von einem Mangel jeglicher Haltung, die den künstlerischen Werth nicht nur schädigt, sondern vernichtet. Und das ist ganz begreiflich, denn der Künstler hat nicht componirt. Ich gebrauche das Wort nicht im veralteten akademischen Sinne, sondern verstehe darunter, jene Thätigkeit der Phantasie, wodurch dieselbe alle Einzelnheiten der Farben und der Linien in sich zu einem Ganzen verarbeitet, so daß das Kunstwerk als etwas Organisches vollendet wird und nirgends ein Theil sich auf Kosten der Gesammtwirkung hervordrängt. H. Papperitz hat jeden einzelnen Krug, jede Waffe, jedes Wamms bis zum Knopf herab für sich einzeln genau copirt, aber nicht in jener Wirkung, die er auf dem Bilde als untergeordneter Theil haben sollte, sondern in jener starken Beleuchtung, die im Atelier auf den einzelnen Gegenstand fiel. Dadurch aber mußte das Gesammtbild jede Einheit verlieren, und der Beschauer sieht alles Mögliche zuerst, ehe er das Ganze betrachtet. Die Charakteristik beweist Talent, aber sie hat sich noch vom Conventionellen des Modells nicht freigemacht, so vortrefflich auch manche Gestalt, wie die des Pagen oder der eben aufspringenden Dame gezeichnet ist. Wenn sich der Künstler von diesem kleinlichen Geist der Copirsucht frei macht, so sind von ihm noch bedeutende Leistungen zu erwarten.

v. Leixner.

Notizen.

Zu dem Artikel: Ein gefälschtes Einschiebsel in einer Rede Lord Derbys von Karl Blind in Nr. 35 der „Gegenwart" gehen uns von einem unsrer Mitarbeiter folgende Bemerkungen zu:

Herr Karl Blind schreibt gegen das Ende seiner dankenswerthen Untersuchung: „Bei aller Verschiedenheit der politischen Grundsätze ist es vor allem nöthig, der Wahrheit die Ehre zu geben . . .". Vollkommen einverstanden. Aus demselben Grunde möge gestattet sein, darauf aufmerksam zu machen, daß die Frage, ob Lord Derby in seiner viel besprochenen Rede am Ende der sogenannten kriegerischen Krisis im vorigen Frühjahr die den deutschen Botschafter betreffenden Worte gesagt habe oder nicht, allerdings Interesse bietet, aber für die zu jener Zeit in der englischen und continentalen Presse bei dieser Gelegenheit erörterten Probleme doch nur eine secundäre Bedeutung hat. Wir wollen des Argumentes wegen, wie die Engländer sagen, annehmen, daß des Herrn Blind Untersuchung ganz erschöpfend ausgefallen sei, dürfen indessen nicht verhehlen, daß die Ueberzeugung, Lord Derby habe jene Worte oder auch irgend ähnliche nicht gesagt, sich leichter bei uns gebildet hätte, wenn der Minister selbst, statt zu sagen (wie Herrn Blind berichtet wurde): „Seine, Lord Derbys, Erinnerung stimme vollkommen damit überein, daß er in keiner Weise des deutschen Gesandten erwähnt habe", einfach erklärt haben würde, er habe das nicht gesagt und habe es nicht sagen können, weil Graf Münster die fraglichen Aeußerungen nicht gethan habe!

Nehmen wir aber an, Lord Derby habe die bestrittenen Worte wirklich gar nicht gesprochen und das Citat derselben in der englischen Provinzialpresse sowie in den Reuter'schen Telegrammen, während die Londoner Blätter sie nicht enthielten, wäre ein vorerst unaufgeklärtes Räthsel, so bleibt selbst in der Darstellung des Herrn Blind unbestritten, ist auch sicherlich authentisch nachweisbar, daß Lord Derby folgende Worte jedenfalls gesprochen hat: „Jedermann weiß, daß vor einigen Wochen sehr ernste Befürchtungen wegen des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich umgingen. In Berlin drückten sich Personen von sehr hoher Stellung dahin aus, es sei das französische Heer eine Quelle der Gefahr für Deutschland, da die Größe desselben den Entschluß andeute, so bald wie möglich den Krieg von 1870—71 zu erneuern. Es wurde ferner geäußert: Wenn eine Absicht vorliege, Deutschland anzugreifen, so könnte dieses sich veranlaßt fühlen, zur Nothwehr den ersten Schlag zu thun. Man setzte hinzu: Deutschland wünsche keinen Krieg; allein um den Frieden zu sichern, scheine es nothwendig, daß das französische Heer beträchtlich vermindert werde (hier folgt der den deutschen Gesandten anführende controverse Satz). Die französische Regierung stellte sofort alle kriegerischen Zwecke ihrerseits in Abrede; und er (Derby) habe diese Erklärung als vollkommen aufrichtig angenommen".

Hier bietet sich sofort die Frage dar: Woher kannte Lord Derby jene in Berlin gefallenen Aeußerungen? Vom Hofklatsch abgesehen, der amtlich gewiß keine derartige Beachtung in London gefunden hätte, könnte der englische Minister die von ihm erwähnten Aeußerungen nur durch die Berichte des englischen Botschafters in Berlin erfahren haben, dessen friedliche Auffassung der damaligen Lage indessen notorisch ist. Diese seltsame Verwechselung der Frage, ob Lord Derby den Grafen Münster ausdrücklich erwähnt oder ob er dessen immerhin gelegentliche mündliche und confidentielle Sprache resümirt hat, ohne ihn zu erwähnen, war damals in der deutschen officiösen Presse mehrfach bemerkbar, lag aber Herrn Blind sicherlich fern. Die ganze Untersuchung würde mit einem Schlage abgeschlossen sein, wenn Jemand, es sei im Namen des deutschen Botschafters oder falls dies die diplomatische Discretion nicht zulassen sollte, im Namen Lord Derbys, irgendwie glaubwürdig versichern könnte, nicht etwa nur, daß Lord Derby den Grafen Münster nicht erwähnt habe, sondern, daß Graf Münster sowie die deutschen Botschafter in anderen Ländern jene oder ähnliche Worte während des Verlaufes der Frühjahrskrisis nicht geäußert haben. Manche factische Momente lassen bis auf Weiteres zweifeln, ob die Versicherung in überzeugender Weise zu beschaffen sein wird.

* * *

Aus Paris wurde der am 3. September erfolgte Tod des Malers Pils gemeldet, der einem langjährigen Brustleiden erlegen ist. Pils gehörte zu den gewissenhaftesten Malern des heutigen Frankreich und theilweise ein Anhänger der classischen Richtung, suchte er in der Zeichnung die möglichste Wahrheit und Energie zu erreichen. Sein Talent, dem eine scharfe Beobachtungsgabe des Lebens beigesellt war, entbehrt den Zug selbstständig schaffender Phantasie, aber wo er sich an die Wirklichkeit anlehnt, da spricht aus seinen Schöpfungen eine Kraft der Charakteristik, die Bewunderung erregt. In Frankreich verdankt er seine Popularität verschiedenen Schlachtenbildern, die aber gar nichts von dem oft theatralisch gezierten Wesen der officiellen Lobmaler des Kaiserreichs an sich tragen, sondern mit sicherem Griff dem Leben entnommen sind.

Die jüngsten Werke des Meisters in der neuen Oper zu Paris, die er in immerwährendem Kampfe mit seinem Leiden beendete, werden von der französischen Kritik theils sehr gerühmt, theils sehr getadelt, jedenfalls hatte er eine bedeutende Begabung für das Fresco, wofür die Bilder in der Kirche von St. Eustache Zeugniß ablegen.

* * *

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Ueber die religiösen und kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen von J. Frohschammer, Professor an der Universität München. Elberfeld 1875, E. Loll.

Im Jahre 1767 wurden die Jesuiten aus Spanien, das damals Karl III., einer der erleuchtetsten Monarchen Europas, regierte, vertrieben. Als im folgenden Jahre beim Feste des heiligen Karl der König sich dem Volke vom Balcon aus zeigte, um einer althergebrachten Gewohnheit zu Liebe ihm irgend eine Bitte zu gewähren, da verlangten die Madrider nicht etwa die Entfernung eines mißliebigen Ministers oder die Abschaffung einer verhaßten Steuer oder sonst etwas dergleichen, sondern mit einhelliger Stimme baten sie um die Zurückberufung der Jesuiten. Dieses Beispiel aus der spanischen Geschichte zeigt zur Genüge, wie wenig heilsame Reformen für ein Volk bedeuten, wenn sie nicht im Geiste und im Herzen desselben wurzeln. Gesetze gegen den Fanatismus und die Intoleranz sind nicht blos unwirksam, sondern geradezu schädlich, da sie die Gefühle des Volkes in dieser Richtung nur verschärfen, wenn nicht vorher die Aufklärung, der Fortschritt im Wissen diese Gefühle im Volksgeiste gelockert hat.

So hoch wir darum die Bedeutung und Wichtigkeit der Gesetze des Reiches im gegenwärtigen kirchenpolitischen Kampfe auch anschlagen, so stehen wir doch nicht an, Schriften, welche wie die obige den Zweck verfolgen, die Geister über die Macht, gegen die wir zu kämpfen haben, aufzuklären und das Unberechtigte und Grundlose ihrer Ansprüche nachzuweisen, eine nicht viel geringere Bedeutung beizumessen, wenn anders es ihnen gelingt, in möglichst große Kreise sich Eingang zu verschaffen. — Die neuesten „gesammelten Abhandlungen" Frohschammers sind in der Berliner „Nationalzeitung", dann in der Wiener „Neuen freien Presse", zum größten Theil aber in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" im Laufe der letzten fünf Jahre erschienen. Sie behandeln das Vaticanum und die seit diesem Concil zwischen Rom und dem Deutschen Reiche entstandenen Beziehungen. Von einem so langjährigen Gegner des Papstthums, wie Frohschammer es ist, der gegen dasselbe Opposition machte, zu einer Zeit, da in katholischen Ländern eine solche selbst die Politiker nicht gern sahen, versteht es sich von selbst, daß er ganz und gar die Sache des Reiches vertritt. Da diese Abhandlungen zunächst zur Abwehr der vom kirchlichen Despotismus versuchten Bedrohung unserer geistigen Errungenschaften dienen, so sind sie größtentheils vorherrschend kritisch. Der Verfasser hat sich vorgenommen, „vom philosophischen Standpunkte aus, d. h. vom Standpunkte der allgemeinen und idealen Wahrheit aus, nicht von dem einer sogenannten positiv-religiösen oder confessionellen Glaubenslehre" das Papstthum zu bekämpfen, die Falschheit seiner Behauptungen aufzudecken und seine Ansprüche in ihrer Grundlosigkeit und in ihrer Absurdität zu zeigen. Durch die anerkannten Resultate der modernen Wissenschaft, mit Zuhilfenahme hauptsächlich der historischen und exegetischen Wissenschaft soll auch der gläubige Katholik in den Stand gesetzt werden, sich zu überzeugen, wie das Papstthum keine Stelle weder der Schrift noch der Tradition als Beweis für seinen göttlichen Ursprung anzuführen vermag, wie der Bischof von Rom seit der Uebersiedelung der kaiserlichen Macht nach Byzanz rasch von dem Ansehen zu profitiren wußte, das die alte Weltstadt bei allen Völkern genoß, wie die Päpste vom Beginne des Mittelalters an durch die äußerst weltlichen Mittel der pseudoisidorischen Urkundenfälschung einen ihrer Ansprüche nach dem andern vor den Augen der wenig kritischen Mitwelt zu legitimiren suchten, wie sie endlich durch Thatsachen, die selbst der orthodoxe katholische Theologe nach katholischen Principien als Irrthümer gegen „die Glaubens- und Sittenlehre" anerkennen muß, den menschlichen, des vorgeblich göttlichen Beistandes baaren Charakter ihrer Amtsführung dargethan haben. Außer dieser Prüfung des Papstthums wendet sich Frohschammer auch noch eingehend gegen die ungeheuerliche kirchliche Organisation überhaupt. Er vergleicht sie den Riesengebilden der Erde, die zur Zeit eines gewissen Entwicklungsstadiums ihre Bedeutung und Berechtigung hatten, jetzt aber verschwunden sind, „nachdem höhere, vollkommenere Organismen, wenn auch weniger groß, weniger massenhaft und roh-gewaltthätig auf der Erde aufgetreten sind".

Ueber seiner kritischen Aufgabe aber vergißt der Verfasser nicht, die seiner Opposition zu Grunde liegende positive Anschauung darzulegen. Wenn er den Supranaturalismus eines „wunder- und geheimnißsüchtigen Offenbarungsglaubens", dessen Deutung ein eigener Stand, der der Priester, für sich in Anspruch nimmt, verwirft, so will er damit nicht dem sogenannten Naturalismus der Materialisten das Wort reden. Der Baum, unter dessen Schatten unsere Cultur herangewachsen ist, soll nicht ausgerottet werden, sondern er soll nur von den Schmarotzerpflanzen, die ihn überwuchern und zum Theil ersticken, befreit, die dürren Aeste sollen beseitigt, er soll bis auf die Wurzel zurück beschnitten werden, damit er auf's neue treibe und sich entfalten könne. Diese Rückkehr fordert vor allem unser Culturzustand, mit dem sich ein ausgebreitetes Kirchen- und Dogmenwesen nicht mehr verträgt. Die Lehre Christi aber darf nicht in mysteriösen, vieldeutigen, einander widersprechenden Stellen gesucht werden, sondern sie ist ausgesprochen in jenen Worten Christi, die er selbst als das Wesentliche seiner Lehre bezeichnet, und die in seinem eigenen ebenso schlichten als vernünftigen Leben ihre Bestätigung erhalten. Die Aufgabe des deutschen Volkes also ist vor allem, sich frei zu machen vom hierarchischen System und aus Papisten wieder Christen zu werden.

Das ist freilich ein schweres Werk; aber wenn je eine Zeit dazu berufen ist, so ist es die unsrige. Noch niemals im Laufe der menschlichen Geschichte ist eine Periode eingetreten, in welcher die Auffassung der Natur und der geschichtlichen, politischen und socialen Verhältnisse eine so durchgreifende Aenderung auf so sicherer, wissenschaftlicher Grundlage erfahren hat wie gegenwärtig. Daraus ist auch das Bedürfniß entstanden, „im Interesse der Religion selbst eine entschiedene Reform vorzunehmen zur Wahrung und Förderung des wahren Wesens derselben und um sie so zu gestalten, daß sie mit den sicheren Resultaten der Wissenschaft und mit der sonstigen humanen Bildung in Harmonie kommt und die Völker ihres Segens theilhaftig bleiben und wieder werden können".

Im Vorhergehenden suchten wir die leitenden Grundgedanken, von welchen die oben citirten Abhandlungen getragen sind, hervorzuheben; auf den Inhalt der einzelnen können wir wegen Mangels an Raum nicht eingehn. Denn die Fülle der Gedanken und die Originalität des Verfassers würde zu einer Ausführlichkeit verlocken, die den Rahmen eines einfachen Referats weit überschreiten müßte. Wenn wir uns nach den Zeichen der Zeit umschauen, zumal auf die Wundererscheinungen des Nachbarlandes einen Blick werfen, so könnte es scheinen, als hätten gerade jetzt Hoffnungen und Ziele, wie sie Frohschammer in seiner Schrift verfolgt, am allerwenigsten Aussicht auf Erfolg. Aber wenn wir den Gang der Geschichte recht verstehen, pflegen großen geistigen Umwälzungen ebensogroße Reactionen, in denen das absterbende Princip noch einmal alle seine Lebensgeister aufrafft, vorauszugehen; daß wir aber am Vorabende großer Umwälzungen stehen, wem wäre davon nicht eine Ahnung aufgegangen? Im Interesse der Humanität und der Continuität unserer Bildung ist aber zu wünschen, daß diese Umwälzung nicht einen nur verneinenden, zerstörenden Charakter annehme, sondern daß an die Stelle des Alten und Veralteten etwas Neues und wirklich Besseres trete, und hiefür die Geister empfänglich zu machen, sind Frohschammers Abhandlungen besonders geeignet. J. E.

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1875.

Unsere geehrten Abonnenten, besonders diejenigen, welche unsere Wochenschrift durch die Post erhalten, erinnern wir hierdurch an die Erneuerung ihres Abonnements pro IV. Quartal, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung entsteht.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

ganz ohne Zusammenhang sind, noch unrichtiger. Der linke Arm des blonden Mädchens ist auch schwerlich nach einem Kinde gezeichnet. Die Farbe ist kräftig und tief, der coloristische Eindruck des Bildes ein guter, bis auf das Grau in den Fleischtönen.

Kronbergers „Schon wieder ein Komet!" — auf welche Titel wird man noch kommen? — beweist in den vorgeführten Gestalten ein gutes Beobachtungstalent; die Personen, die der Wirth eben auf die Straße vor die Schenke geführt hat, um ihnen den unheilverkündenden Stern zu zeigen, sind charakteristisch aufgefaßt. Eines hat der Künstler nicht ernst genug studirt, nämlich den Einfluß des starken Mondlichtes auf die einzelnen Farben — weder Roth noch Grün bleiben unbeeinflußt, das Erstere wird sehr matt und das Letztere kann bis zur Farblosigkeit verblassen.

„Die Schweden kommen!" nennt G. Papperitz ein historisches Genrebild. Eine vornehme Gesellschaft wird durch den plötzlichen Eintritt eines kleinen Häufleins schwedischer Soldaten bei der Tafel überrascht. Der junge Künstler, wenn ich nicht irre, in München ausgebildet, zeigt in seiner Vortragsweise den unverkennbaren Einfluß Pilotys und besitzt eine ganz eminente coloristische Begabung, die in Einzelnheiten merkwürdige Feinheit der Empfindung bekundet. Das Kleid der ohnmächtig gewordenen Dame, die grauen Seidenpumphosen und Strümpfe des Cavaliers mit dem rothen Mantel und einige Partien des Interieurs, besonders die balkentragende Halbfigur, sind in einer Weise gemalt, der man aufrichtige Anerkennung nicht versagen kann, die Technik verschwindet dabei vollkommen und erfüllt nur ihren Zweck, den Schein der Wahrheit zu geben. Aber dennoch befindet sich der Künstler auf einem höchst gefährlichen Abwege, denn das Bild ist von einer Zerrissenheit im Tone, von einem Mangel jeglicher Haltung, die den künstlerischen Werth nicht nur schädigt, sondern vernichtet. Und das ist ganz begreiflich, denn der Künstler hat nicht componirt. Ich gebrauche das Wort nicht im veralteten akademischen Sinne, sondern verstehe darunter, jene Thätigkeit der Phantasie, wodurch dieselbe alle Einzelnheiten der Farben und der Linien in sich zu einem Ganzen verarbeitet, so daß das Kunstwerk als etwas Organisches vollendet wird und nirgends ein Theil sich auf Kosten der Gesammtwirkung hervordrängt. H. Papperitz hat jeden einzelnen Krug, jede Waffe, jedes Wamms bis zum Knopf herab für sich einzeln genau copirt, aber nicht in jener Wirkung, die er auf dem Bilde als untergeordneter Theil haben sollte, sondern in [illegible] leuchtung, die im Atelier auf den einzelnen Gegenständen [illegible] aber mußte das Gesammtbild jede Einheit [illegible] sieht alles Mögliche zuerst, ehe er [illegible], Balristik beweist Talent, aber sie hat [illegible] dells nicht freigemacht, so [illegible]

e in Berlin.
Pagen oder der eben erschien und ist durch der Künstler von [illegible]en zu beziehen:
sind von ihm **VIONVILLE.**
Lengedicht in drei Gesängen
von **E. von Wildenbruch.**
8. Eleg. brosch. Preis 1 *M.* 50 ₰
gebd. m. Goldschn. 2 *M.* 50 ₰

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

Wildenbruch's Vionville gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welche sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatten.

Das Erscheinen einer 2. Auflage spricht am Besten für die Bedeutung und den Werth desselben.

Ueber
Mundarten und mundartige Dichtung.
Von **Klaus Groth.**
gr. 8. brochirt. Preis 1 *M.* 50 ₰

dürfen indessen nicht verhehlen, daß die Ueberzeugung, Lord Derby habe jene Worte oder auch irgend ähnliche nicht gesagt, sich leichter bei uns gebildet hätte, wenn der Minister selbst, statt zu sagen (wie Herrn Blind berichtet wurde): „Seine, Lord Derbys, Erinnerung stimme vollkommen damit überein, daß er in keiner Weise des deutschen Gesandten erwähnt habe", einfach erklärt haben würde, er habe das nicht gesagt und habe es nicht sagen können, weil Graf Münster die fraglichen Aeußerungen nicht gethan habe!

Nehmen wir aber an, Lord Derby habe die bestrittenen Worte wirklich gar nicht gesprochen und das Citat derselben in der englischen Provinzialpresse sowie in den Reuter'schen Telegrammen, während die Londoner Blätter sie nicht enthielten, wäre ein vorerst unaufgeklärtes Räthsel, so bleibt selbst in der Darstellung des Herrn Blind unbestritten, ist auch sicherlich authentisch nachweisbar, daß Lord Derby folgende Worte jedenfalls gesprochen hat: „Jedermann weiß, daß vor einigen Wochen sehr ernste Befürchtungen wegen des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich umgingen. Zu Berlin drückten sich Personen von sehr hoher Stellung dahin aus, es sei das französische Heer eine Quelle der Gefahr für Deutschland, da die Größe desselben den Entschluß andeute, so bald wie möglich den Krieg von 1870—71 zu erneuern. Es wurde ferner geäußert: Wenn eine Absicht vorliege, Deutschland anzugreifen, so könnte dieses sich veranlaßt fühlen, zur Nothwehr den ersten Schlag zu thun. Man setzte hinzu: Deutschland wünsche keinen Krieg; allein um den Frieden zu sichern, scheine es nothwendig, daß das französische Heer beträchtlich vermindert werde (hier folgt der den deutschen Gesandten anführende controverse Satz). Die französische Regierung stellte sofort alle kriegerischen Zwecke ihrerseits in Abrede; und er (Derby) habe diese Erklärung als vollkommen aufrichtig angenommen".

Hier bietet sich sofort die Frage dar: Woher kannte Lord Derby jene in Berlin gefallenen Aeußerungen? Vom Hofklatsch abgesehen, der amtlich gewiß keine derartige Beachtung in London gefunden hätte, könnte der englische Minister die von ihm erwähnten Aeußerungen nur durch die Berichte des englischen Botschafters in Berlin erfahren haben, dessen friedliche Auffassung der damaligen Lage indessen notorisch ist. Diese seltsame Verwechselung [illegible] für literar. Ver[illegible] den Grafen Münster

Geschichte der Gegenwart.
Von **Paul Lindau.**
1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 Mk. Eleg. geb. mit Goldschn. 8 Mk. 50 Pf.

Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Don Juan d'Austria.
Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8° elegt. geheftet. Preis 2 *M.*

Diese neueste Arbeit des Verfassers von „Brutus und Collatinus" (preisgekrönt), „Bluthochzeit" u. s. w., dem Herzog von Meiningen gewidmet, ist in Berlin und Wien zur Aufführung angenommen und wird demnächst mit Besetzung der Hauptrolle durch die berühmtesten unserer gastirenden Heldenliebhaber, über die übrigen deutschen Bühnen gehen.

In meinem Verlage erschien soeben:
Mosler, Heinr., Maler, **Kritische Kunststudien.** gr. 8°. 220 Seiten.
Preis 3 *M.*
Münster i. W. **Adolph Russell's** Verlag.

Prospekte und Probenummern gratis.
Th. Kaulfuß'sche Buchhdlg. in Liegnitz.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Tristan und Isolde.
Von
Gottfried von Straßburg.
Uebersetzt von **Karl Simrock.**
Zweite mit Fortsetzung und Schluß vermehrte Auflage.
Zwei Theile. 8. Geh. 9 *M.* Geb. 11 *M.*

Karl Simrock's meisterhafte Uebersetzung der classischen altdeutschen Dichtung „Tristan und Isolde" liegt hier in zweiter sorgfältig durchgesehener Auflage vor, vermehrt durch fünf neue Gesänge, welche das im Original bekanntlich unvollendet gebliebene Werk abschließen und dessen sittliche Tendenz klar hervortreten lassen.

Soeben erschien:
Theatergeschichtliche Feuilletons
von
Gotthard Hübner.
Elegant broschirt. Preis 3 *M.*
Leipzig, im Septbr. 1875.
Herm. Wölfert's Buchhdlg.

Soeben wird ausgegeben:
Portrait-Katalog.
Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung seltener und schöner **Portraits berühmter Personen,** welche von **E. H. Schroeder's Kunsthandlung, Berlin W. Wilhelmstrasse Nr. 91,** zum Verkauf gebracht werden. 4. Heft. 100 S. gr. 8., ca. 4000 Nummern. Preis 50 Pf., welche bei Bestellungen abgerechnet werden.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 25. September 1875. Band VIII.

30
.G8
v. 8
no 39

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der Herzogewinaaufstand und die europäische Diplomatie. Von J... — Ein Angriff zur Abwehr. Von Spectator. — Feiertage. „Helgoland." Von X. — **Literatur und Kunst:** Methode und Pedanterie. Von J. Mähly. — Neue dramatische Dichtungen. „Diplomatische Fäden." Lustspiel in 3 Acten von F. W. Hackländer. Besprochen von Paul Lindau. — Ein neuer kritischer Beitrag zu Büchmanns „geflügelten Worten". Von Friedrich Latendorf. — „Königin Maria." Von Alfred Tennyson. Besprochen von Eduard Engel. — Sociallehre. Von Adolf Samter. Besprochen von E. Wichert. — Notizen. — Inserate.

Der Herzogewinaaufstand und die europäische Diplomatie.

Der im Juli ausgebrochene Aufstand in der Herzegowina verdient größere Beachtung, als ihm gewöhnlich zu Theil wird. Alle Versuche, die Bedeutung desselben abzuschwächen, werden vergeblich bleiben. Der bekannte östreichische Geschichtsschreiber, Anton Springer, charakterisirt ihn in einem Aufsatze im „Neuen Reiche" als den ärgsten Schwindel, der seit Jahren mit der politischen Leichtgläubigkeit getrieben worden sei. Für Oestreich, das geben wir gern zu, mag der Aufstand höchst ungelegen gekommen sein, er kann leicht zum Probirstein für die Existenzfähigkeit des östreichisch-ungarischen Dualismus werden, ihn aber als Schwindel zu bezeichnen, dazu gehört denn doch ein gut Stück Parteilichkeit, wenn man nicht lieber Voreingenommenheit sagen will. Eine unparteiische Beurtheilung der Situation wird und muß zu ganz andern Resultaten gelangen. Wenn die folgende Darstellung es versucht, den Lesern der „Gegenwart" ein Bild der Lage im Südosten Europas zu zeichnen, so macht dieselbe dabei nicht den mindesten Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit; es ist die unparteiische Stimme eines vorurtheilslosen Beobachters der Dinge.

Die politische Welt ist an die periodische Wiederkehr von Aufständen in den türkischen Provinzen gewöhnt, namentlich Bosnien ist in den letzten Jahrzehnten mehrfach der Schauplatz derselben gewesen, so daß man von dem Ausbruche des gegenwärtigen Aufstandes im Allgemeinen nicht so sehr überrascht wurde. Die Ursache aller dieser Erhebungen war fast immer die gleiche, sie lag in den traurigen agrarischen Verhältnissen Bosniens. Bosnien, einschließlich der Herzegowina, schon von Natur eins der ärmsten Länder der Welt, war in seiner gesammten Entwicklung weit hinter den andern türkischen Provinzen, noch mehr hinter den Vasallenstaaten zurückgeblieben. Der christliche Rajah lebte hier unter einem fast unerträglichen Steuerdrucke, preisgegeben jener herrschenden muhammedanischen Kaste, deren Vorfahren, der alte serbische Grundadel, einst, um ihr Grundeigenthum und ihre Rechte über die Landgemeinden zu retten, zum Islam übergetreten waren. Auch der diesjährige Aufstand ist wesentlich agrarischen Ursachen zuzuschreiben, allein er traf, im Gegensatz zu dem letzten Aufstande vor 14 Jahren, auf total veränderte politische Verhältnisse, und dieser Umstand gab ihm eine Bedeutung, die er sonst vielleicht nicht erlangt hätte. Während die früheren Erhebungen die Türkei kräftiger und widerstandsfähiger fanden und die Stimmung in Europa überhaupt ihr günstiger war, hat die innere Auflösung des türkischen Reiches in der letzten Zeit solche Riesenfortschritte gemacht, daß dasselbe heute unfähiger denn je ist, einen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Ueberdies sind die Finanzverhältnisse so überaus traurige, daß eine eventuelle allgemeine Mobilmachung der türkischen Armee den Bankerott unabwendbar zur Folge haben würde. Schon jetzt vermag die Pforte denselben nur künstlich durch eine auf das Anleihesystem angewandte sogenannte Wechselreiterei hinauszuschieben, indem sie die Zinsen der alten Anleihen durch neue Anleihen bezahlt.

Auch haben sich die europäischen Machtverhältnisse entschieden zu Ungunsten der Türkei verschoben, denn es ist dem Orient gegenüber sozusagen ein vollständiger Decorationswechsel eingetreten, dessen Ursprung in der durch den Krieg von 1870 geschaffenen politischen Situation zu suchen ist. An Stelle der bisher am Divan dominirenden Westmächte traten die drei Nordmächte; ihre orientalische Politik fand den ersten gemeinsamen Ausdruck in dem Dreikaiserbündniß von 1872. Durch dasselbe wurde vor Allem Oestreich von seiner traditionellen orientalischen Erhaltungspolitik losgerissen und auf das System einer von innen heraus erfolgenden Zerbröckelung der Türkei gestellt. Unter dem Banner dieser Zerbröckelungspolitik ist der Aufstand, wenn auch zunächst durch materielle Ursachen hervorgerufen, doch seinem Endziele nach losgebrochen, und aus denselben Rücksichten ist die Intervention der drei Nordmächte erfolgt, denen sich wohl oder übel die andern Staaten angeschlossen haben. Ihnen allen hat offenbar der Gedanke fern gelegen, irgend etwas zu einer Stärkung der Türkei beizutragen. Auch in England ist man nachgerade dahin gekommen, das alte Dogma von der Integrität der Türkei über Bord zu werfen als einen Irrthum vergangener Zeiten. Ein Hauptpunkt in dem orientalischen Programm des Dreikaiserbundes war der, den status quo in der Türkei zwar nicht durch einen Eingriff von außen zu alteriren, die Dinge innerhalb der Grenzen derselben aber ihren natürlichen Entwicklungsgang nehmen zu lassen, wobei man von der Voraussetzung ausging, daß der Bestand der Türkei an ihrer Lebensfähigkeit überhaupt seine Grenzen finden müsse. In diesem Sinne ergingen die bekannten identischen Instructionen an die Botschafter der drei Nordmächte in Constantinopel, deren Inhalt vorzüglich darauf hinzielte, daß die Pforte den Aufstand schleunigst unterdrücken und demnächst unter der Garantie der Mächte durchgreifende Verwaltungsreformen erlassen solle, um jedwede Wiederkehr dieser Aufstände zu verhüten. Zugleich bot man die „bons offices" an, um die Insurgenten zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Dieser letztere Schritt war von vornherein ein Schlag in's Wasser, die sogenannten Consularconferenzen in Mostar sind definitiv gescheitert, obwohl die Insurgenten sich nicht weigerten, auf Verhandlungen einzugehen. Der Berg kommt nun nicht zu

Digitized by Google

Mohammed, also muß Mohammed zum Berge gehen, und so beabsichtigen denn die Consuln sich jetzt zu den Führern der Insurgenten zu begeben, jedenfalls nicht mit besserem Erfolge. Denn der Aufstand, der eine Zeit lang dem Erlöschen nahe schien, ist bereits wieder etwas lebhafter geworden. Daß sich überhaupt der Glaube verbreiten konnte, derselbe sei so gut wie zu Ende, war nur die Folge einer etwas veränderten Taktik der Insurgenten. Sie haben jetzt den auf die Dauer doch unhaltbaren Westen preisgegeben und ihr Actionsterrain nach Süden und Osten verlegt, offenbar mit Berücksichtigung der unmittelbaren Verbindung mit Montenegro. Schon der Einmarsch der Türken in Trebinje und der Rückzug der Insurgenten war die Folge einer strategischen Bewegung, die die Cooperation mit Montenegro ermöglichen sollte. Die Hauptmasse der Insurgenten befindet sich an der montenegrinischen, sowie an der serbisch-bosnischen Grenze im Paschalik von Novibazar und wir hören fortwährend von lebhaften Kämpfen, die meist zum Nachtheil der Türken ausfallen. Der Aufstand in diesem Gebiet ist darum von so ungeheurer Tragweite, weil, wenn es gelingt das Paschalik Novibazar von den Türken zu säubern, die Verbindung zwischen Serbien und Montenegro hergestellt ist. Und noch immer bildet die Haltung dieser beiden Staaten die Axe, um die sich die gesammte Lage dreht. Die serbische Thronrede ist zwar im Ganzen friedlich gehalten, wenn sie auch zwischen den Zeilen erkennen läßt, daß es auf die Dauer unmöglich wäre, Serbien von einer Theilnahme am Kampfe zurückzuhalten, indeß die Entschlüsse der Skuptschina sind unberechenbar, namentlich angesichts der provocirenden starken Concentration türkischer Truppen bei Nisch und Widdin. Auch die serbische Regierung hat ein Beobachtungscorps an der Grenze aufgestellt, so daß hier in Wahrheit der Friede an einem seidenen Faden hängt. Denn nur zu oft hat bei ähnlichen Gelegenheiten die Erfahrung gelehrt, daß es meist eines unbedeutenden Ereignisses bedarf, um einen Zusammenstoß herbeizuführen. Und Montenegro? Fürst Nikita hielt sich anfangs streng neutral, er fühlte sich nicht blos den Großmächten gegenüber verpflichtet, sondern es scheinen auch zwischen Montenegro und Oestreich irgendwelche gegenseitige Vereinbarungen bestanden zu haben, die den Fürsten bewogen, streng an der Neutralität festzuhalten, obgleich man im Lande zur Action drängte. Erst als sich Oestreich entschloß, die Ausschiffung der türkischen Truppen bei Klek zu gestatten, fühlte sich Nikita seiner Verpflichtungen entledigt und selbst in diplomatischen Kreisen bezweifelt man die Möglichkeit der Fernhaltung Montenegros vom Aufstande.

So ist die Lage fortdauernd eine gespannte und das Dreikaiserbündniß dürfte vielleicht bald auf eine harte Probe gestellt werden. Während die russische Politik unverrückbar ihr Ziel im Auge behält und langsam, aber stetig und fest darauf lossteuert (auch die Ernennung Mahmud Paschas zum Großvezier ist wesentlich ihr Werk), ist die östreichische Politik von Anfang an in ein bedenkliches Schwanken gerathen: östreichische und ungarische Interessen kreuzen sich eben in der orientalischen Frage und die bevorstehende Delegationssession dürfte ziemlich stürmisch verlaufen. Im Uebrigen wirft die oben erwähnte Haltung Oestreichs Montenegro gegenüber kein sehr vortheilhaftes Licht auf die östreichische Politik und das bekannte officiöse Communiqué im „Journal de St. Pétersbourg" scheint beinahe darauf berechnet, im Fall des gänzlichen Scheiterns des Aufstandes, Oestreich als Prügeljungen hinzustellen. Auch in Constantinopel ist man wenig erbaut über die östreichische Vermittlung wie über die ganze Intervention, die ungemein viel böses Blut gemacht hat, und es macht sich dort bereits ein ziemlich hochfahrendes Wesen bemerkbar, indem der Sultan der Meinung ist, er könne, wenn der Aufstand mit Gewalt bezwungen, die alte Mißwirthschaft weiter fortsetzen. Hierin dürfte sich die türkische Regierung nun freilich getäuscht haben. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Mächte diejenigen Reformen, die sie unerläßlich für die dauernde Pacification erachten und deren Verwirklichung ihnen feierlichst zugesagt worden ist, diesmal mit dem ganzen Nachdruck ihrer Stellung zu verlangen entschlossen sind. Daß die auf dem Papier bereits angekündigten Zusicherungen der Pforte, ferner keine vexatorischen Maßregeln gegenüber den Unterthanen dulden, die einer Bedrückung schuldig befundenen Beamten bestrafen, den durch Willküracte Geschädigten Ersatz leisten zu wollen, nicht für ausreichend werden erachtet werden, um den Beschwerden der Rajah gründlich abzuhelfen, das unterliegt keinem Zweifel. Und so können wir uns denn auf eine ziemlich lebhafte diplomatische Herbst- und Wintercampagne gefaßt machen (Rußland soll bereits Vorschläge für etwaige Conferenzen der Mächte bereit haben), deren Ausgang in diesem Augenblicke vorherzusagen gewagt wäre.

Belgrad, den 15. September 1875.

J...

Ein Angriff zur Abwehr.

Die Judenartikel der „Germania" haben trotz der Indignation, die sie erregt haben, keine Antwort gefunden, wie sie erforderlich gewesen wäre. Die „guten Rufer im Streit" vom „Kladderadatsch" und den „Wespen" haben sich der Angelegenheit bemächtigt und das Publicum hat geglaubt mit dem Gegner fertig zu sein, indem es über ihn lachte. Diese Ansicht ist nicht richtig. Satire und Witz sind gute Waffen; aber keine Waffe ist so gut, daß sie gegen jeden Feind zu verwenden wäre. Die Pritsche scheucht den Narren, aber nicht den Dieb.

Die „Germania" hat den Juden den Vorwurf gemacht, vorzugsweise im heutigen Geschäftsleben die Unsolidität, den Wucher, den Schacher zu vertreten. Wie, wenn wir diesen Vorwurf auf sich beruhen ließen und aus der Vertheidigung, nach dem Ausspruch des alten Reiterführers: „die beste Deckung ist der Hieb", zum Angriff übergehend, in der Geschichte des Jesuitenordens Beispiele suchten, aus denen ersichtlich, daß auch Indogermanen, auch Katholiken, auch Jesuiten betrügen?

Im Jahre 1742 erschien auf der Insel Martinique, einer der Antillen und im Besitz Frankreichs, der Jesuitenpater La Valette, um sich, nach Befehl seiner Obern, daselbst mit der Seelsorge zu beschäftigen. Sein Geist und sein Organisationstalent blieben nicht lange verkannt, und der Erkenntniß folgte seine Ernennung zum Vorsteher des Jesuitenhauses auf Martinique. In dieser Stellung faßte er den Plan, seinem Orden, der den Werth des Geldes sehr wohl zu schätzen wußte, dadurch einen bedeutenden Gewinn zu verschaffen, daß er die Coursdifferenz zu verringern suchte, welche zwischen dem Gelde der Insel Martinique und dem des französischen Mutterlandes bestand, und welche damals die Höhe von 33⅓ Procent erreicht hatte. Er forderte die Kolonisten auf, ihm ihre Capitalien, welche sie in Frankreich unterbringen wollten, anzuvertrauen und versprach, ihnen dafür den vollen Betrag in der Valuta des Mutterlandes zu bezahlen, wofern sie nur Anweisungen dafür nehmen wollten, welche erst nach zwei Jahren unverzinslich zu bezahlen seien. Diese Bedingung konnten die Kolonisten sich gefallen lassen, da sie selbst nicht im Stande gewesen wären, ihr Geld in zwei Jahren mit 33⅓ Procent zu verzinsen. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß La Valette seine Anweisungen pünktlich honorirte, vertrauten fast alle Geschäftsleute der Insel ihm ihre Capitalien an, so daß er in den Stand gesetzt war, sein Geschäft auszudehnen und auf den Nachbarinseln Maria Galante, Granada, St. Lucia und St. Vincent Filialen einzurichten. Soweit wäre das Geschäft ein Segen für die Kolonien gewesen. Das war aber gar nicht die Absicht des Jesuiten, der lediglich seinen Orden, sein Ein und Alles, bereichern wollte. Seine Operationen waren folgende. Er kaufte Kolonialwaaren, sandte dieselben nach Amsterdam, Lissabon und Marseille, woselbst er sie gegen portugiesische Goldstücke oder Wechsel auf Lissabon eintauschte.

Digitized by Google

An diesen Goldstücken, die ihm 42 Livres kosteten und welche er auf Martinique für 66 Livres verwerthen konnte, verdiente er allein schon 66 Procent. Rechnet man nun noch den Profit an den Waaren und die Rückfracht seiner Schiffe, sowie den Umstand, daß seine Anweisungen erst nach zwei Jahren fällig wurden, hinzu, so begreift man, daß er ganz gut die Kolonisten 33⅓ Procent verdienen lassen konnte und dennoch der Ordenscasse einen enormen Nutzen verschaffte.

Soweit wäre Alles ganz in Ordnung gewesen. Die Kolonisten gewannen, La Valette gewann und niemand verlor; allein an dem Nutzen der Kolonisten lag ihm nichts, im Gegentheil, da er von jenen Kolonialwaaren kaufte, collidirten ihre Interessen häufig genug mit den seinigen. Er legte daher seine Gelder in Ländereien an, bebaute sie mit eigenen Sklaven, baute Schiffe und große Magazine und wurde so als Plantagenbesitzer und Exporteur Beherrscher und schlimmer Tyrann der Insel, deren Bankier er bisher gewesen war. Die Kolonisten, die jetzt in Folge der billigen Preise, zu denen sie verkaufen mußten, eben so schlecht standen als früher, da die Coursdifferenz sie drückte, gingen mit ihren Klagen an die Regierung des Mutterlandes und La Valette erhielt Befehl, sich vor dem König persönlich zu verantworten. Trotz des Gepränges, mit dem seine Ordensbrüder ihn auf der Reise aller Orten empfingen, trotz ihres großen Einflusses bei Hofe und trotz der stillen Bewunderung, mit der die fortwährend in finanziellen Verlegenheiten befindliche französische Regierung den großen Finanzmann im Stillen betrachtete, wurde ihm doch die Fortsetzung seiner Geschäfte untersagt, da eine positive Gesetzesbestimmung den Ordensleuten den Handel verbot.

La Valette kehrte zurück und fuhr, ohne den Befehl seines Königs zu beachten, fort, seine Geschäfte zu betreiben, ja er vergrößerte seine Etablissements. Bei der weiten Entfernung und der Schlaffheit der Behörden hätte er seine Ausbeutung französischer Unterthanen wohl noch lange fortsetzen können, wenn er nicht, durch seine Erfolge trunken gemacht, alle Vorsicht außer Acht gelassen hätte. In dem unerschütterlichen Glauben an die Unfehlbarkeit seines Calcüls hatte er es verabsäumt, sich einen Reservefonds zu bilden, so daß ein halbwegs bedeutender Verlust ihn ruiniren mußte. Als ihm daher die Engländer einige Schiffe wegnahmen, trat eine Stockung ein, welche mit einem vollständigen Bankerott insbesondere auch deswegen endigte, weil eins der ihm befreundeten Geschäftshäuser, Gebrüder Lioucy in Marseille, in Verlegenheit kam und ihm den Credit kündigte, den es ihm in Höhe von 1,500,000 Livres eröffnet hatte. Da er diese Schuld nicht deckte, stellten die Gebrüder Lioucy ihre Zahlungen ein und bewiesen aus ihren Büchern, daß nur die Unpünktlichkeit des Jesuiten ihren Fall veranlaßt hatte. Der Orden, der bisher La Valette hochgepriesen und seinen Geschäftsgewinn mit Freuden eingesteckt hatte, desavouirte denselben jetzt und erklärte den Lioucys auf die Zahlungsaufforderung, daß er nichts für sie thun könne. Auf den Einwand, daß in diesem Falle ihr und aller ihrer Correspondenten Ruin gewiß sei, erfolgte die kalte Antwort: „Nun so geht denn alle unter". In Folge dessen verklagte der Verwalter der Lioucy'schen Schuldenmasse den Orden, als zur Deckung der La Valette'schen Unterbilanz verpflichtet. Die Klage stützte sich auf die Ordensconstitutionen, nach welchen ein Jesuit kein eigenes Vermögen haben darf, da Alles, was er besitzt, dem Orden gehört. Da nun auch kein Ordensmitglied das Geringste ohne Befehl seiner Obern thun darf, so war La Valette als Bevollmächtigter seines Ordens anzusehen und hatte diesen durch seine Handlungen verpflichtet.

In erster Instanz erkannte das Gericht nach dem Klagantrage. Die Jesuiten brachten aber die Sache vor das Pariser Parlament in der Hoffnung, daß sie den Proceß so lange würden hinziehen können, bis die politische Constellation ihnen erlauben würde, durch einen Cabinetsbefehl des Königs, wie so oft schon, ihrer Sache zum Siege zu verhelfen.

Der klagende Anwalt, Namens Gerbier, wußte indessen die Zahlungsverpflichtung des Ordens aus seiner gesellschaftlichen Verbindung zu erweisen, so daß der Gerichtshof, ohnehin ein Gegner des Ordens, ihn zur Zahlung von 1,502,666 Livres verurtheilte, wozu jetzt noch 500,000 Livres an Zinsen und Kosten hinzukamen.

Bei dieser Gelegenheit hatte Gerbier aus den Ordensstatuten, von denen er ein Exemplar sich verschafft hatte, nachgewiesen, daß das unlöbliche Verhalten des Ordens in vorliegender Sache kein vereinzelter Fall, keine Ausnahme, sondern eine natürliche Folge der Sittenlehre desselben überhaupt sei.

In Folge dessen gab das Parlament von Paris dem Generalprocurator der Jesuiten in Frankreich, de Montigny, amtlich auf, ein Exemplar der Ordensconstitutionen einzureichen. Montigny gehorchte. Das Parlament ließ dieselben von einer Commission prüfen und faßte auf Grund des Berichts derselben zwei Beschlüsse. Der erste dieser Arrets hob alle Breves, Bullen und Briefe, welche die Päpste in Bezug auf die Jesuiten erlassen, sowie die Constitutionen, deren Erklärungen, die Gelübde, kurz Alles, was die Gesellschaft als Körper zusammenhielt, auf, weil das Institut derselben dem Ansehen der Kirche, der Kirchenconcilien, des päpstlichen Stuhles und der Souveränetät der weltlichen Herrscher zuwider sei, weil es durch die gänzliche Schrankenlosigkeit seines Generals außerhalb aller geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit liege, weil der absolute Gehorsam, den jedes Ordensmitglied dem General gelobt, die Grenzen aller göttlichen und menschlichen Rechte überschreite, weil der Orden ohne alle positiven Gesetze sei, da der Gehorsam gegen die Obern über den gegen die Ordensconstitutionen gehe, weil es der Orden für erlaubt halte, im Falle einer Antastung seiner maßlosen Privilegien selbst zu thätlicher Vertheidigung zu schreiten, und endlich, weil der unbedingte Gehorsam gegen den General das Leben des Königs und die Reinheit der katholischen Lehre gefährde.

In Ausführung dieses Beschlusses verdammte der zweite Arrest die Schriften der Jesuiten Ja, Delvio, Person, Bridgevater, Bellarmin, Molina, Salmeron, de Valentia, Bonarscius, Agor, Keller, Vasquez, Lorin, Leß Tolet, Tanner, Becan, Pirot, Escobar, Pirin, Gretser und Busenhuw, „als aufrührerische, alle Grundsätze der christlichen Moral umstoßende und eine mörderische, abscheuliche Lehre wider die Sicherheit des Lebens der Bürger und der Souveräne enthaltende Werke" zur Verbrennung durch den Henker.

So urtheilte „der Adel der Robe" im alten Frankreich über denselben Orden, von dem sich das jetzige Frankreich nach Lourdes und Paray le Monial führen läßt.

Spectator.

Feiertage.

„Helgoland."

Frei von der großen Stadt, in der ich wieder ein ganzes Jahr ununterbrochen gelebt habe! — Frei von Straßenlärm und Salonunterhaltung, vom Gerassel der Wagen, vom Gepfeife der Locomotiven; von zungenfertigen Kaufleuten und mißmuthigen Droschkenkutschern; von Theater, Bällen, Concerten; von Feder, Büchern und Zeitungen! Frei von Arbeit und von Vergnügen! — Wie müde war ich geworden und wie erfreue ich mich der langersehnten Ruhe. —

Es gibt Leute, die nach Helgoland kommen, um sich zu amüsiren und die dort Zerstreuung und Vergnügen finden. Sie fahren des Morgens nach der Düne hinüber. Im Fährboot unterhalten sie sich mit ihren Reisegefährten. Sie lachen und scherzen; sie erklären dem Neuangekommenen die Flagge von Helgoland:

Grün ist das Land;
Weiß ist der Strand;
Roth ist die Kant'.
Das sind die Farben von Helgoland.

Digitized by Google

Sie tragen Matrosenhemden, fliegendes Halstuch, weichen Hut, den Plaid auf der Schulter. Sie haben sich für die kleine Reise sorgfältig ausgerüstet und sind in ihrer Art vollständig correct und fehlerlos. Sie wissen dies, und Selbstgefühl zeigt sich in ihrer Haltung, in dem Kennerblick, mit dem sie das Dampfschiff mustern und den Flug der Möwe verfolgen; in dem herablassend vertraulich-freundlichen Ton, in dem sie mit dem wettergebräunten, gelbhaarigen, verschmitzt lächelnden Fischer, der sein Boot vermiethen will, einige Worte über den Zustand der Atmosphäre wechseln. Helgoland hat für sie keine Geheimnisse! Sie kennen jeden Fußbreit der ¼ □ Meile großen Insel und sie sind, sich ihrer Ueberlegenheit bewußt, bescheiden stolz darauf. — Wird das Wetter stürmisch, so erscheinen sie in Regenrock und wasserdichten Stiefeln, und in ihren Koffern befindet sich der Süd-Wester, der dem verblichensten Stadtgesichte ein wettertrotzendes, männliches Ansehn verleiht, und den sie aus falscher Scham an den sonnigen Tagen nicht aufzusetzen wagen. — Es sind wahre Männer diese jungen Leute. Man muß nur sehen, wie kühn sie mit der Büchse auf der Schulter einherschreiten, um einen harmlosen Seevogel zu erlegen; wie sie bei ruhigem Wetter das kleine Segelboot zu steuern verstehen; und man muß sie hören, wie sie die Seekrankheit verhöhnen, und die helläugigen Schenkmädchen beim Vornamen rufen und den berühmten Sonnenuntergang, oben auf der Klippe, als eine „alte Geschichte", als abgeschmackt erklären. Sie lassen sich herab den Neuling „zum Sonnenuntergang" zu führen und machen ihm auf diese Weise gewissermaßen die Honneurs ihrer Insel. Aber sie selbst sind über dergleichen Alltäglichkeiten erhaben; und während die Sonne in unbeschreiblicher Pracht in ein goldenes Feuermeer versinkt, stecken sie sich mit souveräner Gleichgültigkeit eine billige Cigarre an und blasen, dem versinkenden Stern den Rücken kehrend, dicke Rauchwolken in die klare Abendluft hinein. Auf der Düne, beim Bade, sind sie ganz zu Hause. Sie wissen genau, wie lange man im Wasser bleiben darf, damit das Seebad nicht schädlich wirke; sie bezeichnen die Restauration als die „Giftbude", und nach dem Bade breiten sie den Plaid am Ufer aus und ruhen dort in malerischer Stellung, mit sich und der Welt zufrieden. — Glückliche Leute! und wie ich ihnen ihre harmlosen Vergnügen gönne, obgleich ich im Grund der Seele für dies vollständig zwecklose Komödiespielen, das der deutschen Jugend eigenthümlich ist, wenig Sympathie haben.

Das Mittagsessen versammelt einen großen Theil der Helgoländer Gäste im Conversationshause. Dort werden die Unterhaltungen, die des Morgens früh, bei der Ueberfahrt, ihren Anfang genommen hatten, fortgesetzt. Man verabredet Segelpartien um die Insel, man gibt sich Rendez-vous auf der Kegelbahn, auf dem Tanzboden, am Strand. Die Aristokraten der Table d'hôte lassen Champagnerpropfen knallen, und die jungen, heirathsfähigen Männer mustern schüchternen Blickes die jungen Mädchen — und vice verse. Helgoland ist bekannt dafür, daß zahlreiche Ehebündnisse dort ihren Ursprung genommen haben. Für gewöhnliche „Flirtation" eignet sich der äußerst solide Charakter der Helgoländer Badegesellschaft nur wenig. — Nach dem Essen findet Concert im Garten des Conversationshauses, oder auf der Promenade am Strande statt; am Abend wird dann und wann Theater gespielt; oder die kleine Capelle, in der ich besonders einen Musicus bewundere, der sechs Instrumente handhabt, nämlich: Pauke, Trommel, Castagnetten Triangel, Cymbal und Glasharmonika — läßt sich wieder hören. Die Musik ist ganz gut, die Programme vorzüglich, und der Director, dem nur schwache Mittel zur Verfügung stehen, verdient für das, was er damit leistet, die vollste Anerkennung. Von Zeit zu Zeit wird auch getanzt. An diesen feierlichen Ballabenden wird im großen Saale nicht geraucht. Für gewöhnlich jedoch ist die Luft desselben durch zahlreiche Glimmstengel — von 20 bis 100 Thaler das Tausend — bei Cigarren darf man ja den Preis sagen — in nicht sehr angenehmer Weise verdorben. Aber die Damen, die den Saal mit ihrer Gegenwart beehren, sind durch Vater, Mann, Bruder oder Sohn an Tabaksdämpfe jeder Art gewöhnt worden und die allgemeine Heiterkeit wird durch die schlechte Luft in keiner Weise gestört. — Zwischen 10 und 11 Uhr zieht sich die ganze Gesellschaft zurück und bald darauf herrscht tiefe Ruhe auf der Insel, eine Ruhe, von der man sich in keiner Stadt, vielleicht mit Ausnahme von Venedig, auch nur einen Begriff machen kann. Wie ein Wiegenlied dem müden Menschen gesungen, hallt vom Fuße der Klippe die mächtige, tiefe Stimme des Meeres empor, alles andere liegt in tiefstem Frieden. — Diese vollständige, herrliche Ruhe ist das Eigenthümliche und ist das Schöne von Helgoland. Sie bietet dem von des Lebens Lärm Ermüdeten seltene Erquickung.

Für denjenigen, der während kurzer Ferientage nicht Vergnügen und Zerstreuung, sondern Ruhe und Erholung sucht, ist die kleine, baumlose Insel, auf der kaum eine Blume gedeiht und nur das prosaischste der Gemüse, die Kartoffel, wächst, ein Garten von Eden. Er findet dort in dem wenig belebten Theile der Stadt, oben auf der Klippe, mit Leichtigkeit eine helle, freundliche, reinliche Wohnung. Vor sich erblickt er sodann, wie am Bord eines großen Schiffes, den leicht gewölbten, mächtigen Rücken der vielfarbigen See. Hier blitzt sie, wie flüssiges Silber, blendend weiß, im Lichte der strahlenden Sonne; dort spiegelt sie, in röthlichen und bläulichen Schattirungen den Himmel wieder; weiter hinaus erscheint sie grünlich-blau, und ganz fern, am Horizonte, wächst sie, nebelhaft grau, in gleichfarbige Wolkengebilde hinein. Kleine Segelboote gleiten, riesigen Wasservögeln gleich, geräuschlos durch die Fluth. In weitester Ferne verfolgt das Auge an einer niedrigen, dunkeln Rauchlinie den Weg eines nicht sichtbaren Dampfschiffes, das von England oder Schweden kommend, unbekümmert um Helgoland, wohin kein Geschäft je einen Kauffahrer ruft, in gerader Linie der Mündung der Elbe zusteuert. In den Lüften wiegt sich auf breiten, schön geformten Schwingen die silbergraue, nordische Seemöwe. Sie schwebt auf und nieder, seltenen Flügelschlags, ohne jede bemerkbare Anstrengung mit dem Winde segelnd. Das kurze Geflatter des städtischen Spatzen, seine wachsame Beweglichkeit, sein herausforderndes oder klägliches Zwitschern ist das Bild des Stadtlebens: welch großer Kraftaufwand, um kleine Zwecke zu erreichen, welches Geschrei und Gezanke um ein Krümchen Brod; welche fortwährende Unruhe und Aufregung; — kurze, rasch verwischte Triumphe; kleine Genugthuungen, kleine Enttäuschungen, stetes Kämpfen — und niemals Ruhe. In dem majestätischen Fluge der großen Möwe dagegen spiegelt sich das ernste, einfache Leben in unmittelbarer Berührung mit der Gottesnatur. Von Zeit zu Zeit, in langen Zwischenräumen ertönt ein wilder, klagender Schrei, der Ruf des Seevogels. Dem menschlichen Ohr klingt er wie ein Ausdruck verzweifelten Schmerzes und mahnt, daß kein Leben vom Leide frei ist.

Der lange Tag geht in Helgoland rasch genug dahin, die Ueberfahrt nach der Düne, wo sich die Badeanstalt befindet, das Bad, die Promenade, die an das Auf- und Abgehen auf dem Deck eines Schiffes erinnert, die Rückfahrt von der Düne nach Helgoland endlich — Alles dies nimmt den größten Theil des Vormittags in angenehmer Weise in Anspruch. In seinem Zimmer befindet man sich, wenn man eine gute Wahl getroffen hat, wie in einem offenen, sichern Boote. Von allen Seiten erblickt man das Meer. Derjenige, der am Meer keine Freude hat, darf nicht nach Helgoland gehen; derjenige, der es liebt, kann sich in Helgoland mehr und ruhiger und ungestörter daran ergötzen als an irgend einem andern Orte. Meer rings umher, Seeluft, woher der Wind auch wehe, und trotz Sturm und Wetter einen festen, ruhigen Boden unter den Füßen. — Nach dem Essen, das um 3 Uhr stattfindet, hat man die Wahl am Strande zu sitzen und der Musik zuzuhören; sich mit Bekannten, die man überall findet, zu unterhalten oder die 190 Stufen hohe Treppe hinaufzusteigen und im „Oberlande", wie es genannt wird, den Sonnenuntergang abzuwarten. Das Landschaftliche ist dort sehr einfacher Natur: Himmel und Wasser — soweit das Auge reicht. Und das ist Alles — und das ist genug.

Die Ansprüche, die der Mensch an die Natur stellt, ändern sich mit den Jahren. Wer sich von seinen eigenen Empfindungen

Digitized by Google

Rechenschaft ablegt, weiß, daß Manches, was ihn in seiner Jugend entzückte oder woran er entzückt zu sein für seine Schuldigkeit hielt, ihn heute nur noch leicht berührt. Die Freude an einer großen, schönen Landschaft hat bei der Jugend viel Conventionelles; oft ist sie nicht ganz aufrichtig oder künstlich übertrieben. Man berauscht sich mit fremden Gedanken und Empfindungen und redet nicht nur andern, sondern auf sich selbst ein, daß man tief empfinde. Dreiviertel des Schwärmens für die Natur, so enthusiastisch es auch sein mag, ist bei jungen Leuten in den meisten Fällen geborgte Waare. Daher auch die Manie bei solchen Gelegenheiten, Dichter d. h. Bilder und Empfindungen Anderer, zu citiren. Innige, wohlthuende Freude an der Natur ist eins der seltenen und ist das schönste Vorrecht der Mannesreife und des Alters. — Im Frühling des Lebens ist jedes Land schön, das man in Gesellschaft der Geliebten sieht, und unsere Empfindung verklärt uns dann jede Natur. Im reifern Alter will man den Leuten wohl, denen man in einem schönen Lande begegnet. Dann erfreut man sich auch am Meere und am Walde mehr als an himmelanstrebenden Bergen und Felsen und gefährlich drohenden Klippen und Gletschern. Der Jüngling, mit seinen ehrgeizigen Plänen, dürstet nach Kampf und Sieg. Er will Hindernisse überwinden. Die grüne, friedliche Wiese, der dunkle, stille Wald reizen ihn nicht. Er möchte die höchsten Gipfel erklimmen, und sein Auge erfreut sich an dem Anblick steiler Felsmauern, hoher, mit ewigem Schnee bedeckter Bergriesen. Eine Alpenfahrt bietet dem jungen Herzen die höchsten Naturgenüsse, die es überhaupt haben kann; ermüdendes Laufen und Steigen; lautes, geselliges Leben in den überfüllten Gasthöfen; freundlich lächelnde Gesichter auf allen Straßen und Wegen — und fertige Bewunderung in schönster Form, von den besten Dichtern gesungen, und vom zuverlässigen Bädeker stets am richtigen Platze verzeichnet. — In spätern Jahren sucht man während der Ferien etwas Andres als Vergnügen und Anregung. Man will sich nicht nur von der Arbeit, man will sich vom Leben, das schwer und ermüdend geworden ist, erholen; man verlangt nach Ruhe und Frieden. Dann winkt es einladend aus dem schattigen, geheimnißvollen Waldesdunkel, und dann ruht das Auge mit innigem Wohlbehagen auf friedlichen Triften. Man bemüht sich nicht fremde Worte zu finden, um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben; man vermißt nicht einmal den sympathisirenden Genossen, der in der Jugend so werthvoll ist und dem man sagen oder zublinken kann: „Wie schön ist es hier" — es ist genug, daß man den wohlthätigen, beruhigenden Einfluß der guten Mutter Natur wortlos, ja gewissermaßen gedankenlos empfinde.

Und nun ist es auf der kleinen Insel Abend geworden, die Sonne ist in das Meer hinabgestiegen, und der Himmel, ehe er verdunkelt, erglänzt im Westen in wunderbarer Farbenpracht. Dem Sonnenuntergang gegenüber hat sich der fahle Mond erhoben; sein bleiches, kaltes Licht wird mit jedem Augenblick leuchtender, man möchte sagen wärmer. Jetzt glänzt er einsam, die andern Sterne überstrahlend, goldig leuchtend am tiefen Nachthimmel oder durchbricht mit Rosen- und Opalfarben angehauchte Wolkengebilde, die schnell an ihm vorüberziehen. Auf dem Meere liegt ein großer Lichtfächer, der wie Silber und Gold, wie Smaragden und Diamanten blitzt und glitzert. Ununterbrochen, unermüdlich, ohne Steigen oder Fallen, zur Ruhe einladend, sanft einschläfernd ertönt die Musik des Meeres. — Ein Tag ist wieder dahin.

Des Morgens kühl;
Des Mittags schwül;
Viel' Unruh' bei dem Feste. —
Der Abend ist das Beste.

X.

Literatur und Kunst.

Methode und Pedanterie.

Von J. Mähly.

In Nr. 25 dieser Zeitschrift ergeht bei Anlaß der Besprechung einer schulmeisterlichen Pedanterie*) ein scharfes Gericht über die Herren Baculus und Consorten; und leider muß Jedermann, welchem etwelche Einsicht in das Treiben jener Firma vergönnt ist, sich gestehen: die Leute haben Recht, wenn sie ihr hie und da ein wenig auf die Finger sehen, vielleicht auch klopfen; selbst Zunftgenossen können sich dem Eindruck nicht verschließen, daß noch vieles faul ist im Staate der Minerva, vielleicht auch — wer weiß? — erst faul geworden ist mit der Zeit, speciell, seit dem alles verschlingenden Moloch der Methode auf ungebührliche Weise geopfert wird. Gerade die Analyse jener höheren schulmeisterlichen Fabelphilosophie hat die Blößen des Methodengötzendienstes (Methodolatrie wäre ein neuer nicht zu verschmähender Kunstterminus für das Fremdwörterlexikon) an einem ergiebigen Beispiel siegreich nachgewiesen — der Sieg war allerdings, Dank der Taktik des Herrn Bartholomäi, dem gesunden Menschenverstande leicht genug gemacht. Nur glaube man ja nicht, daß blos die Schulmeistergilde an der Sucht der Methodenjagd leide, o nein! diese kennt noch andere, vornehmere Schützen, und nobleres Wild. Der diese Zeilen schreibt, ist zwar auch eine Art Schullehrer, kommt aber hie und da auch mit hochgelehrten Leuten in Berührung, mit Leuten, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehen und eben auch darum zu stehen glauben, weil sie die Incarnation der Methode sind. Diese Fleischgewordenen scheuen sich durchaus nicht, unter mitleidigem Achselzucken gegen die Realisten, das Programm aufzustellen, daß der Inhalt gleichgültig, die Methode alles sei. Amicus Plato, amica veritas, sed magis amica Methodus! Der Inhalt darf also, wenn gleichgültig, auch falsch, er darf raffinirt falsch sein — thut nichts; die Methode wäscht auch den Sünder rein. „Ist es auch Unsinn, hat es doch Methode." Das Sprüchelchen des Altmeisters dürfte noch populärer werden, als es zur Zeit ist, und jeder Gelehrte sollte sich's als pro memoria über seinem Schreibpulte anheften; probatum est. Ich kannte früher einen tiefgelehrten, hochkritischen, scharfskeptischen Herrn Professor, der im Hochgefühl seiner dialektischen Fechtkunst einem berühmten alten Dichter zu Leibe ging und ihm volle drei Viertheile seines Fleisches von den Knochen hauen wollte — die besagten drei Viertheile sollten eitel faules unächtes Fleisch sein. Die That geschah; — der Dreiviertelsmord blieb unbeanstandet von Seiten der Gerichte, von Seiten des Publicums, ja sogar bis zu einem gewissen Grad von Seiten der Familie. Diese Familie war nun allerdings nicht gerade eng geschlossen, auch nicht im eigentlichen Sinne blutsverwandt, mithin auch nicht zur Blutrache verpflichtet, aber doch mehr oder weniger haftbar für frevelnde Attentate auf Leib und Leben ihrer Herrn und Meister — kurz, es waren die Philologen, als legitime Intestaterben der classischen Hinterlassenschaft. Diese regten sich denn doch theilweise gegen die beabsichtigte, vielmehr geschehene Kürzung des Inventars. „Aber Sie werden doch nicht glauben" — wagte auch ich dem berühmten Schneidekünstler zu sagen —, „daß unsere Leute Ihren Argumenten beistimmen und Ihr Facit annehmen werden?" — „„Mögen sie glauben oder nicht glauben was sie wollen; auf die Sache kommt's mir nicht an, wenn nur die Methode der Untersuchung anerkannt wird."" So rief er mit adligem Siegeston und wandte den Rücken und ging davon. Er durfte es; er hatte, mit dieser Behauptung, seinem Jahrhundert aus der Seele gesprochen. Pereat res, vivat methodus. Den Gang einfach natürlicher Entwicklung, das logische Vorwärtsschreiten vom Nächstliegenden zum Entfernten — diese Methode wird jeder Vorurtheilsfreie

*) „Ein deutscher Schulmeister," von A. Döring.

Digitized by Google

billigen, aber die Sucht, die gerade Linie geflissentlich zu vermeiden und sich in allerlei mathematisch-regelmäßige möglichst künstliche und combinirte Figuren einzuschachteln und zur „Verdeutlichung" der Striche zu allen Alphabeten und Zahlensystemen der Welt zu greifen (vielmehr die Nothwendigkeit, greifen zu müssen) — gegen diese sollte in Phalanx vorgegangen werden — wenigstens in den nicht-exacten Wissenschaften. Am ärgsten wird durch Ueberspannung der Methode an der Jugend, in der Schule gesündigt. Ich will und darf meine Leser hier nicht mit Exempeln behelligen, sonst könnten sie mir mit Recht einwenden, das seien Kukukseier und gehören in ein ander Nest als das der „Gegenwart" — ich will nur noch sagen, daß gerade bei literarischen Producten, je naiver und poetischer sie gedacht und geschaffen sind, die mathematisch-analysirende Methode am wenigsten am Platze ist, und daß, bei den armen Kindern, die mit solchen Rechenexempeln sammt erbaulichen Gedanken moralischer Nutzanwendung (auch das gehört zur Methode) gequält werden, die Frische der Nachempfindung verblaßt und versliegt; das Märchen, das so lustig war, als die Kinder es selber sich zurechtlegen und mit den Ranken eigenen Empfindens sein zartes Stabwerk umspinnen durften, ist jetzt langweilig geworden, und ob „ein König und eine Königin einmal lebten" oder nicht und „die Prinzessin von dem Drachen gefressen wurde" oder nicht, ist ihnen jetzt höchst einerlei. Ja, die Methode ist eine Pedanterie geworden und gegen Pedanterie kämpfen, heißt ein ritterlich Werk thun. Und nun möcht' ich an den Herrn Redactor dieser Zeitschrift ein kurzes Wort richten, weil wir denn einmal in diesen Strom hineingerathen sind, und ihn fragen, ob er sich nicht auch ein ganz klein wenig des besagten Zeitfehlers, der Pedanterie, schuldig bekennen muß, wenn er (wie neulich in diesen Blättern anläßlich der Besprechung von H. Hopfens „Juschu" geschehen) sich gegen die schriftsprachliche Anwendung gewisser sinnloser süddeutsch oder gar provinziell klingender Ausdrücke wehrt? Ich hoffe nicht, daß er mich gleich an der Schwelle dieser freundschaftlichen Besprechung mit der niederschmetternden Bemerkung abweisen werde: Er habe mit Pedanterie nichts zu schaffen, sintemal er diese Dame nicht einmal kenne, ja an ihrer Existenz sogar berechtigte Zweifel habe; ihm sei nur eine ehrwürdige Matrone, deren Name auf ein ei ausgehe, oder ein Wesen masculini generis, mit Namen Pedantismus, bekannt. Ich hoffe es, wie gesagt, nicht, weil ich den Redactor einer fortschrittlichen „Gegenwart" nicht für so pedantisch halte, daß er sich an diesen Sprachzopf klammerte; vielmehr wird er's — wenigstens ich thue das — eher für einen Vortheil unserer Sprache halten, daß sie, im Großen fest gegossen, im Kleinen doch noch Nüancen und leis abtönende Variationen gestattet; an ihrem Leibe nicht, wohl aber an ihrer Gewandung, im zarten, hunderttausendfachen Filigran. Also: Pedanterie oder Pedanterei — warum nicht? bonnet blanc, blanc bonnet, wie die sonst sehr akademisch angehauchten Franzosen sagen. Ich erinnere mich kürzlich irgendwo die Form Lotterei gelesen zu haben, und mußte denken: leider auch gut. Denn ich weiß ja wohl, daß für gewöhnlich die gute Endung ei an gute deutsche, ie dagegen an fremde Worte angesetzt wird, aber das Lotterie hat sich ja auch in deutschen, nicht blos in wälschen Landen eingebürgert, wie manche andere Prellerei. Unsere Voreltern haben ihr ey auch an fremde Stämme gehängt und in „fröhlicher Companey" ihre „Melodeyen" gesungen; darum wird die Form Pedanterei wohl die alterthümlichere sein. Und so werden wir sie wohl behalten, wir müssen ja, leider Gottes, die „Clerisei" auch in ihrer alten Form behalten. Ja, auch Monsieur können wir uns gefallen lassen, obschon es schwerfällig genug auftritt; das gehört eben mit zum Wesen des Pedantismus. Wissen wir doch gar nicht, wes Kind das Wort Pedant ist; warum sollen wir ihm nicht „eins anhängen"? und zwar gleich was recht schweres und wuchtiges, was zum Charakter des Trägers paßt. Man hängt diesen Rollwagen in der That an Stämme, wo er viel weniger angebracht, ja wo er geradezu ein Unding ist, und gegen solchen Unfug einzuschreiten, namentlich wo er mit der leichtesten Mühe durch richtiges Material ersetzt werden kann, halte ich für keine Pedanterie. Wir können täglich, in gelehrten und ungelehrten Abhandlungen, von diesem oder jenem „Sophismus" lesen, der sich in ein Argument eingeschlichen, oder es verunziert haben soll. Leider hat sich dieser Bastard „Sophismus" auch in unsere Sprache eingeschlichen und verunziert sie dermalen. Wie lange noch? Heraus mit diesem Catilina! Er hat keine Legitimation und kein ehrliches Aussehen. Die allein richtige Form ist „das Sophisma" (so, und nur so sagten schon die Griechen); zieht man eine deutschklingende Bildung vor, so sage man wenigstens „Sophisterei". Obschon, offen und ehrlich, ich noch lieber jener Unform (Sophismus) das Bürgerrecht gestatten möchte als dem elenden Balg und Mißklang „das Sophism", analog dem in unsern Tagen vielgehörten „Vaticanism", wo man mit Fug zweifeln darf, ob die Sache oder die Form häßlicher sei. Es ist wahrhaft scheuselig, wie abgestumpft unsere modernen Gehörsorgane gegen die Schmeichellüftchen oder den Shirocco des Lautes sind. Jenen „Barbarism" und „Vandalism" der Sprach- und Lautmörderei gegenüber verdient die Pedanterie unserer Vorfahren alle Anerkennung, unserer Vorfahren, welche die lateinischen Endungen nicht nur im Nominativ beibehielten, sondern frischweg lateinisch declinirten und es „dem Desiderio Erasmo sehr verargten, daß er in seinen commentariis und seinen kritischen animadversionibus zum novo testamento den Lutherum beinahe ignorirt habe und der idiomatum der neutestamentlichen Sprachen so wenig geachtet habe". Dieser Mischmasch (den ich durchaus nicht vertheidigen will) klingt, wenn wir recht aufmerken, eigentlich unseren Ohren durchaus nicht unerquicklich, sondern blos unserem Verstand, welcher von einem überflüssigen und übertriebenen Sprachgemengsel nun einmal nichts wissen will; aber es ist doch durch jene altfränkische Art ein billiger modus vivendi hergestellt und geschieht keinem der beiden Betheiligten (Deutsch und Latein) Unrecht — der moderne Mißbrauch dagegen versündigt sich an beiden. Unsere Prediger lassen sich's bekanntlich bis auf den heutigen Tag nicht nehmen, den Herrn Jesum Christum auf der Kanzel zu decliniren, wenn dies auch rite ac legitime geschieht und nicht in der Weise jenes übereifrigen Alterthümlers, welcher seiner Gemeinde die Segnungen des „Christenthi" zu preisen für gut fand. Aber ich bin wieder von meinem eigentlichen Capitel abgeschweift, Herr Redactor; ich wollte Sie nämlich tadeln darüber, daß Sie einer Sprachbereicherung durch Aufnahme von Provinzialismen glauben die Thür verschließen zu sollen; ich, gegentheils, habe immer meine Freude daran, wenn ich den Sprachgeist am Webstuhl beschäftigt sehe, und ich meine, der Rohstoff zu seiner Arbeit muß zumeist aus den Provinzen und aus dem Dialekt bezogen werden. Wobei noch gar sehr zu untersuchen wäre, was denn eigentlich Provinz und was Dialekt sei, und ob der Norden Deutschlands wirklich berechtigt sei, sich im Heiligthum der Sprache als Oberpriester zu geberden, seine südlichen Brüder dagegen als bloße Ministranten anzusehen, die seinen Befehlen blindlings und willenlos zu gehorchen haben. Das Wort und der Begriff „Hochdeutsch" deutet wenigstens auf ein ganz anderes Verhältniß. Aber, abgesehen von aller geschichtlichen Entwicklung und allem geschichtlichen Recht — muß denn die Sprache nicht hie und da belebt und erfrischt werden — und wer soll's denn thun und woher soll dieser Hauch kommen? Die großen Schriftsteller zum ersten, zum andern aber, und hauptsächlich, der „Dialekt", denn er ist auch meist der Quell, aus welchem jene schöpfen. Warum soll also das „Hineinpatschen", das „Getrampel und Geschlürfe", warum soll der „Ranft des Glases", das „Durcheinanderwimmeln", und „zur Thür hinaus torkeln" nicht erlaubt sein? Das „Herumstrolchen" ist allerdings im Kanon der Polizeigesetze nicht gestattet, im Kanon der Sprachgesetze sehe ich keine Ursache, besagtes Verbum zu verpönen. Ich soll nicht „durch die Straßen stapfen dürfen", während meine „Fußstapfen" durchaus unbedenklich und unanfechtbar sind, während sie ohne das Stapfen weder sprachlich noch sachlich auch nur denkbar wären? Vollends jenes „Hinaustorkeln" ist ein so anschaulicher Ausdruck, daß man durch das Sprachbild die Sache ordentlich in effigie vor sich zu sehen glaubt. „Es schwinden die alternden Worte, und es erblüh'n

Digitized by Google

und grünen die neuen in Fülle der Jugend" — das wußte schon Horaz; er mahnt zwar zu bescheidener Anwendung neuer Sprachschöpfungen, meint aber doch, es sei von jeher erlaubt gewesen und werde es immer bleiben, neue Worte zu prägen sobald „der Stempel der Gegenwart sie prägt" (praesens nota). Und vor solchem Stempel darf doch wahrlich der Redactor der „Gegenwart" kein Grauen empfinden? Was würde aus unserem Freund Scherr in Zürich werden, wenn neue Bildungen im Wortschatz nicht mehr erlaubt wären? Man würde seinen ganzen schriftstellerischen Werken die Lebensader unterbinden, oder (was ich glaube) er würde sich um die unfruchtbare Askese der modernen Sprachäskulape, so ihm diese Cur zumutheten, wenig kümmern, und, hätt' er sich je einmal den Verband anlegen lassen, ihn bald wieder herunterreißen und das Blut lustig laufen lassen nach wie vor. Damit ist nicht gesagt, daß ich jedem seiner Wortjungen Gevatter stehen möchte, es mögen hie und da Wechselbälge drunter sein, aber das muß man ihnen lassen: sie tragen sämmtlich die Züge der Gegenwart mit der einzigen Beschränkung, daß sie nicht „empfindsam" sind. Oder glaubt Scherr, wir seien über die Periode der Empfindsamkeit schon hinaus? Lessing hat freilich das Wort für seine Zeit geschaffen, aber es hält wohl noch für Jahrhunderte vor — und das hat ein einziger kecker Druck aus Meisters Hand zu Stande gebracht. War es denn mehr, als Meister Lessing das winzige sam an die „Empfindung" anschweißte? Es könnte nun zwar scheinen, zwischen Wortschöpfung durch einfache Composition und solcher durch Neuwörter sei ein großer Unterschied; jenes sei eher zu gestatten, weil die Licenz dabei viel kleiner sei. Aber es scheint auch nur, denn in der That entstammt ja das sogenannte Neue meist den Dialekten, ist nicht sowohl Neuschöpfung als Hebung und Verwerthung schon vorhandener, nur einem allgemeinen Gebrauch bisher entzogener Schätze. Noch eins: Wer wird heutzutage in Deutschland genau bestimmen wollen, oder können, wo der Dialekt herrsche und wo das „gute Deutsch" gesprochen werde? Fritz Reuter hat sogar den Dialekt geschrieben und classisch geschrieben; hier haben wir also entschiedenen und gewollten Dialekt. Aber ob nicht gerade durch Reuter sich viele seiner Dialektausdrücke reinsten Wassers nach und nach in's deutsche Schriftthum und Sprachthum einbürgern werden, vielleicht sogar schon eingebürgert haben? Ich glaube es, und der natürlichen Entwicklung wehren zu wollen, halte ich für Pedanterie.

Neue dramatische Dichtungen.

Diplomatische Fäden.

Lustspiel in 3 Acten von F. W. Hackländer.

Hackländers Lustspiel „Diplomatische Fäden" wurde als eine der ersten Novitäten des Wiener Stadttheaters vor ungefähr drei Jahren zum ersten Male aufgeführt.

Das Stück machte in Wien zunächst kein sonderliches Glück. Es ist müssig zu untersuchen, welchen Umständen das halbe Mißgeschick, das dieser lustige Schwank zu erdulden hatte, zuzuschreiben ist. An einigen anderen Bühnen war die Aufnahme eine weit günstigere; in Schwerin errangen die „Diplomatischen Fäden" sogar einen vollen Erfolg stürmischer Heiterkeit. Der Verfasser, der gewiß mit Recht in seiner Arbeit ein heiteres und wirksames Theaterstück erblickte, entschloß sich dasselbe umzuarbeiten. Er reducirte die kurzen vier Acte auf drei, beseitigte eine störende Verwandlung kurz vor dem Schlusse, und in dieser neuen Gestalt hat er das Bühnenmanuscript jetzt den Bühnenvorständen vorgelegt.

Bekanntlich ist Nichts trügerischer als das Urtheil, das man sich nach der Lectüre eines für die Darstellung berechneten Werkes von der Bühnenwirkung desselben bildet: Geringfügigkeiten, über die man beim Lesen arglos hinwegeilt, gewinnen, wenn sie auf der Bühne gesprochen werden, auf einmal eine ganz unvermuthete und überraschende Bedeutung. Sie werden je nach dem geschickten oder unbeholfenen Vortrage der Schauspieler förderlich oder störend; sie bringen das im Theatersaale leicht empfängliche Publicum in eine freundliche Stimmung, oder sie verbreiten eine unbehagliche Kühle; sie bereiten das folgende Wichtigere im günstigen Sinne vor, oder sie erzeugen eine Mißstimmung, die diesem Wichtigen überaus nachtheilig, ja geradezu verderblich werden kann. So ist es denkbar, daß eine Kleinigkeit, auf die der Dichter selbst gar keinen Werth gelegt hat und die dem Leser vollkommen entgangen ist, bei der Darstellung nahezu entscheidend für die Wirkung eines ganzen Actes, ja eines ganzen Stückes werden kann.

Ebenso, wie mit den Geringfügigkeiten, verhält es sich mit den entscheidenden Momenten — besonders, wenn in denselben sehr scharf gesprochen wird — nach der komischen oder nach der tragischen Seite hin. Es hängt mitunter an einem Fädchen, ob eine Situation eine überaus belustigende oder verletzend alberne, eine erschütternde oder unerwünscht burleske Wirkung hervorruft. Und dieses Fädchen hält nicht der Dichter — der Schauspieler hält es in der Hand.

So ist es überaus schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, nach der Lectüre eines Bühnenwerkes — namentlich wenn dasselbe dem ganz lustigen oder dem ganz tragischen Genre angehört — die Aufnahme, die dasselbe beim Publicum finden wird, vorherzusagen. Auch die bewährtesten Theaterpraktiker geben sich in dieser Beziehung den vollkommensten Täuschungen hin.

Ueber die neue Bearbeitung der „Diplomatischen Fäden" kann ich auch nur nach der Lectüre urtheilen.

Das Stück hat mich vom Anfang bis zum Ende amüsirt, und wenn es bei der Darstellung nicht belustigend wirken sollte, so würde dies eben nur ein neuer Beitrag zur Feststellung der Thatsache sein, daß der Zuschauer und Zuhörer im Theater, der unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Umgebung steht, der von der Heiterkeit seines Nachbarn mitergriffen und auch von dessen Mißbehagen angesteckt wird, anders empfängt und richtet als der sich selbst überlassene Leser.

Das neue Hackländer'sche Stück ist ein ausgelassener Scherz, der keine andere Tendenz hat als die: zu erheitern. Es werden keine interessanten Conflicte heraufbeschworen, keine kitzlichen Fragen der Psychologie gelöst, keine moralischen Lehren ertheilt. Die fröhliche Satire auf die kleinstaatliche Diplomatie ist durchaus harmlos und würde das Stück auch auf den kleinen Hofbühnen keineswegs von der Courfähigkeit ausschließen.

In einer jener kleinen Domänen fürstlicher Selbstständigkeit, die nachgerade anfangen legendenhaft zu werden, spielt sich die Handlung ab — jedenfalls vor dem Jahre 1866. Der mikroskopische Staat, der von einer jungen und liebenswürdigen Herzogin, Mathilde, regiert wird, steht im Begriff, mit den Nachbarstaaten von ähnlicher Bedeutung, die ad hoc feierliche Gesandte an den Hof der Herzogin Mathilde geschickt haben, einen Vertrag abzuschließen, der die wichtige und interessante Frage der Runkelrübenzuckerfabrikation betrifft. Es versteht sich von selbst, daß diese Gesandten, ein Graf Widderau und ein Baron Hausen, die üblichen Prachtexemplare von Beschränktheit und Wichtigthuerei sind. Ueberall wittern sie Intriguen gegen den Staatsact, den sie perfect machen sollen; und namentlich ist da ein Fürstenthum Waldenburg, von dem sie das Schlimmste befürchten. Wir finden diese diplomatische Gesellschaft mit ihrer Escorte von Attachés und Legationsräthen beim Landesminister Baron Helmbach am Vorabend des Vertragsabschlusses zu einer Soirée vereinigt, und in diesem besternten und bebänderten Kreise zwei geheimnißvolle Fremde. Der eine ist ein Baron Breda, der die Herzogin, als sie incognito durch Italien reiste, kennen gelernt, der ihr den Hof gemacht, und für den auch die liebenswürdige Dame ein mehr als vorübergehendes Interesse gewonnen zu haben scheint. Der andere ist eine sehr auffallende und absonderliche Erscheinung. Er nennt sich einfach Locke; aber schon von dem meldenden Kammerdiener wird er in den Adelsstand als „Herr von Locke" erhoben, von den Gästen später als Baron Locke angeredet und schließlich sogar mit dem Prä-

Digitized by Google

dicate „Durchlaucht" geschmückt. In Wahrheit ist dieser Herr allerdings nur Locke — Locke tout court.

Es ist ein arglos er, fideler Damenfriseur. Er hat in der kleinen Residenz nicht so reüssirt, wie er es erwartet hatte; er will sich einen andern Wirkungskreis suchen. Er hat seinen Paß bestellt — das Stück spielt definitiv vor dem Jahre 1866 —, er eilt auf's Ministerium, in großer Toilette, um von da sich sofort auf den Ball der „Pommadia" zu begeben, wo er sich von seinen Collegen zu verabschieden gedenkt. Dabei verfehlt er die Thür und geräth, statt in die Amtskanzlei, in den Gesellschaftssalon des Ministers. Er durchschaut die Situation, entledigt sich des compromittirenden Paletots, den er in das erste beste Nebenzimmer wirft und erspäht nur den günstigen Moment, um sich unbemerkt zurückzuziehen.

Zu spät! Der gesellschaftliche Strudel erfaßt ihn, schleudert ihn willenlos zwischen den Gesandten hin und her und Locke wird der Mittelpunkt der Hofgesellschaft. Das Mißverständniß wird durch einen Zufall noch besonders begünstigt: Der Wirth, der Minister, ist durch einen heftigen Gichtanfall verhindert, die Gäste zu empfangen und an seiner Statt macht sein sehr zerstreuter Neffe, der Legationsrath Eduard von Reinsberg, die Honneurs. Auf diese Weise erscheint es ungefähr denkbar, daß Locke aus seiner bescheidenen Stellung in dieser Gesellschaft allmählich zum Fürsten von Waldenburg avanciren kann, daß ihn Baron Breda mit einer zarten Mission betraut, daß die Gesandten um seine Gunst buhlen und daß einer derselben sogar einen Vertrag wegen der Runkelrübenfrage mit ihm abschließt. Alles das wirkt in der flotten Behandlung Hackländers überaus komisch. Die Mißverständnisse und Verwechslungen häufen sich in so kecker Weise, daß die philisterhafte Frage nach der Wahrscheinlichkeit und Denkbarkeit durch das ausgelassene Lachen übertönt wird. Ungemein spaßhaft sind die Momente, in welchen der Locke'sche Friseurberuf unwillkürlich zum Durchbruch kommt. Er charakterisirt die einzelnen Damen nur nach der Fülle und dem Arrangement ihrer Haare. Dem Baron Breda erweist er den ersten Freundschaftsdienst dadurch, daß er ihm mit dem stets bereit gehaltenen Kamme die Frisur etwas auffrischt. Das Erste, was ihm auffällt, als er den Salon des Ministers betritt, ist das Parfüm — „Eau de Nil vorherrschend". Und wie königlich freut er sich, als der Zufall — ohne Zufall keine Komödie! — ihm die Gelegenheit bietet, sich in seiner wahren Kunst zu zeigen. Es wird nämlich ein Maskenfest improvisirt. Die Herzogin will ihre Coiffüre ändern und der Leibfriseur wird befohlen. Aber in der ganzen Residenz ist kein Haarkünstler aufzutreiben — sie sind Alle ohne Ausnahme auf dem Balle der „Pommadia". Da erscheint Locke auf der Bildfläche und macht der großen Verlegenheit ein Ende. Er übersendet der Herzogin seine wirkliche Karte: „Locke. Damenfriseur". Er wird sofort vorgelassen und frisirt die hoheitlichen Haare, dieweil die Herren Gesandten und Minister den schlagfertigen Geist und Witz des hohen Herrn nicht genug rühmen können.

Daß Locke, der durchaus kein Schwindler ist, die Gelegenheit benutzt, um der Herzogin, die er je nach den augenblicklichen Eingebungen seiner gesellschaftlichen Kenntnisse bald als „Ew. Wohlgeboren", bald als „Majestät" titulirt, die Wahrheit zu sagen, erräth man ohne Schwierigkeit. Die Herzogin, die zum Glück bedeutender ist als ihre diplomatische Umgebung, geht auf den Scherz ein, und läßt das Mißverständniß bestehen; Hoheit befanden sich nämlich in rosigster Laune, sintemalen jener Baron Breda, den sie lieb gewonnen hatte und von dem sie sich jetzt überzeugt, daß auch er sie liebt, sich als der Fürst von Waldenburg entpuppt, und auf diese Weise der standesgemäßen Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege steht. Dadurch wird auch die wichtige Rübenzuckerfrage in einer, alle Interessen befriedigenden Weise gelöst. Und so schließt das Stück zu allgemeinem Wohlgefallen: Die hohen Geliebten kriegen sich, die Herren Gesandten haben einen diplomatischen Sieg errungen, Locke wird zu guterletzt von ihnen noch ehrfurchtsvoll angejubelt und erhält, was für ihn jedenfalls wichtiger ist, seine Ernennung zum herzoglichen Leibfriseur.

Wie man sieht, kann das Motiv, welches diesem Lustspiele zu Grunde liegt, auf volle Originalität keinen Anspruch machen. Nach Dutzenden — sehr mäßig berechnet — lassen sich die Stücke zählen, in welchen die komische Wirkung dadurch erzielt wird, daß ein Ungehöriger in eine höhere Gesellschaft geräth und dort in Folge von zufälligen Umständen eine Weile für irgend eine hervorragende Persönlichkeit gehalten wird. Hackländer hat dasselbe Motiv noch einmal benutzt, und er ist jedenfalls nicht der Letzte, der es benutzen wird.

So lange Komödien geschrieben werden, so lange werden Briefe in falsche Hände gerathen, werden Pferde durchgehen, auf denen sich Reiterinnen befinden, die dem kühnen Bändiger des schäumenden Rosses die Hand zum ewigen Bunde reichen, werden Lebende todt geglaubt und Thüren verfehlt werden.

Mit solchen Lustspielstoffen verhält es sich ähnlich wie mit den Liebeserklärungen. Auf den Reiz der Neuheit müssen sie Verzicht leisten; und doch sind sie im Ausdruck der buntesten Mannichfaltigkeit fähig. Es kann sich also auch hier nur darum handeln, wie Hackländer den vielgebrauchten Stoff behandelt hat. Meines Erachtens ganz vortrefflich und mit der köstlichsten Laune.

Die Schilderung der kleinstaatlichen Gesandten ist überaus ergötzlich. Die Rolle des Friseurs Locke weist den sogenannten Bonvivants und Naturburschen eine außerordentlich dankbare Aufgabe zu. Der Dialog ist munter und lebendig und reich an komischen Pointen und wirklich witzigen Wendungen; dabei ist er durch seine natürliche Einfachheit und Klarheit zum mündlichen Vortrage durchaus geeignet. Kurzum, ich bin der Ansicht, daß wir in diesem neuen Hackländer'schen Werke ein Bühnenstück erhalten haben, das die Theaterbesucher auf eine Stunde angenehm unterhalten wird.

In Bezug auf die Technik des Stückes möchte ich mir noch eine Bemerkung erlauben. Der erste Act, in dem man an die Geduld des Publicums die größten Ansprüche machen darf und zu machen pflegt, ist in diesem Lustspiel unverhältnißmäßig kurz, und er schließt matt. Hackländer hat die vier Acte seiner ursprünglichen Arbeit schon auf drei reducirt, ich möchte ihm vorschlagen, noch einen Schritt weiter zu gehen, und den ersten und zweiten zu einem einzigen zusammenzuziehen. Es wäre dazu nur eine geringe Aenderung erforderlich — die Unwahrscheinlichkeit, daß eine Depesche in demselben Acte abgeschickt und beantwortet wird, müßte beseitigt werden —, aber nach meinem Dafürhalten würde das Ganze erheblich dadurch gewinnen. — Das Stück wird voraussichtlich in der bevorstehenden Saison über viele Bühnen gehen, und welches auch sein Schicksal sein mag, das Publicum wird mit Recht auf ein neues Werk vom Verfasser des „Geheimen Agenten" und der „Magnetischen Curen" gespannt sein.

Paul Lindau.

Ein neuer kritischer Beitrag zu Büchmanns „geflügelten Worten".

Von **Friedrich Latendorf.**

Zufällige Lücken.

Ich verzeichne hier nur solches Material, das Büchmann selber ohne Inconsequenz hätte anführen können, und das er muthmaßlich auch angeführt haben würde, wenn seine Erinnerung zufällig dieselbe Richtung eingeschlagen hätte, wie die meinige. Die Nothwendigkeit der Aufnahme weise ich für die Bemerkungen dieses Abschnittes ausdrücklich zurück.

Büchmann vergleicht nicht selten deutsche Sprüche mit solchen aus dem classischen Alterthum. Treffender, als was er zu Schillers „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen" beibringt, ist wohl die Stelle aus Livius (XXVIII, 16): „inde non jam pugna sed trucidatio velut pecorum fieri"; sie ist bereits von Döderlein, dem ich sie entlehne (lat. Synonymik u. d. W. trucidare), vor 50 Jahren (1826) mit Schiller verglichen worden. — Zu dem Vers „je mehr er hat, je mehr er will", vergleiche ich Juvenals „crescit amor nummi, quantum ipsa pecunia crescit". — Bei „vae victis" scheint mir die Erinnerung an Schillers „Antritt des neuen Jahrhunderts" Strophe 4 nahe zu liegen.

Digitized by Google

Hinsichtlich des aus der Bibel entlehnten Stoffes scheint mir Büchmann in der neusten Auflage bei dem Spruche „Eritis sicut deus“ mit Unrecht die Erwähnung des gleich betitelten Romans unterdrückt zu haben; für „Mene Tekel“ vermisse ich die Hinweisung auf Heines Belsazar; bei „Stein und Brot“ denke ich an den oft auf ein Dichterloos im Leben und nach dem Tode angewandten, meines Erinnerns zuerst auf Butler bezogenen Vers: „He asked for bread, and he received a stone“. Den Ausdruck „Hausehre“ erläutert Erasmus Alberus in seinem Ehebüchlein treffend mit den Worten: „vff der gassen sollen die weiber nit ein lang concilium halten, sonder sich bald wider zu hauß machen, davon sie den herlichen namen in der heiligen schrift haben, daß sie hausehr heißen“, s. Grimm u. d. W. In der ersten Ausgabe der Psalmen hatte Luther noch (Ps. 68, 13) „Hauszierde“ gesagt. Aus Schriftstellern unseres und des vorigen Jahrhunderts biete ich noch folgende Parallelen. Eines neuen Belages bedürfen weder der bei Büchmann erwähnte Meidinger, noch der von ihm übergangene Antemeidinger. Wohl aber vergleiche ich mit Schillers „so sehen wir uns wieder“ aus demselben Dichter „und so finden wir uns wieder“ (Gunst des Augenblicks) und stelle des Contrastes wegen noch aus Heine dazu: „nur, wenn wir im Koth uns fanden u. s. w.“ — Mit dem Spruche, „Gott beschütze mich ꝛc.“ trifft sachlich nahe zusammen das Urtheil Wallensteins über den vermeinten Eifer Butlers:

„Der Freunde Eifer ist's, der mich zu Grunde richtet,
Nicht der Haß der Feinde“.

Für den „treuen Eckart“ endlich verweise ich auf die anziehenden Mittheilungen Joh. Agricolas zu seinem Spr. 667: Du bist der trew Eckhart, du warnest jedermann, s. mein Buch über Agricola 1862, S. 163 und S. Franck von 1532, Nr. 356 (S. 116 meiner Ausg.). Näher liegt aber dem heutigen Interesse noch eine herrliche Stelle aus Heines Harzreise, die ich hier wiederhole: „An euren Höfen, ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied von dem getreuen Eckart und dem bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat“.

Wesentliche Lücken.

Mit Büchmann von dem Unterschied zwischen historischen und literarischen Citaten ausgehend, hätte ich wohl gewünscht, daß derselbe wie Whig und Tory, so auch deutsche Parteinamen berücksichtigt hätte. So durften, um der vielleicht schon verschollenen Heulmeier und Wühlhuber nicht zu gedenken, aus unsern Tagen die Welfen incl. der in Lied und Sage gefeierten Welfenhose kaum übergangen werden, ebenso wenig die schwarze und rothe Internationale ꝛc.

Von den historischen zu den literarischen Citaten übergehend, vermisse ich zuerst als Eigenname den Hausfreund des deutschen Volkes, den Kladderadatsch, dem das unbestreitbare Verdienst gebührt, in einer schweren Periode unsres öffentlichen Lebens Muth und Vertrauen auf eine bessere Zukunft geweckt und erhalten und mit frischem Humor über eine klägliche Gegenwart hinausgeholfen zu haben. Nicht minder sind die typischen Gestalten seiner beiden Barone, sein „Müller und Schulze“, der ewige Quartaner und Mons. Zwickauer ein unbezweifelter deutscher Besitz. Daneben würde ich auch für Eisele und Beisele und selbst für die Aufdringlichkeit des weil. Herrn Kieselack ein bescheidenes Plätzchen erbitten. Diese Bemerkungen zeigen schon, nach welcher Seite vorzugsweise ich Lücken bei Büchmann zu erkennen glaube. Büchmann hat den culturhistorischen Werth seiner Arbeit dadurch beeinträchtigt, daß er neben dem doch vorwiegend ernsten Stoffe nicht auch dem gemüthbefreienden Humor den ihm gebührenden Raum anwies. Er durfte nicht blos erwähnen, daß von Gellerts

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“

eine weit verbreitete Travestie existire; er mußte die jetzt fast noch allgemein bekannten Worte

„M. e. G. sei preuß'sch Courant.“

für räumlich und zeitlich ferne Leser, d. h. für unsere Nachkommen und für Ausländer ausdrücklich anführen, auch auf die Gefahr hin, daß dieses oder jenes schwache Gemüth sich daran ärgern sollte. Aehnliche bekannte Parodien sind:

Der Uebel größtes aber sind die Schulden — Spiegelberg, ich kenne dir — Nach so vielen Leiden, Reich mir mal die Kümmelbuddel her — Wo du nicht bist der Organist, Da schweigen alle Flöten. —

Auf den nervus rerum, das liebe Geld, geht ironisch auch der „letzte Mohikaner“, wie man in gleichem Sinne seinen „letzten Pappenheimer“ springen läßt. Sachkenner brauche ich nicht zu erinnern, daß man den Spruch von dem Organisten mit einem sehr beredten Gestus zu begleiten pflegt, der auch die Redensart vollkommen erklärt, welche die mecklenburgische Volkssprache u. a. für das prosaische Geld das anschauliche Schub vor den dumen, d. h. „schieb — vor — den — Daumen“ gewählt hat.

Die unbefangene Freiheit, mit der der Sprachgenius des Volkes das schriftstellerische Eigenthum umgestaltet, bereitet vielleicht auch an andern Stellen die Erkenntniß vor, daß Büchmann oft zu hart die Abweichung von der schriftstellerischen Ueberlieferung tadelt. Hin und wieder erleiden die Citate selbst eine augenfällige Verbesserung. Wir citiren mit Recht überall: genug des grausamen Spiels; auch Büchmann hat im Register der 6. wie der 8. Aufl. den Genitiv; wenn Schiller dafür gesagt hat: „laß, Vater, genug sein das grausame Spiel“, so streift diese Verbindung so hart an einen Sprachfehler, daß sich eben nur in dem Zwang des Reimes dafür eine Entschuldigung finden läßt, die aber für die Prosa des Lebens wegfällt. — An andern Stellen ist die individuelle Beschränktheit des poetischen oder prosaischen Gedankens zu einem allgemeinen Gesetz erhoben, so, wenn es heißt: in Geldsachen (ursprünglich Geldfragen) hört die Gemüthlichkeit auf, ebenso in dem Spruch aus Goethe: Man merkt die Absicht ꝛc., wo der Sprecher vielleicht das Original „man fühlt ꝛc.“ genau kennt und doch mit vollem Bewußtsein und vollem Rechte den stärkeren Ausdruck der Wahrnehmung beibehält. — Von Wichtigkeit ist ferner die rhythmische Form, ich nenne dafür noch drei Beispiele, um mit einer allgemeinen und einer speciellen Bemerkung abzuschließen: Dem Manne kann geholfen werden. — Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, Die das mit Eifer sucht, was Leiden schafft. — Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht.

So leicht wie in diesen Fällen ist freilich nicht überall ein Grund erkennbar, warum das schriftstellerische Wort umgestaltet wurde; sicher aber sind Gründe vorhanden, so gut wie es psychologisch begründet ist, wenn der Schneider in Heines Harzreise singt „Freudvoll und leidvoll; Gedanken sind frei“; und wie es sprachgeschichtlich oder physiologisch begründet ist, wenn der mecklenburgische Bauer (Möller Voß z. B. in der Franzosentid) in seinem Prozeß einen „Princeß“ sieht.

In diesen Schacht ziemt es hinabzusteigen, und reiches edles Erz wird aus den Tiefen des Volksgemüthes sich schürfen lassen. Vielleicht erkennt alsdann Büchmann, daß er mit Unrecht uns einen spanischen Rosinante anempfiehlt, wir haben uns einmal an die alte ehrliche Haut, an die dürre Rosinante, gewöhnt. Büchmann so wenig wie wir andern wird stutzig werden, wenn er Lessing in einer flüchtigen Aufzeichnung (Collect. XI. 1. 419 Ausg. v. Maltz.) mit Unrecht Winckelmann daraus einen Vorwurf machen sieht, daß dieser consequent von einer und nicht von einem Herma redet. „Aber, sagt Lessing a. a. O., warum schreibt Herr Winckelmann beständig die Herma, eine Herma? Er hat ja wohl nicht den geringsten Grund, es im Deutschen eines andern Geschlechts zu machen, als es im Lateinischen hat.“ Es gibt allerdings einen solchen Grund, der hier aber nicht weiter erörtert werden soll; nur die Thatsache sei noch mitgetheilt, daß Sanders in seinem überaus trefflichen Fremdwörterbuch zahlreiche Beläge für den Ausdruck aus Wieland, keinen einzigen aus Winckelmann und ebensowenig jene Stelle aus Lessing beibringt.

Nachträge.

Ein verdienter und geschmackvoller Philologe des Auslands schrieb mir gelegentlich der vierten und fünften Auflage von Büchmanns geflügelten Worten: es überrasche ihn, daß dies Werk in Deutschland eine solche Anerkennung finde; für den aus dem classischen Alterthum entlehnten Stoff biete es doch manche Blößen und vor allem die auffallendsten Lücken. Als Philologe, als Kenner oder richtiger als Verehrer der antiken Schriftsteller mußte ich die Wahrheit der Anschuldigung einräumen, wußte sie aber durch das directe oder indirecte Zugeständniß, daß Büchmann nicht für Philologen ex professo, sondern für die größere Classe der literarisch gebildeten Deutschen geschrieben, nicht grade zu Ehren unsres Vaterlandes, einigermaßen zu entkräften. Die Thatsache ist neuerdings wiederholt, u. a. auch in einer akademischen Rede von Dubois Reymond besprochen und erwogen worden, daß in den stammverwandten Völkern des Auslands, bei

Digitized by Google

Britten und Holländern die Literatur des Alterthums nicht blos die Schule hüte, sondern auch den fertigen und gereiften Mann in's Leben hineinbegleite. Den Grund der Erscheinung finde ich in unsern politischen Verhältnissen. Als im vorigen Jahrhundert unser öffentliches Leben interesselos geworden, wurde der Cultus der schönen Persönlichkeit bis zur Verschrobenheit gepflegt; die formelle Schönheit wurde seitdem überschätzt und verknöcherte bald in den Händen geistloser Pedanten; unser Jahrhundert, das der realen Schöpfung eines geschlossenen Staatsganzen zustrebte, hat in der letzten Generation vielleicht ebenso sehr den Inhalt überschätzt auf Kosten der doch auch wesentlichen und unentbehrlichen Form. Jetzt, wo ein starkes öffentliches Leben uns mit gesundem Fittich trägt und hebt, wird die volle Harmonie zwischen Inhalt und Form sich unschwer wiedergewinnen, dann aber auch die Zeit für Deutschland gekommen sein, wo kein Mann auf echte Bildung Anspruch hat, für den nicht neben der Lebensklugheit des Horaz die naive Schönheit des Homer und das sittliche Pathos des Demosthenes zu einem bleibenden Besitz seines Lebens geworden und ein nährendes Brot seines Geistes geblieben ist.

Ein Büchmann jener Tage wird eine vollere Ernte bergen; das heutige Geschlecht nährt sich an sparsamer besetzten Tischen. So biete auch ich, außer zwei Stellen des Horaz in Abschnitt VI, nur zwei flüchtige Bemerkungen. Für das staatsrechtlich wichtige „videant consules etc." genügt nicht die Hinweisung auf Ciceros catilinarische Reden, das Wort kehrt auch sonst bei Cicero und aus früherer Zeit bei Livius wieder; will man aber eine vor andern sachlich wichtige und hervorragende Stelle vergleichen, so ist dazu besonders Cäsars Urtheil am Anfang seines Bürgerkrieges über den Beschluß des ihm abgeneigten Senates geeignet. — Eine Stelle der Catilinarien wird meines Wissens auch heute überall treffend angewandt, wo man bei sittlichen Schäden des öffentlichen und privaten Lebens den Keim derselben in unmittelbarer Nähe sucht: „nos, nos, dico aperte, nos consules desumus" (Catil. I, 1). — Für die Geschichte des R. Macaire, die Büchmann an zwei Stellen, S. 16 und S. 116 — die erste fehlt im Register —, mit unwesentlichen Abweichungen erzählt, findet sich schon im Alterthum eine Parallele in einer Begebenheit, die man in das Zeitalter des Königs Pyrrhus verlegt, s. die näheren Nachweisungen in W. Ahlers „die Notabilitäten der Thierwelt". Berlin 1869. S. 72.

Auf die Literatur unserer Tage übergehend weiß ich aus geselligem, leider eng bemessenem Verkehr keine wesentlichen Ergänzungen darzubieten. Ich bedaure jedoch auch hier, daß Büchmann den Erscheinungen des Tages nicht immer die nöthige Aufmerksamkeit zugewendet. Aus der Tannhäuserparodie durfte wohl kaum das köstliche

„Wer ist dieser Wanderer?
Ist es der Tannhäuser oder ein anderer?"

fehlen.

Man kann zweifelhaft sein, ob volksthümliche Sprüche in die Sammlung gehören wie u. a.:

Bescheidenheit, Bescheidenheit,
Verlaß mich nicht bei Tische,
Und gib, daß ich zu rechter Zeit
Das beste Stück erwische,

oder: „Was willst du in der Fremde thun?" Sie sind, meine ich, zur Aufnahme berechtigt, sobald sie in literarischer Verwendung, insbesondere auch im Kladderadatsch wiederkehren. In diesem Sinne nenne ich das volksthümliche „Es jinge wohl, aber es jeht nicht".

Zwei Berlinismen mögen diesen Abschnitt schließen, sie finden und fanden sich auch wohl gelegentlich im Kladderadatsch: „Herr Gott, wie groß ist dein Thier- (resp. Dier-) garten" und das „Au" der Verwunderung bei gewagten Wortspielen.

Formelle Bedenken.

Bei ausländischen oder fremden Dichterstellen hat Büchmann die Uebersetzung bald in Versen, bald in Prosa beigefügt. Der Theil des Publicums ist ja ein sehr geringer, der dieser Stützen überall nicht bedarf; gerade aber mit Rücksicht auf die schönere und für schöne Form empfänglichere und dankbarere Hälfte der Leserwelt scheint es mir angemessen, sämmtliche Dichterstellen wo möglich in dichterischer Form wiederzugeben. Des einheitlichen Charakters wegen wäre ein selbstständiger Versuch hier anzurathen; nicht die Entlehnung aus vorhandenen guten Uebersetzungen.

Eine zweite Einwendung gestatte ich mir gegen die Büchmann'sche Orthographie. Ich halte es nicht für wohlgethan, in dieser Hinsicht so einseitig vorzugehen wie Büchmann, der das h überall bannt, wo es mit t verbunden auftritt. Ueberlassen wir das getrost der neuen deutschen Reichsorthographie. — Wenn ich mich hierin conservativ verhalte, so möchte ich Büchmann in einer anderen Beziehung zum Radicalismus drängen, in seiner Citirweise nämlich. Aus „die Kraniche des Ibykus" ꝛc. klingt doch gar zu pedantisch. Folgen wir hierin lieber den Alten und sagen aus „den Kranichen des Ibykus".

Weitere Wünsche. Schluß.

„L'appetit vient en mangeant", rechtfertige ich mich mit dem Sprüchwort unsres westlichen Nachbars, wenn ich noch einige kleine Wünsche über das Arrangement der so wohl besetzten Tafel äußere. Es wäre dem Auge wohlthuend, wenn Büchmann wie früher die Uebersicht durch ein beigefügtes „Personenregister" erleichterte; allerdings eine nicht ganz mühelose Arbeit, das Publicum aber ist ein begehrlicher und zugleich ein dankbarer Gebieter; es arbeitet sich leicht und glücklich in seinem Dienst. Und wie, sollte nicht auch der Versuch lohnen, durch Vergleichung mit ähnlichen Werken des Auslandes grade in unsrem Citatenschatz den specifisch deutschen Charakter im Gegensatz zu fremden Völkern darzuthun und in anschaulicher Behandlung zu erörtern?

Das sei aber auch das Letzte; und nun nur noch eine persönliche Schlußbemerkung. Es mag scheinen, als ob ich bei einem Werke achter Auflage etwas darin gesucht, im Widerspruch zu dem allgemeinen Lobe mehr zu meistern als anzuerkennen, mehr zu belehren als selbst lernen zu wollen. Mir liegt nichts ferner als dies; ich glaube vielmehr mit meiner Arbeit gerade dem Charakter unsrer Zeit, unsrer Gegenwart entsprochen zu haben, die in ihrer Kritik überall die Sache von der Person trennt, und mit dem Ganzen eines wissenschaftlichen oder künstlerischen Werkes zugleich die Angemessenheit des Details in's Auge faßt. So schafft der Kritiker zugleich mit im Sinne des Verfassers und theilt die warme Liebe desselben für seinen Gegenstand, ohne gleich ihm durch die Schwere des zu verarbeitenden Stoffes in freier Bewegung gehindert zu werden. In diesem Sinne biete ich dankbar meine Bemerkungen Büchmann selber zu vorurtheilsfreier Benutzung und Prüfung an; ich hoffe, er wird in meinen Worten das Bestreben nicht verkennen, im Ganzen wie im Einzelnen den protestantischen Grundsatz zu bestätigen:

In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

„Königin Maria."

Von Alfred Tennyson.*)

Besprochen von Ed. Engel.

Tennyson ist von den neueren englischen Dichtern der am meisten bekannte. Treffliche Umdichtungen seiner tief empfundenen Lieder und namentlich seiner poetischen Erzählungen haben ihn uns so nahe gebracht und in seinen deutschen Lesern ein solches Interesse für ihn wach gehalten, daß die Kunde von dem Erscheinen eines Dramas des bisher nur auf dem lyrischen Gebiete erprobten Dichters überall die größte Aufmerksamkeit erregt.

Tennyson hat manche an Lord Byron erinnernde Züge: eine in der Lyrik ungemein vornehme Sprache, effectvolle Versbehandlung, farbenprächtige Phantasie, menschliches, nicht streng englisches Denken und Fühlen; es scheint aber, als ob er sich auch den Lord Byron gemachten Vorwurf zuziehen will, mißglückte Versuche im Drama gemacht zu haben, wenn auch selbstverständlich an einer Arbeit die dramatische Begabung des Dichters nicht gemessen werden kann.

„Queen Mary" ist der Titel eines Dramas, welches bei seinem ersten Erscheinen das Entzücken der gesammten englischen Presse in einem Maße hervorrief, daß man billig hätte erstaunen müssen, wenn man nicht wüßte, daß Tennyson in seiner Heimat heute eine Stellung einnimmt, die fast über jedem Tadel erhaben ist. Er ist nicht nur der poeta laureatus Englands,

*) Queen Mary. A drama. London 1875, King & Co.

Digitized by Google

sondern auch dessen Dichter par excellence. Wer hat es auch wie er verstanden, die Vorliebe der empfindelnden Damenwelt für das „lovely genre“ mit seinen poetischen Erzählungen „Enoch Arden“ und „Gareth und Lynette“ zu befriedigen, — einer Vorliebe, der selbst Byron mehr, als ihm lieb war, Rechnung tragen mußte. — Von allen diesen weichlichen Elementen finden wir nichts in diesem neuesten Opus, welches vielmehr ein Tendenzstück in der besten Bedeutung des Wortes ist. Die Liebe der Frauenwelt, von der Tennysons Ruhm sich bisher wesentlich genährt hat, dürfte sich „Queen Mary“ kaum erringen.

Königin Maria ist die unter dem Namen der katholischen oder blutigen Maria bekannte Tochter und Thronfolgerin Heinrichs VIII., die ältere Schwester der späteren Königin Elisabeth. Das Stück umfaßt den ganzen sechsjährigen Zeitraum ihrer grausamen, für England so verhängnißvollen Regierung; von Classicität in Bezug auf Einheit der Zeit oder des Ortes kann also keine Rede sein.

Tennysons Drama schließt sich getreu, man kann sagen sklavisch, an die Geschichte an. Es ist augenscheinlich, daß der Dichter seine Quellen auf's sorgfältigste studirt hat — daher bleibt nach der Lectüre des Dramas der Eindruck zurück, den eine geschichtliche Darstellung der Regierungszeit einer Königin, nicht aber ein lebensvolles, sich einheitlich aufbauendes Drama machen würde. Möglich, daß dieser Eindruck nur bei der Lectüre entsteht, daß er ein andrer wird nach einer guten Aufführung auf der Bühne.

Der erste Act wäre ein Meisterstück der Exposition, wenn man von jedem Leser voraussetzen könnte, daß er die englische Geschichte zu seinem Specialstudium gemacht. Das Stück beginnt mit einem Aufzuge der Königin Maria durch die Straßen Londons, das Volk steht, getreu seinem Staffageberuf im Drama, gaffend auf den Gassen und treibt hohe Politik, zieht sogar die Berechtigung der Königin auf den Thron Englands in den Kreis seiner Kannegießereien und einigt sich dann schließlich in der Meinung, daß man glücklichen Zeiten entgegengehe, wenn man nur nicht die spanische Heirath zu fürchten hätte. Maria hatte nämlich eine wirkliche Leidenschaft für den elf Jahre jüngeren Philipp II. von Spanien gefaßt und betrieb allem Widerspruche zum Trotz ihre Vermählung mit dem katholischsten Sohne der Kirche auf's hartnäckigste. Daß sie in Folge dieser von Tennyson vorzüglich geschilderten Leidenschaft den Herodes noch überherodisirt und „ihrem Philipp“ zu Liebe die Verfolgung, Schinderei und Verbrennung der Protestanten oder nicht streng päpstlich Gesinnten auf's ärgste treibt, das ist der Angelpunkt dieses Tendenzdramas.

Es scheint, als haben die schriftstellerischen Lorbern Mr. Gladstones unsern Dichter nicht schlafen lassen; sein Feldgeschrei ist das alte: No popery! und alle Gräuel, die pfäffischer Fanatismus, begünstigt von einer rachsüchtigen, megärenhaften Königin, damals verübt, sind ihm ordentlich willkommen, um die für einen Engländer ewig hassenswerthe Zeit der blutigen Maria der glanzvollen, milderen Regierung der Elisabeth gegenüberzustellen.

Ein Hauptgegenstand des Hasses für Maria, übrigens eines zu rechtfertigenden, ist die religiöse, politische und moralische Wetterfahne Bischof Cranmer. Er war es, der die Schändlichkeit Heinrichs VIII., sich nach zwanzigjähriger glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe von seiner Gemahlin Katharina zu trennen, sanctionirte, er war es gewesen, der die Verfolgungen von Katholiken und Protestanten geschürt hatte, immer ad majorem ecclesiae gloriam. In ihm sah Maria den Mann, der die Ehe, aus der sie entsprossen, für ein an Inceſt streifendes Concubinat hatte erklären helfen, und so verfolgt sie ihn mit einem unauslöschlichen Hasse, der sich zwar hinter dem Mantel des religiösen Eifers verbirgt, aber seinen wahren Ursprung nicht verleugnet, es ist die Rache einer in ihrer Mutter beleidigten Tochter.

Die zweite Scene zeigt uns den Bischof Cranmer kurz vor seiner Abführung in den Tower, den er nur verlassen sollte, um den Scheiterhaufen zu besteigen. Noch im Angesicht der ihm drohenden Gefahr zeigt er sich als vollendeter Schleppenträger königlicher Gemeinheit und äußert zu seinem Vertrauten Peter Martyr: „Ich möchte schwören, der König hielt für sündhaft jene Ehe“.

Frankreich hat Alles zu fürchten, wenn Spanien sich mit England durch Ehebande verbindet. Die Umtriebe des französischen Gesandten, die Heirath zu hintertreiben, füllen einen großen Theil des ersten Actes, der mit einer Sitzung des Staatsraths endet, in welcher berathen werden soll, ob die Königin den spanischen Fürsten heirathen darf. In der größten Aufregung begibt sich die Königin selbst in den Berathungssaal, um ihre Minister zur Zustimmung zu bewegen. In Philipp sieht sie das Ideal männlicher Schönheit und Tugend, und jeden Zweifel, der an ihm von andrer Seite etwa auftaucht, schlägt sie durch harte Worte nieder. Der Schluß des ersten Actes lautet lebendig genug:

Alice (Hofdame):
How deathly pale! — a chair, your Highness.

Renard (spanischer Gesandter):
Madam, the Council?

Mary:
Ay; my Philip is all mine!
(Sie sinkt halb [?] ohnmächtig in einen Stuhl.)

Zweiter Act. Die Engländer wollen keinen spanischen König haben, — eine gefährliche Revolution unter der Leitung von Sir Thomas Wyatt und Sir Thomas Stafford bricht aus. Hier weiß Tennyson durch ein paar komische Scenen die Abneigung des englischen Bürgers gegen Alles, was spanisch ist, trefflich zu schildern.

In einer kraftvollen Rede an die Männer von Kent sagt Wyatt:

Was? sollen wir Spanien auf dem Thron und im Parlament haben? Spanien auf der Kanzel und im Richterstuhl? In allen öffentlichen Aemtern Spanien, in unsern Schiffen, unsern Festungen, Häusern und Betten Spanien?!

Volk: Nein, nein, nichts da mit Spanien!

Die Empörung, die weniger gegen die Königin selbst als gegen alles Spanische in England gerichtet ist, macht außerordentliche Fortschritte und Maria sieht sich genöthigt, ihre Zuflucht zu ihren getreuen Londoner Bürgern zu nehmen, die sie in Guildhall versammelt. Es folgt eine Scene, die manche Aehnlichkeit hat mit der bekannten Rede Maria Theresias in ihrer Bedrängniß an ihre getreuen Ungarn. Die Bürger rufen: Long live Queen Mary, Down with Wyatt. The Queen! — und der Lord Mayor kann sich schmeicheln: „Bei Gott, ich habe heut den Thron gerettet!“

Wyatt hält sich nicht mehr lange und die Rache der Königin kennt keine Grenze. „Die Tig'rin zeiget endlich ihre Krallen“, zu Hunderten werden die Theilnehmer der Verschwörung hingerichtet, Prinzessin Elisabeth, der Theilnahme verdächtig, mit dem Tower bedroht und auf die Frage, was mit Lady Jane, der Tante der Königin, geschehen soll, sagt die liebenswürdige Maria:

She shall die!
My foes are at my feet and Philip king!

Dritter Act. Maria findet ihren getreuen, „zu allen Schandthaten fähigen“ Helfershelfer im Erzbischof Gardiner, einer Art Peter Arbuez, der es seine früheren Gegner, die Rathgeber des Königs Heinrich VIII. und seines jungen Nachfolgers Eduard VI., entgelten läßt, daß sie ihn im Tower gefangen gehalten; er wüthet unbarmherzig gegen die der päpstlichen Suprematie Abholden, ist päpstlicher und katholischer als der päpstliche Delegat Reginald Pole, und England wird zu einer Domäne der spanischen Inquisition.

Zu einer wahren Verhöhnung aller angestammten parlamentarischen Freiheit führt es, wenn Maria die versammelten Häuser des Parlaments, die Lords und Commons, zwingt, die Oberhoheit des Papstes in England anzuerkennen und öffentlich Buße und Abbitte zu thun für ihre lange Ketzerei, wobei sie das einzige muthige Mitglied, welches sich weigert knieend abzuschwören,

Digitized by Google

Sir Ralph Bagenhall, gefangen nehmen läßt, — — und das Alles, nachdem sie soeben, übrigens in einer der schönsten Stellen des ganzen Dramas (III, 2), im Nachgefühl der ersten Bewegung des unter ihrem Herzen sich regenden Kindes, mit fanatischer Begeisterung ausgerufen:

— — „Er ist erwacht, er ist erwacht!
Er regt im Dunkel sich —
Der zweite Friedensfürst,
Der große ungeborne Held des Glaubens,
Der mich an meinen Feinden rächen wird.
Er kommt, mein Stern geht auf!
— — Das Licht der neuen Lehre stirbt, erlischt,
Der Geist von Luther, Zwingli schwindet hin
Zur ew'gen Hölle, dem gerechten Lohne,
Vor meinem Stern.
Sein Scepter reicht vom Auf- zum Niedergang,
Es mäht sein Schwert die Ketzer aller Orten,
Mein Stern, mein Sohn!" — —

Die Königin wird aber an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, die Hoffnung auf einen Leibeserben erlischt und ihr Gatte, der sie natürlich nicht um ihre schönen Augen geheirathet, verläßt sie nach einem bitterkalten Abschied.

Der Dichter, der in diesem Stück etwas stark aufzutragen sich bemüht, läßt den König zum Actschluß die einen fast komischen Eindruck hervorrufenden Worte in Gegenwart eines Dritten sprechen:

— — „Beim heilgen Jago, ich gestehe,
Auf meine Ehre als ein guter Spanier,
Es schmerzt mich, Majestät, von Euch zu scheiden.
Simon, ist unsre Abendmahlzeit fertig?"
— Ja, gnädiger Herr. —
So, laß uns essen! — —

Das ist sicher von einem die Etikette seines ceremoniösen Vaterlandes beobachtenden Könige etwas stark, unnatürlich und — undichterisch.

Der vierte Act zeigt uns das erschütternde Ende des ewig widerrufenden (canting and recanting) Bischofs Cranmer. Er, der im Leben stets wie ein Rohr von einer Partei zur andern geschwankt, ermannt sich im Angesicht des Todes zu dem Aufschrei des bedrängten Gewissens:

„As for the Pope, I count him Antichrist,
With all his devil's doctrines; and refuse,
Reject him and abhor him. — I have said."

Von da ab wendet sich Marias Geschick, die Rachegeister all der Verbrannten und Erschlagenen kommen über sie, Calais, an dessen Besitz ihr Herz hängt, wird von den Franzosen genommen und sie steht einsam da, gehaßt von ihrem Volke, verlassen von ihrem Gatten. Da ruft sie aus:

„Ich bin nichts mehr, die Ketzer und Rebellen
Verspotten lachend mich, — Philipp ist fort,
Und fort Calais, — Zeit wär's, ich ginge auch!"

Und bald soll ihre Stunde schlagen. Noch bei ihrem Leben läßt Philipp durch seinen Gesandten bei der Prinzessin Elisabeth, die der Mordlust der eigenen Schwester bis dahin glücklich entronnen, um ihre Hand anhalten.

Schwer senkt der Engel des Todes sich auf sie herab, in dut Qualen des Fiebers wirft Maria einen Blick zurück auf ihre blutige Regierung, aber auch da regt sich keine Reue in ihrem Herzen, — sie bedauert höchstens, zu weichherzig und feige gewesen zu sein und sich an die hochstehenden Ketzer nicht gewagt zu haben.

„Frauen, wenn ich gestorben bin,
Dann öffnet mir das Herz, drin stehn geschrieben
Zwei Namen: Philipp und Calais. In seinem,
Wenn er eins hat,
Da findet ihr nur ihn und Politik."

Die Raserei des Todes kommt über sie, sie ergreift ein Messer, trennt damit den Rahmen von dem Bilde Philipps, welches sie stets in ihrer Nähe hatte haben wollen — und stirbt. Elisabeth wird als Königin ausgerufen und das Stück schließt ziemlich matt.

Tennysons Drama ist keine seinen übrigen Dichtungen gleichkommende Schöpfung, es wird dem Dichter keine neuen Lorbern verschaffen trotz vieler trefflicher wirkungsreicher Scenen, die es enthält. Der Dichter hat sich ein zu großes Ziel gesteckt, — das ganze Regierungsleben einer Fürstin mitsammt allen wesentlichen und unwesentlichen Nebenerscheinungen ihrer Zeit uns vorzuführen, das ist selbst einem Shakespeare nicht gelungen.

Die Sprache ist, wie wir das bei Tennyson nicht anders gewöhnt sind, kräftig und poetisch; zu wünschen wäre jedoch, daß sie sich von Dunkelheiten, Spielerei mit alterthümlichen Formen u. dergl. mehr freigehalten hätte: Wörter wie holp statt helped, bad statt bade, und liefer (lieber) statt rather sind, wie uns gebildete Engländer versicherten, theils unerlaubte Neuschöpfungen, theils Archaismen bedenklichster Art.

Uns ist es nach mehrmaliger Durchlesung des Dramas „Queen Mary" so vorgekommen, als habe der Dichter sich zu sehr Shakespeare in dessen unwesentlichen Eigenthümlichkeiten zum Muster genommen. Das Ueberspringen von Poesie zur Prosa, das sehr häufige störende Abweichen von der durchgehenden Versart, dem fünffüßigen Jambus, erinnern lebhaft an gewisse Erscheinungen bei Shakespeare.

Der Werth dieses dramatischen Versuchs Tennysons beruht in der Tendenz des Stückes. Wir haben hier nicht den oberflächlichen „Culturkampf", wie er in zahllosen neueren deutschen Spektakeldramen über die Bretter der Vorstadtbühnen schreitet, es ist der ernste Mahnruf eines alternden Dichters an das englische Volk vor den Gefahren des päpstlichen Absolutismus, wie ihn fast gleichzeitig ein früherer leitender englischer Staatsmann erhoben. Das sichert diesem Drama eine gewisse bleibende Anerkennung, wenn damit auch mehr der gute Wille als die dichterische Leistung belohnt wird.

Sociallehre.

Ueber die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft. Von Adolf Samter. Leipzig 1875, Duncker & Humblot.

Den vielen Lehrbüchern gegenüber, die nur geschrieben werden, des Autors tiefgefühltem Bedürfniß abzuhelfen, ist es erfreulich, einmal auf ein Buch zu stoßen, von dem man allseitig schon auf den Titel hin sagen hört: das hat uns gefehlt! und noch erfreulicher, nach der Lectüre das günstige Vorurtheil bestätigt zu finden. In einer Zeit, die erfüllt ist mit dem Streben, die gesellschaftliche Ordnung anzugreifen, zu vertheidigen, umzugestalten, in der jeder Einzelne, mag er sich noch so sehr von dem Kampfplatz fernzuhalten bemühen, nothwendig in Mitleidenschaft gezogen werden muß, schon weil er täglich und stündlich in seinem Hause, in seinem Geschäft, in dem unvermeidlichsten gesellschaftlichen Verkehr den Einfluß des Principienstreites auf das praktische Leben spürt — in solcher Zeit muß der Wunsch allgemein werden, zunächst Gelegenheit zu erhalten, sich über den Stand der Sache, über die Natur der Streitfragen und über die Meinungen der Parteien gründlich zu informiren. Man braucht ein Buch, in dem sich systematisch und übersichtlich die ganze Materie zusammengetragen und verarbeitet findet; man wünscht, bevor man sich auf die eine oder andere Seite stellt, erst einmal zu wissen, welche Standpunkte es überhaupt gibt, und mit welchen Gründen dieselben sich vertheidigen lassen; man will, ehe man entscheidet, vor allem belehrt sein. Diese breite Lücke auszufüllen ist, wenn nicht der Hauptzweck, gewiß eine Hauptleistung des vorliegenden Buches. „Die Sociallehre," sagt der Verfasser in der Vorrede, „hat sich von allen Speculationen möglichst fern zu halten, und sich in dieser Beziehung ebenso die gediegenen Volkswirthschaftslehren zum Muster zu nehmen, wie sich die Theoreme des französischen Socialismus und Communismus zur Warnung dienen zu lassen. Zunächst handelt es sich darum, die Gesellschaft, die Gesetze, welche

Digitized by Google

sie nach dem geschichtlichen Verlaufe, wie er sich thatsächlich entwickelt hat, leiten, kennen zu lernen. Hierbei können speculative Gesellschaftspläne, so ideal sie sein mögen, nur verwirrend wirken". Hat auch der weitere Ausspruch sein Bedenken: „Daß sich mit einer sachgemäßen Klarlegung der einschlägigen Verhältnisse das praktische Resultat, der geschichtliche Fingerzeig für die Zukunft von selbst ergibt," da im Gegentheil eine geniale Kraft erforderlich scheint, dieses Facit zu ziehen und die praktische Methode seiner Verwerthung vorzuzeichnen, so ist doch anzuerkennen, daß nicht die Sociallehre, sondern die Socialpolitik berufen ist, näher darauf einzugehen, was in der Gesellschaft zu geschehen hat! „Sie hat der Socialpolitik die nöthige Unterlage, den wissenschaftlichen Rückhalt zu geben, und indem und soweit sie dieses thut, greift sie, wenn auch mittelbar, so doch ebenso schwerwiegend in die Gestaltung der thatsächlichen Verhältnisse ein."

Damit ist denn zugleich die Bedeutung dieses Buches nach einer anderen Richtung hin gekennzeichnet: es will nicht nur Lehr- und Handbuch für den der Information und des Unterrichts Bedürftigen sein, sondern die wissenschaftliche Grundlage für eine praktische Thätigkeit bilden, die von Jedem gefordert werden muß, der sich mit den öffentlichen Angelegenheiten, sei es der Commune, sei es des Staates, zu beschäftigen die Pflicht hat. Wenn der alte Gesellschaftszustand unhaltbar geworden, wenn das Drängen nach einer Reform, nach einer Umgestaltung nicht abzuweisen ist, wenn sich die Gesetzgebung sehr energisch mit der Frage befaßt: „was in der Gesellschaft zu geschehen habe", um den Frieden wieder herzustellen und eine gesunde Entwicklung aller Kräfte zu ermöglichen, so ist die Gefahr groß, daß das speculative Experiment an die Stelle der folgerichtigen und auf Ueberzeugung gegründeten Entscheidung tritt, sobald nicht die Kenntniß davon, was Erfahrung und Wissenschaft vorgearbeitet haben, auf sichere Wege leitet. Nun ist aber die Socialliteratur schon so umfangreich, daß es dem praktischen Politiker kaum zugemuthet werden kann, das ganze Gebiet nach allen Richtungen zu durchstreifen und sich das Wissenswerthe zusammenzutragen. Es gehört die sehr ernste Arbeit von Jahren dazu, das weitschichtige Material zu sammeln, und der durch so ernste Arbeit geübte Blick des gewissenhaften Forschers, das gesammelte Material nach einheitlichen Gesichtspunkten zu sondern, zu vertheilen, dem System nutzbar zu machen. Höchst dankenswerth muß also ein Werk erscheinen, das es unternimmt, einmal unser ganzes soziales Wissen zusammenzufassen und zugleich zu ordnen. Dem Socialpolitiker wird dadurch eine wissenschaftliche Grundlage gegeben, die er sich ohne besondere Mühe anzueignen vermag, die ihm, wo sie sich für Socialfragen unzureichend erweist, jedenfalls die Wege zu eingehenderen Studien weist. Der Verfasser ist bescheiden genug, seine Arbeit nicht als einen Abschluß zu denken. „Es erscheint ihm zunächst wichtiger, daß an der Aufgabe, eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Sociallehre herzustellen, überhaupt gearbeitet werde, als bis wie weit es den Einzelnen gelingt, ihr gerecht zu werden."

Man würde jedoch irren, wenn man hiernach annehmen wollte, es sei dem Verfasser nur um ein Compendium, sei es für das weitere Publicum, sei es für den engeren Kreis der auf die socialpolitische Mitarbeit Angewiesenen angekommen. Er trägt auch neue Bausteine hinzu zum weiteren Ausbau der Wissenschaft. Die Sociallehre ist ihm nicht identisch mit der Volkswirthschaftslehre, wie sie vor fast hundert Jahren von Adam Smith begründet und dann von John Stuart Mill, Roscher und anderen erweitert und fortgesetzt ist. Sie hat „die Volkswirthschaftslehre zu ihrer unmittelbaren Voraussetzung, und erhebt sich auf ihrer, wenn auch erweiterten Grundlage", aber ihre Aufgaben sind selbstständige, insofern sie die Gesellschaft als einen Verein von Menschen zum Gegenstand der Betrachtung nimmt, denen die Erzeugung der Güter zur Gewinnung von Wohlstand nur Mittel, nicht Zweck sein kann, mithin sich nicht damit begnügen darf, nur die materiellen Interessen in's Auge zu fassen, sondern auch die immateriellen, geistigen, mit zu berücksichtigen hat. Beschäftigt sich die Volkswirthschaftslehre lediglich mit den „Sachgütern", so wird die Gesellschaftslehre „die Bedürfnisse der Menschen" zum eigentlichen Ziel der wissenschaftlichen Untersuchung zu nehmen haben, und damit ist dann die Formel gefunden, die beide Interessenrichtungen in sich einzuschließen und so enge zu verbinden vermag, wie sie im Gesellschaftsleben wirklich verbunden sind. So beschäftigt sich denn nun das erste Buch mit den Bedürfnissen überhaupt: ihrem Ursprung und ihrer Beschaffenheit, wobei die Natur, der Mensch, die äußeren Lebensverhältnisse in Frage kommen; betrachtet als die materiellen Bedürfnisse Ernährung, Kleidung, Wohnung und verschiedene Gebrauchsgegenstände (z. B. künstliches Licht, Instrumente zur Erweiterung der Sehkraft), als die geistigen Bedürfnisse — die besonderen Bedürfnisse der Seele, welche keine Abstraction ist, sondern ihr eigenartiges Leben hat — Sinneseindrücke verschiedener Art, Empfindungen durch das Gefühl (ästhetische, religiöse, erotische) Anregungen der Denkthätigkeit, Thun, Arbeit. „Das Thun der Menschen hat zur Folge Umgestaltung." „Unsere geistigen Bedürfnisse, die in dem Bedürfniß activ zu sein gipfeln, werden daher die treibende Macht, welche den Menschen und das Menschengeschlecht der Entwicklung entgegenführen. Je mehr die geistigen Bedürfnisse der Einzelnen Befriedigung finden, um so weiter schreitet die Menschheit auf der Bahn der Entwicklung vor. Und die Menschheit besteht aus allen Einzelnen. Ein Jeder hat das Recht, seine Bedürfnisse zur Geltung zu bringen." Aus der Wechselwirkung der nach Befriedigung strebenden geistigen Kraftpartikeln in den Individuen entfaltet sich das geistige Leben.

Diese Betrachtung leitet zum zweiten Buche über, welches die Befriedigungsmittel in's Auge faßt. Ihr Ursprung ist in der Natur, in der menschlichen Arbeit und in dem gesellschaftlichen Zusammenarbeiten der Menschen gegeben; sie lassen sich in sachliche (an der Sache, als willenloses Object haftende) und persönliche, materielle und immaterielle, nothwendige und dem Luxus dienende eintheilen. Es folgt „Production der Befriedigungsmittel", und hier heben sich zunächst die wichtigen Sätze heraus: „Jede Production, die nicht auf Befriedigung von Bedürfnissen gerichtet ist, stellt sich als eine verlorene heraus", und: „man greift kaum fehl, wenn man die socialen Schäden weit mehr auf die fehlerhafte als auf eine fehlende Production zurückführt". Endlich im Zusammenhange damit: „Ein richtiger Maßstab für die Production der Befriedigungsmittel wird nur dadurch gewonnen, daß man Zweck und Ziel derselben, welche Bedürfnisse und für wen durch sie befriedigt worden, fest in's Auge faßt". Indem der Verfasser dann nach einander die Naturproduction, die Production des Menschen und das Zusammenwirken der Production seitens der Natur und des Menschen betrachtet, stellt er zwar die Productivität der Arbeit gebührend hoch, warnt aber davor, „die gewaltige Rolle, welche die Natur spielt, irgendwie herabzusetzen". Es ist bis zu einem gewissen Grade gleichgültig, an welcher Stelle der Erde Naturstoffe gewonnen werden, da sie an jeder anderen, wenn sonst die erforderlichen Bedingungen zutreffen, verarbeitet werden können, aber da sein müssen sie, wenn die Arbeit produciren soll. Die Naturproductivität hat den Charakter der Universalität und der Unentbehrlichkeit. Von weitreichender Bedeutung für die Befriedigung der Bedürfnisse wird es, ob die Naturerzeugnisse in beschränkter oder unbeschränkter Menge (z. B. Wein — Wasser) erschaffen werden. Stark wird dann der Fundamentalsatz betont: „die Natur producirt ungleich, und diese Ungleichheit der Naturproduction wird die Grundlage aller der bedeutsamen Erscheinungen, die uns als ungleiche Befriedigung der Bedürfnisse unter den Menschen entgegentreten". Das ist eine Thatsache, mit der nun einmal gerechnet werden muß und die den Grund zu der ungleichen Lebensstellung der Völker wie der Einzelnen legt. Die Entwicklung des Processes der Production des Menschen fordert die Definition der Arbeit. Davon ausgehend, daß alle Erscheinungen der Welt sich auf Bewegung zurückführen, definirt Samter: „Körperliche Arbeit nennen wir diejenige zweckentsprechende (wenn auch nicht zweckbewußte) Thätigkeit des Körpers, welche Bewegungen veranlaßt, in Folge deren beabsichtigte (auch von einem andern, als dem Arbeitenden beabsichtigte) materielle Aenderungen an den Gegenständen der Außenwelt bemerkt werden" und: „die geistige Arbeit muß als die Bewegung aufgefaßt werden, welche von unserer Seele ausgeht, dahin zielend, auf dem geistigen Gebiete Neubildungen, Gestaltungen (also Aenderungen) hervorzurufen". So weit sie erforderlich sind, um den gewollten Zweck zu erreichen, stehen beide Arten von Arbeit gleichberechtigt da, ihre Bedeutung fällt aber nicht gleich in die Wage. Die Leistungsfähigkeit der Arbeit hängt von der Intelligenz der Arbeiter, aber wesentlich auch von der gesellschaftlichen Stellung derselben ab. Schon hier wird darauf aufmerksam gemacht, daß „aus der Verwerflichkeit der Arbeitsfesseln das Ersprießliche der unbedingten Arbeitsfreiheit von selbst noch nicht folgt", und als ein durchaus unbefriedigendes Resultat bezeichnet, daß „die Concurrenz die Leistungsfähigkeit der Arbeit auf Kosten der Arbeiter erhöht" hat.

Wirken nun Natur und Mensch bei der Production zusammen, so

Digitized by Google

kommt sofort das „Eigenthum" in Frage. „Sollen die Menschen diejenigen Naturgegenstände, welche nicht in unbeschränkter Menge vorhanden, gemeinschaftlich (selbstredend nicht ohne Raumbestimmung) besitzen, oder ist Privateigenthum zulässig und bis wie weit?" Samter erklärt sich, gestützt auf das dem Menschen innewohnende und berechtigte Streben nach individuellem Sein und Haben und aus überwiegenden Nützlichkeitsgründen zwar für die Zulässigkeit des Privateigenthums; er zieht aber auch sofort aus der Anerkennung seiner Nothwendigkeit die Consequenz: „daß alle Menschen es haben müssen". Als Vorrecht einzelner Personen und Classen in Vollzug gesetzt, erweist es sich als gefährlich. Nur ist nicht nöthig, daß alle Menschen gleich viel davon haben müssen; die Bestimmung des Minimums ist freilich sehr schwierig, wenn nicht unmöglich; sie führt in das Gebiet der Socialpolitik und der Verfasser der Sociallehre geht ihr deshalb aus dem Wege. Hieran würde sich die weitere, ganz unberührt gebliebene Frage schließen, wie weit es factisch bei einer Vertheilung der überhaupt vorhandenen Güter möglich ist, daß jeder Mensch ausreichendes Privateigenthum haben kann, ohne sich als aus der Gesellschaft ausgeschlossen betrachten zu dürfen. — Es schließen sich daran die Abhandlungen über „Capital", das Besitzthum, welches bestimmt ist zur Herstellung von Befriedigungsmitteln verwandt zu werden, und „Credit", die vermittelnde Macht zwischen denen, die produciren wollen und Mangel an Capital haben, und denjenigen, die Eigenthum haben, aber dieses nicht selbst, sondern durch andere productiv verwenden wollen.

In dem Abschnitt „Proceß der Production" ist wieder nach der Production der Sachgüter die immaterielle Production abgehandelt. Kommen bei ersterer Bergbau, Fischerei, Forstwirthschaft, Landwirthschaft und Industrie in Betracht, so bei letzterer Wissenschaft und Kunst, theilweise auch (wie beim Unterricht und bei amtlichen Verrichtungen) persönliche Dienstleistungen. Die Unterscheidung der Production im Kleinen und im Großen führt zu einer Untersuchung über das Wesen der „Actienunternehmung", welche durch das begrenzte Risico der Theilnehmer und die Leichtigkeit des Rückzugs vom Unternehmen gefördert wird, aber den Nachtheil hat, daß der Eigenthümer die Geschäftsleitung fremden Händen anvertrauen muß. Der Verfasser ist der Ansicht, daß die Bildung von Actiengesellschaften in letzter Zeit in Deutschland zu sehr erleichtert ist und sich ohne hinreichende gesetzliche Controle vollzieht, und sieht darin eine Gefahr, die sich ja inzwischen schon bemerklich genug gemacht hat. Das Buch schließt mit einer Erörterung der Wichtigkeit der „Communicationsmittel" für die Production.

Das dritte Buch handelt nun, die beiden ersten systematisch zusammenfassend, von der „Befriedigung der Bedürfnisse". Historisch beruhte überall die Aneignung der Befriedigungsmittel zunächst auf Gewalt. Der Stärkere siegte über den Schwächeren, daher der Arbeitszwang der Frauen und der Sklaven. Freie Zuwendungen suchten allezeit den zu grellen Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden zu schwächen. Erst in neuerer Zeit „tritt die Arbeit in ersterer Linie als die naturgemäß berechtigte Basis der Aneignung der Befriedigungsmittel auf, so freilich, daß noch immer, wenn auch nicht principiell, so doch thatsächlich die sich auf den Besitz gründende Gewalt als selbstständiger Factor in Rechnung kommt. In der modernen Gesellschaft verlangt das Individualitätsprincip volle Anerkennung, aber es wird arg beschränkt durch die thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft. Nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil derselben bringt es über die Arbeitsmaschine hinaus.

Wir gelangen hier zu einem Abschnitt, der eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, da ihm der Verfasser selbst die Bedeutung beilegt, die Wissenschaft einen Schritt fördern zu wollen. „Eine weitere Folge des erweiterten Gebietes," sagt er, „welches die Sociallehre gegenüber der Volkswirthschaftslehre beansprucht, ist, daß sie mit der Lehre vom Werthe, wie er sich in der Volkswirthschaftslehre entwickelt hat, nicht auszureichen vermag, und sich eine selbstständige Werththeorie schaffen muß. Die Sociallehre braucht einen Gesellschaftswerth, in dem sie ihren Angelpunkt findet, ohne daß derselbe der constituirte Werth Proudhons zu sein braucht. Den Gesellschaftswerth richtig zu erfassen, das ist die erste Aufgabe der Sociallehre; von ihrer Lösung hängt ihr eigener Werth und ihre Bedeutung ab". Hier sind nun, ohne daß der Versuch gemacht werden kann, die Theorie des Verfassers vollständig zu entwickeln, folgende Hauptsätze auszuzeichnen: der Gesellschaftswerth der Befriedigungsmittel unserer Bedürfnisse ist der Grad der Geltung, welchen ein Werthgegenstand gegenüber anderen Werthgegenständen in der Gesellschaft erringt. Er entwickelt sich aus der Verwendbarkeit, d. h. Brauchbarkeit, die ein Gegenstand hat, und die ihn zu einem Befriedigungsmittel stempelt. Sowohl Natur wie Arbeit werden also auf ihn Einfluß haben. Er entwickelt sich zwar aus einer Eigenschaft des Gegenstandes (seiner Brauchbarkeit), ist aber keine demselben anhaftende Eigenschaft, sondern ein ihm innerhalb der Gesellschaft beigelegtes Attribut, und ferner: er ist eine wandelbare Größe, auch bei unveränderter Eigenschaft des betreffenden Gegenstandes. Der gesellschaftliche Bedarf erzeugt ihn, und den Bedarf bildet nur der Begehr, der sich in der Gesellschaft wirklich geltend macht; für diesen wieder ist die (ungleiche) Vertheilung des Vorraths maßgebend. Angebot und Nachfrage von und nach Befriedigungsmitteln bestimmen sonach den Gesellschaftswerth, der nicht identisch ist mit dem Tauschwerth der Sachgüter. Gleiche Brauchbarkeiten bei gleichmäßig vertheilten Vorräthen beanspruchen gleichen Gesellschaftswerth.

Damit ist aber der Gesellschaftswerth noch nicht genügend bestimmt: er läßt sich von der Stellung der Inhaber nicht loslösen. Es ist das Verdienst des Verfassers, klar erkannt und dargelegt zu haben, daß, ebenso wie das Charakteristische der Gegenstände, die Beziehungen der Inhaber auf die Gestaltung des Gesellschaftswerthes einen und zwar schließlich bestimmenden Einfluß haben. So ergibt sich der wichtige Satz: „deshalb erhalten Güter von derselben Beschaffenheit in den Händen verschiedener Personen verschiedenen Gesellschaftswerth". Der Inhaber hat es bis zu einer gewissen Grenze in seiner Macht, ihn zu bestimmen, da er sein Gut fortgeben kann, aber nicht immer muß. Dieses Machtverhältniß erweitert sich, wenn die Inhaber zusammenhalten, und es liegt in ihrem Interesse, so weit möglich zusammenzuhalten, um ein Maximum des Gesellschaftswerthes herauszubringen. Dem gegenüber steht sehr viel schwächer der Bedürfende da; die Grenzen seines Einflusses bildet das Haben-Wollen und das Haben-Müssen. Aber letzteres wiegt überall da vor, wo es sich um nothwendige Lebensbedürfnisse handelt, und eine Vereinigung der Bedürfenden zu gemeinsamem Nicht-Haben-Wollen ist schwieriger zu erzielen, als eine Uebereinstimmung der Besitzenden zu einem Nicht-Fortgeben-Wollen. Der Besitzenden sind (wegen der ungleichen Vertheilung des Eigenthums) verhältnißmäßig wenige, der Bedürfenden (wegen der auf die Verschiedenheit der Eigenthumsverhältnisse zurückzuführenden ungleichen Vertheilung der Vorräthe) sehr viele. Natur und Arbeit tragen, indem sie die Brauchbarkeit vermehren, zur Erhöhung, indem sie den Vorrath vermehren, zur Ermäßigung des Gesellschaftswerthes bei; in letzter Instanz entscheiden die Machtverhältnisse der Inhaber.

Nachdem der Verfasser behufs Darlegung des Processes der gesellschaftlichen Beschaffung der Befriedigungsmittel die Geldtheorie entwickelt hat (die Capitel über Papiergeld, Credit, Creditanstalten, Banknoten sind sehr beachtenswerth), kommt er auf die gesellschaftlichen Machtverhältnisse zurück, weist historisch nach, daß die Trennung von Besitz und Arbeit durch das ganze Alterthum und Mittelalter aufrecht erhalten ist, und gelangt zu dem Ausspruch, daß die Erbschaft der Unterdrückung, welche auf den nicht besitzenden und auf die Arbeit angewiesenen Volksclassen vom Beginn der Menschheit an lastete, auch durch das neue Princip der Gleichberechtigung der Menschen nicht ohne Weiteres abgeschüttelt werden konnte. Der Feudalstaat hatte die Arbeit gefesselt, aber auch das Eigenthum in enge Gebrauchsschranken gewiesen. Nun wurde freilich die Arbeit frei, aber auch das Besitzthum wurde frei und es blieb nach wie vor in wenigen Händen. An die Stelle der Gewalt trat die Macht, und das Besitzthum behauptete leicht seine Machtstellung wegen seiner Unentbehrlichkeit bei Herstellung der Befriedigungsmittel, wegen der Unmittelbarkeit seiner Wirksamkeit, wegen seiner Uebertragbarkeit. Die Arbeit hat allerdings ebenfalls die Eigenschaft der Unentbehrlichkeit für sich, aber sie kann zum guten Theil durch Thiere und Maschinen ersetzt werden und der Culturfortschritt dringt auf diesen Ersatz. Nur wo und so weit die Arbeit Selbstzweck ist, nur die intellectuelle Arbeit erringt sich die ihr gebührende Machtstellung. Jeder anderen ist die neue Gesellschaftsordnung nicht günstig. Ebenbürtigkeit kann sie nur dann verlangen, wenn erzielt werden kann, daß es keine besitzlose Arbeit mehr gibt. Dies ohne Parteilichkeit und Rückhalt anerkannt zu haben, ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des Verfassers.

Digitized by Google

Die nähere Ausführung und Erweiterung dieser Gedanken ist in den sehr interessanten Abschnitten über „Einkommen der Arbeit", „Einkommen des Besitzthums", „Einkommen des Creditcapitals" und „Unternehmergewinn" nachzulesen. Es soll hier nur noch auf die Schlußbetrachtung hingewiesen werden, in welcher der Autor die Einflüsse, die sich auf die ungleiche Gestaltung des Einkommens und hiermit auf die Befriedigung der Bedürfnisse beziehen, kurz zusammenfaßt und würdigt. Er unterscheidet sie in die natürlichen, individuellen und gesellschaftlichen. Die aus der Natur entspringenden Ungleichheiten und Gesellschaftsunterschiede müssen als Naturnothwendigkeiten hingenommen werden. Die Mannichfaltigkeit, die aus dem individuellen Leben und Streben in der Gesellschaft entspringt, wird Niemand trotz der mit ihr verbundenen Ungleichheit entfernt wissen wollen. Die gesellschaftlichen Einflüsse lassen sich formen und hierzu fordert der Verfasser die Mitwirkung des Staates. Ihm als dem Vertreter der Gesellschaft erwachsen ganz positive Aufgaben. „Da der Mensch sich in Abhängigkeit von der Natur befindet und diese mit ungleichen Händen ihre Gaben vertheilt, da die Menschen in ihrem eigenartigen Wesen mit einander ringen und kämpfen, und ihr Zusammenleben nichts weniger als eine Idylle ist, darf der Staat nicht müßiger Zuschauer dem Gesellschaftsleben gegenüber sein und sich darauf beschränken, Polizei zu üben, um so weniger, als die gesammte Vergangenheit auf das Leben und Treiben der Einzelnen einen sehr positiv eingreifenden Einfluß geübt. Jetzt, nachdem sich weitgehende Gesellschaftsunterschiede unter specieller Mitwirkung des Staates (der Gesetzgebung) herausgebildet, darf der Staat sich nicht blos abwehrend verhalten, sich der positiven Wirksamkeit entziehen. Ihm liegt es ob, den unhaltbaren Consequenzen der Vergangenheit entgegenzutreten, den sich geltend machenden Anforderungen der Zukunft die Wege zu bahnen."

Hier nun, läßt sich wohl annehmen, stellt sich selbst zugleich der Verfasser eine neue, allerdings sehr schwierige Aufgabe. Er hat sich in der Erkenntniß der gegenwärtigen Zustände der Gesellschaft als ein ebenso unterrichteter als vorurtheilsfreier Mann erwiesen; nun wird er einen Schritt weiter gehen und die positive Wirksamkeit, die er vom Staat verlangt, zu ganz bestimmten Forderungen formuliren müssen. Wir haben nicht zu befürchten, daß er sich dabei in socialpolitische Utopien verirrt; die richtige Einsicht, daß Naturnothwendigkeiten und individuelle Beeinflussung obenan in Rechnung gestellt werden müssen, schützen ihn davor. Gerade auf diesem gesunden Boden aber, der Fuß für Fuß sorgsam durchgraben ist, erwächst vielleicht auch eine gesunde und fruchtbringende Saat. Nicht das theoretisch Wünschenswerthe, sondern das praktisch Mögliche, das mit den Mitteln der vorhandenen Gesellschaft Erreichbare nachzuweisen, wird die Aufgabe sein, die den zweiten Band der Sociallehre zu füllen hat.

Der Verfasser dieses Buches ist kein gelehrter Professor, der seine Kathederweisheit aus Büchern schöpft, wenn er schon, wie ein solcher, die einschlägige Literatur beherrscht; er ist ein praktischer Geschäftsmann, der im Leben steht und mit den Mächten kämpft, die er kritisirt. Mag man ihm — nicht gerade deshalb, aber deshalb nicht weniger — Vertrauen schenken. Es ist schon ausgeführt, in wie engen Grenzen er selbst glaubt, der Wissenschaft eine neue Bahn gewiesen zu haben; aber auch wo er nur zusammenstellt, sichtet, systematisch ordnet, wird man ihm beistimmen, wenn er irgendwo sagt: „Dieselbe Gegend gewinnt ein anderes Aussehen, je nach dem Standpunkte, von welchem aus man sie betrachtet".

E. Wichert.

Notizen.

Einem langgehegten Wunsche Andersens entsprechend, beschäftigte sich Hr. v. Leinburg, der bekannte Uebersetzer der Frithjofssage, bereits seit vielen Jahren mit einer Verdeutschung der sämmtlichen Märchen des Dichters, der zwar noch 8 Tage vor seinem Ende die frohe Nachricht von der endlichen Vollendung des Werkes erhielt, leider aber das Erscheinen desselben nicht mehr erleben sollte. Das einer deutschen Fürstin gewidmete Buch, von Woldemar Friedrich in Weimar in reizendster Weise illustrirt und mit einzelnen Originalabbildungen von W. von Kaulbach, Moritz von Schwind und anderen Künstlern versehen, wird im Laufe dieses Herbstes im Verlage von Eduard Loll in Elberfeld erscheinen.

* * *

Vom Büchertisch.

Maximilian Bern, Auf schwankem Grunde. Aus dem Tagebuch eines Verbummelten. Leipzig, Reclam jun. Ein junger Mann von vielen Anlagen, Sprosse einer gräflichen Familie, reich und von seinen Kreisen verwöhnt, hat schon in der Jugend seine Empfindung verschwendet, theils in kleinen Gemüthsspielereien, theils in der Leidenschaft zu einer kalten Coquette. Einmal glaubt er Liebe zu einem armen Mädchen, der Tochter eines herabgekommenen Gauklers, zu empfinden, er kauft sie den Eltern ab, und läßt sie in einem Institut, welches wohlerzogene Salonpuppen für die gute Gesellschaft ausbildet, erziehen. Das Mädchen, in der Freiheit herangewachsen, fühlt sich in den neuen Verhältnissen unglücklich, ihr Beschützer bemerkt, daß seine Liebe nur ein Irrthum war, und die Geschichte endet tragisch mit dem Tode des Mädchens. Das Ganze ist eigentlich nicht fertig, es ist das Bruchstück eines großen Romans der ganzen Anlage nach, aber trotz aller Fehler, trotz manches Conventionalen in der Zeichnung einzelner Charaktere, trotz der Vorliebe für das Ausmalen des Kleinen spricht „Auf schwankem Grunde" für ein sehr beachtenswerthes Talent, welches die Kunst versteht, den Stoff künstlerisch zu gestalten. Am meisten sticht das kleine Werk durch seine Sprache, die einer vornehmen Ruhe nachstrebt, von der großen Menge flüchtiger Unterhaltungslectüre auf das vortheilhafteste ab und wir empfehlen die Lectüre unsern Lesern auf das wärmste.

* * *

K. Rosegger, das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern. Graz 1875.

Unter der Unzahl von Büchern, die über das Leben des Volkes in den österreichischen Alpenländern geschrieben worden sind, gibt es manches geistreichere, aber kein so liebenswürdiges wie das vorliegende. Der Autor ist ja einst selbst als Hirte auf den Berghalden seiner schönen Heimat herumgeklettert, er hat mit dem Volke geweint und gelacht, er versteht die vielen kleinen Züge, welche auch einem scharfen Beobachter nicht auffallen, da sie ihm bedeutungslos sind. Die Frische der ganzen Anschauung, die Innigkeit der Naturempfindung und die anspruchslose Form verleihen dem Buche einen heut zu Tage leider seltenen Charakter — alles darin ist ungekünstelt, und deshalb um so erquickender. Wir empfehlen das Buch unsern Lesern auf das wärmste.

v. L.

Abonnement der „Gegenwart" pro IV. Quartal 1875.

Mit der vorliegenden Nummer 39 schliesst das IV. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um baldigste Erneuerung desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. Abonnements auf das IV. Quartal 1875 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mark 50 Pf. entgegengenommen.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Bei Anlaß der **400jährigen Gedächtnißfeier Michel Angelos** empfehle ich das überall sehr günstig kritisirte:

Die Menschen des Michelangelo

im Vergleich mit der Antike.

Von

W. Henke,

Professor in Prag.

Mit 3 Tafeln. — Preis 1 *M.* 50 *S.*

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Empfehlenswerthe Musikalien für Pianoforte

aus dem Verlage von

C. A. Challier & Co. in Berlin.

Bendel, Fr. Op. 126 Rococco-Tanz	*M.* 1. 75.
— Op. 127. Kinderträume	1. 25.
— Op. 128. Valse de concert	2. —.
— Op. 129. Serbischer Marsch	1. 75.
— Op. 130. Mondnacht a. d. Lagunen	2. —.
— Op. 131. Ballade	2. 50.
Goldo, Ad. Op. 62. Nr. 1. Im Wonnemond	1. 50.
— No. 2. Frühlingsboten	1. 50.
— No. 3. Maifeier	1. 50.
Kücken, F. Fantasie über das „Maurische Ständchen"	1. 50.
Loeschhorn, A. Op. 119. Valse brillante	2. —.
— Op. 121. Durch Flur und Wald	2. —.
— Op. 123. Der Loreley-Sang	1. 80.
Raff, J. Op. 162. Suite in Gmoll	7. 25.
— No. 1. Elegie in Sonatenform	2. 50.
— No. 2. Volkslied mit Variationen	3. 50.
— No. 3. Ländler	1. 75.
— No. 4. Märchen	2. —.
Taubert, W. Op. 187. No. 1. Wildfang	1. 25.
— No. 2. Gondelfahrt	1. —.
— No. 3. Zwerge	1. —.
— No. 4. Jagdzug	1. 25.
Vogt, J. Op. 80. No. 1. Frühlingsbotschaft	1. 25.
— No. 2. Waldvöglein	1. —.
— Op. 81. Schlummerlied	1. 25.
Willmers, R. Op. 130. Fantasie pathétique	3. —.
— Op. 131. No. 1. Deutsche Sage	1. 50.
— No. 2. Liebesträumerei	1. 50.
— No 3. Was der Bach erzählt	1. 50.

Verlagshandlung von **C. Rümpler** in Hannover.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der höheren Mechanik.

Von **August Ritter**, Dr. phil.,

Professor an der polytechnischen Schule zu Aachen.

Zwei Bände.

I. Band: **Lehrbuch der analytischen Mechanik.** Mit 177 Holzschnitten. Lexicon-Octav. Geheftet 8 *M.*

II. Band: **Lehrbuch der Ingenieur-Mechanik.** Erste Hälfte. Mit 309 Holzschnitten. Lexicon-Octav. Geh. 6 *M.*

(Der Schluss des Werkes wird im Winter 1875/76 erscheinen.)

Lehrbuch der technischen Mechanik.

Von **August Ritter**, Dr. phil.,

Professor an der polytechnischen Schule zu Aachen.

3. Aufl. Mit 750 Holzschnitten. Lex.-Octav. Geheftet 16 *M.*

Elementare Theorie

und Berechnung

eiserner Dach- u. Brücken-Constructionen.

Von **August Ritter**, Dr. phil.,

Professor an der polytechnischen Schule zu Aachen.

3. Aufl. Mit 495 Holzschnitten. Royal-Octav. Geheftet 9 *M.*

Freunde der Naturkunde

in allen ihren Gebieten werden besonders hingewiesen auf die **naturwissenschaftliche**

Zeitschrift

Die Natur

Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. (Organ des Deutschen Humboldt-Vereins) herausgegeben von Dr. **Otto Ule** und Dr. **Karl Müller von Halle.**

Während die erste Hälfte jeder Nummer längere **Originalaufsätze** enthält, wird die zweite Hälfte von **Mittheilungen über das Neueste aus dem Gebiet der Naturwissenschaften** gefüllt. Reichlich beigegebene, gut ausgeführte **Illustrationen** begleiten den Text jeder Nummer

Abonnements nehmen alle Buchhandlgn. an.

Abonnements-Preis:

vierteljährlich nur 1 Thlr. oder 3 Rmk.

Halle, G. Schwetschke'scher Verlag.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Liebe für Liebe.

Schauspiel

von

Friedr. Spielhagen.

Geh. 3 *M.*; in eleg. Leinenband mit Goldschnitt 4 *M.* 25 *S.*

Verlagshandlung von

L. Staackmann in **Leipzig.**

Verlagshandlung von **C. Rümpler** in Hannover.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Analytische Geometrie der Ebene.

Von

Dr. **Friedrich Grelle,**

Professor am Königlichen Polytechnikum in Hannover.

Mit 111 Holzschnitten.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Aufl. gr. 8. Geheftet 5 *M.*

Inhalt. I. Abschnitt: Einleitung. Parallel-Coordinaten. II. Abschnitt: Die Linien der Gleichungen vom ersten Grade. 1. Art der Linien. 2. Die Normalform. 3. Harmonische Linien. 4. Linien-Coordinaten. 5. Harmonische Punkte. — III. Abschnitt: Die Linien der Gleichungen vom zweiten Grade. 1. Allgemeine Eigenschaften. 2. Pol und Polare. 3. Mittelpunkt und conjugirter Durchmesser. 4. Coordinaten-Transformation. 5. Brennpunkt (Focus). 6. Elliptische Coordinaten. 7. Homogene Coordinaten, Dreieck-Coordinaten. 8. Eingeschriebene und umbeschriebene Polygone. 9. Reciprocität. — IV. Abschnitt: Linien von Gleichungen höherer Grade. Linien transcendenter Gleichungen. 1. Allgemeines. 2. Tangente und Asymptote. 3. Ausgezeichnete Punkte. 4. Quadratur. 5. Rectification. 6. Theorie der Krümmungen. 7. Evoluten und Evolventen. 8. Trajectorien. 9. Umhüllungslinien. — V. Abschnitt. Aufgaben über den Punkt u. s. w.

Grundlagen der Raumwissenschaft.

Von

Dr. **Funcke** (Neumünster).

Mit 41 Holzschnitten. gr. 8. Geheftet 3 *M.*

Illustrirte Modenzeitung.

Die „Illustrirte Modenzeitung" hat sich die Aufgabe gestellt, die **billigste und preiswürdigste aller existirenden Modenzeitungen** zu sein. Sie will, vermittelst der größten Mannigfaltigkeit von geschmackvollen und doch einfachen Moden, sowie zahlreichen Handarbeiten, ein unentbehrlicher Rathgeber im täglichen Leben sein, sowie durch **vollkommenste Brauchbarkeit der deutlichen Schnittmuster** jeder Dame Gelegenheit bieten, ihre eigene und der Kinder Toilette, Wäsche u. s. w. mit **bedeutenden Ersparnissen selbst anzufertigen.** Von der „Illustrirten Modenzeitung" erscheint

alle 14 Tage regelmäßig eine Nummer von 8 Seiten

mit zahlreichen Abbildungen von Mode- und Handarbeiten und **monatlich eine Beilage mit Schnittmustern in natürlicher Größe.** Der Jahrgang von 24 Nummern bringt **2000 Original-Illustrationen, 200 Stickerei-Vorlagen und 200 Schnittmuster.** Der Abonnementspreis für **ein ganzes Vierteljahr, 6 Nummern und 3 Schnittbeilagen** umfassend, beträgt

nur 1 Mark (10 Sgr.),

mithin ist die „Illustrirte Modenzeitung" **das billigste aller deutschen Modenjournale** und wird es **Jedermann,** selbst dem Unbemittelten möglich, sich für 1 Mark (10 Sgr.) vierteljährlich in den Besitz eines reichhaltigen und nützlichen Muster- und Modenblattes zu setzen.

Victoria.

Illustrirte Muster- und Modenzeitung. Die „Victoria" steht in ihrem XXV. Jahrgange: sie ist somit die älteste aller deutschen Modenzeitungen. Seit dem ersten Tage ihres Erscheinens unermüdlich bestrebt, von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste zu bringen, hat sie, Dank der steten Gunst des Publicums, den Ruf eines Weltblattes erlangt. Eingedenk dieses Erfolges und in richtiger Würdigung der Fortschritte, welche auf dem Felde der Modeliteratur täglich gemacht werden, ist die **„Victoria"** vor keinem Opfer zurückgeschreckt, nicht allein den Titel der ältesten, sondern auch den der gediegensten aller Modenzeitungen zu verdienen. Ihre stets wachsende Verbreitung, die durch besondere Ausgaben in 13 verschiedenen Ländern unterstützt wird, liefert den Beweis dafür, daß sie es verstanden hat, alt zu werden und doch immer jung zu bleiben. Die „Victoria" erscheint in **Berlin** (deutsch); in **Wien** (deutsch); in **Groningen** (holländisch); in **Pest** (ungarisch); in **London** (englisch); in **St. Petersburg** (russisch); in **Krakau** (polnisch); in **Paris** (französisch); in **Sevilla** (spanisch); in **Bologna** (italienisch); in **Newyork** (englisch); in **Montréal** (französisch); in **Rio de Janeiro** (portugiesisch). **Neun** dieser Ausgaben werden am Druckorte des deutschen Originalblattes gedruckt. Die „Victoria" erscheint wöchentlich, bringt jährlich 24 **Modennummern mit 2000 Abbildungen, 200 Stickerei-Vorlagen, 200 Schnittmuster, 24 colorirte Kupfer,** ferner **24 reich illustrirte Unterhaltungsnummern,** und kostet für **ein Vierteljahr, 12 Nummern umfassend, 2 Mark 25 Pf. (22½ Sgr.).** — ☞ Probenummern und Bestellungen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes. Auf Verlangen versendet die unterzeichnete Verlagshandlung Probenummern ihrer Journale gratis und franco.

Berlin W., 46 Lützowstr. **Verlagshandlung von Franz Eßhardt.**

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 2. October 1875. Band VIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: „Ueber das Niederträchtige ꝛc." Von H. B. O. — Kaiser Nikolaus in London. Von Emil Lehmann. I. II. — **Literatur und Kunst:** Ein Gespräch, das fast zur Biographie wird. Von Adolf Wilbrandt und . . . . — Frohe Botschaft aus Emancipazien. An's Licht gestellt von Johannes Scherr. — Der Schmollwinkel eines deutschen Poeten. Von F. Keller-Leuzinger. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Der Veilchenfresser." Lustspiel in vier Acten von Gustav v. Moser. Besprochen von Paul Lindau. — Musikalische Aufführungen. „Cagliostro." Operette in drei Acten von Zell und Richard Genée. Musik von Johann Strauß. Besprochen von E. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

„Ueber das Niederträchtige

Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man auch sage."
Goethe.

Wie man aus dem Mittelalter berichtet, daß plötzlich ganze Bevölkerungsschichten von irgend einer fanatischen oder moralischen Drehkrankheit — Flagellantenthum oder Aehnlichem — befallen wurden, so taucht in der deutschen Tagespresse von Zeit zu Zeit die Hephep-Krankheit oder die Judenhetze auf. Es sind Rückfälle in eine Kinderkrankheit, die zum Glück immer seltener werden. Zum Glück sage ich, nämlich nur Glück für die Zeitungen, nicht für die Juden, welche letzteren stark genug sind, sich zu wehren oder den ganzen Lärm zu verachten. Wenn ein Hund wasserscheu wird, ist der Hund krank, nicht das Wasser. Und der Prophet sagt: „Es ist gut, daß dem Esel keine Hörner wachsen".

Von der bequemen Gewohnheit, an dem absolut Pöbelhaften mit abgewendetem Angesicht schweigend vorüberzugehen, muß man absehen, wo es sich darum handelt, den politischen Zusammenhang einer solchen Erscheinung zu ermitteln.

Wir stellen einfach die Frage: Warum sind gerade in den letzten drei Monaten die berüchtigten Judenhetzartikel in der „Kreuzzeitung" und der „Germania" erschienen? Ohne völkerpsychologische Excurse wollen wir die Antwort möglichst nahe suchen.

Die Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, die Emancipationsfrage ist bekanntlich längst gelöst, und weder Herr von Nathusius-Ludom, noch Paul Majunkes Nachfolger werden sich der Hoffnung hingeben, durch ihren Einfluß die betreffenden Grundgesetze rückgängig zu machen. Die bekannten Discussionen über den Charakter und die vermeintliche Gefährlichkeit der Juden haben wir vor dreißig, andere vor vierzig und fünfzig Jahren geführt, und wir werden mit keiner Silbe darauf zurückkommen. Nicht sowohl, daß die Juden gleichgestellt sind, bedauert die „Kreuzzeitung"; sondern daß sie herrschen, denuncirt sie ihren zu erschreckenden Anhängern. Sie stützt diese Denunciation auf eine Reihe abenteuerlich erfundener Thatsachen, über welche „Kladderadatsch" und „Wespen" schon in letzter Instanz zu Gericht gesessen haben. Nur die „Volkszeitung" hat, soviel ich weiß, ernsthaft mit ihr gerechtet und dadurch bescheidenerweise mit ihr eine Art Ebenbürtigkeit an volkswirthschaftlicher Bildung verrathen.

Entschieden waren die beiden Serien der betreffenden Artikel in der „Neuen Preußischen Zeitung" (1. „Die Aera Bleichröder-Delbrück-Camphausen und die neudeutsche Wirthschaftspolitik," und 2. „Lasker, Bamberger, Oppenheim"), welche zum Beginn des neuen Quartals und im Laufe des ersten Monats desselben erschienen sind, nicht gerade einem acuten Ausbruch naiven Judenhasses entsprungen, sondern augenscheinlich darauf berechnet, Sensation zu machen und die Aufmerksamkeit auf das wenig mehr beachtete Organ einer untergehenden Partei zu richten. Wer am hellen Mittag auf offener Straße eine Pistole abfeuert, ist sicher, die Leute an's Fenster zu locken. Die Zeit des noch andauernden Krachs und die allgemein verbreitete Stimmung wirthschaftlicher Enttäuschung schienen geeignet, recht einfältige Leute — und solche bilden doch manchmal respectable Minoritäten — zu der Ansicht zu bekehren, daß die ganze auf Freiheit beruhende Organisation unseres wirthschaftlichen Lebens vom Uebel sei. Wer aus Leichtsinn oder Habgier sein Geld in faule Actien gesteckt hat, verflucht nicht seine eigene Dummheit, seinen Leichtsinn und seine Gewinnsucht, sondern das Actiengesetz, welches die Gründung schlechter Actienunternehmungen ermöglicht hat. Im Allgemeinen schwärmen die Leute nur für die ihnen mangelnden Freiheiten, können aber die ihnen gewährten Freiheiten, deren Gefahren sie erst hinterher entdecken, wenigstens im Anfang nicht recht vertragen. Sie schimpfen erst auf den Polizeistaat und verklagen dann den Rechtsstaat, daß er sie nicht bevormundet. So kommt es auch, daß gegenwärtig die Besitzer von Industriepapieren sich dem Geschrei nach Schutzzöllen anschließen, als ob das in der Vergangenheit vergeudete Capital durch eine zukünftige Einschränkung der Handelsfreiheit wieder herbeigeholt werden könnte.

Die Interessen dieser Leute sind nicht identisch mit denen der „Kreuzzeitung", denn die Partei des Junkerthums, wie die ganze Agrarpartei, ist in Bezug auf Eingangszölle durchweg freihändlerisch gesinnt; aber die Sorge für die Abschaffung der Eisenzölle glaubt sie der geschmähten „neudeutschen Wirthschaftspolitik" der Delbrück-Camphausen ruhig überlassen zu dürfen. So citiren die Herren auf ihren landwirthschaftlichen Congressen mit Vorliebe eine gelegentliche Aeußerung Laskers über die schwere Belastung des Grundbesitzes, während sie denselben Mann in ihren Blättern als ihren persönlichen Feind behandeln. Sie hassen die wirthschaftlichen Freiheiten, weil sie glauben, daß die freie Bewegung des Capitals dasselbe in andere Bahnen als die im Interesse des Grundbesitzes gewünschten leitet, und auch, weil der freie Arbeitsvertrag und die Freizügigkeit ihnen einen höheren Arbeitslohn abnöthigen. Sie haben es früher nicht verschmäht, mit socialistischen Andeutungen den socialen Frieden zu untergraben — das war ja die wesentlichste politische Bedeutung des berühmten Geheimrath Wagener, des Schutzpatrons der „Kreuzzeitung", —

Digitized by Google

und die industriellen Arbeiter auf ihre Arbeitgeber zu hetzen, als ob die ländlichen Arbeiter auch nur annähernd so gut bezahlt worden wären wie durchschnittlich die Fabrikarbeiter.

Das war Alles nur Interessenpolitik, und die „Kreuzzeitung" hat überhaupt niemals etwas Anderes gekannt als die Vertretung von Standesinteressen. Selbst ihre prononcirte kirchliche Richtung ist nicht ohne einen inneren Zusammenhang mit Standesinteressen. Daß auch ihre Häuptlinge keine Säulenheiligen sind und in dieser sündigen Welt mit Eisenbahnconcessionen und gar verwickelten Finanzirungen wohl umzuspringen wissen, sei hier nur beiläufig erwähnt.

Solche Menschen kennen keine Principien, nur Interessen, und sie setzen naturgemäß bei den Gegnern dasselbe voraus. Hinter der unaufhaltsamen Bewegung der Ideen glauben sie einzelne Personen zu erblicken, welche die bewegenden Drähte ziehen, um — ein Puppenspiel herzustellen. So malt sich in diesen Köpfen die Welt. Eine uneigennützige Begeisterung für politische und wirthschaftliche Freiheit ist ihnen unbegreiflich. Es lag ihnen daher sehr nahe, jetzt wo sie den verunglückten Actionär einfangen und für ihr System wirthschaftlicher Unfreiheit Propaganda machen wollen, die leitenden Staatsmänner und die maßgebende Partei als mit Geldmännern verbündet darzustellen und das Ganze mit fanatischem Hephep-Geschrei zu begleiten. Diese Art von Geistesverwirrung ist der Psychiatrie wohl bekannt: in den fünfziger Jahren gab es Individuen, welche Alles, was geschah, auf Lord Palmerston zurückführten und überall eine Intrigue desselben witterten; der französische Journalismus macht es jetzt mit dem Fürsten Bismarck so und der nothleidende Rittergutsbesitzer in unseren östlichen Provinzen, der bei schwerem Rothwein über die Noth der Zeiten seufzt, sieht überall die verheerenden Wirkungen des „jüdischen Capitals". Natürlich sind die persönlichen Verdächtigungen der „Kreuzzeitung" mit schlauer Vorsicht so auf Schrauben gestellt, daß alles Einzelne auch wieder abgeleugnet werden kann. Daneben sind die sachlichen Ausführungen von einer so hohlen Phraseologie, daß man schwer erkennt, was die Herren eigentlich wollen und erstreben. Wer das erfahren will, muß die Protokolle der landwirthschaftlichen Congresse nachlesen.

In vielen der betreffenden Elucubrationen voll hoher sittlicher Entrüstung über Actien- und Eisenbahnschwindel merkt man ab und zu die Nebenabsicht, die Opfer der Lasker'schen Eisenbahnreden weiß zu waschen oder doch indirect in eine bessere Position zu bringen. Dafür ist auch ein eigenes Blättchen gegründet, dessen Haltung, Anstand und Wahrheitsliebe dem edlen Zwecke ganz und gar entspricht. Der gläubige Leser soll hier überzeugt werden, daß die hochgeborenen Gründer den Verfolgungen der neidischen Bourgeoisie erlagen, welche eine so uneigennützige Concurrenz nicht ertragen konnte. Daß die Hochgeborenen vielfach den Gründern aus der Bourgeoisie zum „Vorspann" dienten oder sonst mit denselben in Wechselverkehr standen, wird ignorirt. — „Warum aber hat Lasker nicht auch die bürgerlichen Gründer Mann für Mann angegriffen?" Wenn mit dieser perfiden Frage schon Mancher irregeleitet wurde, so liegt doch die richtige Antwort ganz nahe, daß nämlich Lasker sich nur mit der öffentlich-rechtlichen Seite der Materie befassen wollte, alle Denunciationen möglichst vermied und nur diejenigen Personalien aufgriff, denen er ihres öffentlichen Charakters wegen nicht ausweichen konnte, daß er übrigens die ganze Materie der Staatsanwaltschaft empfahl, vor welche allein sie gehört und in deren eigenste Competenz sie fällt. —

Wie es bei diesem Sachverhalt der „Kreuzzeitung" gelang, den Abgeordneten Lasker für die Uebel verantwortlich zu machen, welche er bekämpft, dieses Seiltänzerkunststück möge Jeder mit eigenen Augen ansehen. Wir geben das nur beispielsweise und werden uns hüten, in ausführlicher Weise diese Olla potrida widersprechender Ansichten aufzutischen.

Wie aber — und das ist die zweite Frage — kam die „Germania" dazu, in ihren Artikeln „Zur Judenfrage" mit der „Kreuzzeitung" in dasselbe Horn zu blasen? — Der sympathische Nerv, der sie mit der „Kreuzzeitung" verbindet, reicht zur Beantwortung dieser Frage ebenso wenig aus, als die Uebereinstimmung der beiden edlen Organe in Allem, was für reichsfeindlich gelten kann: Volkswirthschaftliche Ueberzeugungen hat die ultramontane Partei als solche gar nicht, und damit gibt sich auch die „Germania" in diesem Falle nicht ab, sondern blos mit den ganz gewöhnlichen Schimpfereien auf die Juden, wobei nur aus besonderer Rücksicht auf das neunzehnte Jahrhundert die Erdrosselung von Christenkindern zur Herstellung von Mazzes nicht angeführt wird. Im Uebrigen könnten einige Absätze dieser Artikel für Fortsetzungen der alten Schmähfolianten von Schutt oder Eisenmenger gelten.

Man sollte meinen, eine Partei, die sich den heuchlerischen Anschein gibt, im Namen einer unterdrückten Glaubensgenossenschaft und im Sinne allgemeiner Glaubensfreiheit zu reden, sollte so viel Tact und Klugheit besitzen, confessionelle Hetzereien zu vermeiden, so lange sie selbst von diocletianischen Verfolgungen zu zittern vorgibt. Sicherlich würde sich Herr Windthorst, wenn im Reichstage oder im Abgeordnetenhause eine Frage der confessionellen Gleichstellung ventilirt würde, auf die Seite der Freiheit neigen und seine mit den bekannten Gemeinplätzen gegen die Halbheiten des Liberalismus gewürzte Rede dafür halten. Wo es ein praktisches Interesse erheischte, konnten ja auch die Jesuiten recht tolerant sein, z. B. in ihrem Verkehr mit den ostasiatischen Völkerschaften. Und sicherlich würden auch die Heißsporne des Ordens lieber Protestanten verbrennen als Juden oder Mohamedaner. Wenn sich trotzdem das Organ der vaticanischen Infallibilität den leckern Judenbrocken nicht entgehen ließ, so kann das keinen andern Grund haben, als daß es mit seiner Anhängerschaft und seiner Propaganda auf die blinden Leidenschaften und die blöden Vorurtheile der rohen Masse angewiesen ist. In den großen Culturkampfe, der uns alle wohl überleben wird, beruhen die Aussichten und Hoffnungen der ultramontanen Partei auf dem Nachweise, wie viele Millionen Seelen sich der Cultur der Aufklärung unzugänglich erweisen, wie viele Millionen Seelen ihr blind gehorchen, ihre Wahnvorstellungen und Urtheile direct von ihr beziehen. In dem seit Jahren entbrannten Kampf hat sie an die Verblendung und Verwilderung der Massen appellirt, sie triumphirt blos durch den Beweis, daß Louise Lateau, Lourdes, Paray-le-Monial und vieles andere Derartige in unserem Jahrhunderte nicht blos möglich ist, sondern sogar noch Massen zu elektrisiren vermag. In dieselbe Kategorie gehört der Judenhaß: man führt den Pöbel nur, indem man zu ihm herabsteigt. H. M. O.

Kaiser Nikolaus in London.

Von **Emil Lehmann.**

Der folgende, großentheils auf bisher ungedruckten Mittheilungen beruhende Bericht über zwei Besuche des Kaisers Nikolaus am englischen Hofe dürfte in mehrfacher Beziehung von allgemeinerem Interesse sein. Er verbreitet neues Licht über ein Vorstadium des Krimkrieges, liefert einen bedeutsamen Beitrag zur Charakteristik des Kaisers und gewährt endlich einen erfreulichen Einblick in die durchaus weibliche, aber sehr klare und verständige Denk- und Anschauungsweise einer Frau, welche die Geschicke einer großen Nation seit Jahrzehnten mit seltener Einsicht lenkt — der Königin Victoria.

I.

Kaiser Nikolaus war zum ersten Male im November 1816 als zwanzigjähriger Großfürst in England. Ueber seine damalige Anwesenheit finden wir einen sehr interessanten und pikanten Bericht in den Denkwürdigkeiten des Baron Stockmar, des langjährigen Freundes und Rathgebers des Königs Leopold von Belgien, welcher damals noch der Gemahl der präsumpti-

Digitized by Google

ven Erbin des englischen Thrones, der 1817 verstorbenen Prinzessin Charlotte, war. Der Großfürst besuchte den Prinzen Leopold und die Prinzessin Charlotte in Claremont, wo sie residirten, und hier hatte Stockmar, der als Leibarzt des Prinzen an seinem Hofe lebte, Gelegenheit, den Großfürsten aus nächster Nähe zu beobachten. Das Ergebniß dieser Beobachtung ist die folgende, dem Tagebuche Stockmars entnommene Schilderung*):

„Nun ging's zu Tisch und der Großfürst saß zwischen der Prinzessin und der Herzogin von York, mir gerade gegenüber, so daß ich ihn recht beobachten konnte. Er ist ein außerordentlich schöner, verführerischer Junge; größer als Leopold, ohne mager zu sein, gewachsen wie eine Tanne. Das Gesicht jugendlich wie er, äußerst regelmäßig, eine schöne freie Stirn, schön gebogene Augenbrauen, eine äußerst schöne Nase, schöner kleiner Mund und fein gezeichnetes Kinn. Er trägt einen jungen Schnurr- und Knebelbart, die Uniform der Jäger zu Pferde, ganz einfacher grüner Rock mit Roth, silberne Oberstenepaulettes, einen kleinen verblichenen Stern, eine weiße Kuppel und einen stählernen Säbel mit ledernem Portepee. Sein Betragen ist lebhaft, ohne alle Verlegenheit und Steifheit, und doch sehr anständig. Er spricht sehr viel und vortrefflich französisch, dabei begleitet er seine Worte mit nicht üblen Gesten. Wenn auch nicht alles, was er sagte, durchaus gescheidt war, so war doch wenigstens alles höchst angenehm, und er scheint entschiedenes Talent für das Courmachen zu haben. Wenn er im Gespräch etwas besonders herausheben will, so zieht er die Achseln in die Höhe und wirft die Augen etwas affectirt gen Himmel. In allem zeigt er viel Zutrauen zu sich selbst, doch scheinbar ohne Prätension.

Er machte nicht viel Wesens mit der Prinzeß, die sich mehr an ihn wendete als er an sie. Er aß für sein Alter höchst mäßig und trank dabei nichts als Wasser. Als nach Tisch Gräfin Lieven Clavier spielte, küßte er ihr die Hand, was den englischen Damen höchst sonderbar, aber entschieden wünschenswerth vorkam. Mrs. Campbell konnte seines Lobes nicht enden: „What an amiable creature! he is devilish handsome; he will be the handsomest man in Europe".

Am folgenden Morgen verließen die Russen das Haus. Es wurde mir erzählt, daß, als es an's Niederlegen gegangen, für den Großfürsten von seinen Leuten im Stall ein lederner Sack mit Heu gefüllt worden sei, worauf er immer schlafe. Unsere Engländer erklärten dies für affectirt".

Zu dieser letzteren Stelle bemerkt Theodore Martin in seiner kürzlich erschienenen Biographie des Prinzen Albert gelegentlich des Besuches des Kaisers Nikolaus am englischen Hofe im Jahre 1844: „Affectirt oder nicht. Der Kaiser behielt diese Gewohnheit lebenslänglich bei. Das Erste, was seine Kammerdiener thaten, nachdem man ihnen das Schlafzimmer in Windsor-Castle gezeigt hatte, war, daß sie sich aus dem Stall einige Bündel reines Stroh holen ließen, um damit den ledernen Ueberzug zu füllen, welcher die Matratze des Feldbettes bildete, auf dem er immer schlief".

Mit diesem zweiten Besuche des Kaisers Nikolaus wollen wir uns, gestützt auf die reichen Mittheilungen der eben erwähnten Biographie, jetzt etwas näher beschäftigen. Zum vollen Verständnisse der Absichten, welche den Kaiser Nikolaus bei diesem Besuche leiteten, ist aber ein kurzer Rückblick auf den Besuch, welchen die Königin Victoria im Jahre 1843 dem Könige Louis Philipp auf Schloß Eu abstattete, erforderlich.

II.

Bekanntlich hatten die Prätensionen Frankreichs auf das Protectorat über Aegypten im Jahre 1840 zu einem gegen diese Prätensionen gerichteten, unter dem Namen der Quadrupelallianz bekannten Bündnisse der vier Großmächte England, Rußland, Oesterreich und Preußen geführt. Frankreich, welchem in Folge dessen nur die Wahl zwischen Krieg und Verzicht auf seine Ansprüche gelassen war, hatte sich zu letzterm entschlossen, befand sich aber seit jenem Zeitpunkte fortwährend in einer sehr gereizten Stimmung gegen die zur Quadrupelallianz verbündeten Mächte, namentlich gegen England, das, wie es bei der ägyptischen Angelegenheit am meisten interessirt war, auch die Velleitäten Frankreichs am energischsten bekämpft hatte.

Wie stark diese Gereiztheit noch im Jahre 1842 war, davon erzählt Martin ein sehr ergötzliches Beispiel. Als die Königin im Frühlinge des genannten Jahres einen Bal costumé in Buckingham Palace zu geben beabsichtigte, auf welchem unter anderm auch Frankreich, Spanien und Italien zur Zeit Eduards III. und der Königin Philippa in einem Zuge figuriren sollten, meldete der König von Belgien nach London, am französischen Hofe habe das Gerücht, daß auf dem Bal costumé in jenem Zuge „König Johann von Frankreich als Gefangener in Ketten figuriren solle", große Aufregung hervorgerufen. Das Gerücht von dieser Meldung des Königs von Belgien war vermuthlich die Veranlassung zu einem am Tage vor dem Balle im „Morning Chronicle" erschienenen, angeblich „per Expressen" gemeldeten scherzhaften Bericht über eine Debatte in der französischen Deputirtenkammer. Dieselbe begann mit einer Interpellation des Herrn Berryer des Inhalts: „ob es wahr sei, daß der französische Gesandte zu dem Bal masqué eingeladen sei, welcher von den übermüthigen Nachkommen der Plantagenets zu dem Zwecke gegeben werden solle, die lange begrabenen Empfindlichkeiten Frankreichs über die unglücklichen Schlachten von Cressy und Poitiers und den Verlust von Calais wieder zu erwecken". Berryer habe seiner Interpellation eine leidenschaftliche Apostrophe folgen lassen, in welcher er ausgerufen habe: „die französischen Kanonen müßten den Tänzern von St. James an den Ufern des Rheines aufspielen". Lamartine und de Tocqueville folgten mit ähnlichen Ausfällen und Guizot schloß die Debatte mit der feierlichen Erklärung, daß Lord Aberdeen die befriedigendsten Versicherungen ertheilt habe: „die Königin von England wolle ihr Volk durch eine Reihe von archäologischen Vorstellungen bilden; um aber den Empfindlichkeiten Frankreichs Rechnung zu tragen, werde der französische Gesandte in London, Herr St. Aulaire, auf dem Balle die Jungfrau von Orleans vorstellen". Selbst dieser handgreifliche Scherz reichte nicht hin, die ernsthaften Engländer über den spaßhaften Charakter des Artikels aufzuklären. Die Sache wurde in den Clubs ernsthaft verhandelt und ein Mitglied des Cabinets, Sir J. Graham, stürzte gar, mit der Zeitung in der Hand, in Sir Robert Peels Zimmer in Whitehall Gardens und rief: „Da ist in Frankreich der Teufel los wegen dieses dummen Balles!"

Dieser Stimmung gegenüber hatte die Königin Victoria schon lange den Wunsch gehegt, ihren seit Jahren bestehenden, durch vielfache verwandtschaftliche Bande hervorgerufenen herzlichen Beziehungen zu dem Könige Louis Philipp ein neues Siegel aufzudrücken. Zu diesem Zwecke beschloß sie, im August 1843 mit Prinz Albert dem Könige Louis Philipp und seiner Familie auf Schloß Eu, einer Privatbesitzung des Königs in der Nähe von Tréport, das von Southampton aus in wenigen Stunden zu erreichen war, einen Besuch abzustatten und schiffte sich am 28. August auf ihrer neugebauten Yacht „Victoria und Albert" ein. Am 2. September trafen die englischen Gäste in Tréport ein und wurden von Louis Philipp auf's herzlichste empfangen und auf's Schloß geführt, wo die Königin Marie Amelie, die Königin von Belgien, die unglückliche Herzogin Helene von Orleans und die übrigen Prinzessinnen sie erwarteten. Der ganze Besuch, der bis zum 7. September dauerte, hatte nach der eigenen Schilderung der Königin in ihrem Tagebuche den Charakter einer gemüthlichen Familienvereinigung, welcher politische Verhandlungen mit einer einzigen Ausnahme völlig fremd blieben. Nur einmal gab der König in einer Unterhaltung mit der Königin Victoria dem Prinzen

*) Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar. Zusammengestellt von Ernst Freiherrn von Stockmar. Braunschweig 1872. S. 98 f.

Digitized by Google

Albert und Lord Aberdeen freiwillig die Erklärung ab, daß ihm die Absicht, einen seiner Söhne zum Gemahl der Königin von Spanien zu machen, durchaus fern liege — eine Erklärung, welche Louis Philipp auch später standhaft aufrecht erhielt, während die Engländer ihr ebenso standhaft den Glauben versagten.

Im Uebrigen verfloß der Besuch in der gemüthlichsten Weise ohne alles officielle Gepränge. Familiendiners wechselten mit Spaziergängen, Ausfahrten, Fêtes champêtres, Concerten und Theatervorstellungen im Schlosse und ähnlichem ab. Louis Philipp sprach der Königin unaufhörlich seine große Freude über ihren Besuch aus und diese Freude war völlig berechtigt; denn die bloße Thatsache des ohne bestimmte politische Zwecke unternommenen Besuchs war für das gute Einvernehmen der beiden Nationen von der besten Wirkung. Die Franzosen fühlten sich geschmeichelt und waren versöhnt. Eben deshalb aber wurde dieser Besuch von den Ostmächten und namentlich von Kaiser Nikolaus, dem ein gutes Verhältniß zwischen England und Frankreich durchaus nicht in seine orientalischen Pläne paßte und der überdies Louis Philipp als Usurpator und Verletzer des Legitimitätsprincips haßte, mit scheelen Augen angesehen.

Die Wirkung des Besuchs sowohl auf die Franzosen und Engländer als auf die übrigen Mächte spiegelt sich in der anschaulichsten Weise in dem folgenden, für die gesammte damalige Weltlage in ihrem Gegensatze zu der heutigen sehr bezeichnenden, bisher ungedruckten Briefwechsel zwischen dem Prinzen Albert und dem Baron Stockmar, den wir hier im Wortlaute des Originals wiederzugeben im Stande sind:

„Brighton, 10. Sept. 1843.

Bester Stockmar!

Endlich komme ich dazu, Ihnen ein Paar Zeilen zu schreiben. Unsere Expedition ist außerordentlich gut abgelaufen. Von dem im Monat Juli ausgeheckten Plane sind wir in nichts abgewichen und haben alle Bewegungen bis auf die Minute eingehalten. Der Himmel begünstigte uns mit dem herrlichsten Wetter und auch nicht die geringste Kleinigkeit ist vorgefallen, die uns hätte unangenehm berühren können. Die englische Küste ist wundervoll, besonders Torquay, Dartmouth und Plymouth, und der Aufenthalt in Eu höchst interessant und angenehm. Der alte König war im dritten Himmel vor Entzücken und die ganze Familie empfing uns mit einer Herzlichkeit, ich möchte sagen Liebe, welche wirklich rührend war. Victoria war sehr von der Neuheit der Scene frappirt und ist wehmüthig, daß es vorüber ist. Joinville begleitete uns hierher zurück und blieb zwei Nächte hier. Er hat mir, wie selten ein junger Mann, gefallen. Außerordentlich rechtdenkend, gerade, ehrlich, gescheidt und liebenswürdig, aber sehr taub . . . .

Alle Franzosen trugen den Ausdruck hoher Satisfaction auf dem Gesichte und waren unermüdlich in Höflichkeit gegen uns, bis herab zu unserer Dienerschaft. Der Effect, den die Reise hervorgebracht hat, ist gut. Die Franzosen waren geschmeichelt und erfreut, und bedauerten nur uns nicht in Paris zu sehen, wo sich großer Enthusiasmus gezeigt haben soll. Hier ist das Publicum mit der Reise sehr zufrieden. Sechs Newspaper-Reporters waren in Eu, die auch jedes, das Geringste der Details berichteten. Lord Brougham schrieb mir gestern, um mir und Victoria zu gratuliren „on the admirable effects produced by the late excursion to France and on the sure tendency of this wise measure to create the best feelings between the two nations". Ich glaube auch, daß dies der Fall sein wird. Aberdeen war mit Allem sehr zufrieden und gefiel sehr. Er und Liverpool waren unsere Gesellschafter auf der Yacht. Nur die Gesandten der nordischen Mächte speien Feuer, was höchst unverständig ist; denn will man keinen Krieg machen und muß doch beständig mit Frankreich verkehren, so ist nichts gefährlicher und dem Verkehre nachtheiliger als das französische Publicum in einem Zustande wahnsinniger Gereiztheit zu lassen, in welcher auch gar kein Geschäft mit einer Chance von Erfolg geführt werden kann. Der Kaiser von Rußland wird sich ärgern, doch das thut nichts.

Die Familie Louis Philipps fühlt sehr tief, daß sie von ganz Europa und allen Höfen wie aussätzig, verflucht oder aus der Gesellschaft souveräner Häuser ausgestoßen 13 Jahre hindurch behandelt worden und rechnet darum den Besuch des mächtigsten Souveräns sehr hoch an. Der König wiederholte mir dies öfters. Guizot und Aberdeen werden natürlich von beiden Seiten angeklagt, ihr Vaterland zu verrathen.

Politisches ist wenig vorgekommen, außer der Declaration Louis Philipps an Aberdeen, daß er seinen Sohn nicht nach Spanien geben werde, auch wenn er verlangt würde, und Aberdeens Antwort, daß außer einem seiner Söhne England jeder Prätendent recht sein würde, den Spanien wählen würde.

Albert".

Stockmar beantwortete den vorstehenden und einen andern (eine Reise der Königin Victoria nach Belgien betreffenden, für den Gegenstand unserer Betrachtung nicht weiter interessanten) Brief des Prinzen Albert im Beginn des Jahres 1844 von Coburg aus, wie folgt: „Der in wenigen Tagen stattfindende Anfang des Parlaments führt mich auf die Politik. . . .

Die jüngsten Ausflüge nach Drayton, Birmingham ꝛc. haben sich auf die schönste und nützlichste Weise mit dem ersten über das Meer in Eines zusammengezogen, und ich darf Ihnen zu den Resultaten sämmtlicher Excursionen mit vollem Rechte Glück wünschen. Das bedeutendste dieser Resultate scheint mir das folgende gewesen zu sein, weswegen ich mir erlauben will, es der Betrachtung, Penetration, und richtigen Würdigung Ew. Königl. Hoheit besonders zu empfehlen.

Thiers' Windbeutelei hatte zur allerungelegensten Zeit das bestehende Vernehmen zwischen Frankreich und England gestört. Es war dabei einem großen Volke ergangen, wie es häufig einzelnen Personen ergeht, nämlich eine eingetretene Störung wurde durch wahrhaft kindisches Benehmen über andere Kleinigkeiten und an sich unbedeutende Mißverständnisse zu gefährlicher Höhe gesteigert, und die Franzosen und ihre damaligen Führer arbeiteten so der russischen, die Ruhe Europas gefährdenden Politik in die Hände. Alle, denen das wahre Interesse unseres Welttheils am Herzen lag, beklagten diese Ereignisse; niemand mehr als Ihr Herr Onkel in Brüssel. Meine damalige, oft wiederholte Bemerkung, — daß, wenn geringe Dinge Völker entzweien, ebenso geringe sie wieder zu versöhnen vermöchten, — wurde mit ungläubigem Kopfschütteln vernommen, und doch haben wir die Erfüllung meiner Ansicht erlebt. Wie wir alle und auf das genaueste wissen, so machte die Königin ihre Besuche in Frankreich und Belgien durchaus nicht in irgend einer politischen Absicht. Desto besser für die Königin und für England und noch besser für die Franzosen und für Frankreich, denn nur aus der politischen Absichtslosigkeit konnte ein so erwünschtes Resultat hervorgehen. Und wie kam denn dieses zu Stande und was ist es? Der freundlich freiwillige Besuch der Königin schmeichelte der nationalen Eitelkeit der Franzosen nicht wenig und stimmte, was auch unsere Gegner sagen mögen, die gereizte Empfindlichkeit um. Den vernünftigen und wohlmeinenden unter den Franzosen war etwas unerwartet Erwünschtes geschehen, der leichtsinnigen, die Irritation gegen England aus Mode mitmachenden Menge etwas Angenehmes, den wirklich politischen Gegnern Englands etwas Höfliches, dessen selbst der abgeneigte Franzose sich nicht gänzlich erwehrt.

Welche Rückwirkung mußte aber nothwendig von diesen Effecten auf das französische Volk, auf Louis Philipp und seine Minister erfolgen? Es mußte beiden, wenn sie es dazu benutzen wollten, die Gelegenheit geben, die richtige Stellung ihrem Volke und England gegenüber wieder einnehmen zu können, welche sie durch Thiers' Fanfaronnaden verloren hatten. Ob das Mögliche im ganzen Sinne errungen worden, kann ich von hier aus nicht beurtheilen, doch sieht es mir aus,

Digitized by Google

als sei Bedeutendes bereits erlangt, und als hänge es jetzt nur noch von dem geschickten gegenseitigen Benehmen der französischen, sowie der englischen Minister ab, diesen „Godsend“ auf das ergiebigste auszubeuten.

Und nun zur persönlichen Anwendung dieses Ereignisses auf E. K. H. selbst, damit ich keine Gelegenheit versäume, meinen Lieblingsgrundsatz zu üben — der Mensch müsse sich den ganzen Betrag seiner Handlungen stets zum vollen Bewußtsein zu bringen suchen. Ohne E. K. H. würde der Gedanke dieser Unternehmung nicht zur Ausführung gekommen sein, ohne Sie wäre eine so gelungene unmöglich gewesen. Nehmen Sie daher den Ihnen gehörigen Theil davon und legen Sie ihn in den Kasten, in welchem Sie die Errungenschaft Ihrer politischen Wirksamkeit aufzubewahren gedenken. Oft habe ich Ihnen angedeutet, welchen großen Einfluß Sie in Ihrer Stellung auf das Wohl und Wehe Europas üben können; die erste Gelegenheit dazu war Ihnen gegeben; geschickt und glücklich haben Sie sie benutzt, der Erfolg steht vor uns, nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch dazu freundlich auf“. (Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Gespräch, das fast zur Biographie wird.

Von **Adolf Wilbrandt** und ....

Und warum sträubst Du Dich eigentlich, Deinen Lebenslauf für die „Gegenwart“ zu beschreiben? —

Wir standen in meinem Zimmer am Fenster und sahen über die Stadt hinweg auf die Wiener Waldberge. Nach dieser Frage blickte ich meinem Freund in's Gesicht, antwortete aber nichts.

Ich glaube, so blieb es eine Weile. Endlich ging er durch's Zimmer, stellte sich an den kühlen Ofen (zu allen Jahreszeiten liebt er diese Stellung), und sich sanft an ihm reibend wiederholte er: Und warum sträubst Du Dich eigentlich, Deinen Lebenslauf für die „Gegenwart“ zu beschreiben?

Ich (am Fenster). Mir däucht, ich hätte Dir das schon einmal gesagt.

Er. Ja, im Frühling. Ich fand Dich damals thöricht, lieber Freund.

Ich. So wirst Du mich jetzt, im Herbst, nicht viel weiser finden.

Er. Aber Dich widerlegen.

Ich. Ich glaube nicht. Was willst Du? (Ich ging auf den Ofen zu, warf mich in einen Lehnstuhl, und fuhr fort:) Mein Lebenslauf, das soll doch wohl heißen: meine Entwickelung. Was soll ich der Welt davon sagen? Jetzt? so früh? Lieber Freund, — Du weißt mehr von mir als die Andern; ich mehr als Du. Ungedrucktes; Ungeschriebenes. Stumme Entwürfe, unsichtbare Ziele. Was der „freundliche Leser“ von mir kennt, ist, wie ich denke, wie ich mir einbilde, nur der halbe Weg; nur der geringere Theil. Soll ich ihm sagen, was ich zu werden hoffe? Sinnloser Gedanke. Soll ich ihm sagen, was ich geworden bin? Ich bin noch nicht geworden. Kurz, ich bin noch zu jung. Gegen diesen Zustand gibt es nur ein einziges, doch ein sicheres Mittel; laß mich davon Gebrauch machen — und jetzt laß mich gehn.

Er. Ich bitte Dich, gib mir eine Cigarre.

Ich. Hier.

Er (zündete sie an, that stumm einige Züge; dann sagte er mit seinem stillen, bedächtigen Humor). Nimm mir nicht übel, wenn ich Dich einen Augenblick mit dieser Cigarre vergleiche. Ich glaube, sie ist gut; wie sie in der zweiten Hälfte sich bewähren wird, weiß ich freilich noch nicht. Wolltest Du mir deshalb nicht sagen, was Du bis jetzt von ihr weißt? Daß sie diese Firma, diesen Namen hat? Daß ihr Tabak da und da gebaut, da und da bearbeitet, so und so gekauft ist? Muß ich warten, bis ich ihr die letzte Entwicklungs-Asche weggeblasen habe? Wenn ich, das Publicum dieser Cigarre, jetzt zu wissen wünsche,

„Wer, weß Volkes sie ist, und wo von Welchen geboren?
Und in welcherlei Schiff sie kam“ —

Ich. Ein wunderbares Gleichniß! — — Gut. Ich werde also den Lesern der „Gegenwart“ sagen: „ich bin Protestant; am 24. August 1837 kam ich in der mecklenburgischen Seestadt Rostock zur Welt; mein Vater war Professor der Aesthetik und Literatur an der Universität, meine Mutter hat ihm außer mir noch fünf Söhne und drei Töchter geboren; in Rostock bin ich aufgewachsen, in Berlin und München hab' ich meine akademischen Studien vollendet, in Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich ein Stück Welt gesehen; aus Pietät ward ich Jurist, aus Neigung Historiker, aus Patriotismus Journalist, aus Naturtrieb Poet; und nun sitze ich hier in Wien, mit Weib und Kind, und suche das zu werden, was in mir ist“. — Nun? Was fehlt dieser Antwort auf Deine Frage? Nichts. Was sagt sie Dir? Nichts. Soll ich sie einschicken? Gut; ich will es thun.

Er. Warte noch ein wenig. Das wäre freilich nicht viel! — Du weißt, ich hasse die Selbstbespiegelung, die Selbstbegackelung ungefähr wie Du; aber dem Publicum, dem Du ein Buch nach dem andern schreibst, auch von Deiner inneren Geschichte ein wenig Rechenschaft zu geben, scheint mir weder unwürdig, noch so gar verfrüht. Lieber Freund, Du „wirst“ nun doch schon seit achtunddreißig Jahren —

(Er sagte es nicht ohne Bosheit, dieses „seit achtunddreißig Jahren“; er lächelte, ich sah es.)

Ich. Nun ja! Da ist noch Eins. Gesetzt, einem Theil der Leser wäre mit meiner „inneren Geschichte“ gedient; gesetzt, ich hätte die Gabe, sie zu erzählen: könnt' ich sie erzählen? Ist nicht alles Innerlichste, Wichtigste, Beste unseres Lebens Geheimniß für die Welt? Wie Thau und Sonnenschein fallen stille Schicksale, zarte Neigungen, tiefe Leidenschaften in unsere wachsende Seele; nähren, formen, entfalten sie; führen sie hierhin und dorthin. Könnt' ich davon reden? Was am tiefsten wirkte, flieht auch in's Tiefste, will nicht an den Tag. Wie Vieles verschweig ich auch Dir! Vielleicht schon darum, weil's unaussprechlich ist. Und selbst die Eltern! Ursprung und Erziehung! — Unermeßbar ist's, was ich meinem Vater verdanke; seinem gefüllten Geist, seinem feurigen Temperament, seiner reinen, glückseligen Idealität, seiner Blutsverwandtschaft zu Allem, was groß und was menschlich ist; — und doch, indem ich ihn von Herzen preisen möchte — er selber hört es nicht mehr —, so sagt mir ein Gefühl: wenn Du ihn rühmst, rühmst Du nicht ein wenig Dich selbst? Bist Du nicht Blut von seinem Blut? — Er hatte eine Frau, die dazu geschaffen war, ihm gesunde, glückliche Kinder aufziehen zu helfen, ihnen denselben Enthusiasmus des Herzens einzuflößen, der sie beide beseelte; Liebe und Eintracht aller ihrer Kinder danken ihr noch heute dafür, hoffen noch lange in dem Sonnenschein ihrer Liebe zu leben; — nun, Du kennst sie, Freund; — soll ich den Menschen schildern, wie glücklich diese Frau mein junges Leben gemacht hat? Es würde mir nicht auf's Papier wollen; sie und ich, wir sind zu nahe verwandt. Lieber Freund! Ziehe dies alles ab, das sich ganz oder halb verschweigt; was bleibt noch übrig? Einige Bilder von Stadt, Land und Meer, die sich mir eingeprägt, einige Wissenschaften, die mir lebendig geworden, einige Menschen, die auf mich gewirkt, — und einige Bücher, die ich geschrieben und gedruckt habe, und die zu lesen Jedermann erlaubt ist.

Er. Hm! Allerdings! (Er hatte wieder sein verwünschtes Lächeln.) Man sagt sogar, daß Einige von dieser Erlaubniß

Digitized by Google

Gebrauch machen! — — Also genug davon. Geben wir's auf. Keine Biographie. (Er qualmte stark; obwohl er weiß, daß ich ihm dies als ein Symptom niedriger Gesinnung vorwerfe.) Uebrigens, merkwürdig ist's, wie wenig ich selbst von Dir weiß; von Deinem Lebenslauf, mein' ich. Hast Du früh zu „dichten" angefangen, oder nicht?

Ich. Warum fragst Du das?

Er. Nun, weil's mich interessirt. Zwar —, 's liegt wenig daran.

Ich. Das mein' ich auch. Die Logik des Lebens ist oft wunderbar! Ich war fünfunddreißig Jahre alt, als mein erstes Trauerspiel über die Bretter ging; und doch hab' ich schon mit zwölf Jahren Trauerspiele geschrieben. Sechsunddreißig war ich alt, als ich „Gedichte" herausgab; und doch gibt es noch ein kleines Heft mit sinnverwirrenden Zeichnungen und streckversigen Gedichten, die ich als Sechsjähriger meinem Vater zum Geburtstag bescheerte. Meine ganze Knabenzeit hindurch fand ich es so selbstverständlich, daß ich dichte und zum Dichter mich ausbilde, wie etwa ein Kronprinz sich auf den Regenten vorbereitet. Und wie lange Jahre legten sich dann zwischen mich und diesen Beruf! — Mit Puppen Theater spielen, Menschen spielen sehen, war mir die höchste Wirklichkeit des Lebens. Beim Anblick einer jugendlichen Schauspielerin erzitterte mir allemal das Herz; sie waren mir höhere Wesen, für die diese Knabenbrust „Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn" fühlte —

Er (schon wieder lächelnd). Nun, dieser Instinct hat sich ja wohl bewährt. Fräulein Auguste Baudius ward ja wohl Deine Frau.

Ich. Es ist nicht zu leugnen.

Er. Und was das Andre betrifft — — Warum ward der sechsjährige Hauspoet dann so spät ein Dichter für die Welt?

Ich. Warum fragst Du das?

Er. Nun, weil's mich interessirt.

Ich. Mein Lieber, Du siehst so aus, als wolltest Du mir die Seele aus dem Leibe fragen. Willst Du dieses unser Gespräch etwa drucken lassen?

Er. Ich? Welch ein Gedanke! Welch ein Argwohn. Ich frage nur so.

Ich. Warum ich dann so spät —?

Er. Ja.

Ich. Lieber Freund, wer kann da sagen: „ich weiß es"! — Vielleicht, weil mein Bildungsgang mir (wie so Vielen) das naive, traumhafte Verhältniß zur Wirklichkeit nahm, das den Künstler bei und in sich selber erhält; vielleicht, weil ich ein Mecklenburger bin und wir langsam reifen; vielleicht, weil dieses übermächtige Verlangen in mir war, die Welt von vielen Seiten und auf vielen Wegen zu erfassen. Als ich, zwischen achtzehn und neunzehn Jahren, zur Universität kam, war ich schon unterwegs, diese geistige Odyssee zu erleben. Ich studirte Sprachen und Literaturen vom Morgen bis zur Nacht; ich warf mich, meinem Vater zu Liebe, auf die Jurisprudenz; — wie sonderbar ist mir jetzt zu Muth, wenn ich mich erinnere, daß ich die „Institutionen des römischen Rechts" einst wirklich auswendig gewußt habe! Ich brütete dann in Berlin über der Hegel'schen Philosophie, ward „Aegyptolog" unter Lepsius, und, als Friedrich Eggers' Freund, in Franz Kuglers Haus Jünger der Kunstgeschichte. Ich trat in München in Sybels historisches Seminar, und gewann mir — lache nicht, daß ich Dir das sage — gewann mir mit einer Schrift über „Gottfried Hagens Reimchronik" den Preis; ich habe unter Friedrich Eggers' Schild und Namen die Redaction des „Deutschen Kunstblatts" geführt; ich, der Fant! kaum einundzwanzig alt. Dann farcirten wir vollends das Gehirn mit buntscheckiger Wissenschaft und klebten ihm den Titel auf: „Doctor der Philosophie" —

Er. Ich weiß: als einer der Herren Examinatoren Dich fragte, wie viel Verse Hans Sachs in seinem Leben gemacht habe; und Du Ungeheuer hast es nicht gewußt.

Ich. Ich Ungeheuer hab' es nicht gewußt! — Dann kam die politische Zeit. Seit 1848, da ich als Elfjähriger die bluttriefenden Zeitungen verschlang und mich zum „blutrothen Republicaner" bekannte, Kossuth und Kinkel und den Volkskrieg in thronunterwühlenden Gesängen verherrlichte, war ich, eines begeisterten Politikers Sohn, in Vaterlands- und Freiheitsgefühlen aufgewachsen; seit 1853, als der nichtswürdige „Berlin-Rostocker-Hochverrathsproceß" uns den Vater in zweijährige Untersuchungshaft hinwegriß, bis man ihn endlich entlassen und „ab instantia absolviren" mußte, — seitdem hatte ich tiefer, bitterer gefühlt, was es heißt, ohne Freiheit und ohne Vaterland leben. Nun begann mit 1859 eine neue Zeit; die deutschen Hoffnungen sprangen wieder in den Sattel, ich verlor die Ruhe. Dem mecklenburgischen Soldatenrock war ich durch Freiloosung entgangen; dem Dienst des Vaterlandes glaubte ich mich schuldig. Als die in München lebenden Patrioten — mit Gleichgesinnten draußen — die „Süddeutsche Zeitung" gründeten und zu meiner Ueberraschung mich, den Zweiundzwanzigjährigen, dazu warben, warf ich meine neuen poetischen Versuche bei Seite und legte mir selber eine freiwillige zweijährige Dienstzeit auf; die Feder statt der Muskete. Damals schien es mir sehr viel nöthiger und würdiger, meine Jugendkraft der Wiederaufrichtung Deutschlands zu opfern als still für mich „zu singen und zu sagen"; ich fühlte mehr wie Heinrich Percy als wie „einer von den Vers-Balladen-Krämern", die er verachtet. Lieber Freund um Goldeslohn haben wir's nicht gethan! Karl Brater, der Chefredacteur, rastlos thätig vom Morgen bis zur Nacht, nahm nur gerade so viel, um sich und die Seinen in wahrhaft spartanischer Einfachheit zu ernähren; ich selber, rastlos von Natur, hier zu einer Gründung aus den rohesten Anfängen gesellt, Uebersetzer, Corrector, Kritiker, Theaterreferent, Feuilletonist, Leitartikler, politischer Redacteur, Ueberwacher der Druckerei, oft Chef und Alles zugleich, — ich habe für 900 Gulden (süddeutscher Währung) „gedient". O Dienstzeit! O Dienstzeit! Dich vergeß' ich nie. An dir ermeß' ich noch heute meine Freiheit, mein Glück. Thätig war ich, wie nie zuvor, noch nachher; und wohl ist Thätigkeit Glück; doch zu dieser war ich nicht geschaffen. Je mehr mir Alles gelang, je leichter ich mich von Sattel in Sattel warf, desto heftiger, nagender, unerträglicher ward in mir der Widerwille gegen diesen Beruf. Andre mag Alles an ihm erfreuen; bei edler Gesinnung des Unternehmens ist er eines tüchtigen Mannes werth; mir war dies ewige Einerlei des ewigen Wechsels, dies ruhelose Leben von und für den Tag zuletzt wie ein dauernder Selbstmord an Seele und Leib. Wie ich gelitten habe, kann ich Dir nicht sagen! Ich hatte mich nicht rechtlich, doch moralisch auf zwei Jahre verpflichtet; das erste verrauschte, doch unermeßlich dehnte sich das zweite, schlich und schlich — — Verzeih! Ich merke, ich dehne mich selbst. Ich vertiefe mich. Es geht mir zuweilen so mit diesem „zweiten Jahr": denn seiner Arbeitslast und seiner Seelenpein hab' ich's mit zu danken, daß ich hernach auf lange Jahre mein goldenes Gut, meine Gesundheit, verlor.

Er. Vielleicht.

Ich. Gewiß.

Er. Haß' es darum nicht. Ist der Mensch nur dazu auf der Welt, Ein Talent zu üben? oder glücklich zu sein? Wenn Du in diesen politischen Dienstjahren viel gelernt, wenn Du Dich als Charakter geprüft hast —

Ich. Mein Guter, wem sagst Du das? Ich hasse sie nicht. Doch machen wir ein Ende; wir erzählen uns ja meine ganze Biographie. Reden wir von Deinem Vorhaben; gehen wir spazieren; oder was Du willst.

Er (lächelnd). Oder was ich will! — Gut — — Gib mir noch eine Cigarre.

Ich. Hier. Und dann?

Er (rauchend). Ah! Eine andre Sorte! — Etwas feiner, wie mir scheint; und mehr abgelagert. Ich glaube, Du gingst dann von München nach Berlin, und schriebst Dein düsteres Buch über „Heinrich von Kleist".

Digitized by Google

Ich. Allerdings, so that ich; und auf diesem Umweg kam ich zu meiner Muse zurück — — Doch was willst Du. Wir wollten ja von etwas Anderem sprechen. Lassen wir mich in Berlin, und sag' mir, auf wie lange Du nach Egypten willst, und warum?

Er. Weil ich mich in eine Tochter des Khedive verliebt habe — — Uebrigens, wer sagte mir doch neulich auf der Straße, Dein Roman „Geister und Menschen", den Du nach dem Kleist-Buch geschrieben, sei Dein bestes Werk?

Ich. Ein einfältiger Mensch! (Ich muß gestehen, ich ereiferte mich ein wenig.) Das ist eine Infamie! Dieser Roman ist so schlecht, wie man ihn wünschen kann; unerträglich „vielseitig", grausam, überladen, überreizt und zuletzt übergeschnappt; — ein wundervoll mißrathenes Buch.

Er. Mit welchem Genuß Du das sagst! — So hättest Du ihn vielleicht gar nicht schreiben sollen.

Ich. Lieber Freund, wer hat ihn geschrieben? Ein mit Politik überfüllter Jüngling, der die vaterländische Schmach nicht mehr ertrug, der über das schleswig-holstein'sche Elend Thränen der Wuth geweint hat; — ich glaube, ihr Menschen von heute, ihr versteht das nicht mehr. Wer hat ihn geschrieben? Ein Mensch, der leider nicht wußte, daß auch der Gesundeste nur ein gemessenes Maß von Arbeit, Aufregung, Uebermuth und Selbstmißhandlung erträgt; der so lange sich zu vergeuden fortfuhr, bis die heimlich wachsende, schleichende, saugende Nervenerkrankung sich zunächst im Geistigen, in diesem Roman entlud. Als ich seinen Schluß, den dritten Band, schrieb, war ich aus München, aus den Armen der Freundschaft, der Ruhe, des Glücks, nach Frankfurt am Main geflohn, um noch einmal „deutsche Pflicht, deutschen Dienst zu thun": Schleswig-Holsteins Befreiung schien zu tagen, man schrieb Januar 1864, der neue „Herzog" saß in Kiel, als Freiwillige gegen Dänemark zu kämpfen ward uns nicht vergönnt: so folgte ich Braters Ruf, um für den „Sechsunddreißiger-Ausschuß" des Abgeordnetentages wenigstens mit der Feder zu wirken. Frankfurter Patrioten hatten uns ein Haus in der Großen Gallusgasse, das für den Abbruch bestimmt und menschenleer war, zur Verfügung gestellt; Brater wohnte mit seiner Frau im Vorder-, ich im Hinterhaus. In dieser langen Reihe öder Räume, Nachts von Fledermäusen geweckt, durch die phantastische Unheimlichkeit des Ganzen in meinem überhitzten Nervenleben nur noch mehr verwildernd, schrieb ich heute eine volksthümliche Flugschrift „für Schleswig-Holstein" (die in weit über hunderttausend Exemplaren verbreitet ward), morgen am Roman, übermorgen früh an einer „autographischen Correspondenz" für die patriotischen Zeitungen, übermorgen Abend am Roman, und so fort und fort; bis ich Nachts nicht mehr schlief, bis ich aus halbem Schlummer zu sinnverwirrenden Hallucinationen erwachte, bis mir vor der öden Stille, vor gestorbenen Freunden, vor mir selber graute, — bis ich vor Brater hintrat und ihm sagte: „Mein Roman ist zu Ende, und ich auch; gib mich wieder her, ich halt's nicht mehr aus".

Er (ging umher, qualmte wieder stark). Fledermäuse! Hallucinationen! — Jetzt gehe ich hin und lese Deinen Roman.

Ich. So wird's Dir an Aufregung nicht fehlen; doch dieser „anbetende Knabe" auf dem Ofen ist mein Zeuge: ich habe Dich gewarnt! — — Werden wir jetzt gehn?

Er. Ja; wenn Du willst. Und dann brach in Italien Deine Nervenkrankheit aus und Du wolltest Dich umbringen.

Ich. Mich umbringen! — Nein! Das habe ich nie gewollt. (Ich mußte lächeln.) Nicht viele Menschen leben so gern wie ich. Im großen Stil für etwas Großes sterben — ah, das wäre; — im Uebrigen kann ich Dir nicht sagen, wie sehr ich das Sein dem Nichtsein vorziehe, so genial unvollkommen es ist. Wenn mir in jenen Zeiten die Unfähigkeit, zu schlafen, zu schreiben, zu lesen, irgend etwas zu thun, wenn das beklemmende Gefühl meines leidenden Nichts mir zuweilen wie eine Sturzwelle über dem Kopf zusammenschlug, so dachte ich wohl: davonzugehen steht dir ja frei; — doch mehr als ein flüchtiger Gedanke war es nie; gleich hinter ihm rührte sich der stille, flüsternde Glaube, mir sei noch bestimmt, zu schaffen und zu „werden". Und wenn Du wüßtest, wie gut man mit mir umging; mit wie brüderlicher Freundschaft Paul Heyse, Hans Kugler, mit wie unsäglicher Güte und Geduld Kuglers Mutter mir genesen half! Nie, nicht am übermüthigsten Tag des Glücks, will ich das vergessen. Dann aber, lieber Freund, — ich bin Mecklenburger; uns verläßt der Humor nicht. Der Sonnenschein des Spaßes folgt auf jede, auch die längste Nacht tragischer Gefühle. Damals begann ich auch, im Studium der Natur und ihrer Wissenschaften ein Glück zu finden, das ich in meiner ideologischen Jugend nicht gekannt hatte; das mich oft trunken machte, das mir nun, so lang' ich lebe und gedeihe, nicht wieder absterben kann. Du weißt, wie unermeßlich dieses Erntefeld des Glücks ist, und wie viel Neues alljährlich auf ihm wächst und uns wachsen macht! Ich will Dir nur noch Eines sagen, und dann laß uns gehn (und ich nahm meinen Stock): ich habe nach schmachvollem Elend die Wiederaufrichtung, die Glorie, die freiheitlich vernünftige Entwicklung des Deutschen Reiches erlebt; ich erlebe Darwin, Haeckel, Hunderte von begabten, thätigen Ergründern der Natur; täglich wird die Erde mehr des Menschen, nie war er eine so geniale Ameise wie jetzt: — es ist eine glückliche Zeit, und ich bin ein glücklicher Mensch.

Er. Amen! (Er hatte wieder sein altes Lächeln.) Und dann haben wir ja auch wohl hier zu Hause noch drei Stationen des Glücks: das „Frauengemach", das Kindszimmer und dieses dramen-erzeugende, bücher-gebärende Stehpult.

Ich. Nun bei Gott, Du hast Recht.

Er. Und daß Du endlich die kleinen heiteren Schnurren aufgegeben hast und mehr und mehr im großen Stoff, im Stil, in der Tragödie lebst; was doch erst, sollt' ich meinen, wahres Glück ist.

Ich. Aufgegeben? Wer sagt Dir das? Ich habe nie etwas aufgegeben, oder angefangen; nicht mit Willkür, mein' ich, oder mit Berechnung; wie es mir kam, so hab' ich mich hingegeben: denn auch unser geistiges Schicksal machen wir nicht selbst. Schon als ich in Italien war — 1864 und 65 — hab' ich mein Gracchus-Trauerspiel, hab' ich „Arria und Messalina" concipirt; erst 1870 und 1872 wurden sie geschrieben. Warum? Weil ich als lange und langsam Genesender, als „chronischer Reconvalescent", diesen stärksten Kraftproben auswich; weil die wieder aufblühende Phantasie sich mit heilsamem Instinct für das Leichtere, Heitere, Versöhnende erwärmte. Das Erste war, daß ich wieder „schreiben" lernte: da hab' ich — eine alte Liebe — Sophokleische und Euripideische Tragödien für unsere Bühne bearbeitet; ein Unternehmen, das sich zumal für den „Oedipus" auf mancher Bühne bewährt hat — und das jetzt hier in Wien, in Donner und Mendelssohn hinein, mit so barbarischer Schuhflickerei mißbraucht ward. Dann übersetzte ich von Shakespeare „Coriolanus" und „Viel Lärmen um Nichts"; — dann kam mir endlich die Kraft, Novellen, Lustspiele, Schauspiele zu schreiben. Wie oft hab' ich's in diesen Zeiten gehört: „Das, das ist Dein Feld! Lustspiele! Heiteres! Humor!" Ich habe gelächelt, oder nicht gelächelt, jedenfalls geschwiegen, und sah still auf mein Ziel, das die Andern nicht sahen. Wer danach fragt, was die Menschen von ihm begehren, hat sich schon verloren; oder es war nichts zu verlieren. Hast du einen Weg, so geh' ihn; willst du Freies und Gutes schaffen, so werde zuvor so frei und so gut, wie du kannst; soll Großes aus dir hervorgehn, so komme Großes in dich. Und dann lerne deine Kunst und wisse, daß du nicht auslernst! — Das sind meine „Gebote"; nicht zehn, aber genug.

Er. Meinst Du? — Mir fehlt noch eins.

Ich. Und das heißt?

Er. Das heißt: „habe Erfolg". Sonst werden alle die andern miteinander Dich nicht glücklich machen.

Ich. Erfolg! Welchen meinst Du? Ich denke, es gibt ihrer zwei. Den des Tages und den der Zeit.

Digitized by Google

Er. Nun, da sollte man sagen, was Jener dem reichen Mann sagte, um dessen Tochter er warb und der ihn fragte: „Wen wollen Sie heirathen: meine Tochter oder mein Geld?“ Und der Jüngling antwortete aus vollem Herzen: „Beides, Beides, Herr Altschwager!“ — So sollte man Beides begehren: den Erfolg des Tages und den Erfolg der Zeit.

Ich. O ja; doch begehren ist gut, warten können ist besser! — Eines kann ich am jüngsten Tag von mir sagen: Herr, ich habe nie eine Hand oder die Zunge gerührt, um „Erfolg zu haben“; ich habe keine Hand, keine Zunge, keine Feder je für mich angestiftet oder aufgemuntert; und der Erfolg des Tages war mir nichts gegen den der Zeit. Lieber Freund! Wir beide sind hier allein; laß mich Dir sagen, wiewohl es sonderbar klingt: bei jeder Ablehnung eines meiner Stücke, bei jeder kritischen Anfeindung hatt' ich und hab' ich neben dem Mißgefühl auch einen geheimen Genuß. Ein Hinderniß mehr, das zu besiegen ist; das ich besiegen werde; das mir dereinst den Werth des Sieges erhöht. Eilt es denn? Warum? Diese Dichtungen haben oft lange in mir gelebt, ehe ich sie schrieb; lange im Pult gelegen, ehe ich sie an's Licht gab; so mögen sie denn auch noch lange im Lichte leben, ehe sie wirken. Oder kam eine todt zur Welt, — ich lebe noch, andere zu schaffen. Leben! Schaffen! Göttliche Worte; göttliches Gefühl. Poesie! Göttliche, beglückende, unbegreiflich beseligende Kunst! Ich bin — — Ich habe mich warm geredet; — und da stehst Du und lächelst. Wer hat mich so weit gebracht? Du; Du selbst; mit all diesem Fragen und Aufreizen —

Er. Und eben drum lächle ich. All dieses Fragen und Aufreizen war wohl nicht ganz umsonst und nicht ganz ohne Zweck —

Ich. Was meinst Du —?

Er. Leb wohl, Poet. Adieu.

Ich. Wo willst Du hin?

Er. Hinaus.

Ich. Wir wollten ja miteinander —

Er. Es geht nicht. Ich habe zu thun. Dieses ganze Gespräch hab' ich niederzuschreiben —

Ich. Was hast Du —?

Er. Dieses ganze Gespräch hab' ich niederzuschreiben, eh' es in mir kalt wird, und dann einzupacken, so wie es ist, und an Paul Lindau zu schicken; ich hab' es ihm versprochen.

Ich. Unsinn! Erfindung —

Er. Erfindung oder nicht; ich werde es thun. Du kennst mein gutes Gedächtniß; ich kenne Deinen Stil; ich werd' es in Deinem Namen schreiben, und, so viel ich kann, mit Deinen Worten. Gute Nacht, Poet! Du wolltest Deine Biographie nicht für die „Gegenwart“ schreiben; nun werde ich sie schreiben, und Du wirst sie lesen.

Ich. Das wirst Du nicht thun!

Er. Doch; das werde ich thun. Gib Dir keine Mühe. Grüß mir Weib und Kind! Gute Nacht!

Frohe Botschaft aus Emancipazien.

An's Licht gestellt

von

Johannes Scherr.

Die nachstehende, vor etlichen Tagen an mich gelangte — „Epistel der Doctorin Pimpernella Rothborst, Chefredactrice des „Amour libre“ zu Schwindelfingen in Emancipazien, an den Herausgeber von Jeremiä Sauerampfers Tagebuch“ — glaube ich von wegen der Wissenschaft, item auch von wegen der socialen Reform einem mehr oder weniger zu verehrenden Publicum nicht vorenthalten zu dürfen.

Schwindelfingen, Zuchtwahlmond neuen, September alten Stils, Jahr 30 nach Feist Löbs Geburt.

Aus der wolkenhohen Ueberlegenheit meiner Weltanschauung auf Sie, alter Philister, niederblickend, könnte es mein rothgefütterter Genius nicht der Mühe werth erachten, sich mit einem Reak Ihres Schlages zu befassen, falls es mich nicht so angenehm kitzelte, zu wissen, daß ich Ihnen mit meiner Mittheilung einen Possen spielen, mit meiner frohen Botschaft einen tüchtigen Aerger bereiten kann.

Sie, der Sie sich erfrecht haben, uns Sansculotten die höchste wissenschaftliche und künstlerische Befähigung, die schöpferische Genialität abzusprechen, — Sie, der Sie zu wiederholten Malen die antetertiärperiodische Behauptung, der rechte Wirkungskreis der Frau sei das Haus und die Familie, aufzustellen die Unverschämtheit hatten, — Sie, der Sie der Abgeschmacktheit sich unterwanden, bei jeder Gelegenheit nach Maßgabe Ihrer allerdings nur jämmerlichen Kräfte die „Menschwerdung“ des Weibes zu bekämpfen, — Sie, der Sie überhaupt unter den Gegnern der hohen, höheren und höchsten Sansculotterie voranzustehen die zeit- und modewidrige Dummheit verübten, Sie sollen durch die Wucht der ungeheuren Neuigkeit, welche ich Ihnen mitzutheilen eile, zermalmt werden, zu Müll zerrieben werden.

Sie haben die Möglichkeit einer absoluten Gleichheit der Menschen und Menschinnen geleugnet, vordarwinischer Finsterling Sie! Mit der ganzen Dreistigkeit der Unwissenheit haben Sie behauptet, daß es allzeit schöne und häßliche, gescheidte und dumme, fleißige und faule, ehrbare und lüderliche Menschen geben werde, weil die Ungleichheit ein Naturgesetz sei. Daraus zogen Sie, der Sie ja so weit hinter der Zeit zurückgeblieben, daß Sie als Patriot, sowie auch als Tadler der erlauchten, erleuchteten und erleuchtenden Commune-Mordbrenner sich zu bekennen unanständig genug sind, — ja, Sie zogen aus den erwähnten, auf Ihrer Unkenntniß der allermodernsten Biologie beruhenden Voraussetzungen den Schluß, das Problem einer unbedingten politischen und socialen Gleichheit der Menschen und Menschinnen oder vielmehr, richtiger gesprochen, der Menschinnen und Menschen, sei schlechthin unlösbar. (In Parenthese: Daß ich vollständig berechtigt bin, uns Menschinnen euch Menschen voranzustellen, wird hoffentlich auch einem so beschränkten Gehirn, wie Sie eins besitzen, aus dem Nachstehenden klar werden.)

Nun aber vernehmen Sie, erbebend in Ihrer unlösbaren Problematik vernichtendem Gefühle: — das Problem ist gelöst, die absolute natürliche und folglich auch die absolute politische und sociale Gleichheit ist gefunden! Durch eine Menschin, durch das menschgewordene Weib gefunden!!!

Wie wird Ihnen? Recht miserabel, hoff' ich.

Also hören Sie!

Wir haben hier in Emancipazien Ihnen und Ihresgleichen zum Trotz und namentlich auch dem alten dummen Kerl, dem sogenannten gesunden Menschenverstand zum Tort den reinen Vernunftstaat, den regierungslosen, familienlosen, geschlechtslosen, kirchen-, confessions- und religionslosen, kurz den staatlosen Staat hergestellt. Eingewindelt und eingewickelt in Ihre altmodischen Vorstellungen und Begriffe, d. h. Vorurtheile, werden Sie höhnisch etwas von Logik murmeln und den vorstehenden Satz als eine sogenannte contradictio in adiecto qualificiren. Als ob wir noch der Logik und ähnlichen alten Gerümpels bedürften, wir, deren Credo und Losung ist: „Kosmetische Republik, Menschenbruderschaft und Petrolseife!“ Wir Bürgerinnen und Bürger von Emancipazien, wir Priesterinnen und Priester der freien Liebe — Doch halt, da fällt mir ein, daß der gemischte Senat unserer Universität Schwindelfingen nach reiflicher Erwägung den Beschluß gefaßt und proclamirt hat, das romantische Wort Liebe vertrage sich schlechterdings nicht mehr mit den zeitgemäßen Forderungen der Wissenschaft und sei dasselbe in öffentlichen und privatlichen Actenstücken, in Grammatiken, Lexiken und Schulbüchern, sowie namentlich auch in sogenannten Liebesbriefen durch das Wort Zuchtwahl zu ersetzen. Demzufolge hab' ich denn auch, unter uns gesagt, gestern zwei Zuchtwahlbriefe geschrieben.....

Digitized by Google

Sie, mein Unlieber, sind natürlich zu bornirt, als daß Sie den Um-, Auf- und Durchriß unseres Staats- oder eigentlich Unstaatswesens, welchen ich entrollen könnte, zu verstehen und zu würdigen vermöchten. Ich will daher zur Hauptsache vorwärts eilen, d. h. Ihnen den großen Aergerschuß in's Gesicht feuern, und nur zuvor noch gelegentlich bemerken, daß wir in unserem humanitär-kosmopolakisch-anarchischen Staatsunwesen neben Dutzenden von anderen Problemen auch das einer menschenwürdigen sogenannten Strafjustiz glücklich gelöst haben. Da selbstverständlich das lächerliche Vorurtheil vom freien Willen und folglich auch das dito lächerliche von der Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit des Menschen bei uns zu Lande längst abgeschafft ist, so kennen wir kein Laster und kein Verbrechen, sondern nur zeitweilige individuelle Störungen der socialen Harmonie. Was kann ein Komet dafür, daß er unregelmäßige Bahnen wandelt? Was kann ein Mensch dafür, daß seine Natur ihn antreibt, zu stehlen, zu rauben, zu sengen, zu brennen, zu schänden, zu morden? Nichts. Sein Wille ist unfrei, seine Zurechnungsfähigkeit nichtig, seine Verantwortlichkeit Null. „Der Bien' muß." Wir haben daher gelernt, die sogenannten Verbrechen und Verbrecher nicht als solche, sondern vielmehr als schätzenswerthe Ausnahmen von der Regel, als interessante Abnormitäten anzusehen, welchen das nicht gemeine Verdienst zuerkannt werden muß, unsere reinstdemokratische Gesellschaft vor Verflachung, Uniformität und Langeweile zu bewahren.

Das große Princip unserer Nichtstrafrechtspflege ist, daß jeder von seinesgleichen gerichtet werden müsse: — der Dieb von Dieben, der Mörder von Mördern, die Giftmischerin von Giftmischerinnen, u. s. w. Diesem Grundsatze gemäß findet die Besetzung der Geschwornenbank statt. Ist das nicht ein Triumph der Socialwissenschaft? Wir haben es bereits dahin gebracht, daß es auch in Fällen, wo es sich um seltenere „Abnormitäten" handelt, nie an der hinlänglichen Zahl von competenten Geschwornen mangelt.

Erkennen Sie hieran, wie ungeheuer weit wir euch vorgeschritten sind? Wird doch, wie ich unlängst hörte, bei euch erst verschämt die Frage ventilirt, ob den noch schnöder Weise im Zuchthause logirten Herren Mördern und Compagnie nicht alljährlich eine Bad- oder sonstige Bummelreise zu gestatten sei. Schickt eure Lämmerschwänzchen von sentimentalen Juristen zu uns, damit sie sehen, wie herrlich weit man es in der Humanisirung der Rechtspflege bringen kann. Freilich könnte ein Philister Ihres Schlages behaupten, unsere humanisirte Justiz müßte mitunter ungemüthliche Folgen haben. Und es ist ja wahr, daß man hier bei uns zu Lande gar häufig gesund und munter zu Bette geht und todt, d. h. mit durchschnittenem Halse oder zerschmettertem Schädel, wieder aufsteht. Aber dieses und anderes Ungemüthliche hat nicht viel zu bedeuten, zumal in unserem durchweg auf die exacten Wissenschaften basirten Gemeinwesen das Gemüth und die Gemüthlichkeit als gänzlich vernutzte und überflüssige Möbel abgeschafft sind. Ueberhaupt, welches Vorurtheil wäre bei uns in Emancipazien nicht abgeschafft, welcher Standpunkt nicht überwunden! Wir sind bis zum innersten Kern der materialistischen Zwiebel vorgedrungen und haben dort die exacte Wahrheit gefunden, des Menschendaseins Sinn und Frommen sei der Genuß. Wir haben demnach das irdische „Jammerthal" in einen Lustberg umgewandelt, in einen richtigen Venusberg, und wehe dem getreuen Eckart, welcher sich unterstehen wollte, davor Wache zu halten.

Gibt Ihnen das einen gehörigen Stoß? Desto besser. Aber ich will Ihnen sofort beweisen, daß unsere materialistische Fassung und Führung des Lebens den menschheitlichen Entwicklungsproceß ganz anders vorwärts brachte und bringt als all der romantische Quark und Plunder, welchen man Idealismus zu nennen beliebt.

Also zur Sache.

Selbst einem Ignoranten, wie Sie einer sind, kann der Name meiner großen Freundin Zora Zitze nicht ganz unbekannt geblieben sein.

Bald wird dieser Name, im hellsten Brillantfeuer des Ruhmes strahlend, den Erdball um- und das Universum durchfliegen. Denn diese geniale, genialste Menschin hat nicht etwa nur ein neues Capitel im Weltgeschichtebuch aufgeschlagen, sondern mit ihr hebt vielmehr die Weltgeschichte erst recht an.

Zora Zitze war schon in Backfischjahren von einem Forschungseifer erfüllt, welcher sie antrieb, das Leben bis zu dessen untersten Hefen hinunter aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen zu lernen. Philister nannten das Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit, was doch in den Augen von uns Auserwählten nur edler Emancipationsdrang war. Nachdem meine unsterbliche Freundin unter der Protection von Donna Eugenia in Paris einen Cursus der höheren Hetärosophie durchgemacht hatte, erhielt sie den letzten Schliff bei den zwanglosen Symposien des Messias Feist Löb, der Gräfin Schmatzfeld und Consorten. So, emancipirt aus dem ff, kam sie hierher und habilitirte sich an unserer schwindelfinger Hochschule in der Facultät der „Belles lettres", wie wir sie verstehen. Rasch zu Ruf und Anerkennung gelangt, hat sie dann etliche Jahre lang die Professur der vergleichenden Medisance mit höchsten Ehren innegehabt. Allein ihr großer Geist — Verzeihung für das dumme, aftergläubische Wort! ich wollte sagen: ihre große Gehirnabsonderung.... Also Zoras kolossale Gedankensecretion überfluthete weit das Gebiet ihrer amtlichen Thätigkeit und wie zu unserer Zeit alle bedeutenderen Gei—, will sagen Gedankenabsonderungsorganbesitzer, wandte sich auch dieses entschieden Mensch gewordene Weib der Naturforschung zu. Der Tag, an welchem sie dieses that, wird im Kalender der Zukunft scharlachroth als der Zora-Zitze-Tag prangen.

Sie haben von „weiblichem Dilettantismus" zu reden gelegentlich sich unterstanden, Sie Unglücklicher? Nun wohlan, hören Sie, um zu verstummen, zu verstarren, zu versteinern! Zora, die Schöpferin des Zitzeismus, hat sich in eine Abgrundtiefe der Wissenschaft hinabgewühlt, welche auch nur entfernt zu ahnen kein behos'ter Zweifüßler kühn genug gewesen wäre. Sie begann damit, den Beweis zu liefern, daß sie im Stande sei, alle Specialisten zu überspecialisiren, indem sie ihr epochemachendes Werk „Resultate einer fünfjährigen mikroskopisch-anatomischen Untersuchung der Entwicklung der Flöhe" — veröffentlichte. Selbst die wenigen Mußestunden, welche sie sich während dieser Riesenarbeit gönnte, wandte sie zum allgemeinen Besten an, indem sie zur Förderung des Nationalreichthums von verschiedenen Männern verschiedene Kinder hatte.

Dieses hier zu Lande ganz ordinären Phänomens erwähnte ich nur deshalb, weil ich sofort zu berichten haben werde, daß meine glorreiche Freundin auch den Standpunkt der Mütterlichkeit zu überwinden, d. h. das brutale Muttergefühl den Interessen der Civilisation und der Socialwissenschaft zu opfern wußte.

Nämlich, Schritt vor Schritt ihrer weltumwälzenden Entdeckung sich nähernd, sah sie sich genöthigt, von dem Mittel der Vivisection einen immer umfassenderen Gebrauch zu machen. Unser Unstaat stellte ihr in liberalster Weise zu ihren vivisectionellen Experimenten alle Arten von Thieren zur Verfügung, vom Floh bis zum Elephanten. Sie brauchte nun aber im Vorschritt ihrer Forschungen und Findungen auch Menschen, lebende, um sie zu seciren. Damit haperte es. Ja, traurig zu sagen, auch bei uns in Emancipazien wollten sich keine Leute finden, welche sich, wie sie sich unwissenschaftlich ausdrückten, bei lebendigem Leibe schinden ließen. In dieser Noth faßte Zora Zitze einen Entschluß, welcher zeigt, zu welcher Kolossalität ein geniales, ein wahrhaft menschgewordenes Weib emporwachsen kann. Zora wollte zur Medea im höchstvorstellbaren Sinne werden, wollte ihre eigenen Kinder auf dem Altar der Wissenschaft opfern, d. h. lebendig seciren und schon hatte sie mit der Linken eins derselben beim Kragen und schwang mit der Rechten das Scalpell, als die Intervention unserer obersten Nichtregierungsbehörde — ihr eigentlicher Titel ist „Anarchie-Unrath" — der Sache eine weniger tragische Wendung gab.

Das kam so. Wie ungeheuerlich immer die Menschheit en masse bei uns vorgeschritten ist, dennoch gibt es einzelne Querköpfe, welche zurückgeblieben sind, welche nicht nur zu glauben, sondern auch zu sagen sich erfrechen, unser ganzer Materialstaat sei eitel Schwindel und Schmach. Solchen Querköpfen zufolg

Digitized by Google

wäre unsere reine Demokratie nur eine gemeine Ochlokratie, die schlimmste aller Tyranneien, und unser Communismus in Wahrheit nichts anderes als die Ausbeutung der Narren durch die Schelme, nichts anderes als das Schwelgen der nasführenden und genießenden Gauner auf Kosten der genasführten und arbeitenden Gimpel. Nun ist bei uns selbstverständlich die absoluteste Denk-, Rede- und Schreibfreiheit proclamirt; aber natürlich muß man denken, reden und schreiben, wie es uns beliebt. Ketzereien, wie die vorhin erwähnten, sind demnach zweifelsohne hochverrätherisch, strafbar, todeswürdig. Aber ist die barbarische Todesstrafe nicht abgeschafft in Emancipazien? Gewiß ist sie abgeschafft und bleibt es. Jedennoch etwas ganz anderes ist es mit der Vivisection zu hochwissenschaftlichen Zwecken. Unser Anarchie-Unrath ließ daher eine gehörige Anzahl der oben signalisirten Ketzer und Hochverräther — item auch Ketzerinnen und Hochverrätherinnen sammt ihren Kindern greifen und an Händen und Füßen gebunden der großen Vivisectrix überliefern.

Endlich kam der glückliche Tag und schlug die große Stunde, allwo Zoras Gehirn den Zitzeismus absonderte.

Wissen Sie, was das ist?

Das ist die Lösung des Problems der absoluten Gleichheit.

Wie lange hatten wir Insassen von Emancipazien und Bewohner von Nubikukulien auf anderen Wegen mit diesem Problem uns abgemüht! Namentlich hatten wir von unstaatswegen alle denkbaren und undenkbaren Variationen der Zuchtwahl durchprobirt, um den Normalmenschen hervorzubringen oder, richtiger gesprochen, die Menschheitschablone zu schaffen. Die Natur, als die infame Despotin, welche sie ist, vereitelte alle unsere Mühwaltungen. Nach wie vor gab es unendliche Varietäten im Menschengeschlechte. Nach wie vor wuchsen auch die mittels streng wissenschaftlich angeordneter und controlirter Zuchtwahl erzielten Kinder zu schönen oder häßlichen, begabten oder dummen u. s. w. Menschinnen und Menschen auf. Unerträglich das! Solange diese schnöde Willkür der hochmüthigen Aristokratin Natur nicht abgeschafft war, konnte von wirklicher und wahrhaftiger égalité und fraternité keine Rede sein. Aber sie wurde abgeschafft, diese schnöde Willkür: der hochgelobte Zitzeismus hat sie überwunden, indem er den Schablone-Menschen herstellte.

Das punctum saliens in dem hierbei beobachteten Verfahren ist noch das Geheimniß der großen Forscherin und größten Finderin. Ich darf es Ihnen um so weniger verrathen, als ich es selbst nicht weiß. Das Wahrnehmbare ist, daß Zora die Einzige dahin gelangte, die menschliche Gehirnthätigkeit egalisiren, radical egalisiren zu können. Statt die Kinder zur Taufe oder Beschneidung in Kirchen oder Synagogen zu tragen, bringt man bei uns die sämmtlichen je an einem und demselben Tage Geborenen am Jahrestag ihrer Geburt in das mit höchster Pracht eingerichtete anatomisch-physiologisch-chemische Laboratorium der großen Zitze. Dort wird den Gleichheitspflänzlingen die Schädelhöhle geöffnet und die Gehirnmasse herausgenommen. Sämmtliche Gehirne werden in eine ungeheure Retorte gebracht und einem chemischen Proceß unterworfen, welcher officiell die „Naturwillkürverdampfung" heißt. Der also präparirte Gehirngleichheitsbrei wird in minutiös abgewogenen, absolut gleichgroßen Portionen wieder in die Schädelhöhlen zurückgebracht, diese werden geschlossen und nach etlichen Tagen kriechen die egalisirten Bälger gesund und munter herum, so viele ihrer nämlich der großen Vivisectrix nicht unter den Händen gestorben sind. Auf solche Kleinigkeiten kann natürlich die Socialwissenschaft und kann das Humanitätsduseldogma keine Rücksicht nehmen.

Nun sollten Sie, um sich geziemend zu ärgern, mitansehen, wie die Gleichheitspflanzen heranwachsen. Ich sage Ihnen: alle wie aus einem Modell, alle nach der Schablone wie die Soldaten auf einem Bilderbogen, alle absolut gleich, gleich, gleich („dumm und garstig," blasphemiren die Ketzer und Hochverräther, welche leider in Emancipazien noch nicht ganz ausgetilgt sind). Die Phantasie von den „ungarischen Nationalgesichtern" in Brentanos Novelle ist bei uns zur culturgeschichtlichen Thatsache geworden und, kurzum, die Generationen unserer Jugend stellen äußerlich und innerlich die vollendete Gleichheit dar, so sehr, so ganz, daß man allerdings einige Mühe hat, die Leutchen von einander zu unterscheiden, um so mehr, da in unserer Communeanarchie die strengste Kleiderordnung eingeführt, d. h. absolute Gleichheit des Anzugs in Stoff, Farbe und Schnitt vorgeschrieben ist, wie das ja der richtig verstandenen Freiheit entspricht. Man hat übrigens aus statistisch-volkswirthschaftlichen Gründen das Auskunftsmittel gefunden, die Leute zu nummeriren. Den Menschinnen wird ihre Nummer auf das Kinn, den Menschen auf die Stirne gebrannt. Trotzdem fehlt es nicht an urkomischen Verwechslungen, welche den Komöden unter den von Anarchie wegen zeitweilig decretirten und gestempelten Poeten einen unerschöpflichen Stoff darbieten.

Also wäre denn der abscheuliche, alle Schnödigkeiten der Ungleichheit unter den Menschen verursachende oder wenigstens aufrechthaltende Individualismus überwunden und abgethan. Es wird in Zukunft keine Personen mehr geben, sondern nur noch eine Menge, keine Menschen mehr, sondern nur noch Massen. Die Persönlichkeit verschwindet in der Gemeinheit, das Normalmaß der existenzberechtigten Menschheit ist gefunden und die Gleichheitsschablone beherrscht das Universum.

Heil dem Zitzeismus und ein Sonne, Mond und Sterne durchdonnernd Hoch der Zora Zitze!.....

Der Schmollwinkel eines deutschen Poeten.

Kaum hat der Rhein den Bodensee bei Constanz verlassen, so tritt er in ein auf's neue sich erweiterndes Becken, den sogenannten Zeller oder Untersee. Hier liegt die an historischen Erinnerungen so gesegnete Insel der Reichenau, und weiterhin am flach verlaufenden, schilfbekränzten Ufer das altersgraue Städtchen Radolphszell, während nach Westen zu der Horizont durch die Klingsteinkegel des Hegaus, vor allen durch den mächtigen Hohentwiel abgegrenzt wird.

So zu sagen im Schatten der alten Veste, und hart bei Radolphszell, auf einer weit in die See vorspringenden Landzunge, ist es nun, wo jener Dichter, durch den dieser reizende Winkel des badischen Landes „in weiteren Kreisen bekannt geworden", seine Sommerresidenz aufgeschlagen hat. Hier wo Ekkehard den alten Moengal, jenes köstliche Prototyp des von theologischen Spitzfindigkeiten unbeleckten, eines naturwüchsigen Daseins sich erfreuenden, ländlichen Seelsorgers besuchte, — hier wo schon mehr als zwei Jahrhunderte vor jener Epoche der Leib eines jener ersten glaubenseifrigen Einsiedler im stillen Kirchlein bestattet worden war, — hier wo naheliegende Fundstätten aus dem Steinzeitalter von einer noch viel weiter zurückliegenden Culturperiode Zeugniß ablegen, weilt Jos. Victor Scheffel, der gründlichste Kenner, der geistreichste Schilderer jener längst entschwundenen Epochen.

Ich hatte auf dem Wege nach der Schweiz dies malerische Gutachthal, das nackte Hochplateau bei Villingen und Donaueschingen auf der Schwarzwaldbahn durchflogen: wie wäre es, dachte ich, wenn ich, statt nach Constanz weiter zu fahren, dem Einsiedler von Radolphszell einen Besuch abstattete? —

Allzu schlecht wird er einen Carlsruher und alten Freund der Familie, einen halben Zunftgenossen wohl nicht empfangen. — Grüßen wir also das Handwerk! — Es war spät, als der Zug in Radolphszell anlangte: düster schauten die alten Giebelfaçaden auf mich herunter, als ich in Begleitung eines dienstbaren Geistes, ein Miles expeditus, durch die engen Gäßchen wanderte. — Ich stand vor der „Post". — Im großen Wirthszimmer schäkerten ein paar leicht angetrunkene Burschen mit einer Aufwärterin und halb geleerte Biergläser standen auf den nassen Tischen. — Um so ernster und gravitätischer ging es dafür im „Herrenstübchen" zu, wo ein wohlbeleibter Renteibeamter mit rubicundem Antlitz — (den ich dem Herrn von Werner bei seiner Ekkehard-Illustrirung als Modell zum Bruder Rudiman empfehlen möchte) — seinen aufmerksam lauschenden Zuhörern

Digitized by Google

die glänzenden Aussichten für den kommenden „Herbst", d. h. die Weinlese rühmte.

Ich glaubte die Perle aller Kellermeister zu hören, siehe Ekkehard, fünftes Kapitel: „Auch dieser ist süß, sprach er, und kommt doch vom mitternächtigen Abhang der Hügel. Gelobt sei der Herr, der von Nothstand seiner Knechte auf dieser Au eine billige Einsicht nahm und nach so vielen magern Jahren ein fettes schuf, und frei von Säure!"

Ich bat um Feder, Tinte und Papier, um den Doctor noch am selben Abend auf den ihm zugedachten Ueberfall vorzubereiten. —

„Und wenn das Haus schon geschlossen," frug der Wirth, „soll der Bote klingeln?" — „Ei gewiß! — 's ist ja noch nicht so spät und einem alten Freunde wird er eine etwaige Störung nicht übel nehmen," — sprach's und wandte mich einem ländlichen Beefsteak zu, das man mir aufgetischt. — Noch hatte ich dasselbe nicht vollständig bewältigt, als abermals:

Der dicke Wirth in's Zimmer kam
Und höflich seine Mütz abnahm; —

aber es lag ein hämischer Zug um seine Mundwinkel, der mir nicht recht gefiel. — Nun? frug ich. Hm, Hm, — der Hausknecht ist bös angekommen beim Herrn Doctor, und ..... den Nachsatz verschluckte er aus Höflichkeitsrücksichten, aber offenbar sollte er lauten: mit der dicken Freundschaft scheint es mir nicht so gefährlich ernst zu sein. Was war zu thun? Der Schein war gegen mich. — Beschämt griff ich nach einem der Localblättchen, mich in „Hopfenpreise" und Aehnliches zu vertiefen, und bald darauf mich geräuschlos zu verziehen, es dem kommenden Morgen überlassend, mich zu rechtfertigen.

Eine glänzende Augustsonne vergoldete die Reste der alten Stadtmauer, an der sich vor dreihundert und fünfzig Jahren der wüthende Anlauf einer aufständischen Bauernhorde machtlos gebrochen; — aber der trotzige Thorthurm war verschwunden: eine solide, breite Steinbrücke führte über den mit Obstbäumen reich bestandenen Graben, die Dächer und Peristyle zierlicher Villen erheben sich aus dem üppigen Grün der Büsche. — Die Zeiten ändern sich! — Nicht mehr der „Bauer kommt mit Spieß und Flinten," die Städte zu berennen und mit Oestreich zu kriegen, sondern süß lächelnd, in leichtem Redefluß von goldnen Procentchen lispelnd, umgarnt uns der „Gründer", gegen den — hélas! — weder Fallgatter noch Zugbrücke zu schützen vermöchten!

Leicht war es mir, des Dichters Wohnung zu erkunden; es ist offenbar der Stolz der alten Reichsstadt, ihn zu den Ihrigen zu zählen. — Eine reizende Villa in einfach edlem Stile erhebt sich aus dem weithin sich erstreckenden Rebgelände; köstlich muß die Aussicht sein, die sich von den Fenstern des am steilen Abhang gelegenen Hauses eröffnet.

Ich war zur Stelle! Ein mit Kies überschütteter, wenig begangener Weg führte mich an die verschlossene Hausthüre: Alles sah neu, so zu sagen halbfertig aus, aber eine köstliche Sonntagmorgen-Stimmung ruhte auf dem Ganzen.

Ich versuchte eine Thüre zu öffnen; sie war verschlossen. Da gerade als ich zu ergründen strebte, wo der Hausknecht am verflossenen Abende etwa allzu stark geklingelt haben könnte, schob sich ein grämlich blickender, weiblicher Kopf aus einem Giebelfenster und auf meine zaghafte Anfrage wurde mir die kurze Antwort, daß der Herr Doctor unten am See sei. Und richtig! Da kam er mir auch schon entgegen, mit herzlichem Gruß, die schwanke Angelruthe in der Hand, begleitet von seinem Söhnchen, einem reizenden blondhaarigen Jungen von 13 oder 14 Jahren. — „Ihren Boten," rief er mir zu, „habe ich allerdings etwas unceremoniös empfangen, aber wenn man so aus dem ersten Schlafe aufgestört wird!"

Ich entschuldigte mich so gut es ging und wir schritten vollends zum Gestade hinunter, wo im Schatten buschiger Weiden die krystallne Fluth leise plätschernd über blanke Kiesel rollte und ein kleiner moloartiger Vorbau die Angel in tieferem Wasser auszuwerfen gestattete. „Das ist so meine Morgenbeschäftigung," begann er; „der Blick auf den See ist immer reizend, die wechselnde Beleuchtung. Sehen Sie dort den Hohentwiel — die prächtige Silhouette, die das altersgraue Münster mit dem flachen Vorland bildet?"

„Steht wohl," so frug ich, nachdem ich die reizende Aussicht bewundert hatte, aus angeborenem Interesse für archäologische Fragen, „das Münster an derselben Stelle, die früher die kleine Capelle des Heiligen eingenommen".

„Ohne Zweifel," antwortete er, „denn noch zeigt man daselbst dessen bis vor nahezu zwei Jahren unberührt gebliebenes Grab. Erinnern Sie sich vielleicht des köstlichen Zwischenfalles, der verhinderte, daß sich an dieser culturhistorisch interessanten Stelle ähnliche Wundergeschichten wiederholten, wie wir dieselben zu unserm ungemischten Erstaunen in letzter Zeit in Lourdes, Paray le Monial ꝛc. sich zutragen sahen?"

„Ich glaube mich nur zu erinnern, daß im Jahre 1874 der tausendjährige Todestag des alten Herrn war, und habe mich auch, da ich doch hierher kommen sollte, so weit mit den Einzelnheiten von dessen Biographie bekannt gemacht, um zu wissen, daß derselbe deutscher Abkunft war, aus dem Geschlechte der Grafen von Bertholdsbaar stammte, und seiner Würde als Bischof von Verona freiwillig entsagte, um hier in der Wildniß, allerdings unterstützt und berathen von den Mönchen des noch ein Jahrhundert älteren Klosters der Reichenau, dickschädeligen allemannischen Fischern das Evangelium zu predigen. — Käm' heute auch nicht mehr vor. — Doch was war es mit dessen Grab?" „Nun hören Sie," sagte der Doctor, und in seinen Augen blitzte ein ganzes Gaudeamus von Schelmerei, — „dieses Grab wurde, nachdem 30 Generationen es pietätvoll geachtet, auf höhere geistliche Ordre geöffnet. Die ehrwürdigen, mürben Knochen sollten herausgenommen und wer weiß welcher Hocuspocus damit getrieben werden. Aber St. Ratoldus, der brave Heilige, schlug ihnen ein Schnippchen, und als der morsche Sargdeckel gewichen war, was meinen Sie, was man fand? — Zwei Scelette statt eines! „Wie waren da im Kreise die edlen Herrn so stumm." Werden wohl auch schneller nach Hause gegangen sein als sie gekommen waren, die hochwürdigen Prälaten und Canonici! — Will auch Einer, mit feinerem Gehör begabt, ein leises Kichern gehört haben, als die Gruft sich wieder schloß. Weniger leise aber waren die Witze, die von den Spaßvögeln auf zehn Meilen in der Runde über den merkwürdigen Fall gerissen wurden. — Es wäre doch interessant gewesen, zu erfahren, ob es der Hauscaplan oder die Köchin gewesen sei, meinte der Eine; warum man nicht gleich Beide auf „Wunderwirken" geprüft habe, da hätte sich ja der echte Heilige herausstellen müssen. Kurz, es war eine böse Geschichte, aber ein Gutes hatte sie: St. Ratold ruht nun in Frieden!"

„Aber was ist, Victor," und hiermit wandte er sich an sein Söhnchen, das die ganze Zeit über eifrig geangelt hatte ohne Etwas zu fangen; „scheint es doch, als ob nicht einmal der „Hausfisch" anbeißen wolle! (Die Geschichte mit dem „Hausfisch" erzähle ich meinen Lesern einmal später.) Ich darf Ihnen wohl ein Glas Wein anbieten, eigenes Gewächs, nichts Feines, aber auch kein Sipplinger, d. h. wenn Sie nicht eine Tasse Caffee vorziehen?"

Ich war entschieden für das „eigene Gewächs" und so saßen wir wenige Minuten später im kleinen, einfach möblirten, aber gemüthlichen Speisezimmer am geschnitzten Eichentisch, den die alte, nun um ein bedeutendes freundlicher blickende Haushälterin mit Eiern, Salami, Käse ꝛc. reichlich beschickte.

Auch der rothe Zeller, den der Hausherr selbst in schwerem, zinnbeschlagenem Steinkruge herbeiholte, war keineswegs zu verachten, wenngleich die knorrigen Reben, die denselben lieferten, wie der gütige Wirth lächelnd bemerkte, noch von jener primitiv-robusten Sorte abstammen mußten, die einst den herben Tischwein St. Ratoldi geliefert.

Das Beste von Allem aber waren die köstlichen Gedankenblitze, die schalkhaften Schnurren und Erzählungen, mit denen der, trotz manchen harten Schicksalsschlages noch immer heitere, lebensfrohe Dichter das einfache Mahl zu würzen verstand.

Digitized by Google

Ich erkundigte mich nach der Bestimmung eines festungsartigen Baues in der Nähe des Einganges zur Altstadt.

Man sieht heutzutage so verschiedenartige Villen in allen möglichen und unmöglichen Stilen, romanisch, gothisch, Renaissance, schweizer oder Eisenbahn, in Holz, Stein oder Pappe, daß ich wirklich nicht übermäßig erstaunt gewesen wäre zu erfahren, daß auch das fragliche Gebäude dieser Gattung angehöre. Dem war jedoch nicht so: es führte zwar nach dem derzeitigen Mördomo und Beschließer den Namen Hotel Clausmann, war aber Nichts anderes als das — Kreisgefängniß.

Vor einiger Zeit, erzählte Scheffel, wurde daselbst der nach einer Märtyrerkrone lüsterne Pfarrer N. von Hagenau, der von der Kanzel herunter wider Gesetz und Obrigkeit losgezogen hatte, wohlverdientermaßen für einige Wochen hinter Schloß und Riegel gelegt. Wenige Tage nachher erschien folgende Anzeige in den Localblättern: „Wir constatiren mit Vergnügen, daß unsere als Sommeraufenthalt und Badeort mehr und mehr in Aufnahme kommende Stadt auch dieses Jahr den alten Ruf wieder zu bewahren scheint. Schon erschienen einzelne distinguirte Fremde, unter andern der auch in weiten Kreisen wohlbekannte Pfarrer N. von Hagenau. Derselbe ist im Hotel Clausmann abgestiegen, um sich wie verlautet einer sechswöchentlichen Cur zu unterwerfen. Bei der bekannten hartnäckigen Natur des Uebels, an dem Se. Hochwürden leiden und in Anbetracht der in Aussicht genommenen allzu kurzen Curzeit glauben wir jedoch jetzt schon zu unserm großen Bedauern vorhersagen zu können, daß vielleicht kaum eine temporäre, sicherlich aber keine gründliche Heilung zu erwarten sein werde".

Noch lachten wir über den gelungenen Scherz, als ein „dienstlich" aussehender Brief hereingebracht wurde. Er kam von Wien, von einem dortigen Männergesangvereine, der sich bei dem Verfasser des „Gaudeamus" für die Erlaubniß bedankte, aus jener köstlichen Sammlung einige Gedichte auswählen zu dürfen zur — Vertonung. — Vertonung! — wahrhaftig so stund's im Briefe. — Manchmal dürfte allerdings Vertonung besser passen, als Betonung, meinte der Doctor, aber einerlei, ich bin diesen Herren wohl gewogen. Sie machen es nicht wie jener große Verleger in N., der mir vor Kurzem mit kaltem Blute die einfache Anzeige machte, daß er eine größere Anzahl meiner Gedichte habe in Musik setzen lassen, und wobei sich dann herausstellte, daß es deren nicht weniger als dreißig waren!

Und gibt es keine Gesetze, denn Richter gibt es noch in Berlin und anderwärts, die den Autor gegen eine derartige Plünderung schützen? rief ich entrüstet.

Wohl, antwortete er, wir haben ein Gesetz zum Schutze des literarischen Eigenthums, in welchem der Fall vorgesehen ist, und die Absicht bei dessen Abfassung war eine gute. Aber es schützt mich doch nicht vollkommen, indem nur diejenigen Gedichte, welche speciell für die musikalische Composition geschrieben sind, nicht „vertont" werden dürfen ohne die specielle Erlaubniß des Autors. Man wollte eben die Sache nicht allzu sehr erschweren und dachte wohl, daß es einem Autor nur angenehm sein könne, auch in dieser Weise gefeiert zu werden. Was mich anbelangt, so habe ich ja auch stets mit Vergnügen meine Erlaubniß gegeben, fuhr er fort, und meine Gedichte werden wahrhaftig genug gesungen, aber Alles mit Maß und Ziel und man sollte mir den Rock doch nicht mit einem Male vom Leibe ziehen wollen!

Manches wurde noch gesprochen über dieses Thema, es ist jedoch allzu heikel, als daß es gerathen wäre noch länger dabei zu verweilen; aber in unser Aller Interesse ist es tief zu bedauern, daß ein Mann wie Scheffel gezwungen ist, nur eines Augenblickes Zeit sich mit derartigen Erbärmlichkeiten zu befassen!

Aber es war Zeit zu scheiden. Freundlichst geleitete er mich zur Pforte: Sagen Sie den Freunden in Carlsruhe, sprach er und schüttelte mir die Hand, daß ich der Alte bin; im Uebrigen leicht verschanzt auf der Radolphszeller Landzunge und jeden Angriffs gewärtig.

Ob er etwas Neues in Arbeit habe, werden Sie zu wissen wünschen: Wer weiß es! Möglich wär's, daß gerade die Ruhe des neuen Aufenthaltes, die er in Carlsruhe allzu oft entbehrte, ihn dazu brächte wieder eine größere Arbeit zu beginnen. Aber man quäle einen derartigen Geist nicht mit unzeitigen Fragen. Auch für einen Scheffel, und gerade für ihn ist die Kunst „ein titanisch Himmelstürmen". Er scheut sich übrigens keineswegs, sich seiner Haut ganz herzhaft zu wehren und soll einmal einem neugierigen Frager geantwortet haben: „Was ich jetzt Neues schreibe? Nun ich wette Sie haben das Alte noch nicht Alles gelesen. Kaufen Sie sich's doch, 'sind mitunter recht nette Sächelchen drinnen".

F. Keller-Leuzinger.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Veilchenfresser."

Lustspiel in vier Acten von Gustav von Moser.

Von jedem neuen Moser'schen Stücke können Bühnenschriftsteller und Theaterkritiker viel lernen; sie können sich zum mindesten das an die Korinther gerichtete Wort des Apostels Paulus in's Gedächtniß zurückrufen: „Unser Wissen ist Stückwerk".

Keiner unter den modernen Dramatikern hat eine so sichere instinctive Fühlung mit dem, was dem Publicum behagt, wie Gustav von Moser. Darauf vertraut er, und darauf darf er vertrauen, wie die Erfahrung lehrt. Er lacht über die kritische Afterweisheit, die ihn, den bühnenkundigsten Dichter, mit den Elementarbegriffen der Bühnendichtung bekannt machen und ihm auseinandersetzen will, wie dies und das unbedingt zu einem richtigen Drama gehöre, und wie gerade dies und das in seinem Stücke schnöde vernachlässigt sei. Allen Einwendungen, die man gegen seine dramatische Arbeit erheben mag, kann er mit dem stolzen Bewußtsein des Siegers die Frage entgegenstellen: habt ihr euch amüsirt? habt ihr gelacht? zählt ihr den Abend, den ihr während der Aufführung meines Stückes im Theater verbracht habt, zu den heiteren? Ja? — Nun, mehr verlange ich nicht. Im Uebrigen verschont mich mit den Excerpten aus der Hamburger Dramaturgie, der Technik des Dramas und anderen bewährten Nachschlagebüchern, die ich, beiläufig bemerkt, gerade so gut kenne wie ihr.

Die Dramaturgie entlehnt viele ihrer Bezeichnungen der Architektur. Man spricht von der Basis eines Stückes, vom Aufbau, vom geschlossenen Gefüge, von dem dramatischen Gebäude, in dem die verschiedenen Acte als ebensoviele Stockwerke bezeichnet werden, von der Ornamentik ꝛc. Dabei hat man von der dramatischen Dichtung stets die sinnliche Vorstellung eines festen Baues, der womöglich gegen Wind und Wetter Stand halte. Bei einem Moser'schen Stücke versagt jeder dieser Kunstausdrücke den Dienst; und wenn sie auch in der Citadelle spielen, Niemand wird dabei an eine sturmtrotzende Festung denken. Viel näher liegt der Vergleich mit dem luftigen leicht flatternden Zelte, das der glückliche dramatische Soldat schnell aufgeschlagen hat, und wenn es nothwendig wäre, ebenso schnell wieder abbrechen würde. Bei einem solchen ist die Gefahr der Baufälligkeit viel geringer; und wackelt es irgendwo, so genügt eine Nothstange, die Moser immer bereit hat, um das leichte Ding wieder zu stützen. Aber — und das ist seine große Kunst — er weiß diesen Nothbehelf so geschickt zu verwerthen, daß er auf den ersten Blick wie ein nothwendiger, integrirender Theil des Ganzen aussieht. Er weiß denselben durch eine muntere und wahrhaft künstlerische Decoration so geschmackvoll auszustatten, daß gerade diese Zuthat, welche die pedantische Strenge als ungehörig verurtheilen würde, am meisten gefällt. Und so genirt er sich auch nicht, ganz nach Bedarf zu nehmen, was ihm gerade gut scheint, unbekümmert darum, ob das Genommene mit dem Charakter des Ganzen übereinstimmt, und ob es ihn später stören könnte; stört es ihn, so wirft er es eben einfach bei Seite, um etwas anderes zu nehmen, das ihm für den Augenblick zweckdienlicher erscheint.

Digitized by Google

Für den Augenblick. Nur die Forderungen des Augenblicks dürfen auf volle Berücksichtigung bei Moser rechnen. Es kann ihm dabei natürlich zustoßen, daß er in der Besorgniß um die Befriedigung momentaner Bedürfnisse, dem, was er ursprünglich als das Hauptbedürfniß anerkannt hatte, nur unvollkommen genügt.

Man kann ihn vergleichen mit einem Erzähler, der zur Motivirung dieser und jener Einzelheit seiner Geschichte sich zu beständigen Abweichungen und Parenthesen genöthigt sieht, diese Einschachtelungen aber so pointenreich und witzig vorträgt, daß er selbst und die Zuhörer die Hauptsache, die eigentliche Geschichte, darüber beinahe vergessen.

Sehen wir uns den „Veilchenfresser", der am vergangenen Sonnabend am Wallnertheater mit vollkommenem Erfolge gegeben wurde, auf diese Eigenthümlichkeiten des Dichters hin etwas näher an.

Wenn ich Gustav von Moser recht verstanden habe, so verdankt das Stück dem Wunsche sein Entstehen: den preußischen Lieutenant, der in früheren Zeiten Jahrzehnte hindurch die Zielscheibe aller billigen und unbilligen Witzeleien war, zu rehabilitiren. Der Held des Moser'schen Stückes ist so ein Lieutenant, der jedenfalls auf die Pflege seiner Nägel die größte Sorgfalt verwendet, ein vorzüglicher Tänzer, ein unerschütterlicher Courmacher, von dem noch nie eine Dame etwas anderes als verbindliche Redensarten und Complimente gehört hat. Diese beständige Liebenswürdigkeit den Damen gegenüber hat ihm den nicht sehr geschmackvollen Beinamen: „Der Veilchenfresser" gegeben. Ich will hier gleich bemerken, daß mir dieser Ausdruck bis jetzt unbekannt war; ich weiß nicht, ob es ein Provinzialismus, ein Localausdruck, oder eine Moser'sche Erfindung ist. Jedenfalls klingt das Wort auf der Bühne nicht sehr angenehm, und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Moser auf das fragliche Verdienst, unsere Umgangssprache durch ein häßliches und geschmackloses Wort zu bereichern, verzichtet hätte. Der „Veilchenfresser" scheint mit dem ebenfalls nicht wohllautenden „Süßholzraspeler" identisch zu sein. Dieser Lieutenant Victor von Berndt, dem man nichts weiter zutraut, als daß er jungen Damen Bouquets schickt, sie mit Bonbons und sonstigen Süßigkeiten regalirt, zeigt sich, wenn es darauf ankommt, als ein wahrer Mann. Er ist muthig, ritterlich, verschwiegen, und sein Herz ist noch der wahren Liebe fähig. Dieses Hauptmotiv ist in dem Moser'schen Stücke durch die zufälligen Nebensächlichkeiten, die er hineingearbeitet hat, allerdings sehr getrübt. Wenn man das Theater verläßt, so muß man sich wirklich besinnen, was Moser eigentlich hat sagen wollen. Aber jedenfalls hat die Idee der poetischen Darstellung eines als Courmacher verkannten wahrhaft ritterlichen Lieutenants Moser beim Beginne seiner Arbeit geleitet. Der erste Act hat keinen andern Zweck, als dies dramatisch zu veranschaulichen.

Frau von Berndt, die Tante des Lieutenants Victor, ist im Begriff ihre Gäste zu empfangen. Da treffen ganz unerwartet und mit einer gewissen Absichtlichkeit mehrere Absagen auf einmal ein. Die Wirthin forscht nach der Ursache dieses auffälligen Verhaltens ihrer Hausfreunde, und sie erfährt, daß die haute volée Anstoß daran nimmt, mit einem Fräulein von Sando, die ebenfalls eingeladen worden ist, in derselben Gesellschaft zu verkehren.. In der Stadt ist das Gerücht verbreitet, daß dieses Fräulein von Sando in Venedig in unerlaubten Beziehungen zu einem jungen Manne gestanden habe. Die Verbreiter dieser Nachricht sind ein Herr von Golewski und eine Frau von Belling, die Geliebte des Herrn von Golewski. Fräulein von Sando sagt ebenfalls ab, und dadurch gewinnt das böse Gerücht noch an Glaubwürdigkeit. Indessen erhalten wir bald durch eine junge Wittwe, Sophie von Wildenheim, die volle Aufklärung. Fräulein von Sando ist allerdings nach Venedig gegangen, aber nur, um dort die letzten Stunden ihres todtkranken Bräutigams zu hüten und diesem die Augen zuzudrücken. Sie hat keine andere Begleitung gehabt als ihre Kammerzofe, und alle gesellschaftlichen Rücksichten unbeobachtet gelassen. Herr von Golewski, der zu derselben Zeit in Venedig war, hat den Augenblick für geeignet gehalten, um dem jungen Mädchen mit seinen Anträgen nahe zu treten, und er ist von ihr abgefertigt worden; aus Rache hat er die niederträchtigen Verleumdungen ausgesprengt. Der Lieutenant Victor erhält Kenntniß von diesen Vorgängen und provocirt den Verleumder.

Das ist der Inhalt des ersten Actes. Das Interesse des Publicums ist in erster Linie auf das junge Mädchen, auf Fräulein von Sando, gerichtet. Sie bildet den Mittelpunkt der Verwicklungen im ersten Acte. Sie bringt die Störung in die Gesellschaft, sie veranlaßt das Duell. Es ist natürlich, daß man für diese junge Dame, wenn sie auch noch nicht auf den Brettern erschienen ist, die regste Theilnahme empfindet, — für sie und ihr Geschick.

Wunderbar ist es nun, daß von dieser Dame im Laufe des Stückes nicht wieder die Rede ist. Der ganze erste Act wird dadurch, wie man allerdings erst nachträglich bemerkt, überflüssig. Eine Scene würde genügt haben, um dem Lieutenant irgendwie Gelegenheit zu bieten, von seiner Bravour und seiner anständigen Gesinnung Zeugniß zu geben. Es hätte dazu des Fräuleins von Sando, der venetianischen Gondeln und Lagunen gar nicht bedurft. Hier haben wir gleich einen Beweis für die vorher bemerkte Eigenthümlichkeit Mosers, zur Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses nach dem ersten Besten zu greifen, und dies erste Beste wieder fallen zu lassen, sobald es ihm lästig wird. Der Lieutenant soll zeigen, daß er für die angegriffene Unschuld einer Dame, auch wenn er diese nicht kennt, mit seinem Leben einzutreten bereit ist. Weshalb sollte diese Dame nicht ein Fräulein von Sando sein? Vielleicht würde es nun ganz lohnend werden, dieses Fräulein von Sando später auftreten zu lassen, und schließlich mit dem Lieutenant zu vereinigen. Der Gedanke liegt so nahe, daß ihn Moser jedenfalls auch gehabt hat. Aber da ist ja bereits die hübsche Frau von Wildenheim aufgetreten, und zwischen ihr und dem Lieutenant besteht ein kleines Neckverhältniß, das ganz natürlich zu dem erforderlichen Liebesverhältniß umschlagen wird. Also mag denn Frau von Wildenheim die Sache weiter führen, und Fräulein von Sando mag gehen, wie der Mohr, der seine Arbeit gethan hat. So wird sie denn richtig verabschiedet, und das Publicum merkt es gar nicht, weil es sich im zweiten und dritten Acte über ganz andere Dinge so köstlich amüsirt, daß es die beleidigenden Absagen bei Frau von Berndt, die Verleumdungen des Herrn von Golewski, Fräulein von Sando und den venetianischen Mondschein ganz vergißt.

In diesem ersten Acte ist, abgesehen von dem großen Tadel, den ich dadurch ausgesprochen habe, daß mir dieser Act, als ganz außerhalb der eigentlichen Handlung liegend, in seinen Hauptzügen überflüssig erscheint, eine Einzelheit hervorzuheben, die mich wenigstens verletzt hat. Der Lieutenant Victor will erfahren, wer die Verleumdungen gegen Fräulein von Sando verbreitet hat; er wendet sich zunächst an Frau von Belling, die diese Geschichte seiner Tante erzählt hat; diese weigert sich aber, ihre Quelle zu nennen. Um nun eine Pression auf diese Dame zu üben, wendet der Lieutenant ein Mittel an, das selbst der jesuitische Grundsatz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck nicht recht acceptabel erscheinen lassen will. Victor theilt der Dame mit, daß er ihr gegenüber gewohnt und eines Abends von seinem dunklen Fenster aus eine Scene, die sich zwischen ihr und Herrn von Golewski abgespielt, beobachtet habe — eine Scene, an deren Geheimhaltung Frau von Belling unbedingt gelegen ist. Das heißt also mit anderen Worten: Victor droht mit der Veröffentlichung eines die Dame compromittirenden Geheimnisses, wenn sie bei ihrer Weigerung, den Verbreiter des verleumderischen Gerüchtes über Fräulein von Sando zu nennen, beharrt. Mir erscheint eine solche Drohung unter allen Umständen unstatthaft. Es ist ein häßlicher Zug.

Die beiden folgenden Acte sind lustig und lebendig. Lieutenant Victor hat wegen Herausforderung zum Zweikampfe eine gelinde Festungsstrafe erhalten. Er stellt sich beim Commandanten, wird von diesem zunächst zum Ball eingeladen, und tritt dann seine Haft auf der Citadelle an. Der zweite Act spielt auf dem Ball beim Commandanten, der dritte auf dem Citadellenhof. Der Ballact wird durch einen köstlichen theatralischen Einfall auf das heiterste belebt. Ein Freund des Lieutenants, der Referendarius Reinhard von Feldt, der sein Jahr abdient, und nebenbei die Tochter des Commandanten, Fräulein Valesca v. Rembach, in stiller schüchterner Minne liebt, hat endlich ein Mittel ersonnen, um seiner Auserwählten die Gefühle, welche seine Brust verschließt, verständlich zu machen. Er hat ihr ein prachtvolles Bouquet mitgebracht mit einem großen blauen Bande, und auf den Zipfel desselben mit Goldbuchstaben die Worte drucken lassen: „I love you". Dies Bouquet hat er auf den Tisch gelegt, um es im geeigneten Momente als Liebeserklärung durch die Blume zu verwerthen. Inzwischen schäkert Lieutenant Victor mit Frau von Wildenheim, und da er gewohnt ist, seine Unterhaltung durch Ueberreichung eines Bouquets zu verschönern, und das von ihm bestellte noch nicht angekommen ist, nimmt er das seines Freundes Feldt, ohne eine Ahnung davon zu haben, mit welchen compromittirenden Worten das Band bedruckt ist. Erst von dem verzweifelten Referendarius erhält er die unerwünschte Aufklärung. Er

Digitized by Google

selbst ist noch verzweifelter als sein Freund, denn er liebt Frau von Wildenheim, und diese verhöhnt ihn beständig wegen seiner galanten Süßigkeiten. Endeckt sie die Worte „I love you", so wird er eine lächerliche Rolle spielen, und das will er auf alle Fälle vermeiden. Die verwünschten Worte müssen also unbedingt von der Schleife des Bouquets entfernt werden. Aber wie? Victor läßt sich eine Scheere geben und versucht, während er sich mit Frau von Wildenheim unterhält, das liebeerfüllte Ende Band abzuschneiden. Endlich gelingt es ihm auch, die Aufmerksamkeit der schönen Frau auf irgend einen Gegenstand abzulenken und den entscheidenden Schnitt zu thun. Natürlich hat er das falsche Ende abgeschnitten. Die Manipulationen mit der Scheere beginnen auf's neue, und nach den ergötzlichsten Zwischenfällen, die auf der Bühne von unwiderstehlich komischer Wirkung sind, kommt er zum Ziel. Um seinem schüchternen Freunde die Arbeit zu erleichtern, überreicht er die gedruckte Liebeserklärung Fräulein Valesca, ohne jedoch die Vorsicht zu gebrauchen, den Namen des Absenders zu nennen. Fräulein Valesca nimmt also an, daß der Lieutenant ihr eine Liebeserklärung gemacht habe. Der Vater erfährt es, und damit ist die Verbindung zum dritten Acte hergestellt.

Mit außerordentlichem Geschick weiß Moser in diesem dritten Acte die fest verschlossenen Thore der Citadelle für alle Personen seiner Handlung zu sprengen. Auf ganz plausible Weise bringt er den Commandanten, die Tante, Frau von Wildenheim, Fräulein Valesca, den Einjährigen Feldt, den Burschen des Lieutenants, Peter, und dessen Geliebte auf dem Citadellenhofe zusammen. Kleine Scherze aus dem Soldatenleben erheitern diesen Act, und droht die Stimmung des Publicums einen Augenblick nachzulassen, so läßt Moser die Rekruten im Laufschritt über die Bühne hüpfen, und das Lachen ist wieder da. Kurzum, wir amüsiren uns während des zweiten und dritten Actes unausgesetzt, aber wir dürfen allerdings nicht mehr an die Erfüllung der im ersten Acte gegebenen Versprechen denken. Von dem verkannten Lieutenant ist keine Spur mehr vorhanden; wir haben eben einen lustigen und anständigen Helden wie andere mehr.

Der letzte Act ist leider durch eine Verwandlung getheilt, die erste Hälfte ist wiederum außerordentlich amüsant, die andere matter; aber die warme Liebeserklärung des Lieutenants regt das Publicum noch einmal freundlich an. Und so war denn, wie ich schon sagte, der Erfolg auch am Schlusse ein vollständiger. Moser wurde mehrfach gerufen.

Ueber die Darstellung läßt sich nur Rühmliches sagen. Herr Kadelburg war als Lieutenant Victor, wie in allen derartigen Rollen, frisch und natürlich; er spielte die heiteren Scenen ebenso vortrefflich wie die ernsteren: die ersteren ungezwungen und flott, bisweilen sogar übermüthig, ohne irgendwie geschmacklos zu werden, die ernsthaften mit Wärme und Innigkeit und ohne falsches Pathos. Ihm zunächst stand Herr Blenke in der sehr dankbaren Rolle des schüchternen Referendars, die er mit dem liebenswürdigsten Humor ausstattete. Allerliebst war Fräulein Bredow als Valesca. Die übrigen Darsteller mögen sich mit einem collectiven Vertrauensvotum für diesmal begnügen. Ueber Dichtung und Darstellung wurde viel und herzlich gelacht. **Paul Lindau.**

Musikalische Aufführungen.

„Cagliostro."

Operette in drei Acten von Zell und Richard Genée. Musik von Johann Strauß.

Aufgeführt am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater.

Der geniale Tanzpoet hat in seinen früheren Operetten die lustigen Ballweisen, in welchen er ja Unübertreffliches leistet, mit großem Glück auf die Bühne verpflanzt; in einigen Nummern dieses neuesten Werkes zeigt er sich auch als ein Componist, der wohl berufen wäre, eine wirkliche deutsche komische Oper zu schreiben, wenn er den Text einer solchen wählte. Diese Bemerkung ist durchaus nicht gegen das Libretto des „Cagliostro" gerichtet und bezieht sich nur im Allgemeinen auf die Gattung, auf die Operette, welche eine weitere künstlerische Entfaltung eben nicht zuläßt; im Uebrigen muß anerkannt werden, daß der Stoff des Buches glücklich gewählt und meistens auch glücklich bearbeitet ist. Mit großem Vergnügen beachtet der Verfasser auch, daß fast gar keine Zweideutigkeiten vorkommen, daß die Damen sich anständig benehmen, einige Herren die Sprache der Gebildeten reden, daß die Spitzbuben nie Gefühle heucheln, und daß doch die Handlung flott und lebhaft vor sich geht. Gleich die erste Scene bietet das bunte Leben eines Wiener Volksfestes auf der Türkenschanze im Jahre 1783. Die bunteste Gesellschaft aus allen Ständen ist versammelt, unter ihr bewegen sich auch die Vertrauten und Helfershelfer Cagliostros, Lorenza Feliziani, eine schöne Sängerin, Blasoni, sein Kammerdiener, und ein paar Untergeordnete. Ein Gaukler rühmt seine Taschenspielerkünste, wird aber von der Menge verlacht und dahin bedeutet, daß der Graf Cagliostro ganz andere Dinge zu Stande bringe.

Es wird nun allgemein erzählt, welch unglaubliche Wunder dieser Mann verrichte. Die Einen bestreiten die Wahrheit, die Anderen, besonders die Frauen, behaupten sie steif und fest. Zu den Ersteren gehören zwei junge Offiziere, Graf Fodor, ein Ungar, und der Baron von Lieven. Der Graf, ein lustiger liebenswürdiger Mensch, ist nach dem Feste gekommen, um die göttliche Lorenza Feliziani zu treffen, die er sterblich liebt — was ihn nicht hindert, jedem hübschen Mädchen Anträge zu stellen —; der Baron, der sich mehr still und verschlossen zeigt, um seine Braut, ein Fräulein Adami, die zwei Millionen Vermögen hat, mit ihrer Tante zu finden; die beiden Damen erscheinen auch alsbald, das Fest nimmt seinen Gang. Lorenza kommt als Zigeunerin gekleidet mit entsprechendem Gefolge, singt zuerst eine Art Romanze, dann ein Loblied auf den Wundermann Cagliostro. Die beiden Herren äußern ihre Zweifel, Lieven erzählt sogar, der Herr Graf wäre arretirt worden. In demselben Augenblicke erscheint dieser an der Thür eines bisher verschlossenen Zeltes in elektrischem Licht. Es entspinnt sich ein Gespräch, die Damen fragen, ob er Wunder thue, in die Zukunft sehe, und als Lieven spottet, erbietet sich Cagliostro, von seiner (des Barons) Brust die Worte eines Billet-doux herabzulesen, das er daselbst verborgen hält, und führt das Kunststückchen aus, während er mit dem Lorgnon den Rock des Offiziers zu betrachten scheint. Es war dies nicht schwer; denn einer seiner Diener, der Handschriften täuschend nachahmt, hat in den Schriftzügen einer Courtisane, welche dem Baron in früheren Zeiten bekannt war, dieses Billet-doux verfaßt. Gleich darauf verrichtet Cagliostro wieder ein Wunder. Lorenza ist im Costüme eines östreichischen Bauermädchens erschienen und singt heitere Lieder, da erschallt die Schreckensnachricht, ein Fremder, ein vornehmer Mann sei vom Pferde gestürzt und leblos auf dem Platze geblieben. Drei Männer (die Diener Cagliostros) tragen ihn herein; Alle halten ihn für todt; Baron Lieven fordert den Wundermann auf, hier seine Kunst zu versuchen. Dieser wettet 100 Ducaten, daß er den Mann in wenigen Minuten vollkommen heilen werde. Er hält ihm sein philosophisches Salz unter die Nase, bittet Lorenza wieder lustig zu singen, und — der Todte erwacht, streckt seine Glieder und tanzt nach dem Jodler — der vornehme Herr war kein anderer als der Vertraute Blasoni; Cagliostro wirft die gewonnenen 100 Ducaten unter das Volk, das ihm zujubelt.

Die Kunde dieser Wunder durchläuft die Stadt, Alles strömt in die Wohnung des großen Mannes, um gegen gute Bezahlung seine Hülfe zu erbitten. Er ist auch bereit; der Frau, deren Mann alle Tage berauscht ist und den Weg nach Hause nicht findet, räth er, die Laterne zu nehmen und ihn selbst nach Hause zu bringen; der böhmischen Köchin, deren Cürassier untreu geworden ist, es mit der Infanterie zu versuchen; dem alten nobeln Herrn, dessen junges Weib kinderlos blieb, sie auf eine Wallfahrt zu schicken; sechs alte Weiber, die durchaus das Jugendelixir von ihm haben wollen, schafft er sich durch Blasoni vom Hals. Alles bedankt sich schön, bezahlt und preist den Wundermann. Dieser steckt das Geld ein und lacht. Doch nun beginnen schwerere Proben für ihn. Er will Fräulein Adami, die reiche Erbin, und ihre zwei Millionen heirathen; zu diesem Zwecke muß er sie vom Baron Lieven ganz trennen, und auch die Tante für sich gewinnen. Der fingirte Brief, den er an der Brust des Offiziers gelesen, hat schon bedeutende Wirkung auf die Damen geübt; doch ist das Ziel nicht erreicht; er bedarf der Hülfe Lorenzas. Diese hat er als junges hülfloses Mädchen gefunden und ausgebildet und sie geheirathet, damit sie seinen Zwecken diene; doch ahnt Niemand ihre Beziehungen, sie gilt nur als eine Bewundererin. Da sie nie Liebe für ihren Verführer gehegt, ist sie der Rolle müde und verlangt, daß er sie freigebe, er verspricht Alles, wenn sie noch zwei Tage seine Befehle ausführe.

Nun erscheint Graf Fodor, und bietet ihm eine Anweisung auf 2000 Ducaten für ein Elixir an, das ihm Lorenzas Liebe verschaffe. Cagliostro ist bereit, er öffnet die Thüre und verschwindet — Lorenza tritt heraus, geberdet sich anfangs sehr spröde, da steigt aus dem Boden ein Tischchen mit einem Becher, Fodor trinkt das Elixir, und

Digitized by Google

von demselben Augenblicke wird die Dame nachgiebiger; der entzückte junge Mann bietet ihr Hand und Herz, sie ist von dieser aufrichtigen Liebe tief gerührt und verlangt einen kleinen Aufschub. Die Beiden entfernen sich und es erscheinen Frau und Fräulein Adami, diese, um weitere Auskunft über die Untreue des Barons, jene, um das Jugendelixir zu erhalten. Cagliostro beschwört seine Geister; Gestalten tauchen auf: Clemence, die Schreiberin des Billet-doux, zu ihren Füßen der Baron; dann ein junges Mädchen, in welchem die alte Frau Adami ihre eigene Person entdeckt, als sie noch 20 Jahre zählte. Das Fräulein erklärt sich nun bereit, des Wundermannes Werbung anzunehmen und entfernt sich mit gebrochenem Herzen, die Tante bleibt zurück, um durchaus gleich verjüngt zu werden. Vergeblich verlangt Cagliostro Aufschub; vergeblich führt er eine Fürstin Krakoracki vor, ein junges Mädchen, die der Frau Adami erzählt, sie sei 65 Jahre alt, und habe durch Ungeduld und durch übermäßigen Genuß des Elixirs sich in die fatale Lage gebracht, als Kind und von Niemandem mehr erkannt herumwandeln zu müssen; da erklärt er endlich, er besitze nur noch einige Tropfen, die vielleicht hinreichen, sie auf eine Viertelstunde zu verjüngen. Sie verschluckt sie rasch, fühlt sich auch gleich wie neugeboren, wie sechzehnjährig; Cagliostro entfernt sich — Spiegel sind nicht im Gemache, aber der vornehme Herr, den Cagliostro am Tage vorher vom Tode zum Leben gebracht hat (Blasoni), tritt ein und macht der Dame so zärtlich den Hof, daß diese an das Wunder der Verjüngung glauben muß — und als Graf Fodor wieder aus dem Nebengemache tritt und sie doch gleich erkennt, ohne eine Veränderung an ihr zu bemerken, erklärt der rasch herbeieilende Cagliostro, daß die Viertelstunde, während welcher der Trank wirkte, verstrichen sei. Der Baron Lieven kommt mit den Rosenkreuzern, um den Schwindel vom Goldmachen zu prüfen. Der Abenteurer verliert seine sichere Haltung nicht einen Augenblick, er läßt die Ankläger an den Ofen treten und selbst die Blasebälge handhaben. Inzwischen sendet er Blasoni, schnell die 2000 Ducaten zu holen, die Graf Fodor angewiesen hat, und als der Diener Banknoten anstatt Gold bringt, läßt er durch ihn und die übrigen Helfershelfer den Rosenkreuzern, deren ganze Aufmerksamkeit auf die Blasebälge und den Ofen gerichtet ist, die goldenen Uhren, Ketten und Lorgnons stehlen, schmilzt sie und bringt einen Klumpen Gold zu Tage. Die Rosenkreuzer sind verblüfft; doch Lieven läßt sich nicht abschrecken und verfolgt seinen Racheplan gegen den, der ihm seine Braut abwendig gemacht hat.

Im Vereine mit dem Grafen Fodor und durch Vermittlung des Gauklers Severin besticht er den Spitzbuben Blasoni, daß dieser ihm alle Papiere Cagliostros einhändigt, unter ihnen auch den gefälschten Trauschein, welchen er Lorenza nach der geheimen Verehelichung eingehändigt hatte; es war Alles Trug, Blasoni war als Priester verkleidet gewesen. Nun ist das Gaukelspiel rasch zu Ende, denn auch Lorenza tritt gegen den Betrüger auf, als Fodor ihr den Thatbestand enthüllt. Aber Cagliostro weiß sich zu helfen. Den gefährlichsten Gegner, den Baron, macht er durch ein Schlafpulver für kurze Zeit unschädlich, Blasoni zwingt er, ihm wieder behülflich zu sein — endlich als Polizei und Militär in's Haus dringen und er unrettbar verloren erscheint, springt er in ein Seitengemach; die Verfolger finden zwei Cagliostro — verkleidete Diener, der richtige entwischt mit seinem wackern Blasoni über die Gartenmauer.

Die Dichter haben in diesem Buche dem ästhetischen Gefühle (wir vermeiden den Ausdruck poetische Gerechtigkeit) mehr Rechnung getragen als in der „Fledermaus". Die Hauptspitzbuben gehen zwar straflos aus und wir finden das durchaus nicht unrichtig, aber es gibt doch einige anständige Persönlichkeiten in dem Stücke, die noch dazu gar nicht langweilig sind, und das gilt uns als die Hauptsache. Die Damen nehmen kein Blatt vor den Mund, ohne sich je in widerlichen Anspielungen zu gefallen, die Männer sind lustig, voll von Schwänken und Ränken, aber sie reden keine Zoten, wenigstens ruht nie der Schwerpunkt ihrer Rede in einer solchen. Einige Scenen wirken urkomisch, wie z. B. die Sprechstunde Cagliostros und das verliebte Gespräch zwischen dem Marquis Blasoni und der Elixirtante, ohne dabei selbst den Scheinsittsamen Bedenken zu erregen. Vielleicht wird manchem Zuschauer das Textbuch der „Fledermaus" noch unterhaltender, prickelnder erschienen sein; unserem etwas schwächeren Magen sagt „Cagliostro" viel mehr zu.

Und so geht es uns auch mit der Musik, die entschieden viel besser componirt ist als die zur erstgenannten Operette, und einen bedeutenden Fortschritt bekundet. Wir haben es hier nicht blos mit Tanzmotiven zu thun, sondern auch mit manchem fleißig und geschickt durchgearbeiteten Tonstücke. Das Quintett im ersten Acte und das Finale desselben sind beachtenswerth; im zweiten Acte tritt der Wechselgesang zwischen Cagliostro und den Consultirenden interessant hervor; das darauffolgende Sextett der alten Weiber ist ebenso glücklich erfunden als wirksam und technisch sehr gut ausgeführt. Im Duett zwischen der Tante und dem Marchese ertönt ein Walzer, wie ihn eben nur Strauß componiren kann. Eines kleinen reizenden Musikstückes müssen wir hier noch erwähnen: der Melodie, welche die gesprochene Rede des Kindes begleitet, das sich als die Fürstin präsentirt, welche durch das Elixir zu sehr verjüngt worden ist. Der dritte Act bringt ein sehr hübsches Quartett der beiden Cavaliere, Blasoni und des Vermittlers Severin. Die Operette enthält also eine ganz achtbare Anzahl sehr wirksamer Nummern und, wie wir nochmals bestätigen, auch gute musikalische Arbeit. Und daß sie so guten Erfolg errang, trotzdem das Publicum höchst wahrscheinlich noch viel schärfere Mixed-pickles erwartet hatte, spricht am meisten zu Gunsten der künstlerischen Arbeit.

Die Aufführung war eine vorzügliche. Was vielleicht an gesanglichen Kräften nicht zureichte — „Cagliostro" stellt viel höhere Anforderungen als die „Fledermaus" —, das ward durch das treffliche Spiel und Zusammenwirken ersetzt. Fräulein Schirmer als Lorenza, Fräulein Dossi als Braut, Fräulein E. Schmidt als Tante brachten ihre Rollen zur besten Geltung. Herr Brandt ist ein vortrefflicher Cagliostro, Herr Bollmann ein ganz ausgezeichneter Blasoni; die Herren Swoboda als Graf Fodor, Hagen als Baron Lieven und Gutberg als Severin trugen ihr Bestes zu dem Erfolge bei. Auch den Trägern der kleineren Rollen gebührt dasselbe Lob, besonders der jungen Johanna Hiller, der Darstellerin der falschen Fürstin. Das Publicum war noch in der vierten Vorstellung (erst dieser konnte der Verfasser beiwohnen) sehr belebt; man darf also sicher auf dauernden Erfolg rechnen.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Vorstand der deutschen Shakespeare-Gesellschaft hat eine Agitation wegen Errichtung einer Hochschule für dramatische Kunst begonnen und ein Promemoria an den Cultusminister abgesandt, in dem alle Gründe, die für das Unternehmen sprechen, zusammengefaßt sind. Der Intendant des Weimarer Hoftheaters und der Commerzienrath Oechelhäuser haben das Gesuch im Namen der Gesellschaft gezeichnet.

* * *

Die „Revue de deux Mondes" kann sich noch immer nicht entschließen, Straßburg an Deutschland abzutreten, denn noch findet man die elsässische Hauptstadt unter den französischen Städten angeführt; übrigens ist die Redaction so liebenswürdig, dem Deutschen Reiche dafür „Wien" zu bieten. Wäre eine Correctur nicht zeitgemäß?

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

In dem in Nr. 36 der „Gegenwart" abgedruckten Artikel: „Der „„Freischütz"" in Rom" behauptet Fr. Siebmann, daß das französische Textbuch des „Freischütz" die bekannte Anrede an den Eremiten: „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn!" kurz entschlossen mit: „Bon jour, monsieur, comment vous-portez-vous?" wiedergäbe.

Während eines längeren Aufenthaltes in Frankreich habe ich zwar verschiedene Franctireurs, nicht aber den „Freischütz" zu sehen bekommen, und kann daher aus Zuschauererfahrung nicht sprechen, muß mich vielmehr auf anderes mir zu Gebote stehende Material berufen. Da lautet denn in der Litolff'schen Freischützausgabe, deren französischer Text die Herren Hasselt und Ronge zu Verfassern hat, die fragliche Stelle ganz ernsthaft und würdig: „Elu de Dieu, vieillard, salut à toi!"

G. S.

Digitized by Google

Inserate.

Asher's Collection of English Authors.

Verlag von **Julius Engelmann** in **Berlin** S. W., Friedrichstrasse 249.

Soeben erschien Band 104:

Annie Thomas,

The Two Widows.

1 Vol.

Preis: 1 *M.* 50 ₰

Ein spannender Sensations-Roman.

„Asher's Collection" publicirt fortlaufend die **interessantesten Erscheinungen** englischer und amerikanischer Literatur zum Preise von nur **M. 1. 50 per Band** bei solider Ausstattung.

Vollständige Verzeichnisse franco — gratis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

W. Rubenow's Verlagsbuchhandlung in **Berlin** offerirt:

William Spindler, Allerlei Gereimtes und Ungereimtes. Früherer Preis 5 *M.*, jetzt 1 *M.* 50 ₰, zu welchem Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In allen freisinnigen Kreisen dürfte das Buch zu dem ermässigten Preise jetzt noch mehr wie bisher Eingang finden. Herrn Dr. Johann Jacoby in Königsberg ist das Buch vom Verfasser gewidmet.

Bei **Bültmann & Gerriets** in **Oldenburg** erschien soeben und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Walthers von der Vogelweide

patriotische Dichtungen.

An den

Faden der Geschichte seiner Tage gereiht von

Dr. **G. Böse,**

erstem Lehrer am Kgl. Lehrerseminar zu Soest.

Preis 2 *M.*

Die echt patriotischen Sprüche des Sängers der Hohenstaufenzeit werden hier dem deutschen Volke in möglichst unmittelbarer treuer Uebertragung, und eingereiht in eine kurze fortlaufende Geschichte der Jahre 1197—1230, aus welcher sie entsprungen sind, dargeboten. Diese Jahre waren Jahre des Kampfes der deutschen Reichsgewalt wider das herrschsüchtige Papstthum, und darum treffen die Sprüche Walthers von der Vogelweide so recht in unsere Zeit hinein, die, so Gott will, unter der Fahne der Hohenzollern auskämpfen soll, was die Väter begonnen haben. Das Büchlein zeigt, wie die Kampfweise und die Ziele Roms heute dieselben sind wie ehemals, und wie der deutsche Geist ehemals wie heute tapfer und stolz römischem Lug und Hochmuth die Spitze bot. Durch die Begründung der Walther'schen Sprüche auf die geschichtlichen Ereignisse werden dieselben aber nicht bloß auf das einfachste verständlich, sondern erst recht uns vertraut gemacht, als wären sie aus unsern heutigen Kampfesstimmungen hervorgegangen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Am Ende jedes Monats erscheint ein Heft im Umfang von 5 bis 6 Bogen Lex., eleg. geheftet. 6 Hefte bilden einen Band.

Preis pro Heft 1 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Band 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. — Man kann jederzeit in das Abonnement eintreten.

Probe-Hefte können von jeder Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden.

Die „Neuen Monatshefte" haben in der kurzen Zeit ihres Bestehens den Beweis geführt, daß sie zu den **vielseitigsten** und **vornehmsten Unterhaltungsblättern** gehören. Sie sind **kein Fachblatt,** sondern ein Organ für die gebildete Familie. Sie suchen **Kurzweil** und **Zerstreuung** zu gewähren, ohne den edlen Forderungen des geläuterten **Kunstgeschmacks** untreu zu werden. Launige satirische Scharmützel unterbrechen belebend die Reihenfolge der größeren Beiträge. Sie erfreuen sich der **unausgesetzten** Unterstützung aller hervorragenden Schriftsteller.

Die bisher erschienenen Hefte enthalten:

Lustspiele und Dramolets von Ed. Bauernfeld, S. H. Mosenthal, Paul Lindau, Hans Hopfen, Albert Lindner, W. Marr, Hedwig Dohm u. A.; — **Novellen** von Alfred Meißner, Sacher-Masoch, Ernst Wichert, Victor v. Strauß, Ada Christen, Karl Emil Franzos; — **epische Dichtungen** von Julius Grosse, Klaus Groth, Karl Woermann; — **lyrische Beiträge** von Em. Geibel, Th. Storm, Fr. Bodenstedt, Gottfried Kinkel, Robert Hamerling, Wilh. Jensen, Herm. Lingg u. A.; — **Plaudereien und Essays** von Joh. Scherr, Moriz Carriere, Adolf Strodtmann, Ferd. Kürnberger, Ludw. Noiré, Edmund Hoefer, Felix Dahn, Fr. Kreyssig, Hieronymus Lorm u. A.

Für die folgenden Hefte

liegen zahlreiche werthvolle Beiträge vor. Wir nennen: „König Sadal." Epische Dichtung von **Alfred Meißner.** — Mittheilungen aus **Georg Büchner's** Nachlaß. — „Sirmio." Novelle von **Hermann Lingg.** — „Der Gott des alten Doktors." Erzählung von **K. Em. Franzos.** — Strauß und Du Bois-Reymond von **Julius Duboc.** — „Käthes Federhut." Skizze von **Ada Christen.** — „Am Kephissosufer." Episode aus dem Roman „Aspasia" von **Robert Hamerling.**

Fromont jeune et Risler aîné.

Der von der Pariser Akademie preisgekrönte Roman von

Alphonse Daudet

erscheint in einigen Wochen in

autorisirter deutscher Uebersetzung

im Verlage von

Eugen Grosser in **Berlin** S. W., Gitschinerstr. 111.

Verlagshandlung von **C. Rümpler** in **Hannover.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Aus dem Walde.

Vom

Forst-Director Dr. **H. Burckhardt.**

Heft VI. Mit 11 Holzschnitten. Groß Octav. Geh. 4 *M.* 50 ₰

Inhalt: Wald, Moor und Wild im Emslande. Ein Kulturbild aus dem Tieflande Hannovers. — Der Holzanbau auf öden Kalkflächen. — Zur Entwässerungsfrage. — Der Forstkulturbetrieb auf den Heidflächen bei Niebeck im Lüneburgschen. — Moorerde zur Kiefernkultur auf dem ärmsten Sandboden. — Ueber die Dampfpflugkultur zum forstlichen Anbau von Heidflächen. — Ueber Anstellung von Nadelholz-Keimproben. — Ueber die Verwendung von Wasserapparaten zu Derbgehaltsversuchen für Zwecke der Praxis. — Ueber die Bildung des Abnutzungssatzes bei der Fachwerksmethode. — Einige Bemerkungen über das Studium der Forstwissenschaft. — Ein Buchen-Samenjahr in Sicht! — Die Sprache im Walde.

Verlagshandlung von **C. Rümpler** in **Hannover.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Klage.

Mit vollständigem kritischen Apparat und ausführlicher Einleitung unter Benutzung der von Fr. Zarncke gesammelten Abschriften und Collationen.

Herausgegeben von Dr. **Anton Edzardi.**

Gross Lex.-Oct. Eleg. geh. 10 *M.*

Schön-Helga und Gunnlaug.

Eine Dichtung

frei nach der altnordischen Gunnlaugssage.

Von **Anton Edzardi.**

Octav. In Prachtband mit Goldschnitt 4 *M.*

Wichtige Preisermässigung.

Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime. Neue Sammlung von **A. Birlinger.** 1874. 2 Bde. 8. Statt des Ladenpreises von 18 Mark **für nur 6 Mark.**

Bd. I. VIII u. 512 Seiten: Sagen, Legenden, Aberglauben. — Bd. II. 535 Seiten: Sitten und Rechtsbräuche. — Das allgemeine Anerkenntniss, dessen sich dieses Werk des bekannten Verfassers bei Erscheinen von allen hervorragenden Kritikern zu erfreuen hatte, ist noch zu sehr in Erinnerung, als dass eine Empfehlung hier nothwendig. **Obiger ungemein billige Preis ist nur für eine bestimmte kleine Anzahl Exemplare von Gültigkeit** und tritt nach Verkauf dieser eine Preiserhöhung ein. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder **direct** — gegen Franco-Einsendung des Betrages franco — durch

Heinrich Lesser,

Antiquariat und Buchhandlung,

Breslau.

Ueber Land & Meer

das Lieblingsblatt jeder gebildeten Familie, welche dasselbe kennt, beginnt soeben seinen achtzehnten Jahrgang. Dieses gediegene, nach Text und Bild vorzüglich ausgestattete **Weltblatt** ist zugleich die billigste Quelle bester Unterhaltung und geistiger Anregung. In reicher Abwechslung bringt es die neuesten Gaben der beliebtesten deutschen Schriftsteller und bespricht alle Fragen der Zeit, die den Gebildeten interessiren. Preis vierteljährlich **nur 3 Mark.** Preis des **Heftes nur 50 Pf.** — **Alle Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und alle Postämter** nehmen Abonnements hierauf an. Jede Buchhandlung liefert **auf Verlangen Nro. 1 als Probe gratis!**

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen von Alphons Dürr in Leipzig und Eduard Loll in Elberfeld.

Redaction, Lindenstraße 110. **Berlin** S.W. **Verlag und Expedition von Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. **Druck von B. G. Teubner in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 9. October 1875. Band VIII.

G295
v.8
№ 41

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der Nutzen der Industrie. Von H. B. von Unruh. — Kaiser Nikolaus in London. Von Emil Lehmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Hans Christian Andersen. Von Adolph Strodtmann. — Ein akademischer Protest. Von Carus Sterne. — Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Besprochen von Klaus Groth. — Das römische Künstlerstipendium. Von dem Verfasser des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität". — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „König Roderich." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Nutzen der Industrie.*)

Von H. B. von Unruh.

Ueberall im Staatsleben, wo es sich um wichtige Entschlüsse handelt, deren Ausführung von schwer wiegenden Folgen ist, sucht man nach leitenden, unanfechtbaren Grundsätzen, nach festen Normen, auf welche man sich stützen kann; wenn nun Sätze und Lehren, die nur bedingt richtig sind und nur für gewisse Fälle Geltung haben, für allgemein richtig angesehen oder falsch aufgefaßt werden, so müssen nothwendig Irrthümer entstehen, die in der Wissenschaft sich aufklären lassen, dagegen bei Staatsactionen verhängnißvoll werden. Der Schaden wird noch größer sein, wo Schlagworte und Phrasen für erprobte Wahrheiten gehalten oder als solche ausgegeben werden.

Man begegnet dieser Erscheinung fast auf allen Gebieten, die mit dem wirklichen Leben zusammenhängen. So weist einer unserer besten alten Militärschriftsteller (General v. Clausewitz) überzeugend nach, daß die irrthümliche Auffassung des militärischen Ausdrucks: „Schlüssel der Position" oft zur unnützen Aufopferung des Lebens vieler hundert tapferer Soldaten geführt hat und daß die einzige, oft entscheidende Maßregel der „Umgehung des Feindes" auch den Verlust der Schlacht veranlassen kann, wie bei Wagram 1809. In der Politik spielen Schlagworte und tendenziöse Phrasen, denen oft kaum ein klarer Gedanke zum Grunde liegt, bekanntlich eine große Rolle. Die Volkswirthschaft ist davon keineswegs frei, im Gegentheil wird auf diesem Gebiete nicht nur durch falsche Auffassung an sich richtiger Grundsätze gesündigt, sondern es werden augenscheinlich absichtlich Redensarten, unerwiesene Behauptungen und hundertmal widerlegte Lehren immer von neuem als unangreifbare Wahrheiten in Umlauf gesetzt, um bestimmte Parteizwecke zu erreichen.

So wird auch jetzt bei der schutzzöllnerischen Agitation der unbedingte große Nutzen der Industrie für das allgemeine Wohl als ein Axiom hingestellt, das gar keines Beweises bedürfe, gar nicht angezweifelt werden könne. In der That hat diese auch von einzelnen nationalökonomischen Schriftstellern verbreitete Anschauung, in Verbindung mit dem Glauben, daß hohe Zölle auch hohe Staatseinnahmen gewähren, dahin geführt, daß in den meisten europäischen Staaten das Schutzzollsystem zur Herrschaft gelangte und mit sehr mäßigen Modificationen noch herrscht. Und doch bedarf der Grundsatz des unbedingten allgemeinen Nutzens der Industrie gar sehr der scharfen Untersuchung, der Zurückführung auf ganz bestimmte Bedingungen und der sorgfältigen Prüfung durch Vergleichung mit den Resultaten der Erfahrung.

Um zu einem klaren Urtheil zu gelangen, ist es nöthig, einen Blick auf die Entstehung und Entwicklung der Industrie zu werfen.

Daß der vorgeschichtliche Mensch in der Steinzeit sich Waffen und Werkzeuge zum eigenen Gebrauch aus Stein machte, kann man nicht den ersten Anfang der Industrie nennen; als aber nach den Funden in tiefen Erdschichten in der Bronze- und Eisenzeit mehrere Menschen gemeinschaftlich über ihren eigenen Bedarf hinaus jene Gegenstände anfertigten und ohne Zweifel gegen Lebensmittel und Thierfelle umtauschten, hatte die industrielle Thätigkeit, die nur dem Menschengeschlecht, nimmer den Thieren eigen ist, schon auf der untersten Stufe der Cultur begonnen. Die Verwandlung des Erzes in Metall, die Umwandelung und Formgebung dieses Stoffs zu Waffen, Werkzeugen und Geräthen sind Operationen, die unmöglich jeder einzelne Mensch oder jede Familie für sich allein ausführen konnte. Sobald aber eine Anzahl Individuen gemeinschaftlich solche Dinge fabricirten, und die Fabrikate gegen Naturproducte umtauschten, sehr wahrscheinlich auch von Stamm zu Stamm, hatte nicht nur wirkliche Industrie, sondern auch Handel zu bestehen angefangen. Niemand kann den Nutzen dieser menschlichen Thätigkeit und den Einfluß derselben auf die Cultur bestreiten. Es war Bedarf an Gegenständen entstanden, welche sich nicht fertig in der Natur vorfanden und das allgemeine Bedürfniß wurde durch das Zusammenwirken Einzelner befriedigt. Damit hatte sich der Mensch entschieden über das Thier erhoben, während der bloße Gebrauch von selbst hergestellten Werkzeugen auch bei einzelnen Thieren vorkommt, wie der Knüppel oder die Keule bei einzelnen großen Affenarten.

Schon in diesem ersten Stadium der Cultur trat zugleich etwas allein dem Menschen Eigenthümliches, dem Thier durchaus Fremdes hervor: die aufgefundenen Waffen und Geräthe zeigen Verzierungen, Ausschmückungen, welche der Gebrauch nicht erforderte. Mit der Fähigkeit zur Hervorbringung war auch der Sinn für Verschönerung, die Freude daran erwacht. Der erste Luxus trat schon beim vorgeschichtlichen Menschen in's Leben.

Die Entwicklung der Industrie in der geschichtlichen Zeit, sowohl im Alterthum als später, erfolgte auf derselben Basis und in derselben Richtung. Mit dem Steigen der Cultur vermehrten sich die Bedürfnisse der Menschen und ihre Befriedigung geschah in der Art, daß Einzelne oder Mehrere zusammen die Gegenstände des Bedarfs producirten und zuerst gegen andere Fabrikate oder Rohproducte, später gegen das erfundene allgemeine Tauschmittel, das Geld, vertauschten, d. h. verkauften. Die Theilung der Arbeit trat ein, indem nicht dieselben, sondern andere

*) Siehe „Gegenwart" Nr. 31—34.

Digitized by Google UNIV. O.

Menschen den Rohstoff gewannen, Halbfabrikate und fertige Sachen anfertigten und noch Andere den Absatz nach zum Theil sehr fernen Gegenden, also den Handel besorgten.

So lange Industrie und Handel sich in diesem durchaus naturgemäßen Zustande befanden und die vorhandenen Absatzwege ungehindert benutzten und neue aufsuchten, war der Nutzen ohne Vorbehalt klar und deutlich. Die Industrie entsprach ihrem Wesen und erreichte ihren Zweck, das Leben der Menschen zu erleichtern, angenehmer zu machen und zu verschönern, wenn auch der einzelne Industrielle nicht diesen Zweck, sondern seinen persönlichen Nutzen im Auge hatte.

Die Industrie befand sich im Mittelalter und bis tief in die neue Zeit hinein hauptsächlich in den Händen der Handwerker, nur die Berg- und Hüttenwerke machten eine Ausnahme. Der Meister mit seinen Gesellen und Lehrlingen, die in seinem Hause wohnten, aßen und zu seiner Familie gehörten, war der Producent. Eine Fabrikbevölkerung kannte man nicht. Die erste Einschränkung und egoistische Ausbeutung der Abnehmer trat mit den geschlossenen Zünften ein, deren augenscheinlicher Zweck in der Verhinderung oder Erschwerung der Concurrenz sowohl innerhalb der eigenen Stadt, als der Nachbarstadt und des ganzen In- und Auslandes bestand. Zu jedem Handwerk in jeder Stadt wurde nur eine bestimmte Anzahl Meister zugelassen, kein Handwerker durfte in das Gebiet des verwandten Gewerbes übergreifen. Als die Zeit des Faustrechts vorüber war und sich Handwerker auf dem Lande niederlassen wollten, wurde dies verboten. Die Landbewohner sollten ausschließlich Abnehmer für die Fabrikate der Städte zu bestimmten Preisen sein.

Man kann die großen Leistungen der Zünfte in Bezug auf das Emporkommen der Städte, die Selbstständigkeit und den Widerstand derselben gegen das Raubritterthum und das wüste Treiben der kleinen Feudalherren, die Erhaltung der persönlichen Freiheit im Stadtgebiet und die Unterstützung der Landesherren vollkommen anerkennen und doch darthun, daß die Ausbildung der Zünfte dem Wesen einer gesunden Industrie widersprach, welche die Existenz der Gesammtheit fördern und verschönern soll. Muß zugestanden werden, daß dieser Zweck durch die künstliche Vertheuerung der unentbehrlichen Gebrauchsgegenstände und die Hemmnisse des Verkehrs theilweise verloren ging und das Leben der ohnehin gedrückten Bewohner des platten Landes nicht erleichtert, sondern erschwert wurde, so darf man schon in diesem Stadium nicht mehr von dem unbedingten, allgemeinen Nutzen der Industrie sprechen. Sie hat dem einen kleineren Theil, den Städten, als Ganzen genützt, aber den andern, größeren Theil, die Landbevölkerung und sogar innerhalb der Städte diejenigen geschädigt, welche nicht zu den Privilegirten gehörten. Parallel den geschlossenen Zünften gingen die Zölle.

Die schon erwähnte Lichtseite des Zunftwesens, daß der Handwerksgehülfe zur Familie des Meisters gehörte, verdunkelte sich, als die Meister aufhörten, den Gesellen Wohnung und Kost in der eigenen Behausung zu geben. Der Geselle wurde Lohnarbeiter und verlor den Zusammenhang mit der Familie des Meisters. Die Lehrlinge wohnten wohl noch bei dem Meister, wie es auch jetzt noch geschieht, aber ihre frühere Nebenbeschäftigung in der Haushaltung wurde Hauptsache, sie sind nicht mehr Angehörige der Familie, sondern Domestiken, der Meister betrachtet den Lehrling in der Regel nicht mehr als seinen Zögling und dereinstigen Nachfolger, sondern als Laufburschen und Diener, der statt Gehlohn nebenbei auch etwas vom Geschäft lernen, d. h. von den Gesellen, die er ebenfalls gegen Prügel zu bedienen hat, absehen kann. Zur Entschuldigung der Handwerksmeister muß jedoch angeführt werden, daß sich das frühere Familienverhältniß zwischen Meister und Gesellen nicht mehr aufrecht erhalten ließ, als gerade bei den tüchtigsten Meistern sich die Zahl der Gesellen sehr bedeutend vermehrte. Die Beschränkung der Gesellenzahl innerhalb der Zünfte hatte sich mit der Zunahme des Bedarfs und Absatzes der angefertigten Artikel nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

Diese Anhäufung von Arbeitsgehülfen bei einem Meister bildet zugleich den Uebergang zur Fabrikindustrie, welche mit dem Ueberschreiten einer gewissen Grenzlinie in's Leben trat, nämlich von da an, als statt eines einzigen Meisters ein Unternehmer, ein Fabrikant an die Spitze des Geschäfts trat und dasselbe auf mehrere verschiedene Handwerke ausdehnte, deren jedem ein Lohnmeister oder Vorarbeiter vorstand.

Die Entstehung von Fabriken hat den Charakter der ganzen Industrie wesentlich umgestaltet. Die Bedarfsgegenstände wurden in viel größerer Zahl wohlfeil hergestellt, daher auch solche Artikel, welche sonst nur von den wohlhabenden Classen benutzt werden konnten, viel größeren Kreisen, zum Theil fast der ganzen Bevölkerung zugänglich gemacht. Dadurch stieg der Absatz, die Massenproduction begann. Es wurden Maschinen angewendet, zuerst durch Wasser, dann durch Dampf getrieben. Unerachtet diese die Arbeitskraft vieler tausende von Menschen, ja von Millionen von menschlichen Arbeitern repräsentirten, vermehrte sich die Zahl der industriellen Arbeiter in einer Weise, von welcher man früher kaum eine Vorstellung gehabt hatte. Nicht nur die gelernten Handwerker, sondern eine sehr große Zahl solcher Arbeiter, die kein Handwerk gelernt hatten, auch Frauen, Mädchen und Kinder fanden in den Fabriken Beschäftigung. Der Glaube, daß die Maschinen den Menschen Arbeit entzögen, wurde durch die Thatsachen widerlegt. Sehr bald erkannten die Fabrikanten, daß sich ihr Nutzen sehr bedeutend vermehre, wenn sie Absatz im Auslande fanden. Bei sehr vielen Artikeln gelang dies; dieser Export trat zu dem von Naturproducten hinzu und so wurde es thunlich, einen großen Theil, oft den ganzen Import, der einem Culturlande unentbehrlich gewordenen ausländischen Fabrikate und Rohstoffe durch den Export zu decken, sogar mehr zu exportiren als zu importiren, also eine günstige Handelsbilanz hervorzurufen. Dadurch stieg die Wohlhabenheit.

Diesem augenscheinlichen, auch auf noch andere Gebiete sich erstreckenden Nutzen der Großindustrie traten aber sehr erhebliche Uebelstände gegenüber. Das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gestaltete sich viel ungünstiger als zu der Zeit, da das eigentliche Handwerk überwog. Es entstand eine nach vielen Tausenden zählende Fabrikarbeiterclasse, die sich zum Theil von ihren Familien ganz loslöste und deren Existenz von der Conjunctur abhängig war. In einer Periode großen Absatzes, namentlich starker Ausfuhr fehlte es an Arbeitern, der Lohn stieg, in der anderen Periode bei ungenügendem Absatz, namentlich nach dem Auslande, mußten Arbeiter massenhaft entlassen werden und wurden zeitweise brodlos. Der inländische Verbrauch ist mit Ausnahme von Kriegszeiten und Handelskrisen (Schwindelperioden) ein ziemlich constanter, sogar bei gesunden Verhältnissen und allmählich zunehmender Wohlhabenheit ein nach und nach steigender. Der Export dagegen, der eine so große, ja entscheidende Rolle in der Industrie spielt, hängt von den wechselnden Zuständen des Auslandes ab. Die Schwankungen wirken auf die Masse der Fabrikarbeiter zurück. Dazu kommt, daß die in Fabrikgebäuden aufwachsenden Kinder leicht ungesund, schwächlich und ihrer Familie entfremdet werden, daß trotz der vom Staate erlassenen Gesetze der Schulunterricht für diesen Theil der Jugend in der Regel ein sehr mangelhafter ist. Die von Jugend auf in Fabriken beschäftigten Mädchen wissen nichts von der Haushaltung, nichts von häuslichen Arbeiten, sie können oft nicht nähen, waschen und kochen, sie sind lebende Maschinentheile geworden. Die Kraft der Kinder, besonders der heranwachsenden, wird von den Eltern oft zur eigenen Ernährung ausgebeutet. Sie haben für die Kinder so gut als nichts gethan, aber sie nehmen einen großen Theil des verdienten Lohnes oder Alles für schlechtes Nachtquartier, Kost und Kleidung in Anspruch. Kein Wunder, daß später die großgewordenen Kinder sich weigern und durch die Staatsgewalt angehalten werden müssen, die jetzt wirklich arbeitsunfähig gewordenen Eltern nothdürftig zu erhalten. Die Familienbande sind zersprengt. Daß unter solchen Umständen die Sittlichkeit und der Charakter entschieden leiden muß, versteht sich von selbst. Wo die ganze Familie in der Fabrik arbeitet, drängt sie sich während der Nächte und Sonntage in eine oft nur kleine Stube oder Kammer zusammen, sehr häufig wohnen mehrere Familien

Digitized by Google

in ein und demselben Raume, Männer, Frauen, Söhne und Töchter jeden Alters. In den berüchtigten Arbeiterhöfen in Gent fand die Commission d'enquete der belgischen Kammer eine unglaubliche Anhäufung von Personen jeden Alters und Geschlechts in jeder einzelnen Stube dieser großen, nur zur Unterkunft der Arbeiter eingerichteten Gebäude. Der amtliche Bericht der Commission schildert die Bevölkerung dieser von Unflath starrenden Räume als halb verthiert. Die Genüsse dieser Menschen sind nur grob sinnliche und oft unsittliche. Die Zustände der Fabrikarbeiterbevölkerung wurden in manchen Gegenden noch durch das sogenannte Truckſystem wesentlich verschlimmert, welches darin besteht, daß der Fabrikant den Lohn nicht in Geld, sondern in Waaren bezahlt, die der Arbeiter nicht gebrauchen kann, sondern mit Verlust verkaufen muß. Ein großer Theil dieser Uebelstände findet bei der sogenannten Hausindustrie nicht statt, deren Eigenthümlichkeit darin liegt, daß die Arbeiter in ihrer oder der Eltern Behausung von dem Unternehmer beschäftigt werden. Dazu eignen sich aber nur sehr wenige Industriezweige und das Schicksal der schlesischen Weber beweist, daß auch bei der Hausindustrie schlimme Zustände herrschen können.

Die Fabrikarbeiter, welche ein Handwerk gelernt haben, sind entschieden besser daran als die anderen, sie erhalten erheblich höhere Löhne und eine Anzahl von ihnen kann auch zeitweise zum Handwerksmeister zurückkehren. Die Mehrzahl kann dies nicht, weil die Ausbildung in der Fabrik eine ganz einseitige ist, die der Arbeit beim Meister nicht genügt. In der Natur der Fabrikindustrie liegt nämlich die Theilung der Arbeit, um viel, gut und wohlfeil zu produciren. Es wird deshalb auch der Handwerker in der Fabrik möglichst ununterbrochen mit der Anfertigung eines und desselben Stücks beschäftigt, wodurch er eine große Uebung, Geschicklichkeit und Leistung in der Bearbeitung dieses einen Theils erhält, daher bei einem niedrigen Stücklohn doch einen guten Verdienst erreicht. Wird ihm eine andere Arbeit übertragen, so fehlt die Fertigkeit, er muß sich von neuem erst einüben und ist dazu oft nicht mehr fähig. Wenn ein Geselle z. B. dreißig oder mehr Jahre nichts gethan hat, als eine und dieselbe Nummer Feilen zu hauen, wie es namentlich in England vorkommt, so wird er Virtuose hierin, ist aber als Handwerker zu keiner anderen Arbeit mehr zu gebrauchen. Die meisten in Fabriken beschäftigten Gesellen erhalten von Hause aus nicht die vielseitige Ausbildung, wie der Lehrling und Geselle bei einem guten selbstständigen Meister und sie gewöhnen sich so sehr an den Gebrauch der von Dampfkraft getriebenen Maschinen, daß sie ohne dieselben sehr wenig hervorbringen können. Man unterscheidet deshalb in den großen Maschinenfabriken Berlins den Schlosser, der bei einem selbstständigen Meister gelernt und als Geselle gearbeitet hat, ein Thürschloß anfertigen kann und gewisse Gegenstände auch ohne mechanische Hobel- und Drehbank und ohne Bohrmaschine gut herstellen kann, sich daher zum Montiren (Zusammensetzen und Aufstellen von Maschinen) außerhalb der Fabrik besonders eignet und höheres Lohn erhält, von dem Schlosser, welcher nur kurze Zeit und nicht gründlich bei einem Meister gelernt hat, dann in die Fabrik gekommen und hier ganz einseitig beschäftigt worden ist, deshalb auch kein Thürschloß oder ähnliche Gegenstände fertig machen und die mechanische Hobel- und Drehbank nicht entbehren kann. Solche Fabrikschlosser finden beim Meister in der Stadt kein Unterkommen und müssen darben, wenn es an Beschäftigung in der Fabrik fehlt. Ein Mensch, der nur eine ganz bestimmte Theilarbeit verrichten kann, sein ganzes Leben hindurch, wie jener Feilenhauer, nur ein Stück ohne Nachdenken mechanisch verfertigt, darf nicht mehr zu den intelligenten Arbeitern, kaum noch zu den Handwerkern gerechnet werden, er hat auch nicht einmal die Bedeutung einer zusammengesetzten Maschine, sondern er ist einem Zahn in einem Rade einer solchen Maschine gleich zu achten.

Es springt daher in die Augen, daß die Fabrikindustrie die Mehrzahl der Arbeiter lange nicht so vielseitig und gründlich ausbildet, wie das eigentliche Handwerk, zum Denken nicht anregt, daher auch geistig nicht hebt, vielmehr in vielen Fällen zum Maschinentheil herabdrückt. Die Fabrik gebraucht geschickte, intelligente Meister und Vorarbeiter, unter denen die Masse der anderen Arbeiter steht.

Da die Fabriken auch eine große Menge solcher Bedarfsgegenstände wohlfeil produciren, welche früher der Handwerker erheblich theurer lieferte, so ist klar und wird von der Erfahrung vollkommen bestätigt, daß die Großindustrie ein gefährlicher Concurrent für die selbstständigen Handwerker ist und daß von diesen nur solche gut fortbestehen, welche ganz besonders geschickt sind, in Fabriken massenhaft wohlfeil producirte Theilstücke verwenden, viele Gesellen halten und selbst Maschinen anschaffen und benutzen, also selbst kleine Fabrikanten werden, oder hauptsächlich Gegenstände anfertigen, die sich für Fabrikation im Großen schlecht oder gar nicht eignen. Das Publicum gewinnt dabei, wie bei jeder Concurrenz, es erhält seine Bedarfsgegenstände wohlfeiler und hat häufig die Wahl zwischen wohlfeiler Fabrikarbeit und vortrefflicher Handarbeit, aber daß die eigentliche Fabrikindustrie, diejenige, welche Schutzzölle verlangt, auch dem Handwerkerstande ausschließlich Nutzen oder auch nur überwiegend Nutzen gewähre, kann mit Recht nicht behauptet werden.

Im Gegentheil haben die Klagen der Handwerker und der Zustand der Massen von Fabrikarbeitern, die kein Handwerk gelernt haben, zuweilen den Gedanken hervorgerufen, die Fabrikindustrie in dem betreffenden Staat zu hemmen oder gar zu unterdrücken zu Gunsten des Handwerks. Die neue preußische Zeitung (Kreuzzeitung) ist bekanntlich gegen die Raubritter hinter den Fabrikschornsteinen zu Felde gezogen, wohl mit Rücksicht auf den Mangel an Feldarbeitern und die gestiegenen Löhne derselben. Es gehört aber wenig Nachdenken und Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, daß der moderne Staat gar nicht die Wahl hat zwischen Handwerkerthum und Fabrikindustrie und kaum die Macht, die letztere zu beseitigen. In unsern Culturzuständen sind die Bedürfnisse so zahlreich und so mannichfaltig geworden, daß sie durch das Handwerk allein gar nicht mehr befriedigt werden können. Die Bedarfsgegenstände würden trotz hoher Zölle aus dem Auslande zuströmen, ein großer Theil eingeschmuggelt werden, wie zur Zeit der napoleonischen Continentalsperre und es müßte sehr bald an Exportmitteln zur Ausgleichung fehlen, vieler anderer schlimmer Folgen nicht zu gedenken.

(Schluß folgt.)

Kaiser Nikolaus in London.

Von **Emil Lehmann.**

(Schluß.)

III.

Am 30. Mai 1844 wurden die Königin und Prinz Albert in Claremont, wohin sie sich begeben hatten, um den Geburtstag der Königin in ländlicher Zurückgezogenheit zu feiern, einigermaßen überrascht durch die Nachricht, daß der Kaiser von Rußland auf dem Wege sei, ihnen einen Besuch abzustatten und jeden Tag erwartet werden könne. Nachdem der schon seit längerer Zeit gemeldete König von Sachsen am 1. Juni eingetroffen war, folgte ihm der Kaiser auf dem Fuße, so daß die Königin nur achtundvierzig Stunden zur Vorbereitung auf seinen Empfang hatte. Es war wohl bereits seit längerer Zeit von einem Besuche des Kaisers in England die Rede gewesen, aber es hatte geheißen, er werde erst im nächsten Jahre kommen. Bekanntlich aber liebte es Kaiser Nikolaus, die Leute mit seinen Besuchen zu überraschen und so traf er schon am 1. Juni Nachts in London ein und stieg in Ashburnham House, dem Gesandtschaftshotel, ab. Am folgenden Tage brachte ihn Prinz Albert nach Buckingham Palace, wo er von der Königin empfangen wurde, kehrte aber, nachdem er dort das Diner eingenommen hatte, Abends nach Ashburnham House zurück und lehnte es ab, die in Buckingham Palace für ihn in Bereitschaft gesetzten Gemächer vor der Rückkehr

Digitized by Google

des Hofes von Windsor Castle, wohin derselbe sich am nächsten Tage begeben wollte, zu beziehen. Hier, in Windsor Castle, traf er am 3. Juni, vom Prinzen Albert an der Slough Station empfangen, zu einem fünftägigen Besuche ein.

Ueber den Zweck seines Besuches sprach er sich gegen die Königin selbst nur ganz allgemein dahin aus, daß er es für sehr wünschenswerth halte, dann und wann mit seinen eigenen Augen zu sehen, da es nicht immer genüge, lediglich auf die Augen der Diplomaten zu vertrauen. Solche persönliche Begegnungen riefen Gefühle der Freundschaft und des persönlichen Interesses hervor, und man könne in einer einzigen Unterhaltung seine Gesinnungen, Ansichten und Motive besser darlegen als in einer Menge von Depeschen und Briefen. Specieller über die Lage der Dinge in Europa mit der Königin zu discutiren, vermied er, nahm aber häufig die Gelegenheit wahr, dieselben mit dem damaligen Premier, Sir Robert Peel, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Aberdeen, und auch mit Prinz Albert zu erörtern, und zwar anscheinend ohne alle Reserve. In allen seinen Unterhaltungen zeigte er sich besonders beflissen, das Vertrauen der an der Spitze der englischen Regierung stehenden Staatsmänner zu gewinnen und sie von der Aufrichtigkeit und der vollkommenen Ehrenhaftigkeit seiner Absichten zu überzeugen. Eine Phrase, deren er sich, wie uns Stockmar*) erzählt, fast gegen jeden, mit dem er in Berührung kam, bediente, war: „Ich weiß, man hält mich für einen Schauspieler, allein ich bin es nicht; ich bin aufrichtig; sage was ich meine; halte Wort".

Bei einer andern Gelegenheit sagte der Kaiser**) zu Sir Robert Peel: Man hat mir vor Jahren Lord Durham geschickt, der voll von Vorurtheilen gegen mich war. Ich habe ihm durch bloßen Umgang mit ihm seine Vorurtheile aus dem Leibe getrieben. So hoffe ich, soll es mir hier mit Euch, mit England überhaupt gehen. Durch persönlichen Verkehr hoffe ich jene Vorurtheile zu vernichten. Denn ich achte England hoch; was die Franzosen von mir sagen, das achte ich nicht; „I spit upon it".

Dieser affectirten Gleichgültigkeit gegen Frankreich lag unzweifelhaft eine Besorgniß zu Grunde, welche der Kaiser trotz aller Anstrengungen nicht zu verbergen vermochte. Die immer vertrautere Gestaltung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Frankreich wurde von ihm als bedrohlich für alle etwa in Petersburg gehegten Pläne, Rußland auf Kosten der Türkei zu vergrößern, offenbar mit eifersüchtigem Mißtrauen betrachtet. England dieser Allianz abtrünnig zu machen, würde dem Zaren natürlich als ein Meisterstreich der Politik erschienen sein, und das neuerliche Benehmen Frankreichs in der orientalischen Frage mochte er als eine geeignete Handhabe, den Versuch zu unternehmen, betrachten. Wenn es jedoch, wie man zu jener Zeit allgemein annahm, ein Hauptzweck seines Besuches war, sich selbst zu vergewissern, ob dies möglich sei, muß er sich bald durch die sehr entschiedene Sprache, mit welcher Sir Robert Peel seine Andeutungen in Betreff der voraussichtlich selbstsüchtigen Haltung Frankreichs, für den Fall, daß es in den Angelegenheiten der Türkei zu einer Krisis kommen sollte, aufnahm, vom Gegentheile überzeugt haben. Der Kaiser war bereits von der Idee beherrscht, welche sich schließlich so verhängnißvoll für ihn erweisen sollte, daß die Türkei dem Ende nahe sei und bald auseinanderfallen müsse. „Ich begehre," lauteten seine Worte gegen Sir Robert Peel, „keinen Zoll breit türkischen Gebietes für mich selbst; aber ich werde auch niemand anders eine solche Vergrößerung gestatten". Diese Bemerkung konnte nur auf Frankreich gemünzt sein, dessen neuerdings in seiner Unterstützung Mehemet Alis befolgte Politik darauf hinzudeuten schien, daß es auf türkischem Gebiete Fuß zu fassen suchen werde. Doch glückte es Nikolaus nicht, dem englischen Premier eine Antwort zu entlocken, die über eine allgemeine Zustimmung zu dem ausgesprochenen Princip hinausgegangen wäre. In Betreff Frankreichs erklärte Sir Robert Peel es für jetzt und künftig als einen der Hauptzwecke seiner Politik, darauf hinzuwirken, daß der französische Thron bei dem Tode Louis Philipps ohne Erschütterung auf den nächsten legitimen Erben der Orleans'schen Dynastie übergehe. Dieselbe Sprache führte Prinz Albert. Daraus hätte der Kaiser Nikolaus die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß England entschlossen sei, den status quo in der Türkei so lange wie irgend möglich aufrecht zu erhalten.

Wenn daher der Kaiser in der Hoffnung nach England gekommen war, sich die Mitwirkung der englischen Regierung zu einer Verständigung über die im Falle des Eintritts einer Katastrophe in der Türkei einzunehmende Haltung zu sichern, so verfehlte er entschieden seinen Zweck. Es scheint jedoch, daß er sich in dieser Beziehung täuschte und durch diese Selbsttäuschung zu der Politik verleitet wurde, welche ihn einige Jahre später in eine so verhängnißvolle Collision mit den Westmächten brachte.

Nachdem der Hof mit seinen Gästen den Ascotrennen beigewohnt hatte, kehrte derselbe am 7. Juni nach London zurück. Am nächsten Tage fuhr der Kaiser mit Prinz Albert zu einem Frühstück nach Chiswik und Abends mit der Königin und dem Prinzen in die Oper. Am 9. verabschiedete er sich von der Königin und wurde von Prinz Albert bis Woolwich begleitet.

Eine sehr interessante Schilderung des kaiserlichen Aufenthaltes enthalten einige in der Biographie des Prinzen Albert mitgetheilte Briefe und Tagebuchaufzeichnungen der Königin Victoria. Wir entnehmen denselben die folgenden Stellen, in welchen die Königin manche für die Erscheinung und das Wesen des Kaisers bezeichnende Züge mittheilt und ihr allerdings überaus mildes Urtheil über ihn ausspricht, welches sich dahin zusammfassen läßt, daß sie zwar gegen seine Fehler und geistigen Mängel keineswegs blind war, aber doch als echte Frau durch seine Ritterlichkeit und seinen Familiensinn sehr günstig für ihn gestimmt wurde.

Am 4. Juni, dem Tage nach der Ankunft in Windsor Castle, meldet die Königin dem Könige der Belgier seine Ankunft und schreibt dabei:

„Sein Besuch ist ohne Zweifel ein großes Ereigniß und ein großes Compliment für uns und man fühlt sich sehr außerordentlich dadurch geschmeichelt. Er ist sicherlich eine sehr interessante Erscheinung, er sieht noch sehr gut aus, sein Profil ist schön und seine Manieren höchst würdevoll und anmuthig. Aber der Ausdruck seiner Augen hat etwas Strenges, wie ich es nie gesehen habe. Er macht Albert und mir den Eindruck eines Mannes, der nicht glücklich ist und auf welchem die Bürde seiner ungeheuren Macht und Stellung schwer und peinlich lastet. Er lächelt selten, und wenn er es thut, ist sein Ausdruck kein glücklicher".

Am 11. Juni berichtet die Königin dem Könige Leopold weiter über den kaiserlichen Besuch. Nachdem sie von verschiedenen Festlichkeiten erzählt hat, fährt sie fort: „Am Abende des 8. gingen wir in die Oper, nicht in Gala, aber man erkannte uns, und wir wurden höchst glänzend empfangen. Ich mußte den Kaiser zwingen, vorzutreten, da er sich durchaus nicht zeigen wollte; wenn ich da war, war ich genöthigt, ihn bei der Hand zu nehmen, so daß er vortreten mußte. Sein Benehmen gegen mich war äußerst ehrerbietig. Sonntag Nachmittag verließ er uns. Albert begleitete ihn bis Woolwich. Er war sehr ergriffen beim Abschiede und wahrhaft gerührt von seiner Aufnahme und seinem Aufenthalte bei uns, dessen Einfachheit und Ruhe seiner sehr großen Liebe zum Familienleben zusagte.

„Ich will Dir jetzt, nachdem ich alles, was vorgefallen ist, erzählt habe, meine Gefühle und Ansichten über den Kaiser mittheilen, die, wie ich sagen darf, von Albert getheilt werden. Ich war außerordentlich gegen den Besuch; ich fürchtete die Gene und den Lärm und anfänglich mochte ich es auch durchaus nicht; aber durch das ruhige und zwanglose Zusammen-

*) Stockmar, Denkwürdigkeiten S. 400.

**) Ebdas. S. 399.

Digitized by Google

leben in demselben Hause lernte ich den Kaiser und lernte der Kaiser mich kennen. In seinem Wesen ist vieles, was mir gefällt, und ich glaube, sein Charakter ist einer von denen, die man ein für allemal verstehen und nehmen muß, wie sie sind. Er ist hart und streng, mit stricten Principien der Pflicht, von denen abzuweichen ihn nichts auf der Welt bestimmen wird. Für sehr gescheidt halte ich ihn nicht und sein Geist ist nicht gebildet. Seine Erziehung war vernachlässigt, Politik und militärische Angelegenheiten sind die einzigen Dinge, für die er sich lebhaft interessirt; aus den Künsten und allen friedlicheren Beschäftigungen macht er sich nichts; aber er meint es aufrichtig, des bin ich gewiß — aufrichtig selbst in seinen despotischsten Handlungen — in der Ueberzeugung, daß das die einzige Art zu regieren sei. Ich bin überzeugt, daß er nichts von dem schrecklichen Elende weiß, das er so oft über Einzelne bringt; denn ich habe verschiedene Beläge dafür, daß er über die verderbliche Art, wie seine Leute viele Maßregeln zur Ausführung bringen, in der vollständigsten Unwissenheit gehalten wird, während er höchst gerecht zu sein glaubt. Er denkt an allgemeine Maßregeln, bekümmert sich aber nicht um Details, und ich bin überzeugt, vieles kommt ihm nie zu Ohren, und, wie Du sagst, wie kann es auch?

Er verlangte gar nichts, drückte nur seinen Wunsch aus, mit uns, aber ohne Ausschluß anderer, auf dem besten Fuße zu leben — die Dinge sollten nur bleiben, wie sie sind. Er ist sehr besorgt wegen des Orients und wegen Oesterreich.... Er ist, nach meiner Meinung, zu offen, er spricht zu frei vor den Leuten, was er nicht sollte, und überwindet sich schwer an sich zu halten. Er ist ängstlichst beflissen, Glauben zu finden und ich muß sagen, ich bin geneigt, an seine persönlichen Versprechungen zu glauben. Er empfindet sehr lebhaft, ist sehr empfänglich für ihm erwiesene Freundlichkeiten und seine Liebe zu seiner Frau, seinen Kindern und zu Kindern überhaupt ist sehr groß. Er hat einen sehr entwickelten Sinn für Häuslichkeit; einmal, als unsere Kinder im Zimmer waren, sagte er zu mir: „Voilà les doux moments de notre vie!" An der Art, wie er sie aufnahm und mit ihnen spielte, kann man sehen, daß er Kinder sehr liebt... Er war nicht nur höflich, sondern äußerst gütig gegen uns beide, sprach mit Sir Robert Peel in Ausdrücken des höchsten Lobes von meinem geliebten Albert und sagte, er wünschte, daß einer der deutschen Fürsten so begabt und urtheilsfähig wäre wie er..... Er ist nicht glücklich und die Melancholie, die sich in seinem Gesichte ausspricht, machte uns bisweilen traurig.... Der strenge Ausdruck seiner Augen schwindet sehr, wenn man ihn näher kennt, und ändert sich, je nachdem er decontenancirt wird (und er kann sehr verlegen werden) oder erhitzt ist, da er oft an Blutandrang nach dem Kopfe leidet. Er trinkt nie einen Tropfen Wein und ißt äußerst wenig. Albert glaubt, daß er zu den Menschen gehört, die sich zu sehr von Impulsen und Gefühlen beherrschen lassen, was ihn oft unrecht handeln läßt. Er ist ein großer Verehrer der Schönheit..... aber bleibt denen, welche er seit achtundzwanzig Jahren bewundert hat, sehr treu."*)

Unter den Tagebuchaufzeichnungen der Königin über den Besuch des Kaisers heben wir noch zwei als besonders bemerkenswerth hervor: „Er sprach sehr vernünftig von dem Verhältniß zwischen Kindern und Eltern und sagte, die Kinder müßten in dem denkbar größten Respecte vor ihren Eltern, aber auch in dem größten Vertrauen zu ihnen und ohne Furcht erzogen werden. Er und seine Brüder seien furchtbar streng erzogen und hätten in fortwährender Angst vor ihrer Mutter gelebt. Er sprach auch davon, daß die Fürsten heutzutage genöthigt seien, danach zu streben, sich ihrer Stellung würdig zu machen, um die Menschen mit der Thatsache, daß sie Fürsten seien, auszusöhnen".

Mit einer die weibliche Feder verrathenden, aber auch gewiß für weibliche Leser besonders anziehenden Ausführlichkeit berichtet die Königin dann noch in ihrem Tagebuche über den Abschied des Kaisers, wie folgt:

„An dem Morgen, wo er uns verlassen sollte, sprach er uns seine Dankbarkeit in sehr warmen Ausdrücken aus und sagte: „Je pars avec les sentiments du plus profond dévouement à Votre Majesté et à celui*) qui a été comme un frère pour moi". — Kurz vor fünf Uhr Nachmittags gingen wir mit den Kindern nach dem kleinen Salon hinunter, um den Kaiser dort zu erwarten. Bald nachher trat er ein, sprach mit den Kindern und sagte dann mit einem Seufzer und einer Bewegung, welche die Härte seines Gesichtsausdruckes ganz verschwinden machte: „Je pars d'ici, Madame, le coeur gros et pénétré de vos bontés pour moi. Vous pouvez être sûre, Madame, de pouvoir compter sur moi en tous temps comme votre plus dévoué serviteur. Que Dieu vous bénisse!" und wieder küßte er mir die Hand und drückte sie und ich küßte ihn. Dann küßte er die Kinder sehr zärtlich und sagte: „Que Dieu les bénisse pour votre bonheur". Er wollte mir nicht erlauben, noch weiter mitzugehen und sagte: „Je vous en supplie! N'allez plus loin. Je tomberai à vos genoux: laissez-moi la conduire chez elle". Aber natürlich ging ich darauf nicht ein und nahm seinen Arm, um nach der Vorhalle zu gehen.... Bei den wenigen Stufen angelangt, die nach der untern Halle führen, nahm er wieder einen sehr herzlichen Abschied und seine Stimme verrieth seine Bewegung, er küßte mir die Hand und wir umarmten uns. Als er an der Thür war, ging ich die Stufen hinab. Er bat mich vom Wagen aus, ich möge nicht dort stehen, aber ich that es doch und sah ihn mit Albert nach Woolwich abfahren".

Der Besuch hatte unstreitig die Wirkung, den Kaiser in den höchsten Kreisen der Gesellschaft persönlich beliebt zu machen. Wie wenig enthusiastisch aber sein Empfang von Seiten des Volkes war, ersehen wir aus einer Aeußerung, welche die Königin an einer ganz andern Stelle ihres Tagebuchs bei Gelegenheit des Besuches Louis Philipps in Windsor Castle im October 1844 thut. Sie berichtet über eine Spazierfahrt nach Twickenham, Claremont und zurück nach Windsor und sagt dort: „Der Abend war kalt und schön und überall, wo der König sich zeigte, wurde er mit dem Ruf: „Vive le roi, long live Louis Philippe" enthusiastisch empfangen, viel herzlicher und liebevoller als der Kaiser von Rußland".

*) Aehnlich, aber etwas weniger vorsichtig, sagt Stockmar (Denkwürdigkeiten S. 400): „Er ist noch immer ein großer Verehrer weiblicher Schönheit. Alle seine alten englischen Flammen behandelte er mit großer Aufmerksamkeit. Dies, seine stattliche Gestalt und allgemeine Höflichkeit gegen das schöne Geschlecht gewannen ihm wohl die Majorität der Damen, welche in seine Nähe kommen konnten. Die Männer lobten den Anstand, den Tact und die Pünktlichkeit im Verkehr mit der Gesellschaft. . . . . ".

Literatur und Kunst.

Hans Christian Andersen.

Von **Adolf Strodtmann.**

Ein Dichterleben!

In der kleinen Provinzhauptstadt Odensee auf der Insel Fühnen lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein armer Schuhmacher, der sich in seinem Handwerkerstande nicht glücklich fühlte. Er las lieber in Holbergs Lustspielen, in Romanen und Geschichtsbüchern, und beklagte es stets, daß er nicht hatte studiren oder als Kriegsmann die Welt durchziehen und Ruhm und Ehre erwerben können. Seine Frau, mit einem Herzen voll Liebe, aber ganz ohne Bildung und Weltkenntniß, und arm wie er, ver-

*) Prinz Albert.

Digitized by Google

stand nicht sein unbefriedigtes Sehnen. Der junge Mann hatte selber sein Ehebett aus dem Holzgestell zusammen gezimmert, das vor kurzem den Paradesarg einer gräflichen Leiche getragen, und in diesem Bette, an dessen Brettern noch die schwarzen Tuchreste hingen, erblickte am 2. April 1805 ein weinender Knabe das Licht der Welt. Einsam und träumerisch wuchs derselbe heran. Die innere Unrast und eine schwärmerische Begeisterung für die Heldenlaufbahn Napoleons trieben den Vater in den Krieg, aber er kam nur bis Holstein, da ward Friede geschlossen, und bald nach der Heimkehr sank er in's Grab. Die Mutter wusch jetzt für fremde Leute, und verheirathete sich nicht lange nachher mit einem anderen Handwerker, der sich wenig um die Erziehung des Knaben kümmerte und ihn für den Schneiderstand bestimmte. Hans Christian — so war der Name des Knaben — hatte jedoch die poetische Natur, die Reiselust und den Bildungsdrang des Vaters geerbt; wie dieser, las er Komödien, fertigte sich ein Puppentheater an, und schrieb Gedichte und Dramen, während er noch kaum ein Wort richtig buchstabiren konnte. Früh confirmirt, wanderte er dann als vierzehnjähriger Bursche, mit dreizehn Reichsbankthalern in der Tasche, nach Kopenhagen, um dort sein Glück als Schauspieler oder Sänger zu suchen. In abenteuerlichem Aufzug, die Hosen in die Stiefelschäfte gesteckt, ging er mit dem Empfehlungsschreiben eines Buchdruckers seiner Vaterstadt zu einer demselben völlig unbekannten Tänzerin der königlichen Bühne und bat sie um ihre Protection. Sie hielt ihn für toll, als er ihr mit grotesken Geberden die Rolle Aschenbrödels vorspielte, und der Theaterdirector wies ihn ebenso spöttisch ab. Der Musiker Weyse, der Dichter Guldberg und andere brave Leute nahmen sich jedoch des naiven jungen Menschen an, unterstützten ihn mit Geldmitteln und freundlichem Rath, und sandten ihn endlich auf's Gymnasium und auf die Universität. So lernte er die klaffenden Lücken seiner Bildung ergänzen und Vertrauen auf das in ihm schlummernde Talent gewinnen, wie feindselig auch die tonangebende Kopenhagener Kritik seine Erstlingsproductionen verspottete. Zum Glück ließ er sich in der eingeschlagenen Bahn nicht beirren, und fand mit dem sicheren Instincte des Genius bald das seinen eigenthümlichen Anlagen entsprechende Feld, auf welchem er unverwelkliche Lorbeeren ernten sollte. Der Name des armen Handwerkersohnes zog auf den Schwingen des Ruhmes, weit über die Grenzen seines kleinen Heimatlandes hinaus, durch die Welt, und als er vor wenigen Monden die Augen schloß, trauerten um ihn viele Millionen von Lesern, denen er Licht und Sonnenschein in's Herz gesenkt. Denn kein zeitgenössischer Schriftsteller hat sich ein Publicum erworben, wie er, — ein Publicum, das die frische, fröhliche Kinderwelt aller Länder des indogermanischen Sprachstamms, von der höchsten Spitze Norwegens bis nach Indien hinab, von den rauchgeschwärzten Waldhütten Dalekarliens bis zu den eisernen Kaufmannspalästen San Franciscos am stillen Meere, umfaßt. —

Wie die ganze dänische Literatur dieses Jahrhunderts auf den Anregungen der romantischen Schule in Deutschland beruht, nahm auch Andersen von diesen Einflüssen seinen Ausgang. Sein Jugendwerk die „Fußreise nach Amager", bewegt sich noch ganz in den willkürlichen Arabesken der Callot-Hoffmann'schen Manier; auch in seinen späteren Reiseschriften hat er sich von der Nachahmung romantischer Muster niemals befreit. Hier und in seinen lyrischen Gedichten tritt namentlich die Einwirkung Heines allzu stark hervor, als daß der Ruhm des Dichters in diesen Erzeugnissen fortleben könnte, so frisch und ansprechend auch manche Naturschilderungen und so anmuthig einzelne Lieder sind. Eben so wenig werden die dramatischen Versuche Andersens sich auf der Bühne erhalten. Schon bei seinen Lebzeiten sind nur wenige seiner Lustspiele in seiner engeren Heimat mit einigem Erfolg zur Aufführung gelangt; sein Talent lag nicht in dieser Richtung. Größeren Werth haben seine ersten Romane: „Der Improvisator", „O. T." und „Nur ein Geiger", in denen er seine eigenen Kindheitserinnerungen und die Kämpfe des Talents mit den spießbürgerlichen Vorurtheilen und Gehässigkeiten der äußeren Umgebung warm und ergreifend schilderte. Vor Allem der letzterwähnte Roman ist ein Stück poetisch verklärter Selbstbiographie, deren Held die frappanteste Porträtähnlichkeit mit den Charakterzügen und Jugendschicksalen des Verfassers trägt. Wie der arme Geiger Christian, bewahrte auch Andersen sich sein Lebenlang das sensible, harmlose, weltunerfahrene Kindesgemüth, wenn auch sein Genie sich mannhafter und glücklicher Bahn brach, statt wie Jener, wundgeritzt von den Dornen des Weges, zu verbluten. Was diesen Romanen einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ist die intensive Wahrheit und Wärme, mit welcher subjective Empfindungen und Erlebnisse zum Ausdruck gelangen; aber dieser Vorzug ist ein mehr lyrischer als epischer, die künstlerische Erfindung ist schwach, die Handlung dürftig, die psychologische Entwicklung gering. Das Kinderleben wird mit unübertrefflicher Meisterschaft geschildert; allein wir vermissen die spätere Entfaltung zu gereifter Männlichkeit oder Weiblichkeit, die Romanhelden Andersens wachsen nur den Jahren nach heran, an Gemüth, Verstand und Willen bleiben sie, was sie waren: weiche, thörichte, unentschlossene, vor jedem rauhen Windstoß des Schicksals erschaudernde, hülflose Kinder. Sie haben ein Herz voll Liebe, eine Seele voll Adel und Schönheitsdrang, aber es fehlt ihnen die feste Kraft der Muskeln, das Mark in den Knochen. Träumerisch, fast wie schlafwandelnd, gehen sie durch's Leben; sie gleichen den Treibhausblumen unter einer Glasglocke, die verwelken, wenn die kalte Luft der Außenwelt sie berührt.

Vielleicht hat die höhnische Aufnahme, welche den Schöpfungen Andersens bei der dünkelhaften Literaturkritik seiner Heimat zu Theil wurde, ihn zuerst auf die Idee gebracht, sich in der naiven Kinderwelt ein sympathischeres, dankbareres Publicum zu suchen. Die Bestrebungen der romantischen Schule hatten die Aufmerksamkeit der Dichter und Gelehrten damals schon erfolgreich auf die Sagen- und Märchenpoesie hingelenkt. Den nüchtern verständigen, altklug rationalistischen Bearbeitungen deutscher Volkssagen von Musäus waren die phantastisch freien Märchenerfindungen von Ludwig Tieck, Brentano, Fouqué und Eichendorff gefolgt. Gewiß hatten dieselben der Poesie ein neues, frisches Element zugeführt, sie hatten die Freude am Naiven, Einfachen, Elementaren wieder erweckt; allein sie hatten sich *bewußtvoll* an ein Publicum gewandt, das nicht mehr naiv, sondern raffinirt in seiner Denk- und Empfindungsweise war, das sich an den bunten Märchenbildern ergötzte, wie der blasirte Tourist sich an der schlichten Einfalt des Tyroler Gemsjägers oder der Sennerin auf der Alm ergötzt. Allzu oft hatten die Verfasser selbst mit dem Naiven, Volksthümlichen nur kokettirt, nur ein ironisches Spiel mit demselben getrieben, ja, sich ausdrücklich ihren „gebildeten" Lesern gegenüber durch allerlei geschraubte Witzreißereien dawider verwahrt, als sei es ihnen Ernst mit ihren Erfindungen. Andersen aber, so sehr sein träumerisches Gemüth von den Phantasiebildern der Romantiker angezogen ward, erschrak vor dieser selbstzerstörenden Ironie; sein künstlerisches Spiel mit den Stoffen war ihm heiliger Ernst, so naiver Ernst, wie das Spiel dem Kinde, das seine Puppe wiegt, wäscht, ankleidet, spazieren führt, oder Sandhäufchen zu Kuchen formt, Zinnsoldaten mit einander Krieg führen läßt, und sich keinen schlechteren Helden denn Achilleus dünkt, wenn es mit dem Holzsäbel wider die Rotte der Trojaner stürmt und des Nachbars Peter als Hektor zum Kampfe herausfordert. Selbst ein kindliches Gemüth, wählte er sich die Kinderwelt als Publicum und erzählte ihr jene Märchen, die sie mit gespanntestem Interesse und gläubigster Hingebung vernahm.

Warum haben diese Märchen einen so universellen Beifall gefunden, bei Erwachsenen fast nicht weniger, als bei Kindern? Es verlohnt sich wohl, diese Frage zu stellen und ihre Beantwortung zu versuchen.

Die erste Ursache für die rasche und allgemeine Verbreitung der Andersen'schen Märchen erblicke ich in dem Umstande, daß der Verfasser von Anfang an mit klarstem Bewußtsein für ein ganz bestimmtes Publicum schrieb. Die ersten Sammlungen seiner „Märchen" trugen auf dem Titelblatte den ausdrücklichen Zusatz: „Den Kindern erzählt". Wer mit bewußter Absicht für ein bestimmtes Publicum schreibt, stellt sich naturgemäß auf den

Digitized by Google

geistigen Standpunkt desselben; er vergegenwärtigt sich in jedem Augenblick dessen Bildungs- und Kenntnißzustand, dessen Fassungskraft, Interessen und Bedürfnisse. Durch dies Verfahren wird sowohl die Wahl der Stoffe, wie die Form der Behandlung bedingt. Der Stoff einer Märchenerzählung, welche Kindern verständlich sein und sie lebhaft interessiren soll, kann nicht elementar, nicht einfach, nicht naiv genug sein; denn jede complicirte Handlung, jedes psychologische Raffinement gehen über den Horizont des Kindes hinaus und würden seine Aufmerksamkeit verwirren. Eben so schlicht einfältig muß die Behandlungsart und die Sprache sein; der ruhig und gleichmäßig fortlaufende Faden der Erzählung darf durch keine abstracte Reflexion, durch keinen wirr verschlungenen Knoten der Begebenheiten unterbrochen werden, keine verwickelte Satzfügung, kein unverständlicher Ausdruck, keine Anspielung auf ein dem kindlichen Leserkreise fremdes Gebiet darf sich einschleichen. Diese Beschränkungen aber vorausgesetzt, darf die Phantasie des Märchendichters auf's freieste ihre Schwingen entfalten; denn die Phantasie des Kindes ist eben so unbegrenzt, wie die seine. Sie ist es gewohnt, in poetischem Schöpferdrange mit allen Dingen zu spielen, wie er; sie belebt das todte Spielzeug, sie verwandelt es in ein Anderes, eine Reihe von Stühlen und Fußschemeln wird ihr zur Eisenbahn, ein Nußknacker zum Kobold, die kleine Schwester zum Pferde, das Kellerloch zur Räuberhöhle oder zum unterirdischen Saale mit den Schätzen des Aladdin, — Nichts ist so abenteuerlich und so seltsam, daß die traumschnelle Phantasie des Kindes ihm den Glauben verweigerte, wenn es nur nicht aus seinem Vorstellungskreise herausfällt.

Man sollte meinen, diese naheliegenden und einfachen Gesetze wären für den, welcher es unternimmt, für Kinder zu schreiben, leicht zu erfüllen. Der flüchtigste Blick auf unsere herkömmliche Jugendliteratur widerlegt jedoch sofort diese Ansicht. Die meisten der für Kinder bestimmten Schriften verrathen in jeder Zeile, daß sie weniger der Rücksicht auf die Phantasie des Kindes, als einer moralisirenden oder Belehrungsabsicht des Verfassers ihren Ursprung verdanken. Nicht aus der Seele des Kindes sind die meisten dieser Bücher geschrieben, sondern aus der Seele des Erwachsenen, welcher das Kind nach seinen pädagogischen Grundsätzen zu modeln wünscht. Andersen aber brauchte fast nur den Eingebungen der eigenen kindlichen Seele zu folgen, um den richtigen Ton für das Publicum seiner Märchen zu treffen. In diesem Einklang seines eigenen Wesens und künstlerischen Dranges mit der Natur und den Interessen des Leserkreises, den er sich gewählt, liegt der zweite Grund seiner Erfolge.

Dies kindliche Wesen des Dichters spricht sich indessen nicht allein in seiner Freude an dem Naiven, Einfachen, Elementaren, es spricht sich vor Allem auch in der heiteren, sanften, optimistischen Weltanschauung aus, welche seine Märchen durchweht. Das gesunde, unverderbte Kind ist ein geborner Sanguiniker und Optimist. Es vergißt im nächsten Augenblicke den Schmerz der vergangenen Minute über ein Bilderbuch, über ein neues Kleid, es lächelt mit glücklichem Humor unter Thränen, die Welt und das Leben dünken ihm gut und schön, es spielt selbst mit den Blumen in der Hand des todten Brüderleins. Ebenso Andersen. Wo immer wir seine Schriften durchblättern, überall tritt uns dieser heitere Optimismus entgegen, der sich an den Dingen freut, wie sie sind, und ihnen, wie der Flachs im Märchen, stets die beste Seite abzugewinnen versteht. Selbst die kranke Mutter des armen Geigers, welche so wenig Sonnenschein genossen, ruft noch im Sterben aus: „Die Welt ist dennoch schön! Das Leben ist eine gesegnete Gottesgabe. Ein Thal des Jammers, eine Heimat des Elends ist sie nur für Denjenigen, welcher bei den dunklen Flecken, dem zertretenen Wurme, der geknickten Blume verweilt. Freilich, ein einzelner Wurm muß zertreten, eine einzelne Blume geknickt werden; aber wir müssen die ganze Natur betrachten, und da scheint die Sonne auf Millionen von Glücklichen; die Vögel jubeln, die Blumen duften". Und wenn Andersen das Märchen seines eigenen Lebens überblickt, wenn er bedenkt, wie sein einst so mißachteter Name über das große Weltmeer bis in die fernsten Zonen geflogen ist, so ist ihm in seinem Freudenschauer zu Muthe, als sei er ein armer Bauernknabe, dem man einen Königsmantel umwirft, und er jubelt: „Ich fühle, daß ich ein Glückskind bin; fast Alle kommen mir offen und liebreich entgegen, nur selten ist mein Zutrauen zu den Menschen getäuscht worden. Vom Fürsten bis zum ärmsten Bauern herab hab' ich das edle Menschenherz schlagen gefühlt. Es ist eine Lust zu leben, an Gott und Menschen zu glauben".

Einer solchen Gesinnung liegt auch auf religiösem Felde jeder zelotische Eifer fern. Wenn in den Märchen Andersens ein Bewohner der himmlischen Regionen seinen Flug einmal zur Erde lenkt, so ist es eben ein holdes Geschöpf der Phantasie, wie andere Märchengestalten, wie der Rosenelf oder Fliedermütterchen oder die Fee des Paradieses, und nur eines einzigen Beispiels entsinne ich mich, wo der Dichter — in der unheimlichen Erzählung von den rothen Schuhen — die kindische Eitelkeit eines jungen Mädchens, das seiner Pflichten gegen die Kirche vergaß, allzu grausam bestraft. Wie schön contrastirt hiergegen (in den Reiseerinnerungen aus Schweden) die Geschichte von dem zornigen Pfarrer, welcher den Bösen ewige Höllengluth in Aussicht stellt, und nun seine sanfte, fromme Frau nach ihrem Tode ruhelos umherwandern sieht, weil er ihr nicht ein einziges Haar von dem Kopfe eines Sünders geben kann, den Gott zu ewiger Pein verdammen wird. Denn auch die schlimmsten Sünder sind vor Gott nur Thoren, Verirrte, Wahnwitzige, kurz arme Unglückliche, und erst als der Pfarrer dies erkennt und sein hartes Wort widerruft, findet die unstäte Seele seiner Gattin den Frieden. „Es war dein hartes Wort," sagt die Todte, „es war deine Verzweiflung an der Menschheit, dein finsterer Glaube an Gott und seine Schöpfung, was mich zu dir trieb. Lerne die Menschen kennen! Selbst in den Bösen lebt ein Theil von Gott, ein solcher, der die Flammen der Hölle löscht und besiegt". Brauchen wir noch darauf hinzuweisen, daß eine solche Gesinnung, welche die Märchen Andersens, wie jedes seiner übrigen Werke, beseelt, das Herz des Kindes wohlthätiger berühren, veredelnder und bildender auf dasselbe einwirken muß, als alle lehrhaften Moralpredigten?

Noch ein anderes Moment möchten wir zum mindesten beiläufig betonen, da wir auch darin einen Vorzug jener Märchen erblicken, der zu ihrer Verbreitung mit beigetragen hat. Wir meinen den durchaus modernen Charakter, der ihnen inne wohnt. Sie verleugnen oder verketzern nirgends die Zeitperiode, welcher sie entsprossen sind; im Gegentheil, es pulsirt in den meisten von ihnen das warme Herzblut und Leben der Gegenwart. Zuweilen, wie in den „Galoschen des Glücks", macht der Verfasser sich geradezu lustig über die thörichten Lobredner der alten Zeit; nicht selten, wie im „Wassertropfen", zieht er die großen Entdeckungen der modernen Wissenschaft mit glücklichem Griff in den Bereich seiner Dichtung; ja, er selbst spricht es an einer anderen Stelle mit begeisterten Worten aus, daß die Wissenschaft das wahre Kalifornien der Poesie sei, das dem Blicke des geweihten Dichters immer neue Aladdinsschätze enthüllt. „Glücklich," ruft er aus, „glücklich bist du Dichter, der in unserer Zeit geboren ward! Du erbst alle die herrlichen Schätze, die deine Vorgänger der Welt gaben, du erbst von ihnen die Erkenntniß, daß nur das Wahre, das Wahre in der Natur und dem Menschen, ewig ist... Das Sonnenlicht der Wissenschaft soll den Dichter durchdringen, mit hellem Auge soll er die Wahrheit und Harmonie im Großen wie im unendlich Kleinen erfassen; dies wird seinen Verstand und seine Phantasie läutern und bereichern, wird ihm neue Formen zeigen, die das Wort noch lebendiger machen. Selbst die einzelnen Entdeckungen werden uns einen solchen neuen Flug verleihen. Welche Märchen kann nicht das Mikroskop aufrollen, wenn wir unsere Menschenwelt unter dasselbe bringen; der Elektromagnetismus kann einen neuen Lebensfaden in neuen Lustspielen und Romanen abgeben, und wie manche humoristische Dichtung wird nicht emporwachsen, indem wir von unserer staubgrauen, kleinen Erde mit ihren kleinen hochmüthigen Menschen in das unendliche Weltall hinausblicken, von Milchstraße zu Milchstraße! O, es liegt so unendlich viel in dem Meere, in der Luft und in der Erde verborgen, Wunderwerke, größer als

Digitized by Google

sie die Phantasie der Dichter zu erschaffen vermag. Es wird ein Dichter kommen, der mit kindlichem Sinn, ein neuer Aladdin, in die Höhle der Wissenschaft tritt; mit kindlichem Sinn, sagen wir, denn anders werden ihn die starken Geister der Naturkräfte erfassen und zu ihrem Diener machen, während er durch die Lampe der Poesie, die immer das menschliche Herz ist und bleibt, als Herrscher dasteht und wundervolle Früchte aus den dunklen Gängen bringt, und ihm die Macht verliehen ist, das neue Schloß der Poesie zu bauen, in einer Nacht durch dienende Geister geschaffen".

Die letzte Ursache endlich für den allgemeinen und wohlverdienten Erfolg dieser Märchen liegt in der hohen Kunstvollendung ihrer abwechselungsreichen Form, in der vollkommenen Uebereinstimmung der Behandlungsart mit dem jedesmaligen Stoffe. Wie bei einem melodiösen, sicher und fest durchgeführten Musikstücke, fällt kein Ton aus dem Charakter des Ganzen heraus. Scherz und Humor, ja selbst ausgelassene Lustigkeit erhalten ihr Recht, wenn das Thema es bedingt, so gut wie andererseits ernsthafte, rührende, weiche Molltöne angeschlagen werden, wo sie am Platze sind. Aber niemals, selbst in den abenteuerlichsten Erfindungen, begegnet uns jene barocke Vermischung des Burlesken und Pathetischen, die uns so häufig in den Märchendichtungen der deutschen Romantiker verletzt. Ueberall ist das Streben nach innerer Wahrheit das Kunstgesetz, welches Andersen unverbrüchlich befolgt. Er läßt die Geschöpfe seiner Phantasie genau so empfinden, denken, reden und handeln, wie ihre Natur es erfordert, nicht wie die willkürliche Laune des Verfassers es beliebt. Wenn die alte Storchmutter im nordischen Dorfneste ihren Jungen von der Herrlichkeit Aegyptens erzählt: „Da ist ein Fluß, welcher aus seinem Bette tritt, dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht im Schlamm und ißt Frösche", so ist das eine Auffassung, welche durchaus der Vorstellungsweise eines Storchgehirns entspricht, und das kleine Wort „man" ist hier von treffendster psychologischer Feinheit. Und wenn die Maikäferfräulein über die zierliche Schönheit Däumelinchens ihre Fühlhörner rümpfen und sagen: „Sie hat ja nicht mehr als zwei Beine, das sieht erbärmlich aus! Sie hat keine Fühlhörner! Sie ist so schlank in der Taille, pfui, sie sieht aus wie ein Mensch! Wie sie doch häßlich ist!" so stimmt das gerade so sehr zu der einzig denkbaren Maikäfervorstellung von Schönheit, wie es zu der Sperlingsvorstellung von Schönheit stimmt, wenn die prosaischen Spatzen nicht begreifen können, „was an so einem rothen Klumpen, wie einer Rose, Rares ist".

Will man nun einwenden, daß die Vorzüge, welche ich den Andersen'schen Märchen nachgerühmt, im Wesentlichen dieselben sind, welche auch jedem anderen poetischen Kunstwerke von echter Art Anerkennung und Erfolg zu verschaffen pflegen, so bin ich ganz damit einverstanden. Die Gesetze dichterischen Schaffens sind in ihren Grundzügen dieselben einfachen und allgemeinen, gleichviel ob man für Erwachsene oder für Kinder schreibt, und weil Andersen diese Gesetze auf's treulichste beobachtet hat, gewährt die Lectüre seiner Märchen dem Erwachsenen fast denselben reinen und hohen Genuß, wie dem Kinde, für das sie ursprünglich erdacht und bestimmt sind.

Ein akademischer Protest.*)

Bekämpfe getrost, geneigter Leser, den Schüttelfrost, der dich bei dem Worte „akademisch" ergreift, denn es ist wirklich ein klein wenig übertrieben, wenn man so schlechthin akademisch und steifleinen, classisch und langweilig als synonym bezeichnet. Das mag früher gegolten haben, wo man lustige Leute, wie Molière, Piron, Parny u. s. w. grundsätzlich von den Sesseln der Unsterblichkeit ausschloß, während man es sich jetzt zum Vergnügen macht, sogar den muntren Dumas in den akademischen Schooß aufzunehmen, um sich von ihm zwischen den üblichen Armstuhlvorlesungen kleine pikante Anekdötchen aus der Halbwelt erzählen zu lassen. Auch unsre ehrwürdige Berliner Akademie der Wissenschaften ist in jüngster Zeit so aufgeräumt geworden, wie man dies nie für möglich gehalten hätte. Bei der letzten Gedächtnißfeier Friedrich des Großen, ihres erhabenen Förderers, habe ich in diesen geheiligten Räumen einem akademischen Proteste beigewohnt, den man auch allenfalls ohne Frack und weiße Binde hinter einer Berliner Weißen mit einem kleinem Kümmel hätte zu sich nehmen können. Trunken von der Weihe des Augenblickes schwelgte ich in höhern Regionen, als mich plötzlich die akademische Mahnung herniederriß:

> Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
> Und küsse die Marketenderin,
> Das ist die ganze Wissenschaft,
> Das ist der Bücher tiefster Sinn!

Unter Verachtung der Wissenschaft die Marketenderin küssen, und zwar in der Berliner Akademie! Man male sich meinen Schrecken, da ich nicht aufgepaßt hatte, wie der beständige Herr Secretär, wahrscheinlich des trockenen Tones satt, zu dieser Mahnung gekommen war. Zuerst dachte ich, es ginge mir wie dem alten Prof. Gleditsch, der einst in diesen Räumen den verstorbenen Präsidenten Maupertuis spuken sah, und es sei alles blos Sinnenblendwerk. Aber da der Redner fortfuhr, die Heine'sche Paraphrase über das Goethe'sche „Grau theurer Freund — —!" mit erhobener Stimme weiter zu declamiren, da stieß ich meinen auch einigermaßen erstarrten Nachbar an, und frug ihn leise, was denn das Alles zu bedeuten hätte. Der sagte mir, das Abenteuer mit der Marketenderin sei nur so ein akademischer Protest gegen eine gewisse Richtung der modernen Wissenschaft gewesen, die über den Horizont des Redners ginge und da habe er die Gedächtnißfeier Friedrich des Großen als einen passenden Anlaß erachtet, in gebundener Rede einen Trinkspruch gegen dieselbe auszubringen. Seit jener geweihten Stunde habe ich eine gewiß begreifliche Vorliebe für akademische Proteste gefaßt, die mich denn auch zur Lectüre des obigen zufällig an dieselbe Adresse gerichteten Protestes geführt hat, und ich muß bekennen, daß ich in meinen Erwartungen keineswegs getäuscht worden bin, und daß das Literaturgenre der akademischen Proteste entschieden der heitern Richtung zuneigt.

Der oberflächlichen Durchblätterung würde es freilich erscheinen, als ob der burleske Titel Haeckelogenie zu dem akademisch ernsten, ja traurigen Proteste in einer gewissen Disharmonie stehe. Dieselbe ist aber nur scheinbar. Die Leser dieses Journales wissen aus langer Erfahrung, daß unter allen Abarten des Komischen die unfreiwillige Komik, mag sie sich nun lyrisch, episch, oder in breiter Prosa ergießen, wie der Wiener sagt, „schon das Höchste" ist, da sie gegenüber den gemachten Witzen aus freier Brust dithyrambisch zu dem von Lachtauben und Spottdrosseln umflatterten Throne des Momos emporsteigt.

Indessen untersuchen wir ernsthaft, wie der Schüler Platos dazu gekommen sein mag, die Lärmtrommel gegen den Schüler Darwins zu rühren! Die Sache ist kindisch einfach. Herr Prof. Michelis hat vor längerer Zeit einen, wie wir ihm auf sein Wort glauben, „schwachen" Versuch gemacht, den „Gedanken in der Gestaltung des Thierreichs" nachzudenken und diese seine Gedanken über die Schöpfung in einem besonderen Werkchen der Welt preisgegeben. Haeckels Forschungen zeigten nun sonnenklar, daß die Wissenschaft genau das Gegentheil von dem ergibt, was der Philosoph zusammenphantasirt hatte und nun ruft der letztere alle Akademieen der Welt unter die Waffen, um seinen Fiebertraum gegen die Ergebnisse des gesunden Menschenverstandes vertheidigen zu helfen. Daher dieser akademische Ingrimm.

Man darf aber nicht etwa annehmen, daß Michelis sich nachträglich wieder zu Syllabus, Unfehlbarkeit und geistlicher Censur bekehrt habe, denn obwohl er, wie sein Protest gegen die freie Forschung zeigt, sehr stark zu den „freien" Universitäten unserer französisch sprechenden Freunde diesseits und jenseits der

*) Haeckelogenie. Ein akademischer Protest gegen Haeckels Anthropogenie von Dr. Fr. Michelis, Prof. der Philosophie. Bonn 1875.

Digitized by Google

Ardennen hinüberneigt, bleibt er ein äußerst aussätziges Schaf seiner Heerde, denn er liebäugelt in brandiger Weise mit Darwin und Vogt. Herr Michelis findet es, man höre, gar nicht so unwahrscheinlich, daß der Mensch leiblich vom Affen abstamme, er glaubt, daß in gewissem Sinne Darwin ganz gut mit der Offenbarung unter einen Hut zu bringen sei, die Welt könne ja, wenn es nicht anders sein kann, entwickelt statt erschaffen sein, die Bibel habe in ihrem Schöpfungsbericht eben kindlich naiv zu kindlich naiven Zuhörern gesprochen. Herr Michelis scheint mir hier, mehr als ein Altkatholik es darf, nach einem Ketzer und Höllenbraten zu duften — sentir le fagot, wie die Franzosen sagen —, und es kommt mir doppelt überflüssig vor, daß er sich am endlichen Ende seiner schier endlosen Rede noch zum Ritter der Offenbarung aufwirft, denn für derartige gute Freunde haben ihre bestellten Vertreter bekanntlich nur Interdict und Bannfluch.

Die ganze Differenz zwischen Michelis und Haeckel beschränkt sich nur darauf, daß Ersterer den Menschen als das von Anfang bestimmte Endziel und die Ursache der ganzen Schöpfung, Haeckel ihn nur als die Krone eines einzelnen, aber am höchsten entwickelten Zweiges gelten lassen will. Michelis zieht daher vor, überzeugt zu sein, daß die andern Thiere, womöglich auch die Pflanzen in einem gewissen tiefen, philosophischen Sinne allesammt Abkömmlinge des Menschen sind, daß die Affen in dieser idealen Auffassung seine nächsten Descendenten wären, daß von den Affen die übrigen Säugethiere, von diesen die Reptilien, von dem Reptil das Amphibium, von letzterem der Fisch und von diesem die Würmer und niederen Thiere abzuleiten wären. Dieser auf den Kopf gestellte Michelisirte Darwin begreift sich erschrecklich einfach. Der Demiurgos hatte ihm zu Folge gar nichts im Sinne, als den Menschen werden zu lassen. Von den directen Entwicklungsstufen, denen er, um die von ihm geschaffenen Naturgesetze zu respectiren, nicht vorübergehen durfte, verirrten sich natürlich nicht ohne seine besondere Zustimmung eine Anzahl Incarnationen und wurden Gemüse, Austern, Neunaugen, Hummer, Caviarproducenten, Schildkrötensuppenfleisch, Gänsebraten, Beefsteaks und andere Delicatessen, damit der Mensch, wenn er endlich fertig wäre, etwas Gutes für sich zu essen fände. Nur damit es ihm dabei nicht zu wohl werde, wurden auch solche Naturverirrungen wie Trichinen, Bandwürmer, Flöhe, Fliegen, Drehwürmer und Gehirnkälber entwickelt. Darum diese allseitigen Beziehungen im Thierreich und zum Menschen, die Michelis sogar unter den Käfern findet, weil alle Thiere gleichsam Spähne sind, die bei der Ausgestaltung des Herrn der Schöpfung abfielen.

Diesem philosophischen Hirngespinst, welches den Menschen in der einfachsten Weise zum Mittelpunkte der gesammten Schöpfung macht, sind nun freilich die Forschungen Haeckels sehr unbequem. Zu den hervorragendsten Verdiensten dieses Naturforschers gehört bekanntlich, daß er die persönliche Entwicklung der Lebewesen als fortdauernden Beweis ihrer vorgeschichtlichen Wandlungen gekennzeichnet hat, der Nachweis, daß jedes höhere Wesen nur auf dem Wege seiner Vorfahren die ihm zukommende Gestalt erlangen kann. Aber Haeckel hat in diesem Verhalten nicht nur den Beweis ihrer Abstammung von niederen Formen erkannt, sondern er hat aus dem Auftreten gewisser Jugendformen auf das ehemalige Vorhandensein jetzt ausgestorbener Zwischenstufen zurückgeschlossen und auf wohlbegründete Schlüsse hin eine Interpolation der Lücken in den Wesenreihen versucht.

Es ist natürlich spottwohlfeil, dieses Betreten neuer ungebahnter Wege einen „faselnden Roman", eine „wissenschaftliche Hallucination", eine „philosophische Monstrosität", eine „Verballhornung der Thatsachen", eine „Handhabe der bodenlosesten Gewissenlosigkeit", eine „Schmach und Schande für Deutschland", und wie die Ausdrücke, welche der Geist christlicher Bruderliebe dem Urheber der Degenerationstheorie eingegeben, sonst noch lauten mögen, zu betiteln. Um diese Grobheiten, die als eine berechtigte Eigenthümlichkeit der deutschen Philosophie gar keiner Begründung bedurften, dennoch zu motiviren, leistet derselbe einen Abriß der Haeckelschen Anthropogenie, welcher der Ausarbeitung eines leider recht ungenügend vorbereiteten Zuhörers der Haeckel'schen Vorträge auf's Haar gleicht. Ein Mißverständniß jagt und übertrumpft das andere. Gleich im Eingange debütirt Michelis mit der Unterstellung, Haeckel lehre, daß der Mensch in seiner Entwicklung die Gestalten seiner Ahnen *repetire*, wie der Schulknabe die Namen der römischen Kaiserdynastieen repetirt, während er doch nur *recapitulire*, wie ein Bonner Professor seine Honorarweisheit am Schlusse der Rede noch einmal zusammenfaßt. Michelis scheint allen Ernstes zu glauben, Haeckel meine, daß der unfertige Mensch zu seinem Vergnügen Anthropogenie pauke, aber es ist ein Irrthum, Herr Professor, hier ist weder von einem Repetitorium, noch von einer Recapitulation die Rede, sondern nur davon, daß das einzelne Individuum sich nach denselben Gesetzen bilden muß, nach denen das ganze Geschlecht geworden ist.

An dieses unbezahlbare Mißverständniß mit dem Repetitorium knüpft sich das nicht weniger ergötzliche, aber für den Anbeter der Degenerationstheorie sehr naheliegende, daß der Mensch, von dem nach seiner Weisheit alle Mitgeschöpfe der Idee nach abstammen, wie der irdische Seelenwanderer, nun auch durch alle möglichen Thierleiber hindurchgehen soll. Herr Michelis beschuldigt Haeckel, daß er den Menschen in seinem Stammbaume nicht durch alle vorhandenen Stufen hindurchführe, sondern hinterlistig einzelne der wichtigsten wie Bellachini escamotirt habe. Aber der Mensch hat noch soviel Gelegenheit, nach seiner Geburt Schaf und Esel, Schleicher und Rindvieh zu werden, daß es ein wahrer Luxus sein würde, wenn er das Alles vorher absolviren wollte. Von einer absoluten Unfähigkeit die Anfangsgründe der Darwin'schen Lehre zu fassen, zeugen die Katheder witze über die Gedanken der niedern Würmer, als sie sich *anstrengten*, Chordonnier zu werden. Daß man aber häufig etwas erreicht, worauf man gar nicht lossteuerte, dafür brauchen wir nicht weit nach Beispielen zu suchen. Welcher Philosoph schriebe ein Buch, um sich gründlich zu blamiren, und doch soll das zuweilen vorkommen. Beschäftigen wir uns also nicht mit den abgründlichen Gedanken des armen Wurmes, sondern beruhigen uns mit dem Dichter:

> Der gute Wurm in seinem dunklen Drange,
> Kroch seine rechte Straße unbewußt.

An einer ferneren Stelle dieses fortlaufenden Kampfes gegen selbstverschuldete Mißverständniss e wird die Sache wahrhaft mit leidswürdig. Haeckel hat in seinen Werken öfter darauf hingewiesen, daß sogar die Krone der Schöpfung ihre Laufbahn wie die andern Lebenswesen als kernlose Zelle beginnen müsse. Michelis dagegen glaubt bei seinen biogenetischen Studien im einsamen Kämmerlein entdeckt zu haben, daß Haeckel auf seinem „desolaten" Standpunkte hier wieder einmal geflunkert habe, daß die Krone vielmehr als kernhaltige Zelle beginnt und dann erst degenerirt. Entsetzlich! Also nicht blos die ganze übrige Schöpfung, auch der Mensch ist ein entartetes, heruntergekommenes Wesen, und nicht blos geistig, sondern auch körperlich! So sehr das nun unsern Degenerationsprofessor erbauen mag, es ist leider nicht wahr, und der Vorwurf der Thatsachenentstellung fällt auf seinen Urheber zurück. Du darfst wieder aufathmen, Krone der Schöpfung, du bist nicht bei deinem ersten Schritte degenerirt, der vorhandene Kern ging dich gar nichts an, und bemühete sich sofort zu verschwinden, als du intendirtest, in's Dasein zu treten. Wo steckt nun das „unechte Wechselbalg", Herr Degenerationsrath, und sollte es sich nicht empfehlen, künftig statt „Verballhornung der Thatsachen" — Ballhorn soll ein klarer Kopf gewesen sein! — von einer Michelisirung derselben zu sprechen?

Den gefühltesten Dank für die ihm gewordene wohlthätige Erschütterung stammelt mein Zwerchfell dem Herrn Professor für die Offenbarung, daß die sogenannten rudimentären Organe des Menschenleibes der „pseudoempirischen" Auffassung Haeckels unerklärlich seien, dagegen die festesten Stützen der aufgewärmten und michelisirten Lehre von den Hemmungsbildungen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren florirte, abgäben. Darum also hat Haeckel die Dysteleologie oder Lehre von den unzweckmäßigen Organerbschaften cultivirt, um seinem furchtbarsten Gegner die

Digitized by Google

schneidigsten Waffen in die Hand zu liefern. Und wie weiß sie derselbe zu verwerthen! Michelis erkennt z. B. in dem Blinddarmanhängsel einen nicht mißzuverstehenden Wink über die Beziehung des menschlichen Organismus zu dem der — Wiederkäuer. So steht es zu lesen auf S. 49. Wenn also einen unserer Mitmenschen die Enge jenes Anhängsels heimtückisch zu Grunde richtet, so wird er den trostreichen Wink erhalten, daß seine Erben, die Wiederkäuer, ein so jämmerliches Ende nicht zu fürchten haben, sintemalen sie so klug gewesen sind, jenes vom Menschen nur als Todesursache benützte Organ gehörig auszuweiten und auf das nützlichste zu verwenden. Ich glaubte außerdem eine Hindeutung auf den König Nebukadnezar zu bemerken, der, wie Michelis übersehen hat, gegen Haeckel auf allen Vieren den Beweis antritt, daß der Mensch seinen Blinddarm doch zuweilen brauchen kann.

Ich habe schon erwähnt, daß der Verfasser der Degenerationslehre unter Umständen gar nicht abgeneigt ist, mit den Evolutionisten zu pactiren, und sobald das Studium der Entwicklungsgeschichte irgendwo auf Spuren rückgängiger Bildung weist, schließt er es mit Inbrunst an sein Herz. Der Umstand, daß die „Ascidinie", wenn sie ihren aus „Holzfasern" gebildeten Mantel anzieht, den Rückenstrang, durch den sie sich der Aristokratie der Schöpfung nähert, wieder einbüßt, dieser Beweis, daß in der Natur neben unzähligen Vorwärtsentwicklungen auch einige unter der Menge verschwindende Rückschritte vorkommen, wird ihm zum Angelpunkte seiner vermuthlich aus einer Versenkung in die Lehre von der Erbsünde geschöpften Weltauffassung. Mit dem Scharfsinn des „Carthesius" folgert er, daß ebensogut wie das Rückenstrangthier noch alltäglich zum Wurm degenerirt, auch die Reptile zu Amphibien, die Amphibien zu Doppelathmern und diese zu Fischen degenerirt sein könnten. Das nennt man den Spieß umkehren. Schade nur, daß die Amphibien, ohne auf den Philosophen zu hören, noch einem Fische und dann einem Doppelathmer, aber nicht einem Reptile gleichen, und daß die Vorwesenkunde einzig Beweise für die Evolutionslehre, aber keine allgemeineren für die Degenerationstheorie liefert. Davon ahnt Michelis glücklicherweise nichts und braucht sich also in seinem Triumph durch solche Dinge nicht beirren zu lassen. Er hunzt Haeckeln herunter, nicht einmal bemerkt zu haben, daß die Schnecken lange vor den Wirbelthieren die Erfindung der Lunge „anticipirt" hätten (S. 26), ohne eine Ahnung zu haben, daß die ältesten Lungenschnecken, von denen man Spuren gefunden, unendlich jünger sind als die ältesten Lungenwirbelthiere.

Nach alledem scheint es mir eine überflüssige Anstrengung zu sein, wenn Herr Michelis „ein der ersten logischen Regeln nicht mächtiges Denken", „senilen Marasmus" und „Impotenz" in die Ferne schweifend sucht.

„Ob die deutsche Wissenschaft und die deutschen Universitäten ein solches aus ihrem Schooße hervorgegangenes Attentat auf die Wahrheit der Offenbarung, auf die Grundlage der Religion und auf die Bedingung der Sittlichkeit auch nur stillschweigend acceptiren und gutheißen werden?"

So lauten die Schlußworte, denen ich mich mit vollster Bewunderung anschließe, das Schriftchen zugleich den freien Universitäten Frankreichs zu geneigter Beachtung empfehlend.

Carus Sterne.

Tremsen.

Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und einem vollständigen Wörterbuche von Dr. Karl Nerger. Breslau 1875, Verlag von Rudolf Hoffmann.

Dies ist einmal ein Buch, das das Herz eines Plattdeutschen mit Stolz und Freude erfüllen kann. Es ist eins von den überhaupt seltenen Büchern, die nach Inhalt und Form die Sorgfalt verrathen, die sie geschaffen und geschmückt hat. Schon das Aeußere zeigt den sorgsamen Verleger, und beim ersten Blick auf den Inhalt bemerkt man an der Einfachheit und Consequenz in der Orthographie, daß ein echter Philologe und Kenner des Plattdeutschen seine Sorgfalt mit darauf verwandt hat, ein Musterbuch in seiner Art herzustellen. Dr. Karl Nerger hat sich schon früher durch eine (preiskrönte) Grammatik des mecklenburger Plattdeutsch einen geachteten Namen unter den Germanisten erworben.

Die Gedichte verdienen einen solchen Herausgeber, sie sind nicht gemacht, um plattdeutsch mit zu machen, sie sind aus dem warmen Herzen leise erwachsen zur eigenen Befriedigung oder zur Lust für den nächsten Freundeskreis. Ich selbst kannte von den Gedichten Friedrich Eggers schon vor Jahren eine ganze Reihe, einige sind gedruckt in dem früheren Jahrbuch „Vom Ostseestrande", darunter z. B. die herrliche Ballade: „De Goft", die mir Theodor Storm schon ehe ich sie kannte als eins der schönsten Gedichte ihrer Art rühmte. Und was Friedrich Eggers selbst mir mitunter vorlas, waren meistens Scenen aus dem stillen Kreise glücklicher Häuslichkeit, Jugenderinnerungen oder spätere Erfahrungen, erzählt mit dem verborgenen Hauch der Wehmuth, daß es dahin oder nicht sein eigen geworden. Es waren Bilder, Illustrationen zu unserm Gespräch. Sein inneres Leben selbst war ein Idyll, er war wie geboren zum plattdeutschen Dichter.

Solche Bilder, in ihrer Art in plattdeutscher Sprache unübertroffen, sind z. B. die Gedichte von S. 141 bis 170: Blomn-Johnen, Prältasch, Sieverten. Doch trifft Friedrich Eggers auch den Ton des Liedes und wird gewiß Musiker zur Composition reizen. Welch ein Zauber liegt z. B. in dem kleinen Liede:

Man hüt noch nich.

So wist du hüt all von mi gan?
Is morgen nich noch Tit?
Ik kann dat hüt nich äwerstan,
Un morgen is noch wit.

Bet morgen geit de leve Sünn
Noch um de halve Welt;
Du kunnst mi dissen Dag noch günn,
Wer weet, wat uns befölt?

Hüt mutt ick rein vör Angst vergan,
De Nacht de bringt de Roh;
Bet morgen dwing ick al min Trau,
Bet morgen, vör Dag un Dau.

Ick will nix seggn, ick will nich ween'n,
Will doon, as muß dat sin;
Ick will di sülbn den Rock anteen,
Bliv blot man hüt noch min!

Karl Eggers war mir besonders durch seine plattdeutschen Uebersetzungen aus Burns lieb und bekannt. Diese Uebersetzungen bilden einen Haupttheil seines Beitrags zu der Gedichtsammlung. Sie bestätigen meine lang gehegte Meinung, daß sich der vortreffliche Schotte im mundartlichen Gewande am besten ausnimmt. Wir Plattdeutschen könnten uns ihn, wenn mehr solche feine Uebersetzer sich fänden wie Karl Eggers, so zu sagen aneignen.

Karl Eggers hat übrigens auch eine Anzahl Originalgedichte zu der Sammlung geliefert. Wer das Buch durchliest, ohne das Register zu fragen, der wird oftmals nicht wissen, wer von den beiden Brüdern der Verfasser ist.

Tremsen hat Karl Eggers, der Ueberlebende das Buch genannt, es bedeutet Kornblumen, es war die Lieblingsblume der Mutter des Dichters. In dem schönen Widmungsgedichte, worin er dieses ausspricht, wirft er auch die Frage auf, die in letzter Zeit oft wieder beantwortet ist:

Ob allens wat uns Sprak in letzten Tiden
Uns bröcht un sungen hett, er Swanensank is?
Oder ob se frische Wörteln slagen deit
Un noch mal gröne Twigen drieben will?

Digitized by Google

In diesen Tagen haben vielleicht Hunderttausende von Plattdeutschen ein fünftägiges Fest in Newyork gefeiert, woran 42 plattdeutsche Vereine, die bei der Gelegenheit auftauchten, oder sich neu bildeten, aus Newyork und wohl ein Dutzend solcher aus New-Jersey theilnahmen, mit der ausdrücklichen, in vielen Vorversammlungen ausgesprochenen Erklärung, es jährlich zu wiederholen und nicht von Sprache und Art lassen zu wollen. — Was bedeutet dies denn?

Wir sprechen hier nicht weiter über die sprachwissenschaftlichen Zugaben Karl Nergers. Dem Laien wird die Zugabe etwas zu voluminös sein. Um so werthvoller ist sie dem Sprachforscher. Möchten doch alle, die plattdeutsch zu schreiben versuchen, an einer solchen Arbeit erst etwas lernen, ehe sie wieder auf eigne Hand eine neue Schreibweise zu erfinden meinen und den Wirrwarr vermehren, den sie selbst beklagen.

Kiel, den 17. September 1875.

Klaus Groth.

Das römische Künstlerstipendium.

Von dem Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität".

Schon zur Zeit, als bei uns die Kunstakademien ihrem Zwecke, der Erziehung des Künstlers für monumentale Aufgaben noch mehr genügten als heute, wo sie allmählich zu Elementarschulen einer auf die Befriedigung höchst discutirbarer Ansprüche ausgehenden Kleinkunst herabsinken, sah man wohl ein, daß das gesteckte Ziel bei dem Stande der vaterländischen Monumentalkunst und bei der Unzulänglichkeit der Hülfsmittel nicht erreichbar sein würde, wenn man nicht die Schüler, deren Sinn zu Hause nach Kräften auf Höheres gelenkt worden war, zum Abschluß ihrer Ausbildung nach dem Süden entsendete, dessen monumentale Leistungen unsern Begriffen vom Monument ein für allemal die entscheidende Richtung gegeben haben. Es sollte ihnen dort das, wovon sie in Deutschland nur unvollkommene, dunkle und unzusammenhängende Verstandesbegriffe bekommen konnten, durch den Anblick der lebendig erwachsenen Wirklichkeit zur klaren künstlerischen Vorstellung werden.

Die wenigen heute von den Akademien nach Italien Entsendeten, welchen etwa noch der Gedanke vorschwebt, daß auf jenen Weg zu kommen überhaupt wünschenswerth sei, und welche wirklich dazu gelangen, einige Schritte auf demselben zu thun — nicht etwa in der kurzen und verworrenen Zeit ihres so kärglich ausgestatteten Stipendiatenthums, sondern erst lange nachher und nach gar mancher verworrenen Stunde —, diese Wenigen werden bezeugen, daß das, was ihnen in Italien klar zu werden begann, wohl nicht füglich eine Vervollkommung oder Fortsetzung der in Deutschland begonnenen Studien genannt werden könne. Sie mußten vielmehr, ehe ihr künstlerischer Blick auch nur einige Unbefangenheit erlangte, und ehe sie den Muth zu frischer und ihrem Naturell entsprechender Thätigkeit fassen konnten, sich von dem Meisten, was ihnen zu Hause mehr angeschult als gelehrt worden war, wie von engherzigen Vorurtheilen, und was schwieriger ist, wie von erschlaffenden Angewöhnungen befreien, so gut es gehen wollte.

So lange sich das heimatliche akademische Wesen in solchem Widerspruch mit seiner eigentlichen, wohl edlen und auch für den Staat hochwichtigen Grundbestimmung befindet wie jetzt, so lange kann auch von dieser Seite her keine kernhafte Verbesserung des akademischen Stipendiatenwesens erwartet werden. Auf alle, auch von den reinsachlichsten Absichten und von dem aufrichtigsten Wohlwollen inspirirten Versuche wird immer das vortreffliche Bonmot Antonellis passen, welcher irgend einem fremden Gesandten auf dessen wohlmeinende Vorstellungen, dem Drängen nach Verbesserungen im Kirchenstaate nachzugeben, erwiderte: „Wenn ich das verspräche, so würde ich in die Lage eines solchen kommen, der sich daran macht, die ägyptischen Pyramiden mit Zahnbürstchen und Seifenlauge rein zu putzen".

Anstatt jene vergeblichen Versuche fortzuführen, würde es wohl praktischer sein, das heimische akademische Wesen vor allen Dingen selbst zu regeneriren, und dies wäre am leichtesten erreichbar, wenn man zuvor auf dem heimatlichen Boden der modernen Monumentalkunst im classischen Süden den Kräften, deren Händen dann später die Zurückführung unserer Akademien zu ihrer natürlichen Bestimmung anzuvertrauen wäre, Zeit und Gelegenheit heranzureifen gäbe. Dieser Vorschlag kann allerdings nur mit Hülfe des Staates realisirt werden, dem ja wohl auch die Sorge für unsere monumentale Kunst, dieses mächtige Element für die Gesundung unseres Geisteslebens ebensowohl, als für die endliche sachliche Hebung unserer Industrie rechtmäßig obliegt.

An Geduld darf es dem an's Werk Gehenden nicht fehlen. Ueberschwängliche Hoffnungen auf sofort in die Augen springenden Nutzen darf man nicht hegen, auf Irrthümer und zwar auf leidenschaftlich behauptete hat der Beschützer im Voraus gefaßt zu sein. Aber je mehr Geduld er hat, desto sicherer kann das seiner Natur nach Zeit erfordernde Unternehmen wahrhaft solide Früchte tragen.

Verständigen wir uns vor allen Dingen darüber, was bei der Schlußleistung, auf die es abgesehen ist, bei der Herstellung monumentaler Werke, und zwar solcher, die diesen Namen wirklich verdienen, vorzüglich in's Auge zu fassen sei. Das Monument, behandle es welchen Gegenstand es wolle, sei derselbe idealer Natur oder nicht, hat die Bestimmung der Oeffentlichkeit und soll auf lange Zeit hin dauern. Eine seiner allerersten Grundbedingungen, ohne deren Erfüllung es das Auge rasch ermüdet und rasch zerfällt, und ohne die es überhaupt nicht gedacht werden kann, ist also die wohlüberlegter und bis auf's Möglichste getriebener Durchführung, geistiger sowohl als materieller. Den Stempel dieser Durchführung tragen alle besten Monumentalwerke aller besten Künstler tüchtiger Epochen. Er, der auch dem ungebildeten Auge nicht allzuschwer erkenntlich sein dürfte, kann uns, die wir nur eingestehen mögen, in den ersten Anfängen der Urtheilsfähigkeit über Kunstsachen zu stehen, als ein sicherer und vorläufig vollständig genügender Maßstab für das Erkennen wahrhaft künstlerischen Bestrebens gelten. Wo er dem für fertig erklärten Werke fehlt, können wir gewiß sein, daß der Anfertiger entweder keine vollentwickelte Künstlernatur sei, oder wohl am Ende gar keine vollbefähigte. Auf diesem soliden Standpunkte für unser Urtheil angelangt, sind wir nun natürlicherweise nur auf die Beschaffung weniger und in bescheidenem Maßstabe ausgeführter Monumente bedacht, wir würden ja sonst mit unseren in jeglicher Beziehung unzulänglichen Mitteln gleich im Beginne kläglich scheitern. Das „Viel um wenig Geld, wenn schon mittelmäßig" ist für monumentale Kunst eine traurige Devise. Wir nehmen uns vielmehr jene grundverständige Gesinnung zum Muster, welche die Kunstbestrebungen des Quattrocento beseelte.

Die dem studirenden Künstlerkreise, der Trieb und Muth in sich fühlt, an die Neubelebung unseres akademischen Wesens Hand anzulegen, zufallende Aufgabe zeichnet sich keineswegs durch Neuheit aus. Ihr sachliches Inhaltsprogramm ist kein anderes, als das der Akademien seit ihrer ersten Entstehung immer gewesen ist. Die Zusätze, deren es allenfalls bedürftig sein möchte, dürften sich auf nichts anderes beziehen als auf die Erwerbung derjenigen Fertigkeiten, deren Besitz bei den ersten Akademikern schon vorausgesetzt wurde, ehe sie in die Genossenschaft eintraten, sonst möchte Alles beim Alten bleiben können. Was aber Noth thäte, das wäre, daß jenes Programm wirklich einmal wieder zur praktischen Ausführung käme. Der von unserer Zeit begangene Fehler ist der, daß wir — dem Namen nach — die Darstellungsmittel höherer bildender Kunst wohl kennen, daß uns aber der eigentliche innere Sinn derselben mit seinen reichen Variationen fehlt.

Die Weisheit und den Nutzen von Kunstregeln empfindet nur derjenige, dem sowohl ihre Darstellung in der Praxis als ihre an der Hand derselben gehende theoretische Vervollkommnung ein stets zu neuer Lösung aufforderndes Problem bleibt. Zum unnützen, todten Buchstaben werden sie, sobald sie als feststehende

Digitized by Google

abstracte Wahrheiten angesehen werden. So ernteten die Alten z. B. aus der Lehre von den Proportionen nicht etwa deshalb so reiche Früchte, weil sie gewisse Regeln derselben als feststehend angesehen und stetig verwendet hatten, sondern vielmehr deshalb, weil sie in dem immer lebhaften Bestreben blieben, aus Fällen der Natur und Kunst das Vollendetste endlich nachzuweisen und zu beweisen; und weil sie bei jedem neuen Falle der Anwendung dem stets entschlüpfenden Ziele nun endlich beizukommen hofften, schufen sie jene außerordentliche Fülle glücklicher Zusammenstellungen und entwickelten sie ihren Sinn für Maß zu so hoher Feinheit. Aehnlich ist wohl die hohe anatomische Meisterschaft eines Michel-Angelo erklärlich. Wohl niemals hat ihn seine enorme Kenntniß des menschlichen Gliederbaues als eine Summe abstracter Wahrheiten befriedigt, die er nun ohne Weiteres an allen nur möglichen Einzelfällen der Anwendung beweisen könne, sondern jede neue Ansicht und Stellung des menschlichen Körpers, die er schuf, ward ihm ein lebendiges Anregungsmittel zur Erfrischung und Vertiefung seiner Kenntniß durch erneuertes und verschärftes Studium des Naturvorbildes. Und so weiter; nicht etwa die gute Bekanntschaft mit den perspectivischen Regeln verschaffte den Perspectivikern des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts das große Uebergewicht in ihrem Fache, sondern das stets erneuerte Hoffen und Ringen, die Bildfläche nun endlich wirklich einmal auf's glänzendste und weit täuschender als je vorher geschehen war zum offnen Raum zu vertiefen. Ja derselbe Zug geht beim wahren Künstler hinab bis zum Allergewöhnlichsten, Mechanischen der Technik. Selbst im Farbenauftrag wird auch die einfachste Erfahrungsregel stets von Neuem ein lebhaft interessirendes und bei jedem neuen Falle der Anwendung von Neuem durchforschtes und neu variirtes Problem. Und sehen wir recht zu, so wird auf diesem Wege bei großen Meistern auch das sonst Geringfügige der Technik zum edlen Mittel der Darstellung. — Die Erwerbung der Meisterschaft in Behandlung der höheren Darstellungsmittel im Sinne der Alten*) ist also die, eigentlich ja wohl im Vergleich zu so manchem Ueberschwänglichen, das heute von der künstlerischen Bildung gefordert wird, bescheiden klingende aber schwer und nur langsam lösbare Aufgabe der neu zu gründenden Akademie. Solche sich in sich selbst vertiefende Thätigkeit bedarf sicherlich einer unserm eiligen deutschen Kunsttreiben völlig entrückten Stätte, wo sie frei von allen störenden Einflüssen der Gegenwart ihrer Muse folgen kann. Sie bedarf des anspornenden Vorbildes der großen Alten, das durch seine glänzende Gegenwart alle Nebenrücksichten in Schatten stellt. An keinem Orte der Welt würde sie glücklicher ihre Werkstätten aufschlagen können als in Rom, und wenn der Staat seine Mittel und seine Autorität zur Schöpfung einer solchen Hochschule der Kunst verliehe, so würde er hiermit weiter nichts thun, als den Weg sanctioniren, den factisch bereits die Wenigen, die sich in unsrer Monumentalkunst nennenswerth hervorthaten, auf eigne Faust und mit eignen Opfern gingen. Er würde den Erfolg Derer, die auch heute noch diese einzige zum Ziele führende Straße einschlagen, gar sehr erleichtert und ihrem Mühen einen natürlichen Mittelpunkt gegeben haben.

Streng wäre von dieser Körperschaft und von ihrem Statut auszuschließen, wer nicht dem classischen Studium ernstlich obliegt und was nicht mit demselben zusammenhängt. Die Verfassung müßte eine collegialische sein, etwa dem Muster der Akademie von San Luca nachgebildet. Die materiellen Mittel müßten etwa denen der Academie de France zu Rom gleichkommen.

Gleich für den Anfang würde es weder in Deutschland noch in Italien an Künstlerpersönlichkeiten fehlen, welche durch die Hingabe ihres ganzen Lebens an das Studium classischer Kunst sich mehr als Andre ein Anrecht auf die Vortheile erworben haben, die eine solche vom Staat beschützte Societät ihren Mitgliedern gewähren würde. An keiner Stelle würden sich diejenigen, welche der Staat mit monumentalen Aufträgen betraut, würdiger auf die Lösung ihrer Aufgabe vorbereiten können, und, wo es nur irgend thunlich ist, könnten hier die Aufträge selbst ausgeführt werden.

Erst wenn ein derartiges Institut besteht, wird auch das bei unsern Kunstschulen gebräuchliche Stipendiatenwesen einen Sinn bekommen. Die Entsendeten fänden dann in Rom einen Ort, wo sie ihren Studien in geregelter Weise obliegen könnten, sei es nun, daß ihre Bestrebungen unter der Aufsicht der älteren Akademiker und im Wetteifer mit denselben Richtung und Energie gewönnen, oder sei es, was bei Weitem das Vorzüglichere wäre, daß die Studierenden als Gehülfen praktischen Antheil an der Aelteren Arbeit nähmen, in der Weise, wie dies vordem die Gesellen an der Arbeit der Meister thaten.

Würde man diesen oder einen ähnlichen Vorschlag als einen Versuch von precärem Erfolge anzweifeln, so möchte die Erwiderung nahe liegen, sicherlich wäre es unsrer Autochthonen, die die moderne Kunst ohne alle Anlehnung an die schon gethane Arbeit einer hochbegabten Vergangenheit neu erfinden wollten, eigne Schuld, wenn wir allen Glauben an ihr zielloses Treiben verloren hätten und ihren Rathschlägen fernerhin unser Ohr zu leihen für eine schwer verzeihliche Thorheit zu halten geneigt wären; vielmehr möchte es hoch an der Zeit sein, daß dem weiteren Ueberwuchern ihrer bequemen Principien ein kräftiger Damm entgegengesetzt würde.

Der Staat, welcher zur Hebung der Alterthumswissenschaft, deren Nutzen gewiß dem der bildenden Kunst nicht gleich kommt, bereitwillig seine Hülfe bot, indem er dieser Wissenschaft — gleichfalls in Rom — ein würdiges Asyl schuf, wird nicht getadelt werden können, wenn er ein Gleiches der bis jetzt so stiefmütterlich behandelten Kunst gewährt. Wird er doch nicht einmal getadelt, wenn er mit schweren Geldopfern fortfährt, alte Kunstwerke aus ihrem natürlichen Zusammenhang zu reißen, um sie aus der Fremde bei uns einzuführen, und läßt man es ihm doch ungerügt hingehen, wenn er aller und jeder Controle über die Anwendung, welche die heute in die Fremde entsandten Stipendiaten von der ihnen gewährten Vergünstigung machen, entsagt.

*) In einem zweiten Artikel des Verfassers bringen wir nächstens dessen Anschauung über die Art des Studiums der „Alten". D. Red.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„König Roderich."

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn.

Die Zeitungen haben über den ungewöhnlichen Erfolg Bericht erstattet, den das neue Trauerspiel „König Roderich" von Felix Dahn in Königsberg, der Wirkungsstätte des gelehrten und begabten Dichters, errungen hat. Das Stück ist nun auch hier und zwar unter solchen Bedingungen zur Aufführung gekommen, welche den Absichten des Verfassers am meisten entsprochen haben mögen und für die günstige Aufnahme am förderlichsten waren: an einem Sonntagabend auf der bestgeleiteten Volksbühne der Hauptstadt, dem Nationaltheater.

Dahn, dem man sonst die akademische Vornehmheit und Kühle einiger seiner dichterischen Werke zum Vorwurf gemacht, hat diesmal einen Ton angeschlagen, der sich von dem akademischen möglichst weit entfernt zu halten sucht. Man braucht nicht geradezu zimperlich zu sein, um doch gegen die Sprache des „Königs Roderich" einige ernste Bedenken geltend zu machen; er hat offenbar bisweilen des Guten zu viel gethan und sich in seinen Kraftanstrengungen übernommen. Oldenberg würde sagen: wo der Verfasser des „König Roderich" hindichtet, da wächst kein Gras!

„König Roderich" ist ein Tendenzstück der allerstärksten Art. Das Verlangen, dem Culturkampf unserer Tage einen dichterischen Ausdruck zu geben, und zwar den wirksamsten: das zündende Wort von der Bühne herab — hat die Wahl des Stoffes bestimmt. In der Ausführung hat

Digitized by Google

sich der Dichter vom dem Grundsatze Saint-Justes leiten lassen, daß man die große Krankheit nicht mit Rosenöl und Moschus heilt. Er faßt den Gegner nicht mit Glacéhandschuhen an; mit nerviger Faust packt er ihn an der Kehle und sucht ihn zu erdrosseln. Mit Feuer und Schwert muß der Feind, der Priester, vom Erdboden vertilgt werden. Für ihn keine Gnade, kein Erbarmen und keine Unterhandlung mit ihm! Der einzig mögliche Ausgang des Kampfes zwischen Staat und Kirche ist: der Galgen für die Kirchenknechte, oder wie Dahn seinen Helden sprechen läßt, die Säuberung des Thrones „von allem Spinnwebschmutz der Priesterschaft".

So lautet das Programm Roderichs. Und wie sich die Extreme berühren, so verhängt der radicale Dichter über seinen Helden dasselbe Schicksal, von dem ein Ultramontaner den seinigen erreichen lassen würde: den Untergang. Roderich fällt bei Dahn als ein Opfer des Verraths durch Meuchelmord; der Ultramontane würde auch bei diesem Anlaß von dem Finger Gottes sprechen.

Graf Roderich wird auf Vorschlag des Erzbischofs von Toledo Sindred zum Könige gewählt unter der Voraussetzung, daß er den Eid leiste, die der Kirche durch den Freibrief des Königs Rekared verbürgten Rechte anzuerkennen und zu schützen. Roderich erscheint vor den zur Königswahl versammelten Kirchenfürsten und Sindred will ihn eben die Formel des Eides nachsprechen lassen, als Roderich gegen dieses Ansinnen protestirt, da der Eid erst nach vollzogener Wahl geleistet werden könne, die Wahl aber noch nicht als vollendet zu betrachten sei, denn das Volk habe seinen Willen noch nicht kund gegeben. Vergeblich eifern die Bischöfe gegen diese Zumuthung. Roderich und seine Genossen sprengen die Kirchenthüren, und das draußen harrende Volk fluthet herein, an seiner Spitze Landfrid, der Rechtswart und Rechtssprecher der Gothen, das wandelnde Gesetzbuch. Dieser bestätigt, daß nach Gothenrechte das Volk den König zu wählen habe, und die Gothen jubeln dem König Roderich zu; er wird auf den Schild gehoben und er setzt die Krone auf sein Haupt.

Der König hält, was der Prätendent versprochen. Er läßt ein Kloster schließen, — eine jener Brutstätten,

„wo der Primas dieses Reichs
Zur Staatsverachtung fromme Frau'n erzieht".

Daß die Aebtissin dieses Klosters seine eigene Mutter und seine Schwester Nonne ist, erregt eigentlich nur die Erwartung eines Conflictes. Roderich wird durch seine verwandtschaftlichen Gefühle in seinen Herrscherpflichten nicht beirrt, und ohne auch nur im mindesten die Spuren eines inneren Kampfes zu zeigen, beharrt er bei seinem Befehle das Kloster zu schließen — was kümmert's ihn, ob die Aebtissin seine Mutter oder eine andere ist. In diesem Kloster ist nämlich wider Willen ihrer Angehörigen ein junges Mädchen eingesperrt worden, Cava, die Verlobte des Grafen Tulga und die Tochter des Grafen Julian. In der auf Verlangen des Vaters aus den klösterlichen Banden Befreiten erkennt Roderich die verloren geglaubte Geliebte.

Auch hier scheint sich ein furchtbarer Conflict aufzuthun. Julian und Tulga sind die Feinde Roderichs. Julian hat mit ihm um die Königskrone gerungen. Cava ist verlobt und Roderich liebt sie. Wer soll da nicht an den andern Roderich, an Corneilles „Cid" denken? Zu den gewaltigen Seelenkämpfen, zu den erschütternden Situationen, welche das eine Motiv, daß der Cid die Tochter des Feindes seines Hauses liebt, veranlaßt, kommt es hier nicht. Dazu war es erforderlich, daß der Cid ein guter Sohn und Ximene eine gute Tochter sei. Von dem König Roderich läßt sich alles mögliche Rühmliche sagen, nur nicht gerade, daß er ein zärtlicher und liebender Sohn sei; und daß Cava überhaupt eine Tochter ist, weiß man nur, wenn man auf den Theaterzettel sieht. Dadurch, daß Dahn den Helden und die Heldin von ihren Angehörigen fast vollständig losgelöst hat, erleichtert er sich die Lösung des Conflicts ungemein; oder richtiger gesagt, geht er dem Conflict aus dem Wege. Für ihn genügt es, daß der Vater Cavas ein Schelm und Verräther ist, um alle Bedenken zu beseitigen. Dieser Nachweis wird erbracht. Graf Julian hat in der That mit den Feinden des Reichs conspirirt und wird zum Tode verurtheilt. Anstandshalber erinnert sich die Tochter bei dieser Gelegenheit, daß das Todesurtheil gegen ihren eigenen Vater ausgesprochen worden ist, ermannt sich zu einer Fürbitte für den verurtheilten Vater von genau gezählt acht Worten: „O Gnade, Gnade fleh' ich für den Vater!" Roderich verwandelt die Todesstrafe in ewige Verbannung und der Schmerz der gutherzigen Tochter ist vollständig geheilt. Von dem vortrefflichen Landfrid, der alle Bedenklichkeiten durch den Nachweis, daß das Gothenrecht das also wolle, beseitigt, und auch die etwas willkürlichen Maßregeln des Königs Roderich als gothischer Kronsyndicus legalisirt, wird festgestellt, daß nach Gothenrecht die väterlichen Befugnisse durch die Verurtheilung des Vaters erloschen sind, und nach Gothenrecht freit er Cava.

Mit diesem Ring nach altem Recht der Gothen
Und unter Königsschild an Königsspeer —
Ist sie mein Weib nach Gothenrecht?

Landfrid.

Ja, nach Gothenrecht ist sie dein Weib.

Roderich.

So mag die Kirche denn sich's überlegen,
Ob hinterher den Bund sie segnen will.

Es berührt seltsam, daß Cava sich die Freude an der Vermählung mit dem Geliebten nicht durch die wehmüthige Rückerinnerung an das Verbrechen und die Bestrafung ihres Vaters verkümmern läßt. Kein Laut der Klage kommt über ihre Lippen, und keine schmerzliche Regung erschüttert ihr Gemüth.

Die Priester, die durch die Gewaltthätigkeiten Roderichs auf's äußerste gereizt sind, verschmähen nun kein Mittel, um den ihnen verhaßten König zu stürzen. Sie dingen einen Mörder, aber das Attentat mißglückt; sie setzen sich mit den Feinden des Reichs in Verbindung und üben offenen Landesverrath. Roderich, der den Priestern alles Schlechte zutraut, wird immer wilder und immer zorniger —

„So heiß erregt, so unheimlich, so drohend
Sah man ihn nie. Gewitterschwüle brütet
Und Wetterleuchten zuckt auf seiner Stirn".

Der König hat die sichere Kunde empfangen, daß die Mauren mit einem ungeheuren Heere wider ihn heranziehn, ihm fehlt es an Geld und Leuten. Die Kirche ist überschwänglich reich und zählt Tausende von wehrhaften Männern zu den ihrigen. Er verlangt von Sindred jetzt, in der bittern Noth des Vaterlandes, Hülfe, und da ihm, dem kirchenfeindlichen König, jede Unterstützung versagt wird, befiehlt er, was er vergeblich erbeten hatte. Auf Grund irgend eines Gothischen Nothstandsparagraphen (§ 63 der westgothischen Verfassung), der in außergewöhnlichen Zeiten dem Königthum die volle Gewalt einräumt, werden alle Kirchenknechte zum Heere eingezogen. Die Kirchengrundstücke werden mit schweren Steuern belastet, Goldgefäße werden aus den Kirchen genommen, eingeschmolzen und zu Münzen für den Kriegsschatz geschlagen, und als Sindred sich auf den Freibrief des guten Königs Rekared beruft, durchhaut Roderich das Pergament.

Wie vorherzusehen, erweisen sich die zu Soldaten geworbenen Kloster-knechte nicht als sehr kampftüchtig, und in der Entscheidungsschlacht bei Xeres de la Frontera werfen sie die Waffen nieder, als die verrätherischen Bischöfe im vollen Ornate vor ihnen erscheinen und sie zum Abfall von der Sache des Königs und des Vaterlandes aufstacheln. Die Gothen werden geschlagen und Roderich wird von seinem Schwiegervater, dem Grafen Julian, und seinem Nebenbuhler Tulga erstochen. So schließt das Stück mit der Niederlage der guten Sache. Einigen Trost mag es noch gewähren, daß wenigstens die ganz schlechte Sache nicht siegt, die Bischöfe werden auf Befehl des Maurenfeldherrn sammt und sonders zum Tode geführt.

Die Diction, die durchgängig eine reiche dichterische Begabung bekundet, ist durchaus schwunghaft, aber bisweilen überschwingt sie sich; es herrscht in ihr mitunter eine geradezu ohrenbetäubende Energie. Wie Janitscharenmusik rasselt und dröhnt es aus diesen Versen uns entgegen. Man glaubt eine Spontinische Lärmoper zu hören und Roderich ist ein wahrer „Ferdinand Cortez", der nicht singt.

Gegen die Stärke dessen, was gesagt wird, sticht bisweilen die Schwäche dessen, was empfunden worden ist, recht merklich ab. Roderich consumirt in seinem Hasse gegen die Pfaffen soviel Feuer, daß ihm zur Erwärmung seines Herzens als Sohn, Bruder und Geliebter fast Nichts übrig bleibt. Ich habe schon darauf hingedeutet, wie hier die gewaltigsten Conflicte indicirt sind, wie es indessen leider bei der bloßen Anzeige derselben sein Bewenden hat, ohne daß auch nur ein ernstlicher Versuch gemacht würde, diese Conflicte zu lösen. Es scheint sich da ein Kampf zu entspinnen

Digitized by Google

zwischen der bigotten Mutter und dem freigeistigen Sohne, der sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtet. Man erwartet ein Seitenstück zu dem gewaltigen Zwiegespräche zwischen Coriolan und Volumnia. Aber der Sturm geht ruhig vorüber. Die Mutter flucht wohl gelegentlich ihrem Sohne, aber er hat keine andere Antwort darauf als ein mitleidiges Wort über die „arme" Bethörte und ein schonungsvolles Achselzucken. Auch die Liebe Roderichs zu Cava ist rein äußerlich und theatralisch; er versichert wohl einige Male, daß er Cava liebt, und er kleidet diese Versicherung sogar in schöne Worte; aber keine seiner Handlungen bekräftigt uns dies. Wir glauben ihm nur Eins: seinen Haß gegen die Priester. Nicht durch die Innerlichkeit des Gefühls, durch die radicale Tendenz will Dahn wirken und das ist ihm in hohem Maße gelungen.

Diese Tendenz ist aber auch handgreiflich und fauststark, und fast in jeder Situation empfängt man von ihr einen Rippenstoß. Wir machen den Kampf zwischen Staat und Kirche, über welchen uns die Leitartikel unserer Zeitungen seit einigen Jahren genügend unterhalten, hier noch einmal in voller dramatischer Veranschaulichung durch. Dieselben Mittel der Bekämpfung, welche der Staat jetzt anwendet, — wir sehen sie auch hier, und wir sehen auch hier, wie die Kirche zu denselben verzweifelten Mitteln der Vertheidigung greift, die just nach dem Herzen des Münchner „Vaterland" und seiner ultramontanen Günstlinge sind. Auf der einen Seite werden gegen die Uebergriffe des Klerus aufgeboten: die Erweiterung der bürgerlichen Gesetzgebung, die Beschränkung der kirchlichen Rechte, die Einführung der Civilehe, bei der sich die Kirche dann überlegen mag, ob sie den Bund hinterher segnen wird, die Temporaliensperre, die Schließung der Klöster, die Confiscation der Kirchengüter — man glaubt lauter Maigesetze vor sich zu haben, oder solche die es werden sollten! Auf der andern Seite gewahren wir das vaterlandsverrätherische Buhlen mit dem Feinde des Vaterlands, den Verrath und Meuchelmord. Mitten im Gothenreiche des 8. Jahrhunderts sind wir Zeugen des Kissinger Attentats und begegnen mitten im Gothenreiche dem braven Kullmann mit dem Magdeburger Gesellenvereine. Diesmal führt der Attentäter einen unmöglichen baskischen Namen und zwischen ihm und dem König entspinnt sich ein Dialog, der dem Zwiegespräch zwischen dem Reichskanzler und Kullmann geradezu nachgeschrieben ist.

Roderich-Bismarck.

Was that ich dir, daß du mich morden wolltest?

Der baskische Kullmann.

Nichts, Herr! Man sagt, ihr seid der Kirche Feind!

Daß der Dichter auf das heilige Wasser von Lourdes und die stigmatisirte Jungfrau verzichtet, muß man dankbar anerkennen.

Schon Rudolf Gottschall hat in seiner Besprechung dieses Trauerspiels auf einige starke Reminiscenzen an Schiller hingewiesen, die unwillkürlich jedem Zuhörer auffallen müssen. Wenn man die Dahn'schen Verse hört:

„Sie darf mir fluchen, Sie hat mich geboren",

oder:

„Es ist ein Mehr von sieben gegen fünf",

oder:

„Für frei erklär' ich alle Kirchenknechte",

so ist der Gedanke an die Schiller'schen Verse:

„Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren"
(Isabeau in der Jungfrau von Orleans. II. Act, 2. Scene),

„Es ist ein Mehr von zwanzig gegen fünf"
(Stauffacher, Wilhelm Tell. Rütliscene),

„Und frei erklär' ich alle meine Knechte" (Rudenz)

unabweisbar.

Aber es kommen noch stärkere Anklänge vor. Die 7. Scene des 5. Actes: Sindred verflucht den König, die Krieger zögern und schwanken, Roderich wirft sein Schwert weg und fordert die Seinigen auf, ihn zu binden und auszuliefern, Landfrid springt vor und hält zu seinem Könige, die Krieger schließen sich ihm an — diese Scene ist doch nichts als eine getreue Nachbildung der entsprechenden Scene aus den „Räubern": der Vater verflucht den Räuberhauptmann, die Räuber zögern und schwanken, Mohr wirft seinen Dolch weg und fordert die Seinigen auf, ihn zu binden und auszuliefern, Roller springt vor und hält zu seinem Hauptmann, die Räuber schließen sich ihm an.

Das Stück ist sehr lang, die erste Vorstellung, die um 7 Uhr begann, dauerte bis nach 11 Uhr. Es hat auch nicht fünf Acte, wie Dahn angibt, sondern wenigstens sechs und ein Vorspiel. Im ersten Acte sind drei Verwandlungen und alle drei bedingen den Zwischenvorhang. Die zweite Verwandlung schließt mit der leuchtenden Sonne, die über Toledo aufgeht und die folgende beginnt in der großen Basilika der Apostelfürsten zu Toledo. Da ist es doch absolut unmöglich, daß der Zwischenvorhang, gegen den mit Recht alle Freunde des Theaters eifern, beseitigt werden könne. Die Beschreibung dieser dritten Decoration im dritten Acte ist eine wahrhaft archäologische Studie, bei deren Lectüre die Meininger eine freudige Regung empfinden müssen. Diese Angaben sind charakteristisch für den theatralischen Sinn des Verfassers. Mag eine derselben im Wortlaute hier wiedergegeben werden.

Die große Basilika der Apostelfürsten zu Toledo. Streng byzantinischer Basilikenstil. An den Wänden auf Goldgrund Mosaiken in fortlaufender Darstellung: Bilder der Apostel Petrus und Paulus und anderer Heiliger. Rundbogen. Logen. In dem Hintergrund drei große praktikable Thore, von innen sichtbar mit vergoldeten Holzriegeln geschlossen: gegen den Hintergrund führen vier bis sechs Stufen, die sich quer über die Bühne ziehen. Rechts eine hohe Kanzel mit Stufenaufgang, daran eine schmale Pforte (verschließbare niedere Thürklappe), mit dem Thronsitz Sindreds: links nach hinten dicht neben dieser Kanzel ein schmaler Altar, genau so hoch wie Sindreds Kanzelbrüstung, sodaß Sindred die auf des Altars (mit weißen Tüchern bedeckter) Oberfläche ruhende Krone, das Scepter und den Purpur bequem zur Hand liegen und von keinem auf dem Kirchenboden Stehenden erreicht werden können. An Kanzelthron und Altar reihen sich in einem gegen das Publicum geöffneten Halbkreis die roth ausgeschlagenen Sitze der Bischöfe und, bedeutend geringer an Zahl, die niedern blau ausgeschlagenen der weltlichen Großen, welche die Linke des Halbkreises ausmachen, während die der Bischöfe die Mitte und den rechten Flügel füllen. Das Zahlenverhältniß soll wie zwei Drittel zu ein Drittel sein, abgestuft nach dem verfügbaren Personal: also etwa 24 zu 12; vor Sindred, der unter einem von vier Priestern getragenen Baldachin schreitet ungefähr zwölf Chorknaben mit Weihrauchfässern und brennenden Wachslichtern: Sindred und alle Bischöfe in großem Ornat und wallenden Scharlachtalaren und Bischofsmützen: Sindred mit einer hohen Mitra bedeckt und dreifacher reicher Goldkette um Hals und Brust, Eugenius, Gundemar, Oppa und die übrigen Bischöfe: hinter ihnen Aebte, Archidiakone und Priester in langem feierlichen Zuge kommen paarweise aus der hintersten Seitencoulisse rechts und nehmen langsam ihre Sitze ein. Links im Vordergrund der für den König bestimmte niederere Thron.

Dieselbe Genauigkeit zeigt sich, wenn auch weniger detaillirt, in allen andern für die Darstellung berechneten Notizen des Verfassers. So hat er dem Trauerspiel fünf Seiten Bemerkungen für Regie und Darsteller hinzugefügt*), in welchem die Costüme und Masken der einzelnen Rollen ganz genau vorgeschrieben werden. Man ersieht aus allen diesen Angaben sowohl den Gelehrten wie das Theaterkind. Die Eltern des Dichters sind, wie man weiß, mit Recht hoch geschätzte Künstler am Münchener Hoftheater. Der Sinn für das Bühnengerechte und Bühnenwirksame zeigt sich überall. Und wenn man auch gegen Einzelheiten, ja vielleicht sogar gegen Hauptsachen, ernsthafte Bedenken geltend zu machen berechtigt ist, so muß doch unbedingt und mit Freuden zugegeben werden, daß König Roderich ein an Bühneneffecten reiches Tendenzstück ist, und daß die Tendenz durchaus zu loben ist.

Auf die Ausstattung und Einstudierung war von Seiten des Nationaltheaters große Sorgfalt verwandt. Herr Director Buchholz brachte für die Titelrolle seine bedeutenden natürlichen Mittel, seine Bildung und Intelligenz mit. Er gab den König Roderich mit der vollen Energie und Kraft, die diese Rolle verlangt. Eine durchaus lobenswerthe Leistung war auch der Sindred des Herrn Konried.

Paul Lindau.

Notizen.

Am 26. September ist in Poppitz in Mähren eine Gedenktafel auf dem Geburtshause von Sealsfield Postl enthüllt. Dr. Leo Smolle aus Znaim hielt die Festrede, in der er die Verdienste des Dichters hervorhob. Der Bruder des Dichters, Bezirksvorsteher Joseph Postl aus Salzburg, derselbe, den der Poet am Tage seiner Flucht aus Prag noch gesprochen hatte, dankte tiefergriffen dem Comité für die Mühe, die es sich zur

*) König Roderich ist in eleganter Ausstattung im Verlage von Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Erreichung des Zwecks gegeben hatte. Von bedeutenden Namen aus der literarischen Welt begegneten wir in den Berichten nur dem von Alfred Meißner.

* * *

Der moderne Geschmack wendet sich mit großer Berechtigung immer mehr von den allegorischen Darstellungen auf dem Gebiete der bildenden Künste ab, wenn dieselben die darzustellende Idee nicht erschöpfend wiedergeben. Dieses klare Aussprechen des künstlerischen Gedankens zeichnet ein Blatt aus, das eben aus dem Verlag der photographischen Gesellschaft hervorgegangen ist, und von Prof. A. Kaselowsky herstammt. Eine Germania hält in ihrer linken Hand eine Wage, deren eine Schale mit der päpstlichen Tiara hochfliegt, während die sinkende die Dornenkrone trägt. Die Auffassung der jugendlich schönen Gestalt ist eine edle und die sorgsame Zeichnung, besonders der vornehm stilisirte Faltenwurf der Gewandung verdienen ebenso rückhaltlose Anerkennung, wie das anspruchslose Auftreten des ganzen Bildes, welches jede Phraserie der Linien vermeidet. Der Lichtdruck selbst ist außergewöhnlich gut gelungen.

* * *

Vom Büchertisch.

Don José del Perojo, Ensayos sobre el movimento intelectual en Alemania. Madrid.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß deutsches Geistesleben im Norden und Süden immer mehr aufmerksame Beobachter und oft sogar begeisterte Bewunderer findet. Der Autor des spanischen Buches hat in Deutschland gelebt und die Liebe zu unserem Wesen in seine Heimat mitgenommen. Die Wärme, mit der Perojo die geistige Bewegung auf allen Gebieten unserer Cultur verfolgt, die gründliche Kenntniß auf philosophischem, der feine Sinn für das Schöne auf literarischem Gebiete und der herzliche Antheil an dem politischen Leben machen das Buch für den deutschen Leser um so interessanter; wenn auch manche Anschauung anfechtbar sein mag, zumeist in der ersten Abhandlung über „Kant und die zeitgenössische Philosophie", so muß man doch den Ernst und die gründlichen Kenntnisse des Autors anerkennen, für die außerdem ebenso der Aufsatz über Schopenhauer, Hartmann und Venetianer, wie der folgende „die Anthropologie und der Naturalismus" Zeugniß ablegt. Bluntschlis „Charakter und Geist der politischen Parteien" hat dem Autor Gelegenheit zu einer sehr eingehenden Besprechung gegeben, die sowohl in ihrer Form, als auch in der Gedrängtheit der Uebersicht als Muster eines Essay betrachtet werden kann.

Am reichsten an feinen Bemerkungen ist die Einleitung, welch Perojo seiner Uebersetzung der von Hüffer herausgegebenen Briefe Heines voran schickt. Nach einer kurzen Charakteristik der ungleichen Urtheile über Heine, die in dem schillernden Wesen des Dichters begründet sind, entwickelt Perojo die Principien der deutschen Romantik, als einer von ähnlichen Richtungen andrer Literaturen ganz verschiedenen, und sucht aus der schwankenden Zeit das Charakterbild des Dichters herauszugestalten, und man muß gestehen, daß es wenigen deutschen Literarhistorikern gelungen wäre, auf zwanzig Octavseiten ein so klares Bild der Persönlichkeit zu zeichnen, als es der Spanier gegeben hat.

* * *

Albert Stutzer, Des Kampfes werth. Novellen. Leipzig, Ernst Jul. Günther. Die erste der fünf Erzählungen verdient Anerkennung, obwohl der Stoff selbst — ein Hofmeister verliebt sich in die Tochter eines schottischen Edlen — nichts Originelles enthält. Sehr gelungen ist die Scenerie geschildert, die dem Ganzen eine belebte Stimmung leiht. In „Nur ein Kreuz" verirrt sich der Novellist in eine Nachempfindung Hoffmann'scher Phantastik. Das Gebiet des Humors versucht er in „Ist es so leicht?" zu betreten, doch treibt er sich nur an der Grenze umher, die komischen Gestalten sind ziemlich carikirt. Ein Urtheil über die Begabung des, wie es scheint, noch jungen Autors läßt sich nicht recht fällen, noch liegt er in den Banden der Reminiscenz an fremde Schöpfungen. v. L.

* * *

Friedrich v. Weech, Badische Biographieen. 9. Lief. Schwarz — v. Bangerow. Heidelberg, Fr. Bassermann.

Em. de Laveleye, die neuen Ziele der Nationalökonomie und des Socialismus. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Quandt & Händel.

Viktor v. Strantz, die Kurfürstlich Brandenburgische und die Kaiserlich Deutsche Kriegsflotte. Ein historisches Gedenkblatt zur Feier des Stapellaufes der Panzerfregatte „der große Kurfürst". Berlin, R. v. Decker.

Gotthard Hübner, Theatergeschichtliche Feuilletons. Leipzig, Hermann Wölfert.

Müller und Mothes, Illustrirtes Archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Alterthums, des Mittelalters sowie der Renaissance. Lief. V, VI, VII. Leipzig, Otto Spamer.

Dr. W. Koner, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. X. B. 3. u. 4. Heft. Berlin, Dietrich Riemer.

Pierers Universallexikon. III. B. 1. Aufl. Leipzig, Ad. Spaarmann.

Offene Briefe und Antworten.

Hochgeehrte Redaction!

Die Rücksicht auf die weite Verbreitung Ihrer „Gegenwart" in dem ganzen Bereiche deutscher Zunge und auf die Achtung vor den zahlreichen Lesern derselben macht es mir zur Pflicht, einen durch mich verschuldeten und in geschichtlichem Sinne beachtenswerthen Schreib- oder Druckfehler in Nummer 37 zu berichtigen.

In dem von Dan. Sanders in seiner anziehenden und lehrreichen „Plauderei" angezogenen Briefe der „Rostocker Zeitung" muß die Stelle aus Seb. Franck „Brot bächt (nicht bäckt) der peck" lauten. So steht sie auch nebst anderen Belägen für Francks süddeutsche Schreibart in meiner Ausgabe seiner Sprichwörter von 1532. Ich darf vielleicht hinzufügen, daß die wohlwollende Art, mit der Sander meinen Widerspruch aufgenommen und zurückgewiesen, mir überaus wohlgethan hat; ja ich lege vor Ihnen und vor Jedermann ohne Beschämung und ohne Ziererei das offene Geständniß ab, daß ich mich in den einzelnen Punkten fast überall geschlagen bekenne, ohne mich in meinen Principien bereits erschüttert zu fühlen. Mich drängt aber mein Gewissen, in einer kurzen Summe die erkannten Irrthümer zusammenzufassen. Also 1) gescheut zu schreiben oder zu sprechen ist vor dem gesammten deutschen Publicum unzulässig. Vor die Oeffentlichkeit gehört nach der überzeugenden Darlegung von Sanders nur die Form gescheit. — 2) Für das Wort Alldeutschland räume ich S. eine sprachliche und literarische Berechtigung ein; wegen der an das Wort sich heftenden politischen Ueberlieferung aber sehe ich es lieber gemieden. — 3) Für Bausch- oder Pauschquantum habe ich weniger die Sprache meiner mecklenburgischen Heimat, als das mir aus Sanders' Fremdwörterbuch bekannte österreichische Pauschal aufführen wollen. Daraus glaubte ich folgern zu dürfen, daß auch jenseits des Mains, der zu Seb. Francks Zeit Hoch- und Niederdeutsche, heute aber nicht mehr scheidet, die harte Aussprache vorherrsche. Ist das der Fall, so hat selbst ein Sanders und Stephan nicht das Recht, die einmal eingetretene sprachliche Entwicklung und Umbildung ungeschehen zu machen. — 4) Mein „Freiheitsdrang" will kein schrankenloses Belieben. Ich rede von kleinen Fehlern, die man meines Erachtens übersehen darf, wo Größeres auf dem Spiele steht, und rede ferner von solchen Verstößen gegen das sprachliche Herkommen, die sich nur auf Kosten der inneren Wahrheit beseitigen oder vermeiden lassen. Diese Uebereinstimmung aber mit sich selbst und mit dem in seinem Innern waltenden Sprachgenius ist das erste und oberste Gesetz des rechten Schriftstellers; die Rücksicht auf das Publicum steht erst in zweiter Linie; es soll folgen, nicht führen, führt aber gerade durch sein williges Folgen am sichersten.

Schwerin i. M., den 12. September 1875.

Friedr. Lalendorf.

Digitized by Google

Inserate.

Verlagshandlung von **C. Rümpler** in **Hannover.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Psychologie der Liebe.

Von

Julius Duboc, Dr. phil.

Groß Octav. — Geheftet 4 *M.*

Inhalt: Die Stufen der Liebe. Die Grenzen der Liebe. Die ethischen Beziehungen der Liebe. Der Don Juanismus. Liebe und Freundschaft. Die Liebe und die Gesellschaft.

Anmerkungen: Die Nothzucht. Ueber Stuart Mill. Zur Frauenfrage. Die Hartmann-Schopenhauer'sche Metaphysik der Liebe.

Das Leben ohne Gott.

Untersuchungen

über den ethischen Gehalt des Atheismus.

Von

Julius Duboc, Dr. phil.

Groß Octav. — Geheftet 4 *M.*

Inhalt: Einleitung. Das religiöse Empfinden im Atheismus. Von der ethischen Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens. Zwischen zwei Welten. Gott in der Erziehung. Aussichten im Reiche Gottes.

Anhang: Eduard von Hartmann's Berechnung des Weltelends.

Die Barone von Stoppelfeld.

Erzählung

von

Albert Brockhoff,

erscheint demnächst im **Feuilleton** des

„Berliner Tageblatt",

worauf alle Freunde einer **amüsanten** Lectüre aufmerksam gemacht werden.

Verlagshandlung von C. Rümpler in Hannover.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber die

Anwendung von Kälte bei Augenkrankheiten.

Von Dr. **Eduard Dürr,**

Sanitätsrath in Hannover.

Royal-Octav. Geheftet 2 *M.* 70 *S.*

Inhalt: I. Physiologische und historische Vorbemerkungen. II. Anwendung der Kälte bei den Krankheiten des Auges: Krankheiten der Lider — Krankheiten der Conjunctiva — Krankheiten der Hornhaut — Krankheiten der Sclerotica — Krankheiten der Iris — Augenmuskellähmungen — Augenoperationen — Verletzungen des Auges — Glaucom — Krankheiten des Glaskörpers — Krankheiten der Chorioidea — Krankheiten der Retina — Amblyopie u. Amaurose. III. Praktische Resultate.

Klinische u. anatomische Beiträge

zur Kenntniss

der Spondylitis deformans

als einer der häufigsten Ursachen mannigfacher Neurosen.

Von Dr. **Julius Braun,**

Brunnenarzt zu Behme.

Mit 4 Holzschnitten. Royal-Octav. Geh. 2 *M.*

Erfahrungen über Local-Neurosen.

Von Dr. **Louis Stromeyer**

in Hannover.

Gross Octav. Geheftet 1 *M.* 50 *S.*

Golo Raimund's neuester Roman!!!

Deutsche Roman-Zeitung

— durch alle Buchhandlungen und Postanstalten für 3½ M. zu beziehen —

beginnt das neue Quartal mit den Romanen:

Verwaist von **Golo Raimund.** 3 Bände.

Die Kinder des Sträflings von **Balduin Möllhausen.** 4 Bände.

Darauf folgen: **Des Mißtrauens Opfer** von **A. E. Brachvogel.** — **Benedicta** von **Karl Detleff.** — **Barthenia** von **Wilhelm Jensen.** — **Das Buch mit sieben Siegeln** von **Carl Adalbert** ꝛc.

Verlag von **Otto Janke** in **Berlin,** Anhaltstrasse 11.

Die Gartenlaube

1 Mark 60 Pf. (16 Sgr.)

Außer der Fortsetzung der im dritten Quartal begonnenen Erzählung

Helene. Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben,

liegen für das vierte Quartal noch an Novellen vor:

Der Doppelgänger von **Levin Schücking** und

Vineta von **E. Werner,** Verfasser von „Am Altar" und „Glück auf".

Nach der in Nr. 39 unseres Blattes abgedruckten Erklärung dürfen wir wohl die Hoffnung aussprechen, daß unsere verehrte Mitarbeiterin **Marlitt** noch im Laufe des kommenden Quartals uns und unsere Leser mit Ablieferung der früher angezeigten „Namenlosen Geschichte"

Im Hause des Commerzienrathes

überraschen wird.

Außerdem eine Reihe interessanter, belehrender und unterhaltender Artikel, deren Titelanzeige wir heute unterlassen.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Deutsche Jugend.

Illustrirte Jugend- u. Familienbibliothek in Monatsheften, herausgegeben von **Julius Lohmeyer.** Unter künstlerischer Leitung von **Oscar Pletsch.**

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Der soeben beginnende 7. Band wird u. A. folgende Original-Beiträge in Wort und Bild enthalten:

Die Flüchtlinge, Drama von **Herman Schmid,** illustr. von **H. Bürkner.**

Erzählungen von **Emil Frommel,** (Das letzte Haus im Dorf). **Ottilie Wildermuth,** (Ein englischer Maler). **Fr. Bonn,** (Jugendfreundschaft). **J. Ludwig,** (Milo, die Geschichte eines Hundes), illustr. von **H. Heubner, F. Fählhaas, G. Spangenberg** u. A.

Geschichtsbilder und Biographien: „Aus dem alten Straßburg". — „Bilder aus den Freiheitskriegen" von **Fedor von Köppen,** illustr. von **Ludw. Burger.** — Ziethen, ein Characterbild von **Werner Hahn,** illustr. von **Wilh. Camphausen.** — Das Leben Goethe's von **J. Stieler,** illustr. von **Paul Thumann.**

Die schönsten Sagen der Gudrun von **Wilhelm Osterwald,** illustr. von **Gust. Spangenberg.** — Altgermanische Götter-sagen von **Werner Hahn,** illustr. von **J. Raue.** — Die Rolandssage, erzählt von **Fr. Lauckhard,** illustr. v. **L. Burger.**

Vaterländische Balladen von **Julius Sturm, F. von Köppen, Ad. Stöber, Ferd. Baseler** u. A., illustr. von **A. von Werner, Wilh. Camphausen, A. von Heyden, Wald. Friedrich** u. A.

Naturgeschichtliche Beiträge von **A. W. Grube,** (Der Lämmergeier). **H. Zeise,** (Insectenleben). **K. Schenkling,** (Beim alten Seidenzüchter). **K. Ruß,** (Die Brieftaube) u. A.

Märchen, Gedichte, Lieder, Sprüche, Räthsel von **Friedr. Gall, Frd. Bodenstedt, Heinr. Bietsch, Karl Gerok, Herm. Kletke, Frd. Oldenberg, Alb. Traeger, G. Büttcher** u. A., illustr. von **Friedr. Preller, Jos. von Führich, P. Thumann, Ludwig Richter, H. Bürkner, F. Flinzer, Osc. Pletsch** u. A.

Heiteres von **Jos. Trojan, Rud. Loewenstein, Birt. Blüthgen, R. Löwicke** u. A.

Bestellungen auf die Monatshefte **„Deutsche Jugend"** (halbjährlicher Abonnementspreis 6 *M.*) werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsspeditionen entgegengenommen. — Band 1—6 eleg. cart. à 7 *M.,* in Leinwand mit Goldpr. 8 *M.,* als eine der schönsten Weihnachtsgaben, voll der edelsten Anregungen, bestens empfohlen.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

Zweiter Band.

51 Bogen gr. 8°. 10 *M.* 50 *S.*

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte Jesu.

Nach akademischen Vorlesungen

von

Dr. **Karl Hase.**

gr. 8. Preis 9 *M.*

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 16. October 1875. Band VIII.

30 L 8 V. 8 no. 42

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der californische Krach und sein Held. Von Udo Brachvogel. — Der Nutzen der Industrie. Von H. B. von Unruh. (Schluß.) — Auf der Festung. Von M. B. — Literatur und Kunst: Sprüchwörtliches aus Italien. Von Robert Waldmüller. — Ein neues Werk über die Dantonisten. Von Otto Franz Gensichen. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Der Feind im Hause." Trauerspiel in fünf Acten von Otto Roquette. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der californische Krach und sein Held.

Von Udo Brachvogel.

Wie eine Insel durch einen Wüsten- und Gebirgsocean vom übrigen Continent abgetrennt hat sie Jahre lang dagelegen — die California felix*) Alles war dort anders als in der übrigen Union. Nicht nur das Edelmetall, das ihre Erde spendet, war ihr eigenthümlich, nicht nur der winterlose Himmel und die Fülle kanaanitischer Ernten, die unter ihm gedeihen; auch ein sonderartiges Leben, eine sonderartige Gattung des Menschengeschlechtes war auf ihrem Boden aufgeschossen. Selbst ihre Dichter hat sie sich erweckt: Bret Harte, Joaquim Miller und ein halbes Dutzend Anderer, denen nur die gesteigerte Kraft jener Beiden einen kaum minder stattlichen Lorbeer vorwegnehmen konnte. „Draußen" nannten und nennen ihre Bewohner das Land jenseits der Rocky Mountains. Und von den „Staaten" sprechen sie, wenn sie das atlantische Gebiet meinen. Sie haben unerschütterlich ihre eigne Goldwährung — klingendes Gold — behauptet. Konnten sie doch allen Greenbacks-Ueberfluthungen des großen Republikenbundes das elementare Bewußtsein entgegensetzen, die eigne Währung der eignen Erde entnehmen zu können. Mit der andersgearteten Gewinnung von Unterhalt, Wohlleben und Reichthum aber legten sie sich auch eine andre Weltanschauung, andre Gesellschaftsdogmen zurecht. Mußten sie sich nothgedrungen auch eine andre Moral zurechtlegen!

Die Pacificbahnen haben daran nur wenig geändert. Sie überbrückten wohl die zweitausend Meilen zwischen dem Missisippithal und der pacifischen Küste, — an einander geschmiedet haben sie die beiden noch lange nicht. Allen „Durchzügen" von New-York nach San Francisco zum Trotz blieb es am stillen Meer anders wie in den „Staaten". Was hier bewegte, erschütterte, zertrümmerte — weckte dort kaum ein Echo als das der Neugier. Der Puls, welcher dort schlug, sich dort zu fiebrischem Tactmaß beschleunigte, — hier bebte er in keiner Lebensader fühlbar wieder. So war es und so blieb es. Und so war es und blieb es auch möglich, daß das Auge der übrigen Vereinigten Staaten, des großen Ostens, jenem westlichsten Westen wie einer glücklichen Insel zugewendet blieb; daß ihm dort Alles Gold war, was vom Golde den Glanz lieh; daß die Gewitter, welche auch dort sich zusammenballten und entluden, ihm nur wie vorübergehende Sommertaglaunen erschienen; und daß er sich mit dem Glauben an die Unerschöpflichkeit pacifischer Bodenschätze schließlich auch jenen an die Ewigkeit eines volkswirthschaftlichen Millenniums auf demselben Boden angewöhnt hatte. Gedankenlos angewöhnt hatte, — aber darum nicht minder fest.

An den Weitersehenden und Weiterdenkenden traten freilich von Zeit zu Zeit Erwägungen ganz anderer Art, trat es oft genug wie Mahnungen und Drohungen heran, daß auch dieser pacifische Jubel ein irdischer sei, daß auch dieser junge Goldlands-Recke seine ungefeite Ferse habe. Aber was wollten ihre vereinzelten Stimmen sagen? Und wenn sie sich nun gar gegen jene eigenartige Weltanschauung und gegen jene Moral richteten, von der eben gesprochen wurde, — dann gab es kaum noch eine andere Antwort als ein Lachen, hell und klingend, wie der Ton jenes schimmernden Hortes, welcher von den Abhängen der Sierra Nevada aus, ein unendlicher Paktolus, die übrige Welt überströmte. Daß diese Moral, das ganze Land zu einer Hazardbank, seine Bevölkerung vom Nabob bis zum Küchenjungen, in einen Heerhaufen von Minenspeculanten und wilder Glücksspieler wandelte, — was that das? Wen außerhalb Californiens ging das Etwas an? Stand nicht eine schätzegedüngte Erde als Bürgschaft hinter der ganzen tollen Masse? Und wer trug die Kosten, wenn es wirklich einmal in allen Fugen zu krachen und zu brechen begann? Denn gefehlt an solchen Krachen und Brüchen hat es trotz aller Unnahbarkeit der glücklichen Insel zu keinen Zeiten. Nur blieben sie pacifische Familienangelenheiten. Die Zerstörung, die sie anrichteten, drang über das eigene Haus nicht hinaus und wurde in den abgeschlossenen vier Wänden ausgebessert. Wie hätte es auch anders sein können? Von welcher Verschwendung immer die Erde sei, menschliche Gier und menschlicher Taumel werden auch über ihre fürstlichste Großmuth hinausgreifen; werden ihre göttlichste Freigebigkeit zum Spielball tollkühnen Wettens und beutegierigen Wagens machen; werden sogar das Sichere auf den Würfelfall des blinden Glückes, den Kartenschlag des Speculationsfiebers setzen. Und nun vollends das rein Zufällige, wie es der Kampf mit der Erde um ihre gleißenden Schätze, wie es die Erschließung der Amadors, der Comstock-Lödes, der Crown Points und der Big Bonanzas*) doch in erster Reihe ist und bleibt! Am Stillen Meer aber stand diese Gier, stand dieser Taumel in beständigster, in üppigster Blüthe. Daher jener unabläßsige

*) Californien hat in Theodor Kirchhoff von San Francisco einen anziehenden und maßgebenden Schilderer gefunden. Ein Theil seiner dahin schlagenden Arbeiten ist soeben in dem von ihm bei Carl Theod. Schlüter in Altona veröffentlichten Buch „Reisebilder und Skizzen aus America", (Erster Band) gesammelt erschienen.

*) Namen berühmter Gold- und Silberminen in Californien und Nevada.

Digitized by Google

Wechsel tiefster Ebbe und jähster Springfluth im californischen Bergwerks-Actienmarkt. Daher jene „Minen-Excitements", welche den John Law'schen Hexensabbath der Pariser Rue Quincampoix zu einer alljährlich oder noch häufiger wiederkehrenden Gewohnheitserscheinung im Börsenleben San Franciscos machten. Daher jene regelmäßigen Krachs und Krisen in der Goldstadt, die nicht minder berechtigt wären, ihren Bret Harte zu finden als die rohen Muskelkämpfe und die noch roheren Leidenschaften der „Camps" und „Ditches" der ersten Argonautenzeiten. Doch, wie schon gesagt, — das Alles blieb pacifische Familienaffaire. Die außercalifornische Welt wurde weder davon berührt, noch nahm sie sich, — selbst wenn sie die Zeit dazu gefunden, — das Recht, sich zum Richter darüber aufzuwerfen.

Sie nahm es sich nicht. Jetzt hat sie es! Ein Tag hat es ihr in den Schooß geworfen, hat sie damit belehnt, hat es ihr aufgezwungen. Es war in den Mittagsstunden des 26. August, als plötzlich ein Wort das Telegraphennetz des ganzen ungeheuren Landes überflog, um auch sofort von allen Lippen desselben Landes widerhallt zu werden: „Die Bank von Californien ist gefallen!" Es klang nicht viel anders, als die Nachricht vom Sturz der Bank von England in den Ohren Europas klingen würde. Es war die Panik in ihrer nacktesten, ihrer ungeheuerlichsten Gestalt. Sogar die Weitersehenden, längst Zweifelnden standen starr. Und selbst Jene empfanden nichts als Entsetzen, welche die jüngste Californische Minenkrisis, die im vorigen Februar erst die Börse von San Francisco für eine Woche zu einem Chaos umwandelte, in der ernstesten Weise aufgefaßt, ihr die schlimmsten Nachwehen prophezeit hatten, — selbst sie hatten nichts als stummen Schrecken. Soweit war auch die schwarzseherischeste Befürchtung nicht gegangen, hatte sich auch der gehässigste Pessimismus nicht verirrt. Was stand noch fest, wenn hier ein Sturz möglich war? Wo gab es ein Geldinstitut im Lande, das nicht in seinen Fugen bebte, wenn der californische Bankcoloß in Trümmer sinken konnte?

Aber der erste Ansturm der Panik, oder richtiger gesagt, die erste „Sensation" sollte noch überboten werden. Vierundzwanzig Stunden danach meldete derselbe Telegraph den Selbstmord William C. Ralstons, des Präsidenten der Bank! Das setzte thatsächlich für den nächsten Tag den Pelion auf den Ossa. Allerdings nur und — zum Glück nur für den Tag! Was die Panik anfänglich an's Maßlose steigern zu wollen schien, — sollte sie sehr bald erklären, sollte ihre Lösung anbahnen. Diese Lösung lag in der einfachen Thatsache: daß Ralston und die Bank von Californien Eins gewesen waren.*) Wie sie am Stillen Meer das souveräne Geldinstitut, die gebietende Corporation war, so hatte er die Rolle einer persönlichen Allmacht, einer individuellen Geschäftsvorsehung an demselben Meere gespielt. Und als er eines Tages unter dieser Atlas-Rolle zusammenbrach, brach mit ihm auch das Postament, auf welchem stehend er sie durchgeführt, die westliche Schwester der Bank von England, die stolze und große Bank of California. Das war die Geschichte des San Franciscoer dies irae vom 26. August.

Es war ein phänomenales Stück Leben, welches in W. C. Ralston in den Fluthen des Hafens von San Francisco seinen Abschluß fand. Und mehr als das — wenn je ein Taumel mit selbstmörderischer Katastrophe eine Tragödie genannt werden kann: dann wurde dieses Leben durch diesen Abschluß zum echten und rechten Trauerspiel geadelt. Wer aber San Francisco aus eigner Anschauung kennt, mußte es begreifen, daß die Viertelmillion seiner Herzschläge vor Schrecken und Staunen stillstand, da die ungeheure Neuigkeit die Stadt durchflog. Keine andre americanische Großstadt hat einen Mann, dessen Ende unter gleichen Umständen die gleiche Wirkung haben könnte. Auch in ihren reichsten und bekanntesten Bürgern würde immer nur ein Einzelwesen durch sein Schicksal erschrecken und erschüttern. In Ralston, der vor fünfundzwanzig Jahren als Deckarbeiter an die Küste Californiens geworfen wurde, ging der Löwe der pacifischen Gesellschaftswelt, der glänzendste und übermüthigste Exponent der californischen Gesellschaft, ging ein Vollblutstück San Franciscos selbst dahin. Und wie dahin! Unter den Trümmern eines finanziellen Erdbebens plötzlich und gewaltig, wie es nur die elementaren Erdbeben sind, deren Heimat das vulcanische Küstenland der Sierra Nevada gleichfalls ist. Monate, Jahre lang hat auch er über einem Vulcan sein großes Spiel gespielt, und Niemand ahnte, daß es ein Vulcan sei. Wer hätte es auch verrathen, wenn er es gewußt, und wer es geglaubt, wenn es ihm verrathen worden wäre? Und so kam denn der Sturz um so furchtbarer, je plötzlicher er kam. Am Donnerstag fiel die Bank von Californien mit einem Deficit von fünfzehn Millionen Dollars Gold, am Freitag suchte und fand ihr Schöpfer und Herr den Tod in schlammigen Fluthen. Ihr Schöpfer und Herr! In den beiden Worten liegt die Geschichte der Schuld dieses Mannes. Er war es, der im Jahre 1864 das Institut in's Leben rief, welches als eine einfache Depositen- und Discontobank gegründet, bald das Herz des ganzen californischen Geldverkehrs wurde. Und er war es, der aus dieser, gleich ihrem Stein- und Eisenbau für eine unabsehbare Dauer gegründeten Anstalt allmählich einen Herd der wildesten Speculation, des rücksichtslosesten Vertrauensmißbrauchs des „illegitimen" Geschäfts in seiner kühnsten Gestalt machte. Während der beiden letzten Jahre ihr Präsident, fühlte er sich nur noch als ihr Eigenthümer und riß sie mit allen ihren Hülfsquellen in jene gigantischen Bergwerks-, Hotel-, Fabriks- und sonstigen wahnsinnigen Speculationen hinein, welche nach der Krisis des vorigen Februar ihren Ruin herbeigeführt haben, weil sie ihn herbeiführen mußten. Er sah die der Bank zuströmenden Gelder und Einlagen nur noch als die seinigen an, wie der Cäsarenwahn die Welt als seinen Spielball ansah. Gewohnt, auf der Hochfluth von Millionen-Transactionen dahinzutreiben, bestand die Scheidewand zwischen dem Mein und Dein für ihn nicht mehr. Das Glück konnte ihm wohl untreu werden, — aber wiederkehren mußte es doch einmal. Nun ist es doch nicht wiedergekehrt. Andre Ralstons sind in seinem Schatten aufgewachsen. Sie verbündeten sich mit der treulosen Göttin gegen den ehemaligen Liebling, und als der Augenblick gekommen, ließen sie ihn nicht nur fallen, sondern stießen ihn wohl auch noch den Abgrund hinunter. Das und gar manches Andre läßt denn wohl noch für ein sonstiges Gefühl als das des Abscheus Raum. Selbst für das des Mitleids, wenn man den Mann tragisch auffassen will. Von einer Rechtfertigung oder nur einer Entschuldigung wird unter keinen Umständen die Rede sein dürfen, welche Hymnen man auch auf die geschäftliche Genialität, die verschwenderische Gastfreiheit*) und die stets bereite Freigebigkeit des „großen Banquiers" singen möge.

In San Francisco ist man freilich anderer Ansicht gewesen. Wozu hat man denn auch seine eigne Weltanschauung, — oder sollten nicht gar wieder das Wort „Moral" fallen? — wenn man sie nicht bethätigen wollte? Und wie konnte angesichts ihrer Gebote und Forderungen ein Ereigniß, wie die Ralston-Tragödie, ohne Nachspiel bleiben? Und so hat sie denn ihr Nachspiel gehabt. Ihre Apotheose, wenn das Wort auf das Schaugepränge anzuwenden ist, unter welchem Californien seinen finanziellen Phaeton am dritten Tage nach seinem Sturz zu Grabe trug. Bundessenatoren, ehemalige

*) Diese Thatsache und nur sie allein erklärt es, daß der Fall der Bank von Californien nicht sofort die Mehrzahl aller Geldinstitute am Pacific nach sich riß. Trotz seines riesigen Umfanges war es eine Art Privatbankerott, welcher in erster Reihe die zahllosen Depositoren der Bank, und nur mittelbar die übrige Geschäftswelt traf. Auch wurde die sofortige Wiederherstellung der Bank in Angriff genommen, welche bis zur Stunde die verheißungsvollsten Fortschritte gemacht hat.

*) Die Unterhaltung der in der Nähe von San Francisco gelegenen Landsitze Ralstons kostete ihm jährlich eine Viertelmillion.

Digitized by Google

Staatsgouverneure, ächte und falsche Nabobs, Richter, Heerführer, Philanthropen und Gelehrte drängten sich zu der Ehre, die Zipfel des Bahrtuchs zu tragen, welches den Schragen des Selbstmörders verhüllte. Und doch war das das Wenigste. Sie wußten wohl, warum sie es thaten, diese Würdenträger californischer Cultur, californischer Sitten. Von einem Jeden von ihnen lag ein Stück unter jenem Bahrtuch. Je stolzer, je feierlicher es verdeckt wurde, um so besser für sie selbst. Aber das Volk, die Masse, die misera contribuens plebs, — was hatte sie zu verhüllen, zu beweinen, zu verklären? Etwa die Schwielen ihrer verarbeiteten Hände, den Schweiß ihrer Stirnen, die Schrecken eines hereinbrechenden allgemeinen Sturms, und was es sonst noch gewesen, womit gerade sie die Orgie bezahlt, deren Todter dieser Belsazar gewesen? Oder war es eine grandiose Aeußerung jenes Massengalgenhumors, welcher einst aus einem Volke, das eben die Pest gezehntet hatte, ein Volk von Tänzern machte, die jene Tausende und Tausende in die Straßen San Franciscos herabzwang, um hinter Ralstons Sarg einen Leichenzug zu improvisiren, wie man ihn kaum für europäische Könige auf Commando fertig bekommt?

Ja, — was es war?! Es war das alte Bild, das die Geschichte wieder und immer wieder auf ihren Blättern darbietet, — freilich im größten californischen Stil. Das furchtbare Bild vom Triebe der Massen zum Blendenden, zum rein Sinnlichen, zum roh Brutalen. Das Bild der Gedankenlosigkeit, welche eben so leicht zur Bestie aufschäumt, wie sie sich zum Schoßhund entwürdigt. Zur Bestie, wenn ihr im richtigen Augenblick das rothe Tuch vorgehalten wird. Zum Schoßhund, wenn ihr das blinde Gefühl des Moments im Verbrecher den Märtyrer, im Fluch die Aureole vorgaukelt. Und dann, — die uralte Gier nach den Circensen! Das Brod der wildesten Aufregung hatten sie gehabt, diese wilden Gemüther an den Küsten jenes Meeres, das in so wunderlichem Gegensatz zu ihnen das Stille heißt. Ihre feste Burg von Allem, was ihnen Vertrauen, Sicherheit, Stolz und Großartigkeit des finanziellen Lebens bedeutete, war geschleift. Der Schöpfer uud Herr des majestätischen Baues aber lag todt unter seinen Trümmern. Und Beides, im Laufe von 24 Stunden! Es war selbst für californische — oder sind's nur, gerade heraus gesagt, americanische — Nerven ein Festmahl, ein Bacchanal von Sensation gewesen. Nun mußte auch die Schaulust empfangen, was ihr gebührte. Dem Entsetzen mußte der Tanz die Hand reichen, dem Trauerspiel das große Ausstattungstableau. Und so folgten sie denn zwanzig- und dreißigtausendköpfig, als hätte es gegolten, den Segen der Mitwelt, das Herz der ganzen Menschheit zu Grabe zu tragen. Das war es, und das zumeist. Morgen läuft eben diese Masse hinter dem Sarge einer Hetäre her, und übermorgen — wenn ja eine neue Sündfluth über sie hereinbricht — tanzt sie sich in dem nämlichen Tactmaß selber in den Abgrund.

Newyork, Anfang September 1875.

Der Nutzen der Industrie.

Von H. F. von Amyntor.

(Schluß.)

Das Resultat ruhiger Beobachtung und Ueberlegung läuft darauf hinaus, daß man gegen die großen Vortheile der jetzigen Industrie auch gewisse, nicht zu bestreitende Nachtheile sich gefallen lassen muß. Es gibt keine menschliche Einrichtung, welche nur Nutzen stiftet und keinen Schaden. Es kommt darauf an, welche Seite überwiegt. Daß kein Mittel existirt, den Nutzen der Industrie festzuhalten und allen Schaden abzuwenden, liegt in der Natur der Sache.

Dem großen Nutzen der Fabrikindustrie, wichtige, zum Theil unentbehrlich gewordene Gegenstand des Bedarfs der ganzen Bevölkerung massenhaft und wohlfeil zu produciren und dadurch Jedermann zugänglich zu machen und so das Leben der Gesammtheit auf eine höhere Culturstufe zu heben, steht die theilweise Schädigung des Handwerks und die Entstehung einer Fabrikbevölkerung gegenüber, welche zeitweise ohne Existenzmittel bleibt, häufig die Familienbande zerreißt, leicht auf einen tief unsittlichen Standpunkt herabsinkt und das Protelariat vermehrt.

Bisher ist der Nutzen und der Nachtheil der Fabrikindustrie nur ganz im Allgemeinen, nicht mit Bezug auf einen einzelnen Staat und unter der Voraussetzung natürlicher Entwicklung betrachtet worden. Geht man dazu über, ein bestimmtes Land in's Auge zu fassen und eine absichtliche Einwirkung der Staatsgewalt anzunehmen, so gelangt man zu viel weiter gehenden Resultaten. Blicken wir zunächst auf Rußland. Dort haben wir ein Land vor uns mit sehr dünner Bevölkerung und sehr großen, zum Landbau sehr geeigneten, aber zum großen Theile noch nicht angebauten Flächen, zu deren Cultivirung es notorisch an Arbeitskräften mangelt, welche noch nicht einmal für den, unter den Pflug genommenen Acker hinreichen. Dessenungeachtet exportirte Rußland oft große Massen Getreide, Oelfrüchte, Flachs, Hanf, Rindvieh (podolisches Vieh), Talg, Häute ꝛc. und tauschte dafür Tuch, baumwollene Waaren, Schmiedeeisen, Maschinen, und Luxusartikel ein. Der Zustand war ein natürlicher, gesunder. Dann rief die Staatsgewalt durch Staatscapital und herangezogenes, bis dahin anderweit beschäftigtes Privatcapital Fabriken der verschiedensten Art künstlich hervor und führte zum Schutze derselben sehr hohe Zölle ein. Die nicht abzuleugnende thatsächliche Folge davon war, daß der Mangel an Feldarbeitern sich vergrößerte und die russische Industrie in keiner Weise mit dem Auslande concurriren kann. Sehr wahrscheinlich hat der Export der Naturproducte sich vermindert. Sichere statistische Nachweisungen liegen nicht vor. Die in Fabriken angelegten Staatscapitalien sind aus den Staatseinnahmen genommen, also von den Steuerpflichtigen aufgebracht worden, denen außerdem ihr Bedarf an Fabrikaten sehr erheblich vertheuert worden ist. Wo bleibt nun der überwiegende Nutzen der Fabrikindustrie für Rußland? — Der überwiegende Schaden ließe sich leicht in Zahlen nachrechnen, wenn es nicht an einer guten, zuverlässigen Statistik, namentlich an Fabrikstatistik fehlte, die übrigens in Ländern höherer Culturstufe auch noch in den Winkeln liegt. Was hat Rußland für ein Interesse, von seinen ohnehin unzureichenden Arbeitern einen großen Theil in die Fabriken zu treiben? —

Aehnlich sieht es in Oesterreich aus, namentlich in den Kronländern, welche dünn bevölkert und hauptsächlich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen sind. Dazu gehört auch Ungarn. Die Industrie in Oesterreich hat sich, wie nachgewiesen, bedeutend gehoben, seit der Staat die Handelsverträge zuerst mit dem Zollverein, dann mit Frankreich, England und Italien abschloß und seine Zölle ermäßigte. Dennoch arbeitet dort eine große Partei mit allen Kräften daran, die Zölle wieder zu erhöhen und zu jenem Zustande zurückzukehren, während dessen die Besteuerung der Consumenten durch Vertheuerung der Fabrikate zu Gunsten einer kleinen Zahl von Fabrikanten das Staatsbudget bei Weitem überstieg. Ein Correspondent aus Ungarn sprach in einer großen norddeutschen Zeitung kürzlich die Meinung aus, daß der Ackerbau allein Ungarn zu geringe Einnahmen gewähre und daß dieselben durch Begünstigung der Industrie erhöht werden müßten. Also eine künstlich durch hohe Schutzzölle hervorgerufene Industrie soll die Staatseinnahmen steigern. Das ist nicht nur neu, sondern auch Unsinn, der keiner Widerlegung bedarf. Daß Erhöhung der Zölle die Einnahmen nicht vermehrt, sondern erfahrungsmäßig vermindert, ist bereits dargethan worden.

Das sehr consumtionsfähige gut bevölkerte Deutschland kennt sehr gut den großen Nutzen der Industrie und hat nicht nur die unvermeidlichen Nachtheile derselben, sondern auch den durch Schutzzölle künstlich hinzugefügten Schaden lange Zeit ertragen, bis endlich seine klarblickende Regierung dazu schritt, diesen Schaden nach und nach zu verkleinern. Jetzt entsteht eine gewaltige Agitation gegen die begonnene Wohlthat. Der Egoismus

Digitized by Google

einer verhältnißmäßig sehr kleinen Zahl von Fabrikanten und die mangelhafte Einsicht unklarer Köpfe will die große Zahl von Consumenten auch da schädigen, wo das Wesen der Industrie es nicht unvermeidlich mit sich bringt. Alle Erfahrung, die Resultate vieljähriger Beobachtungen werden in den Wind geschlagen oder geradezu geleugnet. Man kämpft mit Phrasen und unerwiesenen, unzählig oft widerlegten Behauptungen und spricht von dem Nutzen der Industrie, als ob gar kein Nachtheil gegenüberstünde. Man nennt die, von den Thatsachen abgeleiteten volkswirthschaftlichen Gesetze, die mit der eisernen Nothwendigkeit wirken wie die Naturgesetze, hohle Theorien. Die sehr gemäßigten deutschen Freihändler wirft man in einen Topf mit den extremsten englischen Manchestermännern, man schimpft sie Theoretiker, Literaten ohne Erfahrung, ohne Kenntniß des praktischen Lebens. Praktische Schutzzöllner reden nur vom öffentlichen Wohl und verschweigen weislich, daß sie nichts als ihren Geldbeutel im Auge haben; theoretische Schutzzöllner haben das „laissez aller" erfunden als Kern der Lehre vom Freihandel. Ihre Nachbeter in der Presse faseln, als ob die Freihändler dem Staat die Zollhoheit, das Recht zur Zollgesetzgebung bestritten und die deutsche Regierung sammt Bundesrath beherrschten.

Nicht das Recht der staatlichen positiven Eingriffe in die natürliche Entwicklung der vaterländischen Industrie, sondern die Zweckmäßigkeit solcher Gesetze wird bestritten und nachgewiesen, daß dieselben gewisse unvermeidliche Nachtheile der Fabrikindustrie nicht beseitigen, oder neue schwere Schäden künstlich hinzufügen. Es gibt Medicin, die nur dem Arzt und dem Apotheker nützt, aber die Patienten elend macht. Es wird von den praktischen Freihändlern auf das Widersprechende und Unlogische des Schutzzolles hingewiesen, darauf, daß der Weber die Einfuhr der Gewebe mit hohen Schutzzöllen belegen, aber die Gespinnste frei zulassen will, daß der Landwirth und die meisten Industriellen freie Einfuhr für die Arbeitsmaschinen, die sie brauchen, verlangen, der Maschinenfabrikant aber hohen Zoll auf dieselben Maschinen, dagegen freies Schmiedeeisen, der Hüttenmann grade umgekehrt dafür Schutzzölle fordert u. s. w. Wem soll der Staat gerecht werden? Antwortete doch vor nicht gar langer Zeit ein russischer Minister, allerdings eine weiße Taube unter den Raben, auf die Bemerkung, der russische Zolltarif sei widerspruchsvoll, unlogisch: „Ist denn im Schutzzoll überhaupt Logik?" —

Wenn es richtig wäre, daß sich ein Staat gegen den andern durch Schutzzölle abschließt, warum nicht auch eine Provinz gegen die andere, eine Stadt gegen die andere, wie im Mittelalter? Den Nachtheilen könnte man ja durch Wiedereinführung von Taxen begegnen, wie beim Fleisch, Bier und Brot vor noch nicht sehr langer Zeit. Will man das Geld durchaus im Lande behalten, so ließe sich sogar Kaffee in Treibhäusern ziehen, freilich etwas theuer.

Zum Schluß ein Beispiel, wie sich der Verkauf bei einem für die Industrie sehr wichtigen, ja unentbehrlichen Artikel unter Fernhaltung jedes Einfuhrzolls wirklich gestaltet hat. Die Steinkohlen sind in Preußen und auch in ganz Deutschland stets ohne Zoll eingeführt worden und haben nur einige Zeit eine geringe, demnächst wieder aufgehobene Recognitionsgebühr bezahlt, obgleich in der Rheinprovinz, in Westphalen und in Schlesien Steinkohlen in Masse vorhanden sind. Ursprünglich verwendete man an der Küste englische Kohlen, sonst inländische. Als aber die Anwendung der Dampfkraft in den Fabriken allgemein wurde, die Zahl der Locomotiven und Dampfschiffe schnell zunahm, drang die englische Kohle bis über Berlin und Magdeburg hinaus und bis an die Grenzen Westphalens und bis Breslau vor. Da legten die inländischen Kohlengrubenbesitzer Tiefbauten an, stellten kräftige Förder- und Wasserhaltungsmaschinen auf und förderten aus derselben Grube, aus welcher bis dahin 500 Tonnen theuer gewonnen wurden, 5000 pro Tag zu viel geringerem Preise. Die englische Kohle wurde an die Küste zurückgedrängt und sogar Holland, so nahe an England, mit deutscher Kohle versorgt. Ohne die englische Concurrenz steckten wir noch in den obersten schlechten Flötzen. Wären die Zölle auf englisches Schmiede- und namentlich auf Façoneisen noch höher gewesen, so hoch als die Schutzzöllner es verlangen, wir hätten an die großen eisernen Brücken und eisernen Dächer in Deutschland gar nicht denken können.

Gebildete Russen wunderten sich bei ihrer Anwesenheit in Berlin, daß Preußen englische Kohle zuließe, da es doch selbst davon habe. Die Zolltürken wundern sich jetzt noch, daß wir die Concurrenz der Ausländer auch bei andern Artikeln für nützlich halten, und nicht durch hohe Schutzzölle ausschließen wollen.

Auf der Festung.

Ein Beitrag zur Revue der Strafanstalten.

Ich war wegen Pistolenduells durch Kriegsgericht zu den üblichen drei Monaten Festungshaft verurtheilt worden, und einige Wochen später, nach Allerhöchster Bestätigung des Spruchs, erhielt ich von meinem Commando den Befehl, mich zur Verbüßung dieser Strafe nach Magdeburg zu begeben und mich bei der dortigen Commandantur zu melden.

Ich bestieg die Eisenbahn, und am nächsten Morgen war ich am Ziel meiner nächtlichen Reise, welche ich in Civil und und ohne die in solchen Fällen zuweilen übliche dienstliche Begleitung durch einen Offizier zurückgelegt hatte. Es war noch sehr früh, ein herrlich schöner Herbsttag stieg eben herauf, und ich bemitleidete die Schläfer hinter den geschlossenen Gardinen, als ich in einer keineswegs eleganten Droschke durch die menschenleeren Straßen nach dem Hotel fuhrwerkte. Im Contrast mit der sehr kleinen Garnison, die ich gestern verlassen, machte mir die größere Stadt einen unerwartet imponirenden Eindruck und belehrte mich damit, wie leicht man Landconfect werden könne. Nachdem ich die Uniform angelegt und Kaffe getrunken hatte, schlenderte ich, durch Bädeker orientirt, nach dem andern Ufer der Elbe, um die Citadelle vorläufig von Außen prüfend in Augenschein zu nehmen. Die landschaftliche Umgebung meines künftigen Aufenthaltes machte mir einen wohlthätigen Eindruck im Vergleich zu der trostlosen Gegend, in der ich gelebt hatte. Endlich wurde es Zeit nach der Commandantur zu gehen und mich zu melden. Der Platzmajor, ein freundlicher alter Herr, empfing mich äußerst liebenswürdig wie einen längst erwarteten Sohn, sagte mir, ich könnte heute noch in der Stadt diniren und sollte mich erst im Laufe des Nachmittags der Citadelle überliefern.

Als ich um 4 Uhr zu diesem Zweck im Hotel eine Droschke bestellte und die Frage des meinen Koffer hinabbefördernden Hausknechts, ob ich nach dem Bahnhof fahren wollte, kurz verneinte, ward mir ein verständnißinniges Lächeln zu Theil, welches andeuten zu wollen schien, daß ich nicht der erste in gleicher Angelegenheit reisende Gast des Hauses sei. Eine kleine Viertelstunde später rollte der Wagen durch den gepflasterten Thorweg der Citadelle und hielt an der Wache. Der Offizier derselben mit Schärpe und Degen erscheint. Wir stellen uns vor, ich übergebe meinen Säbel, nicht ohne die Wichtigkeit des Moments mit leiser Rührung zu fühlen. „Herr Schulz" wird gerufen, und ein hochbejahrter, sehr wohlbeleibter Mann in der mir neuen Uniform der militärischen Gefangenenaufseher taucht aus einer Thüre der Kasematte neben dem Wachlocal und wälzt sich heftig schnaufend herbei, die Hände auf dem Rücken, und in denselben ein ominöses Bund klirrender Schlüssel. „Herr Schulz, wollen Sie diesem Herrn eine Stube anweisen." Ein musternder Blick des erfahrenen Alten, und wir drei setzen uns in Bewegung. Etwa zweihundert Schritt gingen wir die Allee der Einfahrt entlang, während die Droschke mit dem Gepäck folgte. Ein freier Platz, auf welchem alte Kanonenkugeln in Pyramiden gehäuft sind, öffnet sich und in einem Winkel desselben steht ein verdächtig und unangenehm aussehendes kleines, einstöckiges Haus mit Mansardengiebel, dessen Ecken schräg abgestumpft sind, wie es Ende des vorigen Jahrhunderts Mode war. Sämmtliche Fenster sind mit starken Eisengittern versehen, ein lotteriger

Digitized by Google

Bretterzaun zieht sich rings herum, ein Schilderhäuschen und ein Posten befinden sich am Eingang, nach dem wir unsere Schritte lenken. Oben auf dem Wall gingen einige Uniformirte ohne Säbel spazieren, gleichfalls Gefangene, welche die Ankunft eines neuen Schicksalsgenossen sehr zu interessiren schien. Am Eingang empfahl sich der wachehabende Offizier, und Herr Schulz lud mich ein, die enge und steile Treppe, welche nach der oberen Etage führte, hinaufzusteigen. Er selbst folgte mir etwas langsamer, öffnete mit einem seiner Schlüssel das einzige Zimmer, welches oben noch unbesetzt war, indem er sich theilnehmend nach dem Grund meiner Haft erkundigte, und ich betrat das bescheidene Cabinet, welches mich für drei Monate beherbergen sollte.

Vier kahle, schmutzig blau getünchte Wände von je etwa fünf Schritt Länge, mit allen möglichen Zeichnungen größtentheils sehr fraglichen Kunstwerthes in Blei, Kohle, Tinte und Tusche geziert, bildeten den Rahmen, welcher das anspruchslose Möbelinventar umschloß. Links in der Ecke eine eiserne Bettstelle und ein Bett mit blaucarrirten Ueberzügen darauf; daneben ein starker hölzerner Stuhl mit gespreizten Beinen und massiver Rücklehne, in welche eine herzförmige Oeffnung geschnitten ist, jene bekannte Form, wie man sie überall bei den Bauern findet; auf dem Fenstergesims ein brauner irdener Wasserkrug und eine Waschschüssel von weißem Steingut, dahinter die verdunkelnden Eisengitter, dicht außerhalb der Fensterscheiben angebracht, so daß man den Kopf nicht hinausstrecken kann, lassen keine Illusion über den wahren Charakter des Gemaches aufkommen. Außerdem befanden sich noch in demselben als harmlosere Erscheinungen ein Tisch, ein Kleiderschrank und eine Commode, sämmtlich von Tannenholz und gelb angestrichen. Die Eigenthümlichkeiten des Bettes lernte ich zwar erst am Abend schätzen, aber sie mögen der Vollständigkeit halber schon jetzt die ihnen gebührende Aufmerksamkeit erfahren. Gleich die erste Bekanntschaft mit meinem Schmerzenslager veranlaßte mich, eine genauere Prüfung der einzelnen Bestandtheile vorzunehmen. Ich hatte zwar schon sehr viele Arten von Nachtlagern erprobt, diese aber war mir vollständig neu. Noch nie war mir an einem „Bett" genannten Erzeugniß der Cultur ein solcher Grad von grausamer Härte und Unebenheit vorgekommen, und nur die verschiedenen Anno siebzig beschlafenen Kartoffeläcker des schönen Frankreich konnten damit erfolgreich concurriren. Die schweren und steifen wollenen Decken mit den fatal aussehenden, sträflingsmäßigen blaucarrirten Ueberzügen machten den Eindruck von Bleiplatten, die man erst in die Höhe biegen mußte, um sich unter ihren Schutz begeben zu können. War das grobe Linnen, von welchem stechende holzartige Fasern emporstanden, hinweggeräumt, so kam eine etwa fingerdicke Schicht einer rauchtabakähnlichen Masse zum Vorschein, welche, ehemals in ein an Kaffeesäcke erinnerndes Gewebe eingenäht, jetzt aber aus zahlreichen Löchern hervorquellend, auf den Namen „Matratze" zu hören schien. In der Mitte, dem Schwerpunkt des horizontal ausgestreckten menschlichen Körpers entsprechend, hatte der Zahn der Zeit eine mächtige Lücke durchgenagt, und nur durch diese wohlthätige Einrichtung, da nicht daran gedacht werden konnte, jene eigenthümliche Schicht als Ganzes aufzuheben, wurde es einem Strohsack, dessen Inhalt bereits zu Häcksel und Spreu zerquetscht war, möglich, seine Anwesenheit zu verrathen. Unendlicher Staub entwickelte sich bei jeder unsanfteren Berührung, und eilig zog ich das Laken wieder über die gewonnenen Entdeckungen. Wie viele vor mir mochten dieselben nächtlichen Forschungen angestellt haben. Ich miethete mir am nächsten Morgen von der officiell zugelassenen Waschfrau ein anderes Bett, gab es aber alsbald auf, darin Schlafversuche anzustellen, da dasselbe das entgegengesetze Prinzip der unerträglichsten Weichheit vertrat, und kehrte zu meinem Sträflingslager zurück, an welches ich mich mit der Zeit vollständig acclimatisirte, zumal nachdem es mir gelungen, frisches Stroh zu erhalten und in der unter dem Dach befindlichen Gerätheкammer eine Matratze aufzutreiben, welche nur in der Mitte mit einem großen Loch ausgestattet war.

Sämmtliche Räume des Hauses litten an einer überraschenden Anhäufung von Schmutz. Doch wurde mir nach Kurzem klar, daß die Ursache dieses Zustandes allein in der wüsten und unordentlichen Lebensweise zu suchen sei, die sich unter den Gefangenen eingebürgert hatte. Zwei Soldaten der Garnison waren als Ordonnanzen commandirt und hatten die Reinigung und Aufwartung zu besorgen. Aber ihre Kräfte waren nicht ausreichend, all den Anforderungen, die von verschiedenen Seiten an sie fortwährend gestellt wurden, zu genügen und der durch die Achtlosigkeit, den Muthwillen und die allnächtlichen Trinkgelage der meist sehr jugendlichen Bewohner des Hauses sich anhäufenden Unreinlichkeit zu steuern.

Die Mitgefangenen waren überwiegend Duellanten. Zwei derselben, ein Offizier und ein Student, waren einander mit Pistolen gegenübergestanden, vertrugen sich aber jetzt recht gut und hatten die ehemalige Feindschaft vollkommen vergessen. Nach den Duellanten waren am zahlreichsten Offiziere vertreten, welche sich gegen Untergebene thätlich vergangen oder Vorgesetzten die schuldige Ehrfurcht vorenthalten hatten. Einer hatte übergroße Eile im Heirathen, dessen er sich ohne den Besitz des gesetzlichen Consenses schuldig gemacht hatte, mit zwei Monaten zu sühnen. Unten im Erdgeschoß hausten einige Herren, von denen man nie recht in Erfahrung bringen konnte, was sie verbrochen hatten. Kassendefecte, geschlechtliche Verirrungen und sonstige dunkle Thaten mochten die Ursachen ihres Aufenthaltes sein. Neue Bewohner kamen und alte gingen während der drei Monate meiner Haft, und von den zuerst Angetroffenen war zuletzt nur noch Einer übrig, welcher wegen versuchter Desertion zu einjähriger Festung verurtheilt und aus dem Militärverbande entlassen war. Als militärjuridisches Paradoxon befand sich auch ein gemeiner Matrose unter den „Stubengefangenen", wie der officielle Ausdruck nicht sehr bezeichnend lautet. Wegen wiederholter Unbotmäßigkeiten kriegsgerichtlich abgeurtheilt, verdankte er einem Versehen des Auditeurs, welches rechtskräftig geworden war, seine exceptionell günstige Strafverbüßung und diente so als greifbares Argument, wie sogar die hohe Justiz von menschlichen Zufälligkeiten beeinflußt ist. Auch der eben entbrannte Culturkampf sandte seine Wahrzeichen. Dieselben hatten sich der Verlesung eines incriminirten Hirtenbriefes schuldig gemacht und büßten dafür je nach den Anschauungen der betreffenden Richter mit acht- oder vierzehntägiger Haft. Im Anfang wurden diese schwarzen Herren von der uniformirten Einwohnerschaft instinctiv gemieden, bald aber fand man, daß sich mit ihnen sehr gut umgehen ließ, und das allgemein Menschliche überwand die aufoctroirten Standesvorurtheile schließlich so weit, daß es Mode wurde, in die oben leerstehenden Zimmer wenn möglich frischangekommene Opfer der Maigesetze einzuquartiren und somit längere Zeit hindurch auch das Priesterthum als ein erwünschtes Element der abendlichen Gesellschaften zu betrachten. Es war nämlich Ueberlieferung, daß sich die Bewohnerschaft der Beletage gewissermaßen als Elite betrachtete und sich durch Auswahl unter den Ankömmlingen immer wieder ergänzte. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden die separaten Eingänge der beiden Etagen von Herrn Schulz feierlich abgesperrt, und es war dann zwischen oben und unten keine directe Communication mehr vorhanden.

Gelebt wurde im Allgemeinen sehr wüst. Ein hoher Grad von Ungenirtheit, Suspendirung gewisser gesellschaftlicher Formen und ein ausgesprochener Communismus herrschte unter den Gleichalterigen, nämlich jüngeren Lieutenants und Studenten. Bis neun oder zehn Uhr Vormittags war es gewöhnlich mäuschenstill in den oberen Räumen, Alle schliefen noch. Da fing auf einmal eine heisere Stimme an, irgend eine Melodie zu intoniren, und es dauerte nicht lange, so fielen andere ein, und schließlich erschollen aus sämmtlichen Stuben mehr oder minder musikalische, aber durchgehends sehr kräftige Gesänge im brausenden Chor zusammen. „Wer hat dich, du schöner Wald" erfreute sich lange einer ganz besonderen Beliebtheit. Im Anfang wurde ehrlich versucht, richtig zu singen, wenn auch nicht immer mit Erfolg. Als aber ein Cavallerielieutenant kam, welcher jenes unsterbliche Lied mit einer an Genialität streifenden Verachtung aller Harmonie zu mißhandeln wußte, fand diese neue Art so viel Beifall, daß man sich von nun an Mühe gab so falsch als möglich zu singen,

Digitized by Google

ohne indeß das Vorbild jemals erreichen zu können. Hatte dieses Morgenconcert, bei welchem Jeder noch im Bett befindlich mitwirkte, eine Weile gedauert, so begannen gegenseitige Besuche, und zwar in antiker Gewandung, in Hemd und malerisch drapirter Reisedecke. Wehe Demjenigen, welcher es wagte, länger liegen bleiben zu wollen als die Uebrigen. Ihn herauszutreiben wurden die effectvollsten Mittel, unter denen das Wasser die Hauptrolle spielte, rücksichtslos in Anwendung gebracht.

Um ein Uhr mußte überall aufgeräumt sein, was den Ordonnanzen nicht geringe Mühe bereitete. Um diese Zeit fand täglich die Ablösung der Wache statt, und der abziehende Offizier übergab seinem Nachfolger die Gefangenen. Jeder hatte dann in seiner Stube zu warten, bis die Beiden in Begleitung des Herrn Schulz eintraten, und das stereotype „mein Name ist von Strudelwitz" — „mein Name ist von Prudelwitz" in der weltbekannten Steifheit ausgetauscht war, worin die ganze Formalität bestand. Um zwei Uhr ungefähr wurde in Tischgesellschaften von je drei oder vier Personen zu Mittag gegessen. Die Speisen lieferte entweder die Küche des Herrn Schulz oder eine in der Nähe der Citadelle befindliche Wirthschaft.

Abends wurde gewöhnlich ein Fäßchen Bier aufgelegt, und war dieses trotz seines ansehnlichen Inhaltes bald geleert, so hatten die Meisten noch so stattliche Vorräthe an Wein und Schnäpsen in ihren Stuben aufgestapelt, daß die Gelage bis in die späte Nacht oder selbst bis zum Morgengrauen mit steigender Fröhlichkeit fortgesetzt werden konnten. Dabei wurde ziemlich hoch gespielt, und nicht selten störten beträchtliche Verluste die sonst tadellose Gemüthlichkeit. Wie bereits erwähnt, schloß jedesmal bei Eintritt der Dunkelheit Herr Schulz die Thüren der beiden Etagen und überlieferte die Schlüssel dem wachehabenden Offizier. Dann waren wir eingesperrt, jede Etage für sich, und fühlten uns in dieser Isolirtheit doppelt auf einander angewiesen. Es war strenge verboten, nach zehn Uhr noch Licht zu brennen. Deshalb ging man regelmäßig, sobald diese Stunde nahte, eifrig daran, die Fenster der zur Kneipe dienenden Stube mit Decken sorgfältig zu verhängen. Der in der Nacht mit drei scharfen Patronen bewaffnete Posten war instruirt, wenn er nach zehn Uhr die Spuren eines Lichtstrahls entdeckte „Licht aus" zu rufen. Den großen Lärm, der gewöhnlich herrschte, zu hören, konnte man ihn allerdings nicht verhindern, und nur wenn die Ablösungen kamen oder revidirende Unteroffiziere, von welchen Manche im Vollbewußtsein ihrer dienstlichen Würde sich gedrungen fühlten, den oben eingesperrten Offizieren Ruhe zu gebieten, gab man sich Mühe, die Stimmen etwas zu mäßigen. Ein einziges Mal kam es vor, daß der Posten von dem wahrgenommenen lebhaften Treiben im Innern des seiner Obhut anvertrauten Hauses Meldung machte und dadurch den Offizier der Wache veranlaßte, mit dem Schlüsselbund zu erscheinen und Visitation zu halten. Diese ergab jedoch kein greifbares Resultat, denn zwischen dem rasselnden Aufschließen der schweren Thüre unten und dem Ersteigen der Treppe verstrich zu viel Zeit, als daß nicht Jeder sich in seine Stube und in sein Bett flüchten konnte, und im kritischen Augenblick lagen alle anscheinend in tiefem Schlaf, um nach dem Vorübergehen der keineswegs sehr ernst gemeinten Gefahr sich von Neuem zusammen zu finden und die unterbrochene Lustbarkeit wieder aufzunehmen.

Geschlafen habe ich in der ersten Zeit sehr wenig. Nächst der Beschaffenheit des Lagers trugen namentlich die geräuschvollen Promenaden des Postens dicht unter dem Fenster dazu bei, mich wach zu erhalten. Fast ohne Unterbrechung knirschten seine schweren Stiefeln auf dem Kiese des kleinen Hofes herum, bald kratzte er mit dem Bajonnett die Mauer entlang, bald stieß er damit an die Klingel der Zaunpforte, daß sie laut ertönte, dann wieder kollerte er aus Langeweile Pflastersteine über den Boden oder schrie auch gelegentlich mit der vollen Kraft seiner Lunge das vorgeschriebene „Licht aus", wenn er vielleicht den Reflex des Mondes in einer Fensterscheibe erblickt und für die Strahlen einer künstlichen Beleuchtung gehalten hatte.

Vormittags von zehn bis zwölf und Nachmittags von zwei bis sechs waren die sogenannten Freistunden, das heißt während dieser Zeit konnten die Stubengefangenen im Innern der Citadelle und auf einem Theil des Walles spazieren. Von jenem Abschnitt des Walles, welchen zu betreten uns gestattet war, hatte man eine hübsche Aussicht auf die Elbe mit den vielen Fahrzeugen, auf die gegenüberliegende Stadt mit dem schönen Dom und über die anmuthige baumreiche Landschaft der Elbinseln mit den Vorstädten Sudenburg, Buckau und Krackau im Hintergrund. Spaziergänger beiderlei Geschlechts kamen unten vorbei, sandten uns hie und da mitleidige Blicke herauf und erwiderten auch wohl die Grüße, die ihnen mit Taschentüchern zugewinkt wurden. Außerhalb der Freistunden waren wir auf den kleinen kahlen Hofraum beschränkt, welchen der unser Häuschen umgebende alte Bretterzaun abgrenzte. Dieser Raum war oft der Schauplatz sehr gelungener, dem Bereich des höheren Blödsinns entstammender Aufzüge. Ich erinnere mich noch heute mit großem Vergnügen einiger Parademärsche in phantastischen Costümen, welche von einem jüngeren Lieutenant, der eine ganz besondere Befähigung für die Rolle ergrauter Regimentscommandeure besaß, commandirt wurden und auch dem erstaunten Posten zum größten Gaudium zu gereichen schienen.

Wenn Abends die Stunde im Anzug war, zu welcher wir eingesperrt werden sollten, hatten die beiden Ordonnanzen viel hin und her zu laufen, um die nöthigen Speisen und Getränke beizuschaffen. Herr Schulz hatte dann meist die Liebenswürdigkeit, zu warten, bis Alle verproviantirt waren. Man unterhielt sich so lange mit ihm und hörte seinen Erzählungen zu, auf der steinernen Freitreppe des Eingangs um ihn wie um einen Vater gruppirt.

Er mag vielleicht 60 Jahre alt sein, hat weiße Haare und ein rothes, bartloses Gesicht, ist von außergewöhnlicher Leibesfülle und trägt stets einen auffallend langen Interimsrock. Den Oberkörper vornübergebeugt, das Haupt etwas zur Seite geneigt, in den auf dem Rücken vereinigten Händen das stereotype Schlüsselbund nnd regelmäßig begleitet von einem melancholischen weißen Windspiel und einem freundlichen schwarzen Dachshund, so wälzte er sich schnaufend und mühselig vorwärts.

Von Zeit zu Zeit konnte man bei der Commandantur schriftlich um drei- oder vierstündigen Urlaub nach der Stadt einkommen, wobei ein Bürge angegeben werden mußte, der sich zur richtigen Wiederablieferung des Sträflings verpflichtete. Gewöhnlich wurde, wenn diese Bedingung erfüllt war, das Gesuch ohne Weiteres genehmigt, falls man sich nicht eines allzu schlechten Rufes erfreute oder schon einmal die bewilligte Frist überschritten hatte. Man erhielt dann für die Zeit des Urlaubs den in der Wachstube aufbewahrten Säbel ausgehändigt.

Zwei Eigenthümlichkeiten waren es besonders, die mir für unser Gefangenenleben als hervorstechend und interessant erschienen. Erstens die relativ schlechte Behandlung, welche sich der sonst social so hoch gehaltene preußische Offizier gefallen lassen mußte, und zweitens die ungebundene Art des Verkehrs, die unter den jüngeren Herren üblich war, sowie die vielen ihre üppigsten Blüthen treibenden Auswüchse des allgemeinen Müßigganges.

Wenn auch zuweilen höchlichst amüsante und gelungene Scherze geleistet wurden, so war dies doch nicht immer der Fall, und gelegentlich kamen sogar die unglaublichsten Kindereien zum Vorschein. Aushängen der Zimmerthüren, Durcheinanderschieben der Möbel, Schlingenlegen, Verstecken der Betten und andere Ueberraschungen waren periodenweise an der Tagesordnung. Nur der im Rang Höherstehende konnte sich unangefochten fern halten, einem der Jüngeren aber war es nicht rathsam, sich auszuschließen und nicht mitzuthun. Wollte Einer gar opponiren, indem er sich Riegel oder Haken besorgen ließ und damit seine Thür zusperrte, was zwar verboten war, so wurden Löcher in diese gebohrt und durch sie so lange mit kleinen Spritzen auf den Betreffenden gefeuert, bis er capitulirte. Man darf allerdings an solche Dinge nicht den allgemeinen Maßstab anlegen. Gleichwie Jeder im Felde Manches erlebt und gethan hat, was ihm vom Standpunkt der geordneten friedlichen Verhältnisse ungeheuerlich erscheinen muß, so bringt auch der gänzlich außergewöhnliche, mit Nichts zu vergleichende Zustand des Sträflingseins Erscheinungen hervor,

Digitized by Google

die nicht von Außen beurtheilt werden dürfen. Jeder Neuangekommene wird anfänglich von der herrschenden Art des Zusammenlebens froppirt gewesen, nach einiger Zeit aber daran gewöhnt, schließlich vielleicht auch so sehr assimilirt worden sein, daß er nun selbst dazu diente, Andere in die traditionelle Verwilderung einzuführen. Ich war noch nie so rasch mit fremden Personen bekannt und sogar intim bekannt geworden, wie in Magdeburg mit den dortigen Mitgefangenen. Die künstlichen Schranken der Standesunterschiede verschwinden unter dem Einfluß gemeinschaftlichen ungünstigen Schicksals vor dem ungehinderten Geselligkeitstriebe, der allen Menschen innewohnt, und dem sich keiner entziehen kann, und wenn er selbst preußischer Gardelieutenant wäre.

Jedenfalls war ich sehr froh, als die Zeit meiner Haft vorüber war, und ich wieder in die Freiheit und in Verhältnisse zurückkehren durfte, die dem civilisirten Menschen zusagen. Die überstandene Festungszeit, welche mir immer eine interessante Erinnerung bleiben wird, und die ich durchaus nicht aus meinen Erfahrungen streichen möchte, hat eine Art der Besserung in mir hervorgebracht in so fern, als ich künftighin mit der größten Vorsicht bestrebt sein werde, eine etwaige Wiederholung dieser Eventualität zu vermeiden. In diesem Sinne haben sich auch die meisten Leidensgefährten ausgesprochen.

Zum Schluß sei noch die Notiz nachgeholt, daß den Vorschriften des Strafvollstreckungsreglements gemäß dem auf Festung in Strafe befindlichen Offizier ein täglicher Abzug von der Gage gemacht wird, der sich nach der Höhe derselben richtet und für den Secondelieutenant 7½ Silbergroschen beträgt.

M. M.

Literatur und Kunst.

Sprüchwörtliches aus Italien.

Von **Robert Waldmüller.**

Wenn es am Golf von Neapel regnet, da dauert's nicht überlange, lautet eine landläufige Redensart in der ganzen schönen Provinz terra di lavoro.

Nicht überlange — damit hat es seine Richtigkeit.

Aber eigentlich pflegt es dort überhaupt mehr zu strömen als zu regnen und die Brücken und Stege müssen schon in absonderlich gutem Stande sein, wenn solch' ein nicht überlanger Regen sie an Ort und Stelle lassen soll.

Es fällt mir ein Blatt in die Hände, das mir der Pfarrer von Marepiano aus seinem Predigtheft herausriß und verehrte, als ich eines Tags bei ihm eingeregnet war und er aus mir herausgebracht hatte, daß mich Sprüchwörter interessiren. Der Mann war die Herzensgüte selbst und hätte mir am liebsten aus seiner dürftigen Bibliothek gleich auch noch Gedrucktes geschenkt, und ein altes verräuchertes Buch, das er mir geradezu unter den Arm schob, reizte mich in der That nicht wenig.

Aber er wollte kein Geld dafür annehmen, ob er gleich der ärmlichst gekleidete und kläglichst quartierte Priester war, den ich je in Italien zu Gesicht bekommen habe, und so mußte es denn bei jenem Blatt sein Bewenden haben. Der Regen sorgte inzwischen dafür, daß mir volle Muße blieb, das mir zugedacht gewesene Buch wenigstens durchzustudieren, und da dasselbe meine mündlich gesammelten Funde mannichfach bereicherte, so brachte ich zu Papier, was mir des Aufhebens werth schien.

Hier gebe ich eine Blüthenlese daraus. Befremden wird die alterthümliche Schreibweise. Das Buch war aber schon anno 1547 und zwar in Paris „en la grand'salle du palais" erschienen. Auf dem Titel entzifferte ich einen Namen, welcher Pilles (Jules) Corrozet heißen mochte. Neben den im veralteten Italienisch niedergeschriebenen Sprüchwörtern stand in ebenso veraltetem Französisch allemal die Uebersetzung. — Was der gute Pfarrer auf dem mir verehrten Blatte an selbst erlauschten Redeweisen des Volks zusammengestoppelt hatte, war im Dialekt belassen worden und diente ihm, wie er mir sagte, vornehmlich zum Einstreuen in seine Fastenpredigten, da seine Gemeinde diese reich mit Sprüchwörtern garnirt liebe.

Nicht alle der hier aufmarschirenden italienischen Sprüchwörter sind ausschließlich italienisch-heimatliches Gut. Z. B.:

A Chi la va ben, i par sany —
Wem es gut geht, der hat den Schein der Weisheit,

dies Wort hat sowohl in Frankreich wie bei uns in ähnlicher Fassung Kurs. Wie die Spruchweisheit der Bibel, so hat auch das Erfahrungs-, Lehr- oder Spottwort der Ueberlieferung aller Völker zu dem unübersehbaren Besitzstande an geprägten Redeweisen beigesteuert, der jetzt unter den Nationen hin- und herfluthet. Wo die einzelne sprüchwörtliche Redeweise ihre Wiege hatte, ist in den wenigsten Fällen nachzuweisen.

Auf die Gefahr hin, unter wenig Bekanntem auch Bekanntes aus dem Pfarrhause von Marepiano heimgebracht zu haben, gebe ich denn die mir für den italienischen Volkscharakter am bedeutsamsten scheinenden Sprüchwörter hier zum Besten.

Al venir giù, ogni santo aita.
Geht's bergab, da hilft jeder Heilige mit.

Ebenso

A segonda, ogni etc.
D. h. bei gutem Winde, da hilft ꝛc.

Noch weiter verhält sich das italienische Sprüchwort in folgender Form skeptisch zu dem Glauben an die Kraft der Heiligen:

Quanto dio non vol,
I santi non puo'l,

also ungefähr:

Ob auch der Heilige dir's verspricht,
Sagt Gott nicht Ja, da hilft dir's nicht.

Sant' Amico viene all ultimo.
Ganz zuletzt kommt erst der Freund — hier spottweise Sant' Amico — zu Hülfe.

A Gatto che lelcha cenere, non li dat farina.
Der Katze, welche Asche leckt, gib kein Mehl.

Aldir ma campana e non aldir l'altra non se puo'l ben giudicar.
Wer nur eine Glocke hört, und nicht auch die andre, der hat kein Urtheil.

Bea quella ea, che un' batteor solo ha.
Glücklich das Haus, das nur einen Klopfring hat.

Caval negro, o orb o pegro.
Schwarzer Gaul ist blind oder faul.

Certo fu buzardo.
Das „Gewiß" hat gelogen.

Calcio di giumente non noce al talone.
Hufschlag der Stute thut dem Hengst nicht weh.

Duro con duro
Non fece mai muro.
Hart zu hart
Hat keine Art. (Wörtlich: Macht nie eine Mauer.)

Baldezza de patron, capel da matto.
Wer mit den Knechten gemein sich macht,
Wird bald von ihnen als Narr verlacht.

Fa bene à ti e à i toi,
Fa gl'altri se tu poi.
Zuerst Du und die Deinen;
Die Andern, wenn die Sonne wird scheinen.

Digitized by Google

Doglie di moglie morta
Duro sino à la porta.
Vom Kirchhof bis zum Hause dauert,
Wie ein Wittwer trauert.

Dies Sprüchwort scheint geeignet, für die vielen Verunglimpfungen, welche die Wittwentreue, von den Zeiten der Wittwe von Ephesus an, sich hat gefallen lassen müssen, Vergeltung zu üben. Dagegen warnt ein anderes:

Femine e galline per andar troppo de perde.
Verloren gehen Weiber und Hennen,
Wenn sie weit vom Hause rennen.

Und nicht minder scharf heißt es in einem verwandten Sprüchwort:

Donna scompagnata
E semper mal guardata.

oder

Weib ohne Geleit
Geräth leicht auf die Seit.

Serra la porta, la pignata va fuoro.
Sperre zu das Haus,
Der Topf will hinaus. (Etwa wenn er überkocht?)

Serra la scala, che'l louo a magnado le piogore.
Der Wolf hat alle zerrissen,
Jetzt kannst du den Schafstall schließen.

Guardato da sedo de vin dolce.
Hüte dich vor dem Sauerwerden des süßen Weins.

Gran' nave, grand pensier.
Großes Schiff, viele Sorgen.

Homo da confin, o ladro, o sazin.
Wer an der Grenze haust,
Der mordet oder maust.

Non voglio quel fogo, che non scalda ne scotta.
Das Feuer, das nicht wärmt noch kocht,
Mein Lebtag hab' ich's nicht gemocht.

So ben menar le ocche à bevere quando 'l pieve.
Die Gänse zu tränken weiß ich Rath,
Sobald es nur geregnet hat.

Chi à bella
Ti fa far la sentinella.
Wessen Weib zu schön,
Der muß Schildwach stehn.

Impara l'arte
E mettila da parte.
Lerne eine Fertigkeit,
Sie zu brauchen kommt schon die Zeit.

E pieno quanto uno ovo.
Voll wie ein Ei.

Ha messo la borsa grande nella picola.
Er hat die große Börse in die kleine gethan.

Ha freddo ai piedi.
Er hat kalte Füße,

sagt man von Jemandem, der unter Preis verkauft, vielleicht hergeleitet von den Verkäufern, die ihren Stand im Freien haben.

Chi bacia un bambino,
Jacia un carlino.
Wer einen Säugling küßt, küßt einen Carlino,

das Geschenk nämlich, das die Besucherin dem Neugeborenen spendet.

Chi si misura
Molto dura.
Wer Maß hält, aushält.

E meglio un tristo marito
Che cento buoni fratelli.
Besser ein trauriger Ehemann als hundert gute Brüder.

In Bezug auf den Vorzug, welchen ein Freund vor einem Bruder hat, steht das italienische Sprüchwort völlig auf dem Standpunkt des Verfassers der Sprüche Salomonis. Heißt es bei diesem:

Ein treuer Freund liebt mehr und steht fester als ein Bruder (C. 18, v. 24). Ein verletzter Bruder hält härter als eine feste Stadt (C. 18, v. 19),

u. s. f., so heißt es im italienischen Sprüchwort sogar:

Il suo piu grand nemico, dopo il fratello, è il tuo servitore —.
Der Bruder ist der schlimmste Feind,
Ihm zunächst der Diener am ärgsten es meint.

Dagegen ist die Unversöhnlichkeit und das Vergelten ein Moralgebot des Italieners, während die Sprüche Salomonis ausdrücklich betonen:

Sprich nicht: wie man mir thut, so will ich wieder thun und einem Jeglichen sein Werk vergelten (C. 24, v. 29).

Das Vendetta-Sprüchwort des Italieners heißt:

Chi te le fa,
Fagliela,
E se non puoi,
Tionelo a mente.

Zu deutsch ungefähr:

Vergelte das Böse, das man dir that, —
Und kannst du's nicht gleich: kommt Zeit, kommt Rath.

Eine gute Empfehlung des heimischen Burschen im Gegensatz zu den fremden Courmachern scheint das folgende Sprüchwort den Mädchen an's Herz legen zu wollen:

Il passero resto e la rondine se ne va.
Im Lande bleibt der Spatz,
Die Schwalbe wechselt den Platz.

Von den rückwärtsblickenden Unarten einer wiederverheiratheten Wittwe heißt es:

La vedovella che si rimarita,' i suoi guai non sono finiti,

was etwa besagen will:

Wen eine Wittwe zur Eh' that bethören,
Der muß immer das Lob seines Vorgängers hören. —

Und von den Weibern im Allgemeinen heißt es:

Donna e vino dolce la sera e acido la matina.

Also zu deutsch:

Wein und Weiber, beide sind sie
Süß am Abend und sauer in der Früh.

Daneben wird die Zerbrechlichkeit des schönen Geschlechts gerügt:

Bicchiere e donzolle sono fragile mercancia.
Trinkgläser und Weiber
Haben zerbrechliche Leiber.

Daß man bei bloßem Oberflächlich-Zuschauen ein Weib leicht für zu annehmlich hält, scheint in folgendem Sprüchwort ausgedrückt werden zu sollen:

Ne femina, ne tela
A lume de candela.

Sehr ungalant heißt es über die weibliche Freude am Gebrauch der Zunge:

Digitized by Google

Dove sono femine e ocche
Non ce sono parole poche,

das heißt:

Wo Weiber und Gänse zusammen kommen,
Da hat man zumeist Geschnatter vernommen.

Und von dem Frommwerden leichtfertiger Weiber heißt es:

Vecchia, che giovane fu putana
O in chiesa vende candele o rufiana (d. h. Kupplerin).

Von Mädchen, die durch die Eltern zu viel gezeigt werden, heißt es sehr treffend:

Fazzoletti di mostra non si vendono.
Man kauft das Tuch, das im Kasten lag,
Nicht das am Schaufenster Tag für Tag.

Aehnlich spöttisch gemeint wie das in Hamburg gebräuchliche Sprüchwort:

De Fulen, de sleept sik doht (d. h. sie beladen sich zu schwer um nicht zweimal gehen zu müssen),
Un de Flitigen, de — lohpt sik doht,

lautet das italienische

Chi fatica mangia
E chi non fatica mangia — e beve,

oder zu deutsch:

Wer arbeitet ißt,
Wer nicht arbeitet ißt — und trinkt.

Dagegen heißt es aber auch

Chi non travaglia
Muove alla paglia.

oder

Wer nicht der Arbeit ist froh,
Der stirbt dereinst auf dem Stroh.

Und noch einmal zum Preis der Arbeit:

Wer arbeitet, sündigt nicht;
Chi fatica, non pecca;

ein Wort, das man im Lande der vielen Feiertage wohl kaum zu finden vermuthet.

Von einem Ungeduldigen heißt es

Chi litica col muro
Si rompe la testa.

Oder:

Wer mit der Mauer ficht,
Sich seinen Kopf zerbricht.

„Wir sind allzumal Thoren" drückt der Italiener wie folgt aus:

Tutti di pazzo tronco habbiamo un rame.

Oder:

Wir tragen alle vom Narrenbaum,
Aber wir wissen's kaum.

Heirathen müssen nach italienischer Ansicht nicht lange aufgeschoben werden; der Italiener sagt:

Nozze e maccharoni caldi caldi.

Oder:

Heiß, heiß müssen Hochzeiten und Maccaroni gegessen werden.

Noch bestimmter auf das rasche Vorübergehen der weiblichen Reize (wenigstens in Italien) weist das folgende Sprüchwort hin:

La moglie o presto o mai.
Die Ehefrau nimm bald oder gar nicht,

was jedenfalls die Sache minder erfreulich ausdrückt als unser beliebtes

Jung gefreit
Hat keinen gereut.

Von Mönchen und Nonnen weiß auch das italienische Sprüchwort wenig Gutes zu rühmen. Die Unreinlichkeit der Mönche wird öfter gerügt; in folgendem geht's über die Priester her, wo die Unsauberkeit im moralischen Sinne verstanden sein will:

Chi vuol tenir la casa munda
Non tenga prete ne columba.

Oder:

Willst du dein Haus hübsch sauber und rein,
Da laß keine Priester und Tauben herein.

Monaca di Sant' Agostino
Due teste ad un cuscino.

Oder:

Die Augustinerin will zu Nacht immer zwei Köpfe auf einem Kissen.

Von den weltlüsternen Nonnen heißt es:

La monaca alla grata
E monaca dannata;

oder:

Das Nönnchen, das am Fenster lugt,
Ist zu neun Zehntel schon verflucht.

Kurz und gut faßt die Art und Weise der meisten Nonnen folgendes Sprüchwort zusammen:

Dimmi, (d. h. sag mir, nämlich: was es draußen Neues gibt)
Dammi, (gib mir, nämlich: etwas in meinen Bettelsack)
Fammi, (thu mir dies oder das umsonst)
Dice la monaca, (so redet die Nonne).

Von den Mönchen, wenn sie nicht im Kloster hinter Schloß und Riegel stecken, heißt es im selben Athem mit dem Schreckniß eines Orcans, der Plage eines lateinisch redenden Weibes und der Unleidlichkeit eines Trunkenbolds — der Himmel behüte dich vor allen diesen Vieren:

Dio si liberi da furia di vento,
Da frate fuor di convento,
Di donna che parla latino,
Da uomo bevitore di vino.

Den Weibern, welche Latein sprechen — vielleicht als zu eifrige Messe-Läuferinnen — gesellt ein andres Sprüchwort auch noch als ebenso lästig eine Anzahl weiterer Parallel-Uebel:

Dio ti liberi
Di un cattivo cammino,
Di un male vicino,
E di donna che parla latino.

Zu deutsch:

Vor einem Weib, das lateinisch spricht,
Vor einem Weg, darauf das Genick man bricht,
Vor einem Nachbar, der keift und ficht,
Behüt' dich der Herr — es gibt Schlimmres nicht.

Mönche, Priester und Soldaten (monachi, preti, soldati) lautet ein andres Sprüchwort, sind gleich Wölfen, Schlangen und Füchsen (loui, bize, volpi).

Die Freude des Südländers an frischen Farben spricht sich in verschiedenen Sprüchwörtern aus:

So heißt es von dem Umgang mit dem Suppentopf, also von dem Herdfeuer,

La scodella
Fa la femina bella.

Und noch einmal, freilich mit dem Zusatz: die Dauer sei eine kurze,

Il colore del foco
Para bella, ma duro poco.
Das Wangenroth vom Feuerheerd
Ist schön, wenn's gleich nicht lange währt.

Digitized by Google

Dagegen ist die Farblosigkeit dem Volke verdächtig:

Faccia senza colore,
O bugiardo o traditore.
Farbloses Gesicht,
Schelm oder Bösewicht.

Ein auf die bunte Kleidung Bezug habendes Sprüchwort lautet:

Rosso e giallaccio
Pare bello ad ogni faccio,
Verde e turchino
Si deve essere più che bellino;

was sich etwa zu einem plattdeutschen Reim umwandeln ließe:

Gehl unn roth
Steiht Jeder Een good.
Blau unn gröhn
Is blot for de Schön'n.

Hierher gehört auch:

Allegrezza di cuore
Fa bella pelle di viso,

was sich frei verdeutschen ließe in:

Ein fröhliches Herz ist das beste Kraut
Für helles Auge und weiche Haut.

In einem der auf den äußern Aufputz bezüglichen Sprüchwörter möchte ein Goethe'sches seine Quelle haben:

Vesti una granara
E bella pare.

Oder:

Kleide eine Korngarbe (Feime, Scheune) und sie scheint schön.

Bei Goethe heißt es:

Kleid' eine Säule,
Sie sieht wie ein Fräule.

(Schluß folgt.)

Ein neues Werk über die Dantonisten.

„Was liegt an meinem Ruf! Möge Frankreich frei sein und mein Name verflucht! Mag man mich immerhin Bluttrinker nennen! Wohlan, trinken wir, wenn es sein muß, das Blut aller Feinde der Menschlichkeit; erkämpfen, erobern wir die Freiheit!"

Diese Worte, welche Danton am 10. März 1793 im Convent ausrief, hat die Geschichte zu ebenso trauriger, wie ruhmvoller Wahrheit werden lassen. Jene Freiheit, an welche Danton bei obigem Ausruf zunächst dachte: die siegreiche Befreiung Frankreichs von auswärtigen Feinden, — wohl hat sie der Titane der Revolution durch seine energischen Maßregeln errungen. Wie er durch den Aufstand vom 10. August 1792 das Königthum niederschmetterte und die Republik begründete, so hat er diese junge Republik gegen das bewaffnete Europa siegreich vertheidigt, indem er das ganze Frankreich zum Kampfe rief und im Sturmschritt, unter dem Donner der Lärmkanone, gegen die Feinde führte. Jene Heere, deren Siege Carnot später leitete, jene Heere, welche unter der Führung von Pichegru, Hoche, Napoleon die neue Tricolore um die Erde tragen sollten, — Danton hatte sie in Wahrheit aus dem Boden gestampft. Selbst Heinrich von Sybel, den man wahrlich keiner Vorliebe für Danton beschuldigen darf, hat dem großen Revolutionär das Verdienst zugesprochen, in den Jahren 1792 und 1793 Frankreich gerettet zu haben.

Aber auch der andere Theil des Danton'schen Wortes ist wahr geworden. Ein Fluch lastete Jahrzehnte lang auf dem Namen Danton, „Bluttrinker" wurde er von Mit- und Nachwelt gescholten. Erklärlich genug. Standen doch bis vor nicht allzu langer Zeit dem Historiker keine anderen Quellen zu Gebote als die Memoiren und die Journale jener Epoche, welche natürlich von ihrem Parteistandpunkte aus das Bild unsres Helden entwarfen. Royalisten, Girondisten, die Anhänger von Hebert, von Robespierres vereinten sich in ihren Anschuldigungen gegen Danton, und dem Geschichtsschreiber waren glaubwürdige Quellen nicht zugänglich.

Erst nachdem in den letzten Jahrzehnten die reichen Schätze französischer und deutscher Archive der wissenschaftlichen Forschung erschlossen worden, konnte auch die große Revolution mit jener objectiven Kritik, die in Deutschland namentlich von Ranke und seinen Schülern geübt wird, behandelt werden. Neben den umfassenden Arbeiten von Blanc und Michelet, Häusser und von Sybel traten jetzt zahlreiche Monographien hervor, welche, gestützt auf die Documente der Archive, ein von dem überlieferten ganz verschiedenes Bild der Revolutionsmänner zeichneten. Ich nenne hier die Arbeiten von Bougeart und Robinet über Danton, von Hamel über Saint-Juste und Robespierre, von Fleury über Desmoulins. Als neueste und höchst willkommene Gabe bietet uns soeben Jules Claretie sein bei E. Plon in Paris erschienenes Buch „Camille Desmoulins, Lucile Desmoulins, étude sur les Dantonistes d'après des documents nouveaux et inédits". Das Werk liefert sowohl aus den französischen Archiven, als auch aus Privatsammlungen eine Reihe wichtiger, bisher unbekannter Documente. Letztere sind um so werthvoller, als die Originale bei dem Pariser Brande im Mai 1871 zum Theil vernichtet worden. Claretie hatte bereits in den Jahren 1867 und 1868 beglaubigte Abschriften genommen, und dadurch erhält sein Werk urkundliche Bedeutung.

Gemäß der Aufgabe, die er sich gestellt, bietet uns der Autor nicht ein genaues, umfassendes Bild der Revolution, sondern er schildert mit liebevoller Hingabe das öffentliche und private Leben seines Helden. Dies Leben aber, untrennbar von den Entscheidungstagen der Revolution, spiegelt in verkleinertem Bilde die großen Vorgänge mit wunderbarer Treue wieder und wirft neue, überraschende Lichter auf die übrigen Mitspieler in dem gewaltigen Drama.

Es ist hier nicht der Raum, die von Claretie zum ersten Male mitgetheilten Documente zu veröffentlichen. Daher sei nur bemerkt, daß wir durch dieselben in erfreulichster Weise jenes Bild von Danton vervollständigt erhalten, welches Michelet, Bougeart, Robinet und von Sybel zu entwerfen begonnen hatten. Der Fluch, welcher jenem großen Namen bisher angehaftet, schwindet allgemach mehr und mehr; unbestechlich, thatkräftig bis zum Uebermaß, weichherzig, frei von Neid und Haß, ein Staatsmann von eminenter Bedeutung, so erscheint Danton nach den neuesten Forschungen, gegenüber jenen Zerrbildern früherer Zeiten, welche ihn zu einem bestochenen Schlemmer, zu einem rohen Straßendemagogen erniedrigen wollten. Ueber einen Punkt in seinem Leben kann freilich auch die neueste Forschung kein endgültiges Urtheil sprechen: über seine so oft behauptete Mitwisserschaft um die Septembermorde. Wenn er hierin schuldig, dann erscheint sein Leben durch eine unlösbare Verkettung von Schuld und Sühne als die ergreifendste Tragödie; muß er auch hierin freigesprochen werden, dann bleibt nur der jammervolle Rest, daß wir den thatkräftigsten und sympathischsten der Revolutionsmänner durch Verblendung seiner politischen Gegner sterben sehn.

Durch die kolossale Gestalt Dantons in den Hintergrund gedrängt, weiß Camille Desmoulins unsre Bewunderung fast nur durch die entzückende Grazie seiner Feder zu erregen. Wohl hat auch er selbsthandelnd in die großen Vorgänge eingegriffen, als er am 12. Juli 1789 das Volk zum Sturm auf die Bastille entflammte; aber fortan ist sein Wirken nur ein mittelbares. Der Schriftsteller Desmoulins lebt und wird leben im Gedächtniß der Nachwelt, wenn man den Politiker Desmoulins längst vergessen. Eine echt französische Erscheinung dieser unbesonnene, leicht sprühende Camille mit den langen, gekräuselten Locken, dem Gesicht schmutziger Gemeinheit, das, nach Thomas Carlyles treffendem Ausdruck, wunderbar von Genie strahlt, als ob eine

Digitized by Google

Naphthalampe darin brenne. Er ist der glänzendste Stilist der französischen Revolution und darf mit Recht im Kerker seine eigentliche Bestimmung dahin präcisiren: „ich war geboren, Verse zu machen". Aber er, der sich einst „Procureur-général de la lanterne" nannte, er, der als der Ersten einer das Volk zum Straßenmorde entflammte, er, der durch seinen „Jean-Pierre Brissot démasqué" die Girondisten dem Fallbeile überlieferte, — er darf sich nicht beschweren, wenn auch ihn die Guillotine tödtet.

Camilles Name wird in der Geschichte der Literatur hauptsächlich durch seine „Révolutions de France et de Brabant" und seinen „Vieux Cordelier" fortleben. Erstere erschienen vom 28. November 1789 bis Mitte Juli 1791 in 86 Nummern; letzterer vom 5. December 1793 bis Februar 1794 in 6 Nummern. Die siebente Nummer des „Vieux Cordelier" wagte der Verleger nicht herauszugeben; sie wurde erst geraume Zeit nach Camilles Tode veröffentlicht.

Aus den Armen einer schönen, liebenswürdigen Gattin, deren anmuthsvolle Gestalt uns aus Clareties Buch bekannt wird, von der Wiege eines zweijährigen Sohnes wurde Camille in den Kerker geschleppt. Einst hatten Pétion, Brissot und Robespierre den Heirathscontract zwischen Lucile und Camille unterzeichnet; eine seltsame Ironie der Geschichte ließ Desmoulins zum Ankläger gegen Pétion und Brissot werden, und bald darauf unterschrieb Robespierre den Verhaftsbefehl gegen Camille und Lucile. Denn Lucile wollte ihren Gatten nicht überleben, und wenige Tage nach Camilles Tode starb auch sie unter dem Fallbeil.

So ist es nicht nur der Glanz schriftstellerischen Ruhmes, sondern auch der Glorienschein einer Liebe bis über das Grab hinaus, wodurch Camilles Leben und Sterben verklärt wird. Und über dies Alles hatte ihm das Schicksal gegönnt, gemeinsam mit Georges Danton, dem Titanen der Revolution, zu enden. Am 5. April 1794 fielen fünfzehn Häupter unter der Guillotine; im Korbe des Henkers küßten sich, nach Dantons grausigem Wort, die Köpfe von Danton, Desmoulins und Hérault de Sechelles. Der Aelteste jener Fünfzehn zählte einundvierzig Jahre; Danton war fünfunddreißig, Desmoulins vierunddreißig Jahre alt. Ein Augenzeuge hat uns die entsetzliche Scene geschildert, wo Danton als der letzte der Sterbenden auf das Schaffot trat. Wie ein Schatten des Dante, die Füße vom Blut seiner Freunde benetzt, hob sich die kolossale Gestalt wundersam ab gegen den von der sinkenden Sonne beleuchteten Aprilhimmel. Stolz, kühn und gebieterisch wie im Leben, blieb er auch im Tode; weithin über den Richtplatz dröhnte sein letztes Wort an den Henker: „Du wirst meinen Kopf dem Volke zeigen, er ist es werth".

Große Irrthümer, ja, wenn man das harte Wort gebrauchen will, große Verbrechen hatten Danton und Desmoulins durch ihren Tod zu sühnen. Mehr aber, als durch ihr Sterben, haben sie durch die letzte That ihres Lebens die frühere Schuld getilgt. Beide schreckten vor keinem politischen Morde zurück, wenn im Augenblick der Gefahr das Vaterland nur durch Bürgerblut errettbar schien. Als aber Robespierre und Saint-Juste zum System erheben wollten, was Danton nur in höchster Gefahr als „ultima ratio" angewendet hatte, da rief der Unerschrockene mit Donnerstimme sein „Halt!" dazwischen. Danton, der Vater des Revolutionstribunals, Desmoulins, der einstige „Procureur-général de la lanterne", verlangten zuerst die Einsetzung eines Gnadenausschusses und die Freilassung der als verdächtig Verhafteten. Zu diesem Zwecke begründete Desmoulins seinen „Vieux Cordelier", durch welchen Danton sprach. Aber Robespierre und Saint-Juste mußten der That des Schreckens noch die Theorie des Schreckens folgen lassen. Danton und Desmoulins bezahlten ihr edles Wollen mit dem Tode, und Ersterem blieb nur sein hoffnungsfrohes Wort: „Ich habe den tröstlichen Glauben, daß der Mann, welcher als Haupt der Partei der Nachsichtigen stirbt, Gnade finden wird in den Augen der Nachwelt".

Otto Franz Henstchen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Feind im Hause."

Trauerspiel in fünf Acten von Otto Roquette.

In dem Roquette'schen Trauerspiele „Der Feind im Hause", mit dem das Königliche Schauspielhaus die Reihe der für diesen Winter zur Aufführung bestimmten neueren dramatischen Werke eingeleitet hat, muß Eines jeden Zuschauer frappiren: der Widerspruch zwischen der Stärke des Geschehenden und der Schwäche der Motive. All die Gewaltthätigkeiten, deren Zeuge wir sind, erscheinen nur dann möglich, wenn wir dem Dichter auf's Wort glauben, daß diejenigen Personen, welche diese verüben, durch die Eigenthümlichkeit ihres Charakters dazu veranlaßt werden; sachliche Beweggründe liegen nicht vor. Ebenso fehlt auch den edlen Handlungen, die sich vor unseren Augen vollziehen, die eigentliche Basis. Wir müssen annehmen, daß Dieser ein jähzorniger, jedem vernünftigen Zuspruche unzugänglicher Mensch ist, daß Jener dagegen ein leicht erregbares Temperament besitzt und ein Herz, das leicht Feuer fängt; dann können wir die Handlung begreiflich finden, sonst wird uns Manches unklar bleiben. Im Drama soll nun aber, wie ich glaube, die Handlung nicht blos das Ergebniß der individuellen Charakterzüge der handelnden Personen sein, sondern es soll auch dem, was geschieht, ein thatsächliches Motiv zu Grunde liegen. Aus der Thatsache soll die Handlung hervorgehen. Das Geschehene soll das Geschehende hervorbringen. Octavio hat in den Worten, die er an seinen Sohn richtet, das Wesen der Tragödie ziemlich erschöpfend definirt:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären".

Der Inhalt des Roquette'schen Trauerspiels ist, wenn man ihn ganz grob mit kurzen Worten bezeichnen will: der Kampf zwischen der Liebe und der Verwandtenpflicht. Die Erinnerung an „Romeo und Julia" liegt so nahe und ist so unabweisbar, daß wir gerade deshalb auf einen Vergleich zwischen der classischen und der modernen Tragödie ohne Schaden verzichten dürfen. In dem modernen Stücke ermordet der Geliebte den Bruder der Geliebten. Aus diesem unheilvollen Ereignisse ergeben sich all die seelischen und leiblichen Kämpfe, die uns ergreifen und erschüttern sollen.

Um diesen Vorwurf wirklich tragisch zu gestalten, ist unbedingt zweierlei erforderlich: daß die Liebe wahr sei und daß der Mord wahr sei.

Mit einer offenbaren Absichtlichkeit, die mir nicht einleuchtet, hat nun aber der Dichter diese beiden starken Factoren seines Dramas vollkommen abgeschwächt. Nach der empirischen Aesthetik sind in einem Bühnenwerke „wahr" und „glaubhaft" synonyme Begriffe. Die Liebe der Schwester des Ermordeten zu dem Mörder — ich brauche einstweilen noch diese Ausdrücke — erscheint aber nicht glaubhaft, und der Mord ist geradezu nicht wahr.

Ein junger Venetianer, Ascanio Contarini, unternimmt zu Ende des 15. Jahrhunderts, just zu der Zeit, da die blutigen Familienzwiste zwischen den Colonnas und Orsinis am ärgsten toben, eine Reise nach Rom. Aufruhr, Mord und Todschlag gehören zu den täglichen Zerstreuungen der hohen Aristokratie und ihrer plebejischen Anhänger. Gleich bei seiner Ankunft wird der junge Venetianer in einen Straßentumult verwickelt und sein Leben wird bedroht, ohne daß er auch nur die mindeste Veranlassung zu einer so unfreundlichen Behandlung gegeben hätte. Zum Glück springt ihm ein Landsmann bei, ein Freund seines väterlichen Hauses, Namens Grimani, und dieser errettet ihn aus dem wüthenden Haufen. Ascanio dankt dem Freunde und erzählt ihm dabei gelegentlich — wirklich ganz gelegentlich —, daß er am Tage vorher die Sehenswürdigkeiten Roms in Augenschein genommen und auch St. Peter besucht habe. Da ist ihm eine Römerin aufgefallen, die jung und schön ist; und wenn ihn seine Eitelkeit nicht täuscht, hat auch sie ihn bemerkt, hat auch sie Wohlgefallen an ihm gefunden. Er möchte sie wiedersehen, und er weiß, wo sie wohnt. Aber irgendwelches tiefere Gefühl hat ihm die flüchtige Begegnung natür-

Digitized by Google

lich nicht eingeflößt, und als ihm sein Freund räth, auf seiner Hut zu sein, verspricht er ihm ohne Weiteres und ohne irgendwelche Ueberwindung, den beabsichtigten Besuch vor dem Fenster des schönen Mädchens zu unterlassen.

Er sieht sie wieder unter eigenthümlichen und ganz unerwünschten Bedingungen. Er ist wieder einmal und wiederum, ohne daß er irgendwie provocirt hätte, angefallen worden. Er hat sich seiner Haut gewehrt, und in der Nothwehr den Angreifer niedergestochen. Er ist von dem Genossen des Erstochenen verfolgt worden und in die erste beste offene Thür hineingestürzt. In einem reichen Gemache findet der Flüchtling zwei edle Frauen, die verwittwete Gräfin Lucrezia Colonna und ihre Tochter Leonore. Er sinkt der Mutter zu Füßen und beschwört sie, ihn zu retten. Leonore erkennt den jungen Mann, den sie am Tage vorher in der Peterskirche gesehen hat; sie unterstützt die Bitte des Flehenden, und Lucrezia gelobt dem Venetianer eine Freistatt in ihrem Hause. Um den Fremden möglichst unverdächtig zu machen und ihn vor den Augen der Welt als einen vertrauten Freund vom Hause hinzustellen, sendet sie ihn mit ihrer Tochter auf ihr Schloß Valmontona. Ascanio und Leonore verlieren keine Zeit, und als wir sie in Valmontona wiederfinden, sind sie bereits einig: sie lieben sich. Welche Umstände es vermocht haben, daß das oberflächliche Wohlgefallen, welches die Beiden an einander in St. Peter gefunden, zu einer heißen und leidenschaftlichen Liebe umgeschlagen ist, — davon erfahren wir nichts. Diese Liebe muß aber fest wie der Fels im Meere sein, an dem die stärksten Wogen machtlos zerschellen.

„Eisen und Stahl, sie können vergehn,
Unsere Liebe muß ewig bestehn",

wie es in dem wendischen Volksliede heißt. Denn die stärksten Prüfungen sind dieser Liebe vorbehalten, und aus allen geht sie siegreich hervor. Daß eine solche sturmfeste Leidenschaft durch ein einmaliges zufälliges und flüchtiges Begegnen hervorgerufen und gleich beim ersten Wiedersehn in einer kurzen Spanne Zeit für die Ewigkeit geschmiedet werden könne — wahr mag es sein, glaubhaft ist es nicht. Ascanio hat, um das Herz des Mädchens zu gewinnen, bisher nichts weiter gethan, als daß er sich hülfeflehend Leonorens Mutter zu Füßen geworfen hat. Es ist eine, wie ich meine, zu starke Zumuthung an den Zuschauer, daß er an die Unzerreißbarkeit eines Bandes glauben soll, das sich durch ein freundliches Zusammenleben von wenigen Stunden zwischen den beiden Herzen gesponnen hat. So steht es mit der Liebe Ascanios zu Leonore Colonna, welche den einen Pfeiler des dramatischen Baues bildet.

Der Ascanio zum Vorwurf gemachte Mord, der diese Liebe tragisch durchkreuzen soll, ergibt sich bei näherer Prüfung als ein unverschuldetes Unglück, für dessen Urheber jeder Billigdenkende nur ein Gefühl des Mitleidens haben kann. Was ist geschehen? Ascanio ist ruhig seines Weges gegangen und von einem Trupp Uebermüthiger insultirt worden. Vor allen hat sich da ein junges Bürschchen, dem kaum der Flaum an den Lippen wächst, in kecker Weise hervorgethan. Ascanio ist auf die Insulte die Antwort nicht schuldig geblieben, die Schwerter sind gezückt, sein Leben ist bedroht, er hat sich vertheidigt und der junge übermüthige Provocant ist von ihm erstochen worden. Es bedarf keines juristischen Beistandes, um unter diesen Verhältnissen Ascanio vom Morde freizusprechen. Nur eine Person gibt es, der man diese Verwechslung der Begriffe in ihrem Schmerze verzeihen könnte: es wäre die verblendete Mutter. Aber gerade sie, gerade Lucrezia besitzt ein volles Verständniß für die unselige Handlung Ascanios; und in ihrem tiefen Schmerze um den todten Sohn empfindet sie doch Mitgefühl mit dem Unglücklichen, der ihn wider Willen getödtet hat, sie ist großherzig genug, ihn retten zu wollen. Aber was wollen die Colonnas, die da beständig von Mord reden? Wäre Ascanio zum mindesten ein verhaßter Orsini oder ein Partisan der Orsinis! dann wäre doch der Verdacht, daß es sich um einen feigen Anschlag auf das Leben eines Colonna handelt, gerechtfertigt. Aber der unschuldige Venetianer, der mit den römischen Familienzwisten nichts zu schaffen, der bei der Vertheidigung seines Lebens seinen Gegner im ehrlichen Kampfe getödtet hat, — der soll ein Mörder sein? Die Wahrheit, die die Mutter in ihrem überwältigenden Schmerze dennoch erkennt, — den anderen Colonnas, die von dem Schlage nicht so hart getroffen werden, bleibt sie verschlossen? Wie kann der „greise Wolf" Nicolo, der Aelteste des Hauses Colonna, Mord heulen? Trotzdem geschieht es. Ascanio wird von den Colonnas mit wenigen rühmlichen Ausnahmen als Mörder betrachtet und von der Hausjustiz als Mörder festgehalten, um den Lohn für sein vorgebliches Verbrechen zu empfangen. Mit Hülfe der Mutter und der Tochter gelingt es ihm zu entkommen. Er flüchtet in eine geweihte Einsiedelei, aber auch dort ereilt ihn Gherardo Colonna, Leonorens Bruder, ein Brausekopf der gefährlichsten Art, der es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, den Tod seines Bruders mit dem Tode Ascanios zu rächen, der keinem vernünftigen Zuspruche zugänglich ist, und der im letzten Augenblicke seines Lebens noch die Genugthuung hat, das Gelingen seines Planes mit brechenden Augen zu sehen. Trotz der heiligen Stätte entspinnt sich zwischen Ascanio und Gherardo der tödtliche Zweikampf. Ascanio durchbohrt seinen Gegner, und dieser dringt, ehe er in's Knie bricht, mit dem Degen auf Ascanio, der den Kampf beendet wähnt, ein und ersticht ihn. Dieser Doppeltod ist auf der Bühne nicht ganz unbedenklich. Es bedroht die dramatische Wirkung, wenn man sieht

„Zur Rechten und zur Linken
Je einen Menschen heruntersinken".

Trotz aller Ausstellungen, die man gegen das Roquette'sche Trauerspiel erheben darf, hat „Der Feind im Hause" den vollsten Anspruch auf die warme Anerkennung der Kritik. Die Klage der Mutter an der Leiche des erschlagenen Sohnes ist in der Empfindung tief und ergreifend und von wahrhaft dichterischem Ausdruck. Ueberhaupt ist das Stück, wenn man einmal die allzu gewagten Voraussetzungen gelten läßt, reich an fesselnden und wirksamen Scenen. Dazu kommt eine für den deutschen Tragödiendichter geradezu auffallende Sicherheit in der Verwerthung der theatralischen Hülfsmittel, eine merkwürdige Beherrschung der Technik des Dramas. Roquette hat alle schleppenden Längen und Breiten glücklich vermieden. Die Reden sind knapp und gehaltvoll. Der dritte und vierte Act sind im Aufbau geradezu vortrefflich. Mit großem Geschick hat es der Dichter verstanden, das Interesse durch die Einführung neuer und wichtiger Personen in den Gang der Handlung während der zweiten Hälfte des Dramas zu beleben. Nicolo Colonna, der im dritten Acte erscheint, ist so interessant gezeichnet, daß er, nachdem Ascanio und Lucrezia ihre Schuldigkeit gethan haben, den Mittelpunkt des Stückes bilden darf. Und als es mit ihm zu Ende geht, erscheint im vierten Act der jugendliche Gherardo, der wiederum die Theilnahme der Zuschauer für sich zu gewinnen weiß.

So war denn die freundliche Aufnahme, welche das Stück fand, eine wohl verdiente und sie wird hoffentlich den sehr begabten Dichter dazu ermuthigen, auf dem so glücklich betretenen Wege fortzuschreiten.

Da seit einiger Zeit in den dramaturgischen Besprechungen das, was Laube die „Tapezier-Dramaturgie" nennt, eine wichtige Rolle spielt, so will ich die Pracht und den Geschmack der decorativen Ausstattung und der Costüme noch mit allen möglichen Lobesprädicaten hier bezeichnen. Auf die Aufführung war große Sorgfalt verwandt. Die Stellungen der oft zahlreichen Personen auf der Bühne waren ungezwungen und natürlich, und in den großen Ensemblescenen herrschte Bewegung und Leben. Um die Darstellung machten sich vornehmlich Herr Ludwig (Ascanio) durch sein feuriges Spiel, Frl. Meyer (Leonore) durch liebenswürdige Anmuth, die Herren Berndal (Cardinal Colonna) und Oberländer (Einsiedler) durch Correctheit und Verständlichkeit, Kahle als Nicolo Colonna und Fräulein Stollberg durch ihren Eifer, der schwierigen Aufgabe als Lucrezia gerecht zu werden, verdient.

Paul Linden.

Notizen.

Kaulbachmuseum. In der Gartenstraße zu München neben dem Wohnhause der Familie erhebt sich ein geschmackvoller kleiner Renaissancebau, Nischen mit Musenstatuen statt der Fenster nach außen zeigend; er umschließt einen stattlichen Saal mit Oberlicht und an seinen Wänden sind die im Besitz der Familie befindlichen Werke Kaulbachs angebracht;

Digitized by Google

zuvörderst die in Kreide und in Farben ausgeführten Entwürfe der großen Gemälde, namentlich des Treppenhauses im neuen Museum Berlins. Eine ganze Seite ist von der in Sepia ganz vorzüglich hergestellten Uebermalung der Schlacht von Salamis eingenommen; die Freunde baten den Meister, sie nicht wieder zu berühren, als er die Farben auftragen wollte, vielmehr dazu sich eine Copie herstellen zu lassen, und so ist hier das Seitenstück zur Hunnenschlacht der Raczinsky'schen Gallerie; die Composition erscheint im Rhythmus der Linien harmonischer, einheitlicher als das Gemälde im Maximilianeum mit dem Glanz des Colorits. So sehr sich Kaulbach um die Farbe bemühte, und zwar in reifen Jahren mit Erfolg, er dachte doch in Formen. An anderen Wänden finden wir das Früheste und das Späteste, das von ihm erhalten ist. So sein Selbstbildniß in Oel aus dem Jahre 1822, und eine getuschte Zeichnung von 1824, den Brautzug des Cid, eine Composition, die so direct den Einfluß von Cornelius' Blättern zum Nibelungenliede zeigt, daß man zweifeln möchte, ob ein Jüngling, der sich so dem Typus des Lehrers anschmiegt, je selbstschöpferischen Formensinn entwickeln werde. Und wie überraschend, fast an Hogarths Realismus in der Charakteristik gemahnend, zeigt sich ein Gegensatz in den Originalzeichnungen zum Verbrecher aus verlorner Ehre, zum Narrenhaus! Und wie ist Kaulbach er selbst in dem ersten Entwurf der Hunnenschlacht! So finden wir in Shakespeares Jugend den Anschluß an Marlow und Green, die Gegensätze des volksthümlich sächsischen und des italienischen Stils, bis er mit Richard III. und Romeo in den Vollbesitz seiner eignen Wesenheit gelangt. Von andern Blättern mannichfacher Art sind Karl der Große und Wittekind, der Nero und das herrliche Fragment einer Shakespeareapotheose besonders bemerkenswerth. Diese sollte den Dichter umschwebt von den Gestalten seiner Werke zeigen, und wie da Kaulbach Gruppen aus Lear, Hamlet, Coriolan, Macbeth sinn- und ausdrucksvoll verband — der englische Bürgerkrieg braust oben wie eine wilde Jagd vorüber —, das hat seine Einzelbilder zu einigen Dramen übertroffen. Man sieht, seine Eigenthümlichkeit war nicht die des Illustrators, seine Art war's, sich in die Sache, in das Ganze zu vertiefen und danach ein freies ideales Bild in der Sprache des Malers selbst zu schaffen. — Neun Blätter aus der Sündfluth lassen es nicht ahnen, wie sie sich zum Ganzen fügen sollten, aber sie sind kühn in Gedanken und markig in der Zeichnung, hier ein gewaltiges Geschlecht urweltlicher Menschen und Thiere im Kampf, dort wilde Lust oder dunkle Angst im Angesicht des Untergangs, und friedlich ruhig die vom Engel gesteuerte Arche. — Endlich die Todtentänze und der deutsche Michel als siegreicher Michael.

Es ist noch ein Tisch in der Mitte vorgesehen, der unter Glas die kleinen Federzeichnungen tragen soll, sowie die mannichfaltigen Studien und Entwürfe, die für einige der großen Compositionen erhalten sind. Auf dem Gang und in der Veranda ist Raum für die Ergänzungen der vorhandenen Originale durch Kupferstiche und Photographien andrer Werke. Dadurch wird man dann von dem Reichthume des Künstlergeistes und von seinem rastlosen Fleiße den vollen Eindruck gewinnen. So hat ihm die edle überlebende Gattin ein würdiges Denkmal gesetzt.

M. C.

* * *

Wie Victor Hugo vor vierzig Jahren über Deutschland dachte, daran zu erinnern, wird sicher jetzt, wo er es mit einem wahren Aschenregen hirnverbrannter Phrasen zu überschütten nicht müde wird, von allgemeinem Interesse sein. Zu jener Zeit, da die Verlagshandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt a/M. eine Uebersetzung in's Deutsche und Herausgabe der sämmtlichen Werke des berühmten Dichters unternahm, führte er eine ganz andere Sprache über unser Vaterland als heute. Damals schrieb er an Herrn Sauerländer u. A. was folgt:

„Je suis enchanté que vous donnez à l'Allemagne une traduction réelle et complète. Les traductions faites jusqu'à ce jour me paraissent en effet insuffisantes. L'Allemagne est un des pays, dont je crois le plus vivement que mes pensées toute entière soient comprises. C'est une nation profonde, c'est une noble race de penseurs, c'est un pays, où tout est sérienx, et où, par conséquent, tout est grand. J'aime la France comme ma mère; j'aime l'Allemagne comme mon aïeule. Si je n'étais Français, je voudrais être Allemand .... Le portrait que vous m'envoyez, passe ici pour ressemblant, mais il paraît qu'aucun de mes portraits me ressemble. Au reste, Mr., le vrai portrait, c'est votre traduction" . . .

Dieser Brief Victor Hugos steht abgedruckt in Nr. 167 vom Jahre 1835 des „Phönix. Frühlings-Zeitung für Deutschland", welche bei Sauerländer in Frankfurt erschien, und von dem trefflichen Eduard Duller gegründet und redigirt wurde. Die Redaction des wöchentlich einmal beigegebenen Literaturblattes hatte Karl Gutzkow. Unter den zahlreichen Mitarbeitern der gediegenen Zeitschrift finden sich Namen, welche damals schon den besten Klang hatten, sowie solche, welche nachmalig zu Ruf gelangten.

Ich hätte keinen sehnlicheren Wunsch als den, daß dem Victor Hugo von 1875 jene Auslassung des Victor Hugo von 1835 über Deutschland zu Gesicht käme.

Emil Pirazzi.

* * *

Vom Büchertisch.

Unter der Redaction von Otto Reinsdorf erscheint im Verlag von Adolf Bösendorfer in Wien eine neue Wochenschrift „Illustrirtes Musik- und Theaterjournal", dessen erste Nummer uns zugegangen ist. Unter den Mitarbeitern begegnen wir Namen von bestem Klang. Auf dem Gebiete der Musik sind es unter andern H. Ehrlich, J. Schrattenholz, Otto Lessmann, Th. Holm ꝛc., auf dem des Theaters und der Literatur Bauernfeld, Felix Dahn, Geibel, E. v. Hartmann, Mauthner, Sacher-Masoch, Roquette, Franz Wallner. Der Ton der einzelnen Aufsätze ist frisch und anregend, die Ausstattung geschmackvoll. Mit dem Theatercorrespondenten aus Berlin hat die Redaction keine gute Wahl getroffen.

* * *

Im Verlage von Eduard Loll in Elberfeld und unter Redaction Dr. Reclams in Leipzig erscheint seit October ein neues Organ „Gesundheit", Zeitschrift für körperliches und geistiges Wohl. Die Tendenz, die Resultate der Wissenschaft in Bezug auf öffentliche Gesundheitspflege einem größeren Kreise zugänglich zu machen, ist sehr zu loben, ebenso, daß man sich in der Form der Gemeinverständlichkeit befleißigt. Die Probenummer enthält einige sehr interessante Aufsätze von G. Th. Fechner, von Dr. Erlenmeyer „die gegenwärtige Vermehrung der Geistesstörungen", von Prof. Reinhardt „Friedhof und Brunnenwasser". Besonders beachtenswerth ist für sämmtliche Zeitungsherausgeber und Journalisten, jetzt wo „Zeugnißzwang ꝛc." über ihren Häuptern schweben, der Aufsatz „Gefängnißdiätetik für Zeitungsredacteure". Wir wünschen herzlich, daß der Verfasser nicht nöthig habe, in irgend einer Zelle des an den freundlichen Ufern von Plötzensee gelegenen Zwangshotels die angerathenen Experimente selbst ausführen zu müssen.

* * *

Im Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart ist die erste Lieferung eines Werkes erschienen, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten: „Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal". In Schilderungen von Woldemar Kaden mit Bildern von Alex. Calame, Eckenbrecher, Hertel, Jungheim, C. Kröner, A. Leu, Franz Meyerheim, W. Riefstahl, B. Vautier ꝛc. Die Güte des Textes ist verbürgt durch das liebenswürdige Talent des Verfassers der „Römischen Schlendertage", die Vorzüglichkeit der künstlerischen Beilagen durch die angeführten Namen bedeutender Künstler. Die Illustrationen sind von seltener Feinheit und Schärfe.

* * *

Handbuch des deutschen Liederschatzes. Ein Katalog von 10,000 auserlesenen, nach dem Stimmumfange systematisch geordneten Liedern, nebst einer reichen Auswahl von Duetten und Terzetten. Von Ferdinand Sieber, Professor der Musik. Berlin, Verlag und Eigenthum von Carl Simon.

Das Werk ist nicht blos ein sehr ordentliches, von großem Fleiße und umfassender Fachkenntniß zeugendes, sondern auch ein sehr prak-

Digitized by Google

tisches, dessen Nutzen den Lehrern und Lernenden gleich einleuchtend sein muß. Der Titel sagt am besten, was es bietet; wir haben nur hinzuzufügen, daß es eine bisher sehr fühlbare Lücke der Musiklexika ausfüllt und auf's beste empfohlen werden kann. Der Erfolg ist ihm gesichert.

H. E.

* * *

Dr. Aug. Wünsche. „Der lebensfreudige Jesus der synoptischen Evangelien im Gegensatze zum leidenden Messias der Kirche". (Leipzig, A. Mentzel.) „Das vorliegende Werk will sich denjenigen Versuchen anreihen, die bemüht sind, das Leben Jesu von der kirchlich-dogmatischen Hülle zu befreien und es in das Gewand echter, reiner und schöner Menschlichkeit zu kleiden." Mit diesen Worten spricht der Autor in bündiger Weise die Absicht des Werkes aus und bezeichnet weiterhin seinen Standpunkt folgendermaßen: „Man kann gern zugeben, daß die Jesuslehre in ihrem Verhältniß zu Gesetz und Prophetie einen Fortschritt bezeichnet, indem sie für alle daselbst vereinzelt und zusammenhanglos auftretenden sittlichen Gebote das Princip, aus welchem sich dieselben ableiten lassen, erneuert uns wieder zum lebendigen Bewußtsein bringt. Trotzdem aber ist nach meiner Ueberzeugung das Jesusthum nur ein Moment im weltgeschichtlichen Entwicklungsproceß der religiös sittlichen Idee überhaupt. Es scheint mir deshalb grundirrig, wenn die kirchliche Dogmatik noch immer behauptet, mit Jesu sei die höchste Stufe religiös sittlicher Erkenntniß erreicht, über ihn hinaus gäbe es keinen Fortschritt mehr".

In kürzerer Form läßt sich der Standpunkt des Autors nicht klarlegen. Er nimmt die synoptischen Evangelien als Grundlage für sein Charakterbild Christi, den er, ohne ihm den Charakter eines Gottgesandten zu nehmen, ohne seine ethische Bedeutung zu schwächen, als Menschen hinstellt, zwar groß und gewaltig in seinem Wollen und Erreichen, dennoch nicht frei von menschlichen Schwächen, anfänglich nicht frei von Nationalstolz und Härte, die er erst nach und nach beseitigt, bis ihm als Ziel seiner Sendung die Erlösung des ganzen Menschengeschlechts erscheint. Gegenüber der Auffassung, die noch in katholischen Ländern im Volke herrscht und dem Christenthum den Stempel lust- und schönheitsfeindlicher Härte aufdrückt, tritt uns Jesus in dem Buche von Wünsche als eine Natur von liebenswürdiger Persönlichkeit entgegen, die durch ihren tiefinnigen Glauben an ihre höhere Berufung, sich allmählich zu jener Harmonie entfaltet, die auf seine Umgebung, auf Männer und Frauen, so mächtig gewirkt hat. Seine ganze Geistesanlage durchbricht in keiner Weise die Schranken der Möglichkeit, aber er erscheint mit jener tiefsinnigen Naturempfindung begabt, die außer ihm noch mancher andere geniale Mensch des Ostens besessen hat, und vorerst mit einem großen Reichthum echter Sittlichkeitsempfindung und einem tiefen religiösen Gefühl, kurz mit allen jenen Eigenschaften, die ihn zum Religionsstifter gemacht haben, und das alles bewegt durch einen lebensfreudigen Sanguinismus, ohne den sein ideales Streben inmitten des kalten Realismus seiner Zeit unmöglich gewesen wäre, und der ihm gerade die Gemüther des Volkes erobert, die verschiedensten Vertreter der jüdischen Hierokratie gegen ihn aufgestachelt hat.

Das Buch eingehend zu besprechen, müssen wir Anderen überlassen, wir können nur noch anfügen, daß die theilweise vorzügliche Form, die Wärme der Sprache und die geistvolle Art der Darstellung jeden Gebildeten fesseln müssen.

* * *

Schöne Literatur.

William Shakespeare, König Eduard d. Dritte. Uebersetzt und mit einem Nachwort begleitet von Max Moltke. Leipzig, Reclam jun.

Julie Dungern, Kartenhäuser. Roman aus dem Englischen. Ludwigshafen, Lauterborn.

Wilhelm Henzen, Die Kypseliden. Tragödie in 5 Acten. Leipzig, Verlag der „Literatur".

Max Barack, Der Drumbeder von Wallstadt. Heitere Gedichte in Pfälzer Mundart. Heidelberg, Bassermann.

E. von Wildenbruch, Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen. Frankfurt a. O., B. Waldmann.

Johannes Scherr, Blätter im Winde. Leipzig, Ernst Julius Günther.

W. Müller v. Königswinter, Dichtungen eines Rheinischen Poeten. V. B. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Karoline Gräfin Terlage. Wien, Carl Gerold's Sohn.

Sigmund Kohn-Harzfeld, Lyrische Kleinigkeiten. Frankfurt a/M., M. Diesterweg.

F. C. Burnand, Gute Gedanken. Aus dem Englischen. 2. Aufl. Cassel, Theodor Kay.

Wilhelm Guerste, Hartmann v. Siebeneichen. Histor. Zeitbild in 5 Acten. Ludwigshafen, Aug. Lauterborn.

Hieronymus Lorm, Geflügelte Stunden. I. Th. die Märchen der Gegenwart, Skizzen aus Zeit und Leben. Leipzig, Hartknoch.

Meta Wellmer, Geistergeschichten aus neuerer Zeit. Nordhausen, Ferd. Förstemann.

Kärtner Volkskalender für 1876. Klagenfurt, Ed. Liegel

Vermischtes.

Trewendts Volkskalender für 1876. Mit Beiträgen von Edmund Hoefer, K. v. Holtei ꝛc.

Deutsches Akademisches Jahrbuch. Vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Akademien, Universitäten und technischen Hochschulen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und der deutschen Provinzen Rußlands nebst ihren Lehrkräften. (Nach amtlichen Oellen.) Leipzig, J. J. Weber.

Albrecht Graf Wickenburg, Ollanta. Peruanisches Originaldrama aus der Incazeit. Nach Tschudis wörtlicher Verdeutschung metrisch bearbeitet. Wien, Rosner.

Friedrich Schlögl, Wiener Luft. Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt. Wien, Rosner.

Sigmund Kalisch, Die Christin. Trauerspiel in 4 Aufzügen. Wien, Rosner.

Ferdinand Schmidt, Der Franzosenkrieg. 2 Bände. 3 Mark.
— Kaiser Wilhelm. Mit 19 Illustrationen.
— Neueste Geschichte Preußens 1815—74. 5. Theil.
— Leitfaden der Brandenburg-preußischen Geschichte. Mit einer Karte 12 Sgr., ohne Karte 6 Sgr. — Sämmtliche Schmidt'schen Schriften im Verlage von P. Anders, Berlin.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Abwehr.

In Nr. 25 der „Gegenwart", Jahrgang 1875, ist ein Aufsatz unter der Ueberschrift „Ein deutscher Schulmeister" enthalten. Darin wird Herr Dr. Bartholomäi in Berlin, ein mathematisch, philosophisch, naturwissenschaftlich und pädagogisch vollkommen durchgebildeter Gelehrter, als wissenschaftlicher Begründer der Heimatskunde und als einer von den Wenigen, welche gegenwärtig die metaphysischen Voraussetzungen der Mathematik mit Glück bearbeiten, in weiten Kreisen bekannt, völlig unverdienter Weise der Verspottung preisgegeben. Die Veranlassung dazu ist von einer Abhandlung Bartholomäis in dem vom Unterzeichneten herausgegebenen Jahrbuche für wissenschaftliche Pädagogik hergenommen. Darin wird nämlich ein sehr reiches technologisch-naturwissenschaftliches Material an bekannte Schulmärchen, die aus Grimms Kindermärchen ausgewählt sind, angeschlossen, und der Verfasser des angeführten Aufsatzes der „Gegenwart" setzt voraus, dieses Material solle zu der Zeit, wo jene Märchen bei dem Schulunterricht erzählt und bearbeitet werden, den dazu gehörigen naturwissenschaftlichen Stoff darbieten. Daran ist aber nur soviel wahr, daß aus jenem Material ein solcher Stoff ausgewählt werden soll, wie er in jeder guten Schule neben derartigen Erzählungsstoffen wirklich dargeboten wird, und daß das möglich ist, hat der Unterzeichnete in der Generalversammlung des Vereins beispielsweise ausdrücklich nachgewiesen. Das Ausgewählte bleibt freilich hinter dem

Digitized by Google

von Bartholomäi zusammengestellten Stoff in Bezug auf Ausdehnung und Reichthum sehr weit zurück, und demnach ist dieser Stoff von dem Verein auf's freudigste begrüßt worden. Denn die Fachwissenschaften stellen den naturwissenschaftlichen und technologischen Stoff nicht in solchen Verbindungen dar, wie ihn die Schulwissenschaften statt der isolirten fachwissenschaftlichen Gedankenreihen auszubilden haben. Solche Verbindungen auszubilden, fällt aber auch dem in den betreffenden fachwissenschaftlichen Disciplinen Bewanderten gar sehr schwer, die Gruppirung selbst kann sogar einem nicht übelwollenden Unkundigen leicht auffallen und als willkürlich erscheinen, wenn er sie von dem besonderen Zweck, worauf sie berechnet ist, loslöst, und doch müssen solche Verbindungen technologisch-naturwissenschaftlichen Stoffes im Anschluß an Erzählungsstoffe aus dem Leben zuvor im weitesten Umfang ausgebildet werden, ehe an einen wirklich fruchtbaren pädagogischen Unterricht gedacht werden kann. Freilich muß man sich vor dem Irrthum hüten, als ob die ersten Schritte, die dafür gethan werden müssen, schon die letzten Resultate ergeben könnten. Der Irrthum wäre ebenso groß, als wenn man einen Stein, den der Bildhauer eben erst zur Bearbeitung in Angriff genommen, schon für die fertige Bildsäule halten wollte. Würfelt man aber vollends, wie der Verfasser des Aufsatzes der „Gegenwart", Vorstellungen ohne alle Rücksicht auf Zweckmäßigkeit zusammen, so mag das immerhin eine Form der Verspottung sein; abgesehen davon, ist es aber gewiß nicht hoch anzuschlagen. Nicht viel höher kann ich das Mäkeln an einzelnen Ausdrücken schätzen, die der Standpunkt der Schule, wo nicht fordert, doch gestattet und die selbst dann, wenn das nicht der Fall wäre, bei einem anerkannt tüchtigen Kenner der Sache sehr nachsichtig beurtheilt werden müßten, der schon Jahrzehnte lang nicht mehr inmitten der Schule steht.

Prof. Dr. **T. Ziller.**

* * *

Dem offenen Briefe eines Abonnenten entnehmen wir Folgendes:

In Nr. 34 der „Gegenwart" wird einer Altardecke gedacht, auf welcher sich eine originelle Darstellung der Empfängniß Mariä befindet. Fast dieselbe sieht man auf den Außenseiten der beiden Flügel eines großen Altarbildes im letzten Saale des Museums zu Braunschweig. Links stürmt der Engel Gabriel in die Trompete stoßend, woraus ein Spruchband in reichen Windungen hervorflattert, in großer Bewegung einher; rechts hat sich das Einhorn auf Mariens Schoß geflüchtet und sein Horn in ihre Brust gebohrt. Im Kataloge des Museums, von 1868, findet sich nur die Angabe, daß dieses Gemälde aus der Domkirche stammt und ohne genügenden Grund dem Maler „Johann Raphon aus Northeim, der vor 1512 starb", zugeschrieben ist. Auf der Innenseite des linken Flügels bemerkt man das Monogramm L. B. R. mit einem S. durchschlungen.

Den vom Himmel herabgleitenden kleinen Christus mit dem Kreuz im Arm habe ich übrigens auf altdeutschen, die Verkündigung behandelnden Bildern gesehen, so auf folgenden Gemälden des Museums zu Köln.

1) Auf dem rechten Felde von Nr. 167 kniet Maria am Betpult; über ihr befindet sich die Taube und in der Höhe Gottvater über einem von Engeln getragenen Teppich, segnend die Hände ausbreitend, und von ihm aus schwebt das Kind mit dem Kreuze herunter. Unten links der verkündende Engel, von dessen linker Hand aus die Worte geschrieben sind: „Ave gratia plena".

2) Sehr schön ist der Vorgang auf Nr. 260 und 261. Von dem durch ein Fenster sichtbaren Gottvater, der hier ganz dem Heilande gleicht, geht auf sechs hellen Strahlen das Kind mit dem Kreuze herab zu einer vollen leuchtenden Glorie, worin die Taube nahe dem Haupte der Jungfrau schwebt. Das im Hintergrunde befindliche Bett der Maria ist mit Blumen gar schön bestreut. Engel und Jungfrau erinnerten mich sehr an die Verkündigung vom älteren Rogier in der Pinakothek zu München.

3) Auf Nr. 268 der grüßende Engel und das auf Strahlen herabkommende Kind mit dem Kreuze.

Möge es mir gestattet sein, außer diesen noch folgende Bilder wegen ihrer bemerkenswerthen Darstellung der Verkündigungsscene anzuführen.

Auf Nr. 96 B zeigt Maria dem vor ihr knieenden Engel, den sie mit offenen, verständnißvollen Augen ansieht, eine Stelle in einem ihm von ihr vorgehaltenen Buche, die man also für nichts Anderes als für eine auf diesen Vorgang bezügliche Prophezeiung des alten Testamentes oder — der die geschichtliche Folge der Begebenheiten nicht berücksichtigenden Auffassungsweise unserer alten Meister gemäß — für eine die Verkündigung betreffende Stelle des neuen halten kann. Ueberhaupt glaube ich, daß die tiefer in die Mysterien des christlichen Glaubens eingedrungenen Maler, z. B. der ältere Rogier, durchaus kein beliebiges Gebetbuch der Maria in dem Augenblicke, wo sie des Engels Stimme hört, in die Hand gegeben haben, sondern eben das alte Testament. Von dieser Annahme aus erscheint mir Rogier in seinem Münchener Bilde so großartig, wie keiner der anderen Alten sonst. Maria, vor einem Lesepulte knieend, hat sich vertieft in eine der prophetischen Stellen des alten Bundes. Wie durch Weibesschwäche das Unglück hereinbrach über die Menschheit, das schmerzt sie tief; doch noch tiefer ist sie von dem Gedanken ergriffen, daß durch ein reines Weib der Welt das Heil gegeben werden mag. Daß sich die Jungfrau mit diesen Gedanken beschäftigt, deutet Rogier dadurch an, daß er an der vorderen Seite des Pultes die Scene unter dem Baume der Erkenntniß dargestellt hat. Durch die Sünde der Erkenntniß des Geschlechts ist der Mensch unheilig geworden; durch ein von dieser Erkenntniß unberührtes Weib wird ihm geholfen werden. Dieses Weib ist Maria, diese reine Magd, welche die Worte der Propheten von Jugend auf in sich erwogen und nur in dem Gedanken der erneuten Heiligung des Menschen gelebt hat. Und immer mehr vertieft sie sich darin, immer begeisterter wird sie, und heute kniet sie versunken in die großen Worte des alten Bundes an ihrem Pulte, als es mit einem Male wie eine Stimme aus ihrem Herzen ertönt: „Ave gratia plena", so vernehmlich, daß sie sich wie träumend umwendet, die Augen auf den Boden geheftet, die Hand wie in staunendem Schrecken erhoben. Da schwebt der Engel im Zimmer, das fest verschlossen ist, aber sie sieht ihn nicht; die Taube schwebt über ihrem Haupte, aber sie bemerkt sie nicht: denn der heilige Geist der Offenbarung leuchtet auf in ihrem Busen, und des Engels Stimme tönt aus ihrem Herzen*). —

Auf Nr. 102 breitet Christus selbst die mit den Wundenmalen versehenen Hände über Maria aus und sendet die Taube auf ihr Haupt, die — nach meiner Wahrnehmung — eine Hostie auf das Haupt der Jungfrau legt. Dieses Gemälde und Nr. 96 B stammen aus der Schule des Meisters Wilhelm, während die übrigen in der kölnischen Schule unter dem Einflusse der Gebrüder van Eyck entstanden sind.

Auf Nr. 190 hat der verkündende Engel ein Kreuz vor der Stirn und auf Nr. 222 gehen von dem Schnabel der über dem Haupte der Maria befindlichen Taube drei goldne Strahlen auf die Jungfrau herab.

* * *

Wir bitten die Herren Adolf Brieger, Erich Altjung und Waldmüller-Duboc um freundliche Angabe ihrer genauen Adressen.

Die Redaction.

* * *

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Ein akademischer Protest" von Carus Sterne bitten wir folgende Fehler zu berichtigen: Haeckelogonie statt Haekelogenie. — S. 233, Sp. 1, Z. 30 v. u. „Gehirnkäber" statt „Gehirnkälber". — S. 233, Sp. 2, Z. 29 v. o. „Chordonier" statt „Chordonnier". — S. 234, Sp. 1, Z. 33 v. o. „noch immer zuerst einem Fische", statt „noch einem Fische".

*) Diese Abschweifung mag auch zeigen, daß Rogier durchaus nicht in „bewußtlos gläubiger Frömmigkeit" (s. Schorn, bei Kugler, Handb. d. Gesch. d. Mal. 3. Aufl. 2. Bd. S. 470), gemalt hat, ebensowenig wie Lucas von Leyden.

Digitized by Google

Inserate.

Für Redactionen.

Zu Referaten über Werke naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhalts empfiehlt sich ein Privat-Gelehrter. Adressen sub A. R. 960 befördert die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler, Berlin S. W. (H. 13699.)

Zur Schillerfeier!

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschien:

Hermann Zopff,

Der Triumph der Liebe von Schiller.

Festhymnus zu Schiller's Geburtstag für Chor- und Solostimmen mit Begleitung des Pianoforte.

Op. 18. Clavier- und Chorstimmen 2 *M.* 25 *Pf.*, Chorstimmen einzeln 50 *Pf.*

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Im

Banne des schwarzen Adlers.

Geschichtlicher Roman in 4 Büchern von

Rudolf Gottschall.

3 Bände. 8°. Broch. Preis 16 *M.*

Eleg. gbd. Preis 19 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Liebe für Liebe.

Schauspiel von

Friedr. Spielhagen.

Geh. 3 *M.*; in eleg. Leinenband mit Goldschnitt 4 *M.* 25 *Pf.*

Verlagshandlung von

L. Staackmann in Leipzig.

Bei **Georg Reimer** in **Berlin** ist eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Zur

Geschichte der Steuerreform in Preußen

von 1810 bis 1820.

Archiv-Studien

von

Dr. Carl Dieterici,

Königlich Preußischem Regierungs-Rath.

Preis: 7 *M.*

Der Spiritismus,

seine Erscheinungen, sein Wesen und sein Nutzen,

nach authentischen Quellen bearbeitet von

Veratrinus Leuchtkäfer,

Dr. der Arzneigelahrheit.

Verf. der „Medizinischen Luft-Blasen".

Preis: 1 *M.*

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** erschien soeben und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

NEUNUNDSECHZIG JAHRE AM

PREUSSISCHEN HOFE.

AUS DEN ERINNERUNGEN DER OBERHOFMEISTERIN

GRÄFIN SOPHIE VON VOSS.

Ein Band. Velinpapier. Geheftet 9 *M.* Gebunden 10 *M.* 80 *Pf.*

Ein Memoirenwerk, wie ein solches bisher kaum bekannt geworden ist. Die Autorin, vom Jahre 1745 bis Ende 1814 „an Hof", schildert das Leben an den Höfen Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's des Grossen und der nachfolgenden Regenten aus unmittelbarer Anschauung. Eigentliche Politik wird nicht vorgetragen; sie kommt zur Erscheinung, nur insofern sie die persönlichen und privaten Verhältnisse der Königlichen Familien beeinflusst.

Für den Gesanglehrer **unentbehrlich!** Prof. **Ferd. Sieber's** Jedem Dilletanten als **Führer** nützlich!

„HANDBUCH"

des deutschen **Liederschatzes,** ein **Catalog** von **10,000** auserlesenen nach dem **Stimmenumfange** systematisch geordneten **Liedern,** nebst einer reichen **Auswahl** von **Duetten** und **Terzetten.**

Preis broch. **3** *M.*, geb. **4** *M.* **50** *Pf.*, mit Papier durchschossen **5** *M.*

Verlag von **Carl Simon, Berlin,** W., 58 Friedrichstr.

Obiges ist der Titel eines von dem berühmten Gesangmeister **Ferd. Sieber** zu Berlin verfassten Buches, worin der Autor seine langjährigen, practischen Erfahrungen, gleichsam als **Führer** durch die überreiche **Gesangsliteratur,** sorgsam und mit grösstem **Fleiss** aufgezeichnet hat. — Wer je mit der **Auswahl** der Lieder für **seine Stimme** zu thun hatte, besonders der **Gesanglehrer** und **Musikhändler,** weiss es, dass dieses eine **oft unüberwindliche Schwierigkeit** bietet; es wird daher Jeder **dankbar** eine solche **Riesenarbeit,** wie sie im obigen Werk niedergeschrieben, anerkennen. (Vergl. die Besprechung.)

Supplement zu jeder Weltgeschichte!

Bei **Ambr. Abel** in **Leipzig** ist erschienen:

Urgeschichte des Orients

bis zu den medischen Kriegen.

Nach den neuesten Forschungen bearbeitet von **Dr. Moritz Busch.**

2. Auflage. 3 Bände in 8°. broch. Preis 12 *M.*

Dieses Werk umfaßt die ersten Jahrtausende der Geschichte, d. h. die Urgeschichte der **Aegypter, Israeliten, Assyrer, Babylonier, Meder, Perser, Phönizier, Karthager, Araber** und **Inder,** sowie auch, was über Religion, Cultur und sonstige Alterthümer der gen. Völker bis jetzt bekannt geworden ist.

Soeben erschien:

Säcularbilder.

Anfänge und Ziele des Jahrhunderts.

Von

Karl Gutzkow.

8°. broch. 6 *M.* = 2 Thlr.

Ein umfassendes Gemälde unsres Jahrhunderts, welches jedem nach zeitgemäßer Bildung Strebenden Gelegenheit giebt, sich über die Parteistandpunkte und Richtungen auf politischem, kirchlichem und jedem andern Culturgebiete ebenso gründlich als angenehm zu unterrichten.

Die Verlagshandlung von

Hermann Costenoble in Jena.

Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Soeben erschien:

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Siebzehnter Band. 8. Geheftet 4 *M.*

Mit vorliegendem Bande dieser Sammlung der besten Werke Varnhagen's beginnt die **dritte Abtheilung** derselben: „Vermischte Schriften", in welchen die erstaunliche Vielseitigkeit des Verfassers sowie seine stilistische Meisterschaft sich besonders glänzend bekundet.

Inhalt des 1.—16. Bandes:

Erste Abtheilung: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Dritte vermehrte Auflage. 6 Theile. Geh. 24 *M.* Geb. 27 *M.* **Zweite Abtheilung:** Biographische Denkmale. Dritte vermehrte Auflage. 10 Theile. Geh. 40 *M.* Geb. 45 *M.*

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung J. Engelhorn in Stuttgart.

Redaction Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 39, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 28. October 1875. Band VIII.

P
30
G28
v. 8
no. 43

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die Reform der englischen Arbeitergesetze. Von Arthur von Studnitz. — Lassalle als Redner und Agitator. Von Georg Brandes. I. — Literatur und Kunst: Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. Besprochen von M. Carriere. — Sprüchwörtliches aus Italien. Von Robert Waldmüller. (Schluß.) — Römische Ausgrabungen. Von Erich Altjung. — Ein empfehlenswerther Mitarbeiter. Von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Die Reform der englischen Arbeitergesetze.

Von

Arthur von Studnitz.

Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß wirthschaftliche Reformen eines Landes auch in den Nachbarstaaten zu Neuerungen auf demselben Gebiete den Anstoß geben. Dieser Erscheinung liegt einerseits die Verwandtschaft der wirthschaftlichen Interessen der verschiedenen Völker, andererseits aber der Ideenaustausch zwischen denselben zu Grunde. So brachte — um nur an die neuesten hierher gehörenden Beispiele zu erinnern — die deutsche Münzreform analoge Reformen auf verschiedenen Punkten des Erdballes in Fluß; so tauchten, als man in Deutschland noch mit der Lösung der Bankfrage beschäftigt war, neue Bankfragen in Oesterreich, in der Schweiz und in England auf; so bildeten die Bestrebungen in Deutschland zur Reform des Arbeitscontractbruches von Seiten der Arbeiter die Einleitung zu ähnlichen Bestrebungen in anderen Ländern.

Am meisten Aufmerksamkeit dürften in Deutschland diejenigen Bemühungen in letzter Hinsicht erregen, welche auf englischem Boden entstanden und in letzter Zeit in ganz vorwiegendem Maße das Parlament und die öffentliche Meinung beschäftigen. Ist doch England bis zum heutigen Tage das classische Land wirthschaftlicher Reformen, und wie der Kunst- und Alterthumsforscher seine Aufmerksamkeit mit besonderem Interesse nach dem Lande jenseits der Alpen lenkt, so schaut der Volkswirth des continentalen Europas noch heute mit Vorliebe hinüber über den Cänal. Ehe ich mich jedoch anschicke die englischen Bestrebungen zur Reform der Arbeitergesetze zu skizziren, sei es mir gestattet einen Blick auf die Gesetzgebung der übrigen civilisirten Staaten auf dem in Rede stehenden Gebiet zu werfen. Der Leser wird hierdurch in Stand gesetzt werden, die Tragweite der augenblicklich in England schwebenden Reformen besser zu würdigen, als er es bei einer isolirten Darstellung der englischen Arbeitergesetzbewegung vermöchte. Denn die vergleichende Methode ist, wie in den Naturwissenschaften, wie in der Geographie, wie in der Geschichte, auch in der Volkswirthschaft, und namentlich in der Volkswirthschaftspolitik, zu einer großen Rolle berufen! Erst bei ihrer Anwendung sind wir im Stande klar zu überblicken, ob die in einem Lande entstandene Reformbewegung mit dem Strome der Zeit fließt, oder ob sie denselben zu kreuzen versucht. Thut sie das letztere, dann schwebt sie in der Gefahr, von den mächtigen Wellen, welche die Strömungen des Meeres wie diejenigen der Völkerwirthschaft erregen, verschlungen zu werden.

Bei Darstellung der Arbeitscontractbruch-Gesetze der uncivilisirten Völker kommt mir ein Bericht vorzüglich zu statten, welcher dem englischen Parlamente vorgelegt wurde. Dieser Bericht enthält die Antworten auf eine Reihe von Fragen, welche der Earl Granville an die britischen Gesandtschaften in den Hauptstädten der civilisirten Länder über die den Bruch des Arbeitscontractes regelnde Gesetzgebung richtete. Man sieht aus diesen officiellen Untersuchungen, wie aus zahlreichen anderen, daß die englische Regierung schon lange den Werth comparativer Vorarbeiten für die wirthschaftliche Gesetzgebung im eigenen Lande vollauf begriffen hat!

Zunächst habe ich hervorzuheben, daß in Rußland, Oesterreich, Italien, Norwegen und Holland kein Unterschied zwischen einem Arbeitscontractbruche und anderen Contractbrüchen gemacht wird. In diesen Ländern wird vielmehr der Arbeitscontractbruch als dem Bereiche des Civilrechtes angehörend betrachtet; es existirt in diesen Ländern keine criminelle Bestrafungsweise desselben. Nicht uninteressant ist, daß es dem Herrn E. M. Erskine, dem britischen Gesandten in Stockholm, deswegen besonders schwer wurde, über die norwegische Gesetzgebung auf dem in Rede stehenden Gebiete Nachricht einzuziehen, „weil man — um mit den Worten des britischen Generalconsuls in Christiania zu sprechen — in Norwegen niemals von einem Dienstboten oder Arbeiter hört, welcher den Arbeitscontract bricht, statt denselben zu kündigen".

In Schweden herrschen strengere Bestimmungen. Im Allgemeinen wird zwar auch hier der Arbeitscontractbruch wie ein gewöhnlicher Contractbruch behandelt, so daß der Schuldige nur Schadenersatz zu leisten hat. Indessen verfällt beim Contractbruche eines häuslichen Dienstboten die Hälfte seines Lohnes (es ist nicht gesagt während welcher Zeit), während den seinen Contract brechenden Matrosen Geld- oder Gefängnißstrafe trifft.

In Dänemark wird der Arbeitscontractbruch mit Geldbußen oder, falls dieselben nicht geleistet werden können, mit Gefängniß bestraft.

In Portugal existiren gewisse Unterscheidungen zwischen dem Bruche eines Arbeitsvertrages und anderer Contracte. Diese Unterscheidungen indessen begünstigen den Arbeitscontractbruch.

In den Vereinigten Staaten von America unterliegt der Arbeitscontractbruch der Gesetzgebung der einzelnen Staaten und hat nichts mit der Bundesgesetzgebung zu thun. Die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten begünstigen ebenfalls den Arbeitscontractbruch vor dem Bruch anderer Verträge.

Digitized by Google

Auch in der Schweiz unterliegt der Arbeitscontractbruch der Gesetzgebung der einzelnen Staaten. Kein Canton jedoch macht einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Bruche des Arbeitsvertrages und dem Bruche anderer Contracte. Daß in der Schweiz die Contractbruchfrage niemals brennend geworden ist, dies scheint der segensreichen Einrichtung des décompte zuzuschreiben zu sein. Der décompte besteht darin, daß der Arbeitgeber den Arbeitslohn für eine gewisse Zeit zurückbehält und sich dadurch gegen den Contractbruch des Arbeiters schützt.

In Belgien ist die Arbeitscontractbruchfrage noch nicht entschieden. Der Artikel 1781 des Code Napoléon bestimmt, daß im Falle von Streitigkeiten zwischen dem Arbeitgeber und Arbeiter die Stimme des ersteren entscheidend sein soll und macht dem letzteren die Führung eines Arbeitsbuches, in welches die jedesmaligen Dienstverhältnisse einzutragen sind, zur Pflicht. Seit dem Jahre 1863 machten sich Bestrebungen geltend, welche diesen Artikel abschaffen wollten und in der That vom Unterhause sanctionirt wurden. Der Senat verwarf indessen den diesbezüglichen Gesetzentwurf. Als derselbe im Jahre 1869 von Neuem in die Kammer gebracht wurde, beendigte die Auflösung derselben die Berathungen über die Gesetzvorlage, ehe man zu einem Beschluß gekommen war. Eine parlamentarische Commission entschied sich indeß für Abschaffung jenes Artikels.

In Frankreich war der Artikel 1781 des Code Napoléon bis zum Jahre 1869 in Kraft. Jetzt sind die Arbeiter nur zur Führung eines Arbeitsbuches verpflichtet, in welches sie den Beginn und das Ende jedes Arbeitsengagements einzutragen haben. Es ist ungesetzlich, einen Arbeiter zu beschäftigen, welcher durch sein Arbeitsbuch nicht nachweisen kann, daß er seinen Arbeitscontract inne gehalten hat. Indessen kann der frühere Arbeitgeber hierzu die Befugniß geben; auch steht ihm das Recht zu, einen Theil des Lohnes unter dem neuen Arbeitgeber als Schadenersatz zu beanspruchen. Die diesbezüglichen Bestimmungen haben in den Kreisen der Arbeiter große Unzufriedenheit hervorgerufen und sollen auch die Arbeitgeber in hohem Grade belästigen. Dieselben werden sehr allgemein vernachlässigt.

Im Deutschen Reiche herrschen die strengsten Bestimmungen über die Ahndung des Arbeitsvertragsbruchs. In fast allen Theilen Preußens ist die Polizei berechtigt, den seinen Dienst verweigernden Arbeiter zur Fortsetzung seines Dienstes zu zwingen, während der Bruch anderer Verträge keinen ähnlichen Bestimmungen unterliegt. In einigen Fällen ist im Deutschen Reiche der Arbeitsvertragsbruch mit Gefängniß von zwei bis acht Tagen strafbar. Bekanntlich sind die neueren Bestrebungen zur Reform der Arbeitergesetze im Deutschen Reiche noch nicht zum Abschluß gekommen.

In England waren in früheren Zeiten ungemein strenge Bestimmungen in Kraft, welche die Contractverhältnisse der Arbeiter regelten. So bestimmte ein unter Eduard III. nach einer großen Pest erlassenes Gesetz, daß jede arbeitsfähige Person unter 60 Jahren, welche nicht über die zum Lebensunterhalt nöthigen Mittel verfügt, bei Gefängnißstrafe zu arbeiten verpflichtet ist. Dasselbe Gesetz bestimmte eine Maximalhöhe des Arbeitslohnes. Ein Gesetz unter Elisabeth bestrafte den Arbeitgeber, welcher den mit seinem Arbeiter geschlossenen Vertrag brach, mit einer Buße von 40 Schillingen, den Arbeiter aber mit Gefängniß. Diese Gesetze blieben zum Theil noch bis in die neuere Zeit hinein in Kraft. Auch ihre mildeste Anwendung ergab, daß der Arbeitscontractbruch von Seiten des Arbeiters als ein Verbrechen betrachtet wurde, während man den Contractbruch von Seiten des Arbeitgebers auf dem Civilwege zu ahnden pflegte.

Die Ungerechtigkeit, welche aus diesem Verhältniß entsprang, bildete die Veranlassung, daß eine Commission zur Prüfung der Contractverhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern niedergesetzt wurde. Das auf Basis der Arbeiten dieser Commission ausgearbeitete Gesetz ist die Master and Servant Acte vom Jahre 1867, welche bis zu diesem Augenblicke in Kraft ist.

Dieses Gesetz, welches bei seinem Erlaß von Seiten der Arbeiter mit großer Freude begrüßt wurde, stellt das Princip auf, daß Arbeitscontractbrüche im Allgemeinen als der Civiljustiz unterworfen angesehen werden sollen. Indessen wurde die Jurisdiction über die Contractbruchverhältnisse einer Criminalbehörde — den Courts of Correctional Police — übergeben. Hierin lag ein logischer Schnitzer, ein Schnitzer, der sich nothwendig rächen mußte. Denn, wenn der Arbeitscontractbruch wirklich als ein civiles Vergehen angesehen werden sollte, so mußte er auch von den einschlagenden Behörden beurtheilt werden. Ueberdies kommt hier in Betracht, daß das Gesetz vom Jahre 1867 gewisse ausnahmsweise Fälle, welche in höchst unklarer Weise nicht definirt sondern angedeutet werden, trotz des in dem Gesetze aufgestellten Grundsatzes criminell bestraft. Dies soll bei Fällen mit erschwerenden Umständen der Fall sein; welches aber sind die erschwerenden Umstände? Endlich bestimmt das in Rede stehende Gesetz, daß, falls der schuldige Theil die von dem Gerichtshof festgesetzte Strafbuße nicht zahlen sollte, ebenfalls Gefängnißstrafe einzutreten habe.

Als im vorigen Jahre die conservative Regierung an das Staatsruder trat, setzte sie eine neue Commission nieder, welche die Einwände zu untersuchen hatte, die sich gegen das Gesetz vom Jahre 1867 erheben ließen. Diese Commission kam zu dem einstimmigen Beschlusse, daß es dringend erwünscht sei, den Bruch des Arbeitsvertrages als Civilsache zu behandeln. Nichtsdestoweniger drückte dieselbe das Verlangen aus, daß gewisse, schwere Fälle des Arbeitscontractbruchs, Fälle, welche das Gemeinwohl bedrohen, der Criminaljustiz unterworfen bleiben sollen.

In Anlehnung an diese Beschlüsse hat die Regierung dem Parlamente zwei Gesetzentwürfe vorgelegt, von denen der eine die Jurisdiction über Arbeitscontractbrüche den civilen Grafschaftsgerichtshöfen zuerkennt. Hiermit wird der civile Charakter des Arbeitscontractbruches über allen Zweifel gestellt. Um indessen jene Gerichtshöfe nicht allzusehr zu belasten, empfiehlt jener Gesetzentwurf diejenigen Fälle, in welchen Ansprüche auf nur geringen Schadenersatz erhoben werden, nach wie vor durch Criminalgerichte entscheiden zu lassen. Es ist indessen sehr zweifelhaft, ob dieser Weg als der richtige anzusehen ist, er scheint mit der einen Hand einen Theil dessen zu nehmen, was er mit der anderen gegeben hat. Immerhin ist zuzugeben, daß man in dieser Hinsicht praktische Rücksichten nicht außer Acht lassen darf.

Der zweite Gesetzentwurf der Regierung, welcher sich „Conspiracy and Protection of Property Bill“ nennt, macht den bisher noch niemals geglückten Versuch, diejenigen Fälle von gewöhnlichen Contractbrüchen auszuscheiden, welche als der Criminaljustiz unterthan anzusehen seien. Das Gesetz stellt in erster Linie den Grundsatz auf, daß ein Uebereinkommen durch zwei oder mehrere Personen in einer Streitigkeit zwischen Arbeitern und Arbeitgebern dann nicht als Conspiracy (Verschwörung) angesehen werden und der Criminaljustiz unterliegen soll, wenn derselben Handlung, falls sie von einer Person verübt wird, jener Charakter nicht zuerkannt wird. Werden aber zwei oder mehrere Personen wegen einer Uebereinkunft in dem oben gedachten Sinne in crimineller Weise bestraft, so soll derer Gefängnißstrafe höchstens um drei Monate diejenige überschreiten, welche für dasselbe Vergehen zuerkannt worden wäre, falls dasselbe von einer Person verübt wurde.

Der vierte Artikel des in Rede stehenden Gesetzentwurfes bestimmt, daß, wenn ein Arbeiter, welcher im Dienste einer municipalen Behörde oder einer Gesellschaft steht, der durch Parlamentsbeschluß die Pflicht übertragen ist einen Ort mit Wasser oder Gas zu versehen, seinen Vertrag bricht, obgleich er weiß oder wissen sollte, daß diese Handlung die Beraubung der Einwohner seines Ortes oder eines Theiles derselben von Gas oder Wasser zur Folge haben wird, derselbe einer Strafe

Digitized by Google

von höchstens 20 Pfd. Strl. oder von Gefängniß von höchstens drei Monaten, mit oder ohne harte Arbeit, unterworfen ist. Dieselbe Strafe trifft denjenigen Arbeiter oder Arbeitgeber, welcher weiß oder wissen sollte, daß der Bruch seines Arbeitsvertrages die Zerstörung oder ernstliche Beschädigung irgend welches Eigenthumobjects zur Folge haben werde.

Der Artikel 7 des Gesetzes bestimmt, daß, wenn ein Arbeitgeber, welcher gesetzlich verpflichtet ist seine Untergebenen mit Nahrung, Kleidung, Wohnung und ärztlicher Hülfe zu versehen, diese Pflicht ohne genügende Entschuldigung vernachlässigt und dadurch die Gesundheit seiner Untergebenen beschädigt, einer Geldbuße von höchstens 40 Pfd. Strl. oder einer Gefängnißstrafe von höchstens sechs Monaten mit oder ohne harter Arbeit unterworfen ist.

Der Artikel 8 bestimmt, daß jede Person, welche sich in einer Fabrik in trunkenem Zustande aufrührerisch oder lüderlich benimmt, von der Polizei verhaftet werden darf und einer Geldstrafe von höchstens 40 Schillingen oder einer Gefängnißstrafe von höchstens einem Monat mit oder ohne harte Arbeit unterliegt.

Dieses Gesetz findet auf die Verhältnisse der Seeleute keine Anwendung.

Bei Kritik dieses Gesetzentwurfes ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß die Artikel 7 und 8 nicht in den Rahmen des Gesetzes gehören, und daß die Verhältnisse, auf welche dieselben Bezug nehmen, praktischer besonderer Regelung vorbehalten worden wären.

Die Hauptbestimmungen des Entwurfes bemühen sich redlich diejenigen Fälle aus gewöhnlichen Contractbrüchen auszuscheiden, welche als Verbrechen anzusehen sind und der Criminaljustiz anheim fallen. Hier indessen beginnt die Hauptschwierigkeit! Welches ist das Princip, das diese Frage entscheiden könnte? Man könnte sagen, und hat gesagt, die öffentliche Wohlfahrt soll entscheidend sein. Aber was nennt man öffentliche Wohlfahrt? Kommt die öffentliche Wohlfahrt schon in Betracht, wenn der Contractbruch eines Arbeiters die Communication für einen Theil der Einwohner seines Ortes unterbricht? Oder steht sie erst dann auf dem Spiele, wenn der Contractbruch eines Arbeiters die Beleuchtung der Stadt oder eines Theiles derselben während des Abends oder der Nacht verhindert?

Man ersieht aus den obigen Bestimmungen, daß auch Herr Cross, der Staatssecretär des Innern, welcher die obigen Gesetzentwürfe in dem Parlament einbrachte, nicht im Stande war, den entscheidenden Grundsatz zu finden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Grundsatz, welcher in der schwierigen Frage des Arbeitscontractbruchs den Wegweiser für den Gesetzgeber und Richter abgeben könnte, überhaupt nicht auffindbar ist. Herr Cross hat daher den, wie uns dünkt, richtigen Weg gewählt, auf die Definition des criminellen Contractbruches durch Aufstellung eines Grundsatzes zu verzichten und lieber die bestimmten Fälle namhaft zu machen, in welchen der Contractbruch des Arbeiters oder Arbeitgebers unzweifelhaft als Verbrechen gegen die Gesellschaft zu betrachten ist.

Nichtsdestoweniger stimmt der Schreiber dieser Zeilen nicht ganz mit der Regierung über die Zahl der Fälle überein, in denen Arbeitscontractbruch als Verbrechen geahndet werden soll. Der Gesetzentwurf der Regierung faßt nur die Störung von Gas- oder Wasserleitungen in Folge eines Contractbruches wie ein als Verbrechen zu ahndendes Vergehen auf. Kann aber die Unterbrechung eines Abzugscanales nicht mindestens ebenso bedenkliche, ja vielleicht noch schlimmere Folgen als die Störung einer Gas- oder Wasserleitung haben? Kann ferner nicht die plötzliche Einstellung einer Schifffahrts- oder Eisenbahnverbindung ungemein große Gefahren mit sich bringen? Was die Schifffahrtsverbindungen betrifft, so unterliegen zwar die Matrosen besonderen Gesetzen, sehr fraglich aber ist, ob diesen Gesetzen auch die Schiffer unterliegen, welche den Fährenverkehr zwischen zwei Flußufern oder einer Meerenge im Auftrage eines Unternehmers zu leiten haben. Welch' ungeheure Störung würde es z. B. verursachen, wenn durch einen plötzlichen Contractbruch der Fährenverkehr zwischen Portsmouth und Gosport oder gar Liverpool und Birkenhead unterbrochen würde? Und — um hiervon abzusehen — wie schwer würde London heimgesucht werden, wenn ein Arbeitscontractbruch auf der Londoner Stadtbahn die wichtigsten Adern der Metropole erstarren ließe und z. B. bewirken würde, daß die Tausende und aber Tausende, welche jeden Morgen auf der Metropolitan Railway aus den Vorstädten nach der City eilen, ihren Geschäften nicht nachkommen könnten?

Wie dem aber auch sei, der Gesetzentwurf der englischen Regierung kann leicht dahin geändert werden, daß auch noch andere Arbeitscontractbrüche als die in dem Gesetz festgestellten als Criminalvergehen zu betrachten sind. Dem Projecte der Regierung ist jedenfalls der Werth zuzuerkennen, daß es die Lösung des großen Problems, welches seit einer Reihe von Jahren die Gemüther des größten Theils des englischen Volkes — und ja auch diejenigen anderer Nationen — beschäftigt, in einer großmüthigen und gerechten Weise versucht. Aus diesem Grunde ist dasselbe freudig zu begrüßen und wird nicht verfehlen, auch in anderen Ländern — vornehmlich in Deutschland — die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Die englische Regierung hat schon jetzt einen Theil der Früchte ihrer Anstrengungen auf dem in Rede stehenden Gebiete geerntet. Denn die öffentliche Meinung hat der Regierung bereits ihre laute Anerkennung durch die Presse zu erkennen gegeben, und an diesen Anerkennungsbezeigungen betheiligten sich in erster Linie — die arbeitenden Classen!

Selbstverständlich soll damit nicht behauptet werden, daß mit dem Gesetzentwurfe der Regierung*) die Differenzen zwischen den Arbeitern und ihren Brodherren — welche England ebenso sehr heimsuchen, wie den europäischen Continent (wenn auch auf dem Inselkönigreiche erst wenige Spuren einer socialdemokratischen Arbeiterpartei zu entdecken sind) — beseitigt worden wären. Denn die Differenzen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern beruhen in erster Linie nicht auf wirthschaftlichen Ansprüchen! Ein Schritt zur Versöhnung ist aber doch geschehen, wenn gleiches Recht für Alle gesichert ist!

Lassalle als Redner und Agitator.

Von **Georg Brandes.**

Die literarische Production, deren Erfolg Lassalle seinen europäischen Ruf verdankt, fällt in die Jahre 1862—1864, die letzten seines Lebens. Es ist, als hätte er die Lebenskraft von zehn Jahren in diese zwei zusammengedrängt. Man erstaunt, wenn man sieht, was er in dieser kurzen Zeit geschaffen. Zwischen dem März 1862 und Juni 1864 hat er nicht weniger als zwanzig Schriften verfaßt, von denen drei oder vier durch ihren Umfang sowohl wie durch ihren Inhalt ganze Bücher sind, und von denen die meisten trotz ihrer Kürze und Gemeinfaßlichkeit einen Gedankenreichthum enthalten und mit einer wissenschaftlichen Schärfe geschrieben sind, die sich sehr wenigen großen Büchern nachrühmen läßt.**) Außerdem hat er in der-

*) Derselbe ist nach der Abfassung dieses Artikels vom Parlament mit geringen Veränderungen angenommen worden.

**) Die Reihenfolge seiner Schriften ist diese: 1862: Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker. — Ueber Verfassungswesen. — Arbeiterprogramm. — Die Philosophie Fichtes. — Die Wissenschaft und die Arbeiter. — Criminalproceß, zweites Heft. — 1863: Die indirecte Steuer. — Macht und Recht. — Was nun? — Criminalproceß, drittes Heft. — Offenes Antwortschreiben. — Zur Arbeiterfrage. — Arbeiterlesebuch. — Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag. — An die

Digitized by Google

selben Zeit Rede auf Rede gehalten, mit einer Arbeiterdeputation nach der andern conferirt, sich aus einem Dutzend politischer Processe herausgewickelt, den allgemeinen deutschen Arbeiterverein gegründet, eine höchst ausgebreitete Correspondenz geführt und die Verwaltungsangelegenheiten des Vereins geordnet.

Die wunderliche Anklage, welche nach Lassalles Tod wider seine ganze Thätigkeit in dieser Periode gerichtet worden ist, die Beschuldigung des Mangels an Ursprünglichkeit, beruht entweder auf Mißverständniß oder auf einer mangelhaften Kenntniß der Schriften selbst, welche man beurtheilte. Während seine Feinde, so lange er lebte, die Wahrheit der von ihm geltend gemachten historischen Thatsachen und volkswirthschaftlichen Gesetze kecklich geleugnet hatten, sind sie nach seinem Tode auf das Gegentheil verfallen und haben wiederholt „den erstaunlichen Mangel an Originalität" hervorgehoben, welcher die von ihm vorgebrachten Data kennzeichne, deren Wahrheit sich nicht mehr bestreiten ließ. Was aber die volkswirthschaftlichen Thatsachen betrifft, auf welche Lassalle in dieser Periode seines Lebens aber- und abermals zurückkommt, so ist er so weit davon entfernt, sich für ihren Entdecker auszugeben, daß er vielmehr mit Leidenschaftlichkeit hervorhebt, es seien längst von der Wissenschaft anerkannte Wahrheiten, Sätze, die seit hundert Jahren von Compendium zu Compendium rollen, welche die Ausgangspunkte seines Raisonnements bilden, und welche von seinen Gegnern als Erfindungen von ihm behandelt werden. Was er seinen Angreifern vorwirft, ist niemals dies, daß sie kein Auge für seine Entdeckungen haben, sondern die nach seiner Ansicht großartige Unwissenheit, welche sie an den Tag legen, indem sie ihn des Vorbringens neuer und unerhörter Behauptungen (über das Lohngesetz und über die indirecten Steuern z. B.) beschuldigen.*) Und was die allgemeine theoretische Grundlage der Agitation betrifft, so ist diese wohl Lassalle nicht absolut eigenthümlich, wenn auch eigenthümlich von ihm bearbeitet, allein er hat sich auch hinsichtlich derselben keine ihm nicht gebührende Ehre angemaßt. Seine Grundanschauung ist die bei der eigentlichen deutschen Demokratie von 1848 herrschende. Diese Demokratie (welche man nicht mit der oppositionellen Verfassungspartei verwechseln darf) nannte sich bald socialistisch, bald communistisch, und das (anonyme, von Marx und Engels verfaßte) „Manifest der communistischen Partei" enthält kurz zusammengedrängt und in den erschreckendsten Ausdrücken die Gedanken, welche Lassalle später in der zugleich entschiedensten und urbansten Sprachweise vortrug und entwickelte. Dieser alte Socialismus von 1848 liegt hinter Lassalles ganzer Thätigkeit, und auf ihn führt er, der so spät wie möglich — erst in seiner allerletzten Rede — und selbst dann nur mit höchstem Widerstreben einräumt, daß man ihn Socialist nennen könne, schon aus rein politischen Gründen seine Ideen nicht zurück. Wo er endlich in einem einzelnen Punkte, bei der Erklärung von dem Wesen und der Entstehung des Capitals, sich an Marx lehnt und dessen Lehre nur in geringem Grade modificirt hat, spricht er dies offen und in den wärmsten Ausdrücken aus.

Wenn daher Marx, der sich während Lassalles ganzer Thätigkeit stumm verhielt, nach dem Tode desselben nicht ohne Bitterkeit sein Prioritätsrecht auf Lassalles volkswirthschaftliche Theorien geltend gemacht hat, so hätte er, ohne dem Dahingeschiedenen zu viel einzuräumen, hinzufügen können, daß die Originalität desselben als Agitator nicht in dem Theoretischen bestand und bestehen sollte, sondern in dem Praktischen, in dem Verfahren und der Form. Lassalle selber hat oft geäußert: während eine theoretische Leistung um so besser sei, je vollständiger sie alle, auch die letzten und entferntesten Consequenzen ihres Princips ziehe, sei eine praktische Agitation umgekehrt desto mächtiger, je mehr sie sich auf den einzelnen ersten Punkt concentrire, aus dem alles Andere folge. Theoretische Originalität an den Tag zu legen, ist hier also keine Gelegenheit. Die Kunst der Erreichung eines praktisches Resultates besteht darin, seine Kraft auf Einen Punkt zu sammeln und weder nach rechts noch nach links zu sehen; was hier theoretisch verlangt werden kann, ist also nur, daß dieser Punkt sich auf der theoretischen Höhe befindet, so daß wirklich alle Consequenzen sich mit der Zeit einmal daraus entspinnen lassen.*) Die wahre Eigenthümlichkeit der Lassalle'schen Bewegung besteht in dem Zusammentreffen von zwei Umständen: in ihrer tiefen Wissenschaftlichkeit und ihrer Gemeinfaßlichkeit, in dem Verein der Fähigkeit, kraft ihrer Popularität auf die große Mehrzahl der Nichtgebildeten zu wirken, mit der Fähigkeit, kraft ihrer wissenschaftlichen Tiefe auf die kleine Elite der Höchstentwickelten in dem Kreise der Gebildeten zu wirken.**) Literarisch betrachtet, zeigt diese Originalität sich in der Klarheit, mit welcher der Agitator die letzten und höchsten Resultate der Wissenschaft für einen Zuhörerkreis ohne alle wissenschaftlichen Voraussetzungen zusammenzudrängen vermag, d. h. in der plastischen Formbestimmtheit, welche jeder seiner Aeußerungen ihr Gepräge verleiht.

Die Agitation formell betrachten, heißt bei Lassalle als Redner verweilen.

Von der Natur schien er in dieser Hinsicht nicht besonders günstig ausgestattet zu sein. Seine Stimme war in der Alltagsrede hoch und kreischend, und er stotterte ein wenig. So bald er jedoch öffentlich auftrat, verschwanden diese Mängel, und seine Stimme klang stark und schön. Durch die Schriftstellerthätigkeit war er zum Redner gebildet worden, und das scheint die beste Schule zu sein. Allerdings war es im alten Rom eine landläufige Behauptung, daß man nur durch Reden sich Fertigkeit im Reden erwerbe. Schon Cicero, der in Allem, was Beredsamkeit anlangt, eine unanfechtbare Autorität besitzt, greift (De oratore, I, 33) diese Ansicht auf's heftigste an. Man könnte ebenso gut sagen, meint Crassus in dem Dialoge Ciceros, daß man durch Schlechtsprechen sich am leichtesten Fertigkeit im Schlechtsprechen erwerbe. „Nun," fährt er fort, „die Hauptsache ist, recht viel schreiben. Schreiben ist das beste und vorzüglichste Lehr- und Bildungsmittel für den angehenden Redner". Ich glaube, daß es sich so verhält, wenn es eine Rede hervorzubringen gilt, die sich hinterher noch mit Gewinn lesen läßt. Damit die Rede für den Augenblick Eindruck mache, dürfte kaum eine schriftstellerische Vorschule erforderlich sein. Gambettas Reden z. B., die, nach allen Zeugnissen zu urtheilen, beim Anhören so große Wirkung üben, wirken bei der Lectüre keineswegs stark; sie sind ehrlich und bieder, enthalten aber durchaus nicht Gedanken genug, um weithin zu interessiren, sind auch nicht so geformt, daß der Ausdruck literarische Bedeutung hat. Es ist der hohe Standpunkt, von welchem alle Fragen betrachtet werden, die Schärfe und Neuheit der Gedanken, die mächtige Grundlage von Gelehrsamkeit, welche der Zuhörer ahnt, ohne daß der Redner sie zur Schau stellt, diese Vorzüge sind es, die im Verein mit der Kraft und Kürze des Stils den besten unter Lassalles Reden einen dauerhaften literarischen Werth geben.

Die Alten (Quintilian z. B.) theilten die Beredsamkeit in die asiatische und die attische, den blühenden und den „mageren" Stil ein. Nach diesem Eintheilungsprincip müßte man Lassalles Beredsamkeit zweifelsohne als mager und muskulös bezeichnen, während z. B. Orla Lehmanns fließende und reiche Suade zu der erstgenannten Art gerechnet werden muß. In einem ein-

Arbeiter Berlins. — 1864: Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, oder Capital und Arbeit. — Hochverrathsproceß. — Erwiderung auf eine Recension. — Ronsdorfer Rede. — Criminalproceß am 27. Juni.

*) „Die Männer der Wissenschaft haben sich so sehr die Hälse abgeschrieen die Jahrhunderte hindurch, daß es endlich auch bis zu den Ohren der Staatsregierung gedrungen ist. Nur Ein Staatsanwalt und Ein Gerichtshof haben sich unberührt gehalten von dem allgemeinen Geräusch, die Ohren mit Wachs verstopft wie Odysseus vor dem Gesang der Sirenen, und deshalb soll ich in's Gefängniß gehen? Wie unbillig!" Indir. Steuer, S. 95.

*) Offenes Antwortschreiben, S. 31. — Capital und Arbeit, S. 174, Anm.

**) Düsseldorfer Proceß, S. 21. — Hochverrathsproceß, S. 33.

Digitized by Google

zelnen bedeutungsvollen Punkte jedoch ist Lassalle Nichts weniger als attisch, nämlich in seiner Vorliebe für die superlativischen Sprachwendungen. Es ist unglaublich, mit welcher Lust er sich auf den höchsten Spitzen der Adjectiva ergeht, mit welcher Leidenschaft er stilistische Felsblöcke, wie „das Ungeheure", „das Gräßliche", „das Immense" aufsucht und auf einander thürmt. Dies eine Mal hat Metternichs goldenes Wort: „Le superlatif est le cachet des sots" sich nicht bewährt. Aber dies grobe Geschütz bleibt nicht minder plump, wenn es auch von einem talentvollen Manne benutzt wird. Derjenige deutsche Dichter, welcher sich am eingehendsten und genialsten mit Lassalle beschäftigt hat, ließ in meiner Gegenwart die herbe Aeußerung über ihn fallen: „Er hatte ja keinen Geschmack". Das ist zu viel gesagt; allein daß sein Geschmack höchst unsicher war, läßt sich mit Recht behaupten. Er hatte erstaunlich wenig von der französischen Literatur gelernt, wiewohl er mit großen Partien derselben bekannt gewesen sein muß. An andrer Stelle habe ich bemerkt, daß er in seinem Drama keinen Anstand nahm, Ulrich von Hutten seine Größe in wahrhaften Rodomontaden schildern zu lassen. Wo er von den Rücksichten spricht, die ihm verbieten, das Leben eines geliebten Weibes an seine unsichre, von Gefahren bedrohte Existenz zu fesseln, gebraucht er Ausdrücke, wie:

> Wenn ich im regellosen Laufe mit dem Erdball
> Zusammenschmettere, zerstört in hundert Stücken,

und um zugleich seine Größe und sein unglückliches Geschick zu malen, sagt er:

> In einem Ostseehafen schiffte ich mich ein,
> Doch nicht ertragen konnte mich das Schiff,
> Zusammen brach es unter mir.

Gascognaden und Geschmacklosigkeiten! Zu einem solchen Mangel an Gefühl für das Komische in der Uebertreibung findet sich zwar nirgends ein Seitenstück in den Lassalle'schen Reden; aber hin und wieder sind doch die Bilder, durch welche er am meisten imponiren will, so incorrect, daß sie barock werden. In seiner ersten „Assisenrede" spricht er von „der Erinnye des gemordeten Rechtsbodens", in seiner Rede „Die Wissenschaft und die Arbeiter" (S. 3) sagt er, „der stolz ragende Baum wissenschaftlicher Erkenntniß sei von einer Zeit der andern in heiliger Ehrfurcht überliefert worden". Ein gemordeter Rechtsboden, ein überlieferter Baum der Erkenntniß sind ohne Frage etwas starke Effecte; aber ein meisterhaftes Gemälde verträgt schon, daß der eine oder der andere Strich verzeichnet ist.

Ich sagte, Lassalles Stil sei mager, die Bilder sind daher spärlich und kurz. Um so bewundernswerther sind sie in der Regel, wo sie vorkommen.

Niemals ist bei Lassalle das Bild nur Schmuck oder Zierrat, es enthält stets eine logische Erklärung des wahren Wesens der betreffenden Sache, führt also die Rede logisch weiter, während es gleichzeitig dazu dient, den Gedanken zu krystallisiren und die Leidenschaft der Hörer zu entflammen. Ein Beispiel: In seiner „Assisenrede" hatte Lassalle einen schwierigen Punkt zu decken. Er hatte zu bewaffneter Vertheidigung der gestürzten Verfassung aufgefordert, die u. a. das allgemeine Wahlrecht enthielt. Er berief sich darauf, daß die Regierung durch ihren Staatsstreich den deutlich kundgegebenen Willen des Volkes verletzt und verhöhnt habe. Nun hatte aber das Volk durch Vornahme neuer Wahlen nach dem Drei-Classen-Wahlgesetze vom 6. December anscheinend ja selbst die octroyirte Verfassung anerkannt, und die Regierung berief sich hierauf.

Lassalle widerlegt diese Behauptung: „Durch welchen Trugschluß will man den Unsinn uns plausibel machen, daß, weil das Volk wählte, um ein Organ, um Vorkämpfer zu haben, die ihm geraubte Freiheit wieder erkämpfen zu helfen, es den Raub dadurch anerkannt habe? Ich nehme das erste, beste Beispiel, meine Herren, das mir in die Hände fällt. Wenn mir ein Räuber im Schlummer eine kostbare Damascenerklinge von der Seite reißt und mir seine schlechte Keule dafür liegen läßt, wenn ich auffahre, die Keule ergreife, dem Räuber nachsetze, um ihn damit todtzuschlagen und mein Eigenthum wiederzuerlangen, — habe ich, weil ich die Keule gebrauchte, damit anerkannt, daß sie rechtmäßig gegen jenen Damascener eingetauscht worden sei?"

Mag dies Beispiel nun wirklich als „das erste, beste" zur Hand genommen oder vielmehr nach sorgsamer Erwägung gefunden worden sein, mir erscheint es als das Muster eines Vergleichs. Weit entfernt, den Gang der Darstellung aufzuhalten, und, sich nicht damit begnügend, das Verhältniß, von welchem die Rede ist, aufzuklären, räumt das Bild eine Schwierigkeit aus dem Wege, die sonst nur durch eine lange logisch-politische Entwicklung hätte weg erklärt werden können; es schmückt nicht die Rede, sondern verleiht ihr Flügel.

Zuweilen ist es Lassalle gelungen, den Gedanken so in eine einzige Metapher zusammenzudrängen, daß diese wie eine Art Quintessenz seines Ideenganges von Mund zu Mund gegangen ist. So z. B. wenn er, nachdem er in seinem „Arbeiterprogramm" den Zusammenhang zwischen der Idee des Arbeiterstandes und der Idee der gegenwärtigen Epoche entwickelt hat, ausruft: „Die hohe weltgeschichtliche Ehre dieser Bestimmung (zum herrschenden Stande bestimmt zu sein) muß alle Ihre Gedanken in Anspruch nehmen. Es ziemen Ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten und die müßigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf welchen die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll".

Ebenso, wo er mit einem plastischen Ausdrucke die Staatsphilosophie der Manchesterschule charakterisirt: „Die Bourgeoisie faßt den sittlichen Staatszweck so auf: er bestehe ausschließend und allein darin, die persönliche Freiheit des Einzelnen und sein Eigenthum zu schützen. Dies ist eine Nachtwächteridee, meine Herren, eine Nachtwächteridee deshalb, weil sie sich den Staat selbst nur unter dem Bilde eines Nachtwächters denken kann, dessen ganze Function darin besteht, Raub und Einbruch zu verhüten".

Zu Ciceros Zeit (De oratore II, 28) formulirte man die Aufgabe des Redners so: sie sei eine dreifache; er müsse den Zuhörer belehren, ihn gewinnen, und ihn zum Handeln bewegen. Um den Zuhörer zu gewinnen, heißt es bei Cicero, muß man sich im Lichte liebenswürdiger Menschlichkeit zeigen, und, so wird recht naiv hinzugefügt, „das wird dem Redner nicht schwer fallen, wenn er ein tüchtiger Mann ist"; er muß nur die Ansichten und Neigungen der Zuhörer erforschen. Man weiß, zu welchen Mitteln der Redner im Alterthum griff, um das Publicum für sich zu gewinnen, und mit Hülfe welcher ganz ähnlichen Kniffe, Vorführung von weinenden Kindern ꝛc., die Geschworenen heut zu Tage gerührt werden. Lassalle verschmäht seinen Richtern gegenüber nicht allein derartige captationes benevolentiae, sondern nimmt stets eine so stolze und schroffe Haltung an, daß er nur durch die Gemüthsruhe und Seelengröße, welche er dem Urtheilsspruche gegenüber an den Tag legt, diejenigen, von denen sein Schicksal abhängt, für sich gewinnen wollen kann. Ich habe Beispiele seines Vermögens angeführt, mit Hülfe des Bildes den Gedanken zu krystallisiren, und zu belehren; hier ist ein Beispiel der einzigen Art und Weise, wie er mit Hülfe des Bildes zu gewinnen sucht: „Ein Mann, welcher, wie ich Ihnen dies erklärt habe, sein Leben dem Wahlspruch gewidmet hat: „die Wissenschaft und die Arbeiter", dem würde auch eine Verurtheilung, die er auf seinem Wege findet, keinen andern Eindruck machen können, als etwa das Springen einer Retorte dem in seine wissenschaftlichen Experimente vertieften Chemiker. Mit einem leisen Stirnrunzeln über den Widerstand der Materie, setzt er, so wie die Störung beseitigt ist, ruhig seine Forschungen und Arbeiten fort. — Aber um der Nation und ihrer Ehre willen, um der Wissenschaft und ihrer Würde, um des Landes und seiner gesetzlichen

Digitized by Google

Freiheit, um des Andenkens willen, das die Geschichte Ihren eigenen Namen, meine Herren Präsident und Räthe, bewahren wird, rufe ich Ihnen zu: Sprechen Sie mich frei!"

Wo Lassalle endlich nicht darauf ausgeht, den Zuhörer zu belehren, noch darauf, ihn zu gewinnen, sondern ihn zum Handeln zu bewegen, da ist der Ton und das Bild durchgehends kriegerisch. Die Vorliebe für Gleichnisse, die von Kampf und Krieg hergeholt sind, ist durchaus überwiegend. An einer Stelle („Was nun?", S. 28) schließt er: „Dann also kein Versöhnungsdusel, meine Herren! Sie haben jetzt hinreichende Erfahrungen gesammelt, um zu sehen, was der alte Absolutismus ist. Dann also kein neuer Compromiß mit ihm, sondern: Den Daumen auf's Auge und das Knie auf die Brust!"

An einer andern Stelle ruft er dem Arbeiterstande Berlins eine Aufforderung zu, sich seinem Verein anzuschließen, die ganz im Bulletinstile gehalten ist:

„Die wichtigsten Centren Deutschlands sind gewonnen. Leipzig und die Fabrikgegenden Sachsens sind für uns. Hamburg und Frankfurt am Main marschiren unter unserer Fahne.

Das preußische Rheinland geht bereits im vollen Sturmschritt voran!

Mit Berlin wird die Bewegung unwiderstehlich.

Wollt Ihr, Arbeiter Berlins, die Verantwortung auf Euch laden, durch Eure Haltung diese große deutsche Bewegung, den Triumph Eurer gemeinsamen Sache zurückgeworfen zu haben?

Wollt Ihr, die Arbeiter der Hauptstadt, welche die Verpflichtung hätten, Allen voran zu marschiren, den Vorwurf auf Euch laden, die Letzten gewesen zu sein, die sich der Bewegung anschlossen?"

Ausdrücke wie „Keulenschläge", „Heerschau", „Bataillone", „Eisenhand", „eherner Griff", „ehernes Gesetz" und ähnliche sind die Bilder, die aber und abermals in seinen Reden wiederkehren. Von der Fortschrittspartei zu einer Versammlung ihres eigenen Arbeitervereins in Frankfurt eingeladen, gelingt es ihm in zwei auf einander folgenden Reden die ihm ursprünglich feindlich gesinnten Zuhörer zu sich hinüberzuziehen. Er drückt das folgendermaßen aus: „Ich schlug die Fortschrittsmänner in einer zweitägigen Schlacht mit den Truppen, die sie mir selbst entgegenführten". Angeklagt, eine Revolution haben machen zu wollen, definirt er die Revolution, die er nicht machen will, aber von deren Kommen er überzeugt ist, mit diesem Bilde: „Sie wird entweder eintreten in voller Gesetzlichkeit und mit allen Segnungen des Friedens, wenn man die Weisheit hat, sich zu ihrer Einführung zu entschließen bei Zeiten und von oben herab, — oder aber sie wird innerhalb irgend eines Zeitraums hervorbrechen unter allen Convulsionen der Gewalt, mit wild wehendem Lockenhaar, erzne Sandalen an ihren Sohlen!"

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Classisches Liederbuch.

Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. Berlin, W. Hertz.

Als wir „Münchner Idealisten", vor zwanzig Jahren von verschiedenen Orten her auf den Ruf von König Max an der Isar vereint und mit eingebornen Kräften zusammenwirkend uns über Poesie und Wissenschaft besprachen und Theorie und Praxis verbanden, da ward auch manche Uebersetzung aus alten und neuen Dichtern versucht und kritisirt. Was Heyse von italienischer, Leuthold von französischer Lyrik verdeutschte und veröffentlichte, ist ehrenvoll bekannt. Geibels Sinn für formale Schönheit war gar oft mit Rath und That maßgebend. Ich hatte selbst Gelegenheit, im zweiten Bande meines Kunstbuches (Hellas und Rom) Lieder und Liederbruchstücke von Sappho, Anakreon, Ibykos, Simonides in seiner Verdeutschung zu bringen. Das im Lauf der Jahre zu guter Stunde Gelungene und wiederholt Gefeilte hat er nun zusammengestellt. Bei poetischer Uebersetzung geht es gar oft nicht um die wörtliche Treue, da dieselben Bilder und Worte in verschiedenen Sprachen gar oft verschiedenen Eindruck machen, hier geziert und gekünstelt erscheint, was dort natürlich, hier gewöhnlich oder gemein, was dort edel oder einfach klingt; es kommt also darauf an, das Aequivalent zu finden, das in der Nachbildung dieselbe Empfindung und Anschauung in Gemüth und Phantasie erweckt, wie im Original; und der Uebersetzer muß wissen, worauf es wesentlich in jedem Satze ankommt, sowohl zur Bezeichnung der Sache als des Autors; das in beider Hinsicht Charakteristische muß er festhalten, da darf er nichts opfern, im Nebensächlichen kann er sich dann freier bewegen. Geibel pflegte zu sagen: Was Quadern sind im Bau der Dichtung, muß man treu festhalten, Füllungen und Mörtel, die Zuthaten können wir aus eigenen Mitteln geben, wenn Rhythmus und Reim ihr Recht fordern.

Geibel beginnt mit Distichen; es sind Elegieen von Kallinos und Tyrtäos, von Solon und Mimnermos, Sprüche von Theognis. Bei Tyrtäos hat er aus den verschiedenen Trümmern der kriegerischen Ermahnungen einen Schlachtgesang zusammengestellt, der nun als ein sich entwickelndes Ganzes in vollen markigen Tönen sich vor uns hinbewegt. Wie leicht und reizend erscheint dagegen die Begegnung am Brunnen von Theognis, wo auch die ganz vereinzelt erhaltenen zwei Schlußverse von Geibel zu den vorhergehenden herangezogen, nun ein abgerundetes Gedicht herstellen:

Nicht mehr schmeckt mir der Wein, seitdem sie das zierliche Mädchen
Mir an den andern Mann, an den geringern, vermählt.
Kann sie die Eltern doch nur mit Wasser bewirthen, und oftmals,
Wenn sie vom Brunnen es holt, meiner gedenkt sie und weint.
Siehe da legt' ich den Arm um das Kind und küßte den Nacken,
Und ein verstohlenes Wort flüsterte zärtlich ihr Mund:
„O wie haß' ich den Argen um dich! Denn immer noch heimlich
Fliegt mein thörichtes Herz dir wie ein Vögelchen zu".

Wörtlich lautet der Schluß: Ich hasse den schlechten (niedrigen) Mann, und verschleiert bin ich da, mit dem leichten Sinn des kleinen Vogels. Thudichum übersetzte:

Mir ist verhaßt ein niedriger Mann, und im Schleier vorüber
Geh ich mit leichtem Gemüth wie es ein Vögelchen hat.

Geibel gab mit feinsinnigem Verständniß das Wesentliche in neuer und deutlicher Wendung.

Wie ein Bertram de Born tritt Archilochos vor uns hin:

Dienstbar bin ich dem Herrscher, dem Enyalischen Kriegsgott,
Aber das Musengeschenks walt' ich, des holden, zugleich.

Bei den eigentlichen Liederfragmenten bewegt sich Geibel auch formal freier, um uns im Deutschen ein Aequivalent zu geben; er erlauscht aus dem Versmaß die Rhythmen, von denen er fühlt, daß sie dem Inhalte gemäß uns ähnlich harmonisch ansprechen werden wie im Griechischen; wir in der accentuirenden Sprache sind an das Einfachere gewöhnt, der Grieche liebt das kunstvoll Verschlungene. Doch ist Geibel hier wohl manchmal weiter als nöthig gegangen. So ist z. B. Ibykos in seinem Frühlingsgesang viel stürmischer, daktylisch bewegter, während Geibel den kühnen Schwung durch den reizenden Sang der Glykoneen ermäßigt, und alles milder stimmt. Thudichum läßt diese antike „Rastlose Liebe" metrisch treu wiederklingen:

Sieh in dem Lenze Kydonias
Apfelgesträuch von der Flüsse Geström
Wasserbenetzt, wo der Mägdelein
Lauterer Garten, und unter den schattigen
Zweigen des sprossenden Weinstocks keimende

Digitized by Google

Blüthen des Weins sich entfalten; für mich jedoch
Ruhet die Liebe zu keiner Jahreszeit, welche dem an dem Blitz entzündeten
Thrakischen Nordwind gleich
Herstürmend von Kypros in rasend versengendem Wüthen
Betäubend mich schreckt mit dem Knaben, und streng bewacht hält
Meinen gefangenen Sinn.

Da ist freilich Manches ungelenk, anmuthlos, und wir gewinnen keinen unmittelbar erquickenden poetischen Eindruck, wir müssen ihn langsam, mühsam erwecken. Anders bei Geibel; hier erfreut uns der dichterische Hauch, hier ist das Griechische Deutsch geworden:

Frühling ward es und wieder blüht
Vom sanftströmenden Bach getränkt
Der Kydonische Apfelbaum,
Wo jungfräulicher Nymphen Schaar
Tief im Dunkel des Haines spielt
Und die Blüthe der Rebe schwillt
Unter schattendem Weinlaub.

Doch nicht achtet der lieblichen
Jahreszeit Eros und läßt mich ruhn,
Nein wie thrakischer Wintersturm
Widerleuchtend vom Blitzesschein
Fällt er, Kyprias wilder Sohn,
Mit blindsengender Wuth mich an
Und erschüttert gewaltsam mir
Die Grundfesten des Herzens.

Da wird keinem unsrer Leser die Wahl schwer fallen. Aber ob es nicht noch ein Drittes gibt, diese glückliche Leichtigkeit bei streng metrischer Treue? Die Frage soll man eigentlich nur aufwerfen, wenn man sie durch die That auch löst. Ein Aufruf des echten Anakreon an den Weingott ist in Form und Inhalt gleich getreu.

Fürst! dem Eros der Siegesgott,
Dem schwarzäugiger Nymphen Schaar
Und die rosige Kypris
Spielend folgen, wohin du auch
Schweifst auf luftigen Bergeshöhn,
Auf den Knieen beschwör ich dich:
Komm, o komm, und vernimm in Huld
Mein Gebet, Dionysos,
Neige du Kleobulos' Herz,
Selbst mit göttlichem Rath, daß ihm
Meine Liebe gefalle.

Prächtig ist Simonides' Inschrift für Anakreons Grab wiedergegeben; es ist ein Satz, der der Rebe gleich sich verzweigt und zum Ganzen zusammenschließt; auch die Contraste in der Grabschrift für die bei Thermopylä Gefallenen treten klar an's Licht. Ueberhaupt ist das Geibels großes Verdienst, daß bei ihm alles leichtverständlich wird, und, wie ein Kunstwerk soll, einladend sich zum Genuß bietet. Das einzige Gedicht jener äolischen Lyrik, das uns ganz erhalten ist, Sapphos Gebet an Aphrodite wird dies bezeugen:

Die du thronst auf Blumen, o schaumgeborne
Tochter Zeus, listsinnende, hör mich rufen,
Nicht in Schmach und bitterer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen!

Sondern huldvoll neige dich mir, wenn jemals
Du mein Flehn willfährigen Ohrs vernommen,
Wenn du je zur Hülfe bereit, des Vaters
Halle verlassen.

Raschen Flugs auf goldenem Wagen zog dich
Durch die Luft dein Taubengespann und abwärts
Floß von ihm der Fittiche Schatten dunkelnd
Ueber den Erdgrund.

So dem Blitz gleich stiegst du herab und fragtest,
Sel'ge, mit unsterblichem Antlitz lächelnd:
„Welch ein Gram verzehrt dir das Herz, warum doch
Riefst du mich, Sappho?

Was beklemmt mit sehnlicher Pein so stürmisch
Dir die Brust? Wen soll ich in's Netz dir schmeicheln?
Welchem Liebling schmelzen den Sinn? Wer wagt es
Deiner zu spotten?

Flieht er: wohl, so soll er dich bald verfolgen, —
Wehrt er stolz die Gabe: so soll er geben, —
Liebt er nicht: bald soll er für dich entbrennen,
Selbst ein Verschmähter".

Komm denn, komm auch heute den Gram zu lösen!
Was so heiß mein Busen ersehnt, o laß es
Mich empfahn, Holdselige, sei du selbst mir
Bundesgenossin!

Wem, wie mir, Geibels Perlen der griechischen Lyriker den Wunsch nach Mehr erwecken, der kann, bis er und andre in seiner Weise demselben nachkommen, die Auswahl der Elegiker, Jambographen und Meliker in die Hand nehmen, die G. Thudichum in den „Classikern des Alterthums" bei Metzler gegeben und durch Einleitungen und Anmerkungen trefflich erläutert hat, sodaß er dem Verständniß zu Hülfe kommt; sie enthält viel Schönes und in der Verdeutschung Gelungenes; doch steht bei ihm der Philolog in erster, der Dichter in zweiter Linie; bei Geibel ist's umgekehrt.

Unter den Römern begegnen wir zuerst den Dichtern, an die Goethe angeknüpft, als er eine seiner römischen Elegieen schloß:

Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn gethan.

Amors Triumvirn sind nicht Cäsar, Pompejus und Crassus, sondern die Meister der römischen Liebesgesänge. Der sanft schmelzende Ton des frauenhaften Tibull, das lodernde Feuer, der stolze Redeschwung des männlichen Properz ist erreicht; von Ovid hätte ich noch einige weitere Beiträge erwartet, die Abschiedsnacht in Rom, eine oder die andere erotische Elegie, die Betrachtung über sich selbst. Jüngst hat ein anderer deutscher Dichter die Sulpiciagedichte bei Tibull übersetzt; nun, Adolf Wilbrandt wird sich durch die Lectüre Geibels selbst überzeugen, daß man im Versbau strenger und doch in der Sprache flüssiger sein kann. „Bei deinem", „nimm meinen", das sind keine Daktylen, und Hexameteranfänge wie die folgenden sind vorvossisch: „Von dieser untreuen Gluth," — „Jetzt ohne mich keine Liebe". Geibel ist so wenig wie Heyse in seiner Thekla pedantisch in der Vermeidung der Trochäen, aber er liebt doch die spondeische Tonfülle, in der Thesis des Verstactes mittelzeitiger Silben oder Längen, die den Hochton nicht haben. Schlegel und Platen sollen nicht vergeblich gewirkt haben, die Poesie ist eine Kunst, die sich auch in der Behandlung der Sprache vom Dilettantenthum unterscheiden soll, das dieselbe zu leicht nimmt, wie vom philologischen Pedantenthum, das der erzwungenen Regelstrenge die Anmuth opfert.

Fast die Hälfte des Buches nimmt Horaz ein. Eine Satire (Der Schwätzer) und drei Briefe geben in leichthinspielendem Geplauder den Sinn des Dichters treulich wieder; über das verfängliche „vin' tu curtis Iudaeis oppedere" hilft Geibel sich mit der Wendung hinweg, die zart auf die römische Derbheit anspielt: „Hauptsabbath ist heut, und Geschäfte, spricht der Ebräer, verderben die Luft". Ueberhaupt kann man gerade an dieser Satire es studieren, wie die Aequivalente unsrer und der lateinischen Umgangssprache neben der buchstäblichen Treue sich ausnehmen, wenn man Geibel mit Voß oder Kirchner vergleicht. Die zweiunddreißig Oden lesen sich wie deutsche Gedichte, und die heitre Bewegung der asklepiadeischen, der wuchtigere Schwung der alkäischen, die ruhige Betrachtung der sapphischen Strophe erscheint dem Inhalt angemessen, — nur daß Horaz selbst sich

Digitized by Google

manchmal in der Form für seinen Stoff vergriffen hat. Der zu früh verstorbene Bacmeister hat uns eine Uebersetzung von den Horazischen Oden hinterlassen, die gleichfalls von Zwang und Schwerfälligkeit frei den geschmackvollen Sprachkenner zeigt; aber man kommt doch nicht immer mit einer Ode ohne irgend einen Anstoß zu Ende. Daß er alle Gedichte gab, während Geibel auswählte und eine Ode wegließ, wenn nicht Alles gelungen war, das müssen wir in Anschlag bringen; auch daß Geibel ein Menschenalter lang mit solchen Arbeiten beschäftigt, das Wohlgefeilte, Durchgebildete bietet. Ein paar allbekannte Stellen mögen zur Vergleichung dienen:

Geibel:

Wer in Unschuld wandelt und rein von Frevel,
Der bedarf nicht Maurengeschoß und Bogen,
Noch geschwellt von giftigen Pfeilen, Fuscus,
Braucht er den Köcher . . .

Führt mich hin wo über erstarrten Fluren
Nie ein Baum aufschauert im Hauch des Frühlings,
Wo die Welt mit ewigem Nebel traurig
Jupiter zudeckt,

Oder wo, dicht unter dem Sonnenwagen,
Uns versagt ist Hütten zu bauen: immer
Werd' ich dich süßlächelnde süßberedte
Lalage lieben.

Bacmeister:

Freund, ein schuldlos Herz und ein reines Leben,
Das bedarf nicht Maurischen Pfeil und Bogen,
Keine von giftschweren Geschossen schwangern
Köcher, o Fuscus . . .

Stelle mich dorthin, wo in dumpfen Fluren
Nie ein Baum sich labt in dem Hauch des Sommers,
Dort wo Dunst und Regen und böser Nebel
Ueber der Welt ruhn;

Stelle mich, wo unter des Sonnenwagens
Naher Gluth kein menschlicher Sitz gedeihn mag,
Ewig lieb' ich Lalages holdes Lächeln,
Holdes Geplauder.

Hier sind wohl die ersten und letzten Zeilen bei Bacmeister, das Andere bei Geibel vorzuziehn.

Die berühmte Stelle über Pindar, auch bei Bacmeister beachtenswerth, lautet ganz vortrefflich bei Geibel:

Wie der Strom herbraust vom Gebirg, im Regen
Aufgeschwellt hoch über die alten Ufer,
Also rauscht allmächtig das Lied aus tiefster
Seele dem Pindar.

Immer krönt ihn würdig Apollons Lorbeer,
Ob er kühn in Festdithyramben neuer
Worte Fluth hinwälzet, auf fesselosen
Rhythmen sich wiegend,

Ob er Götter feiert und Göttersöhne,
Wie vor ihrem rächenden Arm Centauren
Hier in's Blut hintaumeln und dort Chimäras
Flammen verlöschen,

Oder ob Faustkämpfer er preist und Rosse,
Die im Schmuck eleischer Palmen heimziehn,
Preist und zehnfach herrlicher sie belohnt als
Marmorne Bilder,

Oder schwermuthvoll dem entrissenen Jüngling
Mit der Braut nachweint, und des goldnen Alters
Kraft und Zucht zum Himmel erhebt, ein Hüter
Ihrem Gedächtniß:

Mächt'ger Hauch trägt immer den Schwan der Dirke,
Wann er auch zu wolkigen Höhn den Fittig
Spannen mag; doch ich, dem Matiner Bienlein
Aehnlich geartet,

Das um Tiburs schattigen Hain am feuchten
Ufer schwebt und duftigen Thymus sammelt,
Forme mühsam nur in bescheidnem Fluge
Kleine Gesänge.

Bei einem andern Odenanfange stört es uns, wenn Bacmeister den grammatischen Fluß der Rede unterbricht, wenn er die Verkehrtheiten fordernden Bürger zur wahnsinnlüsternen Menge macht; auch ist das Ganze wuchtvoller bei Geibel:

Bacmeister:

Ein Mann des Rechts und seinem Entschlusse treu —
Dem schreckt die wahnsinnlüsterne Menge nicht —
Und nicht des Zwingherrn finster drohende
Stirne den stetigen Muth, der Sturm nicht,
Der brausend herrscht im tobenden Hadria,
Und nicht des Donners Hand, die gewaltige,
Und wenn das Weltall krachend einstürzt,
Treffen die Trümmer noch einen Helden.

Geibel:

Wer treu sich selbst im Dienste der Pflicht beharrt
Dem wird Gesetzbruch heischende Pöbelwuth,
Dem wird des Zwingherrn finsterer Drohblick
Nie den gelassenen Muth erschüttern,
Noch auch der Sturm, der Adrias Brandungen
Aufrührt, noch Zeus' blitzschleudernder Götterarm;
Der Himmel, stürzt er ein, begrübe
Unter den Trümmern den Unverzagten.

So ist bei Geibel Alles gerundet und dichterisch gestimmt. Meine eigene Uebersetzung des Wechselgesanges im erwähnten Buch werde ich nun gern mit der Geibel'schen vertauschen, nur daß mir zwei Zeilen nicht gefallen, ich bleibe bei „Wenn nun Chloe, die blonde, weicht" und bei „Aber erbrausender als die Brandungen Adrias", und schließe mit Geibels Strophen:

Horaz:

Als du mich noch im Herzen trugst
Und kein trauterer Freund zärtlich die Arme dir
Um den blendenden Nacken wand,
Schwelgt' in reicherem Glück Persiens Herrscher nicht.

Lydia:

Als ich dir noch allein gefiel,
Und vor Chloe noch nicht Lydiens Reiz erblich,
Ging mein Name von Mund zu Mund,
Selbst nicht Ilias Ruhm strahlte so hell im Lied.

Horaz:

Jetzt beherrscht mich die Thrakerin
Chloe; lieblicher singt keine zum Lautenspiel,
Freudig will ich den Tod bestehn,
Gönnt der Süßen dafür Leben und Heil ein Gott.

Lydia:

Mich hat Calais, Thuriums
Sohn, entzündet und gibt Gluth mir um Gluth zurück;
Zwiefach duld' ich des Todes Pein,
Gönnt dem Knaben dafür Leben und Heil ein Gott.

Horaz:

Doch wenn sanft die Entfremdeten
Alter Liebe Gewalt wieder zusammenjocht?
Wenn mich Chloe, die blonde, reut,
Und mein Pförtchen wie sonst Lydien offen steht?

Lydia:

Schön ist jener wie Phöbus zwar,
Du noch schwanker als Rohr, leichter in Zorn gestürmt
Als der Hadria wilde Fluth,
Doch in Leben und Tod will ich die Deine sein.

M. Carriere.

Digitized by Google

Sprüchwörtliches aus Italien.

Von **Robert Waldmüller.**

(Schluß.)

Auch andre der Goethe'schen Sinnsprüche weisen auf italienische Spruchweisheit hin; so sein

Willst du mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen,

eine sehr günstige Wendung für das italienische Sprüchwort:

A casa mia non intratai
Si tu non lighi la bestia à l'uscio,

oder:

In mein Haus darfst du nur herein, wenn du zuvor dein Thier draußen anbandest.

Am auffallendsten ist die Aehnlichkeit zwischen der italienischen Redensart

Ogni cosa se sa sopportar
Excetto il bon tempo,

und dem Goethe'schen

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Statt des Wortes: Kastanien aus dem Feuer holen, hat der Italiener die Redensart: er will die Schlange mit den Händen Anderer aus dem Loch holen.

Für: sich unpraktisch helfen, hat er:

Linsen mit der Gabel essen.

Thaten sind ihm männlich, Worte weiblich:

I fatti sono maschi,
Le parole femine;

oder:

Thaten sind von männlicher Sorte,
Aber von weiblicher sind Worte.

Ueber das erste Ehejahr heißt es:

Il primo anno che l'homo tuol moglie
O che se tosa, o smala o s'indebita;

zu deutsch: im ersten Ehejahre bekommt der Mann Husten oder ... sonstige Krankheit oder — Schulden.

In der Beichte der Weiber sieht das italienische Sprichwort viel bloßes Geschwätz:

Le donne quando confessono
Dicono sempre quello che non hanno fatto.

Oder:

Die Weiberbeichte ist voll von Dingen,
Die sie ihr Lebtag nicht begingen.

Poetisch sagt der Italiener

La notte è la madre di pensieri;

im Volksverständniß ungefähr soviel als

Wer Nächtens wacht,
Sich Sorgen macht.

Nicht minder gut klingt der Rath:

Lassa andar l'acqua alla valle,

d. h. angewandt auf's gemeine Leben:

Was brauchst dich denn so zu verdrießen?
Das Wasser will einmal zu Thale fließen.

Unser heimisches:

Narrenhände
Bekritzeln Tisch und Wände,

hat der Italiener in folgender Form:

Muro bianco (Weiße Mauer),
Carta da mati (Papier für Narren).

Unser: Gutes Wort findet eine gute Statt, umschreibt der Italiener wie folgt:

Tira più mosche una goccia di mele
Che una botto di aceto.

Zu deutsch:

Mehr Fliegen lockt ein Tropfen Honig an,
Als eine ganze Flasche Essig kann.

Tiefer Ernst liegt in der Mahnung:

L'acqua corre
E il sangue stringe!
Das Wasser rinnt,
Aber das Blut — gerinnt.

Der Klangverwandtschaft verdankt wohl seinen Ursprung das Sprüchwort:

Chi sospira, spera.
Wer seufzt, hofft.

Dasselbe findet seine Anwendung auf das Zittern eines Augenlides:

Occhio dritto — cuore afflitto,
Occhio manco — cuore stanco.
Rechtes Auge — Trauer im Herzen,
Linkes Auge — müde von Scherzen.

Noch mehr gilt das Vorgesagte von dem vieldeutigen Worte:

Finisca l'amore di petto
E viene l'amore di letto.

Dagegen drückt das folgende Sprüchwort eine Vermuthung aus, die ganz gut zu andern Redensarten paßt, welche den frommen Grimassen abhold sind:

Occhi bassi e cuor contrito
La bizzoca vuol marito.

Oder:

Die da viel niederblickt und viel von Reue plärrt,
Dieselbe hofft, daß sich ein Freier finden werd'.

In einem verwandten Sprüchwort wird der Rath ertheilt, sich vor einer Frommen in Acht zu nehmen, wie vor einem weit überhängenden Baume:

Guardati dall' albero che pende
E della donna che pietosa parla.

Schärfer noch geht folgendes Sprüchwort mit den Betschwestern in's Gericht:

Santi in chiesa
Diavoli in casa.

Oder:

In der Kirche mit dem Rosenkranz,
In dem Hause daheim mit Krallen und Schwanz.

Drollig sind folgende Wendungen:

La donna alla finestra,
La gatta alla minestra.

Oder:

Guckt die Frau zum Fenster hinaus,
Da schleckt die Katze die Suppe aus.

Nicht minder

Colomba che ride vuol la fava.
Taube, welche gurrt, verlangt nach Bohnenfutter.

Ein Schelmenwort, mit dem ein allzumuntres Mädchen geneckt wird.

Digitized by Google

Und

Ai belli va il fumo
E i brutti li consuma,

was unserer Redensart: der Rauch zieht nach der Schönheit verwandt ist.

Ironisch versichert ein Sprüchwort:

Ogni femina i casta,
Se non ha chi la caga.

Zu deutsch etwa:

So lange Keiner Jagd auf sie macht.
Ein jedes Weib ich für keusch eracht'.

Auch vergleicht das italienische Sprüchwort ein Weib, dessen Büste der Fülle entbehrt, mit einem Tellerbret, dem die Schüsseln fehlen:

La donna che non ha petto
E come lo scodellare senga piatti.

In einem andern wird hinwieder die Allgewalt des weiblichen Zaubers mit folgenden Worten abgeschätzt:

El tira più un pelo di potta
Che non fanno cento para di bo.

Was, mit einer kleinen Elimination, etwa im Deutschen heißen könnte:

Was stärker zieht als hundert Ochsenpaar?
— Ein Frauenhaar.

Wo die Frau das Regiment führt, weiß das italienische Sprüchwort übrigens ebensowenig zu loben wie das deutsche.

So heißt eins:

Trista quella casa
Dove le galline cantano e l'gallo tace.

Oder:

Wo statt dem Hahn die Hennen krähn,
In das Haus möcht' ich nimmer gehn.

Und wo gar kein Mann gesehen wird, das Haus nennt das italienische Sprüchwort sogar armselig:

Povera quella casa
Dove non ci rientra il capello.

Moralisirend ist die Fassung nur ganz weniger italienischer Sprüchwörter. Hier noch einige, die weiter keines Zusatzes bedürfen:

Chi tardi arriva mal allogia.

Oder:

Wer spät kommt, findet schlechtes Quartier.

Chi ha denti non ha pane
Chi ha pane non ha denti.
Wo das Beißen gut geht, fehlt's an Brod,
Und wo Brod ist, macht das Beißen Noth.

Trotto d' asino e foco di paglia.
Poco dura.
Feuer von Stroh und Eselstrab
Beginnen heftig und lassen bald ab.

Che spuda contra el vento
Se spuda contra el viso.
Wer gegen den Wind speit, wundre sich nicht,
Fliegt ihm der Speichel in's Gesicht.

Chi troppo ride a natura de matto
E chi non ride a natura de gatto.
Wer zu viel lacht, den Narrentitel begehrt,
Wer nie lacht, zum Katzengeschlecht gehört.

Chi l'ha per natura
Fina la fossa dura.
Was von Natur ich bin und hab',
Das geht dereinst mit mir in's Grab.

Chi manza melle
Se ne leccha ne sede.
Wer sich läßt den Honig schmecken,
Muß hernach die Finger lecken.

Chi do lievori cazza
Un perde e l'altro lassa.
Wer zwei Hasen will auf einmal fangen,
Wird keinen von den zwei'n erlangen.

Chi non ha cuore
Habi gambe.
Jeder halte zu Rath das Seine,
Wer keinen Muth hat — habe Beine.

Audi, vedi e tace
Se vuoi vivere in pace.
Zum Frieden willst du, daß ich dir die Straße zeige?
Sieh alles, höre alles und dann — schweige.

Non è virtu che poverta non guasta.
Armuth hat eine herrische Hand,
Keine Tugend hält ihr Stand.

Chi predica al deserto, perde il sermone,
Chi lava il capo all' asino perde acqua e sapone.
Wer in der Wüste predigt,
Der predigt tauben Ohren;
Wer einem Esel den Kopf wäscht,
Hat Wasser und Seife verloren.

Case e casarelle
La casa mia è la più bella.
Häuser große und kleine,
Das schönste ist doch das meine.

Chi compra il superfluo
Vendova il necessario.
Wer Unnützem pflegt nachzulaufen,
Muß bald das Nöthige verkaufen.

Legno di quercia e pane di grano
Beata quella casa dove stanno.
Eichenes Brennholz und Weizenbrod,
In dem Hause, wo die sind, hat's keine Noth.

Il debito mangia notte e giorno.
Wer Schulden hat gemacht
Muß sie füttern Tag und Nacht.

Huomo di vino
Non val un quatrino.
Mann, der der Flasche gehört,
Ist keinen Heller werth.

Del senno di poi
Ne son piene le fosse.
Von dem Hinterdrein-Gedanken-Verstand
Fließen die Gräben über im ganzen Land.

Mangie a gusto tuo
E vesti a gusto d'altri.
Speise dich, wie dir's mag behagen,
Kleide dich, wie die Leute sich tragen.

Un padre sa compare cento figli
E non cento figli un padre.

Ein bitterböses Wort:

Ein Vater schafft für hundert Söhne Brod;
Braucht er sie, lassen hundert Söhne ihn in Noth.

Le femmine di buona razza
Prima fa femmina e poi fa maschio.
Zuerst ein Mädchen und dann ein Bube,
So muß es gehn in der Wochenstube.

Digitized by Google

Barba d'uomo e coda di cane
Non toccar che ti fa male.
Hundeschwanz und Männerbart
Rühre nicht an, wer gern Frieden bewahrt.

Chi tieni quatrini, conta,
E chi bella moglie, canta.
Wer viel Geld hat, die Zeit mit Zählen verbringt,
Aber wer ein schönes Weib hat, der singt.

D'ogni cosa si parta tre di
Was immer es auch sei,
Drei Tage nur ist's neu.

Sta scritto a lettere d'oro
Non si ponno vedere suocera e nuora.
In goldnen Lettern steht's geschrieben:
Zwischen Schwiegermutter und Schnur kein Lieben.

Chi paga prima
E mal servito.
Wer vor der Arbeit zahlt den Knecht,
Mit dessen Bedienung steht es schlecht.

Secondo il vento
Si naviga.
Wie der Wind weht,
So die Schifffahrt geht.

Chi non ingrasso la scarpa
Ingrasso lo scarparo.
Für das Fett des Schusters sorgt,
Wer seinen Schuhen keines borgt.

Non sempre Dio paga ogni sabato
Laß nur die Ungeduld zu Haus,
Gott zahlt nicht jeden Samstag aus.

Sopra la cerqua cascata
Si fa la legna.
Die Eiche kam zu Falle,
Jetzt gibt es Brennholz für Alle.

Römische Ausgrabungen.

Obwohl das ewige Rom aus seiner vornehmen Beschaulichkeit aufgerüttelt worden ist durch den ungestümen Anprall der pietätlosen Neuzeit, die ihm mit dreister Oberflächlichkeit zuruft: ôte-toi, que je m'y mette, — ist das immerhin leichter gesagt als gethan. Die Denksteine einer mehr als dritthalbtausendjährigen Vergangenheit sind mit dem besten Willen nicht so rasch durch die Heldenthaten Jung-Italiens zu überkleistern. Durch die platzenden Nähte der modernen Kleidung dringt das Löwenfell der alten Roma immer wieder majestätisch hindurch und sie spottet der Versuche sie von ihrer weltbeherrschenden Stellung als Mittelpunkt der gläubigen wie ungläubigen Menschheit, der frommen Christen wie der heitern Heiden, — zu einer modernen, frisch angestrichenen Landhauptstadt wie etwa Wien oder Berlin herabzudrücken! Wie soll in diesen schmalen gewundenen Straßen und abseits gelegenen Plätzen, die durch Gärten und Villen voll Lorbeergängen, Rosen- und Orangenblüthenduft mit einander verbunden sind und es bislang noch mehr waren, — wie soll modernes Leben da pulsiren, das Haschen und Jagen der Gegenwart mit ihren complicirten Ansprüchen da hinein passen und gedeihen? Zur Einsicht dieser praktischen Wahrheit sind die meisten Volksvertreter im italienischen Parlamente aus eigener bitterer Erfahrung wohl schon gekommen. Die Wohnungsnoth in einer Stadt der Kirchen und Klöster, die Theuerung in einer meilenweit von den öden Triften der Campagna, in großartiger Einsamkeit umschlossenen Residenz, die Hemmung des Verkehrs in den engen Gassen und Plätzen — das Alles und noch manches Andere hat seine aufklärende Wirkung nicht verfehlt, nun es zu spät es zu ändern. Zwar lagen diese — die jetzigen Bedürfnisse einfach verneinenden — Umstände sichtlich längst zu Tage, für Jeden nur oberflächlich beobachtenden und denkenden Menschen. Das italienische Parlament, seit Jahren an das Feldgeschrei „Roma, capitale d'Italia" gewöhnt, wollte aber nicht denken, oder vielmehr fehlte ihm, offen gesagt, der moralische Muth sich der öffentlichen Gedankenlosigkeit mit der Darlegung seiner Gründe entgegenzustellen.

Wie dem Kinde, das nach dem Mond schreit, bis es blau wird, höchstens eine Pomeranze als deminutives Aequivalent dafür zu reichen ist, so wäre das blinde Volksgeschrei durch die Erklärung Roms zur „capitale ideale" mit Verheißungen auf endliche Realisirung dieses Ideales, sowie die nöthigen Mittel dazu vom Volke gewährleistet sein würden (das hätte gewirkt!), beschwichtigt worden. Im lieblichen, geräumigen, wohlfeilen, ohnedies zur Hälfte durch die Verlegung der Hauptstadt dahin, auch schon modernisirten Florenz hätten aber die Ministerien, das Parlament zu verweilen gehabt. Was geschieht statt dessen in Rom? Wie auf der Flucht vor dem bösen Feinde kommt die ganze Regierungsmaschine mit der vollen Unbeholfenheit eines unabsehbaren Beamtenheeres angebraust, ehe noch weder Dach noch Fach für die Tausende schlecht besoldeter Familienväter ermittelt worden. Das geschäftige aber total hirnlose Municipium (dessen plebejischer Titel nun statt des alt ehrwürdigen Senats die Gemeindevorsteher ziert, trotzdem sie fortfahren, alle Verfügungen mit S. P. Q. R. aus alter Gewohnheit und — Eitelkeit zu überschreiben) — dieses nun wußte zur Bethätigung seines Feuereifers nichts Besseres zu thun als — eine neue Auffahrt zum Capitole zu decretiren. Und diesem Einfalle hatte als erstes Opfer das kleine zweistöckige Renaissance-Haus zu erliegen, auf dessen unfertigem Bau ein schiefes Dach so lustig jovial wie eine Studentenmütze gesessen, das aber ohne Ehrfurcht nicht anzuschauen gewesen, denn kein Anderer als Michelangelo Buonarotti hatte es einst bewohnt! Vergebens war es, daß ein geschickter Ingenieur sich bemühte, durch Vorlegung seines Planes den Stadtvätern zu beweisen, wie durch Hinwegräumung wirklicher Baracken im Rücken dieses historischen Juweles dieses vollkommen zu erhalten und dabei eine bequeme Auffahrt mit 6 % Fall zu erzielen gewesen wäre! Das kleine Haus mit seinen großen Erinnerungen mußte verschwinden, damit die Räder der Municipals- und Fremdenwägen nun tagtäglich über die Stelle rollen können, die ein großer Genius durch sein Dasein geweiht. In dem üppig gedeihenden kleinen Garten aber, der gegenüber das länglich aufsteigende Dreieck einnimmt, zwischen dem breiten steinernen Aufgange*) zum Capitolsplatze und der steilen Treppenwand, die nach Ara Coeli, dem alten Sitze des gestürzten capitolinischen Jupiters, führt — in diesem smaragdgrünen von plätschernden Springbrunnen und feurigen Blumen und hoch wehenden Gräsern jahraus jahrein das Auge erquickenden Winkel, hat das Municipium seinen zweiten schöpferischen Gedanken verwirklicht! Dort ist nun ein großer runder Käfig zu sehen; viel Volk steht meist an der Gartenmauer und gafft gruselnd hinein. Das uralte Abzeichen Roms ist hier lebendig zu schauen in Gestalt einer heißhungrigen Wölfin! Jetzt hat man ihr statt der Zwillinge einen Gemahl beigesellt, damit dies treffliche Symbol einer nimmersatten Regierung nicht aussterbe.

Mit diesen zwei Heldenthaten war der immer dringenderen Wohnungsnoth jedoch nicht abgeholfen. Was thun? Da hieß es denn: helfe was helfen mag! So griff man zum nicht mehr ungewöhnlichen Mittel der Expropriation und expropriirt ward denn auch geistlich und weltlich, hoch und nieder und den römischen Grundbesitzern gegenüber Erlkönig gespielt „Und gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt". Als eine der Ersten unterlag dem öffentlichen Banne**) die rechts neben dem Bahnhofe gelegene Villa Negroni (durch Sixtus V. angelegt und zu-

*) Dieser wurde zu Ehren der Ankunft Karls V. angelegt.

**) Wohl munkelte man damals schon, der seitdem verstorbene alte Fürst (ebenso seiner starr päpstlichen Gesinnungen, als aber auch seines — nicht minder starren Geizes wegen bekannt) habe das prächtige Besitzthum freiwillig verkauft und fingirt den Käufer nicht zu kennen.

Digitized by Google

letzt im Besitze des Fürsten Massimo), deren Cypressenalleen und areale Ausdehnung sie mit zu den größten und angesehensten innerhalb der Mauern Roms gemacht hatte. Das offene, vierbögige kleine Renaissancequadrat, halb Brunnenhaus, halb Gartensälchen, das die Besitzung am Eck der Via Strozzi und der Quattro Fontane so zierlich abschloß, wo es stets so leise plätscherte und rauschte, als wehte Melusinens holder Geist darüber — wo ist es hin? Vom Erdboden verschwunden ist es mitsammt den Steineichen und Cypressen, den Lorbeerhecken und Rosenhagen, die der alte gestrenge Sixtus sich hier errichtet und gepflanzt, um in diesem abgeschlossenen Gehege von den Tagesmühen seines eisernen Pontificates auszuruhen! — Dagegen hat sich an Stelle der entwurzelten Alleen und Hecken die Erde aufgethan und — den Agger des Servius Tullius bloßgelegt! Riesenblöcke aus grobkörnigem Peperin (dem Baumateriale der Königszeit), cementlos auf einander geschichtet, bildeten dazumal an dieser Stelle die Stadtmauer; ein Halbrund zeigt den Ort an, auf dem der Festungsthurm gestanden. So greift in dieser wunderbaren Stadt jeder Spatenstich in die Vergangenheit zurück und docirt dem denkenden Beschauer salomonische Weisheit! Die historische Merkwürdigkeit dieser Entdeckung rettet das seltene Denkmal römischer Urzeit vor dem Verschütten, wie es sonst zu geschehen pflegt.

In dem ab- und aufgeschaufelten Erdreich der Villa, wo immer der Fuß in jenen Tagen hintrat, wo immer das Auge hinsah, überall lagen Stücke kostbaren alten Marmors, Terracottascherben mit der feinsten rothen oder gleich Erz schillernden bläulich-schwarzen Glasur, auch Amphorahälse herum oder schauten in solcher Menge aus den noch unabgetragenen Erdwällen heraus, als wären es unausgehackte Feldfrüchte, wie etwa Kartoffeln oder Zwiebeln. Und wie hier, so trifft man es mit geringen Schattirungen von plus oder minus (in Betreff der Qualität aber kaum der Quantität) überall wo eine Schaufel Erde in Rom ausgehoben wird. So zog sich eine kleine Strecke von hier entfernt, zur linken Seite des Bahnhofes noch vor zwei und einem halben Jahre eine Anhöhe von ziemlicher Ausdehnung, die bis in die Nähe des an die Diocletiansthermen grenzenden Macao reichte.*) Diese ganze bedeutende Zwischenhöhe abzutragen, ward damals Hand angelegt. Schon zur Zeit des Eisenbahnbaues, als in diese nächste Umgebung der alten Diocletiansthermen die erste Bresche gekommen, waren die prächtigsten Mosaikböden zu Tage gelangt, bei dem allgemeinen Schlendrian, der Ueberhäufung mit derlei antiken Gegenständen, jedoch wieder verdeckt oder zerstört worden. So war man auch jetzt mit einem dort aufgegrabenen antiken Theater verfahren, dessen Plan man sich aufzunehmen begnügte, nachdem dessen Ellipse vollständig frei gelegt worden war, um es dann wieder zu verschütten. Nicht minder sind auf der Höhe des nahen Viminalis, als dort die Fundamente zum Palaste des Finanzministeriums gelegt werden sollten, das Erdreich sich jedoch so charakteristisch halt- und bodenlos erwies, gleich den Zuständen, die es zu tragen bestimmt, daß immer tiefer und tiefer gegraben werden mußte, schließlich prächtige antike Bauten und Mosaiken zum Vorschein gekommen, die — wie die Inspectoren versicherten — auf Senator Rosas Geheiß ungesichtet wieder dem kaum geöffneten Grabe zurückgegeben werden mußten. Bis vor kurzem sah man da noch in eine Riesengruft hinab, die Seiten von Grotten unterwühlt. Diese kommen in Rom sehr häufig vor, einem sonderbaren Gebrauche der Alten gemäß, die oft ihre Häuser auf Pozzolanhöhlen**) hatten, welche erst das Material zum Bau geliefert und wohl auch noch danach benutzt worden sein mochten. Die Folge davon ist nun aber für die Gegenwart, daß die Fundamente der neuen Häuser oft bis zu 10 und 20 Meter gelegt werden müssen. So hatte das künftige Finanzministerium schon über eine Million Lire gekostet, ehe es nur noch über der Erde zu sehen war. Jene Höhe beim Bahnhofe täuschte aber auch die gehegten Erwartungen nicht über reiche antike Funde. Fast jeder Spatenstich förderte Altes zu Tage. Bruchstücke eines wuchtigen Marmorarchitraves, gezahnt, mit Eierstockornament und Akanthusblättern dazwischen, lagen damals wie Späne beim Holzhacker herum. Ein provisorisches Magazin zur Unterbringung der Hauptstücke an Ort und Stelle und auch schon anständig mit Fragmenten aller Art gefüllt, war unter solchen Umständen zur Nothwendigkeit geworden. Aller Ecken und Enden lehnten größere Gewandstatuen mit und ohne Kopf, Säulenschäfte, Sockel und Capitäle mitunter von kostbarstem Materiale, indeß die kleineren Gegenstände wie: Gemmen, Cameen jeder Stufe der Arbeit, Bronzen- und Silbermünzen aller Zeiten und Gattungen vom gewichtigen as ruber mit dem Schiffsschnabel des Saturn und dem Januskopfe darauf, bis zu den dünnen flach geprägten Constantinsstücken, — die Tausende ungezählter Ampeln, von den kleinsten und gröbsten bis zu solchen des feinsten Thones und schönster Ausarbeitung, wie z. B. mit den Abzeichen des Krieges, der Darstellung des Fischfanges und monumentalen Gebäuden und Bögen dahinter, — sofort in den Reserveraum des Capitols wanderten. Dort sah ich sie aufgespeichert, die täglich daselbst abgelagerte Ausbeute der Nivellirungen und Ausgrabungen, im neuen Stadttheile auf dem Viminal und Esquilin, und wer es nicht gesehen, der wird trotz aller Betheuerungen kaum für möglich halten, wie Tausende von Gegenständen, mitunter der zerbrechlichsten Art, größtentheils unversehrt, die jüngsten nach mindestens anderthalb Jahrtausenden zählend, der Welt da wiedergegeben sind. An den zierlichen Formen der verschiedenartigen Terracotten und Bronzegefäße, an der feinen Arbeit des Goldschmuckes, an den endlosen Werkzeugen, vom elfenbeinernen und bronzenen Stilus, von den Nadeln der Alten, bis zu deren Hacke und Speer — wer konnte sich da satt sehen an ebenso viel praktischem Sinne wie vielseitig entwickeltem Schönheitsgefühle! Aber auch in allen Farben köstlich schillerndes Glas, Kindernäpfchen und Töpfchen, nur für das Liliputergeschlecht der Puppen brauchbar, gibt es da und als Krone der Sammlung ein Unicum für Rom (auch in der übrigen Welt wohl ohne Seinesgleichen): eine ovale Glasflasche mittlerer Größe, vollkommen intact, von feinen Bronzereifen gehalten, mit Kettchen und Ringen gleich einer Kostbarkeit — wie sie es dazumal unstreitig gewesen — elegant geziert. In der Nähe der liberianischen Basilika (St. Maria Maggiore genannt) ward dies schöne Gefäß an der Stelle gefunden, wo einst eine Gladiatorenschule gestanden und hat seiner Ausstattung nach wahrscheinlich als Balsamhälter gedient. Mit ihm zugleich war eine Marmorinschrift bester Zeit zu Tage gekommen, des Inhalts: daß sie von der Stadt Ulpi dem Sieger Aurelianus gewidmet worden sei. Vergebens fragt man heute nach diesem Orte mehr; sogar der Klang seines Namens ist verschollen! In späteren Jahrhunderten ward die Rückseite der bedeutungslos gewordenen Inschrift zur untern Fortsetzung eines ziemlich groben Reliefs verarbeitet, dessen Obertheil mit Tibia und Cimbel spielenden Figuren nebenan hier lehnt. Vier nicht ganz meterlange Karyatiden aus Rosso Antico frisch von oben daher, die nicht üblen Torsos zweier Venus*) nebst einer großen eng zulaufenden Badewanne aus Terracotta stehen in der Nähe; dieselbe Form bei der letzteren, wie sie heute noch so häufig im Gebrauche ist. Die Zerbrechlichkeit des Materials mag Ursache sein, daß diese Gattung Badewanne so selten ist, während Rom deren an Marmor, Porphyr und Granit

*) Ein jetzt mit den elegantesten Villen neuesten Würfelstiles übersätes, bis vor kurzem aber noch brach gelegenes großes Areal, worauf früher eine päpstliche Caserne gestanden. Zuerst Eigenthum der Jesuiten, die ihm den asiatischen Namen zur Erinnerung an ihre blutigen Missionen daselbst gegeben, war es zuletzt in Händen des im Sommer 1874 verstorbenen ehemaligen Kriegsministers des Papstes, des unternehmenden Monseigneur de Mérode, dem es denn auch schließlich, durch Parcellenverkauf zu Bauplätzen, noch goldene Berge eingetragen hat.

**) Eine braunrothe vulcanische Erde, die nur um Rom herum zu finden und als Bindemittel mit Kalk bei Bauten so hoch geschätzt wird, daß sie heute noch nach allen Welttheilen verschickt werden muß.

*) Die seitdem auf dem Esquilin gefundene und mit so viel Pomp als Venus letzten Winter im Capitole aufgestellte weibliche badende Statue ist augenscheinlich nur eine Nymphe mittelmäßigster Qualität und wird nach dem ersten in Rom bei solchen Anlässen üblichen Taumel jedenfalls als solche benannt und umgetauft werden.

Digitized by Google

der Heiligen reinlich darin bewahren. An diese alten Märtyrer gemahnten mich die Statuen dreier Athleten aus Velletri, die provisorisch auf Stroh gebettet, geköpft am Boden lagen, aber gleich Jenen ihre Köpfe friedlich nebenbei liegen hatten. Edel sind diese geformt, zugleich von echt römischem Realismus in der Ausführung und Auffassung der Individualitäten; die mitunter zerstückten Gliedmaßen sämmtlich vorhanden; die Gestalten von jugendlicher Elasticität. — Die staunende Bewunderung des Mormorkenners mußte eine zertrümmerte Säule aus Breccia tiberiana erregen, die auch ein Unicum ihrer Gattung neben andern Säulenschäften, Postamenten und Capitälen lag und gleich einem Irisbogen in allen Farben spielte bei vorwiegendem Grün, daß es eine helle Pracht war! — Verfügt man sich aus diesem merkwürdigen Magazine über den Capitolsplatz hinüber in's Museum, findet man von den neuen größeren Funden die interessantesten aus Marmor und Bronze*) schon aufgestellt. Gleich im Hofe des Palastes vor dem großen alten Flußgotte (dessen die Römer nur als witzigen Spießgesellen des Pasquin mit dem Namen Marforio gedenken) sitzt in steinernem Quadratstübchen nach vorn offen, etwa 75 Cent. groß, die alte Mutter Erde, reich im Gewande der römischen Matrone drapirt, den Faltenwurf von der Rückseite des Hauptes nach vorn gezogen und von der rechten Schulter ab quer über den Schooß majestätisch die Gestalt umhüllend. Auf dem gewellten Haare trägt sie den Eichenkranz über der Stirne zum Diadem geeint, in der Rechten die Opferschale, in der erhobenen Linken den Stab mit der Lotusblume. Zu Häupten der Göttin außerhalb des Capellchens erklärt eine unregelmäßige Inschrift in den schwankenden Lettern der tiefsten Verfallzeit den Votivcharakter desselben wie folgt:

Terrae Matri. S.
A. Hortensius Cerdo Deae Piae
et Conservatrici meae. D. D.

Auf dem campus Veranus ward dieses ex voto gefunden; jetzt heißt der Ort San Lorenzo fuori le mura und bildet den Haupt-Friedhof der Römer neben der uralten Basilika gleichen Namens, in deren Vorhalle auf kleinen höchst merkwürdigen Fresken des 10. Jahrhunderts der Kampf des Engels mit dem Teufel um eine arme Seele auf drastisch kindliche Weise wagrecht anschaulich gemacht ist. Im weit ausgedehnten Gottesacker selbst, dessen Grabschriften von den Geschmacklosigkeiten der modernen italienischen Rhetorik wimmeln und unwillkürlich Zweifel an der Tiefe der so schwatzhaften Trauer erwecken, zu deren Illustration sich meist die photographirten, gemalten, mosaikirten oder gemeißelten Portraits der Abgeschiedenen von schwarz-weißen Perl- und Schmelzkränzen umhangen, gesellen, — wird man plötzlich diesem Bombast wohlthuend entrückt durch den Einblick in die ergreifende Einfachheit der Ruhestätten der ersten Christen. „Anima mea", „Dulce in pace"! wie ganz anders wirkt die erschütternde Innigkeit solcher wenigen Worte! Die christlichen Katakomben, die mit der Kirche in Verbindung stehen, liegen nämlich an einer Stelle des Friedhofes für den Fremden überraschend am Tage durch Abgrabungen, die auch hier schon vor etlichen Jahren stattfanden. Eine Familiencapelle, in deren Nischenwölbung die Apostel mit ihrem Meister beim Abendmahle vom weißen Hintergrunde in ihrer hellen antiken Gewandung und feierlichen Haltung sich trotz der Höhe deutlich abheben, wirkt in dieser Umgebung erlösend wie ein Choral nach einer beliebten modernen Opernarie.

Auf diesem selben campus Veranus ist zugleich mit dem ex voto der Gäa ein etwa 7jähriger marmorner Herkules gefunden worden, der das Löwenfell über das Köpfchen gezogen, dessen Klauen auf der Brust übereinander geschlungen, vergnügt nach links auf seiner Keule lehnt und in derselben Hand die drei Hesperidenäpfel hält, worüber sein ganzes Gesicht freudig schmunzelt.

*) Seitdem hat eine Sonderung stattgefunden und befinden die Bronze-Gegenstände sich, vom Marmormuseum geschieden, im andern Palaste, wo eben auch die erwähnte Vorrathskammer der antiken Funde ist.

und der nach links vorgeschobenen Gestalt den Ausdruck natürlichen Ausruhens bei allem offenkundigen Uebermuthe des kräftigen Heldenknaben verleiht. Die vorzügliche Behandlung des echt kindlichen Fleisches macht den Eindruck, als verdanke das Bildwerk seine Entstehung der ersten Kaiserzeit. Dabei sind Statue nebst Postament fast intact erhalten. Nebenan steht das arg verstümmelte Fragment eines fast zehenlosen Kolossalfußes auf einem Kothurn. Die herrlichen feinen Reliefs seiner etwa fünf Zoll breiten Außenseite verrathen sofort, daß er einem Meergotte gehört und in der besten Zeit griechischer Tradition entstanden sein muß. Hier schnellen zwei Delphine kopfüber in die Wellen, während nach ihnen Tritonen auftauchen Fackeln schwingend, eigen geformte korbartige Platten tragend, auf denen sie Fische sorgsam balanciren und mit ihnen so rasch als möglich dahin schwimmen, um sie wohl rechtzeitig zur Götterküche zu liefern, denn dort ist, scheint es, der Tag des magro stretto*) und Neptun zeigt sich als olympischer Fastenlieferant! Auf Delphinen sitzende Amoretten schaukeln inzwischen mit den Attributen des Gottes einher, auf Muscheln blasend u. s. w. In der Mitte dieses ganzen anmuthigen Tumultes erscheint der Gott selbst mit dem Ruder. Bei der Kirche San Cesareo auf der appischen Gräberstraße fand sich dies Fragment.

Im Saale der Kaiserbüsten, wo Agrippina so vornehm nachlässig in ihrem Sessel ruht, hat diese steinerne Versammlung einen ganz ausnehmend interessanten Zuwachs durch die neueste Esquilinische Auffindung des Kaisers Commodus erhalten. Die lächerliche Selbstvergötterung der Cäsaren jener Zeit ist hier auf das lehrreichste und unterhaltendste zu sehen: Im Löwenfell, mit den Hesperidenäpfeln prahlend, hat dieser elegante Stutzer sich meißeln lassen! Sein sorgfältig gepflegter Bart kräuselt sich aus der Löwenkaputze mit einer Zierlichkeit heraus, daß man die Oele und Salben noch zu riechen vermeint, mit denen Haar und Haut dieses durchaus modern feinen, blasirten Antlitzes vom Kammerdiener parfümirt worden waren, ehe der gelangweilte Cäsar geruhte das Costüm des ungeschlachten Halbgottes sich anlegen zu lassen. Unerklärt war noch die Bedeutung des vorn an der Büste angebrachten Schildes, das die Form der antiken Verkaufsschilde hat. Die vollkommne Politur des Marmors, die vollendete Arbeit der ausgezeichnet erhaltenen Büste — das Alles macht sie zu einem der werthvollsten Funde der Jetztzeit. — Ein weiterer, durchaus als Unicum anerkannter Fund, der zuerst in diesem Saal geprangt, ist seit der neuesten Sonderung der Bronze- und Mormorgegenstände, in den gegenüberliegenden Theil des Capitolinischen Museums gewandert: ein curulischer Sessel von nie gesehener Schönheit und Kostbarkeit der Ausführung. Was Material und Detail bei solchen Gegenständen vermögen, davon konnte Jeder sich überzeugen, der von Bewunderung des römischen Originales erfüllt, dessen Nachbildung im Pavillon des amateurs bei der wiener Weltausstellung zu sehen bekam. Sollte diese plumpe dunkelgelbe, giftgrün umfaßte Masse wirklich den nach beiden Seiten so edel geschweiften Schildpattsessel darstellen, dessen Anblick das philisterhafteste Gemüth sogar entzücken muß? Ja, Kleider machen Leute; Material und Ausarbeitung ein Kunstwerk. Vor schlechten Copien wollen uns aber hier wie allenthalben die Musen schützen! In diesem Falle besteht das Original, wie gesagt, aus einem breiten, zu beiden Seiten des einst mit Polstern bedeckten Sitzes, weit ausgeschweiften curulischen Sessel. Zwei silberne, mit Epheu geschmückte Eselsköpfe treten als Abschluß der zwei Seitenlehnen knaufartig hervor. Die beiden durch den schwungvollen Bug der Seitentheile erzeugten Dreiecke oder Zwickel neben dem Sitze zeigen die Pflege der Rebe in kaum zollhohen Silberfigürchen auf Bronze incrustirt, während das Hauptmaterial des Stuhles — Sitz- und Seitentheile —, wie erwähnt, aus Schildpatt besteht. Auf's anmuthigste sieht man die kleinwinzigen Gestalten mit der Weinernte beschäftigt und je

*) Strenger Fasttag, an dem nichts vom warmblutigen Thiere Herrührendes als da sind Eier, Butter, Milch genossen werden darf.

Digitized by Google

inzwischen die festlich bekränzte Ara mit dem Priester davor, Fackel und Amphora an die Stufen gelehnt; Alles bereit, Bakchos zum Danke der reichen Kelter zu opfern! An beiden Dreiecken springen zum Abschlusse je ein reizend lockiges Bakchantenköpfchen aus Bronze hervor und neben dem Gesichte wird noch die geballte Hand mit dem kurzen Winzermesser sichtbar. In zwei Abtheilungen schließen sich unterhalb des Sitzes querüber fein ausgelegte Bronzereifen, auf großen Bronzeknäufen ruhend, an. Das Ganze steht auf zwei Harpyien desselben Materials. Eine breite schräge Fußbank von Bronze, Silber eingelegt und von zwei Sphynxen getragen, vervollständigt das Ganze auf's prächtigste. — Ein besonderes Dunkel liegt über der Auffindung dieses Stuhles. Castellani, der berühmte römische Goldarbeiter und Alterthumssammler, erzählt: der werthvolle Gegenstand sei ihm zerstückt in einem Sacke von einem Bauer zugetragen worden, worauf er sich der lohnenden Mühe der Zusammensetzung und Wiederherstellung unterzogen habe, was ihm ja auch glänzend gelungen ist (die eine Sphynx scheint sogar gänzlich seine Arbeit). Wahrscheinlich dünkt mich, daß der Fund im einst so üppigen Campanien, bei Capua etwa, dem Hauptsitze des ausschweifenden Bakchosskultus, geschehen. Castellani jedoch, nicht gewillt seine Fundgrube mit Andern zu theilen, hüllt sich — wie begreiflich — in Schweigen. Noch neueren Datums ist ein ¼ Meter langer und fünf Centimeter breiter Kolossalfinger aus Bronze, der in der Mitte des belebten Rom auf Piazza Colonna, zu Füßen der Antoninssäule, gefunden wurde, als bedeutender Fingerzeig, daß da noch mehr zu suchen.

Erich Altjung.

(Schluß folgt.)

Ein empfehlenswerther Mitarbeiter.

In der Probenummer des „Oesterreichischen Kunst- und Industrie-Blattes", als deren verantwortlicher Redacteur Herr Wilhelm Kisch zeichnet, befindet sich ein Feuilleton unter dem Titel „Selbstbekenntnisse eines Humoristen" dessen Verfasser eben jener verantwortliche Redacteur, Herr Wilhelm Kisch, zu sein behauptet. Er hat dasselbe wenigstens mit seinem Namen versehen. Dieses Feuilleton ist von Anfang bis zu Ende nichts anderes als eine unglaublich ungenirte Aneignung fremder Production; Herr Kisch hat sich die Sache sehr bequem gemacht: er hat die „Wiener Spaziergänge" von Daniel Spitzer und die „Harmlosen Briefe des deutschen Kleinstädters" von dem Unterzeichneten genommen, und abwechselnd einen Satz aus dem einen und einen aus dem anderen dieser doch genügend verbreiteten Bücher abgeschrieben. Wir wollen das nachweisen:

Kisch, Selbstbekenntnisse eines Humoristen.

Ich bin gegenwärtig so jung wie Fräulein Wolter es gerne sein möchte.

Was meine geistigen Fähigkeiten betrifft, schmeichle ich mir, nicht zu Denjenigen zu gehören, denen man es ansieht, welche Mühe es ihnen kostet, nicht auf allen Vieren zu gehen.

Schon seit längerer Zeit verwende ich täglich mehrere Silbergroschen und einige Stunden zum Lesen aller möglichen Zeitungen, und finde, es bildet den Geist, das Gemüth und den Stil.

Ich mache mir die verschiedensten Zeitungsausschnitte, sammle die diversesten Leitartikel, Correspondenzen und Notizen und besitze so einen Schatz von „Redensarten", die ich immer anwende, wenn ich eben nichts zu sagen weiß.

Am heftigsten schwärme ich für „Kritische Feuilletons". Diese gehen mir über Alles, sie tragen das Wesentlichste zur Veredlung des Geistes bei.

Ich weiß, mit welcher „Gewissenhaftigkeit" und strengen „Fachkenntniß" dieselben von meinen Herren Collegen stets abgefaßt werden.

Wenn daher irgend ein Buch oder Werk in einer Zeitung gelobt wird, so habe ich nichts Eiligeres zu thun, als zum Buchhändler zu stürzen und mir dasselbe geben zu lassen.

Daß ich nach diesem Verfahren eine sehr respectable Bibliothek zusammengebracht habe, versteht sich von selbst. — Lauter Meisterwerke, nichts als wahre Bereicherungen der deutschen Literatur — nach den Versicherungen der Zeitungen.

Was mein politisches Glaubensbekenntniß anbelangt, huldige ich entschieden dem Fortschritt, soweit dies die Avancements-Verhältnisse gestatten und verlange unerschrocken und rückhaltlos alle jene großen und erhabenen Freiheiten, wie sie im k. k. Reichsgesetzblatte schon seit längerer Zeit publicirt sind.

Was meine religiösen Anschauungen betrifft, so schließe ich mich unserem heutigen Cultus-Minister vollkommen an, nur muß ich bemerken, daß ich unsere irdische, ziemlich schlecht dotirte „Jammerfiliale" des Himmels (die wir Erde nennen) dem Hauptsitze des Unternehmens vorziehe, umsomehr, als uns ohnehin seit geraumer Zeit von dort keinerlei Nachrichten zugekommen sind.

Obwohl mich mein Beruf zwingt, selbst vor die Oeffentlichkeit zu treten, so bin ich doch einer von den Wenigen, welche die Journalistik nicht fürchten, denn wenn es finster wird, schreibe ich selbst in die Zeitung; und da es mehr Talent erfordert, das „Gute anzuerkennen, als das Mittelmäßige zu tadeln": so begnüge ich mich immer mit der bescheidenen Aufgabe des schwächeren Talents.

Ueber die Ehe denke ich (beiläufig gesagt) wie meine übrigen Herren Collegen. Sie ist für mich nur eine neue Form der Langenweile, der man sich wie ein „chronisches Leiden" accommodiren müsse und die man ja als Gewohnheitsmensch mit der Zeit doch endlich auch lieb gewinnt.

Lindau, Harmlose Briefe. 1. Band. S. 102.

Ich wurde gerade so alt wie Frau Kirschner gern sein möchte.

Spitzer, Wiener Spaziergänge. Neue Sammlung. S. 153.

Ich schmeichle mir, daß ich nicht zu Jenen gehöre, denen man es auf den ersten Blick ansieht, welche Mühe es ihnen kostet, nicht auf allen Vieren zu gehen.

Lindau, Harmlose Briefe. S. 71 u. 72.

Seit Jahren verwende ich täglich einige Silbergroschen und mehrere Stunden zum Lesen aller möglichen Zeitungen, ich finde, es bildet den Geist, das Gemüth und den Stil.

Aus den Leitartikeln, Correspondenzen habe ich mir einen Schatz von ganz fertigen „Redensarten" gesammelt, die ich immer verausgaben kann, wenn ich nichts zu sagen habe.

Noch mehr aber als Leitartikel und Correspondenzen wirken die kritischen Feuilletons veredelnd auf den menschlichen Geist.

Ich weiß, mit welcher „Gewissenhaftigkeit" dieselben abgefaßt werden und wenn also irgend ein Buch in einer Zeitung gelobt wird, so habe ich nichts Eiligeres zu thun, als zum Buchhändler zu stürzen und mir dasselbe zu bestellen.

Sie können sich denken, daß ich, da ich nach diesem Systeme seit geraumer Zeit verfahren, mir eine recht anständige gewählte Bibliothek gesammelt habe. — Lauter Meisterwerke, nichts als wahrhafte Bereicherungswerke unserer deutschen Literatur — nach den Versicherungen unserer Zeitungen.

Spitzer, Wiener Spaziergänge. S. 168.

„Er stehe," meinte man, „für den Fortschritt ein, soweit dieser dem Avancement nicht im Wege stehe und verlange unerschrocken alle jene Freiheiten, die im Reichsgesetzblatte seit längerer Zeit publicirt seien".

Ebendaselbst S. 153 u. 154.

Was meine religiösen Anschauungen betrifft, so ziehe ich unsere irdische, wie ich zugeben muß, ziemlich schlecht dotirte Jammerfiliale des Himmels dem Hauptsitze des Unternehmens, von wo uns seit geraumer Zeit keine Ausweise mehr zukommen, entschieden vor.

Obwohl mich mein Beruf zwingt, vor die Oeffentlichkeit zu treten, so bin ich doch einer von den Wenigen, welche die Journalistik nicht fürchten, denn wenn es finster wird, schreibe ich selbst in die Zeitung, da es, wie man behauptet, mehr Talent erfordert, das Gute anzuerkennen, als das Mittelmäßige zu tadeln: so begnüge ich mich mit der bescheideneren Aufgabe des schwächeren Talents.

Einer (meiner Freunde) hat in der Ehe eine neue Form der Langeweile gefunden, der Andere hat sich an die Ehe wie an ein chronisches Leiden gewöhnt, das ja der Gewohnheitsmensch endlich auch lieb gewinnt.

Digitized by Google

Nur einmal in meinem Leben habe ich einer Dame Treue bis in den Tod geschworen, jedoch muß ich ausdrücklich hervorheben, daß damals die Cholera sehr stark grassirte.

Es fällt mir ein, daß ich vor langen Jahren einer Dame Treue bis in den Tod geschworen habe, wobei ich aber ausdrücklich hervorheben muß, daß damals die Cholera sehr stark grassirte.

Wir würden die Redaction in ihrem eigenen Interesse ersuchen, diesen merkwürdigen Mitarbeiter sofort zu entlassen, wenn nicht unglücklicherweise gerade dieser unverantwortliche Mitarbeiter der verantwortliche Redacteur selbst wäre.

Paul Lindau.

Notizen.

Herr Udo Brachvogel hat uns folgende Nachschrift zu seinem Aufsatze in Nr. 42 zugesandt:

Seitdem ist die Bank von Californien Dank den ungeheuren Anstrengungen ihres Directoriums und dem aufopferungsvollen Entgegenkommen der Bevölkerung San Franciscos im Stande gewesen ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Es fällt dadurch nur ein volles und glänzendes Licht mehr auf die glücklichen Ausnahmezustände, deren sich Californien und seine Geschäftswelt erfreut. Die Schuld Ralstons an dem fünf Wochen vorher erfolgten Zusammensturz des Instituts wird dadurch in nichts gemildert, wie das, was an diesem Manne wirklich ungewöhnlich und bedeutend war, durchaus nicht in einem dürftigeren Lichte zu erscheinen hätte, wenn die von ihm in den Ruin geführte Bank sich von ihrem Fall auch nicht wieder erholt hätte.

* * *

Die Scandalgeschichte der Miß Blackwood macht noch immer in der Presse, zumal in der französischen, mehr Lärm, als sie verdient. Die Dame hatte ursprünglich ein Verhältniß in England, wo sie der junge Großfürst Nikolaiowitsch kennen lernte und mit sich nach Rußland nahm. Nach dem bekannten Diamantendiebstahl hatte man den Prinzen zuerst nach Chiwa, und dann nach dem Kaukasus gesendet und damit auch die Liaison mit der Americanerin gebrochen. Diese ließ nun in Paris ein Buch erscheinen, in welchem sie das ganze Verhältniß der Oeffentlichkeit preisgab, und die Briefe ihres fürstlichen Verehrers veröffentlichte. Die Correspondenz hat für den Prinzen nichts Compromittirendes, sondern zeigt nur dessen Unerfahrenheit und arge Selbsttäuschung, der er sich diesem Weibe gegenüber hingegeben hatte. Albert Wolff im „Figaro" beurtheilt die Sache sehr richtig:

Eine gefallene Seele retten — das ist eine jener Versuchungen, denen Niemand widerstehen kann, wenn er zwanzig Jahre alt ist und gute Bücher gelesen hat. Die Leidenschaft hat das Uebrige gethan: Sie hat den jungen Menschen bis an das Verbrechen, bis in den Wahnsinn getrieben.

Bekanntlich hatte man nach der Brillantengeschichte von augenblicklichen Geistesstörungen gesprochen. Das französische Blatt fährt folgender Weise fort:

Wenn der arme junge Mensch wirklich wahnsinnig ist, so ist er weniger bedauernswerth; denn es ist immer noch besser den Verstand zu verlieren, als dem widerwärtigen Schauspiele beizuwohnen, daß das, was man glaubt, was man in der Jugend erhofft, der klatschsüchtigen Menge à 3 Franken der Band verkauft wird. Die Dame selbst braucht man nicht mit billigen Sarkasmen zu überhäufen, sie hat einfach gethan, was zu ihrem Handwerke gehört — nicht mehr und nicht minder.

Eines ist zu verwundern, daß Alex. Dumas Fils, der in letzter Zeit jede Scandalgeschichte benutzt, um mit Gesetzesvorschlägen hervorzutreten — forderte er doch jüngst die Adoption sämmtlicher unehelichen Kinder durch den Staat — noch nicht den Versuch gemacht hat „de refaire la virginité de la belle Américaine". **v. L.**

* * *

Die von Dr. Hirschfeld und dem Architekten Ad. Boetticher geleiteten Ausgrabungen in Olympia haben nach einem der Redaction zugegangenen Schreiben Montag den 4. begonnen. Augenblicklich sind der Weinlese wegen nur sehr wenige Arbeiter zu haben; sobald diese vorüber ist, werden die Arbeiten mit aller Energie aufgenommen, und unsere Leser sollen durch directe Nachrichten von Seite der Leiter von dem Fortgang der Untersuchungen Kenntniß erhalten.

* * *

Der officielle Organ der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, welches in Berlin erscheint und den Titel „Deutsche Bühnengenossenschaft" führt, hat eine Neuerung eingeführt, für die ihr der aufrichtigste Dank aller Freude des deutschen Theaters gebührt. Vom 1. November an wird das Blatt regelmäßig das Repertoire sämmtlicher deutscher Bühnen mit der Besetzung veröffentlichen. Wir hoffen, daß dieser Plan nicht durch technische Hindernisse oder durch die mangelhafte Theilnahme der Genossenschaftsmitglieder vereitelt werden wird. Eine solche regelmäßige Veröffentlichung des Repertoires aller deutschen Bühnen erscheint von jedem Gesichtspunkte aus durchaus empfehlenswerth. Herr E. Gettke in Kassel hat ganz Recht, wenn er in der Motivirung dieses Beschlusses sagt, daß in „den Wiederholungen der Stücke, in der Besetzung der Rollen, in der Behauptung des Faches der Kernpunkt aller Kritik liegt". Die „Deutsche Bühnengenossenschaft" wird, wenn sie im Stande ist ihr Programm zu erfüllen, für Alle, die mit der Bühne zu schaffen haben, für Directoren, Schauspieler und Sänger und vor Allem für die dramatischen Dichter und Componisten geradezu unentbehrlich werden; denn nur durch dieses Blatt wird sich eine vollständige Controle über die Aufführungen der Stücke an den verschiedenen Bühnen üben lassen. Aber nicht nur für die Bühnenangehörigen im engeren und weiteren Sinne sind diese thatsächlichen Mittheilungen von Interesse. Die regelmäßige Mittheilung des Repertoires würde das beste statistische Material zu einem Capitel der Geschichte des deutschen Theaters in der Gegenwart geben, und nicht zu dem uninteressantesten: denn sie brächte den einzig zuverlässigen Nachweis über das Verhältniß des Publicums zu den dramatischen Dichtern. Wir hoffen, daß das verdienstliche Beginnen mit Erfolg durchgeführt werden wird. Die Redaction des Blattes hat an Stelle des Herrn L. Crelinger nunmehr Herr Joseph Kürschner übernommen.

* * *

Vom Büchertisch.

Schöne Literatur.

Felix Lila, Geplauder. Humoresken und Novellen. Leipzig, J. F. Hartknoch.

Hieronymus Lorm, Geflügelte Stunden. II. Diogenes im Tintenfaß. Studien und Essays. Leipzig, J. F. Hartknoch.

Anny Albert, Harte Gesetze. Roman in 1 Bd. Stuttgart, J. B. Metzler.

Eduard Kulke, Korah. Tragödie in 5 Acten. Leipzig, Oswald Mutze.

Franz Koppel, Spartakus. Ein Trauerspiel in 5 Acten. Deutsche Genossenschaft dramat. Autoren.

Ernst Koppel, Savonarola. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Bernburg, Schmelzer.

Ed. Hestermann, Herzenskämpfe. Schauspiel in 4 Acten. Berlin, Emil Drenker.

Wolfgang Arthur Jordan, Leibeigene Lieder. Dichtungen. Selbstverlag.

* * *

Berichtigung.

In Nr. 42, S. 253 „Vom Büchertisch" ist in der dritten Notiz, Zeile 7, statt „Römischen Schlendertage" zu setzen „Wandertage in Italien".

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart. Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in Halle a. S. ist soeben erschienen:

A. Krohn, Studien zur Sokratisch-Platonischen Literatur. Band I.: Der Platonische Staat. Gr. Octav. Brosch. 9 *M.*

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

In allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Gabriel.

Roman
von
S. Kohn.

Zweite umgearbeitete Auflage.

2 Bde. 8. eleg. broch. 6 *M.* = 2 Thlr.

Dieses hochinteressante, nach Urtheilen hervorragender Autoritäten klassische Werk erscheint hiermit **zum ersten Male** als Buch. **Kohn ist der einzige Dichter, dessen Werk zuerst durch fremde Uebertragungen in der Heimath bekannt wird.** „Gabriel" erschien nicht nur in den Sprachen fast aller großen Nationen in Europa und Amerika, sondern erlebte sogar im Oriente mehrere Auflagen **Kohn** ist auch der Verfasser des lebensfrischen Zeitbildes **„Ein Spiegel der Gegenwart".**

Einladung zur Subscription auf:

Die Erde,
ihr Bau und organisches Leben.

Versuch einer Physiologie des Erdkörpers.

Nach den zuverlässigsten Forschungen dargestellt für Gebildete aller Stände von

Prof. **Friedrich Körner.**

2 Bände, 45 bis 48 Bogen, in 10 Lieferungen. gr. 8°. eleg. broch. Preis für jede Lieferung 1 *M.* = 10 Sgr. Die 1. Lieferung ist in jeder Buchhandlung vorräthig. Ausführlicher Prospect gratis.

Inhalt: Einleitung, Ansichten über die Entstehung der Erde und die daraus entfließenden Folgerungen, Forschungen über den Bau der Erdrinde (Gebirge, Ebenen, Vulkane, Erdbeben rc.), des Festlandes und über die Beschaffenheit des Erdinnern; das Wasser, Schnee, Gletscher, Quellen, Flüsse, Seen, Inseln, Meere mit seinen vielartigen Erscheinungen.

Die Verlagsbuchhandlung von
Hermann Costenoble in Jena.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und in allen guten Leihbibliotheken:

Habicht, Ludwig, Schein und Sein. Roman. 5 Bde. 8. Eleg. broch. 18 *M.* = 6 Thlr.

Ludwig Habicht's Arbeiten zeichnen sich nach **Fr. Kreyßig's** Urtheil durch **reiche Phantasie, scharfe Charakteristik, Gedankenreichthum** und **künstlerische Abrundung** besonders aus.

Dieser Roman gehört zu seinen vorzüglichsten Leistungen.

Soeben im Verlage von **Carl Geibel** in **Leipzig** erschienen:

Psychologische Briefe

von
Dr. Joh. Ed. Erdmann,
ordentl. Prof. der Philosophie an der Universität Halle-Wittenberg.

Fünfte vermehrte Auflage.

Mit dem Portrait des Verfassers. Preis broch. 8 *M.* In engl. Leinwandband f. geb. 9 *M.* 20 Sgr.

Die ausserordentliche Theilnahme, die sich durch den schnellen Vertrieb von vielen tausend Exemplaren dieses geistreichen Buches bekundet hat, wurde durch die meisterhafte Lösung des Problems, die philosophischen Themata „der gebildeten Lesewelt in edler, leichtfasslicher Form vorzutragen", hervorgerufen. — Durch die anregende Lectüre dieses Buches wird Jeder sein Seelenleben bis in die feinsten Nuancen kennen lernen. Jeder Vater, jede sorgsame Mutter der gebildeten Stände begreifen ja die Wichtigkeit der Psychologie für die Erziehung, das sociale, sittliche und praktische Leben, und Jeder wird die Stunden angenehme und freudige nennen, welche er der Lectüre dieses geistreichen Buches gewidmet hat.

ATHENÆUM. Monatsschrift für **Anthropologie, Hygieine, Moralstatistik, Bevölkerungs- und Culturwissenschaft, Pädagogik, höhere Politik und die Lehre von den Krankheitsursachen.** Herausgegeben von **Dr. Eduard Reich.** 1875. **Jena, Hermann Costenoble.**

Erstes Heft: Ueber das Verhältniss der Erblichkeit zur Volksseele. Von Dr. Ed. Reich. — Die Beziehung der Abstammungslehre zu Moral und Politik. (I.) Von Dr. F. v. Hartsen. — Briefe über Polizei der Gesundheit. Von Dr. H. Schauenburg. — Analysen. — Leopoldina. — Briefkasten.

Zweites Heft: Die Beziehung der Abstammungslehre zu Moral und Politik. (II.) Von Dr. F. A. v. Hartsen. — Ueber den Selbstmord. Von Dr. Ed. Reich. — Bemerkungen zweier Freunde über die Genfer Convention und Verwandtes. I. Der Patriot an den Philanthropen. II. Der Philanthrop an den Patrioten. — Fragen der Zeit. Kampf zwischen Staat und Kirche in Deutschland. Materialismus der Kirche. — Leopoldina. — Analysen. — Neue Literatur. — Briefkasten.

Das 4. Heft wird u. A. auch einen Beitrag von Dr. **Eduard v. Hartmann** enthalten. Bereits 7. Heft erschienen.

Die bei **Otto Janke** in **Berlin** erscheinende neue belletristische Zeitschrift:

Romane des Auslandes

(durch Post und Buchhandlungen für 3 *M.* 60 Sgr. zu beziehen) die neuesten Romane der beliebtesten Schriftsteller des Auslandes enthaltend, ist ein Supplement zu allen belletristischen deutschen Blättern, insbesondere auch zur „Deutschen Roman-Zeitung". — Das neue Quartal enthält den Roman „Die Komödianten des Lebens" von **Maurus Jókai** — „Pillone" von **W. Bergsoë** — „Parkwater" von **Mrs. Henry Wood** u. A. m.

Soeben wurden nachstehende Cataloge unseres antiquarischen Lagers ausgegeben und stehen auf Verlangen gratis und franco zu Diensten:

Lager-Catalog XXXIV: Linguistik (auch Orientalia, als Nachtrag zu Catalog XXXII.). 1964 Nrn.
—— **XXXV:** Bibliotheca biographica. 1. Supplement. 574 Nrn.
Antiquar. Anzeiger 247: Miscellanea. Archäologie.
—— **248:** Socialwissenschaft. Nationalöconomie. Statistik.
—— **249:** Briefwechsel. Miscellanea.

Vordem erschienen u. a.:
Lager-Catalog XXXII: Orientalia.
—— **XXXIII:** Mathematik und Astronomie. Physik und Chemie.

Frankfurt a. M., October 1875.
Joseph Baer & Co., Rossmarkt 18.

Verlag von
Eduard Trewendt in Breslau.

Werke
von
Gustav vom See
(G. von Struensee).

Arnsteln. Roman. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 4.40.
Die Egoisten. Roman. 4 Bde. Eleg. brosch. Preis *M.* 6.00.
Erzählungen eines alten Herrn. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 3.75.
— Dasselbe. **Neue Folge.** 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 1.60.
Zwei gnädige Frauen. Roman. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 4.50.
Heimathlos. Roman. 4 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 18.00.
Herz und Welt. Roman. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 4.50.
Vor fünfzig Jahren. Roman. 3 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 4.50.
Ost und West. Des Romans **Gräfin und Marquise** zweite Abtheilung. 4 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 3.20.
Rancé. Roman. 3 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 4.50.
Von Rhein und Rhône. Novellen. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 3.00.
Die Belagerung von Rheinfels. Roman. 2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 3.00.
Valerie. Roman. 4 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis *M.* 8.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 30. October 1875. Band VIII.

v. 8
no. 44

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die türkische Schuld. Von Alexander Meyer. — Geld und Speculation. Von Ludwig Bamberger. — **Literatur und Kunst:** Spätherbst. Von Hermann Lingg. — Die bayerischen Mundarten. Von Ernst Bezold. — Römische Ausgrabungen. Von Erich Altjung. (Schluß.) — Das Schauspiel in Deutschland. Von George Henry Lewes. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Gesandtin." Schauspiel in fünf Acten von A. W. Besprochen von Paul Lindau. — „Unter Maria Theresia." Zeitbild in fünf Acten von Adolf Schwarz. Besprochen von O. von Leixner. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die türkische Schuld.

Die Kunst, immer zu borgen und nie zu bezahlen, bezeichnet Thodor Mommsen als die geheimnißvollste unter allen Künsten, und er hat damit Recht. Es gibt Geheimnisse, denen man durch sorgfältiges Studium, durch Fleiß, Ausdauer und Genialität näher und näher kommt, die man vielleicht nie ganz erschließt, welche aber die darauf verwendete Mühe lohnen, indem das Forschen selbst eine Genugthuung gewährt. Die oben bezeichnete Kunst entbehrt dieses Charakterzuges; das Geheimniß bleibt ein ewig gleich fernes und die Beschäftigung mit demselben trägt, um einen beliebten pädagogischen Ausdruck zu gebrauchen, „nichts bei zur Bildung des Geistes oder des Herzens". Nächst der Vertiefung in spiritistische und odische Geheimnisse gibt es auf der ganzen Welt wohl kaum etwas Oederes und Nutzloseres, als das Bemühen, den Irrgängen eines Bankerotteurs nachzugehen. Man kann dies kaum scharf genug betonen, denn es gibt stets Leute, welche meinen, hinter einem großen finanziellen Zusammensturz stecke immer ein Geheimniß, das zu wissen der Mühe werth sei, das den Eingeweihten bekannt sei, und das, wenn es von den Eingeweihten den Nichteingeweihten mitgetheilt werde, für diese von großem Interesse, wenn nicht von Nutzen sein könne. Die Finanzen eines blühenden und hochentwickelten Staates zu studiren, ist von wissenschaftlichem Interesse und von lehrreichem Gehalt, allein aus der Finanzwirthschaft eines bankerotten Staates läßt sich nichts, absolut nichts lernen.

Der Türkenkrach, wahrlich nicht der kleinste unter der Zahl von großen und kleinen Krachs, deren Zeugen wir während eines Zeitraumes von 2½ Jahren gewesen sind, hat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen, und die Frage wachgerufen: „Wie steht es denn eigentlich um die Finanzen der Türkei?" Um wie viel klüger wäre es gewesen, wenn alle Besitzer von „Türken", von „Ottomanen" und von „Türkenloosen" diese Frage sich vorgelegt hätten, bevor sie ihren Besitz erwarben. Sie hätten die Antwort auf diese Frage präcis und charakteristisch, aber auch brauchbar und dankenswerth genug erhalten. Die kurze aber erschöpfende Antwort läßt sich dahin geben: „Ueber die Lage der türkischen Finanzen weiß man nichts". Wer sich diese drei mal drei Worte treu und scharf in das Gedächtniß geprägt hat, der ist, was diese Frage anbetrifft, ausgerüstet mit der ganzen Bildung unseres Jahrhunderts und hat kaum noch Gelegenheit, seine Kenntnisse über diesen Punkt zu erweitern.

Es gibt in der Türkei allerdings, ganz wie in geordneten Staaten, ein jährliches Budget, das durch ein Gesetz festgestellt wird. Ein solches Staatshaushaltsgesetz lautete noch vor wenigen Jahren so:

Einziger Paragraph.

Einnahmen und Ausgaben für den Staatshaushalt des Jahres 18 . .

Gesammtsumme der Einnahmen .....
Gesammtsumme der Ausgaben .....
Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben .....
(oder der Ausgaben über die Einnahmen).

Gegen die Richtigkeit des Subtractionsexempels, welches unter den Augen des Publicums vollzogen wurde, ließ sich natürlicherweise nie etwas einwenden. Das Additionsexempel aber, aus welchem sich die beiden Posten des Subtractionsexempels zusammensetzten, entzog sich den Augen der Welt.

Seit einigen Jahren ist man etwas opulenter geworden, man veröffentlicht einen specialisirten Voranschlag. Aber aus den Voranschlägen lernt man die wirkliche Finanzlage eines Landes nicht kennen; dazu bedarf man der Einsicht in die Rechnungen über die wirklich eingegangenen und wirklich verausgabten Gelder, und eine solche Rechnung hat die türkische Regierung niemals gelegt. Dem jüngsten Budget war zum ersten Male eine Art von Rechenschaftsbericht beigefügt, dessen wesentliches Verdienst indessen darin bestand, daß er zugab, es seien bei den früheren Aufstellungen bedeutende Posten, namentlich in Bezug auf die Kosten der schwebenden Schuld verheimlicht worden, und daß durch die Veröffentlichung eines solchen Berichts zugestanden wurde, es müsse mit dieser Praxis der Verheimlichungen gebrochen werden. Ein regelmäßiger Voranschlag gehört allerdings zu einer geordneten Finanzwirthschaft, allein der Voranschlag wird werthlos, wenn ihm nicht die Rechnungslegung folgt. Der Voranschlag enthält eine Kette von Vermuthungen darüber, wie hoch Einnahmen und Ausgaben sich belaufen werden und die Rechnungslegung stellt controllirend fest, wie weit diese Vermuthungen sich bewahrheitet haben. Wo diese Controlle fehlt, liegt gar keine Veranlassung vor, wohlbegründete Vermuthungen aufzustellen; der Voranschlag wird zur leeren Form, bei welcher ganz willkürlich gewählte Zahlen aufgeschrieben werden.

Zu einem geordneten Finanz- und Rechnungswesen fehlt aber der Türkei die erste Vorbedingung, ein geordnetes Verwaltungssystem. Man hat im vorigen Jahrhundert das russische Regierungssystem bezeichnet als den „Despotismus, gemildert durch den Meuchelmord". In Parallelle dazu bezeichnet Moritz Block das Verwaltungssystem der Türkei als den „Despotismus, gemildert durch Nachlässigkeit". Allerdings hat die Türkei den christlichen Staaten ihre Verwaltungsformen abgeborgt; es gibt

Digitized by Google

ein Gesammtministerium, Paschas mit Bezirksräthen, Ortsvorsteher mit Gemeinderäthen; allein das sind alles Formen, die nicht ausschließen, daß von allen diesen Beamten kein Einziger das leistet, was er leisten soll, und daß die Willkür, die Laune des Sultans in jedem einzelnen Falle in die Staatsmaschine eingreifen kann, und zur Befriedigung seiner Verschwendungssucht in der That oft genug eingreift. Eine Verwendung der Einnahmen zu den Zwecken, welche durch das Budget festgesetzt werden, ist nicht gesichert und kann niemals gesichert werden.

Eine Vergleichung zwischen den Budgets der Jahre 1290 und 1291 der Hegira, d. h. nach unserem Kalender der Jahre $187^5/_6$ und $187^4/_5$ ergibt ein Sinken der Einnahmen von 451 Mill. Mark auf 434 Mill. Mark bei einem gleichzeitigen Steigen der Ausgaben von 457 Mill. Mark auf 526 Mill. Mark. Das bedeutet also eine Vermehrung des Jahresdeficits von der unbedeutenden Summe von 6 Mill. Mark auf die Summe von 92 Mill. Mark. Es war nicht immer türkische Sitte, diese Voranschläge mit einem Deficit abzuschließen; man verstand es auch, Ueberschüsse herauszurechnen, und sehr befriedigende Voranschläge vorzulegen, wenn man mit der Absicht umging, eine neue Anleihe aufzunehmen. Das Budget macht daher bei seinem Erscheinen sofort einen trostlosen Eindruck und man darf wohl annehmen, daß es in der Absicht lag, zu irgend einer Reduction in der Behandlung der Gläubiger zu schreiten und daß diese Absicht auch verwirklicht worden wäre, wenn der Aufstand in der Herzegowina die Verlegenheiten nicht gesteigert hätte. Keine einzige Ausgabe für productive Zwecke ist in einer nennenswerthen Weise gesteigert worden. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn wir sehen, daß in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ein europäischer Staat seine Ausgaben für Posten und Telegraphen um fast den dritten Theil vermindert (von 12 Mill. Mark auf $7^3/_4$ Mill. Mark). Das Anwachsen des Deficits trifft fast ausschließlich die Zinsen und Amortisationsfonds der Schuld. Diese steigen von 194 Mill. auf 270 Mill. Mark, also um den Betrag von 76 Mill. Mark von den 86 Mill., um welche das gesammte Deficit steigt. Diese Ziffer, mag sie richtig oder falsch sein, gibt ein Bild von dem lawinenartigen und hoffnungslosen Anwachsen der Schuldenlast in dem einen, von der ebenso hoffnungslosen Unordnung in dem anderen Falle. Unter den Einnahmequellen wird die bedeutendste als „Zehnten" aufgeführt; sie liefern mit 160 Mill. Mark fast den dritten Theil sämmtlicher Einnahmen. Daran schließt sich die Vermögenssteuer mit 59 Mill. M., die Schafsteuer mit 38 Mill. M., die Eingangszölle mit 37 Mill. M. und die Tabaksteuer mit 30 Mill. M. Die Tribute der Vasallenstaaten betragen etwa 14 Mill. M. Unter allen Einnahmequellen sind die Steuern auf Tabak und Branntwein fast die einzigen, die als in der Steigerung begriffen geschildert werden.

In den Ziffern des Budgets kommen nun freilich die Verhältnisse nicht zur Anschauung, welche den Wohlstand des Volkes begründen. Diese hängen ab von der Fruchtbarkeit des Bodens, dem Reichthum der Schachte ꝛc. Man kann darüber nur sagen, daß es eine Statistik der Landwirthschaft, des Bergbaues oder der Industrie noch nicht einmal in ihren ersten Rudimenten gibt.

Die Verwirrung in den Finanzverhältnissen der Türkei reicht hinauf bis in einen sehr frühen Zeitraum; der griechische Befreiungskrieg überraschte sie in einem Zustande uneinlösbaren Papiergeldes und vollständiger Ebbe in den Staatscassen; die in dem Frieden von Adrianopel stipulirte Kriegsentschädigung an Rußland hat sie nicht bezahlen können. Allein die Staatsschuld war zu jener Zeit eine innere Schuld. Seit dem Krimkriege eröffnete sich ihr der europäische Geldmarkt und seitdem ist es mit Riesenschritten zurückgegangen. Der Contact mit der europäischen Civilisation bedeutete für sie nicht die Gelegenheit, ihr Verhältniß zu ordnen, sondern nur die Gelegenheit, mit Leichtigkeit immer neue Schulden zu machen. Die Westmächte hatten geglaubt, die Türkei zu stärken, indem sie dieselbe in nähere Beziehungen zu den civilisirten Staaten Europas setzten und ihr den Beutel öffneten, allein die Berührungen mit der Civilisation haben auf sie eher einen zersetzenden Einfluß ausgeübt, ähnlich, wenn auch in minderem Maße wie auf die indianischen oder australischen Stämme.

Die Leichtigkeit, Geld zu erlangen, steigerte die Sorglosigkeit in der Wirthschaft und die Verschwendungssucht, und von allen Künsten der Civilisation war keine leichter erlernt als die, durch gewissenlose Finanzminister die Verlegenheiten des Staates zu beseitigen versuchen. Die Berührung mit den westeuropäischen Staaten konnte für die Türkei segensreich werden, wenn sie Intelligenz und Wirthschaftlichkeit von dort bezogen und ihre erste Sorge darauf verwendet hätte, die Communicationswege zu verbessern, allein gerade in dieser Beziehung vernachlässigte sie ihre Verpflichtungen in der sträflichsten Weise. Die ersten Anleihen, welche ihr von Europa bewilligt wurden, erhielt sie unter nicht ungünstigen Umständen. Im Jahre 1854 wurde ihr ein Emissionscours von 82, im Jahre 1855 von 85% bei 6% Zinsen zugestanden. Das macht eine Verzinsung von $7^1/_3$ resp. 7 Procent. Von da ab sank ihr Credit in der Weise, daß sie schließlich 15% Zinsen bewilligen mußte. Daß sie diese schwere Zinslast aus keinen andern Mitteln zahlte, als aus fortwährend contrahirten neuen Anleihen war offenkundig, und die gegenwärtig eingetretene Katastrophe war mit eben solcher Sicherheit vorherzusehen, wie noch jetzt vorausgesagt werden kann, daß mit einer Repudiation der Hälfte der Verpflichtungen das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Die sittliche Entrüstung, die gegen die Türkei losbricht, ist geradezu absurd. Abgesehen davon, daß ein solcher Ausgang früher oder später unvermeidlich war, gibt es kaum einen europäischen Staat, der nicht Aehnliches gesündigt. Graf Beust hat noch vor wenigen Jahren als österreichischer Reichskanzler mit seinen üblichen feinen Wendungen auseinandergesetzt, daß hohe Zinsen und geringe Sicherheit correlate Begriffe seien, und daß daher ein Staat, der hohe Zinsen verspreche, nur logisch handle, wenn er sein Wort breche.

Nicht das bedarf der Aufklärung, daß die Türkei ihren Verpflichtungen nicht nachkommt, sondern vielmehr, daß man ihr soviel Vertrauen hat schenken können. Es handelt sich für die europäischen Staaten um eine Summe von etwa 120 Mill. Mark, die sie von der Türkei zu fordern haben, die innere Schuld und die schwebende Schuld lassen wir dabei außer Ansatz. Der Verlust trifft zum bei Weitem größten Theile England, demnächst Frankreich und Oesterreich, aber auch Deutschland ist in nicht geringem Maße betheiligt. In England und Frankreich sind die kleinen Rentner fast ausschließlich bei diesem Verluste betheiligt und die Katastrophe hat ungefähr einen solchen Eindruck hervorgebracht, als wenn bei uns eine ganze Reihe von Sparcassen zusammenstürzen würde. Wie war es möglich, daß ein so ausgedehntes Vertrauen einem Staate geschenkt wurde, dessen mißliche Verhältnisse unverhüllt vorlagen, nachdem das laufende Jahrhundert wiederholt die herbsten Erfahrungen über die Vertrauenswürdigkeit schlecht regierter Staaten gebracht? Wer diese Frage beantworten könnte, so daß er zugleich die Mittel der Abhülfe vorschlüge, würde sich ein unaussprechliches Verdienst erwerben, denn unsere Culturentwicklung ist bei dieser Frage sehr betheiligt. Die vielen Hunderte von Millionen, welche die Türkei aus den occidentalischen Ländern bezogen und vergeudet hat, waren sauer erarbeitete Capitalien. Jedes erworbene Capital ist bestimmt, ein Hebel der Cultur zu sein, und Massenvergeudungen dieser Art sind schwere Hemmnisse des Culturfortschritts.

Allein die Frage ist nicht zu beantworten. Wir stehen diesem Triebe, der die Menschen dahin bringt, um einer unwahrscheinlichen Aussicht auf hohen Gewinn willen die Früchte ihrer Arbeit in einen Abgrund zu werfen, ebenso rathlos gegenüber, wie den Wanderinsecten und ähnlichen Landplagen. In nichts unterscheidet sich die Türkenkatastrophe von zahlreichen anderen Staatsbankerotten, die vorhergegangen, und

Digitized by Google

man kann mit ebenso großer Bestimmtheit sagen, daß diese Katastrophe nicht die letzte ihrer Art sein wird. Ein naturwissenschaftlicher Schriftsteller, der vor kurzem über die Reblaus geschrieben, pries die Weisheit des allmächtigen Schöpfers, der Mittel gefunden, der Reblaus unter allen physischen Verhältnissen die Fortpflanzung und räumliche Verbreitung zu sichern. Ein gleichgläubiger Sinn wird auch in dem unausrottbaren Triebe der Menschen, ihre Capitalien in Danaidenfässer zu schütten, den Plan der Vorsehung finden müssen, die Menschheit vor allzu schneller Bereicherung zu bewahren.

Alexander Meyer.

Geld und Speculation.*)

Von **Ludwig Bamberger.**

Bereits vor Ausbruch des französischen Kriegs waren die Wechselcurse Deutschland so ungünstig geworden, wie im vergangenen Jahre**), das heißt: die Abwesenheit von Forderungen zur Compensation von Schulden (ungünstige Handelsbalanz), verbunden mit erschwerter Beschaffung geeigneter Zahlungsmittel zum auswärtigen Gebrauch (innere Entartung der heimischen Währung), hatte den Wechselcurs der deutschen Handelsplätze auf's Ausland wesentlich höher hinaufgetrieben als auf den Paricurs, ja als auf den Paricurs, vermehrt um die Kosten der Versendung und Umschmelzung. Aber Niemand beunruhigte sich darüber. In der Vorstellung der Massen war eine Aufmerksamkeit für diese Dinge überhaupt nicht vorhanden, denn es gab kein Schauspiel, das augenfällig den Sinnen sich aufdrängte wie die Goldausfuhr. Selbst die Geschäftswelt blieb sich ganz unklar über die innere Natur einer Erscheinung, welche äußerlich zu constatiren sie nicht umhin konnte. Als der Wechsel auf's Ausland immer mehr stieg und immer weniger Miene machte, auf seinen frühern langjährigen und normalen Stand zurückzukehren, wunderte sich wohl dieser und jener über die eigenthümliche Wendung der Dinge. Aber Niemand kam auf den Gedanken, sie für eine definitive, und daher für das Symptom einer innern organischen Zersetzung unserer Geldverfassung anzusehen. Es war thatsächlich herrschende Anschauung in den allersachverständigsten Geschäftskreisen, daß über kurz oder lang doch wieder ein Umschlag zum vormaligen Verhältnisse eintreten müsse, bei welchem der Wechsel von Deutschland auf's Ausland sich in der Nähe der Silberparität behauptet, ja durchaus nicht selten unter derselben gestanden hatte. Diese Auffassung entsprach ganz und gar dem Geiste der Routine, welcher dem Betriebe der Tagesgeschäfte naturgemäß innewohnt. Auf Steigen folgt Fallen und umgekehrt, so sagt sich die an dem blos äußerlichen Verlaufe der Dinge haftende Beobachtung. So sagt sie sich namentlich bei der ersten Wahrnehmung jedes veränderten Barometerstandes. Gerade bei den mit starker Reserve von Mitteln arbeitenden Geschäftsleuten bildet sich auf Grund ihrer Erfahrung eine Methode aus, welche die Lehre von dem unvermeidlichen Gesetze des Auf- und Abwogens, das in allen Lebenssphären herrscht, zur Richtschnur ihres Verfahrens macht. Ihnen gegenüber steht die sanguinische kurzlebige Masse der Kleineren, welche in ihren Eindrücken wie in ihren Handlungen dem Augenblick opfern, über den sie nicht hinaussehen, über den hinaus zu operiren die Mittel ihnen auch nicht zur Verfügung stehen. Irren sie, so zahlen sie's sofort mit ihrem ganzen Einsatz, denn sie haben weder Fassung noch Proviant genug, in ihrer Lage auszuharren, bis die wieder zurückrauschende Welle auch ihnen wieder Recht gebe. Ihr Widerpart, der gewiegte, auf langes Aushalten vorgesehene Mann des Fachs wartet ruhig den Tag ab, der seinen Irrthum wieder corrigirt, wenn er einen begangen hat. Auf dem Gebiete der Speculation gilt ohne Zweifel, was man oft mit Unrecht vom Gesammtgebiete der Geschäftsthätigkeit aussagen hört, daß die Kleinen von den Großen aufgefressen werden. Je weniger die Kleinen speculiren, desto besser ohne Zweifel für sie und mithin für die Welt im Ganzen.

So gut wie dem seit alten Tagen bejammerten Uebel des Krieges von Zeit zu Zeit ein Lobredner auftaucht, der die fruchtbare und welterhaltende Aufgabe der völkerverheerenden Kämpfe mit ernst überzeugten Reden lobpreist, so gut läßt sich freilich des Tiefberechtigten Vieles auch über den Nutzen der Speculation sagen. Beide haben das miteinander gemein, daß sie zum regelmäßigen, ruhigen Verlaufe des gesunden Lebens den feindlichen Gegensatz bilden, aber periodisch dem gefährlichen Stillstand, der sich aus der Ruhe und Regel entwickelt, mächtig mit neuerndem Sturmeswehen entgegenwirken. Schwerlich wird jemals die organisirte Waffengewalt aus dem Organismus der Völkergemeinschaft verschwinden, wie Menschenfreunde predigen; weil das letzte Wort der Schöpfung doch immer das in der eigenen Kraft ruhende Gesetz der Selbsterhaltung bleibt. Ebenso wenig ist anzunehmen, daß jemals eine Welt des Verkehrs bestehen werde ohne Speculation, welche nichts anderes ist als das Gesetz der ewigen Veränderlichkeit, verwerthet vom Einzelnen zu seiner Selbsterhaltung, aber zum Nutzen des Ganzen. Der Beruf der Speculation (nicht zu verwechseln mit der „Gründung") liegt in der Ausgleichung zwischen Gegenwart und Zukunft. Sie stellt, wie ihr Name besagt (Speculum), das Spiegelbild der künftigen Gestaltung corrigirend der heutigen gegenüber. Als Gott dem Pharao den Traum von den sieben Kühen schickte, rieth er ihm eine Kornspeculation an im Interesse seines Volkes.

Dennoch bleiben Krieg wie Speculation immer außerordentliche Phänomene, welche ungesunde Zustände kennzeichnen, wenn sie sich mit den normalen Lebensfunctionen verbinden, wenigstens wenn sie in stärkerer Zugabe den Sitten sich beimengen, als überhaupt auch den friedlichen Regionen des Daseins die stürmischen sich fühlbar machen. Die Speculation bezeichnet die Wendepunkte großer Umgestaltungen oder kritischer Verwicklungen in der Erzeugungs- und Verbrauchsthätigkeit der Welt. Die Perioden ihres naturgemäßen Eintretens sind die der großen Entdeckungen und Erfindungen, ihr naturgemäßer Boden sind Großindustrie und Welthandel. Wo die Speculation als häusliche Gewohnheit ganzer Generationen sich niederläßt, noch mehr, wo sie sich der unentbehrlichsten Arbeit der Ernährung und Erhaltung bemächtigt, da ist etwas krank im Gemeinwesen. Der Gang der Civilisation ist, Unwissenheit und Ungewißheit durch Wissen und Gewißheit zu verdrängen. Trotz aller Ausschweifungen des Börsenwesens ist das Spiel doch in unserer Zeit von einem höheren Range, den es in ältern Zeiten einnahm, herabgekommen. Frau Aventiure, vormals ein göttliches Wesen, den edelsten Recken hold, ist jetzt die Schutzpatronin des Abenteurers, der sich dem fahrenden Ritterthume der Industrie geweiht hat. Die Spielhöllen sind aus den Palästen der Großen in die Winkel der Gauner verwiesen und nur noch verschämterweise in gemessenen Grenzen verlocken väterliche Regierungen ihre Unterthanen zum Lotto, das diese ehedem an jeder Straßenecke mit Pauken nnd Trompeten zusammenrief. Die großen Getreidespeculationen von Extrem zu Extrem sind durch den heutigen Welthandel in den Culturländern bereits unmöglich geworden wie die Hungersnoth. Auch das groteske Börsenspiel wie die groteske Erscheinung der Börsenabenteurer sind vorübergehende Ausgeburten neuer Civilisationsformen. Wer die Einzelheiten aus der Geschichte der englischen Bubbles und der Rue Quincampoix nachlesen will, wird sich sagen müssen, daß die Bethörten jener vergangenen Tage noch mit einer viel wilderen Gier und viel crasseren

---

*) Aus dem 8. Abschnitt der demnächst erscheinenden Schrift „Reichsgold, Studien über Währung und Wechsel". Leipzig, Brockhaus.

**) Hier ist dem Texte eine ausführliche Tabelle als Belag beigefügt, aus der hervorgeht, daß die Wechselcurse auf Paris und London im Jahre 1869 in Berlin höher standen, als zur Zeit, da sie (Anfangs 1875) die Goldausfuhr aus Deutschland verursachten.

Digitized by Google

Leichtgläubigkeit sich in die verzehrende Flamme stürzten als die Gewinndurstigen unserer Tage. In den Nationen, welche ihre tollen Zeiten gehabt, tritt allmähliche Heilung ein. Man kann es in England und besonders in Frankreich beobachten, wie die Sucht nach Spielpapieren dem Verlangen nach sicheren Anlagen bei den bescheidenen Vermögen Platz gemacht hat. Deutschland hat in den letzten Jahren der Neuheit seiner Berührung mit den guten und schlechten Seiten industriellen und capitalistischen Aufschwungs seinen Tribut bezahlt. Die meisten Betrüger haben sich dabei nicht weniger grün und sanguinisch unwissend gezeigt als die Betrogenen. Von solchen Thorheiten wird die Menschheit so wenig wie von andern jemals ganz curirt, aber sie wird von Rückfall zu Rückfall mehr befreit. Die Civilisation, welche sogar die Kraft der Epidemien abstumpfen lernte, lernt noch viel sicherer sich von solchen Geisteskrankheiten befreien. Man darf hoffen, daß wachsende Aufklärung allen und auch diesen Köhlerglauben und seine Ausbeuter allmählich zurückdrängen wird, trotzdem von Zeit zu Zeit noch immer wieder eine Louise Lateau auftaucht und gelehrte Leute Bücher über sie schreiben.

Wie kamen wir auf die Speculation zu reden und wie dazu uns ihren Sinn des Genauern zu betrachten? Einfach weil wir auf dem Punkte standen zu erinnern, daß in Deutschland bereits vor dem Kriege die Speculation sich des ausländischen Wechsels bemächtigt hatte, und dies uns ein untrügliches Zeichen sein muß, daß unsere innern Geldzustände bereits in ihrem Mark erkrankt waren. Denn der Curs des zwischen dem eigenen Land und dem übrigen Auslande laufenden Wechsels ist — das haben wir in genauster Einzelheit gezeigt, nichts anderes als der von der Handelsbalanz beeinflußte Ausdruck des eigenen Geldinhaltes, verglichen zu dem Geldinhalte anderer Länder. So wie dieser Ausdruck auf lange Zeit in starke Schwankungen gerathen kann, so daß Speculation sich an seine Sohlen heftet, ist die Gewißheit da, daß etwas faul ist am eigenen Gelde oder am fremden; und wenn das Verhältniß nicht zu einem besondern von besondern Störungen betroffenen Lande, sondern zu der Allgemeinheit der Verkehrsländer eintritt, so ist das Uebel zu Hause zu suchen. Es gibt kein Ding, dessen Bestimmung es so durchaus widerspricht, Gegenstand der Speculation zu werden, als das Geld. Diese Bestimmung, allgemeinster und dauerhaftester Maßstab des Tauschwerthes für alle Gegenstände zu sein, findet gerade ihre Verneinung in starker Veränderlichkeit von Moment zu Moment und von Ort zu Ort, welche die Voraussetzung aller Speculationen ausmacht. Die deutsche Münzreform, indem sie ein einziges Metall und als solches das Gold zum Geldmaterial macht, hatte gerade und allein dieses Ziel im Auge: in dem unveränderlichsten aller hier denkbaren Stoffe die Möglichkeit aller Speculation auszuschließen, und nichts charakterisirt so sehr den Aberwitz der Pöbelschreiber und Pöbelredner als die Vermuthung, daß diese Neuerung einer Speculation zu dienen berufen sei. Umgekehrt liegt der wahre Zweck ihres Daseins in der Beseitigung desjenigen Zustandes, von welchem die Geldspeculation sich ernährt.

„Aus der Doppelwährung," sagt der Bericht der Schweizer Delegirten bei der 1875er Conferenz des lateinischen Münzbundes in Paris, „ergab sich, daß die Privat-Speculation, indem sie jeweilig das gegenüber dem legalen Verhältniß von $15\frac{1}{2}$ zu 1 entwerthete Metall zuführte und zwar in willkürlichen Beträgen, die Beschaffenheit und Zusammensetzung unsers Münzumlaufs beherrschte. So sahen wir von 1867 bis 1873 für 895 Millionen Fünffrankenstücke prägen, wovon 307 allein in 1873. Das Verschwinden des Goldes wurde immer fühlbarer, die Wirkung der Speculation immer offenkundiger".

Literatur und Kunst.

Spätherbst.

Vom Winter ist der Vortrab schon
Im Sturmschritt angekommen,
Der Schnee, sein Marschall, hat den Thron
Der Berge eingenommen.

Der Nebel ist in's Feld gerückt
Und lagert ohne Regung,
Der rasche Frost hat unterdrückt
Im Wasser die Bewegung.

Da fällt besiegt ein welkes Roth
Vereinsamt in die Fluthen,
Es war das letzte Aufgebot
Verlorner Sommergluthen.

Herm. Lingg.

Die bayerischen Mundarten.

Nicht als ob wir uns einbildeten, in der Weise eines Klaus Groth schreiben zu können, sondern nur aus dem rein sachlichen Grunde, um eine süddeutsche Ergänzung zu seinen Aufsätzen in dieser Zeitschrift zu liefern, wollen wir Einiges über die bayerischen Mundarten und ihren jetzt lebenden ersten und besten Vertreter Franz von Kobell berichten. Bayern hatte vorher schon das Glück, daß auf dem Felde der Sprachwissenschaft kein Geringerer als Schmeller, ein würdiger Mitstreiter Jakob Grimms, mit einem trefflich ihm zu Statten kommenden Ingenium, einem großen Maß bayerischer Derbheit und dadurch vermittelter Congenialität zu seinem Stoffe, die bislang auch in Bayern von Allen tief verachtet gewesenen Mundarten des Volks vor langen Jahrzehnten in den Kreis seiner wahrhaft stupenden, auch in Beziehung auf Ausdehnung mit Jakob Grimm wetteifernden Studien gezogen hat. Auf der Grundlage tiefer antiquarischer Forschungen über den großen gothischen, altsächsischen, angelsächsischen und althochdeutschen Dialekt, ging er an den lieben Dialekt des Heimatlandes, wie er noch heute leibt und lebt und welcher für ihn dadurch doppelt anziehend wurde, weil derselbe die ältesten Traditionen der uralten Dialekte und großen Stammsprachen viel gewissenhafter bewahrt hat, als die stolze neuhochdeutsche Schwester. Es ist schon bezeichnend, wie hiebei Schmeller zu Werke ging.

Als verabschiedeter Offizier aus dem spanisch-französischen Kriege heimgekehrt und als Docent an der Universität geduldet, an der Hofbibliothek in untergeordneter Stellung angestellt, erwirkte er sich vom Kriegsministerium die Erlaubniß, mit sämmtlichen aus den verschiedenen Kreisen des Königreichs in die große Garnison der Residenz hereincitirten Recruten — Sprachforschungen anstellen zu dürfen. Nicht als ob Schmeller nicht schon vorher vollgerüstet gewesen wäre, aber er wollte auch an der lebendigen Quelle sich corrigiren und erfrischen und dazu dienten unter andern wie gesagt die Recruten. Es verlohnt sich dies allerdings gerade im Lande Bayern doppelt der Mühe. Die süddeutschen Dialekte sind sämmtlich auf seinem Territorium vertreten, da ist vor allem das Fränkische in verschiedenen Zweigen, besonders in der lieblichen Tochter des Pfälzischen, da ist das Schwäbische, vom rauhen Allgäuer Dialekt und dem Alemannischen bis zu dem Schwäbischen des platten an den bayerischen Dialekt grenzenden Landes, da ist der große bayerische Dialekt, im Gebirgsdialekte wie in dem des Flachlandes, und ersterer wieder in seinem Uebergang zu dem Tyroler Dialekt.

Digitized by Google

Nach jahrelangem frischem Studium aus dem Munde der aus der Heimat noch unverdorben von dem neuhochdeutschen Hochmuthe hereingekommenen Söhne des Landes war endlich das Werk fertig, welchem jedenfalls das Verdienst der Bahnbrechung nicht abgesprochen werden kann. Es ist die Grammatik der bayerischen Mundarten im weitesten Sinne des Wortes, also des Fränkischen, Schwäbischen und Bayerischen. Es wird dies Werk übrigens noch lange ein unentbehrlicher Schatz für jeden Sprachforscher, zumal aber für den Forscher auf dem Gebiete der Dialekte bleiben. Schmeller hat sich in demselben sogar schon der Mühe nicht überhoben, ein eigenes Alphabet zu erfinden, um die feinen Unterschiede im Laute der Consonanten sowohl als besonders der Vocale und noch mehr der Diphthonge auch durch die Schrift kenntlich zu machen, — ein Versuch, welcher an sich ebenso schwierig war, als die Aussprache auch an seiner Hand gleichfalls noch immer höchst schwierig bleibt.

Seine Hauptstärke freilich fühlte Schmeller nur in dem ihm angebornen Dialekte, dem bayerischen im engeren Sinne. Er hat daher unser engstes Vaterland auch mit einem weiteren unschätzbaren Schatze beschenkt, mit einem bayerischen Idiotikon in vier großen Bänden. Nach seinem Tode endlich ist diesem Werke die gebührende Ehre zu Theil geworden, und es wurde durch die Hand eines ähnlich trefflichen Sprachforschers, des Professors und Bibliothekars Dr. Thomas, in einer zweiten vermehrten Auflage bearbeitet, bei welcher die reichen Zusätze von der Hand Schmellers auf das sorgsamste benutzt worden sind, so daß nun das Werk von vier auf fünf Bände angewachsen ist.

Uns selbst ist das unschätzbare Glück zu Theil geworden, noch zu den Füßen des unvergeßlichen Schmeller sitzen und mit einem kleinen Kreise gleichstrebender, bereits in reiferen Jahren stehender Männer aus seinem Munde über die Geheimnisse der Sprache Lehren in unvergleichlicher Form und sachlicher Gediegenheit hören zu dürfen. So belehrend alle seine Vorträge waren, am hinreißendsten wirkte er in demjenigen Collegium wenigstens auf uns, in welchem er über die Dialekte vortrug. Unvergeßlich ist es uns insbesondere, mit welcher feinen Nüancirung in der Klangfärbung der Stimme er die Producte der mundartlichen Volkspoesie vorzutragen verstand.

Merkwürdig, trotz solcher gleichzeitigen Bestrebungen an der Hochschule, ging an derselben Hochschule ebenfalls doch auch gerade so wie auf jeder anderen die vollste und souveränste Verachtung der Mundarten hart nebenher. Aber nicht genug. Wir hatten es in einem auch sonst interessanten Schwurgerichtsfalle selbst erlebt, daß sich ein sehr einfaches Bauernmädchen, welches ihren Dialekt schlecht, noch schlechter aber natürlich das Neuhochdeutsche sprach, sich so sehr ihres Dialektes schämte, daß alles zuerst freundliche, dann aber derbe Zureden des Präsidenten, selbst eines Meisters in der Handhabung des Dialekts, absolut nichts fruchtete. Es handelte sich um einen Raub. Das fragliche Mädchen trug „Kirchweihnudeln" in ein anderes Dorf. Ein nicht gut beleumundeter Bursche wollte mit ihr wohl überhaupt anbinden. Er machte den Eingang damit, daß er sie um eine Nudel bat. Sie wies ihn in solcher Weise ab, daß er ärgerlich wurde und zu Drohungen überging. Sie blieb halsstarrig. Er aber entriß ihr den Korb und nahm sich ein Paar Nudeln gewaltsam, den Rest ihr mit nicht besonders freundlichen Worten zurückgebend.

Das Mädchen deponirte nun wie gesagt in einer so albernen gesucht hochdeutschen und beinahe unverständlichen, jedenfalls im höchsten Grade lächerlichen Weise, daß auf der Richter- wie auf der Geschwornenbank Aerger sich mit Gelächter ablösten. Einer von ihr immer und immer wiederholten Phrase erinnere ich mich noch bestimmt. Sie beschrieb den (leugnenden) Burschen nach seiner damaligen Kleidung unter andern damit: „Der junge Mann hatte einen spitzen Hut auf dem Haupte".

Der Präsident sagte ihr schließlich in's Gesicht, wenn sie nicht anders rede, nicht rede, „wie ihr der Schnabel gewachsen", so müsse man annehmen, es sei das Alles eingelerntes Zeug, wodurch sie statt ihre eigene Beobachtung die Eingebung des etwaigen Sprachlehrers wiederzugeben scheine. Allein das Mädchen war förmlich von Scham überwältigt, wirklich „nach dem Schnabel" zu reden, und es war bis zum Schlusse nichts als sein sollendes Hochdeutsch aus ihr herauszubringen. Und — die Geschwornen sprachen lachend den Burschen frei, die Zeugin aber wurde mit sehr ernsten Lehren, ihrer „Muttersprache" treu zu bleiben, entlassen.

Wenn nun solche Vorkommnisse bei den Landleuten selbst zu verzeichnen sind, so ist es nicht zu verwundern, daß unsere „Gebildeten" in den Städten die Volksdialekte noch mehr über die Achseln ansehen. Es ist bei dem bayerischen Städter in der Beziehung schlimmer als bei dem Oesterreicher, insbesondere z. B. dem Wiener. Die Gründe freilich sind mancherlei und haben auch ihre erfreuliche Seite, indem sie zum Theile in einer besseren Volksschulbildung wurzeln. Man schämt sich in Altbayern durchaus des einheimischen Dialekts. Ja man spricht offen seinen Tadel z. B. gegen den Schwaben aus, besonders den Württemberger, weil hier selbst der Gebildete „nicht frei vom Dialekte ist"; von den Schweizern ganz zu schweigen. Daß der Dialekt nicht doch da und dort hervorsticht, ja daß die ganze neuhochdeutsche Sprachweise auch in Bayern nicht oft sehr dialektisch klingt, haben wir damit freilich keineswegs gesagt. Man spricht in gewissem Grade den Dialekt ebenfalls, aber nur ohne daß man es selbst weiß.

Eine Besserung haben aber die letzten Jahrzehnte uns doch gebracht. Man hat angefangen, wenigstens zweien der bayerischen Dialekte ihr Recht insofern widerfahren zu lassen, als man ihnen das Leben neben der natürlich viel höher gestellten neuhochdeutschen Sprache gönnt. Ja man hört nicht nur das eine und andere im Dialekte Vorgetragene gern an, sondern bemüht sich wohl auch selbst es, so gut es eben geht, selber so vorzutragen. Wir verdanken das einem Manne auch wieder unserer Hochschule, dem in der letzten Zeit als Alters- und Dienstjubilar wiederholt in weitester Oeffentlichkeit genannten nun 71jährigen Professor der Chemie und Mineralogie Franz von Kobell. Derselbe hat nämlich seit etwa 20 Jahren eine ganze Reihe von Dichtungen in Vers und Prosa herausgegeben, sämmtlich geschrieben in eben diesen beiden Dialekten, welche wir soeben im Sinne hatten, im Pfälzischen nämlich und im Bayerischen.

Natürlich sind es besonders die letzteren Gedichte, welche das Eis im diesseitigen Bayern gebrochen haben. (Der Pfälzer hat sich auch schon vorher, sogar wenn oder vielmehr gerade wenn er gebildet war, seines Dialektes weniger geschämt.) Ein Umstand wirkte hierbei besonders günstig mit. Kobell hatte besonders als Jäger seit seiner Jugend eine besondere Vorliebe für das bayerische Gebirge gehegt. Natürlich war es auch das Dichten und Trachten des Gebirgsvolkes, seine Sprach- und Declamationsweise, seine Dichtungsarten, welche er mit Vorliebe in's Auge faßte. Vermöge seiner ganz einzigen Gabe, sich in die ganze Anschauungsweise des „gemeinen" Volks zu versenken, dichtete er denn nun mit dem Gebirgsvolke selbst um die Wette. Bekanntlich wird eine Hauptdichtungsart in unseren Bergen geübt, die sog. Schnadahüpfl'n, kurze vierzeilige auf Gesang berechnete Strophen, meist einzeln und jedes für sich mit abgeschlossenem Sinne, zum Theil aber auch zu ganzen Spott- oder auch Wallfahrtsepen u. dgl. an einander gereiht, — Gedichte, welche noch heut zu Tage aus unserem Bergvolke immer neu und frisch herauswachsen, ohne daß die Namen der Dichter bekannt oder gar der Nachwelt überliefert werden. Mitten unter die Reihen besonders dieser Volksdichter ist auch Kobell eingetreten und hat einige Hundert Schnadahüpfl'n gedichtet, welche im Gebirge selbst durch mündliche Ueberlieferung fortleben und von denen die Sänger ebenso wenig wissen, wer sie gedichtet hat, als von allen ihren Brüdern, deren Zahl Legion ist. Kobell sieht darin gerade seinen ganz besonderen Triumph. Er ist im „gemeinen" Volke selbst recipirt, das geht ihm über Alles.

Nun ist aber Form und Inhalt aller Kobell'schen Gedichte so überaus anziehend, daß unsere gebildete Welt, zumal wenn sie, wie das beinahe ausnahmslos der Fall ist, für das Gebirge ein sommerfrischliches und landschaftliches Interesse hat, jene Gebirgs-g'sangl'n, dann aber auch die größeren Kobell'schen Gedichte in

Digitized by Google

oberbayerischer Mundart allmählich liebgewonnen hat und zum Theil als sentimental aufgefaßte Reminiscenzen an das Gebirge in den langen Wintermonaten liest und wieder liest.

Wie gesagt, so ohngefähr war der Gang, welchen die allmähliche Begnadigung des oberbayerischen Dialekts als einer nicht zu verachtenden Nebensprache des Neuhochdeutschen genommen hat. Kobell freilich denkt darüber ganz anders. Er sieht seine mundartlichen Dichtungen als die einzige naturgetreue Stimme des Volks an, sucht diese Volkssprache (und wie wir glauben mit Erfolg) in seinen Dichtungen allein zu reden und schreibt mit anderen Worten im Volksdialekte gerade so, wie ein Fritz Reuter Erzählungen und Anschauungen, und Gesänge wie ein Klaus Groth, deren wesentliches Gewand die Mundart ist und von welchen eine Uebersetzung gar nicht möglich wäre. Insofern wird also nicht nur das Landvolk mit Gedichten bereichert, sondern es findet zugleich eine Bereicherung der deutschen Literatur selbst statt.

Eine Bereicherung in ersterer Richtung hat übrigens Kobell auch dadurch erreicht, daß er einige Dichtarten ganz neu in die mundartliche Dichtung eingeführt hat. Es ist das besonders die Novelle, theils in Versen, theils in Prosa und besonders das sog. bürgerliche Drama.

Wir schließen unseren Beitrag, indem wir ein Lob der Dialektsprache nach Seite ihres Klanges mit Kobells Worten selbst wiedergeben. Er singt (Pfälzische Gedichte):

Wer kann 'n liebe' Glockeklang
So schreibe' wie er klingt,
Un' wer kann schreibe' mit der Schrift,
Wie schö' en Amsl singt,
— Deß kann mit aller Müh' ke' Mensch,
Denk' nor e bische nooch,
Un' wie mit Glock' und Vochsang
Is's mit der P'älzer Sproch.

München. **Ernst Bezold.**

Römische Ausgrabungen.

(Schluß.)

Hier hat aber bis vor kurzem als unumschränkter Herr des Forums nicht nur, sondern aller römischen Ausgrabungen überhaupt der Senator Rosa arg wühlerisch gehaust*). Leider, leider fehlte jedoch diesem Feuereifer, dieser Thätigkeit das Fundament classischer Bildung! Dazu gesellte sich der natürliche Wunsch in der so viel beneideten Stellung Unerhörtes zu leisten, seinen zahlreichen Gegnern durch die überraschenden Ergebnisse seiner Thätigkeit den Mund zu stopfen. Konnte er sich hiezu ein lohnenderes Feld auserlesen, als das ihm seit Jahren unmittelbar zu Füßen liegende Forum? Mit dem Kolosseum ward dann auch der erste Gebrauch seiner ausgedehnten Vollmacht eingeweiht: ein Heuschreckenschwarm von Arbeitern regnete auf seine Mauern, Stufen und Sitze nieder; — es ward gerodet und gejätet, bis von der ganzen reichen Flora (deren Beschreibung ein botanisirender Engländer ein selbständiges Buch gewidmet), nicht ein Strauch, nicht ein Grashalm mehr stand! Kahl wie die in's Riesige übertragene Glatze des Barons Visconti (des witzigen ehemaligen Directors der päpstlichen Ausgrabungen) liegt seitdem die majestätische Ruine da! — Aber schon regt sich wieder junges Leben zwischen den alten Steinen; trotz Rosas Vertilgungsdecret sproßt und grünt es verzweifelt gesetzwidrig aus allen Ritzen und geht es so fort, wird der Director genöthigt sein, dem mächtigen Naturtrieb, in der Arena des Vespasian eine eigene polizeiliche Oberaufsicht (gleich den verbotenen Gesellschaften) in Gestalt einer lebenslänglich anzustellenden Ausjätungs-Commission zu geben. Daß diese Barbarei in der besten Absicht geschah, das Gemäuer zu halten, versteht sich von selbst. Bei dem Zustande des Baues sind die Meinungen über deren Erfolg jedoch sehr getheilt. — Fast damit zugleich ward das Erdreich zu Füßen des Palatins bei den paar noch aufrecht stehenden Säulen der julischen Basilika hinweggeräumt, und legte man die Stufen frei, welche einst in die Cella geführt. Mit dieser ganz interessanten Entdeckung gesellte sich zu Rosas bisher löblichem Spürsinn aber eine Eigenschaft, die in der Welt schon gar viel Unheil angerichtet und der diese Basilika als erstes Opfer fallen sollte: — die Restaurationsmanie! Der modernen Welt sollte der Plan des alten Baues wieder von Augen treten, Alles greifbar nahe gelegt, beileibe nichts der reconstruirenden Phantasie überlassen bleiben! Nun war des biedern Senators retrospectives Seherauge aber entschieden schielender Natur. Anstatt sich zu überzeugen, d. h. die Langseite der Basilika nach links querdurch unter der Straße zu suchen, sah er sie dem Capitole entgegen gestreckt und befahl unverweilt die — Fundamente zu den vorgefundenen korinthischen Säulenstumpfen und Basen aufzumauern! Was half es, daß sogar der einfache Maurermeister gegen diese willkürliche Frontänderung des Bauriſſes mit dem unwiderleglichen Einwurfe protestirte: „daß die Fundamente erhalten sein müßten so gut wie die vorgefundenen Steinplatten, wenn je welche in dieser Richtung bestanden?" Die in Italien zu allen wissenschaftlichen Zwecken ohnedies so karg gemessenen Mittel wurden hier vergeudet einer widersinnigen und ebenso geschmacklosen Marotte wegen! Regelrecht mußte die moderne Arbeit geschehen, auf welcher die alten Ueberreste in pünktlichen Zwischenräumen fein säuberlich übereinander geschichtet nun stehen und den Anblick einer sonntäglich aufgeräumten Bude bieten, während am Ende dieser echt spießbürgerlichen Improvisation sich neben wuchtigen Resten von antiken Bögen ebensolche nagelneue wölben — Alles, um wie in einem Bilderatlas dem löblichen Publicum den Abschluß dieses Theils des Forums gegen den linken Theil des Capitols und dem tarpejischen Felsen zu — schulgerecht zu veranschaulichen. Bei diesen Arbeiten gelangte man bis zu den Abzugscanälen, die seit der Zeit der Tarquinier in die Cloaca maxima unweit von hier münden, durch deren Abdeckung aber die Luft ringsum über Jahr und Tag vergiftet wurde, was weder im Interesse der Wissenschaft noch der Aesthetik, höchstens in jenem von Aeskulaps Nachfolgern geschehen sein konnte. In dieser Richtung gelangen wir endlich zu zwei Reliefstafeln, deren Inhalt die archäologische Welt sofort in zwei Lager gespalten, aber nach ziemlich allgemeinem Urtheil den Sieg in Händen des gelehrten Vorstandes der deutschen archäologischen Gesellschaft, Dr. Henzen, in Rom gelassen hat.

Die so viel umstrittenen Tafeln sind jetzt am Orte ihrer Auffindung, gleich zwei Brückengeländern, auf ihnen angepaßten Mormorunterſätzen aufgestellt, um deren ehemalige Verwendung als Eintrittsbrücke zur hostilischen Curie zu vergegenwärtigen. — Rosa hegt die Absicht das ganze Forum, in seiner vollen Ausdehnung bis zum Kolosseum hinab, allmählich blos zu legen und hat die Arbeit zu deren Beschleunigung an beiden Enden angefaßt. So liegen an den Palatin angrenzend, außerhalb des Titusbogens, bereits seit längerer Zeit Doppelreihen nichtssagender Steticularzellen zu Tage, die nur zu Sklaven- oder Soldatenkammern gedient haben können, indes im Anfang des Jahres 1874 mit Hinwegräumung des Kreuzes nebst den Stationen im Innern des Kolosseums die Initiative zur Unterwühlung von dessen Boden gegeben wurde. Eine unnützere Wichtigthuerei nebst Zeit-, Arbeit- und Geldverschwendung läßt sich kaum denken als diese Ausschauselung unterirdischer, längst bekannter Gänge und Kammern, die im Mittelalter dem hier befestigten Frangipani als Burgherrn schon trefflich gedient und seitdem manchen Falschmünzern und sonstigen Gaunerbanden sowie politischen Verschwörern Zuflucht gewährt, in archäologischer Hinsicht vollends keine Ausbeute der so vielfach durchstöberten Gelasse versprach. Ausgehöhlt der ganzen Breite und zwei Drittheilen der Länge

*) Rosa war Custos der Sammlungen des Fürsten Borghese, dann der farnesischen Gärten und wurde bei der Vereinigung Roms mit Italien zum Leiter der Ausgrabungen bestellt. Im Spätherbst 1874 sah man sich genöthigt ihn abzuberufen, da er sonst in seinem Wühlerfanatismus dem antiken Rom das neue geopfert hatte.

Digitized by Google

nach in knappen Zwischenräumen ist das einst friedliche Sanctum dieser erinnerungsreichen Arena so gut wie ungangbar geworden, da jeden unbedachten Schritt ein Sturz in die Tiefe bedroht, aus welcher Modergeruch nunmehr heraufdringt statt des honigsüßen Ginsterduftes, der hier die Luft einst balsamisch erfüllte. Die Ausschaufelung und Auspumpung (zu der noch immer eine Dampfmaschine thätig sein muß) der unterirdischen Anlage, in der man die Vorrichtung der Unterwassersetzung der Arena für Naumachien oder behufs Abspülung des blutbedeckten Bodens von den Folgen der im Kampfe gebliebenen Bestien, Gladiatoren und — Märtyrer sieht, sowie die Weise, in welcher die Leichname entfernt, die wilden Thiere mittelst Aufzügen direct aus ihren vom nahen Coelius (wo jetzt das Kloster der Passionisten mit der alten Kirche von St. Giovanni und Paolo) herabgerollten Käfigen auf den Schauplatz hingebracht wurden, ist zwar unbedingt interessant, bietet aber dem nichts Neues, der diese Einrichtung (natürlich in kleinerem Maßstabe) von dem in seinen unterirdischen Räumen trefflich erhaltenen Amphitheater zu Puzzuoli bei Neapel her kennt. Eine lange Leiter, deren Balken und Sprossen durch die Länge der Zeit schon verkohlt und die unmittelbar unter den Versenkungslöchern der Arena gerade unter der Mitte entlang auf einigen niederen Einrahmungen am Boden liegt und die augenscheinlich zur Maschinerie der Auf- und Niederzüge einen wichtigen Bestandtheil dereinst gebildet hat, fiel mir als die einzige bemerkenswerthe Errungenschaft so vieler Arbeit auf.

Wie aber jedes einem momentanen Einfalle entsprungene Zeichen des flüchtigen Augenblicks eben dadurch am mächtigsten wirkt, daß man in ihm die lebhaft pulsirenden Leidenschaften, den Zeitvertreib und den Humor einer längst untergegangenen Welt in greifbarer Gegenwart vor Augen hat, daß man sich um Jahrhunderte und Jahrtausende wie durch einen Zauberstab inmitten jener Zeit zurückversetzt sieht, so jene Wandkritzeleien zu Pompeji, so sieht man sich hier unten plötzlich von dem rohen Getreibe der lungernden Gladiatoren umgeben, wie sie in stumpfem Gleichmuthe des Zeichens harrend, das sie in die Arena ruft, auf beliebig umherliegenden Mormorstücken zur Kurzweil den Stilus erproben und hier den Cajus mit Sempronius kämpfend, dort einen andern Kameraden im plumpen Aufzuge oder gar einen Dritten gleich Herkules mit dem Löwen ringend, in rohen aber kenntlichen Umrissen eingraben, vom Gelächter und Beifall, je nachdem auch vom Hohne der Umstehenden begleitet. Genug solcher Bruchstücke sind gefunden und vor den Kammern der Gladiatoren auf Marmorpostamenten jetzt aufgestellt worden. — Soll die herrliche Arena aber in diesem durchlöcherten Zustande fortan bleiben? Oder am Ende gar zum Sommertheater restaurirt werden? Möglich wäre Alles bei dieser Sucht durch Abgeschmacktheiten sich hervorzuthun, die dem braven Rosa nicht allein eigen ist.

Nähme man doch lieber die seit 1870 ausgesetzten Ausgrabungen am Emporium des Tiber wieder auf, die 1869 unter Visconti's Leitung erst begonnen, binnen zwölf Monaten an den kostbarsten Säulen und Marmorblöcken so erstaunliche Schätze geliefert und auf eine lange nicht zu erschöpfende Ausbeute hatten schließen lassen! Aber freilich bedingen menschliche Eitelkeit und Widerspruchsgeist, daß der Nachfolger im Amte eher den sicheren Gewinn fahren läßt, den sein Vorgänger angebahnt, als daß er in dessen Fußtapfen tritt! — Desto regeres Leben herrscht dagegen, wenn auch in ganz anderer Absicht, auf dem nicht einsamen Wege, der unter dem Namen der via Merulana, von grünenden Vignen und Gärten voll Artischokenbeeten, Akanthusstauden und Rosengeländen begrenzt, eine schattige Allee inmitten von der lateranensischen Basilika zu jener der Sta. Maria Maggiore führte und in der Nähe der letzteren erst wieder den Charakter einer bewohnten Straße annahm. Zerwühlt und zertreten sind nun die Vignen und Gärten, zu Boden gefällt die Bäume, und die Fronten und Thürme der beiden Basiliken dem Auge befremdlich nahe gerückt, seit die Idealisirung des Raumes durch die perspectivisch-malerische Fernsicht des Laubes verschwunden. Zweirädrige Karren, mit dem starknochigen weißen Ochsen der römischen Campagna oder mit armen, abgematteten Kleppern bespannt, wühlen von früh bis spät hier jetzt den Staub in dichten Wolken auf, mit der Ab- und Zufuhr von altem Schutt und neuem Baumaterial für die künftigen Häuser schwer beladen. Daß es hier so wenig wie anderwärts an täglichen, fast stündlichen Sünden von größerem oder minderem Belang fehlt, versteht sich von selbst und wirft jede Erdscholle ihr Scherflein gebildeten Inhalts aus, wenn auch nur in fragmentarischen Resten. An jenem Punkte des Weges nun, wo ehedem die Allee mit dem schmucken Kloster und dem netten Kirchlein des heiligen Alphons von Liguori zur Straße überging, hat man in den Maitagen 1874 dicht daneben, aus dem grünen Hügeln einer Vigna, ein vollkommen erhaltenes Privattheater herausgeschält!

Es fehlt kein Stein daran! Noch ist von außen das Halbrund der Umfassungsmauer mit dem antiken Anwurf bekleidet, noch sind von innen die sechs gegen unten sich stark vermindernden Sitzreihen mit kostbaren Marmorstücken belegt, noch tragen die Rund- und Seitenwände den rothen Stuccoüberzug, und gewahrt man auf ihm das Bestehen der einst gewiß recht effectvoll anmuthig wirkenden Fresken: in abgesetzten Darstellungen im mittlen Felde zu beiden Seiten, in kleinem heiter componirtem Fresco Liebesgötter und — Bestien! als oberste Einfassung der Rückwand, die von Fensternischen mit eingemalten Fernsichten lieblich unterbrochen ist. Zeichnung und Farbe hat die jahrhundertelange Feuchtigkeit ihres Begräbnißortes natürlich Eintrag gethan und läßt sich vorerst mehr errathen als genau bestimmen, was die niedlichen schwarz grundirten Umrisse besagen wollen, die aus einiger Entfernung leichter erkennbar dünken als in der Nähe. Dieser Verlegenheit war man im Juni schon daran abzuhelfen mittelst des von Senator Rosa an den Fresken der Villa der Julia auf dem Palatin angewandten Verfahrens, und sah ich bereits ein Individuum mit Wiederbelebungsversuchen an den Feldern der rechten Seitenwand beschäftigt. Rosa nennt seine Methode die des Vitruv, wenn schon dieser in seinen Schriften ausdrücklich sagt: die Flächen, deren Malerei man in ihrer ursprünglichen Frische zu erhalten oder zu erneuern wünsche, seien einfach mit heißem Wachse einzulassen. Rosa aber bedient sich einer französischen Verballhornung dieses Receptes, mittelst hinzugefügtem Terpentin, wodurch es den ursprünglichen Vorzug der Wiederbelebung der Originalfarbe einbüßt, indem Terpentin bekanntlich, nun vollends mit Wachs gekocht, bräunt, allwie es übrigens thatsächlich auf dem Palatin an der Grundfarbe jener drei prächtig ausgemalten Zimmer zu sehen ist. Noch fehlte bei diesem Miniaturtheater damals das Proscenium; auch ist es seitdem nicht zum Vorschein gekommen, da es seiner ganzen Anlage gemäß, eher zu einer sogenannten Akademie gehört zu haben scheint auf dem Landsitze eines jener vornehmen Großen, wo philosophische Streitfragen mit Vorträgen voll attischen Salzes wechselten, und die beißenden Lustspiele eines Plautus oder Terenz, zur Würze der lucullisch bewirtheten Gäste, von den Autoren selbst wohl, unter den homerischen Beifallsbezeugungen der heitern gewählten Versammlung, zum Besten gegeben worden sein mochten. Es steht zu erwarten, daß das Municipium, trotz aller Gedankenlosigkeit, diese köstliche kleine Reliquie einer uns so fern liegenden Zeit heiter geistvollen Verkehrs unbehelligt lassen wird, umsomehr, als sie abseits vom Wege gelegen seinem rechtwinkligen Schönheitssinne, der weder Curve, noch Hebung, noch Senkung duldet, keinen Strich durch die parallele Rechnung zu machen droht. Wer an dieser Aussage zweifelt, der besehe sich das neue Stadtviertel auf dem Viminal und achte auf die Rothstiftzeichen an den Wänden der Gärten und Häuserfronten die Quirinalsstraße entlang bis hinab gegen das Forum des Trajan. Der Schnur nach zu bauen, gilt im heutigen Rom allein für ästhetisch; in andern Stücken über die Schnur zu hauen, bleibt dafür desto unbenommener. Den größten Eingriff zur Durchführung dieses Principes hat man sich auf dem Esquilin erlaubt, auf jenem Doppelplatze, der die drittvornehmste Basilika Roms Sta. Maria Maggiore so eigenthümlich anziehend in seiner originellen Unregelmäßigkeit umschließt und dem Ange nach allen Richtungen hin wohlthuhende Ruhepunkte bietet. Indeß die Hauptfront der Basilika, der lateranensischen Schwester und

Digitized by Google

Mutter zugewendet, auf ebenem Platze steht und nichts gegen die neue Ordnung verbricht, hatte der entgegengesetzte Theil derselben das Unglück von der Senkung des Viminals an, in sachter aber fester Linie als einer der historischen sieben Hügel ansteigend, den Esquilin zu bilden! Oh des Gräuels! Der Tag war nicht zu erwarten, bis mit Spaten und Schaufel Hand angelegt, hier ausgefüllt, dort abgegraben werden konnte, so daß nach wenigen Monaten schon der ganze obere Platz das widerliche Ansehen eines offenen alten Mundes bot, dessen lang und locker gewordene Zähne auszufallen drohten. Die braunrothen antiken Gemäuer der Unterbauten standen der ganzen einen Seite entlang zu Tage, und Balken stützten die oberen Stockwerke. Seitdem ist diesem Uebelstande durch Einsetzen ebenerdiger Geschosse abgeholfen und sind die früheren Pianterreni mit Thüren und Thoren in die Luft gestiegen, dort in erste Stockwerke angemessen verwandelt worden, auf daß sich wieder einmal das Wort erfülle: „Wer sich erniedrigt, soll da erhoben werden". Auch schön frisch sind nunmehr die alten, also verjüngten Häuser angestrichen — wie der Befehl dafür leider über ganz Rom ergangen —, und so steht das bis jetzt abgeschiedene Stadtviertel, das sonst nur von Modellen, von den Chorherren der Basilika und von Ruhe liebenden Künstlern bewohnt war (worunter Meister Overbeck, der Jahre lang einen hohen alten Palast in dieser Gegend inne hatte), im Begriffe sich modern zu beleben und sich würdig dem nagelneuen rechtwinkeligen Stadtreviere anzuschließen, das nebenan auf den einstigen Gründen der Villa Negroni aus dem Boden steigt, von dem großen Stationsgebäude des Eisenbahnhofes weithin überragt. Nicht so die mächtige Basilika! Einer altersschwachen Greisin gleich, steht sie noch immer auf Pfeilern gestützt, und gelangt man nur über eine provisorische Holztreppe darüber hinweg zu ihrem eigentlichen steinernen Stufenaufgange bei der Tribuna, welche dem neueren Rom die weit gewölbte Stirn bietet und gelassen der zwanzig anzubauenden neuen Marmorstufen harrt, um sich auf eine ihrer würdige Weise wieder mit der übrigen Welt in Verbindung zu setzen. — Durch all diese Zeitläufte ist ihr aber ein alter Diener treu ergeben beigestanden: Der schlanke Obelisk, der vor ihr inmitten der schiefen Ebene hier einsam Schildwache steht und manche Sorge um die eigene Existenz nebst jener um seine Herrin bei diesem Untergraben seines Postens im Stillen gehegt haben mag! Einst hat er es freilich besser gehabt! Da war er mit seinem Gefährten — der jetzt auch einsam aber erhaben zwischen den beiden Pferdebändigern und den beiden plätschernden Springbrunnen vor dem Quirinal steht — zusammen gewesen und die Beiden hatten den Ehrenposten vor dem Mausoleum des Augustus inne gehabt. — Im alten Grabmale des ersten Imperators aber, der beim Scheiden selbst den Seinigen zugerufen: „Plaudite!" wird heute den Manen seines Schauspielergeistes zu Ehren noch Komödie, unter freiem Himmel wirkliche Komödie gespielt (die nur inne hält, so lange die Glocken der nahen Karlskirche die Vesper und das Ave Maria hastig einbimmeln, weil das die Stimmen der Spielenden übertönt), und der Beifall, den August für sich allein begehrt, wird heutzutage in seinem Mausoleum republicanisch an Viele mit vollen Händen vertheilt! — Wie es jedoch mit dem Beifalle bestellt sein wird, welchen die Nachwelt einst den jetzigen baulichen Umgestaltungen der ewigen Roma zu spenden berufen —, das zu wissen begehre ich nicht! Vermöchten die jetzigen Väter der Stadt tabula rasa mit der Siebenhügelstadt zu machen, um darauf, ohne den lästigen Vergleich mit der antiken und späteren Nachbarschaft der alten Heiden und kunstsinnigen Christen, einzig und allein in ihrer ganz regelrechten, frisch getünchten Oberflächlichkeit zu prangen, — — es geschähe mit Jauchzen und Frohlocken!

Erich Altjung.

Das Schauspiel in Deutschland.

Von

George Henry Lewes.*)

Uebersetzt von Sophie Berena.

Ueberall, in Europa sowohl als in America, geht das Schauspiel mit schnellen Schritten von einer Kunst zu einer Belustigung über, gerade wie es sich in alten Zeiten aus einer religiösen Ceremonie in eine Kunst verwandelte. Alle, die das Schauspiel mit wahrem Interesse lieben, können diesen Umschwung nur tief beklagen, doch müssen sie fürchten, daß er unvermeidlich war und ist, wenn sie bedenken, wie die Bühne nicht länger nur der kleinen Anzahl Gebildeter ein Vergnügen gewährt, sondern den ungebildeten und verbildeten Massen Belustigung bereiten und gröberen und niedrigeren Anforderungen Befriedigung geben soll. Auf einen Theaterbesucher, welcher die Schönheit eines Verses, den feinen Humor eines Entwurfes oder die exquisite Verwendung von Mitteln, die einem Kunstwerke Harmonie und Rundung verleihen, zu würdigen versteht, kommen hunderte, die für solche edlen Genüsse ganz unempfänglich sind, die nur eine Parodie schätzen, einen scharfen Hieb, einen zweideutigen Witz verstehen, einer auf Effect berechneten Phrase applaudiren und durch Reimgeklingel, durch einen Tanz entzückt werden. Während ein Zuschauer ein feines durchdachtes Spiel zu erkennen und zu würdigen im Stande ist und aus diesem Verständnisse einen wahren Genuß schöpft, gibt es tausende um ihn her, die glänzende Costüme, schöne Arme und Nacken und „forcirtes" Grimassiren vorziehen. Aus diesem Grunde ist die Masse, welche leicht zu unterhalten ist und ihr Vergnügen freigebig bezahlt, jetzt Herr der Situation.

Wenn nicht ein offenes Anerkennen dieser verderblichen Richtung, eine entschiedene Trennung des Schauspieles, welches Kunstzwecken huldigt, von den Theatervorstellungen, welche nur einer Belustigung niedriger Art fröhnen, herbeiführt (gerade wie die classische Musik sich von jeder Berührung, jedem Wettstreite mit jener nur der Unterhaltung dienenden leichten Musik fern hält), und wenn diese Trennung sich nicht dadurch documentirt, daß einige Theater sich durchaus auf die speciellen Aufführungen des feinen Lustspieles und des poetischen Dramas beschränken, dann ist das gänzliche Verschwinden der Kunst von der Bühne sehr nahe. Es möchte noch die Frage sein, ob irgend eine Hauptstadt Europas jetzt ein Theater zu unterhalten im Stande wäre, welches nur für die gebildete und intelligente Classe spielte; und es möchte eine ebensolche Frage bleiben, ob sich dramatische Dichter und Schauspieler finden würden, willig und befähigt genug, der wahren Kunst zu dienen, selbst wenn ein ausreichender Zuhörerkreis gesichert wäre. Ich mag es nicht unternehmen, diese Fragen zu beantworten, um so weniger, als ich durchaus nicht die vielen und schweren Hindernisse übersehe, die sich der Errichtung eines solchen Theaters in den Weg stellen. Wenn ich indessen wieder an die große Menge feingebildeter, kunstverständiger Menschen denke, und an den Zauber, welchen dramatische Aufführungen auf fast jedes Gemüth üben, wenn ich ferner den pecuniären Vortheil der so populär gewordenen Montags-Concerte erwäge in einer Stadt, welche deutsche Trompeter-Concerte und Neger-Gesänge duldet, ja gern anhört, so ist es wohl keine extravagante Hoffnung, daß auch für solche Bühnenleistungen, die nur der wahren Kunst huldigten, sich ein Publicum finden würde. Natürlich nicht die große Masse, die es möglich macht, daß ein Sensationsstück zweihundert Aufführungen hintereinander erlebt, oder daß eine Burleske und Posse das Glück und das Vermögen eines Theaters zu gründen im Stande sind, aber man sollte auch bedenken, daß für einen kleineren Zuschauerkreis und bei weniger glanzvoller Ausstattung die Ausgaben viel geringer sein würden. Es wäre nur bei dem strengen Festhalten an dem Princip der Specialität möglich, daß solch ein Plan Erfolg haben könnte. Das Theater muß errichtet werden mit dem einzigen Zweck, einem kunstliebenden Publicum Werke der Kunst würdig vorzuführen. Es muß Lärm und Schaugepränge, effectvolle Scenerie vermeiden und sich von jedem Uebergriff nach dem Reiche der Burleske und Posse fernhalten, wie Quartett-Concerte sich nicht

*) Ein Capitel aus dem Werke: „On Actors and the Art of Acting by George Henry Lewes. Author of the Life of Goethe". Mit besonderer Erlaubniß des Autors. D. Red.

Digitized by Google

der Anziehungskraft der Militär-Musik und komischer Gesänge bedienen. Es muß eine kleine Zahl wohlgeschulter, kunstliebender Schauspieler besitzen (welch eine Bedingung!), nicht eine große, zusammengewürfelte Gesellschaft, die jede Art der Darstellung versucht.

Etwas des hier Angedeuteten wird in dem Théâtre Français in Paris und an der Hofbühne jeder deutschen Hauptstadt gefunden. Um wahr zu sein, muß man hinzufügen, daß keines dieser Institute im Stande ist, sich ohne die Unterstützung des Staates zu erhalten. Es sind eben keine rentirenden Unternehmen, keine einträglichen Speculationen; und wenn genaue Prüfung oder Erfahrung lehren sollte, es sei in der Natur der Sache begründet, daß solche Institute sich nicht selbst erhalten können, und wenn in England kein Publicum ist, groß genug, solches Unternehmen so wirksam zu unterstützen, daß es lebensfähig wird, dann bleibt uns nichts übrig, als uns in den unvermeidlichen Verfall der Schauspielkunst, des Dramas, zu finden, denn niemals würde die englische Regierung daran denken, einen Pfennig zur Erhebung und Erhaltung der dramatischen Kunst beizusteuern.

Im Laufe meines jetzigen kurzen Sommeraufenthaltes in Deutschland hatte ich nur selten Gelegenheit, den Stand der dramatischen Kunst zu beurtheilen, wogegen ich während der letzten dreißig Jahre glücklich genug war, die meisten der besten deutschen Schauspieler zu sehen. Noch jetzt ist wie in früherer Zeit sowohl bei dem Publicum als bei dem Schauspieler eine wirkliche Achtung vor der Kunst zu finden; und bei jedem Theater sehen wir das Streben nach einem Ensemble, das so wesentlich für die Erhaltung der Kunst ist, das aber überall sonst, außer an dem Théâtre Français, diesem abscheulichen System geopfert wird, einen oder einige Sterne ersten Ranges vorzuführen, um welche sich die andern untergeordneten Schauspieler schaaren, aus denen jene blendend hervorleuchten, ohne deshalb ein gutes Zusammenspiel, ein volles gerundetes Ganze zu schaffen.

In Deutschland sieht man die bedeutendsten Künstler Rollen spielen, welche in England und America von Schauspielern dritten Ranges verächtlich zurückgewiesen werden würden, und diese „Herablassung", weit entfernt, dem Lieblinge in den Augen des Publicums zu schaden, trägt dazu bei, ihn in dessen Gunst noch mehr zu befestigen. Ich erinnere mich, daß, als Emil Devrient, damals ein junger Mann, in Berlin als Gastrolle den Hamlet gab, der große Tragiker Seydelmann (nach meiner Meinung der einzige große tragische Schauspieler, den Deutschland in den letzten fünfundzwanzig Jahren besessen) den Polonius spielte. Es war eine jener denkwürdigen Aufführungen, welche eine Epoche in dem Leben des Theaterbesuchers markiren. Solch eine Charakter-Auffassung und Entfaltung, solch eine Meisterschaft der Darstellung kann man wohl kaum hoffen je wiederzusehen. Hätte Seydelmann den Laërtes gespielt, und er würde sich nicht geweigert haben, es zu thun, wenn für das Ganze irgend ein Vortheil daraus erwachsen wäre, so würde er dennoch die Hauptperson des Stückes gewesen sein. Er war in jeder Rolle der große Künstler, der Liebling der Berliner.

Um etwas den Widerstand zu entschuldigen, den der englische Schauspieler zeigt, seine Eigenliebe dem allgemeinen Besten zu opfern, ist es hier am Platze, darzulegen, daß, wenn er sich beharrlich weigert, in einer Rolle, die seines Ranges und seines Talentes unwerth ist, aufzutreten, er es — abgesehen von dem natürlichen Widerwillen, unvortheilhaft zu erscheinen — deshalb thut, weil erstens das englische Publicum sehr wenig nach einem Zusammenspiele fragt, und zweitens, weil die Mehrzahl der Zuschauer ihn nur in dieser seiner unwürdigen Rolle sehen und folglich sich eine irrige Meinung über seine Fähigkeiten bilden würde. Ganz anders ist es mit dem deutschen Schauspieler. Er weiß, daß das Publicum ein Ensemble verlangt und zu schätzen weiß, und er selbst wünscht einen allgemeinen Erfolg der Aufführung, gleich wie jedes einzelne Mitglied im Orchester sich für die vollendete Zusammenwirkung der Musik interessirt. Der deutsche Schauspieler weiß ferner, daß dasselbe Publicum, welches ihn heute in der untergeordneten Rolle sah, ihn in der vorigen Woche in seiner Glanzrolle bewunderte und ihn nächstens in einer anderen bedeutenden sehen wird. Demnach hat er wenig zu verlieren, wenn er solche Nebenrolle gibt, er kann nur dabei gewinnen; überdies ist ihm ein häufiges Auftreten noch nützlich, wenn er „Spielgelder" erhält.

Mag nun der Grund sein, welcher er wolle, das erfreuliche Resultat ist, daß man sicher sein kann, an einem deutschen Hoftheater das beste Ensemble zu finden, welches in den Kräften der Gesellschaft steht, und man sieht dort oft Nebenrollen mit solchem Vergnügen, wie es uns an anderen Bühnen die Hauptpartieen bereiten. Die Schauspieler sind durch und durch „wohlgeschult", sie kennen und verstehen die Principien ihrer Kunst — etwas sehr Verschiedenes von dem Verstehen des „Handwerks". Sie verwenden löbliche Aufmerksamkeit auf einen durchaus wichtigen Punkt, der auf unserer Bühne in sorgloseste Weise unbeachtet bleibt: „den Vortrag". Sie verstehen zu sprechen, sowohl Verse als Prosa, zu sprechen ohne zu schreien und doch mit ausdrucksvoller Betonung; ihre Rede erhebt sich über den gewöhnlichen Gesprächston, ohne deshalb geziert oder geschraubt zu sein. Wie viele Schauspieler gibt es wohl auf unserer Bühne, die das gelernt haben? Wie viele sind da, die den geheimnißvollen Zauber ahnen, der im Rhythmus liegt, und seine Musik durch richtigen Vortrag zur Geltung zu bringen verstehen? Wie viele können wir aufweisen, die mit jener Kunst, die nur dem sehr kritischen Ohr bemerkbar wird, den Tonfall und die Emphase der Prosa zu sprechen vermögen, sodaß sie zugleich durchaus leicht und natürlich und doch ausdrucksvoll klingt? Der Fremde, dessen Ohr durch den nicht wohltönenden Klang der deutschen Sprache, wenn sie schlecht gesprochen wird, beleidigt wird, ist erstaunt, wie reich und wohllautend dieselbe Sprache ist, wenn er sie von der Bühne hört. Die Schauspieler haben gelernt zu sprechen; eines der ersten Erfordernisse, an einem Hoftheater angestellt zu werden, ist eine reine gewählte Sprache.

Gleich nach einem guten Vortrage, der die Basis eines guten Spieles bildet, kommt die Vorzüglichkeit der Darstelluug — die Wiedergabe des Charakters der Rolle. Es gibt drei verschiedene Arten der mimischen Kunst: zuerst die ideale und leidenschaftliche der Tragödie und des Dramas, zweitens den humoristischen Realismus des Lustspieles und drittens den humoristischen Idealismus der Posse. Im ersten und dritten Fache scheint die deutsche Bühne jetzt schlecht bestellt; aber im zweiten leistet sie jetzt Vorzügliches. Ich erinnere mich, daß dies stets der Fall gewesen ist; hochtragische und poetische Darsteller sind selten, ihre Macht über die Gefühle ist von Zufälligkeiten abhängig. Darsteller für das komische Fach gibt es genug, obgleich auch sie selten in dem Ausgelassenen und Phantastisch-humoristischen Erfolg haben. Nun ist gerade die englische Bühne in dem Fache, in welchem die deutsche ihre höchste Macht, ihr reichstes Talent entwickelt, stets am schwächsten gewesen. In den letzten Jahren ist ein gewisser Ehrgeiz auf Seiten der Schauspieler und ein Verlangen bei einem gewissen Theil des Publicums entstanden, welche unsere Schauspielkunst in die Regionen des humoristischen Realismus und des feinen Lustspieles leiten wollen; auch ist es nicht bedeutungslos, daß dieser Versuch mit einem fast gänzlichen Erlöschen des leidenschaftlichen und idealen Dramas zusammenfällt; aber einzelne Ausnahmen abgerechnet, verlangt es doch die Gerechtigkeit zu sagen, daß alle Anstrengungen unserer Bühne in dieser Richtung sehr trivial sind neben den Leistungen der deutschen, und Schauspieler erhalten bei uns das Lob „eines sehr natürlichen Spieles" durch Eigenschaften, welche in Berlin, Dresden, Wien und Weimar sehr alltäglich sein würden.

Ein großer Vorzug der deutschen Bühne ist die Charakterdarstellung in ihren individuellen Zügen, mit gerade genug Betonung, um sie ausdrucksvoll und pikant zu machen, doch mit einer Mäßigung, die vor Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit bewahrt. Die Aufführung eines französischen Lustspiels: „Der geheime Agent" lieferte ein Beispiel dafür.*)

Es wurde mit einer ganz entzückenden Wahrscheinlichkeit dargestellt — nicht nur in den äußeren Formen und Gebräuchen, so daß man sich in der That an einem deutschen Hofe zu befinden glaubte, sondern auch in der Feinheit und freien Natürlichkeit des Benehmens und der Bewegungen, der ungekünstelten Wahrheit des mimischen Ausdruckes, welche die angenehme Illusion unterhielten, daß man wirklichen Begebenheiten, reellen Personen gegenüberstehe. Ganz besonders bezieht sich dies auf die Schauspielerin, welche die Großherzogin gab — Frau Frieb-Blumauer — und den Schauspieler, der die Rolle des Oberhofmeisters inne hatte: Herrn Döring. Alle Darsteller in diesem Stücke waren gut und an ihrem Platze, diese beiden aber zeigten sich als Künstler ersten Ranges.

Diejenigen, welche sich der Mrs. Glover erinnern und ihren seltenen einschmeichelnden Humor mit der Vornehmheit und Feinheit der Madame Plessy sich vereint denken können, werden sich eine Idee von Frau Frieb-Blumauers Darstellung der pathetischen und würdevollen Despotin zu

*) Es kann nur der „Geheime Agent" von Hackländer gemeint sein. Die folgende Inhaltsangabe haben wir ausgelassen. D. Red.

Digitized by Google

machen vermögen. Ein ruhiges, fürstliches Auftreten, eine leise doch ausdrucksvolle Emphase, eine sanfte Herrschsucht und Machtvollkommenheit, welche scheinbar gar nicht von einem möglichen Widerstande träumt, eine zarte Modulation der Stimme, ein wundervolles Mienenspiel und schöne Bewegungen der Hände — dies Alles erhielt uns in einem Zustande fortwährenden Entzückens, indem jeder Moment dem bewunderungswürdigen Bilde mehr Wahrheit und Leben verlieh. Bei einer Rolle, welche so leicht zur Caricatur führen konnte, wie die dieser Frau, welche sich zuletzt immer auf ihre „angegriffenen, schwachen Nerven" stützt, vermied Frau Frieb-Blumauer doch jede, auch die leiseste Uebertreibung in Blick oder Ton und gab doch jedem, auch dem kleinsten Detail solche ungesuchte Bedeutung, daß nicht ein Blick oder Ton von dem gefesselten Zuschauer unbeachtet blieb. Ihr Vortrag war eine Studie. Das Senken ihrer Augenlider, die Bewegungen ihrer Hände gaben den alltäglichsten Bemerkungen Bedeutsamkeit. Nicht daß sie jemals einen „Trumpf" ausspielte, oder für's Publicum spielte; durchaus nicht, ich erinnere mich kaum, daß ein Ausbruch des Lachens ihre meisterhafte Darstellung unterbrach, aber Frau Frieb-Blumauer war nie auf der Bühne, ohne nicht Jedermanns ganze Aufmerksamkeit zu fesseln; und von Anfang bis zu Ende erhielt sie in uns jenes wonnige Empfinden, welches stets das Erkennen echter wahrer Künstlerschaft erweckt.

Ich habe seitdem gehört, sie sei auch im leichteren Genre, ja selbst in der Posse so groß wie im Schauspiel und im feinen Lustspiel und sie könne jeden Dialekt sprechen. So seltsam es scheinen mag, daß eine Schauspielerin so ausgezeichnet durch die Eleganz und Zartheit ihrer „nuance" auch im leichten Lustspiel, in der Bluette groß sein soll, so begreife ich es dennoch, denn sie schien Künstlerin genug, Alles auf die rechte Art wiederzugeben, was nicht außer der Sphäre ihrer Organisation lag. Jedenfalls kann man ohne Zögern behaupten, daß die Berliner Bühne in Frau Frieb-Blumauer eine Darstellerin für das höhere Lustspiel besitzt, der keine auf unserer Bühne (seit Mrs. Glover) sich nur annähernd vergleichen kann.

Ganz vorzüglich war auch die Leistung des Herrn Döring. Vor dreizehn Jahren hatte ich ihn Jago, Shylock, Nathan den Weisen und derartige Rollen geben sehen. Ohne den bestimmten Nachweis des Theaterzettels hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß dieser humoristische und sehr alte Ceremonienmeister derselbe Herr Döring aus jener Zeit sein könne. Als ein Beweis für die Wahrheitstreue seines Spieles und ganzen Auftretens mag hinzugefügt werden, daß, obgleich ich nicht unerfahren mit den Kunstgriffen der Schauspieler bin, ich dennoch nicht zum Abschluß zu kommen vermochte, wie viel von dem Alter „Wirklichkeit", wie viel „Maske" war. Sein Antlitz, seine Stimme, sein Rücken, seine Beine — Alles, Alles war alt an ihm. Wohl können dreizehn Jahre eine bedeutende Veränderung hervorbringen, man denke von 60 bis 73, aber da ich Herrn Dörings Alter nicht gekannt, als er Jago, Nathan und die andern Rollen gab, war es mir unmöglich herauszufinden, wie weit hier bei der meisterhaften Verkörperung dieses sehr drolligen alten Herrn die Natur die Kunst unterstützte. Obgleich Schauspieler selbstverständlich aus jeder physischen Eigenthümlichkeit Nutzen ziehen, die sie befähigt, einen Charakter gut wiederzugeben, und das Publicum nur auf die Darstellung sieht, ohne danach zu fragen, *wodurch* die Rolle so wahrheitsgetreu zum Leben tritt, so ist es für Jemand, der tiefer denkt, mehr in die Sache eindringt, doch ein erhöhter Genuß, zu wissen, daß die Kunst *Alles* schuf. Wir bewundern keinen Menschen, *weil* er alt ist, aber wir bewundern ihn, *weil* er das Alter wahrheitsgetreu darstellt. All meine Zweifel über Herrn Döring wurden am nächsten Abend aufgeklärt, als der zusammengeschrumpfte, zahnlose, gebückte, runzlige, steifbeinige alte Oberfthofmeister sich in einen straffen, wohlgebauten, stattlichen Mann von fünfzig Jahren verwandelt hatte.

Es würde jedenfalls einen irrigen und übertrieben guten Begriff von der deutschen Bühne geben, wenn man diese Notizen über das, was ich in Berlin sah, als etwas Anderes denn einen Ausnahmsfall hinnähme. Ich sah nirgends etwas Derartiges, obgleich in Dresden (wie bei allen Hoftheatern) das Zusammenspiel gut war; und zwei meiner Freunde, von denen der eine ein feiner Kunstkenner, mich versicherten, Coburg besitze einen Schauspieler, der im feinen Lustspiel ausgezeichnet sei. Sie bestätigten mich in meiner Meinung, daß die Deutschen in der Tragödie und dem Schauspiel wie in der Posse jetzt mangelhaft sind, daß es ihnen an tragischer Kraft und Leidenschaft, wie an übersprudelndem Witz und fortreißender Komik fehlt; diese Mängel zugestanden, muß man aber andererseits wieder rühmlich hervorheben, daß sie in der Regel auch das hochtrabende falsche Pathos der Rede und die gemeine Force der Grimasse vermeiden.

Die einzige Tragödie*), die ich während meiner Anwesenheit in Dresden sah, war Hebbels Nibelungen. Weshalb dieses ausgezeichnete Werk nach seiner sehr erfolgreichen Aufführung in Weimar sechs Jahre unbeachtet dalag, besonders wenn man bedenkt, wie arm das deutsche Drama ist, das bleibt ein Geheimniß, welches um so dunkler wird durch das Factum, daß die Theaterdirection an die Anziehungskraft solcher langweiligen Stücke (pace Shakespeare), wie „Die beiden Veroneser", „Die Komödie der Irrungen" und „Der Sommernachtstraum" glauben konnte; alle drei wurden in ebenso viel Wochen in Dresden aufgeführt. Man hatte mir von Hebbels Nibelungen als dem bedeutendsten Werke seit Schiller gesprochen, und ich war erfreut über den glücklichen Zufall, selbst urtheilen zu können. Es ist eine Schöpfung, welche schwer ein Verpflanzen aus deutschem Boden vertragen würde, denn sie ist mehr ein romantisches Gedicht als eine Tragödie und verlangt eine gewisse Kenntniß der alten deutschen Mythenwelt, die sie vorführt. Aber alle Leser deutscher Werke werden es mir danken, sie auf dieses aufmerksam gemacht zu haben, wenn sie es noch nicht kannten.

Nur die beiden ersten Theile der Trilogie wurden während meiner Anwesenheit in Dresden aufgeführt. Die Darstellung war achtungswerth. Der Darsteller des Siegfried war jung, schön und lebhaft, doch war es ihm unmöglich, tiefe Erschütterung würdig auszudrücken, er wurde bei dem geringsten Anlaß laut und lärmend. Die beiden Heldinnen ermangelten der tragischen Kraft, doch sowohl sie als drei andere der Schauspieler sprachen die Verse mit künstlerischem Verständniß und Effect, und das Stück wurde ohne einen Anstoß zu geben durchgeführt — was viel sagen will.

Den Hoftheatern ist es zu danken, daß man sich doch noch bemüht, den edlen Charakter der Bühne aufrecht zu erhalten und dem Verlangen eines irregeleiteten niedrigen Geschmacks nach gleicher Nahrung entgegenzutreten. In Deutschland wie überall ziehen glänzende Costüme, schöne Frauen, französische Leichtfertigkeit, Effecthascherei, Tanz und Couplet die Menge an, welche mehr Auge als Seele hat.

Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehen, und da die Theater gefüllt werden müssen, ist die Versuchung fast unwiderstehlich, sie durch solche Aufführungen zu füllen, welche das große Publicum vorzieht, statt durch solche, welche das Publicum vorziehen *sollte*. Die Schaufenster in Berlin sind mit den Photographien solcher Schauspielerinnen behängt, welche mehr Aeußeres als Talent und Bildung haben und die lebendige Zügellosigkeit der Offenbach'schen musikalischen Possen zieht die Menge in die hundertste Aufführung seiner frivolen Stücke, gerade wie es in dem unheiligen Paris geschieht.

Betrachtet man die Stücke und Darstellungen, welche die Theater füllen, die der Hofcontrole entbehren und gezwungen sind, nur auf die Anziehungskraft einer hübschen Frau oder auf die Prachtausstattung zu bauen, so ist man dankbar für die Existenz von Theatern, die nicht allein von dem Wunsche, Geld zu machen, geleitet werden. Und selbst bei diesen Hofbühnen werden unverkennbare Zeichen des Verfalles bemerkbar in dem Zulassen von leichtfertigen französischen Vaudevilles und den musikalischen auf Effect berechneten Possen. Doch aber ist in Deutschland der Liebhaber der edlen dramatischen Kunst nicht ohne den Trost, daß es noch ein Publicum gibt, welches classische Stücke zu würdigen versteht und danach verlangt, und daß Theater existiren, deren Repertoire großentheils aus classischen Stücken besteht. Während meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Dresden wurde „Egmont", „Fiesko", „Die beiden Veroneser", „Die Komödie der Irrungen", „Der Sommernachtstraum" und „Der Kaufmann von Venedig" gegeben, außerdem ein Lustspiel von Raupach und die Tragödie „Die Nibelungen", nebst einem recht amüsanten Lustspiel voll politischer Pointen, die es von *unserer* Bühne verbannt haben würden. Das Opern-Repertoire bestand aus „Oberon", „Don Juan", „Die Hugenotten", „Robert der Teufel", „Die Stumme von Portici", „Lohengrin", „Tannhäuser", „Der fliegende Holländer". die beiden einzigen leichten Opern waren „Der Liebestrank" und „Czar und Zimmermann". Dies ist doch eine Zusammenstellung von Werken, welche ein Publicum voraussetzen läßt, sehr verschieden von jenem, das

*) Die ganze folgende Erörterung ist von der deutschen Auffassung grundverschieden und gewinnt dadurch an Interesse, so sehr sie den Widerspruch herausfordern mag. D. Red.

Digitized by Google

Offenbach und Consorten liebt, und ein gleiches Repertoire konnte man an jedem Hoftheater finden. Es zeigte sich bei diesen Darstellungen kein so hervorragendes Talent, keine solche Größe, die alle edleren Gefühle erschütterte und den Hörer hinriß, aber es gab doch eine achtungswerthe Respectabilität in der Durchführung aller Rollen, die neben dem Spiele auf der englischen Bühne als etwas Vorzügliches gelten konnte. Das Theater gewährt in Deutschland noch einen geistigen Genuß.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Gesandtin."

Schauspiel in fünf Acten von A. W.

„Immer herein, meine Herrschaften! Geniren Sie sich nicht, treten Sie näher! Wir werden die Ehre haben, Ihnen vorzuführen die erschütterndsten Kämpfe der weiblichen Seele, die edelsten Zuckungen eines geprüften Herzens, und es wird Alles sehr anständig zugehen. Bemerken Sie wohl, meine Herrschaften: alles das ohne Apparat, ohne den geringfügigsten kleinen Ehebruch, auf ganz sittliche Weise, und mit neuen Möbeln! Also, wenn's beliebt, spazieren Sie nur immer herein, meine Herrschaften!"

Etwa in diesem Stile wurde in den Zeitungen auf die bevorstehende Aufführung eines neuen Schauspieles „Die Gesandtin" hingewiesen. In allen Tonarten wurde als etwas ganz Merkwürdiges hervorgehoben, daß diesmal am Residenztheater die Ehe nicht gebrochen werden würde. Es folgte eine weitere Mittheilung, daß sich die Theaterdirectoren um dieses Stück, wie weiland die sieben Städte Griechenlands um die Geburt des Homer stritten; schließlich sei aber doch der Berliner Residenztheaterdirector Herr Rosenthal siegreich aus allen Anfechtungen hervorgegangen und das Stück werde nun wirklich hier gegeben werden, ohne Ehebruch und mit ganz neuen Möbeln. Es kam noch eins hinzu, um die öffentliche Aufmerksamkeit hervorzurufen: das Stück war anonym.

Geheimnißvoll munkelte man von gewichtigen Persönlichkeiten, die in ihren Mußestunden das Stück geschrieben hätten. Auf dem Theaterzettel standen einfach die Buchstaben A. W. Während einzelner Scenen scheint das Publicum sich geirrt und „O. W." gelesen zu haben; als solcher wäre denn auch der Verfasser gerufen worden. Aber es hieß A. W., und der Conjunctur ist somit der weiteste Spielraum eröffnet. Man kann denken an Pius Alexander Wolff, an Anton von Werner, an Adolf Wilbrandt, an Alfred v. Wolzogen, an Agnes Wallner, an die Abtei Westminster. Aber alle diese Vermuthungen werden wohl nicht richtig sein. Wahrscheinlich ist das Stück von einer Dame geschrieben; wir wollen jedoch ausdrücklich bemerken, daß sich die weibliche Hand nicht durch Zartheit der Linien in der Zeichnung der Charaktere verräth. Im Uebrigen haben wir gar kein Interesse daran, die, wie es scheint, ernst gemeinte Anonymität des Verfassers oder der Verfasserin zu beunruhigen.

Niemand wird gegen „Die Gesandtin" den Vorwurf erheben wollen, daß das Stück an einer dürftigen Handlung leide. Es geschieht genug — für meinen bescheidenen Geschmack sogar etwas zu viel. Wenn ich die Hauptsachen behalten habe, so ist der Inhalt des Stückes etwa folgender:

Eine junge, tugendhafte und talentvolle Schauspielerin wird von einem Collegen, der sich später Johannes Heilmann nennt, geliebt. Sie ist aber nicht in der Lage, diese Liebe erwidern zu können, vielmehr schenkt sie ihr Herz einem andern jungen Mann, der vorgeblich auch Schauspieler ist. Mit diesem vermählt sie sich, und nach der vorschriftsmäßigen Zeit hat sie das Glück Mutter zu werden. Die sittliche Herkunft des Kindes wird sehr stark betont. Der junge Mann verreist eines schönen Tages und schreibt ihr, daß er gar nicht Schauspieler sei, sondern aus edelstem Geblüte, daß er sich nur der Maske der Kunst bedient habe, um das Herz des jungen Mädchens zu bethören, und nun Lebewohl sagen müsse. Margarethe ist von dieser Nachricht natürlich sehr ergriffen. Sie ist tugendhaft, — man kann es nicht scharf genug hervorheben, — und das erste Bedenken, das ihr aufsteigt, ist das, ob ihre Ehe denn auch wirklich eine legitime gewesen sei. Nun muß man annehmen, daß zu jener Zeit die Cholera in jener Gegend stark gewüthet habe; das wird zwar nicht gesagt, es läßt sich aber aus dem Folgenden schließen: Sie schlägt im Kirchenbuche nach; dasselbe weist aber keine Spur von ihrer Trauung auf. Nun würde es nahe liegen, den Pastor zu fragen, oder den Küster, oder die Trauzeugen; aber sie alle müssen, wie gesagt, gestorben sein. Denn auf die Thatsache allein, daß das Kirchenbuch den officiellen Nachweis ihrer Vermählung nicht enthält, wird sie unglücklich und hält sich für entehrt.

Der erste Gedanke, der ihr kommt, ist: den Ungetreuen aufzusuchen und sich zu rächen. Sie übergibt ihr einige Wochen zählendes Kind der Pflege jenes sie liebenden Schauspielers Johannes Heilmann, damit er doch wenigstens etwas von ihr hat. Nach einiger Zeit erhält Johannes Heilmann einen Brief von ihr, in dem sie ihm mittheilt, daß sie die Spuren des Ungetreuen zwar aufgefunden habe, aber etwas zu spät, denn er sei inzwischen gestorben. Gleichzeitig oder bald darauf, — ich entsinne mich nicht mehr genau, — hört Heilmann, daß sich ein anderer Aristokrat in Margarethen verliebt habe, und daß sie ihn heirathen würde. Darüber wird Heilmann sehr empört. Er behauptet, daß sie nicht genügendes Interesse an ihrem Kinde bekundet habe, und er hält sich für berechtigt, eine der infamsten Lügen, die sich denken läßt, zu ersinnen: er theilt ihr mit, daß ihr Kind gestorben sei. Heilmann läßt dem Kinde Margarethens eine gute Erziehung geben und nennt es „Bruno Sternfels"; und dieser Bruno entwickelt sich körperlich und geistig auf das erfreulichste. Er wird Schauspieler und Dichter, und nach den Versicherungen des Verfassers ist er auf beiden Kunstgebieten gleich bedeutend.

Wie man sieht, umfaßt die Vorgeschichte ungefähr zwei Jahrzehnte. In dem Augenblicke, da wir die Bekanntschaft der einzelnen Personen machen, ist Lady Margaret Westmoore bereits Wittwe. Ihre zweite Ehe ist nicht mit Kindern gesegnet gewesen. Sie hat sich durch ihre Klugheit und ihre Schönheit eine hohe Stellung errungen und steht im Begriff, eine dritte Ehe zu schließen, und zwar mit dem regierenden Herzog Johann. Dieser Herzog wird aber von seiner Cousine, der Prinzeß Sidonie geliebt; das edelmüthige Mädchen opfert indeß das Glück ihres Lebens dem Glücke ihres Geliebten und verschweigt die Gefühle, die sie für den Herzog Johann hegt, um auf den bevorstehenden Bund zwischen dem Herzog und Lady Margaret keinen Schatten zu werfen.

Die frühere Schauspielerin lebt jetzt also in den allerhöchsten Kreisen. Ihre Tante ist die Lady Westmoore, eine Dame, die, nach den Intentionen des Verfassers, die Repräsentantin aller aristokratischen Vorurtheile zu sein bestimmt ist. Eine angenehmere Verwandte ist die liebenswürdige junge Miß Blanche Westmoore, die Enkelin der Admiralin. Für diese ist schon ein Mann gefunden, der Kammerjunker Arthur von List, der sie liebt, den sie aber nicht liebt.

Das junge Mädchen hat mit einer Schnelligkeit, die eben nur jenem Alter eigen ist, bereits eine andere Wahl getroffen. Sie hat den Schauspieler Bruno Sternfels den „Romeo" spielen sehen, und das hat genügt, sich sterblich in ihn zu verlieben.

Die Sache ist, wie ich zugeben muß, etwas verwickelt. Wir wollen daher noch einmal recapituliren: die frühere Schauspielerin Margarethe, verlassen von ihrem angeblichen ersten Gatten, schließt eine zweite, diesmal legitime Ehe mit dem Lord Westmoore, der bald stirbt. Zum dritten Mal steht sie bei Beginn der Handlung im Begriff sich zu vermählen mit dem regierenden Herzog Johann.

Herzog Johann wird von der Prinzeß Sidonie geliebt.

Miß Blanche Westmoore, eine Anverwandte der Margarethe, ist halb und halb verlobt mit dem Kammerjunker von List, liebt dagegen den jungen Schauspieler Bruno Sternfels, also den Sohn Margarethens und desjenigen, der sich für ihren ersten Gatten ausgegeben hatte. Es versteht sich, daß Margarethe noch immer ihren Sohn todt glaubt. — So! —

Der Herzog, der ein kunstliebender Mann ist, interessirt sich für den jungen Dichter und Schauspieler Bruno Sternfels und beehrt ihn mit einer Einladung. Bruno soll den hohen Herrschaften sein neues Trauerspiel „Adriano" vorlesen. Sein Pflegevater Johannes Heilmann begleitet ihn. Obgleich Schauspieler sonst ungefähr wissen, was sich schickt, findet sich Heilmann doch nicht veranlaßt, auf der herzoglichen Soirée im landesüblichen Frack zu erscheinen, und er renommirt sogar mit dieser Ungezogenheit, die er für originell zu halten scheint. Weshalb

Digitized by Google

er keinen Frack anzieht, wird im Uebrigen nicht motivirt. Den Wein, welchen der Kammerdiener wahrscheinlich zur Stärkung des Vorlesers aufträgt, trinkt er ganz allein aus und verfügt sich dann in ein Nebenzimmer, um zu erscheinen, wenn ein Effect erforderlich ist. Die Pause zwischen dem Verschwinden des durstigen Pflegevaters und dem Beginn der Vorlesung wird in angemessener Weise durch ein sehr sonderbares Zwiegespräch zwischen Bruno Sternfels und der Miß Blanche ausgefüllt. Die junge Aristokratin macht keine „Fislematentchen", wie Frl. Schmidt im „Cagliostro" sagt, sondern erklärt dem jungen Manne in der unzweideutigsten Weise, daß er ihr ganz ungewöhnlich gefalle, worauf er natürlich selig versetzt, daß auch er ihr reizendes Lockenköpfchen, während er den „Romeo" spielte, in der Loge erblickt und etwas ganz Wunderbares bei dem Anblick empfunden habe.

Der Vorleser setzt sich, die hohen Herrschaften nehmen Platz auf sehr hohen Stühlen, die wohl einen Bestandtheil der angekündigten neuen Möbel ausmachen werden, Lady Margaret tritt auf, der Herzog stellt den jungen Mann vor, Margarethe sagt: „O Gott!" und zuckt, jedenfalls von wegen der Aehnlichkeit mit ihrem Ersten.

„Nun also können wir beginnen," meint der Herzog.

Der junge Mann räuspert sich. Da tritt Heilmann auf, Margarethe erblickt ihn, schreit mit dem Tone des furchtbarsten Entsetzens: „Johannes!" und bricht ohnmächtig zusammen, während der Herzog und seine Umgebung erschreckt herbeieilen, um sie zu unterstützen. Der Vorhang fällt.

Ob nun die Vorlesung des Meisterwerkes „Adriano" trotzdem stattfindet oder nicht, ich weiß es nicht. Jedenfalls ist der Zwischenfall, der doch auffallend genug gewesen ist, ziemlich unbemerkt vorübergegangen. „Johannes" hat sie zwar gerufen, als sie Johannes Heilmann erblickte, aber „Johannes" kann am Ende jeder heißen. „Johannes" heißt ja auch der Herzog, und weshalb sollte er nicht der ausgerufene „Johannes" sein? Nichts natürlicher als das! Der Herzog glaubt es wenigstens, und die andern Leute glauben es auch.

Margarethe weiß nun, daß ihr Sohn lebt, weiß, daß sie auf das schmählichste betrogen worden ist von dem, den sie für ihren Freund hielt, von Johannes Heilmann. Was ist die Folge? — Daß sie demüthig bittend sich ihm naht und um die Gnade fleht, ihren Sohn wiederzusehen, und daß Heilmann sie behandelt wie eine verworfene Dirne. Es erscheint undenkbar, aber es geschieht; ich weiß allerdings nicht, weshalb. Er, der erröthen müßte, zwingt durch seine Grobheit die unglückliche Margarethe die Augen niederzuschlagen. Die Rohheit dieses Menschen geht noch weiter. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Margarethe die Schändlichkeiten, deren unschuldiges Opfer sie in ihrer ersten Jugend geworden ist, natürlich verschwiegen hat, — also die Thatsache, die sie für ihre erste Vermählung halten mußte, und die Thatsache der Geburt eines, wie sie ebenfalls anzunehmen gezwungen war, legitimen Kindes, das sie längst für todt hält, — daß sie jetzt im Begriffe steht, sich mit dem Herzoge des Landes zu verheirathen, und gerade in diesem Augenblicke davon Kenntniß erhält, daß ihr Kind lebt — wenn man sich das vergegenwärtigt, so wird jeder Mensch sich sagen müssen, daß jetzt nicht der geeignete Augenblick ist, um dem Herzog die Situation klar zu machen. Die Unglückliche hat Anspruch auf Mitleid und auf Schonung, umsomehr, als jetzt bei dem Anblicke des Jünglings, ihres Sohnes, die leidenschaftlichste Mutterliebe ihr Herz erfüllt. Heilmann aber benimmt sich wie ein Schelm. Nicht nur, daß er wegen seiner frevelhaften Lüge Margarethen nicht um Verzeihung bittet, daß er, der die ganze Situation durch jene Lüge verschuldet hat, nicht Alles thut, was in seinen Kräften steht, um das Gemüth der unglücklichen Mutter zu beruhigen, — nein, er überschüttet sie mit den verletzendsten Schmähungen, er verbietet ihr, mit ihrem Sohne zu sprechen, und droht für den Fall, daß sie es wagen sollte, Ansprüche auf ihr Fleisch und Blut zu erheben, mit der Veröffentlichung des Geheimnisses in diesem Augenblicke, da sie die Gattin des Herzogs werden soll. Das Eigenthümlichste an der ganzen Sache ist, daß der Dichter den Heilmann als einen edlen Menschen hinzustellen sichtlich bemüht ist.

Alles das geht im dritten Acte vor sich, der in der Garderobe des Bruno Sternfels spielt. Aber es mnß noch mehr geschehen; es ist noch ein starker Actschluß erforderlich; die Ohnmacht am Schlusse des zweiten Actes muß überboten werden. Was geschieht also? Bruno, der in seinem neuen Stücke „Adriano" die Hauptrolle spielt, hat sich auf der Bühne zu erschießen. Durch ein wunderbares Versehen, über dessen Ursprung man im Dunkeln bleibt, ist die Pistole wirklich geladen, und Bruno stürzt, wie es scheint, schwer verwundet auf den Brettern zusammen. Er wird in die Garderobe geleitet, und einen Augenblick kann man darüber zweifelhaft sein, ob der Unglückliche seiner Verwundung unterliegen oder leben wird. Der ganze Hof versammelt sich in der Garderobe; den Herzog führt die Theilnahme für den jungen Schauspieler dahin und die andern folgen. Die unglückliche Mutter muß ihre Gefühle unterdrücken, weil sonst Heilmann den Angeber spielen würde. Blanche findet noch Gelegenheit, dem Schwerverwundeten schnell zuzuraunen, daß sie ihn wirklich liebe; und Kammerjunker von List, der, nachdem sich die Uebrigen entfernt haben, mit dem Verwundeten allein bleibt, insultirt den Schauspieler wegen der Ungezogenheiten, die er von Fräulein Blanche zu erdulden gehabt hat, und die er, allerdings mit dem größten Rechte, der Zuneigung des jungen Mädchens zu dem künstlerischen Nebenbuhler zuschreibt. Bruno reagirt auf die Provocation, und es wird für den folgenden Morgen ein Duell verabredet. Damit schließt der Act.

An den erforderlichen Effecten ist also kein Mangel. Gewaltsame Unterdrückung des Ausbruchs der Mutterliebe, tödtliche Verwundung durch ein Versehen, Provocation zwischen zwei Nebenbuhlern mit der Aussicht auf einen blutigen Zweikampf — das ist der Inhalt dieses dritten Actes. Der Kammerherr von List ist übrigens auch ein netter Mensch. Einen Schwerverwundeten pflegt man nicht zu insultiren, und wenn man mit ihm contrahiren will, so wartet man gewöhnlich, bis derselbe wieder hergestellt ist. Aber wahrscheinlich ist Bruno gar nicht schwer verwundet; es war dem Verfasser wohl blos um den Effect zu thun. Denn ebenso wenig wie die Leute im dritten Acte sich zu erinnern scheinen, daß Margarethe am Schlusse des zweiten Actes mit dem Ruf: „Johannes!" ohnmächtig zusammengebrochen ist, ebenso wenig wissen die Leute im vierten Acte noch, daß Bruno im dritten lebensgefährlich verwundet worden ist.

Der vierte Act beginnt am Morgen des Tages, an welchem die Vermählung zwischen dem Herzog Johann und Lady Margaret stattfinden soll. Margarethe hat einen vertrauten Diener in aller Frühe zu ihrem Sohne geschickt und ihn beschworen, zu ihr zu kommen. Sie hat den Brief nicht unterzeichnet, sondern blos von dem „sehnlichen Verlangen einer Dame" gesprochen. Daß der Schwerverwundete wahrscheinlich am Morgen nicht ausgehen kann, hat sie wiederum übersehen. Das ist indessen kein Unglück, denn er selbst hat es auch übersehen. Auch er verläßt in aller Frühe, in Begleitung eines Offiziers, seine Wohnung und antwortet dem Diener, der ihm den Brief zusteckt, „wenn ich noch am Leben bin, komme ich". Es versteht sich, daß der Schauspieler der Ansicht ist, daß jener Brief von Blanche herrührt. Diese hat ihn durch ihr sonderbares Benehmen allerdings zu der Auffassung berechtigt, daß sie ihm heimlich Billets-doux zustecken lassen und Rendez-vous geben könne. Der Mutter kommt die Antwort des Dieners doch etwas verdächtig vor. Es gehört auch kein übertriebener Scharfsinn dazu. Denn wenn man einen Menschen in aller Frühe in Begleitung eines Offiziers, der einen Pistolenkasten trägt, aus dem Hause gehen sieht, und wenn dieser auf eine Einladung anwortet, „wenn ich noch am Leben bin, so werde ich die Ehre haben derselben Folge zu leisten", so läßt sich mit starker Anspannung aller Geisteskräfte wohl die Vermuthung aufstellen, daß es sich möglicherweise um ein Duell handeln möchte. Auch Margarethe ahnt dies. Zum Glück bleibt sie nicht lange in peinigender Ungewißheit, denn Bruno erscheint. Bruno ist sehr überrascht, daß er nicht Blanche sondern eine viel ältere Dame findet — nicht gerade angenehm überrascht. — Es wiederholt sich nun, allerdings in sehr vergröberter Form, die Hauptscene der „Fiammina" von Mario Uchard: das Zwiegespräch zwischen der Mutter und ihrem Sohne, den sie kennt und der sie nicht kennt. Bruno will immer von Blanche sprechen, aber mit einem feinen Uebergange sagt Margarethe: „sprechen wir lieber von einer anderen Dame, z. B. von Ihrer Mutter".

„O, meine Mutter," erwidert er, „bitte, erwähnen Sie diesen Namen nicht in meiner Gegenwart! Sie hat sich abscheulich gegen mich benommen; ich wünsche ihr alles mögliche Gute, aber ich wünsche nicht, daß man mit mir von ihr spricht!"

Das soll nun eine arme Frau nicht betrüben! Margarethe ist aber auch betrübt und auch Bruno ist nicht sehr lustig, denn er hat eben ein Duell gehabt und spricht davon, daß an seiner Hand Blut klebt. Also wahrscheinlich hat er den armen jungen Kammerherrn von List erschossen. Indessen kommt er bald auf andere Gedanken, denn Blanche erscheint wieder, und zum dritten Mal sagen sie sich, daß sie sich lieben.

Digitized by Google

Margarethe hat in der Aufregung ganz vergessen, daß ihr Hochzeitstag ist; sie befindet sich noch immer, obwohl die Stunde der Trauung herangerückt ist, in der Morgentoilette und noch in dieser trifft sie der Herzog, der sich zur Feier des Tages den schönsten Frack angezogen und den größten Orden angelegt hat. Der Herzog sieht zu seiner nicht geringen Verwunderung Herrn Bruno Sternfels, den er längst abgereist glaubte.

„Wo kommen Sie denn her," fragt er huldvoll, „was machen Sie hier bei meiner Braut in der Gesellschaft meiner kleinen Verwandten?"

„Ja, wo komme ich her," sagt Sternfels und besinnt sich auf eine Lüge.

Margarethe zuckt wieder.

Aber Blanche befreit Alle aus der peinlichen Verlegenheit. Sie ersinnt einen Vorwand, der an Klugheit Alles übersteigt.

„Ach, lieber Onkel Herzog, die Sache ist ganz einfach die: ich habe gestern in der Vorstellung des „Adriano" Manches nicht verstanden, und da habe ich denn den Dichter und Hauptschauspieler gebeten, in aller Frühe zu mir zu kommen und mir die dunklen Punkte aufzuklären."

Der Herzog, dessen Leichtgläubigkeit wir schon längst zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, glaubt das natürlich, und so ist die überraschende Anwesenheit von Sternfels im Brautgemach zur Trauungsstunde vollständig motivirt; gleichzeitig auch der schwarze Sammetrock, den er trägt. Die hohe Braut zieht sich schnell um und erscheint in dem ceremoniellen Brautstaate, der Herzog gibt den Befehl zum Aufbruch, aber siehe da! es fehlt der Hofmarschall von List und sein Sohn, der Kammerjunker. Fräulein Blanche ist auf diese Weise um ihren Cavalier gekommen; aber da ein Unglück immer zu etwas gut ist, so wird ihr nun die Freude bereitet von dem Schauspieler Bruno Sternfels im schwarzen Sammetrock zur Kirche geleitet zu werden. Der Herzog ist bekanntlich huldvoll und gutmüthig.

Also auf zur Kirche!

„Ew. Hoheit wollen entschuldigen," sagt der eintretende Polizeipräsident; „der Kammerjunker von List ist tödtlich verwundet worden, und der Mörder befindet sich in diesem Hause".

„Nicht möglich," sagt der Herzog.

„Doch," antwortet Bruno, „der Mörder bin ich".

Allgemeines Entsetzen. Margarethe zuckt, um nicht aus der Uebung zu kommen.

In dem wunderlichen Lande, in welchem das Stück spielt, entscheidet der kleine Herzog allein über das Wohl und Wehe seiner Staatsangehörigen. Während das Strafgesetz in civilisirten Staaten für das Duell, auch wenn es unglücklich verläuft, eine verhältnißmäßig geringe Strafe normirt, und zwar aus Gründen der höchsten Sittlichkeit, über die unter vernünftigen Menschen eine Meinungsverschiedenheit nicht besteht, wird in diesem kleinen Lande das Duell dem Morde vollständig gleich geachtet, und Bruno, der ein ganz commentmäßiges Duell gehabt hat — wir schließen das daraus, daß von einem Offizier, der Bruno begleitet hat, gesprochen worden ist; der Paukdoctor wird jedenfalls auch zugezogen gewesen sein —, Bruno wird wie ein gemeiner Mörder als verbrecherischer Swolch behandelt. Der Herzog donnert ihn in einer Weise an, die geradezu unglaublich ist.

„Sie haben mein Vertrauen mißbraucht, Sie haben sich wie ein Schelm benommen, ich jage Sie aus dem Hause! Das sage ich Ihnen als Mensch! Jetzt aber, nachdem der Mensch sein Wörtchen geredet, spricht noch der Fürst zu Ihnen, und nun passen Sie einmal auf: Sie haben sich gegen die Landesgesetze vergangen — und somit werfe ich Sie zunächst in das Gefängniß. Zunächst! außerdem aber sage ich Ihnen, daß, wenn unglücklicherweise der Kammerjunker von List an der Verwundung stirbt, Sie den Mord mit Ihrem Leben zu zahlen haben!"

Die Handlung spielt nicht in Cochinchina, sondern angeblich in Deutschland. Es ist allerdings nicht gesagt, wo; und dies ist nach den Bräuchen, die uns hier vorgeführt werden, auch gar nicht zu errathen. Denn in welchem Lande hat der Fürst das Recht, mir nichts dir nichts in's Gefängniß zu werfen? In welchem Lande hat der Fürst das Recht, das Leben seiner Landesangehörigen zu bedrohen? Und in welchem Lande steht auf den Zweikampf, selbst mit tödtlichem Ausgange, die Todesstrafe?

„Fort mit ihm!" fügt der Fürst immer wüthender hinzu. „Man schleppe ihn in das Gefängniß."

„Halt!" schreit Margarethe und stürzt dazwischen, „das dürft ihr nicht! Er ist — — mein Sohn!!"

Wiederum allgemeines Entsetzen. Margarethe hat natürlich während der ganzen Scene verschiedentlich gezuckt.

„Was!" schreit Bruno auf, der doch froh sein sollte, daß er aus der unangenehmen Situation frei zu werden nun wenigstens einige Aussicht hat, „Was! ich bin Ihr Sohn? Nun dann schämen Sie sich! Sie sind mir eine nette Mutter, pfui! Wie haben Sie sich gegen mich benommen? Sie haben mich verlassen, als ich klein war! Sie haben sich nicht um mich bekümmert! Sie haben im Wohlleben geschwelgt, während es mir allerdings auch ganz gut gegangen ist! Pfui, schämen Sie sich!"

„Aber," könnte nun Margarethe einwerfen, „ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie noch leben. Heilmann hat mir ja geschrieben, Sie wären längst todt; und von dem Augenblicke an, wo ich von Ihrem Leben weiß, habe ich mich doch sehr anständig gegen Sie benommen!" Sie sagt indessen gar nichts. Der Schmerz über die Behandlung, die sie von ihrem Sohne zu erdulden hat, wirft sie darnieder.

„Also auf, ihr Häscher!" fährt der Sohn wüthend fort, — man kommt aus der Wuth gar nicht heraus, — „führt mich in das Gefängniß!"

Damit schließt der vierte Act. Auch hier wird man über den Mangel an Ereignissen nicht zu klagen haben.

Im Schlußacte treffen wir Margarethen in einem einfachen Stübchen. Sie ist geflohen, sie hat sich verborgen, sie will von der Oberfläche verschwinden. Aus der Hochzeit ist natürlich nichts geworden. Heilmann ist nun auch endlich zur Besinnung gekommen; das heroenhafte Auftreten der Mutter hat ihm imponirt, und er hat die Wahrnehmung gemacht, die er, wenn er sich hätte anstrengen wollen, schon viel früher hätte machen können, daß Margarethe eine sehr honnete Person ist; er schließt also wieder Freundschaft mit ihr. Nun stellt sich heraus, daß der Junker von List nicht blos nicht lebensgefährlich, sondern eigentlich fast gar nicht verwundet ist. In Folge dessen wird Bruno sehr schnell wieder auf freien Fuß gesetzt, und der Fürst kommt nicht in die Lage ihn hinrichten lassen zu müssen. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Stückes, daß alle Dinge, die geschehen, beim ersten Anblick viel schlimmer erscheinen, als sie in Wahrheit sind. Der Aufschrei: „Johannes!" und die Ohnmacht am Schlusse des zweiten Actes lassen darauf schließen, daß Margarethe sich verrathen und sich dadurch alle möglichen Unannehmlichkeiten bereiten werde. Das geschieht aber nicht. Sobald der erforderliche Effect mit dem Actschlusse erreicht ist, beruhigt sich die Sache wieder. Die Verwundung von Bruno als „Adriano", die ebenfalls zunächst ein lebensgefährliches Aussehen hat, ergibt sich, nachdem der Actschluß seine Schuldigkeit gethan hat, als eine pure Bagatelle, von der gar nicht die Rede hätte sein sollen. Im vierten Act wird nach den Aussagen der Personen, die eigentlich die Wahrheit wissen sollten, der Junker von List dem Tode nahe gebracht. Bruno wird in den Kerker geworfen, der Tod bedroht ihn sogar. Sobald aber der Actschluß vorüber ist, stellt sich heraus, daß sich der Junker von List ganz wohl befindet, Bruno wird aus seinem Kerker entlassen and auch für ihn ist die Todesgefahr glücklich vorüber.

Da wir bereits am Schlußacte angelangt sind, so brauche ich das Folgende kaum zu erzählen. Es versteht sich von selbst, daß Blanche ihren Bruno heirathet, und daß die treue aufopfernde Liebe Sidoniens ihren schönsten Lohn empfängt, denn Herzog Johann wird seine Cousine jedenfalls im sechsten Acte heirathen. Margarethe aber lebt nur noch dem Glücke ihres Kindes und zuckt nur noch vor Freude über ihren wohlgerathenen Sohn. Ein ängstlicher Zuschauer könnte nun sagen: die Heirath zwischen Blanche und dem Schauspieler Bruno ist doch eigentlich etwas bedenklich; denn Bruno ist, wenn man es sich recht überlegt, doch nichts anderes als ein uneheliches Kind. Dafür kann er allerdings nichts und die Mutter, die zur Zeit, als es darauf ankam, ebenfalls glauben mußte, er wäre ein ganz ehelicher Sprößling, kann auch nichts dafür. Aber in hohen aristokratischen Kreisen sind doch noch gewisse Vorurtheile vorhanden, und ein Schauspieler, der nicht einmal in legitimer Ehe geboren ist, wird nicht gerade als eine standesgemäße Partie betrachtet.

Gemach, es klärt sich Alles auf! Da kommt nämlich zur guten Stunde noch die alte Aristokratin, die Admiralin, die wir glücklicherweise ganz vergessen hatten. Sie hat unter ihren Familienpapieren ein Blatt gefunden, und dieses Blatt ist nichts anderes als dasjenige, das aus dem Kirchenbuche damals ausgerissen war, und durch welches nunmehr festgestellt wird, daß Margarethe allerdings ganz ordentlich und ehelich mit einem vollblütigen Aristokraten verheirathet gewesen, und daß Bruno Sternfels ein ganz richtiger Adliger ist. Bei der Freud

Digitized by Google

über diese Entdeckung fragt man nicht lange, wie sich der erste Gatte von Margarethen in den Besitz dieses Blattes gesetzt hat — denn die Kirchenbücher liegen doch nicht auf der Straße herum, und es steht nicht Jedem frei sich nach Bedarf die Blätter auszureißen, — man freut sich nur, daß Alles in schönster Ordnung ist.

Die Inhaltsangabe soll die einzige Kritik dieses dramatischen Versuches sein, der auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Aus der Aufnahme, welche das Stück gefunden hat, wird sich der Verfasser überzeugt haben, daß das kunstlose Zusammenballen von allen möglichen unwahrscheinlichen Ereignissen noch keine Handlung und daß die plumpe Anhäufung von groben Theatercoups noch keine Wirkung ist. Eine gewisse rein äußerliche Geschicklichkeit in der Mache soll dem Stücke nicht gerade abgesprochen werden. Aber das ist auch das Einzige, was sich darüber sagen läßt. Von irgend welcher feinen Durchführung der Charaktere oder von irgend welcher schriftstellerischen Ausführung des Dialogs kann hier nicht die Rede sein.

Die angebliche Vertreterin der Aristokratie ist die traurigste Caricatur, die man sich denken kann. Es macht einen allerdings nicht komischen, aber lächerlichen Eindruck, wenn sich diese Dame, um sich zu charakterisiren, darüber entrüstet, daß einer ihrer Tischnachbarn so ungebildet gewesen sei, Portwein aus einem Sherryglase zu trinken. Die Unbildung liegt hier entschieden auf Seite der Aristokratin. Denn Portwein wird eben aus Sherrygläsern getrunken, oder, wenn man will, der Sherry aus Portweingläsern. Da aber gerade von den Förmlichkeiten beim Trinken die Rede ist, so möchten wir doch die Regie darauf aufmerksam machen, daß man Rothweinflaschen nicht in den Eiskühler stellt und daß der Rothwein nicht in grüne Rheinweingläser gegossen wird.

Das Stück wird wohl in Prosa geschrieben sein, aber bisweilen scheinen uns auch einige fünf- und mehrfüßige Jamben in den Weg zu laufen.

Den Besuchern des Residenztheaters empfehlen wir namentlich die Sesselplätze im Parket, die das Vergnügen am Schauspiel wesentlich erhöhen; zunächst sind sie wohlfeil, denn der Platz kostet nur 4 Mark — für ein Privattheater gewiß ein äußerst bescheidener Preis —, zweitens sieht man nicht gut und drittens hört man Alles zweimal, erst den Souffleur und dann den Schauspieler auf der Bühne. Das erspart oft unnöthige Aufregungen. So z. B. hörte ich im vierten Acte die Enthüllung viel früher als alle andern.

Souffleur: Laß ab von ihm.

Margarethe (laut): Laß ab von ihm!!

Souffleur: Er ist mein Sohn.

Margarethe (laut): Er ist (lange lange Kunstpause, das Publicum ist in peinlichster Aufregung) — — — mein Sohn!!!

Ich wußte das längst. **Paul Lindau.**

„Anter Maria Theresia."

Zeitbild in 5 Acten von Adolf Schwarz.

Aufgeführt zum ersten Male am Belle-Alliance-Theater.

Als Resultat ernster Studien ohne jeden dramatischen Kern stellt sich das neueste Werk des Verfassers der „Aebtissin" dar. Daß er ein Zeitbild geben wollte, sieht man, aber daß man es immer und immer sieht und hört; daß eine Unzahl von Episoden die Haupthandlung immer unterbrechen; daß Gluck erzählt, weshalb er eine neue Richtung in der Musik eingeschlagen habe; daß Sonnenfels seine Ideen über Jesuitismus und Staatswohl, der Kaiser seine Gedanken über das deutsche Theater entwickelt, kurz alles, was der Autor als historisches Factum in das Gewebe des Dramas hineinnimmt, erschlafft den lebendigen Gang des Bühnenstücks, das Interesse, das sich steigern soll, ganz und gar und macht das Drama zu einer Aufeinanderfolge von Gesprächen. Der Kern des Zeitbildes besteht aus einer Intrigue, die der Beichtvater der Kaiserin in Scene setzt, um die Aufhebung der Keuschheitscommission, die von Josef ausgegangen ist, rückgängig zu machen. Maria Thresia erläßt die Verfügung, daß „ces dames" nur mit einer gelben Schleife auf der Straße erscheinen dürfen. Ihr Sohn erfährt es und sucht das Edict dadurch lächerlich zu machen, daß er eine vollkommen sittenreine junge Prinzessin, Therese von Lothringen, mit einer solchen Schleife geschmückt, der Kaiserin vor die Augen treten läßt. Und diese Hauptsache geschieht zwischen dem vierten und fünften Act; das einzige Motiv, das einen dramatischen Zug besitzt, wird in einer Erzählung verzettelt. Sonnenfels nennt diese Idee, die von ihm ausgeht, „drastisch", — ich finde diesen Ausdruck schonend.

Der ganze Stoff ist wie geschaffen zu einem Romane, da hätten alle jene Züge vollste Berechtigung, die im Rahmen der Bühne nur aufhalten und jedes dramatische Interesse abtödten. Die schließliche Entwicklung ist sehr einfach. Die Kaiserin, die den Plan hatte, Therese mit dem König beider Sicilien zu vermählen, ist nach dem Scandal sehr zufrieden, als des Kaisers Liebling, der Fürst Rosenberg, um die Hand der von ihm geliebten Prinzessin wirbt, die seine Empfindungen theilt.

Die Sprache ist fließend, Verstöße gegen Hofsitte kommen, was eine Seltenheit genannt werden muß, gar nicht vor, die Charaktere sind der Geschichte gemäß entwickelt, aber absolut keine Gestalten der Bühne.

Die Darstellung war so, wie sie auf einem Theater dritten Ranges möglich ist; die Schauspieler, an das niedere Genre gewöhnt, konnten weder in den Bewegungen noch im Mienenspiel ihrer Aufgabe gerecht werden; wenn auch einzelne sich die Mühe gaben, natürlich zu sein, so merkte man doch in allem, daß ihnen das Hofkleid höchst unbequem war.

O. von Leixner.

Notizen.

Soirée des Physiognomikers Ernst Schulz.

Im Publicum hat sich in dem letzten Jahrzehnt ein berechtigtes Vorurtheil gegen die meisten Reisekünstler eingebürgert, gegen Professoren der Magie, Vorleser und Concertzeichner. Die meisten dieser Herren sind nicht werth gesehen zu werden, und höchst selten finden sich solche, die ihre Kunstfertigkeit zu wirklicher Kunst ausgebildet haben. Zu diesen weißen Raben gehört E. Schulz. Es ist bewunderungswerth, wie ein Mensch so sehr Herr seiner Gesichtsmuskeln wird, daß jede unbedingt dem Befehle gehorcht, und zuletzt die angeborne Physiognomie in jeder gewollten aufgeht.

Es ist bekannt, wie Athleten und Kautschuckmänner gehen, mit eigenthümlichen Hüften- und Schulterbewegungen, als fehlten ihnen die Knochen. Einen ähnlichen Eindruck machte mir das Gesicht von Schulz, und hätte er den Mund urplötzlich auf die Stirne gezogen, so würde ich mich darüber nicht gewundert haben.

Eine Meisterleistung war die Darstellung der vier Temperamente, auf keiner falschen Effecthascherei, sondern auf gründlichen Studien beruhend, und jedes Gesicht ganz verschieden von dem andern, als hätte der innere Charakter die äußere Form des Kopfes mit einem Schlage verändert. Sehr interessant waren die „Bartstudien". Durch einen besondern Apparat, der auf das Gesicht dunkle Reflexe in jeder Form zu bringen möglich macht, zaubert sich Schulz Bärte an, und ändert ihnen entsprechend auch die Physiognomie; aber niemals charakterisirt er nur um die Typen herum, der Kopf ist bis auf das kleinste genau das, was der Künstler darstellen will. Am meisten Bewunderung muß dem aufmerksamen Beobachter das Auge erregen, welches von der Indolenz des Dummkopfes an bis zur mühsam verhaltenen Energie, von schüchterner Einfalt bis zur einfältigsten Selbstanbetung, kurz bei jeder nur möglichen Type den entsprechenden Ausdruck annimmt. Als vollkommener Menschendarsteller erschien Schulz in der Darstellung des berühmten Bosco und eines japanesischen Gauklers. In diesen Gestalten war Alles wahr, Bewegung, Haltung und Gesichtsausdruck, und besonders die letztere ausgezeichnet durch die orientalische Indolenz, welche sich in unnachahmlicher Weise in den matten Bewegungen und in dem trägen Augenaufschlag offenbarte. Sehr komisch wirkte Schulz, als er nach dem immer beschleunigten Tacte einer etwas primitiven Claviermusik seine sämmtlichen Gesichtsmuskeln Cancan tanzen ließ, so daß man fast Furcht bekam, es könnte ein Theil des Gesichtes abhanden kommen. Jedenfalls ist Schulz der einzige Vertreter seines Faches, der die Gesichtsverzerrung zur Kunst der Menschendarstellung erhoben hat.

O. v. L.

* * *

Digitized by Google

Am Mittwoch, d. 20. October fand im Wallnertheater zum Besten des Nationaldenkmals auf dem Niederwald eine Vorstellung statt, an welcher sich außer den Mitgliedern des Wallnertheaters, Frau Agnes Wallner und verschiedene Dilettanten betheiligten. Unter den Letzteren verdient Herr Max Löwenfeld, der wirklich eine ganz ungewöhnliche Fertigkeit in der Nachahmung bekannter Schauspieler besitzt, hervorgehoben zu werden. Seine Darstellung des Marsan in dem liebenswürdigen französischen Lustspiele „Man sucht einen Erzieher" war in der Haltung, dem Vortrage, der Mimik und den Geberden geradezu eine meisterhafte Copirung Friedrich Haases. Das zahlreich versammelte Publicum nahm die gebotenen Gaben mit großer Dankbarkeit auf. Mit Recht, denn es war wirklich ein sehr unterhaltender und anregender Theaterabend.

* * *

Im Kupferstichcabinet des Berliner Museums ist eine höchst interessante und fast vollständige Sammlung der Blätter von M. Schongauer ausgestellt, denen er den hohen Ruhm unter seinen Zeitgenossen verdankte. Was die künstlerischen Formen, die er angewandt hat, betrifft, so zeigen dieselben den Einfluß der vlämischen Schulen in einer gewissen Härte der Linien, aber neben dem das energische Streben nach Schönheit, wenn diese auch in die Grenzen der Zeit gebannt blieb.

Eigenthümlich allen Stichen Schongauers ist der echte künstlerische Ernst, die gewissenhafte Durchführung; Bartsch verzeichnet 110 Stiche, eine Anzahl, die von bewundernswerthem Fleiße Kunde gibt, wenn man bedenkt, daß sie in vielleicht 20 Jahren entstanden sind. Kann Schongauer auch nicht als Erfinder des Kupferstichs betrachtet werden, so hat er denselben doch auf jenen Punkt der Vollkommenheit gebracht, den selbst die Nachfolger selten erreicht haben. Am interessantesten wird die Betrachtung der Stiche, wenn man den merkwürdigen Gegensätzen nachspürt, die uns die Behandlung der Stoffe enthüllt. Einige der Madonnenbilder (Bl. 3, 30, 31) fassen den jungfräulichen Charakter mit einer solchen Wahrheit auf, daß er entzückt sein muß, der es nur halbwegs so weit gebracht hat, sich über unschön wirkende Einzelheiten hinwegzusetzen. Unser Auge ist eben historisch weiter gebildet, wir kennen die Kunst der Antike und der italienischen Renaissance, und unser Urtheil wird deshalb leicht ein ungerechtes. Im geraden Gegensatz zu der Lieblichkeit der Madonnenköpfe ist die Reihe der Passionsbilder (9—20) mit der oft abstoßenden Häßlichkeit der Gesichter, mit der Eckigkeit der Haltung und der Gewandung. Aber auch hier wird man zur Bewunderung gezwungen durch den Reichthum der Motive und der Charakteristik. Ein genaues Studium dieser Blätter ist jedem anzurathen, der Albrecht Dürer ganz verstehen will.

Offene Briefe und Antworten.

König Roderich betreffend.

Herr Professor Felix Dahn beehrt uns mit folgender Zuschrift:

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen für die ausführliche Besprechung meines Trauerspiels „König Roderich", welche ich soeben erst, von einer Reise zurückkehrend, kennen lerne, zu danken. Ich ersuche Sie ganz ergebenst — da Sie unerachtet mancher Ausstellung zu einem nicht ungünstigen Ergebniß gelangen und jedenfalls Interesse für das Stück zeigen, werden Sie meinem Wunsche gern willfahren —, in Ihrer geschätzten Zeitschrift nur folgende zwei Bemerkungen zu jener Besprechung freundlichst zur Kenntniß Ihrer Leser zu bringen.

I. Der Plan zu dem Drama war bereits im Jahre 1870 festgestellt: S. 224 bis 228 meiner im Sommer 1870 erschienenen Geschichte der Westgothen, Würzburg, A. Stuber, enthalten sämmtliche Grundgedanken des Conflicts: der Ausbruch des „Kirchenstreits" in Preußen gehört bekanntlich den Jahren 71/72 an.

II. Sie haben, wie manche Kritiker, den im IV. Act des Stückes erzählten Mordanfall und die zwischen Roderich und dem Basken gewechselten Worte für dem Kissinger Attentat nachgebildet gehalten. Dem gegenüber constatire ich, daß ich die fragliche Scene und die hervorgehobenen Worte genau so wie sie gedruckt sind mehreren hiesigen Freunden, darunter den Herren Collegen Prof. Friedländer und Prof. Schipper, vier Wochen vor dem Kissinger Verbrechen vorgelesen habe. — Eine so geschmacklose Abklatschung der modernsten Wirklichkeit, wie sie die angenommene Wiedergabe jenes Attentats enthalten hätte, lag mir fern.

Ihre Vermuthung war bei der fast wörtlichen Uebereinstimmung der Fragen und Antworten sehr begreiflich, und doch ist sie vollständig unbegründet.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Felix Dahn.

Königsberg in Ostpreußen, 26. Oct. 1875.

Wir wollen selbstverständlich die Angaben des Verfassers des „König Roderich" auch nicht im entferntesten bezweifeln. Daß aber die Vermuthung, Felix Dahn habe sich, als er die Attentatsscene im „König Roderich" schrieb, durch die Berichte über das Attentat auf Bismarck inspiriren lassen, außerordentlich nahe liegt, gibt der Dichter selbst zu. Der erste Correspondent aus Kissingen, der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" über den Vorfall berichtete, schrieb in der Nummer vom 16. Juli 1874: „Am Dienstag Morgen wurde der Mörder schon um fünf Uhr vor den Fürsten geführt. Auf die Frage, ob er ihn kenne, antwortete er: „Nein, ich habe Sie nie gesehn". Im weiteren Verlaufe des Verhörs gab Kullmann als Beweggründe die Noth der Kirche und die Gefangennahme der Bischöfe an".

Fürst Bismarck selbst sprach sich der Deputation, die ihn beglückwünschte, gegenüber wörtlich so aus: „Er (Kullmann) erklärte mir, als ich ihn im Gefängniß sprach, daß er mich persönlich bisher gar nicht gekannt habe und der Kirchengesetze wegen mich habe tödten wollen".

Man vergleiche nun hiermit das Zwiegespräch im vierten Act, neunte Scene, zwischen Roderich und Ludrul:

Roderich:

Was that ich dir, daß du mich morden wolltest?

Ludrul:

Nichts Herr, man sagt, Ihr seid der Kirche Feind.

Bei dieser merkwürdigen Uebereinstimmung wird man unwillkürlich zu dem Gedanken gedrängt, daß, da Felix Dahn diese Worte vor dem Kissinger Attentate geschrieben hat, Bismarck und Kullmann dieselben nothwendig gekannt haben müssen.

* * *

Berichtigungen.

Gegen den Artikel unseres Herrn Newyorker Correspondenten Udo Brachvogel (Nr. 42) erhalten wir von dem Director der „deutschen Nationalbank" in Bremen, Herrn Robert Bassermann, ein Schreiben dem wir folgende sachliche Berichtigung entnehmen:

„Die Passiva der Bank betrugen (nach den Zeitungsnotizen) etwa $ 15 Million. Denselben standen etwa $ 7 Million. Activa gegenüber und ferner etwa $ 5 Million., für welche die Actionäre haftbar waren, so daß das Deficit etwa 3—4 Million. betrug".

Nebenbei bemerkt der Briefschreiber, daß die Charakterschilderung Ralstons von Seite Brachvogels der allgemeinen Anschauung nicht ganz entspreche.

* * *

Der Autor des im Bücherverzeichniß Nr. 42 erwähnten Dramas „Hartmann von Siebeneichen" heißt „Guenste" und nicht „Guerste".

* * *

Die Verlagsbuchhandlung „Hübner & Matz" in Königsberg ersucht uns, anzuzeigen, daß „König Roderich" von Felix Dahn in ihren Verlag übergegangen sei.

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart. Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Digitized by Google

Inserate.

Seltene Autographen
(von Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, Dichtern, Gelehrten, Künstlern etc.)
suche ich fortwährend in grössern Sammlungen oder auch einzeln zu kaufen und zahle dafür die annehmbarsten Preise. Gleichzeitig mache ich **Liebhaber** auf mein **reichhaltiges** und **werthvolles Autographenlager** aufmerksam, worüber specielle Verzeichnisse jederzeit **gratis** von mir zu beziehen sind.
Otto Aug. Schulz in **Leipzig,**
Königsstrasse 9.

Ein prot. Theologe, bestens empfohlen, musikalisch gebildet, sucht eine Stelle als
Erzieher oder Reisebegleiter
in Italien oder Aegypten. Auskunft ertheilt Herr Oberhofprediger Doll, Karlsruhe (Baden). Directe Anerbieten unter **J. P. 18.** postlagernd Lahr, Großh. Baden.

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Besser'sche Buchhdlg.), **Berlin** N.W., Marienstr. 10.
Classisches Liederbuch.
Griechen und Römer
in deutscher Nachbildung
von
Emanuel Geibel.
gr. 8. elegant geheftet. Preis 3 *M.* 60 *Pf.*

Im Verlage von **J. Rieter-Biedermann** in **Leipzig** und **Winterthur** ist soeben erschienen und kann durch jede Buch-, Kunst- oder Musikalienhandlung bezogen werden:
Moritz von Schwind's
Illustrationen
zu
FIDELIO.
In Kupfer gestochen von H. Herz und G. Gonzenbach.
Neue Separat-Pracht-Ausgabe.
Mit Dichtungen von Hermann Lingg.
Inhalt:
Eintritt Fidelio's in den Hof des Gefängnisses. Erkennungs-Scene. Pistolen-Scene. Ketten-Abnahme.
Imperial-Format. Elegant cartonnirt.
Preis: 12 *M.*

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Gottfried Kinkel (Zürich), **Mosaik zur Kunstgeschichte.** gr. 8. VIII u. 467 S. Preis 9 *M.*
Zwölf Briefe eines ästhetischen Hetzers. 2. Auflage. Auf feinstem Velinp. 16. 118 S. Preis geh. 2 *M.* Eleg. geb. 3 *M.*
Berlin, Robert Oppenheim, Verlagsbuchhdlg.

Soeben erschien:
Nachträge zur Kenntniß Grabbes.
Aus ungedruckten Quellen
von
Oscar Blumenthal.
8. 3 Bogen. Broschirt 60 *Pf.*
Diese Schrift, zunächst als Supplement zur ersten kritischen Gesammt-Ausgabe von Grabbes Werken von Oscar Blumenthal (Detmold 1874, übergegangen in den Verlag der Unterzeichneten) allen Besitzern dieser Ausgabe empfohlen, ist von hohem Interesse für Jeden, der Grabbes Schriften kennt.
Berlin, Mitte Octbr. 1875.
G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**
Herzog Karl von Württemberg
und
Franziska von Hohenheim.
Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt
von **E. Vely.**
(Mit dem Portrait Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen etc.)
Gross Octav. Elegant geheftet. Preis: 8 *M.*
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

NEUES PRACHTWERK
aus
Friedr. Bruckmann's Verlag in München & Berlin.
DIE SCHWEIZ
von
Dr. Gsell-Fels.
Mit Bildern und Zeichnungen von
A. Bachelin, J. Balmer, F. Bocion, G. Closs, E. T. Compton, O. Frölicher, E. Kirchner, A. de Meuron, E. Rittmeyer, G. Roux, P. Weber, J. Zimmermann u. A.
Klein Folio-Format. Vollständig in 24 Lieferungen à zwei Bogen Text mit Illustrationen. Preis pro Lieferung zwei Mark.
Das ganze Werk wird bis zum Herbste 1876 vollständig erschienen sein.

Der Text aus der Feder des geschätzten Autors wird, abweichend vom Style enthusiastischer Feuilletonisten eine gediegene schriftstellerische Leistung sein und die Namen der zu gemeinsamer Arbeit verbundenen deutschen und schweizerischen Künstler verbürgen, dass der künstlerische Theil dem literarischen ebenbürtig zur Seite stehen wird. So hoffen wir ein Werk zu schaffen, des Gegenstandes würdig, den es verherrlichen soll und werth der allgemeinsten Theilnahme von Seiten des gebildeten Publikums.

Wir bitten bei Bestellungen ausdrücklich die **„Schweiz von Gsell-Fels"** zu verlangen. Die erste Lieferung wird auf Verlangen zur Ansicht mitgetheilt von jeder Buch- und Kunsthandlung.

FR. BODENSTEDT. KARL GUTZKOW.
CARUS STERNE. — H. v. SYBEL. K. FRENZEL. — PAUL LINDAU.
E. AUERBACH. PAUL HEYSE.
PROTECTORAT:
S. K. H. Großherzog Karl Alexander v. Sachsen u. S. K. H. Prinz Georg v. Preußen
Allgemeiner
Verein für Deutsche Literatur.
Jeder Literaturfreund, der dem Verein beitritt, verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von **30 Mark** für 7 Bände, 20—23 Bogen stark, elegant gebunden. Die Einzahlung hat, falls nicht Vollzahlung vorgezogen wird, in zwei Raten à 15 Mark zu geschehen
Die Höhe der Mitgliederanzahl beträgt bereits 4000.

Inhalt der I. Serie (1874).
Fr. Bodenstedt, *Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.*
H. v. Sybel, *Vorträge und Aufsätze.*
Ad. Schmidt, *Epochen und Katastrophen.*
Ed. Osenbrüggen, *Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.*
Edm. Reitlinger, *Freie Blicke.*
Fr. von Löher, *Kampf um Paderborn.*
Ed. Hanslick, *Die moderne Oper.*

Inhalt der II. Serie (1875).
Berthold Auerbach, *Tausend Gedanken des Collaborators.*
Karl Gutzkow, *Rückblicke auf mein Leben.*
Hoyns, Dr., *Die Alte Welt.*
H. M. Richter, *Geistesströmungen.*
Paul Heyse, *Giuseppi Giusti, Gedichte.*
Friedrich Bodenstedt, *Shakespeare's Frauencharactere.*
K. Frenzel, *Renaissance- und Rococo-Studien.*

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann** in Berlin, S.W., Kronenstr. 17.

Hierzu eine Beilage von der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 6. November 1875. Band VIII.

AP
30
.G295
v. 8
no. 45

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die ultramontanen Einflüsse in Westfalen. Von K. G. — Zur Erinnerung an den Philosophus Teutonicus. Von Otto Zacharias. — Lassalle als Redner und Agitator. Von Georg Brandes. (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: Ein Franzos, mit dem sich's reden läßt. Von Johannes Scherr. I. — Die Umkehr des Commersbuches. Von A. Brockhoff. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Drei neue Stücke im Kgl. Schauspielhause. Besprochen von Paul Lindau. — Vom Verein der Kunstfreunde. Von O. von Leixner. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die ultramontanen Einflüsse in Westfalen.

Meine Heimat ist ein wunderliches Land; doch dieses Beiwort ist nicht ganz richtig, denn das Land ist gut, der Acker ist fruchtbar, die Wiesen sind üppig, die Wälder sind prächtig; aber die Menschen, die Menschen! Ein Beamter, der jüngst aus dem Osten hierher versetzt war, meinte, die Eigenschaften der Leute seien ihm geradezu unbegreiflich. Ein solcher Mangel an Sinn für das allgemeine Wohl, an Vaterlandsliebe, an Sorge für die Erhaltung unserer großen Errungenschaften, an Achtung vor dem Gesetz sei ihm durchaus unfaßbar. Er erzählte namentlich von dem Mangel an Gehorsam Beispiele. Ein Bauer wird von einem Steueraufseher angezeigt, weil er das Banquet einer Chaussee befahren habe. Der Aufseher hatte ihm mehrmals gesagt, er dürfe das nicht thun. Gefragt, warum er dem Befehl denn nicht gehorcht habe, erwiderte er, Befehle könne ihm Jeder ertheilen, das Befolgen sei eine andere Sache. Aber der Aufseher war doch in Uniform, wird ihm eingeworfen. Eine Uniform, antwortet er, kann in Preußen Jeder tragen. — In einem Städtchen ist Revolte. Der Bürgermeister erscheint auf dem Markte und verliest dreimal den Aufruhrparagraphen, dann befiehlt er den Leuten auseinander zu gehen. Diese rufen aber: Was hat uns der Kerl zu sagen, wir sind gerade so gut Bürger wie er, die Straße gehört uns, nicht ihm! — Der Mangel an Patriotismus zeigt sich in staunenswerthen Beispielen. Ein Bürger, von der Sorte, die sich zu Ehren des Papstes nur Pferde vor dem Wagen hält, von denen das eine ein Schimmel ist, das andere eine in's Gelbliche stechende Farbe hat, wird aufgefordert, die Fahne zu entfernen, die er an einem Papsttage ausgehängt hat. Er gehorcht mit der schriftlichen Bitte, man möge doch auch alle Fahnen confisciren, die andere Bürger zwischen dem 21. und 23. März ausgehängt hätten. Und es ist nicht allein der Mangel an preußischem Patriotismus so erschreckend, es fehlt auch jedes warme Gefühl für das Reich. Ein preußischer Kaiser, hört man oft, was ist das für eine Kinderei, da war doch der Kaiser des h. römischen Reiches ein anderer Mann! Und leider bleibt es nicht blos bei den Aeußerungen, es wird auch gehandelt. Einige finden sich sogar zusammen, stiften sich eine schöne Fahne und bringen sie als Vertreter der Katholiken des Reiches nach Lourdes, wo dafür gebetet wird, daß der Franzose das Reich, das wir mit unserm Blut erstritten haben, möglichst bald in tausend Stücken schlage. Das ist sogar den Franzosen zu viel gewesen.

Und woher rührt das Alles? Die Antwort ist, daß es davon nur eine Ursache gibt, die Arbeit des Klerus. Dieser hat nur das Bestreben, das Volk zu isoliren und daraus ergibt sich all' das Traurige, was wir sehen. Der Klerus, das Heer von Kötterssöhnen, hat sich aus den allerunterſten Ständen recrutirt. Der Schuljunge im Dorf, der einige Intelligenz gezeigt hat, ist zunächst von dem Pastor des Ortes in die Lehre genommen worden. Nachdem er für Tertia reif geworden, hat man ihn in ein Convict aufgenommen. Von diesem aus hat er das Gymnasium besucht; aber man hat ihn stets auf das strengste von den anderen Schülern fern gehalten. Darauf in ein Stift gesteckt, hat er von diesem aus theologische Collegien gehört. Den letzten Schliff hat ihm das Priesterseminar gegeben. Jetzt besteigt er die Kanzel und predigt von dem Fluch, der auf den Reichen laste. Er hat in seiner Tasche niemals mehr als fünf Thaler gehabt. Er predigt von der lasterhaften Unsittlichkeit des Theaters und hat niemals ein anständiges Stück gesehen; denn der Theaterbesuch war schwere Sünde für ihn. Er predigt von der Verrücktheit, irdische Fesseln zu kennen, und er hat nie Weib noch Kind besessen, er kennt keinen Heerd und keine Heimat mehr, er zahlt keine nennenswerthen Steuern und hat die Wehrpflicht aus allgemeiner Körperschwäche vermieden. Diesen Menschen ist die Cultur nur etwas Lächerliches. Das Wissen ist verwerflich; denn es macht hochmüthig und nimmt dem Katholiken die Kraft des Glaubens. Die neueren Erfindungen gehen vom Satan aus. Die schlimmste von diesen ist die Eisenbahn. Noch jede ultramontane Stadt, wie Beckum und Münster, hat es früher verstanden, sich diese teuflische Dampfkraft möglichst lange vom Leibe zu halten. Nirgends ist eine rein deutsche Bevölkerung fauler und träger als in den ganz katholischen Bezirken. Die Leute haben so viele Feiertage, so viel vierzigstündiges Gebet und so viel Andachten zum h. Liborius, Portiunculus und wie diese Heiligen sonst noch heißen mögen, daß sie zum Faulenzen geradezu angeleitet werden. — Was wäre wohl aus der Grafschaft Mark geworden, wenn sie nicht die arbeitsame rein evangelische Oase geblieben wäre, als Alles herum durch Feuer und Schwert wieder katholisch wurde!

Der Klerus hat, wie gesagt, das Bestreben zu isoliren, das heißt, er strengt alle seine Kräfte an, das Volk von jeder Theilnahme an Cultur, Politik und Literatur fern zu halten. Er schimpft die Schule eine Kenntnißfabrik. Er ist außergewöhnlich stark in der Fortwischung alles dessen, was die Deutschen groß gemacht hat, namentlich ist sein Haß gegen die Literatur geradezu komisch. Von Heine darf man nichts lesen, weil er unsittlich, von Schiller nichts, weil er Gottesleugner, von Lessing nichts, weil er Feind der katholischen Kirche. Goethe wird noch ziemlich geduldet, „doch sei es schade, daß er sein Talent nicht im Dienste der katholischen Kirche

Digitized by Google

angewendet habe". — Die größte Gefahr der Isolirung aber besteht darin, daß der Sinn des Menschen ganz ausschließlich dem Himmel zugewandt wird. Es heißt nicht „bete und arbeite", sondern „das Gebet ist die Arbeit". Da sind so viele Kränze zur Ausschmückung der Kirche zu winden, so viele Processionen und Andachten mitzumachen, der Messe Hörende muß so oft auf- und niederturnen, kurz die Durchmachung der Ceremonien ist so anstrengend, daß man schon körperlich davon ermüdet wird. Und dafür, daß der Himmel auch den Geist in Anspruch nimmt, wird genügend gesorgt. Vor dem Aufstehen schon muß man eine sogenannte gute Meinung machen und es ist dem Klerus in wahrhaft raffinirter Weise gelungen, auch den ganzen übrigen Tag und alle seine Handlungen mit Beziehungen zur alleinseligmachenden Kirche und zu Gretchen Alacoque zu erfüllen. Man muß selbst auf einem katholischen Gymnasium unterrichtet worden sein, alle die Beichten und vierzigstündigen Gebete mitgemacht haben, um es nur glauben zu können. Die Sache ist bisher so schlimm gewesen, daß man sich eigentlich zu wundern hat, warum sich die Tollwuth der Hetzcapläne nicht schon eher zeigte.

Mit idealen Gedanken allein — und ideale Gedanken stecken im Ultramontanismus, das läßt sich nicht leugnen — kann man nicht viel ausrichten, es muß auch materielle Macht vorhanden sein. Diese ist leider ausreichend da. Nicht blos gibt es tausend Stiftungen, von denen die eine die ultramontanen Armen versorgt, die zweite demjenigen jährlich hundert Thaler zahlt, der bestimmte Processionen mitmacht und die preußische Wirthschaft todt zu beten versucht, die dritte jedem Magistratsmitgliede fünf Thaler aussetzt, das in einer bestimmten Andacht zu irgend einem obscuren Heiligen erscheint: dem Klerus gehört auch das ganze Vermögen des katholischen Adels. Dieser ist reich, so reich wie selten eine andere Corporation. Der Graf X. hat fast eine halbe Quadratmeile des besten Ackerlandes, der Graf Y. bezieht aus einer einzigen Kohlengrube jährlich etwa hunderttausend Thaler Renten, und als der Schwiegervater des Freiherrn von Z. starb, hinterließ er achtzehn Millionen in Baar. Alle diese Leute sind die Hirten, die den Klerus als Hund für die Heerde betrachten und ihre Hunde ziemlich theuer bezahlen. Der Klerus findet in ihnen überall eine Stütze. Wenn es gilt, einen abgesetzten Polizeicommissar, der seine Stelle wegen seiner Staatsfeindlichkeit verlor, zu belohnen, so findet sich sehr bald eine Rentmeisterstelle für ihn; wenn es gilt, einen Pächter zu bestrafen, der sich erfrecht hat, den Kampf der Bischöfe gegen den Staat nicht zu begreifen, so hat er bald die Kündigung aus der Hand des Postboten entgegen zu nehmen. Mit einem Wort: die Bundesgenossenschaft des Adels gibt die Bretter her, auf denen die Komödie aufgeführt wird.

Das hat Zustände erzeugt, die sehr schlimm sind; aber wer sie kennt, wer mitten unter diesen Menschen leben muß, der sieht auch sehr bald die Fäden des Gewebes. Diese Fäden sind so rissig, so dünn, daß das Gewebe an allen Ecken und Enden reißt, wenn man es nur ordentlich anfaßt. Denn das Erzeugniß geht aus widernatürlichen und dem menschlichen Geiste überall hohnsprechenden Ursachen hervor. Derjenige, der die große Procession an sich vorüber ziehen sieht und seine Leute nicht kennt, läßt sich vielleicht durch die Zahl imponiren. Wer aber unter ihnen lebt, der weiß, daß die Schulen nur mitgehen, weil die Lehrer es befohlen haben. Die Lehrer haben es angeordnet, weil es der Pastor gewollt hat; denn letzterer ist überall Localschulinspector. Von den Männern wird dieser bezahlt und jener kann erwarten, daß ihm morgen kein Kunde mehr in den Laden kommt, falls er sich nicht hat sehen lassen. Nur die Frauen sind gläubig, warum, — darüber siehe Schopenhauer. Unter den kirchlichen Männern gibt es allerdings auch solche, die nicht blos aus Geschäftsrücksichten fromm sind; diese theilen sich wieder in Pantoffelhelden und solche, denen ihre Verstandesmittel nichts anderes als den Glauben gestatten.

Wenn die Regierung dieses Gewebe nur noch kräftiger anfassen wollte, als sie es zu thun schon begonnen hat! Aber die Beamten, die sie der obstinaten Bevölkerung gegenüberstellt, lassen sich leider immer noch zu sehr von der letzteren imponiren. Wenn Einer von ihnen einmal einem Schreier wirklich an die Kehle greift, tritt sofort die größte Ruhe ein. Dies Anfassen jedoch ereignet sich so selten, daß bei jedem Ultramontanen die feste Ueberzeugung zu finden ist, die Regierung wage es nicht drein zu schlagen, weil sie ihre Absichten nicht durchsetzen könne. Es ist ein bei uns, so weit wir regierungsfreundlich, allgemein verbreitetes Axiom: Die Stärke der ultramontanen Partei liegt in ihrer Ueberzeugung von der Schwäche der Regierung. Unsere feste Meinung geht dahin, daß die Ueberzeugung von der Stärke der Regierung die Ultramontanen bald ohnmächtig machen würde. Man frage nur einen Ultramontanen, worauf er denn seine Annahme von der Furcht der Regierung stütze, und er wird sofort erzählen, daß man 1848 mit dem Säbel auf die Leute eingehauen hat, wenn ihrer mehr als zwei auf der Straße standen, daß man aber 1875 ruhig zugesehen hat, wie der Bischof von Münster nach beendigter Haft im vierspännigen Wagen und mit einem Vorreiter seinen festlichen Einzug hielt. Er wird erzählen, daß man 1848 jeden agitirenden demokratischen Beamten nach Mehlauken, Tilsit und Stallupönen schickte, daß man aber 1875 einen Landrath, der die Frohnleichnamsprocession mitmachte, zum Polizeipräsidenten habe ernennen wollen, einen ultramontanen Abgeordneten zum Regierungsrath ernennt und das Heer der Uebrigen unbeschadet ihres Verhaltens fortwährend mit den üblichen Titeln und Orden bedenkt. Er wird darauf hinweisen, daß die frechste Zeitung neben der „Germania" der „Westfälische Merkur" ruhig Folgendes erzählt: Die Regierung habe das Land mit protestantischen Beamten überschwemmt, diese stammten meist aus dem Osten, ihre Armuth sei geradezu sprüchwörtlich und sie hätten hier nichts Anderes zu thun als vom Schweiße des Landmanns zu leben. Bisher habe der alte Sachsenstamm ihnen Gastfreundschaft gewährt, das müsse nun ein Ende haben! Und dies ist allerdings öffentlich gedruckt worden! Es ist auch noch manches Andere geschehen, was wir nicht erzählen, weil es zur Kenntniß der Behörden gekommen ist und mittlerweile seine Erledigung gefunden hat.

Zum Schluß wollen wir noch Einiges anführen, um dem Leser eine Probe davon zu geben, wie es hier zugeht. — In einer Stadt lebt ein Kaufmann, der in einem Dorf in der Nähe eine Fabrik hat, welche blüht und den Dorfeingesessenen, deren Tagelohn früher gering war, nunmehr großen Verdienst gibt. Ehe er diese Fabrik errichtete, hatte er dem Pastor des Ortes das Versprechen gegeben, sich in allen die Führung und die Disciplin der Arbeiter betreffenden Angelegenheiten zunächst an ihn zu wenden. Er will in einem zweiten Dorf eine Filiale gründen, und da er weiß, daß dies wiederum ohne den Pastor nicht geht, wendet er sich an diesen um die Erlaubniß mit demselben Versprechen und unter Hinweis darauf, daß der Wohlstand des ersten Dorfes, in dem er die Fabrik habe, erheblich gewachsen sei und er sein Versprechen dem andern Pastor treu gehalten habe. Der Pastor des zweiten Dorfes hat gegen die Anlage nichts einzuwenden, macht aber seine Zusage von der Genehmigung eines nahen Barons abhängig. Binnen acht Tagen soll Bescheid erfolgen. Er erfolgt aber nicht, und auf Befragen wird dem Kaufmann eröffnet, man habe keine Lust, sich irreligiöses Fabrikgesindel auf den Hals zu laden!

In einem andern Städtchen hatte es einen katholischen Tumult gegeben. Trotz aller Beschwichtigungsversuche wuchs die Volksmenge mehr und mehr an und drohte dem Eigenthum und Leben Andersdenkender gefährlich zu werden. Was thut man? Statt sofortige militärische Hülfe zu requiriren und dem irregeleiteten Pöbel die Macht der Staatsgewalt zu zeigen, begibt sich ein Vertreter dieser Staatsgewalt, der Gerichtscommissar, zum Pastor des Ortes und veranlaßt diesen, Ruhe zu stiften. So sehr ist sogar den Beamten die Theorie

Digitized by Google

von der Alleinherrschaft der Geistlichkeit in Fleisch und Blut übergegangen. Ein anderes Bild. Für die Geistlichen gibt es kein willkommeneres Feld als die Homöopathie. Zwar gibt es ultramontane Aerzte genug, wie z. B. jenen, von dem erzählt wird, daß er seine Kranken, wenn die Medicin gar nichts mehr ausrichten will, segnen läßt; aber die Mehrzahl von ihnen glaubt doch leider noch nicht an die Unfehlbarkeit. Die Homöopathie, vom Caplan ausgeübt, macht nun einerseits die Aerzte überflüssig, ja setzt sie sogar außer Brod, andrerseits hat sie etwas Mystisches und bildet ein neues Band zwischen dem Dr. Caplan und dem unglückseligen Kranken. Wenn es nur bei der Homöopathie sein Bewenden hätte! — aber nein, der medicinische Caplan schreitet auch bis zur Allopathie und sogar Chirurgie vor. So ist denn der Fall vorgekommen, daß ein Vicarius, um eine Entbindung zu ermöglichen, der Mutter mit einem Rasirmesser den Uterus aufschnitt!

Wie es unter diesen Umständen in der Schule aussieht, mag sich der Leser selbst ausmalen. Wir wollen in dieser Beziehung nur folgendes Pröbchen, das sich in der letzten Zeit zugetragen hat, mittheilen. Ein Kind recitirt den Spruch: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Es wird gefragt, was es sich unter den Pforten der Hölle vorstelle, worauf es keck erwidert: die weltliche Macht! Der betreffende Religionslehrer ist mittlerweile abgesetzt worden. Sein Vorgesetzter aber, ein Mitglied des Provinzialschulcollegiums, amtirt vorläufig noch. Von dem letzteren erzählt man, eine Dame habe sich bei ihm erkundigt, unter welchen Bedingungen sie ein Pensionat gründen könne, das nicht ultramontan sei. Der Herr habe darauf zornig erwidert: Ultramontan! derjenige Katholik, der nicht ultramontan ist, den nenne ich einen Schuft! —

So sieht es hier aus! Gott sei Dank, hat die Regierung angefangen, dies Wirrniß von Vaterlandslosigkeit, Dummheit und Widerspenstigkeit etwas auszurotten. Möchte sie doch mit Energie fortfahren! Jedem Beamten, der hier Energie zeigt, jubeln die Herzen aller Regierungsfreunde und Reichstreuen freudig zu! K. G.

Zur Erinnerung an den Philosophus Teutonicus,

geb. im November 1575.

Es sind jetzt gerade dreihundert Jahre her, daß Jacob Böhme, der berühmte Görlitzer Schuster und Theosoph, zu Altseidenberg in Schlesien geboren wurde. Das genaue Datum seines Geburtstages ist nicht bekannt.

Böhme ist für uns fast verschollen. Sein Name wird selten genannt, seine Schriften liegen verstaubt in den Bibliotheken und kein Mensch thut einen Blick hinein; gelegentlich durchblättert vielleicht ein Literarhistoriker die Amsterdamer Ausgabe — aber auch das dürfte nicht oft vorkommen. In den Augen der Welt gilt Böhme für einen bloßen Schwärmer. In Folge dessen glaubt man der Pflicht überhoben zu sein, eine Schrift von ihm in die Hand zu nehmen. So kommt der merkwürdige Mann mehr und mehr in Vergessenheit und man ahnt kaum, daß in den Schriften desselben Ansichten niedergelegt sind, die der Erinnerung werth sind.

Eine solche Ansicht ist nach unserer Meinung folgende: „Wenn der Mensch die Tiefe über der Erde ansieht, so sieht er nichts als Sterne und Wasserwolken, dann denkt er, es müsse ein anderer Ort sein, da sich die Gottheit mit dem himmlischen Regiment zeige. Er will die Tiefe sammt ihrem Regiment von der Gottheit unterscheiden: denn er sieht allda nichts als Sterne und dazwischen ist Feuer, Luft und Wasser.

Da denkt er dann, das hat Gott aus Nichts also gemacht: wie könnte in dem Wesen Gott sein oder wie könnte das Gott selber sein? Er bildet sich immer ein, es sei nur ein Haus, darinnen Gott mit seinem Geiste regiere und wohne. Was wäre das für ein Gott, fragt mancher, dessen Leib, Wesen und Kraft, in Feuer, Luft, Wasser und Erde bestünde?

Siehe du unbegreiflicher Mensch, ich will dir den rechten Grund der Gottheit zeigen. Wo dieses ganze Wesen nicht Gott ist, so bist du auch nicht Gottes Bild. Denn du bist aus diesem Gott geschaffen und lebst in demselben, und derselbe gibt dir stets Kraft, Segen, Speise und Trank; auch steht deine Wissenschaft in diesem Gott und wenn du stirbst, so wirst du in diesem Gott begraben.

Siehe, das ist der rechte einige Gott, aus dem du geschaffen bist und in dem du lebst: Wenn du ansiehst die Tiefe und die Sterne und die Erde, so siehst du deinen Gott und in demselben Gott lebst und bist du auch, und derselbe Gott regiert dich auch und aus demselben Gott hast du deine Sinne, und bist eine Creatur aus ihm und in ihm — sonst wärst du nichts.

Nun wirst du sagen, ich schreibe heidnisch: Höre und merke den Unterschied: ich schreibe nicht heidnisch sondern philosophisch; so bin ich auch kein Heide, sondern ich habe die tiefe und wahre Erkenntniß des Einigen großen Gottes, der alles ist".*)

Diese schöne Stelle führt uns sofort in das geistige Leben Jacob Böhmes ein. Seine Grundanschauung ist eine religiöse Auffassung des Naturganzen. Er denkt sich, wie er gelegentlich einmal sagt, die ganze Natur als einen lebendigen, grünenden Baum und Gott als den Saft und das Wachsthum darin. Eine Gottheit, die über und außer der Welt ihren Sitz hat, gibt es für ihn nicht. Er eifert daher aus allen Kräften gegen die zünftigen Theologen seiner Zeit und wird nicht müde, ihnen die Immanenz des göttlichen Princips vorzupredigen. „Wohl her ihr Doctores," — ruft er ihnen zu**) — „wo ihr Recht habt, so gebet dem Geiste Antwort; ich will euch ein wenig fragen: Was vermeint ihr wohl, daß vor der Zeit der Welt anstatt dieser Welt sei gewesen? Oder woraus vermeint ihr wohl, daß die Erde und die Sterne sind worden? oder wie vermeint ihr, daß der Mensch Gottes Bild sei, in dem Gott wohne? oder woraus sind die giftigen und bösen Thiere und Würmer worden mit allem Ungeziefer? und letzlich, was ist die Seele des Menschen und der große Gott selber?

Hierauf gebet richtige und gründliche Antwort und lasset von eurem Wortzank ab. Wo ihr nun aus euren Schriften könnt erweisen, daß ihr den rechten einigen Gott kennt und könnt beweisen, daß nicht in Sternen, Elementen, Erden, Steinen, Menschen, Thieren, in Laub, Kraut und Gras, im Himmel und auf Erden Gott sei, und daß dieses alles nicht Gott selber sei; so will ich der erste sein und mein Buch im Feuer verbrennen und alles dasjenige, was ich geschrieben habe, widerrufen und verfluchen und will mich gehorsamlich unterweisen lassen".

Ob Jacob Böhme nach den soeben mitgetheilten Auslassungen den Namen eines „religiösen Schwärmers" verdient — oder ob er nicht richtiger ein Philosoph genannt werden muß, das sei dem Leser zum eigenen Ermessen anheimgegeben. Nach unserer Ansicht steht Böhme mit seinem Denken auf einem Standpunkte, der auch heutzutage noch nicht veraltet ist. Seine Ansicht über das Verhältniß der Gottheit zur Welt gleicht der unserer gegenwärtigen Philosophie auf's Haar. Der Verfasser der „Aurora" predigt mit allem Feuer der festen Ueberzeugung die Einheit von Gott und Natur und läßt sich durch keinen scheinbaren Einwand in dieser seiner Grundanschauung irre machen. Sein Glaube an die Richtigkeit derselben geht, wie wir gesehen haben, so weit, daß er die Gelehrten auffordert, ihm ihrerseits zu beweisen, daß Gott der Natur — seiner Schöpfung — nicht immanent sei.

Von den Gelehrten scheint Böhme überhaupt nicht viel zu halten. Ihnen gegenüber trägt er stets den Kopf etwas hoch. Dann und wann spricht er sich sogar ganz geringschätzig über die „Doctores" aus. „Was soll ich viel von der Heiden Blindheit schreiben" — sagt er einmal — „sind doch unsere Doctoren

*) Aurora, Cap. 23.

**) Aurora, Cap. 22.

Digitized by Google

in ihrem gekrönten Hütlein gleich also blind: sie wissen zwar, daß ein Gott ist, der dieses Alles geschaffen hat, sie wissen aber nicht: wo derselbe Gott ist oder wie derselbe ist. Wenn sie wollen von Gott schreiben, so suchen sie ihn außer dieser Welt in einem Himmel allein, gleich als wäre er ein Bild mit etwas zu vergleichen. Sie lassen zwar zu, daß derselbe Gott mit seinem Geiste in dieser Welt alles regiere; aber sein körperlich Eigenthum wollen sie über viel tausend Meilen hoch im Himmel haben". „Körperlich Eigenthum" heißt hier offenbar so viel wie Person. Auch aus dieser Stelle geht hervor, wie Böhme wieder und immer wieder auf seine Grundanschauung von dem unzertrennlichen Verbundensein Gottes mit der Natur zurückkommt.

Trotz alledem ist Böhme weit davon entfernt, das, was er die Gottheit nennt, mit den in der Natur wirkenden Kräften resp. mit der Summe aller dieser Kräfte zu identificiren. Man würde daher Unrecht thun, den Verfasser der „Aurora" schlechtweg einen Pantheisten zu nennen. Böhme ist nicht der Meinung, daß die Gottheit ein unbewußtes, unfühlendes und blind wirkendes Wesen sei. Er hat seine Ansicht darüber in folgenden Worten ausgesprochen: „Nicht mußt du denken, daß Gott im Himmel und über den Himmel etwa stehe und walte, wie eine Kraft, die keine Vernunft und Wissenschaft in sich hat wie die Sonne; die läuft in ihrem Cirk herum und schüttet von sich die Hitze und das Licht, es bringe gleich der Erde und den Creaturen Schaden oder Frommen. Nein, so ist der Vater nicht, sondern er ist ein allmächtiger, allweiser, allsehender, allhörender, allriechender, allfühlender, allschmeckender Gott, der da ist in sich sänftig, freundlich, lieblich, barmherzig und freudenreich — ja die Freude selber".*)

Diese Darlegung ist ganz unzweideutig. Böhmes Gottheit hat — obgleich dieselbe ganz untrennbar mit der Natur verbunden ist — doch nicht blos physische, sondern auch moralische Eigenschaften. Wir haben es bei Böhme nicht mit einem blos naturwissenschaftlichen oder philosophischen Gott zu thun, sondern mit einem wirklichen Gottvater, der die Menschen mit seiner Liebe umfaßt und die Gebete erhört, die an ihn gerichtet werden.

Unter solchen Umständen ist es vollständig unbegreiflich, wie die „Aurora" von dem bekannten Görlitzer Pastor primarius so total mißverstanden werden konnte. Freilich war die damalige Orthodoxie so in den Buchstaben der Bibel verrannt, daß ihr auch die geringste Abweichung von dem Wortlaute der Schrift schon als eine furchtbare Ketzerei erscheinen mußte. Einigermaßen erklärt sich also der Zorn des Hauptpastors Gregorius Richter aus der ungeheuer conservativen Richtung der damaligen Theologie. Richter war ganz außer sich vor Aerger über die „Morgenröthe" die ihm zufällig noch als Manuscript vor die Augen gekommen war. Es war ihm unerhört, daß ein armseliger Schuster es gewagt hatte, das Wort Gottes nach seinem eigenen Verstande auszulegen. Böhme hatte noch überdies das Panier der freien Forschung über Dogma und Menschensatzung erhoben, hatte die Gnadenwahl einen Unsinn genannt und war mit einem moralischen Muthe sonder Gleichen für alle diese Behauptungen eingetreten. Natürlich fühlte sich der Herr Oberpfarrer ermächtigt, gegen das, nach seiner Ansicht, räudigste Schaf seiner Heerde einen scharfen Bannstrahl zu schleudern. Es geschah das im Jahre 1613.

So wurde Böhme bei seinem Eintritt in die schriftstellerische Wirksamkeit mit Neid und Mißgunst empfangen. Richter hielt am 28. Juli eine scharfe Predigt gegen ihn in der Peterskirche und stachelte die Görlitzer Bürger förmlich zum Aufruhr an. Hiermit begann eine Zeit fortwährender Chicane und Verfolgungen für Böhme, aber der stille sanfte Mann ertrug zwölf Jahre hindurch — bis zu seinem Tode — alles mit Gelassenheit. Er starb am 17. November 1624.

Einzelheiten über Böhmes Lebenslauf sind nur in sehr dürftiger Weise überliefert. Er war der Sohn eines armen Bauern zu Altseidenberg und mußte von seiner frühesten Jugend an das Vieh hüten und andere ländliche Beschäftigungen vornehmen. Später erlernte er das Schuhmacherhandwerk zu Görlitz und blieb auch, nachdem er ein eigenes Geschäft etablirt und sich verheirathet hatte, in dieser Stadt bis an sein Lebensende. Im Jahre 1600, als er fünfundzwanzig Jahre alt war, wurde er durch den plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäßes (Andere sagen durch den eines Heiligenbildes) von dem „göttlichen Lichte" ergriffen, und da offenbarte sich ihm, nach seiner Meinung, das Centrum der Natur. Seine Freunde, denen er diese Offenbarung, nachdem er sie kurze Zeit verschwiegen, mittheilte, lachten ihn aus. Böhme ließ sie lachen und verschloß fortan sein Inneres vor ihnen. Nachdem er fast zwölf Jahre lang den dadurch in ihm angeregten Gedanken nachgehangen hatte, drückte ihm der Drang sich mitzutheilen die Feder in die Hand und so schrieb er, Bogen für Bogen, in fabelhaft kurzer Zeit, ein dickes Buch zusammen — seine „Morgenröthe im Aufgange" (1612). In keiner seiner zahlreichen späteren Schriften tritt uns eine solche Unmittelbarkeit und herzerquickende Frische des Ausdrucks entgegen wie in dieser Erstlingsarbeit. Man sieht hier den lebendigen Gedankenstrom aus Böhmes Geist hervorsprudeln. Wenn man der „Morgenröthe" einen mehr sachlichen Titel geben sollte, so müßte man das Buch eine „philosophische Schöpfungsgeschichte" nennen: denn von der ersten bis zur letzten Seite spricht Böhme von dem Hervorgehen der Natur aus Gott, von der Schöpfung der Engel, des Menschen und der Thiere, von der Civilisation des Menschengeschlechts durch die christliche Lehre ꝛc. ꝛc.

Das Buch enthält freilich auch viel Verworrenes, aber der Kern ist vortrefflich, wie die von uns mitgetheilten Stellen zur Genüge beweisen.

Es ist nicht leicht, sich in die Anschauungsweise Böhmes ganz hineinzudenken. Wir haben es mit einer so originellen Persönlichkeit zu thun, daß wir nicht gleich die gewöhnlichen Maßstäbe anlegen können. Böhmes Anschauungen sind sämmtlich auf den Glauben an die Realität einer geistigen Welt basirt, deren Beschaffenheit und Einrichtung er mit seinem geistigen Auge ebenso genau wahrzunehmen glaubt wie die materielle, sichtbare Welt, in der sich sein Körper befindet. Zu dieser philosophischen Grundanschauung scheint er durch seine lebhafte und fast krankhaft erregte Phantasie geführt worden zu sein. Seine Begriffe verwandeln sich ihm während des Denkens in Realitäten und er spricht von seinen Anschauungen oft genug wie von ausgemachten Thatsachen. So schildert er beispielsweise das Quellen und Wallen der einzelnen Lebens- und Schaffenskräfte in der Gottheit mit einer solchen Genauigkeit, daß man danach annehmen müßte, er habe dieses Leben und Weben mit eigenen Augen gesehen. Natürlich sind das nur Ideen und Speculationen — aber in der Ausmalung derselben steigert sich Böhmes geistige Thätigkeit fast bis zur Hallucination. Leser, die nicht gewohnt sind aus dergleichen Wust die Perlen herauszulesen, fühlen sich bei der Lectüre derartiger Capitel sofort abgestoßen und legen das Buch aus der Hand.

Das ist eben das Eigenthümliche an Böhme, daß wir in seinem Geiste den schärfsten speculativen Verstand und die crasseste Abenteuerlichkeit im Denken und Philosophiren dicht neben einander vorfinden.

Im Vorstehenden haben wir uns absichtlich nur auf die Erstlingsschrift Böhmes bezogen. Die „Morgenröthe" enthält in der That auch die Weltanschauung Böhmes in weit klarer ausgesprochener Form als irgend eine der späteren Schriften. Es war uns hier darum zu thun zu zeigen, daß Böhme durchaus nicht mit der Bezeichnung eines „Schwärmers" abzuthun ist. Sein beständiges Betonen der Einheit der Natur und ihres Schöpfers und die Unzertrennlichkeit beider stempelt den Verfasser der „Aurora" zu einem Philosophen und als solcher steht er hoch über seinen Zeitgenossen und noch höher über den damaligen Theologen. In den meisten seiner späteren Schriften kommt er auf das Verhältniß zwischen Gott und Welt zurück und man sieht daraus, das Böhme selbst auf das richtige Verständniß dieses Punktes großen Werth gelegt hat.

Sehr interessant ist eine hierauf bezügliche Stelle aus einer 1618 (oder Ende 1617) geschriebenen Darlegung Böhmes über

*) Aurora, Cap. 3, 11.

Digitized by Google

die „drei Principien göttlichen Wesens“. Im 7. Capitel dieser Schrift kommt er auf die rechte Gotteserkenntniß zu sprechen und polemisirt bei dieser Gelegenheit gegen Diejenigen, die sich Gott „über den Sternen wohnend“ vorstellen. Man müsse sich — sagt er — Gott den Vater mit dem Sohne nicht oben in den Himmel eingesperrt denken und glauben, daß die Welt von da aus durch den heiligen Geist regiert werde; denn: „also wäre Gott zertheilet und wäre umfaßlich gleich der Sonne, welche hoch über uns schwebt und ihre Kraft und ihr Licht zu uns schießt, daß also die ganze Tiefe licht wird“. Das sei keine rechte Erkenntniß von Gott. Dann wendet er sich, wie uns dünkt, gegen den Papst, indem er sagt: „Das antichristliche Reich steht in diesem Gedanken (der Außerweltlichkeit Gottes) geboren und hat sich der Antichrist mit dieser Meinung an Gottes Statt gesetzt und vermeint Gott auf Erden zu sein und maßt sich göttliche Gewalt zu“.*)

Böhme übt in diesen Worten eine scharfe Kritik an dem römischen Christenthum. Denn wenn wir uns auf den gläubigen Standpunkt stellen, so läßt sich nicht leugnen, daß einem transscendenten, außerweltlichen Gotte eins seiner verehrungswürdigsten Prädicate, nämlich seine Ubiquität, abgesprochen werden muß. Auf einen Gott, der das Weltall nur von außen bewegt, stimmt das schöne Wort des Paulus nicht, daß wir in ihm leben, weben und sind. Kein Religionskörper ist dieser Paulinischen Anschauung so fremd wie die alleinseligmachende Kirche. Und überlegen wir uns die Sache nur recht! Schließlich ist der ganze Unfehlbarkeitsschwindel ein Kind des Dogmas von der Transscendenz Gottes. Denn wo Gott das Innere des Menschen durchdringt und erleuchtet, da ist auch eine unmittelbare und allgemeine Benutzung dieses Lichtes gestattet und Selbstprüfung der Glaubenssätze ist nicht verpönt. So aber ein Einziger dieses Licht gepachtet zu haben glaubt, da gilt das sacrificio dell' intelletto für das beste Mittel, die eigene Abhängigkeit und Unmündigkeit zu bemänteln. Böhme hat hier schärfer gesehen als alle seine Zeitgenossen.

Görlitz, im November.

Otto Zacharias.

Lassalle als Redner und Agitator.

Von Georg Brandes.

(Fortsetzung.)

Der Hauptgegenstand aller kriegerischen Ausbrüche Lassalles, der, gegen welche seine Polemik sich immer und aufhörlich richtet, ist das Organ, der Diener und Beherrscher der modernen Bourgeoisie: die Tagesblätter. Wer seinen Stil studiren will, wo er, wie die Alten sagten, „zum Handeln aufreizt“, muß vor Allem auf seinen Kampf wider die Presse Acht geben. Derselbe zieht sich durch fast all' seine Schriften; ich citire als eine Probe des Tons und Stils von Lassalles polemischer Beredsamkeit einige Sätze aus seiner Hauptbroschüre in dieser Richtung (Die Feste, die Presse ꝛc.): „Die ganze Reihe persönlicher Concessionen, welche die Zeitungsschreiber rein um ihres Geschäfts willen der Regierung machten, konnten sie natürlich nicht als solche eingestehen . . . Blieb also nichts übrig, als diese rein geschäftlichen Concessionen als eben so viele neue Standpunkte des allgemeinen Geistes dem Volke vorzudemonstriren und aufzudrängen, sie als Entwicklungen und heilsame Compromisse des Volkslebens darzustellen und so den Volksgeist selbst bis auf den Grad zu entmannen und zu verwässern, welcher für die Fortsetzung des lucrativen Zeitungsgeschäfts erforderlich war . . . Wenn Jemand Geld verdienen will, so mag er Cotton fabriciren, oder Tuche, oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinnstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergifte und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren credenze, — es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann! . . . Ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre so fortwüthet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! Denn Ihr begreift: wenn Tausende von Zeitungsschreibern, diese heutigen Lehrer des Volks, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunuchenhaß gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volke einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrauend nach diesem Gifte greift, weil es geistige Stärkung aus demselben zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volksgeist zu Grunde gehen, und wäre er noch dreimal so herrlich! Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen hätten eine solche Presse überdauert! . . . Ich habe Euch gezeigt, daß das Verderben der Presse mit Nothwendigkeit daraus hervorgegangen, daß sie unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer industriellen Geldspeculation wurde. Es handelt sich also einfach darum, diese beiden Dinge zu trennen, die ja auch nichts mit einander zu thun haben. Insofern die Presse geistige Interessen vertritt, ist sie dem Volksschulredner oder Kanzelprediger vergleichbar; insofern sie Annoncen bringt, ist sie der öffentliche Ausrufer, der öffentliche Trompeter, der mit hunderttausend Stimmen dem Publicum anzeigt, wo eine Uhrkette verloren, wo der beste Taback, wo das Hoff'sche Malzextract zu haben ist. Was hat der Prediger mit dem öffentlichen Trompeter zu thun, und ist es nicht eine Mißgeburt, beide Dinge mit einander zu verbinden? In einem socialdemokratischen Staate muß also ein Gesetz gegeben werden, welches jeder Zeitung verbietet, irgend eine Annonce zu bringen, und diese ausschließlich und allein den vom Staate oder von Gemeinden publicirten Amtsblättern zuweist . . . Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Losungswort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! Es ist das eine kühne Losung, ausgegeben von einem Manne gegen das tausendarmige Institut der Zeitungen, mit welchem schon Könige vergeblich kämpften! Aber so wahr Sie leidenschaftlich und gierig an meinen Lippen hängen, und so wahr meine Seele in reinster Begeisterung erzittert, indem sie in die Ihrige überströmt, so wahr durchzuckt mich die Gewißheit: der Augenblick wird kommen, wo wir den Blitz werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt!“

Ich bin weit davon entfernt, das von Lassalle empfohlene Mittel gegen die Preßcorruption für wirksam oder selbst nur für durchführbar zu halten, aber die Indignation, welche in Lassalle wie ein glühendes Metall kochte, hat hier im Erstarren aus sich selbst die kräftigste oratorische Form angenommen.

Ich sagte, daß Lassalle, obschon zum Redner geboren, sich doch im Gebrauch des mündlichen Wortes durch die Uebung im Gebrauch des geschriebenen entwickelt hätte. Ihm gebrach es anscheinend an der Gabe der Improvisation, und er suchte sie niemals bei sich zu fördern, seine Reden waren sämmtlich vorher aufgeschrieben. Nichts desto weniger sprach er so gut, daß man eine Eingebung des Augenblicks in dem, was er sagte, zu hören vermeinte, und so frei, daß er, sobald er unterbrochen ward oder eine unvorhergesehene Interpellation beantworten mußte, das Improvisirte so in die vorbereitete Rede einzuflechten vermochte, daß nirgends eine Scheidelinie sichtbar ist. Cicero bemerkt über diese Gabe: „Wer von schriftstellerischer Uebung her sich der Redekunst zuwendet, hat den Vorzug, daß, selbst wenn er improvisirt, das Gesprochene wie das Geschriebene klingt . . . Wie ein Fahrzeug, das in rascher Bewegung ist, wenn die Ruderer inne halten, doch von selbst weiter schießt, so wird auch im Strom der Rede, wo die schriftliche Aufzeichnung fehlt, das Wort denselben Schwung behalten, indem die Rede auf der Bahn des Geschriebenen weiter eilt“. Ein paar Beispiele von Lassalles Geistesgegenwart unter solchen Verhältnissen:

*) Drei Principien, Cap. 7, 19.

Digitized by Google

In seiner Vertheidigungsrede am 16. Januar 1863 hatte er nachgewiesen, daß alle Anklagepunkte auf Unwissenheit und Unverstand beruhten. Er rief aus: „Was kann ich für die literarische Unbelesenheit des Staatsanwalts? für seine Unbekanntschaft mit dem, was sich in allen Richtungen der Gegenwart bereits vollbringt und von der Wissenschaft auch bereits erkannt und einregistrirt worden ist? Bin ich der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts?" Hier fiel der Staatsanwalt Lassalle in die Rede und verlangte mit größter Hitze, daß demselben nun endlich das Wort definitiv entzogen werden solle, da diese Aeußerung „seinen Angriffen gegen den Staatsanwalt die Krone aufsetze". Er schloß: „Ich beantrage deshalb auf Grund des Artikels 134 des Zusatzgesetzes vom 3. Mai 1852, dem Angeklagten das Wort zu entziehen und ihn, wenn er jetzt noch zu antworten fortfahren sollte, aus dem Sitzungssaale zu entfernen". (Sensation.)

Präsident. Dem Angeklagten ist nunmehr das Wort entzogen, jede weitere Aeußerung desselben also unstatthaft.

Angeklagter (lebhaft einfallend). Herr Präsident, ich muß hierüber einen Beschluß des ganzen Gerichtshofes extrahiren! Ich beantrage einen solchen und verlange, daß mir zur Begründung dieses Antrags das Wort gegeben wird.

Staatsanwalt. Ich muß dagegen protestiren, daß der Angeklagte noch spricht, da ihm das Wort vom Präsidenten entzogen worden ist.

Angeklagter. Dies ist eine Verwechselung der Begriffe. Es ist mir das Wort au fond entzogen worden. Ich habe nun auf einen Beschluß des Hofes provocirt, und der Hof kann über eine so wichtige Sache gar nicht entscheiden, ohne mich zuvor darüber gehört zu haben.

Präsident. Der Angeklagte hat das Wort darüber, ob ihm das Wort zu entziehen sei.

Staatsanwalt. Dann bemerke ich wenigstens, daß der Angeklagte über nichts Anderes sprechen kann.

Angeklagter. Beruhigen Sie sich, ich werde bei der Stange bleiben.

Und nachdem er nun entwickelt hat, was sich im Grunde von selbst verstand, daß es unmöglich Beleidigung eines Anderen sein könne, wenn man sich selbst die Bezeichnung „Prügeljunge" beilege, und daß, wenn Jemand z. B. in einer literarischen Controverse zu seinem Gegner gesagt hätte: „Bin ich denn Ihr wissenschaftlicher Prügeljunge?", dieser Gegner sicher von jedem Tribunal mit Lachen abgewiesen worden wäre, falls er eine Klage wegen beleidigter Ehre hätte anstellen wollen, fährt Lassalle ruhig und ungenirt in seiner unterbrochenen Vertheidigung fort*). Die Sitzung ist Shakespearisch. Man glaubt eine Scene zu lesen, wo Friedensrichter Schaal aus „König Heinrich IV." Verhör hält.

Das ergötzlichste und interessanteste Beispiel jedoch, welches ich von Lassalles Begabung für derartige Improvisationen geben kann, ist folgendes. In einer Rede, die er auf Einladung seiner Gegner in Frankfurt am Main hielt, zeigte er, daß einer der Schriftsteller, die wider ihn aufgetreten, selbst irgendwo in einem mittelmäßigen Werke genau dasselbe gesagt hat, was er jetzt, da es von Lassalle behauptet wird, bestreitet.

Lassalle. Sie sehen meine Herren! ein Lohnarbeiter ist für mich etwas sehr Ehrenwerthes, aber ein Lohnschreiber, — — das ist eine ganz andere Sache! (Ordnungsruf. Großer Lärm. Aussprechen lassen! Schluß, Schluß! Nein, weiter reden!)

Präsident. Ich muß den Redner entschieden bitten, nicht Personen zu beleidigen. Diesmal hat er von einer Person gesprochen.

Lassalle. Es ist für mich eine ganz neue Erscheinung und zeigt, wohin wir gekommen sind, die Scene, die ich jetzt erlebt habe. Meine Herren, ich werde mich in der Freimüthigkeit meines Urtheils nicht irre machen lassen. (Anhaltendes Bravo.) Ueberdies bitte ich Sie, Eines zu bemerken: Ich habe hier kein Urtheil über eine Person abgegeben, sondern nur eine allgemeine Sentenz gesagt. Ich habe nicht gesagt, Herr Max Wirth ist ein Lohnschreiber, kein Mensch kann das gehört haben. Ich berufe mich auf die Herren Stenographen.... Der Präsident hat nicht das Recht, den Sinn meiner Rede zu censiren. (Bravo aus dem Saal und von den Logen. Schluß! Schluß! Weiter sprechen!)

Präsident. Wissen Sie nicht, meine Herren, daß wir hier eine Versammlung haben, auf die ganz Deutschland blickt? Lassen Sie es nicht dahin kommen, daß die Bemerkung gemacht werden muß, die Versammlung konnte nicht abgehalten werden, weil die Arbeiter nicht genug parlamentarischen Tact besaßen. Ich habe Herrn Lassalle unterbrochen, weil er das das Wort „Lohnschreiber" in Verbindung mit Herrn Max Wirth gebraucht hat. Kein Mensch wird daran zweifeln, obschon vielleicht der Wortlaut nicht der war. Deshalb habe ich das Recht, den Herrn Redner aufmerksam zu machen, künftig Aehnliches zu unterlassen.

Lassalle. Ich muß dem Präsidenten wiederholt bemerken, daß ihm nur die Censur über die parlamentarische Ausdrucksweise, niemals aber über den Sinn der Rede zusteht! Darauf beruht eben die ganze Freiheit der Rede, daß man etwas andeutet, ohne es mit directen Worten zu sagen, daß man jeden beliebigen Sinn mit parlamentarisch erlaubten Ausdrücken sagt; darauf beruht die Freiheit der Rede, wie die Gewandtheit des Redners Wie wollen Sie sonst, wenn Sie über irgend Jemand eine schlechte Meinung haben, wie wollen Sie diese mittheilen? (Großer Beifall aus dem Saale und den Logen.) Ich habe Ihnen also bewiesen, daß Herr Wirth in seinem Werke genau dasselbe sagt, was ich sage. Vielleicht kommen in diesem Werke — denn ich habe es nicht gelesen — auch andere Stellen vor, in denen wieder das Gegentheil gesagt ist.... Sie könnten sich wundern, wieso ich, wenn ich das Buch nicht gelesen, in der Lage war, Ihnen die betreffende Stelle nachweisen zu können. Ich bin Ihnen daher Aufklärung darüber schuldig. In der That, als dieses Buch erschien, kam es mir zur Hand. Aber als ich einige Seiten durchblättert, entdeckte ich sehr bald den gedankenlosen Zusammenstoppler und warf das Buch unwillig fort, da ich keine Zeit habe, so werthlose Zusammenstoppelungen zu lesen. Jetzt aber schickt mir ein Freund dieses Buch und bezeichnet mir jene Stelle. — Ich will hier eine Bemerkung machen, da sich der Herr Präsident an meiner Ausdrucksweise gestoßen hat. Wenn ich mich ungeschickt ausdrücke, so werde ich deshalb nicht persönlich, denn ich bleibe streng bei der Sache; ich werde blos grob, und das ist ein ungeheurer Unterschied. Grob muß, kann und darf ich sein, und das werde ich Ihnen beweisen. Grob muß jeder Vertreter einer großen Sache gegen alle solche sein, die sich fälschend zwischen ihn und seinen großen Zweck werfen, und ich bin entschlossen, mit geistigen Keulenschlägen Jeden zu Boden zu schlagen, der sich zwischen Sie und mich fälschend drängt. In Ihrem Interesse also muß ich grob sein; und ebenso kann und darf ich es sein, denn wenn Herr Max Wirth, der mir später auch antworten kann, auch eben so grob sein wollte gegen mich, so wäre dennoch ein ungeheurer Unterschied zwischen dem, was er sagt, und dem, was ich sage. Wenn er mich z. B. einen gedankenlosen Zusammenstoppler nennen wollte, wie ich ihn, so würde das nur das ungeheure Gelächter aller Männer der Wissenschaft erregen, die mich kennen. Aber wenn ich ihn so nenne, so weiß jeder Mann von Fach, wie ungeheuer wahr das ist, und jedes meiner Worte trifft ihn, wie mit Keulenschlägen!*) (Großer Beifall.)

Ist nicht dieser Passus, in welchem übrigens das Wort „ungeheuer" dreimal hinter einander vorkommt, ein wahres Muster oratorischer Wucht und Geistesgegenwart? Nicht in der (in dieser Stelle äußerst dünnen) Verschleierung des per-

*) Die Wissenschaft und die Arbeiter, S. 43. — Criminalproceß, zweites Heft, S. 15 ff.

*) Arbeiterlesebuch, S. 15 ff.

Digitized by Google

sönlichen Angriffs, auf welcher nach Lassalles hier gegebener Definition die Gewandtheit des Redners beruht, tritt die Beschaffenheit seines Talents zu Tage, sondern in der Weise, wie er gegen die Zurechtweisung Front macht. Sein Stil zeigt nicht eine einzige der Eigenthümlichkeiten, welche Schriftsteller kennzeichnen, die durch den Druck einer Regierung oder einer feindseligen Stimmung zu strenger Selbstbeherrschung genöthigt sind. Solche Schriftsteller sprechen meist zu der Einbildungskraft, welche der nackte Ausdruck hemmt, der verschleierte aber in Thätigkeit setzt. Der Leser, welcher weiß, wie sehr sich der Schriftsteller in Acht nehmen muß und wie wenig von seiner eigentlichen und tiefsten Meinung er sagen darf, liest mit Aufmerksamkeit, und es bildet sich zwischen ihm und dem Autor ein heimliches Bündniß. Der Eine verhehlt, was er meint, der Andere, was er versteht. Von dergleichen ist bei Lassalle kaum die Rede. Er sagt Alles gerade heraus, sagt Alles gerade bis zu dem Punkte, wo nach seiner Ueberzeugung die Strafe des Gesetzes für Aufreizung der Zuhörer oder für Hochverrath Anwendung finden könnte. Er appellirt mit anderen Worten nicht an die Phantasie, sondern an den Willen und die Energie.

Man hat jetzt Proben von dem Stil und Ton, aber es verlohnt der Mühe, von der ästhetischen Seite seiner Reden einen Blick auf ihre logische Structur zu werfen. Die Rhetoren des Alterthums lehrten: was die Anordnung des Stoffes und der Beweisgründe beträfe, so sei das höchste Gesetz das, sich keine Gelegenheit, einen tiefen Eindruck zu machen, entschlüpfen zu lassen. Man kann sagen: wäre das Gesetz nicht früher erfüllt worden, so hätte Lassalle es primitiv entdeckt, er, dessen specielle Gabe es war, mit einer Geistesgegenwart ohne Gleichen die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und sich ihrer zu bemächtigen. Die Alten sagten ferner: worauf es in einer Rede vorzüglich und vor Allem ankomme, sei, den eigentlichen Streitpunkt festzusetzen, die Thatsachen zu bestimmen und ihnen ihre rechte Bezeichnung zu geben. Auf diesem Gebiete ist Lassalle einer der größten Meister, die gelebt haben. Die Gabe, welche hier erforderlich wird, ist Wirklichkeitsgefühl, und Wirklichkeitsgefühl heißt bei dem politischen Redner politischer Blick. Der politische Blick läßt sich nach meiner Ansicht als ein Blick für den Schwerpunkt definiren. Zu erkennen, wo dieser unter den politischen Machtverhältnissen liegt, ist die erste Bedingung, um eingreifen zu können. Die politische Anlage läßt sich somit in Uebereinstimmung hiemit als das Vermögen definiren, diesen Schwerpunkt zu verändern. Die Mittel zu erkennen, durch welche der Schwerpunkt verrückt werden kann, ist die zweite Bedingung, um politisch wirken zu können. Die dritte und letzte ist, diese Mittel in seiner Gewalt zu haben und sich auf ihren Gebrauch zu verstehen.

In genauer Uebereinstimmung mit der stilistischen Eigenthümlichkeit bei Lassalle, Alles rein herauszusagen, steht diese realistische Eigenthümlichkeit bei ihm, daß er überall die nackte Thatsache hervorhebt und sie ausspricht. Das logische und reelle Fundament seiner Agitation ist beständig eine Entschleierung, ein Zunichtemachen des Scheins. Ich wähle als Beispiel eine Rede, wo er seine eigene Praxis zur politischen Theorie erhebt. Es war Lassalle seltsam mit der Verfassungsbroschüre ergangen, in welcher er hervorgehoben hatte, daß Verfassungsfragen ursprünglich immer Machtfragen seien. Inmitten des Verfassungsconflictes 1862 veröffentlicht, hatte sie besonders im Lager der Regierung Aufsehen erweckt: der Kriegsminister desavouirte sie und sprach im selben Athemzuge ihren leitenden Gedanken aus; der Ministerpräsident Herr von Bismarck gebrauchte Wendungen, die auf ganz dasselbe hinausliefen, was Lassalle gesagt hatte; die reactionäre „Kreuzzeitung" widmete ihr einen Leitartikel und nannte sie in ihrer Sprache „die Rede eines seiner Zeit vielgenannten revolutionären Juden, der mit richtigem Instinct den Nagel auf den Kopf getroffen". Indem Lassalle jetzt in einer zweiten Broschüre („Was nun?") die Mittel in Erwägung zieht, welche die Kammer habe, um einer so fest entschlossenen und so mächtigen Regierung gegenüber ihren Willen durchzusetzen, zeigt es sich, daß das natürlichste Mittel, eine allgemeine Steuerverweigerung zu decretiren, durchaus unwirksam sein würde. Unfehlbar, wie es in England wäre, wo die Armee von verschwindender Bedeutung ist, wo die reellen Machtmittel also auf Seiten der Nation sind, und wo man im Vertrauen hierauf auch wirklich sich weigern, und ungestraft weigern würde, die Steuern zu zahlen, bedeutet dies Mittel gar Nichts in Preußen, wo Keiner wagen würde, die Drohung zur Ausführung zu bringen. Hier würde ein solcher Kammerbeschluß also nur ein Schlag in die Luft sein. Was sei also zu thun? Lassalle findet, daß es nur Ein Mittel gebe, ein so unfehlbares wie einfaches, ein Mittel, das er so definirt: „aussprechen das, was ist". Dies ist das Mittel, das er selbst während seiner ganzen Agitation angewandt hat. Es ist nach seiner Auffassung das gewaltigste politische Mittel. Es war, wie Fichte constatirt hat, ein Lieblingsmittel des alten Napoleon. Es hat sich in unseren Tagen als eins der am häufigsten von Bismarck gewählten erwiesen. Indem Lassalle nun das Mittel an dem gegebenen Falle erprobt, zeigt er, daß die Anwendung desselben den Absolutismus unmöglich macht. Was in Preußen damals bestand, war Absolutismus als Schein-Constitutionalismus. Weshalb in dieser heuchlerischen Form? Weil die Contrerevolution nach 1848, überall wo sie das Willkürregiment wieder aufrichtete, es für nöthig befand, dem Zeitgeiste, d. h. der unorganisirten Volksmacht, eine Einräumung zu machen. Selbst Napoleon III. gab sich nach dem Staatsstreich eine Deputirtenkammer, selbst Oesterreich, das zuerst 1849 die Verfassung cassirt hatte, richtete aus freien Stücken die constitutionelle Form wieder auf. Lassalle schließt hieraus, daß Preußen bei seinem kräftigen Bürgerstande constitutionelle Formen gar nicht entbehren könne. Es handle sich also darum, falls die Regierung bei ihrem Uebermuthe beharre, sie zu zwingen, allen derartigen Formen zu entsagen, und das, meint Lassalle, könne erreicht werden, wenn die Kammer nur „ausspräche das, was ist". Gesetzt also, die preußische Kammer erließe folgenden Beschluß: „In Erwägung, daß die Regierung Ausgaben, deren Genehmigung die Kammer verweigert hat, eingestandenermaßen nach wie vor fortsetzt; in Erwägung, daß es unter diesen Umständen der Vertreter des Volks unwürdig ist, der Regierung behülflich zu sein, den Schein eines verfassungsmäßigen Zustandes aufrecht zu halten, — beschließt die Kammer, ihre Sitzungen auf unbestimmte Zeit und zwar auf so lange auszusetzen, bis die Regierung den Nachweis antritt, daß die verweigerten Ausgaben nicht länger fortgesetzt werden," so müßte die Regierung sich entweder zum Nachgeben entschließen, oder sich auch formell vor aller Welt als das zeigen, was sie ist: als nackter Absolutismus. Lassalle weist nach, daß sie Letzteres weder kann, noch will. Sie kann es nicht; denn, wie Talleyrand schon gesagt hat: „On peut tout faire avec les bayonnettes excepté s'y asseoir", zu einer soliden und dauernden Unterlage taugen die Bayonnette nicht. Sie will es nicht; denn eine Regierung, die ein so großes Budget aufbringen muß, eine Regierung, die so dasteht, unablässig mit der Hand in Jedermanns Tasche, muß doch wenigstens den Schein annehmen, Jedermanns Zustimmung dabei zu haben. Sie will es ferner nicht, weil sie bei jedem Conflict mit dem Auslande sich ja den übermüthigsten und unerträglichsten Verhöhnungen von Seiten der anderen Mächte aussetzen würde, wenn sie in einem offenen und permanenten Widerspruch mit ihrem eigenen Volk stände, und also ihre Schwäche vor Niemandem mehr verbergen könnte.

Wie man weiß, bediente sich die damalige Fortschrittspartei keineswegs des ihr so von Lassalle angewiesenen Mittels. Ob die Anwendung desselben heilsam für Deutschland gewesen wäre, ist sicher mehr als zweifelhaft. Die Frage ist hier nur, ob es wirksam gewesen wäre, und ob es im Allgemeinen wirksam sein könnte. Ich für mein Theil bezweifle das keinen Augenblick. Für mich ist es klar, daß dies einfache Haus-

Digitized by Google

mittel: auszusprechen das, was ist, mit anderen Worten den thatsächlichen Zustand zu denunciren, die einzige Brücke ist, auf welcher das ohnmächtige Recht zur Macht gelangen kann. Die Macht stützt sich überall, wo sie nicht Geistesmacht ist, und wo Geistesmächte nichtsdestoweniger anerkannt werden, also in allen sogenannt civilisirten Ländern, nothwendig auf einen Schein oder eine Lüge, und das sicherste, wenn auch langsame Mittel, die brutale Macht zu besiegen, wird daher immer die Aufklärung darüber sein, daß sie formell anerkennt, was sie reell verfolgt. Es handelt sich darum, sie an den Punkten zu unterminiren, wo sie als Geistesmacht erscheint. Hier jedoch kommt es nur darauf an, daß dies Mittel dasjenige Lassalles war, und daß dieser Standpunkt: der Bruch mit dem Schein, die logisch-reelle Grundlage all seiner Reden und seiner ganzen Agitation ist. Wie dieser Schein nun auf jedem Punkte näher zu definiren ist (der Schein, als ob das Recht, nicht die Macht herrsche; der Schein, als könnte die deutsche Bourgeoisie im Ernst demokratisch genannt werden; der Schein, als würden die indirecten Steuern hauptsächlich von den besitzenden Classen gezahlt; der Schein, als sei die Lage gewisser Classen im Verhältniß zu der anderer Classen besser geworden, nur weil sie sich im Vergleich zu der Lage desselben Standes in früheren Jahrhunderten verbessert hat, 2c. 2c.), einerlei, wie der Schein näher bestimmt werden mag, als Scheinfreiheit, Scheinfreisinnigkeit, Scheinwohlstand oder als was immer: Lassalles polemischer und oratorischer Ausgangspunkt ist stets die Enthüllung des Scheinzustandes. Ich halte diesen Ausgangspunkt für sehr glücklich. Ich glaube, wie er, daß die Scheinfreiheit das schlimmste, tödtlichste Gift für die Freiheit ist, und daß Nichts so entmannt und abstumpft wie diese, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Gut, das erreicht werden soll und muß, schon durch sie erreicht zu sein scheint, und weil in Folge dessen nothwendigerweise alle die, deren Pflicht es wäre, für die Erreichung jenes Gutes zu kämpfen, sich jetzt mit gemächlicher Selbstzufriedenheit auf die faule Haut legen. Zwingt man dagegen die Scheinfreiheit, sich selbst zu enthüllen, all' ihre antiliberalen Consequenzen zu ziehen, so ist Aussicht, das zu erreichen, worauf es bei allen geistigen Kämpfen ankommt: die Indifferenten zu gewinnen und so viele, wie möglich, unter dem Druck leiden zu lassen, den man selbst empfindet. Aber das kann man nur, wenn man, wie Lassalle im Gegensatze zu der „Fortschrittspartei", sich niemals durch die Drohungen des Gegners schrecken läßt, immer trotzt, so lange bis ihm nur die Wahl bleibt, entweder dieselben durch eine Verfolgung wahr zu machen, welche weit Mehrere aufbringt, als den Einzelnen, den sie trifft, und welche die Aureole des Scheinliberalismus um das Haupt des Verfolgers herunter reißt, oder auch nachzugeben, so ungern er sich dazu entschließt, um die Aureole ganz zu bewahren*). Selbstverständlich jedoch hat dies Mittel nur Werth, wenn man Recht hat; denn wenn man für die Sache des Unrechts und der Unwahrheit das Martyrium sucht, um an das Mitleid der gedankenlosen Menge zu appelliren, wie die katholische Geistlichkeit es heutigen Tags, übrigens klug und muthig genug, in Preußen und der Schweiz thut, so werden die Aussichten auf Sieg dadurch gewiß nicht erhöht. Jede Unwahrheit hat ihre Märtyrer wie ihre Apostel. Aber das noch so freimüthige Aussprechen „dessen, was nicht ist", ist auf die Dauer die hoffnungsloseste Politik von der Welt.

*) „Was nun?" und „Die Feste, die Presse 2c.", S. 11.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Franzos, mit dem sich's reden läßt.

Von Johannes Scherr.

I.

Nach dem Vorgange von M. Ch. de Mazade, in dessen Buch „La guerre de France" der Historiker so ziemlich den Chauvinisten überwunden oder wenigstens anständig verkleidet hat, ist nun auch Albert Sorel mit einer die beiden deutsch-französischen Kriegsjahre behandelnden Arbeit hervorgetreten, welche in Deutschland gelesen zu werden verdient*). Denn nicht nur innerhalb der Beschränkung, welche der Verfasser sich auferlegte — er wollte nur die Geschichte der politisch-diplomatischen, nicht der kriegerischen Operationen schreiben —, sondern überhaupt muß, meines Erachtens, Sorels Buch für das Beste angesehen werden, was bislang von französischer Seite über die Ereignisse des „großen" Jahres, wie wir sagen dürfen, oder der „année terrible", wie die Franzosen sagen müssen, geschrieben worden ist. Auch Mr. Sorel zwar haßt Deutschland so herzlich wie nur irgend einer seiner Landsleute, auch er hat von der geschichtlichen Nothwendigkeit einer Lösung der deutschen und der italischen Frage im Sinne nationaler Einheit höchstens etwa fernher läuten gehört, auch bei ihm funkelt zwischen jedem seiner Zeilenpaare der Zorn des Besiegtseins und die „Revanche"-hoffnung hervor, auch ihn läßt der gute Wille, die Wahrheit zu suchen und zu sagen, mitunter bedenklich im Stich; aber im ganzen und großen bemüht er sich doch erfolgreich, mit den Thatsachen redlich zu rechnen, die wirklichen Verhältnisse seinen Lesern klar zu machen und die Franzosen zu überführen, daß es gerathen wäre, die Legende von der Revolution und vom Empire, die chauvinistischen Illusionen und Fanfaronaden, die Gloireabsynthflasche, den Victor-Hugo'schen Phrasendudelsack und anderes dergleichen gefährliches Spielzeug endlich beiseite zu stellen, ernstlich zu lernen und sogar vom Feinde zu lernen, was lernenswerth.

Herr Sorel hat sich nicht mit dem Schein einer wissenschaftlich unbefangenen Erörterung seines Themas, soweit eine maßvolle Ausdrucksweise diesen Schein hervorzubringen vermag, begnügt, sondern er ist auch dem Wesen einer wahrhaft historischen Untersuchung wenigstens sehr nahe gekommen. Dann und wann hat er dasselbe sogar erreicht und auch da, wo er schlechterdings nicht über sein Gallierthum hinwegzukommen vermochte, unterscheidet sich seine Sprache immer noch auf das vortheilhafteste von jener, welche die französische Presse seit 1870 gegen alles Deutsche führen zu müssen glaubt. Herr Sorel, als der gebildete und wissende Mann, der er ist, hat sich wohl gehütet, von „deutschen Barbaren" und „teutonischen Horden" zu reden. Auch wird in seinem ganzen Buche nicht eine einzige der berühmten „Pendules" von Deutschen gestohlen. An den Kothhaufen von Lügenbombast, wie sie die Girardin, About, Granier, Gambetta und Consorten bergehoch aufgethürmt haben, geht er mit schweigender Verachtung vorüber. Seine Darstellungsweise ist keineswegs von jener seellosen Kälte, welche deutsche Hofhistoriographen zu erkünsteln lieben, aber durchweg ist seine Sprache urban und sein Stil von jener durchsichtigen Klarheit, welche bezeugt, daß der Autor das kenne, wovon er spricht. Herr Sorel hat sich auch nicht etwa wie jener alberne Wicht von welschem Schweizer, Namens Tissot, herausgenommen, über deutsche Dinge schreiben zu wollen, ohne Deutsch zu verstehen. Die Art und Weise, wie er aus deutschen Quellen schöpfte und deutsche Documente benützte, zeigt deutlich, daß er der deutschen Sprache auskömmlich mächtig war. Es macht sich freilich fast komisch, dieses Umstandes ausdrücklich und lobend zu gedenken bei einem Historiker, welcher die politische

*) Histoire diplomatique de la guerre franco-allemande par Albert Sorel, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, E. Plon, 1875. 2 vols.

Digitized by Google

Geschichte des deutsch-französischen Krieges zu schreiben unternahm. Allein Herr Sorel ist ja Franzose und die französischen Historiker haben es bis jetzt mit kaum findbaren Ausnahmen nicht der Mühe werth gehalten, eine andere als ihre heimische Sprache zu erlernen oder sich um nichtfranzösische Documente und Hülfsmittel zu kümmern, daher denn ihre historischen Romane aus der Fabrik der Firma Thiers und Comp. Das Rechtsgefühl heischt freilich, daß man nicht verschweige, wie sehr diese Beschmeichelung der französischen Nationaleitelkeit mitbefördert und gesteigert werden mußte durch die überschwänglich günstige Aufnahme, welche derartige pseudohistorische Fabrikate lange Zeit hindurch auch in Deutschland, namentlich in Südwestdeutschland, fanden. Dieses beifällige Hin- und Aufnehmen der mittels dreister Unwissenheit und kecker Geschichtefälschung zurechtgemachten „Legende" der Revolution und des Empire muß zweifelsohne als eine der vielen unseligen Nachwirkungen der Rheinbundszeit bezeichnet werden.....

Herr Sorel ist kein Anhänger der Buckle'schen Theorie von Geschichte und Geschichtschreibung. Während nämlich der Engländer, wie jedermann weiß, aus hypothetischen Prämissen die falsche Schlußfolgerung zog, die menschliche Persönlichkeit sei und bedeute im weltgeschichtlichen Processe so viel wie nichts, betont unser Franzose die Bedeutung des Menschen, des einzelnen, bestimmten Individuums in diesem und für diesen Proceß mit höchstem Nachdruck. Ja, so sehr betont er sie, daß ihm ein Mann, natürlich Bismarck, geradezu als die bewegende Kraft und lenkende Hand der gesammten neuesten Geschichte Europas erscheint. Hieraus ergibt sich das scheinbare Paradoxon, daß das Buch Sorels zu einer zweibändigen Verherrlichung des Mannes wird, welchen der Verfasser mit allem patriotischen Feuer eines Franzosen haßt. Es ist wirklich so. Dessen zum Beweise will ich die nachstehende Stelle (Bd. II, S. 316—18) verdeutschen, welche an und für sich schon die Verdeutschung werth ist und außerdem, wie mir scheint, sehr deutlich den Gesichtspunkt kennzeichnet, von welchem aus Herr Sorel seine Arbeit unternommen und durchgeführt hat. „Der Friedensschluß von Frankfurt," sagt er, „konnte in Wahrheit als der Höhepunkt von Bismarcks Laufbahn erscheinen. Bis zu diesem Tage hatten alle seine Berechnungen sich als richtig und sogar seine Unbesonnenheiten sich als ihm dienlich erwiesen. Er hatte sich eine Aufgabe gestellt und hatte dieselbe gelöst. Die Ereignisse wie die Menschen hatten seinem Willen sich gebeugt. Von Haus aus nur ein unbedeutender pommer'scher Junker, wollte er in seinem Vaterlande der Erste werden und sich einen geschichtlichen Namen machen in diesem unserem 19. Jahrhundert, im Verlaufe dessen so abenteuerlich große Geschehnisse die Aufmerksamkeit ermüdet und das Erstaunen abgestumpft zu haben schienen. Er war anfangs auf seinem Wege nur Hindernissen begegnet. Das Werk, welches er plante, war ein revolutionäres. Er mußte es unternehmen hier mit Hülfe des conservativsten Fürsten Europas und dort der Partei zum Trotz, welche in Deutschland die Ideen der Revolution vertrat. Um des Königs Vertrauen zu gewinnen, machte er sich zum Gegenstand des Hasses der Liberalen; hierauf wandte er den Einfluß, welchen er durch Bekämpfung der Revolution im Innern erlangt hatte, dazu an, seinen Souverän in eine nach außen revolutionäre Politik hineinzuziehen. Er bereitete den Krieg gegen Oesterreich und den Umsturz des Systems von 1815 vor. Ganz Deutschland war gegen ihn, er aber suchte Stützen außerhalb Deutschlands, brachte die Allianz mit Italien zuwege, versicherte sich der Neutralität Rußlands und fesselte den fahrigen Willen Napoleons des Dritten. Das preußische Heer war tapfer, mannszüchtig und durch einen der größten Kriegsmänner der modernen Zeiten geleitet. So besiegte es Oesterreich und die mit demselben verbündeten deutschen Staaten. Es ist unrichtig, zu sagen, in Deutschland gehe Macht vor Recht. Macht und Recht sind nur eins und dasselbe. Der Erfolg stärkte daher das Vertrauen, welches die Freunde Bismarcks auf ihn setzten, und zerstreute den Argwohn seiner Gegner. Er brauchte der liberalen Partei nicht die Hand entgegenzustrecken: diese Partei warf sich ihm zu Füßen. Jetzt stellte er sich entschlossen an die Spitze der deutschen Revolution und also wurde diese officiell (se fit autoritaire). Herr von Bismarck beherrschte den Norden von Deutschland, der Süden aber widerstand ihm noch. Napoleon der Dritte, welchen er arg genasführt hatte, schien ihm ein unabwendbares Veto entgegenstellen zu müssen. Ein Krieg mit Frankreich wurde demnach zur Nothwendigkeit, ebenso sehr um die Einrede des Kaisers zu beseitigen als auch um die Vereinheitlichung Deutschlands zu vollenden. Diesen Krieg konnte aber Bismarck nicht erklären, denn die Deutschen wären ihm nicht in denselben gefolgt, und Europa hätte ihn nicht zugelassen. Allein der preußische Minister wußte es zu machen, daß Frankreich angesichts Europas sich in das Unrecht des Angreifers setzte und den argwöhnischen Patriotismus der Deutschen gegen sich aufstachelte. Sedan war die Schlußfolgerung und die Bekräftigung von Sadowa. Preußen besiegte nicht nur Frankreich, sondern es vollendete auch seinen Sieg über Deutschland. Die deutschen Völkerschaften forderten von Preußen die Gründung der nationalen Einheit, die deutschen Fürsten boten dem Könige Wilhelm die Kaiserkrone an. So blieb nur noch übrig, dem besiegten Frankreich den Frieden zu dictiren. Der Reichskanzler wollte denselben hart, herb, unerbittlich. Frankreich sollte darum bitten, und Europa sich nicht darein mischen. Frankreich rief Europa nicht an, sondern ergab sich auf Gnade und Ungnade. Europa, ob zwar unruhig und unzufrieden, schwieg und sah seitwärts. Also hatte der Reichskanzler alle seine Unternehmungen zum glücklichen Ziele geführt. Er hatte Oesterreich geschwächt und Frankreich besiegt, er hatte seinem Könige die Kaiserkrone gegeben und sein Land zu einer Macht ersten Ranges gemacht, er lenkte gleichermaßen den preußischen Hof und das deutsche Volk, er konnte, als er in Frankfurt die Friedensurkunde unterzeichnete, mit Stolz sich sagen, daß er zur Stunde Europa beherrschte".

Das ist, denk' ich, ein so hohes Lob, als nur jemals aus dem Mund oder aus der Feder eines Feindes gekommen. Denn deutlicher, als hier geschieht, kann man fürwahr den Reichskanzler als den Schicksalsmann unserer Zeit nicht bezeichnen. Ob aber Bismarcks Klugheit von dieser Huldigung sehr erbaut sein werde, ist freilich eine andere Frage. Argwöhnische Leute könnten sogar unschwer auf den Einfall kommen, Herr Sorel habe mittels seiner so zu sagen Verbismarckung der neuesten Weltgeschichte den mehr oder weniger bekannten höfischen Widersachern und Widersacherinnen des Reichskanzlers einen christlichen Liebesdienst erweisen wollen.....

Den auf die Spitze getriebenen historischen Individualismus unseres Autors zugelassen, hätte also Bismarck wie so vieles andere auch den Krieg von 1870 gemacht. Warum aber ließ Frankreich den Herrn von Bismarck machen? Diese Frage mußte sich Herr Sorel auf seinem Standpunkt sofort stellen. Er hat sie sich auch wirklich gestellt und die Summe seiner Beantwortung derselben lautet so: Der Reichskanzler führte die Rathgeber Napoleons des Dritten am Nasenringe ihrer Unfähigkeit, Unwissenheit und Eitelkeit, wie und wohin er wollte. Ich wüßte nicht, warum man dieses Urtheil nicht unterschreiben sollte. Leider hat Sorel unterlassen, genau zu untersuchen und nachzuweisen, wie das zweite Empire dazu kommen konnte, kommen mußte, die Geschicke Frankreichs Leuten von der Mache der Ollivier, Gramont, Le Boeuf und Comp. anzuvertrauen. Ich meine, es wäre nicht schwer, den Nachweis zu führen, daß das Regiment vom 2. December in eine solche Gehirnerweichung auslaufen mußte. Aber das ist denn doch viel, sehr viel von einem Franzosen, daß er ohne alle Umschweife die Inferiorität der Staatsmänner seines Landes zugibt. Man vernimmt doch einmal wieder die von der verrückten Maultrommelei eines Hugo und anderer Bombastiker so lange übertönt gewesene Sprache des französischen Bonsens, wenn Herr Sorel in seiner Vorrede sagt: „Je ne fais point ici l'éloge du succès, je tâche simplement de distinguer le malheur de la maladresse. Quelque jugement que nous portions sur la conduite de l'Allemagne à notre égard, ce jugement ne nous dispense point d'examiner la conduite de nos gouvernements. Parceque les hommes d'état allemands nous ont fait beaucoup de mal, il ne s'ensuit pas que nous devions excuser les hommes d'état français lorsqu'ils se sont, par leurs propres

Digitized by Google

fautes, fait jouer ou battre par nos ennemis. L'expérience serait un mot vide de sens et l'histoire ne mériterait pas de figurer parmi les sciences, si les peuples, se réduisant à un rôle purement passif, n'expliquaient leurs revers que par l'influence de causes étrangères, et s'abstenaient de chercher les raisons pour lesquelles ces causes étrangères ont agi sur eux. Qu'on y prenne garde: le système qui consiste à rejeter sur la politique prussienne toute la responsabilité des malheurs où la politique du second empire nous a entrainés, est au fond, sous une fausse couleur de patriotisme, le plus désolant aveu d'abaissement que puisse faire une nation. . . . Les défaites diplomatiques et militaires de la France en 1870 et en 1871 ont leurs causes premières dans la constitution même de la société française". Sehr wahr! Wir fürchten nur, die ungeheure Mehrheit der Franzosen habe für diese Wahrheit keinen Sinn und kein Verständniß und werde daher fortfahren, die Mißgeschicke ihres Landes annis 1870—71 dem Zufall, der Spionage und der Verrätherei auf Rechnung zu schreiben. Natürlich schwächt dies in den Augen verständiger und wissender Menschen das Verdienst unseres Autors, an die Stelle der süßen Lüge die saure Wahrheit gesetzt zu haben, nicht nur nicht, sondern erhöht es auch noch sehr beträchtlich. Wahrheit ist ja bekanntlich die „ungefragteste" aller Waaren, und wer Menschen und Völkern ein Wohlgefallen sein will, muß ihnen was vorlügen. Je dümmer und frecher, desto besser.

Im 1. Capitel seines 1. Bandes handelt Herr Sorel von den „origines de la guerre". Weit ausgreifend, skizzirt er die Entwicklung der europäischen Politik seit der ersten französischen Revolution. Dieses Capitel und im Anschluß daran die folgenden sechs, sie machen, wie mir scheint, die beste Partie des ganzen Werkes aus. Hier spricht durchweg der Kenner und, was nicht minder richtig, der rückhaltslose Bekenner geschichtlicher Wahrheit. Sehr scharf, aber keineswegs zu scharf, beurtheilt er die Republik von 1848, welche nur „des desseins contradictoires" hatte und nichts zuwegebrachte als „des oeuvres stériles". In der That, die Leute, welche die französische Schattenrepublik von 1848 mißregierten, wären, falls dies nämlich möglich, noch unfähigere Gesellen gewesen als die deutschen Märzminister. Mit wenigen Strichen zeichnet Herr Sorel sodann die Stellung Napoleons des Dritten: „Il songeait à reprendre l'oeuvre du premier Napoléon sans les excès qui en avaient terni l'éclat, sans les violences qui en avaient ruiné les fondements". (Richtig! aber mit der Einschränkung der Nichtgewaltthätigkeit auf die äußere Politik.) Il était ambitieux de prestige; ses origines le condamnaient au succès; il était forcé d'éblouir la France et de gouverner par coups de théâtre". Wohl; aber es wäre zu wünschen, daß Herr Sorel berücksichtigt hätte, was diese „Theatercoups" bis zum Jahre 1870 Europa gekostet haben. Er würde dann im Verlaufe seiner Darstellung es weit weniger unbegreiflich gefunden haben, daß Europa, als die Deutschen auf den im Juli von 1870 inscenirten neuesten napoleonischen Theaterstreich ihrerseits die Streiche von Wörth, Spicheren, Gravelotte und Sedan zur Antwort gegeben hatten, keineswegs sich beeilte, Frankreich zu Hülfe zu kommen. Nämlich mit Thaten, denn an hülfreichen Worten hat es ja von seiten der europäischen Cabinete nicht gefehlt und das englische hat sogar, soweit es ihm seine Feigheit erlaubte, die Franzosen unter der Hand thatsächlich unterstützt. Die „großherzigen Briten" werden überhaupt, soweit es nämlich das „Geschäft" gestattet, jederzeit jeden Feind Deutschlands unterstützen und nicht oft genug kann man unser Land vor der englischen Falschheit und Heuchelei warnen. Mit der ehrlichen Feindin La France kann Germania mit Zeit und Weile zu einem aufrichtigen Frieden kommen, vor der falschen Freundin Britannia muß sie immer und unaufhörlich auf der Hut sein.

Die Genesis des großen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich wird von Sorel vortrefflich aufgezeigt. Er markirt die verschiedenen Stadien der Verwicklung richtig und scharf. Nur verleitet ihn seine bereits angedeutete Grundanschauung zu der Einseitigkeit, auch da eine bloße Cabinetspolitik zu sehen, wo die leitenden Staatsmänner eben nicht mehr als die unbewußten oder bewußten Werkzeuge einer großen europäischen Evolution waren. Daß Bismarck seiner Mission und Rolle vollständig bewußt war, das hat ihn über die andern triumphiren lassen. Die Art und Weise, wie er seinen Triumph vorbereitete, herbeiführte und sicherte, gewährt einen, wenn ich so sagen darf, hohen ästhetischen Genuß. Man sieht einen genialen Staatskünstler sein Werk schaffen, nicht allein trotz seiner Nebenbuhler und Gegner, sondern auch mit freiwilliger oder unfreiwilliger Hülfe und Handreichung derselben. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß Conception und Ausführung dieses politischen Kunstwerkes nirgends so klargestellt sind wie bei Sorel. Man lese die ersten sieben Capitel seines Buches. Unser Autor hat sich auch wohl vor der Albernheit gehütet, die Nebenbuhler und Gegner des deutschen Staatsmannes noch kleiner zu machen, als sie ohnehin waren. Er zeigt, daß namentlich Benedetti zeitig erkannt hatte, auf was Bismarck abzielte. Schon am 5. Januar von 1868 schrieb der französische Gesandte in Berlin an sein Cabinet: „L'union allemande s'accomplira prochainement" — und fügte hinzu: „Devons-nous l'accepter? Dans ce cas, ne cachons pas que nous lui ferons un accueil bienveillant; rassurons la Prusse; elle s'éloignera de la Russie. Dans le contraire, préparons-nous à la guerre sans relâche et rendons-nous bien compte d'avance de quel concours peut nous être l'Autriche".

Das zweite Empire wollte sich die Einheit Deutschlands nicht gefallen lassen und entschied sich für den Krieg, aber allerdings ohne zuvor genau berechnet zu haben, welchen Beistand ihm Oesterreich leisten könnte und würde.

Die Umkehr des Commersbuches.

Dieser Tage fiel mir ein Commersbuch in die Hand. Lieder, die wir oft gesungen haben und noch singen, grüßen uns aus dem Buche wie liebe Freunde; andere, die etwas außer Uebung gekommen, scheinen uns aufzufordern, wir möchten es doch mal wieder mit ihnen versuchen; die ganz zurückgestellten blicken uns spöttisch an, als wollten sie sagen: Sterblich sind wir wie du, allein dich überleben wir doch. Wenn an dich Niemand mehr denkt, so findet sich immer noch Dieser und Jener, der mit uns einmal Parade macht.

Seit das vereinigte Deutschland nicht mehr ein frommer Wunsch ist, hört man Arndts Vaterlandslied selten singen. Das weihevolle Lied hat in der langen Trauerzeit der Patrioten oft ihren sinkenden Muth befeuert und den nachwachsenden Geschlechtern die Flamme der Begeisterung im Herzen entzündet. Als beredte Mahnung, die erzielte Einheit der Nation zu bewahren und gegen ihre Feinde zu schützen, wird es immerdar seinen Platz behaupten und gelegentlich auf's neue enthusiasmiren.

Naturgemäß ist das Preußenlied noch mehr außer Uebung gekommen. In Text und Melodie ganz unbedeutend, ist es niemals ein Volkslied gewesen, sondern nur durch amtliche Agitation und durch den Gegensatz der Parteien in Schwang gekommen. Das Preußenlied wurde von denjenigen, die vom Deutschen Reiche nichts wissen wollten, dem Arndt'schen Liede gegenübergestellt. Es ist aber auch einer der Schlachtgesänge der Reaction und geheuchelten Loyalität gegen die Liberalen gewesen und dadurch verhaßt geworden.

Seine Gegner sangen als stärksten Trumpf die Marseillaise, ohne dabei Arges zu denken. Wer heute das Allons enfants anstimmt, wird ausgelacht. Nur in socialdemokratischen Kreisen wird mit diesem Liede noch Staat gemacht und nach seiner zündenden Weise das Parteiprogramm gesungen. Dagegen ist die unklare Schwärmerei, mit welcher noch vor zehn Jahren die deutsche Jugend das für den Kampf gegen Deutsche gedichtete Franzosenlied sang, verschwunden.

Auch die Freiheit wird jetzt viel seltener angesungen, als vor einem Decennium, weil an die Stelle der allgemeinen Phrase

Digitized by Google

die Betrachtung der einzelnen Freiheiten getreten ist, und weil eine Reihe mittlerweile erstrittener Freiheiten denjenigen, die für sie gekämpft haben, einigen Aerger bereitet. Von Schenkendorfs „Freiheit die ich meine" pflegt man ohnehin nicht alle Verse zu singen, weil der Kampf „für die Kirchenhallen", der im sechsten Verse unter den Freiheitskämpfen figurirt, nur bei einer kleinen Minderheit deutscher Jünglinge Anklang fand, und die im achten Verse gepriesene „gläubige" Freiheit nicht die Freiheit war, die die Meisten „meinten".

Heines Grenadiere sind dichterisch und musikalisch ein zu dankbares Stück, als daß sie ihrer Tendenz wegen ganz aufgegeben werden sollten. Aber es ist erklärlich, daß man das Lied so kurze Zeit nach dem Kriege mit Frankreich vernachlässigt. Der Mann im grauen Oberrock, der kleine Corporal und sein Sohn, der König von Rom, sind vom Repertoire der Leierkasten gänzlich abgesetzt, seit Kutschke der Held des Tages wurde.

Wäre im Kriege mit Frankreich nicht sofort und andauernd der Sieg auf deutscher Seite gewesen, dann würden ohne Zweifel viele gegen den ersten Napoleon gerichtete Lieder aufgelebt sein, und wir hätten wohl auch den Sandwirth von Passeyer, zu Mantua in Banden, auferstehen sehen. Allein die Wacht am Rhein ist in ihrem Siegeslaufe über Schlachtfelder und eroberte Festungen nicht unterbrochen worden. Daß dieses Lied, welches mit beispielloser Schnelligkeit trotz der Schwierigkeiten der Melodie sich eingebürgert hat — freilich unter unausgesetzter Mißhandlung fühlender Ohren — ein langes Leben haben wird, erklären zwar gute Musikanten für unmöglich, indeß wird es schwerlich an seinen eigenen Mängeln untergehen, sondern erst dem besseren, wenn dieses kommt, weichen. Daß die Wiedergeburt des Reiches noch keinem Meister der Töne ein bedeutendes, aus der Seele der Nation quellendes, daher auf ihren Lippen für mehrere Menschenalter eine Stätte findendes Lied entlockt hat, ist eine befremdende Erscheinung.

Der Kampf gegen Rom hat die Spötter singen und sagen lassen von der „Nacht" am Rhein. Wenngleich diese Nacht vorübergehend durch die Fackeln erhellt worden ist, durch welche die rheinischen Liberalen Falks Anwesenheit gefeiert haben, so weiß doch Jeder, der in unseren westlichen Provinzen zu Hause ist, daß dort gegenüber der von den Priestern geleiteten Menge jene wohlgesinnten Fackelträger nur ein kleines Häuflein darstellen. Und jene ganz kirchlich gesinnte Mehrheit wird keineswegs blos von der Plebs gebildet, sondern ihr gehört auch der größere Theil des besitzenden Bürgerstandes an. Mich hat es immer komisch berührt, aus Simrocks lockender „Warnung vor dem Rhein" die Strophe zu hören: „Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei, als wär's ein adlig Geschlecht; gleich bist du mit glühender Seele dabei: So dünkt es dich billig und recht". Abgesehen davon, daß die Schlußzeile dieser Strophe nur durch den Reim legitimirt ist, und daß der Maßstab der Männerfreiheit, der von dem adeligen Geschlecht hergenommen, stutzig macht, ist es mehr als gewagt, auf eine Bevölkerung, die ihrer großen Mehrheit nach ihren Schwerpunkt im Beichtstuhl hat, die Ausdrücke frank und frei anzuwenden. Da übrigens die Warnung vor dem Rhein zu den hübschesten Gedichten Simrocks gehört, so würde sie auch im tiefsten Dunkel der „Nacht am Rhein" gesungen und gern gehört werden, wenn ihr eine bessere Melodie beschieden wäre, als es der Fall ist.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahres konnte ein nur einigermaßen zu pessimistischen Anschauungen geneigtes Gemüth der Besorgniß Raum geben, daß das Trinklied ganz und gar aussterben würde: zumal wenn der Inhaber jenes melancholischen Gemüths in Berlin sein Domicil hatte. Woher soll man den Muth zu einem Trinklied nehmen, wenn es nichts Trinkenswerthes mehr gibt? Wer wagte noch zu singen: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", da dieser Becher entweder Kunstwein oder Surrogate für Malz und Hopfen enthielt? Wer war närrisch genug anzustimmen: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um!" — da doch Jedermann wußte, daß ein Getränk, welches den Namen Bier verdiente, nicht zu beschaffen, folglich das Umfallen geboten war, das man doch nicht ernstlich beabsichtigte? Mußte man es nicht als Gotteslästerung ansehen, daß Bacchus angerufen wurde bei Fabrikaten, die auch Chaptal und Gall als excessiv verworfen haben würden? Konnte es Freude bereiten, den nicht ganz verstockten Küfer immer auf's neue erröthen zu machen durch die Ordre: „Bringt mir Blut der edlen Reben, bringt mir Wein!" Selbst der vom Dichter den Bergen Thüringens angeheftete Vorwurf, sie schüfen „Gewächs, sieht aus wie Wein, ist's aber nicht", erschien zu mild für das, was man uns als Rhein- und Moselwein geboten hat, denn dies war nicht nur kein Wein — es war aber auch kein Gewächs.

Wenn Lord Byron die letzten Jahre mit uns verlebt hätte, so würde er die fünfte Strophe seines schönen Liedes: „Füllt die Becher auf's neue," vielleicht haben fallen lassen. Er rühmt darin, daß die Rebe, ungleich dem geliebten Mädchen, keine Eifersucht erwecke. „Je größer die Zahl der Genießenden, um so größer mein Genuß." Nun ist aber unsere Weinmisère nicht nur durch mehrjährigen Mißwachs, sondern auch durch die gleichzeitige Zunahme der Consumenten (in der Gründerzeit) entstanden, ein Zuwachs von Trinkern, der großentheils geeignet war, dem Weingotte ein: Odi profanum vulgus zu entlocken. Deshalb ist ein wenig Selbstsucht und Eifersucht wohl am Platze, und nicht ungern sehe ich den Steinträger zurückkehren zu der ererbten Kümmelflasche.

Thatsächlich haben sich die Weinschänken bis heute nicht viel gebessert. Allein nachdem das Jahr 1874 gute und reiche Ernte gebracht und die Lese von 1875 ebenfalls befriedigt hat, darf man wenigstens hoffnungsreich in die Zukunft blicken und beruhigt des Tages harren, wo das Wort Mirza Schaffys wieder Wahrheit ist: „Mullah, rein ist der Wein".

Auf die Qualität des Bieres hat, wenigstens für die Berliner Production, der Ausfall der Ernte keinen Einfluß. Gerste und Hopfen verwendet man auch noch in guten Jahren nicht gern, ganz obsolet ist daher hier das Lied: „Das Jahr ist gut, braun Bier ist gerathen". Aber, Gott sei Dank, es gibt noch glückliche Thäler, in welche die höhere Brauerchemie nicht gedrungen, und eine seit zwei Jahren in starker Zunahme begriffene Einfuhr trefflicher bayerischer und böhmischer Gebräue kommt unserem einheimischen Nothstande zu Hülfe. Freilich ist dieser Ersatz nur um bedeutend höheren Preis zu haben, als das Berliner Erzeugniß, die Unbemittelten bleiben daher immer auf die Spottgeburt aus unseren Actienbrauereien angewiesen.

Von den eigentlichen Studentenliedern nehmen die neuen Auflagen der Commersbücher viele ihres historischen Interesses wegen auf; sie sind antiquirt, nachdem das Studentenleben seinen romantischen Anstrich abgestreift hat. „Der Bursch von rechten Schrot und Korn," dem am schweren Stiefel klirrt der Sporn, die Feder schwankt am Hut, den es nicht kümmert, ob „ein Loch den Ellenbogen zeigt," der „laut donnernd" zum Kampfe den Schläger hebt, dieser Bursch lebt nur noch in Zacharias lustigem Heldengedicht und in einer Anzahl verklungener oder verklingender Lieder.

Den patriotischen Bundesliedern der deutschen Hochschulen, den klagenden wie den anfeuernden, ist die Tendenz genommen durch die Erreichung des ersehnten Zieles, die Wiedergeburt des Reiches. Das wehmüthige „Wir hatten gebaut ein stattliches Haus" hat geschichtlichen Werth, es ersetzt Actenstöße der Demagogenprocesse durch seine etwas kindlich klingende, aber direct an die Polizeinasen greifende Strophe: „Die Form ist zerbrochen, von außen herein, doch was man drin gerochen, ist eitel Dunst und Schein".

Der feierliche „Landesvater" wird wohl noch manches Jahr sich erhalten, und dagegen ist nichts zu erinnern. Mit Versen wie dieser: „Dessen Herz nicht brav und gut, müsse einst wie diesen Hut blutger Rache Stahl durchbohren" muß man nicht zu streng in's Gericht gehen.

Aber wie lange wird sich noch das drolligste aller Fackelzuglieder, das „Integer vitae" erhalten? Wie lange wird man noch Geschmack daran finden, vorsichtigen alten Herren, die nicht weiter gereist sind als in den Harz und die Sächsische Schweiz, vorzusingen, daß, sollte sie ihr Weg in den Kaukasus oder in's

Digitized by Google

Pendschab führen, sie vermöge ihrer Rechtschaffenheit gegen Löwen und Königstiger keiner Waffe bedürfen? Wie mag man nur fortfahren, ernsten Gelehrten die Windbeuteleien des römischen Dichters über den Wärwolf im Sabinergebirge zu wiederholen, und vor den Fenstern einer ehrbaren Professorsfrau und ihrer Töchter, wenn auch in fremden Lauten, die muntere Lalage zu preisen, die Lachtaube, die süße Plaudertasche in stillen Dämmerstunden?

A. Brockhoff.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Drei neue Stücke im Kgl. Schauspielhause.

Am vergangenen Donnerstag, 28 October, wurden im Schauspielhause drei einactige dramatische Kleinigkeiten zum ersten Male aufgeführt: „Marius in Minturnae" von Hans Marbach, „Der Seelenretter" von Hedwig Dohm und „Der Zankapfel" von Paul Lindau.

„Dem alten Gajus Marius waren die Mörder auf den Fersen. In Ostia hatte er ein Fahrzeug bestiegen, um nach Afrika sich einzuschiffen; allein widrige Winde und Mangel an Vorräthen zwangen ihn, am circeischen Vorgebirge zu landen und auf gut Glück in die Irre zu gehen. Von Wenigen begleitet und keinem Dach sich anvertrauend gelangte der greise Consular zu Fuß, oft vom Hunger gepeinigt, in die Nähe der römischen Colonie Minturnae, an der Mündung des Garigliano. Hier zeigten sich in der Ferne die verfolgenden Reiter; mit genauer Noth ward das Ufer erreicht und ein dort liegendes Handelsschiff entzog ihn seinen Verfolgern; allein die ängstlichen Schiffer legten bald wieder an und suchten das Weite, während Marius am Strande schlief. In dem Strandsumpfe von Minturnae, bis zum Gürtel in den Schlamm versunken und das Haupt unter einem Schilfhaufen verborgen, fanden ihn seine Verfolger und lieferten ihn ab an die Stadtbehörde von Minturnae. Er ward in das Gefängniß gelegt und der Stadtbüttel, ein cimbrischer Sclave, gesandt, ihn hinzurichten; allein der Deutsche erschrak vor dem blitzenden Auge seines alten Besiegers und das Beil entsank ihm, als der General mit seiner gewaltigen Stimme ihn anherrschte, ob er der Mann sei, den Gajus Marius zu tödten. Als man dies vernahm, ergriff die Behörden von Minturnae die Scham, daß der Retter Roms größere Ehrfurcht finde bei den Sclaven, denen er die Knechtschaft, als bei den Mitbürgern, denen er die Freiheit gebracht hatte; sie lösten seine Fesseln und gaben ihm Schiffe und Reisegeld und sandten ihn nach Aenaria."*)

Diese Episode aus dem vielbewegten Leben des Marius hat Hans Marbach mit großem Geschick dramatisch behandelt. Der alte, zerlumpte und verhungerte Marius, der sechs Mal die höchste Staatsgewalt inne gehabt, und nun geächtet, ärmer als der ärmste Bettler, obdachlos umherirrend, noch immer ungebeugt und noch immer in festem Vertrauen, daß er die ungeheure Kluft zwischen seinem jetzigen Elend und seiner einstigen Größe noch einmal überspringen und noch einmal zur Herrschaft Roms gelangen werde — dieser Marius sowie der Cimber, der den Mörder seines Volkes mit seinem Schwerte niederstrecken soll, aber von der Größe des ihm überlieferten Opfers überwältigt, das Schwert von sich wirft, sind durchaus dramatische Gestalten. Hans Marbach hat mit gutem Auge dieselben aus der Geschichte genommen und mit wirklicher Befähigung in die dramatische Dichtung übertragen. Noch eine andere Gestalt, die wohl vom Dichter erfunden ist, gesellt sich zu diesen beiden historischen Personen: die edle Fannia, die dereinst durch einen ihr ungerecht erscheinenden Urtheilsspruch des Marius gedemüthigt, den Gedanken sich an dem, der sie erniedrigt hat, zu rächen, immer in ihrem glühenden Herzen bewahrt hat. Das wissen die guten vorsichtigen Rathsherren von Minturnae, und deswegen glauben sie, daß der gefährliche Gefangene, mit dem sie sonst nichts Rechtes anzufangen wissen, nirgends besser geborgen ist als im Hause seiner erbittertsten Feindin. Denn das Volk von Minturnae steht nicht auf Sullas Seite und hat für den alten Feldherrn noch immer die Gefühle der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit bewahrt. In dem Gefängniß wäre daher der Geächtete bei einer solchen Stimmung des Volkes nicht geborgen genug; das Volk würde seinen Liebling vielleicht befreien. Aber auch Fannia ergeht es wie dem cimbrischen Sclaven. Der wilde Haß, den sie gegen Marius im Herzen getragen, wird schon gemildert durch das Gefühl des natürlichen Mitleids, das sie überkommt, als sie den unglücklichen, durch Darben und Ermattung gebrochenen greisen Feldherrn erblickt — „matt wie eine Flieg' im Winter". Und als sie nun mit ihm spricht und dem wunderbaren Schauspiele beiwohnt, wie aus diesen Trümmern wieder der stolze Bau eines gewaltigen Menschen vor ihren Augen sich aufrichtet, — da erstirbt der Grimm, den sie gegen ihn empfunden hat, um der Bewunderung vor dem Helden Platz zu machen. Die Leute von Minturnae jubeln dem Marius zu; der Gefangene wird freigegeben und mit den nöthigen Mitteln ausgestattet, um noch einmal, zum letzten Male, zur obersten Gewalt zu gelangen. Diejenigen freilich, die sich erinnern, welchen Gebrauch Marius von dieser Gewalt während der letzten Tage seines Lebens machte, werden in den Jubel des Volks nicht ganz ohne Vorbehalt einstimmen.

Die Charakteristik der hauptsächlichen Personen ist dem jugendlichen Dichter durchaus geglückt, und in der Empfindung und dem Ausdrucke bekundet sich an vielen Stellen eine bemerkenswerthe poetische Kraft. Wie einfach und wie schön sind z. B. die ersten Worte, die Marius spricht, als er das Haus der Fannia betritt:

„Ich bin
Ein alter Mann ... der lange Weg zu Fuß —
Im vollen Sonnenschein ... Zwar hatt' ich nicht
Gepäck zu schleppen, — doch ich trage schwer
An meinen Jahren — und an meinem Elend.
Ja, früher, als ich jung war — jung —...
Da war mir nichts zu schwer — die eherne Rüstung
Hob mich mit Flügelkraft — und diese Lumpen,
Das Rüstzeug meines Elends, drücken mich
Zu Boden. — Ich bin alt geworden, alt!"

Es ließen sich noch viele andere wohlgelungene Einzelheiten hier anführen. Wir beschränken uns auf ein Citat: Als Fannia den Cimbern abhalten will, in das Gemach zu dringen, wo Marius schlummert, ruft sie aus:

„Du hörst ja, er will schlafen; — stör' ihn nicht!"

Darauf versetzt der Cimber, indem er mit unheilverkündenden Blicken auf sein Schwert sieht:

„Ich stör' ihn nicht, — ich helf' ihm, fest zu schlafen".

Das Marbach'sche antike Schauspiel wurde von Herrn Berndal (Marius) und Frau Erhartt (Fannia) in den Hauptrollen ganz vorzüglich dargestellt. Herr Kahle machte aus dem gemüthlichen und vorsichtigen Rathsherrn von Minturnae eine sehr charakteristische Gestalt, und in der Darstellung des cimbrischen Sclaven zeigte sich wie immer die specielle Begabung des Herrn Krause für interessante Episoden. Vielleicht wäre seinem Vortrage ein größeres Maß von Ruhe und Klarheit zu wünschen: er überstürzte sich bisweilen. Die Vorstellung wurde sehr beifällig aufgenommen und der Dichter gerufen.

Das Publicum ließ sich den Uebergang von diesem römischen Schauspiel zu dem ganz modernen Lustspiel mit sichtlichem Behagen gefallen. Gleich in den ersten Scenen des „Seelenretter" von Frau Hedwig Dohm wurden alle liebenswürdigen Pointen und alle geistreichen Wendungen im Dialoge frisch aufgefaßt, und bis zum Schluß hielt die günstige Stimmung an. Das Hauptmotiv des Stückes: daß ein junger Gelehrter eine anständige Dame, in Folge von verschiedenen Umständen, für eine „leichte Person" zu halten veranlaßt wird und nun beschließt, da er für dieselbe doch nun einmal Theilnahme gewonnen hat, die arme Seele zu retten und die Unglückliche dem Vorurtheile der Welt zum Trotz als seine eheliche Gattin heimzuführen, — hat meine tugendhafte Entrüstung nicht in dem Maße erregt wie dies, nach den Kritiken zu urtheilen, bei vielen Anderen der Fall gewesen sein muß. Ich finde das Sujet eben nur komisch und weiß nicht, was daran Unsittliches sein soll. Bis jetzt ist es als ein unveräußerliches Recht der Komödienschreiber betrachtet worden, Verwechslungen aller Art und ergötzliche Mißverständnisse, die sich daraus ergeben, hervorzurufen. Wenn man es als einen köstlichen Einfall Molières preist und es eben nur komisch findet, daß im „Geizigen"

*) Mommsen, römische Geschichte. 5. Aufl. Berlin 1869. 2. Bd. S. 261.

Digitized by Google

Harpagon von seiner gestohlenen Schatulle spricht, während Harpagons Sohn meint, es handele sich um seine Geliebte Marianne, und daß sich aus diesem Quiproquo die tollsten Zweideutigkeiten naturgemäß ergeben, so sehe ich nicht ein, weshalb es schlüpfrig und unstatthaft sein sollte, wenn in einer modernen Komödie durch ein Mißverständiß eine Zeitlang eine anständige Frau in den Augen eines Mannes zu einer solchen degradirt werde, die nicht mehr anständig ist. Unsittlich würde es sein, wenn diese anständige Frau auch in den Augen des Publicums herabgesetzt würde. Das aber ist nicht der Fall, sondern derjenige, der sich dieses Mißverständniß zu Schulden kommen läßt, spielt die lächerliche Rolle. Das Mißverständniß klärt sich ja bald auf und derjenige, der es verschuldet hat, bittet in so anständiger und richtiger Weise wegen seines überflüssigen Bemühens, eine Seele zu retten, die gar nicht zu retten war, um Vergebung, daß damit Alles geschieht, was geschehen kann, um den gesellschaftlichen Verstoß wieder gut zu machen. Ganz ähnlich ergeht es ja dem Helden in dem allerliebsten französischen Lustspiel „Un Monsieur qui suit les femmes", das im Uebrigen mit dem H. Dohm'schen nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat; und ich wüßte nicht, daß man dem französischen Autor diese übermüthige Verwechslung jemals aus Gründen der Sittlichkeit verargt hätte.

Die Mittel, welche Frau Hedwig Dohm zur Herbeiführung des Mißverständnisses angewandt hat, sind nicht gerade neu, aber sie sind mit großem Geschick und unleugbarem Bühnentalente verwerthet. Die Scenenführung ist leicht und sicher, und nur selten erlahmt das Interesse durch einige allzu gedehnte Reden. Das ist ein Fehler, in den jeder dramatische Anfänger verfällt, und der sich mit einiger Selbstüberwindung leicht beseitigen läßt. Die vorzüglichste Eigenschaft der Frau Hedwig Dohm ist aber unstreitig der immer muntere und witzige, oft geistvolle Dialog. Es ist eine wahre Freude, diese frische und liebenswürdige Sprache mit anzuhören. Man lächelt fast immer, und bisweilen lacht man über einige besonders gelungene Wendungen laut auf. Fräulein Keßler und Herr Liedtke spielten die Hauptrollen vortrefflich, und so fand denn das Stück die freundlichste Aufnahme.

Anders erging es dem „Zankapfel" am ersten Abend. Auch der Verfasser dieses Schwankes hat wohl schwerlich auf besondere Originalität der Mittel, die er, um einen dramatischen Einfall zu verwerthen, diesmal gebraucht hat, Ansprüche erheben wollen. Das Unglück wollte, daß er aus dem Repositorium des bewährten dramatischen Handwerkszeugs ganz dasselbe gewählt, dessen sich Frau Hedwig Dohm in dem vorhergehenden Stücke bereits mit Erfolg bedient hatte: nämlich die übliche Eifersuchtsscene zwischen jungen Ehegatten, die auf einem Mißverständnisse beruht. Im „Zankapfel" lag diese Scene gerade am Schluß, und das Publicum war nicht wenig erstaunt, als es auf einmal die Wahrnehmung machte, daß man ihm dieselbe Geschichte zum Theil sogar mit denselben Worten zweimal erzählte. Das kam ihm doch so bekannt vor! Und die Wiederholung fand man natürlich langweilig. In diesem Urtheil stimmen Publicum, Kritik und Verfasser überein.

Paul Lindau.

Vom Verein der Kunstfreunde.

In dem Ausstellungslocale des Industriegebäudes ist seit vierzehn Tagen eine kleine, aber höchst interessante Privatgallerie ausgestellt, die zum größten Theile aus französischen Bildern besteht, auf denen man einigen der bedeutendsten Namen begegnet.

Von Landschaftern sind Diaz, Rousseau und Dupré vertreten und zwar in sehr charakteristischen Werken. Von dem erstgenannten Maler enthält die Sammlung ein kleines Waldinterieur von entzückender Feinheit, wogegen die große Landschaft mit der Baumgruppe im Mittelgrund, obwohl sie viele schöne Einzelheiten aufweist, durch zerrissenes Licht einen wenig einheitlichen Eindruck macht. Reizend ist das kleine Bildchen Rousseaus, über dem die poetische Stille ausgegossen liegt, die dieser Meister fast allen seinen Werken gegeben hat. Das Motiv scheint mir aus dem Walde von Fontainebleau herzurühren, dem Rousseau den größten Theil seiner Vorwürfe entnommen hat. Der Dupré ist seiner Technik wegen bemerkenswerth. Die Cruditäten seiner Pallette sind bekannt; er gehört zu den Mitbegründern jener Malweise, die niemals mit einer dünnen Farbenschichte den Effect zu erreichen sucht, sondern immer wieder übermalt und unglaublich viel Material dabei verschwendet. Diese pastose Vortragsweise ließe sich bei einem Kolossalbild vielleicht rechtfertigen, das auf eine größere Entfernung betrachtet werden muß, bei einem Cabinetsstück aber wirkt sie sehr roh. Eine „Tuneserin" von Landelle ist bezeichnend für die glatte elegante aber auch etwas kraftlose Manier ihres Urhebers, der, mit sehr großer Schnelligkeit producirend, denselben Stoff häufig behandelt hat. Solchen regelmäßigen Linien gegenüber, die so verallgemeinert sind, sehnt man sich förmlich nach einem charakteristischen Zug, selbst wenn derselbe unschön wäre. Géromes „Schachspieler" sind keine seiner bedeutenden Leistungen, aber einzelne Züge sind ganz vorzüglich und die Köpfe der stehenden Albanesen meisterhaft charakterisirt und gemalt. Die Beleuchtung ist nicht schön — das höchste Licht fangen die weißen Fustanellas des einen Spielers und des vordersten Zuschauers auf, wodurch sie störend aus dem Dunkel des Hintergrundes hervortreten.

Meisterhafte Bilder sind die Thierstücke von Ch. Jaque, nicht nur in der Wiedergabe des Charakters der Schafe und der Darstellung des Vließes vollendet, sondern als malerische Leistungen überhaupt werthvoll. Die ganze Haltung ist vornehm, der landschaftliche Hintergrund sehr fein.

Munthe könnte sich getrost den besten seiner französischen Collegen zur Seite stellen, wenn er mehr Empfindung für die passende Größe hätte. Jede einförmige Fläche wird langweilig, wenn sie zu groß ist. Das eine Bild mit den Fußspuren ist vorzüglich, da bilden die dunkleren Flecke, um nur von der Farbe zu sprechen, eine wohlthuende Unterbrechung des grauen Vordergrundes, wirken nebenbei als ein brillantes Hülfsmittel der perspectivischen Wirkung und geben dem Bilde eine bedeutende Tiefe. Bei dem zweiten mit den Streifen der Abendröthe ist der Vordergrund von der größten Dürftigkeit und für dieselbe viel zu groß. Als Farbenaccord stimmt ja das Bild recht hübsch, aber wenn ich mich nicht täusche, so soll es ja nebenbei auch ein Kunstwerk sein und das fordert doch mehr. Sehr nett ist ein Waldeingang von Bennewitz von Loesen, mit einer dem kleinen Format entsprechenden Genauigkeit durchgeführt, ohne daß sich Härten bemerkbar machen.

Ziems große Landschaft ist sehr fein in der Stimmung, aber der Vordergrund neigt bedenklich zu einer süßlichen Manier.

Unter den Genrebildern begegnen uns mehrere Darstellungen aus dem Künstlerleben. Auf dem Gemälde von Fl. Willems, „Ein Maler, der eine Gruppe porträtirt", zeichnet sich die Figur des Künstlers durch die Lebendigkeit ihrer Bewegung aus; unbegreiflich bleibt die Geschmacklosigkeit des Aufbaus der Gruppe, die eine Pyramide in ihrer ganzen Langweile vorstellt. Die Ausführung der Nebensachen ist theilweise zu fleißig, so daß das ganze Bild jede einheitliche Haltung verliert. Sehr fein ist die Gestalt des jungen Cavaliers.

Chevet führt auch einen Künstler vor, der, eine Mappe in der Hand, auf der Kante eines Tischchens sitzt, und ruhig dem Beschauer in's Auge blickt. Das Bildchen hat viel Feines, aber es ist zu sehr gezeichnet, jede Falte des bläulichen Rockes hat harte Contouren.

Das Bild von Heilbuth zeigt ebenfalls einen Maler, der wahrscheinlich die „Mandolinata" spielt, wodurch das im Ausdruck verschwommene Gesicht der jungen Dame gerechtfertigt erscheint. Bis auf einige coloristische Kleinigkeiten ist das Bild unbedeutend und in der Zeichnung sogar vernachlässigt. Fritz Werners „Roccoccomaler", der sich über seine Leistung sehr freut, ist in der bekannten Art des reichbegabten Künstlers gemacht, dessen zweites Bild „Der Fahnenträger" durch die Verwegenheit der Farbencontraste schon von der Ausstellung 1874 bekannt ist.

Ein älterer Riefstahl läßt den Maler des „Refectoriums" in einzelnen Linien ahnen. Das Bild stellt den Platz vor einer Kirche im Gebirge vor, den die Andächtigen füllen, die im Gotteshause selbst keinen Platz gefunden haben. Es zeigt sich scharfe Beobachtung in mancher Figur, aber malerisch waltet eine flache Süßlichkeit vor, die gegen des Meisters heutigen Vortrag sehr ungünstig absticht.

Der Verein, sowie das Publicum müssen dem Besitzer der Galerie sehr dankbar sein, weniger einige Herren Maler, deren schülerhafte Producte knapp neben den genannten Bildern hingen. Sie hatten sich zwar sehr schüchtern in die Ecke zusammengedrängt, aber fielen mir eben deshalb auf. Leistungen wie die Kriegs- und Reiterbilder eines Kaiser, „Die Schnupfer" eines v. Koczinsky gehören in keine Kunstausstellung.

H. von Leixner.

Digitized by Google

Notizen.

Das Reisehandbuch für Italien von Gsell-Fels (Bibliographisches Institut in Leipzig) liegt bereits in zweiter Auflage vor. Niemand vermag die Verdienste zu bestreiten, welche sich Bädeker auf diesem Literaturgebiet errungen hat, aber sein „Italien" hat in dem Buche von Gsell einen sehr starken Nebenbuhler bekommen. Der Autor, auf dem Gebiete der Kunstgeschichte seit langer Zeit thätig, hatte es nicht nothwendig Facta zusammenzutragen, für deren Kritik es ihm an den zu fordernden Kenntnissen gefehlt hätte, sondern war im Stande seine eigenen Erfahrungen und gründlichen Studien zu einem unschätzbaren Wegweiser für das Land der Künste zu verwerthen. Es erhebt sich dieses Werk über ähnliche, weil es eine staunenswerthe Fülle von Stoff in der übersichtlichsten Weise zusammenfaßt, das Wichtige von minder Wichtigem leicht erkennbar trennt, und selbst dem Mann von Fach eine Menge praktischer Fingerzeige, dem Laien eine Menge von Anregungen gibt. An Reichthum der Karten und Pläne, Holzschnitten und Stichen überbietet das Werk jedes andre seiner Art, und daß für den Reisenden wünschenswerthe Localnotizen über Aufenthalt ꝛc. in vollstem Maße geboten werden, ist selbstverständlich. Die Ausstattung ist musterhaft.

* * *

Der Verlag der Neuen illustrirten Jugend- und Volks-Bibliothek in Stuttgart hat sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, durch tüchtige Schriftsteller, denen die Gabe verliehen ist, populär zu schreiben, eine Sammlung von billigen Volksbüchern herauszugeben, die nicht nur interessante Zeiträume und Menschen unserer vaterländischen Geschichte behandeln, sondern ebenso Stoffe aus dem Gebiete der Völkerkunde und der Naturwissenschaften. Wir begleiten das Unternehmen mit unsern besten Wünschen.

* * *

Vom Büchertisch.

Schöne Literatur.

M. W. Götzinger, Deutsche Dichter. 5. u. 6. Liefg. der Anthologie. Aarau, H. R. Sauerländer.

Ancas Marbod, Stechpalmen. Unerwartete Lieder. Allen liebesiechen Gemüthern gewidmet. Köln, Friedr. Heyn.

Franz Giese, Gedichte. Münster, Coppenrath.

Wissenschaft.

Dr. A. Boelkel, Christenthum und Wissenschaft. Elberfeld, Loll.

Dr. A. Dorner, Ueber die Principien der Kantischen Ethik. Halle, M. Pfeffer.

F. A. Lange, Geschichte des Materialismus. 2. Aufl. 2. Buch. 2. Hlfte. Leipzig und Iserlohn, J. Bädeker.

S. A. Byk, Die vorsokratische Philosophie der Griechen in ihrer organischen Gliederung. I. Thl. Die Dualisten. Leipzig, Moritz Schaefer.

G. Rümelin, Reden und Aufsätze. Tübingen, H. Laupp.

Dr. Heinrich Stein, Die Geschichten des Herodot. Deutsche Uebersetzung. 2. Bd. Oldenburg, Ferd. Schmidt.

Conrad Hermann, Aesthetische Farbenlehre. Leipzig, Moritz Schaefer.

W. Frenzel, Die Anilinfarben. Mit 8 Tafeln. Leipzig, Moritz Schaefer.

H. Alex. Pagenstecher, Allgemeine Zoologie oder Grundgesetze des thierischen Baues und Lebens. I. Thl. Mit 33 Holzschnitten. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey.

Karl Friedrich Rinne, Der orthodoxe Glaube und die orthodoxe Kirche in Hinblick auf das Evangelium vom Reiche. Eine polit.-relig. Abhandlung. Leipzig, Hartung & Sohn.

Offene Briefe und Antworten.

Verehrteste Redaction!

Nr. 35 ihres Blattes „Die Gegenwart" enthält einen Artikel: „Die Naturwissenschaft als Unterrichtsgegenstand", welcher so höchst bedeutende Mißstände des deutschen Schulwesens charakterisirt, daß ich mich zu der Bitte gedrängt fühle, die nachfolgenden Zusätze mit einigen factischen Berichtigungen noch in die Spalten der „Gegenwart" aufzunehmen.

Diese der gerühmten deutschen Pädagogik wirklich Hohn sprechenden Uebelstände betreffen hauptsächlich die Mittelschulen im weiteren Sinn (also die Gymnasien und Realschulen mit inbegriffen) und haben ihren hauptsächlichsten Grund in der mangelnden pädagogischen Bildung der Fachlehrer an denselben. Leider besitzen bis jetzt überhaupt nur zwei Universitäten (Jena und Leipzig) einen Lehrstuhl für Pädagogik, und dann wird irgend welche allgemeine pädagogische oder nur einige methodische Bildung in den betreffenden Fachlehrerexamen gar nicht verlangt, so daß den Studirenden meist die Möglichkeit, in allen Fällen aber die Nöthigung, zum Besuch pädagogischer Vorlesungen fehlt. Während also die wissenschaftliche Pädagogik, die ihre hauptsächlichsten Vertreter gegenwärtig in Stoy in Jena, Ziller in Leipzig und Bartholomäi in Berlin hat, jetzt so bedeutende Fortschritte macht, und während auf den Volksschullehrerseminarien die Pädagogik im Allgemeinen und die Methodik im Besonderen so gut gepflegte Disciplinen bilden, daß kein Volksschullehrer das Seminar verläßt, ohne ein nicht zu unterschätzendes Maß sowohl von theoretischer als praktischer pädagogischer Bildung mitzunehmen, treten die meisten Fachlehrer für die Mittelschulen in das Lehramt, ohne auch die geringste Erfahrung in demselben zu besitzen; und haben sie solche nach vielfachen Experimenten auf Kosten der Schüler gemacht, preisen sie dieselben womöglich den Pädagogen zur Beachtung an, obgleich diese vermeintlichen Entdeckungen vielleicht von allen oder doch von den meisten Volksschullehrern längst als selbstverständlich vorausgesetzt wurden.

Der Herr Verfasser des betreffenden Artikels deutet sehr richtig an, daß man selbst über die Auswahl des Stoffes so oft im Unklaren ist und einseitig bald diesem bald jenem Theil der Naturwissenschaften den Vorzug gibt. Es ist dieses aber nicht etwa gleichgültig, wie Hr. Zacharias meint, vielmehr ist, abgesehen von den Universitäten und Fachschulen, auf allen Lehranstalten eine solche Einseitigkeit zu vermeiden und eine gleichmäßige Ausbildung in allen naturwissenschaftlichen Fächern zu erstreben, einfach, weil sich dieselben nothwendig gegenseitig ergänzen und die einen Fächer ohne die anderen nicht verständlich sind.

Man ist in der Pädagogik längst einig, daß sich jede Disciplin direct oder indirect aus dem elementaren Anschauungsunterricht zu differenziren habe und sich der Unterricht in den Naturwissenschaften direct aus einem Differenzirungsproduct des Anschauungsunterrichtes, aus der Heimatskunde, differenziren d. h. sich zunächst von Geschichte und Geographie sondern muß.

In sehr vielen Volksschulen pflegt man die Heimatskunde in der Weise, wie es in der ausgezeichneten Anweisung von Finger sehr gut angedeutet ist, und man betrachtet also im naturkundlichen Theil nicht nur Thiere, Pflanzen und Mineralien, sondern man läßt auch ganz alltägliche physikalische und chemische Erscheinungen (Schatten, Wind, Fallen des Steines, Fließen des Wassers, Lösen des Zuckers, Verbrennung, Fäulniß ꝛc. ꝛc.) beobachten. Meist fährt man dann aber auf der nächsten Stufe im gesonderten naturwissenschaftlichen Unterricht nicht etwa fort in allen Gebieten der Naturwissenschaften eine schrittweise, gleichmäßige, sich gegenseitig ergänzende Ausbildung zu erzielen, sondern man ertheilt den Schülern zunächst den Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften, läßt Physik und Chemie mehrere Jahre hindurch ganz unberücksichtigt und lehrt diese Fächer erst nachher und dann wieder mit einseitiger Bevorzugung. So kommt man denn nothwendig in die Lage, im Unterricht von den chemischen Bestandtheilen, von der Ernährung und Athmung der Thiere und Pflanzen zu sprechen, ohne daß ein physikalischer oder chemischer Unterricht vorausgesetzt, ja ohne daß nur die elementarsten physikalischen und chemischen Erscheinungen, welche zum Verständniß dieser Verhältnisse unbedingt nöthig sind, vorausgeschickt oder gleichzeitig veranschaulicht würden. Auch die so weit verbreiteten Heftchen für die Naturgeschichte von dem bekannten Bremer Pädagogen A. Lüben sind in dieser Einseitigkeit verfaßt.

Richtiger wäre es, wie das in einzelnen guten Schulen auch bereits

Digitized by Google

geschieht, wenn der Trennung der Naturgeschichte (Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften) von der Naturlehre (Unterricht in Physik und Chemie) immer eine Unterrichtsstufe vorausginge, die als Naturkunde alle Zweige der Naturwissenschaften umfaßte und wenn nach dieser Sonderung beide Disciplinen gleichzeitig gepflegt würden.

In Bezug auf die Methode des Unterrichtes deutet Hr. Zacharias den leider nur zu wahren Uebelstand an, daß man die Schüler so viel ohne vorausgegangene Anschauung mit „mathematischem Formelkram abschreckt". Dieser Vorwurf muß ausschließlich auf Fachlehrer an Mittelschulen bezogen werden, welche die Naturwissenschaften in der abstracten Weise einfach wiedergeben, wie sie dieselben auf den Universitäten gehört haben, ohne an die mangelnden Vorstellungen der Schüler weiter zu denken. In der ganzen pädagogisch gebildeten Lehrerwelt dagegen gilt seit Pestalozzi die Anschauung im weitesten Sinn als Alpha und Omega alles Unterrichtens, und dem geringsten Volksschullehrer ist dieses methodische Princip jetzt wohl nicht mehr unbekannt.

Ob der analytischen oder synthetischen Methode der Vorzug zu geben sei, ist ganz vom Gegenstand abhängig; beide Methoden finden ganz richtig schon auf der untersten Unterrichtsstufe als „analytisch-synthetische Methode" ihre Anwendung, beide sind ebensowohl auf Mittel- und Hochschulen zu berücksichtigen und werden auch bei einer guten wissenschaftlichen Untersuchung stets verbunden. Immer aber ist das anschauliche, erfahrungsmäßige, empirische Princip in der Naturwissenschaft als Erfahrungswissenschaft nicht nur für Untersuchungen überhaupt das einzig mögliche, sondern es ist für den Unterricht auf Hochschulen ebenso wie in Mittel- und Volksschulen von gleich großer Wichtigkeit.

Ein Irrthum ist es auf alle Fälle, wenn Hr. Zacharias meint, die synthetische Methode, sowie das Princip der Anschauung sei der pädagogisch gebildeten Lehrerwelt bis jetzt noch unbekannt geblieben und brauche derselben noch „vorgeschlagen" zu werden; es müßte da kein Pestalozzi gelebt haben.

Herr Zacharias weist ganz richtig darauf hin, daß man die Entwicklung der Organismen noch zu wenig berücksichtigt. Vor allem fehlt in dem biologischen Unterricht auf Mittelschulen wohl das Vergleichen der verschiedenen Entwicklungsstadien von den Organen, welche erst durch diese Vergleichung in ihrer morphologischen sowohl als physiologischen Bedeutung verständlich werden.

In den Volksschulen ist man hierin verhältnißmäßig weit weniger zurück. Ein einigermaßen pädagogisch gebildeter Volksschullehrer findet es ganz selbstverständlich in der Naturgeschichte auf die äußerlichen Veränderungen der Organismen in ihrer Entwicklung aufmerksam zu machen und z. B. die verschiedenen Stadien der Keimung, der Blätter- und Wurzelbildung bei den Pflanzen zu zeigen; die dargestellte Entwicklung des Hühnchens, des Frosches, der Seidenraupe ꝛc. findet man fast in jeder Wandkartencollection für den naturgeschichtlichen Unterricht.

Wie sieht es aber mit der methodischen Stoffauswahl an den Mittelschulen aus? Kann man sich bei der vollständig mangelnden pädagogischen Bildung der meisten Fachlehrer an denselben noch wundern, wenn der, welcher die Vorlesungen eines Voll und anderen Zellen-maltraitirenden Structurmenschen gehört hat, auch für seine Schüler alles mit bloßem Auge Sichtbare nicht mehr der Beachtung werth hält, oder wenn ein Anderer, der hauptsächlich Entwicklungsgeschichte studirte, flugs seinen Schülern die Entwicklung der höheren Wirbelthiere, des Amphioxus und der Ascidie, der Echinodermen u. a. aus den drei Keimblättern vorführt, ohne vorher die nothwendigste Grundlage in den zoologischen Begriffen und vor Allem in der Systematik zu legen, eben so einseitig wie vielleicht sein Vorgänger die Schüler mit der Unterscheidung der wahren Species und der Varietäten abgequält hat? Lernte ich doch vor nicht zu langer Zeit einen Lehrer kennen, der etwas von Entwicklung hatte läuten hören, und der nun nichts Eiligeres zu thun wußte, als seinen Unterricht mit Beschreibung der niedersten Organismen zu beginnen, ohne zu wissen, daß sich alle zoologischen Begriffe für einzelne Organe ganz an die menschliche Anatomie anknüpfen, daß die Organisation des Menschen und der anderen höheren Wirbelthiere unserem Erkenntnißvermögen am nächsten liegt, die Deutung der Organe bei den niederen Thieren hingegen meist so schwierig ist, daß sie den besten vergleichenden Anatomen Kopfzerbrechen macht, ja sich oft unmöglich erweist, und daß eine fortschreitende vergleichende Beschreibung von den niederen Thieren zu den höheren nur für Hochschulen zulässig und dann freilich von großem Werth ist. Wie oft wird da nicht bei den neuesten Entdeckungen begonnen und nach vergeblichem Abmühen mit der Veranschaulichung der nothwendigsten Grundbegriffe und der einfachsten Systematik aufgehört; während der Unterricht immer dann der naturgemäßeste und zweckmäßigste ist, wenn er so viel als möglich bei dem einzelnen Individuum den Weg geht, den die Entwicklung der Wissenschaft im Laufe der Geschichte gemacht hat, eine Thatsache, welche nicht nur die Erfahrung bestätigt, sondern welche auch in den biologischen Entwicklungsgesetzen ihre wissenschaftliche Begründung findet. Um den Unterricht einigermaßen erfolgreich zu machen, bedarf es ebensogut in den Mittelschulen wie in den Volksschulen von all dem unendlichen Material, was die Naturwissenschaften bieten, einer allseitigen auf pädagogischen Grundsätzen beruhenden klugen Auswahl, die freilich nur dann möglich ist, wenn der Lehrer Etwas von Pädagogik weiß.

Eine Antwort auf die Frage, ob es gut sei, von den Schülern Erklärungen über Einzelerscheinungen suchen und Hypothesen machen zu lassen, um die Denkfähigkeit der Schüler zu üben, wie es Hr. Zacharias vorschlägt, kann sehr leicht mißverstanden werden. Die nächsten Ursachen der Einzelerscheinungen, besonders aus dem Gebiet der Physik, den Schülern einfach zu sagen, würde ganz gegen den Zweck des Unterrichts gehen, man muß dieselben immer so weit hinführen, bis sie diese Ursachen selbst finden, ganz wie es der Elementarlehrer im Anschauungsunterricht und in der Heimatskunde macht. So frage ich z. B. meine Schüler regelmäßig nach dem vorgeführten Experiment danach, welches wohl die Ursache der bemerkten Erscheinung sein möge. Indessen umfassendere Hypothesen über tiefer liegende Ursachen machen zu wollen, besonders im Gebiet der Biologie, ist in Lehranstalten, wo irgend welche religiöse Tendenzen noch zur Geltung kommen, von vornherein zu verwerfen, bleibt aber auch für den anderen Fall ein gefährliches Experiment, welches nur ein pädagogisch tüchtiger, erfahrener Lehrer bei größter Vorsicht zuweilen nicht ohne Nutzen anwenden kann. Im Allgemeinen läßt sich die Grenze wohl dahin fixiren, daß man in den Fällen, wo der Lehrer die von der Wissenschaft allgemein anerkannte Erklärung der Erscheinungen nachher zu geben vermag, er vorher von den Schülern zuweilen eine solche suchen lassen kann; daß aber da, wo auch die Wissenschaft noch nichts Anderes als Hypothesen hat, ein Suchen nach solchen mit den Schülern eine absolut gefährliche Zeitverschwendung ist.

Auf das ungeheure Capital, welches man für eine praktische moralische Bildung der Jugend aus der Descendenz- und besonders aus der Selectionstheorie schlagen kann und welches die Menschheit nach dem Absterben des religiösen Glaubens zu ihrem Heil überhaupt noch daraus machen wird, will ich hier nicht eingehen.

So lange man also von den Fachlehrern an Mittelschulen keine pädagogische Bildung im Examen verlangt, wird im naturwissenschaftlichen Unterricht wie in allen anderen Disciplinen noch eine Menge Zeit vergeudet, ohne daß man ein besseres Verständniß und ein regeres Interesse für die Natur erzielt, und es werden die Schüler mit einem Wust von einzelnem Wissen vollgepfropft, ohne daß sie dadurch zu einem reiferen, vernünftigeren Denken gelangten.

Möchten es nun von der andern Seite auch die wissenschaftlichen Pädagogen bald einsehen, welchen Werth das Studium der biologischen Entwicklungsgesetze, wie sie uns die neueste Biologie darlegt, für die Entwicklung der Psychologie und Pädagogik nothwendig haben muß; möchte bald die Zeit kommen, wo die Pädagogik die psychologischen Entwicklungsgesetze auf die morphologischen und physiologischen stützt und wo auch jedem Seminaristen Gelegenheit geboten wird, sich durch das Studium dieser Gesetze ein geläutertes Verständniß für die psychologische Entwicklung, für die Entwicklung des Menschen überhaupt anzueignen, damit er später zu erkennen vermag, mit welchen Factoren er als Lehrer, als Erzieher, d. h. als künstlicher Förderer der individuellen menschlichen Entwicklung zu rechnen hat.

Neapel, d. 27. September 1875. **H. H. Schneider.**

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Redacteur,

der italienischen, französischen und englischen Sprache mächtig, erbietet sich zur baldigen Uebernahme der Leitung eines liberalen Blattes oder zur Mitarbeiterschaft an einer größern Zeitung. Derselbe würde auch die Stelle eines **Correspondenten** (im Auslande) für **eine große** Zeitung übernehmen. Genaue Kenntniß der südeuropäischen Länder steht ihm zu Gebote.

Gute Referenzen. Offerten durch die Expedition der **„Gegenwart“.**

Besonders zu Festgeschenken empfohlen!

Soeben erschien in unserem Verlage und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Blätter im Winde.

Novellen von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

Preis elegant geh. 4½ *M.*, in feinem Callicoband gebunden 6 *M.*

G. P. Aderholz' Buchhdlg. i. Breslau.

Neuer Verlag von

Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Kleine Schriften

von

Dr. Mises.

8. 6 *M.*

Inhalt: I. Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht. II. Panegyrikus der jetzigen Medicin. III. Schutzmittel für die Cholera. IV. Vergleichende Anatomie der Engel. 1. Von der Gestalt der Engel. 2. Von der Sprache der Engel. 3. Ob die Engel auch Beine haben. 4. Die Engel sind lebendige Planeten. 5. Von den Sinnen der Engel. 6. Schlußhypothese. V. Vier Paradoxa. 1. Der Schatten ist lebendig. 2. Der Raum hat vier Dimensionen 3. Es giebt Hexerei. 4. Die Welt ist nicht durch ein ursprünglich schaffendes, sondern zerstörendes Princip entstanden. VI. Stapelia mixta. 1. Aus einer Symbolik der Kegelschnitte. 2. Extrema sese tangunt. 3. Verkehrte Welt. 4. Friedrich Rückert. 5. Heinrich Heine. 6. Warum wird die Wurst schief durchschnitten? 7. Der Tanz. 8. Einige Scherzräthsel. VII. Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung.

Zur Judenfrage!

In der Verlagsbuchhandlung von **M. Ant. Riendorf, Berlin** erschien **soeben** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sittenlehre des Talmud und der zerstörende Einfluß des Judenthums im Deutschen Reich. 9 Bogen. 8. Preis 2 *M.*

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Die deutschen Mundarten im Liede.

Sammlung deutscher Dialektgedichte.

Nebst einem Anhang:

Poetische Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

8. Geh. 5 *M.* Geb. 6 *M.*

Die verschiedenen deutschen Mundarten Süd- und Norddeutschlands, Elsaß-Lothringens, Deutsch-Oesterreichs und der Schweiz werden in dieser Gedichtsammlung dem größern Publikum in sorgfältig ausgewählten Proben vorgeführt. Freunde der Sprache und der Dialektpoesie, in welcher Volksleben und Volkscharakter sich in treuer Ursprünglichkeit abspiegeln, erhalten mit dem Buche eine ebenso werthvolle als anmuthige Gabe.

MEYERS REISEBÜCHER 1875/76. GSELL-FELS' ITALIEN.

OBER-ITALIEN.	ROM UND MITTEL-ITALIEN.	UNTER-ITALIEN.
2 Bände, geb. 12 *M.*	2 Bände, geb. 18 *M.*	1 Band, geb. 7 *M.*

„. . . . nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein und ist ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können.“ (Augsburger Allgem. Zeitung.)

ITALIEN IN 50 TAGEN, 1 Band, gebunden 9 *M.*, ist auf die Rundreisebillete berechnet. Von demselben Verfasser und ein Auszug aus obigen Büchern.

„Mit erstaunlichem Geschick ist hier alles Wissenswerthe auf den engsten Raum und doch in übersichtlicher, anschaulichster Weise zusammengedrängt.“ (Dr. Wilh. von Lübke.)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Fr. Spielhagen's sämmtliche Werke.

Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage in ca. 85 Lieferungen, à 50 Pf.

Verlag von L. Staakmann in Leipzig.

Im Verlage von **Wedekind & Schwieger** in **Berlin** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Historien von Alfred Meißner.

Preis: 5 *M.*

Inhalt:

I. Römischer Pitaval.
II. Das Opfer des Antinous.
III. Bilder aus dem mittelalterlichen Rom:
1. Synodus horrenda. Die Zeit der Papstweiber.
2. Benedict IX.
IV. Dominikaner und Franziskaner.
V. Der Proceß der Hostienpeiniger von Brüssel.
VI. Eurhalus und Lucretia. Der Roman eines Papstes.
VII. Die Mitgift Adrias
VIII. Nicolaus de Bernutz, ein vergessener Vorläufer Schiller's.
IX. Zu Shakespeare's Lebensgang.
X. Philipp Massinger.
XI. Aus den Schweizer Reformationskriegen.
XII. Darnley.
XIII. William Davenant.
XIV. Das Ende Ganganelli's.
XV. Die Novelle des Grafen von St. Germain.
XVI. Jaques Cazotte.
XVII. Gedanken am Pausilipp.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Herzog Karl von Württemberg

und

Franziska von Hohenheim.

Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt

von **E. Vely.**

(Mit dem Portrait Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen etc.)

Gross Octav. Elegant geheftet. Preis: 8 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Minerva medica.

Das

neueste

Preis-Verzeichniß

(October 1875)

der **Kunstgießerei** von

Gebrüder Micheli,

Berlin,

unter den Linden 12,

ist erschienen und **wird auf Verlangen gratis und franco versandt.**

Dasselbe ist wieder **bedeutend erweitert und zum erstenmal** mit Holzschnitten **reich ausgestattet, weshalb es** der Zeitschrift diesmal **nicht beigelegt, sondern auf Verlangen bereitwilligst gern übersandt wird.**

Ausgegeben wurde soeben Jahrgang 1874 oder Band XV. des

Europäischen Geschichtskalender. Hrsg. v. **H. Schultheß.**

= 38 Bog. 8. 9 *M.* Band I—XV. (1860—74) complet anstatt 99 *M.* nur 69 *M.* =

Um dieses werthvolle, zeitgeschichtliche Jahrbuch möglichst allseitig zugänglich zu machen, haben wir uns entschlossen, für die Dauer des Jahres 1875 eine Preisermäßigung für complete Exemplare eintreten zu lassen.

Der europäische Geschichtskalender hat sich längst eingebürgert; die geschickte Bewältigung des Stoffes, der Reichthum des Inhalts, die Vollständigkeit, mit der er die Actenstücke, Urkunden, parlamentarischen ꝛc. Vorgänge, Reden ꝛc. registrirt, die strenge Objectivität des Standpunctes sichern ihm den Rang als **wichtigste Quelle der Zeitgeschichte.**

Nördlingen, im Oktober 1875. **C. H. Beck'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Im Verlage von **Wilhelm Violet** in **Leipzig** erschien soeben:

Frédéric le Grand, Oeuvres historiques choisies. Tome I: Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg. Nouvelle édition, revue et corrigée. 3 *M.*

Diese Ausgabe der historischen Werke Friedrichs des Grossen hat den Zweck, dieselben **möglichst populär** zu machen, der Text ist von den anstössigen Stellen gereinigt, so dass **jede Familie, jede Schule** diese Ausgabe benutzen kann; etwaige **Alterthümlichkeiten** und **Fehler der Sprache** sind von Herrn **Prof. Semmig** mit gewissenhafter Sorgfalt beseitigt und **historische Irrthümer** berichtigt worden. — Das Buch empfiehlt sich daher ebensowohl für das **Studium der französischen Sprache** als unserer **vaterländischen Geschichte.**

= In Vorbereitung: **Histoire de mon temps.** Jeder Band der Oeuvres historiques wird **auch einzeln** abgegeben. =

Hausbibliothek ausländischer Klassiker in guten deutschen Uebersetzungen. In Heften à 50 Sgr.

Heft 1. 2. 3.: **Voltaire,** Geschichte Karls XII.
„ 4. **Florian,** Tell.
„ 5. u. ff. „ Numa Pompilius.

= Jedes Heft **auch einzeln** verkäuflich. =

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Carl Conradi** in **Stuttgart.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's
Leben, Geistesentwicklung und Werke
auf der Grundlage der
Karl Hoffmeister'schen Schriften
neu bearbeitet
von
Prof. Dr. Heinr. Viehoff.

3 Theile in 1 Band broch. 7 *M.* 50 Sgr. In 1 eleg. Lwbdb. 8 *M.* 50 Sgr, mit Goldschn. 9 *M.*

Der als Literarhistoriker rühmlichst bekannte Herausgeber und vertraute Freund des längst verschiedenen Karl Hoffmeister, des bedeutendsten Schillerkenners z. B., begnügt sich nicht damit, den Leser blos mit den äußeren Lebensverhältnissen des Dichters vertraut zu machen, er will ihm vielmehr auch ein umsichtiger und zuverlässiger Führer sein für das Studium der Geistesproducte Schiller's, indem er den Leser gleichsam in die geistige Werkstätte des großen Dichters einführt, wo er sein gewaltiges Ringen und Schaffen gewahr wird. Mögen alle Verehrer Schiller's darin Umschau halten.

Vorzüglich als Schulprämie verwendbar oder sonst zu Geschenken an die reifere Jugend.

Prof. Dr. Johannes Scherr's
Allgemeine Geschichte der Literatur.
Ein Handbuch in zwei Bänden,
umfassend
die national-literarische Entwickelung sämmtlicher Culturvölker des Erdkreises.

Fünfte ergänzte Auflage in 2 Bänden gr. 8. Broch. 10 *M.* In 1 eleg. Ganzleinwandband oder Halbfranzband 11 *M.* 50 Sgr.

Kein staubtrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelfalten hochgelehrtthuender Grandezza versteckendes Compendium für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wirklich und wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Nahezu 3000 Schriftsteller finden mehr oder weniger ausführlich darin Erwähnung. Vorzüglich zu Geschenken geeignet.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. In diplomatischer Sendung. Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8° elegant geheftet 4 *M.* 50 Sgr.

Gesammelte Aufsätze.
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart.
von **Paul Lindau.**

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 *M.* Eleg. geb. mit Goldschn. 8 *M.* 50 Sgr.

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Don Juan d'Austria.
Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von **Albert Lindner.**

Ein Band 8. eleg. geheftet. Preis 2 *M.*

Diese neueste Arbeit des Verfassers von „Brutus und Collatinus" (preisgekrönt), „Bluthochzeit" u. s. w., dem Herzog von Meiningen gewidmet, wird demnächst mit Besetzung der Hauptrolle durch den berühmten Heldenliebhaber **Emmerich Robert** im Berliner **National-Theater** zur Aufführung gelangen.

Zum 1. Juni künftigen Jahres soll die Stelle des **Direktors** und **ersten Lehrers** an der Seminar-Anstalt unsrer unter staatlicher Oberaufsicht stehenden Stiftung mit einem Jahrgehalt von vorläufig 3000 *M.* und Aussicht auf Verbesserung sowie auf definitive Anstellung anderweit besetzt werden. — Akademisch gebildete Bewerber, welche sich über ihre pädagogische Bildung und praktische Befähigung sowie über ihre Qualifikation in den hebräischen Fächern ausweisen können, werden ersucht, sich unter Beifügung der diesfälligen Zeugnisse und eines Lebenslaufs bis Ende d. J. bei dem unterzeichneten Curatorium zu melden.

Münster, den 21. Oktober 1875. **Marks Haindorf'sche Stiftung.**

Im Verlage von **Franz Duncker** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die gegenseitigen Hülfskassen
und die
Gesetzgebung
von
Dr. Max Hirsch.

21 Bogen 8°. eleg. brosch. 5 *M.*

Die hervorragende Bedeutung, welche das **Hülfskassenwesen** in neuester Zeit wissenschaftlich und praktisch gewonnen, hat den durch die Begründung der Kassen der deutschen Gewerkvereine mit dem Gesammtgebiete des Kassenwesens vollkommen vertrauten Verfasser zu einer umfassenden Behandlung dieses Gegenstandes — der ersten wenigstens in der deutschen Literatur — veranlaßt.

Herr Dr. Max Hirsch entwickelt in seinem Werke, indem er die praktischen Wege zur Ausführung vorzeichnet und seine Ansichten überall auf geschichtliche und statistische Thatsachen des In- und Auslandes stützt, einen wohl durchdachten Plan, um eine entschiedene Besserung im deutschen Hülfskassenwesen hervorzurufen, und insbesondere die bevorstehende Reichsgesetzgebung zu einer gedeihlichen zu gestalten.

Zur näheren Kenntnißnahme gebe ich in Folgendem die Hauptabschnitte des reichen und wohl gegliederten Inhalts:

I. Vorfragen. 1) der Kassenzwang. 2) die Zwangskassen. 3) Hülfskasse und Gewerkverein.

II. Das Normativ-Gesetz. 1) Die Oekonomie des Gesetzes. 2) die Versicherungs-Normative. 3) die Genossenschafts-Normative. 4) die Einwirkung der Behörden. 5) die Gesetz-Entwürfe des Reichskanzleramtes. Dies letzte Kapitel enthält zugleich das **Gutachten,** welches der Verfasser in Folge der Aufforderung des Reichskanzleramtes ausgearbeitet hat.

Das Werk ist allen bei den Hülfskassen Interessirten, insbesondere den **Vorständen** derselben, den betheiligten **Arbeitgebern, Aerzten, Staats- und Communalbeamten** und **Volksvertretern** dringend zu empfehlen.

Berlin, 12. Juni 1875. **Franz Duncker.**

Digitized by Google

Freihandel!! — Nicht Schutzzoll!

Soeben erschien als Separatabdruck aus der „Gegenwart“ und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die volkswirthschaftliche Reaction.

Von

H. V. von Unruh,

Mitglied des Deutschen Reichstages.

Inhalt: 1. Volkswirthschaftliche Bildung und Zollexperimente. — 2. Volkswirthschaftliche Erfahrungen. — 3. Volkswirthschaftliche Theorien und Parteien. — 4. Der Nutzen der Industrie.

3½ Bogen 8. In Umschlag geheftet. — Preis 75 Sgr.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, NW., 32 Louisenstr.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Phaeton.

Tragödie in fünf Acten

von **Arnold Beer.**

8. Geheftet. 2 M. 40 Sgr.

Die Mythe von Phaeton, dem Sohne des Helios, der sich den Sonnenwagen zu lenken vermaß und von Zeus durch einen Blitzstrahl herabgeschleudert wurde — ein auch von den alten Tragikern behandelter Stoff — erhielt in der vorliegenden Tragödie eine neue poetisch-dramatische Gestaltung.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Simon von Montfort. Tragödie in fünf Acten. 8. 2 M. 40 Sgr.

Andrea del Castagno. Tragödie in fünf Acten. 8. 2 M. 40 Sgr.

Fr. Gerstäcker's gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe. I. Serie. 22 Bände in 142 Lieferungen. II. Serie. 19 Bände in 125 Lieferungen. 8°. Eleg. Ausstattung. Subscriptionspreis für jede Lieferung von 5—6 Bogen **nur 5 Sgr. = 50 Pf.**

Inhalt der II. Serie: Eine Mutter — General Franco — Sennor Aquila — Wilde Welt — Die Missionäre — Unter den Penchuenchen — Der Erbe — Die Blauen und Gelben — In Mexico — Die Franctireurs — Kriegsbilder eines Nachzüglers — Das Wrack des Piraten — Der Tolle — Im Busch — Nach dem Schiffbruch — Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten — Hüben und Drüben — Kreuz und Quer — Buntes Treiben — Im Eckfenster — Unter Palmen und Buchen — In America.

Nach Ablauf des Jahres 1876 tritt für die I. Serie ein erhöhter Ladenpreis ein. Jene Abonnenten, die aus irgend einem Grunde die Fortsetzung noch nicht bezogen, wollen dieselbe deßhalb schleunigst nachbestellen!

Abonnenten können jetzt noch jederzeit eintreten und die erschienenen Hefte in beliebigen Zwischenräumen bis Ende 1876 noch zum jetzigen Preise nachbeziehen! Alle 8—14 Tage erscheint eine Lieferung. Jede Serie kann für sich bezogen werden.

Jede Buchhandlung liefert Heft 1 zur Einsicht. Ausführlicher Prospect gratis.

Die Verlagshandlung von

Hermann Costenoble in Jena.

TOSCANELLA!

Brillante Novität von Ernst Eckstein!

Reizendes Festgeschenk für junge Frauen und Mädchen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Lisa Toscanella.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

Miniatur-Ausgabe geb. in Prachtband mit Goldschnitt.

Preis 3 M.

Verlag von **Richter & Kappler** in **Stuttgart.**

Soeben erschien im Verlage von **Franz Duncker** in **Berlin** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg

Theodor von Schön.

Zweiter Band.

Elegant in Callico von blauer und brauner Farbe gebunden.

Preis 10 M.

Ein neues Werk von Johannes Scherr!

Soeben erschien bei **Ernst Julius Günther** in **Leipzig:**

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.

1 Band. 29 Bogen. Preis broschirt 5 M., elegant gebunden 7 M.

Inhalt:

1. Offenes Sendschreiben an Zachäus Zirbeldrüse.
2. Aus Elysion (Briefe eines Elysionärs).
3. Lucrezia Borgia.
4. Der letzte Sonnensohn.
5. Monsieur Thiers.
6. Sealsfield-Postl.
7. Die deutsche Dichterin.

Früher erschien in gleichem Verlage:

Novellenbuch.

Von

Johannes Scherr.

Inhalt:

Band 1 und 2: Schiller: Kulturhistorische Novelle. Zweite Auflage.
Band 3: Rosi Zurflüh. — Brunhild. — Werther-Graubart.
Band 4: Die Tochter der Luft. Zweite Auflage.
Band 5: Nemesis. Zweite Auflage.
Band 6: Die Jesuitin. — Gottlieb Rapser. — Rafael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles schon dagewesen.
Band 7 und 8: Die Pilger der Wildniß. Zweite Auflage.

Preis jeden Bandes von ca. 25 Bogen broschirt 4½ M., eleg. geb. 5½ M.

Jeder Band wird apart gegeben.

Michel.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

Von

Johannes Scherr.

Dritte Auflage. 2 Bände. Preis broschirt 9 M., elegant gebunden 11 M.

Die Gekreuzigte,

oder

Das Passionsspiel von Wildisbuch.

Von

Johannes Scherr.

Zweite Auflage. Preis broschirt 3 M., elegant gebunden 4 M.

Digitized by Google

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Natürliche

Schöpfungsgeschichte.

Gemeinverständliche wissenschaftl. Vorträge über die

Entwickelungslehre.

Von

Dr. **Ernst Haeckel,**

Professor an der Universität Jena.

Sechste verbesserte Auflage. Preis: 10 *M.*

MEYERS REISEBÜCHER.

SÜD-FRANKREICH von *Dr. Gsell-Fels*

empfiehlt sich den nach den **Kurorten des Mittelmeers** Reisenden als ein zuverlässiger, auch medicinisch vortrefflich orientirender Führer. Prof. Dr. *Rud. Virchow* begrüsste seiner Zeit das Buch als *„ein höchst erfreuliches Ereigniss, da es in anschaulichster und anziehendster Weise die Lokalverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc.“*.

Preis: elegant gebunden 9 *M.*

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Verlag von **Richter & Kappler** in **Stuttgart.**

Interessante Novität.

Soeben erschien und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes:

Im Herbst gesammelt.

Bunte Fahrten

von

Friedrich Lampert.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 6 Mark.

In kunstvoll anziehender Form, frischem blühendem Stil, gewürzt durch trefflichen Witz und köstliche Satire erzählt der durch vielfache feuilletonistische Arbeiten, wie seine Volkserzählungen in weitesten Kreisen bekannte Verfasser, was ihm auf seinen Fahrten an Land und Leuten besonders charakteristisch erschienen. Weitentfernt Reisebeschreibungen zu geben, hat er das Anmuthigste, Interessanteste zu einer Reihe bunt schimmernder Edelsteine krystallisirt, und bietet in diesen reizenden Schilderungen ein für alle Kreise unterhaltendes und lehrreiches Buch.

Johannes Scherr's Werke.

Blücher u. s. Zeit. V.-A. 3 Bde. 7 *M.* 50 *Pf.*, geb. 10 *M.* 50 *Pf.*
Cultur- u. Sittengeschichte. 6. Aufl. 8 *M.*
Dämonen. 4 *M.* 50 *Pf.*
Farrago. 6 *M.*
Geschichte d. Frauen. 3. Aufl. 2 Bde. 9 *M.*
—— **d. Religion.** 2. Aufl. 9 *M.*
—— **d. deut. Literatur.** 2. Aufl. 4 *M.*
—— **d. engl. Literatur.** 2. Aufl. 4 *M.*
—— **v. 1848.** 2. Aufl. 2 Bde. 13 *M.*
Hofgeschichten. 3. Aufl. 4 *M.* 50 *Pf.*
Mixed-Pickles. 4 *M.*
Schiller u. s. Zeit. 4 *M.*, geb. 4 *M.* 50 *Pf.*
Studien. 3 Bde. 14 *M.* 25 *Pf.*
Sündflutzeit. 4 *M.*
Tragikomödie. 3 Bde. 18 *M.*
Trauerspiel in Mexiko. 4 *M.*
Das Nibelungenlied. Pr.-Ausg. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *Pf.*

Verlag von

Otto Wigand in **Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlag von **W. Spemann** in **Stuttgart** erscheint:

Das Kunsthandwerk.

SAMMLUNG

mustergültiger kunstgewerblicher Gegenstände aller Zeiten,

herausgegeben

von

Br. Bucher und A. Gnauth.

Jährlich 12 Hefte à 6 Blatt, von denen eines in Farben ausgeführt ist.

Preis des Heftes 2 *M.*

Wir können mit Freude und Genugthuung constatiren, dass das „Kunsthandwerk“ soeben in den dritten Jahrgang tritt. Vom ersten Beginn an mit der freudigsten Theilnahme begrüsst, im weiteren Fortschreiten von der schmeichelhaftesten Anerkennung der ersten Fachmänner getragen, hat unser Unternehmen sich schnell eine Stellung erobert. Das uns vorliegende Material, bei dessen Auswahl wir mit immer grösserer Sorgfalt zu Werke gehen, erlaubt uns das Versprechen eines steten Fortschrittes, sowohl in den Gegenständen selber, als wie in der Technik der Darstellung. Der dritte Jahrgang wird davon Zeugniss geben.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes sagt über das „Kunsthandwerk“:

„Wer sich der im vorigen Herbste in Berlin vorübergehend ausgestellten Sammlung von Berliner Schätzen im Zeughause erinnert, und dabei erwägt, dass Berlin keineswegs eine reiche Stadt und namentlich nicht von grosser historischer Vergangenheit ist, wer etwas tiefer hat in die Schätze anderer Gegenden, in denen Reichthum und hohe Cultur weit älter sind, als in der Mark Brandenburg, geblickt, — wir erinnern nur an Danzig und Marienburg, Lübeck, Lüneburg, Hildesheim, Braunschweig, Köln und Aachen unter den Städten Norddeutschlands, der süddeutschen Herrlichkeiten in München, Nürnberg, Regensburg, Würzburg, Rothenburg, Stuttgart, Strassburg, Basel und zahlloser anderer Städte nicht zu gedenken, — der wird ermessen, dass hier ein im höchsten Sinne volkswirthschaftliches und zugleich erhebend patriotisches Unternehmen eingeleitet ist. **Aus geringen Stoffen durch die Form hohe Werthe zu machen, edle Stoffe so zu gestalten, dass nicht allein der materielle, sondern auch der durch die Form gegebene Inhalt ein dauernder sein kann und muss, das heisst das Volk und sein Handwerk bereichern; alte Kunstschätze aus der historischen Vergangenheit zur Hebung zu bringen, aus den Ueberbleibseln des alltäglichen Lebens und der höchsten Erhebung vergangener Kunst zu lesen, was in Geist und Gemüth unserer Vorfahren Anregendes entsprang und was von kunstfertiger Hand für die Zukunft aufgehoben wurde, das heisst den geheimen Sinn vergangener Jahrhunderte erschliessen, um in das Herz unserer zwar längst begrabenen, uns aber nicht abgestorbenen Ahnen zu schauen.**“

Der erste und zweite Jahrgang zum Preise von 30 *M.* für elegant gebundene Exemplare, die sich auch vortrefflich zu einem gehaltvollen Festgeschenk eignen, sind in jeder Buchhandlung zu haben. Wie viel schneller wird die Hebung des Kunstgewerbes fortschreiten, wenn wir auf den Familientischen statt geschmackloser Modejournale öfter diesem Werke begegnen, das sich bemüht, den guten Geschmack wieder zu beleben und das Auge an künstlerische Formen zu gewöhnen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**, N.W., Louisenstraße 32.

Tokaj und Jókai.

Bilder aus Ungarn

von

Karl Braun-Wiesbaden.

8°. brosch. 436 Seiten mit einer Illustration. Preis 5 *M.* 60 *Pf.*

Inhalt: Eine Entdeckungsreise in das Tokajer-Land. — Jókai Mór. Ein magyarischer Dichter. — Ein Ungar in Frankreich, 1870/71. (Nach dem „Blutigen Brod“ des Jókai Mór.) — Ein Franzose in Ungarn 1860/61. (Nach den „Geographischen Plaudereien“ des Malers Lancelot.) — Untersuchungen über den Deutschenhaß in Ungarn. — Minister Schäffle. (Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.)

In unserem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kalender

des

„Boten aus dem Riesengebirge“

für das Schaltjahr 1876.

2. Jahrgang.

Mit Beiträgen von Dr. J. Stein, **Alexander Meyer,** August Semrau u. A.

kl. 8. broschirt 50 *Pf.*, durchschossen 60 *Pf.*

Actien-Gesellschaft „Bote a. d. Riesengebirge“.

Soeben erschien:

Geschichte der Stadt Metz.

Von

Westphal, Major a. D.

I. Theil: **Bis zum Jahre 1552.**

XII u. 390 Seiten gr. 8. 6 *M.*

Hochinteressant als **erstes deutsches Werk** über die denkwürdige und wechselvolle Geschichte der alten Reichsstadt. Streng objectiv nach den besten Quellen bearbeitet, im Gegensatz zu der von neuern franz. Historikern beliebten Verdrehung und Fälschung der Thatsachen.

Verlag der Deutschen Buchhandlung in Metz.

Digitized by Google

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ut min Jungsparadies

dree Vertelln

von

Klaus Groth.

Inhalt: I. Min Jungsparadies. II. Bun den Lüttenheid. III. De Höder Mael.

Ein Band von 12 Bogen 8. broch. 2 *M.* 70 ₰, eleg. in engl. Leinen, Relief-Einband mit Goldpressung 4 *M.*

Um

Meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo
del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*
eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

Verlag von **Hermann Costenoble, Jena.**

Der Klosterzögling. Roman eines Wissenden. Von **A. Ohorn.** Ein starker Band. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr. = 3 *M.* 75 ₰.

Des Verfassers **Uebertritt zum Protestantismus** erregte seiner Zeit großes Aufsehen, ebensolches **Aufsehen** wird sein **„Roman eines Wissenden"** erregen!

Camillo Saint-Saëns.

Soeben erschien:

Concertstück

für Violine

mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte

von

Camillo Saint-Saëns.

Op. 20.

Partitur in 8. Geheftet *M.* 8.
Orchesterstimmen in Abschrift.
Für Violine mit Pianoforte *M.* 5.
(Die Violinstimme eingerichtet von *J. Lauterbach.*)

Früher erschienen:

Saint-Saëns, Camillo, Op. 14. **Quintett** (in A) für Pianoforte, 2 Violinen, Viola und Violoncello. *M.* 15.

Saint-Saëns, Camillo, Op. 16. **Suite** (Präludium; Serenade; Scherzo; Romanze; Finale) für Violoncello und Pianoforte. *M.* 7.

Saint-Saëns, Camillo, Op. 18. **Trio** (in F) für Pianoforte, Violine und Violoncello. *M.* 10.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin, NW., Louisenstraße 32.**

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Am Ende jedes Monats erscheint ein Heft im Umfang von 5 bis 6 Bogen Lex., eleg. geheftet. 6 Hefte bilden einen Band.

Das soeben ausgegebene **October-Heft** hat folgenden Inhalt:

I. Mephisto. Eine Vision von **Max Heinzel.**
II. Das Ewig-Gestrige. Novelle von **Oscar Blumenthal.**
III. Scenen und Gespräche. Von **Hermann Lingg.**
IV. Gedichte. Von **Emanuel Geibel, Ada Christen, Hieronymus Lorm, Karl Emil Franzos** und **Josephine Freiin von Knorr.**
V. Du Bois-Reymond und D. F. Strauß. Von **Julius Duboc.**
VI. Ein klassischer Kleinstädter. Von **Wilhelm Marr.**
VII. Der Bau der Handlung im Roman. Von **H. Keiter.**
VIII. Kritische Rundblicke: Mundartige Poesie. Von **Klaus Groth.** — Lyrik. Von **Gottlieb Ritter.** — Neue Dramen. Von **Adolf Schwarz.**
IX. Kleine Bücherschau. — Miscellen.

Preis pro Heft 1 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Band 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. — Man kann jederzeit in das Abonnement eintreten.

Probe-Hefte können von jeder Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden.

Deutsche Roman-Zeitung.

Neuer Jahrgang 1875/76.

Erstes Quartal. Preis 3 Mark 50 Pf. (1⅙ Thlr.)

Der Jahrgang läuft von Oktober bis Oktober.

Diese beliebte Zeitschrift, welche ihren Abonnenten die neuesten Roman-Erzeugnisse der beliebtesten deutschen Schriftsteller zum sonst üblichen Leihpreise als Eigenthum übermittelt (jährlich über 240 Bogen Quart, dem Umfang von 700 Romanbogen von Buchausgaben gleichend!) beginnt das erste Quartal des neuen Jahrgangs mit folgenden Romanen:

Verwaist, von **Golo Raimund.** 3 Bände.
Die Kinder des Sträflings, von **Baldwin Möllhausen.** 4 Bände.

Diesen interessanten Romanen werden folgen:

Des Mißtrauens Opfer, von **A. E. Brachvogel.** 4 Bände.
Benedicta, von **Karl Detlef.**
Barthenia, von **Wilhelm Jensen.** 4 Bände.
Ein Adjutant Bonapartes, von **Mathilde Raven.** 3 Bände.
Das Buch mit sieben Siegeln, von **Carl Adalbert.** 4 Bände.
(Verfasser des Romans: **„Die Sibylle".**)
Feuilleton von **Robert Schweichel,** in jedem Heft ein voller Bogen.

Die **„Deutsche Roman-Zeitung"** ist ein deutsches Familien-Journal für Frauen und Töchter im besten Sinne des Wortes.

Man abonnirt auf die „Deutsche Roman-Zeitung" mit 3½ Mark in allen Buchhandlungen.

Verlagsbuchhandlung von **Otto Janke** in **Berlin.** Anhaltstraße 11.

In unserem Verlage erschien soeben:

Denkwürdigkeiten

des

Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors

Friedrich Ludw. Schmidt.

Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt u. herausgegeben von

Hermann Uhde.

Zwei Bände.

Preis broch. 10 *M.* 50 ₰, elegant geb. 12 *M.* 50 ₰.

Hamburg, W. Mauke Söhne,
vormals: Perthes, Besser & Mauke.

Wilhelm Freund's

Sechs Tafeln

der griechischen, römischen, deutschen englischen, französischen u. italienischen

Literaturgeschichte.

Für den Schul- und Selbstunterricht.

Kritische Sichtung des Stoffes, Auswahl des Bedeutendsten, sachgemässe Eintheilung und Gruppirung desselben nach Zeiträumen und Fächern, Uebersichtlichkeit des Gesammtinhalts, endlich Angabe der wichtigsten bibliographischen Notizen waren die leitenden Grundsätze bei Ausarbeitung dieser Literaturgeschichts-Tafeln.

Preis jeder einzelnen Tafel 50 ₰.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlungen von C. G. Naumann in Leipzig und Gebrüder Borntraeger in Berlin.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 13. November 1875. Band VIII.

AP
30
.G295
v. 8
no. 46

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der Gründer. Von Alexander Meyer. — Lassalle als Redner und Agitator. Von Georg Brandes. (Fortsetzung.) — Nach den Feiertagen. In der Hauptstadt. Von R. L. — Literatur und Kunst: „Die deutschen Mundarten im Liede." Besprochen von Ernst Eckstein. — Ein Ehrentag aus Englands Geschichte. Von Eduard Engel. — Das Studium der alten Meister und der „Geist" der Alten. Von dem Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität". — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Don Juan d'Austria. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alb. Lindner. Besprochen von O. v. Leixner. — Erfolg oder Nichterfolg? Von Elsa Ernst. — Notizen. — Inserate.

Der Gründer.

Zwei Gestalten, die lange Zeiten hindurch die komische Muse beschäftigt, sind im Aussterben begriffen: der Geizige und der Spieler. Beiden fehlt der tragische Hauch nicht. Komisch an beiden ist das Unzweckmäßige ihres Thuns. Der Geizige strebt nach dem Besitze von Gold, aber er versteht nicht, von diesem allbegehrten Metall den einzigen Gebrauch zu machen, dessen es fähig ist, nämlich es wieder auszugeben. Zwischen dem Manne, der kein Geld hat, und dem, der es in Ueberfluß hat, aber nicht auszugeben wagt, besteht in Rücksicht auf Behagen und Lebensgenuß durchaus kein Unterschied; eher noch ist der letztere schlimmer gestellt, denn ihm liegt die Sorge ob, seine Schätze heranzuschaffen und zu behüten. Dieselbe Unzweckmäßigkeit liegt im Beginnen des Spielers; er will seine Habe mehren und schlägt mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit einen Weg ein, der, wie Erfahrung und mathematische Beweisführung übereinstimmend darthun, zum Verlust dessen führt, was er besitzt. Es sind bei Beiden Verirrungen des Intellects, welche als solche darzuthun Aufgabe der Komödie ist. Aber der Irrthum führt zum Untergange; der Spieler entrinnt nie dem Verderben, und der Dichter, welcher erkennt, daß diese untergeordnete Leidenschaft in dem Spiegel der Dichtung die Last eines tragischen Ausganges nicht zu tragen vermag, muß zu der Fiction greifen, daß der Sünder der Reue und Besserung fähig ist. Der Geizige bleibt aufrecht stehn, aber ihn trifft das Schicksal der Vereinsamung. Er hat das Instrument, welches vor allen dazu dient, den Verkehr unter den Menschen zu erleichtern, die Menschen enger an einander zu fesseln, seiner Bestimmung entzogen, und dafür trifft ihn das Schicksal, getrennt von der menschlichen Gemeinschaft sein Leben zu führen, freundlos, losgerissen von dem Bande, welches die Natur selbst geflochten hat, verlassen von den eigenen Kindern.

Die Typen des Harpagon und des Spielers sind nicht ausgestorben, aber im Range herabgesetzt; sie kommen in den Classen der Gesellschaft nicht mehr vor, aus denen der Dichter, welcher der Zeit einen Spiegel vorhalten soll, seinen Stoff zu nehmen hat. Der Bankhalter ist zum Bauernfänger, der Spieler zu seinem Opfer herabgesunken; den Geizigen, der die blanken Thaler in dem Strumpf ansammelt, findet man nur selten noch auf dem Lande oder in den Kellerwohnungen der Vorstädte. Hin und wieder berichten die Zeitungen, daß man in dem Nachlasse eines Almosenempfängers, gewöhnlicher einer Almosenempfängerin, einen bedeutenden Baarbestand gefunden habe, aber eine solche Meldung betrifft fast immer einen „Analphabeten", wie der gelehrte Ausdruck für die ungelehrteste Menschenclasse lautet.

Die Form der Leidenschaft hat sich geändert, die Leidenschaft selbst, die sacra auri fames, ist mit ihrer alten dämonischen Gewalt stehen geblieben. Den Spieler dürfen wir heute nicht mehr am Pharotische, sondern in der Coulisse der Börse suchen, und der Gründer hat einen Zug vom Spieler, einen anderen vom Geizigen, und darüber hinaus eine Fülle von Zügen, die allein ihm gehören und der Zeit, deren Kind er ist.

Unsere Dichtung, unsere Bühne lechzt nach der Darstellung des Gründers; eine wahrhaft befreiende That würde der begehen, der uns auf den weltbedeutenden Brettern diesen Charakter in derselben Weise vorführte, wie Molière seinen Harpagon, der uns herzlich lachen ließe über seine Thorheiten und doch uns den halb tragischen Hintergrund nicht verhehlte. Eine befreiende That sage ich, denn erlöst von dem schweren Drucke der Zeit, die wir durchlebt, werden wir uns erst dann fühlen, wenn wir sie in poetischer Verklärung gesehen haben, wenn wir von eigener Sorge unbeeinflußt zuschauen, wie das, was unedel an und in ihr war, als Schlacke abfällt, und ein tüchtiger, dauernder Kern zu Tage tritt. An „Lustspielen", welche die Börse und ihr Treiben zum Gegenstand nehmen, fehlt es weder in unserer, noch in der französischen Literatur, aber die meisten davon sind erbärmlich. In den wenigen besseren fehlt es dem Autor an der nothwendigen Kenntniß des Gegenstandes; wie die Kriege von 1866 und 1870 dient auch das Speculationsfieber nur als ein in der Ferne verschwindender Hintergrund, auf welchem sich vorne Liebeshändel und Briefverwechselungen, dumme Bediente und heirathslustige alte Jungfern und der ganze übrige Apparat von Benedix seligen Erben abheben. Nach der Krisis des Jahres 1857 schrieb der jüngere Dumas seine question d'argent, in welcher er den französischen Strousberg jener Tage, Mirès, auf die Bühne brachte. Mirès schrieb einen ausführlichen Brief an Dumas, in welchem er den persönlichen Angriff unbeachtet ließ, aber den Mangel an Sachkenntniß tadelte, und sich erbot, bei künftigen Werken dem Verfasser mit seinem Rathe beizustehen. Dumas antwortete: „Es bleibt dabei; künftig bitte ich um Ihren Rath bei meinen Dramen und Sie um den meinigen bei Ihren Börsenspeculationen". Dies Epigramm ist vielleicht das schlechteste, das Dumas je gemacht hat; daß er den Elsaß als Preis dafür forderte, wenn Eins seiner Werke in Danzig aufgeführt werden sollte, ist verhältnißmäßig witzig dagegen. Der Dichter, der das Leben darstellen will, muß das Leben kennen; aber man kann viel im Leben wirken, ohne eine Dichtung schaffen zu können. Homer mußte wissen, wie der Schmied

Digitized by Google

arbeitete, der den Schild des Achilles herstellte, aber der Schmied hatte nicht nöthig, einen Hexameter zu kennen. Homer konnte dem Schmied keinen Rath geben, aber er hatte von ihm zu lernen.

Wer als Gründer wirken will, muß Nützliches schaffen. Heutzutage wenigstens ist es so, und darin liegt ein Fortschritt gegen den Zeitraum, in welchem die Keime unserer heutigen wirthschaftlichen Entwicklung gelegt wurden. Zur Zeit der Mississippigesellschaften wurden Projecte ausgeheckt, denen der Stempel des Wahnsinns offen an der Stirn stand. Man wollte die Einöden Nordamerikas, ja die Südseeinseln mit allen Wohlthaten der Cultur überhäufen, ohne sich darum zu kümmern, ob man drüben einer Nachfrage begegnen würde. Heutzutage, und es lohnt, sich dies zu notiren, wäre das schlechthin unmöglich, ebenso wie es unmöglich sein würde, Tulpenzwiebeln wieder zum Gegenstand des Speculationshandels zu machen.

Unter den tausenden von Projecten, die vor drei und vier Jahren in Deutschland auftauchten, ist kein einziges schlechthin unvernünftig gewesen; jedes einzelne hätte zu einer anderen Zeit und unter anderen Umständen gedeihen können. Nur konnten nicht tausende zugleich ausgeführt werden; die Nation verfügte nur über ein gewisses Maß von Rohstoffen, von Maschinen, von menschlicher Arbeitskraft, und wenn jeder Vorrath an Rohstoff in der Bearbeitung begriffen, jede Maschine in Thätigkeit, jede Arbeitskraft in Anspruch genommen war, dann war es nicht mehr möglich, ein anderes Unternehmen zu beginnen, und wenn es den höchsten Gewinn versprochen hätte.

Wie verfügt man am besten über die verfügbaren Mittel? — Das ist die Frage, welche den unternehmungslustigen Stand der Capitalisten regelmäßig beschäftigen soll. Eisenbahnen zu bauen ist immer nützlich, aber wie viel Eisenbahnen in einem Jahre erbaut werden können, hängt ab davon, wie viel Schienen erwalzt werden, wie viel Schwellen, wie viel Ziegel zu den Bahngebäuden fertig gestellt werden, wie viel Arbeiter zu baulichen Arbeiten verfügbar sind. Der Capitalist berechnet, auf welcher der Strecken, die sich um einen Bahnbau bewerben, die höchste Rente zu erzielen sein wird, und man darf ihn gewähren lassen. Er rechnet zwar nicht absolut richtig, aber doch richtiger als jeder andere. Und wenn er die höchste Rente erzielt, so darf man annehmen, daß diese Eisenbahnstrecke dem Gemeinwohl am besten dienen wird, und daß für die ganze Nation Ueberschüsse daraus zu erzielen sein werden.

Der Gründer stört die Kreise des soliden Unternehmers. Der müheloſe Gelderwerb, nach welchem der Spieler und der Jobber trachtet, darf ihm nicht in den Sinn kommen; zu andauernder, harter Arbeit muß er bereit sein. Diejenigen Unternehmungen, welche den nächstliegenden, sicheren Gewinn in Aussicht stellen, sind von den soliden Capitalisten in Beschlag genommen. Ihm bleibt, will er sich eine Position in der wirthschaftlichen Welt erobern, nur übrig, sein Augenmerk auf ferner liegende Unternehmungen zu richten, die einem Anderen zur Zeit noch nicht den ausreichenden Gewinn versprechen. Die Mittel, welche zur Ausführung neuer Unternehmungen dienen, stehen zunächst dem soliden Capitalisten zu Gebote; der Gründer macht sie ihm streitig, indem er höhere Preise bietet. Er bietet sie, indem er der festen Hoffnung lebt, durch seine persönliche Tüchtigkeit einen höheren Reinertrag herauszuarbeiten, als ein Anderer. Er strengt sich über seine Kräfte an, er überspannt seinen Credit — nur noch wenige Jahre Arbeit und sein Mühen wird glänzend belohnt sein. Es treten Zahlungsverpflichtungen an ihn heran, und ihm steht kein anderes Mittel der Befriedigung zu Gebote, als die Anweisung auf künftig zu erhoffenden Gewinn. Eine neue Unternehmung wird beschlossen und mit der ersten in Verbindung gesetzt. Unklare Rechtsverhältnisse werden geschaffen, die eine Quelle stets wachsender Verwirrung werden. Für den Mann, der im Mittelpunkte dieser Verhältnisse steht, wird eine geordnete Abwicklung seiner Geschäfte schlechthin zur Unmöglichkeit; er muß sich stets in neue Verwicklungen einlassen, wo er alte Verwicklungen lösen will.

Beneidenswerth ist die Lage eines solchen Gründers wahrlich selbst in dem Augenblicke nicht, wo er auf der Höhe seines Ruhmes steht. Die Arbeit, wenigstens die kaufmännische Arbeit, ist auf Erden nur ein Mittel, der Genuß Zweck. Wissenschaftliche und künstlerische Arbeit wird selbst zum Genuß; bei der rein wirthschaftlichen kann dies nicht der Fall sein. Hier aber wird die Arbeit ein Mittel, das nie zum Zwecke führen kann; das erledigte Arbeitspensum schafft nur neue weitere Arbeit und die Stunden des behaglichen Genusses kommen nie. Der erste Anlauf war genommen, um mit einer einzigen großen Anstrengung eine ruhige Existenz für den übrigen Rest des Lebens zu gewinnen, und der weitere Weg verläuft in einer Tretmühle, die keinen Stillstand kennt. Ich habe an dem Sterbebette eines Gründers gesessen, der mich zu sich gebeten hatte, um mich über die Rechtsformen zu consultiren, die er bei einem Geschäft zu beobachten hätte, das ihm etwa zehntausend Thaler einbringen konnte. Als ich ihm vorstellte, diese Summe sei doch nicht bedeutend genug, um ihretwegen die Ruhe auf dem Krankenbette zu entbehren, drückte er krampfhaft meine Hand und sagte: Lieber Herr, Sie kennen das schreckliche Gefühl nicht, zehntausend Thaler vor sich zu sehen und sie nicht einstecken zu können.

Unabläſſige, gehirnzersprengende Arbeit, eine wohlbesetzte Tafel und nicht die Fähigkeit, mit Ruhe zu genießen, eine prächtige Wohnung und an das Pult der Schreibstube gefesselt, schwellende Betten und Nöthigung zu fortdauernden nächtlichen Reisen, eine Loge im Theater und keine Zeit, den „Fidelio" eher zu besuchen, als bis der Minister auf der Bühne steht und den Ränken des schändlichen Pizarro ein Ende gemacht hat, rauschende Festlichkeiten im eigenen Hause, bei denen der Festgeber selbst fehlt, das sind die Freuden, die ihm beschieden sind, ehe noch der Dämon der Sorge einzieht und das Bild des endlichen Zusammenbruches mit immer größerer Klarheit vor die Seele tritt. Es liegt etwas Tragisches in einem solchen Leben, aber die Tragik wird fortdauernd durch einen Nebengedanken getrübt. Prometheus an einen Felsen geschmiedet und dabei mit dem Gedanken beschäftigt, wie kurz englisch an der heutigen Börse notirt werden wird, Macbeth in der Hexenküche, der in dem Spiegel statt der unendlichen Reihe der Sprößlinge des Banquo seine eigenen, eben so fruchtbaren Reitwechsel sieht, und auf den statt des Birnamwaldes die Schaar seiner Hypothekengläubiger heranzieht, das sind Bilder, in denen Poesie und Prosa sich burlesk mischen, und die das Resultat sind von dem Zusammenwirken uralter, menschlicher Schwächen und der neuesten Gestaltungen des wirthschaftlichen Lebens. Unerbittlich, wie das Fatum der Alten ist auch das moderne Fatum, welches wir unsere wirthschaftliche Ordnung nennen. Es schafft ungesunde wirthschaftliche Existenzen und es zermalmt sie erbarmungslos.

Ich weiß nicht, wie weit auf den Mann, dessen Fall den unmittelbaren Anlaß zu diesen Zeilen gegeben hat, die einzelnen Züge dieses Bildes passen; ich habe ihn nie mit Augen gesehen. Aber er war und ist ein Typus unserer Zeit. In einer Zeit, wo sich das Privatcapital dem Bau neuer Eisenbahnen vollständig abgewendet hatte, hat er auf neuen und — man kann nicht anders sagen — unwirthschaftlichen, tadelnswerthen Wegen es zu solchen herangezogen, hat mit übermenschlicher Kraft gearbeitet, um endlich in einem russischen Schuldgefängniß sein Ende zu finden. Die Nothwendigkeit eines solchen Ausganges lag seit zehn Jahren vor Augen und die Heilung unserer kranken Zeit kann nicht eher erfolgen, als bis, wie jeder Knochensplitter aus einer eiternden Wunde, alle ungesunden Elemente aus unserem Wirthschaftskörper entfernt sind.

Aber der gefallenen Größe gegenüber ziemt es sich, Alles geltend zu machen, was das Urtheil mildern kann. Der Anfang einer solchen Laufbahn wird bestimmt durch die Ueberzeugung, dem öffentlichen Interesse zugleich mit dem eigenen dienen zu können, das Begonnene glücklich zu Ende führen zu können, falls man nur Zeit läßt. Und wenn die bessere Ein-

Digitized by Google

sicht kommt, ist es zur Umkehr zu spät. Unsere Zeit bringt derartige Gestalten mit innerer Nothwendigkeit hervor, und man darf darum unsere Zeit gegenüber anderen Zeiten nicht schelten. Die menschlichen Schwächen sind so alt wie das Menschengeschlecht selbst, sie nehmen nur neue Formen an. Und je weiter wir in der Cultur fortschreiten, desto mehr werden selbst die Schwächen und Thorheiten der Einzelnen dem Interesse der Gesammtheit dienstbar. Wir sehen jetzt nur die Ruinen der Gründerzeit vor uns, und es scheint, als ob ein ungeheurer Zusammensturz die Früchte menschlicher Arbeit hoffnungslos begraben hätte. Aber es ist doch Vieles geschaffen, was stehen bleibt, und Nutzen und Segen schaffen wird, wenn die thränenreiche Geschichte seiner Entstehung längst vergessen ist.

Alexander Meyer.

Lassalle als Redner und Agitator.

Von **Georg Brandes.**

(Fortsetzung.)

Wir haben gesehen: Was Cicero als den entscheidenden Ausgangspunkt des Redners bezeichnet: Die Thatsachen zu bestimmen und ihnen die rechte Benennung zu geben, ward im strengsten Sinne von Lassalle befolgt. Dies ist die Grundlage, auf welcher er den logischen Bau seiner Rede errichtet. Diesen selbst muß man in seiner Beweisführung studieren. Ich will denselben durch ein Beispiel charakterisiren, und wähle dazu seine Rede „über die indirecten Steuern".

Er war angeklagt, durch das, was er in seinem Vortrage „Arbeiterprogramm" über die indirecten Steuern gesagt hatte, nämlich, daß sie vorzugsweise von den Unbemittelten gezahlt würden, die unteren Classen zu Haß und Verachtung wider die Besitzenden aufgereizt zu haben. Er häuft jetzt 50 Seiten lang mit sicherer Beherrschung eines sehr bedeutenden wissenschaftlichen Materials die Aussprüche großer Staatsökonomen und eine Menge statistischer Data zusammen, welche die Richtigkeit seiner Behauptung, ja, die Milde seiner Ausdrucksweise bestätigen. Er weist nach, daß die Armuth einen viel größeren Umfang habe, als man allgemein annehme:

„Also 11,400 Personen im ganzen Staate mit über 2000 Thaler Einkommen, und diese einbegriffen, 44,400 Personen im ganzen Staate mit über 1000 Thaler Einkommen. Das ist der Status der gesellschaftlichen Bilanz!

Nicht wahr meine Herren, das würden Sie nie geglaubt, nicht für möglich gehalten haben, wenn es hier nicht in amtlichen Publicationen vorläge?

Es ist dieselbe lächerlich kleine Handvoll Menschen mit ihren Familien, die in allen Städten alle Theater, alle Concerte, Gesellschaften, Bälle, Kränzchen, Restaurationen und Weinstuben füllen, vermöge ihrer Ubiquität den Schein einer wunder wie großen Anzahl erregen, nur an sich denken, nur von sich sprechen, die sich dünken die Welt zu sein, und, indem sie allein über alle Zeitungen und alle Fabrikanstalten der öffentlichen Meinung disponiren, wahrhaftig sogar alle Andern dahin bringen, es zu glauben und sich einreden zu lassen, daß sie, diese 11,000 oder diese 44,000 die Welt sind!

Und unter dieser winzigen Handvoll Leuten, die sich allein regt, allein bewegt, allein spricht, schreibt, perorirt, nur ihre eigenen Interessen kennt und verficht, und sich so sehr einredet, Alles zu sein, daß sie sich wahrhaftig sogar noch einredet, sie sei es, welche die Steuern aufbringe, — unter dieser Handvoll Menschen windet sich in stummer, unaussprechlicher Qual, in wimmelnder Zahl das unbemittelte Volk, die siebzehn Millionen, producirt Alles, was uns das Leben verschönt, macht uns die unerläßliche Bedingung aller Gesittung, die Existenz des Staates möglich, schlägt seine Schlachten, zahlt seine Steuern — und hat Niemand, der an es dächte und es vertrete! — Gerechtigkeit also für diese Classen, meine Herren, und knebeln sie nicht den Mund Derjenigen, der ohnehin so Vereinsamten, die für sie das Wort ergreifen"! *)

Nachdem Lassalle nun solchermaßen constatirt hat, daß Alles, was er über die indirecten Steuern gesagt, auf unanfechtbare Thatsachen beruht, weist er nach, daß sogar die Staatsregierung, welche ihn jetzt anklage, unter dem Ministerium Manteuffel ganz dasselbe, nur in noch stärkeren Ausdrücken, gesagt habe. Das Ministerium Manteuffel suchte durch einen Gesetzesvorschlag dem Steuerndruck, der auf den niederen Ständen lastete, abzuhelfen; aber der Vorschlag scheiterte. Die höheren Stände hetzten aus allen Kräften die öffentliche Meinung gegen das Gesetz auf, wobei die, denen alle Mittel die öffentliche Meinung zu fabriciren zu Gebote standen, natürlich leichtes Spiel hatten, und als der Gesetzentwurf an die erste Kammer gelangte, ward er verworfen. Die Regierung erklärte dann mit einem schweren Seufzer, sie müsse auf die Reform verzichten, da die öffentliche Meinung noch nicht hinlänglich vorbereitet sei, sie anzunehmen. Lassalle weist ferner nach, daß der Director des statistischen Bureaus, der königliche Geheime Regierungsrath Engel, vor wenigen Monaten in einem Vortrage genau dasselbe, wegen dessen er angeklagt sei, gesagt habe. Er legt mit Erlaubniß des Geheimraths Engel einen Brief vor, worin dieser seine Uebereinstimmung mit ihm erklärt — „Es ist also geradezu eine Staatsdoctrin, die ich verkündige, meine Herren!" Er hebt weiter hervor, daß der Hauptgrund, der zu Gunsten der indirecten Steuern geltend gemacht zu werden pflege, darin bestehe, daß das niedere Volk bei der directen Steuer das Bewußtsein habe, daß es steuere, während es bei der indirecten Steuer sich einbilde, dem Krämer zu bezahlen, was es im Grunde dem Staate entrichte. Es sei also ein im höchsten Grade heilsames, staatsmännisches und nothwendiges Thun, dem gemeinen Mann die Verderblichkeit dieser Steuer bloßzulegen. Aber, sagt man, nicht der Umstand, daß dergleichen gesagt wird, sondern, daß es Arbeitern, Ungebildeten gesagt wird, ist strafbar. Lassalle fragt, ob diese „Ungebildeten" denn nicht ein Factor der gesetzgebenden Gewalt seien, und ob sie denn blind in die Wahlurne greifen sollten, ohne zu wissen, was und worüber sie entscheiden. Lassalle entbricht sich aus allen angeführten Gründen nicht, auszusprechen, daß die Frage entstehe, ob nicht selbst die gegen ihn gerichtete Anklage ein gewaltsames Vorgehen gegen die Verfassung enthalte. Was er bezweckt hat, war nur, die theoretische Grundlage für eine gesetzliche und friedliche Agitation zu Gunsten des allgemeinen und directen Wahlrechts zu liefern; denn wenn, wie immer gesagt wird, die Lasten entsprechende Rechte zur Folge haben müssen, — „warum üben dann die ärmeren Classen nur ein Drittel des Stimmrechts aus, während sie fünf, sechs, zehn und zwanzig Mal so viel als die Wohlhabenden steuern"?

Und hier gibt er in wenigen beredten Sätzen seinen politischen Grundgedanken:

„Von zwei Dingen Eins, meine Herren! Entweder der reine Absolutismus — oder das allgemeine Wahlrecht! Ueber diese beiden Dinge kann man bei verschiedenen Ansichten streiten, aber was zwischen ihnen liegt, ist jedenfalls unmöglich, unfolgerichtig und unlogisch.

Der absolute Eine, durch seine Lage allen Classengegensätzen entrückt und weit über die Gesellschaft und alle gesellschaftlichen Interessen gestellt, konnte wenigstens möglicherweise dem allgemeinen Interesse, dem Interesse der unendlichen Wahrheit sich widmen. Ob und inwieweit er es that, hing von dem Zufall persönlicher Einsicht, Begabung und Charakterrichtung ab. Er konnte es wenigstens thun, und war durch seine Stellung daran erinnert, es zu sollen. Und so war

*) Vergl. zur Bestätigung der Lassalle'schen Angaben über die geringe Zahl der einigermaßen gut situirten Staatsbürger Langes Berechnung über die Vertheilung der Fleischwaaren (F. A. Lange, die Arbeiterfrage. S. 183 ff.). Die indirecten Steuern werden übrigens jetzt in Deutschland mehr und mehr eingeschränkt.

Digitized by Google

denn in der That die Devise des alten Absolutismus in seiner guten Zeit: Nichts durch das Volk, Alles für das Volk.

Diese Zeit ist vorüber. Es ist die Zeit des Constitutionalismus eingetreten, d. h. die Zeit, in welcher die Gesellschaft, sich für mündig haltend, selbst die Entscheidung über ihre Interessen in die Hand nehmen will. Von diesem Augenblicke an ist es eine logische Unmöglichkeit, ein handgreiflicher Widerspruch, eine brennende Ungerechtigkeit, diese Entscheidung in die Hand der Minorität, in die Hand der wohlhabenden Classen der Gesellschaft zu legen. Diese nicht über die gesellschaftlichen Interessen hinausgestellten, vielmehr gerade in dem Kreuzfeuer dieser Interessen stehenden Classen können gar nicht anders, als jene Gewalt der Entscheidung in ihrem gesellschaftlichen Interesse anwenden und somit das allgemeine Interesse, das Interesse der unendlichen Mehrheit der unteren Stände, ihrem Eigeninteresse aufopfern". („Die indirecte Steuer." S. 50 und 110.)

Man verschmähe indeß nicht, bei dieser Gelegenheit einen Blick auf Lassalles strategische Kunst zu werfen: er benutzt immer jeden Angriff auf frühere Aeußerungen von ihm, um seine Laufgräben noch eine Strecke weiter vorzurücken.

Es galt, die Wahrheit seiner älteren Behauptung zu beweisen, daß die indirecte Steuer vorwiegend von den Unbemittelten gezahlt werde. Er zeigt zuerst durch Citate, daß tendenzlose Nationalökonomen massenhaft hierüber einig sind, sodann daß seine eigene Darstellung dieser Thatsache die mildesten Ausdrücke gewählt, demnächst daß die Regierung, die ihn anklagt, dasselbe, wie er, gesagt, endlich daß sie, so gut wie er, dem Mißstande abzuhelfen gesucht hat, aber an Vorurtheilen gescheitert ist.

Es galt besonders, die Zulässigkeit des Aussprechens solcher Sätze vor der unbemittelten Menge zu beweisen. Er zeigt, daß das Vorurtheil, an welchem die Regierung gescheitert ist, gerade das der Menge war, daß er also durch Bekämpfung desselben der Regierung in die Hände arbeite, daß er also eher die Bürgerkrone als das Gefängniß verdiene. Er, gegen den der Satz, daß die größeren Lasten die größeren Rechte bedingen, als Argument vorgebracht wurde, zeigt endlich, daß selbst dieser Gedanke zur Ertheilung des allgemeinen Stimmrechtes, für das er kämpft, führen müsse.

Allen Vertheidigungsreden Lassalles gemeinsam ist dies Anhäufen von Zeugnissen in Betreff eines einzelnen, mit der höchsten Energie festgehaltenen Streitpunktes, die anklagende Haltung, die von der Defensive rasch zum Angriff übergehende Taktik, und der durchgängige Nachweis, wie schlecht die Anklageacte begründet sei. In seiner Kritik der Ankläger, Advocaten, Richter bei den früheren Instanzen behandelt er all' diese untergeordneten geistigen Größen als Schwächlinge, als zaghafte Tröpfe, und prügelt den Einen mit dem Andern. Und der anwesende Gerichtspräsident spielt dabei gewöhnlich dieselbe Rolle wie die Gerichtsdiener in „Viel Lärm um Nichts". Hat er die Anklage auf einen Rechtsbruch reducirt, so ruft er aus, als wäre er der Richter: „Inzwischen — audiatur et altera pars!", oder er sagt: „So ist die Anklage sinnlos, ich will sie schärfer begründen, als der Staatsanwalt es gethan hat" („Die Wissenschaft und die Arbeiter", S. 39 und 31), oder er fällt persönlich über den Staatsanwalt her. Schon in seiner „Assisenrede" verliest er ein besonderes Schreiben, das er seinem ersten Ankläger zugestellt hat, um denselben auf's bestimmteste aufzufordern, in Person die Anklage gegen ihn zu vertreten, da er ihn zur Rechenschaft zu ziehen gedenke; und den Richtern gegenüber fügt Lassalle hinzu: „Sie sehen, meine Herren, ich versuchte sein Ehrgefühl mit Peitschenhieben aufzustacheln, daß er mir heute Rede stehen möge. Es war vergeblich". In seiner Rede „Die Wissenschaft und die Arbeiter" verschafft er sich den Triumph, daß er gegen den Staatsanwalt, der ein Sohn Schellings, des berühmten Philosophen, war, beständig die allerfreisinnigsten Aeußerungen des Vaters citirt, woraus zur Belustigung der Zuhörer ein höchst possirliches Gezänk zwischen „Schelling dem Vater" und „Schelling dem Sohne" entsteht. Mit einem Worte, nirgends ist Lassalle so in seinem Elemente, wie auf der Anklagebank. Sie ist die Rednerbühne, die ihm vor allen seinen schärfsten Witz verleiht und all' seine Gaben unter die Waffen ruft. Denn diese Gaben waren ihrer Natur nach polemisch, und erst „unter den Waffen" entfalteten sie ihre ganze Kraft.

Er saß während dieser zwei Jahre in ideellem Verstande beständig auf der Anklagebank. Angegriffen, wie er es war, von allen Seiten, mit tausend Stimmen, in tausend Blättern, wurde jedes Wort, das er schrieb und sprach, Polemik. Selbst die große zusammenhängende Entwicklung seiner Ideen, welche das Buch „Capital und Arbeit" enthält, ist unter einem wahren kriegerischen Furor, unter einer solchen Erbitterung und mit solcher Leidenschaftlichkeit gegen Schulze-Delitzsch und die Mittelmäßigkeit, welche er nach Lassalles Meinung vertritt, abgefaßt, daß das Buch einem höhnenden und schimpfenden Pasquill gleicht. Aber deutlich genug hat diese eindringliche Lebendigkeit der polemischen Form einen Vortheil gehabt, dessen Lassalle sich sehr wohl bewußt war, und der zum Theil den unerquicklichen und polternden Ton der Darstellung, ihre Unruhe und Ungleichmäßigkeit gut macht, — den nämlich, daß, wie er selbst gesagt hat, Hunderte und Tausende dies Buch lesen werden, die kalt und theilnahmlos an einer dickleibigen systematischen Darstellung seiner Ideen vorübergegangen wären.

II.

Man darf, um die von Lassalle erhobene Agitation richtig zu beurtheilen, keinen Augenblick die politischen Verhältnisse, unter denen sie begann, außer Acht lassen, — Verhältnisse, die heut zu Tage in unendlich ferner Zeit hinter uns zu liegen scheinen, weil in Deutschland seitdem größere politische Umwälzungen stattgefunden haben als in dem vorhergehenden halben Jahrhundert. Die Regierung stützte sich damals auf die Kreuzzeitungspartei; die jetzigen Nationalliberalen (größtentheils Mitglieder der damals sogenannten Fortschrittspartei) führten einen kraftlosen und vergeblichen Kampf gegen die Gewalthaber, während die alte deutsche Demokratie von 1848 den Schauplatz verlassen oder sich geduldig der Fortschrittspartei angeschlossen hatte, bis es Tag für Tag klarer ward, wie sehr es dieser Partei an politischer Fähigkeit und Energie gebrach. Anfangs 1862 hegte Lassalle anscheinend noch eine schwache Hoffnung, die Opposition ihre Taktik verändern und ihren Willen trotzig durchsetzen zu sehen*). Als diese Hoffnung erloschen war, wandte er nothwendigerweise seinen Blick anderswohin. Sein Antwortschreiben an das Arbeitercomité rief, wie schon erwähnt, die Errichtung eines Allgemeinen deutschen Arbeitervereins mit dem allgemeinen, directen Wahlrecht als Programm hervor, und das Präsidium ward Lassalle angetragen. Er hatte im Grunde wenig Lust, dasselbe anzunehmen, da die Aussichten zur Erwerbung einer augenblicklichen Macht, durch welche sich etwas Ernstliches ausrichten ließe, so gering waren. Wie er in einem seiner Briefe sagt**): „Politik heißt actuelle, momentane Wirksamkeit. Alles Andere kann man auch von der Wissenschaft aus besorgen". Aber er gab dem Zureden der Gräfin von Hatzfeldt nach und übernahm die schwierige und aufreibende Aufgabe, einen großen Arbeiterverein unter der leidenschaftlichen, alle Mittel benutzenden Gegnerschaft der herrschenden Classen zu gründen, zu organisiren und zu leiten.

Lassalles politischer Zweck bei seiner Agitation läßt sich mit wenig Worten bezeichnen. Er ging, wie Marx, von der Anschauung aus, daß die Geschichte aller uns bekannten Gesellschaften eine Geschichte von Classenkämpfen sei. Schon in seiner Schrift über den italienischen Krieg hatte er das Unverständige der Ansicht aufgedeckt, daß die französische Revolution

*) Vgl. die Rede „Was nun?".

**) Bernhard Becker, Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalles, S. 28.

Digitized by Google

von 1789 eine nur politische gewesen sei. Es war eine sociale Revolution, welche darin bestand, daß die moderne bürgerliche Gesellschaft die alte feudale Gesellschaft stürzte. Um die neue Gesellschaftsordnung zu vernichten, verbündete sich das feudale Europa gegen Frankreich; um ihren socialen Inhalt zu vertheidigen und zu sichern, gab die Revolution unter Napoleon ihre politischen Formen auf und verwandelte sich in eine Militärdictatur. Der französische Bürgerstand focht unter Napoleon für einen den Emigrirten abgenommenen Grundbesitz von 12 Milliarden, für die Abschaffung der Monopole, für die freie Concurrenz. Es handelte sich für die französische Bourgeoisie damals darum, die feudale Production in Industrie und Ackerbau zu brechen und die Freiheit des Capitals zur Geltung zu bringen. „Für diese Zwecke hatte die Bourgeoisie Energie und Feuer." Die blos politische Freiheit dagegen vermag nach Lassalles Ansicht den Bürgerstand niemals zu Opfern zu entflammen, dazu ist sie nicht wichtig genug*).

Daher war es auch Lassalles Idee, ein Classeninteresse, ein sociales Interesse hinter die politische Freiheit zu werfen, und hier fand er kein anderes als das Interesse der durch ihre Zahl so mächtigen unbemittelten Classen vor. Er machte die Erkämpfung des allgemeinen Wahlrechts zu einer „Machtfrage" für den Arbeiter. Er fand in den Arbeitermassen die einzige hinlänglich imponirende Macht, welche es mit der schlauen und mit allen Gewaltmitteln ausgerüsteten politischen Reaction aufnehmen könnte. „Geben Sie mir," ruft er aus, „500,000 deutsche Arbeiter, die in meinen Verein treten, — und unsere Reaction ist nicht mehr!"

Er wollte imponiren, wollte drohen; aber Nichts lag ihm ferner, als die Macht der Rohheit wider die Gesellschaft aufhetzen zu wollen; im Gegentheil, er wollte, wie er es gethan hat, die Massen disciplíniren und organisiren, indem er sie mit großen Gedanken erfüllte. „Woher kommt," fragt er in einer seiner Vertheidigungsreden („Die Wissenschaft und die Arbeiter", S. 24 f.) „alle politische Furcht der Bourgeoisie vor dem Volke?" Und er antwortet: „Aus den Erinnerungen vom Frühjahr 1848, wo die Polizeimacht gebrochen war, das Volk alle Gassen und öffentlichen Plätze füllte, und alles Volk ausschließlich in der Hand eines Karbe, eines Lindenmüller und ähnlicher gedankenloser Agitatoren war, Männer ohne Wissen, ohne Bildung, ohne Einsicht, aufgewirbelt vom Sturm, der das politische Leben bis in seine Tiefen peitscht". Damals hütete die Bourgeoisie scheu und zitternd das Zimmer. „Wo waren," fragt Lassalle, „die Intelligenzen Berlins, die Männer der Wissenschaft und des Gedankens? Sie waren nicht feige," antwortete er, „aber sie sagten sich: das Volk versteht unsere Gedanken, versteht selbst unsere Sprache nicht. Nun, meine Herren," ruft er aus, „sind Sie so sicher, daß nie wieder eine politische Erschütterung zurückkehren wird? Wollen Sie dann wieder Ihr Leben und Eigenthum in der Hand eines Karbe und Lindenmüller wissen? Wenn nicht, so danken Sie den Männern, die sich der Arbeit gewidmet haben, jenen Abgrund auszufüllen, welcher wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Sprache von dem Volke trennt, — danken Sie jenen Männern, welche auf Kosten ihrer eigenen geistigen Anstrengungen eine Arbeit übernommen haben, deren Resultate dann Ihnen Allen und jedem Einzelnen von Ihnen zu gute kommen! Speisen Sie diese Männer auf dem Prytaneum — und stellen Sie sie nicht unter Anklage!"

Die von Lassalle beflügelte Bewegung trug nichts der monarchischen Staatsordnung Widerstreitendes in sich. Selbst in seiner frühesten Jugend, da er sich offen vor Gericht als „einen entschiedenen Anhänger der social-demokratischen Republik" bekannte, hatte er Selbstbeherrschung und Einsicht genug, auf das allerbestimmteste die Arbeiter von jedem Versuche, eine Staatsumwälzung zu proclamiren, zurückzuhalten. Es heißt in seiner ersten „Assisenrede" (S. 29, vgl. S. 4): „Ich wandte mich an die Arbeiter, ich beschwor sie, nicht etwa sich dem Gedanken hinzugeben, die Gelegenheit benutzen zu wollen, um hier die Republik zu proclamiren, er würde einen Verrath an der gemeinsamen Sache begehen, denn er würde den Apfel der Zwietracht in die Reihen der Bürger schleudern, die sich jetzt wie Ein Mann um das beleidigte Gesetz schaaren müssen". Und hatte er schon 1848 so gesprochen, so versteht es sich von selbst, daß er 1863 noch weiter davon entfernt war, als Republikaner auftreten zu wollen.

Im Gegentheil: eminent praktisch, wie er seiner Anlage nach war, wollte er, weit entfernt, die herrschenden Gewalten fortzustoßen, vielmehr einen Compromiß mit ihnen schließen und sich, wo möglich, an sie anlehnen; kurz, er rechnete mit allen gegebenen Factoren und war fest entschlossen, sich so wenige Feinde, wie möglich, zu schaffen.

Hier ist ein Punkt, wo Lassalle sich scharf von Karl Marx unterscheidet. Marx, der sich persönlich so weit von Lassalle entfernte, wie ein verbitterter und unschöner Charakter sich von Einem, der weder Haß noch Neid hegt, zu entfernen pflegt, verhält sich theoretisch zu Lassalle, wie das Allgemeine zum Besonderen*). Marx hat die ganze Welt auf einmal vor Augen gehabt, Lassalle nur Deutschland, ja eigentlich nur Preußen. Der Unterschied zwischen ihrer Lehre ist wesentlich: Marx ist international, Lassalle war national. Marx hält die sociale Gleichberechtigung nur für durchführbar in der social-demokratischen, religionslosen Republik, und sein Ideal ist eine Föderation europäischer Republiken. Lassalle, dessen Anlage weit realistischer und praktischer war, sah ein, daß die Nationen noch rings in Europa fest begründet standen, daß die nationalen Ideen eine sehr bedeutende Macht hatten, daß die Religionen noch lange ein Factor sein würden, mit dem man rechnen müsse, und hielt es für möglich, auch unter den jetzt existirenden politischen Verhältnissen den ersten Anstoß zu einer Umwandlung der Gesellschaftsverhältnisse zu geben. Er verlangt, wie er so oftmals ausrief, vom Staate nur „den kleinen Finger". Endlich glaubte er in dem damaligen Ministerpräsidenten, Herrn von Bismarck, einen Mann gefunden zu haben, der das Werk durchzuführen im Stande sei.

Die einzige berechtigte moralische Anschuldigung, welche man, meiner Ansicht nach, gleich vom Beginn seiner Agitation an wider Lassalle erheben kann, ist die, daß er zuweilen seinen Worten einen rein demagogischen, d. h. durchaus verwerflichen Beigeschmack gab. In seinem „Arbeiterprogramm" schmeichelt er dem Arbeiterstande und richtet gegen die höheren Stände Anschuldigungen, die sich, in dieser Ausdehnung erhoben, absolut nicht vertheidigen lassen. Er mag klar genug nachweisen, daß der juristische Anklageact gegen ihn voller Albernheiten und Mißverständnisse ist, die moralische Anklage bleibt bestehen. Man versündigt sich, wenn man Arbeitern erzählt, daß die herrschenden Classen in ihrem eigenen Interesse genöthigt sind, „sich täglich allem Großen und Guten zu widersetzen, sich betrüben müssen über sein Gelingen, über sein Mißlingen sich freuen ꝛc.". („Arbeiterprogramm", S. 25.) Denn von wie vielen Einzelnen dies auch wahr sein mag, so regt man doch den Haß und die Leidenschaften der blinden Menge auf, wenn man ihr ohne Beweis Solcherlei als erweisliche Thatsache in Betreff ganzer Classen von Mitbürgern berichtet, die im Lauf der Geschichte gezeigt haben, daß sie mehr als einmal wohl im Stande gewesen sind, sich über ihr Classeninteresse zu erheben. Es nützt wenig, daß Lassalle, um seine Aeußerungen über die nothwendige Immoralität der Bessergestellten zu vertheidigen, sich auf die noch stärkeren Aussprüche des Evangeliums beruft; denn das Evangelium war weder für ihn, noch ist es für uns eine Autorität, und sein Unrecht gibt Lassalle kein Recht.

Auch läßt sich Lassalle nicht ganz davon freisprechen, indirect an die brutale Macht bei den Massen appellirt zu haben, da er ihnen nie ein Wort davon sagt, eine wie niedrige und

*) Lassalle, Der italienische Krieg, S. 54. — Arbeiterlesebuch, S. 63—65.

*) Rudolph Meyer, Die bedrohliche Entwicklung des Socialismus und die Lehre Lassalles.

Digitized by Google

untergeordnete Kraft diese Macht der Fäuste ist, überall wo es sich um ein Geistiges handelt. Er wollte hierdurch sicherlich weit mehr seine Gegner schrecken, als die wirkliche Brutalität wider sie entfesseln; aber er steht in diesem Punkte nicht rein da. Welcher Abstand zwischen der Haltung, welche Lassalle hier der Menge gegenüber einnahm, und derjenigen, welche ein Socialist wie Stuart Mill behauptete, — die Reinheit und der Edelsinn in Person! Dies Verhalten Lassalles ist das einzige, das mir, als seiner unwürdig, durchaus und völlig zuwider ist. Es hatte seinen Grund darin, daß die Macht ihm mehr und mehr Alles ward.

Die Machtrücksicht veränderte auch, zuerst unmerklich, nach und nach aber fühlbarer, den Charakter der Agitation. Sie war als rein demokratisch begonnen worden. Allein die erbitterte und rücksichtslose Fehde, welche sämmtliche Organe der Bourgeoisie sofort gegen Lassalle eröffneten, gab der reactionären Partei schnell die Witterung davon, daß sich hier eine neue Kraft in der politischen Arena eingefunden hatte, die zum Bundesgenossen zu gewinnen sich wohl verlohnte. Nach einem alten historischen und politischen Gesetz fühlen die extremsten Parteien sich stets zu einander hingezogen, und so kam es, daß alle reactionären (von Lassalle seitdem als „conservativ" bezeichneten) Organe sich auf seine Seite stellten. Die Liberalen suchten von jetzt an durch das einstimmige Geschrei, daß er die Reaction stütze und in ihrem Dienste stehe, die Arbeiter von ihm zu entfernen. Das gelang jedoch nur in sehr beschränktem Grade. Zu dieser Zeit lernte Lassalle Bismarck persönlich kennen. Sein erster Besuch bei dem Ministerpräsidenten war, so viel mir bekannt, durch das am Schlusse von Lassalles rheinländischer Rede („Die Feste, die Presse ꝛc.") abgedruckte Telegramm an Bismarck um Genugthuung für die ihm von den Gensdarmen angethane Gewalt veranlaßt. Bismarck fand, wie er selbst gegen meinen Gewährsmann ausgesprochen, so viel Vergnügen an Lassalles Unterhaltung und Wesen, daß noch drei bis vier Begegnungen stattfanden. Dies hinderte jedoch in keiner Weise, daß eine Criminalklage nach der andern gegen Lassalle angestellt wurde. Zu derselben Zeit empfing Lassalle jedoch noch eine Unterstützung anderer Art, die er aus Klugheitsrücksichten nicht glaubte zurückweisen zu dürfen, die aber durch die Art, wie er sie sich zu Nutze machte, ihn und seine Sache mit Recht in den Augen der frei und ehrlich Denkenden compromittirte: er ergriff die Hand, welche die Geistlichkeit ihm entgegenstreckte. Sicherlich hat er es nicht gern gethan; Spielhagen hat unzweifelhaft auch in Betreff Lassalles das Richtige getroffen, wenn er zeigt, wie Leo mit innerem Widerstreben und mühsam überwundenem Ekel am Ende seiner Laufbahn nothgedrungen gemeinschaftliche Sache mit dem hochehrwürdigen Geheimen Rath Urban macht; nichts destoweniger hat Lassalle hierdurch einen unauslöschlichen Flecken auf seinen Schild geworfen. Die katholische Geistlichkeit, welche niemals dumm ist und stets den Zeitereignissen aufmerksam folgt, erkannte augenblicklich, daß Popularität und Vortheil dabei zu gewinnen sei, wenn sie Lassalle die ihm gebührende Ehre erwiese und seine Bestrebungen für das Wohl des gemeinen Mannes unterstützte. Der Bischof von Mainz, der heutigen Tags so bekannte v. Ketteler, war der Erste, welcher sich offen für ihn aussprach. Und wie stellte sich Lassalle zu diesem neuen Alliirten? Nachdem er in seiner Ronsdorfer Rede mit gewohnter Emphase geltend gemacht hat, daß „die glänzendsten Vertreter deutscher Wissenschaft, die ruhmvollsten Namen, vor denen sich selbst der Staatsanwalt und der Richter in Verehrung verbeugen würden, ihm mündlich und schriftlich die höchste Anerkennung und die begeistertste Sympathie für sein Buch „Bastiat-Schulze" ausgesprochen, fährt er fort: „Ich will euch aber jetzt einen Beweis vorlegen, der alles Bisherige noch bei weitem übersteigt. Ich werde jetzt einen Namen nennen, der vor jedem rheinischen Gerichtshof nicht mehr mit Verehrung, wie jene anderen Namen, sondern nur mit der höchsten Ehrfurcht wird gehört werden können. Vor Kurzem hat sich Niemand anders, als ein Diener und Fürst der Kirche, der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, in seinem Gewissen gedrungen gesehen, seinerseits das Wort in der Arbeiterfrage zu ergreifen. Es ist dies ein Mann, der am Rhein fast für einen Heiligen gilt, ein Mann, der sich seit langen Jahren mit gelehrten Forschungen abgegeben. Er hat ein Buch veröffentlicht, unter dem Titel „Die Arbeiterfrage und das Christenthum", und hier hat er sich Punkt für Punkt für alle meine ökonomischen Sätze und Thesen den Fortschrittlern gegenüber ausgesprochen".

Daß ein großer Geist aus lauter Politik und Berechnung so tief sinken kann! Wer hätte geglaubt, von Lassalles Lippen diesen Klimax von Verehrung für die großen Männer der Wissenschaft zur Ehrfurcht vor dem schlauen Pfaffen im Fürstenmantel zu hören! Wer hätte erwartet, Lassalle in der Unwissenheit des einfältigen Haufens speculiren zu sehen, der den späteren Vertheidiger des Syllabus, den Vorkämpfer des Obscurantismus und der Verdummung für — einen Heiligen hielt! Was bessert es, daß er hier eine Wendung einschaltet, wie: „Meine Freunde, ich gehöre, wie euch bekannt ist, nicht zu den Frommen". Lassalle hatte jenes letzte Stadium der Irritation über Widerstand und Mißgeschick erreicht, in welchem selbst die größten und reinsten Reformatoren der Welt gebrochen worden sind und ihr sittliches Gleichgewicht verloren haben. Ist Renans Schilderung des Entwicklungsganges in dem Charakter Jesu auch historisch im höchsten Grade unzuverlässig, so behält sie doch ihren Werth als geistvolle und treffende Schilderung einer typischen Reihenfolge von Gemüthszuständen bei demjenigen, der unter überwältigendem Widerstande eine bestrittene Idee zum Siege zu führen sucht. „Der Messias des neunzehnten Jahrhunderts," wie Heine Lassalle genannt hatte, erlitt das allgemeine messianische Geschick. Die Symptome herannahenden Unterganges zeigten sich.

(Schluß folgt.)

Nach den Ferientagen.*)

In der Hauptstadt.

Es regnet seit frühem Morgen. Es ist nicht ein laut klatschender, stürmischer Regen, der aus dunkeln, reichfarbigen Wolken fallend, einen schönen Abend verspricht und vielmehr ermunternd als niederschlagend auf das Gemüth wirkt. Nein, es ist ein geräuschloses, ununterbrochenes Niederfallen von nassem, kaltem Staub. Der graue, farbenarme Himmel liegt tief und schwer, ohne Versprechen heller, sonniger Tage über der großen, verdrießlichen Stadt. Es ist trostloses, unfreundliches Herbstwetter.

Vor wenigen Wochen nahm ich von einer kleinen, sonnigen Insel in der Nordsee Abschied. Es war ein stürmischer Tag, und die wetterweisen Fischer von Helgoland prophezeiten uns eine schlechte Ueberfahrt. Aber es war ein Wetter, an dem man Freude haben konnte: Frischer Muth und Gesundheit wehten Einem aus der salzigen Luft entgegen. Sie röthete die Wangen und machte die Augen erglänzen; der wehmüthige, sorgenvolle Zug, den man auf einigen Gesichtern sah, war der Unruhe über die Reise oder der Traurigkeit über den Abschied zuzuschreiben. Niemand sah verdrießlich oder gelangweilt aus. Am Ufer standen die zurückgebliebenen Freunde und winkten zum letzten Male Lebewohl zu. —

Es ist eine traurige Sache um das Lebewohlsagen, und sie wird mit jedem Jahre trauriger. Junge Leute, die zum ersten Male in die Welt hinausziehen, nehmen leichten Herzens von Freunden und Verwandten Abschied. Vor ihnen liegt das Unbekannte, das Ersehnte, das Geahnte. Sie winden sich ohne wirklichen Schmerz aus der Umarmung der weinenden Mutter; und voll freudiger Zuversicht drücken sie dem zurückbleibenden, ernst blickenden Freunde die Hand. Die Thränen der Verlassenen

*) Schluß zu dem Artikel „Feiertage. Helgoland" in Nr. 39 d. Jahrg.

Digitized by Google

mögen eine aufrichtige Rührung bei ihnen erzeugen; aber es ist die Rührung rasch vorübergehenden, wenn auch periodisch wiederkehrenden Mitleidens. Im Grunde des Herzens jubeln sie: Sie werden die Welt sehen; sie werden sich in das Getümmel stürzen; sie werden kämpfen und siegen; Verwandte und Freunde werden mit Stolz von ihren Thaten sprechen, werden sie nie vergessen, und der Tag des Wiedersehens wird ein Tag großer und gerechter Freude sein. — Später, wenn sie gelernt haben, daß es draußen in der Welt nicht freundlicher aussieht als zu Hause; daß die Menschen überall dieselben sind; daß man seine Freunde vergißt und von ihnen vergessen wird, und daß die neuerworbenen nicht besser sind als die alten, verlorenen; daß jeder Wechsel eine Gefahr mit sich bringt, und daß man trotz allen Wechsels am Ende doch immer dasselbe wiederfindet; daß das Kämpfen sehr ermüdend und die Ruhe etwas Köstliches ist; — später erwartet man nicht mehr viel von der Zukunft; man klammert sich deshalb fester an die Gegenwart, und dann scheidet man mit ungemischter, mit hoffnungsarmer Wehmuth von denjenigen, die diese Gegenwart zu einer angenehmen gemacht hatten. — Adieu ihr Eintagsfreunde von Helgoland, die ich rasch gekannt habe, rasch vergessen werde, und von denen ich wohl schon vergessen bin! — Ich sehe sie noch am Strande stehen. Die weißen Tücher flattern lustig im frischen Winde. Und jetzt bricht die Sonne durch die zerstreuten Wolken und macht die hohe, rothe Klippe und die weißen Häuser mit den bemoosten Ziegeldächern und den grünen Laden und Thüren freundlich zur Wiederkehr einladend erglänzen. — Das Dampfboot bahnt sich schnaufend und ächzend seinen Weg durch die wüthend gegen seine Wände anprallenden, kurzen, weißgekämmten Wellen. Die kleine Insel erscheint immer kleiner und wird bald ganz aus meinem Gesichtskreis verschwunden sein. — Jetzt sehe ich sie nicht mehr. — Die kurzen Ferientage sind vorüber. —

In Hamburg regnete es. — Ein philosophirender Landsmann, den ich einmal auf Reisen antraf, und der mir durch seine ruhig-verdrießliche Lebensanschauung imponirte, setzte mir auseinander, daß es irgendwo auf der Erde immer regne, und daß sein Geschick wolle, daß er überall, wohin er auch gehe, Regenwetter antreffe. Das als sonnig gepriesene Neapel erschien ihm deshalb ebenso traurig wie das nebelige London. — „Aber ich bin auf schlechtes Wetter eingerichtet — sagte er — und Sie werden mich niemals vor dem Regen davonlaufen sehen. — Denn warum? — Da weiter hin regnet es ja auch. — Es regnet überall wo ich bin." — Mein Landsmann hatte die Gabe im freundlichsten Lande verdrießlich zu sein. — Es gibt Länder, die den freundlichsten Menschen mißmuthig machen. — Es scheint mir, als ob es auf der Strecke zwischen Hamburg und Hannover immer regne. Mißmuthig und verdrießlich, ohne eine Spur des frohen Muthes, den ich in Helgoland in mir fühlte, blicke ich durch die angelaufenen Fensterscheiben des Eisenbahnwagens auf die trostlose Oede der Lüneburger Heide, durch die mich die Locomotive im raschen Fluge dahinzieht. — Wozu eigentlich die Eile? — frage ich mich mit meinem verdrießlichen Philosophen. — Dort wohin ich gehe regnet es ja auch. Es regnet heute überall.

Die Nacht verbrachte ich im Eisenbahncoupé. Ein halbes Dutzend mal schlief ich ein und eben so oft wurde ich von einem Schaffner geweckt, um mein Billet vorzuzeigen. Zur frühen Morgenstunde endlich langte ich in der Hauptstadt, an meinem Bestimmungsorte an. Fröstelnd und verschlafen stieg ich aus dem Wagen.

Die Straßen, die ich während des ganzen Jahres lärmend belebt zu sehen pflege, waren öde und leer. Am Trottoir stand eine Droschke. Der Kutscher hatte den Kragen eines elenden, abgetragenen, bunt gefleckten Mantels in die Höhe geschlagen. Zwischen der verbogenen Krempe des tief über die Augen gezogenen, von Regen und Hitze röthlich gefärbten Hutes erblickte ich eine frierende Nase und ein häßliches Kinn mit einem Tage alten, struppigen, grauen Barte. Der Mann athmete schwer in unerquicklichem Schlafe. Der arme Gaul auf vor Müdigkeit zitternden, lahmen Beinen stehend ließ den großen, melancholischen Kopf tief hängen. Es war ein trübseliger Anblick. — „Für die regnet es auch überall" — sagte ich mir. — An der Straßenecke hatte der Marchand de vin seinen Laden bereits geöffnet. Ein Lumpensammler mit der Kiepe auf dem Rücken und einer ausgelöschten Laterne in der Hand stand am Ladentisch, um den erkälteten Leib durch ein Glas Branntwein zu erwärmen. — Der hat auch nicht viel Sonnenschein im Leben. Er steht auf, wenn das Gas des Abends in den Straßen angesteckt wird; nun am Tage schläft er. — Ich drückte mich mürrisch in die Ecke der Droschke, die ich an der Station gefunden hatte, und mochte nicht mehr auf die Straße hinaussehen.

In meiner Wohnung endlich traf ich wieder auf ein zufriedenes, lebendes Wesen. Der verschlafene Portier war es nicht; auch nicht der zu so ungewöhnlicher Stunde geweckte Diener. Nein, das war mein Hund, der mit wilder Freude an mir emporsprang, der wedelnd, leise winselnd vor mir stand, und dessen treue, schöne Augen so deutlich aufrichtige Freude über das Wiedersehen ausdrückten, wie sie der beredtste Mann in Worten kaum hätte wiedergeben können. Mit großem Diensteifer schleppte er Pantoffeln und Stiefelknecht herbei, und nicht um einen Zoll breit wich er von meinen Hacken, sobald ich mich bewegte. Mir fiel das Wort eines französischen Misanthropen ein: „Ce qu'il y a de mieux dans l'homme c'est le chien".

Seitdem sind nun vierzehn Tage vergangen. Die Stadt, die mir zur frühen Morgenstunde mißfallen hatte, gefällt mir am Tage und am Abend auch nicht. Es ist immer dasselbe Augen und Geist in Anspruch nehmende, ermüdende, schreiende, tobende, unharmonische Treiben. Immer dieselben stolzen Equipagen mit schnaufenden Rossen, hochmüthigen Kutschern und Lakaien, und schmachtend auf seidenen Kissen hingegossenen, bemalten, frisirten geputzten weiblichen Wesen; — immer dieselben alten, schmutzigen Droschken, von elenden lahmen Gäulen gezogen und von mürrischen Kutschern getrieben; — dieselben Läden mit denselben Diamanten, Perlen, Rubinen, Handschuhen, Hemden, Halstüchern, Portemonnaies und Cigarrentaschen, Stahlwaaren und bemaltem Porzellan in den Schaufenstern, und hinter den Ladentischen mit dem stereotypen, geschniegelten, pommadirten Ladendiener oder der zungenfertigen mit Alt und Jung coquettirenden Ladenmamsell. Ich mag gar nichts mehr bei den Leuten kaufen und lasse mir am liebsten durch einen Dienstmann, dessen Physiognomie mir Vertrauen zu seinem Geschmack einflößt, dasjenige holen, was ich gebrauche. — An allen Ecken hängen dieselben Photographien berühmter Männer und berühmterer Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Sängerinnen und ähnlicher Schönheiten. Es gibt fünf oder sechs verschiedene Posen für ein jedes Geschlecht — immer dieselben Posen: der berühmte Mann hat die rechte Hand zwischen dem dritten und vierten Knopfe seines zugeknöpften Ueberrocks, oder er stützt sich auf einen Säbel oder ein Packet Bücher. Jüngere Männer schwärmen an einer halbgebrochenen Säule oder blicken mit über der Brust gekreuzten Armen träumerisch, finster oder herausfordernd in die Tiefe des photographischen Instruments. — Die Damen erscheinen in halb, ganz oder mehr als ganz ausgeschnittenen Kleidern. Sie blicken durch einen mit Epheu berankten Rahmen; sie zeigen, die Eine die schöne Hand, die Andere den kleinen Fuß, die Dritte den junonischen, stolzen Nacken, die Vierte das aufgelöste Haar. Eine Letzte möchte so viel ihrer Schönheit zeigen, daß sich die Sittenpolizei der öffentlichen Ausstellung widersetzt. Aber ich kenne seit langer Zeit das eckelhafte Gesicht des verschmitzt lächelnden Verkäufers, der mich fragt, ob ich vielleicht Verwendung für „künstlerische" Photographien habe, und ich weiß, daß ich im Laden dieselbe alte, abgestandene Waare finde, die mich seit zwanzig Jahren an allen Schaufenstern durch ihr unverwüstliches Lächeln, Träumen, Schwärmen, Herausfordern und Hingeben ärgert. —

Auf den Trottoirs begegne ich immer denselben, neuen oder alten, gut oder schlecht gemachten, hellen oder dunklen Röcken und Kleidern, Stiefeln und Hüten. Auch die Gesichter kenne ich alle. Die ganze Welt ist so klein, daß man überall, wohin man auch gehe, bald Freunde oder Freunde von Freunden findet. Aber wenn man längere Zeit in einer Stadt gelebt hat, so trifft man dort nichts mehr als bekannte Gesichter. Und die paar Unbekannten, die von Zeit zu Zeit auftauchen, haben eine solche

Digitized by Google

Familienähnlichkeit mit den Wohlbekannten, daß man sie ohne Weiteres in eine der bekanntesten Kategorien rangiren kann. —

Und dabei der betäubende Straßenlärm; und der Staub, wenn es nicht regnet; und der Schmutz, wenn es geregnet hat! —

Die poetische Beschäftigung des „Flanirens", von der ich zur Zeit, als Balzacs Romane in Vogue waren, soviel mit stillem Neide gehört habe, diese Beschäftigung ist entweder von den Romantikern aus der Luft gegriffen worden oder hat seit Jahren aufgehört zu existiren. Heute gibt er kaum etwas Ermüdenderes und Unersprießlicheres als eine zwecklose Promenade durch die überfüllten Straßen der Hauptstadt. —

Im Innern der Häuser sieht es nicht besser aus. In den Restaurationen herrschen dieselben Gerüche; an der Table d'hôte hört man dieselben Witze; in den Concerten quält sich derselbe Künstler mit denselben Concertstücken, und in den Theatern spielen dieselben Schauspieler dieselben Schauspiele. —

Mit Unruhe und Mißmuth denke ich daran, daß ich ein ganzes Jahr in der Stadt verleben soll, ehe ich einmal wieder Wald und Berg und Meer sehe. Mein Mißmuth ist ohne Zweifel ungerechtfertigt, und wenn ich mir die Sache ruhig und vorurtheilsfrei überlegen wollte, so würde ich mir dies wahrscheinlich klar machen. Aber ich mag mir die Geschichte nicht ruhig überlegen, und es gefällt mir, übler Laune zu sein.

Jean Pauls „Siebenkäs" war durch Lenettens ewige Zänkereien zuletzt in eine Stimmung versetzt worden, „wo ihm nichts mehr wohl that, als was ihn schmerzte". — Ich verdanke es dem trüben, trostlosen Herbstwetter, daß ich mich heute nur mit dem beschäftigen mag, was mich verdrießlich macht. Das ist die richtige, normale Stimmung „Nach den Ferientagen" — Leser, die während des Sommers und Frühherbstes auf dem Lande, am Meere, in Bergen oder im Walde gelebt haben und jetzt wieder im engen Stübchen in der großen Stadt sitzen, haben wohl dasselbe oder Aehnliches wie ich empfunden. Diesen Leidensgenossen sei mein Aufsatz sympathisch gewidmet.

A. L.

Literatur und Kunst.

„Die deutschen Mundarten im Liede."*)

Besprochen von **Ernst Eckstein.**

Schon der Titel des vorliegenden Werkes läßt uns vermuthen, was der Verfasser in der Vorrede des Breiteren erörtert: daß es ihm nämlich in erster Linie auf die Zusammenstellung der deutschen Dialekte angekommen sei, für welche die einzelnen Lieder zunächst nur als Träger fungiren. Dieser Umstand verleiht dem Ganzen etwas Sprachgeschichtlich-Monumentales, wie es in gleicher Weise für den Laien noch nicht geboten wurde. Unser Anonymus liefert uns in der That ein Gesammtbild, das an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei ist der poetische Werth der einzelnen Proben keineswegs außer Anschlag geblieben. Der Verfasser legt vielmehr in der Auswahl einen feingeschulten und doch naturwüchsigen Geschmack an den Tag. Nur wo ein Dialekt keine Dichtungen von wirklich künstlerischem Werth aufzuweisen hatte, wie z. B. die Mundart des Busecker Thales in Hessen, oder die der Grafschaft Tambach in Franken, nur in diesem Falle hat sich der Autor mit einer Probe begnügt, deren innerliche Berechtigung zu bezweifeln wäre. Bei der sehr verschiedenartigen Literaturentwicklung der einzelnen Dialekte ist es ferner begreiflich, daß nicht alle Mundarten bei gleicher geographischer Verbreitung durch eine gleiche Summe von Proben vertreten sein können, daher denn die Anordnung nicht durchweg symmetrisch ist. Doch erkennt man auch hier das Streben nach dem unerreichbaren Ideal.

*) Sammlung deutscher Dialektgedichte. Nebst einem Anhang; Poetische Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Leipzig 1875, F. A. Brockhaus.

Ueber die sprach- und culturgeschichtliche Bedeutung der Dialekte und über den Werth der Dialektpoesie kann heutzutage bei den Kennern der einschlägigen Verhältnisse kaum eine Meinungsverschiedenheit obwalten. Nur der naivste Unverstand hält die Mundarten für verderbtes Schriftdeutsch. Wer einigermaßen historisch gebildet ist, der weiß, daß die verschiedenen Dialekte ursprünglich gleichberechtigte Schwestern der Schriftsprache sind, die nur durch äußerliche Zufälle, politischer oder literarischer Natur, im Zustande ihrer localen Beschränktheit verblieben, während die Schriftsprache ebenso zufällig auf den Thron der Allgemeingültigkeit erhoben wurde. Im Schicksal der Dialekte und in ihrem Verhältniß zur Schriftsprache spiegelt sich auf sehr charakteristische Weise die politische Eigenart der Nationen wieder. Bei centralisirten Völkern übt die Schriftsprache eine monarchische absolutistische Herrschaft aus: bei decentralisirten führt sie gleichsam nur die Hegemonie als prima inter pares. Die Hellenen dichteten attisch, dorisch, ionisch. Sappho besingt die reine Selana: Homer die Selene. Erst nach und nach bildete sich in Griechenland eine „Schriftsprache" aus, deren Normen jedoch fortwährend hin- und herschwankten. Dem entsprechend gingen die einzelnen griechischen Staaten in Sitte, Gesetzgebung und Verfassung jeder seinen besondern Weg. Der centralisirte Römerstaat dagegen kannte nur eine Sprache: die des Forums, nur eine Schreibweise: die urbane. Dem Livius, der hin und wieder um einiges von dieser obligatorischen Richtschnur abwich, warfen die Zionswächter der Classicität seine Patavinitas vor. Das moderne Italien, noch bis vor kurzem politisch zerstückelt, besitzt gleichfalls keine Schriftsprache, die so bedingungslos dominirt wie in dem centralisirten Frankreich das Französisch der Akademie. Alle italienischen Autoren stehen mehr oder minder unter dem Einfluß des Provinzialismus. Eine reichentwickelte Dialektliteratur hat den italienischen Mundarten eine wirkungsvolle Selbstständigkeit aufgeprägt. Erwähnenswerth in diesem Sinne scheint mir der Umstand, daß man den Gedichten des modernsten italienischen Autors, Giuseppe Giusti, ein langes Glossar beigeben mußte, in welchem die nicht-schriftitalienischen Ausdrücke für die italienischen Leser erläutert wurden! Und Giusti ist keineswegs ein Dialektdichter.

Es kann also, wie gesagt, nur dem sprachgeschichtlich Unkundigen beifallen, die Mundarten für eine Corruption der Schriftsprache zu halten. Das Andalusische war ursprünglich mit dem Castilianischen gleichberechtigt: Nur der Umstand, daß der staatliche Schwerpunkt nach Castilien fiel, gab dem Castilianischen allmählich das Uebergewicht. Man denke sich zwei Landmädchen, von denen die eine auf dem Dorfe verbleibt, während die andere frühzeitig nach der Stadt kommt, eine feine Erziehung genießt und im Salon glänzt. Es versteht sich von selbst, daß diese Dame im Laufe der Zeit andere Manieren annimmt, als das Bauernkind: und doch ist das Landmädchen gewiß keine Entartung der Städterin. So nimmt unsre Schriftsprache eine höhere geistige Stufe ein als das Oberbairische oder Friesische, denn sie hat von Luther bis auf Heine, Platen und Schopenhauer gar vornehmen Umgang genossen: aber von dem Zugeständniß dieser trennenden Kluft bis zur Verachtung ist ein weiter Schritt. Das Dorfkind wird uns freilich nicht wie die Salondame durch Eleganz und Esprit blenden: aber vielleicht entdeckt man hier andere Vorzüge, die jener privilegirten Schwester mit der verlornen Naivetät abhanden gekommen sind . . . .

Diese Vorzüge enthüllen sich uns ihrem ganzen Umfange nach in der mundartlichen Lyrik. Wenn sich die Lyrik der Dialekte in den angemessenen Grenzen bewegt, so dürfte es schwer halten, etwas Stichhaltiges gegen ihre Berechtigung vorzubringen. Dies gilt nicht allein von der Volkspoesie, sondern auch von der mundartlichen Kunstdichtung, insoweit sie sich der Volkspoesie anschließt. Zwei Klippen sind es, zwischen denen die mundartliche Lyrik hindurchsegeln muß: auf der einen Seite droht das Niedrige, Philiströse, Triviale und Pöbelhafte; auf der anderen Seite gilt es, die Behandlung solcher Motive zu meiden, die vermöge ihrer geistigen Verfeinerung jenseits der Anschauungs- und Empfindungsweise des Volkes liegen. Die mundartlichen Kunstdichter verfallen gleich häufig in beide Fehler: das Volkslied nur in den ersteren. Als Musterstück einer lyrischen Trivialität möchten wir das, in Firmenichs „Völkerstimmen" (II. S. 403) mitgetheilte „Lob der Klöse" bezeichnen.

Die vorliegende Sammlung nimmt in beiden Fällen eine lobenswerthe Rücksicht auf den Geschmack des gebildeten Lesers. Sie bringt weder versificirte Gemeinheiten noch auch solche Dinge, die ursprünglich schriftdeutsch empfunden und gleichsam nur in die Mundart übersetzt sind. Da der deutsche Autor, der ein elegant ausgestattetes Buch zu Markte

Digitized by Google

bringt, auch die Damenwelt im Auge behalten muß, so hat der Verfasser an einzelnen Stellen kleine Aenderungen oder Kürzungen bewerkstelligt, die sich hauptsächlich auf erotische Keckheiten beziehen. Bei der sparsamen und tactvollen Anwendung dieses immerhin precären Mittels haben wir nichts Ernstliches einzuwenden; zumal die emendirten Originaltexte wirklich unaussprechliche Derbheiten enthalten, doch ist das Princip nicht überall consequent durchgeführt.

Der Gesammteindruck des Werkes läßt sich am besten mit einer Wanderung vergleichen. Am Stabe des fahrenden Schülers ziehen wir durch die deutsche Lande. Ueberall werden wir mit offnen Armen als Genossen und Freunde begrüßt, überall weiht man uns in die Freuden und Leiden einer Existenz ein, die zwar keine großen Probleme kennt, aber dafür um so tiefer und wärmer empfindet. Im Hochgebirge singt uns der Sennhirt seine Jodler und Schnadahüpfeln; in Schwaben klagt uns das verlaßne Mädchen sein Liebesweh. In der fröhlichen Pfalz („Gott erhalt's!") schenken uns die biedern Autochthonen vom Besten, und drunten am Gestade der Nord- und Ostsee hören wir Klänge der Schwermuth so ernst, so geheimnißvoll, als habe sie das Meer selber aus seiner verschleierten Tiefe emporgerauscht.

Unseres Wissens besitzt das an Sammelwerken so reiche Schriftthum Deutschlands kein Werk, das von diesem, wenn ich so sagen darf, ethnographischen Standpunkt ausgeht, und gleichwohl für das nichtgelehrte Publicum berechnet ist. Firmenichs „Völkerstimmen", Wackernagels „Lesebuch", Frommann u. A. sind umfängliche und theils fachwissenschaftlich angelegte Werke, die sich dem Gebrauche des Laien entziehen. Bei Firmenich insbesondere sind die lesbaren und poetisch werthvollen Lieder durch einen unendlichen Wust der plattesten Prosa auseinander gesprengt, und so in ihrer Wirkung geschädigt.

Es sei uns noch gestattet, ein Wort über den „Anhang" zu sagen. Der Verfasser gibt hier zunächst eine Reihe von älteren Sprachproben, die den Laien mit der historischen Entwicklung unsers vaterländischen Idioms in drastischer Weise bekannt machen. Dann folgt eine kurze Auswahl von Dichtungen aus den germanischen Schwestersprachen, dem Gothischen, Altnordischen, Schwedischen, Dänischen, Angelsächsischen u. s. w. Eine wörtliche Uebersetzung unter dem Texte erleichtert hier das Verständniß. Der Leser versuche es nur dreist, sich diese Sprachdenkmale zu entziffern! Wenn er dasselbe Stück mehrmals liest, so wird er bis zu einer gewissen Grenze den Eindruck des Sprachcharakters gewinnen. Das Bessere ist überall des Guten Feind. Weil die Mehrzahl des gebildeten Publicums nicht in der Lage ist, Gothisch, Altnordisch, Schwedisch, Dänisch, Angelsächsisch u. s. w. gründlich und nach allen Regeln der Grammatik zu erlernen, soll ihr deshalb jedes Bild von dem Charakter dieser Sprache verschlossen bleiben? Dergleichen wird nur ein Pedant behaupten.

Billigerweise läßt sich auch Nichts dagegen einwenden, daß die Orthographie in diesem Anhange nicht absolut den fachwissenschaftlichen Usancen entspricht. Die beiden angelsächsischen T-Aspiraten sind durchweg Th und Dh geschrieben, da die von Grimm, Rieger, Wackernagel u. A. gebrauchten Runen den Eindruck des Fremdartigen nur zwecklos erhöht haben würden. Auch ist der sehr verwickelte, angelsächsische Vocalismus nicht bis in seine feinsten Schattirungen angedeutet. Doch wird selbst der Kenner nirgends eigentliche Fehler zu rügen haben.

Der Verfasser beschließt seine Sammlung mit dem schönen Liede Hoffmanns von Fallersleben:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand!
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland!

In der That trägt das ganze Werk den Stempel einer unendlichen Liebe zur Sache. Und so möge es das Seinige dazu beitragen, die Verbrüderung zwischen Nord und Süd, die in der politischen Neugestaltung Deutschlands ihren Ausdruck gefunden hat, immer mehr zu vertiefen und zu befestigen!

Ein Ehrentag aus Englands Geschichte.

Von **Eduard Engel.**

Am 25. October wurde in Willis' Rooms in London von einem kleinen Kreise alter Soldaten die 21jährige Feier einer „Krieger- und Heldenthat" begangen, die seiner Zeit mit Recht das größte Aufsehen erregte, heute aber nur noch durch eine begeisterte Feier und durch eines Dichters Lied der nachgewachsenen Generation in's Gedächtniß gerufen wird.

Vor 21 Jahren stürmte im Krimkriege die „Leichte Brigade", eine englische Cavallerieabtheilung von sechshundert Mann Elitetruppen, in der blutigen Schlacht bei Balaklava die russischen Geschütze, umsaust von dem Feuer der Kanonen und einem geradezu vernichtenden Gewehrfeuer. Der Befehl zu diesem glänzend ausgeführten, aber militärisch nicht zu rechtfertigenden Angriff beruhte, wie sich später herausstellte, auf einem mit Respect zu melden dummen Streiche des Obercommandirenden der englischen Armee, aber leider kostete er mehr als der Hälfte der wackern Sechshundert das Leben. Lord Cardigan, der Obrist der Brigade, kehrte zwar lebend aus „dem Thal des Todes" zurück, ist aber inzwischen auch zu seinen muthigen Gefährten von Balaklava eingegangen.

Der Sturm der Leichten Brigade, eine der leuchtendsten Episoden eines poesiearmen Krieges, bildet für das englische Nationalbewußtsein ein rühmliches Seitenstück zu dem von ihm bis dahin unermüdlich gerittenen Steckenpferde der Vertheidigung der englischen Stellungen bei Waterloo. Kein Wunder also, daß Tennyson, der ihm ein ehrenvolles Denkmal im Liede gesetzt, sich dadurch in der Gunst des Publicums nicht wenig befestigt hat, wie er es ja stets verstanden, den Neigungen seiner Leser (und Leserinnen) sich vorsichtigst anzuschmiegen.

Wir geben nachstehend als ein besseres Zeugniß von der Dichterkraft des poeta laureatus, als es sein jüngster dramatischer Versuch „Königin Maria" ist, eine Verdeutschung seines vielbewunderten

Charge of the Light Brigade.

Tausend Schritte gegen den Feind,
Tausend Schritte geraden Wegs
Hinein in's Thal des Todes
Ritten die Sechshundert.
„Leichtbrigade, drauf und dran!
Stürmt auf die Kanonen an!"
Hinein in's Thal des Todes
Ritten die Sechshundert.

„Leichtbrigade, drauf und dran!" —
Zaudert da auch nur ein Mann?
Ob auch jeder Reiter weiß.
Thöricht sei dies Kampfgeheiß.
Aber Keiner sprach ein Wort,
Zum Besinnen war's kein Ort;
Zu sterben vor den Schlünden dort,
Hinein in's Thal des Todes
Ritten die Sechshundert.

Hört ihr die Kanonen rechts?
Hört ihr die Kanonen links?
Und entgegen überall
Donnert der Kanonenhall;
Aber unverzagt die Schaar
Mitten in dem Donner war,
Unverzagt in Todesschlund;
In der Hölle offnen Mund
Ritten die Sechshundert.

Aus der Scheide zuckt das Schwert,
Auf die Kanoniere fährt
Sausend es hernieder;

Digitized by Google

So zum blutgen Reitersturm,
Von den Heeren rings bewundert,
Ritten die Sechshundert.
Durch der Kanonen Burg
Schlugen sie sich wacker durch,
Russen und Kosacken rings
Fielen von den Streichen,
Dann zurück zum Heere ging's, —
Aber nicht Sechshundert!

Hört ihr die Kanonen rechts?
Hört ihr die Kanonen links?
Hinter ihnen überall
Donnert der Kanonenhall.
Unverzagt blieb die Schaar,
Während Roß und Reiter fiel, —
Die so fest im Ansturm war,
Kam jetzt aus des Todes Schlund,
Kam zurück vom Höllenmund —
Alles, was noch übrig war,
Uebrig von Sechshundert.

Wann vergeht der Heldenruhm,
Der gebührt dem Heldenthum,
Den die Welt bewundert?
Ehre, Leichtbrigade, dir,
Ruhm euch, Helden, für und für, —
Wackere Sechshundert!

Das Studium der alten Meister und der „Geist" der Alten.

Von dem Autor des Aufsatzes „Ueber Publicum und Quellen der Popularität".

Wir müßten die Alten in ihrem Geiste die Kunst zu treiben nachahmen, ist eine Phrase, die Jeder von uns oft genug gehört haben wird, nur hat sich eine genaue Vorstellung von dem, was eigentlich unter diesem Geiste zu verstehen sei, nicht befestigt. Zumeist dachte man dabei an die Gegenstände, welche die alte Kunst verherrlichte, und glaubte, daß die moderne nur dann wieder wahrhaft erblühen könne, wenn Zeit und Künstler sich zu den Gesinnungen und allgemeinen Bildungszuständen der Vergangenheit zurückbekehrten. Ueber die Irrigkeit dieser sentimentalen Meinung, obgleich sie eine Geistesverwandtin der modernsten ist, welche gleichfalls wieder das Heil im Gegenständlichen sucht, nur im modern Zeitgemäßen statt im Alterthümlichen, über die Irrigkeit dieser Meinung nur ein Wort verlieren, hieße Wasser in's Meer tragen; die Leistungen ihrer Vertreter haben verschuldet, daß der Hauptstrom des Publicums und der Künstler sich von dem Classicismus abwandte, und daß jene seither so verderblich gewordene Partei die Oberhand gewann, die behauptet, die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts habe eine ganz neue zu sein und habe folglich mit der alten Tradition gänzlich zu brechen.

So lange uns nun aber von den glänzenden Eigenschaften der Antike und Renaissance noch eine Vorstellung bleibt, werden immer die Begabteren und Einsichtigeren den Blick nach dem verlorenen Paradies jener Vergangenheit zurückwenden und so sehen wir denn auch neuerdings das Studium der Alten wieder mehr Raum gewinnen. Nicht mehr auf den Geistesinhalt richtet es sich, sondern auf die Vorzüge der äußeren Erscheinung; aber auch hier erhebt die Antochthonenpartei ihren Widerspruch, und erklärt wie die Denkweise und den Geistesinhalt der alten Kunst so auch deren Darstellungsweise für überlebt.

Sieht man nur ein wenig näher zu, so wird sich der Irrthum sofort an der Oberfläche finden. Die Gegner des Classicismus, welche die Sache selbst ja niemals prüften, lassen sich durch die allerdings nicht befriedigenden Versuche solcher Nachahmer der Alten beirren, denen einige äußerliche Formen der Darstellungsweise für Darstellungsmittel überhaupt gelten, und welche somit über einige sofort in's Auge fallende Einzelqualitäten einzelner Meister und Schulen nicht hinauskommen. Fast immer läßt sich bei diesen Nachahmern nachweisen, daß sie individuellen Gemüthsstimmungen nachhängen, oder daß sie auch wohl mit einer gewissen Bequemlichkeit der speciellen Art ihres Talentes folgen, ohne dem, was sie sich aneignen wollten, energisch auf den Grund zu gehen.

So hat es solche gegeben — und gibt deren noch —, welche angezogen von dem innigen und naiven Gefühlsausdruck, der uns an Bildern des Cinquecento entzückt, diesen für das Nachahmenswertheste hielten. Da sie durch einen so edlen Vorzug in Bewegung gesetzt wurden, so ist ihnen Innigkeit der Gefühlsanlage gewiß nicht abzusprechen; aber einen unbegreiflichen Irrthum begingen sie, indem sie glaubten, der Ausdruck jener Innigkeit sei an gewisse Formen gebunden, und indem sie es unternahmen, diese Formen nachzuahmen, nicht bedenkend, daß sie selbst nicht in der Lage seien, sich den lebendigen Vorbildern derselben, die den Meister entzückt hatten, gegenüber zu stellen. Und so mußten sie denn an einer gezierten Auffassung von Aeußerlichkeiten des Gehabens vorgangener Zeiten und Menschen haften bleiben und individuelle, der Natur abgelauschte Eigenthümlichkeiten der Formengebung wurden unter ihren Händen eine frostige, uns nicht überzeugende Formalität. Ja noch viel schlimmere Früchte trug die begangene Oberflächlichkeit. Die Zeichnungsart der Alten, die auf der unerbittlichsten Strenge des Eingehens in die Feinheiten der Natur beruhte, ward in der Nachahmung zu einer gewissen manierirten Härte der Contourirung, die an Naturgefühl auch nicht mehr im Entferntesten erinnert, und das Erzeugniß eines Bestrebens, das auf das Höchste im Kunstwerk zielte, nämlich auf den Ausdruck der belebenden Seele, wurde schließlich ein aller Wahrheit und Wesenheit entbehrendes Contourengespenst*).

Wären Jene der Vernunft gefolgt statt einer unklaren Gemüthsstimmung, so hätten sie die Methode der Arbeit nachgeahmt, vermittelst derer ihre Vorbilder bei so wünschenswerthem Ziele ankamen. Sie hätten gefunden, daß solche Innigkeit des Seelenausdrucks im Bilde wiederzugeben nur dem gelingt, der die Gesichtsformen, in denen sie sich ausprägt, täglich zu beobachten und auf's genaueste nachzuahmen Gelegenheit hat. Und dann hätten sie gleich den Alten ihre eigene, ihrem Herzen liebe Umgebung abconterfeit, getreu sich in jeden kleinsten Zug vertiefend. Aber es wurde ihnen nicht einmal klar, daß die nachfühlende Herzensinnigkeit jener herrlichen Meister deutscher und italienischer Blüthezeit sich gar nicht etwa nur im Gesichtsausdruck und Gestus der Figuren ausprägt, sondern ebenso sehr in der freudigen Sorgfalt, die der Individualisirung auch der letzten nebensächlichen Kleinigkeit im Bilde gewidmet ist.

Betrachten wir ein anderes Beispiel moderner Fehlversuche. Allermodernste betonen vorzugsweise die große Ueberlegenheit der Alten im Colorit. Statt nun auf das aufmerksam zu sein, worauf doch schon die außerordentliche coloristische Verschiedenheit alter Schulen hinweist, nämlich auf die Grundlagen der Farbenanschauung, seien dieselben nun in besonderen Arten des Formenverständnisses und der Formenabsicht zu suchen, oder in den Bedingungen des technischen Farbenmateriales, oder aber in den Anforderungen der Localität, der das Kunstwerk zum Schmucke dient, — statt solche Vorbedingungen sorgfältig in Rech-

*) Schwind und Nachfolge mit ihrem altdeutschen Gespenst. Ebenso das in der sächsischen Schule noch immer fortspukende Antikengespenst. Aehnliches war schon bei weit früheren Nachahmungsversuchen Buonarotti'scher Kühnheit herausgekommen. Nicht in der Verwegenheit der Wendungen und Skurze ruht dieses Meisters Kraft, sondern in der anatomischen Kenntniß des Körpers und in der genauen Beobachtung der Einzelformen, welche zur Wahl eines nahen Augenabstandes führte. Aus diesem nahen Abstande ergaben sich dann die energischen Ueberschneidungen von selbst.

Digitized by Google

nung zu ziehen, gibt man sich sofort dem poetischen Eindruck hin, der diese oder jene Art der Farben- oder Effectanordnung hervorbringt und glaubt übergründlich zu sein, wenn man Recepte dieser oder jener Anordnungsart, des Lichtfalls, der Farbenfolge als Allgemeingültiges aufstellt und als wichtige Principien der Malerei verkündet.

Wir sehen das Clairobscur, welches so recht eigentlich die Weise imponirender Hervorhebung der Einzelform ist, verwendet von Malern, welche nicht das ABC der Zeichnung erlernten, sehen Andere sich abmühen, das opake Grau des Alfresco und der Tempera mit ihrer Natur nach transparenten Oel- und Firnißfarben nachzuquälen. Und da leider die modernen Coloristen dieser Richtung den Irrthum bei sich eingebürgert haben, gutes Colorit und Vernachlässigung der Form seien unzertrennlich, so langen sie bei einem Resultate an, das von dem ihrer vorhin getadelten, sich für Zeichner haltenden Gegner*) nicht allzuverschieden ist. Nicht das lebensvolle Wesen des alten Coloristenthumes eignen sie sich an, sondern ihre Erzeugnisse sehen etwa aus, wie die ihm abgezogene, leblose — und dazu etwas zerfetzte Epidermis.

Beide Richtungen gaben ihren wohl durch sehr Bedeutendes angeregten Bestrebungen nicht die genügende Grundlage des Nachdenkens und umfassender Beobachtung, sonst hätten sie darauf kommen müssen, jene farblosen Zeichner, daß bei den Alten und bei der Entwicklung ihrer Kunst die Zeichnung zugleich mit der Beherrschung der Palette weiter gedieh, und die Anderen, daß doch wohl derjenige Licht und Schatten, und das ganze Spiel der Farben am weisesten zu vertheilen wissen werde, welcher die Formen am besten inne hat, auf denen solcher Reiz sich malt.

Beim Studium der Alten liegt die Hauptschwierigkeit für uns Moderne darin, daß wir die Kunst nie im Zusammenhange übten, d. h. daß wir sie nicht von Stufe zu Stufe erlernten, keinen Schritt in unserer Entwicklung weiter gehend, ehe der vorhergehende vollständig gethan war. So kann es nicht fehlen, daß bei uns immer die eine oder die andere „Qualität" monstruos ausgebildet ist, Anderes dagegen vernachlässigt. Meisterschaft besteht aber darin, daß keine Qualität als verkrüppelt auffalle oder die Anderen, die sie begleiten, durch ihr Uebergewicht als verkrüppelt erscheinen lasse. Und so müssen wir, wenn sich, wie natürlich ist, unsere einseitig ausgebildete Begabung zum Studium dieser oder jener, uns in die Augen fallenden Eigenschaft eines Meisters hingezogen fühlt, alle Kraft zusammennehmen, unsere Einseitigkeit zu bekämpfen. Nicht ruhen dürfen wir, bis wir eingesehen haben, daß die uns in die Augen fallende Eigenschaft keine vereinzelte ist, daß sie vielmehr im engsten Zusammenhange mit anderen steht, auf denen sie sich auferbaut. Und unerbittlich gegen uns selbst müssen wir dann die uns fehlenden Vorstufen zu dem, was wir wollen, und seien sie die allerersten und niedersten, zuvor betreten.

Wen dieser Geist der Gründlichkeit und Ehrlichkeit leitet, für den möchte es gleichgültig sein, von welcher Seite her er das Studium der Alten beginne. Es reize ihn die Farbengluth der Umbrier, und er wird, wenn er den technischen Bedingungen derselben nachforscht, bald finden, daß solch glühender Transparentfarbenauftrag nur möglich ist auf sorgfältigster Vorbereitung der Form, die später eingetragener Correcturen mittelst Deckfarben nicht bedarf. Und so wird er zuvor scharf und sicher zeichnen lernen müssen. — Indem er sich um dieses müht, muß ihm der Sinn der einfach natürlichen Modellirungsart jener Meister aufgehen, ja er wird begreifen, daß die höchste Farbenkraft und die höchste Schönheit, die in seinen Pigmenten liegt, an die einfache, klare Beleuchtungsmethode des Objects gebunden ist, welche zugleich wie keine andere die Form rein sachlich und von Zufälligem des Effects befreit hervorhebt.

So ist jedes künstlerische Meisterwerk eine organische Welt im Kleinen, in der sich alle Elemente die Hände reichen, keines allein steht. Ja wollten wir unsere Beobachtung an dem soeben angeführten Beispiel weiter spinnen, so würden wir darauf kommen, daß der präcise Seelenausdruck z. B. Rafaelischer Angesichter auf's engste zusammenhängt mit den delicaten Farben im Pasto des Meisters, denn nur dieses ermöglichte solche Schärfe und Reinheit der zeichnenden Pinselführung.

Das künstlerische Talent wächst nur an der Hand der unverfälschtesten Gründlichkeit empor, denn seine Aufgabe ist die sichtbar bleibende, die sich sinnlich verkörpernde Leistung des geistig Beabsichtigten. Wird dies Sichtbare der künstlerischen Leistung nicht zur äußerst möglichen Abrundung getrieben, so läßt sich das, was es ausdrücken soll, mit leichterer Mühe auch durch Worte ausdrücken und das bildende Kunstwerk hat keinen Zweck mehr. Das was dem jeglichen Wollens und Könnens baren Parasitenthume moderner Kunstschwätzerei als Trockenheit erscheint, jene Verbissenheit des factischen Leistens, die den Alten eigen war, die der Anspannung der Kräfte keine Ruhe gönnte, kein Vertuschen des Unzulänglichen kannte, die haben wir — der Strömung heutiger Erziehung uns mit allem Fleiße widersetzend — sorgfältigst in uns zu pflegen. Das absolut Vollkommene wird nie erreicht, aber die Vervollkommung liegt nur auf diesem Wege. Trotz aller Unvollkommenheiten, denen wir bei den ringenden Geistern der Frührenaissance begegnen, unterliegen wir der starken Männlichkeit und Ehrlichkeit des Willens, die sich in jedem Zuge — auch in der offenbaren Unbeholfenheit der Mängel — ausspricht, und wie geringfügig erscheinen neben ihr die virtuosen Einzelvorzüge des Verfalls, welche mit schwächlicher Eitelkeit an der Anstrengung vorüberging, die ihr das ehrliche Aufbessern gleißend vertuschter Laxheiten gekostet haben würde.

So sehr nun aber unter jener eisernen Anstrengung die Fertigkeit des Darstellenden wachsen muß, die Kunst wird darum nicht leichter, sie wird sogar immer schwieriger, weil das täglich geübtere Auge täglich größere Ansprüche an die Vollendung des Werkes erhebt. Die heutige Zeit, die es mit der Güte der Darstellung so wenig genau nimmt, glaubt mit den schwierigsten und unerhörtesten Problemen spielen zu können, von Schranken und Gesetzen der Kunst will das heutige Genie nichts hören. Die Alten mit ihren strengen Forderungen an ihr Werk fanden gar bald, daß schon das technische Material dem Wollen Schranken setzt, und sie hüteten sich wohl, dieselben zu überspringen, ja der vielleicht am Weitesten ausschauende Geist der Renaissance, Leonardo, stand nicht an, es für ein Zeichen des Genies zu erklären, daß es nicht mehr wolle als es vermöge. Allerdings können wir an dem fertigen Aussehen seiner Werke erfassen lernen, wie weit sich das Vermögen auch an eingeschränkten Problemen steigern läßt, und es hat wohl noch keiner die Schranken, welche das Material dem Wollen setzt, drückend empfunden, der so ernstlich wie jener große Meister bemüht war, sie ausfindig zu machen und innerhalb ihrer zu herrschen.

Die Bedingungen, welche das Material dem Künstler setzt, sind nun größtentheils generelle und keiner wesentlichen Veränderung unterliegende. Wie sie zu respectiren und zu beherrschen seien, dafür bieten uns die Alten eine unerschöpfliche Quelle des Lernens. Die Bildfläche ist seit allem Anfang der Malerei das Gegentheil des vertieften Raumes gewesen, und was der Scharfsinn Jener aufbot sie zu bewältigen, sei es durch Kunstgriffe der Perspective oder der Farbengebung und Modellirung, wird den Modernen, die jene Lehren ungenützt bei sich verkommen ließen, nützlich sein wiederzuerwerben. Ebenso aber können sie lernen, wie es zu vermeiden sei, daß das Bild, der Anschein des vertieften Raumes, mit der runden Wirklichkeit, von der es umgeben ist, in Conflict gebracht werde.

Auch die Bedingungen der Alfresco- und Temperafarben sind unverändert geblieben, und welche Beleuchtungsprobleme sich am treffendsten mit denselben ausdrücken lassen, wo der Höhepunkt ihrer Schönheit ist, haben die Alten so vortrefflich ausstudiert und erschöpft, daß wir schwerlich etwas Neues hinzuzuerfinden im Stande sein möchten. Es bleibt uns nur übrig, die Fertigkeit Jener wiederzuerwerben, d. h. ihre technische Methode

*) Denn sie sehen, beiläufig gesagt, gemeiniglich auf Colorit, als sei dasselbe nicht eines der vorzüglichsten Ausdrucksmittel für die Form, wie auf etwas Nebensächliches mit einer gewissen Geringschätzung herab.

Digitized by Google

wiederaufzufinden und uns die Art der Farbenanschauung, zu der jenes Material sich am günstigsten verwenden läßt, wieder anzueignen.

Ebenso war der richtigste Gebrauch der Oel- und Firnißfarben gleich von den Erfindern und von ihren nächsten Nachfolgern festgestellt und unmittelbar nach des da Vinci Clairobscur war alles Technische, was das Material gewährt, erschöpft, ja seine Hülfsquellen sind sogar in der Folge niemals wieder so weitgehend ausgebeutet worden. Wir Neuen aber, die wir dieses schöne Material unnatürlich mißhandeln und seine Schönheit verstümmeln, werden wohl thun, uns über seine rechten Normen bei den Alten Aufschluß zu holen. Und so verhält es sich mit allem künstlerischen Material, so ist es auch mit Stein und Erz, überall findet der Künstler Grenzen und bildet für seinen Zweck Gesetze aus denselben, die viel bindendere und schärfere sind, als die heutige Wissenschaft sie gemeiniglich der Kunst zugestehen will.

Es ist schon anderwärts ausgesprochen worden und mag hier wiederholt werden, daß die Alten diesen eben erwähnten Umständen — wenn wir wollen jenen Mängeln — Rechnung tragend mit vollem Bewußtsein ihrem Naturstudium eine ganz bestimmte Richtung gaben und gewisse Schranken zogen. Das dem Material Erreichbare war ihr Ziel, darüber hinaus verlangten sie nicht. Aber sie unterwarfen nun auch zu Nutz und Frommen der gründlichsten Darstellung das Naturvorbild weit strengerer Prüfung als wir. Sie suchten nach inneren Gründen der äußeren Erscheinung. Ein Maler war es, der das in der Farbenwelt so mannichfach thätige Element der trüben Medien fand, derselbe erklärte das Räthsel des stereoskopischen Sehens. Anatomie und Gleichgewichtslehre (Statik) hielten seit Leonardo die Künstlerwelt lebhaft in Athem, und wie anders sah der Künstler, den ihre Gesetze interessirten, das Modell an, als der heutige „Naturalist", dessen unwissende Nachahmung uns und ihn selbst in dumpfe Beängstigung versetzt.

Unter der steten Uebung nur zu wollen, was möglich war, dann aber auch vollauf zu können, was man wollte, erwuchs der Wille jener Meister zu vollem Selbstbewußtsein. So viel treffender und schärfer sie auch ihre Naturprobleme darzustellen verstanden als wir, der Gedanke kam ihnen nie in den Sinn, daß die Darstellung des Natürlichen an und für sich alleiniger Zweck der bildenden Kunst sei. Von Naturalistik war bei ihnen nur in dem Sinne die Rede, daß der Künstler in seinem Werke seine Gedanken über die Natur und seine am Naturvorbilde angestellten Beobachtungen mittheile, sonst blieben sie aber auf dem natürlichen Standpunkte, daß die Kunst eine Leistung der Menschenseele sei, in welcher diese auch ihre Subjectivität auszusprechen habe. So verstand es sich denn auch von selbst, daß die Seele ihren eigenen Ansprüchen und dem, was sie freudig bewegte, vollen Raum ließ, und einer der vornehmsten Ansprüche an das Kunstwerk war die Befriedigung des Schönheitsgefühls.

Man war nicht ängstlich, man suchte das Schöne nicht empirisch aus Fällen der Natur abzuleiten. Die Natur war an sich weder häßlich noch schön, dagegen suchte man nach des eignen Auges Wohlgefallen*) die Normen des Schönen festzustellen. Indem sie in der Kunst Rhythmen des Maßes und der Linienrichtungen schufen und dieselben ebensowohl auf die Einzelgestalt als auf die Anordnung des Ganzen anwandten, sprachen sie wohlgemuth aus, sie überträfen die Natur. Und sie thaten es, denn ihr ordnender Wille erhob im Kunstwerk zum stetig wirkenden Gesetz, was die Natur nur in gelegentlichen und zerstreuten Fällen auf eine der edelsten Empfindungsanlagen der Seele wirkt. Thaten sie Unrecht? Sucht nicht der Mensch überall, wo er Edelstes ausspricht, nach gesteigerten Formen des Ausdrucks? Poesie und Musik reden in Rhythmen, warum soll es die bildende Kunst nicht thun, die uns eben so gut wie jene über des Lebens alltägliche Plage erhebt.**)

Handle es sich im Kunstwerk um die Darstellung jeglichen nur denkbaren geistigen Inhaltes, jene von den Alten beachteten und nach Möglichkeit variirten Normen werden ihre Anwendbarkeit nie verlieren. Und nur dem Umstande, daß solche Normen mit hervorragender Präcision in ihnen ausgesprochen sind, verdanken es große Kunstwerke, daß sie allen Zeiten verständlich bleiben, auch wenn der Gedankeninhalt, dem sie Schmuck verleihen, längst unverständlich geworden ist.

Den Sinn und inneren Zusammenhang alter vortrefflicher Kunstformen neu beleben, ihrer Entstehung und deren Ursachen nachgehen, kurz die Arbeitsmethode der Meister aufsuchen und auf's neue verwendbar machen, das heißt die alte Kunst im Geiste der Meister studieren. Nur der Künstler vermag es, der thatsächlich auszuüben strebt, was er lernte, denn in der Kunst gibt es keine Theorie ohne die prüfende und berichtigende Praxis.

---

*) Siehe Dürers Vorbemerkung zur Proportionenlehre. Er wisse, so sagt er, keine andern Gründe für die Wahrheit dieser Dinge zu sagen, als daß er sie so empfinde.

**) Die moderne Aengstlichkeit bei der künstlerischen Darstellung ja nicht etwa Ansprüche des Schönheitsgefühles ordnend in das Aussehen des Naturvorbildes eingreifen zu lassen ist im Grunde doch nur ein sehr einseitiger und unklarer Act der Gewissenhaftigkeit. Die, welche ihr unterliegen, führen fort und fort das Wort „Charakteristik" im Munde. Nun wohl, ist denn das Charakterisiren nicht wieder eine Einmischung der Seele in die Naturerscheinung, eine bewußte Auffassung, Zusammenordnung und Hervorhebung von Eigenschaften des Naturvorbildes, welche die Seele für gewisse Begriffe, die sie aus demselben ableitet, bezeichnend findet?

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Don Juan d'Austria.*)

Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alb. Lindner. Gegeben am National-Theater.

Kaiser Karl der V. hat den Entschluß gefaßt, sich in das Kloster San Juste zurückzuziehen, nachdem er die Last der Weltherrschaft auf die Schultern seines Sohnes Philipp II. gelegt hat. Vor der Abhaltung der symbolischen Todtenfeier im Rathhause zu Brüssel beginnt Lindners Drama. Ehe Karl noch erscheint, schildert die Exposition den jungen Don Juan von Oestreich, des Kaisers natürlichen Sohn, im Gespräch mit seinem Freunde Escovedo, in seinem Stolze tief verwundet, denn von den vielen Reichen seines Vaters war ihm nichts zu Theil geworden. Bürger von Brüssel treten auf, unter ihnen der Rathsherr von der Aken und dessen Enkelin Beata, die den Kaiser zum letzten Male sehen wollen. Das junge Mädchen ist von Juans Erscheinung geblendet, und sie begrüßt ihn als den König der Niederlande, weil sein Antlitz dem Bilde eines alten Fürsten ihrer Heimat gleicht. Karl naht, geleitet von Priestern, gefolgt von seinem Sohne Philipp, der zwischen seinem Liebling Antonio Perez und dem Cardinal Baldez schreitet. Noch einmal erfolgt die schon erwähnte Uebertragung des Reiches auf den Nachfolger. Der Kaiser zählt alle Besitzthümer auf, von Don Juan stets unterbrochen, der bittet seiner nicht ganz zu vergessen, aber von ihm an den jetzigen Herrscher gewiesen wird. Aber der stolze Bastard kann sich zur Bitte nicht entschließen. Karl begrüßt die Bürger, die sich um ihn drängen, bittet sie, ihre Liebe auf den Sohn zu übertragen, und fordert Beata auf, dem neuen König im Namen des Volkes zu huldigen. Sie kniet vor Don Juan nieder.

Karl.
Was thust du doch?

Beata.
Ich huld'ge, wo ich muß.

Karl.
Herr von der Aken
Belehrt sie doch! Was kommt dem Kinde bei?

v. d. Aken.
Dort ist der König, den uns Karl gegeben.

*) Berlin, Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Beata.
Hier ist der König, wie ihn Gott gemacht.

Don Juan.
Wollt ihr noch weiter Zeugniß? Käm ein Cherub,
Er spräch' nicht wahrer. Heil dir, süßes Kind!

Karl.
Das Mädchen schwärmt, laßt sie in Ruh'. —

Nachdem der Kaiser noch einige Worte an das Volk gesprochen, kniet er im Hintergrunde nieder, wo ein Vorhang den Sarg, in dem eine Puppe im Fürstenmantel liegt, den Augen der Anwesenden noch entzieht. Während des Gebetes entwickeln sich zwischen Aken und dem König, zwischen diesem und dem Cardinal zwei Scenen, die einerseits den finstern Hochmuth und die Herrschsucht Philipps, andrerseits den Neid auf Juan entfalten. Der schlaue Priester räth, dem Halbbruder Gelegenheit zu geben, seinen Ehrgeiz zu befriedigen:

„Laß ihm den Wahn für eig'nen Ruhm zu keuchen,
Dieweil er keucht in unserm Joch. Er soll
Den Sieg nie kosten, den er pflücken wird.

Philipp billigt den Plan — da theilt sich der Vorhang, man sieht den Katafalk mit des Kaisers Ebenbild. — Karl hält sich selbst die Leichenrede — und fragt zum Schluß, ob noch Jemand einen Wunsch habe. Juan tritt vor, Karl weist ihn wieder an Philipp, der ihn zum Thronfeldherrn ernennt, und der Kaiser geht auf den Sarg zu, überzeugt, daß die Brüder versöhnt sind. Während ein Hymnus tönt „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", steht Philipp im Vordergrunde:

Frieden auf Erden — ja in ihren Gräbern
Ein Wohlgefallen — Rom und meinem Haß.

Der zweite Act spielt auf einem Platze in Alcala nach der Schlacht bei Lepanto, und wird durch das Gespräch einer Wache mit Escovedo eröffnet. Wir erfahren, daß den Truppen der Siegeseinzug in Madrid nicht gestattet worden, und daß der Neid des Königs der Grund der Verfügung sei. Philipp kommt aus dem Dom, geleitet vom Cardinal und dem Hofstaat, darunter Beata, die sich mit ihrem Großvater in Spanien befindet. Der Monarch erkundigt sich bei seinem Kämmerer nach dem Befinden der Fürstin Eboli, seiner Geliebten, erblickt Juans Gesandten, den er ungnädig abweist, und läßt sich von Perez Bericht über die Lage in den Niederlanden geben. Das Heer verlange nach Sold, Alba bitte um Berufung aus den Provinzen. Philipp entscheidet kurz, es sei ein schlechter Feldherr, der sich in Feindesland nicht helfen könne. Da tritt Beata vor, um für die Heimat Schonung zu erflehen. — Philipp wendet sich barsch von ihr ab — und fordert von Escovedo Bericht über „das dreiste Wagniß von Lepanto".

Während der folgenden Erzählung verräth sich Beatas Interesse für Juan dem König, den eine heftige Leidenschaft für das Mädchen schon seit langem beherrscht, und den plötzlich die Eifersucht erfaßt. — Da naht Juan — und Philipp sendet Beata mit ihrer Duenna fort. Don Juan begrüßt den Herrscher, der aber bietet Perez seinen Arm und verläßt mit dem Gefolge die Scene. Der Bastard ist außer sich, denn er fühlt, daß ihn der König um die errungenen Lorbeern beneide, der muthige Haß, der handelt, wäre ihm lieber als diese schleichende Leidenschaft, die stets nur aus dem Hinterhalte verwundet.

Beata erscheint und in der folgenden Liebesscene spricht das Mädchen als Botin ihres Volkes. Juan allein könne die trauernden Niederlande retten.

Der Beginn des dritten Actes weiht uns in die Pläne des Cardinals ein. Philipp soll an der Stelle der Eboli einmal Beata finden, und wenn ihn seine Sinnlichkeit erfaßt, und er nur mit einem Blicke die Liebe zu der Ketzerin verräth, so wird er ganz Sclave des Priesters, der ihn dann zwingt, Don Juan, den einzigen Mann der raschen That, nach den Niederlanden zu senden, um auch dort die alleinseligmachende Kirche zur Herrscherin zu machen. Die Eboli fügt sich, da der Cardinal ihre Untreue gegen den König kennt — die Prinzessin steht in einem Verhältniß mit Perez —, und die Intrigue wird beschlossen.

Juan ist seines Postens als Admiral enthoben worden, er fordert Gerechtigkeit und folgt dem König bis in die Galerie, die von den Verschwornen eben verlassen worden ist. Philipp will nichts wissen von dem Vorschlag des Bruders, ihn zum Nachfolger Albas zu ernennen. Da meldet Perez, daß die Truppen, des Monarchen Befehl mißachtend, sich am Escurial gelagert und alle Pforten besetzt haben.

Die Granden wollen den König schützen, Don Juan bittet ihn um eine Unterredung unter vier Augen, die er ihm nach kurzem Besinnen bewilligt. Allen Vorwürfen und allem Drängen weicht Philipp mit Vorwänden aus, und nur der ihn verzehrende Neid gegen den Liebling des Volkes, der Frauen, vorerst Beatas, zuckt hie und da trotz der scheinbaren Kälte aus seinen Worten hervor, bis dieses Gefühl das Motiv zu einer augenblicklichen That wird —

„Ich ewig nur der Mond zu dieser Sonne!
Auch ich will einmal leben. Fort mit ihm!
Ich sag' dir, Feldherr, du bist ein Verräther
Und mir verfallen!"

Der König ruft die Wache — der Cornet hat unter Juan gefochten und er kehrt auf seinen Befehl um —, da bringt Escovedo die Nachricht, die Truppen wollen, im Glauben, der angebetete Führer sei in Gefahr, den Escurial stürmen.

Der Admiral weiß, daß jetzt Spaniens Geschick auf der Spitze seines Degens schaukle, aber er fühlt sich zu groß zum Verrath und erklärt sich als Gefangenen der Krone.

Am Beginn des vierten Actes ist Juan eingekerkert. — Sein Freund, der Hauptmann Escovedo, hat ihm schon dreimal die Freiheit geboten, ein Wort, und die Regimenter zerbrechen den Kerker; doch der Admiral will die Lösung nur durch Gesetz und Königswillen. Der Cardinal, fürchtend, der König könnte ihm das Werkzeug seiner Pläne vergiften lassen, erscheint an der Kerkerpforte, die sich vor dem Namen der heiligen Inquisition öffnet, und verlangt eine Unterredung mit dem Gefangenen. Heute soll die Intrigue spielen, der König sich im Netze der eigenen Begier fangen — und das unterschreiben, was Valdez schon jetzt thut. Juan ist bald überredet — und verpflichtet sich, die Niederlande in Mondesfrist zu unterwerfen, wenn ihm die Truppen von Lepanto folgen, und bittet den Cardinal, Beata und deren Großvater wieder in die Heimat ziehen zu lassen.

Philipp geht in die plumpe Falle, die Leidenschaft reißt ihn hin — und der Cardinal verweigert ihm den Segen, da er die Seele an eine Ketzerin verloren habe. Der bigotte Fürst, zitternd vor dem Zorne des Priesters, unterschreibt zur Buße seiner Sünden das Document, welches Juan nach den Niederlanden sendet, und gestattet Aken und Beata die Heimkehr. Aber ganz hat er sich doch nicht dem Cardinal übergeben. Er läßt Beata rufen, verkündet ihr das Wiedersehen der Heimat, nach der sie begehrt, und zugleich, daß Juan d'Austria sich durch Eid verpflichtet habe, Brabant mit Schwert und Feuer in Mondesfrist zu unterwerfen.

Das hat Juan geschworen? O so ist
Kein Ausweg — keine Hülfe mehr für uns!

Philipp.
Nicht mehr bei meiner Krone. Krümmt sich nicht
Der Wurm im Griff des Adlers? Helft euch selbst! —

Der letzte Act spielt unbegreiflicherweise im Dom zu Brüssel. Die Heere der Staaten sind geschlagen und in wenigen Wochen hat Juan die Niederlande unterjocht, dennoch wird er überall mit Jubel begrüßt, denn man sieht in ihm den Befreier vom Joche Albas, und das Volk will, daß der Staatsrath Don Juan zum Generalstatthalter ernenne.

Der Prinz erkundigt sich nach Beata bei Aken, der ihm sagt, daß sie kränkele, — doch werde sie dem Feldherrn den Willkommtrank im Namen der Stadt bieten. — Wohl fühlt der Prinz bei dem Jubel des Volks, bei der Rede des alten Rathsherrn, der ihm mit wenig verhüllten Worten die Krone bietet, den Ehrgeiz erwachen, aber er weist die Versuchung von sich. Das Wort des Königs an Beata „Helft euch selbst!" hat in des Mädchens schwärmerischer Seele gezündet, und so sehr sie Juan liebt, noch theurer ist ihr die Heimat — ihr Entschluß steht fest. Sie will den Feind tödten und hat dem Trunk, den sie dem Prinzen reicht, Gift beigemischt — er setzt den Becher an, und sie leert den Rest.

Bring mich zu Pferd! Ich will im Lager sterben!

Mit diesen Worten Juans endet das Drama.

Der Kritiker verzichtet darauf, das Stück als ein historisches zu beurtheilen, denn der Autor hat sämmtliche Daten und Thatsachen mit souveränster Freiheit behandelt. Der erste Act spielt Januar 1556, als

Digitized by Google

den geschichtliche Don Juan, den Philipp erst 1559 anerkannte, eilf Jahre alt war. Karl V., der den Knaben vom fünften Jahre an in Spanien erziehen ließ, hatte sich ihm niemals als Vater zu erkennen gegeben. Die Statthalterschaft erhielt Juan erst 1576, während sie der Dichter fast unmittelbar nach der Schlacht von Lepanto setzt. Wilhelm von Oranien läßt seine Unterwerfung antragen, was ebenfalls unrichtig ist —; ebenso fällt die Schlacht von Gembloux fast zehn Monate nach dem Einzug in Brüssel Januar 1578, in welchem Jahre Juan im Lager zu Namur an der Pest starb.

Die Frage, wie weit der Dramatiker die Geschichte fälschen darf, wollen wir hier nicht in Betracht ziehen, um so weniger, da die Gegner der strengeren Auffassung sich auf Schiller (Tell, Carlos, Maria Stuart) und Goethe (Egmont) berufen, um ihr Recht der freien Verfügung über den historischen Apparat darzuthun. Aber eine Forderung muß der Dichter geschichtlicher Trauerspiele erfüllen, er muß den Geist der Zeit festhalten, er darf nicht auf jeden Localton verzichten und das hat Lindner gethan. Die ganze Handlung könnte mit verändertem Namen überall und zu jeder Zeit spielen. Das Hauptgewicht im Drama liegt in der Entwicklung des Menschlichen, also gilt dieses Gesetz wohl auch für das historische Drama, aber dieses Menschliche muß ohne Pedanterie in den Formen des geschilderten Zeitalters auftreten. Lindner läßt Don Juan mit dem Könige in einer Weise sprechen, die beweist, daß der Autor ganz vergessen hat, welch strenge Satzungen der Etikette am spanischen Hofe galten.

Die einzelnen Charaktere haben manche Schwächen. Dieser Philipp trägt nur einige äußerliche Züge des historischen Vorbildes an sich, denn so feig und jämmerlich war der König denn doch nicht, und auch die sentimentalen Anwandlungen, die Lindner ihn bekommen läßt, sind kaum zu rechtfertigen. Der Hauptfehler im Aufbau dieses Charakters liegt darin, daß er in keiner Weise abgeschlossen erscheint. Ein großer tragischer Conflict ist eingeleitet, der zugleich in sich den Keim zur Bestrafung des Neides gegen Juan trüge. Der König glaubt an die Treue der Eboli und des Perez, die ihn beide betrügen. Das aber mußte Philipp erfahren, um zu sehen, daß er nun ganz allein stehe, nachdem er Juan von sich gewiesen. Damit wäre der Charakter tragischer abgeschlossen, so aber verläuft er in den Sand. Der Titelheld ist zwar mit vieler Liebe gezeichnet, aber auch in seinem Schicksal waltet keine gerechte Vertheilung — seine Schuld ist sehr gering, und wenn er auch das Gift aus den Händen der Geliebten bekommt, so ist die Strafe doch zu groß, um so mehr, als die Liebe zu Beata trotz der schwärmerischen Scene des zweiten Actes im Grunde stets nebensächlich bleibt. In Einem krankt die Figur; sie tritt zu oft in die zweite Reihe, und das Interesse des Publicums ist zwischen drei Gestalten getheilt, zwischen Juan, Philipp und Beata, die mit fast gleichem Rechte dem Stück den Namen geben könnten. Die unrichtige Vertheilung von Licht und Schatten schädigt das Stück in der Wirkung sehr erheblich, mehr als die oft nur skizzirten Nebengestalten. Die Eboli ist sehr matt, die Geschichte ihrer Untreue sammt der Ermordung Escovedos ganz unnöthig. Die Intrigue des Valdez trägt einen fast kindlichen Zug. Der erste Act ist bis auf die zu lange Grabrede Karls vorzüglich gebaut, auch im zweiten hält die Spannung theilweise vor, im dritten wirkt nur der Schluß und von da zerflattert die Composition immer mehr.

Aber trotz aller Fehler ist „Don Juan" der Irrthum einer echten Dichternatur. Durch das ganze Stück sind Gedankenperlen, eben so tiefpoetische Bilder verstreut, in der Fassung einer edlen schönen Sprache, die überhaupt das ganze Stück, wenige Stellen ausgenommen, auszeichnet.

Die Aufführung war vom besten Geiste beseelt, man spielte mit Lust und Liebe, wenn auch die Kraft dem Wollen nicht stets entsprach. Herr Robert gab den „Juan" in den meisten Scenen vorzüglich und wurde von dem Publicum, das auch den anwesenden Dichter rief, mit lautem Beifall ausgezeichnet.

O. v. Leixner.

Erfolg oder Nichterfolg?

Gedanke über jüngst Erlebtes.

Von **Elsa Ernst.***)

„Ein Stück, ein Königreich für ein Stück," rufen die Directoren.

„Schreibt uns Rollen, wir müssen neue Rollen haben," rufen die Schauspieler.

„Novitäten, wir wollen Novitäten sehen," ruft das Publicum.

Nicht alle Theater leiden Mangel am täglichen Brote dramatischer Production. Die Friedrich-Wilhelmsstadt hat ihren Strauß, Wallner-Lebrun seinen Moser. Kroll wird saisonweise versorgt von Jacobson, und Görlitz liefert noch immer einige dauerhafte Stücke für Thomas-Woltersdorf. Das Bellealliance-Theater beschäftigt mit Erfolg seinen Gartenlaubenbearbeiter und die übrigen kleinen Bühnen bringen von Allem etwas.

Wilbrandt, Lindau, Wichert u. s. w. schreiben nur für das Hoftheater; die sogenannten zweiten Bühnen gehen ganz leer aus.

Aber wie es im Lauf der Zeit eine Nothwendigkeit geworden, an mehr als einer Stätte das Wort der Classiker zu verkünden — bekanntlich hat das Nationaltheater diese Aufgabe für die Vorstädte übernommen —, so hat es sich als wünschenswerth und erfolgreich erwiesen, auch dem Schauspiel und Lustspiel noch ein und das andere Heim zu bereiten. Man lebte anfangs aus der Hand in den Mund, nahm, was man fand, griff zu nach dem, was vogelfrei war, und als man Fühlung gewonnen hatte mit dem Publicum, begann man ein gewisses Genre bestimmt festzuhalten.

So ist es gekommen, daß das Residenztheater die französischen Stücke cultivirte.

Das ging nun so, so lange es gut ging. Was schadete es, daß die Kritik ihr Veto einlegte oder doch bedenklich den Kopf schüttelte? Die Leute kamen, der Erfolg entschied. Fernande, das Zauberwort, beherrschte fast ein halbes Jahr die Affichen; der Director wurde ein reicher Mann.

Dann kamen die Mißerfolge, erst vorübergehend, zuletzt constant. Mosenthal, der Verfasser von Madeleine Morel, mußte sich harte Dinge sagen lassen als Ueberläufer in's französische Lager; doch das Publicum amüsirte sich noch zu gut und schlug die Lehren der Kritik vorläufig in den Wind. Erst Dumas' letzte Stücke, Prinzessin Georges und das Weib des Claudius, wurden definitiv abgelehnt. Die Art, scabrösen Fragen bis auf die Eingeweide zu Leibe zu gehen, störte das Vergnügen. Es gab kein Für und Wider mehr, man mußte Farbe bekennen: weg mit der französischen Unmoral, wir sind Deutsche, gute Deutsche!

Auch die Direction ging in sich und bekehrte sich: Ich will Frieden haben mit Kritik und Publicum, ich schwöre ab das goldene Kalb und die falschen Götter. Ich spiele nur noch deutsche Komödie, ganz deutsche, plattdeutsche Komödie! Man sieht es: les extrêmes se touchent.

Dies „Genre" hielt sich nun selbstverständlich weniger lange als die französischen Stücke. Ja, man machte sogar das Experiment, gleichzeitig mit einem harmlosen plattdeutschen Lebensbildchen noch einmal eines Franzosen Sittenschilderung zu geben. Monsieur Alphonse und Tante Lotte waren der letzte wirkliche Erfolg.

Was nun? Heinrich Heine, die Staffage zu einer glänzend durchgeführten Episodenrolle, hatte ausgedient. Stücke wurden einstudirt und abgesetzt; sie hatten kaum die Lebensfähigkeit von Eintagsfliegen. Gäste kamen und gingen; das Virtuosenthum hatte seine Zugkraft verloren. Was nun? Wenn man eine wirkungsvolle Novität fände und für ihre Inscenirung das Prestige einer Schauspielerin in Anspruch nähme, deren Name mit den Glanzzeiten der Fernande in der Erinnerung des Publicums verbunden? Ein Gedanke! Gedacht, gethan. Man findet die Novität, man legt sie vor. Es wird hin und her gelesen in dem Buche: „Herr Director, das Stück hat vor allen Dingen keinen Dialog".

„Das schadet nichts, das ändert man, man streicht und man setzt zu."

„Ich möchte lieber ein französisch Stück spielen. Der Erfolg . . ." —

*) Die Autorin dieses Artikels spielte die Titelrolle in dem Stücke „Die Gesandtin" von A. W. bei der Aufführung im hiesigen Residenztheater.

Digitized by Google

„Reden Sie nicht vom Erfolg; ich habe es geschworen, abgeschworen, pfui ein französisch Stück!"

„Aber das Stück treibt einen unerhörten Aufwand mit Effecten der stärksten Art, die Hälfte davon wäre für ein Conversationsstück schon zu viel."

„Um so großartiger die Wirkung, diese Actschlüsse, diese Rollen!"

„Verzeihen Sie, es ist darin fortwährend von dem Geist einer Frau die Rede und dieselbe erscheint vor dem Publicum fast nur in Scenen, wo sie jener vielgerühmte Geist im Stich läßt. Man spricht von ihrem politischen Scharfblick, ihrer diplomatischen Ueberlegenheit. Sie hat aber nie Veranlassung, das zu beweisen."

„Man kann ja eine Scene einlegen, in der sie sich geistreich unterhält; das wird hinzugedichtet."

Nach gewissenhafter Durchlesung und abgelaufener Bedenkzeit wird das Buch zurückgeschickt, „weil es weder nach Form noch nach Inhalt zu verdienen scheint, daß man sich seinetwegen der Muße des Privatlebens entziehe".

Aber Stück und Direction haben etwas von der Zähigkeit der Seeschlange. Man ermüdet nicht in Vorstellungen, Versprechungen, das Stück wird „umgearbeitet", dann empfohlen von Dem und Jenem. Man sagt sich still, die Verherrlichung der Mutterliebe sei doch auch etwas, das der Rede werth, vielleicht täuscht man sich und die Andern behalten Recht — man erwägt noch immer. —

Ein letztes Sturmlaufen; endlich entschließt man sich den Versuch zu wagen: auf den Kampfplatz denn!

Acht Tage sind gegeben zur Einstudierung; eine kurze Frist. Die Leseprobe wird angesetzt und wieder abgesetzt. Die Rollen sind noch nicht fertig ausgeschrieben. Endlich findet die Probe statt. Neue Calamität: ein Schauspieler weigert sich einen Vater, eine Schauspielerin eine Großmutter zu spielen. In Folge dessen allgemeiner Rollentausch, bei dem keine Rolle gewinnt; zunächst zwei bis drei Rollen von einer Person gelesen, alles flüchtig, provisorisch, „markirt", damit man ja nicht wisse, wie der Schauspieler Abends die Rolle zu spielen denkt. Das ist vornehm, daran darf nichts geändert werden.

Aber trotz der fragmentarischen Lectüre hat das Stück in dieser Probe und bei den Schauspielern einen vollständigen Erfolg. Es rührt, es ergreift, es wirkt. Man faßt Muth.

Auf der Arrangirprobe stellt sich heraus, daß ein Regisseur da ist, der nicht Regie führt, ein Theatermeister, den man vollkommen im Dunkeln gelassen über die erforderlichen Decorationen, der Inspicient endlich ist durchgegangen. So ausgerüstet probirt man, probirt bis zur Erschöpfung. Man stellt fest, man ändert, man streicht, man wiederholt, man versucht nach eines Jeden Rath und Meinung. Endlich, um drei Uhr, sind drei Acte durchprobirt — um auf der nächsten Probe wieder umgestoßen zu werden.

Mit dem vierten und fünften Acte nächsten Tags dieselbe Procedur. Man weiß nicht, wo Thüren, wo Fenster sind, man findet keinen Stuhl, kein Sopha. Man verdeckt einander beim Kommen, man tritt einander auf die Füße beim Gehen, man stößt sich und die Möbel. Aber das schadet nichts, es wird schon werden.

Aus dem Parquet tönt eine Stimme herauf: „Fräulein, im letzten Wort des vorletzten Satzes müssen Sie die vorletzte Silbe betonen".

„Schön, Herr Director, werde mir's merken," antwortet das Fräulein.

Der Eifer der Mitspielenden ist über alles Lob erhaben! Mitglieder, die Abends große Rollen spielen, halten von 10—3 Uhr angestrengt aus, mit redlichstem Bemühen, das Ganze zu fördern. In den beiden letzten Proben spielt man schon fast ganz ohne Souffleur.

So geht's bis zur Generalprobe.

Noch einmal wird gesichtet, ein Zwiegespräch, das dreiviertel Stunden dauert, um die Hälfte gekürzt; jetzt fallen erbarmungslos auch zum Verständniß der Handlung nothwendige Dinge. Es geht nicht anders.

Im Parquet einige Zuschauer, die aus „verwandtschaftlichen" Gründen da sind. Man horcht, man fragt nach ihrer Meinung, ihrem Urtheil: Alles gut, der vierte Act von großartiger Schlußwirkung! Darüber ist nur eine Stimme.

Am nächsten Morgen noch eine eingehende Repetitionsprobe, Verständigungen über dies und das, dann ist man fertig und bereit, die Schlacht zu schlagen. Mit Gott!

Wie ein höflicher Gastgeber ist man vor der festgesetzten Stunde im Bühnensalon, die Gäste zu empfangen. Und sie kommen alle, keiner sagt ab. Manch wohlbekanntes Gesicht sieht man in den Logenreihen, auf den Parquetsitzen; in erster Linie in festgeschlossener Phalanx die gesammte Kritik.

Wohlwollende Theilnahme krönt den ersten, zweiten, dritten Act — man athmet auf, der Alp ist hinweggenommen; die Gefahr ist vorüber, jetzt kommt der wirkungsvolle vierte Act!

Und er kommt, und mit ihm die Katastrophe. Die Stimmung schlägt um, der Actschluß und der fünfte Act sind verloren.

Jetzt le revers de la médaille. Alle haben sie es vorhergewußt, daß der Schluß des vierten Actes zu gewaltsam, daß er zu schroff gespielt wird, daß — ja, warum sagtet Ihr denn nichts, da man Euch fragte? —

Noch sind die Hoffnungen unerschüttert. Man ändert, man mildert, man streicht noch einen halben Act und steuert so das Fahrzeug glücklich durch die hochgehenden Wogen eines ausverkauften Sonntagshauses. Auch am Montag läuft vor dem liebenswürdigsten Publicum alles glücklich ab. Aber der böse Dienstag, der die Referate bringt. In Dur- und Moll-Tonart verurtheilt man das Stück, Direction und Gast wechseln ab als Prügelknabe für dasselbe. Und doch wie viel Liebenswürdigkeit bei aller Herbheit, wie viel persönliches Geltenlassen bei allem sachlichen Unwillen, wie viel Theilnahme, die einer besseren Sache werth. Was nun?

Der Steuermann verläßt das Wrack, die Mannschaft zaudert nicht zu folgen — rette sich wer kann. Eine Provocation, einige Briefe: Verehrteste, Geehrteste — Hochachtungsvoll, Mit Achtung. —

Am nächsten Abend kein französisch Stück, Erfolg oder Nichterfolg. Und was bleibt uns?

Dem Director ein ausverkauftes Haus, dem Gast einige Toiletten. Da erscheint acht Tage nach der verlornen Schlacht eine Kritik in der „Gegenwart": da zuckt Margaret noch einmal, diesmal vor Vergnügen über die treue Schilderung ihrer Freuden und Leiden.

Sie zuckt zum letzten Mal. Das Spiel ist aus.

Notizen.

Dr. Moritz Meyer hat seine zuerst in der Nationalzeitung erschienenen Feuilletons „Der Freiherr vom Stein", in denen er die Geschichte der Entstehung der „Monumenta Germaniae historica" erzählt, in einem Separat-Abdruck bei W. Weber in Berlin erscheinen lassen, und wir empfehlen die ebenso gewissenhaft gearbeitete als vortrefflich geschriebene Broschüre unsern Lesern.

* * *

Vom Büchertisch.

Vermischte Schriften.

Jahrbuch der Deutschen Marine für 1875. II. Jahrg. Kiel, K. v. Wechmar.

Dr. W. Runge, Reisebriefe aus Serbien. Dortmund, Köppen.

P. K. Rosegger, Das Volksleben in Steiermark. 2 Bde. Graz, Leykam-Josefsthal.

Wilhelm Lang, Transalpinische Studien. Bd. I. Leipzig, Hartung & Sohn.

Emilio Castelar, Erinnerungen an Italien, deutsch von J. Schanz. Autoris. Ausg. Leipzig, Hartung & Sohn.

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Lustspiele

von

A. F. von Schack.

Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. 21 Bogen. brochirt. 3 *M.* In elegantem Leinenband mit Schwarzdruck und Goldschnitt. 4 *M.* 50 *S.*

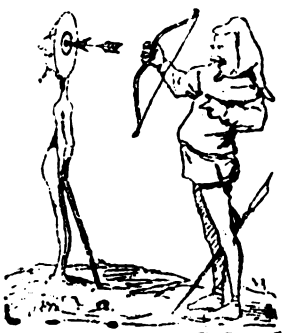
In diesen, durch Fülle von Witz wie durch dichterischen Schwung ausgezeichneten Lustspielen werden die hervorragendsten Momente der neuesten Geschichte Deutschlands vorgeführt. Das erste, „Der Kaiserbote", geißelt mit scharfer Satyre die Gegner der deutschen Einheit. In dem zweiten, das in Paris zur Zeit des letzten großen Krieges spielt, wird, unter Verherrlichung der deutschen Siege, über die Sünden und Thorheiten der französischen Nation, der Regierenden und Regierten, Gericht gehalten.

Stuttgart, November 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In **Denicke's** Verlage (Link & Reinke), **Berlin,** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Feurige Kohlen



von

Siegmey.

Verfasser von „Thüringer Gardenhumor", „Mixed-Pickles", „Ritterschnurren vom Rhein".

Nec temere, nec timide.

Illustrirt von **Gustav Guthknecht.**

Preis 3 *M.*

Editionen

der

Gesellschaft für Musikforschung.

1. **Monatshefte für Musikgeschichte.** 7. Jahrgang. Preis 9 *M.* 2. **Publikation** älterer praktischer und theoretischer Musikwerke unter Protektion Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Georg von Preussen. 3. Jahrgang. Subscriptions-Preis à Bd. 15 *M.* Prospekte sind durch jede Buch- und Musikhandlung zu beziehen.

Berlin, November 1875.

M. Bahn, Verlag.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Episoden.

Erzählende Dichtungen

von

A. F. von Schack.

Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. 21 Bogen. brochirt. 3 *M.* In elegantem Leinenband mit Schwarzdruck und Goldschnitt. 4 *M.* 50 *S.*

Inhalt: Giorgione. — Glycera. — Ubaldo Lago. — Heinrich Dandolo. — Der Flüchtling von Damascus. — Rosa. — Stefano. — Der Regenbogenprinz. — Lais. — Fiordispina.

Die in dieser Sammlung vereinigten Erzählungen haben durch Reichthum der poetischen Erfindung und hohe Formvollendung beim Publicum wie bei der Kritik gleich großen Beifall gewonnen.

Stuttgart, November 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Herzog Karl von Württemberg

und

Franziska von Hohenheim.

Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt von **E. Vely.**

(Mit dem Portrait Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen etc.)

Gross Octav. Elegant geheftet. Preis: 8 *M.*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Minerva medica.

Das

neueste

Preis-Verzeichniß

(October 1875)

der Kunstgießerei von

Gebrüder Micheli,

Berlin,

unter den Linden 12,

ist erschienen und wird **auf Verlangen** gratis und franco versandt.

Dasselbe ist wieder bedeutend erweitert und zum erstenmal mit Holzschnitten reich ausgestattet, weshalb es der Zeitschrift diesmal nicht beigelegt, sondern **auf Verlangen bereitwilligst gern übersandt wird.**

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** erschien soeben und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

NEUNUNDSECHSZIG JAHRE

AM

PREUSSISCHEN HOFE.

AUS DEN ERINNERUNGEN DER OBERHOFMEISTERIN

GRÄFIN SOPHIE VON VOSS.

Ein Band. Velinpapier. Geheftet 9 *M.* Gebunden 10 *M.* 80 *S.*

Erste bis dritte unveränderte Auflage.

Ein Memoirenwerk, wie ein solches bisher kaum bekannt geworden ist. Die Autorin, vom Jahre 1745 bis Ende 1814 „an Hof", schildert das Leben an den Höfen Friedrich Wilhelm's I., Friedrich's des Grossen und der nachfolgenden Regenten aus unmittelbarer Anschauung. Eigentliche Politik wird nicht vorgetragen; sie kommt zur Erscheinung, nur insofern sie die persönlichen und privaten Verhältnisse der Königlichen Familien beeinflusst.

MEYERS REISEBÜCHER 1875/76. GSELL-FELS' ITALIEN.

OBER-ITALIEN. 2 Bände, geb. 12 *M.* | **ROM UND MITTEL-ITALIEN.** 2 Bände, geb. 18 *M.* | **UNTER-ITALIEN.** 1 Band, geb. 7 *M.*

„. . . . nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein und ist ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können." (Augsburger Allgem. Zeitung.)

ITALIEN IN 50 TAGEN, 1 Band, gebunden 9 *M.*, ist auf die Rundreisebillete berechnet. Von demselben Verfasser und ein Auszug aus obigen Büchern.

„Mit erstaunlichem Geschick ist hier alles Wissenswerthe auf den engsten Raum und doch in übersichtlicher, anschaulichster Weise zusammengedrängt." (Dr Wilh. von Lübke.)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Sophokles.

Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von

J. J. C. Donner.

Achte Auflage. Zwei Bde. 8. geh. 6 *M.* 60 *S.*, in Leinwand geb. 7 *M.* 50 *S.*

Zur Judenfrage!

In der Verlagsbuchhandlung von **M. Nat. Riendorf, Berlin** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sittenlehre des Talmud und der zerstörende Einfluß des Judenthums im Deutschen Reich. 9 Bogen. 8. Preis 2 *M.*

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen von C. F. Peters und Georg Wigand in Leipzig und Hermann Dufft in Jena.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 20. November 1875. Band VIII.

III 3 v. 8 No. 47

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Der Wiener Bäcker und seine Feinde. Erinnerungen aus Constantinopel (August 1875). Von Karl Braun. I. — Lassalle als Redner und Agitator. Von Georg Brandes. (Schluß.) — Die Morphiumsucht. Von Medicus. — **Literatur und Kunst:** Schiller als Redacteur. Von Paul Lindau. — „Das musikalische Drama." Von B. K—r. — **Aus der Hauptstadt:** Concertschau. Von H. Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. „Luftschlösser." Posse in drei Acten von Manstaedt und Weller. Besprochen von v. L. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Wiener Bäcker und seine Feinde.

Erinnerungen aus Constantinopel (August 1875).

Von **Karl Braun.**

I.

Ich machte eines Tages auf dem Rückweg von Bujuk-Dere nach Constantinopel auf dem Dampfschiff eine Bekanntschaft. Es war nur ein Bäcker, aber ein recht interessanter, — und noch dazu ein Deutscher und ein Wiener. Von ihm will ich heute erzählen.

Ich sitze auf dem ersten Platz und er auf dem zweiten. Wir saßen auf beiden Seiten der Barriere, welche die zwei Plätze trennt. Es war gegen Abend, aus dem schwarzen Meer kam ein frisches Lüftchen; die Wellen des Bosporus, welche den Tag über unter der drückenden Hitze sich todt gestellt hatten, lebten plötzlich wieder auf und hüpften vor Freude; auf jeder der zahlreichen Stationen, wo wir anlegten, kam interessantes Volk an Bord; auffallend angezogene fränkische Frauen und tiefverschleierte türkische Damen mit dunkelglühenden Augen; alte Türken mit grünem Turban (sie waren in Mekka), Armenier mit rothem Fez, Franken mit dem schwarzen cylindrischen Ofenrohr auf dem Kopfe; griechische Priester mit dem schwarzen Kalpak, zottigen Haaren und Bärten und nicht sehr reinen langen Gewändern; römische Jesuiten in der bekannten Tracht (hier reisen sie nicht incognito), Leute mit klugen Gesichtern, verbindlichen Manieren und bewundernswerthen Sprachkenntnissen; türkische Theologen, welche sich nur durch große, weiße Turbans auszeichneten, sonst aber gekleidet waren wie andere Türken auch; Griechen, klein und kurz von Statur, mit rundem Kopf, vollem Gesicht und niedriger Stirne; Araber mit starken Knochen und dunkler Haut, scharfem Profil und rollenden Augen; Juden, welche man hier eintheilt in „polnische" und „spanische", zwei Stämme, die sich erheblich unterscheiden und von welchen hier letztere als die feineren gelten; Italiener, theils moderne, theils Nachkommen der alten Venezianer und Genuesen und der Verbündeten derselben (letztere sind im Orient ein wenig degenerirt und der Türke behauptet, sie seien am besten zu Kupplern und Polizeispionen zu gebrauchen); schlanke Armenier mit langem Haupt und starken Backenknochen, mit vorspringender Nase und lang geschlitzten Augen, — kurz, wer zählt die Völker, nennt die Namen?!

Und über alledem, über Gerechte und über Ungerechte, über Gläubige und über Ungläubige, lachte eine durch die Seeluft in ihren Wirkungen gemilderte Abendsonne, welche das europäische Ufer des Bosporus in ein zartes Lila und das asiatische in eine warm glühende Orangefarbe tauchte, so lange bis die rasche Dämmerung vorüber war und sich nun Alles nicht in unser aschgraues nordisches Blau, sondern in ein tiefes Violett wandelte, in welchem die Sterne mit einem glitzernden und glühenden Licht strahlten. Das versetzt Einen in eine so behagliche Stimmung, daß man beinahe eine Ahnung von dem türkischen „Kaif" oder „Käff" bekommt, der sonst dem unruhigen, beweglichen, nervösen Europäer ewig ein Räthsel bleibt. Der „Käff" ist nämlich ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildetes, methodisches und bewußtes Faullenzen. Wenn unser Einer einen ganzen Tag lang nichts gethan hätte, als in ein paar Moscheen herumgebummelt wäre, die Kugeln des „Rosenkranzes" durch die Finger hätte gleiten lassen, ein Bad genommen und eine Tasse Kaffee und eine Pfeife Tabak nach der andern „getrunken" hätte (auch der Türke „trinkt" nämlich die Pfeife, wie es in Deutschland der allemannische Volksstamm thut; man wird sich erinnern, wie bei J. P. Hebel in den „Alemannischen Gedichten" der badische Bauer „for Basseldang", d. i. zum Zeitvertreib, pour passer le temps, sein „Pfyffle Rauchtabak trinkt"), — ich sage, wenn unser Einer seinen Tag so zugebracht hätte, so würde er von der innigsten Ueberzeugung durchdrungen sein, er habe gefaullenzt. Der Türke ist anderer Meinung: er glaubt nur dann der wirklich kunstgerechten, methodischen und vollkommenen Müssiggängerei obzuliegen, wenn er jede geistige und jede körperliche Thätigkeit gänzlich sistirt, wobei jedoch folgende Einschränkung gemacht werden muß, nämlich jede körperliche, mit Ausnahme von Tabakrauchen und Kaffeetrinken, welche stets obligatorisch verbunden sind, und jede geistige, mit Ausnahme des ebenso lebhaften als wonnevollen, klaren Bewußtseins, sich im Zustande der absolutesten Passivität zu befinden. Durch dieses lebhafte Bewußtsein unterscheidet sich der „Käff" vom Schlafe. Der Schlaf ist die unbewußte Passivität, der Käff die bewußte. Und in diesem Bewußtsein, beschränkt auf das Nichts, beruht die Kunst des Türken. Er allein weiß dem Selbstbewußtsein diese unübersteiglichen Schranken zu ziehen. Jeder andere Mensch, der bei Bewußtsein ist, läßt demselben die Zügel schießen, und wenn er sich auch nur jenen Träumereien der Dämmerstunde hingibt, welche der Engländer „brown studies" nennt. Der Türke allein versteht es, das Bewußtsein auf diesen minimalen Punkt zu beschränken, es gleichsam auf eine Stecknadelspitze zu stellen, auf der es doch in völlig unerschütterlichem Gleichgewicht ruht. Der Türke ist der wissenschaftliche Virtuos des Faullenzens. Der große fränkische Philosoph sagt: „Ich denke, also bin ich" (cogito, ergo sum). Der wahre und recht-

Digitized by Google

gäubige Türke sagt: „Ich faullenze, also bin ich“. Ein Gjaur (sprich Dschaur) kann das freilich nimmer begreifen.

Auf diesem Punkt ruht auch seine ganze Philosophie und die Praxis der Regierung. Er will die angenehme Ruhe des Herrschens genießen, dagegen verschmäht er die Mühe und Arbeit des Verwaltens. Von der Regierungswuth, von dem furor gubernandi, der in Westeuropa grassirt, hat er gar keinen Begriff. Er lacht nicht nur darüber, daß wir Europäer tanzen, er lacht auch darüber, daß wir regieren. Von ihm kann man mit weit größerem Rechte, als es Benjamin Constant von seinem constitutionellen Musterkönig sagte, behaupten: „Il règne, mais il ne gouverne pas“.

Wie gesagt, ging mir während der Fahrt von Bujuk-Dere nach Constantinopel, vielleicht auf dem Wege der Schelling'schen „intellectuellen Anschauung“ ein Verständniß für den türkischen „Käff“ auf (so sprechen die Türken das Wort „Keif“ aus). Ich suchte mich daher alla Turca einzurichten. Dies ist jedoch nur in einem beschränkten Sinne zu verstehen. Ich gehöre nicht zu jenen romantischen Touristen, welche, wenn sie im Orient reisen, einen Turban aufsetzen, ihren Gürtel mit Waffen beladen, von welchen sie fest entschlossen sind, niemals Gebrauch zu machen und sich wo möglich auf einem Kameel photographiren lassen, obgleich sie auf diesem Thiere nicht zu reiten verstehen. Dagegen richte ich mich gern in Speise und Trank und in sonstigen Lebensgewohnheiten nach der Sitte des Landes, und zwar aus zwei Gründen. Weil man dabei erstens verhältnißmäßig am besten bedient wird, und zweitens auch etwas Neues lernt. So habe ich mich denn auch im Rauchen auf türkischen Fuß gesetzt. In früheren guten alttürkischen Zeiten rauchte man den Tschibuk und das Nargileh (die Wasserpfeife). Beide hat der Graf Moltke in seinen Briefen über die Türkei so vortrefflich beschrieben, daß ich mich hüten werde vor dem Versuche mit ihm zu wetteifern. Heute kommen beide immer mehr in Abnahme, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens gehört zu der einen wie zu der andern Pfeifensorte, d. h. zum Rauchen derselben, ein exemplarisch guter und feiner Tabak. Nun hat sich aber in neuester Zeit die türkische Regierung, getrieben von der „Finanznoth bleichem Jammer“ und von fiscalischer Plusmacherei, dem Tabaksmonopol in die Arme geworfen, und dies Monopol wird in der Türkei unvernünftiger gehandhabt als irgendwo sonst; auch hat man obendrein noch einen Ausfuhrzoll auf Tabak von 4 Prozent ad valorem eingeführt. Wenn man sich Mühe gegeben hätte, Maßregeln zu ersinnen, welche die Landwirthschaft und den Handel der Türkei auf das äußerste schädigen, ohne vor dem Staatsbankerott schützen zu können, welcher doch kommen wird, wenn auch nur partiell oder verschleiert, — man hätte den Erfolg nicht besser erreichen können. Der feine Tabak, welcher für den Tschibuk und noch mehr für die Wasserpfeife erfordert wird, ist in Folge dieser schlechten Wirthschaft gar nicht mehr zu haben, oder nur zu unerschwinglichen Preisen. Zweitens ist sowohl der Tschibuk, welcher ein unendlich langes Rohr aus Jasminholz hat, als auch die Wasserpfeife (Nargileh), welche auf einem festen und schweren Postament ruht, nicht wohl transportabel, oder nur bei einer zahlreichen und wohl disciplinirten Dienerschaft. Beim Tschibuk hat man einen Diener nöthig, um ihn anzubrennen; denn selbst der Arm eines Gorilla würde zum Selbstanzünden nicht reichen. Die Wasserpfeife aber ist schon eine etwas subtile und complicirte Maschinerie und erfordert zur Instandhaltung und Reinigung stets eine gewissenhafte Bedienung. Da nun aber selbst in der Türkei das Leben immer beweglicher wird und an die Stelle der erbaulich-beschaulichen Ruhe der Kampf um das Dasein tritt, so beschränkt sich das sedentäre und conservative Rauchen von Tschibuk und Nargileh immer mehr zu Gunsten der beweglichen modernen Raucherei der Cigarre, oder richtiger, der Papier-Cigarette. Der Fremdling zumal muß auf den Tschibuk verzichten, weil das Rauchen, wenn der Tabak nicht ganz extrafein ist, den Magen stark angreift, und auf die Wasserpfeife (Nargileh) deshalb, weil das Rauchen daraus schwer ist und förmlich gelernt sein will; man muß nämlich den Rauch verschlucken, eine Zeit lang im Inneren seines Körpers — ich weiß nicht recht, wo? — aufbewahren und dann wieder von sich geben; wir unwissenden Franken verstehen das aber nicht, entweder vermögen wir den Dampf nicht zu verschlucken, oder wenn wir dies glücklich fertig gebracht haben, können wir ihn nicht wieder exmittiren, und fühlen in Folge dessen Bauchgrimmen, wie der Engel in der Apokalypse, der das Buch verschluckt hat; endlich aber hat man auch in unsrer kurzlebigen und rasch galopirenden Zeit keine Zeit, das Alles mit langsamer Mühsal zu lernen. So ist man denn beschränkt auf die Cigarette, und diese muß man sich selber machen. Der fein geschnittene türkische Tabak ist dazu sehr geeignet. Man trägt ihn in einer flachen Blechbüchse bei sich, in welcher er sehr comprimirt wird. Das Papier trägt man in einem Büchlein, das der Türke „Job“ nennt. Auf dem Umschlag befindet sich nämlich in der Mitte ein verschobenes Viereck, davor ein I und dahinter ein B, offenbar die Anfangsbuchstaben von Vor- und Zuname des Fabrikanten, etwa so:

I. ◇ B.

Diese Marke liest man einfach: Job. Nun glaubte ich, da ich meinen richtigen Tabak und mein ordnungsmäßiges Job hatte, ich könne auch Cigarren machen. Großer Irrthum! Den Tabak richtig zu rollen, nicht zu dicht und nicht zu locker, ihn in eine schlanke cylindrische Form zu bringen, die Papierhülse kunstgerecht darum zu legen und sie mit der Zunge zuzulecken und dann zuzustreichen, das sind alles verwickelte Dinge. Dazu trat aber noch ein erschwerender Umstand. Ich hatte mir eine türkische Cigarrenspitze gekauft; denn ich hatte bemerkt, daß die Leute, welche diese frischen Cigaretten aus der Hand rauchten, sich damit die Finger gelb färbten, was nicht wieder abging; ich aber wollte nicht als Gelbhaut nach Berlin zurückkehren. Die Spitze, die ich mir im Bazar in Constantinopel aus wohlriechendem Jasmin hatte zurecht drechseln lassen, das Mundende mit Bernstein, das andre Ende mit Horn besetzt, war auf geschicktere Cigarrenfabrikanten berechnet, d. h. die Oeffnung, in welche die Cigarre kommt, war schmal, in der Voraussetzung einer feinen Arbeit. Meine Arbeit aber war plump. Meine „selbstgemachten“ Cigarren waren so dickleibig, daß sie nicht in die Spitze gingen. Was machen? — — —

Ich suchte also meinen „Käff“ alla Turca mit Rauchen einzuleiten, allein schon die Vorbereitung dazu stieß auf die oben geschilderten Schwierigkeiten, worüber das beschauliche Trägheitsbewußtsein schon halbwegs verloren ging. Ich machte, auf die Barriere gelehnt, welche den kleinen Dampfer in einen ersten und zweiten Platz theilte, meine ungeschickten Versuche. Von der anderen Seite lehnte an der Barriere ein Mann, der mir mitleidig zusah. Er war von schlanker Statur, blondem Bart und blauen Augen, hatte starke Hände, aber ein bleiches Gesicht, das die Spuren von Nachtwachen trug.

Endlich nahm er mir meine Tabaksgeräthschaften ab, mit welchen ich so schlecht umzuspringen wußte. Im Nu hatte er, nach Vorausschickung der Worte: „Permettez, Monsieur“, eine classische Cigarre zu Stande gebracht und in die Jasmin-Spitze gesteckt. Dann gab er mir Alles zurück und Feuer dazu mit den Worten: „Voilà Monsieur!“

Ich stotterte beschämt meinen tiefgefühlten Dank, natürlich auch auf Französisch. Mein Gegenüber aber merkte sofort den deutschen Accent. Er sagte:

Ei, wir sind ja Landsleute, dann wollen wir auch Deutsch mit einander sprechen. Ich bin ein Wiener Bäcker und backe in Bujuk-Dere für die vornehmen Leute.

Ich stellte mich ebenfalls vor, und nun nahm unsere Unterhaltung ihren flotten Verlauf, um erst mit der Landung an der Brücke zwischen Galata und Stambul zu enden.

So lernte ich den Wiener Bäcker kennen, — eine der interessantesten unter den zahlreichen interessanten Bekanntschaften, die ich im Orient machte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lassalle als Redner und Agitator.

Von **Georg Brandes.**

(Schluß.)

Allein unmittelbar vor dem Untergange sollte er noch einen Triumph erleben, einen Triumph, wie er sich ihn immer geträumt hatte, mit rauschenden Beifallsrufen, mit der Begeisterung Tausender und mit kurzem Genusse der Süßigkeit der Macht. Er hatte sich als Agitator gleich im Besitz der merkwürdigsten Gabe gezeigt, die Massen zu gewinnen. Hingebung, Bewunderung, unbedingter Gehorsam, ja fast reine Anbetung waren die Gefühle, welche die Arbeiter für ihn an den Tag legten. Dies ist um so eigenthümlicher, als Lassalle bisher auf keine Weise in steter Verbindung mit Leuten von der Arbeiterclasse gestanden hatte. Doch hatte ein einzelner begabter Arbeiter, Namens Kichniawy, schon in Düsseldorf sein volles Vertrauen besessen, und zu diesem Manne stand Lassalle während seines ganzen Lebens in dem intimsten Verhältnisse. Jetzt aber pflanzte sich die Begeisterung für ihn wie ein Lauffeuer fort. Ich habe schon erwähnt, wie er in Frankfurt, ein zweiter Napoleon, die Truppen gewann, die seine Gegner wider ihn in's Feld geführt hatten. Seine Reise durch die Rheinlande im September 1863 war weniger eine Agitationsreise als eine großartige Heerschau. Von Stadt zu Stadt hielt Lassalle Revue über seine Anhänger. Als er in Elberfeld sprach, hatte er 3000 Zuhörer, in Solingen 5000 im geschlossenen Raume, und als die Versammlung unter einem Vorwande von den Gensdarmen aufgelöst wurde und diese Lassalle in ihre Mitte nahmen, begleiteten ihn 10,000 Arbeiter unter ununterbrochenen, donnernden Hurrahrufen aus dem Versammlungslocale zur Telegraphenstation, wo er das Vorgefallene an Bismarck telegraphirte. Die liberale Presse des Rheinlands war thöricht genug, diese zu einem Triumphzug gewordene Verhaftung so darzustellen, als hätten die Gensdarmen Lassalle zu seiner eigenen Sicherheit begleiten und ihn „mit vorgestrecktem Bajonett gegen das mit Verwünschungen auf ihn eindringende Volk schützen müssen". Eine derartige Lüge mußte ihre Wirkung auf die zugegen gewesenen Zuschauer verfehlen, und diente nur dazu, jene Hingebung der Entrüstung hervorzurufen, welche der Lohn und Ersatz des mit solchen Waffen Bekämpften ist. Alle Ovationen jener ersten Heerschau verschwinden jedoch im Vergleich mit den Triumphen, die Lassalle einerntete, als er im Frühjahr 1864 wieder die Rheinlande durchzog und selber zum ersten und letzten Mal den Stiftungstag des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins feierte. Es schadete wenig, daß man fast überall die vom Verein gemietheten Locale geschlossen fand, da die Polizei unter verschiedenen unzweideutigen Drohungen die Wirthe veranlaßt hatte, ihr Wort zu brechen. Man fand mit Leichtigkeit andre Locale. Ueberall dasselbe Schauspiel: Hunderte von Arbeitern empfingen ihn auf allen Bahnhöfen, ja, begrüßten ihn auf den verschiedenen Stationen, begleiteten ihn in Procession zu seiner mit Kränzen und Blumensträußen geschmückten Wohnung und überreichten ihm Ehrengeschenke. In allen Städten, auf allen Wegen Serenaden, Ehrenpforten, Guirlanden, Inschriften, Hurrahrufe ohne Ende, tausendstimmiges Jubelgeschrei. Alte und junge Arbeiter drängten sich, wo er sich zeigte, um seinen immer auf's neue mit Blumen bedeckten, mit Kränzen und Fahnen geschmückten Wagen, um einen Händedruck oder einen Gruß von ihm zu erhaschen. Bisweilen folgten ihm an 25 bekränzte Wagen als Ehrengeleite. Um einen genauen Eindruck der Stimmung zu geben, citire ich den Auszug eines aus Ronsdorf, den 23. Mai, datirten Zeitungsberichtes:

„Sowie die Wagenburg sich der Ronsdorfer Grenze näherte, konnte man schon aus der Ferne gewahren, daß Alt und Jung auf den Beinen war; denn Kopf an Kopf war die Höhe besetzt. An der Grenze befand sich wieder eine Guirlande mit einem Kranze, der die Inschrift trug:

Willkommen dem Dr. Ferdinand Lassalle
Viel tausend mal im Ronsdorfer Thal!

Mit solchen Guirlanden und Kranzinschriften war überhaupt der ganze Weg reichlich versehen. An der Grenze wurde der Präsidentenwagen, der durch seine Ausschmückung und durch das Transparent „Seid einig!" kenntlich war, plötzlich durch einen Blumenregen überrascht. Arbeiterjungfrauen waren es, die mit schelmischem und sicherem Wurfe plötzlich die Blumen ausgesandt hatten. Hier standen auch die dichten Massen der Solinger und Wermelskircher Arbeiter aufgestellt, um den Präsidenten zu empfangen und sich dem Zuge anzuschließen. Den großen Jubel zu beschreiben, ist kaum möglich. Das Grüßen und die Zurufe nahmen kein Ende bis nach Ronsdorf. Als dann der Weg mit einer Biegung der Chaussee abschüssig ging, bot sich ein höchst interessanter Anblick dar, denn die Masse Volks, welche zum Empfang hinausgeströmt war, suchte jetzt mit den bergab rollenden Wagen gleichen Schritt zu halten, und stürzte im Galopp theils auf einem Seitenwege, theils auf der Chaussee selbst dem raschen Wagenzuge nach. Und so groß war der Eifer und die Begeisterung, daß auch die Meisten zu gleicher Zeit mit den Wagen in Ronsdorf eintrafen".

Man ist an derlei Berichte über die Reisen fürstlicher Personen oder höchster Staatsbeamten gewöhnt, wo die verschiedenartigsten Gefühle, wie unterthänige Loyalität, Beförderungshoffnungen, die Furcht vor Verweisen, die Angst, nicht bemerkt zu werden, leicht der Begeisterung einen Hochdruck geben; aber so spontane Bezeugungen der Dankbarkeit und Begeisterung, wie die hier angeführten, sind nur selten einem einzelnen Manne erwiesen worden.

Die Rede, welche Lassalle jetzt zum Andenken an den Stiftungstag des Arbeitervereins unter rauschendem Beifall hielt, entsprach denn auch der frohen Stimmung rings um ihn her. Es ist ein ausführlicher und stolzer Rückblick auf die erreichten Resultate, die rasche Verbreitung, das bereitwillige Entgegenkommen des Arbeiterstandes, welche der Verein in allen deutschen Städten und Ländern von den größten bis zu den kleinsten gefunden, und nachdem Lassalle, wie schon erwähnt, sich noch auf die Zeugnisse der größten Gelehrten und des hochwürdigen Bischofs für seine Sache berufen hat, verweilt er noch mit Emphase bei der Thatsache, daß König Wilhelm I., welcher 1844 die Bajonette gegen die schlesischen Weber kreuzen ließ, dieser Tage eine Weberdeputation aus Schlesien huldreich aufgenommen und ihr direct versprochen habe, die traurige Lage der Arbeiter in den Tuchfabriken in Betracht zu ziehen. Die Rede Lassalles culminirt in dem Ausrufe: „Die Arbeiter, das Volk, die Gelehrten, die Bischöfe, den König haben wir gezwungen, Zeugniß abzulegen für die Wahrheit unserer Grundsätze!"

In dem Augenblick, als Lassalle diese Worte ausrief, stand er auf der Höhe seines Lebens und seiner Macht. Die Worte waren Wahrheit, und diese Wahrheit war eine Macht. „Wohin ich gekommen bin," sagte er, „überall habe ich von den Arbeitern Worte gehört, die sich in den Satz zusammenfassen: Wir müssen unserer Aller Willen in einen einzigen Hammer zusammen schmieden und diesen Hammer in die Hände eines Mannes legen, zu dessen Intelligenz, Charakter und gutem Willen wir das nöthige Vertrauen haben, damit er aufschlagen könne mit diesem Hammer," und kraft der Dictatur der Einsicht hielt er jetzt diesen schweren Hammer in seiner Hand, so glücklich darüber, die Wucht desselben zu fühlen, wie der Gott Thor, als er nach langer Entbehrung wieder seinen Mjölnir in der Hand wiegte. Er hatte, wie der Gott, jetzt das Begehrte und die Waffe errungen, ohne welche er nicht ganz er selber war. Einen Augenblick schwang er sie mit Jubel, als stünde er am Ziele, während er in Gedanken gewiß sein seltsam umhergeschleudertes Leben überblickte, dies Leben, von welchem er zwei ganze Jahre in Gefängnissen verbracht hatte, dies Leben, das fünf neue Criminalprozesse jetzt zugleich bedrohten, ein Leben, das wie Feuer und Sturm

Digitized by Google

gewesen war, aber doch mit einer unsichtbaren Harmonie, einer Harmonie von dem Schwirren des Bogenstrangs und den Tönen der Leier, — und sein Herz schwoll bei den begeisterten Rufen der dankbaren und hingerissenen Schaar. In demselben Augenblick aber wandte sich das Bild vor seinen Blicken; alle Sorgen, die er seinen Zuhörern gegenüber zurückgedrängt, alle drohenden Gefahren und mißlungenen Versuche, die Schlaffheit, der Unwille, der Haß, der Neid, die Rohheit, die Gewalt, mit denen er zu kämpfen hatte, traten riesengroß vor sein inneres Auge. Das war die Kehrseite der Medaille. Am Tage zuvor hatte ihn die Nachricht erreicht, daß er wiederum in contumaciam zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt worden sei, und er wußte, daß das rheinische Gerichtspersonal fast ganz aus Mitgliedern der Fortschrittspartei bestand. Er wußte ferner —, daß der Zustand des Arbeitervereins lange nicht so glänzend war, wie er es für klug befand, ihn den wärmsten Freunden desselben zu schildern, und wie er ihn in sanguinischen Augenblicken ansah. Der Verein zehrte Lassalles Lebenskraft und Vermögen auf, und nahm doch nicht entfernt den erwarteten Fortgang. Bitter klagt er zu dieser Zeit in seinen Briefen, wie ganz anders Alles sein könnte, „wenn die Arbeiter ihre Pflicht gethan hätten," und wohl wußte er, daß seine Feinde unendlich viel thätiger waren als seine Freunde. Was Wunder, daß auch der Gedanke an Tod und Untergang in diesem inspirirten und sonnigen Augenblick in seinem Innern emporstieg! Er schließt diese letzte Rede an seine Anhänger mit den Worten: „Nun, ich denke dieser beiden Verurtheilungen noch Herr zu werden, wie schon so vieler anderen! Wie stark aber auch Einer sei, einer gewissen Erbitterung gegenüber ist er verloren! Das kümmert mich wenig! Ich habe, wie Ihr denken könnt, dieses Banner nicht ergriffen, ohne ganz genau voraus zu wissen, daß ich dabei persönlich zu Grunde gehen kann. (Große allgemeine Aufregung in der Versammlung.) Die Gefühle, die mich bei dem Gedanken, daß ich persönlich beseitigt werden kann, durchdringen, kann ich nicht besser zusammenfassen als in die Worte des römischen Dichters:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

zu Deutsch: Möge, wenn ich beseitigt werde, irgend ein Rächer und Nachfolger aus meinen Gebeinen auferstehen! Möge mit meiner Person diese gewaltige und nationale Culturbewegung nicht zu Grunde gehen, sondern die Feuersbrunst, die ich entzündet, weiter und weiter fressen, so lange ein Einziger von Euch noch athmet! Das versprecht mir, und zum Zeichen dessen hebt Eure Rechte empor!"

Man sollte glauben, Lassalle hätte, als er diese Worte sprach, eine deutliche Ahnung davon gehabt, daß er selbst drei Monate nachher eine Leiche sein werde. Seine Leichenfeier ward überall von der Arbeiterbevölkerung der Städte mit einem fanatischen Schmerz und einer Wehklage begangen, als sei ein Heiland gestorben. Was er jedoch wenig ahnte, war, daß, wenn diese „nationale" Bewegung auch nicht mit ihm starb, sie doch als national und monarchisch starb, daß der internationale republicanische Socialismus innerhalb weniger Jahre die von ihm begonnene Bewegung verschlungen, und ein internationaler Verein sich den von seinen Anhängern und von seiner Schule gebildeten angeeignet haben sollte.

Noch ein paarmal mußte er mit gebrochener Gesundheit in dem gegen ihn zu Düsseldorf anhängig gemachten Processe öffentlich als Redner auftreten. Umsonst machte er, der, ich weiß nicht wie viele gerichtliche Anklagen „wie Glas" zerbrochen hatte, eine letzte Anstrengung, um sich seine Freiheit zu erkämpfen. Das Gericht verurtheilte ihn in zweiter Instanz zu sechs Monaten Gefängniß. — Ermattet an Seel' und Leib, begab er sich im Juli an seinen gewöhnlichen Badeaufenthalt Rigi-Kaltbad, und während er hier, wieder mit Arbeit überbürdet, aber mit einer großen Natur vor Augen, seine erschütterte Gesundheit herzustellen suchte, ereilte ihn das Verhängniß, das sein Tod ward.

Die Morphiumsucht.

Eine neue Krankheit, die in die Erscheinung tritt, verdient nicht blos die Beachtung der Aerzte; auch die Laien müssen davon Kenntniß nehmen und zwar dies um so eher, je mehr die neue Affection eine vermeidliche ist, je mehr es also in der Macht des Einzelnen steht, sich vor derselben zu schützen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es sicher berechtigt, die Morphiumsucht auch in diesem Blatte einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Unter Morphiumsucht wird die Leidenschaft verstanden, größere Quantitäten Morphium gewohnheitsgemäß zu sich zu nehmen. Der Name „Morphiumsucht" rührt von Herrn Sanitätsrath Dr. Lewinstein in Schöneberg her, der über diese Affection auf der diesjährigen Naturforscherversammlung und kürzlich in der Berliner Medizinischen Gesellschaft Vorträge hielt. Der Ausdruck ist nach Analogie von Trunksucht gebildet und muß als glücklich gewählt bezeichnet werden. Denn es wird durch ihn von vornherein die leidenschaftliche Begier gekennzeichnet, mit der die befallenen Personen, wie der Trinker den Alkohol, das sonst nur als Arzneimittel angewendete Morphium auch wider alle besseren Vorsätze im Uebermaß tagtäglich zu sich nehmen. Es ist ihnen zum unabweislichen Lebensbedürfniß geworden, ohne Morphium sind sie schlaff, hinfällig, keines Gedankens fähig; ihre Glieder, Hände und Finger zittern, sie werden von äußerst beängstigenden Gefühlen befallen und haben das Bewußtsein, das Morphium nicht mehr entbehren zu können. Haben sie die hinreichende Quantität Morphium genommen, so erscheinen sie wohl, wenigstens haben sie das Gefühl des Behagens und sind zum Theil auch vollkommen leistungsfähig. Aber die tägliche Aufnahme eines so wirksamen Stoffes, wie Morphium, in den Körper bleibt auf die Dauer nicht ohne nachtheilige Folgen. Auch hierin ähnelt die Morphiumsucht der Trunksucht, und wie der Säufer nicht blos Schaden an seinem Charakter nimmt, sondern schließlich auch seine Gesundheit zerstört, so treten auch bei den Morphiumsüchtigen über kurz oder lang Erscheinungen auf, die bald dem Säuferwahnsinn durchaus ähneln, bald mit Schlaflosigkeit und anderen Zeichen tiefer nervöser Zerrüttung einhergehen, schließlich aber dahin führen, daß die betreffenden Individuen ein welkes, herabgekommenes Aussehen, schlaffe Muskulatur, krankhafte Hautfärbung, Verdauungsstörungen und einen zunehmenden Verfall ihrer Geisteskräfte, namentlich ihres Gedächtnisses zeigen. Dann wird den Armen gerathen, „lasse das Morphium, der Mißbrauch desselben ist deine Krankheit". „Das weiß ich," ist die Antwort, „aber ich kann es nicht mehr lassen, ich muß Morphium nehmen, wenn ich leben soll". Der Wille ist in so hohem Grade von der Leidenschaft abhängig geworden, daß die Beklagenswerthen sich von vornherein darunter gefangen geben. Frühere auf ärztlichen Rath oder aus eigenem Antrieb gemachte Versuche, sich das Morphium abzugewöhnen, haben ihnen den kläglichen Zustand gezeigt, in den sie ohne dieses Mittel zunächst versinken und so nehmen sie schließlich wider Willen täglich das Gift zu sich, von dem sie wissen, daß es ihre physische und moralische Gesundheit langsam aber sicher vernichtet! Es ist also nothwendig, diesen Zustand eine Krankheit zu nennen.

Die Veranlassung, die die Morphiumsüchtigen bewog, zuerst Morphium zu sich zu nehmen, ist eine andere, als diejenige, die in der Regel bei der sonst so viele Analogieen mit der in Rede stehenden Affection bietenden Trunksucht den Trinker zuerst zum Alkoholgenuß brachte. Ebenso unterscheidet sich in dieser Beziehung die Morphiumsucht wesentlich von dem gewohnheitsgemäßen Genuß von Opium oder Haschisch, dem Türken, Aegypter und manche andere Völker fröhnen. Während bei der Trunksucht und den letztgenannten Leidenschaften es von vornherein auf einen Genuß abgesehen war, während bei diesen die Erregung, die der Alkohol ausübt, oder die phantastisch-seelige Verschollenheit nach dem Opiumgebrauch in der mehr oder minder bewußten Absicht dessen liegt, der diese Stoffe zu sich nimmt, brauchen die Morphiumsüchtigen das Morphium zunächst als Arzneimittel. Sie haben Schmerzen, die ihnen das Leben verbittern, oder werden von

Digitized by Google

Hustenreiz oder dergleichen am Schlafen verhindert, oder haben sonst irgend ein sie quälendes Leiden, und es wird ihnen nun gegen dasselbe folgerichtig und kunstgerecht Morphium verordnet. Dasselbe hilft ihnen, wenigstens schafft es ihnen bedeutende Erleichterung, die Schmerzen verlassen sie, so lange es wirkt, die müden Augenlider schließen sich wieder zu erquickendem Schlaf, die Leidenden kommen wieder zu einem erträglichen Dasein! Arzt und Patient segnen die edlen Eigenschaften des kräftigen Mittels, welches die Erfindungsgabe des Menschen aus den Säften des farbenprächtigen Mohnes gewinnt.

Aber

Jage nicht das flüchtige Reh des Weltgenusses
Denn es wird ein Leu und wird den Jäger jagen!

Wenn auch das Morphium zunächst nicht als Genußmittel gebraucht wird, so paßt diese Sentenz doch nur zu gut auf die Folgen, die das übermäßige Erjagen seines flüchtigen Reizes mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit nach sich zieht. Zwei Eigenschaften dieses Stoffes sind es besonders, die die üblen Folgen seines gewohnheitsmäßigen Gebrauchs bedingen. Einmal gewöhnt sich der Körper an das Mittel und benöthigt mit der Zeit immer größere Quantitäten, um dieselbe Wirkung zu verspüren, dann aber zerfällt die Morphiumwirkung in zwei gesonderte Abschnitte, die Erregung und die Erschlaffung. Letztere Wirkung ist diejenige, um derentwillen das Morphium gewöhnlich verordnet wird. Die Erregung ist bei einer einmaligen Dosis nur sehr kurz und wird darum häufig übersehen, bei andauerndem Gebrauch aber tritt sie immer mehr in die Erscheinung. Die Steigerung des Gefühls und der Sinnenempfindung, die vermehrte Wärme, welche durch die Adern zu strömen scheint, kurz die Erregung, die sich im Beginn der Morphiumwirkung immer, wenn auch, wie gesagt, nur flüchtig zeigt, wird bei seinem gewohnheitsgemäßen Gebrauch von immer längerer Dauer. Dies ist es nun in erster Reihe, was die Morphiumsucht hervorbringt. Denn ebenso wie die Erregung an Dauer zunimmt, wird auch die Erschlaffung intensiver und andauernder und veranlaßt diejenigen, die sich an Morphium gewöhnt haben, um ihr zu entgehen, immer neue und steigende Quantitäten des Mittels zu sich zu nehmen, damit sie wieder in die Erregung versetzt werden, die der Gebrauch bei ihnen für einige Zeit veranlaßt. So kommen sie schließlich dahin, das Morphium nicht einmal dann mehr entbehren zu können, wenn die Affection, derentwegen dasselbe ursprünglich verordnet wurde, längst gehoben ist. Dann werden sie erst im eigentlichen Sinne zu Morphiumsüchtigen. Denn man wird gut thun, diesen Namen für diese Fälle zu reserviren und kann nur uneigentlich denselben so lange anwenden, als eine schmerzhafte oder aus anderen Gründen den Morphiumgebrauch indicirende Affection Leidende veranlaßt, das Mittel bei sich anzuwenden.

Uebrigens ist das Morphium nicht das einzige Arzneimittel welches in der beschriebenen Art und Weise zur mißbräuchlichen Anwendung kommt, auch vom Chloroform, vom Aether u. A. wird Aehnliches beobachtet. Alle diese Mittel gehören derselben Classe von Medicamenten an, nämlich den narkotischen. Sie führen nach einem mehr oder minder langen und ausgeprägten Stadium der Erregung zur Erschlaffung und haben es gemeinsam, daß der Körper sich an sie gewöhnt, und die Erregung mit dem Gebrauch sich immer mehr bemerklich macht. In gleicher Weise werden auch ab und zu andere, nicht officinelle Stoffe mißbräuchlich angewendet, die ursprünglich als sogenanntes „Hausmittel" gebraucht wurden und ähnliche Eigenschaften haben. So wurde in der Berliner Medizinischen Gesellschaft jüngst ein Fall erwähnt, in welchem eine gebildete Frau auf den Rath einer Freundin gegen chronische Magenbeschwerden Cognac nahm, und als sie davon Erfolg zu verspüren glaubte, sich an den Gebrauch dieses Getränkes so gewöhnte, daß sie schließlich zur ausgeprägten Säuferin und vom Delirium tremens befallen wurde. Wir haben es also in dieser Beziehung mit einer Krankheitsgruppe zu thun, deren vornehmster Repräsentant die Morphiumsucht ist, die aber alle das Gemeinsame haben, daß der Kranke, um der der Erregung folgenden Depression zu entgehen, Tag aus Tag ein in steigender Dosis das ihn schließlich ruinirende Mittel zu sich nehmen muß.

Eine Statistik über die Häufigkeit des Vorkommens der Morphiumsucht existirt bis heute auch noch nicht einmal in ihren Anfängen und kann auch nicht annähernd festgestellt werden sowohl, wie viel Morphiumsüchtige auf eine gewisse Anzahl von Menschen überhaupt, als auch auf eine gewisse Anzahl solcher Individuen kommen, die eine Zeit lang Morphium regelmäßig zu brauchen genöthigt sind. Trotzdem läßt sich mit aller Sicherheit behaupten, daß die Krankheit in neuerer Zeit erheblich zugenommen hat, und als Beweis kann hiefür schon der Umstand dienen, daß sie wie eine neue Krankheit die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gelenkt hat, und daß bei den darüber gepflogenen Discussionen in ärztlichen Versammlungen die wachsende Häufigkeit des Vorkommens vielfach constatirt und von keiner Seite bestritten wurde.

Fragen wir aber nach dem Grunde dieser auffallenden Erscheinung, so kann man auf den Gedanken kommen, daß es in der Richtung unserer Zeit liege, einen Mißbrauch mit narkotischen Mitteln zu treiben, und es läßt sich nicht verkennen, daß diese Idee nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Scheint es doch, als wenn der Hochdruck, mit dem unsere Zeit lebt und strebt, als wenn die gesteigerten Ansprüche, die der Einzelne an's Leben macht, und die Schwierigkeit, diesen Ansprüchen gerecht zu werden, eine Vermehrung psychischer Störungen im Gefolge hätten. Wenigstens wird eine steigernde Frequenz der Geisteskrankheiten allgemein angenommen, und es kann hierfür nicht als einzige Erklärung angeführt werden, daß die Irrenärzte in neuerer Zeit ihrem Bereiche weitere Grenzen gesteckt haben, und Manchen als psychisch krank betrachten, den man früher lediglich als einen Verbrecher, oder für einen Sonderling zu halten geneigt war. Fallen doch diese Fälle aus dem Grenzbezirk bei der Beurtheilung über die Frequenz psychischer Leiden nicht in das Gewicht, und handelt es sich um die Erscheinung, daß die wirklichen unzweifelhaften Geisteskrankheiten in der Zunahme begriffen sind. Viele nun von den Unglücklichen, die einen Mißbrauch mit narkotischen Mitteln treiben, gehören aber unzweifelhaft in die Behandlung psychischer Aerzte, auch wenn sie dieser Leidenschaft nicht fröhnten. Sie müssen auch ohne dieselbe als psychisch belastet angesehen werden, und gehören häufig Familien an, in denen Geisteskrankheiten erblich sind. Es kann somit ein Zusammenhang zwischen Geisteskrankheiten und dem Mißbrauch narkotischer Mittel in Bezug auf das gesteigerte Vorkommen des letzteren statuirt werden und muß die so allgemein gestellte Frage einstweilen als eine offene betrachtet werden. Die Zunahme der Morphiumsucht im besonderen aber ist auf eine andere Ursache zurückzuführen und von der geistigen Richtung unsrer Zeit wenigstens in der Hauptsache unabhängig.

Diese Zunahme liegt zum größten Theil in der immer mehr in Aufnahme kommenden Methode, dasselbe als sogenannte hypodermatische Injection anzuwenden, wenigstens brauchen alle Morphiumsüchtigen dasselbe in dieser Form. Unter hypodermatischer Injection versteht man eine Einspritzung, die unter die Haut gemacht wird. Es wird dazu gewöhnlich eine sogenannte Pravaz'sche Spritze mit durchbohrter feiner Nadel benutzt, an deren Stempel man ablesen kann, um wie viel Tropfen die Spritze entleert wurde. Die unter die Haut gebrachten Flüssigkeiten gehen meistens schneller und sicherer in das Blut und den Kreislauf über, wie diejenigen, die man verschluckt. Die von Vielen nur aus ästhetischen Rücksichten geschätzte Haut ist ein wichtiges Organ unseres Körpers, welches uns unter anderen für den Haushalt des Körpers nothwendigen Functionen gegen die Einwirkung vieler äußeren Reize, die uns ohne dieselbe fortwährend schädigen würden, einen wirksamen Schutz gewährt. Bekannt ist, daß Fäulnißstoffe, die der unverletzten Haut nichts schaden, an Wunden gebracht, Blutvergiftung hervorbringen, und werden zu physiologisch-experimentellen Zwecken schon längere Zeit chemische Stoffe unter die Haut von Thieren eingespritzt. Daß aber Medicamente so angewendet werden, ist erst 1855 von Wood eingeführt worden. Die Vorzüge seiner Methode lassen sich

Digitized by Google

schon daraus entnehmen, daß sie in unverhältnißmäßig kurzer Zeit allgemein gebräuchlich geworden ist und jetzt von allen Aerzten in unzählbaren Fällen ausgeübt wird. Namentlich wird das Morphium jetzt mit Vorliebe in hypodermatischer Anwendung verordnet und das mit Recht. Denn neben der Möglichkeit, dem schmerzhaften Ort mit dem schmerzstillenden Mittel möglichst nahe zu kommen, bietet die hypodermatische Anwendung noch den unschätzbaren Vortheil, daß bei ihr die Magenverstimmung fortfällt, die bei innerlicher Darreichung des Morphiums sich in erheblich störender Weise bemerklich macht.

Jeder Fortschritt der Cultur trägt aber den in der Natur menschlicher Einrichtungen begründeten Fluch an sich, wieder einen Nachtheil in seinem Gefolge zu haben, der erst wiederum erkannt und überwunden werden muß. So auch hier. Das verhältnißmäßige Wohlbefinden, welches die hypodermatische Anwendung des Morphiums mit sich bringt, wird die Veranlassung zur Morphiumsucht. So lange das Mittel in den Magen gebracht wird, hindert die darauffolgende Verstimmung desselben die Patienten daran, sich an den Morphiumgebrauch zu gewöhnen. Die herrliche Erfindung, das Morphium hypodermatisch zu geben, und die Euphorie, die diese Methode gewährt, wird wiederum für einen einstweilen in seiner Größe nicht geschätzten Bruchtheil der betreffenden Personen die Verführung zu dem schrecklichen Leiden, welches wir unserer Betrachtung unterziehen! Vielleicht, daß die Zunahme des Mißbrauchs der narkotischen Mittel überhaupt, von dem wir oben gesprochen, in ähnlicher Weise zu erklären und lediglich als eine Rückwirkung der großen und segensreichen Erfindungen zu betrachten ist, die die Neuzeit gerade auf diesem Gebiete gemacht hat.

Trotz der klaren Erkenntniß der Ursache der Krankheit ist es nicht leicht, einen Morphiumsüchtigen zu heilen. So lange sie in ihrer Familie bleiben, wissen sie sich fast ausnahmslos auf irgend eine Weise Morphium zu verschaffen. Man wird deshalb gut thun, Morphiumsüchtige in Heilanstalten unterzubringen, in denen ein zwei- bis dreiwöchentlicher Aufenthalt meistens ausreicht, um die Leidenden vom Morphium zu entwöhnen. Allerdings gehören hierzu trefflich geleitete Anstalten mit vorzüglichen Einrichtungen und gutem Hülfspersonal, um es den Patienten unmöglich zu machen, weder durch Bitten, noch durch Bestechung und List sich das Erregungsmittel verschaffen zu können.

Ebenso ist auch die Verhütung der Krankheit keine leichte Aufgabe. Es wird wohl immer ein vergebliches Streben bleiben, durch strafgesetzliche Bestimmungen den Handel mit Morphium so einzuschränken, daß die Morphiumsüchtigen und die Anwärter zu dieser Krankheit nicht im Stande sind, sich ohne specielle ärztliche Verordnung Morphium zu verschaffen. An Strafandrohungen in dieser Beziehung fehlt es bei uns schon jetzt nicht, und doch wird täglich Morphium ohne specielle ärztliche Verordnung ge- und verkauft. Wichtiger als derartige gesetzliche Bestimmungen ist der Vorschlag, den Patienten nie zu gestatten, sich Einspritzungen selbst zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Krankheit fast niemals entsteht, so lange die Einspritzungen von der kunstgerechten Hand eines verständigen und gewissenhaften Arztes gemacht werden. Der Arzt, der die Gefahr des fortgesetzten Morphiumgebrauchs kennt, wird immer Pausen in der Anwendung des Mittels machen und ab und zu das Mittel wechseln. Die betreffenden Patienten werden erst dann zu Morphiumsüchtigen, wenn sie es gelernt haben, sich selbst Einspritzungen zu machen. So entsteht also durch die Morphiumsucht die Frage, ob es nicht ihretwegen geboten ist, die Wohlthat der hypodermatischen Anwendung dieses Mittels nur soweit zuzulassen, als der Arzt selbst die Einspritzungen zu machen im Stande ist. Mit dieser Einschränkung würde der hervorgetretene Nachtheil wieder vermieden werden und die glückliche Erfindung der hypodermatischen Injection, wenn auch in beschränkterem Maßstabe, so doch nach jeder Richtung hin ein entschiedener Fortschritt genannt werden müssen. Jedenfalls aber werden auch die Patienten selbst ihre ganze Energie einsetzen müssen, um sich nicht an Morphium zu gewöhnen. Verständiger ärztlicher Rath wird ihnen dazu die Wege zeigen. Aber auch die Kenntniß der Gefahr wird vielleicht vor derselben bewahren und in diesem Sinne sollen diese Zeilen nicht vergeblich geschrieben sein, wenn sie auch nur Einen abhalten, auf der abschüssigen Bahn regelmäßigen Morphiumgebrauchs weiter zu wandeln!

Medicus.

Literatur und Kunst.

Schiller als Redacteur.

Die Betheiligung Schillers am Journalismus, insbesondere seine Wirksamkeit als Redacteur, ist die Aufgabe, deren Lösung in dem Folgenden versucht werden soll.

Ich fasse das Wort „Journalismus" hier in seiner weitesten Bedeutung auf und möchte darunter die ganze periodische Literatur verstanden wissen. Von dem Drange des hastigen Nachrichtengebens, welcher heutzutage als die charakterisirende Eigenthümlichkeit und gewissermaßen als die Norm unserer Zeitungsliteratur betrachtet werden darf, kann, da zu Schillers Zeiten ein solches Abhetzen zu athemloser Befriedigung der Neugier noch gar nicht vorhanden war, hier natürlich nicht die Rede sein. Die ganze damalige periodische Literatur hatte schon in Folge der beschwerlichen Communication ein weit gemüthlicheres und behäbigeres Temperament; und wenn sie auch nicht von Ehrgeiz frei war, so besaß sie doch jedenfalls nicht den des Renners: in schnaufender Ueberstürzung, schweißtriefend und bis zum Tode erschöpft zuerst am Ziele anzugelangen. Die entsetzliche Schwerfälligkeit im Verkehr hatte den Leser an Geduld und an die regelmäßige Wiederkehr von Unregelmäßigkeiten im Erscheinen der Blätter gewöhnt. Wenn eine Nummer oder ein Heft einer Zeitschrift nicht am bestimmten Tage, auch nicht in der folgenden Woche, auch nicht in dem folgenden Monat, sondern unter Umständen erst in dem folgenden Jahre erschien, so war das kein großes Unglück. Wir wissen z. B., daß die letzte Nummer der „Horen", welche im December 1797 hätte ausgegeben werden sollen, erst im Juni 1798 den Abonnenten zugestellt wurde.

In diesem weiteren Sinne ist Schillers Thätigkeit als Redacteur von Zeitschriften eine größere und bedeutungsvollere, als es auf den ersten Blick erscheint. Sie umfaßt in dem kurzen Leben des Dichters einen Zeitraum von fünfzehn Jahren. Sie beginnt mit seinem ersten öffentlichen Auftreten im Jahre 1781 und währt mit einer kurzen Unterbrechung unausgesetzt bis kurz vor seiner Uebersiedlung nach Weimar, bis Mitte 1798. Dabei nehme ich noch die Jahresschriften aus:

die Anthologie für das Jahr 1782,
den historischen Kalender für Damen (1791—93),
den Musenalmanach (1796—1800),

deren Herausgabe Schiller besorgte. Ich habe hier nur die in kürzeren Fristen erscheinenden Blätter im Auge; das kleine Stuttgarter Blättchen, das Schiller im Jahre 1781 redigirte,

das Würtembergische Repertorium der Literatur, das in den beiden folgenden Jahren erschien,
die „Thalia" und deren Fortsetzung „Neue Thalia" von 1785—1793
und endlich die drei Jahrgänge der „Horen" von 1795—1797.

Das erste Blättchen, welches der zweiundzwanzigjährige aus der Karlsschule entlassene Regimentsmedicus ohne Porte-Epée Friedrich Schiller redigirte, führte den Titel „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" und wurde bei Christoph Gottlieb Mäntler in Stuttgart gedruckt. Die Thatsache, daß Schiller dies Blatt redigirt hat, ist durch Johann Wilhelm Petersen, einen der liebenswürdigsten und vertrautesten Jugendfreunde Schillers, nachmaligen Bibliothekar in Stuttgart, verbürgt. Boas, der dies vergessene Blättchen in der Stuttgarter Bibliothek aufgestöbert hat in den „Blättern für literarische Unterhaltung" im Jahre 1850

Digitized by Google

das Wesentliche daraus mitgetheilt. Aus diesen Proben ist die Mitarbeiterschaft Friedrich Schillers schwer herauszufinden; nur eine überschwängliche Ode auf die „Rückkehr des gnädigsten Fürsten" — darunter ist der freundwillige Herzog Karl zu verstehen, der seine Gnade leuchten ließ über Schubart und Schiller — trägt den deutlichen Stempel der ersten — nicht schönsten — Periode des großen Dichters.

Der Regimentsmedicus ohne Porte-Epée, der eben damit beschäftigt war, die „Räuber" zu versenden und die versäumten Lustigkeiten des Studentenlebens jetzt mit einigen trefflichen lebensfrohen und fidelen Cumpanen nachholte, hatte natürlich ganz andere Dinge im Kopf, als langweilige „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" langweiliger Spießbürger zu redigiren.

Die Launen des „gnädigsten Fürsten", den er am 6. März 1781 in den „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" angejubelt hatte:

> Er kommt zurück, bringt Glück für seine Kinder
> Von Völkern mit, die er gesegnet sah,
> Der Frühling fliegt voran, sein herrlicher Verkünder —
> Jauchzt, Bürger, jauchzt! Karl und der Lenz ist da!

— die Launen dieses gnädigsten Fürsten machten Schillern, wie man weiß, den Aufenthalt in der Heimat unerträglich. Und gerade weil Karl und der Lenz da waren, zog Schiller es vor, nicht länger da zu bleiben.

In den trüben Tagen von Mannheim gab er das „Würtemb. Repertorium" heraus. Von dieser Vierteljahrsschrift sind drei Stücke erschienen — auf schlechtem Papier und miserabel gedruckt.

Dem Inhalte läßt sich die Mannichfaltigkeit gewiß nicht absprechen. Wir finden darin ernste eingehende philosophische Recensionen über die Epoche machenden literarischen Erscheinungen — wie die „Räuber" und die „Messiade" —, daneben literarisch kritische Todesurtheile ohne Motive, Berichte über besondere weibliche Fruchtbarkeit, über die Folgen des Lottospiels und die Goldmacher — kurz ein krauses buntes Durcheinander. Schiller hat selbst für das Repertorium ziemlich viel geschrieben: sein bekanntester Beitrag ist die Selbstkritik der Räuber, die gleich im ersten Stücke veröffentlicht wurde und so gehalten war, daß die Identität des Kritikers mit dem Dichter der Räuber schwer errathen werden konnte. „Der Verfasser," so schloß Schiller diesen interessanten Artikel, „soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadierbataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde als meine Frau zur Kur übergeben".

Auch den „Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782", in welchem die Laura-Gedichte zuerst abgedruckt wurden, recensirt Schiller selbst — im Ganzen freundlich, aber doch nicht ohne Schärfe. „Unter dem Froschgequäke der Reime," sagt er, „hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene". Sich selbst behandelt er recht liebevoll. „Laura vom Verfasser der Räuber" macht er unter denjenigen Dichtungen namhaft, die „den besten ihrer Art an der Seite zu stehen verdienen". Das ist auch ganz richtig; nur die „Art" war eben nicht schön.

Bisweilen befleißigt er sich einer grausamen Kürze. Ein siebzehn Bogen starkes Buch über den „Zustand der Wissenschaften und Künste" wird von ihm mit folgender Bemerkung abgetrumpft: „Pardon dem Herausgeber! Er will ja aufhören".

Man weiß, wie auch in Mannheim bittre Enttäuschungen den jungen Genius heimsuchten. Mit Widerwärtigkeiten der schlimmsten Art im steten Kampfe, in unerfreulichem Verkehr mit den geliebten Seinen daheim, entmuthigt als Dichter, dem Dalberg den „Fiesco" als unbrauchbares Stück zurückgegeben hatte, in äußerster materieller Bedrängniß, verschuldet und ohne Subsistenzmittel, faßte er den Plan, eine Zeitschrift zur Verbesserung des deutschen Theaters in's Leben zu rufen.

Zur Verbesserung des deutschen Theaters in erster Linie. Nebenbei aber auch, wie sich nicht in Abrede stellen läßt, zur Verbesserung der sehr gedrückten Lage des armen Herausgebers.

Die schwungvolle Ankündigung der „Rheinischen Thalia", in welcher Schiller dasselbe Publicum, von dem er in späteren Jahren die allergeringste Meinung hatte, in jugendlichem Enthusiasmus als seinen einzigen Herrn und Richter anerkennt und einen Bund der Freundschaft mit dem vielköpfigen Ungeheuer zu schließen verspricht, ist noch in Mannheim geschrieben.

Aber das Leben wird ihm dort immer unerträglicher. Der eine Gedanke: Fort von hier! beherrscht ihn ganz. Und die Fata morgana, die sich der durstigen Phantasie des in der Mannheimer Traurigkeit Verschmachtenden freude- und glückverheißend vorspiegelt, ist Leipzig. In wahrhaft rührender Weise spricht sich diese Sehnsucht nach Leipzig in den letzten Briefen aus, die Schiller von Mannheim aus an Huber richtete. Mannheim dünkt ihn ein Kerker: „der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mordes. Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel . . . In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit wie diese ist: daß ich in Leipzig glücklich sein werde. Ich bin fest entschlossen, wenn die Umstände mich nur entfernt begünstigen, Leipzig zum Ziele meiner Existenz, zum beständigen Orte meines Aufenthaltes zu machen".

Ging auch dieser Wunsch des Dichters nicht in Erfüllung, war auch an der Pleiße manches anders, als er es gehofft hatte, fühlte er sich auch beim Scheiden der schönen Tage in dem kleinen Gohlis etwas vereinsamt und verlassen, so hat ihn doch insofern seine Ahnung nicht getäuscht, als ihm hier der große Wurf gelang, eines Freundes Freund zu sein. In die Zeit seines Leipziger Aufenthaltes fällt die Begegnung mit Christian Gottfried Körner. In ihm fand Schiller einen Genossen für's Leben, den edelsten, verständnißvollsten, hingebensten Freund. Und das unsägliche Glück, das ihm das übervolle Herz fast springen machte, fand seinen jubelnden Nachhall in der Hymne „An die Freude", die nimmermehr in dem Mannheimer Kerker, sondern nur erklingen konnte in dem rosigen Morgen jenseits der waldigen Hügel.

Die Nothwendigkeit Geld zu verdienen hatte Schiller dem Journalismus in die Arme getrieben und die unmittelbare Anregung zur Herausgabe der „Thalia" gegeben. „Auffallen mag es Ihnen immer," hatte er an Huber geschrieben, „daß ich diese Rolle in der Welt spielen will, aber vielleicht söhnt Sie die Sache selbst wieder mit Ihrer Vorstellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutsche Publicum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben".

Schiller erwartete, daß ihm die „Thalia" ein verhältnißmäßig bedeutendes Einkommen gewähren würde. Er calculirte einen Reingewinn für sich im Betrage von 8 bis 900 Thlr. jährlich. Er irrte sich durchaus. Von diesem berechneten Reingewinn wollte er einen Vorschuß abtragen, dessen er zu seiner Uebersiedlung nach Leipzig bedurfte und um den er in seinem Briefe vom 28. Februar 1785 Huber mit den drastischen Worten ersuchte: „Ist es nicht möglich, daß Sie mir (auf Ihren oder meinen Namen von Buchhändlern oder andern Juden) ohngefähr 300 Thlr. Vorschuß verschaffen können?" Jetzt wie auch später half der edle Körner dem unverschuldet Verschuldeten aus der Verlegenheit.

Die Thalia debutirte übrigens glänzend. Gleich das erste Heft brachte den Schiller'schen Aufsatz „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", ferner die Uebersetzung eines Diderot'schen Manuscriptes „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache". — Diese interessante Geschichte ist in neuester Zeit allgemein bekannt geworden. Victorien Sardou hat dieselbe in seiner „Fernande" dramatisch bearbeitet. Außerdem den Anfang von „Don Carlos" in der ersten Bearbeitung.

Aber trotz alledem und trotz des überschwänglichen Programmes wollte sich das Publicum für die „Thalia" nicht recht erwärmen. Billigerweise muß zugestanden werden, daß Schiller

Digitized by Google

an dem Mißerfolge seiner Zeitschrift zum mindesten mitschuldig war. Er hatte offenbar die Gewalt seines dichterischen Genius unterschätzt, als er sich und seinen Freunden das Versprechen gab, der Redactionsarbeit alle seine Kräfte hinzugeben. Er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Kopf und Herz waren ihm zuerst von andern, bessern Dingen, die energisch Ausdruck heischten, zu voll, als daß er sich ausschließlich um sein Blatt hätte bekümmern können. Nur widerwillig beschäftigte er sich mit der „Thalia", und er war seelenfroh, wenn er die Redactionsarbeit von sich abwälzen konnte. So mußte Huber das 9. und Körner das 10. Heft der „Neuen Thalia" zusammenstellen. Fand sich kein Stellvertreter, und hatte Schiller gerade etwas Anders vor, so blieb das Blatt eben liegen, und die Abonnenten mußten warten. Die Zeitschrift erschien denn auch mit einer wunderbaren Unregelmäßigkeit. Das Jahr 1785 brachte das erste Heft, im folgenden Jahre erschienen zwei Hefte, 1787 brachte wieder eins, das vierte, 1788 das fünfte, 1789 kamen wieder drei Hefte heraus u. s. w. Das mußte schließlich selbst die geduldigsten Elemente des Publicums etwas beunruhigen, und es kann nicht Wunder nehmen, daß dieser Zeitschrift das Loos des Schönen auf der Erde beschieden wurde; zu verwundern ist vielmehr, daß sie bei dieser stiefmütterlichen Behandlung so lange hat bestehen können.

Die Unlust an der „Thalia" hatte Schiller gleichwohl die Redactionsgeschäfte selbst noch nicht verleidet. Es schwebte ihm vielmehr der Gedanke vor, ein großes mächtiges Journal in's Leben zu rufen; und die Vorschläge, die er in dieser Beziehung entwickelt, sind die eines durchaus praktischen, lebensklugen und umsichtigen Redacteurs. Er sagt sich, zunächst müssen wir Boden gewinnen, müssen wir uns ein Auditorium verschaffen, auf das wir wirken können. Haben wir eine andächtige Gemeinde, die auf unser Wort etwas gibt, dann können wir dieser das Gute, Schöne und Ideale beibringen. Aber das Wesentliche ist, daß unsre Stimme nicht wie die des Predigers in der Wüste verhallt. „Für die Grundlage eines Journals, das man in viele Hände bringen will," schreibt er an Körner, „ist Dein Plan offenbar zu ernsthaft, zu solid — wie soll ich sagen? zu edel. Betrachte alle Journale, die Glück gemacht haben, und sieh' nach, wodurch sie's gemacht haben ... Cagliostros ... Geisterseher, geheime Chroniken, Reiseberichte, allenfalls pikante Erzählungen, flüchtige Wanderungen durch die jetzige politische Welt — das sind Objecte für Journale". Er gibt nun noch allerhand praktische Winke. Der Buchhändler müsse das Seinige zur Verbreitung des Blattes thun, der Preis dürfte nicht zu hoch sein, und es müsse sich durch interessante Namen und berühmte Mitarbeiter, die er selbst zusammentreiben wolle, empfehlen. „Nur Herr Oberconsistorialrath," schließt er launig, „mit dem Publicum alsdann nicht gespaßt, sondern hübsch, wie es einem rechtschaffenen Kutschpferde von Journalisten zukommt, und wie ich meinerseits gewiß auch thun werde, bei der Stange geblieben, und nicht gleich bei der ersten Station niedergefallen".

Es gibt ernsthafte Philister, die über den flotten und ungenirten Ton, in dem Schiller von dem spricht, was nach seiner Ansicht einem populären Blatte frommt, bedenklich die Stirn gerunzelt und die Perrücke geschüttelt haben. Dem alten knorrigen Gervinus z. B. will Schillers journalistische Projectenmacherei gar nicht behagen. Wenn er Recht hätte, so käme dadurch beinahe ein Schatten auf das lichte Bild des idealen Dichters. Mich will diese höchst ernsthafte Auffassung doch etwas unbillig dünken, denn es ist eine kindliche Vorstellung, wenn man meint, daß der ideale Dichter die Lyra mit den goldenen Saiten niemals aus der Hand legen dürfe, und daß Pythagoras beständig mit seiner Hypotenuse und den beiden Katheten gelustwandelt sei. Der ideale Dichter und der Redacteur eines populären Blattes sind eben zwei ganz verschiedene, und es wäre traurig, wenn Schiller diese beiden mit einander verwechselt hätte. Uebrigens kam dieser Plan gar nicht zur Ausführung. Dagegen reifte bald, nachdem die „Neue Thalia" zu ihren Vätern versammelt war, ein anderes und größeres journalistisches Project, dessen Ausführung den Höhepunkt der Schiller'schen redactionellen Thätigkeit bezeichnet.

Im Frühjahr 1794 hatte Schiller bei einem Besuche in seiner Heimat den Verlagsbuchhändler Cotta kennen gelernt und mit diesem die Herausgabe einer Monatsschrift besprochen, die unter Schillers Leitung die besten literarischen Productionen der Zeit vereinigen sollte. Sobald er nach Jena zurückgekommen war, begann er, im Juni 1794, die Vorarbeiten zu diesem großen Unternehmen zu treffen. Er redigirte einen meisterhaften vertraulichen Prospectus für die Mitarbeiter, wandte sich an die ersten Schriftsteller Deutschlands, erhielt auch sofort eine beträchtliche Anzahl vielverheißender Zusagen, setzte ein sehr geschicktes Programm für das Publicum auf, das sehr gut aufgenommen wurde, und so wurden denn die „Horen" unter den günstigsten Auspicien in die Leserwelt eingeführt.

Die von Schiller an Goethe gerichtete Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an den Horen brachte, nachdem die früheren Versuche gescheitert waren, die erste wirkliche Annäherung zwischen den beiden großen Dichtern zu Stande. Unbeweglich und starr wie zwei hohe Bergesgipfel ragten die beiden Dichter hervor aus ihrer Umgebung — und zwischen ihnen ging ein kalter Wind. Da schrieb zu glücklicher Stunde am 13. Juli 1794 der Herausgeber der Horen einen sehr formellen Brief an den „Hochwohlgeborenen Herrn, hochzuverehrenden Herrn Geheimrath von Goethe", den er „hochachtungsvoll, als Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer" unterzeichnete, und in dem er Goethe bat, an den Horen mitzuarbeiten.

Mit sichtlichem Behagen ging Goethe auf dies Anerbieten ein, und Schiller dankte für dies freundliche Entgegenkommen mit der vollen Offenherzigkeit und dem entzückenden Freimuth seiner edlen Natur.

Er fühlte sofort heraus, daß ein Verhältniß zwischen Goethe und ihm nicht ein formelles und auf gesellschaftlicher Convenienz beruhendes bleiben könne. Zwischen zwei Männern wie diesen dürfte keine Zweideutigkeit, die durch irgend welche Rücksichtnahme zu vertuscheln wäre, bestehen. Und so schrieb Schiller denn als zweiten Brief jene wundervolle Charakteristik Goethes, jene herrliche Bezeichnung seiner eigenen dichterischen Eigenart in ihrem Verhältnisse zur Goethe'schen, die den Freundschaftsbund zwischen den beiden größten deutschen Dichtern besiegelte. Schiller und Goethe wußten sich nunmehr eins in ihren großen Zielen, wenn auch die Punkte, von denen sie ausgingen, ganz verschiedene waren.

Die gewonnene Freundschaft Goethes mußte den Herausgeber der Horen — ich bin immer wieder genöthigt, den überströmenden Stoff einzudämmen — mit der vollen Siegesgewißheit erfüllen. Und außer Goethe waren noch andere erste Schriftsteller für das Blatt gewonnen.

Aber ach! Dasselbe Schauspiel, das wir in unsern gründenden Tagen bei Begründung eines neuen Blattes alljährlich so und so oftmal vor uns haben abspielen sehen — es spielte schon in den Jahren 1795—1797.

Ein viel verheißendes Programm, wohlklingende Namen von Mitarbeitern, lebhafte Theilnahme des Publicums beim Erscheinen, Enthusiasmus des Redacteurs, Vertrauensseligkeit des Verlegers, dann aber ungeschickte Anpreisung von sogenannten guten Freunden, Trägheit und Unzuverlässigkeit der Mitarbeiter, Erkaltung des Publicums, Angriffe der Neider und Feinde, Mißstimmung des Verlegers, Entmuthigung des Redacteurs und schließlich Eingehen des Blattes — diese Stufenleiter in aufsteigender und absteigender Richtung ist wie die Geschichte so vieler Blätter, auch die der Horen.

Ja, ein Blatt, das von Friedrich Schiller redigirt wurde, und als dessen vornehmliche Mitarbeiter zu nennen sind: Wolfgang Goethe, Fichte, Herder, Wilhelm von Humboldt, Jacobi, Körner, August Wilhelm Schlegel — ein solches Blatt konnte uninteressant werden, ist sogar uninteressant geworden!

Nach dem Programm sollten die Horen weder eine Unterhaltungsschrift noch eine Fachzeitung sein. Sie sollten anregend und belehrend auf das gebildete Publicum wirken, die Gelehrten an den Verkehr mit dem gebildeten Publicum gewöhnen und auf diese Weise einen fruchtbaren Umtausch der Ideen herbeiführen.

Digitized by Google

Sie sollten mit Einem Worte, wie man sich heute ausdrücken würde, eine deutsche „Revue des deux Mondes“ werden.

Schiller verstand es nun, das Blatt mit großem Geschick zu lanciren. Er selbst war natürlich von der Vorzüglichkeit seines literarischen Unternehmens ganz durchdrungen. Er war naiv und ehrlich. Für die geschäftliche Seite interessirte er sich nur insofern, als ihm eine materielle Unterstützung zur Erfüllung seines idealen Vorhabens nothwendig erschien. Er war für das neue Unternehmen Feuer und Flamme.

„Unser Journal,“ schrieb er an Körner, „soll ein Epoche machendes Werk sein und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen.“ Diesen guten Glauben, den er selbst besaß, wußte er auch dem Publicum mitzutheilen. Und weil er dies vermochte, ist ihm, trotz seiner Aufrichtigkeit, der Vorwurf, daß er Reclame mache, von den hämischen Zeitgenossen nicht erspart geblieben. „In England,“ schrieb Nicolai, „nennt man ein Buch so ankündigen to puff. Die Horen, fügte er boshaft hinzu, sind berühmt, waren aber noch berühmter, ehe sie herauskamen“.

Goethe constatirte nach dem Erscheinen des ersten Heftes, daß man sich das Blatt in Weimar aus den Händen riß — „mehr wollen wir nicht für den Anfang“.

Der Absatz war denn auch zunächst ein glänzender. Das erste Quartal schloß mit einer Auflage von 1800 Exemplaren. Bis dahin ging also alles gut. Und mit der Freude Feierklang wurde das geliebte Kind begrüßt, dem zunächst nur die heitern Loose beschieden waren. Die schwarzen kamen später.

Der gute Freund, der durch seine wohlwollende Recension dem Blatte schlechte Dienste leistete, war der sonst verdienstliche Redacteur der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“, Hofrath Schütz. Schiller legte großen Werth darauf, daß die Horen regelmäßig in dem von Schütz geleiteten literarisch-kritischen Organ besprochen würden, — nicht gelobt; besprochen, gewürdigt. Zum mindesten sollten vier eingehende Recensionen im Jahre über die Horen erscheinen, während die Literaturzeitung nach ihren Principien nur einmal im Jahre der Horen hätte zu gedenken brauchen. Aber Schütz sah sehr wohl ein, daß die Horen auf die ungewöhnliche Beachtung der Kritik Ansprüche machen dürften — nur der Kostenpunkt machte zunächst Schwierigkeiten. Diese wurden nur dadurch beseitigt, daß sich Cotta, der Verleger der Horen, erbot, die Kosten, welche der Literaturzeitung aus den Recensionen seines Unternehmens erwachsen würden, zu bestreiten. Als Schiller über dies Abkommen an Goethe berichtete, machte er folgende Bemerkung, die vielfach mißverstanden worden ist: „Wir können also“ — sintemalen Cotta für die Kosten aufkommt — „so weitläufig sein als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch alles vormachen muß“.

Aus dieser Aeußerung und aus der Thatsache, daß Cotta die Kosten der Recensionen trug und daß dieselben von Mitarbeitern der Horen selbst geschrieben wurden, hat man nun das Material zu einer geradezu vernichtenden Anklage Schillers zusammenzustellen gesucht.

Schiller — so lautet die Beschuldigung — hat sich nicht gescheut, für die Horen Reclame der niedrigsten Sorte zu machen. Seine Freunde haben auf Rechnung des Verlegers ihn und sein Blatt herausstreichen müssen, er selbst hat mit geradezu cynischer Ungenirtheit dies unverantwortliche Gebaren eingestanden und sich die frivole Bemerkung erlaubt, das Publicum müsse beschwindelt werden! Schaudervoll! höchst schaudervoll!

Zum Glück liegt die Sache anders, und von einem Cartelvertrag kann auch nicht im entferntesten die Rede sein.

Die eingehende und wiederholte Besprechung der Horen in der Literaturzeitung hatte allerdings zunächst einen praktisch kaufmännischen Zweck. Das Blatt sollte dadurch in den literarischen Kreisen bekannt werden. Die Recensionen vertraten die Stelle der heutigen Inserate, die auch von den Verlegern bezahlt werden. Also übernahm der Verleger der „Horen“, dem der Gewinn zufloß, die Mehrkosten, welche die seinen Gewinn fördernden Recensionen verursachten.

Damit nun diese Recensionen von wirklich competenten Schriftstellern geschrieben würden, kam man überein, daß die befähigtesten das Richteramt üben sollten. Das waren aber gerade die Mitarbeiter der Horen. Als selbstverständlich stellte Schiller die Bedingung auf, daß die Mitarbeiter nur über solche Hefte schreiben würden, denen sie keinen Beitrag gegeben hätten. Daß es lediglich auf eine gerechte sachliche Würdigung der ernsten Geistesarbeit, die in den Horen stak, und nicht auf ein feile Lobhudelei abgesehen war, dafür bürgen die Namen der Horen-Recensenten in der Literaturzeitung: es sind Wilhelm v. Humboldt, Fichte, Körner, Schiller und Schütz — jedenfalls Reclamehelden ganz eigenthümlicher Art.

Was Schiller mit diesen Recensionen außer der Förderung der geschäftlichen Interessen seines Verlegers erreichen wollte, war das: er wollte entgegenwirken dem „Kindesurtheil“, das „die bejahrte Kritik“ in die Welt hinausschrie, und dem ungewaschenen Gerede „in der Gesindestube der deutschen Literatur“, wie er sich ausdrückte. Eine einsichtige Kritik sollte an den Horen geübt werden. Mehr verlangte er nicht. Und war dies Verlangen ein unbilliges? Ist das Reclame?

Aber er schreibt ja selbst an Goethe, daß sie sich loben wollen — und nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch alles vormachen müsse. Daraus hat man dann mit beliebter Flüchtigkeit herausgelesen, Schiller stelle den Grundsatz auf, man müsse dem Publicum etwas vormachen — mit andern Worten, man müsse es betölpeln. Aber Schiller sagt etwas ganz anderes: „dem Publicum müsse man alles vormachen“, schreibt er, d. h. man muß es leiten, muß es aufmerksam machen auf das was gut und auf das was schlecht ist, muß seinen Geschmack läutern, man muß dem Publicum vordenken. Möglich, daß diese Beurtheilung nicht gerade sehr schmeichelhaft für das Publicum jener Zeit zu nennen ist — es handelt sich nämlich immer um das deutsche Publicum am Ende des vorigen Jahrhunderts; wir bedürfen heutzutage ohne Zweifel solcher Weisungen nicht mehr —, aber ich glaube, daß Schiller hiermit nichts anderes sagte als eine positive Wahrheit.

Das damalige Publicum mußte ohne Zweifel auf das Lobenswerthe aufmerksam gemacht werden; zu diesem Lobenswerthen gehörten allerdings in erster Linie die Beiträge von Schiller und Goethe, — und in diesem Falle war das Loben eben nicht umsonst, nicht für die Langeweile, es hatte einen positiven Zweck, es erleichterte dem flüchtigen Leser die mühsame Sichtung der Spreu vom Weizen.

Zu beklagen war nur das, daß die Horen-Recensionen, trotz aller darauf verwandten Mühe, mißriethen und ihren Zweck verfehlten.

Auch die Mitarbeiter hielten lange nicht das, was ihre Namen versprochen hatten. Gleich mit dem ersten Heft kam Schiller in Bedrängniß und er bat Körner dringend um einen Beitrag: „Goethe will seine Elegien nicht gleich im ersten Stücke eingerückt, Herder will abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul. Ich rufe also: Herr hilf mir oder ich sinke!“

Die ganze Correspondenz Schillers mit Goethe und Körner ist von solchen tragikomischen Lamentationen über den Mangel an brauchbaren Beiträgen erfüllt. Und so folgte dem ersten siegesfrohen Auftreten schnell die Entmuthigung. Immer und immer kehrte das alte Lied wieder: ich kann nichts machen, alle Leute, auf die ich gerechnet habe, lassen mich im Stich.

Auch der Verleger, der zunächst gejubelt hatte, machte schließlich ein verdrießliches Gesicht. Die Abonnenten nehmen ab, klagte er. Das Blatt ist zu ernsthaft, zu breit, zu philosophisch. Es muß mannichfaltiger, bunter, lebendiger werden. Von den wenigen Mitarbeitern, die überhaupt für das Blatt arbeiteten, kamen nun obendrein noch einige und wollten Vorschuß haben. Auch das pflegt einen guten Verleger zu verstimmen. Da fordert z. B. Knebel, der den „Horen“ eine Uebersetzung der Elegien des Properz anbietet, Vorausbezahlung. Aber Schiller mag Cotta damit gar nicht behelligen, lieber will er die Summe aus seiner eigenen kleinen Baarschaft vorschießen. Er vertröstet Goethe,

Digitized by Google

der Knebels Gesuch befürwortet hat, auf Jubilate, wo Cotta „mit einer wohlgefüllten Geldkatze um den Leib" in Leipzig eintreffen wird, und zwar „pünktlich wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß". Vorher mag er mit dem Verleger gar nichts von Geldsachen sprechen, die Horen gehen nicht, Cotta brummt.

Das, was sich Schiller selbst nicht verhehlen konnte: daß die Horen den Erwartungen nicht entsprächen, fühlte auch das Publicum, das, wenn es sich um seinen Geschmack handelt, sich nie etwas weis machen läßt. Und nun, da eine flaue Stimmung für die Horen eintrat, kam natürlich der große lärmende Troß der unfähigen, unbedeutenden Neider und Schreier herbei, um dem Blatte womöglich auf der Stelle den Todesstoß zu versetzen. Von allen Seiten hagelte es hämische Bemerkungen, gehässige und boshafte Kritiken auf die Horen herab. Ein wahres Glück war noch, daß der gehässigste Kritiker gleichzeitig der glatteste und langweiligste war: Nicolai. Aber er sagte doch Einiges, was mit der allgemeinen Meinung des enttäuschten Publicums übereinstimmte. Seine Klagen über die Schwerfälligkeit der mit philosophischen Schulausdrücken überladenen Auseinandersetzungen wurden ziemlich allgemein getheilt. Unsere Zeit hat über die Horen ein milderes und gerechteres Urtheil gefällt und ihnen wenigstens das Verdienst zugesprochen, nach der formalen Seite hin ein Muster des guten Stiles und der anständigen Schreibweise aufgestellt zu haben.

Drei Jahre lang plagte sich Schiller mit der Redaction herum, unverdrossen arbeitete er in der trüben Gewißheit, für eine verlorene Sache zu kämpfen. Endlich war er des Treibens müde. Im Stich gelassen von den Mitarbeitern, und vom Publicum verhetzt und verketzert von den Gegnern, unterzeichnete er im Januar 1798, wie er sich in seinem Briefe an Goethe ausdrückt, das Todesurtheil der drei Göttinnen. „Weihen Sie diesen edlen Todten eine fromme christliche Thräne. Die Condolenz aber wird verbeten." Dem kurzen Nekrologe folgt noch ein Zusatz, dem sich ein gewisser Galgenhumor nicht absprechen läßt. Da das Blatt nun doch einmal dem Untergange geweiht war, so wünschte Schiller, daß das Ende der Horen, wenn möglich nicht als eine Folge des natürlichen Siechthums, sondern durch irgend eine gewaltsame Tödtung herbeigeführt würde. Er wollte sich lieber unterdrücken lassen als eingehen. „Wir werden," schrieb er lustig seinem großen Freunde, „wie sich das von selbst versteht, beim Aufhören keinen Eclat machen, und da sich die Erscheinung des letzten Stückes ohnehin verzögert, so werden sie von selbst selig entschlafen. Sonst hätten wir auch in dieses letzte Stück einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür".

Der gewünschte tolle Aufsatz war wohl nicht zu beschaffen, oder Schiller hatte sich die Sache anders überlegt — kurz die Horen, die so geräuschvoll in's Leben gerufen waren, sanken im Hochsommer des Jahres 1798 klanglos in den Orkus.

Damit ist die Laufbahn Schillers als Journalist, so weit es sich um seine eigenen journalistischen Unternehmungen handelt, abgeschlossen.

Bei den Schranken, die mir gesteckt sind, muß ich leider die Nachwirkung der journalistischen Thätigkeit Schillers, die in den Xenien ihren übermüthig jovialen Ausdruck fand, hier unberücksichtigt lassen. Es war ein furchtbares Strafgericht, das Schiller und Goethe an ihren Neidern und Hassern übten. Schonungslos wurden alle literarischen Baalspriester abgeschlachtet; zu bedauern ist allerdings, daß bisweilen auch ein Gerechter unter das Messer kam.

Trotz der mangelhaften Erfolge, die Schiller als Zeitungsredacteur zu verzeichnen hat, steckt in dem großen Dichter doch ein ganzer Journalist. Denn wenn er in den Stunden, die er dem Journalismus entzog, nicht allerhand dramatische Allotria getrieben, nicht nebenbei noch die Räuber, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, Tell u. s. w. verfaßt hätte — es hätte einer der ausgezeichnetsten Journalisten aus ihm werden können. Aber er hat eben seinen Beruf nicht verfehlt, das fehlte ihm zum Journalisten. Ueberall zeigt sich indessen, daß er eine echte journalistische Ader in sich hatte. Zunächst schon in dem ungestümen Drange, immer Zeitschriften in's Leben zu rufen und zu redigiren. Er besaß die volle Rührigkeit, unermüdlichen Fleiß, originelle Einfälle, Geschicklichkeit in der Mache, schneidige Schärfe den Gegnern gegenüber und — was bei dem sonst so ernsten und tiefen Manne besonders anmuthet — auch die fröhliche Leichtblütigkeit in der Handhabung der kleinen journalistischen Mittel, die eben zum Metier gehören.

Gleich sein Debüt im „Würtembergischen Repertorium" — die Selbstkritik — ist ein echt journalistischer Scherz.

Und wie verstand er es, die „Thalia" anzukündigen und die „Horen" einzuführen! Für Recensionen zu sorgen und die Krittler lächerlich zu machen!

Noch eines Zuges muß ich hier gedenken, der bei einer Charakteristik Schillers als Journalisten nicht fehlen darf. Als später Goethes Propyläen ebenfalls die Erwartung des Herausgebers täuschten, machte ihm Schiller den Vorschlag, die Aufmerksamkeit dadurch auf das Blatt zu lenken, daß er Polemiken hervorrufe, und kämen die Polemiken nicht von selbst, so solle man sie eigenhändig machen.

Das ist derselbe Geist, dem der wunderliche, aber unendlich journalistische Einfall kommen konnte, die „Horen" lieber durch die Behörden umbringen als eines natürlichen Todes sterben zu lassen. Ein echt journalistischer Einfall, der uns allen, die wir nicht Philister sind, den großen unsterblichen Dichter menschlich näher bringt und deswegen noch lieber macht.

Freilich haben ernste Leute Schiller diese leichten Allüren schwer verdacht. Sie berufen sich dabei auf Goethe, der eines trüben Tages gegen Eckermann darüber klagt, an den Horen und den Musenalmanachen seine Zeit vergeudet zu haben. Dieser Ausspruch einer verdrießlichen Stunde war dem großen Herrn ganz gewiß nicht ernst gemeint. Denn später sprach er sich ganz anders und besser aus: im Januar 1829 schrieb er an seinen Freund, den Staatsrath Schulz: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'sche Anregung aus mir geworden wäre, und hätte es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Xenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar manches anders geblieben!"

Nein! die journalistische Thätigkeit Schillers, die Scherereien, die er sich aufladen, die überflüssigen Briefe, die er schreiben, die freudlosen Stunden, die er durchleben mußte — sie sind nicht verloren gewesen!

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die ununterbrochene Betheiligung Schillers an den wissenschaftlichen und schöngeistigen Kämpfen seiner Zeit befruchtend und belebend auf sein ganzes Schaffen wirken mußte.

Aber will man selbst davon absehen, so hat doch die Betheiligung Schillers am Journalismus ein Resultat gehabt, das allen Aufwand von Zeit und Mühe wirklich reichlich lohnt.

Der Journalismus ist die Brücke gewesen, auf der sich Schiller und Goethe gefunden haben, der denkende Dichter den poetischen Denker, wie Laube einmal sagt. Und dem Journalismus verdankt das deutsche Volk das große, in der Literaturgeschichte einzige Schauspiel, das die edelste, die ergiebigste Freundschaft der beiden großen Dichter den entzückten Blicken aller Jahrhunderte darbietet. „Die herrlichen Früchte davon sind der Schatz der deutschen Nation."

Ja, Goethe hat Recht! Im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar manches anders geblieben. Wir hätten verzichten müssen auf die großartigen Ergebnisse dieser geistigen Gemeinsamkeit.

Denn was wäre ein Schiller ohne die Anregung Goethes, und was wäre ein Goethe ohne die Anregung Schillers? Jeder für sich unstreitig noch immer einer der größten Geisteshelden, aber sie wären doch nicht das, was sie uns glücklicherweise geworden sind.

Einsam sitzt der nationalste Dichter Frankreichs, sitzt Molière

Digitized by Google

auf dem Lehnstuhle gegenüber dem Hause, in dem er gestorben ist. Kein Racine hat ihm zur Seite gestellt werden dürfen. Die beiden größten Dramatiker unseres Nachbarlandes lebten und starben in Feindschaft.

Vor dem kleinen Theater in Weimar aber erhebt sich das schöne Doppelbild, das den innigen Freundesbund Goethes und Schillers in mächtig ergreifender Weise darstellt. Daß dies geschehen konnte, daß wir mit Stolz und Rührung zu den großen Männern hinaufblicken dürfen, hier für die Nachwelt plastisch vereinigt, wie sie im Leben eins waren, wie sie jetzt in der Fürstengruft freundschaftlich beisammen ruhen — dazu hat, man darf es nicht vergessen, schließlich doch nichts anderes die Anregung gegeben als der vielgeschmähte Journalismus.

Paul Lindau.

„Das musikalische Drama."*)

Selbst jene Gegner Wagners, welche seine individuellen künstlerischen Verdienste nicht leugnen, behaupten, daß ihm das Zeichen wahrer Größe, die Universalität fehle, welche eine neue Basis zu schaffen pflegt, auf die sich Andere stützen, mit anderen Worten, er habe dem Fortschritte in der Kunst wenig genützt, weil er „keine Schule begründete". Man möge nun Wagners Anhänger oder sein Widersacher sein, jedenfalls muß man es ablehnen, diese Theorie von „wahrer Größe" zu unterschreiben; wo wäre dann die wahre Größe von Dante und Michel Angelo, von Beethoven oder Händel? Ob übrigens Wagners Einfluß auf die zeitgenössische Kunst so groß ist, daß man ihn als Begründer einer Schule ansehen kann, oder ob nicht, ist streitig. Andererseits aber darf nicht bezweifelt werden, daß Wagners theoretische und polemische Arbeiten ein vielfaches Echo gefunden haben in den Schriften gar mancher begeisterter Bewunderer, welche durch Erläuterung und Erweiterung der Theorien des Meisters die Anregung zu interessanten Discussionen gegeben haben. Daß es dabei an Bitterkeiten und Animositäten nicht mangelt, darf nicht Wunder nehmen, da die Wagner'sche Richtung sich ebenfalls einer respectablen Menge von heftigen Angriffen zu erfreuen hat.

Ist es schon an und für sich merkwürdig, daß es auch in Frankreich Bewunderer des echt germanischen Maestro gibt, so ist es noch weit merkwürdiger, daß ein solcher Ketzer sich untersteht, seinen Ansichten am hellen Tage in einem in Paris erschienenen Buche offenen Ausdruck zu verleihen. Schuré ist ein so muthiger Held. Schon im Jahre 1869 erwies er sich als hervorragender Anhänger der Zukunftsmusik, indem er einen Epoche machenden Artikel über Wagner in der „Revue des deux Mondes" veröffentlichte. Aber damals war das noch kein Verbrechen. Heute jedoch gehört eine starke Selbstverleugnung dazu, *für* einen deutschen Componisten zu sprechen, dessen Werke in den Pasdeloup'schen populären Concerten seit dem letzten Kriege stets mit obligater „patriotischer" Rohheit ausgepfiffen und niedergebrüllt werden. Karl von Thaler hat jüngst in der „Neuen freien Presse" behauptet, der Deutschenhaß sei in Paris bereits mythisch geworden. Mit welchem Rechte, lehrte die Haltung der französischen Presse in der Affaire von Lourdes. Wie groß muß der Ingrimm noch sein, wenn Zeitungen so dumm sein konnten, den paar sonderbaren Schwärmern, die wegen eines bischen „gesegneten Wassers" oder dergleichen nach Frankreich kommen wollten, auf die ernsteste Weise die Thüre zu zeigen. Somit wird man das Verdienst Schurés schon von vornherein hoch anschlagen müssen. Aber das Buch selbst ist ebenfalls geeignet, großes Lob zu ernten. Dasselbe ist nur in seinem ersten Theile ganz neu, denn der zweite bildet mehr ein erweitertes Gemälde der erwähnten Skizze in der Pariser Revue. Wie schon der Titel dieses zweiten Bandes besagt, beschäftigt sich darin der Verfasser mit Wagner selbst und seinen Werken. Schuré sieht in dem berühmten Meister den wahren Reorganisator echter Kunst, der endlich die nothwendige und untrennbare Dreifaltigkeit „Dichtkunst, Musik und Mimik" gebührend vereinigt hat. Nun folgen eine kurze Biographie und eine vortreffliche Analyse aller Opern Wagners. Dieser Abschnitt ist für Anhänger und Gegner, für Kenner und Laien gleich interessant geschrieben.

Was den ersten Band betrifft, so ist dessen Endzweck, die Verwandtschaft zwischen der ältesten und der neuesten Art dramatischer Kunst, d. h. zwischen der altgriechischen Tragödie und dem Wagner'schen Musikdrama, nachzuweisen. In der That sind da manche große Aehnlichkeiten vorhanden. Sowohl Wagner als die hellenischen Poeten leiten ihre Vorwürfe aus der Mythologie ihrer Länder ab, streben antike Ideale an, und die vollkommene Vereinigung von Musik, Poesie und Mimik, wie wir sie z. B. bei Aeschylos oder bei Sophokles finden, ist auch Wagners Losungswort. Allerdings wird beim modernen Reformator der Dialog gesungen anstatt gesprochen, dafür aber wird er vor zu viel Lyrik und Reflexion durch das Orchester bewahrt, welches die Functionen des alten Chores vertritt. Nun verfolgt der Autor die Entwicklung des antiken griechischen Dramas nach allen Richtungen hin und kommt bei der Tragödie zur Beistimmung zu den Ausführungen in Nietzsches bekanntem Werke „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik". Schuré zeigt sich als glühender Verehrer antiken Lebens und antiker Kunst und hebt letztere hoch empor gegen die moderne Schalheit und Seichtigkeit. Sodann behandelt er den Lauf der Dichtkunst und der Musik in ihrer späteren Entwicklung, sich eingehend bei Dante, Shakespeare, Goethe und Beethoven aufhaltend. Ueberall zeigt er kritischen Scharfsinn und seine Prosa ist geradezu glänzend und höchst anziehend. Aber der Leser verliert oft das bindende Glied in dieser Kette vielartiger Untersuchungen; kühne Verallgemeinerungen folgen einander rasch. Das *übrige* moderne Opernwesen außer dem Wagner'schen behandelt Schuré als höchst verächtlich und kann sich nicht entschließen, darin die Wiederbelebung der alten Dreieinigkeit zu erblicken; natürlich nimmt er von dieser Ansicht einige hervorragende Componisten — wie Gluck u. s. w. — aus, denen es gelungen sei, „von einem faulen Baume gesunde Früchte zu pflücken".

Schließlich können wir nicht umhin, das Buch nochmals als eine sehr beachtenswerthe Publication zu bezeichnen und die Aufmerksamkeit der deutschen Kunstwelt darauf zu verweisen. **L. K—r.**

*) Edouard Schuré: Le drame musical. Tome 1: La musique et la poésie dans leur développement historique; tome 2: Richard Wagner, ses oeuvres et son idée. Paris 1876, Sandoz & Fischbacher.

Aus der Hauptstadt.

Concertschau.

Daß eine Wochenschrift unmöglich über jedes Concert ebenso ausführliche Berichte bringen kann wie eine täglich erscheinende Zeitung, wird der geneigte Leser wohl zugeben, und daher dem Verfasser dieser Berichte gestatten, vorzugsweise den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Tonwelt, den zum ersten Male aufgeführten Compositionen, den fremden hier auftretenden Künstlern, endlich den besonders hervorragenden Leistungen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, einige Worte zu widmen. Also: ab Jove principium! Joachim und Genossen haben ihre Quartette begonnen. Daß die Leistungen über alles Lob erhaben sind, daß der Enthusiasmus der Zuhörer immer auf der höchsten Höhe steht, versteht sich von selbst. Wir haben hier nur von zwei zum ersten Male vorgeführten Tondichtungen eingehender zu berichten, von einem Cherubini'schen und einem Brahms'schen Septette. Das erste zeigt in jedem Tacte die außerordentlich feine, mitunter sehr geistreiche Factur des alten Meisters, bietet aber nicht einen Tact, der über diese Region hinausginge. Cherubini hat seine Quartette in Paris zu einer Zeit componirt, als Baillot, Kreuzer, Rode und Viotti daselbst lebten und wirkten. Diese Meister und Begründer des Violinspiels vereinigten großen Ton und für ihre Zeit ausgebildetste Technik; der Unterschied zwischen Virtuosenthum und Künstlerschaft war damals durchaus nicht so scharf gezeichnet wie heute. Cherubini konnte für solche Künstler im „classischen" Stile und doch brillant schreiben; er that es mit günstigstem Erfolge. Aber heutzutage fühlt man doch unwillkürlich beim Anhören seiner Instrumentalcompositionen gleich heraus, wo seine (überhaupt nicht reiche) Erfindungskraft aufhört und die geistreiche Mache allein zu wirken anfängt; die meisten dieser Werke sind jetzt mehr Gegenstand des Studiums für den Fachmann als der Anregung für das Publicum. Immerhin bleibt das Unternehmen Joachims, dieses Quartett vorzuführen, ein

Digitized by Google

anerkennenswerthes, von Pietät gegen einen großen Meister zeugendes. Was aber konnte den Künstler bewegen, Brahms' Septett zu bringen? Die Composition ist so schwach, daß, wenn sie nicht den Namen des genialen Componisten trüge, und von Joachim eingeführt worden wäre, vom Publicum ganz bestimmt sehr kalt — und zwar im besten Falle — aufgenommen wäre. Das erste Thema des ersten Satzes bringt eine Phrase mit einem Uebergange, wie sie bei Schubert fast auf jeder dritten Seite seiner Instrumentalcompositionen zu finden sind, der weiterführende Nebensatz ist ganz bedeutungslos und führt zu einem melodischen Mittelsatz, der ebensogut von Flotow und Abt sein kann als von Brahms; die weitere Durchführung, in welcher dieser Meister sonst immer Geniales und Abgerundetes leitet, ist recht lose und schwach. Der zweite Satz (eine Art Cappriccio) ist weder in der Erfindung noch in der Arbeit seines Erzeugers würdig, das Trio ist geradezu schwach. Das Adagio zeigt kein klar hervortretendes Thema, die letzte Variation bietet wieder eine Schubert'sche Phrase, die in dessen Sonaten sehr oft wiederkehrt. Im Finale passirt es Brahms, daß er zuerst ein Motiv bringt, das dem Wagners in der Prügelscene sehr ähnelt, dann aber noch eine Wendung, die auf ein Haar der bekannten Stelle aus dem Scherzo des berühmten Beethoven'schen F-dur-Quartetts, op. 59, gleicht, wo erst eine, dann die andere Violine, dann die Bratsche, endlich das Cello sechs springende Noten bringt; diese höchst originelle Trennung tritt in verändertem Rhythmus unmittelbar vor dem Ende des Scherzos nochmals hervor, ein Beweis, daß Beethoven besonderes Gewicht darauf legte; daß nun Brahms eine solche Reminiscenz vermeiden sollte, darf gewiß keiner bestreiten, der nicht von vornherein Alles lobpreist, was von dieser oder jener Seite her decretirt wird. Das Publicum, das mit Entzücken sich an das B-dur-Septett Brahms' erinnerte (dem Verfasser dieser Besprechung steht dessen A-moll-Quartett ebenso hoch) erwartete etwas ganz anderes; und die Vorführung dieses Werkes läßt sich nur aus einer ganz besonderen Vorliebe erklären, welche das Schwache mit denselben günstigen Augen betrachtet, wie das Vorzügliche. Allerdings sind wir Joachim für so viele vollendete Leistungen verpflichtet, daß wir auch einmal einen solchen Versuch mit in den Kauf nehmen können. Der große Künstler seinerseits wird wohl künftighin eine sorgfältigere Prüfung vornehmen, und, da er jedesmal Haydn bringt, sich vielleicht gelegentlich erinnern, daß die ersten zwei Quartette Beethovens (f und g) noch gar nicht von ihm vorgeführt worden sind. — Von neu aufgeführten Compositionen hörten wir noch im Domchorconcert ein „Jesu dulcis memoria" von Vittoria, ein Credo auf einer Messe für Männerstimmen von Volkmann und ein Chor aus Mozarts Davide penitente. Volkmanns Name hat einen gar guten Klang in der Kunstwelt und auch dieses Credo rechtfertigt ihn theilweise, — aber eine Messe blos für Männerstimmen trägt schon den Keim der Einförmigkeit des Klanges in sich, ist in der thematischen Entwicklung gehemmt, und an das „Populäre" gewiesen, das allerdings einen höheren Maßstab, zu dem Volkmann ganz berechtigt ist, von vornherein ausschließt. Der Mozart'sche Chor gehört nicht zu den schönsten Erzeugnissen des himmlischen Meisters, das Vittoria'sche „Jesu" dagegen ist eine Perle alter Kirchenmusik. Die Leistungen des Domchors waren durchweg ganz ausgezeichnete; in der unbeschreiblich schönen Motette von Bach („Die Zeit hilft unserer Schwachheit auf") standen sie am höchsten. Noch gebietet die Pflicht, eines Concertes des Meisters Stockhausen zu erwähnen, in welchem der große Künstler mit ermattender Stimme aber unvergleichlichem Vortrage Schubert'sche Lieder zu Gehör brachte. Ein noch junger Pianist, Herr Neitzel, zeigte sich im F-Trio von Schumann und in der Sonate op. 111 von Beethoven als talentreicher Virtuose von bester Schule. — Die Wahl der Sonate war nicht glücklich; sie stellt die höchsten Anforderungen an den Ausführenden, bietet die geringsten unmittelbaren Wirkungen auf das Publicum und ist nur neben vielen anderen Stücken als besondere hochkünstlerische Beigabe verwendbar.

Nachschrift. Der obenstehende Artikel war bereits gedruckt, als Joachims dritte Soirée (zweites Es-dur-Quartett von Mendelssohn, D-moll-Quartett von Mozart und letztes B-dur-Quartett von Beethoven) stattfand; sie hat vom ersten bis zum letzen Striche das Schönste gegeben, was ausübende Tonkunst zu bieten vermag.

H. Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Luftschlösser."

Posse in drei Acten von Manstaedt und Weller.

Das Woltersdorff-Theater hat wieder glänzende Tage, denn die Gallmeyer spielt. — Ueber die Novität wollen wir nicht viel Worte verlieren, sie ist weder schlechter noch besser als viele ihrer Schwestern, die ihre Pflicht erfüllen, wenn sie zu Couplets und einzelnen Darstellern zur Entfaltung ihrer speciellen Eigenart Gelegenheit geben. Diesen Anforderungen genügen auch die „Luftschlösser", denn sowohl dem Director Thomas, wie der berühmten Soubrette sind die Rollen auf den Leib geschrieben. Der Hauseigenthümer „Pinneberg", ein Berliner vom reinsten Spreewasser, unterscheidet sich von ähnlichen Possenfiguren in Nichts, und kann nur dann humoristisch wirken, wenn ihn ein Darsteller wie H. Thomas spielt. H. Thomas ist nicht so sehr Charakterzeichner, als wirklicher Komiker, er verfügt, ähnlich wie Schweighofer, über einen sehr beweglichen Körper und ein ebenso bewegliches Gesicht. Wenn er das Bein mit carrikirter Tanzmeisteranmuth vorsetzt, so fragt man nicht lange danach, ob diese Bewegung passend angebracht ist, man kann der komischen Verve nicht widerstehen und muß darüber lachen. Und in diesem eminenten Talente für die drollige Carrikirung liegt die Stärke dieses Schauspielers. Für Frl. Gallmeyer bietet das Stück einige gut erdachte Situationen, aus denen sich die Couplets mit einer gewissen Ungezwungenheit ergeben. Darin ist die „Pepi" noch immer groß. Sie vermag keinen Charakter durchzuführen, ihre Subjectivität spottet jeglicher Schranke, in die sie der Autor zwingen will, aber in einem ist sie genial, in der Zeichnung kleiner Bilder. Und dazu hatten ihr die Verfasser reichlich Gelegenheit geboten, die satirischen Randglossen zum Berliner Leben sind sehr gut erdacht und für die Gallmeyer wie geschaffen. Da kann sie ihrer Neigung zur witzigen Parodie und Travestie ungehindert die Zügel schießen lassen und aus dem gleichen Grunde sind die Lection über Liebeserklärungen, die sie ihrem Gutsinspector gibt, und ebenso die Verspottung der französischen Komödie von unwiderstehlicher Wirkung. Vor allem verdient die Schauspielerin Lob für ihre Decenz. Das Zusammenspiel war ein lobenswerthes.

v. L.

Notizen.

Das Berliner Stadttheater wurde unter Direction des Herrn Dr. Hugo Müller wieder eröffnet. Hoffentlich wird das Institut, das bis jetzt dann am meisten zu reden gab, wenn es wieder einmal geschlossen wurde, unter Leitung des begabten Dichters und Darstellers sich dauernde Sympathien erwerben, was wir herzlich wünschen.

* * *

In London tagte vorige Woche einer der interessantesten Congreße der Welt, nämlich die Versammlung britischer Spiritisten, an der sich auch Amerikaner betheiligten. Es sind Resultate von größter Wichtigkeit, die sich nach den eingehendsten Besprechungen mit den geistvollsten „Geistern" ergeben haben, und die bestimmt sind, das heutige Sanitätswesen ganz und gar umzuwerfen. Nachdem von den Mitgliedern des Congresses unumstößlich festgestellt wurde, „daß die körperlosen Geister viele Krankheiten beseitigen," so ergab sich daraus die Nothwendigkeit, heilkräftige Medien zu schaffen und ein Krankenhaus zu errichten, in welchem Heilung, Pflege der Patienten, Reinigung der Zimmer ꝛc. ganz und gar den Herren Geistern überlassen werden soll, die natürlich stets in genügender Menge auf Lager gehalten werden müssen. Die Lieferung haben die Congreßmitglieder übernommen, wofür sie die unentgeltliche Behandlung „mit Geist" beanspruchen dürfen.

* * *

Die „Opinione" vom 9. Nov. läßt sich von ihrem Berliner Correspondenten über die Aufstellung der Granitsäule Bericht erstatten, die

Digitized by Google

zum Andenken an Bismarcks Worte „Nach Canossa gehen wir nicht!“ von einigen enthusiastischen Verehrern des Kanzlers auf dem Burgberg errichtet worden ist. Der Reporter macht einige Bemerkungen, die uns sehr richtig scheinen. Er verstehe eine Allegorie ganz gut, ebenso sei es ihm denkbar, wenn man zwei historische Thatsachen mit einander vergleiche, aber in diesem Falle sei die Analogie gefährlich und verwirrend, denn sie bringe ganz falsche Anschauungen unter das Volk, welches von der Macht des Papstthums den verkehrtesten Begriff bekomme, so daß schließlich der granitene Denkstein unbewußt das mit verherrliche, was anzugreifen seine Absicht sei.

* * *

Paris zittert in der Vorahnung des neuen Stückes von Dumas dem Sohne. Der „Figaro“ brachte in Nr. 314 eine mehrere Spalten lange Beschreibung der Leseprobe. „L'étrangère“ ist der Titel des Stückes, das neben dem Absterben der Nationalversammlung und den Neuwahlen das bedeutendste theatralische Ereigniß des Jahrhunderts sein soll.

* * *

Vom Büchertisch.

Wir können es nicht unterlassen, unsere Leser auf ein eben in der ersten Lieferung erschienenes Werk aufmerksam zu machen, das sich das Ziel gesetzt hat, die bedeutendsten politischen Pamphlete mit Ausschluß, der die Reformation betreffenden in einem großen Sammelwerk zu vereinigen, dessen Titel lautet: „Sammlung weltgeschichtlicher Flugschriften des 16. 17. und 18. Jahrhunderts“ und dessen erstes Heft Sieyès' „Qu'est ce que le tiers état?“ enthält. Der Herausgeber dieses von R. v. Zahn in Dresden verlegten Werkes ist der Historiker Franz Koppel. Auf den streitbaren Abbé kann das Epigramm, von Lessing der Messiade gewidmet, angewendet werden: „Wir wollen weniger gepriesen, doch häufiger gelesen sein“. Wer kennt nicht den Namen des Werkes, und doch, wie wenige haben es gelesen. Koppel hat sich den Dank des Publicums durch die Einleitung des Pamphletes verdient, in welcher er in klarer Darstellung die Verhältnisse entwickelt und die Bedingungen feststellt, unter denen Sieyès sich am politischen Leben betheiligt habe.

Das absolutistische Regiment Ludwigs XIV. und die damit zusammenhängende finanzielle und administrative Verwirrung hatten in Frankreich die Luft schon längst mit revolutionären Keimen erfüllt und das dumpfe Gefühl von der Fäulniß alles Bestehenden erzeugt.

Von Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an erweckte dieses „Klima der Meinungen“, um Granvilles geflügeltes Wort zu gebrauchen, in der Literatur jenen Geist des Angriffs, der alle socialen Verhältnisse der unerbittlichen Kritik unterzog und so den vom Volksgeiste erhaltenen Anstoß weiter pflanzte, indem er für unklare Empfindungen klare Worte fand. Die Regierung hatte lange Zeit mit unerhörter Gewaltthätigkeit alle Mittel angewandt, um die Sprecher der öffentlichen Meinung zum Schweigen zu bringen. Nun wird ihre Haltung auf einmal eine andere. Als sich die Einberufung der Notablen-Versammlung als erfolglos erwies, da die privilegirten Kasten weder helfen konnten noch helfen wollten, rief man die États généraux zusammen, in denen auch der dritte Stand vertreten war. Die Regierung hatte ihren Standpunkt den Generalständen gegenüber geändert, denn ihre Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Finanzen waren gegen die bevorzugten Stände gerichtet, und sie mußte sich auf die Vertreter des Volkes stützen. Von den Folgen dieses Schrittes hatte sie keine Ahnung, am wenigsten, daß sie damit die Uebermacht in fremde Hände legte. Dieser dritte Stand war mit allen jenen Ideen genährt, die von der Regierung noch vor kurzem bekämpft worden waren, und jetzt plötzlich auf einem Orte zu Wort kamen, von dem sie, gestützt durch wirkliche Macht, noch weiter dringen konnten als bisher. Das königliche Decret vom 5. M. 1788. (Einberufung der Generalstände) gab die öffentliche Besprechung der Tagesfragen Jedermann frei. Nicht allein die Clubbs und Salons ertönten nun von den Debatten über Politik, Volkswirthschaft, über die Neuwahlen, nein auf offener Straße, in Wort und Schrift traten die neuen Gedanken zu Tage und eine Fluth von Pamphleten ergoß sich über Paris und von da über Frankreich, und das lange genug von Adel und Klerus geknechtete Volk, seufzend unter der Last schwerer Pflichten, hörte auf einmal in einer bald überzeugend klaren, bald leidenschaftdurchglühten Sprache die frohe Kunde von seinen Rechten.

Der größte Theil dieser Literatur, vom Augenblick für den Augenblick geboren, wurde von dem immer reißender strömenden Flusse der Ereignisse fortgeschwemmt, eine Schrift aber behielt ihre Bedeutung — Sieyès' „Qu'est ce que le tiers état?“ Ihm war es gelungen, das Gefühl, vom welchem das Volk Frankreichs erfüllt war, in eine klare bündige Form zu bringen. Der Abbé ist zwar kein Meister des schönen Stils, aber seine Schreibweise hat eine bewunderungswerthe Durchsichtigkeit und eine Energie, die von warmem Herzen zeigt. Koppel gibt in kurzen Zügen das Leben und Wirken Sieyès, in parteiloser Weise seine Verdienste und seine Schwächen würdigend. Das Buch verdient wärmste Anerkennung, und der Neudruck der Schrift ist durch deren Wichtigkeit vollständig begründet. Wir sehen der Fortsetzung des Sammelwerkes mit Spannung entgegen. X.

* * *

Ernest Ströhlin, L'état moderne et l'église catholique en Allemagne. Vol. I. (L'Allemagne sous le régime des concordats 1742—1870.) Génève et Bâle 1875, H. George.

Ein junger Schweizer Theologe, der französischen wie der deutschen Sprache gleich kundig, versucht es hier, den romanischen Nationen ein anschauliches Bild des Kampfes zu geben, welcher gegenwärtig in Deutschland zwischen dem modernen Staat und der mittelalterlichen Hierarchie geführt wird. Der vorliegende erste Band behandelt die Zeiten vor Wiederherstellung des Deutschen Reichs, oder wie der Verfasser es kurz und anschaulich, aber doch nicht vollkommen correct ausdrückt, „die Zeit des Concordates“. Die erste Abtheilung schildert uns die Kirchenpolitik Bayerns von der Zeit der Säcularisationen und des rheinbündlerischen Franzosen-Regiments bis zu den Tagen des Fürsten Klodwig von Hohenlohe (jetzt Deutscher Botschafter in London) und des Ministers von Lutz. Beiläufig bemerkt, hat der Verfasser nicht ganz Unrecht, wenn er zwischen den eigenthümlichen Wendungen des Ministers Grafen v. Montgelas und den halben Maßregeln des Ministers Lutz eine gewisse Familien-Aehnlichkeit findet. („Les tergiversations dans lesquelles, à propos du Concordat se complut Maximilien-Joseph, se réproduisent aujourd'hui dans les demi-mésures de M. de Lutz contre les évêques infaillibilistes.“) Die zweite Abtheilung umfaßt die Geschichte der öffentlichen Zustände in denjenigen südwestdeutschen Staaten, welche die „oberrheinische Kirchenprovinz“ bilden; sie behandelt ausführlich die Bewegung von 1848, das eigenthümliche Verhalten der Frankfurter Paulskirchen-Versammlung zu der Frage von Kirche und Staat; das „factische Vorgehn“ der Bischöfe seit dem Würzburger Congreß; die gouvernementale Reaction und das Schutzbedürfniß der geängstigten Regierungen, welches während der fünfziger Jahre dieselben in die „rettenden“ Arme der Jesuiten trieb, die Concordats-Kämpfe in Baden und Württemberg und das eigenthümliche Verhältniß zwischen dem Minister v. Dalwigk und dem Bischof von Ketteler, welches zum Abschluß der geheimen Darmstadt-Mainzer Convention führte. Die dritte Abtheilung endlich führt uns nach Preußen, und zwar bis in das 18. Jahrhundert zurück, zu dem Verhalten Friedrichs des Großen in dem katholischen Schlesien und zu den Vorschriften des Landrechts, welche letztere, preisgegeben in der Confusion der Vierziger und der Reaction der Fünfziger Jahre, heute wieder zu der verdienten Anerkennung gelangen; die Zerwürfnisse wegen der „gemischten Ehen“ und der Kölner Conflict werden vorzugsweise nach den Bunsen'schen Quellen vorgetragen; dann folgt die Geschichte des „monarque théosophe“, Friedrich Wilhelm des Vierten, und endlich die Geschichte des Ministeriums Mühler, wobei der Verfasser nicht umhin kann zu erwähnen: Sa femme Adélaide le guida dans toutes les circonstances décisives et déploya pour se maintenir à la cour une habileté consommée; avec elle le ministère de l'instruction publique était tombé en quénouille. — Le Kladderadatsch rappelait à cette nouvelle mère de l'Église le conseil de Saint Paul: „Mulier taceat in ecclesia“.

Dies ist der Inhalt des ersten Bandes. Für den zweiten Band stellt uns der Verfasser eine Geschichte der staatskirchenrechtlichen Entwickelung in Oestreich, des ökumenischen Concils in Rom, der altkatholischen Bewegung und des „Culturkampfes“ in Preußen und Deutschland in Aussicht.

Herr Ströhlin hat die betreffende deutsche Literatur fleißig studirt. Er beruft sich daneben auf seinen persönlichen Verkehr mit den Herren Huber, Döllinger und Friedrich in Bayern, mit den Reichstagsabgeordneten Fürsten Hohenlohe, Schulze-Delitzsch, Freiherrn von

Digitized by Google

Roggenbach, Georg von Bunsen, Bamberger und Oppenheim; letztern nennt er irrthümlich den „Redacteur en chef de la National-Zeitung". Auch berühmt er sich bis zu unserer westpreußischen Marienburg vorgedrungen zu sein, „um einen Begriff von den slavischen Landen zu bekommen". Er weiß offenbar nicht, daß dieses Land zwar eine Zeit lang unter polnischer Hoheit gestanden hat, aber vorher (unter dem Deutschen Orden) und nachher (unter der Deutschen Dynastie von Preußen) stets deutsch gewesen ist.

Von Darmstadt erzählt er uns, daß dort im Jahre 1848 Heinrich von Gagern einige „schüchterne" Reformversuche gemacht habe, daß dann aber später der durch österreichische Schwadronen wieder auf den Thron gesetzte Großherzog „Karl III." die constitutionelle Verfassung unterdrückt und sich den Jesuiten in die Arme geworfen habe. Die Wahrheit ist, daß dem Herrn von Dalwigk eine solche Entschuldigung nicht zur Seite stand, und daß in dem Großherzogthum Hessen die Revolution den Fürsten nicht verjagt und Oestreich ihn nicht restaurirt hat. Auch haben, seitdem dieses Großherzogthum existirt, alle Großherzoge Ludwig geheißen (Ludwig I. 1806—1830, Ludwig II. 1830—1848, Ludwig III. 1848 bis heute); ein Großherzog Karl III. von Hessen-Darmstadt hat niemals existirt. An dergleichen Irrthümern ist kein Mangel, allein sie betreffen immer nur unwesentliche Dinge. Man kann es in der That einem Nichtdeutschen kaum zumuthen, in dem dunkeln und wild verwachsenen Labyrinth deutscher Kleinstaaterei zu Hause zu sein.

Solche kleine Irrthümer sind durchaus nicht im Stande, die großen Verdienste des Verfassers zu schmälern. An den Aufsätzen, welche Ruggero Bonghi, der jetzige italienische Cultusminister, in der „Revue des deux Mondes" und in Karl Hillebrands „Italia" über deutsche Kirchenpolitik veröffentlicht hat, haben wir gesehen, wie schwer es für einen Italiener, und sogar für einen so klugen und unterrichteten Italiener, wie Bonghi ist, sich in den staatskirchenrechtlichen Fragen Deutschlands zurecht zu finden. Wir haben daher alle Ursache, Herrn Dr. Ernst Ströhlin dafür dankbar zu sein, daß er die schwierige Aufgabe eines Dolmetschers zwischen der germanischen und der romanischen Welt übernommen und so glücklich gelöst, namentlich daß er den Nachweis geführt hat, daß allemal der Aufschwung des Staats zu Einheit und Freiheit der Niedergang der hierarchischen Bestrebungen gewesen ist, und umgekehrt. Heben doch auch heute unsre Klericalen wieder vergnügt das Haupt, sobald sie allerlei verschwommene Mär von bevorstehender politischer Reaction vernehmen. K. B.-W.

* * *

Carus Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 175 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin 1875, Gebr. Borntträger (Ed. Eggers).

Das vorliegende Buch gehört in die Reihe der sogenannten Schöpfungsgeschichten, und wir würden es vielleicht loben, wenn der Verfasser nicht unser Mitarbeiter wäre. Einem solchen Lobe würde Niemand ein besonderes Gewicht beilegen, und darum ziehen wir vor, es bei Seite zu lassen und vielmehr unsern Bedenken an der Sache Luft zu machen. Was ist das für eine phantastische Idee, die Geschichte der Welt schildern zu wollen, von ihrem Aufdämmern als Nebelfleck an, bis zu ihrer Selbstbespiegelung im Hirne der Philosophen! Wir würden uns dergleichen gefallen lassen, wenn es in der Form eines romantischen Traumes à la Berne geschähe, aber dieses ruhige Auspacken der Arche Noah vor unsren Blicken, dieses Aufwachsenlassen der Thier- und Pflanzenstämme und das Herleiten der Einen aus dem Andern, endlich gar die Betrachtung des Menschen im Stande der Thierheit, und wie er nach und nach gleich einem Kinde reden, schreiben, lesen, faseln und denken gelernt haben soll, das scheint bedenklich uns. Es ist nicht zu leugnen, der Leser gewinnt dabei eine Uebersicht des allgemeinen Zusammenhalts der Dinge und der Anknüpfung des Jetzt an das Vormals, aber das Alles führt doch schließlich nur darauf hinaus, ihn mit der Faustkrankheit anzustecken, wenn er sie nicht schon hat, und ihm die Neunaugen zu verleiden, die er nunmehr als seine Großonkel anerkennen soll. Wozu dies Alles? Ist es nicht viel bequemer, Vormittags in die Kirche und Abends in's Ballet zu gehen, und sich um Darwin, Haeckel und ähnliche Unruhestifter nicht zu kümmern? In Summa, wir halten das Buch für verderblich, weil es zu leserlich geschrieben ist, um nicht gelesen, zu hübsch ausgestattet, um nicht gekauft zu werden, und wenn wir statt der „Gegenwart" den Index der verbotenen Bücher zu redigiren hätten, würden wir es unfehlbar unter die Rubrik der „süßen Gifte" bringen. X.

* * *

Jürgen Bona Meyer, Prof. der Philosophie in Bonn, zum Bildungskampf unserer Zeit. Bonn 1875, A. Marcus.

Früher schrieben die Gelehrten große Folianten über kleine Dinge. Heute schreibt man kleinere Bücher über große Fragen. Die Bücher kommen immer mehr aus der Mode; sie lösen sich in Leitartikel, Feuilletons und populäre Vorträge für „Gebildete" auf. Noch vor zehn Jahren glaubte das deutsche Publicum, es schicke sich nicht, daß ein Universitätsprofessor ein lesbares und gefälliges Deutsch schreibe; und noch vor drei Jahren schrieb Professor Boretius in der Nationalzeitung bei Besprechung des Buches von Ludwig Bamberger „Das Vereinsrecht und die Arbeiter", der Verfasser „marschire mit leichtem Gepäck". Weil Bamberger seine Weisheit nicht blos aus Büchern, sondern auch aus dem praktischen Leben geschöpft, weil er das gelehrte Gerüst nach Vollendung des Baues und des Anstrichs wieder abgetragen, weil er sein Buch nicht mit dem Ballast gelehrter Citate (etwa aus dem longobardischen Lehnrechte) beladen und sich einer guten und deutschen Schreibweise befleißigt hatte, deshalb hielt ihn der Professor nicht für einen ernsthaften Menschen. Man muß sich hieran erinnern, um die guten Seiten der Aufsätze des Professors J. B. Meyer ganz nach Verdienst zu würdigen; und man muß der deutschen Lesewelt auf das nachdrücklichste versichern, daß der „Bildungskampf" ein höchst lesenswerthes und auch lesbares Buch ist; denn bei uns glaubt ja noch Mancher, ein Professor der Philosophie könne nicht anders, als sich einer scholastischen Schulsprache bedienen, welche nur seine in die Mysterien des Schulsaals eingeweihten Schüler verstehn. Dies vorausgeschickt, constatiren wir, daß Jürgen Bona Meyer den Ruf, welchen er sich durch seine bereits in zweiter Auflage erschienenen „Philosophischen Zeitfragen" erworben, durch das vorliegende Buch nur noch befestigt, d. h., daß er auch hier eine ganze Reihe interessanter Themata (Wesen und Aufgabe allgemeiner Bildung, Frauengeist und Frauenbildung, Volksbildung und Sittlichkeit, Geld und Geist, der sittliche Fortschritt der Menschheit, der Aberglaube, die wahre und die falsche Toleranz, der Religionszwist, die Bildungsvereine und die Religionsfrage) mit eben so viel Geschmack als Geist, stets anknüpfend an die neuesten Zeitereignisse, behandelt hat. Es ist ein „weltliches Erbauungsbuch". Auch wo wir nicht einverstanden sind, werden wir zum Denken angeregt. Zum Schluß machen wir noch aufmerksam auf eine Controverse über Frauenemancipation, welche sich zwischen Professor Jürgen Bona Meyer und Frau Hedwig Dohm hier abspielt. Der Professor hat sich der Polemik nicht anders als mit ritterlicher Courtoisie unterzogen, und nicht, wie es vormals (zuweilen auch heute noch) Sitte, mit klopffechterischer Grobheit. K. B.-W.

* * *

Schöne Literatur.

Marie Calm, Leo. Roman in 3 Bänden.

Hans Marring, schwere Zeiten. Roman in 2 Bänden.

Maurus Jókai, Mein, Dein, Sein. Autor. Ausgabe. Roman in 5 Bänden. Sämmtliche Berlin, Otto Janke.

Caril Etlar, der Landesfeind. Geschichtlicher Roman aus Dithmarschens Vergangenheit. Lief. 1—8. Flensburg, Bennerwald.

Carl Müller, Verkaufte Seelen. Historischer Roman Lief. 1—6. Stuttgart, Alfred Bruchmann.

Heinrich Schaumberger, gesammelte Werke. Lief. 1—10. Wolfenbüttel, J. Zwißler.

Ferdinand Kürnberger, der Haustyrann. Roman in 1 Band. Wien, L. Rosner.

Bernhard Heßlein, Jüdische Geschichten. Berlin, Liebheit & Thiesen.

Alex. Jung, Panacee und Theodicee. Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus.

Fritz Brentano, Humoresken. Mannheim, Schneider.

Tin-te-hohn-tse, Naturgeschichte der weißen Sklaven. Aus dem Chinesischen übersetzt und illustrirt von Carl Reinhardt. Stuttgart, Bruchmann.

Fr. W. Freiherr von Ditfurth, 100 unedirte Lieder d. 16. u. 17. Jahrh. Stuttgart, Göschen.

Arthur Wyß, die limburger Chronik. Marburg, Elwert.

Digitized by Google

Literaturgeschichte, Kunst, Memoiren.

Karl Gutzkow, öffentliche Charaktere. Jena, H. Costenoble.
Aug. Werner, Bonifacius der Apostel der Deutschen. Leipzig, Weigel.
Gottfried Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte. Berlin, Rob. Oppenheim.
Heinrich Jürs, Gedichte. Hoch un Platt, for Jeden wat. Altona, H. Grabow.
Berliner Carnevals-Gesellschaft, Aha!!! Lieder-Sang und Schellen-Klang. Berlin, Denicke.
Siegmey, Feurige Kohlen. Feuilletonistische Nadelstiche. Berlin, Denicke.
O. Ernst, Drei deutsche Märchen dramatisch bearbeitet, „Schneewittchen" „Dornröschen" „Rothkäppchen". Hamburg, Lucas Gräfe.
L. Freytag, Graf Tancred. Eine romantische Dichtung. Leipzig, Otto Gülker.
Nicolai Graf Rehbinder, Jesu von Nazareth. Trauerspiel in 5 Aufz. Wiesbaden, Ebbecke.
Liebmund Zeitwart, Maximilian von Mexico. Trauerspiel in 5 Acten. Elberfeld, Bädeker.
Arnold Beer, Phaeton. Tragödie in 5 Acten. Leipzig, Brockhaus.
Johannes Scherr, allgemeine Geschichte der Literatur. 5. Aufl. 2 Bände. Stuttgart, Conradi.

Länderkunde.

A. H. Berlepsch, Schweizerkunde. 2. umgearb. Aufl. Braunschweig, Schwetschke.
W. Wattenbach, Stockholm. Berlin, W. Hertz.
Theodor Schiff, aus halbvergessenem Lande. Culturbilder aus Dalmatien. Wien, Klic & Spitzer.

Vermischte Schriften.

Hermann Holm, Ein Schandfleck Europas. Die Gewaltherrschaft des Spielpächters in Monaco. Leipzig, Hartknoch.
Eduard Gervais, Dichter, Schauspieler und Kunstrichter im Alterthum und in der Neuzeit. Leipzig, J. H. Webel.
Fritz Kalle, Mitgl. d. Preuß. Abgeordnetenh., Maßregeln zum Besten der Fabrikarbeiter bespr. vom Standpunkte des Arbeitsgebers. Wiesbaden, Chr. Limbarth.

Lieferungswerke.

Karl Ruß, Durch Feld und Wald. Bilder aus dem Naturleben. 3. u. 4. Liefg. Leipzig, Brockhaus.
Brockhaus' Conversationslexikon. 12. Aufl. 25. u. 26. Hft. Bause — Beneficium competentiae.
Pierer's Universal-Lexikon. III. Bd. 2. Hlfte. Oberhausen u. Leipzig, Spaarmann.
F. W. Hackländer, Sorgenlose Stunden. Heft. 20. Melanie. Paula. Zwei Novellen von E. Eckstein.
Rheinfahrt. Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schildergn. von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. 5. Liefg. Stuttgart, A. Kröner.
Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna, von K. Stieler, E. Paulus und Woldemar Kaden mit Bildern bedeutender Künstler. 23. u. 24. Liefg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Offene Briefe und Antworten.

Verehrliche Redaction!

Gestatten Sie mir, der ich die „Gegenwart" nicht nur halte, sondern auch zu lesen pflege, eine kurze Bemerkung. Zu derselben veranlaßt mich eine „Notiz" des Herrn O. v. L. in Nr. 44 dieses Jahrganges, und zwar speciell der Absatz, in welchem Herr von Leixner in seiner Kritik der Soirée des Mimen Schultz sich über das Auge ausspricht. Behauptet wird, daß des Physiognomikers Auge bei jeder nur möglichen Type den entsprechenden Ausdruck annehme, daher denn auch die besondere Bewunderung, welche dem aufmerksamen Beobachter das Auge abfordern solle. Hier liegt ein unverkennbarer Irrthum vor. Das Auge ist stets, unter allen Umständen ausdruckslos (von pathologischen Veränderungen sei hier vorläufig abgesehen). Nur die Umgebung des Auges gibt dem Auge das, was man gemeinhin unter „Ausdruck" zusammenzufassen pflegt. Die, sei es chronische, sei es acute Gestaltung sämmtlicher Gesichtsmuskeln, speciell natürlich der in nächster Nähe des Auges befindlichen, verschafft dem Auge den jeweiligen Ausdruck. Sogar ein „trübes", ein „verschleiertes" Auge verdankt sein Entstehen lediglich Zuständen, resp. Thätigkeiten anderer Organe. Auch das „leere" Auge des Wahnsinnigen oder des Blödsinnigen ist keine Besonderheit des Auges. Setzen Sie dem Normalmenschen, setzen Sie andererseits auch dem Wahnsinnigen eine, zu dem Zweck ausreichende, Maske auf, so werden Sie Vorstehendes bestätigt finden.

Mit vollster Achtung

Berlin, 9. November 1875. O. H.

Die theilweise Unveränderlichkeit des Auges geben wir gern zu und bemerken nur, daß der allgemeine Sprachgebrauch vom „Ausdruck des Auges" spricht, und wir also die Berechtigung hatten, das Wort zu gebrauchen. Uebrigens ist der Einwurf des Herrn O. H. nicht ganz stichhaltig, da bekanntlich die wechselnde Farbe gewisser hellgrauer Augen — und ebenso die Größe des Sehloches den Ausdruck des Auges sehr beeinflussen. Die Red.

* * *

Sehr geehrte Redaction!

Der Artikel in Nr. 45 Ihres Blattes „Die ultramontanen Einflüsse in Westfalen", den ich, wie gewiß die meisten Leser der „Gegenwart" mit Interesse gelesen, bringt am Schlusse auch die Homöopathie merkwürdigerweise mit den ultramontanen Einflüssen in Verbindung. Es heißt dort, die homöopathische Behandlung Kranker durch die Capläne bilde ein neues Band zwischen dem Dr. Caplan und dem unglückseligen Kranken. Warum aber gerade die homöopathische Behandlung? Die Antwort darauf lautet: die Homöopathie hat etwas Mystisches. Nun, wer die Homöopathie, ihre geschichtliche Entwicklung und die Veränderungen, die sie seit Hahnemann erlitten, kennt, wird und kann eine solche Behauptung füglich nicht aufstellen. Der Verfasser des Artikels scheint Homöopathie mit Sympathie zu verwechseln. — Die Homöopathie ist überall dieselbe, und doch soll der ihr angedichtete Mysticismus in Westfalen den Bauern an den Caplan binden, während umgekehrt in Ungarn die Liberalen, Freimaurer und Sportsmen die Schuld tragen sollen, daß an der Pester Universität der Homöopathie Lehrstühle und Kliniken eingeräumt worden sind, so jammerte wenigstens im October vorigen Jahres in seiner famosen Antrittsrede der Rector magnificus Dr. Josef Kovács in Budapest.

Essen, den 8. November 1875. Dr. med. Orth.

* * *

Berichtigung.

In dem Artikel von Elsa Ernst, Nr. 46, S. 323, Sp. 2 Zeile 12 ist für „unerschüttert" „nur erschüttert", ebenda Zeile 25 statt „kein französisches Stück" — „ein ꝛc." zu lesen.

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.

Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters
in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 *M.*

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *S.*

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Elegantes Festgeschenk für Damen.

Eine unversorgte Tochter.
Roman
von
Max Ring.
2 Bde. 8. eleg. br. $1^3/_4$ Thlr. = 5 *M.* 25 *S.*

Obige Erzählung behandelt in bekannter Meisterschaft die Schicksale einer jungen Dame der **höheren Stände,** welche, durch den plötzlichen Tod ihres Vaters gezwungen, den schweren Kampf **um das Dasein allein** durchkämpft. Zugleich liefert der Verfasser ein belehrendes Bild aus dem modernen Familienleben und einen Beitrag zur Lösung der sogenannten **Frauenfrage.**
Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Es gereicht uns zur besonderen Freude, den zahlreichen Freunden und Verehrern

Dranmor's

und seiner Muse hierdurch anzeigen zu können, dass dieser sich nunmehr entschlossen hat, den vielfach an ihn gerichteten Wünschen nachzukommen und sein berühmtes

„Requiem"

in französischer Prosa übersetzt herauszugeben. — Dasselbe erschien **soeben** in unserem Verlage unter dem Titel:

REQUIEM
par
Dranmor.
Ecrit en rhythmes rimes, traduit de l'allemand par l'auteur.

Preis geheftet 1 *M.* 50 *S.*
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Berlin, im November 1875.
Die Verlagshandlung:
Gebrüder Paetel.

MEYERS REISEBÜCHER 1875/76. GSELL-FELS' ITALIEN.

OBER-ITALIEN.	ROM UND MITTEL-ITALIEN.	UNTER-ITALIEN.
2 Bände, geb. 12 *M.*	2 Bände, geb. 18 *M.*	1 Band, geb. 7 *M.*

„. . . nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein und ist ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können." (Augsburger Allgem. Zeitung.)

ITALIEN IN 50 TAGEN, 1 Band, gebunden 9 *M.*, ist auf die Rundreisebillete berechnet. Von demselben Verfasser und ein Auszug aus obigen Büchern.
„Mit erstaunlichem Geschick ist hier alles Wissenswerthe auf den engsten Raum und doch in übersichtlicher, anschaulichster Weise zusammengedrängt." (Dr. Wilh. von Lübke.)
Verlag des **Bibliographischen Instituts in Leipzig.**

FR. BODENSTEDT. KARL GUTZKOW. CARUS STERNE. — H. v. SYBEL. K. FRENZEL. — PAUL LINDAU. B. AUERBACH. PAUL HEYSE.

PROTECTORAT:
S. K. H. Großherzog Karl Alexander v. Sachsen u. S. K. H. Prinz Georg v. Preußen

Allgemeiner
Verein für Deutsche Literatur.

Jeder Literaturfreund, der dem Verein beitritt, verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von **30 Mark** für 7 Bände, 20—23 Bogen stark, elegant gebunden. Die Einzahlung hat, falls nicht Vollzahlung vorgezogen wird, in zwei Raten à 15 Mark zu geschehen

Die Höhe der Mitgliederanzahl beträgt bereits 4000.

Inhalt der I. Serie (1874).
Fr. Bodenstedt, *Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.*
H. v. Sybel, *Vorträge und Aufsätze.*
Ad. Schmidt, *Epochen und Katastrophen.*
Ed. Osenbrüggen, *Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.*
Edm. Reitlinger, *Freie Blicke.*
Fr. von Löher, *Kampf um Paderborn.*
Ed. Hanslick, *Die moderne Oper.*

Inhalt der II. Serie (1875).
Berthold Auerbach, *Tausend Gedanken des Collaborators.*
Karl Gutzkow, *Rückblicke auf mein Leben.*
Hoyns, Dr., *Die Alte Welt.*
H. M. Richter, *Geistesströmungen.*
Paul Heyse, *Giuseppi Giusti, Gedichte.*
Friedrich Bodenstedt, *Shakespeare's Frauencharactere.*
K. Frenzel, *Renaissance- und Rococo-Studien.*

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann** in Berlin, S.W., Kronenstr. 17.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:
Fr. Spielhagen's sämmtliche Werke.
Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage in ca. **85 Lieferungen, à 50 Pf.**
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Von **W. Jacobsohn & Co.** Buchhandlung in **Breslau,** Kupferschmiedestraße 44 ist direct oder durch jede namhafte Buchhandlung zu beziehen:
Dorst, Wappenbuch des Schlesischen Adels. Prachtwerk mit 600 fein color. Wappenabbildungen auf 180 Tafeln, statt **90** *M.* nur 45 *M.*
Bibliothek der Sagen. (Baden, Voigtland, Süddeutschland, Böhmen 2c.) 5 Bde., statt **15** *M.* nur 5 *M.*
Meyer's Universum. Prachtwerk 10 Bde. elegant geb. mit ca. 500 Stahlstichen, statt **60** *M.* nur 20 *M.*

Soeben erschien im Verlage von **E. Morgenstern** in **Breslau:**
Deutsches Heldenbuch. Von **M. Ottmann.** Heft I. gr. 8. Mit zwei Portraits. In eleganten Umschlag geheftet. Preis 5 Sgr. = 50 *S.*
Das Werk ist **Seiner Majestät dem Kaiser Wilhelm** gewidmet und enthält hervorragende Waffenthaten deutscher Officiere und Soldaten im Kriege 1870/71, nach Originalberichten der Truppentheile mitgetheilt. Dasselbe erscheint in 15 bis 20 Heften, mit zahlreichen Portraits deutscher Fürsten und Heerführer, vollständig bis Weihnachten 1876.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen:
Romeo u. Julia auf dem Dorfe.
Erzählung
von
Gottfried Keller.
Miniatur. Eleg. gebunden 3 *M.*

Einhundert unedirte Lieder
des 16. u. 17. Jahrhunderts mit ihren zweistimmigen Singweisen herausgegeben von
Fr. W. von Ditfurth.
8. Broschirt 2 *M.* 80 *S.*
Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

MEYERS REISEBÜCHER.
SÜD-FRANKREICH von *Dr. Gsell-Fels*
empfiehlt sich den
nach den **Kurorten des Mittelmeers** Reisenden als ein zuverlässiger, auch medicinisch vortrefflich orientirender Führer. Prof. Dr. *Rud. Virchow* begrüsste seiner Zeit das Buch als *„ein höchst erfreuliches Ereigniss, da es in anschaulichster und anziehendster Weise die Lokalverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc.".*
Preis: elegant gebunden 9 *M.*
Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Hierzu Beilagen von den Verlagsbuchhandlungen Ernst Julius Günther in Leipzig und W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 27. November 1875. Band VIII.

P
25
.G275
v.8
no.48

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Ein Jubilar. Von Julius Duboc. — Der Wiener Bäcker und seine Feinde. Erinnerungen aus Constantinopel (August 1875). Von Karl Braun. II. — Literatur und Kunst: „Der junge Goethe." Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Eingeleitet von M. Bernays. Besprochen von M. Carriere. — Das Ende meiner Lehrlingszeit. Aus dem Nachlaß von Heinrich Marr. — Aus der Hauptstadt: Musikalische Aufführungen. Von H. Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. „Nathan der Weise." Besprochen von O. v. L. — Weihnachtsrevue. Illustrirte Prachtwerke. Von O. v. L. Literarische Uebersicht. Von P. L. — Notizen. — Inserate.

Ein Jubilar.

Von Julius Duboc.

In dieses Jahr fällt der hundertjährige Geburtstag des Begründers der neueren deutschen Strafrechtswissenschaft. Anselm Feuerbach wurde am 14. November 1775 im Dorfe Haimchen bei Jena geboren. Sein Geburtsort ist also nicht Frankfurt a. M., wie sich dies manchmal, veranlaßt durch die frühzeitige Uebersiedlung seines Vaters dorthin, angegeben findet, sondern das genannte Dörfchen, welches der 20jährige Jüngling in einer Stelle seines Tagebuchs, das uns erhalten, in schwärmerischer Stimmung wie folgt apostrophirt: „Selige, himmlische Stunden habe ich in deiner Stille verlebt, liebes Dörfchen! wo ich zuerst diese Welt betrat. Das habe ich nirgends empfunden, was ich hier empfunden habe. Die frohen Rührungen bei dem Anblick der Oerter, in denen ich einst, der Dinge und meiner selbst mir unbewußt, als neuer Erdenbürger mein Leben hinschlummerte, die himmlischen Gefühle, die mich am Busen der schönen Natur und im Kreise guter, edler Menschen hier durchschauerten, o! ich kann sie nicht beschreiben oder ich müßte wagen das Unmögliche möglich zu zu machen. Hier möchte ich mit einem Weibe wie Mine Tröster*) meine Tage verleben und Schicksal! willst du mir günstig sein, o! so gewähre mir diesen höchsten Wunsch".

Wenn diese Tagebuchstelle zunächst nur ein lebhaft empfindendes, reines Jünglingsgemüth ausspricht, so ist ein anderer Wesenszug für Feuerbach charakteristischer: er war eine durchaus muthige Natur, eine Natur abhold ängstlichen Erwägungen und völlig ungeneigt sich auf Schleichwege einzulassen. Unabhängig und selbstständig, selbst leicht bis zum Ungestüm erhitzt, wo er Unrecht zu erleiden glaubte, aber keineswegs unbesonnen: — diese Sinnesweise leitet das Verhalten des armen Studenten wie des hochgestellten, aber von Intriguen und Feinden umgebenen bayerischen Staatsraths und Präsidenten, sie ist auch maßgebend für seine reformatorische Bedeutung auf dem Gebiet des Strafrechts. Denn diese ruht vor allen Dingen darin, daß er philosophische Principien auf dem Gebiet des positiven Strafrechts zu geltender Anerkennung brachte; dies auch nur zu unternehmen erforderte aber grade damals persönlichen Muth. Das Ende des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit Feuerbachs erste Schriften erschienen (1795: „Ueber die einzig möglichen Beweisgründe gegen das Dasein und die Gültigkeit der natürlichen Rechte"; 1797: „Antihobbes oder über die Grenzen der höchsten Gewalt und das Zwangsrecht der Bürger gegen den Oberherrn"; 1798: „Philosophisch-juristische Untersuchung über das Verbrechen des Hochverraths"), zeichnete sich bekanntlich durch eine Jacobinerriecherei aus, welche die obersten Gewalten aller Orten erfüllte und selbst die Gerichtshöfe mit dem Geist einer mißtrauischen und gehässigen politischen Inquisition anwehte. Ueber sie schreibt v. Almendingen 1800 an Feuerbach: „Die unselige Jacobinerriecherei, welche sich jetzt der älteren Geschäftsmänner in den ersten Stellen bemächtigt hat, drückt alle Hoffnung des Besserwerdens nieder. Sie schließt die Gerichtshöfe dem Eindringen neuer Ansichten zu. Sie wirft auf philosophische Juristen die gehässige Benennung von Neuerern und die Praktiker fürchten sich fast sie zu citiren, weil sie sonst von Präsidenten und Räthen für Demokraten möchten gehalten werden".

Feuerbach hatte sich bereits sehr jung von der väterlichen Gewalt emancipirt und auf eigene Füße gestellt. Kaum 17 Jahre alt, verließ er das Elternhaus, um die Universität Jena zu beziehen. Sein Vater, der Advocat in Frankfurt a. M. war, hatte, bedrückt durch die Kriegszeiten und die herrschende Theuerung, den Akademiebesuch seines Sohnes noch einige Zeit hinausschieben wollen, aber die Ungeduld des lebhaften, wissensdurstigen und frühreifen Jünglings vermochte diese Fessel nicht zu ertragen. Durch diesen eigenmächtigen Schritt, der den Vater auf das lebhafteste erzürnte, gerieth der junge Student in eine ökonomische Bedrängniß, die sich durch seine ganze Studienzeit hindurchzieht, sie sorgenvoll und herb gestaltet, gleichzeitig aber dem ohnehin hoch gesteigerten Thätigkeitsdrang seiner ehrbegierigen Seele den schärfsten Sporn in dem Bedürfniß der Selbstständigkeit eindrückte. Noch 1796, während er schon sein philosophisches Doctorexamen bestanden hat und als angehender Schriftsteller an angesehenen juristischen Zeitschriften mit Anerkennung wirkt, ist er in der traurigen Lage seinen Vater inständig „um einige Kleidungsstücke, vorzüglich um einen alten Rock und ein paar Hosen" zu bitten. Er fügt hinzu: „Einen Sonntagsanzug habe ich. Meine Werktagskleidung besteht aber nur aus ein paar ledernen verwachsenen Hosen und einem abgetragenen Sommerrock", und in seinem nächsten Brief bringt er abermals seine bedürftige Lage in Erinnerung mit dem wehmüthigen Nothschrei: „Die urgens rerum necessitas wird mich hinlänglich bei Ihnen entschuldigen. Der Winter ist bei uns sehr streng und mein dünner Rock vermag mich nicht gegen ihn zu schützen".

An gelegentlichen Anwandlungen von Kleinmuth in diesen schwierigen Verhältnissen, in einer Lage so voll von Entsagungen und Entbehrungen, fehlte es Feuerbach nicht, aber es waren immer nur Anwandlungen. Ihn hob die Sicherheit der Erwartung eines Erfolgs, der ihm beschieden sein müsse und

*) Seine nachmalige Gattin.

Digitized by Google UNIV. OF MICH

diese Sicherheit ruhte theils in dem Bewußtsein seiner Arbeitskraft und seines stählernen Fleißes, theils in seiner überlegenen Begabung, theils in den früh ihm erwachsenden Lorbeeren, denn schon dem 19jährigen Studenten ward die Ehre zu Theil, in Niethammers „Philosophischem Journal" unter Reinhold, Fichte und anderen Größen der Zeit als Mitarbeiter aufgeführt zu werden und mit einem „Versuch über den Begriff des Rechts" sich dem gelehrten Deutschland vorstellen zu dürfen*). Noch nicht 24 Jahre alt, habilitirte sich Feuerbach, der mittlerweile mit den ihm von Freundeshand vorgestreckten Promotionskosten die juristische Doctorwürde zu erringen vermocht hatte, als Docent in Jena, und gleichzeitig habilitirte er sich — ein weit größeres Wagniß bei der Mittellosigkeit seiner Lage! — als Ehemann, indem er, auch diesmal lediglich seiner eigenen Entscheidung folgend, wider Wissen und Willen seines Vaters, die Geliebte seines Herzens, Mina Tröster, als Gattin heimführte. Der später als Archäolog zu so hervorragender Bedeutung gelangte Anselm Feuerbach, Vater des noch lebenden gleichnamigen Malers, ward um diese Zeit — 1798 — in Dornburg geboren.

Feuerbachs Ruf als Gelehrter und genialer Forscher stieg außerordentlich rasch und führte ihm bald Anerbietungen von allen Seiten zu. Freund und Feind mußten sich darin einigen, daß hier eine Kraft erstanden war, welche berufen schien bahnbrechend zu wirken und die bisher sanctionirten Anschauungen auf dem gesammten Rechtsgebiet in den wesentlichsten Punkten zu reformiren. In dieser Richtung wirkte schon seine „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts" (1799—1800), welche grade im Gegensatz zu den bisherigen Annahmen u. A. den Satz verfocht, daß je geringer die Freiheit des Individuums um so größer dessen Strafbarkeit sei, weil diese nicht von der moralischen Schuld sondern der Gefährlichkeit abhänge, die bei dem Verbrecher aus Gewohnheit, aus Leidenschaft u. s. w. am größten sei, übrigens aber die Freiheit überhaupt aus dem Criminalrecht in die Moral und Metaphysik als das ihr eigentlich zukommende Gebiet verwies. Epochemachende Bedeutung gewann alsdann sein „Lehrbuch des Criminalrechts" (1801), welches ein halbes Jahrhundert hindurch in der Wissenschaft tonangebend blieb, noch 1855 von Morstadt und Ofenbrüggen mit einem kritischen Commentar versehen wurde und bis in die Gegenwart hinein einen Schimmer seiner Herrschaft behauptet. Der steigende Ruf des jungen Gelehrten war die Ursache, daß derselbe rasch nach einander an verschiedenen Universitäten heimisch werden mußte. Auf Jena, das er schon 1802 verließ, folgte Kiel, auf dieses 1804 die neugegründete Universität Landshut. Die Licht- und Schattenseiten dieser wechselnden Umgebung empfand die von Gemüthseindrücken rasch ergriffene Seele Feuerbachs jedesmal auf das lebhafteste. Von seinem früher so geliebten Jena verabschiedete er sich mit den aus Kiel 1802 an seinen Vater gerichteten Worten: „Ich komme aus Sachsen, dem polirten, feinen Sachsen, wo Honig auf der Zunge der Menschen und Galle in dem Herzen ist, wo Höflichkeit für Tugend gilt und oft die heimtückische Schurkerei verdeckt, von einer Akademie, wo der kleinlichste Neid neben empörender Prahlerei und in jeder Beziehung der engherzige, verrätherische Geist herrscht, der sonst nur in den engen Zellen der Mönche umherzuschleichen pflegt". Aber auch Kiel, dessen Verhältnisse er zuerst im Gegensatz hierzu im höchsten Grade anerkennend bespricht, enthüllt ihm bald große Uebelstände, u. A. den völlig zerrütteten Zustand in der juristischen Facultät und den akademischen Gesetzeseinrichtungen, namentlich aber stößt ihn das nationale Phlegma, „die wissenschaftliche Kälte und Trägheit", die er der „vielen Krütze und dem häufigen fetten Rindfleisch" zuschreibt, in unüberwindlicher Weise ab. In Landshut endlich, unter einer wohlwollenden aber schwachen, von den verschiedensten Einflüssen unstet hin und her bewegten Regierung, in einem von Parteiungen zerrissenen Lande, einer in Illuminaten, Obscuranten und Neutralen getheilten Gesellschaft gerieth er bald in ein Netz so kränkender und erniedrigender Cabalen, daß er nach nur kurzen Flitterwochen schon 1805 das Feld vor seinen Gegnern räumte und sich nach Frankfurt flüchtete.

Aber die bayerische Regierung, zu schwach und unselbstständig, um den von ihr hochgeschätzten Gelehrten in seiner Universitätsstellung zu schützen, war gleichwohl durchaus nicht Willens seine Dienste fahren zu lassen und seine Arbeitskraft bei den großen, sich vorbereitenden gesetzgeberischen Reformen zu entbehren. Sie hatte ihm bereits 1804 den ebenso ruhmwie mühevollen Auftrag zur Reform der Criminalgesetzgebung ertheilt, kein Würdigerer konnte an seine Stelle treten, selbst einen genügenden Ersatz zu beschaffen war so gut wie unmöglich. Feuerbach wurde daher von dem Kurfürsten seiner Universitätsstellung enthoben und zum Referendar des neu constituirten Ministerial-Justiz-Departements ernannt. Als solcher hatte er fortan seinen Wohnsitz in München zu nehmen und mit dieser Periode beginnt Feuerbachs eigentliche legislatorische Thätigkeit, eine Thätigkeit, der vielleicht nur eine Arbeitskraft wie die seinige gewachsen war, da ihr bald der Hauptantheil an einem das ganze Staatswesen umfassenden, gesetzgeberischen Neubau zugewiesen wurde. Im Jahre 1808 beschloß die bayerische Regierung, der Stellung des Landes als französischen Schutzstaats gemäß, die Einführung des Code Napoléon als Landesgesetz. Es galt denselben in aller Eile den bayerischen Landesverhältnissen anzupassen und Feuerbach mußte diese Aufgabe in wenigen Monaten bewältigen. Als Mitglied der Reichs-Organisations-Commission hatte er außerdem an den wichtigsten politischen Gegenständen: Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Rechte und Privilegien des Erbadels, neue Constitution und Volksvertretung, mitzuarbeiten. Als die politischen Verhältnisse Bayern mehr Freiheit gestatteten, wurde, statt den neubearbeiteten Code Napoléon beizubehalten, eine Revision des Codex Maximilianeus vorgenpmmen, wobei Feuerbach wieder der Löwenantheil der Arbeit zufiel. Mehr als alles dies an Umfang und Bedeutung leistete er aber in dem von ihm in den wichtigsten Theilen allein verfaßten und redigirten Strafgesetzbuch, welches, 1813 in Kraft getreten, geradezu den Höhepunkt der gesammten Strafrechtswissenschaft seiner Zeit bezeichnete und Bayern, das bisher unter dem Druck einer bluttriefenden Criminalgesetzgebung sonder Gleichen*) gebannt gelegen hatte, mit einem Schlag auf die Höhe der anerkanntesten Forderungen der strafrechtlichen Reform emporhob.

Feuerbach war es lange Zeit nicht beschieden der wohlverdienten Frucht seiner schweren, aufreibenden Arbeiten sich unverkürzt und in Ruhe zu erfreuen. Seine Laufbahn in Bayern bezeichnet ein fast unabläßiges Ringen mit Cabalen, die sich gegen ihn bald als Ausländer, bald als Protestanten, bald als Neuerer, bald als Gelehrten richteten. Die schwankende Hofgunst spendete ihm grade zur Genüge aus ihrem Gnadenschatz, um ihn nicht völlig zu entmuthigen, aber sie schützte ihn gleichwohl nicht vor den mannichfachsten Anfechtungen, Zurücksetzungen und selbst Verkürzungen des materiellen Ertrags seiner Arbeiten. Als er in den verhängnißvollen Jahren 1813 und 14, als Bayern, d. h. die bayerische Regierung unsicher und unentschlossen zwischen dem wiedererstehenden Deutschland und Frankreich einherschwankte, aus freiem Antrieb in Schrift und Wort die deutsche Sache ergriff und in der Schrift: „Ueber deutsche Freiheit", kräftig für eine ständische Verfassung eintrat, vermehrte sich seine Mißliebigkeit noch, und dem Minister Montgelas gelang es, seine Versetzung

*) Feuerbach erhielt von dem „Philos. Journ." pro Bogen 10 Thlr. — ein Beweis, daß unter allem Wechsel der Zeiten die Honorare der gelehrten Zeitschriften sich seit etwa 100 Jahren in Deutschland auf ungefähr derselben Höhe erhalten haben.

*) 1805 bestand in Bayern gesetzlich noch die Tortur, das Rädern, das lebendige Verbrennen, die geschärften Todesstrafen, Kneipen mit glühenden Zangen, Ausschneiden der Zunge u. s. w.

Digitized by Google

als Präsident an das Appellationsgericht in Bamberg zu erwirken. Dieser Posten war gewissermaßen eine Straf-Sinecure, denn es gab an dem dortigen Gericht, das schon seinen Präsidenten hatte, für Feuerbach äußerst wenig zu thun, und eben dieser Umstand drückte auf den schaffensgewohnten, unermüdlich thätigen Mann als die härteste Bürde. Eine dringende, an den Kronprinzen gerichtete Beschwerde führte nach 3jährigem Harren zu einem günstigen Wechsel. Feuerbach wurde 1817 als erster Präsident an das Appellationsgericht nach Ansbach versetzt. Der gleichzeitige Sturz des Ministers Montgelas befreite ihn von einer einflußreichen Gegnerschaft, und verlief die letzte Periode seines Lebens bis zu seinem 1833 erfolgten Tode in verhältnißmäßiger äußerer Ruhe, dem Besitz königlicher Huld und der allgemeinen Verehrung von Fern und Nah. Für sein inneres Leben ward das 1815 in Karlsbad gestiftete Freundschaftsbündniß mit Elise von der Reden und Tiedge vielbedeutend. Die schwärmerische und einer gewissen Empfindungsschwelgerei ungekünstelt hingegebene, dabei dem Zauber äußerlich ausgewählter, im besseren Wortsinn vornehmer Verhältnisse leicht sich gefangen gebende Natur Feuerbachs fand hierin ein so völliges Genüge, daß zwischen den drei sympathisch gestimmten Geistern ein Verhältniß von seltener Innigkeit entstand. Fortgeführt in dem immer gleichen Ton schwungvoller, hingegebenster Verehrung bildet der Briefwechsel mit „seinem Bruder Tiedge“ und Elise einen höchst charakteristischen Beitrag zur Kenntniß von Feuerbachs innerem Menschen. Das glückliche, in einem zahlreichen Kinderkreis reich entfaltete Familienleben des vortrefflichen Mannes ward in den letzten Jahren seines Lebens durch mehrfache schwere Schläge heimgesucht. Sein Sohn Karl, als Professor der Mathematik 1824 wegen „demagogischer Umtriebe“ verhaftet, machte zweimal im Gefängniß Selbstmordversuche und verfiel einige Jahre später vorübergehend dem Irrsinn. Auch Anselm, der von der Jurisprudenz zur Theologie und von dieser zur Archäologie überging, verfiel unter dem Einfluß mystisch-religiöser Erregung einer Gemüthskrankheit, die gänzliche Umnachtung seines Geistes besorgen ließ. Doch erlebte der Vater später noch den großen Erfolg von dessen „vaticanischem Apoll“. Sehr schwer traf Feuerbach schließlich noch die Wandlung seines jüngsten berühmtesten Sohnes Ludwig, als derselbe sich von der Theologie der Philosophie zuwandte, um hier in Bahnen einzulenken, die der Begriffs- und Anschauungsweise des Vaters völlig fremd waren.

In Feuerbachs Charakterbild stehen gegensätzliche Züge oder, wenn dies zuviel gesagt ist, Momente, die selten zusammentreffen, in frappanter Weise nebeneinander. Ein Schreiber- und ein Gelehrtenfleiß sonder Gleichen — er selbst schreibt 1803: „Das Büchermachen liegt nun einmal so sehr in meiner Natur wie das Schnurren in der Natur einer Katzenseele; schon oft habe ich das verzweifelte Schreiben abzuschwören gesucht, das mir die Ruhe meines Lebens und gewiß auch bald das Leben selbst nimmt!“ — und doch so gar nicht am Schreibewerk erlahmt und vertrocknet, vielmehr von einer gewissen leidenschaftlichen Wildheit des Temperaments, auf die er zeitlebens stolz blieb; — ehrbegierig und in hohem Grade empfänglich für äußere Auszeichnungen und doch ganz unempfindlich für Flitter und unechten Prunk; — ein gewandter und anschlägiger Kopf, selbst dem hinterlistigen Intriguenspiel am Hof häufig überlegen, und doch ein Mann von der unbestechlichsten Treue und Redlichkeit; — nicht ohne Hinneigung zu einer gewissen bis zur Schnörkelei zugespitzten Sentimentalität des Empfindens und doch ein Herz voll echten, tiefen Gefühls. Und eben dieser bis an sein Lebensende vorhaltende enthusiastische Zug für das Wahre und Schöne ist es auch, der sein Bild mit jenem vornehmen Zug eines sittlich angelegten Charakters ausgestattet erscheinen läßt.

Feuerbachs wissenschaftliche Bedeutung ist eine zu umfassende, um in dem knappen Rahmen dieser Skizze entfaltet werden zu können. Selbst manche verdienstlichen Bestrebungen, die in seine späteren Lebensjahre fallen, für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, für Verbesserung der Gesetzgebung, gegen Einführung einer Presbyterialverfassung in die protestantische Kirche, sein Bemühen um Kaspar Hauser, u. a. m., — können hier nur chronistisch erwähnt werden. Was er seiner Zeit bedeutet hat, spricht eine competente Stimme, v. Holtzendorff in seiner „Einleitung in das Strafrecht“, mit den Worten aus: „Seit Carpzow hatte kein Jurist jene Höhe des Ruhms erstiegen, auf welche Feuerbach gelangte, nachdem er es unternommen philosophische Principien in die Darstellung des positiven Strafrechts und in die Arbeit der Gesetzgebung hinüberzuleiten“. Früher von den italienischen Juristen, im 18. Jahrhundert von dem in den Niederlanden, England und Frankreich gepflegten Geist der Aufklärung abhängig, erhielt deutsche Wissenschaft auf dem Gebiet des Strafrechts erst durch die kritische Philosophie die Anregung sich auf eigne Füße zu stellen. Die umfassende Geisteskraft, welche diese Anregung am energischsten in sich aufnahm, am ergiebigsten ausarbeitete und gestaltete, ist Feuerbach. Ihm bleibt daher, wie weit auch die wissenschaftliche Forschung sich seit jener Zeit theilweise von seinen Bahnen und Zielen entfernt hat, der dauernde Ruhm, der Begründer der deutschen Strafrechtswissenschaft zu sein.

Der Wiener Bäcker und seine Feinde.

Erinnerungen aus Constantinopel (August 1875).

Von **Karl Braun.**

(Fortsetzung.)

II.

Der Wiener Bäcker und ich — er auf der einen und ich auf der andern Seite der Barriere des Dampfers zwischen Bujuk-Dere und Stambul — wir tauschten unsere Gedanken aus, wobei ich das bessere Geschäft machte.

Unter Anderen erzählte er mir seine Lebensgeschichte. Ich gebe aus derselben, so gut ich es im Gedächtniß behalten habe, ein Bruchstück:

Ich betreibe die Bäckerei am liebsten im Großen. Ich wende gern dabei Maschinen an, ohne deshalb auf die sorgfältige Behandlung im Einzelnen zu verzichten, durch welche sich die Wiener Bäckerei stets ausgezeichnet hat. In Folge dessen habe ich schon zwei Kriege als dirigirender Bäcker mitgemacht. Zuerst den von 1866 in Böhmen. Die Armee hatte kein Glück, und ich wurde bald wieder entlassen. Später aber wurde ich durch den Baron Schwarz-Sennborn, der es immer sehr gut mit mir gemeint hat, in Paris empfohlen. Ich kam in die Hofbäckerei des Kaisers Napoleon. So gut wie dort, ist es mir nie wieder gegangen, d. h. so lange der Kaiser regierte. Der Kaiser war ein sehr guter und menschenfreundlicher Mann. Er hat auch einmal die Bäckerei besucht und mir seinen Beifall gespendet, und er sprach sogar ein Paar Worte Deutsch mit mir, was mich außerordentlich freute. Da konnte man zeigen, was man gelernt hatte. Es ging Alles in's Große, und doch war überall Ordnung und Sparsamkeit, wie in einem ordentlichen Haushalt. Wenn eine Verbesserung anzubringen oder eine neue Maschine anzukaufen war, oder etwas der Art, dann wurde niemals gespart; aber sonst waren überall feste Grenzen gezogen, über die man nicht konnte. Mein Gehalt war gut und von Zeit zu Zeit gab es ein schönes Douceur. Da ging im Sommer 1870 der Krieg los, und damit war die gute Zeit vorbei.

Sie werden vielleicht sagen: Was ging denn dich, als Oesterreicher, der Krieg an, den wir mit den Franzosen hatten? Das ist leicht gesagt, aber die Sache war die, daß die Troddel in Paris nicht unterscheiden konnten zwischen einem Oesterreicher und einem Deutschen, und wenn ich nicht zu der Dienerschaft des Kaisers gehört hätte, dann hätte mich die

Digitized by Google

Polizei damals schon ausgewiesen wie so manchen Anderen. Da kam der 4. September, und mit dem Kaiserthum war es zu Ende. Ich verlor mein Brod und wollte eigentlich wieder nach Haus gehen. Allein ich schwankte einige Zeit, weil ich dachte, der Kaiser, da er besiegt ist, und seine Soldaten theils in der Festung Metz eingeschlossen, und theils in der Gefangenschaft sind, wird Friede machen und wieder nach Paris kommen und da mit seinen Soldaten die Ruhe und die Ordnung wiederherstellen. Das wäre wirklich auch das Beste gewesen für ihn und für Frankreich. Allein es kam anders. Während ich noch das Alles überlegte, hieß es eines schönen Morgens: Die Preußen sind da und haben Paris so fest eingeschlossen, daß keine Maus mehr herein und hinaus kann. Da hatte die Wahl ein Ende. Ich mußte bleiben. Ich wurde angestellt in den Bäckereien der provisorischen Regierung, und ich kann Ihnen sagen, ich habe so viel geleistet für Beschaffung von Mehl und in sparsamer Verwendung, daß ich vielleicht die Ursache bin, daß sich Paris ein paar Wochen länger hielt, als man anfänglich dachte. Aber es war im Ganzen eine schreckliche Zeit, und ich möchte sie nicht nochmals erleben.

Der Baron Schwarz-Sennborn, der damals österreichischer Generalconsul in Paris war, ist auch während der ganzen Belagerung in Paris geblieben; er war mein Trost und hat sich überhaupt der österreichischen Unterthanen mit Aufopferung und Entschlossenheit angenommen. Später bei der Wiener Ausstellung, wo er arbeiten mußte wie ein Pferd, habe ich ihn oft sagen hören, wenn er in Paris nicht so viel Pferdefleisch gegessen hätte, würde er das gar nicht aushalten.

Aber Sie wissen ja, man hat ihm seine Pferdearbeit in Wien so wenig gedankt, wie mir meine Bäckerei in Paris.

Wie es nun in Paris zu Ende ging und der Waffenstillstand mit den Preußen abgeschlossen war, da dachte ich: Jetzt willst du nicht wieder so dumm sein wie im vorigen September; dein Napoleon kommt dir doch nicht wieder und von der provisorischen Regierung, die einen schlecht bezahlt und noch nicht einmal gegen Insulten schützt, will ich nichts wissen. Der Baron Schwarz gab mir die nöthigen Papiere und die Preußen ließen mich durch. Sie respectirten die Neutralität der Oesterreicher. Die Franzosen hatten es nicht gethan. Auch wollten mich die Preußen bei ihren Bäckereien verwenden, allein ich schlug es aus. Ich dachte: Eigentlich hätten es die Franzosen, die mich so schlecht behandelt haben, verdient, daß ich zum Feind überginge, aber nein, ich will anständiger sein als die Franzosen. Ich ging wieder nach Wien.

Es war mein Glück, daß ich aus Paris fort war. Denn nun kam die Commune; und ein Landsmann von mir, ein Wiener, der auch in der Bäckerei war und dem ich vergeblich zugeredet hatte, mit mir zu gehen, wurde für einen Preußen angesehen, weil er einen deutschen Accent und einen blonden Bart hatte. Sie warfen ihn in die Seine, und da er schwimmen konnte, so schossen sie auf ihn so lange, bis er todt war und untersank. So wäre es wahrscheinlich auch mir gegangen.

Einen Augenblick habe ich auch einmal gedacht: Sollst du nicht zum Napoleon nach Wilhelmshöh gehen und ihm das Brod der Verbannung versüßen? Aber ich sagte mir: Wahrscheinlich ist schwer hinzukommen, und außerdem ist er ein gefangener Mann, und die Preußen werden ihm das Brod selbst backen wollen. Und so ging ich also nach Wien, wo ich Alles im höchsten Flor traf und sofort eine schöne Stelle fand. Und die hatte ich nöthig. Denn ich hatte in Frankreich alle meine Ersparnisse verloren. Wie? — das ist zu weitläufig, und ich ärgere mich auch allemal, wenn ich's erzähle.

Später kam der Baron Schwarz und übernahm die Ausstellung, bei welcher auch ich Verwendung fand. Als aber die Ausstellung aus war, und der Krach gar kein Ende nehmen wollte, da wurde ich, abermals auf Anlaß des Baron Schwarz, durch den österreichischen Gesandten dem Sultan empfohlen, der für sich und seinen Hof und seine Leibgarde in dem Serai eine Bäckerei auf europäischem Fuß einrichten wollte. So kam ich nach Stambul. Ich machte einen guten Contract und bekam die Leitung des Ganzen. Eine Zeit lang ging es recht ordentlich. Denn der Sultan, oder, wie man ihn hier nennt, der Padischah, ist ein ganz braver Mann, wenn auch nicht so klug und so fein, wie es der Kaiser Napoleon war, auf den ich nun einmal nichts kommen lasse. Mögen die Leute, die ihn nicht kannten, gegen ihn reden und schreiben. Ich habe ihn in meinem Geschäft kennen gelernt, und da beurtheilt man die Menschen am besten.

Aber sonst war es doch beim Padischah ganz anders als beim Napoleon. Der Napoleon ließ sich nichts darein reden. Oder vielmehr, er ließ Alle reden so viel wie sie wollten, und dann machte er es schließlich doch wie er wollte. Das kann der Padischah nicht. Wir da draußen in Oesterreich und wahrscheinlich auch Ihr in Deutschland glaubt, der Sultan wäre allmächtig. Das ist er aber durchaus nicht. Es sieht nur auswendig so aus. Wenn man aber inwendig sitzt, z. B. in der Bäckerei, da sieht man die Sachen ganz anders und viel besser als die Diplomaten und die Gelehrten, welche aus Europa nach Stambul kommen, um die Türkei zu studiren. Ich kann Ihnen mit meinem Bäckerspan ein viel helleres Licht darüber anzünden.

Hören Sie also:

Der Sultan steht ganz unter seinen Pfaffen, welche man Ulema's nennt; und der Oberste der Pfaffen heißt Mufti oder Scheik-ul-Islam, d. h. der Oberste oder der Aelteste von dem Gesetz oder von der Religion; und das ist der Schlimmste von Allen. Der Sultan kann nicht „Bab" sagen, ohne daß dieser Oberste der Teufel seinen Senf dazu gibt, was man auf Türkisch „Fetva" nennt. Ohne ein solches Fetva gilt eine Ordonnanz des Padischah nicht mehr als bei uns ein alter Kalender. Sie denken vielleicht innerlich, was versteht so ein alter Bäckergeselle von Staatsangelegenheiten? Das mag sein. Aber ich habe in vieler Herrn Länder gelebt und Vieles erfahren. Auch habe ich offene Augen und Ohren. Ich will Ihnen nur sagen, was so ein Wiener Bäcker, der zwei Jahre im Serai gearbeitet hat, von der ganzen türkischen Wirthschaft hält. Ich verlange gar nicht, daß Sie mein Urtheil ohne weiteres für richtig halten. Sie werden ja hier auch noch ihre Erfahrungen machen, und sich das beste daraus abnehmen.

Also! Sehn Sie in Oesterreich, da haben wir unser Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch und unsere sonstigen Gesetze, welche von den bürgerlichen Richtern gehandhabt werden, wo der Priester nichts drein zu reden hat und worunter Alle mit gleichem Schutz und in gleichem Frieden leben können — Christen und Juden und Muhamedaner — Katholiken, Griechische, Protestanten und auch Sectirer. Für Alle gilt der gemeinsame Grundsatz: Thut und glaubt, was Ihr wollt, und zahlt, was Ihr sollt. Und so wird es bei Euch in Deutschland wohl auch sein, und so schickt es sich auch von Gott und Rechts wegen. Danach haben sich denn auch unsere Priester gerichtet. Sie suchen die verschiedenen Nationen mit einander zu versöhnen.

Hier in der Türkei ist von Alledem gerade das Gegentheil. Hier ist kein bürgerliches Recht, sondern nur ein geistliches oder pfäffisches. Der Pfaffe ist hier der oberste Richter über Alles, und da er nach seinem Koran richtet, welcher nicht blos die Bibel vorstellen soll, sondern auch das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, so versteht es sich von selbst, daß danach schon Jeder, der nicht an den Koran glaubt, von vorn herein keinen Glauben findet und immer Unrecht hat, die Sache mag sich sonst verhalten, wie sie wolle. Wenn der Sultan gut Freund sein will mit den Regierungen von Europa, dann sagt ihm sein Mufti: Das ist gegen das Gesetz Gottes — das sind ungläubige Hunde —, die mußt du, hoher Padischah, verfolgen und mit Feuer und Schwert ausrotten, wie es deine erhabenen Vorfahren auch gemacht haben. Wenn der Sultan in seinem Reich Reformen einführen, wenn er sein Geschäft verbessern, seine Finanzen reguliren und Ordnung im Grundeigenthum einführen will, damit die Leute des Lohns ihres Schweißes sicher sind und das Land wieder anbauen, das jetzt

Digitized by Google

überall wüst liegt, und am meisten gerade vor den Thoren von Stambul, — dann sagt ihm der Mufti: Padischah, das geht gegen den Islam. Wenn der Sultan seinen nicht muhamedanischen Unterthanen (und die sind ja in Europa die ungeheuere Mehrzahl) die bürgerliche Gleichberechtigung einräumen, wenn er sie, in seinem eigenen Interesse, zu Menschen und Bürgern machen will, während sie bis jetzt elendes Lastvieh und Sklaven sind, — dann sagt der Scheikh-ul-Islam: Padischah, das geht gegen die Gesetze Gottes, — La ilah il allah, va Mohamed rasúl allah, — und dann hat es mit Allem ein Ende.

Sie werden wohl schon von dem Hatti-Humayum vom 18. Februar 1856 gehört haben? (Ich nickte.) Nun, dann wissen Sie ja, was für schöne Sachen darin stehn, — wie das Gemeinwesen in Ordnung gebracht und wie alle Unterthanen, auch die Rajah, vor dem Gesetz gleichgestellt werden sollen. Aber Prosit die Mahlzeit; so lange der Scheikh-ul-Islam zu Allem seinen Senf zu geben hat, ist dafür gesorgt, daß aus alle dem doch nichts wird. Der ganze Hatti-Humayum wird von nichts gehalten, als von dem Nagel an der Wand, an den man ihn gehängt hat. Und trotzdem glaube ich, der Sultan hat es ganz ehrlich gemeint, als er dies Gesetz erließ. Aber er kann nicht. Der Mufti leidt's nit. So sprach der Wiener Bäcker.

Er mochte an meinem Gesichtsausdruck erkennen, daß ich einige Zweifel an dem, was er sagte, nicht unterdrücken konnte.

Ja lieber Landsmann, sagte er lebhaft, ich werde Ihnen das alles an meiner Bäckerei beweisen, und dann werden Sie's glauben.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

„Der junge Goethe."

(Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776, Leipzig bei S. Hirzel.)

Eingeleitet von M. Bernays.

Schon lange erwartet die Gemeinde der Goethekenner eine kritische Gesammtausgabe seiner Werke von der Hand des gelehrten Buchhändlers und Büchersammlers S. Hirzel in Leipzig; noch immer meint er sie vertagen zu müssen, und mit gutem Grund, denn noch immer halten ja Goethes Erben sein Archiv, seinen schriftlichen Nachlaß mit seinem Tagebuch, der Nation verschlossen; ohne die Einsicht aber, die durch den Blick in diese Schätze allein gewonnen werden kann, würde die Ausgabe mangelhaft bleiben und unsichere Muthmaßungen bringen, wo man doch weiß, daß die gewisse Entscheidung vorhanden ist. So müssen wir denn mit Hesiod denken, daß oft der Theil besser ist als das Ganze, besonders dann, wenn er gut ist und das genügende Ganze noch nicht möglich scheint. Und so danken wir Hirzel, daß er uns wenigstens den jungen Goethe bis zu seinem Eintritte in die Weimarer Kreise, bis zu dem Zeitpunkte, wo der Einfluß derselben auf ihn sichtbar wird, in der originalen Gestalt vorführt, wie derselbe der Nation und seinen Freunden sich dargestellt, den Freunden in seinen Briefen, der Nation in seinen Dichtungen, und zwar so, daß von diesen die Autographen oder die ersten Drucke geboten werden, während wir in der Ausgabe letzter Hand vielfältig die Ueberarbeitung vor uns haben, welche Goethe seinen Schriften bei wiederholter Veröffentlichung angedeihen ließ. So beim Werther; ja beim Götz ist der erste Entwurf erst nach Goethes Tod bekannt geworden und zeigt, wie der jugendliche Künstler bei allem Sturm und Drang nach Maß und Einheit strebend so manche ergreifende gewaltige Scene hinwegstrich, wenn sie ihn ein Auswuchs dünkte, wenn ihm die Schilderung des Bauernkriegs oder der Adelheid die Hauptsachen und den Helden des Dramas selbst zu überwachsen oder zu überwuchern schien. Wir werden mit dem herrlichen Jüngling unmittelbar und persönlich vertraut, wir bewundern die Vollendung, in der er sogleich nach seinen Studentenjahren als der poetische Genius Deutschlands dasteht. Denn das unterscheidet Goethe so wesentlich von Schiller, welcher sich das Heiligthum der Schönheit in vieljährigem Ringen durch sittliche Willenskraft erobert, welcher als der werdende Dichter durch seinen Bildungsgang vor allem unsere Theilnahme gewinnt, wenn er nach den genialen aber noch rohen Ausbrüchen seiner Naturkraft durch das Studium der Geschichte und der Philosophie Lebensfülle und Lebenswahrheit wie Geistesklarheit und formale Vollendung sich erwirbt und dann mit dem Freunde wetteifernd seine classischen Werke schreibt, während dieser sogleich als der auf der Höhe des Parnasses geborene Musensohn auftritt. Ich wenigstens kann die organische Einheit von Stoff, Form und Ton des Werther künstlerisch nicht geringer anschlagen als dieselbe harmonische Durchbildung in den Wahlverwandschaften oder in Hermann und Dorothea, die erste Scene zwischen Faust (II) und Wagner, Mephistopheles, Gretchen nicht geringer anschlagen, als die Iphigenie oder den Tasso, die Sesenheimer Lieder nicht geringer als den westöstlichen Diwan, und finde auch in so vielen Stellen des Werther oder der ältesten Faustfragmente die ganze Tiefe und Höhe der Goethe'schen Weltanschauung. Und das hat denn auch Bernays scharf und klar hervorgehoben. In der Einleitung, die er als Hirzels Mitarbeiter bei der Herausgabe verfaßte, erörtert er ausführlich, wie wir bei Goethe von einer Ausbreitung seiner Kunst auf andere Gebiete, nicht von einer eigentlichen Entwicklung reden sollen; die Kunst war ihm anerschaffen, die Natur war ihm aufgethan, die ersten Werke sind in ihrer Art nicht minder vollendet als die späteren; für neue Ideen und neue Stoffe wiederholt er nicht die früher gefundenen Formen, sondern die neue Form geht frisch aus seiner Seelenstimmung und aus dem Inhalte selbst hervor; seine Meisterwerke sind eine Reihe eigenartiger Gipfel. Statt den Werther, Götz oder Clavigo zu variiren, schaffte er die Iphigenie, den Tasso, den Wilhelm Meister zu einer ganz andern, aber ebenbürtigen Ausgestaltung seines Innern und der ihn nun beseelenden Ideen. Und darum fordert Bernays mit Recht, daß man den ganzen Goethe erfasse, den Jüngling, Mann und Greis, wie er das Gesetz seiner Natur mit Freiheit erfüllend voll sich ausgelebt. „Neue Generationen wuchsen um ihn auf, jeder zeigte er ein anderes Antlitz, aber indem er sich wechselnd offenbarte, blieb er immer der Eine." Bernays schildert, wie jede seiner drei Lebensperioden ihre besondern Verehrer habe, und zeigt gerade dadurch, daß es gilt, allen dreien und dadurch dem Ganzen gerecht zu werden. „Die innigste Beziehung zu den Mächten der Zeit hat er niemals aufgegeben. Erst einer spätern Zukunft wird die Erkenntniß aufgehen, in wie hohem Grade Goethes Poesie als Bundesgenossin der zu geistiger Freiheit berufenen Menschheit für die edelsten Bestrebungen derselben thätig gewesen. Vielleicht können wir, die wir uns an den Werken Goethes und unter dem Einflusse seines Beispiels herangebildet haben, vielleicht können wir kaum noch nachempfinden, wie die kühne Ursprünglichkeit, in der seine Dichtung auftrat, wie das Neue, das Unerhörte Gefühl und Einbildungskraft der Zeitgenossen treffen mußte. Und diese Natur riß die Gemüther deshalb so übermächtig hin, weil es ihnen im Grunde so vertraut war; was in ihnen arbeitete und wühlte, fanden sie hier gewaltig ausgesprochen und in lebendige Darstellung gebracht. Nur die Tieferblickenden konnten bewundernd wahrnehmen, wie der Dichter jene trüben Elemente gebändigt und geläutert hatte."

Es soll mich freuen, wenn dies alles schon Gemeingut unserer Bildung ist; jedenfalls hat es Bernays sich selbstkräftig erworben und auf seine Weise ausgesprochen. Auch ein Andres ist oft gesagt: Goethe ist vorzugsweise Dichter des Innenlebens, der Geisteskämpfe, vorzugsweise Lyriker und Seelenmaler. Aber Bernays gewinnt dem noch eine neue Seite ab. Er zeigt, wie der Anlaß des Kampfes bei Goethe nicht in der Außenwelt, sondern im Gemüthe selbst liegt und da auch durchgekämpft werden

Digitized by Google

muß. „Der Widerstreit des Menschen mit sich selbst — dies ist das eigentliche Hauptthema der Goethe'schen Dichtung, das in den vielfachsten Umbildungen immer wiederkehrt. Dieser Widerstreit muß nicht etwa von außen her erregt werden; er erwächst und nährt sich vielmehr aus den Widersprüchen, die in das Innere der menschlichen Natur gelegt und mit dem Wesen des Menschen selbst gegeben sind: aus dem Mißverhältniß zwischen Wollen und Können, aus der unbefriedigten und nicht zu befriedigenden, aber doch unaustilgbar uns eingeborenen Sehnsucht nach unbeschränkter Erkenntniß, aus dem Trieb im Handeln, Anschauen und Genießen das All zu umfassen und aus dem peinlichen Gefühl der Beschränkung, das uns zur Verzweiflung treibt oder zur Entsagung zwingt, — kurz aus allen den Räthseln des menschlichen Wesens, die sich daher erzeugen, daß wir, nach Goethes Spruch, Ausgeburt zweier Welten sind. Wohl konnte dieser Widerstreit durch religiöse und philosophische Beschwichtigungsmittel äußerlich zur Ruhe gebracht, niemals aber wahrhaft gelöst werden. Die neuere Zeit jedoch müßte ihn zur schmerzlichsten Heftigkeit aufregen; wer sich zum Dichter dieser Zeit berufen fühlte, war auf die gründlichste und vielseitigste Darstellung desselben angewiesen."

Bernays erörtert, wie bei Goethe der Mensch vorzugsweise in Bezug auf sich selbst erscheint, wie die Außenwelt da ist, daß sich das Innere an ihr offenbare und zum anschaulichen Ausdruck gelange. Das alte Wort wird zur neu ergreifenden Wahrheit: daß jeder seines Glückes Schmied sei, mag er dem Zwiespalt erliegen, den er nicht bändigen kann, oder mag er den höchsten Preis des Daseins erringen. „Dieser nothgedrungene Kampf des Menschen mit den Mächten, die er im eignen Busen hegt, durchzieht die Goethe'sche Poesie, von dem Liede an, in dessen zarten Lauten der innere Widerstreit der Leidenschaft sich nur vernehmen läßt, um in ihnen aufgelöst und beschwichtigt zu verklingen, bis zu jenen rücksichtslos kühnen Werken, in denen der Genius, das Gebiet der Kunst über die herkömmlichen Grenzen hinaus erweckend, der Menschheit neue Blicke in die Abgründe ihres Daseins eröffnet. Will man begreifen, wie verschieden von allen früheren Dichtern Goethe in der Darstellung dieses Kampfes verfährt, so ziehe man zum Vergleiche aus dem Kreise der Shakespearischen Welt die Gestalt herbei, deren inneres Leben sich mit den Gemüths- und Geisteszuständen der neuern Menschheit am nächsten verwandt zeigt, den Hamlet. In seinen Klagen, in seinen Betrachtungen, in seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen klingen Töne an, die in uns widerhallen; auch er scheint unter dem großen Unheil der neueren Zeit zu leiden; die Einheit unter den verschiedenen Kräften seines Wesens ist zerstört, unheilbar zerstört; sein Inneres ist der Zerstörung preisgegeben und der moderne Mensch fand sich daher so lange geneigt ihn als seinen Geistesbruder unmittelbar anzusprechen. Aber damit der angedeutete Unterschied klar in's Auge springe, so blicke man doch auf die Begebenheiten, die Hamlets Geschick bestimmen! Was außen um ihn vorgeht, erklärt genugsam die zerstörenden Vorgänge in seinem Innern. Er sieht sein ganzes Dasein aus den Fugen gerückt; die Ordnung der Dinge scheint unterbrochen; er erlebt, daß die verehrte Mutter, alles Gefühl verleugnend, sich schnell von der Leiche des Vaters dem Manne zuwendet, der ihm Widerwillen und Abscheu einflößt. Und nun lichtet sich das Dunkel, das bisher um die grauenvollste aller Thaten verbreitet war, die Unterwelt thut sich auf, der Geist des Gemordeten wird hervorgesandt, daß er den Sohn zur Rache sporne. So viel muß geschehn, damit ein Wesen mit sich selbst zerfalle, damit eine groß angelegte Menschennatur an dem Zwiespalt, dessen Keim ihr eingepflanzt worden, zu Grunde gehe. Ueberall läßt Shakespeare als echter Dramatiker die äußeren Einwirkungen unwiderstehlich gewaltsam auf den Charakter losdringen, der unter ihnen oder im Widerstande gegen sie sich entfaltet, so daß alsdann im Sturm der Leidenschaft der Mensch seinem Verhängnisse entgegeneilt. Romeos und Juliens Liebe wird durch den Haß ihrer Familien zur tödtlichen Reife gebracht; Macbeth hat die Hexen sich gegenüber und sein Weib neben sich; dem Othello ist Jago an die Seite gegeben. Selbst da, wo der Charakter ganz auf sich allein zu beruhen oder nur durch eigne Kraft sich zu zerstören scheint, selbst da müssen äußere Bedingungen hineinspielen, unter denen die entscheidende Wendung herbeigeführt wird. Gerade in dieser folgerechten Verknüpfung des Aeußern und Innern, aus welcher mit Nothwendigkeit der unlösbare tragische Conflict entspringt, thut sich Shakespeares wohldurchschauender Geist vielleicht am staunenswürdigsten kund. Goethe jedoch zeigt eben da, wo er als Menschenbildner am größten erscheint, zumeist das Innre. Werther, Faust, Tasso und die andern, die hier zu nennen wären, sie erleiden zwar gewisse äußere Einflüsse, die sie nicht abwehren können; aber wie weit tritt hier die Bedeutung alles Aeußeren zurück gegen die Gewalten, die im Innern wirksam sind! Was diesen Personen auch von außen entgegenkommen mag, in ihnen selbst erfolgt die Entscheidung ihres Schicksals, die keine äußere Macht hemmen oder wenden kann. Es bedarf keiner außerordentlichen Vorfälle, um ihr Wesen in die schmerzlichste Erregung, in Aufruhr und Zerrüttung zu bringen, es ist nicht nöthig, daß ein schweres Dulden von außen auf sie gelegt werde, sie kranken am Leben selbst, sie leiden an der Menschheit. Wie die Krankheit in ihnen selbst sich erzeugt, so können auch nur sie selbst sich Heilung gewähren. Sie müssen das Unheil ersticken, es durch sittliche That überwinden, oder es zu eigenem unabwendbarem Verderben großziehen. Niemand ist mit so kühner Lust wie Goethe in die Tiefen des geistigen Leidens der Menschheit hinabgestiegen. Ihn locken die unvergänglichen Schmerzen der Menschheit, welche uns die neuere Zeit verstärkt zur Empfindung, zum Bewußtsein gebracht hat; aus den dunkeln Quellen, die dort rieseln, schöpfte er den Inhalt gerade seiner mächtigsten Werke, die geeignet sind, den Menschen, der sich in ihnen wiedererkennt, über sich selbst in Erstaunen zu setzen. Man darf zweifeln — so groß ist der Unterschied der Jahrhunderte und der Dichtergeister —, ob dem Schöpfer des Lear und des Macbeth die leitenden Motive irgend eines der großen Goethe'schen Werke wären verständlich gewesen."

Aber es ist nicht blos, daß die künstlerische Vollendung von Goethes Werken, wie Bernays angibt, die düsteren Elemente derselben vor den meisten Augen geradezu verdeckt, da in der vollendeten Kunstform immer etwas Befriedigendes, Versöhnendes liegt, wie das z. B. von mehreren Tragödien des Sophokles im Unterschiede von Aeschylos gesagt werden kann. In Goethes Gemüth liegt als der Weisheit letzter Schluß die Anschauung, daß wir die Freiheit und das Leben täglich erobern müssen, daß der Geist nicht gut und vollkommen geschaffen sein kann, weil Selbstvervollkommnung seine Ehre ist, weil das Gute nur durch die eigne That, der auch das Böse möglich ist, verwirklicht werden kann, weil das wahre Heil das selbsterrungene und verdiente Glück ist, weil kein Sieg ohne Kampf, keine Harmonie ohne den Unterschied da ist, der sie versöhnt. Je inniger und klarer der Mensch, zum Vollkommnen berufen, das Ideal erkennt, desto größer ist das Ungenügen an den unvollkommenen Kräften, die er ausbilden, an den unvollkommenen Zuständen, aus denen er sich herausarbeiten soll; je größer eine Gabe, wie die Phantasie oder die Willensenergie, in ihm vorhanden, desto näher die Gefahr der einseitigen Entwicklung und Herrschaft derselben, welche die Harmonie des innern Wesens zerreißt. Shakespeare, darauf habe ich in meinem Kunstbuch hingedeutet, steht im Weltalter des Gemüths mit seinen Charakteren voll Gemüthsdrang der Leidenschaft, Goethe im anbrechenden Weltalter des Geistes schildert bereits, wie die Charaktere sich über ihre Naturbestimmtheit erheben, aus Einseitigkeiten herausarbeiten und dadurch drohende tragische Conflicte zur versöhnenden Ausgleichung bringen; Freiheit ist Selbstüberwindung, Selbstbefreiung, auch von den Banden der eigenen Triebe; nach allen Zweifeln und so mancher Schuld genießt Faust den seligen Augenblick, indem er seinen Willen durch Erkenntniß und That der sittlichen Weltordnung angeschlossen hat, und Iphigenie wirkt harmonisirend auf die Andern, nachdem sie im Seelenkampf sich zur Wahrheit und zur reinen Sittlichkeit durchgerungen und das Ideal der eignen Seele treu bewahrt hat. Und so haben denn auch Lessing, Schiller, Goethe Werke und Charaktere geschaffen,

Digitized by Google

welche humane Culturzwecke verfolgen, welche für allgemeine Ideen zum Wohl der Menschheit wirken, was Shakespeare noch nicht gethan. Sie gehören aber einem neuen Weltalter, dem des Geistes an. Und dem stimmt stillschweigend Bernays bei, wenn er hervorhebt, „wie Goethe, der größte Künstler in unserer Literatur, doch sein ganzes Leben hindurch über die höchsten Aufgaben des Menschendaseins, seine Ziele und Zwecke, rastlos nachgesonnen, so daß seine tiefsten und umfassendsten Werke darüber nicht zur abgeschlossenen und formal befriedigenden Einheit gekommen sind. Es ist, als ob ihm noch mehr am Erkennen und Aussprechen der Wahrheit als an der künstlerischen Fassung gelegen sei. Mag er auch Welt und Wissenschaft mit dem Blick des Dichters angeschaut haben, schon die unbezwingliche Leidenschaft, die ihn unablässig zur Erforschung von Natur und Kunst hintrieb, schon sie bezeugt, daß sein Geist nur im Wahren ein Genüge fand; er wollte durch alle Geheimnisse vordringen bis zu dem Unerforschlichen, das er mit jener göttlichen Scheu, die W. v. Humboldt als einen Hauptzug an ihm hervorhebt, ehrfurchtsvoll anerkannte".

Recht gefreut hat es mich, daß Bernays, der aus der Erforschung und Würdigung von Goethes Leben und Dichten selbst eine Lebensaufgabe gemacht, daran mahnt, bei dem Lesen über Goethe das Leben Goethes nicht hintanzusetzen. Der Dichter müßte es schlecht verstanden haben, das Gelegenheitliche dichterisch zu verwerthen und zu gestalten, wenn die Notizen über Veranlassungen und Begebnisse zum Genuß seiner Lieder, Dramen, Romane unentbehrlich wären; das sei eine thörichte und verwerfliche Neigung, zumal weil man beflissen sei, allerlei aus Goethes Leben zu erfahren, nicht um bewundernd zu erkennen, wie das Leben sich zur Poesie, wie der Mensch sich im Dichten verklärt hat, sondern um in die irdisch menschliche Niedrigkeit herabzuziehen, was auf die glanzvolle Höhe der Dichtung erhoben worden, und um zu zerstückeln und abzutrennen, was die weiseste Kunst zur lebendigen Einheit ineinander gefügt. Nur so wollen auch wir die Werke des jungen Goethe, wie sie hier in ihrem geschichtlichen Zusammenhang geboten sind, einfach zu unbefangenem Genuß empfehlen.

M. Carriere.

Das Ende meiner Lehrlingszeit.

Aus dem Nachlaß von **Heinrich Marr.**

Einleitung.

Wer dem Theaterleben nur einigermaßen nahe steht, der weiß, daß die schauspielerische Persönlichkeit Heinrich Marrs im Allgemeinen eine unbequeme war. Das brachte seine schulmeisterliche Gründlichkeit und Strenge und eine ihm angeborene derbe Rücksichtslosigkeit mit sich, die kein Ansehen der Person gelten ließ, sobald es sich um Aufrechthaltung der künstlerischen Grundsätze handelte, welche ihm von seinem Lehrer Friedrich Ludwig Schmidt, dem letzten würdigen Nachfolger des großen Schröder, eingeimpft waren. Unter Schmidts Leitung hat Marr in seiner Vaterstadt Hamburg von der Pique an dienen müssen; gleich einem Recruten gedrillt, war sein künstlerischer Anfang eine harte Schule, in der er so lange zu verbleiben hatte, bis Schmidt ihn, um ihn sich selbständiger entwickeln zu lassen, dann nach Lübeck zu dem Director Hinze, einem tüchtigen Fachmann, sandte. Wie klar sich Marr als Künstler zu beurtheilen vermochte, dafür spricht folgende Selbstcharakteristik, die meines Erachtens vorausgeschickt werden muß, um alle Anklagen, die er in: „Das Ende meiner Lehrlingszeit" gegen die Staatsbehörden verlauten läßt, von einem culturgeschichtlichen Standpunkt aus erfassen zu können. „Das ist mein einziges Verdienst um die Schauspielkunst, meint er, daß ich kein Haar breit von dem Wege abwich, auf welchem die heiligen Kämpfer wandelten, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, das Gedeihen des organischen Ganzen der Schauspielkunst, zum Ideal ihrer persönlichen Berufsgenossen zu erheben: Das sind heilige Kämpfer die Eckhofs und Schröders, die unter Mühen, Lasten, Opfern und Entbehrungen, unter Elend und Verketzerung die Vorarbeiter für uns wurden, die Wegweiser. Diese heiligen Kämpfer sind aber auch zugleich als die Heroen der „alten Schule" zu betrachten, deren Erlerntes und Erfahrenes uns als Grundlage des weitern Entwickelns der Schauspielkunst zu dienen hatte. Wir können nicht alle Genies sein! Das Fundamentale, auf welchem eine Kunst basirt, will auch von speciell dazu befähigten Talenten gepflegt werden, damit das bereits Vorhandene, das sich als ein System bewährte, im Verlauf der Jahrhunderte nicht verloren geht. Ich war ein derartiges Talent, und weil ich es war, mußte ich nothgedrungen gegen den Strom einer Zeit schwimmen, in welcher das schauspielerische Individuum, wie das Individuum des einzelnen Bühnenlenkers, ohne Rücksichtnahme auf das künstlerische Gedeihen des Ganzen — der Mehrzahl nach — die Inscenesetzung seiner eigenen Privatvortheile betrieb. Daß diese profane Auffassung zur Tagesordnung gemacht werden konnte, lag in dem Annulliren jeglicher Traditionen, und dies Annullirenkönnen und -dürfen wieder weist grell auf eine Lücke des conservativen Elementes in der Schauspielkunst hin, des Elementes also, das den Faden in Händen hält, an welchem die ganze Reihe von Erfahrungen, Beobachtungen, Erfindungen und Schlüssen unserer Altvordern hängt, so daß das jedesmalige nachwachsende Geschlecht an diesem Faden weiter fortzuspinnen hat, wenn der systemvolle Bau des Ganzen nicht nach und nach ein Schutthaufen werden soll.

Das ist das Stück Theatergeschichte, das ich in Händen halte: durch Thatsachen, Zustände, Begebenheiten und Erlebnisse, deren Geist ich selbst zugehört habe, nachzuweisen, wie der Despotismus meines Auftretens, meine, ich gebe es zu, oft unerträgliche Schroffheit, nur aus dem Motiv entsprang, das conservative Princip in der Schauspielkunst aufrecht zu erhalten, damit die Pöbelherrschaft nicht das Regiment in Händen bekam. Man verstehe mich recht. Ich nenne Pöbelherrschaft das, wo Individuen, welche ehedem irgend einem andern Beruf angehörten, der ihnen nicht mehr zusagte, oder für den sie sich nicht tauglich erwiesen, das Recht eingeräumt wird, ohne Weiteres das eine oder andere Künstlerische am Theater vorzustellen, was so viel bedeutet als: den Cultureinfluß der Schauspielkunst in Abrede stellen, Gesetz und Ordnung, das systemvolle Kunstganze mit Füßen treten! Von einem Jahrzehend zum andern sah ich diese Zustände immer verderbenbringender um sich greifen. Ich war hervorgegangen aus jener Epoche der „alten Schule", wo man verlangte, der Schauspielkunst um ihrer selbstwillen zu dienen. Durch diese Grundsätze zu einem pflichttreuen Berufsmenschen der Bühnenkunst geworden, galt sie mir nie als bloßes Spiel der Phantasie. Ich betrachtete sie zu keiner Zeit als eine Erwerbsquelle materieller Berechnung, oder wohl gar als ein Object der trivialen Belustigung für Hinz und Kunz. Für mich war die Schauspielkunst wie jede andere, welche Einfluß auf die allgemeine Bildung hat, eine Offenbarung des Edelsten und Schönsten in dem Leben des Volkes selbst, sie wurzelte im Volksgeist und sprach eine selbstständige lebendige Richtung desselben aus. Von meiner Jünglingszeit an bis in mein spätes Greisenalter hinein dachte ich in diesem Sinne. Mußte ich nicht — seltsame Ironie — ich, ein durchweg Conservativer — mußte ich nicht — so paradox es klingt — als „unruhiger Kopf" als „Friedenstörer" bezeichnet werden? Denn wie entgegengesetzt von dem gestaltete sich im Verlauf der Zeiten Das, was wir als das Ideale in der Bühnenkunst übermittelt worden war!" Heinrich Marr war kein „kluger Mann". Als lebendiger Aufrechthalter der Traditionen, warf er sich — ein recht Vereinzelter und Einsamer — zum Streiter für dieselben auf; voller Kampfesmuth und Opferwilligkeit wurde er zum Fanatiker einer Opposition, die jene Tapferkeit des Willens in ihm heranreifen machte: inmitten des gewaltsamen Bruches mit der Vergangenheit beharrlich das Princip zu verfolgen, welches die Heroen unserer Schauspielkunst zum Panier ihres schöpferischen Geistes gemacht hatten, das Princip der Veredlung und geistigen Hebung des Schauspielerstandes und der Schauspielkunst.

Elisabeth Marr.

Digitized by Google

„Merk dir's, vermahnte mich mein Vater, als ich mit Einpacken meiner Garderobe beschäftigt war, um am nächsten Tage nach Lübeck abzufahren, du bist nun Geselle geworden, bekommst 4 Thlr. Löhnung die Woche und mußt haushalten lernen. Ich zahle dir jeden Monat einen Louisd'or Taschengeld. Keinen Heller mehr, denn was darüber ist, ist vom Uebel. Schulden darfst du nicht machen, oder machst du sie — ich zahle sie nicht. Keine leere Redensart von mir — du kennst mich ja. Bin zu praktisch, um es gut zu heißen, daß du in den vollen Beutel greifst. Lern' bei Zeiten eine vernünftige Eintheilung treffen und du wirst nicht nöthig haben, ein Schuldenmacher zu werden. 's sollte mir leid thun, wenn du dem Schauspielerstande nicht eine geregelte bürgerliche Visage geben könntest. Jetzt schick dich an, von deiner Direction Abschied zu nehmen. 's ist gleich 10 Uhr, um diese Zeit solltest du auf dem Bureau sein."

Als ich bei Herzfeld und Schmidt eintrat, überkam mich ein Gefühl von Wehmuth. Ich hatte sie lieb gewonnen, diese würdigen Männer, die es sich angelegen sein ließen, den Geist Schröders fortzupflanzen. Ihr eigenes, selbstständiges Kunstwirken imponirte mir.

„Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit," rief mir Herzfeld entgegen. „Es thut uns leid, Sie gehen lassen zu müssen!"

„Ihretwegen ist es nothwendig," unterbrach ihn Schmidt. „Sie haben zu jung mit älteren Leuten verkehrt, haben zu früh klug reden hören und selbst klug reden dürfen. Für Ihre Jahre und das bischen was Sie können, oder nicht können, besitzen Sie ein viel zu fertiges Urtheil —, Sie müssen sich bescheiden lernen —, Ihre Meinung, Ansicht mehr für sich behalten. Der guten Lebensart wegen oft schweigen, wo Sie — mit Fäusten drein schlagen möchten. Zunächst mache ich Sie darauf aufmerksam, sich vor allem nach einem gebildeten Freund umzusehen, unter dessen Oberaufsicht Sie Ihre Bühnenleistungen zu stellen suchen. Für einen Kunstnovizen ist es gar nicht zu ermöglichen, daß er sich über sich selbst belehren kann, und nichts kommt Ihren Fortschritten mehr zu statten, als wenn Sie sich beobachtet wissen und überzeugt sind, daß man Ihre künstlerische Entwicklung mit uneigennützigem Interesse verfolgt und aufrichtig zu rügen und zu loben weiß."

Oft war ich so glücklich, einen solchen Freund zu finden. Natürlich habe ich aber, dieser Lehren des Meisters eingedenk, danach gesucht. Mein Kunstnaturell war zufällig so geartet, daß ich einen wohlmeinenden und fördernden Tadel vertragen konnte.

Nachdem ich beiden Directoren dankend die Hand geschüttelt hatte und mich entfernen wollte, sah mich Schmidt noch einmal prüfend an, dann äußerte er: „Ich kann nicht gerade sagen, daß Sie mir das Leben leicht gemacht hätten, lieber Marr, daß Sie ein bequemer Schüler gewesen wären".

„Ach, Herr Director," seufzte ich halb ernst, halb scherzend, „als ob Sie mir den Anfang nicht recht sauer gemacht hätten. Trotz dem Allem weiß ich aber, daß Sie es gut gemeint mit mir."

„Mit der Sache wenigstens habe ich es gut gemeint, unterbrach mich der Meister ziemlich ablehnend. Von dem Augenblicke an, wo ich mich von dem wirklich reellen Ernst Ihres Strebens überzeugte und beobachten konnte, daß Sie den schauspielerischen Beruf um seiner selbst willen zu Ihrem Lebensberuf machten — von dem Augenblicke an fühlte ich mich verpflichtet, mich eingehender mit Ihnen zu beschäftigen und den Faden meiner Geduld nicht reißen zu lassen. Wer den guten Samen der Schauspielkunst fortpflanzen will, wie ich, der muß genau den Boden untersuchen, auf welchem er etwa fortpflanzen könnte. Sie waren unter allen Anfängern, die ich bis dato unter meiner Zuchtruthe gehabt, der Einzige, welcher den Traditionen eine ehrerbietige Scheu entgegenbrachte. Solche Eigenschaften durften zu Nutz und Frommen unserer Sache nicht verloren gehen. Ich habe meine Schuldigkeit gethan, es kommt auf Sie an, wie Sie das Empfangene nun austragen werden. Der große Schröder ist begraben. Der Apostel gibt es zu wenige, die seine Lehre verbreiten könnten. Es soll mich freuen, wenn Sie mein Mühewalten um Sie nicht geradezu aus Ihrem Gedächtniß streichen."

„Lassen wir die Zukunft entscheiden, Herr Director," antwortete ich, ein wenig stutzig geworden durch den Zweifel meines künstlerischen Leiters, „Versprechungen mag ich nicht geben. Meine Jugend und mein aufgeregter Charakter würden Ihnen vielleicht nicht einmal Vertrauen einflößen. Daß ich Ihnen den ehrerbietigsten Dank schulde, davon bin ich durchdrungen. Daß ich es von Herzen aufrichtig meine mit unserer Kunst, das fühle ich bei allem und jedem, was ich über sie denke und höre." „Und ich behaupte lieber Marr, das haben Sie auch durch die That bewiesen," unterbrach mich Herzfeld in einem Ton humaner Anerkennung. „Es will schon viel bedeuten, wenn ein so junger Bursche wie Sie, verwöhnt von Jugend auf — (ich kenne sie ja von ihrer Knabenzeit an) —, von den geistreichsten Männern protegirt, in den angenehmsten, wohlhabendsten Lebensverhältnissen groß geworden, durch die bewegte Kriegszeit, durch seine Feldzüge zu einer enorm frühen Selbstständigkeit der Person gelangt, wenn ein so junger Bursche, in ungebundener Freiheit über sein Thun und Lassen selbst den Ausschlag gebend, mit solcher zähen Ausdauer, standhaft die elementargeartetsten Lehrjungendienste verrichtete und sich, wenn wir gerecht sein wollen, trotz manchem auflehnenden Betragen, immer doch willig der Sache unterordnete. Der Kern in Ihnen ist gesund und tüchtig, Sie haben ein reelles Pflichtbewußtsein und viel Anlage zu einer selbstlosen Hingebung an Ihre Kunst. Suchen Sie sich nur bei Zeiten daran zu gewöhnen, nicht über das Maß hinaus zu gehen, wenn sie Ihre Meinung und Ansicht geltend machen oder vertheidigen wollen. Wir können unsern Privatmenschen nicht ganz und gar von dem Berufsmenschen loslösen. Eine glückliche Reise also junger Freund," schloß Herzfeld warm und gab mir seine Hand. „Und hier ein Empfehlungsbrief an Director Hinze nach Lübeck," fügte Schmidt hinzu, indem er mir denselben überreichte. „Muthig vorwärts; und Respect vor dem Ganzen!"

In dieser ernst vermahnenden Weise, gaben die Meister „der alten Schule" ihren Lehrlingen den Abschied.

Bin ich vielleicht mit zu vieler Pedanterie in der Schilderung meiner Lehrzeit verfahren, so habe ich durch diese Ausführlichkeit die moderne Schauspielerwelt erfahrungsmäßig überführen wollen: daß die von ihr bespöttelte „alte Schule" sich als eine wirkliche Berufsschule documentirte, und jedem, der zu einer Bedeutung gelangen wollte, eine stricte Observanz der Traditionen anempfahl, vermöge deren die Schauspielkunst allmählich zu der idealen Werthschätzung gelangte, daß unser Schiller in seinem begeisterungsvollen Drange schreiben konnte: „die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele".

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Musikalische Aufführungen.*)

Glucks „Iphigenie in Aulis", neu einstudirt in der Königl. Oper. Mendelssohns „Paulus", in den Reichshallen aufgeführt vom Stern'schen Gesangverein. Bachs „Weihnachtsoratorium", aufgeführt von der Hochschule. Eine neue Symphonie von J. O. Grimm, in der Symphoniesoirée der Königl. Capelle.

„Iphigenie in Aulis" ist die Oper Glucks, mit welcher er seinen Ruf zuerst fest begründet hat. Er war 60 Jahre alt, als er sie vollendete, hatte 21 Opern (unter ihnen „Orpheus" und „Alceste") und ebenso viel Festspiele und Ballete componirt, bevor er in diesem Werke seine Kunst

*) In die letzte Besprechung haben sich mehrere Fehler eingeschlichen, von denen hier nur der wichtigste berichtigt werden soll: Es ist jedesmal statt Septett zu lesen: „Sextett".

Digitized by Google

principien zu voller Ausführung und Geltung brachte. Nach „Iphigenie in Aulis" schuf er noch „Armide" und endlich sein Höchstes „Iphigenie in Tauris"; dann starb er. Daß die Intendanz das Werk neu einstudiren und mit aller scenischen Sorgfalt (bis auf einen Punkt, der später berührt werden soll) zur Aufführung bringen ließ, kann nur dankend anerkannt werden. Eine andere Frage ist die, ob man sich dabei eine allgemeine Wirkung auf das Opernpublicum versprach, sich versprechen durfte. In der dramatischen Kunst gibt es viele Schöpfungen, die mit zu den besten gehören, aber im Laufe der Zeiten ihre unmittelbare Wirkung von der Bühne herab eingebüßt haben und nunmehr ihren Ehrenplatz in der Kunstgeschichte und in der Bibliothek des Fachmannes einnehmen; dieses Schicksal trifft vielleicht die Oper noch mehr als das Drama, weil die musikalische Empfindungsweise noch unendlich mehr Wandlungen unterworfen ist, als die Erkenntniß der Bewegungen im Seelenleben, welche, bewußt oder unbewußt, dem Urtheil des Zuschauers im Drama zu Grunde liegt. Von den Opern Händels, die ihrer Zeit überall gegeben worden sind, läßt sich heute keine einzige auf der Bühne vorführen; und die Italiener, welche im Ganzen nur den Melodien und der Schreibweise ihrer Componisten zugänglich sind, bleiben heute kalt bei denselben Opern Bellinis und Donizettis, für welche sie vor 25 Jahren geschwärmt haben. Von den Opern Mozarts werden Don Juan und Figaros Hochzeit auf der Bühne wohl ewig leben; die Zauberflöte, diese himmlische Schöpfung, in welcher das Höchste, Edelste dicht neben dem urwüchsig Komischsten einherschreitet, gewinnt heute dem großen Publicum wenig Interesse mehr ab. Daß nun „Iphigenie in Aulis" dieses Schicksal theilt, liegt nicht blos in den oben angedeuteten Wandlungen der Impressibilität, sondern auch in dem Inhalte und Gehalte des Werkes selbst, der entschieden ein geringerer ist, als der der „Armide" und der Tauridischen Iphigenie. Das Rhetorische, rein Declamatorische herrscht vor; und wenn einzelne Gesänge, wie z. B. der Gebetchor der Griechen, das Terzett zwischen Klytämnestra, Iphigenie und Achilles, das Duett zwischen den beiden Fürsten zu den schönsten Perlen der Opernmusik gehören, so genügen sie doch nicht, den Antheil für das Ganze rege zu erhalten und die Abspannung und Ermattung, die sich zuletzt des Zuhörers bemächtigt, abzuwehren. Die Aufführung ließ bei einzelnen sehr gelungenen Momenten der Künstler doch Manches vermissen. Fräulein Brandt als Klytämnestra, die Herren Betz (Agamemnon) und Niemann (Achilles) gaben ihre Partien mit allem Feuer und Aufwande ihrer künstlerischen Kräfte, — Frau Mallinger, die zu Anfang mit sichtlicher Verstimmung zu kämpfen hatte, entfaltete im Verlaufe der Darstellung viel Gefühl und schöne Auffassung; aber dem Ganzen fehlte der rechte einheitliche Geist —, es war, als ob die Künstler selbst sich nicht begeistern konnten. Herr Capellmeister Radecke dirigirte mit Feuer und Liebe, aber nicht immer mit der nöthigen Ruhe; manche Tempi, wie die am Ende des erwähnten Griechenchors, und ebenso die des Terzetts, waren plötzlich so hastig geworden, daß das Gesangliche darüber ganz verloren ging; dagegen war die Arie des Kalchas: „Ihr Könige" so langsam genommen, daß selbst für den, der die Oper genau kennt, der melodische Zusammenhang aufgelöst ward. — Von Oratorien brachte die verflossene Woche eine Wiederholung des Mendelssohn'schen „Paulus" vom Stern'schen Gesangverein unter Prof. Stockhausen und Bachs „Weihnachtsoratorium" von der Königl. Hochschule unter Prof. Joachim. Die erstgenannte Aufführung fand in den „Reichshallen" statt; zu billigen Preisen. Das Unternehmen, in dieser Weise auch dem größeren Publicum den Genuß der oratorischen Meisterwerke zu vermitteln, ist ein höchst dankenswerthes, und wird bei unbeirrter Weiter- und Durchführung gewiß sich auch der allgemeinen Theilnahme erfreuen. Das Weihnachtsoratorium fand in der Garnisonkirche statt und bot den hohen Genuß, daß das Werk mit der Orgelbegleitung gehört ward, welche die unentbehrliche Grundlage einer vollendeten Ausführung gerade dieser Gattung Bach'scher Musik bildet. Die Composition gehört zu den allerherrlichsten, die der unerschöpfliche, unergründliche Altmeister geschaffen hat. Namentlich in dem Chorale zeigt sich die geradezu überwältigende Kraft Bach'scher Stimmführung und Harmonisation. Ueber dem Ganzen waltet der Geist der großartigsten Einheitlichkeit, der sich um so unbegreiflicher darstellt, wenn man weiß, daß viele Arien und Chöre dieses Werkes ursprünglich für ganz weltliche Gelegenheitscantaten componirt worden waren. Dr. Rust, der verdienstvolle unermüdliche Musikgelehrte, der dieses Werk (wie so viele andere) im Auftrage der Bachgesellschaft herausgegeben hat, weist nach, daß nicht weniger als zehn Stücke daraus drei verschiedenen Compositionen entlehnt sind: einem „Dramma per musica" zu Ehren der Königin, einem anderen „Dramma" „die Wahl des Herkules" und endlich einer „Gratulationscantate" zu Ehren des Königs; und unter diesen entlehnten Stücken befanden sich der erste Chor, die erste Baßarie, dann die beiden wunderbaren Altarien „Bereite dich Zion" und „Schlafe wohl, genieß der Ruh" und das Duett „Herr dein Mitleid", das ursprünglich auf den Text „Ich bin Dein, ich küsse Dich" componirt war! Solche Umwandlungen lassen sich nur dahin erklären, daß erstens Alles, was Bach für den Gesang componirt, von vornherein ein mehr feierliches, dem Religiösen sich annäherndes Gepräge trug, und daß zweitens die Vocalmusik, wo sie nicht in streng contrapunktisch abgeschlossener Form auftritt, nicht die höchste Region der Tonkunst mit einnimmt. Das beweist gerade das Weihnachtsoratorium auch nach anderer Richtung hin. Unstreitig die schönste Nummer neben den Chorälen ist die Instrumentalsymphonie im Pastoralstile vor dem Recitative „Und es waren Hirten in der Gegend", die Mittelmelodie dieser Symphonie erscheint wieder am Ende des zweiten Theiles abwechselnd mit dem Chorale „Nun jauchzet Dir in Deinem Heer". Kein Gesang kann sich zur Pracht dieser Erscheinung erheben. Die Ausführung bot überall den echt künstlerischen Geist und die Weihe, welche alle Aufführungen der Hochschule kennzeichnet. Die Chöre waren nicht überall gleich sicher in der Höhe, aber das Zusammenwirken ließ nichts zu wünschen. Unter den Solisten stand Frau Joachim obenan in vollendetem Vortrag und Schönheit der Stimme. Herr Heidschel reicht in der großen Kirche nicht aus, und das näselnde Organ des Herrn Rusack konnte uns keine Freude bereiten, bei aller Anerkennnng der technischen Leistung in der Sicherheit. Ausgezeichnet wie immer war das Orchester, die Symphonie klang wunderschön — das Tempo war entschieden etwas zu langsam. (Der Verfasser hat gerade dieses Oratorium in verschiedenen Städten viermal gehört und konnte daher die Wirkung der verschiedenen Zeitmaße genau wahrnehmen.) Im Ganzen kann der Dirigent der Hochschule mit großer Befriedigung und mit erhöhtem Selbstbewußtsein auf diese Leistung des von ihm geführten Instituts zurückblicken. — Die Königliche Capelle hat in ihrem letzten Symphonieconcert eine neue Symphonie von J. O. Grimm aufgeführt. Der Componist, dessen Suite in Kanonform zu den bedeutendsten Instrumentalwerken der Neuzeit gehört, ließ in den beiden ersten Theilen dieser Symphonie einer düster grübelnden Stimmung, die nicht recht zur Formirung der Gedanken kommt, zu viel Spielraum. Dagegen hat er in dem Finale, wenn es auch nicht durchaus originell ist, ein sehr schönes Tonstück geschaffen, das auch die wohlverdiente allgemeine Anerkennung fand. Wir können nicht umhin, hier der ganz ausgezeichneten Wiedergabe der achten Symphonie Beethovens zu gedenken, welche den Abend schloß. Das wunderbare Werk, das höchsten poetischen Schwung und olympische Heiterkeit vereinigt, und in welchem die Kunst der Instrumentation ihre größten Triumphe feiert, wurde mit dem für Klarheit so wichtigen Maßhalten im Tempo und zugleich mit Schwung und Begeisterung ausgeführt, so daß wohl alle Hörer dem Dirigenten Taubert für den Genuß jenes Abends verpflichtet bleiben.

S. Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Nathan der Weise."

Nationaltheater, Gastspiel des Herrn E. Possart vom Hoftheater in München.

Es liegt ein großer Reiz darin, die Leistungen verschiedener Darsteller in einer Rolle zu vergleichen, am meisten dann, wenn die dichterische Schöpfung mit einer so energischen Klarheit gezeichnet ist, daß über die Auffassung des Charakters kein Zweifel sein kann, und der Schauspieler sich dem Dichter fügen muß, wenn er nicht in feindlichen Gegensatz zu ihm treten will. Dennoch bleibt dem Darsteller auch in Rollen wie „Nathan" ein Maß freiester Bewegung in Ausführung kleiner Nüancen, und in diesen kann sich ein geistvoller Künstler offenbaren. Wir können diesesmal hier keine Parallelen ziehen, da uns der Raum Enthaltsamkeit zur Pflicht macht. Possart trat als „Nathan" zum ersten Male vor das Publicum seiner Vaterstadt. Wir haben den Künstler sechs Jahre in seiner Entwicklung, in seinen Vorzügen und Irrthümern zu belauschen

Digitized by Google

Gelegenheit gehabt. Possart ist keine Natur, die mühelos schafft, nur durch eiserne Energie hat er das errungen, was ihm die Natur ursprünglich versagt hat. Sein Haupttalent ist ein eminent kritisches, und dieses wurde durch sein Rollenfach so gesteigert, daß er lange Zeit hindurch nahe daran war, ein Opfer dieser Einseitigkeit zu werden. Jeden Effect steigerte er oft bis zur Verzerrung der einfachen Linien des Kunstwerkes; überall suchte er Pointen, immer wollte er etwas besonders Eigenartiges finden. Die Folgen waren Carrikirung und Originalitätssucht. Um so größere Freude hat es uns gemacht, als wir aus dem „Nathan" ersahen, daß der Künstler mit Ernst danach ringt, zum echten Quell alles wirklich Schönen, zur Einfachheit, zurückzukehren. Sein seltenes Talent zur dramatischen Rhetorik, eine sehr gefährliche Gabe, hat sich abgeklärt, und so gestaltete sich der „Nathan" zu einem feingestimmten Kunstwerk. Die milde Hoheit des Gedankens, die den „Weisen" kennzeichnet, kam zu einfacher und eben darum mächtiger Geltung, und die Erzählung von den drei Ringen war ein Meisterstück, was den feingearbeiteten Vortrag betrifft, denn kein Wort fiel zur Erde, sondern jedes war vom Gedanken beschwingt.

Ueber die Auffassung von Einzelheiten können verschiedene Meinungen herrschen — manchmal, wie im Gespräch mit dem Klosterbruder, erschien uns Possart etwas zu sehr von der Erinnerung seines schweren Verlustes überwältigt. Unserer Auffassung nach läßt sich eine Natur, wie Nathan, nachdem sie die Höhe des Lebens erreicht hat, von dem Sturmwind der augenblicklichen Erregung nicht zum leidenschaftlich hervorbrechenden Schmerz hinreißen; ein wehmüthiges Gefühl mag das Auge feuchten, aber die Thräne bleibt darin fest gebannt. Dennoch entwickelte Possart seine Auffassung in so feiner Steigerung, daß dieselbe in keiner Art das psychologische Gefüge des Charakters erschütterte. Zu stärkerer Geltung, als wir es sonst bei einem Darsteller der Rolle gesehen haben, brachte Possart den Zug des feinen Humors, den Lessing in die Gestalt gelegt hat, und er hat damit in einzelnen Scenen, wie im letzten Gespräch mit dem Tempelherrn, eine sehr feine Wirkung erreicht.

In Kleinigkeiten macht sich die Sucht nach scharfen Pointen noch bemerkbar, und ebenso wäre es zu wünschen, daß Possart seiner Stimme einen einheitlicheren Grundton geben möchte, denn die Tonscala, die er durchläuft, ist für einen Nathan zu umfassend. Der Künstler darf mit dem Erfolge sehr zufrieden sein, um so mehr, als der reiche Beifall ein wohlverdienter gewesen ist.

Die Unterstützung von Seite der einheimischen Kräfte war eine gute, und die Darsteller der Daja und des Klosterbruders verdienen Anerkennung auch für ihre Leistungen.

O. v. L.

Weihnachtsrevue.

* Kunst, Lieferungswerke.

Marie Remy, „Kennst du das Land?" Gouachemalereien. Der Leser denkt vielleicht an eine Reihe von Mignonbildern — nein, der etwas gesuchte Titel ist einer Sammlung von Frucht- und Blumenstücken vorgesetzt, die bei Breidenbach & Co. in Düsseldorf erschienen sind. Die zwanzig Blätter sind mit sehr großem Fleiß und feiner Naturbeobachtung ausgeführt und in ihrer wirklich höchst eleganten Ausstattung ein reizendes Geschenk für junge Damen, die sich in ihrer freien Zeit, die oft vierundzwanzig Stunden täglich beträgt, mit der Malerei befassen, denn die Blätter sind zu Vorlagen wie geschaffen.

* * *

Selten hat uns ein Werk so angenehm überrascht als „der erste Ball". Es ist eine Reihe von neun Zeichnungen R. Rönglers, gestochen von R. Geißler, die J. Trojan mit einem durch liebenswürdigen Humor ausgezeichneten poetischen Text begleitet. Der stoffliche Inhalt liegt im Titel „der erste Ball" angedeutet — ein junger Seladon — ich schätze ihn auf dreizehn Jahre — trifft eine Dame von zehn Lenzen; er und sie zum ersten Mal auf einem Ball. Sich sehen und sich lieben ist Eins; sie schmückt ihn mit einem Orden, sie tanzen zusammen, plaudern in einem stillen Winkel, wo er, das männliche Herz, von den Gewalten der ersten Liebe ergriffen, seine Leidenschaft gesteht, wobei seine Lippen, wahrscheinlich aus Zufall den ihrigen sehr nahe kommen. Da erscheint die Mutter im Hintergrunde; schnell gefaßt tritt er vor die gestrenge Dame, in der Hand die Erkorene, und hält um sie an — die Antwort ist ein spöttisches Lachen. Das letzte Bildchen zeigt ihn gedemüthigt, geknickt in seiner Blüthe, hoffnungslos — vom Tischchen, auf welches er das sorgenmüde Haupt stützt, blickt lockend ein „Harung im Salze" herüber, zu seinen Füßen sitzt ein Kater, der, den Kopf streichend, sehr betrübt zu Boden sieht.

Die fein radirten Blätter sind von einer entzückenden Grazie und Liebenswürdigkeit, — die Gestalten in Roccocostüm in jeder Bewegung brillant gezeichnet. Die eigenthümliche Mischung von kindlicher Naivetät und Altklugheit habe ich noch kaum irgendjemals so vollendet gesehen.

Das bei Jul. Hoffmann in Stuttgart erschienene Werk bildet ein Geschenk von echt künstlerischem Werth.

* * *

Von neuen Lieferungswerken liegt uns das erste Heft von „König Heinzelmanns Liebe" von Theodor Mintrop vor (Dresden, H. Reinhardt). Wer diese Schöpfung genießen will, muß des Schöpfers gedenken, des einfachen Bauernsohnes, in dessen Herzen die ideale Liebe zur Kunst wohnt, und der noch ohne vollständige Beherrschung der Mittel das eigene Gemüthsleben in diesem Werke ausspricht. Mintrop ist kein Künstler für Freunde des Pikanten, die neben eleganten Linien nach leichtem sinnlichen Reiz suchen, auch nicht für den unbedingten Bewunderer der Akademie. Mintrop ist in seinem Bildercyklus der echte deutsche Romantiker, nicht im Sinne Schlegels und Tiecks, sondern an Schwind gemahnend. Wenn man noch naiv sein kann, so bieten Mintrops Zeichnungen einen merkwürdigen Genuß, und mir wenigstens war es als sähe ich einen, den die Natur zum Dichter bestimmt hat, mit den Mitteln einer andern Kunst danach ringen, das volle Herz auszuschütten. Ob das Unternehmen einen Paktolus eröffnen wird, weiß ich nicht, aber die Verlagshandlung verdient öffentlichen Dank dafür, daß sie sich von dem idealen Ziele, dieses merkwürdige Kunstwerk dem deutschen Volke zu bieten, hat leiten lassen. Die 70 Blätter erscheinen in 6 Lieferungen à 15 Mark, für die Vorzüglichkeit der Lichtdrücke ein nicht zu hoch gegriffener Preis.

Die Herren Dr. P. F. Krell und Dr. Otto Eisenmann, junge Kunsthistoriker von hervorragendem Wissen haben mit der Herausgabe eines Werkes begonnen „die Klassiker der Malerei" (Stuttgart, Paul Neff), auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders gern hinlenken möchten. Derartige Sammlungen existiren schon, aber das ihnen zu Grunde gelegte Princip ist die absolute Principienlosigkeit. Das vorliegende Werk will die italienische Renaissance umfassen, aber es hat nicht die Absicht nur für den Salontisch eine Zierde zu schaffen, sondern durch charakteristische Werke den Weg zu zeigen, den die Kunst gegangen ist, ehe sie von der naiven Befangenheit eines Masaccio und Ghirlandajo, über Mantegna, Giorgione u. s. w. dazu gelangte, einen Lionardo, Angelo, Rafael und Tizian möglich zu machen. Das Werk ist bestimmt, das praktischste Hülfsmittel zum Studium der Kunstgeschichte der italienischen Renaissance zu werden, und die Größe des Formates (47 Cent. Höhe und 33 Breite) ist vortrefflich gewählt. Die bis jetzt vorliegenden zwei Lieferungen, unveränderliche Lichtdrucke nach vorzüglichen Stichen von Toschi, Forster und Lasinio, enthalten je zwei Bilder, Volterras Kreuzabnahme, Tizians angebliche Geliebte, Masaccios „Petrus taufend" und Correggios sogenannte „Madonna della scadella". Das Werk soll in 30 Lief. à 2 Mk. 50 Pf. vollendet sein. Das Unternehmen verdient die wärmste Theilnahme, und wir empfehlen es besonders Akademien und Kunstschulen zum Zwecke des kunstgeschichtlichen Unterrichts.

* * *

Auf „das Evangelium Sanct Johannis" von Alex. Bida (Bremen bei Müller) haben wir bereits in Nr. 28 dieses Jahrganges hingewiesen und bringen das Werk des hochbegabten Künstlers hier nochmals in Erinnerung. Als ebenso vorzügliche Festgeschenke wollen wir noch die beiden bei Engelhorn in Stuttgart erscheinenden Reisewerke mit Illustrationen der ersten Meister erwähnen, „das Schweizerland" mit Text von W. Kaden und „Italien" in Schilderungen von demselben, Stieler und Paulus.

* * *

Digitized by Google

Von den „Liedern der Heimat“ im Bilderschmucke deutscher Kunst, herausgegeben von Ludwig Bund (Düsseldorf, Breidenbach & Co.) ist eine zweite Auflage erschienen. Die neuen Beigaben von C. Scheuren sind wie alle Werke dieses Künstlers durch Anmuth der Erfindung ausgezeichnet. Die Ausstattung ist sehr ansprechend. Im gleichen Verlage erschien Scherenbergs „deutsches Künstleralbum“. Der neunte Jahrgang dieser Anthologie vereint wieder die besten deutschen Dichter und die besten Namen aus der Düsseldorfer Künstlerwelt. Jordan, Sonderland, Bendemann, Deiker ꝛc. haben meistentheils vortreffliche Beiträge geliefert, und auch unter den Poeten fehlt kaum ein Name von Klang, und auch solche sind zu finden, die sich gewöhnlich nicht finden lassen, wie H. Leuthold, der mit zwei vollendet schönen Liedern vertreten ist, die beweisen, wie großes Unrecht er begeht, seine Dichtungen zu verschließen. Außer den lyrischen Beiträgen von J. G. Fischer, E. Geibel, A. Grün, R. Hamerling, Jensen, Kletke, Rittershaus, Roquette ꝛc. enthält der Band eine Novelle von Victor Blüthgen „die Locke der Loreley“ und ein Märchen „Liebesschuld“ von Ferd. Kürnberger.

Die reproducirenden Künste haben in dem letzten Jahrzehnt einen Aufschwung genommen, der sie zu einem wichtigen Hülfsmittel der Bildung gemacht hat. Was die Buchdruckerkunst, der Telegraph Guttenbergs, für die Verbreitung des Wissens geleistet hat, das leisten heute Photographie und Oelfarbendruck für die Kunst — das Eigenthum weniger ist das der Gesammtheit geworden. Wie es schlechte Bücher gibt, so finden sich auch schlechte Lichtbilder und geschmacklose Farbendrucke, aber bekanntlich hat jede Segnung der Cultur auch ihre Schattenseiten, die jedoch kleiner werden, je mehr Bildung und Geschmack sich fortentwickeln. Zwei Officinen für Vervielfältigung von Gemälden und Aquarellen haben uns Proben ihrer Erzeugnisse zugesendet, die ein erfreuliches Zeichen für den steten Fortschritt dieses Zweiges der Kunstindustrie abgeben.

Die „Artistische Anstalt von Gustav W. Seitz in Wandsbeck“ hat ihren Ruf bei dem großen Publicum am meisten den Aquarell-Reproductionen von Prof. Werners „Nilbildern“ zu verdanken, deren Herausgabe jetzt mit der eben erschienenen letzten Lieferung ihren Abschluß gefunden hat. Es sind sehr wenige Blätter, die der Kritik nicht Stand halten, die Leuchtkraft und Klarheit der Farbe, die energischen Linien der Originale kommen in vollster Weise zur Geltung. Was ihnen den meisten Werth verleiht, ist, daß das Korn des Papiers durch pastose Anhäufung der Farbe nicht vernichtet wird. Ebenso vorzüglich sind die Nachbildungen der Naturskizzen von Mosengel. Der Künstler ist ein Talent mit frischen naiven Augen, der nicht jedem Blatte nachläuft und dabei über Bäume stolpert, sondern den Gesammteindruck festzuhalten sucht.

Der Vervielfältigung von Oelbildern stellen sich noch immer große Schwierigkeiten entgegen und es ist sehr anzuerkennen, daß Seitz danach strebt, die ertödtende Glätte und das schreiende Colorit zu vermeiden und sogar den Versuch macht die Art des Impastos so charakteristisch als möglich wiederzugeben, was bei einem breiten energischen Vortrag des Originals jedenfalls leichter ist, als bei der glatten eleganten Malweise manches modernen Malers. Von den uns vorgelegten Köpfen von Guido Reni, Tizian und Rubens ist der erste vortrefflich, bei den zwei andern ist die Glätte nicht so vermieden. Vielleicht ließe sich der Mißstand durch einen stumpferen Ton beseitigen. Jedenfalls liefern die Proben den Beweis, daß die Anstalt von künstlerischen Principien geleitet ist und ihre Producte sich mit denen des Auslandes messen können.

Die Berliner Anstalt für Oelfarbendrucke von Edmund Gaillard hat uns einige vorzüglich ausgeführte Landschaften vorgelegt, „Ein Seestück“ von Herzog und Jacobsons „Norwegische Mondscheinlandschaft“ gehören zu den besten Erzeugnissen dieses Genres der Reproduction; die Stimmung und das Colorit der Originale sind erhalten und das ist bei dieser Gattung von Vervielfältigung ein großes Lob. Erdmanns „Geheimniß“ leidet in der Nachbildung an grünlichem Fleischton, aber die Zeichnung ist in mustergültiger Weise wiedergegeben.

O. v. L.

Literarische Uebersicht.

Die drei großen Conversations-Lexika, welche jetzt gleichzeitig erscheinen, wetteifern in dem rühmlichen Bemühen, durch die Vollständigkeit und Selbstständigkeit ihrer Artikel einander zu überbieten. Es würde der Gegenstand einer besonderen und eingehenden Studie sein, die Vorzüge des einen gegen die des anderen abzuwägen, um nach dem Ergebniß dieser Prüfung einem bestimmten den Vorrang einzuräumen. An dieser Stelle unseres Blattes, wo die wichtigen Erscheinungen der Literatur nur erwähnt und ganz kurz charakterisirt werden können, müssen wir uns ein solches Eingehen auf das Wesen und die Eigenthümlichkeit der drei bedeutenden Werke verbieten; wir müssen es uns genügen lassen, die Aufmerksamkeit unserer Leser wiederholt auf die drei hervorragendsten Erscheinungen der Nachschlageliteratur hinzulenken.

Brockhaus, dem schon als eigentlichem Begründer dieser literarischen Specialität in unserem Vaterlande der Vorrang gebührt, hat bis jetzt siebenundzwanzig Hefte seines Conversations-Lexikons erscheinen lassen (bis „Berlioz“). Die Vorzüge, die diesem Werke seine geradezu erstaunliche Verbreitung verschafft haben, zeichnen auch die neue zwölfte Auflage aus: die systematische und gründliche Vertheilung und Anordnung der einzelnen Artikel, die wissenschaftliche Gediegenheit ihres Inhalts und die strenge Objectivität im Urtheil.

Meyers Conversations-Lexikon, das von denselben ernst wissenschaftlichen Principien mit größter Umsicht geleitet wird, hat sich, ohne die Absicht zu haben Brockhaus zu verdrängen, neben demselben einzubürgern gewußt und gleichfalls in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine großartige Publicität erlangt. Es hat die guten Eigenschaften seines Vorgängers zu gewinnen und noch andere selbstständig hinzuzufügen gesucht. Sein größerer Umfang befähigt es, Einzelheiten zu pflegen, die Brockhaus unberücksichtigt lassen mußte. So ist das Meyer'sche Lexikon nebenbei ein vollständiges Fremdwörterbuch. Eine sehr beachtenswerthe Zugabe besteht in den Karten, Illustrationen und Tabellen, welche das Verständniß der geographischen, statistischen, naturwissenschaftlichen, mechanischen und mathematischen Artikel außerordentlich erleichtern. Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich, der Druck ist klar und übersichtlich. Das Meyer'sche Lexikon ist am weitesten vorgeschritten. Es liegen uns fünf vollständige Bände vor (von „A“ bis „Elephant“).

Pierers Universal-Lexikon (Oberhausen u. Leipzig bei Ad. Spaarmann) hat nach dem ersten unglücklichen Debüt, das die Verlagshandlung durch Zurückziehung des ersten Heftes glücklich beseitigt hat, einen sehr anerkennenswerthen Aufschwung genommen und kann jetzt mit den eben genannten wetteifern. Auch diesem Lexikon sind Illustrationen und Karten beigefügt; allerdings nicht in der Vollständigkeit, die Meyer bietet. Von den anderen unterscheidet sich das Lexikon äußerlich dadurch, daß in den zuletzt erschienenen Bänden die neu bearbeiteten Artikel mit den Unterschriften ihrer Verfasser versehen sind. Wir ersehen daraus, daß einige unserer tüchtigsten Gelehrten zu Mitarbeitern an diesem Werke gewonnen sind. Von dem Pierer'schen Lexikon sind drei Bände vollständig erschienen, welche die Artikel „A“ bis „Brasilien“ umfassen.

* * *

Wir haben schon früher auf das vorzügliche encyklopädische Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache von Sachs hingewiesen (Berlin, W. Langenscheidts Verlagsbuchhandlung). Der erste Band, welcher den französisch-deutschen Theil enthält, ist vollständig erschienen. Von dem zweiten deutsch-französischen liegen uns bis jetzt sieben Hefte vor, bis „Fang“. Der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, mit welchen dieses Wörterbuch redigirt wird, verdienen die allerwärmste Anerkennung. Man braucht nur eine Spalte des Sachs'schen Wörterbuches mit der entsprechenden eines unserer anderen accreditirten Dictionnaires zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen. Abgesehen von vielem anderen unterscheidet sich das Werk von Sachs auch dadurch von ähnlichen, daß es die Aussprache eines jeden Wortes nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt markirt. Der Raumersparniß wegen sind die immer wiederkehrenden Bezeichnungen durch Abkürzungen theils in Buchstaben, theils in symbolischen Zeichen angegeben. Dies gibt dem Buche, wenn man es aufschlägt, zunächst ein etwas wirres und krauses Ansehen. Aber man lasse sich dadurch nicht abschrecken. Die Abkürzungen sind so sinnreich und einfach, daß sie sich dem Gedächtniß sehr schnell einprägen und nach kurzem Gebrauch das Auffinden des gesuchten Wortes mit dem verlangten Begriffe außerordentlich erleichtern. Wir wünschen dem verdienstlichen Werk einen seinem glücklichen Anfange entsprechenden Fortgang.

* * *

Die Grote'sche Verlagshandlung in Berlin, die sich durch Herstellung billiger, handlicher und hübsch ausgestatteter Classikerausgaben mit

Digitized by Google

Illustrationen die dankbare Anerkennung des deutschen Publicums erworben hat, hat zu den früheren jetzt Lessings Werke mit Illustrationen hinzugefügt. Achtunddreißig Lieferungen sind von dieser ersten illustrirten Ausgabe der Werke unseres großen Kritikers und Dichters erschienen. Die bekanntesten Zopfmaler wie Lossow, Friedrich, Hoff, Watter u. s. w. haben die Illustrationen zu den Dramen geliefert. Nathan, Emilia Galotti und Minna von Barnhelm haben in Bezug auf die Illustration, wie sich das von selbst versteht, unverhältnißmäßig stark berücksichtigt werden müssen. Sie allein geben eigentlich dem Zeichner einen dankbaren Vorwurf. Die kritischen Schriften Lessings boten der Illustration allerdings nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Indessen haben auch diese durch die beigefügten sehr interessanten Portraits einen sehr dankenswerthen Schmuck erhalten. Von diesen letzteren machen wir die folgenden namhaft: der junge Lessing, Gerlach, Gottsched, Ungnad, Leibnitz, Göze, Spencer, Corneille, Molière, Voltaire.

* * *

Unter den neuen Erscheinungen der geschichtlichen Literatur erwähnen wir kurz die folgenden, unter dem natürlichen Vorbehalte, auf das eine oder andere dieser Werke eingehender zurückzukommen:

Friedrich der Große in seinen Schriften, herausgegeben von A. Schröder (Leipzig 1875, Verlag von Johann Friedrich Hartknoch). Es sind bis jetzt zwei Bände erschienen. Der erste Band enthält die kleinen literarischen Aufsätze und poetischen Erzeugnisse des Philosophen von Sanssouci, der zweite die geschichtlichen und militärischen Essays; die Uebersetzung ist fließend und formgewandt.

Eine sehr interessante Schilderung gibt E. Bely von dem Herzog Karl von Würtemberg und Franziska von Hohenheim (Stuttgart, C. F. Simon). Die Verfasserin, welche sich durch ihre poetisch erfundenen und zart geschriebenen Märchen und Novellen die Gunst vieler Leserinnen erworben, hat sich hier mit Glück in der ernsten geschichtlichen Darstellung versucht. Sie hat aus dem Stuttgarter Archiv Documente an's Licht gezogen, welche uns von dem Charakter des Herzogs und seiner Geliebten ein vollkommenes und durchaus zuverlässiges Bild geben. Das Werk ist auch als ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Literatur über Schillers Jugend zu bezeichnen.

Von dem Werke „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön" (Berlin, Franz Duncker) ist der zweite Band erschienen. Schön hat neben Stein den wesentlichen Antheil an den Reformen zu Anfang dieses Jahrhunderts gehabt. Die hier mitgetheilten Briefe zeigen überall den großen patriotischen Staatsmann und sind äußerst charakteristisch für die Geschichte der Neugestaltung Preußens.

Von dem bekannten Werke von Johannes Scherr „1848. Ein weltgeschichtliches Drama" (Leipzig 1848, zwei Bände, Otto Wigand) ist die zweite Auflage erschienen.

* * *

Von den gesammelten Studien und Vorträgen machen wir die folgenden namhaft:

„Neue Studien" von Karl Rosenkranz (Leipzig 1875, Erich Koschny.) Der erste Band enthält Studien zur Culturgeschichte, der zweite Studien zur Literaturgeschichte. Der Königsberger Philosoph hat in diesen Bänden eine Reihe höchst interessanter Aufsätze, die seit 1837 bis in die jüngste Zeit in vielen wissenschaftlichen Blättern zerstreut erschienen sind, zusammengestellt. Den Lesern der „Gegenwart" sind zwei derselben bekannt: „der Fortschritt in der Einförmigkeit unserer Civilisation" und „die philosophischen Stichwörter der Gegenwart", die zuerst in unserem Blatte erschienen sind. Für heute beschränken wir uns auf diese einfache Andeutung.

Ebenso hat Ernst Curtius seine classischen Reden unter dem Titel „Alterthum und Gegenwart, gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius" (Berlin, Wilhelm Hertz), zu einem ansehnlichen, ebenso dem Inhalte nach interessanten wie durch meisterhafte Form hervorragenden Bande vereinigt. Dem gebildeten Publicum der Hauptstadt sind viele derselben wohl bekannt, und es wird durch das aufmerksame Lesen dieser geistvollen und meisterhaft stilisirten Vorträge die Erinnerung an den Genuß, den es dem Redner verdankte, gern auffrischen und die Gelegenheit, sich mit dem Inhalte vertrauter zu machen, dankbar begrüßen.

Die Literaturgeschichte hat in dem Lebensbilde, welches Heinrich Düntzer von Goethes Freundin, Charlotte von Stein, gibt (Stuttgart, J. G. Cotta), eine namhafte Bereicherung erfahren.

An diese Biographie schließen wir gleich zwei andere biographische Werke aus der Gegenwart an, die noch eine eingehendere Würdigung in diesen Blättern finden werden.

Karl Gutzkow hat unter dem Titel „Rückblicke auf mein Leben" (im Verlage des Vereins für deutsche Literatur, Berlin, A. Hofmann) seine Autobiographie veröffentlicht, die ein überreiches und höchst interessantes Material über die Erlebnisse des großen Schriftstellers bietet. Die Charakteristik der berühmten Zeitgenossen, mit denen Gutzkow in Verkehr gestanden, ist fast immer außerordentlich treffend und unerbittlich scharf. Das Buch, das auf jeder Seite zur vollen Zustimmung oder zum entschiedenen Widerspruch herausfordert, läßt sich mit zwei Zeilen nicht charakterisiren. Es läßt sich nur darüber sagen: es ist eine echt Gutzkow'sche Arbeit; im Grundton etwas unversöhnlich und verstimmt, aber von einer erstaunlichen Gedankenfülle, geistvoll geschrieben, und selbst da, wo man dem Verfasser nicht Recht gibt, fesselnd und anregend.

Gleichzeitig sind die „Erinneruugen" (1810 bis 1840) von Heinrich Laube erschienen (Wien, Wilhelm Braumüller). Diese Aufzeichnungen wurden zuerst im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht. Machten sie schon in der durch die Verhältnisse der Zeitung bedingten Zerrissenheit einen bedeutenden Eindruck, so ist derselbe jetzt, da sie im Zusammenhang vorliegen, noch verstärkt. Die „Erinnerungen" bilden den ersten Band von Laubes „Gesammelten Schriften". Unter diesem Titel werden in demselben Verlage alle die Laube'schen Schriften, die seit längerer Zeit vergriffen sind, wie der Roman „Gräfin Chateaubriant", „französische Lustschlösser", ‚das junge Europa", „Reisenovellen" u. s. w. neu aufgelegt.

Noch zwei neue Werke sind der autobiographischen Literatur beizurechnen „Die Komödiantenfahrten" von Karoline Bauer, die Arnold Wellmer herausgegeben hat (Berlin, Decker'sche Geh. Oberhofbuchdruckerei) und „Die Bühnenerlebnisse von Karl Sontag" (Zweite Auflage, Hannover, Helwing'sche Hofbuchhandlung). Karoline Bauer, die einst eine Zierde des Berliner Hoftheaters war, hat vor einigen Jahren, zuerst in „Ueber Land und Meer", damit begonnen, ihre Erlebnisse als Schauspielerin dem Publicum mitzutheilen. Sie gehört noch zur „großen Zeit" und hat an ihr Zusammenwirken mit den bedeutendsten Schauspielern, die unser Theater zählte, eine frische lebendige Erinnerung bewahrt. Sie versteht es, allerliebst darüber zu plaudern. Bisweilen etwas sehr ausführlich, aber immer liebenswürdig und harmlos. Die Lectüre der Bauer'schen Komödiantenfahrten ist ein angenehmer Zeitvertreib für müßige Stunden.

Alles Mögliche läßt sich den „Bühnenerlebnissen" von Karl Sontag, denen er den etwas sonderbaren Titel „Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser" gegeben hat, nachsagen, nur nicht, daß sie harmlos sind. Das Buch hat viel Staub aufgewirbelt und eine Art localer Revolution in Hannover herbeigeführt. Die dem Autor fernstehenden Leser haben das wohl schwerlich begriffen. Sie haben darüber gelacht, wie sie oft über Sontags burschikose Darstellungen lachen mußten. Das Buch ist voller Witz, lustig und flott, bisweilen allerdings von einer erschrecklichen Ungenirtheit. Der Hauptfehler ist, daß es zu stark ist. Wäre der Umfang um die Hälfte vermindert, so wäre der Erfolg um das Doppelte gewachsen. Sontag erzählt alles, was er gerade zu sagen hat. Die Unterscheidungslinie zwischen dem, was man im gemüthlichen Gespräche, ohne Anstoß zu erregen, mit behaglicher Breite schwatzen, und dem, was man in möglichst gesäuberter und knapper Form gedruckt der Allgemeinheit vorlegen darf, ist ihm nicht recht zum Bewußtsein gekommen. Fällt ihm irgend ein guter oder schlechter Witz ein, den er früher einmal gehört hat, so bringt er es nicht über's Herz, denselben zu verschweigen, und müßte er auch Gott weiß welchen Umweg nehmen, um zu seinem Ziel zu gelangen. Daraus hat sich denn eine wahrhaft göttliche Compositionslosigkeit des ganzen Buches ergeben, die allerdings namentlich in der ersten Hälfte des Buches recht unterhaltend und erheiternd wirkt. Sontag schreibt genau wie ein witziger Schauspieler in der Weinstube Theatergeschichten erzählt. Wenig Bücher tragen ein so subjectives Gepräge wie dieses. Ueberall tritt die Persönlichkeit des Erzählers in den Vordergrund und nach den angenehmen oder unangenhmen Erfahrungen, die er zu verzeichnen hat, ist auch sein Bericht liebenswürdig oder verletzend gefärbt. Einem Künstler, der ihm die Rolle wegspielt, verzeiht er nie. Aber auch da, wo er nicht freundlich gesinnt ist, zeigt sich doch eine beachtenswerthe Gabe, sehr treffend zu charakterisiren. Sontag beobachtet scharf, und er versteht es, in wenigen treffenden Zügen ähnliche, wenn auch

Digitized by Google

nicht geschmeichelte Portraits zu geben. Seine Schilderungen von Devrient, Dawison, Laube u. s. w. wird man, wenn man die betreffenden Persönlichkeiten auch anders beurtheilt, jedenfalls interessant und in vielen Einzelheiten unbarmherzig getreu finden. Das Buch besitzt zwei Eigenschaften, die den ungewöhnlichen Erfolg erklärlich machen: es ist im Großen und Ganzen amüsant und pikant. Mehr ist nicht nöthig.

Hieronymus Lorm hat seine Studien und Essays unter dem Titel „Diogenes im Tintenfasse" und drei Novellen „ein adliges Fräulein", „ein Drama von 1809" und „die arme Gräfin" bei Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig veröffentlicht.

* * *

Einige unserer bedeutendsten Dichter haben in jüngster Zeit neue Werke der erzählenden Literatur gegeben. Wir beschränken uns einstweilen auf Angabe der Titel.

„Im Paradiese." Roman in sieben Büchern (drei Bände) von Paul Heyse. (Berlin, Wilhelm Hertz.)

„Im Banne des schwarzen Adlers." Geschichtlicher Roman in vier Büchern (3 Bände) von Rud. Gottschall. (Breslau, Ed. Trewendt.)

„Silvia." Roman in vier Büchern (vier Bände) von Karl Frenzel. (Leipzig, Ernst Julius Günther.)

„Das grüne Thor." Roman in drei Bänden von Ernst Wichert. (Jena, Hermann Costenoble.)

Hans Hopfens bayrische Dorfgeschichte „Der Böswirth" bildet das fünfte Heft der dritten Serie der von Hackländer herausgegebenen Novellensammlung „Sorgenlose Stunden im Kreise beliebter Erzähler". (Stuttgart, A. Kröner.)

Die „Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers" von Iwan Turgenjew sind in Baers Verlag in Mitau erschienen.

Adolf Brennecke hat bei Cotta in Stuttgart einen Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben unter dem Titel „Verschiedene Stände" veröffentlicht; Marie von Olfers bei Wilhelm Hertz in Berlin „Neue Novellen". „Blätter im Winde" ist der Titel einer Novellensammlung der Gräfin Euphemia Ballestrem. (Breslau, G. B. Aderholz.) Von dem neuen Romane Theodor Hermanns, Verfasser von „Wilhelm Wolfschild": „Allein und frei" hat Baer in Mitau bereits eine zweite Auflage veranstalten müssen.

* * *

Wir wenden uns schließlich zu den Gedichten. Zunächst machen wir auf die gesammelten Dichtungen Ferdinands Freiligraths aufmerksam (sechs Bände, zweite Auflage, Stuttgart, Göschen). Die ersten beiden Bände enthalten die älteren Gedichte und Uebersetzungen, der dritte Band die geschichtlichen und socialen Gedichte aus den Jahren 1844 bis 1851, der vierte Band die neueren und neuesten Gedichte vom Jahre 1852 bis zum Kriegsjahre 1870. Die beiden letzten Bände enthalten Uebersetzungen.

Auf Emanuels Geibels „classisches Liederbuch" haben wir bereits hingewiesen.

Von den Gedichten Albert Traegers, „des Dichters der Gartenlaube", ist jetzt in Leipzig bei Ernst Keil die elfte vermehrte Auflage in prächtiger Ausstattung erschienen.

Julius Wolff, der mit seinem letzten Werke „Till Eulenspiegel redivivus" einen vollkommenen Erfolg errungen hat, hat jetzt bei Grote, Berlin, ein neues poetisches Werk „Der Rattenfänger von Hameln" herausgegeben — eine „Aventiure", wie er es nennt. Für heute lassen wir es bei dieser Anzeige bewenden und erwähnen nur noch, daß die Ausstattung äußerst geschmackvoll und die Illustrationen von Grot-Johann kleine Meisterwerke sind. Karl Zettels Dichtungen haben eine zweite Auflage erlebt (Eichstätt und Stuttgart bei Krüll). Hermann Lingg hat diesen Gedichten ein freundliches Wort auf den Weg mitgegeben.

A. von Wildenbruch, der mit seinem Heldenliede Bionville sich schnell und vortheilhaft bekannt gemacht hat, hat ein Seitenstück dazu geschrieben: „Sedan", ein Heldenlied in drei Gesängen (Frankfurt a./O., B. Waldmann).

Ernst Eckstein, dessen „Besuch im Carcer" in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht weniger als vierzehn Auflagen zu verzeichnen hat, hat unter dem Titel „Initium fidelitatis" seine humoristischen Gedichte zu einem hübschen Bändchen zusammengestellt.

„Anton Notenquetscher" ist der Titel eines satirischen Gedichts in vier Gesängen von Alexander Moßkowski (Cassel, Ludwig Troll). Der Verfasser besitzt ein entschiedenes humoristisches Talent und eine außerordentliche Virtuosität im Reimen. Es geht eine lustige fidele Stimmung durch das Ganze. Zu bedauern ist nur, daß die Geschichte selbst nicht fesselnd genug, und daß der Kreis der Satire ein zu eng gezogener ist. Viele Anspielungen sind rein localer Natur und werden kaum in Charlottenburg verstanden werden. Mit den Reimen erzielt der junge Satiriker oft eine sehr komische Wirkung, bisweilen sind sie geradezu von erschrecklichem Uebermuth, z. B.:

Nur leise erklang es draußen im Frein,
Doch das lauschende Ohr des Anton
Zog manchen prächtigen Triller ein
Und manchen schönen Discantton.

Er reimt ferner „in einem Handdrehum" mit „Orpheum". Er schreibt:

Der Mann ist classisch von Kopf bis Fuß,
Wie ein antiker Torso;
Wie dieser classisch sein muß
Ist auch der Professor so.

Der Reim ist gewiß sehr drollig, aber das Bild eines „Torso von Kopf bis Fuß" ist doch wohl etwas gewagt.

Einen jüdischen Banquier läßt er also reden:

Es wird wohl vortheilhafter sein,
Sie sprechen das mit Goldchen,
Ich rufe selbst das Kind herein,
Sie werden gefälligst entschold'gen.

In dem kleinen Buche steckt bei vielem Ungereimten und Unfertigen doch eine gute Portion Humor und Lustigkeit, und das verdient in unseren traurigen Tagen immerhin Anerkennung.

„Funken und Bilder" ist der Titel einer Gedichtsammlung von Arnold Wanjura. Der Ertrag dieses Buches ist für einen gemeinnützigen Zweck bestimmt. Wir empfehlen dasselbe schon aus diesem Grunde angelegentlich unsern Lesern und theilen als Probe einige dieser „Funken und Bilder" mit:

Die Fregatten eilen
Nach dem Hafen grad,
Die Torpedos weilen
Mitten auf dem Pfad.

Elektricitäten
Gleichen gern sich aus,
Feinde, die sich schmähten,
Einen sich zum Schmauß.

Die Gebirge decken
Manches Mineral,
Wassertropfen lecken
Ringsum ohne Zahl;
Führen es dem Fische
Dann hinaus in's Meer:
Daß du gehst zu Tische
Sorgt ein Tropfenheer.

Stoffe zur Verwendung
Gibt's für jeden Bau,
Niemals die Verschwendung
Liebet, wer genau.

Eines Dichters Sache,
Das ist eine Kunst!
Allen bringt er Lache
Oder ernste Brunst.

Was vor meinen Blicken,
Was ich lesen muß,
Weckt des Beifalls Nicken
Oder Widerspruch.

Singet wie die Kinder
In der Kinderzeit,
Dichtet wie die Inder,
Wenn ihr Inder seid.

Digitized by Google

Nicht vor jenem scheue
Dich, was längst geschah.
Manchmal war das Neue
Früher auch schon da.

Mutter meines Knaben,
Mutter meiner Maid,
Solch Kleinod zu haben
Ist kein Herzeleid.
Du liebst sie nicht minder,
Liebst sie unbedingt;
Schenk' mir so viel Kinder,
Als der Storch dir bringt.

Wir könnten noch andere Funken sprühen lassen, aber wir müssen uns hier auf diese wenigen Proben beschränken. Das Buch ist außerordentlich lesenswerth.

Ein dünnes Heftchen unter dem Titel „Schlichte Gedichte" hat Eugen Leyden in Zürich (Verlagsmagazin) erscheinen lassen. Die Gedichte sind durchaus nicht das, was der Titel sagt; sie sind nichts weniger als schlicht. Der Dichter ist ein entschiedener Demokrat der radicalsten Richtung, und diese Gesinnung tritt in allen seinen geharnischten Epigrammen grollend hervor, gleichzeitig aber bekunden sie auch ein unbestreitbares Talent. Es sind meist knappe Epigramme mit einem scharfen Stachel. Daß Herr Leyden auch dem Herausgeber dieser Blätter nicht grün gesinnt ist, ist ohne Zweifel für uns ein harter Schlag, aber das soll uns nicht verhindern, die glänzenden Vorzüge dieses erbarmungslosen Epigrammatikers willig anzuerkennen. Zu bedauern ist nur, daß dieser wirklich begabte Satiriker der oberflächlichen Kritik das Vergnügen, ihn gründlich lächerlich zu machen, so erleichtert. Es ist etwas Schönes um das Selbstbewußtsein. Aber Goethes „Nur die Lumpe sind bescheiden" ist noch nicht zur allgemeinen Glaubensregel erhoben worden, und noch immer verargt man dem alten Horaz sein „monumentum aere perennius". Aber was ist das stolze Gefühl des classischen Odendichters im Vergleich zu der unerhörten Unvorsichtigkeit, die Eugen Leyden als Nachwort den 28 Seiten seiner „schlichten Gedichte" hat folgen lassen! Er schreibt:

Senden mag ich nicht mein Büchlein in die Welt, bevor ich nicht
Noch ein kurzes Wort gesprochen manchem Literaten-Wicht.
Jenen Krittlern, die mich kleinlich schmähn, sobald mein Sang beginnt;
Ob sie nun von altem Adel oder Plebs-Doctoren sind.
Wisset, frechbeflissene Kläffer, ob ihr euch auch heiser schreit,
Werdet's nicht verhindern, daß mein Volk den Kranz mir einst verleiht.
Kleines mögen Klein're stürzen, doch das Groß-erstand'ne bleibt
Unerschüttert, ob der Zwerge Neid es noch so böse treibt.
Mögt ihr immerfort mich schmähen, unbekümmert läßt es mich;
Mir entlocket eure Bosheit fürder keinen Federstrich.
Was mein eigen, was ich werth bin, wird, erhoben, die Nation
Schätzen lernen, sei's auch dann erst, wenn ich längst aus ihr entflohn.
Schade!

Zu guterletzt wollen wir noch erwähnen: „Hauspoesie, Festspiele und Gelegenheitsgedichte, gesammelt von Marie Döring (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing), und die interessante Sammlung von deutschen „Inschriften an Haus und Geräth" in zweiter vermehrter Auflage (Berlin, Wilhelm Hertz).

F. L.

Neue musikalische Charakterbilder von Otto Gumprecht. Leipzig 1876, H. Haessel.

Wer es unternähme, die Entwicklung des musikalischen Lebens unserer Hauptstadt in den letzten Jahrzehnten des Genauern zu verfolgen, der würde nicht anstehen dürfen, der musikalischen Kritik einen hervorragenden Antheil an der Läuterung und Vertiefung des Geschmackes in allen Fragen der Tonkunst zuzuerkennen. Unter den kritischen Freunden und Berathern des Publicums steht der Name des Verfassers der „Neuen musikalischen Charakterbilder" seit einer langen Reihe von Jahren in einer Geltung, welche weit über den Kreis seiner nächsten Thätigkeit hinausreicht. Mit einer Gewissenhaftigkeit, die jederzeit die Gründe für Lob und Tadel von sich selbst mit Strenge fordert, geht er in seinem Urtheil stets auf den Kern der Sache ein; nirgends verflacht sich sein Wahrspruch zu den landläufigen Formeln, mit denen, namentlich musikalischen Dingen gegenüber, die handwerksmäßige Schreibfertigkeit so schnell bei der Hand ist. Ueberall wahrt sein Standpunkt den Zusammenhang mit dem ewig gültigen Gesetz des Schönen, mit dem Ideal, von dem alles künstlerische Schaffen und Gestalten erst seine dauernde Weihe empfängt. In der Abwehr gegen selbstgefällige und gewaltthätige Ausschreitungen, die jedes Kunstgefühl in elementaren Sinnenreiz aufzulösen drohen, unnachsichtig, hat er für die Anerkennung des Vollendeten, des Gelungenen jene überzeugende Kraft des Ausdrucks, welche von dem lebendigen Inhalt des Kunstwerks ganz und gar erfüllt ist. Diesem reinen und von seiner Aufgabe voll erfüllten Sinne entspricht eine Form der Darstellung, welche die Gumprecht'schen Kritiken zu einer Lieblingslectüre auch derjenigen gebildeten Leser macht, die ihrem musikalischen Inhalt kein eben specifisches Interesse oder Verständniß entgegenbringen. — Eine Sammlung von Monographieen und Essays Otto Gumprechts wird deshalb immer eine hoch erfreuliche Gabe sein, aus der der Leser Belehrung und Anregung in Fülle zu empfangen gewiß ist. — Der vorliegende stattliche Band von 326 Seiten schließt sich an den vor einigen Jahren erschienenen an, welcher die Charakteristiken Schuberts, Mendelssohns, Webers, Rossinis, Aubers und Meyerbeers enthielt. — Der gegenwärtige handelt in seinem ersten Artikel von den „Frauen in der Musik". Kunstliebende und sinnige Frauen werden dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, daß er ihnen in vollem Maße gerecht wird, wenngleich er ihnen an eigentlich schöpferischer Kraft auf dem Gebiete der Tonkunst nur ein geringes Maß zuerkennt. Das zweite Thema: „Klatschen und Zischen" knüpft an die Erörterung der Frage über die angemessene Form, wie das Publicum der Darstellung von Kunstwerken gegenüber Zustimmung wie Abwehr zu äußern habe, eine Reihe der feinsinnigsten Betrachtungen über das Wesen der Kunst und ihre Manifestation. Dem Publicum selbst kann keine bessere Ehre erwiesen werden, als indem man ihm zumuthet, sich durch Abstreifung herkömmlicher Unarten, in eine höhere Sphäre zu heben, als in die einer zu gedankenlosem und stimmungsleerem Zeitvertreib versammelten Menge. — Was der Verfasser über Karl Loewe mittheilt, ist ein wohlverdienter Ehrenkranz zum Gedächtniß des reichbegabten Componisten, dessen Werth der geschäftige Tageslärm zu übertönen droht. — Die Abhandlung über „Richard Wagner" nimmt, wie es der Natur der Sache entspricht, den beträchtlichsten Raum ein. Der Standpunkt des Verfassers ist hinlänglich bekannt. Der Artikel selbst ist nichts weniger als polemisch, er sucht vielmehr ernst und besonnen das Wesen der musikalischen Richtung Wagners aus dem Zusammenhang der ganzen kunstgeschichtlichen Entwicklung der Zeit zu erklären und den Werth seiner Schöpfungen auf das objective Maß zurückzuführen, das ihnen von der ästhetischen Kritik niemals versagt worden ist. Ein Prophet ist aber bekanntlich nicht zu widerlegen und ein Verzückter nicht zu überzeugen. Wenn der Verfasser sagt: „Dem heutigen Künstlergeschlechte ist das höchste Gut, die wohlgemuthe Unbefangenheit der Production, abhanden gekommen," und wenn er hinzufügt, „als Sohn seiner Zeit theilt Wagner deren Verlust," — so muß man sich eine eigene Construction des musikalischen Ideals zurecht gelegt haben, um das nicht zu unterschreiben. — Die biographische Skizze, „Joseph Joachim", wird alle diejenigen wohlthuend berühren, denen das Glück zu Theil geworden ist, Herz und Sinn an dem flüssigen Gold des Wohllauts zu erquicken, den die Zauberhand des Meisters in so reicher Fülle spendet. — Das letzte Capitel „Zum Gedächtniß Beethovens" behandelt im ersten Abschnitt die Beziehung Julia Guicciardis zu dem großen Meister und gibt dem Verfasser Anlaß, die Mythenbildung zu zerstreuen, welche sich an den Namen der ersteru geknüpft hat, während der letzte Theil „Bei Gelegenheit der Säcularfeier am 16. December 1870" in knappem Raume und classischer Form dem Genius des erhabenen Tondichters seine Huldigung darbringt, in dem die höchste gestaltende Kraft und das tiefste sittliche Pathos sich zu einer Größe vereinigten, welche seinen Namen den edelsten Geistern aller Zeiten anreiht. — Möge es dem Verfasser und seinen Verehrern beschieden sein, daß die in der Vorrede zum ersten Bande verheißene weitere Folge der Charakteristiken berühmter Musiker sich den bisher erschienenen baldigst anschließe.

—l.

Gustav Rümelin, Reden und Aufsätze. Tübingen 1875, Laupp.

Dieser Band von 450 Seiten enthält eine Reihe von Essays, von welchen sich ein Theil in die Form von „Reden" kleidet, ohne daß das oratorische Element überwiegt, und am Schlusse eine Anzahl kürzerer Aufzeichnungen, welche durch ihre gedrungene Kürze mehr gewinnen als verlieren. Obgleich sich die Aufsätze ihrem Stoffe nach über das weite Gebiet

Digitized by Google

von Politik und Moral, von Philosophie und Theologie, von Socialwissenschaft und Culturgeschichte, von Statistik und Volkswirthschaft erstrecken, verräth keiner derselben eine Spur von Dilettantismus, vielmehr denkt der Verfasser überall mit seinem eigenen Kopfe, und dieser Kopf ist zwar zuweilen etwas schwäbisch-eigensinnig, aber immer (und in diesem Falle ist der Eigensinn mehr nützlich als schädlich) klar und scharf, fein und geschmackvoll. Das letztere Epitheton bedarf keiner Begründung bei dem Verfasser der berühmten Shakespeare-Studien.

Rümelin ist, gleich einer Anzahl anderer Berühmtheiten, welche Württemberg dem deutschen Vaterlande gestellt hat, ein „Stiftler", d. h. ein Zögling des evangelisch-theologischen Seminars der Universität Tübingen. Während der Studentenzeit Rümelins herrschte dort die Hegel'sche Philosophie, von welcher Rümelin die Staatsidee und den Gedanken des weltgeschichtlichen Werde-Processes aufnahm, ohne seinen Sinn den dialektischen Taschenspielereien des dreifach gegliederten Stechschritts und der Verdammung des „verstandesmäßigen Denkens" gefangen zu geben. Von Haus aus Theologe, arbeitete er sich zur Philosophie durch, und nachdem er die dornenvolle Laufbahn eines Lehrers an lateinischen Schulen und Seminarien hinter sich hatte und zur Hochschule zurückgekehrt war, wollte es sein Unstern, daß er württembergischer Cultusminister wurde und auf Wunsch des Königs Wilhelm, dem er aufrichtig ergeben war, das Concordat mit Rom abschloß. Zu seiner Entschuldigung läßt sich sagen, daß er es aus jenem philosophischen Indifferentismus that, welcher geneigt ist, für „die freie Kirche im freien Staate" zu schwärmen, und daß er, als sein Werk scheiterte, in ehrlicher constitutioneller Gesinnung zurücktrat, obgleich ihn sein König gern im Ministerium behalten hätte. Er wurde dann Chef des statistischen Bureaus in Stuttgart. Diesem Umstande verdanken wir eine Reihe vortrefflicher Arbeiten in den statistischen „Jahrbüchern", wovon namentlich die Studien über Land und Leute von Württemberg von bleibendem Werth sind. Dann kehrte Rümelin zur Universität Tübingen zurück, aber nicht zur theologischen, sondern zur staatswissenschaftlichen Facultät. Jetzt ist er Kanzler und sitzt als Vertreter der Hochschule in der zweiten Kammer; letztere hat nämlich die berechtigte Eigenthümlichkeit, daß sie zu fast einem Drittel aus Rittern, Prälaten und Universität besteht. Auch der Paulskirchenversammlung von 48 hat Rümelin angehört und in derselben 1849 eine tapfere und klare, nationale Rede in der Oberhauptsfrage gehalten, welche mit Fug und Recht der gegenwärtigen Sammlung einverleibt ist. Trotzdem ist Rümelin kein Politiker von Metier und von praktischem Erfolg, wobei ich anheim gebe, ob man diesen Ausspruch hier nicht mehr für ein Lob, als für einen Tadel halten soll. Er ist in der württembergischen Kammer und war in der Frankfurter Paulskirche der wissenschaftliche Einsiedler mitten in der lärmenden Tagespolitik, — beseelt von streng idealer und nationaler Gesinnung, aber unabhängig nach allen Seiten und nicht geneigt, seine philosophische Souveränetät (die Gegner nennen es Eigensinn und Rechthaberei) den wechselnden Bedürfnissen des Tages und der proteusartigen parlamentarischen Taktik unterzuordnen. Gerade die Eigenschaften aber, welche Herrn von Rümelin seinen Freunden in dem württembergischen Landtage zuweilen etwas unbequem machen, erhöhen für uns den Werth und die Bedeutung des Schriftstellers.

Ich will zum Schluß nur eine Kleinigkeit anführen, welche aber charakteristisch ist. Rümelin rechnet heraus, daß in „Hermann und Dorothea" die Angaben über das Alter Hermanns und über den Hochzeitstag seiner Mutter durchaus nicht stimmen; und daß besagte Mutter an dem nämlichen Tage durch die wogenden Saaten des nickenden Kornes schreitet und sich an den reifen Trauben erfreut (S. 283 u. ff.), während doch die Kornernte mindestens vier Monate vor der Weinlese stattfindet. Wir Alle haben das idyllische Epos Goethes wiederholt gelesen, aber diese Entdeckung, deren Richtigkeit ganz außer Zweifel steht, zu machen, war Rümelin vorbehalten. Man könnte derselben aber eine ganze Reihe von Pendants aus unsern modernen Romanen an die Seite stellen. Vielleicht ist es gestattet, bei einer anderen Gelegenheit auf dies interessante Thema zurückzukommen. K. B.-B.

Notizen.

Die politische Saison ist nunmehr in vollem Gange, und es wird Zeit, daß auch die seit Ende Juni unterbrochene wöchentliche Rundschau in diesen Blättern wieder aufgenommen werde. Passirt ist in den letzten Monaten herzlich wenig, und wer nach dem gewohnten Sommeraufenthalte in der Schweiz die politische Stille zu einem Herbstausfluge nach Florenz und Rom benutzte, fand nach der Rückkehr um Mitte November die Dinge so ziemlich auf dem alten Fleck. Die Parteiblätter zanken sich nach wie vor unter einander, vermuthlich zu ihrem eigenen Vergnügen und sicherlich zur Freude des Publicums! Im Reichstage wurde eine sogenannte Novelle eingebracht, die sich nicht sowohl wie eine Strafe für die davon angeblich bedrohten Missethäter ausnimmt, als für die Abgeordneten, die sie votiren sollen. Was diese gewöhnlich übergroßer Willfährigkeit gegen die Regierung angeklagten Reichstagsmitglieder in der Zwischenzeit begangen haben mögen, das zu erfahren, ist uns bis jetzt nicht gelungen. Natürlich ist es wieder besonders auf das bekannte Bismarck'sche Schooßkind, die Presse, abgesehen. Kaum hat die Regierung in der vorigen Session ein, sollte man glauben, hinlänglich strenges Preßgesetz allerdings nach Streichung einiger schlimmer Paragraphen erhalten, so verlangt sie weit mehr. Etwa wie Jemand, der bei einem guten Bekannten vergebens fünf Thaler leihen wollte und es nun damit versucht, daß er ihn um dreißig Mark bittet. Zum Glück ist Lasker wieder da. Die Sorge, welche seine Krankheit in ganz Deutschland hervorrief, sowie die Freude, mit der seine Auferstehung begrüßt wurde, haben einmal wieder handgreiflich gezeigt, was ein Mann bedeutet, der wirklich das Volk und nicht nur sich selbst vertritt. So sieht es im Innern aus. Nach außen hin hat die orientalische Frage viel Staub aufwirbeln lassen, als ob wir dessen in der Umgegend der deutschen Hauptstadt wenigstens bei gutem Wetter nicht schon genug hätten. Der Orient war bei den Zeitungsschreibern stets sehr beliebt. Es läßt sich da so mancherlei combiniren, und bis die Dementis eintreffen, vergehen immer acht bis zehn Tage. In Paris lebte vor Jahr und Tag als Correspondent der Marquis de Flers, ein Orleanist, der bald nach 1848 sein Vermögen verloren hatte und unter die Journalisten gegangen war. Bei dem Ausbruch des Krimkrieges freute er sich sehr über den reichen Stoff und hatte dessen kein Hehl. Als darauf um Neujahr sein kleiner Sohn gefragt wurde, was er sich zum Feste wünsche, sagte das Kind: Ich möchte wohl eine orientalische Frage haben. Papa hat noch gestern gesagt, es gehe nichts darüber! Die heimische Presse hat es an gewagten Conjecturen in der Sache nicht fehlen lassen, auch viel unerbetenen Rath ertheilt, aber dafür sehr wenig Dank geerntet. Wir sind das solideste und friedfertigste Volk von der Welt. Fürst Bismarck sagte einmal Herrn Jules Favre in Ferrieres, die Sucht nach Kriegsruhm werde auf unserer Börse nicht notirt. Die Sprache eines Theiles der inländischen Blätter macht jedoch zuweilen den Eindruck, als hätten wir die früheren Napoleonischen Collegen mit unruhig schürender, agitatorischer, großsprecherischer Einmischungssucht ablösen wollen. Es besteht nur der Unterschied, daß die Pariser Zeitungen inspirirt waren, während bei uns Jedermann auf eigene Hand in hoher Politik arbeitet, unbekümmert um die Wirkung, welche seine Einfälle nach außen hin hervorbringen. Psychologisch erklärt sich das Verfahren nur dadurch, daß bei der Abgeschlossenheit der Bismarck'schen Politik darüber viel gegrübelt wird, was der Kanzler wohl möglicherweise denken könnte? Darauf hin werden dann in bester Absicht Artikel und Correspondenzen geschrieben, die ganz harmlos wären, ließe sich eine Quarantäne für dieselben an den Grenzen veranstalten. Am meisten pflegt man daraus in Paris gegen die deutsche Reichspolitik Capital zu schlagen. Die Franzosen selbst haben übrigens seit dem Sommer nicht viel geleistet. Die Spalten ihrer Journale waren mit Buffet und wieder mit Buffet gefüllt, der sich nicht wenig darauf einbilden mag. Die Bonapartisten sind nicht vorwärts gekommen und zehren noch immer von ihrer legendenhaft entstellten Vergangenheit. Es sind bankerotte Politiker. Als die Nachricht von Sedan und dem Sturze des Kaiserreichs nach Petersburg gelangte, rief der Botschafter und Günstling Napoleons, General Fleury, aus: C'est égal, nous nous sommes toujours bien amusés pendant vingt ans! Ganz wie ein Gründer, der den Krach seines Hauses seit geraumer Zeit mit frivoler Gleichgültigkeit kommen sah und kaum davon überrascht war. Deutsche Publicisten, oder die sich dafür halten, haben trotzdem oft genug ihre Sympathien für den Bonapartismus zu erkennen gegeben. Niemand wird ihnen das Recht, solche Gefühle zu hegen, bestreiten, aber sie werden auch gewiß nicht erwarten, daß man sie deswegen beneiden solle.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Zweite Auflage!

Soeben erschien und erregt Sensation:

Sacher Masoch,

Die Ideale unserer Zeit.

Roman in 4 Bdn. Pr. 12 *M.*

Wird demnächst in Paris unter dem Titel: Le veau d'or ausgegeben.

Vorräthig in jedem Lesezirkel, jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Zum

Probe-Abonnement

geeignet.

Für den Monat **December** nehmen **sämmtl. Reichspostanstalten** auf das

„Berliner Tageblatt"

nebst

„Berliner Sonntagsblatt"

und der

illustrirten humoristischen Wochenschrift

„ULK"

Monats-Abonnements zum Preise von nur **1 M. 75 Pf. = 17½ Sgr.**

(für **alle 8 Blätter zusammen**)

täglich entgegen.

Gegenwärtige Auflage:

37,000 Exemplare,

mithin die **gelesenste** Zeitung **Deutschlands.**

Im Verlage von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig** sind erschienen:

Castelar, E., Erinnerungen an Italien. Deutsch von **J. Schanz.** Mit einer Vorrede des Verfassers. 4 *M.* Diese glänzenden Schilderungen des berühmten Spaniers wurden bereits ins Englische, Französische und Italienische übersetzt.

Lang, M., Transalpinische Studien. 2 Bde. 6 *M.* Inhalt: Die Petrussage — Dante — Savonarola — Die Gedichte Michel Angelos — Manzoni — La Farina und der ital. Nationalverein — Niccolini — Cavour und die freie Kirche im fr. Staate — Deutsche und italienische Einheit.

Italia. Herausgegeben von **Karl Hillebrand** in Florenz. Band 1 und 2 à 8 *M.* Mit Beiträgen von Bonghi (ital. Unterrichtsminister), de Gubernatis, Herm. Grimm, Hartwig, Paul Heyse, W. Kaden, W. Lang, A. von Reumont u. m. A.

MEYERS REISEBÜCHER 1875/76. GSELL-FELS' ITALIEN.

OBER-ITALIEN. 2 Bände, geb. 12 *M.* | **ROM UND MITTEL-ITALIEN.** 2 Bände, geb. 18 *M.* | **UNTER-ITALIEN.** 1 Band, geb. 7 *M.*

„. . . . nimmt jetzt entschieden den ersten Rang ein und ist ein Reisehandbuch, um das andere Völker uns beneiden können." (Augsburger Allgem. Zeitung.)

ITALIEN IN 50 TAGEN, 1 Band, gebunden 9 *M.*, ist auf die Rundreisebillete berechnet. Von demselben Verfasser und ein Auszug aus obigen Büchern.

„Mit erstaunlichem Geschick ist hier alles Wissenswerthe auf den engsten Raum und doch in übersichtlicher, anschaulichster Weise zusammengedrängt." (Dr. Wilh. von Lübke.)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Soeben erschien:

Herman Grimm,

Fünfzehn Essays.

Neue Folge.

Velinpapier. gr. 8. geheftet 8 *M.* 60 *S.*, gebunden 10 *M.*

Inhalt: Der Maler Wiertz. — Schinkel als Architekt der Stadt Berlin. — Rauch's Biographie von Friedrich Eggers. — Die Ruinen von Ephesus. — Athenische Todtenkrüge. — Die Gallerien von Florenz. — Engel und Liebesgötter. — Das Theater des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig. — Shakespeare's Sturm in der Bearbeitung von Dryden und Davenant. — Alfieri und seine Komödie Mirra. — Hamlet's Charakter. — Raphael's eigene Bildnisse. — Die beiden Holbein'schen Madonnen zu Dresden und Darmstadt. — Das Porträt des Bonifacius Amerbach von Holbein. — Cornelius und die ersten funfzig Jahre nach 1800.

Ferdinand Dümmler's Verlagshandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Von **C. Radenhausen.**

Zweiter Band.

51 Bogen gr. 8. 10 *M.* 50 *S.*

Neuer Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Deutsche Treue.

Ein

vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Felix Dahn.

8. brosch. n. 3 *M.*, geb. n. 4 *M.*

Früher erschien:

Felix Dahn, Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. brosch. n. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

—— **Zwölf Balladen.** 8. In eleg. Einband mit Goldschnitt. n. 3 *M.*

Soeben erschien:

Cursus

der

National- und Socialökonomie

einschliesslich der

Hauptpunkte der Finanzpolitik.

Von

Dr. E. Dühring,

Docenten der Staatswissensch. u. d. Philosophie an der Berliner Universität.

Zweite, theilweise umgearb. Auflage.

gr. 8. 35. Bogen. Preis 9 *M.*

Leipzig. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Verlag von **H. Hartung & Sohn** in **Leipzig.**

Morier, R. B. D., Engl. Geschäftsträger in München, **Selbstregierung. Die deutsche Gemeindeverwaltung auf Grundlage der Preuß. Kreis-Ordnung im Vergleich zum engl. Selfgovernment.** Deutsch von Dr. **H. Bela.** Mit Vorwort von Prof. Dr. **von Holtzendorff.** 2 *M.*

Rinne, K. F., Der orthodoxe Glaube und d. orthod. Kirche im Hinblick auf das Evangelium vom Reiche. Oder: **Die Versöhnung des Christenthums mit der Cultur des Geistes.** Eine politisch-religiöse Abhandlung. 1 *M.* 80 *S.*

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben:

Zur Geschichte unserer Zeit.

Von

Karl Gutzkow.

8. eleg. brochirt. 6 *M.*

Der Verfasser giebt in diesem Bande, der zugleich den 10ten seiner Gesammelten Werke bildet, **zum ersten Male** eine Zusammenstellung seiner politischen Abhandlungen und Schriften. Diese reichen bis auf das Jahr 1832 zurück. Jeder, der freimüthige Auffassungen über Welt und Zeit, Vaterland und Kirche, verbunden mit geistvoller Darstellung zu würdigen weiß, wird sich von diesen wahren Beiträgen zur Entwickelungsgeschichte unsrer Zeit in hohem Maße befriedigt fühlen.

Der große Krach.

Roman

von

Max Ring.

4 Bde. 8. eleg. broch. 12 *M.*

In dem vorliegenden Romane, der eine **ausgezeichnete** Leistung des bedeutenden Verfassers ist, entrollt derselbe dem Leser ein culturgeschichtliches Bild der **Börsenkatastrophe**, deren nachtheilige Folgen für Deutschland sich jetzt erst herausstellen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

„O dolce Napoli".

Neapolitanische Volkslieder in heimischer Volksmundart und deutscher Uebertragung

von **Ph. Freytag.**

gr. 8. Roth cart. Pr. 4 *M.* netto.

MEYERS REISEBÜCHER.

SÜD-FRANKREICH von *Dr. Gsell-Fels* empfiehlt sich den nach den **Kurorten des Mittelmeers** Reisenden als ein zuverlässiger, auch medicinisch vortrefflich orientirender Führer. Prof. Dr. *Rud. Virchow* begrüsste seiner Zeit das Buch als *„ein höchst erfreuliches Ereigniss, da es in anschaulichster und anziehendster Weise die Lokalverhältnisse nach allen Richtungen hin erörtert etc."*.

Preis: elegant gebunden 9 *M.*

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung von H. Haessel in Leipzig.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 4. December 1875. Band VIII.

V. 8. 116. 49

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Die schweizerische Nationalität. Eine politische Studie von Bluntschli. — Der Wiener Bäcker und seine Feinde. Erinnerungen aus Constantinopel (August 1875). Von Karl Braun. III. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Der Krüppel. Ein Märchen von H. C. Andersen. — Ein Franzos, mit dem sich's reden läßt. Von Johannes Scherr. II. (Schluß.) — Aus Europa. Neue Aquarelle und Skizzen von E. Hildebrandt. Von v. Leixner. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Ein Fallissement." Schauspiel in vier Acten von Björnstjerne Björnson. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Die schweizerische Nationalität.

Eine politische Studie

von

Bluntschli.

Der Gedanke, daß es eine eigenartige schweizerische Nationalität gebe, den neuestens Professor C. Hilty in Bern in seinen „Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft" (Bern 1875) wissenschaftlich zu begründen gesucht hat, ist in der Schweiz nicht neu. Im Grunde ist schon der berühmte Geschichtschreiber der schweizerischen Eidgenossenschaft Johannes Müller zu Ende des vorigen Jahrhunderts und vor der helvetischen Revolution von demselben Gedanken ausgegangen. Er schilderte die Eidgenossen als eine eigenthümliche Nation, deren Glieder in Länder und Städte getheilt aber eng verbündet waren, welche die alte Freiheit wider die Gewaltherrschaft männlich vertheidigt, durch ihre Tapferkeit Ruhm erworben, durch ihre republicanischen Tugenden die öffentliche Wohlfahrt gefördert und geachtete glückliche Gemeinwesen geschaffen habe. Damals freilich unterschied man noch nicht so vorsichtig, wie es die heutige Wissenschaft thut, zwischen dem Culturbegriffe Nation und dem staatsrechtlichen Begriffe Volk. Da es ein Schweizervolk unzweifelhaft gab, damals freilich noch ohne einheitliche Organe seines Willens und gespalten in die selbständigen Cantone, so schloß man daraus auf die schweizerische Nationalität. Der Glaube an die Existenz einer besonderen Schweizernation neben der deutschen, der französischen, der italienischen Nationalität hat zwar seit Johannes Müller schwere Angriffe erfahren und ist in der herkömmlichen, naiven Form durch die geschichtliche Kritik als unhaltbar und irrthümlich bezeichnet worden, er hat sich aber trotzdem in der Volksmeinung erhalten. Heute wird er neuerdings in gereinigter Fassung wieder gelehrt. Die Frage verdient wohl eine nochmalige Prüfung: Gibt es eine schweizerische Nationalität? Wir haben in unserm „nationalen Zeitalter" die Macht des Nationalgefühls erfahren; wir sehen überall, daß die heutige Staatenbildung mehr als früher von der Nationalität ihren Anstoß erhält und aus dem nationalen Gemeinbewußtsein ihre besten Kräfte zieht. Es ist daher für die Existenz und die Sicherheit der Schweiz nicht gleichgültig, ob sie ein nationales oder, wie die herrschende Meinung behauptet, eher ein internationales Staatswesen sei. Je nach der Antwort auf diese Grundfrage wird die schweizerische Politik ihren Geist und ihre Richtung erhalten.

Damit eine neue Nationalität in der Geschichte sich bilde, muß eine eigenthümliche Geistesart, welche die nationalen Massen verbindet, auch in dem Leben deshalb deutlich sich offenbaren und sogar erblich in den Familien fortgepflanzt werden, und es muß überdem diese besondere Weise so entschieden die Gemeinschaft bewegen, daß sie sich von den andern, nun fremd gewordenen Nationen, mit denen sie früher zusammenhing, lostrennt und sich von denselben abhebt. Es können verschiedene geistige Momente auf die Bildung der Nationalität einwirken, aber niemals entsteht eine Nation ohne einen besonderen Geist. In alter Zeit hat die Religion öfters die Menschen geschieden und verbunden und so national gespalten. Später wirkte der Unterschied der Sprachen und der Literaturen stärker auf die Scheidung der Nationen. Zuweilen hat der Gegensatz der Interessen und der Wohnsitze die Trennung der einen von den andern verursacht.

Wenn von schweizerischer Nationalität gesprochen wird, so kann dieselbe nicht auf die Sprache oder die Religion und nicht auf die Interessen begründet werden. In allen diesen Beziehungen sind die Schweizer von jeher mit den großen Nationen, welche die Schweiz umschließen, den Deutschen, den Franzosen, den Italienern nicht blos stammverwandt, sondern innig verbunden. Die Schweizer sprechen daher unbedenklich selber von der deutschen Schweiz und von der wälschen (romanischen) Schweiz.

Die schweizerische Nationalität wird vielmehr als das Werk der politischen Idee dargestellt. „Wir sind niemals vor 1291 (dem ältesten Bunde)," schreibt Hilty, „ja man darf sagen, wir sind vor 1798 (der helvetischen Revolution) keine Nation gewesen. Durch die beständig wirkende Macht wahrhafter Freiheit und Wohlfahrt über die bloße Gewohnheit, der politischen bewußten Idee über die rohe Naturanlage haben wir seither angefangen und müssen noch immer fortfahren eine Nation zu werden". Die Bildung der schweizerischen Nationalität wird also nicht mehr in die Anfänge der Schweizergeschichte zurückverlegt, sie wird vielmehr als der Abschluß der früheren Geschichte und als die langsam herangereifte Frucht der Gegenwart betrachtet.

Wenn die heutige Staatenbildung eine nationale genannt wird, so denkt man sich die Nationalität als die bewegende Kraft, als die Ursache und den nationalen Staat als die Wirkung dieser Ursache. In der obigen Erklärung der schweizerischen Nationalität wird das Verhältniß umgedreht. Die Nationalität wird zur Wirkung, das schweizerische Staatswesen zur Ursache.

Gewiß ist es möglich, daß ebenso wie im Alterthum die Religion neue Nationalitäten von andern Nationen getrennt und zu besonderer Culturgemeinschaft verbunden hat, so die Politik

Digitized by Google

eine ähnliche Wirkung äußere. Schon in dem helleniſchen Alterthum wurden die Spartiaten und die Athener als beſondere Nationalitäten betrachtet, wenngleich jene und dieſe durch die Religion, die Sprache, die Sitte und das Recht zu der gemeinſamen helleniſchen Nationalität gehörten. Ebenſo haben im Mittelalter Genueſen, Florentiner, Venetianer ſich für beſondere Nationalitäten gehalten. In der Schweiz ſelber ſtanden ſich ähnlich Züricher und Berner bald zur Seite, bald gegenüber, wie beſondere Nationen. In allen dieſen Beiſpielen war der ſtaatliche Zuſammenſchluß und der politiſche Gemeingeiſt die entſcheidende Kraft, welche der Nationalität ihr Gepräge aufdrückte. Freilich wurden dieſe engen und unvollkommenen Nationalitäten ſpäter aufgelöſt, als das Bewußtſein nationaler Zuſammengehörigkeit in den weiteren Kreiſen erwachte und die Politik größere Staatsweſen verlangte und verwirklichte.

Die Nationalitätenbildung kraft der politiſchen Idee zeigt ſich in neuerer Zeit vorzüglich bedeutſam und nachhaltig in der Unterſcheidung der nordamericaniſchen Nationalität von der engliſchen, mit welcher ſie urſprünglich Eine geweſen war, und mit der ſie in Religion, Sprache und Recht heute noch verbunden iſt.

Freilich hat der Gegenſatz zweier Welttheile, die durch das weite Meer geſchieden ſind, und völlig anderer Lebensbedingungen auf dem americaniſchen Continente als auf den altbevölkerten britiſchen Inſeln einen ſehr bedeutenden Antheil an dieſer Spaltung der alten und der Ausbildung einer neuen Nationalität gehabt. Die Bildung der americaniſchen Nationalität hatte ſchon erhebliche Fortſchritte gemacht, bevor ſich die Kolonien von England losſagten. Die nordamericaniſche Staatenbildung war daher weſentlich Wirkung, nicht Urſache der neuen Nationalität. Aber es läßt ſich nicht leugnen, der Gegenſatz der politiſchen Verfaſſung und der politiſchen Idee hat den Unterſchied zwiſchen der engliſchen und der nordamericaniſchen Nationalität ſchärfer ausgebildet und gekräftigt. Es zeigt ſich alſo hier auch die Wechſelwirkung der Nation und des Volks.

Mich wundert, daß Hilty nicht neben der politiſchen Idee die Natur des Landes zu Hülfe rief, um den Gedanken der ſchweizeriſchen Nationalität annehmbarer zu machen. In der That hat die Schweiz einen landſchaftlich eigenthümlichen Charakter. Wenn ſich die Schweizer wie eine beſondere Nationalität fühlen, ſo entſpringt dieſes Gefühl vornehmlich der Liebe zu ihrer ſchönen Heimat. Die wilden beſchneiten und felſigen Hochalpen, die ſonnigen Höhen des Mittelgebirgs mit ihrer reinen Luft, ihren herrlichen Ausſichten, ihren ſaftigen Viehweiden, die jugendlich thalwärts ſtürzenden Bäche und Flüſſe, die blauen Seeen, die wohlbebauten Thäler, die ſchmucken Höfe, Dörfer, Städte laſſen in der Seele der Schweizer liebe Bilder zurück, welche die Freude an ihrem Vaterlande immer wieder neu entzünden und erheitern und in der Ferne die Sehnſucht des Heimwehs ſtacheln. Der Schweizer fühlt ſich als Sohn der Gebirgsnatur im Gegenſatz zu dem Flachländer und als Binnenländer zugleich im Gegenſatz zu dem Küſtenbewohner. Wohl gibt es auch außerhalb der Schweiz Alpen, Berge, Seeen und Flüſſe; aber das Schweizerland bildet doch ein ſo abgerundetes und reich gegliedertes Naturganze, daß auf dieſem Boden wohl ein eigenartiges Gefühl gemeinſamer Heimat aufwachſen kann, welches die Bewohner, wenngleich ſie in verſchiedenen Thälern hauſen und verſchiedene Sprachen reden, doch gleichſam als Söhne desſelben Vaterlandes verbindet.

Die Politik wirkt nur inſofern und in dem Maße nationalitätenbildend, als ſie nicht blos die Staatsverfaſſung beſtimmt und das Staatsleben leitet, denn darin bewährt ſich die Volksindividualität, ſondern außerhalb der Staatseinrichtungen und Staatshandlungen die Sitten und die Lebensweiſe der Bevölkerung eigenthümlich geſtaltet und von andern Nationen unterſcheidet.

Daß die Uebung ſchweizeriſcher Politik auch derartige Wirkungen hervorgebracht habe, kann nicht beſtritten werden.

Die von den Vorfahren ererbte, von den Nachkommen treu gehegte Freiheitsliebe, die Erinnerung an ſchwere und ſiegreiche Kämpfe zur Behauptung der Volksfreiheit wider die Herrſchſucht der Fürſten und den Druck des Adels, die fortwährende Uebung eines Jeden in männlicher Selbſthülfe, die feſtgewurzelte republicaniſche Geſinnung und die Bewahrung republicaniſcher Thatkraft haben eine bedeutende Einwirkung gehabt auf den Charakter und das ganze Verhalten der Schweizer überhaupt. Sie haben ihr Selbſtvertrauen geſtärkt, ihr Bewußtſein von Menſchenwürde gehoben, ihre Fähigkeit, jede Aufgabe des wechſelvollen Lebens mit praktiſchem Sinne zu erfaſſen und muthig einzugreifen wo es nöthig wird entwickelt. Ein offener Sinn für natürliche Verhältniſſe, geſunder Menſchenverſtand, praktiſche Gewandtheit ſind in der Schweiz keine ſeltenen Eigenſchaften. Auch der gemeine Mann urtheilt innerhalb des Bereiches der ihm bekannten Verhältniſſe mit einer Klarheit und Einſicht, welche den höher gebildeten Fremden oft überraſcht. Neben den lichten Tugenden fehlen freilich auch die Schatten nicht. Der Opferbereitſchaft für öffentliche Zwecke ſteht ein harter Egoismus gegenüber, der rückſichtslos auf Erwerb und Geldgewinn los geht. Nur mühſam kann ſich mitten unter dem realiſtiſchen Getriebe das feinere idealiſtiſche Streben Anerkennung verſchaffen. Die Demagogie bemächtigt ſich gelegentlich der Führung der Maſſen. Die Liebe zur Freiheit artet zuweilen in rohe Frechheit aus. Die Gewandtheit, ſich in verſchiedenen Lagen zurecht zu finden, und der öftere Wechſel ſowohl der Aemter als der Berufe wird auch zu einem Hinderniß höherer Berufstüchtigkeit und macht das Leben unſicher und ſchwankend.

Aber dieſe Züge ſind bis auf einen gewiſſen Grad nationale Charakterzüge geworden. Sie geben dem ſchweizeriſchen Weſen eine eigenartige Geſtalt, welche dasſelbe von den andern Nationen unterſcheidet, und ſie verbinden die deutſchen mit den romaniſchen Schweizern zu einer Culturgemeinſchaft.

Eine ähnliche Wirkung übt die äußere Politik auf die Sitten und die Denkweiſe der Schweizer aus. Seit den unglücklichen Verſuchen der Schweizer eine europäiſche active Politik zu verfolgen, welche zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in Norditalien unternommen worden ſind, iſt die ſchweizeriſche Neutralität zu einem Grundzug der eidgenöſſiſchen Politik geworden. Die ſogenannte ewige Neutralität der Schweiz iſt eine Garantie ihres Friedens und eine Schutzwehr ihrer republicaniſchen Freiheit. Aber ſie bedeutet auch Enthaltſamkeit von den auswärtigen Kämpfen, Nichttheilnahme an den großen Kämpfen und Thaten der europäiſchen Mächte.

Dieſe Gewöhnung an die Neutralität hat die Schweizer ſchärfer von den großen Nationen abgetrennt, welche ſie umgeben, und ihren Sinn wie ihre Lage mehr dem inneren vaterländiſchen Leben zugewendet. Die Schweizer beobachten die große Politik aus der Ferne, mit weniger Aufmerkſamkeit als ihre kleineren Parteiſtreitigkeiten. Sie haben auch für jene ein geringeres Verſtändniß als für ſchweizeriſche Angelegenheiten. Die Schweiz iſt nicht ſtark genug, nicht mächtig genug, um einen thätigen Antheil an den europäiſchen Kämpfen zu nehmen. Der Verzicht darauf iſt ein Gebot beſcheidener Klugheit, keine Bewährung der Thatkraft. Aber er wirkt mit dazu, den Schweizern das Gefühl einer für ſich beſtehenden Nationalität zu geben und zu erhalten. Würde die Schweiz dieſe Neutralitätspolitik aufgeben, ſo würde ſie, einmal in die mächtige Strömung der großen Nationen hineingeriſſen, in Gefahr gerathen, daß ihre verſchiedenen Beſtandtheile, von den verwandten Nationen angezogen nach dem Attractionsgeſetz, das wie in der Phyſik auch in der Politik ſeine Macht bewährt, mit denſelben zuſammenflöſſen und ſo die bisherige internationale Bedeutung der Schweiz von den nationalen Mächten zerriſſen würde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Wiener Bäcker und seine Feinde.

Erinnerungen aus Constantinopel (August 1875).

Von Karl Braun.

(Schluß.)

III.

Also meine Bäckerei in Stambul, sagte der Wiener Bäcker an Bord des Bosporus-Dampfers, nachdem er mir zuvor eine neue Cigarette gewickelt und mit gemüthlicher Grazie überreicht hatte, also mit meiner Bäckerei wäre alles recht gut gegangen, wenn die Pfaffen — ich meine natürlich immer nur die muhamedanischen — Sie verstehen mich! — also, wenn die Pfaffen nicht wären, der Scheikh-ul-Islam und seine Ulema's. Wie Sie wissen, mußte früher jeder, der in türkische Dienste trat, auch Muhamedaner werden. Das ist jetzt nicht mehr der Fall. Es befindet sich eine Menge Ausländer im Staatsdienste, besonders Franzosen, welche durch den Krimkrieg sehr gehoben wurden, aber seit 1870 wieder etwas im Course gefallen sind. Man hat von ihnen nicht verlangt, daß sie ihren Glauben abschwören, sondern war zufrieden, wenn sie statt des schwarzen Cylinders einen rothen Fez aufsetzten. Von mir verlangte man's natürlich noch viel weniger; denn ich war ja kein Staatsmann, sondern hatte nur dem Sultan seine Brode zu backen; und ich bin von jeher der Meinung gewesen, daß das Bäckergeschäft mit der Religion gar nichts zu schaffen hatte; denn als der Heiland die zehntausend Hungrigen mit Brod speisen wollte, bedurfte er dazu keinen Bäcker. Ist das nicht so?

Aber die Ulema's waren anderer Meinung. Sie kamen von Zeit zu Zeit und inspicirten die Bäckerei. Ich war ihnen natürlich ganz höflich, weil ich schon genug gemerkt hatte und dachte, mit den Kerls darfst du's nun einmal nicht verderben. Aber unbequem waren sie mir. Was haben die Leute, so dachte ich, in meinem Geschäft herumzuschnüffeln, wovon sie doch gar nichts verstehn? Ich fragte daher an, ob ich mir das gefallen lassen müßte. Jawohl, hieß die Antwort, die Ulema's müssen sehn, ob alles koscher ist. Gut, dacht' ich. Aber wahrscheinlich hatten sie von meiner Anfrage gehört, und von diesem Augenblicke an hatt' ich's für immer mit ihnen verdorben. Es dauerte nicht lange, so entdeckten sie in einem der Pinsel, die man ja, wie Sie wissen, bei dem Bäckergeschäft nicht entbehren kann, eine Sauborste. Das gab ein großes Geschrei, denn die Sau und ihre Borste ist nicht koscher; es sollte alles nur aus Kameelshaaren gemacht sein. Als wenn so ein häßliches Kameel nicht viel unappetitlicher wäre! Kurz, es gab einen Mordspektakel über die Sauborste. Sie verlangten, ich solle unter die Aufsicht eines Ulema gestellt werden, der in der Bäckerei stets an meiner Seite sei und mir auf die Finger sehe.

Das war mir denn doch zu arg. Ich, ein vollkommener und gelernter Bäcker, der seine Lehrlings- und Gesellen- und Wanderzeit richtig durchgemacht, seine Gesellenprüfung bestanden und sein Meisterstück gemacht, nicht nur in Oestreich, sondern auch in vieler fremden Herrn Ländern mit Ehren bestanden hat, ich sollte einen Aufseher bekommen in Gestalt eines unwissenden türkischen Bonzen, welcher noch nicht einmal eine faule Dickwurz von einer frischen Muskatnuß unterscheiden konnte? Nein, das war mir zu arg. Das ging wider meine Ehre als Meister. Ich gedachte es darauf ankommen zu lassen. Da schlug sich der Padischah, dem meine Wiener Bretzeln außerordentlich gut schmeckten, selber in's Mittel. Er war früher schon zweimal in der Bäckerei gewesen, und hatte mir jedesmal seine Zufriedenheit bezeugt und mir ein ansehnliches „Backschisch" (das heißt auf Türkisch Trinkgeld) hinterlassen.

Nun kam er zum dritten Mal, und zwar mit einem ganzen Schwarm von Großwürdenträgern und von Ulema's, den Glaubens-Scheikh an der Spitze. Was da geredet wurde, habe ich nicht alles verstanden. Soweit reicht nicht mein Türkisch. Ich sah nur dem Sultan an, er war sehr verdrießlich. Ich habe Ihnen schon gesagt, die Leute irren sich, wenn sie glauben, der Sultan sei allmächtig und habe es wer weiß wie gut. Er hat sein vollgerütteltes Maß Aerger jeden Tag und besonders mit den Ulema's. Deshalb sieht er auch so gelangweilt und verdrossen aus, und auf seiner Stirne und zwischen den Augen liegen tiefe und schwermüthige Falten. Er macht ein Gesicht, als wenn er immer zu seinen Leuten sagen wollte: Ihr könnt mir alle gestohlen werden.

Wie er nun in der Bäckerei war, ließ er mir durch den Dolmetscher eröffnen, daß es allerdings sein Wille sei, daß auch in der Bäckerei nicht gegen die Gesetze des Islam verstoßen werde, und daß ich in dieser Beziehung den Vorschriften der Ulema's zu folgen habe. Auch sei die Rede davon, mir einen türkischen Vorgesetzten zu geben.

Wenn nun die türkischen Pfaffen glaubten, ich werde Deutsch antworten und mich damit in die Hände ihres Dragoman*) begeben, welcher ja von dem, was ich sagte, dem Sultan hinterbringen oder vorenthalten konnte, was ihm beliebte — dann irrten sie sich sehr. So dumm ist ein Wiener denn doch nicht. Ich wußte, daß der Sultan ganz gut Französisch kann und antwortete daher flott auf Französisch. Das hatte den Vortheil, daß ich keinen Dragoman brauchte, und daß die türkischen Pfaffen, welche sehr unwissend sind, mich nicht verstanden und daher auch nicht dreinreden konnten. Von den weltlichen Großwürdenträgern verstand wohl Mancher französisch, allein die waren nicht darauf aus, mir zu schaden. Sie wußten sehr wohl, der Sultan war mir gewogen wegen meiner vortrefflichen Bretzeln.

Hoher Padischah, so ungefähr sagte ich, die Franken haben ein Sprüchwort, welches lautet: Viel Köche verderben den Brei; und was vom Kochen gilt, das gilt auch vom Backen, und ich glaube sogar vom Regieren. Man will mir einen Vorgesetzten geben, welcher zusehen soll, daß Alles mit richtigen Dingen hergeht. Nun ist Zweierlei möglich. Entweder versteht der Mann das Geschäft ebenso gut oder besser als ich, dann bin ich überflüssig. Oder er versteht es nicht, dann ist er überflüssig. Es kann eben nur Einer commandiren. Wenn zwei commandiren, wissen die Leute nicht, wem sie gehorchen sollen. Es können eben nicht alle Herr sein, wie dies so schön im türkischen Sprüchwort gesagt ist: Ich bin Herr, du bist Herr — wer aber soll dann die Pferde striegeln? Jetzt bin ich verantwortlich für Alles. Wenn der hohe Padischah meine Bretzeln nicht mehr liebt, wird er mich fortschicken. Wenn er davon krank wird, dann wird er mir den Kopf vor die Füße legen lassen. Ich komme jetzt auf für Alles. Ich kann das, weil ich allein das Commando führe. Wenn aber ein Andrer commandirt oder mir auch nur drein zu reden hat, kann ich dann noch dafür aufkommen? Ich kenne die Ulema's nicht, aber ich habe schon Schlimmes von ihnen gehört, und Allah allein ist allwissend. Aber ich frage nur: Wenn der Mann, der in die Bäckerei gesetzt werden soll, heimlich und hinter meinem Rücken Gift in den Teig streut, aus welchem die Bretzeln gebacken werden, welche für den allerhöchsten Mund meines allergnädigsten Herrn und Padischah bestimmt sind — was dann?

Ich schilderte noch ausführlich, was alles daraus Entsetzliches entstehen könne. Die Ulema's machten Gesichter wie eine Katze wenn's donnert, denn sie verstanden kein Wort. Der Padischah aber hörte immer aufmerksamer zu; und zuletzt sagte er auf türkisch (so daß es auch die Beamten und Geistlichen alle verstanden): Gut, mein Sohn, es soll bleiben, wie es ist, du sollst keinen Vorgesetzten haben; aber die Vorschriften des Islam müssen streng beobachtet werden; im Uebrigen aber bin ich zufrieden mit dir! Der Dragoman übersetzte mir das. Auch erhielt ich ein ansehnliches Backschisch. Ich war

*) Dragoman ist das im Orient allgemein übliche Wort für Uebersetzer und Cicerone. Es kommt her von dem persischen Terdschiman. Auf Tartarisch-Türkisch heißt es Dalimatsch (persisch: Talmisch), daher stammt unser deutsches Wort Dolmetscher (altdeutsch: Tolimatsch).

Digitized by Google

im siebenten Himmel und dachte, nun ist Alles glücklich überstanden. Aber ich irrte mich wieder.

Obgleich ich in Betreff der Sauborsten und aller andern Dinge die höchste Vorsicht anwandte, gab es doch immer wieder von Neuem Beschwerden, namentlich u. A. auch darüber, daß ich nur fränkische, d. h. deutsche Gesellen hatte. Ob denn der Nemetsch allein im Stande sei, etwas zu lernen, hieß es, ob ich nicht statt der Gjaurs Türken annehmen und sie anlernen könne?

Ich sagte, einem alten türkischen Bäcker könne man das fränkische Backen nicht zumuthen, ebenso wenig, wie ich, obgleich ein gerechter und vollkommener, doppelt geprüfter Bäckermeister, jetzt noch die türkische Bäckerei zu erlernen im Stande sein würde. Türkische Lehrlinge hätten sich aber noch nicht bei mir gemeldet.

Damit hatte ich aber in ein Wespennest gestochen. Oh, hieß es, was das anbelange, für türkische Lehrlinge wolle man sorgen. Und nun schickten sie mir junge Türken, Zöglinge der école polytechnique, die sollten bei mir so nebenher das Bäckerhandwerk alla franca erlernen. Nun, dachte ich, wenn Einer davon einschlägt, dann wird er dazu bestimmt sein, dir die Schlappen auszutreten. Gleichwohl gab ich mir mit den Burschen alle menschenmögliche Mühe. Aber es half nichts. Es waren zucht- und meisterlose Rangen. Sie waren faul wie die meisten Türken. Außerdem hatten ihnen die Schulmeister auf der école polytechnique noch allerlei gelehrte Maikäfer in den Kopf gesetzt, ohne daß sie etwas Rechtes gelernt hatten. Wer aber ein Handwerk lernen soll, und besonders so ein schweres wie die Bäckerei, der muß mit ganzem Herzen dabei sein. Die türkischen Buben aber wickelten den ganzen Tag Cigaretten und wollten sogar bei der Arbeit rauchen. Das denken Sie sich einmal, lieber Landsmann, — Teig kneten und Cigaretten dazu rauchen, von welchen Tabak und Asche abfällt! Was sind alle Sauborsten der Welt dagegen? Nun ich that meine Schuldigkeit. Ich verbot das Rauchen auf's strengste, und als ich doch wieder einen der jungen Herrn dabei erwischte, gab ich ihm eine Batsch, daß er den Himmel für ein Scheunenthor ansah. Da war aber der Teufel erst recht los. Ein Gjaur, ein ungläubiger Hund, hatte einen rechtgläubigen Türken, einen Sohn vornehmer Eltern, einen Schüler der école polytechnique gehauen, — das war unverzeihlich. Da wurden denn alle alten Geschichten und Schweinsborsten wieder aufgewärmt, und ich war schließlich froh, wie ich mit einfacher Entlassung davon kam. Der Padischah, der mir immer ein gnädiger und guter Herr war, hätte mich gewiß gern behalten; allein er konnte gegen das Geschrei nicht aufkommen.

So betreibe ich denn nun im Sommer eine Bäckerei in Bujuk-Dere, wo während der heißen Jahreszeit alle anständigen Leute aus Constantinopel hinziehen. Ich backe für alle vornehmen Herrschaften, auch für Euren deutschen Botschafter, der ein sehr feiner Herr ist. Ich befinde mich wohl, verdiene mehr als ich brauche und danke jeden Tag meinem Schöpfer, daß ich nichts mehr mit Pfaffen zu thun habe.

Literatur und Kunst.

Der Krüppel.*)

Ein Märchen von H. C. Andersen.

Es war ein alter Herrenhof mit jungen prächtigen Herrenhofsleuten. Reichthum und Segen hatte diese Gutsherrschaft, sich erheitern und vergnügen wollte sie, und Gutes that sie auch. Alle Menschen sollten fröhlich sein, wie sie selbst es war!

Am Weihnachtsabend stand ein großer, herrlich geputzter Weihnachtsbaum in dem alten Rittersaal, in welchem das Feuer in den Kaminen loderte und Tannenreißer um die alten Bilder an den Wänden geschlungen waren. Hier versammelten sich die Herrschaft und die Gäste, es fand Gesang und Tanz statt.

Früher am Abend war die Weihnachtsfreude schon in der Gesindestube gewesen. Auch hier stand ein großer Tannenbaum mit flammenden rothen und weißen Lichtern, mit Flaggen, aus Papier ausgeschnitzten Schwänen und Netzen, die mit Zuckerplätzchen aller Art gefüllt waren. Die armen Kinder des Kirchspiels waren eingeladen, und mit den Kindern kamen auch die Mütter an. Die Mütter schauten den Baum nicht sehr an, ihre Blicke hafteten an den Weihnachtstischen, auf welchen Wollenes und Leinenes, Rockzeug und Hosenzeug lagen. Ja, dahin schauten die Mütter und die erwachsenen Kinder, nur die Kleinen streckten die Hände nach den Lichtern, dem Flittergold und den Fahnen und Flaggen aus.

Diese Leute kamen schon am Nachmittag an, sie bekamen Milchreis, bestreut mit Zimmt und Zucker, und Gänsebraten mit Rothkohl. War dann der Weihnachtsbaum besehen, und die Geschenke vertheilt, so erhielt noch Jeder ein kleines Glas Punsch und Pfannkuchen.

Wenn sie darauf in ihre eigene ärmliche Stube zurückgekehrt waren, sprachen sie von dem „guten Leben", was so viel hieß, als das gute Essen und Trinken, und die Gaben wurden nochmals genau besehen.

Da war nun Garten-Kirstine und Garten-Ole. Mit einander verheirathet, hatten sie das Haus und das tägliche Brod für ihre Arbeit, Jäten und Graben, in dem Herrenhofgarten. An jedem Weihnachtsfeste bekamen sie ihren guten Theil von den Geschenken, sie hatten aber auch fünf Kinder, alle fünf wurden von der Herrschaft gekleidet.

„Hier sind gute Kleider für die vier Kinder," sagte Garten-Ole. „Aber warum ist hier nichts für den Krüppel? Sie pflegen doch sonst auch den zu bedenken, wenn er auch nicht mit ist bei dem Fest!"

Es war das älteste der Kinder, welches er den „Krüppel" nannte; sonst hieß das Kind Hans.

Als kleines Kind war er der flinkeste und lebhafteste Knabe, aber dann wurde er mit einem Mal „schlotterig in den Beinen", wie sie es nannten, und konnte weder stehen noch gehen, und nun war er in's fünfte Jahr hinein bettlägerig.

„Ja, Etwas habe ich denn doch für ihn bekommen!" sagte die Mutter. „Aber es ist weiter Nichts, es ist nur ein Buch, er kann drin lesen."

„Na, dabei soll er nicht fett werden!" sagte der Vater.

„Aber Hans wurde froh dabei. Er war ein recht aufgeweckter Knabe, der gern las, aber auch die Zeit zur Arbeit benutzte, soweit er, der stets im Bette liegen mußte, es eben konnte. Er that gern 'was Nützliches, er war fingerfertig, strickte wollene Strümpfe, ja ganze Bettdecken; die gnädige Frau auf dem Herrenhofe hatte sie gelobt und gekauft.

Das Buch, welches Hans geschenkt bekommen hatte, war ein Märchenbuch; es war drin Viel zu lesen, Vieles zum Nachdenken.

„Das Buch ist zu gar keinem Nutzen hier im Hause!" sagten die Eltern. „Aber, mag er lesen, so vergeht ihm die Zeit, er kann doch nicht immer Strümpfe stricken."

Der Frühling kam; Blumen und Grünes begannen zu knospen und zu treiben, auch das Unkraut knospte, wie man ja doch die Brennessel nennen kann, obgleich es im Gesangbuch so schön von ihr heißt, daß alle Könige der Erde zusammen es nicht vermögen, das kleinste Blatt an einer Nessel zu schaffen.

Im Herrenhofgarten war viel zu thun, nicht allein für den Gärtner und dessen Lehrlinge, sondern auch für Garten-Kirstine und Garten-Ole.

*) Aus Andersens „letzte Märchen", welches Werk in einer von dem Dichter selbst revidirten Uebertragung von H. Helms bei J. Fr. Hartknoch Mitte December erscheint. Diese Firma hat auch die einzige autorisirte Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" verlegt und ist testamentarisch zur Veröffentlichung des literarischen Nachlasses berechtigt.

Digitized by Google

„Das ist ein Mühsal!“ sagte sie, „und haben wir denn die Gänge geharkt und sie recht schön gemacht, so werden sie gleich wieder niedergetreten. Hier ist aber auch ein Gedränge von Fremden auf dem Herrenhofe. Was das kosten muß! Aber die Herrschaft ist reich!“

„Es ist schlecht vertheilt in der Welt!“ sagte Ole. „Wir sind Alle Kinder des lieben Gottes, sagt der Pfarrer. Warum denn aber solch' Unterschied?“

„Das kommt vom Sündenfall!“ sagte Kirstine.

Hiervon sprachen sie wieder am Abend, an welchem Krüppel-Hans da lag, das Märchenbuch in der Hand.

Bedrängte Lebensverhältnisse und harte Arbeit hatten den Eltern nicht allein harte Hände gebracht, sondern sie auch hart in ihrem Urtheil und ihren Ansichten gemacht; sie konnten sich über die Welt nicht klar werden und sprachen sich nun immer mehr in Verdruß und Zorn hinein.

„Einige Menschen bekommen Wohlstand und Glück, andere nur Armuth! Warum muß der Ungehorsam und die Neugier unserer Stammeltern an uns gerächt werden. Wir hätten uns nicht so betragen wie die Beiden!“

„Ja, das hätten wir wohl!“ sagte plötzlich Krüppel-Hans. „Das steht Alles hier in meinem neuen Buche!“

„Was steht im Buche?“ fragten die Eltern.

Und Hans las ihnen das alte Märchen von dem Holzhauer und seiner Frau vor: die Beiden schimpften auch über die Neugier Adams und Evas, welche Schuld sei an ihrem Unglück. Der König des Landes vernahm diese Worte im Vorübergehen. „Folgt mir nach Hause!“ sagte er, „und Ihr sollt es eben so gut haben wie ich es habe, sieben Gerichte Essen und ein Schaugericht. Das letztere ist in einer mit Deckel verschlossenen Terrine, und Ihr dürft die Terrine nicht anrühren, denn in demselben Augenblick ist es aus mit dem Herrenleben!“ — „Was mag in der Terrine sein?“ sagte die Frau. — „Das geht uns nichts an!“ sagte der Mann. — „Ich bin aber doch neugierig,“ sagte die Frau, „ich möchte blos wissen, warum wir den Deckel nicht heben dürfen; da steckt gewiß 'was Delicates drin!“ — „Wenn nur nicht irgend eine Mechanik dabei ist!“ sagte der Mann, „so 'was wie ein Pistolenschuß, der abknallt und das ganze Haus weckt!“ — „Herrjeh!“ sagte die Frau und wagte die Terrine nicht zu berühren. Aber in der Nacht träumte ihr, daß der Deckel derselben sich von selbst hebe; es ströme ein Duft heraus von dem schönsten Punsch, wie man ihn bei Hochzeiten und Begräbnissen zu trinken bekommt, und es lag eine große silberne Münze da mit der Inschrift: „Wenn Ihr von diesem Punsch trinkt, dann werdet Ihr die zwei reichsten Menschen der Welt und alle Andern werden Bettler!“ — und die Frau erwachte bei dem Traum und erzählte ihn ihrem Mann. „Du denkst gar zu viel an das Ding!“ sagte er. „Wir können ja den Deckel ganz behutsam ein wenig heben, nur ein wenig!“ sagte die Frau. „Ganz behutsam!“ sagte der Mann. Und die Frau hob den Deckel ganz leise und ganz wenig. — Da sprangen zwei kleine Mäuse aus der Terrine heraus, und husch! waren sie verschwunden in ein Mauseloch. „Gute Nacht!“ sagte der König. „Jetzt könnt Ihr nach Hause gehen und weiter schlafen auf Eurem eigenen Lager; aber schimpft nicht mehr auf Adam und Eva, Ihr selbst seid eben so neugierig und undankbar gewesen!“

„Woher mag denn die Geschichte da in's Buch gekommen sein?“ sagte Garten-Ole; „ist es doch grad', als wäre sie auf uns gemünzt. Sie gibt aber viel zum Nachdenken!“

Am darauf folgenden Tage gingen sie wieder auf Arbeit; sie wurden von der Sonne verbrannt und nachher vom Regen naß bis auf die Haut; in ihrem Innern hausten verdrießliche Gedanken, die sie wiederkäueten.

Es war, nachdem sie nach Hause gelangt waren und ihre Milchgrütze gegessen hatten, noch heller Abend.

„Lies uns wieder die Geschichte von dem Holzhauer vor,“ sagte Garten-Ole.

„Es sind viele andere prächtige Geschichten in dem Buch!“ sagte Hans; „viele, die ihr nicht kennt.“

„Aber aus den mache ich mir nichts!“ sagte Ole. „Ich will die hören, die ich kenne!“

Und er und die Frau hörten die Geschichte noch einmal.

Sie kamen später manchen Abend immer wieder auf die Geschichte zurück.

„Aber mir Alles richtig klar machen, das kann sie doch nicht!“ sagte Ole. „Es ist mit den Menschen wie mit süßer Milch, die gerinnt; Einige werden zu feinem Molken- oder Quarkkäse und Andere zu dünnen wässerigen Molken allein! Es gibt Leute, die in Allem Glück haben, alle Tage obenan sitzen am Herrentische und nichts vermissen und keine Sorge haben!“

Diese Aeußerung hörte Krüppel-Hans. Elend waren seine Beine, aber sein Kopf war klug. Er las den Eltern weiter aus seinem Märchenbuch vor, las von dem „Mann ohne Noth und Sorge“. Ja, wo sei der zu finden? Aber gefunden mußte er werden; denn der König lag krank darnieder und konnte nur wieder gesunden, wenn ihm das Hemd angezogen wurde, welches von einem Mann getragen worden war, der in Wahrheit sagen konnte, er habe niemals Noth und Sorge gekannt. Das Hemd mußte aber direct vom Körper eines solchen Menschen dem Körper des Königs angezogen werden.

Es wurde nach allen Ländern der Welt gesandt, in jedes Schloß, in jeden Herrenhof, zu allen wohlhabenden und fröhlichen Menschen; aber wenn man sie genau ausfragte, so hatte doch Jedweder Noth und Sorge gehabt.

„Das habe ich nicht!“ sagte der Schweinehirt, der auf dem Feldzaun saß und lachte und sang. „Ich bin der glücklichste Mensch!“

„Nun, dann gib uns Dein Hemd her,“ sagten die Ausgesandten, „Du sollst es mit einem halben Königreich bezahlt bekommen.“

Aber — der Schweinehirt hatte kein Hemd, und doch nannte er sich den glücklichsten Menschen.

„Das war ein feiner Kerl!“ rief Garten-Ole, und er und seine Frau lachten, wie sie es seit Jahr und Tag nicht gethan hatten.

In dem Augenblick ging der Schulmeister an dem Häuschen vorbei.

„Wie Ihr vergnügt seid!“ sagte er, „das ist was Seltenes hier im Hause. Habt Ihr in der Lotterie gewonnen?“

„Nee, so ist's nicht!“ sagte Ole. „Es war Hans, der uns aus dem Märchenbuch vorlas, er las von dem Manne ohne Noth und Sorge, und der Kerl hatte kein Hemd. — Es thauet einem ordentlich die Augen auf, wenn man so 'was hört, und dazu aus einem gedruckten Buche. Jeder hat sein Fuder zu ziehen, aber er ist nicht allein dabei. Darin liegt immer ein Trost!“

„Woher habt Ihr das Buch?“ fragte der Schulmeister.

„Das kriegte unser Hans Weihnachten voriges Jahr, die Herrschaft schenkte es ihm. Sie wissen, er liest zu gern und er ist ja ein Krüppel, der Arme. Damals meinten wir, es wäre hübscher gewesen, wenn er zwei neue Hemden bekommen hätte. Aber das Buch ist merkwürdig, es kann einem so zu sagen auf seine Gedanken antworten!“

Der Schulmeister nahm das Buch zur Hand und schlug es auf.

„Laßt uns dieselbe Geschichte nochmals kriegen!“ sagte Garten-Ole, „ich habe sie noch nicht recht inne. Und darauf kann er uns auch die andere von dem Holzhauer vorlesen!“

Die beiden Geschichten genügten dem Ole vollständig, andere wollte er gar nicht. Sie waren gleichsam zwei Sonnenstrahlen in die ärmliche Stube hinein, in die verdrießlichen Gedanken, die ihn und seine Frau oft niederdrückten.

Hans hatte das ganze Buch gelesen, es viele Mal gelesen. Die Märchen trugen ihn in die Welt hinaus, wohin er sonst nicht gelangte, die Beine trugen ihn ja nicht.

Der Schulmeister saß an seinem Bette; die beiden sprachen zusammen, und es war beiden zum Vergnügen.

Von dem Tage an sprach der Schulmeister öfter bei Hans

Digitized by Google

vor, wenn die Eltern auf Arbeit waren. Es war gleichsam ein Fest für Hans, jedesmal wenn er kam. Wie lauschte er, wenn der alte Mann ihm erzählte, von der Größe der Erde und den vielen Ländern, und daß die Sonne doch fast eine halbe Million Mal größer als die Erde und so weit fort sei, daß eine Kanonenkugel in ihrer Fahrt, von der Sonne zur Erde, ganze fünfundzwanzig Jahre brauchen würde, während die Lichtstrahlen in acht Minuten die Erde erreichten.

Von diesem allen weiß nun zwar jeder tüchtige Schuljunge Bescheid, aber Hans war das neu und noch wunderbarer als Alles, was im Märchenbuche stand.

Der Schulmeister war ein paar Mal jährlich Gast am herrschaftlichen Tische, und bei einer solchen Gelegenheit erzählte er, welche Bedeutung das Märchenbuch in dem armen Hause erlangt hatte, woselbst blos zwei Geschichten des Buches Wirkung und Segen verbreitet hatten. Der schwächliche, flinke, kleine Knabe habe durch sein Vorlesen Nachdenken und Freude in's Haus gebracht.

Als der Schulmeister den Herrenhof verließ, drückte die gnädige Frau ihm ein paar blanke Thaler in die Hand für den kleinen Hans.

„Die mögen Vater und Mutter haben!" sagte der Knabe, als der Schulmeister ihm das Geld brachte.

Und Garten-Ole und Garten-Kirsten sagten: „Krüppel-Hans bringt doch auch Nutzen und Segen!"

Einige Tage später, die Eltern waren zur Arbeit auf dem Herrenhof, hielt der herrschaftliche Wagen vor dem Häuschen Oles an; es war die herzensgute Gutsherrnfrau, die, erfreut darüber, daß ihre Weihnachtsgabe dem Knaben und den Eltern solchen Trost und Freude gespendet habe, nun den kleinen Hans besuchte.

Sie brachte ihm feines Brod, Obst und eine Flasche süßen Saft, und, was noch mehr Freude bei ihm erregte, sie brachte ihm in vergoldetem Käfig einen kleinen schwarzen Vogel, der ganz reizend sang. Der Käfig mit dem Vogel wurde auf die alte hohe Commode gesetzt, die nicht weit von Hansens Lager stand, so konnte er den Vogel immer sehen und hören; ja, Leute weit fort auf der Landstraße draußen konnten ihn singen hören.

Ole und Kirstine kehrten erst nach Hause, als die Gutsherrnfrau schon wieder abgefahren war; sie vernahmen, wie erfreut Hans war, aber es wollte ihnen doch bedünken, daß das Geschenk nur Mühe verursache.

„Reiche Leute denken nun einmal nicht so weit um!" sagten sie. „Müssen wir nun auf den Vogel passen. Krüppel-Hans kann es ja nicht. Das Ende wird sein, daß die Katze ihn nimmt."

Es verstrichen acht Tage und noch acht Tage. Die Katze war unterdeß oftmals in der Stube gewesen, ohne daß sie den Vogel erschreckt, geschweige ihm 'was zu Leide gethan hatte. Da fand ein großes Ereigniß statt. Es war Nachmittag; die Eltern und die gesunden Kinder waren auf Arbeit, Hans war ganz allein; er hielt das Märchenbuch in der Hand und las von der Fischerfrau, der alle Wünsche in Erfüllung gingen; sie wollte König sein, und sie wurde es; sie wollte Kaiser sein, und sie wurde es; aber dann wollte sie der liebe Gott sein, — und sofort saß sie wieder in dem Schlammgraben, aus welchem sie gekommen war.

Die Geschichte hatte nun freilich gar nichts mit dem Vogel und der Katze zu thun, aber es war gerade die Geschichte, die er las, als das Ereigniß stattfand, und das schwand ihm später niemals aus dem Gedächtniß.

Der Käfig stand auf der Commode, die Katze stand auf dem Fußboden und sah mit ihren grüngelben Augen den Vogel starr an. Es war ein Etwas im Gesicht der Katze, als wolle sie zu dem Vogel sagen: „Wie Du reizend bist! Ich möchte Dich auffressen!"

Das begriff der Hans schon, er las es direct aus den Augen der Katze.

„Fort, fort, Katze!" rief er. „Willst Du machen, daß Du aus der Stube hinauskommst!"

Es war, als nehme die Katze sich bei diesen Worten zusammen, um zu springen.

Hans konnte sie nicht erreichen, er hatte nichts anderes nach der Katze zu werfen, als seinen liebsten Schatz, das Märchenbuch. Das warf er denn auch, allein der Einband saß ziemlich lose, derselbe flog nach der einen Seite, und das Buch selbst mit allen Blättern flog nach der andern. Die Katze ging langsamen Schrittes ein wenig zurück in der Stube und schaute Hans an, als wollte sie sagen:

„Mische Du Dich nicht in die Sache, kleiner Hans! Ich kann gehen und ich kann springen. Du kannst weder das Eine noch das Andere!"

Hans behielt die Katze im Auge und war in großer Unruhe; auch der Vogel begann unruhig zu werden. Kein Mensch war da, den Hans hätte herbeirufen können; es war, als wisse die Katze dies; sie machte sich wieder fertig zum Springen. Hans wedelte mit seiner Bettdecke, die Hände konnte er gebrauchen; aber die Katze machte sich aus der Bettdecke nichts; und da Hans auch diese ihr nachgeworfen, aber ohne Nutzen, setzte sie mit einem Sprunge auf den Stuhl und von diesem auf das Fensterbrett; hier war sie dem Vogel näher.

Hans fühlte, wie ihm vor Angst der Blick wallte, allein daran dachte er nicht, er dachte nur an die Katze und an den Vogel; außerhalb des Bettes war der Knabe ja ganz und gar hilflos, auf den Beinen zu stehen vermochte er nicht, noch weniger konnte er gehen. Ihm war, als drehte sich sein Herz im Leibe um, indem er die Katze nun weiter vom Fensterbrett auf die Commode springen sah und den Käfig anstoßen, daß er umfiel. Der Vogel flatterte entsetzt und verwirrt darin umher.

Hans stieß ein lautes Geschrei aus, er fühlte etwas wie einen Ruck durch den ganzen Körper, und ohne dabei zu denken, ohne alle Besinnung sprang er in seiner Angst aus dem Bett, auf die Commode zu, riß die Katze hinweg und ergriff mit fester Hand den Käfig, in welchem der entsetzte Vogel noch steckte. Er hielt den Käfig hoch empor und lief mit demselben zur Hausthüre, auf den Weg hinaus.

Plötzlich blieb er stehen, die Thränen strömten ihm aus den Augen; er jubelte laut auf: „Ich kann gehen! Ich kann gehen!"

Er hatte den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder erlangt; dergleichen war kaum je geschehen, und mit ihm geschah es.

Der Schulmeister wohnte ganz nahe bei; zu ihm lief Hans auf bloßen Füßen, nur im Hemd und in der Nachtjacke, das Vogelbauer immer in der Hand.

„Ich kann gehen!" rief er. „Großer lieber Gott!" Und er schluchzte in Thränen vor lauter Freude.

Und im Hause bei Garten-Ole und Garten-Kirstine zog große Freude ein. „Einen fröhlicheren Tag können wir nimmer erleben!" sagten sie Beide.

Hans wurde auf den Herrenhof gerufen; den Weg dorthin war er seit Jahren nicht gegangen, es war ihm, als wenn Baum und Gebüsch, die er so gut kannte, ihm zunickten und sagten: „Guten Tag, Hans! Wie schön, daß Du wieder da bist!" Die Sonne schien ihm in's Gesicht, ja gerade in's Herz hinein.

Die Herrschaft, die jungen, prächtigen Herrenhofsleute ließen ihn bei sich sitzen und sahen so erfreut aus, als wäre er ein Kind aus ihrer eigenen Familie.

Am meisten freute sich doch die gnädige Frau, welche ihm das Märchenbuch geschenkt und den kleinen Singvogel gebracht hatte; dieser war nun freilich gestorben, an dem Schreck verendet, allein der kleine gefiederte Sänger war gleichsam das Mittel zum Gesunden des Knaben geworden, und das Buch hatte ihm und den Eltern zur Weckung gedient; das Buch hatte der Hans noch, das wollte er aufheben und immer wieder lesen, wenn er auch noch so alt würde. Jetzt könne er auch den Eltern nützen, sagte er; er wolle ein Handwerk erlernen, am liebsten Buchbinder werden, „denn," meinte er, „so kann ich alle neuen Bücher zu lesen bekommen!"

Am Nachmittage ließ die Gutsherrnfrau beide Eltern zu sich rufen. Sie und ihr Mann hatten wegen der Zukunft des kleinen Hans Berathung gepflogen; Hans sei ein frommer, flinker Knabe, sei nicht wenig begabt und möchte gern immer lesen. Der liebe Gott werde schon seinen Segen zu einer guten Sache geben.

Digitized by Google

Und an diesem Abende kehrten die Eltern, namentlich Kirstine, recht sehr erfreut von ihrer Arbeit im Herrenhofgarten nach Hause; aber eine Woche später, an demselben Tage, weinte Kirstine, denn an diesem verließ der kleine Hans das elterliche Haus und reiste ab; er war in gute Kleider gesteckt und hatte einen ganzen Koffer voll von solchen von der Gutsherrnfrau erhalten; er sei ein guter Junge, aber jetzt müsse er über den Belt und die salzige See, weit weg, in die Schule, gar in eine „lateinische", und es würden viele Jahre vergehen, bis sie ihn wieder sehe.

Das Märchenbuch aber gab die Mutter ihm nicht mit, das wollten die Eltern zum Andenken behalten. Und Vater Ole las oft drin, doch las er nur seine beiden Geschichten, niemals eine andere, denn die beiden kenne er!

Und es kamen Briefe von Hans an, einer in freudigerer Stimmung als der andere. Er war bei guten Menschen, die wohlhabend seien, untergebracht; das Allerfreudigste war, daß er in die Schule ging; es sei gar Vieles zu lernen und zu wissen, schrieb er, und er wünsche nun blos: hundert Jahre zu leben und einmal Schulmeister zu werden.

„Ob wir das wohl erleben werden!?" sagten die Eltern, und drückten sich die Hände, wie nach dem heiligen Abendmahl.

„Was doch dem Hans geschehen ist!" sagte Ole. „Der liebe Gott denkt auch an armer Leute Kind! Grad' an dem Krüppel sollte es sich zeigen! Ist das aber nicht, als wenn Hans es uns aus dem Märchenbuche vorlese!"

Ein Franzos, mit dem sich's reden läßt.*)

Von **Johannes Scherr.**

(Schluß.)

II.

Wir Deutschen sind überzeugt, daß zwischen der thatsächlich am 15. Juli von 1870 erfolgten französischen Kriegserklärung an Deutschland und der am 18. Juli erfolgten römischen Kriegserklärung an das 19. Jahrhundert der engste Causalnexus existirte. Mit andern Worten: Frankreich sollte der „weltliche Arm" sein, womit der Romanismus den ketzerischen Germanismus niederschlagen wollte. Daß dies der wahre Sinn des Krieges war, daß die dynastischen Bedürfnisse des Bonapartismus, sowie die territorialen Eroberungsgelüste des französischen Nationalchauvinismus erst in zweiter Linie standen, ist durch den Gang der Ereignisse seit dem Frankfurter Friedensschlusse für sehende Augen klar erwiesen worden. Bei Sedan wurde nicht nur der Bonapartismus, sondern auch der Jesuitismus geschlagen; doch nur jener hat capitulirt, nicht dieser.

Herr Sorel hat die Thatsache des erwähnten Causalzusammenhanges nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt oder dieselbe wenigstens nicht also anerkannt. Aber gestreift hat er sie doch. Er zeigt (I, 74 ff.), wie der Krieg dadurch mit herbeigeführt wurde, daß die kaiserlichen Minister sich selber belogen und einander gegenseitig betrogen. Der Duc de Gramont, die Redensarten des Herrn von Beust für zuverlässige Abmachungen nehmend, schwindelte seinem Collegen Le Boeuf Allianzen vor und der Herr Marschall seinerseits schwindelte dem Herzog Kriegsbereitschaft vor („le maréchal assurait qu'il aurait des armées comme le duc assurait qu'il aurait des alliances"). Hierzu kam die falsche Rechnung hinsichtlich des deutschen Particularismus und Ultramontanismus. Es unterstehe wohl keinem Zweifel, daß welfische Söldlinge und bairische „Patrioten" die Hoffnungen, welche die kaiserlichen Minister auf die deutschen „Südstaaten" setzten, kräftig genährt hatten. Die bekannte Vaterlandsliebe des deutschen Episkopats mag sich wohl auch mit der Erwartung getragen haben, die deutschen Katholiken würden in den Franzosen auf dentschem Boden nur glaubensbrüderliche „Befreier" vom „ketzerischen Joche" Preußens sehen. Item mußte man sich ja in den Tuilerien noch entsinnen, wie eifrig und unterwürfig gewisse süddeutsche Minister i. J. 1866 den „Schutz" Frankreichs erfleht und wie zur gleichen Zeit gewisse süddeutsche „Demokraten" deutlich zu verstehen gegeben hatten, sie würden — ganz in Uebereinstimmung mit jenem offenherzigen würtembergischen Minister — etwa unter der Form eines wieder zu schaffenden Rheinbundes „lieber französisch als preußisch werden". Kein Wunder, daß so gründlich unwissende Leute von der Sorte der Le Boeuf und Gramont durch derartige Anzeichen sich zu dem Glauben verführen ließen, sie würden es nur mit einem getheilten, nicht aber mit einem geeinigten Deutschland zu thun haben.

Was Napoleon den Dritten selber betrifft, so zählte der im Juli von 1870 eigentlich gar nicht mehr mit. Er war ein gebrochener Mann. Man weiß, wie sehr die schreckliche Krankheit, an welcher er litt, nicht allein die physischen Kräfte verzehrt, sondern auch im entsprechenden Maße den Geist schwächt und den Willen beugt. Der Kaiser, das steht heute urkundlich fest, war, an Wissen und Bildung seine ganze Umgebung weit überragend, nie ein grundsätzlicher Gegner der deutschen Einheit gewesen. Die Verhandlungen sodann, welche im und nach dem Jahre 1866 zwischen Bismarck und Benedetti geführt wurden, haben unwidersprechlich dargethan, daß Napoleon ein unter preußischer Herrschaft geeintes Deutschland sofort anerkannt haben würde, vorausgesetzt, daß es ihm mit Einwilligung und beziehungsweise Unterstützung Preußens gestattet worden wäre, Frankreich „entsprechend" zu vergrößern, d. h. Belgien, Luxemburg oder auch die welsche Schweiz zu annectiren. Der Kaiser war in der That von der geschichtlichen Nothwendigkeit der Vereinheitlichung Deutschlands überzeugt, und wäre er im Sommer von 1870 noch er selbst gewesen, so würde er zweifelsohne die diplomatischen und militärischen Blendwerke der Gramont und Le Boeuf leicht in ihr Nichts aufgelöst haben. Aber er war nur noch ein schwankendes Rohr, was Herr Sorel seinerseits sehr schonend so wendet, daß er sagt, Napoleon habe sich darin gefallen, den „constitutionellen" Monarchen zu spielen („dans l'état de faiblesse physique et moral auquel il était réduit, il lui convint de prendre à la lettre son rôle nouveau de souverain constitutionnel").

An dieser Stelle sucht unser Autor den jesuitisch-romanischen Charakter der französischen Kriegslust zwar nicht ganz abzuleugnen, aber doch nach Kräften abzuschwächen, indem er die anderweitigen Motive der inneren und äußeren Lage des zweiten Empire aufzählt, welche den Kaiser bestimmen konnten, der Kriegspartei zu Willen zu sein. Indessen sieht sich Herr Sorel doch sofort genöthigt, die mehrerwähnte große Thatsache der römisch-französischen Kriegscombination wenigstens obenhin zu berühren, zu streifen, wie ich oben sagte. Er sieht sich nämlich genöthigt, von der Stellung zu reden, welche die Kaiserin Eugenie zu der Kriegsfrage genommen hatte, und da guckt denn, mag unser Autor wollen oder nicht, der loyolaitische Pferdefuß sofort unter dem spanischen Unterrock hervor. „Die Kaiserin, nach Art der meisten Frauen ihrer Rasse zugleich frivol, heroisch und leidenschaftlich, verblendet durch ihre Phantasie und durch die Schmeicheleien der Hofschranzen, zitterte für die Zukunft ihres Sohnes und faßte den Gedanken, die Ansprüche desselben auf den Thron der Napoleone mittels eines siegreichen Kriegs zu kräftigen. Ueberdies scheint sie noch seltsameren Unterstellungen nachgegeben zu haben. Es gab bei Hofe eine Gruppe, deren Mitglieder zugleich ultramontan und cäsarisch gesinnt waren. Sie predigten eine quasireligiöse Politik, eine Allianz der lateinisch-katholischen Rassen gegen die germanisch-protestantischen. So unpraktische Anschauungen vermochten ernstere Geister nicht zu gewinnen, aber ein solcher Plan hatte etwas sehr Verführerisches für eine durch große Träume exaltirte Frau. Die Kaiserin soll gesagt haben: Das ist mein Krieg!" — („C'est ma guerre! Ma jolie petite guerre!" hat sie gesagt und dieses Wort kennzeichnet allerliebst die grenzenlose Unwissenheit und den frevelhaften Leichtsinn der spanischen Donna.) — „Thatsache ist," fährt Herr Sorel fort, „daß die Kaiserin mit ebenso viel Leichtfertigkeit als Ueberzeugung zum

*) Siehe „Gegenwart" Nr. 45.

Digitized by Google

Kriege drängte. Zu erbosen braucht man sich darüber nicht; denn es war ja natürlich, daß sie sich täuschte. Das Unglück war nur, daß sie bei dem Kaiser sehr viel galt und auch auf die neuen Minister sehr verführerisch wirkte. Sie besaß großen Einfluß und dieser Einfluß war vom Uebel".

Ja wohl! Was aber unser Autor nicht meldet, ist Folgendes. In dem Ministerrath, welcher am Nachmittag des 5. Juli zu St. Cloud unter dem Vorsitze des Kaisers statthatte, herrschte die friedliche Anschauung und Stimmung noch entschieden vor. Am allerentschiedensten war Napoleon selber für den Frieden. Gleichzeitig mit dieser Sitzung fand aber noch eine statt, die der Kaiserin mit dem sogenannten Baron Jérôme David, einem Bankert des „Morgen-Wieder-Luschtik-Jérôme". Dieser Herr Baron war das Haupt der vorhin signalisirten ultramontan-cäsarischen Gruppe bei Hofe. Am Abend bestürmte die Kaiserin in einer bis nach Mitternacht währenden Unterredung den Kaiser, ihr doch „ihren kleinen hübschen Krieg" zu gewähren. Er wurde gewährt von dem willenlosen siechen Mann. Denn als sich am folgenden Morgen, am 6. Juli um 10 Uhr, der Ministerrath wieder versammelte, machte sich die Wendung des Kaisers zur kriegslustigen Seite hin sofort bemerkbar. Er selber war es, der in den von den Ministern Gramont und Ollivier verfaßten Entwurf einer dem gesetzgebenden Körper vorzulegenden Erklärung verschiedene scharfe, auf Krieg deutende und mit Krieg drohende Sätze hineinredigiren ließ. Den Inhalt dieser Erklärung kennt jedermann. Um 4 Uhr Nachmittags legte sie der Herzog von Gramont dem gesetzgebenden Körper vor. Es war im Grunde schon die Kriegserklärung. Darum wurde sie auch von der gesammten jesuitisch-imperialistischen Bande, d. h. von der Mehrheit der Versammlung, mit lautem Beifall begrüßt. Die Proteste der Opposition verhallten ungehört und der brutalste Preßbengel des zweiten Empire, der sogenannte Granier de Cassagnac, zog das Facit des gesammten von seiten der „Bande" aufgestellten Kriegsrechenexempels, indem er zum Schlusse der Sitzung brüllte: „Prenons le Rhin!"

Also in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli war die Entscheidung herbeigeführt worden, durch ein Weib herbeigeführt worden. Wie so oft, erschien auch bei dieser Gelegenheit wieder der „Unterrock" hochbedeutsam in der Weltgeschichte und die Herren Geschichtephilosophaster à la Comte und Buckle mögen zusehen, wie sie mit ihren angeblich ewigen Gesetzen die Launen und Machenschaften so eines Unterrockes in Einklang zu bringen vermögen. Wir andern sind und bleiben der Meinung, daß nicht irgendwie ein Abstractum von „Gesetz", sondern vielmehr das Concretum Mensch die sogenannte Weltgeschichte mache. Ganz in der Ordnung demnach, daß es darin so menschelt.

Es wäre ungerecht in hohem Grade, auch nur fernher anzudeuten, Herr Sorel habe, was das Eingreifen der Madame Eugenie angeht, seine Darstellung „diplomatisch" halten wollen — diplomatisch in dem bekannten bedenklichen Neben- oder meinetwegen Hauptsinn des Wortes. Unser Autor hält sich, eben als diplomatischer, d. h. im wissenschaftlich guten Sinne diplomatischer Historiker an die vorliegenden Documente, und darum mochte es ihm räthlich scheinen, der Rolle, welche die Kaiserin in dem verhängnißvollen Entscheidungsdrama von St. Cloud gespielt hat, nur beiläufig zu gedenken. Indessen hätte er bedenken sollen und müssen, daß über Proceduren, wie sie in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1870 in den kaiserlichen Gemächern zu St. Cloud stattfanden, keine Protokolle aufgenommen und keine Urkunden aufgesetzt zu werden pflegen und daß solche protokoll- und urkundelosen Acte trotzdem häufig genug von weltgeschichtlicher Wichtigkeit waren, sind und sein werden. Was folgt daraus? Die Meinung, daß in einer Erörterung der Ursachen und Ursprünge des Krieges von 1870—71 die Stellung der Frau Napoleons des Dritten zu der Frage genauer untersucht und bestimmt werden muß. Diese Untersuchung würde zweifelsohne den Nachweis erbringen, daß die unwissende, leichtfertige und bigotte Donna, als sie ihren Kriegstanz aufführte, nichts anderes war als eine Marionette, welche der vom „Al Gesù" in Rom auslaufende Draht tanzen machte.

In Betreff der entscheidenden Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli bringt Herr Sorel nichts Neues bei, aber er stellt den schmachvollen Betrug, mittels dessen die Minister Gramont und Ollivier die Mehrheit der Kammer fortrissen, in's klarste Licht (I, 180—93). Hier läßt seine Sprache an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Denn er spricht ohne alle Umschweife von jenem bekannten „document apocryphe", welches „fut présenté au pays comme une des causes de la guerre", und er fügt hinzu: „C'est un des signes les plus affligeants de la légèreté avec laquelle on conduisait alors les affaires de la France".

Von seiner Unbefangenheit und von seinem Streben nach Wahrheit liefert sodann unser Autor einen neuen Beweis, indem er das Widerstreben der französischen Republicaner gegen den Krieg illustrirt. Bekanntlich gab es unter den deutschen Demokraten gute Menschen und schlechte Musikanten genug, welche ihre eigene menschenbrüderliche Duselei auch bei den „irréconciliables" drüben als selbstverständlich voraussetzten. Die Republicaner in Paris sprachen und stimmten gegen den Krieg mit Deutschland, warum ihnen also nicht die warmen Bruderhände über den Rhein hinüber entgegenstrecken? Die deutschen Schwachköpfe! Ich hatte mir früher schon aus dem „Journal du siége de Paris" der Frau Quinet (S. 112) eine sehr lehrreiche Stelle notirt, welche über die „brüderliche" Gesinnung der französischen Demokraten gegen Deutschland und ihre Stellung zur Kriegsfrage authentischen Aufschluß gibt. Auch Herr Sorel wurde von der Wichtigkeit dieser Stelle betroffen und er hat daher dieselbe in einer Note (I, 193) abgedruckt. Wenn irgendeiner der französischen Republicaner im Sommer von 1870 den innersten Gedanken seiner Partei kannte, so war es Edgar Quinet. Nun wohl, warum war er, der unterrichtetste, ehrlichste und selbstloseste Demokrat seines Landes, gegen den Krieg? Etwa weil er die Deutschen oder wenigstens die deutschen Demokraten für „Brüder" ansah? Nein, wohl aber deshalb, weil er befürchtete, der Krieg würde das Kaiserreich befestigen und mit einem Frieden ohne Eroberungen schließen, ohne wirkliche, nennenswerthe Eroberungen, d. h. ohne die Eroberung des linken Rheinufers. Hier der Beweis. Am 18. Juli 1870 schrieb Edgar Quinet in sein Taschenbuch: „Voici mes pensées sur cette guerre. Je suppose un succès, vous verrez aussitôt le second empire bacler une paix de Villafranca, pour le prix des Français morts sur le champ de bataille, vous verrez la conquête d'un peu de fumée. On répétera que le second empire ne vit que de gloire. Pas une seule garantie contre l'Allemagne. Il ne peut être question de la prise et de la conquête de la rive gauche du Rhin, pas une conquête véritable; mais de l'apparence, de la jactance, de la servitude". Es würde spaßhaft sein, wenn es nicht gar so traurig wäre, mit diesem Herzenserguß eines französischen Republicaners die Auslassung eines deutschen zusammenzuhalten, die des Herrn Ludwig Simon aus Trier, welcher am 6. September 1870 seine Landsleute allen Ernstes aufforderte, den Brüdern Franzosen ja nichts zu Leide zu thun und sich insbesondere der Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen für Deutschland mit allen Kräften zu widersetzen. Der harmlose deutsche Träumer ließ sich demnach entfernt nicht träumen, daß der französische Republicaner nicht weniger Chauvinist ist als der französische Royalist und Imperialist und ganz ebenso steif und fest wie diese glaubt, Frankreich besitze das Monopol der Eroberung. . . . .

Weiterhin setzt unser Autor das Entstehen, Nichtsthun und Vergehen der „Liga der Neutralen" anschaulich auseinander. Rußland, im Begriffe, den ihm durch Frankreich und England aufgezwungenen pariser Friedenstractat von 1856 zu zerreißen, wollte natürlich nichts gegen Preußen thun, und weil es nichts thun wollte, konnte Oesterreich nichts thun, so krampfhaft auch Herr von Beust sich abzappelte. Lord Granville übte sich fleißig im Notenstil und die „großherzigen" Briten machten derweil mit ungeheurem Profit Waffen- und Munitionsgeschäfte. Italien, dem die deutschen Kanonen von Sedan die Thore Roms aufgeschossen, hatte genug

Digitized by Google

zu thun, sich im Quirinal leidlich einzurichten, und Spanien — denn auch an Sennor Prim wandte sich Frankreich um Hülfe — Spanien erklärte, es würde hintendreinmarschiren, so Italien voranmarschirte. Das alles ist bei Sorel mit geziemender Würde und Weitschweifigkeit dargelegt. Dagegen beschäftigt sich unser Autor, wie mir scheint, zu lange mit der abenteuerlichen Erscheinung des Monsieur Regnier, ohne doch diese Erscheinung in annehmbarer Weise erklären zu können. Denn wenn er (I, 345) zu dem Schlusse kommt, man könne zwar nicht von vornherein behaupten, daß der Mann einfach ein Agent der preußischen Staatspolizei gewesen, wohl aber sei es wahrscheinlich, daß Regnier nur ein Werkzeug war, dessen sich Bismarck bediente, so hat er weder für dieses, noch geschweige für jenes den Beweis erbracht. Mir scheint, der sonderbare Kauz war nichts anderes als einer jener in unserer Zeit bekanntlich zahllosen Narren, welche am Größenwahn, an Großmannssucht laboriren. Er wollte sich wichtig machen und Bismarck glaubte in der Lage, in welcher sich die Dinge befanden, auch von diesem Irrwisch Notiz nehmen, beziehungsweise Gebrauch machen zu müssen. Völlig aufzuhellen wird dieser „Zwischenfall" wohl niemals sein und Herr Sorel könnte, bei seiner Ansicht beharrend, sagen, daß die Verhandlungen mit derartigen Agenten oder Werkzeugen ebenfalls nicht protokollirt zu werden pflegen.

Mit nicht weniger, sondern vielleicht mit noch etwas mehr Strenge, als womit er die Politik der kaiserlichen Minister beurtheilt hatte, richtet unser Autor die Politik der Regierung vom 4. September und der unbefangene Urtheiler wird ihm fast durchweg beistimmen müssen. Insbesondere kommt Herr Sorel immer wieder auf den beklagenswerthen Mangel an diplomatischem Talent zurück, welcher bei den Regenten, die sich am genannten Tage ihrem Lande aufgeschwatzt hatten, vom Anfang bis zum Ende bemerklich machte. Nur den Herrn von Chaudordy läßt er als Diplomaten gelten, spendet dessen Bemühungen, die neutralen Mächte zum Einschreiten zu bewegen, reichliches Lob und sucht zu zeigen, daß, was dieser Diplomat gut gemacht, die übrigen Herren von der „Défense nationale" immer wieder verdorben hätten. Auf den Citoyen Gambetta ist er nicht gut zu sprechen; aber noch weit schlechter als bei Sorel kommt dieser „jeune tribun d'audience s'improvisant dictateur d'une nation" in dem Buche des orleanistischen Herrn von Mazade weg („Guerre de France", I, 443), allwo Gambetta und seine Collegen gekennzeichnet werden als „ce gouvernement de l'infatuation agitatrice et stérile". Herr Sorel verwirft selbstverständlich das nach dem Tage von Sedan deutscherseits immer stärker betonte Recht Deutschlands, mittels Zurücknahme seiner ihm früher gestohlenen und geraubten Grenzprovinzen Elsaß und Lothringen vor den ewigen Angriffen von Seiten der Franzosen besser sich zu decken und zu sichern. Nach französischem Hochmuthsdogma hat ja bekanntlich nur Frankreich das Recht der Eroberung. Wenn aber Herr Sorel meint, die Zurückforderung von Elsaß und Deutsch-Lothringen von seiten des Nationalgefühls sei schon darum unstatthaft gewesen, weil es zur Zeit, wo diese Landschaften dem Deutschen Reiche von den Franzosen geraubt worden, ein deutsches Nationalgefühl noch gar nicht gegeben habe, so irrt er sich gröblich. Ich will nicht bis in's Mittelalter hinaufsteigen, um daran zu erinnern, wie groß und stolz das deutsche Nationalgefühl bei Walther von der Vogelweide erscheint, — ich möchte Herrn Sorel nur bitten, einen Blick in die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts, namentlich in die Schriften Ulrichs von Hutten zu werfen; denn ich bin überzeugt, daß er dort den Beweis seines Irrthums finden wird. Im übrigen ist unser Autor doch wieder kaltblütig und scharfsichtig genug, das hochmüthige, jede Verständigung von vornherein abschneidende Auftreten der „Défense nationale" zu verwerfen. Er bezeichnet das bekannte Rundschreiben Jules Favres vom 6. September mit dem lapidarischen, aber unter den obwaltenden Umständen mehr komischen als erhabenen „Ni un pouce de notre territoire ni une pierre de nos forteresses" — klärlich genug als eine zweckwidrige Fanfaronade, kurzweg als eine Dummheit, welche traurig genug dadurch illustrirt wurde, daß der alte Thiers sich zwölf Tage später auf die bekannte Bettelfahrt machte, um für das stolz bramarbasirende Frankreich die Hülfe Englands, Rußlands, Oesterreichs und Italiens zu erbitten. Diese Fahrt, welche dem Patriotismus ihres greisen Unternehmers zur höchsten Ehre gereicht, brachte bekanntlich nichts zuwege als den Schmerzensschrei des Herrn von Beust: „Je ne vois plus d'Europe!" Nämlich er sah, daß sein Traumbild, mittels des deutsch-französischen Krieges so oder so, kostete es, was es wollte, zur Rache für Sadowa zu gelangen und nebenbei auch den Proceß Beust contra Bismarck glänzend zu gewinnen, Europa gar nicht interessirte, daß Europa nichts von ihm, Herrn von Beust, sehen wollte, und so bildete er sich ein, seinerseits nichts mehr von Europa zu sehen.

An demselben Tage (18. September), an welchem Thiers zunächst nach London abging, verließ Favre Paris, um in Haute-Maison und Ferrières mit dem preußischen Minister zu unterhandeln. Wesen und Charakter der Unterhandlung und der Unterhändler kennzeichnet Herr Sorel wahr und bündig in diesen zwei Sätzen: — „Il lui (Bismarck) suffisait de se montrer tel qu'il était et de dévoiler sa pensée pour faire voir à Mr. Favre quel abîme il y avait entre ses illusions et la réalité des choses. Jamais mieux qu'en ce dialogue on ne put mesurer la distance qui sépare le politique de l'orateur". Die Verhandlungen waren bekanntlich ganz fruchtlos und jetzt hob der Krieg „à outrance" an, wie Citoyen Gambetta ihn predigte und geführt wissen wollte. Ueber den Wahnsinn, mittels der Legende von 1793 den Sieg organisiren zu wollen, braucht man kein Wort zu verlieren. Auch darüber nicht, daß Frankreich bedeutend billiger weggekommen wäre, so es im September von 1870 Frieden gemacht hätte. Aber was man sagen, was man laut bekennen muß, ist, daß, vom idealen Standpunkt angesehen, die Erhebung des französischen Volkes gegen die deutsche Invasion, diese einmüthige, von allen Classen und Parteien gewollte und vollbrachte Opferung von Gut und Blut auf dem Altar des Vaterlandes, welcher diesmal keine Phrase war, etwas höchst Achtungswerthes, etwas Erhebendes, etwas Großes gewesen ist. Mit Recht sagt Herr Sorel (I, 392): „Die Republik existirte thatsächlich, sie bedeutete das militärische Commando und man gehorchte der Republik. Die Royalisten fochten gegen den Feind, obgleich man ihnen ankündigte, daß der Sieg nur der Ruin ihrer monarchischen Hoffnungen wäre. Zwei orleanistische Prinzen kämpften unter angenommenen Namen in den Armeen der Provinz. Der Graf von Chambord befahl seinen Freunden, unter der Tricolore zu marschiren. Abkömmlinge der Charette und Cathelineau sah man der Delegation von Tours Streiter aus der Bretagne und der Vendée zuführen. Dieser Einmuth hatte etwas Großes und wird der Trost Frankreichs in dieser blutigen Prüfung sein. Ungeachtet der Mittelmäßigkeit der Führer, ungeachtet der lächerlichen Geckenhaftigkeit vieler Agenten, ungeachtet der demagogischen Schändlichkeiten, welche da und dort das Werk der Vertheidigung besudelten, bot die französische Nation in ihrer Ganzheit das edle Schauspiel patriotischer Entsagung dar, und sie hatte Grund, darauf stolz zu sein".

Das unterschreib' ich von Herzen. Leute, welche das Gefühl des Vaterlandes verloren hatten, gab es damals in Frankreich nicht, oder wenigstens wagten sie sich nicht hervor. Bei uns in Deutschland gab es leider solche. Nicht viele zwar, aber doch welche. Man mußte ja ein Dutzend von Querköpfen in Festungen sperren, um sie zu verhindern, mittels franzosenfreundlicher Demonstrationchen ihr Land und sich selbst zu blamiren. Bis zuletzt freilich hat der großartige Einmuth der Franzosen auch nicht vorgehalten. Mit dem gänzlichen Schwinden der Hoffnung auf Sieg klafften die abgrundtiefen Risse zwischen den Parteien wieder auf, und die pariser Commune gab dann der Welt die furchtbare Lehre, bis zu welcher Abenteuerlichkeit des Frevels und der Zerstörungswuth das materialistische Modecredo unserer Tage eine Bande von Narren und Bösewichtern treiben kann.

Daß dem Franzosen Sorel die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches sehr im Wege ist, begreift sich. Daß er als den Tag der feierlichen Verkündigung der Kaiserschaft König Wilhelms den 8. statt des 18. Januars von 1871 angibt (II, 144), mag

Digitized by Google

ein Druckfehler sein. Wenn er von dieser Feierlichkeit sagt: „Elle eut lieu au château de Versailles, dans la galerie des glaces, avec un cérémonial à la fois militaire et féodal qui rappelait l'époque sinistre de la guerre de Trente ans" — so scheint uns der dreißigjährige Krieg so recht bei den Haaren herbeigezogen. Im übrigen habe ich anderwärts nicht verhehlt, daß die Inscenesetzung der Kaiserproclamirung allerdings keine glückliche war. Das ging ja noch über die obligate preußische Prosa und Steifleinenheit hinaus und das deutsche Volk glänzte bei dieser militärisch-byzantinischen Haupt- und Staatsaction durch seine Abwesenheit. Leider ertappen wir unsern Autor an derselben Stelle bei einer Unwahrheit, um nicht zu sagen bei einer kecken Tendenzlüge, die er, wie in christlicher Liebe angenommen werden mag, nicht erfunden, sondern wohl nur kritiklos nachgeschrieben hat. Er berichtet (II, 145): „Le lendemain, le canon de Buzenval annonçait l'agonie de Paris; le bombardement continuait; Saint-Cloud commença de bruler; l'incendie dura huit jours, sinistre feu de joie allumé par des mains barbares en l'honneur du nouvel Empire!" So viel Lügen wie Zeilen. Denn nicht am 19. Januar von 1871 begann Saint-Cloud zu brennen, sondern am 11. und 12. October von 1870, und die „Barbarenhände", welche das Schloß in Brand steckten, waren französische, während deutsche Hände alles Händemögliche gethan haben, den Brand zu löschen. Von einem Manne wie Sorel wäre zu erwarten gewesen, daß er sich nicht begnügte, die seinen Landsleuten von amtswegen vorgelogene Lüge zu wiederholen, sondern daß er sich bemüht hätte, die Wahrheit zu finden und der gefundenen die gebührende Ehre zu geben. Die Wahrheit ist aber bekanntlich diese: Am 11. October besetzte der Hauptmann Strantz mit einer Compagnie des 5. schlesischen Jägerbataillons Saint-Cloud. Noch an demselben Tage wurde das Schloß vom Mont-Valerien aus mit Granaten beworfen. Eine zündete, aber die Deutschen löschten den Brand. An den zwei folgenden Tagen wiederholte sich die Beschießung des Schlosses vom Mont Valerien und von einer im Bois de Boulogne aufgestellten Batterie her mit größter Heftigkeit. Die Granaten, die französischen Granaten regneten förmlich auf das Schloß und steckten dasselbe an verschiedenen Stellen in Brand. Der Dachstuhl brannte theilweise schon am 12. October nieder. Doch gelang es den außerordentlichen Anstrengungen der deutschen Soldaten an diesem Tage noch, des Feuers Meister zu werden. Am 13. fruchteten alle Bemühungen nichts mehr: das von den Franzosen in Brand geschossene Schloß stand in hellen Flammen und brannte zur Ruine nieder.

Auch mit dem schlechtmaskirten Tadel, womit Herr Sorel den Friedensunterhändler Thiers behelligt, kann die unbefangene Kritik nicht übereinstimmen. Herr Thiers hat für sein Land herausgeschlagen, was nur immer herauszuschlagen war, mehr als er selber gehofft haben mag. Unser Autor deutet wiederholt darauf hin, daß Thiers den Fehler begangen habe, zu wähnen, eine directe Unterhandlung mit Preußen, beziehungsweise mit dem Deutschen Reiche würde zur Erlangung von billigeren Bedingungen verhelfen, statt den energischen Versuch zu machen, die neutralen Mächte zu vermittelndem Einschreiten zu bewegen und unter Beiziehung solcher Vermittelung die Unterhandlungen zu führen. Allein so, wie die Sachen nun einmal lagen, traf Herr Thiers sicherlich das Richtigere, indem er seiner Ansicht folgte, daß eine unmittelbare Verständigung mit Deutschland rascher und leichter zum Ziele führen würde. Er hatte sich ja in London, Petersburg, Wien und Florenz persönlich überzeugt, daß die „Neutralen" sehr neutral bleiben würden, daß von denselben nichts zu erwarten wäre als „akademische" Pourparlers und diplomatische Stilübungen. Herr Thiers kannte auch, als die Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen ernstlich begannen, die militärische Sachlage zu genau, als daß er die gefährlichen und am Ende aller Enden doch nutzlosen Weiterungen hätte riskiren wollen, welche die Anrufung einer Vermittelung nothwendig herbeiführen mußte.

Zum Schlusse beglückwünsche ich Herrn Sorel aufrichtig um der „Conclusion" (II, 363 ff.) willen, welche er aus den von ihm dargestellten Ereignissen gezogen. In diesem warm und schön geschriebenen Capitel tritt er als ein sehr ernster Wahrheitssager und Warner vor seine Landsleute hin, denen er zuruft: „C'est de nous que dépend notre salut, et c'est contre nous-mêmes que nous avons à prendre la vraie et féconde revanche de désastres de 1870—1871". Als Beilage zu seinem Buche gibt er eine Abhandlung („La Prusse et les deux Empires", 1806—1870), welche für seine ernste Beschäftigung mit deutschen Verhältnissen zeugt und woraus seine Landsleute viel lernen könnten, wenn sie wollten.

Summa: Ein Franzos, mit dem sich's reden läßt.

Aus Europa.

Neue Aquarelle und Skizzen von E. Hildebrandt.

Man hat Hildebrandt nicht mit Unrecht den Beinamen eines Humboldt der Landschaftsmalerei gegeben. Wie dem großen Forscher war auch ihm ein Auge eigen, das schnell in jeder neuen Erscheinung das Charakteristische fand und es sicher festhielt. Niemals hat er sich begnügt mit Farbe und Linien allgemeine Phrasen zu machen, und nur in den seltensten Fällen hat er durch starke Effecte dem Alltagsgeschmack ein Opfer gebracht. Einen großen Theil der Frische verdanken seine Blätter der „Reise um die Erde" seiner Darstellungsweise, die er in seltenem Grade beherrscht hat. Je rascher der Maler im Stande ist, die vorliegende Landschaft zu copiren, natürlich im künstlerischen Sinne, desto frischer und unmittelbarer wird der Eindruck werden. Der Schreiber dieser Zeilen hatte vor Jahren Zeichnungen von dem berühmten Morgenstern in den Händen, welche derselbe nach der Natur skizzirt hatte. Auf den einzelnen Bäumen, auf den Wolken, dem Himmel ꝛc. waren die Farben mit kleiner Schrift verzeichnet, und ebenso die augenblickliche Beleuchtung angegeben. Einige dieser Skizzen waren ausgeführt worden und kamen dem Berichterstatter zu Gesicht. Die Zeichnung war im höchsten Grade sorgsam und fein, die Farbe dagegen hatte etwas durchgängig Reflectirtes und die Beleuchtung war Convention. Dieser Zug des Ausgeklügelten ist bei Hildebrandt nicht zu finden, man sieht, daß seine Aquarelle unter dem unmittelbaren Eindruck des Gegenstandes entworfen und schnell ausgeführt sind. Dadurch haben sie auch ihre Frische und jene Einheitlichkeit der Stimmung, die ihren größten Vorzug ausmacht. „Die Reise um die Erde" hatte neben ihrem künstlerischen Werth einen Theil des Erfolges auch dem Stoffe zu danken. Zwar der erste war Hildebrandt nicht, der den Pinsel in die Gluthfarben südlicherer Zonen tauchte. Schon Rottmann, um nicht weiter zurück zu gehen, hat in seinem Cyklus italischer und griechischer Landschaften sowohl neue Vorwürfe gewählt, als auch nach originellen Lichteffecten gegriffen; ebenso hat Fritz Bamberger seine Stoffe auf der pyrenäischen Halbinsel, Rugendas dieselben in Südamerica und Californien, der Berliner Bellermann in den Urwäldern, der Oesterreicher Püttner auf der Insel Otahaiti gefunden. Aber keiner umfaßte ein so weites Gebiet, wie Hildebrandt, und keiner hat es so verstanden, trotz der eigenartigen Behandlung, die verschiedenste Motive so objectiv zu fassen. Gebirg und Flachland, See und Meer — friedlich oder sturmbewegt, düstere Färbung oder Farbenglanz und Sonnengluth, alles fand an ihm einen Interpreten. Dabei aber wäre er dennoch kein großer Künstler geworden, hätte er nicht die Gabe besessen, wirklich künstlerisch zu empfinden, das beste Motiv in der besten Beleuchtung zu erfassen. Wenn ein großer Dichter einer Empfindung eine bestimmte Form gegeben hat, so wird sich dem Leser das Gefühl aufdrängen, als könne dieselbe überhaupt gar nicht anders ausgedrückt werden. Dasselbe Gefühl erwecken die meisten Aquarelle Hildebrandts, es ist alles in so geschlossener Stimmung, daß man sich kaum eine für das Dargestellte passendere denken kann. Eine zweite Eigenschaft Hildebrandts ist die Feinheit, mit welcher er die Staffage wählt. Auch da fällt sogleich die scharfe Beobachtung auf, die es versteht die

Digitized by Google

charakteristischen Kennzeichen zu verdichten, und jede flache Allgemeinheit zu vermeiden. Der große Erfolg, den die Herausgabe der „Reise um die Erde" hatte, bewog den Verleger, R. Wagner in Berlin, eine neue Sammlung unter dem Titel „Aus Europa" herauszugeben, zu welchem Zwecke der deutsche Kaiser, in dessen Besitz sich die Originale befinden, dieselben in echt fürstlicher Weise zur Verfügung gestellt hat. Die erste Lieferung ist eben erschienen und enthält fünf Blätter.

Das erste ist „Windsor Castle". Vom Schlosse selbst ist ein kleiner Theil der Nordseite sichtbar, an welche sich eine Terrasse anschließt, die einen weiten Fernblick gewährt. Die Abendstimmung auf dem Bilde ist wunderbar fein — nur leichtes Gewölk zieht am Himmel, und ein feiner Dunst, den die Sonne durchschimmert, hüllt die Niederung in seinen Schleier. Jeder gewöhnliche Effect ist vermieden, keine pastosen Glanzlichter in Gelb und Roth stören die vornehme Haltung.

Das zweite Blatt zeigt das „Walter Scott-Denkmal in Edinburgh". Dieses Bild wirkt am meisten durch die vollendete Luftperspective, die Straße dehnt sich vom Monument tief in den Hintergrund zurück. Die Abstufung der Nüancen, von den klar wirkenden Farben des ersten Hauses bis zu dem letzten, das in grauen Tönen nur mehr die Silhouette zeigt, ist ebenso meisterhaft behandelt wie die Zeichnung. Zum gleichen Genre (Architektur) gehört das fünfte Blatt „Palazzo Vecchio in Florenz". Diese beiden Ansichten sind mit bewunderungswerthem Fleiß und Liebe durchgeführt. Kein falsch construirter Schatten, keine unmotivirten Lichter, und ein Verständniß der Architektur, die beweist, wie ernst der Künstler seine Aufgaben erfaßt hat. Reizend ist die Staffage behandelt; die kleinen Figürchen auf den drei genannten Blättern sind mit sicherer Hand gezeichnet, ein tieferer Schatten, ein farbiger Punkt, ein Licht, das in der Nähe formlos erscheint, gibt ihnen individuelles Leben und Bewegung. Aber trotz der liebevollen Behandlung des Details tritt uns nirgendwo jene ängstliche Kleinlichkeit entgegen, die alles und alles wiedergeben will, sondern die echte Kunst, die genau weiß, wo das Auge zu sehen beginnt, wo es zu sehen aufhören muß.

„Mitternachtssonne am Nordcap" ist das dritte Blatt der Serie betitelt. Es trägt das späteste Datum, 1856, und gehört mehr in die Reihe der Effectstücke, obwohl es einfach behandelt ist. Im Vordergrunde ein breiter Küstenstreif, dann das Meer und darüber die Sonne, den halben Horizont mit Fluthen des hellsten Lichtes übergießend, das sich in der See spiegelt. Uebrigens ist auch dieses Blatt reich an Schönheiten und besonders fein ist die Art, wie Hildebrandt durch das, jede Farbe verschlingende weiße Licht die Geraden unterbrochen hat. Ebenso bezeichnend für den denkenden Künstler — diese Gattung soll heute ziemlich selten sein — ist die feine Unterscheidung, mit welcher er die Vögel in der Luft behandelt hat, diejenigen, welche sich direct von dem hellsten Licht abheben, sind farblos grau, jene, hinter denen die leicht bläuliche Fluth schimmert, bekommen einen kräftigeren Ton, obwohl sie weiter rückwärts schweben.

Das letzte Blatt ist der „Hexentanzplatz im Brocken". Es verleugnet seinen Schöpfer nicht, aber es steht doch in zweiter Reihe.

Die Ausführung der Chromofacsimile durch die Kunstanstalt von Steinbock und Loeillot ist musterhaft, denn jede der Aquarellcopien macht ganz und gar den Eindruck eines Originals und beweist, daß die deutsche Industrie auf diesem Gebiete dem Auslande getrost die Stirne bieten kann. Wir glauben, daß diese neue Sammlung noch mehr Erfolg haben wird als die erste, da sie eben Europa bringt, und das Publicum eine vollendet künstlerische Darstellung ihm bekannter Plätze mehr liebt als die fremder, an die es durch keine Erinnerung gefesselt ist. Jedenfalls verdient das Unternehmen eine sehr warme Aufnahme, und wir würden uns sehr freuen, wenn unsere Empfehlung von den Lesern nicht unbeachtet bliebe; der Preis 60 M. für die vollständige Lieferung ist wahrlich kein übertriebener.

Von großem Interesse für den Künstler ist die Sammlung, die gleichfalls R. Wagner herausgibt: „Aus Hildebrandts Skizzenbuch". Der Künstler hat gegen 600 Zeichnungen hinterlassen, aus denen 50 interessante Blätter, Landschaften, Thiere, Charakterköpfe, Caricaturen ꝛc., ausgewählt worden sind und in 3 bis 4 Lieferungen erscheinen sollen, falls die erste genügenden Erfolg bei dem Publicum haben wird. Unter den zwölf Skizzen sind zwei: „Brasilianisches Floß" und „Schiffe im Hafen von Havre", ganz meisterhaft und mit den einfachsten Mitteln wirkend. Der größere Theil ist für Künstler von höchstem Interesse, besonders die Flußlandschaft, obwohl ganz skizzenhaft, dennoch farbig empfunden und in der Art der Verwendung des Materials — Kreide und Kohle — sehr originell. Die Köpfe und Thiere zeigen jenen Zug des Humors, der den lebensfrohen Künstler ausgezeichnet hat.

v. Leixner.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Ein Fallissement."

Schauspiel in vier Acten von Björnstjerne Björnson.

Der Großhändler Tjälde gilt für einen der reichsten Männer an der Küste. Tausende von Arbeitern, die in seinen umfassenden industriellen Etablissements beschäftigt sind, verehren in ihm den Wohlthäter seines Landes. Er führt ein großes Haus. Er gibt glänzende Feste, und die Fremdenzimmer im Herrenschlosse sind mit willkommenen Gästen fast immer besetzt. Nicht ohne Mühe genügt die etwas kränkliche Frau Tjälde den gesellschaftlichen Anforderungen, welche die Stellung ihres Mannes ihr zuweist. Sie scheint kaum Muße zu haben, sich noch um etwas anderes zu bekümmern als um die Frage, was sie den Gästen vorsetzen werde. Zwei Töchter sind in dem Hause. Die älteste, Walburg, besitzt einen mehr Achtung gebietenden als Liebe erweckenden Charakter. Es ist eine stolze, gerade Natur, unerbittlich gegen alles, was nicht recht und wahr ist, unzugänglich allen frivolen Bemerkungen; aus diesem Grunde hat die „gute Partie" wohl noch keinen verlocken wollen. Sannäs, Tjäldes Procurist, der sich im Dienste für seinen Herrn die Hände roth gearbeitet und sich in die unnahbare Schöne verliebt hat, wird von ihr mit demüthigendem Hohne zurückgewiesen. Ganz anders ist die jüngere, Signe: eine niedliche, verhätschelte kleine Person, die sorglos im Wohlleben aufgewachsen ist und zur richtigen Zeit, im Alter von etwa achtzehn Jahren, auch richtig ihren Cavallerielieutenant gefunden hat. Lieutenant Hamar ist kein Heuchler und kein Bösewicht; er ist ein junger Mensch, wie man deren zu hunderten findet. Daß Signe ein niedliches Mädchen ist, hat ihm ebensowenig entgehen können wie allen andern, und daß sie voraussichtlich eine sehr bedeutende Mitgift bekommen wird, hat ihr in seinen Augen an ihrem Reize nichts genommen. Denn er, der noble Passionen besitzt und namentlich ein großer Pferdeliebhaber ist, weiß die Annehmlichkeiten eines bedeutenden Vermögens sehr wohl zu schätzen. Für ihn scheint überhaupt seine Stellung im Dienste des Königs nicht der eigentliche Beruf, nicht der Zweck zu sein, sondern nur ein Mittel zur Erreichung eines anderen Zweckes, nämlich einer angenehmen, sorgenfreien und behaglichen Lebensstellung.

Während so Tjäldes Haus nach außen hin den Schimmer eines gesunden Wohlstandes verbreitet, sind in Wahrheit die Verhältnisse des Großhändlers schon seit langer Zeit vollkommen zerrüttete. Seit drei Jahren hat Tjälde nur durch künstliche Machinationen das scheinbare Gleichgewicht zwischen den Verlusten und dem Gewinn herzustellen vermocht. Durch das Fallissement eines bedeutenden Hauses sind nun aber die Banken, welche ihm bisher Credit gewährt haben, auch gegen ihn mißtrauisch geworden, und in dem Augenblick, als wiederum starke Verpflichtungen an ihn herantreten, wird ihm der Credit, auf den er mit Bestimmtheit gerechnet hat, versagt. Anstatt des erwarteten Geldes stellt sich bei ihm der Mandatar der Banken ein, ein hervorragender Jurist, Advocat Berent, der den Auftrag erhalten hat, sich über die Finanzlage der Debitoren der verschiedenen Institute, die ihn bevollmächtigt haben, genau zu unterrichten, um seinen Auftraggebern darüber Aufschluß zu

Digitized by Google

geben, ob sie auf weitere Operationen sich einlassen können, oder ob sie zu einer vorsichtigen Zurückhaltung gezwungen sind.

Tjälde wird durch diesen Besuch in nicht geringen Schrecken gesetzt. Er weiß, wie ungünstig seine Verhältnisse liegen. Er weiß, daß er einen außerordentlich intelligenten und klar sehenden Mann vor sich hat, den man nicht leicht täuschen kann. Aber trotzdem hofft er noch, dem Vertreter der Banken durch geschickte Gruppirung von Zahlen eine Bilanz vorlegen zu können, welche diesen zu einer freundlichen Beurtheilung seiner Lage veranlassen könne.

Die Conferenz wird auf den Nachmittag verabredet. Inzwischen aber fällt auf Tjäldes Mißgeschick noch ein Hoffnungsstrahl: Der reiche Consul Lind, der nicht zu dem Consortium der Banken gehört, die Berent mit der Feststellung der Thatsachen beauftragt haben, mit dem Tjälde seit geraumer Zeit in Geschäftsverbindung steht, und der keinen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse des Großhändlers gewonnen haben kann, meldet sich zum Besuch an. Tjälde, der seit Jahren durch sogenannte „Schiebungen" die Katastrophe verzögert, der ein Loch gemacht hat, um ein anderes auszufüllen, hofft auf dieselbe Weise auch diesmal dem Zusammenbruch vorzubeugen. Wenn es ihm gelingt, den Consul in seiner Vertrauensseligkeit zu bestärken und von ihm auf Credit eine bedeutende Summe zu erhalten, so ist er im Stande die dringendsten Ansprüche des Augenblicks zu befriedigen und später — später wird sich ja hoffentlich Alles machen! Die Papiere können ja steigen, das Absatzgebiet für seine industriellen Erzeugnisse kann sich erweitern; mit einem Worte: es kann noch Alles gut werden —, vorausgesetzt eben, daß Consul Lind ihm den Credit, dessen er jetzt bedarf, eröffnet! Lind muß also von seinem Hause den befriedigendsten Eindruck gewinnen.

Darauf hin wird nun eine Gesellschaft eingeladen: einige große Kaufleute, der Prediger, der Zollcontroleur und der Braumeister Jacobson, der seit dreißig Jahren in Tjäldes Diensten steht und für seinen Herrn durch's Feuer geht. Alles verläuft ganz nach Wunsch. Die Gesellschaft befindet sich in der animirtesten Stimmung, Frohsinn und Heiterkeit herrschen beim Mahl. Consul Lind kann nicht ahnen, daß diesem glücklichen Hause das Verderben droht. Erst im letzten Augenblicke, als er sich eben von seinem lieben freundlichen Wirthe verabschieden will, wird er durch die Mittheilung, daß Advocat Berent im Auftrage der Banken hier an Ort und Stelle verweilt und auch mit Tjälde conferiren werde, stutzig gemacht, und seine sorglose Herzlichkeit weicht plötzlich einer auffallenden geschäftlichen Kühle.

Auf die lärmenden und berauschenden Lustbarkeiten der Gesellschaft folgt die stille und nüchterne Conferenz mit dem Advocaten Berent. Tjälde hat dem Juristen die Bilanz vorgelegt, die zu seinen Gunsten einen Ueberschuß von 200,000 Speciesthalern aufweist. Berent zerpflückt die einzelnen Posten, substituirt den von Tjälde aufgestellten Ziffern andere nach seiner besten Wahrnehmung ermittelte, die anstatt der Activa, welche sich Tjälde berechnet hat, Passiva im Betrage von 400,000 Speciesthalern ergeben. Der Großhändler versucht zunächst mit dem Juristen zu discutiren; da dieser aber an der unerbittlichen Logik der Thatsachen festhält und den Kaufmann immer mehr in die Enge treibt, gibt es Tjälde endlich auf, den scharfsinnigen und unterrichteten Mandatar der Banken zu belügen und nimmt nun zur Grobheit seine Zuflucht. Berent weist die Schmähungen mit Ueberlegenheit zurück und versucht es, den Kaufmann immer und immer wieder auf das Gebiet der Thatsachen zu verweisen. Tjälde sieht ein, daß er einen unbezwinglich starken Gegner vor sich hat, und als auch die Schmähungen nichts fruchten, als sich ihm durch die Gewalt der Wahrheit wider Willen die Ueberzeugung aufnöthigt, daß er wirklich ruinirt ist, sucht er durch Drohungen die Stimme seines Gewissens zu übertäuben. Er verschließt die Thüren, nimmt einen Revolver aus der Schublade und erklärt, daß er Berent und sich selbst tödten werde, wenn man ihn zum Aeußersten triebe. Der kleine schwächliche Advocat hat darauf nur eine Antwort: Er fordert Tjälde auf, seine Insolvenzerklärung zu unterzeichnen. Die Waffe entfällt Tjäldes Händen. Der große starke Mann, den die Verzweiflung zur Extravaganz getrieben hatte, bricht schluchzend zusammen wie ein Kind. Die Thränen rollen ihm über die Wangen, der kalte Schweiß der Verzweiflung bedeckt seine Stirn, und mit zitternder Hand unterzeichnet er sein kaufmännisches Todesurtheil.

Berent hat seine Pflicht gethan, er wendet sich zum Gehen. „Haben Sie nun die Güte, mir die Thür zu öffnen," sagt er sanft. Es macht einen unheimlichen Eindruck, wenn der arme Tjälde jetzt erniedrigt die Thür öffnen muß, die er in der Verzweiflung verschlossen hatte. Die ganze Scene ist wundervoll. Sie gehört zu den bedeutendsten, die die germanische Bühnendichtung überhaupt hervorgebracht hat; sie stellt sich den Meisterwerken unserer Literatur ebenbürtig an die Seite.

Mit der Erklärung, durch welche sich der Großhändler Tjälde fallirt erklärt, hat Advocat Berent das Haus verlassen. Tjälde bleibt allein in seiner verzweifelten Stimmung. Mit wirrem Blick stiert er auf den Hof. Da sieht er den prächtigen Fuchs gesattelt, den er aus der Masse seines fallirten Geschäftsfreundes für einen Riesenpreis erstanden hatte. Das dünkt ihn wie ein Wink des Himmels. Er will fliehen, er kann die Entehrung hier nicht ertragen. Wohin er blickt, überall sieht er nur Schmerz, Leiden, Demüthigung! Er wagt es nicht, seiner Frau gegenüberzutreten, die er seit Jahren belogen hat. Er fürchtet sich vor der Begegnung mit seiner unversöhnlich strengen ältesten Tochter. Er scheut sich, seinem jüngsten verzogenen Liebling in die Augen zu sehen. Und was wird sein Schwiegersohn, der flotte Cavallerielieutenant, sagen? Und wie soll er den Arbeitern gegenübertreten, die durch ihn auf einmal brodlos werden? — Fliehen! Es gibt keinen andern Ausweg!

Er rafft die wenigen Goldstücke zusammen, die auf seinem Pulte liegen, er läßt sich von seiner Frau den Mantelsack bringen. Noch einmal versucht er zu lügen: er spricht von einer nothwendigen Geschäftsreise, die ihn auf ganz kurze Zeit von Hause entferne; die arme stille Frau sagt kein Wort, aber sie weiß Alles. Sie weiß es seit Jahren und hat mit Heroismus schweigend Alles ertragen. Alle die Geldgeschenke, die er ihr im Laufe der Zeit gemacht, hat sie als Nothpfennig bei Seite gelegt, und jetzt läßt sie die erwünschte Summe heimlich in den Mantelsack des ruinirten Kaufmanns gleiten. Schon will Tjälde sich verabschieden, als er durch einen Zettel des Advocaten Berent darauf aufmerksam gemacht wird, daß das Haus von Polizisten umstellt sei, und daß er, um kein Mißverständniß hervorzurufen, dasselbe lieber nicht verlassen möge.

Die entsetzlichen Formalitäten der Fallissementserklärung müssen nun erfüllt werden. Alles wird versiegelt. Eine Gerichtscommission nimmt ein Inventar auf und legt Beschlag auf die Geschäftsbücher. Tjälde händigt derselben sogar seine Uhr und seine goldene Kette aus. Die Familie versammelt sich um ihn in dem traurigen Zimmer, und draußen rotten sich die verzweifelten Arbeiter drohend zusammen. Das schöne Racepferd, das noch immer gesattelt seines Reiters harrt, veranlaßt sie zu Spottreden und Schmähungen. Der Lieutenant empfindet es vor allem tragisch, daß mit dem edlen Pferde Unfug getrieben wird, er nimmt die Pistole, die noch auf dem Tische liegt und will auf dasselbe vom Fenster aus feuern; der Revolver entlädt sich aber, zum Glück, ohne Jemand zu treffen. Das ist aber auch das einzige, was der junge Hamar für seinen früheren Schwiegervater thun kann. Für seinen früheren Schwiegervater; denn die gänzlich veränderten Vermögensverhältnisse haben auf die Gesinnung des Lieutenants ihre Wirkung nicht verfehlt. Während Frau die traurige Familie aus der trostlosen Lage Befreiung sucht, schleicht er sich heimlich davon. Die reizende Signe sieht sich gerade um, als er sich ganz geräuschlos durch die Thür drängt. Laut weinend umschlingt sie ihre Mutter. Diese tröstet das arme Kind: „Nun schwindet alles Unwahre, wir wollen nicht klagen, weine nicht". Und Signe gibt unter Thränen die ergreifende Antwort: „Ich schäme mich, ach, ich schäme mich!"

Walburg die ältere, starr und unbarmherzig wie immer, fügt den bitteren Commentar hinzu: „Was soll man sich darüber wundern? Jedes reiche Haus hat seinen Lieutenant; der unsrige ist jetzt auf und davon . . .".

Noch andere und bitterere Demüthigungen sind dem ruinirten Kaufmann vorbehalten. Aus dem Munde seiner Untergebenen muß er die schimpfliche Verurtheilung seines Gebarens ruhig über sich ergehen lassen. Alle verlassen ihn, alle fluchen ihm. Nur Einer erbarmt sich seiner, der gute Sannäs, der Procurist mit den rothen Händen, der seinem Herrn, dem er Alles verdankt, seine Ersparnisse zur Verfügung stellt, damit er mit dem kleinen Capital auf's neue anfangen könne.

Damit ist der Höhepunkt der Handlung erreicht, und damit sollte der dritte Act schließen. Der Dichter hat den dramatischen Fehler begangen, diesen Act noch ungebührlich zu verlängern. Einige lange und überflüssige Scenen, die eine versöhnliche Stimmung herbeizuführen bezwecken, schließen sich hier noch an. Aber diese versöhnliche Stimmung wird nicht erreicht. Es wird nichts weiter erreicht, als daß man aus der Ergriffenheit herausgerissen und über die Dinge, die man noch zu hören bekommt, und nach denen man gar kein Verlangen trägt, verstimmt wird. Das Publicum hat thatsächlich nur Interesse an dem

Digitized by Google

Mißgeschick des ruinirten Tjälde. Alles Andere tritt dieser vollen Theilnahme gegenüber in den Hintergrund. Alles Andere gilt uns Zuschauern als episodenhaft. Ob sich das Verhältniß zwischen Walburg und Sannäs noch regulirt, oder ob es zum mindesten die Hoffnung auf Regulirung erwecken darf — das ist uns in diesem Augenblick ganz einerlei. Der Dichter muthet uns zu, daß wir uns jetzt, da alle unsere Empfindungen für Tjälde in Anspruch genommen sind, von diesem abwenden und uns der freilich recht interessanten, aber uns einstweilen vollständig gleichgültigen Tochter Walburg und dem guten Sannäs zuwenden sollen. Vergebliches Beginnen! Der allein logische und allein richtige Actschluß liegt hier, nach Empfang des Briefes von Sannäs. Da sind wir noch unter dem vollen Eindrucke der schmerzlichen Vorgänge, die wir eben mit erlebt haben, da sind wir erschüttert von der harten Strafe, die Tjälde getroffen hat, da sind wir gerührt von dem hochherzigen Schritte des Procuristen, der uns ergreift, und der uns die versöhnliche Hoffnung läßt, daß dem jetzt so schwer Geprüften doch einst bessere Stunden schlagen werden.

Eine solche versöhnlich stimmende Hoffnung würde unseres Erachtens überhaupt für den Abschluß des Schauspiels genügt haben. Der norwegische Dichter ist weiter gegangen und hat dieselbe zur Gewißheit machen wollen. Er hat nicht den Muth gehabt, das Stück so zu schließen, wie es nach den Voraussetzungen schließen müßte. Er hat es sich nicht genügen lassen, nach der schwarzen umwölkten Nacht den rosigen Schimmer der Morgenröthe hervorzuzaubern, welcher einen freundlichen Tag verspricht. Er hat es versucht, uns auf einmal in die volle goldene Mittagssonne eines wolkenlosen Freudentages zu versetzen. Ich für meinen Theil bedauere das und glaube, daß dies ein dichterischer Irrthum ist, dem wir das Mißlingen des letzten Actes und der zweiten Hälfte des vorletzten Actes zuzuschreiben haben.

Während die Einheitlichkeit der Zeit in den ersten drei Acten vollständig gewahrt ist, hat der Dichter aus demselben Grunde zwischen dem dritten und vierten einen Zeitraum von mehreren Jahren verstreichen lassen müssen. Da treffen wir denn Alles genau, wie es rechtschaffene Leute erwarten. Tjälde lebt in bescheidenen Verhältnissen, sein Haar ist ergraut, seine Frau ist kränklich aber seelenruhig und heiter, die kleine unpraktische Signe hat sich gebessert und kocht gute Suppen, die energische Walburg führt mit Umsicht die Geschäfte ihres Vaters, die sich so glücklich entwickelt haben, daß über Jahr und Tag die sämmtlichen Passiva auf Heller und Pfennig getilgt sein werden; und der getreue Sannäs empfängt mit der Hand des geliebten Mädchens zuguterletzt seinen wohlverdienten Lohn.

Das ist auf dem ungewöhnlich schönen Aufbau des Stückes ein ganz gewöhnliches Nothdach. Das konnte jeder andere mittelmäßig Begabte ebenso gut machen, vielleicht sogar noch ein bischen besser; und von dem großen Dichter, der den zweiten und dritten Act des „Fallissement" geschrieben hat, durfte man mehr erwarten.

Durch den verhältnißmäßig schwachen Schluß hat das Werk seine schöne Einheitlichkeit eingebüßt. Auf das Hervorragendste, das eine geradezu gewaltige dramatische Kraft bekundet, folgt Einiges, dem sogar der Vorwurf des Trivialen nicht erspart werden kann; auf das Einheitliche und Fertige nothdürftiges Flickwerk. Aber zum Glück überwiegen die kraftvollen Aeußerungen des großen Talentes bei weitem die Ankündigungen seiner Schwäche. Wir verdanken dem Stücke die tiefsten und erschütterndsten Eindrücke, die wir seit Jahren von der Bühne herab empfangen haben; und dafür wollen wir dem Dichter dankbar sein — ohne irgend welche Einschränkung.

Herr Possart spielte die interessanteste Rolle des Stückes, den Advocaten Berent. Wir pflegen mit der Ertheilung des Prädicats „meisterhaft" nicht verschwenderisch umzugehen, aber wir finden in der That kein anderes Wort für diese ganz ausgezeichnete Darstellung. Herr Possart zeichnete den bedeutenden Juristen mit den feinsten Strichen und in geradezu vollkommener Glaubwürdigkeit. Da war nichts Gesuchtes, nichts virtuosenhaft Herausgeklügeltes. Jedes Wort, jede Geste war der Ausdruck der vollkommenen Wahrheit. In der discretesten und gerade deshalb so wirksamen Weise bekundeten sich die Gefühle, die den Juristen, der hier nur ein Amt und keine Meinung hat, während der peinlichen Unterredung überkommen. Verächtlich den Schmähungen gegenüber, von den Drohungen, die an sein Leben gehen, zunächst erschreckt, dann aber durch den Muth des Verstandes wieder seiner Ueberlegenheit bewußt, menschlich ergriffen von dem Unglück, das er constatiren muß, und dessen, wenn auch schuldiges Opfer gebrochen vor seinen Füßen liegt — so erscheint uns in der Possart'schen Darstellung dieser Advocat Berent, einer der menschlichsten und interessantesten Charaktere, die je ein Bühnendichter geschaffen hat. In den rauschenden Beifall, der dem Künstler von dem begeisterten Publicum gezollt wurde, kann die Kritik mit einstimmen.

Eine ausgezeichnete schauspielerische Leistung war auch die des Herrn Directors Buchholz, der den Großhändler Tjälde spielte; die Unruhe während des ersten Actes, die Befangenheit während der Gesellschaft, die sich unter oberflächlicher Liebenswürdigkeit den Gästen gegenüber zu verbergen sucht, der Verkehr mit dem Advocaten, der die ganze Stufenleiter der Empfindung vom Uebermuthe bis zur tiefsten Erniedrigung durchläuft — Alles das kam im Spiele des Herrn Buchholz zur vollen Geltung. Ueberhaupt hat die Darstellung dieses Stückes am Nationaltheater, unter den kleineren Rollen namentlich Herr Tauscher als Braumeister Jacobson, auf freundliche Anerkennung berechtigten Anspruch.

Das Björnson'sche „Fallissement" gehört unstreitig zu den lebenswahrsten Schauspielen unserer Zeit. Alexander Meyer führte neulich in diesen Blättern aus (Nr. 46 der „Gegenwart"), daß unsere Bühne nach der Darstellung des wahren Gründers lechze. Unser geistvoller Mitarbeiter würde, wenn er Björnsons „Fallissement" gekannt hätte, seinen Ausführungen sicherlich hinzugefügt haben, daß die germanische Bühne wenigstens nach der einen, der tragischen Seite hin, die Aufgabe, die er ihr stellt, schon erfüllt hat. **Paul Lindau.**

Notizen.

Das Ergebniß der bisherigen Reichstagsdebatten ist ein sehr erfreuliches. Minder gut situirte Staaten hören und lesen mit stillem Neid von unseren vermeintlichen Schwierigkeiten, scheinbaren Deficits und Sorgen für die Zukunft. Selbst finanzkundige Franzosen wie Herr Thiers oder der Nationalökonom des Journal des Debats, Herr Molinari, glaubten eine Zeitlang, das bis an die Zähne bewaffnete Deutschland, wie man sich ausdrückt, sei erschöpft und werde die schwere Bürde nicht mehr lange tragen können. Seitdem haben sie sich überzeugt, daß trotz unserer Wachsamkeit kein Mann zu viel bei der Fahne ist und daß es mit unseren Lasten gute Wege hat. Es wird allerdings außerordentlich viel bei uns gearbeitet, vielleicht mehr, als ein erlaubter und selbst nothwendiger Lebensgenuß zuläßt. Aber die Arbeit ist dem Deutschen, zum wenigsten dem Norddeutschen, Bedürfniß und muß ihm Vieles ersetzen. Der Aufenthalt in Berlin wäre auch ohne nachhaltige Arbeit kaum erträglich. Den südlichen Völkern fehlt für unsern Fleiß geradezu das Verständniß. Man wirft den Italienern ihr Behagen am Nichtsthun vor, vergißt aber, wie sie von der Wunderwelt, die sie umgibt, dazu verlockt werden. Ihre Trägheit erscheint so natürlich, daß man ihnen deswegen kaum gram sein kann. Ein Tourist erzählte neulich, er habe bei der Betrachtung eines antiken Säulenschafts auf einem freien Platze Roms einen Mann aus dem Volke bemerkt, der, in einiger Entfernung auf einem Steine sitzend, ihn zu sich heranwinkte, mit dem wiederholten Ruf: Venite qui, Signore! Als der Fremde neugierig der Einladung Folge leistete, stand der offenbar kerngesunde Mensch langsam auf, streckte ihm die Hand entgegen und bat um ein Almosen. Er hatte sich beim Betteln die paar Schritte ersparen wollen! Die Römer sehen aus, als könnten sie niemals Eile haben. Allerdings ist ihnen das Meiste in den Schooß gefallen. Um ihre Stadt wohnlich zu machen, brauchen sie nicht für jahrelanges Aufreißen des Straßenpflasters, Canalisation und ähnliche Verschönerungsmittel zu sorgen. Gutes Wasser haben ihnen seit über tausend Jahren ihre Vorfahren vererbt und ihre anmuthigen, überall plätschernden Fontänen sind weltberühmt. Eine der schönsten, die Fontana Trevi, hat bekanntlich der Sage nach die Eigenschaft, daß, wer am Tage vor der Abreise daraus trinkt, eine so unstillbare Sehnsucht der Rückkehr davonträgt, daß er alle Hindernisse überwindet und Rom ganz gewiß wiedersieht. Poetisch geartete Frauen namentlich stehlen sich denn auch an dem verhängnißvollen Abend aus dem Hotel oder der Pension fort und trinken mit vollen Zügen ein Glas aus der Fontana Trevi. Seltener äußert sich die Wirkung desselben Aberglaubens umgekehrt in der Furcht vor dem Zaubertrank. Ein englischer Sportsman

Digitized by Google

der, durch seine heimischen Fuchsjagden verwöhnt, den Ruinen und Kunstschätzen der Siebenhügelstadt durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte, beklagte sich eines Tages auch über den etwas herben, wie er behauptete, ungenießbaren Wein. Als man ihm rieth, den Wein mit Wasser zu trinken, sagte er ganz ernsthaft: Ich werde mich wohl hüten. Es könnte aus der Fontana Trevi geschöpft sein und dann müßte ich wiederkommen! In Berlin ist jedermann gegen solche Anwandlungen geschützt. Eine ähnliche Legende konnte sich bei uns schon deswegen nicht einnisten, weil ein Trunk Spreewassers sich aus bekannten Gründen von selbst verbietet. Eine Parallele zwischen Rom und Berlin würde sich indessen gar zu boshaft ausnehmen und wird besser nicht versucht. Festgestellt ist aber durch hundertfache Zeugnisse, daß in keiner Stadt der Welt das Verlangen, sie wiederzusehen, so schmerzlich empfunden wird, wie bei der Abreise von Rom. Bismarcks berühmter Ausspruch, wir würden niemals nach Canossa gehen, fand mit Recht allgemeinen Beifall. Die Abneigung erklärt sich indessen zum Theil auch wohl dadurch, daß der Weg zu der verfallenen Burg der Markgräfin Mathilde sehr beschwerlich und in dem nächsten Dörfchen kaum ein erträglicher Wein und sonst nichts zu haben ist. Hätte der Reichskanzler in seinem gerechten Unmuth über die Thorheiten des Vaticans die Reise nach Rom verschworen, würde er doch manchem Einspruch begegnet sein. Als sein Nichterscheinen in Mailand zur großen Enttäuschung der Italiener entschieden war, ging in Rom das Gerücht, Fürst Bismarck werde zum Ersatz während des Winters dorthin kommen. Jedermann fand das natürlich und freute sich schon auf den mächtigen Eindruck, welchen die ewige Stadt auf den deutschen Reichskanzler hervorbringen werde. Wir wollen übrigens zu der Beglaubigung der Nachricht nicht beigetragen haben und die stets lauernden Officiösen können sich die Meldung ersparen, daß gutem Vernehmen nach von einer von dem Fürsten Bismarck während des Winters nach Rom beabsichtigten Reise nichts bekannt sei. Die Officiösen haben ohnehin mit den Dementis wegen der orientalischen Frage um so mehr alle Hände voll zu thun, als niemand weiß, was daraus werden soll. Selbst die Engländer, die schon durch die Verluste in türkischen Papieren ihre gute Laune verloren hatten, werden verdrießlich, wenn man ihnen von der Türkei spricht. In einem Londoner Witzblatt war in diesen Tagen zu lesen, ein Geschäftsmann der City habe seiner Frau versprechen müssen, daß er bis Weihnachten nicht mehr bei jedem Zeitungsblatt, welches er in die Hand nehme, ausrufen wolle: Der Teufel hole die Türkei! Unsere weisen Politiker werden daraus schließen, daß die Türkei schleunigst unter die Mächte zu vertheilen sei, jedenfalls aus Europa hinaus müsse. Wie das jedoch ohne Weltbrand bewerkstelligt werden solle, dafür bleiben die Herren die Erklärung schuldig. Vielleicht fällt ihnen bei etwaigem Nachdenken die fast trivial gewordene Bemerkung ein, daß die Türkei seit langer Zeit todtgesagt wird und schon mehr als einen Doctor oder Quacksalber, der an ihrem Bette stand und sie aufgab, überlebt hat.

* * *

Im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig ist ein Werk erschienen, dessen künstlerischer Werth zu einer großen gelehrten Abhandlung Gelegenheit bietet, die wir aber im Interesse unserer Leser nicht schreiben. Der Titel des Werkes lautet „Friedrich Prellers Figuren-Fries zur Odyssee". Mit erläuterndem Text aus der Odyssee, nach der Uebersetzung von Voß, herausgegeben von Max Jordan. Die 16 Compositionen sind auf 24 farbigen Steindrucktafeln wiedergegeben und in der Sauberkeit der Ausführung ganz vollendet.

Es ist wirklich zu bedauern, daß Lessing nicht mehr lebte, als diese Bilder geschaffen wurden, denn er hätte eine Freude daran haben müssen zu sehen, wie ein ausübender Künstler sich das ästhetische Gewissen an dem „Laokoon" gebildet hat. Die Art, wie sich Preller den Stoff zurechtgelegt, wie er mit feinem Gefühl aus der unübersehbaren Fülle von Situationen gerade diejenigen ergriffen hat, die ihrer inneren Structur gemäß nach sichtbaren Formen ringen, wie er alles Nebensächliche beseitigend nur den Hauptgedanken, der malerisch darstellbar ist, wiedergegeben, alles das ist ein klarer Beweis, wie tief sich der Künstler in den Stoff hineingelebt, wie viel er über ihn gedacht hat. Er wollte, wie Jordan sehr richtig bemerkt, keine bloßen Illustrationen geben, die sich dem dichterischen Object sclavisch unterwerfen, sondern ihm lag daran, mit den Mitteln seiner Kunst ein selbstständiges Kunstwerk zu schaffen, das wohl im Boden der Dichtung wurzelt, aber dennoch über ihn hinaus ein eigenes Leben führt.

Und das hat er erreicht. Die Reihe der wunderbaren Landschaftsbilder, die längst das Gemeingut der Gebildeten Deutschlands geworden sind, entwickelt die Abenteuer des irrenden Helden, in denen er stets unverrückt sein Ziel, die Heimat und Penelope im Auge, alle Gefahren männlich besteht und sich treu bleibt. Die Wiederkehr in die Heimat konnte Preller nicht in der Weise darstellen, wie die Scenen, in welchen entfesselte Naturmächte oder große Scenerien wiederzugeben waren. „Die Ereignisse im Hause des Odysseus," sagt Jordan in der geistvollen Vorrede, „das Wiederfinden der Gattin sind vermöge des überwiegend ethischen Inhalts zu sehr dem Drama verwandt, um in gleicher Arterie wie die übrigen behandelt werden zu können. Preller aber hat mit genialem Griff die Lösung des drohenden Widerspruchs dadurch vollzogen, daß er in den als Sockelbilder unter den Hauptgemälden in der Weise von Vasenmalereien angebrachten Nebendarstellungen die Erzählung des Gedichts wiederum mit der höchsten künstlerischen Oekonomie und Dank seiner Meisterschaft in der Figurencomposition mit prägnanter Charakteristik vervollständigt."

Der Fries beginnt mit den Vorbereitungen zu einer Mahlzeit für die lästigen Freier, welche auf Tafel 3, 4, 5 und 6 uns spielend und zechend vorgeführt werden. Telemachos stellt sie zur Rede, was sie damit beantworten, daß sie Penelopes List mit dem Gewebe aufdecken Taf. 7. Ihr Sohn rüstet sich, geleitet von Athene in Mentors Gestalt zur Reise, um den Vater zu suchen (8), gelangt nach Pylos zu Nestor (9, 10), dann nach Sparta, wo ihm Helena ein Omen als glückverheißend deutet (11). Gleichzeitig flößt auch Athene der Penelope in einem Traumgesicht neue Hoffnung ein (12). Während der Sohn den Vater sucht, ist dieser selbst heimgekehrt. Bei dem Hirten Eumäos entdeckt er sich und beschließt mit Telemachos die Freier zu tödten (13). Als Bettler erduldet er die Schmähungen der Knechte (14), wird von seinem alten Hunde erkannt und betrachtet das Treiben der tollen Gäste (15), verträgt ihren Uebermuth (16) und die Frechheit der Mägde (17). Die alte Schaffnerin, die ihn erkannt hat (18), bringt er zum Schweigen, um ungestört sein Rachewerk vollenden zu können. Er tödtet die Freier (19), deren Leichen beseitigt werden (20, 21) und bestraft ebenfalls das treulose Gesinde (22). Endlich finden sich die Gatten (23). Hermes geleitet die Seelen der Freier zur Unterwelt (24).

Damit schließt der wunderbare Cyklus, der in vollendeter Weise den Stoff, den er darstellen soll, beherrscht. Auf die einzelnen Schönheiten einzugehen, ist uns unmöglich; wir können nur darauf hinweisen, wie streng charakteristisch und consequent jede Gestalt gehalten ist, und welche Fülle von hoher Würde und süßer Anmuth über dem ganzen Werke schwebt.

Das Werk bedarf unserer Empfehlung nicht, um seinen Weg zu machen, wir verweisen aber alle darauf, die aus der Kunst eine Fülle von Anregung und echtem Genuß schöpfen wollen. — x —

* * *

Eine Jubiläumsausgabe von Michel Angelos sämmtlichen Gedichten ist unlängst aus dem Verlage von Alphons Dürr in Leipzig hervorgegangen, die neben den Originalen nach der Textkritik von Guasti eine deutsche Uebersetzung von einer Tochter Schadows, Sophie Hasenclever, bringt und von M. Jordan eingeleitet ist. Derselbe beginnt das Vorwort mit folgenden Worten: „Wahre Größe vermag nur durch sich selbst geehrt zu werden. Indem wir den Unsterblichen an seinem Jubiläumstage feiern, ziemt es ihm als Ruhmesspende den Abglanz seiner Werke darzureichen".

Nur mit ehrfurchtsvollem Schauer vermag sich, wer überhaupt Empfindung für das Erhabene besitzt, der Riesennatur Angelos zu nahen. Wie reich an solchen vielseitigen Naturen war jene Zeit, welche ihn geboren hatte. Unsere Geistesgrößen sind fast immer einseitig; entweder durch Verstand herrschend und dennoch seine Sklaven, oder durch Phantasie oder Gemüth, aber eben nur durch Eins. Damals schien die Schöpferkraft beweisen zu wollen, daß sie im Stande sei, das Menschenideal voll und ganz zu gestalten, und sie vereinigte schaffende Phantasie, allumfassendes Empfinden und mächtige Willenskraft im reinsten Ebenmaße in einem Menschen. Ein Lionardo, derselbe, der Florenz und Pisa durch einen Canal vereinigen, das große Baptisterium der erstgenannten Stadt durch einen Unterbau erhöhen wollte, der Wurfmaschinen und Bomben erfand, entzückte den Hof von Ludovico Sforza durch sein Saitenspiel, modellirte die kolossale Reiterstatue des Fürsten, schuf das Abendmahl in Santa Maria della Grazia und hielt Vorträge über

Digitized by Google

Anatomie. Daneben war er Meister in jeder ritterlichen Uebung und ein Gentilhuomo im edelsten Sinne des Wortes. Und dennoch fand auch er einen Größeren in Michel Angelo. Wie man verstummt, wenn ein gewaltiges Werk der Kunst blitzschnell unser Denken und Fühlen gefangen nimmt, so ist es auch, wenn uns ein großer Mensch entgegentritt. Wohl vermag der kritische Geist die Verhältnisse zu ergründen, auf denen sich die Kuppel des Domes von S. Peter erhebt, vielleicht auch den goldenen Schnitt auf den „Moses", auf die „Nacht" anzuwenden, aber eine weihevolle Stimmung, die feste Sammlung des Geistes gehört dazu, um das Geheimniß des Genius zu verstehen, der all das Gewaltige erschaffen hat.

Der größte Theil der Gedichte Michel Angelos stammt aus jener Zeit, in welcher Vittoria Colonna, die Frau von Ferrante d'Anvalos, in der Brust des sechzigjährigen Künstlers einen neuen Liebesfrühling erweckt hatte. Was ein junges Herz, verlangend und doch entsagend, empfinden kann, alle Freude über die innere Harmonie mit der Geliebten, alle Trauer über die Unerreichbarkeit des Zieles bis zum wild aufschreienden Schmerz nach ihrem Verlust durch den Tod, spricht aus Angelos Dichtungen. Sie sind nicht geschaffen in behaglicher Selbstbeschauung, im Gedächtniß an vergangene Lust, an vergangenen Schmerz, auch nicht in der Absicht, in tadellosen Sonnetten und Terzinen der Mitwelt ein Vorbild formeller Vollendung zu geben. Die gewaltige Subjectivität Angelos, der oft die Körper seiner Marmorriesen zu zersprengen droht, sie mußte ein Mittel der Befreiung von den Stimmungen des Augenblicks suchen, und das vermochte nicht die Plastik und Malerei, die zur Darstellung des Gedankens in Stein und Farbe der Zeit bedürfen, zu bieten, sondern nur die Poesie. So wurden denn die Gedichte geschrieben, noch mitten in der Stimmung, die sie erzeugte, und deshalb oft ein Räthsel für den Leser, oft ungefeilt und dunkel, sogar hart in der Sprache. Aber aus demselben Grunde sind sie ein Tagebuch ihres Schöpfers geworden, dem er Alles vertraute, reich an Herz und Geist, das Vermächtniß eines der edelsten Menschen, das Denkmal der edelsten und reinsten Liebe und man versteht, wenn man es gelesen hat, das Wort des Ariost:

Michel più che mortale, angel divino.

Es war kühn von einer Dame, sich an die Uebersetzung zu wagen, und es ist wohl das höchste Lob, das man aussprechen kann, sie habe mit begeisterter Hingabe ihre Arbeit vollendet. Eine Uebersetzung muß immer Fehler haben — entweder ist sie zu sehr bestrebt, das Original bis auf das Kleinste nachzuahmen, und verrenkt der eigenen Sprache die Glieder, ohne die Stimmung des fremden Gebildes zu geben, oder sie hält sich an den Geist und läßt die Form fallen. Die Uebersetzerin versucht oft ein in Gedanken und Form treues Bild zu geben, und da war es denn unvermeidlich, hier und dort ein oder mehrere gezwungene Stellungen der Worte anzubringen, aber in den meisten Fällen hat sie die zweite Art vorgezogen und den Gedanken ohne wörtliche Uebertragung wieder zu geben sich bemüht. Jedenfalls spricht aus der Uebersetzung Gefühl für die Form und feines Verständniß für die poetische Seele der heimatlichen Sprache, ein Vorzug vor Regis, dessen sonst verdienstvolle Uebersetzung manchmal ein sehr nüchternes Gepräge an sich trägt, wogegen die Versuche Herman Grimms in ihrem Bestreben nach tadelloser Eleganz den oft herben Zug des Originals verwischen. Die Ausgabe, vom typographischen Standpunkt aus betrachtet, ist ein Werk, das dem Verleger und Drucker zur höchsten Ehre gereicht. Die Ausstattung ist im Geschmack der Renaissance gehalten und die Ornamentstreifen nach den besten Mustern des 16. Jahr. so verwendet, wie z. B. bei den venezianischen Drucken von Altobello Salicato oder von deutschen Firmen jener Zeit, als krönende Verzierung auf dem Kopfe der Blätter. — x —

* * *

Unsere Leser erinnern sich wohl noch der ausführlichen Besprechung, welche wir in Nr. 38 d. Bl. über den von der Französischen Akademie einstimmig mit dem Preis de Jouy gekrönten Roman „Fromont jeune et Risler aîné" von Alphons Daudet veröffentlicht haben. Dies Werk, welches in Paris bereits die zwölfte Auflage erlebte, ist soeben unter dem Titel „Fromont junior und Risler senior" in autorisirter deutscher Uebersetzung bei Eugen Grosser in Berlin erschienen. Letztere schließt sich nicht nur in Ausstattung, Druck, Format dem Originale auf's sorgfältigste an, sondern wahrt auch in ihrer eleganten, correcten Prosa alle Vorzüge des französischen Buches und wird hoffentlich von dem deutschen Publicum freundlich aufgenommen werden.

* * *

Vom Büchertisch.

Literaturgeschichte, Kunst, Memoiren.

Constantin Bulle, Geschichte der neuesten Zeit (1815—1871). I. Band (1815—1848). Bremen, Herm. Credner.

Louise Büchner, deutsche Geschichte von 1815—70. Leipzig, Thomas.

Westphal, Major, Geschichte der Stadt Metz. I. Theil bis 1552.

Herm. Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. 2. umgearb. Aufl. Berlin, W. Hertz.

Dr. Hermann Göll, Das gelehrte Alterthum. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, Otto Spamer.

— Dichter und Künstler des Alterthums. Im gleichen Verlage.

Eduard Reich, Studien über die Volksseele. Jena, Costenoble.

C. Grf. Uetterodt, Zur Geschichte der Heilkunde. Volkskrankheiten im deutschen Mittelalter. Berlin, Carl Heymann.

F. Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen und zwei Essays. 2. Aufl. Straßburg, K. J. Trübner.

Adalbert Grf. Baudissin, Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln. Schleswig, B. Meves.

Bayard Taylor, Geschichte von Deutschland, übers. von M. Hansen-Taylor. A. d. Engl. Stuttgart, A. Auerbach.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Zur Vergleichung mit der in Nr. 43 der „Gegenwart" (S. 263) abgedruckten Uebersetzung einer Ode Sapphos sei auf eine andere wohlgelungene Uebertragung aufmerksam gemacht, von welcher vor längerer Zeit das Morgenblatt, Jahrgang 1854, Nr. 34, die erste Strophe bekannt gemacht hat. Dieselbe lautet:

Thronumstrahlte, ewige Göttin Cypris,
Tochter Zeus', listkundige, Dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Sehnsucht,
Hohe, das Herz mir!

Vielleicht gelingt es einem Leser der „Gegenwart", die vollständige Uebersetzung zu ermitteln und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Anklänge an diese Uebertragung findet man schon bei C. A. Overbeck (Anakreon und Sappho, Lübeck und Leipzig 1800), welcher die Strophe folgendermaßen verdeutscht hat:

Vielgethronte, himmlische Aphrodite!
Tochter Zeus'! Listkundige! Dich jetzt fleh' ich!
Nicht zu Schmach, zu Kränkungen nicht, o beuge,
Göttin, den Muth mir.

Gegenüber diesen Uebertragungen erscheint der Versuch H. Stadelmanns (Aus Tibur und Teos. 2. Auflage. Halle 1871. S. 92) ganz verfehlt, wie die nachstehende Probe beweisen dürfte:

Listerfind'rin Aphrodite,
Mächt'ge Tochter Du des Zeus,
Gib mein Herz, das gramverzehrte,
Länger nicht dem Kummer preis!

Helsingfors (Finnland), im November 1875. R. W.

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Digitized by Google

Inserate.

Zweite Auflage!

Soeben erschien und erregt Sensation:

Sacher Masoch,

Die Ideale unserer Zeit.

Roman in 4 Bdn. Pr. 12 *M.*

Wird demnächst in Paris unter dem Titel: Le veau d'or ausgegeben.

Vorräthig in jedem Lesezirkel, jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Soeben erschien:

Der Fürst von Isolabella.

Schauspiel in 4 Acten

von

Dr. Julius Werther.

Preis $2^1/_2$ *M.*

In München fortwährend mit grossem Beifall gegeben.

A. Werther's Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben wurde ausgegeben und steht auf Verlangen gratis und franco zu Diensten:

Lager - Catalog XXXVI.: Literärgeschichte, Bibliographie. 1603 Nummern.

Antiquar. Anzeiger 250.: Aeltere deutsche Literatur und Sprache. 387 Nummern.

Frankfurt a. M., Novbr. 1875.

Joseph Baer & Co.,
Rossmarkt 18.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.

II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Elegantes Festgeschenk

für Frauen und Töchter gebildeter Stände.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Gebunden in Prachtband Preis 4 *M.*

Eine seltene Fülle von Schönheit, Lebensweisheit und Gediegenheit spricht sich in diesen Novellen aus; sie sind ein gutes, gesundes Buch für **die Familie** und können unsern **Frauen und Töchtern** unbesorgt in die Hand gegeben werden.

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig.**

Aus unsern vier Wänden.

Bilder

aus dem Jugend- u. Familienleben.

Von

Rudolf Reichenau.

T.-A. Cart. 3 *M.* Eleg. gebunden 4 *M.* 75 Pf.

Inhalt: Aus dem Kinderleben. — Knaben und Mädchen. — Auswärts und Daheim.

Aus unsern vier Wänden.

Aus dem Kinderleben.

Von

Rudolf Reichenau.

Pracht-Ausg. m. 66 Orig.-Zeichn. von O. Pletsch, in Holzschnitt v. H. Bürkner. 2 Aufl. 4. Eleg. cart. 7 *M.*, fein geb. in Orglbd. 10 *M.* 50 Pf.

Liebesgeschichten.

Neues

aus den alten vier Wänden.

Von

Rudolf Reichenau.

2. Aufl. Eleg. cart. 2 *M.* 40 Pf. Eleg. geb. 3 *M.* 60 Pf.

Am eigenen Herde.

Aus den neuen vier Wänden.

Von

Rudolf Reichenau.

Eleg. cartonn. Preis 2 *M.* 40 Pf. Eleg. geb. Preis 3 *M.* 60 Pf.

Siegfried's

Illustrirte Mädchenbücher.

Göthe's Erzählungen.

Mit sechs Tondruckbildern v. **A. Kögler** und **H. Merté.**

Eleg. in illustrirt. Umschlag cart. Preis 7 *M.*

Jean Paul's

Erzählungen

Mit sechs Tondruckbildern v. **Heinrich Merté.**

Eleg. in illustrirt. Umschlag cart. Preis 7 *M.*

Vaterländische

Erzählungen

aus alter und neuer Zeit

von **L. Pichler.**

Inhalt: I. Kaiser Otto's III. Romfahrt — II. Heinrich IV. und Bertha von Susa. — III. Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. — IV. Die Kaiserbraut. — V. Der letzte Hohenstaufe. — VI. Aus böser Zeit. — VII. Der Kampf um Hohentwiel. — VIII. Vergangene und vergessene Tage. — IX. Unter dem Lindenbaum. — X. Bei Lampen- und Sternenschein. — XI. Vor Champigny.

Ca. 40 aller 8—14 Tage erscheinende Lieferungen à 50 Pf.

Auch in eleg. cart. Bändchen à 1—2 *M.*

Sammlung Amerikanischer Autoren.

Die

Argonautengeschichten,

Spanischen und Amerikanischen Sagen, Stadt- und Charakterskizzen

von

Bret Harte.

Uebersetzt von Moritz Busch

2 Bände. Preis 9 *M.*

Idyllen aus den Vorbergen,

von

Bret Harte.

Uebersetzt von Moritz Busch.

1. Band. 4 *M.* 50 Pf.

Ein leidenschaftlicher

Erdenpilger

und andere Erzählungen

von

Henry James jun.

Uebersetzt von Moritz Busch.

Preis 7 *M.* 50 Pf.

Amerikanische Humoristen.

Band 1—7.

Prudence Palfrey

und andere Leute

von

T. B. Aldrich.

Uebersetzt von Moritz Busch.

1 Band. Preis 6 *M.*

Jim Smiley's berühmter Springfrosch

und dergl. wunderliche Sänze mehr.

Neunzehn

von

Mark Twain.

Uebersetzt von Moritz Busch.

1 Band. Preis 6 *M.*

Die

Geschichte eines bösen Buben

und

drei andere schöne Historien

von

T. B. Aldrich.

Uebersetzt von Moritz Busch.

1 Band. Preis 6 Mark.

Die

Arglosen auf Reisen

von

Mark Twain.

Uebersetzt von Moritz Busch.

1 Band. Preis 6 Mark

Die

neue Pilgerfahrt.

(Fortsetzung von „Die Arglosen auf Reisen".)

Von **Mark Twain.**

Uebersetzt von Moritz Busch.

1 Band. Preis 6 *M.*

Das

vergoldete Zeitalter

von

Mark Twain

und

Ch. D. Warner.

2 Bände. Preis 12 *M.*

Geschichten aus Alt-Japan

von

A. B. Mitford,

zweiter Secretair der britischen Gesandtschaft in Japan.

Aus dem Englischen übersetzt

von

J. G. Kohl.

Mit Illustrationen,

gezeichnet und in Holz geschnitten von japanischen Künstlern.

gr. 8. 2 Bände. Preis 13 *M.* 50 Pf.

Jugenderinnerungen

Carl Friedrichs von Klöden,

herausgegeben und durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigt

von

Max Jähns.

Mit dem Bildnisse **Klöden's.**

8. Preis broch. 7 *M.*, geb. 8 *M.* 60 Pf.

Jugenderinnerungen

von

Eduard Schüller

weiland Geheimer Oberpostrath zu Berlin.

8. Broch. Preis 3 *M.*

Geschichte des geistiges Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod. Von **Julian Schmidt.** gr. 8. Preis 23 *M.*

Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. Von **Julian Schmidt.** 5. vollständig neu bearbeitete Auflage. 3 Bde. gr. 8. 25 *M.* 50 Pf.

Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774. Von **Julian Schmidt.** 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. gr. 8. Preis 23 *M.*

Handbuch der Musikgeschichte. Von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens, in gemeinfaßlicher Darstellung von **A. v. Dommer.** gr. 8. Preis 9 *M.*

Vom Gestade der Cyclopen und Sirenen. Reisebriefe von **W. Roßmann.** gr. 8. broch. Preis 6 *M.*

Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. Eine kulturhistorische Monographie von **Max Jähns.** 2 Bände. gr. 8. Preis 17 *M.*

Digitized by Google

Bei **Theodor Ackermann** in **München** erschien soeben und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Neues etymologisches Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Betonung und Aussprache von **Karl Jürgens.** 947 Seiten gr. 8°. eleg. broch. Preis 10 *M.*, elegant gebunden 11 *M.*

Ein Fremdwörterbuch ist oft selbst für den Gebildetsten ein Bedürfniss. Handel und Industrie, Hörsäle, Amts- und Schulzimmer gebrauchen eine Menge fremder Ausdrücke. Tausende verlangen über solche Ausdrücke Belehrung. Die gewöhnlichen Fremdwörterbücher bieten keine Belehrung, sondern meist nur eine einfache Uebersetzung. Das hier vorliegende von Jürgens zeichnet sich neben grösster Reichhaltigkeit besonders dadurch aus, dass es durch klare Nachweisung der Abstammung, durch Bezeichnung der Aussprache, und durch kernhafte Verdeutschung dem Nachschlagenden ein nicht blos oberflächliches, sondern volles Verständniss jedes Wortes verschafft und ihn in Stand setzt, das Wort richtig selbst anzuwenden. — Von Wichtigkeit ist die als Anhang beigegebene Sammlung fremdsprachiger Sprichwörter und Redensarten mit ihren Erklärungen.

Im Verlag von **W. Spemann** in **Stuttgart** erschien soeben:

REPERTORIUM
für
Kunstwissenschaft.

Redigirt von
Franz Schestag,
Custos am K. K. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien.

Diese neue kunstwissenschaftliche Zeitschrift hat den Zweck, die seit dem Eingehen des Naumann-Weigel'schen Archivs für die zeichnenden Künste und der A. v. Zahn'schen Jahrbücher für Kunstwissenschaft in der Literatur bestehende Lücke auszufüllen.

Das Repertorium wird enthalten:
A. Selbständige wissenschaftliche Arbeiten. — B. Originalberichte und Mittheilungen aus Sammlungen, Museen etc. — C. Literaturberichte in folgender Anordnung:
I. Theorie und Technik der Kunst. Kunstunterricht. — II. Kunstgeschichte (incl. Archäologie). — III. Architektur. — IV. Sculptur. — V. Malerei. — VI. Wappenkunde, Münz-, Medaillen-, Siegel- und Gemmenkunde. — VII. Schrift, Druck und graphische Künste. — VIII. Kunstindustrie. — IX. Literatur über Museen, Ausstellungen, Auctionen. — X. Neue periodische Publicationen.
D. Notizen, Personalien. — E. Bibliographie (mit selbstständiger Paginirung).

Die Nothwendigkeit einer derartigen Publication wurde auf dem vom 1.—4. August 1873 in Wien abgehaltenen ersten kunstwissenschaftlichen Congresse einstimmig anerkannt und das Programm in seinen Grundzügen genehmigt.

Das Repertorium wird in Heften von ca. 6 Bogen erscheinen, von denen 4 einen Band bilden. Jeder Band wird ein Personen- und Sachregister erhalten. Der Preis des Bandes von ca. 24 Bogen beträgt 16 *M.* Jedes Jahr erscheint ein Band. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Das erste Doppelheft kann von jeder Buchhandlung zur Einsicht bezogen werden.

Die
Zweite Lieferung
unseres neuen Prachtwerkes
DIE SCHWEIZ
von
Dr. Gsell-Fels
mit 360 Illustrationen von berühmten deutschen und schweizerischen Künstlern ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Preis 2 M. pro Lieferung.

Bei Bestellungen bitten ausdrücklich
„Die Schweiz von Gsell-Fels"
zu verlangen.

Friedr. Bruckmann's Verlag in München und Berlin.

Soeben erschien in meinem Verlage:
E. Haeckel, Ziele und Wege der heutigen Entwickelungsgeschichte.
Preis 2 *M.* 40 ₰.
Jena, November 1875. **Hermann Dufft.**

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 *M.*

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 ₰.

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Soeben erschien:
Im Paradiese.
Roman
von
Paul Heyse.
3 Bände. Preis 15 *M.*
Verlag von W. Hertz
(Besser'sche Buchhandlung.)
Berlin N.W.,
Marien-Straße 10.

Als Festgeschenk empfohlen:
Brockhaus' Conversations-Lexikon.
Elfte Auflage.
15 Bände. Geh. 75 *M.* Geb. in Leinw. 87 *M.*, in Hlbfrz. 90 *M.*
2 Bände Supplement. Geh. 11 *M.* Geb. in Leinw. 12 *M.* 60 ₰, in Hlbfrz. 13 *M.*

☛ Das einzige bis auf die jüngste Zeit reichende und vollständig vorliegende Conversations-Lexikon.

In dem Supplement, das auch apart zu beziehen und zu benutzen ist, sind namentlich die geschichtlichen Ereignisse von 1870—73 zum ersten mal encyklopädisch dargestellt.

Der
„sassenspegel meth der glosen".
Ein gut erhaltenes Exemplar der
sehr seltenen
Ausgabe des Sachsenspiegels
Stendal 1488
ist zu verkaufen durch die
Buchhandlung von A. Sund in Barth
(Pommern).

Im Verlage von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha** erschien soeben:
Wyneken, E., Verse und Reime.
2 *M.* 40 ₰, geb. 3 *M.* 60 ₰.

Digitized by Google

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's
Leben, Geistesentwicklung und Werke
auf der Grundlage der
Karl Hoffmeister'schen Schriften
neu bearbeitet
von
Prof. Dr. Heinr. Viehoff.

3 Theile in 1 Band broch. 7 M. 50 Pf. In 1 eleg. Lwdbd. 8 M. 50 Pf., mit Goldschn. 9 M.

Der als Literarhistoriker rühmlichst bekannte Herausgeber und vertraute Freund des längst verschiedenen Karl Hoffmeister, des bedeutendsten Schillerkenners s. Z., begnügt sich nicht damit, den Leser blos mit den äußeren Lebensverhältnissen des Dichters vertraut zu machen, er will dem vielmehr auch ein umsichtiger und zuverlässiger Führer sein für das Studium der Geistesproducte Schiller's, indem er den Leser gleichsam in die geistige Werkstätte des großen Dichters einführt, wo er sein gewaltiges Ringen und Schaffen gewahr wird. Mögen alle Verehrer Schiller's darin Umschau halten.

Vorzüglich als Schulprämie verwendbar oder sonst zu Geschenken an die reifere Jugend.

Prof. Dr. Johannes Scherr's
Allgemeine Geschichte der Literatur.
Ein Handbuch in zwei Bänden,
umfassend
die national-literarische Entwickelung sämmtlicher Culturvölker des Erdkreises.

Fünfte ergänzte Auflage in 2 Bänden gr. 8. Broch. 10 M. In 1 eleg. Ganzleinwandband oder Halbfranzband 11 M. 50 Pf.

Kein staubtrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelfalten hochgelehrtthuender Grandezza versteckendes Compendium für Fachleute, sondern ein lesbares Buch, welches alle wirklich und wahrhaft Gebildeten oder nach Bildung Strebenden mit der Universalgeschichte der Literatur vertraut machen möchte.

Nahezu 3000 Schriftsteller finden mehr oder weniger ausführlich darin Erwähnung. Vorzüglich zu Geschenken geeignet.

Goethe's Faust.
Neue Beiträge
zur
Kritik des Gedichts
von
Friedrich Vischer.

O, dass dem Menschen nichts
Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun!

Preis broch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Meyer & Zeller's Verlag
(Friedrich Vogel)
in Stuttgart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., Louisenstraße 32.

Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben von **Oscar Blumenthal.**

Am Ende jedes Monats erscheint ein Heft im Umfang von 5 bis 6 Bogen Lex., eleg. geheftet. 6 Hefte bilden einen Band.

Das soeben ausgegebene **November-Heft** hat folgenden Inhalt:

I. **Käthes Federhut.** Skizze von **Ada Christen.**
II. **König Sadal.** Erzählung in Versen. Von **Alfred Meißner.**
III. An die modernen Alexandriner. Epigramme von **Friedrich Bodenstedt.**
IV. Gescheitert. Erzählung von **A. Vivanti-Linden.**
V. Die Veilchen. Dramatischer Scherz von **Marie von Ebner-Eschenbach.**
VI. Sonette. Von **St. Barron.** — Gedichte.
VII. Edgar Allan Poe. Ein Essay von **Eduard Engel.**
VIII. Elisabetha Kullmann. Ein Gedenkblatt von **Pauline Schanz.**
IX. Kritische Rundblicke: Das Leben ohne Gott. Von **O. S. Seemann.** — Lyrik. Von **Gottlieb Wolfsohn.**
X. Kleine Bücherschau. — Miscellen.

Preis pro Heft 1 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Band 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. — Man kann jederzeit in das Abonnement eintreten.

Probe-Hefte können von jeder Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt werden.

Neuer Verlag v. Breitkopf & Härtel in Leipzig:

Deutsche Treue.
Ein
vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen
von
Felix Dahn.
8. brosch. n. 3 M., geb. n. 4 M.

Früher erschien:

Felix Dahn, Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. brosch. n. 3 M., geb. 4 M.

—— **Zwölf Balladen.** 8. In eleg. Einband mit Goldschnitt. n. 3 M.

Soeben erschien im Verlage von Georg Weiss in Heidelberg:

Marina.
Ein erzählendes Gedicht
von
Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.
Elegante Ausstattung.
Geh. 3 M. 60 Pf., geb. 4 M. 60 Pf.

Frühere Werke der Verfasserin:
Emanuel d'Astorga. 2. Aufl. eleg. geb. 3 M.
Erlebtes und Erdachtes. eleg. geb. 4 M.

In unserem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kalender
des
„Boten aus dem Riesengebirge"
für das Schaltjahr 1876.
2. Jahrgang.

Mit Beiträgen von Dr. J. Stein, **Alexander Meyer,** August Semrau u. A.
kl. 8. broschirt 50 Pf., durchschossen 60 Pf.

Actien-Gesellschaft „Bote a. d. Riesengebirge".

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin NW. (Besser'sche Buchhandlung, 10 Marienstr.)

Ernst Curtius, Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge. gr. 8. eleg. geh. 7 M.

Emanuel Geibel, Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung. eleg. geh. 3 M. 60 Pf.

Beide sich ergänzenden Werke erscheinen soeben zu gleicher Zeit. Das erste gewährt den Freunden einer historisch-ethischen Betrachtung des Alterthums ein reiches und reines Bild desselben, wie es so edel uns wohl noch nicht hingestellt ist; Geibel's Classisches Liederbuch enthält eine Uebertragung griechischer und römischer Lyrik in vollendeter Verdeutschung. Beide Werke empfiehlt der Verleger den Gelehrten und Gebildeten, der strebenden Jugend, der ernsteren Frauenwelt.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin NW. (Besser'sche Buchhandlung, 10 Marienstr.)

J. E. Erdmann, Ernste Spiele. Vorträge theils neu theils längst vergessen. Dritte Auflage. Preis eleg. geh. 6 M.

Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Zweite vermehrte Auflage. eleg. geh. in illustrirten Umschlag 2 M.

Erdmanns Ernste Spiele, eine Sammlung seiner bewunderten öffentlichen Vorträge, erscheinen hier den Freunden und Freundinnen einer geistreichen Unterhaltung in dritter Auflage. — Die zweite Auflage der Inschriften an Haus und Geräth ist um das Doppelte vermehrt und eine wirklich reizvolle Sammlung der Hausprüche und Inschriften für Jeden, der Sinn für die Frische und Tiefe der Volkspoesie hat.

PRACHTVOLLES FESTGESCHENK!

ITALIEN

Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna.

Verlag von **J. Engelhorn** in Stuttgart.

Kein Werk dürfte sich besser zu Festgeschenken eignen, als diese herrliche Schilderung Italiens, welche, von den beliebtesten Autoren und Künstlern im Verein geschaffen, seit dem Beginn ihres Erscheinens von dem gebildeten Publikum und der gesammten Kritik mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden ist.

430 Seiten in Folio mit 300 Textillustrationen und 88 Bildern in Tondruck. In Prachtband nach einem Original-Entwurfe von **Julius Schnorr.**

Preis: 75 M.

Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandlgn.

Digitized by Google

Soeben erschien bei W. Mauke Söhne in Hamburg:

Aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Culturgeschichtliche Studien

von

Robert Calinich.

Preis 4 M., eleg. gebunden 5 M.

Schmidlin's

Blumenzucht

im Zimmer.

Illustrirte Prachtausgabe.

Herausgegeben von

F. JÜHLKE,

Hofgartendirector Sr. Majestät des Kaisers.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 614 in den Text gedruckten feinen Holzschnitten.

Ein prachtvoller Band in gr. Lexikon-Octav in chromolithogr. Umschlag. Preis 16 M. — In elegant. Salonband geb. Preis 20 M.

Verlag von

Wiegandt, Hempel & Parey in **Berlin.**

Soeben neu erschienen (als Festgeschenk für Damen ganz besonders geeignet):

Deutsche

Literaturgeschichte

für Frauen und Jungfrauen.

Von

Edmund Hoefer.

Mit 1 Titelstahlstich: „Die Poesie" nach Rafael, gestochen von W. Kroer.

Preis geheftet 7 M.

In prachtvollem Leinwandband mit Goldpressung 9 M.

Verlag von A. Kröner in Stuttgart.

Neuer Verlag

von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Franz Liszt,

Aus **Richard Wagner's** Opern:

Tannhäuser, Lohengrin, Rienzi, Fliegender Holländer, Tristan und Isolde.

Transcriptionen für das Pianoforte.

4. Roth cart. Preis 7 M. 50 Pf. netto.

Soeben erschien:

REBER'S

Geschichte der neuern deutschen Kunst

vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Wiener Ausstellung 1873.

Preis broch. 14 M. 40 Pf., eleg. geb. 16 M.

Meyer & Zeller's Verlag

(Friedrich Vogel)

in **Stuttgart.**

Neuester Verlag

von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Mendelssohn's Duette.

Lieder und Gesänge für **zwei Singstimmen** mit Begleitung des Pianoforte von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Erste vollständige Ausgabe.

Roth cart. 8. Pr. 1 M. 80 Pf. netto.

Novitäten! **Zu Festgeschenken.** **Novitäten!**

Bei **Eugen Grosser** in **Berlin** S.W., Gitschinerstraße 111, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Spielmannsweisen.

Lieder u. Gedichte

von

Otto Franz Gensichen.

Dritte Auflage. Eleg. gbdn. mit Goldschnitt. **Preis 3 Mark.**

Diese wahrhaft poetischen Dichtungen haben bereits die größte Popularität erlangt, zumal ein Theil derselben bereits durch die trefflichen Compositionen von **Gumbert, Radecke, Grabau-Hoffmann, Lappert, de Sweert** u. A. in den Sangesschatz des deutschen Volkes übergegangen ist.

Preisgekrönter Roman!

Der in Nr. 38 der „Gegenwart" so überaus günstig kritisirte Roman:

Fromont junior & Risler senior

von

Alphonse Daudet

ist nunmehr in deutscher Original-Ausgabe in obigem Verlage erschienen und in jeder besseren Leihbibliothek vorräthig. Derselbe eignet sich auch vorzüglich zu Festgeschenken.

Preis geh. 5 M., elegant gebunden 6 M.

Neuer Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Führich, Joseph Ritter v., Das Buch Ruth. Sieben Compositionen in Kupfer gestochen von **H. Merz.** Qu.-Fol. Preis 45 M. Ausgabe auf chines. Papier. Preis 60 M.

Michelangelo's sämmtliche Gedichte in Guasti's Text mit deutscher Uebersetzung von **S. Hasenclever.** Mit Zierleisten nach **Peter Flötner, Virgil Solis** etc. Auf holländ. Papier gedruckt. Preis 20 M. Prachtband in Leinwand Preis 32 M., in Leder 36 M.

Pletsch, Oscar, Ein Gang durch's Dörfchen. 16 Original-Zeichnungen in Holzschnitt ausgeführt. Text von **Fried. Oldenberg.** gr. 8. Eleg. cart. Preis 4 M. 50 Pf.

Preller, Friedrich, Figurenfries zur Odyssee. In 24 farbig lithogr. Tafeln mit erläuterndem Text herausgegeben von **M. Jordan.** Qu.-Fol. In farb. Umschlag gebunden. Preis 24 M.

Reinick, Robert. ABC-Buch für kleine und große Kinder. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen Dresdner Künstler. Vierte Aufl. (Pracht-Ausg.) Eleg. cart. Preis 6 M.

Richter, Ludwig, Aus der Jugendzeit. Scherz und Ernst in Holzschnitten. Eleg. cart. Preis 3 M.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin N.W. (Besser'sche Buchhandlung, 10 Marienstr.)

Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler (geb. zu Jena 1786, gest. zu Weimar 1866). Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde. 2. umgearbeitete Aufl. eleg. geh. 7 M.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (**W. v. Kügelgen**). 1—7. Abdruck. eleg. geh. 6 M.

Marie von Olfers, Neue Novellen. Zweite Sammlung der Novellen. eleg. geb. 6 M.

Otto Roquette, Novellen. 2. Aufl. eleg. geh. 6 M.

Das Leben der Malerin Louise Seidler hat durch den Reiz der Darstellung dieses thätigen und unschuldigen Künstler-Lebens, welches unter Goethe's Augen sich entwickelte und durch die Fülle der Mittheilungen aus dem Leben der Künstlerwelt, namentlich in Rom, sich der größten Theilnahme in der deutschen Familie erfreut. Die 2. bereicherte Auflage wird dieselbe nur vermehren. — Kügelgens Jugenderinnerungen bleiben ein Lieblingsbuch für den Familienabend und die Jugend. — Roquettes Novellen werden in einer neuen Auflage den Freunden des Dichters dargeboten. — Die Anerkennung und Theilnahme, welche die Novellen von Marie von Olfers fanden, wird diesem neuen Bande ihrer Novellen nicht fehlen.

Neuer Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Jungbrunnen.

Sammlung der schönsten Kinderlieder mit Clavierbegleitung

herausgegeben von

Carl Reinecke.

Mit einem Titelbild von Theodor Grosse.

Kl. 4. Eleg. cart. in blauem Glacépapier.

Inhalt: Lieder von André, Beethoven, Gade, Gurlitt, Hauptmann, Hiller, Hoffmann von Fallersleben, Mendelssohn, Mozart, Nägli, Reichardt, Reinecke, Schubert, Schulz, Schumann, Seel, Taubert, Weber, Weil, Wilhelm, Wohlfahrt, Volkslieder.

Für Zeitungen.

Ein Student, bereits literarisch thätig, der bald sein staatswissenschaftliches Doctorexamen macht, wünscht im April oder Mai in die Redaktion einer liberalen, politischen Zeitung oder einer belletristischen Zeitschrift einzutreten. Gefl. Offerten an Herrn **E. Levit,** Brunnengasse 12, Heidelberg.

Für Verleger u. Journal-Redactionen.

Ein junger Jurist wünscht Uebersetzungen aus dem Französischen gegen entsprechendes Honorar zu übernehmen. Gefällige Offerten beliebe man sub Chiffre **S. B. 27** an **Rudolf Mosse** in **Breslau** zu richten.

Digitized by Google

Soeben erschien im Verlag von **Joh. Friedr. Hartknoch** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.

Ein komisches Heldengedicht.

Motto: Ueber allem Zauber Liebe.

Preis eleg. geh. 1½ *M.* Eleg. geb. 3 *M.*

Eine wundervolle Liebesgeschichte in Versen, worin der Verfasser mit feiner Satire die Auswüchse unserer Zeit auf socialem und literarischem Gebiete geißelt. Diese ebenso hochpoetische, wie geist- und witzsprühende Dichtung eignet sich auch als Festgeschenk für Damen.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Stengel'schen Schriften athmen eine seltene **Reinheit der Gesinnung und Bildung**, und ein poetischer Hauch **ächten Seelenadels** weht uns aus ihnen entgegen; sie sind eine **bildende, veredelnde** Lectüre und empfehlen sich namentlich **für die Frauen- und reifere Mädchenwelt**, der nicht leicht etwas Besseres geboten werden kann.

Eine Weihnachtsgabe für deutsche Männer.

Prof. Bluntschli's deutsche Statslehre für Gebildete.

Dieses Buch will in gedrängter Form, aber tief eindringend dem deutschen Volke lehren, auf welchen Grundlagen der stolze Bau des Deutschen Reiches sich erhebt, wie es geworden, welches seine Mission ist, und wie es ihr gerecht werden kann. **Ein Handbuch der Politik für jeden Gebildeten**, nicht in doctrinärer Form, sondern lebensvoll, geistreich, von großen Gesichtspuncten getragen. **Natur, Zweck, Formen, Einrichtungen des Stats** überhaupt werden in ihren geschichtlichen Typen dargestellt, das **Verhältniß von Stat und Kirche** wird historisch und philosophisch entwickelt und schließlich in scharfen Sätzen fixirt; die **deutsche Reichsverfassung** in practischem und systematischen Ueberblick, und ein lebendig und warm geschriebenes Capitel über die **Rechte und Pflichten des Deutschen** beschließt den Haupttheil des Buchs.

Im In- und Auslande wurde **„Bluntschli's Statslehre"**, die in der Bibliothek keines Deutschen fehlen dürfte, als der schönste Commentar zu der modernen deutschen Statsgründung, als die gewichtigste Modification der das moderne Deutsche Reich tragenden Ideen bezeichnet.

In jeder Buchhandlung einzusehen. Preis eleg. gebunden **6** *M.*

Nördlingen, Herbst 1875.

C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Eleganteste Festgeschenke!

Emsland-Bilder.

Erzählungen aus dem Emslande
von
E. von Dincklage.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Nymphäa.

Novelle
von
Wilhelm Jensen.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Von ihr und mir.

Eine Weihnachtsgeschichte
von
Edmund Hoefer.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Ein deutsches Dichterbuch.

Aus Originalbeiträgen deutsch. Dichter gesammelt und herausgegeben von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 5 *M.*

Assunta.

Novelle
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Meereswellen.

Venetianisch. Märchen
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Sonnenstrahlen.

Ein Märchen
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 4 *M.* 50 *S.*

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Fr. Spielhagen's sämmtliche Werke.

Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage **in ca. 85 Lieferungen, à 50 Pf.**
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Neu! Verlag von **Otto Spamer** in Leipzig. **Neu!**

Für den Familientisch, für Schüler an Gelehrten Schulen sowie Schulbibliotheken.

Die Künstler und Dichter des Alterthums.

Leben und Wirken der hervorragendsten Meister auf dem Gebiete der bildenden Kunst und der Poesie bei den Griechen und Römern. Dargestellt für Freunde des Alterthums, insbesondere für die reifere Jugend, von Dr. **Hermann Göll**, Professor. Mit 120 Text-Abbildungen, acht Tonbildern ꝛc. Geheftet 7 *M.* = 2⅓ Thlr. Elegant gebunden 8½ *M.* = 2⅚ Thlr.

Die Weisen und Gelehrten des Alterthums.

Leben und Wirken der hervorragendsten Forscher und Entdecker auf dem Gebiete der Wissenschaft bei den Griechen und Römern. Dargestellt für Freunde des Alterthums, insbesondere für die reifere Jugend, von Dr. **Hermann Göll**, Professor. **Zweite Auflage.** Mit 115 Text-Abbildungen, 16 Tonbildern ꝛc. Geheftet 7 *M.* = 2⅓ Thlr. Elegant geb. 8½ *M.* = 2⅚ Thlr.

In gleicher Ausstattung erschienen:

Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer. Von Dr. **Wilhelm Wägner.** Dritte Auflage. Mit 380 Text-Abbildungen u. s. w. Drei Bände. Geheftet 15 *M.* = 5 Thlr. Elegant gebunden 18 *M.* = 6 Thlr.

Hellas. Das Land und Volk der alten Griechen. Bearbeitet von Dr. **Wilh. Wägner.** Zwei Bände. Dritte Auflage. Mit 270 Text-Abbildungen ꝛc. Geheftet 9 *M.* = 3 Thlr. Elegant gebunden 12 *M.* = 4 Thlr.

Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, geschichtliche und kulturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüthe sowie des Verfalls des alten Aegyptens. Von Dr. **Karl Oppel.** Dritte Auflage. Mit 160 Text-Abbildungen ꝛc. Geheftet 6 *M.* = 2 Thlr. In elegantem Einbande 7 *M.* = 2⅓ Thlr.

Illustrirte Mythologie. Göttersagen und Kultusformen der Hellenen, Römer, Aegypter, Inder und Perser. Von Professor Dr. **Hermann Göll.** Dritte Auflage. Mit 155 Text-Abbildungen ꝛc. Geh. 4 *M.* = 1⅓ Thlr. In elegantem engl. Einband 5 *M.* = 1⅔ Thlr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen von Otto Spamer in Leipzig und W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke**, Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **M. G. Lendner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 11. December 1875. Band VIII.

II
30
295
V. 8
№ 50

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: England und der Ankauf des Suezcanals. Von Richard Reuter. — Cardinal Rauscher. Von Austriacus. — **Literatur und Kunst:** Das Ende meiner Lehrlingszeit. Aus dem Nachlaß von Heinrich Marr. (Schluß.) — „Ut min Jungsparadies" von Klaus Groth. Besprochen von Gottlieb Ritter. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Frau für die Welt." Schauspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Besprochen von Paul Lindau. — „Rose Michel." Schauspiel in fünf Acten aus dem Französischen des Ernest Blum. Besprochen von v. Leixner. — Concertschau. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Alexander Meyer über Björnsons „Fallissement" und L. Pietsch. — Inserate.

England und der Ankauf des Suezcanals.

Von **Richard Reuter.**

Das Toryministerium in England hat eine große und glänzende That gethan. Mit schneller Entschlossenheit, mit Kühnheit und Genialität hat es mit einem Federstriche England, welches in der letzten Zeit so im Hintergrunde der europäischen Politik zu stehen schien, daß etliche Thoren sich einbilden konnten, es schicke sich bereits an, völlig abzutreten, und nach Thorenart sich in diesbezüglichen Prophezeiungen ergingen, an die Spitze der europäischen Politik und das englische Interesse fast über jede Anfechtung erhaben in einer Frage sicher gestellt, welche seit vierzig Jahren eine brennende heißt und mit kurzen Unterbrechungen die Gemüther der europäischen Staatsmänner mit Zweifel, Ungewißheit, Besorgniß, Gier, Neid und Haß und allen sonstigen Empfindungen und Leidenschaften, welche feindlich einander gegenüberstehende Staatsmänner zu bewegen pflegen, erfüllt hat. Zum wenigsten drei von den übrigen europäischen Großmächten glichen seit jener Zeit dreien im Gebüsch versteckten Tigerkatzen, zwischen denen eine Antilope graft, und starrten diese, aber noch mehr sich gegenseitig selber an, wissend, daß jene ihnen über kurz oder lang zur Beute fallen mußte, wissend aber auch, daß die von ihnen, die sich zuerst darauf stürzt, in demselben Augenblicke das Gebiß der andern im Nacken fühlt; keine den Sprung wagend; jede lieber auf ihren Antheil verzichtend, als den andern ihren Theil davon gönnend. Vordem war England selber zu eben dieser Rolle gezwungen gewesen; zwischen den Tigern lag der edle Leopard, weniger beutegierig, aber um so mehr entschlossen, der Beutegier der andern das Opfer nicht preiszugeben, und zweimal im Laufe von fünfzehn Jahren war seine Pranke roth vom Blute der Nebenbuhler geworden, die einen günstigen Augenblick, dem unglücklichen Opferthiere wenigstens um einen Schritt näher zu kriechen, für gekommen geglaubt hatten.

Mittlerweile und seitdem England zum letztenmale für die Erhaltung des unverletzten Bestandes der Türkei das Schwert gezogen hat, ist die Lage der Dinge im Südosten Europas, zumal vom englischen Gesichtspunkte aus, eine völlig andere geworden. Der Grund, weshalb England bisher so eifersüchtig über dieser Erhaltung gewacht hatte, war weder, selbstverständlich, ein besonderes Interesse daran, daß gerade der Sultan am goldenen Horn herrschte, noch an sich die Furcht vor einer weiteren Vergrößerung eines jetzt schon übermächtigen Nachbars der Türkei. Was England bewog, die ungeheuren Opfer an Gut und Blut zu bringen, die es an die Erhaltung der Türkei gewandt hat, war vielmehr die damals sichere Aussicht, daß die Ausdehnung der russischen Herrschaft über die ganze Balkanhalbinsel, in der nach Lage der damaligen Verhältnisse ein entscheidender Einfluß in Egypten als ein Zubehör enthalten gewesen wäre, zur sofortigen Folge die völlige Sperrung des mittelländischen Meeres für jedes andere Interesse als das ausschließlich russische gehabt hätte, zur weitern aber über kurz oder lang die Ausübung eines Druckes auf das indische Reich Englands, dem das gehörige Gegengewicht gegenüberzusetzen dem Mutterland, das für die Verbindung mit Indien lediglich auf den weiten und gefahrvollen Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum angewiesen gewesen wäre, sehr schwer gefallen sein würde. Unter den damaligen Umständen hätte auch eine Besitzergreifung Egyptens durch die Engländer — abgesehen davon, ob das betreffende Anerbieten durch den Czaren ernstlich gemeint war — kein genügendes Gegengewicht gegen die russischen Eroberungen in der Türkei, namentlich in Bezug auf die englische Machtstellung in Indien, gebildet.

Aber von diesen Verhältnissen ist so gut wie nichts übrig geblieben und mit ihnen sind die auf sie gegründeten Berechnungen und politischen Rücksichten verschwunden. Egypten hat seine Abhängigkeit von der Pforte bis auf einige wenige bedeutungslose Formen abgestreift, es ist in mehr als einer Richtung innerlich gewaltig erstarkt, und ein etwaiger nichttürkischer Herrscher in Constantinopel würde sich Egypten sicher als völlig selbstständigen Staat gegenüber sehen, der seine Unabhängigkeit von dem Sitze seines früheren Oberherren mit Eifer zur Schau tragen und sich lieber mit dem Scheine der Freiwilligkeit irgend einer dritten Macht in die Arme werfen, als ein Verhältniß zu der neuen Macht am Bosporus ertragen würde, das den Anschein einer rechtlichen Fortsetzung seines bisherigen Vasallenthums an sich haben könnte. Der betreffende Gebieter am goldenen Horn würde, wenn er nicht sofort, wozu er schwerlich gewillt und in der Lage sein würde, seinen Einfluß auf Egypten mit Waffengewalt erzwänge, nur die Lösung der letzten Bande, die Egypten noch an die Türkei knüpfen, anzusehen und anzuerkennen haben. Am Mittelmeere ist ferner eine neue Großmacht entstanden, deren Stellung und Bedeutung, entsprechend ihrer geographischen Lage, wesentlich auf ihrer Kriegsflotte und ihrem Handel zur See beruht und immer, wahrscheinlich im zunehmenden Maßstabe beruhen wird. Schon diese beiden Thatsachen würden den Gedanken von einer Verwandlung des Mittelmeeres in einen russischen Binnensee nach der Einnahme Constantinopels durch die Russen in das Gebiet der frommen Wünsche verweisen, wenn das mittelländische Meer nicht überhaupt aufgehört hätte, ein Binnensee und eine Sackgasse zu sein. Durch den Bau des

Digitized by Google

Suezcanals, durch welchen das mittelländische Meer auch an seinem andern Ende mit dem Weltmeere in Verbindung gesetzt worden ist, ist es eine Heerstraße geworden, auf deren Benutzung kein Volk mehr verzichten kann, und von deren Beherrschung durch Ein Volk ausschließlich, zumal durch eines, das nicht den ersten Rang zur See einnimmt, nicht mehr die Rede ist. Der Suezcanal hat jedoch für England noch die weitere und weitaus wichtigere Bedeutung, daß er ihm eine Verbindung mit Indien gewährt, in deren Besitz es für sein indisches Reich von der Festsetzung Rußlands in der Türkei nichts zu fürchten hat, jedenfalls nicht mehr, als durch das anderweitige Vorrücken der Russen in Mittelasien. Die beiden Gründe, um derentwillen England früher den Gedanken an einen Zerfall der Türkei, der selbstverständlich hauptsächlich oder lediglich Rußland zu Gute gekommen wäre, nicht ertragen konnte, bestehen nicht mehr: die Beherrschung des Mittelmeeres durch Rußland ist überhaupt aus der Reihe der Möglichkeiten geschieden; die Bedrohung der englischen Herrschaft in Indien von dem russisch gewordenen Constantinopel aus wird zu einem Hirngespinnste, sobald und solange England im ungestörten Besitze des Seewegs dorthin durch den Suezcanal ist. Dieser Besitz ist mithin die Lebensfrage für England in der orientalischen Frage geworden und als solche an die Stelle der Ausschließung Rußlands von der Türkei und vor allem von Constantinopel und dem Bosporus getreten. Dies ist auch schon seit einiger Zeit, nachdem in Folge des erneuten Ausbruchs der orientalischen Krisis im vorigen Sommer die öffentliche Meinung in England sich wieder stark mit der Stellung Englands dazu zu beschäftigen angefangen hatte, die so gut wie einmüthige Anschauung der englischen Presse von der Lage der Dinge und den an die englische Politik und von ihr zu stellenden Forderungen gewesen. Die richtige Erkenntniß von dieser Lage der Dinge war es sicher — im Gegensatz zu der Ansicht der Eingangs erwähnten Thoren — wenigstens mit, welche die englische Regierung bewog und in den Stand setzte, den Bruch des Pariser Vertrags durch Rußland im Jahre 1870 als ein zwar nicht ehrenvolles, aber thatsächlich zur Zeit nicht mehr erhebliches Vorgehen ruhig geschehen zu lassen.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Disraelis, diese jedenfalls längst als die richtige erkannte Politik im gegebenen Augenblicke ohne Furcht und falsche Rücksichten und Bedenken zur Thatsache gemacht zu haben. Denn eine hochpolitische That ist der Schritt; vielleicht nicht Einer, der von ihm vernahm, hat in seinem Innern daran auch nur einen Augenblick gezweifelt, selbst bevor er das französische Gelbbuch gelesen hatte.

Indem die englische Regierung fast zur Hälfte Eigenthümerin einer weit entfernten großartigen Anlage geworden ist, von deren Bestehen weltpolitische Stellungen abhängen, an deren Fortdauer und Art der Verwaltung die politischen und Handelsinteressen der halben Welt geknüpft sind, ist sie selber allen diesen widerstreitenden politischen Interessen gegenüber in eine neue politische Stellung getreten. Lediglich um dieser bloßen Thatsache willen, also gesetzt den Fall, sie wäre unabhängig von ihrem eigenen Willen in diese Stellung geschoben worden und wäre gezwungen darin zu verbleiben, müßte die englische Regierung diese neue politische Stellung befestigen, um dieselbe allen denkbaren Möglichkeiten gegenüber mit Ehren behaupten und zum eignen Vortheil benutzen zu können. Die englische Regierung ist aber nicht in diese Stellung hineingeschoben worden, sondern sie hat sich wohlüberlegt und aus eignem freien Antriebe in dieselbe hineinbegeben, und da kein Staat eine derartige Stellung freiwillig einnimmt, blos um des Vergnügens willen, dieselbe bei Gelegenheit einmal vertheidigen zu können, so ergibt sich daraus für einen jeden, selbst den, der sonst nicht wissen würde, worum es sich für England in dieser Sache eigentlich handelt, daß weitere politische auf die Erweiterung der Machtstellung Englands im Orient gerichtete Maßnahmen unausbleiblich sein werden. Welches diese Maßnahmen sein werden, steht dahin. England kann zunächst versuchen, die sämmtlichen Actien in seinen Besitz zu bringen und damit den Suezcanal in englisches Staatseigenthum, welches den andern Völkern und Regierungen gegenüber sich als ein zur freien und uneingeschränkten Verfügung seines Besitzers stehendes Privateigenthum darstellen würde, zu verwandeln. Die dadurch geschaffene Lage würde selbstverständlich erst recht noch weitere Maßnahmen zum Schutze der in noch größerem Umfange an jenen Punkt gebundenen englischen Interessen nöthig machen. England kann, vielleicht unter sorgfältiger Vermeidung jedes Scheins und greifbaren Beweises, einen solchen Einfluß auf die innere Verwaltung Egyptens gewinnen, daß ihm im Falle der Noth auch die militärischen Streitkräfte dieses Landes zur Wahrung seiner Rechte zur Verfügung stehen. Die persönlichen Gesinnungen des gegenwärtigen Khedive gegen England, der sich gerade dieses Land zum Contrahenten ausersehen hat und wahrscheinlich nicht blos deshalb, weil der von dort her gebotene Kaufpreis einige tausend Pfund höher war als die übrigen Anerbietungen, würden die Anbahnung eines solchen Verhältnisses wahrscheinlich wesentlich erleichtern; das Recht, das sich die englische Regierung ausbedungen hat, behufs Sicherung der Zinszahlung für den Kaufpreis die egyptische Finanzverwaltung durch einen von ihr abgeordneten Agenten beaufsichtigen zu lassen, sieht, zumal gegenüber dem verhältnißmäßig geringen Betrag der schuldigen Zinssumme, vollkommen wie eine zu einem solchen Verhältniß auf kürzestem Wege hinführende Brücke aus. England kann endlich zum unmittelbaren Schutze seines Eigenthums ein Geschwader daselbst auf die Dauer stationiren, oder auch, mit Erlaubniß des Vicekönigs von Egypten, dem der Großtürke die etwa erforderliche Genehmigung schwerlich versagen würde, einen benachbarten Streifen egyptischen Gebietes besetzen und befestigen und sich also daselbst eine völkerrechtliche Position schaffen, die von einer andern Macht nur dann angegriffen werden würde, wenn dieselbe zugleich zu dem Entschlusse gekommen wäre und sich stark genug fühlte, die Werke von Dover zu beschießen oder die Einfahrt in die Themse zu erzwingen. Welchen von diesen Wegen, oder welche Combination aus denselben England einschlagen wird, steht vorläufig noch dahin, aber irgend eine greifbare Bürgschaft und einen wirklichen, thatsächlichen Schutz für seine neue Stellung wird es sich zu sichern wissen. Die „Pall-Mall-Gazette", die Vertreterin eines großen und gewichtigen Theils der vornehmeren und auch amtlichen Kreise, die seit lange auf eine muthige und schneidige auswärtige Politik dringt, und in der einem thatkräftigen Schritt in der orientalischen Frage gerade unter Benutzung Egyptens vor kurzem sehr das Wort geredet wurde, die sich also gerade in der vorliegenden Angelegenheit als wohlunterrichtet erwies, ist wahrscheinlich auch in Bezug auf das, was dem Ankaufe der Suezcanalactien an Staatsaction weiter folgen wird, so gut unterrichtet gewesen, wie es Jemand über das eigentliche Amtsgeheimniß hinaus überhaupt sein kann, als sie vor einigen Tagen über die Fußfassung Englands in Egypten schrieb: „Ein Besitz, so wie Irland besessen wird, ist nicht von fern nothwendig; aber ebenso wenig wollen wir von „Garantieen" wissen, wenn unter diesem Ausdrucke nichts anderes verstanden wird, als gegenseitige Versprechungen und Gelobungen, wie zum Beispiel der Pariser Vertrag, mögen sie auch von sämmtlichen Souveränen Europas in voller Uniform unterzeichnet sein". Das „von Gentlemen für Gentlemen geschriebene" Blatt hat allerdings im Hinblick auf den zerrissenen Pariser Vertrag und die fortwährend geleisteten und fortwährend gebrochenen Betheuerungen Rußlands über seine Absichten in Mittelasien keine Veranlassung, mit besonderer Ehrfurcht sich über die Heiligkeit von Staatsverträgen auszusprechen. Was immer auch kommen möge, die englische Stellung in Egypten muß schließlich und wenn die eisernen Würfel über die Türkei hinrollen, eine solche sein, die nicht blos durch diplomatischen Einfluß, sondern durch thatsächliche Macht gesichert ist und nicht blos diplomatischen Einfluß, auch thatsächliche Macht verleiht

Digitized by Google

Es muß ein großartiges Gefühl für den Patriotismus der Engländer sein, zu wissen, daß der erste Schritt zur Einnahme einer solchen Stellung geschehen ist — ein einzelner Schritt nur, aber ein solcher, der weder zurückgethan werden, noch vereinzelt bleiben kann. Die kalte, staatsmännische Berechnung wird dadurch in gleichem Maße befriedigt wie die patriotische Phantasie. Jener genügt, daß England sicheren Fußes in eine Stellung hineinschreitet, von der aus es die endliche Lösung der brennenden orientalischen Frage mit Gleichmuth ansehen und des Ringens und Abquälens seines ewigen Gegners spotten kann; diese wird sich an den glänzenden Erinnerungen entflammen, die die Gewinnung der englischen Hoheit gerade über Egypten wachruft und sich an dem Gedanken weiden, daß ein andrer Nebenbuhler Englands, der sein lauernder Nebenbuhler ewig bleiben wird, trotz vorübergehender Allianzen und ententes cordiales, nirgends tiefer getroffen werden konnte als in Egypten. An Egypten, von dessen Denkmälern einst die Jahrtausende auf das lorbeerumkränzte Heer der Republik herabblickten, knüpfen sich die stolzesten Erinnerungen Frankreichs; wo Egypten in das Spiel kommt, ist es für Frankreich und seine kältesten Staatsmänner unmöglich, sich in ihrer Politik lediglich an Berechnungen und Forderungen des ruhigen Verstandes zu halten, wie der als Schriftsteller und Minister gleich pedantische und schwunglose Guizot bezeugt; in Angelegenheiten Egyptens war es, wo England seinen letzten großen europäischen Triumph, den letzten, der ihm allein gehörte und der durch die unmittelbare Thatkraft des Volkes und der Regierung errungen war, davontrug. Fünfunddreißig Jahre sind es her, seitdem Lord Palmerston, der große Whig, der unter den echtesten und besten Söhnen seines Vaterlandes voransteht, einen gellenden Schmerzensschrei aus der Brust Rußlands und Frankreichs hervorlockte, da plötzlich, noch ehe jene recht wußten, ob England überhaupt in Thätigkeit getreten war, die englische Flagge über den Zinnen von Akkon, der Festung, die einst allen Angriffen des ersten Napoleon getrotzt hatte, hinwehte. Damals stand Egypten unter dem Schutze der Feinde Englands, unter dem Schutze von Frankreich und Rußland, und die englischen Waffen waren es, welche Mehemet Ali zwangen, von seinen Plänen zur Zerstückelung der Türkei abzustehen. Aber welche Unterschiede zwischen der Lage von damals und der Lage von heute sonst vorhanden sind, wie wenig Aehnlichkeit zwischen den blutgetränkten Wällen einer erstürmten Festung und einem mit Actien gefüllten Portefeuille, das ein Staat dem Bankier des andern übersendet, zu bestehen scheint: darin ist die Lage dieselbe, daß diejenigen, die ihre Pläne auf eine eingebildete geistige oder körperliche Ohnmacht Englands bauen zu können glaubten, plötzlich aber gründlich enttäuscht dastehen. Ja so groß ist die Verwandtschaft zwischen heute und damals, daß der Schrei über das „perfide Albion", mit dem im Jahre 1840 die im Finstern schleichenden Mächte ihrem Aerger Luft machten, als durch die englische Großthat ihre heimlich gesponnenen Netze zerrissen waren, auch heute wieder, wenn auch in abgeschwächter Form sich geltend zu machen versucht. Nichts ist denen, die ihre eigentlichen und letzten Absichten nicht auszusprechen wagen, verhaßter als kühne, männliche Entschlossenheit.

Der erste Lord vom Schatze und die mit ihm im Rathe der Königin sitzen, haben das Vertrauen, das ihnen das englische Volk erwies, als es ihnen durch die Wahlen vom Februar 1874 den Weg in's Amt eröffnete, glänzend gerechtfertigt. Es war in der That die Verpflichtung, eine andere und englischere auswärtige Politik zu führen, diejenige, welche das neue Torycabinet an erster Stelle übernommen hatte. Mochte die vorhergegangene liberale Regierung in der Enthaltung von jedem thätigen Eingreifen in die festländischen politischen Verhältnisse, in der Nichtbeachtung einiger stattgehabter — wirklicher oder vermeintlicher — Herausforderungen Englands recht und weise und klüger und vorsichtiger als die öffentliche Meinung war, gehandelt oder in der That den Vorwurf der ungenügenden Wahrung der englischen Ehre verdient haben: die Nation war überzeugt, daß das letztere der Fall gewesen und brachte die Regierung zum Sturze. Die Uebertreibung der Manchester- und Zweckmäßigkeitslehre hatte endlich, verstärkt durch den moralischen Eindruck der großen politischen Ereignisse im Herzen Europas und im Herzen Asiens, eine ebenso gesunde wie heftige Gegenwirkung hervorgerufen. Es entstand der Ruf nach Reform der englischen Heeresverfassung, nach Verstärkung der Kräfte zur Vertheidigung und zum Angriff. Da die große Presse dem beginnenden Umschlage, nordischer Besonnenheit und Ruhe gemäß, nur langsam zu folgen begann, so entstand eine Broschürenliteratur, welche dem englischen Volke die Gefahr seiner unvollkommenen Rüstung aufzudecken sich bemühte, und welche zum Theil allgemein bekannt geworden ist. Man konnte in jener Zeit oft im Gespräche die Hoffnung ausdrücken hören, daß der Prinz von Wales als junger kräftiger Herrscher dereinst England wieder auf den Platz heben würde, der ihm im Rathe der Völker gebührt. Im Jahre vor der allgemeinen Wahl regte ein Lustspiel, das die schwache und unmännliche Politik des liberalen Ministeriums mit unglaublicher Schärfe und Schonungslosigkeit geißelte, und mit einer schnöden Travestie des sonst so hoch und heilig gehaltenen „Rule Britannia" schloß, wie sie sie nur der lang unterdrückte, jetzt aber hervorlodernde Zorn eines edlen und kräftigen Volkes eingeben konnte, viele Wochen lang Abend für Abend das fashionable Publicum des Westends von London auf, welches den zügellosesten Angriffen rauschenden Beifall zu spenden nicht müde wurde und am lautesten klatschte, wenn der Prinz von Wales, was mehr als einmal geschah, die Vorstellung besuchte. Und genau zu derselben Zeit konnte man in den Debattirclubs der City, wo ein ganz verschiedenes, politisch aber vielleicht ebenso sehr in's Gewicht fallendes, vor allem aber nichts weniger als toryistisch gesinntes Publicum verkehrt, Scenen anwohnen, wie die, daß ein alter Mann auftrat und sagte, in seiner frühen Jugend, wo es weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe gegeben habe, sei er Hunderte von Meilen gereist, um für die Whigs zu stimmen, und er sei heute noch as stout a Whig as ever before; er wolle aber im nächsten Winter von den Orkneyinseln bis Cap Landsend gehen, um durch seine Stimme zum Sturze der Whigverwaltung, die kein Herz für englische Ehre habe, beizutragen und — laute Zurufe lohnten hier dem Redner, wie dort dem Schauspieler. Ein Jahr darauf hat der unerhörte Umschlag bei der Vertheilung der Parlamentssitze bewiesen, daß alle diese Anzeichen nicht eine flüchtige Bewegung auf der Oberfläche, sondern eine Umwälzung im innersten Gemüthe des Volkes bedeuteten, ein Erwachen des schneidigen alten englischen Geistes aus dem Schlummer, in den ihn philosophische Systeme, Humanitäts- und Utilitätsprincipien, nationalökonomische Theorien und wie all das Zeug mit Namen wie tönendes Erz und klingende Schellen heißen mag, womöglich gar noch unter Miteinfluß eines zerrbildartigen französischen oder sonstigen continentalen Liberalismus theil- und zeitweise gewiegt hatten. Das englische Volk war es endlich müde geworden, sich ein X für ein V machen zu lassen, sein gesunder Menschenverstand und seine angeborenen und tiefgewurzelten Begriffe von nationaler Ehre empörten sich und brachen durch den ungeheuren Wust und Wortschwall von Gelehrsamkeit und Schönrednerei hindurch, unter dem sie schon wie begraben geschienen hatten. Die Leute, die nicht begreifen können, daß ihre volksbeglückenden Lehren in einem wirklichen und von oben und unten her freien Volksgerichte verworfen werden können, sagten damals, es seien die Schänkwirthe gewesen, die, erbost über die Maßregeln des liberalen Ministeriums gegen die Völlerei, dasselbe durch ihren Einfluß zu Falle gebracht hätten. Wohl ihnen! nämlich den Schänkwirthen.

Das Torycabinet ist dieser seiner heiligsten Verpflichtung bisher in vollkommen genügender Weise nachgekommen. In allen den — allerdings nur untergeordneten — Verwicklungen, denen es bisher zu begegnen hatte, vom Ashantikrieg an bis zu den Verwicklungen mit China und den Malayen

Digitized by Google

an der Straße von Malacca hat es alles gethan, was die Umstände geboten, und dessen Last vielleicht größer war als der Glanz des erzielten Erfolgs. Die öffentliche Meinung hat ihm dabei stets einmüthig zur Seite gestanden, und es hat ihm an aufrichtigem und selbst ostentativem Lobe auch von liberaler Seite her niemals gefehlt. Denn selbst der englische Manchestermann verliert doch trotz alles Kosmopolitismus nebst Zubehör nicht die Fähigkeit, immer und vor allem als Engländer zu denken und zu fühlen. Jetzt ist es eine Haupt- und Staatsaction ersten Ranges, vor welche es England stellt und im Wetteifer mit den Organen der beiden politischen Parteien bringt ihm das große, friedfertige City- und Weltblatt, das die Hauptschuld an früheren Sünden trägt, Dankesworte und Kränze dar.

Das englische Volk ist ruhig, bedächtig, jeder Uebereilung abgeneigt, auch da, wo es gilt, Uebelständen abzuhelfen und Verbesserungen einzuführen. Aber, wo es einmal seine Gedanken auf eine solche Aenderung gerichtet hat, da ist diese Thatsache ein sicherer Bürge dafür — deß ist die ganze englische Geschichte Zeuge —, daß die Aenderung durchgeführt werden wird. Wer das nicht weiß, wer England und die Engländer nicht kennt, wer vielleicht erwartet hat, das mit dem Auftrage zu einer thatkräftigen auswärtigen Politik auf den Schild gehobene Ministerium Disraeli würde binnen zwei Jahren die Heeresverfassung von Grund aus nach einem regelrechten Systeme umgestaltet, vielleicht eine fremdländische Gesetzgebung in Bausch uud Bogen durch das Parlament gepeitscht haben, dem mag es allerdings vorkommen, als ob in England trotz der augenblicklichen Erregung alles beim Alten geblieben wäre. Nichts aber ist falscher. Man sieht in England den mangelhaften Zustand des Heeres ein, man klagt in allen Tonarten darüber, Presse wie Parlament lassen den Gegenstand nicht aus den Augen, einige einzelne Verbesserungen sind gemacht, einige besonders große Uebelstände abgestellt worden. Dies ist die Art, wie in England bisher noch jeder der glänzend und glücklich durchgeführten Reformen vorgearbeitet worden ist; dies sind die untrüglichen Anzeichen, daß eine Reform im Anzuge ist. In den allerletzten Tagen ist ein weiterer und hochbedeutsamer Schritt zur Kräftigung der englischen Waffenmacht geschehen, dessen Tragweite sich noch der genauen Berechnung entzieht, der aber zweifellos auf das Ziel gerichtet ist, in der europäischen Politik wie vordem, nicht nur durch Flotte und Geld, sondern auch durch ein verhältnißmäßig kleines aber kriegstüchtiges Heer wieder eine entscheidende Rolle zu spielen. Einer dringenden Gefahr gegenüber wird die Thatkraft und der praktische Sinn der Engländer sicher hinreichen, um das bisherige Tempo der Vollziehung der Reform noch weiter zu beschleunigen. Durch die jüngste Wendung der englischen Politik wird den Engländern die Mahnung allerdings ganz besonders nahe gelegt, der Stunde, in der sie eine schwere Probe zu bestehen jetzt mehr denn je gebunden sind, und von der sie nicht wissen, wenn sie kommen wird, zu gedenken und sich bereit zu halten. Wenn diese Mahnung, was wir bezweifeln, spurlos an England vorbeigehen sollte, dann würde ein schweres Gewicht zu Gunsten derjenigen, welche wirklich glauben, daß England nichts anderes mehr zu thun habe als im Sande der Geschichte zu verlaufen, in die Wagschale fallen.

Cardinal Rauscher.

Mit dem Cardinal Rauscher, dem Fürsterzbischofe von Wien, der am 24. November d. J. in seinem 79. Lebensjahre verschied, verschwindet eine der interessantesten Gestalt von der politischen Bühne Oesterreichs und aus den Reihen des deutschen Episkopats. Er war ein Stück Geschichte der neuesten Zeit, eine bedeutende Individualität, deren Ausdruck auf dem kirchenpolitischen Gebiete sich überall widerspiegelt. Der Wiener erzbischöfliche Stuhl hat kein hohes Alter. Erst unter dem letzten Habsburger, unter Carl VI., wurde das Wiener Bisthum 1723 zu einem Erzbisthum erhoben. Unter den sieben Erzbischöfen, welche in dem bischöflichen Palaste nahe dem ehrwürdigen Dome von St. Stephan thronten, finden wir fünf Grafen; erst die beiden letzten Erzbischöfe, Milde und Rauscher brachten die Jahrhunderte alte Tradition, daß die Bischöfe von Wien bürgerlicher Herkunft seien, wieder zu Ehren.

Rauscher war wohl unter allen Bischöfen Wiens seit Jahrhunderten der politisch einflußreichste und der politisch begabteste Kopf. Der Sohn eines niedrigen Beamten, brachte ihn seine umfassende Gelehrsamkeit auf den Katheder der theologischen Schule von Salzburg und im Jahre 1832 an die Stelle eines Directors der orientalischen Akademie in Wien. Das wurde bedeutsam für ihn, für die Dynastie und das Reich; denn bald darauf wurde Rauscher an den Hof berufen, um als Lehrer der Philosophie und Geschichte den Thronfolger, Franz Joseph, und dessen Brüder zu erziehen. Damit war eine große Mission in seine Hände gelegt, die er im Sinne der Kirche und seiner Ueberzeugung erfüllte. Wer vermag zu ermessen, welche Gestaltung die Geschicke Oesterreichs angenommen hätten, wenn ein anderer Geist als der Rauschers die Weltanschauung des Thronfolgers gebildet hätte! Man erzählt, daß der regierende Kaiser vor einiger Zeit, nicht ohne schmerzlich bewegten Ausdruck, dem Lehrer seines Sohnes, einem modernen Historiker der Wiener Universität, gesagt hätte: „Lehren Sie meinen Sohn, den Kronprinzen Rudolph, die reine Wahrheit der Geschichte; ich habe es an mir schmerzlich erfahren, daß es nicht gleichgültig ist, aus welchem Munde und in welcher Auffassung die geschichtlichen Thatsachen vorgetragen werden". Diese die Erkenntniß des vielgeprüften Monarchen so sehr ehrende Aeußerung ist vielsagend genug.

Rauscher gewann durch diese Stellung am Hofe einen bedeutenden Einfluß, und sein eminentes diplomatisches Talent wußte denselben im Interesse der Kirche zu nützen. Während der stürmischen Tage 1848 weilte Rauscher als Prinzenerzieher am Hofe in Wien, Schönbrunn, Innsbruck und Olmütz und sah in letzterer Stadt seinen Schüler, achtzehnjährig, den Thron besteigen. Der Verwendnng seines einstmaligen Schülers, des Fürsten Friedrich Schwarzenberg, verdankte Rauscher 1849 die Erhebung zum Bischofe von Seckau (mit dem Sitze in Graz). Was wäre einem Schwarzenberg unmöglich gewesen? Die Devise des hochmögenden Großadels pflanzte dieses Fürstenhaus vor sich hin: „Avoir, savoir, pouvoir". Das Haben repräsentirte der älteste der Brüder, der reichste Grundbesitzer des Landes, der Herr eines Besitzes von der Ausdehnung eines großen deutschen Herzogthums; das Können, die Macht, Fürst Felix, der Ministerpräsident; das Wissen sollte der Jüngste, Fürst Friedrich, darstellen. Der Letztere war mit 24 Jahren Erzbischof von Salzburg, mit 33 Cardinal, mit 40 Jahren Fürsterzbischof von Prag, Primas von Böhmen, der angesehenste Kirchenfürst des Reiches. So hatte das Haus Schwarzenberg die weltliche und geistliche Macht unter sich vertheilt. Es war nicht blos Dankbarkeit des Schülers, welche den Fürsten Schwarzenberg veranlaßte, den Abt Rauscher zum Bischofe zu creiren; es war das entschiedene Bedürfniß, eine bedeutende Kraft, einen gewiegten Kenner des Kirchenrechts, ein diplomatisches Talent und einen am Hofe und durch seine persönlichen Verbindungen mit dem letzteren einflußreichen Mann an seine Seite zu bringen, der dem Episkopate zu jener Position, zu jener Herrschaft verhelfen könnte, welche dieser aus den Trümmern der Revolution sich holen und aneignen sollte. Rauscher, wiewohl der jüngstgeweihte Bischof, nahm diese Mission auf seine Schultern, er widmete ihr von 1849 bis 1853, wo er mehr in Wien als in Graz lebte, seine ganze Kraft und errang auch für sich Einfluß und Macht, indem er 1853, durch sein Werk wie von selbst emporgetragen über seine Amtsbrüder, den erzbischöflichen Stuhl von Wien bestieg.

Windischgrätz hatte den Aufstand in Prag, die October-

Digitized by Google

revolution in Wien niedergeworfen; in Italien hatte Marschall Radetzky in zwei kurzen siegreichen Campagnen das junge Italien und dessen piemontesischen Führer niedergestreckt; in Ungarn neigte sich der Insurrectionskampf, nach dem hülfreichen Eingreifen Rußlands, seinem Ende zu; allüberall kehrte die alte Ordnung der Dinge wieder. Den Kriegsgerichten folgten Ausnahms- und Belagerungszustände in Oesterreich. Da traten die 35 Bischöfe der deutsch-slavischen Erblande in Wien zu einer Synode zusammen, entschlossen, die katholische Kirche in den Dienst der Reaction zu stellen und sich durch diese große Privilegien zu erbeuten. Unter diesen Bischöfen war Rauscher, wiewohl der Jüngste, sofort an erster Stelle. In einer Audienz am 7. Mai 1849 überreichten die Kirchenfürsten dem jungen 19jährigen Fürsten eine Adresse, in welcher sie sich den Beruf zulegten, die Monarchie zu verjüngen, die Gemüther zu beruhigen, die „Umkehr" von dem Wege des Fortschritts in Staat und Gesellschaft zu bewerkstelligen. „Der feste Grund und die höhere Heiligung, welche die Religion dem Pflichtgefühl darbietet, ist für die sittliche Kraft des Staates ein unumgängliches Bedürfniß. Diese Wahrheit wird in allem Wechsel der Zeiten durch die Geschicke der Staaten bestätigt, und mit Donnerstimme gibt ihr das Jahr 1848 Zeugniß, in dessen engem Raume sich eine halbe Weltgeschichte bewegt." In diesem Grauen erregenden Tone sprachen die Bischöfe. Am 17. Juni erließen sie ein Hirtenschreiben, in welchem die politische Freiheit und das Ringen nach derselben mit dem Fluche belegte wurde. Alsdann setzten sie ein Actionscomité nieder, in dem Rauscher wiederum die Seele aller Thätigkeit war. Er arbeitete den Plan aus, nach welchem die Beherrschung aller geistigen Interessen den Bischöfen zufallen sollte, die ihren freien Verkehr mit Rom wieder beginnen, ihre Hirtenbriefe ohne placetum regium veröffentlichen konnten. Was Rauscher dem Kaiser als Ansprüche der Bischöfe vorgetragen, findet sich in einem kaiserlichen Handschreiben an den Cultusminister wieder, der den Auftrag erhielt, diese Forderungen zur Durchführung zu bringen. Der niedere Klerus ward ganz und gar dem oberen preisgegeben, die kirchliche Jurisdiction über die Gläubigen wurde wieder in's Leben gerufen, der Staat lieh ihr seinen weltlichen Arm, die Bischöfe waren ganz eximirt, die akatholische Bevölkerung war in Bezug auf Feiertage ganz und gar an dieselbe Heiligung, welche die katholische übte, gewiesen, die Bischöfe verfügten Kerkerhaft wie ein Jahrhundert zuvor. Die Staatsverwaltung unter Bach und Thun trug das ihrige dazu bei, den Sieg des Klerus vollständig zu machen. Geistliche Gymnasien entstanden in großer Zahl, das Lehramt wurde an die Bedingung echter Katholicität geknüpft, der Unterricht erhielt eine klericale Färbung, ultramontane Gelehrte wurden aus Baden, Bayern und Rheinpreußen nach Oesterreich berufen, Missionäre und Jesuiten kamen in's Land und bearbeiteten die Massen; die Presse wurde geknebelt, der Beichtzwang in den Schulen und in der Armee eingeführt; die Polizei diente dem Klerus. So weit war Alles gediehen, als auf der Schottenbastei in Wien ein ungarischer Schneidergeselle, Namens Libenyi, den Kaiser mit einem Messer anfiel und verwundete. Schon 1852 hatte Graf Buol den Auftrag erhalten, mit dem päpstlichen Stuhle Verhandlungen wegen eines Staatsvertrags einzuleiten. Jetzt kam die Sache recht in Fluß. Von allen Seiten drang man in den Monarchen, der Kirche größeren Einfluß auf die verkommene Gesellschaft einzuräumen. Die Fastenprediger des Jahres 1854 ließen Pech und Schwefel auf die sündhafte Menschheit regnen. Damals erhielt Rauscher, der inzwischen auf den erzbischöflichen Stuhl von Wien gelangt war, die Ermächtigung, im Namen der kaiserlichen Regierung mit der römischen Curie wegen eines Concordat zu verhandeln. Er brachte das „gedruckte Canossa" zu Stande. Die Kirche bekam freieste Verfügung über ihre Güter, die Gerichtsbarkeit über die Ehe; Ehegerichte wurden etablirt in Wien, Prag, Olmütz u. a. a. O. Die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzes traten außer Kraft. Die Macht der Bischöfe wurde in's Riesenhafte ausgedehnt. Die Theologen wurden fortan in Seminarien ausgebildet; ihre Facultät gehörte nurmehr dem Namen nach der Universität an; einzelne Bischöfe erhielten das Recht, Seminarien, Lehranstalten und Facultäten außerhalb der Universitäten zu errichten, und diese Institute waren die Brutstätten eines bis dahin ungekannten Fanatismus. Alle Souveränetätsrechte des Staates waren an den Episkopat übergegangen. Der größte Gewissenszwang trat bei Mischehen ein. Nach langem Verweilen in Rom traf Rauscher mit dem Concordate in Wien ein. Am 18. August (dem Geburtstage des Kaisers) 1855 um 1½ Uhr Nachmittags wurde das Concordat in Wien durch Erzbischof Rauscher und den päpstlichen Nuntius Kate Prela unterzeichnet, und beide Unterhändler erhielten eine der höchsten Auszeichnungen, das Großkreuz des Stephansordens. Am 23. August überreichte ein Uditore im Beisein Antonellis das Document; am 25. September wurden im Ministerium des Auswärtigen in Wien die Ratificationen ausgetauscht. Am Tage nach Allerseelen feierte Pio Nono den Abschluß dieser Action in einer Allocution wie einen Triumph, den die Kirche errungen. Wie zum Hohne fügte er bei, daß der Kaiser von Oesterreich das dringende Ersuchen an ihn gerichtet habe, diese Vereinbarungen einzugehen. Am 23. November veröffentlichte die kaiserliche „Wiener Zeitung" den Text des Concordats in deutscher und lateinischer Sprache. Mit solcher fieberhaften Eile arbeitete die römische Klerisei, um Oesterreich in ihr Netz zu bringen. Am 2. Januar 1856 sah Rauscher sich mit dem Barete des Cardinals geschmückt; seit zwei Jahrhunderten der erste Cardinal auf dem Wiener bischöflichen Stuhle.

Fünfzehn lange, bange Jahre dauerte die Herrschaft des Concordats. Oesterreichs Lebensadern waren unterbunden, seine Macht nach Außen, seine geistige Kraft im Innern war gefesselt: Hohn und Spott war die Ernte dieser Aussaat, Unzufriedenheit und Aufregung durchwühlte das Land, während Rauscher Wien und die Wiener Diöcesen mit einer Legion von katholischen Vereinen, Congregationen und Brüderschaften, katholischen Gesellenvereinen und Casinos bevölkerte. Die „Wiener Kirchenzeitung" predigte fortgesetzt im Tone eines Capistran den Kreuzzug gegen Juden und Protestanten; der „Volksfreund", das Organ des Consistoriums, secundirte auf dem Gebiete der Tagespolitik. Das Jesuitenbrüderpaar Klinkowström zeterte von den Kanzeln der Fastenprediger; die gesammte Aristokratie schaarte sich um sie; die Beamten der Ministerien, wollten sie als Gutgesinnte gelten, mußten der Michaelbrüderschaft oder dem Severinusverein beitreten. Hocherhaben über seinen Amtsbrüdern stand Rauscher, der Schöpfer dieses Werkes. Im April 1856 versammelte er die Bischöfe in Wien, um dem Concordate weitere Bahnen zu eröffnen. Am 12. desselben Monats sprach er den Kaiser in einer Adresse an und pries ihn als „Wiederhersteller des kirchlichen Lebens" und den Bund zwischen Staat und Kirche als den mächtigsten Schutz für alle wahren Güter der Menschheit. „Die katholische Glaubenskraft ist das mächtigste Band des Staates." Der Bund ward zerrissen, als die Katastrophe von Solferino hereinbrach. Der Absolutismus war erschüttert. In der Notabelnversammlung des Jahres 1860, die man den „verstärkten Reichsrath" nannte, wurde zum ersten Male ein Sturmlauf gegen das Concordat versucht; aber Rauscher, gleichfalls Mitglied der Versammlung, stand auf der Zinne der Burg und vertheidigte sie mit aller Macht; und dies that er wiederholt im Herrenhause, dessen Mitglied er seit 1861 war, im Kampfe gegen die Liberalen, insbesondere gegen den Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) und den Freiherrn von Lichtenfels. Von der Tribüne des Herrenhauses ließ sich Cardinal Rauscher überhaupt oft vernehmen, in den ersten Jahren zur Vertheidigung der weltlichen Herrschaft des Papstes, immer aber und noch bis in seine letzten Tage zur Vertheidigung seiner Schöpfung, des Concordats. Für ihn bestand es zu Recht, als es schon vier Jahre aufgehoben war, und die Lücken, welche durch seine Beseitigung entstanden waren, durch die confessionellen Reformgesetze von 1868 und 1874 ausgefüllt wurden. In beiden Jahren ver-

Digitized by Google

sammelte er den österreichischen Episkopat in Wien, um gemeinsame Proteste zu verfassen, Adressen an den Monarchen zu richten. Alle diese Schriften sind aus seiner Feder geflossen, wie er denn das geistige Haupt der Kirchenfürsten war. Die Erzbischöfe von Prag und Olmütz stehen ob des Alters des bischöflichen Stuhles höher als der Wiener, sie haben weit größere Diöcesen, ausgedehntere Besitzungen, derzeit sind es Cavaliere fürstlicher Abkunft, Schwarzenberg und Fürstenberg, aber, feine Lebemänner, glänzen sie doch mehr durch guten Willen gegen Rom und hierarchischen Eifer, als durch theologische Wissenschaft und Kenntniß des Kirchenrechts und der ekklesiastischen Geschichte. So ist es kein Wunder, wenn sie die Führung willig dem gründlichen Gelehrten, Rauscher, abtreten mußten, der Eifersucht zum Trotze, welche sich in ihnen regte, zumal jener sich mehr und mehr von ihrem politischen Programm entfernte.

Die meisten der Bischöfe haben nämlich ihre ultramontane Opposition in bedenkliche Verbindung gebracht mit der slavischen, reichsfeindlichen und feudalen Partei, während Rauscher diese Allianzen perhorrescirte. Der Cardinal Erzbischof war ein Centralist, als geborener Wiener, und war es noch mehr, weil der Centralismus ihn, den Bischof der Reichshauptstadt, naturgemäß in seinen politischen Aspirationen begünstigte. Er war ein Deutsch-Oesterreicher und hatte nicht mit slavischem Landvolk und Landklerus zu rechnen, und deshalb war er ein geschworener Feind des Föderalismus und folgte trotz ultramontaner Gesinnung weder Belcredi noch Hohenwart auf ihre Bahnen. So bestand ein stillschweigendes Einvernehmen zwischen der Verfassungspartei und ihm, und dies führte in der Wiener Erzdiöcese zu einem Modus vivendi, so daß bei seinem Tode sich eine gewisse Sympathie für ihn auf Seite der deutschen Liberalen regte, trotz Ultramontanismus und Concordat, trotzdem vor Jahren das unharmonische Concert von „Katzenmusiken" sich oft vor seinem Palaste hörbar machte; sein Ideal wäre eine katholische Centrumspartei gewesen, eine katholische Reichspartei, zu welcher aber in Oesterreich die Elemente fehlen; und so war Rauscher zuletzt ein General ohne Armee. Und was man ferner an ihm, selbst in den Reihen seiner Gegner schätzte, das war sein wissenschaftlicher Ernst, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, die ihn so sehr vor seinen Collegen im apostolischen Lehramte auszeichnete. Rauschers Hirtenbriefe sind ein Zeugniß dieser umfassenden Bildung; ihm waren Strauß und Renan seiner Zeit Anknüpfungspunkte für seine ultramontan-doctrinären Pastoralschreiben, wie Schopenhauer und Hartmann, die er zwar nicht mit Namen nannte, gegen welche er aber exemplarisch polemisirte. Er kannte Langes Geschichte des Materialismus wie irgend Einer. Welch ein Gegensatz zu Schwarzenberg oder dem passionirten Jäger Fürstenberg.

Allgemein bekannt ist Rauschers Thätigkeit auf dem vaticanischen Concil, wo er in wahrhaft leidenschaftlicher Weise unter den Bischöfen Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns gegen die Unfehlbarkeit agitirte. In Neapel gab er die in Rom nachher confiscirte Schrift „Observationes" heraus, und seine allumfassende Gelehrsamkeit machte ihn bald zum Führer des deutschen, österreichischen und ungarischen Episkopats und zum willkommensten Bundesgenossen des französischen. Er hatte lebhafte Beziehungen zu den Kirchenfürsten Deutschlands und war ihr vertrauter Rathgeber. Als ein Politiker im engsten Sinne des Wortes verfolgte er den Culturkampf, als wäre er seine eigene Sache. Von ihm gingen die Sympathieerklärungen des österreichischen Episkopats an die preußischen und deutschen Bischöfe aus. In seinen Hirtenbriefen besprach er die kirchlichen Vorgänge Deutschlands, Italiens, Brasiliens stets ausführlich und hielt bei manchen Gelegenheiten eine Revue über die kirchenpolitischen Vorgänge. Einen besonders tiefen Eindruck machten auf Rauscher die Ereignisse des Jahres 1870; er war Politiker genug, um die Consequenzen dieser Thatsachen zu überblicken. Von dieser Zeit trat in seinem Auftreten eine Wendung ein, und er wurde etwas conniventer gegen die liberale österreichische Staatsverwaltung; denn er sah fortan den Hauptfeind der Kirche in dem deutschen Reichskanzler. Ein protestantischer deutscher Kaiser war für ihn eine Mahnung, in Deutschland fortan den Schwerpunkt der kirchlichen Action zu suchen. Er hätte sonst die Kündigung des Concordats mit der Entfesselung eines kirchlichen Sturmes beantwortet, was er jetzt nicht that. Freunde des Grafen Beust erzählen von einem sehr umfassenden und in den beweglichsten Worten abgefaßten Schreiben Beusts an den Erzbischof, nach den deutschen Siegen abgesandt, in welchem Rauscher im Hinblick auf die aufstrebende Macht Preußens beschworen wurde, Oesterreich keinerlei Verlegenheiten zu bereiten. In diesem merkwürdigen Schreiben zieht der federgewandte Beust alle Register kleinstaatlicher Politik auf und faßt den stockösterreichischen Cardinal an seiner empfindlichsten Seite. Das Schreiben, noch mehr die Idee welterschütternder Ereignisse wirkte. Der kirchliche Kampf in Oesterreich schlug keine höheren Wellen, Rauscher führte Anstands halber ein Paar Lufthiebe, entzog aber den Casinos seine Unterstützung und beruhigte in seiner Diöcese und auch außerhalb nach Kräften. Man erinnert sich, daß im Jahre 1874 der Papst an den Kaiser ein Schreiben sandte, in welchem dieser gebeten wurde, die confessionellen Gesetze nicht zu sanctioniren, ein Breve verbot den Bischöfen ihre Mitwirkung an der legislatorischen Action des Herrenhauses. Die Gesetze gingen durch; aber der erwartete Sturm ging an Oesterreich vorüber. Der neue Nuntius, total unbekannt mit den österreichischen Verhältnissen, nahm von Rauscher die Directive und beide wirkten beruhigend auf die römische Curie.

Rauscher war eine interessante Erscheinung in so fern, als seinem Blick nicht leicht ein Gebiet entging, auf welchem er die klericale Richtung geltend machen konnte. Er war das Hinderniß jeder Regelung der Prostitutionsfrage in Wien, denn die Sünde durfte nicht als rechtlich existent angesehen werden; er belebte die gothische Baukunst und die Volksschriftenliteratur machte er der Kirche zu Nutze; er förderte das katholische Vereinswesen; er führte in den fünfziger Jahren die Nonnen in den öffentlichen Krankenhäusern ein; er unterstützte kirchliche literarische Leistungen; er vermehrte die Zahl der Gotteshäuser in Wien und Umgebung. Diesen Zwecken wendete er seine Einkünfte zu. Sein ganzes Vermögen schenkte er einer Stiftung für arme Geistliche, um diese der Nothwendigkeit zu überheben, staatliche Unterstützungsgelder in Anspruch zu nehmen, in seinem Testamente ist das Knabenseminar als Universalerbe eingesetzt; er brachte die Aufsicht in den Waisenhäusern in die Hände der Schulbrüder; er führte das Protectorat über die Rettungshäuser und über die Anstalten zur Erziehung verwahrloster Kinder; er versorgte die Adelshäuser mit geistlichen Hofmeistern und Lehrern; er begünstigte das Bestehen der Nonnenschulen, er rief einen Verein für die Pflege kirchlicher Kunst in's Leben und war lebhaft interessirt an der Pflege der Kirchenmusik. Er übte eine weit ausgreifende Thätigkeit; und doch sehen wir ihn als klugen seiner Ziele bewußten Diplomaten stets in allererster Reihe auf dem politischen und kirchenpolitischen Gebiete, dem auch seine zahlreichen Schriften angehören. Am Hofe zählte er intime Freunde und hatte daselbst die besten Verbindungen. In seinem Aeußern stellte die hagere Gestalt mit dem schlauen Blicke und dem salbungsvollen Wesen den Typus des Geistlichen dar, der auf dem Felde des Culturkampfes seine Klinge schlägt. Der zahnlose Mund hatte etwas Verbissenes. In seiner Lebensweise war er Asketiker und hatte etwas vom mönchischen Einsiedler. In seiner riesenhaften Bücherei saß der Kirchenfürst und Cardinal des römischen Collegiums von 5 Uhr Morgens bis zum Nachmittage, wo ihn sein Wagen nach den Auen des Praters führte. Dort sah man ihn abseits von dem Gewühle der Reiter und Carossen, der Modedamen und Actricen, in Begleitung eines Domherrn die einsamen Alleen niedergeschlagenen Blickes auf und ab gehen. Dort senkte sich in der rauhen Jahreszeit des beginnenden Winters der Keim der Krankheit in seine Brust. Seltsames Spiel des Zufalls! Am zwanzigsten Jahrestage der Publication des Concordats, am 13. No-

Digitized by Google

vember, erkrankte er tödtlich. Es war sein Schicksalstag, der Tag seines höchsten Triumphes und des der streitenden Kirche und auch wiederum der Tag, an dem das Geschick sein Todesloos geworfen hatte.

Austriacus.

Literatur und Kunst.

Das Ende meiner Lehrlingszeit.

Aus dem Nachlaß von Heinrich Marr*).

(Schluß.)

Doch nicht allein für die Schauspielerwelt möchte ich den tiefen Ernst meiner Lehrzeit detaillirt niedergezeichnet haben. Nein, auch die verschiedensten Schichten der Gesellschaft wünsche ich davon in Kenntniß zu setzen. Warum?

Keine Kunst wird, trotzdem zu allen Zeiten so beispiellos viel über sie geschrieben worden ist, von den größten Geistern unsrer Nation an, bis zu den obscursten Scribenten herunter, noch immer so mißverstanden, so falsch aufgefaßt als die darstellende Kunst. Das Urtheil des gebildeten Dilettantismus stimmt mit dem der instinctiv gearteten Menge überein; für beide Parteien ist die Schaubühne eine Vergnügungsanstalt, ein Local für öffentliche Belustigung, wo man sein geselliges Amüsement, seine unterhaltende Zerstreuung zu suchen hat! Die Schauspieler, die als Inscenesetzer dieses Amüsements und dieser Zerstreuung betrachtet werden, kommen dabei schlecht weg, wenn sie von einem derartig denkenden Publicum beanspruchen, es solle ihrem Beruf mit Achtung begegnen! Stände diese Annahme — wenn wir ehrlich sein wollen — nicht sogar im Widerspruch mit der obigen Anschauung über die Bühnenkunst? Wie kann ich die Repräsentanten einer Zerstreuung und Amüsement spendenden Anstalt für social gleichbedeutend halten mit jedem andern regelrecht arbeitenden bürgerlichen Berufsmenschen?

„Was hat ein Schauspieler denn viel zu thun"? hörte ich häufig den Einen oder Andern fragen. „Er muß gut auswendig lernen können und sein Gedächtniß üben."

Sogenannte gebildete Menschen konnten eine solche alberne Bemerkung verlauten lassen, was mich dazu bestimmt, als Pendant eine Anekdote wiederzugeben, die ich erlebte, als ich am ersten Liebhabertheater Hamburgs die Stellung eines Regisseurs bekleidete, folglich dem hochwichtigen Amt des Rollevertheilens vorzustehen hatte.

Ein guter, anständiger, in seiner Art kluger Bursche, der aber keinen Funken von Darstellungsvermögen besaß, fühlte sich immer von mir zurückgesetzt, und machte jedesmal Scandal, wenn ich die Rollen eines neuen Stückes vertheilt hatte und er leer ausgegangen war. Eines Tages ließ er sich in meinem Hause bei mir anmelden. Da die Räuber zur Aufführung kommen sollten, und er, anstatt den Franz Moor, den Diener Daniel erhalten, war er so empört über diese Zurücksetzung, daß er den Entschluß faßte, mir kurz und bündig den Dienst aufzusagen.

Der im Allgemeinen ruhige, sogar phlegmatische Hamburger Junge trat im Sonntagsanzug bei mir ein, und redete mich in reellem Plattdeutsch folgendermaßen an:

„Ick will my de Aehr geven, Ju antozeigen, dat ick nich länger Willens bin, my tum Actör by'm Leevhovertheatrum hertogeven; wo See dat Heft in Hännen hullen! See setten sick vehl tho stramm up dat hohe Pierd (Pferd) un bilen sick Wunner wat in up dat Komedienspielen. Un ick säg, jeder kunn' en Komediespehler avgeven, der syn Pensum utwenig leehrt".

„Sie reden wie der Blinde von der Farbe, unterbrach ich ihn ägrirt. Was die Schauspielerkunst zu bedeuten hat, davon können Sie keine Ahnung haben, da Sie ihres Glaubens ja ein Schuster sind." — „Ja, dat bin ick," fuhr er determinirt in die Höhe, wahrscheinlich weil er annahm, ich wolle seinen Stand herabsetzen. „Un ick säg Ju myn reellet Handwerk is im kleenen Finger swherer (schwerer), as dat ganze Komediehandwerk von onhter un vör! (hinten und vorne). Denn wat hett so'n Komedienspeler grott to leehren?" sprach er mit erhöhter Stimme, indem er dichter an mich herantrat. „He hett Menschen van Fleisch un Blood noh to maacken. Dat heet sovehl as: he hett to gohen (gehen), to sthoen (stehen), to grihnen (lachen), to weenen (weinen), to leeven (lieben) un to hassen as' en Mensch. Na, un da he selvst nicks anners is as en Mensch, so hett he nicks anneres to dohn, as seenen leeven Mitmenschen noh to affen. Un dat shull (soll) swher (schwer) syn"?

Diese primitive und derbe Auffassung eines gesunden Volksmenschen, der ein tüchtiger Handwerker war, findet noch heutigen Tages in vielen Schichten der Gesellschaft ihr Echo; wenn auch nicht in dem vollen Maß der Unkenntniß, so doch immer in der Oberflächlichkeit und der absprechenden Manier, nach welcher die Schauspielkunst als eine Art von Nachäffungskunst betrachtet wird, oder als die edlere Art eines bloß zwecklosen Spiels.

Vielleicht, ich sage vielleicht, gewinnt der Laie durch den Einblick, welchen ich ihm thatsächlich in „die Werkstatt der alten Schule" verschaffe, eine mehr ernstere Ansicht über Ziel und Zweck der Schauspielkunst. Jedenfalls muß er wenigstens zu einem bestimmt gefärbten Nachdenken angespornt werden, wenn er den Gegensatz der Gegenwart in Augenschein nimmt, wo mancher seiner Bekannten und Verwandten, wie über Nacht, zum Theater geht. Abgerichtet von irgend einem Declamationslehrer oder routinirten Schauspieler, wird dem Menschendarsteller der modernen Schauspielkunst irgend eine, seiner äußeren Erscheinung zusagende Rolle, eingelernt. Sprache, Accentuation, Gang, Haltung, Mienen und Gebärden werden ihm förmlich vorgemacht, was freilich der Auffassung meines oben erwähnten Handwerksmannes analog ist. Solcher Gestalt nun zurechtgestutzt, nennt man diese „Papageikunststückchen" eines Männlein oder Fräulein, dem Publicum gegenüber: erster theatralischer Versuch.

Wie war es aber nur möglich, muß logischerweise der mit bewußtvollem Verständniß Lesende fragen, daß die artistischen Grundsätze der schauspielerischen Vergangenheit mit dem Abschluß der Vergangenheit selbst von der nachwachsenden Schauspielergeneration so gut wie außer Acht gelassen wurden?

Die Zeiten waren andere geworden! Die französische Revolution und die Freiheitskriege hatten die modernen Lebensmächte in aufgeklärtere Bahnen hineingetrieben, eine allgemeine Theilnahme für die höheren Interessen des Völker- und Menschenlebens geweckt und eine Steigerung aller Culturanforderungen hervorgerufen. Selbstverständlich blieb das Theaterleben davon nicht unberührt; es hielt gleichen Schritt mit allen Verhältnissen, die massenhafter geworden waren und größere Dimensionen angenommen hatten. So machte es sich unwillkürlich, daß die Lust am Schauspiel bei allen Classen der Gesellschaft mehr Platz griff. Diese Wahrnehmung stachelte dazu an, daß das Etabliren von Theatern zu einem lucrativen Unternehmen wurde.

Was heißt das? Durfte denn Vorstand einer Bühne werden, wer wollte? Verlangte die staatliche Behörde denn nicht, daß die Lenker einer theatralischen Anstalt schauspielerische Capacitäten waren? Ja, ja, die staatliche Behörde! Konnte sie dem Theater höhere Culturzwecke unterschieben, das auch ihrer Ansicht nach doch immer nur zum Vergnügen, zur kunterbunten Belustigung der Masse diente?

So konnte man im Jahre 1816 reflectiren! Ich bitte um Vergebung; der Dämon des Stillstandes, der sich häufig der Production der allerhöchsten Staatsmächte zu erfreuen hat, geruhte vor Allem der Schauspielkunst in unwandelbarer Treue anzuhangen, denn noch im Laufe des Sommers 1864 wurde mir die künstlerische Erhebung zu Theil, die Bekanntschaft eines Theaterdirectors in einer bedeutenden Provinzialstadt von 70,000 Einwohnern zu machen, dem die Schreibekunst terra incognita geblieben. Sein Kunstsinn reichte nicht über 20 hübsche Mädchen in eng anliegenden Tricots hinaus.

Bis zu dieser Stunde verlangt die nicht allein für materielle, sondern auch für die höheren geistigen Zwecke des Volkslebens

*) Siehe Nr. 48.

Digitized by Google

eingesetzte Staatsbehörde, nichts anderes von einem Theaterunternehmer als:

1) er muß eine Caution stellen,
2) er muß im Besitz eines Inventars sein,
3) er muß sich verpflichten, eine gute Oper und Schauspiel zu stellen.

Nun kommt irgend ein beliebiges Subject, gleichviel welches Standes, welcher Bildung, sucht sich zu insinuiren, und legt die Caution vor, in vielen Fällen aber bleibt das Geld in des Directors Hand, angeblich, um dem Manne ein Betriebscapital zu lassen. Es wird ein Inventarium auf Credit zusammengestoppelt, ein Mischmasch von allerhand Individuen — wenig Berufene, viel Unberufene — engagirt und der Theatervorstand ist gemacht, der gar häufig in kleineren Verhältnissen, am Schluß der Saison die Erklärung abgibt, wenn er die schuldig gebliebene Gage auszahlen soll: die Directionsführung habe wohl den Director, aber nicht die darstellenden Künstler ernähren können. Die Logik dieser Moral mußte naturgemäß fortwährend einem schwindeltreibenden Schauspieler-Proletariat Vorschub leisten, dem nichts anders übrig blieb, als immer wieder auf's neue in die Falle eines von der Obrigkeit beschützten Theaterdirections-Lumpen hineinzulaufen. Bei solcher entwürdigenden Behandlung, welche der Schauspielkunst von jeher von Oben herab zu Theil wurde, lag es ja auf der Hand, daß die artistischen Grundsätze der schauspielerischen Vergangenheit mit dem Abschluß derselben von dem nachkommenden Schauspielergeschlecht so gut wie außer Acht gelassen werden mußten. Denn wer war sie, und woher kam sie, die Anzahl derer, die die nachwachsende Schauspielergeneration ausmachten?

Ja, woher kam sie? Direct daher, wo bei dem Ueberhandnehmen des massenhaften Bedarfs von Bühnen, ihre Bühnenlenker herkamen, die sich als Standesflüchtige der verschiedensten Berufsarten erwiesen, oder auch als Repräsentanten des allergemeinsten Handels und Wandels, der das System der niedrigsten Geldspeculation zu seinem Gott erhebt.

Die schauspielerischen beaux restes der künstlerischen Vergangenheit konnten sich gegen das brutale Princip des theatralischen Industrialismus nicht behaupten, ihre geschulte Qualität wurde durch das Uebergewicht des auf seine eigene Faust Komödie spielenden Quantums außer Cours gesetzt, die Schauspielkunst von dem so mühselig eroberten Höhenpunkt ihrer Entwicklung wieder herabgestürzt, und alles das hat hauptsächlich der Staat verschuldet.

Der Staat?

Der Staat, er, der das Organ des Volkes ist, der Regulator der besonnenen und gesetzmäßigen Entfaltung der Gesammtsumme aller Culturäußerungen des Volksgeistes!

Ein alter Erfahrungssatz lautet: „Daß für jede Art der menschlichen Thätigkeit in der Menschheit selbst die für diese Thätigkeit eigenthümlich begabten Individuen geboren werden". Sobald eine menschliche Thätigkeit also die Kraft gewonnen hat, sich nach Außen hin in einem bestimmten Beruf geltend zu machen, bildet sie sich zu einem besonderen Stand heran, der in seiner steigenden Entwicklung dann auf eine seiner eigenthümlichen Wesenheit angemessene Art einen sitten- und charakterbildenden Einfluß auf das Volk ausübt, wodurch er thatsächlich zu einem nothwendigen Gliede in der Kette des großen sittlichen Ganzen wird. Des Volkes Masse macht somit die verschiedenen Standesschichten aus und der Staat als das Organ des Volkes hat die Verpflichtung, die verschiedenen Standesschichten in Schutz zu nehmen, wenn ihnen Hindernisse bereitet werden, die ihrer Berufsentfaltung lähmende Fesseln anlegen; ja, er hat sogar die Aufgabe, ergänzend einzuschreiten, zu regeln, sobald der eine oder andere Stand — als versittlichendes Bildungsmoment für die eine oder andere Culturrichtung des Volkes unentbehrlich — im Verlauf der fortschrittlichen Zeiten unvermögend ist, das Berufsorgan, das er ehedem in schöpferischer Kraft aus sich selbst heraus nach richtigen inneren Gesetzen zur höchsten Blüthe der Entwicklung trieb, für die fernere Zukunft vor Siechthum und Ausschreitungen zu bewahren.

Mag auch der Staat seinen Verpflichtungen gegen jeden Stand, der eine derartige Krisis zu bestehen hatte, nachgekommen sein, dem Schauspielerstande gegenüber verabsäumte er es gänzlich. Trotz aller thatsächlichen Beweise, daß dieser das Berufsorgan, dem er diente, die Schauspielkunst bis zur höchsten Blüthe der Entwicklung gebracht und weiterhin dann unvermögend war, sie für die fernere Zukunft vor Siechthum und Ausschreitungen bewahren zu können, trotz aller dieser thatsächlichen Beweise schickte sich der Staat dennoch nicht an, seine Schuldigkeit zu thun: regelnd einzuschreiten, zu ergänzen; vielmehr trug er durch seine indifferente Fahrlässigkeit im eigentlichsten Sinne dazu bei, daß die dramatische Kunst von einer Epoche zur andern immer tiefer sank, so tief, daß man es in dem ersten Staat Deutschlands wagen konnte, sie (im Jahre 1869) mit erschreckender Frivolität, kraft einer neuen gesetzlichen Gewerbeordnung, zu einem gewöhnlichen Object alltäglicher Gewerbsbetriebsamkeit herabzuwürdigen. Durch diese rein industrielle Auffassung, ihrer wissenschaftlichen Bedeutung wieder entkleidet, aus der höhern Region der Kunstgeschichte vertrieben, leugnete der erste Staat Deutschlands, Angesichts der ganzen Nation, den versittlichenden und veredelnden Culturzweck der Schauspielkunst ab! Der Schauspielerstand trug wieder einmal Schimpf und Schande davon.

Ich bin eine zu praktische Natur und lege zu viel Gewicht auf den gesunden Menschenverstand, als daß ich mich mit der abstracten Tröstung zufrieden gäbe, daß, da die Schauspielkunst einmal einen derartigen Entwicklungsgang genommen, es wohl in der Nothwendigkeit der Dinge gelegen haben müsse:

„Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweist euch, es müßt' so sein:
Das Erst' wär' so, das Zweite so
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär,
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr".

Als ob es nicht wie im gewöhnlichen Lebensverkehr, so auch im Lebensverkehr des Großen und Ganzen haperte, das ja aus kleinen Stücken zusammengesetzt ist. Als ob wir es uns nicht oft in der Geschichte gefallen lassen müßten, daß die obersten Staatsgewalten, welche die leitenden und lenkenden Mächte des civilisatorischen Zeitgeistes abgeben, in der einen oder andern Culturfrage von einem zu beschränkten Standpunkt ausgehen, daß es ihnen entweder an Genie mangelt, oder ihnen auch häufig der wirkliche geistige Blick fehlt, welcher die Zustände recht zu würdigen versteht, ja, daß sie gleich dem Virtuosenspieler auf der Bühne, bei dieser oder jener Aufgabe die sie im Interesse der Allgemeinheit lösen sollen, weit mehr die persönliche Geltendmachung ihres eigenen Ruhms vor Augen haben als den Vortheil des Ganzen. In jeder Stellung kommt es darauf an, wie der Einzelne sie behauptet. Die individuelle Begabung oder sonstige geniale Naturanlagen bürgen nicht allein dafür, ob wir mustergültige Vertreter unsres Standes sind; erst die hohe oder niedere Ansicht, die wir von ihm haben, entscheidet, in wie weit wir bei Ausübung unsrer Berufspflichten veredelnd und anspornend voranleuchten können, oder nicht.

Möchte ich doch nicht untersuchen, wie oft der geschichtliche Entwicklungsgang des einen oder andern Culturzweiges, gerade von oben herab in seiner fortschrittlichen Bewegung beeinträchtigt worden ist.

Hinsichtlich der Schauspielkunst behaupte ich es entschieden. Eine extremvolle Erscheinung eigenthümlicher Art! Die Kunst, welche sich als die menschlichste aller Künste erweist, welche in anschaubarer Wirklichkeit das ewige unwandelbare Princip des Reinmenschlichen verherrlicht, welche durch unsres Gleichen das innerste Leben unsres Seins und Empfindens zur sinnlichen Darstellung bringt, welche sich als die einzige offenbarte, die sich durch alle Classen des Volkes hindurch ebenso schnell verbreitete, als für die Dauer festsetzte, bleibt von einem Jahrhundert zum andern geringschätzend dem egoistischen Individualismus preisgegeben, umsonst auf eine staatliche Anerkennung ihrer geistigen Ebenbürtigkeit mit allen andern Künsten hoffend!

Digitized by Google

Es ist mir in meinem aufrichtigen Patriotismus immer ein herbes Gefühl gewesen, daß die große Theaterepoche, welche sich in meiner Vaterstadt Hamburg abspielte und ihr nach Außen hin das erste bedeutungsvoll geistige Ansehen verlieh, nicht einmal den idealen Sinn zu wecken vermochte, dasselbe auch erhalten zu wollen. Denn welche Stadt wäre wohl mehr dazu verpflichtet gewesen, Zeugniß abzulegen, daß sie den geschichtlichen Entwicklungsgang der Schauspielkunst richtig erfaßt, und dadurch die Erkenntniß gewonnen habe: sie in das Bereich ihrer Culturmission ziehen zu müssen, als Hamburg? Welche Stadt (selbst Leipzig nehme ich aus) hätte sich wohl einen so praktischen Einblick in die gewonnenen Resultate und Errungenschaften des Bühnenwesens zu verschaffen vermocht als Hamburg?

In Hamburg war es, wo die eigentlich deutsche Schule sich zuerst Bahn brach, die sich eben aus der Hamburger Schule herausentwickelte, welche in Eckhof und Schröder ihre Gründer und Vollender fand. In Hamburg war es, wo zuerst die deutsche Schauspielkunst von ihrem zigeunerhaften Zustand des Wanderlebens sich emancipiren konnte, denn hier proclamirte man zuerst die Stabilität des Theaters und wob den humanen Gedanken mit ein: den verdienten Schauspielern, um ihr Alter vor Nahrungssorgen zu schützen, eine Unterstützung zuzusichern; man gab also in Hamburg den ersten Impuls zur Begründung einer Schauspielerpensionscasse. In Hamburg war es, wo zum ersten Male eine Anzahl Bürger die Initiative ergriff, um das erste deutsche Nationaltheater erstehen zu machen. In Hamburg war es, wo ein Lessing das Theater durch seine hamburgische Dramaturgie zum ersten Male in die Region des Wissenschaftlichen emporhob, ihm hiermit also seinen Eintritt in die Kunstgeschichte möglich machte. In Hamburg war es, wo der erlauchte Despot der deutschen Schauspielkunst, Friedrich Ludwig Schröder, ein so ergiebiges Terrain für seinen reformatorisch-schöpferischen Genius eroberte, daß er von hier aus die Grundpfeiler der Menschendarstellungskunst für ganz Deutschland lieferte. In Hamburg schickte er sich zur Verwirklichung der Vergeistigung der theatralischen Gesammtzustände an, in Hamburg machte er den bildenden Einfluß der Schaubühne zur Wahrheit, in Hamburg schrieb er mit souveräner Machtvollkommenheit dem Publicum maßregelnd seine Geschmacksrichtung vor, in Hamburg trat er mit eiserner Consequenz für die sittliche Erziehung des Schauspielerstandes auf, für welchen er eine sociale Gleichstellung mit allen andern Schichten der Gesellschaft beanspruchte.

Hamburg war und blieb der einzige Ort, wo unter Friedrich Ludwig Schmidts Theaterleitung der schulmäßige Bildungsweg des deutschen Schauspielerstandes am längsten inne gehalten wurde, wo Friedrich Ludwig Schmidt bis in die neueste Zeit hinein, unter Sorgen, Mühen und pecuniären Opfern, den Geist der Traditionen lebendig zu erhalten suchte, ohne es indeß dadurch verhindern zu können, daß die alte Ruhmesstätte der deutschen Schauspielkunst immer sichtbarer ihrem Verfall entgegeneilte. Waren doch die Zeiten dahin, wo ein Schauspielunternehmer aus eignen Privatmitteln ein Theater herzustellen vermochte, das wahrhaft künstlerischen Intentionen Rechnung trug.

Die Spatzen auf den Dächern hätten es erzählen können, daß die hamburgische Staatsbehörde vor jeder andern dazu verpflichtet war, die Fäden der weitern Fortentwicklung der deutschen Schauspielkunst in die Hände zu nehmen; denn diese Fäden waren eben so zu sagen vor den sichtlichen Augen des hamburgischen Publicums in so greifbarer Wirklichkeit von einer Generation zur andern gesponnen worden, daß sie gleichsam wie Ankertaue dalagen, von denen der Geist der alten Schule ganz bequem in die industrielle Theaterära, die sich vorbereitete, hineingezogen werden konnte. Dieser Geist der alten Schule mußte alsdann ein bestimmtes conservatives Princip erzeugen, welches die nachwachsenden Geschlechter der „neueren Schule" systematisch dazu anhielt: sich nach dem Normallehr- und Einrichtungsplan, welchen die hamburgische Cultusbehörde auf Grundlage der Traditionen und historischen Errungenschaften für den Bühnenberuf aufgestellt hatte, in geschichtlicher Kraft heranzubilden, um so einerseits eine artistisch-dressirte Fortsetzung der alten Schule, andrerseits aber auch wieder deren fortschrittliches Gegengewicht abzugeben.

Auf diesem einfachen, naturgemäßen Wege wäre das, was überhaupt Schule genannt wird und den Kernpunkt der theatralischen Entwicklung des Schauspielerstandes ausmacht, nicht abhanden gekommen, so daß Hinz und Kunz sich erfreuen durfte, auf eigne Faust Komödie zu spielen, ja Hinz und Kunz hätte, sobald man dem Schauspielerberuf artistische Schwierigkeiten zu überwinden gab, wohl häufig angestanden, mir nichts, dir nichts zu Thaliens Fahne zu schwören. Und die gebornen Talente, die Gottbegnadeten, riskirten nicht, wie es jetzt leider so oft geschieht, daß ihre köstlichen Naturanlagen, die genialen Fähigkeiten ihres Darstellungsvermögens, im Keime schon ruinirt werden, weil sie wie toll und blind darauf los spielen dürfen. Sich selbst überlassen, verwildern und entarten, mit seltner Ausnahme, die begabtesten Kinder. Die Aufgabe der Schule ist es, die Naturanlagen und Geisteskräfte, die angebornen Fähigkeiten und Talente herauszubilden, sie nach dem richtigen Ziel hinzulenken.

Unter diesen Reflexionen, die ich jetzt als Greis ausspreche, in Rückerinnerung an meine Lehrlingszeit, nehme ich Abschied von einer Theaterepoche, in welcher mein pietätsvolles Kunstnaturell, wie die disciplinirte Strenge meiner schauspielerischen Berufsauffassung ihren Nahrungsquell fand.

„Ut min Jungsparadies" von Klaus Groth.*)

Besprochen von **Gottlieb Ritter.**

Ich sehe ihn noch, den schlanken Riesen mit dem scharf geschnittenen Profil, den klaren, sprechenden Augen, dem mit den Silberfäden des Alters durchwirkten Bart, — ich sehe den Altmeister der plattdeutschen Literatur, Klaus Groth, noch, wie er an einem schönen Maitag rüstig und stramm an meiner Seite zwischen den Bäumen des Düsternbrok bei Kiel dahinschritt. Links vom Wege stand eine prächtige alte Buche. „Ich muß ihr den gewohnten Guten Tag wünschen," — sagte Groth und liebkoste den Stamm mit streichelnder Hand, indem er ausrief: „Oller Jung! . . ."

Mir fiel Byrons Vers ein:

> I live not in myself, but I become
> Portion of that around me; and to me
> High mountains are a feeling.

Ich gedachte des Ausspruchs von Schopenhauer, daß das Verschwimmen mit der Umgebung, das Einswerden von Wahrnehmung und Empfindung, von Kopf und Herz das Kriterium eines jugendlichen Gemüthes sei. Groth bestätigt die Wahrheit dieses Satzes. Er ist jung geblieben, trotz seiner fünfundsechzig Jahre, und davon gibt uns sein soeben erschienenes Buch: „Ut min Jungsparadies" einen neuen Beweis.

Es enthält drei „Vertelln", die so einfach wie möglich sind. Der Verfasser erzählt von seinen ersten Eindrücken, schildert Erlebtes und Gehörtes, führt uns Gestalten vor, die der Knabe liebgewonnen und die der Mann nicht vergessen konnte. Er recapitulirt das Glück der Kinderzeit und schwelgt in Erinnerungen, die ihm theuer oder wenigstens von Interesse geworden sind. Er denkt scheinbar gar nicht an den Leser; er monologisirt nur. Daß er es dennoch versteht, uns für Land und Leute, wie er sie schildert, zu erwärmen, gibt eben Zeugniß für seine Meisterschaft im Erzählen.

„De Höder Mäl" scheint mir von den drei „Vertelln" am wenigsten schwer zu wiegen, doch enthält sie einige trefflich gezeichnete Charakterköpfe in realistischer Wiedergabe. Unvergleichlich höher stehen die beiden andern Erzählungen, welche erst gegen das Ende hin sich novellistisch zuspitzen.

In „Min Jungsparadies" spricht der Verfasser von Erlebtem aus seiner Knabenzeit und weiß dabei mit großem Geschick sich in die damalige Anschauungs- und Denkweise zurückzuversetzen. Noch selten wurde der naive Ton so gut getroffen; mit Kinderaugen sieht der Erzähler um sich, die Kinderseele zittert in jedem Satze. Es ist nicht das erste Mal,

*) Berlin, Georg Stilke.

Digitized by Google

daß in einer Novelle ein Knabe der Zeuge und Erzähler eines Liebesverhältnisses zwischen zwei ihm nahe stehenden Personen ist. Turgenjeff hat in der Erzählung „Die erste Liebe" das Nämliche versucht.*) Dort liebt ein Mädchen, zu dem der junge Wladimir Petrowitsch eine knabenhafte Neigung fühlt, gerade den Vater dieses Jünglings, dem nun dieses Verhältniß nach und nach zum Bewußtsein kommt. Dies Alles ist mit einem genialen Raffinement ausgedacht und erzählt, aber der Eindruck ist stellenweise unangenehm. Groth behandelt dasselbe Thema mit größerer Feinheit.

Meisterhaft wird hier die Genesis dieser Liebschaft entwickelt, wie sie sich in der Sinnenwelt des Knaben widerspiegelt. Er erinnert sich erst, Klas Fot, den „Muskantenjung" oder „Swartkopp" und Anna Wida am Jahrmarkt gesehen zu haben, als sie mit einander tanzten. Die spöttischen Bemerkungen des alten Wida über „Swartkopp" versteht er anfänglich nicht; dann wird ihm immer klarer, daß der Vater des Mädchens den „Muskantenjung" nicht leiden kann. Woher dieser Haß? Später einmal geht der Knabe mit Anna zum Schlittschuhlauf auf den „Mälendik". Das sichtbar aufgeregte Mädchen entfernt sich von ihm; aus weiter Distanz sieht er, daß ein Mann neben ihr steht. „Ik wuß al lang, dat weer de Swartkopp. Se gungen fast nich runn Placken, bet ik am Ende seeg, dat he er umfat, as schull se falln oder wat't weer, un denn keem se alleen langsam mank de Dutteln (Binsen) torügg. Se wisch sik de Ogen un ween doch so vel, dat dat nix hölp, un ik wuß in min Angst nix anners to don, as dat ik er unschülli frag: Hett he di wat dan? Awer se schüttel nu den Kopp un sä: Och, min Jehann, ik vertru di! Ne, nix dar! Awer de Mannslüd sünd schreckli. Wat se bedrivt, dat geit op Leben un Dod. Küm, wi wüll na Hus!" Ist das nicht ergreifend? Zu Hause weint Anna fortwährend. Jetzt ahnt der Knabe, „dat 't vun Klas Fot herstamm, dat he dat weer, de er weh dan harr . . . un en dunkle Ahnung sä im, dat 't dat Hart weer, wo 't her keem". Die Ahnung wird Gewißheit. Er lernt verstehn, daß Klas Fot mit dem Hansohm Waaren über die Eider schafft, „wobi de Toll spart war", und daß es just seine „Smuggelie" ist, was ihn in den Augen des alten Wida, des ehemaligen Soldaten, zum Schwiegersohn untauglich macht.

Nun steigert es sich wunderbar bis zum Höhepunkt. Es ist eine stürmische Decembernacht. Anna und der Erzähler sind allein zu Hause. Der Vater des Mädchens ist auf der Jagd, der Geliebte schmuggelt Wagenladungen über die gefrorne Eider. Er hat der Geliebten damals auf dem Teiche versprochen, zu Neujahr die Schwärzerei aufzugeben. Heute ist die letzte Expedition. Wenige Worte, und Groth hat den Leser in die richtige Stimmung versetzt. Der Knabe hat keine Ahnung von der Gefährlichkeit des Unternehmens und begreift nicht, wie Anna so sehr in Angst und Sorge sein kann. Er schlummert ein, aber jedesmal weckt ihn des Mädchens Weinen. Nun ahnt er, daß ihr Gefühl etwas Anderes, Stärkeres sein muß als alle Freundschaft. Und während Anna dem Jungen erzählt, wie sie mit Klas aufgewachsen sei, heult draußen der Schneesturm und facht Annas Seelenangst um Vater und Geliebten noch stärker an. Der Knabe fällt abermals in leichten Schlummer, woraus er zeitweilig geweckt zu werden glaubt. Eine Art von Decomposition des Denkens tritt ein: ein Theil von ihm bleibt wach, „ob de Ohrn oder de Ogen oder de Kopp schull ik ni naseggn. Ik weer jümmer lebennig darbi, wat dar passeer, awer ik weet nu ni mehr, wat ik darvun würkli sehn un hört heff un mit erlevt oder wat ik darvun vertelln hör". Annas Aufregung wird größer von Stunde zu Stunde; die Scene belebt sich. Der Töpfergeselle kommt und geht wieder, Hansohm will sich nach dem Ausgang der Expedition erkundigen, und das Wetter wird immer „gresiger". Endlich kommt Klas. Wir athmen auf mit Anna. Aber trotz ihrer Thränen geht er von Neuem in den Sturm hinaus, um ihren Vater zu suchen. Der Erzähler fühlt alle Angst tief im Traume mit. Er stürmt auch mit Klas hinaus und sieht „as mit liftigen Ogen", wie jener nach langem Umherirren den halb erfrorenen Töpfer findet. Und dann folgt die Erlösung aus der drückenden Enge und Schwüle der Situation, die den Leser unwillkürlich fesselt und in Mitleidenschaft zieht. Der Alte versöhnt sich mit Klas, der das Schmuggelgeschäft aufzugeben verspricht, und segnet das Liebespaar. Nun kommt noch ein feiner Zug. Mitten in all dem Glück fühlt sich der Erzähler plötzlich vereinsamt.

„Ik föhl mi nu op eenmal so ämerflödi, as hör ik dar ni darto, ik föhl mi so verlaten, ik föhl mi in een Rang mit den treuen Hund, de ok mit grote Ogen vun Een op de Anner keek un darbi den Kopp beweg, as schütte he em, un en lisen Ton vun sik gev, de twischen Wimmern und Freid swar mank ut to kenn weer. Se kümmern sik ok nich mehr um em, un so heel he sik an mi, un ik harr ween oder slapen mucht, as he de brun Kopp op min Kneen le un insleep vär Mödigkeit oder Kummer."

Der Horizont der zweiten Erzählung: „Bun den Lüttenheid" ist weiter. Zwar spielt auch sie in Dithmarschen in beschränkter bäuerlicher Sphäre, aber durch die wandernde Schauspielerbande kommt ein frischer Zug in die Stickluft beengter Verhältnisse; auch die Menschen sind anders, und, ich möchte fast sagen, modern angekränkelt. Zum Unterschied von den bisher vorgeführten altfränkischen und treu am Alten hängenden Autochthonen der Marsch, ohne jeden Ehrgeiz und ohne anderes Streben, als in traditioneller Art auf der väterlichen Scholle zu leben, zeigt uns Groth hier mit einem Mal Leute, die „wat warrn mussen, schulln se der ok bi to Grun gan".

An die Gestalt Detelf Ramms, des „Kunstflickers", knüpft sich diese Erinnerung. Wir lernen ihn kennen und lieben, diesen stillen und seelenguten Menschen mit seiner schüchternen Neigung zu Johanna Oldenborg, der Tochter des verschuldeten „Dodenkassenmanns". Eines Tages kommt eine Komödiantentruppe, eine „Schmiere" der allertraurigsten Art, nach Lüttenheid. Die staunenden Dorfbewohner stehen bewundernd vor einer unbekannten Welt, aber Onkel Magot, der Regisseur, seufzt im Beisein Detelfs: „Luter Elend, luter Elend! Glanz buten, Armoth binn! Königs op de Bred, Bettlers op de Steenbrügg (Pflaster)!" Mit großer psychologischer Feinheit wird uns nun erzählt, wie Johannas Interesse für die weltbedeutenden Bretter immer wächst und wächst, und wie zuletzt Detelf dem Mädchen die Coulissensphäre im Tageslicht zeigt, um ihr den „Theaterteufel" auszutreiben. Das Mittel verschlimmert's. Wie die Beiden zwischen den Coulissen spazieren, kommt Magot und sieht Johanna. „En Ogenblick, en Ogenblick töben, en Ogenblick still stan!" ruft er und hängt dem betretenen Mädchen einen weißen Pelzmantel um und setzt ihr eine Goldpapierkrone auf's Haar. „Die geborene Heldin!" schreit er. „Die geborene Königin! In welchem Meere ist diese Perle gewachsen? Welche neidische Muschel hat sie der staunenden Welt verborgen? — Un nich vun uns entdeckt? Wunderbar! sunderbar!" Was kommt, ist vorauszusehen. Johanna fängt nun an, auch die Vorstellungen zu besuchen, und bei einem Picknick der Lüttenheider Bürger und Schauspieler muß sie sich als Venusstatue drapiren. Aber gleich darauf eilt sie, von dem erstaunten Detelf begleitet, nach Hause. Auf diesem Heimweg windet sich das Geständniß ihrer Liebe zu — Paul Brenner, einem jungen Lüttenheidener, von ihren Lippen. „Ik ga dervun, min Detelf, ik ga in den eersten Dag rop na Hamborg . . . Nehm' kann he mi doch ni! Heirathen kann he mi ni, wenn he ok wull, he het't mi't nie seegt, ik heff't ok ni leden, dat he't sä. He weet ni mal wa leef ik em heff, un dat mi't Hart breken ward. Awer em nich, wenn ik man weg bün. Ik will ümmer de Föt ut oder ik will wat werrn, dat se ni op mi trampeln künnt. — Sin Ol war't ni liden, war't ni togeben. He kann ni mal, he dörft ni. Paul mutt doch de rike Bäckerdochter nehm, mag he er liden mägen oder nich. Dat mutt he je weten, denn ik weet't. Ik weet genau Bescheed, Vatter hett ni umsunst Bot föhrt as noch de Brennerie in Gang weer. Dat is all verschuld't un hängt blot tosam so lang de Schin durt. Wenn't to Dag kummt fallt all tosam, un dat litt de Stolt ni weder vun de Sähn noch vun de Vader, ik kenn se, ehr schütt Een de Anner dot. Ik mutt der mank ut, ik will an't Unglück keen Schuld hebbn!" Nicht minder packend ist der Abschied Johannas von Detelf, wobei letzterer selbstverständliches und überflüssiges Zeug spricht, denn „he kunn un wull't doch ni laten sin Deel to sprechen, so lang se noch hörn kunn". Das Ende ist: Johanna wird eine berühmte Schauspielerin und kommt nach vielen Jahren wieder nach Lüttenheid mit „siden Kleder und Gold, awer de Uttehrn". Noch kurze Zeit . . . „Nu weer se dot". — —

Das ist Alles, was Klaus Groth uns erzählt, aber wie erzählt er es! Welche Fülle von feinen Zügen ist in diesen „Vertelln" ausgestreut! Ich erinnere an das Verhältniß Detelfs zu Johanna. Groth verräth uns mit keinem Wort, daß Detelf für das Mädchen mehr als Freundschaft fühlt, aber aus den drei Sätzen, die er zu verschiedenen Zeiten der alten Christina zuflüstert: Nu is se weg! — Nu weer se wedder kam! — Nu weer se dot! — spricht eine stille, unendliche Liebe und das ganze Weh einer vereinsamten Menschenseele.

Die Composition ist die schwache Seite dieser Erzählungen; man

*) Ebenso Wilhelm Jensen in „Drei Sonnen". I. Bd.

Digitized by Google

darf aber nicht vergessen, daß der Verfasser keine Novellen schreiben will. Es sind Memoiren mit novellistischer Pointe. Sehr geschickt weiß Groth z. B. in der ersten Erzählung gerade dort die Handlung einzusetzen, wo er fürchten muß, die Geduld der, seinen Jugenderinnerungen fern stehenden Leser ermatten zu sehen. In der „Lüttenheid" sind Schilderung und Erzählung harmonischer verschmolzen. Natürlich verschmäht der Dichter die rohe „Spannung" des Leihbibliothekenfutters, doch versteht er es trefflich, wahrhaft dramatisches Leben einzuhauchen, wo es die Handlung erfordert.

Ich betonte zu Anfang Groths Im-Einklang-Sein mit der Natur; dies erhält hier einen neuen Belag. Er unterscheidet sich darin sehr vor zwei modernen Hauptrepräsentanten der Naturschilderung: Dickens und Turgenjeff. Ersterer betrachtet die Natur als etwas Außer-uns-Stehendes, das erst anthropomorphosirt werden muß, um uns näher zu treten: bei ihm ist die Sonne die pünktliche Jedermannsmagd, welche Licht anschlägt, ist der Sturmwind ein betrunkener Riese, hängt der Rauch verdrossen über den Schornsteinen, als fehlte ihm der Muth zum Aufsteigen. Turgenjeff treibt die Fremdheit der Natur in's Extrem: ihm ist sie etwas Mitleidsloses, ja Feindliches, das sein Gefühl abstößt und die Seele zur Vereinsamung zwingt. Anders bei Groth. Er betrachtet die Natur als ein Accidenz seines Wesens,

Denn Berge, Wellen, Himmel sind ein Theil
Von mir und meiner Seele, ich von ihnen.

Er fühlt sich Eins mit ihr; er nimmt sie wahr und empfindet sie zugleich. Ich verweise nur auf die wunderbare Schilderung der Marsch im „Lüttenheid", wo er sie mit ihren Bewohnern identificirt: „still, grot, swiegsam". Ja, in seinen Augen hilft die Natur mit an den Schicksalen der Menschen, denn der Hansohm sagt deutlich: „Aewrigens hett uns Herrgott am meisten darbi dan, denn ahn en rechtfarri Unwedder weern twee son egensinnige Köpp, als min Dag Tellingsteder Grund un Borrn optrocken hett, nich tosam to bögen west". Auch die Menschen sind prächtig geschildert; wir lernen da eine ganze Sammlung echter holsteinischer Typen und Charaktere kennen. Da ist vor Allen der alte Töpfermeister mit seiner Idiosynkrasie gegen „Swartköpp unner Minschen un Reinke ünnert Wild"; dann der Muskantenjung, dessen „eenzigster Fehler weer sin Stolt"; ferner der reiche Hansohm mit seiner Frau, die, gleich Gretchens Mutter, in allen Stücken so akkurat. Da ist ferner Detelf Ramm, der wackere Arbeiter, der schließlich im Armenhause stirbt; der Dodenkassenmann Oldenborg, Onkel Magot, der närrische Kauz mit „sin ehrbar häßli Gesicht"; endlich der 88jährige Bergsteiger Klas Rolfs. Und wie sind die beiden Heldinnen der ersten zwei Vertelln gezeichnet: Johanna Oldenborg, die ihre Liebe niedergekämpft und „wat warrn" will, und Anna Wida! Mit knappen Strichen stellt Groth seine Figuren hin, und sie leben. Sie sind nicht nur für diejenigen Scenen geschaffen, in denen sie, um in der Theatersprache zu reden, „zu thun" haben: es sind keine Schablonen, sondern Menschen von Fleisch und Blut. Wir werden vertraut mit ihnen, lernen sie lieb gewinnen und vergessen sie nicht wieder. Wie wäre es auch anders möglich, wenn ein echter Poet, wie Klaus Groth, uns jene Figuren zeichnet, die ihm aus seinem „Jungsparadies" noch frisch und klar in Kopf und Herzen sind. Und doch klagt der Autor, der Weg nach dem Lande seiner Kindheit sei ihm verschlossen. „De Weg darhin — ja, wo is min sekern Begleiter, Schoster Harders mit Sekreten oder Bäcker Krebs mit de beiden Stutenkörf? Alleen wag' ick mi nich, ick kunn't verfehln:

Min Paradies so söt
Mi feilt de Open un de Föt" . . .

Wie wenig gerechtfertigt diese Furcht ist, beweist dies Buch. Klaus Groth lebt noch ganz in seiner Kinderzeit, und er zaubert sie vor das geistige Auge seiner Leser, so sicher und klar und wahr, wie nur der Verfasser des „Grünen Heinrich". Er braucht das „Jungsparadies" nicht erst zu suchen, er besitzt es ganz in seinem jugendlichen Herzen, und ob auch sein Haar sich gebleicht hat, seine Wangen glühen in scheinbar ewiger Frische, wie sein Sinn.

Oller Jung! . . .

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Frau für die Welt."

Schauspiel in fünf Acten von Ernst Wichert.

Das neueste Schauspiel von Ernst Wichert gehört nicht zu den gelungenen Arbeiten dieses verdienstlichen Bühnenschriftstellers, dem das deutsche Theaterpublicum schon manchen genußreichen Abend zu verdanken hat. Ernst Wichert nimmt es mit der sittlichen Aufgabe der Komödie sehr ernst. Das „castigat ridendo mores" ist der Impuls zu den meisten seiner Stücke. Leider kommt es dann wohl vor, daß bei dem Geschäfte des Zurechtweisens das Lachen zu kurz kommt. Alle seine Bühnenwerke schließen eine sehr absichtlich betonte moralische Lection in sich. Der Ueberspanntheit, die sich den Kopf an den Verhältnissen der Wirklichkeit zerstößt, galt es in dem lustigen Stücke „Ein Schritt vom Wege", in den „Realisten" der schnöden Gewinnsucht um jeden Preis. Diesmal ist die gesellschaftliche Hoffahrt der Feind, den Wichert auf den Brettern bekämpfen will. Dagegen läßt sich gar nichts sagen, es läßt sich sogar sehr viel dafür sagen. Bei einem Schauspiele indessen ist und bleibt es doch immer etwas sehr Wesentliches, daß der Zuschauer geistig angeregt und zur Theilnahme herausgefordert wird. Ueber die Begriffe der Sittlichkeit, über die Unterscheidung zwischen dem, was recht, und dem, was unrecht ist, kann man sich, wenn man den Drang dazu verspürt, allenfalls auch anderswo und sogar noch gründlicher unterrichten als im Theater.

Aber — „die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet!" —

Ach ja. Den Einwurf habe ich vorher gesehen. Ich kenne sogar den Aufsatz, dessen Titel so oft citirt wird und bisweilen sogar von Leuten, die nur diesen Titel gelesen haben. Gerade in dieser Vorlesung polemisirt Schiller gegen das einseitige Moralisiren von der Bühne herab. Die Schaubühne bezeichnet er als die Stiftung, „wo sich Vergnügen mit Unterricht, Kurzweil mit Bildung gattet". Ist das Schauspiel nicht im Stande, das künstlerische Wohlgefallen zu erregen, eine im guten Sinne befreiende Belustigung hervorzurufen, dann vermag auch die sittlichste Tendenz, auch die lauterste moralische Absicht nicht das Werk des Dichters vor dem Untergange zu retten.

Das Wichert'sche Schauspiel „Die Frau für die Welt" ist das Werk eines ernsthaften, klugen und anständigen Schriftstellers; aber es ist nicht erfreulich, es ist nicht lebendig genug. Es verbreitet um sich eine verdrießliche Atmosphäre. Die Vorgänge sind weder tragisch genug, um uns zu erschüttern, noch lustig genug, um uns zu erheitern. Den handelnden Personen fehlt die rechte Menschlichkeit, das Individuelle. Das, was zu ihrer Charakterisirung von andern oder von ihnen selbst gesagt wird, erscheint als rein äußerlich. Sie erinnern an die Figuren im Rebus, denen die Worte, die der Beschauer nie errathen könnte, vor den Mund geschrieben werden. Mit Ausnahme einer Episode, aus der Frau Niemann-Raabe eine bis in die minutiöseste Einzelheit fein herausgearbeitete Kunstleistung machte, ermangeln alle Personen der rechten Lebenskraft. Wir vermögen beim besten Willen für Keinen eine besondere Theilnahme zu gewinnen. Deswegen wird uns auch die ganze Geschichte ziemlich gleichgültig. Sie ist bald erzählt.

Der junge Regierungsrath von Brandt hat ein wirthschaftliches, adliges, junges Mädchen, das den Standesvorurtheilen trotzend, sich in die bescheidene Stellung einer Gouvernante hineingefunden hatte, als Gattin heimgeführt. Elma, dies ist ihr Name, besitzt in der That alle Eigenschaften, um einen vernünftigen Mann glücklich zu machen, sie ist gut, klug, jung und schön. Da sie selbst kein Vermögen besitzt, ihr Mann aber das seinige für einen edlen Zweck geopfert hat und jetzt von seinem Gehalte leben muß, meidet sie die Gesellschaft und sieht ihre Aufgabe darin, ihrem Manne die Häuslichkeit gemüthlich und angenehm zu machen. Der junge Rath ist davon denn auch in der ersten Zeit sehr entzückt, aber allmählich genügt ihm das Glück im Hause nicht mehr. Seine Stellung weist ihn darauf hin, den Verkehr mit der Gesellschaft zu suchen, und es liegt ihm daran, daß seine Frau so ausgezeichnet wird, wie sie es verdient. Dazu ist denn erforderlich, daß sie die Schürze — die junge Frau trägt natürlich eine Schürze im Hause — ablegt, zu den eigenen Haaren noch so und so viel fremde hinzufügt, kostspielige

Digitized by Google

Toiletten macht und sich von den häuslichen Geschäften immer mehr abwendet. „Das dauert nun, so lange es dauert," sagt der Bauer. Es versteht sich, daß Brandt seines Irrthums mit der Zeit gewahr wird, daß er dem gleißnerischen Schimmer der Gesellschaft als bekehrter Sünder den Rücken wendet und in seine trauliche Häuslichkeit zurückkehrt. Die Frau für die Welt wird wieder eine Frau, wie man sie für's Haus und für's Herz braucht. Sie wirft den Flitterstaat ab und würde sehr wahrscheinlich im sechsten Acte wieder in der Schürze erscheinen, wenn das Stück sechs Acte hätte. Aber es hat blos fünf; und ich glaube, das ist schon zu viel. Der erste Act, der nur Entbehrliches exponirt, hätte meines Erachtens ganz wegfallen können; und einige wenige Sätze, die sich sehr bequem im zweiten Acte hätten unterbringen lassen, würden genügt haben, um uns über die Verhältnisse, soweit wir sie zu kennen brauchen, aufzuklären.

Der Regierungsrath von Brandt wird selbstverständlich erst gebessert, nachdem er seinen Irrthum hat büßen müssen. Er wird eifersüchtig, er will sich mit einem jungen Baron schießen; und da dieser nicht zur Stelle ist, so nimmt er einstweilen mit einem Banquier, der ihm gerade in den Weg läuft, fürlieb und sucht diesen zu fordern. Er hat nämlich zehntausend Thaler im Secretär seiner Frau gefunden, über deren Provenienz er sich keine Rechenschaft ablegen kann. Anstatt seine Frau zu interpelliren, nimmt er ohne weiteres an, daß der Banquier Kronthaler seiner Frau diese Summe ausgehändigt habe, um ihn, den Regierungsrath, für ein Eisenbahnunternehmen, bei dessen Ausführung er die entscheidende Stimme hat, günstig zu stimmen. Aber mit diesen zehntausend Thalern hat es folgende keusche Bewandtniß: Der Onkel seiner Frau, der früher leichtsinnig gelebt und Elmas Erbtheil mit verjubelt hatte, ist ein rechtschaffener Clavierlehrer geworden und gibt Stunden zu einem Thaler. Den Betrag von zehntausend Arbeitsstunden übergibt der reuige Onkel seiner Nichte Elma, um damit seine ideelle Schuld an sie abzutragen. Das ist schon etwas ungewöhnlich. Noch ungewöhnlicher, daß Elma eine so beträchtliche Summe in ihrem kleinen Damenschreibtisch, der von ihrem Manne jeder Zeit geöffnet werden kann, sorglos deponirt, ohne dem Gatten ein Wort davon zu sagen. Noch ungewöhnlicher, daß der Rath von Brandt Herrn Kronthaler dies Geld, von dem er sich nun einmal einredet, daß er damit bestochen werden solle, vor die Füße schleudert. Am ungewöhnlichsten, daß Baron Kronthaler dies Geld einfach zu sich steckt, da er es nicht an der Erde herum liegen lassen will und, ohne es zu zählen und ohne eine Quittung darüber zu geben, mitnimmt. Das sind Unbegreiflichkeiten, die in einem Stücke, welches auf eine naturgetreue Wiedergabe unseres modernen Lebens einigen Anspruch macht, nicht geduldet werden können. Und welche Nothwendigkeit liegt zu alledem vor? Der Verfasser erzielt mit allen diesen abenteuerlichen und unseren Gewohnheiten im Verkehre durchaus widersprechenden Dingen nicht einmal eine vorübergehende Wirkung.

Es kommen noch andere Merkwürdigkeiten vor. Ein junger Baron Wassenheim engagirt schon lange Tage vor dem Balle Fräulein Adele Kronthaler zum ersten Walzer. Er vergißt das. Das kann Jedem passiren. Er wird von Fräulein Adele daran erinnert. Er vergißt es noch einmal. Das ist schon befremdlicher. Der Tanz beginnt, und Adele schickt ihren Vater, um den säumigen Cavalier an seine Pflicht zu erinnern. Da dieser aber gerade in einer interessanten Unterhaltung mit einer andern Dame begriffen ist, sagt er zu Herrn Kronthaler: „Entschuldigen Sie mich bei Ihrer Tochter. Sagen Sie Fräulein Adele: der Walzer sei mir zu rasch". Das ist der Superlativ des Befremdlichen. Das arme Mädchen wird durch dieses unglaubliche Benehmen in die äußerste Aufregung versetzt, fällt in Ohnmacht, die ganze Gesellschaft wird gestört, die Musik bricht ab; als der Zwischenfall vorüber ist, und die Musik wieder beginnt, engagirt Baron Wassenheim die Frau Räthin von Brandt, wegen deren er die arme Adele beleidigt hatte, und tanzt mit ihr denselben Walzer, der ihm jetzt nicht mehr zu rasch ist. Wo kann das vorkommen?

In derselben wunderlichen Gesellschaft wird der Frau Räthin von Brandt ein Musikdirector Warbach vorgestellt. Bei diesem Namen zeigt sie eine große Ueberraschung; ihre verstorbene Mutter hieß nämlich Warbach. Sie erzählt uns, daß diese einen Bruder gehabt habe, der aus Liebe zur Kunst in die weite Welt gegangen sei. Der Künstler Warbach sagt, daß er diesem Künstler Warbach begegnet sei, daß er, der Musikdirector Warbach, die Bekanntschaft des Musikers Warbach gemacht habe. Das alles erscheint der Frau Räthin ganz plausibel; auf den nahe liegenden Gedanken, daß diese beiden Personen am Ende identisch sein könnten, kommt sie nicht. Als im folgenden Acte die Wahrheit, die jeder Mensch längst kennt, enthüllt wird, und sich die Identität des Musikdirectors mit Elmas Onkel herausstellt, kann natürlich von irgend welcher dramatischen Wirkung nicht die Rede sein, und die freudige Ueberraschung, die die betreffende Scene hervorrufen soll, die Rührung, welche angestrebt wird, bleiben aus.

Wir könnten noch manche andere Einzelheit hervorheben, welche das Mißlingen dieses Schauspiels verschuldet haben. Wir verzichten darauf. Es ist ein freudloses Beginnen, einem begabten Autor, den man schätzt, an zahlreichen Beispielen recht gründlich klar zu machen, daß er sich geirrt habe.

Die Darstellung war an dem Mißgeschick nicht schuld; die ersten Kräfte unserer Hofbühne bemühten sich vergeblich, Frische und Bewegung in das Stück hineinzubringen. Auch für das Auge geschah alles Mögliche; die Damen überboten sich an geschmackvollen und glänzenden Toiletten. Es half nichts. Wichert war diesmal nicht glücklich, und er muß nun den ganzen Jammer, den der besiegte Autor zu erdulden hat, ruhig über sich ergehen lassen. Hoffentlich wird der liebenswürdige Dichter der unliebenswürdigen Kritik die Antwort nicht lange schuldig bleiben.

Paul Lindau.

„Rose Michel."

Schauspiel in 5 Acten aus dem Französ. des Ernest Blum.

Zum ersten Male aufgeführt am Residenztheater.

Charakteristik.

Von tollgewordnen Marionetten
ein Weihnachtsbuden-Panorama
und inspirirt von D. H. Temme
ein carikirtes Schicksalsdrama.

Variation.

Geheimer Mord — die größte Schuld
die höchste Tugend — die Geduld.
Das erste Blum bewiesest du,
das zweite ich, ich hörte zu.

Einziger Grund.

Im ersten Act der Vorhang fällt,
doch sprich, warum in aller Welt?
Ich kann mir keinen Grund ersinnen,
als weil der zweite muß beginnen.

Räthsel.

Mit diesem Werk ist seltsam es bestellt,
es stirbt zuerst das Stück und dann der Held.

Schicksalstücke.

„Was weinen Sie?" ich eine Dame frug,
die neben mir zerfloß in Thränen.
Aus Zorn! „Ich zischte gern die Rose aus
und kann es nicht vor Gähnen!"

Gespielt wurde ganz vortrefflich und trotz der künstlerischen Gestaltung der Rose durch Frl. Bognar machten die hiesigen Kräfte dem guten Ruf des Residenztheaters alle Ehre.

von Leixner.

Concertschau.

Extraconcert des Gustav-Adolf-Vereins. Viertes Quartett von Joachim und Genossen. Concerte der Herren de Ahna, Ole Bull. Der Liebesring.

Der Gustav-Adolf-Verein hat vor 25 Jahren sein erstes Concert gegeben; das 101., das vor vierzehn Tagen stattfand, trug das Gepräge einer besonderen Festlichkeit. Der wackere Capellmeister, der jenes erste dirigirt hat, und der nun schon seit einigen Jahren am Pulte der Hofoper fehlt, schwang an dem oben erwähnten Festabende den Dirigentenstab mit jugendlichem Feuer, der Obercapellmeister Taubert, der nunmehr im Concertsaale des Opernhauses die Symphoniesoiréen

Digitized by Google

leitet, wirkte als Componist und ausführender Künstler am Clavier und Meister Joachim ließ seine Geige tönen. Von neuen Compositionen kamen zur Aufführung eine Ouverture zur „Hermannsschlacht" von Otto Dorn, dem jüngsten Sohne des obengenannten Altmeisters, die eine sehr beachtenswerthe Kraft thematischer Erfindung und Entwicklung bekundet; allerdings muß diese Kraft noch manchem Klärungsprocesse unterworfen werden, damit sie Einheitliches, Klarbewußtes erzeuge. Das zweite neue Tonstück war das Clavierconcert von Taubert, eine reizende Composition in Hummel'scher Manier, die der 64jährige Künstler mit jugendlicher Frische und Eleganz und mit einem anmuthigen von Wohlklang erfüllten Anschlage vortrug. Ein Chor aus „Uthal" von Méhul, den der Erk'sche Gesangverein ausführte, ist mehr Curiosum als bedeutende Composition. — Der letzte Abend des ersten Quartettcyklus brachte ein Quartett von Spohr. Dieser Componist wird zu den „Classikern" gezählt, und er verdient die Bezeichnung vollkommen, wenn die geschickteste Handhabung angenehm tönender Musterformen dem Begriffe der Classicität entspricht. Ist aber der geistige Gehalt als eines der Hauptmerkmale dieses Begriffs mit in Betracht zu ziehen, dann verdient Spohr die Bezeichnung vielleicht weniger als mancher, der unter ihn gestellt wird. Das vorgeführte Quartett ist ein Muster in wohlgefügter, klar entwickelter Form, im Wohlklang der Instrumente, in Vermeidung alles Excentrischen einerseits, alles Gemeinen andrerseits — ein Muster wohlgeordneter musikalischer Phrasen, ohne jegliche geistige Bedeutung. Wie anders wirkte das unmittelbar darauf erklingende Quartett des alten Haydn! Es war, als käme man aus einer höchst wohlerzogenen Geheimraths-Theegesellschaft in einen kleinen Kreis von kräftigen fröhlichen Trinkern, die sich am feurigen echten Rheinweine erlaben, deren Reden vielleicht nicht immer zierlichst gedrechselt, aber von Geist und kräftigen Gedanken durchdrungen sind. Die herrliche Definition Kants vom Genie, von dem „glücklichen Verhältnisse, welches keine Wissenschaft lehren, kein Fleiß erlernen kann, zu den Ideen den Ausdruck zu treffen, durch den die darin bewirkte subjective Gemüthsstimmung als Begleitung eines Begriffs Andern mitgetheilt werden kann", ist wohl selten besser durch die Kunstwerke selbst commentirt worden, als durch die beiden Quartette; das Haydn'sche zeigt so recht was Genie ist, während das Spohr'sche das Musterbild des gesinnungstüchtigen Kunstformalismus bietet. — Wir haben noch des Concerts Herrn de Ahnas zu gedenken; der geschätzte Musiker spielte (mit Herrn Barth) eine Sonate von Bach, dann eine Sonate von Nardini (ein nicht bedeutendes Antiquitätenstück aus dem verflossenen Jahrhundert), ein Adagio von Spohr, endlich das Octett von Mendelssohn im Vereine mit andern Künstlern. In allen diesen Vorträgen bewährte er sich als feinfühliger und gediegener Künstler.

Der altberühmte schwedische Geigenvirtuose Ole Bull hat am 3. December in der Singakademie ein sehr besuchtes Concert veranstaltet, worin er das Publicum durch die Sicherheit und Eleganz in Staunen setzte, mit welcher er im vorgerückten Alter (er zählt 65 Jahre!) noch immer überraschende Effecte auf seinem Instrumente hervorbringt, durch welche er großen Beifall errang. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wurde am 4. December eine Buffooper von R. Bial, Text von Fellechner: „Der Liebesring" zum ersten Male aufgeführt. Der Componist ist der sehr bekannte und beliebte musikalische Illustrator der meisten Singspiele des Wallnertheaters; es darf also bei diesem ersten Opernversuche kein strenger Maßstab angelegt werden. Der Text ist kein günstiger zu nennen. Das Publicum der ersten Aufführung zeigte sich sehr freundlich und rief die Darstellenden öfters und den Componisten nach den Actschlüssen.

S. Ehrlich.

Notizen.

Der russische Kanzler Fürst Gortschakow ist nach Petersburg zurückgekehrt. Während seines kurzen Aufenthalts in Berlin wurde er in der hiesigen Gesellschaft mit Freundlichkeiten überhäuft. Die Presse sparte ihrerseits nicht die Complimente. Wir stehen ja auch vortrefflich mit Rußland. Das Petersburger Cabinet hat während unserer welthistorischen Kämpfe eine für Deutschland wohlwollende Neutralität beobachtet. Es ist zwar selbst ganz gut dabei gefahren und hat seine Geschäfte im Schwarzen Meer bei jener Gelegenheit in Ordnung gebracht. Die Uebereinstimmung der Interessen verbürgt aber am besten die Dauer der Freundschaft. Diese wird von den Gegnern Deutschlands begreiflicher Weise mit neidischen Augen angesehen. Was gäbe man nicht in Paris für ein intimes Einvernehmen mit Rußland auf unsere Kosten! Herr Julian Klaczko erzählte neulich in der Revue des deux Mondes, als Herr Thiers im Herbst 1870 seine berühmte Rundreise durch Europa machte und Allianzen für Frankreich suchte, habe er in Rußland eine, wie er meinte, gar nicht üble Aufnahme gefunden. Kaiser Alexander und Gortschakow versprachen ihre guten Dienste, daß Deutschland seine Siege mit Mäßigung ausnütze. Als Herr Thiers das später in Versailles bei Herrn von Bismarck verwerthen wollte, stand dieser auf und ließ sich den Carton mit den russischen Papieren bringen. Er gab Herrn Thiers die Briefe aus Petersburg zu lesen, und der französische Unterhändler wurde still. So Herr Klaczko, der im Uebrigen für sein Theil sehr gern einen Keil zwischen die beiden Cabinete von Berlin und Petersburg treiben möchte. Wenn man ihn hört, hätte Fürst Bismarck durch seine Erfolge nicht nur Frankreich, sondern auch Rußland übervortheilt und beschädigt. Klaczkos Artikel haben in Berlin sehr böses Blut gemacht. Man hat dahinter die ominöse Hand des Grafen Beust und seiner Genossen erkannt. Vortheilhafter wäre, wollte einmal Jemand die diplomatischen Großthaten des Herrn von Beust in ähnlicher Weise schildern, wie es Klaczko mit den beiden Kanzlern unternommen hat. Das könnte pikant ausfallen und würde um so besser treffen, als die Skizze nicht mit dem schließlichen Siege des Helden, sondern mit dessen Sturz als leitender Minister abschließen würde. Eine solche Replik müßte französisch geschrieben sein und in Paris erscheinen, damit sie den Lesern der Revue des deux Mondes unter die Augen käme. Wer indessen dazu Lust hätte, würde sich doch vielleicht damit vorsehen. Erstens, weil es sich wie eine bestellte Arbeit ausnehmen könnte, welche man gern denjenigen überläßt, deren Amtes solche Dinge sind. Die dafür aufgewandte Mühe wäre aber auch unnütz. Die Wirkung derartiger Pamphlete ist ohnehin in der Regel gleich Null. Die Broschüre Lamarmora ist schon so gut wie vergessen und ähnlichen Flugschriften, die jetzt viel Lärm machen, wird es nicht besser ergehen. Der Reichskanzler läßt sie in der Regel unbeachtet und handelt darin weise. Wollte man in Berlin Alles widerlegen, was gegen die deutsche Politik in den fünf Welttheilen vorgebracht wird, so würden die besten Kräfte für eine solche Thätigkeit überflüssiger Weise absorbirt werden. Sollte doch Fürst Bismarck soeben selbst den englischen Handel mit dem Khedive von Egypten angezettelt haben! Diese Suezaffäre hat übrigens mehr als eine köstliche Seite. Gewisse Blätter haben darin gleich wieder einen großen Conflict gewittert, und Conjecturen waren überall wohlfeil wie Brombeeren. Durch die großen Ereignisse, welche wir während des letzten Decenniums erlebt haben, sind die Leute überaus lüstern nach Emotionen geworden und können daran niemals genug haben. Man kann ihnen aber doch bei dem besten Willen nicht jedes Jahr einen neuen Krieg serviren. Die Politiker aller Kategorien müssen sich an eine ruhige Arbeit gewöhnen und sehen, wie sie damit auskommen. Manchem, der sich, der Himmel weiß zu wessen Gefallen, in Hetzereien gegen England verbissen hatte, war es natürlich unbequem, daß England sich jetzt herausnahm, einen geschichtlichen Erfolg davonzutragen, ohne daß es Jemanden um Erlaubniß gebeten hatte. Man erzählt, ein Berliner Bürger, der sich für politische Dinge interessirt, habe einen Bekannten in London wegen des Ereignisses beglückwünscht und bemerkt, die Gratulation werde wohl kein Landesverrath sein. Der Scherz war um so unverfänglicher, als die Strafgesetznovelle noch nicht im Reichstage angenommen war. Was diese Novelle angeht, so wird die Frage, warum die Regierung sie mit dem bewußten famosen Paragraphen eingebracht hat, ein ungelöstes Räthsel unserer parlamentarischen Annalen bleiben. Früh oder spät wird die Regierung doch das Beispiel des belgischen Gouvernements Anfangs der fünfziger Jahre nachahmen müssen. Wenn damals in Brüssel eine bedenkliche Maßregel im Ministerrath discutirt wurde, ließ man den Redacteur eines verbreiteten belgischen Blattes rufen und fragte ihn, welchen Effect wohl der projectirte Gesetzentwurf hervorbringen werde. Prophezeite der Journalist eine ungünstige Aufnahme, so wanderte die Vorlage in den Papierkorb. Vielleicht ließe sich bei uns ein ähnliches Arrangement treffen. Manche Krisis könnte dadurch erspart werden, und an geeigneten Personen, solche Gutachten abzugeben, würde gewiß kein Mangel sein. Beispielsweise würden sich einige Notabilitäten, die nicht

Digitized by Google

auf der Liste der für die Generalsynode erkorenen Mitglieder erschienen sind, vielleicht dafür gewinnen lassen.

* * *

Aus der Vergangenheit des Meininger Theaters.

„Und wo sind Sie zu Hause, wenn ich fragen darf?" — „In Meiningen." — „Ah! In Meiningen! Da haben Sie ja diese vortreffliche Bühne! Da wird Shakespeare cultivirt! Ja Shakespeare! Ja Meiningen!" — Derartige Expectorationen erfolgten regelmäßig, wenn ich auf meiner letzten Reise, nachdem das eisige Schweigen, welches Reisebekanntschaften einzuleiten pflegt, gebrochen war, meinen Heimatsort nannte. Hatte ich doch dann fast Mühe, mein Gegenüber darüber zu verständigen, daß der Meininger regelmäßig harmloser Natur und nur selten poetisch gestimmt sei, sich auch keineswegs seinen zweifelhaften Mocca mit der Lectüre einiger Scenen aus „Romeo und Julia" zu versüßen pflege, noch sich des Abends schlafen lege, den Shakespeare unter dem Kopfkissen.

Zudem kann ich persönlich von den Leistungen des gegenwärtigen Meininger Theaters nur wenig berichten, sintemalen ich in den letzten Jahren nur selten in der Metropole unseres Ländchens verweilte; aber dafür kann ich mit mancherlei Reminiscenzen aus der Entwicklungsgeschichte desselben dienen, aus jenen Jahren, wo noch alljährlich eine wandernde Truppe in der guten Stadt Meiningen ihren Einzug hielt, deren Mitgliederzahl gegen Ende der Saison freilich oft etwas decimirt war, weil sich dieser und jener Mime aus diesem oder jenem Grunde sans adieu empfohlen hatte. Erst allmählich fing man an, die besseren Kräfte festzuhalten und zu einem Stamm heranzubilden, um den sich die übrigen — oft noch weniger als mittelmäßigen — gruppirten. Damals ward auch noch viel Gewicht auf die Oper gelegt, welcher die vorzügliche Hofcapelle trefflich zu Statten kam. Unter den Solisten befand sich manches junge, frisch aufstrebende Talent, welches, wie z. B. der Tenorist Nachbaur, hier seine künstlerische Laufbahn begann, und der dünne Chorus wurde durch strebsame autochthone Talente verstärkt, bis dann der jetzt regierende Herzog die Oper gänzlich fallen ließ, alle Mittel auf das Schauspiel concentrirte, und dies durch Jahre langes, unermüdliches Streben auf jene hohe Stufe künstlerischer Bedeutung zu heben wußte, die es dermalen einnimmt. Während aber jetzt der Schwerpunkt der Darstellung in der Gesammtleistung liegt, kamen in jener früheren Zeit nur Einzelleistungen in Betracht: Einzelne tüchtige Mitglieder, fremde Gäste, wie die beiden Formes, Tichatscheck, Josef Wagner, die Beyer-Bürk u. A., und reisende Gastspielvirtuosen, wie der selige Ira Aldridge. Von einem wirklichen Ensemble konnte bei dem ewigen Wechsel des Personals nicht die Rede sein!

Und dann im Gegensatz zur dermaligen brillanten Ausstattung damals welche Einfachheit! Da spielten sich die modernen Salonstücke, wie die Shakespeare'schen Komödien und die Benedix'schen Philisterstücke in eben demselben grünen Zimmer mit den beiden weißen Gypsbüsten ab, in welchem sich der Zuschauer nachgerade heimisch fühlte. Auch unter dem Garderobeinventar gab es manchen lieben Bekannten. Da war es namentlich „der weiße Mantel", der regelmäßig zwischen den Coulissen schimmerte, wenn sich ein großer Moment vorbereitete. So kam George Brown zu den vereinten Bergbewohnern im weißen Mantel; Ferdinand hüllte sich seiner Louise gegenüber im letzten Act in finsteres Schweigen und in den weißen Mantel; der Prophet trug ihn zum Krönungsmarsch, der Graf von Almaviva zum Morgenständchen und Don Juan zur Serenade. Graf Wetter vom Strahl hatte bei dem tête à tête unter dem Hollunderbaum den weißen Mantel malerisch um die Schultern drapirt, und Egmont trug ihn als Surtout, wenn er seinem Klärchen spanisch vorkam.

Und doch wurde damals schon der Grund zu der heutigen Blüthe des Meininger Theaters gelegt. Der jetzige Herzog, damals Erbprinz, versuchte es zunächst mit einzelnen Shakespeare'schen Stücken, welche auf das sorgfältigste einstudirt und in Scene gesetzt wurden, indem er dazu die nöthigen Costüme stiftete; und zwar wagte man sich nicht alsbald an die großen historischen Dramen, sondern man begann mit einzelnen Lustspielen, und zwar, wenn ich nicht irre, mit der „Zähmung der Widerspenstigen". Für uns damalige Gymnasiasten hatten diese classischen Versuche noch die besondere Bedeutung, daß wir dazu mit Freibillets bedacht wurden und alsdann etwas weniger neidvoll auf die glücklichen Lieutenants blickten, welche für das ermäßigte Entrée von etlichen Kreuzern allabendlich die erste Reihe des Parkets decorirten und in den Zwischenacten mit allerlei Operngucken, Monocles und sonstigen Sehwaffen auf die Damen des ersten Ranges ein Kreuzfeuer eröffneten.

Daß man aber auch von Seiten der Darsteller schon damals Gewicht darauf legte, der Meininger Bühne anzugehören oder doch angehört zu haben, möchte folgende kleine Begebenheit beweisen.

Es war ein trostlos langweiliger Winternachmittag, so langweilig, wie er nur immer in dem kleinen Gebirgsstädtchen, wohin ich verschlagen worden, sein konnte, und ich unterhielt mich eben damit, einigen Krähen zuzusehen, welche sich in anerkennenswerther Weise bemühten, den schneebedeckten, öden Marktplatz wenigstens etwas zu beleben. Da klopft es, und herein tritt eine hagere Gestalt. Wirres Künstlerhaar hing um das abgezehrte Gesicht, auf welchem ein süßliches Lächeln spielte. Der frostige Eindruck, welchen der fadenscheinige, sommerliche Anzug des Fremdlings machte, wurde etwas abgeschwächt durch ein Paar riesige Pelzhandschuhe, in welche derselbe bis an die Ellenbogen hineintauchte. „Schauspieldirector H., früher Mitglied des Meininger Hoftheaters, welcher in hiesiger Stadt einen Cyklus von Vorstellungen geben wird und um freundliche Unterstützung dieses Unternehmens bittet. Hier die Bescheinigung für meine erwähnte Mitgliedschaft des Meininger Theaters!" Ja es war in der That ein alter Meininger Theaterzettel, sorgfältig auf Pappe gezogen, welchen der also Vorgestellte überreichte. War die Farbe des Papiers mit der Zeit auch eine zweifelhafte geworden, so stand es doch darauf gedruckt zu lesen: „Orpheus in der Unterwelt", und „Jupiter": Herr H. Armer Jupiter! Es hätte des aufgezogenen Theaterzettels nicht bedurft, ich erinnerte mich ohnedies noch recht wohl, wie wir uns einstens an jener Schöpfung der leicht geschürzten Offenbach'schen Muse amüsirt hatten! Und so saß ich denn auch des Abends aus Pietät für den ehemaligen Meininger Hofschauspieler in dem niedrigen Saal, der durch zwei Oellampen und mächtigen Tabaksqualm verdüstert war. In Ermangelung einer Capelle blies der Herr Director anstatt der Ouvertüre einige Fanfaren auf der Trompete, zog dann höchst eigenhändig — freilich mit einigen Schwierigkeiten — den Vorhang auf, und die Vorstellung begann; aber fragt mich nur nicht wie! Die Gesellschaft bestand außer dem Herrn Director noch aus dessen Gattin nebst einem unglücklichen Sprößling, und das Publicum erklärte sich sehr bald für befriedigt. Man erließ dem Herrn Director den Rest des verheißenen Cyklus, und er reiste mit seiner Gesellschaft des anderen Tages weiter, nicht ohne daß ich noch zuvor mein Mäcenatenthum mit einem kleinen Viaticum hätte büßen müssen. Dafür lohnte mich aber auch, als der scheidende Künstler seinen Thespiskarren an meiner Behausung vorbeilenkte, das verbindlichste Lächeln!

Ob er wohl noch den alten Theaterzettel aufbewahrt und vorzeigt, der ehemalige Hofschauspieler? Mit welchem Stolz mag er dies erst jetzt thun, wo das Meininger Theater eine Berühmtheit geworden ist.

B.

* * *

Vom Büchertisch.

Literatur — Kunstwerke.

Gisbert Freiherr von Vincke, ABC für Haus und Welt (Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung). Die Randglossen zu allem Möglichen und Unmöglichen, wie sie in dem nett ausgestatteten Büchlein vorliegen, sind zuerst in Hallbergers „Ueber Land und Meer" erschienen. Es liegt viel Humor in den kurzen Sprüchen, die oft Resultate langer Erfahrung sind, aber eben so oft nur das, was man „Gedankensplitter" nennt — beaux restes, die bei der Arbeit abfallen, und die nicht immer druckwürdig sind. Uebrigens ist das Büchlein sehr unterhaltend.

Von **Büchmanns** „Geflügelten Worten" (im gleichen Verlage wie das ABC) liegt bereits die neunte Auflage vor, ein glänzender Beweis, wie gern die Deutschen citiren, ohne Quellen anzugeben. Ein Citat macht guten Eindruck, — d. h. zur rechten Zeit und am rechten Ort, — es kann ein Brillant sein, der nur dann etwas befremdend wirkt, wenn er in Blech gefaßt wird. Wie fleißig Büchmann an der Vollendung des Buches arbeitet, zeigt die Vermehrung durch 117 neue Nachweise.

Hermann Grimm hat eine neue Folge von Abhandlungen unter dem Titel „fünfzehn Essays" herausgegeben (Berlin, Ferd. Dümmler), die in Zeitschriften bereits erschienen sind und die verschiedensten Gebiete der Kunst und Literatur berühren. Grimms elegante Darstellungsweise ist bekannt, sie ist fast immer von kalter Vornehmheit, aber sie regt den

Digitized by Google

gebildeten Leser an und vermehrt sein Wissen. Was die Art anbelangt, wie Grimm den Stoff zurechtlegt und aufbaut, so kann dieselbe als mustergültig aufgestellt werden, womit noch nicht gesagt sein soll, daß wir die Vertheidigung jedes geistreich schillernden Aperçus übernehmen wollten, an denen seine Essays so reich sind.

Edmund Hoefer, der liebenswürdige, gemüthsreiche Erzähler, hat bei A. Kröner in Stuttgart eine „deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen" erscheinen lassen. Die Art der stofflichen Disposition verdient vollsten Beifall. Die ganze Literatur von der ältesten Zeit an bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts ist als kurze Einleitung behandelt, die 38 Seiten umfaßt. Erst von dem Augenblick an, wo Gottsched mit den Schweizern in den Streit gerieth, der gegenüber der rein vorstandmäßigen Auffassung der Poesie durch den Leipziger Kritiker die Phantasie als Quelle echter Dichtkunst hingestellt hat, wird die Darstellung eine eingehendere und versucht von dort an bis in die neueste Zeit die leitenden Ideen in der Entwicklung des deutschen Schriftthums klar zu legen. Der Theil über Goethe und Schiller ist der beste des Buches, man fühlt, daß über die Dichter ein Dichter urtheilt, und ein Zug tiefer Begeisterung und echter Liebe gibt der Darstellung eine wohlthuende Wärme und in manchen Abschnitten findet sich ein vollkommen selbstständiges Urtheil. Zu loben ist die Beachtung verschiedener Talente, die von unseren vornehmen Katheder-Literaturhistorikern mit einigen nichtssagenden Phrasen abgespeist werden, wie Wilhelm Waiblingers, dessen Namen das deutsche Volk unverdienter Weise vergessen hat. Daß Hoefer die Geschichte bis in die Jetztzeit weiter führt, ist für den vorliegenden Zweck sehr gut, denn dadurch wird der Frauenwelt ein Leitfaden gegeben, der sie aus der classischen Periode in die heutige Literatur führt. Auf eine pragmatische Darstellung muß man verzichten, denn diese ist bei der Nähe der Objecte unmöglich. Sehr vernünftig ist es, daß der Autor es unterlassen hat, die Entwicklung der romantischen Principien darzulegen, und sich nur auf das Nöthigste beschränkt hat. Wir empfehlen das Buch als ein sehr werthvolles Weihnachtsgeschenk auf das wärmste.

Von Lessings Werken (Berlin, Grote) sind wieder 8 Lieferungen erschienen, deren letzte die Hamburgische Dramaturgie bis zum 62. Stück enthält. Ein Urtheil behalten wir uns vor, bis das Werk vollständig vorliegt.

Hermann Griebens „Gesammelte Gedichte" (Heilbronn, Henninger) könnten unsern Lyrikern in vieler Beziehung zum Muster empfohlen werden. Der Dichter hat lange gewartet, ehe er mit der Sammlung vor die Oeffentlichkeit getreten ist. Das allein verdient schon Zustimmung. Ein fertiger, abgeschlossener Mensch, der gekämpft und gelitten, geschwärmt und gehandelt hat, spricht sich in diesem poetischen Tagebuche aus, das zugleich ein Bild der künstlerischen Entwicklung bietet, wie selten ein Liederbuch. Von dem oft wortreichen Aussprechen der jugendlichen Empfindung, die sich am Vollklang der Sprache berauscht, hat sich Grieben zur echt künstlerischen Einfachheit durchgerungen, die das klar und innig Empfundene in klarer Form ausspricht. Dieser Dichter ist keine lyrische Coquette, wie leider ein Theil des jüngeren Nachwuchses, der für jede erlogene Empfindung eine reizende theatralische Pose findet, sondern ein wirklich warmes Gemüth, das für Heimat, Freundschaft und Liebe glüht, und dem man seine Schmerzen glaubt, ebenso wie man mit ihm lacht. Und dazu gibt Gr. oft Gelegenheit. Die letzte Abtheilung „Lustige Vagabunden" ist kein Brillantfeuer von kaltem Verstandeswitz, sondern das Ergebniß von echt deutschem Humor, diesem Kinde der Lebenslust und des Lebensernstes, voll wohlthuender Frische. Mögen Griebens Lieder recht weit durch die Heimat klingen!

Auf ein sehr interessantes Buch, dessen Besprechung wir uns vorbehalten, machen wir heute nur aufmerksam: „Goethes Faust". Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts von Friedrich Vischer. (Stuttgart, Meyer & Zeller.)

Die Photographische Gesellschaft in Berlin hat wieder zwei Werke veröffentlicht, die eine weite Verbreitung verdienen und sicherlich finden werden. Das erste enthält „die Fresken Rafaels aus dem Mythus von Amor und Psyche" in der Farnesina zu Rom, eingeleitet von dem Kunsthistoriker G. F. Waagen. Der theilweise sehr vernachlässigte Zustand, in dem sich die Originale befinden, macht es für Jeden werthvoll, die anmuthigen Bilder in einer Form genießen zu können, in welcher sie, obwohl des Farbenzaubers entkleidet, doch als Ganzes wirken. Die Reproductionen sind von ausgezeichneter Reinheit und Schärfe, die Einleitung vermittelt das Verständniß, die übrige Ausstattung ist sehr geschmackvoll. Die zweite Publication ist Anton von Werners Fries zur Siegessäule. Etwas zum Lobe dieses genialen Werkes zu sagen, hieße Dogmen nach Rom tragen. Die Wiedergabe ist vorzüglich und gibt sogar etwas von dem entzückenden Farbeneindruck des Originals. Der Text rührt von Ludwig Pietsch her und zeichnet sich durch jene Plastik der Beschreibung aus, die dem geistreichen Kunstschriftsteller eigen ist. Beide Werke sind für den Weinachtstisch bestens empfohlen.

Wilhelm Busch hat wieder ein höchst humoristisches Buch bei Bassermann in Heidelberg erscheinen lassen: „Abenteuer eines Junggesellen". Der Held ist Tobias Knopp, der sich bisher soso lala mit einer Wirthschafterin beholfen hat, aber nun von großer Sehnsucht nach einer besseren Hälfte ergriffen wird, sich auf die Brautschau macht, die erfolglos bleibt. Heimgekehrt, heiratet er die Hüterin seines Herdes.

Erst nur flüchtig und civil,
Dann mit Andacht und Gefühl.
Na, nun hat er seine Ruh,
Klatsch — man zieht den Vorhang zu.

Bei Payne in Leipzig ist die „Wallfahrt nach Lourdes" erschienen; sehr formgewandte Verse mit wenig Witz. Die Illustrationen von von V. Aleth sind theilweise sehr gelungen und in flotter Manier ausgeführt. —x—

* * *

Natur und Herz. Ein Album sinniger Betrachtung gewidmet. Mit 12 in Kupfer radirten Compositionen von W. Georgy. In Prachtband mit Goldschnitt. Berlin 1875, Verlag von J. Guttentag.

Zu den Gaben, die der Buchhandel in jüngster Zeit auf den Weihnachtstisch gelegt und denen wir eine freundliche Empfehlung mitgeben können, gehört das vorliegende, für die Frauenwelt bestimmte und mit sinnigen Illustrationen geschmückte Prachtwerk. Der Inhalt umfaßt meistens neue, gut ausgewählte Dichtungen unserer besten Lyriker. Was aber das vorliegende Album vor den Werken gleicher Tendenz besonders auszeichnet, ist die wirklich geschmackvolle und gediegene Ausstattung, die in dieser Art auf dem deutschen Büchermarkt nicht zu häufig angetroffen wird. Die beigegebenen 12 Kupferradirungen sind sehr fein und sauber, und können wirklich als kleine Kunstwerke gelten. Das Album sei als literarische Weihnachtsgabe für die Damenwelt bestens empfohlen.

* * *

Literaturgeschichte, Kunst, Memoiren.

Ludmilla Assing, Briefwechsel und Tagebücher vom Fürsten Pückler-Muskau. 8. Bd. Berlin, Wedekind & Schwieger.

Dr. Hans Waihinger, Goethe als Ideal universeller Bildung — Festrede. Stuttgart, Meyer & Zeller.

Oscar Blumenthal, Nachträge zur Kenntniß Grabbes. Aus ungedruckten Quellen. Berlin, G. Grote.

Schöne Literatur.

Eduard Engel, Italienische Liebeslieder. In deutsch. Uebertr. Aschersleben, E. Schlegel.

Max Ring, Eine unversorgte Tochter. Roman. Jena, Costenoble.

Ernestine Diethoff, Der Veilchenbund. Eine Mitgabe für junge Töchter in Erzählungen. Leipzig, O. Spamer.

Es. Tégner, Frithjofssage. Uebers v. G. v. Leinburg. 9. Aufl. Berlin, Allg. deutsche Verlagsanstalt.

Karl Berkow, Verfasser von „Frauenliebe", Die wilde Rose. Roman in 2 B. Berlin, Wedekind & Schwieger.

K. Parameny, Aus der Perrückenzeit. Ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrh. 2 B. Im gleichen Verlag.

Friedrich Lampert, Im Herbst gesammelt. Bunte Fahrten. Stuttgart, Richter & Kappler.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Die Bilanz des Herrn Tjälde.

An Paul Lindau.

Verehrter Freund! Sie haben die Liebenswürdigkeit, am Schlusse Ihrer Besprechung über Björnsons Schauspiel „Ein Fallissement" meinen Namen zu erwähnen und mich gewissermaßen zu provociren, auch meinerseits ein Wort über dieses interessante Werk zu sagen. Wahrscheinlich würde ich mir auch ohne Ihr Entgegenkommen das Wort zur Sache erbeten haben, und thue es um so sichrer, als das Drama von so großem Interesse ist, daß es wohl von verschiedenen Seiten beleuchtet werden kann, und nach dem Aesthetiker auch der Bücherrevisor Veranlassung hat sich zu äußern.

Ich theile Ihre Bewunderung vor dem Aufbau des Stückes, wenigstens seiner drei ersten Acte, und vor dem Dialog. Da ist kein Wort, welches nicht in vollster Lebenswahrheit der Gesprächsform der Gesellschaft abgelauscht ist, und doch kein Wort, welches banal wird. Wir sind auf der deutschen Bühne leider daran gewöhnt, das Suppenfleisch in etwas abgekochter Gestalt für sich und die Mixed pickles auch für sich vorgesetzt zu erhalten, und dürfen angenehm überrascht sein, wenn ein derber Braten uns so saftig aufgetragen wird, daß wir die künstlichen Reizmittel entbehren können. Von dieser Seite her also zolle ich dem Werke die vollste Anerkennung, aber die Tendenz desselben hat mich erschreckt, und dieser Schrecken ist bei wiederholtem Nachdenken in eine Beängstigung übergegangen, von der ich mich dadurch befreien will, daß ich meine Bedenken niederschreibe.

Um unnöthige Umschweife zu vermeiden: Ich kann die Ueberzeugung nicht gewinnen, daß Herr Tjälde wirklich insolvent ist, und fürchte, Herr Berent hat sich übereilt. Ich habe sowohl vor dem Charakter als vor der Intelligenz dieses Herrn — es ist das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe, ihn kennen zu lernen — alle Hochachtung gewonnen. Da indessen auch der gute Homer zuweilen schläft, so fürchte ich, daß dem sonst so scharfsinnigen Juristen eine Verwechselung zwischen Insolvenz und Insufficienz begegnet ist. Insufficient ist Herr Tjälde, in dieser Beziehung kann ich ihm nicht helfen; aber daß er insolvent geworden sei, weil in Folge der Disjunctur seine Grundstücke im Preise gesunken sind, will mir nicht in den Kopf. Insolvent heißt der, dessen baare Casse kleiner ist als seine fälligen Schulden; insufficent heißt der, dessen gesammte Activa kleiner sind als seine gesammten Schulden. Gewöhnlich tritt die Insolvenz nur da ein, wo seit längerer Zeit Insufficienz vorhanden ist; gewöhnlich führt die Insufficienz früher oder später zur Insolvenz. Aber Ausnahmen kommen nach beiden Richtungen vor, und begrifflich sind beide Zustände scharf von einander zu unterscheiden. Die Insolvenz ist eine offenkundige, durch Notariatsact (Wechselprotest) festgestellte Thatsache. Ueber Sufficienz oder Insufficienz gibt die Bilanz Aufschluß, und jeder solvente Kaufmann hat auf unverbrüchliche Geheimhaltung seiner Bilanz Anspruch.

Während der Vorstellung hörte ich die Frage aufwerfen: Kann es vorkommen, daß ein Advocat zu einem ihm unbekannten Kaufmann hingeht, und ihn um Mittheilung über seine Vermögenslage, ja um die Aushändigung einer schriftlichen Bilanz bittet? Und in mir antwortete es: Nein, und tausendmal Nein. Kein besonnener Mann wird die Forderung wagen, die Herr Berent stellt, und so vorsichtig er dieselbe motivirt, so geschickt Herr Björnson ihm secundirt, die Situation ist absolut unmöglich. So wenig man einem lebenden Menschen die Brusthöhle öffnet, um den Zustand seiner Lunge festzustellen, so wenig muthet man einem Großhändler und Fabrikanten, gegen den noch kein einziger Wechsel protestirt worden ist, zu, seine Bilanz aufzulegen.

Wozu auch? Herr Berent und die durch ihn vertretenen Banken wissen ja genug, um dem Herrn Tjälde unter allen Umständen den Credit zu kündigen. Will der Consul Finn ihm weitern Credit geben, so thut er das auf eigene Gefahr. Man kann ihn allenfalls auffordern, vorsichtig zu sein. Soweit ich den Mann kenne (allerdings ist auch diese Bekanntschaft eine flüchtige) wird ein hingeworfenes Wort bei ihm auf fruchtbaren Boden fallen. Aber den Mann zu zwingen, sich selbst für insolvent zu erklären, liegt keine geschäftliche Veranlassung vor. Nach dem, was ich im vierten Act über den Verlauf der Liquidation höre, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Herr Tjälde sich über Wasser hätte halten können.

Herr Berent spricht aber von der Bühne herab einen wirthschaftlichen Grundsatz aus, dem ich entschieden widersprechen muß, und da ich nicht das Recht habe, von der Bühne herab zu sprechen, erbitte ich mir in den Spalten der „Gegenwart" einen kleinen Raum dafür. Er behauptet, man dürfe die Grundstücke nur zu dem Werthe in die Bilanz einstellen, der bei augenblicklichem Verkauf dafür zu lösen wäre. Sollte das preußische Obertribunal der Ansicht des Herrn Berent beitreten, so wäre damit eine furchtbare Gefahr für unser ganzes Geschäftsleben heraufbeschworen, der ich, soweit es in meinen schwachen Kräften steht, entgegentreten möchte. Welcher Preis bei dem Verkauf eines Grundstücks zu erzielen sei, ist nur dann von Interesse, wenn Jemand entweder verkaufen will oder verkaufen muß. Daß aber Tjälde verkaufen muß, steht nicht fest; Berent behauptet es, Tjälde bestreitet es.

Darüber, nach welchen Grundsätzen ein Kaufmann den Werth seiner Grundstücke in die Bilanz einzustellen habe, herrscht in der gesammten juristischen nnd volkswirthschaftlichen Literatur die beklagenswertheste Unsicherheit. Wenn Herr Advocat Berent aus Christiania darüber eine so fest geschlossene Ansicht hat, fordere ich ihn auf, dieselbe zu motiviren und stelle ihm mit Vergnügen die Spalten meines „Deutschen Handelsblatts" zur Verfügung. Dahin und nicht auf die Bühne gehört der Gegenstand. Ich darf ihn hier nicht weiter verfolgen.

Das Stück krankt daran, daß der Advocat Berent seine subjectiven, gewiß auf der strengsten Moralität ruhenden Anschauungen höher stellt als das positive Gesetz und als die Gewohnheiten des Geschäfts, und daß dem Publicum zugemuthet wird, diese subjectiven Anschauungen zu theilen. In der Zeit begründet ist ja dieses Bestreben, aber es ist eine Krankheit der Zeit. Indem Herr Berent seine Anschauungen dem Herrn Tjälde aufdrängt und sie durch die imponirende Gewalt seiner Persönlichkeit zum Siege führt, indem er ihn zwingt, Etwas zu thun, wozu derselbe nach positivem Gesetz und den Gewohnheiten des Geschäfts nicht verpflichtet ist, begeht er einen ähnlichen willkürlichen Eingriff in eine fremde, wenn auch unsittliche Existenz, wie der „Großherzog" in den Geheimnissen von Paris, der den Schulmeister blenden läßt. Es ist kein Sieg der substantiellen sittlichen Mächte über die Unsittlichkeit, sondern der Sieg eines individuellen Moralbegriffs über einen andern. Die Vertheidigung Tjäldes vor Gericht zu führen lehne ich ab, aber das Verfahren Berents halte ich für einen Uebergriff. Darum verstimmt mich das Stück.

Alexander Meyer.

* * *

Der Brand von Saint-Cloud.

Verehrter!

Wollen Sie nicht in der nächsten Nummer die Wahrheit und Gerechtigkeit gegen das Mißverstehen Johannes Scherrs vertheidigen? Sorel spricht in dem citirten Satz (in der letzten Nummer der „Gegenwart"), den Scherr der Lüge zeiht, ja gar nicht vom „Château de St. Cloud" sondern vom Ort, dem Städtchen St. Cloud, und sagt nichts als die buchstäbliche Wahrheit, daß dieses am 19. Januar während der Schlacht von Lugenval zu brennen begann (manche seiner Häuser hatten wir schon früher, wo es erforderlich, auf diese Weise vertilgt) und mindestens acht Tage lang weiter brannte. Ich habe es mit eignen Augen gesehen. Es schwelte dort noch nach dem Waffenstillstand in den ersten Februartagen.

Also nehmen Sie den Vorwurf dieser „Tendenzlüge" von dem Franzosen, mit dem sich's reden läßt.

Herzlichen Gruß

Ihr ergebener

L. Pietsch.

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Digitized by Google

Inserate.

Zweite Auflage!

Soeben erschien und erregt Sensation:

Sacher Masoch,

Die Ideale unserer Zeit.

Roman in 4 Bdn. Pr. 12 *M.*

Wird demnächst in Paris unter dem Titel: Le veau d'or ausgegeben.

Vorräthig in jedem Lesezirkel, jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Soeben ist erschienen:

Graf John Russell,

Erinnerungen und Rathschläge 1813—1873.

Autorisirte deutsche Uebersetzung nach der zweiten Auflage des Originals.

443 Seiten gr. 8. Brosch. 8 *M.*

Diese Erinnerungen des berühmten Staatsmannes, welche sich über einen Zeitraum von 60 Jahren erstrecken und **eine Fülle des Interessanten und Belehrenden über die Geschichte der Neuzeit** enthalten, haben nebst den beigefügten Rathschlägen in England, **wo wenige Monate nach dem ersten Erscheinen eine neue Auflage nöthig geworden,** die größte und allgemeinste Aufmerksamkeit erregt, es ist daher wohl zu erwarten, daß auch diese deutsche Uebersetzung derselben beifällig aufgenommen werde.

Verlag von **Hermann Gesenius** in **Halle.**

Neuer Verlag v. **Breitkopf & Härtel** in Leipzig:

Deutsche Treue.

Ein

vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Felix Dahn.

8. brosch. n. 3 *M.*, geb. n. 4 *M.*

Früher erschien:

Felix Dahn, Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. brosch. n. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

—— **Zwölf Balladen.** 8. In eleg. Einband mit Goldschnitt. n. 3 *M.*

Soeben erschien:

Die

Attischen Nächte

des

Aulus Gellius

zum ersten male vollständig übersetzt und mit Anmerkungen versehen von

Fritz Weiss.

2 Bde. 1875. 58 Bgn. gr. 8. Preis 18 *M.*

Leipzig.

Fues's Verlag (R. Reisland).

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul Lindau,

Kleine Geschichten.

2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*

Inhalt:

I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.

II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

John Stuart Mill's Gesammelte Werke.

Autorisirte Uebersetzung.

unter

Redaction von Prof. Dr. **Th. Gomperz.**

Complet: 11 Bände. 34 *M.* 80 *S.*

I. Die Freiheit. Das Nützlichkeitsprincip. Rectoratsrede. 3 *M.*

II./IV. System der Logik. 10 *M.* 80 *S.*

V./VII. Nationalökonomie. 9 *M.*

VIII. Betrachtungen über Repräsentativ-Regierungen. 3 *M.*

IX. Comte und der Positivismus. Recht und Unrecht des Staates in Bezug auf Corporations- und Kirchengüter. Der Papiergeldschwindel. Einige Bemerkungen über die französische Revolution. Gedanken über Poesie und ihre verschiedenen Arten. Professor Sedgwick's Vortrag über die Studien an der Universität Cambridge. 3 *M.*

X. Vermischte Schriften. Erster Band. Inhalt: Civilisation. Ueber Aphorismen. Armand Carrel. Eine Prophezeiung. Alfred de Vigny. Bentham. Coleridge. Anhang. 3 *M.*

XI. Vermischte Schriften. Zweiter Band. Inhalt: A. de Tocqueville über die Demokratie in Amerika. Die Rechtsansprüche der Arbeit. Guizot's historische Aufsätze und Vorlesungen. Aelteste griechische Geschichte und Sage. Rechtfertigung der französischen Februarrevolution. 3 *M.*

Leipzig. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Um meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr elegant ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*

Elegant in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.
(Zweite Auflage.)
Marion. In diplomatischer Sendung.
Maria und Magdalena.

Zweiter Theil.
Diana, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Adolf Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 *S.*

VIONVILLE.

Ein Heldenlied in drei Gesängen

von

E. von Wildenbruch.

Zweite Auflage.

8. Elegant geheftet 1 *M.* 50 *S.*, gebunden mit Goldschnitt 2 *M.* 50 *S.*

In neuer Auflage erschien soeben:

Geschichte des deutschen Volkes

in kurzgefasster übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung

von Professor Dr. **David Müller.**

1876. Sechste Aufl. 31½ Bog. gr. 8. Preis: Geh. 4 *M.* 20 *S.* Geb. 5 *M.*

Exempl. in Festeinband m. d. Schilling'schen Germania als Deckelverzierung 5 *M.* 50 *S.*

Von diesem Buche sind binnen wenigen Jahren **34,000 Exemplare** verbreitet. — Es ist das **anerkannt beste Lehr- u. Lesebuch für Schule und Haus,** das auf diesem Gebiete in kurzgedrängter, aber anziehender Darstellung zu solch billigem Preise erschienen ist. Dasselbe ist

„Ausserordentlich reich an Stoff sowohl in politischer als kulturhistorischer Hinsicht, klar und lichtvoll in der Anordnung, anziehend und lebendig in der Sprache, anschaulich und malerisch in der Schilderung, kräftig und kernig in der Charakterisirung, durchdrungen von patriotischem Sinn und sittlichem Ernst." Schles. Schulbl.

„Das Buch ist so geschrieben, dass es die Fassungskraft der Jugend nicht übersteigt und doch auch von Männern mit Interesse gelesen wird." — Weserzeitung.

Verlag von **Franz Vahlen** in **Berlin** W., Mohrenstrasse 13/14.

Digitized by Google

Johannes Scherr's Werke.

Culturgeschichte. 6. Aufl. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *Pf.*

Drei Hofgeschichten. 3. Aufl. 4 *M.* 50 *Pf.*, geb. 5 *M.* 50 *Pf.*

Blücher. 3 Bde. 8°. 7 *M.* 50 *Pf.*, geb. 10 *M.* 50 *Pf.*

Geschichte der Frauen. 2 Bde. 9 *M.*, geb. in 1 Bd. 10 *M.*

Die Nibelungen. Mit 45 Bildern. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *Pf.*

Schiller und seine Zeit. Volksausgabe. 4. Aufl. 4 *M.*, geb. 4 *M.* 50 *Pf.*

Menschliche Tragikomödie. 3 Bde. 18 *M.*, geb. 22 *M.* 1848. 2. Aufl. 2 Bde. 13 *M.*, geb. 15 *M.* 50 *Pf.*

Verlag von
Otto Wigand in Leipzig.
Durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen.

Heinrich Jürs' Hoch un Platt, For Jeden wat.

Preis 2 *M.* 70 *Pf.*

(Verlag von **Heinrich Grabow's** Buchh., **Altona.**)

Professor Klaus Groth in Kiel schreibt darüber in einem direkten Brief an Heinrich Jürs u. A.: „Ich habe mit vielem Vergnügen in Ihren Gedichten **„Hoch un Platt, for Jeden watt"** gelesen, über manchen Einfall und treffenden Witz gelacht, und mich gefreut über die schöne Harmlosigkeit, die den echten Humor auszeichnet! Die Verse fließen Ihnen leicht, Sie verfehlen die Pointe nie, die komische Moral, mit der Sie sich zuweilen am Schlusse glücklich zurückziehen, wirkt wahrhaft poetisch. Die parodistischen Elemente in der Behandlung der classischen Mythologie und Geschichte machen sich im Hamburger Platt neu und frisch ꝛc.

Wo ein solches Urtheil der Notabilität auf dem Felde der plattdeutschen Literatur vorliegt, darf man sich wohl jeder weiteren Empfehlung enthalten.

Soeben erschien:

Culturbilder aus Budapest

von
Albert Sturm.

Inhalt:

Der äussere Schauplatz.
König Franz Joseph und Franz Deák.
Das ungarische Parlament:
I. Zehn rothe Fauteuils.
II. Oberhaus.
III. Unterhaus.
a. Europäer. b. Asiaten.
IV. Die Jungen und die Neuen.
V. Auditorium.
Das National-Kasino.
Franz Liszt zu Hause u. s. w.

Preis: 5 *M.*

Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).

Plattdeutsche Novität.

Meckelnbörger Geschichten.

As Wisme wedder meckelnborgsch würd.
Vertellt för Jung un Olt
von
Wilhelm Adolph Quitzow.
Brosch. 2 *M.*, eleg. geb. 3 *M.*

Leipzig. **C. A. Koch's** Verlagshandlung.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Still min Hanne, hör mi to!
Lüttje Müse pipt int Stroh,
Lüttje Vageln slapt in Bom.
Röhrt de Flünk un pipt in Drom.
(Aus der illustrirten Ausgabe des „Quickborn".)

Quickborn

von
Klaus Groth.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von
Otto Speckter.
Preis: brochirt 7 *M.* 50 *Pf.*, elegant geb. mit Goldschnitt 9 *M.*

Pracht-Ausgabe
davon
a. feinstem Velinpapier
Preis:
eleg. geb. m. Goldschn. 17 *M.*

Miniatur-Ausgabe.
Preis: brochirt 4 *M.*, geb. 5 *M.* 25 *Pf.*

Octav-Ausgabe
mit hochdeutscher Uebersetzung.
Preis: brochirt 2 *M.* 25 *Pf.*

Klaus Groth, Rothgeter, Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Preis broch 2 *M.*, geb. 2 *M.* 70 *Pf.*

— — **Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Preis geb. 3 *M.***

— — **Trina, zweiter Theil der Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. Preis** geh. 2 *M.* 25 *Pf.*, geb. 3 *M.*

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Meckelnbörger Mundort
von
Eduard Hobein.
Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 *M.*, geb. mit Goldschnitt 3 *M.*

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. eleg. geheftet. Preis 2 *M.*

Gesammelte Aufsätze.

Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von
Paul Lindau.

1 Band 8°. 29 Bogen, brosch. Ladenpreis 7 *M.* Eleg. geb. mit Goldschn. 8 *M.* 50 *Pf.*

Inhalt: I. Deutsche Literatur: Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. **II. Frankreich:** Goethe's Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. **III. Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Soeben erschien:

Ut min Jungsparadies.

Dree Vertelln
von
Klaus Groth.

Ein Bd. 8. brosch. 2 *M.* 70 *Pf.*
sehr eleg. geb. 4 *M.*

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Edm. Gaillard

vorm. Carl Heinr. Gerold
Hofkunsthandlung Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta
BERLIN, W.
69 Krausen-Strasse 69
producirt und führt grundsätzlich nur die besten Erscheinungen des
Oelfarbendrucks.
Man lese gefl. die Besprechung in No. 48, Seite 351 der „Gegenwart".

Digitized by Google

Neue Hildebrandt-Werke aus dem Verlage von R. Wagner.

I. Aus Europa.

Neue Sammlung

Hildebrandt'scher Aquarelle.

Nach Originalen aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers.

Chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. Loeillot.

1. Lieferung 5 Blatt gr. Fol. in Passepartouts von starkem Carton.

Preis complet in Umschlag 60 *M.* — der Blätter einzeln 15 *M.*

Inhalt der ersten Lieferung:

No. 1. Windsor Castle. — No. 2. Walter Scott's Monument in Edinburgh. — No. 3. Mitternachtsonne am Nordcap. — No. 4. Hexentanzplatz im Harz. — No. 5. Palazzo Vecchio in Florenz.

Der glänzende Erfolg, den die nunmehr abgeschlossene Aquarell-Sammlung Hildebrandt's Erdreise in den weitesten Kreisen gefunden hat, überhebt uns in erfreulicher Weise der Nothwendigkeit, den neuen Blättern, die aus denselben Kunstwerkstätten hervorgegangen sind wie die früher erschienenen und ein noch näher liegendes Interesse haben, eine Empfehlung mit auf den Weg geben zu müssen.

II. Aus Eduard Hildebrandt's Skizzenbuch.

Eine Auswahl von Bleistift-Zeichnungen des Meisters.

Facsimile-Druck von Römmler & Jonas in Dresden.

1. Lieferung 12 Blatt auf starkem Carton in Quart.

Preis in eleg. Mappe 18 *M.* — in Umschlag 15 *M.* — des einzelnen Blattes 1 *M.* 50 ₰.

Die unvergleichliche Vielseitigkeit **Ed. Hildebrandt's**, die Genialität seiner Auffassung und die meisterhafte Sicherheit seiner Vortragsweise kommt in dieser Sammlung auf das Ueberraschendste zur Geltung. Landschaften, Charakterköpfe, Thiere, Figuren, Bäume, Genrestücke, Karikaturen, fast jedes Gebiet der Malerei ist hier in einer gleich interessanten, originell angelegten Zeichnung vertreten. — Die Abdrücke liefern mit dem Original zu verwechselnde Facsimiles.

Früher erschienene ☞ **Prachtwerke** desselben Verlages:

1. **Hildebrandt's Aquarelle, Reise um die Erde.** 34 Blatt. Preis compl. . . . 336 *M.*
2. **Malerische Reiseziele.** 6 Blatt in Umschlag . . . . . 54 *M.*
3. **Das Jahr in Blüthen und Blättern.** Illustrirt von **Hermine Stilke.** Mit Originalgedichten von **Emanuel Geibel** und **Gustav zu Putlitz.** IV. Auflage. Eleg. geb. . . . . 45 *M.*
4. **Eine Reise in Bildern** mit Benutzung von Photographien entworfen von **Hermine Stilke.** **Neue dritte Auflage.** 15 Illustrationen mit Text. Gr. Fol. Eleg. geb. . . . . 45 *M.*
5. **Jehovablumen.** Biblisches Alphabet von **Julie von Buddenbrock.** 23 Illustrationen mit einem erläuternden Text. Eleg. geb. . . . . 36 *M.*
6. **Illustrirtes Gedenkbuch.** III. Auflage. 12 Illustrationen von **Julie von Buddenbrock.** Eleg. geb. . . . . 9 *M.*
7. **Regen und Sonnenschein.** Zehn Albumblätter von **Louise Kugler.** Eleg. geb. . . . 45 *M.*
8. **Auf märkischer Haide.** 24 Illustrationen von **Julie von Kahle.** Eleg. geb. . . . . 45 *M.*
9. **Schweizer Tagebuch** mit 12 Illustrationen von **Fanny von Bülow.** Deutsch, französisch und englisch. Eleg. geb. . . . . 18 *M.*
10. **Alpenblumen.** 12 Illustrationen von **Fanny von Bülow.** Deutsch, französisch und englisch. In eleg. Mappe . . . . . 18 *M.*

Die Verlagshandlung von R. Wagner.

Berlin, Zimmerstrasse 1 und 2.

Digitized by Google

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

OSIRIS.
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
2 Bände. 21 *M.*

Das Kapital
von
Karl Marx.
Zweite Auflage. Preis: 9 *M.*

ISIS.
Der Mensch und die Welt.
Von **C. Radenhausen.**
2. Auflage. 4 Bände. 12 *M.*

In unserem Verlage ist soeben erschienen:
Das
Leben der Seele
in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze
von
Prof. Dr. M. Lazarus.
Zweite, erweiterte und vermehrte Auflage.
Erster Band.
gr. 8. eleg. geh. Preis 7 *M.* 50 *Pf.*
In Leinwand gebunden 9 *M.*
= Band 2 erscheint im Laufe des Jahres 1876. =

Die drei ersten Abhandlungen: Bildung und Wissenschaft. — Ehre und Ruhm. — Der Humor als psychologisches Phänomen — bilden unter sich eine gewisse Steigerung, indem der Verfasser in der ersten von dem practischen Boden der Philosophie für die Welt anhebend, in der letzten bis zu den höchsten Fragen des menschlichen Geistes vordringt. Vermehrt ist diese Auflage durch eine Abhandlung aus dem Gebiete der Völkerpsychologie — das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit —, deren erste Grundlegung damit einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wird.

Ein, soweit es der Stoff gestattet, populärer Ton, empfiehlt diese geistvollen Essays der Lectüre aller denkenden Köpfe.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in **Berlin.**

Soeben erschien:
Vorträge und Abhandlungen
geschichtlichen Inhalts
von Professor Dr. **Eduard Zeller.**
Zweite Auflage. 35 Bogen gr. 8. 1875. 8 *M.*

Inhalt:
1) Die Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen.
2) Pythagoras und die Pythagoras-Sage.
3) Zur Ehrenrettung der Xanthippe.
4) Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit.
5) Marcus Aurelius Antoninus.
6) Wolff's Vertreibung a. Halle; der Kampf des Pietismus mit der Philosophie.
7) Joh. Gottl. Fichte als Politiker.
8) Friedrich Schleiermacher.
9) Das Urchristenthum.
10) Die Tübinger historische Schule.
11) F. Chr. Baur.
12) Strauss und Renan.

Leipzig. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Methode Toussaint-Langenscheidt.

In der **Langenscheidt'**schen Verlagsbuchhandlung in **Berlin** S.W., ist erschienen:
SACHS' encyklopäd. Wörterbuch
der
französischen und deutschen Sprache.
Von den Autoritäten des Faches, wie **Sanders, Herrig, Schmitz, Diez, Tobler, Bartsch** etc., als das beste seiner Art empfohlen.
(Vergl. Gegenwart Nr. 21. v. 1875).

A. **Grosse Ausgabe.**
I. Theil (Franz.-deutsch). II. Theil (Deutsch-franz.). cplt. broch. 28 *M.*, gebd. 32 *M.*, seit 1. April 1874 i. Lfrg. à 1 *M.* 20 *Pf.* erscheinend.

B. **Hand- u. Schul-Ausgabe.**
I. Theil (Französisch-deutsch).
broch. 4 *M.* 50 *Pf.*, geb. 6 *M.*

Eleganteste Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen aus dem Emslande
von
E. von Dincklage.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Nymphäa.
Novelle
von
Wilhelm Jensen.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von
Edmund Hoefer.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Ein deutsches Dichterbuch.
Aus Originalbeiträgen deutsch. Dichter gesammelt und herausgegeben von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 5 *M.*

Assunta.
Novelle
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Meereswellen.
Venetianisch. Märchen
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 4 *M.* 50 *Pf.*

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen, in Köln vorräthig:
Zur
Literatur- und Kulturgeschichte.
Aufsätze und Vorträge
von
Dr. Theodor Paur.
34 Bogen 8. Geheftet 8 *M.*

Daniel's Handbuch der Geographie.
4. Aufl. I. Band 1874. Preis 9 *M.* 60 *Pf.* II. Bd. 1875. 10 *M.* 80 *Pf.* III. Bd. 1873. 4 *M.* 80 *Pf.* IV. Bd. 1873. 10 *M.* 80 *Pf.*

Daniel's Kleineres Handbuch der Geographie.
Auszug aus obigem Werke in 1 Band. 2. Auflage. 1874. Lex.-8. 67 Bgn. Preis 10 *M.*
Leipzig. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen von Carl Conradi in Stuttgart, Carl Duncker in Berlin, F. C. [illegible] und Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von [illegible]

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 18. December 1875. Band VIII.

P
30
G295
v.8
no.51

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schutzzoll. Von Johannes Berg. — Die schweizerische Nationalität. Eine politische Studie von Bluntschli. (Schluß.) — Exact-wissenschaftlicher Dilettantismus. Von Adolph Horwicz. — **Literatur und Kunst:** Nevermore. Von R. Elcho. — **Aus der Hauptstadt:** Permanente Ausstellung des Vereins Berliner Künstler. Von v. Leixner. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schutzzoll.

Von **Johannes Berg.**

Es ist dafür gesorgt, daß die schutzzöllnerischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

In Deutschland hatten die Schutzzolltitanen den süddeutschen Pelion auf den norddeutschen Ossa gethürmt, um den Olympos des Reichstags zu stürmen. Sie sind einer großen Majorität unterlegen, obgleich sie acht Tage lang Berlin blockirten und zuletzt durch ihre Sturmdeputation in jedes einzelne Haus zu dringen begannen.

In Oesterreich haben die Schutzzöllner, maßlose und gemäßigte zusammen gerechnet, im Reichsrath die Majorität. Sie sind einig darin, daß Oesterreich sofort die Handelsverträge mit Deutschland, Frankreich und England kündigen, seinen Tarif „autonom", d. h. schutzzöllnerisch revidiren, und daß „die Revision des Zolltarifs jedenfalls dem eventuellen Abschlusse neuer Handelsverträge vorausgehen soll". Die letztgedachte Phrase ist eine euphemistische Umschreibung. Entkleidet man sie ihrer Maske, so lautet sie: Es sollen überhaupt keine Handelsverträge mehr mit andern Staaten abgeschlossen werden. Denn auf Grund eines solchen „autonomen" Tarifs, wie die Schutzzöllner sich ihn vorstellen, ist der Abschluß von Handelsverträgen unmöglich, — namentlich dann, wenn, wie die österreichischen Schutzzöllner ebenfalls verlangen, das Tarifgesetz die Vorschrift enthält, daß die Handelsverträge den Staaten, welche mit Oesterreich contrahiren, niedrigere Zollsätze, als die in dem „autonomen" Tarif enthaltenen, nicht verwilligen dürfen. Daß ein Staat Handelsverträge mit Oesterreich abzuschließen bemüht ist, um seine Erzeugnisse an der österreichischen Grenze mit höheren Zöllen belastet zu sehen, wie die aller übrigen Länder, darf so lange nicht vorausgesetzt werden, als an dessen Spitze nicht ein notorischer Tollhäusler steht.

Die österreichische Schutzzollbewegung ist vorzugsweise gegen zwei Länder gerichtet: erstens gegen Deutschland und zweitens gegen Ungarn. Zwar hat erst dieser Tage eine Schutzzöllnerversammlung, welche österreichische Industrielle in Böhmen abhielten, um — ich weiß in der That nicht, zum wievielsten Male — das oben in einigen Strichen skizzirte cisleithanische Protectionistenprogramm zu proclamiren, nebenbei auch beschlossen, bei Ausführung des Programms solle Deutschland „in thunlichster Weise berücksichtigt werden". Allein dieses begütigende Versprechen ist von eigenthümlicher Beschaffenheit. Man würde ihm offenbar viel zu viel Ehre erweisen, wenn man es als eine streng platonische Liebeserklärung, natürlich ohne Heiratsantrag, bezeichnete. Vielmehr gleicht dies Versprechen jenem Troste, welchen in Jókais bestem Roman: „Die guten alten Tablabiros", der Vicegespann Lippay dem „schwarzmauligen" Arendator Krenfy gibt, den er zum Galgen verurtheilt hat; er sagt ihm nämlich, er solle „nur ein ganz klein Bischen, und noch dazu in der schonendsten Weise von der Welt" — gehenkt werden.

Die cisleithanischen Schutzzöllner wollen einfach den sogenannten „Veredelungsverkehr" mit Deutschland ganz unterdrücken und im übrigen den Eingang deutscher Producte in die österreichisch-ungarische Monarchie möglichst erschweren. Man braucht nur bis Prag zu reisen, um dieses Programm rund und nett verkündigen zu hören, — selbst aus dem Munde des „teutschesten Teutschen", vorausgesetzt, daß derselbe Schutzzöllner ist. Alle diese Dinge sind so bekannt, daß wir keine Ursache haben, länger dabei zu verweilen. Die österreichischen Schutzzöllner wollen unter allen Umständen den am 9. März zwischen dem Deutschen Zollverein und Oesterreich bestehenden Zoll- und Handelsvertrag, welcher auf die Zeit vom 1. Juni 1868 bis zum 31. December 1877 geschlossen ist und ohne Kündigung von Jahr zu Jahr fortlaufen würde, noch vor dem 1. Januar 1876 zur Kündigung bringen. Sie scheinen, gewohnt an die Vortheile, welchen dieser Vertrag ihrem Lande gewährt, dieselben vergessen zu haben, oder ihr persönliches Sonderinteresse höher zu stellen als die Interessen des Landes.

Wir möchten sie bitten, sich die Entstehung des Vertrags in das Gedächtniß zurückzurufen, dadurch, daß sie die Verhandlungen über denselben in den Protokollen des vormaligen deutschen Zollparlaments, Sitzung vom 9. und 11. Mai 1868 (S. 127 bis 187) nachlesen.

Es waren damals die schwarzgelben Großdeutschen, die Hafenbrädl und Jörg, die Lukas und Neurath, die Probst und Moriz Mohl, welche den Vertrag, der den österreichischen Producten die deutschen Grenzen öffnete, auf das leidenschaftlichste bekämpften und in der Schlußabstimmung (S. 181—188) „Nein" dazu sagten. Sie flossen zwar über von den frenetischsten Sympathien für Oesterreich. Sie wollten mit demselben politisch und wirthschaftlich unificirt, „up ewig ungedeelt", auf Gedeih und Verderb, auf Leben und Tod vereinigt sein, aber sie erklärten es für einen Verrath an den Interessen des deutschen Zollvereins, wenn ein Nagel oder ein Drahtstift, ein Päckchen Cichorie oder ein Läppchen Cattunzeug, eine Elle Leinengarn oder eine Flasche Vöslauer oder Tokajer, oder irgend ein anderes Product der österreichischen Industrie oder Landwirthschaft unsere Grenze passire, ohne einen Salto mortale über den hohen schutzzöllnerischen Schlagbaum riskiren zu müssen. Gegenüber diesen Männern, welche die Rechberg'sche Politik bewunderten und die österreichische

Digitized by Google

Industrie verabscheuten, hatten die Zollparlamentsmitglieder, welche den Handelsvertrag vertheidigten, keinen leichten Stand. Sie mußten zugestehen, daß der Zollverein größere Concessionen gemacht habe als Oesterreich, aber sie vertheidigten und votirten den Vertrag, weil er Oesterreich für das System der westeuropäischen Handelsverträge gewinne, welches System die Differenzialtarife abgeschafft und das Recht der meistbegünstigten Nationen eingeführt, weil der Vertrag, wie der Abg. Braun am 9. Mai 1868 im Zollparlamente sagte, „nicht ein einzelnes Ding für sich bilde, sondern ein unentbehrliches Glied in der untrennbaren Kette unserer wirthschaftlichen Entwicklung".

Wenn die Oesterreicher den Handelsvertrag am 9. März kündigen, in der Absicht, ihn nur auf der Grundlage eines protectionistischen Tarifs zu erneuern, so gehört keine Prophetengabe dazu, um ihnen zu sagen, daß ein solcher Versuch scheitern wird. Sie werden durch denselben die Sympathien der deutschen Freihandelspartei verscherzen und die der deutschen Schutzzöllner nicht gewinnen. Die letzteren werden mit verstärkter Gewalt auf ihren Standpunkt von 1868 zurückkehren. Denn während die Freihändler in allen Ländern rund um die Erde durch aufrichtige und rückhaltslose Sympathien mit einander verbunden sind, ist es die hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Schutzzöllner, daß die des einen Landes keinen dringenderen Wunsch haben, als die des andern Landes zu verderben, und daß jene ihren Hauptvortheil in dem Schaden dieser erblicken. Die Rücksicht auf das Gemeinwohl der Menschheit verbietet es, diesen Tendenzen Vorschub zu leisten, welche dahin führen würden, daß sich die Schutzzöllner unter einander zerfleischen. Aber sie gestattet nicht nur, sondern befiehlt, darauf hinzuweisen, daß das einseitige Verfolgen von Sonderinteressen andere wohl berechtigte Interessen schädigt.

Der deutsch-österreichische Vertrag vom 9. März 1868 hat auch den Erzeugnissen der österreichischen Urproduction, der Land- und Forstwirthschaft, der Viehzucht und des Weinbaues theils ganz freien, theils wesentlich erleichterten Eingang in Deutschland verschafft; man wird hoffentlich in Oesterreich nicht vergessen, daß es daselbst nicht nur Band- und Baumwollfabrikanten, sondern auch Producenten von Getreide und sonstigen Bodenproducten, namentlich z. B. von Wein, gibt, und daß ein einseitiges Vorgehen auf den Bahnen des Schutzzolls, wenn es in Deutschland ein Echo fände, leicht dazu führen könnte, die großen Errungenschaften auf diesem Gebiete zu gefährden und z. B. den Weinzoll wieder auf seine alte Höhe emporzuschnellen.

Und damit kommen wir denn auf Ungarn.

Abgesehen von einigen Centralstellen, ist die Industrie in Ungarn wenig entwickelt. Die Länder der Stephanskrone zeichnen sich durch ihre natürliche Fruchtbarkeit und durch ihre Urproduction aus. Sie exportiren vorzugsweise Wein, Getreide, Mehl, Häute, Schafwolle, Schlachtvieh, Speck, Unschlitt (Talg), Holz ꝛc.

Es gab eine Zeit, wo in Ungarn das krankhaft überreizte Nationalgefühl sich auch gegen Oesterreich abschloß und nur solche Industrieerzeugnisse zulassen wollte, welche auf magyarischem Boden originaliter producirt waren. Das war eine Thorheit. Das heutige Ungarn, welches seinen nationalen Schwerpunkt in sich selber wiedergefunden, hat solche schutzzöllnerischen Velleitäten überwunden. Aber es hat ganz recht, wenn es sich von Oesterreich nicht behandeln lassen will, wie eine holländische Kolonie, welche nur von dem Mutterlande kaufen und nur an dieses verkaufen darf. Der Segen der Natur, der sich über das ungarische Land ergossen, hat es auf den Freihandel angewiesen; und die Magyaren von 1875 haben sich in dieser Hinsicht durchaus nicht verschlossen. Sie verlangen freien Verkehr, damit sie ihre reichlichen Producte dahin absetzen können, wo sie am besten bezahlt werden, und damit sie ihren Bedarf von da beziehen können, wo er am besten, billigsten und solidesten geliefert wird.

Das Zoll- und Handelsbündniß zwischen Oesterreich und Ungarn wurde in demselben Jahre geschlossen, wie der deutsch-österreichische Handelsvertrag. Es wurde am 9. Januar 1868 publicirt, und zwar ebenfalls für zehn Jahre, also bis zum Januar 1878. Allein es steht auf einjähriger Kündigung. Am 1. December 1875 hat die ungarische Regierung dem österreichischen Ministerium das Bündniß gekündigt, und sofern es nicht zwischenzeitig gelingt, dasselbe zu erneuern, wird es spätestens am 1. Januar 1877 definitiv erlöschen. Ein solches Resultat wäre zwar im Interesse der Verkehrsfreiheit auf das äußerste zu bedauern, und auch Ungarn wird gern Opfer bringen, um dasselbe zu vermeiden. Allein es gibt eine Grenze für dieselben. Wenn die österreichischen Schutzzöllner Ungarn von Europa abschneiden und es als eine ihrer Ausbeutung verfallene Kolonie behandeln wollen, dann werden die Ungarn einer Zollschranke zwischen Cis- und Transleithanien den Vorzug geben. Bildet sich in Folge dessen ein großes Schmuggeldepot in Buda-Pest und in Preßburg, so mag sich Oesterreich dafür bei seinen Schutzzöllnern bedanken.

Angesichts dieser Sachlage wissen sich die österreichischen Schutzzöllner nicht anders zu helfen als mit der Denunciation, die Kündigung und Auflösung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Oesterreich und Ungarn führe nothwendig auch zu einer Aufhebung des 1867er Ausgleichs, oder gefährde wenigstens das Institut der Delegation und das Quotengesetz, und darauf hätten es eigentlich die Magyaren abgesehen. Das ist einfach nicht wahr. Daß die politische Zusammengehörigkeit in einem föderativen Verband auch mit den Zollgrenzen denkbar und damit vereinbar ist, beweist Deutschland, in welchem solche Zollgrenzen im Innern bis 1867 bestanden haben und zwischen Bremen und Hamburg einerseits und dem übrigen Deutschland andrerseits noch heute bestehen. Involvirte aber wirklich die Auflösung des Handelsbündnisses auch die Auflösung der politischen Zusammengehörigkeit, so läge darin eine doppelt ernste Aufforderung an die cisleithanischen Schutzzöllner, nicht durch übermäßige Prätensionen die erstere herbeizuführen und dadurch den politischen Status quo zu gefährden.

Welche Intentionen die ungarische Regierung geleitet haben, als sie am 1. December dem österreichischen Ministerium das Handelsbündniß kündigte, darüber hat der ungarische Ministerpräsident Tisza in Beantwortung der Interpellation Horanßi eine rückhaltlose Antwort gegeben.

„Die ungarische Regierung," sagt er, „hat besonders zweierlei Interessen zu wahren: erstens die Interessen Ungarns gegenüber dem ausländischen Zolle, bezüglich dessen die Regierung für Ungarn eine günstigere Position verlangt; zweitens aber tritt die Frage der Verzehrungssteuer in den Vordergrund, die für Ungarn in seiner gegenwärtigen Lage eine Lebensfrage ist, indem beinahe so viele Millionen in Folge der noch in Kraft bestehenden Vereinbarung in österreichische Staatscassen fließen, als Ungarn bedarf, um sein Deficit ohne Steuererhöhung zu decken".

Die Frage der Verzehrungssteuer geht uns Deutsche nichts an. Es ist eine innere Finanzfrage, bei welcher wir eben so wenig mitzusprechen haben, wie die Oesterreicher etwa bei Vertheilung unsrer Zollvereinsrevenuen.

Wenn aber die Ungarn das Zollbündniß mit Oesterreich kündigen, um dadurch die hinreichenden Garantien zu gewinnen, daß über den Grenz- und Zolltarif und die Handelsverträge nicht ohne und gegen sie im einseitigen Interesse der cisleithanischen Baumwoll- und Bandfabrikanten und sonstiger Schutzzollinteressenten entschieden werde, so haben sie damit eben so loyal als correct gehandelt, und sie haben die Sympathien von Europa auf ihrer Seite, welches nur mit dem größten Bedauern Oesterreich-Ungarn aus dem gemeinsamen System der Handelspolitik und der internationalen Arbeitstheilung, wie solches vor drei Jahren durch die westeuropäischen Handelsverträge eingeleitet und bezweckt worden ist, ausscheiden sehen würde.

Die österreichische Regierung scheint denn auch die Sache mit ganz gesunden und vernünftigen Augen, d. i. ohne schutzzöllnerische Brille, anzusehen. Der Minister von Chlumecky er-

Digitized by Google

klärte in Beantwortung der schutzzöllnerischen Interpellation, die Regierung sei zwar bestrebt, den Entwurf eines neuen Tarifs zu Stande zu bringen, aber dies sei unmöglich, bevor einerseits die staatsrechtlich gebotene Uebereinstimmung mit der ungarischen Regierung erzielt sei, und andererseits die für die stetige Entwicklung lange gewohnter und vielfacher wechselseitiger Verkehrsbeziehungen unbedingt nothwendigen Grundlagen eines neuen Handels- und Zollvertrags mit Deutschland vereinbart sein würden". Die Regierung will aber zuerst die Erneuerung der Handelsverträge in Gemeinschaft mit Ungarn und dann erst den neuen Tarif. Die Schutzzöllner hatten das Gegentheil verlangt, nämlich zuerst den autonomen Tarif, unter welchen kein Handelsvertrag herabgehen dürfe. Der Unterschied zwischen beiden liegt auf der Hand.

Man sieht daraus, wie schwach in Wirklichkeit die als dominirend verschrieene Position der österreichischen Schutzzöllner ist. Jedenfalls hält sie eventuell Ungarn im Schach. Im Jahre 1870 war es Ungarn, welches Oesterreich verhinderte, sich an der Seite Frankreichs in einen Krieg gegen Deutschland zu stürzen; und wenn dies Noth thun sollte, so wird es 1876 wieder Ungarn sein, welches Oesterreich verhindert, einen Zollkrieg wider uns zu beginnen.

Der Deutsche Reichstag hat durch sein freihändlerisches Votum vom 6. December 1875 der österreichisch-ungarischen Monarchie zur wechselseitigen handelspolitischen Annäherung die Hand geboten.

Diese Hand wird nicht zurückgestoßen werden.

Die schweizerische Nationalität.

Eine politische Studie

von

Bluntschli.

(Schluß.)

Inwiefern die Nationalität ihre Eigenschaften von dem Staatsleben erhält und ein Ergebniß der Politik ist, insofern dient sie nicht zur Erklärung und nicht zur Begründung des Staats. Sie wird vielmehr selber aus dem Staat erklärt. Sie fällt dann mit dem staatlichen Volksbegriff zusammen. Ihre Grenzen sind die Staatsgrenzen. Sie kann wohl auf einzelne Individuen auch außerhalb des Staatsgebiets in fremden Ländern noch eine Weile fortwirken und ihre Eigenart in denselben darstellen, aber nicht in größeren Massen. Eine solche Nationalität verstärkt wohl das Selbstgefühl des Volkes und steigert seine Gemeinschaft; aber sie steht und fällt mit dem Staate, aus dem sie geboren ist, der sie groß gezogen hat und der sie erhält. Sie kann den Staat nicht überdauern, sie gewährt unter günstigen Umständen einen Anhalt, um den geschwächten und sinkenden Staat eine Weile noch aufrecht zu erhalten und dessen Wiederherstellung zu ermöglichen, aber sie bedarf zu ihrer Existenz voraus der staatlichen Hülfe und Sorge, sie wird durch den Staat zusammengehalten.

Indem die schweizerische Nationalität ohne Rücksicht auf Sprache, Literatur, Religion, Wissenschaft, Interessen, Abstammung, Natur lediglich politisch begründet und erklärt wird, als das Werk der politischen Idee und des staatlichen Gemeinlebens, wird auch die Unvollständigkeit und die Unvollkommenheit dieser Nationalität zugestanden. Diese Mängel werden auch nicht durch die Höhe der politischen Aufgaben und Ziele gehoben, welche dem Schweizervolk zugleich als die Befriedigung seiner besonderen Nationalität und als leuchtendes Ideal gezeigt werden.

Wie die Schweiz einen eigenthümlichen Charakter als centraleuropäisches Gebirgsland hat, von dem aus die großen europäischen Ströme, der Rhein, die Donau und der Po ihren Hauptursprung nehmen, und welches die großen Nationen von Deutschland und Italien, von Frankreich und Oesterreich aus einander hält und doch wieder friedlich verbindet, so haben das Schweizervolk und die schweizerischen Republiken, sowohl die cantonalen als die Gesammtrepublik der Eidgenossenschaft auch große eigenthümliche Lebensaufgaben, welche nicht blos eine locale sondern eine europäische Bedeutung haben. Die zwar kleinen, aber kräftigen und in dem Vollgenuß politischer Gemeinfreiheit befindlichen Volksstaaten können und sollen die Fragen, welche das Schicksal und die Entwicklung der Menschheit an die europäischen Nationen stellt, in ihrem befriedeten Lande, selbstthätig und mit natürlichem Sinne aufgreifen und für sich verständig und zeitgemäß erledigen. Sie wirken insofern auch vorbildlich für andere Völker und haben auch einen Antheil an der Fortbildung der Menschheit. Sie haben weniger Schwierigkeiten zu überwinden als die großen Mächte, sie greifen rascher zu und packen die Probleme derber an; sie finden sich in den einfacheren gleichmäßigeren Zuständen bequemer zurecht. Vor allen Dingen sind sie sich bewußt, daß sie ein geschichtliches Anrecht darauf haben, entschlossene und eifrige Vertreter bürgerlicher und politischer Freiheit zu sein, und sie sind stolz auf diese Freiheit. So lange das Schweizervolk diese Aufgaben muthig zu erfüllen trachtet und diesen Idealen nachstrebt, wird auch der europäische Fortbestand der Schweiz nicht ernstlich gefährdet werden, und wird auch die Eigenart der schweizerischen Nationalität sich fortbilden.

In der Schweiz begegnet man hier und da dem Glauben an einen schweizerischen „Musterstaat" in dem Sinne, daß die schweizerische Republik die vollkommenste und höchste Staatenbildung in Europa wenn nicht bereits sei, doch zu werden bestimmt sei, welche die übrigen Völker nur nachzuahmen haben, um glücklich zu werden. Die Heranbildung dieses Musterstaats wird dann als das höchste Ziel der schweizerischen Nationalität bezeichnet. Auch in den Vorlesungen von Professor Hilty schimmert dieser Glaube durch, wenngleich er besonnen vor jeder propagandistischen Politik warnt. Dieser Glaube schmeichelt der Selbstgefälligkeit und reizt zur Selbstüberschätzung, aber er hat keinen realen Boden und keinen Kern; er ist hohl und eitel.

Wir finden auch bei vielen andern Völkern einen ähnlichen Glauben. Auch anderwärts rühmen die Leute, indem sie das Bild ihres Vaterlandes mit Liebe beschauen, ihren heimischen Staat als den herrlichsten und vollkommensten in Europa oder gar in der Welt. Nicht blos die Franzosen waren von dem Glauben erfüllt, die erste Nation der Welt und die Schöpfer des wahren modernen Staats zu sein, und sie sind sogar heute nach den furchtbaren Verfassungswechseln und nach den schweren Niederlagen, die sie erduldet haben, nicht völlig von dieser Eitelkeit geheilt. Der englische Stolz sieht ebenso mit wohlwollender Geringschätzung auf die übrigen Staaten herab und zweifelt nicht, daß der englische Staat der vornehmste Musterstaat der Erde sei. Lächelnd betrachten die Nordamerikaner diese Einbildung ihrer Vettern und halten jeden Zweifel für thöricht, ob wirklich die Union der vollkommenste und freieste Staat der Welt sei. Hunderttausende halten es für selbstverständlich, daß schließlich alle andern Völker dem nordamerikanischen Vorgang und Vorbild nachfolgen werden. Die deutsche Nation war freilich während der letzten Jahrhunderte in der Periode der innern Zerbröckelung und des Zwiespalts, im Gefühl ihrer zerstörten Einheit und ihrer Schwäche gegenüber den fremden Großmächten, zu einer bescheideneren Auffassung ihres Staatslebens genöthigt worden. Aber im Mittelalter hatte sie auch das gehobene Gefühl, die mächtigste Nation in Europa und der Erbe der römischen Weltherrschaft zu sein. Und heute, nachdem sie endlich wieder einen nationalen Staat glücklich errungen hat und ihrer Macht wieder bewußt geworden ist, hat wieder die freudige Befriedigung die Meinung hervorgerufen, daß das Deutsche Reich keinem andern Staate der Welt nachstehe, und daß die übrigen Staaten noch manche und wichtige Dinge von ihm lernen können.

Kein einziges unter diesen Culturvölkern betrachtet die

Digitized by Google

Schweizerrepublik als seinen Musterstaat. Keines denkt an Nachbildung der schweizerischen Einrichtungen. Jedes von ihnen ist überzeugt, daß die schweizer Verfassung, so passend und zeitgemäß sie für die Schweizer sein möge, ganz ungeeignet und unfähig wäre, auf die weiteren Länder und die größeren Nationen mit ihren mächtigen Gegensätzen und ihren bedrohlicheren Gefahren, mit einer ganz verschiedenen Anlage und Geschichte, übertragen und angewendet zu werden.

Wenn der Glaube an den eigenen Musterstaat die Kräfte der Nation zu tüchtigster Leistung spannt und antreibt, wenn er die Selbstvervollkommnung fördert, so mag man ihn ungestört wirken lassen. Wenn derselbe aber ein Volk verleitet, andere Völker gering zu schätzen und der eiteln oder hochmüthigen Selbstüberschätzung zu fröhnen, dann muß er bekämpft und zerstört werden.

In der bisherigen Erwägung der schweizerischen Nationalität ist aber eine Hauptsache noch nicht beachtet worden, die geradezu entscheidend ist. Es ist eine merkwürdige Eigenschaft der schweizerischen Politik und der schweizerischen Nationalität, daß sie wesentlich aus Bestandtheilen zusammengefügt und zusammengewachsen ist, welche ursprünglich verschiedenen Nationen angehörten und heute noch mit andern größeren Nationalitäten in lebendiger Verbindung sind. Wenn es eine schweizerische Nationalität gibt, so hat dieselbe in hohem Grade einen internationalen Charakter.

Die ursprüngliche Eidgenossenschaft der acht alten Orte, welche die schweizerische Freiheit begründete (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zürich, Bern, Luzern, Zug und Glarus), hatte diesen internationalen Charakter noch nicht. In den beiden ersten Jahrhunderten der Schweizergeschichte war die Zusammengehörigkeit der eidgenössischen Städte und Länder mit dem Deutschen Reich, und das Bewußtsein, daß die fast ausschließlich alamannischen Bürger und Landleute Deutsche seien, sehr lebendig. Eben um die deutsche Nationalität und die deutsche Reichsunmittelbarkeit zu bewahren oder zu erkämpfen, waren die ersten Kriege der Eidgenossen mit den österreichischen Fürsten und ihrem Adel geführt worden. Auch als im fünfzehnten Jahrhundert diese Kämpfe mit der österreichischen Landesherrschaft nicht mehr die Abwehr derselben, sondern das Uebergewicht und die Ausbreitung der eigenen Macht in den oberen Landen bezweckten, dachte doch Niemand daran, die Eidgenossenschaft von dem Deutschen Reiche abzutrennen, und noch weniger daran, die deutsche Nationalität zu verleugnen.

Seit den Burgunderkriegen und seit dem Schwabenkriege änderte sich das. Der steigende Einfluß der französischen Könige auf die schweizerische Politik, und die schroffere Unterscheidung der Schweizer — der Name war ursprünglich ein Spottname, den die Züricher zur Zeit ihrer Fehde mit den Schwyzern, den Verbündeten der Schwyzer beigelegt hatten — von den Deutschen, die allmähliche Ablösung von dem Deutschen Reiche, die Verbindung mit savoyischen Städten, die Eroberung italienischer Vogteien und savoyischer Herrschaften, die Ausbreitung der cantonalen Herrschaft über romanische Gebiete, bewirkten eine starke Mischung deutscher und wälscher Elemente.

Auch die Eidgenossenschaft der acht Orte, welche nun während drei Jahrhunderten ohne große Aenderung fortdauerte, war noch sehr überwiegend aus deutschen Ständen gebildet. Von den fünf neuen Ständen (Freyburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell) hatte nur Freyburg eine überwiegend französisch redende Bevölkerung, und das herrschende Patriciat war auch da deutsch. Aber das deutsche Bern hatte bereits eine große französische Provinz gewonnen. Die zugewandten Orte Neuenburg, Genf, Wallis, Graubündten gehörten ganz oder doch theilweise den wälschen Nationalitäten an. Die Südabhänge der Alpen mit ihren lombardischen und italienisch sprechenden Bewohnern waren unter die eidgenössische Herrschaft gerathen. Die französischen Kriegsdienste und die französischen Pensionen zogen auch einen großen Theil der regierenden Familien in den deutschen Cantonen von der deutschen Verbindung ab und knüpften engere Beziehungen zu dem französischen Hofe an.

So wurde nach und nach eine Mischung von deutscher und französischer, beziehungsweise romanischer Sprache, Sitte, Cultur hervorgebracht, welche dem schweizerischen Wesen eine internationale Färbung gab. Am deutlichsten zeigte sich diese Mischung in dem mächtigsten Canton Bern, indem die Berner Patricier sogar im Verkehr unter sich und mit ihren Landsleuten eine Sprache redeten, von der Niemand sagen konnte, daß sie deutsch oder französisch sei; sie war aus beiden Sprachen gemischt und wechselte fort und fort ab zwischen deutschen und französischen Ausdrücken.

Diese Unsitte ist heute ziemlich aufgegeben; aber auch heute noch sind die Schweizer in gewissem Sinne zweisprachig. Es gehört zu der Erziehung der gebildeten Deutschschweizer, daß sie französisch lernen, und der gebildeten Wälschschweizer, daß sie deutsch lernen. Wenn auch selten einer beide Sprachen leicht und sicher spricht, so verstehen doch sehr Viele die beiden Sprachen. In den schweizerischen Räthen wird von dem einen deutsch, von dem andern französisch gesprochen. Der Redner rechnet darauf, daß er von Allen oder doch den Meisten verstanden werde.

Obwohl auch später die große Mehrheit der Schweizer deutsch-schweizerisch blieb und nur im Westen und Süden romanische Cantone entstanden sind, so bekam das französische Element in den letzten Jahrhunderten eine weit größere Bedeutung, als die Volkszahl erwarten ließ. Die Hauptgründe dieser Steigerung des französischen Einflusses waren die Ohnmacht des römisch-deutschen Reiches, die Uebermacht des französischen Königthums, die Anziehungskraft und die Culturmacht von Paris und der bedenkliche Unterschied der Volkssprache von der nationalen Cultursprache in der deutschen Schweiz, indem das alamannische Volk den alamannischen Dialekt beibehielt und nur in den Druckschriften die deutsche Sprache kennen lernte, während in der französischen Schweiz die gebildeten Classen überall die französische National- und Weltsprache redeten, und der Patois nur als Redeweise der unteren Classen fortdauerte.

Die ersteren Ursachen haben sich in unserm Jahrhundert gründlich geändert; die letzteren wirken heute noch fort. Auch heute noch sprechen hochgebildete Deutschschweizer unter einander im alamannischen Dialekt, und der Deutsche, der nach der Schweiz kommt, wird oft seltsam berührt, wenn er seine Damen der guten Gesellschaft geläufig alamannisch und nur mühsam und ungeschickt deutsch reden hört, eine Erfahrung, die er in Deutschland doch nur in bäuerlichen Classen zu machen pflegte. Nur das hat sich geändert, daß die Predigt, und daß die Reden in den Rathssälen in neuerer Zeit entschiedener als früher „schriftdeutsch“ geworden sind.

Das „Schweizerdeutsch“ hat es aber nicht wie das Holländische zu einer eignen Literatur gebracht. Wohl gibt es alamannische Gedichte und Erzählungen, zum Theil vortreffliche. Aber der Reichthum der deutschen Literatur, an welcher die Deutschschweizer beständig in productiver und receptiver Weise Theil nahmen, und die Enge des alamannisch-schweizerischen Gebietes verhinderten die Ausbildung des Dialekts zu einer eigenthümlichen Sprache und zu einer selbstständigen Literatur.

Eben deshalb ist auch der innere geistige Zusammenhang der deutschen Schweiz mit Deutschland niemals abgerissen worden. Er ist heute vielseitiger, inniger, lebendiger als in den letzten Jahrhunderten. Die Schule, die Predigt, die Amtssprache, die Presse der deutschen Schweiz sind deutsch. Die Schriften der deutschen Classiker sind überall bis in die unteren Volksclassen bekannt und werden fleißig und gern gelesen. Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst haben auch in der deutschen Schweiz eine sichere Heimstätte. In den schweizerischen Volksschulen, Gymnasien, Universitäten gibt es viele deutsche Lehrer. Hinwieder leben und wirken auch an deutschen höheren Schulen viele geborene Deutschschweizer. Die Verbindung ist eine enge; die wechselseitigen Beziehungen sind zahlreich. Die

Digitized by Google

politische Nationalität ist nicht stark genug und nicht so leidenschaftlich einseitig, um diese Culturgemeinschaft zu durchbrechen und zu entzweien. Die deutschen Schweizer bleiben in ihrer ganzen geistigen Culturbildung Angehörige und Genossen der großen deutschen Nation.

Ganz ähnlich ist es in der romanischen Westschweiz. Die französischen Schweizer unterhalten nähere Beziehungen zu der deutschen Schweiz und zu der deutschen Wissenschaft als die Franzosen. Fortwährend studiren sehr viele französische Schweizer auf deutschen Universitäten. Aber trotzdem fühlen sie sich in der Sprache, in den Sitten, in der Literatur, in der gesammten Geistescultur als Genossen der französischen Nationalität. In der Geschichte der französischen Literatur und Wissenschaft nehmen die Genfer, die Waadtländer, die Neuenburger noch eine hervorragendere Stellung ein als die Züricher, Basler, Berner in der deutschen Culturgeschichte. Der nationale Verband der westschweizerischen Bevölkerung mit der großen Gemeinschaft des französischen Geisteslebens ist niemals abgebrochen worden. Er wirkt heute noch in voller Stärke.

Wenn wir daher eine relative Eigenartigkeit einer politischen Schweizernationalität anerkennen, so dürfen wir doch niemals die Fortdauer der nationalen Culturgemeinschaft der deutschen Schweizer mit der deutschen Nation, der französischen Schweizer mit der französischen Nation und der italienischen Schweizer mit der italienischen Nation außer Acht lassen. Die schweizerische Nationalität muß mit diesem ursprünglichen und mächtigen Nationalitätsverbande rechnen. Ihre Theile sind unablöslich mit den großen Nationen zu einer Culturgemeinschaft geeinigt, die ihr geistiges Leben bedingt. Um deswillen muß die politische Nationalität der Schweizer in allen Culturbeziehungen international bleiben. Je entschiedener die eigentliche Nationalität Culturgemeinschaft bedeutet, um so bedeutsamer macht sich dieser internationale Charakter der schweizerischen Nationalität geltend. Er ist zu einem Lebensprincip der Schweiz geworden und gibt ihr in der europäischen Staatenfamilie eine Bedeutung, welche eine kleine einsprachige Völkerschaft von dritthalb Millionen Menschen nimmermehr behaupten könnte.

Die Schweiz hat in der That ein schweres Problem für sich glücklich gelöst, das für Europa noch nicht gelöst ist. Es ist ihr gelungen, die deutsche, die französische und die italienische Nationalität, soweit sie in Bruchstücken in ihr vertreten sind, friedlich zu verbinden und gleichzeitig mehreren Nationalitäten gerecht zu werden. Die Lösung der Aufgabe ist dadurch erleichtert worden, daß die einzelnen Cantone meistens einsprachig sind, daß die Bevölkerungen der Cantone entweder ausschließlich oder ganz überwiegend bald deutsch, bald französisch, einmal italienisch sind. Aber in der Bundesregierung und in der Bundesversammlung, in der Armee und auf den Volksfesten sind doch deutsche, französische und italienische Schweizer mit einander verbunden und gemischt. Alle werden geeinigt durch das öffentliche Recht und durch die Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande. Die volle Freiheit, welche in allen Culturbeziehungen den verschiedenen Nationalitäten gestattet wird, so daß Jeder, der Deutsche und der Wälsche, nach seiner Weise leben und sprechen kann, wie es ihm natürlich ist und wie er Lust hat, bewirkt die Zufriedenheit Aller. Aber sie allein erklärt nicht den großen Erfolg, denn die Freiheit für sich allein kann auch die Gegensätze schroffer ausbilden und zum Streite reizen. Zu der Achtung der Freiheit ist das Rechts- und Staatsbewußtsein hinzugetreten, welches seinem Wesen nach nicht national, sondern menschlich ist und die nothwendigen Grundbedingungen eines friedlichen und freundlichen Nebeneinanderseins und Zusammenwirkens ebenso der verschiedenen Nationalitätsangehörigen wie der verschiedenen Confessionsgenossen erkennt und als Rechtsinstitutionen und Rechtsgesetze ausprägt.

Dadurch hat die Schweiz in ihrem Bereiche Ideen und Principien geklärt und verwirklicht, welche für die ganze europäische Staatenwelt segensreich und fruchtbar, welche bestimmt sind, dereinst auch den Frieden Europas zu sichern. Sie hat der Freiheit und dem freundlichen Zusammenwirken der großen romanischen, germanischen, und weshalb nicht auch der slavischen Nationalitäten als Genossen der civilisirten Menschheit durch ihr Beispiel die Wege gezeigt. Wenn dereinst das Ideal der Zukunft verwirklicht sein wird, dann mag die internationale Schweizernationalität in der größeren europäischen Gemeinschaft aufgelöst werden. Sie wird nicht vergeblich und nicht unrühmlich gelebt haben.

Exact-wissenschaftlicher Dilettantismus.

Da die „Gegenwart" ihre Spalten bisweilen auch philosophischen Angelegenheiten öffnet, so wird sie dieselben hoffentlich auch dem folgenden Noth- und Schmerzensschrei, den man auch als Besitzstörungsklage, Competenzconflict, appel comme d'abus u. dgl. bezeichnen kann, nicht verschließen. Denn, unsrer guten Mutter Philosophie geht es doch gar zu traurig! Wie ein andrer König Lear hat sie ihre ehemaligen weiten Reiche mit freigebiger Hand vertheilt unter ihre undankbaren Kinder, die Specialwissenschaften, die nun höchst naseweis ihr auf der Nase tanzen, Alles besser wissen und sie geradezu für verrückt erklären und mit grobem ne sutor-Geschrei zurückjagen, sobald sie es wagt, in irgend einer Frage bescheiden mitreden zu wollen.

Das ist schlimm! Indeß, was ist zu thun, werden Sie sagen, die gute Dame mag auf bessere Zeiten warten. Nun sie kann warten. Sie ist zwar schon sehr alt, aber sie ist verschiedentlich schon todt gesagt und das soll nach einem alten Aberglauben langes Leben bedeuten. Doch es kommt noch schlimmer. Ein bescheidner Altentheil oder Wittwensitz war ihr belassen, ein kleines, nicht sehr fruchtbares Fleckchen Land, das Gebiet der abstracten Speculation, auf dem sie mit einem kleinen Häufchen Getreuer friedlich sich tummeln und ungestört ihren Kohl — mehr wird es ja meist nicht — bauen durfte. Auch davon hat man noch ein Stück nach dem andern abgerissen und vertheilt, die Kosmologie an die Astronomie, fast die ganze Psychologie an die Physiologie, die Naturphilosophie an verschiedene Disciplinen. Sie sehen, es ist bitter wenig, was der ehemaligen Königin der Wissenschaften bleibt: Logik, Erkenntnißtheorie, Ethik und Metaphysik. Aber auch diese letzte — keineswegs verführerisch aussehende — Scholle Land wird als gemeinschaftlicher Tummelplatz angesehen, auf dem Jeder sich zu Hause fühlt und sein Steckenpferd nach Lust und Laune courbettiren läßt, wo der Darwinist über Ethik schreibt, der Astronom, wenn er von Kometen handelt, nebenbei eine Erkenntnißtheorie erfindet, der Physiker sich auf die Logik verlegt ꝛc. Genug, es herrscht auf unserem Gebiet jener Zustand, der den schönen Boden Italiens zur Beute jedes Bandenführers machte und seinem größten Dichter den bittern Schmerzensruf

> Ahi serva Italia di dolore ostello
> Nave senza nochiero in gran tempesta
> Non donna di province ma bordello

auspreßte.

Es ist freilich nichts Neues — schon Hegel klagt, daß über philosophische Fragen Jeder aus dem Stegreif zu vernünfteln sich befugt glaubt. Das ist einmal nicht zu ändern, die Allgemeinheit und scheinbare Einfachheit solcher Begriffe wie: Ursache, Raum, Zeit ꝛc. muß Ungebildete leicht zu dem Glauben verführen, mit einigen hingeworfenen Argumenten das Wesen derselben zu erschöpfen. Schlimmer ist es und in der That recht schlimm, wenn Männer der Wissenschaft, Männer von officieller Stellung in derselben, wenn Universitätslehrer in eben diesem nicht sehr tiefen Fahrwasser schwimmen und dilettantische Improvisationen unter der Flagge exacter Naturwissenschaft vom Stapel lassen. Solcher Sonntagsjägerei auf philosophischem Terrain müssen wir Herrn Professor W. Förster anläßlich seiner

Digitized by Google

Schrift „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit", Berlin, Ferd. Dümmler 1875, ernstlichst anklagen.

Was würde wohl Herr Prof. Förster sagen, wenn er eines Tages beim Eintritt in sein Auditorium, wo er die Aberration des Lichtes vorzutragen gedachte, etwa seinen Collegen Michelet auf dem Katheder beschäftigt fände, über den Gegenstand einige Hegel'sche Constructionen zum Besten zu geben? Wir wollen uns den Vorfall so collegialisch-urban als möglich verlaufend denken. Herr Prof. F. würde nicht das Hausrecht, nicht den Lectionskatalog anrufen, er würde nicht gelehrten-zünftlerisch sagen: „Erlauben Sie, Herr College, das verstehen Sie nicht, das verstehe ich kaum". Aber ganz sicher würde er sowohl Collegen Michelet als auch seine Zuhörer belehren, daß das nicht die Wege astronomischer Forschung seien, daß man da unermüdlich beobachten, fleißig vergleichen und rechnen müsse, und daß die bloße Dialektik der Begriffe hier keinen Schritt vorwärts führe. Der Herr Professor der Astronomie wolle uns gestatten, ihm diesmal einen ähnlichen Dienst zu erweisen, nachdem es ihm passirt ist, sich auf die Domäne der Philosophie und Psychologie gewagt und über „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit" einige Dinge vorgebracht zu haben, die weder ganz wahr noch sehr wahrscheinlich sind.

Wie bei einem Manne der Wissenschaft nur natürlich, hat Herr F. im Eingange ein starkes Gefühl von der Mißlichkeit seines Unternehmens, und er besorgt, daß dabei nicht viel mehr „als persönliche Ueberzeugung und Stimmung" herauskommen werde. Er will daher nicht „in das weite Meer" aller mit seinem Thema verknüpften Fragen und Probleme hinaussteuern, sondern „auf festem naturwissenschaftlichem Boden angesiedelt bleiben". Eine Betrachtung des Wahrscheinlichkeitsgrades der Copernicanischen Lehre soll den Kern seiner Darlegungen bilden. Zwar findet er selbst, „daß ein Astronom — etwas Interessanteres bieten könne als die Erörterung einer so alten längst erledigten Streitfrage. — Niemand sei in dieser Versammlung, der dem Copernicus etwas anhaben wolle". In der That ein recht begründeter Selbsteinwurf, und wenn Redner denselben durch die Hinweisung auf die Opposition eines Pastor Knaack beseitigen will, so wird damit der Verlegenheitsausflucht eines in die Ecke gedrängten orthodoxen Eiferers offenbar viel zu viel Ehre erwiesen. Allein das Kleinste kann Anlaß zu Großem werden, und so erfahren wir denn, daß „die heitere Großmuth", welche sechs Jahre lang auf die „Angriffe der Finsterniß" geschwiegen, nicht „träge Gleichgültigkeit" war, sondern sich zu dem „ernsten Antrieb" aufsparte, zu Klärungen und Festsetzungen beizutragen „über das Wesen der naturwissenschaftlichen Erkenntniß und den Wahrscheinlichkeitsgrad ihrer Resultate sowie über den Unterschied zwischen ihr und" — — — einer andern in eine etwas schwierige Construction eingewickelten Wahrheit, worunter er vielleicht die philosophische oder irgend eine andere meint. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit des Herrn Prof., daß er ganz voraussetzungslos reden will und daher Alles, auch das Bekannteste aus den Elementen ableiten will, wodurch beträchtliche Weitläufigkeit und Dunkelheit entsteht.

So lautet seine Definition der Wahrheit: „Wir werden — einer sehr förderlichen Deutung des Wesens der Wahrheit nahe kommen, wenn wir — — als den Kern aller Bewußtwerdungen, aus welchen sich der Begriff der Wahrheit aufgebaut hat, diejenigen seelischen Processe betrachten, bei welchen ein einzelnes Erscheinungselement oder eine Reihe von verhältnißmäßig wenigen Erscheinungselementen viel größere Reihen von anderen Erscheinungen in unserem Bewußtsein wachruft, ohne daß dabei in unsrem Empfinden eine Dissonanz, ein Bewegungswiderstreit von einem gewissen Grade der Merklichkeit entsteht".

Wozu in aller Welt diese umständliche Construction? Warum sagt er nicht ganz einfach — denn das ist doch des großen Pudels ganzer Kern — Wahrheit ist die Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit allen andern? Meint er mit seinen Umschweifen eine psychologische Ableitung gegeben zu haben, so wäre dagegen im Ganzen und Einzelnen Manches zu erinnern. Doch weiter. Die Definition der Wahrheit wird vom Verf. selbst als nicht erschöpfend bezeichnet, er hätte auch hinzufügen können, daß sie eine einseitige ist, daß sie nur eine, die formale Seite, der Sache im Auge hat und daß ihr seit den ältesten Zeiten eine andere, nämlich die materiale: „Wahrheit ist die Uebereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande" gegenübersteht. Die Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen unter sich ist ein ungenügendes, weil lediglich subjectives Kriterium. Danach würde die consequent durchgeführte fixe Idee eines Wahnsinnigen ebenso gut Wahrheit sein als die Copernicanische Weltanschauung.

Aber die Definition ist auch falsch und zwar falsch nach dem Sprachgebrauch aller exacten Wissenschaften. Wir nennen eine Thatsache deshalb, weil sie einer andern für wahr erkannten widerspricht, noch nicht gleich unwahr, z. B. wenn die Beobachtung der Bewegung eines Gestirns mit der Rechnung nicht übereinstimmt. Wir suchen dann nach Auflösung des Widerspruchs und sind überzeugt, daß sie sich in einem noch Unbekannten finden werde. Wenn aber die beiden widersprechenden Thatsachen sonst gut beglaubigt sind, halten wir sie beide für wahr und gestehen nur, ihren Zusammenhang nicht zu begreifen.

Verständlicher soll uns diese Deutung werden durch die Unterscheidung der „Phänomena" und „Noumena". Dabei passirt Herrn F. nur das Versehen, daß er diese unter Berufung auf die von den „ältesten Philosophen" eingeführten Kunstausdrücke in einem Sinne gebraucht, der weder im Alterthum noch in neuerer Zeit gang und gäbe war. Beides sind ihm nämlich „Erscheinungen im Bewußtsein", erstere die sinnlichen Wahrnehmungen, letztere die im Denken geschaffenen Gebilde. Am besten soll die Bezeichnung „sinnliche und seelische Erscheinungen" beides charakterisiren. (NB. Die bekannte Eintheilung der Menschen in Spanier und Europäer.) Für die meisten Leser der Gegenwart wird es kaum der Bemerkung bedürfen, daß man unter „Noumena" oder der intelligiblen Welt im Gegensatze zur Erscheinung das wahrhafte Sein, das Wesen der Dinge, also etwa die Platonischen Ideen oder das „Kant'sche Ding an sich" versteht. Die vom Verf. gebrauchte Bedeutung ist diejenige, die Kant (Kritik d. r. Vern. Kirchmann'sche Ausg. S. 266) als eine vom Sinne der Alten ganz abweichende sophistische Wortverdrehung brandmarkt.

Doch das beiher. Wir haben es also mit Erscheinungen zu thun, mit Nichts als Erscheinungen, theils des sinnlichen, theils des denkenden Bewußtseins. Auf einmal ist aber auch von einer „Außenwelt" die Rede, und es „entsteht" (auf der folgenden Seite) „nun allmählich ein geordnetes und entwicklungsfähiges Verhältniß des menschlichen Bewußtseins zu den aus der Außenwelt in dasselbe gelangenden Erscheinungen" und es walten zwischen den letzteren „und den sie anregenden Vorgängen der Außenwelt gewisse feste oder wenigstens nur in geringerem Grade veränderliche Beziehungen" ob.

Wie, fragen wir, eine Außenwelt? Was ist denn das für ein Ding? Und vor Allem, was ist es für den Herrn Verf., für den es soeben doch nur Bewußtseinserscheinungen gab, und dem die Wahrheit nur die Harmonie unter den seelischen Gebilden ist? Darüber erfahren wir nicht eine Silbe. Die Außenwelt mit ihrem Grundgesetz der Erhaltung der Kraft steht auf einmal vor uns da, als hätte sie der Herr Herr Zebaoth Knaacks soeben funkelnagelneu aus dem Nichts erschaffen und dem Herrn Verf. zur Strafe für seine hie und da unterlaufenden materialistischen Velleitäten in den Falten seiner etwas weitmaschigen Argumentation, wie man jetzt sagt, „glischirt". Das ist ja eben das eigentliche Problem der Erkenntnißtheorie, wie es geschieht, daß wir die Außenwelt erkennen, daß die subjectiven Affectionen unseres Bewußtseins auch von den Dingen außerhalb desselben eine Realerkenntniß vermitteln. Darüber aber erfahren wir im ganzen Verlauf der Arbeit kein Wort. Der Verf. bemüht sich, den Erkenntnißproceß aus den sinnlichen Wohl- und Wehempfindungen abzuleiten, aber immer wiederholt sich dasselbe Spiel, daß in die subjectiven Bewußtseinserscheinungen plötzlich ganz unvermittelt die „Außenwelt" hineinstürzt.

Wie bei solchen Gastrollen auf fremdem Gebiet nicht anders möglich, geht es ohne manchen Lapsus und manche handgreifliche

Digitized by Google

Oberflächlichkeit nicht ab. Wenn Verf. den Erkenntnißact auf das durch den schnellen und einfachen Ablauf der durch die neue Sinneserscheinung bewirkten Gleichgewichtsstörungen hervorgerufenen Lust- oder Unlustgefühle zurückführt, so wird Referent, der diese Ansicht als eine in neuerer Zeit von ihm zuerst aufgestellte und in exacter Weise begründete in Anspruch nehmen darf, ihm darin am wenigsten widersprechen. Aber hervorgehoben muß zur Steuer der Wahrheit doch werden, daß diese Ansicht von einer allgemeinen Anerkennung seitens der Mehrzahl der Physiologen immer noch weit entfernt ist, und daß es deshalb kaum gewissenhaft genannt werden darf, eine solche Hypothese einem Laienpublicum als ein sicheres Ergebniß der Naturwissenschaft darzustellen. Wenn Verf. dann aber weiter definirt: „In höher entwickelten Organismen dagegen entfaltet sich aus der Wiederkehr vollendeter Anordnungen — — — — eine immer höhere und umfassendere Summe von Wohlempfindungen und dieses hohe Wohlgefühl ist die Wahrheitsempfindung" (S. 14), so weiß man wirklich nicht, was man zu einem solchen Durcheinanderwirbeln der Begriffe „Erkenntniß", „Gefühl" und „Empfindung" sagen soll. Wenn die Erkenntniß auch aus dem Gefühl sich entwickelt, so ist sie deshalb doch ein neues und selbständiges Gebilde, und es ist deshalb doch nicht zulässig, sie mit demselben gerade hier zu confundiren; am wenigsten ist dies mit der „Wahrheit", dem Product der Erkenntniß möglich. Verf. verwechselt die Wahrheit mit dem den Erkenntnißact oft begleitenden intellectuellen Lustgefühl, oft, nicht immer. Denn bekanntlich gibt es auch unangenehme Wahrheiten.

Und alles das in einer so feierlich orakelnden Sprache, die über den sehr einfachen bescheidenen Kern, der unter dem hohen Kothurn schließlich zum Vorschein kommt, oft erstaunen läßt. Z. B. S. 15: „Tiefere Bemessungen der Bewußtseinserscheinungen haben nämlich die Thatsache ergeben — — daß uns bei tiefem Nachdenken oft die stärksten sinnlichen Anregungen nicht zum Bewußtsein kommen", was doch eine sehr auf der Oberfläche liegende, jedem Bürger und Bauer bekannte Erfahrung ist.

Nach alledem ist es wohl zu bedauern, aber nicht zu verwundern, daß das eigentliche Thema des Herrn Verf. auch nicht zu seinem Rechte kommt. Was er über Abschätzung der Fehlergrenzen, Wahrscheinlichkeitsrechnung u. dgl. sagt, ist eben wegen der von ihm für nöthig befundenen Einwicklung in seine, wie wir gesehen haben, höchst problematischen psychologischen Constructionen, so allgemeiner Natur, daß wir auch nicht ein Jota mehr darüber vorgefunden haben, als jedem Gebildeten aus der Lectüre populärer naturwissenschaftlicher Schriften bekannt ist. Dafür erfahren wir auf S. 10, daß wir das Denken nicht als etwas Unmaterielles anzusehen haben, dafür wird auf einem Streifzuge in's Gebiet der Ethik die Idee der sittlichen Freiheit zum wer weiß wie vielten Male kritisch vernichtet, wird nach manchem vornehmen Seitenblick auf die Philosophie ihre Aufgabe und die verwandte der Religion, die Frage nach dem „Ersten und Letzten" in das Gebiet der — — Kunst verwiesen.

„Die logische Gedankenentwicklung dieser Erkenntnißgebiete ist dagegen meistens von größerer Vorsicht und größerem Ernst als die Logik der Naturforscher" — — so sagt wörtlich der Herr Verf. auf S. 33. Sollen wir widersprechen? Sollen wir zustimmen? Beides könnte gleich unhöflich scheinen. Auf alle Fälle dürfte es sicherer sein mit der „Naturforscherlogik" von philosophischen Problemen fern zu bleiben.

Herr Prof. F. könnte uns einwerfen, „aber es gibt doch Philosophen genug, die eben dasselbe lehren, die Wahrheit so definiren wie ich". Duo si idem faciunt. Wenn der Philosoph dgl. vorbringt, so weiß Jedermann, daß dem Kantianer der Aristoteliker, dem Idealisten der Realist gegenübersteht. Ganz anders, wenn der Naturforscher unmittelbar nach dem Versprechen, „auf festem naturwissenschaftlichem Boden zu bleiben", darüber aburtheilt. Das muß den Laien zu dem Glauben verleiten, als seien diese Fragen nun in der That wissenschaftlich entschieden, während doch um dieselben im Schooße der Philosophie ernstlicher als je gekämpft wird, und auf denjenigen, welcher an diesem Kampfe mit Einsetzung seiner ganzen Kraft Theil nimmt, solch unbefugtes Dreinreden etwa den Eindruck machen muß, wie auf den Soldaten, „den seine kalt gewordenen Wunden schmerzen", die Plaudereien des Stutzers über Salpeter und Spermaceti. Es war nicht Spottlust noch Tadelsucht, was uns bewog, den logischen Schnitzern eines in seinem Fache gewiß mit Recht angesehenen verdienstvollen Forschers nachzugehen, sondern der Unmuth über die Herabwürdigung der Philosophie, die man keinen Augenblick zu entbehren vermag, deren Geschäfte man aber nebenher homöopathisch mit besorgen zu können glaubt, und die man in die Lage des armen Königs Lear versetzt, der kein eigen Haus und kein Gefolge haben soll. Denn

„Was ihn betrifft, ihn nehm' ich gerne auf
Doch keinen seines Zuges".

Wir Philosophen streben nach der Wahrheit, wie die Jünger der übrigen Wissenschaften, wir ringen ihr nach in derselben ernsten, treuen Arbeit, seit längerer Zeit mit denselben strengen und exacten Methoden. Wir verzichten gern auf die Gunst des großen Haufens, die Jenen in reichem Maße zu Theil wird, in dem Bewußtsein, daß die aura popularis unserem Zukunftswerke am wenigsten förderlich ist. Wir verzichten mit schwerem Herzen auf das connubium wechselseitig anregenden Verkehrs, das man uns, den Plebejern der Gelehrtenrepublik, versagt, indem man unsre Mitarbeit am gemeinsamen Werk hochmüthig ignorirt. Aber wir können nicht zugeben, daß unsre idealen Ziele in den Staub herabgezogen und als Dinge behandelt werden, die man mit ein wenig Physik und Chemie in einer Mußestunde bequem erledigen kann. Wir halten darauf zu zeigen, daß Dilettantismus, sobald er die Schwelle des Hauses überschreitet und in den anspruchsvollen Formen einer wissenschaftlichen Leistung auftritt, dasselbe gefährliche, irreführende, unleidliche Ding ist, wenn er von einem Naturforscher auf philosophischem als wenn er von einem Philosophen auf naturwissenschaftlichem Gebiete geübt wird.

Adolph Horwicz.

Literatur und Kunst.

Nevermore.

Es war bisher der Trost aller Poeten, daß die kommenden Geschlechter einsichtsvoller und gerechter seien als die Zeitgenossen. Wer die Hoffnung auf die Zukunft verlor, fiel der Verzweiflung anheim.

Zwei wahrhaft große Dichter hat die angelsächsische Race verurtheilt, an den Rand der Verzweiflung gehetzt und selbst im Tode noch verabscheut. Das thaten die Väter, die Kinder und Enkel aber wetteifern in dem Bestreben, die Manen dieser Abgeschiedenen zu versöhnen und ihr Andenken durch erhabene Kunstdenkmale zu ehren.

Diese Dichter sind Lord Byron und Edgar Allan Poe. Bekanntlich genügt es nicht, ein großer Mann zu sein; derselbe muß auch zur rechten Zeit kommen. Blicken wir auf die äußeren Lebensschicksale der vorgenannten Dichter, so kamen beide zur allerungelegensten Zeit, ziehen wir aber heute den Erfolg ihrer Mission in Betracht, so erscheint uns ihr Genius fast wie ein rettender Arzt, der zur rechten Stunde an das Lager eines Kranken tritt.

Der puritanische Geist, welcher in England und dann in den Neu-Englandstaaten Americas eine so reine sittliche Atmosphäre schuf, ist, wie die meisten geistigen Strömungen, nicht frei geblieben von Ausschreitungen. Die Grundsätze der Einfachheit, der Menschenliebe und der Moral wurden bald in Prüderie, Frömmelei und Splitterrichterei verkehrt. Die Scheinheiligkeit und Scandalsucht zogen allmählich über das lustige Altengland eine Decke, welche den Freiheitsdrang des Individuums wie der Nation lähmte.

Digitized by Google

Wer weiß, wie tief das Volk der Freidenker gesunken wäre, hätte ihm ein gütiges Geschick nicht die Feuerseele des Lord Byron erstehen lassen. Die unbegreifliche, fast dämonische Kraft der Poesie, welche dem jungen Dichterriesen eigen war, sprengte die Decke. Gleich einer Schaar schwarzer Krähen erhob sich nun die fromme Sippschaft gegen den jungen Adler, der seine Schwingen prüfte und hackte ihn von der heimatlichen Erde herunter. Der kühne Aar jedoch erhob sich zur Sonnenhöhe, und alle Welt bewunderte seinen Flug.

Als Byron damals sein Vaterland auf immer verließ, sah er mit prophetischem Blick in die Zukunft und schrieb im „Childe-Harold" die Strophe nieder:

„Und doch hab' ich gelebt und nicht vergebens!
Mag auch die Glut aus Geist und Adern schwinden,
Zerbrech' in Qual die Form auch meines Lebens —
Etwas in mir trotzt selbst der Zeit, den Winden
Und hält noch meinen Athem im Verscheiden!
Etwas, das irdisch nicht, das sie nicht ahnen,
Wird gleich dem Nachhall längst verklungner Saiten,
Den Geist besänft'gend einen Weg sich bahnen
Und spät an Lieb' und Reu' versteinte Herzen mahnen".

Und dieses unirdische Etwas hat die Herzen der Briten gerührt, während die sterbliche Hülle des Dichters in einem vergessenen Kirchenwinkel des Dorfes Hucknell moderte. Die Besten der englischen Nation haben es nicht allein durchgesetzt, daß man der Asche Byrons den so lange verweigerten Ehrenplatz in der Westminster-Abtei einräumte, sondern Disraeli und seine Freunde sind eben mit der Ausführung des Planes beschäftigt, die geweihte Stätte durch eine prächtige Statue zu schmücken. Und seltsam, zu ganz derselben Zeit, da man in England sich ehrfurchtsvoll dem gewaltigen Genius Byrons beugt, übt das americanische Volk Gerechtigkeit an einem seiner Söhne, dessen Leben und Werke unendlich viele verwandte Züge mit dem englischen Dichter zeigen und dem die Heimat bisher nichts gönnte als ein halbvergessenes Grab!

Edgar Allan Poe war der erste große Dichter, den die jungen Staaten von Nordamerica geboren hatten und bis zum letzten Jahrzehnt durfte man es kaum in der sogenannten guten Gesellschaft der Union wagen, seinen Namen zu nennen. Eine americanische Lady würde sich dem Verdacht ausgesetzt haben, eine unmoralische Person zu sein, hätte man Edgar Poes Novellen oder Gedichte in ihrer Büchersammlung gefunden. An diesem sittlichen Abscheu trugen seltsamerweise die armen Schriften gar keine Schuld, sondern nur die Person des Dichters, welche längst nicht mehr unter den Lebenden wandelte. Und was hatte diese arme Person so Schweres verschuldet, daß man selbst ihre Werke mit Acht und Bann belegte? Das Aergste, was ein Americaner begehen konnte. Edgar Poe war ein Spieler und Säufer und starb in einer Gosse Baltimores am Delirium tremens; so sagte man wenigstens.

Hätte man es dem armen Eddie zur Last gelegt, er sei ein Mörder gewesen, so wäre das als eine bloße Spielerei der Thatsache gegenüber erschienen, daß er den Folgen der Trunksucht erlegen. Nichts ist dem gebildeten Americaner verächtlicher und verabscheuungswürdiger als ein Trinker. Die Gründe für diese Erscheinung werde ich später erörtern. Als daher die klatsch- und scandalsüchtige Gesellschaft der Frommen im Lande diesen Stein auf den Dichter geworfen hatte, gab sie sich der Hoffnung hin, daß damit auch seinen Werken der Leichenstein gesetzt sei. Diese Werke störten ihren Sabbathfrieden. Aus den wilden Phantasien Poes tauchte ein Dämon auf, der sie erschreckte. Der kühne Romantiker wob geheimnißvolle Wunder, die das Entzücken aller Freunde der Glaubensmärchen bildeten, aber zum Schluß kam der kalte Verstandesmensch und wie ein ehrlicher Taschenspieler zeigte er, wie natürlich die Sache zugegangen sei, und raubte ihnen so die ganze Freude. Was aber das schlimmste war, in seinen Poesien wirbelte Poe die ernsten Götter des christlichen Himmels mit der lustigen Götterspippschaft des Olymp, die furchtbare Hölle mit dem plutonischen Schattenreich so toll durcheinander und er sprach so respectwidrig vom Neid der Engel, daß es klar ersichtlich war, der Dichter hielt nicht viel von dem Glauben an einen persönlichen Gott. Die Coterie der Scheinmoralisten, welche sich nicht entblödet hatte, dem dahingeschiedenen Byron die schandbarsten Dinge anzudichten, fiel auch über Edgar Poe, den Skeptiker, den Trunkenbold und Outcast, her, und sie erreichte es, daß seine herrlichen Dichtungen aus der sogenannten guten Gesellschaft verbannt wurden, ja daß selbst sein Andenken auch im Volke langsam erlosch.

Zum Glück gehören die Schöpfungen genialer Dichter und Denker der ganzen Menschheit an, nicht der Nation allein, und während man in den Vereinigten Staaten Poes Werken gegenüber eine bedauernswerthe Indolenz zeigte, machten sein „Rabe", „Der gespenstige Palast", „Annabel Lee", „Die Glocken", und andere mehr, die Runde durch die Welt. Man bewunderte den Reichthum seiner Phantasie, die Geschicklichkeit der Composition und gab sich ganz der Wehmuth hin, welche die wunderbare poetische Kraft dieses transatlantischen Romantikers erzeugte.

Ein Umschwung in der Beurtheilung des dahingeschiedenen Dichters vollzog sich in den Vereinigten Staaten, als Boz Dickens zu jener „Lecturing Tour" nach America kam, die ihm ein Vermögen einbrachte und gleichzeitig den letzten Rest seiner Körperkraft absorbirte. Dickens war zuerst auf Edgar Poe aufmerksam geworden, als dieser eine Kritik über seinen „Barnaby Rudge" geschrieben hatte. Den englischen Humoristen setzte der unbegreifliche Scharfblick in Erstaunen, mit welchem Poe den ganzen Mechanismus seines Schaffens durch und durch sah. Vom Erstaunen kam Dickens zur Bewunderung, und als er in America anlangte, trug er Gedichte Poes in Privatcirkeln vor und wurde zum begeisterten Lobredner des entschlafenen Dichters.

Wie sehr Edgar Poes Andenken damals in der eigenen Heimat verblaßt war, geht schon aus der folgenden Thatsache hervor. Eines schönen Tages verkündeten fast sämmtliche americanische Blätter, daß Boz Dickens der Wittwe des verstorbenen Edgar Poe ein Geschenk von 1000 Dollars gemacht habe. Alle Welt nahm diese Nachricht mit Befriedigung auf und einige Crösusse, die von Poe nicht mehr wußten, als daß er am Delirium tremens gestorben sei, fühlten ein menschlich Rühren mit der armen Dichterwittwe und frugen nach der Adresse der Frau. Da hörten sie denn, daß Poe gar keine Wittwe hinterlassen habe, wohl aber eine Schwiegermutter, die er einst zärtlich geliebt hatte.

Von jener Zeit an lebte das Interesse für Edgar Poe wieder auf. Man las seine Werke und war entzückt davon, man hörte von fremden Nationen, daß „Der Rabe" mit seinem gespenstigen Fittich den Erdball umkreise, daß die anspruchsvollen Franzosen „Die Mörder in der Rue Morgue" mit Beifall überschüttet hätten, und so sagte man sich: Ei da haben wir Americaner, die man als Dollarjäger verschreit, einen Dichter, auf dessen Werke wir stolz sein dürfen, und wir treten sein Andenken in den Staub?

Mit der erwachten Erkenntniß kam auch das brennende Verlangen, die Unterlassungssünden wieder gut zu machen. In der Vaterstadt des armen Edgar waren es die Lehrer und Lehrerinnen, welche zuerst das verlassene, nur von grünem Rasen bedeckte Grab des Dichters aufsuchten. In feierlicher Procession, an welcher die Bürger der Stadt theilnahmen, führte man die Asche von dem stillen Friedhof an der Fayette-Straße nach der alten Westminster-Kirche und hier fand dieser Tage die feierliche Enthüllung eines Poe-Denkmals statt, zu welcher die Nation ihre Delegaten gesendet hatte.

Mehr werth als diese äußere prunkvolle Restitution ist aber der Umschlag der Gesinnung, welcher jetzt bei dem americanischen Volke Platz greift. Zum ersten Male fragte man sich: Ist Edgar Poe ganz durch eigene Schuld untergegangen, oder kämpfte der geniale Dichter nicht etwa mit einem widrigen Geschick, das ihn zerbrach wie der Orkan die Eiche, weil sie zu stolz ihre Aeste in den Himmel reckt? Und als die reuigen Americaner das Leben des lüderlichen Eddie nach der Art milder

Digitized by Google

und gerechter Richter ansahen, da fand es sich, daß schon von vornherein die so leichthin für zuverlässig angenommene Thatsache, er sei in einem Anfall von Delirium tremens in der Gosse verschieden, eine gemeine Lüge der Bostoner Zionswächter war.

Der „Newyork-Herald" that das Einfachste, was geschehen konnte, um diese infame Scandalgeschichte aus der Welt zu schaffen, er druckte den officiellen Bericht ab, welchen Prof. Moran erstattet hatte, unter dessen Händen Edgar Poe am 7. Oct. 1849 im Univers. Hospital zu Baltimore verschied. Aus diesem Bericht über die letzten 14 Stunden des Dichters geht klar hervor, daß Edgar Poe einer Agonie erlag, die zum großen Theil dadurch herbeigeführt wurde, daß er eine allzu starke Dosis Opium nahm, um seine kranken Nerven zu beruhigen.

Wie diese eine Verleumdung gefallen ist, so werden andere bei genauerer Betrachtung in das dunkle Reich der Fabel, dem sie entstiegen sind, zurückkehren.

Bei uns in Deutschland erfuhr der Dichter Edgar Poe längst eine gerechte Würdigung. Johannes Scherr hat dem Americaner in seiner „Allg. Geschichte der Literatur" einen ehrenvollen Platz angewiesen. Der verdienstvolle Adolph Strodtmann gibt uns in seinem „Lieder- und Balladenbuch", Fr. Spielhagen in seinen Novellen, mehrere seiner besten Gedichte in geschmackvoller Uebersetzung wieder.

Was jedoch den äußeren Lebensgang des unglücklichen Poeten betrifft, so haben wir uns einfach an das Bild gehalten, welches uns seine allzu rigorosen Landsleute von ihm entworfen. Hier sind die Züge des dahingeschiedenen Dichters vielfach entstellt worden, und vielleicht dürfte es jetzt, wo man sich in America zu milderem Urtheil bekehrt, auch für uns Deutsche nicht uninteressant sein, den ebenso seltsamen als schwer verständlichen Lebensgang Edgar Allan Poes genauer in's Auge zu fassen.

Die Vorfahren dieses Dichters gehörten zu den altangesessenen Kolonisten Marylands; sein Vater, David Poe, hatte die Rechte studirt, trat aber früh in die Revolutionsarmee ein, woselbst er sich als braver Offizier auszeichnete. Als der Krieg zu Ende war, lernte David eine durch Geist und Talent ausgezeichnete Schauspielerin, namens Elise Arnold, kennen. Die Liebe zu dieser hübschen Komödiantin, vielleicht auch die Unlust zum Advocatenstande, dem er sich gewidmet hatte, bewog den kühnen Revolutionssoldaten, allen Abmahnungen seiner Familie zum Trotz, sich gleichfalls der Bühne zu widmen und Miß Arnold zu heirathen. Die Pioniere der Schauspielkunst führten damals kein beneidenswerthes Dasein. Vielleicht war es das Elend dieses Zigeunerlebens, welches die Gesundheit der beiden Gatten untergrub, denn als Elise ihrem Manne drei Kinder geschenkt hatte, raffte der Tod David Poe und sein Weib in einer ganz kurzen Spanne Zeit hinweg, und drei völlig unmündige Kinder blieben, von Gott und der Welt verlassen, auf dieser Erde zurück.

Eine dieser drei Waisen war Edgar. Der kleine Knabe lallte kaum die ersten Worte, als seine Mutter für immer die Augen schloß. Die Mutter verlieren, heißt für ein Kind jene zarte Hand der Liebe einbüßen, welche die Leidenschaften dämpft, unser Wesen läutert und alle Regungen der Milde, der Reinheit und der Liebe in unserm Herzen aufsprossen läßt. Edgar wurde plötzlich aus dem warmen Nest einer glücklichen Familie hinausgestoßen, wie ein Vogel, der noch nicht flügge ist, und diesen Umstand dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, denn er läßt uns manche seiner Verirrungen in einem milderen Lichte erscheinen. Einer der reichsten Kaufleute Richmonds (Virginien), Namens John Allan, welcher zu den Bewunderern der Schauspielerin Elise Poe gehört hatte, nahm den kleinen Eddie an Kindesstatt an.

Der neue Pflegevater hatte nicht die Zeit dazu, sich persönlich mit der Erziehung seines Schützlings zu befassen. Als er daher eine Geschäftsreise nach London antrat, nahm er den Knaben, der damals 5 Jahre zählte, mit sich über's Meer und ließ ihn in einem Knabeninstitute zu Stoke Newington, einem kleinen Orte in der Nähe Londons, erziehen. In dieser Anstalt blieb Edgar bis zu seinem elften Jahre und hier, auf englischem Boden, entwickelte sich der kleine Maryländer mehr und mehr zu einem Problem, das seinen Lehrern vollkommen unverständlich wurde. Schon die Erscheinung des Knaben war befremdlich. Edgar war anscheinend zart gebaut und doch von ungewöhnlicher Kraft, seine krausen dunklen Haare umrahmten ein mädchenhaftes Gesicht und gleichwohl entschleierte er mit den langen Wimpern zwei dunkle Augen, welche mehr als ernst, fast melancholisch in die Welt blickten. Im Unterricht gehörte er zu den Schülern, deren Fähigkeiten unberechenbar sind. Zeigte ihm ein Lehrer viel Wohlwollen und ermuthigte ihn durch Lobsprüche, so überflügelte er sämmtliche Mitschüler; wo er auf herben Tadel stieß, blieb er wie ein stätisches Pferd weit hinter dem Zuge zurück. In jener Zeit war die englische Jugend den Americanern nicht sehr gewogen. Die Niederlagen, welche England im Kampfe mit den jungen Staaten erlitten hatte, wurden nur schwer verwunden, und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Die Schulbuben von Stoke Newington konnten daher der Versuchung nicht widerstehen, sich in dem fragwürdigen Yankeeknaben einen Prügeljungen zu erziehen; allein die wilde Heerde erzog sich das stricte Gegentheil, denn aus dem Prügelknaben wurde ihre Geißel. Die Hänseleien erzeugten in Edgar erst Verbitterung, dann Rachsucht. Er suchte um jeden Preis seine Kraft zu stählen, und als dies durch Turnen, Schwimmen und Boxen geschehen, packte er immer aus der Schaar seiner Peiniger den Stärksten heraus und ruhte nicht eher, bis dieser blutend und um Erbarmen schreiend unter ihm lag. Daß solche Auftritte für die Lehrer mancherlei Aergernisse herbeiführten, ist leicht erklärlich, man war in Stoke Newington daher herzlich froh, als Herr Allan seinen Zögling wieder mit sich nahm.

In England hatte der kleine Edgar Byrons Namen gehört, und da seine Lehrer und Mitschüler verächtlich von diesem Dichter sprachen, so las er aus reiner Oppositionslust dessen Schriften. Der Knabe fühlte sich unendlich von der erhabenen Melancholie und titanenartigen Kraft und Wildheit des englischen Barden angezogen nnd wurde ein glühender Verehrer desselben. Auf der Akademie zu Richmond überflügelt Poe alle seine Mitschüler, und als er, fast noch im Knabenalter stehend, die Universität zu Charlottesville besuchte, legte er sich mit Vorliebe auf Leibesübungen und bildete sich zum vollkommenen Athleten aus. Er hatte von der berühmten Schwimmfahrt Byrons über die Dardanellenstraße gehört. Als seine Studiengenossen mit Bewunderung von dieser That sprachen, sagte Poe: „Das kann ich auch". Er schwamm von Richmond nach Warwick, was eine Strecke von $7\frac{1}{2}$ engl. Meilen ausmacht. Und trotz der Fluth, welche ihm entgegenströmte, legte er in der Stunde drei englische Meilen zurück.

Zu jener Zeit gerieth Edgar leider in lüderliche Gesellschaft, die ihn an den Spieltisch brachte. Das Spiel übte eine fascinirende Gewalt auf den jungen Burschen aus, und als die Herren Professoren merkten, daß er mehr in den Spielhöhlen als im Colleg zu finden sei, machten sie ihn zum relegirten Studenten.

John Allan benahm sich trotz alledem sehr gütig gegen den mißrathenen Pflegesohn: er bezahlte seine Schulden und als dieser den Wunsch aussprach, sich den Befreiern Griechenlands anschließen zu wollen, rüstete er ihn mit einer kleinen Baarschaft aus. Edgar kam aber leider nicht bis zu den Gestaden des classischen Hellas. Fast ein Jahr trieb er sich in Europa umher, niemand erfuhr je so recht, wo er gewesen. Zuletzt tauchte er in Petersburg auf, wo ihn die Polizei beim Kragen hatte. Der americanische Gesandte Mr. Middleton intervenirte zu seinen Gunsten und sandte ihn dann nach der Heimat zurück. Hier nahm ihn Allan wieder bei sich auf und verschaffte ihm Aufnahme auf der Cadettenschule zu Westpoint. Die strenge militärische Zucht vertrug der mit einem unbändigen Freiheitsdrang begabte junge Mann nun gar nicht, und nach Verlauf von elf Monaten schon wurde er aus der Anstalt fortgejagt.

Als jetzt Edgar Poe wieder das freundliche Asyl seines Pflegevaters aufsuchte, zählte er erst achtzehn Jahre. In jener Zeit, in welcher der Mensch so recht in's Fahrwasser der Leidenschaft treibt und der Wille noch nicht in dem Maße die Selbstbeherrschung übt, daß das Lebensschiff sicher durch die wilde

Digitized by Google

Strömung geht, führte Edgar Poe eine Katastrophe herbei, welche einen dunklen Schatten auf sein Leben wirft.

John Allan, welcher dem verwaisten Knaben so viel Güte gezeigt hatte, war Wittwer und wollte sich wieder verheirathen. Die Dame, welcher er seine Neigung schenkte, war ein junges Mädchen von großer Schönheit. Kurze Zeit nach der Verheirathung des Paares warf Allan seinen Pflegesohn zur Thüre hinaus, und damit hatte dieser die letzte Stütze, welche ihm bisher geblieben war, für immer verloren.

Welche Gründe Allan zu dieser energischen Handlung bewogen, ist schwer zu sagen. Edgar Poe soll seinen Freunden auf näheres Befragen gesagt haben, er hätte seinem Pflegevater vorgestellt, daß es nichts tauge, wenn ein alter Mann eine junge Frau nehme. Diese Angabe, wenn sie gemacht wurde, ist sehr unwahrscheinlich, denn Allan stand damals im kräftigsten Mannesalter. Ich bezweifle es auch, daß Edgar Poe je eine Silbe über den ganzen Vorgang äußerte, denn es war einer der ihm eigenthümlichen Charakterzüge, daß er fast nie über seine eigenen Lebensschicksale sprach. — Eine andere Version geht dahin, daß Edgar die Verlobte Allans selber geliebt und die Rolle des Don Carlos mit gleicher Erfolglosigkeit wie der spanische Infant gespielt habe, ohne jedoch den Kopf dabei zu verlieren. Die wahre Ursache des Conflicts wird schwerlich jemals aufgedeckt.

Poe sah sich nunmehr auf seine eigene Kraft angewiesen, und er beschloß die Dichtkunst zu seinem Broterwerb zu machen; bekanntlich ein schwieriges Unternehmen! Im Jahre 1829 veröffentlichte er „Al Aaraaff Tamerlane", eine orientalische poetische Mystification, in welcher er in ebenso feurigen als melodiösen Dithyramben luftige Phantasiegestalten besingt. Dies Erstlingswerk ist eine poetische Schwelgerei, welche bei den realistischen Americanern nicht den mindesten Anklang fand.

Als die ersten bittern Enttäuschungen, denen jeder Dichter preisgegeben ist, über Poe hereinbrachen und all' seine Hoffnungen zunichte machten, that er einen Verzweiflungsschritt und wurde Soldat. Schon nach wenig Wochen bereute der junge Poet diese Thorheit, denn kurz entschlossen warf er die Flinte in's Korn und desertirte.

Zu jener Zeit hatte der Herausgeber des „Saturday Visitor" in Baltimore einen Preis von 100 Dollars für die beste Novelle ausgesetzt. Es gingen eine Anzahl Arbeiten ein, deren erste Prüfung dem Novellisten Kennedy oblag. Als dieser die Manuscripte durchsah, fiel ihm eine Handschrift von so staunenswerther Schönheit und Zierlichkeit auf, daß er sich unwillkürlich zur Lectüre des Manuscripts angezogen fühlte. Kennedy las, und mit jeder Seite wuchs sein Interesse, seine Bewunderung. Als er die Novelle zu Ende gelesen, sah er keine der Concurrenzarbeiten mehr an, sondern sagte dem Herausgeber: „Hier ist das Werk eines echten Dichters, dem vor allem ein Preis gebührt".*)

Kennedy schrieb darauf an Edgar Poe, er möge ihn besuchen, damit er ihn dem Preiscomité vorstellen könne.

Nach dem über Poes Leben verbreiteten Sagenkreis soll nun zur angegebenen Stunde ein in Lumpen gehüllter Bursche bei Kennedy eingetreten sein, dessen Schuhe und Körper von Schmutz starrten. Als Kennedy nun erfahren habe, daß diese fragwürdige Gestalt der Verfasser der Preisnovelle sei, habe er denselben erst in ein römisches Bad geschickt und ihm dann einen neuen Anzug geschenkt, damit er sich in anständiger Gesellschaft sehen lassen könne.

Diese landläufige Anekdote steht im grellsten Widerspruch zu der Thatsache, daß Poe ein wahrer Reinlichkeitsfanatiker war. Er liebte elegante Kleider und war trostlos, wenn seine Wäsche unsauber oder zerknittert erschien. In Wahrheit stellte sich dem Kennedy ein junger blasser Mann als Edgar Poe vor, der zwar recht ärmlich aber sauber gekleidet war, und der ihn schüchtern bat, er möge ihm zur Vorstellung bei dem Comité einen anständigen Rock borgen. Kennedy willfahrte gern dieser Bitte, ja er that noch mehr. Als Poe von dem Herausgeber Hrn. White den ersten und gleich darauf einen zweiten Preis für seine Novellen erhalten hatte, verschaffte der gute College ihm eine Redacteurstelle in Richmond. Der damals 24 Jahre zählende Poe redigirte nun vom Jahre 1835 bis 1837 den „Southern Lit. Messenger" und heirathete während dieser Zeit seine Base Virginia Clemm, eine ätherische junge Dame von delicater Gesundheit, welche nach zehnjähriger Ehe an der Schwindsucht starb.

(Schluß folgt.)

*) Die Novelle war „M.: S. found in a Bottle". D. Red.

Aus der Hauptstadt.

Permanente Ausstellung des Vereins Berliner Künstler.

Seit einigen Wochen hat in den Räumen des Vereins wieder ein reges Leben begonnen, und die Zeit, in welcher der Berichterstatter aus Mangel an allgemein interessantem Stoff geschwiegen hat, scheint vorüber. Am reichsten sind stets die Landschaften vertreten, welches Genre heute überhaupt von den Malern sehr gepflegt wird. Die Gründe liegen nicht nur darin, daß das Naturgefühl Mode geworden ist, sondern theilweise auch in rein technischen Motiven. Nirgendwo fühlt sich der Dilettantismus so zu Hause als in der Landschaftsmalerei. Die figurale Kunst erfordert in den Contouren mindestens einen Grad von anatomischen Kenntnissen, und eine Verzeichnung fällt da selbst dem Laien bald auf. In der Landschaft läßt sich das Publicum viel leichter beschwindeln, wenn der Himmel blau, die Wolken grau, die Bäume grün sind, und das Ganze nur recht viel Stimmung hat, so sind die meisten Beschauer zufriedengestellt, denn für die feinen individuellen Züge einzelner Baumarten, für die Feinheiten der Beleuchtung ꝛc. haben oft manche Maler kein Verständniß. Unter den ausgestellten Landschaften sind übrigens sehr wenige von diesem Vorwurf betroffen, die meisten verdienen als tüchtige Arbeiten bezeichnet zu werden. Lutteroth ist mit einem Cyklus von vier italienischen Vedutten vertreten, in denen er die vier Jahreszeiten darzustellen unternommen hat. Dgs ist ihm eigentlich nicht gelungen, denn wie er den „Winter in der Campagna" z. B. darstellt, kann dieselbe an einem trüben Tag des Frühlings ebenfalls aussehen. Aber die Bilder selbst verdienen Anerkennung, denn sie sind Zeugen ernstkünstlerischen Strebens, mit großem Fleiße gearbeitet, wenn auch nicht alle von gleichem Werth. Am einheitlichsten in der Haltung ist „Herbst bei Neapel".

v. Gleichen-Rußwurm hat drei Bilder ausgestellt, von denen „April" das meist gelungene ist — eine Waldpartie im ersten Grün mit sehr feiner Stimmung.

Eine vorzügliche Leistung ist die „Marine" von Sturm; hochgehende Wellen spielen mit einem kleinen Schooner, im Vordergrunde treibt das Wrack eines zweiten. Den Künstler zeichnet eine kräftige Naturanschauung aus, und außerdem besitzt er eine gediegene Technik, nicht blendend, aber frisch und klar.

Hermes strebt immer mehr darnach ein deutscher Corot zu werden, wenigstens in seinen kleineren Bildern mit ihren silbergrauen Tönen und den unbestimmten Contouren. Seine große „Holländische Landschaft" ist eine beachtenswerthe Leistung. Eine trübe herbstliche Stimmung lagert auf der Ebene, deren Wahrzeichen, die Windmühlen, ihre Arme emporstrecken. Den Fluß hinauf schifft langsam ein Boot, mit Heu beladen. Die Luft ist vortrefflich gemalt und die Tiefenwirkung eine sehr wahre.

Eine Landschaft von Steinhausen „Bleibe bei uns Herr, es will Abend werden" erwähne ich ihrer Seltsamkeit wegen. Der Maler gehört einer Richtung an, als deren Hauptvertreter Thoma in München genannt werden kann. Die Contour wird in übermäßiger Weise betont, die Flächen sind mit einem ziemlich gleichmäßigen Ton mehr colorirt als gemalt, die Farbe sehr dünn aufgetragen, so daß die Untermalung oft gar nicht gedeckt ist. Das eigentlich Unkünstlerische liegt in der Flachheit auf diesem Bilde, an der nicht nur die Landschaft, sondern ebenso die drei Gestalten im Vordergrunde Christus und zwei Apostel leiden. Gestalten kann man eigentlich nicht sagen, es sind nur Gliederpuppen, die Gelegenheit zur Ausführung eines Faltenwurfmotives geben müssen, das aber ebenso unplastisch wirkt als alles andre.

Digitized by Google

Ein sehr beachtenswerthes Talent ist Jacob, wofür sowohl sein „Steinfeld", wie die Aquarelle aus Italien, besonders „Wasserstraße in Venedig" Zeugniß ablegen. Er sieht sehr farbig, aber er leidet an künstlerischem Eigensinn, an übertriebener Kraft. Mehr Freiheit würde seinem Vortrage sehr nutzen, man kann ja sehr energische Wirkungen auch mit weniger gewaltsamen Mitteln erreichen.

Drei Portraits haben in letzter Zeit viel von sich reden gemacht; am meisten Beifall fand ein Frauenbildniß von Biermann. Die Anordnung des Bildes ist sehr geschmackvoll, sowohl in den Linien, wie in der Farbe. Aus dem Helldunkel des feingestimmten Hintergrundes tritt die üppige Gestalt, kräftig beleuchtet, in anmuthiger Haltung hervor. Das Arrangement ihrer Kleidung, die trotz des modernen Zuschnittes in geschickter Form stilisirt ist, ist mit großem Farbengefühl getroffen, und die Stoffe sind breit und kräftig gemalt. In der Nähe gesehen, verliert das Fleisch sehr an Frische durch das aufgesetzte kalte Weiß. Der einzige ernstere Tadel trifft die Zeichnung des linken Armes.

Die Kindergruppe von Prof. Gussow hat zu den erbittertsten Debatten Anlaß gegeben. Das Bild hat eine Fülle von Vorzügen und einer der größten ist — im Princip — seine Wahrhaftigkeit. Der Ausdruck der Köpfe ist echt kindlich ohne irgendwelchen Zug von süßlicher Sentimentalität, die Formen kommen zu kräftiger Geltung, das linke Aermchen des Mädchens ist meisterhaft. Die Stoffe wirken in ihrer breiten klaren Behandlung ausgezeichnet, und der Teppich ist ein technisches Kunststück. Aber das ganze Bild wirkt trotz dieser großen Vorzüge aus einem Grunde nicht einheitlich, und zwar wegen des Vorhangs von blauem Atlas, der, bestimmt die Figuren herauszudrängen, durch seine helle Farbe die Haltung des Portraits zerreißt, eine ruhig gehaltene Farbe statt dieser schreienden, und das Bild würde eine ganz andere Wirkung machen. Auch große Talente, und ein solches ist Gussow, können irren.

Sehr vornehm präsentirt sich eine Portraitstudie „Pensierosa" von Graef, ein wunderbar schönes Frauenprofil, von langem schlichtem Haar umflossen, das dem Beschauer mit tiefen Augen entgegensieht.

Zwei Thierstücke „Ausmarsch" und „Heimkehr" von Rohde fallen weniger durch technische Vorzüge auf als wie durch die ungewöhnlich scharfe Beobachtung; in den kleinen Küchlein, die der würdevollen Mutter nachlaufen, liegt ein unbeschreiblicher Humor.

Zum Schluß muß noch „Der Blumen Rache" von H. Faust erwähnt werden. Der Maler gehört zu den Markartändelnden. Auch er sucht durch den Farbenreiz zu bestricken, aber ihm fehlt, trotz unleugbaren coloristischen Talentes, die mächtige Farbenpoesie seines Ideals, das er nebenbei gar nicht recht versteht. Makart taucht alles, was sein Auge erfaßt und sein Pinsel darstellt, in den Zauber seiner Farbe und schafft sich unbekümmert um die Realität seine eigene rein ideelle Phantasiewelt. Faust malt mitten in die Makart nachempfundenen Töne eine ganz realistisch dargestellte Vase — das Feinste auf dem ganzen Bilde. Der Blumenstrauß ist sehr fein, die schwebenden Elfengestalten klingen zu sehr an „die modernen Amoretten" an. Die Mädchengestalt ist seltsam gezeichnet, der rechte Arm und der Hals sind mir zwei Räthsel.

v. Leixner.

Notizen.

Die Strafrechtsnovelle ist so gut wie im Hafen, und das Parlament wird ohne die schweren Sorgen, welche sie verursacht hat, in die Weihnachtsferien gehen. Zwar wird das Gesetz ein Torso bleiben, der, wenn man gewissen ministeriellen Stimmen während der letzteren Zeit Glauben schenken wollte, zu günstiger Stunde von einem dazu befähigten Künstler ergänzt werden soll. Man weiß indessen, daß solche Restaurationen nicht immer gelingen. Michel Angelo wagte nicht einmal an dem berühmten Meleager, der das Museum des Vaticans in Rom ziert, auch nur die eine fehlende Hand zu ergänzen und lehnte die deswegen an ihn ergangene Aufforderung ab. Die Novelle zum deutschen Strafrecht gleicht aber dem Meleager nur darin, daß sie eine kalydonische Jagd auf den armen Eber der Presse im Sinne hatte. Sonst war sie nichts weniger als ein Meisterwerk, und es wird wenig helfen, wenn später daran noch einmal herumgepfuscht werden sollte. Die Presse würde sich jedenfalls wehren, und daß sie das gelegentlich mit Erfolg zu thun weiß, hat das Ereigniß bewiesen. Jetzt sind die Blätter unter dem Einfluß des Gefühls, daß sie einer großen Gefahr entronnen, gewiß guter Laune, und wenn man zum herannahenden Feste einige Desiderien ihrer Beachtung empfehlen sollte, würde dieser Wunschzettel vielleicht nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Das Publicum wäre zuerst sehr dankbar für etwas besseres Papier, für einen mehr klaren, die Augen weniger verletzenden Druck und ähnliche äußere Reformen, die schon zur Zeit, als der berufene Stempel aufgehoben wurde, versprochen waren, aber niemals zur Ausführung gekommen sind. Eine Anzahl deutscher, im übrigen sehr verdienstvoller Zeitungen, deren Lectüre auch geradezu unentbehrlich ist, müssen noch immer mühselig aufgeschnitten werden. Diese saure Arbeit, verbunden mit der Nothwendigkeit, wichtige Nachrichten, namentlich Telegramme, an irgend einem versteckten Orte aufsuchen zu müssen, wird in keinem anderen Lande der Welt dem Leser zugemuthet, am wenigsten in England und America, wo die Presse einen hohen Grad von Verbreitung und Einfluß erlangt hat. Wir sind allerdings in dem äußeren Arrangement der Blätter seit zehn Jahren ein Stück vorwärts gekommen, aber es bleibt sicherlich noch viel zu thun übrig. Sehr begehrenswerth wäre ferner an andern Stellen ein wenig mehr Vorsicht in Aufnahme von zweifelhaften Sensationsnachrichten, ein strafferes Innehalten derselben politischen Linie, endlich, endlich ein größerer Grad von Initiative und Befreiung von der officiösen Schablone. An materieller Unabhängigkeit nimmt es die deutsche Presse trotz stark übertriebener Anklagen des großdeutschen Professors Wuttke in Leipzig und der Ultramontanen im Reichstage mit jeder andern in Europa auf. Wie es aber mit der intellectuellen und innern Selbstbestimmung steht, wissen die Götter. Man hört darüber in Deutschland allerlei flüstern und auswärts noch weit mehr. Auch ein geringerer Grad von Leidenschaft in der Behandlung fremder Interessen, die uns nur indirect berühren, würde Niemandem Schaden bringen. Wir sind doch über die Zeiten hinaus, wo der Staatsanzeiger seine politischen Nachrichten mit der Rubrik: Ausland eröffnete, während das Inland durch Abwesenheit glänzte. Die Chancen des Bonapartismus beispielsweise mögen discutirt werden, aber man braucht nicht durch periodisches eifriges Verkünden, daß die Wiederkehr jenes Polizeiregiments, das die moderne Geschichte verpestet hat, unausbleiblich sei, seinen Quartiermachern die Arbeit zu erleichtern. Wenn die Bonapartisten wieder da sind, werden wir mit ihnen fertig werden. Wollen sie wieder nach Benedetti'scher Art conspiriren, werden sie den Kürzeren ziehen und schlagen sie dann in toller Verblendung los, werden sie in einer dem Girardin'schen Bonmot von 1870 entgegengesetzten Richtung mit Kolbenstößen über die Mosel zurückgejagt werden. Bei der Senatorenwahl in Versailles haben sie jedenfalls nicht den Löwenantheil davongetragen. Der nächste Senat wird dem imperialistischen wenig gleichen. Dieser war ein Collegium subventionirter Höflinge, dessen Mitglieder bekanntlich eine jährliche Unterstützung von 30,000 Franken erhielten. Herr von Heeckeren war einmal unzufrieden wegen eines wenig freundlichen Empfangs am Hofe und vertraute dem Grafen Morny, er wolle seine Demission als Senator geben. Dieser aber erwiderte: Sie werden das nicht thun, und zwar aus dreißigtausend Gründen, deren jeder einen Werth von zwanzig Sous hat! Was die Menschheit bei der Wiedererweckung einer solchen Anstalt staatlicher Verderbtheit gewinnen sollte, ist unerfindlich. Im übrigen aber ist uns der Bonapartismus Hecuba, deren Loos ihren alten und ehrwürdigen Gemahl mehr interessiren mußte als die Nachwelt. Es ist schon so gut wie vergessen, daß die Wittwe des Priamus sich später wieder verheirathet hat, dann, wie Ovid berichtet, in eine Hündin verwandelt wurde, sich in's Meer stürzte und durch ihr Grab den Schiffern zum Wahrzeichen diente. Eine Warnung sollte wenigstens auch das Ende der kaiserlichen Wirthschaft für die Franzosen sein, die zu beweisen haben, ob der angebliche Ausspruch eines deutschen Staatsmannes, daß sie kein besseres Regiment verdienen, wirklich Grund hatte.

* * *

Richard Wagners Theorien und die englische Kritik.

Künstler und Kunstverständige, mögen sie sich nun speciell mit Musik beschäftigen oder nicht, werden Wagners Operntheorie in ihren Beziehungen zu den allgemeinen Principien der Kunstproduction jedenfalls sehr interessant finden. Durch die gemachten Versuche, das Gebiet der Musik festzustellen, sind kritische Probleme von hohem Reize angeregt worden,

Digitized by Google

und es ist hauptsächlich den Wagner'schen Schriften selbst zu verdanken, wenn die Discussion die Grenze seiner eigenen Kunst überschritten hat und sich nunmehr auf alle Kunstformen erstreckt. Heute wird fast jede Kunstpublication — gehöre sie nun dem Bereiche der Musik, Malerei oder Dichtkunst an — in Begleitung einer zu ihrer Unterstützung „bestimmten kritischen Theorie" in die Welt geschickt. James Sully bemerkt in einer der jüngsten Nummern der „Contemporary Review", daß diese „kritischen Theorien" fast jedesmal von den Werken selbst trennbar seien. Als Beispiel führt er neben Wordsworths Dichtungen dessen Kunsttheorie an; ebenso hält er dafür, daß Wagners Musik von seinen Theorien wohl unterscheidbar sei. Er bespricht daher die letzteren und läßt dabei Wagner als Künstler aus dem Spiele.

Diejenigen, sagt Sully, die nach den Principien der Kunst forschten, haben sich bisher sehr wenig um die dramatische Kunst bekümmert. Die Oper war, besonders in England, so sehr eine Sache „fashionabler Cultur", daß sich wenig Bestreben documentirte, an sie den Maßstab logischer Kritik anzulegen. Heute jedoch herrscht mehr Regsamkeit auf diesem Gebiete, und da Wagner ein Hauptfactor der diesbezüglichen Bewegung ist, verdienen gerade seine Ansichten hohe Beachtung. Daß es ihnen in Deutschland und Oesterreich an derselben nicht gefehlt, ist selbstverständlich; in Frankreich hat sich vor allen Schuré*) mit deren Bekanntmachung abgegeben, und was England betrifft, so sind es unseres Wissens Danreuter, Franz Hueffer und Sully, die sich mit der Kritik des Wagner'schen Schaffens beschäftigen.

Sully erinnert daran, Wagner sei der Ansicht, die Geschichte der Musik sowohl als die der Poesie weisen gleichmäßig auf eine Vereinigung dieser beiden Künste hin als auf das einzige wirksame Mittel zur Erreichung der höchsten Entwicklung beider. Einerseits sucht Wagner zu beweisen, daß die Poesie jenen Punkt erreicht hat, wo sie gebieterisch den Beistand der Musik verlangen muß. Die Gemüthsbewegungen, die sie ausdrücken will, liegen außerhalb der ihr zu Gebote stehenden Ausdrucksbehelfe; ohne den Beistand der Musik müsse das Thema des poetischen Dramas eine unvollständige Interpretation erfahren. Anderseits aber sei die Musik ebensosehr der Hülfe der Dichtkunst bedürftig; sie habe ihre unabhängigen Quellen erschöpft und fordere nun die Mitwirkung der Poesie, um eine bestimmte Richtung zu erhalten. Alle Anstrengungen, die Musik vom Text zu befreien, seien an der Thatsache gescheitert, daß die Musik blos ein Werkzeug des Ausdrucks sei, und daß sie nur durch eine Reihe von Gemüthsbewegungen, die zur Sprache gebracht werden müssen, vollkommen entwickelt werden könne. Es ist merkwürdig, bemerkt Sully, daß dieser Begriff von der Oper, obwohl von einem Musiker gefaßt, dennoch, wie man auf den ersten Blick sieht, der Dichtkunst das Uebergewicht einräumt. Die Oper sei nach Wagner das vervollkommnete Drama, für welches Musik und Poesie zusammenwirken, aber erstere hänge von der letzteren ab. Die Opernmusik habe vor Allem die Darlegung des Gegenstandes zu behandeln und sich in strengem Gehorsam den Vorkommnissen der Handlung anzupassen. Ihre Formeinheit müsse daher nicht von den Gesetzen absoluter Musik, sondern von den poetischen Bedingungen des Dramas selbst abgeleitet werden. Diese Anschauungen, sagen die englischen Kritiker, können offenbar auf zweierlei Art aufgefaßt werden: Wagner will das Gefüge der Oper reformiren, — oder aber er will das künftige Schicksal der Künste prophezeien, die bisher eine unabhängige Existenz geführt haben.

Was nun die erstere Auffassung betrifft, so geht sie dahin, daß man die Lehre, die Rettung beider Künste liege in ihrer idealen Vereinigung, als Versuch betrachtet, das Musikdrama dem Zustande zu entreißen, in den es verfallen. Hueffer zweifelt nicht daran, daß für jene Art der Dichtkunst, die in der Oper eine Rolle spielt, die Hülfe der Musik absolut erforderlich ist, damit der Gemüthszustand vollständig ausgedrückt werde. Aber er findet den Fehler der Theorie darin, daß sie sich als allgemeine Kunsttheorie ausgibt, daß sie, indem sie für eine gewisse Gattung der Dichtkunst etwas festsetzen wollte oder sollte, dasselbe für's Drama überhaupt oder für's Dichten überhaupt festsetzt. Hier wird aber Wagners Theorie ein allgemeines Gesetz, nicht blos für das Drama und die Poesie, sondern für jede Kunst, und daher sei Jedermann berechtigt, sich in die Discussion zu mischen.

Ob die Oper wirklich das Schicksal der Musik in sich schließt, das heißt, ob diese wirklich ihre unabhängige Existenz verlieren werde, sobald die moderne Oper gänzlich entwickelt sein wird, ist sehr fraglich, und ist darüber die musikalische Kritik nicht einig. Die Annahme jedoch, daß das poetische Drama fortab nur mehr als Theil einer Zusammensetzung, namens Oper, werde existiren können, fordert die literarische Kritik zur Gegenwehr heraus. Diese Annahme berührt nicht nur die Zukunft der Oper, sondern auch die allgemeine Philosophie der Künste und ist — so heißt es in einem vor einigen Monaten erschienenen Aufsatze im „Examiner" — auf so überraschende Voraussetzungen basirt, daß sich Wagner nicht wundern darf, wenn ihre Richtigkeit nicht von Jedermann anerkannt wird.

Betrachten wir einen andern Punkt. Nach dem Zukunftsmaestro ist der geeignetste Gegenstand für das Operndrama die Legende oder Mythe. Er selbst hat sich ziemlich consequent hieran gehalten. Vom Standpunkte des Musikers aus hat Wagner Recht, meint Danreuter; für eine Kunst, die über die größeren und einfacheren Gemüthsbewegungen verfügt, sind die passendsten Themata jene, in denen die Handlung sich ohne Verworrenheit abspielt. Die Musik interpretirt die Leidenschaften nicht durch Erklärung, sondern indem sie ihnen freien Lauf läßt; daher könne kein Vorwurf für musikalischen Ausdruck so geeignet sein, wie eine Mythe oder Legende, in der die Leidenschaften klar und einfach erscheinen. Gut — fährt Danreuter fort —; aber welches Licht wirft diese, dem Drama auferlegte Beschränkung auf die Theorie von der Vereinigung der Künste? Die Bedeutung des Vorzugs, den Wagner der Mythe im Drama gibt, illustrirt der „Examiner" — den betreffenden Artikel hat wahrscheinlich wieder Hueffer geschrieben — durch eine Analogie. Er setzt den Fall, der Theoretiker wäre ein Maler, der zu dem Schlusse käme, die Zukunft der Malerei hänge von ihrer Vereinigung mit der Poesie ab; auch sei letztere der ersteren bedürftig; und — um die Parallele complet zu machen — in dieser Vereinigung würden beide Künste ihre höchste Entwicklung erleben. Dann wäre es auch nicht befremdend, wenn der Maler auf den Gedanken käme — er kommt ja ohnehin auf ihn —, daß Mythen die besten Vorwürfe plastischer Kunstbilder seien, und wenn er weiter erklärte, die höchste Entwicklung dramatischer Kunst liege in der Wahl der Themen aus dem Reiche der Legenden oder Mythen. Aber man würde sofort erkennen, daß er als Maler und nicht als Philosoph spricht, ebenso wie Wagner nur als Musiker. Aber obwohl der Maler und der Musiker mit dieser Vereinigung ihrer respectiven Kunst und des Dramas den Anforderungen ihrer eigenen Kunst vollständig entsprochen hätten, wäre es ganz unrichtig, zu behaupten, daß sie das Drama überhaupt erschöpft hätten. Sie haben es der Dichtkunst noch freigestellt, jedwedes verwickelte intellectuelle Problem zu behandeln; dieselbe springt zwar den andern Künsten mit Mythen bei, verliert aber nicht die Freiheit, sich selbst weiter zu entwickeln. Sowohl der Maler als der Musiker statten, indem sie mit Wagner die Poesie ihren Künsten beigesellen, jene unbewußt mit den Eigenschaften der letztern aus und vergessen an die Versatilität der Dichtkunst und an ihre Ausnahmestellung unter den Künsten zu denken. „Die Poesie ist im Stande, sich mit allen Künsten zu verbinden, ohne einer von ihnen zu gleichen. Sie ist die einzige Kunst, die nicht von einem speciellen Sinne abhängt und dennoch alle Sinne nachahmt. Sie entlehnt reichlich von jeder sinnlichen Kunst, aber ihr eignes Material ist nicht sinnlich, sondern intellectuell." (Hueffer.) Ueber ihr Schicksal gebieten wollen — heißt es wieder bei Sully —, hieße die Zukunft der Sprache prophezeien. Es ist richtig, daß angesichts verwickelter Probleme Musik und Malerei, die nur die abstracte und dauernde Schönheit interpretiren, stumm sind. Die Poesie kennt solche Fesseln nicht. Sie kann bei aller Erhabenheit verwickelte Bilder menschlichen Thuns geben und kann dem Labyrinth individueller Charaktere folgen, ohne daß die Größe des Effectes Einbuße erleidet. Und wenn sie das bisher konnte, — warum sollte sie es nicht auch fernerhin im Stande sein? „Was immer auch ihr Schicksal sein wird, muß sie es ablehnen, durch die Beschränkungen der anderen Künste, die direct an bestimmte Sinne appelliren, gebunden zu werden. Sie kann nicht auf Mythen allein angewiesen sein, weil Mythen der geeignete Gegenstand musikalischen Ausdrucks sind, oder weil die Malerei Abstractes braucht. Mit der Unterstützung andrer Künste erschöpft sie ihre Quellen nicht. Sie kann ihre Kräfte der Herrn Wagner vorschwebenden Oper leihen, ohne ihre Ansprüche auf andere Dramengattungen aufgeben zu müssen." (Examiner.)

London, December. **Leopold Katscher.**

* * *

*) Siehe „Gegenwart" vom 20. November 1875.

Digitized by Google

Joseph Kürschner hat eine Nekrologie (1. Oct. 74 bis 1. Oct. 75) sämmtlicher mit dem Theater künstlerisch oder literarisch in Verbindung gestandener Persönlichkeiten herausgegeben. Das Unternehmen ist ein berechtigtes. Es haben sich kleine Irrthümer eingeschlichen, auf deren bedeutendsten wir den Hrn. Herausgeber aufmerksam machen. Die Histoire universelle du théâtre von Royer, deren erster Band Ende 1868 mit der Marke des folgenden Jahres erschienen, ist bis zum Jahr 1870 in vier nicht in zwei Bänden veröffentlicht gewesen, und der ursprünglich für die neueste Zeit bestimmte fünfte Band erhielt einen Zuwachs um einen sechsten, da sich das Material nicht überwältigen ließ.

* * *

Vom Büchertisch.

Der größte Theil unserer jüngeren Lyriker leidet an einer gemeinsamen Krankheit, fast allen fehlt die scharfbegrenzte Individualität, sie sind, um ein Wort Platens zu gebrauchen, „Froschmolluskenbreinaturen". Diese Erscheinung hat nichts Befremdendes an sich. Die immer tiefer greifende Kenntniß der Literatur häuft in unserer Jugend eine Fülle von Reminiscenzen an — hunderte von Versen schwirren durch den Kopf, und wenn in einer sentimentalen Stunde zufällig ein Stück Papier in der Nähe ist, so wird es mit dem ersten Lied beschrieben, „welches fortzeugend in unglückseliger Kette", unzählige Nachfolger findet. So wird das Material für die lyrische Springfluth gesammelt, die jährlich einige Male Deutschland überschwemmt. Nichts ist furchtbarer, als der poetische Dilettantismus, und nirgendswo ist Schonung weniger am Platze. Hier wird der Kritiker zum Arzte, der zwar weiß, daß die Krankheit in deutschen Landen von Jedem überstanden werden, aber ebenso, daß sie bei gewissen Naturen bis auf die Wurzel geheilt werden muß — wenn der Kranke das Heilmittel nicht zurückweist. „Meeresstille und wilde Wellen" ist von Julius Gräfe ein Büchlein getauft, das bei Hartknoch in Leipzig erschienen ist. Ich las es vom Anfang bis zu Ende mit der besten Absicht, aber es enthält fast nur Unbedeutendes. Kein Bild, keine Wendung verräth eine dichterische Individualität — ein Strom ohne Ufer, ergießt sich die weichliche Empfindung, die zwar aus dem Herzen kommen mag, aber am besten auch dort geblieben wäre. Muß denn alles Gereimte gedruckt werden? Wenn der Autor sich selbst fröhliche oder traurige Stunden im Liede bannt, so ist das eine Privatangelegenheit, die Niemand bemäkeln darf, aber er braucht nicht öffentlich aufzutreten. Zu loben ist die Bescheidenheit, die aus den Liedern spricht, sie sind alle sehr kurz. Die angefügten „Aphorismen" tragen die Spuren der Unreife an sich; allzu gewöhnliche Wahrheiten in Reimen.

Ein begabter Dilettant tritt uns in Stephan Waetzold entgegen, „Heimat und Fremde" (Oldenburg, Schulze), der vor Gräfe die Eigenschaft eines weitern Horizontes und einer gebildeten Sprache voraus hat, welch letztere für ihn dichtet. Aber auch hier fehlt der Stempel einer eigenartigen Natur, und trotz der Glätte der Form vermißt man in ihr die innere Nothwendigkeit, es fehlt die warme Empfindung, die echt poetische Leidenschaft, die jedes Wort durchglüht. Die größere Dichtung „Nixe Hilde", ein oft behandeltes Thema variirend, ist sprach- und versgewandt, vermag aber ebenfalls nicht zu erwärmen.

Es liegen noch einige Bände vor uns, denen aber Alles fehlt; ihre Autoren haben weder Geist und Bildung wie Waetzold, noch Gemüth wie Gräfe, und wir wollen ihren und der Leser Dank erwerben, indem wir schweigen und zu den guten Gaben der Muse übergehen.

Wilhelm Jensen hat bei Stilke (Berlin) eine Sammlung von Terzinen erscheinen lassen, die den Titel „Um meines Lebenstages Mittag" führen. Die erste Zeile aus Dantes „Divina commedia". Man kann dieses kleine, aber gedankenschwere Büchlein ein Glaubensbekenntniß nennen. Jede ernste Natur hat einmal im Leben das Bedürfniß, das Facit ihrer bisherigen Erfahrungen zu ziehen, wenn sie wie von einem Berge auf die durchschrittene Bahn zurücksieht. Der hochbegabte Jensen, eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des „jüngsten Deutschland", dessen Anmuth uns so oft entzückte, erscheint hier als ein tiefernster Mensch, dem die Stürme des Zweifels die Grundfesten der Seele erschüttert haben, ehe er dieselben so gefestigt hat, daß sie dauern können, so lange ihm die Sonne leuchtet.

Der Gedankengang ist in Kürze folgender. Der Dichter kommt als Mann nach seinem Heimatsort, der am Meere liegt. Da findet er ein Geschlecht, dessen Lebensgang Noth und Sorge ist, dessen Fleiß nur ein Leichentuch erwirbt, und vor seinen Geist tritt die Frage, ob das die Wesen sein sollen, die Gott zur Unsterblichkeit geschaffen. Wohl gibt und hat es unter den Menschen „Wesen stolzerer Art" gegeben, des Geistes „eingeborne Söhne", die Haß und Hohn der Masse ernteten; wohl gibt es Schönheit, so göttlich, daß man nicht glauben kann, daß auch ihr Loos der Tod; wohl gibt es „der Menschheit herrlichsten Demant — die Güte" — aber auch das alles entstammt der einen gleichen Mutter, und bebend beugt sich der Mensch der bittern Wahrheit — unvergänglich sind alle oder keiner. Die Meisten sind nur einer Brut von Larven gleich, sich ewig fortpflanzend, ewig denselben Trieben unterthan. Wozu wälzt die Menschheit den Fels des Sisyphus? Wozu diesem Geschlecht ein höheres, neues Dasein? Der Dichter schreitet, so denkend, einen Hügel empor; ihm zu Füßen liegt Meer und Land, die Sonne sinkt, und der Himmel, ein Riesendom mit Hieroglyphen bedeckt, spannt sich „ein unermeßliches Räthsel", darüber hin. Aus den wilden Rosen, die den Hügel decken, tönt geheimnißvolles Leben: „von ihnen möge er die Lösung des Daseins lernen. Wohl ist der Menschengeist stolz, wenn er allem, dessen innere Wesenheit er nicht begreift, Namen gibt, es eintheilt in Höheres und Niedrigeres. Der Natur aber, der Mutter ist alles gleich, und „Blühen und Verwehen" ist das gemeinsame Loos ihrer Kinder, die sie erschaffen hat — ohne Liebe ohne Zorn. Was kümmert sie es, ob Blätter, ob Menschen schwinden? Zweck ist ihr das Ganze". So sprechen die Blumen, aber den Dichter faßt bei dem Gedanken an das Nichts ein Schauer an, und er eilt zum Meers, „dem gährenden Phantom", dem Bild des Menschen, der ewig will und ringt und die Kraft im Sande vergeudet. Eine Welle nur — ein flüchtiger Ton sind wir in ewiger Melodie; der Einzelne, und mächtige Völker, es verweht alles und das Einzige, was feststeht, ist, daß es so ist. Hier findet der Geist keine Antwort auf seine Frage, und er tröstet sich mit einem gestaltlosen „Einst" und schafft sich jenseits der Grenze seiner Gedanken einen Gott und wird „fromm aus Selbstsucht". Für uns hat nur das Dasein Werth, deshalb muß sich der Mensch auf sich selbst stützen und seine Kraft zur That gestalten. Aber diese Erkenntniß ist trostlos, sie weht das Herz an mit Todeskälte. Nur Geistessaaten ausstreuen, nach Wissen scharren, nach Wahrheit, Ruhm dürsten: und dann? Trotz allem nur Moder und Verwesung? Wozu ward uns denn der Himmelsfunke, wenn er uns nur den Abgrund erhellen soll? Es ist — das taube All hört nicht den wilden Aufschrei des gequälten Herzens. In diese Träume des Dichters webt auf einmal der milde Mond seine hellen Strahlen und mit Einem taucht aus der Seele Grund das Bewußtsein auf, daß Eines dem Menschen bleibt — die Liebe, des erträumten Himmels schönste Tochter, vergänglich zwar, aber einen Gott werth, die Kindheit beschützend, entzückend die Jugend, beglückt sie den Mann und umflicht die Stirne des Greises mit holder Erinnerung Licht — ewig sich wandelnd, ewig dieselbe, im Aermsten reich und groß, im Kleinsten ein Abbild der Unendlichkeit. Friede zieht in des Dichters Seele, und die Heimat segnend, lenkt er die Schritte weiter.

Kein Buch für sentimentale Menschen, vielleicht auch nicht immer gleich künstlerisch vollendet, ist die Dichtung tief empfunden und von hohem Ernst durchweht, und in einzelnen Theilen von hinreißender Kraft. Die Terzinen sind fast durchgängig ungezwungen, die Sprache ein Saitenspiel, in dem jede Empfindung widerklingt.

Eine liebenswürdige Natur offenbart sich in „Durch Kampf zum Sieg", Gedichte von F. Kirchner (Berlin, Kamlah). Der Autor ist Theologe; ein Zug tiefinnerer Religiösität geht durch das Buch, aber wir blicken auch in die Werkstätte, aus der Charaktere hervorgehen, im Kampf mit dem Zweifel die Brust gegen die Wunden des Lebens gestählt. Kirchner ist kein Lyriker, dazu fehlt ihm jene Fähigkeit der Phantasie, die das Gefühl mit den geringsten Mitteln so gestaltet, daß die Empfindung des Einzelnen, ohne die subjectiven Züge zu verlieren, in jedem Andern widerklingt. Das ist das Kennzeichen der großen Lyriker, daß sie unser Herz ebenso schlagen machen, wie das ihre schlug. Uebrigens sind einzelne „Liebeslieder" sehr warm und vermeiden die Phrase, und einige haben sogar viel Anmuth (Nr. 2, 5, 15, 33). Aber die innerste Begabung weist Kirchner auf das Gebiet der reflectirenden Poesie, wofür „Mein Herz" (S. 189), „Kampf um das Leben" (S. 208), „Die Sphinx" ꝛc. den klaren Beweis liefern. In solchen Gedichten ist die Form markig und vom Geiste getragen, während die Lieder eine gewisse Neigung zum Zerfließen in sich tragen. Eine strengere Auswahl hätte die Sammlung werthvoller gemacht.

Digitized by Google

Ein zweiter dichtender Theologe Carl Weitbrecht hat ein „Liederbuch für meine Freunde" herausgegeben. Als ich die Worte „Eigenthum des Verfassers" las, da wollte ich das Büchlein aus der Hand legen, denn diese Phrase gilt mir wie eine Warnungstafel. Das erste Gedicht, das ich überflog, fesselte mich — und das Interesse wuchs. W. ist ein wirklicher Dichter, dem die Natur einen feinfühlenden Geist, ein warmes Herz und eine plastische Phantasie verliehen hat. Die Form ist von einer edlen Einfachheit und selbst im Aussprechen leidenschaftlicher Empfindung von echt künstlerischem Maß. Nirgends begegnet uns jene Selbstbespiegelung der Modernen, das Hätscheln des eigenen Schmerzes; ein ganzer Mann hat diese Lieder geschrieben.

Wir können nur Titel nennen; „Der junge Priester", „Loreley", „Schach der Königin", „Vom Vergessen", „Psalm 137" und das tiefsinnige „In dunkler Stunde" zeugen für ein höchst beachtenswerthes Talent.

Ein echt lyrischer Zug durchweht die Gedichte von Friedrich Storck (Leipzig, Matthes), aber die Anschauung, der sie entstammen, läßt den Poeten nicht zu künstlerischer Freiheit kommen. Kein Kritiker wird verlangen, daß der Dichter der zehnten Muse, dem Schmerz, niemals opfern soll. Gerade sein Herz ist zarter besaitet, und auch der wildeste Sturm des Gefühls kann noch harmonisch ausklingen: wir verdanken die schönsten Gesänge von Byron, Shelley, Leopardi, Poe ꝛc. Stunden bitteren Herzeleides. Aber wenn die Phantasie sich mit wollüstigen Schauern in den Schmerz einwühlt, mit Absicht jeden Mißklang ergreift, statt ihn im eigenen Gemüth zur Harmonie zu zwingen, so ist der Dichter krank. Wer so reizende Kinderlieder zu Zeichnungen von Richter oder Pletsch gedichtet hat, wie „Anna" und seine „Emilie", wer, so scheint es wenigstens, ein glücklicher Vater ist, sollte nicht solche weltflüchtende, sterbenslustige Gedichte machen, wie deren die ersten Abtheilungen des Buches enthalten. Solche Poesien soll der Dichter für sich behalten, denn sie sind Kinder einer krankhaft erregten Phantasie und erfreuen trotz der schönen Form nicht, sondern bedrücken den Leser.

Nicht so gedankentief wie Weitbrecht, aber von einer seltenen Sangbarkeit, ist Gustav Kastropp „König Elfs Lieder". Eine lyrische Rhapsodie (Stuttgart, Metzler). 120 Lieder sind an dem Faden einer halb märchenhaften, halb realistischen Handlung aufgereiht. Ein solch epischer Grundzug trägt viel zur Haltung des Ganzen bei und hier gibt er dem Buche eine seltsame Schönheit, welches wie ein Nachhall der Romantik anmuthet. Der Autor ist in vielen der Gedichte ein Heine ohne Ironie, und steht in manchen direct unter dessen rhythmischem Zauber, ohne übrigens seine Eigenart zu verlieren. Einzelne der Lieder tragen die Melodie fast in sich und wir machen Componisten auf die Sammlung aufmerksam, welche übrigens allgemeine Beachtung verdient.

Otto Franz Gensichen hat sich als Dramatiker in wenigen Jahren einen geachteten Namen erworben. Seine kleinen Lustspiele „Minneweiber", „Blitzableiter" und „Was ist eine Plauderei?", alle durch feinen Dialog und Geist ausgezeichnet, beweisen ebenso wie die Tragödie „Robespierre" und das Schauspiel „York" ein kräftiges dramatisches Talent, und wir glauben, auf dieses Gebiet sei der Dichter durch die innerste Begabung hingewiesen. Seine „Spielmannsweisen", die jetzt in dritter Auflage vorliegen (Berlin, Eugen Grosser), bieten viel Schönes in der dritten Abtheilung „Gedichte" und in den vorzüglichen Uebersetzungen, aber dennoch haben sie uns nicht von der eigentlich lyrischen Begabung des Dichters überzeugt. Der Vorwurf trifft nicht die Form, die eigentlich nur an einer Schwäche leidet, an der Häufung von Diminutiven, wie Fädchen, Mädchen, Knöpfchen, Herzchen, Flammenkerzchen, Sichlein ꝛc.; der Vorwurf gilt der Art der Empfindung, die zu sehr der Weichheit, oft sogar der Weichlichkeit zuneigt, ein Fehler, dem man in den Dramen des Dichters sehr selten begegnet.

Der Märchenstrauß desselben Autors „Aus sonnigen Fluren" (Berlin, Nicolai) leidet an demselben Fehler. Die Gedanken, die seinen Märchen zu Grunde liegen, sind wirklich echt poetisch, von oft geradezu seltener Feinheit und Anmuth, besonders in „Cassiopeia", „Berenike" und „Waldgeheimniß", aber in die Ausführung schleicht sich stets die Sentimentalität ein. Die Sprache ist hier vortrefflich und sehr sorgsam durchgearbeitet.

Fritz Brentano, der vor einiger Zeit sehr lustige Humoresken veröffentlicht hat, betritt mit der Novelle „Am Erlenbach" (Mannheim, Schneider) das Gebiet ernster Seelenmalerei. Die sehr gewandt geschriebene Erzählung aus dem Künstlerleben erzählt die alte, ewig neue Geschichte von zwei Herzen, die sich immer verlieren und über deren Liebe kein freundlicher Genius waltet. Das Stück Selbstbiographie, das der Held erzählt, ist von psychologischem Interesse.

„Von Ihr und Mir" benennt Edmund Hoefer eine Weihnachtsgeschichte (Stuttgart, Simon). Ein Student kommt nach Vollendung seiner Studien in die Heimat zurück, mit einer jungen Liebe im Herzen. Der Gegenstand derselben heirathet einen Andern, und der junge Mann ist einige Wochen ewig unglücklich. Wie er nun allmählich aus seiner Verstimmung heraus und in eine tiefe ernste Neigung hineinkommt, bis ihm endlich nach vielen trüben Stunden am Christfest seine Eva aufgebaut wird, — das kann Jeder in dem zierlichen Bändchen selbst nachlesen. Die Form ist ungesucht und wahr, ein Hauptvorzug Hoefers vor den neuesten Novellisten, die stets so geistreich sind, daß man sich nicht getraut sie zu lesen, aus Furcht, die Selbstachtung zu verlieren, wenn man sie nicht versteht.

„Assunta", eine Künstlernovelle von E. Bely (Stuttgart, Simon), hat gegenüber den etwas weichseligen „Sonnenstrahlen" und „Meereswellen" der gleichen Verfasserin den Vorzug eines kräftigen Colorits. Der Grundgedanke, ein verdüstertes Gemüth durch die „Assunta" Tizians wieder zu Licht und Liebe zurückzuführen, ist fein empfunden, und auch in der Zeichnung der Charaktere macht sich das Streben nach markigeren Linien bemerkbar.

Das „Album deutscher Kunst und Dichtung", herausgegeben von Bodenstedt (Berlin, Grote) ist in dritter, gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen und überbietet in jeder Beziehung die ähnlichen Erscheinungen. Die ersten deutschen Dichter sind darin vertreten und die besten deutschen Künstler haben das Buch mit fast durchweg vortrefflichen Zeichnungen geschmückt. Unter den Vollbildern sind wahre Meisterwerke und das beliebte Genre der süßlich-sentimentalen Kunst ist mit viel Glück vermieden. Das Werk ist durch seine Ausstattung, die sehr geschmackvoll ist, nicht nur eine Zierde, sondern durch seinen Inhalt eine Quelle künstlerischer Erfrischung. Wir empfehlen es angelegentlich.

Bei Paul Bette sind Konewkas „Lose Blätter", fünf Silhouetten, in zweiter Auflage erschienen. Sie enthalten „Hinaus und Heim", eine der reizendsten Schöpfungen des originellen Künstlers, „Soldatenloos", „Matten Has", „Weihnachtszeit" und „Die sieben Lebensalter". Die begleitenden Textworte von Trojan und Groth sind der Bilder würdig.

L. Strackerjan hat eine Sammlung „Deutscher Sprüche" herausgegeben, die einem Zeitraum von fast vier Jahrhunderten entnommen sind. Kaum dürfte eine andere Literatur Europas in diesem Zweige einen solchen Reichthum besitzen wie die deutsche. Das „Tausend" dieser Sammlung dürfte sich ohne Mühe verzehnfachen lassen. Die Auswahl ist eine gute, die Anordnung könnte übersichtlicher sein; jedenfalls können wir das Büchlein empfehlen. Verlegt ist dasselbe vom Nordwestdeutschen Volksschriftenverlag in Bremen, der sich das schöne Ziel gesetzt hat, für den möglichst kleinen Preis gediegene Werke herzustellen, um deren Anschaffung auch den unbemittelten Kreisen möglich zu machen. Für diesen Zweck ist auch die Sammlung vortrefflich berechnet; solche kurzen Sprüche werden leicht geflügelte Weisheit, weil sie sich, durch den Reim unterstützt, dem Gedächtniß schnell einprägen.

Zum Schlusse machen wir unsre Leser auf die Zeitschrift „Deutsche Jugend" aufmerksam, deren Text J. Lohmeier und deren künstlerische Beigaben Oscar Pletsch dirigirt (Alphons Dürr, Leipzig). Namen wie Bodenstedt, Geibel, Kletke, Th. Storm, Löwenstein, Traeger, Trojan ꝛc. als Mitarbeiter bürgen für die Vortrefflichkeit des Inhalts — Pletsch, Ludwig Richter, Führich, Preller, Thumann, v. Werner u. s. w. für den Werth der Illustrationen. Erzählungen, Märchen, Gedichte, leichtfaßliche Aufsätze naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Inhalts bieten den Kindern eine Fülle von Anregung, ohne zerstörende Zerstreuung zu fördern. Ebenso sind die Bilder geradezu als Bildungsmittel zu bezeichnen, denn es gibt nichts, was das junge Gemüth so harmonisch berührt und bildend auf dasselbe wirkt als die Kunst, zu der die Liebe recht früh in die Herzen gesenkt werden soll. Diese Saat trägt tausendfältige Frucht.

— x —

* * *

Zum sechsten Band des Meyer'schen Konv.-Lexikons, dritte Auflage.

(Von „Elegie" bis „Frankomanie".)

Ein solches Werk darf nicht nach zufällig ausgesuchten Artikeln, sondern im Zusammenhang, in der Verfolgung gewisser Fächer beurtheilt werden. Erst so versteht man die Schwierigkeiten, welche damit verbunden

Digitized by Google

sind, das ganze Unternehmen planmäßig auf den Fuß der unmittelbaren Gegenwart umzugestalten. Und mit einer förmlichen Umgestaltung des Werks im Vergleich zur frühern Auflage haben wir es hier zu thun.

Dazu liefert die Geographie einige sprechende Beispiele in den größern Artikeln „Elsaß-Lothringen" von G. Neumann, dem verdienten Verfasser des Handbuchs vom Deutschen Reich; die Geschichte der Reichslande in musterhafter Darstellung von Professor Ottokar Lorenz in Wien. Artikel wie „Esthland", „Finnland" bieten bei der Mangelhaftigkeit des Materials der Bearbeitung bekanntlich die größten Schwierigkeiten, trotzdem werden so ausgezeichnete Bearbeitungen wie „Esthland" von Dr. Jordan in Reval, „Finnland" von Dr. Renwall in Helsingfors voraussichtlich in bekannte Lehrbücher, die über beide Länder noch so vieles Unrichtige enthalten, übergehen.

Die Erdkunde im allgemeinen Sinn ist würdig vertreten durch den gleichnamigen Artikel, in den sich Professor von Klöden für das Physikalische, Dr. Richard Andree für das Geschichtliche getheilt haben. Es ist ganz richtig, daß man Themata von so ausgesprochenem Interesse — gründet doch jetzt jede ansehnliche Stadt ihren geographischen Verein — auch räumlich bevorzugt. Mit Vergnügen begegnen wir dem Namen Carus Sterne in Berlin, der in dem kleinen Artikel „Feuerdienst" wohl eine Reihe seiner interessanten Culturbilder eröffnet hat.

Die neuere Geschichte bewegt sich in diesem Band vorzugsweise im biographischen Fach. Was in dem letzten Jahrzehnt sich auf dem Gebiete des Staatslebens hervorgethan hat, finden wir sicher. Aber auch der Geschichtschreibung ist der richtige Platz angewiesen. Die Biographien der Historiker Eliot, Elliot, Elphinstone, Ennen, Erdmannsdörffer, Essenwein, Eye, Fahne, der beiden Falke, Fallour, Ficker, Finlay, Fiorelli, Flathe, Fock, Forster, auch die der lebenden Künstler, wie Engelhard, Engert, Entres, Eschke, Fay, Fedi, Fergusson, Ferstl, Anf. Feuerbach, Fiedler, Fischbach, Fitger, Fortuny, Fourmois, Fraccaroli ꝛc. sind vortrefflich. Der Behandlung älterer Artikel wie A. van Eyck (Dr. Schmidt) liegen die genauesten Specialstudien zu Grunde.

Ueber die hervorragenden Reisenden Forsyth und den unglücklichen Fedtschenko erfahren wir hier wohl zum erstenmal die näheren Lebensumstände. Daß man dem Bregenzer Bauern Felder einen Platz eingeräumt hat, zeugt von dem einsichtsvollen Urtheil, mit welchem die neuere Literaturgeschichte behandelt wird. Der Wiener Aesthetiker und Philosoph Robert Zimmermann liefert zu dem Artikel „Drama" des vorigen Bandes ein ebenbürtiges Seitenstück in „Epos"; interessant ist die Vorführung von dreien unserer neueren Philosophen: L. Feuerbach, Fichte und Kuno Fischer. Bei den Nationalökonomen Emminghaus, Faucher, Fawcett ist alles subjective Beiwerk mit Recht vermieden worden. Die Gelehrten Elie de Beaumont, Escher von der Linth, Ettingshausen, Fick Finsch, Flammarion, Fleischer, Flückiger ꝛc. für die exacten Wissenschaften; die Technologen Engerth, Ericsson, Fairbairn, Flachat; Frau Erhartt, Fichtner, Förster, Formes aus der Welt der Bühne, Großindustrielle wie Faber, Farina, Flinsch ꝛc. — alle diese Namen sind nur herausgegriffene Beispiele aus dem Vorrath neuer Biographien, welche uns unter Wahrung ganz bestimmter Gesichtspunkte fortgesetzt geboten werden.

Rückhaltloses Lob verdient die Behandlung medicinischer und physiologischer Materien in den Artikeln „Ernährung", „Fleisch", „Fieber", „Elektrotherapie", „Epidemie" ꝛc.; in der wissenschaftlichen Botanik sind „Ernährung der Pflanzen", „Farne", „Flechten" gründliche und geschmackvoll illustrirte Arbeiten. Die Geologie bietet in den Artikeln „Erdbeben", „Erratische Formationen" ꝛc. aus der Feder des verstorbenen Dr. Vogelsang, der auch den geologischen Theil des Artikels „Europa" neu geschrieben hat, Interessantes. Sein Nachfolger, Dr. Brauns in Halle, führt sich ein durch „Geologische Formationen", welche von einer graphischen Darstellung geologischer Profile begleitet sind.

Ebenso verdienen die volkswirthschaftlichen und technologischen Artikel vollste Anerkennung.

Im ganzen hat der sechste Band 27 Illustrations- und Kartenbeilagen, und 88 Figuren sind im Text abgedruckt — eine ebenso reiche und glänzende, als auch nützliche Ausstattung.

* * *

Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart von Gustav Friedrich Hertzberg. I. Theil: Von Kaiser Arcadius bis zum lateinischen Kreuzzuge. Gotha 1876, Fried. Andr. Perthes. Aus „Geschichte der europäischen Staaten". Herausgegeben von Heeren, Ukert und Giesebrecht.

Die älteren Hauptwerke über die mittlere und neuere Geschichte Griechenlands behandeln dieselbe nicht vollständig; Zinkeisen hat nur die erste Hälfte des Mittelalters und die neueste Zeit, Finlay führt sein Werk nur bis zum Jahre 1453, dasselbe thut Fallmerayer in seiner Geschichte der Halbinsel Morea. Die jüngste Bearbeitung der griechischen Geschichte aber, Karl Hopf's Geschichte Griechenlands im Mittelalter und in der Neuzeit, erschien in dem Rahmen der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie, Section I, Band 85 u. 86, Bogen 1—24. — Daß nun aber auch der Verfasser des hier im I. Theile vorliegenden Werkes in erster Reihe zur Neubearbeitung der griechischen Geschichte berechtigt war, wird durch dessen Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer, deren 3. Theil vor kurzem erschienen, dargethan. So geben nun auch die einleitenden Partien des hier erscheinenden Bandes zunächst nur einen kurzen Auszug aus dem ebengenannten Werke. Diese Einleitung bringt eine Uebersicht der Schicksale Griechenlands von der Zerstörung Korinths durch die Römer bis zu dem Einbruche Alarichs (S. 1—33), sowie eine Besprechung der geographischen Verhältnisse Griechenlands (S. 32—47). Auch das erste Capitel (S. 51—119) des ersten Buches, welches letztere die Zeit von der Theilung des römischen Reiches bis zum Ausgang des Kaisers Basilios I. umfaßt, lehnt sich an des Verfassers oben erwähntes Werk an. Er führt uns bis zum Tode Justinians. Capitel 2 (S. 129—131) behandelt in eingehender Weise Griechenland und die slawische Frage. Fallmerayers Theorie von der fast vollständigen Ausrottung der Hellenen durch Slawen und Albanesen wird zugleich mit der durch sie angeregten Literatur besprochen und zuletzt, unter specieller Berücksichtigung der neuesten diese Frage behandelnden Schriften (Hopf, Karl Mendelssohn-Bartholdy, Victor Hehn, Bernhardt Schmidt, Miklosich) des Verfassers Ansicht dahin präcisirt, daß nur für ein sehr enges Terrain Fallmerayers Theorie als unbestreitbar richtig anzusehen sei. Das 3. Capitel S. 131—178 schildert die Schicksale Griechenlands vom Ausgange des 6. Jahrhunderts bis zum Antritt der isaurischen Dynastie; das 4. Capitel (S. 178—213) führt die Erzählung mit vorzugsweiser Hervorhebung der umfassenden Ueberfluthung Griechenlands, vorzüglich des Peloponnes, durch slowenische Stämme weiter bis zur Niederlage der Slawen von Paträ im Jahre 805 (807), welche mit Recht als ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der Hellenen bezeichnet wird. Sodann wird im 5. Capitel (Gr. vom Jahre 807 bis zum Ausgang des Kaisers Basilios I., S. 214—247) weiter gezeigt, wie nach der Niederwerfung des großen Slawenaufstandes im Peloponnes durch den General Theoktistos Bryennios (um 849), durch die Bekehrung derselben zum Christenthum und einen neuen Aufschwung des Hellenenthums im Peloponnes der entscheidende Schritt zur Hellenisirung der daselbst noch verbliebenen Slawen gethan wird. — Das zweite Buch schildert in dem Rahmen der byzantinischen Reichsgeschichte die Geschicke Griechenlands vom Ausgang des neunten bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, wobei allerdings wegen der Dürftigkeit der Quellen manche wichtige Punkte ganz unaufgeklärt bleiben mußten, über andere wieder durch Schlüsse aus analogen Fällen das Richtige mehr vermuthet als direct bewiesen werden konnte. — Das Erscheinen des II. Theils ist für das nächste Jahr in Aussicht genommen. Fl.

* * *

Schöne Literatur.

Rudolf von Keudell, Hans Dolling oder das erste Turnier. Sage in zehn Abenteuern. Heilbronn, Henninger.

Victor von Hansgirg, Orient und Occident. Epische Dichtung Prag, Calve.

Rudolf Gottschall, Erzählende Dichtungen. 1. Band. Carlo Zeno. Breslau, Trewendt.

Ludwig August Frankl, Tragische Könige. Epische Gesänge. Wien, Hölder.

Gustav Kastropp, König Elfs Lieder. Eine lyrische Rhapsodie. Stuttgart, Metzler.

Friedrich Bodenstedt, Aus dem Nachlasse Mirza Schaffys. Zweite Auflage, Berlin, A. Hofmann & Co.

Otto Franz Gensichen, Spielmannsweisen. Gedichte. 3. Auflage. Berlin, Eugen Grosser.

Friedrich Storck, Lyrik. Neue Gedichte. Leipzig, Matthes.

Julius Gräfe, Meeresstille und wilde Wellen. Gedichte. Leipzig, Hartknoch.

Digitized by Google

Karl Sudhof, Eine Anthologie. 5. Auflage. Frankfurt a/M. Heyder & Zimmer.
Stephan Waetzold, Heimat und Fremde. Ein Märchen und Lieder. Oldenburg, Schulze.

Robert Hamerling, Aspasia. Ein Roman aus Alt-Hellas. 3 Bde. Hamburg, Richter.
Meta Wellmer, Theophile. Eine Erzählung. 2. Ausgabe. Halle, Mühlmann.
Fritz Reuter, Nachgelassene Schriften. 2. Theil. Herausgegeben von Adolf Wilbrandt. Wismar, Rostock und Ludwigslust, Hinstorff.
Eduard Ziehen, Haiderysen. Sammlung niedersächsischer Novellen. 1. Bändchen. Leipzig, Wölfert.
Fritz Brentano, Am Erlenbach. Eine Künstlergeschichte. Mannheim, Schneider.
Otto Franz Gensichen, Aus sonnigen Fluren. Ein Märchenstrauß. Berlin, Nicolai.
Karl Heigel, Neue Erzählungen. 2 Bände. Leipzig, Günther.
A. Ohorn, Der Klosterzögling. Roman eines Wissenden. Jena, Costenoble.

C. Spruner, Die Wege des Glückes. Drama in fünf Acten. Nördlingen, Beck.
Karl Caro, Conradine. Trauerspiel in 4 Aufzügen. Breslau, Trewendt.
Albrecht Deetz, Familie Schleicher oder die Auserwählten. Charakter-Lustspiel in vier Aufzügen. Hamburg, Hoffmann & Campe.
Wilhelm Goldschmidt, Isola. Schauspiel in 5 Acten. Leipzig, Wigand.
N. Trojan, Gewonnen. Lustspiel in drei Acten. Wien, Genossenschaftsbuchdruckerei.

Wissenschaftliches.

Dr. M. Lazarus, Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. 2. Auflage. Berlin, Dümmler.
Ernst Haeckel, Ziele und Wege der heutigen Entwicklungsgeschichte. Jena, Hermann Dufft.
M. J. Schleiden, Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
O. Rabenhausen, Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte. 2 Bände. Hamburg, Otto Meißner.
Martin Schultze, Handbuch der Ebräischen Mythologie. Sage und Glaube der alten Ebräer in ihrem Zusammenhang mit den religiösen Anschauungen anderer Semiten, sowie der Indogermanen und Egypter. Nordhausen, Förstemann.
Heribert Rau, Kulturgeschichtliche Vorlesungen. Wiesbaden, Limbarth.
Friedrich von Hellwald, Oscar Peschel. Sein Leben und Schaffen. Augsburg, Lampart & Co.
Gustav Schlickeysen, Obst und Brod. Eine wissenschaftliche Diätetik. Mit einer Tafel und Abbildungen. Berlin, Theobold Grieben.
Ernst Förster, Geschichte der Italienischen Kunst. 4. Band. Leipzig, Weigel.
Karl Gutzkow, Zur Geschichte unserer Zeit. Jena, Costenoble.
Corvin, Die heilige Familie. Besonderer Abdruck aus der „Goldenen Legende". Bern, Haller.

Ethnographie.

Karl Knortz, Amerikanische Skizzen. Halle, Gesenius.
Albert Sturm, Culturbilder aus Budapest Leipzig, Fues.
H. v. Lankenau und L. v. d. Oelsnitz, Das europäische Rußland.
Albin Kohn, Sibirien. Richard Andree, das Amurgebiet aus „das Neue Buch der Reisen und Entdeckungen". Leipzig, Otto Spamer.
Professor Dr. W. Kohner, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 10. Band, 5. Heft. Berlin, Reimer.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Die Anfrage des Herrn R W. in Nr. 49 der „Gegenwart" in Bezug auf eine Uebersetzung der bekannten Ode Sapphos ruft mir eine Uebersetzung ins Gedächtniß, welche ich vor ungefähr 20 Jahren als Gymnasiast kennen lernte, als ich auf eigne Hand griechische Lyriker las. Ich habe sie mir damals an den Rand meines Exemplars geschrieben. Bei Vergleichung mit der von Herrn R. W. angeführten Strophe vermuthe ich, daß sie trotz einiger Abweichungen doch vielleicht dieselbe sei, welche im „Morgenblatte" 1854 im Bruchstücke mitgetheilt ist. Auf jeden Fall füge ich Ihnen die Uebersetzung bei: ich habe damals darunter geschrieben „Strichler", weiß aber nicht mehr, woher ich sie entnommen habe. Dieselbe lautet:

Thronumprangte, göttliche Kytherea,
Kind des Zeus, listkundige, Dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Trauer
Hehre, das Herz mir!

Nein, o komm', wenn je auch in andren Tagen
Meiner Inbrunst Ruf Du gewährend hörtest,
Und die Wohnung Deines Erzeugers lassend
Nieder auf gold'nen

Wagen kamst anschwebend — es zogen dann Dich
Schöne muntere Tauben (?) zur schwarzen Erde
Rasch, den Fittig schwingend, vom Himmel nieder
Hin durch den Aether.

Kaum gedacht, so waren sie da! Du fragtest,
Sel'ge, lächelnd dann mit dem Himmelsantlitz:
„Welch ein Leid verzehrt Dir das Herz und warum
Hast Du gerufen?

Was in Deinem feuerberauschten Herzen
Allermeist ersehnest Du? Wen nur wieder
Soll ich herzumstrickend Dir fahn? o wer nur
Kränkt Dich, o Sappho?

Flieht er Dich — bald soll er von selber folgen,
Schlägt er Gaben aus — o er soll sie geben;
Liebt er nicht — bald soll er Dich lieben, ob auch
Du es verschmähtest."

Komm' zu mir auch jetzt und erlös' aus bangen
Sorgen mich und welche Gewährung immer
Mir das Herz verlanget, gewähr' und selber
Leiste mir Beistand!

M. K. F.

* * *

Berichtigung.

Nr. 50, S. 381, 2. Sp., 3le. 12 v. o. steht: Kate Prela, zu lesen Viala-Prela.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1876.

Unsere geehrten Abonnenten, besonders diejenigen, welche unsere Wochenschrift durch die Post erhalten, erinnern wir hierdurch an die Erneuerung ihres Abonnements pro I. Quartal 1876, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Uebersendung entsteht.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Soeben sind erschienen (vrgl. Gegenwart Nr. 41) bei **Rud. Hoffmann** in **Breslau** und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in mecklenburger Mundart von **Friedrich** und **Karl Eggers.** Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. **Karl Nerger.** Preis geh. 5 *M.* 40 *S.* (1 Thlr. 24 Sgr.), in Originalreliefband mit Gold- und Schwarzdruck 6 *M.* 60 *S.* (2 Thlr. 6 Sgr.).

Johannes Scherr's Werke.

Blücher und seine Zeit. V. A. 3 Bde. 7 *M.* 50 *S.*, geb. 10 *M.* 50 *S.*
Cultur- und Sittengeschichte. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *S.*
Dämonen. 4 *M.* 50 *S.*
Farrago. 6 *M.*
Geschichte der Frauen. 3 Aufl. 2 Bde. 9 *M.*, geb. 10 *M.*
Geschichte der Religion. 2. Aufl. 9 *M.*
Geschichte der deutschen Literatur. 2. Aufl. 4 *M.*
Geschichte der englischen Literatur. 2. Aufl. 4 *M.*
Geschichte von 1848. 2. Aufl. 2 Bde. 13 *M.*, geb. 15 *M.* 50 *S.*
Hofgeschichten. 3. Aufl. 4 *M.* 50 *S.*, geb. 5 *M.* 50 *S.*
Mixed-Pickles. 4 *M.*
Schiller und seine Zeit. 4 *M.*, gebdn. 4 *M.* 50 *S.*
Studien. 3 Bde. 14 *M.* 25 *S.*
Sündflutzeit. 4 *M.*
Tragikomödie. 3 Bde. 18 *M.*, geb. 22 *M.*
Trauerspiel in Mexiko. 4 *M.*
Das Nibelungenlied. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Mit 45 Bildern. Pr.-A. 8 *M.*, geb. 9 *M.* 50 *S.*

Verlag von
Otto Wigand in Leipzig.
Durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien:

Volkswirthschaftlicher Katechismus.
Ein Abc- und Lesebuch
für
Volkswirthe u. solche, die es werden wollen,
von **H. V. von Unruh,**
Mitglied des Deutschen Reichstages.

Inhalt: Von den Zöllen. — Von den Vortheilen und Nachtheilen der Fabrik-Industrie und den Schutzzöllen. — Von der volkswirthschaftlichen Theorie und Praxis und der Handelsbilanz. — Von den Handelsverträgen.
4⅛ Bogen 8. Geh. Preis 1 *M.* ord.
Zu haben in allen Buchhandlungen.
Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**
N.W., Louisenstr. 32.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Ernst Hallier, Naturwissenschaft, Religion und Erziehung. Preis: 4 *M.*
Jena, 1. December 1875.
Hermann Dufft.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben:
Studien über die Volksseele.
Von
Eduard Reich.
gr. 8. Eleg. brochirt 12 *M.*

Eleganteste Festgeschenke!

Emsland-Bilder.
Erzählungen aus dem Emslande
von
E. von Dincklage.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Nymphäa.
Novelle
von
Wilhelm Jensen.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Von ihr und mir.
Eine Weihnachtsgeschichte
von
Edmund Hoefer.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Ein deutsches Dichterbuch.
Aus Originalbeiträgen deutsch. Dichter gesammelt und herausgegeben von
Max Kalbeck.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 5 *M.*

Assunta.
Novelle
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Meereswellen.
Venetianisch. Märchen
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 3 *M.*

Sonnenstrahlen.
Ein Märchen
von
E. Vely.
Min.-Format in Prachtband mit Goldschnitt.
Preis 4 *M.* 50 *S.*

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Literarische Festgeschenke
aus dem Verlage von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Schriften zur Einführung in das classische Alterthum für das gebildete Publikum und die reifere Jugend.

Glaukos und Thrasymachos, oder von Lade bis Salamis. Eine Erzählung aus dem Griechischen Alterthum. Von Eduard Alberti. 8. cart. 1 *M.* 50 *S.*
Marcus Charinus, der junge Christ in Pompeji. Eine Erzählung aus dem Römischen Alterthum für die Jugend. Von Eduard Alberti. Mit 4 colorirten Bildern. 8. cart. 2 *M.* 40 *S.*
Drei Erzählungen aus dem Griechischen Alterthum. Für reifere Schüler der Gymnasien und Freunde classischer Bildung. Von C. G. Wilisch. 8. cart. 1 *M.* 20 *S.*
Die Götter und Heroen des classischen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Von H. W. Stoll. 4 Auflage. 2 Bände mit 42 Abbildungen. Eleg. geb. 6 *M.*
Die Sagen des classischen Alterthums. Erzählungen aus der alten Welt von H. W. Stoll. 2 Bände. 3. Auflage. Mit 90 Abbildungen. Eleg. geb. 9 *M.*
Geschichte der Griechen und Römer in Biographien. Von H. W. Stoll. 2 Bände. 2. Auflage.
I. **Die Helden Griechenlands** im Krieg und Frieden. Geschichte der Griechen in biographischer Form. Mit 1 Stahlstich. 8. Eleg. geb. 5 *M.* 70 *S.*
II. **Die Helden Roms** in Krieg und Frieden. Geschichte der Römer in biographischer Form. Mit 1 Stahlstich. 8. Eleg. geb. 6 *M.* 75 *S.*
Bilder aus dem altgriechischen Leben. Von H. W. Stoll. 2. Auflage. 8. gebunden 6 *M.*
Bilder aus dem altrömischen Leben. Von H. W. Stoll. 8. geb. 6 *M.* 60 *S.*
Erzählungen aus der alten Geschichte. Von H. W. Stoll. 2 Bändchen. In 1 Band geb. 3 *M.* 75 *S.*
Phyllidas und Charite. Eine Erzählung aus dem Alterthum für die reifere Jugend. Von H. W. Stoll. 8. cart. 1 *M.* 50 *S.*
Cicero und seine Freunde. Eine Studie über die römische Gesellschaft zu Cäsar's Zeit. Von G. Boissier. Deutsch von Dr. Ed. Döhler. Mit 1 Stahlstich. 8. geh. 4 *M.* 50 *S.*, eleg. geb. 6 *M.*
Cäsar und seine Zeitgenossen. Eine Betrachtung der Römischen Sitten gegen das Ende der Republik. Deutsch von Dr. Ed. Döhler. Mit 1 Stahlstich. 8. geh. 3 *M.* 75 *S.*, eleg. geb. 5 *M.* 40 *S.*
Perikles und sein Zeitalter. Nach W. E. Filleul deutsch bearbeitet von Dr. Ed. Döhler. Erster Band. 8. geh. 6 *M.*
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Ausgabe der Bücherfreunde.

In dieser Ausgabe ist erschienen:

Bismarckbriefe.

1844—1870.

Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere.

8°. 10¾ Bogen auf starkem holländischen Büttenpapier. Wasserzeichen V. & B. Text in älterer Fraktur. Mit Kopf- und Schlußstücken. Titel roth und schwarz. Preis 6 Mark. In feinstem Liebhaberhalbfranz (Sager) = 9 Mark. In weißem Pergamentband mit Golddruckdecken (nach dem Einbande eines Aldinischen Sallusts v. J. 1567 aus dem Besitz des Herrn Albr. Kirchhoff in Leipzig) = 10 Mark.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers.

I. Band.

Wider Hans Worst

und andere Stücke

persönlich-polemischen Inhalts.

8°. 16 Bogen auf starkem holländischen Büttenpapier Wasserzeichen V. & B. Text in Schwabacher Lettern. Mit den Originaltitelbordüren der ersten Drucke in sorgfältiger Holzschnittnachbildung. Initialen des kleineren Todtentanzalphabetes von Hans Holbein in der Nachbildung von Loedel. Ein starker Band, Titel roth und schwarz. Preis = 7 Mark. In feinstem Liebhaberhalbfranz (Sager) = 10 Mark. In weißem Pergamentband mit Golddruckdecken (nach dem Einbande eines Aldinischen Sallusts v. J. 1567 aus dem Besitz des Herrn Albr. Kirchhoff in Leipzig) = 11 Mark.

Die Ausgabe der Bücherfreunde

wird klassische Werke der deutschen Literatur in stilvollen und luxuriösen Drucken bringen. Sie ist direkt gegen die bei uns herrschende Aermlichkeit und Billigkeit im Bücherwesen gerichtet, wünscht vielmehr die Freude am Exemplar, an der Ausgabe wieder zu erwecken und die feinere Bücherfreundschaft zu pflegen, wie sie in der Zeit der ersten Blüte unserer Nation überall in Deutschland lebte.

Für deutsche Autoren vermag sich unsere Ausgabe von der deutschen Schrift nicht loszusagen; sie wird dieselbe in den besten älteren Schnitten von der Gothisch und Schwabacher bis zur älteren Fraktur dem Inhalte und dem Zeitalter des Autors anpassen.

Das Papier wird das beste deutsche und holländische Büttenpapier sein, auf eignen Formen mit der Hand geschöpft, welches, ungleich dem modernen Maschinenpapier, wie das alte Papier der Zeit zu widerstehen vermag.

Von jedem Bande werden besondere numerirte Abdrücke in kleiner Anzahl abgezogen. Liebhaber wollen sich dieselben bei Zeiten sichern.

Auf den prekären Schmuck moderner Illustrationen verzichtet die Ausgabe, dagegen werden die besten Muster alter typographischer Verzierungen neu für sie angewendet werden.

Die Einbände sind mit der erdenklichsten Feinheit und Solidität nach den Regeln der alten Buchbinderkunst angefertigt. Die numerirten Exemplare werden nur ungebunden ausgegeben. — Jeder Band der Ausgabe ist einzeln zu haben.

Bielefeld und Leipzig im December 1875.

Velhagen & Klasing.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

A. Kind, Teleologie und Naturalismus in der altchristlichen Zeit. Der Kampf des Origenes gegen Celsus um die Stellung des Menschen in der Natur. Preis: 1 *M.*

Jena, 1. December 1875.

Hermann Dufft.

Lustspiele

von

Anton Günther.

Inhalt: Zu glücklich. — In Hemdsärmeln. — Ein passionirter Raucher. — Comtesse Dornröschen.

Preis 2 *M.* 50 *S.*, elegant geb. mit Goldschnitt 3 *M.* 50 *S.*

Ferd. Schmidt's Buch- u. Musikhdlg. in Oldenburg.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

In zweiter Auflage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

VIONVILLE.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen von **E. von Wildenbruch.**

gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 *M.* 50 *S.*, gebd. m. Goldschn. 2 *M.* 50 *S.*

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat,** feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

Wildenbruch's Vionville gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welche sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatten.

Das Erscheinen einer 2. Auflage spricht am Besten für die Bedeutung und den Werth desselben.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlage von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes (König Johann von Sachsen). Neue, durchgesehene und berichtigte Ausgabe. 3 Theile. Prachtausgabe mit Titelbildern von Bendemann und Hübner und zahlreichen Karten und Plänen. Lex.-8. geh. 25 Mark — eleg. geb. 30 Mark.

— — **Neue wohlfeile Ausgabe, in 3 Theilen. Mit dem Porträt** Dante's und zahlreichen Karten und Plänen. 8. 1871. geh. vollständig 9 Mark — eleg. gebunden mit Goldschnitt 11 Mark 70 Pf.

Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller, ihren Biographien, Porträts und Facsimile's in vortrefflich ausgeführten Holzschnitten. Von Heinrich Kurz. 5. Aufl. 1873. 4 Bde. 106 Bogen. gr. Lex.-Octav. geh. Preis 51 Mark.

Frommes Leben. Dichtungen der Neuzeit, ausgewählt von Benno Hoch. Eingeführt von Dr. Fr. Ahlfeld. Miniatur-Format. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 10 Pf.

Diese neueste Anthologie soll nicht nur ein angenehmes Geschenk für den Büchertisch der Frauen und Jungfrauen, sondern auch dem Literaturfreunde und Literaturhistoriker ein Bild der geistlichen Dichtung seit Novalis bieten; daher einerseits sämmtliche Gedichte vollständig und getreu nach den Originalen gegeben sind, andrerseits aber auch weltliche Dichter Aufnahme gefunden haben, insofern sie geistliche oder doch verwandte Töne anschlagen.

Ein erhöhtes Interesse gewinnt die Anthologie durch Originalbeiträge von Julius Sturm und Anderen, sowie aus dem Nachlasse von Friedrich Schottin.

Fromme Minne. Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen ausgewählt aus den edelsten Perlen deutscher Dichtung. Zweite Auflage. Mit 5 Holzschnitten und 1 Titelbild in Farbendruck. Miniatur-Format. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. Preis 5 Mark 10 Pf.

Diese weitverbreitete Anthologie zerfällt in 5 Hauptabtheilungen: I. Erste Minne. (1. Erwachen. 2. Sehnen. 3. Scheiden. 4. Meiden.) II. Brautminne. (1. Blüthezeit. 2. Wartezeit. 3. Hohe Zeit.) III. Frauenminne. (1. Minnedienst. 2. Minnekraft. 3. Minneglück.) IV. Mutterliebe. (1. Am Morgen der Kindheit. 2. Im Mittag des Lebens. 3. Am Feierabend.) V. Gottesminne. (1. Im Herzen. 2. In der Natur. 3. In der Kirche.)

Horazens Satyren und Episteln. Deutsch von Ludwig Döderlein. Zweite Ausgabe. Eleg. Miniaturausgabe. 1862. Preis geh. 2 Mark 25 Pf. — eleg. geb. mit Goldschn. 3 Mark.

Julius von Tarent. Ein Trauerspiel von J. A. Leisewitz. 8. Elegant gebunden 1 Mark 50 Pf.

Gottesgrüße aus Natur- und Menschenleben. Von Dr. ph. Paul Zimmermann. 16. geh. 1 Mark 50 Pf. — eleg. geb. 2 Mark 40 Pf.

Commersbuch für den deutschen Studenten. Achtzehnte revidirte und vermehrte Auflage. 8. 1873. geh. 2 Mark 50 Pf. — in Leinwand geb. 3 Mark 25 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Lieblinge der deutschen Kinderwelt:

Lampart's Lebendige Bilderbücher.

Mit beweglichen Figuren.

Erstes: **Hanswurst's lustige Streiche.** Preis

Zweites: **Staberl's Reiseabenteuer.** à 4 Mark.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Digitized by Google

Heinrich Jürs' Hoch un Platt, For Jeden watt.

Preis 2 M. 70 Pf.

(Verlag von Heinrich Grabow's Buchh., Altona.)

Professor Klaus Groth in Kiel schreibt darüber in einem direkten Brief an Heinrich Jürs u. A.: „Ich habe mit vielem Vergnügen in Ihren Gedichten „Hoch un Platt, for Jeden watt" gelesen, über manchen Einfall und treffenden Witz gelacht, und mich gefreut über die schöne Harmlosigkeit, die den echten Humor auszeichnet! Die Verse fließen Ihnen leicht, Sie verfehlen die Pointe nie, die komische Moral, mit der Sie sich zuweilen am Schlusse glücklich zurückziehen, wirkt wahrhaft poetisch. Die parodistischen Elemente in der Behandlung der classischen Mythologie und Geschichte machen sich im Hamburger Platt neu und frisch ꝛc.

Wo ein solches Urtheil der Notabilität auf dem Felde der plattdeutschen Literatur vorliegt, darf man sich wohl jeder weiteren Empfehlung enthalten.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Das Salz.

Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben.

Eine monographische Skizze

von

M. J. Schleiden, Dr.

gr. 8. Brosch. 6 M.

Soeben erschien im Verlag von Joh. Friedr. Hartknoch in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jungfrau vom Stuhl.

Ein komisches Heldengedicht.

Motto: Ueber allem Zauber Liebe.

Preis eleg. geh. 1½ M. Eleg. geb. 3 M.

Eine wundervolle Liebesgeschichte in Versen, worin der Verfasser mit feiner Satire die Auswüchse unserer Zeit auf socialem und literarischem Gebiete geißelt. Diese ebenso hochpoetische, wie geist- und witzsprühende Dichtung eignet sich auch als Festgeschenk für Damen.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Scherzo, Intermezzo, Notturno und **Hochzeitsmarsch** aus dem Sommernachtstraum von Mendelssohn, Op. 61. Arrangement für das Pianoforte. Preis 2 M. 50 Pf. 35 Seiten. Lex.-8. Blau cartonnirt.

Allgem. musikal. Zeitung 1. Decbr. 1875:

Ein sehr ansprechendes Arrangement allbekannter Musikstücke, überaus zierlich gestochen und mit einer farbigen Randverzierung ausgestattet. Es sei allen empfohlen, die nach einem kleinen, aber hübschen Christgeschenk suchen.

Edm. Gaillard

vorm. Carl Heinr. Gerold

Hofkunsthandlung Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Augusta

BERLIN, W.

69 Krausen-Strasse 69

producirt und führt grundsätzlich nur die besten Erscheinungen des

Oelfarbendrucks.

Man lese gefl. die Besprechung in No. 48, Seite 351 der „Gegenwart".

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Vilmorin's Illustrirte Blumengärtnerei.

Herausgegeben von

Dr. J. Grönland, Assistent an der Versuchsstation zu Dahme. und **Th. Rümpler,** General-Secretair des Gartenbau-Vereins zu Erfurt.

Mit 1487 Holzschnitten und 2 Plänen in Farbendruck.

Das Vilmorin'sche Werk ist das umfassendste Handbuch der Blumengärtnerei; es enthält Beschreibung, Culturanweisung und Verwendungsarten aller in deutschen Gärten gebräuchlichen Ziergewächse und zum ersten Male sind darin die bereits beliebten oder zu empfehlenden Arten sämmtlich abgebildet. Zu diesen Vorzügen treten weiter die überaus praktischen Zusammenstellungen des II. Theiles; es sind nämlich die Pflanzen gruppirt, je nachdem sie sich zur Einfassung oder Bepflanzung von Rabatten, zur Einzel- oder Gruppenverwendung eignen; die Pflanzen mit farbigem Laub, die Pflanzen mit Zierfrüchten etc. etc. sind zusammengestellt. Es folgt schliesslich ein Wörterbuch aller technisch-gärtnerischen Ausdrücke, Pflanzenregister nach den deutschen, englischen und französischen Namen, ausführliche, durch farbige Pläne erläuterte Anleitung zur Anlage von einheitlich gedachten Park- und Gartenscenerien, farbenreichen Blumenteppichen etc. etc.

2 starke Bände in Gr. Octav. Preis M. 30. — Elegant gebunden Preis M. 36.

Schmidlin's Blumenzucht im Zimmer.

Illustrirte Prachtausgabe.

Herausgegeben von **F. Jühlke,**
Hofgarten-Director Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 614 in den Text eingedruckten feinen Holzschnitten.

Die gärtnerische Literatur besitzt wenig Werke, welche sowohl an Gediegenheit des Inhalts und ansprechender Form, wie an eleganter Ausstattung und Vortrefflichkeit der zahlreichen Abbildungen mit der Prachtausgabe des bekannten Schmidlin'schen Werkes wetteifern können und welches deshalb — von höchstem Interesse für jeden Blumenliebhaber — sich auch vorzüglich eignet zum Geschenk für Damen.

Uebersicht des Inhalts.

Vorbemerkung: **Materialien und Vorrichtungen für Pflanzenkultur in Wohnräumen.** Die Erde. Materialien zur Kräftigung des Erdreichs. Die zur Pflanzenkultur erforderlichen Gefässe. Die zur Bewässerung dienenden Apparate. Die Zimmergärtnerei in ihrer einfachsten Weise. Das Blumenbrett. Das Doppelfenster. Sonstige Kulturvorrichtungen. Pflanzenträger. Vorrichtung zur Stecklingszucht und Aussaat und ihre Benutzung. **Allgemeine Behandlung der Pflanzen.** Das Bespritzen und Reinigen. Die Lüftung. Das Schneiden. Kurzgefasste Giessregeln. Das Heizen. Das Einwintern. Behandlung der ruhenden und der treibenden Gewächse. Das Versetzen (Verpflanzen). Die Aufstellung der Pflanzen im Freien. Behandlung der Pflanzen im Blumenfenster. Der Keller als Ueberwinterungsraum. Andere Ueberwinterungsräume. Die Sommerblumen im Zimmer- und Fenstergarten. **Einige besondere Gebrauchsformen für Ziergewächse.** Die Ampel. Die Vase. Das Laubengestell. Terrarien. Aquarien. **Die Treibcultur.** Das Treiben der Hyacinthen u. s. w. Auswahl der Sorten. Das Treiben auf Caraffen. Auswahl der für die Caraffenkultur geeigneten Sorten. Das Treiben der Stauden. Das Treiben der Blüthensträucher. Zum Treiben geeignete Topfgewächse. **Gruppenweise Zusammenstellung von zur Kultur in Wohnräumen geeigneten Gewächsen.** Die Verwendung und Behandlung der Sommerblumen (Annuellen) im Zimmer- und Fenstergarten, Pflanzen, welche sich in einem gewöhnlichen trockenen Keller durchwintern lassen. Die Stauden. Hängepflanzen. Schling- und Kletterpflanzen. Schönfrüchtige Pflanzen. Pflanzen zur isolirten Aufstellung in kühlen Räumen des Hauses. Palmen. Dracaenen. Verwandtes. Blattpflanzen. Farren. Orchideen. Fettpflanzen. Fuchsien. Pelargonien. Heliotropien. Lantanen und Winterastern. Lilien. Rosen. Levkoyen, Goldlack und Nelken. **Verschiedene zur Zimmerkultur geeignete Gewächse.** Für die Kulturhäuschen geeignete Pflanzen verschiedener Art. Sonstige Zimmerpflanzen. **Ueber Kunstgebilde aus Blumen, insbesondere über Tafeldecoration.**

Ein prachtvoller Band in gross Lexicon-Octav, auf feinem Velinpapier gedruckt in elegant. Umschlag in Farbendruck. Preis M. 16. In elegant. Salonbd. Preis M. 20.

Gartenbuch für Damen.

Praktischer Unterricht in allen Zweigen der Gärtnerei
besonders in der
Kultur, Pflege, Anordnung und Unterhaltung des ländlichen Hausgartens.

Herausgegeben von **F. Jühlke,**
Hofgarten-Director Sr. Maj. des Kaisers und Königs zu Sans-Souci, Director der Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt; Königl. Gartenbau-Director, Ehrenmitglied, Mitglied und correspondirendes Mitglied vieler gelehrten, landwirthschaftlichen und Gartenbau-Vereine, Ritter mehrerer Orden.

Dritte, durchgesehene Auflage.

Mit 60 eingedruckten Holzschnitten und einem Gartenplan. Preis elegant gebunden Mark 8.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. gr. 4. 2 Bde. in 3 Thln. 72 M. geb. 82 M. 50 Pf.
——— Handwörterbuch der deutschen Sprache. 7 M. 50 Pf., geb. 9 M.
——— Fremdwörterbuch. 2 Bde. 10 M. 50 Pf., gebdn. in 1 Bd. 12 M. 50 Pf., gebdn. in 2 Bände 13 M.
Jerrold, Kandel's Gardinenpredigten. geb. 4 M. 50 Pf., Prachtausg. geb. 8 M. 40 Pf.
Ritter's geographisch-statistisches Lexikon. 6. Aufl. 2 Bde. 27 M. geb. 32 M.
Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus. 4. Aufl. 4 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Literarisches Festgeschenk

aus dem Verlage von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Am meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr elegant ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 M.

Elegant in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 M.

Digitized by Google

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

OSIRIS.
Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von **C. Radenhausen.**
2 Bände. 21 *M.*

Das Kapital
von
Karl Marx.
Zweite Auflage. Preis: 9 *M.*

ISIS.
Der Mensch und die Welt.
Von **C. Radenhausen.**
2. Auflage. 4 Bände. 12 *M.*

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Dramaturgische Blätter.
Beiträge zur Kenntniß des modernen Theaters in Deutschland und Frankreich
von **Paul Lindau.**
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 9 *M.*

Vergnügungsreisen.
Gelegentliche Aufzeichnungen
von **Paul Lindau.**
Elegant geheftet. Preis 2 *M.* 50 *S.*

Inhalt: **Am Rhein! Am Rhein!** — Rolandseck, Ems, Stolzenfels. Eine Pfingstreise. (Mai 1864.) **In Coblenz.** — Begegnung des Königs Wilhelm von Preußen mit dem Sultan Abdul Aziz. (Juli 1867.) **In Eisenach.** — Bei Fritz Reuter zu Gast. (September 1869.) **Auf Wilhelmshöhe.** — Ankunft des gefangenen Kaisers Napoleon. (September 1870.) **Schandau.** — Sommerferien. (Mai 1872.) **In Bremen und Wilhelmshafen.** — Mit den Gesetzgebern des Deutschen Reichs. (Juni 1873.) **In Versailles.** — Gambetta in der Nationalversammlung. (Juli 1873.) **In Wien.** — Bei Hans Makart und Johann Strauß. (November 1874.) **Am Plötzensee.** — Bei einem Wirthe wundermild. (März 1875.)

Soeben erschien
und ist in allen Buchhandlungen
zu haben:
Die
Reise wider Willen.
Empfindsam-launige Skizzen
eines
harmlosen Touristen.
Illustrirt
von
Gustav Doré.
Geheftet: 10 *M.*
Elegant gebunden: 12 *M.*
Verlag von **Aug. Berth. Auerbach**
in **Stuttgart.**

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Paul Lindau,
Kleine Geschichten.
2 Bände. broch. 8 *M.* — In 1 Band in Leinwand elegant gebunden 9 *M.*
Inhalt:
I. Band. Stecknadeln. — Josephine. Nini. Ninon. Geschichte einer jungen Französin.
II. Band. Ein aufgefangener Brief. — In Folge einer Wette. — Der Tod der Frau Baronin.

Festgeschenke für Stenographen:
Goethe's **Hermann und Dorothea.** Eleg. geb. 2 *M.*
Hebel's **Schatzkästlein.** Eleg. geb. 3 *M.* 60 *S.*
In stenographischer Schrift autographirt.
Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg.**

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:
Fr. Spielhagen's sämmtliche Werke.
Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage in ca. 85 Lieferungen, à 50 Pf.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Im Verlag von **W. Spemann** in **Stuttgart** erschien soeben:
REPERTORIUM
für
Kunstwissenschaft.
Redigirt von
Franz Schestag,
Custos am K. K. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien.

Diese neue kunstwissenschaftliche Zeitschrift hat den Zweck, die seit dem Eingehen des Naumann-Weigel'schen Archivs für die zeichnenden Künste und der A. v. Zahn'schen Jahrbücher für Kunstwissenschaft in der Literatur bestehende Lücke auszufüllen.

Das Repertorium wird enthalten:

A. Selbständige wissenschaftliche Arbeiten. — B. Originalberichte und Mittheilungen aus Sammlungen, Museen etc. — C. Literaturberichte in folgender Anordnung:

I. Theorie und Technik der Kunst. Kunstunterricht. — II. Kunstgeschichte (incl. Archäologie). — III. Architektur. — IV. Sculptur. — V. Malerei. — VI. Wappenkunde, Münz-, Medaillen-, Siegel- und Gemmenkunde. — VII. Schrift, Druck und graphische Künste. — VIII. Kunstindustrie. — IX. Literatur über Museen, Ausstellungen, Auctionen. — X. Neue periodische Publicationen.

D. Notizen, Personalien. — E. Bibliographie (mit selbstständiger Paginirung).

Die Nothwendigkeit einer derartigen Publication wurde auf dem vom 1.—4. August 1873 in Wien abgehaltenen ersten kunstwissenschaftlichen Congresse einstimmig anerkannt und das Programm in seinen Grundzügen genehmigt.

Das Repertorium wird in Heften von ca. 6 Bogen erscheinen, von denen 4 einen Band bilden. Jeder Band wird ein Personen- und Sachregister erhalten. Der Preis des Bandes von ca. 24 Bogen beträgt 16 *M.* Jedes Jahr erscheint ein Band. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Das erste Doppelheft kann von jeder Buchhandlung zur Einsicht bezogen werden.

Neue Gedichte in schwäbischer Mundart.
Gau! Stau! Bleiba lau!
von
Hyazinth Wäckerle.
Broschirt 2 *M.* Elegant gebunden 3 *M.*
Der Altmeister der mundartlichen Dichtung, **Franz von Kobell,** hat die Widmung dieser schwäbischen Gedichte, welche nicht nur gemüthreich, sondern auch voll köstlichen Humors und von ächtdeutscher Gesinnung sind, in schmeichelhafter Weise angenommen, und eignen sich dieselben vorzüglich als **„Weihnachtsgeschenk".**
Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg.**

Redaction, Lindenstraße 110, **Berlin** S.W. Verlag und Expedition von **Georg Stilke,** Louisenstraße 32, **Berlin** N.W. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 25. December 1875. Band VIII.

N 1
39
G 9
v. 8
no. 52

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Redacteur: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Zum Bau des deutschen Parlamentshauses. Von — ? —. — Die Senatorenwahlen in Versailles. Von Leopold Richter. — Christus und Muhamed. Aus der zweiten holländischen Kammer. Von Th. Wenzelburger. — **Literatur und Kunst:** Rückschau. Von Wilhelm Jensen. — Alfred de Musset und George Sand in Venedig. Von Paul Lindau. — Nevermore. Von R. Elcho. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Comtesse Dornröschen." Genrebild in einem Aufzuge von A. Günther. Besprochen von v. Leixner. — Einem Todten zum Gedächtniß. Von Julius Wolff. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zum Bau des deutschen Parlamentshauses.

Pfosten stürzen, Balken krachen,
— — — — — — — —
Dampf wallt auf.

Wir würden unsre Betrachtung sehr gern mit den Anfangsworten der ersten catilinarischen Rede beginnen, wenn dieselben nicht schon zu sehr abgebraucht wären. Die Hoffnung, die Angelegenheit des Parlamentsbaues noch vor Jahreswende erledigt zu sehen, hat sich leider nicht verwirklicht, und es ist wohl am Platze, einmal wieder eine mahnende Stimme zu erheben, das lang Geplante endlich zur That werden zu lassen. Das allgemeine Interesse, welches der ganzen Angelegenheit von Beginn an entgegengetragen worden ist, mag es entschuldigen, wenn wir an dieser Stelle eine kurze Wiederholung der Geschichte des Parlamentsbaues geben.

Im December des Jahres 1871 wurde die Concurrenz ausgeschrieben, die unter großer Betheiligung der Architekten des In- und Auslandes stattgefunden hat. Deutschland, England, Frankreich, Italien, America sandten Beiträge ein. Als Sieger aus dem Wettkampfe ging Bohnstedt aus Gotha hervor, nicht ohne daß ihm der Sieg durch die Arbeiten der Berliner Architekten Kayser und von Großheim sehr heiß bestritten worden wäre. Die Letztern, Ende und Böckmann, Mylius und Bluntschly aus Frankfurt a/M., Gilbert Scott aus London erhielten zweite Preise. In den Projecten waren die verschiedenartigsten Lösungen zu Tage getreten, die verschiedenartigsten möglichen und unmöglichen Stilarten verwendet worden, ohne daß ein einziger der Entwürfe nach allen Seiten hin vollkommene Befriedigung zu erregen im Stande war, woran auch das etwas übereilte Programm Schuld trug. Das Resultat der Concurrenz wurde noch fraglicher, als sich die Unmöglichkeit herausstellte, das in Aussicht genommene Grundstück am Königsplatz wirklich zu dem Zwecke zu erwerben, und die Ansicht kam immer mehr und mehr zur Geltung, daß im Grunde genommen die ganze bisherige Arbeit eine vollkommen vergebliche gewesen war. Die damalige Jury bestand außer den Vertretern des Reichstages, Bundesrathes und den drei Regierungscommissären aus den Architekten Semper, Hitzig, Lucae, Schmidt, Statz und Neureuther. Wir wollen die Entscheidung derselben in keiner Weise einer Kritik unterziehen. Das Urtheil über den ersten Preisträger ist abgeschlossen. Bohnstedt ist ein unbestreitbar sehr bedeutendes Talent, wie viel aber von dem Erfolge seines Projectes auf seine wirkliche Begabung als Architekt zu schreiben ist, wie viel auf die malerische Durchführung seiner Pläne, das wollen wir in keiner Weise zum Gegenstande einer jetzt vollkommen unnöthigen Discussion machen.

Der ursprünglich in Aussicht genommene Bauplatz, auf dem das Palais Raczinski steht, war von Seiten des Comités den Concurrenzplänen zu Grunde gelegt worden, ohne daß man die geringste Garantie gehabt hätte, den Platz wirklich zu gewinnen. Als man sich an den Grafen gewandt hatte, und zwar post festum, hatte er die vollste Berechtigung zu sagen: „Nein!" Vielleicht hätte sich die Angelegenheit dennoch in's Reine bringen lassen, als der Graf starb und in seinem Testamente festsetzte, daß der Platz nicht verkauft werden darf. Man hätte vielleicht die Expropriation von Staatswegen in Anwendung bringen können. Doch da Friedrich Wilhelm IV. dem Grafen und seinen Erben den unentgeltlichen Nießbrauch gesichert hatte, wollte man dieses letzte Hülfsmittel wahrscheinlich nicht benutzen. Nun strengten die Regierung, die Abgeordneten, verschiedene Herren Staatsbaumeister ihre Phantasie an, um einen zweiten Platz zu finden. Man verirrte sich nach der Wilhelmsstraße, wo mitten zwischen Staatsgebäuden ein Privathaus, das man zu erwerben sich umsonst bemühte, steht. Es mögen auch andre Gründe als der Preis mitgewirkt haben, kurz der Plan blieb Plan. Aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, so hätte man die Wahl dieses Platzes im künstlerischen Interesse nur bedauern müssen. Von einem wirklich monumentalen Eindruck wäre bei einer schmalen Façade dennoch niemals die Rede gewesen. Da man schon im Verirren war, so ging man nach der Ecke der Lennée- und Königsgrätzerstraße. Die öffentliche Meinung ließ dieses Project nicht einmal zur Halbreife gedeihen. Man sagte, es müsse ein Theil des Thiergartens diesem Zwecke zum Opfer fallen, was einem hessischen Abgeordneten zu einem mit nichts weniger als attischem Salz gewürzten Witz Anlaß gab, als er von den Lungen der Reichstagsboten sprach, denen ein Theil der Lunge Berlins, nämlich des Thiergartens, schon geopfert werden könnte. Ein drittes Project, das mit der Artilleriecaserne, hat wohl dessen glücklicher Entdecker kaum ernst gemeint, und es starb noch vor der Geburt. Der Plan, das Reichstagsgebäude auf dem Platz der ehemaligen Porzellanmanufactur zu erbauen, fand in den oberen Regionen, besonders im Reichskanzleramte, lebhafteste Billigung. Er wäre auch für die Herren außerordentlich bequem gewesen, da ihr Sitz dicht an diese Baustelle stößt. Dieser Plan fand auch im Reichstage die Mehrheit, verschwand aber sehr bald gänzlich von der Tagesordnung, da zu seiner Ausführung die Zustimmung verschiedener Körperschaften nöthig gewesen wäre, die ihre Terrains in keiner Weise zu verkleinern gewillt waren, was vielleicht vielen, an das provisorische Gebäude gewöhnten Abgeordneten gar nicht unangenehm war. Mit diesem Vorschlage concurrirte damals das Project, den Platz des Etablissements Kroll zu wählen, das aber nach Annahme des [illegible]

Digitized by Google

erwähnten fiel, trotzdem sich das Publicum, viele Abgeordnete und, wie man sagt, sogar der Kaiser, dafür interessirten. Da nun das angenommene Project nicht zur Ausführung gekommen ist, nicht kommen kann, so steht man vor derselben Frage, auf die es nur dieselbe Antwort geben kann. Es bleibt nur ein Project, das Parlamentsgebäude an die Stelle des Etablissements Kroll zu bauen. Als es zuerst auftauchte, da erscholl wohl ein lautes Jammern, es sei zu abgelegen, Zeitversäumniß, Kraftverschwendung ꝛc. Dabei hatte man nur Eines vergessen: ehe das Werk vollendet dasteht, vergehen mindestens zehn Jahre. Berlin, bis jetzt der Parvenu unter den europäischen Großstädten, wird bis dahin wirkliche Großstadt geworden sein. Das öffentliche Leben, schon jetzt ein regeres, von Jahr zu Jahr eine größere Ausbreitung sämmtlicher Verkehrsmittel nothwendig machend, wird bis dahin ein solches geworden sein, daß es keinem, und selbst wenn es ein Abgeordneter aus einem kleinen Orte Posens oder Pommerns sein sollte, allzuschwer sein wird, diesen Platz zu erreichen. Dieser Einwand kommt, kurz gesagt, gegenüber den bedeutenden Vorzügen in keiner Weise in Betracht. Der Platz selbst ist ausersehen worden, die Siegessäule aufzunehmen. Der unbeschränkte Raum gestattet dem Architekten die vollste und freieste Entfaltung seiner Phantasie, in keiner Weise ist er durch die Rücksicht auf die Umgebung eingezwängt. Der Platz ist nicht durch stillose Privatgebäude eingeschachtelt, er liegt an der Grenze des lärmenden Treibens des eigentlichen geschäftlichen Verkehrs. Es kann somit gegen die Tauglichkeit des Platzes zu diesem Zwecke weder ein künstlerischer noch ein anderweitiger Widerspruch erhoben werden.

Wir kommen an die zweite und an die wichtigste Frage: in welcher Art soll und kann die Angelegenheit des Baues selbst entschieden werden? Wenn auch die erste Concurrenz erfolglos blieb, so hatte sie doch in vieler Beziehung ein praktisches Resultat. Die Architekten, welche das erste Mal ihrer Aufgabe gegenüber sehr häufig mit reinen Phantasiefactoren rechnen mußten — welche noch keinerlei Praxis hatten und genöthigt waren, sich an die Vorbilder anderer Länder, vor allem Englands und Americas, zu halten, haben durch die erste Concurrenz eine bedeutende Fülle von praktischem Material gewonnen. Alles Gute, was Einzelne, sei es in Bezug auf Grundrißlösung, in Bezug auf die Verwerthung der Räume ꝛc. gefunden hatten, liegt jetzt Jedem zur Benutzung offen, ohne daß man von einem eigentlich künstlerischen Plagiat dabei sprechen könnte. Wir treten deshalb für eine zweite Concurrenz, aber mit vollständiger Ausschließung außerdeutscher Kräfte, in die Schranken.

Die Gründe dafür sind einfach folgende: Der Bau ist bestimmt, nicht nur der Gegenwart zu dienen, sondern auch der Zukunft, ein redendes Zeugniß für die Thaten jener bewegten Zeit zu sein, für jene Kämpfe und Siege, aus denen das neue Vaterland zu einem frischen Dasein gekräftigt emporwuchs. Ein derartiges Gebäude soll nicht nur dem praktischen Zwecke genügen, es soll auch ein würdiges, monumentales Denkmal an die Auferstehung Deutschlands werden. Und da sind es wohl mit Recht die deutschen Künstler, welche sagen können, daß es ihre Aufgabe ist, dieses große Werk zu schaffen. Es ist eine alltägliche Klage geworden, welche dadurch, daß sie von Mund zu Mund ging, fast das Recht eines Dogmas erlangte, daß die deutsche Kunst dadurch, daß sie seit Jahrzehnten das Aschenbrödel gewesen ist, welches sich ärmlich von selten bedeutenden Aufgaben der Privaten ernährte, der man von Staatswegen niemals oder selten eine große Aufgabe zu lösen gab, daß für diese die Schwierigkeit zu groß sei. Dagegen müssen wir im Namen der deutschen Künstlerschaft entschiedenen Protest einlegen. Es ist unwahr, daß die deutschen Architekten, die deutschen Maler, die deutschen Bildhauer nicht im Stande sind, Großes zu schaffen, aber sie hatten bis jetzt keine Gelegenheit dazu, ihre Kraft ist bis jetzt eine latente geblieben. Man kann nun einwerfen, daß die Regierung selbst ihre Kräfte habe, die im Stande wären, der Aufgabe Genüge zu leisten. Trotz aller Achtung vor mancher tüchtigen Kraft, müssen wir es bestreiten. Wir vermögen unter ihnen keinen einzigen zu bezeichnen, der, vermöge seiner Stellung in der Kunst und seinem Rufe nach, die vollste Berechtigung hätte, den Bau übertragen zu bekommen. Sie alle arbeiten ohne bedeutendes schöpferisches Genie einfach mit den Formen der Vergangenheit. Unter ihnen ist kein einziges, Alles überstrahlende Gestirn, wie es Schinkel seiner Zeit gewesen war. Aber gibt es unter den jüngeren Kräften ein derartiges? Das Urtheil bleibt der Zukunft überlassen, jedenfalls gibt es aber unter den jüngeren Kräften solche, die mit ernstestem künstlerischem Streben eine gediegene Bildung verbinden, die mit dem alten Schlendrian gebrochen haben, indem sie erkannten, daß eine wirkliche Belebung der modernen Architektur nur in Anlehnung an die Renaissance stattfinden könne. Diesen muß man Aufgaben geben, wie man es in Wien gethan hat, wo eine Fülle von monumentalen Bauten beweisen, daß es an Kräften in Deutschland nicht mangelt, sobald man ihnen nur würdige Aufgaben gibt. Wie schon erwähnt, wollen wir aus der Concurrenz außerdeutsche Kräfte ausgeschlossen wissen. Die zweite Concurrenz soll ausgeschrieben werden an deutsche Architekten, wobei den preisgekrönten Mitbewerbern der ersten Concurrenz ein Vorrecht insofern gegönnt werden müßte, als man ihnen die Kosten des Projectes bezahlt. Die Ausführung soll dem Sieger unter Zuziehung anderer heimischer Kräfte übertragen werden, und zum Repräsentanten nach Außen hin kann ihnen gleichberechtigt, aber nicht als Leiter eine tüchtige Kraft unter den Baumeistern der Regierung beigefügt werden.

Der Raum, der uns zur Verfügung gestellt ist, sowie der Charakter der Zeitschrift verbieten es von selbst, auf die kleinen Besonderheiten der Concurrenz einzugehen. Wir wollten nur Anregung geben, denn wir sind überzeugt, daß die entscheidenden Factoren des Bundesraths und des Reichstags das vollste Bewußtsein der Wichtigkeit der Angelegenheit haben, und es ihnen bei der Fülle des Materials, das sie bewältigen müssen, an Zeit gebricht oder gebrach, bis jetzt energisch vorzugehen. Länger aber darf die Entscheidung nicht hinausgeschoben werden. Es ist eine Ehrensache für Deutschland, dem provisorischen Zustand ein Ende zu machen und endlich die brennende Frage zu erledigen.

— ? —

Die Senatorenwahlen in Versailles.

Von **Leopold Richter.**

Im Monat Februar dieses Jahres, zu einer Zeit als der Bonapartismus sein Haupt wieder drohend erhob, vereinigten sich in Versailles die orleanistischen und republicanischen Mitglieder der Nationalversammlung mit einander und bildeten auf diese Weise eine starke Majorität, der es gelang, innerhalb weniger Tage die neue Constitution von Frankreich, welche, vorläufig wenigstens, die Republik als die legale Staatsform anerkannte, zu Stande zu bringen. Es war eine schnelle Arbeit, der man die Ueberstürzung ansah, aber sie gestattete dem Lande zu hoffen, daß man nun endlich aus dem Provisorium heraustreten werde, welches seit Beendigung des Krieges die vollständige Wiederherstellung innerer Ruhe und Ordnung vereitelt hatte.

Die Constitution wurde nach dem Namen desjenigen Deputirten, dessen Vorlage derselben zu Grunde gelegt war, als die „Constitution Wallon" bezeichnet. Man unterschied darin zwei Hauptgesetze: das aus 8 Artikeln bestehende Gesetz über die Organisation der öffentlichen Gewalten und das Senatsgesetz, welches 10 Artikel enthielt und am 25. Februar mit einer Majorität von 448 gegen 241 Stimmen angenommen wurde.

Am 11. März veröffentlichte darauf das „Journal officiel" die Liste des Ministeriums der neuen Constitution, des sogenannten Ministerium Buffet. In demselben befanden sich: Herr Wallon

Digitized by Google

„der Vater der neuen Republik", wie man ihn nannte, und außerdem der Herzog Décazes, General de Cissey, die Herren Dufaure und Léon Say und drei andere Mitglieder, deren Namen in Deutschland kaum bekannt sein dürften und kaum bekannt zu sein verdienen. Das Ministerium hatte eine entschieden orleanistische Färbung. Die Herren Dufaure und Say allein, der Siegelbewahrer und der Finanzminister, Mitglieder des linken Centrums, vertraten in demselben die gemäßigte republicanische Partei. Damals glaubte man allgemein, daß die Orleanisten einen sehr gewandten Streich ausgedacht und glücklich durchgeführt hätten. Von den Legitimisten und Bonapartisten wurden sie deshalb von neuem als erfolgreiche Intriganten dargestellt; die gemäßigten Republicaner dagegen, welche die Alliirten der Orleanisten gewesen und bei Vertheilung der Ministerportefeuilles beinahe mit leeren Händen ausgegangen waren, mußten es sich gefallen lassen, von den monarchischen Parteien sowohl, wie von den radicalen Republicanern als Betrogene — dupes — bezeichnet zu werden. Ziemlich allgemein nahm man zu der Zeit an, daß das Cabinet Buffet das ganze Land nun systematisch zu orleanisiren versuchen werde. Die republicanischen und bonapartistischen Präfecten und Sousprafecten, alte Reste der Regierungen Thiers, Broglie und Fourtou, erwarteten mit jedem Tage durch Anhänger des neuen Regime ersetzt zu werden, und die meisten von ihnen, ganz besonders die republicanischen Beamten, wurden auch in dieser trübseligen Erwartung nicht getäuscht. Das unvermeidliche mouvement préfectoral, welches einen jeden Regierungswechsel in Frankreich zu begleiten pflegt, ließ nicht auf sich warten, und die enggedruckten Spalten des „Journal officiel" waren stets mit langen Listen von neu ernannten und abgesetzten Beamten gefüllt. Erstere gehörten, wie dies zu erwarten war, beinahe ausschließlich der orleanistischen Partei an. Bei der großen und in den Regierungskreisen wohlbekannten Leitbarkeit des französischen Charakters glaubte man nun der Auflösung der Nationalversammlung in Versailles und den Neuwahlen zum Senat und zur zweiten Kammer mit einiger Zuversicht entgegensehen zu können. Aber die republicanische Partei war weit entfernt sich als geschlagen zu betrachten. Sie hatte einen großen Vortheil errungen, nämlich den, daß die Republik als definitive Staatsform in Frankreich anerkannt worden war und sie verzweifelte nicht, diesen ersten Sieg mit der Zeit vollständig ausbeuten zu können. Eine strenge Disciplin vereinigte sämmtliche Fractionen der Linken und erzielte, daß die radicale Fraction Gambetta eng verbunden mit der conservativen Fraction Thiers in einer Linie gegen die Feinde der Republik vorging. Dies hatte zunächst die Auflösung derjenigen Majorität zur Folge, welche in den letzten Februartagen für die neue Constitution gestimmt hatte. Das orleanistische rechte Centrum wollte ferner nicht mehr Gemeinschaft mit seinen republicanischen Alliirten machen. Es wandte sich deshalb seinen alten conservativen Bundesgenossen, den Legitimisten und den Bonapartisten, zu, denselben, welche mit ihm vereint am 24. Mai 1873 den Sturz des Herrn Thiers herbeigeführt hatten. Der Empfang, der ihnen dort zutheil wurde, war jedoch nicht ermuthigend. Die Legitimisten konnten nicht vergessen und wollten nicht verzeihen, daß ein großer Theil der Mitglieder des rechten Centrums am 25. Februar für die Republik gestimmt hatte, den Bonapartisten war der vom rechten Centrum ausgegangene Bericht Savary noch frisch im Gedächtniß, ein Bericht, der die bonapartistische Partei eine Zeit lang zum Gegenstande polizeilicher Verfolgungen gemacht hatte.

Die vier großen Parteien, in welche die Nationalversammlung getheilt ist: die republicanische, die orleanistische, die legitimistische und die bonapartistische, standen sich von neuem feindselig und vollständig isolirt gegenüber. Die Abstimmungen in der Kammer, welche während des Sommers in Versailles stattfanden, lieferten zahlreiche Beweise dieser inneren Zerwürfnisse. Die wichtigsten Gesetze und Vorlagen wurden mit winzigen Majoritäten angenommen oder abgewiesen, und die Existenz des Ministerium Buffet wurde zu verschiedenen Malen in Frage gestellt. Die Sommerferien endlich machten diesem Treiben ein Ende, ohne jedoch die Ursache desselben vernichten zu können. Es war natürlich und unvermeidlich, daß die vier politischen Parteien, von denen eine jede ihre Sonderzwecke anstrebte, scharf von einander getrennt bleiben mußten.

Beim Wiederzusammentritt der Kammer am 4. November d. J. wurde sofort eine Frage in den Vordergrund geschoben: die der endlichen Auflösung der Kammer, welche den Frieden geschlossen und dem Lande seine neue Constitution gegeben hatte, und die mit dieser Frage verbundene Wahl der Mitglieder des Senats, dem während der Periode zwischen der Auflösung der alten und der Wiedereröffnung einer neuen Kammer verfassungsmäßig die Leitung, oder, richtiger gesagt, die Ueberwachung der Regierung anvertraut war.

Der Artikel 1 des Gesetzes über die Zusammensetzung des Senats bestimmte: „Der Senat besteht aus dreihundert Mitgliedern. 225 werden in den Departements und in den Kolonien gewählt und 75 von der Nationalversammlung".

Die Artikel 5 und 7 ergänzten diesen Paragraphen, wie folgt:

§. 5: „Die von der Nationalversammlung zu ernennenden Senatoren werden vermittelst eines Listenscrutiniums und nach absoluter Majorität erwählt".

§. 7: „Dieselben sind unabsetzbar".

Im Gegensatze dazu statuirte der §. 6, daß die von den Departements zu ernennenden Senatoren auf neun Jahre erwählt werden sollten.

Der Gedanke, welcher das rechte Centrum geleitet hatte, als es für diese Artikel stimmte, war von Anfang an ein leicht erkennbarer gewesen. Die vereinigten drei monarchischen Parteien — die orleanistische, die legitimistische und die bonapartistische — zählten in der Nationalversammlung 340 Stimmen, nämlich

Aeußerste Rechte (Legitimisten)	63	Stimmen
Gemäßigte Rechte (Legitimisten und Fusionisten)	72	=
Das rechte Centrum (Orleanisten)	175	=
Die Gruppe des Appel au peuple (Bonapartisten)	30	=
Total	340	Stimmen.

Die drei Fractionen der Linken, die äußerste Linke, die republicanische Linke und das linke Centrum vereinigten nur 314 Stimmen. Die Gruppe Wallon-Lavergne, aus 47 Stimmen bestehend, welche im Monat Februar bei der Abstimmung über die Constitution den Ausschlag gegeben hatte, schien demnach berufen, auch bei der Senatorenwahl einen bedeutenden Einfluß ausüben zu sollen. Nun war man aber im rechten Centrum auf gute Gründe hin fest überzeugt, daß diese Gruppe, deren Mitglieder als äußerst gemäßigte Republicaner oder ebenso gut als liberale Orleanisten bezeichnet werden konnten, mehr Neigung haben werde, bei der Wahl der Senatoren mit den monarchischen Fractionen als mit denen der Linken zu stimmen. Bestätigte sich diese rationelle Voraussetzung, so konnte die große sogenannte conservative Partei mit einer compacten Majorität von 387 Stimmen siegesgewiß gegen die vereinigten 314 Republicaner in den Wahlkampf ziehen.

Das orleanistische rechte Centrum, welches bedeutend zahlreicher war und sich deshalb stärker fühlte als die Legitimisten und die Bonapartisten, konnte sich deshalb mit der Hoffnung schmeicheln, daß die 75 unabsetzbaren Senatoren hauptsächlich aus den Mitgliedern ihrer Partei gewählt werden würden. Diese Voraussetzung veranlaßte sie, die versöhnlichen Vorschläge des linken Centrums mit einer Entrüstung zurückzuweisen, die heute, nachdem die Orleanisten eine so klägliche und vollständige Niederlage erlitten haben, geradezu komisch erscheint. Am Vorabend der Senatorenwahlen noch, am 8. December, veröffentlichten sämmtliche Zeitungen die sogenannte „Liste des rechten Centrums", in welcher man die Gruppe Lavergne mit 7 Namen, die Bonapartisten mit 2, die Legitimisten mit 25 bedacht hatte und den Rest für die orleanistische Partei in Anspruch nahm. Nicht ein einziger Republicaner erschien auf dieser Liste, dagegen glänzten dort in

Digitized by Google

erster Linie die Namen von Buffet, Herzog von Broglie, Bischof Dupanloup, Botschafter Gontaut-Biron, Belcastel, Chaudordy, de Larcy, Batbie und andern nicht equivoquen Feinden der Republik.

Von den Vereinigungen der Fractionen der Linken hörte man an diesem denkwürdigen Vorabend gar nichts. Man erzählte sich in den Zeitungen und im Publicum, daß die Führer des linken Centrums zahlreiche Unterredungen mit den Parteichefs der Rechten gehabt, daß sie diesen sogenannte „Versöhnungslisten" wiederholentlich angeboten hätten, aber daß ihre Vorschläge überall energisch zurückgewiesen worden seien. Seitdem wußte man nur, daß die Herren Thiers, Jules Simon, Grévy und Gambetta, die einflußreichsten Mitglieder der Linken, zu verschiedenen Malen zusammengekommen waren; auch flüsterte man an dem Tage bereits von geheimen Zusammenkünften, die der junge Führer der äußersten Linken, Gambetta, mit hervorragenden Mitgliedern der äußersten Rechten, ja sogar der Bonapartistischen Partei gehabt haben sollte. Aber es verlautete nichts Gewisses über das, was bei diesen Gelegenheiten gesagt und beschlossen worden war. Doch genügten diese Gerüchte, um eine gewisse Unruhe in den Reihen der Orleanisten zu säen.

Der nächste Tag schon sollte zeigen, wie wohlbegründet diese Unruhe gewesen war. Das erste Wahlresultat, welches am 9. Abends bekannt wurde, zeigte, daß nicht ein einziger der von den Orleanisten am meisten begünstigten Namen eine genügende Stimmenzahl auf sich hatte vereinigen können. Der Herzog Audiffret-Pasquier und Herr Martel, der Präsident und der Vicepräsident der Nationalversammlung, waren allein erwählt worden. Der Herzog verdankte das, darüber konnte kein Zweifel sein, dem Umstande, daß er, als einer der entschiedensten Feinde der Bonapartisten, auch unter den Republicanern zahlreiche Freunde zählte. Die Wahl des Herrn Martel, eines persönlichen Freundes des Herrn Thiers und ehemaligen Präsidenten des linken Centrums, eines entschiedenen, obgleich conservativen, Republicaners constatirte einen ersten eclatanten Sieg der Linken über das rechte Centrum.

Nun überstürzten sich die Ereignisse. Am nächsten Tage wurden neunzehn Senatoren, darunter nur zwei von der Liste der Rechten, die alten Generale Changarnier und Aurelles de Paladine, gewählt; der dritte Tag zeigte auf das deutlichste das intime, nun von Niemand mehr bezweifelte Bündniß zwischen den Ultralegitimisten und den Republicanern. Elf Namen gingen aus den Wahlurnen hervor und darunter befanden sich acht der wüthendsten Royalisten der Nationalversammlung. Mit jeder Stunde wurde die Lage der Orleanisten verzweifelter, bis sie endlich, des hoffnungslosen Kampfes müde, vollständig geschlagen den Rückzug antraten. Nicht ein einziger wirklich typischer Candidat des rechten Centrums, weder Buffet noch Broglie noch Dupanloup, waren erwählt worden. Diese großen Helden des Tages vor der Schlacht standen unten, ganz unten in den Wahllisten und über ihren Namen erhoben sich die von den Orleanisten gehaßten Persönlichkeiten wie Jules Simon, Barthélemy St. Hilaire, Pierre Lanfrey, Crémieux, Laurent Pichat und Adam. In den letzten Tagen des Wahlkampfes, als der Sieg der Linken durch nichts mehr erschüttert werden konnte, als bereits 70 Senatoren, von denen 66 der Liste der Linken angehörten, erwählt waren, in diesen letzten Tagen allein ließ die Linke in gewissermaßen verächtlicher Weise die strenge Disciplin erschlaffen, die sie bis dahin aufrecht erhalten hatte, und ermöglichte auf diese Weise, ja begünstigte vielleicht sogar die Wahl einiger vereinzelter Namen, die sie ursprünglich nicht mit auf ihre Liste gestellt hatte.

Die Ursachen des vollständigen Siegs der republicanischen Partei und der ebenso vollständigen Niederlage der Orleanisten sind nun für Niemand mehr ein Geheimniß. Die Urheber selbst des Planes, nach dem die Wahlcampagne gegen den Orleanismus durchgeführt ist, haben nicht angestanden, die Verantwortlichkeit für ihre Handlungsweise vor der Oeffentlichkeit zu übernehmen. Die Royalisten, Herr de la Rochette und Marquis de Franclieu, haben in legitimistischen pariser Zeitungen Briefe veröffentlicht, die in allen andern Journalen nachgedruckt worden sind, und in denen sie offen und unverhohlen erklären, daß sie und mehrere ihrer Freunde eine Offensiv- und Defensivallianz mit den Republicanern gegen die Orleanisten geschlossen hatten. Die Bonapartisten sind nicht mit derselben Offenheit zu Werke gegangen; doch ist es für Niemand ein Geheimniß, daß zahlreiche Mitglieder der Gruppe des Appel au peuple die Liste der Linken begünstigt haben.

Es hat sich nun herausgestellt, daß Herr Gambetta zu derselben Zeit, wo die Führer des linken Centrums mit denen des rechten in Unterhandlung getreten waren, um die sogenannte Versöhnungsliste herzustellen, daß Herr Gambetta damals bereits ein vollständiges Einverständniß mit Herrn de la Rochette herbeigeführt hatte. Die Herren Jules Simon und Casimir Périer haben, wie es scheint, erst im letzten Augenblick Kenntniß davon erhalten. Sie befanden sich damals gerade unter dem Einfluß einer höchst gereizten Stimmung, welche durch den Empfang, der ihren Vorschlägen im rechten Centrum zutheil geworden, erzeugt worden war. Der Plan Gambettas gab ihnen zunächst Hoffnung, sich an den Orleanisten rächen zu können; gleichzeitig eröffnete derselbe die schönsten Aussichten für einen großen Erfolg des linken Centrums. Denn Herr Gambetta zeigte sich durchaus nicht unversöhnlich, er verlangte keineswegs, daß seinen politischen Glaubensgenossen auf der äußersten Linken eine überwiegende Zahl von Plätzen im Senat reservirt werde. Er war im Gegentheil damit einverstanden, sich mit einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl zu begnügen, vorausgesetzt, daß man im linken Centrum bereit sei, den Royalisten der äußersten Rechten den mit diesen vereinbarten Preis auszuzahlen, d. h. etwa zwölf von ihnen in den Senat zu wählen. Nahm das linke Centrum diese Vorschläge an, so verpflichtete sich Gambetta dagegen, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln für die Liste des linken Centrums zu kämpfen. Die Vereinbarung kam zu Stande und das dadurch erreichte Resultat hat die Hoffnungen der Republicaner noch weit übertroffen.

Die 75 unabsetzbaren Senatoren, die nun erwählt worden sind, werden im Senat einen soliden republicanischen und ganz besonders antiorleanistischen Kern bilden, um den sich zweifelsohne mit der Zeit eine gleichgesinnte Majorität gruppiren wird. Der Einfluß der Wahlen in Versailles auf die Wahlen in den Provinzen wird ein sehr bedeutender sein. Die Franzosen folgen im Allgemeinen sehr gern einem ihnen gegebenen Beispiel; dazu kommt, daß die Wahlen in Versailles, welche die Republicaner nun als weit stärker erscheinen lassen, als man vor einigen Wochen vermuthete, daß diese Wahlen den noch unentschlossenen Republicanern in der Provinz den Muth geben werden, Farbe zu bekennen, während sie auf der andern Seite die Orleanisten, die sich stets durch Muthlosigkeit und Unentschlossenheit ausgezeichnet haben, noch mehr demoralisiren werden. Unter diesen Umständen ist vorauszusehen, daß die 225 Senatoren, welche die Provinz nach Versailles schicken wird, nun weit weniger conservativ sein werden, als die Orleanisten dies im Monat Februar d. J. gehofft hatten. Im Gegentheil ist vorauszusehen, daß sich unter denselben eine nicht unbedeutende Anzahl von Republicanern befinden wird. Es wird demnach sehr schwer halten, wenn diese auf die Wahrscheinlichkeit basirten Voraussetzungen nicht täuschen, den zukünftigen Senat zu bewegen, seine Hand zur Ausführung einer orleanistischen Intrigue oder gar eines bonapartistischen Staatsstreichs zu leihen. Derselbe dürfte im Gegentheil eine starke Stütze der Republik werden. Sollte sich dies bestätigen, und es ist, wie bereits gesagt, wahrscheinlich, daß es sich bestätigt, so kann die Republik als die Staatsform bezeichnet werden, welche Frankreich während mehrerer Jahre wenigstens eigen sein wird. Dabei ist jedoch Eines unberücksichtigt geblieben, was in Frankreich ganz besondere Berücksichtigung verdient: das Unvorherzusehende.

Digitized by Google

Christus und Muhamed.

Aus der zweiten holländischen Kammer.

Alljährlich, wenn der zweiten Kammer der holländischen Generalstaaten das indische Budget zur Berathung vorliegt, bietet der Binnenhof im Haag, wo dieser Staatskörper tagt, ein merkwürdiges Schauspiel, oder, richtiger gesagt, ein pikantes Tournier dar, das dem Heine'schen zwischen Kapuzinern und Rabbinern insofern gleicht, als die sich diametral gegenüberstehenden Meinungen mit einer Wucht aufeinanderplatzen und dabei eine solche Reibung entwickeln, daß die Funken geistsprühender Beredtsamkeit im hellsten Feuer des von jedem Redner natürlich exclusiv gepachteten Patriotismus glänzen, ganz davon zu schweigen, daß sich bei solchen Gelegenheiten eine Masse attischen Salzes ablagert, das unter andern Umständen, namentlich wenn auf dem parlamentarischen Menu die alltägliche Kost administrativer oder legislatorischer Aufgaben verzeichnet steht, sicherlich nicht zu Tage gefördert wird.

Bietet sich aber vollends die Gelegenheit, einen solchen Fall mit einer der tiefeingreifenden Fragen, welche auch das Mutterland bewegen, eine parlamentarische Wahlverwandtschaft eingehen zu lassen, dann erweitert sich der enge Rahmen der Vertretung eines einzelnen Landes in ein internationales Forum, die Hülle nationaler Beschränktheit wird abgestreift und mit dem stolzen Bewußtsein, daß die Augen der Mitwelt auf ihn gerichtet sind, tritt mancher Redner seinen ikarischen Flug an, bis endlich meistens die zündende Ironie irgend eines unbarmherzigen Realisten das leicht zerrinnbare Wachs schmelzen macht und der Fliegende unter allgemeiner Heiterkeit niederstürzt.

Derartige Gedanken drängten sich mir unwillkürlich auf, als die zweite Kammer im verflossenen Monat bei der Generaldebatte über das indische Budget einen Augenblick bei den von der Regierung errichteten und noch zu errichtenden Schulen stille stand, und sich auch hier die Frage erhob, ob auch auf diese Schulen das Princip des Mutterlandes, d. h. der confessionslose Charakter derselben, angewendet werden müsse. Man stand auf diese Weise vor der hoch wichtigen Frage, welche Haltung die Regierung dem Missionswesen gegenüber einzunehmen habe? Gewiß ein sehr ergiebiges Feld für die streitlustigen Vertreter der verschiedenen Richtungen.

Während Spanien und Portugal die Bewohner der von ihnen occupirten Länder durch Inquisition und Scheiterhaufen zum Christenthum bekehrten, ja die Ausbreitung des Christenthums als die einzige und Hauptaufgabe ihrer kühnen Züge betrachtet wissen wollten, — in Camoëns' Lusiaden ist dies bekanntlich durch den einer auch nicht gerade nüchternen christlichen Anschauung doch ziemlich viel zumuthenden Kampf zwischen den beiden Göttinnen Venus und der Jungfrau Maria sehr drastisch dargestellt, — brachten es schon die Natur und die bescheidenen Anfänge der einzig und ausschließlich im Interesse des Handels gegründeten Niederlassungen der Engländer und Holländer mit sich, daß man sich um Sitten und Religion der Eingeborenen nicht weiter bekümmerte, sie ruhig gewähren ließ und zufrieden war, wenn man ungestört Handel treiben und Geld verdienen konnte. Daher lag auch den ostindischen Compagnien beider Staaten nichts ferner als die Absicht, die Eingebornen zum Christenthum zu bekehren; vielmehr wurde mit ängstlicher Scheu Alles vermieden, was den Verdacht der argwöhnischen Eingebornen nur hätte rege machen können, und der christliche Sendbote, den das Mutterland in den indischen Archipel schickte, wurde von den Behörden stets mit mißtrauischen Augen betrachtet; nicht nur war von irgend welcher Unterstützung desselben keine Rede, sondern man arbeitete ihm im Stillen, so gut es ging, entgegen. Dabei waren die Resultate der Mission so lächerlich unbedeutend, daß man dieses gewiß gut gemeinte und aus lauterer Quelle entsprossene Streben im Mutterlande sowohl, wie in Indien selbst mit einem mitleidsvollen Achselzucken beantwortete. Achtung vor der religiösen Anschauungsweise der Eingebornen und Schonung ihrer überlieferten Institutionen hat sich von jeher als das beste und nachhaltigste Mittel erwiesen, um die Bevölkerung in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Wenn früher der Gouverneur von Bengalen selbst so weit ging, daß er ein Dschaggernauthfest mit seiner Gegenwart verherrlichte, so handelte er nur im wahren Interesse des Kolonialbesitzes, mochten auch die Frömmler der verächtlichsten aller Kirchen, der High-Church, mit Bileams Esel im Schreien darüber wetteifern. Jane Eyre, der schmachvolle Henker von Jamaica, wurde bekanntlich von Leuten dieser Sorte mit Ovationen überschüttet.

Dieser Standpunkt ist bis auf den heutigen Tag von der indischen Regierung auf Java so unverbrüchlich und so unerschütterlich festgehalten, daß die Resultate, welche das Missionswerk aufzuweisen hat, in der That klägliche zu nennen sind. Ganz abgesehen davon, daß ein angesehener Moslem niemals die Religion seiner Väter abschwört, und die Proselyten nur der geringsten und ärmsten Volksclasse angehören, wird der Javane nicht so leicht dazu zu bringen sein, die Religion seiner Unterdrücker anzunehmen.

In Holland betrachtet man aber von orthodoxer oder klericaler Seite die Sache in einem ganz andern Licht, und man begreift in diesem Lager nicht, wie ein vernünftiger Mensch oder ein aufrichtiger Christ nicht wünschen sollte, diese „Unglücklichen", welche noch in der Finsterniß und nicht im Lichte wandeln, mit der Religion der Liebe beglückt zu sehen. Daher werden auch Jahr für Jahr bei der Berathung des indischen Budgets von Mitgliedern dieser Richtung an den Kolonialminister die betreffenden Interpellationen gerichtet, welche dieser, einerlei ob conservativ oder liberal, stets in dem einzig möglichen Sinne, und zwar abweisend beantwortet.

Dieses Mal jedoch hatte die Interpellation schon deshalb einen pikanteren Charakter, weil nicht nur orthodoxe Protestanten, sondern auch in der Wolle gefärbte Ultramontane dem Minister das Feuer ihrer christlichen Glaubenswärme entgegenstrahlen ließen. Der ultramontane Abgeordnete des Amorie van der Hoeven äußerte sich dabei folgendermaßen:

„Es handelt sich nicht darum, durch Bildung zur Religion, sondern durch die Religion zur Bildung zu gelangen (der Redner hatte vorher wesentlich das auf dem Charakter der Confessionslosigkeit beruhende indische Schulsystem bestritten). Also Eines von Beiden. Der Minister muß entweder auf seinen Plan, das Volk auf eine höhere Bildungsstufe zu bringen, verzichten, oder er muß diesem Ziel durch die Religion nahe zu kommen suchen. Aber welche Religion? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Nur die christliche. Das Christenthum hat eine größere civilisirende Kraft als der Muhamedanismus."

Die Bedenken des Ministers, der Unruhen der Bevölkerung befürchtet, wenn man nur christliche und dann nicht auch muhamedanische Schulen gründet und unterstützt, wird mit der burschikosen Bemerkung abgefertigt:

„Ist denn eine solche Ruhe das wahre Ideal? Will der Minister, daß die Eingeborenen vegetiren? Dann hätte er Recht; aber wenn er ein höheres Ziel vor Augen hat, dann darf sich die Regierung mit einem Zustand, der den Eingebornen nur vor Mangel schützt, nicht zufrieden geben. Ist er mit uns überzeugt, daß wir unsere Pflicht gegen die inländische Bevölkerung nicht erfüllt haben, dann darf er sich durch religiöse Zwistigkeiten nicht abschrecken lassen. Es ist nicht möglich, ohne Religion zu höherer Civilisation zu gelangen. Gerade religiöser Zwist ist ein Beweis, daß eine Nation lebt; ein Volk, das an verderblichen religiösen Zwistigkeiten kein Interesse nimmt, ist ein ungebildetes Volk .... Das einzige Gegengift gegen innere Unruhen ist, daß man die Anstrengungen Privater, das Christenthum einzuführen, unterstütze. Thut die Regierung das nicht, dann verleugnet sie ihre heiligsten Pflichten, indem sie unter der Flagge der Neutralität dem Christenthume hindernd in den Weg tritt ... Ich verlange daher eine bestimmte Antwort von dem Minister auf die Frage: Wenn

Digitized by Google

morgen ein Regent auf Java aus Ueberzeugung zum Christenthum übergeht, würde derselbe von der Regierung dann abgesetzt werden?"

Die Antwort des Kolonialministers auf derartige Forderungen lautete dann dahin, daß sich der Abgeordnete des Amorie van der Hoeven einer großen Täuschung hingebe, wenn er glaube, daß er jemals seine Hand zur Proselytenmacherei leihen werde, und was den übrigens ganz undenkbaren Fall betreffe, daß ein Regent zum Christenthume überträte — man denke nur an die Vielweiberei —, so wäre der Uebertritt allein noch kein genügender Grund zu seiner Absetzung, wohl aber könne dies nicht ausbleiben, wenn ein solcher Neubekehrter nach gewöhnlicher Renegatenart seine früheren Glaubensgenossen drücke und chicanire.

Die letztere Bemerkung war ein feiner Seitenhieb auf den frommen Eiferer, der vor einiger Zeit selbst zum Katholicismus übergetreten ist. Derselbe hat verschiedene Jahre in Indien zugebracht und damals, als der Weihrauch seine Sinne noch nicht umnebelt hatte, schrieb er über die nämliche Frage in ein von ihm redigirtes Blatt die wahren Worte: „Das Christenthum von Regierungs wegen einführen hieße einen nutzlosen Selbstmord begehen; die Missionäre kräftig unterstützen, wäre höchst gefährlich, so lange der übermäßige Einfluß eines eingebornen Oberhauptes einen Religionskrieg anfachen kann . . . Vorläufig bleibt nichts übrig, als bei dem System der Neutralität und der Beaufsichtigung zu beharren . . . Die Bekehrung der Javanen zum Christenthum wird vielleicht die Krone, kann aber nie der Beginn der Erziehung sein, die wir ihnen zu geben verpflichtet sind".

Man bemerke übrigens, daß hier nur vom „Christenthum" überhaupt gesprochen wird, während der Redner natürlich kein anderes Christenthum meinen konnte und durfte als das seinige; denn man würde sich doch einer beleidigenden Insinuation gegen ihn schuldig machen, wenn man ihn etwa im Verdacht hätte, daß er die Verbreitung des von protestantischen Missionären gepredigten Christenthums unterstützen würde.

Und doch hat der Katholicismus gerade im indischen Archipel die allergeringsten Aussichten. Der Buddhist findet in ihm seine eigenen Gebräuche, Ceremonien und religiösen Anschauungen bis in's geringste Detail wieder, und ein in der Mandschurei lebender holländischer Missionär richtete vor einigen Jahren an ein katholisches Blatt die von Zufriedenheit strotzenden Worte: „Es ist in der That merkwürdig, daß diese Unglücklichen, die so weit von der Wahrheit abgewichen sind, fast ganz dieselben Formen des Gottesdienstes haben wie wir". Ueberdies darf man überzeugt sein, daß die östlichen Bonzen es ihren westlichen Collegen gegenüber auch nicht an Wachsamkeit fehlen lassen, um kein Schaaf ihrer Heerde zu verlieren. Noch mißlicher ist es den Bekennern des Islam gegenüber gestellt. Dem Moslem, und mag seine Religion, wie im Archipel, auch nur ein übertünchter Hinduismus sein, ist bekanntlich jedweder Götzendienst ein Greuel, und wenn ihn schon der Begriff der Dreieinigkeit oder das Verhältniß vom Sohn zum Vater stutzig macht, so muß er natürlich im Heiligen- und Bilderdienst den vollendetsten Polytheismus erkennen. Wenn daher ein Muhamedaner wirklich aus Ueberzeugung zum Christenthum übergeht, so wird es der Protestantismus und nicht der Katholicismus sein, dem er sich zuwendet.

Aber auch die Sache der protestantischen Mission ist eine hoffnungslose. Freilich, wenn man die Berichte aus den Missionsanstalten in Basel, Calw, London und Rotterdam liest, könnte man sich fast sanguinischen Hoffnungen hingeben; Kette und Einschlag der Erzählungen ist immer: „Das Gefühl ihrer Sündhaftigkeit wird lebendig, sie finden in ihrer eigenen Religion keine Befriedigung mehr, sondern erklären endlich, dem Herrn Jesus Christus, den sie als die einzige Ursache ihrer Erlösung und Seligkeit kennen lernen, folgen zu wollen". Da darf man sich denn die bescheidene Frage erlauben: durch welches Mittel kann denn der Europäer, der z. B. den javanischen Denk- und Vorstellungskreis, ihre Bildersprache und ihr Gefühlsleben so wenig kennt, der Europäer, der selbst auf eine dem Javanen so fremde und unverständliche Weise denkt, Schlußfolgerungen macht und beweist, dem Javanen diese tiefe Einsicht und solche die höchsten Fragen des Lebens berührenden Wahrheiten verständlich machen? Zudem recrutiren sich die Missionäre nicht gerade unter der Blüthe der Intelligenz, und wenn der Herr auch in den Schwachen mächtig ist, so gehört die Annahme einer solchen Leistung doch in's Gebiet des Fabelhaften und der Unmöglichkeiten. Dazu kommt noch der mißtrauische Charakter des Eingebornen, der seiner Anschauung zufolge vor einer Waare, die man ihm förmlich aufdrängt, kein besonderes Gefühl der Werthschätzung haben kann, zumal der muhamedanische Priester sich aufsuchen läßt, mit seinem Wissen sehr zurückhaltend ist und einen Schüler erst nach wiederholter Abweisung und langem Weigern annimmt. Der Javane ist überdies unterwürfig von Natur und erkennt die Superiorität des Europäers rückhaltlos an, er wird also in vielen Fällen, namentlich wenn noch materielle Vortheile damit verbunden sind, und ihm ein höherer Geldverdienst in Aussicht gestellt wird, sich leicht herbeilassen und das nachsagen, was man ihm vorspricht. Daher auch die, selbst von warmen Vertheidigern der Mission zugestandene Thatsache, daß das Christenthum der Javanen sich auf das mechanische Auswendiglernen der zehn Gebote, des Vater Unsers, des Glaubensbekenntnisses und einiger Bibelsprüche beschränkt. Und auch dann ist die Mühe oft noch eine verlorene, der „Bekehrte" kehrt plötzlich wieder zu seiner frühern muhamedanischen Religion zurück, oder er ist nicht im Stande, seine Kinder und Angehörigen zu sich herüberzuziehen.

Als erstes Mittel zur Civilisation eines ungebildeten Volkes das Christenthum betrachten und zu Hülfe nehmen, heißt beim Bau eines Hauses beim Giebel beginnen. Durch den täglichen Umgang mit den Angehörigen der höher stehenden Race werden zwar die Sitten gemildert, aber eine zusammenhängende Grundlage, auf der man systematisch weiter bauen kann, erhält man dadurch nicht. Hier muß der Staat mit dem ganzen Gewicht seiner Allgewalt in die Lücke treten, er muß seine Untergebenen zuerst sittlich und intellectuell heben, was natürlich nur durch ein gutes Schulwesen im weitesten Sinne des Wortes erreichbar ist. Der Aberglaube weicht bekanntlich nicht vor religiösen Dogmen, die in unfruchtbaren Boden gepflanzt werden, wohl aber vor dem, in immer tiefere Schichten der Bevölkerung dringenden Unterricht. Nur dann, aber auch nur dann — vorausgesetzt, daß dies alsdann noch wünschenswerth ist — kann das Missionswerk wieder erfolgreich aufgenommen werden. Vorderhand aber stimmen wir vollständig einem holländischen Wochenblatt bei, welches bei der Mittheilung der Rede von des Amorie van der Hoeven fragt: „Was will denn dieser Abgeordnete? Aus den Muhamedanern Christen machen. Das klingt sehr edel. Aber was für Christen wollte er mit Gewalt oder mit List aus ihnen machen? Wollte er sie zu dem fluchenden und verfluchenden Christenthum bekehren, das Kühe vor Heiligenbildern knieen läßt, das Gott und Christus nur im Namen huldigt, um vor einem Greise, dem Werkzeuge gewissenloser Fanatiker, zu knieen, den man mit göttlicher Macht bekleidet hat, und der damit täglich gegen die Gebote Gottes und die Lehre Christi sündigt, der Aufruhr uud Widerstand gegen die rechtmäßige Obrigkeit predigt, der den Namen von Christus mißbraucht, um Haß und Zwietracht über die ganze Welt zu säen, der das Scherflein der hungernden Wittwe nicht verschmäht, während er im Ueberfluß lebt? Will er dem Javanen dieses Christenthum bringen? Nun dann ist es dem Armen besser, bei Muhamed und seiner Lehre zu bleiben, als daß man ihn für das moderne Heidenthum gewinne, das Millionen von Katholiken aller Religion entfremdet hat. Oder will man sie zu Christen machen, die lehren, daß der Geist tödtet und der Buchstabe lebendig macht, die alles verfluchen und verdammen, was mit ihrer dogmatischen Anschauung nicht übereinstimmt, Christen, die im Grunde zu den Nachfolgern des Paters Beckx gehören und nur der Form nach von ihm verschieden sind? Laßt dann um des Himmels willen den Armen ihren Propheten, laßt sie lieber in Unwissenheit fort-

Digitized by Google

leben, als ihnen ein Christenthum aufdrängen, das nicht das Gute, sondern das Schlechte im Menschen aufkeimen läßt. Besser kein, als ein Caricaturchristenthum".

Delft, December 1875. Th. Wenzelburger.

Literatur und Kunst.

Rückschau.

Wo doch bist Du, o Freund, Du erster aus Knabengedenkzeit,
Einst dem Beginn meines Tags innig und fröhlich verknüpft?
Hast Du meiner gedacht, daß mir heimliche Mahnung daherkam
Und die Erinnrung in mir plötzlich und mächtig geweckt?
Tönt es nicht mir im Ohr, als hätte verklingend im Windhall
Mich von drunten Dein Ruf eilig an's Fenster gelockt?
Vor mir liegt noch die Stadt und es schlingt noch das alte Gemäuer
Wie in verschollener Zeit seinen zerfallenen Kranz,
Aber verödet umschließt nicht mehr sein Rahmen Dein Bild mir,
Der mit den Fluthen der Zeit ich in die Heimat gekehrt.
Oftmals stand ich wie heut', und es webten die Flocken wie heut' auch
Ihren phantastischen Tanz kreisend um Wipfel und Dach:
Oftmals grünte der Lenz, vom Ulmbaum lockte die Amsel,
Oftmals deckte die Wand blühendes Rosengewirr,
Flatterte wieder im Sturm von der Linde vergoldetes Herbstblatt:
Daß ich mit klopfender Brust Deiner Erscheinung geharrt.
Fern dann tauchtest Du auf, und ich eilte den Weg Dir entgegen,
Und mit verschlungenem Arm stürmten wir hastig davon.
Wogend umgab uns das Feld, und es rauschte wie Wogen der Eichwald,
Ueber den tönenden Strand goß sich die Woge der See,
Aber beruhigt entschlief in der Brust mir die Woge der Sehnsucht,
Die, wie unendliches Glück, Dich mir zur Seite verlangt.
Stunden entflogen uns hin in dem Wechsel des kindischen Spielwerks,
Kindisch gesellte hinein wichtig sich dünkender Ernst,
Doch aus dem Schattengebild' der Erinnrung, unsäglichen Zaubers,
Blüht, aus dem nichtigen, mir wieder die Jugend herauf,
Kehrt das unfaßbare Glück, das dem eigenen Reichthum entquellend,
Uebergenügend mit Dir herrlich die Welt sich beschloß. —
Doch in das Sonnengefühl, das mit Wärme die Brust mir beseligt,
Plötzlich mit schauerndem Hauch schneidet ein tödtlicher Frost:
Schwand mit der Jugend denn auch in vergänglichem Reichthum der Herzschlag,
Der sich aus eigenster Kraft frühesten Tempel erschuf?
Welcher des Kindes Gemüth aufrief zu dem reinsten Altardienst,
Den es bewußtlos begeht, der es bewußtlos erhöht?
Lagert erstarrendes Eis denn die Armuth der reifenden Klugheit
Ueber das thörichte, ach, über das wirkliche Glück? —
Wo doch bist Du, o Freund, Du erster aus Knabengedenkzeit,
Daß die Erinnrung mich heut' lieblich und schmerzend erfüllt?
Wo in der Fülle der Welt entdeckt Dich die irrende Sehnsucht,
Findet, vom Schlummer erwacht, heut' Dich das suchende Herz? —
Weiter schreitet der Tag, und es wallen die Flocken darüber,
Und sie verhüllen mir bang' dichter und trüber Dein Bild.

Wilhelm Jensen.

Alfred de Musset und George Sand in Venedig*).

Ein lebensfrischer, drei und zwanzig Jahre zählender Dichter, der durch die Keckheit, den Uebermuth und die bezaubernde Frische der ersten Aeußerungen seines poetischen Genies von einem Tage zum andern eine Berühmtheit geworden war, verließ im Herbste des Jahres 1833 in Begleitung einer geistvollen Schriftstellerin, die seine Geliebte war, Paris, um mit der genialen Gefährtin unter dem milderen Himmel Italiens sich des Glückes der ersten Liebe zu erfreuen.

Sechs Monate später, im April des Jahres 1834, kehrte ein armes gebrochenes Menschenkind allein nach Paris zurück. Seine Geliebte war in Italien geblieben. Eine tiefe Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt. Er hatte abgeschlossen mit den Freuden des Daseins und mit der Lust am Schaffen. Heinrich Heine, der um diese Zeit seine Bekanntschaft machte, durfte über ihn die grausamen Worte äußern: „Der junge Mann hat eine große Vergangenheit vor sich". Er mußte dem Jüngling schon die Zukunft absprechen!

Von dem, was in Italien vorgegangen war, mochte er nicht sprechen. Er hatte nur noch das eine Verlangen, der nüchternen Klarheit zu entrinnen und in der Berauschung der Sinne der Erinnerung an die Wirklichkeit ledig zu werden.

Dieser Dichter, der als Jüngling Paris verlassen hatte und ein halbes Jahr darauf mit dem Gemüth eines Greises heimkehrte, war Alfred de Musset. Die Gefährtin, die ihn begleitet und dann verlassen hatte, war George Sand.

Beide waren zu gleicher Zeit Berühmtheiten geworden. Sie hatten zunächst gegenseitig an ihren Werken und an dem, was sie sonst von einander wußten, wenig Gefallen gefunden und jede Annäherung vermieden. Ihre Naturen waren auch grundverschieden. George Sand spielte sich zu jener Zeit als die Frau ohne Vorurtheil heraus. Sie trug Männerkleider, rauchte, verkehrte burschikos in den Kreisen von Künstlern und Schriftstellern, in denen es sehr ungenirt herging, und stand mit allen möglichen Leuten auf Du und Du.

Alles das mußte dem Aristokraten Alfred de Musset, der auf Aeußerlichkeiten und Formen großen Werth legte, mißfallen. Er war zurückhaltend und wählerisch in seinem Umgange, und nur wenigen vertrauten Freunden gestattete er die Annäherung. Alles, was auffällig, extravagant, plebejisch war, war ihm entsetzlich.

Bei einem Diner lernten sie sich zufällig kennen. Beide waren von dem Eindruck, den die erste Begegnung auf sie machte, auf das angenehmste enttäuscht. Die sechs Jahre ältere George Sand entzückte den jungen Dichter gerade durch ihr eminent weibliches Wesen. George Sand war damals eine schöne Frau, sogar eine ausgezeichnete Schönheit; „ihr Gesicht ist mehr schön als interessant zu nennen," sagt Heine von ihr. „Das Interessante ist immer eine graciöse oder geistreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge der George Sand tragen das Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit. Ungescheitelt fällt bis zur Schulter das köstliche braunlockige Haar. Ihre Augen sind matt, wenigstens sind sie nicht glänzend; ihr Feuer mag wohl durch die Thränen erloschen, oder in ihre Werke übergegangen sein. Sie hat stille sanfte Augen." Vor allem rühmt Heine ihre wundervollen Hände und ihre kleinen Füße. Auch der blonde, blauäugige Musset wurde von den Damen sehr schön gefunden.

Beim Abschied nahmen sich beide das Versprechen ab, sich recht bald wieder zu sehen; und das geschah. Alfred de Musset verliebte sich leidenschaftlich in die schöne kluge Frau, und sie fühlte sich stolz und glücklich in dem Bewußtsein, so geliebt zu werden.

*) Auszug aus einem in Wien am 21. December gehaltenen Vortrage. Für denselben sind namentlich folgende Quellen benutzt worden: „Lettres d'un voyageur" und „Elle et Lui" von George Sand, „Lui et Elle" von Paul de Musset und „Lui" von Louise Colet; außerdem ungedruckte Mittheilungen vom Bruder und von Freunden des verstorbenen Dichters. P. L.

Digitized by Google

Den ersten stürmischen Bewerbungen Mussets stellte ihre kühle, nüchterne Natur, die sie sich in allen Verhältnissen des Lebens zu bewahren wußte, Widerstand entgegen. Die Rollen waren hier nicht richtig vertheilt. Das verständige Weib besaß entschieden die Ueberlegenheit. Musset war unvernünftig, leidenschaftlich; George Sand handelte mit voller Klarheit und Ruhe. Er war verliebt, sie war es nicht. Sie behandelte den jungen Dichter wie eine strenge Erzieherin ein ungezogenes Kind. Sie setzte ihm mit einer Gouvernantenweisheit, die Musset rasend machte, klüglich auseinander, daß die Liebe immer Unzuträglichkeiten im Gefolge habe, und daß es viel passender sei, wenn es bei dem angenehmen Verhältnisse einer mütterlichen oder schwesterlichen Neigung bewende. Man könne besser arbeiten. In allen möglichen Tonarten variirte sie die Worte der Geliebten Toggenburgs:

„Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz".

In ein Kloster ging sie indessen nicht, und der moderne Toggenburg brauchte sich nicht mit stummem Harme von ihr loszureißen. Sie sorgte sogar dafür, daß er blieb.

Als Musset in der Verzweiflung der verschmähten Liebe sich in den Taumel der Vergnügungen stürzte, überkam es sie wie eine Gewissensmahnung. Und um den Kranken zu heilen, entschloß sie sich ihm die Liebe, die sie ihm bisher vorenthalten hatte, gleichsam als Arznei zu verabfolgen. Ohne Leidenschaft, ohne Begeisterung, ohne Selbstvergessen bequemte sie sich dazu, an dem Tage, da sie es für opportun erachtete, die freundschaftliche Zuneigung mit der von Musset geforderten Liebe, oder wenigstens mit dem Ausdruck dieser Liebe, zu vertauschen. Eines Tages erzählte man sich in Paris als große Neuigkeit, daß die letzten Schranken, welche das ruhmgekrönte Paar bisher von einander getrennt hatten, gefallen seien.

Schon in den Flitterwochen kam es zu peinlichen Auftritten. Paris, die Umgebung, die Klatschereien der guten Freunde sollten daran schuld sein. In Italien hofften sie das volle Glück zu finden, und so machten sie sich denn wie fröhliche Hochzeitsreisende an einem sonnigen Octobertage auf den Weg und trafen voll Zuversicht in Florenz ein, wo sie den ersten längeren Aufenthalt nahmen. Auch dieser wurde ihnen durch unangenehme Mißverständnisse verleidet, sie zogen weiter und weiter, bis sie endlich in Venedig sich niederließen und häuslich einrichteten, um dort zu überwintern.

Aber die geträumten Freudentage blieben aus. Bei jeder Gelegenheit trat die Verschiedenheit der Auffassungen hervor, und die Auseinandersetzungen nahmen bei der ruhigen Energie der Einen und dem aufbrausenden Temperamente des Andern immer eine unerquickliche Wendung. Alfred de Musset wollte sich des Lebens freuen und den Augenblick genießen, George Sand wollte etwas Tüchtiges leisten und Material für spätere Arbeiten sammeln. Er wollte zwecklos umherschweifen, sie wollte planvoll arbeiten. Schließlich ging er seiner Wege — und sie blieb zu Hause. Allein langweilte er sich, er suchte also die Gesellschaft auf, die man am leichtesten findet, und die gerade deswegen nicht die beste zu sein pflegt. Lustig lebte er in den Tag hinein. Lustig? Es ist nicht das rechte Wort. Er war sogar im Innern tief verstimmt. Er war unzufrieden mit sich, unzufrieden mit seiner Geliebten. Er fand es nicht richtig, daß sie ihn wegen ihrer philisterhaften Bedenken — als solche erschienen ihm die Motive, welche die Sand an das Pult fesselten — allein seinem Geschicke überließ. Er war verdrießlich über sich, weil er sehr wohl einsah, daß er nicht recht handle. In den ausgelassensten Freuden der Feste mußte er doch der gewissenhaften Freundin gedenken, die in dem kleinen Stübchen allein mit der stillen Lampe über ihrer Arbeit saß, während er zwecklos eine Nacht um die andre vergeudete, durchschwelgte. Nichts macht aber bekanntlich ungerechter, als das Bewußtsein, daß man seine Pflicht nicht erfüllt.

Kam er nun, moralisch herabgestimmt, zu später Nachtstunde nach Hause, und fand er dort die Freundin noch an der Arbeit, oder hörte er von seinem Zimmer aus die gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden im Nebenstübchen, dann fühlte er sich in der Stimmung, nicht blos sich selbst, sondern auch diejenige anzuklagen, die ihn zur Selbstanklage veranlaßte. Um die Gewissensschuld abzutragen, setzte er sich dann wohl mitten in der Nacht hin und schrieb stundenlang, ohne vom Blatte aufzusehen. Aber er hatte keine Freude an der Arbeit. Diese erzwungene Production war ihm widerwärtig, und er machte derjenigen, die er der Urheberschaft seiner unfreudigen Schriftstellerei beschuldigte, bittere Vorwürfe. Er hatte Anfälle von wildem Zorn. Dann wurde er wieder weich wie ein Kind, liebevoll und herzlich, und er beschwor die Geliebte in der innigsten, in der rührendsten Weise, ihm doch nur einmal zu Gefallen zu sein, ihm nur einmal ein paar Stunden zu schenken, ihm nur einmal die Freude zu bereiten, an dieser oder jener harmlosen Lustbarkeit mit ihm Theil zu nehmen. George Sand blieb steinern und unerbittlich; sie zuckte die Achseln und versetzte mit eisiger Ruhe: „Du bist ein Kind, Du weißt nicht, was Du willst". Diese allen Schmeichelworten unzugängliche Vernünftelei brachte den Dichter außer sich. Das Magisterhafte in ihrem Wesen, dieses Ewig-Gescheidte, Ewig-Vernünftige, diese Gelassenheit, die nichts zu beunruhigen vermochte, diese Fähigkeit, das als richtig Erkannte unter allen Umständen auch thun zu können — das war es, was Musset aus dem Hause trieb, was ihn zu seinen Extravaganzen veranlaßte.

Mussets Körper und Seele waren den Anstrengungen, die er sich zumuthete, nicht gewachsen. Die beständige Erregung des Gemüths, die durchwachten Nächte rächten sich und streckten ihn auf das Krankenlager darnieder. Ein heftiges Nervenfieber bedrohte sein Leben. Endlich trug aber doch die Jugendkraft über die Gewalt der Krankheit einen schweren Sieg davon. Die Besinnung kehrte ihm wieder; und in der ersten Stunde des wiedererwachenden Lebens sollte er Zeuge eines Auftritts werden, der, wenn er ihn auch nicht tödtlich traf, doch von den verhängnißvollsten Folgen für sein ganzes ferneres Sein begleitet war. Alfred de Musset hat einen Bericht über diesen Hergang seinem Bruder Paul dictirt, und dieser hat ihn in der Erzählung „Lui et Elle" vollständig mitgetheilt, an die Stelle der bekannten Namen jedoch durchsichtige Pseudonyme gesetzt. Da man keine Indiscretion mehr begeht, wenn man die allgemein bekannten Helden bei ihren richtigen Namen nennt, so sind diese hier wiederhergestellt worden. Im übrigen ist die Uebersetzung wortgetreu:

„Der Doctor und George Sand saßen neben meinem Bette. Ich sah den Einen, die Andere konnte ich nicht sehen. Ich hörte Beide. Bisweilen war es mir, als ob der Ton ihrer Stimmen schwach von weit her erklang, dann wieder dröhnten mir diese Stimmen im Kopfe mit einem unerträglichen Geräusche: Ich fühlte, wie es von meinem Bette aus kalt aufstieg, — ein eisiger Dunst wie aus einem Keller oder Grabe, der mir bis in die Knochen drang. Ich wollte rufen, aber trotzdem machte ich nicht einmal den Versuch dazu; eine solche Entfernung lag zwischen dem Sitze meiner Gedanken, und den Organen, die sie hätten ausdrücken können. Ich erschrak vor der Vorstellung, daß man mich für todt halten, und mich mit dem bischen Leben, das sich in mein Gehirn geflüchtet hatte, begraben könne. Es war mir unmöglich, das durch irgend ein Zeichen auszudrücken. Zum Glück nahm mir eine Hand, ich weiß nicht welche, den kalten Umschlag von der Stirn, und ich fühlte wieder etwas Wärme. Ich vernahm, wie die Personen, die bei mir wachten, sich über meinen Zustand unterhielten; sie hatten die Hoffnung, mich zu retten, aufgegeben. George Sand nahm einen kleinen Spiegel, den sie mir vor das Gesicht hielt. Ich erblickte in demselben eine mir unbekannte Maske. Ich sah nichts mehr als halbgeschlossene Augenlider, starre und unbewegliche Pupillen, krampfhaft verzerrte Lippen. Es war mein Bild, das ich gesehen hatte. Es war mein Gesicht. Ich begriff das nach einem Augenblick; und ich sagte mir, daß bei einem solchen Aeußern ich selbst dafür stimmen würde, mich begraben zu lassen. George Sand zeigte dem Doctor den Spiegel und sagte ihm, daß ich noch athme. Der Doctor trat an das Bett, schob die Decke beiseite und nahm meine Hand, um den Puls zu fühlen. Da er stehen blieb, so war er genöthigt meinen Arm ziemlich hoch zu heben. Die Bewegung, die er mich dabei machen ließ, war, obgleich ganz einfach und sehr natürlich, für meine

Digitized by Google

arme Maschine so gewaltsam, daß ich darunter litt, als hätte man mich geviertheilt. Die Zeit, während deren meine Hand in denen des Arztes verblieb, kam mir vor wie ein Jahrhundert. Ganz deutlich hörte ich die Worte: „se non è morto, poco manca", „wenn er nicht todt ist, so fehlt nicht viel daran". Der Doctor gab sich nicht die Mühe meinen Arm langsam auf das Bett zu legen; er ließ ihn wie einen leblosen Gegenstand fallen. Bei dieser fürchterlichen Erschütterung fühlte ich alle meine Knochen krachen, alle meine Nerven und Fibern gewaltsam zerreißen. Ein Donnerschlag dröhnte mir im Kopfe, und ich verlor die Besinnung.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit ich im Zustand der Bewußtlosigkeit verblieb. Es war Nacht, als ich wieder zu mir kam; tiefe Stille herrschte im Zimmer. Ein niedliches kleines Dienstmädchen, dem wir den Spitznamen „felicissima notte" gegeben hatten, weil sie mit diesem Wunsche jeden Abend, wenn sie uns Licht gebracht hatte, von uns schied, klopfte leise an die Thür. Man rief „herein", und so merkte ich, daß ich nicht allein war. Das junge Mädchen stellte zwei brennende Kerzen auf den Tisch, und nachdem sie ihren üblichen Wunsch ausgesprochen hatte, fragte sie, ob Madame zu Abend essen wolle. George Sand gab ihr zur Antwort „in einer halben Stunde". Die Kleine verschwand, und wieder herrschte Stillschweigen in der Stube.

Da bot sich mir ein Anblick dar, den ich für eine Sinnestäuschung gehalten hätte, wenn nicht beweiskräftige Thatsachen und die umfassendsten Geständnisse meine Vermuthungen zur positiven Gewißheit gemacht hätten.

Mir gegenüber an der Wand sah ich zwei große Schatten, welche vom Schein des Lichts dahin geworfen wurden. Die Kerzen standen so, daß sie nur einen Lichtfocus bildeten. Diese Schatten zeigten ein Weib, das auf den Knieen eines Mannes saß, rückübergeworfen, den Kopf nach hinten. Ich besaß nicht die Kraft meine Augenlider so weit aufzuschlagen, um den obersten Theil dieser Gruppe zu sehen, wo der Kopf des Mannes sich befinden mußte; aber dieser Kopf, den ich suchte, kam von selbst in meinen Gesichtskreis. Er näherte sich dem des Weibes, und die Stellung der beiden Schatten war die einer sich küssenden Gruppe. Ich gestehe, daß im ersten Augenblicke dieses Bild einen nicht sehr lebhaften Eindruck auf meinen halbbetäubten Geist hervorbrachte. Es bedurfte einiger Zeit, um mir die Tragweite einer solchen Enthüllung klar zu machen. Allmählich wich mein Erstaunen der Entrüstung, und meine Entrüstung steigerte sich zum Entsetzen.

Felicissima notte kam erst gegen acht Uhr Abends wieder. Als sie den Tisch deckte, schäckerte der Arzt mit ihr im Dialekte des Landes. Er setzte seinen Hut auf und wollte eben gehen, als George Sand ihm den Vorschlag machte mit ihr zu speisen. Die kleine Dirne hatte alle Schüsseln aufgetragen und war gegangen. Der Doctor nahm den Vorschlag an, nahm ein Couvert, zog aus seiner Tasche ein Messer, und setzte sich wie ein Mensch, der guten Appetit hat, zu Tische. Meine beiden Wärter hatten mich offenbar vergessen; während sie speisten, waren sie heiter und guter Dinge. Die Unterhaltung drehte sich, wie ich mich erinnere, um die gastronomischen Erzeugnisse des Landes; es wurde ein gemeinschaftliches Diner verabredet.

Während ich zuhörte, stellte ich mir die Frage, wann sie wohl im tête-à-tête zusammen die verabredete Mahlzeit einnehmen würden? Jedenfalls, sobald man mich herausgetragen hätte. In ihrer Vorstellung gehörte ich schon gar nicht mehr zu den Lebenden. Sie machten ihre Rechnung ohne den Wirth. Mir kam es so vor, als ob meine Kräfte allmählich wieder zunähmen, als ob ich gelächelt hätte. Wahrscheinlich hatte ich irgend eine Grimasse gemacht, die aber als erstes Sympton des zurückkehrenden Lebens zu betrachten war. Ich versuchte meinen Kopf auf dem Kissen herumzudrehen, und es gelang mir. Ich war darüber so erfreut, daß ich aufschreien wollte: „Freunde, ich lebe!" Aber ich bedachte in demselben Augenblick, daß die Freunde vermuthlich nicht darüber sehr erfreut sein würden und sah sie starr an. Ich sah, wie einer nach dem andern trank, aber trotz aller Mühe, die ich mir gab, war es mir nicht möglich auf dem Tische mehr als ein Glas zu erblicken. Demüthig muß ich eingestehen, daß ich, obwohl die Wuth in mir tobte und die Eifersucht mich ganz erfüllte, doch einschlief; die herrische, allgebietende Natur befahl es mir, und ich mußte gehorchen. Um Mitternacht wurde ich durch eine Hand, die die meinige berührte, aufgeweckt. Mein Arm wurde bewegt, und dieses Mal empfand ich keinen Schmerz dabei.

„Es geht besser mit ihm," sagte der Arzt, „und wenn diese Besserung bis Morgen andauert, so ist er gerettet". Ich war es wirklich.

Der Doctor schickte sich zum Gehen an. George Sand sagte ihm, er möchte einen Augenblick warten, sie werde ihm gleich das Geleite geben. Sie verschwanden hinter einer spanischen Wand, die vor der Thür stand, und ich verlor sie aus den Augen. George Sand nahm eine der Kerzen, um dem Doctor zu leuchten. Sie blieben ziemlich lange auf der Treppe. Da vergegenwärtigten sich mir die Gruppe der verschlungenen Schatten, die Unterhaltung bei Tische, die Einzelheit, die mich frappirt hatte, daß nur ein Glas auf dem Tische war, aus dem Beide getrunken hatten. Einen Augenblick durfte ich hoffen, daß das Alles nur ein böser Traum gewesen sei. Aber, da stand noch der Tisch, der nicht abgedeckt war; man hatte ihn sogar nahe an mein Bett herangerückt. Mit Anspannung aller meiner Kräfte brachte ich es dahin, mich auf meinen zitternden Händen aufzurichten. Mein Kopf beugte sich über den Tisch, ich blickte mit aller Kraft meiner Augen, es war wirklich nur ein Glas da! Ich wußte genug".

Was nun noch folgt, läßt sich mit wenigen Sätzen erzählen. Langsam gesundete Alfred de Musset. Ueber seine Wahrnehmung beobachtete er zunächst völliges Stillschweigen. Als er es endlich nicht mehr über sich gewinnen konnte, das Geheimniß, das ihn wie ein Alp drückte, mit sich herumzutragen, interpellirte er George Sand ohne alle Umschweife über ihre Beziehungen zum Doctor. Sie leugnete hartnäckig und erklärte das, was Musset gesehen, für die Ausgeburt einer durch das Fieber erhitzten Phantasie. Die Bemühungen Mussets, die Wahrheit festzustellen, führten zu einer Scene, die an Extravaganz ihre Tragik vielleicht noch überbietet. Unter Thränen gestand George Sand schließlich die Wahrheit ein. Musset kehrte nach Paris zurück. Die Freunde und Verwandten erschraken, als sie ihn wiedersahen. George Sand kehrte einige Monate später heim, von ihrem Doctor begleitet, den sie aber, da er in der Pariser Gesellschaft nicht den von ihr erwarteten vortheilhaften Eindruck machte, bald zurückschickte. Noch einmal näherte sie sich dem früheren Geliebten, aber das Nachspiel zur italienischen Tragödie war ganz kurz...

„Als Laurent" — so heißt Alfred de Musset in der Darstellung der Sand — „einsah, daß alles vorbei war, dachte er nur noch daran sich zu betäuben".

Mit diesem erschreckend frostigen Satze beschließt George Sand ihre Erzählung über die Geschichte Alfred de Mussets. Man muß wissen, welche fürchterlichen Leiden, welche grausige Selbsterniedrigung im Leben Mussets auf das verhängnißvolle Ende dieses Liebesromans folgten, um die lieblose Kälte in diesem Satze recht zu verstehen. „Er dachte nur noch daran, sich zu betäuben!" Man kann hinzufügen: er setzte das Werk der Betäubung mit einer übermenschlichen Energie durch. Keine Ausschweifung war ihm zu niedrig, kein Trank zu schlecht. Die Selbstzerstörung gewährte ihm eine Art diabolischer Freude. Sie brachte seinen unheilbaren Leiden endlich in der Nacht vom 1. zum 2. Mai ein sanftes Ende.

Wir Zeitgenossen brauchen nicht zu richten, brauchen uns nicht abzumühen, den schuldigen Theil zu ermitteln. Unglücklich sind sie Beide gewesen; und Derjenige, der jetzt den Schmerzen des Daseins entrückt ist, vielleicht nicht einmal der Unglücklichere! —

Paul Lindau.

Nevermore.

(Schluß.)

In jener Zeit hatte sich Poe einem Laster ergeben, welches in keinem Lande der Welt eine so harte Verurtheilung findet wie gerade in den Vereinigten Staaten — ich meine die Trunksucht. Ich habe bereits erwähnt, daß dem gebildeten Americaner nichts so verworfen und verabscheuungswürdig erscheint als ein Trinker. Dies zeigt sich noch heute im Geschäftsleben wie in der Gesellschaft. Ein Fabrikant darf einen Commis oder Arbeiter besitzen, von dessen Fleiß und Geschicklichkeit er entzückt ist, und er muß es erleben, daß derselbe Mann mit den Spuren eines Spitzes vor ihn hintritt, so entläßt er denselben sofort, und wenn ihm selber damit ein empfindlicher Schlag versetzt wird. Der Grund zu dieser Erscheinung ist zum Theil

Digitized by Google

in der puritanischen Strenge, zum Theil jedoch in den klimatischen Verhältnissen jenes Landes zu suchen. In Deutschland kann ein Trinker von normaler Constitution Jahrzehnte lang ein starkes Quantum Spirituosen vertilgen, ohne die zerstörenden Folgen zu spüren, in America beginge derselbe Mann jedoch unter gleichen Bedingungen einen Act unfehlbarer Selbstvernichtung. Die verheerende Wirkung der Trunksucht zeigt sich in America in ganz kurzer Zeit. Zuerst verfällt das Opfer dieses Lasters dem Delirium tremens, dann den Krämpfen und zuletzt dem Tod.

Als Edgar Poe einmal betrunken auf der Redaction erschien, entließ ihn der Herausgeber des „Messenger", und so siedelte er mit seiner Frau im Januar 1837 nach Newyork über. Hier veröffentlichte er „Die Erzählung des Arthur Gordon Pym". Bei dieser Erzählung muß man die Stärke seiner Phantasie, wie die Lebhaftigkeit der Darstellung in gleichem Maße bewundern, denn er schildert die wunderbaren Schicksale der americanischen Brig Grampus auf den Gewässern der Südsee in so lebendigen Farben, daß man die Erfindung für wirklich Erlebtes halten könnte.

Dieser Arbeit verdankte Poe wieder eine feste Stellung als Journalist bei einem belletristischen Journal in Philadelphia mit 40 Dollars Monatsgehalt. Seine Ausschweifungen raubten ihm auch diese armselige Stütze und bald darauf sehen wir ihn wieder in Newyork, wo er vielfach als Journalist thätig war und zuletzt das „Broadway Journal" gründete. Im Jahre 1844 lud ihn das Lyceum zu Boston ein, er möge eine Feier durch den Vortrag eines neuen Gedichtes verherrlichen. Die Zeit kam, allein Poes Muse hatte das verlangte Gedicht noch nicht geboren, gleichwohl erschien er zu dem Festact und las den erstaunten Bürgern Bostons seine Jugendarbeit „Al Aaraaff" vor, welche in die Feier paßte, wie Makarts „Cleopatra" in die Sixtinische Capelle. Vielleicht wäre der lächerliche Streich ohne großes Aufsehen vorübergegangen, wenn er nicht selber in übermüthiger Laune sich im „Broadway Journal" darüber lustig gemacht hätte.

Die Americaner sind ein ernstes Volk, und so fand das frivole Benehmen des jungen Dichters die entschiedenste Mißbilligung. Poes Journal verlor seine Leser, und seine engeren Freunde mußten eine öffentliche Collecte veranstalten, um es noch einige Zeit über Wasser zu halten.

Im Februar des Jahres 1845 erschien plötzlich „Der Rabe" im Druck, jenes wunderbare Gedicht, welches seinen Ruf fest begründete. Mit vollem Recht sagt Scherr von diesem Werk, es sei mit dem Herzblut des Dichters geschrieben, und wenn man es gelesen habe, so summe einem der düstere Kehrreim desselben, das trostlose „Nevermore!" des schwarzen Vogels tagelang im Kopfe. Ich meinestheils habe kein Gedicht so oft gelesen, als dies, ohne daß die Wirkung desselben auch nur um einen Schatten herabgemindert worden wäre. Hier wie in „Annabel Lee" erzeugt Poe eine Wehmuth in unserer Seele, welche nur schwer wieder zerstreut wird. Wie ein Bote des Schattenreichs erscheint uns der unheimliche Vogel, und etwas, das den Schauern der Ewigkeit gleicht, geht bei dem „Nevermore" durch unser Herz.

Und dieser selbe Dichter, der mit dämonischer Gewalt unser Denken und Fühlen gefangen nimmt, zeigt uns bald darauf, daß keine Zeile dieses Gedichtes dem Zufall oder einer Intuition entsprungen ist, daß das Werk vielmehr Stufe nach Stufe mit der Bestimmtheit und strengen Folgerichtigkeit eines mathematischen Problems seiner Vollendung zuschritt. Diese rückschaffende Analyse, welche uns Poe zum „Raben" gibt, ist ungemein interessant, denn wir sehen klar den äußern Mechanismus seines dichterischen Schaffens vor uns. Wer sich aber durch die Klarheit dieses poetischen Rechenexempels zu der Meinung verführen ließe, daß mit diesem Recept des Verstandesmenschen es jedem Gebildeten leicht würde, ein wirkungsvolles Gedicht zu construiren, der irrt sich gewaltig. Poe verrieth uns eben nur, wie in der Dichtkunst der Verstand operiren müsse, um eine tiefgehende Wirkung zu erzielen, allein von jenem feinen undefinirbaren Material, welches die Seele dem Dichter zur Ausführung seines wohlberechneten Planes zu liefern hat, davon sagt er nichts. Wer Wehmuth verbreiten will, muß ein Herz besitzen, das Wehmuth geben kann, wer einen „geheimnißvollen Untergrund" malen will, muß eine weitschauende Phantasie haben, welche im Reich des Wesenlosen heimisch ist. Wer jene Analyse liest, wird leicht zur Annahme verführt, als schlage Poe diese Dinge für nichts an, allein man bedenke wohl, daß er nur von der Philosophie dichterischen Schaffens spricht, nicht von der Veranlagung des Dichters selbst. Demungeachtet flößt uns die Analyse des „Raben" fast ein ebenso großes Interesse ein, wie der „Rabe" selbst und Poe ist vielleicht der erste Dichter der Welt, welcher uns einen Blick hinter die Coulissen seiner dichterischen Production werfen läßt.

Dieser staunenswerthe Freimuth, welchen Poe betreffs der Geheimnisse seiner Kunst übte, und die Verschlossenheit, welche er dagegen zeigte, sobald es sich um seine persönliche Angelegenheiten handelte, beweisen uns, daß er ein echtes Kind seines Volkes war. Es ist ein scharfes Charakteristikon des Vollblutamericaners, daß er sich weder um die persönlichen Angelegenheiten seines Nächsten kümmert, noch einen andern Menschen, der nicht zu seiner Familie gehört, zum Vertrauten seiner persönlichen Angelegenheiten macht. Wo es sich jedoch um glückliche Resultate auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft handelt, ist ihm jede kleinliche Geheimnißkrämerei fern.

Es war fast um die Zeit, welcher der „Rabe" entstammt, als sich im Leben des Dichters eine ernste Wandlung vollzog. Die Kränklichkeit seines Weibes hatte zur Folge, daß die Mutter derselben, Frau Maria Clemm, von Lowell häufig nach Newyork zum Besuche kam. Diese verständige und liebenswürdige Dame übte auf ihren Schwiegersohn einen tiefgehenden Einfluß aus. Poe gelangte mit einem Male zu der Einsicht, daß die Ausschweifungen seine Gesundheit zerstörten, und so begann er ernstlich seine Selbsterziehung. Die Aufgabe wurde ihm nicht leicht. Die aufreibende Arbeit eines um das tägliche Brod ringenden Journalisten, der Ehrgeiz, welcher den Dichter entflammte, die Sorge um ein langsam dahinsiechendes Weib, das alles hatte jenen feinen und leider so empfindlichen Apparat im Körper locker gemacht, den wir als Nervensystem bezeichnen.

Dem Schaffensdrang des Dichters wurden durch diesen krankhaften Zustand gerade in einer Zeit Fesseln angelegt, als er seiner vollen Kraft am nöthigsten bedurft hätte. Poe erkannte allmählich, daß sich sein übler Zustand unter der Last literarischer Arbeiten verschlimmerte, so verfiel er auf den Gedanken, Vorträge über Philosophie und Kunst zu halten und war erfolgreich.

Im Jahre 1848 erlag endlich sein armes Weib Virginia jener unheilbaren Krankheit, welche sie langsam an's Grab gezerrt hatte. Um seinen Trübsinn zu verscheuchen, begab sich Poe auf eine größere „Lecturing Tour". Bei diesen Vorträgen machten seine interessante, vornehme Erscheinung, der Ruf, welcher ihm als Dichter zur Seite stand, wie seine feurige Beredtsamkeit den besten Eindruck; namentlich war die Frauenwelt entzückt von ihm. In Norfolk, einer kleinen Stadt Virginiens, gewann Poe das Herz einer reichen Dame, namens Lenore Shelton, und im September des Jahres 1849 verlobte er sich mit ihr. Wie es den Anschein hat, verließ er bald darauf, um seine Angelegenheiten in Newyork zu ordnen, diese Stadt und begab sich nach Baltimore, seiner Vaterstadt.

Er sollte dieselbe nicht mehr verlassen.

Die neue Wendung der Dinge hatte den Dichter in eine furchtbare, aber völlig unerklärliche Aufregung versetzt. Um sich zu betäuben, nahm er eine Dosis Opium, welche jedenfalls zu stark war, denn als er nach dem Flußufer hinab wanderte, überwältigte ihn die Schlafsucht, und er fiel auf der Werft zur Erde. Lange Zeit mochte er hier bewußtlos gelegen haben, da fanden ihn einige Freunde, welche sofort dafür Sorge trugen, daß er nach dem Hospital der Washington Universität gebracht wurde. Dr. Moran, der fungirende Arzt, ließ dem Kranken, welcher vollkommen betäubt dalag, die beste Pflege zutheil werden und überzeugte sich auf's genaueste, daß hier keine Trunkenheit vorlag.

Digitized by Google

Nach einer Stunde erst gelang es dem Arzt und einer Wärterin, den Kranken zum Bewußtsein zurückzurufen. Poe war todtenblaß, und als ihm Moran die dunklen Locken aus der Stirne strich, öffnete er langsam die Augen und sagte auf Befragen, daß er sich recht elend fühle; der Kopf sei schwer, das Gemüth bewölkt. Als ihm der Arzt auf die Frage, wo er sich befinde, versicherte, daß seine Freunde für ihn Sorge trügen, sagte er bitter: „Mein bester Freund wäre der Mann, der mir mit einer Kugel das Gehirn zerschmetterte".

Wie der Arzt ihn nun bat, ruhig und gefaßt zu sein, brach er in Selbstanklagen aus, daß sein Leben ein verpfuschtes wäre, und daß er nur Unglück und Sorgen über andere gebracht habe. Als Moran ihn fragte, ob er Verwandte habe, entgegnete er trübe: „Nein, mein Weib ist todt, meine arme Virginia; meine Schwiegermutter lebt noch. Ach, mir blutet um ihretwillen das Herz! Der Engel des Todes hat bald sein Werk vollbracht. Das Geschick hat mich so rauh in den Sturm geschleudert ohne Compaß und Steuer . . . Und nun, Worte können es nicht sagen, wie die Wogen über mich wegschlagen . . . es sind die Vorboten des Todes. Doctor, schreiben Sie an meine Mutter, Maria Clemm. Sagen Sie ihr, Eddie sei hier. Nein, zu spät! zu spät! Ich muß Ihnen das Geheimniß mittheilen, das mir auf der Seele brennt. In zehn Tagen sollte ich mich verheirathen — —".

Dies Geheimniß kam leider nicht mehr über seine Lippen. Der Arzt fühlte, daß seine Schläfen pochten und seine Augen starr wurden. Das Blut drang ihm zu Kopfe.

Schon hatte der sterbende Dichter das Bewußtsein verloren, da traten einige weibliche Verwandte, die in Baltimore wohnten, an sein Lager; er erkannte sie nicht mehr. Seine letzten Worte waren:

„Selbstmörder, eine Meeresbucht liegt unterhalb des Stroms . . . Wo ist das Rettungsboot . . . Feuerschiff . . . See von Erz! Ruhe . . . kein Ufer mehr".

Um Mitternacht hauchte Edgar seine glühende Seele aus; es war die Nacht vom 7. October 1849. Das seltsame Geheimniß, welches ihn an den Rand der Verzweiflung brachte, nahm er mit sich in's Grab. —

Das Leben dieses Dichters bildet in psychologischer Beziehung ein vollkommenes Räthsel. Sein rastloses Temperament wie die Ausschreitungen seiner wilden Leidenschaften bilden einen schreienden Contrast zu dem feinen Ebenmaß und der glatten Abrundung, die wir an seinen literarischen Schöpfungen bewundern. Der Mann, welcher sich einerseits durch jene an's Leichtfertige streifende Künstlergenialität in üblen Ruf brachte, erregte andererseits durch die Schönheit und Zierlichkeit seiner Handschrift und die Accuratesse seiner Toilette Verwunderung. Poe hatte die liebenswürdigen Umgangsformen eines vollendeten Gentlemans, trotzdem er sich oft genug in schlechter Gesellschaft bewegte. Seine geistige Organisation war sehr empfindsam und es muß ihm die subtilste Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten nachgerühmt werden. In Bezug auf die äußere Geschicklichkeit in der Composition, wie Tiefe der Empfindung hat ihn kein americanischer Dichter — selbst Longfellow nicht — erreicht. Wenn seine Erfindungen einen finstern, oft krankhaften Charakter tragen, so lag das an der Zerrissenheit seines Gemüths, an dem tiefen Weltschmerz, der seine Seele bewegte.

Wer in wohlwollender Weise den Lebensgang des Dahingeschiedenen betrachtet, wird sich sagen müssen, daß Edgar Poe mit einem schweren Geschick rang: seiner Kindheit fehlte die Liebe der Mutter, und als in ihm der Dichter und Denker seine Schwingen regte, blieb die Anerkennung aus. Die Bewohner der Vereinigten Staaten waren damals — und sind es heute noch — so tief in die Lösung materieller Aufgaben und den persönlichen Kampf um's Dasein verstrickt, daß die Werke eines echten Dichters nur wenig Beachtung fanden. So empfing Edgar Poe das schaurige Gefühl des Alleinstehens, und er suchte sich durch Spiel und tolle Gelage zu betäuben, wie das Ephraim Lessing im Sturm und Drang der Jugend nicht anders that. Als der Unglückliche sich endlich mit eiserner Willenskraft erhob, als er, von milder Frauenhand geleitet, seine Leidenschaften dämpfte und energisch die höchsten Ziele anstrebte, versagte der einst so athletische Körper dem entflammten Ehrgeiz den Dienst. Poe lernte sie mehr als irgend ein anderer Dichter kennen, die himmlischen Mächte, von denen Goethe sagt:

„Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldvoll werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden".

Und diese Schuld gerade ist längst gesühnt und das Volk der Union thut wohl daran, sie als mehr denn getilgt anzusehen. Wie nach der frommen Legende aus dem Blute der Märtyrer die Passionsblume emporsproßte, so gebar die Seelenqual des entschlafenen Edgar für Nordamerica den lichten Genius der Poesie.

Als man jetzt, nach 26 Jahren, über der Asche des Dichters in der Kirche von Alt-Westminster sein Denkmal enthüllte, standen die Leiter des öffentlichen Unterrichts, Dichter, Staatsmänner und ein alter treuer Freund an seinem Grabe. Elliot legte den Dichterlorbeer auf die Marmorlocken von Poes Bildniß und sprach eine schwungvolle Ode, die seinem Gedächtniß geweiht war.

So zahlten die Söhne heim, was die Väter schuldig blieben. Und könnte heute der Dichter des „Raben" auferstehen, um das Symbol trauervoller und niemals endender Erinnerung auf der Pallasbüste zu fragen:

„Und mein Geist wird aus dem Schatten, der mich einhüllt weit umher
Sich erheben?"

so würde das krächzende „Nevermore" verstummen und statt seiner der Adler des freien Americas antworten, mit einem weithin tönenden: „Immer mehr!" **R. Elcho.**

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Comtesse Dornröschen."

Genrebild in einem Aufzug von A. Günther.

(Aufgeführt im k. Schauspielhaus.)

Graf von Hainthal, der in dem Stückchen die beste Rolle spielt, weil er darin nicht vorkommt, ist im Besitze einer niedlichen Tochter, die er vor zwei Jahren als Backfisch zu einer Verwandten, die das Mitspielen aus Gründen des guten Geschmacks ebenfalls vermeidet, nach Paris gesendet hat, damit diese die Erziehung der Comtesse vollende. Die edle Matrone vollendet auch die Erziehung, d. h. sie führt das Kind auf Bälle, stürzt sich mit ihm in den Strudel des großstädtischen Lebens und gibt ihm zur Erlangung des nöthigen Chic französische Romane zu lesen. Der Vater erfährt diese eigenthümliche Methode und nimmt sein Regina wieder zu sich, wahrscheinlich da sein Vermögen sehr gelitten hat, ich vermuthe das, weil die nun großgewordene kleine Dame lauter kurze Kleider tragen muß. Das thut sie auch, als der Vorhang aufgeht und sie sich unter eine schattige Eiche setzt, um zu lesen. Jeder glaubt, das Mädchen habe ein Verlagswerk von Spamer in Leipzig in der Hand, „Buch der Entdeckungen" oder etwas für das Gemüth, wie „Amaranth", oder höchstens „Das Geheimniß der alten Mamsell" — aber nein, es ist, wie aus dem Selbstgespräch der jungen Dame hervorgeht, ein französischer Ehebruchsroman. Während der Zuschauer dem Vater zu einer solchen Tochter gratulirt, schläft diese ein — ein Beispiel, welches vom Publicum leider nicht befolgt worden ist — und flüstert noch im Halbwachen „Noch einen . . ." d. h. Kuß.

Der Zufall, d. h. Herr Günther, führt einen jungen Lieutenant, von Baßfeld, herbei, einen merkwürdigen Menschen, nicht wegen des hell-

Digitized by Google

grauen Leinwandanzuges, sondern weil er Uhlands Gedicht mit dem Refrain „Nun muß sich alles, alles wenden!“ laut declamirt. Solche Lieutenants gibt es nicht einmal bei uns. Auch er ist darüber verwundert und straft sich durch eine Predigt, die ihn aber dennoch nicht hindert, den Vortrag fortzusetzen. Als er mit einigen kleinen Betonungsfehlern bis zu den Worten „Rosen tragen“ gekommen ist, wendet er sich, und sein Auge sieht das Mädchen. Die guten Vorsätze sind vergessen, er glaubt in ihr ein Dornröschen zu erblicken und gibt ihm, um es zu wecken, einen Kuß. Diese Methode kann Touristen nicht warm genug empfohlen werden. Regina erwacht und ist ein wenig empört, daß er sie so als Kind behandelt habe; sie will ihm das Gegentheil beweisen, trotz ihres gekürzten Röckchens, und zündet sich eine Cigarette an, bei welcher Gelegenheit sie den alten Witz „Nicht wahr, es geniert Sie doch nicht?“ zu jungen Ehren bringt. Als er dennoch nicht an das Schleppkleid glauben will, gibt sie ihm mit dem Sonnenschirm einen kräftigen Schlag und verschwindet nach diesem Beweis ihrer Pariser Erziehung. von Baßfeld hat den Uhland satt bekommen, findet den Roman, der den Tittel „Les liaisons dangereuses“ führt — nebenbei bemerkt ein Brevier für Magdalenen vor der Buße —, und beginnt die picante Lectüre. Die Comtesse kehrt zurück, ergreift den armen weggeworfenen Uhland und beginnt in demselben zu lesen. Wir sind auf dem Höhepunkt der Spannung. Nun kommt ein Landschaftsmaler Frosch, kurzweg Odoardo genannt, ist zuerst über den Eichbaum, dann über die lesende Staffage entzückt und fängt an zu malen, wobei er jeden Pinselstrich mit einigen unpassenden Bemerkungen begleitet. Regina beginnt eine Strophe des Frühlingsliedes mit innigster Empfindung und lauter Stimme zu lesen, wobei sie nach dem von Baßfeld coquettirt, der aber darin nichts andres findet, als die Wahrheit, Coquetterie. Das kann Regina nicht ertragen, sie steht auf, lehnt sich an ein Gebüsch und erzählt die Geschichte ihrer Pariser Erziehung, die sie in einen bösen Zauberschlaf gesenkt habe. Der feinfühlige Lieutenant erräth sogleich die geheimen Wünsche des Malers Frosch, kurzweg Odoardo, und sinkt unter dem Eichbaum zu den Füßen des Mädchens, — auch jetzt bleibt der Vater discret aus dem Spiel — und während Odoardo ruft „So — so — reizend, nur einen Augenblick!“ fällt müde der Vorhang. Wie oft wohl das Genrebild gegeben werden wird?

v. Leixner.

Einem Todten zum Gedächtniß.

Poor Yorick! — I knew him, Horatio, a fellow of infinite jest, oft most excellent fancy.

Hamlet.

Ich kannte ihn, Horatio! und Viele kannten ihn, den Sonderling mit dem Greisenantlitz und der Kindesseele, wie man in der ganzen civilisirten Welt sehr selten einem gleichen begegnet. Ich hatte ihn lieb gewonnen und habe ihn oft besucht; doch hat er meine Besuche nie erwidert, so herzlich willkommen er mir auch gewesen wäre. Eine schweigsame und verschlossene Natur, gestattete er mir keinen Einblick in seine, wie ich Ursache zu glauben habe, ziemlich abenteuerliche Vergangenheit; ich weiß nicht einmal, ob er Junggesell oder Wittwer war, ich weiß nur: ein geborner Berliner war er nicht, er stammte aus einem tropischen Lande, seine Wiege stand neben dem Schaukelstuhl seines Vaters, und der Aequator ging mitten über beides hinweg. So ernsthafte Mienen auch sein Gesicht zeigte, sein Inneres barg ein fröhliches Gemüth und machte ihn zu einem großen Kinderfreunde; da er eigene nicht hatte, so sah er gern anderer Leute Kinder bei sich in seinem Zimmer, spielte mit ihnen und in seiner rosigsten Laune schoß er sogar Purzelbaum mit ihnen. Denn freilich Launen hatte er wie alle alten Junggesellen — und daß er ein solcher gewesen, ist mir am wahrscheinlichsten —; aus der tiefsten Melancholie konnte er ganz plötzlich in die ausgelassenste Lustigkeit überspringen und dann Capriolen schneiden, bei denen die ganze Gesellschaft in Lachen ausbrach. Auf der Straße ließ er sich selten blicken; nur an recht heißen Sommertagen trieb den Einsiedler der Durst aus seiner Wohnung; dann ließ er sich von seinem besten Freunde — doch nicht ich darf mich rühmen, dieser gewesen zu sein — abholen und ging mit ihm Hand in Hand in eine benachbarte Restauration, wo er bescheiden sein Bier trank, und alle Stammgäste ihn kannten und gern sahen. Nun ist er dahin. In den Armen seines treuen Dieners ist er sanft entschlafen, an der Schwindsucht, wie mir der Diener sagte, an Heimweh und gebrochenem Herzen, wie ich es besser zu wissen glaube. Als ich, von einer Reise zurückkehrend, ihn besuchen wollte, fand ich meinen alten Freund nicht mehr unter den Lebenden, konnte nur noch vor seiner nach der Todtenmaske in Gyps geformten Büste von ergreifender Aehnlichkeit, welche jener oben erwähnte, dem Verblichenen am nächsten stehende Freund hatte durch einen talentvollen Bildhauer anfertigen lassen, wehmüthig lächeln: Poor Yorick! I knew him, Horatio! Auch seine Hand, schlank und zart wie eine junge Mädchenhand, ist in Gyps gebildet, denn sie ist des Sehens werth, und gern zeigt der Besitzer jedem Besucher diese einzigen Reliquien. So lange er lebte, gebrach es ihm an nichts Nothwendigem, aber seine Hinterlassenschaft war keines Testamentes werth, er behalf sich mit einer äußerst dürftigen Kleidung und einem Minimum von Meublement; seine Papiere hat er alle vernichtet, so daß ich daraus nichts zum Besten geben kann. Aber die Art und Weise, wie ich zuerst mit ihm bekannt geworden bin, möchte ich hier erzählen mit einem heitern, einem nassen Auge, oder, wenn's gelingt, lieber mit zwei heitern Augen und einem fröhlichen Gedächtniß.

Vielleicht ist es schon manchem der verehrten Leser begegnet, daß er einmal mit einem guten Bekannten zusammensaß in keiner wichtigeren Beschäftigung, als von dem Scheffel Salz zu essen, den beide in ihrem Leben gemeinschaftlich zu verzehren, wohl ohne daß sie es ahnten, vom Schicksal bestimmt waren. Vielleicht hatten sie schon ein paar Hände voll davon mit einander verspeist, ehe Einer den Andern frug: woher? weß Stammes? und wo die lieben Eltern? Da aber neben einem Salzfaß mitunter ein Weinglas zu stehen kommt, so löste der Wein das Salz und die Zungen, und die Trinker vertrauten sich endlich die Erlebnisse ihrer Jugend. Da blitzt es denn bei einem hingeworfenen Namen des Einen plötzlich wie Wetterleuchten in den Erinnerungen des Andern auf: „Was? da sind wir am Ende gar mit einander verwandt?“ Und nun fangen sie an zu rechnen und an den Fingern zu zählen: „Meine Großmutter väterlicher Seite hatte einen Stiefbruder, dessen erste Frau war eine geborene u. s. w. u. s. w.“. Entweder wird ihnen nun die Geschichte bald zu verwickelt, und sie finden sich in dem endlosen Wirrwarr nicht mehr zurecht, geben lachend die Verwandtschaft preis und lassen die Freundschaft leben, oder aber sie klettern den vielästigen, knorrigen Stammbaum unermüdlich so lange hinauf und herab, bis sie es glücklich heraus haben, daß sie ja eigentlich Vettern sind, und finden nun auch plötzlich Zug um Zug eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit unter sich heraus, den blauen und den braunen Augen, den blonden und den schwarzen Haaren zum Trotz.

Bis auf das ausgesprochene oder auch nur still empfundene Zugeständniß einer unverkennbaren Aehnlichkeit, gegen die ich mich denn doch hiermit einigermaßen verwahren möchte, kamen mir solche Erinnerungen und Gedanken, als ich meinem unlängst verstorbenen Freunde zum ersten Male gegenüberstand. Es war aber im Berliner Aquarium, und er selber war — — der Chimpanse.

Also doch! ist's denn wirklich war? sagte ich mir, Menschendämmerung schon im Antlitz und Bewußtsein des Einen und Affenatome noch in Blut und Gehirn des Andern? Laß diesen noch zwei Schritte weiter gehen, noch zwei Stufen höher steigen auf der großen Wesenleiter der Schöpfung, und neben dir steht ein Ebenbürtiger, den zu betrügen ein Verbrechen, den zu tödten ein Mord wäre; schenke ihm die Sprache, und er streitet mit dir über die Rechte, die mit euch geboren sind. Aber der Stammbaum. An einem seiner obersten Aeste hängen noch unbeschriebene Schilde; mindestens eine Generation fehlt unter den lieben Verwandten in ab- und aufsteigender Linie; wer waren sie? wo sind sie geblieben? Die Großeltern leben noch, aber die Eltern des Menschen sind todt. Niemand kennt sie, ihre Gebeine oder ihre Asche ruht wohl unter dicker Humusschicht im tropischen Urwalde, und es ist sehr die Frage, ob die Wissenschaft jemals einen Schädel mit der vermittelnden Stirnbildung wird vorzeigen können. Nos maîtres et nos parents sont nos ennemis naturels, sagt der Verfasser des Contrat social und wußte doch noch nichts von der Entdeckung Lamarcks und der Theorie Goethes. So hat es auch Jean Jacques wohl nicht gemeint, er dachte nicht daran, daß ein Affe sein Ahn und darum sein Feind sein könnte. Aber mir war es doch ein Trost, als ich so vor unserm Chimpanse stand, daß die Verwandtschaft nicht gar zu nahe, daß es schon hübsch lange her ist, so lange, daß man sich eigentlich gar nicht mehr Du zu nennen brauchte. Und doch habe ich mich seiner nicht geschämt, sondern lächelte ihm freundlich zu:

Digitized by Google

„Du schaust mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelsangesicht?“

Da sah er mich mit einem Blicke an, mit einem Blicke wie: ha! ich kenne Dich wohl! wie Sir John Falstaff zum Prinzen sagte, als er auf der Lüge von den zwölf Kerls in Streifleinen ertappt wurde: „Ich kannte Euch Alle, Heinz!“ Aber der Blick nahm bald eine ernstere Färbung an, und mit einem Gemisch von Hohn und Wehmuth warf er mir den Vorwurf in's Gewissen: „Du bist aus unsern Reichen desertirt; warum bist Du Mensch geworden und nicht Affe geblieben? Du Entarteter! Lebte es sich denn nicht lustiger unter den Palmen und Sykomoren, als in diesen verdammten Kasten von Glas und Eisen? entbehrten wir Eisenbahnen, Presse und Moden? zahlten wir Steuern? machten wir Actien? brauchten wir eine Börse, um uns zu prügeln? und einen Hausfrauenverein, um zu sparen? hatten wir eine orientalische Frage, eine Centrumsfraction und Socialdemokraten? Ihr seid Revolutionäre allesammt und Mißvergnügte und rüttelt ebenso ungeduldig an den Eisenstäben Eures Kerkers wie wir, wenn Ihr uns eingesperrt habt, und könnt ebenso wenig aus Eurer Haut heraus wie wir aus der unsrigen.“ „Wie Du das verstehst, Troglodyt,“ erwiderte ich, „siehst Du, die Glaswand, die uns hier räumlich von einander trennt, sie ist ein Symbol der Grenze zwischen Deinem und meinem Sein. Sie ist auch für Dein Auge durchsichtig, Du blickst aus Deiner Thierheit dumpfer Schranke herüber in's Menschliche, glaubst Dich mir ganz nahe, meinst, mir die Hand reichen zu können, und wie Du sie rasch und begehrlich ausstreckst, stößt die rauhe Affenpfote gegen ein Hinderniß, das Du nicht begreifst und nicht wegräumen kannst; es ist die verriegelte Thür mit verbotenem Eingang, deren Schwelle Du nicht überschreiten darfst.“ — „Und wie kamst denn Du hinüber, geliebter Urneffe?“ — „Der erhabene Fremdling, der Gedanke, öffnete sie uns mit dem Zauberklang der Sprache.“ — „Er stieß Euch aus dem Paradiese der Unschuld in das Land der Sorge, der Täuschungen, der Schmerzen und der Schuld.“ — „Mit andern Worten, wir schritten aufrecht in das Reich der Erkenntniß, erleuchtet vom Glanz der Ideale.“ — „Ach so! der Apfelbaum!“ mein Gegner sprang an die Seitenwand seines Käfigs, die ihn von einer großen Schlange trennte, klopfte an die Glasscheibe und rief: „Nachbarin! hast Du's gehört? mach' dem Herrn Dein Compliment!“ Die Schlange hob den Kopf, sah mich mit einem stechenden Blicke an, reckte lüstern und blitzähnlich die zwiegespaltene Zunge zwischen den Giftzähnen heraus und schlief wieder ein. „Wißt Ihr,“ wandte sich der Chimpanse wieder gegen mich, „wißt Ihr denn nun das Gute und das Böse? Was wäre denn nach Eurer Meinung das Beste von allem Guten?“ — „Gar nicht geboren zu sein,“ war meine Antwort. Da griff er mit der rechten Pfote über seinen Kopf weg und kratzte sich damit hinter dem linken Ohre. „Was wäre denn aber so etwas recht Böses?“ frug er dann. — „Der Neid.“ — „Traut Ihr den etwa uns zu? Mir, Neid auf Euch?“ Und nun schnitt er ein Gesicht, das ich kaum beschreiben kann, aber wohl photographirt haben möchte. Die niedrige Stirn war in Falten gezogen, aber es waren weder Sorgenfurchen noch Wolken aufsteigenden Zornes, sondern die krausen Wellen eines überaus heiteren Erstaunens; das ganze Gesicht zog er so lang und das Maul so breit wie nur möglich, so daß dieses, ohne die Zähne zu zeigen, fast von einem Ohr bis zum andern reichte und, halb geöffnet, sich in Gestalt der Mondessichel nach unten krümmte; von den Augen hatte er die Lider nur ein klein wenig gehoben und schielte darunter hervor mich von der Seite an; dann schüttelte er mit kurzem Ruck den Kopf und kehrte mir den Rücken. Keinen Laut gab er dabei von sich, aber ich sah es ihm an, er wollte inwendig bersten vor Lachen. Ihm war in diesem Augenblick nichts in der Welt so lächerlich, als daß ich ein Mensch war, und er ein Affe; aber mir wurde um meine Gottähnlichkeit bange. Das fehlte gerade, sich von Einem, der noch so und so viel Loth weniger Gehirn hat, auslachen zu lassen! Wem stand ich gegenüber? einer Caricatur des Menschen? einem nicht ausgeführten oder nicht gelungenen Versuch der Natur, einen Menschen zu bilden? Oder blickte ich hier wirklich in den Spiegel, den uns Darwin, Vogt und Haeckel vorhalten, um retrospectiv unser Urbild zu schauen, wie es vor Millionen Jahren als das höchste, vollkommenste Gebild alles Lebendigen auf Erden dahinschritt, wie es damals schon nach vielen anderen Millionen Jahren mit der unendlichen Geduld des ewigen Werdens, nie ruhenden Gestaltens sich aus dem winzig kleinen Tropfen Urschleim entwickelt hatte, der „am Anfang war“, den die Empirie der Wissenschaft uns als den Urquell aller Lebenserscheinungen bis zu dem Mikroskope zeigt? Generatio aequivoca nennen's die Gelehrten, oder Urzeugung aus den Moneren, Klümpchen von Schleim, der sich in den größten Tiefen des Meeres, bis 30,000 Fuß unter der Oberfläche, findet. Das war das Erste, der Punkt im Raum; daraus wuchs die Reihe der lebenden Wesen hervor, in langsam stetiger Entwicklung fortschreitend bis zu den Säugethieren und dann — „Ja, und dann kamen wir“, fiel mir jetzt wieder der Chimpanse, nicht in die Rede, aber in die Gedanken, „die Platinasen und die Schmalnasen, die Langschwänze und die Kurzschwänze; die langen Schwänze, die wir anfangs hatten, wurden immer kürzer, immer kürzer, bis sie zuletzt ganz wegfielen, und nun endlich stand als Schlußstein und Meisterwerk der Schöpfung der höhere, gebildete, der wahre, echte Affe da, wie ich hier vor Dir stehe: jeder Zoll ein Affe!“ Hochaufgerichtet stand er, indem er den linken Arm lang ausstreckte und sich an der Leiter in seinem Käfig hielt, die rothe Decke hatte er in Falten theils über die Schulter, theils über den Arm geworfen wie einen kurzen Mantel, so daß ich meinen Chimpanse in der Attitüde des Belvedere'schen Apoll vor mir hatte. Ein triumphirender Blick blitzte aus seinen Augen, seinen Mund umspielte ein vornehmes, etwas ironisches Lächeln, aber die gewaltig großen Ohren schienen noch größer zu werden und sich weiter vorzubiegen, als wäre er begierig zu hören, was ich darauf zu erwidern haben könnte. „Gratulire!“ brachte ich nur heraus in meines Nichts durchbohrendem Gefühl. „Das glaube ich!“ antwortete er, „bedaure nur, Dir das Compliment nicht zurückgeben zu können.“ — „Bitte! bitte!“ — „Mit wahrem Weltschmerz,“ fuhr er fort, „betrachten wir Euch Menschen als den ersten Schritt der Schöpfung wieder rückwärts.“ — „Rückwärts?“ — „Ja freilich, rückwärts! bildet Euch doch nur nichts darauf ein, daß Ihr das Pulver erfunden habt und die Buchstaben und die Dampfmaschine, oder daß Ihr die Spectralanalyse, die Trichinen und die Havanna-Cigarren entdeckt habt, was will das alles groß sagen! Meinst Du, wir hätten das nicht und nicht Größeres, weit Größeres zu Wege bringen können, wenn wir gewollt hätten? Werden uns hüten, Euch noch mehr zu lehren, als Ihr uns, zu unserm Schaden, schon abgeguckt habt, werden uns hüten, Euch den Weg nach dem Nordpol und nach dem Monde zu sagen, oder wie man den Kohlenstoff zu echten Diamanten krystallisirt; nichts da! behalten's für uns, Eines schickt sich nicht für Alle, sehe Jeder, wie er's treibe, sehe Jeder, wo er bleibe, und wer steht, daß er nicht falle.“ —

„Verzeihung!“ stammelte ich, „es irrt der Mensch, so lang' er strebt, ich dachte, Ihr lerntet von uns.“ — „Wie! ahmen wir Euch nach oder Ihr uns? Glaubt nicht, daß Ihr uns abrichten und dressiren könnt wie einen gelehrigen Pudel, daß wir an Eurem Tische mitten unter Euch sitzen wie der Euren Einer, uns herbeilassen, mit Messer und Gabel genau so zu hantiren wie Ihr, uns ein Glas Wein einschenken und es trinkend zum Munde führen genau so wie Ihr, das ist eine Höflichkeit, eine Courtoisie gegen Euch, welcher mit gleicher Accommodirung an die Vorzüge unserer Lebensart zu erwidern, Euch noch nicht in den Sinn gekommen ist. Was wir sind, sind wir durch uns selbst; was Ihr seid, verdankt Ihr uns, denn was und wo wäret Ihr ohne uns?“ — „Im Chaos schwebten einst unser Aller Moleküle, dem Protoplasma, der Eiweißzelle entstammt Ihr wie wir; sieh Dich um in diesem Hause, hier im Aquarium hast Du die ganze Gesellschaft beisammen vom Pflanzenthierchen an auf dem Meeresgrunde ohne Kopf, Herz und Magen, die mit und die ohne Wirbel, die geschwänzten Lurche und die ungeschwänzten bis hinauf zu Dir oder zu mir. — Dieses „oder“ ist eben der Fehler in Eurer Rechnung, ihr waret nicht vor uns, ihr kamet nach uns, aber auf der andern Seite des Gipfels, wo der Weg, vielleicht ein ganz anders gearteter Weg wieder zu Thale führt. Eure Sprache, auf die Ihr so gern pocht, ist schon ein Rückschritt; wir bedürfen zum Austausch unserer Meinungen dieser Eselsbrücke nicht, wir fühlen durch die Sympathie aller echten Affen Einer des Andern Gedanken, die Ihr, um Euch verständlich zu machen, erst mühsam in körperliche Worte pressen müßt und sie dann doch vergeblich zu dem fremden Volke über den Grenzfluß ruft.“ — „Das ist nur Euer Instinct,“ platzte ich heraus. „In —?“ Er vollendete nicht, er hielt sitzend die Hände vor dem Leib gefaltet, warf den Kopf in den Nacken, kniff die Augen zu, machte ein rundes Karpfenmaul und lachte mit tiefem, bauchrednerischem Ton: „Oh! oh! oh! oh!“ Dann nahmen seine Züge plötzlich den Ausdruck eines Greises an, und er sprach: „Weißt Du denn, wie lange es her ist, seitdem die erste Alge duftete, der erste Fisch im Wasser schwamm, das erste Säugethier sein Junges an die Brust nahm? Darüber ist nicht Gras, darüber sind Steinkohlen gewachsen, und nun kommst Du, der Jüngste von der ganzen

Digitized by Google

Gesellschaft hier im Hause, und willst mir von Instinct sprechen! Haben Eure Anatomen in Eurem Cadaver etwas Anderes gefunden, als in dem unsrigen? Nicht das Geringste. Wenn Ihr uns stecht, bluten wir nicht? wenn Ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? wenn Ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? O Max, bleibe bei mir! wolle nicht mehr scheinen, als Du bist. Setz' Dir Perücken auf mit Millionen Locken, stell' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken, Du bleibst doch immer, was Du bist, — mein jüngerer Bruder."

Damit sprang er durch einen Reifen, setzte sich nieder, sich wie ein Indianer in seine rothe Decke hüllend, daß nur das Gesicht heraussah, blickte mich freundlich schmunzelnd an und schwieg.

Da hatte ich nun die Verwandtschaft, die ich nicht verleugnen konnte, und auf die der Herr Bruder noch nicht einmal stolz war. „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst," murrte es in mir, und ich wandte mich zum Gehen in's Innere des Aquariums. Da kamen sie alle, die hier hausen, an ihre Fenster: die Schlangen richteten sich hoch auf und ringelten und züngelten, die Eidechsen blinzelten, das Faulthier wandte das gutmüthig dumme Gesicht aus dem Schlafe nach mir hin, die Krokodile gähnten mich an, die Vögel alle flirrten und schwirrten wie toll durch einander und pfiffen und kreischten mir in allen Tönen etwas zu, was ich nicht verstand, die Schildkröten kamen herangewatschelt, und die Affen gar, als sie mich sahen, sprangen vor Freude so hoch wie sonst nie, die Fische drängten sich in Schaaren an die Glaswände und glotzten mich an, die Seepferdchen flatterten auf und nieder, und die zarten Blumen- und Korallenthierchen regten lebhaft ihre unzähligen Polypenarme. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Hause herausgekommen bin; als ich aber unter den Linden und wieder unter Menschen war, mußte ich jedem in's Gesicht schauen von wegen der Aehnlichkeit, und jedem hätte ich in's Ohr flüstern mögen: „Ich bin des Chimpanse jüngerer Bruder, aber sagen Sie es Niemand, Sie sehen ihm auch sehr ähnlich". —

So fing meine Bekanntschaft mit unserm Chimpanse an. Ich habe ihn nachher noch oft besucht, aber nie wieder brachten wir das Gespräch auf dieses heikle Capitel. Nun ist auch er zur großen Chimpansenarmee versammelt; ich aber lebe noch und warte nicht mehr wie ein Narr auf Antwort, weil ich nicht mehr frage: Was bedeutet der Mensch?

Julius Wolff.

Notizen.

Die neue Majorität, als lachende Erbin der jetzigen allzu liberalen und ungelenkigen Nationalpartei, ist aus dem Gesichtskreis ängstlicher Leute noch immer nicht geschwunden. Der Reichskanzler mag noch so sehr seine Gäste in den Parlamentssoireen über die ihm zugeschriebenen Absichten beruhigen und große Projecte, die er mit Hülfe seiner bisherigen Getreuen auszuführen denke, verheißungsvoll skizziren. Besorgte Personen lassen es sich nicht nehmen, daß etwas im Werke sein könnte. Man studirt mit umflortem Blick verfängliche Artikel ministerieller Blätter und vermuthet, daß der Verfasser ein Genie, vielleicht sogar der Wagener sei. Mancher brave Mann geht mit sich zu Rathe, ob er seine Pflichten auch wirklich treu erfüllt habe und nicht vielleicht unbewußt reichsfeindlichen Regungen zugänglich geworden. Der und jener habe ihm wohl gesagt, das Parlament sei doch nicht ganz und gar eine Geldbewilligungsmaschine und die Präsumtion nicht ganz ausgeschlossen, daß Gesetzgeber von der Materie, mit welcher sie sich befassen, etwas verstehen müßten. Jetzt versicherten nun aber doch Bismarck'sche Organe, die Regierung wisse das besser und es wäre danach immerhin möglich, daß die Opposition zu weit gegangen sei. So kann es nicht Wunder nehmen, daß die Leser sich unter einander mit einigem Mißtrauen betrachten und gewisse Führer anklagen, sie hätten mit ihrem Eigensinn die Krisis verschuldet und der neuen Majorität, nach welcher der Kanzler ausschaue, die Wege geebnet. Juristen hätten ohnehin für die Geheimnisse der Politik keinen rechten Sinn und sollten ihren Fürwitz besser davon lassen. Seltsamer Weise sind, nach Allem was man hört, die Abgeordneten, welche man einmal wieder als Sündenböcke für die höheren Orts etwas gestörte gute Laune verantwortlich machen möchte, von diesem Summen und Schwirren wenig beirrt. Wahrscheinlich errathen sie, daß das Manöver vorerst in den nationalen Reihen Zwiespalt säen möchte, und diesem Treiben Vorschub zu leisten, empfinden sie offenbar keinen Beruf. Sicherlich wird ihnen das auch Niemand verdenken. Die prophezeite Aera einer conservativen Majorität, die des Reiches jungen und zum Theil noch einigermaßen lückenhaften Bau zu Ende führen soll, wird man ruhig erwarten können. Alle Welt sieht neugierig der Erstehung ungeahnter Talente entgegen, auf deren Hülfe die Werkmeister für die Vollendung ihrer historischen Arbeit angewiesen sind. Unwiderstehlich wird gewiß die Propaganda sein, welche ein solcher Succurs unter veränderten Auspicien für die Interessen des Reiches in den centrifugalen Gegenden Deutschlands bewirken muß. Hinterher werden die furchtsamsten Gemüther sich wohl überzeugen, wie Macaulay Recht hatte, als er sagte, die Bewegung der Wellen erscheine dem Kurzsichtigen wie ein ewiges Hin und Her. Wer aber schärfer zusehe, erkenne bald, daß die Strömung rastlos vorwärts drängt. Selbst in Preußen war jeder Rückschlag im Volksleben von verhältnißmäßig kurzer Dauer und die Wiederholung im Reiche ist gradezu unmöglich. Auch würde, wie die Franzosen sagen, das Spiel nicht einmal die Kosten der Talglichte decken. Eine innere Umwälzung, um die Strafrechtsvorlage in deren ursprünglicher Gestalt herzustellen, wäre doch ein wunderliches Vergnügen. Dazu kommt gerade jetzt die Erkenntniß, daß die Autoren der Novelle mit der Abwehr imaginärer Gefahren sich abmühten und für die Ahndung eines verhängnißvollen Leichtsinns, der namentlich zur See zahlreiche Existenzen preisgibt, keine Zeit fanden. Und doch hatte der Untergang des „Schiller" schon eindringliche Warnungen gepredigt. Vielleicht wird nach Neujahr bei der Fortsetzung der Debatte ein Zusatzparagraph nicht ausbleiben, welcher dem Unwesen der Fahrprämien ein Ziel setzt und wenigstens für eine Untersuchung durch deutsche Gerichte die geeignete Handhabe bietet. Das Ende des Jahres war ohnehin mit Katastrophen reich genug bedacht. Auf den Untergang des deutschen Schiffes an der unwirthlichen englischen Küste folgte das Schauerdrama in Bremerhaven. Der schreckliche Americaner übrigens mit seiner jungen blassen Frau und vier Kindern hat in den Augen sensationsbedürftiger Zeitgenossen unstreitig dadurch gewonnen, daß er nicht wegen einer schäbigen Geldsumme über hundert Menschen in die Luft sprengte, sondern mit der Bestellung von zwanzig Todtenuhren seine Absicht, sich durch eine solche Entreprise in großartigem Maßstabe ein enormes Vermögen im Schweiße seines Angesichts zu erwerben, verrathen hat. Jetzt ist der Verbrecher für die hysterische Phantasie mit feuriger Höllenglorie umlodert. Man bedenke doch, mit welcher ehrfurchtsvollen Scheu späterhin gekrönte Abenteurer betrachtet wurden, die, um ihre Schulden zu bezahlen und kaiserliche Macht zu erlangen, harmlose Spaziergänger auf den pariser Boulevards niederschießen ließen, worüber man das Nähere bei Kinglake nachlesen kann. Und wie war es doch mit jener blonden Spanierin, die, als sie dem alternden Cäsar in einer heißen Julinacht die Kriegserklärung entlockt hatte, am andern Tage vor namhaften Zeugen sich die zarten Hände rieb und ausrief: J'ai enfin ma petite guerre! Da stiegen doch wohl auch vor ihres Geistes Auge die Mitrailleusen und Chassepots auf, die eine ganz andere Verwüstung stiften mußten, als die elenden zweihundert Opfer, welche die Dynamitkiste des Herrn Thomas aus Newyork in's Jenseits befördern sollte. Alles in Allem hat der Yankee, der seinen Kindern ein genügendes Auskommen in dieser allerdings ungewöhnlichen Weise verschaffen wollte, sich mit dem Revolverschuß, der seinem Leben ein frühzeitiges Ende bereitet, wohl doch übereilt. Hätte er vor einer politisch geschulten Jury seine Sache führen und die bezeichneten großen Vorbilder anrufen können, wären ihm vielleicht mildernde Umstände zugebilligt worden.

* * *

Wir citiren in den folgenden Zeilen eine Stelle aus dem hochbedeutenden Werke von M. Lazarus „Das Leben der Seele"*) S. 175, die ohne jeglichen Commentar als endgiltiger Urtheilsspruch über die Duellaffaire unseres verehrten Mitarbeiters Dr. Bamberger gelten kann: .... „jedes parlamentarische, jedes Duell wegen einer Kritik, sei es der Regierungs-, sei es der Parteiorgane (auch dann, wenn sie den Schein einer persönlichen Beleidigung annimmt, sobald es feststeht, daß nicht persönliche Feindschaft, sondern politischer Gegensatz die Sache geführt

*) Wir bringen nächstens eine Besprechung der eben erschienenen zweiten Auflage. D. Red.

Digitized by Google

hat), ist im höchsten Grade ebenso verkehrt, wie verderblich und verwerflich. Als Unsitte verbreitet, würde das politische Duell offenbar auf dem weiten Wege der Cultur zu den ersten Anfängen derselben zurückführen, in denen etwas mehr Kraft, viel mehr Uebung und Gewandtheit und noch viel mehr leichtes Gewissen im Gebrauche tödtlicher Waffen das Uebergewicht des Herrschenden begründet". Die weitere Entwicklung läßt der Autor in folgendem Satze gipfeln: „Heillose Ansichten werden nicht heilsam, irrige Behauptungen werden nicht wahr, niedrige Handlungen werden nicht edel, auch wenn ihr Urheber Blut dafür bietet oder fordert. Blut ist ein besonderer Saft, aber er kann die Wahrheit weder verwischen noch enthüllen".

* * *

Die deutsche Presse Rußlands ist um ein neues Organ, den „St. Petersburger Herold", herausgegeben von Dr. Franz Gesellius und redigirt von Dr. Emil Schmidt, reicher geworden. Das Programm, sowohl dem Auslande ein Verständniß der Vorgänge im Zarenreiche, wie den Russen ein Verstehen des ausländischen besonders deutschen Lebens zu vermitteln, ist sehr lobenswerth, wenn man bedenkt, wie schiefe Anschauungen noch heute auf beiden Seiten herrschen. Die Probenummer, am 30. Nov. (12. Dec.) ausgegeben, macht in jeder Beziehung einen günstigen Eindruck.

Offene Briefe und Antworten.

Aus dem Briefe eines unserer Abonnenten theilen wir Folgendes mit:

Die in der letzten Nummer Ihrer Wochenschrift enthaltene Kritik Ihres sehr geschätzten Mitarbeiters Herrn Alexander Meyer über „die Bilanz des Herrn Tjälde" vom kaufmännischen Gesichtspunkte ist, auf Erfahrung und der Kenntniß der in der mercantilischen Welt bestehenden Gebräuche beruhend, allerdings scharf gezeichnet, muthet jedoch dem Dichter, zwar ohne demselben einen Vorwurf in moralischer Hinsicht zu bereiten, zu, der hohen ethischen Auffassung seines dichterischen Standpunktes zu entsagen, um ein Drama wie „Ein Fallissement" schreiben zu können.

Woher sollte der Dichter bei Erfüllung der, in bes. Kritik gestellten Forderung einen Stoff, zur dramatischen Bearbeitung geeignet, aus der erschreckenden Prosa des nüchternen Geschäftslebens schöpfen?

Gerade durch den Zwiespalt der, von idealer Tugend der realen Wirklichkeit angepaßten Auffassung des Dichters, welche durch die drakonische Handlungsweise des Advocaten Ausdruck findet, gegenüber der, wenn auch nicht nachweislich ungerechtfertigten, so doch rein speculativen Auffassung des Kaufmannes, der ohne sichtbaren Halt noch auf die Verbesserung seiner Lage hofft, wird der tragische Effect erzielt, welchem „Ein Fallissement" seine erfolgreiche Aufführung zu verdanken hat.

Aus diesem Grunde ist eine Verwechselung seitens des Dichters von „Insolvenz" und „Insufficienz" nicht möglich; insufficient ist bei diesem nothwendigerweise „moralisch insolvent". In dieser Rücksicht sind auch Speculation und imaginäre Werthe, obgleich auf der Fiction dieser der ganze Handel aller Völker in der Praxis basirt, total verwerflich, und haben, um uns einen Seitenblick zu gestatten, schon die erschütterndsten Folgen hervorgerufen.

Ich bin im Gegentheil der Meinung, daß Herr Björnson den Unterschied zwischen insolvent und insufficent sehr genau kennt, und infolge dieser Kenntniß sein vorzügliches „Kaufmännisches Sittendrama" verfaßt hat.

Nur der Kaufmann handelt ehrlich und gewissenhaft, der in seiner Bilanz die Werthe seiner Waaren und Immobilienbestände nach den, zur Zeit maßgebenden Fabrik- resp. Marktpreisen, beziehungsweise etwaigen Kaufslimiten notirt; außerdem ist der Einwurf, ob er verkaufen will oder muß, bei Aufstellung einer, die wahre Vermögenslage aufdeckenden Bilanz aus dem Grunde nicht stichhaltig, weil bei solcher, die die Activa und Passiva bis zu einem gleichabgestrichenen Zeitabschnitte (z. B. mit dem Schlußtage eines Kalenderjahres) aufweisen soll, nur die derzeitigen Werthe des in Wahrheit wirklich und ohne fühlbares Risico Vorhandenen in den Besitzstand aufzunehmen sind — nur dann sind unheilvolle Täuschungen vermeidlich, die z. B. bei einem Brandschadenfalle, in welchem die Assecuranzgesellschaften erfahrungsmäßig, und mit Recht, nur den Marktpreis der verbrannten Objecte vergüten, eclatant hervortreten würden.

„Insufficient sein" heißt mit Unterbilanz arbeiten, und das ist strafällig — würde das Gesetz in dieser Richtung strenger gehandhabt, so hätte die kaufmännische Welt weniger leichtsinnige und betrügerische Fallissements zu beklagen, und das Vertrauen würde wieder eine weniger vereinzelte Stellung unter den Tugenden eines Kaufmanns erlangen, als gegenwärtig leider der Fall ist.

Hamburg, den 12. December 1875.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Albert Gaebeler.

Ich gebe Herrn Gaebeler darin ganz Recht, daß es besser ist, das Stück mit seinem Fehler zu haben, als es überhaupt nicht zu haben. Ein Theil der Berliner Kritik rühmte aber das Stück gerade um seines Fehlers willen; die Herren sehen in dem Advocaten Berent nicht nur eine hochinteressante Theaterfigur, sondern ein nachahmenswerthes Vorbild. Das veranlaßte mich Einspruch zu erheben.

Ueber die Strafbarkeit des Arbeitens mit Unterbilanz und über die Frage, wie hoch Grundstücke in die Bilanz aufzunehmen sein, kann ich mich nicht verbreiten. Ich habe mich mit diesen Gegenständen sehr lange beschäftigt, und finde kein Ende, wenn ich den Anfang gefunden hätte.

Mir genügt es, darauf hinzuweisen, daß von der Bühne herab Grundsätze als unzweifelhaft proclamirt werden, die mindestens sehr zweifelhaft sind.

Alexander Meyer.

Unsere Herren Mitarbeiter und Correspondenten ersuchen wir ergebenst, die den Inhalt unseres Blattes betreffenden Schriftstücke und Druckwerke (Manuscripte, Anfragen, Reclamationen, Recensionsexemplare, Kreuzbandsendungen etc.) nicht an die Person des Herausgebers, sondern an:

Die Redaction der Gegenwart.

Berlin SW., Lindenstrasse 110.

zu richten.

Abonnement der „Gegenwart" pro I. Quartal 1876.

Mit der vorliegenden Nummer 52 schliesst das IV. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um baldigste Erneuerung desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. Abonnements auf das I. Quartal 1876 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mark 50 Pf. entgegengenommen.

Berlin N. W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Vorläufige Anzeige!

Binnen Kurzem erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Tante Therese.

Schauspiel in 4 Acten

von

Paul Lindau.

8. Elegant geheftet. Preis 2 M. 50 S.

Berlin N.W., 32. Louisenstr.

Georg Stilke, Verlagsbuchhdlg.

In **Paul Schettler's** Verlag zu **Cöthen** sind soeben erschienen:

Tragödien von Rudolf Bunge.

Inhalt: I **Nero** (Urchristenthum und Christenverfolgung). II. **Alarich** (Völkerwanderungsperiode). III. **Desiderata** (Höhepunkt der hierarchischen Machtentfaltung unter Karl d. Gr.). IV. **Das Fest zu Bayonne** (Beginn des Kampfes d. Confessionen). V. **Klosterhann's** (Gegenwart).

Preis: in einem Bande 5 M., ein einzelnes Drama 1 M.

Vermischte Blätter

von **Karl Elze,** Professor in Halle.

Preis 4 M. 50 S.

Bei **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen, in Köln vorräthig:

Zur

Literatur- und Kulturgeschichte.

Aufsätze und Vorträge

von

Dr. Theodor Pa.

34 Bogen. 8. Geheftet 8 M.

Goethe's Faust.

Neue Beiträge

zur

Kritik des Gedichts

von

Friedrich Vischer.

O, dass dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun!

Preis broch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Meyer & Zeller's Verlag

(Friedrich Vogel)

in **Stuttgart.**

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Herzog Karl von Württemberg

und

Franziska von Hohenheim.

Unter Benutzung vieler bisher nicht veröffentlichter Archivalien biographisch dargestellt

von **E. Vely.**

(Mit dem Portrait Franziska's von Hohenheim, 2 Stammbäumen etc.)

Gross Octav. Elegant geheftet. Preis: 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In jeder Buchhandlung vorräthig.

Rudolf Gottschall,

Erzählende Dichtungen.

Jeder Band 1½ M.		Jeder Band 1½ M.
I. Carlo Zeno, 3. Aufl.		**II. Die Göttin.** 2. Aufl.

Verlag v. **Eduard Trewendt** in Breslau.

Bei **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

ARABISCHE KORALLEN.

Ein Ausflug nach den Korallenbänken des rothen Meeres

und ein Blick in das

Leben der Korallenthiere.

Populäre Vorlesung

mit wissenschaftlichen Erläuterungen

von

Ernst Haeckel.

52 Seiten auf feinstem Kupferdruckpapier mit 20 Holzschnitten und 7 Tafeln (zum Theil Landschaften in Buntdruck).

im **Prachteinband:** 20 M. — Cartonnirt: 15 M.

John Stuart Mill's Gesammelte Werke.

Autorisirte Uebersetzung

unter

Redaction von Prof. Dr. **Th. Gomperz.**

Complet: 11 Bände. 34 M. 80 S.

I. Die Freiheit. Das Nützlichkeitsprincip. Rectoratsrede. 3 M.
II./IV. System der Logik. 10 M. 80 S.
V./VII. Nationalökonomie. 9 M.
VIII. Betrachtungen über Repräsentativ-Regierungen. 3 M.
IX. Comte und der Positivismus. Recht und Unrecht des Staates in Bezug auf Corporations- und Kirchengüter. Der Papiergeldschwindel. Einige Bemerkungen über die französische Revolution. Gedanken über Poesie und ihre verschiedenen Arten. Professor Sedgwick's Vortrag über die Studien an der Universität Cambridge. 3 M.
X. Vermischte Schriften. Erster Band. Inhalt: Civilisation. Ueber Aphorismen. Armand Carrel. Eine Prophezeiung. Alfred de Vigny. Bentham. Coleridge. Anhang. 3 M.
XI. Vermischte Schriften. Zweiter Band. Inhalt: A. de Tocqueville über die Demokratie in Amerika. Die Rechtsansprüche der Arbeit. Guizot's historische Aufsätze und Vorlesungen. Aelteste griechische Geschichte und Sage. Rechtfertigung der französischen Februarrevolution. 3 M.

Leipzig. **Fues's Verlag** (R. Reisland).

Einbanddecken zum 8. Bande der „Gegenwart" sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung Breidenbach & Co. in Düsseldorf.

Redaction, Lindenstraße 110, Berlin S.W. Verlag und Expedition von Georg Stilke, Louisenstraße 32, Berlin N.W. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

070

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 9280

The KALMBACHER
BOOKBINDING CO.
CERTIFIED
LIBRARY BINDERY
TOLEDO, OHIO

Digitized by Google